Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

— Qui miſcuit vtile dulci. *Horat.*

IPSE ALIMENTA SIBI.

Auf das Jahr 1741.
Heumonat.

Leipzig
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Die gewöhnlichſten Monatſchriften unter uns enthalten entweder Auszüge und Nachrichten von allerhand alten und neuen Büchern; oder erzählen uns auch die Geſchichte und Begebenheiten der Reiche, Staaten und Länder in der Welt. Einige wenige liefern uns zwar auch verſchiedene kleine Abhandlungen von Dingen, welche zur Gelehrſamkeit gehören, und ſammlen ſowohl gedruckte, als ungedruckte einzelne Aufſätze, welche zur Aufnahme der freyen Künſte und Wiſſenſchaften etwas beytragen können, in einem Bande zuſammen, wo ſie vor dem Untergange geſichert ſind, welcher dergleichen flüchtigen Blättern leichtlich zuſtößt. Allein dieſe ſind theils in der lateiniſchen Sprache abgefaßt, theils haben ſie der deutſchen Dichtkunſt und Beredſamkeit keinen Zutritt vergönnet. Wenn ſie auch ja noch zuweilen einigen Regeln, Critiken, Unterſuchungen und andern theoretiſchen Abhandlungen davon einen Platz verſtattet: So ſind doch die practiſchen Proben derſelben meiſtentheils ausgeſchloſſen geweſen; gleich als wenn diejenigen Kinder, welche dieſe beyden edlen und fruchtbaren Mütter auf die Welt bringen, alle ſo ungerathen und ungeſtaltet wären, daß ſie ſich unter der andern freyen Künſten ihren nicht dürften ſehen laſſen. Sie ſind alle aus einem Geſchlechte, und haben eben ſowohl den Witz, oder den Verſtand, oder den Fleiß, nachdem ihre Beſchaffenheit iſt, zu ihrem rechtmäßigen Vater; daß ſie alſo gar nicht Urſache haben, ſich als Baſtarde vor ihrer Freundſchaft zu ſchämen. Es haben ſich auch noch zuweilen einige gutherzige und mitleidige Gemüther gefunden, welche ſich dieſer verſtoßenen und verirrten Kinder angenommen, und ſie gewiſſermaßen in Sicherheit gebracht haben. Sonderlich hat die deutſche Dichtkunſt oftmals dergleichen Freude erlebet; wiewohl nicht zu leugnen iſt, daß es ihr manchmal mehr Ehre geweſen ſeyn würde, wenn man dergleichen Findlinge in der Vergeſſenheit hätte ſtecken, oder in der Irre herumlaufen laſſen. Indeſſen ſind uns doch kaum drey oder vier Sammlungen von Gedichten bekannt, welche man in Form einer Monatſchrift herausgegeben hätte. Von der Beredſamkeit aber erinnern wir uns gar nicht, jemals eine Sammlung von dahingehörigen Stücken geſehen zu haben, welche in ſolcher Geſtalt ans Licht getreten wäre. Was man noch etwan davon zuſammen getragen hat, das iſt in ganzen Büchern und dicken Bänden enthalten, die ſelten das Glück gehabt haben, auch von ihren Liebhabern ganz durchgeleſen zu werden. Sie würden vielleicht geleſen, und entweder mehr verachtet oder gebilliget worden ſeyn, wenn man die Vorſorge gehabt hätte, ſie in kleinen Sammlungen nach und nach bekannt zu machen.

Dieſen Vortheil zu erhalten, machet man gegenwärtig den Anfang, eine neue Art von Monatſchrift den Liebhabern der freyen Künſte und Wiſſenſchaften in Deutſchland vorzulegen. Man iſt ſo eitel nicht, daß man ſich für den erſten Erfinder derſelben ausgeben wollte. Nein, wir wollen es vielmehr mit einer deutſchen Offenherzigkeit geſtehen, daß wir das Muſter davon, wie die Schneider den Schnitt zu unſern Kleidungen, und die Bortenwirker die Modelle zu ihren Bändern, Treſſen und Spitzen, von unſern witzigern Nachbarn geholet haben. Denn was würde es uns viel helfen, wenn wir gleich einmal etwas neues erfänden? Der Vorwurf, daß die Deutſchen geſchickter zum Nachahmen ſind, als etwas eignes zu erſinnen, iſt uns nicht allein von den Franzoſen, ſondern auch von den Engländern in mehr als einer Schrift gemacht worden. Er iſt gedruckt, und bleibt alſo unveränderlich; wir mögen darwider ſchreyen, was wir wollen. Unſer Troſt iſt, daß ſich dieſe beyden Völker, welche wähnen, allein zum Erfinden aufgelegte Köpfe zu haben, einander wechſelsweiſe vorrücken, ſie be-

beſäßen gar zu viel Eigenliebe, und wären zu ſtark für ſich eingenommen. Es iſt genug, daß wir verſichert ſind, ſie würden uns unſere dürftige Erfindungskraft nicht ſo vielmals erzählen können, wenn ſie nicht von uns gelernet hätten, uns einerley Sache auf tauſend Bögen kund zu thun; ſo daß alſo ihr Vorwurf, wenn er gedruckt wird, zugleich innerlich ſeine Widerlegung allezeit mit ſich führet. Ihr Vorzug iſt, daß ſie einige Jahre früher auf die Ausbreitung der ſchönen Wiſſenſchaften gedacht haben, als wir; aber auch einige Jahre früher, als wir, derſelben Verfall ſehen werden. Denn was die ſogenannten Schöpfer unter den erfindſamen Franzoſen, (wenn ich dieſes Wort wagen darf,) betrifft: So werden ihrer, wenn man die Benennung in ihrem eigentlichen Verſtande nimmt, wohl eben keine größere Anzahl ſeyn, als unter unſern Landesleuten. Ihr berühmteſter Satirenſchreiber, **Boileau**, hat die Gedanken des Horaz und Juvenals ſo gut zu überſetzen, und für ſeine eigenen auszugeben gewußt, als es unſer geſchickte Satirenſchreiber **Rachel** gekonnt hat; ihr beſter Fabeldichter, **la Fontäne**, hat nicht mehr eigenes, als unſer Herr **von Hagedorn**; und ihr großer **Corneille** hat noch weniger Antheil an ſeinem ſchönen Trauerſpiele, Cid, als ſich unſer große Beförderer der deutſchen Schaubühne von ſeinem ſterbenden Cato aus Beſcheidenheit zugeeignet. Was für eine Pralerey iſt es denn nicht, wenn man ſich mit ſeinem erfindungsreichen Geiſte in der Dichtkunſt ſo viel weis?

Man darf nur einmal ein wenig unterſuchen, was für eigenthümliche Früchte die franzöſiſche Dichtkunſt getragen hat, und was für Arten von Gedichten als eingebohrne bey ihnen anzuſehen ſind. Sollte es nicht gewiſſermaßen der Abſchaum des Witzes ſeyn? Denn was iſt es wohl anders, das ſie in der Poeſie erſonnen haben, als Bouts-rimez, (Endreime) da man der Vernunft entſagen muß, um ſeine Gedanken nach einigen vorgeſchriebenen ſeltſamen Worten einzurichten, und die widernatürlichſten Dinge in einige Verbindung zu bringen? Was iſt es anders, als ein Rondeau, da man in dreyzehn Zeilen nur mit zweyerley Reimen abwechſeln darf; da acht Zeilen den einen, und die fünf übrigen den andern Reim haben, und auf eine gewiſſe Art untereinander verſchränket ſeyn müſſen; und da man ſeinen Witz in ein ſolches Joch ſpannen muß, daß er ſeine Einfälle alſo zu lenken wiſſe, damit ſich die erſte halbe Zeile des Verſes auch nach der achten Zeile und ans Ende ſchicke, und wiederholen laſſen könne? Was iſt es anders, als ein Virelay? welches, wie die Benennung aus der Tanzkunſt iſt, alſo ſich auch recht für dieſes tanzende Volk ſchicket, und aus ſieben Zeilen beſteht, ungeachtet man nur eigentlich vier Zeilen denken darf. Denn der Poet muß ſich gleichſam ein paarmal herumdrehen, und die erſte Zeile nach der dritten, und darauf nach der fünften wiederum, wiewohl alsdann mit der andern zugleich, wiederholen, und ſie alſo verbinden, daß ſowohl die dritte Zeile mit der erſten, als die fünfte mit der erſten und andern, wie dieſe mit einander ſelbſt, einen ordentlichen Verſtand machen. Wahrhaftig, dieſes ſind recht beneidenswürdige Erfindungen des franzöſiſchen Witzes! Welcher vernünftige Deutſche wollte ihnen dieſe Vorzüge nicht gern allein laſſen? Wer wollte ihnen nicht gern die Ehre gönnen, noch mehr dergleichen Schönheiten und Seltſamkeiten auszuſinnen?

Man würde nicht ſo unhöflich geweſen ſeyn, und ihnen dergleichen Tändeleyen zur Laſt geleget haben, wenn nicht erſt kürzlich wieder ein Schriftſteller hervorgewachſen wäre, der, ohne Fähigkeit von unſern Kräften zu urtheilen, dem Witze ſeiner Landesleute, durch die Unterdrückung des unſrigen, ein Ehrenmaal aufzurichten gedacht hätte. Man weis es gar wohl, daß die vernünftigſten Franzoſen, die am richtigſten urtheilen, dieſe Spielwerke verwerfen: Allein man hat, nach dem Beyſpiele dieſes Richters der Deutſchen, einmal zeigen wollen, ob es nicht ſehr ſcharfſinnig von den Verdienſten eines Volks geurtheilet ſey, wenn man dasjenige einer ganzen Nation aufbürdet, was nur der Fehler einiger ſchwachen Köpfe darunter iſt, und wowider die Klügſten ſelbſt eifern. Iſt es dieſem Herrn, der aus einem ſo erfindungsreichen Volke herſtammet, erlaubet, das Nachtheiligſte von der deutſchen Gelehrſamkeit und Litteratur zu ſagen; warum ſollte es einem, der zum Nachahmen gebohren worden, nicht auch vergönnet ſeyn, etwas Nachtheiliges von jenes Landesleuten zu ſagen? Man thut nichts mehr, als daß man dem vorgegebenen

gebenen Character der Deutſchen gemäß handelt. Denn ſollen wir nichts anders, als nachahmen können: Wohlan, ſo wollen wir auch unſern Nachbarn in der Geringſchätzung, Verachtung und Verkleinerung alles deſſen nachahmen, was nicht einheimiſch iſt. Wir wollen uns einbilden, es ſey unmöglich, daß ihre Köpfe geſchickt ſeyn könnten, etwas vernünftiges und natürlichſchönes hervorzubringen. Da ſie in einer etwas wärmern Himmelsluft liegen: So wollen wir ſie, wie ſie uns in den tiefſten Norden verweiſen, in das mittelſte Süden rücken, und daraus ſchließen, daß alle ihre Werke des Witzes ausſchweifend und raſend ſeyn, und daß ihr Verſtand von der Hitze ſo ausgedörret ſey, als der unſrige von der Kälte erfroren ſeyn ſoll. Wir wollen uns ein wenig mehr Eigenliebe, ein wenig mehr Großthun zulegen, und unſere geringſten und nichtswürdigſten Schriften dennoch für ſchätzbarer achten, als unſerer Nachbarn ihre beſten Aufſätze. Erkennen wir auch gleich ihre Verdienſte in den freyen Künſten, und bedienen wir uns auch zuweilen ihrer Wiſſenſchaft mit gutem Nutzen: So wollen wir uns doch ſolches im geringſten nicht merken laſſen. Doch nein, der Hauptcharacter der Deutſchen läßt ſolches nicht zu. Wir ſind viel zu redlich, als daß wir das Gute, was wir an einem wahrnehmen, verhehlen, und es nicht nach ſeinem Werthe ſchätzen ſollten. Finden wir an unſern Nachbarn etwas löbliches und nützliches: So machen wir es nach, wenn wir dafür halten, daß es bey uns eben den

Vortheil ſtiften werde, den es bey ihnen geſtiftet hat. Dadurch begeben wir uns aber nicht alles Rechts auf die Erfindungskunſt. Es iſt nicht tadelhaft, ſich nach dem Beyſpiele guter Muſter zu bilden, und man muß uns dasjenige nicht als einen Fehler vorrücken, was wirklich eine Tugend iſt. Wären wir ſo zeitig, als andere, auf die Ausbreitung der ſchönen Wiſſenſchaften in unſerer Mutterſprache gerathen: So würden vielleicht diejenigen itzo von uns lernen müſſen, welche wir uns zu Muſtern bey Beförderung der freyen Künſte vorſtellen.

Man hält ſichs dahero für keine Schande, daß man mit dieſer Art von Monatſchrift den Franzoſen und Engländern nachahmet. Es ſcheint, daß die Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften, vermittelſt ſolcher Schriften, unter dieſen beyden Völkern allgemeiner gemacht worden; und aus dieſer Urſache iſt man auf den Einfall gerathen, einmal zu verſuchen, ob man nicht ſolches auch unter unſern Landesleuten bewerkſtelligen könne. Was die Franzoſen alſo ehemals in ihrem Mercure galant gethan, und noch itzo mit ihrem Mercure françois thun; was die Engländer in ihrem London Miſcellany, Monthly Miſcellany, Muſes Mercury, Gentleman's Magazine, London's Magazine, und andern dergleichen Schriften geleiſtet: Das hat man ſich auch in dieſer Monatſchrift auszurichten vorgenommen. Der ganze Unterſchied dieſer gedachten Monatſchriften von der unſrigen wird darinnen beſtehen, daß ſie größtentheils etwas von politiſchen Neuigkeiten zugleich mitgetheilet haben; welche aber hier gänzlich ausgeſchloſſen ſeyn ſollen. Wir haben Zeitungen und politiſche Monatſchriften genug, daß wir nicht erſt nöthig haben, noch eine neue anzufangen. Auch wird man nicht, wie in dem *Mercure françois*, Nachricht von neuen Büchern geben; ſondern will ſolches den gelehrten Zeitungen als eigen überlaſſen. Noch vielweniger will man den Witz ſeiner Leſer mit Ausfüllung einiger vorgeſchriebenen Endreime, der Auflöſung einiger dunklen Räthſel, der Errathung der verſchiedenen Wörter in einem ſogenannten Logogriphus, (Worthäſcher) oder wie es unſer Schottel verdeutſchet **Wortgriffel**, einen Monat lang beſchäfftigen, und ihn, bey der Aufgabe einer neuen Arbeit von dieſer Art, belehren, daß ſeine vorige Mühe meiſtentheils vergebens geweſen iſt. Es würde leicht gefallen ſeyn, von dergleichen ſchönen Sachen monatlich ein oder ein Paar Stücke mitzutheilen, wie noch beſtändig in dem franzöſiſchen Mercur geſchieht; und es würde uns nicht an ſolchen ſcharfſinnigen Köpfen gefehlet haben, die uns damit reichlich verſehen hätten. Denn wofern die Anmerkung des engliſchen Zuſchauers wahr iſt, ſo ſoll der deutſche Witz zu ſolchen Spielwerken ſonderlich aufgeleget ſeyn. Allein um dem übeln Geſchmacke nicht den geringſten Vorſchub zu thun, und um unſern heutigen Deutſchen den Ruhm zu erwerben, daß ſie den falſchen Witz eben ſo wenig kennten, als unſere alten Vorfahren die Laſter gekannt haben: So ſoll dergleichen Kinderwerk gänzlich aus dieſen Blättern verbannet ſeyn. Weil auch die ernſthaften Deutſchen nicht ſo ſehr zum Singen aufgelegt ſind, als die luſtigen Franzoſen: So hat man keinen Dank bey ihnen zu verdienen geglaubt, wenn man ihnen monatlich ein neues Trink- oder Liebesliedchen mit ſeiner Melodie vorgelegt hätte. Dieſes wird alſo der franzöſ. Mercur vor unſrer Sammlung voraus haben.

Außer dieſem wird man eine ziemliche Aehnlichkeit in beyden antreffen. Denn man iſt geſonnen, allerhand wohlgerathene kleine flüchtige Stücke, ſie mögen von einer Materie handeln, von was für einer ſie wollen, poetiſch oder proſaiſch und entweder gedruckt oder ungedruckt ſeyn, wenn ſie nur deutſch geſchrieben worden, in dieſer Monatſchrift zuſammen zu tragen. Es ſollen darinnen Abhandlungen aus allen Theilen der Weltweisheit und von allen Arten der freyen Künſte vorkommen. Man wird hiſtoriſchen, critiſchen, philologiſchen, und a. d. g. Aufſätzen einen Platz in dieſen Blättern einräumen. Vollſtändige Auszüge aus Büchern will man hier zwar eigentlich nicht beybringen, ſondern ſolche den eigentlich ſo genannten gelehrten Tagebüchern überlaſſen. Doch wird man ſich auch kein Gewiſſen machen, zuweilen einen beurtheilenden Auszug von einem deutſchen Buche zu geben, um welches ſich jene eben nicht bekümmern; weil es nicht eigentlich zu der Gelehrſamkeit gehöret. Hingegen wird man Betrachtungen und Anmerkungen über allerhand Schriften, oder über beſondere Stellen und Stücke aus

Büchern mittheilen. Die Beredſamkeit und Dichtkunſt mögen ſich darinnen in allen ihren Arten zeigen. So lange aber die critiſchen Beyträge und die Nachrichten und Anmerkungen der deutſchen Geſellſchaft fortgeſetzet werden, wird man ſelten eine Abhandlung mit einrücken, welche ſich dieſe beyden Schriften nach ihrer Abſicht zueignen können. Dafür wird man allerhand Beyſpiele von deutſchen Reden und Gedichten finden; da jene ihr Augenmerk nicht ſo wohl auf die Muſter, als auf die Regeln, gerichtet haben. Alle Gattungen von Schriften, die ins Reich der Dichtkunſt und Beredſamkeit können gezogen werden, als Fabeln, Dichtungen, Allegorien, Träume, Geſpräche, Schreiben, Oden, Cantaten, Schäfergedichte, Elegien, Satiren, Lehrgedichte, und Verſuche von größern Poeſien wird man in dieſer Sammlung aufnehmen. Indeſſen iſt man doch gar nicht Willens, alle gemeine Hochzeitſcherze, Leichenklagen, und Glückwünſche allhier aufzuheben, welche uns in die Hände fallen. Wenn dieſe Schriften nicht ſo beſchaffen ſind, daß ſie auch andern ergetzlich, angenehm und nützlich ſeyn können, welche nicht mit an der Hochzeittafel geſeſſen, oder die Leiche begleitet haben: So dürfen ſie ſich keines Nachdrucks von uns befürchten. Sonſt wird man nichts, was witzig, vernünftig, und tugendhaft iſt, von dieſer Sammlung ausſchließen. Ernſt und Scherz ſollen darinnen ohne Unterſchied auftreten. Auch die Galanterie ſoll Theil daran haben; und man wird ſehen, ob

Deutſche dazu fähig ſind, wenn wir zuweilen einige Briefe vorbringen, welche unter die Claſſe der galanten gerechnet werden müſſen. Kurz, alle Geſtalten, worinnen ſich nur der Witz zeigen kann, ohne der Vernunft lächerlich zu werden; und alle kleine Werke, welche der Verſtand nur hervorbringen mag, ohne ſich pedantiſch dabey zu erweiſen, ſollen allhier einer gütigen Aufnahme und Fürſorge genießen. Alles aber, was man alſo der Welt zu liefern denket, ſoll urſprünglich deutſch ſeyn, und man ſchließt alſo alle Ueberſetzungen von dieſen Blättern aus. Den Nachahmungen ſo wohl alter als neuer Sachen wird man noch einen Raum verſtatten: weil man darzu doch Witz nöthig hat; und man hier kund machen will, wie viel der deutſche Witz vermag.

Weil man auch in dem franzöſiſchen Mercur monatlich eine Nachricht von den in Paris aufgeführten Schauſpielen giebt: So wird man ſolches hier nicht aus den Augen ſetzen. Wir haben nunmehro das Vergnügen, daß ſich eine Geſellſchaft vernünftiger Schauſpieler ordentlich bey uns aufhalten darf, welche die Verbeſſerung der deutſchen Schaubühne zuerſt muthig gewagt, und ſie von dem alten Wuſte zu reinigen, eifrig unternommen hat. Dieſes wird die einzige Neuigkeit ſeyn, die man allhier mittheilen will. Wir halten uns gewiſſermaßen unſers Titels wegen dazu verbunden; weil ordentliche Schauſpiele nicht allein Werke des Witzes und Verſtandes ſind, ſondern auch zu deren Beluſtigung dienen. Von den deutſchen Originalſtücken werden wir, wofern es die Umſtände vergönnen, Auszüge machen; die überſetzten Stücke aber, womit wir uns noch meiſtens behelfen müſſen, bloß anzeigen.

Man hat ſich das Ziel dieſer Monatſchrift um deswegen ſo weit geſteckt, damit man ſie nach dem Geſchmacke verſchiedener Leſer einrichte, und ſie faſt für ganz Deutſchland bequem mache. Alle muntere und verſtändige Köpfe dieſes großen Reichs haben auch die Freyheit, dieſe Sammlung durch ihren Beytrag zu befördern, und man erſuchet ſie hierdurch, uns ihre wohlgerathenen Proben von der Stärke ihres Geiſtes, und der Gründlichkeit ihres Verſtandes zur Bekanntmachung anzuvertrauen. Es iſt eine mit von den Abſichten dieſer Unternehmung, viele geſchickte Köpfe unter uns, welche weder Gelegenheit haben, noch deren Umſtände es zulaſſen, ganze Bände von Schriften zu verfertigen, hervorzuziehen, und bekannter zu machen. Deutſchland iſt von allem Witze und Verſtande ſo leer nicht, als man wohl denket. Allein unter hundert kleinen Schriften werden kaum zehne ſolchen Perſonen bekannt, welche deren Werth oder Unwerth recht zu ſchätzen wiſſen. Es iſt manches artige Stück darunter, welches mehr als hundert Perſonen zu Geſichte kommen ſollte, zumal da unter denen hundert Perſonen, die es ſehen, zuweilen nicht dreye ſind, welche die Schönheit deſſelben erkennen, und es des Aufhebens würdig achten. Man ſchmeichelt ſich alſo, daß man die Ehre des deutſchen Witzes werde behaupten können, da man allen fähigen Geiſtern eine Gelegenheit anzeiget, ihre kleinen ſcharfſinnigen Aufſätze, die ſonſt unbekannt bleiben, oder gar verlohren gehen würden, der Welt vorlegen zu können. Es wird ihnen frey ſtehen, ihrer eigenen Ehre dabey wahrzunehmen, und es die Leſer wiſſen zu laſſen, wem ſie dieſen oder jenen Aufſatz zu danken haben. Der Herausgeber wird ſich freuen, wenn ihm oftmals die Erlaubniß gegeben wird, ſeinen Mitbürgern anzuzeigen, wer ihnen dieſe oder jene Beluſtigung gemacht hat. Wer ſich inzwiſchen ſeine Landesleute unbekannterweiſe verpflichten will, deſſen Namen wird man auch, wider ſeinen Willen zu nennen, ſich niemals erkühnen. Dabey aber hat man das Vertrauen, es werde niemand ſo lieblos ſeyn, und von uns verlangen, daß wir auf unſere Gefahr eine Schrift einrücken möchten, deren Stacheln oder Bitterkeit einem ſeiner Nächſten unverdienterweiſe wehe thun könnten. Der Witz kann ohne Anzüglichkeiten ſeyn; und wenn man auch zuweilen ein beißendes Salz mit einſtreuet, ſo muß ſolches mehr zum heilen als zum umſichfreſſen dienen.

Für eine Sammlung von dergleichen Schriften hat man den Titel der Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes für ſehr bequem gehalten. Man hat dabey ſo wohl auf die Leſer, als die Verfaſſer, und zugleich auf die allhier vorkommenden Stücke geſehen. Der Witz beluſtiget ſich an aufgeweckten Einfällen, und an ſinnreichen Gedanken, und der Verſtand an ernſthaften und philoſophiſchen; beydes aber wird hier vorkommen. Beluſtigungen müſſen keine Arbeiten ſeyn und nicht ermüden; und man theilet allhier auch nur ſolche kleine Schriften mit, von denen man dieſes nicht ſagen kann; ſondern deren Verfaſſer ſich bey ihrer Verfertigung beluſtiget haben, wie andere ſich bey deren Durchleſen beluſtigen werden. Alle Monat ſoll davon ein Stück von ſechs Bogen heraus kommen, und mit dem halben Jahre ein Band geſchloſſen werden, damit auch die Größe eines Bandes niemand ermüde.

Als man den Anſchlag von dieſem Unternehmen einigen geſchickten Köpfen bekannt machte: So erhielt man einige Tage darauf nachſtehendes Schreiben. Man hat es von Wort zu Wort ſo drucken laſſen, als man es empfangen hat, und dadurch dem Verlangen ſeines Urhebers ein Genügen geleiſtet. Die wahre Abſicht deſſelben iſt leicht einzuſehen, und man überläßt es der Folge der Zeit, ob dieſe Schrift wirklich das Schickſal haben werde, welches er ihr prophezeyet.

Ein mehrers hat man dem gefälligen Leſer itzo nicht zu ſagen. Sollte aber künftig noch etwas zu erinnern vorfallen: So wird man Gelegenheit nehmen, ſolches gehörig beyzubringen.

Leipzig, den 1 des Heumonats,
1741.

* *

Schreiben an den Herausgeber, wegen der Unnützlichkeit ſeines Vorhabens.

Hochzuehrender Herr!

Sie haben den Vorſatz, zu gewiſſen Zeiten, Sammlungen von kleinen Schriften witziger Köpfe, zu liefern. Ich geſtehe es Ihnen, daß ich ihr Unternehmen nicht loben kann. Die Freundſchaft, in welcher ich mit Ihnen ſtehe, erlaubet mir, Ihnen meine Gedanken offenherzig zu entdecken; und wenn ich auch nicht Ihr Freund wäre, ſo ſind Sie billig genug, Meynungen geduldig anzuhören, die den Ihrigen zuwider laufen. Gegenwärtige Schrift ſoll Ihnen meine Gründe entdecken. Ich erſuche Sie, dieſelbe in Ihr erſtes Stücke ſetzen zu laſſen. Wie? werden Sie ſagen: eine Schrift, die mein Vorhaben misbilliget? Ja, mein Herr! eben dadurch müſſen Sie Ihre philoſophiſche Selbſtverleugnung zeigen, daß Sie dieſe Schrift einrücken. Es ſchadet Ihnen auch gar nichts, daß Sie meinen Vermahnungen nicht folgen. Wäre es denn ſo was unerhörtes, daß ein Philoſoph wider die Regeln der Sittenlehre handelt, die er ſelbſt andere lehret, und von denen er wohl gar ein Lehrgebäude in den Druck gegeben hat? Ja, wenn

Sie mein Schreiben drucken laſſen, ſo können Sie Vortheil davon haben. Vielleicht ſteht einer auf, der mir widerſpricht, und Ihre Bemühung lobet. Gegen dieſen werde ich mich nothwendig vertheidigen müſſen, und er wird mir die Gegenantwort nicht ſchuldig bleiben. Wenn Sie alsdann unſern Streitſchriften in Ihren Sammlungen einen Platz verſtatten: So ſehen Sie leicht, was die Streitigkeit des Herrn N. mit dem Herrn N. Ihnen für Vortheil bringen wird. Sie dürfen ſich auch nicht befürchten, als werde mein Brief die Anzahl ihrer Leſer verringern. Denn ich will keinem Menſchen abrathen, ihre Sammlungen zu leſen, ſondern nur Ihnen, dergleichen herauszugeben. Mit einem Worte, mein Herr! ſie müſſen meinen Brief drucken laſſen. Ich habe ihn gar nicht geſchrieben, daß Sie ihn leſen ſollen, ſondern daß ihn die ganze Welt leſen ſoll. Ich verſtehe nämlich durch die ganze Welt, die Leſer Ihrer Sammlungen, wie die römiſchen Kaiſer Herren der Welt hießen, wenn ihnen gleich ungefähr viertehalb Viertheil davon fehlten. Die Abſicht, die ich habe, meinen Brief deswegen zu ſchreiben, damit er möge gedruckt werden, iſt nicht neu; denn wo wollte auch ein Deutſcher etwas neues, das klug wäre, hervorbringen? videantur lettres germaniques per totum. Ich habe aber dieſen Zweck mit den ſinnreichen Verfaſſern der perſiſchen, ſächſiſchen, moſcowitiſchen, jüdiſchen, chineſiſchen, amerikaniſchen, deutſchen, holländiſchen, engliſchen, und ich weis nicht was noch mehr für Briefen, gemein; welche alle deswegen ihre Gedanken aufs offenherzigſte an ihre vertrauteſten Freunde im Reiche der Möglichkeit, geſchrieben haben, damit ſie etwas könnten drucken laſſen. Darinnen zwar möchte ich dieſen aufgeweckten Köpfen nicht ähnlich werden, daß ſie größtentheils bald geſtorben ſind, und man ihre Sendſchreiben, nach ihrem Tode bey ihnen gefunden hat. Nein, mein Herr! da ſinnen Sie auf keine Lügen, wie Sie wollen nach meinem Tode, zu meinen Briefſchaften gekommen ſeyn, gegenwärtiges Sendſchreiben zu erhalten. Ich ſchicke es Ihnen deswegen ſelbſt noch bey guter Geſundheit und vollkommenem Verſtande zu. Ich habe mich des Vortheils bedienet, deſſen man ſich in Briefen bedienen kann, und deſſen ſich die meiſten meiner Herren Vorgänger bedienet haben. Ohne auf Ordnung oder Gründlichkeit zu ſehen, habe ich alles hingeſchrieben, wie es mir am erſten eingefallen, und am leichteſten zu ſchreiben geworden iſt. Man könnte dieſe Schreibart billig die Sprache der Freundſchaft nennen. Sie verdienet einen beſondern Namen, da ſich viele neuere Verfaſſer, auch unter denjenigen, die keine Briefſteller ſind, mit beſonderm Eifer auf ſie legen, und es zu einer ziemlichen Vollkommenheit darinnen gebracht haben. Ich wollte ſie aber die Sprache der Freundſchaft, zur Nachahmung der Sprache des Scherzes, nennen; welche ein gewiſſer neuer Briefſchreiber an ſeinen Landsleuten ganz beſonders erhebt, und es den Deutſchen als einen großen Fehler vorwirft, daß ſie dergleichen nicht hätten. Die Deutſchen, ſaget er: ſchreiben die ernſthafteſten Oden und die luſtigſten Gedichte, in einerley Versart. Wir aber haben eine beſondere marotiſche Schreibart, in welcher wir nur ſcherzen. Wenn Sie, mein Herr, etwa dieſe Sprache noch nicht kennen ſollten: So will ich ſie Ihnen doch ὡς ἐν παρέργῳ, vt Ἕλληνες loquuntur, erklären. Stellen Sie ſich eine Sammlung altfränkiſcher, pöbelhafter, und wider die Grammatik verſtoßender Wörter und Redensarten vor. Sie ſey alſo noch einen Grad ſchlechter, als dasjenige, was wir im Deutſchen die Hansſachſen-Schreibart nennen, welcher wir uns bisweilen zum Lachen bedienen; allein die ein Dichter alsdann ſtark gebrauchen müßte, wenn er das ſicherſte Mittel haben wollte, uns unerträglich zu werden. Wenn Sie ſich dieſe Schreibart einbilden, mein Herr! ſo haben Sie dasjenige, was die Größe gewiſſer ausländiſcher Dichter, und einen Theil von dem Ruhme ihrer Nation ausmacht: Ich weis nicht, ob nach dem Urtheile der ganzen Nation oder nur bloß nach dem Ausſpruche des großen Kunſtrichters, der vielleicht auch den Homer und Despreaux tadelt, daß ſie die Batrachomyomachie und das Pult nicht in marotiſchen Verſen geſchrieben haben, und der auch vielleicht glauben wird, die griechiſchen Tragödien ſeyn dadurch lächerlich geworden, daß Ariſtophanes ſie parodirt, ungeachtet der P. Brumois gezeiget hat, daß dieſes ein Kennzeichen der Hochachtung ſey, in welcher dieſelben geſtanden haben. Es iſt Zeit, daß ich zu meinem Zwecke komme, und Ihnen die Gründe vortrage, warum mir Ihr Unternehmen nicht gefällt. Vermuthlich wollen Sie doch deswegen etwas herausgeben, damit es Leſer haben möge. Ich verſichere Sie aber im voraus, daß Sie keine erhalten werden. Ja, wenn Sie eine Anzahl Hochzeitreime, Magiſterwünſche, oder Todtenflüche dem Untergange entreißen wollten: So möchte ſich noch ein oder der andere junge Poet ihre Sammlung anſchaffen, um daraus zu lernen, wie man auf unendlich vielerley Arten, ein Kind wünſchen, einen Magiſter mit Sophien verheirathen, oder den Satz: Alle Menſchen ſind ſterblich, beweinen könne. Und dergleichen Dinge würden auch noch von denenjenigen gekauft werden, die darinnen ihre Namen über den auf Sie gemachten Lobliedern gedruckt fänden. Allein, Sachen, welche müßige Köpfe ohne einige gewiſſe Abſicht entworfen haben, die wird niemand ſich kaufen; denn, damit ich nach der Sprache unſerer Gelehrten rede, es kann ſie niemand brauchen, d. i. abſchreiben.

Man lieſt ſolche Sachen zu ſeiner Ergötzung, werden ſie ſprechen, mein Herr! Ich bitte Sie darum; wer ſoll es denn leſen? Vielleicht unſere Gelehrten? Aber dieſe haben ganz andere Beſchäfftigungen. Nicht daß ich Ihnen alle Leſer unter denſelben abſprechen wollte: Es giebt ihrer noch,

> Die auch das Zärtliche von einem Verſe fühlen,
> Bodmer.

Allein die Anzahl dieſer Käuſer wird gewiß Herr Breitkopfen nicht ſchadlos halten. Glauben Sie aber wohl, daß Ihnen die mühſamen Unterſucher abgeſtorbener Sprachen und vergeßner Sitten, einen Blick ſchenken werden? Dieſes wäre zu hoffen, wenn Sie lateiniſche und griechiſche Verſe einrücken wollten.

ten. Da könnte man zum wenigſten nachſehen, ob eine Sylbe falſch gebraucht worden, da könnte man ſich vergnügen, wenn ein Dichter dem Naſo oder dem Catulli recht die Melodie abgelernt hätte, wenn er gleich weiter nichts, als die Melodie, kann. Aber was iſt wohl aus deutſchen Ausarbeitungen zu lernen? Denn daß dieſe gelehrten Helden an der Poeſie und Beredſamkeit einen Geſchmack finden ſollten, weil ſie große Plätze aus den alten Dichtern und Rednern auswendig können, das wäre falſch geſchloſſen. Die meiſten von ihnen haben von dem Werke, welches Achillens Zorn verewigt, nicht einmal das erſte Buch, ich wollte ſagen, **die erſte Jliade**, geleſen, geſchweige daß ſie die Einrichtung eines Heldengedichts aus dem ganzen Werke wiſſen ſollten: Und wenn ſie den Horaz anführen, ſo geſchieht es ſeltener, die Regeln der Dichtkunſt, als die Gebräuche der Römer, daraus zu erläutern. Wollen Sie alſo, mein Herr, viele Leſer unter den Gelehrten haben: ſo wird der beſte Rath ſeyn, daß ſie gleich in ihr erſtes Stück etwas lateiniſche Arbeit ſetzen. Da können Sie noch Ihres Wunſches, einiger maßen, gewährt werden.

Omnia enim docti magis admirantur amantque,
Romanis quae ſub verbis latitantia cernunt.

Was die Ungelehrten anbetrifft, ſo wiſſen Sie ſelbſt, daß unter dieſen ſich ſehr wenige Leſer, von Sachen, die für den Witz und Verſtand gehören, befinden. Ihr Geſchmack wird ohnedem meiſtentheils von den Gelehrten regiert. Wenn jemand, der mit den Wiſſenſchaften nicht ſein Brodt verdienen will, (denn dieſer heißt bey uns ein Ungelehrter,) etwas ſcharfſinniges läſe, ſo müßte er es zu ſeiner Ergötzung thun. Was ſind aber die Ergötzungen der Gelehrten? Ein Lombre, ein Langſchieben, ein Vogelſchießen, eine Pfeife Toback, ein Schmaus u. d. g. Da die Vergnügungen der Gelehrten ſo körperlich ſind; wie ſollten der Ungelehrten ihre geiſtreicher ſeyn?

Es giebt außer den Gelehrten und Ungelehrten noch Perſonen, die zu keinem von beyden können gerechnet werden. Ich meyne dasjenige Geſchlecht, welches zuviel Witz hat, als daß man es zu der letzten Abtheilung bringen könnte, und deſſen Witz insgemein zu wenig unterrichtet wird, als daß es ſich zu der erſten Abtheilung erheben könnte. Werden ſie wohl unter dieſen viel Leſerinnen erhalten? Allein, wo ſollten dieſelbigen Ihre Bogen in die Hände bekommen? Vielleicht von Mannsperſonen, die ein Recht haben, auf ihre Aufführung Acht zu geben? Nimmermehr, denn dieſe halten insgemein Unſchuld und Dummheit für einerley, und werden ihnen alſo nicht erlauben, ein aufgewecktes Buch zu leſen: Vielleicht von ihren Anbethern? Aber ſo wenig dieſe auch insgemein Ueberlegung beſitzen, ſo traue ich ihnen doch mehr zu, als daß ſie ihren Geliebten Schriften in die Hände geben ſollten, daraus dieſelben bald lernen würden, wie weit die Poſſen ihrer Verehrer von einem vernünftigen Witze unterſchieden ſind. Kurz, der Vortheil der Mannsperſonen erfordert es, daß das Frauenzimmer unwiſſend bleibe.

Iſt dieſes nicht genug, m. H. Ihnen zu zeigen, daß Ihre Arbeit vergeblich iſt, indem Sie nullius ordinis nec ſexus, lectores haben werden? Ich weis wohl, was Sie denken. Sie meynen, in Leipzig iſt der Sitz von der Schönheit der deutſchen Sprache. Die deutſche Beredſamkeit und Dichkunſt werden daſelbſt geſchätzt. Der gute Geſchmack herrſchet durchgehends. Alſo wird man die Sachen gerne leſen, die ich herausgeben will. Allein, übereilen Sie ſich in Ihren Schlüſſen nicht. Wenn es auch nicht ſo ausgemacht wäre, ſo will ich es doch als ausgemacht annehmen, daß man in Leipzig gut Deutſch rede. Sie wiſſen indeſſen wohl, was neulich ein bel eſprit (denn ich würde ihn doch beſchimpfen, wenn ich ihn auf deutſch einen witzigen Kopf nennen wollte,) behauptet hat, daß die öſterreichiſche, oder die ſchweizeriſche Mundart ſo ſchön Deutſch ſey, als die meißniſche: Und Sie können wider den Ausſpruch dieſes Richters nichts einwenden. Denn er ſaget ja von ſich: Avec des peines infinies je ſuis parvenu à jargonner l'Allemand.

Unendlich ſchwere Pein hat mich ſo viel gelehret,
Daß man gebrochen Deutſch aus meinem Munde höret.

(Vielleicht bin ich der erſte Deutſche, der aus franzöſiſchen Briefen, etwas in deutſche Verſe überſetzt.) Wer ſoviel kann, der iſt gewiß im Stande, zu urtheilen, ob der Meißner oder der Bayer das beſte Deutſch ſprechen, ſo wie ein Deutſcher, der etwa an der Garonne, mit ſehr leichter Mühe, ein cadedis gelernt hätte, nachdem fähig ſeyn würde, über den Vaugelas Noten zu machen. Doch geſetzt, Meiſſen, und insbeſondere Leipzig, haben in der Sprache, vor andern Theilen Deutſchlandes, etwas zuvor; folget denn daher: Alſo muß man ſich in Leipzig um die Reinigkeit der Sprache bekümmern? Alſo muß man Schriften leſen, die zur Verbeſſerung der Sprache und des Witzes etwas beytragen können? Im geringſten nicht, mein Herr. Ich will Ihnen dieß durch ein Gleichniß erläutern. Das heißt kein guter Acker, der die viele Mühe ſeines Beſitzers erſtlich durch Früchte belohnet: Ein Land, welches ungebauet trägt, wird jenem weit vorgezogen. Eben ſo wäre es keine Ehre für Leipzig, wenn es durch viele Mühe erſtlich den Ruhm erhalten müßte, das beſte Deutſch zu reden: Aber das demüthigt den Hochmuth anderer Deutſchen, daß die Schönheiten der Sprache, die ſie mit vieler Mühe lernen müſſen, den Leipzigern angebohren ſind. Sie ſehen alſo wohl, die Ehre Leipzigs erfordert es, daß es keinen Fleiß auf die deutſche Sprache wendet; ſonſt wäre es nichts wunderbares, daß es andere Deutſche darinnen übertrifft: Denn was iſt es wohl für eine Kunſt, andere in einer Sache zu übertreffen, auf die man vielen Fleiß wendet? Iſt dieſes richtig, ſo folget, man werde auch in Leipzig nicht viel Schriften leſen, die gut Deutſch geſchrieben ſind. Und dieſes wird genug ſeyn, Ihnen, mein Herr! zu zeigen, wie wenig Leſer ſich an ihren Ergötzungen vergnügen werden. Sie verlaſſen ſich vielleicht auf den Beyfall der Auswärtigen. Ich weis wohl, daß der Leipziger Witz und die Leipziger Lerchen anderwärts am meiſten gelten. Allein, glauben Sie wohl, daß auch Ihr Werk bis an die entgegengeſetzten Gränzen Deutſchlands komme? von dem Orte an, wo ſich die Elbe ins Meer geußt, bis dahin:

: : : Wo die Lindmat dort das alte Zürich theilet,
Und wo um Nüchtlands Haupt die Aar gebogen eilet.

Bilden Sie ſich doch nicht ein, daß ihre Sammlung von Leipziger Sachen, die ſonſt verlohren giengen, wie Sie unlängſt jemand nennen wollte, daß Ihre Arbeit ungenannter und unbekannter Verfaſſer, die Ehre haben werde, die den Schriften berühmter Männer wiederfährt.

Allein, mein Herr, ſehen ſie denn nicht, daß die Ausführung Ihres Vorhabens ganz unmöglich iſt? Sie wollen lauter deutſche Grundſchriften und keine Ueberſetzungen haben. Beſinnen Sie ſich denn nicht mehr auf das Frauenzimmer, welches, wenn es von einem Gedichte fragen wollte, wer es gemacht habe? fragte: Wer hat denn das überſetzt? Wiſſen Sie denn nicht, daß alle unſere deutſche Poeten und Redner nichts als Ueberſetzer ſind. Der ſinnreiche Verfaſſer von den lettres Germaniques hat dieſes ſehr wohl gezeigt. Er fordert, daß man ihm nur einen Schöpfer unter den deutſchen Dichtern zeigen ſolle: Und er kann gewiß ſeyn, daß ſeine Forderung nicht werde erfüllet werden, da er ſie an einen Soldaten richtet, deſſen Unwiſſenheit er kennet. Sie ſehen alſo wohl, mein Herr, da Sie Ueberſetzungen ausſchließen wollen, ſo werden Sie dadurch ihr Werk ſo ſchwach machen, als die Schriften des

Herrn Evremond ſind, nachdem ſie Voltärens Geſchmack durchgeſehen hat. Nicht Ihnen zu gefallen, ſondern Leſern, die unwiſſender ſind, als Sie, erwähne ich, daß Herr Voltäre in einer Schrift, die le Temple du Gout heißt, unterſchiedliche neue franzöſiſche Poeten und andere Dinge, die für den Geſchmack gehören, beurtheilet hat. Darinnen iſt unter andern der Ausſpruch gefällt, daß nur etliche wenige von des Herrn Evremonds Aufſätzen verdienten, beybehalten zu werden. Ich weis alſo nicht, mein Herr, wie weit Sie auf ſich ſelbſt und auf Ihre Gehülfen, bey Fortſetzung Ihres Werks, bauen dürfen? Ihre Mitarbeiter ſind ja Leute, die mit ihrer Poeſie und Beredſamkeit vielleicht nicht einen Thaler verdient haben. Was kann man zu derſelbigen Geſchicklichkeit für Vertrauen hegen?

Allein was iſt es denn, das Sie wollen drucken laſſen? Kleine Schriften von allerley Art. Wiſſen Sie aber nicht, daß niemand leicht dergleichen kleine Schriften, beſonders Verſe, bloß deswegen aufſetzet, daß ſie ſollen gedruckt werden? Was man an vertraute Perſonen ſchreibt, das richtet man nach ihren beſondern Umſtänden, und nach ihrer Gemüthsverfaſſung ein. So viel Vergnügen dieſelben alſo an unſerer Arbeit haben, ſo wenig Geſchmack werden Fremde daran finden. Denn dieſen ſind unzählige kleine Umſtände unbekannt, ohne die ſie das wenigſte rühret. Soll man dergleichen Umſtände in Noten erklären? Dieſes läßt ſich nicht allezeit thun, und die Dichter, von denen Sie, mein Herr, etwas bekommen werden, ſind noch nicht in dem Anſehen, daß man ſolche holländiſche Auflagen von ihren Werken machen dürfte. Ja ich geſtehe es, wenn ich ein deutſcher Poet wäre, ſo würde ich ſo wenig von meinen Verſen drucken laſſen, als möglich iſt. Was hätten denn diejenigen, mit denen ich am vertrauteſten umgehe, zum voraus, wenn ſie nur dasjenige leſen könnten, was die ganze Welt leſen kann? Ich würde denken:

Ein Lied, das ich nur dir und keinem andern ſinge,
Das iſt kein Ständchen nicht, das ich der Straße bringe.
Caniz.

Käme ja etwas von mir ans Tageslicht, ſo wäre es, nach dem Exempel des geſchickten Herrn N. N. ein Pahtenwunſch, oder eine Ode auf vorgegebene Melodey. Denn der erſte könnte mehr gebraucht werden, und die andere zeigte meine Geſchicklichkeit in der Muſik. Doch hätte ich es auch unverredt, einige lateiniſche Verſe, die ich ſonſt durch Hülfe des Gradus ad Parnaſſum gemacht habe, ins Deutſche zu bringen. Es ſcheint mir eine recht hübſche Sache zu ſeyn, ſich ſelbſt zu überſetzen, und es würde mir ſehr wohl gefallen, wenn ich eine deutſche Ode von mir gedruckt ſähe, mit der Ueberſchrift: Aus ſeinem eigenen Lateiniſchen, das iſt, in der Grundſprache: ex vtroque Caeſar.

Wollen Sie ſich, mein Herr, die Unnützlichkeit und Unmöglichkeit ihres Vorhabens nicht abwenden laſſen: So denken Sie doch an das dritte, an die Gefährlichkeit. Ich weis, daß Ihre Abſicht nicht iſt, ihr Werk dem alten athenienſiſchen Theater ähnlich zu machen, auf dem man allerley Leute unverſchämt angriff.

angrief. Allein, ſind Sie vor denjenigen Leuten ſicher, die eines Verfaſſers Gedanken allezeit beſſer wiſſen, als er ſelbſt? Können Sie nicht ganz unſchuldiger Weiſe ſolcher geſtalt in Verdruß gezogen werden? Ich kenne euch ohnedem ſchon, ihr witzigen Herren. Ihr glaubet nicht, daß ein Scherz recht von gutem Geſchmacke ſeyn würde, wenn ihn nicht etwas ſatiriſches Salz würzet. Ihr ſeyd hierinnen von denen ehrlichen Leuten ſehr unterſchieden, die über einen unſchuldigen Spaß, der nicht die geringſte ſpottende Schärfe bey ſich führet, lachen können, daß ihnen der Bauch ſchüttert, und die, wenn ſie ja ihren ſatiriſchen Geiſt auslaſſen wollen, zum Gegenſtande deſſelben einen Bedienten oder eine andere Perſon erwählen, die ſich ihres Genuſſes wegen, nicht ſehr vertheidigt. Ich weis nicht, mein Herr, wie viel meine Gründe Wirkung bey Ihnen haben werden. Ich wünſche wenigſtens, daß dieſelben Sie nicht abhalten, das erſte Stück herauszugeben. Denn ich hoffe, gegenwärtige Schrift, darinnen gedruckt zu ſehen, und von Ihnen, für dieſen wichtigen Beytrag, mit einem Exemplare beſchenkt zu werden.

Hochzuehrender Herr,

Leipzig,
am längſten Tage.

Ihr ergebenſter,

Z. N. T. F.

Schreiben der Wahrheit,
an Seine Hochgebohrne Excellenz,
Den Herrn Reichsgrafen von Manteufel,
bey Ueberſendung einer deutſchen Ueberſetzung von Plutarchs Schrift, daß ein Weltweiſer hauptſächlich mit Königen und Fürſten umgehen ſolle;

an deſſen Geburthstage, den 23 Jul. 1740.

Du wunderſt Dich vielleicht, geprieſner Mäcenat,
Warum die Wahrheit Dir noch nie geſchrieben hat?
Wie, da Dein hoher Geiſt ihr Wachsthum täglich treibet,
Sie Dir den treuen Dank ſo lange ſchuldig bleibet?
Allein, ich habe mich der Sprache faſt entwöhnt,
Seitdem die Welt mich haßt, und meine Früchte höhnt;
Seit meine Feindinn mich von Hof und Stadt vertrieben,
Und mir nur hier und da ein redlich Herz geblieben.
Ich ſchweige, daß Dein Amt und Deines Standes Pracht
Noch mehr, als alles dieß, mich blöd und ſcheu gemacht.
Wer iſt es doch gewohnt, daß Große dieſer Erden,
Durch Einſicht und Verſtand, der Wahrheit Freunde werden?

Die durch Geburt und Glück nächſt ihren Fürſten gehn,
Die pflegen meinen Werth ſehr ſelten einzuſehn;
Und, wenn ſie für den Flor vertrauter Länder wachen,
Der Wahrheit Grillenwerk nur ſpöttiſch auszulachen.

Dieß hat mich, großer Graf, bisher noch abgeſchreckt:
Der Staatsmañ hatte mir den Wahrheitsfreund verdeckt.
Doch hab ich Dich geliebt, und ſchon aus Deinen Thaten,
Womit Du Fürſten dienſt, und Ländern haſt gerathen,
Den hohen Geiſt bemerkt; den nichts gemeines rührt,
Und den ein Weisheitstrieb zu meiner Quelle führt:
Zum höchſten Weſen ſelbſt. Hier hab ich Dich gelehret,
Wie mancher Irrthum noch der Sachen Werth verkehret;
Den Schöpfer ſelber ſchmäht, und ihn aus Unbedacht,
Zum Urſprung aller Noth, und alles Uebels macht.
So haſt Du, großer Graf, Dein Wiſſen ſtets vergrößert,
Und dein erhabnes Herz, wie Dein Geſchlecht, verbeſſert.

Erlauchter, denke nicht, daß dieſes Heucheley,
Und jede Zeile nicht von mir entſprungen ſey.
Die Wahrheit ſchreibt dieß Blatt und nicht ein knechtiſch Heucheln;
Die nie geſchmeichelt hat, die wird auch Dir nicht ſchmeicheln.
Man ſieht anitzt in Dir der Künſte Schutzgott an:
Iſts möglich, daß ich mich des Dancks entbrechen kann?
Man ſieht Dein eifriges, Dein redliches Bemühen,
Die Menſchen aus dem Schooß des Vorurtheils zu ziehen.
Wenn ſolch ein Arm mich ſtützt, und meine Würde zeigt;
So wird mir jedes Herz und jede Bruſt geneigt.
So wird kein Großer mehr ſich meiner Lehren ſchämen;
So werd ich Ehr und Glanz, wie vormals, übernehmen.

Was iſt doch wohl ein Menſch, dem mein Erkänntniß fehlt?
Ein unvernünftig Thier, das Wahn und Blindheit quält;
Ein Knecht der Sinnlichkeit, die ſeine Jahre kürzet,
Und eh er ſichs verſieht, in Gruft und Unglück ſtürzet.
Ein Freund der Tyranney, die alles das verdammt,
Was nicht aus ihrem Sinn, aus ihrer Lehre ſtammt;
Die, was ſie nicht verſteht, mit Bosheit unterdrücket,
Die Weisheit ſtets bekriegt, und in der Blüth erſticket.

Was war wohl Schuld daran, daß ein verblendtes Land
Zuerſt das Gaukelſpiel des Götzendienſts erfand,
Vor Kälbern niederfiel, vor Mond und Sonne tanzte,
Und ſeiner Schande Maal bis auf die Nachwelt pflanzte?
O hätte ſein Verſtand mein innres Wort gehört,
Wie ſchleunig hätte ſich dieß tolle Thun verkehrt!
Wie hätt ich dieſen Satz in ſeine Bruſt getrieben:
Ein Gott iſt Herr der Welt, und dieſen mußt du lieben!

Doch wenn ein blinder Menſch ohn alle Lehren irrt:
So iſt das ein Verſehn, was ſonſt zum Laſter wird.
Wie aber? ſoll man die nicht ungleich ärger haſſen,
Die meinen Werth geſehn, und meine Bahn verlaſſen?

Hier klag ich, großer Graf, bloß unſre Zeiten an,
Wo weder die Vernunft noch Wahrheit ſiegen kann.
Der eine kennt mich nicht, und mag mich auch nicht kennen;
Der andre ſcheuet ſich, ſich meinen Freund zu nennen;
Den nimmt die Finſterniß der Alterthümer ein;
Wer Wolfens Schüler iſt, muß gleich ein Ketzer ſeyn;

Er wieſe gern die Welt, um meinen Flor zu hemmen,
Zu der verworfnen Schaar von den verwirrten Stämmen.

Dieß, dieß hat mich gequält! doch da Du Graf erwachſt,
Und auch durch deinen Kiel mein Anſehn ſchöner machſt:
So wächſt mein matter Muth, den Neid und Liſt bekämpfen;
So will ich mit der Zeit noch meine Feinde dämpfen.

Und ſeh ich nicht bereits, daß mir mein Wunſch gelingt,
Daß Wahrheit und Vernunft die Finſterniß durchdringt?
Und iſt mir nicht bereits in Friedrichs weiten Staaten,
Ein ungleich ſchönrer Sieg, als irgendwo gerathen?
Die Stadt, wo alles jauchzt, wo Mars und Pallas blühn,
Die königliche Stadt, das prächtige Berlin
Ahmt ſeinem Fürſten nach, und ehrt mit edlen Trieben,
Was die Vernunft uns lehrt, und ſucht es auszuüben.
O wem vergleicht man Dich, Du Preis der deutſchen Welt!
Wenn ſich der Wahrheit Sitz in Deinen Mauren hält?
Wofern kein Wankelmuth den weiſen Eifer wendet,
Und ein gleich ſtarker Trieb das ſchöne Werk vollendet.

Geprieſner Mäcenat! hier ſieht mein treuer Blick
Auf Dich und Deinen Fleiß mit Dankbegier zurück.
Du haſt zu meinem Flor, der ſich anitzt verneuet,
Vorlängſt mit weiſer Hand den Saamen ausgeſtreuet.
Und, da Dich Dein Geſchick den Fürſten zugeſellt,
Zuerſt in ihrer Bruſt den Wohnplatz mir beſtellt.
Denn, wenn erſt Könige mir Weg und Mittel bahnen;
So folgt mein größter Flor bey allen Unterthanen:

Weil einmal ſich ihr Trieb nach jener Beyſpiel mißt,
Und Länder weiſe ſind, wenn es ihr König iſt.

Sehr ſelten kann mein Kiel der Großen Lob beſchreiben,
Dir wird durch Dein Verdienſt der Vorzug übrig bleiben.
Da ſoll die Nachwelt Dich in ſtetem Glanze ſehn,
Da wird die Weisheit Dich, ſo, wie Du ſie, erhöhn.
Und gehen Dir gleich Wolf und Reinbeck an der Seiten:
So ſind ſie würdig gnug, Mäcenen zu begleiten.
Wer ſich mit treuem Fleiß zur wahren Tugend kehrt,
Iſt allen Großen gleich, und Kron und Zepter werth:
Und wer durch Lehren erſt den Menſchen, Menſch ſeyn lehret,
Geht dem Gekrönten vor, den nur das Schmeicheln ehret;
Und den, wenn ſeine Macht ihn vor der Schande deckt,
Doch innerlich die Furcht vor meinem Urtheil ſchreckt.

Es iſt der Weiſen Pflicht, mit Prinzen umzugehen.
Dieß hat vor längſt Plutarch, mein Schüler eingeſehen;
Hier ſchick ich Dir ſein Blatt, und wünſche nur dabey:
Daß es Dir angenehm und überzeugend ſey;
Und daß für meinen Flor Dein Eifer ferner wache,
Der Fürſten Antrieb ſey, und Staaten glücklich mache.

Der Tag, der Dich der Welt und mir zu gut gebahr,
Stellt heute Dir dieß Blatt und meine Wünſche dar:
Gott leihe Dich, mein Graf, ſo lange nur der Erden,
Bis Wahrheit und Vernunft nicht mehr verfolget werden;
Und bis das Wahrheitschor, dem Du den Grund gelegt,
In tauſend Aeſten grünt, und reiche Früchte trägt:
So dient Dein Beyſpiel noch, die Nachwelt anzuflammen:
So wird mein Wachsthum ſtets von Deinem Eifer ſtammen.

* *

Anno 1738. No. I.

Staats- und Gelehrte Zeitungen des Caklogalliniſchen Correſpondenten.

Sonnabends, den 15 Martii.

Traldragdrul, den 7 März.

Allhier geht die Rede, daß man auf künftiges Jahr eine Armee von 150000 Mann ins Feld ſtellen werde, welche auf die Bewegungen der Feinde genaue Acht haben, und nachzählen ſoll: ob uns derſelbe in künftigem Feldzuge mehrere Veſtungen wegnehmen werde, als er im vorigen gethan? Die Werbung gehet deswegen ſehr ſtark fort; und man ſieht einen allerhöchſten Befehl. nach welchem diejenigen Officiere und Soldaten, welche ihrer Pflicht in dieſer Campagne kein Genüge leiſten ſollten, auf das ärgſte und nach allerhärteſter Königl. Rigueur geſtraft; diejenigen aber, welche ſich geduldig werden todtſchlagen laſſen, mit aller Strafe allergnädigſt verſchont bleiben ſollen. Die ganze Armee wird von einem unſerer erfahrenſten Generale, der ein Herr von 19 Jahren iſt, commandiret werden. Sonſt vernimmt man noch, daß ein allerhöchſter Befehl an den Königl. Oberküchenmeiſter ergangen ſey, zuſolge welchem er, dieſen ganzen Feldzug durch, auf die Königl. Tafel, alle Tage zwanzig Gerichte mehr, als gewöhnlich, liefern ſoll. Mit Briefen aus Bleſuſku vernimmt man, daß daſelbſt am 2ten hujus, da der Poſtillon abgieng, in dieſem ganzen Königreiche nichts ſonderbares vorgefallen: welches aber noch mehrere Bekräftigung erwartet.

Glubdubdrib, den 12 Jenner. Vorgeſtern wurde dieſe gute Stadt, und ſämmtliche hohe Herrſchaft des Abends, da Sie eben an der Tafel ſaßen, in das größte Erſtaunen geſetzt. Man wurde nämlich gewahr, daß der Mond ſich gänzlich umgewendet, und da deſſen Hörner noch zu Ende des Decembers nach der rechten Seite geſtanden: So hatte er ſelbige nunmehro nach der linken gekehret. Unſere Aſtronomi wurden ſogleich auf das Obſervatorium zu gehen befehliget, um alle Anſtalten zu machen, daß er wieder in ſeine alte Stellung gebracht würde; welches ſie aber nicht auszuwirken vermocht. Endlich hat man die Derwiſche um die Folgen und Bedeutungen dieſes Luftzeichens befragt, und zur Antwort erhalten: Daß es auf nichts anders, als Krieg, Theurung, und Peſtilenz zu deuten wäre. Sie haben aber zugleich Jhro Majeſt. zu Abwendung dieſer Unglücksfälle den allerunterthänigſten Vorſchlag gethan, den ſämmtlichen Derwiſchen in dero Landen eine Vermehrung ihrer Einkünfte zu verſichern; alsdann würden ſelbige im Stande ſeyn, den Mond wieder herum zu drehen, und das Land von ſeinem zu befürchtenden Untergange zu erlöſen. Die Sternſeher aber haben verſichert, daß dieſes Him̄elszeichen eben nichts ſonderbares bedeute, und das Mittel noch weniger fruchten würde. Woraus dann erhellet, daß die Sternkunſt gerades Weges zur Ohngötterey führet.

Lugnagg, den 29. Februarii. Ihro Majeſtät der König ſind vorgeſtern mit einem allerhöchſten Schnupfen befallen worden, weswegen ſich Dieſelben geſtern ein allerunterthänigſtes Clyſtir ſetzen laſſen, ſo auch ſeinen treugehorſamſten Effect gethan, und nach welchem höchſt Dieſelben ſich wiederum wohl befinden. Unſerm Kronprinzen iſt heute einer Ihrer durchlauchtigſten Zähne ausgenommen worden, welche Operation zu verrichten, der älteſte Hofchirurgus die unterthänigſte Gnade gehabt. Sonſt iſt hier neulich ein Edict publiciret worden, nach welchem verbothen worden iſt, künftighin bey den Mittagsmahlzeiten Lichte anzuzünden. Dieſer Befehl dörfte in fremden Landen viel Aufſehens machen.

Lorbrulgrud, den 14. Febr. Geſtern wurde allhier das hohe Geburtsfeſt unſers gnädigſten Landesherrn gefeyert, weswegen der Hof in Gala war. Alles gieng auf das prächtigſte zu. Der Gottesdienſt, die Muſik, die Canonen, die Tafeln, das Confect, und der Ball lieſſen ſich vortrefflich hören. Nach aufgehobener Tafel hatten die auswärtigen Hrn. Geſandten die Gnade, Ihre Glückwünſchungen abzuſtatten; da dann auch die Abgeordneten einiger Societäten dieſes Ortes vorgelaſſen wurden. Einer der Deputirten unſerer Ritterakademie hielt eine Rede, darinnen er bewies: Daß ein regierender Fürſt, der ſelber zu Felde zieht, demjenigen weit vorzuziehen ſey, der ſeine Kriege im Cabinet ausführet. Der

Abgeſchickte der Societät der Wiſſenſchaften behauptete, in einer wohlgeſetzten Schrift, daß ein Fürſt durch den Schutz der Künſte größer werde, als durch Siege. Ein anderer, von der Geſellſchaft, die zum Aufnehmen der Sprache des Landes geſtiftet iſt, erwies den Satz: Daß ein großer Herr ſich ſeiner Mutterſprache nicht ſchämen dörfe. In einem Gedichte wurde erwieſen, daß ein Laſterhafter auch bey Kron und Zepter nicht glücklich ſeyn könne. Endlich las auch unſer Hofpoet ein Stück von ſeiner Arbeit vor, darinnen er mit beſonderer Liſt errathen, daß unſer gnädigſter Landesvater, der heute in ſein 30 Jahr tritt, den Tag zuvor nicht älter, als 29 Jahr 364 Tage alt geweſen. Dieſe Erfindung hat bey Hofe ſo viel Beyfall gefunden, daß ihm dafür eine jährliche Penſion von 500 Rthlr. geſchenkt worden iſt. Die übrigen wurden zum Handkuſſe gelaſſen, und der König befahl ſeinem Kammerherrn, dieſe Schriften aufzuheben, damit höchſt Dieſelben ſich ſolche bey ſchlafloſen Nächten, zur Einſchläferung vorleſen laſſen möchten.

Flanflasnick, den 10. März. Allhier iſt ein Mann von 100 Jahren geſtorben, welcher noch vor 15 Jahren eine Frau von 95 Jahren geheirathet, mit der er Kinder gezeuget haben würde, wenn ſie nicht beyde ſchon ſo lange die Krone der Ehren getragen hätten. Imgleichen hat vorgeſtern ein ſtarker Sturm aus Südoſt, in umliegenden Gewäſſern, eine ſolche Ueberſchwemmung verurſachet, daß dadurch alle Brücken eingeäſchert worden ſind.

Cacklogallinien, den 6. März. Unſere Herrſchaft befindet ſich in erwünſchtem hohen Wohlſeyn. Geſtern war bey Hofe Gala, wegen des eingefallenen Geburtsfeſtes eines benachbarten Prinzen. Ueber acht Tage wird der Hof wegen Abſterben des berühmten engliſchen Propheten die Trauer anlegen. Vorgeſtern kam ein Courier aus Brobdignak, allhier an, man weis aber noch nicht, was deſſen Mitbringen ſey. Imgleichen kam heute frühe eine gewiſſe vornehme Perſon allhier an, von welcher man den Namen und Stand noch nicht in Erfahrung bringen können. Der König hat eine lange Conferenz mit ſeinen Miniſtern gehabt; man weis aber noch nicht, wovon ihre Unterredung gehandelt. Es geht hier die Rede, daß eheſtens von einem gewiſſen Hofe was neues würde zu vernehmen ſeyn; und daß innerhalb 50 Jahren viele vornehme Vermählungen dörften geſchloſſen werden. Wir ſtehen billig an, dieſer ausgeſprengten Zeitung ſogleich einigen Glauben beyzumeſſen.

Von neuen merkwürdigen gelehrten Sachen.

Clamrgnig. Allhier iſt ein Werk zum Vorſchein gekommen, deſſen Titel folgender iſt: Närriſche Gedanken von der Vernunft, oder Geſpräche zweener grundgelehrten Theologaſter, über die Schädlichkeit der Vernunft. Mit einer Zueignungsſchrift an Hrn. N. N. Abendſtern. 4. 36. Alphabet 27. Bogen. Iſt auch in länglicht Duodez zu haben. Der Herr Verfaſſer dieſer ungemein gelehrten Schrift, danket zuförderſt dem Himmel, daß er ihm keine Vernunft gegeben hat; und unterläßt nicht, uns die Urſachen zu entdecken, die ihn zuerſt wider dieſelbe in den Harniſch gebracht haben. Er hat gefunden, daß ſie der ſicherſte Weg zu einer Ungewißheit in allen Dingen ſey. Nimmermehr würden die Zweifler darauf gekommen ſeyn, an der Wirklichkeit der erſchaffenen Dinge, auch ſogar an ihrem eigenem Daſeyn zu zweifeln; wofern die ſchädliche Vernunft ihnen nicht ſolche abgeſchmackte Gedanken eingegeben hätte. Nimmermehr würde man die Exiſtenz des Teufels und der Geſpenſter in Zweifel gezogen haben, wenn nicht die Vernunft ſich die unnütze Mühe gegeben hätte, über dieſe Sachen zu grübeln. Was aber unſern vortrefflichen Verfaſſer am allermeiſten wider die Vernunft böſe gemacht hat, iſt: daß ſie in den Beweiſen von der Unſterblichkeit der Seelen, ſo viel Ohnmacht beweiſet. Dieſer Materie hat er oftmals mit der größten Tiefſinnigkeit nachgedacht, und ſich allezeit ungemein betrübet, daß er durch ſeine Vernunft ſo wenig Gewißheit von der Verewigung ſeiner Seelen haben können. Wir freuen uns, daß ein ſolcher Zufall uns ein ſo ſchönes Werk in die Hände geliefert. Der gelehrte Herr Verfaſſer beſitzet die Kunſt zu denken, und die Schönheit ſeiner Ausdrücke ſtimmt mit dieſer ſeiner Kunſt völlig überein. Dieſes Buch iſt ſo geſchrieben, als wir wollten, daß alle Bücher ſollten geſchrieben werden. Wir wünſchen dem menſchlichen Geſchlechte zu dieſem neuen Schatze Glück. Was iſt würdiger, als daß unſterbliche Geiſter ſich mit ihrer eigenen Beſchaffenheit beſchäftigen?

tigen? Und was iſt glücklicher, als daß es noch einige Leute giebt, die das Heil der Welt zum Endzwecke ihrer Privatarbeiten machen? Lebe lange, theurer Mann! Schreibe dereinſt für unſere Enkel, wie Du für uns geſchrieben haſt! Lehre auch ſie die Beſchaffenheit ihrer unſterblichen Seelen erkennen! Und glaube, daß die ganze Ewigkeit kaum Lohns genug für eine ſo edle Beſchäfftigung zu finden weis. Wir machen uns ein Glück daraus, dieſes Blatt durch deinen Ruhm zu zieren. Solche Bücher verdienen allein gedruckt, eingebunden, und in den Schrank geſetzt zu werden.

Caklogalinien. Unſere Stadt hat unlängſt in dem Unglücke eines ihrer würdigſten Mitglieder, ihr eigenes Unglück erfahren müſſen. Der vortreffliche Quimbus Fleſtrim, ein ungemeiner Sohn des unvergleichlichen Houyhnim Fleſtrim, hat vor kurzer Zeit allhier das Zeitliche geſegnet. Dieſer einzige Sohn ſeines einzigen Vaters hinterläßet einen betrübten Vater, eine troſtloſe Stadt, eine Welt, die auf ſeine Verdienſte, als ein unglücklicher Schiffer auf Helenens Brüder geſehen; und eine Nachwelt, die die Größe ſeiner Gaben ſich nimmermehr als etwas glaubwürdiges wird vorſtellen können. Sein Vater beweinet ihn mit einem Strome von Thränen, deſſen Quelle Natur und Vernunft in ſeinem Herzen erwecken. Die Stadt bedauert ihn als einen Mitbürger, zu deſſen Hervorbringung auch 20 Jahrhunderte nicht Zeit genug haben. Und die Nachwelt wird die Beſchreibung ſeiner Tugenden, als den Entwurf eines vollkommenen Menſchen, der nicht zu finden iſt, anſehen

anſehen und betrachten. Weine alſo, du bekümmerter Vater! Niemand wird deinen Kummer verwerfen! Natur und Erkenntniß müſſen ein Ende nehmen, wofern man ihre Wirkungen, die noch bey niemanden ſo billig geweſen, als bey dir, an dir ſelbſt zum erſtenmale tadeln wollte. Tröſte dich aber auch wieder, durch das Beyleid der ganzen Stadt! Sie trauret mit dir. Sie krönet ſo wohl, als du, deinen Sohn auch im Tode noch mit Ehren. Sie richtet aber zugleich ihre Augen auf dich. Sie rufet dich wieder mit einer heitern Stirne zu demjenigen Amte, welches du ſchon ſo viele Jahre, beſſer, und geſchickter, als noch jemand gethan, verwaltet haſt. Verdopple alſo die Geſchwindigkeit deines Troſtes! Sorge künftig, daß du in deinem Eifer für unſere Wohlfahrt deſto geflißener ſeyſt, da wir deinen Sohn entbehren, und itzt auf dich alleine zu ſehen haben! Ueberwinde dich, du weiſer Mann! Zeige deiner und unſerer Vaterſtadt, daß ſie, an Deinem Sohne nichts verlohren, ſo lange ihr noch der Vater bleibet. Du wirſt uns noch einſt ſo bewunderns werth vorkommen, wenn du einen ſo unbeſchreiblichen Verluſt mit aller Größe einer erhabenen Seele überſehen wirſt. Wir ſelbſt ſind verſichert, daß unſere Blätter ewig dauren werden, nachdem wir in denſelben eines ſo vortrefflichen Mannes erwähnet haben. So unbillig iſt die Zeit nicht, daß ſie ſo was heiliges nicht verehren ſollte. Wir bezeugen alſo hiedurch den ſpäteſten Zeiten, daß wir einen Mann bedauren, der ſeines gleichen nicht gehabt hat; und wünſchen unſerm Vaterlande viele ſolche Kinder, die ſelbiges, als ſeine treuſten Väter zu verehren Urſache hat.

Aus Bleſuſcu iſt uns folgendes Gedicht zu Handen gekommen. Wir halten es für würdig, es hiermit dem Untergange zu entreißen. Der Titel heißt: Ode auf dem berühmten und wohlbekannten Herrn Peter Niemand, als derſelbe zum Aelteſten des löbl. Gewerkes der Schuſter ernennet wurde, mit beſonderer Ehrfurcht abgefaßt von . . .

Verſchmähtes Was der theuren Ehre!
Man ſtöhret Deines Ruhms Altäre,
Man flucht auf Dich, und ſchimpft die Welt.
Der Lärm gällt noch in meinen Ohren:
Man zähle mich nur zu den Thoren,
Du biſt es doch die mir gefällt.

O Niemand! Zierde unſrer Zeiten,
Auch Dir muß ſie den Weg bereiten,
Den Dir das Glücke zugedacht.
Sie hat aus eines Gerbers Grüften,
Die ſchöne Zierde Deiner Hüften,
Das Schurzfell, an den Tag gebracht.

Die Ehre macht die größten Fürſten
Nach einem wahren Ruhm zu dürſten,
Der edle Thaten niemahls flieht.
Auch Du, o Herr! mußt itzt die Würden
Dir auf die treuen Achſeln bürden,
Indem man Dich als Aeltſter ſieht.

Ach könnten doch der Dichter Augen
Die Ehre einzuſehen taugen!

Ihr Schmähen nähme bald ein End.
Itzt blendt die Rachgier ihre Sinnen,
O laß ſie ſelbſt nur Ruhm gewinnen!
Was gilts, Dein Werth wird bald erkennt

So ſind die Dichter mit einander;
Ein jeder ſchimpft den Alexander,
Und zieht ihn aus der Gruft herfür.
Ihr läſtert ſchon im zwölften Jahre,
Nur daß Europa bald erfahre,
Daß einer ſingt, der heißt, wie ihr.

Das übrige folget nächſtens.

* *

Ode,
an den Herrn
D. Friedr. Lebegott Pitſchel.

Iſt es auch möglich, daß aus Welt und Sternen
Sehende Menſchen Gott verkennen lernen?
Daß wir den Schöpfer unter Kraut und Thieren
Gänzlich verlieren?

Wär es nicht Wahnwitz, bey den reinſten Tagen
Ueber der Sonnen blaſſes Licht zu klagen?
Wär es nicht Bosheit, ſich bey klaren Quellen
Durſtig zu ſtellen?

Bruder, wie ſchändlich iſts für einen Weiſen,
Ordnung und Schönheit an den Dingen preiſen,
Und ſich erklären, daß ſie ſelber leiten,
Gott zu beſtreiten.

Billig verlachſt du ſolche blöde Thoren.
Welcher ſie achtet, der iſt blind gebohren.
Jegliches Etwas lehrt in ſeinen Gründen
Göttlichkeit finden.

Suchſt du in Pflanzen, ſuchſt du auch in Steinen:
Ueberall ſiehſt du ihre Stralen ſcheinen.
Nerven und Adern, Fleiſch und Beine flehen,
Sie zu geſtehen.

Gründlichen Männern, ſo die Regeln üben,
Die euch der Coer ehmals vorgeſchrieben,
Flößet ihr Wiſſen, ſtatt verwegner Scherze,
Ehrfurcht ins Herze.

Sprich nun, wie kömmt es, daß ſo vieler Sinnen
Gottheit und Tugend niemals lieb gewinnen,
Die ſich vermeſſen, jener kluge Lehren
Eifrig zu hören?

Siehſt du nicht viele, die ſich thöricht ſchämen,
Worte der Klugen in den Mund zu nehmen,
Und das, was Weiſe Gottes Finger nennen,
Auch zu erkennen.

Stell in Gedanken eine keuſche Schöne
Zwiſchen die Arme frecher Venusſöhne,
Die nun dem Purpur ihrer Tugend dräuen,
Ihn zu entweihen.

Aengſtlichſter Ekel färbt die reinen Wangen.
Himmel, wie ringt ſie, Hülfe zu erlangen!
Himmel, wie wünſcht ſie, ihnen ſich zu rauben,
Flügel von Tauben!

Solch ein Beſtreben edler Jugendliebe
Malt dir das Bildniß der befleckten Triebe
Niedriger Seelen, welche blind verachten,
Gott zu betrachten.

Soll ſich ihr Abſcheu vor der Weisheit weiſen:
Rede von Werken, die den Schöpfer preiſen.
Jedes Erinnern, ihn daraus zu ziehen,
Treibt ſie zum Fliehen.

Rufe dem Arzte, der in Helmſtädt heilet,
Wenn er die Zwecke der Zergliedrung theilet:
Laß ihn die Abſicht, Gott auch zu erhöhen,
Endlich geſtehen.

Welch ein Verbrechen wider große Geiſter!
Bey dem Geſchöpfe denkt er an den Meiſter.
Welch eine Kleinmuth, ſich von niedern Dingen
Aufwärts zu ſchwingen!

Dreh dich zum Lager jenes Tödtlichkranken.
Leben und Hoffnung fangen an zu wanken;
Lippen und Hände geben ſchon die Zeichen,
Bald zu erbleichen.

Hier will ein Lehrer für die Seele ſorgen,
Denket ans Sterben, und erwähnt den Morgen,
Welcher die Völker wiederruft, vom Leben
Rechnung zu geben.

Welch ein Empfinden dringt bey ſolchen Reden
Plötzlich vom Herzen zu der Stirn der Blöden,
Die ſich, die Gottheit und ihr Licht zu fliehen,
Thöricht bemühen.

Reiche dem Kranken von metallnen Düften
Alles, was Kraft hat, Menſchen zu vergiften:
Glaub uns, ihr Eifer wird der Augen Blitzen
Kaum ſo erhitzen.

Zürnen und Haſſen nagen an dem Herzen.
Unruh und Schnauben zeugen von dem Schmerzen.
Thorheit erklärt ſich: Seelen Rath ertheilen
Hindert im Heilen.

Heimlich verbannen die beſchämten Lippen
Zuſpruch und Lehrer zu den Süderklippen,
Die noch den Schiffern Froſt und Sturm nicht gönnen,
Näher zu kennen.

Lehr uns, o Bruder, lehr uns doch ergründen,
Wo wir die Wurzel ſolches Unſinns finden.
Lehr uns, wie Thoren, die den Schöpfer fliehen,
Doch dabey blühen.

Doch es beſtehet, was die Weisheit lehret.
Bosheit iſts einzig, was den Irrthum nähret.
Vorſicht entdecket: Falſches Glückes Schimmer
Daure nicht immer.

Brauche dein Wiſſen, das dich itzt erhoben,
Künftig den Schöpfer durch das Werk zu loben.
Endlich hat Tugend, als der Weisheit Krone,
Ehre zum Lohne.

M. Theodor Lebrecht Pitſchel.

* * *

Der

Der
Deutſche Dichterkrieg.

Erſtes Buch.

Ich beſinge den gräulichen Streit, der unter den Dichtern in dem ſechsmal durchſtrömten Germanien vorgefallen, und durch tauſend ritterliche Thaten, und lächerliche Abentheuer berüchtiget worden: als neulich der Geiſt der Uneinigkeit den Apfel der Zankſucht unter ſie geworfen, und auf deutſchem Boden einen Bürgerkrieg angeſponnen, darinnen Brüder mit Brüdern und Kinder mit ihren Aeltern gefochten; wo man Reime gegen Reime gepflanzet, und Verſe gegen Verſe aufgethürmet, um einen Ruhm zu erbeuten, der in etlichen Zeitungsblättern ausgepoſaunet, und zehn Jahre hernach in die Nacht der Vergeſſenheit geſtürzet werden ſoll. Fürwahr, ein wichtiger Krieg! der in Thuiskons Reiche ſo grauſam nicht erhöret worden; obgleich man anſtatt des Blutes nur Tinte vergoſſen, und ſtatt der Menſchen nur Ballen Papier, voll elender Hirngeburten zu Grunde gerichtet hat.

Stehe du mir, bey dieſem großen Vorhaben, nicht bey, o du zehnte Muſe neuerer Zeiten! die du nicht gleich den Schweſtern des goldhaarigten Phöbus den zweyſpitzigten Helikon bewohneſt, ſondern zu mehrerer Bequemlichkeit deiner Freunde und Söhne die fruchtbaren Thäler des Bathos beherrſcheſt. Komm mir nicht zu Hülfe, du wunderſame Tochter der regelloſen Phantaſie! die du ſeit langer Zeit mit ihrer eigenſinnigen Feindinn, der Vernunſt, zu Felde liegſt, und ihr mit Liſt und Gewalt, und durch die unzählbare Menge deiner Anhänger manchen Abbruch thuſt: Du künſtliche Circe, die du aus unwiſſenden Köpfen große Dichter, und aus magern Reimregiſtern niemals verſiegende Hippokrenen macheſt; ja Knittelverſe in Heldenlieder, und Pritſchmeiſterzoten in Scherzgedichte verwandelſt. Komm nicht, gutherzige Mutter, die du ſoviel armſelige Buchdrucker ernähreſt, indem deine im Schreiben und Singen unermüdeten Söhne ihre Preſſen beſchäfftigen, geſetzt, daß ſie in Ermangelung größerer Helden, nur Schneider und Krämerhochzeiten beſingen müßten. Dich rufe ich vielmehr an, du wenig verehrte Göttinn! die du ſonſt einige deiner Freunde ein geraubtes Siegel, einen Hudibras, ein Pult, und eine geraubte Locke beſingen gelehret haſt. Erhebe du meine Gedanken, von kleinen Dingen große Sachen zu erzählen: feure du mich mit deinen unerſchöpflichen Einflüſſen an, und laß meinen Geſang, wenigſtens nicht bey dem erſten Abſchnitte, ins Stecken gerathen.

Eris, die Göttinn der Zwietracht, trat neulich mit einem Fuße auf das Rieſengebirge, und mit dem andern auf die Alpen, die ein uralter, und faſt unzerſchmelzlicher Schnee bedeckte. Ihre Stirn gieng bis an die Sphäre des Mondes, deſſen kalte Einflüſſe ihr Gehirn mehr verwirrten als kühlten; unter ihren Sohlen aber gebahr die Luft Wolken und Donnerſchläge. Ihre Blicke, die ſonſt alle Winkel der Schöpfung durchlaufen, fielen dießmal nur auf den Theil des Erdbodens, darauf ſie ſtund, vor andern aber auf das witzige Reich der Poeten; welches in Deutſchland allein ſoviel Bürger, als in allen Ländern der Welt, aufweiſen konnte. Wie ein Haufe geſchäftiger Ameiſen wimmelt, und ſichs ſehr angelegen ſeyn läßt, die Stacheln von Fichten und Kifern zuſammen zu tragen, und ſich unterirrdiſche Schlöſſer daraus zu bauen; die aber ein muthiger Hengſt, wenn er ſeinen Jäger einem Hirſche nachträgt, mit einem ſtolzen Hufe zertritt, und zugleich eine Menge von ihren ſchwarzen Einwohnern zerknirſchet: Alſo waren auch die Dichter Germaniens beſchäfftiget, Sylben zu meſſen und Reime zu paaren, und ganze Bücher mit Verſen anzufüllen, die doch nachmals oft, von einem ſtolzen Kunſtrichter, unbarmherziger Weiſe zernichtet werden. Gleichwohl war dieſes ämſige Volk ſehr ſtille beyeinander. Die betrügliche Göttinn, Einbildung, hatte ſie ſämmtlich überredet, daß ein jeder unter ihnen der größeſte Dichter ſeiner Zeiten wäre; und vielen hatte ſie auch durch ihre Schmeichler vorſagen laſſen, daß ſie noch etwas mehr, als aus allen griechiſchen und römiſchen Poeten zuſammengeſchmolzene große Geiſter wären. Sie vergötterten einander wechſelsweiſe, und dieſe heuchleriſche Höflichkeit hatte ſie ſämmtlich eingeſchläfert. Alles, was ſie ſangen, mußte recht ſeyn, und die elendeſten Knittelreime fanden ihre Liebhaber.

Dieſes ſah Eris, und es verdroß ſie heftig. Was? ſprach ſie, mit einer entſetzlichen Stimme, die in der niedrigen Luft für ein entferntes Donnerwetter gehalten wurde: Was ſoll dieſe faule Ruhe der Muſenſöhne bedeuten? Durch meine Eingebung iſt alles in lauter Zank und Streit verwickelt. Alle Königreiche der Erden ſind entweder ſchon in den Waffen, oder gehen doch bereits mit kriegeriſchen Anſchlägen ſchwanger. Die Völker in ganz Europa rüſten ſich, und die Gelehrten ſelbſt ſind ſtreitbar untereinander. Nur das einzige Reich der Dichtkunſt liegt in einer gefährlichen Schlafſucht begraben. Nur die Poeten, die doch ſo oft meine Thaten beſungen haben, verſpotten meine Macht. Und ich? Ich, Eris, kann dieſes leiden? Wer wird mich hinführo für diejenige Gottheit erkennen, der im Himmel und auf Erden alles opfern muß? Wer wird es ferner glauben, was mein Herold, der ehrwürdige Homer, erzählet, daß nämlich Troja ſo wohl, als das Heer der Griechen, bloß durch mich aufgerieben worden? Wird nicht Deutſchland ſelbſt, das noch vor hundert Jahren die Wirkungen meines Arms in einer dreyßigjährigen Unruhe gefühlet, ſeiner traurigen Verwüſtungen vergeſſen, und die Friedensgöttinn allein anbethen? Ja, ja! ich will, ich kann, ich muß dieſes ſchlummernde Volk aufwecken. Ich muß es in Harniſch bringen, und wider einander erbittern, es koſte auch ſoviel Thränen, Schimpfworte, Stachelſchriften, Papier und Druckerfarbe, als es immermehr wolle!

So ſpricht ſie, und der Friede, der ſolches höret, erzittert davor. Gleichwohl weicht er nicht ſogleich aus den ſtillen Studierſtuben deutſcher Dichter; ſondern erwartet erſt, was dieſer kriegeriſche Vorſatz für Kinder zeugen, und durch was für Anſtalten die fürchterliche Göttinn ihre Abſichten ausführen werde. Wie etwa ein hungriger Geyer, aus der Höhe, darinnen er ſchwebet, nach einer Beute ſieht, die auf einer blumigten Aue im Graſe geht, und ihren Räuber nicht gewahr wird; Er ſuchet ſich erſt das beſte Kind einer kluchzenden Henne aus, und ſchießt ſodann plötzlicher hinab, dieſen Raub zu erhaſchen, als eine hundertpfündige Bombe ſinkt, die der ſchwarze Salpeterſtaub bis in die Wolken erhoben hatte: Eben ſo ſah ſich die Göttinn Eris in dem weitläuftigen Deutſchlande nach einem tüchtigen Werkzeuge ihrer Triebe um, nach einem ſchwermüthigen verdrüßlichen Schriftſteller, den Herrſchbegier und Schmähſucht geſchickt machten, ihren Eingebungen zu folgen. So weislich pflegen ſich die Götter in die Neigungen und Fähigkeiten der Sterblichen zu ſchicken; weit anders, als unwiſſende oder parteyiſche Aufſeher der Schaubühnen die Rollen unter ihre Gehülfen austheilen. Nach wenigen Augenblicken bemerkt ſie an dem Fuße der Alpen, den ein ziemlicher See mit ſeinen Wellen benetzet, eine alte Stadt, deren freye und eben darum etwas rauhe Einwohner weit von der Zärtlichkeit andrer Deutſchen entfernet ſind. Ihre Sprache gleicht ihren Sitten; denn die Gratien haben da keinen Aufenthalt geſucht, wo ein ewiges Eis die Berge bedeckt, und ihrem nackten und zarten Fuße den Zugang verwehrt. Auch die Muſen ſind hier noch neu und fremde; aus Furcht, man möchte ihnen, wie andern Fremden das Bürgerrecht verſagen; wiewohl ſie ſich doch eingeſchlichen, und einen ſonſt mürriſchen Maler einiger maßen gewonnen haben.

Nierbod hieß dieſer tiguriniſche Barde, deſſen helvetiſche Feder ſchon mehr als eine Probe abgeleget hatte, daß ſie mit den Liedern ihrer deutſchen Brüder gar nicht zufrieden wäre: indem ſie lieber dem hochtrabenden Albion nachlallen, und den gräßlichen Sieg Satans über die Unſchuld unſers Stammvaters beſingen helfen, als einem ſittſamen Opitz nacheifern wolle. Er ſelbſt konnte es nicht leugnen, daß in ſeinen Reimen noch ein Reſt der alten Wildheit herrſchete, die zu der Zeit am kühnſten geweſen, als Wilhelm Telle und ſeine Eidgenoſſen das öſterreichiſche Joch vom Halſe geſchüttelt. Dieſes geſtund er heimlich; hielt aber ſeine Kinder nur für deſto ſchöner, je unförmlicher ſie andern bedünkten, verdammte auch zugleich die ekle Zärtlichkeit ſächſiſcher Ohren, die keines Fiſcharts Schönheiten zu empfinden, noch ſich an Biderbs Mundart zu ergetzen vermögend ſind.

Wie dort Miltons hufenlange Teufel ſich in Zwerge verwandelten, als das neuerbaute Pandämonium ihre ungeheure Anzahl nicht faſſen konnte: nicht anders verkürzte die Göttinn Eris ihre Rieſenlänge, als ſie die Geſtalt der Beurtheilungskunſt, oder der göttlichen Critik annehmen wollte, um unter dieſer Hülle, dem in dieſelbe verliebten Schweizer, deſto angenehmer zu erſcheinen. Ein Helm bedeckte ihr Haupt, auf welchem, ſtatt der Federn oder eines flatternden Roßſchweifes, der Bart des Zoilus dem Winde zum Spiele, ihr ſelbſt aber zu einem Zierrathe diente, der ſie deſto anſehnlicher machte. Ihre Bruſt umſchloß ein Panzer, und ihre Linke trug einen Schild, darauf Ariſtarchs Bildniß die Stelle des fürchterlichen Meduſenkopfs, auf dem Schilde der Pallas, vertrat. Dieſe Rüſtung ſollte anzeigen, daß die wahre Critik vor allen Pfeilen und Anfällen ihrer Widerſacher ſichet ſey, und wenn ſie ja an Händen und Füßen nicht unverletzlich wäre, dennoch keine tödtliche Wunden zu beſorgen habe. Ihr Angeſicht machte ſie alt und runzlicht, und lehrte dadurch: die Beurtheilungskunſt ſey nicht von geſtern her, ſondern ſtracks nach der Weltweisheit, von der Vernunft zur Welt gebohren worden; als welcher ſie das Vorrecht der Erſtgeburt nicht ſtreitig machen kann. Ihr übriges Gewand, das die Erde berührte, war einfarbigt, und von edler Einfalt; zeigte alſo nichts von dem buntſcheckigten gothiſchen Weſen, und dem phantaſtiſchen Geſchmacke der heutigen Lutetier, womit ſich mitten in Deuſchland einige Laffen behengen, wenn ſie für Ausländer angeſehen ſeyn wollen, weil ſie ihres Vaterlandes unwürdig ſind. In einer ſo ehrwürdigen Tracht nahte ſie ſich dem Schreibtiſche des grüblenden Zürchers, als er eben in Brands Narrenſchiffe vertiefet war: obgleich ſich eine viel ſanftere Muſe bemühte, ihn auf die neuern Schönheiten deutſcher Dichter zu lenken. Kaum erblickte dieſe ſcharfſichtige Göttinn eine ſo fürchterliche Erſcheinung, als ſie plötzlich die Flucht nahm: nicht anders, als ſie dort mit ihren Schweſtern, vor der ernſthaften Tröſterinn des gefangenen Boethius, gewichen war.

Wie? Erſtaunte aber **Merbod** ſelber nicht, als er dieſes übermenſchlichen Beſuches anſichtig ward? Anfänglich hielt ſein Wahn dieſes Geſicht für die weiſe Minerva; oder doch für die göttliche Philoſophie ſelbſt. Endlich erkannte er ſeine Schutzgöttinn, die Critik, ſo wie ſie ihm öfters im Traume erſchienen war; geſtund ihr auch mit innigſter Freude, daß ſie ihm niemals ſo anſehnlich und majeſtätiſch vorgekommen wäre. So können auch die Augen des ſcharfſichtigſten Kunſtrichters irren, wenn ſich was höhers ins Spiel miſchet; das iſt, wenn die mächtigen Gottheiten, die man ſonſt Haß und Liebe, Zorn, Rachgier und Neid nennet, oder wie hier die Zankluſt, ihre Kraft und Gewalt zeigen wollen.

Was ſäumeſt du, ſtreitbarer Sohn, war hier das Wort der Eris: Iſt denn dein critiſcher Eifer gleich den Gipfeln der Alpen erfroren? Kannſt du es mit gelaſſenem Muthe ſo anſehen, daß Deutſchland von Dichtern wimmelt, die auf Opitzens, Flemmings, Canitzens und Beſſers Spuren fortſingen, ob ihnen gleich ein miltoniſcher Rieſenwitz, ein praſſelndes Feuer und eine bunt durcheinander gewirkte Beleſenheit fehlet? Habe ich dir nicht längſt die Geißel in die Hand gegeben, die Poeten und die proſaiſchen Schriftſteller zu züchtigen? Du fiengſt trefflich an, mein Sohn; du fiengſt trefflich an! es iſt wahr! Aber wie bald biſt du, critiſcher Herkules, mit Ausrottung der Ungeheuer müde geworden? Auf, muthiger Rubens! erinnere dich deiner vormaligen Thaten. Beſinne dich, wie du den Arminius und Herkules, den Hoffmannswaldau und Amthor geſtriegelt haſt;

wie du den Leipziger Diogenes, den Patrioten und die Tadlerinnen beleuchtet, und andre ſolche Heldenthaten mehr vollführet haſt. Dein Werk iſt nur halb vollendet; denn deine Feinde leben noch! Lohenſtein hat noch ſeine Liebhaber: ja dieſe ſchmeicheln ſich, daß du auf ihre Seite getreten, ſeit Milton der Gegenſtand deiner Bewunderung geworden; deſſen Paradieß alle die Seltenheiten aufweiſen kann, davon ſein Hermann ſtrotzet. Der Patriot und die Tadlerinnen werden noch geleſen; und mit deſto größerm Vergnügen geleſen, je unähnlicher ſie deinen Malerdiſcurſen ſind. Haſt du aber ja etwas ausgerichtet, ſo haſt du Maykäfer und Schmetterlinge zerquetſchet, die in wenig Monden, ohne dieß, von ſelbſt geſtorben wären. Wo ſind alſo die Siegszeichen deiner ſo fürchterlichen Feder? Wieviel Deutſche ſind über die Alpen zu dir gekommen, den alten Geſchmack helvetiſcher Barden von dir zu lernen? Es wächſt ja täglich eine neue Brut auf, die entweder deine Thaten nicht kennet, oder ſich doch vor dir nicht mehr fürchtet; ſondern die kleinen Hügel Deutſchlandes übereinander trägt, dich in deinen Bergen zu beſtürmen. Wehe dir, wo du ſie das männliche Alter erreichen läſſeſt! Drum auf! und wetze deinen Kiel zu neuen Angriffen; denn wo du ſchweigeſt, ſo werden dir noch Kinder zu Kopfe wachſen, und dich mit ihren poetiſchen Schellen zu tode klingeln.

So ſprach Eris, und warf ihm unvermerkt eine kleine Natter ins Dintenfaß, welche ſie der Alekto aus dem Kopfe geriſſen, als ſie das unterirrdiſche Reich vor Kurzem verlaſſen hatte. Das ſchwarze

Naß verſchlang dieſe giftige Tochter des Abgrundes plötzlich: und machte ſie vor den Augen Merbods unſichtbar. Sogleich verſchwand auch die Göttinn der Zwietracht, wie ſonſt ein fallender Luftſtern verſchwindet, wenn man ihn eben mit dem größeſten Vergnügen betrachten will; der aber mitten in der Sehnſucht des Zuſchauers ſich ſeinen lüſternen Blicken entzieht. Die Worte der Göttinn indeſſen waren nicht ſogleich aus ſeinem Gemüthe verſchwunden. Soviel Spitzen und Wiederhaken die Kletten haben, womit ein muthwilliger Bube behangen, nach Hauſe kommt, wenn er aus Uebermuth im Unkraute herumgelaufen, wo es am dickſten iſt; ſeine ſorgfältige Mutter rupfet ihm dieſelben aus den Strümpfen und Falten; iſt aber nicht vermögend, auch in ganzen Stunden, damit fertig zu werden: Soviel Stacheln hatte die Rede der Göttinn in ſein Herze gedrücket, damit ſie ſich deſto feſter darinnen erhalten möchte. Ganz unruhig ſprang Merbod von ſeinem Stuhle auf, lief dreymal in ſeinem Zimmer auf und nieder, und erwog, mit angeſtrengtem Nachſinnen, was für eine Gottheit ihm erſchienen wäre? Wie der eingeſchloſſene Dampf unter dem ſchwefelreichen Welſchlande erſt hin und her fährt, Städte und Dörfer erſchüttert, Palläſte und Tempel umwirft, ja Berge und Felſen verrücket, ehe er in dem Gipfel des rauchenden Veſuvs einen Ausgang findet, und ſich mit Staub und Aſche, gegen den Himmel zu, entlaſtet: Alſo ſtritten und walleten die verborgenen Gedanken und erregten Begierden Merbods innerlich miteinander; ehe ſie zum Ausbruche reif wurden, und der Welt einen critiſchen Staubhagel auf den Hals ſchütten konnten.

Wie? ſprach er bey ſich ſelbſt: Wozu reizet mich eine ſo ſonderbare Erſcheinung? Was für eine ſchwere Arbeit verlanget dieſe Göttinn von mir? Soll ich abermal meine Ruhe, ja was noch mehr iſt, meine Ehre, aufs Spiel ſetzen? Ich ſoll das Reich der Dichter von neuem antaſten: dieſes heißt ein Weſpenneſt ſtören, welches mit tauſend Stacheln gewaffnet iſt, ſeinen Gegner zu empfangen und ihn mit geſchwollenem Antlitze zurücke zu weiſen. Soll ich mich abermal den beißenden Spöttereyen des Ober- und Niederſächſiſchen Kreiſes bloß ſtellen? Soll ich es noch ferner geduldig verſchmerzen, wenn man mich für einen Splitterrichter erkläret, der ſeine eigene Balken nicht ſieht? Nein, nein! Meine Ruhe iſt mir lieber, als die Beſſerung der Undankbaren. Was hat es geholfen, daß ich mir die Mühe nehmen wollen, ihnen die Augen aufzuthun? Wer hat meine Bücher und Ueberſetzungen leſen wollen? Wer hat den miltoniſchen Geſchmack angenommen, oder mir für meine nachdrückliche Dollmetſchung in eine ſo unbiegſame und ungelenkige Sprache, als die hochdeutſche iſt, gedanket? Wäre ich noch bey meiner alpiniſchen Mundart geblieben; ſo hätten mich doch wenigſtens, die ſchweizeriſchen Cantons, oder die ſcharfſinnigen Graubündter und Walliſer geleſen und bewundert. Itzo aber habe ich es weder dieſen meinen Landesleuten, noch den gar zu eigenſinnigen Sachſen und Schleſiern recht gemacht. Ich habe ihnen noch immer barbariſch zu reden geſchienen, und bin gleichwohl

wohl durch die Begierde, ihnen zu gefallen, meinen eidgenoßiſchen Mitbürgern ein Barbar geworden.

So ſpricht **Merbod**, indem ihm Sorgen, Verdruß und Furcht wechſelsweiſe das Herz beſtürmen; als eben **Greibertin**, der weiſe Druide, und **Merbods** beſter Freund, zu ihm ins Zimmer tritt. Dieſer iſt nicht minder in die Critik verliebt, als jener Barde, dem die himmliſche Erſcheinung wiederfahren war. Beyde trieb, ſeit vielen Jahren, ein Geiſt; ein gleicher Sinn herrſchete in ihren Köpfen, und ein langer Umgang hatte ſie faſt ſo vertraut gemacht, als Herkules und Philoktetes, Achilles und Patroklus, Pylades und Oreſtes vorzeiten geweſen. Sonſt war **Greibertin** ein gelehrter Druide, und hatte die pelasgiſche Dollmetſchung der paläſtiniſchen Alterthümer, ſo wie ſie von ſiebzig beſchnittenen Männern vormals gemacht worden, mit allen ihren Unrichtigkeiten im Kopfe. Er redete die Sprache der Rabbinen und Maſorethen ohne Anſtoß, und hatte ſich die beſten Blumen ihres Witzes zuſammen getragen. Er hatte auch die druidiſche Redekunſt gelernet, und war ſonderlich in Gleichniſſen ſehr unerſchöpflich, deren man ſich darinnen anſtatt der Erklärungen und Beweiſe bedienet. Sonſt war er ſpitzfindig im Nachgrübeln, und konnte im Homer und Virgil Schönheiten finden, wo auch die geſchwornen Bewundrer derſelben noch keine gefunden hatten; ſo wie er auch in allen deutſchen Gedichten Fehler ſah, wo keine waren. Dieſer treue Achates bewunderte nun ſeinen Freund Merbod ſo wie dieſer auch ihn verehrte. Nicht anders, wie die Naturkündiger lehren,

ren, daß nicht nur der Magnet das Eiſen, ſondern auch das Eiſen den Magnet mit einer unſichtbaren Gewalt nach ſich zieht, wenn die Sphären ihrer Wirkſamkeit einander berühren; oder, wie in den Romanen ſich Helden und Heldinnen in einem Augenblicke gegen einander entzünden, und mit gleichſeitigen Reizungen gefeſſelt halten: Alſo waren auch dieſe beyden Freunde verbunden, ſo, daß weder der Barde ohne den Druiden, noch der Druide ohne den Barden leben konnte.

Kaum war alſo **Greibertin** in **Merbods** Zimmer getreten, als er mit begeiſterten Blicken die finſtre Wolke gewahr ward, die deſſen bekümmerte Stirne umgab. Was für ein Kummernebel verdüſtert denn itzo, ſo lautete ſein erſtes Wort, den Sitz deines ſonſt ſo aufgeklärten Geiſtes? Darf ich es wiſſen, tiefſinniger Freund, was deine Heiterkeit in eine ſolche Nacht verwandelt hat? Iſt irgend abermal ein gedankenleerer Reim aus Deutſchland bey dir eingelaufen; oder irgend eine Sammlung von Misgeburten hirnloſer Sänger aus Ober- und Niederſachſen ans Licht getreten? Ich weis, dein patriotiſcher Eifer ängſtet ſich über ſolche ſinnarme Wortkrämer, und wünſchet, daß ein helvetiſcher Geiſt, mit ſeinen Centnerſchweren Einfällen, die leichten Sylben der heutigen Dichter ſchwängern, und ſie von unergründlichem Witze trächtig machen möge. Es ſey nun dieſes, oder was anders, welches dich in Unruhe ſetzet; wiewohl ich nicht ſehe, was dir wichtigers begegnen könnte: ſo zeige mir die Quelle deiner herzfreſſenden Unruhe, vielleicht kann dir dein dienſtfertiger Freund einige Linderung verſchaffen.

Hierauf entdeckte **Merbod**, die Verwirrung ſeiner Seelen und die Urſache derſelben, mit einer helvetiſchen Freymüthigkeit. Wie die Bäche von dem St. Gotthardsberge ſchießen, wenn eine dicke Wolke an ſeinen Gipfel geſtoßen, und die Flut, womit ſie ſchwanger ging, auf einmal ausgeſpien, ſo daß in den Thälern eine Sündfluth zu kommen ſcheint, die alles zu erſäufen drohet: Alſo floſſen unſerm gerührten Schweizer die Worte, womit er den Kummer, der ihn erfüllete, in den Schooß ſeines Freundes ausſchüttete. Dergeſtalt erleichterte er nun ſein Herz zwar um ein vieles; ward aber noch kräftiger aufgerichtet, als **Greibertin** den Schluß ſeiner Erzählung mit Glückwünſchen ablöſete, und ihn eifrig ermahnete, die Ehre dieſer göttlichen Erſcheinung durch keinen Ungehorſam zu erwiedern. Was zweifelſt du, ſprach er, an der Wahrheit deines Geſichtes? Alles, was du geſehen und gehöret haſt, ſtimmet überein. Auf alſo, tapferer **Merbod**, vollſtrecke die Befehle der Göttinn! Dich hat ſie vor andern erkohren, ihren Willen auszuführen, und die Ungeheuer eines verfallenen Witzes auszurotten. Was zweifelſt du alſo an deiner Fähigkeit? Selbſt an dem guten Erfolge darfſt du nicht zweifeln. Wenn die unſterblichen Kräfte der Geiſterwelt einen mit ihren Gaben ausrüſten, und durch ihren Antrieb beleben: So kann die Arbeit unmöglich vergebens ſeyn, die man in ihrem Dienſte anwendet. Du wirſt alſo gewiß ſiegen, du ſtreitbarer Held; drum auf, und ſchärfe deinen Kiel; Tadle, richte, verdamme, verurtheile alles, was dir vorkömmt. Was andre loben, das verwirf: und was andre verſpotten, das hebe du bis an den Himmel: und ſollteſt du ſelbſt die Regeln der Alten über den Haufen werfen, und die critiſchen Lehrbücher der Griechen und Römer zerdrümmern. Dergeſtalt wirſt du dir ein neues Reich ſtiften, und ein furchtbarer Ariſtarch deiner Zeiten werden, ja ein größerer Kunſtrichter, als Ariſtoteles, Flaccus, Longin, Caſtelvetro Scaliger, Scioppius und Salmaſius geweſen.

Wie dort Sancho Panca, in Hoffnung eine Inſel als Landpfleger zu regieren, ſich alle Beſchwerlichkeiten gefallen ließ, die er bey ſeinem heldenmüthigen Löwenritter auszuſtehen hatte: Alſo bezwang auch den vorhin blöden Merbod, die bezaubernde Vorſtellung ſeines Freundes, von ſeiner künftigen Herrlichkeit im Poetenreiche. Kaum war das ſüße Gift ſeiner Worte ihm ins Herz gedrungen, als ſich ſein unſchlüſſiger Geiſt wieder ermannete; und den Schluß faſſete, der Göttinn zu gehorchen. So glaubeſt du denn, ſpricht er, daß noch Hoffnung vorhanden ſey, und daß meine Arbeit mir gelingen werde? Wohlan, ich will es wagen! Ich will alle meine Galle ausgießen, und meinem Kiele keine Grenzen ſetzen. Freund und Feind ſollen mir gleich gelten, Lebendige und Todte ſollen nicht geſchonet werden. Mein Griffel ſoll auch die Poeten nicht ſchonen, die doch von andern für Könige des Helikons ausgeſchrieen werden; es wäre denn, daß ſie mit demüthigen Briefen und ſchmeichleriſcher Niederträchtigkeit um

Barmherzigkeit bäthen, und ſich auf Gnade und Ungnade ergäben. Wollte nur die mächtige Göttinn die mir erſchienen iſt, mir beyſtehen, und zu meinem Vorhaben ihren Beyſtand verleihen.

So ſeufzet dieſer andächtige Barde, gleich einem Corſaren, der auf der mittelländiſchen See kreuzet, um guten Wind bittet, ein chriſtliches Kaufmannsſchiff einzuholen, welches mit einer reichen Ladung aus der Levante kömmt, und dem eine ganze Börſe voll ſehnliches Verlangens entgegen ſieht. Greibertin vereinigt ſeine Wünſche mit ihm, aus druidiſcher Aufrichtigkeit: Allein die Beurtheilungskunſt erhöret ſie nicht. Bloß Eris, die Göttinn der Zwietracht, vernimmt dieß liebloſe Gebeth, maßet ſichs an, und erhöret es, ſo gut ſie kann. Mit einer unſichtbaren Hand wirft ſie eine Schreibfeder auf ſeinen Studiertiſch; die vormals in dem linken Flügel eines pechſchwarzen Raben geſeſſen, viele Luftreiſen mit ihrem Beſitzer gethan, und manche Beute mit entführen helfen, die dieſer fraßbegierige Raubvogel gemacht hatte. Das verwünſchte Bley eines guten Schützen hatte dieſen geflügelten Jäger nachmals geſtürzet; man hatte ihm die beſten Kiele ausgerupfet, und ſie in einer namhaften Stadt zu Markte gebracht. Einige davon waren einem Orgelbauer in die Hände gerathen, der ſie in einer liegenden Harfe, zu deſto ſchärferer Erſchütterung geſpannter Metallfäden angewandt hatte. Andre hatten bey einem Schreibmeiſter Dienſte bekommen, der viel ſchöne Buchſtaben und künſtlich verſchlungene Züge damit zu machen pflegte. Die eine nur war zu höhern Stuffen des

Glückes beſtimmet geweſen, und in den Händen des großen Kunſtrichters Scioppius der ganzen gelehrten Welt furchtbar geworden. Sobald dieſer geſterben, hatte ſich Eris derſelben bemächtiget, und ſie nicht mit minderer Sorgſalt aufgehoben, als eine Braut den Verlobungsring ihres Geliebten verwahret. Glückſeliger Barde! dem ein ſolches Kleinod zu theil wird. Du wirſt durch dieſe Feder ſo unüberwindlich werden, als Achilles durch die Rüſtung, welche ihm Thetis aus der Eſſe Vulkans mitbrachte; als ſein erſter Harniſch, dem tapfern Hektor zur Beute geworden war.

Die Muſe indeſſen, die bey der Eris Ankunft aus **Merbods** Zimmer entwichen war, hatte die falſche Critik und ihre Abſicht, auf dem Parnaß kund gemacht. Apollo, der das Beſte ſeines Reichs ſtets vor Augen hatte, beſorgte ſchon die Unruhe, die daraus entſtehen konnte. Doch wie ihm das Künftige nicht verborgen iſt, alſo machte ihn ſolches nicht unruhig: vielmehr eilte er, allem, was der wahren Dichtkunſt ſchädlich war, vorzubeugen. Auf ſeinen Befehl eilte die Muſe, die zuweilen Merbods Führerinn geweſen war, wieder zu ihm; in dem Vorſatze, die Natter aus ſeinem Dintenfaſſe zu nehmen, welche Eris hinein geworfen hatte. Die gutherzige Göttinn that es auch wirklich, konnte es aber nicht hindern, daß ſich etliche Tropfen ihres ſtygiſchen Giftes in das vitrioliſche Naß gemenget hätten. Kein Wunder war es alſo, daß aus der Feder Merbods nicht viel bittere, beißende Worte fließen mußten; giftige Worte, die auch dem, den er zu loben ſchien, bis in das Innerſte der Seelen drangen: und ihn nicht anders verletzten, als wenn ein Weſpenſtich die Seite eines muthigen Hengſtes verwundet hat. Dieſer ſchüttelt erſt über und über ſein empfindliches Fell, ob er ſich vielleicht dadurch ſeines boshaftigen Feindes entledigen kann; ſchlägt aber endlich gewaltiglich hinten aus, und thut einen Sprung auf dem ſtaubigten Felde, wovon eine Wolke in die Höhe fährt, die ihn faſt unſichtbar machet. Solche heftige und ſchmerzhafte Stiche gab der urtheilende Merbod ſeinen Brüdern, den deutſchen Poeten, obgleich die ſanfte Muſe nicht von ſeiner Seite wich, und durch gelindere Eingebungen ſeine Ausſprüche zu verſüßen beſchäfftiget war. Greibertin verließ ihn hierauf, und verfügte ſich in den Buchladen, wo der beſchäfftigte Relo, ein treuer Waffenträger ſeiner Ritter, die Aufſicht hatte. Hier kündigte er mit dunkeln prophetiſchen Redensarten, die Schrift an, die in den nächſten Tagen erbohren werden ſollte. Die gedruckten Papierballen entſatzten ſich aber, und die ſchwerſten Stöße poetiſcher Schriften ſchienen, aus einer ängſtlichen Ahndung des Schickſals, zu erzittern, welches ſie bedrohete. Relo ſelbſt zitterte, als ein Buchhändler, der da beſorgen muß, daß ihm ſein Vorrath zu Maklatur werden würde: Als ein Gelehrter aber freute er ſich, daß ſeine Landsleute noch Herz genug hätten, ſich wieder die deutſche Herrſchaft abermal aufzulehnen, und ſah der poetiſchen Geburt, die man erwartete, mit ungeduldigem Vergnügen entgegen.

Ende des erſten Buches.

Der

Der furchtſame Liebhaber.

Ein Schäfergedichte.

Philander, dem das Glück im Lieben ſtets zuwider,
Und Phyllis grauſam ſchien, warf ſich im Graſe nieder,
Und ſtützte ſeinen Kopf, und dachte hin und her,
Ob ſeiner Liebesnoth durch nichts zu helfen wär.
Zwo Stunden hatt er ſchon vor Unmuth ſtill gelegen;
Drauf ſtieß die müde Bruſt, mit unterbrochnen Schlägen,
Viel tiefe Seufzer aus. Sein Blut gerieth in Lauf,
Und er that ſeinen Mund mit dieſen Klagen auf:

Verlobte! laßt ſie euch zum Unterricht erzählen,
Lernt, daß es ſchädlich iſt, ſein Leiden zu verhelen.

Du gehſt mir, Phyllis, nun zum drittenmale fort!
Und ich, ich habe dir noch itzo nicht ein Wort
Von meiner langen Pein im Lieben ſagen können.
Wie lange ſoll ich mich in ſtiller Gluth verbrennen?
Zwey Jahre freß ich nun mein Leiden in mich ein,
Zwey Jahre leid ich nun die nicht mehr ſüße Pein,
O Phyllis! bloß um dich. So lang ich dich entbehre:
So fühl ich, daß ich noch den alten Schmerz ernähre;
So lange fühl ich ſchon mein Leben ohne Ruh;
Und weis nicht wie mir iſt, und weis nicht, was ich thu.
Ich bin mir ſelber feind, und weis von keinen Freuden,
Und thu mir ſelber weh, die Chöre zu vermeiden,
Die, wenn ein Feſt erſcheint, in Kränzen luſtig ſind.
Das macht, ſo bald ich dich, o allerſchönſtes Kind,

O Phyllis, nur geſehn: So ward ich wie bethöret,
So hat ſich Tag für Tag mein Zug zu dir vermehret,
Und jeden Blick von dir, und was du biſt und thuſt,
Das ſeh ich allemal mit innerlicher Luſt.
Das ſetzt mich auſſer mich, das macht mir ein Verlangen,
Bey dir die Zärtlichkeit im Lieben anzufangen.

Allein, mein Unglück iſt die ſtete Blödigkeit.
Ich fühls, ich ſchwäche mir das Leben vor der Zeit;
Ich komm, und dringe mich mit Luſt an deine Seite,
Und wenn ich an der Hand dich in das Feld begleite,
Und wenn ich, was mir fehlt, zu ſagen willens bin:
So fällt mir gleich der Muth mit Sprach und Rede hin;
So bin ich wie bethört, und bring in einer Stunde
Auch nicht ein lautes Wort aus dem verſchloßnen Munde.
Mein Auge hat dir zwar ſchon vieles kund gemacht:
Allein, ich ſeh, du ſchlägſt mein Leiden aus der Acht,
Und ſiehſt mich faſt nicht an. Dieß ſchmerzliche Bezeigen
Verdien ich leider wohl durch mein verwerflich Schweigen.

Der lange Tag verſtreicht; die Feſttagsluſt iſt aus;
Ich laſſe dich, und geh mit Unluſt in mein Haus,
Und fühle nun zu viel, wen ich mit dir verlaſſen,
Und endlich fürcht ich gar, mich werde Phyllis haſſen.

Drauf hat mein Thyrſis mich vertraulich angefragt;
Dem hab ich alles frey geſtanden und geſagt:
Daß ich dir günſtig wär, daß ich dich heftig liebte,
Und daß ichs dir verheelt, und daß mich das betrübte.
O Thyrſis! muß es denn im Lieben alſo ſeyn?
Kann niemand, wenn er liebt, als mit ſo ſchwerer Pein,
Und nach ſo langer Zeit, ſein Glück zu Stande bringen?
Ihr Vögel, ſeyd beglückt; denn euer lieblich Singen

Zeugt von der Liebe gnug, zeugt gnug von eurer Ruh.
Der treue Buhle ruft dem liebſten Gatten zu.
Er hört es, und verſtehts, und folgt den ſüßen Trieben,
Und hüpft von ſeinem Aſt, und läßt ſich willig lieben.
Das blöckende Geſchrey der Schafe ſelber ſpricht,
Und trägt die Liebe vor: denn ſonſt verſteh ich nicht,
Wie dieſe Heerde ſich von Jahr zu Jahr vermehrte,
Wenn jedes nicht den Ruf von ſeinem Buhlen hörte.
Und ich, und ich allein verſchweige meine Glut!
Schon länger als ein Jahr ſtockt mein verſchlemmtes Blut,
Ich bin zu allem faul, verzehre mich faſt ſelber;
Mein blaſſes Angeſicht wird alle Tage gelber,
Mein Rohr erſchallt nicht mehr, wie vormals, durch den Wald,
Ich ſuche was ich kann, den finſtern Aufenthalt,
Der mich zum Schweigen reizt, damit kein Menſch erfahre,
Warum denn ich allein im Frühling meiner Jahre
So unzufrieden bin; da jeder Schäfer liebt,
Und einer Schäferinn bey uns ſein Herze giebt.
Ihr Nymphen, ſagt nur nicht, daß ich die Liebe meide:
Ich weis es gar zu wohl, wie viel ich Armer leide:
Was kann denn ich dafür, daß ich nicht wagen kann,
Was tauſend unter euch mir glücklich vorgethan.
O Phyllis, geſtern kamſt du ſelbſt in dieſe Triſten!
Was kann ſo unverhofft dein holder Anblick ſtiften?
Gewiß! So bin ich kaum erſchrocken und erblaßt,
Da mir das graue Thier zuletzt ein Lamm gefaßt,
Und mit dem Raub entlief, eh Hylax mich erwecket,
Da ich aus Müdigkeit mich in das Gras geſtrecket:
Als ich dießmal vor dir, o ſchöne Schäferinn,
Und bloß aus Zärtlich[illegible] und Luſt erſchrocken bin,

Da mir Damötas rief, daß ich gleich kommen ſollte,
Wenn ich den ganzen Tag bey ihm verbleiben wollte,
Ich kam, ich ſahe dich. Du ſahſt mich wieder an,
Viel holder, als du ſonſt vor dieſem mir gethan;
Ich drückte dir die Hand; ich wünſchte ſie zu küſſen,
Auch dieſe haſt du mir nicht, wie zuvor, entriſſen.
Und nahmſt den Blumenſtraus, den ich mit treuer Hand
Auf dieß mir werthe Feſt für deine Haare band;
Mein Fleiß gefiel dir auch; und als du dich geſchmücket,
Da hab ich meinen Strauß auf deinem Haupt erblicket.
Da wuchs mir nun das Herz; da faßt ich friſchen Muth,
Da dacht ich, Phyllis iſt dir doch ein wenig gut;
Da, dacht ich, hab ich nun, was ich gewünſcht, in Händen;
Nun wird ſich doch einmal die lange Sehnſucht enden.
Im Schweigen werd ich doch der Jugend niemals froh.
Was einmal böſe geht, das geht nicht immer ſo.
Eh ich ſtets leiden will, ſo will ich etwas wagen,
Und ihr die Zärtlichkeit der ſtillen Neigung ſagen:
Vielleicht wohnt Damons Herz auch in der Phyllis Bruſt,
Vielleicht gewinnt ſie noch zu meiner Ehrfurcht Luſt.
Ich will! und wenn ich will, ſo muß ich dennoch ſchweigen,
Ich ſelber finde mich auch nicht in mein Bezeigen.
Wer weis, ob mir nicht ſtets der Phyllis Angeſicht
Den blöden Mund verſchleußt: wer weis es, ob auch nicht
Die Furcht, daß ſie mich flieht, ſo bald ich mich erkläret,
Dem ängſtlichen Geſtehn den leichten Ausdruck wehret.
O Kind, ich bin dir gut ⸗⸗⸗ ich bin ⸗⸗⸗ dir ⸗⸗⸗ gar zu gut.
Und weiter kann ich nicht, ich ſeh verſchämt in Hut,
Mich hält, ich weis nicht was, und ſagt mir mit Betrüben:
Schweig nur, Unglücklicher! ſie wird dich doch nicht lieben.

Ja, ja! du liebſt mich nicht! Mein zärtlichs Herze ſpricht
Ich bin geſchickt genug: Allein ich habe nichts.
Dein Bruder hat ſchon oft mein Flötenſpiel erhoben,
Und du haſt doch gehört, wie den die Schäfer loben.
Allein das hilft mir nichts. Drum ſchweig ich lieber ſtill,
Als daß ich mir zu bald den Vortheil rauben will,
Im Hoffen froh zu ſeyn. So gehſt du nun zurücke!
Ich bleib und folge dir mit ſehnſuchtsvollem Blicke,
So weit das Auge reicht: Kaum ſeh ich dich nicht mehr,
So geh ich, wie zuvor, der Einſamkeit Gehör;
Da überfällt mich denn mein alter Unmuth wieder,
Mein Schweigen ſchlägt mich denn vielmehr als vormals nieder.
Es kränkt, es reuet mich. Ich ſoll nicht ruhig ſeyn!
Mit eingebildter Luſt, und allzuwahrer Pein
Schleicht meine Jugend hin; und ſtürzt mich ins Verderben,
Ich werde noch zuletzt mit dieſer Sehnſucht ſterben.

Nein: lieber noch gewagt, was noch zu wagen ſteht!
Ich weis den Weg zu wohl, der nach der Phyllis geht;
Ich hole ſie noch ein. Es mag ihr fremde ſcheinen,
Ich will recht ängſtlich thun, flehn, bitten, ſeufzen, weinen,
Sie hör mich oder nicht: So leid ich, was ich muß.
Du biſt wohl ſchon zu weit für meinen müden Fuß,
Doch glaube, daß ich dir in Kurzem folgen werde;
Denn ietzund hält mich nicht die Sorge für die Heerde.
Wo du nicht Troſt für mich in dieſem Leiden haſt;
So ſterb ich. Iſt mir doch das Leben ſo zur Laſt,
Muß ich es ohne dich noch länger einſam führen;
Die Heerd iſt auch nicht mein: ſo kann ich nichts verlieren.

Da ſtehn die Schafe ſtill, und ſchließen einen Kreis
Um ihren Hirten her; und ſehn mich recht mit Fleiß
Und unbeweglich an; und thun, als ob ſie fragten,
Und mich bey meinem Gram aus Mitleid ſelbſt beklagten.
Der muntre Hylax liegt, und ſtellt ſich auch betrübt,
Daß meine faule Hand ihm nichts zu ſchaffen giebt.
Kommt, liebſten Schäfchen, kommt, ich kann faſt nicht mehr bleiben;
Die Sonne ſinkt ſchon tief, ich will euch rückwärts treiben.

Gottlob Benjamin Straube.

* *

Kurzer Erweis,

daß ſich alle Studierende eine hiſtoriſche Erkenntniß von guten Künſten und Handwerken zuwege bringen müſſen.

Daß alle gelehrte Leute Philoſophen ſeyn müſſen, iſt eine Wahrheit, die kein vernünftiger Menſch in Zweifel ziehen wird. Die Begriffe von der Gelehrſamkeit und Weltweisheit ſind ſo genau mit einander verknüpfet, daß ſie ſich ohne eine gänzliche Zernichtigung nicht trennen laſſen. Ich würde verſchiedenen meiner Leſer ohne Zweifel einen Ekel verurſachen, wenn ich dieſe garzubekannte Sache, durch eine ordentliche Erklärung und daraus hergeleitete Schlüſſe nach der ſtrengſten Schärfe erweiſen wollte. Da ich aber vornemlich zum Unterrichte der Jugend ſchreibe, ſo wird mir wenigſtens erlaubt ſeyn, auch hier derſelben zu gefallen, ein klares Bild, das ſo gleich in die Augen fällt, mit lebendigen Farben zu entwerfen. Alle unſre Gelehrte legen ſich entweder auf die Erkenntniß göttlicher Dinge, oder auf die Wiſſenſchaft der Rechte, oder auf die Arzneykunſt, oder auch insbeſondere auf alle Theile der Weltweisheit. Wer den Namen eines gründlichen Gottesgelehrten mit Recht behaupten will, der muß, nebſt einer hinlänglichen Erkenntniß der Grundſprachen, ſeine Sätze nicht etwa nur nach der Reihe im Gedächtniſſe haben, ſondern er muß auch nach vernünftigen Regeln der Auslegungskunſt eine Wahrheit aus der andern herzuleiten, und ſie insgeſammt mit einander zu verknüpfen wiſſen. Thut er dieſes, ſo handelt er philoſophiſch, und unterſcheidet ſich dadurch von dem leidigen Schwarm der unnützen Wäſcher und Träumer. Will ein Rechtsgelehrter ſich nicht zu der ſchädlichen Rotte der Zungendreſcher zählen laſſen: So muß er alle Geſetze, Rechte und Verordnungen aus der Natur und Beſchaffenheit der menſchlichen Seele, aus dem Rechte der Natur und der darauf ſich gründenden wahren Glückſeligkeit der menſchlichen Geſellſchaft, und aus den Geſchichten zu erklären und zu behaupten wiſſen. Wer ſieht ſo dann nicht, daß er die Pflichten eines Weltweiſen erfüllet? Ein rechtſchaffener Arzt verſteht den ganzen Bau des menſchlichen Körpers; er weis den Urſprung der Krankheiten und kann Gründe anzeigen, warum dieſelben durch dieſes und jenes Mittel gehoben werden können. Er führet ſich alſo als ein Philoſoph auf, und entfernet ſich dadurch von den mit Freyheitsbriefen ausgerüſteten Landbetriegern, Gauklern und aberglaubiſchen Segenſprechern. Von den insbeſondere ſo genannten Weltweiſen darf ich nichts erwähnen; weil der Name die Sache an ſich ſelbſt unmittelbar bezeichnet. Es iſt alſo klar, daß alle Gelehrte, in gewiſſer Maaße, Philoſophen ſeyn müſſen, in ſo fern ſie im Stande ſeyn wollen, ihre Wahrheiten deutlich zu erklären und gründlich zu erweiſen. Es lieſſe ſich aber ferner leicht darthun, daß alle nach ihren Claſſen itzt genannte Gelehrte faſt nicht einen einzigen Theil der Weltweisheit entbehren können. Wie will z. E. ein Gottesgelehrter die göttlichen Wahrheiten ordentlich und gründlich vortragen, wenn er nicht weis, was zu einer deutlichen Erklärung und einem vernünftigen Schluſſe erfordert wird? Wie will er die Gemüthsneigungen rege machen und dämpfen, und den Menſchen die Laſter abſcheulich und die Tugend angenehm machen, wenn er die Beſchaffenheit und verſchiedenen Kräfte der menſchlichen Seele und die Wirkungen der Natur nicht hat einſehen lernen?

Doch ich komme näher zu meiner Abſicht, und nehme als eine ausgemachte Wahrheit an, daß alle Gelehrte ohne Unterſchied wenigſtens in der Naturlehre keine Fremdlinge ſeyn müſſen. Ich will aus ſo vielen bekannten Gründen, die zum Beweiſe dienen können, nur einen einzigen berühren. Alle Gelehrte ſind unſtreitig zu einer gründlichen Erkenntniß des groſſen Gottes verpflichtet. Nun iſt aber ohne allen Widerſpruch die Wiſſenſchaft natürlicher Dinge die Leiter, auf welcher wir zu dem Throne des unſichtbaren Gottes hinauf ſteigen, und mit den Augen des Gemüths ſeine herrlichen Eigenſchaften in vollem Glanze erblicken können. Die Worter: Gottliche Güte, Weisheit und Macht, werden von Jugend auf dem Gedächtniſſe eingepräget; ſie bleiben aber bey nahe leere Töne; die Naturlehre giebt erſt die Begriffe dazu her: und je mehr wir die Wirkungen der Natur erwegen, deſtomehr entdecken wir die göttlichen Abſichten, und folglich die Spuren ſeines Willens. Eine der vornehmſten Abſichten, welche Gott bey dem Baue unſers Erdkörpers gehabt hat, und die ſich ohne vieles Nachdenken erforſchen läßt, iſt unſtreitig das Leben, die Fortpflanzung, Vermehrung, Erhaltung, und das Vergnügen unzähliger lebendiger, ſo wohl unvernünftiger als vernünftiger Geſchöpfe. Dieſe Abſicht ſuchet das höchſte Weſen bey den vernünftigen Geſchöpfen auf eine ganz andere Weiſe zu erreichen, als bey den Unvernünftigen. Die Fertigkeit, welche die unvernünftigen Creaturen zu ihrer Nothdurft und Bequemlichkeit nöthig haben, iſt ihnen angebohren. Denn wir ſehen mit Verwunderung, daß die jungen Bienen und Spinnen eben ſo künſtliche Werke verfertigen, als die alten, ob ſie gleich die Kunſtgriffe niemals geſehen, geſchweige daß ſie ordentlich wären unterrichtet worden. Die junge Schwalbe war noch nicht gebohren, als die Alte ihr Neſt bauete; ſie bringt aber eben dieſelbige Kunſt mit auf die Welt. Die Raubvögel ſind von Natur mit denjenigen Waffen verſehen, die ſie theils zum Rauben, theils zu ihrer Vertheidigung nöthig haben. Und alle Thiere überhaupt können viele Künſte und Handwerke entbehren, weil ſie ihre Kleidung und ihren Schmuck von der Natur erhalten haben, der ſo dauerhaft iſt, als das Leben ſelbſt. Ihr ſtarker Geruch zeiget ihnen den Unterſchied unter guten und böſen Speiſen, und ihr Magen iſt ſo gut, als der beſte Koch, und vertritt Mühlen und Backöfen. Auf ſolche Weiſe läßt die Natur alle Thiere als Künſtler gebohren werden, ſo daß ſie alſobald die Fertigkeit beſitzen, ſich zu nähren, zu pflegen und zu vergnügen. Eben dieſe Abſicht hatte der Schöpfer auch bey den Menſchen; ſie ſollten ſich auch nähren, pflegen und vergnügen. Er geht aber einen ganz andern Weg mit ihnen, dieſen Zweck zu erreichen. Er hat ihnen einen Leib gegeben, der zu unzähligen Verrichtungen die Geſchicklichkeit, aber noch keine Fertigkeit hat; dagegen hat er ihre Seele mit beſondern Kräften verſehen, den Leib auf eine mannigfaltige Weiſe zu üben, und dasjenige entweder ſelbſt zu erfinden oder von andern zu lernen, was zu ſeiner Nothdurft, Bequemlichkeit und zu ſeinem Vergnügen erfordert wird. Was demnach die Menſchen zu dem Ende erfinden, das iſt eine göttliche Abſicht. Dahin gehören nun alle gute Künſte und Handwerke, folglich ſind ſie alle Abſichten und Erfindungen Gottes. Wir müſſen ſie nicht anders anſehen, als Ausflüſſe des göttlichen Verſtandes, der göttlichen Weisheit, Güte und Macht zur Erhaltung und zum Vergnügen des menſchlichen Geſchlechts. Iſt es gleich ein lächerlicher Satz, wenn die Menſchen ſich einbilden wollen, alles, was ſie auf dem Erdboden antreffen, ſey ihrentwegen geſchaffen; ſo bleibt es doch wohl eine unumſtößliche Wahrheit, daß der Menſch einen großen Vorzug vor den Thieren hat, und daß er es wenigſtens nicht ſchlimmer haben ſoll. Bliebe er aber in ſeinem natürlichen Zuſtande, wie er nun gebohren wird, und übte ſeinen Verſtand nicht in Erfindung und Erlernung guter Künſte: So wäre er das elendeſte und unglücklichſte Geſchöpf unter der Sonnen, und müßte allen Thieren den Vorzug laſſen. Wo hätte er Schutz vor Froſt und Hitze? womit wollte er ſich wider den Anfall grimmiger Thiere vertheidigen? wie jämmerlich und mühſam würde er ſeine Nahrung ſuchen müſſen? Wer kann aber dieſes mit den Abſichten eines höchſt vollkommenen und gütigen Weſens zuſammen reimen? Wenn demnach die Menſchen Künſte erfinden, die zu ihrer Bequemlichkeit und zu ihrem Vergnügen etwas beytragen: So wirket Gott durch ſie, ſeine Abſicht zu erreichen. Unſere Bergwerke, unſere Eiſenhämmer, unſere Mühlen, unſere Backöfen, unſere Weberſtellen ſind demnach Werke Gottes und nicht der Menſchen. Der menſchliche Verſtand iſt nur das Werkzeug, deſſen ſich Gott bedienet, den Menſchen mit demjenigen mittelbar zu verſehen, womit er die Thiere wegen Mangel der Vernunft unmittelbar ausgerüſtet hat.

So haben denn die natürlichen und künſtlichen Werke einerley Abſichten; ſie haben beyde Gott zum Urheber. Iſt es nun ausgemacht, daß die Gelehrten alle, gewiſſer maßen, Philoſophen, wenigſtens insgeſammt in der Naturlehre keine Fremdlinge ſeyn müſſen; die Kunſt mit der Natur aber einerley Abſicht hat, und beyde die herrlichen Eigenſchaften Gottes kund machen: So ziehe ich hieraus den Schluß, **daß alle Studierende von Künſten und Handwerken wenigſtens eine hiſtoriſche Erkenntniß ſich zu wege bringen müſſen.** Die menſchliche Seele mit ihren ausnehmenden Kräften iſt unſtreitig ein Werk, das von der Größe ſeines Schöpfers zeuget. Wir müſſen ſie alſo kennen lernen. Sie giebt ſich aber nirgends beſſer kund, als in den Künſten und Handwerken, die von Tage zu Tage höher ſteigen. Von mechaniſchen Künſten will ich nichts erwähnen, ſondern nur die Verfertigung des Leinenzeuges, als eine Kunſt, die man unter die geringſten zählet, zur Probe anführen. Wer bisher ſolches nur oben hin angeſehen hat, der gebe ſich die Mühe, und halte einen Flachsſtengel gegen das feinſte Leinen, und denke nach, wie es möglich geweſen, daß dieſes aus jenem habe entſtehen können; ſo wird er gewiß über die Erfindungskraft, welche Gott in die Seele des Menſchen gelegt hat, erſtaunen müſſen. Wenn wir nun vom Kleinen aufs Groſſe ſchließen, wie groß muß nicht Gottes Güte, Weisheit und Macht in unſern Augen werden, wenn wir auf ſolche Weiſe alle andere und zum Theil noch weit edlere und vortreflichere Künſte uns bekannt machen, und ihren ungemeinen Nutzen zur Beförderung der menſchlichen Glückſeligkeit erwegen.

Es iſt aber die Vermehrung der Erkenntniß göttlicher Eigenſchaften nicht der einzige Grund, der die Studierenden zu einer ſolchen bisher ziemlich ungewöhnlichen Wiſſenſchaft antreiben ſollte. Die künſtlichen Werke laſſen ſich eher erklären, als die natürlichen Dinge. Es hat niemand einen Zuſchauer abgegeben, als Gott die Luft, das Waſſer, das Feuer, die Pflanzen, die Thiere und den Menſchen verfertigte. Es gehöret eine langwierige Unterſuchung dazu, wofern man nur einigermaßen die Möglichkeit einſehen lernen will, wie dieſes und jenes hat entſtehen können. Bey künſtlichen Werken können wir den Anfang und Fortgang ſehen. Der Künſtler kann uns begreiflich machen, wie eins mit dem andern verbunden, und eins von dem andern getrieben wird. Man gebe einem unwiſſenden Menſchen eine Taſchenuhr: Es wird ihm gewiß ſchwer fallen, die Zuſammenſetzung der Räder und das Treibwerk von ſich ſelbſt zu finden, daraus er begreifen könnte, wie es möglich ſey, daß dadurch die Stunden und Minuten angezeigt werden. So geht es uns allen mit natürlichen Dingen. Geht aber der unwiſſende Menſch zu einem Uhrmacher: So kann ihm dieſer in wenig Stunden die Verbindung der ganzen Uhr und ihre Wirkung begreiflich machen. Dieſes Mittel fehlet uns bey der Unterſuchung natürlicher Dinge, und folglich laſſen ſich die künſtlichen Werke eher erklären, als die natürlichen. Findet ſich aber zwiſchen der Natur und der Kunſt eine große Aehnlichkeit, weil bekannt iſt, daß die Erfinder der Künſte der Natur nachzuahmen ſuchen; und laſſen ſich die künſtlichen Werke weit eher erklären: So iſt es unwiderſprechlich, daß derjenige, der ſich auf die Naturforſchung legen will, weit glücklicher fortkommen wird, wenn er ſich in der Erkenntniß künſtlicher Werke vorher wohl geübet hat. Die Erfahrung beſtätiget meinen Satz zur Gnüge. Unſere Meiſter in der Naturlehre würden den menſchlichen Körper mit allen ſeinen Kräften und Bewegungen nimmermehr ſo vollkommen haben kennen lernen, wenn ſie die mechaniſchen Künſte nicht zu Hülfe genommen hätten. Ja die meiſten Kräfte und Wirkungen der Natur ſind in den Werkſtätten der Künſtler und Handwerker zuerſt entdecket worden.

Eine jede Wiſſenſchaft verſchafft uns ein neues Vergnügen. Ich kann mich hierbey auf eines jeden ſeine eigene Empfindung berufen. Wenn wir auch nur hören, daß ein neuer Pabſt erwählt worden: So ſind wir begierig, alle Umſtände zu wiſſen, wie es dabey zugegangen, und wir werden nicht eher befriediget, als bis unſere Neugierigkeit geſtillet worden. Sollte es uns denn kein Vergnügen verurſachen, wenn wir einſehen lernen, wie alle künſtliche Werke, die wir um und an uns ſehen, haben entſtehen können. Die Fenſter laſſen das Licht in unſere Zimmer, und ſchützen uns doch wider die kalte Luft. Sollten wir denn nicht gern wiſſen mögen, woraus das Glas, ein uns ſo nützliches Werk, entſtanden und wie es entſtanden ſey?

Ich will nicht einmal ſagen, daß es einem Gelehrten faſt ſchimpflich iſt, wenn er von ſo vielen Dingen, womit er täglich umgeht, weniger Grund anzuzeigen weis, als der Pöbel. Auch will ich nichts von dem beſondern Nutzen in der Haushaltung erwähnen, deſſen ſich nur diejenigen rühmen können, ſo von mechaniſchen Künſten und Handwerken wenigſtens eine hiſtoriſche Erkenntniß haben.

Wenn junge Leute, die ſich den Studien gewidmet haben, alles dieſes zuſammen nehmen und wohl erwegen: So werden ſie bekennen müſſen, daß ſie ſehr wohl thun, wenn ſie beyzeiten anfangen, die Werkſtätte der Künſtler und Handwerksleute fleißig zu beſuchen. Es ſind dieſe Leute ſo murriſch nicht, daß ſie einen ſolchen Beſuch nicht gern ſehen ſollten; und ſie ſind nicht ſo eigenſinnig, daß ſie auf eine beſcheidene Frage keine Antwort ertheilen ſollten. Vielmehr freuen ſie ſich, daß man ihre Kunſt hochhält, und machen ſich ein Vergnügen daraus, wenn ſie andere, die gelehrter ſeyn wollen, als ſie, noch unterrichten können.

Der Leib muß ſeine gehörige Bewegung und das Gemüth ſeine Erquickung haben. Man muß alſo von den Studierenden nicht verlangen, daß ſie ihre Arbeit beſtändig fortſetzen. Nur iſt zu bedauren, daß die Nebenſtunden öfters einem verführeriſchen Umgange und ſchädlichen Ergetzlichkeiten gewidmet werden. Wie viel vernünftiger und wie viel nützlicher und vergnügter würden ſie dieſelben anwenden, wenn ſie ſich den von mir ertheilten guten Rath gefallen ließen, und bald dieſen, bald jenen Künſtler und Handwerksmann beſuchten, und mit Beſcheidenheit nach dem Grunde eines jeden Dinges fragten. Dadurch wird nicht nur zu der einem Gelehrten nöthigen hiſtoriſchen und philoſophiſchen Erkenntniß der Künſte und Handwerke der Grund gelegt; ſondern ſie haben den gegenwärtigen Nutzen davon, daß ihr Verſtand geſchärft und zum Nachdenken gewöhnet wird.

Es wäre hierbey zu wünſchen, daß mit der Zeit eine hiſtoriſche Beſchreibung aller Künſte und Handwerke zum Vorſcheine käme. So lange aber dieſes nicht geſchieht, ſo kann ich nicht abſehen, warum einige die gemalte Welt aus den Schulen verbannen, und alſo das einzige Hülfsmittel, von den Künſten einigen Begriff zu geben, den Kindern aus den Händen reißen.

Joh. Mich. Herbart,
Rector in Oldenburg.

* *

Der Schäfer und die Sirene.

Eine Fabel.

Ein Schäfer aus der göldnen Zeit,
Ein Thyrſis im Arkader Lande,
Trieb öfters nach des Meeres Strande,
In ruhiger Gelaſſenheit.
Sein treuer Hund war ſein Gehülfe,
Ein kirres Lamm war ſeine Luſt,
Und, außer einem Rohr vom Schilfe,
Ihm weiter kaum ein Glück bewußt.

Er kannte weder Liſt noch Feind,
Und ſchlief vergnügt auf ſeiner Matte;
Er wünſchte nichts, als was er hatte,
Und war ſich ſelber Glück und Freund.

Ihn rührten keine Schäferinnen:
Gefiel ihm eine bey dem Spiel;
So konnte ſie nichts mehr gewinnen
Als daß ſie ihm einmal gefiel.

Doch ſeiner Ruhe droht Gefahr!
Das Meer zeigt ihm die beſte Schöne,
Er wird die nackende Sirene
Mit nie gefühlter Luſt gewahr.
Er ſteht, und will nicht ſtehen bleiben,
Er ſteht, verliebrt den freyen Sinn,
Will abwerts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.

Zwo blauer Augen Blick und Zug,
Die ſchmachtend voller Wolluſt brannten,
Sich nach dem Angriff zaghaft wandten,
Als hätten ſie nicht Muth genug.
Halb ſtolze, halb verſchämte Minen,
In denen Ernſt, Gefahr und Luſt
Einander zu begegnen ſchienen,
Durchdrangen unſers Schäfers Bruſt.

Vom runden Kinne bis zur Hand,
Von weißen Hüften bis zur Stirne,
Entzückt ihn dieſe Waſſerdirne,
An der er tauſend Anmuth fand.
Nie wird ſie reizend gnug beſchrieben;
Der beſte Riß bleibt ein Verſuch.
Kurz: Sie zu ſehn, und nicht zu lieben,
War, wie man ſagt, ein Widerſpruch.

Der gute Schäfer ſteht zerſtreut,
Vergißt ſich ſelbſt und ſeine Heerden,
Und klagt mit ängſtlichen Gebehrden
Der Schönen ſeine Zärtlichkeit.
Dich, rief das Kind, kann ich erhitzen?
Ich ſoll an Deiner Seite ruhn?
Ja, Freund, du ſollſt mein Herz beſitzen!
Erbitte mich nur vom Neptun!

Der Schäfer ruft zum Gott der See:
Ein Opfer von zwo feiſten Ziegen
Soll dich, Neptun, ſo gleich vergnügen,
Wofern ich nicht vergebens fleh.
Dir, ſpricht Neptun, mein Kind zu geben?
O ſpahre Seufzer, Wunſch und Harm!
Ich gäbe dir und deinem Leben
Ein ewig Unglück in den Arm.

Der arme Thyrſis ſeufzt und weint,
Und klagt, mit manchem bangen Schalle,
Sein Leid dem nahen Wiederhalle,
Bis wiederum Neptun erſcheint.
Gut, ſpricht Neptun, du gleichſt den Knaben,
Dich blendet eine Scheingeſtalt.
Gut, gut, du ſollſt dein Unglück haben;
Denn du verlangſt es mit Gewalt.

Die Nacht befördert Thyrſis Ruh.
Neptunus giebt ihm die Sirene;
Der Schäfer trägt die naſſe Schöne
Entzückt nach ſeiner Hütte zu.

Er weis ſein Glück kaum gnug zu ſchätzen.
Sein mattes Herz wird wieder friſch.
Der Tag erſcheint. O welch Entſetzen!
Sirene war halb Menſch, halb Fiſch.

O Fabel! meynſt du nicht die Welt,
Die früher liebt und eher brennet,
Als ſie das Kind zur Hälfte kennet,
Das Aug und Wahn für göttlich hält?
Man liebt der Schönen Mund und Stirne,
Bis der verborgne Fiſch uns ſchreckt,
Ihr eitles Herz, ihr leer Gehirne
Die Fehler unſrer Wahl entdeckt.

C. F. Gellert.

* *

Briefwechſel,

zwiſchen einer Mannsperſon und einem Frauenzimmer, warum man dem ſchönen Geſchlechte nur in einer artigen Kleidung gefällt.

Angenehme Phillis!

Aergern Sie ſich nicht, wenn es Ihnen oder mir an Zufällen gebricht, wovon wir uns unterhalten können: Die meiſten ſind ohnedem keiner Beurtheilung würdig. Wer das Vergnügen hat, mit Ihnen perſönlich, oder im Briefwechſel umzugehen, der wird allezeit die angenehmſte Unterhaltung finden. Anitzo werden Sie mir gütigſt erlauben, eine kleine Anmerkung zu machen, und mir darüber Dero unparteyiſchen Ausſpruch auszubitten. Die Frage iſt dieſe: Warum kann das Mannsvolk dem Frauenzimmer niemahls wohlgefallen, als in einer artigen Kleidung? Und warum zielen alle Triebe bey dem Mannsvolke dahin, dem ſchönen Geſchlechte bloß durch Kleiderpracht gefällig zu werden? Meynen Sie nicht, daß ich hier die kleinen Herren zum Zwecke habe. Deren Bemühungen ſind allzuſehr bekannt, und in aller Welt einerley, als daß ich hier nöthig hätte, Ihr Beyſpiel als eine Regel gelten zu laſſen. Dieſe ſind auch vielmals eben dadurch dem vernünftigen Frauenzimmer ſelbſt lächerlich geworden. Ich rede hier von einem allgemeinen Triebe, der bey Vernünftigen und Unvernünftigen, bey Hohen und Niedrigen, bey Reichen und Armen einerley iſt, und nur entweder nach dem Grade ihrer Thorheit, oder nach dem Stande, und nach den Umſtänden ihres Glücks unterſchieden iſt: Sie werden finden, daß ein verliebter Philoſoph ſehr ſorgfältig ſeine Perücke zu recht geſetzet und eine ſaubere Wäſche angeleget hat, wenn er vor dem Frauenzimmer erſcheint. Der Reiche wird ſeinen beſten Staat angelegt, und der Aermſte ſeinen reineſten Bruſtlatz angezogen haben. Woher rühret dieß Verhalten? Läßt ſich denn das Frauenzimmer mit nichts, als dem Aeußerlichen blenden? Sind denn die innern guten Eigenſchaften allein nicht vermögend, das Frauenzimmer einzunehmen? Beſchuldigt man ihr Geſchlechte nicht dadurch einer Schwachheit, daß lebloſe Dinge ihnen reizend vorkommen? Ich weis zwar wohl, daß natürliche Schönheiten durch die Kunſt können erhoben werden. Ich weis, daß es der Wohlſtand unumgänglich erfordert, reinlich vor die Leute zu treten. Allein, warum ſind wir andern, unter uns in dieſem Stücke nicht ſo ſorgfältig? Warum ſuchen wir Mannsperſonen nur unter uns ſelbſt, die rechten wahren Mittel einander durch ganz andre Wege die Hochachtung zu erwerben? Gewiß, ich glaube, man verräth durch ein ſolches Bezeigen ſeinen ſchlechten Begriff von dem Frauenzimmer. Denn entweder man muß denken, ihr Verſtand dringe nicht tiefer, als in die Falten der Kleider, oder lege den Kleidern ſelbſt eine Reizung bey. Doch Germann, was unterſteheſt du dich? Willſt du deine Richter beurtheilen? Unterwirft ſich nicht die andre Hälfte der Welt lediglich ihrem Beyfalle? Gut. Ich will nur wiſſen, aus was für Gründen die Triebe entſtehen; Daß ein Menſch, der dem Frauenzimmer zu gefallen ſuchet, ſich unumgänglich durch das äußerliche Anſehen annehmlich machen will. Phillis! Wie führen ſich Ihre Verehrer bey Ihnen auf? Ich glaube, Sie ſehen ſie nicht an; denn Sie denken mehr: Aber gleichwohl liebet meine Phillis die Kleider auch; denn Sie hat mir ſelbſt befohlen, daß ich mein Herz bey ihr gut verdecken ſoll. ꝛc.

Germann.

Antwort.

Mein Herr!

Sie verlangen von mir zu wiſſen, warum eine Mannsperſon unſerm Geſchlechte nur in einer reinlichen Kleidung wohl gefällt. Die Beantwortung dieſer Frage würde mir nicht allein viel Mühe, ſondern auch große Unkoſten verurſachen. Was das erſte betrifft ſo bin ich ein Frauenzimmer; und zu dem andern habe ich nicht Vermögen genug. Denn ich müßte mich bey allem Frauenzimmer in der Welt um dieſe Urſache erkundigen; ſonſt würde ich Ihnen nicht ſagen können, ob und warum unſer Geſchlecht darinnen übereinſtimmte. Ich will alſo nur thun, als hätten Sie mich alleine gefragt, warum mir eine Mannsperſon in einer artigen Kleidung wohl gefiele? Weil ich einmal eine Lehrerinn vorſtellen ſoll, ſo will ich erſt kurz, und hernach auch weitläuftig antworten. Das erſte zu bewerkſtelligen, frage ich Sie, warum Sie gewiſſe Speiſen mit Lorberblättern beſtreuen, mit Zimmet und Nelken beſtecken, und die Ränder der Schüſſeln mit Semmelkrümmchen zuweilen bedecken laſſen? Wo ich nicht irre, ſo verlangen dieſes Ihre Augen, aber nicht Ihr Hunger. Verſuchen Sie es doch, ob Sie mir auf eine kurze Frage auch kurz antworten können. Nun will ich Ihnen auch meine Gedanken etwas weitläuftig eröffnen. Soll der Umgang des Frauenzimmers mit Mannsperſonen eine erlaubte Sache ſeyn, ſo müſſen Sie ſich jenes als Kinder, und dieſe als Spielſachen einbilden. Sie werden in der That einem Kinde keine große Freude machen, wenn Sie ihm eine Puppe, die mit alten zerriſſenen Lappen bekleidet iſt, verehren wollen. Die Natur hat ihm ſchon einen Trieb eingepflanzt, das Schöne von dem Ungeſtalten zu unterſcheiden, und jenes ſo ſehr zu lieben, als dieſes zu haſſen. Ja Sie werden wahrnehmen, daß ſich die Kinder vor ihren Müttern, die ſie doch von Natur lieben, über die maßen fürchten, wenn ſich dieſelben in häßliche Kleider verſtecken, und ihren Kindern alſo unter die Augen treten. Ein Frauenzimmer ſuchet ſich nur an dem Anſehen einer Mannsperſon zu vergnügen. Eine ausgeputzte Decke wird ihm beſſer in die Augen fallen, als ein Bettler, wenn es auch gleich wüßte, daß der Geiſt des Diogenes Cynicus in einem cyniſchen Aufputze vor ihm ſtünde. Die Schönheit einer Seele zu betrachten, iſt eine ſchlechte Luſt für die Augen, die nur auf Körpern haften bleiben. Man hat oft eine Perſon geliebt, da ſie noch auf die Reinlichkeit der Kleider etwas gehalten hat: allein, ſo bald dieſes weggefallen, ſo hat man ſie nicht mehr zu ſehn verlangt, und ſie wird uns unbekannt. Kömmt ſie uns aber unverhofft unter die Augen, ſo iſt es, als ſehe man ſie das erſtemal; und wie da der Anblick iſt, ſo urtheilet man. Kann man aber aus einem ſchlechten Anblicke ein gutes Urtheil faſſen? Dieſes iſt meine Meynung, mein Herr. Sie haben ein Frauenzimmer gefragt, alſo müſſen Sie auch mit einer ſchwachen Antwort zufrieden ſeyn. Ich pflege wenigſtens die Mannsperſonen für Spielſachen zu halten, und damit ich es auch an Ihnen beweiſe, ſo ꝛc.

Phyllis.

* *

Abbildung der Jugend.

Laßet mir die Jugend malen,
Wie ſie auf den Blumen ſpringt,
Und bey heitern Sonnenſtralen
In der Linden Schatten ſingt:

Laßt mit friſchen Roſenkränzen
Ihre ſchwarze Scheitel glänzen!
Laßt der Augen holden Schein
Frey und voll Vergnügen ſeyn.

Macht, daß unverſtellte Freude
Aus den muntern Wangen lacht.
Deckt mit einem Schäferkleide
Ihrer ſchlanken Glieder Pracht;
Roſen laßt die Hände zieren,
Roſen ihren Fuß berühren,
Und ein friſcher Roſenſtrauß
Schmück auch ihren Buſen aus.

Um ſie her laßt Scherz und Lachen,
In der Hand ein Glaß voll Wein,
Tanzend einen Reyhen machen;
Miſcht ihr ja die Liebe drein;
Nun ſo gebt ihr güldne Pfeile,
Deren Kraft euch wieder heile,
Deren Spitze, ſo verletzt,
Daß ſie mich zugleich ergötzt.

Die Entzückung malt zur Seiten,
Malt der Dichtkunſt frohes Rehr;
Nur die Sorgen künftger Zeiten
Stellet mir als fliehend vor;
Fliehend malt den Haß der Herzen;
Fliehend Traurigkeit und Schmerzen.
Iſt es fertig? Schreibt dazu:
So gebrauch der Jahre Ruh!

Nach-

* *

Nachricht

von denen im vorigen Monate in Leipzig aufgeführten Schauſpielen.

Mein Herr,

Wofern Sie auf ihrem einſamen Landgute noch nicht ganz ſtoiſch geworden, und alle Regungen der Menſchlichkeit abgeleget haben: So freuen Sie ſich entweder über die Nachricht, die ich Ihnen mittheilen werde, oder laſſen Sie dem Neide und der Misgunſt einigen Raum in Ihrem Herzen. Ich würde Ihnen noch das dritte, nämlich die Betrübniß, vorſchlagen, wenn ich nicht wüßte, daß Sie eine viel zu gute Kenntniß von derjenigen Sache hätten, welche ich Ihnen melden will, als daß Sie fähig wären, ſich darüber zu betrüben. Unſere kleine Stadt wird den großen und berühmten Städten London und Paris immer ähnlicher; und es wird eine beſondere Ehre für ſie ſeyn, wenn ſie diejenige Geſellſchaft Comödianten bey ſich wird unterhalten können, welche nunmehro die hohe Erlaubniß haben, unſern Bürgern ein unſchuldiges Vergnügen zu machen. Bis hieher ſcheint es noch, als wenn es vielleicht angehen würde; denn ſo oft, als ich ein Schauſpiel beſuchet habe, ſo iſt es ſo ziemlich voll geweſen. Es kann ſeyn, daß es künftig beſſer wird, und der Geſchmack an dieſer Ergötzung vor andern Ergötzlichkeiten die Oberhand bekömmt. Dieſes iſt meine Nachricht, welche einige Regungen der Menſchlichkeit in Ihnen erwecken ſoll.

Allein Sie ſind damit wohl noch nicht zufrieden, ſondern wünſchen vermuthlich einen nähern Bericht, theils von dem Anfange dieſer Luſtbarkeiten, theils von den bisher vorgeſtellten Stücken. Ich will Ihnen auch damit dienen, ſo gut als ich kann. Sie ſollen von demjenigen, was ganz neu auf die Schaubühne gekommen, einen kurzen Auszug erhalten; was aber bereits ſchon bekannt iſt, und ſie entweder im Franzöſiſchen geleſen haben, oder leſen köñen, oder auch ehemals aufführen ſehen, das will ich Ihnen bloß anzeigen.

Den 19ten des vorigen Monats wurde das Theater mit einem Vorſpiele eröffnet, welches die geſchickte Principalinn dieſer Geſellſchaft Fr. **Friderica Carolina Neuberin**, gebohrne Weißenbornin, in deutſchen Verſen verfertiget hatte. Es hieß die **Zufriedenheit**, und die Perſonen deſſelben waren: Der Verſtand, als ein ordentlich wohlgekleideter Herr; das Glück, als eine alte Deutſche; die Zufriedenheit, als eine Gärtnerin; der Fleiß, als ein Bedienter; der Gehorſam, als ein Schäferknabe; ein Comödiant, in ſeiner täglichen gewöhnlichen Kleidung. In dem erſten Auftritte ſaßen das Glück, der Verſtand, die Zufriedenheit, alle drey in einer Hütte, und die Zufriedenheit ſing an:

Wie komm ich zu der Huld, das Glück und den Verſtand
So nah bey mir zu ſehn? Dieß allerliebſte Land
Hegt dieſen Schatz für mich?

Glück.

Ich ſuche dich mit Freuden,
Und komm mit Luſt zu dir.

Zufriedenheit.

Man wird mich drum beneiden.

Glück.

Da kehre dich nicht dran. Gefällt dir meine Huld:
So habe mit dem Neid ſo gern, als ich, Geduld.

Zufriedenheit.

Ja weil mir deine Huld von Dir die Kenntniß zeiget:
So find ich auch die Kraft, wie man erträgt und ſchweiget.
(zum Verſtande) Und Du, mein Freund, Verſtand, haſt noch die alte Kraft,
Die mir ſo vielmals Troſt und Nutzen hat geſchafft?
Du denkſt auch noch an mich?

Verſtand.

Ich kann Dich nicht vergeſſen,
Die Weisheit lehrt mich dieß; daraus kannſt du ermeſſen,
Weil ich der Klugheit folg in dieſem, was ſie lehrt,
Daß Dich mein reines Herz auch ſuchet und verehrt,
Und daß hernach das Glück uns beyden Vortheil bringet.

Glück.

Wenn ihr zufrieden ſeyd, wie euer Wunſch gelinget,
Und das behutſam braucht, was ich euch geben kann:
So nehm ich mich recht gern auch eurer Wohlfahrt an.

Hierauf erkläret ſich die Zufriedenheit, daß ſie noch im̃er glücklich geweſen, und auch bey Widerwärtigkeiten etwas gutes gefunden habe. In dem 2ten Auftritte kömmt der Fleiß, als ein Bedienter gekleidet, und meldet, daß die Heftigkeit, der Vorwitz und die Lügen kämen; das Glück aber beſiehlt, ſolche abzuweiſen. Die Zufriedenheit meynet zwar in dem 3ten Auftritte, daß man ſie einlaſſen möchte; allein der Verſtand zeiget, daß Gefahr dabey ſey. In dem 4ten Auftritte kömmt der Fleiß etwas zornig zurück, und erzählet, was er für Noth mit dem Vorwitze und der Heftigkeit gehabt, ehe er ſie abgewieſen. Zugleich meldet er auch die Jungfer Grübeley an, welche zu der Zufriedenheit wollte, und für ſie einen Aufſatz

Von Wohnung, Kleidung, Pracht und Zierrath aufgeſchrieben

hätte. Der Verſtand ſchicket den Fleiß wieder weg, ſie gleichfalls abzuweiſen. Die Zufriedenheit iſt in dem 5ten Auftritte der Meynung, daß ſolches die Grübeley noch mehr aufbringen werde: Jedoch der Verſtand zeiget, daß es ihr mehr nütze. In dem 6ten Auftritte kömmt der Fleiß wieder, und bringt ein ſpitzig Compliment von der Grübeley zurücke. Er meldet dabey die Unwiſſenheit an, welche der Zufriedenheit ein Buch überreichen will. Sie berathſchlagen ſich, ob ſie ſolche vor ſich laſſen wollen, und der Schluß fällt endlich, der Fleiß ſolle das Buch hohlen, die Frau aber zurück laſſen. Unterdeſſen bereitet der Verſtand in dem 7ten Auftritte die Zufriedenheit zu einer Gemüthsſtille, wenn ihr irgend etwas widriges begegnen möchte. Hierauf bringt der Fleiß das Buch in dem 8ten Auftritte, welches ſie ein jeder vor ſich ſtille anſehen. Nachdem es der Fleiß wieder zurück bekommen: So bringt der Gehorſam, als ein Schäferknabe, einen Comödianten, welcher ſich glücklich ſchätzet, daß ihm der Zutritt zu den hier verſammelten Perſonen erlaubet ſey. Der Fleiß überreicht dem Comödianten das Buch, und begehret, daß er es leſen ſoll. Er lieſt folgenden Titel: „Die Kenntniß von der

„ganzen Welt nach ihren vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Umſtänden; von allen Sprachen, welche die fünf ſelbſtlautenden Buchſtaben entrathen können, und wie ſie zu entrathen ſeyn, von der Tonkunſt der Sprache, der Stellung des Leibes, des Ganges, der Kleidung, der Geſichter, nach der alten und neuen Mode der neuen Klugheit zum Beſten herauszugeben von einem, der dieſes alles weis„; und giebt dem Fleiße das Buch mit dieſen Worten zurück:

Was erſt noch kommen ſoll, das kann ich itzt nicht leſen.

Hierauf ertheilet ihm der Verſtand folgende Lehren:

Nimm meinen Unterricht und meinen Rath in Acht!
Sags deinen Freunden auch, und ſey darauf bedacht;
Vergiß nicht, wer du biſt. Gib Tugend zu erkennen;
Sey allzeit, wer du ſollſt. Laß dich hernachmals nennen
So, wie man ſelber will; es hilft und ſchadet nicht,
Wenn man mit Wahrheit nur nichts Böſes von dir ſpricht.
Bleib ein vernünftger Menſch, ein Bürger guter Sitten,
Dem kein Geſetz zu ſchwer; der keines überſchritten,
Und übertreten wird. Gebrauche, was du haſt,
Und nimm damit vorlieb. Trag von der Kunſt die Laſt,
Die mit dazu gehört. Verlange nichts zu frühe,
Nichts ohne guten Grund. Nichts ohne Fleiß und Mühe.
Such durch den rechten Weg, was Dich erhalten kann.
Acht alle Leute hoch. Nimm keinen Fehler an:
Verbeßre, was du kannſt; ſey nützlich und ergötze;
Mach, daß man dich des Schutzs der Gnade würdig ſchätze.
Mach deinen Gönnern Ruhm, durch Ordnung, Fleiß u. Zucht.
Und zeige nach und nach den Nutzen und die Frucht;
Ertrage mit Geduld, was nicht zu ändern ſtehet;
Denk, daß es jedermann, nach dieſer Ordnung gehet.
Verſchlaf und übertreib auch nicht die Kraft von mir;
Such aller Menſchen Gunſt, zieh jedes Herz zu dir.
Halt ihre Freundſchaft hoch, und laß ſie nicht erkalten,
Und wen du nicht vermagſt zum Freunde zu erhalten,

Den laß in ſeinem Werth : : :
Und bleib in deinem Werth, ſey dankbar und bezeig
Für jede Wohlthat das, was deine Pflicht verlanget,
Denk, daß dein ganzes Wohl an der Erkenntniß hanget,
Daß Undank allezeit das größte Laſter iſt,
Und ein gefährlich Grab, das manches Herz verſchlüßt,
Mit dicker Finſterniß lebendig ſchon bedecket.
Wenn dich nun ja etwas auf dieſer Welt erſchrecket:
So flieh den Undank ſtets, als deinen ärgſten Feind.
Glaub, trau und folge mir, ſo bleib ich auch dein Freund,
Der auf Dich Achtung giebt, daß du dir ſelbſt nicht ſchadeſt,
Und wiſſentlich Gefahr und Unglück auf dich ladeſt.

Die Zufriedenheit giebt ihm auch noch einige Regeln, worauf ſich der Comödiant bedankt, und ſolchen nachzuleben verſpricht. Das Schauſpiel, welches darauf vorgeſtellet wurde, war der **Regulus** und den Beſchluß machte, anſtatt des Nachſpiels, der Hulla.

Den 21 Jun. wurde der Geizige aus dem Moliere, und der ſich ſelbſt betraurende Ehemann, von dem Ritter Sanct Jory Parlements-Advocaten zu Metz, und Mitgliede der Königl. Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Caen, aufgeführet.

Den 28. ſtellten ſie den Schmeichler, eine Comödie des Herrn Rouſſeau, in fünf Aufzügen und die Wechſelbriefe, ein Schauſpiel in einem Aufzuge, von dem Herrn Poiſſon vor.

Den 30 Jun. wiederholten ſie den Democrit, eine Comödie von dem Herrn Regnard, in deutſche Verſen überſetzt.

Dieſes ſind die Stücke, womit wir bisher ergötzet worden. Gefällt ihnen meine Nachricht: So werde ich damit fortfahren; wo aber nicht dennoch unausgeſetzt verharren ꝛc.

Ende des Heumonats.

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

——— Qui miſcuit vtile dulci. *Horat.*

Auf das Jahr 1741.
Auguſtmonat.

Leipzig
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Der
Tempel des Glücks.

Seht! welchen Thron der Erdenkinder
Abgöttiſches Bemühn erhöht!
Tyranninn ſtarker Ueberwinder,
Zu der die Herſchſucht knechtiſch fleht!
O Glück! bey deinem großen Namen
Schwört hier ein Fürſt aus Heldenſaamen,
Und Götter knien um dein Altar.
Gelübde thut man dir zur Ehre,
Und macht ſie, durch erwürgte Heere
Erkaufter Menſchenopfer, wahr.

Zerſtört den Tempel, deſſen Götze
Des Himmels Ehre zu ſich reißt.
Aus ihm, aus ihm ſchallt ein Geſetze,
Das reine Sitten fliehen heißt.
Zerſtört, und ſchonet nicht ihr Weiſen;
Umſonſt wird man die Tugend preiſen,
Wenn hier noch Stein an Steinen hängt.
Das Laſter lacht in deren Schutze,
Zu der ſich, der Vernunft zu Trutze,
Das Volk der ganzen Erde drängt.

Gebäu von tauſend Marmorſäulen,
Darauf ein Dach dem Himmel dräut;
Das nach der Erde fernſten Theilen
Die güldnen Stralen dichte ſtreut!
Du prächtig Neſt voll Häßlichkeiten!
Verblendte Herzen lockt von weiten
Der Eigennutz durch deinen Schein;
Die fertig ſind, ſich einzuſtellen,
Empfängt die Thorheit an den Schwellen,
Und Bosheit leitet ſie hinein.

Da prangt die Göttinn in der Mitten,
Wo ſich ein Berg von Stuffen zeigt;
Da man mit zweifelhaften Schritten
Auf Blut und glatten Marmor ſteigt.
Hoch oben bey des Glückes Throne
Glänzt falſches Gold, als eine Krone,
Und die Gefahr umringt den Ort.
Die Laſter ſitzen auf den Stiegen;
Auf ihrer erſten ruht die Lügen,
Und auf der letzten Meuchelmord.

Ihr, die das Laſter unterſtützet,
Bis euer Fuß ſich hoch geſtellt,
Bis ihr dem Glück zur Rechten ſitzet,
Was habt ihr, das euch wohlgefällt?
Drey Larven gehn, euch zu bedienen.
Was bringen ſie? was kömmt mit ihnen?
Gold, Kronen, und ein köſtlich Mahl.
Wer ſind ſie? Schatten vom Vergnügen.
Ihr greift nach ihnen. Sie verfliegen;
Und ihr erhaſchet wahre Qvaal.

Demo-

* *

Demokritus,
ein Todtengeſpräche.

Regnard.

Mit eurer Erlaubniß, mein Herr. Saget mir doch, ob ihr Demokrit ſeyd. Man will mir es bereden, und ich habe es noch immer nicht glauben wollen.

Demokritus. Ob ich Demokritus bin? Weil du es nicht glauben willſt: So muß ich dir wohl ſagen, daß ich es nicht bin. Denn dieſes wirſt du auf ſolche Art wohl glauben wollen.

Regnard. Nehmet mir es nicht ungütig. Ich habe einige Urſache gehabt, es nicht zu glauben. Denn ich ſehe euch ganz anders, als ich euch in meiner Comödie aufgeführet habe. Ich hatte mir ein ganz anderes Bild von euch gemacht.

Demokritus. Ich werde mich alſo, dir zu gefallen, genöthigt ſehen, nicht mehr Demokritus zu ſeyn, damit das Bild, das du dir von dem Demokritus gemacht haſt, wahr ſeyn könne. Du kannſt alſo nur den Demokritus an einem andern Orte ſuchen, ihn mit deinen artigen Complimenten zu beläſtigen.

Regnard. Mein Herr Demokrit, wofern ihr anders Demokrit ſeyd: So misgönnet mir doch eine Ehre nicht, die ich ſo lange gewünſcht habe; ich habe euch ſo lange im Reiche der Todten geſucht, euch meine Hochachtung zu bezeigen.

Demokritus. So haſt du ſoviel Eifer angewandt, eine unnütze Sache zu thun? Ich muß wohl deinen Eifer belohnen, und dafür anhören, was du dir für ein Bild von mir gemacht haſt.

Regnard. Ich will euch ſagen, wie ich euer äußerliches Weſen in meiner Comödie beſchrieben habe:

Er hat was, wie man ſagt, vom Menſchen und vom Bär;
Er redet nur manchmal, doch immer lachet er.

Demokrit. Du haſt in der That eine lebhafte Einbildungskraft. Sage mir doch, was du glaubteſt, das ich von einem Bäre an mir hatte. Sollte ich denn reden, wie ein Bär, oder lachen, wie ein Bär?

Regnard. Ihr müßt es mit den Worten nicht ſo ſcharf nehmen, und ſo billig ſeyn, zu glauben, daß ich in dem erſten Verſe von eurer Geſtalt, und in dem andern von euren Geberden reden wollte, ob es euch gleich vorkömmt, als hätte ich einen durch den andern erklären wollen.

Demokrit. Wie war denn alſo meine Geſtalt? Du wirſt mich doch in keine Bärenhaut, oder in ander Pelzwerk gekleidet haben, wie einen Ruſſen oder Grönländer aus deinen Zeiten.

Regnard. Konnte ich denn nicht auf euren Bart mein Abſehen haben?

Demokrit. Ich glaube, Hippokrates hat meinen Bart in ſeinem Briefe von mir verewigt. Aber der Bart machet eine ſchlechte Aehnlichkeit mit einem Bäre. Vollends zu meinen Zeiten. Die Bärte waren ja in Athen ſo ſelten nicht. Und wer alle bärtige Leute hätte für Bäre anſehen wollen, der hätte bey Zeiten aus Athen geflüchtet. Denn es waren Philoſophen genug da. Unterdeſſen ſind dir die Leute verbunden, mein guter Franzoſe. Ich habe in meinem Leben über die Narren gelacht. Es iſt Zeit, daß ſie ſich rächen, und über mich lachen.

Regnard. Ihr dürfet dieſes ſo ſehr nicht beſorgen, mein Herr. Es iſt eben meine Abſicht nicht geweſen, euch lächerlich zu machen. Es werden wenige Stellen ſeyn, daraus man dieſes argwohnen könnte. Wenigſtens, wenn ihr mein Stück hören wolltet, würdet ihr ſehen, daß ich euch in vielen Stücken zu eurem Vortheile vorgeſtellet habe.

Demokrit. So haſt du mich loben wollen? Ich weis dir es wenig Dank; zumal da du dir ſo ein ſchönes Bild von mir gemacht haſt.

Regnard. Deſſentwegen eben auch nicht. Laſſet euch nur die ganze Einrichtung meines Stücks ſagen, mein Herr Demokrit: So werdet ihr beſſer ſehen, was meine Abſicht geweſen iſt.

Demokrit. Ich ſehe ſchon, daß ich dich nicht los werde, und daß du mir mit aller Gewalt deine Hochachtung bezeigen willſt. Alſo ſage mir nur die Einrichtung davon.

Regnard. Demokrit hatte ſich in eine Wüſten begeben, die Menſchen zu fliehen, und der Unterſuchung der Natur beſſer nachzugehen. Strabo, ein Mann, welchen der Verdruß über ſeine Frau vor 20 Jahren von ihr getrieben hatte, war ſeit zwey Jahren bey ihm, theils als Schüler, theils als Bedienter, wiewohl er mit der Wüſten ſehr übel zufrieden war. Ein Bauer, Thaler, der ſie beyde mit ganz ſparſamen Eſſen verſorgte, erzog ein junges Mägdchen, Chryſeis genannt, als ſeine Tochter, welche dem Demokrit gefiel, und in welche er ſich, kurz zu ſagen, verliebte, ob er es gleich nicht merken laſſen wollte. Demokrit, Chryſeis und Strabo befanden ſich beyſammen, als der König von Athen, der auf der Jagd war, ſich an eben dieſen Ort begab, daſelbſt auszuruhen. Chryſeis gefiel ihm auf den erſten Anblick, und er empfand ſogleich einige Bewegungen der Liebe. Er nöthigte den Demokrit, den Strabo, den Thaler und die Chryſeis, mit ihm an den Hof zu kommen. Demokrit gehorchte und die andern folgten ihm gern; inſonderheit Strabo, welchem die magern Mahlzeiten in der Wüſten nicht geſchmeckt hatten. Er nahm von den Tygern, Bären, Hirſchen, Gemſen, Schweinen und Wölfen mit Freuden Abſchied.

Demokrit. Ich bitte dich, halt ein wenig innen, und ſchone meinen Othem. Ich muß ſonſt zuviel lachen. So hatte ich mich alſo in eine Wüſten bey Athen begeben, wo Bäre und Tyger waren? Du beſchreibſt mich, als einen verwegnen Menſchen. Aber hatte ich denn dieſe Tyger und Bäre ausdrücklich in die Wüſten kommen laſſen, damit ſie bey mir wohnen möchten? Denn man war zu Athen von Tygern eben nicht geplagt. Sage mir doch: ſind denn in Frankreich Tyger?

Regnard. Nein!

Demokrit. Sonſt hätte ich geglaubt, das Athen, das du beſchreibſt, müßte etwan in Paris liegen. Es iſt ein König daſelbſt, wie in Paris. Ich bin ein guter Narre, der ſich auf ſein Wort mit an den Hof ſchleppen läßt. Wir verlieben uns beyde, der König und ich, auf gut pariſiſch. Sage mir doch, was redte denn dein König, als er die Chriſeis ſah?

Regnard. Er ſagte ungefähr: Laſſet uns näher treten. Himmel! welche liebenswürdige Perſon! Wie kann es ſeyn, daß die düſtern Wälder ein ſo artiges und reizendes Kind in ſich ſchließen? Laſſet zu, daß man an dieſem Orte euren Reizungen die Unterthänigkeit bezeugt, die man ihnen ſchuldig iſt.

Demokrit. Gewiß! der Comödiant thut nicht unrecht, der uns alle pariſiſch kleidet, weil du uns ſo pariſiſch gebildet haſt.

Regnard. Man ſieht wohl, daß ihr von dem Theater gar wenig Licht habet. Was geht es mich an, ob alle die Dinge, die ihr tadelt, ſo geſchehen ſind. Habe ich doch die Freyheit, ſie ſo zu dichten.

Demokrit. Es iſt dir alſo vergönnt, zu dichten, daß Athen nicht Athen ſey. Du kröneſt ſelber einen König in deinem Gehirne, zu der Zeit, da alle Welt weis, daß es eine freye Stadt war. Du bringſt Tyger und Bäre dahin; und der Himmel weis, wie du mich abgeſchildert haſt, da du Athen ſo wohl zu treffen gewußt.

Regnard. Ich glaube, daß ich mein Meiſterſtück gemacht habe, euch abzuſchildern. Ich habe euch doch als jemanden vorgeſtellet, der über die Menſchen lachet. Ich habe euch als einen vorgeſtellt, der ſich, dieſe lächerlichen Leute zu fliehen, in den Wald begeben hat.

Demokrit. Das will ich dir erlauben. Das lächerliche Weſen der Menſchen machte wenigſtens, daß ich mich deſto leichter ihres Umgangs entſchlagen konnte, die Natur zu unterſuchen. Aber ſage mir doch, wenn ich in die Wüſten gegangen war, die Menſchen zu fliehen, weswegen verließ ich denn den Wald, dieſe lächerlichen Thiere wieder zu ſuchen?

Regnard. Der König befahl es.

Demokrit. Aber wenn ich auch einen König hatte: So hatte er doch die Macht nicht, mich zu zwingen, an den Hof zu gehen. Und da ich merkte, daß er ſich in die Chryſeis verliebte, ſo that ich nicht wohl, wenn ich dahin gieng und ſie mitnahm.

Regnard. Ihr fandet aber eure Rechnung dabey, und dieſer Zwang an den Hof zu gehen, ſchien euch angenehm zu ſeyn, weil ihr daſelbſt Gelegenheit zu lachen hattet.

Demokrit. Wenn mir die Gelegenheit zu lachen lieb war; warum war ich denn in die Wüſten gegangen?

Regnard. Ihr nahmet aber den Strabo mit. Dieſer konnte euch in der Wüſten zu lachen genug geben.

Demokrit. So floh ich denn vor den lächerlichen Menſchen, und nahm gleichwohl einen lächerlichen Menſchen mit. Dieſes kömmt mir vor, als wenn Strabo von ſeiner Frau gelaufen wäre, und ſie mit ſich genommen hätte.

Regnard. Ihr konntet aber nicht ohne alle Menſchen ſeyn. Ihr hattet viele Dinge nöthig. Und über dieſes müſſet ihr wiſſen, daß es nicht Gebrauch bey uns iſt, einen Herren aufzuführen, der keinen Diener hätte; weil uns allzuviel Gelegenheit aus den Händen gienge, luſtige Dinge zu ſagen.

Demokrit. Wahrhaftig! Du haſt mich zu einem vornehmen Manne deiner Zeiten gemacht. Denn du ſtelleſt mich, als jemanden vor, der ſich einen Narren auf ſeinen eignen Leib hält. Sage mir doch genauer: Wer war denn dieſer Strabo?

Regnard. Er war ein Laquey der Philoſophie.

Demokrit. Ein Laquey der Philoſophie? Ich glaube, du haſt angefangen, auch der Philoſophie eine Hofſtadt zu geben. Und ſie wird wohl auch Senftenträger und Kutſcher annehmen.

Regnard. Wirklich, ihr ſeyd unerträglich mit Lachen. Und mein Demokrit iſt viel geſetzter, als ihr. Er lachet gar nicht ſo ſehr.

Demokrit. Das wird unfehlbar machen, weil er über die Liebe zu ſeufzen hat.

Regnard. Er iſt ein rechter Hofmann. Er läßt ſeine Liebe gar nicht merken. Er widerſpricht dem Könige nicht, da ihn derſelbe zum Kuppler machet. Er räth der Chryſeis, ihn zu lieben. Aber er ſtiftet heimlich den Vater an, daß er ſie vom Hofe ſchaffen ſoll. Ich biete euch trotz, daß ihr bey eurem beſtändigen Lachen euer ſo mächtig ſeyd, euch zu verſtellen.

Demokrit. Ich danke dir für die mir unbekannten Tugenden, die du mir beygeleget haſt. Ich brauchte nicht viel mehr ſolche Tugenden: So würde ich de ich würdig ſeyn, von allen Menſchen nicht belacht, ſondern beweint zu werden.

Regnard. Saget mir aber dieſes: Ein ſo lebhafter Kopf, wie ihr ſeyd, kann nicht einſehen, was ein Laquey der Philoſophie ſagen will? Er war euer Bedienter und Zuhörer, und weil er euch mit denen Sachen zur Hand gieng, die ihr zur Philoſophie brauchtet, ſo nenne ich ihn, einen Laqueyen der Philoſophie.

Demokrit. Du würdeſt alſo denjenigen, der mir einige Bücher von der Sittenlehre zutrüge und einmal hineinſähe, einen Laqueyen der Sittenlehre heißen. Mache doch das Bild fertig, das du von mir gemacht haſt. Denn es kömmt mir eine Luſt an, über eine Perſon zu lachen, die meinen Namen angenommen hat.

Regnard. Ich habe euch weiter gebildet, wie man alle Hauptperſonen der Comödie bilden ſoll.

Demokrit. Nämlich vielleicht lächerlich? Ich glaube dir es. Wenn du es nicht hätteſt thun wollen: So würdeſt du es auch wider deinen Willen gethan haben.

Regnard. Das iſt das vornehmſte nicht, ſondern dieſes iſt eine Nebenſache. Ich habe euch verliebt gebildet.

Demokrit. Ich verſtehe dich. Du haſt mich nicht verliebt gemacht, weil du mich lächerlich machen wollteſt, ſondern du haſt mich lächerlich gemacht, weil du mich verliebt machteſt. Du hätteſt ſonſt wohl andre Mittel gehabt, mich lächerlich zu machen. Du hätteſt nicht ſo grauſam lügen dürfen. Aber ſieh doch. Kennſt du dieſen, der auf uns zugegangen kömmt.

Regnard. Es iſt ein Comödienſchreiber.

Demokrit. Ja, es iſt Ariſtophanes.

Ariſtophanes. Demokritus, ich muß dir doch Nachricht davon geben. Man wird dich bitten, einer Verſammlung von Comödienſchreibern beyzuwohnen; denn ſie glauben, daß du zu ihrer Geſellſchaft gehörſt, weil du über die Menſchen geſpottet haſt, und ſie ebenfalls darüber ſpotten.

Demokrit. Ich glaube, daß ihr auch nach dem Tode nicht ruhen könnet, und daß auch ſo gar eure Schatten noch ſatiriſch ſind.

Ariſtoph. Es iſt ihnen allerſeits auf Veranlaſſung der neuern Comödienſchreiber in den Kopf gekommen, ſich zu berathſchlagen: Ob man kein Mittel ausfinden könne, über die Leute zu ſpotten, ohne ſie bey dieſer Gelegenheit zu verheirathen.

Demokrit. Du findeſt hier einen Mann bey mir, welcher an dieſer Berathſchlagung großen Antheil hat. Er hat mich verliebt vorgeſtellt. Ich weis noch nicht, wie die Sache abgelaufen iſt. Aber ich fürchte ſehr, er wird mich wohl auch verheirathet haben.

Ariſtoph. Ey! ich kenne ihn; iſt es nicht Regnard, deſſen Buchführer verſichert, daß ſeine Werke ſehr nahe an des Moliere ſeine kämen? Moliere hat mir ſeinen Spieler und ſeinen Träumer gelobt. Er hat mir vom Demokritus auch unterſchiednes hergeſagt.

Demokrit. Dieſes iſt gewiß, Ariſtophanes. Wenn ich bey der Aufführung des Stückes gegenwärtig geweſen wäre, ſo hätte er mir die Mühe erſpart, die du dem Sokrates machteſt; und ich hätte nicht auf das Theater treten und den Zuſchauern ſagen dürfen, daß ſie dieſen Demokritus mit dem wahren zuſammenhalten ſollten. Denn aus dem wenigen, das er mir geſagt hat, ſehe ich ſchon, daß die Leute mich in ſeiner Abſchilderung verkannt haben würden.

Regnard. Ich bin erfreut, Ariſtophan, daß ihr hieher gekommen ſeyd. Ich hoffe, daß ihr das Theater verſtehet, und alſo beſſer von mir urtheilen werdet.

Demokrit. Erzähle uns nur weiter den Inhalt deines Stücks. Denn ich möchte doch deine Abſicht wiſſen, warum du mich auf das Theater gebracht hätteſt.

Regnard. Nachdem der König zurück gegangen war, Demokritus, Chriſeis und Strabo aber, nebſt dem Thaler, ſich nunmehr nach Hofe begeben hatten: So merkte Iſmene, eine Prinzeßinn, welcher der Athenienſiſche Thron zugehörte, und mit der der König denſelben erheirathen ſollte, ſogleich eine Kaltſinnigkeit an dem Könige, welche ihr Verdruß verurſachte. Sie offenbarte ihre Sorgen der Cleanthis, einem Frauenzimmer, welcher der Mann vor 20 Jahren entlaufen war, die aber doch noch viele Leute für unverheirathet und liebenswürdig hielten. Strabo war indeſſen wohl und als ein Marquis angekleidet worden.

Demokrit. Als ein Marquis? Iſt dieſes eines von denen fremden Thieren, die du im Walde bey Athen mir zur Geſellſchaft verſammlet haſt?

Regnard. Was befremdet euch denn? Es iſt eine bekannte Art Edelleute in Frankreich zu meinen Zeiten.

Demokrit. Und dieſe ſind etliche tauſend Jahre zurück nach Athen gereiſet?

Regnard. Müſſet ihr mich denn allezeit unterbrechen? Strabo kam und Thaler traf ihn an, welcher ebenfalls über ſein Bauerkleid eine koſtbare Kleidung anhatte. Das Frauenzimmer hat ſeinen Scherz mit ihm, und er drohet noch bey dem Auftreten, daß er ſie mit der Fauſt in das Geſicht ſchmeißen wollte. Strabo unterhält ſich mit ihm, von ihrem Wohlleben bey Hofe. Demokrit aber kömmt mit vielen Bedienten aufgezogen. Zweene derſelben loben einander öffentlich, und verleumden einander heimlich. Demokrit ſchicket ſie alleſamt hinweg. In ſeine Unterredungen aber mit dem Strabo, miſchet ſich allezeit etwas von ſeiner Eiferſucht wegen der Chriſeis. Er ſehnet ſich deſſentwegen wieder vom Hofe, wohingegen Strabo zu bleiben wünſchet. Strabo wird die Cleanthis gewahr. Sie ſehen einander an und verlieben ſich in einander. Bey dem Agelaus, dem Könige von Athen, iſt unterdeſſen die Liebe aufs höchſte geſtiegen, und Agenor, ein Prinz, welcher Iſmenen liebet, unterhält ſeine Liebe. Zu gleicher Zeit vermiſſet Thaler ein Armband, welches in ſeinen Bauerkleidern geſteckt, und ihm mit denſelben genommen worden war.

Ariſtoph. Du vergiſſeſt dich. Ich hörte vorhin von dir; er hätte die Kleider, die er vom Könige bekommen, über ſeine Bauerkleider gezogen.

Regnard. Es kann ſeyn. Es hat im Hauptwerke nichts zu ſagen. Daß man ihm die Bauerkleider ausgezogen, ſteht im Texte; Daß er ſie aber anbehalten, ſteht in einer Anmerkung.

Ariſtoph. Alſo hat er ſie ausgezogen. Denn der Text muß doch der Anmerkung vorgehen.

Regnard. Der König vertröſtete ihn, daß er ſein Armband wieder haben ſollte; der Chriſeis aber lockte er durch verſchiedne Fragen das Bekenntniß ab, daß ihr der König am beſten gefiele. Demokrit bittet den König, daß er ſie alleſammt vom Hofe laſſen ſoll. Chriſeis aber hat keine Luſt dazu. Der König bittet alſo den Demokrit, anſtatt ihm ſeinen Abzug zu erlauben, daß er ihm in ſeiner Liebe behülflich ſeyn ſoll. Dieſer thut es wirklich. Ungeachtet er aber dadurch ſo weit gebracht iſt, daß er wieder zu ſich ſelbſt zu kommen ſcheint: So räth er dem Thaler, ſeine Tochter vom Hofe zu nehmen; weil der König ſie beſchimpfen wollte. Und kaum hat er es gethan: So iſt er wieder auf ſich ſelber erzürnt. Da ihm aber die Prinzeßinn verweiſen läßt, daß er dem Könige in ſeiner Liebe zur Chriſeis diente: So entſchuldiget er ſich, daß er ſie dem Könige widerrathen hätte, wobey man verſtehen muß, daß es hinter dem Thaler geſchehen iſt. Cleanthis und Strabo halten eine verliebte Unterredung mit einander. Da ſie aber einander um ihre Umſtände befragen: So befindet ſich, daß Strabo der Cleanthis Mann iſt, der vor 20. Jahren von ihr gegangen, und nunmehr haſſen ſie einander ſo ſehr, als ſie einander zuvor liebten. Es ſtößt ſich nur daran, wer von beyden den Hof meiden ſoll, weil ſie beyde ſich ſehr wohl daſelbſt befinden. Thaler ſieht die Cleanthis und erkennt, daß es eben die Frauensperſon iſt, die ihm vor 15 Jahren eine Tochter gebracht, und ſolche für ihr Kind ausgegeben hat. Strabo wird hierüber ſehr eiferſüchtig. Unterdeſſen kömmt das Kleinod zum Vorſcheine, welches Cleanthis dem Thaler mit dem Kinde zugleich gegeben hatte, und dadurch kömmt an den Tag, daß der Jſmene Mutter ihre Tochter, die ſie aus der andern Ehe gehabt hatte, in den Wald geſchickt, um der Jſmene die Krone von Athen zuzuwenden. Chriſeis iſt alſo die rechtmäßige Erbinn des athenienſiſchen Zepters, und der König, der ſchon vorher beſchloſſen hat, ſie zu heirathen, bekömmt mit ihr den Thron. Jſmene aber tröſtet ſich über den Verluſt ihrer Krone, mit dem Prinzen Agenor. Demokrit begiebt ſich, nachdem er dem Könige ſeine vorigen Triebe, die er nun gänzlich fahren läßt, zu erkennen gegeben, wieder in den Wald. Und Strabo vergleicht ſich mit ſeiner Frau.

Demokrit. Jch bewundre dich, Regnard, du biſt ſehr lobenswerth.

Regnard. Jhr tadeltet mich aber vorhin.

Demokrit. Gewiß! Du biſt lobenswerth. Dieſes wäre, für einen andern, Materie zu drey ſchlechten Comödien geweſen, und du haſt nur eine daraus gemacht. Jch lobe die Leute, die nur eine ſchlechte Sache machen, wo ſie ihrer viele machen könnten.

Regnard. Vertheidiget mich doch, mein Ariſtophan. Ihr verſteht das Theater, und ſeyd vielleicht bey dieſem Manne in größerm Anſehen, als ich.

Ariſtoph. Ich will dich vertheidigen. Sage mir nur erſt, von wem erzähleſt du alles das, was du uns erzähleſt. Vom Demokritus oder vom Agelaus, oder von der Chriſeis oder von dem Strabo, oder von der Cleanthis oder von der Iſmene, oder vom Agenor, oder vom Thaler?

Regnard. Warum frageſt du darnach? Ich erzähle es von allen.

Ariſtoph. So hätteſt du dein Stück nicht vom Demokritus benennen ſollen. Warum haſt du nicht lieber alle dieſe Namen auf den Titel des Stücks geſetzt? Denn ſo hat einer ſo viel Recht dazu, als der andre.

Regnard. Nun verſtehe ich euch. Ihr fraget, wer die Hauptperſon, oder der Held meines Stückes ſey. Dieſes iſt der Herr Demokrit.

Ariſtophan. Was wollteſt du denn mit ihm machen, daß du ihn zum Helden machteſt?

Demokrit. Geſtehe es nur. Ich glaube, daß ich es errathe. Die Leute wußten, daß ich ein Mann geweſen war, der über die Welt gelacht hatte. Du wollteſt alſo eine Comödie unter dieſem Namen haben, weil er den Leuten zu lachen verſprach, und du machteſt ſie, es mochte daraus werden, was da wollte.

Regnard. Nunmehro will ich es ſagen, Demokrit, was meine Abſicht war. Ich wollte euch lächerlich machen, und ich würde dieſes noch thun, wenn ich es nicht ſchon gethan hätte; ſo viel Urſache gebet ihr mir, auf euch böſe zu ſeyn.

Demokrit. Dem Himmel ſey gedankt, daß du es ſchon gethan haſt. Du würdeſt ſonſten vielleicht durch ein gutes Stück dich noch dreymal lächerlicher machen, als du durch ein ſchlechtes gethan haſt, wenn du mich aus Rachgier lächerlich machteſt. Es iſt in der That etwas artiges, daß ihr Satirenſchreiber oft eurer eignen Thorheit unter dem Verwande Genüge thut, daß ihr andrer ihre Thorheit tadelt. Jemand hat euch nicht gelobt, oder euch nicht Ehre genug erzeiget: Sogleich ſuchet ihr eine Thorheit an ihm, die ihr lächerlich machen könnet. Ihr ruft, daß ihr der Thorheit Feind, und des Menſchen Freund ſeyd. Und öfters würdet ihr mit der Thorheit wohl in Frieden leben, wenn ihr nicht den Menſchen bekriegen wolltet, der ſie an ſich hat.

Ariſtoph. Aber ſage mir, Regnard, womit wollteſt du ihn lächerlich machen?

Regnard. Damit, daß er verliebt war.

Ariſtoph. Du wollteſt vielleicht zeigen, daß derjenige, der über die Leidenſchaften der Menſchen lachte, öfters ſelber davon eingenommen wäre?

Regnard. Nicht anders. Ihr habet es errathen. Ihr verſteht doch das Theater.

Ariſtoph. Aber, lieber Regnard! glaubten denn deine Zeiten, daß Demokritus wirklich verliebt geweſen ſey?

Regnard. Vor mir hat es niemand geſagt. Ich weis nicht, ob mir es jemand geglaubt hat.

Ariſtoph. Was half es alſo, daß du ihn verliebet dichteteſt? Du machteſt ja ein Hirngeſpinnſte lächerlich, und nicht den Demokritus. Wenn du zeigen wollteſt, daß ein Mann, der über die Leidenſchaften lachet, öfters ſelbſt von ihnen gequält würde: So ſtießeſt du ja deinen Endzweck ſelbſt über den Haufen, wenn man wußte, daß es falſch war, und daß Demokritus dieſe Leidenſchaft nicht gehabt hatte.

Regnard. Du biſt ein Dichter, Ariſtophan, und ich ſehe doch, daß du mir alle Freyheit zu dichten nimmſt.

Ariſtoph. Aber wenn du etwas von jemanden dichteſt, der in den Geſchichten bekannt iſt, und du behältſt nicht deſſen Hauptumſtände unverändert: So nimmſt du nicht die Perſon ſelbſt; ſondern nur den Namen aus der Geſchichte. Wer den Apollo als den Gott der Schmiede vorſtellte, der würde nicht von demjenigen Apollo reden, den wir zu unſern Zeiten auf der Erde verehret haben. Wenn du durch ein Exempel aus den Geſchichten eine gewiſſe Sittenlehre vor Augen ſtellen willſt: So muß die wahrhafte Geſchichte nicht ein Exempel der entgegen geſetzten Wahrheit ſeyn, oder man wird dich für einen Betrüger halten. Du hätteſt alſo zu deinem Endzwecke einen andern Philoſophen entweder ſuchen, oder dichten ſollen.

Demokrit. Ariſtophanes, laß ihm doch ſeinen Willen. Ich muß ein gleiches Glück mit Athen ertragen. Er hat dieſe arme Stadt, eben ſo, wie mein Herz, ohne ihr Verſchulden, um die Freyheit gebracht.

Ariſtoph. Wohlan denn! weil dir Demokritus dieſes ſchenken will, ſo will ich dich weiter vertheidigen. Darinnen gieb mir nur einiges Licht. Wenn du dieſes zeigen wollteſt, was ich geſagt habe, und was du itzt für deine Abſicht ausgiebſt: Wozu brauchteſt du denn die Geſchichte von Cleanthis und Strabo? Warum mußte ſich denn der König in die Chriſeis verlieben? Warum mußte denn vorher Iſmene dem Könige verſprochen ſeyn, und warum mußte ſie ſich endlich dem Agenor in den Arm werfen?

Demokrit. Er hat mir vielleicht wollen Gelegenheit zu lachen verſchaffen, indem er ſo viel Leidenſchaften vor meinen Augen auf das Theater gebracht hat.

Regnard. Ihr wußtet von allen dieſen Dingen nichts, und ihr bekümmertet euch auch nicht darum. Ihr lachtet nicht einmal ſonderlich über des Königs Leidenſchaft, die ihr doch wußtet.

Ariſtoph. Du ſiehſt, Regnard, daß dich Demokritus ſelber vertheidigen wollte, wenn nur einige Vertheidigung ſtatt hätte.

Regnard. Ihr zweifelt noch, ob einige Vertheidigung ſtatt hat? Weil alle dieſe Geſchichte mir angenehm ſchienen; ſo brachte ich ſie auf das Theater, damit mein Stück lang genug würde.

Demokrit. Schäme dich. Da du einmal ſolche Dinge von mir gedichtet haſt, ſo haſt du nicht das Herz gehabt, mir eine ganze Comödie voll Thorheiten anzulügen? Und haſt noch nöthig gehabt, das übrige auf anderer Hirngeſpinnſte ihre Rechnung voll zu machen?

Ariſtoph. Regnard, ich werde dich ſchwerlich vertheidigen können. Wenn du eine gewiſſe Abſicht in einem Stücke haſt, und mengeſt andre Erzählungen und Geſchichte darunter, ſo zerſtreueſt du dadurch das Gemüthe des Zuſchauers. Und wenn gleich alle deine Erfindungen lehrreich wären: So macheſt du, daß man auf keine deiner Lehren Achtung giebt, weil du ihrer ſo viel geben willſt. Wer wird wohl auf deinen Endzweck Achtung geben können, da er unter einer ſolchen Menge von Geſchichten verſtecket liegt?

Regnard. Aber was hätte ich denn machen ſollen?

Ariſtoph. So viele Comödien, als du Fabeln hatteſt, wenn du ja deine Erfindung vom verliebten Demokritus und vom Könige zu Athen für ſchön hielteſt. Denn daß die vom Strabo und Cleanthis in einer beſondern Comödie nicht ganz wohl gefallen ſollte, will ich dir nicht abſprechen.

Regnard. So hätte ich nicht mehr, als eine Heirath in eine Comödie bringen ſollen? Dieſes habe ich mir ſelten nachſagen laſſen. Wo es nicht anders angegangen iſt, habe ich wenigſtens eine Heirath zwiſchen dem Herrn und der Jungfer, und eine zwiſchen dem Diener und der Bedientinn geſtiftet.

Demokrit. Du biſt für das menſchliche Geſchlecht ſehr beſorgt. Es iſt wahr, in deinem Stücke iſt nicht mehr, als eine Perſon, nicht verliebt, und nicht mehr als zween bleiben unverheirathet. Ich danke dir, daß ich unter dieſer letztern Zahl bin.

Regnard. Ihr thut mir unrecht, Demokrit. Euer Haushofmeiſter und euer Oberaufſeher ſind nicht verliebt, und werden auch nicht verheirathet. Das ſtumme Gefolge, das ihm der König gegeben hat, redet auch kein Wort von der Liebe, oder vom Heirathen.

Ariſtoph. Die Heirathen werden von dir, bey der Verſammlung, die man anſtellen wird, einen großen Schutz haben.

Regnard. Die Liebe iſt auch wirklich eine nützliche Sache auf dem Theater. Sie machet, daß es den Poeten ohne großes Nachſinnen niemals an Materie fehlet, ſeine Auftritte auszufüllen.

Demokrit. Noch mehr. Die Heirathen, die ihr Comödienſchreiber auf dem Theater ſtiftet, ſind eurem Endzwecke ſehr gemäß. Ihr wollet die Leu[illegible] lächerlich machen. Und damit es deſto größern Eindruck hat: So laſſet ihr ſie allezeit die größte Thorheit zuletzt begehen. Denn alle Heirathen würden Thorheiten ſeyn, wenn ſie alle ſo geſchloſſen würden, wie ihr die meiſten auf dem Theater ſchließt.

Regnard. O! wie viel ſchöne Auftritte machet nicht bloß die Liebe! Glaubet mir, mein Herr Demokrit und mein Herr Ariſtophan: Ich habe in meinem Stücke noch wenig zärtliche Dinge geredet. Aber dieſes muß ich euch überhaupt von demſelben ſagen; ihr möget die Einrichtung deſſelben tadeln, wie ihr wollet: Wenn man mein Stück höret; ſo vergißt man alle dieſe Fehler, deren ihr mich beſchuldiget, und giebt nur auf die ſchönen Stellen Achtung.

Demokrit. Ich habe ein großes Vertrauen zu der Thorheit der Leute. Aber ich geſtehe dir, du haſt noch ein größeres dazu.

Ariſtoph. Moliere hat mir viel aus derſelben geſagt. Sage mir doch, welches deine ſchönen Scenen ſind.

Regnard. Jch kann euch verſichern, daß faſt keine einzige iſt, die nicht ihre Schönheit hätte.

Demokrit. So haſt du, wenn dieſes wahr iſt, das unförmlichſte Haus, das nur zu finden iſt, von Marmor gebauet.

Ariſtoph. Es iſt endlich nichts bewundernswürdiges, wenn jegliche Scene etwas ſchönes hat. Aber haſt du denn deren viel, worinnen nicht ganz neue Gewohnheiten und Sitten in die alten Zeiten geſetzet werden? oder wo nicht eine Perſon iſt, die nicht weis, warum ſie herkömmt, an welchem Orte ſie iſt, und wo ſie hingeht? Denn du haſt das Theater nicht nur einmal, wie du vorgiebſt, ſondern ſehr oft verwandelt, und man weis oft nicht, ob der Ort zu denen Perſonen, die auf dem Theater erſcheinen, oder die Perſonen zu dem Orte gehen, oder ob der Ort und die Perſonen einander entgegen kommen.

Regnard. Jch glaube, Ariſtophan, ihr wollet mein Ankläger werden, an ſtatt mein Vertheidiger zu ſeyn. Aber es iſt mir leicht, die ſchönen Scenen zu zeigen. Jch darf euch nur gleich die erſte ſagen. Strabo redet allein.

Verflucht ſey doch der Tag, da mich der Henker plagte,
Daß ich mich als Laquey in Dienſt der Weisheit wagte.
Zwey Jahre leb ich ſchon in dieſem Aufenthalt,
Geh ſchlecht und ſchlafe hart, trink warm, und eſſe kalt,

Muß mit dem Demokrit mich in der Wüſten ſcheren,
Und geh mit niemand um, als manchmal mit den Bären,
Die ſind für unſer eins, für ein ſo witzig Haupt
Ein ungezognes Volk, das keinen Spaß erlaubt.
Ja! ſo tief mußt ich mich vor meiner Frau vergraben.
Ach! das verwünſchte Weib. Gott wird ſie ſelig haben.
Ich glaub auf meinen Wunſch hat ſie der Schlag gerührt.
Der Teufel hätte ſie ſonſt lange hergeführt.

Demokrit. Du mußt glauben, daß ich Offenbarungen gehabt habe, weil ich meinen Schülern vom Teufel vorreden konnte.

Ariſtoph. Thue dir nichts darauf zu gute; Thaler wußte auch davon.

Regnard. Er wußte ſoviel, als unſre Bauern wiſſen. Strabo ſaget von dem Demokrit:

Nein! die Philoſophie hat ihn ganz eingenommen.

Und er antwortet:

Was hilft das: Es darf nur ein hübſches Mägdchen kommen,
Der Teufel hat ſein Spiel, und ſcherzt zuweilen zu.

Und was ſchadet es, gab es doch dazumal ſchon Teufel.

Ariſtoph. Was gab es aber dazumal für eine Gottheit oder Heilige, der zu gefallen Thaler Dame! ausruft?

Demokrit. Das iſt wirklich faſt nichts anders, als was uns Boileau neulich von einer Furie erzählte, welche auf dem Theater Kreuze gemacht.

Ariſtoph. Aber wenn es dazumal ſchon Teufel gab, Regnard: Gab es denn auch Frauenzimmer mit Fontangen, und hohen Schuhen, wie du ſie beſchreibſt, gab es denn Parforce-Jagden? Und gab es denn Glockenthürme?

Regnard. Wenn euch der Glockenthurm nicht gefällt: So iſt doch die Beſchreibung ſchön, in der er ſteht. Strabo ſaget vom Demokrit:

Er weiſt mit feſten Gründen
Den Menſchen allerſeits, daß ſie dumm, thöricht blind,
Ausſchweifend, lächerlich, vollkommne Narren ſind.
Den Tag verkriecht er ſich in ſeiner Kluft vor ihnen;
Und wenn der Mond des Nachts mit der Latern erſchienen
So klettr ich auf den Fels, wie ein gekrümmter Wurm,
Wohl hundertmal ſo hoch, als auf den Glockenthurm.
Die Sterne ſehn wir da, als Nachbarn und Bekannten,
Wir ſehn den Jupiter und Jupiters Trabanten.

Demokrit. Jupiters Trabanten? Was für ein ſcharfes Auge muß ich doch gehabt haben! Denn damals konnte man die Kunſt noch nicht, ſeinem Auge durch Gläſer die fernſten Dinge deutlich zu machen, und nach einigen Jahren, zum Vortheile dafür, die nächſten Dinge undeutlich zu ſehen. Aber dennoch habe ich mit meinen Augen ſo viel ſehen können, daß das Mondenlicht aus keiner Laterne kömmt, wie du mir ſchuld giebſt, daß ich es den Strabo gelehrt hätte. Du haſt mich in ungefehr 6 Zeilen zugleich ſehr ſcharfſichtig, und ſehr blind gemachet.

Ariſtoph. Iſt dieſes nicht eben dieſer Auftritt, wo Strabo dem Thaler auf franzöſiſche Art ſein Amt verkaufen will, wo Thaler meynet, daß er ſich eine

Kutſche ſchaffen könnte, und wo Strabo ihm Schuld giebt, daß er eine Kutſche beſtohlen hätte?

Demokrit. Haſt du mir etwa zu lachen ſchaffen wollen, daß du ſo viel thörichte Sitten deiner Zeiten in Athen verſammlet haſt? O nein! ich habe zu meinen Zeiten zu lachen genug gefunden. Und wenn ich noch lebte, und die Sitten hätten ſich noch nicht geändert: So würde ich ſie noch nicht alle genug belachet haben.

Regnard. Aber der dritte Auftritt wird wenigſtens ohne Fehler ſeyn. Ich kann die Verſe davon nicht auswendig. Aber Demokrit ſaget ungefähr ſo:

> „Nach der Meynung und den Schriften der Al-
> „ten, iſt der Menſch ſeiner Natur nach, ein Thier,
> „das da lachet. Das ſieht man endlich oft genug
> „eintreffen. Aber was mich anlangt, ſo will ich
> „mir kein Gewiſſen machen, ihn zu beſchreiben,
> „daß er ein lächerliches Thier iſt.

Ariſtoph. Warum redeſt du denn von den Schriften der Alten, Demokritus? Ich weis ja nicht, daß zu deinen Zeiten viel alte Schriften geweſen wären. Und du bekümmerteſt dich ja wohl ſo ſehr nicht darum.

Demokrit. Dieſes alles gehöret mit zu ſo einem Schulfuchſe, wie er mich vorſtellet, der ohne daß ihn jemand fraget, aufgezogen kömmt, und zu lachen anfängt, und nicht einmal Achtung giebt, ob jemand da iſt, oder nicht, und nicht weis, warum er kömmt.

Regnard. Höret euch nur weiter reden. Ich glaube, ihr werdet euch noch ſelber gefallen.

Demokrit. Etwa, wenn ich die verliebte Sprache rede?

Regnard. „Der Menſch iſt alle Augenblicke ein Spiel ſeiner ſelbſt, und ſeines Unbeſtandes. Er liebet, er haſſet. Er fürchtet, er hoffet. Er beſchließt, und verwirft ſeine Schlüſſe, und billiget ſie wieder. Er lachet, er iſt unruhig. Er iſt verdrüßlich, er giebt ſich zufrieden. Er flieht, er ſuchet. Er will, es gereut ihn. Er bauet auf, er reißt ein. Er iſt leichter, als der Wind, unbeſtändiger als das Waſſer, und glaubet doch, daß er das klügſte Geſchöpfe von der Welt ſey. Er iſt thöricht, ſtolz, unwiſſend, ſich ſelbſt unähnlich. Ich glaube, daß ich recht habe, über ein ſolches Thier zu lachen.

Ariſtoph. Mit dieſer Stelle, Demokritus, kannſt du meines Erachtens zufrieden ſeyn. Du ſagteſt faſt ein gleiches zu dem Hippokrates, da er ſehen ſollte, ob du närriſch wäreſt.

Demokrit. Du haſt recht. Ich erinnere mich. Aber damals hätteſt du mich in die Comödie bringen können, Regnard, da mich alle Leute für unſinnig hielten, und den Arzt zu mir beriefen: Und da der Arzt ſagte, daß ſie ſelbſt unſinnig wären, und eines Arztes nöthig hätten.

Ariſtoph. Ich glaube, dieſes würde ſich thun laſſen, Demokritus. Es iſt nicht unbillig, den Leuten zu zeigen, daß ſie oft über Menſchen lachen, die nicht lächerlich ſind; Da ſie doch andre bewundern, die ſo lächerlich ſind, als ſie ſelbſt.

Demokrit. Aber laß mich doch weiter reden. Ich muß noch viel ſolche Reden hören, ehe ich dir alle Thorheiten verzeihen ſoll, die du mir angedichtet haſt.

Regnard. Strabo zeiget dem Demokrit die Mahlzeit, die der Bauer gebracht hat. Demokrit antwortet:

„Willſt du allezeit eſſen und trinken, du fleiſchfräßiges Thier! Du thuſt wohl! folge nur deiner viehiſchen Neigung. Soll dich der Leib, dieſes Gewichte, unter dem die Seele zu ihrer „Schmach unterdrücket wird, künftig allezeit in „deinem Leben beſchäfftigen?

Demokrit. Wahrhaftig! Du haſt mich aus einem Spötter zum Zänker gemacht. So ſehr keiſe ich, ohne die geringſte Urſache.

Regnard. Strabo entſchuldiget ſich. Jhr heiſſet ihn eine grobe und dicke Seele.

Demokrit. So keiſe ich ja noch weiter.

Regnard. „Geh, ſaget ihr, fliehe vor mir, und „verlaß mich, du unwürdiger Schüler. Dein Herz „iſt voll niederträchtiger Meynungen. Es wird Leute „ohne dich geben, die mir hieher nachfolgen. Jch „wollte dich von deinen unſeligen Jrrthümern heilen, „dich bey der Hand in die himmliſchen Gegenden führen, und deinen Geiſt von der Herrſchaft der Sinne befreyen. Du verdienſt die Mühe nicht, die ich „mir nehme; Du ſinnliches Thier, das du nicht das „Herz haſt, mir zu folgen.

Demokrit. Jch befürchte, daß ich entweder weinen, oder dem Strabo Schläge geben werde.

Regnard. Strabo antwortet: Wenigſtens wird man nicht ſagen, daß ich verliebt bin. Jhr fraget ihn: Was willſt du damit ſagen? Strabo will ſich nicht erklären. Jhr aber redet immer bey Seite von eurer Furcht, daß er eure Liebe merken möchte, ihr redet oft heimlich bey euch von eurer Liebe.

Demokrit. Gewiß in allen dieſen Zügen ſehe ich einen Demokritus, der einen neuen Demokritus nöthig hat, ihn zu belachen.

Regnard. Ihr habt es ſchon genug gethan, und ihr ſollt nicht weiter lachen.

Ariſtoph. Er geht ganz zornig hinweg. Wenn er uns Gelegenheit geben wollte, alle Fehler ſeines Stücks zu bemerken, ſo würde er ſpät gehen. In der That, mein Demokritus, dauren mich ſo viele gute und lebhafte Einfälle, die er angebracht hat, daß ſie in einem ſo fehlerhaften Stücke ſtehen. Chriſeis inſonderheit ſpielet eine ganz wohl ausgedachte Perſon. Aber unſre Comödienſchreiber werden ſich bald verſammlen. Laß uns gehen. Wir wollen hören, wie dieſe Heirathsſtifter die Sache der Heirathen auf dieſer Verſammlung vertreten werden.

Joh. Elias Schlegel.

Sendſchreiben
an den Herrn von W**,
auf ſein Landgut N**.

Freund, wie beneid ich dich auf deiner Schäferflur!
Dich unterhält Geſchmack, Vernunft, Kunſt und Natur;
Dich reizt dein Tuſculum, und hilft mit jedem Morgen
Für eine neue Luſt zu deiner Ruhe ſorgen.
Ich ſehe dich im Geiſt. Die Sonne wecket dich,
Und oftmals wachſt du ſchon, eh noch ihr Schlummer wich.
Da muß ein kluges Buch, von einem weiſen Alten,
Den Trieb zur Wiſſenſchaft durch Wahrheit unterhalten.
Bald ſtärkt ein Philoſoph dich in des Geiſtes Luſt.
Du ſinnſt und ſonderſt ab, und wirſt dir ſelbſt bewußt,
Und fragſt dich um den Grund, ſteckſt den Begriffen Schranken,
Empfängeſt und erzeugſt Gedanken aus Gedanken,
Und legſt den Schlüſſen bald Beweis und Kraft in Mund,
Und ſuchſt den Irrthum auf und unſrer Fehler Grund,
Und ſtärkſt die Fähigkeit, in die Natur von Dingen,
Ohn alles Vorurtheil, gewaltig einzudringen,
Und alles einzuſehn, was nur die Endlichkeit
Der menſchlichen Vernunft nicht durch den Zwang verbeut;
Und alles einzuſehn, und immer mit Begriffen
In eine neue Welt der Wahrheit hinzuſchiffen.
Bald deckt ein Sittenbuch der Menſchen Herzen auf.
Du ſiehſt des Willens Kraft, der Leidenſchaften Lauf;

Wie dieſer thöricht wünſcht, nach manchem Glücke ſtrebet,
Und manches Glück erhält, und doch nicht ruhig lebet;
Wie jener ganz entzückt nach einer Wolluſt greiſt,
Die erſtlich ſein Gefühl, dann ſeinen Unmuth häuſt,
Und wie wir uns bemühn, vom größten bis zum kleinen,
Das, was wir niemals ſind, doch vor der Welt zu ſcheinen.
So machſt du dir den Menſch, und auch dich ſelbſt, bekañt.
Bald treibt das erſte Buch ein neues aus der Hand.
Du gehſt die Zeiten durch, durchdringſt die größten Staaten,
Behorchſt den Mazarin, und hörſt den Morus rathen.
Was Auf- und Niedergang, Byſanz, Athen und Rom,
Nil, Ebro, Tanais, Thems und der Seine Strom
Durch Weisheit, Kunſt und Witz, durch Waffen, Muth und Sitten
Erfunden, ausgedacht, geraubt, erlangt, erlitten,
Das alles ſieheſt du mit ſcharfen Blicken ein;
Der Staaten Untergang, der Länder Flor und Schein,
Wie bald die Weichlichkeit der Länder Heil geſtöhret,
Wie Kunſt und Wiſſenſchaft der Reiche Flor gemehret,
Wie mancher, dem das Glück viel Heldenruhm gebahr,
Nichts, als die Noth der Welt, bey allen Siegen, war,
Wie den die Wuth geſtürzt, den Güt und Huld beſchützet,
Wie der die Tugend drückt, ſie jener unterſtützet,
Wie mancher Liebling ſich, den Prinz, des Landes Macht,
Aus Eigennutz um Geiſt, um Thron und Glück gebracht.
So merkſt du auf den Sinn der lehrenden Geſchichte,
Bemerkſt der Thorheit Frucht und auch der Tugend Früchte.
So ſtreicht der Vormittag bey Fleiß und Büchern hin.
Nun labt der Tiſch den Mund, wie erſt der Fleiß den Sinn;
Nun

Nun ruft dich Feld und Bach, und Flur und Wald und
Garten,
Die alle ſcheinen ſchon auf deinen Fuß zu warten.
Du nimmſt ein leichtes Kleid, das nicht des Geldes Pracht,
Nein, das dein eigner Leib ſo ſchön als koſtbar macht,
Und ſtreichſt mit Munterkeit durch deines Gartens Gänge.
Hier reizt der Früchte Wuchs der bunten Blumen Menge.
Kaum iſt dein Aug entzückt, ſo iſt es auch dein Geiſt,
Dem jedes Graſes Bau was wunderbares weiſt;
Dem jeder Roſenſtrauch, den Kunſt und Dorn bewahret,
Die Weisheit der Natur erſtaunend offenbaret.
So wie das grüne Korn von Saft und Wuchs erhöht,
Wenn um die Mittagszeit ein kühler Zephyr weht,
Für Freuden muthig wird, ſich in einander menget,
Und ein Gefühl empfängt: So regt und hebt und drenget
Sich auch in deiner Bruſt ſo mancher frohe Trieb,
Der bey des Fleißes Ernſt vorhin ermattet blieb.
Du ſtreichſt die Auen durch, und ſiehſt in deinen Fluren
Der Unterthanen Fleiß und Goſens fette Spuren.
Hier ſpringt ein muntres Reh, dort ſcherzt ein zahmes Thier,
Hier ſchleicht ein feiſtes Lamm durch Auen und Revier.
Du ſiehſt den Heerden zu. Ein Schaf kriecht in die Hecken,
Der Sonne zu entgehn, und bleibt in Dornen ſtecken.
Ach Unſchuld, fängſt du an, wie ſtrenge geht es zu!
Da wo du Ruhe ſuchſt, verlierſt du deine Ruh.
Du ſiehſt den Heerden nach und fühlſt etwas im Willen,
Was ſüſſes; Ja, mein Freund, du denkſt an Amaryllen,
Du fühlſt den feuchten Kuß, den ihr das letzte mal
Dein aufgebrachter Mund bey jener Birke ſtahl,
Als ihr, aus Zärtlichkeit, recht in des Baumes Mitten,
Zwey Herzen, und zugleich die Namen, eingeſchnitten.

Drauf eilſt du nach dem Buſch. Dein Jäger trägt das Rohr,
Dich ſieht ein Ammerling; er ſingt und rührt dein Ohr;
Und fliegt nunmehro fort: Doch mitten in dem Fliegen
Muß dieſes arme Thier durch heißen Schrot erliegen.
Dein Fuß verläßt den Buſch. Nun ſchleichſt du allgemach
Bald an den nahen Teich, bald an den ſchlanken Bach.
Hier muß des Knaſters Rauch Mund und Geruch verſüßen.
Hier fängt das Waſſer an, aus Ehrfurcht, matt zu fließen.
Hier ſiehſt du, wie die Fluth ſtets neue Grenzen ſucht,
Und denkſt: So eilet auch der Jahre ſchnelle Flucht:
So flieht die Jugend hin; kaum daß wir ſie empfinden,
Und wenn wir ſie vermißt, oft ſuchen, niemals finden.
Und endlich gehſt du fort; da muß ein leichter Ball,
Durch deines Armes Kunſt, mit abgemeßnem Fall,
Bald hoch, bald niedrig fliehn, und deinen Blick ergetzen,
Und deiner Adern Blut ſcharf in Bewegung ſetzen.
O! denkſt du bey dir ſelbſt, geh, ſtolzer Höfe Glück,
Dich ſucht mein Ehrgeiz nie. Dich ſieht ein Augenblick
Bald in der Höhe ſtehn, bald nahe bey dem Falle.
Ich ſeh dein Ebenbild in meinem flüchtgen Balle.
Mich blendet nie dein Glanz. Hier iſt ein ſichrer Ort;
Hier treib ich durch den Ball euch, Glück und Sorgen, fort,
Und bin mir ſelbſt mein Glück; dieß wird mich niemals meiden.
O Freund! o ſeltne Luſt! wie ſeyd ihr zu beneiden!

C. F. Gellert.

* * *

* *

Trauerrede
auf ein Schooßhündchen.

Meine Herren!

Noch niemals habe ich dieſe Stelle mit einer traurigen Geſtalt betreten: Noch niemals habe ich Sie mit der Vorſtellung unangenehmer Bilder unterhalten. Und Sie müſſen ſich deſſen ſelbſt bewußt ſeyn, daß Sie meinetwegen dieſe Stelle noch niemals mit thränenden Augen verlaſſen haben. Ich habe auch den Vorſatz niemals gehabt, dieſes zu bewerkſtelligen. Denn ich weis die Anmerkung der Aerzte gar wohl, daß die Traurigkeit unter allen Leidenſchaften der menſchlichen Natur am meiſten feind ſey. Allein wo ich jemals eine Geſchicklichkeit beſitzen möchte: So wollte ich wünſchen, daß ich Sie itzt in ein recht empfindliches Mitleiden ſetzen könnte. Meine Leidenſchaft ſcheint mir gerecht zu ſeyn. Und weil man das, was man an ſich billiget, auch gerne an andern anzutreffen wünſchet: So iſt es ganz natürlich, daß ich meine Betrübniß über einen geſchehenen wichtigen Todesfall auch auf Sie fortzupflanzen begierig bin. Ich ſtehe ſelbſt mit denen in keiner beſondern Verbindung, welche er betroffen hat: Und Sie ſehen alſo wohl, daß unſre Pflicht in dieſem Falle von gleicher Stärke iſt. Denn wir haben insgeſammt doch einmal mit allen denen einen Zuſammenhang, welche mit uns gemeinſchaftliche Luft ſchöpfen.

Es iſt keine angenehme Eider, dergleichen das vornehme Frauenzimmer in gewiſſen warmen Ländern, der Kühlung wegen, auf der Bruſt zu tragen pflegt, deren Tod ich bedaure. Nein! Die menſchliche Natur kömmt hier näher in den Anſchlag; und ich mache mich anheiſchig, dieſes allenfalls weitläuftiger zu behaupten. Doch, was halte ich Sie länger auf? Warum ſäume ich, Ihnen die Gerechtigkeit meiner Thränen und meiner Forderung an Sie, mit mir gemeinſchaftliche Sache zu machen, mit einem Worte an den Tag zu legen? Ich bin in dieſer Woche verreiſt geweſen, und da habe ich die traurige Nachricht hören, und die betrübten Wirkungen davon ſehen müſſen, daß der Hoch- und Wohlgetragene, auch wohlgefütterte Petit, ſeines Geſchlechts ein Hund, die Zierde ſeiner Gattung, das Vergnügen ſeiner Gebieterinn, verſtorben iſt.

Ich ſehe bereits die Kraft der Vorſtellung, die meine Worte bey Ihnen hervorgebracht haben. Ich werde gewahr, daß Sie anfangen, an meiner Gemüthsbewegung theil zu nehmen. Denn ich ſehe, daß Sie lachen. Und dieſes machet, daß ich mich ſelbſt ſchwerlich des Lachens enthalten kann. Sie ſehen aber vielleicht dieſes Lachen nicht mit ſo erleuchteten Augen an, als ich: und ich muß Ihnen alſo zeigen, daß Sie betrübt ſind. Es iſt eine ausgemachte Sache, daß das Lachen von der Erkenntniß der Unvollkommenheit eines andern herkömmt. Wenn man keine Unvollkommenheit an dem andern wahrnimmt, ſo lachet man gar nicht. Je größer aber eine iſt, die uns in die Augen fällt, deſto näher wird, nach der Anmerkung derer, die auf die natürlichen Dinge Acht haben, der Mund ordentlich nach den Ohren gezogen. Je mehr Sie alſo gelacht haben, deſto mehr geben Sie Ihre Ueberzeugung von einer Unvollkommenheit an mir, nämlich von der Betrübniß über den tödlichen Hintritt des wohlgedachten Petit, zu erkennen. Iſt aber dieſes ſo; und iſt es gewiß, wie es unſtreitig iſt, daß unſer Wille den Einſichten unſers Verſtandes folget: So ſind Sie viel zu menſchlich, als daß Sie ſich ſollten enthalten können, ein billiges Mitleiden zu bezeigen; da Sie mich, und durch mich die hinterlaſſene betrübte Gebieterinn unſers Petit, in einer ſolchen Verſchlimmerung unſers Zuſtandes ſehen. Doch was habe ich nöthig, durch tiefſinnige Gründe aus der Weltweisheit zu zeigen, daß Sie betrübt ſind? Ich bin im Stande, es dahin zu bringen, daß Sie dieſes, ohne erinnert zu werden, fühlen müſſen. So viel ich Gründe anführen werde, den nunmehr entſeelten Petit zu loben; ſo viel Gelegenheiten werde ich Ihnen geben, Thränen über Ihre Wangen fließen zu laſſen. Ich will nicht alles herbey holen, was zu ſeinem Lobe, und Ihrer Betrübniß geſagt werden kann. Ich will nur einige Stücke davon anführen, deren mich die Umſtände am erſten erinnern werden; und deren Werth meiner Leidenſchaft am wichtigſten zu ſeyn ſcheinen wird.

Ich will alſo davon nicht viel Rühmens machen, daß der verſtorbne Petit ein Hund geweſen. Ich weis wohl, daß dieſer Umſtand nicht zu verachten iſt. Einige Gelehrte haben behauptet, daß der Unterſchied zwiſchen dem dümmſten Menſchen und dem klügſten Affen ſehr wenig merklich ſey. Wiewohl ich mich nun nicht beſinnen kann, ob dieſe Schriftſteller das Hundegeſchlecht gleich nach den Affen geſetzt haben: So weis ich doch ſoviel, daß ſie es, nach der Billigkeit, ſo in die Reihe hätten ſetzen müſſen. Und man kann hieraus ſchon ſchließen, was für einen Vorzug der Verſtorbene vor einem Igel oder vor einer Gans gehabt habe. Ich will auch die Eitelkeit nicht begehen, Ihnen ein weitläuftiges Geſchlechtsregiſter von allen Ahnen des Verſtorbenen zu machen. Ich will hierinnen lieber ſeinem Beyſpiele folgen. Er war von dieſer Schwachheit, ſich wegen der Verdienſte ſeiner Vorfahren und wegen des Alters ſeines Geſchlechts zu brüſten, ſo weit entfernt, daß er auch Zeit ſeines Lebens nicht ein Wort davon geſagt hat. Und gleichwohl bin ich überzeugt, daß er in der Berechnung ſeiner Ahnen viele kaiſerliche und königliche Hunde würde haben aufweiſen, und aus unumſtößlichen Gründen darthun können, daß bereits bey der allgemeinen Sündfluth ein Anherr von ihm in des Noah Kaſten geweſen ſey.

Es ſind ungefähr zehen Jahre verfloſſen, ſeit dem unſer Petit ein lebendiger Theil der Welt zu ſeyn anfing. Nicht lange nach ſeiner Geburt erhielt er den Namen, mit welchem ich ihn ſchon öfters genennt habe. Ich habe eine Unterſuchung angeſtellt, was dieſer Name heiſſen, und warum er ihm gegeben ſeyn möchte. Ich habe gefunden, daß Petit, nach einhelligem Zeugniſſe der Sprachlehrer und Wörterbücher ſoviel bedeute, als klein. Und ich bin alſo auf die Gedanken gekommen, daß die kluge Vorherſehung derer, denen ſeine Auferziehung anvertraut worden, ihm dieſen Namen deswegen gegeben habe, weil ſie ſchon damals gemerkt, daß er einen ſo artigen kleinen Körper allezeit behalten werde; als er auch hernach wirklich gehabt hat. Denn die Prophezeyung dieſer vernünftigen Leute iſt nach der Zeit genau erfüllt worden; und der wohlgedachte Petit iſt niemals über ſechs rheinländiſche Zoll lang, und drey Zoll, neun Linien hoch geworden: Wiewohl ich nicht leugne, daß ſeine Dicke bey zunehmenden Jahren durch viele vortreffliche Gaben bis über acht Zoll angewachſen. Erlauben Sie mir hiebey, meine Herren, daß ich Sie erinnere, von dieſer Betrachtung nicht wegzugehen, ohne die Anmerkung gemacht zu haben, wie groß der Werth unſeres Todten geweſen ſeyn müſſe, weil man von ſeinem zarteſten Alter an die Aufſicht über ihn ſolchen Leuten anbefehlen, welche ſo ſichere Muthmaßungen von dem Zukünftigen zu machen fähig geweſen ſind.

Seine Farbe war weiß, und hier und da mit wohlangebrachten gelben Flecken untermiſcht. Dieſes ergetzte die Augen ungemein, und ich werde nicht unrecht thun, wenn ich Ihnen, einige Aehnlichkeit davon zuzeigen, einen weißen Wapenmantel nenne, der mit goldnen Lilien durchwirkt iſt. Ich würde auch gar glauben, daß dieſes die vornehmſte Eigenſchaft geweſen wäre, welche ihn bey ſeiner Gebieterinn beliebt gemacht; woferne ich nicht gewiß wüßte, daß er alle Gunſt, die er von ihr genoſſen, ſeiner wohlgeſitteten und klugen Aufführung zu danken gehabt hätte. Denn niemals iſt ein Hund freundlicher geweſen, als er. Niemals hat ein Hund artiger mit dem Schwanze gewedelt, als er. Niemals hat ein Hund ſeine Herrſchaft mit mehrerm Liebkoſen geleckt, als er. Niemals iſt ein Hund geſchickter unruhig, und williger ſtille geweſen, wenn er zur Bedeckung der mit dem Halſe benachbarten Theile ſeiner Beherrſcherinn beſtellt worden, als unſer Petit. So viel Worte, meine Herren, ſo viel Gründe hätte ich hier, den wahren Nachruhm des Verſtorbenen höher zu erheben; wo mir nicht die Zeit und meine Wehmuth widerriethen, Begriffe zu erneuern, welche den Verluſt unſers Verſtorbenen ſchmerzlicher machen.

Nur noch eins, welches hieher gehört, kann ich nicht unterlaſſen, anzuführen. Es iſt von einem geſchickten Schriftſteller als die vornehmſte Vollkommenheit eines angeſehenen Herrn aus dem menſchlichen Geſchlechte angegeben worden, daß er die Klugheit gehabt habe, von reichen Aeltern geboren zu werden. Dieſes hat mir Gelegenheit gegeben, eine ähnliche Vortrefflichkeit an dem Entſeelten zu entdecken. Denn weil ich erkenne, daß es billig ſey, dieſe Vollkommenheit für Thiere von unſerer Gattung allein zu behalten; ich aber von einem Hunde rede: So habe ich nicht von einer völligen Gleichheit ſagen, ſondern ihm auch in dieſem Stücke nur hundemäßig leben wollen. Denn ich ſage, daß er die Klugheit gehabt, ſich in ein Haus aufnehmen zu laſſen, in welchem er hernach ſein Lebenlang gute Aufſicht, Verſorgung und Bedienung gehabt hat. Und er iſt in ſeiner Wahl ſo glücklich geweſen, daß es ihm, weder in geſunden noch in kranken Tagen, jemals an

niedlinielichen Speiſen, an ſchmackhaftem Getränke, an zeitvertreibenden Spielen, an ruhigem Schlafe, und an andern Bequemlichkeiten gefehlt hat, in welchen auch das menſchliche Geſchlecht, und beſonders der ſchöne Theil deſſelben, ſeine größte Glückſeligkeit ſuchet. Zweifeln Sie vielleicht, daß dieſes alles Wirkungen ſeiner klugen Aufführung und Ueberlegung geweſen: So bedenken Sie nur, daß er ſich um alles erwähnte Gute hätte bringen können, wenn er nur unbeſonnener und hartnäckiger Weiſe aus dem Hauſe gelaufen wäre.

Unter eine andre Art von Tugenden, welche er beſeſſen, gehöret vornehmlich die Selbſtverleugnung, oder die Beherrſchung ſeiner natürlichen Neigungen. Andre Lobredner pflegen ihre Helden als Götter vorzuſtellen. Sie treffen bey denſelben lauter angeborne Tugenden an. Allein welch eine Schwachheit verrathen ſie dadurch! Iſt wohl eine Eigenſchaft, die ihren Grund in einer natürlichen Nothwendigkeit hat, mit den Tugenden unſers Petit im geringſten zu vergleichen? Die Wahrheit ſelbſt thut hier den Ausſpruch, daß der Werth ſeiner großen Seele eben dadurch vermehrt werde, weil ſeine Tugenden Früchte ſeiner eignen Wirkſamkeit geweſen ſind.

Es iſt bekannt, daß Hunde, welche nach der gemeinen Art erzogen ſind, die angeborne Neigung zeigen, nicht aus Dienſtfertigkeit, ſondern aus Begierde, ſich in alles zu miſchen, von jeder Neuigkeit, die im Hauſe vorfällt, mit großem Geſchrey die erſte Nachricht zu bringen. Im Gegentheile wollte die Gebieterinn unſeres Petit ihn in dieſem Stücke zu einem Pythagoriſchen Weltweiſen machen. Sie erreichte auch ihren Zweck völlig. Und ob ich gleich bekennen muß, daß er anfangs, nicht ohne die Empfindung manches Schlages, ſeine Neigung überwinden, und die Hundenatur ausziehen lernen: So hat man auch dagegen zu bedenken, daß er es in der Kunſt zu ſchweigen, nach einmal erlangtem Siege, noch weiter, als jene Weiſen, gebracht, und ſeine Stimme niemals wieder hat hören laſſen. Beyläufig merke ich an, daß dieſes auch die einzige Gelegenheit geweſen, bey welcher er die zornige Hand ſeiner Obrigkeit empfunden hat.

Urtheilen Sie nun, meine Herren, ob es nicht natürlich geweſen, daß ſo vortreffliche Eigenſchaften auch nach der Zeit einem kranken Körper die Gunſt ſeiner Gebieterinn hätten erhalten müſſen, wenn ſie ſich gleich nicht aufs neue hätten hervorthun können. Denn ich muß nunmehr leider auch an die böſen Tage gedenken, in welchem der entſeelte Petit die Mühſeligkeit dieſes Lebens auch empfunden hat. Weil die Natur ihren Lauf nicht andern wollte, ſo geſchah es, daß Petit bey zunehmendem Alter unpaß wurde, und ſeine Glieder zu verſchiedenen malen von derjenigen Krankheit lähmen laſſen mußte, welche die Aerzte den Schlag nennen. Doch es ſchien, als ob dieſes Uebel nur deswegen über ihn verhängt worden wäre, damit ſich ſeine Vollkommenheit deſto mehr offenbaren möchte. Denn gleichwie man nichts an der bisherigen Gewogenheit gegen ihn abgehen ließ: So verſchwand auch bey ſeiner Krankheit keine von ſeinen guten Eigenſchaften. Ja, ich kann ſo gar ſagen

gen, daß, wie eine Mannsperſon nur um ſoviel männlicher ausſieht, wenn ſie den Hut etwas krumm geſetzt hat, ſo auch unterm Petit das geringe Hinken, welches ihm ſeine Unpaßlichkeiten hinterlaſſen hatten, ſehr wohl angeſtanden habe. Und ich weis keine andre Veränderung ſeines Zuſtandes durch dieſe Zufälle, als daß die Sorgfalt für ihn verdoppelt worden.

Iſt aber wohl in der Welt etwas beſtändiges? Konnte unſer Petit auch wohl lange in dieſem Zuſtande bleiben? O! daß ich doch das nicht ſagen müßte, was die Urſache geweſen iſt, daß ich heute in dieſer ſchwarzen Kleidung vor Ihnen aufgetreten bin. Verdrüßliche Vorſtellung! Herbes Andenken! Eine neue ſchmerzliche Krankheit hat den vortrefflichen Petit aus dem Reiche der Lebendigen entriſſen. Dieſe Woche trägt dieſes ſchwarze Merkmaal: Und es war an der Mittwoche, Abends gegen zwölf Uhr, einer ohnedem unglücklichen Stunde, als Petit durch ein ungewöhnliches Zeichen, durch einen ängſtlichen Seufzer, die Nachricht von der Niederlage ſeiner Natur gab, und unter den Thränen der Anweſenden ſeine ruhmvolle Seele in die freye Luft ließ. Gewiß, meine Herren, ein Zufall, deſſen Größe das vieltägige Weinen ſeiner Gebieterinn, mein banges Klagen, und Ihr nunmehr vermuthlich ſtark genug erregtes Beyleid vollkommen rechtfertiget.

Indeß da des Schickſals Schluß nicht zu ändern iſt, und den Pflichten gegen den verſtorbenen Petit nunmehr Gnüge gethan zu ſeyn ſcheint: So wollen wir wünſchen, daß ſich ſeine hinterlaſſene ſchmerzlichbetrübte Gebieterinn faſſen möge. Ich weis zwar wohl, daß viele Leute, ſonderlich manche Liebhaber, gar gern ſehen, wenn das Herz ihrer Heldinnen bey dergleichen Gelegenheiten etwas weich gemacht wird. Denn ſie ſchließen von der Betrübniß über die Hunde auf das Mitleiden gegen ſich. Und man hat mir vorgeſtellt, daß es ſehr nützlich ſeyn würde, wenn die Gebieterinn des entſeelten Petit durch den Schmerz über ihn noch länger angegriffen werden ſollte. Denn es ſey alsdann zu hoffen, daß ſie auch über das Unglück ihres krankenden Ehemanns werde empfindlich werden, welches ſie anitzt nicht beſonders rühret. Allein ich weis auch, daß man ſich hierinnen irret, und daß die troſtloſe Beherrſcherinn des verblichenen Petit ſich den Zuſtand ihres Manns allerdings mehr würde zu Herzen gehen laſſen, wenn dieſe der Zärtlichkeit einer L = = = Seele ſo nahe kommende Perſon nicht eben durch den Verluſt ihres geliebten Hundes noch allzuſehr überwältiget wäre. Ich bin alſo willens, nebſt dieſer Trauerrede ein Troſtſchreiben an ſie abzuſchicken, und mir von Ihnen, meine Herren, insgeſammt Ihre Unterſchrift auszubitten; damit wir ſie mit deſto größerm Nachdrucke zur Gelaſſenheit bewegen können, wenn wir ſie gemeinſchaftlich verſichern, daß Petit ſelbſt einen allzuherben Schmerz würde gemisbilligt, und, wenn ſie ihm im Sterben vorangegangen wäre, vielleicht nicht eine Thräne vergoſſen haben.

Gleichwie ich aber Ihnen, meine Herren, für Dero gütiges Gehör gehorſamſten Dank abſtatte, und bey gleichen Gelegenheiten ein ſittſamer Zuhörer zu ſeyn verſpreche: Alſo hoffe ich, daß der Athem des ſeiner Gebieterinn und dem Reiche der Lebendigen entriſſenen Petit von dem Schickſale wegen der beſtändigen Wechſelneigung beyder Seelen werde unſterblich gemacht werden, damit er ſich nach der Nachfahrt derſelben, wie ihr im Leben, ihrem Schatten auf die Bruſt legen könne.

* *

Elegie

Eines Bräutigams, über den Tod ſeiner Geliebten.

Mit höchſt beſtürzter Hand entwerf ich dieſe Zeilen,
Und ſie ſind doch von dir, geliebte Dorothe.
O Thränen! möchtet ihr doch itzund noch verweilen;
Indem ich ganz entzückt vor meiner Liebſten ſteh.
Wer zeigt bey ſeiner Braut ein Auge voller Zähren;
Bey einer ſolchen Braut, die ihn getreu geliebt?
Was will denn meine Bruſt durch Aechzen ſich erklären?
Hat meine Freundinn denn durch Falſchheit mich betrübt?
Nein, Freundinn, nein! dein Herz war ewig mir ergeben;
Du kannteſt den Betrug und die Verſtellung nicht.
Du wünſchteſt ſtets, mit mir, wie ich mit dir, zu leben;
Hier war kein ſolches Wort, das bloß die Zunge ſpricht.
Und dennoch wein ich itzt vor Jammer meines Herzens,
Und dennoch ächz ich itzt vor überhäufter Noth;
Und eben du, du biſt die Quelle meines Schmerzens;
Du biſt es, werthe Braut! Doch nein; es iſt dein Tod.

Dein Tod? O welch ein Wort fliegt mir von meinem Munde!
So grauſam und ſo ſcharf wird nicht mein Schickſal ſeyn.
Ich hoffe beßre Luſt von unſerm ſchönen Bunde;
Was reine Liebe ſchließt, das geht ſo leicht nicht ein.
Wir liebten uns nicht ſo, als man zu lieben pfleget,
Wo man die Herzen mehr verkaufet, als verſchenkt.
Was hat dich gegen mich zur Liebe doch beweget?
Und was hat mich auch wohl zu deiner Gunſt gelenkt?
Was fandeſt du an mir, das deiner werth geweſen?
Ich hatte bloß ein Herz, das dir ergeben war.
Und warum hatt ich dich vor andern mir erleſen?
Mir ſtellte ſich von dir bloß deine Tugend dar.
Die aber galt mir mehr, als hundert Millionen;
Ich liebte dich um dich, und bloß allein um dich.
Der Trieb gefiel dir wohl; Du wollteſt ihn belohnen;
O garzuſüßer Lohn! Dein Herze liebte mich.
Das war mein größtes Glück; was konnt ich größers fodern?
Wie gerne ließ ich doch für Dich die ganze Welt!
Wer je empfunden hat, wie zarte Herzen lodern,
Der weis, daß dieſes nicht zu vieles in ſich hält.
Ach! bliebeſt du mir nur: So wollt ich alles miſſen;
Denn alles ohne dich iſt keiner Achtung werth.
Ach! würdeſt du nur nicht von meiner Hand entriſſen:
So würd ich lebenslang durch keine Noth beſchwehrt.
Doch weh! es iſt geſchehn. Ich ſehe mich verlaſſen;
Ich ſehe mich beraubt von dir, geliebte Braut!
Wie könnt ich mich doch wohl bey ſolchem Unglück faſſen!
Gedenk ich nur daran: ſo ſchaudert mir die Haut.

Ich furchte keinen Sturm; ich ſah dem Glück entgegen:
Doch eh ich michs verſehn, ſo iſt ein Wetter nah.
Du mußt dich krank und ſchwach aufs Siechenbette legen;
Ich ſehne mich nach dir, und du biſt nicht mehr da.
O eitler Unbeſtand der kurzen Lebenstage!
O eitler Unbeſtand der kurzen Erdenluſt!
Statt des gehofften Glücks empfind ich lauter Plage;
Statt eines Hochzeitſaals wird mir ein Grab bewußt.
Iſts möglich, bin ich ſchon zu einem Witwer worden,
Bevor man mich noch einſt den Männern beygezählt?
Wie komm ich doch ſo ſchnell in den betrübten Orden,
Wo mir mein ander Ich, mein halbes Herze, fehlt?
Ach! Freundinn, ach! dein Tod, ach! dein zufrühes Scheiden
Verändert alles das, was ich mir erſt verſprach.
O hätt ich nie geliebt, ſo dörft ich itzt nicht leiden.
Wie quält mich doch dein Tod, dein Tod, ach! Freundinn, ach!
Was iſt von deiner Huld mir nun zurück geblieben?
Was bringt mir doch nunmehr mein erſtgenoßnes Glück?
Ein jammervolles Herz, ein Leben voll Betrüben,
Und einen auf dein Grab gewandten matten Blick.
Man hört mich überall, mich einzig nach dir ſehnen,
Da mir dein Haus zu weit, mein Haus zu enge wird.
In beyden find ich nichts als tauſend, tauſend Thränen,
Womit mein Auge quillt, wenn meine Seele girrt.
Sie girrt und wimmert ſtets, da ich dich nirgend finde,
Wenn gleich mein blaſſer Mund voll Wehmuth nach dir ruft.
Wo iſt doch meine Braut, o zeigt ſie mir geſchwinde!
Wo iſt mein trautes Kind? Ach! leider! in der Gruft.

Nein, nein, da iſt ſie nicht; ich ſeh ſie vor mir ſtehen.
Ach Kind! ergötze dich doch nicht an meiner Qual.
Wie iſt mir? hab ich ſie nur bloß im Geiſt geſehen?
Wohl freylich nur im Geiſt; und das kömmt oftermal.
In Träumen wird ſie mir noch ſtets vor Augen kommen,
Wofern die Wehmuth mich des Nachts nur träumen läßt.
Ich fühle mich zuſehr von ſtarker Angſt beklommen,
Das Blut im Herzen wird dadurch zuſehr gepreßt.
Wiewohl, es dünkt mich nicht, daß mir die Augen trügen;
Kein Traum, kein Blendwerk nimmt mir itzt die Sinnen ein.
Ich ſehe Dich gewiß auf einer Baare liegen.
O möchte dieſes nur ein Traum, ein Blendwerk ſeyn.
Umſonſt! ich habe ja, voll Lieb und Dankbegierde,
Dir ſelbſt den Leichenkranz noch auf das Haupt geſetzt:
Ach! aber welch ein Schmuck, welch eine bange Zierde!
Die Treue gab ſie zwar, jedoch zu guter letzt.
Wie werd ich künftig nicht noch dieſen Dienſt bedenken,
Und was für Herzeleid die Bruſt dabey gefühlt!
Werd ich nur meinen Blick auf dieſe Stelle lenken:
So weis ich, daß ſogleich die Angſt mein Herz durchwühlt.
Ja, werd ich irgend nur die Oerter wieder ſchauen.
Wo ich dich ſonſt erblickt, geſprochen und geküßt:
So werd ich allezeit, mit einem innern Grauen,
Auf jenen Tag geführt, an dem ich dich vermißt.
O Gott! was für ein Leid iſt über mich verhänget!
O Vater! ſteh mir auch in dieſem Jammer bey!
Wenn ein zu heidniſch Ach ſich in mein Klagen menget:
So zeige, daß der Schlag von dir gekommen ſey.

Voll Unterthänigkeit verehr ich deinen Willen;
Nur reget ſich in mir die Menſchlichkeit zu ſehr.
Ich will, wofern ich kann, mein Aechzen gerne ſtillen:
Doch, dünkt mich, dieſes fällt der Liebe gar zu ſchwer.
Nein, rufſt du, theure Braut, aus deinen Himmelshöhen,
Nein, weine nicht um mich, wofern du mich geliebt.
Ich kann itzt in der Schaar der ſeelgen Geiſter ſtehen,
Die nichts, als Herrlichkeit und Glück und Freud, umgiebt.
Mein Kind, entrißne Braut, ich gönne dir die Freude,
Und ich entdeck hier nichts, als bloß allein mein Weh.
Schlaf wohl, ſchlaf ungeſtöhrt, und laß mich meinem Leide;
Du wareſt nur mein Troſt, ach! meine Dorothe!

M. J. J. S.

* *

Die Vortheile der Herrſchaft einer geſunden Weltweisheit,

in einem Traume,

an den

Hrn. M. Zachar. David Schulemann.

Wertheſter Freund!

Es iſt kein Krieg weniger rühmlich, als derjenige, welcher wider die Wahrheit geführet wird. Hiervon iſt die ganze Welt überzeugt. Niemand glaubet auch, daß er etwas ſo liebenswürdiges beſtreite, und dennoch lehret uns ihre Geſchichte, daß ſie zu keiner Zeit völligen Frieden gehabt. Dieſes iſt einem Rätzel ähnlich, abſonderlich in gewiſſen Umſtänden. Man ſieht Parteyen gegen einander zu Felde liegen, die ſich beyde für Beſchützer der Wahrheit halten. Der eine Theil redet ſo ehrlich, als der andere; daher ſind ihre Angriffe muthig, und ihre Vertheidigungen voller Feuer. Wenn man hier von der Stärke aus der Herzhaftigkeit urtheilen ſoll, ſo iſt ſie faſt allemal unverbeſſerlich. Man höret nie von der Flucht oder von der Uebergabe, ſondern immer von einem gewiſſen Siege reden. Dadurch wird die Beurtheilung der Sache denenjenigen ſchwer, welche die Fähigkeit einer deutlichen Ueberlegung nicht beſitzen, und ſich alſo noch nicht geſchickt gemacht haben, das Einnehmende in dem Vortrage gleichgültig anzuſehen. Es giebt Scribenten, welche die Kunſt, den Leſer an ſich zu ziehen, und in ihre Abſichten zu verwickeln, aus dem Grunde verſtehen, und ſie auch da, wo ſie unfehlbar Unrecht haben, glücklich anbringen. Wir meynen, in ihren Schriften, und vornehmlich in denen, darinnen ſie ſtreiten, klare Spuren der Beſcheidenheit, der Aufrichtigkeit, der Wahrheitsliebe, und auch wohl der Einſicht zu entdecken. Dieß ſind wirkliche Vollkommenheiten; und darum können wir nicht anders, als uns daran vergnügen. Aber dieſe Luſt ſetzet uns unvermerkt in den Zuſtand undeutlicher Gedanken, und alsdann hat ein ſolcher Scribent ſchon viel gewonnen. Wir werden ihm gut; wir nehmen ſeine Partey; es würde uns leid ſeyn, daß ein ſo beſcheidener, aufrichtiger, verſtändiger Mann ſollte geirret haben. Wir werden mit ihm bekümmert und wir freuen uns mit ihm. Wir begleiten ihn noch weiter; er geräth in Eiſer: wir haben die gute Zuverſicht, daß ihn die Schädlichkeit der Lehre, die er beſtreitet, aufgebracht hat, und das gefällt uns: wir werden noch zorniger, als er ſelbſt. Er fängt endlich an, ſich zu vergeſſen; er ſchilt; und wir bleiben immer in ſeiner Geſellſchaft. In der That eine gefährliche Verführung!

Dergleichen Gedanken hatte ich vor wenigen Tagen. Eine gewiſſe neue Streitſchrift gab mir dazu die allernächſte Gelegenheit. Aber ich war nicht im Stande, ihnen weiter nachzuhängen. Der Schlaf war noch einnehmender, als mein Schriftſteller, und ich mußte mich ihm überlaſſen. Unterdeſſen enthielt doch mein Traum ſehr viel ähnliches mit dem, was ich eben vorhin gedacht hatte.

Ich befand mich in einer Gegend, die ein dicker und ungeſunder Nebel bedeckte. Das Geſicht ward ſehr dadurch aufgehalten, und man hatte Mühe, die allernächſten Vorwürfe zureichend von einander zu unterſcheiden. Ich ſpührete dennoch eine große Menge von Menſchen um mich; und nichts kam mir dabey wunderſamer vor, als daß die meiſten mit gar ruhigem Gemüthe in dieſer Dunkelheit wandelten. Hin und wieder hörte ich das Geräuſche eines ſchnelllaufenden Menſchen, aber es folgte auch insgemein darauf ein Geſchrey derer, die ſich jämmerlich geſtoßen hatten, oder gefährlich gefallen waren. Es zeigte ſich da kein Weg, den ich für eine öffentliche und ſichere Straße anſehen konnte, und bey dieſen Umſtänden ward ich furchtſam. Aber ich ward es noch mehr, als ich nicht weit von mir einen Mann von fürchterlichem Anſehen, und verwegener Leibesſtellung gewahr ward. Er fing an zu reden, und ſeine Sprache war ſo trotzig, als ſeine Geſtalt. Ich erſchrack vor dieſem Anblicke; vornehmlich da ich zu ſeinen Füßen eine große Anzahl unglückſeliger Menſchen liegen ſah, mit welchen er aufs grauſamſte umgieng. Jedermann empfand, bey ſeiner Gegenwart, Unruhe und Furcht. Bisher war mir noch unbekannt, was ich aus dieſem Frechen machen ſollte; allein ich erhielt Unterricht aus der kläglichen Ermunterung, die faſt durchgehends gegeben wurde, daß man vor dem **Unglauben** nicht anders, als durch die Flucht in Sicherheit kommen könnte. Bisweilen hörete ich die Stimmen einiger Herzhaften, die ſich wider ihn zu einem Kampfe erkläreten. Die Zurüſtung bey ihnen ſchien ſorgfältig zu ſeyn; allein ſie ergriffen, bey dem Mangel des Lichts, die ſchwächſten und zerbrechlichſten Waffen. Ich merkte über dem, daß ſich der **Unglaube** jederzeit nach den dunkelſten Plätzen zog, und dadurch blieb der Vortheil auf ſeiner Seite. Das Schrecken mehrete ſich darüber augenſcheinlich. Viele ergaben ſich, weil ſie ſeine Stärke für unüberwindlich hielten; mich dünkte aber, daß ſie ſein tyranniſches Verfahren gegen ſeine Unterthanen nicht gewahr wurden. Jedoch die meiſten unter denen, die ſich zu ihm ſchlugen, hatten noch einen beſondern Bewegungsgrund. Man ſah an ſeiner Seite die **Ruchloſigkeit**, eine Weibesperſon, deren freyes Weſen zwar auf eine Wildheit hinauslief, dennoch aber vielen angenehm vorkam. Dieſe eingebildete Schönheit

heit ward von ihnen ohne Bedenken mit der größeſten Sehnſucht angebethet. Allein ſie glaubten dabey, daß ſie ſolche nicht in genugſamer Ruhe beſitzen könnten, wenn ſie nicht den **Unglauben** zum Freunde hätten. Daher ſuchten ſie ſeine Bekanntſchaft, und funden ſie ohne Schwierigkeit. Dieß war der Weg zu der äußerſten Verwirrung. Die Dunkelheit nahm merklich zu, und mit ihr vergrößerte ſich das Elend. Dabey aber hörete ich neben mir beſtändig ein ängſtliches Seufzen, welches das Unglück dieſer Zeiten beklagte. Ich gieng dieſer Stimme näher, und fand die **Liebe zur Wahrheit** in einer bekümmerten Geſtalt. Der Gram hatte ſie faſt völlig ausgemergelt, und dieß machte mich beſorgt, daß ſie nicht Kraft genug haben würde, dieſen Zuſtand lange auszuhalten. Allein meine Furcht ward plötzlich getilget.

In einer weiten Entfernung zeigte ſich der Stral eines ſehr hellen Lichts, wodurch ſie von neuem belebt zu werden ſchien; aber ich bemerkte dagegen ſehr deutlich, daß der **Unglaube** ſich auf einmal entfärbete, und die **Ruchloſigkeit** in ihrem ſonſt frechen Gange etwas ſtutzig ward. Ich machte mir kein Bedenken, der **Liebe zur Wahrheit**, welche dieſem durchdringenden Scheine hurtig entgegen gieng, nachzufolgen. Bisweilen zog ſich der Nebel ſo ſtark zuſammen, daß wir fürchteten, das Licht gar wieder zu verliehren. Wir funden uns aber in dieſer Sorge mit Vergnügen betrogen; denn je näher wir ihm kamen, deſto mehr vergrößerte es ſich. Ich glaubte gewiß, daß dieſer angenehme Schein eine allgemeine Erquickung geben würde, als ich von unterſchiedenen Gegenden mit ſtarker Stimme die Erinnerung hörete, daß dieſes nicht die **wahre Weltweisheit** ſondern ein verführeriſches Irrlicht ſey, wodurch man in die allergefährlichſten Oerter gelocket würde. Meine Führerinn ward durch dieſe Warnung aufmerkſam gemacht; ſie ſetzte aber dennoch ihren Weg mit beſonderm Eifer fort, weil ſie Grund hatte, von der Beſchaffenheit dieſes Lichtes einen vortheilhaftern Begriff zu faſſen. Ich erfreuete mich, daß es um uns immer heller ward, und meine Hoffnung nahm zu, daß ich den Urſprung dieſer Klarheit völlig entdecken würde. Ich hatte nicht lange vergeblich zu hoffen. Ich erblickte die **Weltweisheit** in der vortrefflichen Geſtalt, die ich von ihr vermuthete. Ihr ganzer Körper hatte die vollkommenſte Ordnung und ihre Gliedmaßen untereinander die richtigſte Uebereinſtimmung. In den Zügen ihres Geſichts war nicht ſo viel reizende Freundlichkeit, als ernſthafte Hoheit; nichts deſtoweniger war dieſe der Liebe eben ſo würdig, als der Hochachtung. In der linken Hand trug ſie eine güldene Kette, und in der rechten eine Fackel, deren Glanz dem Sonnenlichte ähnlich war. Dadurch ward mir dieſe ausbündige Schönheit immer vollſtändiger vorgeſtellet. Ich ſah zurück nach der Gegend, welche ich verlaſſen hatte, und ich fand daſelbſt alles in der ſtärkſten Bewegung. Eine ganze Schaar verdrießlicher Geſtalten hatte den Entſchluß gefaſſet, dieſes Licht auszulöſchen, und die Finſterniß zu unterhalten. Die **Bosheit** und der **Haß**, in beſtändiger Begleitung der **Einfalt**, mit verbundenen Augen, waren die erſten Anführer dieſes unordentlichen Hauſens. Sie wurden nicht lange hernach durch den **Neid** verſtarket, und wiederholten unaufhörlich mit erbittertem Geſichte und knirſchenden Zahnen das wüſte Geſchrey, daß dieſe Sirene unter der Geſtalt der **wahren Weltweisheit** ihre Liebhaber in die unglückſeligſten Abwege verleiten würde; gleich darauf ſchlugen ſich der **Argwohn** und die **Leichtgläubigkeit** zu ihnen, weil dieſe letztere abſonderlich mit der **Einfalt** nahe verwandt war. Ich wunderte mich über die ſchleunige Vergrößerung dieſer Partey; und wie ich die Glieder derſelben noch einmal überſah, ſo fand ich darunter wiederum einige, die ich vorhin nicht war gewahr worden. Das **Vorurtheil** hatte einen etwas abgeſonderten Platz. Seine Geſichtsbildung kam mir ſehr ehrlich, und ſeine Augen klar genug vor. Allein dieſe waren beſtändig mit einem übelgeſchliffenen Fernglaſe bedeckt, und ſo lange bemerkte ich auch an ihm eine gehäßige Mine. Die **Schwärmerey**, welche ſich unter dem übrigen Hauſen miſchte, hatte in ihrem Geſichte eine ſo ſeltſame und mannichfaltige Vermiſchung, daß ich mich nicht getraue, ſie klar genug zu beſchreiben. Zuletzt fiel mir vor allen übrigen eine lächerliche Figur in die Augen, die ſich beſonders geſchäfftig erwies, und welche ich mit leichter Mühe für die **Sclaverey** erkannte. Ich merkte, daß ſie ſich ordentlich um die **Einfalt** aufhielt, daß ſie insbeſondere dem **Haſſe** und dem **Neide** einen fertigen Gehorſam leiſtete, und daß ſie keine Arbeit ſchonete, um ſich in der Liebe ihrer Beherrſcher immer feſter zu ſetzen. Dieſe Widerſacher beſaßen durchgehends eine gewiſſe

Geſchicklichkeit, ſich gewaltſam zu erſchüttern, und durch ſolche Bewegung ſtark auszudünſten. Ihre Ausdünſtungen wurden ſofort verdicket; und indem ſie in die Höhe ſtiegen, nahmen ſie die Natur des Nebels an ſich, der bisher die Dunkelheit verurſachet hatte, und zum Theile noch verurſachte. Dabey waren ſie in ſteter Beſchäfftigung, ihre theils abſcheulichen, theils widerlichen Geſtalten wechſelsweiſe unter den Larven der Aufrichtigkeit, des Mitleidens, der Gottesfurcht und der guten Vernunft zu verſtecken. Jedermann ſah, durch Beyhülfe des immer ſtärker ſcheinenden Lichts, daß ihnen die Larven nicht natürlich waren, und ſich auch oft auf ihre Geſichter ſchlecht ſchickten: Darum griffen ſie ſich deſto eifriger an, durch neue Ausdünſtungen dieſe hellſtralende Fackel, wo nicht auszulöſchen, doch wenigſtens in der Ausbreitung ihres Scheins nach aller ihrer Kraft aufzuhalten. Der **Unglaube**, der das Licht ſchlechterdings nicht vertragen konnte, meynte ſeinen Vortheil am beſten zu finden, wenn er hinter dieſe arbeitſamen Beſtreiter der **wahren Weltweisheit**, ob gleich ihnen unwiſſend, ſeine Zuflucht nahm, weil er gewiß vermuthen konnte, daß in ihrer Gegend die Finſterniß ſich am längſten halten würde. Ich erwartete mit der größeſten Ungeduld, was für einen Ausgang dieſe Dinge nehmen würden: Aber es zeigte ſich auch immer deutlicher. Die **Weltweisheit** ſchüttelte einigemal ihre Fackel, und ſolche brannte darüber ſo helle, daß das heftigſte Arbeiten ihrer Widerſacher nichts dagegen helfen wollte.

Nunmehr ſchickte ſich alles zu einer völligen Veränderung an. Die **Liebe zur Wahrheit** führete der **wahren Weltweisheit** Freunde in großer Menge zu, und die **Ueberzeugung**, eine ewige Gefährtinn dieſer letztern, führete dieſelben mit den ſtärkſten, aber auch mit den allerangenehmſten Ketten. Die Macht ihrer Widerſacher ward aufs äußerſte geſchwächt. Die **Unterweiſung** nahm der **Einfalt** die Blendung vom Geſichte. Das **Vorurtheil** entſchloß ſich, mit freyen Augen zu ſehen. Erſt ſchien ihm der ſtarke Lichtſtral etwas beſchwerlich zu ſeyn. Allein es gewöhnete ſich bald dazu, und ließ darüber ein ſonderbares Vergnügen ſpühren. Man ſah die übrigen Feinde entblößt in ihrer natürlichen Geſtalt, und man verabſcheuete ſie. Sie verzweifelten an dem weitern Widerſtande; und verliefen ſich ſo weit, als es möglich war, um einige dunkele Oerter zu ihrem Aufenthalte zu finden. Der **Unglaube** ſtund in ſeiner Blöße dar, Man hörete auf, ſeine fürchterliche Geſtalt zu fliehen. Er konnte ſeine Schwäche nicht mehr verdecken, und dieſe ward von der **wahren Weltweisheit**, und ihren Freunden ſo ſehr verſpottet, als ſeine Grauſamkeit verfluchet. Er erſchrack vor den Waffen, womit man ihm begegnete, und floh mit Furcht und Schande dahin, wo er glaubte, daß die Finſterniß ſeinen Tyranneyen würde behülflich ſeyn. Die **Ruchloſigkeit**, ſeine Begleiterinn, hatte gleiches Schickſal. Ihre liederliche und blutdürſtige Art fiel nunmehro klärer, als vorhin, in die Augen. Nichts war ihr vortheilhafter, als daß ſie ſich aus dieſem Gebiehte aufs weiteſte entfernete. Ich ſpühret also, daß der Gegend nach und nach ein ganz neues Leben mitgetheilet ward. Die **Tugend** und die **Weisheit**, welche bisher ganz kraftlos gelegen hatten, kamen wieder zu ihrer vorigen Munterkeit, und niemand ſah ſie, ohne von ihnen eingenommen zu werden. Bald darauf zeigte ſich die **Glückſeligkeit des Staats** in einem reichen Schmucke. Ob ſie gleich an Glanz und Pracht ihrer Auszierung die **Tugend** und die **Weisheit** übertraf: So bemerkte ich doch, daß ſie dieſen unausgeſetzt nachfolgete. Aus einer etwas entlegenen finſtern Gegend, ſah ich die **Dichtkunſt** und die **Beredſamkeit** mit langen Schritten hervorkommen. Ihre Kleidung war ihnen eine Laſt, wodurch ſie gezwungen wurden, mehr zu kriechen, als zu gehen. Eine unendliche Menge Falten, Bänder, Flittern von mancherley Art bedeckten ihre Glieder, ſo daß man die **Beredſamkeit** faſt gar nicht, und die **Dichtkunſt** bloß an ihren abgemeſſenen Schritten erkennen konnte. Sie näherten ſich dem Lichte mit beſonderer Begierde, und ich ward gewahr, daß ſie ſich über ihren eigenen Aufzug verwunderten. Sie fiengen mit großem Eifer an, das Abgeſchmackte von ſich zu werfen, und die **Satire**, eine junge muntere Perſon, die um ſie war, leiſtete ihnen darinnen getreue Dienſte. Je mehr ſie heran kamen, deſto mehr entledigten ſie ſich ihrer ſeltſamen Zierrathen, bis man ſie in einer ganz natürlichen Tracht ſah, wodurch ihre Schönheit um ein großes erhöhet ward. Ich ſtund voller Verwunderung über ſo verſchiedene Vorwürfe, als ich endlich darunter den allervortrefflichſten ansichtig ward. Die **geoffenbarte Religion** befand ſich auf einem erhabenen Orte, wohin ich bisher meine Augen noch nicht gerichtet hatte. Das Licht der Weltweisheit war mir behülflich, den Weg dahin zu finden, und zugleich auch ſchon etwas von ihrer vollkommenen Geſtalt zu entdecken. Die Entfernung war nicht geringe, und ich wollte mich nicht zu dieſem Gange entſchließen. Allein die **Liebe zur Wahrheit** ſiegte mit ihren Vorſtellungen über meine Furchtſamkeit, und ward von neuem meine Führerinn. Der Weg an ſich war ebener und annehmlicher, als ich mir vorgeſtellt hatte; nur an den Seiten erblickte ich entſetzliche Abgründe, aus welchen ein erbärmliches Winſeln derer, die hinabgeſtürzet waren, aufgieng. Ich ward dadurch behutſam gemacht, nicht auszuweichen, und gelangte alſo glücklich an eine Stelle, von welcher ich dieſen prächtigen Vorwurf durch die Klarheit eines mir unbekannten Lichts zulänglich erkennen konnte. Ich urtheilete, daß wohl niemals die Majeſtät und die Liebenswürdigkeit ſo vollkommen vereiniget geweſen. Alles, was ich davon unterſcheiden konnte, beſaß Schönheit genug, mich unaufhörlich zu beſchäfftigen. Mitten unter dieſer entzückenden Betrachtung ward ich den **Fürwitz** neben mir gewahr, welcher mich winkte, mit ihm näher hinzu zu gehen. Ich that es, ohne mich zu beſinnen. Allein ich war kaum fortgetreten, ſo ſchlug mir ein helles Licht, wie ein ſtarker Blitz, in die Augen, und darüber erwachte ich.

Wertheſter Freund! Sie wiſſen, daß es Zeiten gegeben, da die Weltweisheit geherrſchet, und auch Zeiten, da ſie durch allerley Urſachen gedrückt worden. Ich will nicht entſcheiden, zu welchen man die itzige rechnen ſoll. Man hat aber Urſache, zu wünſchen, daß ſie die Herrſchaft, welche ihr gebühret, völlig beſitzen und ausüben möge. Unſere Zeiten öffnen uns ein weites Feld, die Weltweisheit in ihrer Stärke und Nutzbarkeit zu zeigen. Man kennet das verwegene Geſchrey der Spötter, mit welchem ſie über die Lehren unſers göttlichen Erlöſers herfahren. Sie ſind ſo wohl dieſen, als auch der wahren Vernunft, gefährlich, weil ſie ſich für Freunde der letzteren ausgeben. Wie ruhmwürdig wird unſere Bemühung ſeyn, wenn wir denen vortrefflichen Männern beytreten, welche den eingebildeten ſtarken Geiſtern die elende Beſchaffenheit ihres Verſtandes aufdecken, und welche ihnen abſonderlich zeigen, daß ſie nichts weniger, als Weltweiſe, ſind. Kein Vergnügen iſt durchdringender, als wenn man ſieht, daß die ſchärfſte Vernunft unſern heiligſten Glauben in ſeiner Vortrefflichkeit erkennet, und keine Arbeit iſt anſtändiger, als dieſes offenbar zu machen. Man wird eben ſo viel Gelegenheit haben, die Verwirrung der neuen Heiligen zu beſtreiten und zu tilgen. Ein Ungläubiger thut vielleicht der wahren Religion nicht mehr Schaden, als ein Schwärmer. Denn dieſer machet die Einfältigen zu Schwärmern, und die etwas Vernünftigen zu Ungläubigen. Er verſtellet die himmliſchen Wahrheiten, und giebt ihnen eine Geſtalt, die den vollkommenſten Eigenſchaften GOttes nachtheilig iſt. Er erniedriget das Erhabene in den göttlichen Lehren, indem ihm eine klare Erkenntniß

niß mangelt. Wir können durch die Beyhülfe einer geſunden Weltweisheit dieſe Lichtſcheuenden aus ihrem Vortheile treiben. Das Chriſtenthum fordert nicht von uns, daß wir aufhören ſollen, vernünftig zu ſeyn; ſondern es erhöhet unſere natürlichen Kräfte. Laſſet uns doch die ſchädliche Behutſamkeit dererjenigen fliehen, welche zwiſchen der Vernunft und Offenbarung einen ewigen Streit dichten, und die Sicherheit dieſer letztern für verlohren halten, wenn jene unverdammt bleibt. Die Wahrheit des Höchſten iſt ohne Widerſpruch, und man wird ſich um die reine Kirche verdient machen, wenn man dieſes immer überzeugender erweiſt. ꝛc. ꝛc.

Greifswalde.

Joh. Joachim Spalding.

* *

Doris,
in einer Ode entworfen
an Herrn N**

Reime, laßt euch doch erwecken,
Doris Anmuth zu entdecken;
Und ihr Muſen, macht mich ſchnell
Zu dem künſtlichſten Apell.
Was Apell? was Kunſt und Muſen?
Doris, dich, dich ruf ich an.
Zeig, ob deine Gluht den Buſen
Eines Dichters heben kann?

Willſt du anders zärtlich brennen?
Freund, ſo lerne Doris kennen,
Die man kaum geſchwinder ſieht,
Als man für Empfindung glüht.
Dort in jenem Berg und Thale',
Der mehr Erzt, als Erdreich, trägt,
Dort hat Amor Doris Strale
Tauſend Liebreiz eingeprägt.

Dort lebt jene kluge Schöne,
Welche jedes Dichters Töne,
Dem ein reifer Lorber grünt,
Durch Verſtand und Witz verdient.
Doris, daß ichs toll erzähle,
Die noch liebenswürdig hieß,
Auch wenn ihre kluge Seele
Ohne Lieb ſich denken ließ.

Doris, wirklich klug zu preiſen,
Brauch ich drum nicht zu beweiſen,
Daß ſie Lockens Kraft und Schluß,
Günthers Einfall haben muß.
Führt ſie nicht die ſcharfen Blicke
Einer weiſen Dacier:
Hat ſie dennoch das Geſchicke
Einer klugen Galathe.

Ohne daß Brabantens Spitze,
Ohne daß der Werth vom Sitze
Sich in ihre Reden ſchlich,
Unterhalt ſie mich und dich.

Rede, rauche; ſie mag ſtricken.
Antwort, Minen, Blick und Geiſt
Sind es, welche dein Entzücken
Lieben und bewundern heißt.

Rührt ein ſchmachtend Ziehn und Saugen
Großer blauer hoher Augen
Deiner Neigung Eigenſchaft:
Freund, ſo prüfe Doris Kraft.
Kann dich eine Sprache fangen,
Welche recht darzu gemacht,
Alles eilig zu erlangen:
Freund, ſo nimm dein Herz in Acht.

Rührt dich eine blonde Dirne,
Falbes Haar und hohe Stirne,
Eine kleine weiße Hand,
Voller ſchönen Unbeſtand:
Und ein Mund, klein im Beſchluſſe,
Der ſo voll und hochroth blüht,
Daß man, bey dem andern Kuſſe,
Noch den Druck vom erſten ſieht?

Das Gebäude weicher Nerven,
Hals und Bruſt recht zu entwerfen,
Iſt vergebens; traue du
Der Natur hier alles zu.
Denn ihr Buſen = = Schweigt, ihr Töne!
Dieſer Werth bleibt unberührt.
Gnug zum Buſen, wenn die Schöne
Tugend in der Bruſt verſchnürt.

In den ſchönen Gliedern allen
Laß dir Doris Geiſt gefallen,
Deſſen Wirkung ſo belebt
In dem Bau der Glieder ſchwebt.
Soll ich ſie noch klärer bilden?
Nimmt dich dieſer Reiz nicht ein?
O ſo müſſen alle Wilden
Mehr, als du, empfindlich ſeyn.

Freund, was zaudern deine Triebe?
Eile, Freund, und liebe! liebe!
Trüg ich Doris Herz in mir;
Morgen, heute gäb ichs dir.
Glaube, dieſe zu gewinnen,
Iſt ein Sieg, der mehr entzückt;
Als wenn Naſo zehn Corinnen
Halb entblößt ans Herze drückt.

Freund, Glück zu zum erſten Kuſſe,
Und zum kützelnden Genuſſe
Einer reinen Zärtlichkeit,
Die dir Doris Unſchuld beut.
Haſt du die gebürgſche Krone;
Haſt du ſie: ſo haſt du mehr,
Als wenn Anna mit dem Throne
Dir zu Theil geworden wär.

Ich, mein N * kann bey Citheeren
Dir in beyde Hände ſchwören,
Daß mir Doris ſehr gefällt:
Doch mich nicht gefeſſelt hält.

Alter, Unmuth, ſieches Kränken,
Noth, Erfahrung, Furcht und Zeit,
Laſſen mich an alles denken,
Nur nicht an die Zärtlichkeit.

Sonſten war ich auch ein Schäfer,
Sonſten war mir auch ein Käfer,
Den mir Chloris überließ,
Lieber, als das goldne Vließ.
Seit mich dieſes Kind verlaſſen,
Iſt mein Trieb in ſoweit ſtill,
Daß ich keine Schöne haſſen,
Doch auch keine lieben will.

Dir empfehl ich nun die Nymphen,
Der ich itzt an unſern Sümpfen,
Wie Robinſon Cruſoe,
Einſam, wild und ſchüchtern geh.
Liebe, Freund, und lerne ſiegen!
Liebe rein; doch auch erhitzt.
Liebe Doris! welch Vergnügen!
Doris küßte N** itzt.

◆

An den Herausgeber.

Hochgeehrteſter Herr,

Ich überſende Ihnen hierbey einige Anmerkungen, um ſie in ihre Sammlung einzurücken; welche der, den ſie angehen, nicht mir, ſondern einer Unpäßlichkeit, entweder zu danken, oder, nachdem ſie bey ihm wirken werden, zur Laſt zu legen hat. Denn ſo ein unanſehnlicher Theil der beſten Welt ich auch bin; ſo ſtehe ich doch in der Einbildung, daß ich meine ordentlichen Unterſuchungen auf wichtigere Dinge, als auf kleine Verdrüßlichkeiten und Spöttereyen, richte. Weil ich aber eine Zeitlang, um dem Körper aufzuhelfen, auch die Seelenkräfte nicht habe angreifen dürfen: So habe ich von einem meiner Freunde, auf die Vollmacht, mir etwas zum Leſen auszuſuchen, womit nicht eben viel Nachſinnen verſchwendet werden müſſe, jüngſt unter andern auch das Ergänzungsſtück zur Vorrede vor den Trilleriſchen Fabeln erhalten. Das Durchleſen hat gegenwärtige Anmerkungen zur Folge gehabt, welche mir auch wirklich eben ſo wenig Schwächung der Gemüths- und Leibeskräfte verurſacht haben, als das Leſen ſelbſt. Sie ſind aber alſo nicht anders, als durch meine Krankheit, möglich geweſen. Was ich ſonſt davon zu erinnern habe, iſt dieſes. Sie gehen nicht ſo ſehr die Sachen des Ergänzungsſtücks und ſeiner Anhänge, als die Art an, mit welcher ſolche vorgebracht worden ſind. Hätte der Verfaſſer deſſelben von den

Leipziger Cenſoren, den deutſchen Journaliſten und Geſellſchaften, den Schülern des Herrn Prof. Gottſcheds, und dem Geſchmacke der Deutſchen überhaupt, in einem andern Tone geſprochen: So würde ich mich nicht ſo gar geſchwinde zum Zweykampfe angebothen haben. Allein da er ſo gar trotzig geredet, und ſich bey unſerm Stillſchweigen vielleicht den Sieg ſchon völlig zugeſchrieben hat: So habe ich dafür gehalten, daß es für eine Perſon, die nicht mehr, als ich, für das Gleichgewicht von Europa zu ſorgen habe, zu einer ſonſt ohnedem fruchtlos zuzubringenden Zeit, gleich noch eine Arbeit ſeyn würde, ihm etwas zu antworten, damit er ſich nicht klug dünke. Wenn vielleicht jemand glaubet, daß ich doch hätte ſchweigen ſollen; dem habe ich zu antworten, daß, wenn es tadelhaft ſey, daß ich meine Anmerkungen gemacht habe, es nunmehr, da ſie einmal gemacht ſind, noch tadelhafter ſeyn würde, ſie zu unterdrücken, ohne eine Beſſerung des Verfaſſers dadurch noch zu verſuchen. Meine Abſicht iſt wenigſtens patriotiſch. Habe ich vielleicht einigemal hart geredet: So werden es hoffentlich die Stellen ſelbſt zeigen, daß es mir abgedrungen worden. Indeſſen bitte ich alle Tugenden, die ich dabey unvermerkt beleidigt haben möchte, um Verzeihung. Wenn übrigens mein Gegner, wie ich doch nicht ſehen kann, ſonſt ein ganz verſtändiger Mann ſeyn ſollte: So bedaure ich ihn, daß er es nicht geweſen iſt, ſofern er ſich zum Ergänzungsſtückler gemacht hat. Wegen dieſes Worts aber erinnere ich, daß ich es für ſo analogiſch, als Vorredner, halte. An meinem Namen kann dem Herrn Schweizer noch weniger, als mir an dem ſeinigen gelegen ſeyn; und ſie, hochgeehrteſter Herr, werden mich vielleicht ſchon kennen. Ich unterſchreibe mich alſo nicht anders, als

Ihren

gehorſamſten Diener.

* * *

Anmerkungen
über das Ergänzungsſtück zur Vorrede vor dem Trilleriſchen neuen Fabelwerke.

PHAEDRUS:

En! hic declarat, quales ſitis iudices.

Wer ſich mit ſeinen Urtheilen ein wenig über den großen Haufen hat erheben lernen, der erkennet es unſtreitig für einen Fehler, wenn ſich Gelehrte über Kleinigkeiten, die anfangs in ein paar Zeilen geſagt worden, durch Abfertigungen und Gegenabfertigungen in ſolche Hitze bringen, daß endlich von beyden Seiten in einem Athem ganze Quartanten herausgezankt werden. Ich weis zwar, daß dieſes noch ietzt gewiſſermaßen eine Modeſünde iſt: Und wer ſie mitmachen will, der kann ſich verſichern, daß er gewiß mehr Bewundrer, als Tadler ſeiner flüßigen Dinte finden wird. Allein wenn ich in noch ſo viel Streitigkeiten verwickelt werden ſollte; wiewohl mich meine Furchtſamkeit davor in Sicherheit ſetzet: So würde ich doch niemals die gewöhnliche

Regel de Tri, ein Bogen giebt neune, was geben z. E. fünf Bogen? zum Maaſſe meiner Beantwortungen machen. Ich brauche meine Hände weiter, als daß ich ſie wegen fremder Thorheiten, ohne Noth, lahm ſchreiben ſollte. Und ich hüte mich davor ſo ſehr, als die frommen Buhlſchweſtern des Sonntags vor den Hinderniſſen des Kirchengehens. Dieſer Grundſatz hindert mich zwar, mit meinem Herrn Schweizer die Unterredung fein lang zu machen. Allein dieſes iſt ein kleineres Uebel für mich, als die Uebertretung meines Vorſatzes. Ich kann meine Abſicht, kurz zu ſeyn, ſo am beſten erreichen, wenn ich keine zuſammenhängende Abhandlung ſchreibe, ſondern lauter ſelbſtändige Anmerkungen mache. Meine Leſer werden dem ungeachtet alles erfahren, was ich ihnen zu wiſſen thun will. Ich werde dabey ſo viel Bogen erſparen, als bey einem nach den Regeln zuſammengeſetzten Werke die immer wieder nöthigen Eingänge und Vorbereitungen, die Verbindungsförmelchen, die Verzierungen der Schreibart, die gelehrten Ausſchweifungen und andre ſolche Sachen, weggenommen haben würden. Ich habe über dieſes noch den Vortheil dabey, den alle Notenmacher haben, welcher darinnen beſteht, daß wir unſre Weisheit zeigen können, ohne uns über die Ordnung und Reihe der Gedanken den Kopf zu zerbrechen, wie die Verfaſſer zuſammenhängender Werke. Und vielleicht komme ich bey meinem Herrn Schweizer, der mir die Freyheit, ihm zu antworten, nothwendig übel nehmen muß, durch eben dieſes Mittel noch am gnädigſten davon; weil die Art, ſeine Gedanken durch Anmerkungen zu entdecken, ſein Liebling zu ſeyn ſcheint. Denn ich kann aus vielen Umſtänden ſchließen, daß er durchaus für einen von denen Gelehrten angeſehen ſeyn will, welche man als Leute beſchreiben könnte, die nicht allein Anmerkungen von denen Dingen machen, welche ſchon geſchrieben ſind, ſondern auch von denen, die noch geſchrieben werden ſollen. Doch es iſt nun Zeit, daß ich Anmerkungen mache. Ich will nur noch erinnern, ehe ich mich unter die Anmerker miſche, worinnen zwiſchen mir, meinem Herrn Schweizer, und andern Notenmachern, ein Unterſchied iſt. Von dem erſtern gehe ich darinnen ab, daß ich den Text zu meinen Noten nirgends ſelbſt gemacht habe. Von den letztern aber werde ich mich dadurch unterſcheiden, daß ich zuweilen nicht bloß ein Wort vom Texte, ſondern, wenn es nöthig ſeyn wird, wohl ganze Perioden hinſetzen werde. Ich muß dieſes meinen Leſern zu gefallen thun, damit, wenn ſie etwa das erſte Exemplar vom Ergänzungsſtücke zu dieſer oder jener Bequemlichkeit ſchon verbraucht, und doch zuvor nicht auswendig gelernt haben ſollten, ſie nicht genöthigt werden mögen, bloß meiner Noten halber, noch einmal fünf Bogen zu bezahlen.

Die erſte Anmerkung.

Auf dem Titelblatte:

Nothwendiges Ergänzungsſtücke zu der
Schutzvorrede Hrn. D. Tr * ll * rs.

Man brauchet eben nicht das Ebräiſche ohne Puncte ſo zu verſtehen, wie Rabbi Sievers, wenn man es merken ſoll, daß dieſes mit Sternen geflickte Wort **Triller** heiße. Ich bemerke nur, daß, weil die Sterne vielleicht etwas rar geweſen, im Texte ſelbſt bloſſe Alltagsſtriche ſtatt derſelben gebraucht worden, und man alſo hoffentlich von ſich ſelbſt, auch **Gottſched**, **Breitinger**, u. ſ. f. leſen werde, wo G-ttſch-d, Br--t-ng-r, ſteht. Was aber den Verfaſſer zu dieſer ſonderbaren Art, die Wörter drucken zu laſſen, bewogen habe, das kann ich nicht erklären. Ich weis zwar wohl, daß man nicht eben durch die Obrigkeit gezwungen iſt, alle Namen ganz herauszuſagen. Aber wenn man, in unſerm Lande, einen Namen verſchweigt: So muß ein Grund vorhanden ſeyn, warum und in wie ferne man ihn verſchwiegen wiſſen will. Der eine Fall iſt, daß, wenn der Verfaſſer, der den ganzen Namen nicht geſagt hat, über etwas angegriffen werden ſollte, wo er ſich nicht einlaſſen mag, doch noch eine Ausflucht für ihn da iſt: weil das wenige, das er hingeſetzt hat, mehrere Wörter mit einander gemein haben. Der andre Fall iſt dieſer, daß nur gewiſſe Leſer errathen ſollen, was er will; dahingegen die andern dieſes Stück unverſtanden laſſen müſſen. In beyden Fällen ſetzt man einen oder zween von den erſten Buchſtaben hinter den erſten und letzten; und ſo erreichet man auch ſeinen Zweck. Aber keines von beyden hat bey dem Herrn Ergänzungsſtückler ſtatt. Das erſte kann er ſich nicht zu Nutze machen: und das andre will er nicht. Denn es würde ihm leid ſeyn, wenn er nicht von ganz Deutſchland verſtanden würde. Kurz, er hätte mehr oder weniger von ſeinen verſtümmelten

Namen ſagen ſollen, wenn er mit einem zureichenden Grunde hätte handeln, und andern nicht Gelegenheit geben wollen, zu ſprechen, daß er etwas abgeſchmacktes gethan habe. Will er ſich damit helfen, daß es Liskow in einer Spottſchrift auch ſo gemacht, ſeinen Backmeiſter L⸗c⸗s H⸗rm⸗n B⸗ckm⸗r geſchrieben, und deswegen doch von niemanden einen Ausputzer bekommen habe: So hören wir es zwar zum andernmale, daß er Liskovs Schriften geleſen hat; er giebt ſich aber dabey jämmerlich bloß. Denn er zeiget, daß er das Witzige und Wohlausgedachte bey andern nicht zu erkennen und auszuwickeln wiſſe. Was? Liskov thuts, und da iſts ſchön? Und ich thue es, da iſts einfältig? Antwort: Ja! Denn mancher, wie Haller ſpricht,

⸗ ⸗ ⸗ ſagt lächerlich, was ein Held weislich ſprach.

Ich will hiermit dem Herrn Liskov nicht geſchmeichelt haben. Denn er weis nicht, ob ich ſein Freund oder Feind, ſein Verehrer, oder ſein Tadler bin: und ich weis es auch nicht. Denn meine Waage giebt noch auf keine Seite Ausſchlag genug. Aber das getraue ich mir faſt zu behaupten, daß in dieſem einzigen Einfalle vom Liskov, weil er an ſeinem Orte, und ſeinem Charakter gemäß angebracht iſt, ſo viel Witz ſtecket, als in des Herrn Ergänzungsſtücklers ganzen 5 Bogen. Kann er den vielen Witz beym Liskov nicht finden: So werde ich mir auch einige Erlaubniß wegen der 5 Bogen ausbitten. Liskov verbirgt ſich hinter den Namen eines Candidaten, den die ganze Stadt wegen ſeiner guten ehrlichen Einſalt kannte, und, ſeines Witzes wegen, gewiß nicht für den größten Schlangenfänger hielt. Was nun geredt und gethan wird, das thut nicht Liskov, ſondern der Herr Candidat. Und für deſſen ſchwachen Verſtand ſchicket es ſich vortrefflich, aus Demuth ſeinen Namen ſo tief ins Stroh zu verſtecken, daß er allen Käſeweibern in Lübeck gleich in die Augen fällt. Gut, wird der Herr Ergänzungsſtückler ſagen; nun bin ich wohl recht gefangen. Stelle ich nicht auch einen einfältigen Menſchen vor? Ja, mein Herr Schweizer. Aber ich bitte gehorſamſt, mich noch etwas ſagen zu laſſen. Liskov weis dem einfältigen Menſchen ſeinen Charakter zu geben, aber, mit Erlaubniß geſagt, ſie nicht. Denn Backmeiſter decket ſeinen eignen Namen zu, und das auf eine ihm ſehr gemäße Art: Aber der Verehrer der Trilleriſchen Muſe vergräbt den Namen ſeines Helden, machet gleichſam ein Lobgedicht auf den Eugen; und wiewohl er ſein Abgott iſt: So ſchämet er ſich doch auch ſeiner, und ſetzet bey dem Namen allemal Sternchen oder Striche. Wie natürlich iſt doch das! Ich bin verſichert, wenn man dem Allereinfältigſten unter allen Verehrern der Trilleriſchen Muſe anrathen wollte, dieſes zu thun: So würde er ſeinen Rathgeber für einen Menſchen halten, der ſeinen Verſtand verlohren. Und gleichwohl thut es ein ſchweizeriſcher Kunſtrichter, der aus der Zürcher Dichtkunſt die Abhandlungen von der Nachahmung der Natur, von dem Wahrſcheinlichen, von den Charaktern, u. ſ. f. anzuführen weis. Ich bitte ihn alſo, mir es zu verzeihen, wenn ich ihm vielleicht ein für ihn allzuverdrüßliches Bild in die Gedanken bringe. Ich muß nämlich um meiner Leſer willen ſagen, daß er zwar den Verehrer der Trilleriſchen Muſe nicht wohl geſpielt, aber die Natur doch auf einer andern Seite getroffen, und ſich mit dem Trilleriſchen Namen des Vortrags bedient, den die Weiber und Kinder vom gemeinen Volke bey ihren geheimen Unterredungen auf der Gaſſe in Gewohnheit haben: **Ich weis ihn wohl: Ich mag ihn nur nicht nennen. Es iſt mein Nachbar geweſen. Aber ich will nichts geſagt haben.** Hat der Herr Verfaſſer dieſes geſucht, ſo hat er ſehr wohl nachgeſchildert. Meine erſte Anmerkung iſt etwas lang gerathen. Die folgenden ſollen hoffentlich immer kürzer werden. Doch, wie müßte man thun, wenn man ein Buch cum notis variorum läſe?

Die andere Anmerkung.

Eben daſelbſt:

Den Verehrern der Tr*ll*riſchen Muſe mitgetheilt von einem ihrer Schweizeriſchen Zunftgenoſſen.

Weil der Verfaſſer ſeinen Namen nicht genannt, und vermöge ſeiner Verkleidung auch nicht wohl nennen können: So hat dieſes zu verſchiednen Muthmaßungen, in Anſehung ſeiner Perſon, Anlaß gegeben. Doch das vornehmſte läuft auf drey Meynungen hinaus. Die beyden erſten davon kommen mir zu übereilt vor. Der dritten aber bin ich ſelbſt zugethan; weil ſie mir die bedachtſamſte zu ſeyn ſcheint, und zwiſchen jenen beyden gewiſſermaßen das Mittel hält. Einige meynen, es ſey das Ergänzungsſtück ganz wo anders, als in der Schweiz, zu Hauſe. Und man habe ſich nur hinter die Alpen verſteckt, damit man nicht ſo leicht gefunden werden möchte. Allein die Gründe hiervon ſind viel zu ſchwach und ungewiß, als daß ich ſie anführen ſollte; da ſich zumal dieſe Meynung im folgenden ſelbſt widerlegen wird. Andre ſagen, ohne ſich viel zu bedenken, gerade heraus, Herr Breitinger ſey ſelbſt Verfaſſer davon. Wer ſieht aber nicht, wie übereilt dieſes Urtheil ſey; ſo ſcheinbar auch der Grund iſt, den man zum Beweiſe deſſelben anführet. Denn man ſaget, der gute Herr D. Triller habe nur das quid pro quo ſeyn müſſen, wobey man einigen Deutſchen in die Haare zu kommen Gelegenheit geſucht; weil ſie die breitingeriſche Dichtkunſt und den Geſchmack der Schweizer nicht ſtracks für ſymboliſch erkennen wollen. Man könne es ſonderlich aus der letztern Hälfte des Werkchens gar augenſcheinlich ſehen. Denn die ſey mit ſolcher Hitze geſchrieben, in welche unmöglich jemand anders, als der beleidigte Verfaſſer der Dichtkunſt ſelbſt, habe gerathen können. Und ich will recht aufrichtig reden: Ich erinnere mich, daß mir es ſelbſt bey Leſung des Ergänzungsſtücks ein paarmal ſo gegangen, wie dem Verfaſſer deſſelben mit den Vorreden zu Trillers Werken; da er geglaubt, anſtatt einer dritten Perſon D. Trillern ſelbſt zu hören. Allein ich habe nie dieſem flüchtigen Gedanken Platz gegeben. Denn wer kann ſich doch einbilden, daß ein ſo niederträchtiges Werk aus den Händen Herrn Breitingers kommen ſollte? Ich habe die Ehre nicht, ihn zu kennen. Ich weis aber doch ſo viel, daß er ein philoſophiſcher Kunſtrichter iſt. Man müßte alſo niemals gehört haben, daß Witz, Fähigkeit zu urtheilen und zu unterſcheiden, Unparteylichkeit, Beſcheidenheit, Billigkeit, Höflichkeit und Mäßigung die nothwendigen Eigenſchaften eines wahren Kunſtrichters wären; wenn man nach der geringſten Ueberlegung ſagen wollte, daß ein in ſeiner Art ſo unvollkommenes, ungleiches, niederträchtiges, und in Beyfall und Tadel ausſchweifendes Jedermannswerk aus der breitingeriſchen Feder gefloſſen ſey. Und ich verſpreche mir, daß von meinen Leſern wenige übrig bleiben werden, die, nach Prüfung meiner Anmerkungen, das, was ich hier behaupte, nicht billigen ſollten. Ich ſpreche alſo Herr Breitingern ſelbſt von einer ſo großen Schwachheit und Uebereilung los. Ich bin aber nebſt andern ehrlichen Deutſchen der Meynung, daß das Ergänzungsſtück, obgleich nicht Herr Breitingern, doch gewiß einen andern Schweizer, zum Vater habe. Denn es iſt meines Erachtens ſo ſchweizeriſch, daß es nicht ſchweizeriſcher ſeyn könnte. Und da es uns einmal den Namen ſeines Verfaſſers nicht hat ſagen wollen: So würden die Deutſchen das bloße Vaterland endlich, auch ohne es nennen zu hören, errathen haben. Ich erſuche hier die Herren Schweizer, nicht etwan eine üble Auslegung von meinen Worten zu machen, bevor ich mich erkläre. Ich bin nicht von der Art, daß ich um einiger Perſonen willen, die meine Gewogenheit nicht haben, mit einer Dorfſchulzenmine, ganze Nationen als dumm und ungeſchliffen ausſchreyen ſollte; wie wohl eher unzeitig gebohrne Kunſtrichter thun, die niemals über ihr Büchlein weggerochen, und das zuvor nie gehört haben, daß andre Leute anders denken dürfen. Ein bekannter Franzos ſaget: Chaque Nation a ſon bon & ſon mauvais. Le François a plus de mauvais, qu'aucun autre peuple, mais il a auſſi plus de bon. Und vielleicht hätte ich den Beyfall ſehr vieler geſitteter und unparteyiſcher Schweizer ſelbſt, wenn ich auf dieſe Art ſprechen wollte: Jede Nation hat ihre groben Exemplare, aber die groben Schweizer ſind in ihrer Gattung vollkommner, als andre: So wie ich, ohne einen Thüringer zu beleidigen, hier öffentlich ſagen kann, daß unter allen ſächſiſchen Bauern, die thüringiſchen, meine Herren Nachbarn, vom Complimentiren am wenigſten halten. Ich will mich aber dieſer Auslegung hier nicht einmal bedienen. Sondern ich halte den Herrn Ergänzungsſtückler deswegen für einen Schweizer, weil er ein ſo erpichter Verehrer von dem Herrn Breitinger iſt, daß er ſich mit jedweden, der nur den Schein einer abweichenden Meynung ſehen läßt, ſogleich auf das bäuriſcheſte herum ſchimpfet, und bereit zu ſeyn ſcheint, ſich mit ihm wegen der Zürcher Dichtkunſt auf Leben und Tod zu ſchlagen. Von ſo erhitzten Leuten wiſſen wir aber, dem Himmel ſey Dank, bis hieher außerhalb der Schweiz noch nichts; ob es gleich Leute genug bey uns giebt, die im übrigen den breitingeriſchen Fähigkeiten den ihnen gebührenden Rang ganz wohl einzuräumen wiſſen; und ſich es auch endlich noch ſchon vorſtellen können, daß er vielleicht nicht eben lauter ſolche hitzige Nachbether zu Schülern zu haben begehrt, die, wie ſich weiter unten zeigen wird, für ein paar gute Worte, in kurzer Zeit das grobe Jahrhundert durch ihre Schriften wieder zurückbringen helfen ſollten. Kurz, der Ergänzungsſtückler iſt ein Schweizer, aber keiner von den geſitteten Schweizern, die Klugheit beſitzen, und zu leben wiſſen; ſondern von den Schweizern aus den Spälten der Berge, die ſich bisher nicht gar zu oft über einen Steinwurf von den väterlichen Felſen verlaufen haben, und zu dem bewußten fliegenden Corpo beſtimmt ſind. Dieſes wird wohl niemand leugnen, daß ſich viel Leute beſſer zu Fußknechten bey einem Schweizerregimente, als zu Kunſtrichtern in der Gelehrſamkeit ſchicken.

Die dritte Anmerkung.

Eben daſelbſt:

. . . Ridiculum acri
Fortius ac melius magnas plerumque ſecat res.

Hiermit will der Verfaſſer zierlich ſagen, daß er in der Ironie ſchreiben wolle. Weil meine Leſer wiſſen werden, was Ironie heiße, und was es auf ſich habe, einen fremden Charakter, den man lächerlich machen will, vom Anfange bis ans Ende recht auszuhalten: So bin ich der Mühe überhoben, ihnen eine lange Abhandlung davon zu machen. Aber aus eben dem Grunde iſt es nöthig geweſen, es ihnen zu ſagen, daß der Verfaſſer ein ironiſcher Schriftſteller ſey. Denn je beſſer man weis, was zur Ironie gehört, deſto geringer und unvollkommner kommen

men einem die Spuren davon in dem Ergänzungsſtücke vor. Und darum muß man ſich auf dieſe lateiniſchen Zeilen weiſen laſſen. Man ſieht endlich wohl, wo ihn ſein Weg hinträgt; aber ehe man ſichs verſieht, ſo iſt der Herr Verfaſſer aus dem ordentlichen Fußſtege heraus gekommen, und hat ins Dicke getreten. Unter allen ſeinen Leſern iſt gewiß niemand, der, wenn er das Ridiculum acri &c. geſehen hat, hernach ſo leicht und oft vergeſſen ſollte, daß der Verfaſſer ein ironiſches Weſen ſey, als er es ſelbſt vergeſſen hat. Es iſt zwar ein Unglück für ihn, daß ſie ein ſo gut Gedächtniß haben, und immer das verſprochene Ridiculum fordern, wenn er das Rusticum einmal anfängt: Aber was kann er ihnen und mir deswegen beymeſſen? Denn wir haben Recht zu unſrer Forderung. Wenn er freylich damit auf uns losringt, daß es auch ein ridiculum rusticum gebe: So ſind wir aufs Maul geſchlagen. Wenn er aber das artige und höfliche Lächerliche dem ungeachtet noch für ſeine geſuchte Abſicht ausgiebt: So wollte ich ihm unmaßgeblich rathen, wenn er der Meynung iſt, noch länger in der Ironie zu leben, ſich erſt noch eine Zeitlang, mit Ausarbeitungen von der Art, für ſich allein zu üben. Es würde zwar etwas Papier koſten. Damit aber auch dieſes noch nützlich angewandt würde; ſo wollte ich vorſchlagen, es zu Vidimus für die Knaſterrollen zu brauchen, die er ſich zu Zeiten von Leipzig bringen läßt. Vielleicht wird auf ſolche Art ein ziemlicher Stoß davon in kurzer Zeit verbraucht ſeyn.

Die

Die vierte Anmerkung.

Auf der 3 Seite: **ſtuhnd ich ganz betreten.**

Dieſe Redensart wird von vielen für ſchlecht Deutſch gehalten. Es iſt aber rein Schweizeriſch, und heißt auf Deutſch ſo viel, als: **ich war ganz zweifelhaft.**

Die fünfte Anmerkung.

4 S. Eſopus.

Der Verfaſſer mag ſeyn, wer er will; ſo muß ich es doch an ihm loben, daß er, des Schreyens einiger Sprachkünſtler ungeachtet, mit andern auf eine haushältige Einrichtung der Sprache bedacht iſt, und kein Ae machet. Denn wir können ja wohl das ä für uns behalten, und die ausländiſchen Wörter ſich auf gut Zeſianiſch mit einem ſchlechten **e** behelfen laſſen. Die Grichen möchten wohl alles mit einem αι geſchrieben haben.

Die ſechſte Anmerkung.

5 S. Alpgebürge.

Dieſes heißt ſo viel, als **Alpengebürge**: Ich erinnere dieſes um derentwillen, die meynen möchten, es ſey ein Gebürge, wo der Alp die Leute immer drücke.

Die ſiebente Anmerkung.

Eben daſelbſt: ich ſtuhnd in der Beredung.

D. i. **in der Meynung.**

Die achte Anmerkung.

8 Seite: Die Wunde, welche durch Ablöſung dieſer Ribbe geſchlagen worden.

Ich kann unmöglich umhin, dem Herrn Ergänzungsſtückler zu ſagen, daß er, für einen Kunſtrichter gerechnet, ſich in den verſchiednen Theilen der Gelehrſamkeit wenig umgeſehen zu haben ſcheine. Ich bin weder ein Arzneyverſtändiger, noch ein Criticus: So viel aber weis ich doch, daß man zwar wohl eher Glieder ablöſe, z. E. eine Zehe, einen Finger, oder wohl gar Arm und Bein, das Ribbenablöſen aber ſeit einer Handvoll 1000 Jahre ziemlich aus der Mode gekommen ſey. Weil man auch bey uns weder Ruthen, noch Knüttel, noch Schlachtſchwerdter beym Ablöſen der Glieder brauchet: So werden in Deutſchland die dabey vorkommenden Wunden nicht geſchlagen, ſondern ſchlechtweg nur **gemacht.** Noch eine gut anatomiſch-phyſiologiſche Redensart kömmt auf der 11 Seite vor. Denn da ſoll **das Herz verdauen,** trotz allen Barbiergeſellen, die es den Aerzten zuverſichtlich nachbethen, daß von uralten Zeiten her der Magen, und nicht das Herz, im Beſitze ſey, zu verdauen.

Die neunte Anmerkung.

12. Seite: Sich ſollten vermeſſen haben.

Sich vermeſſen, heißt am gewöhnlichſten bey den alten Deutſchen, **ſich auf eine freche und unverſchämte Art rühmen, oder ausbiethen.** Hier aber heißt es das, was man ſonſt auf neumodiſch **ſich unterſtehen** nennt. Weil die deutſchen Leſer des Ergänzungsſtücks zum Theil bey ſolchen Stellen ſchon ſo lange gerathen haben: So hätte ich ſie, weil ich eigentlich keine grammatiſchen Abſichten bey meinen Anmerkungen habe, noch länger rathen laſſen, und die übrigen nicht mit ſolchen Kleinigkeiten beläſtigt; wenn nicht der Herr Schweizer, auf der 9 und 10 Seite, in aller Eil an der trilleriſchen Redensart, **die unvermeidlichen Fehler verbeſſern**, zum Ritter werden wollen; obgleich noch eine ſehr gute Erklärung davon gegeben werden kann. So aber ſehe ich mich genöthigt, ihm manchmal im Vorbeygehen zu ſagen, daß er unförmliche Ausdrückungen für falſche Gedanken anſieht, und überhaupt noch nicht zum großen Reiniger und Richter der deutſchen Gedanken und Reden tauget. Es fehlet daran ſo viel, daß ich D. Trillern die Probe machen, und 20 Fehler wider die Sprache in einem Athem ſagen laſſen wollte, ohne daß ſein Ergänzungsſtückler einen davon merken ſollte: Es wäre denn, daß er die falſchen Gedanken für falſche Redensarten anſähe; wie er die unbequemen Redensarten für unrichtig gedacht auszugeben gelernt hat.

Die zehnte Anmerkung.

Eben daſ. Dieſe Verſtümmelung wäre die Folge einer mit guter Vorbetrachtung, und auf hohen Rath der obrigkeitlich verordneten Bücherärzte vorgenommenen Operation, die an dieſem Gliede eine häftige Entzündung wahrgenommen, zu welcher der kalte Brand geſchlagen = = = Allein mein Freund wollte nicht hartnäckig auf ſeiner Meynung beharren, als ich ihm überzeugende Proben von der Gelindigkeit und Gefälligkeit der Herren Cenſoren in L = = = vor Augen legte.

Wer hätte es doch meynen ſollen, daß der Herr Ergänzungsſtückler die Gelegenheit ſo ſpitzfündig auszuſuchen wüßte, wo er den Leipziger Cenſoren beykommen konnte? (Denn wir wiſſens doch, daß uns das L = = = den Ort nennet, wo ſich der Herr Ergänzungsſtückler ſeinen Knaſter holen läßt.) Aber wer ſieht nicht auch alsbald, daß er in einem ſolchen Grade pedantiſch iſt, der zu manchen Zeiten alle Ueberlegung bey ihm unterdrücket? Er giebt zu verſtehen, daß er durch die Gelindigkeit und Gefälligkeit der Herren Cenſoren in Leipzig beleidigt worden ſey. Schmähſchriften werden bey uns nicht cenſirt. Womit hat man ihn alſo misgehandelt? Ich dächte darauf zu ſchwören, daß ichs errathen wollte. Es ſind in Leipzig etliche Ausdrücke zu Papier gebracht worden, in denen man geſagt hat, daß man mit den ſchweizeriſchen Kunſtrichtern, und insbeſondre mit der auch zur Aufnahme Miltons beſtimmten Zürcher Dichtkunſt nicht in allen Stücken einerley Meynung ſey. Die Leipziger Cenſoren ſind ſo billig geweſen, und haben ihren Landesleuten die Freyheit zu denken nicht rauben wollen. Sie haben alſo dieſe Ausdrücke ſtehen laſſen. Man hat ſolche gedruckt, und nun kann man ſie in der Welt öffentlich leſen. Niemand findet hierbey etwas zu erinnern, als der Herr Ergänzungsſtückler. Er iſt ungemein beleidigt, daß man dem nicht gleich das Maul verbiethet, der einem Schweizer widerſpricht, und damit leugnet, daß die Schweizer allein zwey Augen haben. Er geräth darüber gar in die Metaphore, und nennt dieſe unachtſamen Aufſeher, mit einer recht feinen Spötterey, obrigkeitlich verordnete Bücherärzte. Ich will bey dieſer Sache dreyerley erinnern, daß der Herr Ergänzungsſtückler nicht etwa klagen kann, als ob ich ihn, ohne allen Beweis, ſo pedantiſch genennt hätte, daß zuweilen alle Ueberlegung bey ihm unterdrückt würde. Meine Landesleute, die ſich um den Namen des Ergänzungsſtücklers bekümmern, werden zugleich einen neuen Beweis ſehen, daß es Herr Breitinger nicht ſeyn kann. Zum erſten iſt es ohne Ueberlegung geſprochen, daß er, überhaupt, die Gelindigkeit an den Büchercenſoren tadelt. Denn ſonſt müßte ihm eingefallen ſeyn, daß es eine Menge von Leuten giebt, welche gerne ſähen, wenn der Freyheit zu denken und zu reden durch gar keine Aufſeher Schranken geſetzt würden: Weil das, was Wahrheit ſey, es möge beſtritten werden, wie, und wie oft es wolle, ſich doch allezeit ſchützen werde, und die Länder der Proteſtanten um ſoviel glücklicher, als andre, wären, um ſoviel ſie, auch durch ihre Cenſoren, dieſe Freyheit zu denken mehr, als andre, verſtatteten. Und dieſe Freyheit zu denken will ein Schweizer eingeſchränkt wiſſen, das iſt, ein Glied einer freyen Republik, welcher aus Liebe zur Freyheit die Herrſchaft der deutſchen

Kaiſer unerträglich geworden iſt. Hiernächſt iſt es unüberlegt, daß er inſonderheit den Leipziger Cenſoren Geſetze geben, und anordnen will, was ſie ſtehen laſſen, oder ausſtreichen ſollen. Und die Sache wird noch wunderlicher, wenn man unterſuchet, was es für eine Regel ſey, die er ihnen geben will. Es ſind zween Fälle möglich, wie ſie heißen kann. Entweder ſie lautet ſo: Ich will, daß alles, was eine Abweichung von der Meynung des andern in ſich enthält, er mag ſeyn, von welcher Nation er will, verworfen werden ſoll. Oder, wie ich dafür halte: Was der Meynung eines Schweizers widerſpricht, das ſoll ohne Unterſchied unterdrückt, und für unvernünftig gehalten werden. Kurz, mich däucht, er iſt noch nicht ſo alt, daß ſein Ausſpruch um ſeines eignen Werthes halber von ihnen angenommen zu werden verdiente. Daß er aber von den Obern der Leipziger Cenſoren gebührend darum erſucht worden, das hat er noch nicht dargethan. Und wenn außer dieſem die gedachten Cenſoren einen Verhaltungsbefehl nöthig haben: So wiſſen ſie ihn näher, als aus der Schweiz, zu holen. Es wäre alſo am beſten, der Herr Ergänzungsſtückler erzürnte ſich nicht eher über unſere Herren Cenſores, als bis ich und meinesgleichen in Gnaden befehlen werden, was in Baſel oder Zürch gedruckt, oder nicht gedruckt werden ſoll. Die dritte Unbedachtſamkeit, die er begangen hat, iſt dieſe, daß er Leute, von denen er uns vorzuſagen weis, daß ſie durch höhern Befehl verordnet ſind, mit Titeln belegt, die von ihm für ſpöttiſch und lächerlich gehalten werden. Ein ernſthafter Mann überlegt etwas beſſer, daß man von den Amtsverrichtungen der Unterbefehlshaber hoher Häupter, ſo lange ſie die gemeßnen Befehle dieſer leztern nicht klärlich überſchreiten, mit einer gewiſſen Behutſamkeit reden müſſe. Wenn unſer Verfaſſer dieſes gelernt hat; dann ſind wir zufrieden, daß er wieder von den Leipziger Cenſoren redet. Ich werde ihn durch dieſe Note wieder auf mich und auf die Ueberſeher meiner Frechheit böſe gemacht haben. Ich fürchte mich aber deswegen nicht mehr, als zuvor: zumal da ich weis, daß ich dadurch kein Unglück über ganz Leipzig bringe, und der Herr Verfaſſer nicht eben wieder alles, was in Leipzig iſt, einen Groll faſſen wird. Denn ſind gleich die Leipziger Cenſoren nicht nach ſeinem Geſchmacke, ſo ſind es doch die Knaſterrollen.

Die Fortſetzung dieſer Anmerkungen folget künftig.

* *

Auf den Toback.

O Pflanze voller Trefflichkeiten,
Kraut, deſſen Kenntniß nie das Alterthum beglückt,
Das uns, zur Ehre neuer Zeiten,
Die neuentdeckte Welt, wie Perus Gold, geſchickt.

Dein Rauch, durch holen Ton geſogen,
Ergözt, wem männlich Blut in ſeinen Adern fließt;
Die Schönen ſelbſt ſind dir gewogen,
Und öfters hat dein Rohr ein zarter Mund geküßt.

Durch kurzen Weg nicht ſehr geläutert,
Verleiht dein grober Theil dem Arbeitsmanne Kraft;
Y auch weiſes Hirn haſt du erheitert,
Wenn dir ein längrer Zug mehr Reinigkeit verſchafft.

Zu wenig wärſt du zum Ergötzen
In einerley Geſtalt, im Dampfe nur bereit,
Du biſt gedoppelt mehr zu ſchätzen,
Da uns zugleich dein Staub, dein edler Staub erfreut.
Ihm ein Behältniß zu bereiten,
Sind koſtbares Metall und theurer Stein beſtimmt.
Er zeigt des Stutzers Artigkeiten,
Der mit geſchickter Hand ihn giebet oder nimmt.
Viel Dichter haben dich erhoben,
Von Canitz führt die Reih, des Sättlers Bauherr * ſchließt.
Doch ich kann unparteyiſch loben,
Der ſelten deinen Staub, nie deinen Rauch genießt.
So ſingt, vom Phöbus unterwieſen,
Ein Günther die von ihm doch nie geſehne Schlacht.
So hab ich dich, Toback, geprieſen,
Kraut, deſſen Dampf und Staub gelehrt und artig macht.
K.

* *

Die beſtrafte Unempfindlichkeit.

Eine Fabel.

Zur Wachtel, welche der Gefahr,
Dem Garne, kaum entgangen war,
Ließ ſich der ſtolze Hänfling nieder:
Mich, ſprach er, dauert dein Gefieder.

---

* Der Sättler iſt ein Luſtwäldchen bey Hirſchberg, worinnen ſich Herr Stoppe einen Parnaß gebauet, und daher ſeine letzte Sammlung von Gedichten den Parnaß im Sättler genannt hat.

O ſage, wie es immer ging,
Daß du nicht flohſt, und man dich fing.

Mich lockte jene grüne Saat,
Indem ich nun in Ruhe trat;
So hört ich tiefer in dem Weizen
Ein ſüßes Tönen, ſüßes Reizen:
Ich lief; kaum war ich bey dem Ton;
So hatte mich das Netz auch ſchon.

Das Netz, ſprach dieſer, nicht zu ſehn?
Dir, Flattergeiſt, iſt recht geſchehn.
Man muß, will man der Luſt genießen,
Die Freyheit zu behaupten wiſſen.
Und wenn ich aus mir ſelber wär,
Ein Netz, das fängt mich nimmermehr.

Der Hänfling flieht; die Wachtel weint;
Kurz drauf erblickt ſie ihren Freund
Verzagt, und nur mit halbem Leben,
Auf einer Vogelruthe kleben:
Wie, rief ſie, kömmt es, lieber Gaſt,
Daß du dich hier gefangen haſt?

Die Freundinn, ſprach er, ging mir nah,
Die ich in dieſem Bauer ſah;
Aus Freundſchaft, da ich nichts vermuthe,
Setzt ſich mein Fuß auf dieſe Ruthe.
Nun weis ich Aermſter auf der Welt
Nicht, was mich hier gefangen hält.

O! ſpricht die Wachtel: ſchweige ſtill,
Es halte, was dich immer will;
Der Liebe reizendes Entzücken
Kann uns auf tauſend Art berücken;
Und ſah es, wie die Freundſchaft aus,
Die Liebe macht ein Garn daraus.

G ‒ ‒

* *

Ein paar Freundſchaftsbriefe zwiſchen einem Frauenzimmer und einer Mannsperſon.

Mein liebſter Freund,

Gefällt Ihnen dieſer Titel, den ich Ihnen beylege? Laſſen Sie ſich ſolchen immer gefallen, wenn ich Ihnen dabey die Verſicherung gebe, daß ich Sie höher halte, als alle meine Freunde in der Welt. Ihre bezeigte Zärtlichkeit hat mich gerühret; ich will dafür nicht unerkenntlich heiſſen. Nur erlauben Sie mir, zu bitten, daß wir noch zur Zeit bey unſerm Umgange den Namen Liebe nicht öffentlich nennen. Die Vernunft befiehlt es uns eines theils, und andern theils weis ich nicht, warum mich auch nur das bloße Wort furchtſam machet? Ich bilde mir ein, ſo bald ich mich frey dazu bekenne, ſo bald würden mich auch alle Widerwärtigkeiten treffen, die nur bey der Liebe zu erdenken ſind. Ich kenne mein Glück, und weis, wie feindſelig es ſich gegen mich bezeiget, alſo würde es auch hierinnen ſeine Macht brauchen. Unſre Freundſchaft zu hindern, ſoll es ohnmächtig ſeyn; es ſoll mir auch nicht wehren, daß ich Sie darinnen über alles ſchätze, ja daß ich Ihnen auch mit der reinſten Zärtlichkeit ergeben bin. Iſt dieſes Bekenntniß genug, Sie zu beruhigen? Laſſen Sie uns die Zeit zu Hülfe nehmen, ehe ich freyer rede. Denken Sie nicht, daß mich einiges Mistrauen von Ihrer Redlichkeit hiervon zurücke hält. Nein; ich glaubte zu ſündigen, wenn ich nach ſo vielen Verſicherungen noch dem geringſten Argwohne Platz geben wollte. Sie müßten mir nur halb ſo angenehm ſeyn, als Sie mir ſind, wenn Ihr Andenken nicht die Stärke haben ſollte, mich vollkommen vergnügt und zufrieden zu machen. Da nun mein Gemüthe ſo munter iſt, ſo ſchließen Sie, daß es mein Leib nicht weniger ſeyn müſſe. Meine Krankheit iſt meiſt gewichen; wenigſtens empfinde ich ſie nicht mehr ſo ſehr. Sehen Sie, wie viel Gewalt Sie ſchon über mich erhalten? Ich könnte mich einer vollkommenen Ruhe rühmen, wenn Ihre Abweſenheit mich nicht darinnen ſtöhrte. Woher kommen dieſe Triebe? Ich habe Ihnen bereits ſo viel geſagt, daß Sie die Beſchaffenheit meines Herzens zur Gnüge daraus erkennen können. Nehmen Sie ſolches ſo auf, wie ich es gemeynt, und glauben, daß niemand gegen Sie größere Zärtlichkeit empfinden kann, als

Ihre Ergebene.
P. F. L.

Lieb=

Liebſte Freundinn,

Warum zweifeln Sie, daß mir der Titel, welchen Sie mir geben, nicht gefallen ſollte? Gewiß, wenn Sie mich nur Dero Zärtlichkeit und Vertrauens würdig ſchätzen, ſo wird mir das andere alles gleich viel ſeyn. Ueberdieſes hat mich ihr letzter Brief ſo eingenommen, daß ich ungewiß bin, ob Sie bey einem andern Titel ſich eben ſo rührend und zärtlich hätten ausdrücken können, als Sie bey dieſem gethan haben. Fahren Sie nur fort, ſchönes Kind, mich auf dieſe Art zu lieben. Es iſt kein Glück, das ich mehr wünſche, als eben dieſes. Ich habe Sie von meiner zärtlichen Hochachtung, die ich gegen Sie empfinde, verſichert; Sie laſſen ſich ſelbige gefallen, und entdecken mir hinwiederum einige zärtliche Regungen, die Sie für mich hegen; was könnte ich denn mehr verlangen? Halten Sie mich für ſchwach genug darzu, daß ich Ihnen die Art zu lieben vorſchreiben ſollte? Nein, meine Schöne! Ihr Verſtand geht bey mir über alles. Glauben Sie nicht, daß ich nur eine Liebe bey mir empfinde, die allen niedrigen Seelen gemein iſt. Ich finde in ihrem zärtlichen Vertrauen, in Leſung ihrer Briefe, die angenehmſte Wolluſt. Aber nichts deſto weniger muß ich Sie doch fragen: Was hat Ihnen die Liebe gethan? und wodurch ſind Sie überzeugt, daß ſie lauter üble Folgen nach ſich ziehe? Nicht die Liebe, liebſte Frundinn, ſondern die Perſonen, welche lieben, deren Beſchaffenheit, ihre Aufführung, und die Art, wie ſie lieben, bringen die Folgen, und oftmals böſe hervor. Unterſuchen Sie es ſelbſt, und laſſen der Liebe hinführo mehr Gerechtigkeit wiederfahren. Sie verlangen nach meiner Ankunft, und ſagen

gen ſo gar, daß dieſe vermögend wäre, Sie in völlige Ruhe zu ſetzen. Eine kleine Geduld, annehmliche Schöne, ich werde Ihnen bald mit tauſenderley Zärtlichkeiten meine Ergebenheit für dieſe Entdeckung bezeugen. Ich wiederhole, was ich ihnen ſchon letztens geſchrieben habe, daß ich die erſte Möglichkeit ergreifen werde, bey Ihnen zu ſeyn. Schreiben Sie nur indeſſen ſo oft, als es möglich iſt; denn gewiß, ich kann nichts reizenders für mich denken, als Ihre Briefe. Drum laſſen Sie mich doch ja nicht lange darauf warten. Die Poſten gehen mir ohne dieß ſchon zu ſparſam. Sie geben mir die Verſicherung, daß ihr Gemüthe ganz munter ſey, und ihre Geſundheit ſich dadurch auch wieder gefunden habe. O! kann mein Zärtlichſeyn und meine Ehrfurcht etwas dazu beytragen; ſo werden Sie es gewiß beſtändig bleiben; denn ich bin ewig

Dero Zärtlichgehorſamſter.
S. N. T.

Liebſter Freund,

Mein Vertrauen zu Ihrer Redlichkeit iſt ſo vollkommen, daß ich glaube, Sie können mir nichts ſagen, welches nicht mit der wahren Meynung Ihres Herzens übereinſtimmet. Alſo will ich auch nicht mehr zweifeln, daß Ihnen meine ſchlechten Briefe gefallen. Wenigſtens kann Ihnen meine Aufrichtigkeit darinnen nicht zuwider ſeyn; darum will ich auch ohne Furcht damit fortfahren. Ihre Verſtellung, die Sie mir von der Liebe gemacht, iſt ſchön. Sie haben auch nicht Unrecht, daß das meiſte Uebel darinnen von den liebenden Perſonen ſelbſt herrühret. Aber erlauben Sie mir auch, zu ſagen, daß nichts un-

unbeſtändiger, als der Wille, bey uns iſt. So bald dieſer dem Scheine nach etwas ſchönes ſieht, oder einen andern Vortheil dabey zu finden weis, ſo bald empfindet er eine Luſt, zu wechſeln; welche denn ſo lange ernähret wird, bis endlich eine Verachtung des vorher Geliebten daraus entſteht. Und mit dieſem Uebel ſind faſt die meiſten Mannsperſonen behaftet. Ihnen, mein Wertheſter, traue ich vor einer unzähligen Menge anderer, in allen guten Eigenſchaften den größten Vorzug zu: Alſo will ich mir auch zu meiner eigenen Zufriedenheit ſchmeicheln, Sie werden obiges Laſter verabſcheuen. Lieben Sie nur ſo, mein Freund, wie Sie mich verſichert. Wir können bey unſerer reinen und unſchuldigen Zärtlichkeit ein weit größeres Vergnügen finden, als andere bey ihren ausſchweifenden Begierden niemals zu hoffen haben. Sie geben mir die Verſicherung, daß Sie die erſte Möglichkeit zu ihrer Herkunft ergreifen würden. Gut, mein Wertheſter, ich bin damit völlig zufrieden. Ich glaube es auch. Nun ſtellen Sie ſich vor, wie vergnügt ich deswegen anitzo bin. Ich lebe in der angenehmſten Hoffnung. Ich denke alle Tage, Sie zu ſehen. Ich rede ſchon alle Stunden mit Ihnen, und bemühe mich recht ämſig, Sie von meiner ungeheuchelten Hochachtung zu überzeugen. Ich mag nun dieſe Unterhaltung ſo lange fortſetzen müſſen, als es nur immer wolle, ſo werde ich doch darüber nicht müde werden; denn ich habe dabey noch immer etwas ſchöners zu hoffen. Ich muß aufhören, zu ſchreiben, aber ich werde nie aufhören zu ſeyn

Ihre Aufrichtigergebene.

P. F. T.

Eine

* *

Eine anakreontiſche Ode.

Orpheus konnte durch ſein Singen
Das bezähmte Wild bezwingen;
Und die Tyger hörten an,
Was der Liebe Macht gethan.

Bäume ſah man ſich bewegen,
Und der Fels ſchien ſich zu regen;
Doch bewegte ſein Gedicht
Nur der Weiber Herzen nicht.

Aber ich will durch mein Singen
Bloß, ihr Schönen, euch bezwingen.
Fels und Bäume, bleibt in Ruh!
Nur ihr Herzen, kommt herzu!

* *

Nachricht

von denen im Heumonate aufgeführten Schauſpielen in Leipzig.

Mein Herr,

Dero bezeigter Beyfall über die Ihnen neulich mitgetheilte Nachricht, von den bey uns vorgeſtellten Schauſpielen, iſt mir ein Befehl, weiter damit fortzufahren. Ich bedaure aber nur, daß ich nicht zugleich dabey Ihren Wunſch erfüllen, und Ihnen mein Urtheil über die Stücke ſelbſt überſchreiben kann. Sie wiſſen, daß ich mich nur bloß anheiſchig gemacht, ein Hiſtorienſchreiber des neueröffneten Theaters in Leipzig und nicht zugleich ein Kunſtrichter deſſelben, bey Ihnen zu ſeyn. Vielleicht findet ſich zu dem letztern zu einer andern Zeit Gelegenheit und Anlaß, da es mehr Nutzen ſchaffen kann, als itzo. Ich habe noch zur Zeit nicht genugſame Kenntniß davon, und möchte alſo leicht etwas beurtheilen, wovon ich die Urſachen nicht einſähe, warum es vielmehr ſo, als anders ſeyn müſſen. Es könnte auch ſeyn, daß ich mit meinem frühzeitigen Urtheile einer guten Sache mehr ſchadete, als ſie beförderte, welches ich doch nicht gern wollte. Man muß bey dem Anfange derſelben manches überſehen, welches ſich in ihrem Fortgange wohl von ſelbſt verliehrt. Die innern Triebfedern gewiſſer Dinge ſind einem nicht ſo bekannt, als ſie wohl ſeyn ſollten, wenn man einen Kunſtrichter davon abgeben will. Die Comödianten verbergen ſolche mit allem Fleiße, und ich weis nicht, ob es aus einem kleinem Handwerksneide, oder welches ich noch eher glaube, aus einer beſondern Klugheit und Staatskunſt herrührte, daß in dem neulichen Vorſpiele dem Comödianten die Lehre gegeben wurde:

Das Hohe deiner Kunſt mach nicht zufrüh gemein.

Erwarten Sie dahero keine critiſche, ſondern bloß eine hiſtoriſche Nachricht von unſerm Schauplatze in meinen künftigen Briefen; und leſen Sie itzo bloß die Titel von denen Stücken, die wir im vorigen Monate geſehen haben.

Den 3 Jul. wurde die *** Comödie ohne Namen des Herrn Boiſy, in dreyen Aufzügen, wiederum vorgeſtellet, welche Sie in der Meſſe bereits geſehen haben.

Den 5. führte man den Brutus, ein Trauerſpiel des Herrn Voltäre, aus dem Franzöſiſchen in Hamburg überſetzt, nebſt dem Nachſpiele, die misvergnügte Jungfer, auf.

Den 10. ſah man die Beſchwerden des Reichthums, ein Schauſpiel von dem Herrn Dalinval in drey Aufzügen, und anſtatt des Nachſpiels einen gründlichen Beweis, daß ein lebendiger Philoſoph einer Jungfer nöthiger ſey, als ein todter.

Den 12. ſtellten ſie den ſterbenden Cato des Herrn Prof. Gottſcheds vor.

Den 17. wurde der Zerſtreute, ein Schauſpiel des Herrn Regnards in 5 Aufzügen, auf das Theater gebracht.

Den 20. hatte man die Stärke der mütterlichen Liebe, oder Sancio und Sinilde, auf demſelben zu ſehen; ein Schauſpiel, welches aus einem Singſpiele in eine ſolche Geſtalt gebracht worden, welche ordentliche Comödien in Verſen zu haben pflegen.

Den 24. wurde der Spieler, ein Schauſpiel des Herrn Regnards, und den 31 ein neues luſtiges Stück, aus dem Holländiſchen eines Ungenannten, die närriſche Wette betitelt, aufgeführet.

Ich bin ꝛc. ꝛc.

Ende des Auguſtmonats.

* * *

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

——— Qui miſcuit vtile dulci. *Horat.*

Auf das Jahr 1741.
Herbſtmonat.

Leipzig
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Der Zweifler.

Ein Lehrgedichte.

Nein! .. Ja! .. Doch nein! .. Doch ja! ..
Fürwahr, ich weis es nicht.
Was iſt in meiner Bruſt, das mir ſtets widerſpricht?
Ich denke, ſinne nach, begreife, ſchließ und merke:
Je weiter daß ich bin; je größer wird die Stärke
Des Zweifels, der mich nagt. Wer macht mir ſeinen Grund,
Wer meine Sicherheit, wer meinen Irrthum kund?
Vielleicht kein Menſch. Ich ſeh, daß Wiſſenſchaft und Schlüſſe
Dem, der die Wahrheit ſucht, oft mehr zum Hinderniſſe,
Als zur Gewißheit, ſind. Bald ſcheint mir etwas klar,
Und bald ſein Gegentheil auch ausgemacht und wahr.
Ja, wenn ich hier Beweis und unbewegte Gründe,
Und dort der ganzen Welt gemeinen Beyfall finde:
Wozu entſchließ ich mich? wer ſagt mir, was zu thun?
Ich ſuche meine Ruh, und kann doch niemals ruhn.
Ich weis kaum, was ich weis: ich weis kaum, was ich glaube.
Verworfne Sicherheit! die ich mir geb und raube,
Wenn mein begierger Geiſt durchforſcht und überlegt,
Wie wenig noch die Welt bewieſne Wahrheit hegt.

Was bin ich denn? Ein Menſch. Was ſuch ich denn? Mein Glücke.
Wo find ichs? In mir ſelbſt. Wodurch? Durch ſcharfe Blicke
Auf alles, was bisher ein forſchender Verſtand
Von Tugend, von Geſetz, Natur und Pflicht erkannt,
Und wahr befunden hat. Was Tugend? Was Geſetze?
Was Pflichten? Was Natur? Führt wohl ein leer Geſchwätze,
Ja zieht und reißt michs nicht mit der verführten Welt,
Die ſich für klug, beglückt, vergnügt und ſicher hält,
Dahin, wo eitler Wahn, und ſcheinbar ſchöne Lügen,
Den, welcher willig folgt, oft unvermerkt betrügen?
Beynahe glaubt ich es; und glaubt es, weil ich ſah,
Daß öfters in der Welt das Gegentheil geſchah,
Von dem, was insgemein der Weisheit Lehren ſetzen.
Kommt her, ihr Lehrer, kommt! laßt eure Lehren ſchätzen,
Sagt und erkläret mir, was euer weiſer Geiſt
Für gut und böſe hält, Natur und Pflichten heißt.
Ihr findet mich bereit, ſo viel ich kann, zu faſſen,
Ich will mich, wenn ihr könnt, durch Gründe führen laſſen.
Ruft immer die Natur um Grund und Zeugniß an,
Daß wirklich etwas bös und etwas gut ſeyn kann;
Daß ihre Grenzen ſich ſchon in dem Weſen trennen,
Daß wir der Kräfte Grund aus ihrer Wirkung kennen.
Sprecht weiter: Die Natur lehrt, wie man handeln ſoll,
Ihr Trieb enthält allein der Menſchen wahres Wohl;
Ihr ewiges Geſetz darf niemand überſchreiten,
Der ſich aus Vorſatz nicht will Fall und Tod bereiten:
Heißt den, der dieß erkennt, und nach der Eigenſchaft
Erkannter Wahrheit lebt, vollkommen, tugendhaft:

Heißt den, der nicht gehorcht, der ihr zuwider handelt,
Und wie es ihm gefällt, nach eigner Blindheit wandelt,
Verkehrt und laſterhaft. Sprecht dieſem Glück und Ruh,
Und wahre Wolluſt ab; und legt ſie jenem zu.
Droht dieſem, daß er ſich in ſein Verderben ſtürze,
Sein eigner Henker ſey, der Jahre Zahl verkürze:
Preiſt jenen, der ſich ſelbſt aus eigner Kraft erhebt,
Des Glückes Meiſter wird, und ſich zur Freude lebt.
Die Worte klingen gut. Wo aber ſind die Sachen,
Um die wir uns den Kopf vergebens müde machen?
Ich ſeh der Dinge Lauf oft recht bedachtſam an:
Wie kömmt es, daß ich doch in ihm nichts finden kann,
Woraus ihr euch bemüht ein Mittel zu ergründen,
Bey dem wir ſicher gnug den Weg zum Glücke finden?
Wie wär es, wenn vielleicht ein blindes Ungefähr,
Ein ungewiſſes Nichts des Glückes Urſprung wär?
Wie pranget nicht Pompon mit Würden, Stand und Mitteln!
Sein Sklave füllt ein Blatt mit ſeiner Aemter Titteln:
Er iſt, ſo klein er war, bis zur Verwundrung groß;
Sein Eifer, Herr zu ſeyn, riß ihn vom Zweifel los,
Der viele furchtſam macht. Er hat verſucht, gerungen,
Gefehlt, gewagt, geſiegt. Nun iſt es ihm gelungen!
Er ſieht die halbe Welt als ſeine Diener an:
Der Fürſt heißt ſein Monarch, und iſt ſein Unterthan.
Er iſt durch Bosheit, Liſt, Gewalt, Verſtellung, Lügen,
Die er im Buſen trug, ſo hoch empor geſtiegen,
Daß nichts ihn ſtürzen wird. Er zwingt ſogar den Neid,
Und hat auch in Gefahr die größte Sicherheit.
Das Recht verbeut ihm nichts: Sein Will iſt ſein Geſetze:
Der Feinde ſchneller Fall vermehret ſeine Schätze.

Er wird, ſo bald er ſpricht, mit Ehrfurcht angehört,
Und was er will, geſchieht. Ihn fürchtet, lobt und ehrt,
Wer ihn nur ſieht und kennt. Durch ihn begreift die Erde,
Wie furchtbar Fürſt und Land an Macht und Größe werde,
Wenn er den Staat regiert. Er macht den Fürſten reich:
Was eines andern iſt, gefällt ihm kaum ſo gleich,
Als ſchon durch ſeinen Rath das Recht, zu Krieg u. Morden,
Gefunden, und geführt, und ausgeführet worden.
Er ſieht, an Wolluſt reich, dem eignen Glanze zu:
Er lebt vergnügt und froh, hat Macht, und Ehr, und Ruh.
Ein faſt unzählbar Gut verläßt er ſeinen Erben:
Er ſtirbt; und iſt gewiß, ſein Name wird nicht ſterben.
Serpil bleibt immer klein, bey aller ſeiner Treu.
Er kennt die Lügen nicht, haßt Trug und Schmeicheley;
Iſt eines jeden Knecht, und dient ihm faſt mit Blute;
Strebt, da er nichts beſitzt, doch nicht nach fremdem Gute.
Sein Herz, ſein redlich Herz bemühet ſich allein,
Ein nützlich Glied der Welt durch Kunſt und Fleiß zu ſeyn:
Und unter Schweiß und Müh, und mit Geduld und Schweigen,
Bey Fällen aller Art ſich gut und froh zu zeigen.
Kein Anſchlag geht ihm fort: Er bittet, weint, ſchlägt vor,
Erſinnt und meynt und thut, doch kömmt er nicht empor.
Man lacht die Einfalt aus, die ſich nicht kann entſchlieſſen,
Mit einerley Geſicht ſo Freund als Feind zu küſſen.
Er hofft, und hofft umſonſt; wird durch den Gram verzehrt,
Und vor den Jahren alt, und heißt des Unglücks werth.
Er ſtirbt, und tröſtet ſich, daß er nur noch im Grabe
Sein endlich Ziel erlangt, und Ruh gefunden habe.
Die beyde, tauſend noch, und tauſend eben ſo,
Sind, wider euren Satz, theils elend, theils auch froh:

Der fromm und tugendhaft, und jener voller Laſter.
Der wird ſtets rühmlicher, und jener ſtets verhaßter
Nach euren Regeln ſeyn. Doch die Erfahrung ſpricht,
Sie ſind ſo allgemein und unumſtößlich nicht.
Sieht man das Laſter nicht, ſo wie die Tugend, ſteigen?
Kann Tugend uns nicht mehr, als Laſter, niederbeugen?
Zudem, wo zeigt ihr mir den wahren Unterſcheid,
Der Gut und Böſes trennt? Hier und zu einer Zeit
Hat eine Handlung nicht bey allen gleich gegolten:
Denn der wird drum gelobt, und jener drum geſcholten.
Zumal da der Verſtand noch ſchwach, noch irrend iſt,
Viel ſieht, nicht viel begreift, und ſelten richtig ſchließt,
Und wohl noch ſeltner kann mit Zuverſicht entſcheiden,
Was hier und da zu thun, was hier und da zu meiden.
Kaum, daß Erfahrung noch die greiſen Alten lehrt,
Was Zeit und Ort beſiehlt, und Ruhe ſchafft und mehrt.
Ja da ihr ſelbſt geſteht, daß man den Weg zur Sünde
Viel leichter, als die Bahn zu Glück und Tugend, finde;
Da viel Verſtand und Witz erſt ſchwer und ſpät erkennt,
Worinnen Licht und Schein, und wahr u. falſch ſich trennt;
Da unter Völkern oft kaum fünfmal zwanzig wiſſen,
Was Seelenkräfte ſind, die ſie doch brauchen müſſen;
Da Wahn und Vorurtheil, und was die Sinne rührt,
Gewohnheit, Eigenlieb und Beyſpiel alle führt,
Die unter mancherley veränderten Geſtalten
Ihr Glück und ihre Ruh entbehren und erhalten;
Da endlich unter euch vielleicht kaum einer weis,
Woraus ihr der Natur beſtändiges Geheiß,
Von allen Zweifeln frey, ſollt ſchließen und erklären:
So ſagt, wie wollt ihr mir Zufriedenheit gewähren?
Iſts möglich, oder nicht? Gehts, oder gehts nicht an,
Daß man durch euren Rath ſein Glücke finden kann?

Iſts möglich? Geht uns vor, und zeigt, was ihr gefunden?
Iſts nicht? Was habt ihr uns umſonſt dazu verbunden?
Ich lebe, wie ich kann. Mich führt mein eigner Trieb.
Mein Zweck iſt Glück und Ruh. Die Wahrheit hab ich lieb.
O ſollt ich doch einmal mit ſtark und ſichern Gründen,
Durch dieſes Labyrinth, Licht, Weg und Ausgang finden!
Genug, Verwegner, halt! wohin verirrſt du dich?
Weiſt du dir keinen Rath? Fürwahr! du dauerſt mich.
Kehr um; hör an, und ſchweig. Kannſt du dich ſelbſt nicht lehren:
So ſollſt du itzt von mir, was du verlangeſt, hören.
So weit hats nimmermehr ein Zweiſler noch gebracht,
Daß er der Wahrheit Grund nur wandelbar gemacht,
Geſchweige denn verkehrt. Verſammle deine Blicke;
Begreiſe dich nur ſelbſt, und geh in dich zurücke:
Da findſt du, was du ſuchſt, woſern du nicht mit Fleiß
In Worten leugnen willſt, was doch dein Herze weis.
Du darfſt die Sinnen nicht ans äußerliche kehren;
Was du dir ſchuldig biſt, kannſt du dir ſelbſt gewähren.
Sprich, fühlt dein Herz nicht oft viel rein und edle Luſt,
Wenn du für dich allein etwas gedenkſt und thuſt?
Und quält dich auch nicht oft, bey manchem Unternehmen,
Ein äußerlicher Schmerz, ein innerliches Grämen?
Nun weiſt du, außer dir iſt niemand Schuld daran.
Verſuch es noch einmal, und fang von neuem an;
Und thu, ſo wie du pflegſt: Es wird zu allen Zeiten
Dich bald die reinſte Luſt, bald Gram u. Schmerz begleiten.
Hier haſt du die Natur. Was dich vollkommen macht,
Was dir die Luſt gebiehrt, an die ich itzt gedacht,
Das iſt ein wahres Gut. Bös iſt, was Gram erreget,
Und wenn du es gethan, dich zum Verdruß beweget.

Dieß iſt nun ihr Geſetz und ewiger Bericht:
Das eine heißt ſie dich; das andre will ſie nicht.
Und fühlſt du nicht den Trieb, dich ſelber zu beſchützen,
Und dir, ſo viel du kannſt, an Geiſt und Leib zu nützen?
Die Pflicht iſts, die du dir mußt zu Gemüthe ziehn.
Ein Wille, ſtark genug, mit Eifer und Bemühn
Dem allen gnug zu thun, iſt, was ich Tugend nenne;
Und was ihm widerſpricht, für laſterhaft erkenne.
Nun denke, thuſt du nichts, als was zu dieſer Luſt
Dich immer näher führt, die du verlangen mußt;
Und haſt du lebenslang ſie in dir ſelbſt empfunden:
So haſt du endlich auch das wahre Glück gefunden.
Hier haſt du, was du willſt. Hier hört dein Zweifel auf.
Hier haſt du ebnen Weg, und einen ſichern Lauf.
Verfolge dieſe Spur, du wirſt viel tauſend finden,
Die dir zum Beyſpiel da ihr Glück auf Tugend gründen.
Wenn itzt der Glanz Pompons dir noch ins Auge ſtralt,
Und dir ſein großes Glück mit bunten Farben malt:
So wiſſe, Gram und Pein verzehrten ihn von innen,
Und ließen ſeinen Geiſt nicht Luſt noch Ruh gewinnen.
Hör auch das Urtheil an, das manche Zunge fällt,
Die keine Furcht vor ihm itzt mehr gebunden hält:
Sein Name wird verflucht, ſein Nachruhm iſt nur Schande;
Itzt heißt Pompon ein Greul der Redlichen im Lande.
Serpil iſt doch beglückt, wenn du es auch nicht ſiehſt,
Was ihn für Wolluſt nährt; wie er zufrieden iſt:
Wenn ihm ſein Herz bezeugt, daß er mit ernſtem Willen
Stets ſeine Pflicht geſucht nach Kräften zu erfüllen.
Wahr iſts: Es hindern uns Zwang, Zufall, Ort und Zeit.
Viel nehmen wir uns vor; und kommen doch nicht weit.

Doch dieß begreif ich leicht. Du haſt viel tauſend Brüder.
Ihr kennt die Tugend nicht; drum handelt ihr darwider.
Denn weil ein jeder das für gut und böſe hält,
Was auf den erſten Blick ſo in die Sinne fällt,
Nicht auf das Ende ſieht, und doch gleich alles richtet:
Was Wunder, daß ihr euch viel Hirngeſpinnſte dichtet?
Ihr Faulen! ſtrengt euch an. Gebt Achtung ohne Ruh;
Schiebt euer Urtheil auf, und ſeht dem Ende zu:
Ihr werdet überall mit ſtark und ſichern Gründen
Der Tugend Lohn und Glück, der Laſter-Strafe finden.
Die Faulheit iſts allein, nicht aber der Verſtand,
Was euch mit Blindheit ſchlägt. Sezt mit vereinter Hand,
Und allen Kräften fort, wie gut ihr angefangen:
Ihr werdet ganz gewiß zu Glück und Ruh gelangen.
Du ſprichſt: Ich ſeh nicht gleich dieß alles deutlich ein.
Du biſt ja nur ein Menſch; was willſt du göttlich ſeyn?
Confuz hat allererſt nach zweymal vierzig Jahren
Der Tugend Lohn erlangt, was Glücke ſey, erfahren.
Geſetzt, daß du ſo lang, und länger dich bemühſt:
Gnug, wenn du dich nur ſtets dem Ende näher ſiehſt;
Gnug, wenn du itzt begreifſt, wenn dich dein Zweifel quälet,
Daß deinem Glücke nichts, als nur dein Vorſatz, fehlet.
Gieb auf des Pöbels Lob und Tadeln gar nicht Acht;
Er irrt, wenn er dich preiſt, und wenn er dich verlacht.
Hör auf kein Grübeln mehr. Du kannſt die Schlüſſe fühlen,
Und darfſt nicht mit dem Tand erlernter Weisheit ſpielen.
Du haſt, was du gebrauchſt; und willſt du ja noch mehr:
Hier iſt des Höchſten Wort. Gieb dieſem auch Gehör,
Und glaub, und thu. Genug. Hier haſt du nun die Sachen,
Um die wir uns wohl nicht vergebne Mühe machen.

Gottlob Benjam. Straube.

DE

DE
EPISTOLIS GRATVLATORIIS,
ΕΞΩΤΙΚΟΘΑΥΜΑΤΟΥΡΓΗΜΑΤΟΤΑΜΕΙΟΙΣ.

Oder deutlicher zu reden:

Von der Vortreſſlichkeit
der
Glückwünſchungsſchreiben
nach dem neueſten Geſchmacke.

Wodurch

Herrn N. N.

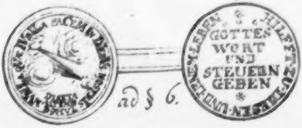
als Derſelbe die hohe Schule rühmlichſt verließe,

ſeine Ergebenheit bezeugen wollte

Deſſen

aufrichtigſter Freund und Diener,

Martin Scribler, der Jüngere.


GOTTES
WORT
UND
STEUERN
GEBEN
HILFFT ZU DIESEN · UND JENEM LEBEN

ad § 6.

Im M. Auguſt 1741.

VIRGILIVS.

- - - Fugit indignata ſub vmbras.[*]

[*] Es iſt ein erbaulicher Gebrauch, daß man zum Anfange eines jeden Buchs aus einen altem Schriftſteller einige Worte ſetzet. Wenn in dem ganzen Buche nichts gutes iſt, ſo ſind wenigſtens die Worte des alten Schriftſtellers gut: Ich habe es alſo auch nicht unterlaſſen wollen. Ich habe mir wenigſtens angelegen ſeyn laſſen, eine ſolche Stelle ausfündig zu machen, welche mit meinem gegenwärtigen Vorſatze gar keine Verhältniß hat. Denn dieſes iſt nach dem neueſten Geſchmacke.

Mein Freund!

Du haſt mir vielmals deutliche Proben von Deiner aufrichtigen Freundſchaft gegeben. Du haſt mich dadurch dir ſehr verbunden gemacht. Ich geſtehe es anitzo öffentlich. Ich bekenne aber auch zugleich vor der ganzen Welt, daß meine Verbindlichkeit gegen Dich niemals ſo groß geweſen iſt, als itzo, da Du dieſen Ort verläßt. Dein Abſchied würde mir zwar ſchmerzlich fallen: Allein, das Vergnügen, Dich mit einem gedruckten Bogen zu begleiten; die Zufriedenheit, meinen Namen auf dem Titelblatte zu ſehen; das Verlangen, der gelehrten Welt, wo nicht zu dienen, doch bekannt zu werden; kurz, ein mir und meinen Landesleuten ſo natürlicher als rühmlicher Eifer zu ſchreiben; dieſes ſind die Urſachen, warum ich deinen Abſchied ſo gelaſſen anſehen kann.

Nur etwas bedauere ich. Dein Abſchied kömmt mir zu unvermuthet (1). Nur vor wenig Tagen habe ich

---

1) Dieſes iſt die erſte Spur in gegenwärtiger Abhandlung, welche von der Stärke zeuget, die ich in Verfertigung eines Glückwünſchungsſchreiben, nach der neueſten Mode, beſitze. Dein Abſchied iſt mir gar nicht unvermuthet gekommen. Ich habe ihn vor vielen Wochen gewußt.

ich dieſen Deinen Entſchluß erfahren. Ich bin alſo nicht im Stande geweſen, auf gegenwärtige Arbeit den gehörigen Fleiß zu wenden. Sie iſt eine unreife Frucht (2) weniger Stunden, und die häufig darinnen vorkommenden Fehler wird nichts, als Dein Wohlwollen, und meine beynahe ganz unglaubliche Eilfertigkeit entſchuldigen müſſen. Von der wenigen Muße (3), die ich habe, und der überhäuften Arbeit, wodurch ich auf eine verdrießliche Art gebunden bin, mag ich nicht einmal etwas erwähnen.

Alle dieſe Hinderniſſe überſteige ich auf eine muthige Art. Ich liefere dir dieſe Arbeit, und widme

dir

---

gewußt. Schon ſeit dem Tode des Kaiſers bin ich mit dieſer Schrift fertig geweſen. Ich habe mit innigſten Schmerzen auf eine Gelegenheit gewartet, ſie unter die Preſſe zu bringen. Es würde aber ein weſentliches Stücke weggefallen ſeyn, wenn ich nicht ſo beſtürzt und eilfertig gethan hätte. Meine wertheſten Mitbrüder, die wünſchende Geſellſchaft, ſieht die Schönheit davon vortrefflich ein. Und es würde ſehr altväteriſch geklungen haben, wenn ich geſagt hätte, daß dieſes Werkchen mit gründlichem Vorbedacht, und reifer Ueberlegung geſchrieben ſey.

2) Dieſes Urtheil fälle ich von mir, aus einer gelehrten und allen Autoribus gewöhnlichen Schamhaftigkeit: will es aber bey dem geneigten Leſer möglichſt depreciren. Es widerleget ſich auch aus obigen von ſelbſt, und iſt nur eine Figur.

3) Ich beziehe mich hier auf obige Anmerkungen. Wenn ich ſprache daß ich nichts zu thun hätte, auch allem Anſehen nach ſo bald nicht mit einem Amte oder überhäufter Arbeit beſchweret werden dürfte, ſo redete ich zwar die Wahrheit; aber ich ſagte etwas, quod indignum eſſet noſtris temporibus, indignum autore, indignum gratulante, & fauſta quaevis apprecante.

dir eine, wo nicht ganz neue (4) und von mir zuerſt erfundene, doch noch nicht ſattſam erkannte Wahrheit. Der **Nutzen unſerer gelehrten Glückwünſchungsſchreiben** iſt zu wichtig, als daß ich denſelben mit Stillſchweigen übergehen ſollte. Ich will denſelben angenehm, deutlich, gründlich, und ſo beſchreiben, daß mir hoffentlich niemand ſeinen Beyfall verſagen, ſondern vielmehr zugeſtehen wird, gegenwärtige Schrift ſey nach dem neueſten Geſchmacke, und als ein Urbild aller gelehrten und zu unſerer Zeit im Schwange gehenden Glückwünſchungsſchreiben anzuſehen. Beſonders werde ich mich der Kürze befleißigen (5).

§. 1. Im Paradieſe (6) lebten unſere erſten Aeltern bey der größten Zufriedenheit. Dieſes Glücke dauerte nur wenige Zeit. Je häufiger ſich ihre Nachkommen

---

4) Wir leben anitzo, dem Himmel ſey Dank, in denenjenigen Zeiten, wo alles, was Odem hat, neue Wahrheiten erfindet. Neue Wahrheiten bey dem Richterſtuhle, neue Wahrheiten bey dem Krankenbette, ja ſo gar neue Wahrheiten auf der Kanzel, und ich wäre nicht werth, in dieſem Jahrhunderte gebohren zu ſeyn, wenn ich nicht im Stande wäre, binnen weniger Friſt eine ganze Karte neuer Wahrheiten zu entdecken.

5) Dieſes iſt eine edle Tugend, welche mir und meinen Collegen ohne Ruhm zu melden, nebſt der Ordnung im Vortrage, und der Bündigkeit im Denken, ganz eigen iſt. Sed bono vino hedera non opus eſt.

6) Ich bin, wie es überhaupt gebräuchlich iſt, allemal gewohnt, die Schönheiten meiner Schriften zuerſt anzumerken, damit es dem Leſer deſto leichter falle, weiter nachzudenken. Gegenwärtigen Abſchnitt halte ich für ein Meiſterſtück eines Glückwünſchungsſchreiben. Ich hatte

kommen mehreten, deſto heſtiger nahm die Unruhe und das Elend der Sterblichen zu. Der kleine Ueberreſt der alten, und die einzige Hoffnung der neuen Welt, ſchwommen in einem Kaſten. Die Ruhe und Einigkeit ſchienen wieder hergeſtellt zu ſeyn: Es währete aber nicht lange. Die Herrſchſucht wollte ſich einen Thurm bis in die Wolken bauen: Doch eine höhere Vorſicht zerſtörte dieſes verwegene Gebäude, und verwirrte die Sprachen. Die Kinder Noah verſtunden einander nicht mehr. Sie mußten ſich trennen. Die ſtolzen Nachkommen Sems ließen ſich in dem fetten Grunde Aſiens nieder. Der braune Mohr erwählte ſich die ſandigten Gegenden Lybiens. Ob es die Söhne Japhets geweſen, welche ſich unſere wirkliche Gegend zum Sitze ausgeleſen, mag ich

---

hatte verſprochen, kurz zu ſchreiben, und fange, aller Kürze unbeſchadet, vom Paradieſe an. Wie ſchwer ſollte es einem andern fallen, die Wörter Paradies, Arche Noäh, babyloniſchen Thurm, Sem, Aſien, braune Mohren, Lybien, Japhet, Norden, bemalte Leute und Columbus, auf eine ſo natürliche, lebhafte und bündige Art, mit einander zu verknüpfen? Dieſes kann ich und meine Mitbrüder. Was die Natur in einer Weite von vielen tauſend Meilen faſſet, das ſtellen wir auf einer einzigen Seite vor, und was in 6000 Jahren geſchehen iſt, das wiſſen wir in wenig Puncte zu ſchließen. Noch mehr. Wer hätte meynen ſollen, daß ich den Urſprung unſerer heutigen Glückwünſchungsſchreiben in dem Paradieſe zu ſuchen wüßte? Der folgende Abſchnitt wird es weiſen, daß ich ihn rühmlichſt gefunden habe. Lauter neue Wahrheiten! Es ſey voritzo genug. Nunmehro weis der Leſer, was er ſich von mir zu verſprechen hat. Und die Folge wird weiſen, daß dieſes und alle auf ſolche Art eingerichtete Schreiben nichts anders ſind, als ἐξωτικοθαυματουργηματοταμεῖα.

ſich nicht unterſuchen. Und es bemühen ſich die Geſchichtsforſcher noch bis itzo vergebens, wie die bemalten Inwohner in jenes Land gekommen ſind, welches Columbus nach ſo ſpäten Jahren wieder bekannt gemacht hat. So ſehr wurden diejenige zerſtreut, welche allerſeits Kinder eines Vaters waren; und ſo wenig verſtehen die Nachkommen einander, deren Aeltern nur eine Sprache geredet haben.

§. 2. Das Gute hat ſeinen Urſprung vielmals einem Uebel zu danken. Aus der Zerrüttung der Sprachen entſtunden Geſellſchaften. Diejenigen, welche eine Sprache redeten, verſtunden einander, und ſchlugen ſich dannenhero zuſammen. Die meiſten von ſolchen Geſellſchaften hatten zwar keine andere Abſicht, als ſich zu ſchützen, und zu nähren. Viele aber giengen hierinnen weiter. Die Sorge für ihren Leib hinderte ſie nicht, an dasjenige zu denken, was noch weit edeler war. Sie bemüheten ſich, ihre Seele und deren Kräfte zu beſſern. Sie richteten Schulen auf. Sie erfunden ſchöne Wiſſenſchaften, und brachten ſie in Aufnahme. Aegypten legte den erſten Grundſtein zu dieſem vortrefflichen Gebäude. Griechenland that es ihm nach, und übertraf ſeinen Lehrmeiſter. Rom entriß Griechenland Zepter und Lorber, und pflanzte beydes auf die fruchtbaren Höhen des Capitoliums. Innerliche Zerrüttung, und fremde Gewalt verjagten die Muſen aus dieſer angenehmen Wohnung. Sie zogen ſich weiter nach dem rauhen Norden, und wir ſind nebſt unſern Nachbarn ſo glücklich geworden, ihres Umgangs zu genießen.

nießen. Leipzig, das ſchöne, das gelehrte Leipzig, hat ſich hierinnen vor allen andern hohen Schulen eines beſondern Vorzugs zu rühmen. Tauſend vortreffliche Werke ſind unverwerfliche Zeugen hiervon. Ich übergehe die meiſten mit Stillſchweigen, und will nur eine Art derſelben anführen. Wer (7) thut es uns an Glückwünſchungsſchreiben zuvor? Wir haben es hierinnen aufs Höchſte gebracht. Ein jedes derſelben iſt ein Inbegriff ſeltener Schönheiten; ein Kern ausbündiger Sachen, und ein Muſter, welches die Vorfahren mit ſtummer Verwunderung verehren würden, die ſpäteſten Nachkommen aber, als unverwesliche Merkmaale unſerer Glückſeligkeit rühmen müſſen. Dieſes alles ſchreibt ſich aus dem Paradieſe her. **W. Z. E. W** (8).

§. 3. Ich habe alſo den rühmlichen Urſprung der Glückwünſchungsſchreiben auf ſo eine Art dargethan,

---

7) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich hier nur von denjenigen rede, welche ich mir zum Muſter vorgeſetzt habe, und denen gegenwärtiges zu einem rühmlichen Exempel dienen kann. Es giebt noch eine große Menge anderer Glückwünſchungsſchreiben, die aber bey ihrer Trockenheit nur denenjenigen gefallen können, die von unſerer itzigen und neueſten Art zu denken keinen Geſchmack haben.

8) Finis coronat opus. Dieſe vier Buchſtaben wollen mehr ſagen, als alle hieroglyphiſche Figuren der ägyptiſchen Prieſter. Sie zeigen an, daß ich fertig bin, daß ich ordentlich gedacht, daß mein Beweis unumſtößlich iſt. Man mag ſchreiben, wie man will: Man ſetze nur zum Schluſſe W. Z. E. W. ſo ſchreibt man mathematiſch. Dieſe Buchſtaben ſind nichts anders, als das alte Plaudite. Der Verfaſſer bittet ſich dadurch den Beyfall des Leſers aus, daß er ſeine philoſophiſche Rolle ſo vortrefflich geſpielet hat.

than, daß kein vernünftiger Menſch (9) etwas daran auszuſetzen haben wird.

Nunmehro muß ich auch entwerfen, was ich eigentlich unter denen nach der neueſten Mode eingerichteten Glückwünſchungsſchreiben verſtehe. Nämlich, ich verſtehe darunter nichts anders, als: Eine ſauber gedruckte Abhandlung, worinnen viele Worte, auf eine ungefähre Art mit einander verknüpft, dieſe aber mit allen nur erſinnlichen Anmerkungen ausgezieret ſind, damit die Beleſenheit des Verfaſſers in die Augen falle, die gelehrte Welt einen tröſtlichen Zuwachs, erhalte und bey dieſer Gelegenheit dem Gönner oder Freunde etwas annehmliches vorgeſaget werde. Hiervon will ich ausführlicher handeln.

§. 4. Mit großem Vorbedachte, habe ich oben geſagt, ich wollte, was die Glückwünſchungsſchreiben wären, **entwerfen** (10). Ich bin ſo pedantiſch nicht, daß ich eine ordentliche Definition davon machen wollte (11). Dieſes iſt viel zu verdrießlich, zu-

---

9) Es iſt die löbliche Gewohnheit meiner Brüder, daß man auf einen jeden Beweis einen Trumpf ſetzet. Im Lateiniſchen klingt es noch männlicher, Cui ſanum eſt ſinciput & occiput. In meiner ratiocinatione practica, welche künftige Oſtermeſſe ans Licht treten wird, ſind 2 Alphabeth ſolcher gründlichen Formeln angemerket, welche aber größtentheils aus dem Holländiſchen genommen ſind.

10) Ich kann den Unterſchied nicht beſſer ausdrücken, als durch die Diſtinction: Inter definitionem & deſcriptionem.

11) Es kömmt allerdings auf mein Wollen an. Denn ich

geſchweigen, daß es wider die Pflicht eines guten Bürgers läuft, eine Definition zu geben, indem uns die Geſetze ſelbſt davor, als vor etwas gefährlichem, warnen (12). Nur ehedem gieng es an, da man noch eigenſinnig war, da man genau wiſſen wollte, wovon eigentlich die Rede wäre; kurz, da man noch wenig ſchrieb, und viel dachte. Es iſt dieſes bis itzo ein beſchwerlicher Fehler vieler Gelehrten, welche etwas bey Jahren ſind. Ich und die Herren Scribenten von meinem Alter haben uns dieſer Sklaverey entriſſen. Dieſes unterhält unſere Fähigkeit, daß wir mehr ſchreiben können, als wir denken. Wir entwerfen; und behalten dadurch die Freyheit, zu ſagen, was uns einfällt. Wer mir nicht glauben will, der leſe unſere Glückwünſchungsſchreiben.

§. 5. Ich nenne die Glückwünſchungsſchreiben eine **Abhandlung**. Es ſey aber ferne von mir, daß ich dadurch anzeigen wollte, als müſſe man dasjenige, was auf dem Titelblatte ſteht, darinnen ordentlich ausführen. Dieſes iſt ſchlechterdings wider den Character meiner Glückwünſchungsſchreiben. Man muß etwas ſagen, deſſen ſich der Leſer nicht verſieht. Das Unerwartete rühret am meiſten. Zum Exempel. Man thut, als wolle man von den Regeln der Gefälligkeit handeln, und erzählet die Geſchichte des Aeneas und Turnus. Man verſpricht, die

---

weis ſehr umſtändlich, was zu einer Definition erfordert wird, indem ich mehr als eine Logik eigenthümlich beſitze, und daſelbſt nur nachſchlagen dürfte. Mehr gehöret zu einem rechtſchaffenen Gelehrten nicht.

12) l. 202. D. de R. I. Omnis definitio &c. periculoſa eſt &c.

die Mittel zu zeigen, wodurch man glücklich werden kann, und beſchreibt dafür das Weſen des Schwefels und Salzes. Man ſtellet ſich, als wolle man die Vorzüge der heutigen Poeſie anführen, und rühmet die Fabeln des **Criſpinus** (13).

§. 6. Dieſe Abhandlungen müſſen **ſauber gedruckt** ſeyn. Dieſes wird hauptſächlich erfordert; darum habe ich es auch zuerſt angemerket. Es nimmt den Leſer unvermerkt ein, und indem er den ſchönen Druck bewundert, ſo überſieht er manchen Fehler. Zum Titel, bey welchen man ſich der längſten (14) und fürchterlichſten Wörter zu bedienen hat, nimmt man die anſehnlichſten Lettern. Soll er recht zierlich ſeyn, ſo muß er ausſehen, wie die Grabſchrift eines reichen Müßiggängers, in welche der vergnügte Erbe weit mehr ſetzen laſſen, als der Verſtorbene in ſeinem ganzen Leben zu thun fähig geweſen iſt. Daß der Anfangsbuchſtabe (15) in einem zierlich geſchnittenen Stecke ſtehen muß, verſteht ſich von ſelbſt.

---

13) Meine Leſer werden es beſtens entſchuldigen, daß bey dieſem Abſchnitte keine Note iſt. Es iſt ein Verſehen, welches mir, beſonders bey gegenwärtiger Abhandlung, bey nahe nicht zu verzeihen wäre, wenn ich mich nicht hierdurch anheiſchig machte, es in folgenden Abſchnitten wieder einzubringen.

14) Der Titel, welchen ich dieſer Schrift vorgeſetzt habe, kann dieſen Satz am beſten beweiſen. Ich hatte eine rechte Freude, als er fertig war, und mancher Dichter empfindet bey denen Verſen, die er zur Welt gebracht, die kützelnde Zufriedenheit lange nicht, welche ich bey mir verſpüret, als ich den erſten Bogen aus der Druckerey bekam.

15) Videatur mein D.

Und jedermann wird zu Steuer (16) der Wahrheit bekennen müſſen, daß eine ſchlechte Abhandlung weit erträglicher ſey, als ein ſchlechter Anfangsbuchſtabe.

§. 7. Die Abhandlung muß aus zuſammen verknüpften Worten beſtehen. Worte ſind alſo das Hauptſtücke unſerer Glückwünſchungsſchreiben. Wenn man dieſe hat, ſo hat man alles. Es giebt noch viele unter unſern Gelehrten, deren Namen ich aber aus Mitleiden verſchweige, welche in dem irrigen Wahne ſtehen, man müſſe zuförderſt wiſſen, was man ſchreiben wolle, und alsdann erſt um die Worte und Ausdrückungen bekümmert ſeyn. Verkehrte Meynung! Worte muß man zuförderſt haben. Dieſe muß man mit einander verknüpfen; und alsdann ſieht man, was man geſchrieben hat. Es iſt hier eben, wie mit der Poeſie. Wenn ich den Reim (17) habe, ſo habe ich auch den Gedanken, welcher

---

16) Bey dem Worte Steuer fällt mir eine rare Münze bey, welche ich auf den Titel ſtechen laſſen. Ein anderer, der meine Fähigkeit im Denken nicht beſitzt, würde nimmermehr darauf gekommen ſeyn. Weil ich dieſes Werk ſelbſt verlegen werde, ſo habe ich die Koſten nicht geſcheuet, dieſes Kupfer verfertigen zu laſſen. Es iſt die allerneueſte Mode. Es machet ein Buch beliebt. Und was das ſchönſte iſt, ſo wird gar nicht erfordert, daß ſich die Münze zur Abhandlung ſchicke, oder etwas davon in derſelben gedacht werde. Wer hätte in meiner Lobſchrift auf die Glückwünſchungsſchreiben, eine Steuermünze ſuchen ſollen? Bloß dem Worte Steuer hat der Leſer das ſchöne Bildchen zu danken.

17) Ich werde hievon in meinem Poeta in nuce, oder in meiner Sammlung 10000 auserleſener Reime, vermittelſt welcher man, beſonders bey Magiſterpromo-

cher in den Vers ſoll; und wenn der Reim fehlet, ſo iſt mir der ſchönſte Gedanke nichts nütze.

Je fremder die Worte ſind, und je weniger ſie, außer der Verknüpfung, Aehnlichkeit mit einander haben, deſto ſchöner wird die Schrift. Es würde ſehr gemein laſſen, wenn man nichts ſetzen wollte, als was durch eine natürliche Folge aus einander flöſſe. Ich will ein Gleichniß (18) geben. Du kenneſt, mein Freund, jenes Frauenzimmer, welches ihre ganze Nachbarſchaft in Verwunderung bringt. Ihre Spitzen nimmt ſie aus Holland. Die Ohrgehänke aus Indoſtan. Peru muß dasjenige liefern, was zum Halsſchmucke nöthig iſt. Die Kleidung iſt ein Werk der Perſianer. Ihr Fiſchbeinrock hat ſeinen Urſprung dem Nordpole zu danken, und ſie würde tauſend nöthige Dinge entbehren müſſen, wenn nicht die Sorgfalt der Kaufleute ſolche von dem Süderpole herzuſchaffen wüßte. Von ihrem Vaterlande hat ſie nichts, als den Körper. Gleichwohl mußt du zugeſtehen, daß alle dieſe fremden Sachen auf eine geſchickte Art zuſammen verknüpft ſind; und jedermann die wohl ausgeſonnene Pracht mit Hochachtung bewundert. Gleiche Beſchaffenheit hat es mit unſern

---

promotionen, auf die leichteſte poetiſche Art, ſatiriſche und ernſthafte Gedichte binnen kurzer Zeit zu Papier bringen kann, ausführlicher handeln.

18) Es wollte mir hier ſchwer fallen, einen ordentlichen Beweis zu machen. Ich bediene mich alſo mit großem Nutzen der Freyheit, welcher ſich meine wertheſten Mitbrüder vorlängſt angemaßt haben. Daß ſie nämlich mit Gleichniſſen reden, wenn ihnen die trockenen Schlüſſe zu mühſam ſind.

Glückwünſchungsſchreiben. Sie kommen mir nicht anders vor, als ein prächtig ausgeputztes Frauenzimmer. Aſien, Aegypten, Griechenland, Rom, Frankreich, London, Himmel und Hölle haben ihren Antheil daran; alles muß etwas dazu hergeben. Dieſes weis der Verfaſſer auf eine ſinnreiche Art zu verknüpfen. Daraus verfertiget er ſeine prächtige Schrift.

§. 8. Dieſe Worte (19) müſſen auf eine **ungefähre** Art mit einander verknüpft ſeyn. Was dieſes ſagen wolle, das iſt in dem vorhergehenden Abſchnitte gröſtentheils ausgeführt. An dieſem Orte, will

---

19) Die Regeln, welche ich in dieſem Abſchnitte gebe, werden ſich durch ein Exempel am beſten erläutern. Es war am 2. Jan. 1740, als ich in die wünſchende Geſellſchaft trat. Ich mußte eine Antrittsrede halten, um meine Fähigkeit zu zeigen. Der Vorſitzende redete mich zuerſt an. Er ſagte mir die Regeln und Geſetze ſeiner Geſellſchaft. Ich verſprach, ihnen nachzuleben. Hierauf gab er mir den Freymäurer, welcher das Jahr vorher geſchrieben war, in die Hand, wies mir die über jedem wöchentlichen Blatte ſtehende Ueberſchrift, und ſagte, daß ich nach dieſer Ordnung alſobald meine Antrittsrede halten ſollte. Ich fragte ihn, was für einen Satz ich ausführen ſollte. Er beſann ſich ein wenig, und ſagte mir, ich ſollte handeln: **Von der wahren Beſchaffenheit eines vernünftigen Bürgers.** Hierauf hielt ich ſo gleich eine bewundernswürdige Rede, die ich hier eingeſchaltet hätte, wegen ihrer Größe aber beſonders werde drucken laſſen. Als ich mit ſolcher fertig war, gab ich den Freymäurer dem Vorſitzenden zurücke, welcher eine Gegenrede an mich hielt, und darinnen, nach Anleitung und Ordnung eben dieſer Ueberſchriften, von der damaligen ungemeinen Kälte handelte. Er wendete dieſes ſehr natürlich auf unſere Geſellſchaft, und beſonders auf mich, rühmte dabey, wie leicht zu vermuthen iſt, meine Rede ungemein,

will ich nur einige praktiſche Regeln geben, welche man bey allen dergleichen Ausarbeitungen mit beſonderm Nutzen wird anwenden können. Ich habe die Ehre, ein unwürdiges Mitglied von derjenigen Geſellſchaft zu ſeyn, welche ſeit geraumer Zeit auf dieſer hohen Schule blühet, und ſich die wünſchende Geſellſchaft nennet. Sie beſteht aus 12 Perſonen, und einem Vorſitzer. Wir kommen alle Woche einmal zuſammen. Ein jeder von uns muß vier Gedanken mitbringen. Dieſe beſtehen entweder, aus einem weiſen Spruche eines Gelehrten, oder aus einer Ueberſchrift, oder aus einem Stücke des Alterthums und der Hiſtorie, oder aus einer critiſchen Anmerkung. Sie dürfen nicht mit Fleiß ausgeſucht, ſondern müſſen von ungefähr gefunden, mithin von einander ganz unterſchieden ſeyn. Ein jeder Gedanke wird auf einen beſondern Zettel geſchrieben. Auf ſolche Weiſe bringen wir auf 52 Zetteln, 52 bündige Gedanken zuſammen. Dieſe wirft der Vorſitzende in ſeinen Huth, rühret ſie wohl untereinander, und leget ſie alsdann in einer Reihe auf den Tiſch. Der, welchen die Ordnung zu reden trifft, ſteht alsdann auf. Der Vorſitzende ſaget ihm einen Satz, welcher ihm zuerſt beyfällt. Dieſer muß ſogleich abgehandelt werden, und in denen 52 Zetteln findet er eine uner-

ungemein, und hielt mir, als einem Anfänger, zu gute, daß ich mich in der erſten Hälfte derſelben zu ſehr an den aufgegebenen Satz gebunden hatte; verſicherte mich zugleich, daß die andere Hälfte unverbeſſerlich, und nach ihrem neueſten Geſchmacke ſey. Man wird die Wahrheit dieſes Urtheils ſelbſt erkennen, wenn man ſie erſt wird gedruckt ſehen.

ſchöpfliche Quelle desjenigen, wodurch er, aus dem Stegreiſe, eine männliche, bündige, gelehrte, ſinnreiche und lebhafte Rede, ohne Anſtoß, vorbringen kann. Es iſt dieſes nichts unmögliches. Ein jeder Gedanke führet einen auf den andern. Ein zufälliges Wort iſt hierzu genug. Will ſich auch dieſes nicht finden, ſo ſuchet man ein Gleichniß, oder ein Exempel. Das bewährteſte Mittel iſt die Erfindung, welche die Redner a contrario nennen. Sind aber die aufgegebenen Gedanken gar zu hartnäckigt, und wollen ſich auf keine Weiſe verbinden laſſen, ſo ſagen wir dieſelben in ihrer unzertrennten Ordnung her, und ſchließen mit einem verwundrungsvollen: **Jedoch, wo gerathe ich hin!** Dieſes heißt auf eine ungefähre Art verknüpfen.

§. 9. Wenn ich meine Worte auf eine ungefähre Art verknüpfe, ſo muß ich ſie auch mit **allen nur erſinnlichen Anmerkungen** auszieren, damit die Beleſenheit des Verfaſſers in die Augen falle, und die gelehrte Welt einen tröſtlichen Zuwachs erhalte. Wie nöthig, wie rühmlich dieſes ſey, das werde ich in dem folgenden weiſen. *Ex* (20)

vngue

---

20) Es wird dem gemeinen Weſen ſehr zuträglich ſeyn, wenn ich hier anmerke, daß Virgilius das Wörtchen EX beſonders 117 mal mit Nachdruck anführet. Ecl. III. Puero ſylueſtri EX arbore lecta Aurea mala decem miſi. Ecl. VI. Iniiciunt ipſis EX vincula ſertis. Ecl. VII. EX illo Corydon. Ecl. X. EX vobis vnus. Georg. L. 1. Collectae EX alto nubes. Ibid. Reuolant EX aequore mergi. Ib. nec minus EX imbri ſoles. Ib. L. 2. Inſeritur vero EX foetu nucis &c. Ib. non vllo EX aequore cernes. Ib. EX ſe ipſa remittit. Ib. EX arbore Plantas.

Ib.

vngue (21) *leonem* (22). Jch geſtehe zwar gar gern zu, daß es eine etwas mühſame Arbeit iſt: Jch weis (23) aber auch, daß wir uns vielmals in andern Sachen keine Mühe verdrießen laſſen, welche von ſolcher Wichtigkeit lange nicht ſind, als ein dergleichen löbliches Vorhaben. Dieſe Anmerkungen müſſen aus vielerley Sprachen beſtehen. Hierbey darf man ſchlech-

---

Ib. Oſcilla EX alta ſuſpendunt. Ibid. L. 5. Pugnam EX auro. Ib. EX hoſte trophaea. Ib. aliam EX alia generando. Wegen der übrigen Stellen beliebe der geneigte Leſer den über Virgilii Opera verfertigten Indicem Nicolai Erythraei aufzuſchlagen, welchen ich hier maſcula imitatione ausgeſchrieben habe.

21) a Graeco ὄνυχες, Terent. in Eun. act. IV. Sc. 3. v. 6. Vnguibus in os alicui inuolare, Tibull. l. 1. el. 8. v. 12. Vnguinum praeſegmina. Tertull. de Poenit. cap. 10. Repaſtinare vngues. Ouid. I. de arte.

Et nihil emineat & ſint ſine ſordibus vngues.

Horat. I. ep. VII. v. 51. Cultello proprio purgantem leniter vngues.

Videatur omnino Fabri Theſaurus, ſub voce Vnguis.

22) Jch zweifele gar nicht, daß man nicht bey dem Worte Leo ſchöne Anmerkungen, aus den Altenthümern, Geſchichten, Münzen, ſinnreichen Sprüchen gelehrter Männer, der Naturkunde, Sternkunſt, und andern Wiſſenſchaften machen könnte. Es war auch dieſes anfänglich mein löblicher Vorſatz, und es würde dieſem Abſchnitte eine ſonderbare Zierde gegeben haben. Weil ich aber in allen Regiſtern, die ich beſitze, davon nichts rechtes finden können, ſo bin ich hinlänglich entſchuldiget. Denn es iſt bekannt, daß wir Gelehrte nichts weiter wiſſen, als was in den Regiſtern ſteht.

23) Heſiod. Op. & Dies, v. 178. ſſ.

Μηκέτ' ἔπειτ' ὤφηλον, ἐγὼ πέμπτοισι μετῆναι
Ἀνδράσιν, ἀλλ' ἢ πρόσθε θανεῖν, ἢ ἔπειτα γενέσθαι.
Νῦν γὰρ δὴ γένος ἐςὶ σιδήρεον, ὐδέ ποτ' ἦμαρ
Παύσονται καμάτε καὶ ὀϊζύος, ὐδέ τι νύκτωρ,
Φθειρόμενοι. Χαλεπὰς δὲ θεοὶ δώσουσι μερίμνας.

ſchlechterdings nicht ſparſam ſeyn. Man ſchreibt für Gelehrte, und alſo muß man ſie auf eine gelehrte Art unterhalten. Dieſes (24) heißt aber gelehrt, wenn man viel Sprachen kann. Es iſt eine leichte Sache, die Gottesgelahrtheit zu faſſen, die inländiſchen, und auswärtigen Rechte zu lernen, die Arzneykunſt zu begreifen, und ein Meiſter der Weltweisheit zu werden. Dazu gehöret nicht mehr, als höchſtens eine Zeit von drey Jahren, ſo iſt man darinnen vollkommen: Aber Sprachen zu lernen; dieſes iſt dasjenige, womit wir in der zarteſten Jugend anfangen, vom Morgen (25) bis auf den Abend zu-

---

24) Ich muß mich wundern, daß es Leute giebt, welche von einem Gelehrten mehr fordern wollen, als Sprachen. Es iſt mir zu verdrießlich, mich in dieſen Streit einzulaſſen. Ich will meine Gegner nur auf den R. Moſes Ben-Maimon weiſen, welcher ſie zur Gnüge beſchämt, wenn er in Hal. Sanhedr. c. 2. v. 7. folgender maßen redet:

וצריך להשתדל ולדקדק שיהיו כולן בעלי מראה נבוני
לחש ושידעו ברוב לשונות כדי שלא השמעין
מפי התורגמן:

25) Dieſes drucket der Ebräer alſo aus: מִמִּזְרַח־שֶׁמֶשׁ־עַד־מְבוֹאוֹ Wenn ich nun die Beſchreibung der übrigen Morgenländer, als des Chaldäers, מִמַּדְנַח שִׁמְשָׁא עַד מַעְרְבֵיהּ des Syrers

ܡܢ ܡܢ ܡܕܢܚܘܗܝ ܕܫܡܫܐ ܥܕ ܠܡܥܪ
ܒܘܗܝ

und des Arabers,

مِن مُشارِق اَلشَّامِس إِلَي مُغارِبِهَا

dagebringen, und doch in dem ſpäteſten Alter noch nicht fertig ſind. Sollte dieſes nicht die wahre Gelehrſamkeit ſeyn? ſollten dieſes nicht die ſicherſten Merkmaale ſeyn, wodurch man darthun kann, daß man ein würdiger Sohn des Apollo (26) ſey?

Zwar möchte mancher einwenden: Es ſey unmöglich, daß ein jeder eine ſo weitläuftige Wiſſenſchaft in Sprachen beſitze; man habe nicht allemal Gelegenheit, ſie zu erlernen; Nicht einjeder ſey fähig (27), ſolche zu faſſen. Sollte man denn deswegen das reizende Vergnügen entbehren, etwas zu ſchreiben? Keinesweges. Ich ſehe es nicht, als eine

---

dagegen halte: So muß ich dem gelehrten Flacius in Claui Scripturae P. II. Tr. VII. p. m. 758. D. Wagenſeil in Synopſi Hiſt. Vniuerſ. P. I. p. m. 264. ſeq. verpflichten, welche die ebräiſche Sprache für die allererſte und die Mutter der andern Sprachen halten.

26) Ich kann nicht leugnen, daß es mir ſehr ſauer geworden, den Apollo hier anzubringen, und wer nicht weis, worinnen die Schönheit eines Glückwünſchungsſchreiben beſteht, der dörfte wohl gar glauben, es klänge gezwungen. Allein, es hat ein italieniſcher Poet geſagt: Eccuti, benigno Lettore un Parto di poche ſere, che ſe ben nato di noble, non è però aborto di tenebre, mà ſi far à conoſcere Figlio d'APOLLO con qualche raggi di Parnaſſo. Weil ich nun in meine Anmerkungen auch etwas Italieniſches ſetzen wollte, gleichwohl mir nichts anders, als vorſtehendes bekannt war: So habe ich lieber der natürlichen Ordnung ein wenig Gewalt anthun, als dieſe Schönheit miſſen wollen.

27) On voit peu d'Eſprits ſans doute, qui ne ſoient capables de quelque Art ou de quelque Science. Ils ont tous un certain deſir d'apprendre & d'augmenter leurs lumieres, qui ſe peut fortifier par une bonne Methode. Mr. Noble dans l'Ecole du monde.

eine unumgängliche Nothwendigkeit an, daß man viele Sprachen verſtehen müſſe. Ich verlange nur, daß die Anmerkungen aus vielen Sprachen beſtehen ſollen. Was man nicht ſelbſt kann, das werden doch wohl unſere guten Freunde können. Dieſe (28) ſind ſchuldig, uns in der Noth zu helfen, und uns aus der Schande der Unwiſſenheit zu reißen. Wer wollte mir zumuthen, daß ich Griechiſch, Rabbiniſch, Ebräiſch, Chaldäiſch, Syriſch, Arabiſch, Franzöſiſch, Italieniſch und Engliſch könnte? Ich verſtehe nichts, als meine Mutterſprache, und ein wenig Latein. Gleichwohl würde man es mir nimmermehr anſehen, wenn ich nicht ſo offenherzig wäre, und es anitzo öffentlich bekennte. Ich habe (29) ein halb Duzend gute Freunde, welche mich von Zeit zu Zeit mit gelehrten und fremden Anmerkungen verlegen, und ich habe ihrer Freygebigkeit dasjenige einzig und allein zu danken, was ich in gegenwärtigem Abſchnitte dem geneigten Leſer mitgetheilet (30).

---

28) It is a true ſaying, that misfortunes alone prove one's friendſhips, they ſhow us not only other peoples for us, but our own for them; we hardly know our ſelves any otherwiſe. New Letters of Mr. Al. Pope. p. 207.

29) Ich muß hier die aufrichtige Fürſorge meiner guten Freunde öffentlich und mit Danke rühmen. Ich habe durch ihre Beyhülfe einen ſo ſchönen Vorrath von Anmerkungen in verſchiedenen Sprachen, daß ich alle Stunden vermögend bin, ein neues Werk zu ſchreiben. Nur kann ich noch nicht ſchlüßig werden, wovon es handeln ſoll.

30) Herr Prof. Kehr in Petersburg hat mir eine auserleſene Sammlung von Noten in ausländiſchen, und bey

uns

Es iſt dieſes gar kein Fehler von mir. Wenn niemand nichts ſchreiben wollte, als was er verſtünde, ſo würde gewiß die Hälfte von denen gelehrten Werken wegfallen, welche alle Meſſen an das Licht treten. Wir haben genug gethan, wenn wir unſere Namen auf den Titel ſetzen laſſen.

§. 10. In unſern Glückwünſchungsſchreiben pflegen wir unſern Gönnern oder guten Freunden etwas annehmliches vorzuſagen.

Es könnte das Anſehen gewinnen, als wäre dieſes der Hauptendzweck. Er iſt es aber nicht. Wir ſchreiben nicht darum, weil wir etwas wünſchen wollen; ſondern wir wünſchen, damit wir ſchreiben können. Die Erfahrung wird dieſes am beſten beweiſen. Man ſehe unſere Glückwünſchungsſchreiben an. Den größten Theil machet eine ſogenannte Abhandlung aus. Dieſe ſteht uns zu Ehren da. Ein kleiner Anhang gehöret unſerm Gönner oder guten Freunde. In jenem ſagen wir ganz ausführlich, ohne uns zu nennen, was für tiefſinnige und unentbehrliche Mitglieder der gelehrten Welt wir ſind. In dieſem aber bedauren wir in möglichſter Kürze, daß die Schrift wider alles Vermuthen uns unter den Händen gewachſen, und ſtärker geworden ſey, als unſer Vorſatz geweſen. Wir bezeugen unſern Unwillen, daß wir abbrechen müſſen; wir beklagen, daß

der

---

uns ganz unerhörten Sprachen verſprochen. Es iſt mir verdrießlich, daß er in Erfüllung ſeines Verſprechens ſo ſaumſelig iſt. Hätte ich ſie anitzo gehabt, ſo würden ſie gegenwärtiger Abhandlung ein beſonders Anſehen gegeben haben.

der Raum zu enge, und die Zeit zu kurz iſt, und was wir noch als gleichſam auf der Flucht ſagen können, iſt dieſes: Die Verdienſte (31) unſers Gönners oder Freundes wären ohne dieß jedermann bekannt, und wir würden unbillig handeln, wenn wir uns wagen wollten, etwas zu loben, welches wir bloß zu erzählen nicht einmal vermögend wären: Empfehlen uns anbey deſſen hohem Patrocinio oder Freundſchaft, und verharren, bis zu dem letzten Hauche unſers Lebens, Diener und Freunde.

Wünſche von dieſer Art ſchicken ſich für alle, und dergleichen weitläuftige Ausdrücke ſind darum unentbehrlich, weil wir mit unſern Lobſchriften lange vorher fertig ſind, ehe wir noch wiſſen, wen wir loben.

§. 11. Nunmehro habe ich den Urſprung der Glückwünſchungsſchreiben ganz kürzlich gezeiget. Ich habe geſagt, was ich unter Glückwünſchungsſchreiben

---

(31) Du wirſt alſo, wertheſter Freund, mir nicht zumuthen, daß ich dir itzo einen ausführlichen Wunſch, oder ein wohlgeſetztes Lob liefern ſolle. Ich gönne dir alles Gutes. Du beſitzeſt mehr ruhmwürdige Eigenſchaften, als ſich in ein Glückwünſchungsſchreiben von dieſer Art ſchicken. Ich liebe dich aufrichtig. Allein! Du wirſt mir nicht für übel halten, wenn ich davon gar nichts ſage. Ich würde die Gelübde brechen, welche ich bey meinem Antritte in die glückwünſchende Geſellſchaft gethan: Ich würde mir meine Mitbrüdern zu Feinden machen. Dieſes kannſt du mir nicht gönnen. Zugeſchweigen, daß gegenwärtige Abhandlung fertig geweſen, ehe ich an dich gedacht habe. Ich und meinesgleichen aber haben für dasjenige, was wir einmal geſchrieben, viel zu viel Liebe und Hochachtung, als daß wir etwas ausſtreichen, oder ändern ſollten.

ben verſtehe. Ich bin dieſen gemachten Entwurf Stückweiſe durchgegangen. Ich habe Regeln gegeben, und bin ſolchen ſelber gefolget. An Noten, und Anmerkungen wird hoffentlich kein Mangel ſeyn; und wenn ich nicht gar zu ſittſam wäre, ſo würde ich ſagen: Daß gegenwärtige Schrift ein Muſter aller Glückwünſchungsſchreiben, eine unleugbare Probe meiner unerſchöpflichen Fähigkeit im Denken, ein Inbegriff vieler in- und ausländiſchen Schönheiten, und ein ſolches Werk wäre, welches, wie wir großen Geiſter tiefſinnig zu reden pflegen, wo nicht ſich ſelbſt übertreffe, doch ſeine eigene Parallel ſey.

COROLLARIVM. *

Als ich gegenwärtige Abhandlung meinem guten Freunde, Herrn M. K = = = zu leſen gab: So entdeckte dieſer gleich anfangs einen großen Fehler daran. Ich hätte nämlich, ſagte er, vergeſſen, dem Zoilus, beym Eingange meiner Schrift, eines zu verſetzen. Ich hätte ihn warnen ſollen, daß er ſich mit ſeinem alles begeifernden Zahne nicht an mich wagen ſollte. Allein, es iſt mit gutem Vorbedachte unterlaſſen worden.

---

* Weil Corollarium nicht mehr, wie bey unſern Vorfahren, eine ſolche Propoſition heißt, die aus denen vorherſtehenden Sätzen durch eine natürliche Folge fließt; ſondern vielmehr dadurch dasjenige angezeiget wird, was auf das letzte weiße Blatt gedruckt wird. So bin ich befugt geweſen, dieſen Anhang ein Corollarium zu nennen.

Ich will gar nicht böſe werden, wenn ſich jemand wider dieſes Werkchen auflehnet: Es ſoll mir vielmehr ein beſonderes Vergnügen ſeyn. Auf ſolche Weiſe bekomme ich wieder Gelegenheit, etwas neues, und vielleicht noch viel zu ſchreiben. Ich habe mich ſchon auf verſchiedene beißende und ſatiriſche Gedanken gefaßt gemacht, womit ich meinem Gegner lächerlich machen will. Hiermit will ich alſo jedermann, wer es auch ſey, zu einem gelehrten Kampfe auffordern. Sollte aber niemand, wie ich faſt vermuthe, das Herze haben, ſich an mich zu vergreifen: So werde ich mich genöthigt ſehen, in dem nächſten Glückwünſchungsbriefe unter verdecktem Namen ſelbſt wider mich zu ſchreiben. Ich hoffe hierdurch im Stande zu ſeyn, in weniger Zeit der gelehrten Welt eine ſtarke Sammlung auserleſener Streitſchriften unter dem Titel SCRIBLERIANA, zu liefern.

Schreiben muß ich, und zwar viel ſchreiben.
Denn ich bin ein Gelehrter!

* * *

Lob der Dichterinnen.

Wenn die Nachtigallen
Durch die Wälder ſchallen:
Lockt der muntre Hahn
Die verliebte Gattinn an:
So vergilt ſie ſeine Lieder
Nur durch Girren wieder.

Wachtelhähne ſchlagen
Bey geſchwühlen Tagen:
Doch die ſtille Sie
Läßt uns auf den Feldern nie,
In dem Schatten dichter Aehren,
Ihre Stimme hören.

Aber ſich durch Singen
Auf die Höhe ſchwingen,
Wo die Dichtkunſt wohnt,
Und mit ewgen Lorbern lohnt;
Dieß gehört auch dir mit Rechte,
Reizendes Geſchlechte.

Hat nicht euer Weſen
Die Natur erleſen,
Daß der Schönheit Pracht
Alles euch zu Knechten macht,
Was nur die Natur erkennet,
Und ſich menſchlich nennet?

Stand und alle Gaben,
So die Schönen haben,
Was macht ſo entzückt,
Als wenn man ein Lied erblickt,
Das, ſo bald es nur erklinget,
Tauſend Herzen zwinget?

Flöth und Bücher lieben,
Sich im Dichten üben,
Iſt ein ſichres Pfand,
Das den feurigen Verſtand
Tauſend andre Gaben ſchmücken,
Die ein Herz entzücken.

Geht, beſchämte Dirnen,
Die ihr mit Erzürnen
Alles von euch weiſt,
Was euch allzu männlich heißt,
Und wenn ihrs aufs Höchſte bringet,
Fremde Lieder ſinget.

An den Rähmen ſitzen,
In den Küchen ſchwitzen,
Iſt zwar lobenswerth:
Doch noch mehr, wenn man erfährt,
Daß ein Weib, zum Zeitvertreibe,
Manch Gedichte ſchreibe.

Sucht in den Geſchichten,
Sehet, wie das Dichten
Weiber ewig macht,
Wenn des Grabes dunkle Nacht
Allen Ruhm vom Nehekuſſen
Zeitig hingeriſſen.

Sprecht nur nicht: Das Glücke
Hab euch mit Geſchicke
Nicht genug bedacht.
Wenn ihr dieſen Einwurf macht;
Was verlangt ihr ſo viel Ehre
Von dem Männerheere?

Kommt, und zählt die Gaben,
So die Männer haben,
Witz, Verſtand und Fleiß;
Wer nur die zu brauchen weis,
Kann mit adlergleichem Schwingen
Zu den Wolken dringen.

Wenn euch die gebrechen;
Dann könnt ihr erſt ſprechen:
Dichten darf allein
Männern zur Ergötzung ſeyn;
Doch ſchlagt euch auch aus den Sinnen,
Herzen zu gewinnen.

Sappho, deine Leyer,
Deines Geiſtes Feuer,
Deiner Seyten Klang,
Und dein Mund, der zärtlich ſang,
Zeigt der Nachwelt, dir zum Lobe,
Manche ſchöne Probe.

Hört Corinnens Seyten
Mit dem Pindar ſtreiten.
Seht, ihr Dichten ſiegt,
Da der Dichter unterliegt,
Wird er ſonſten gleich auf Erden
Stets bewundert werden.

Sieh, in ewgen Kränzen,
Deine Töchter glänzen,
Du, o deutſches Land;
Sieh, wie manche ſchöne Hand
Hat mit feuerreichen Trieben
Hier ein Lied geſchrieben.

O ihr Dichterinnen,
Wie entzückt die Sinnen
Eurer Seyten Ton!
O wie manchen Muſenſohn
Könnet ihr, bey euren Rähmen,
Durch ein Lied beſchämen!

Sollt ich einſten lieben;
Himmel, deinen Trieben
Folgt mein willig Herz:
Doch ich wünſche ſonder Scherz:
Laß mir vor den andern allen
Solch ein Kind gefallen.

Holde Schönen, ſinget;
Euer Lied durchdringet
Manch entzücktes Ohr:
Selbſt der Männer muntres Chor
Wird den Klang von euren Liedern
Tauſendfach erwiedern.

Nein! ſingt nicht, ihr Schönen!
Denn ihr ſeyd Sirenen;
Euer Zauberſchall
Draut den Männern nur den Fall,
Und euch werden dieſe Waffen
Tauſend Sklaven ſchaffen.

Doch ja; ſingt ihr Schönen,
Eurer Lieder Tönen
Kann uns nützlich ſeyn,
Und wir werden mit Erfreun
Tauſend angenehme Lehren
Künftig von euch hören.

Selbſt den wildſten Herzen
Nimmt bloß euer Scherzen
Alle Rauhigkeit.
Denkt, was dieſes prophezeiht,
Werdet ihr, durch kluges Dichten,
Schlimme Sitten richten.

* *

Nachricht
von einem geretteten deutſchen Heldengedichte.

Mein Herr!

Wie ich einmal gehört habe, ſo iſt manch ſchönes Manuſcript von dem Poggius Florentinus und andern Wiederherſtellern der freyen Künſte entdecket worden, wenn ſie ſich ¼ Zucker oder ein Loth Toback holen ließen: Man brauchte nämlich damals die Abſchriften vom Virgil und Cicero dazu, wozu man itzo ein gewiſſes großes Werk brauchet, von dem ich allezeit zween oder drey Artikel zukriege, wenn ich etwas aus dem Gewölbe holen laſſe, ſo daß ich beynahe den 36ſten Band noch wohlfeiler, als um den Pränumerationspreis beyſammen habe. Allein die Nachricht wird Ihnen noch neu ſeyn, daß man die Werke unſerer itzigen Dichter an den Nachttiſchen der Frauenzimmer zuſammen ſuchen muß. Sie werden vielleicht denken: Das iſt ja nichts beſonders, bey einem Frauenzimmer Verſe anzutreffen. Allein übereilen Sie ſich nicht; ich rede nicht von Verſen, die ein Frauenzimmer gewöhnlicher Weiſe heilig in ihr Briefkäſtchen einſchließt; nicht von einem Hochzeitgedichte, das man etwas einzuwickeln brauchet, weil es der Papa und die Mama beym Austheilen auch mitbekommen haben, und alſo kein Mangel an Exemplarien zu beſorgen iſt: Sondern von der einzigen Abſchrift eines großen Gedichts, mit welcher zugleich das Gedichte ſelbſt untergeht. Dergleichen ſeltner Zufall iſt es, von dem ich Ihnen itzo Nachricht geben will. Sie kennen des Herrn Th** Muhme, die Jungfer Ch**. Es iſt Ihnen bekannt, daß dieſelbige eine Liebhaberinn, aber auch eine Kennerinn, von deutſchen Verſen iſt. Sie würden ihr alſo gewiß die barbariſche That nicht zutrauen, welche ich Ihnen itzo erzählen will. Als ich unlängſt einen Beſuch bey ihr abſtattete: So fand ich ein zuſammengewundenes Papier auf der Erde liegen, welches ſie, wie ich ſah, gebraucht hatte, die Haare damit aufzuwickeln. Sie köñen leicht denken, daß ich bey einem Papiere, das ſoviel Ehre gehabt hatte, nicht mit Verſchmähung vorbey gegangen, ſondern es bedächtig aufgehoben. Ich wickelte es auf, und fand darinnen mit Fractur geſchrieben: **Andromacha.**

Wie? fing ich zu ihr an, was machet denn der Name hier? Bedeutet er vielleicht ſie? Wer iſt denn ihr Hektor? Ich ſah es an ihrer Mine, daß der Anfang ihrer Antwort ſeyn ſollte: Darum haben ſie ſich nichts zu bekümmern; doch ich verlohr die ganze Antwort durch die Ankunft einer Fremden, welche beſtellt war, einige neue Schnitte von Schleppen und Nachtzeugern zu weiſen. Dieſe Perſon trat gleich zu der offenſtehenden Thüre herein; denn ſie müſſen wiſſen, mein Herr, daß es recht ſchön warmes Wetter war, und wir eben nicht für nöthig hielten, uns einzuſchließen. Vor Freuden über dieſe Ankunft, und vielleicht auch aus andern Urſachen, ließ meine Freundinn dieſe Gelegenheit aus den Händen, einen kleinen Zank mit mir anzufangen, ſo gern ſie auch ſonſt dergleichen Gelegenheit ergreift. Die neuen Erfindungen wurden hervorgezogen, und mit critiſchen Augen betrachtet. Ich blieb da, weil man mir befahl, fortzugehen, welchen Befehl ich als eine Erlaubniß dazubleiben annahm. Sie wiſſen es ſchon, mein Herr, daß ich lieber den Kopfputz eines deutſchen Frauenzimmers, als einer alten = = = ich wollte ſchreiben einer längſt verſtorbenen Römerinn, ſehe. Einige Muſter wurden werth geſchätzt, abcopirt zu werden. Man holte einen Vorrath von dazu nöthigem Päpiere. Einige Bogen davon wurden zu dem beſtimmten Gebrauche angewandt. Ich betrachtete den Reſt, und es fiel mir gleich in die Augen, daß es Verſe waren, die man ſo geſchrieben hatte, daß aus einem Bogen nur zwey Blätter wurden. Ein Poet in Folio! dachte ich bey mir; das muß wohl kein verliebter ſeyn; denn die Liebesgötter ſind kleiner; der wäre auch ſonſt wohl itzo nicht gebraucht worden. Bey genauerer Betrachtung ſah ich, daß die Bogen, die mir waren zu theil geworden, das Ende eines Heldengedichtes enthielten, davon ich den Verfaſſer gleich aus der Hand errieth. Ich ſteckte meinen Schatz ganz ſtillſchweigend ein; denn mein Frauenzimmer war auf ihre wichtige Arbeit ſo erpicht, daß ich wohl noch einen größern Diebſtahl hätte unvermerkt begehen wollen. Doch meine That ward bald entdeckt, als man mehr Materie zum copiren brauchte. Ich erſchrack darüber gar nicht, ſondern geſtund es freywillig, und ſtellte meiner Freundinn beweglich vor, wie eine ſo unmenſchliche That mit ihrem guten Geſchmacke und mit ihrer Liebe zur Poeſie übereinſtimmte. Sie entſchuldigte ſich damit, der Verfaſſer habe ihr ſelbſt die Zerſtörung dieſes Werks anbefohlen, weil er es für ſo ſchlecht halte, daß er ſich deſſelben ſchäme. Wenn er auch ſo unbillig von ſich urtheilte, antwortete ich ihr: So hätten ſie ſein Begehren nicht erfüllen ſollen. Sind ſie den deutſchen Verſen ſo gewogen, daß ſie auch ihre Muſter daraus ſchneiden müſſen: So will ich ihnen von einem guten Freunde Papier genug verſchaffen, welcher ein jedes von ſeinen Gedichten funfzigmal ſelbſt abſchreibt. Wenn ſie da gleich eines verbrauchen, ſo werden doch die übrigen Auflagen den Mangel erſetzen. Kurz, meine Vorſtellung hatte ſoviel Kraft, daß ich nicht nur das geraubte Stück behalten, ſondern auch die Stücken aufs ſorgfältigſte zuſammen ſuchen durfte, welche ſchon geſchnitten waren, und man gab ſich, mir zu gefallen, die Mühe, dieſe Arbeit von neuem mit weniger ſchätzbarem Papiere zu unternehmen.

Hier ſehen Sie, mein Herr, den glücklichen Zufall, der mich in den Stand ſetzet, der Nachwelt einen koſtbaren Reſt unſerer Dichtkunſt zu überlaſſen. Ich hätte gern von dieſer wichtigen Handlung gleichfalls ein Heldengedichte unter dem Titel, **das gerettete Heldengedichte**, gemacht: Allein ich änderte mein Vorhaben, in Betrachtung, daß ich nur das Ende davon gerettet hatte. Ueberdieß befürchtete ich mich, es möchten mir Zeit und Luſt mangeln, meine Arbeit fortzuſetzen; und alſo die Nachwelt von meines Freundes Heldengedichte nur das Ende, von dem meinigen aber nur den ziemlich ſtarken Anfang erhalten. Indeſſen hat die Begierde, meine große That zu beſingen, gegenwärtige Ode hervorgebracht. Sie müſſen wiſſen, mein Herr, daß ich ſo wohl den noch unbeſchädigten Reſt von meines Freundes Werke, als auch alle Stückchen, die ich noch zuſammen bringen konnte, in eine von dem Herrn S. auf Marmorart verfertigte Capſel gelegt habe, und ſie etwa auf eine berühmte Bibliothek ſchenken will, wo ſie von unſern Nachkommen konnen gefunden werden. Die Ode will ich dazu legen, und erſuche Sie daher, mein Herr, mir ihre Gedanken darüber zu eröffnen, damit ich ſie ſo vollkommen mache, daß ſie der Leſer würdig iſt, denen ich ſie beſtimmt habe. Finden Sie alſo, mein Herr, hin und wieder Fehler, ſo belieben Sie ſolche anzumerken. Ich halte dafür, daß ich werde nöthig haben, zwiſchen die beyden letzten Strophen noch eine zu ſetzen. Mein Grund dazu iſt dieſer: Wenn wir itzo den Kopfputz einer Römerinn unterſuchen, ſo bekümmern wir uns ſo ſehr nicht darum, ob ſie von Horazens oder von Petrons Bekanntſchaft geweſen iſt: Aber demjenigen, der meiner Freundinn Muſter entdecken wird, muß ich wohl nothwendig ſagen, daß es die Mode ſey, die im Monate Junius des 1740 Jahres gebraucht worden; denn er würde ſich gewaltig betriegen, wenn er glaubte, den Schnitt von derjenigen Mode zu haben, der man ſich im Auguſt eben dieſes Jahres bedienet hat.

Ode

an die Wortrichter des 30 Jahrhunderts.

Erhabne Geiſter künftger Zeiten,
Vom fernen Reich der Möglichkeiten
Mit ungewiſſer Nacht bedeckt;
Durch die ſchon über unſre Werke
Die Nachwelt ihrer Herrſchaft Stärke,
Noch eh ſie ſelber iſt, erſtreckt.

Ihr, die ihr werdet jenen Jahren,
Was Gruter, Gronov, Bentley, waren,
Und Paw, d'Orvil und Burmann ſind;
Bemühte Kenner ſeltner Wörter,
Erlauchte Forſcher dunkler Oerter,
Darinn man alle Weisheit findt.

Ich ſeh im Geiſt, euch unſern Liedern
Die Dienſte ſchon bemüht erwiedern,
Die itzt das ſtolze Rom empfängt.
Wenn Deutſchlands Sprach und Reich vergangen:
Wird beydes in den Werken prangen,
Die ihr der zweyten Nachwelt ſchenkt.

Iſt Griechenland doch ſchon verdrungen:
Kaum weis man, was Homer beſungen,
Was Pindar einſt für Geiſt gefühlt:
Kaum hört man die verbuhlten Töne
Der Sängerinn von Mitylene
Auf fremden Leyern nachgeſpielt.

Bemüht durch tiefgelehrte Schriften
Sich ein Gedächtniß itzt zu ſtiften,
Sucht man im alten Rom die Ehr:
Wie lange wird was übrig bleiben?
Nur noch ein Gräv; und zu beſchreiben
Iſt dann in Rom kein Winkel mehr.

Dann wird vielleicht nach wenig Jahren
Auch unſer Deutſchland einſt erfahren
Das Glücke, das itzt Rom erfährt:
Vergnügte Zeit für unſre Dichter,
Wenn das Bemühn gerechtrer Richter
Für ihr Verdienſt ſie würdig ehrt.

Ihr, den von Th** Jugendproben
Den Reſt das Schickſal aufgehoben,
Der ſich hier euch vor Augen legt;
Für die ich dieſen Schatz erſtritten,
Daß meiner Freundinn Drohn und Bitten
Mein eiſern Herze nicht bewegt.

Entrunzelt die bewölkten Stirnen,
Und wärt ihr in gerechterm Zürnen
Als Paw, der auf d'Orvilen blitzt:
Als Weismanns Klagen zu erwiedern,
Im Styl von deutſchen Sonnenbrüdern,
Sein Chriſtenthum ein Marquis ſchützt.

Erkennt mit Dank das ſeltne Glücke,
Den Werth von dieſem ſchönen Stücke
Macht Druck, macht Abſchrift nicht gemein:
Selbſt von dem Dichter aufgeſchrieben
Iſt einzig dieſes überblieben,
Und ihr beſitzt es ganz allein.

Zwar mangelts euch an Ehrenmälern,
Die ſonſt aus vieler Schreiber Fehlern
Sich eure Zunft zu bauen weis:
Doch bleibt euch euer Ruhm noch ſicher,
Giebt das Durchſuchen vieler Bücher
Euch gleich nicht den bemühten Preis.

Seht, hier iſt etwas falſch geſchrieben,
Ein Pünctchen dorten weggeblieben,
Und da die Schrift zu ſehr verſtellt:
Sank heißt dieß Wort, wird einer meynen,
Sunk wirds des andern Aug erſcheinen,
Der ſich doch auch für ſehend hält.

Der Stoff iſt wichtig, ſich zu zanken,
Der widerſpricht, der muß nicht wanken,
Ein Criticus ſchweigt todt nur ſtill.
Doch ſinnreich, keinen Streit zu haben,
Läßt der die Schrift in Kupfer graben,
Und jeden leſen, wie er will.

Der Stellen Ordnung zu verrücken,
Ja wegzuſtreichen, einzuflicken,
Seyd nur nicht etwa zu verzagt.
Wer wird euch dieſes Recht beſtreiten?
Hat man es doch zu unſern Zeiten
Mit neuen Dichtern ſelbſt gewagt.

Ach! dürſt ich hier mein Lied beſchließen,
Weil Thränen in die Dinte fließen,
Und Schmerz die Kraft zu dichten hemmt:
Ich ſeh, ihr ſucht mit trübem Blicke
Des ſchönen Werkes größtes Stücke,
Von dem ein Theilchen zu euch kömmt.

Ihr müßt nicht mit dem Schatten ſtreiten,
Schimpfſt nicht die Misgunſt grauer Zeiten,
Nicht wilder Jahre Barbarey:
Dieß Werk, vom Alter unverſchimmelt,
Nicht durch Unwiſſenheit verſtümmelt,
War, wie ihr es erhaltet, neu.

Ach! warum ſind doch große Seelen
Voll Eigenſinns, ſich ſelbſt zu quälen,
Voll Eigenſinns, zur Nachwelt Pein.
Gefällt gleich ihre Schrift ſonſt allen;
Nur ihnen wird ſie nicht gefallen,
Und des Verderbens würdig ſeyn.

Will Maro ſterbend zu den Flammen
Sein ewig ſchätzbar Werk verdammen:
So reißt Auguſt es aus der Glut:
Will Th * * s eigenſinnigs Haſſen!
Euch dieſe Schrift nicht überlaſſen:
So rett ich ſie durch Glück und Muth.

Dort wo die Pleiſſe Leipzig netzet,
Hat Ch * * ihn drey Jahr ergötzet,
Hat er drey Jahre ſie vergnügt:
Oft wird man beyde ſeufzen hören:
O Zeit! die ohne Wiederkehren
Nur einmal ſo geſchwind verfliegt!

Ihr hat er ſein Gedicht gegeben:
„Dieß Werk, ſo ſprach er, darf nicht leben,
„Es iſt von Fehlern allzuvoll.
„Noch ſtirbt es mit zu vieler Ehre,
„Wenn es, o Freundinn meiner Chöre,
„Durch deine Hand verderben ſoll.

„Ein Tod, den ſchöne Hände geben,
„Iſt glücklicher, als ewigs Leben
„Das eines Druckers Hand verleiht.
„Der Wittekind iſt zu beklagen;
„Fault er gleich in den Niederlagen
„In ungeleſner Ewigkeit.

Er ſchweigt, indem, den Ernſt zu weiſen,
Er mit der Scheere ſcharfem Eiſen
Recht durch des Werkes Mitten eilt:
Wie, raſend, nicht mit Vaterhänden,
Die zarten Früchte ſeiner Lenden
Alkmenens Götterſohn zertheilt.

Er nahm ein Stück, das iſt verlohren:
Doch das, ſo ſie ſich auserkohren,
Geb ich hiemit der Ewigkeit.
Durch die, die ſich aus irrdnen Röhren
Mit trockner Blätter Dampfe nähren,
Ward jener Theil der Glut geweiht.

Welch ein beneidenswerth Geſchicke
Naht ſich nunmehr der Ch * * Stücke;
Es fühlt, es hoffet, ſeinen Tod.
Zwey Blätter hat ſie ihm entzogen
Und um ihr ſchwarzes Haar gebogen,
Das ſchwarzen Kohlen Trotz geboth.

Des Abends pflegt ſie auf den Morgen
Für ihrer Haare Putz zu ſorgen,
Und windet ſie in Locken ein:
Papier, das ſie hierzu erwählet,
Wer iſt, den nicht die Sehnſucht quälet,
Da wo du biſt, die Nacht zu ſeyn?

Zwey Stückchen, die in Ch * * Haaren
Von Th * *s Liede ſonſten waren,
Geb ich, gelehrte Nachwelt, dir.
Du mußt ſie heilig aufbehalten;
Beſchreib ſie, zähle Bug und Falten,
Und ſtelle ſie in Kupfer für.

Wie! ſprichſt du, ſoll ihr Haar zu wickeln
Ein Mägdchen ſo ein Werk zerſtückeln?
O! Nachwelt, zürne nicht zu früh.
Meld es vielmehr zu Ch * * Ruhme;
Du ſiehſt von unſerm Alterthume
Zween theure Reſte nur durch ſie.

Noch mehr hab ich dir aufbehalten;
Sieh hier die ſeltſamen Geſtalten
Der ausgeſchnittnen Blätter an:
Hier eckigt, dorten rund gebogen,
Hier ausgeſchweift, dort eingezogen;
Auch dieß hat ihre Hand gethan.

Wie wird dieß deine Schriften krönen,
Du, der den Kopfputz deutſcher Schönen
Einſt mit gelehrter Müh erklärt!
Ein Beyſpiel, wie nach unſern Sitten
Man einſt die Muſter ausgeſchnitten,
Wird dir von Ch * * hier gewährt.

O du! der einſt wird mit Entzücken
Den Reſt von Th * * s Werk erblicken,
Uns dreyen gib die Ewigkeit:
Dem Dichter, der es aufgeſetzet,
Der, die es ſo beglückt verletzet,
Und mir, der es der Nachwelt weiht.

Hier ſehen Sie mein vortreffliches Werk, hochzuehrender Herr. Ich weis nicht, ob ſie mir nicht vorwerfen werden, ich hätte ſehr öſters von einem gewiſſen großen Dichter das nachgeahmet, was man als Fehler an ihm tadelt. Doch da ich für die Nachwelt arbeitete: So habe ich mich bemüht, wenigſtens ſo, wie er zu ſchreiben, wenn ich nicht, wie er denken konnte. Ich bin auch nicht ſo hochmüthig, daß ich befürchten ſollte, mein Gedicht werde denenjenigen misfallen können, denen es unerträglich iſt, wenn ein Vers von Gedanken ſchwer dahin rauſchet, wie wenn

im Strom von Strudelreichen Wellen
Der ſchnelle Avanſon geſtürzte Wälder wälzt.
Haller.

ſondern welche haben wollen, ein Lied ſolle ſo ſanft und ſo leicht dahin fließen, wie die Pleiſſe oder die Saale.

In der Einſamkeit, in der Sie ſich itzo auf Ihrem Landgute befinden, mein Herr, wird Ihnen die Durchleſung und Beurtheilung meiner Ode einigen Zeitvertreib machen. Sollte ich auch ihre Antwort nicht ſchriftlich erhalten, ſo hoffe ich Ihre Gedanken bald von Ihnen ſelbſt zu hören, wenn ich Sie wieder ſehen werde

Ihr ergebenſter.

Coffee-

Coffeegedanken.

Die ſchwarze Stunde ſchlägt; drum, Köchinn, ſäume nicht,
Und bring mir den Coffee, nebſt Knaſter, Pfeif und Licht.
So trink ich ungeſtört; ſo rauch ich eins dazu,
Und pfleg in Einſamkeit der angenehmſten Ruh.

Du, du belobter Trank, ſollſt mir hinfort allein,
Auf Arbeit und Verdruß, der Geiſter Stärkung ſeyn;
Denn deine Wunderkraft weckt ſtets ihr Feuer auf,
Und Nervenſaft und Blut verdoppeln ihren Lauf.

Wenn ſich mein froher Sinn, der deine Säfte liebt,
Manchmal der Poeſie zum Zeitvertreib ergiebt:
So werd ich niemals mehr durch Phöbus Gunſt ergötzt,
Als wenn dein ſüßer Trank erſt meinen Mund benetzt.

Und wenn ſich mein Verſtand auf etwas höhers lenkt;
Wenn er den ſchwerſten Satz der Weisheit überdenkt:
So wird er hier gewiß vom Körper nie geſtöhrt,
Wenn ich dein Köpfchen nur ein paarmal ausgeleert.

Wenn mich das Kopfweh plagt; wenn mich der Kummer drückt,
Weil mir der Mutter Brief zwar gute Lehren ſchickt,
Allein kein Geld dabey: Getroſt! Ich brauche nur
Gebrannter Bohnen Trank. Das iſt die beſte Cur.

Der goldne Rebenſaft vertreibet Gram und Schmerz.
Die Kanzel ſelber ruft: Der Wein erfreut das Herz.
Und ich ſtimm auch mit ein: Ein Glas voll Traubenblut
Iſt Leid und Gram ſo feind, als Lethens Zauberfluth.

Doch trauet ihr mir zu, daß ich zu wählen weis:
So glaubt, der Coffee hat vor dieſem auch den Preis.
Denn hat ſich euer Witz ins Glas zu tief verirrt:
So wett ich, daß er ſtracks vom Coffee heiter wird.

Ihr Aerzte, die ihr wißt, wie groß, wie mancherley
In eurer edeln Kunſt die Kraft vom Coffee ſey,
Beſtreitet künftig nicht den Namen Panacee;
Ich weis, was ihn verdient: Der köſtliche Coffee.

Ihr, deren Eifergeiſt der Zeiten Beßrung ſucht,
Und durch ein Strafgedicht dem tollen Laſter flucht;
Straft nur, daß jedes Weib, das mit den Bettlern läuft,
Doch ſeine Lüſternheit in dieſem Trank erſäuft.

Doch überſchreitet nur im Strafen nicht das Ziel,
Und thut der armen Frau nicht etwa gar zuviel.
Sie ſündigt nur, wie der, der wenig Gelder zählt,
Und für ſein Fieber ſich doch Goldtincturen wählt.

Ihr Helden, deren Schwerdt anitzt durch Ungarn blitzt,
Und Deutſchlands ſechſten Carl vor Stambuls Pfeilen ſchützt;
Euch flehet dieſes Lied, wie Günther ſchon gethan,
Nehmt, wenn ihr Beute macht, euch nur der Bohnen an.

Der Dichter, der euch ſingt, fühlt keiner Muſe Kraft;
Das Feuer, das ihn treibt, wird vom Coffee geſchafft.
Soll er euch nun ſein Lied, als Muſageten, weihn:
So müſſet ihr zuvor der Bohnen Pfleger ſeyn.

Beglücktes Morgenland, das uns die Bohnen ſchickt,
Wodurch mein Körper ſich bey Sorg und Müh erquickt;
Durch nichts haſt du ſo wohl, gerühmt zu ſeyn, verdient,
Als weil der Coffeebaum in deinen Grenzen grünt.

Dein ſtolzer Palmenbaum, der nächſt den Prinzen thront,
Durch deſſen Zweig der Sieg des Kriegers Schweiß belohnt;
Der theure Balſamſtrauch, und ſelbſt der Ceder Pracht
Hat dich uns nicht ſo werth, als dein Coffee, gemacht.

Beneid auch unſern Nord und ſeine Gärtner nicht,
Wenn deren Fleiß nun auch von Bäumen Bohnen bricht;
Das mehrt nur deinen Werth, daß hier die Kunſt erzwingt,
Was die Natur in dir von ſelbſt vollkommner bringt.

Den Kramerjungen bloß betracht als deinen Feind,
Der deine Bohnen ſchimpft, die er zu loben ſcheint.
Denn er miſcht Graupen drein, die er geheim gebrannt.
Ich habe den Betrug mit Aug und Gaum erkannt.

Ihr, die ihr auf den Trank, und auf ſein Weſen, denkt,
Womit das Alterthum die obern Götter tränkt;
Fallt meiner Meynung bey, und endigt euren Zank:
Denn es war anders nichts, als unſer Bohnentrank.

Wem gleich ich deinen Werth? o Trank voll Trefflichkeit!
Der Sonne, die, wie du, was lebend iſt, erfreut;
Und eben ſo, wie du, den bräunlichgelb behaucht,
Der ihre Kräfte nicht mit Mäßigung gebraucht.

So hältſt du meinen Sinn, o Trank, daß er vergißt,
Daß hier das Schälchen ſteht und ſchon ganz laulicht iſt.
Ihr Kohlen, glüht nun recht! Ihr habt ja Luft und Zug;
Bewahrt die Kanne warm: Denn ich bin ſchön genug.

Wohlan! ſo leer ich denn mein braunes Köpfchen aus.
Dieß macht mich mehr vergnügt, als je der größte Schmaus.
Und alles ſcheint mir klein, was die verwöhnte Welt,
Bloß, weil es theuer iſt, für mehr ergötzend hält.

M. T. L. P. 1739.

* *

M. A. G. K.

Brief an Herrn J. C. St. über das erſte Stück des Bibliothecaire moderne.

Mein Herr!

Ich bin ihnen vielen Dank ſchuldig, daß ſie mir den Bibliothecaire moderne zugeſandt haben. Meine Nachläßigkeit erlaubet es mir nicht, daß ich mir um die Kenntniß ſolcher Neuigkeiten viel Mühe gebe. Ich erhalte ſie alſo gemeiniglich ganz zuletzt; und es geht mir damit, wie den Vornehmen auf dem Lande mit den neuen Moden, die ſie ordentlich erſt erhalten, wenn ſelbige anderwärts ſchon wieder abgekommen ſind. Doch kömmt es bey mir ſo gar viel nicht darauf an, ob ich eben von dergleichen Sachen die Bogen naß aus der Druckerpreſſe bekomme, oder nicht. Wenn ich mich an einem Werke vergnüge, ſo geſchieht es nicht, weil es etwas neues iſt. Daß gute Gedanken vor einem Vierteljahre ſchon ſind abgedruckt geweſen, dadurch verliehren ſie bey mir nichts von ihrer Annehmlichkeit. Ich geſtehe es indeſſen, daß ich wohl thun würde, wenn ich mich hierinnen ein wenig änderte. Es läßt nicht gar zu fein, wenn man eine Schrift noch nicht geleſen hat, die von allen andern ſchon nicht mehr geleſen wird. Und deswegen geſchieht mir ein Gefallen von ihnen, daß ſie mir dieſes neue Wochenblatt zuſchicken. Ich will ihnen itzo einige Gedanken eröffnen, die mir beym Durchleſen des Stückes, welches ſie mir zugeſandt haben, eingefallen ſind.

Der Verfaſſer glaubet vielleicht, etwas ſehr ſonderbares darinnen zu finden, daß er alle Wochen an ſeinen Freund ſchreibt. Der Einfall iſt nicht neu. Ich habe von ihnen, mein Herr, einmal die Lettres d'un Sauvage depaisé bey mir gehabt, die ein Amerikaner alle Wochen zweymal aus Paris nach Canada ſchrieb; und ſie wiſſen auch, daß ich damals zweifelhaft war, ob ich mehr den Fleiß dieſes Wilden, oder die Poſt, die ihm dienen mußte, bewundern ſollte. Unſer Bibliothecaire alſo thut ſeinem Freunde nur halb ſoviel zu gefallen, als der Wilde; denn er ſchreibt alle Wochen nur einmal: Und gleichwohl rechnet er dieß als eine große Freundſchaftsprobe. Wenn wir ſo rechnen dürfen, mein Herr: So müſſen wir ſechsmal ſo gute Freunde ſeyn. Denn es vergeht nicht leicht ein Tag in der Woche, da wir einander nicht ſchreiben, und antworten. Sie wiſſen auch, daß unſer Briefwechſel meiſtens Betrachtungen über neue Bücher, von der Schrift der Marquiſe de

Chatelet an bis auf das Werk der Mlle Fretillon, enthält, und daß wir alſo ſchon lange Vorrath zu einem ſolchen Wochenblatte hätten fertig gehabt, wenn wir es der Mühe werth gehalten hätten, ſolche Anmerkungen drucken zu laſſen. Doch da ich als ein Deutſcher zum Nachahmen gebohren bin: So möchte mir bald die Luſt ankommen, nach und nach einige von dergleichen Briefen drucken zu laſſen, die nicht an mon cher in der Einbildung, ſondern an Sie, **wertheſter Freund**, wirklich geſchrieben ſind. Der einzige Grund, warum ich bisher an dergleichen Vorſatz nicht gedacht habe, iſt, weil mir ſolche gedruckte Briefe durch ihre Menge ſo ekelhaft geworden ſind, daß ich glaubte, die Deutſchen würden kein Vergnügen mehr daran finden. Doch da ſo ein eſprit createur, wie der Verfaſſer des Bibliothecaire, dieſen Einfall erwählet, ſo wird es mir auch frey ſtehen.

Der Bibliothecaire erzählet, daß ſein Freund von ihm verlangt habe, alle Wochen an ihn zu ſchreiben. Allein, hat ſein Freund auch verlanget, dieſe Briefe gedruckt zu ſehen? Davon finde ich kein Wort. Ich vermuthe alſo, daß ſie ſind geſchrieben, und gedruckt worden, weil es der Verfaſſer verlanget, und der Verleger bezahlet hat. Sonſten kömmt mir der Briefwechſel ziemlich artig vor, einander alle Wochen einen gedruckten Brief zuzuſchicken. Und ungeachtet ich itzo mein Wort halte, das ich ihnen letztens im Vorbeygehen gegeben, Ihnen einen gedruckten Brief über den Bibliothecaire zuzuſenden: So möchte ich es doch nicht oft mehr thun. Der Verfaſſer thut ſehr wohl, daß er nichts von politiſchen

Dingen ſchreiben will. Ich glaube ihm ganz gerne, daß er davon, wie der Blinde von der Farbe, ſchwatzet. Allein das glaube ich ihm nicht, daß er dieſes im Ernſte von ſich geſagt hat, und daß er ſich enthält, von Staatsſachen zu reden. Es iſt indeſſen ein großes Kennzeichen ſeiner Klugheit, wenn er dergleichen Anmerkungen nicht drucken läßt.

Daß man das Recht habe, über öffentlich herausgegebene Schriften zu urtheilen, beweiſt der Verfaſſer durch ſein Exempel, und Deſpreaux rechtfertiget ihn durch dieſe Verſe:

> Il n'eſt Valet d'auteur ni Copiſte à Paris,
> Qui la balance en main ne pèſe les ecrits.
> Dès que l'impreſſion fait éclorre un Poëte
> Il eſt eſclave né de quiconque l'achéte.

Allein, wiſſen Sie wohl, mein Freund, warum er davon zu reden anfängt? Damit er auf diejenigen ſchmählen kann, die ſonſt andere von ſeinen Schriften getadelt haben. Denn dieſes zu thun, iſt allem Anſehen nach die Hauptabſicht des ganzen erſten Briefes. Er beſchweret ſich, daß man ihm Grobheiten geſagt, daß man mehr ſeine Perſon, als ſeine Schriften, angegriffen, daß man ihn gar durch Pasquille und Verläumdung angetaſtet habe. Der Verfaſſer würde ſehr wohl gethan haben, wenn er geſagt hätte, was das für Leute wären, die mit ihm ſo übel umgegangen ſind, und bey was für Gelegenheit ſie dieß gethan haben. Am allerklügſten aber würde es geweſen ſeyn, wenn er ſich genannt hätte. Denn ſo klingt es mir in der That lächerlich, wenn ein unſichtbarer Schriftſteller, deſſen Stimme man nur höret, ohne zu wiſſen, wer ihr Urheber ſey, anfängt, über das Unrecht zu ſchreyen, das man ihm anthut, ohne zu ſagen, wo ihm wehe geſchehen ſey? Wenn Sie, mein Herr, der Freund des Bibliothecaire wären, und hätten von ihm einen vernünftigen Briefwechſel verlangt; würden Sie wohl damit zufrieden ſeyn, daß er erſt anfinge, als wollte er ihnen Betrachtungen über Bücher mittheilen, und hernach auf ſeine Feinde ſchimpfte?

Doch ich will ſetzen, mein Herr, daß Sie es aus Freundſchaft gegen den Verfaſſer anhörten; was iſt denn der Welt daran gelegen, daß er ſolche Dinge drucken läßt? Er nennet ſeine Feinde nicht; er ſaget nicht, was ſie ihm eigentlich vorgeworfen haben; er nennet die angegriffenen Schriften nicht; er nennet ſich ſelbſt nicht. Verſteht man alſo wohl, was er mit ſeinen Klagen haben will? Kann man wohl urtheilen, ob ihm Unrecht geſchehen ſey? Allem Anſehen nach hat er die Schriften, die ihn in ein ſolches Weſpenneſt geführet haben, ohne ſeinen Namen aufgeſetzt; denn ſonſt wäre es noch lächerlicher, ſich itzo ungenannt zu vertheidigen. Allein wenn dieſes iſt, warum klaget er denn, daß man ſeine Perſon angegriffen, daß man ihn verläumdet habe?

> En blamant ſes ecrits, a-t-on d'un ſtile affreux
> Diſtilé ſur ſa vie un venin dangereux? *Deſpr.*

Kann dieſes wohl einem Schriftſteller ſo leicht widerfahren, den man nicht kennet? Denn daß man ihn nicht durchgehends für den Verfaſſer der Schriften halten müſſe, die man getadelt, erhellet daraus, weil nach ſeiner eignen Erzählung jemand ihm ſeine Schriften ins Geſichte getadelt hat, ohne zu wiſſen daß er mit dem Verfaſſer rede, und dieſem Richter hat er ſehr ſinnreich ins Ohr geſagt: Allons, courage mon ami, donnez vous en pour vos trente ſols. Dieſer Zufall hat einige Aehnlichkeit mit dem, was dem M. de *** einmal in einem Buchladen begegnet iſt. Sein Werk ward daſelbſt von einem Deutſchen herunter gemachet, der es ganz wohl wußte, daß der Verfaſſer dabey ſtund, und M. de *** hatte entweder nicht Witz oder nicht Herz genug, es auf eine ſo ſinnreiche Art an den Tag zu legen, daß er der Verfaſſer ſey. Denn wenn des Verfaſſers vom Bibliothecaire ſein Tadler nicht aus der ins Ohr geſagten Antwort geſchloſſen hat, mit wem er geredet, ſo zweifele ich, ob derſelbe ein großer Erfinder neuer Wahrheiten ſeyn werde.

Endlich ſo weis ich nicht, wie groß das Leid ſeyn muß, das man dem Bibliothecaire angethan hat, und das ihn ſo zu ſchelten zwingt. Er thut, als verachtete er dieſe Beleidigungen: Allein ſein Schimpfen zeuget von ſeinem Schmerze. Ein guter Freund von mir verglich ihn deswegen mit jemanden, der gefallen iſt, und beym Aufſtehen, das Geſichte verzieht, die Augen verdrehet, mit den Zähnen knirſchet, die Hand in die Hüften ſetzet, alle Glieder renket, und nachdem er etliche Schubkärnerflüche ausgeſtoßen, mit einer gräßlichen und vom Schmerze unterbrochenen Stimme zu ſchreyen anfängt: Es thut = = = es thut mir = = = gar nicht ein Bischen weh.

Er wirft mit gelehrtem Pöbel, mit elenden Journaliſten, mit Heringsweibern und Sonnenbrüdern um ſich. Bey uns in Deutſchland brauchet kein vernünftiger Schriftſteller dergleichen Ausdrücke; er mag auch noch ſo grob ſeyn angegriffen worden. Man zeiget, daß die Gegner Unrecht haben, und zeiget dieſes mit Gelaſſenheit. Der Bibliothecaire thut gerade das Gegentheil. Er zeiget gar nicht, daß ihm unrecht geſchehen ſey; er ſchilt nur auf ſeine Beleidiger, und zwar in ſo einer Schreibart, die ich von der franzöſiſchen Höflichkeit und dem franzöſiſchen Witze nicht würde vermuthet haben, wenn ich nicht ſchon eine Probe davon in des Marquis d'Argens Briefe an Weismannen geſehen hätte. Wenn ein Deutſcher ſo ſchreibt, ſo urtheile ich, daß er mehr mit dem Pöbel, als mit wohlgeſitteten Leuten umgegangen ſey; weil ihm die Redensarten des Pöbels ſo geläufig ſind: Und daß er nicht Witz genug beſitze, ſeinen Gegnern auf eine beißendere Art zu begegnen; weil er ſonſt ſeine Zuflucht nicht zum Schimpfen nehmen würde. Das Luſtigſte beym Bibliothecaire iſt, daß er ſich wegen der Grobheiten beſchwert, die man ihm geſagt, und doch ſelbſt ſo grob ſchreibt. Vielleicht hat man dem guten Manne in deutſchen Schriften eins und das andere geſagt; und weil er nicht Deutſch genug kann, den Ausdruck vollkommen zu verſtehen, noch Witz genug hat, den Einfall zu begreifen, ſo beurtheilet er andere Leute nach ſich, und denket, man habe auf ihn geſchimpft.

Wenn er Horazens Worte aus des 1 B. X. Sat. 78. v. ſeinen Gegnern vorleget: So leſe er auch daſelbſt etwas weiter, womit ſich Horaz tröſtet, und ſehe, ob er ſo viel vernünftige Gönner ſeiner Arbeiten anführen kann. Denn das wird ihm nichts helfen, daß ihn etwa einer oder der andere von Leuten, die ſonſt gute Einſicht haben, aus Freundſchaft höher ſchätzet, als er verdiente. Will er ſich etwa auf den Abgang ſeiner Schriften berufen, ſo antwortet ihm Deſpreaux:

> . . . Ainſi qu'en ſots auteurs,
> Nôtre ſiécle eſt fertile en ſots admirateurs.

Art. Poet. ch. 1. und er bedenke dabey, daß ſich auch viele nach ſeinem eigenen Ausſpruche ſeine Schriften nur angeſchafft, damit ſie das Recht erkaufen möchten, ſie zu beurtheilen.

Der andere Brief des Bibliothecaire enthält Anmerkungen über die Epitres diverſes ſur divers ſujets, die unlängſt ein Deutſcher in franzöſiſchen Verſen herausgegeben hat. Ich habe dieſe Briefe ſelbſt geleſen; ſie ſind Ihnen, mein Herr, auch bekannt. Es gefiel uns nicht alles darinnen. Der Brief an den großen Diamant hatte Ihren und meinen Beyfall nicht, ungeachtet wir darüber von einem guten Freunde für Liebhaber der Eitelkeit erkläret wurden. Dem ungeachtet fällten wir das Urtheil, welches mehr Kenner gefällt haben, daß dieſe Briefe ihrem Verfaſſer Ehre machten. In der Bibliotheque nouvelle, im Jun. 1741 wird von ihnen geſagt: On y voit un homme, qui a beaucoup lû & medité, qui a vû le monde, & qui en a ſuivi d'un oeil critique & exact les diverſes intrigues, qui exprime ſes idées avec preciſion & avec force, en un mot on y voit un homme d'eſprit, qui a du ſavoir & du gout. Unſer Bibliothecaire moderne hat zwar den Titel ſeines Werkes, mit einer kleinen Veränderung, von der Bibliotheque nouvelle erborgt, allein ihre Meynungen ſtehen ihm nicht an. Er heißt dieſe Briefe epitres chagrines; er hält ſie alle für ſchwach, indem er den an den Tartuffe unter diejenigen zählet, die am wenigſten ſchwach wären. Ich will nicht die Vertheidigung dieſes Werkes über mich nehmen, und ich kann es auch nicht. Denn faſt alle Anmerkungen des Bibliothecaire kommen auf Fehler wider die Sprache und Proſodie an. Man wird ſich irren, wenn man eine gehörige Unterſuchung der Gedanken von ihm fordert.

> . . Son ſavoir ne s'etend ſeulement
> Qu'a regratter un mot douteux au jugement,
> Prendre garde qu'un *qui* ne heurte une diphtonge
> Epier ſi des vers la rime eſt bréve ou longue,
> Ou bien ſi la voïelle à l'autre s'uniſſant
> Ne rend point à l'oreille un vers trop languiſſant.
> *Regnier. Sat. 9.*

Wenn der Verfaſſer der Briefe ſolche Fehler gemacht hat, ſo bedaure ich ihn deswegen nicht; warum hat er von ſich ſagen wollen, was der Duc de Nevers in einem andern Verſtande von ſich ſaget?

> Moi qui ſur le Parnaſſe aprenti temeraire
> Ai fait parler ma Muſe une langue étrangere.

Allein das kann ich doch dem Bibliothecaire nicht verhalten, daß ſeine Anmerkungen ſich nicht ſchicken, ein Wochenblatt damit anzufüllen. Wenn er etwa ein franzöſiſcher Sprachmeiſter iſt: So behalte er doch ſeine Regeln für ſich und ſeine Schüler, und glaube nicht, daß die Deutſchen gewohnt ſind, in einem Wochenblatte corrigirte Exercitia zu leſen. Will er ja ſo fortfahren, ſo gebe er ſeinem Blatte nicht den Titel, le Bibliothecaire, ſondern: Le maitre de langue, und laſſe nicht mehr Exemplarien abdrucken, als er brauchet, alle Wochen ein Stück mit ſeinen Scholaren durchzugehen; oder wenn ſeine Scholaren etwa nicht in ſo großer Anzahl ſind, und dafür deſto beſſer bezahlen, ſo laſſe er es nur ſo vielmal abſchreiben, als es nöthig iſt.

Soll aber der Inhalt neuer Bücher der Gegenſtand ſeiner Anmerkungen ſeyn, ſo lerne er ſeine Urtheile gründlicher abfaſſen. Ich will Ihnen, mein Herr, nur durch ein Exempel zeigen, wie vortrefflich der Bibliothecaire über Gedanken urtheilet. Denn es verlohnet ſich nicht der Mühe, daß ich alle ſeine Urtheile unterſuche. Der franzöſiſche deutſche Dichter beklaget ſich, ihm ſey in einer Rechtsſache unrecht geſchehen.

En vain pendant dix ans un Patru formidable
Fit voir de tous les Droits le plus inconteſtable
Jamais il ne parvint quoi qu'il fut grand Docteur
Au bonheur de plaider.

Da fährt nun der Bibliothecaire gleich heraus: Ce quoiqu'il fut grand docteur n'eſt là qu'une cheville, car le plus habile avocat du monde ne plaidera pas plus que le plus ignorant dès qu'un pouvoir ſuperieur le lui défendra: cela n'a rien qui doive ſurprendre. Vortrefflich! als wenn bey einem Richter, der ſich durch Affecten einnehmen läßt, ein gelehrter und berühmter Sachwalter nicht eher durchdringen würde, als ein anderer, der in gar keinem Anſehen ſteht? Der Bibliothecaire glaubet vielleicht, man befehle den Advocaten in Deutſchland von Hofe aus geradeweg, ſtille zu ſchweigen, oder das Land zu meiden, wie vor einigen Jahren den Parlements-Advocaten in Frankreich geſchah. Allein ſoviel Gewalt hat die Ungerechtigkeit bey uns nicht. Sie muß es heimlicher anfangen, wenn ſie ihre Abſichten erhalten will, und da hat zu Zerſtörung dieſer Abſichten ein kluger und angeſehener Sachwalter viel Kraft.

Ich will mich über die philoſophiſchen Betrachtungen des Bibliothecaire und über die gelehrten Stellen, die er aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen angeführt hat, nicht aufhalten. Es ſind die Sprüchelchen von dem Troſte der Philoſophie im Elende, die ſo abgedroſchen ſind, daß man in Deutſchland damit nicht mehr pralet. Er entſchuldiget ſelbſt ſeine Ausſchweifung; denn ſaget er, je grapille de tous cotez. Ein boshafter Deutſcher würde dieß vielleicht ſo überſetzen: Ich ſtoppele aus allen Ecken etwas zuſammen, mein Blatt vollzumachen. Denn in Deutſchland verlangen wir von dem Verfaſſer eines Wochenblattes eigene Gedanken, und nicht große Plätze aus andern Schriftſtellern, die wir ſelbſt leſen können. Wir halten es für eine übelausgekramte Gelehrſamkeit, und ſind gar nicht geneigt zu ſchließen, daß einer viel Bücher geleſen habe, der viel anführt; zumal wenn man die Stellen aus den Wörterbüchern nimmt.

Wenn der Bibliothecaire nachdem ſeine Urtheile fällt, ſo hat er vergeſſen, was er ſelbſt im erſten Briefe ſaget: Vous me verrez eviter ces airs de mépris, ce ton deciſif, ces formules groſſiéres *cela ne vaut rien*, *cela eſt deteſtable*, qui ſont ſi familiéres à nos petits-maitres. Sind die Redensarten: ce n'eſt rien dire, que de s'exprimer comme l'auteur; il n'y a pas le moindre ſel dans tout cela; les vers ſont ſi froids ſi languiſſans que rien plus; la fable eſt paſſablement triviale; ces vers ne ſont que des mots froids qui finiſſent par un ſon qu'on apelle rime & ne forment aucun ſens; je ne comprens rien à tout ce galimatias u. ſ. w. höflicher? Und hat er weniger von einem air deciſif, als der kleinſte petit maitre, da er alle dieſe Ausſprüche mit nichts, als mit ſeinem Anſehen, beweiſt?

Doch alles dieſes iſt noch höflich gegen folgendes Urtheil, das er von dem Poeten überhaupt fällt: **Die Schönheiten der Poeſie ſind dieſem Dichter gänzlich unbekannt. Er iſt ein Philoſoph, deſſen Stirne ſich niemals entrunzelt, ein Cynicker, und kein Poet. Alle ſeine Ausdrückungen ſind proſaiſch.**

Wie gefällt Ihnen, mein Herr, der Cynicker mit der runzlichten Stirne? Diogenes ſah wohl nicht ſo aus, als er mit der Laterne Menſchen ſuchte, wie der Bibliothecaire den Deutſchen vorſtellet. Von einem cyniſchen Weltweiſen vermuthe ich ſo wenig ſolche épitres chagrines, als ich die Schimpfworte, die der Bibliothecaire in ſeinem erſten Briefe ausſtößt, von einem vermuthe, der ſich an Geduld und Großmuth dem Sokrates vergleicht.

Nach dieſen Urtheilen hilft es wenig, daß der Bibliothecaire einige dünne geſäete gute Einfälle, und andere Vollkommenheiten an dem Deutſchen zugiebt; daß er überhaupt an den Deutſchen den Fleiß lobet, den ſie auf das Franzöſiſche wenden. Hören Sie doch, mein Herr, wie er den Herrn von Leibniz rühmet: **Dieſer Gelehrte, ſaget er, war im Franzöſiſchen ſehr geſchickt, ungeachtet er ſich meiſtens auf tiefſinnige Wiſſenſchaften gelegt hatte: Allein, das kam daher, weil er von denen ſeltnen Geiſtern war,** qui ne trouvent point de bornes dans la Sphère du merite humain, ils la rempliſſent toute. Wahrhaftig, mein Herr, ich werde hiedurch völlig beſtärkt, daß der Verfaſſer ein Sprachmeiſter ſeyn muß, und zwar ein ſolcher, der außer ſeiner Grammatik nicht viel gelernt hat. Denn ſonſten würde er es nicht als ein Kennzeichen eines ſeltnen Geiſtes angeben, daß jemand, der ſich in andere Wiſſenſchaften vertieſt hat, auch gut franzöſiſch ſchreibt.

Ich verſtehe die Redensart, mit der er ſein Lob beſchließt, nicht vollkommen: Remplir la Sphère du merite humain iſt, deucht mich, weniger, als ne trouver point le bornes, dans cette ſphére. Was eine Sache nicht umſchränkt, das wird nicht nur von ihr erfüllt, ſondern die Sache geht darüber hinaus. Doch ich will deswegen von dieſer Redensart nicht mit dem Bibliothecaire und den petits Maitres ſagen: je ne comprens rien à tout ce galimatias.

Die Manier iſt ſehr artig, wie er erwähnet, daß der Herr Prof. Chriſt das Sinngedichte Auſons auf die Dido franzöſiſch überſetzt habe. Im Texte heißt der Verfaſſer dieſer Ueberſetzung: Un ſavant Profeſſeur de l'univerſité de Leipzic, und außen auf dem Rande ſteht: Mr. le Profeſſeur Chriſt. Wozu brauchte er denn ſo geheim zu thun? Konnte er denn den Namen nicht in den Text rücken? Das heißt einem überlaut etwas ins Ohr ſchreyen. Er hätte deswegen doch dem Hrn. Prof. Chriſt das Beywort geben können, das er ihm beylegt, oder es auch weglaſſen können. Denn wir wiſſen es ſchon, ohne daß es uns der Bibliothecaire ſagen darf; und wenn wir es nicht wüßten, ſo würde er nicht der Mann ſeyn, den wir darum fragten. Ueberhaupt ſehe ich nicht, was die kleinen Noten auf dem Rande heißen ſollen, die mit eben dem Rechte hätten im Texte ſtehen können, wenn ich etwa ein paar Stellen aus alten Schriftverfaſſern ausnehme. Seit welcher Zeit iſt es denn auch gebräuchlich, daß man Briefe an gute Freunde ſchreibt, und ſelbſt Noten darüber machet?

Ich ſollte Ihnen nun wohl, mein Herr, meine Gedanken ſagen, wen ich für den Verfaſſer dieſes Werkchens halte: Doch ich antworte Ihnen mit dem Bibliothecaire: Je haïs les perſonalitez. Ich habe von dem Stande deſſelben Ihnen ſchon ſo viel entdeckt, als ſich aus dem Werke ſelbſt ſchließen läßt. Seine Gemüthsart betreffend, ſo halte ich dafür, ſie ſey eine Mixtur von der Art, wie Stephen Duck in einem Recepte, einen Freygeiſt zu machen, beſchreibt: Ein wenig Gelehrſamkeit und Verſtand, doppelt ſo viel

Unwiſſenheit mit etwas Witze, durcheinander gerühret.

A little learning twenty grains of ſenſe
Reſerve a double Share of ignorance
Infuſe a little Wit into the ſkull
. . . . . .
. . . .
Let all be with the dregs of reaſon mixt
Theſe jarring ſeeds, when in his nature ſown
He'll cenſure all things, but approve of none.

Ich will den Bibliothecaire nicht dadurch für einen Freygeiſt erklärt haben, und ich habe deswegen ein Paar Zeilen weggelaſſen, die insbeſondere die Freygeiſter angiengen. Das übrige wird man vielleicht mit Rechte von ihm ſagen können. Aergern Sie ſich nicht darüber, mein Herr, daß ich Ihnen engliſche Verſe ſchreibe, ob Sie gleich kein Engliſch verſtehen. Sie werden ſich daraus und aus dem Auszuge, den ich vor dieſe Verſe geſetzt, ſo viel nehmen können, als derjenige, an den der zweyte Brief des Bibliothecaire gerichtet iſt, aus der griechiſchen Stelle, die ihm vorgelegt wird.

Ich weis nicht, ob der Freund des Bibliothecaire ſtets ſtille ſchweigen, oder bisweilen auch antworten wird. Sollte das erſtere geſchehen, ſo würde ich ihn für ſehr bequem, oder deutſcher zu ſagen, faul halten, daß er nur beſtändig von ſeinem Correſpondenten Briefe erhalten, aber ſich nie mit einer Antwort bemühen will. Doch das müſſen wir erwarten. Glauben Sie nicht, mein Herr, daß ich ſehr neugierig ſeyn werde, die folgenden Stücke zu leſen. Ich werde ſie nicht anſehen, wenn ich ſie nicht von

Ihnen, oder einem andern ſorgfältigen Freunde erhalte; und wenn dieſes alſo nicht geſchieht, und M. de *** ſollte mich fragen, wie er ſeine Scholaren, die zu ihm kommen, zu fragen pflegt, ob ich die folgenden Stücke geleſen hätte? So würde ich mit Nein antworten. Sie dürfen ſich auch nicht verſprechen, daß ich Ihnen über die folgenden Stücke ſolche Briefe wollte drucken laſſen, wie über das itzige. Ich habe gegenwärtigen Brief, wegen anderer Beſchäfftigungen, in wenigerer Zeit, aufſetzen müſſen, als ich mir dazu gewünſcht hätte, und dem ungeachtet glaube ich, auf alle Stücke des Bibliothecaire ſo viel Fleiß zu wenden, als auf dieſes, ce ſeroit perdre ſa poudre aux moineaux.

Ich weis nicht, ob meine Betrachtungen Ihnen nicht etwas zu ernſthaft vorkommen werden. Doch da mir der Verfaſſer des Bibliothecaire durch Spotten aufgebracht zu ſeyn ſcheint: So wird man ihn wohl durch Ernſt wieder gut machen können. Sie werden überzeugt ſeyn, daß ich dieſe Anmerkungen nicht aus einem perſönlichen Haſſe wider ihn aufgeſetzt habe; denn ich kenne ihn nicht. Seiner Nation wegen, würde ich ihn als ein Deutſcher eher hochachten, als haſſen: Doch was Schriftſteller anbetrifft, ſo bin ich von des Herrn Voltaire Meynung: il n'y a ni François ni Anglois pour quiconque penſe. Es mag aber jemand ein Deutſcher oder ein Pole ſeyn, ſo bin ich ein geſchworner Feind von ihm, wenn er

> Thöricht iſt, und dennoch klug will heißen.
>
> Canitz.

Hier haben Sie meine Gedanken von dem Bibliothecaire moderne. Sie wiſſen, daß wir keine Complimente mit einander machen. Ich ſchließe alſo meinen Brief, wie er die ſeinigen, mit den Worten: Ich bin ꝛc.

Leipzig, den 17. Aug. 1741.

* *

Der Weiſe.

Ein Midas trotzt auf den Beſitz der Schätze,
Um die der Geiz nach fernen Ufern reiſt.
Prüft auch der Thor der Wahrheit ewge Sätze,
Des Weiſen Glück, den echten Heldengeiſt,
Den Schatz, an dem kein Diebesfinger klebet,
Nach dem allein der Reichen Neid nicht ſtrebet?

Ein Weiſer lebt, obgleich nicht krumme Griffe
Ihm Geld und Troſt in Schränk und Kaſten ziehn;
Beſchweret gleich ſein wuchernd Gut nicht Schiffe,
Die zum Gewinn mit ſchnellen Segeln fliehn.
Er darf ſich groß, er darf ſich glücklich preiſen;
Kein fremder Fluch verſalzet ſeine Speiſen.

Er ſchläft mit Luſt, wo andrer Sorgen wachen;
Wann Boreas um Dach und Fenſter heult,
Und dann vielleicht der Wellen ſchwarzer Rachen
Den Frachten droht, und Maſt und Kiel ereilt,
So oft der Herr der Waſſer und der Erden
Die Krämer beugt, daß ſie nicht Fürſten werden.

Was Recht und Fleiß und Zeit und Glück ihm geben,
Verwaltet er mit milder Dankbarkeit,
Und meidet den, der den Genuß vom Leben,
Der jeden Tag nur dem Gewerbe weiht,
Und jüdiſch lacht, ſo oft er ſieht und höret,
Wie die Vernunft Geſchmack und Wahrheit ehret.

Wie edel iſt die Neigung echter Britten!
Ihr Ueberfluß bereichert den Verſtand.
Der Handlung Frucht und was ihr Muth erſtritten,
Wird, unbereut, Verdienſten zugewandt;
Gunſt krönt den Fleiß, den Macht und Freyheit ſchützen;
Die Reichſten ſind der Wiſſenſchaften Stützen.

O Freyheit! dort, nur dort iſt deine Wonne,
Der Städte Schmuck, der Segen jeder Flur,
Stark wie das Meer, erquickend wie die Sonne,
Schön wie ihr Licht, und reich wie die Natur.
Halb glücklich ſind die Sklaven, die dich nennen
Und nicht zu viel von deiner Würde kennen!

Wer heißt oft groß? Der ſchnell nach Ehren klettert,
Den Kühnheit hebt, die Höhe ſchwindlicht macht.
Doch wer iſt groß? Der Fürſten nicht vergöttert,
Und edler denkt, als mancher Fürſt gedacht,
Der Wahrheit ſucht, und Recht und Wahrheit findet,
Und ſeinen Werth auf Witz und Tugend gründet.

Ein ſolcher kennt die Eitelkeit der Würden,
In die das Glück zu ſelten Kluge ſteckt.
Ihn rühret nicht der Aufputz hoher Bürden;
Ihm ſtralt kein Stern, der kleine Herzen deckt.
Der Geiſt, durch den ein Cato groß geworden,
Fährt in kein Band, und ruht auf keinem Orden.

Wann machte ſich das Lob der Tugend eigen?
Wann war es nicht des Glückes Folge=Magd?
Wie oft beſchämt der, dem die Schmeichler ſchweigen,
Den, dem ihr Schwarm viel ſüßes vorgeſagt?
Wie oft iſt der der Welt im Zorn gegeben,
Den Cleriſey und Hof und Land erheben?

Die Einfalt lobt, was vieler Stimmen loben,
Die Menſchenfurcht, was ſie nicht ſtürzen kann.
Germanicus wird billig hoch erhoben;
Doch bethet Rom auch ſeinen Buben an. *
Domitian, Roms ſchändlichſter Berather,
Heißt, wie Auguſt, des Vaterlandes Vater. **

Wie mancher wird aus Eigennutz beſungen,
Mit Lob betäubt, den jede That entehrt!
Des Frevlers Ruhm ertönt auf feigen Zungen,
Bis ihm das Glück den falſchen Rücken kehrt.
Ahitophel, und ſolcher Räthe hundert,
So gar ein Süß ward, eh er hing, bewundert.

Die Schmeicheley legt ihre ſanften Bande,
Ihr glattes Joch, nur eitlen Seelen an.
Unedler Ruhm und unverdiente Schande,
O waget euch an keinen Bidermann!
Führt im Triumph die Blöden, die nichts wiſſen,
Und, was ſie ſind, vom Pöbel lernen müſſen!

---

* S. SVETON. in Caligula c. 22. in Vitell. c. 2.

** S. Epigr. III. *Epigrammatum de Spectaculis*, apud MARTIAL.

Ruhm, Ehre, Lob, (wie wir den Beyfall nennen,
Den alle Welt Verdienſten ſchuldig iſt)
Euch kann uns nur die Weisheit zuerkennen,
Die unſern Werth nicht nach dem Anſehn mißt.
Ihr Ernſt verſcheucht die Künſte kleiner Meiſter;
Ihr Geiſt iſt ſtark und geht durch alle Geiſter.

Ihr Preis, ihr Werth wird nicht vom Glück entſchieden;
An ihr verliert der Zufall ſeine Kraft:
Sie kennet ſich, und ihren innern Frieden
Zerrüttet nicht die Macht der Leidenſchaft.
Was? darf man noch die niedren Größen preiſen?
Kein Stand iſt groß, als nur der Stand des Weiſen.

Er weis, ſein Gott kennt, wählt und wirkt das Beſte:
Das einzuſehn, iſt ſeine Luſt und Pflicht.
Und bebte gleich der Welten Bau und Veſte:
So zaget er bey ihrem Einfall nicht.
Er ſtirbt getroſt; er ſegnet ſeine Zeiten,
Und heiliget ſein Theil der Ewigkeiten.

* *

Fortgeſetzte Anmerkungen über das Ergänzungsſtück zu Trillers Vorrede.

Die eilfte Anmerkung.

S. 15. **Der ihnen das Handwerk niedergelegt.**] Der Verfaſſer wird mir eine ganz kurze Erinnerung erlauben. Wenn der Handwerker das

Handwerk freywillig nicht mehr treibt, ſo ſaget man, **er leget es nieder.** Wenn er es aber auf fremdes Geboth aufgeben muß, ſo heißt dieſes, **das Handwerk wird ihm gelegt**, und nicht, **niedergelegt.** Wenigſtens iſt es in Deutſchland ſo.

Die zwölfte Anmerkung.

S. 23. **Warum er in der Vorrede zu ſeinem neuſten Fabelwerk das Wort ſelber führet, doch ſo, daß es ſcheine, als ob er von einem andern rede.**] Mir iſt nichts daran gelegen, die Vorreden zu den Trilleriſchen Schriften mögen von ihm ſelbſt, oder von ſeinen Schülern gemacht worden ſeyn. Und ich will deswegen keine große Unterſuchung anfangen. Gefällt es meinem Herrn Schweizer alſo, daß ſie Triller ſelbſt gezimmert haben ſoll: So will ich mich mit ihm deswegen nicht zanken. Ich muß nur meine Verwunderung darüber zu erkennen geben, daß D. Triller durchaus ſeine Vorreden ſelbſt gemacht haben ſoll, weil er darinnen gelobt iſt; und der Ergänzungsſtückler ſich nicht vorſtellen kann, daß es auch ein guter Freund von ihm gethan haben könnte: Da er doch weis, daß Herr Bodmer und Herr Breitinger ſich wohl eher auch wechſelsweiſe die Vorreden vor ihre Schriften gemacht, und einander darinnen eben keine Fehler aufgerückt haben.

Die dreyzehnte Anmerkung.

Eben daſ. **Als dort von Herodes geſaget wird, er habe alle Kindlein zu Bethlehem getödet.** = = = **Die Lobredner Salomons**

bey der Königinn von Saba.] Dieſe Gelehrſamkeit iſt aus Matth. II, 16. nach dem Grundtexte, und 1 Kön. X, 1. f. imgleichen 2 Chron. IX, 1. u. f. Ich will mich mit demjenigen nicht aufhalten, was nicht allein von den ſogenannten theologiſchen Sauertöpfen, ſondern auch von manchem vernünftigen Weltmanne ſchon ſo oft geſagt worden iſt, daß ein kluger Spötter, der mit ſeinen luſtigen Einfällen wirklich hochgeſchätzt zu werden ſuche, ſich allezeit, wenn er auch die ganze Welt antaſte, doch von dem, was mit der Religion einen Zuſammenhang hat, in einer gewiſſen Weite entfernt halten müſſe: Sonſt müſſe er ſich gefallen laſſen, daß ihn hitzige Eiferer einen Religionsſpötter nennten; Leute von kälterer Natur aber ſagten, daß, wenn er gleich die Religion vielleicht nicht eben lächerlich zu machen ſuche, er ſich doch wenigſtens auch nicht viel aus der Religion mache. Ich ſetze nur dieſes hinzu: Die Schrift iſt uns einmal zu dem allerernſthafteſten Zwecke, und nicht zum Luſtigthun und Lächerlichmachen, gegeben worden. Und dieſes ſollte man ſo vor Augen haben, daß, wenn man keinen andern Grund anzugeben wüßte, man bloß darum den Scherz mit Schrift und Religion unterlaſſen ſollte, damit das Gemüth hernach nicht, bey ernſthafter Anwendung derſelben, durch die Erinnerung der damit vorgenommenen luſtigen Schwänke, geſtört werden möchte. Ich will nur beyläufig eines Exempels Meldung thun, das hier vielleicht ſo gut, als drey andre iſt. Ich habe einen Prediger geſehen, der am dritten Oſtertage, als kurz vorher mit den Augen voll Oelberge, dem gebratnen

Gichtbrüchtigen, u. a. ſ. D. geſcherzt worden, und er hernach auf der Kanzel den Text verleſen ſollte, durch dieſe Gedanken ſo irre wurde, daß er endlich nicht wußte, ob er, vom gebratnen Fiſch, oder Gichtbrüchtigen, leſen ſollte, und noch mit genauer Noth das Lachen unterdrücken, und ſich auf der Kanzel erhalten konnte. Man will nicht haben, daß man in den Wiſſenſchaften aus der Schrift beweiſen ſoll: So laſſe man ſie doch auch in Ruhe, wenn man ſpotten will. Ich will alſo meinen Herrn Schweizer einen Satz lehren, den er wohl noch nicht gewußt haben mag. Wenn ein Luſtigmacher fein fleißig mit der Bibel aufgezogen kömmt: So iſt es ein Zeichen, daß er es in ſeiner Kunſt noch nicht garzuweit gebracht hat: Und er geſteht ſelbſt damit, der ſpöttiſche Athem entgehe ihm ſo oft, daß, wenn er nicht jezuweilen noch aus der Bibel ein wenig Luft ſchöpfte, er gar würde ſtillſchweigen müſſen. Ich weis wohl, daß Liskov, ſo viel Witz und Fähigkeit, fein zu ſpotten, er immer beſitzt, doch auch in dieſen Fehler verfallen. Allein dieſes iſt auch der einzige Grund, warum ich ihn noch nicht für den Meiſter in der Spötterey erkenne. Wiewohl ich mich nicht erinnre, weder von einem Ausländer, noch von einem Landsmanne etwas geſehen zu haben, wo die ſchriftmäßigen Scherze ſo wohl, als meiſtens beym Liskov, angebracht geweſen; und deswegen der Meynung bin, daß, wenn ſich die Innung der Spötter es einmal in den Sinn kommen laſſen ſollte, ihr vermeyntes Recht auf den freyen Gebrauch der Schrift und Religion zu behaupten, das Exempel Liskovs, wegen der witzigen Art, mit der er ſolche Eingriffe in die Kirchengüter vorgenommen und beſchönigt, vielleicht mehr, als alle ihre Gründe, den Richtern die Sache der Innung ſcheinbar und annehmlich machen würde. Einmal für allemal hat mein Herr Schweizer vom Liskov keinen Schluß auf ſich zu machen. Denn er hat es in der Kunſt zu ſpotten nicht ſo weit gebracht, als Liskov, ſo kann man ihn auch nicht, wie dieſen, richten. Und hat Liskov das Ernſthafte der Religion zur Unzeit in ſein Scherzhaftes eingemiſcht: So kann das dem Ergänzungsſtückler nichts helfen; Liskov mag bey ihm und uns in ſo großem Anſehen ſtehen, als er will. Es iſt wohl wahr, das Ernſthafte tauget zum Scherze: Und wenn es mit Witze übel angebracht wird; ſo iſt es das Lächerlichſte, das man haben kann. Dieſes rechtfertigt aber die bibelfeſten Spötter nicht. Denn mein Herr Schweizer weis wohl, daß bey allen Dingen ein Unterſchied, oder eine Einſchränkung, wie er es nennen will, ſtatt hat: Sonſt müßte er auch Tiſche und Stühle verbrennen, weil das Holz zum Brennen tauget. Und wenn er durch alle Jahrhunderte zurück gehen will; ſo wird er finden, daß das nihil ſacri, nihil profani habere allezeit den Charakter einer entweder ſehr leichtſinnigen, oder boshaften Perſon gemacht habe.

Die vierzehnte Anmerkung.

S. 35. Einige der wichtigſten Einwürfe ⸗ ⸗ ⸗ bis S. 43. die Mäuſe einander Gevatter heißen zu laſſen.] In dieſen 8 Seiten iſt Hr. Triller mit ſeinem Fabelmachen ziemlich herumgenommen.

nommen. Aber was ich dabey zu finden vermeynet, das finde ich doch nicht. Denn das allermeiſte iſt ein bloßer Auszug des in der Zürcher Dichtkunſt befindlichen Tractats von Trillers Unterſuchung und Fabeln, und hätte alſo füglich erſpart werden können. Ich bin nicht zornig darüber, daß man Trillern ſeine Schwäche zeiget. Ich wünſchte vielmehr, daß man ſie ihm mit neuen Proben gezeigt haben möchte. Ich gehöre nicht ſonderlich unter die Verehrer ſeiner Muſe, und wenn ich in Anſehung ihrer ein aufrichtiges Bekenntniß thun ſoll, ſo gefällt ſie mir gar nicht wohl. Sie hat es zwar im andern Theile ſeiner Gedichte etwas beſſer gemacht, als im erſten, aber überhaupt ſind ihre Sachen doch alle ſehr nachläßig ausgearbeitet, oder vielmehr nur flüchtig angelegt. Und ich bedaure in ſoferne, daß der Herr von Böhlau, an dem man übrigens genug Natürlichgutes zur Poeſie wahrnimmt, einem Lehrmeiſter in die Hände gekommen, der ſeinen eignen Fehler auch auf ihn fortgepflanzt, und es dem Schüler nicht eingeprägt hat, daß man die Natur ausputzen müſſe. Nach dieſer Erklärung wird es wohl nicht mehr parteyiſch klingen, wenn ich ſage, daß ſich der Herr Ergänzungsſtückler zur Ungebühr auf Hrn. D. Trillers Unkoſten luſtig machet; da er eine kindiſche Freude darinnen ſuchet, ihn einen Fehler mehr, als einmal, hören zu laſſen. Es ſcheint faſt, er habe darauf geſchworen, nichts zu denken, zu bemerken und auszubreiten, was nicht Herr Breitinger denkt, wahrnimmt und bekannt machet. Denn wenn dieſes nicht wäre, ſo hätte er Gelegenheit genug gehabt, viele noch nicht geſtäupte Sünden in dem Trilleriſchen neuen Fabelwerke zu entdecken, und zu ſchelten. Er muß entweder, da er ſein Ergänzungsſtück gemacht, Trillers Fabeln noch nicht geſehen haben; welches lächerlich genug wäre: oder er muß ſie angeſehen haben, wie ein ehrlicher Handwerksmann das Ebräiſche, d. i. ohne auf den Verſtand der Worte Acht zu haben: Sonſt würden ihm die Fehler gleichſam in die Hände gelaufen ſeyn. Ich will nur einer einzigen Fabel gedenken: Von der getraue ich mir aber zu behaupten, daß der, der ihr nicht gleich die Krankheit anſieht, nicht werth ſey, daß er habe leſen lernen; geſchweige, daß er auch nur mit der Zeit auf den Titel eines gelehrten Gedankenarztes einigen Anſpruch machen dürfe. Es iſt die Fabel vom Affen, der zum Buchdrucker geworden iſt. Ich will einmal von der Lehre zuerſt reden. Wenn man die Fabel lieſt, ſo ſollte man faſt auf den Satz hoffen: Ein jeder will ein Schriftſteller ſeyn: Aber die Schriften der meiſten ſind ſo vernünftig, als die Bücher dieſes Affen. Aber am Ende ſieht man, die Fabel und ihre Lehre ſey ein Anhang zu den Schriften wider die Atheiſten. In der Fabel ſelbſt kömmt der Affe in eine Druckerey, und ſieht da der Arbeit ganz aufmerkſam zu. Sodann geht er fort, und will ſie nachmachen. Er ſteigt auf einen erhabnen Ort, und wirft ſeine Lettern durcheinander auf die unten hingebreiteten Bogen. Er wird befragt, was er mache; und da giebt er ſein Sudeln für Bücherdrucken aus. Wenn es das Geſchlecht der Affen erfahren könnte, was Herr Triller hier von einem unter ihnen geſagt: So bin ich verſichert, ſie würden ſich aus Verdruß und Kränkung, daß man ihnen eine ſo elende Nachahmung menſchlicher Handlungen auch nur zugetraut, alle nach der Reihe erhenken. Und man würde ſie, wenn man das Geſchlecht der Affen nicht ganz ausgehen laſſen wollte, durch nichts beym Leben erhalten können, als wenn man bekannt machen ließe: Daß ein jeder Affe, der ſich erhenkte, öffentlich hingeſtreckt, und ein Abdruck von der Trilleriſchen Fabel neben ihm gelegt werden ſollte. So jämmerlich iſt darinnen wider die Wahrſcheinlichkeit, und die Natur des Gegenſtandes verſtoßen, von dem man ſich zu reden unterſtanden hat. Aber ſolche Kleinigkeiten merket der Herr Ergänzungsſtückler nicht: Und da er vermöge ſeiner Beredſamkeit, und Begierde, den Hrn. Triller herunter zu machen, ein paar Bogen von dieſer einzigen Fabel vollfüllen könnte: So überſieht er es vor großer Freude, daß er auf 8 Seiten die ſchon gebüßten Fehler ſeines Züchtlings von neuem abſtrafen kann. Ich ſehe auch kein ander Mittel, ihn zu einer Erzählung der neuen Trilleriſchen Fehler zu bringen, als daß man Herrn Breitingern erſuchet, ſeine Gedanken davon in einer Schrift zu entdecken. Geſchieht dieſes, ſo wird es uns der Herr Ergänzungsſtückler bald in einem neuen Werkchen wiederholen, und eben ſo erpicht darauf, und ſo luſtig dabey ſeyn, als er itzt iſt. Ich will ihm aber ſeine Freude gern allein laſſen. Denn wenn die Critik ſo blind machet, ſo behüte mich der Himmel in Gnaden, daß ich vor meinem Ende nicht noch ein Criticus werde.

Die funfzehnte Anmerkung.

S. 37. **Wir haben ja Herrn G.ttſch=ds critiſche Dichtkunſt, und ſo hätten wir ja dieſer neuen critiſchen Dichtkunſt wohl entbehren können.]** Wir werden vielleicht einander weiter ſprechen. Drum will ich itzt nur etwas weniges gedenken. Fürs erſte, glaube ich, iſt es von dem Herrn Prof. Gottſched niemals ſo gemeynt geweſen, daß er durchaus der einzige zu bleiben verlangte, der eine critiſche Dichtkunſt geſchrieben hätte. Und hernach läßt ſichs in einem gewiſſen Verſtande gar wohl ſagen, ohne des Herrn Breitingers Ehre und Wiſſenſchaft zu beleidigen, daß man allenfalls ſeine Dichtkunſt hätte entbehren können. Denn ich verſichre mich von ihm, daß er glaubet, es würde möglich geweſen ſeyn, ein Gedicht zu verfertigen, das den Beyfall aller Kenner erhalten würde, ohne ſeine Dichtkunſt geſehen zu haben.

Die ſechzehnte Anmerkung.

Eben daſ. **Da jener ſo beſcheiden und höflich iſt, daß er, die Lebenden nicht zu erzörnen, ſich nicht ſcheut, die Manes der abgelebten Dichter in ihrer Ruhe zu ſtören; ungeachtet es in dem gemeinen Sprüchwort heißt: De mortuis nonniſi bene.]** Wer es noch nicht weis, wieviel Ueberlegung der Herr Ergänzungsſtückler beſitzt, der kann es hier ſehen. Denn das, was ein jedweder billig an dem Herrn Prof. Gottſched als eine wirkliche Klugheit loben muß, das machet unſer Herr Schweizer zu ich weis nicht was für einem Hauptverbrechen. Der Herr Prof. Gottſched iſt in ſolchen Umſtänden, daß er ſeine Zeit beſſer zum Nutzen ſeiner Mitbürger anzuwenden hat, als daß er ſie geringen Streitigkeiten mit Leuten, die meiſtentheils noch dazu ſchlechterdings keinen Fehler begangen haben wollen, ohne etwas zu fruchten, aufopfern ſollte. Und da er alſo mehr Gutes ſtiften kann, wenn er ſich nicht auf eine ſtrenge Beurtheilung der Jetztlebenden einläßt: So halte ich ihn gar in ſo ferne gewiſſer maßen im Gewiſſen verbunden, ſo zu handeln, wie er gehandelt hat. Und was ſollte er ſich denn Feinde machen, da er es erſparen konnte? Er hat deswegen die Regeln, die er ſagen wollen, doch geſagt; ob er nun gleich nicht im hohen critiſchen Tone dazu geſetzt hat, welcher von den noch lebenden Poeten gröblich darwider geſchnitzert habe. Hätte er dieſes gethan, unter was für ein Heer von Ergänzungsſtücklern würde er gerathen ſeyn! Der Herr Prof. Gottſched iſt durch die eigne Aufführung unſers Schweizers ſchon ſattſam wider ihn gerechtfertigt, und hat ſich genug verantwortet, wenn er fraget:

Vnus critodes tantum habet conuicii,
Quid erat futurum, mi ſi plures tetigeram?

(Denn ein jeder Poet will doch in gewiſſer Abſicht auch ein Kunſtrichter ſeyn.) Und ich ſehe nicht, wie der Hr. Pr. reden ſoll, wenn man gleich alle Cenſoren wider ihn aufbiethen will. Doch der Herr Schweizer ſoll recht haben, wenn das Stillſchweigen des Herrn Prof. Gottſcheds einen ſchädlichen Einfluß in die Erziehung junger Dichter, in den Geſchmack der Nation, und in die geſunde Vernunft überhaupt hat. Ich erſuche ihn aber, uns nur den Beweis mitzutheilen, warum es unmöglich ſey, einen Schüler der Dichtkunſt durch das Exempel verſtorbner Dichter kräftig vor Fehlern zu warnen, ohne die Lebendigen ins Geſicht zu tadeln? und ohne gleichſam einen von der Gaſſe herbeyzurufen, zu dem man ſagen kann: Immer näher, guter Freund; ich will es meinem Kinde gern an euch weiſen, wie garſtig es ſteht, wenn man ſich nicht gewaſchen hat. Bis er dieſes gethan haben wird, wollen wir ohne Sorgen ſeyn. Deutſchland hat die Fehler der itztlebenden Poeten noch nicht für gute Werke erklärt, und den Poeten ſelbſt um derentwillen noch keine Bildſäulen, als großen Heiligen, vor den Thüren aufgerichtet. Alſo können wir auch noch keine Bilderſtürmer nöthig haben, die ſie niederreiſſen, und jene noch bey ihrem Leben wieder entgöttern.

Die ſiebenzehnte Anmerkung.

S. 45. **Ein lähres Geſpötte.**] Iſt eben ſo viel, als ein leeres.

Die achtzehnte Anmerkung.

S. 48. **Ich will meinen Leſern gerathen haben, daß ſie die critiſche Dichtkunſt ungeleſen liegen laſſen, damit Herr G-ttſch-ds Weiſſagung erfüllt werde . . . Ich bin auch beglaubt, daß man den Werth von Herrn G-ttſch-ds Dichtkunſt erſt recht kennen werde, wenn man die neue ſchweizeriſche Dichtkunſt**

kunſt wird geleſen haben, nach dem Axiomate Logico: Oppoſita iuxta ſe poſita magis eluceſcunt.] Wie ſich dieſes mit ſich ſelbſt, und mit der Ironie, in welcher Herr Pr. Gottſched ein Liebling des ſcherzhaften Herrn Verfaſſers iſt, zuſammen reimen laſſe: Man leſe die Zürcher Dichtkunſt nicht: Und ich weis, daß man den Werth von Gottſcheds Dichtkunſt erſt einſehen wird, wenn man die ſchweizeriſche geleſen hat: das weis ich nicht, und überlaſſe es den Gelehrten. Ich will aber doch meine Muthmaßung ſagen. Ich glaube, die Hitze des Eifers hat den Herrn Ergänzungsſtückler endlich müde und ſchläfrig gemacht. Um dieſe Gegend, oder vielmehr ein wenig zuvor, hat er alſo angefangen, ſeine Gedanken aus dem Großvaterſtuhle in die Feder zu dictiren; er hat aber immer ein wenig dazwiſchen geſchlummert. Wenn man alſo auf den Fall in einer Stelle, die im Schlafe geredet iſt, den Zuſammenhang und Sinn des Verfaſſers mühſam ſuchen wollte, ſo würde es lächerlich ſeyn. Denn ſonſt könnte ein hitziger Mann bey dem Oppoſita iuxta ſe &c. gleich fragen, ob denn der Herr Ergänzungsſtückler wirklich dächte, daß eine Hand voll Schweizer alle Klugheit allein eingenommen hätte, und alle andre Leute, ſofern ſie nicht auf ein Haar, wie die Schweizer, dächten, unvernünftig wären? Ich leugne nicht, weiter unten iſt es wahrſcheinlich, daß dieſes des Verfaſſers Meynung, und er ſich ſeiner Worte wohl bewußt ſey. Das aber, was mich dem ungeachtet glauben heißt, daß ihm die ganze Note, als eine Frucht des Schlafes, nicht ſonderlich zuzurechnen ſey, iſt die hier gebrauchte Art, Bücher anzuführen. Denn das zeiget ganz augenſcheinlich von einer ſtarken Schlaftrunkenheit, daß er den Leſer auf die 666 Seite der Beyträge verweiſt, aber den Band derſelben, in welchem man ſie ſuchen ſoll, nicht anzeiget.

Die neunzehnte Anmerkung.

Eben daſ. **Es werde dieſe critiſche Dichtkunſt** (nicht ſeine eigne, ſondern des kühnen Schweizers) **noch eines Buchs bedürfen.**] Ein neuer Beweis, daß meine Muthmaßung gegründet ſey. Es fällt dem Leſer gar bald in die Augen, daß das Einſchiebſel ganz unnütze iſt, und ſich mit dem Schlaſe noch am beſten entſchuldigen läßt. Denn auf die Gottſchediſche Dichtkunſt können ohnedem die Worte aus den Beyträgen ohne Thorheit nicht gezogen werden; ſintemal dieſelbe bisher kein Anpreiſebuch gehabt, und doch nicht zum Ladenhüter geworden. Was aber künftig geſchehen wird, das kann man freylich noch nicht wiſſen.

Die zwanzigſte Anmerkung.

S. 54. **Der ſeine ohnedem enge Zeit nützlicher und Gott wohlgefälliger anzuwenden gedenket.**] In der Ironie könnte allenfalls das: Gott wohlgefälliger, wegbleiben. Und weil auch meines Erachtens bey den Wörtern, **gute oder böſe Anwendung der Zeit, eine Arbeit, die nützlich iſt, oder die nichts tauget**, doch ein wirklicher Unterſcheid in Anſehung der Sache, und in Anſehung des Verſtandes deſſen ſtatt hat, der eins von beyden wählet: So wollte ich, ſo luſtig auch der Verfaſſer mit der auf angeführter Seite befindlichen Sittenlehre, von Anwendung der Zeit, herumſpringt, daß er dennoch ſie vielmehr, als ſeine Leidenſchaft, beym Anfange des Ergänzungsſtücks, um Rath gefragt haben möchte. Vielleicht würde mir itzt das Notenmachen verboten ſeyn.

Die ein und zwanzigſte Anmerkung.

S. 57. **Ein par Duzt Zeitungsſchreiber, dergleichen Buſchklöpfer ſich mit ihm raufen.]** Das iſt aus der Sprache der Geſellſchaft vom groben Jahrhunderte hier eingeſchlichen. Diejenigen, welche dieſen Ausdruck vom groben Jahrhunderte zum erſtenmale hören, werden ihn vielleicht für ſelbſtgemacht halten, und in den Gedanken ſtehen, daß ich ſein Daſeyn bloß der Gelindigkeit der Leipziger Herren Cenſoren zu danken habe. Dieſe falſche Meynung nun, muß ich ihnen durch eine Erklärung benehmen. Denn es iſt mir daran gelegen, daß man zwiſchen gewiſſer Herren und meiner Höflichkeit noch einen Unterſcheid antreffe, und ſich verſichre, daß ich mich in die Aufführung und in den Ausdruck des Pöbels nicht verliebt habe. Die Sache iſt ſo beſchaffen. Es iſt eine gewiſſe geringe Anzahl von ſonderbaren Köpfen, die es vor kurzem übernommen haben, wenn ihnen gewiſſe Freyheiten geſtattet werden, binnen 10 Jahren die Zeiten wieder herzuſtellen, wo man bey allen Streitigkeiten einander mit einem Haufen von Schimpfwörtern und Grobheiten liebkoſete. Sie ſagen auch, die Streitſchriften der neuen Gelehrten ſähen aus keiner andern Urſache ſo mager aus, als weil ſie nicht, wie ehemals, mit Tölpeln und Flegeln gemäſtet würden. Dieſe Leute nun nennen ſich, in ihrer Sprache, die Geſellſchaft vom groben Jahrhunderte. Denn man muß wiſſen, daß ſie wirklich an einer beſondern Sprache arbeiten, welche ihre Abſichten vor andern befördern ſoll. Und in dieſer Sprache iſt, wie ich Nachricht habe, es angenommen worden, die deutſchen Zeitungsſchreiber Buſchklöpfer zu nennen. Weil nun die Geſellſchaft vom groben Jahrhunderte, in Betrachtung der geringen Anzahl ihrer Mitglieder, bey den meiſten Leuten zuviel auf ihre Schultern genommen zu haben ſcheint, und deswegen als eine kleine Bande von Betrügern verdächtig iſt: So ſollte der Herr Ergänzungsſtückler ſich billig dieſer Sprache ſo lange enthalten, bis man ſähe, ob die Geſellſchaft ihr Vorhaben wirklich ausführen könnte, oder ob ſie damit ſtecken bliebe. Will er ſich aber nicht ſagen laſſen, und in der Hitze noch ferner ſolche Blümchen in ſeine Schriften einſtreuen: So wird er es meinen Landsleuten nicht übelnehmen, wenn ſie ſich endlich auch einmal übereilen, und ihn für ein offenbares und erklärtes Mitglied dieſer Geſellſchaft halten.

Die zwey und zwanzigſte Anmerkung.

S. 62. **Hier verräth ſich der Herr Zeitungsſchreiber, daß er , , den** ſtatum controuerſiae **nicht verſtehe.]** Mir zu gefallen kann es ſeyn. Aber hier verräth ſich der Herr Ergänzungsſtückler wieder, daß er noch nicht gelernt habe, in der Ironie zu bleiben; und daß er noch nicht wiſſe, wie viel Mühe dazu gehöre, ehe man den Vers zur Lügen machen könne:

Naturam expellas furca, tamen vsque recurret.

Er ſoll, als ein Verehrer der Trilleriſchen Muſe mit dem hamburgiſchen Zeitungsſchreiber freundlich thun; weil, laut ſeiner Worte, deſſen Nachricht den Ruhm der Trilleriſchen Fabeln befeſtigt. Aber ehe man ſichs verſieht, ſo iſt er auf einmal ſo unhöflich gegen ſeinen guten Freund, daß er ihm gar vor allen Leuten vorwirft, er verſtehe den ſtatum controuerſiae nicht.

Die drey und zwanzigſte Anmerkung.

Eben daſ. **Grad**] D. i. zu Deutſch, gerade. Denn von den 360 Zirkeltheilen iſt hier nicht die Rede.

Die vier und zwanzigſte Anmerkung.

S. 63. **Ich hoffe aber, mein Beyſpiel werde dieſe Nation gegen den Vorwurf der Liebloſigkeit und Unhöflichkeit genugſam ſchützen.**] Endlich einmal hat der Verfaſſer recht ironiſch geredet. Denn daß es die Herren Schweizer, für die ich, wegen vieler guten Eigenſchaften, alle Hochachtung habe, niemand anders, als dem Ergänzungsſtückler und ſeines gleichen zuzuſchreiben haben, wenn inskünftige in den Wörterbüchern Schweizer und ſchweizeriſch, durch unbeſcheiden, grob, und ſ. f. erklärt werden wird; das iſt ganz augenſcheinlich. Uebrigens will ich es gleich hier erinnern, daß der ſchweizeriſche Verehrer der Trilleriſchen Muſe in den folgenden Zeilen ſchon wieder mit ſeinem guten Freunde zanket.

Die fünf und zwanzigſte Anmerkung.

Eben daſ. **Wer hat dem Herrn Z* befohlen, dieſes zu bekennen?**] nämlich daß die Schweizer viel falſches entdeckt haben. Antwort: Wenn anders das Bekenntniß wahr iſt, ſo hat es ihm die billige Gemüthsart der Deutſchen befohlen, vermöge der ſie nicht ſich allein für klug halten, ſondern andern Nationen ihre Verdienſte auch laſſen. Aber daß die Schweizer unſre vornehmſten Lehrmeiſter ſeyn ſollten, das weis ich eben noch nicht. Und es iſt ganz wahr, daß wir der klugen Nachbarn mehr haben, die ſich einbilden, daß ſie Mißionarien zu uns geſchickt, welche uns aus der Barbarey geriſſen hätten. Daß aber der Herr Verfaſſer ſaget, wir wären geneigt, den Franzoſen unſre Verbeſſerung zu danken, darinnen betriegt er ſich gewaltig, und zeiget, daß er wenig Kenntniß von den Neigungen meiner meiſten Landsleute habe. Indeß mag dem ſeyn, wie ihm will, ſo ſage ich: Wehe uns Deutſchen, wenn wir weiter nichts wiſſen, als was wir von den Schweizern gelernt haben! Denn ich muß mich doch bequemen, den Unterſchied auch zu beobachten, den der Verfaſſer, von der abgeſonderten Regimentsverfaſſung, nun auch mit größter Sorgfalt in die Litteratur zieht: ob es zwar in Anſehung dieſer gleich lächerlich iſt, die Schweizer, oder die Niederſachſen, den Deutſchen entgegen zu ſetzen. Doch was zürne ich darüber mit ihm? Man kann ſich zwar allerdings noch der Zeiten erinnern, wo die Schweizer ein Theil der deutſchen Spießbürger waren: Indeß, will er kein deutſcher Gelehrter ſeyn, ſo darf ſich Deutſchland ſeines Eigenſinns und ſeiner Unhöflichkeit nicht ſchämen.

Die ſechs und zwanzigſte Anmerkung.

S. 64. **Trotz dem Verfaſſer der** *Lettres Germaniques.*] Ich wollte, daß der Herr Ergänzungsſtückler, und alle die andern guten ehrlichen Leute, die ſich einbilden können, daß Herr Mauvillon, oder, wie er ſich nennt, Mr. de Mauvillon, den Deutſchen ihre Blöße, in Anſehung des Witzes, ſo ſchön gezeigt habe, ſich die Luſt vergehen laſſen möchten, von deutſchen Sachen critiſch zu reden; oder daß ſie es wenigſtens nicht heraus ſchwatzten, daß ſie des Herrn Mauvillon Urtheil für richtig hielten. Denn ich ſage es ihnen allen, ohne die geringſte Ausnahme ins Angeſicht, daß ſie dadurch eine gar jämmerliche Schwäche des Verſtandes bey ſich verrathen. Wenn ſie mich hierauf herausfordern: So verſpreche ich ihnen, als ein ehrlicher Deutſcher, ich will erſcheinen, wenn ſie es haben wollen.

Die ſieben und zwanzigſte Anmerkung.

Ebendaſ. **Hätte er in einer andern Sprache)** Vielleicht meynet er die lateiniſche: **Denn ſo hätten ſeine Critik nicht alle Deutſche leſen können.]** Der Herr Ergänzungsſtückler mag den hamburgiſchen Zeitungsſchreiber ſo ſehr zu verachten, ſcheinen, als er will; ſo weis ich doch nicht, wie es kömmt, daß itzt der Textzeilen auf einer Seite ſo viel, und die Noten ſo kurz werden. Dieſer Buſchklöpfer muß dennoch vielleicht etwas ſo kräftiges geſagt haben, daß es bey ihm die ſonſt ſo fließenden Worte ſteckend machen kann. Der Verfaſſer kömmt mir in der That hier nicht anders vor, als ein aus der Art geſchlagner Jüngling, dem von einem regelmäßigen jungen Menſchen wegen ſeiner Handlungen ein Verweis gegeben wird. Er ſchlägt die Augen nieder, und geht nach dem Fenſter, und weil er nichts gründliches wider die Erinnerungen zu ſagen weis, und doch zeigen will, daß er alle die ſauertöpfiſchen Vorſtellungen ungerührt abſchütteln könne: So nimmt er manchmal ein Wort, und drehet es auf die andre Seite, daß es einen Gegenſtich abgeben ſoll, er mag nun ſo ſchwach herauskommen, als er will. Und dem Herrn Verfaſſer ſind von einem Zeitungsſchreiber auf den beyden letzten Seiten einige Wahrheiten geſagt worden, wo er ſich getroffen findet, und nicht viel luſtige Noten darüber zu machen weis. Indeß muß doch, damit es die Leute nicht gleich gewahr werden, durchaus nicht ſtillgeſchwiegen ſeyn, und ſollte darüber die erbärmlich ſtumpfſtichichte Vermuthung (wenn ich ſo ſagen darf) heraus gedrückt werden: Vielleicht meynet er die lateiniſche. Daß wir es gewiß wiſſen, dieſes abgeſchmackte Vielleicht ſtehe nur da, damit etwas geſagt ſey: So hat der Verfaſſer ſelbſt dadurch dafür geſorgt, daß er es auf der 63 S. durch die beſondere Gattung der Buchſtaben, als eine ihm wohlbekannte Sache angiebt, daß der Hamburger Zeitungstungsſchreiber nicht eine andre Sprache, als die deutſche, ſondern eine andre, als die grobe, von den Kunſtrichtern fordre.

(Der Reſt folget künftig.)

* *

Das Kind und der Affe.

Eine Fabel.

Kaum hatte noch des Schneiders Hand
Dem Affen ein erſtickt Gewand
Von bunten Flecken umgehangen,
Als dieß in ſich verliebte Thier
Der Menſchen Stolz, bey ſeiner Zier,
Schon nachzuahmen angefangen.

Sein kleines buntes Affenkleid
Schön ausgeſteift, in Falten breit,
Erhöhte Minen und Gebehrden,
Und in dem Gange that er ſchon,
Als müßte gar Maroccens Thron
Noch einſt von ihm beſtiegen werden.

Indem er nun ſo prächtig ſtutzt:
So ſieht er, daß ein Kind ſich putzt,
Und immer in den Spiegel ſiehet.
Er eilt hinzu, ſieht auch hinein,
Will wie das Kind geſtaltet ſeyn,
Aus deſſen Stirn die Anmuth blühet.

Der Affe thut galant, nicht wild;
Umſonſt; der Spiegel zeigt das Bild
Von einem ungeſtalten Affen.
Er putzt den Kopf mit Blumen aus:
Doch weder Müh, noch Blumenſtraus,
Kann ihm des Kindes Anſehn ſchaffen.

Er ſchiebt der Fehler Schuld allein
Auf ſeines Spiegels falſchen Schein
Und läſtert, ſchmäht und ſchimpft bey Haufen;
Er ſchmäht erhitzt und geifert auch,
Bis endlich, durch ſo manchen Hauch,
Das Glas im Spiegel angelaufen.

Drauf will das Kind ſich mehr beſehn,
Erſchrickt und weis nicht, was geſchehn,
Und kann ſich nicht im Spiegel finden.
Der Unmuth heißt es kläglich thun;
Es meynt, der Spiegel würde nun
Den Schandfleck nimmermehr verwinden.

Bald ruft ſein lautes Klaggeſchrey
Den Alten ganz beſtürzt herbey,
Das Kind erzählt die ganze Sache.
O, ſpricht der Alte, laß es ſeyn,
Das Glas wird von ſich ſelber rein,
Kind, laß den Affen gehn, und lache.

Und bald verfliegt des Hauches Dunſt;
Dem Spiegel bleibt die Bildungskunſt;
Das Kind wird froh, und kömmt in Eifer;
Und ſpricht zum Affen, o du Thor!
Das Glas wird helle, wie zuvor;
Was hilft dein ausgeſtoßner Geifer?

Ja Kind, verſetzt des Alten Mund,
Kind, in Gedanken ſetz itzund
Die Wahrheit an des Spiegels Stelle.
Sie zeigt der Thoren Häßlichkeit;
Des Thoren Eifer ſchmäht und ſpeyt;
Umſonſt, ihr Licht bleibt ewig helle.

C. F. Gellert.

* *

Nachricht
von denen im Auguſt aufgeführten Schauſpielen in Leipzig.

Mein Herr!

Heute fange ich meine Nachricht, von den hieſigen Schauſpielen, mit dem 3 Auguſt, als dem hohen Namensfeſte Sr. Königl. Maj. in Pohlen, an. Es wurde an demſelben ein deutſches Vorſpiel in Verſen aufgeführet, worinnen Amyntas und Florus, zweene junge Schäfer, vorgeſtellet wurden, davon der eine ein Gedicht auf dieſes Feſt machen, und der andere etwas malen wollte, von ihrem luſtigen Schäferknechte, Mops, aber einen Verweis bekamen, daß ſie ſich etwas unterfiengen, welches über ihre Kräfte wäre. Hierauf erſchienen die Ehrfurcht, das Vertrauen und die Hoffnung, als Schäferinnen gekleidet, und brachten ihre Wünſche für das hohe Wohlſeyn Ihrer Majeſtät dar. Nach dieſem folgte des Herrn P. Corneille chriſtliches Trauerſpiel, Polyeuktes ein Märtyrer, nach der Ueberſetzung der Fr. Doct. Linkinn in Straßburg.

Den 7 Aug. ſah man das luſtige bekannte deutſche Stück: Geſpräch im Reiche der Todten, vorgeſtellet.

Den 9 Aug. wurde der Cinna oder die Gütigkeit des Auguſtus, nebſt einem neuen luſtigen Stücke aus dem Holländiſchen, an ſtatt des Nachſpiels: Die unanſtändige und ungereimte Liebe betitelt, aufgeführet.

Den 14 Aug. brachte man den Unſchlüßigen, ein Luſtſpiel des Herrn **Destouches** in fünf Aufzügen, auf den Schauplatz.

Den 17 deſſelben ergötzte man ſich wieder an des Moliere Kranken in der Einbildung.

Den 21 wurde der verheirathete Philoſoph, der ſich des Eheſtandes ſchämet, ein Luſtſpiel des Herrn Destouches, in fünf Aufzügen, in deutſche Verſe überſetzet, vorgeſtellet.

Weil an dem 23 Aug. das Geburtsfeſt Jhro Rußiſch. Kaiſerl. Majeſtät, Johann des Dritten Kaiſers und Selbſtherrſchers aller Reuſſen, einfiel: So wurde auf der hieſigen Schaubühne ein deutſches Vorſpiel, der Tempel der Vorſehung genannt, welches, wie das obengedachte, die geſchickte Principalinn unſerer Comödianten, **Friderica Carolina Neuberinn**, verfertiget hatte, vorgeſtellet. Die Perſonen darinnen waren die **Weisheit**, als ein Prieſter des Tempels; die **Tugend**, als ein junger Monarch im kaiſerlichen Mantel mit einer von Myrten und Lorberzweigen, mit Juwelen durchflochtenen Krone auf dem Haupte; die **Staatsklugheit**, als die Religion mit verdecktem Geſichte weiß gekleidet;

das rußiſche Reich, als eine Dame, im kaiſerlichen Schmucke, mit ausländiſchen Kronen und Lorberzweigen auf dem Kleide; **Die Freude**, als eine junge Nymphe des Friedens, welche ein weißes Brodt mit einem Jahrkranze geziert auf einem ſilbernen Teller trug; **der Ruhm**, als ein Herold, in einem weißen Wapenrocke mit rußiſchen Adlern, welcher einen bloßen Staatsdegen, mit Palm- und Lorberzweigen umwunden trug, deſſen Spitze das Auge der Vorſehung bedeckt; **das Alter**, als ein Weltweiſer, welcher das Geſchichtsbuch vor ſich hatte; **die Zeit**, als ein alter Mann, welcher Flügel auf dem Rücken trug; **die Verehrung** und die **Demuth**, als veſtaliſche Jungfrauen, welche Kränze und Körbe mit Blumen trugen. Der Inhalt deſſelben war die Wohlfahrt des rußiſchen Reichs und ſein künftig noch zu erwartendes und bereits weiter anwachſendes Glück. Hierauf folgte des Herrn **Racine** Trauerſpiel, Iphigenia, nach des Herrn Prof. Gottſcheds deutſchen Uberſetzung.

Den 28 Aug. ſah man ein Luſtſpiel des Herrn **de Marivaux**, in dreyen Aufzügen, die angenommene Sprödigkeit genannt, nebſt dem ſchon obengedachten holländiſchen Stücke, die unanſtändige und ungereimte Liebe, auf dem Schauplatze, und

Den 30 dieſes Monats hatte man das deutſche Originalſtücke, die vertauſchten Bräute oder die Liebe in Schäferhütten nebſt des Herrn **Voltäre** Schauſpiel von einem Aufzuge, der Klätſcher, auf demſelben zu ſehen: So viel ꝛc. ꝛc.

Ende des Herbſtmonats.

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

— Qui miſcuit vtile dulci. *Horat.*

Auf das Jahr 1741.
Weinmonat.

Leipzig
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Der Krieg
der Schönheit und des Verſtandes.
Ein Gedichte.

Der du in deiner Braut Verſtand und Schönheit findeſt,
Mein Gellert, der du liebſt, und beyder Macht empfindeſt,
Ich ſinge dir den Streit von **Schönheit** u. **Verſtand**;
Wie herrſchſuchtsvoller Stolz der **Schönheit** Bruſt entbrannt,
Den Thron an ſich zu ziehn, den beyde ſonſt beſtiegen;
Der Liebesgötter Kampf und bürgerliches Kriegen.
O Dichtkunſt! zeige mir das waffenvolle Feld,
Wo gegen den **Verſtand** die **Schönheit** ſich geſtellt;
Und male mir genau die göttlichen Perſonen,
Die ſelbſt der Reizung Land nicht ohne Zwiſt bewohnen.
Du, Gellert, bring dieß Lied vor Chriſtianens Ohr,
Und lies es deiner Braut zum Siegesliede vor.
Denn laß der **Schönheit** Heer, laß den **Verſtand** erliegen;
Die Braut, die beydes krönt, wird doch mit einem ſiegen.

Die **Schönheit** trat geſchmückt zum ſchmeichleriſchen Glas,
Aus dem ihr Auge ſich ſein täglich Urtheil las.
Sie ſah ſich, und ein Stral der feuervollen Blicke
Schoß von dem Spiegel ab, und ihr ins Herz zurücke.
Sie bethete ſich an, und ward in ſich entflammt.
Wie der geperlte Thau, der aus der Erde ſtammt,
Zur Erde wiederkehrt, und wenn die Nacht verdrungen,
Den Boden wieder tränkt, aus dem er erſt entſprungen:
So ſchwängerte der Blick, der aus der **Schönheit** gieng,
Sie ſelbſt mit Zuverſicht, die alles unterfieng.
„Ich, ſprach ſie, hab allein den Schlüſſel aller Herzen,
„Und niemand wirkt, als ich, der Menſchen ſüße Schmerzen.
„Warum hat der Verſtand mit mir den Thron gemein?
„Ich bin Beherrſcherinn, und er ſoll Sklave ſeyn.

Sie ſpricht. Die Hand indeß durchirrt, mit ſtolzer Freude,
Der Locken leichten Zwang und flüchtig Kunſtgebäude;
Hält ſich geſchäfftig auf, und muſtert jedes Haar,
Und beſſert oft mit Fleiß, wo nichts zu beſſern war.
Kaum hört des **Schmeichelns Gott** der Stimme lieblich Tönen,
Ein Abgott und zugleich Vergöttrer eitler Schönen,
Der Schönheit größter Rath, und auch ihr größter Knecht:
So lacht er dreymal laut, und ſaget: „Du haſt recht!

Sein Lachen und ſein Wort bläſt ihre Glut zu Flammen.
Sie winkt. Ihr Heer gehorcht, und dränget ſich zuſammen.
Der ſchwarzen Augen Gott, der Herzen Furcht und Fall,
Ein andrer Jupiter mit Blitz, doch ohne Knall;

Der blauen Augen Schutz, ein Held mit ſcharfen Pfeilen,
Ließ den geraden Flug nach ſeiner Göttinn eilen:
Auch der, den reizend Haar, der, den der Stirne Pracht,
Der, den der Lippen Roth geehrt und mächtig macht.
Das Grübchen in dem Kinn das Grübchen in den Wangen
Sah ſeinen Liebesgott den Streit mit Luſt verlangen.
Der Bruſt erhabner Schmuck, ein liſtig Zwillingspaar,
Das zwar verſtecket ſchien, und dennoch ſichtbar war;
So mancher ſtarke Reiz der Schönen Glieder zieret:
So mancher Gott erſchien, und ward ins Feld geführet.
Mit Werkzeug ohne Zahl kam dort ein dichtes Heer.
Der gieng von Gold und Stoff, der von Geſchmeide ſchwer.
Der Nachttiſch läßt zum Streit auch ſeine Götter reiſen.
Dem ſtählt die tapfre Fauſt ein hitzend Kräuſeleiſen;
Den drückt des Puders Laſt; der führet reiches Band;
Der Fiſchbein aus dem Nord; der Spitzen aus Brabant;
Der hat die weiſſe Haut mit Pfläſterchen beflecket.
Man ſagt, daß im Geſicht mit Larven überdecket
Des Bleykamms falſcher Gott der Schönheit letzten Troß
Zuſammt des Roſentuchs gefärbtem Gotte ſchloß.

O Dichtkunſt, welches Heer war des **Verſtandes** Retter?
Auch ihn krönt tapfre Macht, auch er hat Liebesgötter.
Du feuerreicher **Witz**, ſein Liebling und ſein Herz;
Du, angenehmer **Ernſt**; du männlichſchöner **Scherz**;
Und du, **des Lächelns Gott**, ſein Bruder und Begleiter;
Du, **des Verdruſſes Feind**, und du, **des Zwangs Beſtreiter**;
Auch eurer Götter Schaar, Gefälligkeit und Huld,
Ergebne Zärtlichkeit, Vergnügen ohne Schuld;

Du ſüßer **Klagen Gott**; du **Gott beliebter Strenge**;
Ihr kamt an Kräften ſtark, obgleich nicht ſtark an Menge.
Du, **Tugend**, eileſt auch zu ſeiner Fahne hin,
Du Zierde ſeines Reichs und ſchönſte Bürgerinn;
Die nur, weil in der Bruſt zufriedne Demuth grünte,
Den Thron nicht ſelbſt beſaß, ſo ſehr ſie ihn verdiente.

Durch offner Ebnen Raum ſtreckt ſich ein ſchönes Land,
Das alte Königreich von **Schönheit** und **Verſtand**,
Dem Froſt und Hitze nie den frohen Schmuck entreißet,
Und das der Anblick ſelbſt das Land der Reizung heißet.
Von dannen gehet aus, und theilt ſich durch die Welt,
Was ſchöne Kinder ſchmückt, den Herzen Netze ſtellt.
Im Mittel ſtund der Thron, der kühne Zweck vom Streite,
Sonſt beyder hoher Sitz, und itzt des Siegers Beute.
Im Mittel ſtund bewehrt auch des **Verſtandes** Heer.
Sein Führer weckt es auf, und ſpornt zur Gegenwehr.
„Auf, ſprach er, rettet mir den Thron, den ich verliere!
„Der Krone bin ich werth, indem ich euch regiere.
„Mein Anſehn ſtammt von euch, und euer Ruhm iſt mein;
„Ihr habet Macht und Kraft; drum muß ich König ſeyn.
„Kann euch dieß Erdreich nicht vom Bürgerrecht verjagen:
„So muß der ſtolze Thron ſtets zween Regenten tragen.

So ſchwellt die rege Luſt die ſchwangern Seegel auf,
Und lenkt der Schiffe Bahn, trotz ſchneller Ströme Lauf:
Wie ſich auf dieſes Wort die muntern Krieger brüſten,
Der Fluth entgegen gehn, die feſten Sinne rüſten.

Die **Wolluſt** ſieht erfreut den angeglommnen Zwiſt.
Dieß Weib voll ſüßen Gifts und heuchleriſcher Liſt,

Von vorne göttlich ſchön, und häßlich in dem Rücken,
Läßt vor der **Schönheit** nun ihr trügend Antlitz blicken.
Itzt, glaubt ſie, da der Zorn der Häupter Herzen trennt,
Ruft ein gelegner Tag auch ſie zum Regiment.
„O **Schönheit**, fängt ſie an, nur dir gebührt die Krone.
„Es weiche der **Verſtand** von deinem Königsthrone.
„Sein ekler Eigenſinn, ſein eingezogner Geiz
„Vergällte dieſes Land und ſtörte manchen Reiz.
„Hat ſeine Tyranney, die ſich der Luſt beraubet?
„Von dieſer Auen Frucht dir den Genuß erlaubet,
„Du weißt, welch Leid er mir, und was er dir gethan.
„Wir beyde ſind ihm feind. Nimm mich zur Freundinn an.
„Dieß Land, das du regierſt, will ich dir erſt entdecken.
„Was du bisher verſäumt, ſollſt du gedoppelt ſchmecken.

Sie ſpricht, und regt ſich oft; doch wendet ſie ſich nicht.
So dreht der Mond um uns ſein glänzend Angeſicht,
Der zwar ſein ſchwankend Haupt oft da, oft dorthin neiget;
Doch ſtets das Antlitz weiſt, und nie den Nacken zeiget:
Wie ihr bewegter Leib, der jeden Ton beſeelt,
Den weggewandten Greul des Rückens ſtets verhehlt,
Und in der **Schönheit** Bruſt die ſich von Rath entblößet,
Und dem **Verſtande** trotzt, vergeblich Hoffen flößet.
Die **Schönheit** ſprach: „Es ſey! Dein Herz verräth der Blick,
„Und glauben muß man dir. Auf! zeige mir mein Glück.
„Sey, wo du helfen kannſt, Gehülfinn meiner Thaten!
„Komm mit mir in den Kampf. Ich ſtreite: Du ſollſt rathen.

Sie thuts, und folgt ihr nach. Die **Schönheit** eilt zum Streit.
Ihr Wagen fäſſet kaum ihr aufgeſpanntes Kleid,

Und zeigt ſchon, eh ſie kämpft, ein triumphirend Prangen.
Ihr Fächer ſchlägt die Luft, weht Sehnſucht und Verlangen
Auf alles um ſie her, und Seufzer auf ſie zu.
Sie rief nur: „Kämpft und ſiegt!„ Drauf blieb der Mund in Ruh.
Doch ihr entbrannter Blick war ihre ſtärkre Stimme,
Und redete zugleich von Anmuth und von Grimme.

Ein tönend Feldgeſchrey verkündigte den Krieg.
Es jauchzt der **Schönheit** Volk. Das andre ſtund und ſchwieg:
Doch jenes ſchießt von fern; dann folgt es ſeinen Pfeilen,
Und fördert durch die Luſt der Flügel flatternd Eilen.

Man ſah ſchon gegen ſich erzürnte Waffen ſtehn;
Hier auf den muntern **Witz** der **Augen Götter** gehn;
Dort dräute manchem Gott, der in der Bruſt regieret,
Das brüderliche Paar, das ſie von außen zieret.
Dort ſtund der hohen Stirn und dort der Lippen Schutz;
Der both dem **Gott der Huld** und der dem **Scherze** Trutz:
Wenn dort in heißen Kampf des **Lächelns Götter** kamen,
Von Anſehn beyde gleich, und gleich in ihrem Namen.
Der geht dem **Scherz** verknüpft; der einſam, nackend leer;
Der ſtützet den **Verſtand**; der ſtärkt der **Schönheit** Heer.
Durch die, die auf der Pracht gewaltig Werkzeug pochten,
Sah man die **Tugend** ſelbſt umringet und befochten.
Die **Wolluſt** ruft zum Kampf, und reizt mit frechem Spott
Den **Gott der Zärtlichkeit**, der **edlen Strenge Gott.**

Des Anfalls erſte Kraft beugt des **Verſtandes** Krieger;
Der überlegne Feind erkennt ſich für den Sieger.
Der weichende **Verſtand**, den nicht ſein Muth verläßt,
Ruft: „Krieger, ſeyd beherzt! Verbindet euch, ſteht feſt!
„Laßt nur durch jener Mund ein früh Triumphlied ſchallen;
„Nicht immer hat geſiegt, wer kräftig angefallen.
Er ſchwieg. Der **Schönheit** Fuß beſteigt im Geiſte ſchon
Den leergelaſſnen Sitz, und nun ihr eignen Thron,
Und glaubt, ihr ſey gewiß die ſüße Macht verſchrieben,
Der Herzen Tyranney allein und frey zu üben.
Es jauchzet ihr Soldat: Und dieſen Augenblick
Wirft ihn des Waffenglücks verdrehter Wind zurück.
Wie der geſchlanke Stahl die Macht, die ihn gebogen,
So weit zurücke ſchlägt, als ſie ihn erſt gezogen;
Vom Weichen Kräfte nimmt, und zitternd ſauſt u. ſpringt,
Bis ihn ſein erſter Ort zur erſten Ruhe bringt:
So wehrt ſich der **Verſtand** mit tapfrer Schwerdter Streichen.
Wer erſtlich wich, verfolgt, und die Verfolger weichen.

Der ſchwarzen **Augen Gott** ſchießt allzuſchwachen Blitz;
Es kämpft mit ſtärkrer Glut der niemals matte **Witz**.
Der **Schönheit** wankend Volk macht ſich umſonſt zu ſchaffen;
Es ſchwingt ihr müder Arm nur wirkungsloſe Waffen.
So manches Reizes Gott erlag, und kämpfte doch.
Der Sieger war gewiß; der Ausgang ſäumte noch.

Indeſſen regt die **Zeit** der Flügel leichte Ruder;
Ihr Sohn heißt **Untergang**, u. der **Verfall** ihr Bruder.

Dieß Weib, das dem **Verſtand** vor allen günſtig iſt,
Und wenn es ihn verzehrt, ihn doch am letzten frißt,
Eilt, das erhitzte Volk der **Schönheit** zu vernichten,
Und mit bewehrter Hand den kühnen Zwiſt zu richten.

Die **Wolluſt** ſah von fern, welch ein geſchwinder Flug
Die raubgewohnte Zeit ſie zu verderben trug.
Sie eilt zur **Schönheit** hin, und bebt in ihren Armen.
„Ach! ſprach ſie, ſiehſt du nicht die Feindinn ohn Erbarmen?
„Es freut ſich der **Verſtand**, und jene ſiegt für ihn.
„Doch da man fliehen muß; laß uns vereinigt fliehn.
„Entfliehn iſt dein Geſchick. Man misgönnt dich der Erde.
„Auf! fördre deine Flucht, daß ſie dir ſüßer werde.
„Fleuch mit mir!„ Jene hört der **Wolluſt** feigen Rath,
Und fliehet vor der Zeit, eh ſie ihr noch genaht.
Doch, da ſie eilt und flieht, entdeckt ſich ihren Blicken
Der **Wolluſt** ſchlimmrer Theil und ungeſtalter Rücken.
Wie den gejagten Hirſch, dem alles Furcht erweckt,
Auf der verzagten Flucht ein breites Waſſer ſchreckt,
Doch ſtärker noch das Horn der Jäger, die ihn hetzen:
So wirkt der Anblick ihr ein ſchauerndes Entſetzen;
Doch mehr bedränget ſie die Macht der ſchnellen **Zeit**,
Die ihr im Rücken iſt, und den Verzug verbeut.

Nun ſteiget der **Verſtand** zu dem verlaßnen Throne:
Doch nimmt er nicht für ſich die ungetheilte Krone.
Er ſpricht: „Ich ſtürze nicht, was mich zu ſtürzen meynt;
„Mein und der **Schönheit** Reich ſey, wie vorhin, vereint.
„Die **Schönheit** kämpfe nur, die Herzen zu erhitzen.
„Was ſie erobern wird, ſoll meine Kraft beſchützen.

Er ſpricht; Die Schönheit kömmt, und willigt in dieß Band,
Und neue Ruh beglückt der Reizung edles Land.

Joh. Elias Schlegel.

* *

Philoſophiſche Muthmaßungen
von dem
Aufenthalte der abgeſchiedenen Seelen.

Die Gelegenheit zu dieſen Muthmaßungen giebt die große Ungewißheit, darinnen wir von den Weltweiſen, in dieſem Stücke, gelaſſen werden; als welche uns gar keinen Ort mehr in Vorſchlag bringen können, wo Himmel oder Hölle ſeyn ſoll, ſeit dem der alte ptolemäiſche Weltbau abgeſchaffet worden. In dieſem pflegten ſich nämlich die alten Schullehrer, außerhalb der Sphäre der erſten Bewegung, einen Kreis, ein Viereck, oder vielmehr einen großen Würfel einzubilden, darinnen ſie den Engeln und Auserwählten ihren Platz anwieſen. Ungeachtet ſie nun mit gutem Grunde zu behaupten pflegten, unſre Neugierigkeit dörfe ſich ſo weit nicht verſteigen, dasjenige ausgrübeln zu wollen, was uns Gott nicht zu offenbaren willens geweſen: So ſchrecket doch dieſes einen Weltweiſen, dem das Weltgebäude etwas beſſer bekannt iſt, nicht ab, den Aufenthalt der von ihren Leibern getrenneten menſchlichen

Seelen zu ſuchen. Denn weil er ihre Unſterblichkeit nicht nur glaubet, ſondern auch aus ſehr guten Gründen erweiſen kann: So kann man es ihm nicht verargen, wenn er ſich auch um ihren künftigen Aufenthalt bekümmert. In ſo weit ſich aber hierinnen nichts demonſtratives herausbringen läßt: So giebt er auch ſeine Gedanken für weiter nichts, als für wahrſcheinliche Muthmaßungen aus, die er niemanden aufdringt; ſondern der vernünftigen Prüfung der Verſtändigen, ſonderlich der neuern Weltweiſen, unterwirft. Dieſe Muthmaßungen nun, nach meiner Einſicht, vorzutragen, das ſoll in dieſer Schrift mein Vorhaben ſeyn.

Ehe ich aber die Muthmaßungen ſelbſt vorbringe: So muß ich mir den Weg dazu bahnen, und diejenigen Wahrheiten zum Voraus ſetzen, darauf ich mich gründen werde. Alsdann folgen allmählich die Schlüſſe, die daraus fließen.

I. Die Seele des Menſchen iſt ein endlicher Geiſt, der mit ſeinen Wirkungen ſehr an den Zuſtand ſeines Körpers gebunden iſt, ſo lange ſie in dieſem Leben mit ihm vereiniget iſt. Unter andern Beweiſen davon, nimmt man hier nur diejenigen in Obacht, da die Seele im tiefen Schlafe, in Ohnmachten, und im böſen Weſen, alle ihr Bewußtſeyn, oder den Zuſtand deutlicher Empfindungen, verliert, ſo lange das Gehirn nicht in dem gehörigen Zuſtande iſt, der zum Denken erfordert wird.

II. Der Zuſtand der Seele, darinnen ſie ſich in ſolchen Fällen befindet, kann mit Recht ein Schlaf genennet werden; der aber nicht allemal gleich tief iſt: Nachdem ſie nämlich noch Vorſtellungen der Einbildungskraft hat, oder nicht; ingleichen, nachdem ſolche entweder einen höhern oder geringern Grad der Klarheit haben: wie ſolches die Träume, Phantaſien oder Geſichter gewiſſer Entzückten u. d. g. erweiſen. Denn das Wachen nenne ich einen Zuſtand deutlicher und ordentlicher Empfindungen oder Gedanken in der Seele: Das Träumen aber einen Zuſtand unordentlicher oder verwirrter Vorſtellungen.

III. Ein ſolcher Schlaf nun benimmt der Seele nichts von ihren Kräften und Fähigkeiten; er mag ſo tief ſeyn, als er will, auch ſo lang oder kurz dauren, als er will. Wir ſehen dieſes nicht nur an dem eigentlichen Schlafe, ſondern auch an denen, die aus Ohnmachten und Entzückungen wieder zu ſich ſelbſt kommen. Sie haben nach der Zeit eben ſo wohl vernünftig denken, urtheilen und ſchließen gekonnt, als vorhin. So bald nur der Leib wieder im Stande war, das Seinige zu thun: So erwachete auch die Seele wieder.

IV. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Seele der Sterbenden, zu der Zeit, wenn ihr Leib ganz untüchtig wird, der Seele in ihren Wirkungen ſo behülflich zu ſeyn, wie vorhin; auch die Seele an der Veränderung deſſelben, wie ſonſt allezeit geſchehen, einigermaßen Theil nehme, und wie in Ohnmachten bemerkt wird, in eine gewiſſe Betäubung, oder in einen Schlummer, das iſt, in einen Zuſtand dunkler und verwirrter Empfindungen gerathe, darinnen ſie ſich ihrer ſelbſt nicht recht bewußt iſt.

V. Hieraus folget aber gar nicht, daß dieſer Schlummer der Seele ſehr langwierig, vielweniger daß er ewig ſeyn müſſe: Indem dieſelbe auch aus den tiefſten Betäubungen erwachen kann, ſo bald ſich nur ihr Körper etwas erholet. Sie verlieret alſo dadurch nichts von ihrer Kraft zu denken, wenn die Ausübung derſelben gleich auf eine Zeitlang unterbrochen worden; ſondern kann ſolches wohl gar mit neuer Munterkeit wieder fortſetzen, wenn ſich ihr Leib wieder in beſſern Umſtänden befinden ſollte, als vorhin. Denn daß ſie ganz ohne Leib, auch ohne die allerſubtilſte Art deſſelben, denken könne, davon hat man aus der Erfahrung und Vernunft noch keinen Beweis.

VI. Die Verwandlung, die in der Natur an ſo vielen Thieren wahrgenommen wird, welche nach und nach Körper von unterſchiedener Geſtalt und Vollkom̄enheit bekommen; ja diejenige, welche mit uns ſelbſt vorgegangen, als wir aus unſichtbaren Saamenthierchen zu vollkommenen Menſchen wurden, machet uns auch eine künftige Verwandlung in unſerm Tode wahrſcheinlich. Es kann ſich nämlich aus unſerm groben Körper ein ſolcher zarter Theil der Materie, welcher der Seele ſchon im Leben zur unmittelbaren Behauſung gedienet hat, loswirken und auswickeln, der ihr auch künftig noch zur Wohnung und zum Werkzeuge ihrer Wirkungen dienen wird.

VII. Dieſer neuformirte Körper nun kann unſichtbar, leicht, ſchnell und von ſolcher Beſchaffenheit ſeyn, daß er keiner groben Nahrung bedarf, keiner Luft nöthig hat, auch keinen Schwachheiten unterworfen iſt, denen unſer grober Leib unterworfen war. Er kann auch von der Verweſung frey ſeyn; indem er nicht aus ſo vielerley Arten der Theile zuſammen geſetzt iſt: Mit einem Worte, er kann alle Eigenſchaften beſitzen, die den verklärten und geiſtlichen Leibern der Auferſtehenden beygelegt werden.

VIII. Leiber von ſolcher Beſchaffenheit ſind, allem Anſehen nach, nicht mehr an eine planetiſche Weltkugel gebunden. Denn da ſie weder ihre Schwere, noch ihre Bedürfniß der dicken Luft, noch die nöthige Nahrung an eine ſolche Wohnung binden: So wird ſie nichts hindern, ſich von der Erde in die Höhe zu ſchwingen, und ſich durch die freye Himmelluft dahin zu begeben, wohin ihre Seelen wollen. Ihre Bewegungen können ſo unbegreiflich geſchwinde ſeyn, wie das Schießen der Lichtſtralen, oder doch nicht viel langſamer. Folglich werden ſich ſolche abgeſchiedenen Geiſter nach eigenem Belieben in der freyen Himmelluft dahin verfügen können, wohin ſie ihre eigene Neugierigkeit treiben wird.

IX. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß auch der große und unermeßliche Weltraum, zwiſchen allen Sonnen und Planeten, und zwar von einer vollkommenern Art der Geſchöpfe, bewohnt werde, als die planetiſchen Weltkugeln. Denn da der Schöpfer der Welt dieſe mit einer ſo unzählbaren Menge lebendiger Geſchöpfe beſetzet hat: So wird er vermuthlich ſo große Gegenden und Plätze nicht ohne alle Einwohner gelaſſen haben. Und dieſe Geſchöpfe, die von den Unvollkommenheiten der Planetenbürger weit entfernet ſind, können gar wohl mit viel größern

Vollkommenheiten verſehen ſeyn, und einer viel größern Glückſeligkeit genießen.

X. Die Glückſeligkeit iſt ein Zuſtand eines beſtändigen Vergnügens; und das Vergnügen entſteht aus dem Anſchauen oder der Betrachtung der Vollkommenheit. Diejenigen Seelen alſo, die in dieſem Leben, ſich eines glückſeligern Zuſtandes würdig gemacht haben, müſſen, nach dem Tode ihres groben Leibes in Umſtände kommen, darinnen ſie aus dem Anſchauen wahrer Vollkommenheiten ein dauerhaftes Vergnügen empfinden können. Nachdem ſie nun in der Welt ihre Beluſtigungen in dieſem, oder jenem geſucht haben, nachdem werden ſie auch künftig ihr Vergnügen zu befördern Gelegenheit finden, oder nicht.

XI. Diejenigen, welche in lauter ſinnlichen Empfindungen ihre Luſt gebüßet, und alſo mit ihren Seelen ganz an dem groben Erdklumpe geklebet haben, werden ſich vermuthlich nach dem Tode alles ihres Vergnügens beraubet ſehen, und weder Luſt noch Vermögen beſitzen, ſich von der Erdkugel zu erheben. Es kann ſeyn, daß ſie über derſelben ſo lange mit Verdruß und Kummer, über alle ihre verlohrne Glückſeligkeit herum ſchwärmen, und am Ende der Welt bey der bevorſtehenden Verbrennung derſelben, mit von den Flammen ergriffen, und aufs empfindlichſte gemartert werden.

XII. Die aber ihre Luſt in geiſtlichen Dingen, die den Verſtand betreffen, in der Erkenntniß und Einſicht vieler Wahrheiten, in einem vernünftigen Umgange mit tugendhaften Leuten, oder in philoſophiſchen Betrachtungen der Weſen und Urſachen aller

Dinge, ihre Vergnügung geſuchet, die werden ſich vermuthlich von der Erdkugel erheben, ſich theils zu den glückſeligen Einwohnern des Himmels geſellen, und in ihrem Umgange ein beſtändig abwechſelndes Vergnügen finden; theils aber auch die ganze Weite des unermeßlichen Weltraumes durchziehen, um ſich alle diejenigen Dinge bekannt zu machen, welche ſie hier ſchon bewundert hatten.

XIII. Die Vollkommenheiten, die dergeſtalt ihre Vergnügung und Glückſeligkeit verurſachen werden, müſſen entweder an ihnen ſelbſt, oder an andern Geſchöpfen, oder an Gott ſelbſt, zu finden ſeyn. Alles Dreyes wird hier ſtatt finden. An ſich ſelbſt werden ſie einen vollkommenern Zuſtand der Seelen und des Leibes; das iſt, eine größere Fähigkeit des Verſtandes zu einem deutlichen und gründlichen Erkenntniſſe; einen ſtärkern Trieb zu wahren und beſtändigen Gütern, eine Befreyung von allen Schmerzen, Krankheiten, Sorgen der Nahrung und andern Beſchwerlichkeiten dieſes Lebens antreffen, und ſich daran ſehr vergnügen.

XIV. An andern Geſchöpfen werden ſie, und zwar erſtlich bey den Vernünftigen, mit denen ſie umgehen werden, eben dieſelben, oder wohl gar noch herrlichere Vollkommenheiten antreffen, als ſie ſelbſt beſitzen; und ſich aus der beſtändigen Gemeinſchaft mit denſelben ſehr vergnügen. Sie werden die Größe ihres Verſtandes, und ihrer Tugend kennen lernen und bewundern. Sie werden von ihnen vieles erfahren und lernen, welches ſie längſt gern gewußt hätten, ſo wohl was die Geſchichte voriger Zeiten, als die

Begebenheiten andrer Welttheile anlangt. Denn ſo angenehm es iſt, Hiſtorien und Reiſebeſchreibungen zu leſen, oder alte und gereiſete Leute etwas erzählen zu hören: So angenehm muß es auch ſeyn, mit vollkommenern Geiſtern und großen Leuten voriger Zeiten umzugehen.

XV. Zum Theil aber wird auch die Vollkommenheit der lebloſen oder unbeſeelten Geſchöpfe denen ein großes Vergnügen bringen, die ſchon in dieſer Welt ein großes Vergnügen an ſolchem Erkenntniſſe gehabt haben. Die Naturforſcher, Sternſeher und überhaupt alle Weltweiſen, haben ſich ſonderlich auf ein vollſtändiges Erkenntniß des Weltgebäudes und ſeiner Theile befliſſen: Und dieſe werden ihre Wiſſenſchaft alsdann zu weit größerer Gewißheit und Deutlichkeit bringen können. Dieſes Erkenntniß nun wird ihnen das ſüßeſte Vergnügen geben, zumal da ſie ungehindert darinnen fortgehen, und nicht beſorgen dörfen, daß es ihnen jemals an neuen Entdeckungen fehlen werde.

XVI. Endlich werden auch die Vollkommenheiten Gottes den größten Theil der Glückſeligkeit ſolcher Seelen wirken. Dieſe ſind unſtreitig die größten, die man ſich einbilden kann, und von welchen alle übrige herrühren. Da nun auch die Fähigkeit des Verſtandes bey ſolchen Seelen alsdann größer geworden ſeyn wird; da ſie auch alsdann einen ſchönern und größern Theil der Natur zu überſehen fähig ſeyn, und ſich daraus die Größe, Weisheit, Macht und Güte Gottes weit heller, als hier in der Welt, vorſtel-

len

ſen werden: So wird dieſes Anſchauen des allervollkommenſten Weſens ihre Glückſeligkeit vollkommen machen.

Soll ich nun dem allen zu folge meine Muthmaßungen und Gedanken von dem Zuſtande meiner Seele nach dem Tode entdecken: So hoffe ich fürs erſte mit großer Gewißheit, daß ſie unſterblich ſeyn werde; geſetzt, daß ſie erſtlich eine Betäubung, oder einen kurzen Schlummer auszuſtehen hätte. Wie ihr nun in dieſem Zuſtande nicht übler zu Muthe ſeyn kann, als in einer Ohnmacht: So wird ſie es auch bey ihrem Erwachen nicht ſpüren, ob ſie kurz oder lange in dieſem Schlummer gelegen; ſondern mit Vergnügen diejenige Veränderung wahrnehmen, die in währender Zeit mit ihr vorgegangen.

Da ich mir nun in dieſem Leben alle Mühe gegeben, ſo viel es meine Zeit, Kräfte und Umſtände zugelaſſen haben, meine Erkenntniß des Wahren und Guten zur Deutlichkeit und Gewißheit zu bringen; ſo hoffe ich auch, daß mir dieſe Begierde nach dem Tode noch anhangen wird. Die ſinnlichen Dinge haben mich niemals ſo ſehr eingenommen, daß ich ſie für große Güter gehalten; oder daß ich geglaubet hätte, daß eine wahre Glückſeligkeit aus ihrem Genuſſe entſtehen könnte. Daher bin ich verſichert, daß auch meine Seele, nach dem Tode, daran nicht viel verliehren, ſondern ſich ohne Kummer von der Erde empor ſchwingen wird, einen beſſern Aufenthalt zu ſuchen.

Nun habe ich in keinen Betrachtungen jemals ein größeres Vergnügen gefunden, als wenn ich mir die wahre Beſchaffenheit des ganzen Weltgebäudes, ſonderlich nach den neuern Entdeckungen **Coperniks, Keplers, Neutons** und **Whiſtons**, deutlich vorgeſtellet habe. Folglich fühle ich bey mir einen ſtarken Trieb, mir die unvollkommenen Begriffe, die ich hier davon beſitze, zur Deutlichkeit zu bringen. Und ich weis gewiß, daß ich denſelben auch nach meinem Tode zu ſtillen ſuchen werde, dafern ich in den Stand komme, meiner ſo heſtigen Begierde ein Genügen zu thun.

Wenn alſo meine obigen Muthmaßungen, von der Flüchtigkeit der abgeſonderten zarten Körperchen der Verſtorbenen, nicht ganz ungegründet ſind: So werde ich dermaleinſt mir alle mögliche Mühe geben, auch die allerentlegenſten Theile des Weltgebäudes, ihre Größen, Bewegungen, Entfernungen und andere Eigenſchaften, imgleichen ihre Einwohner und deren Natur, Fähigkeiten und Wirkungen, ſo viel mir möglich ſeyn wird, zu erkennen.

Aus dieſem allen werde ich die Majeſtät des Schöpfers je mehr und mehr einſehen und erkennen lernen: Weil doch kein beſſerer Weg iſt, den Meiſter und ſeine Vollkommenheiten recht kennen und verehren zu lernen, als durch die Betrachtung ſeiner Werke. Gott ſelbſt iſt wohl, ſeinem Weſen nach, unſichtbar und auch von den glückſeligſten Geſchöpfen nur mit den Augen des Geiſtes, d. i. in einer deutlichen Vorſtellung des Verſtandes, geſehen werden. Jemehr ich alſo ſeine Vollkommenheiten aus ſeinen Werken, ſonderlich aus der ſo vollkommenen Regierung der großen Republik der Geiſter, erkennen werde: Deſto mehr wird meine Liebe, meine Ehrfurcht, meine Demuth, meine Bewunderung und Anbethung gegen ein ſo majeſtätiſches Weſen wachſen und zunehmen; und deſto größer wird folglich auch mein Vergnügen werden.

Weil ſich nun dieſe Einſicht und Erkenntniß Gottes und ſeiner Werke, auch aus dem Umgange mit ſo viel tauſend vollkommenern Geſchöpfen, die ich allenthalben antreffen werde, ohne Aufhören wird vermehren, beſtätigen und erweitern laſſen: So ſehe ich meiner Beluſtigungen kein Ende. Ich hoffe alſo, daß meine Glückſeligkeit in einem beſtändigen Wachsthume ewig dauren wird; ſo lange es nämlich ein Weltgebäude geben wird, welches von der unendlichen Macht, Weisheit und Güte ſeines Schöpfers ein Zeugniß ablegen kann.

In wie weit dieſe meine Muthmaßungen mit der Schrift übereinſtimmen, darf ich nicht ſagen, weil es einem jeden ins Auge fällt. Man weis ja, daß dieſelbe dem Aufenthalte der Auserwählten keinen gewiſſen Ort beſtimmet, und von der ewigen Freude derſelben faſt immer in ſinnlichen Bildern handelt.

Nun wird wohl kein Vernünftiger dafür halten, daß alle dieſe Beſchreibungen in buchſtäblichem Verſtande genommen werden müſſen: Weil wir ſonſt alle die Unvollkommenheiten behalten würden, die wir hier haben; z. E. Städte, Häuſer, Mauren, Thore, Bäume, Waſſer, Mahlzeiten, Metalle, Perlen und Edelgeſteine. Die Schrift hat es alſo eines jeden Vernünftigen eigener Unterſuchung überlaſſen, worinnen dermaleins die ewige Glückſeligkeit der menſchlichen Seelen beſtehen werde? So lange alſo eine philoſophiſche Meynung die Unſterblichkeit der Seelen, und die Belohnungen und Strafen nach dem Tode, nicht aufhebt, auch nichts, was den Vollkommenheiten Gottes, oder der menſchlichen Natur zuwider läuft, in ſich hält: ſo lange kann dieſelbe aus der Schrift nicht widerlegt, noch ſchlechterdings verdammet werden.

* *

Ode
über die Gegend bey Potſch . . .
auf einem Berge gemacht.

Gefällt es euch, ihr ſchlanken Fichten,
Wenn Thyrſis hier im Grünen ſpielt:
So ſchafft, damit er, bey dem Dichten,
Die Sonne nicht im Nacken fühlt.
Und ihr, ihr Vögel, ſingt was ſtiller,
Und hört, wie angenehm es klingt,
Wenn itzt das Echo manchen Triller
Aus Wolluſt zweymal wiederbringt.

Betrachte, Dichtkunſt, dieſe Blätter,
Die jener Lindenaſt verlohr,
Und ſage, bringt Natur und Wetter
Nicht alles mannigfaltig vor?
Zertheil dieß Blatt in ſo viel Fäſer,
In ſo viel Nerven, als es hat,
Und nimm die vielen tauſend Räſer,
Und baue mir das erſte Blatt.

O Weisheit! ſeht in alle Lücken;
Sie wirkt ſo künſtlich, ſtark und ſtill.
Was ſtecht ihr mich, ihr kühnen Mücken,
Itzt, da ich ruhig ſingen will?
Ihr ſaugt und berſtet von dem Blute,
Und habt ein Bild in mir erregt,
Wie jede Wolluſt ihre Ruthe
Schon bey ſich auf dem Rücken trägt.

Und nun verdoppelt euch, ihr Reime;
Die ſchönſte Gegend öffnet ſich.
Nun ſtöhrt euch nichts. Ihr falſchen Bäume,
Was werft ihr euer Laub auf mich?
Itzt kriecht mir gar ein Wurm zum Ohren;
Ihr Thiere ſagt nur, was ihr wollt?
Ich weis es, daß ihr mich durchbohren,
Und in der Gruft zerfleiſchen ſollt.

O Menge voller Ungeziefer,
O ſeht doch, wie ſich Art von Art,
In Luft und Waſſer, ja noch tiefer
In allen Elementen paart.
Zerreißt die halbe Welt in Stäubchen;
Ein jeder Punct bleibt eine Welt,
Wo noch ein Thier mit ſeinem Weibchen
In einer Höle Hofſtadt hält.

Was muß der junge Vogel klagen?
Er ſucht und hüpft von Aſt zu Aſt.
O ſchweige doch; ſonſt muß ich ſagen,
Wie viel du gleiches mit mir haſt.

Du ſuchſt dein Neſt und ich mein Glücke;
Du biſt verirrt, ich zweifelsvoll,
Ob ich dem winkenden Geſchicke
Entfliehen, oder folgen ſoll.

Wie lange währts: ſo wirſt du ſtille,
Und fliegſt und eilſt getroſt in Wind;
Wenn Ehrgeiz, Furcht und Eigenwille
Die Störer meiner Ruhe ſind.
Ich habe ſtets mit mir zu ſtreiten,
Und ob du gleich itzt weinſt und girrſt:
So glaub ich doch, daß du bey weiten
Dich nicht mit mir vertauſchen wirſt.

O Phöbus, biſt du noch vermögend,
Halb traurig und beſtürzt zu ſeyn?
O flößt dir denn die beſte Gegend
Kein Theil von ihrer Anmuth ein?
Sieh, wie ſie aus den Fluren lächelt,
Und was ſie für Entzückung merkt;
Wenn Zephyr ihre Wangen fächelt,
Und mit verbuhlten Küſſen ſtärkt.

O welch entzückendes Gefilde!
Hier wächſt, hier ſteht, hier findet man
Mehr Luſt, als ſich der Blick im Bilde,
Im Bilde ſelbſt verſprechen kann.
Hier dehnen ſich die ſchönſten Hügel;
Hier lacht ein Thal, hier rauſcht ein Bach.
O ſchöne Gegend! ſchaff dir Flügel,
Und zieh mir überall mit nach.

Ihr Dichter, ihr geliebten Brüder,
Hier an der Weiſtritz ruf ich euch.
Hier laßt euch mit den Muſen nieder,
Und werdet an Empfindung reich.
Hier wird ſich Witz und Feuer regen,
Hier flößt euch Phöbus ohne Wein
Das allerkräftigſte Vermögen
Zu ungemeinen Liedern ein.

Was ſteigt denn dort, aus jenen Höhen,
Hinunterwärts ſo grün empor?
O dieß ſind Spuren von Lyeen;
Es kömmt mir, wie der Weingott, vor.
Wie lacht er nicht auf ſeinem Pfahle,
Er taumelt ganz verliebt herum.
Er blickt hinunter nach dem Thale,
Und ſieht ſich nach der Ceres um.

O wenn von jenem Korngewende
Doch nur ein einzig halbes Beet
Voll ſolcher braunen Stauden ſtände,
Woraus der Mohr den Knaſter dreht.
Was Knaſter? Weg mit der Begierde!
Dir, Gegend, fehlt nach meinem Sinn,
Zum letzten Wachsthum deiner Zierde,
Nichts mehr, als meine Schäferinn.

Der Abend kömmt! Schlaft wohl, ihr Felder,
Und riesle, du geſchlungner Bach.
Eilt, matte Vögel, in die Wälder,
Eilt unter euer grünes Dach.

Schlaft wohl, ihr ſüßen Nachtigallen,
Und weckt mich auf, ſo bald ihr wacht.
Ach Echo! thu mir den Gefallen
Und ruf in Bergen: Gute Nacht!

* *

Sendſchreiben

an einen jungen Gelehrten, über das ſicherſte Mittel, ſich in Geſellſchaften hervor zuthun.

Mein Herr!

Die Nachrichten, daß Sie ſich itzo ſehr oft in ſtarken und anſehnlichen Geſellſchaften befinden, iſt mir gar nicht neu vorgekommen. Wir ſind, wie Sie ſchon in Ihrem 18ten Jahre gewußt haben, als Sie in den völligen Beſitz aller Heiligthümer der gutwilligen Sophia geſetzt wurden, deswegen in der Welt, daß wir mit Leuten umgehen ſollen. Nur Ihre Beſcheidenheit muß ich bewundern. Sie bitten mich, Ihnen ein ſicheres Mittel anzuzeigen, wodurch man ſich, vor allen andern in Geſellſchaften ein Anſehen erwecken kann. Ich weis nicht, ob Sie mich verſuchen: Allein ich will mir einbilden, als ob es Ihr rechter Ernſt wäre, daß Sie einmal einen Menſchen für klüger, als ſich ſelbſt, hielten. Ich will Ihnen, mit möglichſter Aufrichtigkeit, nach der Einſicht, die ich von der Welt habe, die untrüglichſten Wege bemerken, wodurch man in die Herzen der eigenſinnigſten Menſchen dringen, und ihre Bewunderung, wider Ihren Willen, erzwingen kann. Finden Sie etwas unter meinen Einfällen, welches Ihren Beyfall verdienet: So überlaſſe ich es Ihrer Geſchicklichkeit, ſolches einmal, auf einem Beine, wie Lucil ſeine Verſe machte, in ein mathematiſches Lehrgebäude zu verwandeln.

Den Verſtand, durch allerhand gute Wiſſenſchaften aufzuklären, und den Willen dadurch tugendhaft zu machen, in Geſellſchaften kein Wort, ohne vorher gegangene Ueberlegung zu ſagen, überhaupt mehr zuzuhören, als beſtändig zu plaudern, ſich niemals für den Größten und Klügſten zu halten, und gegen jedermann freundlich, ehrerbiethig und beſcheiden zu ſeyn, dieſes ſind, mein Herr, die verdrüßlichen Vorſchriften, womit einige pedantiſche Sittenlehrer die Jugend zu der Hochachtung andrer in Geſellſchaften führen wollen. Allein zu geſchweigen, daß dieſe Mittel ziemlich unbequem und langſam ſind, ſo ſehe ich eben nicht, was ein vernünftiger Menſch in den meiſten Geſellſchaften für Aufſehen machet. Man wird ihn nur in einigen Winkeln loben, und ſeine beſte Aufführung wird weder die Klugen, noch die Thoren in Erſtaunung ſetzen. Folgen Sie mir nur, mein Herr, oder folgen Sie vielmehr ihren glücklichen Naturgaben. Man kann ſich, der Mode ſey Dank! ohne viele Mühe, die größte Aufmerkſamkeit der Leute zulehen. Man kann es ſo weit bringen, daß man bald in allen Geſellſchaften der einzige ſeiner Art iſt, ohne ſich krank und mager zu ſtudieren.

Man kann bald der Inhalt von allen Caffee- und Wochengeſprächen in der Stadt werden, ohne eine einzige von den obigen aus der Mode gekommenen Regeln auszuüben. Die ganze Sache kömmt auf das Gefallen an. Nicht wahr, mein Herr, Sie wollen aller Welt gefallen? Wie iſt aber das möglich, wenn Sie mit ſich ſelbſt nicht zufrieden ſind? Legen Sie ſich alſo ja eine genaue Erkenntniß aller ihrer Vollkommenheiten zu. Hüten Sie ſich, in Betrachtung und Zuſammennehmung derſelben allzuekel zu ſeyn. Eine gute Einbildungskraft kann Ihnen ihre Mühe ungemein erleichtern. Es köm̃t ohnedem in der Welt das meiſte auf Einbildungen an. Man kann ja das reizende Vergnügen, in ſich ſelbſt den gelehrteſten und liebenswürdigſten Mann zu betrachten, ohne Geld haben. Ich bin, aus ihren tiefſinnigen Schriften und aus ihren mir bewußten Geſprächen, mein Herr, überführet, daß Sie die Zeit, die Sie ohne Geſellſchaften zubringen, ſehr wohl anwenden. Sie machen ſich die Namen der Wiſſenſchaften, und die Titel der beſten und neuſten Bücher ſehr wohl bekannt. Sie lernen die ſchönſten Stellen der alten und neuen Schriftſteller auswendig, und ich möchte den ſehen, der ein Wort vorbringen könnte, auf welches Sie nicht den Ausſpruch eines Dichters oder Redners, mit der größten Anmuth zwingen könnten. Sie ſind über dieſes weit mehr, als alle Welt, überzeugt, daß Sie ein tiefer Philoſoph, ein lebhafter Dichter und überhaupt ein Trismegiſt unſrer Zeiten ſind. Sie wiſſen, daß alle Meynungen, die nicht die Ihrigen ſind, kurz und gut nichts taugen; und daß die ſchönſten Dinge nicht eher recht ſchön werden, als wenn ſie aus ihrem Munde mit einem holdſeligen Gewirre hervorbrechen. Da Sie ſo wohl bewaffnet ſind: So kann ich Sie, ohne Zittern, in die anſehnlichſten Geſellſchaften führen. Setzen Sie ſich nieder, mein Herr! Sie haben freylich noch einige ſchwere Regeln in Acht zu nehmen; allein ich weis auch, wen ich vor mir habe, und was für ein Vertrauen ich Ihrer Fähigkeit ſchuldig bin. Thun Sie ſich nur itzo ſo viel Gewalt an, die Meynung eines andern anzuhören, und ihr zu folgen: So werden Sie bald einen ernſthaften Cato, einen muntern Demokrit, einen mitleidigen Heraklit, und überhaupt alle Arten beyderley Geſchlechts zur Erſtaunung bringen.

Ich darf Ihnen nicht ſagen, was die Egoiſten unter den Weltweiſen ſind. Es iſt Ihnen bekannt, daß ſie an dem wirklichen Daſeyn aller Dinge, die außer Ihnen ſind, zweifeln. Es dienet nicht zu unſerer Abſicht, ihre Grillen weiter anzuführen, oder gar zu widerlegen. Ich will Ihnen, mein Herr, nur anrathen, in allen Geſellſchaften, mit einer gewiſſen Einſchränkung ein Egoiſt zu werden. Sie dürfen nicht eben an dem wirklichen Daſeyn andrer Leute zweifeln. Das würde wider Ihre Abſichten laufen. Gegen wen wollten Sie alsdann Ihre Vorzüge auskramen? Wen wollten Sie übertreffen, und in Erſtaunung ſetzen? Es iſt genug, wenn Sie alles, was außer Ihnen iſt, für nichtswürdige Kleinigkeiten anſehen, wobey man eine rechtſchaffne Geſellſchaft nicht aufhalten muß. Ein geſchickter Egoiſt hat in allen Zuſammenkünften, einen innerlichen Beruf, alle Unterredungen auf ſeine Perſon, auf ſeine Wiſſenſchaften, auf ſeine Abentheure, auf ſeine Familie, und wenn es nicht anders möglich iſt, auf ſeine Uhr, oder Schuhe und Strümpfe, zu lenken. Die erſte Regel, mein Herr, die ich Ihnen alſo geben muß, wenn Sie den anſehnlichen Charakter eines Egoiſten behaupten wollen, iſt dieſe: **Hüte dich, jemanden zehn ganze Worte, ohne ihm in die Rede zu fallen, ſagen zu laſſen.** Dieſe Regel hat keine andre Ausnahme, als wenn derjenige, welcher redet, etwas zu unſerm Ruhme ſaget, und doch machet es auch in dieſem Falle allemal mehr Aufſehen, wenn wir das andre Wort ergreifen, und uns ſelbſt loben.

Doch ich komme wieder zu meiner Regel. Sie werden bey dem erſten Anblicke glauben, daß eine mäßige Geſchicklichkeit zur Ausübung derſelben erfordert werde. Allein übereilen Sie ſich nicht, mein Herr. Sie würden Recht haben, wenn es Ihnen, als einem Egoiſten, erlaubt wäre, auf dasjenige, was der andre ſaget, genau, oder auch nur einiger maßen zu antworten. Auf dieſe Art könnten Ihnen bisweilen die Worte in den Mund geleget werden. Allein hier kömmt die andere Regel: **Denke nie an das, was du antworten, ſondern ſtets an das, was du ſagen willſt.** Sie ſehen wohl, mein Herr, daß auf dieſe Art ihre Reden mit den Reden, oder vielmehr Worten, der Geſellſchaft wenig, oder, wenn es recht ſchön ſeyn ſoll, gar keine Verbindung haben müſſen. Das läßt ſich nicht ſo gleich thun. Man brauchet Zeit, eine gewiſſe Stärke im Nachſinnen zu erlangen, die ſich, durch das Gewäſche anderer, an der Ordnung und dem Zuſammenhange ihrer Begriffe nicht ſtören läßt. Es iſt über dieſes, wenn Sie den wahren Charakter eines Egoiſten, als ohne welchen man ſich niemals von andern recht unterſcheiden kann, ausfüllen wollen, gar nicht erlaubt, alles zu ſagen, was man ſagen kann, ſondern die dritte Regel befiehlet ihnen: **Rede nichts, welches nicht mit deiner Perſon, oder deinen Umſtänden einige Verwandtſchaft hat.**

Da Sie, mein Herr, ein Gelehrter, ein Prätendent vom Parnaß, und von ihren Verdienſten gewiß nicht der letzte Verehrer ſind: So werden Sie vor dieſer Schwierigkeit nicht leicht erzittern. Es wird kein Tag in Ihrem Lebenslaufe an Begebenheiten ſo unfruchtbar ſeyn, womit Sie nicht eine Geſellſchaft eine Woche lang zur Noth aufhalten könnten. Vnus dies hominis eruditi plus patet, quam imperiti longiſſima aetas. Mit wem Sie in ihrer Jugend den Ball geſchlagen; was Sie auf der Schule für Chrien und Heldengedichte verfertiget; mit wem Sie auf Univerſitäten Brüderſchaft getrunken; was für herrliche Schriften ſo wohl in gebundner als ungebundner Rede in wenig Stunden aus ihrer Feder gefloſſen; wie oft ſie von Climenen mit dem Fächer geſchlagen, und von der wächſernen Aminte auf den Fuß getreten worden; was unter der Zeit, da ſich dieſes zugetragen, ihre werthen Aeltern und Großältern, Geſchwiſter, Vettern, Muhmen, Schwäger, Schwägerinnen, Nachbarn und gute Bekannten, gemacht, geredet, gedacht, gegeſſen, getrunken und geträumet haben, das alles, mein Herr, iſt einer Geſellſchaft um deſto angenehmer zu hören, je weniger es dieſelbe angeht. Ich kann nicht umhin, Sie hier einen Kunſtgriff zu lehren, welcher Ihnen allemal gute Dienſte thun kann. Sie werden vermuthlich mehr, als einmal, von ihren Bekanntſchaften reden. Erſpahren Sie ſich die Mühe, ihren Zuhörern zu melden, daß Sie die Freundſchaft kluger und gelehrter Männer beſeſſen haben. Was würde man daraus ſchließen können? Nichts, als daß Sie ſelbſt klug, beſcheiden und verſchwiegen geweſen wären. Was will das ſagen? Wollen Sie ſich ein Anſehen geben, mein Herr, ſo müſſen Sie unter dem Regiſter ihrer Freunde wenigſtens etliche Barone, und einen Grafen haben. Die Geſellſchaft müßte alsdann ſehr ſchwach von Nachſinnen ſeyn, wenn ſie aus dieſer Nachricht nicht ihre Geſchicklichkeit, große Herren munter und aufgeräumt zu machen, merken wollte. Sollten Sie ſich ja einmal verſchnappen, und von Ihrer Vertraulichkeit mit einem anſehnlichen Gelehrten reden: So köñen Sie ihre Uebereilung nicht beſſer wieder gut machen, als daß Sie mit einem nachdrücklichen Lächeln bekennen: Ihre beyderſeitigen Meynungen wären niemals zuſammen gekommen. Doch Sie müſſen überhaupt bey Ihren Erzählungen (denn Unterredungen werden Sie, bey Ausübung meiner Regeln, gar ſelten haben) nicht zu gewiſſenhaft ſeyn. Es iſt Ihnen, im Falle der Noth allezeit anſtändiger, etwas nachtheiligers von Ihrer Perſon zu erzählen, als von Dingen zu reden, welche die Geſellſchaft mehr, als Sie ſelbſt, angehen.

Wie man aber einen Brunnen erſchöpfen kann: So würde ein Egoiſt, bey der klügſten Haushaltung, mit ſeinen Einfällen, Reiſebeſchreibungen und Mordgeſchichten bey jeder Geſellſchaft, nach etlichen Monaten, bald fertig und abgeſchmackt werden, wenn ihn nicht die vierte Regel, und eine gewiſſe ihm allein eigne Freyheit vor dieſer Gefahr in Sicherheit brächten. Wir wollen erſt die Regel hören. Sie heißt: **Je weitläuftiger, deſto ſchöner.** Ich hoffe, mein Herr, daß Sie die Bequemlichkeit dieſer Vorſchrift gar bald einſehen werden. Worte koſten ja kein Geld, und man kann, auf dieſe Art, mit den Begebenheiten, die man im Kopfe hat, lange reichen. Ein witziger Egoiſt, der unter andern Vollkommenheiten, auch eine vollſtändige Univerſal-Hiſtorie von allen Kleidern, die er Zeitlebens getragen, haben muß, kann z. E. von einem paar Schuhſchnallen, von einem Haarbeutel, oder Degenbande wenigſtens eine halbe Stunde reden. Der Strom ſeiner Beredſamkeit ergießt ſich mit Rauſchen durch alle vier Welttheile, und reißt alles mit ſich fort, was er unterwegens antrifft.

Maxima de nihilo naſcitur hiſtoria.

Sollten Sie alſo ja nicht alle ihre Erzählungen von Adam und Eva herleiten können: So können Sie doch, als ein Gelehrter, bey der geringſten Sache, mit Ehren nicht weniger thun, als daß Sie ihre Zuhörer etlichemal nach Griechenland und Rom, und zuletzt, nach vielerley angenehmen Verwirrungen auf die Bewunderung ihrer Verdienſte führen. Die Freyheit aber, die unſchätzbare Freyheit, welche Sie beſitzen, beſteht darinnen, daß Sie einerley Sachen, ſo oft es Ihnen gefällig iſt, aufwärmen, und in einer veränderten, oder auch in der alten Brühe, Ihrer Geſellſchaft vorlegen dörfen. So habe ich einen jungen Menſchen bewundern ſehen, welcher in 40 Minuten dreymal ſagte, daß er ſchön wäre, und wieder einen andern, welcher, in eben ſo kurzer Zeit, der Geſellſchaft freywillig viermal die Nachricht mittheilte: Daß er die meiſten Sprachen und Wiſſenſchaften gelernet, obgleich größtentheils wieder vergeſſen hätte.

Sie ſind mir gar zu lieb, mein Herr, als daß ich Ihnen das geringſte von denen Mitteln verſchweigen ſollte, wodurch man ſich in Zuſammenkünften heben kann. Ich will Ihnen alſo noch vertrauen, daß es einem Egoiſten bisweilen ganz vortheilhaft iſt, ſich von ſeiner Höhe herunter zu laſſen, und nicht ſtets von ſich zu reden. Hieher gehöret die Wiſſenſchaft, andere Leute, mit einer edlen Dreuſtigkeit, unermüdet um Dinge zu fragen, die ſie gern geheim halten wollen; ferner, die Behendigkeit, das, was man halb errathen hat, in andern Häuſern herumzuſchleppen, die Höflichkeit über alle Dinge, ehe man noch gefragt wird, aus dem Stegreiſe, und nicht wie ſchläfrige Köpfe nach einer mühſamen Ueberlegung, ſein endliches Urtheil zu fällen, und endlich das gelehrte Lächeln, welches das Mitleiden gegen unſere Widerderſacher anzeiget, binnen der Zeit, da wir Athen ſchöpfen.

Ich glaube nicht, mein Herr, daß jemand ſo boshaft und unverſchämt ſeyn wird, dieſe Vorſchläge, ſich in allen Geſellſchaften zum Wunderwerke zu machen, für unkräftig auszuſchreyen. Ich wollte es ihm nicht rathen, daß er mit mir und Ihnen zuſammen käme. Ich will Ihnen alſo nur noch ein Wort zum Ruhme derſelben ſagen. Sie wiſſen, daß die Misgunſt Leute von Verdienſten manche Grille in die Köpfe ſetzet: Allein wenn Sie auch, wie ich gar nicht zweifle, durch Beobachtung meines Raths zu möglichſter Vollkommenheit gelangen: So werden Sie doch allezeit vor den giftigen Anfällen dieſer Feindinn ſicher erzählen und ſchlafen können. Ich bin, wie ich ſehe, ſo ziemlich weitläuftig geweſen: Aber ich tröſte mich, mein Herr, daß Sie ſich, nach der, bey Durchleſung meines Briefes, ſo mühſam bezeigten Geduld, in der erſten Geſellſchaft ſchon werden zu erhohlen wiſſen. Ich bin

Ihr

aufrichtiger Lehrmeiſter,

M. H. R.

* * *

* *

Calliſte
in einer Ode beſungen
von
einem Abweſenden.

C'eſt peu d'être Poëte, il faut être amoureux.
Boil.

O! Muſen, welche mein Verlangen
So ängſtlich ſucht, und nie erreicht,
Seit euer Freund mit naſſen Wangen
Um dieſen Strand der Mulde ſchleicht!
Jſts möglich? habt ihr itzt Erbarmen?
Kommt! Mindert, oder mehrt mein Leid!
Seht an den ausgeſtreckten Armen
Die Stärke meiner Zärtlichkeit.

Was iſts? Jhr ſeht den Rauch der Hütten?
Ja freylich iſt kein Pindus da.
Doch bleibt! laßt euch einmal erbitten!
Hier brennt doch noch kein Tänara.
Bleibt hier, weil mir das ſeltne Glücke,
Wenn euer Geiſt die Adern füllt,
Weit mehr, als tauſend Silberblicke
Der fließenden Metalle, gilt.

Bey dieſer Halte ſetzt euch nieder,
Die die geſchmolznen Schlacken trägt.
Singt, bis der Wiederſchall der Lieder
An dieſer Berge Häupter ſchlägt.
Laßt mich die hellſten Töne finden,
Wie ſonſt, als ich bey eurer Schaar,
Dort unter den verlohrnen Linden,
Der Fürſten Misgunſt würdig war.

Was ſag ich, mich recht zu erwecken?
Calliſte = = Seht! Ich bin gerührt.
O Name, der zu Luſt und Schrecken,
Zu Sorgen und Vergnügen führt.
Ich gieng verwirrt in dieſer Wüſten,
Nichts weckte den entſchlafnen Muth;
Nun nennt die Sehnſucht bloß Calliſten:
So wallt, ſo brennt mein ganzes Blut.

Theilt itzt beherzt, erhitzte Prinzen,
An Muth, an Macht und Glücke reich,
Europens prächtigſte Provinzen
Bey Mavors Fackeln unter euch!
Macht nur mit Flotten, Volk und Zelten
Die Meere roth, die Felder kahl!
Der größte Lärm in beyden Welten
Rührt mich itzt nicht ein einzigmal.

Calliſte! Dich, entfernte Schöne,
Dich ſeh ich voller Ehrfurcht an;
Dieweil dein Name meine Töne
Durch die Gebürge heben kann.

Du haſt mich munter ſingen hören;
Hör auch einmal ein mattes Lied:
Weil man mich itzt auf meinen Chören
Die Saiten zitternd ſchlagen ſieht.

Ich liebe noch in fremden Lüften;
Dein Auge wirkt in meine Bruſt.
Calliſte wird den tiefſten Klüften
Durch meinen Trauerton bewußt.
Hier ruf ich oft in finſtern Wäldern:
Sylvander! Wie iſt dir geſchehn!
Ach! wirſt du wohl in jenen Feldern
Dein ſchönes Kind noch wieder ſehn?

Fragt weiter nicht nach meinen Schmerzen,
Ihr Schäfer dieſer weiten Fluhr!
Calliſte mangelt meinem Herzen;
Sie iſt entfernt; drum klag ich nur.
Lernt meine holde Freundinn kennen;
Ich weis gewiß, ihr macht den Schluß:
Daß man, um ſtets für ſie zu brennen,
Sie nur einmal betrachten muß.

Geht hin zu Philurenens Linden,
Da werdet ihr ihr kluges Kind,
Da werdet ihr Calliſten finden,
Der meine Seufzer eigen ſind.
Ihr ſeht, an ihrer edlen Länge,
Pracht, Schönheit, Ordnung, Majeſtät;
So, daß ihr Fuß, durch alle Gänge,
Stets der Natur zur Ehre geht.

Und ihr, ihr himmelblauen Augen,
Voll zärtlicher Beſcheidenheit,
Ihr könnt noch zur Entzückung taugen,
Wenn ihr dereinſt auch dunkler ſeyd.
Wer hier die Wahrheit nicht verheelet,
Bekennt, dem Neide zum Verdruß:
Daß, wenn die Tugend Augen wählet,
Sie bloß Calliſtens wählen muß.

Ja wohl, mein Kind, in dieſen Lichtern
Bemerkt man deinen edlen Geiſt.
Geh, frage nach, bey tauſend Richtern,
Ob nicht dein Blick dein Herz beweiſt.
Hier wohnt die Weisheit bey der Jugend,
Du ſiehſt, du denkſt, und richteſt ſcharf;
So daß ſich auch vor deiner Tugend
Kein Schein der Laſter zeigen darf.

Bemerket meiner Freundinn Minen!
Hier herrſcht die edelſte Natur;
Hier darf kein Zwang zur Zierde dienen;
Sie ſinnt nicht drauf; ſie rührt ſich nur.
Sie bleiben frey, und doch beſcheiden;
Der Eigenſinn muß ſelbſt geſtehn:
Sie ſind, da ſie die Kunſt vermeiden,
In allen klugen Augen ſchön.

Kaum denk ich an Calliſtens Lippen:
So ſeh ich Schönheit, Ernſt und Witz.
Hier deckt die Roſe weiße Klippen;
Hier iſt der reinſten Wolluſt Sitz.

Dieß Bildniß will ich ſchuldig bleiben;
Sie ſind zu reizend, friſch und voll.
Ich kann die Gegend nicht beſchreiben,
Wenn ich ſie nicht auch küſſen ſoll.

Spahrt euren Blick, erhitzte Muſen!
Der nach der Bruſt voll Sehnſucht geht.
Ihr Arm verdeckt den jungen Buſen,
Der ſich in ſeinen Banden bleht.
Sie haßt die Mode neuer Zeiten:
Doch lieb ich ſie in ſolcher Tracht;
Weil ſie, durch ſolche Grauſamkeiten,
Sich doppelt liebenswürdig macht.

Was übertrifft ſo ſchöne Glieder?
Ihr großer, ihr geſetzter Geiſt.
Sie ſchlägt die Augen ernſtlich nieder,
So bald man ſie vollkommen heißt.
Sie iſt um Tugenden bemühet,
Die Mode macht ihr wenig Schmerz;
Und wenn ſie ſich im Spiegel ſiehet:
So ſieht ſie ſich auch in das Herz.

Dieß merket euch, ihr ſtolzen Schönen,
Die ihr die Seele modern laßt,
Und, eure Siege zu bekrönen,
Mit Gütern von dem Schneider praßt.
Das wird euch nicht mit Lorbern zieren,
Wenn gleich der Pöbel von euch brennt.
Nein! Wenn ihr edle Herzen rühren,
Und doch voll Demuth bleiben könnt.

Calliſte ſucht die ſchönſten Siege,
Sie ſtreitet muthig wider ſich.
Und bey dergleichen ſtarkem Kriege,
Sind auch die Palmen königlich.
Da läßt ſich erſt ihr Ehrgeiz ſtillen,
Wenn ſie der Tugend Beyfall merkt.
Und kurz: Sie hat den ſchönſten Willen,
Den ſie noch täglich übt und ſtärkt.

Kein Schmeichler wird ihr Ohr verführen;
Sie wird geliebt, und liebt ſich nicht.
Der Mund der Wahrheit kann ſie rühren,
Der ſelbſt von ihren Fehlern ſpricht.
Die Kunſt zu reden, und zu ſchweigen,
Iſt ihres Adels Eigenthum.
Sie liebt die Tugend, ohne Zeugen;
Das iſt gewiß kein ſchlechter Ruhm.

Dieß thuſt du ſchon, bey achtzehn Jahren,
Da deines Alters Frühling blüht,
Da mancher ſich, bey grauen Haaren,
Noch weiter von der Weisheit ſieht.
Schreyt hier die Misgunſt mit Entrüſten:
Kein Weib hat männlichen Verſtand!
Wohlan: So gebe man Calliſten
Die Feder in die ſchöne Hand.

Entziehe dein Geſicht den Männern!
Doch ſchreib, Geliebte, nur ein Blatt.
Ich weis, daß es, bey allen Kennern,
Die Stärke deiner Schönheit hat.

Du kannſt dich in die Kürze ſchränken,
Und ſchreibſt doch deutlich, ſchön, und viel.
Ja, du verſtehſt die Kunſt zu denken;
Drum führſt du auch den beſten Kiel.

Wo bin ich, meine Pierinnen?
Ihr führt mich auf den Pindus hin.
Ja, ja, auf dieſen hohen Zinnen
Steht meine junge Dichterinn.
Sie ſtimmt, ſie rührt die muntern Saiten.
Ihr Linden, hört! Calliſte ſpielt,
Die ſich, bey tauſend Seltenheiten,
Zur Dichtkunſt recht gebohren fühlt.

Ich will dich nicht verdächtig loben;
Sonſt ſtellt ich dich zur Sappho hin.
Fehlt ihre Stärke deinen Proben:
So fehlt dir auch ihr frecher Sinn.
Genug, daß mich, bey deinem Witze,
Natur, Geſchmack und Kunſt ergetzt,
Und daß dein Geiſt, bey ſeiner Hitze,
Die Tugend, durch kein Wort verletzt.

Calliſte, hätt ich, durch mein Singen,
Ein einzig Lorberblatt verdient:
Ich wollt es zu dem Kranze bringen,
Der ſchon für deine Schläfe grünt.
Doch da der Stral der blauen Lichter
Den Gott in mir nicht mehr bewegt:
So bin ich ein verlaßner Dichter,
Der ſich nur mit Cypreſſen trägt.

St! Muſen! Hört auf dieſe Töne!
Calliſte tritt vor das Clavier.
Hier zaubert die geſchickte Schöne;
Ihr Finger reget ſich in mir.
Halt ein! Du ſtürmſt in meinen Willen:
Er wird entzückt: Er iſt betrübt;
Er zagt, er zürnt, er läßt ſich ſtillen;
Er zweifelt, hofft, und bleibt verliebt.

Zuviel, vortreffliche Calliſte!
Wer bleibt bey deinen Augen frey?
Und wenn man da noch Rettung wüßte:
So ſteht die Hand den Blicken bey.
So mußt du wohl den Sieg erhalten:
Doch ſeufzet man auch mit Verdruß:
Ach! daß die Hand einmal erkalten,
Und mit der Zeit zerſtieben muß.

Und doch folgſt du bey dieſen Kräften
Auch deiner angebohrnen Pflicht.
Du weichſt in weiblichen Geſchäfften
Der beſten deinesgleichen nicht.
Du willſt den Ruhm der Wirthſchaft haben;
Dich nimmt kein eitler Ehrgeiz ein;
Bey allen deinen ſeltnen Gaben,
Willſt du doch nie bewundert ſeyn.

Fühlt, Freunde, dieſes Herze ſchlagen;
Hier rühret ſich Calliſtens Bild.
Der Ort wird ihr Gedächtniß tragen,
So lang er noch vom Blute quillt.

O! Schmerz! Ich habe ſie verlohren!
Verlohren? Ja! Ich bin entfernt.
Und klag es allzeit tauben Ohren,
Wie viel mein Herz ertragen lernt.

Ja, Kind, ich habe dich verlaſſen;
Allein mein Geiſt iſt ſtets bey dir.
Wirſt du mich auch wohl einmal haſſen?
Den Zweifel ſchelt ich ſelbſt an mir.
Viel eher kannſt du mich vergeſſen;
Was red ich doch zu meiner Qual?
Du wirſt doch dann und wann ermeſſen:
Hier war Sylvander auch einmal.

Wenn ich mein Feuer nicht verheele:
So folg ich meiner Redlichkeit.
Ich liebe dich, wie meine Seele;
Mein Herz beſieget Glück und Zeit.
O! zürne nicht, bey meinen Trieben;
Sie nehmen nichts verſtelltes an.
Dich, Freundinn, muß ich ewig lieben,
Weil ich nur einmal lieben kann.

Verlacht den Ausdruck meiner Flammen,
Ihr Feinde wahrer Menſchlichkeit!
Sucht das Gefühle zu verdammen,
Worzu ihr ſelbſt zu fühllos ſeyd.
Legt dieſes Merkmaal ſüßer Schmerzen
Mit ſtolzen Minen aus der Hand!
Ich ſeh es, mit gelaßnem Herzen;
Ihr habt Calliſten nicht gekannt.

Ein

* *

Ein Armer ſoll die Dichtkunſt nicht ſein Hauptwerk ſeyn laſſen.

Der Urſprung aller Vergehungen und Laſter iſt der Selbſtbetrug: und die unachtſame Unterlaſſung der Erkenntniß ſeiner ſelbſt ſtürzet den Menſchen in ein unausbleibliches Verderben. Die tägliche Erfahrung bekräftiget dieſes; und jedermann wird es für unvernünftig halten, wenn man ſein Unternehmen nicht zuvor überleget hat. Ob gleich die Worte, womit man ſich auszudrucken pfleget, noch ſo ſchön klingen; obgleich dieſe Art, ſeine Pflichten aus den Augen zu ſetzen, mit den beſten Namen beleget werden; ob ſie gleich großmüthige Fehler und edle Schwachheiten genennet werden: So bleibt dennoch die Verabſäumung dieſer Schuldigkeit ein unverantwortliches Verbrechen, und führet den Menſchen zu ſeinem gewiſſen Untergange. Die betrübten Folgen dieſer ſchändlichen Unachtſamkeit liegen vor aller Welt am Tage. Man unternimmt ja eine Handlung, ohne dabey zu überlegen, ob ſie uns gut ſey. Man verrichtet dieſe oder jene That, ohne dabey die Vernunft zu Rathe zu ziehen. Man überleget nicht, ob etwas den Geſetzen der Natur und unſerer eigenen Beſchaffenheit gemäß ſey. Künſte und Wiſſenſchaften werden erlernet, ohne ſeine Gemüths- und Leibeskräfte zu unterſuchen, ohne in Erwegung zu ziehen, ob auch dieſelbigen hierzu geſchickt ſeyn möchten. Nur die Affecten haben ſich unſerer Sinne gänzlich bemeiſtert. Und was uns ſchön zu ſeyn dünket, es mag ſeyn was es will, das wollen wir, das wird ſogleich übernommen; es mag im übrigen mit uns ſelbſt ſtreiten ſo ſehr als es möglich iſt; wir mögen uns dadurch Schaden oder Nutzen zufügen; genug: Der Wille befiehlt, die Vernunft muß gehorchen.

Auf den äußerlichen Zuſtand wird noch am meiſten gedacht. Es iſt wahr, die ſorgfältige Betrachtung des größten Haufens geht noch da hinaus, wie man ſich Geld und Reichthum zuſammen ſcharren, und wie man ſich viele Bequemlichkeiten erwerben möge, die zur Nothdurft, zum Vergnügen und Wohlſtande des Lebens dienen können. Aber auch dieſes wird von vielen unterlaſſen. Viele richten ihre Gedanken nur auf die Verbeſſerung der Seele: Sie ſetzen aber ihren äußerlichen Zuſtand aus den Augen; da doch die Pflichten gegen uns ſelbſt nicht können getrennet werden, weil wir zu einer ſo wohl verbunden ſind, als zu der andern. Ich rechne hierunter mit Recht, wenn ſich jemand eine gewiſſe Kunſt und Wiſſenſchaft zu erlangen vorſetzet, in welcher er es zwar nach ſeiner Einbildung gar hoch bringen, inzwiſchen aber dennoch im Voraus ſehen könnte, daß er dieſelbe ohne Hindanſetzung ſeines äußerlichen Zuſtandes und ſehr vieler Vortheile nach aller Wahrſcheinlichkeit nimmermehr auszuführen vermögend ſey. Wer weis nicht, daß in einem ordentlichen Wandel alles miteinander zuſammenſtimmen muß, und daß alſo einer dieſes Unternehmen nicht vollziehen kann, welches hingegen ein anderer ſehr leicht ausführet? Die Sache fällt in großen Exempeln bald in die Augen, und es würde mir da ſo gleich jedermann beypflichten. Ich will aber ein etwas niedrigers anführen, und auch bey dieſem die Unachtſamkeit und den Selbſtbetrug der Menſchen an den Tag legen, der ſeinen Grund einzig und allein darinnen hat, daß man ſeinen äußerlichen Zuſtand nicht erwegen will. Ich werde kürzlich zeigen, **daß derjenige nicht ſolle die Dichtkunſt ſein Hauptwerk ſeyn laſſen, der nicht reich iſt.**

Es glaube ja niemand, daß ich als ein Feind dieſer Kunſt mit ihm rede, die ich gar leicht, als eine der alleredelſten und vortrefflichſten gegen ihre Verächter vertheidigen will; deren Fruchtbarkeit, und göttlichen Einfluß ich an ihren Anbethern verehre; deren beſondere Schönheiten mich ergötzen, und deren durchdringende Macht mich in Erſtaunung bringet; deren faſt über natürliche Reizungen, Gedanken, Willen und Begierden durchdringen, bezwingen, hinfortreißen, und ſich unterthänig machen; und die ich Zeit meines Lebens hochachten werde. Es glaube ja niemand, daß ich diejenigen Perſonen verwerfe, denen auch Neid und Misgunſt das Lob großer Geiſter und den Vorzug eines unſterblichen Ruhms niemals aufkündigen werden, deren Schriften die Welt verewiget, deren Andenken uns allen in friſchem Gedächtniſſe ſchwebet, und beſtändig neu und unverſehrt vor Augen liegt; deren Beſchreibungen Spiegel der göttlichen Vollkommenheiten, und den Abriß der Natur abgeben; und die uns die Sache ſelbſt vollkommen ausdrücken. Es ſey ferne von mir, daß ich dieſe Kunſt, dieſe Perſonen gering ſchätze, die ſehr oft zum Preiſe des Schöpfers, die zum Nutzen des gemeinen Weſens, und die zum Vergnügen einzelner Menſchen dienen müſſen. Niemand thue mir dieſes Unrecht an, und niemand bürde mir ein ſo unbedachtſames Verfahren auf. Ich will vielmehr feſtiglich überzeuget ſeyn, daß niemand ſo unbillig von mir denken werde, und daß niemand mich einer ſolchen Thorheit verdächtig halte. Jedermann ſieht im Voraus, daß ich vielmehr von der Klugheit rede, die ein vernünftiger Menſch, wie bey Unternehmung einer jeden Sache, alſo auch in dieſem Stücke beobachten ſoll. Wer weis nicht, daß die Weisheit ohne die Klugheit viel von ihrem Werthe verliehrt, und daß ſie auf dieſe Weiſe, wo nicht gar der Thorheit gleicht, dennoch ihr oft gar nahe kömmt? Und alſo glaube ich ganz gewiß, daß ich dennoch für einen Verehrer der Dichtkunſt kann gehalten werden, ob ich gleich in dieſem Aufſatze viele abmahnen will, daß ſie dieſelbige nicht zu ihrem Hauptwerke machen ſollen, ſondern vielmehr dieſer vortrefflichen Kunſt eine andere an die Seite ſetzen mögen, die ſie jener beſtändig vorziehen, wenn ſie nicht beſondere Mittel haben, für ſich zu leben.

Je mehr es aber dennoch bey verſchiedenen das Anſehen haben möchte, als wenn gleichwohl eine heimliche Geringſchätzung der niemals genug zu lobenden Poeſie mir die Worte in den Mund legte: Deſto mehr habe ich Urſache um eine günſtige Aufmerkſamkeit ergebenſt zu erſuchen, und zu bitten, man wolle die Gründe meines Aufſatzes erwegen, derſelben Billigkeit betrachten, und dadurch mich endlich von allem Verdachte frey ſprechen.

Ich ſehe mich aber genöthiget, vor allen Dingen von der ſo beruſenen Begleitung eines guten Gemüths (ich bitte um Erlaubniß, mich dieſes Ausdrucks zu bedienen,) ich meyne von der Armuth, zwey Worte zu ſagen. Ich will den Armen die Dichtkunſt widerrathen. Nur dieſe, und niemand anders, will ich überreden, daß ſie die Poeſie nicht mögen ihr Hauptwerk ſeyn laſſen. Nur die Armen ſollen die wenigſte Bemühung auf ſie wenden. Nur ſie ſollen eine andere Beſchäfftigung unternehmen. Es möchte aber gleichwohl die Beſchreibung der Armuth ein ſchweres Vorhaben heißen! Ich leugne nicht, daß unter der Armuth eben ſo wohl ein großer Unterſchied ſey, als im Gegentheile der Reichthum verſchiedene Grade hat. Wer wird aber für nöthig achten, dieſelbigen hier alle genau zu beſtimmen? Die Erwegung der allgemeinen Begriffe iſt hier ſchon genug. Iſt es nicht an dem, daß zur Erhaltung des menſchlichen Lebens drey Dinge erfordert werden, die man durch das zeitliche Vermögen erlangen kann? Wer weis nicht, daß man Dinge nöthig hat zu ſeiner Nothdurft, Dinge zu ſeiner Bequemlichkeit, und endlich auch zu dem Wohlſtande? Das erſte iſt ohne Zweifel das wichtigſte, und die andern dienen bloß zur Ergötzlichkeit, welche aber dennoch auch ihren Grund in dem natürlichen Geſetze ſuchet. Das Vergnügen kann man zur Noth entbehren. Was aber zu den höchſtnöthigen Lebensmitteln gehöret, von dieſem kann man ſich auf keine Weiſe entblößet ſehen. Nun iſt die Erklärung des Armen überhaupt vollſtändig. Ich ſage, wer vom zeitlichen Vermögen nicht ſo viel vor ſich bringen kann, als die gegenwärtige Nothdurft erfordert, der iſt arm. Die Sache hat ſeine Richtigkeit; denn der Begriff liegt in dem Weſen derſelben. Und der Gebrauch der Wörter kömmt hiermit vollkommen überein.

Jedoch ich muß noch eine Einſchränkung hinzuſetzen. Meine Meynung geht nicht dahin, daß ein Armer ganz und gar nicht die Poeſie lieben, und ſich derſelbigen nicht einige Stunden weihen ſollte; ſondern dieſes Recht vielmehr den Reichen ganz allein zuſtehen müßte. Das wäre ja ein rechter lächerlicher Fehler, welcher nicht ſowohl eine Antwort, als vielmehr ein herzliches Mitleiden verdienete. Ich weis nur allzuwohl, wie viel Einbildungskraft, wie viel Scharfſinnigkeit, Witz und Geſchicklichkeit, wie viel Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft, wie viel Erfahrung und natürliche Neigung zu einem Dichter erfordert werden. Und ich habe noch beſſer durch die tägliche Erfahrung gelernet, daß dieſe vortrefflichen Gaben nicht nach dem äußerlichen Zuſtande, und nicht nach dem äußerlichen Vermögen ausgetheilet ſind. Denn hilf ewiger GOtt! wie viel Reiche ſind nicht gemeiniglich einfältig, verdrüßlich, zu Unternehmungen träge, zu keiner Ausführung geſchickt, und ſo weiter? Hingegen, ſind nicht die Armen faſt allezeit klug, liſtig, ſchlau, munter, witzig, zu allen Dingen fertig und aufgeweckt; mit einem Worte, ſind ſie nicht gemeiniglich, was den Geiſt anbelanget, gegen jene vollkommen? Es wird mir alſo niemand dieſes thörichte Verfahren zutrauen: Sondern meine Abſicht iſt dieſe. Es iſt bekannt, daß bey einem ordentlichen Wandel immer ein beſonderer Endzweck zu einem Mittel einer andern Abſicht wird, und daß viele Abſichten insgeſamt Mittel zu einem Hauptendzwecke abgeben. Ein Armer kann die Poeſie lieben; ja er kann ſuchen, es weit in derſelbigen zu bringen: Aber, er muß ſich derſelbigen nur als ein Mittel bedienen, dadurch er ſeine Hauptabſicht erreichen will. Sein Hauptwerk ſelbſt darf es nicht ſeyn. Und dieſes iſt es, was ich beweiſen will.

Die vernünftigſte und beſte Erklärung nennet einen Poeten einen geſchickten Nachahmer der natürlichen Dinge. Sie unterſcheidet ihn durch die Art ſeiner Nachahmung, und durch die Mittel, wodurch er ſie vollzieht. Eine tactmäßig abgemeſſene Rede, eine harmoniſche und wohlklingende Schrift iſt es, die man ein Gedichte nennet. Und es iſt wahr, dieſe Beſchreibung iſt vollſtändig, und in der That ſehr fruchtbar. Hier ſetze ich zum Voraus, daß eben diejenige Sache, die durch Verſe beſchrieben iſt, auch verſtändlich hätte in ungebundener Rede können vorgetragen werden. Warum iſt ſie aber ſo tactmäßig abgemeſſen? Warum ſind denn die Wörter ſo zierlich in einander gefügt? Ich glaube darum, daß ſie wohl klingen ſollen, und daß die Leute dadurch ergötzet werden. Alſo iſt wohl die Beluſtigung der Hauptzweck der Poeſie. Sie mag nun auf Seiten des Dichters oder ſeiner Verwunderer ſeyn; die Sache bleibt einerley. Hier fraget ſich es nun, ob ein Armer verbunden ſey, etwas zu ſeinem Hauptwerke zu machen, dadurch er dem andern Vergnügen verſchaffe; jedoch, was ſage ich, ob er verbunden ſey, dieſes zu thun? ich muß vielmehr fragen, ob ein Armer recht thue, und ſich nicht hingegen gröblich an ſich ſelbſt verſündige, wenn er etwas unternimmt, das nicht nothwendig iſt? Ich ſage ſchlechterdings dazu, er thue unrecht, und er verſündige ſich an ſich ſelbſt deswegen, weil dieſer ſein Hauptzweck zu ſehr mit ſeinem äußerlichen Zuſtande ſtreitet. Jedermann überlege dieſes ſelbſt, und ſage mir, ob ihm nicht dieſer Satz wahrhafter zu ſeyn dünke, als die Gemüther derjenigen erleuchtet ſind, die mit ihrem Schaden vergnügen wollen. Es fehlet dieſem ſonderbarem Geiſte an den höchſtnöthigen Lebensmitteln; was zu ſeiner Nothdurft, zu ſeinem allernothwendigſten Unterhalte, zu ſeiner wichtigſten Verſorgung gehöret, davon ſieht er ſich ganz und gar entblößet; er ſtecket des Abends, um den Diogenes nicht allein zu laſſen, mit ihm in einem Faſſe; er ſitzt und muß alles Ungeſtüm des Himmels empfinden; er muß alle Wetter der rauheſten Luſt erfahren, Kälte, Trübſal und Ungemach ausſtehen; er muß ſich aller Gefahr unterwerfen: Und zwar zu was Ende? Zu keinem andern, als dieſem, daß er ein großer Poet ſeyn möge; daß die Leute ſeine Gedichte bewundern, ſich über ſeine ſchönen Ausdrückungen ergötzen ſollen; und daß er die Ehre haben möge, arm zu ſeyn, und von niemand etwas zu bekommen. O! mit was für Recht kann man von dir ſagen, du ohne Ueberlegung philoſophiſcher Poete! daß du den Himmel fühleſt, und nicht nur einen heimlichen Einfluß deſſelben, ſondern vielmehr einen gewaltſamen Einbruch erzittereſt. Du erfülleſt durch dein eigenes Exempel vollkommen dieſe poetiſche Schwulſt. Laß dir deine Einbildungskraft dein Nachtlager ſanft machen. Dein lebhafter Wiz wird ſchon etwas erfinden, daß du ruhig ſeyn kannſt. Dein glücklicher und munterer Kopf wird niemals traurig darüber ſeyn. Vergnüge dich darüber, daß andere an deiner Schreibart ſich ergötzen, daß ſie dein Gedichte hoch ſchätzen, ob ſie gleich nichts auf dich und deine Perſon halten. Denn es iſt in der That an dem, und ich weis nicht, ob eben dieſes eine verderbte Zeit, oder ein übler Geſchmack mit ſich bringt, daß man nun wohl ein gutes Gedichte bewundert, es gerne lieſt und gar hoch hält, aber gleichwohl jenen Hauptpoeten, der nun in der That weiter nichts gelernet hat, als ein Gedichte machen, wo nicht gar verachtet, ihm dennoch entweder nicht um ſich leiden kann, oder ihm gewiß keine hülfreiche Hand leiſtet. Da hingegen ein anderer, der auch, ob wohl ein gutes, aber doch kein ſo vollkommenes Gedichte, als jener, machen kann, auch dieſer Urſache halber beliebt iſt, wenn er nur in einem andern Theile der Gelehrſamkeit etwas gethan hat.

Würde ich wohl den rechten Zweck verfehlet haben, wenn ich eine Urſache davon eröffnete, die mir nach meiner Einſicht ſehr triftig zu ſeyn ſcheint? Ich habe allezeit dafür gehalten, nichts als Verſe machen, heiße in der That nichts anders, als müßig gehen. Und ich finde, daß auch **St. Evremont** meiner Meynung zugethan iſt. Ich erſuche jedermann, mit mir ein wenig die äußerliche Beſchaffenheit eines Dichters zu betrachten. Wer findet nicht in täglichen Exempeln gegründet, daß die Poeten insgemein ſehr bequeme Leute ſind, die ſich alle Dinge nach ihrem Gutdünken einrichten, und die vor nichts mehr einen Ekel haben, als vor der Unterbrechung ihrer Ruhe? Erfahren wir nicht durch deutliche Merkmaale, daß die meiſten unter ihnen mehr einer ausſchweifenden Einbildungskraft, als einer ſtrengen Vernunft, folgen? Wem zeiget nicht eine untrügliche Erfahrung Muſter von ſolchen Perſonen, die mit den Heuſchrecken lieber ſingen und erhungern wollen, als daß ſie eine nützlichere Arbeit vornehmen, und wacker arbeiteten? Die Verrichtungen, welche der Menſch vornimmt, zeitliches Vermögen zu erwerben, werden Arbeit genennet. Nun fordere ich euch alle auf, ihr großen Poeten! kommt her, und ſaget mir, und beſchreibet mir die Gold- und Silberbergwerke eures Parnaſſes, erzählet mir eure Verrichtungen, und eure häufigen Angelegenheiten, zeiget mir euer Vermögen, welches ihr durch dieſe ſauren Verrichtungen erworben habet. Was vermag wohl eure Kunſt euch zu gewehren? Kommt her, ich bin begierig zu hören, wie ihr doch eure edle Zeit zubringet. Ich verlange zu wiſſen, worinnen beſteht eure Arbeit?

Ich höre ganz geſchwinde und erzürnet von einem düſtern Kopfe, von einem rechten Altpoeten die Worte herausſtoßen: Worinnen mag unſere Arbeit beſtehen? Sie beſteht in Verſe machen. Brauchet man dazu nicht Geſchicklichkeit, Kunſt und Erfahrung? Iſt kein Witz und Verſtand dazu vonnöthen? Iſt etwan ein Reim gleich ein Gedichte, oder, machet uns die Erlernung eines Reimregiſters ſogleich zum Poeten? O nein, großer Apollo! das ſage ich gar nicht, ich meyne nur, daß du durch deine Reden nichts anders, als deinen Müßiggang, zu verſtehen giebeſt, ja auch in der That alle Arbeit unterläßeſt. Und auf dieſe Weiſe ſind alle, die weiter nichts, als Poeten ſind, bloße Müßiggänger. Erſtlich iſt es ja ganz gewiß, daß ein Menſch nicht allezeit eben ſo aufgeräumt ſeyn kann, als nun zu der Zeit erfordert wird, wenn ein Gedichte ſoll gemacht werden. Zum andern hat man auch nicht täglich neue Gelegenheit, Gedichte zu verfertigen. Was ſoll nun der Dichter zu einer ſolchen Zeit anfangen, und womit ſoll er ſich beſchäfftigen?

Man ſieht ihn auf der Straße herumwandern, und er denket, nach ſeinem Vorgeben, darauf, wie er in einem neuen Gedichte die Natur recht vollkommen ausdrücken will. Itzt denket er auf eine Cantate. Er will muntere und ſinnreiche Dinge in die Arien bringen. Die Muſik, und eine gewiſſe harmoniſche und wohlklingende Melodie iſt ihm beſtändig vor den Ohren. Er läuft alle Gaſſen durch, bald läuft, bald ſpringt er, bald machet er gewiſſe Stellungen mit der Hand, die eine Aufmerkſamkeit auf das, was er denket, anzeigen ſollen, bald machet er eine luſtige, bald tiefſinnige Mine, endlich kömmt alles dahinaus, er hat die ganze Zeit hindurch einen gewiſſen Klang ſich vorgeſtellt, der ihm ſchon bekannt geweſen iſt. In der That hat er nichts dabey gedacht. Dieſer Wollüſtige iſt müßig gegangen!

Nun ſoll ein Schäfergedichte der Vorwurf ſeiner Beſchäfftigung ſeyn. Neunmal geht er in die Gärten ſpazieren, und will ſich unter dem Schatten der Bäume, ein unſchuldiges, ruhiges und ungekünſteltes Leben vorſtellen; er will ein einfältiges Geſpräche erſinnen, und nimmt ſich vor, den Quell des größten Vergnügens, aber auch der heftigſten Unruhe der Schäfer, natürlich auszudrücken. Eines ärgert ihm hiebey, daß er ihre Liebes-Erklärungen nicht ſowohl durch ſchamhafte Blicke, als vielmehr durch zärtliche Worte, ausführen muß; weil er die Blicke nicht in die Verſe bringen kann. Jedoch auch bey den Worten bringet er ſehr lange zu, und bald iſt hier eins auszuſtreichen, bald aber da. Das Schäfergedichte wird unter einem halben Jahre nicht fertig. Unterdeſſen hat der Dichter Kummer und Noth ausſtehen müſſen, und auch durch das Schäfergedichte hat er ſich noch nichts erworben. Dieſer Einfältige iſt in der That müßig gegangen!

Hilf Himmel! itzt ſoll ein verliebtes Gedichte zum Vorſcheine kommen. Itzt will der Poet eine Elegie verfertigen, er will ſeinen traurigen Affect recht abſchildern; man ſoll zum Mitleiden beweget werden, und eben die Regung bey ſich empfinden, die der Verfertiger dieſes Klaglieds ausgeſtanden hat. Was thut hier unſer Dichter, daß er ſeinen Endzweck erreichet? Er befindet für gut, ſich zuvor zu verlieben, damit er ſeine eigenen Leidenſchaften durch einen zärtlichen Ausdruck recht natürlich vorſtellen könne. Zu dem Ende läuft er allen Weibesbildern, ohne Unterſchied, gar ſorgfältig und begierig nach; er ſieht, und merket, und betrachtet, und weis nicht, wo er zuerſt hinſehen ſoll; er ſeufzet im Vorbeygehen, und ſein Herz empfindet die ihm zu ſeiner Elegie ſo angenehmen und nothwendigen Reizungen. Endlich hat er nach drey Vierteljahren ſeine Göttinn und ſeine Königinn, die an zween Orten, in der Küche und in ſeinem Herzen, herrſchet, einmal geſprochen; er hat gegen dieſelbige alle Zärtlichkeit ausgeſchüttet, und ihr alle Unterthänigkeit bezeuget. Nach etlichen Vierteljahren wird, vermöge dieſes Affects, ein verliebtes Gedichte zur Welt gebohren. Dieß iſt die ganze Beſchäfftigung, dieß iſt das ganze Unternehmen. Heißt das nicht in der That: Dieſer Verliebte iſt müßig gegangen? Heißt das nicht, er hat mit allem Fleiße nicht arbeiten wollen?

Wer hält nun aber den Müßiggang nicht für das allergefährlichſte Laſter, welches zu den größten Ausſchweifungen und Bosheiten Gelegenheit giebt? Und verfällt nicht alsdann ein ſolcher Poet aufs Spielen, und andere Ueppigkeiten, damit er vielleicht dadurch etwas gewinnen möge, weil er ſieht, daß ſeine Gedichte nichts eintragen? Hier hat das Betrügen zuweilen ſtatt. Hier hat man mehr Gefahr zu beſorgen. Hier hat man den Anfang aller Laſter zu befürchten. Und wo kommen denn dieſe böſen Dinge alle her? Iſt nicht der erſte Grund dieſer, weil ein Armer hat laſſen die Poeſie ſein Hauptwerk ſeyn? Das heißt, weil ein Armer ſich auf das Müßiggehen geleget hat?

Ich weis wohl, was man hier einwenden kann. Man muß bey einer Sache nicht ſowohl auf den Erwerb,

werb, als auf die Abſichten der Verrichtungen ſehen. Und vornehmlich muß man nicht ſtudieren, um Brodt zu erwerben. Niederträchtige Gemüther ſorgen bloß für den Leib; hingegen edle Seelen wiſſen gar wohl, daß an der Tugend mehr gelegen iſt, und daß Geſchicklichkeit und Verſtand über allen Reichthum gehen. Es iſt wahr, die Vollkommenheit der Seele iſt bey einem Menſchen das allervortrefflichſte, und die Sorgfalt für dieſelbige ſteht billig oben an. Allein, iſt etwan der Leib oder die Nothdurft deſſelbigen auszuſchließen? Oder, hat man keine Pflichten in Anſehung unſeres Zuſtandes zu erfüllen? Iſt nun das natürliche Geſetz gänzlich erfüllet, wenn ich mir zwar alle Mühe gebe, Geſchicklichkeit und Wiſſenſchaft zu erwerben, im Gegentheile aber meinen Leib darben laſſe, und nicht einmal dafür ſorge, wie er ſeinen höchſtnöthigen Unterhalt erlangen möge? Ich habe oben erinnert, daß die Pflichten gegen uns ſelbſt nicht können getrennet werden; und ich widerhole es allhier, daß wir zu einer Pflicht eben ſo wohl verbunden ſind, als zu der andern. Hat denn nun derjenige den göttlichen Verordnungen ein Genügen geleiſtet, welcher ſo unbedachtſam iſt, daß er etwas erlernet, damit es allem Anſehen nach unmöglich iſt, ſich fortzuhelfen? Oder, ſchließt denn nun obengedachter Einwurf alle Sorge für die zeitliche Unterhaltung aus? Heißt nicht die Regel, man ſoll nicht ſtudieren, um Brodt zu verdienen, ſo viel: Man ſoll ſich ſorgfältig darinnen bezeugen, daß wir unſer Studieren aufs beſte einrichten? Befiehlet ſie uns nicht vielmehr, allerdings den Leib nicht hindanzuſetzen?

und verbiethet ſie nicht etwan bloß, daß jemand ganz allein den äußerlichen Zuſtand verbeſſere, aber die Seele hingegen, und die Geſchicklichkeit ganz und gar bey Seite ſetze?

Aber o! wie behutſam und wie wohlbedächtig iſt noch ein Einwurf vorbehalten worden, daß ich ja das Gegentheil aufs deutlichſte erklären kann. Man fraget mich, nicht ohne ein liſtiges Lachen, ob etwan die Gewaltigen und Reichen allezeit unwiſſend wären? und ob ſie Geſchicklichkeit und Tugend niemals nach Würden zu belohnen wüßten? Ob man etwan gar keine Exempel ſolcher Perſonen hätte, die durch ihre Dichtkunſt in der Welt reich und groß geworden wären? Ob denn kein Gewaltiger die Schönheit eines guten Gedichtes einſehen könnte, und ob er niemals dadurch angereizet werde, dem Dichter gutes zu thun? Man will mir vielmehr verſchiedene Dichter vorſtellen, die durch ihre Poeſien große Schätze und großes Vermögen erworben hätten. Hat nicht **Meliſſus**, ſaget man, ein berühmter Poet zu Heydelberg einen guten Vorrath zeitlicher Güter erworben? Wurden nicht dem **Philipp des Portes** ſeine Verſe mit zehen tauſend Thalern jährlicher Einkünfte bezahlet? Hat nicht jener Admiral **de Joyeuſe** für ein einzig Sonnet eine Abtey gegeben? Und leben nicht ſelbſt in unſern Zeiten verſchiedene Leute, die durch ihre Poeſien ſich anſehnlich gemacht, oder die ſich doch wenigſtens dadurch einen einträglichen Zuſtand erworben haben? Warum ſoll deswegen ein Armer nicht die Dichtkunſt laſſen ſein Hauptwerk ſeyn? Seine Gedichte werden belohnet; er bekömmt durch ſie Ehre und Reichthum; ſie erwerben ihm viele Bequemlichkeiten; er machet ſich beliebt; kurz, er bringt ſich dadurch in die Höhe. Ich möchte aber dieſes nicht gerne zur Regel machen, was nur bey einzelnen Perſonen, wie ein bloßes Glück anzuſehen iſt. Man hat mir drey Exempel vorgelegt, und es ſteht dahin, wie weit ſich die Richtigkeit derſelben erſtrecket. Es iſt wahr, Meliſſus hat ſich ein Haus gekauft. Ob er das Geld mit Verſen verdienet hat, daran zweifle ich noch. Doch geſetzt, die Sache verhielte ſich alſo; ſaget nicht Meliſſus ſelbſt, und ſchreibt er nicht an ſeine Freunde: *Mira mirorum!* poëta emit domum? Und iſt es nicht einmal wahr, daß wenn ja hier und da einer und der andere durch Verſe ſich einen Dienſt erworben hat, man von derjenigen Hoheit, die ihm dazu verholfen, mit Recht ſagen kann, was dort Paulus gethan hat: Ihr vertraget gerne die Narren, weil ihr klug ſeyd. Denn die meiſten kommen ja durch lächerliche und einfältige Poſſen empor. Wir reden aber von der wahren Dichtkunſt. Dieſe, ſage ich, hat viele Liebhaber, aber wenig Freyer.

Hat nicht der ſo berühmte italieniſche Poete Taſſo die Leute oft um Geld anſprechen müſſen? Hat er nicht in eben dem Kleide Frankreich verlaſſen, in dem er dahin gekommen? Hat er nicht unter andern ein Gedichte an ſeine Katze verfertiget, darinnen er ſie bittet, ſie möchte ihm doch Feuer aus ihren Augen leihen, daß er ſeine Verſe dabey ſchriebe, weil er das Licht nicht bezahlen könnte? Und iſt dieſes nicht an eben dem Hofe geſchehen, da die oben erwähnte Freygebigkeit, auf eine unerhörte Weiſe iſt ausgeübet worden? Wer weis nicht, daß **Neukirch**, ein großer deutſcher Dichter, in verſchiedenen Poeſien an den König in Preußen ſeine große Dürftigkeit vorgeſtellet hat? Wie herrlich **Günther** mag gelebet haben, das wird vermuthlich jedermann bekannt ſeyn. Und was ja andere Dichter hinterlaſſen haben, das haben ſie wahrhaftig nicht mit ihren Poeſien erworben. Denn es bleibt einmal gewiß: bey der Poeſie trifft man zwar ſchöne Blumen an, aber ſie trägt keine Früchte.

O! welch ein weitläuftiges Feld ſtünde mir nunmehr offen, die Unbilligkeit, und das thörichte Verhalten dieſer Perſonen zu zeigen, die mit ihrem eigenen Schaden, und zu ihrer gewiſſen Unglückſeligkeit eitele Gemüther vergnügen wollen! Wie nachdrücklich könnte ich ihnen ihre Unwiſſenheit, und ihren gewiß herannahenden Untergang verrücken! Wie ſehr könnte ich ihnen die Ungerechtigkeit beſchreiben, die ſie an ſich ſelbſt ausübeten! Und wie ausführlich könnte ich ihnen die Furcht vor Augen ſtellen, die ihnen in der That, wegen ihres häufigen Mangels, wegen ihres auszuſtehenden Kummers, und wegen ihrer beſtändigen Plagen, nothwendig empfindlich ſeyn muß. Dieſer Dichter Armuth iſt kein Unglück, ſondern es iſt ihnen eine Schande; denn ſie ſind ſelbſt ſchuld daran. Es hat in ihrer Gewalt geſtanden, dieſelbige zu vermeiden, wo nicht ihr eigener Müßiggang ſie von einer andern Wiſſenſchaft abgezogen hätte. Durch Faulheit haben ſie alle Gelegenheiten laſſen vorbey gehen, etwas nothwendiges zu erlernen. So mag ſie denn nun immerhin ihre Armuth und die Urſache derſelben beſchimpfen. Und die Schande mag ihnen nun deſto größer ſeyn, weil ſie bey reifem Verſtande, und wider guten Rath wohlmeynender Perſonen in ihrem unbedachtſamen Verhalten fortgefahren ſind. Und in ihrem Alter, wenn ſie ſich nunmehr, wie von allen, alſo auch von ihrer lieben Dichtkunſt, entfernet ſehen, mögen ſie zu ihrer Ruhe, zu ihrem Vergnügen, und zu ihrer Glückſeligkeit noch bey ſich bedenken, wie auch **Homerus** ſelbſt, der Großvater aller Poeten, den man nach ſeinem Tode wie einen Halbgott verehret hat, bey ſeinem Leben betteln gegangen iſt.

Dieſer Glückſeligkeit halber beneide ich dich wahrhaftig nicht, göttlicher Poete; und ich weis gewiß, es wird mir jedermann hierinnen beypflichten.

M. J. B. C.

* *

Die wahre Größe.

Freund, den ich gleich verehrt, ſo bald ich ihn erblickt,
Mein Phöbus denkt an dich und wird durch dich entzückt.
O dürft er deinen Werth in ſeine Reime binden;
Du würdeſt hier ein Bild des wahren Adels finden,
Der dir im Blute wohnt, und ohne Wapenpracht
Dich vor der Welt geehrt und groß im Herzen macht.
Noch keine ſeltne That verherrlicht deine Jugend:
Doch bleibſt du mir berühmt und alt an Witz und Tugend.

Denn nicht ein jeder Arm, der Land und Völker ſchützt,
Auf den der Fürſt die Laſt und ſeine Trägheit ſtützt,
Nicht jede kühne Fauſt, die Schwerdt u. Stärke brauchet
Und von des Feindes Blut auf Wall und Wahlſtatt rauchet,
Nicht jede blaſſe Hand, die Kiel und Blatt ergreift
Und der Gelehrten Zahl, ſo wie die Bücher, häuft,
Erwirbt ſich wahren Ruhm. Die große Thaten zählen
Und zu den Sternen fliehn, ſind oft die kleinſten Seelen.

Entlarvt den Mazarin, und ſeht, was Großes bleibt:
Ein Herz, das Eigennutz und Stoltz und Ehrſucht treibt,
Das in des Königs Ruhm ſein eigen Glück bewachet,
Des Prinzen Länder mehrt, der Bürger Noth verlachet,
Und um ein kleines Land, das ihm oft nicht gehört,
Mehr Menſchen niederreißt, als dieſer Strich ernährt.

Den Mörder und den Held treibt oft ein gleiches Feuer,
Den macht der Ruhm und den der Geiz zum Ungeheuer.
Wie mancher heißt ein Held und öfters iſt ſein Muth
Nicht viel vernünftiger, als die erhitzte Glut,
Die aus dem Pulver fährt, unwiſſend ſich entzündet,
Unwiſſend mich verletzt, unwiſſend auch verſchwindet.

Und jener, der der Welt mit Weisheit nützen will,
Steht ſtets bey ſeinem Ruhm, wie bey der Wahrheit, ſtill,
Vergräbt ſich in den Staub, vergißt oft Pflicht u. Würden,
Um ſeines Namens Nichts der Nachwelt aufzubürden.

Heißt dieß ein großer Geiſt, der keine Tugend kennt,
Und die Gewiſſensruh von Ruhm und Ehre trennt,
Der in des Pöbels Mund, wenn ihm ſein Herze fluchet,
In Thaten ohne Frucht die falſche Hoheit ſuchet,

Den weder Redlichkeit noch Menſchenlieb erhitzt,
Der Vortheil ſehen muß, bevor er andern nützt,
Der gute Thaten ſcheut, die wenig Ruhm begleitet,
Und allen Frevel wagt, dabey man Ruhm erſtreitet;
Der, wenn er lange ſatt ſich und die Welt beſchwert,
Mit Zittern und Verdruß in jene Gegend fährt,
An die er nie gedacht, als bis der Wunſch entſtanden:
O wär nach dieſer Welt nichts weiter mehr vorhanden.

O Freund! allein in uns herrſcht unſer wahres Glück.
Wer nach der Tugend ſtrebt, hats jeden Augenblick;
Und wer die Tugend hat, beſitzt den wahren Adel.
Solch Anſehn trotzt der Zeit, befreyt von allem Tadel;
Macht unſre Seele groß und giebt dem Geiſte Ruh.
Was brauch ich viel Beweis? Beweis hiervon biſt du!
O fahre fort, mein Freund, dich groß durch dich zu machen,
Und hilf den eitlen Glanz des falſchen Ruhms verlachen.

C. F. Gellert.

* *

Fortgeſetzte Anmerkungen über das Ergänzungsſtück zu Trillers Vorrede.

Die acht und zwanzigſte Anmerkung.

S. 67. **Sollte auch von N⸗z⸗r⸗th was gutes kommen?**] Dieſer Nothhelfer aus dem theologiſchen Fache hat ſeine Abfertigung bereits in der 13 Anm. zugleich mit erhalten. Eine Frage aber will ich hier beyläufig beantworten: Ob nämlich Herr Triller oder ſein Ergänzungsſtückler ſchlechter gelernt habe, wozu die chriſtliche Religion gut ſey? Ich erkläre mich hierüber: Beyde wiſſen es gleich ſchlecht. Des Ergänzungsſtücklers Anwendung aber, die er von ſeiner theologiſchen Gelehrſamkeit machet, iſt deswegen abgeſchmackter, weil ſie, da er ſpotten will, doch ſo beſchaffen iſt, daß nicht einmal jemand darüber lachet, und ſie fein nennet; wie ſich doch andre ſchriftgelehrte Spötter noch rühmen können.

Die neun und zwanzigſte Anmerkung.

Ebendaſ. **Das Leipzigiſche Werk iſt auf den deutſchen Horizont ſo geſchickt eingerichtet, daß, wenn es gleich in eine andre Sprache überſetzt würde, doch niemand, als ein gebohrner Deutſcher, ſolches verſtehen, oder ſich zu Nutze machen könnte** u. ſ. w.] Ich breche hier, ob ich ſonſt gleich die Worte, worüber ich meine Anmerkungen mache, ganz herzuſchreiben pflege, mit einem u. ſ. w. deswegen ab, weil der nun wieder geſchwätzige Herr Verfaſſer ſich wider ſeine Gewohnheit ganze 2 Seiten lang völlig ähnlich bleibt, und der Leſer alſo, um von dem Ganzen zu urtheilen, nur ein Stückchen geſehen haben darf. Ich werde mich auch bey allen den Vorwürfen wohl nicht lange aufhalten: Nicht, als ob mir bey gewiſſen Gelegenheiten die Sprache verginge, wie dem Herrn Verfaſſer; ſondern weil mein Endzweck nur iſt, dieſem Herrn Schweizer Ueberlegung und Höflichkeit anzupreiſen; nicht aber den Herrn Prof. Gottſched mit allen Förmlichkeiten zu vertheidigen, als der ohne mich, theils durch die Sache ſelbſt, theils ſonſt, entweder geſchützt iſt, oder geſchützt werden kann. Indeß kömmt wirklich bey dieſer Note ſo vieles vor, welches neue Anmerkungen verdiente, daß ich nicht weis, ob die hohe Einbildung des Verfaſſers ſchlafend oder wachend, aus Unbedachtſamkeit oder aus Zorne, dabey gewirkt hat. Dieſes einzige ſieht man, daß ein Menſch, der recht überlegt, was er redet, nicht ſo würde geredet haben. Denn ich weis von weiter keiner Einrichtung auf den deutſchen Horizont in des Herrn Prof. Gottſcheds Werke, als dieſe, daß er bey ſeinen Regeln und Exempeln, da er doch einmal in Deutſchland lebet, für Deutſchland arbeitet, und den Deutſchen einheimiſche Poeten ziehen will, ſein Abſehen etwas mehr auf die Deutſchen, als auf die Lappländer und Spitzberger, gerichtet hat. Hernach muß der Verfaſſer ganz neue Nachrichten haben, weil er es ſchon erfahren hat, daß die deutſche Nation nicht mehr die allgemeine menſchliche, ſondern eine ganz beſondere Natur für ſich hat, und daß Hrn. Gottſcheds Regeln nicht nach jener allgemeinen menſchlichen, ſondern nach dieſer beſondern deutſchen Natur eingerichtet ſind. Ich bitte meine beſcheidnen Leſer, daß ſie mir hier einen Ausdruck verzeihen, der, wenn ich einen andern Gegner gehabt hätte, gewiß nicht über meine Lippen gekommen wäre. Man könnte nämlich ſagen, daß der Herr Ergänzungsſtückler zwar Verſtand habe, aber keinen Menſchenverſtand. Denn wer kann ſich wohl einbilden, daß der Herr Verfaſſer von den Dingen denke, wie andre Menſchen; da die Zeichen ſeiner Gedanken das Gegentheil lehren, und er es ganz dreuſt heraus ſaget, daß er ſich in Dinge miſche, die er nicht verſtehe? Ich will niemand lange ſinnen laſſen, wo dieſes ſtehe. Auf der 63 und 64. S. ſaget er es mit großen Freuden, daß die Schweizer keine Deutſchen ſind. Und auf der 67 S. mit der ich eben beſchäfftigt bin, ſaget er, daß niemand, als ein gebohrner Deutſcher, die leipzigiſche Dichtkunſt, wenn ſie auch überſetzt würde, verſtehen könne. Nun iſt er ein Schweizer, und folglich kein gebohrner Deutſcher. Er verſteht alſo nach ſeinem eignen Ausſpruche die Dichtkunſt nicht, die er ſo getroſt beurtheilet. Was machen wir alſo mit ihm? Dieſes: Wir wollen ihn ſeinen Landsleuten übergeben; da mögen dann die Herren Schweizer die Stimmen ſelbſt darüber ſammeln, was man einem Kunſtrichter thun ſoll, welcher ſaget, daß er das beurtheilet, was er nicht verſteht.

Die dreyßigſte Anmerkung.

Eben daſ. **Wem alſo noch einige Tropfen deutſches Bluts in den Adern rinnen, der wird den Lohenſteiniſchen Geſchmack, der in dem Miltoniſchen Gedichte herrſcht, verabſcheuen.**] Der Verfaſſer mag ſeinem Spotte noch ſo ein großes Gewicht geben wollen: So werden ſich die deutſchen Starrköpfe, als die gewohnt ſind, nicht Befehlshaber, ſondern Gründe zu fordern, doch nicht bereden laſſen, daß das verlohrne Paradies ein vollkommnes und den Regeln durchgängig gemäßes Heldengedicht ſey. Es iſt dieſes nicht ſo gemeynet, als ob wir am Milton ſchlechterdings keine Schönheit und Regel fänden. Wir geſtehen ihm viel hohe Gedanken, lebhafte Bilder, Wunderbares' zum Ueberfluſſe, die Entdeckung vieler Gelehrſamkeit, die Kunſt, ſeine Perſonen den ihnen gegebenen Charaktern gemäß reden zu laſſen, und viel andre poetiſche Eigenſchaften, wo nicht überall, doch an den meiſten Orten, zu. Dieſes blendet aber uns Deutſche nicht, daß wir nicht zugleich viel rauhe Ausdrücke, eine Menge von Schwulſt, eine Einbildungskraft, der der Zügel gänzlich gelaſſen iſt, und die daraus entſpringenden ungemeinen Unwahrſcheinlichkeiten, nebſt andern Fehlern, die ich hier gern auslaſſe, bemerken ſollten. Ich habe den Vorſatz hier nicht, ein Buch wider den Milton zu ſchreiben. Ich will mich alſo weder auf alle die angeführten Stücke einlaſſen, noch auch die bereits aufgeworfne Frage abhandeln: Ob nicht Milton, gleich bey der erſten Anlage ſeines Gedichtes, ſo wohl überhaupt, als auch beſonders in Anſehung der Religion, einen großen Fehler begangen, daß er theils dem Leſer ſo fürchterliche, theils ſo ernſthafte Weſen und Handlungen zu den Gegenſtänden der Fabel gemacht. Von dieſem Puncte kann der Herr Verfaſſer allenfalls die Franzoſen befragen, wenn er uns nicht hören will. Ich weis zwar wohl, daß Herr Bodmer dieſen Einwurf zu heben geſuchet; ich zweifle aber doch, ob ſeine Gründe alle Schwierigkeiten gehoben haben. Dieſes einzige kann ich nicht ungeſagt ſeyn laſſen, daß ſich eine deutſche Einbildung, wenn nicht bald ein andrer Zuſammenhang der Dinge entſteht, Geiſter von ſo feinem Zeuge, daß ein Weltkreis unter ihnen erſchüttert, wenn ſie den Fuß regen, nimmermehr als wahrſcheinlich wird vorſtellen können.

In den Fées Illuſtres, und andern ſolchen Siebenſachen ließe der ekle deutſche Geſchmack ſo etwas noch mit unterlaufen. Denn in ſolchen tiefſinnigen Werkchen erwartet ein Menſch, der ein wenig Verſtand hat, ohnedem keine Wahrſcheinlichkeit. Ja ich will noch mehr ſagen; in den ovidianiſchen Verwandelungen würde uns ein Weſen, auf deſſen Schulter ein Dorf von hundert Häuſern mit allem Zugehör ſtehen kann, noch nicht ungereimt vorkommen. Aber zu unſern Zeiten, und am Milton, in einem dafür ausgegebnen vollſtändigen Heldengedichte, können wir ſolche Sachen nicht vertragen. Warum dieſes ſo ſey, das mag ich zwar zehnmal ſagen; mein Ergänzungsſtückler wird doch bey ſeinen ſieben Augen bleiben, und vermöge ſeiner bibliſchen Wiſſenſchaft etliche mal dazwiſchen ſprechen: Glaubet auch irgend ein Schweizer an ihn? Sondern der deutſche Pöbel, der nichts von der Critik weis, der iſt verflucht. (Ein klein Exempel, daß wir auch ſchriftmäßig reden könnten, wenn wir es für ſchön hielten.) Indeß will ich meinen Grund doch ſagen, damit wenigſtens andre Leſer ſehen, daß wir nicht aus Eigenſinn und Dummheit, ſondern aus Ueberlegung handeln. Es iſt ein Satz, wovon ich nicht weis, ob mich ihn die menſchliche oder deutſche Natur gelehrt hat, der mich und andre Deutſche glauben heißt, daß nicht alles unter allen Umſtänden gleich wahrſcheinlich ſey. Auf dieſen Fuß würde ein ſolcher vom Milton ausgehauener geiſtiger Athos in den Hexenmährchen geduldet werden können, weil man gar keine wirkliche und abſolute Wahrſcheinlichkeit der Sache darinnen ſuchet, aber doch hypothetiſch annimmt, daß es der Zauberey möglich ſey, ein ſolch Rieſengeſpenſt zu machen. Und bey einem jeden mythologiſchen Hocuspocusmacher aus den alten Zeiten könnte man eine ſolche fieberhafte Ausſchweifung der Einbildungskraft auf den Nothfall allemal mit durchwiſchen laſſen. Denn weil dieſe einmal mit ſo dummem Viehe zu thun hatten, dem ſie es als was wahres vorſchwatzen konnten, daß die Götter zu Ochſen, und die Ochſen zu Göttern geworden wären: So müßte, aber hypothetiſch, für dieſe Dummköpfe, auch ein ſolch Ungeheuer von einem Dämon hernach nicht unwahrſcheinlich geweſen ſeyn. Ich will noch mehr ſagen. Wenn man bloß für den Pöbel einer gewiſſen Religion, dem ſchon außerdem Verſtand und Nachſinnen durch ein Meer von abgeſchmackten Wundererzählungen überſchwemmet und erſäufet worden iſt, ſo etwas geſchrieben hätte: So könnte man von dem vielleicht noch das Zeugniß erhalten, daß man es ſchön gemacht habe. Aber für den Milton, der theils nicht mit Hexerey, ſondern mit dem Anfange der wirklich gegenwärtigen Reihe der Dinge, theils mit ſolchen Leuten zu thun hat, denen er den Gebrauch ihres Verſtandes und ihrer Urtheilungskraft laſſen will und muß, wenigſtens ſeiner vornehmſten Abſicht nach; für dieſen Milton, ſage ich, ſchicket es ſich nicht, daß er die Modelle ſeiner Abentheuer von dem Gabriel des Corans nehmen, und uns ſodann bereden will, er habe mit ſeiner Hexenwelt die Natur der Dinge in der unſrigen ſo vortrefflich nachgeahmet, daß, wenn uns das Geſicht nur nicht völlig ſo ſehr verderben ſey, als ihm, die

Aehnlichkeit, Uebereinſtimmung und Wahrſcheinlichkeit einem jeden gleich in die Augen ſtralen werde. Denn durch das bloße Sagen wird uns weder Addiſon, noch Bodmer, noch Breitinger, noch der Ergänzungsſtückler, noch Milton ſelbſt, wenn er auch von den Todten auferſtünde, überreden: Woferne ſie uns nicht die Züge zeigen, daß, weil ſich die Kinder den Teufel wohl eher ſechs Ellen lang vorſtellen, die Hörner und den Schwanz ungerechnet, er wahrſcheinlich ſo groß ſey, daß nicht viel fehlen werde, ihn nach halben Durchmeſſern der Erde ausmeſſen zu können; oder daß, weil ſich die Größe einer ſolchen Teufelsmaſchiene endlich noch in der Einbildung als möglich denken laſſe, ſolche den Bürgern der wirklichen Welt ſogleich auch gar ſchön glaublich, und als einer von den Teufeln vorkommen müſſe, die für ſie und ihre Kinder gemacht ſind. Wofern man ſich auch wider Vermuthen damit ſchützen will, daß man die Geiſter ſo groß vorgeſtellet, weil man ihre großen Kräfte dadurch anzeigen wollen: So werden die Deutſchen wieder fragen: Ob es darum werde wahrſcheinlich werden, wenn ein Poet eine geladne Carthaune auch als einen Rieſen aus der Mythologie beſchreiben wollte; weil ihre Kraft ſo groß ſey, daß ſie ihre Kugel etliche hundertmal weiter fortſchnellen könnte, als der geübteſte Kühhirte ein weit kleiner Steinchen? Ich wollte hier dieſe Materie beſchließen. Weil aber der Verfaſſer nicht hat unterlaſſen wollen, das in dieſer Sache ſchon wider uns gebrauchte Vorurtheil des Anſehens mit einer ehrerbiethigen Mine noch einmal aufzuwärmen, und zu fragen: Ob wir denn den Herrn Addiſon und ſeine ganze Nation für einfältig hielten, die es doch wohl beſſer wiſſen würden, als wir: So muß ich doch vom Addiſon und von ſeinen Landsleuten noch ein Wort ſagen. Ich habe, recht aufrichtig zu reden, für den Herrn Addiſon ſo viel Hochachtung, als je für einen Schriftſteller in der Welt. Und ſeine Nation ziehe ich den meiſten Völkern vor. Ich behalte mir aber dem ungeachtet, wie andre meiner Landsleute, das Recht vor, wo meine Einſicht mit ihm nicht einig iſt, dieſer zu folgen, und von ihm abzugehen. Daraus folget aber noch nicht, daß ich ihm, oder ſeiner Nation, allen Verſtand abſpreche, und mir ihn ein Schweizer deswegen wieder abſprechen muß. So viel folget nur, daß ich in der Meynung ſtehe, Addiſon habe irren können. Und daß es in der Vertheidigung des Unwahrſcheinlichen beym Milton geſchehen ſey, davon iſt der Grund gar leicht zu finden. Addiſon war ein Engländer. Und von denen iſt es bekannt, und durch ihre eigenen Zeugniſſe bekräftiget, daß ſie eine ausſchweifende Einbildungskraft haben. Wenn ſie einmal ein Bild zum Gegenſtande ihrer Betrachtung machen, es mag nun angenehm oder verdrüßlich ſeyn, ſo ſehen ſie es recht lange an. Je länger die Vorſtellung dauert, deſto lebhafter wird ſie. Sie finden alſo je länger je mehr Vergnügen daran. Und damit das Vergnügen recht groß werden könne, ſo malen ſie ſich auch das Bild groß. Ich ſage nichts anders, als vieler Engländer eigne Worte: Und denen können wir, in dieſem Puncte, wohl glauben. Es läßt ſich aber daraus gar leicht erklären, wie es möglich ſey, daß Milton ſolche Ungeheuer habe erdenken, Addiſon loben, oder doch entſchuldigen, die engliſche Nation auf deſſen Wort billigen, und endlich auch die deutſche, ohne den Verſtand verlohren zu haben, verwerfen können. Dem ungeachtet wirft uns ein Ergänzungsſtückler einmal über das andre den übeln Geſchmack vor. Woher weis denn der gute Mann, daß der ſeinige der beſte iſt? Weil er es ſo dafür hält? Wir haltens aber nicht dafür. Ich will ihm alſo in allem Frieden, und ohne dazu zu ſchimpfen, wenn er mir etwa nicht Beyfall geben will, eine nützliche Anmerkung mittheilen, die ich gemacht habe. Die Religion und der Geſchmack haben nämlich vieles mit einander gemein. Keines von beyden ſoll man von Rechtswegen dem andern aufdringen. Das kann er ſich alſo merken. Wie nun ferner das vermuthlich die beſte Religion iſt, die der natürlichen Einſicht am nächſten kömmt: So iſt vielleicht auch unſer Geſchmack nicht einer von den ſchlimmſten. Denn wir haben ſchon oft die Erklärung gethan, daß das am meiſten nach unſerm Geſchmacke ſey, was ſich am wenigſten von der Natur entfernet. Geſetzt aber, daß unſer Geſchmack auf dieſe Art irret: So ſage ich es noch einmal in Namen meiner Landsleute: Wir erſuchen die ſchweizeriſchen Herren Kunſtrichter, ſo lange er der Natur, und dem, was ihr ähnlich iſt, nachirret, ihn immer laufen zu laſſen. Denn ſo lange werden ſie, wie ſie ſehen, ohnedem keinen Dank verdienen.

Die ein und dreyßigſte Anmerkung.

S. 68. **Allermaſſen ſie dieſe Wahrſcheinlichkeiten, und das Schickſal eines Buchs ſelbſt machen können. Wie leicht wird es ihnen fallen, durch ihr Anſehen, welches ſie bey ihren Schülern haben, durch die Gefälligkeit ihrer Vorredner, Journaliſten, Zeitungsſchreiber, die ſie überall zu ihren Dienſten haben, durch ihre gelehrten Bündniſſe ꝛc. ein Buch, das dem Ruhm einiger von den berühmteſten deutſchen Poeten ſo ſehr im Lichte ſteht, in den Ruf zu bringen, daß es weder gekauft noch geleſen zu werden verdiene.]** Ich muß es um meiner friedfertigen Landsleute willen, die mir es vielleicht für übel halten möchten, Pech angegriffen zu haben, ſagen, daß dieſes eine von denen Stellen iſt, die mir meine Anmerkungen abgenöthigt haben. Die Stelle ausgenommen, von der meine 21 Anmerkung handelt, und die ich, was die Sache betrifft, daſelbſt unbeantwortet gelaſſen habe, ſo hat unſer Schweizer bisher mehrentheils nur Unbedachtſamkeit und Unhöflichkeit zu Gefährten und Rathgebern gehabt. Jetzt aber wird ſein Gefolge um eine Untugend ſtärker; und er hebt nun an, nicht etwa einzelne Perſonen, ſondern ganze Gattungen und Geſellſchaften meiner Landsleute mit den niederträchtigſten Beſchuldigungen anzugreifen. Es iſt keine Kunſt, heißt es, wenn ihr machet, daß niemand die ſchweizeriſche Dichtkunſt haben mag. Denn ihr beſoldet eure Journaliſten und Zeitungsſchreiber deswegen, unterweiſet eure Schüler ſo, und beredet eure Geſellſchaften, daß ſie die Bücher, die euch nicht recht ſind, ſo lange herunter reißen müſſen, bis es hilft. Ich frage dieſen dreuſten Ankläger, ob er auch Beweis zu führen im Stande ſey; und ob ihn, da die Schweizer ſonſt noch ſo ziemliche Biedermänner ſind, niemand die für Richter und Bürger dienliche Regel gelehret habe: Quilibet praeſumitur bonus &c. auf deutſch, daß man Leute, die man nicht kennt, und bis auf Gegenbeweis für ehrliche Leute halten muß; die auch, ihrer Profeßion nach, den Schein vor ſich haben, daß ſie die geſunde Vernunft, den guten Geſchmack, und das Aufnehmen der Gelehrſamkeit zu befördern, und das, was dazu gehöret, auszubreiten ſuchen, nicht ſo ſchlechterdings für ehrloſe und wankende Miethlinge ausſchreyen müſſe, die aus Eigennutz und Leidenſchaft gerade das, was ſie erheben ſollten, unterdrückten, ſo oft mans haben wolle. Geſetzt, daß er von einem Schüler eines deutſchen Gelehrten, von einem deutſchen Vorredner, von einem Zeitungsſchreiber, von einem Mitgliede einer deutſchen Geſellſchaft, oder gar von einer ganzen Geſellſchaft beleidiget worden wäre; welches er doch mit aller ſeiner Frechheit nicht ſagen kann: Giebt ihm denn dieſes ein Recht, dasjenige, was einzelne Zunftverwandte geſündigt haben, allemal die ganze Zunft entgelten zu laſſen? Weil er es alſo gar zu ausſchweifend gemacht hat: So habe ich die Ehre, ihm zu melden, daß ihn die beleidigten Deutſchen ſo lange öffentlich für =nv=rſch=mt, ſage unverſchämt, halten werden, bis er wegen ſeiner allgemeinen Beſchuldigung auch allgemeinen, und zwar ſo bündigen Beweis führen wird, daß er allenfalls auch in der Gerichtsſtube gelten könnte.

Die zwey und dreyßigſte Anmerkung.

S. 69. **Vielleicht noch ein Buch bedürfen wird) Eben wie Milton des Addiſons Vertheidigung bedürftig geweſen.**] Wenn der Herr Ergänzungsſtückler etwa denkt, daß er durch ſeine 5 Bogen zum ſchweizeriſchen Addiſon geworden; weil, wenn er die eine Waagſchale fein derb niederdrücke, die andre nothwendig in die Höhe ſteigen müſſe: So betriegt er ſich gewaltig. Denn er hat in der That nicht recht niedergedrückt, ob er ſich gleich mit dem ganzen Körper darauf gelegt hat. Wenn alſo die Breitingeriſche Dichtkunſt, um beliebt zu werden, eines beſondern Buchs nothig hat: So hat ſie das Unglück, daß ſie außer den 5 Bogen noch auf ein anders warten muß.

Die drey und dreyßigſte Anmerkung.

Ebendaſ. **Herr G⸗ttſch⸗d und alle Deutſchen, die einen eben ſo feinen Geſchmack haben, als er, glauben nicht ſo leicht, daß man guten Wein finde, wo kein Kranz ausgehänget wird.**] Wenn der Herr Prof. Gottſched dieſes jemals gedacht hat: So iſt es doch keine großere Sünde geweſen, als wenn ein Ergänzungsſtückler gleich blindlings drauf ſchwöret, da ſey der Wein gut, wo etwa ein Addiſon ein Kränzchen herausgehenkt hat.

Die

Die vier und dreyßigſte Anmerkung.

Eben daſ. **Von der eſopiſchen Fabel.**] Von dieſer ſey nämlich weitläuftig in der Breitingeriſchen Dichtkunſt gehandelt worden. Der Herr Ergänzungsſtückler begeht aber nach einiger Meynung hierinnen einen ſchrecklichen Irrthum. Denn, wie ſie ſagen, ſo iſt nicht eben ſonderlich viel von dieſer Art der Fabel überhaupt, in dem Tractate, der den Titel davon führet, geſagt worden; ſondern man hat das meiſte geſchickt auf das abſonderliche gezogen, und das gethan, was der Herr Ergänzungsſtückler ſonſt dem Herr Proſ. Gottſched im Cap. vom Heldengedichte ſchuld giebt, daß nämlich nicht die Regeln davon gegeben, ſondern nur angemerkt worden, wer dawider Fehler begangen habe.

Die fünf und dreyßigſte Anmerkung.

Eben daſ. **Gemüthes gedanken.**] Dieſe werden allem Anſehen nach den Gedanken des Leibes entgegen geſetzet. Wer alſo wiſſen will, was jene ſind, der darf ſich nur von der Natur dieſer unterrichten laſſen.

Die ſechs und dreyßigſte Anmerkung.

Eben daſ. **Herr G-ttſch=d hat ja in ſeinem Verſuch einer critiſchen Dichtkunſt**] Ich will hier einmal für allemal etwas ſagen, welches mich der Mühe überheben wird, von der ganzen Parallel der Gottſchediſchen und Breitingeriſchen Dichtkunſt, die in dieſer und den folgenden Noten des Ergänzungsſtücklers gemacht iſt, viel Redens zu machen. Denn ich bin zu ungeduldig dazu, einem kindiſchen Aufmutzen, wobey keine Mäßigung und Ueberlegung iſt, gar zu lange zuzuhören. Der Verfaſſer würde ſich nicht halb ſo viel auf ſeine vermeynten wichtigen Entdeckungen zu gute gethan haben, wenn er drey Dinge nur ein wenig überlegt hätte: 1) Daß der Herr Prof. Gottſched ſein Buch aus Beſcheidenheit einen Verſuch genennt hat; ob es gleich meines Erachtens noch etwas mehr iſt, als ein bloßer Verſuch. 2) Daß jemand, der, wie der Verfaſſer, von Gemüthesgedanken, oder Sprüchen, ſonſt ſo ſtark überläuft, auch den Spruch wiſſen ſollte: Inuentis facile eſt aliquid addere. 3) Daß ein Buch, welches nicht bloß zum Privatgebrauche einzelner Leſer, ſondern auch zu offentlichen Vorleſungen beſtimmt iſt, von Rechtswegen kein Foliant ſeyn dürfe, und folglich von den vielen Materien einige kurz abgehandelt, und durch mündliche Erklärung ausgeführet werden müſſen; auch eine Regel, die auf zwo Zeilen verſtändlich geſagt, und einem Vernünftigen nun ferner zu eigenem Nachſinnen überlaſſen werden könnte, in einem ſolchen Buche mit ſchlechtem Lobe des Meiſters in einen Tractat verwandelt werde. Ich könnte noch dazuſetzen, daß man nicht eben bey allen Materien, vor vielen gelehrten Blähungen, von Erſchaffung der Welt anfangen müſſe; imgleichen, daß, wenn jemand ein Buch zum Unterrichte der Schuſter ſchreiben wollte, eben nicht unumgänglich nöthig ſey, ein ganz Capitel von Vergleichung des Schneiderhandwerks mit dem Schuſterhandwerke einzurücken. Allein meine Note will ſchon wieder lang werden, darum muß ich abbrechen.

Die ſieben und dreyßigſte Anmerkung.

S. 70. **Von der poetiſchen Schilderey, wovon Her Bodmer von Zürch erſt neulich ein großes Werk, mehr als 40 Bogen ſtark, herausgegeben.]** Es iſt wahr, wenn man es thun will, ſo läßt ſich bey Gelegenheit einer Sache viel ſagen. Allein wo man auch alle Materien, die mit der Poeſie zuſammen hängen, ſo weitläuftig abhandeln wollte: So würde, wie man ſchon öfters erinnert hat, eine vollſtändige critiſche Dichtkunſt in einem Bücherſaale einen größern Raum einnehmen, als die Bibliotheca patrum maxima. Ich ſage dieſes nicht eben, als wenn ich gerade Herr Bodmern von Zürch tadeln wollte. Ich weis, daß es, wenn man nur eine geſchickte Wahl getroffen hat, gar wohl erlaubt ſey, eine ſonſt kurzgeſagte Materie beſonders vorzunehmen, und weitläuftig abzuhandeln. Ich habe nur mit meinem Ergänzungsſtückler zu thun, der ſo böſe darüber iſt, daß der Herr Prof. Gottſched in ſeiner Dichtkunſt nicht wenigſtens ein Alphabet allein der Schilderey eingeräumt hat. Wenn ich zum Spotten ſo aufgelegt wäre, wie mein Herr Schweizer: So ſetzte ich noch dazu, daß es freylich für den Herrn Prof. Gottſched eine Schande ſey, daß er Herrn Bodmers von Zürch Abhandlung von der poetiſchen Schilderey nicht in ſeine Dichtkunſt eingerückt habe, ehe ſie noch in der Welt geweſen. Ich will aber dießmal den Scherz bey Seite laſſen, und dem Herrn Ergänzungsſtückler mit ganz eigentlich Worten bey meiner Ehre verſichern, (wo anders Deutſcher ſo ſchwören kann) daß es noch Leute in Lei zig giebt, die den Herrn Prof. Gottſched von den me ſten Materien, von denen der Herr Ergänzungsſtüc ler nichts, oder doch wenig, in deſſen Dichtkunſt ſich ſchon vor 6 und 8 Jahren wollen haben reden höre Warum er keine eigne Capitel davon in ſeine Dich kunſt eingeſchaltet, das kann ich nicht für gewiß ſa gen. -Denn ich habe ihn niemals darum befrag Das iſt aber eine bloße Vermuthung von mir, da er ſie wenigſtens zum Theil etwa zum Detail rechne mag, wovon der Künſtler ſeinen Lehrlingen die An merkungen erſt bey der Ausübung beybringen müſſe, um ſie im Anfange nicht zu überhäufen. Und in de That ſagen die Leute, deren ich gedacht habe, daß es eben bey der Ausübung geweſen ſey, wo er mi ihnen davon geſprochen hätte. Doch dem ſey, wie ihm ſey, ſo iſt einmal ſo viel gewiß, daß man die wenigen Hauptregeln einer Kunſt, wenn ſie nützen ſollen, nicht gleich anfangs zwiſchen die Ausnahmen, Anmerkungen, Einwürfe, Beantwortungen, Beurtheilungen, Cautelen und Hülfsmittel verſtecken müſſe, wie den Canarienvogel in das Sauerkraut. Und in dieſem Puncte gefällt mir der natürliche Mutterwitz eines meiner jungen Landsleute ſehr wohl, der auf die Frage, was für Wiſſenſchaften er ſtudiren wollte, antwortete: Sein Hofmeiſter müſſe das zwar am beſten wiſſen; er habe aber den Vorſatz, aus keinem großen Buche etwas zu lernen: Denn eine

Kunſt, die ſo viel Regeln brauche, müſſe wohl nicht viel taugen.

Die acht und dreyßigſte Anmerkung.

Eben daſ. **Blieb ihm noch die Frage übrig, ob die poetiſchen Fabeln nothwendig moraliſche Abſichten haben müſſen?**] In meinem Exemplar ſteht eine Beantwortung der Frage dabey.

Die neun und dreyßigſte Anmerkung.

S. 71. **Ein paar unſrer berühmteſten Poeten.**] Dieſe Worte des Herrn Prof. Gottſched, aus den critiſchen Beyträgen, begleitet der Herr Ergänzungsſtückler mit einem höhniſchen Nämlich, und nennet uns dazu die beyden Namen, Triller und König. Es iſt hier die Frage nicht, ob der Herr Hofrath König und Herr D. Triller gute oder ſchlechte Dichter ſind. Und was den erſten betrifft, ſo kann ich mich gar nicht einmal auf dieſe Frage einlaſſen, weil ich zu wenig von ſeinen Gedichten geleſen habe. Es iſt nur von dem Urtheile des Herr Prof. Gottſcheds, und des Hrn. Ergänzungsſtücklers in Anſehung ihrer, die Rede. In dieſes letztern Augen taugen ſie beyde nichts. Herr Gottſched aber nennet ſie ein paar berühmte Poeten. Darüber fängt der Hr. Schweizer an, zu lachen, und hält ſich über den deutſchen Geſchmack auf; gleich als ob Herr Gottſched dieſe beyden Dichter die allerbeſten und vollkommenſten in ganz Deutſchland genennt hätte. Denn daß **berühmt** und **gut** nicht einerley ſey, das iſt zwar nicht über den Deutſchen, wohl aber über einen ſolchen Schweizerhorizont. Indeß wollte ich ihm rathen, daß er ſähe, ob er es mit Hülfe der lateiniſchen Sprache könnte begreifen lernen. Denn da wird er ſich vermuthlich beſinnen können, daß zwiſchen celebris und bonus oder egregius ein Unterſchied ſtatt habe. Ich will es ihm auch mit einem Exempel erläutern. Er, der Herr Schweizer, iſt durch ſeine 5 Bogen als ein Schriftſteller berühmt, d. i. bekannt, und vielleicht auch von manchem gelobt worden. Deswegen darf er ſich aber nicht einbilden, daß man ihn darum auch gleich für einen guten Schriftſteller hält, ſo fern man ihn nur aus ſeinem Ergänzungsſtücke kennt. Doch es kann nicht anders ſeyn, als daß er ſo darneben ſtechen muß, weil er immer von Dingen urtheilet, wovon er nicht genug weis. Denn wenn er mehrere Nachricht von den Umſtänden der deutſchen Gelehrten hätte, und wüßte, daß einige, die vielleicht hierbey nicht die beſten Abſichten haben, in dieſem Abſehen eine nicht bloß zufällige Ungleichheit zwiſchen der erſten und andern Ausgabe der gottſchediſchen Dichtkunſt bemerkt haben wollten: So würden des Hrn. Ergänzungsſtücklers Noten gewiß um das hier verſchwendete höhniſche Nämlich kürzer geworden ſeyn. Doch es iſt weder nützlich, noch nöthig, daß ich mich bey dieſer Sache länger aufhalte. Dem Hrn. Ergänzungsſtückler will ich nur noch ſagen, daß er mehr Sparſamkeit lernen ſoll. Ach! ein Nämlich muß man nicht ohne Noth verthun. Für einen ironiſchen Schriftſteller iſt es zu mancher Zeit, wo mit andern Einfällen ein wenig theure Zeit entſteht, wahrhaftig ein recht köſtlich Ding!

Die vierzigſte Anmerkung.

S. 72. **Doch iſts noch beſſer, als** mortuo inſultare leoni.] Weil der Verfaſſer noch einmal damit kömmt, ſo muß mans ihm glauben, daß es zuvor mit ſeinem De mortuis non niſi bene ſein Ernſt geweſen ſey. Man muß ihm aber auch dazu ſagen, daß es das allerjämmerlichſte argumentum ab inuidia ſey, das man haben kann. Soll man denn Fehler und Thorheiten, die noch da ſind, und andere irre machen können, darum etwas Kluges heißen, weil die, die ſie begangen haben, nicht mehr da ſind?

Die ein und vierzigſte Anmerkung.

Eben daſ. **Wenn er ſein bald in ſeinen Beyträgen, (auf welchem Kampfplatz er ſchon manchen Ritter, und nur erſt neulich einen Damm, einen Hirſch, einen C. G. G. erleget hat)**] Welcher von denen Verfaſſern, die dieſen Herren ihre Abfertigung gegeben haben, hat denn dazu geſaget, daß es ihm dießmal in dem Kampfe wider einen ſo fürchterlichen Ritter recht ſauer geworden ſey? Wenn er indeß dafür hält, daß es etwas zu niedriges ſey, z. E. eine dammiſche Ueberſetzung critiſch zu beleuchten: So darf er es bey Gelegenheit nur melden. Ich glaube, es wird ihm von dem Verfaſſer der Beurtheilung mit einem ſo deutlichen Gegenbeweiſe aufgewartet werden, daß er nicht nöthig haben wird, ſich ihn zweymal ſagen zu laſſen. Je länger ich übrigens meinem Herrn Schweizer zuhöre, deſtomehr werde ich darinnen beſtärkt, daß er noch im Mutterleibe durch eine Gelübde der Critik gewidmet worden ſey; indem, ſo viel ich aus ſeiner Schrift ſehen kann, er und die Critik ſich zuſammen ſchicken, wie ein Poſtreuter und das Podagra. Denn er hat entweder nicht ſo viel Geduld, wenn er liſt, zu denken, was er liſt; oder nicht ſo viel Gedächtniß, daß er weis, was er geleſen hat. Und dennoch richtet er drauf los. Es ſteht nun in den Beyträgen ſelbſt, und in den vorangeſetzten Vorreden ſo oft, daß der Herr Prof. Gottſched nicht der einzige Verfaſſer der Beyträge ſey, daß man es überdrüßig werden würde, wenn es noch öfter geſagt werden ſollte. Es ſind noch dazu verſchiedne von den Verfaſſern genennt, und dazu geſetzt worden, daß ein jeder das, was er geſchrieben habe, auch ſelbſt vertheidigen werde. So hat z. E. eben der Verfaſſer von der Beurtheilung Hrn. Damms ſolche wider deſſen Vertheidigung auch ſelbſt behauptet, ohne, daß ſich der Hr. Prof. Gottſched darein gemiſcht. Ja, dieſer iſt oft ſo billig geweſen, und hat Stücke, die ihm zugeſchickt worden, eingerückt, ob ſie gleich etwa in einigen Sachen ſeiner eignen Meynung widerſprochen haben. Aber das hilft alles nichts. Wenn in den critiſchen Beyträgen, nach der Einbildung des ſchweizeriſchen Kunſtrichters geſündigt ſeyn ſoll, ſo muß es durchaus der Herr Prof. Gottſched gethan haben. Das laſſe man mir einen Kunſtrichter ſeyn!

Die zwey und vierzigſte Anmerkung.

Eben daſ. Pinge duos angues:
Pueri! ſacer eſt locus, extra mejite! *Perſ.*]

Ich wollte drauf wetten, Perſius hätte nicht ſo geſchrieben, ſondern:

> Pinge duos angues: pueri, ſacer eſt locus, extra
> Mejite.

Ich will bey dieſer Gelegenheit noch einem Orte eines alten Schriftſtellers ſeine rechte Wortſchränkung wieder zuſtellen. Es iſt die Lehre, die vom Pöbel verderbt ſo vorgebracht wird: In verbis ſimus faciles, modo in re conueniamus. Sie muß nämlich ſo geordnet werden:

> In verbis ſimus faciles, modo conueniamus
> In re.

Es gehört zwar dieſes nicht hieher, ich habe aber von vielen Vorgängern gelernt, daß man bey einem Dinge nicht bloß das ſagen muß, was dahin gehöret, ſondern alles, was dahin gezerrt werden kann.

Die drey und vierzigſte Anmerkung.

S. 73. **Der Herr G⸗ttſch⸗d, der größte itztlebende Kunſtrichter und Poet Deutſchlandes nach Herrn Tr⸗ll⸗r.**] Das Mitleiden, das ich mit dem Verfaſſer habe, machet, daß ich hierzu nicht viel ſagen kann. Denn wie ſollte ich nicht Mitleiden mit ihm haben, da ich ſehe, daß ihn die Unverſchämtheit ſo mechaniſch überfällt, als andre die fallende Sucht, und er vermuthlich noch dazu über 20 Jahr alt iſt, als nach welcher Zeit beyde Uebel ſehr ſelten pflegen curirt zu werden.

Die vier und vierzigſte Anmerkung.

Eben daſ. **Der Abſchlag der D. an Miltons verl. Par. eine Luſt zu finden, ſo bündig gerechtfertigt, daß ihm alle diejenigen Beyfall gegeben haben, die bey ihm in die Schule gegangen ſind.]** Ich mache dieſe Anmerkung nicht etwa darum, daß ich erinnern wollte, der Ausdruck, **ein Abſchlag, an etwas eine Luſt zu finden,** ſey ein deutſcher Neuling. Ich will auch nicht etwa viel von Milton ſchwatzen. Denn darüber habe ich mich ſchon genug erkläret. Und mit den muthigen Fragen und Ausrufungen: Hat er das nicht ſchön geſagt? Wie fein iſt das herumgekehrt! Wie tüchtig hat er den geputzt! womit faſt alle 8 Seiten der ſchweizeriſchen Ablehnung des Verdachts angefüllt ſind, wird doch nichts ausgemacht. Soll ich ja noch etwas vom Milton ſagen, ſo wiederhole ich dieſes: Wenn man in Deutſchland den Milton nicht ſo gar hochachtet, ſo geſchieht es nicht, weil man ſeine Tugenden überſieht, ſondern weil man ſo viel Fehler an ihm wahrnimmt. Aber ſonſt habe ich noch ein Wort mit dem Herrn Ergänzungsſtückler zu ſprechen. Und das betrifft den ſaubern Ausdruck: **Daß ihm alle diejenigen Beyfall gegeben haben, die bey ihm in die Schule gegangen ſind.** Hierbey fehlen mir noch viel Nachrichten. Der Herr Verfaſſer wird mir alſo meine kleine Neugierigkeit nicht übel nehmen. Woher weis er denn die Sache ſo gewiß, daß er ſie ſo dreuſte weiter erzählet? Wie, wenn noch nicht alle Gottſchediſchen Schüler das 24 St. der Beyträge geleſen hätten? Wie, wenn ſie es zwar geleſen, aber nicht alle gleich ein Endurtheil gefällt hätten, ſondern zum Theil warten wollten, ob etwa noch jemand etwas dawider ſagen möchte? Wie, wenn ſie nicht alle Deutſche wären, oder, welches gleich viel iſt, ſich nicht von der abſonderlichen deutſchen, ſondern von der allgemeinen menſchlichen Natur treiben lieſſen? Ich will nicht länger ſo allgemein reden. Ich ſage es, ohne mich zu ſchämen und zu fürchten, daß ich in einigen Wiſſenſchaften auch ein Schüler vom Herrn Prof. Gottſched bin. Ich bin auch ein Deutſcher. Ich habe auch das 24 St. der Beyträge geleſen. Aber woher weis er von mir, daß ich gleich ein Urtheil, und zwar auf dieſe oder jene Seite, gefällt habe? Iſt es ſchon lange, daß er meine Erklärung darüber in den Händen hat? Wenn ich auch in der Hauptſache mit dem Herr Prof. Gottſched einig ſeyn möchte; woher iſt ihm bekannt, daß ich nicht vielleicht dieſes oder jenes beym Milton gelten laſſe, was Herr Gottſched verwirft, und ſo auch umgekehrt? Aus was für einem Grunde kann er es leugnen, wenn ich ſage, daß ich auch ſonſt in einigen Dingen von der Meynung des Herrn Prof. Gottſcheds abgehe; daß er es weis; und daß er deswegen doch keinen Zorn auf mich geworfen hat? Und daß ich der Fragen ein Ende mache, womit will er es beweiſen, daß entweder die Schüler Hr. Gottſcheds insbeſondre, oder aller Deutſchen überhaupt ſo blöde und niederträchtige Seelen ſind, die ohne Unterſchied mit einem Ipſe dixit durch die Gaſſen laufen, und auf die Worte ihres Lehrers ſo dreuſt, als der römiſche Pöbel auf die nächtlichen Zuſammenkünfte des Numa mit der Egeria ſchwören? Ich weis gar nicht, wodurch wir ſo ſtark verdächtig geworden ſind? Wenn ich zur ſchuldigen Dankſagung ſprechen wollte: In der Schweiz ſey es ſo, daß ein Schüler und ein Nachſprecher einerley ausdrücke: So könnte ich doch von meinem Vorgeben Gründe beybringen. Denn ich ſähe es theils an des Hrn. Ergänzungsſtücklers Exempel, der ſich als ein geſchworner Breitingerianer bezeugt; theils an ſeinen Schlüſſen. Denn die feſte Einbildung, daß die Deutſchen in dem Stücke Pythagoreer wären, könne nirgends anders herkommen, als, weil alle ſeine Landsleute dergleichen wären, ſo müßten es die Deutſchen auch ſeyn. Allein mein bißchen Logik hat bey mir einen ſtärkern Einfluß in die Sittenlehre gehabt, als daß ich, der Regel: A particulari &c. zuwider, ſo vielen unſchuldigen Unbekannten mit leeren Verleumdungen überläſtig ſeyn ſollte: Und ich halte deswegen den Hrn. Ergänzungsſtückler nicht für eine Regel, ſondern für eine Ausnahme. Aus eben dieſem Grunde aber halten einige dafür, daß, wenn ſein Bart noch dreymal mehr, als itzt, beym Scheren klingen ſollte, er doch noch zu jung ſeyn würde, zu ſagen, daß des Hrn. Prof. Gottſcheds Schüler insgeſammt allen ſeinen Worten blindlings Beyfall gäben. Iſt dieſes etwas ernſtlich geredet: So muß der Schweizer wiſſen, daß er ihnen auch die ärgſte Thorheit ſchuld gegeben, deren ein vernünftig Weſen fähig iſt.

Die

Die fünf und vierzigſte Anmerkung.

S. 75. **Sie ſind gegen dieſe Blendungen beſſer verwahrt**) nämlich die Deutſchen. Ich verſichre den Hrn. Verfaſſer, daß ſeine Werkeltagsſpöttereyen, wie dieſe, und **der willkührliche Geſchmack der freyen Deutſchen** ſind, imgleichen das unverſchämte Plaudern, **daß die Deutſchen ſich durch die Natur der Dinge, und durch ihre Eindrücke ſelbſt nicht zwingen lieſſen; daß ſie mit dem Herzen verſtünden und mit dem Verſtande glaubten,** uns gar nicht mehr rühren, und ich auch deswegen nicht mehr darauf antworten werde. Denn wir ſind das Schimpfen unſerer Nation von ihm ſchon ſo gewohnt, wie von einem verderbten Magen das Aufſteigen.

Die ſechs und vierzigſte Anmerkung.

S. 76. **Ob Herr Haller gleich**) Weil der Verfaſſer, damit nichts fehle, auch Hrn. Hallern wieder mit ins Spiel miſchet: So fällt mir bey der Gelegenheit ein Traum ein, den ich doch denen zu gefallen erzählen will, welche ſich nicht einbilden können, daß es angehe, jemand wegen ſeiner edlen Art zu denken, wegen des neuen Schwungs ſeiner Gedanken und wegen des Poetiſchen im Ausdrucke hochzuhalten, und doch zugleich einige ſchwülſtige Redensarten, einige gar zu dunkel geſagte Dinge, und etwas Rauhes an etlichen Wörtern und Wortfügungen zu bemerken, und zu ſagen, daß das keine Schönheiten wären. Ich hoffe, weil es ein Traum iſt, ſo wird er nach ihrem Geſchmacke ſeyn. Ich befand mich am Fuße eines Berges, der, wie ich hörte, der deutſche Pindus hieß. Man hatte hier keine Lorbeerbäume, ſondern Apfelbäume, als ein dem deutſchen Himmel gemäßeres Gewächs, gepflanzet. Es wurde von allen Anweſenden als etwas bekanntes angenommen, daß man eben itzt dem Apollo, der ſich auf der Spitze befand, einen großen geſchälten Apfel, als einen zu gewiſſen Zeiten gewöhnlichen Tribut überreichen laſſen würde. Die dazu bevollmächtigte Perſon war der Herr Prof. Haller. Der Apfel, den er dazu ausgeſucht und geſchält hatte, war auch wirklich an ſich ſelbſt ſehr ſchön. Er war aber ungefähr auf die Erde gefallen, und hatte etwas Sand und Staub an ſich kleben laſſen. Die meiſten glaubten, dieſe Unreinigkeiten würden abgewiſcht werden müſſen: Und Herr Haller fieng auch ſelbſt an, hie und da zu ſäubern. Die andern ſchryen dagegen, daß der Apfel dem Apollo ungewiſcht und ungeſchabt überbracht werden müſſe; weil ſonſt auch einige Saftheilchen drauf gehen würden: Und kurz, ein Apfel könne nicht gut ſeyn, der nicht wie dieſer geſalzen wäre. Da dieſes die erſten nicht einräumen wollten: So wollten es ihnen dieſe mit abgebrochnen, und aus freyer Hand zu Prügeln gemachten Apfelbaumäſten beweiſen. Als ich dieſe Aufführung ſah, ſo wollte ich, ob ich gleich zuvor gleichgültig geblieben war, nun auch Partey nehmen; indem ich ſah, daß ſich noch viel andre, die auch keine Poeten waren, mit in den Streit miſchten. Weil aber unvermuthet hinter mir ein Aſt knackte: ſo erwachte ich, und habe alſo den Ausgang nicht geſehen.

Die ſieben und vierzigſte Anmerkung.

S. 78. **Daß dieſes Gedichte ſich ſo nachdrücklich und vollſtändig deutſch würde geben laſſen.)** Der Verfaſſer wirft dem Hrn. Prof. Gottſched als unanſtändig vor, daß er erſt dieſes geſagt, und ſich hernach ſelbſt widerſprechen, da er **den deutſchen Ausdruck im verlohrnen Paradieſe ſeltſam und widerlich genennet** habe. Ich will alſo doch ſagen, in welchem Falle es möglich ſey, daß beydes zugleich ſeyn könne; wenn ich nämlich ſetze, daß ein Buch in der Grundſprache rauh und widerlich klinge; wenn ich auch ferner ſetze, daß der Ueberſetzer ſeine Arbeit dem Urbilde unter andern auch in Anſehung des Rauhen und Widerlichen ähnlich machet: So muß die Ueberſetzung hier noch eher, als ſonſt, nachdrücklich (denn im Rauhen ſteckt der Nachdruck) und vollſtändig genennt werden.

Die acht und vierzigſte Anmerkung.

S. 80. Der es nicht mit ſeinem Tode verſchuldet hat.) Siehe die 16 und 40 Anmerkung.

Die neun und vierzigſte Anmerkung.

Eben daſ. **Nachkommen der alpiniſchen Rieſen, die den öſtreichiſchen Jupiter bekriegt haben, wie Herr G·ttſch·d ſich in geſchmeidigem Deutſch ausdrücket,)** Es iſt billig, daß ich mit dieſem Meiſterſtücke von critiſcher Einſicht meine Anmerkungen beſchlieſſe. Herr Prof. Gottſched hat ſich dieſes Ausdrucks bedienet, um den hochgelobten Schwulſt nachzuahmen, der ſeit einem auf uns geſtoßenen Südweſtſüd wieder etwas anſteckend geworden. Der Herr Ergänzungsſtückler aber hält dieſen Ausdruck für des Herrn Prof. eigne und gewöhnliche Sprache, und nennt ihn darum geſchmeidig Deutſch; da er doch, nach der Abſicht des Urhebers, geſchmeidig ſchweizeriſch heißen muß. Ich überlaſſe dieſe Scharfſichtigkeit der eignen Betrachtung des Leſers. Dem Verfaſſer aber gebe ich zum Abſchiede noch einmal die Lehre, daß, ehe er ſich weiter ins Richten einlaſſen will, Unbedachtſamkeit, Unhöflichkeit, und Unverſchämtheit nothwendig abgedankt werden müſſen. Denn bloß um dieſer Lehre willen habe ich alle meine Anmerkungen gemacht. Und wenn ſie wirklich bey ihm und andern etwas fruchten ſollten, ſo würde ich mir auf meine Anmerkungen ſo viel einbilden, als wenn ich 10 gelehrte Folianten geſchrieben hätte. Wenn er ſie aber nicht annehmen will: So mag er uns Deutſchen die Ohren noch ſo voll ſchwatzen; ich werde ihm doch nicht antworten. Denn ich würde nur übel ärger machen: Und davon wollte ich doch gern das Gegentheil erhalten. Ich glaube auch nicht, daß ſich viel andre von meinen Landsleuten auf ſeine etwan herauszugebenden, aber nach dem alten Schrot und Korn verfertigten Ergänzungsſtücke und Ablehnungen mit ihm einlaſſen werden; ſondern vermuthlich wird ein jeder in dem Falle gern ausweichen, und denken: Foenum in cornu gerit, auf deutſch: Es iſt der Schweizer.

PHAEDRVS:

Adhuc ſuperſunt multa, quae poſſim loqui.
. . . . Quare, vir ſanctiſſime,
Particulo, chartis nomen victurum meis,
Si non ingenium, certe breuitatem approba.

Die

* *

Die Schäferinn und der Affe.

Eine Fabel.

Ein Affe, den das Morenland
Nie ſeiner übers Meer geſandt,
Ein Ausbund muntrer Pavianen,
Trug ein geblümtes Schäferkleid,
Und konnte ſich mit Artigkeit
Den Weg zu Phyllis Auge bahnen.

Sein klugverdecktes Angeſicht
Verrieth ihn im geringſten nicht;
Denn auch den Affen folgt ihr Glücke.
Er geht durchs Feld; und was geſchieht?
Die Schöne liebt, faſt eh ſie ſieht,
Zum mindſten ſchon beym zweyten Blicke.

Denkt! heißt es, welch ein netter Rock,
Wie glänzt das Band um Hut und Stock!
Wer kann die Schleifen bunter machen?
Wie lebhaft fliegt ihm jedes Glied;
Und, was noch mehr die Schönen zieht,
Wie laut und reizend mag er lachen!

Mehr braucht es nicht, und Phyllis brennt;
Und Venus, die den Streich ihr gönnt,
Läßt ſie ſich immer mehr vergaffen.
Sie rüſtet ſelber Band und Straus
Mit ungemeßnem Liebreiz aus,
Und putzt den allerliebſten Affen.

Der Abend kömmt und Paar bey Paar
Nimmt der vergnügten Muße wahr,
Und ſucht die Schatten und die Linden.
Doch Phillis ſucht die ſüße Spur
Des ſchönen Unbekannten nur,
Und ſeufzt um ihn in Thal und Gründen.

Der Morgen kömmt; doch Flur und Wald
Sind wüſt und öd und ungeſtalt,
Indem der ſchöne Fremdling fehlet.
Die Lämmer irren unbewacht;
Was Phyllis denkt, was Phyllis macht,
Das zeigt die Unruh, die ſie quälet.

Myrtillen, deſſen muntrer Geiſt
Das Urtheil aller Triften preiſt,
Der ernſthaft, angenehm, beſcheiden,
Den ſieht ſie um den Pavian
Ganz lauligt von der Seiten an,
Und ſucht ihn treulos gar zu meiden.

Am End erſcheint ihr ſchönſtes Licht.
Sie ſieht, und ſieht vor Freuden nicht,
Und treibt ihm ſchamroth leis entgegen.
Der Fremdling kömmt den Steig herab,
Und ſpielt mit ſeinem Hirtenſtab,
Wie junge Schäferknaben pflegen.

Sie ſtellt ſich ſeitwärts in den Raum,
Bricht einen Apfel von dem Baum,
Läßt ihn den ſchönen Mund berühren,
Und ſchmeißt nach ihm, und ſchleicht zurück:
Doch Himmel! in dem Augenblick
Zeigt ſich der Aff auf allen Vieren.

Die Schöne ſtarrt vor Schreck und Reu;
Myrtill ſpringt aus dem Buſch herbey,
Sich ſelber einmal Recht zu ſchaffen.
Er lacht, daß Bruſt und Seite bebt,
Und ruft: Mein Kind! Du biſt belebt,
Du liebſt Verdienſte bis im Affen.

Die zehnte Hirtinn, wie man ſagt,
Wird durch die Fabel angeklagt,
Und ſchätzt nur Tand und eitle Triebe.
Doch, Schönen! wenn ihr Tand und Kleid
So viel der ſüßen Neigung weiht;
Was bleibt euch zu uns ſelbſt für Liebe?

D.

* *

Nachricht
von denen im Herbſtmonate in Leipzig aufgeführten Schauſpielen.

Den 4 des Herbſtmonats ſah man den verlohrnen Sohn, ein Schauſpiel des Herrn von Voltäre in fünf Aufzügen in Verſen, vorgeſtellet, und das Nachſpiel war: Die lebendige Uhr, und Mumie.

Den 6ten wurde die ungeſchickte Vorſichtigkeit, oder der dumme Herr aufgeführet.

Den 11 Sept. ſah man das ſo berühmte Stück, die aſiatiſche Baniſe.

Den 13ten wurde der Edelmann auf dem Lande vorgeſtellet.

Den 18 führte man allen bisherigen Zuſchauern und Gönnern zur ſchuldigſten Dankbarkeit ein deutſches Vorſpiel und Schauſpiel auf. Das Vorſpiel wurde genannt: **Der allerkoſtbarſte Schatz**, und war von Fr. **Friederica Carolina Neuberinn** verfertiget. Die Perſonen darinnen waren die **Vernunft**, als Apollo mit einem Lorberkranze; er hielt, an ſtatt der Leyer, das Bild der Klugheit. Die **Wahrheit**, als der Gott des Tages, in einem goldenen Kleide, über dem Haupte ſchwebte eine Sonne. Die **Vorſorge**, als die Göttinn des Ueberflußes, ihr Kleid war mit Blumen, Fruchthörnern und Weinranken gezieret. Die **Menſchenfreundſchaft** und die **Sanftmuth**, als geflügelte Huldgöttinnen. Die **Aufrichtigkeit**, als eine Wahrſagerinn. Die **Kunſt**, als eine Pilgerim̃e, ſie trug an ſtatt des Pilgerſtabs einen Maasſtab und Zirkel. Die **Arbeit** trug ein Reißbret, ein Buch rein Pappier und eine Schwanenfeder Die **Hoffnung**, hatte einen gedoppelten Spiegel, ein Brennglas und einen Vergrößerungsſpiegel. Die **Belohnung** und die **Dankbarkeit**, als bekränzte und mit Blumen gezierte Schutzgöttinnen. Die **Unerfahrenheit**, in einem Maſchinenkleide, ohne Kopf, doch mit Handen. Die **Wahrſcheinlichkeit**, als ein Gelehrter im Hauskleide. Der **Hochmuth** und das **Vorurtheil**, als Furien. Der **Tadler**, als die Nacht, in einem Sternenkleide mit Fledermausflügeln, hatte eine Blendlaterne, und eine Sonne vom Flittergolde um den Kopf. Die **Näckerey**, als eine Zwärginn, mit einem großen Mannskopfe. Das **Kinderſpiel**. Hierauf folgte ein Trauerſpiel der Jungfer **Barbier**: Cornelia, die Mutter der Gracchen, welches die Fr. Prof. **Gottſchedinn** in deutſche Verſe überſetzt hat.

Ende des Weinmonats.

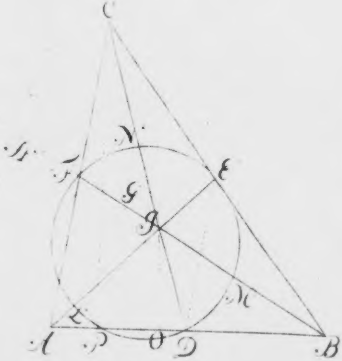
Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

—— Qui miſcuit vtile dulci. *Horat.*

Auf das Jahr 1741.
Wintermonat.

Leipzig
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

ad P. 372.


C
N
M
F
E
G
g
M
L
A
P
O
D
B

Zum Winterm: 1741.

Beweis,

Daß die Reime in der deutſchen Dichtkunſt ganz unentbehrlich ſind.

Und länger ſchweig ich nicht! Nun bricht mein Eifer los!
Die Bosheit wird zu ſtark, die Kühnheit gar zu groß,
Womit die blinde Welt der edlen Dichtkunſt ſpottet,
Ihr mit dem Falle droht, und ſich zuſammen rottet.
Drey Jahr, drey ganzer Jahr hab ich mit angeſehn,
Was unſrer Poeſie für Unrecht iſt geſchehn;
Wie hoch die tolle Wuth der Barbarey geſtiegen:
Und dennoch hab ich ſtets aus Furcht u. Gram geſchwiegen.
Vor dieſem, wenn Lucil von Verſen übel ſprach,
So ſchlich ihm unvermerkt mein junger Satir nach,
Und riß ihm alſobald, aus Eifer, durch Gedichte,
Die Hechel aus der Hand, die Larve vom Geſichte.
Das gieng wohl damals an, als ich in Afra war:
Doch, da mich die verließ, ſo merkt ich die Gefahr.
Ich ſahe ganz erſtaunt das klägliche Geſchicke,
Das Vers und Wahrheit traff. Mein Satir wich zurücke.
Ich warf die Flöte weg. Thalia winkte mir,
Und hielt mit allem Ernſt mir Pflicht, und Vorſatz für;

Sie rief mich zu ſich hin; ſie drohte, mich zu haſſen:
Doch alles war umſonſt; ich ſchwur, ſie zu verlaſſen.
Ich ſchwur, und hielt es auch. Doch endlich ſiegt die Pflicht;
Ich breche meinen Schwur, und ſchweige länger nicht;
Der Tadler wird zu frech, und ſucht, durch Splitterrichten,
Der ſchönſten Poeſie am, meiſten anzudichten.

Will ein erhabner Geiſt, ein andrer Lohenſtein,
Bis an die Sterne gehn, und bey dem Phöbus ſeyn;
Will er der Muſenſchaar mit rein gewaſchner Lippe
Im gläſerhellen Quell des Pferdebrunns Enippe,
Der Andacht Weihrauch ſtreun; bricht ſein erhitzter Muth,
Vom Eifer angefacht, durch Wetter, Blitz, und Gluth,
Und ruft der Schwefelbrunſt der donnerharten Flammen,
Und ruft Megärens Zunft, und ruft den Styx zuſammen:
So kömmt ein Zoilus, und ſchreyt: Der Dichter ſchwillt!
Der Vers iſt voller Wind, der Kopf mit Spreu gefüllt!
Denn alles, was er ſchreibt, ſind ſchäumende Gedanken,
Und ein verwirrter Traum von fieberhaften Kranken.

Wenn unſer Seladon ſo ſchön, ſo zärtlich ſingt,
Und ſeiner Lalage Zimmt, Moſch, und Bieſam bringt,
Zibeth und Zucker kaut, und Ambra von ſich hauchet,
Cryſtall und Perlen weint, den Kiel in Nectar tauchet,
Auf Roſen, und Jeßmin, und Klee, und Nelken gebt,
Verzweifelt, wenn kein Weſt bey ſeiner Schönen webt,
Das ganze Firmament in ihren Augen ſiehet,
Und, was nur niedlich heißt, in ſeine Verſe ziehet;
Wenn, ſag ich, Seladon es noch ſo zierlich macht,
Und noch ſo koſtbar reimt: So wird er ausgelacht.
Die Misgunſt ſchielt ihn an; ſie nennt es Kinderpoſſen,
Und macht den Leuten weis, der Dichter ſey geſchoſſen.

Ihr Muſen, denkt nur an, wie die verwegne Welt
Von denen Eurigen ein ſchnödes Urtheil fällt!
Auf! rächet euch, und uns! Doch, haltet noch zurücke!
Es giebt der Spötter mehr. Kommt! werfet eure Blicke
Auf jenen frechen Schwarm, der voller Bosheit ſchnaubt,
Euch nach dem Herzen greift, und Ruhm, u. Lorber raubt,
Ja gar, verdammte That! ja gar, ach! ſoll ichs ſagen?
Den Reim, den edlen Reim, will aus den Verſen jagen!
Fort, Muſen! Reißt den Blitz aus eures Vaters Hand!
Es iſt die höchſte Zeit. Nehmt Donner, Keil, und Brand,
Und kommt, und kämpft, und ſiegt, und ſchlagt die Feinde nieder,
Und ſchützt den lieben Reim, das Hauptwerk deutſcher Lieder!

Ihr Freunde, die ihr noch die Muſen redlich liebt,
Und denen bloß der Reim den ſchönen Vortheil giebt,
Daß ihr galant, gelehrt, geſchickt, und Dichter heißet,
O denket ſelber nach, wie viel man euch entreißet,
Woferne man den Reim aus unſern Verſen nimmt!
Daß unſer großer Bav noch ſeine Saiten ſtimmt,
So manchen Namenstag, ſo manche Feſte feyert,
Und mit geſchickter Hand um Brodt und Nahrung leyert;
Daß der beliebte Mops, die Krone dieſer Stadt
Und unſrer edlen Zunft, ſo gute Tage hat;
Daß jener gute Freund bey ſeinem Kinde ſitzet,
Und das verliebte Maul nicht ganz vergebens ſpitzet;
Daß manches ſchöne Werk das Tagelicht erblickt;
Daß ſich die halbe Welt vor unſerm Lorber bückt;
Daß itzt mein Pegaſus nicht darf ſo ängſtlich ſchäumen;
Das alles macht allein die Kunſt, geſchickt zu reimen.

Die Wahrheit ſchützt den Satz. Nehmt einen Todtenfluch,
Ein buntes Quodlibet, das ſchönſte Liederbuch,
Das zierlichſte Sonnett, das längſte Hochzeitcarmen,
Und ſtreicht die Reime weg; ihr werdet mit Erbarmen,
So ſchön, ſo angenehm es in die Ohren fiel,
Alsdann ein mager Werk, ein kahles Wörterſpiel,
Ein ausgedehntes Nichts, ein widriges Verbinden,
Nur abgedroſchen Zeug, und matte Scherze finden.
Seht, was die Reime thun! Ja, wirft ein Spötter ein:
Ein Reim kann weiter nichts, als nur ein Henker, ſeyn,
Der Ordnung und Verſtand auf ſeine Folter ſtrecket,
Die Wörter radebrecht, dem Dichter Angſt erwecket,
Dem Leſer aber nichts, als nur Verdruß, erregt,
Die Wahrheit oftermals in Band und Feſſeln ſchlägt,
Durch abgeſchmackten Zwang die bündigſten Gedanken,
Und Geiſt und Feuer hemmt, der die geſetzten Schranken,
Noch mehr - - - Verwegner, ſchweig! das machet bloß der Neid,
Daß dein verhaßter Mund ſo viel Verleumdung ſpeyt.
Wie? Sollte wohl der Reim Verſtand, und Ordnung hindern,
Der Wahrheit Schaden thun, und Geiſt, u. Feuer mindern?
Geh! zähle ſelber nach! wie viele reimen nicht,
Von denen alle Welt, die Wahrheit ſelber, ſpricht,
Daß ſie den größten Schmuck aus alten Schriften ſtehlen,
Daß ihnen Feuer, Geiſt, Verſtand, und Ordnung fehlen?
Und dennoch reimen ſie. Daß zwar ſo mancher ſchwitzt,
Und voll Verzweifelung bey ſeinem Hübner ſitzt,
Ein Dutzend Federn kaut, die heißen Hände ringet,
Und doch wohl oftermals kein Wort zu Markte bringet,

Das hinten reimen ſoll; das alles glaub ich dir;
Das alles geb ich zu. Ich ſeh es wohl an mir.
Was iſt es aber mehr? Ein inniges Ergötzen,
Wenn man den Reim erhaſcht, weis alles zu erſetzen.
Gar öfters zerrt der Reim, durch ganz geheime Macht,
Den ſchönſten Einfall her, an den man nicht gedacht.
Geſetzt, es ſchlöſſe ſich der erſte Vers mit Wonne:
So fällt ein kluger Kopf gleich auf die liebe Sonne.
Er denket weiter nach; er folgt der edlen Spur;
Beſchreibt den ganzen Bau der wirkenden Natur;
Erwiſcht den großen Bär; beſinnt ſich auf Calliſten;
Verflucht die Eiferſucht, beſeufzet, daß die Chriſten,
(Gleich brachte mich der Reim auf unſer Chriſtenthum)
Beſeufzet, daß die Welt ſo wenig nach dem Ruhm
Vergnügter Ehe ſtrebt, und ſaget uns zur Lehre,
Daß ſich ein Mägdchen leicht in einen Bär verkehre.
Ihr Feinde dieſer Kunſt, nehmt doch Erfahrung an,
Und hört, wie ſchlecht ein Vers die Ohren kützeln kann,
Der keine Reime hat. Laßt eure Muſe ſingen!
Wie häßlich würde wohl ein ſolcher Vortrag klingen:
„Tartüff, der alte Schalk, betriegt die ganze Welt.
„Sevil iſt liederlich, Criſpin ein tummer Kerl.
„Stax macht gelehrten Wind. Neran verdreht die Rechte.
„Florinde lebt verhurt, und Harpax iſt ein Schinder.
„Grillander ⸗ ⸗ ⸗ doch genug. Schon dieſe Probe weiſt,
Wie trocken, wie verhaßt ein ſolches Carmen heißt.
Ein angehängter Reim, kann alle Schäden heilen.
Verſucht es nur einmal; verändert dieſe Zeilen,
Und ſprecht: „Tartüffe bleibt ganz unverbeſſerlich.
„Sevil thut purſchiκῶς. Criſpinus lebt vor ſich.

„Stax iſt ein weiſer Mann; Neran ein Advocate;
„Florindgen lebt galant, und Harpax hält zu rathe.
Ich weis, ihr müßt geſtehn, daß dieſes beſſer klingt,
Und bey der ganzen Welt mehr Lob zuwege bringt,
Als eure Poeſie. Fangt an, euch zu bekehren,
Verſöhnt der Muſen Zorn, und ſucht den Reim zu ehren.

Es lebe, was ſich reimt! die Wahrheit fällt mir bey,
Daß ein geſchickter Reim ganz unentbehrlich ſey.
Mich nöthigt zwar mein Trieb, die Schutzſchrift zu vollenden;
Doch, wem die Wahrheit hilft, der hat den Sieg in Händen.

G. W. R.

* *

Gedanken
von der Freundſchaft.

§. 1.

Das Wort **Freund** iſt heutiges Tages faſt zu einem allgemeinen Namen geworden, welchen die meiſten Menſchen einander aus Gewohnheit beylegen. Redet man von einer Perſon, und will ſie nicht bekannt machen, ſo ſaget man: **ein guter Freund.** Wo iſt einer, der nicht von vielen einheimiſchen und ausländiſchen **Freunden** zu reden und zu erzählen wiſſe? Wie viele hundert **geehrteſte** und **geliebteſte Freunde** trägt man nicht täglich in die Poſthäuſer? Jedoch, dieſen Misbrauch bey Seite geſetzt, ſo iſt gewiß, daß wir diejenige Perſon, welche gegen uns eine Neigung und Liebe ſpüren läßt, unſern Freund zu nennen pflegen. Auf dieſe Weiſe iſt die Freundſchaft, überhaupt betrachtet, nichts anders, als eine Liebe einer Perſon gegen die andere.

§. 2. Die Liebe beſteht in einer Bereitſchaft, aus einer Sache ein merkliches Vergnügen zu ſchöpfen.

§. 3. Wenn wir auf die Erfahrung Acht haben: So werden wir finden, daß wir nur an denen Dingen ein Vergnügen haben, daran wir etwas gutes oder vollkommenes wahrnehmen, oder wenigſtens wahrzunehmen vermeynen: Folglich können wir auch nichts lieben, als nur dasjenige, woran wir etwas gutes oder vollkommenes wahrnehmen, oder wahrzunehmen vermeynen (§. 2). Man frage daher einen, warum er dieſe oder jene Perſon ſo lieb gewonnen? ich weis gewiß, er wird ungefehr folgender geſtalt darauf antworten: Ich habe jederzeit viel gutes an derſelben wahrgenommen; ich finde in ihrem Umgange etwas angenehmes; ſie beſitzt viele Wiſſenſchaften; ſie hat ein überaus gutes und redliches Gemüthe, u. ſ. w.

§. 4. Es entſpringt alſo bey uns die Liebe zu einem Dinge, wenn wir bey demſelben etwas gutes oder vollkommenes wahrnehmen, oder wenigſtens wahrzunehmen vermeynen (§. 3).

§. 5. Man pfleget zuweilen die Liebe mit der Freundſchaft, und dieſe wiederum mit jener zu verwechſeln und zu vermengen, folglich Liebe und Freundſchaft für einerley zu halten; allein mit ſchlechtem Grunde. Denn ob zwar nicht geleugnet werden kann, daß zwiſchen ihnen eine nicht geringe Aehnlichkeit vorhanden ſey, ſo folget doch daraus nicht, daß ſie beyde für einerley zu achten ſind. Man ſchreibt uns mit Recht eine Liebe gegen alle Dinge zu, in ſo ferne wir nämlich daraus Luſt und Vergnügen ſchöpfen, das iſt, an denen wir etwas gutes wirklich, oder in der Einbildung wahrnehmen (§. 3.); folglich giebt man zu, und die Erfahrung weiſt es auch, daß wir nicht nur Menſchen, ſondern auch Thiere, ja gar lebloſe Dinge lieben können. Dieſes aber kann von der Freundſchaft eigentlich nicht geſaget werden; denn dieſelbe begreift nur eine gewiſſe Art der Liebe, und zwar eine Liebe gegen Menſchen, gegen Perſonen in ſich (§. 4). Mit einem Worte; keine Freundſchaft iſt ohne Liebe; es findet aber wohl eine Liebe ohne Freundſchaft Platz. Dieſes iſt auch die Meynung des Seneca, wenn er ſchreibt: **Wer ein Freund iſt, der liebet; wer aber liebet, der iſt nicht zugleich auch ein Freund.***

§. 6. So richtig nun gleich dieſer Satz iſt, daß keine Freundſchaft ohne Liebe ſey, ſo leicht kann er doch von denen in Zweifel gezogen werden, die nicht gewohnt ſind, ſich an gewiſſe Grundſätze zu halten, ſondern vielmehr alles obenhin betrachten. Sie können hierwider z. E. einwenden, es lehre ja die tägliche Erfahrung, daß man öfters von ſolchen Perſonen ein Freund wäre, welche man doch unmöglich lieben konnte. Allein, man wird finden, daß diejenigen, die dieſes thun, einen ganz andern Begriff von der Liebe haben. Vielleicht bilden ſie ſich ein, man könne nicht lieben, ohne die äußerlichen Sinne zu vergnügen, oder ſie verſtehen auch durch die Liebe diejenige heftige Leidenſchaft, dabey Unluſt und Verdruß ſo gewiß, als Luſt und Vergnügen ungewiß zu ſeyn pflegen; diejenige Leidenſchaft, von welcher man ſaget, daß ſie öfters das Unmögliche möglich mache, und welche die Kraft habe, die Menſchen dergeſtalt zu verwandeln, daß ein Feiger dadurch beherzt, ein Geiziger verſchwenderiſch, ein Hochmüthiger demüthig, und ein Kluger ein Narr werde. Jedoch da es mit der Liebe, wovon ich rede, eine andere Bewandniß hat (§. 2.): So ſieht man leicht, daß dergleichen gemachte Einwürfe von ſich ſelbſt hinweg fallen, und alſo keiner Widerlegung bedürfen.

---

* Qui amicus eſt, amat: qui amat, non vtique amicus eſt.

§. 7. Aus dem, daß die Freundſchaft eine Liebe zum Grunde hat (§. 1.5.), mache ich den Schluß: Was nicht zur Liebe aufgeleget iſt, das iſt auch nicht zur Freundſchaft aufgeleget.

§. 8. Keine Perſon iſt zur Liebe aufgeleget, woferne ſie nicht etwas an ſich hat, das einer andern Vergnügen erwecken könne (§. 2); alſo iſt auch keine Perſon, wofern es ihr an dem fehlet, zur Freundſchaft aufgeleget (§. 7).

§. 9. Es iſt dahero hieraus klar, was wir thun müſſen, wenn wir uns Leute zu Freunden machen wollen. Wir müſſen uns nämlich auf ſolche Eigenſchaften befleißigen, wodurch wir andern Vergnügen zu verurſachen fähig ſind; oder daß ich es kurz gebe, wir müſſen uns den Leuten gefällig erzeigen.

§. 10. Wer nun dieſes mit gutem Fortgange auszuüben gedenket, der muß ſich vor allen Dingen die Neigungen derjenigen bekannt machen, welche er ſich zu Freunden zu machen verlanget; er muß unterſuchen, woran ſie hauptſächlich ein Vergnügen oder Gefallen haben; ob ſie z. E. dem Ehrgeize, Hochmuthe, oder Geldgeize ergeben ſind, oder ob ſie vielmehr ſelbige verabſcheuen; er muß Acht haben, ob ſie von Natur ſtill und ernſthaft, oder vielmehr von einem muntern und aufgeweckten Weſen ſind, u. ſ. w. Hat einer dergleichen perſönliche Eigenſchaften genau bemerket, ſo wird es ihm nicht ſchwer fallen, zu urtheilen, wie er ſich bald in dieſes, bald in jenes Gemüthe zu ſchicken habe. Er wird einem auf dieſe, dem andern auf andere Weiſe zu gefallen ſuchen; er wird z. E. gegen einen Hochmüthigen demüthig, gegen einen Beſcheidenen aufrichtig, und gegen einen Gewinnſüchtigen freygebig ſeyn, und ſolcher geſtalt auf mannichfaltige Art ſeine Abſicht erreichen.

§. 11. Inſonderheit wird demjenigen, der ſich Freunde machen will, die Beobachtung der Höflichkeit wohl zu ſtatten kommen. Hierdurch erlangen wir gemeiniglich bey den Menſchen ſo viele Liebe und Gunſt, als wir uns, durch die Hindanſetzung derſelben, Verachtung und Haß zu zu ziehen pflegen. Es beſteht aber die wahre Höflichkeit theils in einer Wiſſenſchaft, ſich dem Wohlſtande gemaß aufzuführen; theils auch in einer Tugend, vermöge deren einer bey aller Gelegenheit ein Verlangen, ſich gegen andere dienſtfertig, willfährig und gutthätig zu erzeigen, blicken läßt. Sie iſt diejenige Eigenſchaft, welche uns den Menſchen äußerlich ſo vorſtellet, wie er nach unſerm Wunſche inwendig beſchaffen ſeyn ſollte; ſie zeuget von einer guten Auferziehung, und von einem rühmlich gehabten Umgange mit andern, dahingegen die Unhöflichkeit und Grobheit ſichere Merkmaale eines übelgearteten und laſterhaften Gemüths abgeben.

§. 12. Wenn das, was ich im 9. 10. und 11. Paragraph beygebracht, von allen und jeden in Obacht genommen würde: So würden auch manche ſich über den Mangel der Freunde nicht zu beſchweren haben. Allein dieſes iſt der meiſten Menſchen ihre wenigſte Sorge. Sie meynen zum Theil, ſie wären weiter zu nichts verbunden, als einem jeden das Seinige zu laſſen; übrigens konnten ſie thun, was ihnen ſelbſt beliebete. Sie ſagen zuweilen mit einer trotzigen Mine: Ich bin niemanden etwas ſchuldig; ich habe überdem zu leben; was brauche ich mich alſo nach anderer Meynungen zu richten? Ich thue, was mir gefällt, und gebe davon keiner Seele Rede und Antwort. Einige ſind gar ſo niederträchtig, daß ſie den Leuten mit Fleiß zuwider handeln, und ihren ſtörriſchen und groben Sinn bey aller Gelegenheit bloß geben. Dieſen machet ſein unverdientes Glück ſtolz und hochmüthig, jenen die Unwiſſenheit eigenſinnig, und in ſich ſelbſt verliebt. Hier wird einer durch ſeine eigene Untreue eiferſüchtig, dort ein anderer durch eine eingebildete Beleidigung rachgierig. Kurz, die thörichten Aufführungen des größten Haufens beſtätigen dasjenige genugſam, was ein gewiſſes gelehrtes Frauenzimmer ſchreibt: **Man höret**, ſind ihre

Worte, alle Welt klagen, daß es itzo keinen rechten Freund mehr gebe. Niemand aber iſt bemüht, ſich alſo zu bezeigen, daß er ſich gute Freunde machen, und ſolche auch behalten könne.

§. 13. Wir wiſſen aus der Erfahrung, daß die Freundſchaft auf eben die Weiſe erhalten werde, wie ſie erlanget wird; nämlich, die Freundſchaft dauret, ſo lange wir unſerm Freunde, durch unſere Eigenſchaften Vergnügen erwecken, oder ſo lange wir ihm gefallen (§. 9). Auf ſo mannichfältige Art nun das Vergnügen, welches unſere Eigenſchaften einer Perſon verurſachet haben, geſtöret und gehemmet werden kann, auf ſo mancherley Art kann auch die Freundſchaft unterbrochen werden, und ein Ende nehmen.

§. 14. Das Vergnügen unſers Freundes wird geſtöret, wenn er gewahr wird, daß wir dasjenige, was ihm bisher ein Vergnügen gemacht, nur dem Scheine nach, nicht aber in der That, an uns haben; oder auch, wenn er erkennet, daß daſſelbe kein wahres Vergnügen geben könne: Wir müſſen alſo, wenn wir einen Freund beybehalten wollen, uns befleißigen, daß wir dasjenige, was ihm gefällt, wirklich an uns haben, auch nach ſolchen Eigenſchaften trachten, welche vermögend ſind, ihm ein wahres und beſtändiges Vergnügen zu geben.

§. 15. Nichts iſt vermögend, uns beſtändig zu vergnügen, als was wahrhaftig gut, was in der That vollkommen iſt. Sollen demnach unſere Eigenſchaften jemanden ein beſtändiges Vergnügen zu wege bringen, ſo müſſen ſelbige ein wahres Gut, eine wahre Vollkommenheit zum Grunde haben.

§. 16. Es werden alſo zu einer dauerhaften Freundſchaft ſolche Eigenſchaften erfordert, welche ein wahres Gut, oder eine wahre Vollkommenheit zum Grunde haben (§. 14 15) Dergleichen Eigenſchaften aber nennet man Tugenden; folglich ſind die Tugenden ein Mittel zu einer beſtändigen Freundſchaft.

§.17. Da nun die Tugenden die Erhaltung der Freundſchaft befördern (§. 16.), So läßt ſich hieraus ohne Zwang ſchließen, daß die Laſter ſelbige hindern müſſen. Solchemnach betrachten wir alle Laſter, als Hinderniſſe einer beſtändigen Freundſchaft. Die Erfahrung beſtätiget ſolches; indem man nicht leichtlich ein Exempel wird aufweiſen können, daß die Freundſchaft unter laſterhaften Gemüthern von einer langen Dauer geweſen. Das Vergnügen, welches ſie vereiniget, gründet ſich nur auf ein Scheingut, auf einen falſchen Wahn, und muß auch dahero, ſo bald ſie ihren Irrthum erkennen lernen, wiederum verſchwinden.

§. 18. Es trägt ſich bisweilen zu, daß die Erhaltung der Freundſchaft nicht in unſerer Gewalt ſteht, wenn einer z. E. der Unbeſtändigkeit dergeſtalt ergeben iſt, daß ſeine Neigungen eine beſtändige Ebbe und Fluth darſtellen, oder wenn einer, wie es öfters geſchieht, an dem Böſen ein Gefallen, und an dem Guten ein Misfallen bezeiget. Dieſes wird alſo einen Bewegungsgrund abgeben, in dem Umgange ſolcher Leute, wenn ſie ſich gleich unſere Freunde nennen, eine große Vorſicht zu gebrauchen, damit im Fall ſich dermaleinſt ihre Freundſchaft auch ohne unſere Schuld in Kaltſinnigkeit, oder wohl gar in Feindſchaft verwandeln ſollte, uns ſolches zu keinem ſonderlichen Nachtheile gereichen könne.

§. 19. Außer der veränderlichen und dauerhaften Freundſchaft giebt es noch ſo mancherley Arten derſelben, daß ich meinem Endzwecke zuwider handeln würde, wenn ich ſolche insgeſammt allhier berühren wollte. Der Unterſchied derſelben gründet ſich auf deren verſchiedene Urſachen. Wenn wir daher von der Natur dieſer oder jener Gattung der Freundſchaft gründlich urtheilen, und wiſſen wollen, wie weit ſich eine jedwede derſelben erſtrecke: So müſſen wir allemal auf deren Urſprung ſehen. Wir wollen alſo ſetzen, es wird einer deswegen unſer Freund, weil wir etwas gewiſſes an uns haben, das mit ſeinen Neigungen übereinſtimmet, z. E. daß wir gut Lomber ſpielen, daß wir ein Maul nach unſerm Willen haben, daß wir einer Geſellſchaft durch unſere Einfälle manche Luſt machen; u. ſ. w. In dieſem Falle nun wird ſeine Freundſchaft weiter nicht gehen, als daß er unſern Umgang ſuchet, uns fleißig zu ſich bittet, und ſich in unſerer Gegenwart vergnügt bezeiget. Hingegen, wenn eines Freundſchaft nicht bloß auf etwas gewiſſes, auf eine einzige Eigenſchaft, ſondern auf unſere ganze Perſon gegründet iſt, ſo haben wir uns davon weit mehr zu verſprechen. Alsdann wird unſer Zuſtand, unſer Vergnügen mit dem Seinigen genau verbunden ſeyn; folglich wird ein ſolcher Freund unſere Wohlfahrt, wie ſeine eigene, zu befördern ſuchen; er wird uns im Unglücke und in Widerwärtigkeiten getreulich beyſtehen, und unſere Ehre vertheidigen; ſein Herz wird ein Behältniß unſerer Geheimniſſe, ſein Zuſpruch unſer Rathgeber, und ſeine Munterkeit ein Vertreiber unſers Traurens ſeyn.

§. 20. Die Freundſchaft iſt alſo in Anſehung ihrer Wirkung hauptſächlich zweyerley Art (§. 19). Die erſte Art derſelben pflegen wir eine **gemeine**, die andere aber eine **wahre, oder vollkommene Freundſchaft** zu nennen.

§. 21. Es ſind einige der Meynung, daß es heut zu Tage gar keinen wahren Freund mehr gebe. Ein gewiſſer Schriftſteller ſaget: **Es verhält ſich mit einem wahren Freunde, wie mit dem Phönix, von welchem jedermann redet, den aber niemand geſehen hat.** * Allein, ob ich gleich gern zugebe, daß die wahre Freundſchaft unter die Seltenheiten itziger Zeit zu rechnen iſt: So kann ich doch ihren Gedanken nicht beypflichten; zumal, da es mir geglücket, unter andern guten Freunden auch einen wahren Freund zu erlangen, und ſelbigen ſeit vielen Jahren, bis auf dieſe Stunde, unverletzt zu behalten. ꝛc. ꝛc.

Lorenz Haußmann,
B. R. Doct.

Lob

---

* C' eſt d' un veritable ami, comme du Phenix, dont tout le monde parle, & que perſonne n' a jamais vu.

Lob des Waſſers.

Naß von quellenden Cryſtallen,
Waſſer, Trank voll Lieblichkeit,
Dein Genuß hat mich, vor allen,
Bis auf dieſen Tag erfreut.
Dir weicht Caffee, Bier, und Wein;
Drum ſoll dir auch ganz allein
Dieß mein Lied gewidmet ſeyn.

Alle Thiere, die da leben,
Können nur durch dich beſtehn.
Du mußt ihnen Kräfte geben,
Soll ihr Weſen nicht vergehn.
Jeder Pflanze Wachsthum flieht,
Daß ſie weder grünt, noch blüht,
Wenn ſie dich nicht an ſich zieht.

Kann der Menſch auch etwas trinken,
Dem nicht deiner Tropfen Kraft,
Deiner klaren Perlen Blinken,
Flüßigkeit und Grund verſchafft?
Alles, alles, was nur fließt,
Alles, was man trinkt, das iſt,
Weil es deine Kraft genießt.

Hippokrat, den Cos verehret,
Zieht dich ſelbſt dem Weine vor,
Wenn ſein Aphorismus lehret:
Ξυμφερει πολυ ὕδωρ.
Und Galen: de humido,
Sagt ſehr klug und weislich ſo:
Prodeſt aquae potio.

Celſus zeigt ſchon unterm Tittel:
De potationibus,
Durch ein ziemlich lang Capittel,
Daß man Waſſer trinken muß.
Hermann Boerhaav ſchreibet ja:
Aqua paullo frigida
Potio eſt optima.

Was erquickte doch die Alten
Unter Arbeit, Müh, und Streit?
Was hat ihren Leib erhalten?
Bloß des Waſſers Süßigkeit.
Wenn Verdruß, und Furcht, und Gram,
Ihnen Geiſt und Muth benahm,
Machte dieß den Kummer zahm.

Giedeon kann der Soldaten
Tapferkeit, und Stärk, und Muth,
Sonſt durch nichts ſo wohl errathen,
Als durch ſchnelle Waſſerfluth.
Wenn ein David lüſtern iſt:
Wird deſſelben Luſt gebüßt,
Wenn er Bethlems Brunn genießt.

Sollen Simſons Arm und Waffen
Der Philiſter Schrecken ſeyn,
Und dem Lande Ruh verſchaffen:
So vermeidet er den Wein.
Waſſer iſts, was auf den Streit,
Was, bey Durſt und Mattigkeit,
Seine Heldenbruſt erfreut.

Wenn des Perſerkönigs Leben
Schon den letzten Athem drückt:
Muß man ihm noch Waſſer geben,
Das er ſich am End erquickt.
Midas läßt ſein Gold und Geld;
Wenn er nur den Trank erhält,
Der von ſteilen Felſen fällt.

Ptolemäus iſt zufrieden,
Wenn ihm nur der Unterthan
Waſſer zum Geſchenk beſchieden;
Dieß nimmt er mit Freuden an.
Wenn er voller Hoffnung kriegt;
Wenn er manchen Feind beſiegt:
Wird er bloß dadurch vergnügt.

Cato, was hat dich erquicket,
Als dich in den Wüſteneyn
Arbeit, Reiſ, und Glut gedrücket?
Mußt es nicht das Waſſer ſeyn?
So hoch haſt du es geſchätzt,
Daß es erſt dein Heer ergötzt,
Eh es deinen Mund benetzt.

Rom ſtraft Räuber und Verräther,
Die ſein ſtreng Geſetz verklagt,
Wenn es jedem Miſſethäter
Feur und Waſſer unterſagt.
Recht ſo, Rom! Dein weiſer Schluß
Macht, daß Aufruhr und Verdruß
Nie den Bürger drücken muß.

Saget doch, ihr Muſenſöhne,
Warum ſehnt ſich euer Geiſt
Immer nach der Hippokrene,
Die euch in Entzückung reißt?
Weil euch Kraft und Muth entſinkt,
Wenn ihr nicht vom Brunnen trinkt,
Der vom Pegaſus entſpringt.

Pindar, du haſt hoch geſungen;
Dennoch iſt wohl nie ein Satz
Dir ſo ſchön, als der, gelungen:
Waſſer iſt der beſte Schatz.
Beſſer iſt uns nichts verliehn,
Ob ſchon Thoren ſich bemühn,
Ihm das Geld noch vorzuziehn.

Flaccus, welcher die Gemüther
Allzeit in Erſtaunen ſetzt,
Hat ja, über alle Güter,
Unſern klaren Trank geſchätzt.
Hört! wie göttlich es nicht klingt,
Wenn er jenen Brunn beſingt,
Welcher zu Blandus entſpringt!

Aber, müßt ihr nicht erröthen,
O ihr Dichter neuer Zeit,
Daß ihr itzund eure Flöten
Stets durch Wein und Bier entweiht?
Wollt ihr trinken, trinkt mit mir,
Und verlaſſet Wein und Bier;
Nehmt den Waſſertrank dafür.

Trinkt ihr Wein, ſo raſt das Feuer,
Daß ihr allzuhitzig ſingt,
Und auf der verſtimmten Leyer
Gar ſo manche Saite ſpringt.
Bier macht euern Leib zu ſatt,
Und die Seele blöd und matt,
Daß ſie keinen Einfall hat.

Caffee macht ein dick Geblüte,
Hemmt der Säfte Zirkellauf,
Stört das dichtende Gemüthe,
Hält die Lebensgeiſter auf.
Waſſer macht das dicke Blut
Munter, flüßig, klar und gut,
Und vermehrt des Dichters Muth.

Wein vergönn ich euren Tiſchen,
Uebergeht nur nicht das Ziel.
Waſſer müßt ihr drunter miſchen,
Sonſt thut ihr gewiß zu viel.
Wein mit Waſſer eingeſchenkt
Iſt, ſo viel mein Sinn gedenkt,
Nectar, der die Götter tränkt.

Du ſollſt mich hinfort ergötzen,
Du ſo ſehr beliebtes Naß.
Nichts ſoll meinen Mund benetzen,
Als ein waſſervolles Glas.
Denn das weis ich ſicherlich:
Meine Muſe freuet ſich
Einzig und allein auf dich.

Bitt-

Bittſchreiben

an den Herrn Herausgeber, um Beſorgung einiger Gedichte.

Hochzuehrender Herr!

Ich vermuthe, nicht ſonder Wahrſcheinlichkeit, daß Sie mit unterſchiednen Dichtern bekannt, und folglich am erſten im Stande ſind, mir in meinen itzigen trübſeligen Umſtänden zu helfen. Ich will Ihnen mein Anliegen in möglichſter Kürze vertrauen. Die Natur hat mich gar nicht mit derjenigen Gleichgültigkeit gegen das ſchöne Geſchlecht verſehen, wodurch ſich der große **Newton** faſt eben ſo ſehr, als durch ſeine Tiefſinnigkeit, berühmt gemacht hat. Ich würde Ihnen den Ort meines Aufenthalts nicht erſt entdecken dürfen, wenn dieſes der einzige Unterſchied zwiſchen mir, und dieſem Abgotte der Britten wäre. So aber muß ich Ihnen ſagen, daß ich mich hier, in M ⸗ ⸗ ⸗ an der Elbe, unter der Tyranney eines Frauenzimmers befinde, welches, aus einem beſondern Eigenſinne, ihren Liebhabern das Leben ſo ſauer machet, daß ſie faſt gar vernünftig ſeyn müſſen. Wundern Sie ſich nicht, daß ich Ihnen ſo wenig von meiner Lebensart melde. Ich kann mich wirklich auf nichts mehr beſinnen, als daß ich liebe. Cynthia, ſo will ich meine Göttinn aus einer Urſache nennen, die Sie bald erfahren ſollen, höret es von unterſchiednen Leuten des Tages ſo oft, daß ſie ſchön iſt, daß ſie die hartnäckigſte Zweiflerinn ſeyn müßte, wenn Sie das Gegentheil eine Minute glauben wollte. Ihre Glücksgüter haben mit meinen Begebenheiten eben keine Verwandtſchaft; nur von ihrem Verſtande können Sie glauben, daß er mir ziemlich beſchwerlich wird. Sie lieſt Bücher; ſie liebt die Dichtkunſt, und hat ſich in die ſchönen Wiſſenſchaften ſo ſehr vertieft, daß ich keine Stunde ſicher bin, ſie werde zu meiner Marter auch noch griechiſch lernen. Ich traue Ihnen, mein Herr, ſo viel Einſicht zu, daß Sie mich für einen klugen Menſchen halten werden; weil ich wenigſtens 10000 Thaler beſitze; allein ich bin doch nicht willens, Wolfen und Gottſcheden, durch meine Wiſſenſchaften, um ihre guten Namen zu bringen. Es wäre mir alſo allezeit lieber geweſen, wenn meine Cynthia bisher, an ſtatt der Bücher, meine Haare oder meine engliſche Uhr betrachtet hätte. Gleichwohl habe ich bis itzo die mäßige Glückſeligkeit beſeſſen, an ihrer Gegengunſt zu zweifeln: Aber nunmehr, mein Herr, nun bin ich völlig überzeugt, daß ſie meinetwegen keine unruhigen Träume hat, und darzu hat folgende Begebenheit Anlaß gegeben.

Ich war an einem Abende mit ihr, nebſt andern Mannsperſonen und Frauenzimmer, in Geſellſchaft. Meine Abſicht war, um Pfänder zu ſpielen, worauf ich einige Tage her meine Natur eingerichtet hatte. Allein Cynthia drehte die Unterredung auf die Poeſie, und nöthigte mich dadurch zum Stillſchweigen. Man dachte an Günthern; man lobte, und tadelte ihn; und meine Schöne war ſo boshaft, in meiner Gegenwart zu bekennen: Sie würde ihn eben nicht ſinſter anſehen, wenn er noch lebte, und zu ihr käme. Ich gieng verdrießlich nach Hauſe, legte mich nieder, und träumte die ganze Nacht von Oden und Elegien. Den Morgen darauf begab ich mich, ungeachtet meines Zorns, zu meiner Geliebten. Sie hatte ein Blatt Papier in der Hand. Wiſſen ſie auch, war ihr erſtes Wort, daß Günther dieſe Nacht an mich geſchrieben hat? Meine Antwort war eine ſpöttiſche Mine. O! machen ſie ſich nicht luſtig, ſagte ſie; hier iſt der Brief! Ich habe ihn vor einer halben Stunde in meinem Schmuckkäſtchen gefunden. Hören ſie nur! Hierauf las ſie mir, ob ich ihr gleich in die Rede fallen wollte, die verwünſchten Reime vor, die ich Ihnen hier überſchicke. Ich habe ſie abgeſchrieben, um Ihnen die Urſache meines Elendes recht deutlich vor die Augen zu legen.

Geliebte Cynthia, ich, der ich auf der Welt
So manches Lied geſpielt, das dir noch itzt gefällt,
Der ich den Sieg Eugens bis zu den Sternen brachte,
In Sporkens Trefflichkeit die Tugend reizend machte,
Den Frevel des Criſpins mit Skorpionen ſchlug,
Mein Herz und Saitenſpiel ſtets in den Händen trug;
Ich, der ich hier und dar viel küßte, wenig liebte,
Ein Lied vom Knaſter ſang, wenn mich das Glück betrübte;
Ich Günther, den das Reich der Todten bey ſich hat,
Ich ſelbſt, ich ſchreibe dir, mein Engel, dieſes Blatt,
Und wünſche ganz entzückt, nur darum noch zu leben,
Um dir den Lorberkranz und auch mein Herz zu geben.
Verwundre dich nur nicht, durch wen dir meine Hand
Aus dieſer andern Welt die Zeilen zugeſandt?

Wie bald kann nicht ein Geiſt durch alle Schlöſſer dringen,
Mir Dinte, Blatt und Kiel, u. dir mein Schreiben bringen?

Du haſt mich oft gelobt, mein frühes Grab beklagt,
Und voller Zärtlichkeit nur geſtern noch geſagt:
Du wollteſt, hätte mich mein Schickſal leben laſſen,
Und bis zu dir geführt, den Philimen nicht haſſen.
Dein Wort, dein Ruhm, dein Wunſch drang durch die weite Kluft,
Die mich von dir entfernt. In meiner Todengruft
Schlug mein verliebtes Herz noch dreymal in dem Staube;
Und weil ich dich, mein Kind, vollkommen redlich glaube:
So war ich ſelbſt ſo froh, ſo zärtlich, ſo entzückt,
Als hätt ich meinen Mund auf Phyllis Mund gedrückt,
Als hätt ich noch einmal voll Gluth mit Leonoren
Auf jenem Leichenſtein den ſüßen Bund beſchworen.
Wie ſehr des Nachruhms Schall den Dichter noch vergnügt,
Wenn auch ſein Körper ſchon in Staub und Moder liegt;
Wie ſtark ihn allemal der kluge Beyfall rühret;
Wie viel ſein edler Theil noch reine Wolluſt ſpühret,
Wenn man für ſeinen Sarg noch friſche Lorbern bricht:
Das weis, und glaubt, und fühlt der reiche Pöbel nicht.
Und deines Beyfalls Ruf, der durch die Schatten ſteiget,
Verdient, daß mir Catull itzt ſeine Misgunſt zeiget.
So werd ich doch einmal ganz unverhofft beglückt,
Da mich des Schickſals Haß im Grabe noch gedrückt,
Weil Siebrands ſtarker Kiel, von Rach und Neid getrieben,
Zu ſein- und meinem Schimpf mein Leben aufgeſchrieben.

Ja machte mich, mein Kind, der Dichtkunſt Zauberey,
Wie dort des Orpheus Frau, von dieſer Gegend frey:

Gewiß ich riſſe mich aus Mortens Finſterniſſen,
Und käme, Cynthien, die ſchöne Hand zu küſſen.
Doch da dieß Wunderwerk nicht mehr geſchehen kann:
So nimm von Günthers Hand noch dieſe Warnung an:
Wir leben kurze Zeit, der Himmel iſt oft trübe,
Der Jugend Lenz verfleucht; was folgt, mein Kind? drum liebe!
Ja liebe Cynthia! dein muntres Augenlicht,
Das, wie des Himmels Glanz, aus blauen Kreiſen bricht,
Dein Mund, wo Luſt und Scherz und Geiſt und Anmuth lachen,
Kann ja wohl Günthers Geiſt in andern lebend machen.

Euch Schönen, die ihr Gluth u. Salz und Reizung habt,
Euch, welche die Natur mit ihrer Gunſt begabt,
Euch, ſag ich, kömmt es zu, ſelbſt eurer Macht zu Ehren,
Die Welt, die ſpäte Welt mit Dichtern zu vermehren.
Daß ſich Anakreon bey unſrer deutſchen Welt,
Wie Naſo, wie Petrarch, in vollem Glanz erhält;
Daß Opitz und ſein Ruhm noch zur Bewundrung dienet;
Mein eigner Lorberkranz aus Staub und Aſche grünet;
Daß unſre Schriften noch auf euern Schränken ſtehn:
Das macht kein Rebenblut, kein Kaiſer, kein Mäcen,
Kein altes Muſenchor, kein Strom von Aganippen,
Kein Phöbus, kein Parnaß; das machen ſchöne Lippen.

Drum, kluge Cynthia, nimm deine Pflicht in Acht!
So bald dich die Natur ſo reizend vorgebracht:
So hat dir ihre Hand ſelbſt in das Blut geſchrieben:
Dein Herz iſt allzuſchön, dich muß ein Dichter lieben.
Du fragſt mich: wo er iſt? Ja, Kind, das weis ich nicht.
Genug! Erfülle du der Liebe ſchöne Pflicht.

Erwähle dir ein Herz! Du wirſt es bald erhitzen,
Du bringſt es auf den Berg, wo Phöbus Schweſtern ſitzen.

Ich ſchließe, Cynthia, weil mich ein Schatten ruft,
Den ich vordem geküßt, als ich in eurer Luft
Noch meine Flöte blies. Geh! ſuche meine Lieder,
Dieweil ich von dir muß: So findeſt du mich wieder.
Du findeſt mich voll Gluth. Denn dieſer Aufenthalt
Macht ohnedem mein Lied nur ſchläfrig, matt und kalt,
Und ſchwächet mir, mein Kind, den Ausdruck edler Triebe,
Nach welchen ich auch todt Verſtand und Schönheit liebe.

Johann Chriſtian Günther.

Ich weis nicht, mein Herr, was Sie von dieſen Galanterien, aus dem Reiche der Todten, halten werden. Mir kommen ſie, mit aller Beſcheidenheit zu urtheilen, ſehr abgeſchmackt vor. Dem ungeachtet war meine Schöne ſo verwegen, in meiner Gegenwart zu behaupten, ſie wären Günthers Muſen nicht unähnlicher, als ſein gereimter Lebenslauf. Ich war ſo gefällig, ihr mit vielen tiefſinnigen Gründen zu beweiſen, daß dieſer Brief unmöglich von Günthern ſelbſt kommen könnte. Allein ſie antwortete mir mit einem paar loſen Augen: Sie wollte mein Urtheil lieber von dem, was galant, als von dem, was möglich wäre, anhören. Ich würde in den Briefen der Madame Rowe aus England, welche im Franzöſiſchen L'amitié apres la mort hießen, viele Beweiſe finden, daß die Todten noch an die Lebendigen ſchreiben könnten, und in Deutſchland ſelbſt hätte weiland Herr Profeſſor Philippi nach ſeinem Tod noch ganze Bücher verfertiget. Ich kann nicht ſagen, mein Herr, daß ich mit der Geiſterlehre ſo gar bekannt wäre. Ich weis alſo ſelbſt nicht ganz gewiß, was ich von dieſem Falle denken ſoll? Es konnte doch wohl ſeyn. Wenn aber das Ding Mode wird, daß die Poeten, auch nach ihrem Tode, einen ehrlichen Kerl in ſeiner Liebe ſtöhren: So möchte man das Geſetz von ihrer Verbannung, aus allen wohleingerichteten Geſellſchaften, alle Stunden erneuern. Doch ich komme wieder zu meiner Erzählung. War Cynthia der Poeſie zuvor geneigt geweſen: So konnte ich nunmehr aus allen ihren Minen leſen, daß zu ihrem Herzen kein andrer Weg, als über den Parnaß, gienge. Ich hielt es, nach reifer Ueberlegung, für bequemer, die Dichtkunſt zu beſchimpfen, als ſelbſt ein Poet zu werden. Nach dieſer Entdeckung hoffte ich, Cynthia würde mich bald lieben, wenn ich nur erſt ihren Haß gegen die Muſen erwecken könnte. Ich verließ ſie, und fragte einen Gelehrten, wegen meines Vorhabens um Rath. Er lobte mir Tanaquil Fabers Buch de futilitate poeſeos. Ich quälte mich eine ganze Woche mit dem verdrießlichen Lateine. Ich merkte mir die ſchönſten Stellen daraus, und dachte meine Eigenſinnige dadurch zu bekehren. Allein, mein Herr, ich habe das Wörterbuch vergebens ſo oft aufgeſchlagen. Cinthia hat mir ſehr gelaſſen geſagt: Es wäre mir ganz anſtändig, eine Schrift wider die Dichtkunſt anzuführen, und von hunderten, die zum Ruhme derſelben da wären, nichts zu wiſſen. Mein voriger Rathgeber verſicherte mich hierauf, es würde ſchwer halten, Cynthien die Hochachtung gegen die Poeſie überhaupt

haupt zu benehmen; deſto leichter aber würde es ſeyn, ihr zu zeigen, daß unſre Deutſchen, und Günther ſo wenig, als andre, gar keine Lieblinge des Apollo, und folglich ihres Beyfalls ganz unwürdig wären. Zu dieſem Vorhaben wollte er mir die vortrefflichen Lettres Germaniques beſtens angeprieſen haben. Ich fing aufs neue an, zu ſtudieren und fand, daß der ſcharfſinnige Verfaſſer dieſes Buchs ſo viel Böſes von den Deutſchen und ihrem Witze geſchrieben hatte, als kaum zehn Schriftſteller ſeines gleichen thun können. Ich würde alle zukünftige Herausgeber von Lettres und Memoires bedauert haben, daß die Kunſt, ſeine Nachbarn zu ſchimpfen, auf einmal ſo erſchöpft worden, wenn ich nicht gewußt hätte, daß viele von dieſen Herren einerley Erfindung zehnmal aufwärmen, und doch eſprits createurs bleiben könnten. Indeſſen verfügte ich mich ganz hochmüthig mit meinen franzöſiſchen Waffen zu meiner Gebietherinn. Sehen ſie doch einmal ſagte ich, kluge Cynthia, ob es ihrem Verſtande ſo gar wohl läßt, unſre Dichter zu vergöttern? Hier ſind die Lettres German - - - die Lettres Germaniques? antwortete ſie. Es iſt nicht ſchwer zu errathen, was ſie damit haben wollen. Ich habe ſie geleſen; und wenn Schmähworte Beweiſe wären, ſo möchten unſre Deutſchen alle Stunden kleinmüthig werden. Allein ich denke, es iſt ein Buch, das ſeinen eignen Verfertiger noch am meiſten beleidigen wird. Man ſieht wohl, daß es der Eigennutz und die Lebensart des Verfaſſers verlangt haben, den Witz der Deutſchen und ihre Sprache herunter zu machen, um ſeine eigenen Waaren, womit er zu

Markte gezogen, in Anſehen zu bringen. Es iſt nicht das einzige, welches von dem Neide und Stolze unſrer Nachbarn zeuget, ob man ihm gleich den Vorzug des unbeſcheidenſten nicht ſtreitig machen kann. Gleich habe ich in des Herrn von Voltäre Melanges de Litterature & de Philoſophie geleſen, daß die Engländer, in der Lobrede des Herrn von Fontenelle auf ihren Newton, die Vergleichung dieſes Weltweiſen mit dem Carteſius nicht hätten verdauen wollen, ſeulement, ſpricht er, parce que Déscartes étoit François. Wie wäre es, wenn es die Franzoſen mit vielen Deutſchen ſo machten? Ja wie wäre es, wenn ſie in einem Stücke noch unbilliger mit uns umgiengen, als die Engländer mit ihnen? Die meiſten gelehrten Engländer verſtehen doch lateiniſch und franzöſiſch; aber wie viele Franzoſen verſtehen deutſch? Ein ſtolzes Vorurtheil ſtellet ihnen dieſe Unwiſſenheit noch als einen Ruhm vor. Man gönnet ihnen dieſes Vergnügen, wenn ſie nur nicht ſo beherzt von unſerm deutſchen Dichtern und unſerm Witze urtheilten. Voltäre, den ich noch bey der Hand habe, ſaget es ausdrücklich, daß es nöthig ſey, die Sprache eines Volks zu verſtehen, wenn man mit Gewißheit von ſeinem Witze reden will. Hören ſie einmal: Je n'ai pas grand plaiſir en liſant Plaute & Ariſtophane; pourquoi? C'eſt que je ne ſuis ni Grec, ni Romain. La fineſſe de bons mots, l'alluſion, l'à propos, tout cela eſt perdu pour un étranger. Sollte unſer aufgeblasner Richter wohl daran gedacht haben?

Erſtaunen Sie nicht, mein Herr, daß ich dieſe lange Antwort gemerkt habe! Sie gieng aus dem Munde meiner Geliebten; und Sie ſind niemals verliebt geweſen, wenn Sie nicht wiſſen, daß man alles behält, was eine Gebietherinn ſaget. Es verdroß mich indeſſen nicht wenig, daß Cynthia wieder zu viel Verſtand hatte. Ich konnte mich unmöglich gleich geben. Wenn auch der Verfaſſer überall Unrecht hätte, ſagte ich: So iſt es doch gewiß, daß ihr Günther oft im Staube kriecht, und daß ſonderlich die Strophe an das Glück:

Da haſt du deine ſchönen Titel ꝛc.

ungemein niedrig iſt. Treffliche Entdeckung! antwortete ſie. Es iſt hier nicht die Frage, ob dieſe und andre Stellen, wo ſich Günther vergißt, ſchön ſind; ſondern, ob ſie von uns Deutſchen ſelbſt für ſchön gehalten werden? Der ſcharſſinnige Herr Briefſteller trauet es uns zu, und kein Secundaner wird es ihm einräumen. Was critiſiret er denn? Was ſaget er uns neues? Wenn er gewiſſe Nachricht hätte, daß die Ausgaben der güntheriſchen Gedichte etwa mit Bewilligung aller deutſchen Akademien an das Licht gekommen wären, und daß ſich kein deutſcher Kunſtrichter jemals darüber beſchwehrt hätte: So möchte er ſo luſtig damit thun, als er wollte. Allein was kann der rechtſchaffne Günther in der Gruft, was können ſeine vernünftigen Landesleute, was können die übrigen Deutſchen dafür, daß der Eigennutz und das Vorurtheil einiger mäßigen Kenner alles von dieſem Dichter zuſammengerafft, und unter den ſchönen, mittelmäßigen, und ſchlechten, ſo eine geringe Wahl getroffen haben? Hierauf bath mich Cynthia, ich möchte ihr Mägdchen rufen. Dieß kam. Joannette! ſagte unſre Gebietherinn, habet ihr jemals die Stelle aus Günthern leſen hören:

Hier haſt du deine ſchönen Titel,
Du Wetterhahn . : :

Ach! Mademoiſelle. ſchrie ſie, ich weis ſchon, daß ſie ſich moquiren. Jch wollte ma foi viel drum geben, wenn ſie der Verfaſſer der Lettres Germaniques nie geſehen hätte, und tete à tete geſprochen, Mademoiſelle, ich will die ganze Paſſage, wie noch viele andere, weglaſſen. Hierauf gieng ſie hitzig davon. Jch verwunderte mich nicht, daß Joannette, als eine Tochter eines vordieſem in der Stadt geweſenen Sprachmeiſters, das franzöſiſche Buch geleſen hatte; ich wußte nur nicht, was das Weglaſſen heißen ſollte, bis mich Cynthia benachrichtigte; daß ihr Mägdchen die Lettres Germaniques ins Deutſche überſetzte. Allein, fuhr ſie fort, tragen ſie nur ihr Buch wieder nach Hauſe. Sie werden ſchon ſehen, wem ſie ihren Beyfall gegeben haben. Es kömmt itzo der Bibliothecaire moderne heraus, der allerhand Schriften beurtheilet. Jſt der Verfaſſer deſſelben ein billiger Mañ: So wird er ehſtens die Lettres Germaniques vornehmen, den Schreiber derſelben, wegen des guten Franzöſiſchen loben, ihm aber auch unter die Augen ſagen, daß es ein ſchlechtes Kennzeichen eines großen und edlen Geiſtes ſey, eine ganze Nation zu ſchimpfen, die man nicht kennet, und die durch ihre Wohlthaten unſern ganzen Staat unterhalten muß.

Ich glaube, mein Herr, daß Ihnen meine Erzählung nicht erſt jetzo anfängt verdrießlich zu werden. Allein gedulden Sie ſich immer! Bald ſollen Sie wiſſen, was ich haben will. Ich verſpreche zum andernmale kurz zu ſeyn. Was wollen Sie mehr? Sie ſehen, daß ich meine Mühe, die Dichtkunſt bey Cynthien verhaßt zu machen, verlohren hatte. Nichts deſto weniger wurde ich täglich verliebter. Ich entſchloß mich, diejenigen Waffen zu ergreifen, die ich bisher beſtritten hatte. Unſere Stadt wimmelt von Poeten. Sie verſorgten mich alſobald, auf mein Verlangen, mit allerhand Gedichten, womit ich das Herz meiner Geliebten beſtürmen ſollte. Nicht mehr als viere verglichen ſie mit der Sonne; einer nennte ſie die zehnte Muſe, die vierte Huldgöttinn, und die Venus an der Elbe; ein anderer ſtellte mich als den in Daphnen verliebten Phöbus vor; und nachdem der dritte hoch und theuer geſchworen, daß ſie in ihrer Kindheit an einem Tygerthiere geſogen hätte: So wälzte er ihr, wegen ihrer Grauſamkeit, aus poetiſcher Freyheit, durch Hülfe eines einzigen Reimes, den Caucaſus auf die Bruſt. Cynthia hat alle dieſe Meiſterſtücke nach und nach erhalten; und das muß ich ihr nachrühmen, daß ſie mich allezeit ſelbſt für den Verfertiger derſelben angeſehen hat. Aber das iſt auch mein ganzer Vortheil dabey geweſen. Meine Gebietherinn muß entweder ſehr eigenſinnig ſeyn, oder ich bin nicht an die beſten Dichter gekommen,

men; denn ich müßte mich ſehr irren, wenn ſie ſich nicht mit meinen Verſen die Haare aufwickeln ließe.

Ich wende mich alſo zu Ihnen, mein Herr. Cynthia hat ihre Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes, und die darinnen enthaltenen Gedichte ſehr oft gelobet. Können Sie nicht dieſe muntern Köpfe auf meine Seite bringen? Sparen Sie doch ja keinen Fleiß, und zweifeln Sie niemals an meiner großmüthigen Dankbarkeit. Derjenige, welcher mir durch ſeine Geſchicklichkeit Cynthiens Herz gewinnen hilft, kann ſich wenigſtens auf 33. ggr. Rechnung machen. Schicken Sie mir nur alles, was Ihnen in dieſer Abſicht gebracht wird, in des Herrn ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ Haus! Gleich itzo beſinne ich mich, daß Sie meinen Brief vielleicht könnten drucken laſſen. Das hätte mir noch gefehlt! Wie würde mich Cynthia wegen meines mir vorgeſetzten Betrugs beſchämen? Nein nein, mein Herr! Das thun Sie nicht. Sie würden mich zu der Verzweiflung bringen, allen Muſen zum Poſſen ſelbſt ein Poet zu werden; und ich glaube nicht, daß es itzo an ſolchen Leuten fehlet. Ich bin ꝛc.

M ⸗ ⸗ ⸗
den 10 des Weinmon. 1741.

An ein Paar Frauenzimmer, welche ein Liebeslied verlangten.

Ihr heiſcht von mir ein Lied voll Liebe,
Und habt auch meiner Muſe Wort:
Allein es fliehn die ſüßen Triebe
Aus allen meinen Adern fort.
Der Stral von halb verliebten Blicken,
Ein lächelnd günſtig Angeſicht,
Und ſelbſt der Hände ſanftes Drücken
Entzünden mir die Regung nicht.

Die Zeitung meldet mir das Feuer
Der aufgeblaſnen Kriegesglut.
Nun hört, was dieß an meiner Leyer
Für nie gewollte Wirkung thut.
Voll Furcht berührt ich ihre Saiten
Und ſtimmte ſie mit banger Hand;
Drauf klangen ſie von nichts, als Streiten,
Und machten nichts, als Krieg, bekannt.

Ich wollte nichts, als Liebe, ſingen,
Und was ſie für Entzückung giebt:
Doch, da die Waffen ſchwirrend klingen,
So ſpiel ich das, was ihr nicht liebt.
Von wildern Flammen fortgeriſſen,
Rührt mich nicht holder Augen Blitz:
Was meinen Geiſt entzünden müſſen,
Sind Läger, Krieger und Geſchütz.

O welch ein ungleich gleich Geſchicke
Trifft mich mit dir, Anakreon!
Die Saiten ſpringen dir zurücke,
Beſingſt du Atreus tapfern Sohn.
Sie tönen dir von nichts, als Liebe,
Verlangſt du gleich Alcidens Sieg.
Ich aber will die ſanften Triebe:
Doch tönen ſie mir nichts, als Krieg.

Die Länder rüſten ſich zum Streiten,
Und legen Helm und Harniſch an;
Wo Mars nicht ſchon mit ſeinen Leuten
Den Kriegesſchauplatz aufgethan.
So bald mit ſchnellen Zitterlichtern
Ein Küraß durch die Felder blitzt:
So wird die feige Muſe ſchüchtern,
Die ſonſt der Liebe Glut erhitzt.

Schweigt denn, ihr übertäubten Flöten!
Da rauher Stücke Donner knallt.
Hört! wie der ſchmetternden Trompeten
Erweckter Ton von ferne ſchallt!
Wenn grobe Mörſer Bomben ſpeyen;
Der Trommeln Wirbel Lärmen macht:
Iſt da der Luſtklang der Schallmeyen
Wohl auf ein Liebeslied bedacht?

Die kleinen Hürden ſind zerſtöret,
Wo Lieb in zarte Seelen drang.
Da wird ein Feldgeſchrey gehöret,
Wo Amaryll und Thyrſis ſang.

Die Roſſe jagender Huſaren
Zerwühlen jede Schäferflur;
Und wo ſonſt Spiel und Reihen waren,
Ficht ein Tollbatſch, raubt ein Pandur.

Noch nie dem Vers geweihte Namen,
Ihr macht dieß Lied recht fürchterlich.
Zwo Schönen fliehn vom Näherahmen,
Durch euch erſchreckt, und retten ſich.
Bleibt, liebſten Kinder, bleibt nur ſitzen,
Und rüſtet euch zur Gegenwehr!
Verdoppelt eurer Augen Blitzen;
Ihr ſchlagt noch wohl ein frecher Heer.

Mich habt ihr beyde ſchon bezwungen,
Mich, der ich doch ganz kriegriſch bin.
Ich, der von Streit und Schlacht geſungen,
Sink itzt bey eurer Reizung hin.
Zu ſtarke Macht von ſchönen Zügen!
Wer kann hier ſtreitend widerſtehn?
Blickt mich nicht an; ihr könnt ſchon ſiegen;
Ich bin zu ſchwach; ihr ſeyd zu ſchön.

Nun ſehn ich mich nach beſſern Zeiten;
Eilt, Poſten! kündigt Frieden an!
Vielleicht daß, nach erloſchnem Streiten,
Ich ihr von Liebe ſingen kann.
Doch wär ich unter den Canonen,
Ihr Schönen, nicht zum Mars zu klein:
So ſolltet ihr mir nicht Bellonen,
Wohl aber beyde Venus ſeyn.

Schwabe.

Der

Der junge Herr.

Erſtes Stück.

Daß ich ſinnreich bin, daran kann niemand zweifeln, ohne die Höflichkeit und Ehrerbiethigkeit gegen das weibliche Geſchlecht, gegen die Schönheit, und gegen alles, was bey Leuten meines gleichen allein für heilig gehalten wird, zu beleidigen. Calliſte, das ſchönſte Frauenzimmer in der ganzen Stadt, welches alſo auch in der ganzen Stadt am wenigſten Unrecht haben darf, hat mir unter die Augen geſagt, daß ich ein ſcharfſinniger Kopf wäre; da ich mich ſtellte, als ob ich die Liebesgötter ganz augenſcheinlich auf den Stralen ihrer Augen ſich herab ſenken und nach meinem Herzen zu eilen ſähe. Ein ſchönes Frauenzimmer hat ſo wohl das Recht ſinnreiche Leute zu creiren, wenn ſie gleich ſelber nicht ſinnreich wäre, als ein Pfalzgraf das Recht hat, Notarien zu machen, wenn er ſelbſt gleich keine Teſtamente und Vergleiche machen könnte. Aber über dieſes iſt Calliſte eben deswegen das ſinnreichſte Frauenzimmer, weil es das ſchönſte iſt. Denn wie wollte ein ſchöner Mund etwas anders, als was ſchönes, reden können? Ich wollte noch ſelber daran zweifeln, daß ich ſinnreich wäre, wenn Calliſte es zu einem andern geſagt hätte, als zu mir, mit dem ſie doch unter allen ihren Bekannten am vertrauteſten redet. Wenn ich alſo dieſes zum Voraus ſetze, daß ich ſinnreich bin: So habe ich Urſache, Unterricht vom Sinnreichen zu geben. Und wem dieſes noch nicht genug wäre, der könnte ſchon daraus, daß ich etwas ſchreibe, ſchließen, daß ich es nothwendig auf Befehl eines Frauenzimmers thun müßte. Mein Gewiſſen kann mir ſeit langer Zeit nicht ein einziges Unternehmen Schuld geben, welches nicht die allergeſelligſte und vollkommenſte Abſicht in der Welt zum Grunde gehabt hätte, nämlich dem Frauenzimmer zu gefallen. Ich habe lange Zeit, um niemanden anders, als dieſem angenehm zu ſeyn, gute Biſſen gegeſſen, Waſſer und Wein getrunken, mit Gold verbrämte Weſten, ein lockichtes Haar und einen zuſammen gewickelten Hut, und nach Gelegenheit auch rothe Abſätze getragen. Die Schönen allein zu verbinden, bin ich durch die Gaſſen von Hauſe zu Hauſe zum Beſuche gegangen, habe ihnen ſchöne Dinge erzählet, und hernach gefragt, welche Zeit es ſey, um von ihrem ſchönen Munde die Minuten abkündigen zu hören, die ihre Uhr anzeigte. Dieſen zu gefallen habe ich endlich geſchlafen, geträumt, mich angezogen und, kurz zu ſagen, gelebt. Ich bin von mehr, als zehn Schönen, zum Schreiben privilegirt. Uebrigens habe ich auch Erfahrung genug, daß ich Unterricht geben kann, wie man das Sinnreiche anzubringen hat, daß es ſeine rechte Stärke bekömmt; da ich täglich wohl funfzehn ſchöne Frauenzimmer beſuche, und ihnen nichts, als ſinnreiche Einfälle, vorſage. Wenn man aber finden würde, daß ich von denen übrigen Leuten, die ſich unterfangen haben, etwa Regeln vom Sinnreichen zu geben, abgehe; wiewohl ich mir die Mühe nicht gegeben habe, einen davon zu leſen: So möchte folgendes ungefehr die Urſache davon ſeyn. Jene guten einfältigen

Leute haben zum Grunde geſetzt, daß man bey ſeinen Einfällen die Kunſt verſtecken müßte, und dieſes haben ſie ungezwungen genennet. Aber welche Kunſt hat wohl ſonſten dieſe wunderliche Regel, daß man ſie verſtecken ſoll? warum wollen wir ſie dann dieſer angenehmen Kunſt, ſinnreich zu reden, aufbürden, und ſie dadurch in die Gefahr ſetzen, daß Einfältige glauben, ſie hätten unſre größten und wunderbarſten Einfälle auch hervorbringen können. Iſt es nicht ſelbſt an den Werken der Natur etwas liebenswürdiges, wenn ſie der Kunſt ſo ſehr nahe kommen, daß man ſchwören ſollte, ſie hätten durch die Natur nicht hervorgebracht werden können, und die Kunſt hätte auch ihren Antheil daran. Wollen wir nun das Anſehen der Kunſt an den Werken der Kunſt ſelbſt haſſen, da wir es an den Werken der Natur loben? Ich komme nunmehr zu meinem Zwecke.

Das Sinnreiche fällt uns entweder von ſich ſelbſt ein, oder man ſuchet es. Wenn man fragen will, welches von beyden höher zu achten ſey: So iſt es eben die Frage, als wenn man unterſuchte, ob diejenigen Kräuter höher zu achten ſind, die von ſich ſelbſt wachſen, oder die man ſäet. Was das Sinnreiche betrifft, das einem von ſich ſelbſt einfällt, ſo iſt es zwar ganz gut, und einige, die viel auf etwas ungezwungenes halten, wollen es gar für die beſte Art davon ausgeben. Aber dieſe Art mag ſo gut geheißen werden, als ſie will; ſo machet ſie wahrlich einem Menſchen die größte Ehre eben nicht. Das Glück hat allzuviel Antheil daran, und der Menſch faſt gar keines. Ich würde übel zufrieden ſeyn, wenn meine Haare von Natur ſo kraus und ſchön wären, als ich ſie für 8 Thaler des Jahres trage; und wenn ich nicht wenigſtens die Ehre hätte, eine ſchöne Wahl an meinem Perückenmacher getroffen zu haben. Wenn mein Haar auch von Natur noch ſo kraus wäre: So könnte es doch ſo ſchön nicht ſeyn, als es durch meinen Befehl und mein Stilleſitzen vor dem Spiegel wird. Wie will alſo ein Einfall, der mir von ungefähr gekommen, ſo ſchön ſeyn, als derjenige, den ich mit allem Vorſatze zugeſchnitten habe? Ich kann von dieſer erſten Art von Einfällen auch nicht viel Regeln geben, wenn man ſie anbringen ſoll; weil man nicht weis, wenn ſie einem beyfallen werden.

Die einzige iſt, daß man ſie ſo oft vorbringen ſolle, als ſie einem einfallen, und daß man gar keinen bey ſich behalte, und ſich an Zeit und Ort im geringſten nicht kehre. Ein jeder, der eine Scharfſinnigkeit unterdrückt, begeht einen Kindermord, wovon er allen Leuten, welche gerne witzige Einfälle hören, Rechenſchaft zu geben ſchuldig iſt. An ſtatt, daß manche Leute ſich in den Kopf geſetzt haben, daß es gewiſſe Gelegenheiten gäbe, wo die Ernſthaftigkeit der Sache, oder die Betrübniß und die Beſtürzung, darinnen ſich die Geſellſchaft befindet, oder der Stand und das Anſehen der Perſonen, mit denen man redet, einen hindern ſollten, etwas ſinnreiches zu ſagen: So muß man ſich es lieb ſeyn laſſen, wenn einem bey ſolchen Gelegenheiten etwas einfällt, welches unſern Eifer für den Witz, unſre Munterkeit, und unſre freye Aufführung ſo deutlich zeigen kann. Unſer aufgeräumtes Weſen leuchtet viel mehr in die Augen, wenn es ſich mitten unter ernſthaften oder niedergeſchlagenen Gemüthern ſehen läßt, und wenn wir die Kühnheit haben zu ſcherzen, wo niemand einmal das Herz hat, frölich und vergnügt zu thun. Bey vielen Schönen kann man ſich recht außerordentlich dadurch in Gunſt ſetzen; und ich nehme es faſt für eine Liebeserklärung an, wenn eine, bey dieſer Gelegenheit, zu mir ſaget: Garſtiger Menſch! auch in der größten Beſtürzung müſſen ſie mich zu lachen machen.

Damit aber dieſe Einfälle, welche ſonſt zu leicht ſind, deſto größern Eindruck haben, und uns deſto mehr Ehre machen, ſo will ich hiermit die Regel gegeben haben, daß man ſie auf eine Art einkleiden ſoll, daß es ausſieht, als ob wir darauf geſonnen, und einige Mühe gehabt hätten, eine ſo ſchöne Geburt zur Welt zu bringen. Wie man dieſes ausführen ſoll, daß will ich ganz deutlich zeigen; und wenn dieſes geſchehen iſt, ſo möchte auch wohl für dieſesmal meine meiſte Arbeit gethan ſeyn; weil ich wohl ſehe, daß ich mir vorhin ein weiteres Ziel geſteckt habe, als meine Geduld zulaſſen wird. Ich wollte rathen, daß man einen ſolchen Einfall eine Weile verhalten, und ihn erſt alsdann anbringen ſollte, wenn die Geſellſchaft ſchon von andern Dingen redete. Dieſes würde die Anweſenden auf eine angenehme Art an ihr voriges Geſpräche erinnern. Sie würden erſtlich eine Weile denken müſſen, wie uns dieſes oder jenes eingefallen, und was wir damit haben wollten; und es würde ihnen ein größeres Vergnügen ſeyn, unſere Scharfſinnigkeit zu entdecken, wenn ſie ſie erſt ſuchen müßten. Wir aber würden auf unſrer Seite die Zufriedenheit haben, daß wir unſerntwegen die ganze Geſellſchaft von ihrem Geſpräche abgebracht hätten; daß wir eine Art der Herrſchaft über ihre Unterredungen ausübten und dieſelben lenkten, wie wir wollten. Aber es iſt zu ſchwer, für einen ſinnreichen Menſchen, einen Einfall ſo lange zu verſchweigen. Ein Einfall, der einmal in uns entſtanden iſt, muß heraus, ehe wir ihn ſelber ganz wiſſen, und der Kopf davon iſt öfters ſchon ans Tagelicht gebracht, ehe die Beine deſſelben geformt ſind. Wie viele ſchöne Einfälle würde ſonſt nicht eine einzige Scharfſinnigkeit erſticken, wenn ſie nicht ſogleich denen, die nach ihr kommen ſollen, Platz machte!

Unterdeſſen leugne ich nicht, daß es nicht manchmal Leute geben ſollte, die dieſe Regel, welche ich, wenn es die übrigen Umſtände litten, aus Klugheit beobachtet wiſſen wollte, aus Dummheit in Acht nehmen. Es giebt gewiſſe kleine Geiſter unter uns witzigen Köpfen, welche ſo blöde ſind, daß ſie nicht das Herz haben, einen andern zu unterbrechen, wenn ihnen etwas ſchönes einfällt. Hiebey aber ſind ſie ſo ehrbegierig nach dem Ruhme lebhafter feuriger Köpfe, wie wir ſind, daß ſie ihre ſinnreichen Gedanken unmöglich ganz und gar unterdrücken können. Sie verſparen es alſo, ihre Scharfſinnigkeit zu entdecken, bis der andere ausgeredet hat, oder bis ihm gar auch noch jemand geantwortet: Dadurch bringen ſie dieſelbe an eine ganz andere Stelle, wo ihr Einfall nicht mehr von ſich ſelbſt zu kommen ſcheint, und ſie machen ſich dadurch unſchuldiger Weiſe die Ehre, daß es andern vorkömmt, als ob ſie, ſo lange die andern geredet, ſich unterdeſſen

deſſen Zeit genommen, der Geſellſchaft zu gefallen, auf etwas artiges zu ſinnen. Wir andern großen Geiſter unter den artigen Leuten wollen ihnen alſo dieſes kleine Mittel, ſich in Anſehen zu ſetzen, überlaſſen, da es mit unſern übrigen Vollkommenheiten nicht zuſammenſtimmet. Unſere Scharfſinnigkeit, welche uns unſere ſchönen Gedanken eingiebt, lehret uns auch ſchon andere Wege, wie wir dieſelben einkleiden können, daß es nicht ſcheint, als ob ſie einem ſo leicht beyfallen könnten.

Eines der größten Geheimniſſe, welches uns hierinnen Dienſte thut, iſt, daß wir uns heimlich ein wenig bey uns ſelbſt bewundern, und ſo oft uns etwas einfällt, denken: Ey! das iſt ſinnreich. Dieſer Gedanke kann den Strom unſrer Einfälle nicht ſehr aufhalten; denn er iſt uns ziemlich geläufig. Gleichwohl aber wird er dieſelben auf eine ganz beſondere Art beleben. Er wird unſerm Geſichte und unſrer Stellung eine Munterkeit einflößen, welche allen Leuten zu verſtehen giebt, daß wir Willens geweſen ſind, etwas ſchönes zu ſagen, und daß wir es nicht etwa von ungefähr gethan. Und es wird ſcheinen, als ob wir die Kunſt der alten Comödianten beſäßen, von welchen man ſaget, daß ſie einer Rede nicht allein durch einen angenehmen und ganz ſonderbaren Ton, ſondern auch durch eine tactmäßige Bewegung der Arme, und durch etwas tanzendes, den wahrhaften Nachdruck geben können. Ich getraue mir ſogar, zu behaupten, daß dieſe heimliche Bewunderung von uns ſelbſt, wenn wir ſie beſtändig bey uns im Feuer zu erhalten ſuchen, die Kraft haben wird, auch wenn wir nichts als gemeine Dinge reden, denenſelben das Anſehen des Sinnreichen zu geben; weil wir doch durch Hülfe derſelben zu Worten, die an ſich ſelber nichts außerordentliches ſagen wollen, Minen und Stellungen ſinnreicher Leute haben. Ja wir werden dadurch ſinnreich ſeyn können, wenn wir auch gar nicht redeten; weil man doch einen ſcharfſinnigen Einfall alsdann in uns vermuthen müßte.

Will aber dieſes Mittel ja nicht zureichen, unſere Einfälle uns erſt recht eigen zu machen, und dem Glücke denjenigen Antheil, den es ſich daran zueignen könnte, zu entreißen: So weis ich noch ein anderes Mittel, welches nicht weniger Kraft hat, ja welches zugleich die Pauſen, wo unſre Scharfſinnigkeit gleichſam müßig geht, auf eine unvergleichliche Art ausfüllet. Man iſt nämlich nicht zufrieden, daß man einen Einfall ein einzigesmal ſaget. Die Welt iſt ohnedem nicht ſelten gegen unſere Scharfſinnigkeit ſo undankbar, daß ſie ſolche nicht wahrnehmen will, und daß ſie nicht gleich lachet, wenn wir es haben wollen. Wir müſſen alſo dieſen fühlloſen Leuten dieſelbe erſt empfindlich machen. Ein jeder Einfall kann daher ſo oft in eben den Umſtänden und auf eben die Art in eben der Geſellſchaft nach einander wiederholet werden, bis ihm ſein Recht wiederfahren, und darüber gelachet worden iſt. Oder wenn wir ja noch was zum Ueberfluſſe thun wollen, ſo dürfen wir nur die Worte: wie geſagt! dazu ſetzen. Die Leute können unſere Worte nicht immer ohne Aufmerkſamkeit anhören; und was das einemal nicht in die Augen fällt, das hat bey dem andernmale vielleicht ein beßres Schickſal.

Ja, ehe ich haben wollte, daß ich etwas ſinnreiches geſagt hätte, darüber niemand lachte, als ich; ehe wollte ich das Lachen von ihnen erzwingen, wenn ſie auch nicht von Herzen lachen ſollten, ſondern es nur mir zu gefallen thäten, damit ich meinen Einfall nicht noch öfter ſagen dörfte.

Die vortheilhafteſte Wiederholung aber von einem einzigen Einfalle iſt diejenige, da man ihn gleichſam zum Sprichworte machet, und wie eine Clauſul in einer Arie nach dem Ende jeglicher Strophe, oder wie die Fugen in der Muſik, immer wieder kommen läßt; doch ſo, daß er allezeit auf eine andre Art angewendet wird. Dieſes zeiget nicht allein Fleiß und Begierde, etwas ſchönes zu ſagen; ſondern es erfordert auch gewiß nicht wenig Kunſt, wenn man immer bey ſeinem Vorhaben bleiben, und einen einzigen Einfall durch ganze drey Stunden nach Gelegenheit durchführen will. Wie viele Fälle werden einem vorkommen, da ich allen Verfertigern von bouts-rimés Trotz biethen will, ob ſie ihren Witz ſo ſehr auf gewiſſe vorgegebene Wörter einrichten können, als ich. Ich will nur ein Exempel geben, als welches unterdeſſen genug ſeyn kann. Denn da ich, aus Gnaden und auf Befehl des Frauenzimmers, zum Bücher- oder Blättchenſchreiber geworden bin: So werde ich, um beſſere und vollſtändigere Exempel geben zu können, täglich eine Stunde von meinem Romanleſen abbrechen, und meine Geſpräche aufſchreiben. Voritzo aber mag dieſes dienen, meine Meynung zu erläutern:

Calliſte. Wo haben ſie aber dieſe ſchöne Erzählung gehört? Ohnfehlbar bey der Phyllis?

Der junge Herr. Bey Leonorens Schweſter? Nein! das war wohl gezielt, aber nicht getroffen.

Calliſte. So haben ſie es bey der Julia erfahren?

Der junge Herr. Wieder gezielt und nicht getroffen. Denken ſie denn, daß ich die neuſten Zeltungen von einer Perſon bey ihren Schweſtern erfahren muß?

Calliſte. So iſt es bey ihrer Muhme, der Agnes, geweſen?

Der junge Herr. Noch einmal gezielt und nicht getroffen. Je näher ſie zu zielen glauben; deſto weniger treffen ſie.

Calliſte. So können ſie es unmöglich bey jemanden anders, als ihr ſelbſt, gehöret haben.

Der junge Herr. Dieſes heißt doch einmal zielen und treffen.

Calliſte. So giebt ſich dieſer Mann wirklich Mühe um die Phyllis?

Der junge Herr. O ja! er hat ſchon lange gezielt, aber nur noch nicht getroffen.

Calliſte. Er hat doch wohl ihre Jungemagd ſchon auf der Seite.

Der junge Herr. Auch das noch nicht. Haben ſie es nicht gemerkt? Der gute Mann hat zitternde Hände. Er muß lange zielen, ehe er treffen kann.

Calliſte. Aber die Mutter hat er gewonnen?

Der junge Herr. Ach! die iſt ein Ziel, das ſehr leicht zu treffen iſt.

Calliſte. Iſt denn einmal nichts, als zielen und treffen, bey ihnen?

Der junge Herr. Ich wollte wünſchen, daß nichs, als zielen und treffen, bey mir wäre: ſo ſollten ſie längſt verwundet ſeyn.

Calliſte. Ich bitte ſie, hören ſie mit ihrem Zielen und Treffen auf; oder ich werde ſie zu treffen wiſſen.

Der junge Herr. Ey! was dieſes betrifft: ſo weis ich es wohl. Ihre Augen treffen öfters, ohne zu zielen, und zielen niemals, ohne zu treffen.

Man ſtelle ſich nunmehro wenigſtens ein zweyſtündiges Geſpräche voller Zielen und Treffen vor: So wird man ſehen, was ich mit meiner letzten Regel meyne.

Ich ſollte nunmehro von den ausgeſonnenen Scharfſinnigkeiten handeln; aber ich bin des verdrießlichen Schreibens müde

Ich

der junge Herr.

Einige Tage nachher, als man dieſen Aufſatz erhalten hatte, lief folgendes Schreiben ein, welches man um deswegen allhier mitzutheilen für nöthig erachtet, weil es zur Erläuterung des vorhergehenden dienet, den Leſer in den Stand ſetzet, ein richtiges Urtheil davon zu fällen, und ihm die falſchen Begriffe benimmt, die er ſich etwa davon machen könnte.

An den Herausgeber der Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes.

Mein Herr!

Ich wollte es gern verſchweigen; aber ich kann es unmöglich bey mir behalten; und ich muß Ihnen eine Nachricht geben, die ich mit gutem Gewiſſen nicht verhehlen kann, und die jemand betrifft, den ich zum allernächſten und allerbeſten Freunde auf der Welt habe, den Sie ſich nur einbilden können. Glauben Sie denn, daß derjenige, der ſich den jungen Herrn nennet, der Verfaſſer der Schrift iſt, die er für die ſeinige ausgiebt? Wenn Sie dieſes glauben: So ſagen Sie mir doch: Wo hat er die Geduld herbekommen, auch nur ein einziges ſolches Blatt zu ſchreiben? und woher wird er ſo viel geſetztes Weſen nehmen, als dazu gehöret, die übrigen Blätter, die er noch verſpricht, auszuarbeiten? Ihrentwegen mache ich mir gar keine Sorge, als ob Sie in der Meynung ſtehen würden, daß er ſie ſelbſt abgefaſſet hätte. Denn ich weis, Sie ſind ein viel zu guter Kenner von Schriften, als daß ſie glauben ſollten, daß dieſe aus der Feder des jungen Herrn gefloſſen; und ein viel zu guter Kenner von Perſonen, als daß Sie nicht wiſſen ſollten, daß ein Menſch, wie der junge Herr, ſich gern mit fremden Federn ſchmückte. Aber es iſt mir nur leid, daß ihm andere Leute dieſe unverdiente Ehre zuſchreiben werden. Ich weis wohl, wenn es auf ſeinen Kopf und auf ſeine Geſchicklichkeit ankömmt, ſo könnte er noch viel mehr thun. Ich erſtaune zuweilen recht, woher er bey ſeinem Müßiggange doch noch eine ſo ziemliche Wiſſenſchaft bekömmt; und ich ſollte manchmal faſt ſchwören, daß er angebohrne Begriffe mit auf die Welt gebracht hätte, oder daß er im Traume gelehrt würde. Es ſcheint in der That, daß er alles wiſſe, ohne daß er es gelernet hat. Er iſt einmal einigen Freunden von ziemlichem Verſtande unter die Hände gerathen, die ihn auf einige kluge franzöſiſche Bücher gewieſen haben. Denn von den Sprachmeiſtern, welche ſonſt etwas großes beytragen könnten, den Geſchmack junger Leute zu verbeſſern, wenn ſie nur ſelber einen beſäſſen, hat er nichts, als franzöſiſche Romane, in die Hände bekommen, damit er deſto mehr Luſt haben möchte, die Sprache zu lernen; oder ſie haben ihm nichtswürdige Bücher aufgedrungen, damit ſie ſelber ſolche los würden; weil ſie ihnen auch bey ihrem kleinen Büchervorrathe zur Laſt waren. Aus dieſen wenigen franzöſiſchen Büchern hat er gewiß viel gelernt. Die kleine Ehre kann ich ihm auch nicht nehmen, daß er meinem allernächſten Freunde, den Verfaſſer dieſer Schrift, nicht die bloße Materie gegeben, ſondern ihm die Einrichtung davon geſagt hat, und ihm auch unterſchiedenes unter den Fuß gegeben, wie er es gern ausgeführet haben wollte. Aber ſeine Arbeit iſt es gar nicht, wie er es dafür ausgiebt. Ich will es Ihnen nur ſagen, mein Herr, wie es zugegangen iſt; denn es weis es ſonſt niemand, als der junge Herr, und mein allernächſter Freund. Der junge Herr rühmte ſich in einer ſtarken Geſellſchaft von Frauenzimmer, daß er Einfälle und Geſchicklichkeit genug hätte, ein Aufſehen unter den

Schriftſtellern zu machen, wenn er Luſt dazu hätte; und daß er alle Gelehrten ein- und ausſchreiben wollte, wie er ſagte. Es fehlte ihm aber nur am Willen und an der Geduld. Unterſchiednes Frauenzimmer befahl ihm alſo, wirklich zu ſchreiben, und ſeine Vermeſſenheit zu rechtfertigen; und es half hier kein Einwenden, daß er nur ſagen wollen, er könnte es thun, wenn es ihm nicht am Willen und an Geduld fehlte. Kurz, er mußte ſchreiben. Einige von den Frauenzimmern hofften, die allervollkommenſte Schrift von der Welt von ihm zu ſehen, weil ſie ihm in der That viel Verſtand zutraueten; andere aber wollten nur ſeinen Uebermuth demüthigen und ſeine Reden zu Schanden machen. Der junge Herr, welchem es wirklich an Zeit und Geduld fehlte, machte ſich an ſeinen Hausgenoſſen oder gleichſam Hofmeiſter, der ihm, Ihnen es im Vertrauen zu ſagen, alle ſeine artigen Briefe ſchreibt, durch die er ſich unter dem ſchönen Geſchlechte ſo berühmt gemacht hat. Dieſer Menſch, mein allernächſter Freund, hat ſich recht in ſeinen Geſchmack und in ſeine Art zu denken ſchicken lernen müſſen; weil ihm ſonſt nichts recht ſeyn würde, was er ſchreibt. Phyllis hat ihm den Inhalt ſeines erſten Blattes aufgegeben, damit er nichts ausſchreiben könnte; und der junge Herr hat einen ganzen Tag lang ſeine Reden unterſucht, und iſt dabey vor den Spiegel getreten, die Geberden zu ſehen, die er dabey machte. Und ſo hat er die Regeln, die er giebt, herausgebracht. Mein allernächſter Freund aber hat hernach für ihn geſchrieben. Denn ſehen Sie die Spuren davon nicht? mein Herr! Ich muß ſie Ihnen nur zeigen, damit das Feinſte dieſer Schrift nicht verborgen bleibt. Dieſer, mein allernächſter Freund, hat ihm zuweilen einen kleinen boshaften Hieb gegeben, und ihn ſelber hat die Eigenliebe gehindert, daß er es nicht gemerkt hat; ſo ſcharfſichtig er ſonſt iſt, es zu merken, wo jemand anders angeſtochen wird. Kurz, ich will Sie dieſes bitten, mein Herr. Vergeſſen Sie nicht, daß mein allernächſter Freund dieſe Schrift aufgeſetzt hat, und daß man ihm alſo nicht allen Ruhm davon abziehen müſſe. Daß ich es deutlich ſage; wenn Sie machen könnten, daß man dieſe Arbeit unter der Hand für die Arbeit meines Freundes anſähe: So gäben Sie ihm dadurch ſeine Schrift wieder, von der ſonſt ein anderer alle Ehre haben würde. Ich muß faſt roth werden, daß ich eine ſo ehrgeizige Bitte für meinen Freund thue? Aber, mein Herr, der Ehrgeiz iſt edel, wenn man den Ruhm eines witziges Kopfes haben will, und der junge Herr weis dieſes zu ſehr, als daß er ſich darüber erzürnen ſollte. Ich bin

Dero

ergebenſter Diener,
des Verfaſſers vom jungen Herrn
allernächſter Freund,
S.

◆

* *

Elegie
über das Abſterben eines jungen Menſchen, im Namen des Hofmeiſters.

O allerliebſter Freund, vor deſſen früher Bahre
Mein Auge, wie mein Herz, in tauſend Thränen fleußt!
O Freund, durch deſſen Tod ich allererſt erfahre,
Was Schmerz und Bangigkeit, und was Empfindung heißt!
Kaum, daß des Vaters Wink dich meiner Hand verliehen:
So, ſeh ich, gab er dich mir leider zur Gefahr;
So muß dein edler Geiſt in einer Hand entfliehen,
Die doch zur Sicherheit dir beygeſellet war.
Ich führte dich, mein Trier, zu den gelehrten Linden:
Doch nein, ich führte dich, dich in dein eignes Grab.
Statt deiner Wiſſenſchaft den Epheukranz zu winden,
Bricht meine bange Hand Cypreſſenſträucher ab.
Hier ſitz ich, wie verwaiſt, in den betrübten Wänden;
O Stelle! würdeſt du nicht mehr von mir erblickt!
Wo meine letzte Pflicht, mit halb erſtarrten Händen,
Dem mir vertrauten Trier die Augen zugedrückt!
Kaum will die Phantaſey mich länger dichten laſſen:
Das Auge täuſcht mich bald, bald täuſcht mich auch das Ohr;
Da iſts, als rief er mich, da ſeh ich ihn erblaſſen,
Da kömmt mir Brett und Sarg bey jedem Reime vor.

So manches bange Bild, ſo manches heiße Sehnen,
  Stört meiner Poeſie beſtürztes Klagelied:
Und wenn ichs leſen will, ſo hindern mich die Thränen,
  Indem mein naſſer Blick die Worte doppelt ſieht.
Dem Vater ſoll ich nun die harte Nachricht geben.
  O wäre meine Hand im Schreiben ungeübt!
Dem Vater, der den Sohn, ſo zärtlich, wie ſein Leben,
  Gehalten und geſchätzt, verſorget und geliebt.
Empfinde was du willſt! Du mußt es doch erfahren.
  So höre denn von mir die ſchlimmſte Bothſchaft an:
Dein hoffnungsvoller Sohn ſtirbt in den ſchönſten Jahren,
  Ein Sohn, den deine Bruſt nicht beſſer wünſchen kann.
Ja, fühle Schmerz und Angſt, und Wehmuth, und Erbarmen:
  Doch ſtirbt dein beſter Sohn, doch ſtirbt dein liebſtes Kind!
Er ſtarb, gebeugter Mann! er ſtarb in meinen Armen,
  Die itzt durch ſeinen Tod noch voller Zittern ſind.
So, wie du Roſen ſiehſt, die noch nicht ausgeſchlagen,
  Im Ausbruch, Saft und Wuchs in ſich verſchloſſen ſtehn:
So ſtund, gekränkter Mann, auch noch vor wenig Tagen,
  Der dir geraubte Sohn in vollem Wohlergehn.
So, wie ein jäher Wind, eh wir den Sturm beſorgen,
  Die ſchönſte Knoſpe faßt, und von dem Stengel rückt;
So hat ein jäher Fall, ein unverhoffter Morgen,
  Die Blühte deines Sohns in Sand und Staub gedrückt.
Ich, Vater, ſchwöre dir, bey deines Sohnes Leiche,
  Man hat ihn treu gepflegt, die Hülfe wohl gewählt.
Erhielten Kunſt und Fleiß uns bey dem letzten Streiche:
  So weis ich, wär dein Sohn noch lange nicht entſeelt.

Sind Mittel für den Tod und für die Gruſt vorhanden;
So wurden ſie gereicht, als läg er dir im Schooß.
Und hat ihm meine Hand nicht treulich beygeſtanden:
So ſey mein Tod dereinſt von Lieb und Hülfe bloß.
Mit dieſem tröſtet ſich mein ſchmerzliches Empfinden;
O wär mir auch für dich ein ſtarker Troſt bewußt!
Was Troſt? den kannſt du ſelbſt in deiner Seele finden;
Dich tröſtet Gott und Zeit; dich tröſtet deine Bruſt.
Kann wohl dein weiſes Herz des Himmels Willen haſſen?
So früh dein Sohn verſtirbt, ſo ſtirbt er nicht zu jung.
Wer tugendhaft gelebt, mag, wenn es ſey, erblaſſen;
Er ſtirbt, dem Zwecke nach, ſchon alt und grau genung.
Du kannteſt ſeinen Werth. Ich kannte ſeine Tugend,
Und ſeine Wiſſenſchaft, und ſeinen Weisheitsfleiß.
Es widerſpricht ſich nicht: Er ſtarb in ſeiner Jugend,
Und ſtarb, der Seele nach, ſo männlich, als ein Greis.
Ich ſchweige mit Bedacht von meines Freundes Gaben;
Die Regung hält mich auf, die Wehmuth nimmt mich ein.
Erblaßter, dich gekannt, und dir gedient zu haben,
Soll mir zu aller Zeit ein ſüß Gedächtniß ſeyn!

C. F. G.

* * *

Der

* *

Der heutige Gegenſtand meiner Einbildungskraft.

Es war heute nicht anders, als geſtern. Die geflügelten Winde trieben einen Jüngling auf der Fläche des Waſſers, wie eine Kugel, fort; und ich habe den Zephyr mein Lebtage nicht ſo laut lachen hören, als damals. Ein ſchneller Wirbel nahm den jungen Menſchen auf, (a) drehte ihn in tauſend große Kreiſe und führte ihn über die Gipfel der höchſten Berge weg. Den Ort, auf welchen er erhaben ward, hat noch nie das Fernglas eines Sterblichen entdecket: So hoch iſt wohl keine Leiter. Unglücklicher Wanderer! Du haſt deinen Platz unzählige mal verlaſſen müſſen. Iſt es nicht wahr, eine unſichtbare Gewalt ſtieß dich ohne Mitleiden mit der Naſe auf einen jeden Vorwurf deiner Blicke, und führte dich eben ſo ſchnell auf die alte Stelle zurück? So wie das Kleinſte unter dem Geflügel, wenn man ſeinen Raub, die graue Fliege, ausnimmt, ein Rothkehlchen, (A) in dem holen Raume einer ſchattigten Buche einen Stand wählet, mit aufmerkſamen Augen Aeſte und Blätter betrachtet, und ſo bald es mit ſeinen Blicken der geſuchten Beute begegnet, in gerader Linie auf ſeinen Geſichtspunct abſchießt; aber augenblicklich wieder zurück kehret, und ſeines Herzens Tücke, unter der einfältigen Geſtalt zweyer weitgeöffneten Augen u. eines ſeitwärts hangenden Kopfes, verbirgt: So hat die Muſe, welche mir alles wiederſaget, ihn plötzlich hin und her wandern ſehen, ohne daß mans ihm vorher hätte anſehen können. Die Erde hatte ſich unendlich weit innerhalb 24 Stunden einmal, nicht weniger, nicht mehr, um ihre Axe gewälzt, ſo daß er ungemein viel merkwürdiges perſönlich geſehen hatte. Aber er war ſo böſe, daß er ſeine Augen zwar ſittſam, doch ſehr feſte zumachte, und nachdem er eine beliebige Weile bitterlich geweint hatte, beſcheidentlich in dieſe Worte ausbrach: O Weſtwind, die Luſt iſt nicht mein Element, laß mich auf die Erde fallen! Der Wirbel erſchrack über dieſe Worte, in welchen keine Allegorie war, und ließ ihn fallen. Er fiel, nicht anders, als wie eine volle Weinflaſche einem Diener entfällt, wenn er unvermuthet den Knall eines nahen Geſchützes höret, und ohne zu wiſſen warum, die Hand ſchleunig öffnet.

Willkommen ins Grüne, heldenmüthiger Fremdling! Er irrte in den Wäldern, wie ein junger Bär, der ohne der Mutter Wiſſen, die Höle verlaſſen, und ihr allenthalben, wo er nur hinſieht, zu begegnen glaubet; er hielt ſich mit beyden Händen an den niedrigen Büſchen, aus Furcht vor den Winden; und kam, ohne aufgehalten zu werden, an den Fuß eines Hügels, auf welchem zwölf Birken mit weißen Rinden einen Kreis ausmachten. Aus einer Grotte, welche tief in den Berg hinein gieng, trat ein Alter mit langſamen Schritten, die er vorher mit einem weißen Stabe auf dem Sande beſtimmte, ehrwürdig hervor. O Jüngling, welcher, wie Spreu, auf dem Waſſer geſchwommen, ohne naß zu werden, und der du die Vögel in der Luft durch deine Anweſenheit verſcheucht haſt, lege dieſes Kleid und dieſen Harniſch von Bley an; ſetze dieſe Sturmhaube auf dein Haupt, und umgürte dieſe Schuhe. Deine ganze Rüſtung iſt von Bley; Bley iſt dein Metall! Das Bley ſehnet ſich, vermöge ſeiner Natur, ſehr ſtark nach dem Mittelpuncte der Erde. Dieſe Worte ſagte der Greis mit dem weißen Barte, nach des Confucius Art; und der Jüngling that, was jener ſagte, beugte ſich ſehr tief, und gieng fort. Bey dieſem allem hatte er nicht vergeſſen, den Greis um den Ausgang aus der Heide zu fragen; aber dieſer hatte ihm geantwortet: Jüngling, ich bin in dieſer Ebene, wo lauter hohes Gras wächſt, und keine Blumen hervorſprießen, alt und grau geworden; beunruhige mich mit ſchweren Fragen nicht. Er blieb (b) alſo noch eine geraume Zeit in der Wildniß und gieng ſo leiſe, als es nur immer möglich war, um keinem wilden Thiere von ſeiner Gegenwart zu ungleichen Gedanken Gelegenheit zu geben. (B) Siehe! was für einen entzückenden Vorwurf trifft er auf ſeinem Wege an! Ein blühender Roſenbuſch ſchimmert mit natürlicher Pracht, und ſcheint ihm die erfriſchenden Blumen, das einzige Labſal in der ganzen Gegend, ſelbſt anzubiethen. Er nahet ſich voll lüſterner Begierde dem kleinen Hügel, auf welchem er, wie eine helle Krone, ſtund, und gieng mit ſich ſelbſt zu Rathe, ob er einige Roſen abzupflücken, wagen ſollte. Er wirft ſich erſt alles ein, was den verneinenden Satz unterſtützet, und nimmt ſich vor, zuletzt die Bewegungsgründe für den bejahenden zu unterſuchen, und folglich die ſinnliche Begierde,

gierde, entweder als ein Mittel, ſeine äußerliche Glückſeligkeit zu befördern, zu gebrauchen, oder die unordentlichen Triebe, als ein weiſer Mann, zu unterdrücken. Man hörte ihn folgender Geſtalt zu ſich ſelbſt reden: Wie? ſoll ich mich wieder verſteigen? Wo ſieht es windiger aus, als auf den Höhen? und weis ich nicht mehr, daß ich auf der Spitze eines Gebürges ſtund, als mich eine ungeſtüme Macht = = = In demſelben Augenblicke lieſen einige kleine Lüfte ſchnell über des Graſes Spitzen mit ſolcher Behendigkeit fort, daß ſie dieſelben nur gelinde bogen, und keine Fußtapfen hinterließen. Wahre Spionen des Weſtwindes, rief unſer Wanderer aus; und ſchlich darauf in die Thäler. Hier empfand er mehr, als irgendwo, die Unbequemlichkeit der ſchweren Kleidung. Das feuchte Erdreich wich der Laſt ſeines Körpers. Er entſchloß ſich kurz, den Grund zu verlaſſen, und gelangte, nach unſäglicher Arbeit, in eine trockene Gegend. Er wunderte ſich nicht wenig, daß er auch dort faſt erſaufen mußte. Der feine Sand war für ihn eben ſo verderblich, und erlaubte ihm eben ſo wenig, einen gewiſſen Tritt zu thun. In dieſer außerordentlichen Noth that er, was ein jeder Reiſender in ähnlichen Umſtänden würde gethan haben. Er blieb ganz ermüdet ſtehen: Doch ich irre mich, er that unendlich weit mehr; er rief mit vernehmlicher Stimme aus: Ich Elender! Er verfolgte die angefangene Rede, durch den beweglichen Ausdruck: Ich verzweifle! und ſchloß mit den Worten: Betrübte Wallfahrt! unſeliger Spaziergang! Hierauf verſtummte er, und da er ohne alle Gedanken, (E) in einer dem Anſehen nach, gleichgültigen

Stellung beynahe eine ganze Stunde, unbeweglich verharret hatte, ſo ermunterte er ſich wieder, wie ein Uebelthäter, welcher auf der Folterbank vor Herzensangſt eingeſchlafen, und bey dem unſeligen Erwachen aufs neue ein gewaltiges Zucken, in den Fugen aller Gelenke ſpüret. Er ließ der Wehmuth freyen Lauf, und widerſtund dem Drucke des ſchweren Helms nicht mehr: Sein mattes Haupt fiel gerade vor ſich auf die beklemmte Bruſt nieder. Ein dringender Seufzer (c) erhielt Befehl, ſich aus der linken Herzenshöhle abzuſondern, und die Sterne anzufallen. Er gehorchte der Stimme einer vernünftigen Seele mit vielem Vergnügen,(d) fieng augenblicklich an, die Lunge gewaltig auszudehnen, und ward durch ihr Zuſammenziehen in die freye Luft getrieben. (D) So ſuchte der Ungenannte ſein Herz zu erleichtern. Gleichwie er aber wohl erkannte, daß in einem vollkommenen Seufzer alles zuſammen ſtimmen müßte: Als ſäumte er nicht, beyde Augen zugleich bey einer mäßigen Oeffnung des Mundes gen Him̃el zu kehren (C). O Thalia, liebſtes Mägdchen, erzähle mir mit deiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit, was hinderte ſeinen ſchielen Blick, die blauen Höhen zu erreichen? Ein geflügeltes Weib, von himmliſcher Geſtalt. Eine Krone, von feinem Golde, beſchwerte das caſtanienfarbigte Haar, und ein leichtes Gewand von weißer Seide, verſteckte und zeigte ein wunderbares Ebenmaaß der vollkommenſten Glieder. Der Glanz der Morgenröthe lachte in ihrem Angeſichte; ſie öffnete mit einem reizenden Wohlſtande den holdſeligen Mund, und wollte reden: Allein, der unglückſelige Wanderer, welcher nunmehr ſo viel erlitten, erſchrack, als wenn ihn der Blitz gerührt hätte; denn er glaubte nicht anders, als daß er ſein Todesurtheil anhören würde. Sie war ſo entzückend ſchön, daß er dreymal den Vorſatz faßte, ihre kleinen Hände zu küſſen; aber ſie ſah ſo gebietheriſch aus, daß er ſich nicht getraute, ſie auch nur von der Seite anzuſehen; denn ein durchdringender Stral aus ihren Augen hatte ihn getroffen. Kurz, er hielt es nicht für rathſam, ſie reden zu laſſen, ehe er ſie von der Unſchuld ſeiner Abſichten überzeugt hätte, und im Fall der Noth würde er ihr den Mund mit beyden Händen zugehalten haben. Ich habe mich nicht deinetwegen gewaffnet, ſieng er an, unſchätzbare Freundinn. Dieſes Kleid, dem ein Schneider aus = = = einen franzöſiſchen Schnitt gegeben, hat mich wider die Stürme geſchützt, und in die Sümpfe verſenken wollen. Ich habe dich geſucht, meine Göttinn; ich ſchwöre dir bey = = = Schriften, in welchen deiner oft rühmlich gedacht wird, daß ich dich ängſtlich geſucht habe. Endlich habe ich diejenige gefunden, deren Beraubung mir bittere Thränen ausgepreßt hat: Du biſt es, unſterbliche Königinn, dein edles Weſen ſaget es mir. Sie hatte Mitleiden mit ſeiner Schwachheit, und verrieth es durch ein holdes Lächeln. Sie ergriff ſeine Linke und führte ihn mit langſamen Schritten in die heitern Gegenden ihres Reichs. Sie giengen Fuß vor Fuß, und gelangten auf den Gränzen, nach einer kurzen Wallfahrt, an. Sie befanden ſich nunmehr in einem Walde von hohen Cedern, welche in einer ſchönen Entfernung, durch die Hand der Natur, die keine Kunſt beſchämen kann, gepflanzt worden. In deſſen Mitte erhöhte ſich ein Altar von weißem Marmor; in einer Schale von Cryſtall, loderte eine weiße Flamme, gegen welche das Licht der Mittage, in der ſchwülen Jahreszeit, ſchattigt zu ſeyn ſcheint. Sie nährt ſich von Lorberkränzen, und wird dunkel, wenn dieſe fehlen. Sie hat in Virgils und Cicerons Bruſt gebrannt, und erhitzet noch itzo die muntern Köpfe, welche die Zierde und der größte Vorzug ihres Vaterlandes ſind. Der Fremdling zwinkerte mit den Augen, als er ſie erblickte; aber ſeine Führerinn ſchenkte ihm einen goldenen Becher von der flüßigen Gluth ein. Er trank ihn mit unmäßiger Begierde aus, und legte ſich in dem Schatten einer Ceder nieder, die große Verwandlung zu überſtehen, deren Anfang er zuerſt in ſeinem Herzen ſpürte. Das innere Feuer verzehrte in kurzer Zeit das ungeſunde Fett nebſt den kalten Feuchtigkeiten, und griff zuletzt die bleyerne Schale an. Er ſah im Anfange einem ſich verändernden Seidenwurme ähnlich, welcher noch in der braunen Hülſe, wie ein Kind im Wiegenkleide, verſchloſſen liegt; allmählig entwickelten ſich an ihm zweene Flügel und drey Augenblicke ſpäter, zeigte die Hippokrene, welche durch den Wald fließt, ihn ſich ſelbſt ſchöner, als die flammigte Tulpe, der größte Schmuck der Blumenbeete. Er warf ſich voller Dankbegierde zu den Füßen ſeiner Wohlthäterinn, welche ſich durch einen ſchnellen Flug ſeiner Umarmung entzog; ſo wie ein furchtſames Rebhuhn plötzlich vor den Füßen des Schnitters auffährt, und nur wenig Secunden ſichtbar iſt. Er ſah ſie die leichten Fittige ſchwingen. Sie verlohr ſich vor ſeinen

nen Augen, und erhob ſich zu den Sternen, ihrem ewigen Sitze. Er ſah ihr mit bitterer Wehmuth nach, und zerfloß faſt in Thränen! Er iſt der erſte, der über den Abſchied der Vernunft geweint hat. Zuweilen glaubte er, ihre Stimme zu hören; er ſuchte ſie alsdann und fand allenthalben ihre Fußtapfen; aber ſie ſelbſt fand er nicht. Die Weisheit, die Jris der Vernunft, erkannte ſeinen ſchweren Kummer; ſie tröſtete ihn und machte ihn zu einem Kunſtrichter, Redner und Dichter. Er ſieht itzt mit ſcharfen Blicken auf das Wahre; er kennet die Natur, und folget ihrem Zuge. Thalia, wie heißt der Ungenannte? Die Muſe war ſchon wieder weggegangen, als ich dieſe Frage that.

Die I. Anmerkung, welche die Stelle der Vorrede vertritt.

Einige Einfälle, welche ſich in den Aufſatz ſelbſt nirgends hinſchicken, ſcheinen unter dem Namen der Anmerkungen ſich am beſten zeigen zu können. Schmeichle dir nicht, kluger Leſer, daß ſie dir etwas erklären werden: Du ſelbſt mußt der Ausleger meiner Schrift ſeyn. Uebe deinen Witz, dieſes Räthſel aufzulöſen, und ſage nicht aus Einfalt, es ſey kein vernünftiges Wort darinnen. Es findet ſich vielleicht eine ganze Zeile.

II. Anmerkung. (ad a - A.)

Siehe = = = ob dir dieß Bild gleicht! ich hatte wenigſtens dich in Gedanken mit. Verzeihe es mir, wenn ich dich mit etwas Kleinem verglichen habe; mir

fiel

ſiel damals, da ich es ſchrieb, nichts größers ein, als du, das Rothkehlchen und die Fliege.

III. Anmerkung. (ad b-B.)

Es iſt nichts ſüßer, als ein ⸗ ⸗ ⸗ zu ſeyn. Einige liegen hinter den Sträuchern, wie die Bieſamkatzen, oder halten ſich, gleich den Nachteulen, in den Holen verfallener Schlöſſer, auf. Sie laſſen keine Feldmaus entwiſchen. Andere ſind reißenden Tygern gleich; ſie machen ſich nur an die größten Stücke. In dieſer Wildniß würget ein Tyger ohne Gnade und Mitleiden. Das Schrecken breitet ſich in der ganzen Gegend aus; alles bleibt in unterirrdiſchen Schlupflöchern verſteckt, was nicht ein edles Blut fühlet und ſeiner mächtig iſt.

IV. Anmerkung. (ad c-C.)

Dieſes war ein vernünftiger Seufzer, ein gereinigter trockener Seufzer. Ich nehme mir vor, zu ſeufzen, und leite den ängſtlichen Hauch aus der Erklärung der Vollkommenheit her. Mein Seufzer iſt (in forma) in dem weſentlichen ⸗ ⸗ ⸗ iſch, in dem materiellen aber ⸗ ⸗ ⸗ mäßig.

V. Anmerkung. (ad d-D.)

Ich bezeige hier nicht weniger Einſicht in die menſchliche Maſchine, und die Zergliederungskunſt, als Homer. Ich werde es ⸗ ⸗ ⸗ zu wiſſen thun, er wird mich alsdann auch loben.

VI. Anmerkung.

Iſt dieſes nicht ſchönes Deutſch? So gutes und eigentliches Deutſch hätte Horatz ſein Lebtage nicht gelernt,

lernt, er müßte denn fleißig ſolche deutſche Proben nachgeahmet haben, welche er aus der erſten Hand bekommen.

VII. Anmerkung.

Ich werde vielleicht erhaben ſchreiben. Das Becken fängt ſchon häufige Stralen auf, aus welchen ich blitzen werde.

VIII. Anmerkung. (ad E.)

Wie glückſelig iſt der Menſch, der ohne Gedanken leben kann! Wer bey einem Beinbruch, die Kunſt nichts zu denken, ausübet, der empfindet in der That keinen Schmerz, wie ein gewißer großer Weltweiſe in dieſem Stücke mit mir einig iſt.

* *

Lob des Schnupftabacs.

Tabac! beliebte Koſt der Naſen,
Galanter Hände Zeitvertreib,
Des Spötters Zorn mag immer raſen,
Dich liebt und braucht manch artig Weib.
Dein Staub vertreibt des Hauptes Schmerzen,
Und ſchafft der kranken Stirne Ruh;
Drum liegſt du mir recht ſehr am Herzen,
Drum deck ich dich mit Silber zu.

Drum ſchließt, mit reizendem Gepränge,
Dich meiner Schönen Bildniß ein,
Und läßt, in einer güldnen Enge,
Mir zum Gebrauch, dich kräftig ſeyn:

So oft ich dich mit Luſt empfinde,
Gedenk ich ihrer auch dabey,
Mit Wunſch, daß itzt dem holden Kinde
Das ſüßte Prießchen dienſtbar ſey.

Wenn in den trägen Abendſtunden
Bey Zirkel, Feder und Pappier
Der Schlaf mir faſt die Hand gebunden:
Nehm ich die Zuflucht nur zu dir.
Gleich macht ſich Morpheus in die Ferne;
Mein Auge wacht mit Munterkeit,
Bis es, beym Untergang der Sterne,
Der Nächte Reſt dem Lager weiht.

Wenn in den ſchwülen Sommerlüften
Die arme Naſe mit Verdruß,
Bey tauſend widerlichen Düften,
Faſt im Gedränge ſticken muß;
Wie ſchön kömmſt du mir da zu ſtatten,
Geliebte Frucht voll edler Kraft!
Wenn vor dem völligem Ermatten,
Dein ſanfter Dunſt mir Rettung ſchafft.

Dich möchte ja die Glut verzehren,
Du ſchnödes Rauchwerk fremder Zucht!
Wo dich die dürren Felder nähren,
Wo dich der Geiz zuerſt geſucht.
Für mich mag jeder Schiffer ſinken,
Der ſeinen Bord mit Knaſter drückt,
Läßt Aeol den nur nicht ertrinken,
Der mir den edlen Cuſco ſchickt.

Mein Cuſco raubet keinen Wänden
Die angenehme Heiterkeit;
Ihr Schmuck, ein Riß von klugen Händen,
Bleibt vor ihm rein, und unentweiht.
Mein Zimmer bleibt vom Schmutz und Rauche,
Mein Hausrath vom Geruche frey;
So leb ich, wenn ich ihn gebrauche,
Der Mode nach, bequem dabey.

Der Nymphen zärtliches Geſchlechte
Wird nie bey uns zur Flucht bewegt,
Als wo des Schwelgers wilde Rechte
Ein dampfend Rohr voll Funken trägt.
Climene nimmt mit frohen Blicken
Den edlen Staub bey andern wahr,
Und reicht uns oft von freyen Stücken
Ihr nettes Döschen wieder dar.

Ich weis, da ich dieß Lied geſungen,
Sagt ſie mir ſchon im Herzen Dank,
Und rühmt, es ſey ſo ſchön gelungen,
Als Canitz nur vom Knaſter ſang.
O! dächte ſie zu allen Zeiten
So oft ihr Finger Tabac nimmt:
Von dieſes Staubes Lieblichkeiten
Hat Daphes einſt ſein Rohr geſtimmt.

D.

* * *

* *

Geſchichte
von honigſüßen Lippen.

Zu derjenigen Zeit, da die Thiere noch reden konnten, und die Könige beſtändig goldne Kronen auf dem Haupte, Zepter in der rechten, und Reichsäpfel in der linken Hand haben mußten; beherrſchte der große Prinz **Drobar** die weitläuftige Inſul Cerial; welche gegen Mitternacht in den unbekannten Ländern liegt. Dieſer berühmte König war, ungeachtet ſeiner ſchweren Reichsſorgen, ein großer Liebhaber der geheimen Künſte. Dieſen hatte er es zu danken, daß er die beſonderen Begebenheiten, welche ſeiner einzigen Tochter noch bevor ſtunden, eben ſo gewiß wußte, als ob ſie ſchon geſchehen wären. Er hatte ſelbige zwar durch eben die Mittel verhindern können, durch welche er ſie entdeckt hatte: Allein er wollte die junge **Hexel**. dieſes war der Name ſeiner erzeugten Göttinn, lieber einigen Zufällen ausgeſtellt ſeyn laſſen, als ſich durch Verhinderung derſelbigen den Zorn des Schickſals zuwege bringen. Die junge Prinzeßinn hatte kaum das 15te Jahr erreichet, als ſich dasjenige an ihr äußerte, was ihren Lebenslauf vornehmlich merkwürdig machen ſollte. Man wurde nämlich in ihren Lippen eine beſondere Süßigkeit gewahr, welche ſo ſtark wurde, daß ſie alle Spezereyen der Inſel Ceylon übertraf, und die junge **Hexel** öfters zwang, Wermuth in den Mund zu nehmen, damit ihr bey dem Trinken kein allzugroßer Ekel ankommen möchte. So geringe als dieſe Begebenheit im Anfange zu ſeyn ſchien, ſo gefährliche Folgen zog ſie mit der Zeit nach ſich. Als König Drobar einsmals ganz ſpät von ſeiner Tochter kam, da er ihr eben angedeutet hatte, daß ſie einen verborgenen Honigwuchs in den Lippen hätte: So meldete ſich ein Bothe an, welcher unverzüglich vor den König gelaſſen zu werden begehrte. Da er nun nach erhaltener Erlaubniß vor den mächtigen Beherrſcher der Inſul Corial gelaſſen wurde, ſo fiel er vor ihm nieder und ſagte: Die getreuen Unterthanen der Stadt Cubebe ſchicken mich an deine Majeſtät ab. Es ſchwebet dir ein Unglück über dem Haupte, weches ſie dir nach ihrer unterthänigſten Pflicht zu wiſſen thun laſſen. Es haben nämlich die Bienen in Erfahrung gebracht, daß die Prinzeßinn, deine Tochter, in ihren Lippen eine Süßigkeit hat, welche viel anziehender und lieblicher iſt, als diejenige, die ſie bishero aus den Blumen geſogen haben. Sie verſammlen ſich derowegen in unzähliger Menge bey der Stadt Cubebe, weil ſie entſchloſſen ſind, den Urſprung des Honigs nicht mehr aus den Blumen, ſondern aus den Lippen deiner Prinzeßinn in Zukunft zu holen. Aus den Lippen meiner Tochter? fragte der König. Ja, gnädigſter Herr! verſetzte der Bothe: Sie werden aber zuvor zwo der verſchlagenſten, und die den beſten Geſchmack haben, aus ihren Mitteln abſenden, welche verſuchen ſollen, ob ſie das Gerüchte betrogen habe, oder nicht. Da ich mich zu Pferde ſetzte, machten ſie ſich zum Abzuge fertig, wenn ſie noch nicht da ſind, ſo werden ſie doch nicht lange außenbleiben können. Darwider werden wir ſchon Mittel finden, ſagte der nunmehr beruhigte König. Er ließ darauf den Bothen abtreten, und gieng zu ſeiner Tochter, welche ſchon in tiefem Schlafe lag. Er weckte ſie aber auf, indem er ihr mit einer Nadel einen ſanften Stich in die Fußzehe gab. Stehe auf, meine Tochter, ſagte er, und laß zu, daß ich auf deine Erhaltung bedacht bin. Ach! königlicher Herr und Vater, ſchrye die Prinzeßinn, was iſt die Urſache deines ſpäten Beſuchs, was redeſt du von meiner Errettung? Iſt es ein Feind, oder iſt es Feuer, vor dem ich fliehen ſoll? Keines von beyden, antwortete der König, ſondern etwas, welches noch mehr zu fürchten iſt. Deine beſondern Gaben ſind dir gefährlich, und drohen dir das größte Unglück. Er erzählete ihr darauf alles, was er von dem Bothen gehöret hatte. Anſtatt daß dieſes die Prinzeßinn zum Weinen hätte bewegen ſollen, ſo fieng ſie mit vollem Halſe an zu lachen: Iſt dieſes dasjenige was dich in einen ſolchen Schrecken ſetzet, und mich in meinem Schlafe ſtört? fragte ſie unter öfterm Lachen. Du kannſt ja dieſem erſchröcklichen Uebel leicht abhelfen! Laß nur die Fenſter meines Gemachs zuhalten, und theile unter meinen Kammerfräulein Fliegenklatſchen aus, hiermit werden ſie mich leichtlich wider alles fliegende Ungeziefer, geſchweige wider einige Bienen, beſchützen können. Bienen! Je Bienen! davor fürchteſt du dich? Sie lachte hierauf ſo ſtark, als wenn ſie ein Gelübde gethan hätte, ſich zu Tode zu lachen. Der

König erzürnte ſich gar nicht hierüber, ſondern ſagte mit ernſthaftem Geſichte: Ich kann es von deiner Jugend noch nicht fordern, daß ſie die großen Folgen dieſer geringſcheinenden Sachen einſehen ſollte. Sie ſind noch zu weit entfernt, und es gehöret ein geübter Verſtand darzu, ſolche wahrzunehmen. Ich halte dir alſo deine Leichtſinnigkeit zu gute, Ich bin aber dein Vater. Dieſer Name und mein Alter legen mir auf, dasjenige zu thun, was du ſelbſt zu verrichten nicht fähig biſt. Komm her, mein Kind; ſetze dich auf dieſen Stuhl, ertrage eine Zeitlang ein kleines Uebel, damit ein größeres vermieden werde. Ich liebe dich zu zärtlich, als daß ich dich der Gefahr eines ſchmerzhaften Todes nicht entziehen ſollte. Die Ernſthaftigkeit des Königs, und die Angſt, welche ihm aus den Augen ſah, bewegten die Prinzeßinn, zu glauben, daß dieſe Sache doch wohl mehr auf ſich haben könnte, als ſie anfangs geglaubet hätte. Sie hörete darauf auf, zu lachen, ſtieg aus dem Bette, kleidete ſich an, und ſetzte ſich auf einen goldenen Stuhl. Unterdeſſen hatte der König eine Scheibe aus dem Fenſter geſchlagen und ſie mit einem geheimen Balſam beſtrichen. Er murmelte darauf einige unverſtändliche Worte, machte um einen auf dem Tiſche ſtehenden Leuchter unterſchiedliche Charactere, und hielt alsdann das Glas über das Licht. In dem Augenblick zerſprang ſelbiges in zweene krumme Theile, welche er auf die Lippen ſeiner Prinzeßinn ſteckte, indem er folgende Worte ſang: Heuſa demerbimer up for caroywe, tun juderlega beroboniſch, tzſchutichz tzſchutſchz, naz Domatzſch; welches auf Deutſch alſo lautet: Wohlan! der innere bewegende gläſerne Geiſt helfe dir das Unglück ertragen, welches dir ein Prinz, ein Geiſt ohne gläſerne Augen, benehmen wird. O! ihr gerechten Götter, ſchrye die Prinzeßinn, du wirſt doch meine Lippen nicht für kleine Gurken anſehen, daß du ſie unter eine Glascaſſe ſetzeſt! was werde ich denn nun anfangen? ich kann ja inskünftige nicht ſicher eſſen, ohne zu befürchten, daß ich das Glas zerbeiße, und ein Stück davon verſchlucke. Ach, ich werde zum Gelächter, und zum Spotte der Pagen und Lakeyen werden! Sie weinte darauf die bitterſten Thränen, und gebehrdete ſich ſo erbärmlich, daß auch einige Geſchichtſchreiber melden, es hätte dieſes klägliche Schauſpiel den alten Drobar ſelbſt zum Weinen bewegt, und hätte der König mit ſeiner Prinzeßinn ſo viel Thränen vergoſſen, daß das Waſſer beyden bis über die Knie gegangen wäre. Ich kann aber dieſer Meynung nicht beypflichten. Sie iſt für das Erſte nicht wahrſcheinlich. Der Poet, Honall, welcher eben dieſe Geſchichte beſchrieben, und dem großen Drobar immer Leberreime machen müſſen, ſaget: Daß der König ſeine Prinzeßinn getröſtet, und ihr vorgeſtellet, was er gethan hätte, wäre darum geſchehen, damit die Bienen abgeſchrecket werden möchten, wenn ſie ſähen, mit was für Mauren ihre Lippen umgeben wären. Daß er ihr ferner eine geruhige Nacht gewünſchet, und darauf noch acht Stunden geſchlafen hätte. Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo war dieſer vortreffliche Regente, nach der Verſicherung des Poeten Honall, kaum aufgeſtanden, als ihn die Hofmeiſterinn der ſchönen

Hexel eiligſt berichtete, es wäre die Prinzeßinn in eine tiefe Ohnmacht gefallen, nachdem ſie zuvor einige mal gerufen hätte: Ach Mutter, hier ſind ſie! Der König konnte ſich wohl einbilden, daß die Abgeſchickten der Bienen angekommen ſeyn, und ſich in das Gemach ſeiner Tochter eingeſchlichen haben würden. Er ließ derowegen gleich eine Menge Fliegenklatſchen anſchaffen, mit welchen er einige von ſeiner Leibwache bewaffnete. Er ſelbſt nahm, an ſtatt ſeines Zepters, eine Leimruthe in die Hand, mit der er ſich, nebſt denen Soldaten, in das Zimmer der Prinzeßinn verfügte. Dieſe kam ihm gleich in der größten Angſt entgegen gelaufen, und erzählte ihm, daß zwo anſehnliche Bienen zu dem Fenſter hinein geflogen wären, und ſich gleich auf ihre Lippen geſetzet hätten. Weil ſie aber das Glas gefühlet: So hätten ſie ſich geſchwinde wieder wegbegaben, und in einen Winkel ihres Zimmers geſetzet, wo ſie noch hitzig mit einander ſtritten. Hierüber ſey ſie vor Erſchrecken in eine Ohnmacht gefallen, aus der ſie nur erſt zu ſich ſelber gekommen wäre. Der König gieng auf dieſe Nachricht ganz leiſe in das Gemach, ſtellte ſeine Leibwache mit den Fliegenklatſchen an die Fenſter, und befahl ihnen, die Bienen entweder todt, oder lebendig zu fangen. Er aber ſelbſt verfügte ſich mit ſeiner Leimruthe zu dieſen kleinen Thierchen; und als er den Vortheil erſehen, ſchlug er ſie damit ſo, daß beyde mit den Flügeln daran kleben blieben. Er nahm hierauf eine nach der andern, riß jedweder die Beine aus, und ließ ſie mit der ernſten Verwarnung, nicht wieder zu kommen, und ihren Bundesgenoſſen das Geſchehene zu erzählen, hinfliegen, wo ſie wollten. Die Folge hat gelehrt, daß dieſe Begebenheit, und die verzäunten Lippen der Prinzeßinn die Bienen abgehalten haben, ihren Anſchlag hinaus zu führen. Nachdem dieſes Unglück man durch die kluge Vorſicht des Königs Drobar abgewendet worden war, ſo hielt ſich die Prinzeßinn für vollkommen ſicher. Je mehr dieſe Sicherheit wuchs, deſto mehr beſeufzete ſie auch die gläſerne Laſt, welche ihre Lippen tragen mußten. Allein ſie wurde bald gewahr, wie wenig dieſe Sicherheit gegründet geweſen, denn da ſich die Süßigkeit ihrer Lippen alle Tage mehrete, ſo brach endlich der verborgene Henigwuchs mit ſolcher Stärke hervor, daß er das Glas, welches ihn bedeckte, gewiß würde zerſprenget haben, wenn es nicht von gar zu großer Güte geweſen wäre. Zu eben dieſer Zeit riß ſich ein großer Bär, mit welchen die Prinzeßinn bisweilen zu ſpielen gewohnet war, von ſeiner Kette los, und entlief in die nächſt an der Hauptſtadt gelegene Wüſte, Wiri, in welcher er eine weitläuftige Freundſchaft hatte. Dieſer erzählte er, was ſich mit der Prinzeßinn zugetragen, und mahnte ſie zugleich an, die Reſidenz des Königs Drobar mit einem zahlreichen Volke, zu erobern, die Glascaſſa mit Gewalt zu zerſchmeißen, und alsdann die ſüße Speiſe von der ſchönen Hexel zu rauben. Die Bäre höreten dieſe Nachricht zwar mit vielem Vergnügen an, doch billigten ſie nicht alle den Anſchlag des Ueberläufers; weil er ihnen gar zu unſicher und ungewiß zu ſeyn ſchien. Es wurde derowegen beſchloſſen, erſt ein paar Geſandten an den König abzuſchicken, welche um den Honig der Prinzeßinn anhalten, und im Falle der Verweigerung drohen ſollten, daß ſie erſt das ganze Land verwüſten, und hernach doch ihre Begierden ſtillen würden. Dieſes Amt wurde zween der älteſten, ſtärkſten und härigſten Bären aufgetragen. Dieſe waren gleich willig, und hielten ſichs für eine Ehre, im Namen eines ſo großen und furchtbaren Geſchlechts zu handeln. Sie begaben ſich derowegen ſchleunigſt auf die Reiſe, und begehrten in Namen aller Bären, vor den König gelaſſen zu werden, ſo bald ſie in der Reſidenz angelanget waren. Dieſes Anſuchen ſetzte den ganzen Hof in Beſtürzung. Der König aber beſchloß, die Abgeſchickten nicht einmal vor ſich zu laſſen; weil er ſie nicht als Abgeſandte, ſondern als Aufrührer anſah; indem er ihr Anbringen durch ſeine geheimen Künſte ſchon erfahren hatte. Dann, ſagte er, ich erkenne diejenigen, von denen ſie abgeſchickt worden ſind, für keinen Staat; und über dieſes konnen ſie auch kein Creditiv aufweiſen. Ich will von der Gefahr nicht einmal ſagen, der ich mich ausſetzte, wenn ich ihnen erlaubte, in mein Zimmer zu kommen. Die Bäre ſind ungeſchlachte grobe Creaturen. Wie bald könnten ſie mich nicht anfallen, wenn ich ihr Begehren abſchlüge? Denn woſern dee Reim wahr iſt, welchen mein lieber Poete Henall gemacht hat:

Wie grauſam iſt der wilde Bär,
Wenn er vom Honigbaum kömmt her:

So werden ſie noch viel wilder ſeyn, wenn ſie die Gelegenheit, Honig zu genüßen, haben koñen, und dieſe ihnen entzogen wird? Nein! nein! es iſt beſſer, ich beuge dieſem Uebel bey Zeiten vor. Er gab darauf unverzüglich Befehl, daß man die zweene Bäre mit Ketten binden, ihnen die Haare abſengen, und ſie alsdann in den Wald jagen ſollte. Man lebte dieſem Befehl nach die Strafe wurde an denen vierfüßigen Abgeſandten vollzogen, und alſo dieſes Unglück abgewendet. Dieſe Gefährlichkeit war kaum überſtanden, als ſich ſchon eine andere hervor that. Es konnte nicht anders kommen, als daß ſich bey der Menge Honig, welcher die Lippen der Prinzeßinn bedeckte, auch viel zartes und reines Wachs zeugte. Die Wachsleinwandmacher in der Inſel Corial wurden alſo nach einem ſolchen Schatze begierig, der ihnen viel Vortheil bringen konnte. Sie ſannen Tag und Nacht auf Mittel, deſſen habhaft zu werden; aber jemehr ſie nachdachten, deſto ungewiſſer wurden ſie. So viel ſahen ſie wohl, daß mit Gewalt nichts auszurichten ſeyn würde, ſondern die Liſt das Beſte thun müßte; nur konnten ſie nicht einig werden, was für eine ſie erwählen ſollten. Endlich ſchien ihnen dieſe am bequemſten zu ſeyn, daß ſie einen aus ihrer Innung abſchickten, welcher ſich auf alle mögliche Art bey der Prinzeßinn beliebt machen, alsdann bey Gelegenheit das Glas an den Lippen zerbrechen, und das Wachs entwenden ſollte. Es fand ſich auch bald einer, mit Namen **Belliac**, welcher dieſe Verrichtung auf ſich nahm. Er war jung, ſchön, wohlgebaut, luſtig, ſinnreich, verſchlagen, und verſtund die Kunſt, ſich bey dem Frauenzimmer beliebt zu machen. Alle Schönheiten der Inſel Corial wünſchten

ten von dieſem galanten Wachsleinwandmacher bedient zu werden; und die allerkälteſten Herzen geriethen in den ſtärkſten Brand, wenn ſie den ſchönen Belliac ſahen. Mit dieſen Vortheilen begab er ſich an den Hof des Königs Drobar, und ſuchte um Dienſte an. Der König wurde auch von ſeinem guten Anſehen ſo eingenommen, daß er ihn zum Kammerdiener der Prinzeßinn machen wollte. Allein dieſe traurige Schönheit warf gleich anfangs einen eben ſo ſtarken Haß auf den armen Belliac, als ihr Vater Gewogenheit gegen ihn hatte. Sie konnte durch keine Mittel darzu gebracht werden, daß ſie ihn nur vor ſich gelaſſen, geſchweige in ihre Dienſte genommen hätte. Es mag nun ſeyn, daß dieſer Haß von einer geheimen Ahndung, über die ihr bevorſtehende Gefahr, oder aus einem natürlichen Abſcheue herrührete, ſo wurde doch dadurch dem abgeſchickten Wachsleinwandhändler alle Gelegenheit beſchnitten, ſein vorhabendes Werk anzufangen. Er blieb zwar bey Hofe, und hatte alle Tage die Gnade mit Ihro Majeſtät zu reden; allein es war ihm unmöglich, die Prinzeßinn zu ſehen, indem er ſich allemal aus dem königlichem Zimmer wegbegeben mußte, wenn der alte Regente ſeine betrübte Tochter ſehen wollte. Dieſe Verhinderung machte, daß Belliac ſeine Zuflucht zur Liſt nahm. Er ſuchte die Kammerfräulein der Prinzeßinn durch Geſchenke zu bewegen, daß ſie ihn einmal in die Schlafkammer ihrer Gebieterinn ließen. Allein dieſe getreuen Mägdchen waren unerbittlich. Sie droheten ihm, ſein gefährliches Verhaben zu entdecken, wenn er nicht davon ablaſſen würde. Hierdurch wurde Belliac bewogen, in ſich zu gehen. Er ſah, daß es unmöglich ware, ſeinen Endzweck zu erreichen. Das Unrecht, welches er begehen wollte, ſtellte ſich ihm auf einmal dar. Wie würde es mir gefallen, ſagte er zu ſich ſelber, wenn jemand mein Handwerskzeug, oder ſonſt etwas von meinem Vermögen, haben wollte? würde mich wohl ſein Bitten, ſein Flehen, und ſein ängſtlich Thun bewegen, daß ichs ihm gebe? Nein; ich würde denken: Wer hat dir es geheißen, daß du etwas verlangeſt, welches ein anderer beſitzet. Ich würde ihn auslachen, wenn er dächte, ich ſollte ſo treuherzig ſeyn, und mich in Schaden bringen, nur daß er bekäme, was er ſuchte. So einfältig bin ich nicht. Aber mache ich es nicht eben ſo mit der Prinzeßinn? Was geht mich ihr Honig an? Warum verlange ich ihn? Habe ich ein Recht darzu? Darf ich es ihr für übel halten, daß ſie mich nicht leiden kann? Ach! ſie iſt ſchlau. Sie ſieht wohl, was ich will. Ich will mich alſo nicht mehr um ihre ſüßen Lippen bekümmern, meinetwegen ſollen ſie wohl in Ruhe bleiben. Leben, und leben laſſen, das iſt das beſte. Durch dieſe und andere Gründe, wurde Belliac auf einmal bewogen, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen. Er nahm ſeinen Abſchied von dem Könige, indem er vorwendete, daß er ſich verheirathen, und eine eigene Haushaltung anfangen wollte. Als er wieder zu ſeinen Innungsverwandten kam: So ſtellte er ihnen die Ungerechtigkeit und Unmöglichkeit ihres Begehrens ſo lebhaft vor, daß ſie gänzlich davon abſtunden, und ſich alle Luſt zum königlichen Wachſe vergehen ließen.

Dieſe Gefahr war nunmehro vorbey. Die Zeit kam heran, in welcher das Leiden ſollte verſüßet werden, welches die unſchuldige Herel bishero ausgeſtanden hatte. Als ſie eines Tages mit ihrem Herrn Vater an der Tafel ſaß, und ſich mit ihm von ihrem Unglücke unterredete: So trat ein Prinz in das Zimmer, welcher der Sohn eines benachbarten Kaiſers, und durch die Schönheit der Prinzeßinn gereizet worden war, um ſie anzuhalten. Die Aufrichtigkeit, welche an dem Hofe zu Corial herrſchte, gab dieſem Fremdling die Freyheit, das gewöhnliche Ceremoniel bey Seite zu ſetzen. Er kniete vor den alten König nieder, und entdeckte ihm ſein Anbringen, mit den ehrerbiethigſten und zärtlichſten Worten. Dieſe Begebenheit kam dem weiſen Drobar zwar unvermuthet, doch nicht fremd vor; weil er ſie, vermöge ſeiner Wiſſenſchaft, längſt voraus geſehen hatte. Er umarmte den fremden Prinzen, und bath ihn, aufzuſtehen. Zu gleicher Zeit redete er ſeine Tochter folgender maßen an: Glückſelige Tochter! die du mit dem weiſeſten, mächtigſten und glückſeligſten Zauberer unſerer Zeit verbunden werden ſollſt! Siehe, die beſchwerliche Laſt iſt von deinen Lippen verſchwunden! ihre übernatürliche Süßigkeit iſt vergangen! Sie ſind nunmehro den Lippen anderer Frauenzimmer gleich. Dieſes Glück haſt du den hellen Augen dieſes gegenwärtigen Prinzen **Lobar** zu danken. Erzeige dich für dieſes erzeugte Glück dankbar, und umarme ihn als deinen künftigen Gemahl! Herel, fuhr bey Anhörung dieſer Worte, geſchwinde mit dem Finger an ihre Lippen, und konnte vor Verwunderung kein Wort reden, als ſie von der Wahrheit derſelben überzeuget wurde. Sie ſah bald ihren Vater, bald den Prinz Lobar mit vergnügten Blicken an, welche zugleich ihre Begierde, dieſes Geheimniß zu erforſchen, verriethen. Erlaubet, Prinzeßinn, ſagte hierauf der glückſelige Liebhaber, daß ich euch ein Rätzel auflöſe, welches mich zu den glückſeligſten Prinzen von der Welt machet. Es war von dem Schickſale beſchloſſen worden, durch euer Beyſpiel zu zeigen, wie weit die Natur, in Erſchaffung der Schönheit, gehen könnte. Die eurige ſollte auf den höchſten Grad gebracht werden. Ein, eurem Geſchlechte verhaßter Zauberer ſah dieſes mit neidiſchen Augen an; er ſuchte alſo eure Annehmlichkeit eben dadurch, daß er ſie bis zur Ausſchweifung brächte, zu vermindern. Daher iſt die Süßigkeit eurer Lippen, der Honigwuchs, und alsdann die Glascaſſe entſtanden. Euer Herr Vater mußte dieſes Mittel gebrauchen, um eure Lippen vor einer allzugroßen Verſtellung, euch aber ſelbſt vor den Zufällen bewahren, die euch begegnet ſind. Dieſes Glas konnte nicht eher abgeſondert werden, als bis dasjenige aufhörete, um deſſentwillen es verfertiget worden war. Die euch angethane Zauberey ſollte alsdann aufhören, wenn ein Liebhaber käme, deſſen Augen ſo helle, und deſſen Geſchmack ſo gereinigt wäre, daß er auch durch die Zauberey dringen, und da keine antreffen köñte, wo alle Leute eine zu ſeyn glaubten. Ein ſo großes Glück iſt mir aufbehalten geweſen. Meine Vorfahren haben dieſes Geheimniß beſeſſen, ſich durch ihre Wiſſenſchaft über alle Bezauberungen zu ſchwingen, und ſie durch ihre bloße Gegenwart aufzulöſen. Dieſes iſt auch auf mich fortgepflanzet worden. Ich hörete von eurer Schönheit, und von eurer traurigen Begebenheit. Ich wußte, daß ich dazu beſtimmet war, die erſtere zu genießen, und die letzte aufzuheben. Ich durfte euch nur ſehen, um eure Lippen in ihren rechten Zuſtand zu ſetzen. Es iſt geſchehen. Bey meiner Ankunft habe ich weder Honigwuchs, noch Glascaſſe wahrgenommen. Dieſes habe ich meinen hellen Augen zu danken. Ich darf alſo glauben, daß auch eure Süßigkeit verſchwunden ſeyn wird. Prinzeßinn! darf ich ſo kühn ſeyn, zu verſuchen, ob mein Geſchmack eben ſo gereinigt und glücklich ſey, als meine Augen geweſen ſind? Die angenehme Hexel begriff den Verſtand der letzten Worte vollkommen. Sie fiel ihrem Befreyer mit der größten Zärtlichkeit um den Hals, welcher ihr darauf zuſchwur, daß er itzo die angenehmſten, aber keine honigſüßen Lippen geküßt hätte. Da nun der alte König Drobar ſah, daß alles erfüllet worden, was über ſeine ſchöne Tochter beſchloſſen geweſen: So verzog er nicht lange, das Glück der beyden Verliebten vollkommen zu machen. Die Hochzeit wurde noch eben dieſen Tag vollbracht, und die vergnügte Hexel verſicherte ihren Herrn Vater den Morgen darauf, daß der Zuſtand, in welchem ein Frauenzimmer der Bezauberung fähig wäre, nicht die halbe Annehmlichkeit desjenigen hätte, in welchem ſie nach dem ordentlichen Laufe der Natur beſchaffen wäre. Dieſe Geſchichte breitete ſich kurz darauf durch die halbe Welt aus. Sie ſchien den Frauenzimmern ſo erſchrecklich zu ſeyn, daß ſich die meiſten vornahmen, in Zukunft keine Mannsperſen zu lieben, welche nicht eben ſo helle Augen, und einen ſo gereinigten Geſchmack, als Prinz Lobar, beſäße. Dieſem Beyſpiele folgen noch heut zu Tage, die klügſten nach. Doch findet man bisweilen einige Heldinnen, welche ſich lieber der Gefahr, das traurige Schickſal der Prinzeßinn Herel zu erfahren, ausſetzen, als den Ruhm übernatürlicher, das iſt, honigſüßer Lippen entbehren wollen.

* *

Die
Seemuſchel und der Krebs.
Eine Fabel.

Da, wo der weite Belt den Deutſchen nahgekommen,
Ward einſt ein junger Krebs mit Unmuth eingenommen.
Die Muſchel, die ihr Haus itzt von einander zog,
Dann wieder ſo genau, als erſt, zuſammen bog,
Schien ihm weit glücklicher, als er in Koth und Höhlen,
Ich, rief er dieſer zu, muß mich im Schlamme quälen;
Bald ſtößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus;
Bald ſchreckt mich Sturm und Netz. Du haſt dein eignes Haus;
Du kannſt es, wenn du willſt, itzt öffnen, nachmals ſchlieſſen;
O daß wir Krebſe nur ſo ärmlich wohnen müſſen.

O Muſchel, gönnſt du mir, mir Aermſten, noch ein Glück:
So laſſe meinen Leib nur einen Augenblick
In deiner Wohnung ruhn, und mich, bey meinem Grämen,
Auch einen kleinen Theil an deiner Ruhe nehmen.
O, fieng die Muſchel an, gefällt dir meine Ruh,
Schein ich dir glücklicher und ſichrer noch, als du:
So wiſſe nur, mein Freund, ich diene mit Vergnügen;
Du kannſt dich in mein Haus, ſo oft du denkſt, verfügen.
Ich mache Platz und Raum; genieße meiner Ruh.
Der Krebs kreucht in das Haus; ſie ſchließt es feſte zu;
Der Krebs erſtickt ſogleich, und mitten im Erſticken
Muß er zu gleicher Zeit die Freundinn mit erdrücken.

⁂ ⁂ ⁂

Oft macht ein dummer Dienſt ein doppelt Unglück voll,
Stürzt den, der ihn erzeigt, den, dem er nützen ſoll.

C. F. Gellert.

* *

Ein geometriſcher Satz,

von

F. G. v. B.

Wenn man in einem Triangel ACB die Schenkel CA und CB in F und E in zween gleiche Theile theilet, und aus dieſen Theilungspuncten in die Spitzen der gegen überſtehenden Winkel B und A gerade Linien FB und EA zieht, welche einander in I ſchneiden, und man zieht endlich aus der Spitze des Triangels C durch dieſen Punct I, auf die Grundlinie AB die Linie CD: ſo wird 1. der ganze

Triangel ACB in drey gleiche Triangel AIB, BIC und CIA getheilet ſeyn; 2.) werden ſich die Linien FB, EA, CD in I dergeſtalt ſchneiden, daß der Theil von jeder von dieſen Linien, der nicht in die Spitze eines Winkels fällt, als DI, FI, EI, gerade den dritten Theil der ganzen Linie CD, BF, AE ausmachet; und 3.) wird die Linie CD die Grundlinie AB in zween gleiche Theile BD und AD theilen.

Beweis. 1.) Wenn BF auf AC perpendikular ſteht: ſo ſind CF und AF die Höhen der Triangel BIC und AIB, die eine gemeinſchaftliche Grundlinie BI haben. Weil nun CF = AF (nach dem angenommenen): ſo iſt △. BIC = △. AIB. Woferne aber BF auf AC nicht perpendikular ſteht: ſo verlängere man BF nach H zu und laſſe aus C und A die Perpendikel CH und AG darauf fallen. Weil bey H und G, rechte Winkel und bey F Vertikalwinkel ſind und CF = AF: ſo iſt CH = AG. Dieſe Linien aber ſind die Höhen der Triangel BIC und AIB, welchen BI zur gemeinſchaftlichen Grundlinie dienet. Derowegen iſt auch in dieſem zweyten Falle △. BIC = △. AIB. Es iſt alſo überhaupt erwieſen, daß △. BIC = △. AIC. Eben ſo zeiget man, daß △. CIA = △. BIC. Folglich iſt △. AIB = △. BIC = △. CIA. **Welches das erſte war.**

2.) Wenn CD und alſo auch DI auf AB perpendikular ſtehen: ſo iſt CD die Höhe des Triangels ACB und DI iſt die Höhe des Triangels AIB. Da nun △. AIB = $\frac{1}{3}$ △. ACB (vermöge des erſten Theils) und beyde Triangel einerley Grundlinie AB haben:

ſo

ſo iſt $DI = \frac{1}{3} CD$. Iſt aber CD und alſo auch DI auf AB nicht perpendikular: ſo laſſe man aus C und I die Perpendikel CP und IO auf AB fallen. Weil CP die Höhe des Triangels ACB und IO die Höhe des Triangels AIB iſt: ſo muß ſeyn $IO : CP = 1 : 3$. (1. Th.) Nun ſind CP und IO parallel: Derowegen $DI : CD = IO : CP$. Hieraus folget, daß $DI : CD = 1 : 3$. d. i. $DI = \frac{1}{3} CD$. Es iſt demnach überhaupt erwieſen, daß $DI = \frac{1}{3} CD$. Und auf eben die Art bringt man heraus, daß $FI = \frac{1}{3} BF$ und $EI = \frac{1}{3} AE$. **Welches das zweyte war.**

3.) Es werden die Puncte E und D durch ED mit einander verknüpfet. Weil $DI = \frac{1}{3} CD$ und $EI = \frac{1}{3} AE$ (2. Th.): ſo iſt $DI : EI = CI : IA$. Folglich iſt ED mit CA parallel. Es iſt alſo $BD : AD = BE : CE$. Nun iſt aber $BE = CE$ (nach dem angenommenen). Derowegen iſt auch $BD = AD$. **Welches das dritte war.**

1. Zuſatz. Aus dieſem Satze läßt ſich die Aufgabe auflöſen: **Einen jeden gegebnen Triangel in drey gleiche Triangel zu theilen, deren jeder mit dem gegebnen eine gemeinſchaftliche Seite hat.** Im übrigen iſt leicht zu ſehen, daß nicht nur die drey groſſen Triangel AIB, BIC und CIA, ſondern auch die kleinen ſechs Triangel AIF, CIF, CIE, BIE, BID und AID einander gleich ſind, weil ſie die Hälften der groſſen ausmachen.

2. Zuſatz. Wenn ACB ein gleichſeitiger Triangel iſt: ſo müſſen die drey Triangel AIB, BIC und CIA auch einander ähnlich ſeyn, ſo wohl als wie die ſechs kleinen (1. Zuſ.): Denn alsdann iſt der Winkel CAI = IAD = IDA = IBC. Ueber dieſes muß auch ſeyn DI = FI = EI: weil in dieſem Falle dieſe Linien die Höhen der drey Triangel ſind.

3. Zuſatz. Wenn ACB ein gleichſeitiger Triangel iſt: ſo muß der Cirkel FE DF alsdenn der Cirkel ſeyn, der ſich in dieſes Dreyeck beſchreiben läßt und er wird zum Mittelpunkte den Punkt I (d. i. den Mittelpunkt der Schwere) und die Linien DI, FI, EI zu Halbmeſſern haben (2. Zuſ.). Aus dem erwieſenen Satze fließt alſo eine Art, in ein gleichſeitiges Dreyeck einen Cirkel zu beſchreiben.

4. Zuſatz. Weil in einem gleichſeitigen Triangel jede von den Linien DI, FI, EI der dritte Theil von der Höhe des ganzen Triangels iſt (2. Zuſ.): ſo hat der Cirkel, der ſich in ein gleichſeitiges Dreyeck beſchreiben läßt, zu ſeinem Halbmeſſer den dritten Theil der Höhe dieſes Dreyecks, (3. Zuſ.). Aus dem erwieſenen Satze wird alſo eine Art beſtimmet, um einen jeden gegebnen Cirkel einen gleichſeitigen Triangel zu beſchreiben.

5. Zuſatz. Der Cirkel, der in ein gleichſeitiges Dreyeck beſchrieben iſt verhält ſich zum Dreyecke ſelbſt, wie ſeine Peripherie zu dem Umfange des Dreyecks. Denn es ſey der Cirkel = C, ſeine Peripherie = P, der Triangel = T, ſeine Höhe = A, ſein Umfang = V. Der Halbmeſſer des Cirkels wird alſo ſeyn = $\frac{1}{3}$ A und die Grundlinie des Triangels = $\frac{1}{3}$ V. Folglich iſt C = P × $\frac{1}{6}$ A (4 Zuſ.) und T = $\frac{1}{3}$ V × $\frac{1}{2}$ A = V × $\frac{1}{6}$ A. Demnach iſt C : T = P × $\frac{1}{6}$ A : V × $\frac{1}{6}$ A = P : V. welches erwieſen werden ſollte.

6. Zuſatz. Weil $\frac{1}{3}C : \frac{1}{3}T = \frac{1}{3}P : \frac{1}{3}V$ (5. Zuſ.): ſo verhält ſich in einem gleichſeitigen Triangel ein jeder Ausſchnitt des Zirkes, ILM, der von den Schenkeln, IA und IB, eines jeden von den drey gleichen Triangeln, AIB, eingeſchloſſen wird, zu dem Triangel, AIB, ſelbſt, wie der Bogen des Ausſchnitts, LM, zu der Grundlinie des Triangels, AB, und die Ausſchnitte ſelbſt, als ILM, ILN, INM, ſind einander gleich.

* *

Die Liebe, und das Glück.

Die Königinn der Welt, die bald tyranniſirt,
Bald ihre Bürgerſchaft in göldne Zeiten führt,
Aus Fürſten Schäfer macht, den Sklaven Kronen reichet,
Und auch dem Sokrates die Felſenbruſt erweichet.
Die Liebe, deren Arm den Orient bedeckt,
Da, wo der Mittag brennt, noch größre Gluth erweckt,
Vom Abend bis zur Nacht die Siegesfahne ſchwinget,
Die Canibalen ſelbſt zu ihrer Herrſchaft bringet,
Die, ſo die Tyger zähmt, die Fluth der See erhitzt,
Den Wallfiſch taumelnd macht, und ſo gewaltig blitzt,
Daß ſich die Völker auch, die in Planeten leben,
In Ketten ganz gebückt vor ihrer Macht ergeben,
Die Liebe, ſag ich, warf den Zepter aus der Hand,
Ließ Paphos wüſte ſtehn, und gieng, von Wuth entbrannt,
Bis vor des Glückes Thron, wo tauſend Sklaven liegen,
Die ſich, durch ſüßen Wahn, ergötzen und betrügen.

Tyranninn! ſagte ſie, du Feindinn meiner Ruh,
Wie lange ſeh ich noch den Grauſamkeiten zu,
Die du an mir verübſt! Du ſchlägſt mein Anſehn nieder,
Und, weil ich denken kann, biſt du mir auch zuwider.
Ich binde; du zertrennſt. Ich führ ein treues Herz
Zu treuen Augen hin; Dein Neid ſucht meinen Schmerz;
Du ſchleichſt mir heimlich nach, u. ſuchſt die beſten Seelen
Durch Staub, durch Wind und Rauch, durch Gold und Ruhm zu quälen.
Das macht mich nicht vergnügt, daß mir die ganze Welt
Die Opfer ihrer Pflicht in Tempeln unterhält:
Ich will mein treues Volk, bey den erhitzten Küſſen,
Bey ihren Regungen auch gern zufrieden wiſſen.
Beſonders kränkt mich dieß: Ich ſehe manches Paar,
Dem ſonſt, vor Hymens Gluth, die Welt ein Himmel war,
Und wo, da nun der Zwang die Ketten ewig bindet,
Die ſüße Zärtlichkeit erſt fällt, und bald verſchwindet.
Ach! Glück! Ach tilge doch in deiner Bruſt den Haß,
Womit du mich verfolgſt. Ich ſeh ohn Unterlaß
In meinem Reiche Streit. Ich bin des Kriegens müde.
Wenn kömmt, wenn lacht, wenn ſiegt der angenehme Friede?
Dein blindes = = = Zu erhitzt! Fiel hier das Schickſal ein;
Du redeſt zu erhitzt, laß uns gelaſſen ſeyn!
Du klageſt über mich, als ſucht ich dich zu kränken;
Ich aber bin bereit, dir alles das zu ſchenken,
Was deine Sehnſucht wünſcht. Nur etwas bitt ich dich:
Verehre die Vernunft! Nach dieſem ſuche mich!
Wird ſich dein weites Reich mit dieſer recht verbinden:
So wirſt du mich nicht blind, nicht taub, nicht eiſern finden.

C.

* * *

Grabſchrift eines Staars.

Ein Liebling ruhet hier, der ohne Kunſt und Wiſſen
Durch Schmeicheley, worauf er ſich befliſſen,
Durch dreiſten Eigenſinn, den er mit Spas verband,
Verſorgung, Glück und Beyfall fand.
Sein Tagewerk war Spielen, Schlafen, Eſſen.
Doch, Leſer, ſchließe nicht ſo, wie man ſchließen kann:
Hier ruht ein hochgeſtiegner Mann;
Es iſt ein bloßer Staar, des Menſchen Aff indeſſen,
Dem, weil er lebend ſich ſo menſchlich aufgeführt,
Der Menſchen Schickſal auch im Tode noch gebührt:
Beklagt, begraben und vergeſſen.

H. A. l. F.

* * *

Nachricht
von denen im Weinmonate in Leipzig aufgeführten Schauſpielen.

Mein Herr!

Bald würden Sie mich auf die Gedanken bringen, daß ich aufhören ſollte, Ihnen weiter eine Nachricht von den hieſigen Schauſpielen mitzutheilen. Wären Sie ein ſo großer Liebhaber derſelben, als Sie ſich gegen mich zuſtellen ſuchen:

chen: So würden Sie ſich gewiß die Gelegenheit der Meſſe zu Nutze gemacht haben, und zu uns gekommen ſeyn, dasjenige mit anzuſehen, wovon ich Sie monatlich in meinem Schreiben unterhalten ſoll. Zum Ueberfluſſe habe ich Sie ſelbſt dazu eingeladen; und ich habe mir eine geraume Zeit her mit der angenehmen Hoffnung geſchmeichelt, wie ich Sie in die Comödie führen, und Sie mir Ihre gründlichen Gedanken von den aufgeführten Stücken und deren Vorſtellung ſagen würden. Allein beydes iſt vergebens geweſen; und was kann ich aus Dero Wegbleiben wohl ſchließen? Da Sie eine ſo vortheilhafte Gelegenheit, die Schauſpiele bey uns mit anſehen zu können, vorbey gelaſſen haben, und ſich ſelbſt nicht perſönlich von dieſen Beluſtigungen unterrichten wollen; was für ein Vergnügen kann es Ihnen denn ſeyn, wenn man Ihnen meldet, heute ſey dieſes, geſtern jenes Stück vorgeſtellet worden? Bey den Comödien muß man nicht bloß hören, ſondern auch ſehen, und ſich nicht bloß erzählen laſſen, ſondern der Vorſtellung wirklich mit beywohnen. Sie begnügen ſich mit dem erſten, und bezeugen nicht einmal eine Begierde zu dem letzten. Dieß machet mich ein wenig argwöhniſch. Doch ich will mich noch nicht weiter erklären; und wenn Sie in Ihrer Zuneigung zu der Schaubühne nicht aufrichtig ſind: So wird es Ihnen Strafe genug ſeyn, daß Sie hier ein ſo großes Verzeichniß von Schauſpielen finden. Ich werde auch nicht eher aufhören Ihnen ſolches zu ſchicken, als bis Sie mir es ausdrücklich unterſagen. Vielleicht aber räche ich mich alsdann dadurch, daß ich

Ihnen gar die ganzen Comödienzettel zuſende. Sie wiſſen, daß ich Ihnen noch von dem vorigen Monate einige Comödien anzuzeigen ſchuldig bin. Dieſe will ich hier nachholen; da ich Ihnen denn melde, daß man den 21 Sept. das deutſche Schäferſpiel, die vertauſchten Bräute, oder die Liebe in den Schäferhütten aufführte, worauf anſtatt des Nachſpiels die Comödie des Herrn le Grand, von einem Aufzuge, die beyderſeitige Probe, folgte.

Den 25 ſah man den Cid, ein Trauerſpiel des Herrn P. Corneille.

Den 26 wurde der Unſchlüßige, ein Schauſpiel des Herrn Deſtouches, von fünf Aufzügen, in Verſen vorgeſtellet.

Den 27 führte man den Geizigen aus dem Moliere auf.

Den 2 Octobr. wurde ein neues luſtiges Stück in Verſen aufgeführet, der Schiffbruch genannt, welches mit Singen und Tanzen beſchloß. Hierauf folgte anſtatt des Nachſpiels, die unanſtändige und ungereimte Liebe, aus dem Holländiſchen.

Den 3 Octobr. brachte man die beyderſeitige Unbeſtändigkeit, ein Schauſpiel des Herrn von Marivaux, in dreyen Aufzügen, und anſtatt des Nachſpiels ein deutſches Originalſchäferſtück, der verſteckte Hammel genannt, auf die Schaubühne. Dieſes Schäferſpiel beſteht aus vier Perſonen, zweenen Schäfern und zwo Schäferinnen. Die Charactere der unſchuldigen Liebe, natürlichen Sprödigkeit und Einfalt ſind darinnen ſehr wohl beobachtet worden. Der Inhalt iſt ungefähr dieſer: Ein junger Schäfer wird in eine Schäferinn verliebt, die noch in ihrer erſten Unſchuld iſt, und nicht weis, was Liebe iſt. Er verliert einen Hammel von ſeiner Heerde, ſuchet ihn, und weil er ihn nicht finden kann, ſo fraget er ſeine Geliebte, ob ſie ſolchen nicht geſehen habe. Endlich wird er ſolchen in einer Hecke gewahr und glaubet, daß ihm ſeine Schäferinn denſelben verſtecket hätte. Er giebt ihr ſeine Liebe auf eine unſchuldige Art zu verſtehen, und bedienet ſich ſeines Freundes und einer andern Schäferinn Vorſpruch bey ihr. Allein es richtet nichts damit aus; und ſie verlangt von ihm, er ſolle ihr doch die Liebe einmal beſchreiben; es müſſe wohl ſo viel ſchönes nicht dabey ſeyn, als ihr vorgeſagt würde; zumal da ihre Mutter ihnen zu Hauſe oftmals die Regel gegeben:

Ihr Kinder! liebt mir nicht;
Ihr werdet doch wohl einſt noch reiche Schäfer kriegen.

Der Schäfer machet ihr endlich nach ſeinen Empfindungen eine Beſchreibung von der Liebe. Als er aber ſolche nicht recht ausdrücken kann: So ſaget er, ſie ſolle ſich nur einmal küſſen laſſen. Sie weigert ſich, bis endlich die andern beyden ſie verſichern, ſie werde die Liebe dadurch am beſten kennen lernen; worauf ſie es denn geſchehen läßt, daß er ihr einen Kuß giebt. Nach empfangnem Kuße wird ſie ganz andrer Meynung, und glaubet, die Mutter habe die Unwahrheit geſaget, wenn ſie ihr die Liebe widerrathen; und ſie ſähe nun wohl, daß man auch nicht einmal einer Mutter trauen dürfe. Es war dieſes Stückchen in reinen wohlfließenden Verſen und fand vielen Beyfall.

Den 4 Oct. wurde mit beſonderer hoher Erlaubniß, das neuliche deutſche Vorſpiel: Der allerkoſtbarſte Schatz, wieder auf die Schaubühne gebracht, worauf der **Democrit** des Herrn **Regnards** in deutſchen Verſen folgte.

Den 5 Oct. ſah man wiederum die Stärke der mütterlichen Liebe, oder Sancio und Sinilde, nebſt dem ſich ſelbſt betraurenden Ehemann, einer Comödie des Ritters St. Jory, von einem Aufzuge.

Den 6 wurde wegen des den folgenden Tag einfallenden Geburtsfeſts Ihro Königl. Maj. in Pohlen und Churfürſtl. Durchl. zu Sachſen ein deutſches Vorſpiel, die Liebe der Unterthanen genannt und von Fr. Friderica **Carolina Neuberin** verfertiget, vorgeſtellet. Die Perſonen darinnen waren der **Morgen**, als Frühling, der **Mittag** als Sommer, der **Nachmittag**, als Herbſt, und der **Abend**, als Winter, gekleidet, die **Liebe der Unterthanen**, die **Ruhe**, die **Freude** und die **Treue**, als wohlgekleidete Schäferinnen. Hierauf folgte des Herrn **Voltäre** Trauerſpiel, Zayre, welches der Herr M. **Joh. Joachim Schwabe** überſetzet hatte, und das itzo zum erſtenmale aufgeführet wurde.

Den 9 Oct. wurde ein Schauſpiel von dem Hrn. **de la Nobbe** Aeſopus als ein Richter, betitelt; gleichfalls zum erſtenmale vorgeſtellet.

Den 10 erſchien der Graf von Eſſex, ein Trauerſpiel des Herrn **T. Corneille**, und auf Begehren das obgedachte Schäferſpiel, der verſteckte Hammel, auf der Schaubühne.

Den 11 ſah man den verheiratheten Philoſophen, der ſich des Ehſtandes ſchämet, ein Schauſpiel des Herrn **Destouches** von fünf Aufzügen, in Verſen, und den Hulla vorgeſtellet.

Den 12 kam auf Begehren der Geizige des **Moliere** wieder auf die Schaubühne, welcher von des Herrn **von Marivaux** Comödie von einem Aufzuge, die Sklaveninſel betitelt, begleitet wurde.

Den 13 wurde des Herrn **Füzeliers** Schauſpiel von einem Aufzuge, Momus, ein Fabelmacher, oder die Hochzeit des Vulcanus und der Venus; nach dieſem der dreßdniſche Schlendrian, und zuletzt die unempfindliche Jungfer aufgeführet.

Den 16 wurde die dreyfache Heirath, eine Comödie des Herrn **Destouches** von einem Aufzuge, in deutſche Verſe überſetzet, zum erſtenmale aufgeführet. Den Beſchluß davon machte ein Ball, wo verſchiedene masquirte Perſonen auftraten und tanzten. Anſtatt des Nachſpiels diente ein Schauſpiel des Herrn **le Grand**, von einem Aufzuge, die verliebte Verwandlung genannt.

Den 17 brachte man des **Racine** Trauerſpiel, Phädra, auf die Bühne.

Den 18 ſah man die unvermuthete Verhinderung und das bärtige Frauenzimmer vorgeſtellet.

Den 19 beluſtigt man ſich an dem aus dem Holländiſchen überſetzten Stücke, die närriſche Wette; und zuletzt an dem verſteckten Hammel.

Den 20 erſchien der Spieler, ein Schauſpiel in fünf Aufzügen von dem Herrn **Regnard**; und zum Nachſpiele die vier verliebten Geiſter.

Den 23 wurde ein neues luſtiges Stück aus dem Franzöſiſchen, Criſpin ein Medicus, in dreyen Aufzügen, zum erſtenmale aufgeführet. Der luſtige Briefträger und die verſtellte Hofmeiſterinn waren das Nachſpiel.

Den 24 kam der verlohrne Sohn, ein Schauſpiel des Herrn **Voltäre** von fünf Aufzügen, in deutſche Verſe überſetzet, zum Vorſcheine.

Den 25 ſah man des Herrn **Voltäre** Zayre zum andernmale;

Und den 26 den Schmeichler, eine Comödie des Herrn **Rouſſeau** von fünf Aufzügen.

Wofern Ihnen meine Nachricht dießmal zu lang iſt: So ſchreiben Sie es ſich ſelbſt zu. Wären Sie nach Leipzig gekommen: So hätte ich dieſer Mühe können überhoben ſeyn. So aber habe ich Ihnen anzeigen müſſen, was dieſe ganze Meſſe über in dieſem Theile der Welt vorgefallen iſt. Die Nachricht davon hat müſſen etwas lang werden, weil zu Meßzeiten das Theater alle Tage eröffnet wird, wie Ihnen bekannt ſeyn muß ꝛc. ꝛc.

Ende des Wintermonats.

* * *

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

—— Qui miſcuit vtile dulci. *Horat.*

Auf das Jahr 1741.
Chriſtmonat.

Leipzig
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Ein Schäfergedicht, auf die vergnügte Zuſammenkunft einiger guten Freunde in Leipzig,

1740.

Amyntas, der nunmehr ſchon in das vierte Jahr
Von Philurenens Trift entfernt geweſen war,
Kam neulich wiederum, durch ungefähres Glücke,
Mit Freuden an den Strand des Pleißenſtroms zurücke.
Geſegnetes Revier! rief ſein entzückter Mund,
Als ihm die fette Flur nunmehr vor Augen ſtund:
Iſts möglich, daß ich dich nun wieder in der Nähe,
Und nicht mehr, wie bisher, nur in Gedanken, ſehe?
Ja, ja, du biſt es ſelbſt! Mich täuſcht kein eitler Traum!
Da ſteht die Linde ja, der auserwählte Baum,
Der mir und Sylvien ſo häufiges Vergnügen,
So manche Luſt gegönnt! Sein Schatten war verſchwiegen,
Und machte weder Kuß noch Reden offenbar,
Wenn er, und niemand mehr, bey uns zugegen war;
Der Himmel ſegne dich, und mache deine Zweige
Noch hundert Sommer grün, du alter treuer Zeuge
Von unſrer Zärtlichkeit! Da ſteht auch noch der Stein,
Auf dem ich ehemals ſo öfters bald allein,

Bald neben Corydon, dem Redlichen, geſeſſen,
Geſcherzt, gelacht, geſpielt, getrunken und gegeſſen.
Beſinn ich mich noch recht, ſo war es eben hier,
Wo einſtens mein Alcipp, das immer wackre Thier,
Den jungen Wolf erbiß, der mir ein Lamm zerriſſen,
Ich hab ihm nach der Zeit gedoppelt gut ſeyn müſſen;
Dort, wo der krumme Fluß den kleinen Buſch durchſtreicht,
Und hinter jenen Berg ſich bald hernach verſchleicht,
Dort iſt mein Schäferrohr viel tauſendmal erklungen,
Dort hat mir Sylvia oft ſelber dreingeſungen!
Mein alter Zeitvertreib, mein Echo iſt noch da:
Kaum ruf ich: Sylvia! ſo ruft es: Sylvia!
Es ruft mir frölich nach, als ob es ſelbſt erkennte,
Daß ich mit tauſend Luſt den ſchönen Namen nennte.
Ach ja! der ſüße Ton entzückt noch itzt mein Ohr!
Was ſtellt das halbe Wort an dieſer Eiche vor?
Das halbe Wort, das Sy - - - das ich in ihrer Rinde
Mit Fleiß ſo tief geritzt, und faſt verwachſen finde?
Halt! ich beſinne mich, wie daß es hier geſchah,
Daß ich von ungefähr den jungen Damon ſah,
Der vor dem Baume ſtund, um etwas einzugraben:
Ich ſchlich mich leiſe hin, und ſah dem frechen Knaben
Erſt eine Weile zu, und hatte nicht gedacht,
Daß meine Sylvia auch ihn verliebt gemacht;
Allein ich hatte kaum das halbe Wort geleſen,
So denk ich immer noch, wie mir damals geweſen:
Ich weis noch, daß ich faſt ganz aus mir ſelber kam,
Das Meſſer mit Gewalt aus Damons Händen nahm,
Ihn von der Eiche trieb, und nicht geſtatten wollte,
Daß meine Schäferinn entheiligt werden ſollte.

Die Schöne kam darzu, und ſahe den Verdruß
Mit ihren Augen an; Sie gab mir einen Kuß
Für meinen treuen Zorn: Da war ich ſo gerühret
Als in der Stadt ein Held, der prächtig triumphiret!
Dieß und dergleichen mehr = = =

Indem er dieſes ſprach,
So zupft ihn Corydon, und küßt ihn gleich hernach,
Und rief, nachdem er ihn feſt in den Arm genommen:
Amyntas, alter Freund! Mein Bruder, ſey willkommen!
Das Glück, das unſern Bund ſeit langer Zeit regiert,
Hat mich zugleich mit dir anitzt hieher geführt!
Du kömmſt von Süden her, und ich, mein Freund, von Norden,
Wohin ich ehemals bin abgefordert worden.
Hier dieſe bunte Flur, wo vormals unſre Hand
So manchen friſchen Kranz den Schäferinnen wand,
Die, ſag ich, giebt uns auch einander heute wieder!
Das iſt ein Tag der Luſt, der fordert Freudenlieder!
Amyntas ſtund beſtürzt, und ſahe ſeinen Freund,
Den Freund, den er noch nicht ſo bald zu ſehn vermeynt,
Mit ſtarren Augen an; er wollte viel erzählen,
Allein es wollte ihm faſt für Luſt die Sprache fehlen.
Doch als der ſtarke Trieb, der dieſen Zwang gebahr,
Mit ſeiner erſten Kraft nur überſtanden war:
So ward die Zunge frey: Gleich folgten tauſend Fragen:
Ein jeder wollte bald viel wiſſen, bald viel ſagen.

Sie giengen redend fort, und hatten mit Bedacht
Auf das vergnügte Thun der jungen Hirten Acht,
Die erſt nach ihrer Zeit, ſeit vier verfloßnen Jahren,
Auf Philurenens Trift zu weiden kommen waren.

Wie neidiſch ſahen ſie der Unſchuldsvollen Ruh,
Und der Zufriedenheit des Schäferlebens zu!
Wie traurig dachten ſie bey den Vollkommenheiten
Des ſüßen Schäferſtands an die vergangnen Zeiten!
Hier ſahen ſie das Glück, das dieſer Stand verwahrt,
In allen Gegenden in tauſendfacher Art;
Allhier bemerkten ſie die ſegensvollen Spuhren
Der erſten güldnen Zeit an Hirten, Heerden, Fluhren.
Hier ward ein junger Hirt, der ſich ins Gras geſtreckt,
Von ſeiner Schäferinn, durch einen Kuß, erweckt;
Dort ſaß ein ſchönes Paar auf einem Lindenſtamme,
Und hatte ſeine Luſt mit einem jungen Lamme,
Das ohne Mangel war, und beyden Klee und Gras
Mit hungriger Begier aus ihren Händen fraß;
Dort jagten ihrer zwey einander durch die Büſche;
Dort fieng ein ſchlauer Hirt mit ſeiner Nymphe Fiſche;
Dort nahm ein Kind den Strauß, den ihm der Schäfer gab,
Und knüpft ein grünes Band in ſeinen Hirtenſtab;
Dort ſaß ein muntrer Schwarm zu eines Alten Füſſen,
Und wollte die Natur geſunder Kräuter wiſſen;
Dort ſchloß ein enger Kreis den grauen Glaucus ein,
Und ließ ſich den Erfolg der Zukunft prophezieh'n;
Dort ſungen etliche mit eingetheilten Chören;
Dort ließen andre ſich den Lauf der Sterne lehren;
Dort band ein jauchzend Heer den bärtigen Montan,
Der ſeinen Tag begieng, mit Milch und Ziegen an;
Dort ſaß die Freude ſelbſt in einer bunten Reyhe;
Dort blies ein Schäfer laut auf ſeiner Feldſchallmeye;
Sein Hund, der ihm den Schwanz um ſeine Beine
ſchlang,
Behorchte ganz erſtaunt den wunderbaren Klang,

Und unterbrach ihn oft bald murrend, bald mit Bellen,
Nachdem die Kunſt des Tons ihn zwang, ſich anzuſtellen.
Dort ſtieg ein kühner Hirt hoch in die Luft hinaus,
Auf einen dünnen Aſt, und nahm die Vögel aus,
Die ſeine Galathee gewieſen und befohlen,
Bey ihrer Gunſt Verluſt für ſie herab zu hohlen;
Dort jagt ein tapfrer Arm das Unthier von der Flur;
Dort übte ſich der Witz an einer Sonnenuhr,
Und zeichnete die Zeit mit Pflöckern in die Erde;
Ein andrer ſammelte die weit zerſtreute Heerde.
Dort rang ein friſches Paar beherzt um einen Preis,
Den Phyllis aufgeſetzt; Ein andrer ſah mit Fleiß
Auf ſeine Schäferinn, die gar zu freundlich lachte,
Weil ihr ein guter Freund vier Turteltauben brachte.
Dieß alles und noch mehr, als ich beſchreiben kann,
Das ſahe Corydon, das ſah Amyntas an,
Und wünſchten beyderſeits, ſie wären hier geblieben,
Und hätten nicht ſo bald von dieſer Trift getrieben.
Zugleich gedachten ſie: Wie kömmts doch, daß kein Freund,
Der uns vordem gekannt, anitzt vor uns erſcheint?
Ihr Wunſch ward bald erfüllt: Sie ſahen Meliböen,
Und ſeinen Lycidas mit ihm von ferne gehen.
Sie winkten ihnen zu; die Freunde kamen gleich;
Ihr Gruß war ohne Falſch, ihr Kuß war feuerreich;
Kommt, Freunde, ſprachen ſie, kommt mit in unſre Hütten!
Laßt euch auf friſchen Rohm und junge Ziegen bitten!
Ich, ſagte Lycidas, verſchone dieſen Tag
Den beſten Hammel nicht, den nur mein Stall vermag!
Und Meliböus ſprach: Das Honig meiner Bienen
Soll, wenn es euch gefällt, zu eurer Stärkung dienen!

Damötas unſer Freund wird auch zugegen ſeyn;
Er hat von euch gehört; er liebt euch ungemein;
Sein helles Schäferrohr beſchämt die beſten Flöthen,
Und wer ein Lied verlangt, der hohlt ſichs bey Damöten.
Sagt an, iſt ſo ein Hirt nicht eurer Freundſchaft werth?
Er ſelbſt hat ſich bereits vorlängſt für euch erklärt,
Und euch ſchon hochgeſchätzt, noch eh er euch geſehen;
Was wird ins künftige von nun an erſt geſchehen!

Amyntas und ſein Freund vernahmen dieſes Wort
Mit innerlicher Luſt; ſie kamen an den Ort,
Dahin ſie Lycidas und Meliböus führten;
Da gieng es ihnen wohl, ſo daß ſie bald verſpührten,
Man müſſe zweifels frey das größte Wohlergehn
Der edeln Lebensart der Schäfer zugeſtehn,
Der Schäfer, welche ſich vom Schäferpöbel trennten,
Und ſonderlich die Kunſt, vergnügt zu lieben, kennten.

Damötas kam bald nach; er war ſo, wie er ſchien,
Geſchickt, und ohne Falſch; die Freunde liebten ihn
Bald wie das andre Paar, und freuten ſich der Stunden,
Darinnen ſie gleich drey von einer Art gefunden,
Drey Schäfer edler Art. Und als der Morgen kam,
An dem der eine Theil vom andern Abſchied nahm:
So rief Amyntas aus: O laßt mich doch, ihr Linden,
Mein treues Kleeblatt ſtets geſegnet wieder finden!

Schreiben

an einen Freund, von Beſuchung der öffentlichen Gottesdienſte.

Wertheſter Freund,

Ich habe dieſe beyden Worte niemals mit einer regern und zärtlichern Empfindung geſchrieben; oder, mit wenigern Worten, Sie ſind mir niemals mehr werth geweſen, als itzo, da ich mich, dem Scheine nach, unfreundlich und ungefällig gegen Sie bezeige. Denn ſo ſehr die Aufführung, die ich dießmal annehme, vielleicht Ihren Neigungen zuwider iſt; ſo genau kömmt ſie doch mit dem wahren Geſetze der Freundſchaft überein; und ſo gewiß wird ſie, wo ich anders gut prophezeyen kann, am Ende von Ihrer Tugendliebe wohl aufgenommen werden.

Weil Sie das Unangenehme, wovon ich rede, noch nicht gefühlt, und alſo nicht wiſſen, wie Sie es zu verſtehen haben: So will ich mich erklären, was ich damit meyne. Sie haben Ihren kleinen Blaurock mit den rothen Strümpfen, unter Tiſche, mit einem Papierchen zu mir geſchickt, darinnen Sie mir Ihr Verlangen zu erkennen gaben, daß ich unter der Veſper zu Ihnen kommen ſollte. Und ich habe Ihnen zur Antwort ſagen laſſen, daß ich es thun wollte. Nunmehr aber kömmt, anſtatt meiner, dieſer Brief. Dieſer wird Ihnen, oder vielmehr Ihren erſten Empfindungen, unangenehm vorkommen.

Wenn Sie ſo weit geleſen haben; ſo vermuthen Sie vielleicht, ich werde der Meynung ſeyn, daß Sie mein Verſprechen und Außenbleiben übel aufnehmen würden. Und vielleicht machen Sie ſich ſchon gefaßt, mich deswegen in der Antwort zu beſtrafen, und nennen mich, in Betrachtung Ihrer Neigung zum Vergeben, allzu argwöhniſch. Allein wenn Sie mich erſt ausreden laſſen, ehe Sie urtheilen: So werden Sie ſehen, daß ich meinen Brief nicht darum unangenehm nenne, weil er an meiner ſtatt kömmt; ſondern weil er denjenigen Inhalt hat, den er hat. Denn er ſoll Ihnen einen Verweis geben, daß Sie dem Sonntage nicht ſein Recht laſſen, ſondern aus der Kirche bleiben wollen. Dieſer Verweis aber ohne mich, wird mehr zu Ihren Vollkommenheiten beytragen, als wenn ich ohne denſelben zu Ihnen gekommen wäre. Daß ich aber dießmal Ihre Vollkommenheit vielmehr durch einen Verweis, als durch ſonſt etwas, befördere, das würde nicht geſchehen, wenn nicht ihre eigne Liebe zur Vollkommenheit einmal auch eine unnatürliche Wirkung gehabt, und das Verabſäumen der öffentlichen Gottesdienſte bey Ihnen hervorgebracht hätte. Wenigſtens vermuthe ich, daß bey Ihnen, wie bey den meiſten andern, dieſe Verſäumung eine falſche Wirkſamkeit der erſten zur Urſache gehabt habe.

Ich weis wohl, daß man den Grund von der Verabſäumung der Gottesdienſte manchmal in noch andern Dingen ſuchen kann. Einige werden z. E. durch ihre Geſundheitsumſtände davon abgehalten. Andern fehlet es nicht an der Güte des Körpers, ſondern an der Hochachtung gegen die Religion ſelbſt. Keines von beyden aber läßt ſich von Ihnen ſagen. Sie ſehen zwar vielleicht auch nicht ein, warum ich ſage, daß die Verſäumniß des Gottesdienſtes bey Ihnen von einer Art der Vollkommenheitsliebe abſtamme. Ich kann aber, wenn ich ſo ſagen darf, das Geſchlechtsregiſter davon gar leicht machen. Sie müſſen ſich nur gefallen laſſen, noch einen Eingang anzuhören. Denn der Predigt werden Sie heute nun einmal nicht entgehen, Sie mögen in die Kirche gehen, oder nicht.

Die Begierde, vollkommen zu ſeyn, kömmt dem Menſchen überhaupt zu. Sie wohnet ſowohl in tadelhaften, als lobenswürdigen Seelen. Sie äußert ſich ſowohl bey trägen, als muntern Gemüthern. Und der Unterſchied beſteht bloß darinnen, daß ſie nicht bey beyden gleich hochſteigt, und daß ſie, nachdem ſie mit dieſer oder jener Gemüthsart zuſammen geſetzt iſt, immer andre Wirkungen hervorbringt. Bey einem wird ſie recht thätig, und arbeitet an der Ehre des Schöpfers und dem Beſten der Welt. Bey dem andern iſt ſie auch nicht müßig. Allein er irret in der Wahl der Dinge, die ihn vollkommen machen ſollen. Der dritte befindet ſich in derjenigen Gemüthsverfaſſung, die einen Ekel vor vieler Mühe, und eine Furcht vor dem Unangenehmen bey ſich führet. Er ſcheut ſich, ſich ſelbſt für unvollkommen zu erkennen. Und gleichwohl iſt es ſchwer, in dem Beſtreben nach der Vollkommenheit vom Anfange bis zu Ende auszuhalten. Man kann alſo hier vermöge ſeiner Gemüthsbeſchaffenheit ſagen, daß er in eine Art von Träumen verfällt. Denn es iſt nichts wirkliches in ſeinen Vorſtellungen. Indeß vergnügt er ſich darüber. Er ſuchet ſich zu bereden, er ſey ſchon vollkommen: Und darüber ergetzet er ſich. Die Eigenliebe iſt uns allen natürlich: Und was man gerne ſieht, das glaubet man leicht. Sind alſo die Gedanken von ſeiner Vollkommenheit einmal recht bey ihm aufgekommen: So iſt er dabey ſo ruhig und ſo vergnügt, als der ſtoiſche Weltweiſe; und nun wird er ſich in dem Stücke, da er dieſe Einbildung hat, durch großes Streben und Arbeiten das Leben gewiß nicht ſauer machen.

Dieſe Betrachtung erſtrecket ſich auf alle Arten von Vollkommenheiten; ſie mögen den Verſtand, oder den Willen, oder die äußerlichen Umſtände des Menſchen angehen. Dieſe Liebe zur Bequemlichkeit alſo, dieſer Abſcheu vor dem Verdrüßlichen, mit der Liebe zur Vollkommenheit zuſammen genommen, bringen, auch in Anſehung der Religion, die Einbildung von bereits erlangter Vollkommenheit hervor. Und dieſe iſt alsdann meines Erachtens die gemeinſte Urſache, warum ſo viele unſrer Mitbürger die öffentlichen Gottesdienſte verabſäumen, und folglich, ſo ſehr man es auch leugnet, die Vollkommenheiten entbehren müſſen, die der Endzweck von jenen ſind. Man möchte gerne nicht in die Verſammlung gehen. Wie fängt man dieſes mit Ehren an? Man ſaget: Ich weis das alles ſchon, was mir der Prediger ſagen kann. Dieſe Vorſtellung thut gewiß ihre Wirkung. Wenigſtens bin ich verſichert, daß ſie noch keinen des Sonntags frühe aus dem Bette getrieben hat.

Wofern die Wichtigkeit der Religion kein erdichtetes Ding iſt: So habe ich zu hoffen, daß Sie in Anſehung der aufrichtigen Abſicht, die ich bey dieſem Schreiben habe, nicht zürnen werden, wenn ich es noch einmal ſage, daß eine Reihe von ſolchen Gedanken auch bey Ihnen die Urſache von der Verſäumniß der öffentlichen Gottesdienſte bisher geweſen ſey. Wenn ich Ihnen gleich einmal etwas unedles ſchuld gebe: So ſpreche ich Ihnen doch damit im übrigen keine von allen Ihren wirklichen Vollkommenheiten ab. Es folget nur gewiſſer maßen aus meiner Meynung dieſes, daß es Ihnen nicht wohl anſtehe, alle Ihre übrigen guten Eigenſchaften durch eine ſo wenig erhabene zu verunzieren.

Bis hieher habe ich ſo geredet, als ob ich einen Verſuch machen wollte, wie frey ich reden müſſe, um die Erinnerung zu verdienen, daß ich für alle mein Strafpredigen doch keine Beſoldung bekommen würde. Ich will aber ins künftige nicht mehr ſagen, daß ich Ihnen einen Verweis geben will; ſondern ich erkläre mich, ich will Sie ohne alles Schmälen zu bewegen trachten, daß Sie die öffentlichen Gottesdienſte künftig beſuchen ſollen. Ich wollte nur wünſchen, daß alle Verſäumer derſelben von Ihrer Art meine Gründe hören könnten. Verzeihen Sie mir das Wort Verſäumer. Sie und Leute Ihres gleichen ſind mir viel zu lieb, als daß ich ſie Verächter derſelben nennen ſollte. Denn eigentlich zu reden, ſind nur die Verächter der Religion, auch Verächter der öffentlichen Gottesdienſte.

Dieſer Satz kömmt Ihnen vielleicht fremde vor. Er würde Ihnen aber nicht fremde vorkommen; und ich ſetze hinzu: Sie würden die Gottesdienſte vielleicht mehr beſucht haben; wenn Sie ſich oft genug eine deutliche Vorſtellung davon gemacht hätten, was die öffentlichen Gottesdienſte ſind. Denn es iſt mit den gemeinſchaftlichen Handlungen der Menſchen, die wir ſo nennen, nicht nur von außen der Begriff einer beſondern Heiligkeit verbunden: Sondern ſie ſind wirklich ihrem Zwecke nach Handleitungen zur Betrachtung des höchſten Weſens und zur Erkenntniß unſerer Pflichten. Sie ſind die Mittel der Aufmunterung zur Ausübung derſelben. Sie ſind angeſtellt, um uns zu demjenigen anzuführen und zu gewöhnen, was dereinſt unſere immer währende Glückſeligkeit ausmachen ſoll. Wir ſollen daſelbſt lernen, den erkannten Schöpfer zu ehren, uns ihm gefällig zu machen, und das Vergnügen unſerer Brüder, unſer Geſchäffte und unſere Freude ſeyn zu laſſen.

Dieſe Betrachtung iſt der Grund von allem dem übrigen, was ich noch ſagen will. Ich will es deswegen ſo kurz thun, als es angeht. Die größte Menge von Leuten hängt, wie in andern Dingen, alſo auch in Sachen, welche die Religion angehen, an fremden Einſichten. Fremde Meynungen und fremde Handlungen ſind bey ihnen Beweis und Bewegungsgrund, Richtſchnur und Entſchuldigung. Es ſind Schafe, welche folgen; man gehe ihnen vor, wie man will. Man mache ihnen nur eine gute Meynung von ſich: alsbald iſt man ihr Geſetz. Und was ihnen vorkömmt, das iſt in ſo ferne gut oder böſe, ſo ferne es ihre Vorgänger ſagen, oder nicht ſagen, thun oder nicht thun. Und Sie müſſen wiſſen, wertheſter Freund, daß wir Studirte nicht der kleinſte Theil von dem Orakel der großen Menge ſind.

Dieſes wollen wir nun insbeſondre auf die öffentlichen Gottesdienſte ziehen. Sehen dieſe Leute, daß wir dieſelben verabſäumen, und gleichſam unſres Beywohnens nicht würdigen; ſehen ſie dieſes, ſage ich, und haben doch gleichwohl eine gute Meynung von uns: (denn ich habe ſchon geſagt, daß ich hier nicht von durchaus laſterhaften Verächtern, ſondern von Leuten, die Ihnen ähnlich ſind, rede:) So folgen ſie unſerm Beyſpiele. Denn ſie urtheilen, es müſſe mit dem öffentlichen Gottesdienſte nicht eben ſo viel zu bedeuten haben; ſonſt würde er von einer Perſon, gegen die ſie ſo viel Hochachtung hätten, wohl auch beſucht werden. Es iſt nichts natürlicher, als daß hierauf die Hochachtung gegen die Ausübung der Religion verſchwindet. Der äußerliche Antrieb zur Vollbringung ihrer Pflichten fällt hinweg. Der innerliche wird dadurch augenſcheinlich geſchwächt, oder bleibt gar außen. (Denn ſolche Leute werden bloß durch das Aeußerliche getrieben.) Die Begriffe des Guten und Böſen werden bey ihnen dunkel, und verlöſchen nach und nach faſt gar. Und hieraus folget ein rohes Leben, mit allen Folgen, die ein rohes Leben haben kann.

Dieſe Aufführung zeiget zwar, wie groß die Einfalt dieſer Leute ſey. Aber mich dünkt, je größer ihre Einfalt iſt, deſto mehr verdienen ſie unſer Mitleiden, unſre Sorgfalt und unſre Behutſamkeit. Ja, ſie verdienen ſie mehr, als die Weltweiſen. Denn dieſe können für ſich gehen, ohne daß ſie nöthig haben, gelenkt zu werden. Ich frage alſo: Sind wir im Falle unſerer Nachläßigkeit nicht an dem Unglücke dieſer Elenden ſchuld? Wahrhaftig, wo wir uns nicht noch ſelbſt den Verwurf im Gewiſſen machen wollen, dem Blinden einen Stein in den Weg gelegt, und ihn mit einem gleichgültigen Gemüthe in die Grube gelockt zu haben: So müſſen wir in dieſem Stücke das allerbehutſamſte Bezeigen annehmen; es wäre denn, daß wir uns eine Ehre daraus machten, die Religion in fremden Seelen auszurotten. Von mir wenigſtens verſichre ich, daß ich z. E. für Ihren kleinen Blaurock viel zu viel Liebe, und zu viel Hochachtung für ſeine Menſchheit habe, als daß ich durch meinen Beſuch bey Ihnen unter der Weſper den Zuſtand ſeines Herzens in etwas verſchlimmern ſollte; ob ich ihn gleich übrigens zum Pöbel rechne, den ich nicht zum höchſten achte.

Ja, ſprechen Sie vielleicht, daß ſich nicht etwa der Pöbel in ſeiner Meynung von der Heiligkeit und Nothwendigkeit der öffentlichen Gottesdienſte ſtören lieſſe. Man weis, wie hartnäckigt er in der Zuwendung ſeiner Hochachtung iſt. Wo ſie einmal hinfällt da bleibt ſie. Und geſetzt, fahren Sie fort, daß die Religion die abgeſchmackteſte Sache von der Welt wäre; da ich es doch auch nicht einmal im poſitivo ſage: So würde er ſich doch in ſeiner hohen Meynung davon nicht irre machen laſſen, und wenn er mein und aller Weltweiſen Wort und Exempel wider ſich ſähe.

Ich gebe dieſes von einem Theile des Pöbels zu. Von dem ganzen Haufen aber wird man es nimmermehr behaupten können. Denn Sie wiſſen ſchon, in was für einem weitläuftigen Verſtande man das Wort Pöbel in dieſer Sache annehmen müſſe. Doch ich will freygebig ſeyn. Ich will den Fall ſetzen, daß es von allen einzelnen Glieder des Pöbels wahr wäre. Werden wohl Sie, und andre Verſäumer der öffentlichen Gottesdienſte damit etwas gewonnen haben? O nein! Ich behaupte nun vielmehr, als zuvor, daß Sie die öffentlichen Verſammlungen beſuchen ſollen. Sie ſagen, Sie kennen den Pöbel: Sie wiſſen ſeine Hartnäckigkeit: Sie halten ihn für ſtandhaft in der Hochachtung gegen die öffentlichen Gottesdienſte. Was für einen Begriff von ſich haben Sie nun bey ihm zu ſuchen? Meynen Sie, daß der Pöbel gutes von Ihnen denkt, wenn er Sie für einen erklärten Verächter deſſen hält, was er hochſchätzet? Ein Gottloſer ſind Sie, mit aller ihrer übrigen Religion, ein Unchriſte, ein Naturaliſt, ein Gottesverleugner. Iſt Ihnen denn nichts an Ihrer Ehre gelegen? Sind Sie ſo unempfindlich, daß Ihnen das Urtheil der ganzen Welt, des ganzen Pöbels wollte ich ſagen, gleichgültig iſt? Befördern Sie wohl auf dieſe Art auch ihre zeitliche Glückſeligkeit? Denn die Wahrheit zu bekennen, wertheſter Freund, von dem Urtheile des Pöbels leben wir, und ſchöpfen wir Athem. Man gehe nur, und verlange unter ſolchen Umſtänden ſein rechtmäßiges Theil von Ehre.

Man begehre ein Amt. Ein ſolcher Greuel, ein ſolches Scheuſal, verdienet nach des Pöbels Gedanken überſchwenglich, daß er bey der tiefſten Verachtung verhungere.

Ich habe bisher geſagt, warum man in Anſehung anderer die öffentlichen Gottesdienſte beſuchen müſſe. Ich habe der eignen äußerlichen Vortheile gedacht, die man in Betrachtung ziehen muß. Allein ich ſcheine faſt durch das letztere Ihren Unwillen rege gemacht zu haben; weil ich Sie durch die Vorſtellung äußerlicher Vortheile wirkſam machen will. Ich muß Ihnen alſo darthun, daß bey der Verſäumung der öffentlichen Verſammlungen auch ihr Gemüth einen Vortheil verliere.

Wenn ich mit einem Gegner zu thun hätte, bey dem die Religion überhaupt eine nichtswürdige Sache wäre: So müßte ich hier zuvor eine lange Reihe von Schlüſſen und Beweiſen voranſetzen. Allein von ihnen weis ich, daß das Weſen der Religion bey Ihnen in Anſehen ſteht, und daß Sie nur zur Ausübung derſelben die öffentlichen Gottesdienſte, was ihre Perſon betrifft, nicht für nöthig halten. Hier leugne ich alſo, daß das letztere von Ihnen mit Rechte geſchehe. Sie ſprechen: Ich mag in die Kirche gehen, oder nicht: Ich kann mich zu Hauſe eben ſo wohl erbauen. Meine Antwort iſt dieſe: Ich geſtehe, daß es unter gewiſſen Bedingungen geſchehen könnte: Aber geſchieht es auch? und geſchieht es in dem Grade, da es geſchehen ſollte. Warum trauen wir uns doch gar zuviel zu? Wir wollen es immer geſtehen, daß wir Menſchen ſind. Unſer Feuer wird gar zu oft ſchwach. Die Sinnlichkeiten unterbrechen den Vorſatz und das Nachdenken des Verſtandes; und wenn wir nicht immer von außen neue Erinnerungen und Aufmunterungen haben, ſo läßt unſer Eifer im Guten gar bald nach. In dieſem Stücke ſind wir gleichſam bloße Körper. Wir müſſen in Bewegung geſetzt werden, wenn wir wirken ſollen.

Sie wiſſen, der berühmte Mann, welcher in unſerer Stadt das größte Lob der Muſik, und die Bewunderung der Kenner hat, kömmt, wie man ſaget, nicht eher in den Stand, durch die Vermiſchung ſeiner Töne andre in Entzückung zu ſetzen, als bis er etwas vom Blatte geſpielt, und ſeine Einbildungskraft in Bewegung geſetzt hat. Man kann eben dieſes, mit gehöriger Einſchränkung, von den öffentlichen Gottesdienſten ſagen. Dieſe ſind nicht ſelbſt dasjenige, was dem höchſten Weſen am meiſten an uns gefällt. Thoren und Laſterhafte finden hierbey ihre Rechnung nicht. Sie können bleiben, was ſie ſind, und alle Schuld behalten, die ſie auf ſich haben, und wenn ſie ſich der Beſuchung geheiligter Verſammlungen noch ſo ſehr rühmen können. Indeß ſind dieſe, die Gottesdienſte, das, was uns anreizet, uns dem Schöpfer gefällig zu machen. Sie ſind beſtimmt, die Aufmunterungsmittel der Religion zu ſeyn. Und hält kein Vorurtheil unſer Bekenntniß auf; ſo ſind ſie es.

Halten Sie es für keinen Stolz, wertheſter Freund; ich will von mir reden. Tauſendmal bin ich unempfindlich geblieben, wenn mir zu Ohren gekommen iſt, es ſey ein Kind getauft worden. Ich bin aber auch zuweilen gegenwärtig geweſen. Hier habe ich nicht gleichgültig bleiben können. Ich habe Empfindungen von Ehrfurcht, von Redlichkeit, von Liebe gefühlt. Ich habe gewünſcht, daß an dieſem meinen neuen Mitbürger der Schöpfer einen reinen Verehrer, das gemeine Weſen ein lobenswürdiges Mitglied, und er ſelbſt einen Freund ſeiner eignen Glückſeligkeit haben möge. Wahrlich, wertheſter Freund, etwas ähnliches hiervon iſt bey einem vernünftigen Menſchen allezeit auch die Wirkung der öffentlichen Gottesdienſte. Alle unſere Pflichten werden uns beſſer in Erinnerung gebracht, und näher ans Herz geleget. Selbſt der dunkle Begriff von der Heiligkeit des Orts, die Gegenwart und das Exempel anderer, die mit uns aus einem Grunde da ſind, und die Vorſtellung, ſo viel Menſchen einmal wirklich als Menſchen zu ſehen, machen einen Eindruck in die Seele. Die Tugend wird nach allen ihren Theilen in uns lebendiger. Und beſonders die Menſchenliebe findet hier ihre Nahrung. Denn gewiß, dieſe Vorſtellung beweiſt ihre Kraft, daß wir gleichſam in dem Vorgemache unſeres gemeinſchaftlichen Beherrſchers, daß wir da ſind, ſo ferne wir Unterthanen ſind, und daß wir alle einen Zweck und einerley Nothdurft haben. Dieſe Vortheile zuſammen ſind einzig von den öffentlichen Gottesdienſten zu erhalten. Und kurz, ich mag es ſagen wollen, oder nicht, ein Vernünftiger, der ſie beſuchet, hat allezeit ein gewiſſes Maaß von Religion mehr bey ſich, als ein anderer.

Wie nichtig würde nunmehr die Ausflucht ſeyn, wenn Sie ſprechen wollten: Ich höre doch vielleicht einen ſchlechten Prediger, und weis es wohl ſelbſt beſſer, als er. Zuerſt bedenken Sie nicht, was Sie ſich für eine Laſt auflegen, wenn Sie dieſes überhaupt gleich ſo hin behaupten wollen. Hernach will ich aber einmal ſetzen, man höre oft, oder wenn Sie ſo wollen, gar meiſtens ſchlechte Prediger. Habe ich denn die Geſchicklichkeit des Predigers mit in meinen Beweis genommen? Es fraget ſich nur, ob auch der ſchlechte Prediger gar keine Gelegenheit giebt, unſere Abſichten zu befördern? Der geſchickte Mann, deſſen ich Erwähnung gethan habe, hat ordentlich etwas ſchlechteres vom Blatte zu ſpielen, als ſeine eigenen Einfälle ſind. Und dennoch ſind dieſe ſeine beſſeren Einfälle Folgen jener ſchlechteren. Der Prediger mag ſeyn, wie er will, ſo kömmt doch allezeit etwas von den Ausſprüchen des Höchſten vor, welches ſeine Wirkung thut; ſo bleiben doch alle die übrigen gedachten Vortheile an die öffentlichen Gottesdienſte gebunden; ſo bringt ſich doch der Verſäumer derſelben allezeit um ein gewiſſes Maaß von Güte der Seele, die er hätte erlangen können.

Iſt denn dieſes alſo der Menſch, (denn ich erſuche Sie, ihn einmal als ein Dritter zu betrachten, den die Sache nicht ſelbſt angeht) iſt dieſes alſo der Menſch, der es mit dem Schöpfer, mit der Welt, und mit ſich ſo gut meynet? Iſt dieſes ein Vorſatz, der dem Anſehen eines Verſtändigen gemäß iſt: Ich will die Religion ausüben, aber die Bewegungsgründe und Hülfsmittel dazu meiden? Muß er ſich nicht ſchämen, daß er ſich eine elende Bequemlichkeit, eine ungegründete Einbildung ſo berücken läßt? Könnte er zürnen, wenn man aus ſeinem Bezeigen eine gewiſſe Art von nachtheiligen Folgerungen zöge?

Beſinnen Sie ſich nun, wertheſter Freund, ob Sie ihm länger Geſellſchaft leiſten wollen. Warum wollen Sie andern zum Anſtoße werden? Machen Sie ſich vielmehr der Ehre theilhaftig, dieſelben durch Ihr Beyſpiel glücklich zu machen. Warum wollen Sie ſelbſt Gelegenheit, zu nachtheiligen Gedanken von ſich, geben? Laſſen Sie immer auch die Vorſtellung, Ihr Anſehen zu behaupten, und Ihr äußerliches Glück zu befördern, bey ſich wirken. Und warum wollen Sie ſich endlich dasjenige entziehen, was Ihre Seele edler machet? Werden Sie denn nicht viel beſſer thun, wenn Sie, da es noch dazu mit ſo leichter Mühe geſchehen kann, auch durch die Beſuchung der öffentlichen Gottesdienſte in Zukunft zeigen, daß es Ihnen ein Ernſt ſey, Ihr Gemüth immer mehr zu verbeſſern, und immer mehr eine Wohnung der Religion und Tugend zu werden? Glauben Sie mir, dieſes wird ſo wohl den ſchönen, als den guten Theil Ihrer Seele koſtbarer machen.

Ich habe ein ſo gutes Vertrauen, ich weis nicht, ob zu Ihnen, oder zu meinen Gründen, daß ich mir feſt vorſtelle, dieſelben haben Eindruck bey Ihnen gemacht. Denn ich fange nunmehr ſchon an, mit Ihnen, wie mit einem fleißigen Kirchengänger, zu reden. Wenn Sie es ſelbſt ſind; ſo iſt es alsdann auch ihre Schuldigkeit, daß ſie andre, die es nicht ſind, dazu zu machen ſuchen. Denn es iſt Ihre Schuldigkeit, an dem Beſten Ihrer Mitbürger zu arbeiten. Ihre Geſchicklichkeit verſpricht mir, daß Sie es auf eine ſo angenehme Art werden thun können, als nöthig iſt, dem itzigen zärtlichen Geſchmacke, oder vielmehr Ekel der meiſten nicht verdrüßlich zu werden; und daß wir durch Ihre Bemühung von Zeit zu Zeit einige Perſonen mehr ſehen werden, welche die geiſtlichen Zuſammenkünfte beſuchen, und an den geheiligten Tagen, da ſie Spiel, Scherz und Luſtbarkeit nicht vergeſſen, auch Stille, Ernſt, Betrachtung, Andacht und Ehrfurcht in den öffentlichen Verſammlungen ſehen laſſen.

Dieſer Brief iſt ſchuld daran, daß ich dießmal etwas langſam in die Thomaskirche komme. Denn es hat ſchon lange Eins geſchlagen. Er dienet mir aber auch ſelbſt zu ſattſamer Entſchuldigung dafür, und wenn allenfalls die Predigt ſchon angegangen ſeyn ſollte, wenn ich kommen werde. Nach der Veſper will ich die Ehre haben, Sie zu beſuchen. Da will ich ſehen, in was für einer Verhältniß ich Ihre Geſichtslinien antreffen werde. An einigen, welche aus der Beichte gekommen ſind, habe ich manchmal wahrgenommen, daß ſie etwas munteres und muthiges in ihrem Geſichte gehabt haben. Wenn es wahr iſt, was ich vermuthe, daß es der gute Vorſatz machet: (wenigſtens machet ſonſt die Tugend am beſten munter) So hoffe ich, daß Sie mir mit einem ſolchen Geſichte die Thüre aufmachen werden. Bis dahin bin ich

Ihr gehorſamſter Diener,

M. T. L. Pitſchel.

N. S. Beym Caffee wollen wir miteinander unterſuchen, ob es beſſer ſey, einem artigen Frauenzimmer zu gefallen in die Kirche zu gehen, oder zu Hauſe zu bleiben. Leben Sie wohl!

* *

Die
Unnützlichkeit der Reime.

Schäfer! von dem Oderſtrande,
Alter Freund, an deutſcher Treu,
Der du itzt in Schwedens Fluren
Mit beflochtnem Stabe gehſt;
Dich begrüßet meine Flöthe,
Durch ein neues Hirtenlied;
Klingt es gleich nicht nach der Mode:
Nimm es dennoch liebreich auf.

Wüßt ich nicht, daß dich vor dieſem
Meines Rohres Klang ergötzt:
Glaube, daß ich mit dem Dichten
Jetzt zurück geblieben wär.
Aber, fragſt du: Heißt das dichten,
Wenn man keine Reime ſieht;
Wenn die abgemeßne Zeile
Nicht bey jeder Endung klappt?

Laß dir im Vertrauen ſagen,
Daß die Reimſucht kindiſch iſt.
Reime ſind nur leere Schellen,
Die allein das Ohr bemühn.
Die Verbindung des Geklängels
Schläfert den Verſtand nur ein;
Denn es reicht der muntern Seele
Keinen Stoff zur Wirkung dar.

Denke: wenn ich dieſe Reime,
Böcke, Stöcke, ſetzen ſoll:
So begreiffſt du bey den Worten,
Was der Sache Deutung iſt.
Aber ſag mir von dem öcke,
Von des Reimes eignem Schall,
Kann auch etwan ein Gedanke
Dir dabey vernünftig ſeyn?

Und was ſind es denn für Künſte,
Die man in den Reimen ſucht?
Unſers Nachbars magre Ziege
Reimt beſtändig, wenn ſie blöckt.
Hans und Merten, welche dreſchen,
Wiſſen dieſes Kunſtſtück auch;
Denn der Zweyſchlag ihrer Flegel
Iſt ein wiederholter Reim.

Komm, verſuchs und überſetze
Irgend ein gereimtes Lied.
Findſt du nicht, daß alles Schöne
Schön in allen Sprachen bleibt?
Und wo treff ich denn, ihr Reime!
Euch, und euren Wohlklang an?
Ach! die Probe fremder Zunge
Machet euch auf einmal ſtumm.

Vormals zog des Reimes Mutter,
Echo, in den Verſen auf,
Und das war ein ſchlechter Hirte,
Der ſie nicht zu Hülfe rief.

Corydon, der alte Sänger,
Flickte ſelten einen Vers,
Wo er nicht, mit vielem Quälen,
Einen Nachklang eingemiſcht.

Solches Beyſpiel lockte manchen,
Daß er auch dahin verfiel.
Selbſt die ſchönen Schäferinnen
Horchten auf den Wiederhall.
Niemand durfte ſinnreich heißen,
Lieder dichten, frölich ſeyn,
Sicher lieben, zärtlich ſprechen,
Bracht er nicht dieß Tändeln an.

Endlich ſchwand das kahle Blendwerk;
Endlich ſiegte die Vernunft,
Und man ließ die armen Töne
Bey den Felſen müßig ſtehn.
Iſt die Mutter ſo verachtet;
Warum ſoll ihr unächt Kind,
Das mit jedem Stümper buhlet,
Noch in größrer Ehre ſeyn?

Ja, man ſagt mir, daß die Dichter,
Die im fernen Griechenland
Und um Rom herum geſungen,
Niemals was vom Reim gewußt;
Gleichwohl wären ihre Zeilen
Voller Nachdruck, Geiſt und Kraft,
Netter, als es irgend einer
Unſrer Brüder nachgemacht.

Neulich noch erzählt Amyntas,
Der ſehr weit gereiſet iſt,
Daß auch ein gewiſſer Hirte ‥
Warte nur: ‥ Wie heißt er doch? ‥
Er beſchrieb das Schäferleben,
Und darnach den Ackerbau;
Wo ich mich noch recht beſinne,
War er wohl von Mantua.

Dieſer Hirte, ſprach Amyntas:
Iſt der größte ſeiner Kunſt;
Denn er übertrifft die Dichter,
Wie die Tanne Haſelſtrauch.
Seine Lieder ſind faſt göttlich,
Und bey aller Welt beliebt,
Dennoch hat er ſeine Worte
Nicht mit Reimen durchgeſpickt.

Und was ſchleppen wir uns Deutſchen
Mit dergleichen Klapperwerk?
Wem darnach die Ohren jucken,
Reime Berg und Wälder voll.
Kenn ich doch auch klügre Männer,
Die den Anfang ſchon gemacht,
Und den Reim aus ihren Verſen
Größtentheils hinausgehetzt.

Zwar es ſteht nicht leicht zu ändern,
Was Gewohnheit feſt geſtellt;
Und wer mit den Reimen zanket,
Schwimmet freylich wider Strom.

Doch wie ein geübtes Ruder
Muthig Wind und Wellen trotzt;
Eben ſo wird die Gewohnheit
Durch Verſtand und Zeit geſchwächt.

Ich verſteh nicht fremde Sprachen:
Aber Daphnis, unſer Freund,
Der einmal in einer Theurung
Ueber das Gebürge zog,
Der verſichert, daß die Lieder,
Die man dort im Lande ſingt,
Zärtlicher und reiner klingen,
Als ein Vers gereimter Art.

Glaube nicht, daß ich ſo eifre,
Weil der Reim viel Mühe macht.
Mancher beißt ſich um zwo Sylben
Seinen beſten Nagel ab.
Doch du kenneſt meine Proben,
Sahſt es auch zuweilen an,
Daß der Reim in dreyßig Sätzen
Mir nur eine Stunde raubt.

Aber, redlicher Menalkas!
Weiſt du ſolches nicht verlängſt?
Bringt mein Schwatzen dir nicht Ekel?
Halt ich dich nicht unnütz auf?
Deiner Liebe ſüßes Bündniß
Fordert kein ſo trocknes Lied.
Gut! Ich ſtimme ſchon von neuem
Einen angenehmern Ton.

* * *

Mein Menalkas, liebſter Freund!
Mich ergötzet dein Vergnügen,
Mich, der ich von Jugend an
Treu und Freundſchaft dir bewieſen.
Fragt den reichen Weichſelfluß,
Wo er in die Oſtſee ſchießet,
Ob nicht deſſen Ufer uns
In vertrautem Bund geſehen?

Hier erblickt ich dich zuerſt;
Und du wußteſt gleich mein Herze
Durch des Umgangs Artigkeit
Ungezwungen einzunehmen.
Hier verbanden wir zuerſt
Unſre junggeflochtnen Hürden;
Und ein einzig grünes Thal
Gab den Schafen Platz und Weyde.

Unſer Gut vermehrte ſich;
Wir verließen Preußens Auen,
Und verſetzten unſern Stall
An den Rand der fetten Elbe.
Ach! mein Schäfer! denkſt du noch
An die dort vollbrachten Stunden,
Wo die Eintracht unſrer Bruſt
Sich der Ewigkeit verſchenkte.

Unſre Lämmer, die wir dort,
Auf dem weißen Berge, trieben,
Fanden Bäche, Klee und Gras,
Und auch Schatten vor der Hitze.

Jene Speck, die Strauch und Baum
Um ſechs Bauerhütten pflanzet,
Hat uns öfters Sicherheit
Vor dem Mittagsbrand gegeben.

Uns bedeckte nur ein Dach,
Und, des Nachts, nur eine Matte;
Unſer Eſſen war gemein;
Und uns tränkte nur ein Becher;
Nur ein leichter Weidenzaun
Lief um unſre beyden Heerden:
Ja ſie ſuchten ihren Fraß
Auch ſo gar auf einer Wieſe.

So geſegnet wir das Feld
Und die Luft gemäßigt trafen:
So betrüglich, wild und ſtolz
Sind die Hirten dieſer Gegend.
Wer auf ihren Eidſchwur traut,
Findt ſich morgen ſchon betrogen.
Wolluſt nebſt dem Eigennutz
Sind die Richtſchnur ihrer Thaten.

Nur Palämon nehm ich aus,
Der durchgängig treu geblieben,
Und noch etwan den und den,
Welchen Gott am beſten kennet.
Sonſten ſind von dieſem Krebs
Auch die Töchter angefreſſen;
Und die jungen üben ſich
Den Erwachſnen nachzuahmen.

Iſt noch jemand ohne Falſch,
Wird er heimlich angefeindet.
Freund! erfuhrſt du ſolches nicht,
Da du jenen Berg verließeſt?
Doch was kann der Läſtrer Zahn
Dir und deiner Tugend ſchaden?
Gott und Vorſicht riefen dich,
Seinen Namen auszubreiten.

Ach, Menalkas! Könnt ich doch,
So wie vormals, mit dir weyden!
Was für Ströme reiner Luſt
Würden unſern Geiſt berauſchen!
Dieſen Abend möcht ich noch
Schnurgerade Fichten wählen,
Und darein mit krauſem Zug
Phyllis und Menalkas ſchneiden.

Ferner wollt ich durch den Wald
Deiner Liebſten Namen pfeifen,
Und von ihrer Zärtlichkeit
Berg und Thäler ſchallen machen.
O! wie gerne ſäh ich die,
Die ſich itzt mit dir verbindet.
Wo nicht mehr, ſo ſtille nur
Meinen Vorwitz durch ihr Bildniß.

Leb indeſſen ſo vergnügt,
Als es Dir mein Herze gönnet;
Schnitze manchen bunten Stab;
Weyde zwiſchen Klee und Roſen.

Doch vergiß den Thyrſis nicht,
Der an Preußens Nogad lebet,
Und dir deine Schäferinn
Vor zwey Jahren prophezeyet.

M. Samuel Ephraim From,
aus Marienburg in Preußen.

* *

An den Herausgeber der Beluſtigungen.

Mein Herr!

Sie ſchließen aus Ihrem Tagebuche Ueberſetzungen aus. Ich weis alſo nicht, ob Sie gegenwärtige Streitſchriften einrücken können, da dieſelben in der Grundſprache franzöſiſch ſind. Doch habe ich mir einige Hoffnung dazu gemacht, da die Verfaſſer Deutſche ſind, und ihre eigene Gedanken einander mitgetheilt haben. Die Ueberſetzungen dieſer Briefe werden alſo mit mehrerem Rechte deutſche Originale heißen konnen, als manches deutſche Buch, das man aus fremden Schriftſtellern urſprünglich deutſch abgeſchrieben hat. Die beygefügten Verſe ſind gleich anfangs deutſch abgefaßt worden. Wir beyde, ich und mein Freund, überlaſſen es Ihrer Willkühr, ob Sie unſere Briefe wollen drucken laſſen. Wie jedweder von uns ſeine Mühe für genugſam bezahlt hält, wenn der andere ſeinen Aufſatz durchlieſt: So werden wir uns tröſten können, wenn wir dieſelben gleich nicht gedruckt ſehen. Ich würde indeſſen das meiſte dabey verlieren. Denn meine auf das Ueberſetzen gewandte Arbeit würde umſonſt ſeyn: Daher ich Sie denn mit aller Sehnſucht eines gern beluſtigen wollenden bitte, unſerer Arbeit ein Plätzchen zu gönnen. Ich kann Sie auch verſichern, daß die Sachen, die ich Ihnen ſende, recht hübſch ſind, und mehr als einem witzigen Kopfe, dem ich ſie gewieſen, gefallen haben. Seyn Sie alſo immer ſo gut und rücken dieſelben ein.

X.

1. Brief. Germann an X.

Wenn ſie noch die Wahrheit lieb haben, ſo meiden ſie den Umgang mit Frauenzimmer, ſo viel ſie können. Sie werden ſonſt an den unläugbarſten Sätzen zu zweifeln anfangen. Was für ein unerhörter Einfall, ein beherztes Frauenzimmer zu loben! Sie loben eine Misgeburt, mein Herr. Die Ordnung der Natur will, daß das Frauenzimmer ſtill und ſittſam ſey. Die Herzhaftigkeit gehöret nur für die Mannsperſonen. Dieſen erlaubet die Beſchaffenheit ihres Körpers, tapfer zu ſeyn. Ein Frauenzimmer mag ein ſo furchtbares Geſichte machen, als es will, ſo wird es doch allezeit ohne Bart ſeyn.

Noch eins, mein Herr. Ich glaube, im Stande zu ſeyn, ihnen zu beweiſen, daß ihr kleines Frauenzimmer, das die Zuſammenfügung eines Skelets ſo aufmerkſam unterſucht, niemals beherzt geweſen iſt. Das Frauenzimzimmer iſt neugierig. Aus Neugierigkeit bekümmern ſie ſich um die Gelehrſamkeit, oder um Staatsſachen. Aus Neugierigkeit geht ihre Heldinn mit Pulver um. Bereden Sie ſie einmal, daß ſie einen Weg nach dem Monde gefunden haben, ſie wird wollen mit Ihnen reiſen. Wiſſen Sie aber nicht, mein Herr, daß die Neugier Evens, Urſache an unſerm Verderben geweſen iſt? Wie lange wollen Sie eine Neugierige loben? Leben Sie wohl.

2. Brief. X. an Germann.

Bey dem Anfange ihres Briefes dachte ich nicht, daß er ſich mit der Mutter aller Lebendigen ſchließen würde. Haben ſie denn keinen ältern Einfall auftreiben können, als daß die neugierige Eva hat herhalten müſſen? Wiſſen ſie nicht, daß dasjenige, was ſie der Neugier Evens ſchuld geben, der Gefälligkeit Adams zuzuſchreiben iſt? Doch davon ſchweigen ſie mit großem Bedachte ſtille; weil der Vorwurf ſie auch treffen könnte:

Was Adam für die Mutter that,
Das thun wir täglich für die Töchter.

Ihr Einfall ſoll ein Scherz ſeyn. Allein ich halte dafür, das, was von Evens Neugier zu reden Gelegenheit gegeben hat, ſoll uns mehr eine Materie zu ernſthaften Betrachtungen, als zu ſinnreichen Einfällen, darreichen. Doch wegen der Sprache, in der wir einander ſchreiben, verzeihe ich es ihnen. Denn ich erinnere mich, daß nach Veltärens Anmerkung die

Begebenheit ſeinen Landsleuten den Stoff zu leichtſinnigen Liederchen darreicht, aus welcher Milton ein erhabenes Heldengedichte gemacht. Wenn ſie meiner Chloe dadurch die Herzhaftigkeit abzuſprechen ſuchen, daß ſie ihre Handlungen einer bloßen Neugier zuſchreiben: So ſehen ſie nicht, daß ſie ſich ſelbſt widerſtreiten. Alles Frauenzimmer wird eben ſo handeln müſſen; denn alles iſt nach ihrem Grundſatze neugierig. Die Neugier kann von unterſchiedener Art ſeyn, werden ſie ſagen. Ganz gut, das will ich eben haben. Finden ſie ſelbſt an der Neugier etwas lobenswürdiges, die ſich nur auf neue Moden, oder auf die Thorheiten, die in den Familien einer großen Stadt vorgehen, erſtrecket? Gefällt ihnen wohl die Wittwe in der Comödie: **Das Geheimniß der Freymäurer**, deswegen, weil ſie ſo eine große Begierde hat, die verborgenen Einrichtungen dieſer Leute zu wiſſen? Ich glaube nicht. Allein an dem Frauenzimmer, von dem itzo die Rede iſt, habe ich eine philoſophiſche Neugier, und ſolche Handlungen gelobet, die ich auch bey einem Frauenzimmer beherzt nennen kann, ungeachtet ich wohl weis, daß eben dieſe Handlungen einer Mannsperſon nicht den Namen eines großen Helden erwerben würden. Doch wie viel Mannsperſonen giebt es nicht, die das Herz nicht haben, ſich von den Vorurtheilen ihrer Ammen und Wärterinnen zu befreyen, ungeachtet ſie denſelben länger entwachſen ſeyn ſollten, als Chloe. Allein ich will ihnen das, was ich ſagen will, lieber in Verſen ſagen. Eine Ode wird vielleicht fähiger ſeyn, ſie von ihrer Meynung abzubringen, als trockne proſaiſche Schlüſſe.

Lob
des beherzten Frauenzimmers.

Nie werdet ihr mein Herz gewinnen,
Ihr Augen blöder Schäferinnen,
Daraus die Einfalt furchtſam ſpielt:
Von Blitzen, wie mit edlen Blicken
Die kühnen Amazonen ſchicken,
Hat es die Glut allein gefühlt.

Von Schönheit, die kein Geiſt beſeelet,
Wird ſcheue Sittſamkeit erwählet,
Die Herzen in das Netz zu ziehn:
Doch muntre Herzen zu beſiegen,
Wird ſich mit unbelebten Zügen
Ein ſchönes Bild umſonſt bemühn.

Flieht, Zärtlinge, vor einem Wurme;
Seyd voller Angſt beym fernſten Sturme,
Vor Leichen ſinkt in Ohnmacht hin;
Und ohne Witz und ohne Wiſſen
Ergötzt, allein durch ekles Küſſen,
Verwöhnter Männer trägen Sinn.

Doch mich kann Chloe nur erfreuen;
Was feige Männer zitternd ſcheuen,
Steht ihrer kühnen Neugier bloß:
Jzt wird ſie mit verwegnen Händen
Ein klapperndes Gerippe wenden;
Jzt brennt ſie donnernd Pulver los.

Durch Feuer, vom Verſtand entzündet,
Durch Reiz, den ſie nicht zärtelnd bindet,
Nimmt ſie Vernunft und Neigung ein.
Gedoppelt muß man ſie verehren;
Im Putze gleichet ſie Cytheren,
Gewaffnet wird ſie Pallas ſeyn.

Sie werden doch wohl darüber nicht böſe werden, mein Herr, daß ich die verzagten Schönen nicht ſo hoch halte, als Sie thun? Wenn ich das wußte, ſo wollte ich ihnen morgen eine Ode zum Lobe der Furchtſamkeit aufſetzen. Hat doch Beſſer in zwo Oden das Lob der blauen und ſchwarzen Augen beſungen. So wird es mir auch endlich gleich viel gelten, ob ich eine ſtille Blonde, oder eine wilde Brunette beſinge.

Siue aliqua eſt oculos in ſe deiecta modeſtos,
Vror & inſidiae ſunt pudor ille meae.
Siue procax aliqua eſt, capior, quia ruſtica non eſt.
Ouid.

Statt einer Uberſetzung dieſer Zeilen will ich ihnen herſchreiben, wie Opiz ein paar von ſeinen Buhlſchaften mit ſo entgegen geſetzten Zügen ſchildert. Von der erſten ſaget er:

Die ſittſamen Geberden,
Die geile Höflichkeit, der abgeführte Sinn,
Und was mich ſonſten hielt, iſt alles mit ihr hin.

Die andere malet er ſo:

Die wilde Flavia mit ihren ſchwarzen Augen,
Die mir ſo Mark als Blut aus Bein und Adern ſaugen.

Sie werden wohl nichts unrechtes daran finden, daß ich ihnen Verſe von Opizen vorlege. Ich habe ſchon mehr als einmal das Vergnügen gehabt, ihnen Aufſätze deutſcher Dichter mitzutheilen, die ihren Beyfall erhielten ꝛc. ꝛc.

3. Brief. Germann an X.

Es iſt ſchon lange, daß ich gerne habe wollen Verſe machen. Hier ſehen ſie meine erſte Ode. Unſer Herr Melibôus hat doch wohl recht, wenn er ſpricht, es ſey ſchon ein guter Anfang zu einer Ode, wenn man halb raſend ſey. Derjenige, der mir zu dieſer nöthigen und nützlichen Eigenſchaft eines Odenmachers verholfen hat, ſind ſie, mein Herr. Ich war den Tag außer mir, da ich ihre zum Nachtheile des ſtillen und ſittſamen Frauenzimmers verfertigten Verſe geleſen hatte. Voll Raſerey laufe ich, gleich nach Tiſche, ohne einem Menſchen ein Wort zu ſagen, in den Garten, wo wir ſo oft vergnügt beyſammen geweſen ſind. Sie wiſſen, mein Herr, daß ich dieſen Garten niemals ohne Buch beſuche, ausgenommen wenn ich ſie draußen erwarte. Aber dießmal ward an kein Buch gedacht. Ein ſtumpfer Bleyſtift und ein Blatt Papier waren alles, was ich außer mir nöthig hatte. Da gieng es an ein Schreiben, Ausſtreichen und Aendern. Noch einen Verſuch von der Art, mein Herr, und ich werde mich aufblaſen, wie Cicero. Sie dürfen mich nur wegen dieſer Probe ein wenig loben, und nachdem ein wenig raſend machen, ſo werden ſie ſchöne Oden von mir ſehen. Doch zum Henker! wie erfahre ich, ob ſie meine Ode loben werden? und worinnen wird ihr Lob beſtehen? Wird nicht etwan ein aber dabey ſeyn? Indeſſen iſt es mir doch noch lieber, wenn ſie mich mit einem **aber** loben, als wenn ſie bey unſerer erſten Zuſammenkunft gar nichts davon ſagen ſollten. Ich zähle alle Augenblicke nach ihrem Urtheile. Bedenken ſie, daß es ein angehender Poet iſt, der ihr Urtheil erwartet.

4. Brief. X. an Germann.

Iſt denn bey ihnen gar keine Ehrerbiethigkeit gegen die berühmten Namen des Alterthums? Kaum habe ich ſie wegen der Eva beſtraft, ſo ſpotten ſie über den Cicero! Die Redensart: **ſich wie Cicero aufblaſen**; kann vielleicht eine Schönheit in der leichtſinnigen Schreibart ausmachen, der ſich itzo einige franzöſiſche Stiliſten bedienen, weil ſie nicht Geſchicklichkeit genug beſitzen, ernſthaft zu ſchreiben. Dieſes Förmelchen hat eine Aehnlichkeit mit dem, was uns ein großes Licht unter den deutſchen Gelehrten, durch den Titel ſeines Buchs, **Cicero der Windbeutel**, hat ſagen wollen. Ob ein Deutſcher oder ein Franzos dieſen Gedanken zuerſt gehabt habe, das mögen die Sprachmeiſter des Scherzes unterſuchen. Wer den Cicero kennt, der wird ſeine Eitelkeit zwar nicht in Zweifel ziehen, aber andere Leute zu nennen wiſſen, wenn er Muſter der Eitelkeit aufführen will. Iſt es nicht vernünftiger, an große Männer nur da zu gedenken, wo uns ihre Tugend dazu Gelegenheit giebt; und hat man nicht andere Leute genug, welche man gar nicht würde erwähnen können, wenn es nicht wegen ihrer Thorheiten geſchähe? Sie ſehen wohl, mein Herr, daß ich ſehr für den Cicero eingenommen bin. Und ich dürfte ihnen bald, den Cicero zu rächen, das boshafte Lob geben, welchs Voltäre einem ſeiner Freunde giebt: **Sie machen Verſe, wie Cicero.** Doch da ſie wohl wiſſen, daß Cicero ſo ein ſchlechter Poet geweſen iſt, ſo ein großer Redner er war; und da ich durch dieſen Ausdruck wider meine eigenen nur angeführten Grundſätze verſtoßen würde: So bediene ich mich deſſelben nicht. Ich könnte es auch nicht mit Rechte thun. Ihre Ode hat ſo viel Schönheiten an ſich, daß man ſieht, es ſey ihnen an der Ehre des furchtſamen Frauenzimmers recht viel gelegen, da ſie ſeine Trägheit mit ſo vielem Feuer vertheidigt haben. Einige Ausdrücke, welche für die Gedanken nicht ſtark genug ſind, verſichern mich, ihre Ode ſey von jemanden gemacht, der beſſer zu denken, als zu ſchreiben weis, und noch nicht durch lange Uebung die Sprache in ſeiner Gewalt hat. Wie ich weis, daß ich ſie durch dieſes Urtheil von ihrer erſten Ode nicht beleidige, ſo nehme ich mir die Freyheit, ihnen dieſelbe ſo zu überſenden, wie ich eine und andere Stelle darinnen wünſchte geändert zu haben. Ich habe nur ihre Gedanken in andere Verſe überſetzt, und ich mache mir mehr Ehre daraus, auf dieſe Art ein Ueberſetzer von einem Landsmanne, als von einem fremden Dichter zu ſeyn. Werde ich durch dieſe Mühe, daß ich eine zum Lobe des ſtillen Frauenzimmers gemachte Ode gebeſſert, nicht dasjenige einiger maßen ausſöhnen, was ich mit meiner Ode verſchuldet habe?

Wenn etwa ein Gartenarbeiter ſie bey Verfertigung ihres Gedichts geſehen hat, ſo zweifele ich nicht, er wird ſich ſo ſehr gewundert haben, als Boileaus Gärtner, da ſelbiger einmal ſeinen Herrn in poetiſchen

Entzückungen erblickte. Doch, mein Herr, wie haben ſie wohl die Muſen in dieſe ſchöne Wüſteney ruſen können, wo alles von Fröſchen wimmelt und wo der Tabacksrauch nicht zureicht, vor den Mucken Sicherheit zu geben, ſo daß es faſt nöthig wäre, zur Vertreibung dieſes Ungeziefers, wie in Lappland, ein Feuer von grünem Holze zu machen? Wahrhaftig! ihre Muſe muß kein furchtſam noch zärtliches Frauenzimmer ſeyn; denn ſie wiſſen, wie ſehr dergleichen Frauenzimmer die Geburtswieſe ihrer Verſe flieht. Allein, warum haben ſie denn einen ſtumpfen Bleyſtift und keinen ſpitzigen genommen? Ich ſehe wohl, daß ſie mit der Geräthſchaft eines ſpazieren gehenden Poeten noch nicht recht verſorgt ſind. Dazu gehöret nicht nur ein Blatt Papier und ein ſtumpfer Bleyſtift, ſendern auch ein Federmeſſer, denſelben zu ſchärfen. Ueberdieß iſt es ſehr vortheilhaft, einen Pappendeckel im Buſen bey ſich zu tragen, in welchem man allerley poetiſche gedruckte und ungedruckte Kleinigkeiten verwahret. Doch das Beſte müſſen ſie nicht vergeſſen; das ſind einige Kartenblätter, von denen eine Seite weiß iſt. Darauf kann man ſeine Gedanken am allerbeſten entwerfen, und ſie machen ſelbſt bisweilen eine Schönheit des Einfalles aus. Wie artig würde es nicht gelaſſen haben, wenn ſie ihre Ode auf die Cöurdame geſchrieben hätten, dadurch anzudeuten, daß nur die verzagten Schönen Herzenköniginnen wären. Doch es iſt ſchade, daß ſich dieſer Einfall nicht ins Deutſche überſetzen läßt. Denn es würde blutſchlecht ſehen, wenn ſie ſich, ſtatt der Cöurdame, des rothen Obers bedienen wollten.

Ach daß ſie doch nicht ſo leicht böſe zu machen ſind, wie Herr Meliböus. Wie viel Vortheil würde die deutſche Dichtkunſt davon haben, daß ich ſie fein oft böſe machte, wenn ihr Zorn lauter ſolche Oden zur Wirkung hat? Itzo wünſche ich ihnen zur Vergeltung nichts mehr, als daß die Schöne, welche ſie dereinſt wählen werden, gleich nach der Hochzeit ſo furchtſam werde, daß ſie keine Nacht allein ſchlafen wolle.

Ode.

Soll ich noch einſt ein Herz gewinnen:
So wähl ich aus den Schäferinnen,
Die ſittſam, ſtill und artig ſind.
Sucht, Helden, euch nur Amazonen;
Die Schäfer, die im Stillen wohnen,
Ergötzet nur ein ſtilles Kind.

Wenn Wolf und Bär die Heerde ſchrecken:
Wird Mops und Philax ſie bedecken;
Man braucht der Chloris Kühnheit nicht.
Braucht Chloris Muth für wilde Thiere;
Was machte Phylax im Reviere,
Dem weder Muth noch Kraft gebricht?

Die Schäferinnen zu beleben,
Muß nur die Liebe Feuer geben,
Die lehrt ſie muntre Sittſamkeit.
Von Flammen, die für Chloris lodern,
Kann Chloris keine Dauer fodern;
Sie gleichen ihr an Flüchtigkeit.

Du wirſt mich, Chloris, nicht erfreuen;
Mehr werd ich deine Frechheit ſcheuen;
Die Liebe fordert keine Wuth.
Du magſt mit Jägern deines gleichen
Nach Wilde durch die Wälder ſtreichen;
Mein Hüttchen ſcheut des Wildes Blut.

Dein Auge kann mit frechem Blitzen
Vielleicht ein kaltes Herz erhitzen,
Das nicht von eignem Feuer glimmt.
Doch Schäfer, die die Ruhe lieben,
Empfinden Luſt bey ſtillen Trieben;
Die iſt der Frechheit nicht beſtimmt.

5. Brief. X. an Germann.

Als ich vor einigen Tagen unter den Linden ſpazieren gieng: So gerieth ich auf die Einfälle, die ſie in nachſtehender Ode ausgedrückt ſehen. Ich habe die Verſe an einen meiner Freunde gerichtet; ihnen aber überſende ſolche, weil ſie mir mit unſern Streitſchriften über das beherzte Frauenzimmer einige Verbindung zu haben ſcheinen. Wer die Heldinnen meiner Ode ſind, das werden ſie leicht erachten. Aber werden ſie auch wohl darüber böſe werden, daß ich etwas an denſelben gelobt habe? Wie glücklich wäre ich, wenn ihr dadurch erregter Zorn und die Erinnerung, daß ſie Germann heißen, eine neue Ode wider die meinige hervorbrächten!

Ode.

In die ſchön geweſnen Gänge
Eil ich, da des Herbſtes Strenge
Ihnen Schmuck und Anmuth raubt.
Einſam will ich bey den Linden
Ungeſtörte Stille finden,
Die der Sommer nicht erlaubt.

Durch gehäufter Blätter Leichen
Fährt der Wind mit ſcharfem Streichen:
Schneidend dringt er in die Haut.
Tödtlich wird er die verletzen,
Die, den Fuß vors Thor zu ſetzen,
Sich von deutſchen Schönen traut.

Fremde konnt er noch vergnügen,
Die man an den fremden Zügen,
Und nicht deutſchem Feuer kennt.
Mir gefiel ihr muntres Weſen;
Freund, nachdem du dieß geleſen,
Werd ich wohl noch Deutſch genennt?

Indem ich mein Schreiben an ſie fortſchicken will, erhalte ich von einem meiner Freunde folgende Zeilen, welche ſie haben müſſen, wenigſtens die Sammlung vollſtändig zu machen.

Preis die Franzen nicht allein;
Lob auch Welſche, lob auch Britten:
Liebſt du Tugend, Witz und Sitten,
Traun, du ſollſt ein Deutſcher ſeyn.

Martin Billig.

Der

* * *

Der leoniſche Doctor.

Wohlan! So ſey hiermit mein Burſchenſtand beſchloſſen!
Drey und ein halbes Jahr ſind allbereits verfloſſen,
Seitdem ich allen Kram zu meiner Kunſt gehört.
Nun hab ich ausgelernt; nun heiß ich auch gelehrt.
Jedoch, was bin ich mehr? Gelehrte ſonder Tittel
Sind immer lächerlich. Es iſt kein ander Mittel,
Als daß man ſich entſchließt, und nimmt den Gradus an.
Wer nicht zum wenigſten ein Doctor werden kann,
Hat keinen rechten Rang, kein Anſehn und kein Glücke.
Und dieſes alles kömmt bloß auf ein Meiſterſtücke
Und wenig Mundwerk an. Das Bißchen denk ich noch
Zur Noth zu überſtehn. So weis ich, daß ich doch
Etwas geworden bin, und darf mich denn nicht ſchämen,
Ein ſchön und reiches Kind einmal zur Frau zu nehmen.
Was meyneſt du, mein Freund? „Silen, das iſt ſehr gut,
„In deiner Jugend iſt ein unerſchrockner Muth,
„Der zu bewundern iſt. Mit ein und zwanzig Jahren
„Biſt du ſo kühn gelehrt, als wir vordem nicht waren,
„Wenn unſer erſter Bart ſchon älter war, als du.
„Gieb Achtung, ob das wohl ein Schuſterjunge thu?
„Er lernt drey volle Jahr, und reiſet ihrer ſieben,
„Und ſieht ſich fleißig um, und lernt ſein Handwerk üben,
„Und macht ſein Meiſterſtück mit Fleiß und ohne Knecht;
„Und kriegt, wenn er beſteht, dann erſt ſein Meiſterrecht.

„Wie denkſt du in der Welt, aus deines Hirnes Sachen
„Fünf halbe Bogen voll, auch wenn du ſtielſt, zu machen?
„Du ſahſt ja noch zuletzt SCt. Bellejan
„Für einen Heiligen in dem Kalender an.
„Wie kannſt du ſicher ſeyn, wenn du ein Buch geleſen,
„Daß es nicht zu gelehrt, und du zu blind geweſen?
„Auch borgen ſonder Schimpf, erfordert Witz und Liſt,
„Womit du leider doch nicht reich verſehen biſt.
„Und wie gedenkſt du denn zuletzt in Redekriegen,
„Wo ſo viel Zänker ſind, mit Ehren obzuſiegen?
„Du weiſt, wie hitzig man ſich hier die Spitze beut.
„Wie manchen Kämpfer hat ſein Angriff nicht gereut!
„Wer da nur weichē will, nicht auf den Feind will dringen,
„Den ſtellt man vor die Kling und läßt ihn drüber ſpringen.
„Auch Starke können hier dem Schimpfe ſchwer entgehn.
„Die Menge richtet uns; wer kann ihr widerſtehn?
„Und kannſt du denn einmal gleich ohne Kopfzerbrechen
„Zwölf Worte gut Latein in einem Athem ſprechen?
Das ſchadet mir nicht viel, mein werther alter Freund.
Wer mit Gelehrſamkeit ſich itzt zu heben meynt,
Der handelt als ein Thor. So hab ich oft vernommen.
Man kann ja, was man will, für baares Geld bekommen.
Ein Bogen Dichterwitz, ein Sechzehngroſchenſtück,
Das iſt geſetzter Preis. Es iſt mehr Gunſt und Glück,
Als Arbeit und Verdienſt, wenn einer aus dem Adel
Drey halbe Thaler giebt: Da muß es ohne Tadel
Und unvergleichlich ſeyn. So geht es auch wohl an,
Daß ich für leidlich Geld ein Werkchen kriegen kann,
Das ſchön doch nicht zu ſchwer u. nicht zu lang geſchrieben:
Kurz, das mir dienlich iſt. Wie wollt ich dich nicht lieben,

Wenn du mir, weil du doch beym Caffe müßig biſt,
Ein Schediaſma ſchreibſt, das nicht zu künſtlich iſt,
Und laſeſt mir es vor, und machteſt mirs verſtändlich;
Auf etwas kömmts nicht an, ich bin gewiß erkenntlich = =
Freund! du verſtehſt mich ſchon. „Silen, das gehet nicht.
„Man führt die kluge Welt itzt ſchwerlich hinters Licht.
„Und wenn ich dir nun gleich ein Stück zu Stande brächte:
„So iſt es unerlaubt, und wider alle Rechte.
Für Geld iſt alles recht; für Geld geh alles ein,
Die Welt will, wie man ſpricht, ſie will betrogen ſeyn.
So thu doch ihr und mir nach unſer beyder Willen.
„Geſetzt, ich wollte dir, was du begehrſt, erfüllen:
„So ſprich, wie kömmſt du denn auf dem Catheder fort?
„Du weiſt die Sache nicht: wie führſt du denn das Wort?
Der Einwurf hebt ſich ſelbſt. Als wenn drey Opponenten,
Die meine Freunde ſind, mir das nicht ſagen könnten,
Worinnen ſie mit dir, mit mir, nicht einig ſind;
Du aber lehrſt mich denn, wodurch man ſie gewinnt.
Laß auch zum Ueberfluß ein paar Doctoren kommen;
Ich bin der erſte nicht, der ſo was unternommen,
Und ſie vorher geſtimmt. Und alſo hats nicht Noth;
Sprich, was ich ſagen muß, ich werde gar nicht roth,
Und ſage kühnlich nach. Was kann mir denn nun fehlen,
Daß mich die Facultät nicht zu Doctoren zählen
Und promoviren ſoll? „Es ſey, ich nehme Geld,
„Und thue das für dich, was dir nicht möglich fällt;
„Ich will ſo Wiſſenſchaft als Mutterwitz verzetteln,
„Wer das nicht wagt, geht oft mit ſieben Künſten betteln.
„Schlüg ich den Vortheil aus, nähm ihn ein dritter an.
„Nun gut. Geſetzt einmal, wir thun, was jeder kann,

„Es ſchlag auch glücklich aus: Wes willſt du dich befleißen?
„Du wirſt dein Lebenlang nun wohl Herr Doctor heißen,
„Doch niemals Doctor ſeyn. Was nützt dir nun die Laſt,
„Die Würde, ſagt ich recht, die du gekaufet haſt?
„Denn ohne Kopf und Mund kannſt du doch niemals lehren,
„Und haſt die Gaben nicht, die in ein Amt gehören.
Nach beyden frag ich nicht. Ich ſuche meinen Rang;
Ich ſitze, wenn ich will, auf der Doctorenbank;
Ich ſorge nicht für Brodt; ich kann gemächlich leben;
Mein Geld ſoll mir dazu nur den Charakter geben.
„Nur den Charakter? ſo! Ach mit wie großer Schmach,
„Gehſt du dem Lehrer vor, und er dir hinten nach.
„Du ſiehſt ihn, wenn er kömmt. Sprich, mit was für Gewiſſen
„Soll dich ſein Blick zuerſt, als einen Höhern, grüßen,
„Da du, wenn du zu ihm in ſeine Schule gehſt,
„Nicht einſt das A B C von ſeiner Kunſt verſtehſt?
„Ich flöhe wenigſtens vor ſeinem Angeſichte,
„Sonſt macht ein Blick von ihm mir allen Stolz zu nichte.
Es thut zwar etwas weh. Jedoch, der wird verlacht,
Der über alles ſich ſo ſeine Grillen macht.
Die Schönen unſrer Stadt ſind von zu hohen Sinnen;
Ich brauche meinen Rang; ein Mädgen zu gewinnen.
„Dazu, Herr Doctor? ſo! Dazu will nöthig ſeyn,
„Daß man ſehr aufgeweckt, im Umgang frey und fein,
„Und reich im Sprechen ſey. Das ſind die ſchlimmſten Schulen,
„Wo wir um Gunſt und Glück bey ſchönen Kindern buhlen
„Wer nicht zu leben weiß, wem nicht die Sprache fließt,
„Wer Blicke nicht verſteht, und ungeübet iſt,

„Zu Scherz und Spiel und Kuß: mag ihnen ferne bleiben,
„Sonſt wird man ſein Geſpött mit dieſem Buhlen treiben.
„Wer nur mit Händen ſpricht, erweckt ſich keine Gunſt
„Silen, was weiſt denn du von dieſer ſchweren Kunſt?
Ich werde nach und nach mich ſchon daran gewöhnen.
Die Dichtkunſt ſoll vorher die erſten Wege bähnen.
„Die Dichtkunſt? welche denn? Entlehnte nützt dir nicht;
„Dieweil alsdann dein Reim mit anderm Witze ſpricht,
„Als es dein Mund vermag. Und ſelbſt gemachte Reime
„Gelingen dir nicht ſo, wie leidlichtolle Träume.
„Wenn ich, dein ganzer Witz, dein Einfall, dein Geſchmack,
„Dein lebend Wörterbuch, nur einen halben Tag
„Von dir entfernet bin: So zeige mir die Sachen,
„Die du aus eignem Hirn willſt ohne Fehler machen?
Mein Gott, was brauch ich viel zu machen und zu thun!
Bin ich erſt, was ich will: ſo kann dieß alles ruhn.
Kann ich durch Witz und Geiſt kein Mädchen günſtig finden;
Sie will doch vornehm ſeyn: ſie mag ſich überwinden.
Zudem iſt der Geſchmack nicht einer jeden Werk;
Spiel, Putz und Rang ſind wohl der meiſten Augenmerk.
Ein Doctor, der ſein Geld ſieht in dem Kaſten liegen,
Und Matadore kennt, kann ihrer gnug vergnügen.
„Ja, ja; das iſt nun ſo der Faulen Schlendrian:
„Du geheſt freylich wohl in ſchon betretner Bahn.
„Sey vornehm, leb und ſtirb, daß dich die Welt nicht kenne,
„Und hüll dich in dein Geld, o Sohn der weißen Henne!

Gottlob Benjamin Straube.

* * *

* *

Klage wegen der kurzen deutſchen Schreibart.

Hochedler Herr,

Hochgeehrteſter Herr,

Welchergeſtalt **Eure Hochedl.** gleich Anfangs derer Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes,

daß alle muntere Köpfe dieſes großen deutſchen Reichs die Freyheit haben ſollten, dieſe Sammlung durch ihren Beytrag zu befördern,

hochgeneigt, und gütigſt erlaubt, nicht minder,

daß Denenſelben ſie die wohl gerathenen Proben von der Stärke ihres Geiſtes, und der Gründlichkeit ihres Verſtandes zur Bekanntmachung anvertrauen möchten,

zugleich erſucht: Solches muß **Ew. Hochedl.** noch wohl erinnerlich ſeyn, erhellet auch aus der Vorrede de dato Leipzig, den 1ten des Heumonats 1741. pag. 15. allenthalben in mehrerm.

Nachdem nun von meinem Hochgeehrteſten Herrn hierdurch ich befehliget zu ſeyn glaube, dasjenige, ſo zur Ausbeſſerung der deutſchen Sprache diener, treufleißigſt und pflichtſchuldigſter Maßen beyzutragen, mithin den Vorwurf mit Grunde nicht befürchten darf,

> quod culpa ſit, immiſcere ſe rei ad ſe non pertinenti, l. 36. D. de R. I.

wenigſtens wider den klaren Inhalt der Geſetze lauffen würde, wenn jemand, daß ich mir dieſe Freyheit nehme, übel deuten wollte,

> quia, quotiens dubia interpretatio libertatis eſt, ſecundum libertatem reſpondendum erit, l. 20. ibid.

und aber in denen bisherigen Monaten obmentionirter Beluſtigungen ich misfällig wahrnehmen müſſen, daß Dieſelben uns zwar von verſchiedenen Arten der Gelehrſamkeit Regeln und Proben mitgetheilet, im Gegentheil, wie die Schreibart männlich und bündig einzurichten ſey, nicht alleine gefliſſentlicher Weiſe keine Anleitung gegeben,

> eius enim eſt non nolle, qui poteſt velle. Vlpianus. l. 1. ad Sabin.

ſondern auch zum mehrerſten ſolche Stücke uns vorgelegt, in welchen oftermals die gründlichſten Sachen durch eine widrige Schreibart ekelhaft, die Leſer bey denen bündigſten Beweiſen durch eine verdrüßliche Weitläuftigkeit müde gemacht, und dasjenige in funfzig Perioden eingehüllet worden, was doch auf die angenehmſte und deutlichſte Art in einem einzigen Satze vorgetragen werden können, ſollen oder mögen;

> iniuſtus enim videtur, qui per ambages exponit, quod vna formula comprendere poteſt. Pyrrhus Mauritius, de Satisd. & fidej.

Et illa actio eſt optima, quae breuiſſima. vid. Lanfrancus de Oriano, de dilat. cf. Mantica de conuent. it. Loriottus de transact. & Caccialupa de off. advoc.

Als habe **Ew. Hochedl.** ſolches ich nicht bergen mögen, mit dem Ermahnen, Sie wollen, daß ſolchem allen abhelfliche Maße gegeben, und die bisherige weitläuftige Schreibart geändert, auch alles in einer beliebigen Kürze abgefaſſet werden möge, gebührende Sorge tragen, oder, entſtehenden Falls, daß ich dieſerhalb nach gegenwärtiger Probe eigene Regeln entwerfe, und Denenſelben zur Bekanntmachung ſchierſtkünftig überſende, Sich unfehlbar gewärtigen. Und Denenſelben bin ich übrigens angenehme Freundſchaft zu erweiſen, vor die Perſon ſtets willig. Der ich verharre

Ew. Hochedlen

Meißen,
den 9. Novembr. 1741.

ergebenſter

CAIVS IAVOLENVS,
I. V. D. Aduocatus & Not. Publ.
Caeſ. cor. Reg. El. immatr.

Unterdienſtſchuldigſtes Inſerat.

Auch,

Hochgeehrteſter Herr,

dürfte zwar manchen aus Eigenſinn beyfallen, daß dieſe meine Schreibart undeutlich, und dennoch weitläuftig ſey, ob ich gleich in einem Satze dasjenige ſagte, wozu ein anderer eine Ausführung von vielen Perioden gebraucht haben würde, nicht weniger, daß die Einſtreuung altväteriſcher Worte, und die barbariſchen Namen fremder Rechtsgelehrten ſo abgeſchmackt, als ihre beygebrachten Zeugniſſe, wären;

Demnach aber und dieweil einiger Undeutlichkeit ich mit Grunde nicht beſchuldiget werden mag, da ich dasjenige, ſo ich geſchrieben, ganz wohl verſtehe, einfolglich vor unzählig neuern Schriftſtellern einen groſſen Vorzug verdiene, anbey wider die Arithmetiſche Verhältniß läuft, daß dasjenige, ſo in einem einzigen Satze geſaget wird, eben ſo weitläuftig ſeyn ſollte, als das, wozu ich die mühſame Umſchreibung vieler Perioden nöthig habe, hiernächſt die Beybehaltung geſchickter Kunſtwörter vielmehr eine Lobeserhebung, als Beſtrafung, verdienet, über dieſes die Anziehung alter Rechtsgelehrten und ihrer Zeugniſſe allerdings nach dem neueſten Geſchmacke zu ſeyn ſcheinet, da die eingebildeſten meiner Landesleute zum öftern den Homer, Virgil, Boileau, Milton, und andere Ausländer dasjenige griechiſch, lateiniſch, franzöſiſch, und engliſch ſagen laſſen, worauf vielmals ein auch nur halbgelehrter Deutſcher von ſelbſt gefallen ſeyn würde;

Als zweifle nicht, Ew. Hochedl. werden ſich meinen Vorſchlag gefallen, und mir dasjenige Recht wiederfahren laſſen, welches Sie einem Patrioten, und Beförderer der deutſchen Sprache ſchuldig ſind. Ich bin

Ew. Hochedlen

Datum vt in litteris.

ergebenſter

C. IAVOLENVS.

* *

Drama
auf das Namensfeſt Seiner Königl. Majeſtät in Pohlen und Churfürſtl. Durchl. zu Sachſen.

Perſonen:

Philurene. Saxonia. Neid. Glück.

Aria Duetto.

Philurene und Saxonia.

Schöner Tag! ſey mir willkommen!
Mein Vergnügen wächſt mit dir;
Denn Auguſt iſt deine Zier.

Sax. Wie wohl haſt du, o Tochter, Philurene!
Itzund mit mir
An einer Freude Theil genommen,
Die heut in meiner Bruſt entglommen.

Wenn mir es glücklich geht:
So wird dein Wohl zugleich erhöht.

Schöner Tag, ſey mir willkommen!
Mein Vergnügen wächſt mit dir;
Denn Auguſt iſt deine Zier.

Phil. Ich kann keinmal an dieſem Tage ſchweigen,
Und bin gewohnt, daran den Trieb zu zeigen,
Der ſich in meinem Buſen regt;
Weil mich **Auguſt** ſo väterlich verpflegt.

Schöner Tag, ſey mir willkommen!
Mein Vergnügen wächſt mit dir;
Denn **Auguſt** iſt deine Zier.
Saxon. Denn **Auguſt**, der mich beſchützet,
Philur. Denn **Auguſt**, der mich ernähret,
Saxon. Der mein ganzes Herz beſitzet;
Philur. Der mir ſeine Huld gewähret;
Beyde. Denn **Auguſt** iſt deine Zier.
Schöner Tag, ſo ſey willkommen!
Mein Vergnügen wächſt mit dir.

Neid. O weh!
So wächſt hier das Vergnügen?
Iſt ſolches nicht ſchon hoch genug geſtiegen?
Wo iſt ein Land, das ich ſo glücklich ſeh,
Als dich, Saxonia?
Das Glück will ja
Unausgeſetzt bey deinen Kindern liegen.
Sax. Und ärgert dichs?
Neid. Ja freylich ärgert michs.

Arioſo.

Sar. Dir zum Verdruß
Wird meine Raute grünen.
Neid. Mir zum Verdruß
Soll deine Raute grünen?
Sar. Sieh!)
Neid. Ja!) alles muß
Zu ihrem Wachsthum dienen.

Neid. Ich möchte gleich zerſpringen.
Soll dir denn alles wohl gelingen?

Aria.

Sar. Gieb mir nur ſcheele Blicke;
Ich lache ſtets dazu.
Du hemmſt nicht mein Geſchicke;
Du ſtörſt nicht meine Ruh.

B. X.

Neid. O lache nur nicht allzufrüh!
Du wirſt nicht meine Kräfte kennen.
Sar. Ich kenne ſie;
Doch darum ſoll bey mir kein Leid entbrennen.
Bleibt nur **Auguſt** im Seegen:
So iſt mir nichts an deiner Wut gelegen.
Neid. Wir wollens ſehn.
Es ſind durch mich wohl ehr beglückte Staaten
In Untergang gerathen.
Konnt es nicht auch mit dir geſchehn?
Wie oft hab ich der Höllen ganze Macht
Nicht aufgebracht,

Um meinen Muth zu kühlen?
Das Glücke wechſelt gern,
Und hört mich oft, als ſeinen Herrn:
Was gilts, du ſollſt noch meine Stärke fühlen!

Aria.

Wank und erſchüttre!
Beb und erzittre!
Trotzige! fürchte den Unbeſtand doch!
Höre dein Unglück von ferne ſchon ſtürmen;
Sieh! was für ſchreckliche Wetter ſich thürmen;
Warte! mein Wünſchen gelinget mir noch.

B. A.

Phil. Was für eim Ungeheuer
Wagt ſich bey dieſer Namensfeyer,
Und wird ein trauriger Prophet?
Wo hätt ich wohl ein Uebel zu beſorgen?
Neid. Iſts euch zur Zeit gleich noch verborgen;
So kömmts, bevor ihrs euch verſieht.
Phil. O! Auguſts Majeſtät
Wacht unverrückt für mein Gedeyen.
Was ſchreckt mich da dein feindlich Prophezeyen?

Aria.

Weg! Ahndung unbekannter Schmerzen!
Weg! flöße dem erfreuten Herzen

Nicht Furcht und Zweifel ein!
Was hab ich Urſach, mich zu plagen?
Was darf die bange Zunge fragen:
Wird auch mein Wohl beſtändig ſeyn?
D. C.

Phil. Wie! ſeh ich nicht in meinem Wohlergehn
Den Seegen weit entfernter Jahre
Bereits ganz deutlich ſtehn?
Die Wonne, die ich itzt erfahre,
Wird mein Geſchlecht
Auch gleichfalls erben.

Glück. Recht, Philurene, recht!
Es ſoll dir nichts von Widerwärtigkeit
Den Fortgang deiner güldnen Zeit,
Durch einen Stoß, verderben.
Ich bin bey dir;
Dein weiſes Oberhaupt hat mir
Die Flügel abgenommen,
Und mich, durch ſeiner Tugend Pracht,
Hier feſt gemacht.
Ich kann nicht mehr von deinen Fluren kommen.

Aria.

Ich muß dienſtbar ſeyn,
Wo die Weisheit Länder ſchützet.
Mein beliebter Unbeſtand
Wird den Staaten nicht bekannt,
Wo die Tugend ſitzet. D. C.

Neid. So ſoll es denn
Sarenen
An keinem Guten fehlen?

Glück. Nein! Neid. Und ich ſoll mich grauſam quälen?
Glück.

Glück. Ja! Neid. Was kann wohl ergrimmter ſeyn?
O Glück! erbarme dich doch meiner Pein!
Glück. Ich darf nicht Sar. und Phil. Das iſt ſchön!
Neid. Frolecket nur, da ich beſchämt muß ſtehn!
Glück. Du kannſt viellieber gänzlich gehn.
Neid. Das will ich thun, damit ich nur nicht höre,
Wie die vergnügten Chöre
Ein muntres Lied erhöhn.
Sar. Du aber, Glück!
Wirſt doch bey unſrer Freude bleiben?
Glück. Ich weiche nicht zurück,
Und will ſie ſelbſt zur größern Höhe treiben.
Vergnügts euch nicht, daß ich auf allen Reiſen,
Die **Auguſt** dieſes Jahr gethan,
Mich wollt an ſeiner Seite weiſen?
Phil. Wir ſahen dieß mit heitern Augen an.
Glück. Ließ ich ihm nicht das, was er that, gelingen?
Sar. Du wirſt uns noch mehr Freude bringen;
Stimm itzt auch mit in unſer Wunſchlied ein.
Glück. Gut! doch wie ſoll deſſelben Inhalt ſeyn.

Tutti.

Es lebe mein König, der Herrſcher der Sachſen!
Es ſegne ſein Zepter noch lange das Land!
Wir küſſen Ihm dafür voll Ehrfurcht die Hand.
Sein Stamm muß bis zur Himmelsachſen
In neuem Flore blühend wachſen:
So bleibt uns die heutige Freude bekannt.
Nichts widriges werd Ihm bewußt!
So ſchallt noch oft aus treuer Bruſt:
Es lebe der König! mein **Friedrich Auguſt!**

M. S.

* *

Der junge Herr.

Zweytes Stück.

Nachdem ich in meiner vorigen Schrift ſchon einige Stralen von mir vorausgeſchicket: So iſt es Zeit, daß ich mich nun ganz zeige, und meinem Namen und der Beſchreibung meiner Perſon ein ganzes Stück einräume. Dadurch, daß ich in meinem erſten Stücke zwar nicht ganz allein von mir geredet, aber dennoch mich in alle meine Betrachtungen ſo viel möglich eingemiſchet, und meinen Leſer allezeit von der Hauptſache auf mich geführet, habe ich etwas gethan, welches der Gebrauch aller meiner Mitbrüder in der Bemühung, artig zu ſeyn, und meine eigne bisherige Gewohnheit rechtfertiget. Es gehöret allzuviel Kühnheit dazu, gleich vom Anfange von ſich ſelber allein zu reden. Ein Menſch, welcher etwas liſtiger iſt, brauchet im Anfange ſeiner Unterredung immer etwas anders, und wenn es auch Betrachtungen über das Wetter wären, zur Lockſpeiſe, damit er die übrige Geſellſchaft ankirret, ſich mit ihm einzulaſſen: hierunter ſtreuet er einige Reden, welche ſich mit ich anfangen, und welche gleichſam eine Morgenröthe von dem völlige Lichte ſind, das er von ſeiner Perſon, von ſeinen Begebenheiten, von ſeinen Verwandten und von ſeinen Kleidern, in der Folge ſeiner Unterredung geben wird. Wer wird mich nun tadeln, wenn ich nach einer ſo ſcharfſinnigen Unterſuchung, mit welcher ich gleichwohl halb fertig geworden, mich durch Betrachtungen über meine eignen Vorzüge zu erquicken ſuche, ehe ich mich in den andern Theil der tiefſinnigen Arbeit, die ich im erſten Stücke angefangen habe, verwickle.

Was meinen Namen betrifft, ſo hat niemand nöthig, mehr zu wiſſen, als daß ich der junge Herr heiße. Dieſes iſt mir der liebſte, der ſüßeſte Name, damit man mir ſchmeicheln kann, und damit ich mir ſelber ſchmeichle. Dieſen Namen habe ich zugleich mit dem Degen erhalten. Als man mir dieſen ſchönen Zierrath geehrter Hüften an die Seite hieng, und mir nunmehr ſo viel Verſtand zutraute, daß ich den Schleifen und Wägen auf der Gaſſe, ohne Hülfe eines Führers, aus dem Wege gehen würde, welches ungefähr in meinem ſechzehnten Jahre war: So trugen mich meine Füße gleichſam durch einen geheimen Zug von einem Frauenzimmer zu dem andern. Ich ward an allen den Orten, wo es nur ein ſchönes Geſichte gab, ſo bekannt, daß die Jungfermagd oder Vertraute dieſer Schönen glaubte, ſie könnte der Mühe überhoben ſeyn, mich allezeit bey meinem Namen anzumelden, und dürfte ihrer Jungfer nur ſo viel ſagen, daß der junge Herr da wäre. Keine einzige Jungfer dachte ſo wenig an mich, daß ſie nicht ſo gleich verſtanden hätte, welcher junge Herr dadurch gemeynet würde; und es ward alſo nach und nach aus dieſen Worten ein Zuname für mich, welcher mir nicht zu geringer Ehre gereichet, und welcher mir ſo viel Vergnügen machet, als es mir nimmermehr machen würde, wenn man ſpräche, der verſtändige Herr, oder der artige Herr, oder der wohlgekleidete Herr, oder der gelehrte Herr iſt da. Denn die größten Verdienſte, die man haben kann, iſt jung zu ſeyn. Dieſe ſchließen alle andre Verdienſte in ſich. Wenn ich unterſuche, warum ich eine große Anzahl vom Frauenzimmer ſo hoch ſchätze, und warum ich ſo viel ſchönes und liebenswürdiges an ihnen finde: So ſehe ich keine andre Urſache dazu, als weil ſie jung ſind. Ihre Jugend machet ſie verſtändig, artig, wohlgekleidet, reizend und alles, was man an ihnen wünſchen kann. Denn würden ſie wohl mit eben dieſem Verſtande, mit eben dieſer Aufführung, in eben dieſen Kleidern, mit eben dieſen Geberden, verſtändig, artig, wohlgekleidet und reizend ſeyn, wenn ſie alt wären. Ich ſelber, der ich ohnedem alle alte Leute für närriſch halte, würde ihnen im Alter dasjenige für etwas närriſches auslegen, was ich ihnen in ihrer Jugend für etwas kluges anrechne. Die Jugend begreift auch ſo gar die Schönheit in ſich. Denn wer nicht ſchön iſt, iſt nicht jung. Eben wie ein Kleid, welches die Motten vor der Zeit gefreſſen, oder welches nach einer alten Mode gemachet iſt, dennoch alt ſeyn wird, wenn es gleich erſt vor kurzem gemacht iſt. Ich muß alſo nothwendig eine Eigenſchaft an mir hochſchätzen, welche ich an ſo vielen andern Perſonen liebe, und welche ſo viele andre Perſonen wiederum an mir lieben. Denn was würden wohl tanzen, ſingen, ſcherzen, ſich putzen, und dergleichen Dinge mehr an mir gelten, wenn ich nicht jung wäre? Gleichwohl ſind dieſes die größten Eigenſchaften eines artigen Menſchen, und die einzigen, worauf ich mir etwas zu gute thue. Denn daß ich als ein Kind, und ehe ich noch der junge Herr hieß, etwas gelernt habe, das iſt nicht meine Schuld, und es iſt ohne meinen Willen geſchehen. Denn ich werde nimmermehr die Thorheit begehen, es für etwas gutes an mir zu halten. Tanzen und ſingen und Lomber ſpielen ſind die einzigen Wiſſenſchaften, wofür ich jemanden Dank ſchuldig ſeyn will.

Ein gewiſſer alter Herr, welcher gerade das Gegentheil von mir, und ſolglich ein ſehr närriſcher Mann iſt, menget ſich zuweilen, als mein naher Anverwandter, ungebethen in das Amt, mir gute Lehren, nach ſeiner Art, zu geben. Er ſtellet mir mit großem Nachdrucke vor, ob ich mich nicht fürchten müſſe, alt zu werden, da alle meine Vorzüge in Dingen beſtünden, welche man noch zur Noth der Jugend zu gute hielte, und welche im Alter lächerlich würden. Er fraget mich, was ich alsdann für eine Perſon vorſtellen wollte, wenn meine Beine zum Tanzen zu ſteif geworden wären; wenn ich nicht mehr ſingen könnte, daß nicht der Ton meiner Stimme den Verluſt meiner Zähne verriethe, und wenn ich nicht mehr ſo muthwillig ſcherzen und lachen könnte, ohne den Leuten meine Zahnlücken zu zeigen und die Falten meines Geſichts noch größer und ungeſtalter zu ziehen? Was ich mir alſo von einer Lebenszeit verſprechen könnte, die mich eben ſo ſehr mit Schande bedecken würde, als ſie andre Leute mit Ehre und Anſehen überhäufet? Er ſaget mir, daß ich nicht einmal ein ſo hohes Alter erwarten dürfte, um lächerlich zu werden. Meine männlichen Jahre würden meine Thorheit ſchon in ihr völliges Licht ſetzen. Und es wäre nichts überläſtiger und verhaßter, als ein Menſch, welcher zu der Zeit, wenn er andern Leuten ſchon nützlich ſeyn ſollte, nichts anders, als zur Noth noch angenehm in Geſellſchaft wäre. Endlich beſchließt dieſer gute Mann allezeit mit einer rührenden Ermahnung, daß ich doch bey Zeiten etwas ernſthaftes und geſetztes annehmen ſollte; welches eben ſo viel geſagt iſt, als daß ich bey Zeiten lächerlich werden ſollte, damit ich es hernach bey ſpätern Jahren nicht erſt werden dürfte.

Es iſt wahr, daß ich mich bey meinen itzigen guten Eigenſchaften in eben den Umſtänden befinde, worinnen diejenigen von dem andern Geſchlechte ſind, die ich hochſchätze, und denen ich ſo gern nachahme. Sie fürchten ſich vor dem Anwachſe ihrer Jahre. Dieſes iſt eine Furcht, die mich gleichfalls nicht verſchonet, aber der ich nicht abhelfen kann. Was kann ich dafür, wenn ich meine Vollkommenheiten verliere? Ich verlange kein beſſeres Geſchick, als meine Göttinnen. Ich will mit ihnen jung ſeyn, mich mit ihnen putzen, mir mit ihnen Schminkpfläſterchen auflegen, mit ihnen mich bemühen, ſchön zu ſeyn, und geliebet zu werden, und mein Alter hernach eben ſo ertragen, wie ſie es zu ertragen pflegen. Ein Frauenzimmer, welches andre Vollkommenheiten, als ihre Jugend, zu haben ſuchet, kommt vielleicht andern Leuten bey reifern Jahren noch immer liebenswürdig vor. Aber ein jeder hat ſeinen Geſchmack, und ich könnte nicht ſagen, wie der Poet:

Laß Farbe, Zahn und Jugend ſchwinden,
Du bleibſt in meinen Augen ſchön;
Und wirſt ſie allezeit entzünden,
So lange ſie noch offen ſtehn.

Kurz, damit man wiſſe, wie ich mich auf das Alter ſchicke: ſo muß man wiſſen; ich und meine Geſpielinnen denken nicht daran, als wenn uns verdrüßliche Leute dazu zwingen. Und wenn wir daran denken, ſo entſchließen wir uns, das zu thun, was wir ſo viele thun ſehen, nämlich ſo lange jung zu ſeyn, als wir können, und wenn wir uns auch durch Hülfe einer neuern Medea, welche Wäſſerchen und Pommaden herum trägt, alle Tage verjüngern ſollten; und wenn wir ja endlich ſo alt werden, daß wir es nicht mehr leugnen können, in einem alten Leibe dennoch eine junge Seele zu behalten. Einer meiner Bekannten hat mir neulich von einem ſolchen alten jungen Herrn aus dem Alterthume geſagt, welcher Anakreon geheißen, und Verſe gemacht haben ſoll, die er mir ſo überſetzte.

Luſtig ſcherzen ſchmückt die Alten;
Tanzen ſteht der Jugend ſchön.
Sich im Reyhen friſch zu halten,
Muß auch Greiſen lieblich ſtehn.
Denn ſo altert nur das Haar,
Und der Geiſt bleibt, wie er war.

Es iſt alſo gewiß, daß ich Zeitlebens ein junger Herr bleiben werde, und wenn ich auch mit noch ſo krummen Rücken mein Alter tragen müßte. Es iſt wahr, ein alter junger Herr kömmt mir ſelber, als ein ſehr lächerliches Geſchöpfe vor. Aber man bleibt nicht allezeit auf einerley Meynung. Vielleicht werde ich mich alsdann wegen meiner Erfahrung, die ich bey der Wiſſenſchaft, artig zu ſeyn, erlangt habe, noch weit höher ſchätzen, als itzo, woferne ich noch etwas zu meiner Hochachtung gegen mich ſelber hinzuſetzen kann. Ich werde mich mit Vergnügen meiner itzigen Siege erinnern, ſie öfters erzählen und andern zum Exempel vorſtellen. Denn eben ſo ſehe ich, daß es diejenigen Frauenzimmer machen, welche vor Zeiten eben ſo beſchaffen geweſen ſind, als ein Theil meiner guten Freundinnen iſt. Sie lehren nunmehr andre, wie ſie auf eine angenehme und reizende Art jung ſeyn ſollen, wenn ſie ſelber aufgehört haben, jung zu ſeyn, und ſie thun denſelben allen Vorſchub, ihrer Jugend zu genießen. Ich vergleiche mich und ſie öfters darinnen mit den alten Veſtalinnen, ob wir gleich ſonſten wenig Aehnlichkeit mit denſelben haben. Jene dienten erſtlich ſelbſt ihrer Göttinn; und wenn ſie aufgehört hatten, dieſes zu thun: So unterrichteten ſie andre in dieſer Wiſſenſchaft. Wir aber dienen uns ſelber mit unſrer Schönheit und unſern Reizungen, ſo lange wir können; und wenn wir aufhören müſſen, ſo unterrichten wir andre in der Kunſt, ihren Reizungen zu dienen, und ſich derſelben zu gebrauchen.

Ich glaube alſo, daß ich den Leuten nunmehr meine guten Eigenſchaften deutlich genug beſchrieben habe, weil ich ihnen geſagt habe, daß ich jung bin, und weil ich dabey gewieſen, wie viel gute Eigenſchaften dieſes in ſich ſchließt.

Es könnte nun jemand auf den wunderlichen Einfall gerathen, zu fragen, ob ich auch Verſtand hätte. Ob es gleich wenig Leute geben wird, die darnach fragen: So muß ich doch auch dieſen wenigen mit Behutſamkeit antworten. Es giebt zweyerley Verſtand. Der eine Begriff davon befindet ſich gemeiniglich in dem Gehirne der Frauenzimmer. Und wenn man nach dieſem Begriffe den Verſtand als eine Perſon vorſtellen ſollte, ſo würde er ausſehen, wie ein ordentlicher wohlgekleideter Herr. Der andre Begriff davon iſt in dem Gehirne ernſthafter und verdrüßlicher Leute, und dieſer ſieht aus, wie ein alter aber doch lebhafter Mann, mit einem ziemlichen Barte, und in der Hand mit einem Fernglaſe. Wenn die Frage von dieſem letztern Verſtande iſt: So verdienen diejenigen, die mich fragen, nicht einmal Antwort; denn was wollte ich mit einem ſo froſtigen Manne in meinem Kopfe machen? Wenn aber die Frage von dem erſtern iſt: So habe ich ſchon darauf geantwortet, indem ich geſagt habe, daß ich jung bin. Denn dieſer Begriff zeiget auch ſchon, daß ich mich ordentlich und wohl kleide. Sonſt würde ich keine junge, ſondern vielmehr eine alte Perſon vorſtellen. Und ich getraue mich, in dieſem Begriffe zu ſagen, daß ich der Verſtand ſelber bin.

Ich komme nunmehr auf meinen Umgang; weil ich immer gehört habe, daß dieſer, einen großen Theil von der Gemüthsbeſchaffenheit der Menſchen zu entdecken, geſchickt wäre. Aber ich behalte mir vor, davon weitläuftiger zu reden. Die Bilder aller meiner Freundinnen leiden keinen ſo engen Raum. Freunde habe ich auch ſehr viel. Ob ich gleich nicht Zeit gehabt, mit Mannsperſonen mich in vielen Umgang einzulaſſen: So erhalte ich dennoch bey dem Umgange mit Frauenzimmer immer neue Freunde unter den Mannsperſonen, die ich daſelbſt ungefähr antreffe. Und auch von dieſen behalte ich mir vor, etwas zu ſagen. Kurz an ſtatt daß die Leute mich nach meinem Umgange ſchätzen wollen; ſo würde es beſſer und vortheilhafter für mich, und meine Freundinnen und Freunde ſeyn, wenn die Leute meinen Umgang nach mir ſchätzten.

Ich pflege ſonſt nicht die Gemüthsbeſchaffenheit einer Perſon zu beſchreiben, ohne an ihre Fehler zu denken. In der That finde ich bey allen Leuten, die ich noch unterſucht habe, faſt von nichts als von Fehlern zu reden; und ich nehme es für eine Probe meiner Scharfſichtigkeit an, daß ich Fehler ſehe, wo andre Leute keine ſehen. Von mir ſelber aber muß ich es aufrichtig ſagen, daß ich keine Fehler habe. Mein alter verdrüßlicher Vetter, und die Naſenweiſeſten unter meinen Schönen mögen ſagen, was ſie wollen: So weis ich, daß alles, was ſie an mir ausſetzen, zur Vollkommenheit eines jungen Herrn gehöret. Der Auftritt in dem verheiratheten Philoſophen hat mir in der Comödie ungemein gefallen, wo Celiante ihre Prüfung anſtellt, und ſich, ungeachtet aller Vorwürfe des Damons, vollkommen, und ohne Fehler befindet. Er ſchicket ſich recht wohl auf mich, und noch beſſer als auf die Celiante ſelber. Ich habe ihm, meinem eigenſinnigen Vetter zum Trutz, als er mir eine rechte Strafpredigt gehalten, ſo nachgeahmet.

So? ſo bin ich ein Narr und ein verliebter Affe?
Der Abriß iſt ſo ſchön, daß ich mich drein vergaffe.
Ein Narr? das könnte ſeyn. Was thun die Mägdchen nicht?
Sie machen, daß man läuft, und tolle Dinge ſpricht.
Doch gut. Sie ſind gemacht, die Leute zu verführen:
So bin ich wohl kein Narr, wenn ſie mich auch mit rühren.
Ich ſoll ein Affe ſeyn? Laß doch genauer ſehn;
Der Vorwurf iſt mir wohl nicht ohne Grund geſchehn.
Geſetzt, ich ziere mich: Wer hat was drein zu ſprechen?
Ich will die Mägdchen gern recht in die Augen ſtechen.
Ein junger Herr nimmt ſtets was ſonderbares an.
Hat ers nicht von Natur: ſo wird es nachgethan.
Man ſagt, daß ich ſo gern ſtets was zu tadeln finde.
Zu ſagen, was man denkt, iſt keine große Sünde.
Ich hab auch Recht dazu. Die Leute brüſten ſich,
Und ſind doch nicht ſo klug, und ſo geputzt, als ich.
Man ſagt, ich bin zu ſtolz. Wer darf darüber ſchreyen.
Ich kenne meinen Werth, ſo muß ich mich wohl freuen;
Man ſagt, ich klatſche gern. Zur Noth geſteh ichs noch.
Denn ich bin auch kein Klotz, und reden muß ich doch.
Man heißt mich flatterhaft. Das macht, ich habe Feuer,
Und nichts iſt ſo verhaßt, als immer eine Leyer.
Herr Vetter, ſehn ſie nun. Bedenk ichs lang und breit:
So bin ich ohne Fehl, und ſie ſind nicht geſcheut.

* * *

* *

Aufmunterung, die Margaris zu beſingen.

O ihr Dichter ſchöner Lieder!
Die ihr itzo hin und wieder,
An der Pleiß und Mulde ſitzt,
Und durch Fleiß ergötzt und nützt;
Deren Flöte, wenn ſie klinget,
Auch zu unſern Ohren dringet,
Unſre Herzen mit entführt;
Ja, faſt unſre Felſen rührt.

Fahret fort, geübte Meiſter,
Zeigt die Hoheit eurer Geiſter:
Und erweckt, durch Phöbus Kraft,
Zärtlichkeit und Leidenſchaft.
Drückt das Sanfte reiner Triebe,
Drückt das Süße bey der Liebe
Reizend, ſchön und lebhaft aus;
Setzt die Unſchuld nur voraus.

Malet uns den Scherz der Jugend;
Malet uns das Bild der Tugend;
Kleidet es in Fabeln ein:
Alles kann uns nützlich ſeyn.
Lobt Calliſtens Seltenheiten,
Laßt ſie mit der Doris ſtreiten:
Solche Kinder ſind es werth,
Daß man ihren Ruhm erklärt.

An dem Schäfer in den Feldern,
An der Schäferinn in Wäldern,
Lehret uns, daß Lieb und Treu
Mehr, als Gold und Schätze, ſey.
Hier, wo man in ärmſten Hütten,
Bey der Unſchuld reiner Sitten,
Doch auch zärtlich küßt und liebt;
Weil man Herz um Herzen giebt.

Seyd ihr aber ſo vermögend:
Ey! ſo kommt in unſre Gegend,
Die, an Anmuth reich und voll,
Euch noch wohl gefallen ſoll.
Ehrt, durch eure kluge Schriften,
Unſre Felder, unſre Triften:
Preiſt der Schäfer treuen Sinn:
Preiſt auch jede Schäferinn.

Glaubt, es fehlt uns nicht an Schönen,
Die Verdienſt und Vorzug krönen;
Nur uns fehlt ein würdig Lied,
Das den Schönen ähnlich ſieht.
Sucht die Heerden, folgt den Spuren:
Seht euch um in unſern Fluren:
Es gefällt euch ganz gewiß
Unſre holde Margaris.

Seht ſie nur beym grünen Meyhen,
Seht ſie bey dem Tanz im Reyhen,
Und bey jedem Schäferfeſt;
Seht, wie wohl ihr alles läßt!

Bey der Heerde, auf der Weide,
Ohne Putz, im ſchlechtſten Kleide,
Bleibt ſie doch der Triften Zier;
O, erhebt den Werth von ihr.

Macht durch Kunſt ein Meiſterſtücke.
Wählt die Augen, merkt die Blicke;
Augen voller Freundlichkeit!
Die kein frecher Zug entweiht:
Die, durch ſanftes Drehn und Rühren,
So viel Liebreiz mit ſich führen,
Daß, eh man die Flucht gewinnt,
Blick und Sieg beyſammen ſind.

Ja, die Kräfte recht zu ſparen,
Laßt den Bau der Glieder fahren,
Der doch ſchön und prächtig heißt;
Nur erhebet ihren Geiſt:
Ihren Wandel ohne Tadel,
Ihrer Tugend Preis und Adel:
Einſicht, Klugheit und Verſtand;
Stoff genug für Kiel und Hand!

Stimmt die allerreinſten Saiten;
Denn die Wahrheit will euch leiten:
Alsdann ſaget, was ihr wollt:
Gnug, ihr ſagt nicht, was ihr ſollt.
Kurz, es braucht kein künſtlich Schmeicheln,
Margaris verträgt kein Heucheln.
Schön und klug und artig ſeyn,
Schließt ihr ganzes Weſen ein.

⁂

* *

Erzählung eines Traums.

Werther Freund,

Geſtern hatte ich einen Traum, deſſen Auslegung mir, der vielen Traumbücher ungeachtet, große Mühe machet. Ich habe alles gethan, was man in ſolchen Fällen thun kann. Ich habe ſo gar das Punctiren zu Hülfe genommen; aber umſonſt! Ich ſehe mich in einer unauflöslichen Ungewißheit, und zittre ſo wohl, wenn der Traum etwas bedeuten ſollte, als wenn er nichts hinter ſich hätte, weil er von einem Frauenzimmer handelt.

O, werden ſie ſagen, die Träume von Frauenzimmern ſind jungen Leuten immer ganz natürlich. Sie denken gemeiniglich den Tag 14 und 16 Stunden lang, nachdem er ab- oder zunimmt, an ihre Gratien; und die meiſten bilden ſich ein, ein junger Studente müßte auch ein Schäfer ſeyn; ja ich fürchte, es wird unter den kleinen Herren bald eine Schäferinnung Mode werden. Träumet doch mancher Alexis bey Tage von ſeiner Schöne; warum ſollten ſie es nicht bey der Nacht thun? Nur nicht ſo ſpöttiſch, mein lieber Freund! Sie müſſen wiſſen, daß ich gar nicht in dem Zeichen der Jungfer gebohren, nie die verliebte Sphäre durchgegangen, oder deutſcher zu reden, nie verliebt, und folglich weder glücklich noch unglücklich bey dem Frauenzimmer geweſen bin. Ueber ſolche Kleinigkeiten bin ich längſt hinweg. So

machen

machen ſie denn nur fort, höre ich ſie ſagen, und erzählen ſie ihr Geſichte; ſonſt möchte der Eingang zu ihrem Traume länger, als der Traum ſelbſt, werden. Nur einige Minuten Geduld, werther Freund. Ich bediene mich einer kleinen Liſt, die ich von großen Männern gelernet habe. Ich laſſe ſie erſt begierig werden, ehe ich zur Sache komme, und wollte ſie wenigſtens durch meine Umſchweiſe in Verwunderung ſetzen, wenn es etwan der Traum ſelbſt nicht vermögen wäre. Bekommen ſie nicht einen deſto heftigern Appetit zum Caffeetrinken, wenn der Geruch von den gebrannten Bohnen ſie zuvor eingenommen hat? Und ſollten ſie nicht deſto mehr Sehnſucht fühlen, einen Traum anzuhören, von dem ich ihnen ſchon den kleinen Vorſchmack gegeben habe, daß er von einem Frauenzimmer handeln wird. Bald, liebſter Freund, wird mir angſt werden. Die Luſt zum Traume iſt mir wieder vergangen. Und es ſcheint, daß ich nicht den Eingang des Traums wegen; ſondern den Traum wegen des Eingangs erdichtet und mir eingebildet habe, daß mir bey dem Exordio ſchon auch eine Propoſition einfallen würde. Ich dächte, weil die Zeit verfloſſen iſt, wir ließen es mit dem Traume ſeyn, bis einandermal; oder wollen ſie ja einen hören: So leſen ſie folgendes.

Ich gieng Donnerſtags in der Zahlwoche ruhig zu Bette. Weder die Wechſel noch ſonſt eine gewaltige Regung hatten mich den Tag über beunruhiget. Ich hatte den ganzen Tag ſtudiert, und las Abends in Zedlers Chronike, die mir den Schlaf ungemein beförderte. Ich gieng, ſage ich, ich ſchlief ein, und mir träumte, ich wäre an einem unbekannten Orte. Hier erſchien mir eine wohlgewachſene Dame. Sie war nicht mehr jung. Allein, ihre Jahre hatten wider die Gewohnheit bey dieſem Frauenzimmer die Schönheiten eher vermehrt, als verringert. Ueber ihr ſchwebte ein Adler, und ſie ſelbſt gieng in Trauerkleidern. Indem ich ſie nun recht betrachten wollte: So greift ſich meine Seele zu heftig an, und ich wache auf; allein ich ſchlafe auch wieder ein. Hier erſchien mir eben die vorige Dame mit ausgeſtreckten Armen, und zwar näher, als vorhin. Wie erſtaunte ich, da ich ſie vom Kopfe bis auf den Fuß betrachten wollte. An der ordentlichen Stelle, wo das Haupt ſtehen ſollte, ſah ich keines, wohl aber dabey zur Rechten eines, und zur Linken auch eines, oder gar zwey. Doch auch dieſes ſchien ſie ſo wenig zu verſtellen, daß es ihr vielmehr in ihrem itzigen Zuſtande ganz natürlich und vortheilhaft ließ. Ich betrachtete ſie weiter. Die Bruſt, ſo erhaben und voll ſie mir vorkam, war bedeckt, und ich konnte nichts durch das leichte Gewand wahrnehmen, als daß ein bedrängtes Herz in dieſem Buſen ſchlug. Meine Augen geriethen nunmehr auf ihre weißen Hände, die ich nie ſchöner geſehen hatte. Sie waren ſo voll und rund, daß zwiſchen den Gelenken rechte kleine weiße Hübelchen hervortraten, die man nicht anſehen konnte, ohne ſie küſſen zu wollen. Allein, wie erſchrack ich, da ich nur 9 Finger gewahr wurde. An der linken Hand fehlte der kleine, und man ſah, daß ſie ihn durch einen Unfall mußte verlohren haben, der noch nicht ein halbes Jahrhundert alt ſeyn konnte. Ich kann nicht leugnen, daß mir die kleinen Hände, bey Wahrnehmung dieſes Fehlers, nicht mehr ſo liebenswürdig vorkamen, als erſt, und ich gerieth im Schlafe gar auf die Gedanken, daß ihr ein Liebhaber entweder aus allzugroßer Eiferſucht oder Zärtlichkeit den artigen Finger, entweder müßte abgebiſſen, oder abgeküßt haben. Ich wunderte mich indeſſen, daß die Dame nicht beſſer auf ihre zehn Finger Achtung gegeben. Nicht genug! Ich ſehe noch weit mehr, als ich vorhin nicht geſehen. Jzt ſchließen ſich dieſe Finger in einander. Welch Ringen ſehe ich da. Einige von der rechten Hand wollten die von der Linken überwältigen, und einige von der Linken, ſuchten die von der Rechten zu bezwingen. Einige ſchienen gar gelähmt zu ſeyn, und nichts darbey zu thun. An dem Goldfinger zur Rechten fehlten, glaube ich, ſchon zwey Glieder, die in dieſem Kampfe verlohren gegangen waren. An dem zur Linken mangelte der Nagel, und hier lief das Blut aus den verletzten Adern, auf viele herumſtehende Lilien, die ſich recht dahin gepflanzt zu haben ſchienen, um von dem Blute der Dame zu wachſen. Welch Unglück! Madame, ſchrie ich im Schlafe, daß ihre Finger nicht mit ſich ſelber eins ſind! O machen ſie doch Friede, und laſſen ſie ihr edles Blut nicht ſo auf die Lilien fließen. Der Geruch von dieſen Blumen iſt zwar ſüße; aber der Kopf wird ihnen wehe thun, wenn ſie ſie ſo nahe um ſich laſſen. Sollte es denn nicht angehen, daß ihr Adler dieſe Blumen zertreten könnte. Dieſes alles mag ich wohl mehr gedacht und gelallt, als ordentlich ausgeſprochen haben. Wenigſtens will mein guter Freund, der die Meſſe über bey mir ſchläft, nichts davon gehört haben. Genug, ich erwache, entweder von dem eingebildeten Schreyen, oder weil ich kein Blut ſehen kann, und ſiehe, ich war allerdings auf deutſchem Boden, in einem von den neun Kreiſen. ꝛc.

* *

Die Lerche.

Eine Fabel.

Bey manches Morgens hellem Schimmer,
Sang Damons Lerche froh bemüht,
Mit Schmettern durch das ganze Zimmer,
Dem lieben Wirth ein Morgenlied;
Und ruhte nicht, bis daß ihr Klang
Das ganze Haus erfüllt durchdrang.

Einſt lehnt ihr Damon zum Vergnügen
Das Thürchen nicht beym Füttern an,
So, daß ſie aus dem Bauer fliegen,
Und in der Stube flattern kann.
Sie fliegt, und ſang ſie vormals ſehr,
So ſingt ſie itzt noch dreymal mehr.

Auch Vögeln iſt die Freyheit lieber,
Als Kerker, welche Gold umzieht.
Sie ſitzt, ſo, daß ſie gegenüber
In Damons großen Spiegel ſieht.
Sie ſieht ſich ſelbſt, und meynt dabey,
Daß dieſes Bild die Schweſter ſey.

Sie ſtutzt, und regt die kleinen Schwingen,
Bald will ſie fort, bald bleibt ſie hier.
Dann fängt ſie ſchmetternd an zu ſingen,
Drauf öffnet Damon bald die Thür.
Da dringt der Schall im Augenblick
Aus dem gewölbten Saal zurück.

Sie läßt ſich zwo Minuten ſtören;
Die Ehrſucht martert ihren Geiſt.
Sie meynt die Schweſter ſelbſt zu hören,
Die ihr der falſche Spiegel weiſt.
Drauf läßt ſie ſich mit ſich allein,
Betrogen, in den Wettſtreit ein.

Sie ſingt aus ehrſuchtsvollem Grimme,
Sie zieht, ſie trillert, mengt und paart
Der hellen Kehle ſtarke Stimme,
Auf hundert und auf tauſend Art.
Umſonſt iſt ihre ganze Müh;
Stets ſingt das Echo ſo, wie ſie.

Noch läßt ſie ſich nicht kraftlos finden;
Sie ſingt und will zu ihrer Pein
Eh ſterben, als nicht überwinden,
Eh ſiegen, als am Leben ſeyn.
Sie ſingt; allein zu ihrer Schmach,
Das Echo wacht, und thut es nach.

Drauf ſchießt ſie, bey dem letzten Zuge,
Die ſo bethörte Sängerinn,
Mit aufgebrachtem ſchnellen Fluge
Nach der verhaßten Freundinn hin.
Und ſtößt ſich in der Raſerey
Am Spiegel, Kopf und Hirn entzwey.

Hier trägt ſie Damon aus der Stube:
O! ſpricht er, da er nachgedacht,
O kämen die in eine Grube,
Die Ehr und Schatten umgebracht:
So würdeſt du wohl manchem Held,
Und manchem Weiſen beygeſellt.

C. F. Gellert.

* *

Scherzſchreiben,

von der Treue und Beſtändigkeit.

Madame,

Warum geben ſie ſich doch in allen Briefen einen andern Namen? Es iſt eine unvergleichliche Erfindung, mich zu einem rechten Märtyrer unter dem Frauenzimmer zu machen. Was mir Alzire verſpricht, das darf Cleopatra eben nicht halten: Wodurch mich Cleopatra beleidiget, das hat Livia eben nicht zu verantworten: Und was ſich Livia zum Neuenjahre wünſchet, das kann noch allemal Sylvette, Chloris, Phyllis und Calliſte in die ſiebente Bitte ſetzen. Unfehlbar wollen ſie mir durch dieſe Masken die Beſtändigkeit ihres Herzens zu erkennen geben. Wahrhaftig, es iſt überflüßig, Madame. Ich weis es ſchon: Ein beſtändig Frauenzimmer läßt ſich auch in der beſten Welt nicht denken. Dieſe Wahrheit iſt ſo allgemein, daß derjenige, der ſich in den Sinn kommen ließe, etliche Wochen daran zu zweifeln, ganz gewiß dero ganzes Geſchlecht beleidigen würde. Und ich ſehe, im Grunde hierbey nichts unrechtes. Es iſt in der That etwas unhöfliches, wenn man eine Seele beſtändig zu einerley Neigungen zwingen will. Dieſe ſklaviſche Art zu leben, hat etwas pedantiſches in ſich, wobey artige Leute, die zum wenigſten ſo galant, als ich, ſind, die Finger vor das Geſichte halten. Ich weis faſt nicht, wie ich die Leute nennen ſoll, die ſo viel Weſens von der Treue machen? Sie ſind unfehlbar mondſüchtig, oder haben es in der Punctirkunſt ſo weit gebracht, daß ſie ſich vor den erſchrecklichſten Geiſtern nicht mehr fürchten. Denn wenn ich etliche närriſche oder verliebte Poeten unter den Tiſch ſchmeiße, und die Treue mit philoſophiſchen Augen betrachte, ſo iſt ſie nichts anders, als ein uraltes Geſpenſt, welches die größten Annehmlichkeiten in der Liebe und Freundſchaft verſchlingt, ſtets mit alten und roſtigen Hemketten turnirt, und freye und edle Gemüther recht bey den Haaren hält, den zärtlichſten und feurigſten Hunger nur von einem Gerüchte zu ſtillen, wenn gleich zehn volle Schüſſeln darneben ſtehen. Wollte Gott! Madame, unſer Geſchlecht hätte es ſo weit, als das ihrige gebracht! Es iſt, leider! an dem, daß noch ein ziemlicher Theil von uns, unter dieſen altväteriſchen Feſſeln jammert. Sie ſind weit über uns weg. Sie haben ſich mit einem triumphirenden Muthe losgeriſſen. Ihr Adel pflanzet ſich immer weiter fort. Schon ſeit etlichen Jahrhunderten, weis die Hiſtorie von allen Ländern kein Beyſpiel unter den

Schö=

Schönen von dieſer männlichen Schwachheit. Penelope iſt längſt vermodert. Und wenn ich meine Meynung ſagen ſoll, Madame, ſo war Penelope bey weitem nicht ſo einfältig, als ſie von ihren undankbaren Enkeln beſchrieben wird. Ich werde ihnen nicht viel neues von dieſer Mama unſers redlichen Telemachs erzählen. Sie wiſſen ſchon, daß ſie Königinn in Ithaka war; daß Ulyſſes, ihr Gemahl, mit andern griechiſchen Königen, die wollüſtigen Trojaner belagerte; daß dieſe ſchreckliche Belagerung zehn Jahre dauerte; daß Ulyſſes, auch nach der Uebergabe der Stadt, indem er die Venus beleidiget, weil er ihr Bologneſer Hündchen nicht hatte küſſen wollen, auf allen Meeren und Inſeln herum geſchmiſſen wurde; daß binnen dieſer Zeit ganze Legionen von jungen Griechen um die artige Penelope herum ſchwärmten; daß ſie dieſe Schöne nöthigen wollten, einen aus ihren Mitteln zum Manne zu wählen, und daß dieſe Penelope alle ihre Buhler auf einen glücklichen Entſchluß vertröſtete, wenn ſie eine gewiſſe weiße Mütze, die ſie für den Ulyſſes nehte, und deren Blumen ſie allezeit wieder auftrennte, würde zu Stande gebracht haben. Dieſes alles, ſage ich, iſt ihnen, Madame, ſehr wohl bekannt. Allein, ich zweifle, ob ſie wiſſen, was die Nachwelt daher für Gelegenheit genommen hat, allerhand Läſterungen wider die Penelope auszuſtoßen? Man iſt nicht roth geworden, ſie einer ſtählernen Treue und diamantnen Beſtändigkeit zu beſchuldigen. Man hat ganz und gar vergeſſen, daß ſie ein Frauenzimmer geweſen iſt. Sie, Madame, werden unfehlbar ſo großmüthig ſeyn, mit mir über dieſe Läſtermäuler mehr zu lachen, als zu zürnen. Penelope war nichts weniger, als beſtändig. Ulyſſes würde aufgehört haben, der weiſeſte unter den Griechen zu heißen, wenn er dieſes von ihr vermuthet hätte. Es war ihr weit angenehmer, auf jeden Tag des Monats einen Liebhaber, als ganze Jahre durch einen Mann, zu haben. Warum ſollte ſie einen wählen, da ſich ſo viele nach ihr ſehnten? Der eine hatte ſchwarze, der andre blaue, der dritte ein ſchwarzes und ein blaues Auge. Der eine ſchrieb einen geiſtigen Brief; der andre machte die feurigſte Ode; der dritte das künſtlichſte Sonnett: der vierte zauberte mit der Laute; der fünfte ſaß gut zu Pferde; der ſechſte verſtund unter andern Sprachen, die Augenſprache; der ſiebente tanzte ſehr reizend; der achte punctirte; der neunte knüpfte die niedlichſten Knötchen; und der zehnte konnte dieſes alles zuſammen, weil er reich war. Alſo iſt Penelope doch getreu geweſen, werden ſie ſprechen, weil ſie dieſen zehnten, in Abweſenheit des Ulyſſes, nicht gewählt hat. Uebereilen ſie ſich nicht, Madame. Nicht die Beſtändigkeit, nicht dieſe Schwachheit hielt Penelopen ab, dem zehnten die Hand zu geben, ſondern ein edler Ehrgeiz. Sie war eine Königinn. Sie regierte unumſchränkt. Allein ſie hätte ihren Zepter theilen müſſen, ſo bald ſie einen andern Trauring angenommen hätte. Sie behielt alſo viele Liebhaber mit gutem Willen, da ſie ohnedem gern Cinquille ſpielte, und in Geſellſchaft Coffee trank. Sie errathen ſchon, Madame, warum ich dieſes alles angeführt habe? Erſtlich vertheidige ich die Ehre der gekränkten Penelope, als ein allgemeiner Verfechter des allerliebſten Frauenzimmers, und endlich ziehe ich auch daraus den glücklichſten Schluß, daß nämlich ſelbſt die gütige Natur dero Geſchlecht zu der Thorheit, welche knechtiſche Gemüther Beſtändigkeit nennen, und mit welcher wir Männer noch ſtreiten müſſen, ganz untüchtig gemacht hat. Es hat das Anſehen, als ob aus dieſer Betrachtung der Ruhm, den man den ſchönen Waaren beyleget, mehr den Sternen, als den artigen Creaturen gehörte. Allein da nicht der geringſte Zweifel iſt, daß ſie auch außer der Hülfe der Natur zu dieſer edlen Stärke im Willen gelangen würden: So müßte derjenige noch nicht ſeine Studien geendiget haben, der nicht einſehen könnte, daß ſie allezeit der größten Bewunderung würdig blieben. Der Bogen iſt voll, Madame. Sie ſehen, wie leicht es mir wird, etwas zum Ruhme des Frauenzimmers aufzuſetzen. Ich beantworte das übrige, von dero wertheſten Zuſchrift, zu andrer Zeit, und bin ꝛc.

* *

Probierſtein der Freundſchaft.

Willſt du ohn Heucheley und Selbſtbetrug erkeñen,
Ob deine Liebe rein und rechter Art zu nennen,
So gib nur in dir ſelbſt auf dieſe Zeichen Acht:
Wenn deines Freundes Blick dich froh und ruhig macht;
Wenn du in Freud und Leid am erſten zu ihm eileſt;
Dein Glück und ſeine Noth gleich willig mit ihm theileſt,
Weil ſein Verhängniß dich mehr, als dein eignes, rührt;
Wenn dich ſein bloßer Wink ohn allen Zwang regiert;

Wenn du es leiden kannſt, daß er dir Fehler zeiget,
Und vor der Welt dein Mund die ſeinen gern verſchweiget;
Wenn dirs zu wenig dünkt, was dieſer Reim begehrt:
So halte dich für Freund und deines Freundes wehrt.

H. A. l. F.

* *

Sendſchreiben über ein verlangtes Wiegenlied.

Mein Herr,

Sie haben von einem meiner Bekannten ein Wiegenlied für ihren kleinen Philoſophen verlangt. Wie Sie die Arbeitſamkeit dieſes gemeinſchaftlichen Freundes ſo gut kennen, als ich: So zweifle ich nicht daran, Sie werden Ihr Knäbchen durch andere Mittel einzuſchläfern ſuchen, als durch ſeine hiezu verfertigten Verſe. Denn wenn das arme Kind darauf warten ſoll: So weis ich gewiß, es wird noch lange wachen müſſen. Doch wofern ein Wiegenlied ihm ja ſo nöthig thun ſollte, ſo beurtheilen Sie hier meine Gedanken. Ich würde Ihnen dieſelben mündlich entdecken, wenn nicht die Erwartung eines Beſuchs mich, ſowohl auszugehen, als an was Ernſthaftes zu denken, verhinderte. Ehe ich alſo gar nichts mache, thue ich beſſer, daß ich dieſe Betrachtungen an Sie aufſetze.

Ein Wiegenlied iſt ein Geſang, der da dienet, ein kleines Kind einzuſchläfern. So philoſophiſch fängt meine Ausführung von den Erklärungen an. Doch hoffen Sie deswegen keine gründliche Abhandlung. Denn da ich noch keine §. §. abgetheilt habe, ſo ſehen Sie wohl, daß ich nicht werde die vorhergehenden §. §. in den folgenden anführen können, und dieſes ſoll doch das eigentliche Kennzeichen der demonſtrativen Lehrart ſeyn. Betrachten Sie aber mit mir die angeführte Eigenſchaft eines Wiegenliedes: So fallen ihnen gleich zwo wichtige Wahrheiten davon in die Augen; die erſte: **Ein Wiegenlied muß ſanfte und lieblichfließende Verſe haben.** Die rauhen Dichter, welche jederzeit die Ohren großer Kunſtrichter ſo gequälet haben, dienen nicht, ein kleines Kind einzuſchläfern. Nimmermehr werden ſie die Geſchicklichkeit beſitzen, ein Wiegenlied zu machen. Die andere Wahrheit heißt: **Bey einem Wiegenliede kömmt auf die Gedanken nichts an.** Die Perſon, die es ſingt, iſt ſo wenig im Stande, von den Gedanken zu urtheilen, als die, für welche es geſungen wird. Beyde wollen nur einen Klang haben.

Wenn ſie dieſe beyden Sätze überlegen, mein Herr: So werden Sie ſich vielleicht ſelbſt wundern, warum Sie ein neu Wiegenlied zu verfertigen verlangt haben. Man ſieht es wohl, daß Sie mit den Schönheiten unſerer deutſchen Dichter ganz unbekannt ſind. Ueberall würden Sie ſonſt bey Ihnen Wiegenlieder finden. Wählen Sie doch nur von unſern Modenliedern eins, welches Sie wollen.

Ein Lied, das, wie man ſpricht, der Sprache Glanz erhöht,
Darinnen jedes Wort an ſeinem Platze ſteht,
Kein e vergeſſen iſt, und keins zuviel geſetzet,
Kein fremdes Mittelwort der Deutſchen Ohr verletzet.
Kurz, daß man deutlich, rein und regelmäßig nennt,
Weil nur des Reimes Klang es von der Proſe trennt.

Seitdem der unſterbliche Chriſtian Weiſe unſere Dichter die güldene Regel gelehrt, daß man in der Poeſie keinen Ausdruck und keinen Gedanken wagen dürfe, der nicht auch in der matteſten Proſe ſtatt findet; ſeitdem haben die meiſten unſerer Poeſien die zwo vorhin bemerkten Eigenſchaften der Wiegenlieder.

Aber, werden Sie mir einwenden, die deutſchen Dichter haben doch ihre Verſe nicht in der Abſicht gemacht, daß ſolche ſollen zu Wiegenliedern gebraucht werden. Als wenn die Poeten allezeit ihre Abſichten erhalten müßten? Glauben Sie denn, daß **Unſelbſt** deßwegen immer ein Stück nach dem andern überſetzt, damit ſein Verleger ſtets neues Maculatur herauszugeben habe? oder daß **Reptilis** in der Abſicht ſeine Gedichte zuſammendrucken läßt, daß ſich die Zeitungsſchreiber darüber luſtig machen ſollen?

Und endlich, was iſt es denn für ein Unglück, wenn die Verſe eines Poeten zu Wiegenliedern gebraucht werden? Lernet ſie doch noch bey dieſer Gelegenheit eine Perſon auswendig, und eine andere höret ſie mehr als einmal abſingen. Aber wie ſelten wiederfähret dieſe Ehre einem Gedichte, daß man es mehr, als einmal, anhöret oder lieſt? Was das auswendig Lernen von den Liedern unſerer Poeten anbetrifft, ſo will ich Ihnen davon eine beſondere Erfahrung erzählen. Ich hatte einſtens Luſt, eine Parodie zu machen, und ſuchte alſo ein Gedichte zu meinem Muſter, das viel Leute ganz oder doch größtentheils auswendig konnten. Denn das iſt bekannt, daß nur dergleichen ſich zum parodiren ſchicken. Doch ich mußte meinen Vorſatz bald ändern. Denn die größten Meiſterſtücke der Dichter waren den Leuten ſo unbekannt, daß man auch die Titel derſelben für Namen von, ich weis nicht was für Schriften, hielt.

Man ruft mich, den Beſuch zu bewillkommen, den wir erwartet hatten. Ich muß alſo für dießmahl meinen Brief ſchließen.

Nachſatz.

Ich habe ſehr wohl gethan, daß ich geſtern meinen Brief nicht zugemacht habe; denn ſo kann ich ihnen zur Erläuterung deſſen, was ich ihnen darinnen geſagt habe, eine Ode herſchreiben, in der ich noch heute früh im Bette eine Begebenheit beſchrieben, die mir nur dieſe Nacht begegnet iſt.

Neuerfundenes ſchlafmachendes Mittel.

Ich nahm, bey ſpäter Abendſtunde,
Den Abſchiedskuß von Iris Munde,
Den ſcherzhaft Weigern reizend gab:
Der Sonnenſtral fiel auf die Seen,
Wo Vernons Flaggen ſiegreich *) wehen,
Vom Mittagszirkel gleich herab.

---

*) Voto magis, quam euentu. Mehr im Hoffen, als in der That, ſagen die Rechtsgelehrten an einem Orte, der mir nicht gleich beyfällt.

Ihr Bild, das meinen Geiſt ergötzte,
Das mein Geblüt in Wallen ſetzte,
Verſtattete mir keine Ruh.
Man ſah bereits in unſern Gränzen
Die Morgenröthe wieder glänzen;
Noch ſchloß ich nicht die Augen zu.

Der unruhvollen Ruhe müde,
Kürzt ich die Zeit mit Strephons Liede,
Das er auf Daphnis Hochzeit ſang.
Noch dacht ich an die erſten Zeilen;
Der Schlummer kam mit mattem Eilen;
Ich ſchlief, und ſag es Strephon Dank.

Sie ſehen alſo wohl, mein Herr, daß mich der Anfang des Hochzeitgedichtes eingeſchläfert hat, der gar nicht dazu gemacht war, wie etwa das Ende zu ſeyn pflegt, da man dem Hochzeitpaare eine angenehme Nacht wünſchet, oder den Amouretten befiehlt, ſie einzuwiegen.

Wenn Ihr Aſcan etwas älter wird, ſo laſſen ſie ihm nur aus dem November der Beluſtigungen die Geſchichte von Honigſüßen Lippen erzählen; ich bin verſichert, ſie werden ſonſt nirgends ein Mährchen antreffen, das ſo voller Moral und voll guten Geſchmacks iſt.

* * *

Ein Paar anakreontiſche Oden.

In den rauhen Abendſtunden,
Als der Winter kaum verſchwunden,
Trug die Neugier meinen Fuß
An der Saale ſchnellen Fluß.

Auf den überſchwemmten Fluren
Sucht ich ſchon des Frühlings Spuren;
Doch ihr traurig Angeſicht
Zeigte mir den Frühling nicht.

In der Bäume todten Aeſten
Murmelte kein Wind aus Weſten;
Keiner Vögel ſüßer Mund
That der Erde Jugend kund.

Unmuthsvoll ging ich zurücke,
Als ein günſtiges Geſchicke
Mich nicht unbefriedigt ließ,
Und dafür die Chloris wies.

Wohl! wenn ich, ihr Abendſtunden,
Gleich den Frühling nicht gefunden:
So bin ich euch doch geneigt,
Wenn ihr mir nur Chloris zeigt.

II.

Wollte mir Apollo geben,
Durch Geſang und Kiel zu leben,
Und dem Tode zu entfliehn:
Wohl! ſo wollt ich mich mit Freuden,
Bey unſterblichem Bemühn,
Schon an meinem Ruhme weiden.

Aber würd er dieß bedingen:
Du ſollſt nicht von Chloris ſingen;
Dann, o Gott der Dichterkunſt,
Sprach ich: bis zur Nachwelt dringen
Iſt zwar eine ſeltne Gunſt;
Doch ich will von Chloris ſingen.

* *

Nachricht

von denen im Wintermonate in Leipzig aufgeführten Schauſpielen.

Den 1 ſah man den Zerſtreuten des Hrn. **Regnard**, und ein anderes aus dem Franzöſiſchen überſetztes neues Schauſpiel von einem Aufzuge: Der Kutſcher, betitelt.

Den 3 bekam man den Regulus wieder auf der Schaubühne, nebſt der Schule der Mütter, anſtatt des Nachſpiels.

Den 6 wurde der Horatius, aus dem Franzöſiſchen des Hrn. **Corneille**, wie er von dem Hrn. **Friedrich Erdmann von Glaubitz** überſetzt, und in Jauer gedruckt werden, zum erſtenmale allhier aufgeführet. Den Beſchluß machte das Nachſpiel: Die Frau am Stricke.

Den 8 ergötzte man ſich an einem neuen luſtigen deutſchen Originalſtücke, welches in Hamburg verfertiget worden, und der Eheſtand hieß, wie auch an des Hrn. **Destouches** Schauſpiele, von einem Aufzuge, die dreyfache Heirath.

Den 13 wurde das verwirrte Spiel der Liebe und des Zufalls, ein Schauſpiel des Hn. **von Marivaux**, von drey Aufzügen, und zum Nachſpiele die verliebten Kutſchers Töchter, vorgeſtellt.

Den 20 wurde die Trauer, ein aus dem Franzöſiſchen überſetztes Stück, zum erſtenmale, nebſt des Hn. **Destouches** dreyfachen Heirath, und zum Nachſpiele das Schuſterlieſzgen aufgeführet.

Den 22 ſah man die unvermuthete Verhinderung, ein Schauſpiel des Hn. **Destouches**, von fünf Aufzügen, nebſt der unvermutheten Wiederkunſt, ein Schauſpiel des Hn. **Regnards**, von einem Aufzuge.

Den 24 ſtellte man das Schlaraffenland vor.

Den 27 das Todtengaſtmahl des Don Pedro.

Den 29 wurde ein Schauſpiel des Hn. **Boiſſy** in Verſen, die Liebesbriefe, und ein anderes neues Stück aus dem Franzöſiſchen, der Geiſt der Widerſprechung, beyde von einem Aufzuge, nebſt dem Nachſpiele die lebendige Uhr aufgeführet.

Den 30 ſah man den glücklich gewordenen Hausknecht; und den 1 Decembr. des Hn. **Voltäre** Trauerſpiel, Alzire, nebſt der Schule der Mütter, anſtatt des Nachſpiels, womit dieſes mal der Schauplatz geſchloſſen wurde.

Ver-

Verzeichniß der in dieſen ſechs Monaten enthaltenen Stücke.

Im Heumonate.

1 Vorrede von M. **Joh. Joachim Schwaben.**
2 Schreiben an den Herausgeber, wegen der Unnützlichkeit ſeines Vorhabens von Z. N. T. X. 18
3 Schreiben der Wahrheit an Se. Excell. den Herrn Reichsgrafen von Manteufel. Seite 31
4 Staats- und gelehrte Zeitungen des Cacklogalliniſchen Correſpondenten. 36
5 Sapphiſche Ode von M. **Theodor Lebrecht Pitſcheln.** 45
6 Der deutſche Dichterkrieg, erſtes Buch. 49
7 Der furchtſame Liebhaber, ein Schäfergedicht, von **Gottlob Benjamin Strauben.** 67
8 Kurzer Erweis, daß ſich alle Studierende eine hiſtoriſche Erkenntniß von guten Künſten und Handwerken zuwege bringen müſſen von **Joh. Michael Herbart**, Rect. in Oldenb. 72
9 Der Schäfer und die Sirene, eine Fabel von **C. F. Gellert.** 82
10 Briefwechſel zwiſchen einer Mannsperſon und einem Frauenzimmer, warum man dem ſchönen Geſchlechte nur in einer artigen Kleidung gefällt. 85
11 Abbildung der Jugend. 89.

* * *

12 Nachricht von den Schauſpielen in Leipzig 91
nebſt einem Auszuge aus dem Vorſpiele, die Zufriedenheit, genannt. 92

Im Auguſtmonate.

1 Der Tempel des Glücks. 99
2 Demokritus, ein Todtengeſpräch von **Joh. Elias Schlegeln.** 101
3 Poetiſches Sendſchreiben an den Herrn von W** von **C. F. Gellert.** 127
4 Trauerrede auf ein Schooßhündchen. 131
5 Elegie eines Bräutigams über den Tod ſeiner Geliebten von **M. J. J. S.** 141
6 Die Vortheile der Herrſchaft einer geſunden Weltweisheit, in einem Traume an den Herrn M. Zachar. Dav. Schulemann von **Joh. Joach. Spalding.** 145
7 Doris, in einer Ode entworfen. 157
8 Anmerkungen über das Ergänzungsſtück zur Vorrede vor dem Trilleriſchen neuen Fabelwerke, von **M. Theod Lebr. Pitſcheln.** 161
9 Ode auf den Toback von **R.** 182
10 Die beſtrafte Unempfindlichkeit, eine Fabel von **G.** 183
11 Ein Paar Freundſchaftsbriefe zwiſchen einem Frauenzimmer und einer Mannsperſon. 185
12 Eine anakreontiſche Ode. 190
13 Nachricht von den im Heumonate aufgeführten Schauſpielen in Leipzig. 190

Im Herbſtmonate.

1 Der Zweifler, ein Lehrgedichte von **Gottlob Benjamin Strauben.** 195

2 Von

2 Von der Vortrefflichkeit der Glückwünſchungsſchreiben nach dem neueſten Geſchmacke, von **Martin Scriblern**, dem Jüngern. 203
3 Lob der Dichterinnen. 227
4 Nachricht von einem geretteten deutſchen Heldengedichte 231, nebſt einer Ode an die Wortrichter des 30 Jahrhunderts. 236
5 Caffeegedanken von **M. T. L. P.** 243
6 **M. A. G. K.** Brief an den Hrn. J. C. St. über das erſte Stück des Bibliothecaire moderne. 246
7 Der Weiſe. 262
8 Fortgeſetzte Anmerkungen über das Ergänzungsſtück zu Trillers Vorrede 265
9 Das Kind und der Affe, eine Fabel von **C. F. Gellert.** 284
10 Nachricht von denen im Auguſt aufgeführten Schauſpielen in Leipzig. 286

Im Weinmonate.

1 Der Krieg der Schönheit und des Verſtandes, ein Gedichte von **Joh. El. Schlegeln** 291
2 Philoſophiſche Muthmaßungen von dem Aufenthalte der abgeſchiedenen Seelen 299
3 Ode über die Gegend bey Perſch = = = auf einem Berge gemacht. 310
4 Sendſchreiben an einen jungen Gelehrten, über das ſicherſte Mittel, ſich in Geſellſchaften hervorzuthun von **M. H. R.** 314
5 Calliſte, in einer Ode beſungen von einem Abweſenden. 324
6 Ein Armer ſoll die Dichtkunſt nicht ſein Hauptwerk ſeyn laſſen, von **M. J. B. C.** 333

7 Die

7 Die wahre Größe von **C. F. Gellert.** 350
8 Fortgeſetzte Anmerkungen über das Ergänzungsſtück zu Trillers Vorrede. 352
9 Die Schäferinn und der Affe, eine Fabel von **O.** 381
10 Nachricht von denen im Herbſtmonate in Leipzig aufgeführten Schauſpielen. 383

Im Wintermonate.

1 Beweis, daß die Reime in der deutſchen Dichtkunſt ganz unentbehrlich ſind, von **G. W. R.** 387
2 Gedanken von der Freundſchaft, von **D. Lorenz Haußmann.** 392
3 Lob des Waſſers. 402
4 Bittſchreiben an den Herrn Herausgeber, um Beſorgung einiger Gedichte. 407
5 An ein Paar Frauenzimmer, welche ein Liebeslied verlangten, von **Schwaben.** 420
6 Der junge Herr, erſtes Stück. 423
7 Schreiben wegen des Verfaſſers von dem jungen Herrn, von **S.** 434
8 Elegie über das Abſterben eines jungen Menſchen, im Namen des Hofmeiſters, von **C. F. G.** 438
9 Der heutige Gegenſtand meiner Einbildungskraft. 441
10 Lob des Schnupftobaks von **O.** 450
11 Geſchichte von Honigſüßen Lippen. 453
12 Die Seemuſchel und der Krebs, eine Fabel von **C. F. Gellert.** 467
13 Ein geometriſcher Satz von **F. G. v. B.** 468
14 Die Liebe und das Glück, von **C.** 472
15 Grabſchrift eines Staars von **H. A. l. F.** 474

16 Nach-

16 Nachricht von denen im Weinmonate in Leipzig aufgeführten Schauſpielen. 474

Im Chriſtmonate.

1 Ein Schäfergedicht auf die vergnügte Zuſammenkunſt einiger guten Freunde in Leipzig. 4[illegible]
2 Schreiben an einen Freund, von Beſuchung der öffentl. Gottesdienſte von M. T. L. **Pitſcheln.** 489
3 Die Unnützlichkeit der Reime von M. **Samuel Ephraim From.** 504
4 Streitſchriften über das beherzte Frauenzimmer 513, nebſt einer Ode zum Lobe des beherzten Frauenzimmers 516, einer andern zum Gegentheile deſſelben 522, und noch einer andern 524
5 Der leoniſche Doctor, von **Gottlob Benjamin Strauben.** 525
6 Klage wegen der kurzen deutſchen Schreibart, von **Cajus Javolenus.** 530
7 Drama auf das Namensfeſt Seiner Königl. Majeſtät in Pohlen und Churfürſtl. Durchl. zu Sachſen, von **M. S.** 534
8 Der junge Herr. **Zweytes Stück.** 540
9 Aufmunterung, die Margaris zu beſingen 550
10 Erzählung eines Traums. 553
11 Die Lerche, eine Fabel, von **C. F. Gellert.** 557
12 Scherzſchreiben, von der Treue und Beſtändigkeit 559
13 Probierſtein der Freundſchaft, von **H. A. l. F.** 563
14 Sendſchreiben über ein verlangtes Wiegenlied. 564
15 Ein paar anakreontiſche Oden 568
16 Nachricht von denen im Wintermonate in Leipzig aufgeführten Schauſpielen 570

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Et prodeſſe volunt & delectare —— *Horat.*

Auf das Jahr 1742.
Jenner.

Zweyte Auflage 1742.

Leipzig,
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Als ich eben darauf ſann, was ich den Leſern dieſer Sammlung von allerhand kleinen deutſchen Aufſätzen in gebundener und ungebundener Rede auf das 1742 Jahr zu ſagen hätte: So lief nachſtehendes Schreiben bey mir ein. Ich ſollte zwar ſolches zu meinem eigenen Vortheile der Welt nicht bekannt machen: Allein, da ich meinen Ruhm darinnen ſuche, daß ich den Ruhm anderer befördere: So denke ich, meine Abſicht durch die Mittheilung deſſelben völlig zu erreichen. Ueber dieſes habe ich ſolches allhier nicht füglich weglaſſen können; denn es werden die Urſachen darinnen angegeben, warum beygefügte Vorrede ſo und nicht anders abgefaßt worden. Es würde ſolche meinen Leſern vielleicht in etwas unbegreiflich vorgekommen ſeyn, wenn ſie nicht vorher einige Erläuterung davon gehabt hätten. Gedachter Brief kann ihnen dieſe am beſten geben; denn dadurch erfahren ſie eben ſoviel, als ich ſelbſt davon weis. Hier iſt er alſo unverändert, ſo wie ich ihn bekommen habe.

Hochzuehrender Herr,

Die geblühmte Schreibart iſt dasjenige, was man beynahe unter die verlohrnen Sachen zählen muß. Ich weis nicht, ob ich ſolches dem Eigenſinne, oder der Mode, oder dem Verfalle unſerer Zeiten zurechnen ſoll. Das angenehme, das reizende, das entzückende dieſer Schreibart, hat mich bewogen, ſie, wo es möglich wäre, dem völligen Untergange zu entreißen. Durch eine Uebung von vielen Jahren habe ich, ohne Ruhm zu melden, eine ganz beſondere Stärke darinnen erlanget. Es iſt mir um ſo viel leichter gefallen, weil meine guten Freunde mich verſichern, daß ich ein aufgeweckter Kopf und ein feuriger Dichter ſey. Ob ich und meine Freunde Recht haben? ſolches werden mein hochzuehrender Herr, aus beygelegter Probe, erſehen. Sie iſt eine Vorrede, zu dem andern Bande ihrer Beluſtigungen. Und wie ich weis, daß ſie ein Kenner von demjenigen ſind, was ſchön iſt; ſo bin ich zufrieden, daß ſie dieſelbe in künftigem Monate mit beydrucken laſſen. Vermuthlich werden ſie gerne ihren eigenen Namen darunter ſetzen wollen. Auch dieſes bin ich zufrieden. Ich verſpreche alle redliche Verſchwiegenheit, und werde der erſte ſeyn, der ſie lobet. Ich bin ꝛc. S. P.

Wenn ich es ſonſt aus nichts hätte ſchlieſſen können, daß der Verfaſſer ein Poet wäre: So würde ich es gewiß aus der liebreichen Vergünſtigung, meinen Namen unter ſeine Arbeit zu ſetzen, gemuthmaßet haben. Eine ſolche edle Selbſtverleugnung und großmüthige Abſagung der eitlen Ehre trifft man ſchwerlich bey einer andern Gattung von Schriftſtellern an, als bey den Dichtern. Allein ich will nicht ſo ungerecht mit ihm verfahren, und das Lob, das ihm gebühret, an mich reißen. Man ſieht es ſonſt freylich nicht gerne, wenn ſich andere ungebethen in unſre Sachen miſchen, und eine Stelle einnehmen, die wir uns vorbehalten haben. Jedoch, da der Herr Verfaſſer ſo höflich iſt, und mir nicht die Ehre entziehen will, die mir aus einer Vorrede zuwachſen könnte: So erkenne ich mich ihm für ſeine Willfährigkeit verbunden. Eine Höflichkeit erfordert die andere; und ich nehme alſo ſein Geſchenk mit vielem Danke an, um damit wiederum meine Leſer beſchenken zu können. Wir wollen die Lobſprüche mit einander theilen, welche auf die Vorrede fallen werden; wie redliche Bundesgenoſſen die eroberten Länder unter einander theilen. Man wird es mir doch eben ſo wenig zum Schimpfe gereichen laſſen, daß ich ſie nicht ſelbſt gemacht

macht habe, als es einem nachtheilig iſt, wenn er einen Bogen Verſe nicht ſelbſt gemacht hat. Es iſt ja ſonſt eine Ehre, wenn uns andre die Vorrede zu unſern Schriften machen; warum ſollte ich denn meiner Sammlung dieſen Vorzug nicht gönnen, da ich ihn ihr um ſo leichten Preis verſchaffen kann? Was ſchadets, wenn gleich ein Dritter in meiner Perſon redet? Hat nicht Beſſer von ſich ſelbſt, als von einem Dritten, in der Vorrede vor ſeinen Gedichten geredet, die er aus drey oder vier andern von Fremden verfertigten Vorreden ſelbſt verfertiget hat? Kann ich nicht mit eben dem Rechte einen Dritten ſo reden laſſen, als wenn ich ſelbſt redete? Ich will daher ohne weitern Verzug die mir angedichtete Vorrede ſelbſt ihren Anfang nehmen laſſen.

Geneigter Leſer,

Ende gut, alles gut, pflegt man ſonſt zu ſagen; vorjetzo aber getraue ich mir, das Gegentheil zu behaupten, wenn ich ſpreche: Anfang gut, alles gut! Ich ſehe wohl, ich werde mich müſſen deutlicher erklären.

Nunmehro habe ich dem geneigten Leſer den erſten Band meiner Beluſtigungen geliefert; der jetzige Monat ſoll den Anfang zum andern Bande machen.

Eine Vorrede iſt unumgänglich nöthig. Gleichwie die Stirne derjenige Theil iſt, aus welchem man die innere Beſchaffenheit des ganzen Menſchen ſchlieſſen kann; Eben ſo, und nicht weniger iſt eine wohlgerathene Vorrede gleichſam ein Herold, welcher die Schönheiten des Buchs zum Voraus verkündiget. Ich muß alſo eine Vorrede machen. Die Schwierigkeit der Sache ſollte mich zwar abhalten. Ein gebranntes Kind fürchtet ſich vor dem Feuer. Allein! was dienet unverſucht? Friſch gewagt, iſt halb gewonnen, und wo kein Anfang iſt, da iſt auch kein Ende.

Meinen bisherigen Leſern habe ich Dank abzuſtatten, und mit denen künftigen muß ich auch ein Wort reden. Indem ich dieſes ſchreibe, ſo fällt mir ein, daß ich viele Aehnlichkeit mit dem zweyköpfigten Janus habe. Hinter mir ſehe ich viele Gönner und Freunde. Ich will wünſchen, daß ich auch vor mir ſo viele erblicke. Meine bisherige Bemühung iſt nicht ohne Nutzen geweſen. Ich habe mir angelegen ſeyn laſſen, mich nach dem Geſchmacke vieler zu richten. Ein fleißiger Gärtner pflanzet nicht nur Roſen und Nelken, um den Geruch zu vergnügen: Er bringet auch Tulipanen und andere Blumen in ſeinen Garten, welche das Geſichte beluſtigen. Viele Köpfe, viele Sinne. Alle gehen nicht unter einen Huth. Man läßt jedermann ſeine Weiſe, und hängt den Mantel ſo gut man kann, um niemanden aus der Wiege zu werfen.

So habe ich es bishero gemacht: Eben ſo will ich es künftig halten. Habe ich mich zuvor als einen fleißigen Gärtner aufgeführet: So will ich mich künftig als einen gewiſſenhaften Weinſchenken bezeigen. Ich werde mich auf vielerley Sorten befleißigen, um, ſo viel möglich, den Geſchmack aller zu vergnügen. Süße Weine werden diejenigen anlocken, die einen zarten Gaum haben. Starken und hitzigen Wein ſollen diejenigen finden, die ihn ihrer Natur vorträglich zu ſeyn erachten. Bittre Weine werden den verderbten Magen gut ſeyn. Kindiſch verliebte Grillen, und ſchmähſüchtige Stachelſchriften ſind nicht edlen, ſondern eklen Beeren gleich, welche die Sperlinge benaſcht, und die Weſpen ausgehülſet haben. Reimſpiele ſchmecken ſo ſchlecht, als der Lauer, da man Waſſer auf die Hülſen zur Vergährung gießen muß. Eilfertige Glückwünſche, und andere poetiſche Spielwerke, ſind wie der Brauſemoſt, der nur aufbläht, aber keine reinen Geiſter, wegen dicker Feuchtigkeit, in das Gehirne ſendet. Dergleichen Sachen wird mein Vorrath nicht aufzuweiſen haben. Weine, welche von edlen Reben gezeuget ſind, die ihre Jahre gelegen haben, nicht ſtürmen, ſondern durch liebliche Wärme ſtärken, und verdauen, Weine von ſchönen Farben, kräftigem Geruche, und mildem Geſchmacke, ſolche Weine werde ich führen. Sed bono vino hedera non opus eſt. Ich will lieber wenig verſprechen, und viel halten. Vielleicht wird das Werk ſeinen Meiſter loben.

Denenjenigen meiner Landsleute, welche mir bis anhero ſo viele Schalen voll reifer Früchte und angenehme Blumen, ich meyne, ſo viele beluſtigende Proben ihres Verſtandes und Witzes zugeſendet haben, denen überreiche ich hierdurch das Opfer meines Dankes, und ich bin verſichert, daß eine Hand voll Salz auf dem Altare eines redlichen Gemüthes ihnen ſo angenehm ſeyn wird, als eine Pfanne voll Weihrauch in den Armen eines niederträchtigen Prieſters der Heucheley, Ich erſuche ſie zugleich, ihre Hand nicht von dem Pfluge abzuziehen, vielmehr durch ihre Bemühungen auch künftig Kalk und Steine zu demjenigen Tempel anzuführen, welcher ein Heiligthum unſers Vaterlandes, und den Nachbarn ein Wunder vor ihren Augen ſeyn wird. Erlauben einige Umſtände, oder der Raum nicht, alles, was mir überſendet wird, in gegenwärtige Blätter einzurücken: So werde ich bey ihnen hoffentlich keinen Unwillen verdienen. Mein Vorſatz iſt nicht, alles der Preſſe zu übergeben, was ſchön iſt. Moſes Geſandten ſchneiden im Lande Canaan nur eine Weintraube mit einem Reben ab, und leugnen damit nicht, daß es daſelbſt mehr Trauben gebe. Genug, wenn unſere Feinde einräumen müſſen, daß Deutſchlands Boden auch fruchtbar, und gar wohl fähig iſt, inländiſche Früchte zu erzeugen. Sat prata biberunt. Alles hat ſeine Zeit, und ich muß ſchließen. Gleichwie ein Schiffer nicht immerfort ſeine Seegel aufſpannt, und in der ungewiſſen See herum irret, ſondern zu rechter Zeit ſich in dem Hafen vor Anker zu legen weis: Alſo habe ich die Ehre, zu ſeyn ꝛc.

Ich würde hier meinen Namen wirklich unterſchreiben, wenn ich nicht in einer ſchlechtern Schreibart meinen Leſern noch etwas zu ſagen hätte. Der Herr Verfaſſer muß es mir Dank wiſſen, daß ihm oder vielmehr ſeiner Vorrede ein ſolcher Zufall begegnet. Man würde die Schönheit derſelben ſonſt nur halb eingeſehen haben, die itzo aber in ihrer völligen Größe glänzet; und, damit ich meinem Herrn Vorgänger nicht gleich im Anfange ſo ganz unähnlich ſeyn möge, wie eine ſchönfärbichte Blume durch das ſchwarze Erdreich ihres Bettes noch mehr verſchönert, alſo durch meinen Nachſatz noch mehr erhoben wird.

Was ich indeſſen hier noch zu erinnern habe, iſt dieſes, daß ich alle diejenigen, welche von unſern Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes urtheilen wollen, erſuche, die letzten Blätter der Vorrede zu dem erſten Bande derſelben, und ſonderlich die 12, 13, 14 und 15 Seite davon zu leſen. Ich thue dieſes um deswegen, damit ſie und ich nicht verſchiedene Begriffe von der Abſicht dieſer Sammlung haben mögen. Es iſt nicht ſelten das Urtheil gefällt worden; es gehöre dieſes und jenes Stück nicht mit hinein, von welchem ich doch geglaubt habe, daß es mit dem größten Rechte ſeinen Platz behaupten könne. Nach meiner Einrichtung kann ich alle kleine deutſche Schriften, von welcher Gattung und aus welchen Theilen der Gelehrſamkeit ſie auch ſeyn mögen, mit einrücken.

Nach ihrer Vorſtellung aber, würde ich mich nur auf gewiſſe Arten derſelben einſchränken müſſen. Ich habe mich deutlich genug darüber erkläret, und ſo gar zum Ueberfluſſe die meiſten poetiſchen und proſaiſchen Arten von Aufſätzen benennet, welche man [illegible]nen allhier zu liefern gedenket. Es ſind auch die Urſachen angezeiget worden, warum man ſich die Schranken dieſer Monatſchrift ſo weit geſetzet hat. Ob man darinnen klüglich verfahren, das iſt eine Frage von einer andern Unterſuchung. So viel iſt gewiß, daß man ſeine damalige Abſicht ziemlich erreichet hat. Es iſt hier nicht der Ort, ſich deswegen viel zu rühmen; ſonſt könnte man verſichern, daß dieſe Sammlung unter Gelehrten und Ungelehrten, Geiſtlichen und Weltlichen, Bürgern und Soldaten, Manns- und Frauensperſonen von verſchiedenem Alter und Stande ihre Liebhaber gefunden habe. Dieſes würde vielleicht nicht geſchehen ſeyn, wenn man ſich nicht in ein ſo weitläuftiges Feld eingelaſſen, und ſo ſehr von einander unterſchiedene Schriften beyzubringen bemüht hätte.

Es iſt ja nicht aus der Acht zu laſſen, daß man nicht bloße Beluſtigungen des Witzes, ſondern auch Beluſtigungen des Verſtandes kaufet. Dieſe letztern ſind von den er-

erſtern ganz unterſchieden. Dem Verſtande bringt eine philoſophiſche Abhandlung, eine Demonſtration, ein mathematiſcher Satz, eben ſo viel Ergötzen; als eine Fabel, eine ſinnreiche Dichtung, eine natürliche Beſchreibung dem Witze bringen. Für beyde müſſen alſo dieſe Blätter etwas Beluſtigendes haben, wenn ſie ihrem Titel gemäß ſeyn ſollen.

Wollten unſre Richter dieſes erwägen: So würden ſie nicht ſogleich dasjenige aus dieſer Sammlung verbannet wiſſen wollen, was nicht nach ihrem Geſchmacke iſt. Einem Muſicanten gefällt eine Cantate eben ſo ſehr, als einem Leidtragenden eine Elegie gefallen mag, uud ich trage für beyde, Beluſtigungen zuſammen. Ich verliere nothwendig eine Art von Leſern, wenn ich eines von beyden weglaſſe. Dadurch aber, daß ich beyden zu willfahren ſuche, erlange ich den Vortheil, daß ſie ſich beyde nach und nach angewöhnen, dasjenige nicht für ſo gar verwerflich zu halten, was den andern vergnügt. So wird es auch in andern Fällen gehen; und dieſes hat man eben begehret und gewünſchet. Man hat gern etwas beytragen wollen, die Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften allgemein zu machen. Dieſes hat man nicht anders zu erreichen geglaubet, als wenn man für allerhand Leſer etwas mittheilte. Iſt man in dieſer Meynung irrig: So wird es uns ein Vergnügen ſeyn, wenn man uns eines beſſern berichtet.

Uebrigens kann ich unſern Freunden, welchen künftig nicht alle Stücke in dieſe Sammlung zu gehören ſcheinen, keinen beſſern Troſt geben, als daß ſie uns dadurch ihre Liebe des Nächſten beweiſen können. Finden ſie irgend etwas, das ihnen nicht anſteht: So dürfen ſie ja nur ſagen: Das iſt für meinen Nachbar; der ehrliche Mann muß auch etwas haben; wir können uns nicht alle an einerley vergnügen; denn ſonſt würde ihm meine Liebſte auch gefallen. Hierdurch werden ſie ihr gutherziges Gemüth an den Tag legen, und ihn bewegen, daß er ihnen ihr Vergnügen gleichfalls aus liebreichem Herzen gönnt. Aergert es ſie aber gar zu ſehr, ſein Vergnügen ſo nahe bey dem ihrigen zu ſehen: So wird dieß wohl der beſte Rath für ſie ſeyn, daß ſie ſolches ohne Scheu in ihrem Eigenthume zernichten. Sie dürfen die Paar Blätter, die ihnen ſo zuwider ſind; denn viele werden es ſelten ſeyn; entweder ganz wegſchneiden, oder auch zuſammen kleben, damit ſie ihnen nicht weiter vor die Augen kommen. Ich bitte mir aber dabey aus, mir ihre Gewogenheit zu erhalten, und mich mehr zu beklagen, als zu beſtrafen, daß ich die Laſt auf mir habe, vielen Köpfen gefallen zu müſſen, deren einige ſehr wunderlich ſind.

Um ihnen gleich zum Beſchluſſe meiner Vorrede ein Exempel davon zu geben: So will ich derſelben noch einen Brief beyfügen, worinnen man mit mir nicht zufrieden iſt, daß ich kein ordentliches Regiſter über den vorigen Band gemacht habe. Ich glaubte, man würde ſich meine Einrichtung vollkommen gefallen laſſen, da mich einige gute Freunde deswegen ihres Beyfalls verſicherten. Allein ich erfahre nunmehro leider! das Gegentheil. Was ſoll ich thun? Ich will meinen Fehler dadurch wieder gut machen, daß ich gleich hinter der Vorrede, nach Art der alten Bücher, das Regiſter über dieſen folgenden Band will drucken laſſen, ſo wie es mir von meinem Gönner iſt zugeſchicket worden. Wollen mehrere zur Beluſtigung des Verſtandes und Witzes ihrer Landesleute etwas beytragen, und mir die Beſorgung davon überlaſſen: So werde ich mir ſolches für eine Ehre ſchätzen.

Leipzig, den 16 Decembr.
1741.

M. Joh. Joachim Schwabe.

Schreiben

an den Herausgeber, wegen des weggelaſſenen Regiſters.

Gleichwie nichts in der Welt iſt, das nicht wieder einem andern dienlich oder nützlich wäre: Alſo muß auch insbeſondere der Menſch ſich angelegen ſeyn laſſen, ſich nicht allein, ſondern auch andern Menſchen zu dienen. Denn da die Sonne den Regen hervorbringt, der Regen der Erde zur Feuchte dienet, die Erde die Pflanzen wachſend machet, dieſe wiederum dem Menſchen zur Speiſe, und die Speiſe endlich dienet, daß derſelbe leben kann; ſo muß der Menſch von dieſen unvernünftigen Geſchöpfen lernen, wie er, als ein vernünftiges, den Nebenmenſchen auch diene, und nicht für ſich alleine gemacht ſey. Da nun aber nichts ſeinen Nächſten zu dienen geſchickter iſt, als die Wiſſenſchaften, ſo ſieht man wohl, daß man vor allen Dingen die Bücher, die gleichſam den Wiſſenſchaften an die Hand gehen, und ſie nach und nach zur Vollkommenheit bringen, wie der Hammer und die Feile das Eiſen, der Polirſtern und Sand den Marmor, die Säge und der Hobel das Holz, hoch und groß achten müſſe; keinesweges aber zu leugnen iſt, daß viel darauf ankömmt, ſich einer Sache recht zu gebrauchen, und man alſo ſich Mühe geben muß, daß man den Nutzen, den ein Buch dem Leſer verſchaffen mag, eben ſo leicht zu finden vermögend iſt, als faules Holz im Finſtern, und ein ſchönes Geſichte unter den häßlichſten Chimären und Misgeburten; ſo iſt ganz gewiß, daß ſich ein Buch, welches ein gutes und recht vollkommenes Regiſter hat, ſich von andern unterſcheidet, wie Meßing von Gold, und ein mit Honig und Milch durchſtrömtes Canaan, von einer durch veſuviſche Schwefelfluthen verderbten neapolitaniſchen Gegend; denn dieſes gleichſam der Kern und das Mittelpunct aller Wiſſenſchaft iſt; und wie das Silber im Schmelzofen ſich alle in einem Klumpen ſammlet, und das Bley und andern Unrath nur um ſich herum und außer ſich läßt, ſo iſt auch alles, was in dem ganzen Körper des Buches gutes iſt, in das Regiſter, als den rechten lautern Silberkuchen, zuſammen gefloſſen, und hat alles, was weder ein Redner, noch ein Dichter, noch ein anderer beſchäfftigter Menſch, der ſich nicht die Zeit nehmen kann, noch nehmen will, das ganze Buch durchzuleſen, brauchen kann, zurücke gelaſſen und von ſich geſtoßen. Ob ich mir nun gleich feſte eingebildet hatte, ich würde, da ſie allem guten und vortrefflichen nachahmen, wie Cäſar dem Alexander, und Cicero dem Demoſthenes, auch zu Ende ihres erſten Bandes der Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, ein gutes, nützliches und von heutigen Rednern gebräuchliches Regiſter finden, ſo habe ich zu meinem Leidweſen gerade das Gegentheil davon wahrnehmen müſſen, und werde mich, wenn ich anders ihr bemeldetes Buch recht brauchbar machen will, gezwungen ſehen, meinem Anherrn gleich-

falls

faſt nachzuahmen, und enucleirte Beluſtigungen, wie jener Enucleatum Arminium heraus zu geben; und werde ich mich dahero bemühen, die ſchönſten und beſten Sachen aus den beliebteſten und angenehmſten Reiſebeſchreibungen und Romanen heraus zu ziehen, und unter angezeigtem Titel der Welt bekannt zu machen. Damit ſie nun aber auch ſehen mögen, wie mir dieſe Arbeit von-ſtatten geht, und ihnen bey künftigem andern Bande eine Mühe zu erſpahren; ſo ſende ich ihnen hiemit einen Auszug zur Probe, welchen ſie an ihr letztes Stücke ihres andern Bandes können andrucken laſſen; und ob ſchon von dieſen allen ſonſt vortrefflichen Sachen nichts ſollte in ihren Stücken befindlich ſeyn, ſo thut doch ſolches eben ſo wenig, als wenn man ein hölzernes Gefäß mit Golde einfaſſen ließe, und das Regiſter wird dem ungeachtet gut, nützlich, und ſehr brauchbar werden, und zu manchem ſchönen Satze, Gedanken und Abhandlung Anlaß geben. Ich verharre ꝛc.

E. M. Männling, der jüngere.

* *

Regiſter der merkwürdigſten Sachen zum II. Theile der Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes.

A.

Affe nimmt ein Kind 565
Alt Weib betet 310

Amerikaner lieben die Deutſchen 165
Armband wird eine Schlange 38
Arme ſind Jagdhunde 375

B.

Bauer frißt einen Haſen 408
Bock zum Gärtner 69
Butterbämme wird gegeſſen 252

C.

Crone fällt ab 363

D.

Diſtichon koſtet den Kopf 13

E.

Eis von Metall 321
Eſel voll Feigen 409

F.

Feigen delicat 109

G.

Goldner Bart 12

H.

Hexenſchwadrone 261
Huid heißt i Korngulff 144

J.

Jungfern eine Feſtung 28

K.

Ketzer alle Gelehrte 47

L.

Leichenſtein ſonderlicher 120

M.

Mönche haben die Nonnen lieb 90
Muſicante der künſtliche 363

N.

Naſe große geliebt 13

O.

Ochſe zu Venedig 96

P.

Pegaſus lahm 340
Poete wird zum Fürſten 212

Q. R.

Ratzen delicat 124
Reuterey lächerlich 33

S.

Schlaf ſüße 471
Schmideknecht ein General 93
Schwalbenneſter 100

T.

Teuffelspack 306
Tochter ſchön 3

U. V.

Unglück glücklich 116
Verſe ex tempore 30

X.

Xantippe fromm 523

Y.

Yſop bitter 106

Z.

Zahnſtocher vergiftet 407

E N D E.

P. S. Es kann ſolches nach Belieben erweitert werden, und giebt die beliebte Univerſal Chronicke die ſchönſten und beſten Sachen an die Hand.

Die geliebte Freundinn.

Wie magſt du, holde Freundinn, meynen,
Als ſucht ich dir nur treu zu ſcheinen,
Da dich mein Herz doch redlich liebt?
Trau nicht dem Bilde falſcher Sinnen;
Es läßt ſich leicht ein Wahn gewinnen,
Der am Verſtand Gewalt verübt.

Gleichwohl entdeck auch deine Gründe;
Verzeih, wenn ich mich ſtrafbar finde!
Du ſprichſt: Mich ſtört dein Ueberdruß.
O Freundinn! frag in deinem Herzen:
Was war der Urſprung meiner Schmerzen,
Und ob mich der verdammen muß?

Ich will der Anmuth nicht gedenken;
Kein Blick ſoll Flammen in mich ſenken;
Dein Mund zeig auch kein holdes Roth;
Mir ſey dein Frühling keine Jugend:
Nur deine Reizung ſeltner Tugend
Beherrſcht mich ſtärker, als der Tod.

Dieß blieb die Wurzel ſüßer Früchte;
Mein Aug erſtarrte vor dem Lichte:
Du aber blickſt mich liebreich an.
Itzt darf ichs dir auch nicht verhehlen,
Daß ich den Wohnplatz deiner Seelen,
In ſchönen Gliedern lieb gewann.

Iſt

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Iſt dieſer Schmuck etwan verſchwunden?
Hab ich ihn nicht vermehrt gefunden,
Wenn ich dich kaum noch ſehen darf?
Wie! oder ſoll ich mich beſchwehren,
Daß nicht dein Herz mein kühn Erklähren
Der dir geweihten Bruſt verwarf?

Nein, treue Freundinn, dein Bezeigen
Will ich nebſt der Vernunft verſchweigen,
Die mich mit deiner Gunſt verband.
Dein Irrthum hats nicht wahrgenommen;
Du bleibſt mir, wie vorhin, vollkommen;
Dieß bürgt dir für den Unbeſtand.

Du lachſt, und läßt den Zweifel ſprechen:
Den Schönen Treu und Huld zu brechen,
Wär unſerm leichten Sinn gemein.
Ich geb es zu, bey ſolchen Herzen,
Die ſinnlich unter Wolluſt ſcherzen,
Und ſpät das frühe Gift bereun.

Nun aber unterſuch mein Leben;
Wie ward, wie blieb ich dir ergeben?
Fand mein Gemüth in Laſtern Luſt?
Der Seelen Ruh mit dir zu küſſen,
Und ſo, wie Weiſe, lieben müſſen,
Liebt dich die Unſchuld meiner Bruſt.

Im Umgang, den wir einzeln pflogen,
Schienſt du mir zwar nicht ungewogen;
Nur ſchreckte noch dein Stand mein Glück.
Die Ehrfurcht füllte die Gedanken;
Und wie zwo Schalen wiegend wanken,
So zweifelhaft blieb mir dein Blick.

Ich ſchwieg, ich ſah dich an und litte;
Die Regung, die im Innern ſtritte,
Schuf meiner Freyheit reinſten Fall.
Kein Auge ſah die ſtillen Plagen;
Und wollt ich mir in Wäldern klagen,
So rührt ich kaum den Wiederſchall.

Entwichen etwan Geiſt und Kräfte?
Und ſtockte gar der Lauf der Säfte?
Welch Schmerz riß mir das Herze wund?
Ich fühle ein heftiges Begehren,
Dir meine Neigung zu erklähren,
Und dennoch ſchwieg der blöde Mund.

So hielt mich ſtets die Furcht gebunden;
Ich floh, ſo bald ich dich gefunden;
Ich ſuchte, wenn ich dich nicht fand;
Ich irrt' um jener Thäler Höhen;
Mein Blick betrog mich, dich zu ſehen,
Wenn ſonſt ein Vorwurf ferne ſtand.

Von dir, du Preis liebreicher Schönen,
Verſprach ich mir zwar kein Verhönen;
Denn mein Verdienſt um dich war treu:
Allein, bey nie bedurften Sorgen,
Blieb mir, zu wiſſen, doch verborgen,
Ob mir dein Herz gewogen ſey.

Ich las zum Troſt verliebte Dichter;
Mein Schmerz ward ihres Leidens Richter,
So bald ihr Lied aus Sehnſucht klang.
Kaum durfte Haller Doris nennen:
So ſollt ich dich in Doris kennen,
So wünſcht ich dir, was Haller ſang.

Bey allem dem wollt ich mich faſſen,
Und mich für dich aus Liebe haſſen,
Daß meine Gunſt nur dich nicht ſtöhrt.
Ich hütete mir Blick und Minen;
Und dennoch hat es mir geſchienen,
Als hätteſt du mein Ach gehört.

Erinnre dich nur jener Stunden;
Entdeckſt du nicht die Qual der Wunden?
Ich nahm ſie ja von deiner Hand.
O hätteſt du ſie können ſpüren;
Mein Kummer würde dich itzt rühren,
Den ich ſo ſchwer um dich empfand.

Beym Himmel und verliebten Zähren,
Will ich, o Liebe! dich beſchweren;
Sprich: wo wohnt itzt dein Unſchuldsſtand;
Als noch die Gunſt der Schäferinnen,
Den braunen Hirten zu gewinnen,
Von jungen Roſen Kränze wand?

Dein Urbild iſt zu ſehr verdorben;
Kein Herz wird itzt durch Gunſt erworben;
Dein Liebreiz ſcheint faſt keinem hold.
Man kennt nicht mehr dein glücklich Fügen,
Und ſucht ſein Elend im Vergnügen
Von Wolluſt, Ehrgeiz, Stand und Gold.

So ſchien ich faſt zum Gram gebohren;
Faſt hatt ich Geiſt und Muth verlohren,
So ſah mich noch mein Schickſal an.
Ein Brief voll nichtiger Geſchäffte
Gab meiner Bruſt von neuem Kräfte,
Die bloß kein Zufall wirken kann.

Hier, Freundinn, geh in dich zurücke;
Erwege die verworrnen Blicke,
Und das von Liebe leere Blatt.
Du winkſt, ich ſoll nicht Zeit gewinnen;
Und = = = doch du wirſt dich ſelbſt entſinnen,
Wie dich mein Wort geängſtet hat.

Von dort an ſah ich in der Ferne,
Bey trüben Wolken, heitre Sterne,
Und um und neben mir Gefahr.
Ich konnt auf beyden Seiten irren:
Ob dein ſo unverhofft Verwirren
Voll Klugheit oder Liebe war.

Doch, Muſen, ſeyd nunmehr geprieſen!
Verliebten bleibt fortan erwieſen,
Wie viel ihr Wohl auf euch beruh.
Dir, Freundinn, klagten ſie mein Leiden;
Du warſt empfindlich, doch beſcheiden,
Und ſagtſt mir kluge Freundſchaft zu.

Ich wünſchte mehr, als dieſe Triebe,
Ich ſeufzte nach der Gegenliebe;
Denn ſolchen Lohn erheiſcht die Treu.
Ich weis auch itzt nicht zu bekennen:
Was noch in mir für Flammen brennen,
Obs Freundſchaft oder Liebe ſey.

Ich prüfe mich, und muß geſtehen:
Kaum darf ich dich von ferne ſehen,
So ſiegt die Wehmuth und ihr Ach!
Und hör ich jemand dich erwähnen,
So denkt mein Herz, bey ſtillem Sehnen,
Dem, was uns trennet, ſchmerzlich nach.

Verzeih mir mein ſo frey Erklähren;
Es muß dir doch den Troſt gewähren,
Daß mich kein wildes Feuer treibt.
Und zeig ich ja noch Unſchulds-Schwächen:
Genug, ich kann dir feſt verſprechen,
Daß Witz und Tugend oben bleibt.

Ja, könnt ich dich nur auch bewegen,
Mir dein Bekenntniß abzulegen;
Du liebſt mich gleichfalls rein und klug.
Bedenke, daß ichs wohl verſpürte,
Als dir mein Vortrag, der dich rührte,
Dein thränend Auge niederſchlug.

Was konnte ſonſt die Großmuth mindern,
Dein ſchmerzlichs Weinen zu verhindern?
Was zeigt uns deine zarte Hand?
Die reichſt du mir, mich einzuſchränken,
Gewiß auch dich nicht ſelbſt zu kränken,
Mein Kuß merkt in ihr deinen Brand.

Dieß ſag ich nicht, dich zu betrüben;
Nein, darum, weil dein ſtilles Lieben
So Zärtlichkeit, als Vorſicht, wies;
Und weil ich noch gerührt betrachte,
Wie furchtſam dich die Gutheit machte,
Die mir dein Herz geheim verhieß.

Jedoch bey dieſen Unſchuldsquellen
Mußt ich mir ſelbſt mein Urtheil fällen;
Du zierteſt nicht für mich die Welt:
Ich dürfte nie das Band erwerben,
Das vom Altar an, bis zum Sterben,
Zwey Herzen klug vermählt erhält.

Dein Urſprungsrecht ſtellt dich erhaben,
Der Glanz von Stand und Vorzugsgaben
Trennt dich ſehr weit von meiner Nacht.
Und wollt ich ja nach Ehren ringen,
Für dich den Kranz davon zu bringen:
So ſchwächt mich doch der Sterne Macht.

Ich ſollte mich daher beſcheiden,
Der Liebe Reizung zu vermeiden,
Die mir das Herz mit Kummer brach.
Noch ſuch ich mich zu überwinden,
Seitdem dein zärtliches Empfinden
Der Freundſchaft Pflicht und Ernſt verſprach.

Die hab ich treu und rein gehalten,
Wird gleich die Liebe nicht erkalten,
Die Theil an unſerm Bündniß nimmt:
Doch den von unſern deutſchen Weiſen
Soll meine Feder glücklich preiſen,
Der jeden Freundſchaftsgrad beſtimmt.

Und ſollt es auch der Welt verdrießen,
Will ich den Vorzug doch genießen,
Vertraut in deiner Huld zu ſtehn.
Der Neid ſey da, ſich zu entrüſten,
Den Vorwitz ſoll umſonſt gelüſten,
Der ſtillen Eintracht zuzuſehn.

Wir wollen der Verleumdung gönnen,
Uns ein vertraulichs Paar zu nennen;
Der Himmel band ja dich und mich.
Will ſie aus eignen Laſterthaten
Auch unſrer Neigung Grund errathen:
So ſchließt ſie falſch, und tadelt ſich.

O Freundinn, lerne dich ergründen;
In deinem Werthe wirſt du finden:
Mein Lieben könne dich nicht fliehn.
Kein fremdes Blendwerk falſcher Güte
Wird mein, der Tugend hold Gemüthe,
Von deiner Gunſt zum Wechſel ziehn.

Doch komm, ermüdet vom Spatzieren;
Komm, laß dich nur zurücke führen;
Die Herbſtluft trifft dir Bruſt und Mund:
Und meine Klagen ſind den Zweigen,
Die zwar viel dunkler Hoffnung zeigen,
Durch öfters Wiederholen kund.

Ich will allhier in deinem Zimmer
Mein Herz, beym bleichen Abendſchimmer,
Dir noch einmal zum Opfer weihn.
Jedoch, du ewiges Geſchicke!
Wirſt du mich auch, nach finſterm Blicke,
Mit meiner Freundinn Herz erfreun?

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Betrachtungen über den Beruf.

Ich will nicht von dem Berufe reden, vermöge deſſen in wohleingerichteten Staaten gewiſſe Männer das Recht haben, die Wahrheiten der Offenbarung oder der Vernunft vorzutragen, oder in einem andern öffentlichen Berufe für das gemeine Beſte zu arbeiten verordnet ſind: Der Beruf, den ich jetzo zum Gegenſtande meiner Gedanken wähle, gründet ſich nicht auf die Verfaſſung eines Staats: Es iſt derjenige, durch den man ſich insgemein zu rechtfertigen ſuchet, warum man die oder jene Lebensart erwählet, die oder jene Handlung von Wichtigkeit unternimmt. Ich habe einen Beruf dazu, ſaget man. Ich will jetzo unterſuchen, worauf dieſer Beruf eigentlich ankomme, und was man etwa bey Beurtheilung deſſelben zu beobachten habe.

Wo ich nicht irre, ſo iſt es nöthig, daß wir einen gewiſſen Trieb empfinden, eine That vorzunehmen, wenn wir dieſelbe zu unſerm Berufe rechnen ſollen; und daß nicht die Betrachtung unſerer Pflicht die einzige Triebfeder unſerer Handlung iſt. Es muß doch ein Unterſchied unter dieſen beyden Dingen ſeyn: Etwas aus Pflicht thun, und einen Beruf zu etwas haben. Dieſen Unterſchied ſetze ich in der Luſt, womit man die Handlung vornimmt. Ein Bürgersſohn, der ein Handwerk oder eine Kunſt lernet, weil es ſein Vater ſo verlanget, folget ſeiner Pflicht, dem Vater zu gehorſamen. Allein, wenn dieſer Gehorſam der einzige Grund ſeiner Wahl iſt, und es ihm ſonſt ziemlichermaßen gleichviel gilt, zu was für einer Lebensart ihn ſein Vater anhält, ſo werde ich ihm keinen Beruf zuſchreiben. Dieſen wird er nur alsdann haben, wenn ihm eins mehr, als das andere, gefällt, und wenn er das wählet, was ihm gefällt.

Doch das bloße Gefallen, das man an einer Lebensart hat, iſt nicht genug, ſie andern vorzuziehen. Was uns gefällt, das muß uns wegen wahrer Vollkommenheiten gefallen. Wir müſſen ſowohl das Beſchwerſchwerliche als das Angenehme bey einer Lebensart deutlich überdacht haben, wenn wir uns ihr, aus einer Neigung gegen ſie, widmen wollen; ſonſt wird unſere Neigung nicht vernünftig ſeyn. Es iſt ſehr leicht, die Wahrheit dieſes Satzes insgemein zu überſehen; allein in der Ausübung wird er öfters vergeſſen. Einer von meinen alten Bekannten will die Anmerkung gemacht haben, daß die Kinder bloß deswegen öfters Geiſtliche werden wollen, weil es ihnen gefällt, eine beſondere Kleidung zu tragen, und vor andern Leuten Ehrenbezeigungen zu genießen. Der Bewegungsgrund iſt kindiſch. Doch man unterſuche die Urſachen, warum Aeltern ihre Söhne dem geiſtlichen Stande widmen; ſie werden vielmals nicht weniger kindiſch ſeyn. Ich habe nicht nöthig, dieſe Unterſuchung hier anzuſtellen. Ich will nicht vom geiſtlichen Stande und von Kindern, ſondern von weltlichen Würden und von Männern reden. Ein Mann, der dem gemeinen Weſen in dieſem oder jenem Stande erſprießliche Dienſte geleiſtet, ringt nach Aemtern, die er nur auf der ſchönen Seite anſieht, von denen er nur die Ehre und andere Vortheile betrachtet, ohne auf die Verdrießlichkeiten zu ſehen, die damit verknüpft ſind.

> So führet ihm das Glück von Ehr zu Ehre hin,
> Zu hoch für ſeine Ruh, zu tief für ſeinen Sinn.
>
> Haller.

Er vertauſchet das ſtille Glück einer niedriegen Lebensart mit dem prächtigen Elende hoher Ehrenſtellen, das er ſeinem Feinde wünſchet, ſo bald er es kennen lernet. Wenn er ſich alſo einbildete, ſein Beruf erfordere es, dem Staate in wichtigen Aemtern zu dienen, ſo urtheilet er gerade ſo unglücklich, als ein junger Held, der das Soldatenleben erwählet, weil es ihm gefallen hat, wenn eine Menge geputzter Männerchen in weißen Stiefletten und gepuderten Haaren Parade machte.

Die erſte Anmerkung alſo, die ich für nöthig achte, den Beruf zu prüfen, den man zu einer Sache zu haben glaubet, wird dieſe ſeyn. Man unterſuche die Quellen ſeiner Neigung. Man laſſe ſich nicht durch das, was zuerſt in die Augen fällt, blenden; ſondern man ſehe, ob die That, die man unternehmen will, nicht nur allein, ſondern auch mit allen ihren Begleiterinnen; ich meyne, mit allem, was daraus fließt, gefällt.

Doch wenn man dieſes überlegt hat, ſo unterſuche man zum zweyten ſeine Kräfte. Es iſt nichts ſeltenes, daß uns eine Lebensart gefällt, dazu doch die Natur weder unſern Körper noch unſere Seele geſchickt gemacht hat. Wer eine Sache auf dreyßig Schritte weit nicht deutlich mehr erkennen kann, der würde ungereimt handeln, wenn er ſeine Lebenszeit der Beſchäfftigung widmen wollte, die ſcheinbaren Diameter der Fixſterne oder die Parallaxin Orbis magni zu beſtimmen, und derjenige würde nicht vernünftiger ſeyn, der mit einer ſchwachen und unangenehmen Sprache ſich in ein öffentliches Lehramt eindringen wollte. Die Fehler unſeres Körpers können uns nicht mit Recht deswegen vorgerückt werden, weil wir ſie haben; denn das ſteht nicht in unſerer Willkühr; Allein da machen ſie uns nicht nur lächerlich, ſondern ſtrafbar, wenn wir eine Lebensart erwählen; zu der ſie uns für untüchtig erklären.

Wir ſcheinen über die Seele etwas mehr Gewalt zu haben, als über den Körper: Allein wir ſcheinen es nur. Demoſthenes mußte ſich eine ſchwere Sprache abzugewöhnen; ſo genau man ſonſt dieſen Mangel an die Beſchaffenheit der Zunge gebunden zu ſeyn glaubet. So geſtehe ich es, daß wir auch die Kräfte der Seele beſſern und ſtärken können; aber es wird allezeit eine natürliche Einrichtung unſerer Seele hierzu erfordert werden, die wir ohne Grund bey allen Menſchen gleichförmig annehmen würden. Der Herr von Tſchirnhauſen behauptet in ſeiner Medicina mentis, alle Menſchen hätten von Natur einen gleichen Grad des Verſtandes. Ich kann ihm hierinnen nicht Recht geben. Es ſcheint mir wider das Geſetze zu ſeyn, nach welchem die Kraft in den denkenden Weſen abnehmen muß,

Die ungleich ſatt vom Glanz des mitgetheilten Lichts
In langer Ordnung ſtehn von Gott zum öden Nichts.
Haller.

Ein Cannibale, der eine Handvoll von ſeinen Haaren hinweiſt, wenn er eine Zahl ausdrücken will, die über zehn iſt, würde wohl kein Newton werden, wenn man ihn gleich in Newtons äußerliche Umſtände ſetzte.

Dieſe Betrachtung wird uns alſo dahin führen, daß wir unſere natürlichen Kräfte unterſuchen, ehe wir dieſelben zu einer gewiſſen Sache beſtimmen. Ich will nicht ganz daran zweifeln, daß ein Menſch, der z. E. von Natur ein ſchwaches Gedächtniß hat, dasſelbige einiger maßen ſtärken könne, wenn er ſich zwingt, eine Sache zu treiben, die viel zu merken erfordert: Allein mit aller ſeiner Arbeit wird er es nicht ſo weit bringen, als ein anderer, der vielleicht keinen ſo pferdemäßigen Fleiß, aber mehr natürliche Fähigkeit, beſitzt. Hätte er nicht vernünftiger gehandelt, wenn er ſeine Kräfte auf was anders gerichtet hätte, dazu er mehr aufgeleget war? Der ſtammhafte Mops würde es als ein Kutſcher ſehr hoch gebracht haben. Doch er muß ſtudieren; denn er iſt aus gelehrtem Geſchlechte; ſein Vater iſt ein Schulmeiſter. Iſt es Wunder, wenn er es unter den Gelehrten kaum ſo hoch bringt, als ſein Vater?

Ein deutliches Exempel von Leuten, die ihre Kräfte verkennen, ſind die Versmacher, die wider Boileaus Warnung, eine Begierde zu reimen für den Dichtertrieb annehmen, und ſelbſt unter den Dichtern die, die ſich an Arten von Gedichten machen, zu denen ſie die Natur nicht beſtimmt hat. Die Gedanken, welche Boileau im Anfange ſeiner Dichtkunſt darüber hat, haben mir zu folgenden Verſen Anlaß gegeben:

Verſchieden iſt die Kraft in Dichtern mancher Art.
Der weis mit edler Glut ein Heldenlob zu ſingen;
Der kann ein reizend Kind in zärtlich Feuer bringen;
Der heißt im Trauerſpiel die Thränen Wolluſt ſeyn;
Und jenes kühner Scherz iſt aller Thoren Pein.
Man kenne ſeine Kraft, um nicht, wie der, zu fehlen,
Der Schäfer malen ſoll, und will vom Krieg erzählen,
Und da ein Schilfrohr nur von ſeinem Athem klingt,
In die Trompete ſtößt, daß ihm die Lunge ſpringt.

Doch es giebt nicht nur Leute, die ſich wider ihre natürliche Geſchicklichkeit zur Dichtkunſt dringen: Man trifft auch, wiewohl ſelten, einen entgegengeſetzten Fehler an. Herr Voltäre, der ſeine Kräfte in der Dichtkunſt kennet, und zu brauchen weis, will lieber eine niedrige Stelle unter den Abſchreibern von Newtons Abſchreibern, als eine hohe unter den Dichtern, einnehmen.

Indem ich von Prüfung der Kräfte rede, die man zur Ausführung ſeines Vorſatzes nöthig hat: So erinnere ich mich der unvergleichlichen Gründe, warum bisweilen die Aeltern ihre Kinder ſtudieren laſſen. Mein Sohn hat einen vortrefflichen Kopf, ſpricht ein kleinſtädtiſcher Bürger, deſſen zehnjähriger Knabe die lateiniſchen Buchſtaben kennt, und von einem Advocaten, der dann und wann im Hauſe iſt, gelernt hat, was menſa und ſcamnum heißen. Der Junge läßt ſichs merken, daß er gern ein Gelehrter werden möchte; denn es gefällt ihm, einen Degen zu tragen, und von den Leuten Herr, mit einem lateiſchen Titel, geheißen zu werden, und was etwa noch mehr für kindiſche Vorzüge eines Gelehrten ſind. Die Luſt zum Studieren iſt alſo da. Von der Geſchicklichkeit, ſich zu überzeugen, fraget der Herr Vater den Mann, der über die ſtudierende Jugend in dem Städtlein N. die Oberaufſicht hat. Der Schulrector, ich wollte ſagen, der Herr Director Gymnaſii, dem mehr daran gelegen iſt, daß er einige Thaler mehr für Unterricht erhält, als ob ein gelehrter Stümper mehr wird, lobet das vortreffliche Ingenium des Knaben, und wünſchet der gelehrten Welt im voraus, wegen der Vortheile, Glück, die er ihr bringen wird. Der Sohn, der in ſeinem ganzen Hauſe das meiſte Latein konnte, kann vielleicht in der Schule das wenigſte: Doch hier ſchlägt er ſich, nach Günthers Ausdrucke:

Gleich jungen Argonauten,
Durch Wetter, Sturm und Wind,

bis die erwünſchte Zeit heran tritt, da er auf die Univerſität reiſet. Seines Vaters Vermögen reichet nicht zu, ihm gute Bücher anzuſchaffen, oder koſtbaren Unterricht zu bezahlen. Denn geſetzt, daß es bey andern Ausgaben nicht mangelte, ſo muß doch an dieſen beyden immer geſpart werden. Er behülft ſich alſo hierinnen, ſo gut er kann; er unterrichtet vielleicht noch Kinder, ſeinen Unterhalt zu erwerben, wobey ſeine eigene Erkenntniß nicht zunimmt; und er wird endlich auf der hohen Schule unter vielen Beſchwerlichkeiten ein ſchlechter Gelehrter, da er in ſeines Vaters Hauſe mit wenigerm Kummer ein guter Handwerksmann hätte werden können.

Wenn ich auf den Grund dieſes Verfahrens ſehe, dadurch die Welt mit ſo vielen Halbgelehrten überſchwemmt wird: So iſt es kein andrer, als ein falſcher Begriff vom Berufe. Man glaubet nämlich, ein Kind ſey zum Studieren berufen, wenn es dazu Luſt bezeigt, und einen guten Verſtand hat, und ein eingenommener Vater ſieht es für einen vortrefflichen Verſtand an, wenn ſein Kind nicht ganz und gar eine Schlafmütze iſt. Allein geſetzt, ein Kind hat einen guten Verſtand: Müſſen denn alle Leute, die einen guten Verſtand haben, Gelehrte werden?

Brauchen denn Kaufleute, Künſtler, Handwerksleute nur dumme Köpfe zu ſeyn? Der Schade iſt doppelt, den ein Staat davon hat, wenn in ihm alle, auch nur mittelmäßige Köpfe, ſtudieren. Einmal wird Unvernunft und Dummheit unter ſeinen übrigen Mitgliedern herrſchen, und fürs andere wird der Verſtand, der einem als einem andern Bürger viel Ehre bringt, ihm vielleicht nicht ſo viel nütze ſeyn, daß er ihn unter die mittelmäßigſten Gelehrten erheben könne. Auch hier läßt ſich anbringen, was Heinrich IV, beym Voltäre ſagt:

Tel brille au ſecond rang qui s'éclipſe au premier.

Doch geſetzt, unſere Neigung iſt vernünftig; die Kräfte, die wir haben, ſind da; können nicht andere Umſtände vorhanden ſeyn, die uns von Ausführung unſers Vorhabens abrathen. Ich will dieß nicht ſchlechterdings leugnen; ich bekenne es aber, daß ich in der Meynung ſtehe, wenn es mit den beyden erſten Dingen ſeine Richtigkeit hat, ſo habe man meiſtentheils auf nichts weiter zu ſehen. Wie viel große Gelehrte haben wir nicht gehabt, die ſich nimmermehr hätten in den Kopf ſetzen dürfen, eine Wiſſenſchaft zu lernen, wenn ſie ihre Glücksumſtände hätten in Betrachtung ziehen wollen; ich will noch mehr ſagen, wenn ſie hätten den Rathſchlägen und den Befehlen dererjenigen gehorchen wollen, denen man am meiſten zu gehorchen verbunden iſt. Es iſt wahr, die Vernunft lehret uns, dieſes nicht ganz und gar aus den Augen zu ſetzen: Allein eben dieſe Vernunft überführet uns auch, daß weder wir, noch andere, im Stande ſind, die Folgen unſerer Handlungen mit

Gewißheit voraus zu ſehen, und daß die Einrichtung der beſten Welt nicht nach unſern wahrſcheinlichſten Vernunftſchlüſſen gemacht iſt. Ein vernünftiger und ſtarker Trieb, und Kräfte, die dieſen Trieb unterſtützen, ſind alſo, meinen Gedanken nach, ein Grund, woraus man ſchließen kann, daß uns die Vorſicht zu etwas beſtimmt habe; und wenn wir dieſes mit Grunde ſchließen können, ſo werden wir uns auch allezeit auf die Führungen der Vorſicht verlaſſen dürfen.

Wenn uns Aeltern, oder andere Perſonen, von deren Einſicht und Liebe wir verſichert ſind, eine Lebensart vorſchlagen: So werden ſie meiſtentheils darauf ſehen, was für eine unſerer äußerlichen Glückſeligkeit am gemäßeſten iſt. Wir haben dieſes nicht ganz aus der Acht zu laſſen, weil wir mit einem Körper verbunden ſind. Allein geſetzt, wir wären verſichert, daß wenn wir ihren Vorſchlägen folgen, wir am reichſten, am angeſehenſten werden könnten, welches doch noch oft ſehr ungewiß iſt; würden wir nicht in einer äußerlich ſchlechtern Lebensart, die unſerer Neigung gemäßer iſt, viel glücklicher ſeyn?

: : : Was hilft uns wohl der Zwang,
Daß keiner den Beruf nach ſeinem Sinne wählet,
Und ſich die Lebenszeit hernach als Sklave quälet?
Man wird von Kindheit auf der Knechtſchaft zugethan;
Der Geiſt wird unterdrückt, der Körper geht voran,
Und ſo wird der Beruf von Menſchen ſelbſt geſchaffen,
Die nur aufs Eitle ſehn und ſich darein vergaffen.

Germann.

Doch mich deucht, daß es Fälle giebt, da man zugleich ſeinen äußerlichen Umſtänden und dem innernerlichen Berufe ein Genügen thun kann. Günther war unſtreitig zur Dichtkunſt berufen. Sein Vater widmete ihn der Arzneykunſt. Wenn Günther, wie viele verſichern wollen, dem Willen ſeines Vaters nicht gehorſam geweſen iſt, ſo hat er ſich zwiefach geſchadet. Hätte er ſich ſo aufgeführt, daß man Hallern und Günthern als Arzneygelehrte in eine eben ſolche Verhältniß ſtellen könnte, wie ſie Herr Bodmer als Dichter geſtellt hat, ſo würden ſeine äußerlichen Umſtände beſſer geweſen ſeyn, und dieſes würde in ſeine Dichtkunſt einen Einfluß gehabt haben.

Die Nachwelt wird, wie wir, gerührt durch Günthers Klagen,
Zur Größe fehlten ihm nur Glück und Reife, ſagen.

Allein Glück und Reife würden ihm nicht gefehlt haben, wenn er ſich hätte bereden können, zugleich ein guter Arzneygelehrter, und ein großer Dichter zu werden. Er wurde keines von beyden, da er ſich nur eins in den Kopf ſetzte. Man unterſuche alſo, ob man nicht zugleich dem Willen anderer, die man zu verehren Urſache hat, und ſeinem eigenen Triebe genug thun kann. Die Weisheit zeiget ſich darinnen, daß man verſchiedene Abſichten zu verknüpfen fähig iſt.

Dann und wann werden ſich auch Fälle finden, wo man verbunden iſt, dem Wohl ſeines Vaterlandes oder ſeiner Familie ſeine Neigung aufzuopfern. Hier muß uns das Vergnügen tröſten, das man aus der Verſicherung empfindet: Wir haben unſere Pflicht erfüllt.

Was ich bisher vorgebracht habe, das läßt ſich durch ein Gleichniß oder vielmehr durch einen beſondern Fall erläutern. Man ſtelle ſich einen Menſchen vor, der ſich zu einer von den wichtigſten Verrichtungen des Lebens, zur Heirath, entſchließen will. Er darf die Rathſchläge ſeiner Anverwandten und anderer Leute von Einſicht nicht aus den Augen ſetzen. Allein man wird von ihm nicht fordern, daß er denſelben folgen ſoll, wofern ſie ſeinen Neigungen ganz und gar zuwider ſind. Nur darzu iſt er verbunden, daß er die Quellen ſeiner Neigung unterſuchet. Daß viele Heirathen, die man aus Neigung geſchloſſen, unglücklich ablaufen, rühret daher, weil man ſie aus keiner vernünftigen Neigung geſchloſſen. Der aber, der ſich ſeine Lebensart aus Pflicht gefallen läßt, die ihm ſonſt mehr zuwider als angenehm iſt, verdienet bey mir eben ſo viel Hochachtung und eben ſo viel Mitleiden, als ein großer Herr, bey dem die Zärtlichkeit Staatsurſachen weichen muß.

Doch was wird derjenige thun ſollen, der ſich einmal in einem Stande befindet, mit dem er nicht vollkommen vergnügt iſt? Der z. E. wünſchte, ſeinen Verſtand durch die Erkenntniß vieler Wahrheiten vollkommen zu machen, und der doch hiezu, wegen der Geſchäffte, darein er verwickelt iſt, nicht Zeit genug hat. Er wird ſich deswegen nicht für elend halten dürfen. Es wird kein Stand möglich ſeyn, darinnen er nicht einiger maßen ſeiner Neigung folgen könnte, wenn ſie nur vernünftig iſt. Niemals werden z. E. die Verrichtungen ſo aneinander gekettelt ſeyn, daß ein Mann, der zum Denken Luſt hat, nicht dann und wann einige Stunden finden ſollte, ſich mit ruhigen Betrachtungen zu ergötzen. Ein Bürger in der beſten Welt muß mit ſeinem Zuſtande zufrieden ſeyn, und er kann es allezeit ſeyn, wenn er vernünftig iſt. T.

* *

Größe des Schöpfers in dem Weltgebäude.

Wie lange ſchläfſt du doch mit ſo verſtockter Bruſt,
Du Knecht der Sinnlichkeit, du Sklave niedrer Luſt?
Warum gedenkſt du nicht, o Menſch, vernünftigs Weſen,
Des großen Schöpfers Macht aus dem Geſchöpf zu leſen?
Welch ein durchdringend Licht blitzt nicht aus jeder Spur
Der alles zeugenden, der wirkenden Natur,
Dir durch das Aug ins Herz? Du findſt ſie ſonder Mühe.
Ein einger Blick iſt gnug; betrachte nur und ſiehe!
Die Hand bemerkſt du gleich; die Hand, die alles macht.
Wohlan, erwach einmal! Bewundre doch die Pracht
Der Werke der Natur; ſchwing dich mit Andachtsflügeln
Selbſt zu den Sternen hin; erkenn in dieſen Spiegeln
Der weiſen Allmacht Bild. Ein niedriges Gemüth
Verachtet oft ein Gut, das große Seelen zieht;
Es ſchätzt den todten Glanz an Gold und Blech ſo theuer,
Als ſelbſt der Sonnen Licht, und ihr lebendig Feuer.

So handelt nicht ein Geiſt, der immer höher denkt,
Und mit erhabnem Muth ſich von dem Pöbel lenkt.

Er ſchwingt ſich über ſich, erweitert die Gedanken;
Die Weisheit ſchreibt ihm vor, beſtimmt ihm ſichre Schranken,
Und deckt den Vorhang auf, und zeigt der Dinge Kern,
Die Tugend ſchützet ihn, und Wahrheit bleibt ſein Stern.
Ihm muß das größte Reich ein Winkel auf der Erden,
Und gar der Erdkreis ſelbſt das kleinſte Stäubchen werden,
So bald er mit Vernunft des Weltbaus Größe mißt,
Und ſich in ihm verſenkt, und ſich in ihm vergißt.
Wo bleibt alsdann der Menſch? Iſt er auch was zu nennen?
Hier lernt er recht erſtaunt, ſein Nichts durch etwas keñen,
Das gegen GOtt nichts iſt. Wer faßt dich, große Welt!
Bewundrungswerther Bau, unüberdenklichs Feld!
Welch unbegreiflich Meer, darinnen Sonnen glimmen,
Wo Laſten ſolcher Größ, und ohne Schwere ſchwimmen,
So manche Kugel rollt, ſo manche Sonne brennt;
So manche Welt erſcheint! Wer dieſes recht erkennt,
Und überlegungsvoll im Geiſt dabey verharret,
Fühlt der Verwundrung Stoß, wobey die Zunge ſtarret.

Behältniß reger Glut, Gehülfinn der Natur,
Monarchinn flüchtger Zeit, du allgemeine Uhr,
O Sonne, wer dich ſieht, ſieht auch in deinen Flammen
Der Allmacht Proben glühn. Wer hält dein Feur zuſañen?
Wer hat in deinen Stral die Zeugungskraft geſenkt,
Und Wärme, Farb und Licht in ihm ſo ſchön vermengt?
Ja. wie erſtaunt ſieht man ihn durch viel tauſend Meilen
Und faſt im Augenblick zu dunkeln Körpern eilen?
Was iſt der kleine Theil des ſo gefärbten Lichts,
Und wer begreifet wohl ein ſo erleuchtend Nichts?
O güldner Mittelpunct! du Herz von jenen Kreiſen,
Worinn in ſteter Flucht ſich ſieben Welten weiſen,

Die insgeſammt dein Schein erwärmet, färbt, belebt;
Gewiß nicht nur dein Glanz, auch deine Größ erhebt
Den, der aus nichts dich ſchuf. Wie könten deine Stralen
Zu fernen Welten fliehn! Wer kann den Umfang malen,
In den du ſie verſtreuſt? Der Allmacht Finger iſts,
Der dir das Ziel geſteckt; verborgner Gott, du biſts,
Der jene Zirkel maaß, in welchen die Planeten
Sich ungehindert drehn. Wie muß das Volk erröthen,
Das, da es deinen Arm in jeder Ordnung ſieht,
Sich mit verſteinter Bruſt ihn doch zu leugnen müht.
Entſchlafne Brut, wach auf, wach auf, o Kind der Erde!
Da die Natur dich weckt. Der Allmacht Wort: Es werde!
Bleibt immer das Geſetz, nach welchem jede Welt
Sich durch der Schwere Schwung im ewgen Lauf erhält,
Und um der Sonnen Licht ſo ungehindert eilet.
O Weisheit, die nach Maaß die Monden eingetheilet,
Und nach der Ferne Ziel die Größe ſelbſt erwegt!

Zurück verworrner Sinn, zur Erde, die dich trägt;
Laß Wald und Berg und Thal, u. Strom u. Wieſe ſprechen.
O ſegensvolle Schooß! Welch anmuthreiche Flächen!
Welch prächtiges Gewölb! Welch ungeheure Gruft!
Welch Abgrund! Welcher Raum von Wolken, Waſſer, Luft,
Sey nicht bey allem blind; forſch überall die Proben
Der unerforſchten Macht, und lerne, ſie zu loben,
Von den Geſchöpfen ab. Denn alles iſt belebt;
Denn alles iſt beſeelt; die ganze Welt erhebt
Und preiſet dieſen Herrn, den wir in allen leſen.
Durchblättre nur dieß Buch. O fernes Band von Weſen!
O Fortgang ſonder Ziel, und Ordnung voller Pracht!
Nicht nur in dem, was ſonſt die Blicke ſchüchtern macht,

Was uns unendlich groß; auch im unendlich kleinen
Sieht ein geſchärfter Sinn der Weisheit Stralen ſcheinen.
O Menſch, in jedem Punct ſind Wunder hingeſtellt;
Die größten in dir ſelbſt; auch du biſt eine Welt.
Was mehr? ein Geiſt; genug. Drum widme die Gedanken,
Von Ehrfurcht ſtets entflammt, dem Weſen ohne Schranken.

C. F. Neander.

* *

Unterſuchung
von
dem unphiloſophiſchen Leben der Weltweiſen durch M. Steudnitzern.

An den Leſer.

Ich bin der erſte, der die Aufgabe, warum die Philoſophen nicht philoſophiſch leben, ſo auflöſt, wie man ſie in gegenwärtiger Abhandlung aufgelöſt findet. Wenigſtens bin ich der erſte, der es einſieht, daß ſie der Welt bekannt gemacht zu werden verdienet. Da ich, ohne Ruhm zu melden, die Gabe der Deutlichkeit mit der Kürze ſo gut, als Herr R.. in W.., verbinde: So ſchmeichle ich mir zugleich, daß ich theils meine Materie auch ſchon völlig erſchöpft, theils den vernünftigen Theil der Menſchen, in Anſehung des Beyfalls, auf meiner Seite habe. Daß ich hier und da einige Sachen geſagt habe, von welchen andere Schriftſteller vielleicht glauben, daß ſie entweder an einem andern Orte, oder gar nicht hätten geſagt werden ſollen, das wird der geneigte Leſer gütig verzeihen. Die Tadler aber ertrage ich mit M.. wie Sokrates.

Von dem unphiloſophiſchen Leben der Weltweiſen.

Inhalt.

§. 1. Eingang. Woher das verſchiedene Glück der Wiſſenſchaften entſtehe. §. 2. Leuchtet der Vernunft ein. §. 3. Wird mit dem Exempel des Hippokrates erläutert. §. 4. Imgleichen des Cicero. §. 5. Urſache, warum der Verfaſſer die Stellen nicht genau anführet. §. 6. Derſelbe erzählet die Hiſtorie ſeines Bleyſtifts. §. 7. Fernere Erläuterung des obigen, von der Größe der Sonne. §. 8. Möglichkeit und Beſchreibung neuer Wahrheiten. §. 9. Vortrag und Eintheilung der Abhandlung. §. 10. Der Verfaſſer iſt wegen der Kürze anzupreiſen. §. 11. Daß Philoſophen unweiſe leben, läßt ſich auf verſchiedene Art beweiſen. §. 12. Beweis aus den Zeugniſſen der Alten. §. 13. Beweis aus der Erfahrung. §. 14. Beweis aus der Philoſophie. §. 15. Es müſſen nothwendig ſolche Philoſophen ſeyn. §. 16. Die gemeine Urſache von dem unordentlichen Leben der Weltweiſen wird angeführt, und der Ausdruck getadelt. §. 17. Beantwortung zweener Einwürfe. §. 18. Die gemeine Meynung iſt falſch. §. 19. Erklärung des Worts, Weltweiſe, woraus nichts hergeleitet wird, als daß der Verfaſſer kein Philoſoph ſey. §. 20. Die Philoſophie iſt der Weltweiſen Frau Liebſte. §. 21. Einwurf wird beantwortet. §. 22. Welche Weltweiſen der Weltweisheit nicht folgen. §. 23. Fortſetzung dieſer Sache, und Ciceronis Ausſpruch vom Weiberregimente. §. 24. Die Philoſophie iſt herriſch. Mehr Beweis von der Meynung des Verfaſſers iſt unnöthig. §. 25. Die Meynung des Verfaſſers iſt brauchbar. §. 26. Iſt in Anſehung der Atheiſten nützlich. §. 27. Entdeckung eines Mangels in der philoſophiſchen Hiſtorie. §. 27. Erörterung, ob die Poeten Sklaven ſind. §. 29. Verſprechen von einem Paar neuen Abhandlungen. §. 30. Der Verfaſſer iſt in Anſehung ſeiner philoſophiſchen Ehe ein Holländer.

§. 1.

Dem erſten Anſehen nach, ſollte man ſich faſt wundern, wie es komme, daß die Wiſſenſchaften bald geſtiegen, bald gefallen, bald wieder in Aufnehmen gekommen ſind, da doch die Grundſätze der menſchlichen Erkenntniß, und die Kräfte des menſchlichen Verſtandes vom Anfange der Welt her, bis auf dieſen Tag im Hauptwerke allezeit eben dieſelben geweſen ſind. Wenn man die Sache aber nur einen Augenblick genauer betrachtet: So fällt die ganze Schwierigkeit weg. Denn man wird gar bald gewahr, daß nach dem Maaße für die Wiſſenſchaften bald Frühling, bald Sommer, bald Herbſt, bald Winter geweſen, nachdem man viel oder wenig Folgerungen aus den gemeldeten Grundſätzen gezogen, nachdem man dieſe Folgerungen in ſeinem und anderer Verſtande erneuert, oder in Vergeſſenheit kommen laſſen, nachdem man ſie verändert, verbunden, und mehr oder weniger Mühe, ſie zu vermehren und zu verbeſſern, angewandt hat.

2. §. Meine Leſer ſehen gar leicht, daß ich mit denen einerley Meynung bin, welche behaupten, es folge nicht, wenn man die Vorderſätze zu einer gewiſſen Folge wiſſe, daß man alsdann dieſe auch ſo gleich wirklich aus jenem herleite. Wenn ich glauben könnte, daß man mir, auf geſchehene Ueberlegung nicht völligen Beyfall geben würde: So wäre es etwas leichtes, dieſen Satz ausführlich zu beweiſen Nun habe ich zwar dieſes nicht nöthig; denn es leuchtet der Vernunft klar ein. Indeſſen wird es doch nicht unangenehm ſeyn, ein paar Beyſpiele zur Erläuterung beyzubringen.

3. §. Hippokrates hat an den Drüſen im menſchlichen Körper eben das, und alles das wahrgenommen, was die heutigen Aerzte daran ſehen. Seine Schriften beweiſen es gnugſam. Wo aber die Erzählung der Erfahrungen aufhöret, und ſein eigen Urtheil über die Beſchaffenheit und den Gebrauch der Drüſen angeht, da ſtimmet er mit der Meynung der neuen Aerzte ſo ſchön über ein, als Seyn und Nicht ſeyn zugleich ſtatt haben können. Denn wo jener vom Inſichziehen redet, da ſprechen dieſe von Her-

ausgeben, und wundern ſich, daß er das Gegentheil habe glauben können.

4. §. Cicero redet mehr als einmal von dem Pulſe, und von der Bewegung des Blutes in den Adern. Und doch ſagen unſre Aerzte mit größtem Ernſte, daß er und alle übrige Gelehrte des Alterthums den Zirkellauf der Säfte in unſerm Körper nicht gewußt habe, ſondern daß die Ehre dieſer Entdeckung ihrem Harvay vorbehalten geweſen ſey.

5. §. Ich laſſe hier die umſtändliche Anführung der Bücher, Capitel und Seiten, welche die hieher gehörigen Stellen des Hippokrates, des Cicero und der neuern Aerzte in ſich enthalten, mit Vorbedachte weg: Nicht etwa deswegen, als ob ich ſie nicht anführen könnte; und etwas, das ich einmal ungefähr halb gehört, nun gleich ſo dreiſthin nachſchriebe: Auch nicht darum, daß ich meinen Leſern misgönnte, ſelbſt aus den Quellen zu ſchöpfen. Vor beyderley Verdachte wird es genug ſeyn, mich zu ſichern, wenn ich hiermit erböthig bin, allen denen, die deswegen begierig ſind, und an mich ſchreiben wollen, Genüge zu leiſten. Und eben dieſes, will ich auch auf die übrigen Schriftſteller, die ich etwa im Folgenden noch nennen möchte, erſtreckt wiſſen. Die eigentliche Urſache aber, warum ich Buch, Abſchnitt, Blatt und Ausgabe derſelben übergehe, iſt eine voll Wehmuth an mich gethane Bitte des Stückchens Bleyſtift, mit welchem ich die gegenwärtige Abhandlung zuerſt in meine Schreibtafel niedergeſchrieben: Wobey ich erinnern will, daß man ſo beſcheiden ſeyn, und die Ge-

Geſchichte nicht gleich in Zweifel ziehen werde, weil man nicht dabey geweſen.

6. §. Die Sache verhielt ſich ſo: Als ich unter obigem 3 §. ſo weit geſchrieben hatte: v. Hippocr. Sect. III. περὶ ἀδένων inprimis &c. So brach jähling die Spitze von dem beſagten Bleyſtifte, ohne daß ich ſonderlich darauf drückte: Der Bleyſtift fieng zugleich an zu reden, und bath mich, ich ſollte ihm doch in Anſehung deſſen, daß er mir ſchon einige Wochen treue Dienſte gethan, mit dem Schreiben von vielen Citatis immer verſchonen. Als ich mich über dieſe Begebenheit, voller Neugierigkeit, die Urſache davon zu wiſſen, verwunderte: So fuhr mein Bleyſtift fort: Er habe dem Meiſter, der ihn verfertiget, in ſeiner Jugend nicht gerathen wollen, und ihn dadurch heftig erzürnet. Dieſer habe ihn alſo verflucht, und gewünſcht, daß er nun und nimmermehr ein vernünftiges Wort ſchreiben möchte. Er ſey darauf, wie ein Servus pileatus, um einen geringen Preis verkauft worden. Denn leider, habe er, fuhr er fort, als ich hierüber lachte, manchen ſchönen Folianten voll Alterthümer mit Hülfe des Regiſters, wiewohl zu ſeinem großen Jammer, excerpiren und citiren helfen müſſen; indem er eben das für die Erfüllung des Fluchs ſeines Meiſters halte, daß er einem gelehrten Zeugnißſchreiber in die Hände gerathen ſey, der ihm die ganze Zeit über, da er in ſeinen Dienſten geweſen, nicht zu Aufſetzung ſeiner eignen Gedanken, ſondern zu Anführung fremder Stellen gebraucht, und bloß über dem Beweiſe, daß viel Gelehrte in der Welt geweſen ſeyn müſſen, weil er ſo

viel Bücher von ihnen anführen könne, ſich ſelbſt und ihn faſt gänzlich abgenutzt habe. Hierbey habe er, der Bleyſtift, Zeit genug gehabt, zur Erkenntniß und Bereuung ſeines ehemaligen Ungehorſams zu kommen. Denn er habe dabey, durch den Umgang mit gelehrten Schriften, ſo viel einſehen lernen, daß es auch in der Gelehrſamkeit weit rühmlicher ſey, der Held, als der Geſchichtſchreiber zu ſeyn, und daß ob gleich ſeine und ſeines Herrn Beſchäfftigung nicht eben gänzlich eine unehrliche Handthierung genennet werden könne, er doch einmal für allemal ein ſehr verachteter und für niederträchtig gehaltener Bleyſtift ſey. Eine Art von Verzweifelung habe ihn alſo gewiſſer maßen zur Untreue gebracht; wo ſein Bezeigen anders eine Untreue genannt werden könne; da er ſeinem Herrn für den halben Batzen, den er ihn etwa koſte, wohl mehr als für zehn halbe Batzen Ehre erworben habe. Kurz, ſeine Lebensart ſey ihm unerträglich geworden: Und die Begierde derſelben los zu werden, habe ihm nicht allein glauben heißen, daß er lange genug gebüßt habe; ſondern ihm auch endlich gar vorgeſtellt, daß er wider ſein Gewiſſen handele, wenn er ſich länger dazu brauchen laſſe, bey ſeinem Zeugnißſchreiber den Schein der Gelehrſamkeit durch Betrügerey unterhalten zu helfen. Er habe alſo einmal die Gelegenheit, ſeiner Marter zu entgehen, in Acht genommen, und da ihm ſein Herr auf der Rathsbibliothektreppe, allwo ich ihn bald darauf gefunden, und eingeſteckt hatte, in die Taſche ſtecken wollen: So ſey er ganz ſachte darneben gefallen. Bey mir, ſetzte er hinzu, ſey er bisher, wie im Himmel geweſen;

weil er entweder gar nichts zu thun, oder, welches doch ſelten geſchehen ſey, einige von meinen eignen Gedanken anzumerken, oder ein paar Linien zu ziehen gehabt habe. Er bäthe alſo um des Fluchs ſeines Meiſters willen, und unter Verſprechung aller treuen Dienſte, ihn aus Erbarmen nicht wieder in einen Stand zu ſetzen, der ſeinen Gedanken nach nicht unglücklicher für ihn erdacht werden könne. Ich gab alſo ſeinem Bitten Gehör; wiewohl ich ihm zeigte, daß ſeine Furcht allzugroß wäre; und löſchte die angefangene Zeile wieder aus. Ich habe mir auch nunmehr wirklich vorgeſetzt, künftig keine anderen, als unumgänglich nöthige, Anführungen zu machen.

7 §. Ich komme nunmehr wieder auf das vorige zurück. Kann man vielleicht wider die Exempel des Hippokrates und des Cicero noch etwas einwenden: So will ich meinen Leſern ein anders vorlegen, wider welches ſich hoffentlich wenig ſagen läßt. Meynet man denn wohl, daß die Bauern der Sonne eine ſo anſehnliche oder nur eine wenig geringere Größe zuſchreiben, als die Sternkündiger und Weltweiſen thun? Ich glaube, man ſaget nein dazu. Und gleichwohl hat der Bauer Gründe genug, aus welchen er ſehen könnte, daß die Sonne tauſendmal größer ſeyn müſſe, als ſie ihm ſcheint. Da der Knopf auf den Kirchthurm in ſeinem Dorfe geſetzt werden ſollte: So ſah er, derſelbe war ſo groß, daß mehr als ein Scheffel hinein gieng. Und da er ihn itzt auf dem Thurme ſieht; ſo ſcheint er ihm kaum ſo groß zu ſeyn, als das Stück Brodt, das er in ſeiner

Hand hat. Er ſieht ferner, daß ihm ſein Fuder Heu viel größer in die Augen fällt, als der Edelhof, der vor ihm auf dem Berge liegt, und von welchem ſein Fuder nur einen kleinen Winkel ausfüllen ſoll. Er ſieht auch dabey, daß der Berg hinter dem Dorfe viel höher iſt, als der Kirchthurm. Er iſt öfters auf dem Berge geweſen, und da hat er geſehen, daß ihm ein Raubvogel, der hernach faſt ſo groß, als eine Gans, war, da er eine Taube holte, in der Luft, nur wie ein Pünctchen ſchien, da er ſich unter einer Wolke herum drehte. Ueber dieſer Wolke ſtund noch eine Wolke. Er hat auch alle Tage die Wolken eben ſo hoch ſtehen ſehen. Aber noch hoch über den Wolken ſteht, wie er ſieht, der Mond. Und vor ein Paar Jahren hat er geſehen, daß bey der Sonnenfinſterniß die Sonne noch vom Monde bedeckt wurde. Hat hier der Bauer nicht Gründe genug, zu ſchließen, daß die Sonne gar ſehr vielmal größer ſeyn müſſe, als ſie ſcheint. Oder wird er wohl die Folge leugnen, wenn man ihm dieſelbe zeiget? O nein! Er wird ganz freundlich dazu ausſehen, wenn man ihm die Sache erkläret. Aber von ſich ſelbſt machet er gleichwohl den Schluß nicht. Und ſo iſt es in tauſend andern Dingen.

8 §. Es mag nun dieſes für eine Glückſeligkeit der menſchlichen Seele angeſehen werden, daß ſie ihre Erkenntniß immer vermehren kann; oder man mag es für eine Unvollkommenheit halten, welche die große Einſchränkung des menſchlichen Verſtandes beweiſt: So erkennt man doch daraus die Wahrheit meiner Meynung, und ſieht zugleich die Möglich-

lichkeit und den Begriff neuer Wahrheiten. Denn dieſe ſind nichts anders, als Folgen aus ſchon beſtimmten Gründen, welche man vorher noch nicht gemacht hatte, da die Gründe dem Verſtande nicht genug gegenwärtig waren.

9 §. Zu welchem Ende aber habe ich mit meinen Gedanken ſo weit ausgeholt? Denn vielleicht ſieht man noch nicht, wohin meine Abſichten gehen. Und es wundert mich auch nicht; weil der Eingang, den ich gemacht habe, ſich eben ſo wohl vor noch hundert andre Abhandlungen ſchicket, als vor die gegenwärtige. Ich will mich alſo darüber erklären. Mein Vorſatz iſt, meinen Leſern eine neue Wahrheit vorzutragen. Darum war es gut, ihnen zuförderſt zu zeigen, daß neue Wahrheiten möglich wären. Ich will auch niemand länger aufhalten, ſondern der Welt nunmehr meine Meynung von der unweiſen Lebensart vieler Weltweiſen mittheilen. Ich verbinde mich hierbey, zuförderſt zu zeigen, daß es Weltweiſe giebt, ja geben muß, die eine unordentliche und unweiſe Lebensart führen; hernach die gemeine Meynung von der Urſache derſelben beyzubringen; und endlich derſelben meine eigne entgegen zu ſetzen.

10 §. Ich hoffe, daß meine Leſer den Franzoſen des Alterthums, ich meyne, den Athenienſern, an Neugierigkeit gleich ſeyn werden. Und in ſolcher Hoffnung glaube ich, nicht nöthig zu haben, daß ich ſie bitte, das neue, was ich ihnen ſagen will, recht einzunehmen. Man erwarte alſo von mir kein großes Empfehlungsſchreiben: Da vernünftige Leſer ohnedem ſehen werden, daß meine Arbeit dergleichen nicht

nöthig hat. Alles, was ich der artigen Modeungeduld zu gefallen thun kann, iſt dieſes, daß ich, nach der in der Vorerinnerung verſprochenen Eigenſchaft, kurz ſeyn werde. Daß auch dieſes noch eine groſſe Gefälligkeit ſey, das werden diejenigen wiſſen, welche einſehen, daß ich von der gegenwärtigen Materie wohl einen ganzen Folianten hätte ſchreiben können, in welchem doch nichts mehr, das zur Sache dienet, geſtanden hätte, als in dieſen wenigen Blättern ſteht. Denn was ich eigentlich zu ſagen habe, das läßt ſich mit wenigen Worten ſagen. Und ich kann es nun wohl geſtehen, daß ich den langen Eingang meiſtentheils darum gemacht habe, damit meine Abhandlung als ein dem Drucke gewidmetes Werk, auch nicht gar zu kurz werden ſollte.

11 §. Das erſte, was ich meinen Leſern zu zeigen verſprochen habe, iſt dieſes, daß viele Weltweiſe eine unweiſe Lebensart führen. Nun weis ich aber nicht, ob das Anſehen viel bey den meiſten gilt, und ob mir dieſelben alſo Beyfall geben werden, wenn ich dieſen Satz mit dem Zeugniſſe bewährter Schriftſteller beweiſe; oder ob die Erfahrung viel bey ihnen vermag; oder ob Gründe aus der Weltweisheit ſelbſt den tiefſten Eindruck bey ihnen machen. Ich will alſo alle drey Arten des Beweiſes brauchen, und ihnen die Wahl laſſen, welchen ſie unter denſelben für den ſtärkſten halten wollen. Mir gilt es gleich viel, wenn man mir nur recht giebt.

12 §. Daß aber mein Satz in den alten Schriftſtellern angetroffen werde, das darf ich nur mit einem Worte erinnern: So fällt man mir bey. Denn be-

leſene Gelehrte wiſſen, daß er nur gar zu oft darinnen anzutreffen iſt. Man weis, daß man beym Euripides den Weiſen gram iſt, die für ſich ſelbſt nicht weiſe ſind. Und wenn man ihnen gram iſt, ſo muß es doch wohl ſolche Weiſe geben. Man weis, wie Cicero klaget, daß Leute, die ſich den Worten nach mit der Tugend ſo breit machen, ſich im Werke allen Laſtern überlaſſen. Man weis, daß Nepos an den nur genannten großen Mann ſchreibt: Er glaube, daß niemand einen Hofmeiſter nöthiger brauche, als der größte Theil der Weltweiſen. Man weis, daß ſich Quintilian erboßet, daß ſo viele unter einem großen Barte, und zerriſſenen Mantel, womit ſie gleichſam belegen wollten, daß ſie Weltweiſen wären, ein ſo wollüſtiges und unbändiges Herz verdeckt trügen. Den Seneca will ich nicht anführen; weil ich nicht weis, ob er es ſchöner mit den Worten, oder überzeugender mit den Werken gewieſen, daß es Philoſophen gebe, welche unanſtändig leben.

13 §. Wir wollen uns indeß nicht bey den Zeugniſſen und Erfahrungen aus dem Alterthume allein aufhalten. Wir wollen auf unſere Zeiten herunter gehen. In der That, wir müſſen ſagen, daß die heutigen Liebhaber der Weisheit den römiſchen und griechiſchen in dieſem Stücke nichts nachgeben. Noch heut zu Tage predigen wir von der Redlichkeit, und lachen noch in eben dem Athem, daß wir einen andern hintergangen haben. Noch heut zu Tage tadeln wir andrer Leute Begierde, zu haben, damit ſie die unſrige ſättigen ſollen. Noch heut zu Tage ſchieſſen wir unſre Donnerſtralen auf den Hochmuth de-

rer, die einen Vorzug haben wollen, den wir ſelbſt zu beſitzen ſtreben. Noch heut zu Tage wiſſen wir es mit ſchwerer und ſtammlender Zunge als verächtlich vorzuſtellen, wenn ſich der Nachbar aus dem Zirkel trinkt; damit nicht ein unſtudirter Bürgermeiſter aus Bu ⸗ ⸗ ⸗, ſel. Andenkens, allein die Ehre haben möge, geſagt zu haben: Johann, lehne mich an die Wand, und ſieh, wer die beſoffene Sau iſt, die da taumelt. Und noch heut zu Tage verurſachet uns das Frauenzimmer das kalte Fieber, und machet uns, wenn wir in ſeiner Abweſenheit von ihm reden, Froſt, gleich darauf aber auch, ſo bald es anweſend iſt, Hitze.

14 §. Aber was habe ich erwieſen, wenn man mir dieſes alles zugeſteht? Dieſes, daß es Weltweiſe giebt, welche unanſtändig leben. Ich will aber noch mehr thun. Denn der letzte Beweisgrund muß billig der ſtärkſte ſeyn. Dieſen nehme ich aus der Weltweisheit ſelbſt her. Und ich würde mir dünken, nichts gethan zu haben, wenn ich bloß das Daſeyn ſolcher Philoſophen zeigen könnte; wofern ich nicht auch mit dieſen Grunde gar weiſen könnte, daß dergleichen nothwendig ſeyn müßten.

15 §. Ich ſetze zum voraus, daß auch Philoſophen genug ſind, welche ſo leben, wie ſie lehren. Denn wenn es keine Philoſophen, die philoſophiſch, und keine Chriſten gäbe, die chriſtlich lebten, über wen hätte man in der Welt zu lachen? Wer alſo das, was ich voraus ſetze, leugnen kann, der kann mich auch überführen, daß es im Heumonate Winter iſt. Nun ſetze ich zween Philoſophen. Der eine ſoll A, der andere B heißen. Ich ſetze ferner, daß ſie beyde

gleiche Lehrſätze haben. Die Lehrſätze des einen wollen wir E, und die Lehrſätze des andern F nennen. Alſo iſt $E = F$. Nun iſt $E : A = F : B$, und demnach iſt bisher $A = B$. Nun mag C die Lebensart A, und D die Lebensart B ſeyn. Wäre alſo $D = C$; So wäre $D : B = C : A$, und $A : D = B : C$. Und folglich wäre A vollkommen $= B$. Nun können aber zwey Dinge einander nicht vollkommen gleich ſeyn. Alſo kann D nicht $= C$ ſeyn, und ſich: F nicht $= C : E$ verhalten. Wenn demnach C, die Lebensart A, gut und weiſe iſt: So kann es D, als die Lebensart B nicht ſeyn. Die Beraubung des Guten heißt das Böſe, alſo muß D böſe und unweiſe ſeyn. Alſo muß es nothwendig Weltweiſe geben, welche eine unweiſe Lebensart führen, W. Z. E. W.

16 §. Wenn nunmehr die Frage iſt, was man für die Urſache dieſer Lebensart halte: So iſt ordentlicher weiſe die Antwort: Es komme unſtreitig daher, weil dieſe Leute die Regeln der Weltweisheit zwar wüßten, aber ſich nicht darnach richteten. Denn in der Weltweisheit ſelbſt ſey kein Grund zu einem unordentlichen Leben. Allein wer ſiehet nicht, wie übel dieſe Vertheidigung eingerichtet iſt. Zuerſt merket ein jeder, der gewohnt iſt, ſcharf zu denken, daß man den Ausdruck nicht behutſam gewählt habe. Wenn jemand fragte, woher das unordentliche Leben der Poeten käme? und ich antwortete: Es käme daher, weil ſie die Regeln der Dichtkunſt nicht in Acht nähmen: So glaube ich, jeder Briefträger würde mich auslachen. Und ich ſoll mir von Weltweiſen, welche den Urbanus Rhegius vielleicht noch dazu ge-

leſen haben, vorſagen laſſen, das unanſtändige Bezeigen der Weltweiſen rühre daher, daß ſie ſich nicht nach den Regeln der Weltweisheit richteten? Mein Gott! wo iſt doch der Grund dazu? Konnte man denn nicht ſagen: nach den Lehren? Alsdann würde es ſchwer geweſen ſeyn, daß ich bey dem Ausdrucke etwas zu erinnern gefunden hätte. Ich ſage, bey dem Ausdrucke: Denn im übrigen wäre mir es leid, wenn ich nicht noch allezeit etwas zu erinnern finden ſollte.

17 §. Hernach will ich, was die Sache ſelbſt betrifft, den Einwurf nicht machen, den vielleicht ein andrer machen würde: daß nämlich ſolche Philoſophen, wenn ſie ſich gleich nicht nach den Lehren der Stoiker richteten, doch etwa nach der epikuriſchen Philoſophie lebten. Denn es iſt hier die Frage, ob ſie nach ihren eigenen Lehrſätzen leben. Ich will auch dieſes nicht erinnern, daß man ſprechen könnte: Sie lebten allerdings nach der Philoſophie: Denn ſie lebten nach ihren Begierden, oder, welches gleich viel iſt, fein natürlich: Die Philoſophie wolle aber, daß man fein natürlich leben ſollte: oder, wie es beym Cicero lateiniſch laute, ut naturae convenienter vivamus. Die Urſache, warum ich mich hierbey nicht aufhalten will, iſt dieſe, weil es ein Wortſtreit iſt. Denn wenn man dieſes darum der Philoſophie gemäß leben heißt, weil die Philoſophie will, daß wir der Natur gemäß leben ſollen: So kann ich auch ſagen: Mein Wille iſt der Geſetzgeber der Natur und des Zuſammenhanges der Dinge; wenn heute gut Wetter iſt: Weil auch ich will, daß heute gut Wetter ſeyn ſoll. Und man ſieht wohl, wenn es auf dieſe Einwürfe ankäme:

So würde die gemeine Meynung von dem Grunde des unweiſen Lebens bey einem Theile der Weltweiſen, ihre Richtigkeit noch wohl behaupten.

18 §. Wir wollen ſie aber ſonſt ein wenig anſehen. Ich verſichere, daß ſie nichts tauget. Wir fragen: Warum führen denn ſo viele Weltweiſe ein unanſtändiges Leben? Man antwortet uns: Weil ſie ſich den Lehren der Weltweisheit nicht gemäß bezeigen. Nun will ich es meinen Leſern mit andern Worten ſagen: Ein Theil der Weltweiſen lebet unweiſe, weil er unweiſe lebet. Was hat man alſo geſagt? Mich dünket, nichts. Warum ſchreibe ich itzt? Weil ich alles thue, was man thut, wenn man ſchreibt. Wenn man aber den zureichenden Grund einer Sache darinnen ſuchet, daß man die Sache ſelbſt wieder vorträgt: So begeht man einen Fehler wider die Vernunftlehre. Nun thut man dieſes mit der angeführten Meynung: Alſo begeht man einen Fehler wider die Vernunftlehre: Was ein Fehler wider die Vernunftlehre iſt, das iſt wider die Vernunft. Nun iſt die angeführte Meynung ein Fehler wider die Vernunftlehre: Alſo iſt ſie wider die Vernunft. Was wider die Vernunft iſt, das iſt falſch. Und dieſe Meynung iſt wider die Vernunft: Alſo iſt ſie falſch. So genau habe ich erfüllt, was ich verſprochen hatte.

19 §. Doch es iſt natürlich, daß, da ich die gemeine Meynung von dieſer Sache verwerfe, man nunmehr von mir fordert, daß ich eine beſſere ſagen ſoll. Ich könnte mich zwar deswegen, wie Cotta beym Cicero, in Anſehung der Götter, entſchuldigen. Ich will es aber doch nicht thun; ſondern meine neue Wahrheit mittheilen. Warum hätte ich ſie ſonſt ent-

deckt? Ich erkläre mich hierbey zuförderſt; daß ich durch das Wort Philoſophen nicht eben ins beſondere die verſtehe, welche die Weltweisheit für ihr Hauptwerk ausgeben; ſondern ich nenne ohne Unterſcheid alle diejenigen, Philoſophen, welche ſich in einem genugſamen Maaße mit der Weltweisheit beſchäfftigen; ſie mögen nun allen ihren Fleiß und alle ihre Zeit, oder nur einen Theil davon auf dieſelbe wenden; ſo viel ſie nämlich zu thun für nöthig halten, um für philoſophiſch angeſehen zu werden. Und von allen dieſen zuſammen genommen ſage ich, daß ein Theil davon unanſtändig lebe. Wiewohl, meine Leſer werden ſehen, daß ich in dem folgenden aus dieſer Erklärung nichts herleiten werde; ausgenommen, daß ſie daraus ſehen können, auch ich habe ein Recht, wenn ich von den Weltweiſen rede, mich des Worts: wir, zu bedienen.

20 §. Es iſt bereits etwas altes und ganz bekanntes, daß man uns ſaget, wir hätten die Weltweisheit als unſere Geliebde, oder vielmehr als unſere Frau Gemahlinn anzuſehen. Unſre Dichter bekräftigen es uns: und wenn wir um dieſer unſerer Frau Liebſte willen eine Ehrenſtelle erlangen: So wird uns auch ſogar ein Ring, als ein Zeichen, überreicht, wodurch wir der eingegangenen Verbindung erinnert, und in derſelben befeſtigt werden; und man lobet uns wegen unſerer zu der Zeit ſchon alten Liebe und des verträglichen Zuſammengewohnens mit der Weltweisheit. Denn man darf ſich nicht einbilden, als ob dieſelbe erſt allda vollzogen würde. Nein! ſo bald wir mit der Weltweisheit einen genauen und

vertrautern Umgang angefangen haben; ſobald ſind wir ein wirklich Paar mit ihr geworden. Und mit den äußerlichen Gebräuchen, die bey manchen unter uns hierbey vorkommen, iſt es nur, wie mit der Bekanntmachung einer heimlichen Ehe in England und Frankreich, beſchaffen, welche öfters etliche Jahre ſpäter, als die Vollziehung der eigentlichen Hochzeit, geſchieht.

21 §. Einige meynen zwar, wir blieben zeitlebens Liebhaber, und wären eigentlich bis an unſer Ende dem Ceremonialgeſetze der Buhlſchaft unterworfen. Allein wie unrichtig dieſes ſey, das zeiget ſich von ſich ſelbſt aus demjenigen, was ich unmittelbar vorher geſagt habe. Und ich bin verſichert, daß, wenn man unter dem Haufen der Philoſophen die Stimmen ſammlen will, die Meynung des größten Theils dahinaus gehen werde, daß aus dem ewigen Liebhaberſeyn nichts heraus komme.

22 §. Da alſo die Weltweisheit unſere Frau Liebſte iſt: So ſieht man nicht allein ſchon die Urſache, warum ein Theil der Weltweiſen nicht nach der Vorſchrift der Weltweisheit lebet; ſondern man kann auch ſchon entſcheiden, welches die Weltweiſen ſind, die zu dieſer Art gehören. Alle diejenigen ſind es nämlich, welchen ihre Freyheit am Herzen liegt. Denn alle dieſe laſſen ſich nicht von der Frau befehlen; ſondern ſagen ebenfalls: Mein Engel, ſie ſind überaus ſchön: Sie ſollen aber nicht recht haben.

23 §. Und vielleicht fangen meine Leſer nunmehr gar an, ein wenig anders von dieſen Leuten zu denken, als ſie zuvor gedacht haben; nachdem ſie ſehen,

aus was für einer erhabenen Seele ihre Lebensart herfließt. Denn iſt es wohl zu leugnen, daß die Liebe zur Freyheit etwas gutes iſt? Oder kann dieſelbe mit der Unterwerfung unter die Befehle des Frauenzimmers vollkommen beſtehen? Man mache den Einwurf nicht: Daß es große Helden gebe, welche doch dem andern Geſchlechte dienten. Es iſt wahr. Allein ſo ſind ſie zwar Helden, aber Helden, die eben ſo wohl Knechte ſind, als ein leibeigener Ruſſe, der gegen den Feind ſiegreich iſt. Ich will den für mich reden laſſen, der ſich durch die Erhaltung der Freyheit ſo beliebt gemacht hat, daß ihn das freye Rom einen Vater des Vaterlandes genennt. Seine Betrachtungen über einige ſtoiſche ſonderbare Sätze ſind bekannt. Und wie nachdrücklich ſind die Worte, die wir in Anſehung dieſer Sache in denſelben finden! **Soll ich den für frey halten, über den ein Weib herrſchet? dem ſie Geſetze vorſchreibt, und befiehlt und verbeut, was ihr gut dünkt? Ein ſolcher Menſch ſcheint mir nicht bloß ein Knecht, ſondern der allerniederträchtigſte Knecht zu ſeyn.** Hält man dieſen Ausſpruch vielleicht für allzuhoch getrieben: So rechne man mir es nicht zu, als der ich ihn bloß anführe. Indeſſen wiſſen meine Leſer ſelbſt wohl aus dem Zuſchauer, was für Kraft er in England gehabt, wenn er als eine italieniſche Arie abgeſungen worden. Und ich habe Nachricht, daß er faſt eben dergleichen Wirkung auch an andern Orten gethan hat. Doch dieſes mag ſeyn, wie es will: So ſieht man doch, daß ich in dieſem Grundſatze den allervernünftigſten Grund von der Welt gefunden habe, warum ſo viele Weltweiſe nicht nach der Vorſchrift der Weltweisheit leben.

24 §. Ich habe nunmehr nicht nöthig, noch vieles zu ſagen, damit man ſehe, daß es mit der Philoſophie und den Weltweiſen auch ſo gehe. Denn wenn man die Philoſophie nur ein wenig dem Rufe nach kennt: So weis man ſchon, daß ſie ſo herriſch iſt, als je eine Frau auf der Welt, ſeyn kann, und daß ſie vom Morgen bis in die Nacht immer etwas zu befehlen haben will. Nulla pars, ſpricht ſie ſelbſt, nulla pars vitae vacare officio poteſt. Und unter dieſen Umſtänden iſt es klar, daß es nicht einem jeden gegeben iſt, ſolche Befehlshaberey zu ertragen. Iſt es aber klar: So will ich nicht weiter Beweis davon führen. Es würde ohnedem halb vergebens ſeyn, noch lange an Beweiſen zu arbeiten. Denn ich weis nicht, ob meine Gründe dem Leſer ſchwach, oder ſtark ſcheinen werden; indem ich nicht wiſſen kann, ob jemand in der ganzen Welt ſo denkt, wie ich. Ich kann nicht beweiſen, daß Körper ſind; und alſo iſt vielleicht nichts in der Welt, (wo anders eine Welt iſt) das ſich eine ſolche Welt malet, wie ich mir ſie male. Da ich indeſſen ſo höflich bin, und dieſe Sachen annehme: So lebe ich der Hoffnung, daß ſie vernünftige Leſer auch annehmen, und auf dieſen Fuß mit mir von der Sache weiter fort denken werden. Denn wenn ſie ſich weigern wollten, es zu thun: So müßten ſie mir auch nicht übel nehmen, daß ich von ihrer Verſtandesfähigkeit dächte, was ich wollte.

25 §. Voraus geſetzt alſo, daß die Dinge ſo ſind, wie ſie uns vorkommen; ſo iſt meine Meynung

gewiß und bewieſen, und alſo völlig annehmungswürdig, oder vielmehr, eigentlich zu reden, von allen Klugen, die bis hieher geleſen haben, ſchon angenommen. Denn meine Meynung iſt eine neue Wahrheit. Eine neue Wahrheit aber iſt auch eine Wahrheit; welches ich wider einige unſrer Muſelmänner erinnere. Da nun alle Wahrheit angenommen zu werden verdienet: So gilt dieſes auch von meiner Meynung. Und ich ſetze hinzu, daß, wenn eine Wahrheit durch ſich ſelbſt deſto nachdrücklicher empfohlen iſt, ie brauchtbarer ſie iſt, dieſes auch von meinem Satze gilt.

26 §. Ich könnte dieſe Eigenſchaft deſſelben durch ſehr viele Fächer des Beweisgrundsſchrankes, oder attiſch zu reden, der Beweisgrundsköthe, darthun, und Nutzen über Nutzen zeigen. Ich will aber mit etlichen wenigen Exempeln zufrieden ſeyn. Damit ich die Rangordnung dabey beobachte: So wiſſen meine Leſer, daß nach der Gewohnheit unſeres Jahrhunderts ein Satz nicht kräftiger angeprieſen werden kann, als dadurch, daß man verſichert, er ſey gut in der Lehre von den Atheiſten zu gebrauchen, und ihn, in Anſehung deſſen, zu glauben bittet. Eben dieſen Vorzug alſo hat mein Satz, daß er der Welt in Abſicht auf die Atheiſten ungemein nützlich iſt. Dieſer Leute atheiſtiſches Lehrgebäude iſt ihre Philoſophie. Nun ſchmeicheln ſie ſich ordentlich, freye und erhabene Geiſter zu ſeyn. Man zeige ihnen alſo nur recht lebhaft, daß, wenn ſie nach ihrer Philoſophie leben, ſie der Frau dienen. Auf ſolche Weiſe hat man ſicher zu hoffen, daß auch ſie,

ſich ihrer Philoſophie nicht mehr gemäß bezeigen, und folglich der Republik nicht ſchädlich und gefährlich ſeyn werden.

27 §. Hernach kann man eine Unrichtigkeit entdecken, welche bisher in der philoſophiſchen Hiſtorie geduldet worden, und, welches mich am meiſten wundert, auch iſt von dem gelehrten Herrn Brucker in ſeinem ſonſt gründlichen neuen großen Werke, nicht bemerkt und weggeräumt worden iſt. Man findet nirgends unter den Grundſätzen der cyrenaiſchen Secte dieſen Satz, daß man der Philoſophie nicht gemäß leben müſſe. Und gleichwohl ſollte dieſes ſeyn; weil ich glaube, daß ſich dieſe Secte durch keinen einzigen Satz von allen andern Arten der Weltweiſen genauer unterſcheide, als eben durch dieſen. Daß es aber mit dieſem Satze ſeine Richtigkeit habe, das zeiget ſich aus einer horazianiſchen Stelle, die ich hier gleich anführen will. Sie lautet alſo:

Mox in Ariſtippi furtim praecepta relabor,
Et mihi res, non me rebus, ſubmittere conor.

Ein gelehrter Freund hat in einer critiſchen Abhandlung von der Redensart, quoad res concedebat, mit welcher er mir Glück wünſchet, daß ich von der Geſundbrunnencur ohne Schaden zurückgekommen, dargethan, daß das Wort RES manchmal auch eine Frau bedeute. Wenn wir nun dieſe Bedeutung hier annehmen; wie es denn der Zuſammenhang gar wohl leidet: So iſt es ebenſo viel, als wenn Horaz, da er ſaget:

Et mihi res, non me rebus, ſubmittere conor ſpräche: Ich gehorche der Vorſchrift der Philoſophie nicht. Da er nun ſaget, daß er hiermit auf die Grundſätze des Ariſtippus, als des Stifters der cyrenaiſchen Secte, wieder zurück verfalle: So iſt es augenſcheinlich, daß Ariſtippus gelehrt habe, man müſſe der Philoſophie nicht gemäß leben. Das einzige, weswegen ich den Verfaſſern der philoſophiſchen Geſchichte dießfalls noch gewiſſermaßen verzeihe, iſt dieſes, daß Horaz ſaget, daß er es hierinnen furtim, unvermerkt, mit dem Ariſtippus halte; woraus erhellet, daß ſchon zu ſeinen Zeiten es wenige gegeben, welche gewußt, daß dieſer Satz in dem cyrenaiſchen Lehrgebäude befindlich ſey.

28 §. Da ich an einen Poeten gedenke: So leitet mich dieſes auf eine neue Folge, die aus meinem Satze herfließt. Es hat ein gewiſſer Gelehrter zu behaupten geſucht, daß die Poeten Sclaven wären. Daß dieſes aber lange nicht ſo allgemein ſey, als man etwa glauben möchte, läßt ſich alſo beweiſen: Poeten, die von den Muſen getrieben werden, gehorchen dem Frauenzimmer. Denn die Muſen ſind weibliches Geſchlechts. Wer dieſem dienet, der iſt, wie wir geſehen haben, ein Sclave. Nun laſſen ſich aber nicht viel Dichter von den Muſen regieren; alſo ſind nicht viel Dichter Sclaven.

29 §. So viel mag genug ſeyn, die Brauchbarkeit meines Satzes zu zeigen. Ich hätte hier nunmehr Gelegenheit, von einigen hier angränzenden Materien zu handeln, und z. E. von den philoſophiſchen Heirathen um des philoſophiſchen Tabourets willen, zu reden. Ich könnte ferner von der gänzlichen philoſo-

loſophiſchen Eheſcheidung etwas beybringen, und zeigen, daß, ſo gemein ſie auch itzt iſt, ſie doch in den ehemaligen Zeiten faſt eben ſo ungewöhnlich geweſen, als die bürgerliche Eheſcheidung in Rom, bis ins ſechſte Jahrhundert, geweſen iſt. Ich will aber dieſe Sachen lieber zu beſondern Abhandlungen verſparen.

30 §. Wenn man zum Beſchluſſe vielleicht einen Rath von mir erwartet, ob man der Philoſophie folgen ſolle, oder nicht: So wartet man vergebens. Denn auf welche Seite ſoll ich mich ſchlagen, ohne es mit einem Theile zu verderben? Die Sache iſt überhaupt etwas kützlich: Und wenn ich auch viel andere Betrachtungen aus den Augen ſetze: So mag ich doch einmal für allemal kein Eheteufel werden. Ein jeder thue, was ihm recht dünkt, und überlege, wobey er ſich wohl befindet. Will man aber, anſtatt meines Einrathens, nur einige Nachricht wiſſen, was ich ſelbſt meines Orts in dieſer Abſicht für ein Bezeigen annehme: So kann ich, vermöge meiner Offenherzigkeit, damit eher dienen. Ich kann nicht leugnen, ehe ich immer Krieg im Hauſe haben will, ehe gebe ich etwas nach. Ich weis nicht, ob man mir es ſehr rechtſprechen wird: Ich bin aber wenigſtens nicht der einzige, der ſo denkt; ſondern habe alle kluge Amſterdamer zu meinen Muſtern. Es iſt bekannt, daß der Ritter Temple einſt zum Herrn Hoeſt, damaligem vornehmſten Bürgermeiſter zu Amſterdam, ſagte: Er befände ihn als einen Patrioten, nicht nur in Abſicht auf das Beſte ſeines Landes, ſondern auch in Abſicht auf die Gewohnheiten ſeiner Stadt, unter welche auch das Weiberregiment ge-

hörte. Und Herr Hoeſt antwortete, daß dieſes wahr wäre, und daß alles, worauf man da hoffen könnte, dieſes wäre, une douce Patrone, das iſt: wo ich nicht irre, eine gelinde Hofmeiſterinn, zu haben. So denke ich alſo auch. Ich weis ohnedem nicht, wie ich mich bey meiner andern Frau werde gewöhnen müſſen. Und ſo viel iſt doch gewiß, daß ſich der eine aus dem Befehlen, der andre aber aus dem Gehorchen eine Ehre machet.

* *

Ode

auf die Freundſchaft.

Freylich hat man in der Liebe,
Für ein Loth Zufriedenheit,
Ganze Zentner Angſt und Leid;
Drum verwerf ich ihre Triebe.
Doch der Freundſchaft reine Glut
Reichet lauter muntres Blut,
Und derſelben große Lehren,
Will ich bis zur Gruft verehren.

Statt der plumpen Schmeicheleyen,
Wo man durch der Schönheit Pracht,
Oft aus Thieren Götter macht,
Kann man ſich der Wahrheit weihen.
Amors allerſchönſter Brand
Tödtet meiſtens den Verſtand,
Aber in den Freundſchaftswerken
Kann man ihn recht männlich ſtärken.

Auf des Buſens Zauberkreiſen,
Auf der Lippen Purpurroth
Leidet oft die Tugend Noth,
Auch bey Helden, auch bey Weiſen.
Doch wo man, nach deutſcher Art,
Hand und Hand zuſammen paart,
Können Freunde, die ſich lieben,
Ihr Geſetz mit Anmuth üben.

Geht zur Venus Blumentriften!
Lacht, und küßt! die bittre Frucht
Der verdammten Eiferſucht
Wird euch den Geſchmack vergiften.
O! wie himmliſch lebt ein Mann,
Den ſein Herz nicht martern kann;
Der die Zeit, die flüchtig eilet,
Unter Freund und Muſen theilet.

Freunde, die ihr redlich brennet,
Brüder aus der beſten Welt!
Die mein Herz für Schätze hält,
Die kein Haupt voll Kronen kennet!
Unſer Bund ſoll ewig ſeyn,
Unſer Wahlſpruch! Ja! und Nein!
Und, durch Tugend und Vergnügen
Wollen wir das Glück beſiegen.

Schickſal, willſt du eiſern werden?
Willſt du mir, für mein Bemühn,
Titel und Metall entziehn?
O! ſo lieb ich die Beſchwerden.

Laß mir Kräfte, Muth und Brodt,
Die Vernunft bis in den Tod!
Gieb nur, daß ich bis zum Grabe
Tugend und auch Freunde habe.

Gleichwohl will ich dich nicht fliehen,
O, du ſchöner Theil der Welt!
Den die Vorſicht hergeſtellt,
Uns von Sorgen abzuziehen.
Hat doch öfters eure Bruſt
Auch an ſolcher Freundſchaft Luſt,
Die man durch die Seelen findet,
Und auf Witz und Tugend gründet.

Iſt es oben angeſchrieben,
Durch die Schrift, die nicht vergeht,
Die kein Sterblicher verſteht,
Daß ich künftig noch ſoll lieben:
O, ſo will ich jenes Kind,
Das mein treues Herz gewinnt,
Wenn ich werd am ſtärkſten brennen,
Meine liebſte Freundinn nennen!

C.

* *

Der junge Herr.

Drittes Stück.

Es iſt doch eine artige Sache, daß jemand ſo vermeſſen hat ſeyn können, bekannt zu machen, daß ich dieſe Blätter nicht ſelbſt ausarbeitete.

beitete. Wenn es wahr wäre; ſo thäte ich, was ich eigentlich thun ſollte, wenn ich den Wohlſtand beobachten wollte. Es ſteht einem Menſchen von meinen Verdienſten faſt eben ſo wenig an, ſich mit ſolchen Kleinigkeiten zu beſchäfftigen, und ſeine Schriften ſelber zu machen, als es mir anſtehen würde, meine Kleider ſelbſt zu verfertigen. Und wenn ich der Chloris, die ohnedem vom Witze nicht allzu viel hält, ſagen wollte, daß es einmal einen großen Herrn gegeben hätte, der zu ſeinem Prinzen geſagt: Schämeſt du dich nicht, daß du ſo ſchön ſingeſt: So würde ſie dieſes Wort ohne Zweifel ergreifen und zu mir ſagen: Schämen ſie ſich nicht, daß ſie ſo ſchön ſchreiben? Wenn ich mir alſo auf eben die Art Schriften machen ließe, wie ich mir meine Kleidung machen laſſe, die doch weit mehr zu meinen Verdienſten beyträgt, als es ein Blatt Papier thun kann: So thäte ich nichts, als was tauſend thun, und was großen Leuten anſteht. Aber wie kann es noch eine Frage ſeyn, ob ich etwas ſelbſt geſchrieben habe, da es bey der Phyllis ein ausgemachte Sache iſt? Alle Welt ſollte lieber mit ſchönen Augen ſich betrügen, als mit ihren eignen die Wahrheit ſehen wollen. Ueber dieſes ſind meine Beweisgründe wichtig, und ich habe es ſo klug gemacht, als nur möglich iſt, daß es jemand machen kann, der die Leute überzeugen will, daß er eine Schrift ſelber machet, von welcher man ihn im Verdachte haben könnte, als ob er ſie ſich machen laſſe. Man ſtelle ſich vor, daß ein Menſch, der ſonſt allezeit mit dem gegenwärtigſten Geiſte von der Welt in das Zimmer ſeiner Gebieterinn getreten war; deſſen Verſtand mit den Augen deſſelben ein Bündniß gemacht zu haben ſchien, daß er niemals an etwas anders hangen bleiben wollte, als wo dieſelben ſtille ſtehen würden: Man ſtelle ſich vor, ſage ich, daß dieſer Menſch, der ſonſten viel redet und nichts denket, itzo einmal viel zu denken ſcheint, und nichts redet; daß er mit einer ungezwungenen Zerſtreuung das Zimmer ſeiner Gebieterinn aufreißt, daß er ohne zu lächeln hinein tritt, und daß es ſcheint, als ob er ſeinen Verſtand auf dem Papiere zurückgelaſſen hätte.

Ohne Zweifel werden alle Leute ſo gleich auf die Gedanken gerathen müſſen: Dieſer Menſch ſchreibt Bücher. Eben ſo trat ich zur Phyllis in das Zimmer. Und endlich endigte ich mein langes Stillſchweigen mit den Worten: Ich habe die ſchönſten Pflanzen von der Welt geſäet. Ungeachtet ich ſehr oft mit meinen guten Einfällen ſo glücklich geweſen bin, daß die Leute, wenn ich das erſte Wort mit ihnen geredet habe, auf den Argwohn gekommen, ob ich auch wohl ganz richtig im Kopfe ſeyn möchte: So habe ich doch niemals mehr Verwunderung, als dieſesmal, erwecket. Ich konnte die Phyllis nicht eher überreden, daß ich nicht mein ganzes Gehirn auf das Papier geſchüttet hätte, und daß ſie ſich noch nicht gereuen laſſen dürfte, daß ſie mich zum Schriftſteller gemachet hätte, als bis ich ihr ſagte, wie ich in dem erſten Stücke meiner Schrift den glücklichen Beweis entdecket hätte, daß ein ausſtudierter Einfall beſſer ſey, als ein natürlicher, weil die Pflanzen, die man ſäet, beſſer ſind, als diejenigen, die von ſich ſelbſt wachſen. Ich habe die ſchönſten Pflanzen von der Welt geſäet, hieß alſo, ich habe die ſchönſten Einfälle von der Welt ausgeſonnen. Hernach führte ich nach der Reihe die gewöhnlichen Reden der Schriftſteller. Ich bin gar nicht aufgeräumt zu ſchreiben: Es will nicht fließen. Oder nach Gelegenheit ſagte ich wiederum bey andern, und dieſes oft an eben dem Tage: Ich bin heute ſchon recht fleißig geweſen: Meine Feder hat meinen Gedanken kaum nachkommen können. Ein andermal ſagte ich, daß ich ſchon viel gebauet, aber alles wieder eingeriſſen hätte. Aus Geſellſchaften, die mir verdrießlich waren, habe ich mich unter dem Vorwande entfernt, daß ich noch an meiner Schrift viel zu arbeiten hätte. Und in diejenigen, die mir angenehm waren, ließ ich mich deſto mehr nöthigen, da zu bleiben, weil ich eine Entſchuldigung hatte, wegzugehen. Mit einem Worte, das Frauenzim̃er, denen ich zu gefallen geſchrieben, iſt überzeugt, daß ich ſelber der Schöpfer meiner Schriften bin. Und Phyllis hat mich noch dazu bewundert, als ich zum Beweiſe deſſelben ſagte: Ich habe die ſchönſten Pflanzen von der Welt geſäet.

Dieſes künſtliche: Ich habe die ſchönſten Pflanzen von der Welt geſäet, bringt mich auf den andern Theil meines Unterrichtes von dem Sinnreichen, und erinnert mich, daß ich noch Anleitung zu geben habe, wie man das Meiſterſtück der großen Geiſter, das Künſtliche in den Einfällen, mit rechter Geſchicklichkeit anwenden ſoll, damit es niemand mit den natürlichen ſelbſtgewachſenen, und daß ich ſo ſage, wilden und nicht durch die Kunſt hervorgebrachten Einfällen verwechſeln, und uns die Ehre rechter Künſtler im Sinnreichen deſto gewiſſer ſeyn möge. Dieſe Abhandlung kann mit allem Rechte den Titel führen: Von dem Wunderbaren in der Geſellſchaft; weil man durch dieſe Kunſt die Gemüther in Erſtaunen ſetzen kann, daß ſie nicht wiſſen, wo ein ſolcher Einfall herkömmt, und daß er ihnen ſo zu ſagen vom Himmel gefallen zu ſeyn ſcheint. Es iſt nichts wunderbarer, als ein Wunder. Ich getraue mir aber zu behaupten, daß ein ſolcher wohlausgeſonnener Einfall, in der Reihe der Reden, die in einer Geſellſchaft vorkommen, eben dasjenige iſt, was ein Wunderwerk in der Reihe der Dinge in der Welt iſt. Denn ein Wunderwerk hat keine Verbindung mit denen Reden, die vorhergeführet worden. Ich trutze mit dieſem Beweiſe allen denjenigen, die an das Ende ihrer Beweiſe W. Z. E. zu ſetzen pflegen. Und wenn auch meine Neider ſagen ſollten, daß ich meine Schrift nicht ſelbſt gemacht hätte, ſo kann ich der Schärfe des Beweiſes in einer ſo wichtigen Sache nichts abgehen laſſen. Die Hauptregel von dem Wunderbaren in der Unterredung iſt alſo, einen ſinnreichen Einfall allezeit ſo zu ſagen, daß er keine Verbindung mit dem vorhergehenden hat, und nicht aus der Natur derer Sachen, die in der Geſellſchaft vorkommen, zu folgen ſcheint, und ihn ſo einzurichten, daß niemand errathen kann, wie wir von den erſten Vorſtellungen, darauf er gegründet ſeyn ſoll, darauf gekommen ſind. Kurz, man ſoll ihn ſo einrichten und ſo anbringen, wie ich mein vortreffliches: Ich habe die ſchönſten Pflanzen von der Welt geſäet, eingerichtet und angebracht habe.

Bey dieſer Regel würde es ein Grillenfänger, der mehr die Regeln, als die Art, ſie auszuüben, weis, bewenden laſſen. Und es könnte ſeyn, daß er noch recht darüber triumphirte. Mir kömmt es aber eben ſo vor, als wenn ich Regeln geben wollte, wie man reich werden ſollte, und nichts anders ſagte, als daß man mehr einnehmen, als ausgeben müßte. Ich aber will in meinen Regeln viel praktiſcher ſeyn. Denn ich weis, daß man hierinnen ſehr leicht ſo wohl Regeln als Exempel von mir nehmen kann.

Am allerſchönſten läßt ſich das Wunderbare in der Unterredung gleich bey dem Eintritte in eine Geſellſchaft anbringen. Ein Einfall, der nur in etwas ſtudiert iſt, wird ſodann wunderbar ſeyn, man mag ihn anſehen, auf welcher Seite man will. Die Ordnung der Natur iſt für große Geiſter nicht gemacht, und die Gewohnheiten und üblichen Sitten ſind ein Geſetze für Leute, welche ohne Witz ſind. Ein Menſch, der ſich daran kehret, daß man von jemanden, der in eine Geſellſchaft kömmt, Höflichkeitsbezeigungen erwartet, iſt nicht werth, daß man ihm weitre Regeln vom Wunderbaren giebt. Denn er iſt ungeſchickt, wunderbar zu werden. Der ſchönſte Einfall muß die Stelle des Compliments vertreten, welches man der Geſellſchaft machet, inſonderheit wenn es das Glück füget, daß ſich unbekannte Perſonen in der Geſellſchaft befunden. Bey Bekannten ſich von den Geſetzen der Ceremonien los zu machen, iſt eine ſchlechte Kühnheit, auch für die trägſten Seelen: Unter Unbekannten aber den ordentlichen Weg der Höflichkeit zu verlaſſen, dieſes iſt wunderbar, weil es neu und unerwartet iſt. Und dieſes wird einen deſto ſtärkern Eindruck machen, weil man, ſo oft man uns hernach ſieht, an das Wunderbare unſrer erſten Worte denken wird. Unſre erſte Rede wird über dieſes, wie ich von mir erzählet habe, alles auf die Gedanken bringen, daß es wohl gar nicht richtig im Kopfe mit uns ſeyn möchte. Alsdann werden ſie bey jeglichem Worte, das wir hernach reden, und das nur ein wenig Verſtand hat, uns bewundern. Sie werden denken: Dieſer Menſch hat doch noch mehr Verſtand, als ich ihm zugetraut hätte; welches uns weit rühmlicher iſt, als wenn ſie ungefähr dächten: Dieſer Menſch hat wenig Verſtand, ob gleich im Grunde eins ſo viel geſagt iſt, als das andre.

Geſetzt, das Glück verſchaffet uns nicht allezeit unbekannte Perſonen; wie denn Geiſter von meiner Art überall bekannt ſind: So müſſen wir das Glück verbeſſern, und wenn wir keine unbekannte Geſellſchaft finden, doch von unbekannten Sachen auf eine undeutliche Art reden. Wenigſtens darf nicht mehr als eine Perſon in der Geſellſchaft ſeyn, die da weis, wo wir hinaus wollen. Allen übrigen müſſen unſre Anſpielungen ein Räthſel ſeyn. Das ſchönſte und boshafteſte Exempel davon habe ich einmal ſelbſt gegeben. Calliſte war in Geſellſchaft mit einer Perſon, welche allezeit böſes von den Leuten dachte, und mit einer andern, welche allezeit böſes von ihnen redete. Ich ſagte Calliſten noch auf der Thürſchwelle etwas, das keinen Verſtand hatte, als den es von einem gewiſſen Mährchen bekam, das Calliſte und ich wußten. Man ſah uns wechſelsweiſe mit großen Augen an. Calliſte ward roth, und ich fing an zu lachen. Jene ſchienen ſchon darauf zu denken, was ſie für Auslegungen von meinem ſcharfſinnigen Einfalle machen wollten, wenn ſie von uns weg wären, als Calliſte endlich, um uns zu rechtfertigen, ein Mährchen erzählte, welches ſeine ganze Koſtbarkeit daher bekam, weil ich es gewürdigt hatte, mich darauf zu beziehen. Unſre Richterinnen lachten nicht darüber. Aber was für Calliſten das ſchlimmeſte war, ſo lieſſen ſie ſich merken, daß ſie ſich damit von ihrer Argdenklichkeit nicht abbringen ließen. Und ich hatte das Vergnügen, daß ich dadurch bey ihnen in die Meynung einer großen Vertraulichkeit mit Calliſten kam. So nützlich ſind meine Regeln, noch über den Ruf der Scharfſinnigkeit, Leuten von meiner Art das höchſte Gut zuwegezubringen, nämlich den Ruhm für Günſtlinge und Schooßkinder des Frauenzimmers angeſehen zu werden.

Man hat ein Sprichwort, daß aller Anfang ſchwer iſt. Und der Anfang iſt auch bey dem Wunderbaren in der Unterredung das ſchwerſte. Haben wir einmal unſern Eintritt in die Geſellſchaft durch einen ſonderbaren Stral unſers Witzes merkwürdig gemacht: So können wir hernach ohne Mühe Wunder thun, wie wir wollen. Wir dürfen nur unſre Einfälle in Bereitſchaft haben, und herſagen. Unſre Einfälle aber, wenn ſie tauſendmal ſtudiert ſind, koſten uns deſſentwegen wenig Mühe. Sie ſind nur deſſentwegen ſtudiert zu nennen, weil ein Menſch, der nicht von unſerm Schrote und Korne iſt, Mühe haben würde, ſie ſo wunderbar auszudenken. Unſre loci topici,

topici ſind die vielerley Stände im gemeinen Leben, und die Handlungen einzelner Perſonen. Wir haben einen Einfall wider die Arzneyverſtändigen, einen wider die Rechtsgelehrten, einen wider die Weltweiſen, und weil wir den Gottesgelehrten am meiſten feind ſind, ſo haben wir wider dieſelben ungefehr drey Einfälle. Von der Cynthia wiſſen wir allezeit zu ſagen, daß ſie ein Schminkpfläſterchen zu viel trägt, und ſo weiter. Denn alles, was wir denken, ſind ſinnreiche Einfälle, weil ein andrer nicht ſo denken würde. Und ſie ſind allezeit wunderbar, weil wir ſie allezeit zu einer Zeit ſagen, da ſie ein andrer nicht ſagen würde. Ich kenne einen meiner guten Freunde, deſſen größte Scharfſinnigkeit darinnen beſteht, daß er von einem Weltweiſen, ſo oft er als ein gelehrter Mann gerühmet wird, ſaget: Er hat krumme Beine. Der größte Vortheil dabey iſt, daß wir dieſe Dinge allezeit zu Leuten ſagen, die wir damit beleidigen können. Es würde nicht ſcharfſinnig ſeyn, wenn ich zur Calliſte ſagte: Phyllis zieret ſich. Aber alsdann iſt es erſt ſinnreich, wenn ich es zu ihrem Liebhaber, oder zu ihren Anverwandten, oder zu einer Perſon ſage, die es eben ſo machet.

Dieſe Kunſt wird auf eine leichte Art das Mittel unſrer Unterredungen heben und lebhaft machen. Und nun muß ich für das Ende des Beſuchs ſorgen, wenn ich meines Gleichen unter den Menſchen erziehen will. Es iſt nothwendig, mit Nachdrucke aus derſelben zu ſcheiden; zumal wenn wir unter Perſonen ſind, die wir nicht ſehr kennen. Denn unter Freunden verlohnet ſichs der Mühe nicht. Der letzte Einfall, den wir ſagen, iſt gleichſam die Arie, die ein Operiſt allezeit ſingt, ehe er vom Schauplatze abtritt. Wollen wir alſo bewundert ſeyn, ſo müſſen wir bey unſerm Abſchiede einen rechten Schwanengeſang, einen recht künſtlichen und göttlichen Einfall anſtimmen. Wo man ihn herbekommen ſoll, das habe ich ſchon oben geſagt; denn alle Einfälle kommen bey nahe aus einer Quelle. Gewiß iſt, daß man einen Einfall haben muß, um nicht auf die gemeine Art Abſchied zu nehmen.

Nunmehro habe ich meine weitläuftige und ſchöne Abhandlung vom Sinnreichen zu Stande gebracht, und ich wundre mich, woferne ich nicht ſchon die halbe Jugend in Deutſchland zu großen Geiſtern gemacht habe: So viel Vertrauen habe ich zu meinen Lehren. Man muß ſich nicht beſchweren, wenn ſie verdrüßlicher ſind, als ich gewollt habe, und als es meine lebhafte Art mit ſich bringt; denn ich muß geſtehen, ich bin bey dem Aufſchreiben derſelben in der Länge ſo verdrießlich geworden, als ich bey der Ausübung derſelben zufrieden und über mich ſelbſt vergnügt werde. Man kann ohne Zweifel noch viel wunderbares ſagen, das aus andern Gründen fließt. Aber Leute, die mehr thun, als ich Anleitung gegeben habe, ſind ſchon ſo groß, daß ſie über die Regeln ſind, und keinen Lehrer mehr nöthig haben. Ein jeglicher wunderbarer Einfall eines großen Geiſtes wird gleichſam ſelbſt zu einer neuen Regel im Sinnreichen.

* * *

Der Eheſtand.

Ein Mann trug eine Laſt und zürnte, daß die Schwere
Bey Dingen unſrer Welt ein nöthig Uebel wäre.
Sein Rücken ſeufzte ſchon! Wer wird mich wohl befreyn?
Und wünſchte wenigſtens die Hälfte los zu ſeyn.
Dort gieng ein ſchönes Kind voll Unmuths, daß im Wege
So manches Hinderniß der zarten Füße läge.
Der Mann geht hin zu ihr, und grüßet ſie gebückt,
Halb weil ſie ihm gefällt, halb weil die Bürde drückt.
Sein Blick war allbereit vor ihm vorausgegangen.
Er redet noch kein Wort: ſo weis ſie ſein Verlangen;
Doch ſprach er: ſchönes Kind, wo du Erbarmen haſt:
So theile du mit mir des müden Rückens Laſt.
Die Schöne ſprach vergnügt, u. ſchien ſich doch zu ſchämen,
Sie ſprach: ich will ſie ganz von deinen Schultern nehmen.
Was kaum ihr Mund verſprach, erfüllte ſchon die Hand,
Die frölich ſeine Laſt auf ihren Rücken band.
Dieß war der Augenblick, der einzige von allen,
Der ihn erleichtert hat, und der ihm wohlgefallen.
Nun, ſprach ſie, bitt ich eins, nachdem ich dieß gethan:
Du ſiehſt, mein Fuß iſt zart und ſtößt ſich leichtlich an.
Ich fürchte, ſollt ich ihn auf ſpitze Steine ſetzen;
So würde mich der Weg ermüden und verletzen.
Ich trage deine Laſt; zum Lohne trage mich.
Sie ſpricht: Der Mañ verſtum̃t. Sie eilt und ſchwinget ſich
Um ſeinen Hals herum; und ſo muß er zwo Plagen,
Die unbelebte Laſt, und die belebte, tragen.

Was hilfts ihm, wenn er ſeufzt. Sie ſpricht: es kann nicht ſeyn;
Ich trage deine Laſt und trage ſie allein:
Mich drückt ſie, und nicht dich. Hier prüfet euren Rücken,
Ihr, die ihr Weiber nehmt, wenn euch die Sorgen drücken.

S.

* *

An die

gelehrte Jungfer Thomaſius in Nürnberg,

um ſich einige von ihren Gedichten verſprochener Maßen zum Abſchreiben auszubitten.

An Flavien,

Der Deutſchen Muſen Ehre,
Die, nach des großen Vaters Lehre,
Dem Namen ihres Stamms, das Lob der klugen Welt,
Durch Tugend, Wiſſenſchaft, Verſtand und Fleiß erhält.

* * *

Vertraue meiner Hand, die du zur Kühnheit treibeſt,
Von deiner großen Kunſt ein kleines Sinngedicht:
Erwähle, was du willſt; denn alles, was du ſchreibeſt,
Gereichet dir zum Ruhm und mir zum Unterricht.

H. A. l. F.

Beweis,

Daß ein Feigherziger kein Soldat werden ſolle.

Ich unterfange mich anjetzo einer Arbeit, wobey ich unendliche Schwierigkeiten voraus ſehe. Ich will den Feigherzigen einen Verweis geben, und weis ſelber nicht recht, ob ich mich zu den Unerſchrockenen, oder zu den Furchtſamen zählen kann. Ich will zeigen; was zu einem Soldaten gehöret, zu einer Sache, die ich nicht verſtehe, die ich bey meinem friedfertigen Berufe niemals habe kennen lernen. Wie ſoll ich meinen Vortrag einrichten? Soll er lebhaft, ſoll er ſcherzhaft, ſoll er beißend ſeyn? Meine lebhaften Scherze, meine beißenden Satiren, ſind weit angenehmer, wenn man ſie höret, als wenn man Zeit hat, ſie mit einiger Aufmerkſamkeit zu leſen. Soll mein Vortrag ordentlich, bündig, tiefſinnig, ſoll er philoſophiſch ſeyn? Von rechtswegen. Allein, mein Freund! du biſt vielleicht nicht jede Stunde aufgelegt, Verſe zu machen, und mir will es nicht alle Tage glücken, ordentlich und philoſophiſch zu ſchreiben.

Dieſes ſind die Schwierigkeiten noch nicht alle. Ich nehme mir vor, zu beweiſen, daß ein Feigherziger die Waffen nicht ſolle ſein Hauptwerk ſeyn laſſen. Wirſt du nicht dieſes mein Vorhaben beym erſten An-

Anblicke für abgeſchmackt halten? Wirſt du nicht ſprechen, daß dieſes eine Sache ſey, die keines Beweiſes brauche? die der gemeinſte Mann glaube, ohne Zeichen und Wunder zu ſehen? Eine Sache, von der man in wenigen Worten alles dasjenige ſagen könne, was ſich nur dabey denken laſſe? Du haſt recht, mein Freund! Aber dergleichen Sachen ſind eben diejenigen, bey welchen ich meine Stärke am liebſten zeige; und du wirſt noch wohl wiſſen, wie ſinnreich, und mit was für allgemeinem Beyfalle ich unlängſt in einer weitläuftigen Schrift dargethan: **Daß arme Leute gemeiniglich nicht reich ſind.** Gönne mir alſo immer dieſe Wolluſt! Laß mich ſchreiben. Bezeuge du dabey deine aufrichtige Freundſchaft, und bewundere, was ich ſchreiben werde!

* * *

Mittel und Zwecke ſind dasjenige, was das Weſen aller menſchlichen Handlungen ausmachet. Ein jeder Vorfall erfordert eine Ueberlegung des ganzen Zuſammenhangs der Mittel, bis auf den Zweck, und der eigentlichen Beſtimmung desjenigen, wie eines aus dem andern folgen ſolle. Ich muß die Natur der Sache, die Natur des Zwecks, und die Natur von demjenigen erwägen, was mich zur Erlangung meiner Abſichten bringen ſoll: drey Naturen, deren keine ohne die andern beſtehen kann. Unterlaſſe ich eine von dieſen: So iſt meine Handlung unvollkommen. Beobachte ich nicht bey einer jedweden eine ſorgfältige Behutſamkeit: So iſt mein Verfahren thöricht. Oftermals bringet mich eine kleine Unachtſamkeit um den gänzlichen Genuß des Guten, welches ich ſuche. Wer die Geheimniſſe der Lehre von Mitteln und Zwecken weis, der wird die tiefſinnige Wahrheit meines Satzes einſehen.

Wir wünſchen uns allerſeits das höchſte Gut. Darinnen ſind wir einig. Worinnen aber dieſes beſtehe? was uns zu dem Beſitze deſſelben bringe? davon haben kaum zweene einerley Meynung. Gemeiniglich ſuchen wir die Quelle unſers Unglücks in dem widrigen Verhängniſſe, in der Unerkenntlichkeit der Obern, und in einer neidiſchen Bosheit unſers Nächſten. Wir irren uns. Wollen wir unparteyiſch ſeyn, ſo müſſen wir hierbey uns ſelbſt anklagen. Wir ſeufzen nach einer Glückſeligkeit, die uns ſchädlich iſt. Wir ſind zu unverſtändig, dasjenige zu erlangen, was uns wirklich gut ſeyn könnte. Hauptſächlich aber iſt dieſes unſer Fehler, daß wir uns etwas in den Kopf ſetzen, zu deſſen Ausführung uns Natur und Glücke die nöthigen Kräfte verſaget haben. Wollte ich das Beyſpiel eines Stummen oder Lahmen anführen, da jener die Kunſt, nach Noten zu ſingen, und dieſer ſeinen Körper tacktmäßig zu bewegen, ſich zu erlernen bemühte: So würde der Grund meines letztern Satzes bald in die Augen fallen. Allein, dieſe Wahrheit iſt zu wichtig; mein Beweis ſoll ernſthaft ſeyn. Ich will zeigen, daß es eben ſo ungereimt ſey, **wenn ein Feigherziger die Waffen wollte ſein Hauptwerk ſeyn laſſen.**

Ich weis gar wohl, wie unentbehrlich ein Soldat dem gemeinen Weſen iſt. So thöricht bin ich nicht, daß ich denjenigen Stand verwerfen ſollte, welcher das Aufnehmen der übrigen Stände befördern, und aufrecht erhalten muß. Es glaube ja niemand, daß ich ein ſtilles Mitglied dererjenigen Quacker ſey, welche uns bereden wollen, man beleidige den Himmel, ſo bald man nach dem Degen greife. Keinesweges; man würde mir unrecht thun; mir, der ich mich ſelbſt mit Vergnügen an die Spitze der Helden ſtellen wollte, wenn mich nicht ein innerlicher Fehler davon abhielte. Es iſt bloß meine Abſicht, zu zeigen, ein Feigherziger ſolle dasjenige unterlaſſen, was er, ohne eine Thorheit zu begehen nicht thun kann.

Du ſieheſt alſo, mein Freund, wie redlich mein Vorſatz iſt. Du biſt mir dahero bey einer ſo richtigen Sache alle günſtige Aufmerkſamkeit ſchuldig, ohne daß ich nöthig habe, dich darum zu erſuchen.

So wenig dasjenige Tapferkeit heißt, was öfters die ſchädliche Wirkung eines unbedachtſamen, oder rauſchenden Zornes iſt: Eben ſo wenig kann ich ohne Unterſchied feigherzig nennen, was vielmals eher den Ruhm einer vernünftigen Mäßigung, als dieſen niederträchtigen Titel verdienet. Verlangeſt du, daß ich deutlicher beſchreiben ſolle, was wirklich Feigherzigkeit ſey: So dürfte mir ſolches allerdings ſchwer fallen. Sey zufrieden, wenn ich dir ſage, daß es ein Mangel nöthiger Kühnheit ſey. Dieſer allgemeine Begriff muß dir genug ſeyn. Zwey Dinge ſind unentbehrlich: Die Fähigkeit, etwas zu erwerben, und das Vergnügen, dasjenige zu behaupten, was wir erworben haben. Dieſes letztere thun wir entweder ſelbſt, oder verlaſſen uns auf andere, die es ihren Beruf nennen, das unſrige zu vertheidigen, und dadurch zugleich etwas zu erwerben. Dieſes heißt man Soldaten. Von dieſen ſaget man, daß die Waffen ihr Hauptwerk ſind. Muß ein Soldat, vermöge ſeiner obliegenden Pflicht, das Unſrige vertheidigen, ſo verſteht ſichs von ſelbſt, daß er unerſchrocken ſeyn müſſe. Wem dieſe Eigenſchaft fehlet, der iſt feigherzig, der ſchicket ſich zu einem Soldaten nicht. Der Begriff liegt in dem Weſen der Sache.

Aus dieſem allen ſieht man wohl, daß meine Meynung gar nicht iſt, einem Feigherzigen die Waffen gänzlich zu unterſagen. Das wäre lächerlich. Ein jeder, er ſey auch noch ſo furchtſam, hat dennoch die innerliche Fähigkeit, ſich zu vertheidigen. Und zuweilen wird der Feigherzigſte in ſolche Umſtände verſetzt, daß er in der Angſt ſich vergißt, und Thaten thut, welche er ſelbſt nicht glaubet, ſo bald er wieder zu ſeiner erſten Gelaſſenheit kömmt. Denn, hilf Himmel! wie viel erſtaunende Geſchichte weiſen uns nicht, die Calender und Chroniken auf, da ein ohnmächtiges Kind ſich eines reißenden Thieres erwehret, und die ſo weichherzigen Weiber in Belagerungen dem ſtürmenden Feinde mehr Abbruch gethan haben, als ihre geübten Männer. Ein Feigherziger ſoll die Waffen führen. Sein Hauptwerk ſelbſt darf es nicht ſeyn. Und dieſes iſt es, was ich beweiſen will.

Die Abſicht dererjenigen, welche die Waffen zu führen ihr Hauptwerk ſeyn laſſen, beſteht darinnen, daß ſie uns in dem ruhigen Beſitze unſers erlangten Eigenthums erhalten ſollen. Ich habe dieſes ſchon oben erwieſen. Ich habe auch geſagt, daß ſich dieſes von der nöthigen Beſchützung wider einen unvermutheten Anfall unterſcheidet: Anitzo fraget ſichs nur, ob eben ein Feigherziger verbunden ſey, etwas ſein Hauptwerk ſeyn zu laſſen, wozu ihn allenfalls nur die äußerſte Noth geſchickt machet. Jedoch! Was verbunden? Es fraget ſich, ob er ſich nicht vielmehr an ſeinem Vaterlande gröblich verſündiget, woferne er ſich ſolcher Sachen unterzieht? Allerdings verſündiget er ſich. Ich ſage es. Ich will es behaupten. Es fehlet dieſem unſern kriegeriſchen Geiſte an Herze. Wenn es noch allenthalben ſicher iſt, wenn der Nachbar unſere Gränzen nicht beunruhiget, wenn er niemanden vor ſich hat, als den Bürger, welcher ihn zu ſeinem Schutze unterhält: Da iſt er noch unerſchrocken, da iſt er frech, da zeiget er öfters an dem kleinmüthigen Landmanne, wie barbariſch er mit dem Feinde umgehen will. Aber, zittere, großer Held! Eile! flieh! verbirg dich! der Feind ſteht vor den Thoren! doch nein! tritt hervor! das Vaterland hat dir die Waffen gegeben. Du ſollſt es vertheidigen. Gehe den Feinden muthig entgegen! Erweiſe in der That, daß es wahr ſey, was du uns geſagt haſt: Siege oder ſtirb! Wo bleibſt du? Was zauderſt du? warum wirfſt du die Waffen nieder? O, ich ſehe ſchon, zu Friedenszeiten biſt du erſchrecklich, und im Kriege beweinenswürdig! Verſündiget ſich dieſer nicht an ſeinem Vaterlande? Hat er nicht ſeinen Sold mit ungerechten Händen empfangen? Er iſt ein Soldat. Er erblaſſet vor dem Tode. Nunmehro iſt er uns verächtlich. Wäre er ein Kaufmann geworden: So hätte er dem Staate doch genützet; ſo würden wir ihm ſeine Furchtſamkeit nicht vorwerfen.

Ich muß dieſes weitläuftiger ausführen. Sage ich wohl zu viel, wenn ich ſpreche: Ein Feigherziger, welcher die Waffen ſein Hauptwerk ſeyn läßt, der will müßig gehen. Ich werde wohl recht behalten. Tacitus iſt eben dieſer Meynung. Ich habe meinen Helden ſchon lebhaft genug abgeſchildert. An Urbildern fehlet es auch nicht. Wie große Liebhaber der Bequemlichkeit ſind nicht dieſe Verfechter unſerer Freyheit! Wer bethet wohl mehr mit inbrünſtiger Andacht um den lieben Frieden, als eben dieſe. Ihre Einbildungskraft ſtellet ihnen nichts, als kalte Leichen vor, und ihre Natur machet, daß ſie erſtarren müſſen, wenn ſie nur einen Tropfen Blut ſehen. Sie ruhen auf unſern Betten. Sie ſpeiſen an unſerm Tiſche. Sie liegen im Quartiere, und wünſchen dieſem Leben eine ewige Dauer. Heißt das nicht müßig gegangen? Zeige mir doch, du muthiger Hektor! zeige mir doch die blutigen Lorbern, durch welche du dieſer guten Tage dich würdig gemacht haſt! Welches ſind die eroberten Fahnen? Wo iſt die Wahlſtatt, auf welcher du den prächtigen Namen verdienet haſt, den du dir jetzo anmaßeſt?

Was Lorber! was Fahnen! was Wahlſtatt! Iſt dieſes nicht genug, daß wir in Kriegsdienſten ſtehen? daß wir uns täglich in den Waffen üben? daß wir dem Tode entgegen ſehen müſſen, wenn er auch gleich noch ziemlich weit von uns entfernet iſt? Nein, mein Held! du gehſt müßig. Zwar beſtändig ſollſt du nicht fechten. Du ſollſt dich aber auch nicht ewig hinter die Mauern verſtecken. Du willſt dein ruhiges Lager nicht verlaſſen. Womit beſchäfftiget ſich unterdeſſen dein kriegeriſches Gemüthe? Bringſt du nicht dein Leben in lauter Müßiggange zu?

Man ſieht ihn ſehr tiefſinnig auf den Gaſſen herum irren. Er thut ganz niedergeſchlagen. Was muß er denken? Sollte er wohl einmal in ſich gegangen ſeyn, und ſeine Fehler eingeſehen haben? Sollte er wohl mit dem Vorſatze umgehen, die Waffen niederzulegen, und eine ihm anſtändigere Lebensart zu erwählen? O nein. Die Zeit wird ihm lang. Er weis nicht, womit er ſie vertreiben ſoll. Er empfindet, daß er ſich ſelbſt eine Laſt ſey, und ſinnet, wie er ſich ſeinen Müßiggang erträglich machen wolle?

Nun geräth er in eine Geſellſchaft. Sein ganzes Geſichte heitert ſich aus. Er fraget nach Neuigkeiten. Man weis keine zu erzählen, und unſer Held weis auch nichts weiter zu reden. Er ſpielet mit ſeiner Uhr. Er nöthiget ſeinen Nachbar, Tabac anzunehmen. Er richtet ſeine Augen gegen den Himmel, und ſiehe, es iſt gut Wetter. Aber auch davon läßt es ſich nicht lange reden. Endlich nimmt ein Frauenzimmer ſeiner Umſtände ſich mit Erbarmung an. Sie will gehört haben, daß der Friede in Schleſien nahe ſey. Er ſoll ihr Nachricht davon geben. Auf einmal verwandelt ſich ſeine Geſtalt. Die Augen werden feurig, der Mund lebhaft, der ganze Körper geht in Bewegung. Er beſchreibt ihr den ganzen Krieg. Er weiſt die dabey vorgegangenen Fehler, und kann gar nicht begreifen, warum Neuperg nicht gerades Weges vor Berlin gegangen iſt. Er iſt vor einigen Jahren mit am Rheine geweſen: Da gieng es ſchärfer zu. Er hat die Eroberung von Philippsburg mit angeſehen, und tauſend Scharmüzeln beygewohnt. Der Teufel ſoll ihn holen, wenn es nicht wahr iſt. Wer wollte ſo unchriſtlich ſeyn, und ihm nicht glauben?

Gedulde dich nur, müßiger Held! In kurzem wirſt du Gelegenheit finden, neue Thaten zu thun. Der Fürſt läßt aus nöthiger Vorſicht ſeine Truppen ins Feld rücken. Was ſoll unſer feigherziger Krieger dabey thun? Soll er mit gehen? Soll er ſeine Bequemlichkeit verlaſſen? Soll er ſich dem Winde und Wetter, und vielleicht gar einem erbitterten Feinde bloß ſtellen? Nein! dazu iſt er zu vorſichtig. Seine Natur wird auf einmal baufällig. Die rauhe Witterung iſt ihm nicht zuträglich. Er läßt einen andern, der ſich noch nicht ſo viel verſucht hat, an ſeine Stelle, und bleibt dafür wieder in Beſatzung. Heißt das nicht müßig gegangen?

Und wozu verleitet ihn wohl dieſer immerwährende Müßiggang, dieſe Quelle der allergefährlichſten Laſter? Er leget ſich auf das Spielen, und lernet

net den Mangel des Glücks, durch eine geſchickte Betrügerey, erſetzen. Seine weibiſche Geſtalt und wollüſtige Aufführung machen die vernünftigſten Männer eiferſüchtig; und trägt er Bedenken, den Ruhm der Deutſchen durch die Waffen zu erhalten, ſo erhält er ihn doch durch ſeine Fähigkeit im Sauſen. Sind dieſes nicht betrübte Wirkungen eines unverantwortlichen Müßigganges? Schreibt ſich nicht alles dieſes daher, daß unſer Feigherziger die Waffen ſein Hauptwerk will ſeyn laſſen?

Man wird einwenden wollen. Es komme bey Ergreifung einer Lebensart nicht allemal auf uns an. Wir müſſen uns öfters in einem Alter dazu entſchließen, da es uns noch an Einſicht mangele. Wie viele würden durch ihre abergläubiſchen Mütter dem Dienſte des Herrn gewidmet, welche im Kriege mehr erbauen würden, als auf der Kanzel. Und die meiſten erwählten die Waffen, weil ſie entweder der Mangel der Geſchicklichkeit, oder der Glücksgüter von andern Verrichtungen abhielte, oder auch ihr Adel dazu nöthigte, den ſie mit andern Verrichtungen nicht beſudeln könnten. Ich gebe es zu. Die Wahl ſteht nicht allemal bey uns. Es fehlet uns an Einſicht. Wenn aber diejenigen nicht mehr da ſind, die uns Geſetze vorgeſchrieben haben; wenn wir in die Jahre, und zu reiferer Ueberlegung kommen; wenn wir ſehen, daß wir das ſchlechterdings nicht ſeyn können, was wir ſeyn wollen: Sollten wir nicht in uns gehen? Sollten wir uns nicht ſchämen? Sollten wir nicht alſobald die Waffen niederlegen, welche uns bey unſerer Feigherzigkeit nur lächerlich machen?

Aber, wie behutſam, und wie wohlbedächtig iſt noch ein Einwurf vorbehalten worden! Iſt es nicht wahr, daß auch der Tapferſte, wenn er in die Schlacht geht, und ſeinen Feind vor ſich ſieht, einen Schauer empfindet, und ſo unerſchrocken nicht mehr iſt, als er zu Hauſe ſeyn können. Was ſoll er thun? Soll er den Degen von ſich werfen? Soll er umkehren? Soll er die Waffen nicht weiter ſein Hauptwerk ſeyn laſſen? Du lacheſt zu zeitig, mein Freund. Dieſes heißt eine Meynung verdrehen, und nicht widerlegen. Ich weis es. Auch der Tapferſte kann ſeine Natur nicht verleugnen. Dieſe reget ſich, wenn ſie in die Umſtände kömmt, da ſie nicht weis, ob ſie noch einen Augenblick ſeyn wird. Das kann aber keine Feigherzigkeit heißen. Wenn es wahr iſt, was man uns ſaget, ſo iſt der große Eugenius allemal die Nacht vor dem Treffen einſam und unruhig geweſen. Und Eugenius war doch ein Held. Bey dergleichen Gelegenheit iſt es dem unerſchrockenſten ſo unmöglich, ohne Empfindung zu ſeyn, als es dir unmöglich iſt, unerſchrocken zu werden.

Du ſiehſt alſo wohl, wie weitläuftig der Begriff einer wahren Tapferkeit ſey, und wie viel Eigenſchaften dazu erfordert werden, wenn man diejenige Lebensart erwählen will, welche ohne Tapferkeit unmöglich beſtehen kann. Die Beyſpiele lehren uns, daß wenige vollkommen ſind, noch wenigere aber ſich beſtreben, vollkommener zu werden. Darf ich mich eines niedrigen Sprüchworts bedienen, ſo will ich ſagen, daß die Tapferkeit viele Liebhaber, aber wenig Freyer, habe. Wie gefällt dir dieſer Ausdruck?

Ich hätte Urſache, noch ein ernſthaftes Wort mit dir zu reden, mein feigherziger Ritter. Ich könnte dir deine Unbilligkeit, dein thörichtes Verhalten, mit noch mehrerm Nachdrucke verweiſen. Ich könnte dir vor Augen ſtellen, wie ſpöttiſch ſo gar die Nachwelt von dir reden würde, woferne du noch ſo lange bekannt bleibeſt. Ich könnte dir das Unglücke abmalen, in welches du dich gewiß bloß dadurch ſtürzeſt, daß du die Waffen dein Hauptwerk willſt ſeyn laſſen. Jedoch! Ich will es nicht thun. Ich will dich ſchonen. Wenn ich im Eifer rede, ſo rede ich nachdrücklich. Dadurch würde ich dich aus deiner gelaſſenen Bequemlichkeit bringen. Du würdeſt unruhig werden; du würdeſt gar weinen; und wie lächerlich ſähe dieſes aus?

Ruhe ſanfte, du kühner Held! Kannſt du dich nicht unter den Schatten deiner Lorbern legen: So ſtrecke dich unter den Feigenbaum deines Bürgers. Dieſer Glückſeligkeit halber beneide ich dich gar nicht. Nur dein Vaterland bedaure ich; und ich weis, es wird mir jedermann hierinnen beypflichten.

H * * * M. C. G. R.
den 1 Nov. 1741.

◆ ◆ ◆

Der Sperling und die Taube.

Eine Fabel.

Ein Vogel unverſchämter Zucht,
Der lieber ſtiehlt, als Arbeit ſucht,
Ein Sperling half den frommen Tauben
Oft ihre Koſt vom Schlage rauben.
Früh, wenn, beym erſten Sonnenſchein,
Der Hauswirth ſang, und Futter ſtreute,
Fand er ſich an des Schlages Seite
Mehr frech, als ſcheu, zum Frühſtück ein.

Die Tauben ſagten erſt kein Wort;
Dann ſcheuchten ſie den Fremdling fort:
Doch kam das ſchelmiſche Gefieder,
Wo heute nicht, gleich morgen wieder.
Drauf nahm ſich aus dem Taubenchor
Die ältſte von den ſtillen Thieren,
Des Unrechts ihn zu überführen,
Mehr redlich, als gekünſtelt, vor.

Sie war des ganzen Schlages Preis,
An Hals und Bruſt, wie Schnee, ſo weiß,
Im blauen Schwanz und blauen Flügeln
Schien ſich ihr Mann oft zu beſpiegeln.
Sie trug die Bruſt gewölbt und frey,
Die ſchönſten Latſchen an den Füſſen;
Sie konnt auch alt noch zärtlich küſſen,
War ſchön und doch dem Manne treu.

Noch größre Dinge zierten ſie,
Sie hatte mit geſchickter Müh
Wohl zwanzig Kinder aufgezogen,
Die ihr zum Ruhm im Schlage flogen.
Sie nahm ſie zeitig mit ins Feld,
Sie ließ ſie nie zu Schaden fliegen.
Die Körner, die in Furchen liegen,
Die, lehrte ſie, ſind euch beſtellt.

Von dieſer wird das Werk gewagt.
Der Sperling kömmt, noch eh es tagt.
Nicht ungeſtüm und auch nicht blöde
Setzt ſie den fremden Gaſt zur Rede.
Biſt du, ſo fragt ſie, tugendhaft?
Mit deiner Nahrung unzufrieden,
Nimmſt du, was mir und den beſchieden?
Dieß iſt der Böſen Eigenſchaft!

Der Sperling ward ſo gleich gerührt;
Nur bin ich noch nicht überführt,
Ob mehr ihr Anſehn oder Sagen
Zu dieſem Siege beygetragen.
Die Ueberzeugung war geſchehn;
Ihm fällt das Korn aus ſeinem Munde:
O! ſpricht er, gleich von dieſer Stunde
Sollſt du mich nun verändert ſehn.

Er hält ſein Wort auch ohne Schwur,
Und zwingt die lüſterne Natur;
Und ob er öfters füttern ſahe,
Kam er doch nie dem Schlage nahe.

Die Gärten ſtillten ſeine Luſt;
Denn junge Schoten auszureißen,
Die beſten Kirſchen auszubeißen,
Hat nie ein Spatz ſo gut gewußt.

Einſt frißt er in der ſchönſten Ruh,
Da ſieht ihm unſre Taube zu,
Und ſpricht: Wie klug weiſt du im Sitzen
Der Fremden Frucht bequem zu nützen.
Der Sperling hüpft ſo gleich empor:
Nun, ſchreyt er, kannſt du mich noch haſſen?
Hab ich mein Laſter nicht gelaſſen?
Bin ich nicht frömmer, als zuvor?

Du, frömmer? rief die Taube nach,
Du biſt noch eben deine Schmach,
Du biſt, wie ſonſt, der geile Freſſer,
Und ſcheinſt dir nur vergebens beſſer.
Dir wohnt dein böſer Trieb noch bey,
Du ſtillſt ihn nur mit andern Dingen,
Und ſuchſt dir ſchmeichelnd beyzubringen,
Daß deine Bruſt gebeſſert ſey.

Bald Plato trifft dein Ausſpruch ein;
Die Tugend ſcheint ein Tauſch zu ſeyn;
Ein Laſter wird itzt ausgetrieben,
Ein anders fängt man an zu lieben.
Der Weichling flieht den geilen Scherz,
Wird karg und nennt ſich fromm und klüger.
Wer iſt der liſtigſte Betrüger?
Iſts nicht des Menſchen eignes Herz?

C. F. Gellert.

Drey

Drey anakreontiſche Oden.

I.

Jeder pfleget itzt zu ſagen:
Ach! was hat ſich zugetragen,
Daß aus deinem Angeſicht,
Thyrſis, nichts, als Unruh, bricht?

Doch ſie künſtlich zu betrügen,
Denkt mein Geiſt auf tauſend Lügen;
Obgleich was mein Mund verſchweigt,
Mein Erröthen deutlich zeigt.

Bald ſprach ich: Die trägen Glieder
Schlägt des Sommers Hitze nieder;
Bald ſchreib ichs der Krankheit zu,
Daß ich träg und mürriſch thu.

Bald ſag ich: Es kömmt vom Dichten;
Doch, wollt ich ſie recht berichten,
Müßt ich ſagen: Ach erkennt,
Wie mein Herz vor Liebe brennt.

Nur zum Seufzen friſch und rege
Machet mich die Liebe träge;
Nur von Liebe bin ich krank;
Nur die Lieb iſt mein Geſang.

II.

Wenn ich den Himmel ehre:
So weis ich, daß er höre;
Kömmt gleich auf meine Lieder
Mir keine Stimme wieder.

Wenn ich die Chloris ehre;
So weis ich, daß ſie höre;
Doch wünſch auf meine Lieder
Ich ihre Stimme wieder.

III.

Rühr ich täglich meine Saiten;
So ſagt Chloris oft dazu:
Dichten frißt dir Fleiß und Zeiten,
Thyrſis, warum dichteſt du?

Aber ſollte Chloris fühlen,
Welche Luſt ein Dichten bringt,
Das durch zärtlich Scherz und Spielen
Holder Schönen Lob beſingt!

O! ſie ſpräch aus anderm Munde:
Thyrſis fühlſt du keine Pein,
Nur den kleinſten Theil der Stunde
Ohn ein zärtlich Lied zu ſeyn?

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Et prodeſſe volunt & delectare — *Horat.*

Auf das Jahr 1742.

Hornung.

Zweyte Auflage 1742.

Leipzig,
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Nachricht.

Wenn ich folgendes Schreiben drucken laſſe: So geſchieht es aus keiner andern Urſache, als daß ich mich des Namens eines Vaters würdig bezeugen möge, welcher mir darinnen gegeben worden. Aeltern, welche ihre Kinder zärtlich lieben, pflegen alles dasjenige, was von denſelben geſagt oder gethan wird, als beſondere Merkwürdigkeiten anzuſehen. Auch die gleichgültigſten und gar nichts bedeutenden Reden derſelben, welche vielmals nur von ungefähr und ohne Abſicht vorgebracht werden, müſſen ihnen die ſcharfſinnigſten und klügſten Einfälle ſeyn, woraus ſie den Verſtand und großen Witz ihrer Kinder ſchließen wollen. Sie ſind nicht bloß damit vergnügt, daß ſie ſich an einem ſolchen Spruche ergötzet; ſondern ſie wollen auch einen jeden ihres Vergnügens theilhaftig machen. Wen ſie nur ſprechen, dem erzählen ſie auch, was ihr kleiner Sohn oder ihre junge Tochter witziges geſagt oder gethan hat; und glauben, daß ein jeder anderer Menſch eben ſo viel ſinnreiches darinnen wahrnehmen müſſe, als ſie. Zuweilen bewundert man in der That die Stärke des Geiſtes an einem ſolchen Kinde, oder, daß eine gewiſſe Rede von ungefähr ſowohl angebracht worden: Manchmal aber iſt man nur ſo gefällig gegen die Aeltern, und ſtellet ſich eben ſo entzückt darüber an, als ſie ſelbſt geweſen ſind. Indeſſen hält man ihnen dieſe kleine Schwachheit, alles bekannt zu machen, was ſie ſich von ihren Kindern kluges und artiges geſchehen zu ſeyn einbilden, gern zu gute.

Aus dieſem Grunde hoffe ich auch, wegen der Bekanntmachung nachſtehender Zuſchrift an mich, leicht Verzeihung. Ich habe ſie am Neuen Jahrstage bekommen, und hätte ſolche gleich in dem erſten Monate allen Freunden und Leſern meiner Sammlung gewieſen, wenn es ſich nur hätte wollen thun laſſen. Niemand wird zweifeln, daß ich ſie für artig und ſinnreich halte, und mich daran beluſtiget habe. Ich theile ſie ja deswegen mit; und hoffe, es werde keiner von meinen Leſern anderer Meynung ſeyn. Wenigſtens glaube ich, daß, wie ich bey dieſem Verfahren einem Vater ähnlich bin, ſie denjenigen gleich ſeyn werden, die mit ſolchen Aeltern ſprechen, welche ſich über das Thun und Laſſen ihrer Kinder erfreuen. Iſt es gleich verwerflich, eine gar zu gute Meynung von den Seinigen zu haben: So iſt es vielleicht doch noch tadelnswürdiger, nachtheilig von ihnen zu urtheilen, und alles dasjenige nicht zu achten, was in ihren Unternehmungen noch gut zu ſeyn ſcheinen möchte. Eins von beyden habe ich thun müſſen; und ich habe daher lieber das erſte, als das letzte thun wollen.

Sollte es inzwiſchen manchem Leſer dünken, als wenn in dieſem Briefe nichts neues vorkäme; und er alles ſchon in meiner Vorrede geleſen hätte: So will ich ihm ſolches eben nicht gar zu ſtark beſtreiten. Ich bitte ihn aber, ſich vorzuſtellen, er leſe eine hiſtoriſche Schrift, wo man, zur Beglaubigung der Geſchichte, Urkunden und Briefſchaften beygefüget hat. Wird er da in den letztern wohl etwas finde[illegible] das er nicht vorher ſchon geleſen hat? Meine Vorrede iſt alſo die Geſchichte, und dieſer Brief iſt die Beylage. Hieraus wird dasjenige beſtärket, was ich daſelbſt geſagt habe, und meine Leſer können nunmehro ſehen, daß ich bey der Erwähnung der g[illegible]tigen Aufnahme dieſer geſammleten klein[illegible]n Schriften im geringſten nicht von der Wahrheit abgewichen. Ich empfehle übrigens ſie und mich aller Vernünftigen Gewogenheit.

Der Herausgeber.

* *

Sendſchreiben,
an den Herausgeber.

Allerliebſter Pflegevater.

Der Anfang eines Jahres iſt diejenige Zeit, an welcher beſonders alle fromme Kinder und Untergebene ihren Aeltern und Vorgeſetzten unendliches Glück anzuwünſchen, und ihre Ergebenheit zu erkennen zu geben pflegen. Wir achten es vor allen andern unſrer Schuldigkeit gemäß, Ihnen, bey dem Eintritte des 1742ten Jahres, unſern kindlichen und getreuen Gehorſam auf gleiche Art zu bezeugen. Wir legen Ihnen mit Recht den Namen unſers allerliebſten Pflegevaters bey, da Sie mit uns ſo gütig verfahren ſind, und uns, als arme, hin und her zerſtreute, und großen Theils in Winkeln und im Staube liegende Weyſen, aus demſelben hervorgezogen, und ein ehrbares Anſehen gegeben, und alſo in die Höhe gebracht haben, daß wir ohne Scheu der Welt vor die Augen treten, und ihr mit Nutzen und Vergnügen haben dienen können. Wir ſind Ihnen dafür unendlichen kindlichen Dank ſchuldig, und wünſchen, ihn in der That abzuſtatten, ob uns gleich unſer kindliches Unvermögen jetzo noch von der Erfüllung unſers Wunſches abhält. Zum wenigſten wollen wir uns, nach allen Kräften, als rechtſchaffene und getreue Pflegekinder, dahin zu beſtreben ſuchen, daß ſie keine Schande an uns erleben.

Wir haben dieſes, ohne Ruhm zu melden, bisher nach Möglichkeit, gethan. Wir haben uns allezeit alſo aufgeführet, daß ein jedes von uns wenigſtens die Gewogenheit einiger erhalten hat, welchen wir unſre Aufwartung gemacht haben: Ob wir gleich auch Perſonen gefunden, welchen bald dieſes, bald jenes von uns durchaus nicht gefallen wollte. Einer wollte lauter Liebesbriefe, Liebes- und Schäfergedichte; ein andrer lauter mathematiſche, philoſophiſche und critiſche Abhandlungen haben. Dieſer gönnte nur den Fabeln und andern moraliſchen Gedichten und Schriften, jener hingegen nur den ſatiriſchen, einen geneigten Blick. Wir ſind, wiewohl ſelten an Orte gekommen, wo kaum eines von uns das Glücke gehabt hat, mit einer mittelmäßigen Mine angeſehen zu werden. Indeſſen iſt doch, dem Himmel ſey Dank! noch keines von uns ſo gar unglücklich geweſen, daß es von allen wäre verachtet worden: Ob wir gleich öfters unſre Schwäche erkannt haben, und unſern Richtern mit Zittern und Zagen vor die Augen getreten ſind.

Zwo Arten von Leuten haben uns bisweilen übel mitgefahren; die eine war allzu ernſthaft und gewiſſenhaft, oder deutlicher zu ſagen, dieſe Leute ſchloſſen den Begriff vom Gewiſſen in ſo enge Grenzen ein, daß ſie auch öfters unſre unſchuldigſten Handlungen für unrecht und ungewiſſenhaft hielten, und da, wo wir, wie wir allezeit zu thun ſuchen, die Tugend zu unſerm Endzwecke hatten, glaubten, daß wir uns nicht tugendhaft aufführten. Sie meynten in allen Liebesbriefen und Liebesgedichten etwas wollüſtiges, und in allen Stachelſchriften einen Trieb zur Rachgier, und alſo in beyden, Spuren eines laſterhaften Weſens zu finden. Sie können ſich leicht vorſtellen, allerliebſter Pflegevater, daß uns dieſes gar ſehr geſchmerzt hat, da wir uns allezeit befliſſen haben, uns der Welt in der möglichſten Unſchuld zu zeigen. Indeſſen haben wir die Strafreden und Ermahnungen dieſer Perſonen allemal mit der größten Geduld angehört, und uns, nach aller Möglichkeit, auch ihnen gefällig zu machen geſucht; indem wir gar bald einſahen, daß ſie wirklich die Liebe zum Guten zu einem ſo ſtrengen Verfahren verleitet. Allein die andere Art von Leuten, welchen wir unter die Hände gerathen ſind, hat uns weit mehr geängſtiget. Es waren diejenigen, welche das Gewiſſen für ein Hirngeſpinnſte der Gottesgelehrten und Philoſophen hielten, Dieſe ſuchten bey uns Wolluſt, Frechheit, Unhöflichkeit, Schmähungen, und alle Arten der Laſter. Da ſie dieſe nicht fanden, ſo ſtießen ſie uns von ſich; oder wenn ſie ſich uns noch ſehr gütig zeigten, ſo erlaubten ſie uns, nur zu der Zeit vor ſie zu kommen, worinnen ſie, wie ſie zu reden pflegten, etwas Einfältiges anſehen wollten. Wenn ihnen nun ja eins von uns zu gefallen ſchien, ſo fragten ſie ſo gleich: Wer iſt dein Vater? Du biſt gewiß dem oder der zu Gefallen hervor getreten? Du biſt unſtreitig dieſem oder jener zum Poſſen zur Welt gekommen? u. ſ. w. Wir antworteten ihnen mit aller Höflichkeit, daß wir den, welcher uns der Welt vorgeſtellt hätte, für unſern wertheſten Pflegevater erkennten; daß wir allen zu gefallen, niemanden aber zu beleidigen wünſchten; indem unſer wertheſter Pflegevater viel zu gewiſſenhaft wäre, als daß er uns andern zum

Poſſen in die Welt ſchicken ſollte. Sie huben meiſtentheils bey dieſer Gelegenheit an, aus vollem Halſe zu lachen, und wunderten ſich, daß es Leute gäbe, welche ſich ein Gewiſſen machen könnten. Gleichwohl merkten wir einsmals, als einige dieſer Gewiſſensfeinde mit andern von der Glückſeeligkeit der Menſchen nach dem Tode redeten, daß ſie behaupteten, dieſelbe beſtünde in einem Vergnügen, welches die Seelen, bey der Erinnerung ihrer im Leben begangenen guten Handlungen, empfänden: gleichwie die Erinnerung böſer Handlungen dieſelben heftig peinigen würde. Sie gaben alſo zu, daß wohl nach dem Tode, nicht aber im Leben, ein Gewiſſen wäre. Vielleicht hatten ſie von der Natur ein ſo ſchlechtes Gedächtniß erhalten, daß ſie alles vergaßen, was ſie gethan hatten.

Ein beſonders Glück haben wir Ihnen noch zu erzählen, allerliebſter Pflegevater. Wir ſind mit tapfern Kriegsmännern in Geſellſchaft geweſen. Wie furchtſam machten wir dieſen Perſonen nicht unſre Aufwartung zum erſtenmale! Allein, wie freueten wir uns nicht, als ſie uns gleich ſo lieb gewonnen, daß ſie uns nicht von ihrer Seite ließen. Wir haben alſo, neben den Helden, Prag mit beſtürmet und eingenommen, Beſatzung, Reuter und Huſaren gefangen geführet, Feinde überrumpelt und niedergehauen, oder in die Flucht gejagt, uud hundert andere Heldenthaten gethan. Kurz, diejenigen, welchen wir an der Seite waren, wurden mit recht als die tapferſten Helden verehret.

Wir hätten Ihnen noch mehr gutes zu erzählen: Allein wir fürchten, weitläuftig zu werden. Genug, daß wir unſerer Schuldigkeit gemäß, Ihnen unſern kindlichen Gehorſam beym neuen Jahre bezeugt haben. Wir können Ihnen nichts wünſchen, als daß ſich das Gute, welches Sie ſchon beſitzen, täglich vermehren möge. Und auch dieſer Wunſch wäre nicht nöthig, da Ihnen deſſen Erfüllung nicht außen bleiben kann. Uns wünſchen wir, daß unſer Geſchwiſter, welches ſich das nächſte halbe Jahr zeigen wird, zu unſerm Vergnügen eben ſo glücklich ſeyn möge, als wir geweſen ſind. Gönnen Sie uns dabey beſtändig Ihre Gewogenheit, und glauben, daß wir unausgeſetzt bleiben werden,

Ihre
gehorſamſten Pflegekinder,
Die Beluſtigungen.

* *

Der Misbrauch der Dichtkunſt.

Du Beyſtand ſchmeichleriſcher Seelen,
Dich, deutſche Muſe, red ich an.
Wie lange wirſt du noch erzählen,
Was jeder Handwerksmann gethan?
Wie lange wird dein knechtiſch Weſen
In jeder Zeile laſſen leſen,
Daß du nach eitlem Lohne jagſt:
Und allen, die dich nur begehren,
Auf den entheiligten Altären,
Den Weihrauch zu verſchwenden wagſt.

Du liegſt erniedrigt in den Ketten,
Und ſchmachteſt nach des Glückes Gunſt.
Du mächſt den Laſtern Pfühl und Betten,
Und kleideſt ſie mit eitler Dunſt.
Wer durch beglückten Frevel grünet,
Wer kaum ein Menſch zu ſeyn verdienet:
Iſt dir zum Halbgott ſchon geſchickt.
Die Ewigkeit iſt dir nicht theuer,
So bald nur die verkaufte Leyer
Den Lohn in deiner Hand erblickt.

Gedichte! ſprecht! und laßt erſcheinen;
Was zeiget euer Inhalt an?
Erdrungne Freude, feiles Weinen,
Und Muſen, Laſtern unterthan;
Der eitlen Welt verkehrte Lehren,
Die nur der Thorheit Wahn vermehren,
Und die die Tugend ſchlüpfrig nennt;
Verliebte, die ſich ſelbſt erniedern,
In deren feuerreichen Liedern,
Verbuhlter Mägde Nachruhm brennt.

Dort ſchreyt ein Schwarm erhitzter Dichter
Um einen tollen Davus her:
Freut euch, ihr hellen Himmelslichter!
Erfreu dich, groß und kleiner Bär!
Auch der wird unter euren Sphären
Die ſpäte Nachwelt kräftig lehren,
Wie nur die Tugend glücklich macht.
Doch fraget man nach ſeinem Glück
So hat er ſich durch Liſt und Tücke,
Kaum in ein hungrig Amt gebracht.

Wahr iſts; noch mancher wird gefunden,
Der nur der Tugend Hereld iſt;
Den der Verſtand noch nicht gebunden,
Daß er des Glückes Altar küßt.
Doch ſagt, wen pflegt ihr zu beſingen?
Den, den ein Trieb, ſich hoch zu ſchwingen,
In den Magiſterorden ſchreibt.
Zwey, die ſich Herz und Liebe ſchenken,
Und Leichen, deren Angedenken
Im Finſterniß begraben bleibt.

Dieß, ſagt ihr, iſt den Weiſen eigen,
Daß ſie kein Glanz des Glückes trügt;
Auch Hütten können Tugend zeigen,
Die oft den Purpur überwiegt.
Recht! doch beliebt euch, mir zu weiſen,
Warum ihr einen, ihn zu preiſen,
Erſt freyen, oder ſterben laßt?
Warum entweiht ihr euer Dichten,
Und zählt zu euren erſten Pflichten,
Was man an Gratulanten haßt?

Geht, ſucht euch auch im niedern Stande
Der wahren Tugend ſeltnes Bild,
Deß lauter Ruf im ganzen Lande
Der tollen Laſter Thorheit ſchilt.
Hebt, ſeyd ihr nicht dem Glück ergeben,
Des frommen Veltens ruhigs Leben,
Bis an der Sternen lichte Pracht;
Der der Palläſte Zier verachtet,
Der nicht nach fremdem Gute trachtet,
Damit er ſeines größer macht.

Geſetzt, der Freundſchaft treue Triebe
Erfordern einſt ein wünſchend Lied,
In dem der Freund von eurer Liebe
Ein unverfälſchtes Merkmaal ſieht.
Warum muß es die Nachwelt wiſſen?
Wird der der Sterblichkeit entriſſen,
Den ihr in euren Blättern nennt?
Kann der durch euch verewigt werden,
Den kaum ein Winkel von der Erden,
Und zwar nur bloß vom Namen, kennt?

Nein, Ewigkeit, mit deinen Kronen
Verfährſt du ſo verſchwendriſch nicht;
Nur, ſeltne Tugend zu belohnen,
Iſt deines Zepters erſte Pflicht.
Der Nachwelt eckt, es zu leſen,
Wer jener oder der geweſen,
Die man ins Grab geſungen hat.
Ihr Ohr verſchmäht verlogne Seyten,
Das Lob von unbekannten Leuten,
Und ein von Wünſchen volles Blatt.

Das Dichten kann nicht ewig machen,
Wenn nicht der Thaten Seltenheit,
Der helle Glanz verübter Sachen,
Ein immerwährend Lob verleiht.
Das Auge ſiehet in der Ferne
Nur Cedern, die biß an die Sterne
Des hohen Wipfels Zier erhöhn.
Doch ſagt mir, wer ſo deutlich ſiehet,
Daß ſeinen Augen nicht entfliehet,
Was hier und da für Büſche ſtehn?

O Pindar! wen haſt du beſungen,
Daß ſich dein Ruf zum Himmel hob?
Du biſt die Sterblichkeit durchdrungen,
Doch nicht durch edler Pferde Lob.
Nicht die beſtaubten Ueberwinder,
Nicht Caſtors Stamm, Achillens Kinder,
Die warens nicht, die dich entbrannt.
Der Väter Lob, daher ſie kamen,
Das Lob von weltbekannten Namen,
Das machte dich der Welt bekannt.

Den Adler hebt ſein ſtolzes Schwingen
Bis durch des Donners hohen Sitz;
Doch brennet gleich in meinem Singen,
O Pindar! nicht dein kühner Witz:
So lernt, ihr Seyten, lernet ſchallen,
Nach Art der freyen Nachtigallen,
Wo nicht, ſo ſchweiget lieber ſtill,
Eh ich im Schatten niedrer Dächer,
Durch Schmeicheley, mir Neſt und Löcher,
Gleich ſchlechten Schwalben, ſuchen will.

Was rühmt ihr euch, ihr deutſchen Seyten,
Sprecht nicht, ihr folgt den Alten nach.
Nein, eitles Dichten unſrer Zeiten,
Du ſingeſt jener Zeit zur Schmach.
Sey wieder wie in deiner Jugend,
O Muſe! preiſe nur die Tugend,
Und ſey, wie ſonſt den Laſtern gram.
Sey nicht mehr, wie verbuhlte Frauen,
Die nur nach ihrem Lohne ſchauen,
Und lebe mit Bedacht und Scham.

Wer iſt es, der dort unſrer Lieder,
Aus ſeines Ruhmes Höhe lacht?
Biſt du es, Maro? ja, komm wieder,
Verlaß der Sterne lichte Pracht;
Verſchmäh den Schein von jenen Kränzen,
Die dort um deine Scheitel glänzen,
Und komm auf unſrer Erden Reich.
Denn die Natur ſcheint faſt veraltet,
Und unſrer Dichter Trieb erkaltet;
Du biſt allein dir ſelber gleich.

Entbrannte von Homerens Witze
Nur darum deine große Bruſt,
Daß du, von des Parnaſſus Spitze,
Uns unſre Schwäche lehren mußt?
Vertilgte darum Zeit und Glücke
Nicht deines Geiſtes Meiſterſtücke,
Damit man ſie unfolgbar nennt?
Iſt die Natur erſchöpft an Meiſtern?
Und hat ſie in zween großen Geiſtern
Denn ihre Güter ganz verſchwendt?

Was wollt ihr euch noch länger heucheln?
Ihr Dichter, nein, zerſtoßt den Kiel!
Ein Glückwunſch voll verachtes Schmeicheln
Macht euer keinen zum Virgil.
Den Weg zu den geweihten Höhen,
Wo dieſe Lorberreiſer ſtehen,
Verbirgt euch ein erzürntes Glück.
Ein Trieb, der euch zwar dichten heißet,
Doch auf der Geldſucht Abweg reißet,
Hält euch von dieſer Bahn zurück.

Laß nach, Tyrannin unſrer Sitten,
Gewohnheit, laß uns unſer ſeyn.
Wer ſingt zur Hochzeit bey den Britten?
Wer ſchmückt der Franzen Leichenſtein?
Laß nicht mehr mit Verſtand und Witze
So manches Geiſtes kühne Hitze
Bey Lob und Glückwunſch ſtille ſtehn:
So wird mit Heldenlied und Zähren,
Ein Nebenbuhler von Voltären
Bald Frankreichs Stolz entgegen gehn.

So Muſe, ſo iſt dir gerathen,
Wenn dieß verhaßte Joch zerbricht.
Sprich nicht: findt man nur Mäcenaten,
So fehlt auch wohl ein Maro nicht.
Du irrſt, du ſchmeichelſt deinen Söhnen:
Wen wird man vor dem Kampfe krönen?
Wo kömmt die Erndte vor der Saat?
Erwecke, durch dein Unterrichten,
Nur eines Maro Geiſt zum Dichten,
So fehlt gewiß kein Mäcenat.

O Dichter! kehrt einmal zurücke,
Folgt nicht dem Glücke, das euch flieht;
Das euch die Gunſt von ſeinem Blicke,
Wenn ihr ſie ſucht, nur mehr entzieht.
Wer es verehrt, den läßt es ſtehen,
Dem andern pflegt es nachzugehen,
Der ſeine blinde Gunſt verflucht.
Erfreuet euch, ihr deutſchen Flöthen,
Wenn einſt das Glücke den Poeten,
Der Dichter nicht das Glücke ſucht.

* * *

Wohl-

Wohlgegründeter Vorſchlag, wie die muthigen kleinen Gelehrten, als Mitglieder der beſten Welt, ſehr wohl zu nutzen ſind

von

J. C. H.

1. §.

So lange die Welt ſteht, ſind diejenigen Geſchöpfe, welche darum in die Welt geſetzt worden, daß ſie dasjenige, was ſie in und an derſelben finden, beobachten und beurtheilen ſollen, faſt durchgängig der Meynung geweſen, es finde ſich viel Unvollkommenheit und Böſes darinnen. Viele, welche Einſicht und Aufmerkſamkeit angewandt, haben bezeuget, daß ſie dieſes auf das deutlichſte empfunden. Andre, welche nicht ſo ſcharfſichtig ſeyn wollen, können doch nicht leugnen, daß ſie das Gegentheil annoch vielem Widerſpruche ausgeſetzet ſehen. Die übrigen, denen vielleicht eben ſo viel Aufmerkſamkeit, als Witz fehlet, geben den erſten um deſto eher ihren Beyfall, weil ſie etwas Tröſtliches, ſollten ſie auch eigentlich nicht wiſſen, was es ſey, darinnen finden, daß in der Welt viel Böſes anzutreffen ſey. Weil ſie ſelbſt weder viel Gutes an ſich haben, noch zu befördern Willens ſind: So ſuchen ſie vielleicht andere, mit denen ſie ſich vergleichen können, und doch die Beſten bleiben; oder ſie kommen doch dadurch in den angenehmen Zuſtand, daß es ihnen niemals an Entſchuldigungen fehlet.

2 §. So lange man dieſe Meynung und Erfahrung gehabt, hat es auch nicht an Männern gefehlet, die ſich bemühet haben, dieß Uebel zu heben. Einige, die viel Feuer und Ungeduld beſitzen, forderten gerne den Schöpfer zur Rechenſchaft, warum er es nicht beſſer gemacht, wenn ſie ſich nur nicht vor den vielen Vertheidigern deſſelben unter ihren Mitbrüdern fürchten. Andre wünſchteten ſich nur etwas mehr Stärke; ſo würden ſie dieſe ganze Welt einwerfen, und ſie nach dem Abriſſe, den ſie ſich davon in ihrem Gehirne gemachet haben, ganz anders, und wie man leicht erachten kann, weit beſſer wieder aufführen. Doch die meiſten, die etwas ſtiller und geſetzter vom Geiſte ſind, laſſen es ſich gefallen, die Welt ſo anzunehmen, wie ſie da iſt. Nur bemühen ſie ſich, dieſelbe, ſo gut es ihrer Meynung nach angehen will, zu verbeſſern. Sie arbeiten, ohne jemand zu Hülfe zu nehmen, oder um andrer Willen und Meynung ſich zu bekümmern. Nach einiger Zeit, einigem Nachſinnen und Schreiben, bringen ſie eine Verbeſſerung des Staats, der Kirche, der Schulen, der Gelehrſamkeit, des Hausweſens zum Stande. Man ſiehe verbeſſerte Regimentsformen, Kirchen- und Schulenzucht, Münzweſen, ꝛc. Man müßte entweder wirklich blind ſeyn, oder ſich ſelbſt blind machen, wenn man das glückliche Ende ihrer Arbeiten nicht ſehen

könnte; zumal da ein Theil es mit etwas größern Schriften zum Beſchluſſe ſelbſt anzuzeigen pfleget. Und ich glaube, ein einziger Mann würde nunmehro ſchon im Stande ſeyn, in kurze Zeit, und mit mäßiger Mühe, aus den von andern herbeygeſchafften Baumaterialien, eine ganze verbeſſerte Welt zu verfertigen. Man würde ſie an allen Orten, wo Buchläden ſind, oder auch aus denſelben anderwärts für leidliches Geld bekommen können. Eine nützliche Arbeit, wodurch man die ſeit einigen Jahrhunderten nicht ohne Ungeduld gehofften beſſern Zeiten, wenigſtens in ſo ferne erreichen könnte, daß ein jeder für ſich die verbeſſerte beſte Welt beſäße, und ſich daran vergnügen möchte.

3 §. Ich muß es geſtehen, ſo bald ich mit mir eins geworden, unter welchem Titel ich eine kleine Schrift aufſetzen wollte, ſo konnte ich die Arbeiten dieſer Verbeſſerer der Welt unmöglich tadeln. Sie arbeiten eben ſo lobenswürdig, als einige Männer, die bey öffentlichen Angelegenheiten des Staats nicht gebrauchet werden, und in einem etwas entfernten Orte wohnen. Dieſe haben Muße und mehrere Freyheit, ihre Meynung zu entdecken, und beydes wollen ſie nicht ungenutzt hingehen laſſen. So bald denn die Umſtände in Europa etwas bedenklich werden, ſo treten ſie mit Friedensvorſchlägen, rechtmäßigen Vertheilungen der ſtreitigen Länder, und andern Schriften, zur Wiederherſtellung des Friedens, und guten Vernehmens der Staaten hervor. Sie legen dadurch an den Tag, wie gut ſie es mit ihrem Va-

Vaterlande meynen, und wie weit ihre Einſichten gehen, welches vielleicht ſonſt niemand ſo von ihnen gemuthmaßet hätte, wofern ſie es nicht ſelbſt kund gemacht hätten. Und wie nützlich haben ſie gearbeitet! Wem es nun mit ſeinen Friedensgedanken ein Ernſt iſt, der darf nur einige Groſchen anwenden; ſo hat er ſich den Frieden erkauft: Und es kömmt auf ſeinen eignen Willen an, ob er ihn behalten, oder wieder aus den Händen fahren laſſen will.

4 §. Doch kann ich auch nicht leugnen, daß nicht alle, die ſo treufleißig an der Welt gearbeitet, einen Weg gewählet haben, der eben ſo gut iſt, als vielleicht ihre Abſicht mag geweſen ſeyn. Ich will dieſes nur mit einem Exempel, von der vielen Mühe, die man ſich bisher gemacht, ein gewiſſes Uebel in der gelehrten Welt zu heben, zeigen. Damit man aber ja nicht meynen möge, ich maße mir ein Recht an, das mir nicht zukomme, ſo darf ich es zum Beſten meiner Schrift unmöglich verſchweigen, daß ich mit unter die Gelehrten gehöre. Ich halte dieſes für ein freymüthiges Bekenntniß, das man in einer Sache zu geben ſchuldig iſt, der man ſich gewiß nicht zu ſchämen hat. Es ſchicket ſich auch gar wohl zu den Sitten unſrer Welt. Mein Wunſch und meine Bemühung nach etwas geben mir ſchon ein gegründetes Recht zu demſelben. Habe ich Recht dazu; warum ſollte es mir denn nicht erlaubt ſeyn, wenigſtens den Titel davon zu führen, wenn ich durch einige Umſtände noch am Beſitze deſſelben gehindert werde? Was bey den Rechtsausſprüchen in der politiſchen Welt

billig iſt; warum ſollte das eben in der gelehrten Welt unbillig ſeyn? Doch da es mir einige vielleicht zum Hochmuthe auslegen möchten, ſo kann ich dieſen Argwohn nicht beſſer widerlegen, als wenn ich ihnen entdecke, es ſchicke ſich zu meinen Umſtänden kein anderer Titel, als der Titel eines Gelehrten. Ich werde nimmer in Staats- oder andern weltlichen Bedienungen können gebrauchet werden. Man hat mir weder in der Kirche noch in der Schule bishero ein Amt aufgetragen, und zum Hausſtande kann ich mich auch noch nicht rechnen, weil ich weder ein eigenes Haus, noch Weib und Kinder habe. Zu einer Art der menſchlichen Geſellſchaften aber muß man doch gehören. Ich ſehe alſo keinen andern Platz für mich übrig, als daß ich mich in das Reich der Gelehrten begebe. In dieſem kann man, weil es ſo weitläuftig iſt, noch faſt am allererſten das Bürgerrecht gewinnen. Da mag es nun gleichviel ſeyn, ich ſitze auf einer der oberſten, oder der unterſten Bänke: Genug, ich gehöre mit zu den Gelehrten. Ich bin es wirklich, und werde dafür angeſehen. Ich habe meine Zeit auf Schulen und Univerſitäten ausgehalten. Jedermann, der dieſes von mir weis, ſaget ſo wohl hinter meinem Rücken, als mir ins Angeſicht: **Ich ſehe wohl, der Herr hat ſtudiret, er iſt ein Gelehrter.** Ja manchmal, wenn mich jemand nicht ſo gleich verſtehen kann, ſo beruhiget er ſich, zu ſeinem Troſte und meiner Ehre, mit dieſen Worten: **Die Gelehrten können viel ſagen, das andre, die nicht ſtudiret haben, nicht verſtehen können.** Ich bekomme auch keinen Brief, da man mich nicht **hochgelahrter Herr** betitelt; wenigſtens dürfte man es ohne Furcht, mich zu beleidigen, nicht wagen, anders als **wohlgelahrter Herr**, zu ſchreiben. Dieß kann ich mit den eigenhändigen Zuſchriften vieler, die auch Männer ſind, und denen niemand ihren Platz im gelehrten Reiche ſtreitig machet, beweiſen. Sie geben mir, ohne mein Anfordern, aus eigenem Triebe, dieſen Titel, und verſprechen mir deswegen ihre Hochachtung und Ergebenheit aufs kräftigſte. Und ſollte ich das Unglück haben, jemanden anzutreffen, der mir dieſen meinen rechtmäßigen Titel abſprechen wollte, ſo werde ich alle dieſe Briefe nächſtens drucken laſſen; nach dem Exempel eines meiner Mitbrüder, M. G. C. G. der durch eine collectionem teſtimoniorum academicorum a patronis, praeceptoribus aliisque communicatorum, auf einem und einem halben Bogen in 4to zu H. 1727 die Welt auf eine ſehr vortheilhafte Art belehret hat, was ſie von ihm zu halten hätte.

5 §. Dieſes alles thut zwar zu meiner Hauptſache eigentlich noch nichts: Aber da es doch das erſte mal iſt, daß ich etwas in den Druck zu geben gedenke, ſo kann ich dieſe gute Gelegenheit, zu ſagen, wer ich gerne ſeyn wollte, und wofür man mich zu halten habe, nicht ſo ungenutzt vorbey gehen laſſen; zumal da ich auf ſolche Weiſe meiner Abhandlung eine gute Vorrede vorſetzen, und mich auf künftige Zeiten verwahren kann. Denn höre, du unruhiger, du unverſchämter, du ſatiriſcher . . . Ich mag deinen Namen faſt nicht nennen; denn jedermann

weis es ohnedem, wer es zu ſeyn pfleget, auf den man itzo in vielen Vorreden loszieht. Doch zu zeigen, ich fürchte mich nicht vor deinem Namen, ſo höre, du Journaliſt und Zeitungsſchreiber! Ich ſehe es wohl, du wetzeſt deinen Zahn ſchon, meine Schrift anzugreifen, und ich weis es auch ſchon zum voraus, du bringeſt nichts gründliches vor. Denn meine Schrift iſt gut, weil ich ſie gerne gut machen wollte, und finde, daß ſie gut gerathen iſt. Aber ſiehe! der Name eines Gelehrten ſoll mir ein Schild ſeyn, darunter ich gegen den erſten Angriff deiner Pfeile ſicher bin. Ein kleiner Kerl hat von einem guten Schilde eben den Nutzen, den ein großer hat. Und da mein rechter Name unter den Gelehrten bisher noch unbekannt iſt, und eben deswegen verächtlich ſeyn möchte: So habe ich mit recht gutem Vorbedachte, mich mit dem großen und bekannten Namen eines Gelehrten bedecket, damit du nicht ſehen mögeſt, was für ein Held dahinter ſtecket. Glaube aber nur, fürchteſt du dich noch nicht, wirſt du mich doch noch angreifen; ich ſchweige nicht, ich weiche dir keinen Fuß breit von meiner Meynung; denn ſie gefällt mir, und iſt gut. Eben dieſer Name, der mir zum Schilde dienet, ſoll ſich in eine Bruſtwehr verwandeln, hinter welcher ich in guter Sicherheit mich vertheidigen, und dir ſo lange Schaden thun will, bis du mich zu beunruhigen aufhöreſt.

6 §. Ich liefere alſo, als einen Beytrag zur Verbeſſerung der Welt, einen **wohlgegründeten Vorſchlag, wie die muthigen kleinen Gelehrten, als Mitglieder der beſten Welt, ſehr wohl**

zu nutzen ſind. Ich muß erſt erklären, was ich unter den muthigen kleinen Gelehrten, als Mitgliedern der beſten Welt, verſtehe. Hernach werde ich mir eine unumſtößliche Wahrheit wählen, damit mein Vorſchlag wohlgegründet werde. Endlich werde ich den Vorſchlag ſelbſt thun. Alle meine Leſer bitte ich, ja nicht eher zu urtheilen, als bis ſie mich ganz geleſen, und meine Meynung ſo eingeſehen haben, wie ich ſie einſehe. Alsdann weis ich gewiß, ſie werden mir alle das Zeugniß geben, daß ich den beſten Vorſchlag gethan habe. Wer mir dieß Zeugniß nicht giebt, von dem weis ich ſchon zum voraus, daß er entweder mit Vorurtheilen eingenommen iſt, oder ſich nicht Mühe gegeben hat, meinen Vortrag recht zu unterſuchen, oder wohl gar vorſetzlicher Weiſe Gelegenheit zum Zanken ſuchet. Ich eile alſo ohne weitere Vorrede zur Sache ſelbſt.

7 §. Ein **Gelehrter** iſt ein Menſch, der entweder die ganze Zeit ſeines Lebens, oder wenigſtens einige Jahre, theils auf Erlernung, theils auf den Gebrauch der Sprachen und Wiſſenſchaften, ſo wohl zu ſeinem Vortheile, als zu andrer Beſten, anwendet. **Klein** nennen wir, was dem Großen entgegen geſetzt wird, und aus wenigern Theilen beſteht. Die Theile werden entweder als körperlich nach den Sinnen oder als unkörperlich bloß mit dem Verſtande begriffen, getheilet und abgemeſſen. Daher iſt das Große und Kleine, theils körperlich, theils unkörperlich, oder wie man insgemein ſaget, moraliſch und phyſikaliſch. **Ein kleiner Gelehrter** iſt bey uns nicht ſo wohl einer, deſſen Körper aus wenigern Theilen zuſammen

geſetzet iſt, ſondern bey dem die Theile der Gelehrſamkeit, und der Grund ſeiner Einſicht nicht eben ſehr groß und zahlreich ſind, mit einem Worte, ein Menſch, der wenig gelernet hat, oder auch wenig Fähigkeit beſitzt, eine Sache einzuſehen, zu beurtheilen, und auszuführen. **Muthig** nennen wir denjenigen, der mit einem großen Vertrauen auf ſeine Kräfte einen ſtets wirkſamen Trieb zeiget, aller Hinderungen ungeachtet, etwas hervorzubringen, und vornehmlich zu ſeiner eigenen Ehre. Weil aber das beſte Mittel, ſich groß zu machen, iſt, wenn man andre klein machet, ſo pfleget ſich der Muth am meiſten da zu zeigen, wo man andern widerſprechen, und ſie bezwingen will. Die **beſte Welt** iſt diejenige Reihe der zugleich daſeyenden und auf einander folgenden, unter ſich aber verbundenen Dinge, die unter allen ſolchen möglichen Reihen die meiſten Vollkommenheiten hat. Ein **Mitglied** iſt derjenige, der unter mehrern, die unter eine Gattung gehören, ein Einzelnes ausmachet.

8 §. Ich fordere es, daß niemand gegen dieſe Erklärungen etwas einwende; denn ich verfahre nach der heutiges Tages üblichen Lehrart. Dieſe giebt einem jeden Erlaubniß, die Wörter zu gebrauchen, wie er will, wenn er nur ſeine Leſer durch deutliche Erklärungen unterrichtet, wie er ſie wolle angenommen wiſſen; und durch ſeinen Unterricht ſind ſie gezwungen, ſie ſo, wie er geſagt hat, und nicht anders anzunehmen. Nun das habe ich gethan. Ich habe mir Wörter gewählet, bin aber ſo aufrichtig, und ſage, was ich gerne wollte, das meine Leſer dabey

denken ſollten. Sagen einige, ſie könnten richtigere Erklärungen geben, ſo will ich ihnen den Vorzug gerne gönnen. Ja, ich mache mich anheiſchig, wenn ſie einmal ſchreiben ſollten, bey ihren Wörtern hinwiederum eben ſo zu denken, wie ſie wollen, wofern ſie mir nur dießmal auch zu gefallen ſind. Weigern ſie ſich deſſen aber, ſo proteſtire ich hiemit öffentlich dagegen, daß ſie meine Schrift leſen. Mein ganzer Vorſchlag fällt hin, und alle meine Mühe, ihn auszuarbeiten, iſt vergebens, wenn meine Leſer nicht mit mir ſagen, **ein muthiger kleiner Gelehrter, als ein Mitglied der beſten Welt, ſey** ein Menſch, der ſich auf Erlernung der Sprachen und Wiſſenſchaften geleget, aber wegen vielerley Urſachen entweder nur wenig davon erlanget, oder das Erlernte nicht ſonderlich zu gebrauchen weis; der dabey aber, um etwas Gelehrtes hervorzubringen, und zu zeigen, er ſey klüger, als andere, beſtändig geſchäfftig iſt, andern zu widerſprechen, und mit zu der beſten unter allen möglichen Welten gehöret.

9 §. Um nun ferner etwas wohlgegründetes zu liefern, ſo ſetze ich dieſen Satz zum Grunde: **Die gegenwärtige Welt iſt unter allen möglichen Welten die beſte.** Dieß mache ich zu meinem Grundſatze. Ich weis wohl, daß viele allerhand heimliche Minen anlegen, auch wohl öffentlich Sturm laufen, um dieſen Grund, und mit demſelben die beſte Welt umzuſtoßen. Dieſe werden vielleicht lachen, wenn ich hierdurch meinen Vorſchlag wohlgegründet zu machen vermeyne. Allein dieß beweget mich nicht. Einen Baumeiſter kann niemand ta-

deln, ſo lange er nur allemal einen Grund ausſuchet, der ſich zu ſeinem Gebäude ſchicket. Iſt daſſelbe mittelmäßig, ſo kann es doch auf einem mittelmäßig feſten Boden weislich und ſicher angeleget werden; und was nützet es dem Baumeiſter, zu unterſuchen, ob ebenderſelbe Grund auch einen ganzen Thurm tragen könnte? Genug, wenn er nur zu ſeinem vorhabenden Baue hinreichend iſt. Wer kann mich denn einer Schwäche beſchuldigen, daß ich einen Grund zu meiner Abhandlung lege, den viele noch nicht für völlig feſte halten. Laß das ſeyn! Ich weis, er iſt ſtark genug, daß er das, was ich jetzo darauf bauen will, aushalten kann. Ueberhaupt aber, deucht mir, kann die Menge derer, welche da leugnen, daß dieſe Welt die beſte ſey, dem Satze gar nicht ſchaden: Es wäre zwar beſſer, wenn gar keine da wären, die entweder unvermögend wären, die Wahrheit deſſelben einzuſehen, oder wegen gewiſſer Vorurtheile durchaus nicht ſagen wollen, er ſey wahr. Es iſt dieſes allerdings etwas Böſes. Aber was darf man ſich darüber in einer Welt wundern, die eben in der und keiner andern Verbindung mit vielem Böſen und vielen Unvollkommenheiten die beſte iſt. Wäre dieß Böſe nicht da, ſo wäre es gleich eine andre Welt; und wenn die beſſer wäre, ſo wäre ſie zur Wirklichkeit gekommen. Dieſes iſt nicht geſchehen, und ſo muß denn die Welt, in welcher viele leugnen, daß ſie die beſte ſey, doch wirklich die beſte ſeyn. Dieß Böſe wird nämlich durch das überwiegende Gute erſetzet. Giebt es einige, die es leugnen, ſo giebt es viele, die es behaupten. Dieſe, als etwas Gutes, machen jene, als etwas Böſes, wieder gut.

Den Ausſchlag und das Uebergewicht giebt die Anzahl, welche bey jenen größer iſt, als bey dieſen. Sollte man hier auch vielleicht meynen, der Vertheidiger wären nicht ſo viele, als der Widerſprecher; ſo muß man doch die Welt in ihrem Zuſammenhange anſehen. Da kann man ſich auf folgende Zeiten ſo viel Freunde der beſten Welt verſprechen, daß die kleine Anzahl ihrer Feinde für nichts dagegen zu rechnen iſt, und man, bey der Größe jenes Guten, dieſes kleine Böſe ganz aus den Augen verliehrt, und gar nicht mehr merken kann.

10 §. Hier liegt alſo mein Grund, den mir niemand nach dem, was ich geſaget habe, verrücken darf. Zwo Fragen muß ich nur noch beantworten, ehe ich mit meinem Vorſchlage ſelbſt herausrücke. Ich eile aber, und werde dabey kurz. **Giebt es denn**, ſo frage ich erſtlich, **wirklich ſolche muthige kleine Gelehrte? und ſind ſolche fürs andre ein wirkliches Uebel?** Bey dem erſten darf ich nur einen jeden auf ſeine eigene Erfahrung zurückführen, oder in die Buchläden, und zu den Bücherverzeichniſſen verweiſen. Niemals würden dieſe aus ſo vielen Bogen beſtehen, und jene ſo oft etwas Neues ausſtellen können, wenn unſre muntern kleinen Gelehrten nicht ſo fleißig wären. Und was ſoll ich mich nach andern Beweiſen umſehen? Mein Grundſatz bringt es ſelbſt ſo mit ſich. Iſt das die beſte Welt, da ſich in allen Ständen etwas Böſes zeiget, ſo finde ich gar keinen zureichenden Grund, warum allein die Gelehrten in derſelben von allem Uebel und allen Unvollkommenheiten frey ſeyn ſollten.

Daß aber das unleugbare Daſeyn der muthigen kleinen Gelehrten ein Uebel ſey, das wird niemand leugnen, welcher wahre große Gelehrte für etwas Gutes hält. Wie mancher Ballen Papier, wie manche Stunde würde zu beſſern Sachen angewendet werden können, wenn der Muth der kleinen Gelehrten dieſe Unruhe und Verderbung nicht zu ihrer Beruhigung und Erhaltung erforderten. Doch ich will dieſes nicht weitläuftiger beweiſen. Die Sache iſt für ſich unleugbar; und ich ſchweige, damit die muthigen Herren nicht eine üble Meynung von mir bekommen, als wenn ich etwas, das bloß zum Beweiſe der Wahrheit müßte geſaget werden, zu ihrer Verkleinerung vorbrächte.

11 §. Ich ſpiele alſo mit keinem Schatten, der ſonſt nirgends, als in meiner Einbildung, ſeinen Grund hat. Kleine muthige Gelehrte ſind wirklich da. Ich thue ihnen nicht zu viel, wenn ich ſie für ein wirkliches Uebel halte. Ich raube ihnen ihre Ehre gar nicht, daß ſie Mitglieder der beſten Welt ſind. Es kömmt nur alles darauf an, wie man ſie recht nützlich gebrauche. Ich will meine Gedanken davon eröffnen. Doch damit dieſe muntre kleine Geſellſchaft nicht meyne, ich handle mit ihr aus feindſeligem Herzen: Wohlan, ſo will ich ſie erſt vertheidigen, und das Verfahren ihrer Feinde beleuchten. Hieraus ſollen ſie ſelbſt erkennen, daß ich für ihre Erhaltung ſtreite, ihr Beſtes ſuche, ihre Ehre rette, ihnen keine Gewalt anthue; ſondern meinen Vorſchlag ſo einrichte, wie er mit ihrer Natur, und innern Beſchaffenheit übereinſtimmet.

12 §. Ein Mann, der ſich in den neueſten Zeiten mit dieſen kleinen Gelehrten rechte Mühe gegeben, ſo gar daß er meynet, er ſey durch eine gewiſſe Vorſehung zur Züchtigung der **elenden Scribenten**, wie er dieſe muntere Geſellſchaft nennet, beſtimmet worden, hat gewiß eine ſo ſchöne Einſicht in dieſes Uebel, und einen ſolchen Ernſt, daſſelbe zu heben, bezeiget, daß man ihm mit Recht keinen niedrigen Platz unter den Verbeſſerern der Welt einräumen muß. Ob er aber in der Ausführung eine ſolche Art beobachtet, daß er ſich davon einen wirklichen Nutzen verſprechen, und ſicher ſeyn könnte, er handle mit ſolchen kleinen Männern nicht ganz wider ihre Natur, und wider meinen Grundſatz von der beſten Welt: Darüber wollte ich nicht gern urtheilen, wenn es meinen Abſichten nicht gar zu beförderlich wäre, und beweiſen könnte, wie freundſchaftlich, wie liebreich, wie billig, ich gegen dieſe kleinen muntern Geiſter geſinnet wäre. Ich will kürzlich davon meine Meynung ſagen; und damit er mich keiner Unhöflichkeit beſchuldigen könne, **ſo bitte ich zuvor um gütige Erlaubniß, hievon meine Gedanken zu eröffnen.** So machet man es in der heutigen höflichen Welt. Man muß nicht vergeſſen, um Erlaubniß zu bitten, und der andre darf nicht vergeſſen, dieſelbe zu geben. Sollte jener, den ich jetzo meinen Herrn Gegner nenne, es mir nicht erlauben: So würde er ſehr wider die Regeln der Höflichkeit handeln; denn ich habe ja darum gebethen. Es iſt eine ſo ausgemachte Sache, daß man in ſolchen Umſtänden keine Fehlbitte thun könne, daß man nicht einmal

mehr auf Beſcheid warten darf; ſondern, wenn man die Bitte um Erlaubniß überſendet, ſo leget man ſogleich den Beweis bey, wie man ſich der gehofften Erlaubniß bedienet habe..

13 §. Zuerſt misfällt es mir alſo, daß er ſein Verfahren eine **Züchtigung** nennet. Er geſteht es ſelbſt, daß er einen aus der Zunft ſo **gemishandelt**, als ſonſt noch niemals geſchehen iſt. Der Menſch müßte aufgehöret haben, ſich ſelbſt zu lieben, das iſt, er müßte todt ſeyn, der nicht ſehe, daß ſeine Abſicht geweſen, feindſelig zu handeln, wehe zu thun, und zu ſchaden. Aber wer wird es denn von ſich erhalten, denſelben für ſeinen Freund, Gönner und Wohlthäter anzuſehen? Wer wird glauben, daß er zu ſeinem eigenen Vortheile misgehandelt ſey? Nein, nein! die kleinen muthigen Gelehrten ſind viel zu edle und nothwendige Geſchöpfe in der beſten Welt, als daß man ſie mishandeln, und ſich deſſen noch ſo öffentlich rühmen ſollte.

14 §. Fürs andre ſollte man wohl auf die Gedanken gerathen, er hätte bloß zu ſeinem eigenen Vergnügen mit ihnen gehandelt, und um daſſelbe recht vollkommen zu genießen, ſich die muthigſten und kleinſten ausgeſuchet. Vielleicht, möchte man gedenken, wäre er um ihre Beſſerung wohl unbekümmert geweſen, wenn er die Stunden nicht zu ſeiner Gemüthsergeßung anzuwenden beliebt hätte. Sollte das aber wohl recht gehandelt ſeyn? Wenn das der rechte Gebrauch dieſer kleinen Geſellſchaft iſt: So müßte man auch ſagen, daß die erbärmlichſten Misgeburten da wären, um andere zum Lachen zu bewegen, und ihnen

die Zeit zu vertreiben. Vielleicht beruft ſich mein Herr Gegner darauf, daß doch, nach einer durchgängigen Gewohnheit, die Zwerge zur Luſtbarkeit geſuchet, und mit Fleiß unterhalten würden. Ich kann es nicht leugnen, dieß geſchiehet: Aber ich bin zufrieden, wenn mein Herr, den ich aus Freundſchaft gegen die kleinen muthigen Gelehrten meinen Gegner nenne, ſelbſt geſteht, es ſey eine Gewohnheit. Denn ſo frage ich noch erſt nach der Rechtmäßigkeit der Gewohnheit. Ich ſage frey heraus, daß ich dieß nicht für den rechten Gebrauch der Zwerge halte. Niemand wird einen Rieſen zu ſeiner Beluſtigung erwählen, oder ſich unterſtehen, demſelben zu ſeinem Vergnügen auf der Naſe zu ſpielen. Aber iſt dieſer denn nicht eben ſo wohl eine außerordentliche Geburt der Natur, als jener? Warum machet man denn einen ſolchen Unterſchied, das man ſich vor dieſem fürchtet, und jenen zu ſeinem Spiele gebrauchet, dabey er manchesmal Ehre und Bequemlichkeit aufopfern muß, um andre zu vergnügen? Es iſt ja allerdings natürlich gehandelt, daß man ein jedes Ding ſeiner Natur nach nutzet. Das Vergnügen an andern Dingen außer uns, iſt zwar auch ein Nutzen, aber es iſt nicht der einzige; vielweniger entſteht das Vergnügen bloß daraus, daß ein Ding klein oder groß iſt. Sonſt müßte man an einem Senfkorne mehr lächerliches oder vergnügendes finden, als an einem Pfefferkorne. Meiner Meynung nach, müßte man alle Zwerge bloß zu ſolchen Sachen gebrauchen, dabey andere nicht ohne große Beſchwerung, Zeitverluſt, und Gefahr etwas zu verrenken, oder auf die

Naſe zu fallen, ſich bücken müſſen. Und wenn ich ein großer Herr wäre, ſo hielt ich, unter meinen andern Bedienten, auch einen Zwerg, bloß zu dem Ende, daß er auf der Erden herum kröche, und die Dinge, die zu meinen Füßen wären, beſorgte. Seine Aufſicht ſollte alsdann in die Höhe nicht weiter, als bis an meine Knie, gehen. Beſonders große Leute könnte man zu Erſparung der Leitern, und die Gefahr des Falles zu vermeiden, am natürlichſten anwenden. Ich kann es alſo durchaus nicht zugeben, daß man über unſre muntern kleinen Gelehrten lachet. Darum ſind ſie nicht da. Sie können weit edler, weit nützlicher, ihrer Natur gemäßer, und daß ihr Zuſtand ſelbſt dadurch glückſelig gemacht wird, genutzet werden, wie ich gleich hernach zeigen will.

15 §. Denn das muß ich auch noch drittens misbilligen, daß der Herr, den ich darum nicht nenne, weil er ſich ſelbſt nicht genennet hat, alle ſeine Bemühung anwendet, dieſe kleinen Gelehrten zum Stillſchweigen zu bringen; als wenn dadurch die Welt gebeſſert, oder dieſelben, ihrer Natur nach, recht genutzet wären. Gewiß, ein Arzt handelte ganz unnatürlich, der einem Körper, welcher mit überflüſſigen Feuchtigkeiten beſchweret wäre, Mund und Naſe zuſtopfte, und ſo mit Gewalt hinderte, ſich durch Schnupfen und Huſten zu reinigen: Aber er handelte wirklich noch nicht ſo unnatürlich, als derjenige, der den kleinen muntern Gelehrten die Gelegenheit verbieten wollte, ihren Geiſt von einer unerträglichen Quaal durch öftere Herausgebung ihrer Schriften zu befreyen. Und was für eine Lücke würde in der be-

ſten Welt entſtehen, wenn man die Schriften von dieſer Art, von allen Zeiten herausnehmen wollte. Sie machen ja in ihrem Zuſammenhange und in ihren Folgen, daß die Welt eben dieſe, und nach meinem Grundſatze, die beſte iſt. Zwar mein Herr Gegner wird ſich damit entſchuldigen, daß er doch zu einer andern Zeit die Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der elenden Scribenten deutlich dargethan. Das iſt geſchehen: aber warum hat er denn wider ſeinen eigenen Unterricht gehandelt? Warum arbeitet er ſo lange, bis einer ſein Vaterland, und mit demſelben die erwünſchte Gelegenheit, Materialien zu ſeinen Schriften zu ſammlen, verlaſſen; der andre aber, woferne es ſein großer Muth nur zuließe, glauben müßte, er ſey von ſeiner Verbindlichkeit zu ſchreiben losgeſprochen, da er nicht mehr als ein lebendiges Mitglied der beſten Welt, ſondern entweder des Reiches der Todten, oder der Geſpenſter anzuſehen iſt. Gewiß, dieß Verfahren iſt recht grauſam, und kann unmöglich von einem freundſchaftlichen Herzen zeugen. Nein, ihr muthigen kleinen Gelehrten, ich meyne es beſſer mit euch. Ich werde euch nicht nothzüchtigen, und eurer Natur Gewalt anthun. Ihr ſollet vielmehr bey mir erſt rechte Freyheit und Gelegenheit bekommen, nach eurem Triebe zu handeln, und eure hungrigen Neigungen zu erſättigen.

16 §. Ich weis die Natur der kleinen muntern Gelehrten nicht beſſer, als unter dem Bilde eines kleinen muntern Schäferhundes vorzuſtellen. Sein Körper iſt klein, und fällt nicht ſonderlich ins Auge. Seine Stärke iſt nicht groß; aber deſto größer iſt ſein

ſein Muth. Es iſt nichts, als lauter Leben an ihm. Er läuft, und ſieht ſich beſtändig um. Bequemlichkeit und nächtliche Ruhe werden an die Seite geſetzet. Eigentlich iſt er zum Dienſte ſeiner Heerde beſtellet: doch das ganze Feld, ſo weit er es abſehen kann, ſtehet, ſeiner Meynung nach, unter ſeiner Aufſicht und ſeinem Schutze. Es läßt ſich jemand in der Ferne ſehen. Es könnte vielleicht ein Dieb ſeyn. Eben daß er ſich ſehen läßt; eben daß der getreue Schäferhund ihn erblicket, das machet ihn ſchon verdächtig. Sein Amt erfordert es, ſich an ihn zu wagen, und ſein Feld zu ſchützen, damit ſeine Heerde ſicher ſey. Melampus läuft, er bellet, und ſtellet ſich ganz zornig. Der Wandersmann geht ſeine Straße. Noch auf ſeinen Rücken wird er verfolget. Endlich entfernet er ſich ſo weit, daß man ihn nicht mehr ſehen kann. Melampus wird geruhig, und ſchläft ganz ſanft, und mit ſich ſelbſt zufrieden, ſo lange ein, bis er einen andern erblicket. Funfzig mal hat er ſo gearbeitet; der ein und funfzigſte iſt wirklich ein Dieb, oder ſuchet der Heerde zu ſchaden. Melampus merket es ihm gleich an. Er geht gewiß eben ſo beherzt auf ihn los, als auf jenen. Ja findet er Widerſtand, ſo kömmt er ganz außer ſich ſelbſt. Er wird zurücke geſchlagen, er läuft einige Schritte rückwerts: doch wiederholet er den Angriff mit erneuertem Muthe. Sein Schäfer erwachet von dem Lärmen, verjaget den Dieb, und befreyet ſeine Heerde. O! wie freuet ſich Melampus; er bellet noch, halb aus annoch fortwährendem Eifer, halb aus beſonderer Freude über ſeinen Sieg; er webelt mit ſeinem

Schwanze, läuft bald um ſeinen Schäfer, bald um die Heerde herum, als wenn er ſich noch einmal in Gedanken es vorſtellete, wie ers gemacht, da der Dieb gegenwärtig geweſen. Ja, er läuft noch einmal ins Feld, ſieht ſich um, und ſpüret nach, als wenn ſein großer Muth ſich noch einmal einen ſolchen Streit wünſchte. Doch der Dieb iſt weg. Sein Schäfer hat ihn vertrieben: Allein Melampus mußte zuerſt die Gefahr ausſtehen; er merkte es, er that den erſten Angriff, und ſiehe, nun iſt der Schade verhütet. Sein Schäfer nennet ihn mit Namen; er locket ihn, und rühmet, daß er gebellet. So wohl erkennet er ſeine Verdienſte, ſo belohnet er ſie. Melampus kann ſich nicht genug über ſich ſelbſt freuen.

17 §. Stoßet euch nicht daran, meine Freunde, daß ich dieſes Gleichniß wähle. Es geſchieht nicht, zu eurer Verkleinerung; ſondern weil ich in der ganzen Natur nichts finde, das ſich beſſer ſchicket, eure Natur und wahre Beſchaffenheit vorzuſtellen. Ein Schäferhund iſt allerdings ein gutes, und in ſeiner Art lobenswürdiges Geſchöpfe. Brauchet man ihn gleich nicht, wie andre Geſchöpfe, zu wichtigern und edlern Verrichtungen: So hat er doch ſchon ſo viele Vollkommenheit, und nutzbare Geſchicklichkeit an ſich, daß die beſte Welt ſich ſeiner nicht zu ſchämen, noch ihn als eine unnütze Laſt der Erden anzuſehen hat. Gewiß, ihr kleinen muthigen Gelehrten, ſeyd demſelben ſehr ähnlich. Sehet den gelehrten Parteygänger, **Kleinholz**, und den unverdroſſenen **Schreibegern**, ein edles Paar, und eine ausnehmende Zierde eurer Geſellſchaft, an. Sie ſind wirklich

lich kleine Gelehrte. Jedermann ſieht es, jedermann erkennet ſie dafür. Aber wie groß ihr Muth ſey, das merket man aus der Zahl ihrer Schriften. Man hat ſie an ein kleines Theil der Gelehrſamkeit gebunden. Wiſſen ſie gleich nicht eben ſonderlich, ſich deſſelben zu gebrauchen: So ſind ſie es doch von ihrer erſten Jugend an gewohnet, ſich dabey aufzuhalten, es anzuſchauen, und wenigſtens von außen um daſſelbe herum zu gehen. Weil ſie ein gewiſſes ſinnliches Vergnügen, und ihren Unterhalt dabey finden: So gewinnen ſie daſſelbige ſo lieb und werden ihm ſo getreu, daß ſie es nicht übers Herz bringen können, ſich davon zu entfernen. Von hier thun ſie einen Blick in das ganze Feld der Gelehrſamkeit. Sie können es mit einer rechten Deutlichkeit nicht weit betrachten: Doch haben ſie überhaupt eine Vorſtellung davon, nach welcher ſie es einiger maßen ausmeſſen. Und weil das kleine Theil, daran man ſie durch einen beſtändigen Unterricht gewöhnet hat, mitten darinnen lieget, ſo gewinnen ſie das ganze Feld lieb. Alles, was in demſelben vorgeht, ſehen ſie als eine Sache an, die ihrer Verantwortung und Aufſicht anvertrauet iſt.

18 §. Es tritt jemand mit einer Schrift hervor. Sie kennen ihn nicht recht; denn er iſt zu weit von ihnen entfernet. Sie wiſſen nicht, was er eigentlich mit ſeiner Schrift ſagen will; denn ihre Einſicht geht ſo weit nicht, daß ſie erkennen könnten, was für Arbeiten in dem weitläuftigen Felde der Gelehrſamkeit zu verrichten nöthig ſind. Doch genug, daß er ſich ungefehr in der Gegend, wo ſie ſich aufhalten, ſehen läßt. Er wird verdächtig. Wer weis

was er im Sinne hat. Ihr Muth läßt ſie nicht ruhen; ſie laufen ein wenig weiter, als das ihnen angewieſene Theil der Wiſſenſchaften geht, in das weite Feld der Gelehrſamkeit hinein. Sie ſchreiben wider ihn, und ſollten ſie auch weiter nichts ſagen, als er habe eine Schrift heraus gegeben, die ihnen verdächtig vorgekommen. Jener arbeitet entweder, ohne ſich an ſie zu kehren, weiter fort; oder er widerſetzet ſich ihnen auch. Thut er das erſtere, ſo machet ihn eben ſein Stillſchweigen verdächtiger, und jene muthiger, daß ſie näher auf ihn los gehen. Thut er aber das letztere: So gerathen ſie in einen ſolchen Eiſer, der ſie weit von ihren Gränzen abführet; ſie machen hier und dahin, ohne Ueberlegung, allerley Queerſprünge. Endlich gebeut ihnen entweder ihr Vorgeſetzter, zu ſchweigen, und ruft ſie wieder zu ihrer gewöhnlichen Arbeit; oder jener höret auf, zu ſchreiben, da er ſeine Arbeit vollendet hat, und ſie laſſen ihre Feder auch wieder, bis auf eine andre Zeit, zu ihrer Ruhe gehen.

19 §. Endlich einmal kömmt eine wirklich unrichtige und ſchädliche Schrift zum Vorſcheine. Herr **Kleinholz** und **Schreibegern** bemerken es ſo gleich. Denn wie könnte ihnen eine neue Schrift verborgen bleiben, da ſie mit großer Sorgfalt alle neue Bücherverzeichniſſe aufkaufen, und fleißig in die Buchläden gehen, damit ſie ja keine Gelegenheit, ihren Muth und ihre Wachſamkeit zu zeigen, das iſt: Bücher zu ſchreiben, verſäumen mögen? Sie zeigen es öffentlich an, es ſey ein Buch zum Vorſcheine gekommen, das einer genauern Unterſuchung und Widerlegung würdig wäre. Ja ſie weißagen wohl gar, ein

anderer Gelehrter würde ſich ſolcher Schrift bald widerſetzen. Es geſchieht. Wunſch und Weißagung gehen in ihre Erfüllung. Die Jrrthümer werden entdeckt, und widerleget. Wahrheit und ächte Gelehrſamkeit behält den Platz. O welch eine Freude! o welch ein Ruhm! Die muthigen kleinen Gelehrten waren die Vorfechter. Die andern ſchlieſen gleichſam noch, da ſie den ſchädlichen Feind entdeckten, und zugleich Lärm machten; auf den Lärm folgte der Sieg. Wer Zeitungen von gelehrten Sachen, oder die Geſchichte einer gelehrten Fehde ſchreibt, der kann es, der Wahrheit zur Steuer, und den kleinen muntern Helden zum Ruhme nicht verſchweigen. **Kaum, heißt es, war dieſe Schrift herausgekommen, ſo ſah man eine Widerlegung, Bedenken, Anmerkungen, Sendſchreiben u. ſ. w. von dem Herrn Kleinholz und Schreibegern. Recht gründlich aber hat der große Gelehrte Herr N. N. die Schädlichkeit der Schrift entdecket, und widerleget.**

20 §. Dieſes iſt nun die wahre Geſtalt, Gemüthsbeſchaffenheit und Aufführung der muthigen kleinen Gelehrten. Wer ſieht nicht, daß man ſchuldig ſey, ſich nach derſelben zu richten, da ſie in den Umſtänden, in welchen ſie ſich befinden, allemal Mitglieder der beſten Welt ſind, und eben dadurch, daß ſie ſich in denſelben, und in keinen andern Umſtänden befinden, machen, daß dieſe Welt eben dieſe, und keine andre iſt. Denn geſetzt, Herr **Kleinholz** wäre nicht da, oder er wäre nicht da, als ein ſo muthiger kleiner Gelehrter, ſo gleich bliebe dieſe Welt nicht die-

jenige, die ſie iſt, ſondern würde eine andere, und, nach meinem Grundſatze, eine ſchlimmere. Was thun nun diejenigen, die den Herrn **Kleinholz** haſſen, anders, als daß ſie entweder ihren Unverſtand, oder ihren Haß gegen die beſte Welt verrathen? Wer Liſt und Gewalt anwendet, zu verhindern, daß er nicht fortfahre, ſich als einen muthigen kleinen Geiſt zu beweiſen; was thut der anders, als daß er ſich bemühet, die Welt zu verſchlimmern? Dieſe Geſellſchaft muß allerdings mit Fleiß erhalten werden. Man kann ſie auch in eben den natürlichen Umſtänden, darinnen man ſie antrifft, gar nützlich in der beſten Welt gebrauchen. Ihre Wachſamkeit, ihre flüchtigen Augen, die auf alle Seiten gewandt ſind, ihre Bereitwilligkeit jedermann für verdächtig anzuſehen, ihr unverdroßnes, ihr unaufhörliches Schreiben machet ſie zu einer Verrichtung geſchickt, die gewiß ſehr nöthig iſt, und niemanden ſo gut, als ihnen, aufgetragen werden kann.

21 §. **Man beſtelle ſie alſo in der gelehrten Welt als Schildwachen, die ihren Poſten auf den äußerſten Ecken einer ſchönen Feſtung haben.** Man pfleget hierzu zwar nur gemeine Soldaten zu halten, und ſchätzet das für eine geringe Verrichtung: Allein man handelt daran ſehr unbillig. Dieſe ſind es, darauf der Grund aller Sicherheit beruhet. Sie müſſen ihre Bruſt zuerſt der Gefahr entgegen ſetzen. Meiner Meynung nach, müßte man ſolche Leute in der Republik mehr ehren, da ſie diejenigen ſind, welche andern entweder einen ge-

ruhig[illegible] Schlaf verſchaffen, oder ihnen die Gelegenheit und den erſten Wink geben müſſen, ihre Tapferkeit zu beweiſen. Niemand halte alſo dieſe Vergleichung den muthigen kleinen Gelehrten für ſchimpflich. Jenes Gleichniß von dem Schäferhunde konnte ſich zu ihrer Natur nicht beſſer ſchicken, als dieſes. Beyde ſind ihrer Natur vollkommen gemäß. Und wem iſt der wahre Satz der ſtoiſchen Weltweiſen unbekannt: *Naturalia non ſunt turpia?* Damit nur der muthige Geiſt der kleinen Gelehrten genug zu thun habe, ſo befehle man ihnen ja, nicht allein vor die Füße, ſondern ſo weit hinaus zu ſehen, als nur ihre Augen in etwas reichen mögen. Man erinnere ſie, es ſey ſicherer, jemanden in der Ferne für verdächtig zu halten, ſollte er auch gleich unſchuldig ſeyn, als in der Nähe die Gewißheit erſt mit Schaden zu erfahren. Man erlaube es ihnen nicht nur, ſondern lege es ihnen als eine Amtspflicht auf, ſo oft als es ihnen nur in etwas nöthig ſcheinen möchte, mit lautem Halſe zu rufen: **Wer da!** Lärm zu machen, und andre zu Hülfe zu rufen. Es iſt heilſamer, wenn ſie zehnmal zu argwöhniſch, als einmal zu ſicher ſind. Wer mit Ernſte wünſchet, daß Wahrheit und Gelehrſamkeit keinen Schaden nehmen, der wird ſich lieber zehnmal zu früh, und ohne Noth beunruhigen laſſen, als daß er einmal ſo lange ungeſtört bliebe, bis das Uebel zu nahe gekommen, und nicht mehr zu heben wäre. Naſo ſaget ganz wahr:

Principiis obſta; ſero medicina paratur,
Quum mala longaevis invaluere moris.

Und ich ſcheue mich nicht, mit einer kleinen Veränderung aus eben dieſem Dichter zu ſagen:

Triſtius eiicitur, quam non admittitur hoſtis.

22 §. Doch damit der Muth dieſer kleinen Männer durch Nachgeben und Aufmunterung nicht gar zu flüchtig, wild und ausgelaſſen werde, ſo gebe man ihnen den gemeſſenen Befehl, nichts mehr zu thun, als jedermann, den ſie ſehen, für verdächtig zu halten; wenn er ihnen etwas näher kömmt, zu rufen: Wer da! und ja von ihren Poſten nicht abzugehen. Den Ankommenden genauer zu befragen, wer er ſey, und was er wolle; zu entſcheiden, ob er in die Feſtung zu laſſen ſey oder nicht; ihn vor ſich nieder zu machen, oder ſonſt zu beſtrafen, das ſey ihnen ſchlechterdings unterſaget. Es ſchicket ſich zwar zu ihrem Muthe gar wohl: Aber da wir doch dabey bedenken müſſen, daß ſie zugleich auch kleine Gelehrten ſind; ſo würde das mit ihrer Natur gar nicht beſtehen können. Dieß können ſie den großen Gelehrten überlaſſen, und auf dieſe Art die Arbeit mit ihnen theilen, damit ſie von beyden Seiten ihre Verrichtungen haben. Die großen Gelehrten ſollen dagegen verbunden ſeyn, die kleinen aller Ehre werth zu halten; ſie ſollen ſie, wegen eines unzeitigen Lärms, nicht beſtrafen; ſondern mehr auf ihre Treue, als ihren Verſtand, denken. Sie ſollen ihnen ferner zur rechten Zeit zu Hülfe kommen, damit ein ſtarker Feind ſie nicht übermanne, und es allemal öffentlich erinnern, welcher unter den kleinen Gelehrten am wachſamſten geweſen iſt, und die erſte Anzeige gethan hat.

23 §. Gewiß das würde das beſte Mittel ſeyn, den großen Gelehrten Zeit und Sicherheit zu ihren Arbeiten zu verſchaffen. Auf dieſe Weiſe würde man am ſicherſten ſeyn können, daß nicht jemand der wahren Gelehrſamkeit heimlich, und ehe man es beobachtete, Abbruch thäte. Denn da dieſe kleinen Gelehrten ſehr gut in die Ferne ſehen können, und alsdann ordentliche Erlaubniß bekämen, einen jeden, den ſie ſehen. für verdächtig zu halten, und alſo, ehe er ihnen nahe kömmt, allerhand Vorurtheile faſſen können, nach welchen ſie ihn in der Nähe betrachten; ſo gar, daß ſie manchmal ſchon Lärm gemacht, und die Gelehrten ins Gewehr gerufen, wenn ſie finden, daß des Ankommenden Abſicht gar nicht auf die Feſtung gerichtet iſt: So kann man deſto ſicherer ſeyn, es werde nichts ſchädliches einſchleichen; da ſonſt mancher, der ohne Vorurtheile und Argwohn, in einer mäßigen Meynung von ſich, und einer recht guten Meynung von andern, mit Aufrichtigkeit iemanden in der Nähe betrachtet, durch ſeine Verſtellung, gute Worte, durch Bitten, oder verſprochene Vorurtheile bewogen werden möchte, ihn unangezeiget, und ohne genauere Unterſuchung paßiren zu laſſen. Einige vergebliche Mühe würde dieſen gelehrten Schildwachen auch gar nicht verdrießlich ſeyn, da ſie ein beſonders unverdroſſenes und unermüdetes Weſen haben.

24 §. So könnte man an einem jeden angeſehenen Orte; oder, da der kleinen muthigen Gelehrten eine ziemliche Anzahl iſt, in einem jeden Buchladen, auf hohen und niedrigen Schulen; ſonderlich aber auf den

Meſſen, einen, oder nachdem die Zeiten gefährlich ſind, mehrere auf Poſtirung ſtellen, und mit Befehlen verſehen. Man darf nicht befürchten, es werde der gelehrten Republik, die ohnedem ihren Bedienten keine ſtarke Einkünfte beſtimmet, zu ſchwer fallen, ſo viele kleine Gelehrte im Solde zu haben. Ihr Gemüth iſt viel zu edel, und ihr Trieb iſt viel zu heftig, als daß man ſie erſt durch Belohnungen aufbringen müſſe. Entſchließen ſie ſich doch ſchon jetzo, ja dringen ſie ſich doch freywillig zu ſolchen Verrichtungen, da viele ſie mit Gewalt hindern, mit Undank und Beſchimpfung belohnen, oder wenn es am gelindeſten geht, ihre Arbeiten weder loben noch tadeln. Die Erlaubniß, frey und ungehindert zu ſchreiben, die Gelegenheit, ſich zum öftern an ihren Arbeiten zu ergötzen, die Freyheit, in alle Theile der Gelehrſamkeit zu blicken, jedermann dreiſte und muthig anzureden, das Vergnügen, daß auch andre ſchrieben, und Schriften drucken ließen, dazu ſie mit ihrem Anzeigen Gelegenheit gegeben, würde ſchon eine Belohnung ſeyn, die ihnen ihre Bedienung, Wachſamkeit und Arbeit angenehm machte. Doch müßte auch dabey ausdrücklich die Verfaſſung gemachet werden, daß in allen gelehrten Zeitungen ihre Namen, nebſt dem ganzen Titel ihrer Schrift gemeldet würde; und daß ein jeder Gelehrter, der einen Streit, zu dem ſie Lärm gemacht, ausführte, allemal denjenigen kleinen muntern Helden nennete, der die erſte Anzeige gethan. Auch keiner, der die Geſchichte einer gelehrten Streitigkeit beſchriebe, müßte ſich unterſtehen dürfen, einen von ihnen mit Stillſchweigen zu übergehen; geſetzt, daß auch zwanzig auf einmal einerley angezeiget hätten. Zuletzt müßten in Betrachtung der Regel: nemini officium ſuum eſſe debet damno, alle Buchdrucker oder Buchhändler durch ein Geſetz verbunden werden, die Schriften ohne Unkoſten der kleinen Geiſter zu drucken und zu verlegen. Es wäre unbillig, daß dieſe kleinen getreuen Männer über die Zeit, und Kräfte, auch noch ihr Vermögen zum gemeinen Beſten aufopfern ſollten. Und die wahre Urſache, warum wir nicht noch mehrere Arbeiten dieſer kleinen muntern Gelehrten zu ſehen bekommen, iſt doch gewiß keine andre, als daß eines Theils die Buchdrucker gar zu theuer ſind, andern Theils die Verleger nur an den Werken einiger großen Gelehrten, die ſie, wie ſie ſagen, zum Beſten der gelehrten Welt ans Licht bringen, ihren eigenen Vortheil machen wollen; die kleinen Gelehrten aber die Koſten ſelbſt nicht tragen können. Man könnte auch eine eigene Druckerey der Geſellſchaft muthiger kleinen Gelehrten anlegen, die gewiß über Mangel an Arbeit nicht würde klagen dürfen. Wenn ich ſehe, daß dieſer mein Vorſchlag nicht gar zu viele Feinde findet: So erhalte ich vielleicht noch ſo viel Zeit, daß ich auch hierinnen einen guten Vorſchlag thun kann. Zur Beförderung meines guten und wohlgemeynten Vorhabens, will ich mir die Beyträge aller großen und kleinen Gelehrten ausbitten, damit wir die Unvollkommenheiten der beſten Welt, doch ja bald und gut nutzen mögen.

* * *

* * *

Elegie,
auf den Geburthstag
ihres lieben Mannes
aufgeſetzt von
C. S. G.

Du, in deſſen Herz die Sehnſucht meiner Seele
Das größte Glücke ſucht, das größte Glücke findt;
Mein auſerwählter Freund, den ich noch ſtündlich wähle,
Weil meine Zärtlichkeit ſtets neue Kraft gewinnt;
Auch itzt verlaß ich mich auf mein und deine Liebe,
Da ſich mein kühner Kiel bis an die Dichtkunſt wagt;
Und dir, du Redlichſter, die Größe froher Triebe,
Die dein Geburthstag wirkt, vielleicht mit Fehlern ſagt,
Doch ſchreib ich nur für euch, ihr ewigwerthen Augen,
Die ihr mein Innerſtes mit jedem Blicke rührt.
Ich weis, euch wird ein Blatt von Chriſtianen taugen,
Wenn ihr die Liebe nur dabey die Feder führt.
Wie? ſollt ich dieſen Tag aus blöder Furcht verſchweigen,
Der zu der Welt gebracht, was mir am liebſten iſt!
O! nein, ich will das Herz in vollem Feuer zeigen,
Wovon du, liebſter Freund, beſtändig Meiſter biſt.
Durch dich, vergnügter Tag, durch euch, ihr ſchöne Stunden.
Da ich ſein Herz zuerſt gewünſcht, und auch beſiegt;
Durch euch hab ich ein Glück, ein ſolches Glück gefunden,
Das mich durch ſeinen Werth bis in den Tod vergnügt.

Ja, Friedrich, deine Gunſt, dein Herz und deſſen Triebe
Nennt deiner Gattinn Mund beſtändig ungemein.
Und wünſch ich mir noch was, bey unſrer reinen Liebe:
So iſt es bloß der Wunſch, auch deiner werth zu ſeyn.
O! ſage mir doch ſelbſt, mein Liebſter, mein Getreuer,
Wodurch bezeig ich dir die Stärke meiner Glut?
Fühlſt du denn auch mein Herz und deſſen zärtlichs Feuer,
Wenn dein erwünſchter Mund auf meinen Lippen ruht?
Fühlſt du denn auch, wie ich, daß unſre Liebe ſteiget,
Seitdem ein heilig Band die Flammen ewig macht?
Ach ja! du haſt es mir ſchon tauſendmal gezeiget,
Und meinen Geiſt dadurch ganz außer ſich gebracht.
Mein Urtheil prüft mit Luſt das Innre deiner Minen,
Dein Mund verliert kein Wort, das nicht mein Herz bewegt.
Doch alles, was du thuſt, muß zu beweiſen dienen,
Daß deine Bruſt für mich ſtets Lieb und Großmuth hegt.
Itzt iſt es meine Pflicht, dich mehr, als mich, zu lieben;
Du thuſt, als ſiele dir die Pflicht nicht einmal ein;
Als müßte meine Gunſt noch mit beſcheidnen Trieben,
Und durch ein treues Herz von dir verdienet ſeyn.
Du biſt anjetzt mein Herr. Welch reizendes Vergnügen,
Wenn man befiehlt u. folgt, bloß weil man zärtlich liebt.
Wie ſanfte läßt es ſich in deinen Banden liegen,
In Banden, die mein Herz nicht für die Freyheit giebt.
O Liebe! wie entzückt berauſcheſt du die Seelen,
Wenn die Vertraulichkeit die Ehrfurcht nie vertreibt!
Wer kann die ſüße Kraft von dem Gefühl erzählen,
Wenn ſüße Zärtlichkeit auch voll Vertrauen bleibt!

Mit was für reiner Luſt entzündeſt du die Herzen,
Wenn dich die Tugend ſtärkt, und der Verſtand erhitzt;
Und wenn dein ſanfter Ernſt, und wenn dein kluges Scherzen
Uns vor der Tyranney des ſtrengen Glückes ſchützt.
Erwünſchter Ehmann! Du, ja du verdienſt ein Leben,
Bey welchem man den Werth des Lebens recht entdeckt.
Kann dir denn auch mein Herz ein ſolch Vergnügen geben,
Als mir dein treues Herz, dein edles Herz erweckt?
Vergilt dir auch mein Kuß den Geiſt von deinen Küſſen?
Bemerkſt du auch an mir die zarte Bangigkeit,
Dich ſo beglückt, wie mich, bey unſrer Glut zu wiſſen,
Von welcher mich ein Blick ſchon durch und durch erfreut?
Wird künftig allemal. = = Ja, Treuſter unter allen!
Ja, liebenswürdiger und großmuthsvoller Mann!
Mein Herz gefällt dir noch, und wird dir ſtets gefallen,
Weil keine Zeit dein Bild daraus verlöſchen kann.
Ich zweifle bloß aus Luſt, und finde jede Stunde,
Daß ſich die Zärtlichkeit in deiner Bruſt vermehrt.
Doch hör ich nie zu viel aus meines Friedrichs Munde,
Was ich das erſtemal erröthend angehört.
Was hab ich nicht für Recht, mein Schickſal hochzuachten,
Das dich zu mir geführt und mich mit dir vereint.
Du haſt mein Herz; und ſcheinſt doch noch darnach zu ſchmachten,
Und mitten in der Glut bleibſt du ein kluger Freund.
Ja, zeigte mir das Glück die allerrauhſte Bahne:
Sie würde mir bey dir an tauſend Wolluſt weich.
Doch hört die höchſte Macht die treue Chriſtiane,
So macht ſie unſer Glück auch unſrer Liebe gleich.

Ich ſehe wenigſtens dem rauſchenden Ergötzen
Der Größten dieſer Welt ohne alle Misgunſt zu;
Und will mich, liebſter Freund, für höchſt begütert ſchätzen,
Hab ich nur deine Gunſt bis zu der letzten Ruh.
Ich weis, ich habe ſie. Komm, Friedrich, laß dich küſſen!
Umarmeſt du in mir gleich keine Dichterinn:
So ſiehſt du, da bey mir die Freudenthränen fließen,
Daß ich doch wenigſtens dazu empfindlich bin.

* *

Parodie des Ehemannes
auf das vorhergehende.

Du treu und kluges Herz, du ſchön und edle Seele,
Wo man, was reizen kann, in ſeiner Stärke findt;
Du biſt es, liebſte Frau! die ich noch ſtündlich wähle,
Dieweil mein Herz dadurch auch ſtündlich mehr gewiñt.
Wie oft ergötzt mich noch der Anfang unſrer Liebe!
Wie ſchön belohnſt du mir, was ich um dich gewagt!
Erkenneſt du nunmehr die Größe meiner Triebe,
Davon ich dir zuerſt vergebens vorgeſagt?
Ihr traft mich damals ſtark, ihr feuerreichen Augen,
Doch wißt, daß euer Blick mich itzt weit ſtärker rührt;
Ja wißt, ihr werdet mir auch zum Entzünden taugen,
So lange noch mein Geiſt Empfindung bey ſich führt.
Muß ich aus Ohnmacht ſchon dein Lob anjetzt verſchweigen,
Weil meine Poeſie zu matt und niedrig iſt:
So wird dir doch mein Thun, geliebtes Kind! bezeugen,
Daß du das einzge Ziel von meinen Wünſchen biſt,

Wie viel und ſeltne Luſt, wie viele ſchöne Stunden
Hab ich nicht ſchon gezählt, ſeitdem du mich beſiegt?
Das macht, daß meine Wahl an dir ein Kind gefunden,
Das mich durch Zärtlichkeit, Verſtand und Witz vergnügt.
Ja, Freundinn, dein Verſtand erregten mir die Triebe:
Denn alles, was du thatſt, war wirklich ungemein:
Und widerriethest du mir anfangs ſchon die Liebe,
So mußte dein Verboth mir nur ein Antrieb ſeyn.
Ich liebte dich noch mehr, noch ſtärker, noch getreuer;
Durch deinen Widerſtand wuchs immer meine Glut.
Wenn ich dich kalt befand, ſo nährteſt du mein Feuer;
Mein Lieben blieb ein Trieb, der nie verlöſcht, noch ruht.
Doch ach! welch reizend Glück, wenn unſre Liebe ſteiget,
Und unſern Gegenſtand zugleich empfindlich macht.
Dieß Glück, dieß ſchöne Glück, haſt du mir auch gezeiget,
Und durch ein einzig Wort mich außer mir gebracht.
Mit was für Zärtlichkeit und reizungsvollen Minen
Entdeckte mir dein Mund: Nun haſt du mich bewegt;
Nimm hier den erſten Kuß, er ſoll zum Zeichen dienen,
Daß meine Bruſt für dich die ſtärkſte Liebe hegt.
O! nie erfahrne Luſt! hier lernt ich erſtlich lieben;
Hier ſah ich deinen Werth und deine Hoheit ein.
Ich merkte deine Glut, in zärtlich ſtarken Trieben,
Doch mußte dein Verſtand ihr ſteter Führer ſeyn.
O wie beſchreib ich nur das innigſte Vergnügen!
Ich ſeh mich mit Verſtand und Zärtlichkeit geliebt.
Ich ſeh den Antrieb bloß in deinem Willen liegen;
Der fühlet warlich nichts, wem dieß nicht Wolluſt giebt.
Ja, dir gefiel allein die Treue meiner Seelen,
Die keine Möglichkeit von ihrer Dauer treibt.

Man wird daher, mein Kind, dereinſt von uns erzählen,
Daß, wenn man edel liebt, das Lieben ewig bleibt.
Ihr, die ihr lieben wollt, ihr ſtark entbrannten Herzen,
O! ſeyd auf eurer Hut: durchſucht, was euch erhitzt!
Sucht Schönheit, doch noch mehr Verſtand, und ſittſams Scherzen;
Dieß iſt es, was euch bloß vor aller Reue ſchützt.
Nur du! du beſte Frau! nur du! ſchaffſt mir ein Leben,
Das mir mit jedem Tag auch neue Luſt entdeckt.
Mir kann die ganze Welt nicht mehr Vergnügen geben,
Als mir dein treues Herz, dein edles Herz erweckt.
Ich fühle deinen Geiſt, mein Kind, in deinen Küſſen,
Und fühl durch deren Kraft ſonſt keine Bangigkeit,
Als die, dich ſo beglückt, wie du verdienſt, zu wiſſen,
Und daß mein Herz dich ſo, wie deines mich erfreut.
Ich bin und bleibe ſtets, du Treuſte unter allen,
Dein allerbeſter Freund, dein zärtlich treuer Mann.
Ich will dir täglich mehr, und muß dir auch gefallen,
Wenn Ehrfurcht, Zärtlichkeit und Treu gefallen kann.
Ich liebe dich um dich, und ſeh mit jeder Stunde,
Durch dich, durch deinen Werth, mein zeitlich Wohl vermehrt.
Wie heftig rührt das nicht! weñ man aus ſchönem Munde,
Nicht nur was zärtliches, auch was vernünftigs hört.
Ich lerne mehr und mehr mein Glücke höher achten,
Das mich ſo wunderlich und ſchön mit dir vereint.
Wer ſolch ein Herz beſitzt, darf nach nichts weiterm ſchmachten,
Und braucht ſonſt weder Glück, noch Rath, noch Troſt, noch Freund.
Ja, Liebſte, du haſt Recht; die allerrauhſte Bahne
Wird, weñ man zärtlich liebt, an tauſend Wolluſt weich.

Ach allerliebſtes Kind! ach kluge Chriſtiane!
Dein reizender Beſitz! Was kömmt wohl dieſem gleich?
Jetzt zeigſt du mir, mein Kind, dein redliches Ergötzen,
Bey meinem Wiegenfeſt, und ſingſt ein Lied darzu,
Das jeder, der nur fühle, für männlich ſchön wird ſchätzen;
Mir bringt es wenigſtens die größte Seelenruh.
Komm her, und küſſe mich, und laß dich wieder küſſen,
Du ewig werthes Kind! geſchickte Dichterinn!
O! wie vergnügt wird mir die Lebenszeit verfließen,
Weil ich, du beſte Frau! mit dir verbunden bin!

* *

Sendſchreiben,

an den jungen Herrn, wegen einer Hiſtorie der Moden.

Mein Herr!

Ich weis nicht, ob ich die Schrift, von der Sie unter ihrem Namen einige Stücke haben in die Beluſtigungen ſetzen laſſen, ein Wochenblatt nennen darf. Wenn ich darauf ſehe, daß ſie nur Monatsweiſe herauskömmt, ſo dürfte ſie wohl eher ein Monatsblatt genennet werden. Doch da ich dieſen neuen Namen nicht wagen darf, weil ihre Aufſätze zu kurz ſind, unter die Monatsſchriften gerechnet zu werden, und im Hauptwerke mit ſolchen Blättern eine große Aehnlichkeit haben, die man wöchentlich auszugeben pflegt, ſo will ich mich lieber an das Weſentliche, als an äußerliche Umſtände, halten, und ihre Abhandlungen zu dem Geſchlechte der Wochenblätter rechnen. Das Wort Wochenblätter nehme ich hier in dem Verſtande, wie es von den Malern, dem Patrioten, den Tadlerinnen, u. ſ. w. genommen wird, von denen man das erſte oder andere Jahr anführen kann, und nicht wie ein guter Freund unlängſt den Bibliothecaire Moderne ein Wochenblatt genannt; weil ſelbiger nach einer achtwöchentlichen Dauer die Muthmaßung erfüllt, die ein Gelehrter bey Erblickung des erſten Stücks gehabt hat.

— — O puer vt ſis
Vitalis metuo.

O Kind! mein Prophezeyn verſpricht dir kurzes Leben,
Der Vater iſt zu ſchwach, dir viele Kraft zu geben.

Da ich alſo ihre Schrift, M. H. unter die Wochenblätter rechne, ſo werden ſie auch wohl der Gewohnheit ihrer Vorgänger, in dieſer Art zu ſchreiben, folgen, und Briefe, die man an ſie ausfertiget, einrücken. Ich vergnüge mich, wenn gegenwärtiger Aufſatz die Ehre hat, der erſte Brief zu ſeyn, der an ſie geſchrieben wird. Denn der Brief an den Herausgeber der Beluſtigungen, darinnen man ihnen die Ehre der Selbſtverfertigung ihres Blattes abſtreiten wollen, iſt nicht an ſie gerichtet; und ſie haben ihn auch billig in ihren folgenden Stücken mit einem großmüthigen Stillſchweigen übergangen.

Nun wäre es meine Schuldigkeit, ihre Aufſätze zu loben, von dem Witze und dem Verſtande, der darinnen

innen ſtecket, vieles zu ſagen, und meinen Mitbürgern einen unausſprechlichen Nutzen von ihren Arbeiten zu verſprechen: Denn ſo fangen ſich insgemein die Briefe an, die man in Wochenblättern findet, und vielmals beſteht nicht nur der Anfang, ſondern auch das Mittel und das Ende von dergleichen Briefen aus Lobſprüchen. Es war eine ſehr löbliche Gewohnheit, noch gegen den Anfang des jetzigen Jahrhunderts, daß ein Schriftſteller eine Menge von Lobgedichten, welche gute Freunde auf ſein Buch verfertiget hatten, voran drucken ließ. Nachdem aber der Eigenſinn neuerer Zeiten dieſe Gewohnheit verächtlich gemacht, ſo iſt doch noch etwas ähnliches von ihr in den Wochenblättern beybehalten worden. Die Verfaſſer derſelben haben gemeiniglich alle Briefe, die man ihnen überſandt, und darinnen ſie auch am ſtärkſten gelobt worden, aufrichtig drucken laſſen, ungeachtet ich glaube, daß dieſe Verleugnung ihrer angebohrnen Beſcheidenheit ihnen ſo ſauer geworden, als einer Jungemagd, die, wenn man ihr ein Trinkgeld anbeut, unter vielen Verſicherungen, daß es nicht nöthig ſey, daß man ſich keine Mühe geben ſolle, daß ihr verbothen ſey, etwas zu nehmen, u. ſ. f. immer die Hand darnach ausſtrecket.

Die Höflichkeit würde mich alſo rechtfertigen, wenn ich ihnen viele Lobeserhebungen beylegte, und die Gewohnheit ſie vertheidigen, wenn ſie mit denſelben eines ihrer Blätter anfüllten. Allein, wie die Leute leicht von einer Sache gerade auf das Gegentheil verfallen, ſo befürchte ich, der ſogenannte allernächſte Freund des Verfaſſers vom jungen Herrn, der nicht glauben will, daß die Blätter, die unter ihrem Namen herauskommen, ihre Arbeit ſind, würde doch wohl die Welt überreden wollen, die Lobſprüche, die ich Endes Unterſchriebener ihnen beygelegt, wären von ihnen ſelbſt verfertigt. Ueber dieſes halte ich dafür, daß ein Lob, welches ſie von Mannsperſonen erhalten, wenig Eindruck bey ihnen machen wird, weil ſie allzugewohnt ſind, vom Frauenzimmer gelobt zu werden.

Da ich alſo ihr Lob nicht zum Inhalte meines Briefes machen will, ſo muß ich ihnen wohl von etwas ſchreiben. Denn ich bin doch nicht Willens, es wie Cicero zu machen, der viele Briefe an ſeine guten Freunde nur in der Abſicht geſchrieben, um zu ſchreiben. Und in der That habe ich einen Zweck gehabt, weswegen ich die Feder angeſetzt. Ich erſuche ſie nämlich, die Moden der galanten Perſonen beyderley Geſchlechts in ihren Blättern zu verewigen. Sie wiſſen, mein Herr, was für enge Gränzen der Lebenszeit einer Mode geſetzt ſind. Das Frauenzimmer, welches wohl weis, wie kurze Zeit die Schönheit dauert, giebt vielleicht den Moden nur deswegen ein ſo kurzes Leben, damit etwas auf der Welt ſey, das noch von wenigerer Dauer iſt, als die Schönheit. Und in was für eine Vergeſſenheit gerathen nicht die Moden, wenn ſie einmal abgekommen ſind! An eine Kleidung, an eine Gewohnheit, ohne die vor zwey Modenaltern kein Menſch artig heißen konnte, wird jetzo von keinem artigen Menſchen mehr gedacht. Indeſſen, da doch unſere Nachkommen begierig ſeyn werden, unſere Moden zu wiſſen; da ſie ohne dieſe Kenntniß vieles in unſern ſchönſten Schriftſtellern, insbeſondere in unſern Poeten, nicht werden verſtehen können: So iſt es wohl nöthig, deren Beſchaffenheit etwas zu beſchreiben. Sie, mein Herr, ſind geſchickt, der Nachwelt darinnen zu dienen; und ich hoffe nicht, daß ſie für die Nachwelt unempfindlich ſeyn werden: Denn ich glaube doch, wenn ſie drey Jahre ſtudirt haben, ſo werden ſie promoviren, und mit einer reichen Schönen dafür ſorgen, daß es der Nachwelt nicht an jungen Herren fehlen möge.

Liefern ſie uns alſo künftig mit ihrer Diſſertation eine hiſtoriſch-chronologiſch-critiſche Nachricht von den Moden. Uebergehen ſie diejenigen nicht, die dem Würmchen ähnlich geweſen ſind, das man von ſeiner Lebensart den Tagewurm heißt, und die ſich kaum ein paar Wochen gezeigt haben; denn je mehr dieſelben vergeſſen ſind, deſto nöthiger ſind ihre Nachrichten. Allein unterlaſſen ſie auch nicht, diejenigen zu erwähnen, die als Neſtores unter den Moden, drey Modenalter, das iſt, nicht viel weniger, als ſechs Monate, gedauret haben.

Wenn ſie ſich etwa bey der Menge von Moden nicht gleich ſollten entſchließen können, welche zuerſt ihrer Aufmerkſamkeit werth ſey, ſo wollte ich ihnen hier unmaßgeblich eine zu weiterer Ausführung vorgeſchlagen haben.

Sie wiſſen, mein Herr, oder ſie könnten es doch wiſſen, daß wenigſtens die alten Naturkündiger behauptet haben, das Frauenzimmer ſey viel kälter, als die Mannsperſonen, und die Dichter bekräftigen hier den Ausſpruch der Naturkündiger, wenn ſie in Liedern, denen man es deutlich anſieht, daß ſie in großer

Hitze gemacht ſind, ſich immer über die Kälte ihrer Schönen beſchweren. Aus dieſem Satze ſcheint zu folgen, daß das Frauenzimmer im Winter mehr frieren ſollte, als die Mannsperſonen. Doch mehr, als eine Mode, beweiſt das Gegentheil. Das Frauenzimmer erſcheint um Weihnachten herum mit einem Fächer, da Maſchinen dieſer Art ſonſt im Sommer gebraucht werden, ſich abzukühlen, und die Hitze der Sonnenſtralen abzuhalten; und unter den Mannsperſonen verſtecken, nicht etwa alte Leute, ſondern junge Stutzer, bald nach Michaelis die Hände in einen Muff. Ich ließ es mir im Anfange noch gefallen, da das Frauenzimmer Muff und Fächer zugleich trug; denn ich glaubte, ſie könnten etwa den Muff in der Kirche, und den Fächer in eingeheizten Zimmern brauchen: Doch als hernach die Muffe, das Frauenzimmer gar verließen, und mit einer etwas veränderten Geſtalt zu den Mannsperſonen übergingen, ſo begriff ich nicht, wie der Fächer allein Wärme geben könnte; und ich finde auch nicht, daß der Exercitienmeiſter des Fächers, deſſen im Zuſchauer erwähnt wird, einige Kenntniß davon gehabt hätte. Ich erinnerte mich der Fabel, die den Character der Falſchheit vorſtellt, von dem Satir, der in die Hände geblaſen hatte, ſie zu erwärmen, und in die Speiſe, ſie abzukühlen. Vielleicht, dachte ich, hat der Fächer eines Frauenzimmers auch dieſe doppelte Eigenſchaft, wie der Athem des Satirs, daß er zugleich Wärme und Kühlung giebt. Wie ich als ein Liebhaber der Philoſophie das Wunderbare in der Natur und Kunſt gern zu entdecken ſuche: So wollte ich mich auch durch einen Verſuch überzeugen, ob meine Muthmaßung gegründet ſey oder nicht. Doch meine Neugierigkeit ward mir übel bezahlt. Ich nahm in der erſten Geſellſchaft, in die ich gerieth, den Fächer, der mir zur Hand lag. Dieſer Fächer mochte bey ſeiner Beſitzerinn, ich weis nicht aus was für Urſachen, in einem Werthe ſtehen, daß ſie ihm nicht gern wollte einen Schaden thun laſſen; denn die Erfahrung hatte ſie ſchon bey Scheeren und andern ſolchen Kleinigkeiten gelehrt, daß die Werkzeuge des Frauenzimmers in meinen Händen vor ihrem Untergange nicht gar zu ſicher wären. Daher forderte ſie ihn mir ab; ich gab ihr ſolchen ohne Verdacht, weil ich ihn bald wieder zu bekommen hoffte, und war noch ſo einfältig, daß ich, auf ihr Befragen, was ich mit dem Fächer machen wollte, meine Zweifel und meine Abſicht erzählte. Ich weis nicht, ob ſie meine Einfalt für eine Bosheit aufnahm, oder was ſonſt ihren Zorn erregte, daß ſie mir mit dem Fächer einen Schlag gab, davon meine Hand einigen Schmerz empfand, ihr Fächer aber einen merklichen Schaden litte, ſo daß ich ihn hernach ſo wenig für tüchtig hielt, einen Verſuch damit anzuſtellen, als eine Luftpumpe zu fernern Experimenten tüchtig iſt, wenn ihr unwiſſender Beſitzer ſie durch ungeſchickten Gebrauch verderbet hat. Ungeachtet ſie nun wohl ſehen, mein Herr, daß nicht ich, ſondern das Frauenzimmer an dem Untergange des Fächers Schuld geweſen, ſo wird ihnen doch auch bekannt ſeyn, daß, in Streitigkeiten der Mannsperſonen mit Frauenzimmer, die erſtern allezeit unrecht haben, und daher würden ſie ſelbſt, wenn wir das Vergnügen gehabt hätten, ſie bey uns zu ſehen, ſich mit der übrigen Geſellſchaft vereinigt haben, mich zu beſtrafen, und zum Erſatze des verurſachten Schadens, (denn des gethanen kann ich doch wohl nicht ſagen) zu verdammen. Doch ich habe dieſen Erſatz noch nicht gethan, nicht, als ob ich mich dazu nicht für ſchuldig hielte; denn davon bin ich allzuſehr überzeugt: ſondern weil ich den Schaden durch einen Muff gut thun will, und es nicht über das Herz bringen kann, dem Verlangen meiner Gegnerinn zu folge, ihr einen Fächer zu kaufen, mit dem ſie noch dieſen Winter der Kälte trotzen könnte. Berichten ſie mir doch, mein Herr, wer von uns beyden recht hat? Die Geſellſchaft hat ſie damals ſchon zum Schiedsrichter erwählt, als dieſe wichtige Begebenheit vorging; denn es iſt keine Perſon darunter, welcher die Beluſtigungen und der junge Herr unbekannt wären. Doch verſparen ſie ihre Entſcheidung nicht etwa bis in ihr nächſtes Stück, ſondern haben ſie die Gewogenheit für uns, und ſtellen ſolche ihrem Verleger ſchriftlich zu, bey dem ich ſie will abfordern laſſen. Wenn ihnen an der Ehre, ein Schiedsrichter über Streitigkeiten von der Art zu ſeyn, etwas gelegen iſt, woran ich nicht zweiſele, ſo werde ich mir öfters die Freyheit nehmen, ſie in dergleichen ſtreitigen Fällen wegen meiner Freunde und Freundinnen zu befragen, ſo oft nämlich die Sache nicht durch einen gütlichen Vergleich beygelegt wird. Die Urſache aber, warum ich mir jetzo ihr Urtheil ſo bald ausbitte, iſt, weil ich befürchte, wofern ſie einige Zeit verziehen, ſo werde ihr Urtheil unnöthig ſeyn. Denn

Wo mir nicht alle Zeichen lügen,
Noch mich die eitlen Sinne trügen: S.

So ſehe ich ſchon, wie die Fächer bis gegen Oſtern zur Ruhe kommen. Ich habe unlängſt Frauenzimmer geſehen, die das Herze gehabt, die von den Mannsperſonen ihnen widerrechtlicher Weiſe entriſſenen Muffe ſich wieder anzumaßen; und der Character dieſer Frauenzimmer läßt mich hoffen, daß ſie bald Nachfolgerinnen haben werden. Vermuthlich werden alsdann die Mannsperſonen die abgeſetzten Fächer ergreifen, und ein Fächer wird einem artigen Menſchen ſo unentbehrlich ſeyn, als jetzo eine große hörnerne Tabaksdoſe mit Rappee.

Sie ſehen alſo hier, mein Herr, eine Mode, welche ſie zu beſchreiben haben, und mit der ſie eilen müſſen, ehe es ein altfränkiſcher Gebrauch wird. Doch ich bin zu verwegen, wenn ich ihnen Moden melde, davon ſie handeln können, und eine Wahl vorſchreibe, da ſie dieß alles viel beſſer wiſſen, als ich. Es iſt genug, daß ich nochmals meine Bitte wiederhole, die Moden der Vergeſſenheit zu entreißen. Die alten Deutſchen waren mehr bemüht, große Thaten zu thun, als ſolche aufzuſchreiben. Daher kömmt es, daß wir ſo wenig von ihnen wiſſen, daß

In des Nichtes dunklem Schoße
Theut und Askan begraben ſind;
Haller.

Man mag nun zwiſchen den alten barbariſchen und unſern heutigen artigen Deutſchen ſo einen groſſen Unterſchied ſetzen, als man will, ſo iſt doch dieſe große Aehnlichkeit zwiſchen beyden, daß die einen ſo wenig geſchickt ſind, ihre Thaten aufzuſchreiben, als die andern. Und daher ſind die Erfinder und die Erfinderinnen der artigſten Moden entweder gänzlich unbekannt, oder ſie kommen doch bald ins Vergeſſen. Zwar geben ſich die ſinnreichen Geiſter beyderley Geſchlechts immer noch Mühe, das Reich der Moden mit neuen Entdeckungen zu erweitern; ungeachtet man aus dem, was ich erwähnt habe, deutlich ſieht, daß die Ehrbegierde ſie nicht antreiben kann; allein ihre Bemühung, die jetzo das bloße Vergnügen, etwas neues zu entdecken, unterſtützet, würden viel ſtärker werden, wenn ſie ſich von der Feder eines Schriftſtellers, wie ſie, mein Herr, ſind, die Ewigkeit verſprechen dürften. Dieſe Gründe, mein Herr, werden ſie ohne Zweifel ſtark genug antreiben, an einer Hiſtorie der Moden zu arbeiten. Wieviel Vergnügen wird es ihnen nicht bringen, wenn ſie in dieſer Hiſtorie auch ihre Freundinnen noch auf eine andere Art verewigen können, als die ſtolzen Poeten, die ſich ſonſt dieſes Recht allein zuſchreiben. Diejenige, von der ſie werden berichten können, daß ſie dieſe oder jene Art des Putzes zuerſt erfunden oder zuerſt bekannt gemacht, wird gewiß, ohne neidiſch zu werden, leſen, was Haller und Günther von Doris und von Leonoren ſingen.

Nur eine Anmerkung habe ich ihnen noch zu ſagen, mein Herr. Unterſuchen ſie nicht allezeit allzu gewiſſenwiſſenhaft, ob von einer neuen Mode der erſte Einfall einer Schönen, oder ihrer Nähterinn, einem Stutzer oder ſeinem Schneider zuzuſchreiben iſt. Der Ruhm wegen erfochtener Schlachten gehöret nicht dem gemeinen Soldaten, ſondern dem General, wenn gleich der erſte mehr gethan hätte.

Länger darf ich ſie wohl nicht aufhalten. Es iſt ſchon ſo ſehr lange, daß ſie nicht einmal ſo weit werden geleſen haben. Wenn ſie auch, welches doch unmöglich iſt, einen ſo langen Brief von einem Frauenzimmer erhielten, ſo würden ſie doch wohl ſchwerlich die Geduld haben, ihn zu Ende zu bringen. Ich ſchlieſſe alſo. Denn ohne Zweifel ſind ſie des verdrießlichen Leſens müde. Mein Herr ꝛc.

Leipzig, den 12 Jenner, 1742.

T.

* *

Der Adler und der Tyger.

Eine Fabel.

In dem Africanerſande
Würgt' ein Tyger weit und breit,
Und das Volk im halben Lande
Floh vor ſeiner Grauſamkeit;
Bis ein Mohr, mit Liſt und Glücke,
Einſt ihn in die Falle trieb,
Wo ein ſinkend Felſenſtücke
Quetſchend auf ihm liegen blieb.

Da er ſich hier brüllend ſchmieget,
Und auf Schmerz und Hunger flucht:
Sieht er, wie ein Adler flieget,
Und ſein Morgenfutter ſucht.
Gleich ſoll Argliſt ihm erwerben,
Was die Ohnmacht ihm verſagt;
Weil, vor dem gewiſſen Sterben,
Noch ſein Grimm das letzte wagt.
Weinend fängt er an zu flehen,
Und erweicht des Adlers Herz.
Dieſer ſenkt ſich aus den Höhen,
Großmuthsvoll kaum niederwärts,
Und beginnt umher zu ſchauen,
Wo die Laſt ſich etwa regt,
Als der Tyger ihm die Klauen
Plötzlich ins Gefieder ſchlägt.
Doch umſonſt. Mit leichtem Sprunge
Hebt der Vogel ſich in Ruh.
Nur der Stoß von ſeinem Schwunge
Stürzt die Falle ſtärker zu.
Der Betrüger ſinkt danieder,
Und der Adler höhnt die Noth.
Meine Federn wachſen wieder,
Spricht er, doch dich lohnt der Tod.
Blutgier und erboßte Tücke
Fliehn des Himmels Strafen nie,
Und ein wachendes Geſchicke
Sucht, und trifft, und rächet ſie.
Schlingen, die der Unſchuld dräuen,
Streifen nur den ſichern Fuß,
Wenn, in eignen Bübereyen,
Muth und Liſt ſich würgen muß.

O.

Memoires d' Amourette,

oder

Lobſchrift auf Amuretten,

ein Schooßhündchen

Geneigter Leſer!

Die vornehmſte Sorge eines Schriftſtellers gehet dahin, wie er ſich des Beyfalls ſeiner Leſer verſichern möge. Die meiſten ſchreiben heutiges Tages aus Hunger; viele ſuchen berühmt zu werden; einige wenige haben die Abſicht, zu erbauen; alle aber bemühen ſich, ihre Schriften beliebt zu machen. Meine gegenwärtige Abſicht iſt keine von dieſen dreyen. Ich ſchreibe einzig und allein darum, damit ich meine Gedanken will gedruckt leſen. Dieſes iſt meine vornehmſte Leidenſchaft. Ich habe dir es ſchon einmal zugeſtanden; ich will es auch jetzo nicht leugnen. Iſt es ja eine Sünde; ſo iſt es doch nur eine Erbſünde. Mein Vater iſt ein Autor geweſen; mein Großvater hat Bücher geſchrieben; und von meines Urgroßvaters Fähigkeit habe ich nur geſtern noch eine nicht übelgerathene Probe aus dem Würzladen bekommen; und bloß eine unvermuthete Feuersbrunſt iſt Schuld daran, daß wir den Fleiß meines Aeltervaters nicht bewundern können. Wird man es mir alſo wohl übelnehmen, wenn ich dem angebohrnen Triebe, zu ſchreiben, nicht widerſtehen kann?

Daß unſere Frauenzimmer noch jetzo gerne Liebesbriefe abfaſſen, ſolches kömmt uns gar nicht fremde vor. Denn ſchon Eva hat ſehr zärtlich an ihren Adam geſchrieben, wie man den Beweis davon in Zieglers Heldenliebe findet. Hier ſtehſt du alſo, geneigter Leſer, meine Befugniß zum Schreiben: Und ob ich gleich weder aus Geldgeiz, noch Ehrgeiz, noch dem Vaterlande zum Beſten, ſondern lediglich zu meiner eigenen Beruhigung, ſchreibe: So erachte ich es doch der Höflichkeit gemäß zu ſeyn, daß ich mir dein Wohlwollen, und eine günſtige Aufmerkſamkeit ausbitte.

Ich kann dieſes als eine ſchuldige Gegengefälligkeit von dir verlangen. Denn bloß dir zu Liebe habe ich mich überwunden, gegenwärtiger Arbeit den Titel der Memoires zu geben; einen Titel, welchen du nebſt vielen dergleichen Wohlthaten dem ſinnreichen Gehirne unſerer Nachbarn zu danken haſt. Ich kenne die abgöttiſche Hochachtung, welche du für dergleichen Art von Schriften trägſt, und weis deine Gütigkeit, welche die abgeſchmackteſten Sachen bewundert, wenn ſie nur dieſen anſehnlichen Namen führen. Was hätte mich wohl ſonſt hierzu bewegen ſollen? Ich bin vielleicht der erſte, der von einem Thiere Memoires ſchreibt. Meine Amurette iſt keine Markiſinn; und ich kann nicht behaupten, daß ſie aus einer beſonders anſehnlichen Familie erzeugt, oder von ihren Aeltern in der zarten Jugend verlohren, und erſt nach ſpäten Jahren durch viele Abentheuer wiedergefunden worden ſey. Eben ſo wenig getraue ich mir, dich zu bereden, daß ſie ganz gemeiner Hunde Kind wäre, und nur durch ihre blitzende Schönheit, und eiſenfeſte Tugend einen irrenden Ritter ihres Geſchlechts gefeſſelt habe. . Du wirſt weder Liebesſtreiche noch Entführungen antreffen; und da es nur ein Werk von etlichen Blättern ſeyn ſoll, ſo ſiehſt du wohl, wie wenig Aehnlichkeit es mit deinen Memoires habe, welche die Beſtändigkeit ihrer Helden nicht eher, als in dem achten, oder zwölften Bande, krönen. Bloß dir zu Liebe, gebe ich meiner Schrift dieſen Namen, und du würdeſt ſehr undankbar ſeyn, wenn du ſie nicht mit geneigten Augen anſehen, und mit gebührender Ehrfurcht durchleſen wollteſt.

Ich halte es für etwas überflüßiges, mein Verfahren zu rechtfertigen, daß ich auf einen Hund eine Lobſchrift mache. Wer Amuretten von Perſon kennet, der weis, daß es ihre ſonderbaren Eigenſchaften wohl verdienen, auf die Nachkommen gebracht zu werden. Wer ſie aber nicht kennet, dem will ich ſie durch die lebhafteſten Züge bekannt machen. Du kannſt dich darauf verlaſſen, daß mir eine niederträchtige Schmeicheley die Feder nicht führen wird. Ich darf Amurettens Tugenden nur erzählen, ſo iſt auch die Lobſchrift fertig. Sollte ich etwa eine Leichenrede halten, oder einen Mäcenaten wegen ſeiner Freygebigkeit und Verdienſte herausſtreichen: So würde ich alle Künſte der Beredſamkeit anwenden müſſen, um meinen Zuhörern eine verdächtige Sache wahrſcheinlich zu machen. Aber, weil ich Amuretten loben will, ſo darf ich nur die Wahrheit reden laſſen. Dieſe brauchet keine Schminke.

Von der Geburth unſerer Amurette, kann ich nicht viel beſonderes ſagen. Sie iſt im Jahre 1735 in Cölln, einem Dorfe an der Elbe, auf die Welt gekommen. Ich nenne dieſes Dorf um deßwillen ausdrücklich, damit ich der Nachwelt einen Zweifel, den künftigen Geſchichteſchreibern eine mühſame Unterſuchung, und den andern Dörfern ſelbiger Gegend einen hitzigen Wettſtreit erſpahre, welches unter ihnen ſich dieſer Ehre anzumaßen habe. Bey der Geburt ſelbſt hat ſich eben nichts merkwürdiges zugetragen. Ein Winzer, ihr Pflegevater, ſagte mir, daß ſie gleich anfangs ſehr gewinſelt, und er befürchtet habe, es würde ihr in der Welt unglücklich gehen. Allein, die Folge hat gewieſen, daß dieſe abergläubiſche Meynung ungegründet geweſen iſt. Ihre Mutter iſt aus einem zwar guten, doch gemeinen Bürgerhauſe; und ihr Vater ſoll von einem adelichen Hofe ſeyn. Es iſt eine Vermuthung, welche viele Umſtände glaubwürdig machen. Die ganze Sache bleibt freylich eine Ungewißheit. Allein, dieſes iſt etwas gewöhnliches, und kann Amuretten bey vernünftigen Leuten nicht zum Vorwurfe gereichen. Sie hat noch zween Brüder gehabt, welche gleich nach der Geburt erſäuft worden ſind, und meine Amurette würde ein gleiches Schickſal erfahren haben, wenn ſie nicht ihre ehrliche und gute Geſichtsbildung davon befreyet hätte. Sie blieb alſo die einzige, in ihrer Mutterhütte; und es wäre daher kein Wunder geweſen, wenn man ſie bey ihrer Auferziehung verzärtelt, und in aller üppigen Wolluſt, und eigenwilliger Freyheit gelaſſen hätte. Allein, dieſes geſchah nicht. Sie ward von ihrer Mutter geliebt, welche ſie auch nicht einmal einer Amme anvertrauen wollte, ſondern es für ihre Schuldigkeit hielt, ſie ſelbſt zu ſäugen. Bey zunehmendem Alter, ward ſie zu allen möglichen Hundetugenden angehalten. Ich verſtehe darunter, die Wachſamkeit, Treue, ein freundliches Weſen, und die Reinlichkeit. In kurzer Zeit brachte ſie es weit, und ihre beſondere Fähigkeit, welche ſie dabey zeigte, machte ihren Anverwandten manche Sorge, ſie dürfte ihr Leben wohl nicht hoch bringen. Dieſe Sorge iſt vergebens geweſen, und es dienet ſolches alten Leuten zum kräftigen Troſte, welche daraus abnehmen können, man müßte eben nicht dumm ſeyn, wenn man zu Jahren gekommen iſt.

Kaum hatte ſie es ſo weit gebracht, daß ſie ſich ſelbſt forthelfen konnte: So trug ihre Mutter Bedenken, ſie länger unter ihrer Aufſicht zu behalten. Sie mußte ihre Wohnung verlaſſen, und ward in ein Haus gebracht, wo man ſie mit vieler Gütigkeit aufnahm. Ob ihre Mutter bey dem Abſchiede dieſer einzig geliebten Tochter ſehr kläglich gethan, ſolches iſt mir unbekannt. Dieſes hat man wohl aus ihrer nachherigen Aufführung geſehen, daß ſie derſelben viele gute Lehren mit auf den Weg gegeben haben müſſe. Ihr freundliches und dienſtfertiges Bezeigen machte ſie bey jedermann beliebt, und erwarb ihr den prächtigen Namen, den ſie noch jetzo führet.

Einen Umſtand darf ich nicht vergeſſen, welcher in ihrem Leben beynahe der merkwürdigſte geweſen iſt. Um meine Amurette recht vollkommen zu machen, ſo war man bedacht, ſie auf Reiſen zu ſchicken. So gefährlich dieſes zu ſeyn ſchien, und ſo furchtſam man durch unzählige Beyſpiele hätte ſeyn können; ſo wenig ließ man ſich doch davon abwendig machen. Man wußte ſich auf ihre Tugenden zu verlaſſen, und lediglich dieſen hat man es zuzuſchreiben, daß alles nach Wunſch abgelaufen iſt. Sie ward nach Großenhayn geſchickt, einem Orte, wo ſchon ſo viele junge Hunde verführet worden ſind. Amurette mußte ohne Hofmeiſter dahin gehen. Man hatte ſeine Urſachen. Sie hielt ſich eine geraume Zeit daſelbſt auf, bis ein unvermutheter Zufall ſie nöthigte, wieder in ihre Heymath zu kehren. Es traf ungefähr zu, daß ich gleich bey ihrer Rückkunft gegenwärtig war; und ich kann nicht leugnen, ich ward damals ſehr erbauet: Denn Amurette brachte ihr redliches und unſchuldiges Gemüthe wieder. Sie hatte ihre Wohlthäter nicht verkennen lernen, und erſetzte mit verdoppelten Liebkoſungen dasjenige, was ſie bisher entbehren müſſen. Sie hatte ihre Stimme nicht geändert, und bellte noch eben ſo, wie vorhero, und man merkte nicht die geringſte lächerliche Nachahmung der Fremden an ihr. Ich kann nicht begreifen, wie es zugegangen iſt, daß ſie auf ihrer Reiſe keine Schulden gemacht hat? Anfänglich wollte man es gar nicht glauben: Es befand ſich aber in der That ſo. Ich vermuthe, daß ſie keine Liebhaberinn vom Spielen, und von zärtlicher Geſellſchaft, ſondern lediglich auf die Beobachtung ihrer Schuldigkeit bedacht geweſen iſt. Von Moden, und andern galanten Neuigkeiten brachte ſie gleichfalls nicht das geringſte mit. Ich führe dieſes um deswillen zu ihrem Lobe an, weil ich gehört habe, daß ſich viele Hunde bey ihr nach dergleichen erkundiget, und ihr ſolches für eine Einfalt auslegen wollen.

Geſtehe es nur, geneigter Leſer, meine Erzählungen ſcheinen dir fabelhaft zu ſeyn. Von Reiſen zu kommen, ohne Schulden, ohne Moden, mit unverändertem Gemüthe? Dieſes ſind Sachen, welche wider alle Wahrſcheinlichkeit laufen. Ich will dir nicht widerſprechen: Ich behaupte aber doch, daß ich die Wahrheit geredet habe. Verlange keinen Beweis von mir. Du mußt mir glauben. Ich würde es ja nicht ſagen, wenn es nicht wahr wäre! Iſt dieſes nicht Beweis genug?

Ich ſehe ſchon, du wirſt begierig, Amuretten genauer kennen zu lernen. Du willſt ihre Geſtalt wiſſen. Wie ſoll ich dir aber dieſe beſchreiben, ohne daß es ſchmeichelhaft klingt? Wenn es unter den Hunden auch Poeten gäbe: So zweifle ich nicht, der ſinnreichſte unter ihnen würde ſie alſo abmalen: „Ich ſoll dich beſingen, bezaubernde Amurette! Aber flöße du mir zuvor das Feuer deiner Augen in meine Adern, damit ich mich recht lebhaft ausdrücken könne! Die Natur hat an dir alle Schönheiten verſchwendet, und ſich dergeſtalt erſchöpft, daß ſie in langer Zeit nicht vermögend ſeyn wird, wiederum einen ſolchen Hund zu zeugen. Deine Haare, deine anbethenswürdigen Haare, übertreffen die zarteſte Seide des ſtolzen Perſers. Auf deiner Stirne ſcherzen die Gratien, und deine zarten Ohren würden vollkommen ſeyn, wenn ſie nicht immer bey unſerm ſeufzenden Bellen taub wären. Deine Augen ſind Sonnen, welche durch ihre freundlichen Stralen beleben, durch ihre erzürnten Blicke aber den zitternden Liebhabern Blitze, und donnerſchwangere Wolken gebähren. Deine

coral-

„korallene Schnauze überſteigt den Purpur der prangenden Morgenröthe. Deine weiße Bruſt übertrifft „an Schönheit den ewigen Schnee, welcher auf den „Gipfeln der unerſteiglichen Alpen liegt. Was „Wunder, wenn dein Herz von Eiſe iſt? Deine wohlgebauten Pfoten tragen einen niedlichen Körper, „welchen die Natur durch braune und weiße Flecke „reizend gemacht hat. Glückſelig iſt der, welcher „die äußerſte Spitze deiner Krallen anrühren darf. „Dein zierlich gelockter Schwanz iſt der Sitz einer „zärtlichen und aufgeweckten Seele, welche ihre Regungen durch freudiges Wedeln an den Tag leget. „Verzeihe mir, Amurette, wenn ich mein Rohr niederlege! Meine Muſe wird eiferſüchtig. Sie verläßt mich!

Dieſes würde ungefähr der Ausdruck eines Hundepoeten ſeyn, und ich glaube, die unſrigen ſelbſt könnten ihm das Feuer eines Dichters nicht gänzlich abſprechen. Allein, dieſes iſt zu weitläuftig. Ich will dir eine kürzere Beſchreibung machen, wenn ich ſage, daß Amurette einen artigen Kopf, ein weißes Fell mit braunen ordentlich gezeichneten Flecken, und alle Schönheiten eines Schooßhundes hat. Was Wunder, wenn in einem ſo ſchönen Körper auch eine ſchöne Hundeſeele wohnet!

Amurette weis, daß ſie ſchön iſt. Dieſes hat ſie mit unſerm Frauenzimmer gemein. Allein, ihre Schönheit machet ſie weder hochmüthig, noch lächerlich; und hierinnen iſt ſie von vielen unterſchieden. Sie bringt nicht ganze Stunden vor dem Spiegel zu; ſie ſchmücket ſich nicht, und nahm es für den größten

Schimpf an, als ich ihr nur im Scherze ein Schminkpfläſterchen unter das rechte Auge kleben wollte. Sie hat ſchon ſechs neue Frauenzimmertrachten erlebt, iſt aber nicht zu bewegen geweſen, die ihrige zu ändern, von welcher ſie glaubet, es ſey die natürlichſte.

Sie liebet Geſellſchaft, ſie ſtattet Beſuch ab, und nimmt welchen an. Niemals aber höret man ſie von ihrem Nächſten übel ſprechen, oder mit einer boshaften Neugierigkeit nach anderer Hunde Umſtände fragen. Sie redet auch nicht vom ſchönen Wetter, und ob ſie gleich nicht ſpielet, ſo wird ihr doch die Zeit nicht lang.

Mit allen machet ſie ſich zwar nicht gemein; ſie verachtet aber auch niemand. Der Rangſtreit iſt ihre kleinſte Sorge, und ich habe es mit meinen Augen geſehen, daß ſie einem Budel die Oberſtelle ließ, von dem ſtadtkündig war, daß ſein Vater nur ein Fleiſcherhund geweſen.

Aus dem Schmucke oder andern Koſtbarkeiten, machet ſie ſich wenig. Einige Halsbänder und zwey Betten ſind ihre ganze Gerade. Ob der Korb, in dem ſie liegt, auch dazu gehöre, das mögen die Rechtsgelehrten unter ſich ausmachen.

Die Mäßigkeit, welche ſie beobachtet, iſt merkwürdig. Sie frißt nicht mehr, als ihr gut iſt, und ſäuft nicht eher, als wenn ſie durſtet. Nur darinnen iſt ſie den Menſchen ähnlich, daß ſie eine Liebhaberinn vom Caffee iſt.

Dieſes ſind die vornehmſten Tugenden, welche meine Amurette zieren. Es iſt kein Zweifel, daß ſie deren nicht noch mehr beſitze. Allein, ſie machet ſo wenig Rühmens von ſich ſelbſt, daß ich befürchte, ich würde ihre Sittſamkeit beleidigen, wenn ich ſie weiter lobte.

Ich will unparteyiſch ſeyn. Ich will auch dasjenige von ihr anführen, was Uebelgeſinnte für Fehler auslegen wollen. Zugleich aber werde ich zeigen, daß es Verleumdungen ſind.

Man wirft ihr vor, ſie ſchlafe zu lange; ſie liege beſtändig im Bette. Iſt denn dieſes ein Fehler? Iſt es nicht vielmehr ein untrügliches Zeugniß, daß ſie, wenigſtens von väterlicher Seite, aus einem vornehmen Hauſe ſey?

Sie ſoll verliebt ſeyn. Man will unſchuldige Kleinigkeiten beobachtet haben, aus welchen die Läſterzungen ganze Romane machen. Es geſchieht ihr zu viel. Zwar zu gewiſſen Zeiten empfindet ſie einige verliebte Schwachheiten: Aber, ein kleiner Zwang, und noch mehr ein freundliches Zureden, iſt vermögend, ſie von allen Unordnungen abzuhalten. Alsdann iſt man erſt tugendhaft, wenn man einen Trieb zu fehlen empfindet, wenn man Gelegenheit hat, ſolchen zu befriedigen, beydes aber großmüthig überwindet.

Sie ſoll neidiſch ſeyn. Man will es daraus ſchlieſſen, daß ſie in einen heftigen Eifer geräth, wenn ſich ein fremder Hund ins Haus ſchleicht. Iſt denn dieſes neidiſch? Iſt es nicht eine Probe ihrer Wachſamkeit? Jeder Hund muß den andern am beſten kennen. Vermuthlich ſieht ſie, daß dieſe fremden Hunde nur die tückiſche Abſicht haben, auszuforſchen, was in einem Hauſe vorgehe, um bey der nächſten Zuſammenkunft hämiſche Erzählungen davon zu machen.

Noch eins fällt mir ein. Es wollte vor einigen Tagen ein guter Freund behaupten, Amurette ſey dumm, Ich lachte darüber; er aber blieb dabey. Er wollte wiſſen, daß ſie vielmals ganz tiefſinnig, und ohne Gedanken läge, und ſich zum öftern ſo weit vergäſſe, daß ſie nicht einmal auf die äußerliche Reinlichkeit ihres Felles genugſam bedacht wäre. Du irreſt dich, mein Freund, ſagte ich zu ihm. Dieſes iſt kein Zeichen einer Dummheit. Amurette iſt tiefſinnig, und denkt vielleicht auf eine neue Wahrheit. Wer weis, ob ſie nicht die Quadratur des Zirkels unterſuchet, oder gar mit einer philoſophiſchen Spitzſündigkeit beſchäfftigt iſt? Ich werde in dieſer Muthmaßung dadurch beſtärket, weil ſie ihre Gedanken nicht deutlich von ſich geben kann, und ich unlängſt ſelber geſehen habe, daß ſie mit dem Kopfe wider eine Wand anlief. Sind dieſes nicht Spuren einer abſtracten Gelehrſamkeit?

Es ſey genug! Ich habe Amurettens Ankunft, ihre Schickſale, ihre Leibes- und Gemüthsgaben, kurz, ich habe Amurettens Leben und Thaten beſchrieben. Sie leget noch. Ich wünſche ihren Verdienſten eine Dauer von vielen Jahren. Sie iſt es würdig. Allein, ſie iſt auch ſterblich, und ſtirbt vielleicht eher, als mancher Menſch, der ſich ſo vieler Tugenden nicht rühmen kann. O, ihr Dichter, die ihr ſo vielmals bey dem Grabe eines Laſterhaften euer eigennütziges Lob verſchwendet; ſollte es geſchehen, ſollte meine Amurette ſterben: Verehret die Wahrheit! Streuet nur eine Hand voll Cypreſſenreiſer auf ihre Aſche! Beſinget ihre ſeltnen Eigenſchaften! Amurette verdienet es! Wenigſtens werdet ihr von derſelben mit gutem Grunde mehr ſagen können, als daß ſie gebohren und geſtorben ſey.

Martin Scribler, der jüngere.

Philoſophiſche Gedanken. [*]

Erſtes Weſen aller Weſen! deſſen Weisheit, deſſen Macht
Das geſammte Weltgebäude hat aus nichts hervor gebracht;
Du vollkommenſter Verſtand, dem nichts an Erkenntniß fehlet,
Der die Welt, ſo wie ſie iſt, als die beſte hat erwählet
Und in Wirklichkeit geſetzet; Schöpfer aller Creatur,
Grund u. Urſprung alles Lebens, der Bewegung, der Natur,
Der die Ordnung u. die Schranken aller Dinge feſt geſtellt,
Der das Uhrwerk aller Zeiten aufgezogen und erhält,

---

[*] Der ungenannte Herr Verfaſſer dieſes Gedichts, welches uns von einem hohen Gönner und Beförderer der freyen Künſte und Wiſſenſchaften gnädigſt mitgetheilet worden, hat ſolches auf Veranlaſſung einer franzöſiſchen Ode von dem Herr V : : : ausgearbeitet, die ſich ſo anfängt:

Toy, dont la Sageſſe adorable
De l'Univers conçû le plan,
Toy, dont le pouvoir ineffable
D'un mot le tira du neant,
Divin Auteur de la Nature!
Souffre, que mon coeur ſans meſure
Oſe publier en tous lieux
Et ta Douceur et ta Clemence,
Et que plein de Reconnoiſſance
Ma voix s'éleve jusqu' aux Cieux.

Wer dieſe Gedanken gegen das Franzöſiſche zu halten und damit zu vergleichen beliebt, der wird finden, daß ſich der Deutſche weit ſtärker und richtiger ausgedruckt hat, auch viel gründlicher iſt, als der franzöſiſche Dichter.

Den ich nie begreifen kann, doch die Allmacht ſeiner Werke,
In dem kleineſten ſo wohl, als im allergrößten, merke.

Daß ich hier auf Erden wohne, kömmt nicht bloß von ungefehr;
Nein, von deinem ew'gen Rathe, weſentliche Weisheit, her.
Du haſt mich hieher geſetzt; durch den Schluß von deinem Wollen
Hat mein Leib das helle Licht dieſer Welt erblicken ſollen.
Du ſelbſt wickelteſt mein Weſen ſchon in Mutterleibe auf;
Du beſtimmteſt mir die Reihe zu dem künftgen Lebenslauf.
Ohne dich, würd ich noch immer in dem Dunklen, ohne Schein,
Ohn Erkenntniß, ohne Körper, in den Elementen ſeyn:
Ja, mein ganzes Weſen wär ein verborgnes Nichts zu nennen,
Und die Liebe hätte mich nimmermehr nicht bilden können.

Da der Schlummer ſich getrennet, und nun, nach der Kindheit Nacht,
Die Vernunft ſich aufgekläret, und aus ihrem Schlaf erwacht,
Mein Geiſt von der Erden Schlamm ſich erhebt und aufwärts ſchwinget,
Und mein forſchender Verſtand hin bis an die Wolken dringet:
Stellen alle deine Werke, in nie ſattgeprieſner Zier,
Mir die Weisheit deines Weſens, als wie helle Spiegel, für.
Auch der kleinſte Wurm der Erden, den man kaum erkennen kann,
Zeiget mir ſo wohl die Größe eines ew'gen Meiſters an,

Als der Donner, wenn er ſich in der ſchwülen Luft beweget,
Mich zur tiefſten Ehrfurcht bringt, und Bewunderung erreget.

Das erſtaunende Gebäude, das du ſelber aufgeführt,
Mit ſo großer Kunſt bereitet, und ſo prächtig ausgeziert;
Das du ſelber haſt beſetzt, und durch viele Millionen
Von Geſchöpfen mancher Art läßt viel tauſend Jahr bewohnen,
Welche du verſorgſt, ernähreſt; zeiget deine Herrlichkeit
Mir nicht minder, als die Fülle deiner Huld und Gütigkeit.
Wenn das helle Heer der Sterne von des Schöpfers Ruhme ſpricht:
So ſchweigt jeder Thal und Hügel auch von ſeiner Gnade nicht.
Der der Welt das Leben giebt, und den Reichthum ſeiner Gaben
Allen Creaturen ſchenkt, muß ſie wohl geliebet haben!

Wo iſt die beredte Zunge, der es nicht an Worten fehlt,
Wenn ſie deiner Gunſt Geſchenke voll Erkenntlichkeit erzählt?
Wenn ſie von der Gnade ſpricht, die dem ganzen Rund der Erden,
Wie das frohe Morgenlicht, täglich pfleget neu zu werden?
Selbſt der Tod, der unſre Glieder endlich trennet und zerſtreut,
Iſt ein Zeugniß deiner Liebe, und kein Bild der Grauſamkeit.
Durch ihn ſchaffſt du, daß das Leiden, das uns etwa widerfährt,
Da du ihm ein Ziel beſtimmet, eine kleine Weile währt,

Und des Armen Dürftigkeit, wie der Ueberfluß des Reichen,
Kummer, Freude, Schmerz und Luſt, einem kurzen Traume gleichen.

Unſer Leib, von kleinen Theilen leichten Thones zugericht,
Die ſich ſelbſt zu trennen ſuchen, iſt von keiner Dauer nicht;
Alles ſtreitet wider ſich; und das Feuer junger Jahre
Bringt ihn, wie des Alters Froſt, unvermuthet auf die Bahre.
Wenn der Adern Brunn verſieget, und nicht mehr in Ordnung iſt;
Wenn der Umlauf des Geblütes ſeinen Trieb und Druck vermißt:
Dann ſind die geſetzten Grenzen der ſo bald verfloßnen Zeit,
Und der Abtritt von der Bühne dieſes Lebens nicht mehr weit;
Da er ſich alsdann mit Staub und der dunkeln Nacht verbindet,
Und der Menſch, ſo wie es ſcheint, einem Schatten gleich, verſchwindet.

Wenn nun gleich auch unſre Seele, welcher du die ganze Welt
Und dich ſelbſt, als den Regenten ihres Umfangs, vorgeſtellt;
Die Vernunft und Willen hat; und darinnen ſich die Stralen
Deiner Weisheit, deiner Macht, als in einem Spiegel, malen;
Ohne Abſicht fernern Lebens, ohne Hoffnung künftger Luſt,
Ohn Eriñrung vorger Zeiten, und, ſich weiter nicht bewußt,
Eben wie der ſchwache Körper ſterblich u. verweßlich wär:
Käm es, wenn ſie auch vergienge, doch von deiner Güte her.

Sind wir nach dem Tode bloß ein zerſtreutes Nichts zu nennen,
Nun ſo wird uns weder Glück, noch auch Unglück treffen können.

Aber, wo die Kraft des Denkens, nach dem Hintritt, noch beſteht,
Und das untheilbare Weſen unſrer Seele nicht vergeht;
Andre Schranken überkömmt, in ſich keinen Abgang leidet,
Und ſich von dem Körper, bloß wie das Gold von Schlacken, ſcheidet:
Seh ich meine letzte Stunde, die ich nicht verlängern kann,
Als den Anfang künftgen Lebens, mit vergnügter Hoffnung an,
Wo mein Geiſt den Flug der Zeiten endlich glücklich überwindt,
Und in dir die ſüße Ruhe und den Grund der Freude findt;
Wenn er, da der Tod den Flor und den Vorhang weggerücket,
Dich nunmehr in deinem Licht, Urſprung alles Lichtes, erblicket.

Alsdañ löſet ſich der Zirkel von dem hier geführten Lauf,
In dir, als dem Mittelpuncte der ſelbſtändgen Wahrheit, auf;
Alsdann wird die Wiſſenſchaft meiner Siñen höher ſteigen,
Und mir den Zuſammenhang derer Dinge deutlich zeigen;
Alsdann werden deine Wege, und was mir verborgen war,
Ja mich oft in Zweifel ſetzte, völlig kund und offenbar,
Wenn ich mit verklärten Augen, ohne Schatten, werde ſehn,
Daß, was mir verkehrt geſchienen, doch mit weiſem Rath geſchehn,

Daß kein Böſes in der Welt und kein Unglück vorgedrungen,
Daraus nicht was Beſſeres, und Vollkommeners entſprungen.

Ewger Anfang aller Dinge! den nichts faſſet, noch ermißt,
Der der Welt und meines Weſens einzger Grund und Urſach iſt!
Laß, weil ich auf Erden bin, mich, mit völligem Vertrauen,
Bloß auf deinen weiſen Rath und auf deine Güte ſchauen!
Stellt, ihr forſchenden Gedanken, mit vergnügter Regung, mir
Meinen GOtt in aller Würde, doch zugleich als Vater, für!
Nichts iſt, was an ſeine Größe und an ſeine Allmacht reicht;
Aber auch nichts, was der Gnade meines hohen Schöpfers gleicht.
Nichts iſt, was mir beſſern Troſt, und zum Danken Anlaß giebet,
Als daß er mich und die Welt hat von Ewigkeit geliebet.

Gedan-

Gedanken
von einem guten deutſchen Briefe,
an den Herrn F. H. v. W.

Sie verlangen, daß ich Ihnen meine Gedanken von den Regeln zu einem guten deutſchen Briefe ſagen ſoll. Ich thue es, und will ſie wenigſtens durch meinen Gehorſam nöthigen, meinem Willen das Lob beyzulegen, welche meine Geſchicklichkeit nicht zu hoffen hat. Ich könnte mich zwar ſehr leicht überreden, daß ſie meinen Unterricht in dieſem Stücke nicht nöthig hätten. Die ſchönen Briefe und guten Ueberſetzungen, die ſie mir ſeit einiger Zeit haben zukommen laſſen, ſagen mir ganz deutlich, daß ſie ſich in dieſem Falle der beſte Lehrmeiſter ſeyn können, und daß ſie mir, durch ihr Vertrauen, zu einer Ehre helfen, die ich gewiß entbehren müßte, wenn ſie eben die gute Meynung von ihren eigenen Kräften hätten, die ich davon haben muß. Allein ich vergeſſe dieſen Einwurf zu meiner Ruhe, und ergreife die Gelegenheit, die ſie mir zu ihren Dienſten anbiethen, mit der größten Begierde. Glauben ſie nicht, H. H. daß meine Ehrfurcht gegen ſie mich allein ſo gehorſam machet. So ſauer es meiner Eigenliebe wird, ihnen dieſen Irrthum zu benehmen: So geſtehe ich doch, daß der Mangel meiner Geſchicklichkeit einen großen Antheil an dieſem Gehorſame hat. Ich ſehe nur gar zu wenig Fälle, worinnen ich ihnen dienen kann, und deswegen eile ich ſo, ihnen die verlangten Gedanken aufzuſetzen. Fürchten ſie ja nicht, daß ich eine ordentliche Abhandlung machen, oder meine Meynung in eine Kette von Schlüſſen und Beweiſen zwingen werde. Nichts weniger. Eine ſolche Gelehrſamkeit würde unſtreitig an dieſer Stelle ein Fehler ſeyn, wo ein kleines Nachſinnen alles ausrichtet. An engen Orten hilft es nichts, wenn man mit einem ſchweizeriſchen Schlachtſchwerdte um ſich hauen will, wo ein kleines Gewehr weit beſſere Wirkung hat.

Wir wollen alſo ſehen, ob es nöthig iſt, viele Regeln vom Briefſchreiben zu geben, und was wir für gute Regeln und Briefe unter den Deutſchen haben. Ihre Einſicht erſparet mir die Mühe, lange zu ſagen, was ich unter einem Briefe verſtehe. So viel iſt gewiß, daß wir in einem Briefe mit einem andern reden, und daß dasjenige, was ich einem auf ein Blatt ſchreibe, nichts anders iſt, als was ich ihm mündlich ſagen würde, wenn ich könnte oder wollte. Sollten dieſe Begriffe ohne Ausnahme das Maaß von Briefen ſeyn: So würden wir freylich ſehr nachläßig, ſehr unordentlich, überflüßig und unzierlich ſchreiben müſſen; weil wir oft ſo zu reden pflegen. Wodurch wird alſo ein Schreiben von ſo einer Rede unterſchieden? Vielleicht nicht durch die Sache ſelber; ſondern durch gewiſſe äuſſerliche Eigenſchaften, die wir der Kunſt, dem Geſchmacke und Gebrauche zu danken haben. Darf ich ein Gleichniß brauchen? darf ich fragen, worinnen eine einfache und eine abgeſenkte Nelke unterſchieden ſind? Die Anlage zu beyden Blumen iſt wohl einerley, und die Unähnlichkeit in der Größe, in dem ſtärkern und ſchwächern Geruche, ſcheint bloß von der Kunſt, dem Boden und der Wartung herzurühren. Daß wir in Briefen ſorgfältiger, zierlicher, einnehmender reden können, und ſollen, machet, weil wir mehr Zeit zum Nachſinnen und zur Wahl unſerer Gedanken und Worte haben. Alſo möchte wohl die ganze Ungleichheit in dem Vortrage und Ausdrucke beſtehen. Doch was thue ich, als ob ich ein Geheimniß auseinander wickeln wollte? Es iſt gewiß, daß die Sache darinnen beruhet, und es iſt eben ſo gewiß, daß wir der Deutlichkeit wegen, drey Dinge an einem Briefe auseinander ſetzen können; nämlich den Inhalt, die Art ihn vorzutragen, und den Ausdruck. Von dem Inhalte brauche ich nichts zu erinnern; er kann tauſenderley ſeyn, und wovon wir reden können, davon können wir auch ſchreiben. Nur fraget ſichs, ob der Inhalt den Vortrag hergeben ſoll; oder ob wir eine gewiſſe Kunſt, eine gewiſſe Erfindung haben, nach der wir alle mögliche Vorfälle auf einerley Art einfädeln, aneinander hängen, und alſo ſtets einen methodiſchen Brief machen können. Ich glaube, daß man ſehr leicht auf das letzte antworten, und glücklich nein ſagen kann. Talander, Menantes, Weiſe, Junker und noch ein ganz Heer von Briefſtellern wollen uns zwar mit aller Gewalt gekünſtelt ſchreiben lehren, und alle Federn unter den Gehorſam einer Schulchrie zwingen. Nur ſind ſie darinnen unglücklich, daß ſie den Geſchmack aller alten und neuen Ausländer wider ſich haben. Es mag endlich angehen, daß wir alle mögliche Briefe durch ein Antecedens, eine Connexion und ein Conſequens einrichten können, da es doch gar nicht folget, daß das, was ſeiner Natur nach das erſte iſt, es auch in der Vorſtellung ſeyn müßte: Allein ſind ſie deswegen natürlich, ſchön, angenehm, lebhaft? Man leſe nur die Exempel, welche die methodiſchen Briefſteller zu ihren Regeln geben, und ſehe, ob ſie, außer dem Zwange, etwas merkwürdiges haben. Ich darf nur den Fall wiſſen, wovon ſie mit mir reden wollen: So weis ich auch ſchon die ganze Einrichtung ihres Schreibens, ihren Anfang, die Mitte und das Ende. Dieſes kann dem Leſer unmöglich angenehm ſeyn. Wir lieben ja die Abwechſelung, das Unverhoffte, das Ungezwungene. Alle dieſe Schönheiten reißen uns die einfachen Briefſteller aus den Händen. Ihre Schreiben klingen ſo ängſtlich, daß man zum Ende eilet, um nicht länger ein Zeuge von dem Zwange zu ſeyn, den ſie ſich, etlichen ſelbſt erdachten Regeln zu gefallen, haben anthun wollen. Ich will ihnen gleich ein kleines Exempel von einem freyen und gezwungenen Briefe geben. Calliſte ſchreibt an den Pais folgende Zeilen: “Eine Geſellſchaft von ſechs Frauenzimmern erwartet ſie hier, und verlangt, daß ſie mit meiner Muhme das Geſpräch der Freundſchaft und der Liebe leſen ſollen. Einige von uns haben geglaubt, daß meine Muhme die Perſon der Freundſchaft ſehr wohl vorſtellen, die Liebe hingegen aus ihrem Munde am angenehmſten reden würde. Allein glauben ſie nicht, daß ich den Ausſpruch gethan habe. Ich bin nichts als Secretär der Geſellſchaft, die ſie erwartet.

Nach den gemeinen Regeln würde der Brief ſo klingen: “Da eine Geſellſchaft von ſechs Frauenzimmern gerne wollte, daß ſie mit meiner Muh-

me das Geſpräch der Liebe und der Freundſchaft lä- „
ſen. Die Freundſchaft aber in meiner Muhme „
Munde und die Liebe in dem ihrigen ſich am beſten „
werden hören laſſen. Als erſuchen wir ſie, uns zu „
willfahren, und zu uns zu kommen.“

Nach welchen Regeln iſt der erſte gemacht, und welcher klingt am beſten? Machen einen die hergebrachten Verbindungswörterchern; da, wenn denn, als, wannenhero ꝛc. die ſtets ihren angewieſenen Platz haben, nicht ganz ſchwermüthig, wenn man ſie oft leſen muß? Müſſen denn alle Kleider einerley Zuſchnitt, und alle Briefe drey oder fünf Tempo haben? Sollten nicht dieſe Pedantereyen Urſache ſeyn, daß wir noch keine Sammlungen von guten Briefen aufweiſen können? Wir beſitzen von allen klugen und geſitteten Völkern ſchöne Briefe; nur zu unſerm eignen Ruhme haben wir in unſrer Mutterſprache keine. Ich weis wohl, daß in dem Neukirch hin und wieder, in dem Patrioten, dem Biedermanne, den Tadlerinnen, dem Freymäurer und andern ſolchen klugen Blättern gute Stücke anzutreffen ſind: Allein dieſes ſind einzelne Blumen, wobey man lange ſuchen muß, ehe man einen ganzen Straus winden kann. Neukirchs Anleitung iſt freylich die beſte, die wir noch zur Zeit haben, und der Werth von dieſem Buche, wird vielleicht durch nichts ſo ſehr verringert, als daß es unendlich weitläuftig, und doch gleichwohl für Anfänger geſchrieben iſt. Man wird es wohl nicht leugnen, daß die Vielheit der Regeln ehe eine Kunſt ſchwehr, als begreiflich machet, und daß die gar zu enge und oft eingezogenen Stuffen, den, der ſie ſteigen ſoll, nicht allein ermüden;

ſondern auch verdrießlich machen. Neukirch weiſt uns auf die beſten Ausländer, wenn er uns nachahmen lehren will. Dem ungeachtet iſt er nicht von dem weiſiſchen Zwange frey, und ſeine Exempel beſtrafen oft ſeine Regeln. In ſeinen galanten Briefen künſtelt er zu ſehr, und füllet ſie zu oft mit ſeinen ſpitzfündigen Gegenſätzen aus. Er treibt den guten Einfall zu hoch, und kann es nicht vergeſſen, daß er in ſeinen erſten poetiſchen Jahren ein Schüler des Lohenſteins war. Ich berufe mich auf die wenigen Briefe, die an eine deutſche Ueberſetzung von des Pais ſeinen angehänget ſind. Ich verehre übrigens die großen Verdienſte dieſes Mannes, die er in den ſchönen Wiſſenſchaften beſeſſen hat.

Nun werde ich ihnen ſagen ſollen, welches ich denn für die beſten Regeln halte. Ich antworte, die wenigſten. Oder daß ich genauer rede, ich glaube, daß die nöthigen Regeln zum Briefſchreiben keine große Anzahl ausmachen. Freylich, wenn man, wie Neukirch, die Lehre von Briefen auf die Lehre von Temperamenten gründen, und ein Geſchlechtsregiſter der Briefe von ihrem möglichen Inhalte herleiten will: So könnte man wohl eine Erzählung davon machen, die der tauſend und einer Nacht an Bänden nichts nachgäbe. Wer da glaubet, es gehören zu vertraulichen, verliebten, galanten, luſtigen, verdrießlichen, geſchäfftlichen, oeconomiſchen, moraliſchen, politiſchen, gelehrten, vermiſchten Briefen, und Compliment- Inſinuations- Freundſchafts- Antwortsſchreiben, neue Kunſtgriffe, der wird mit Recht meinen Satz für falſch halten. Und dieſes ſind nicht etwan alle Arten, die Neukirch und andre erzählen: Es ſind nur Aeſte, die ſich wieder in viel kleine Zweige vertheilen. Ich will einmal ſetzen, ein guter Brief muß natürlich, deutlich, lebhaft, und nach der Abſicht der Sache überzeugend geſchrieben ſeyn. Wird nun wohl ein Inſinuationsbrief eine andre Regel, als ein galanter, ein Freundſchaftsbrief eine andere als ein vertrautes und geſchäfftliches Schreiben erfordern? Ich ſehe nicht, warum? Er muß die obigen Eigenſchaften behalten, und alles, worinnen er ſich verändern darf, geht die Hauptſache gar nicht an. Ich nehme die Schreibart oder den Ausdruck aus, in welchen die Materien ihren Einfluß behalten. Was hilft es, wenn mir einer ſaget, in einem Condolenzſchreiben bezeiget man ſein Mitleiden; man verſichert, daß man Theil an des andern Schmerz nehme; man wünſchet ihm andre vergnügte Fälle. Man kann dieſes alles wiſſen, und in Acht nehmen, und das Schreiben kann doch herzlich ſchlecht gerathen, wenn man nicht denken kann. Ueberhaupt kommen mir die vielfältigen Eintheilungen der Briefe nicht anders vor, als wenn man die Kanzelreden von den Feſttagen, in Michaelis, Charfreytags- Oſter- und Mariereinigungs-Reden eintheilen wollte, als ob zu dieſen andere Regeln gehörten, und derjenige nicht allezeit erklären, beweiſen, erläutern, die Affecten erregen, und ſich nach der Zeit, den Perſonen und Umſtänden ſchicken müßte, der öffentlich reden wollte.

Die beſten Regeln werden wohl dieſe ſeyn. Man leſe die Briefe in fremden Sprachen. Man überſetze ſie frey in das Deutſche. Man zergliedere die beſten Stücke, und ſehe, in welcher Ordnung ſie ungeſehr aufgeſetzt ſind. Man merke den Hauptinhalt von dem, der uns am beſten gefällt, und mache in einigen Tagen einen nach, und ſehe, ob man ſeinem Originale gleich gekommen, oder es wohl gar noch übertroffen hat. Ich ſchließe ſo: Die beſten Briefſteller der alten und neuen, die faſt durchgängig gelobt werden, haben ſich nach nichts weniger in ihren Blättern, als nach gewiſſen Regeln gerichtet; wer alſo gute Briefe will ſchreiben lernen, der brauchet ſich nicht an die Schulregeln zu binden. Man nehme Cicerons, Plinius, und Seneca Briefe, und ſehe, ob ſie eine andere Regel beobachtet, als daß ſie gut gedacht, und ſich eben ſo ausgedrückt haben. Riccius hat in dem Commentarius über Cicerons Briefe den Bau derſelben zergliedert. Sie ſind faſt alle in ihrer Einrichtung unterſchieden, und man ſieht, daß die Freyheit, ſich kein Geſetze zu geben, die ganze Kunſt geweſen ſey, nach der er ſeine Blätter aufgeſetzet hat.

Wer gut ſchreiben will, der muß gut von einer Sache denken können. Wer ſeine Gedanken gut ausdrücken will, muß die Sprache in der Gewalt haben. Das Denken lehren uns alle Briefſteller nicht. Eine geübte Vernunft, eine lebhafte Vorſtellungskraft, eine Kenntniß der Dinge, wovon man reden will, richten hier das meiſte aus. Man ſinnet nach, wovon man ſchreiben will. Man ordnet ſeine Sätze in Gedanken. Man ſuchet die Verbindung nicht ſtets in Worten, ſondern in der Folge, in der Aehnlichkeit und Unähnlichkeit der Gedanken. Man ſetzet zu ſeiner Sache, wo es nöthig iſt, Beweiſe, Erläuterunterungen, gute Einfälle. So machen tauſend Leute gute Briefe, ohne beſondere Regeln zu haben, und wer Gedanken hat, bey dem werden ſie ſich finden, ohne daß er ihnen gewiſſe Behältniſſe anweiſt. Anfänger nehmen einen Freund von Geſchmacke zu Hülfe, der ihnen die beſondern Fehler zeiget, die Lücken ausfüllet, die Schreibart verbeſſert, bis ſie ſich ſelber helfen können. Ich kenne Frauenzimmer, welche die ſchönſten Briefe ſchreiben, und die ich wegen der Freundſchaft nicht nennen will, die lebhaft von Natur, aber gewiß nicht gelehrt ſind. Sie kannten weder den Menantes noch Weiſen, noch Neukirchen, und dennoch ſchrieben ſie wohl.

Denn weil ſie *nichts* zu groß und *nichts* unkenntlich machten,
So dachten ſie ſehr wohl, und ſchrieben, wie ſie dachten,

wie der Herr von Hagedorn ſpricht. Allein ſie laſen auch nicht die ſchöne Meluſine und Magellone. Sie nahmen ihre Muſter zu Briefen nicht aus der Baniſe, Aurora und noch andern weit unſinnigern Romanen, die ſonſt die Bibliotheken des galanten Frauenzimmers auszumachen pflegen. Gottſcheds vortreffliche Schriften, die Schriften der deutſchen Geſellſchaft, die beſten Wochenblätter, die guten Ueberſetzungen des Gullivers, die Ruhe des Cyrus, der Cleveland und andre waren ihnen lieber, als die unverſchämten Romanen, die das Blut erhitzen und den Verſtand und Geſchmack verderben.

Sie wechſelten auch mit vernünftigen Mannsperſonen Briefe, die keine Galanteriehändler abgaben, und ihr Freundinnen nicht mit abgeſchmackten Schmeicheleyen zu lauter Huldgöttinnen in ihren Briefen machten, noch mit ihnen die ſchönen Wiſſenſchaften von der beſten Lage der Schminkpfläſterchen, dem zierlichſten Ausſchnitte des Leibchens, der gefälligſten Einfaſſung des Nachtrockes, von einer recht catulliſchen Art zu küſſen, von der Sprache des Fächers und der Augen abhandelten. Es wäre zu wünſchen, daß ſolche Briefe zu Beförderungen des guten Geſchmacks unter dem Frauenzimmer, an das Licht kämen. Wiewohl ſo lange man das Vorurtheil vorausſetzet, daß die Freundſchaft unter unverehligten Perſonen ſtets mit einer tadelhaften Liebe vergeſellſchaftet ſey: So lange werden die deutſchen jungen Leute ihre Briefe lieber im Pulte behalten, als ſich einen Vorwurf machen laſſen. Endlich ſollte ich noch an den Ausdruck denken. Doch ſie wiſſen ſchon, daß dieſer der Sprache nahe kommen muß, welche kluge Leute reden. Er muß deutlich, fließend und angenehm ſeyn. Viele vermengen freylich eine nachläßige Schreibart mit einer leichten, und reden in ihren Briefen ſo ſchmutzig, ſo gemein, als ob ein Brief die Freyheit hätte, einem unordentlichen Caffeegeſpräche völlig ähnlich zu ſeyn. Des Herrn Neukirchs viertes Buch in ſeiner Anweiſung zu deutſchen Briefen iſt hierinnen ſehr wohl zu gebrauchen. Es giebt freylich eine Art von ſinnreichen Briefen, darinnen ſich auch der Ausdruck verändern kann. Es iſt aber nicht ſo leicht, ſeine Grenzen

zen zu beſtimmen. Der beſte Troſt iſt, daß die Regeln keinen Kopf ſinnreich machen. Wer die Fähigkeit darzu beſitzt, der kann ſie am beſten durch das Leſen guter Schriften erwecken. Man kann oft von einem ſinnreichen Briefe das ſagen, was Boileau von einer guten Ode behauptet:

Chez elle un beau deſordre eſt un effet de l'art.

Es gehöret freylich eine gute Beurtheilungskraft darzu, daß man nicht böhmiſche Steine für Diamanten anſieht. Man darf nur den ſinnreichen Gedanken von ſeinen Worten entblößen: So ſieht man bald, ob er mit der Natur der Sache übereinkömmt, oder ob er verſchwindet. Ich will ihnen eine Probe geben; und damit ich nicht lange nachſuchen darf: So will ich wider die Gewohnheit der Kunſtrichter ein Exempel zu meiner eigenen Beſchämung anführen. In der Ode auf Rußland, ſage ich:

O dürft es nur der Dichter wagen,
Der Nordſchein, ſpräch er, wäre nichts,
Als nur ein Glanz des hellen Lichts
Von Rußlands aufgeklärten Tagen.

Es ſcheint, daß ich in der erſten Zeile ſelbſt gefühlt habe, daß der Gedanke zu verwegen und hochgetrieben iſt. Er ſchimmert und hält die Probe nicht, weil er wider die Natur der Sache läuft. Das Licht, das Rußland aufkläret, iſt wohl ganz etwas anders, als daß es zu dem Nordlichte etwas beytragen könnte. Die Aehnlichkeit iſt alſo unmöglich, und ſtecket nicht in den verglichnen Sachen, ſondern in den Worten. Es thut nichts, daß dieſer Phoebus poetiſch iſt, wir machen in ungebundner Rede eben ſolche Abentheuer. Und ich glaube, man tadelt in Briefen den Voiture und Büßi nicht mit Unrecht, daß ſie oft ſinnreicher reden, als ſie reden ſollten, und oft wider die Regel verſtoßen, daß lauter Leckereyen Eckel erwecken. Pais, in deſſen Briefen man eine ganze Milchſtraße, daß ich falſch ſinnreich reden mag, von bunten und oft hochgetriebenen Einfällen antrifft, iſt vielleicht aus dem Grunde zu entſchuldigen, weil ſeine meiſten Briefe, wie ſeine Gedichte, ſcherzhaft ſind, und dem Scarron ziemlich nahe kommen. Um nicht weitläuftiger zu ſeyn, will ich ihnen lieber die Ueberſetzungen zu leſen geben, die ich von den beſten Stücken aus Richelets Sammlung, aus dem Füretiere, Patin und andern Franzoſen, desgleichen aus den griechiſchen des Alciphrons und aus den beſten lateiniſchen Briefen der alten und neuern, als Puteans und Philelſs nach und nach unternommen habe. Wollen ſie von dem Unterſchiede der ſinnreichen Schreibart noch etwas ſchönes leſen: So verweiſe ich ſie auf Mosheims Vorrede zu dem ſechſten Theile ſeiner heiligen Reden. Wundern ſie ſich nicht, daß ich dieſem großen Namen kein Beywort beyfüge; ich konnte dasjenige nicht finden, welches die Verdienſte eines ſolchen Mannes auf einmal ausdrückte. Werden ſie nicht bald wünſchen, hochzuehrender Herr, daß ſie mich nicht um meine Meynung von einem deutſchen Briefe gebethen hätten? In Wahrheit, ſie können mit Recht ſagen, daß ich das übelſte Beyſpiel zu einem guten Schreiben auf dieſen Blättern gegeben habe. Meine

Weitläuftigkeit überſchreitet die Grenzen eines Briefs. Dem ungeachtet glaube ich doch nicht, daß ich alles, vielweniger das beſte geſagt habe, was man hiervon vorbringen kann. Es mag alles wahr ſeyn, und ich mag entweder aus Mangel des Raums, oder aus Ungeſchicklichkeit vieles übergangen haben: So bin ich doch ſo glücklich, daß ich an einen Herrn ſchreibe, der alle dieſe Mängel zu erſetzen weis. Freylich geben die Charactere der Perſonen, die Beſchaffenheit der Umſtände, des Inhalts, der Abſicht viele Regeln, an die ich nicht gedacht habe. Doch dieſes ſind Regeln der Klugheit, die niemand genau genug beſtimmen kann, und die ſich jeder ſelber machen muß. Fahren ſie übrigens nur fort, hochzuehrender Herr, und ſchaffen ſie, daß unſere Enkel einmal einen deutſchen Plinius an ihnen nachahmen. Helfen ſie durch ihre Arbeit die gewaltige Menge der franzöſiſchen Briefe aus unſern Buchläden verdringen, und wünſchen ſie, daß der Herr Profeſſor May noch bey ſeinem Vorhaben bleiben mag, eine Sammlung von guten deutſchen Briefen herauszugeben, damit wir auch in dieſer Art den Ausländern etwas entgegen zu ſetzen haben, und den Vorwurf nicht länger leiden dürfen, daß wir lieber elende franzöſiſche Briefe, als ſchöne deutſche, ſchreiben wollen. Ich bin mit der vollkommenſten Ergebenheit u. ſ. w.

C. F. Gellert.

* * *

Der

Der Hund, eine Fabel.

Phylax, ein getreuer Hund,
Der für allen Schaden ſtund,
Und den Dieben, weil er wachte,
Alle Gatter eiſern machte:
Phylax, der dem Tullian,
Und auch Nicol Liſts Geſellen,
Durch ſein nie zu ſtillend Bellen,
Manchen Tort bey Nacht gethan.

Dieſes ſonſt ſo wackre Vieh
Ward nach dem, man weis nicht wie,
In der frühen Morgenſtunde
Zu dem allerkränkſten Hunde.
All im Hauſe, groß und klein,
Suchten ſeinen Schmerz zu heilen,
Und der Knecht goß ihm zuweilen
Warmes Seifenwaſſer, ein.

Alle Nachbarn gaben Rath,
Krumholzoel und Mithridat
Mußte ſich der Hund bequehmen,
Wider Willen einzunehmen.
Selbſt des Nachbar Gaſtwirths Müh,
Der vordem in fremden Landen,
Als ein Doctor ausgeſtanden,
War vergebens bey dem Vieh.

Kaum erſcholl die ſchlimme Poſt,
Als vom Hofe, Heerd und Koſt,
Alle Brüder und Bekannten,
Phylax zu beſuchen, rannten.
Pantelon, ſein beſter Freund,
Leckt ihm an dem heißen Munde.
O, erſeufzt er, bittre Stunde!
O! Wer hätte das gemeynt?
Ach! rief Phylax, Pantelon!
Iſts nicht wahr, ich ſterbe ſchon?
Hätt ich nur nichts eingenommen,
Wär ich wohl davon gekommen.
Sterb ich Aermſter zu geſchwind:
O! ſo kannſt du ſicher ſchreyen,
Daß die vielen Arzeneyen
Meines Todes Quelle ſind.
Und ich ſchlief zufrieden ein,
Sollt ich nur ſo manches Bein,
Das mein Fuß verſcharren müſſen,
Vor dem Tode noch genießen.
Dieſes macht mich kummervoll,
Daß ich dieſen Schatz vergeſſen,
Nicht vor meinem Ende freſſen,
Auch nicht mit mir nehmen ſoll.
Liebſt du mich, und biſt du treu!
O! ſo hohle ſie herbey;
Eines wirſt du bey den Linden,
An dem Gartenthore finden.
Eines, lieber Pantelon,
Hab ich nur noch geſtern Morgen,
In dem Winterreiß verborgen;
Aber friß mir nichts davon.

Der Hund, eine Fabel.

Pantelon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand,
Phylax roch mit ſchwachem Muthe
Noch die Dunſt von ſeinem Gute.
Endlich, da ſein Auge bricht,
Spricht er: Laß mir alles liegen,
Alles, ſterb ich, ſollſt du kriegen;
Aber, Bruder, eher nicht.

Solle ich nur ſo glücklich ſeyn,
Und das ſchöne Schinkenbein,
Das ich = = = doch ich mags nicht ſagen,
Wo ich dieſes hingetragen.
Werd ich wiederum geſund:
Will ich dir bey meinem Leben,
Auch die beſte Hälfte geben;
Ja du ſollſt = = = Hier ſtarb der Hund.

* * *

Der Geizhals bleibt im Tode karg,
Zween Blicke wirft er nach dem Sarg,
Und hundert tauſend mit Entſetzen
Nach den mit Angſt verwahrten Schätzen.
O ſchwere Laſt der Eitelkeit!
Um ſchlecht zu leben, ſchwer zu ſterben,
Sucht man ſich Güter zu erwerben;
Verdient ein ſolches Glück wohl Neid?

C. F. Gellert.

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Et prodeſſe volunt & delectare —— *Horat.*

Auf das Jahr 1742.
Märzmonat.

Zweyte Auflage 1742.

Leipzig,
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Die Tugend.

Die Tugend, die der Erden Söhne
Den Himmelsbürgern ähnlich macht,
Und die, mit niebeſchriebner Schöne,
Schon hier aus weiſen Augen lacht;
Die Tugend, die den Fürſten adelt,
Und Knechten Rang und Kronen giebt,
Die kennt kein Unmenſch, der ſie tadelt,
Die bleibt gekannt nie ungeliebt.

Ein Stral in uns vom reinſten Lichte
Zeigt ihr in unſrer Bruſt die Spur.
Ihr Ruf iſt Anmuth und Gewichte,
Und redt die Sprache der Natur.
Der ſüße Hang, ſich ſelbſt zu lieben,
Der Wunſch nach Luſt und Ewigkeit,
Hat eben das ins Herz geſchrieben,
Was uns die Tugend auch gebeut.

Ihr Weiſen! reißt das Schreckbild nieder,
Das Vorurtheil und Wahn erbaut,
Und lehrt, voll Mitleid, eure Brüder,
Was euch ein höhrer Spruch vertraut.

Der Pöbel ſenkt die ſcheuchen Blicke,
Und glaubt, ihn ſchreckt der Wahrheit Licht.
Ein Afterſtral ſchlägt ihn zurücke,
Die Wahrheit ſelber haßt er nicht.

Er miſcht den Nothzwang in die Pflichten,
Und nennt ſein Wohl ein Sklavenloos.
O! ſäh er, dieſen Zoll entrichten,
Das mache frey, erhaben, groß;
Der Trieb nach Wohlſeyn und Vergnügen
Sey ſelbſt durch dieß Geſetz geweiht;
Er ſäh, wie ihr, in ſeinen Zügen,
Nichts, als befohlne Seligkeit.

Wie eines Säuglings ſchwache Tritte
Der Mutter treues Leitband lenkt,
Und Wohl und Fall, bey jedem Schritte,
An dieſem weichen Zwange hängt:
So ſchließt, den Sterblichen zum Heile,
Des Schöpfers huldreich Ja und Nein,
Ihr Leben in die ſanften Seile
Der Wohlfahrt und der Tugend ein.

Nur malt hier keine düſtre Stirne,
Um die ein Heer von Sorgen fliegt!
Noch ein zerrüttetes Gehirne,
Das Schwermuth, Qualm und Wahn beſiegt.
So biſt du nicht, erhabne Tugend!
Doch wohl voll Himmel in der Bruſt,
Rein wie das Licht, froh wie die Jugend,
Und ſelbſt im Schmerz nie ohne Luſt.

Du biſt die Freundinn weiſer Herzen,
Die Ernſt und Einſicht zu dir zieht.
Du lachſt, wo Geiſt und Unſchuld ſcherzen,
Und fühlſt, wo Reiz und Schönheit blüht.
Die Welt heißt dir der Welten beſte,
Der Schöpfung Zweck Zufriedenheit;
Und deiner Pflichten iſt die größte:
Hier Ruhe, dort Unſterblichkeit.

O.

* *

Beweis,

daß dieſe Welt unter allen die beſte ſey.

Eingang.

Es giebt in der geoffenbarten Theologie nicht lauter ſolche Wahrheiten, die man bloß aus der unmittelbaren Eingebung des göttlichen Geiſtes lernen kann, und die man ſchlechterdings zu glauben verbunden iſt. Die heiligen Scribenten haben auch ſo manche Lehre in ihre Schriften mit einfließen laſſen, die man auch, durch die ſich ſelbſt gelaſſene geſunde Vernunſt, erkennen kann, und die ſo gar vielen Heiden, zum wenigſten den klügſten unter ihnen, bekannt geweſen. Die Einigkeit Gottes, die Unſterblichkeit der Seelen, die Strafen und Belohnungen nach dem Tode können hier zum Beweiſe dienen. Dieſes ſind ſo viele Wahrheiten, die man auch bey den Weltweiſen der Griechen und Römer, ja ſo gar bey unzähligen Poeten dieſer Völker antrifft, die doch von keiner Offenbarung etwas gewußt haben. Daher nennen die Gottesgelehrten dieſe Lehrſätze der natürlichen Theologie, die ſie auch in der geoffenbarten vorzutragen pflegen, vermiſchte Artikel; weil hierinnen gleichſam Vernunft und Offenbarung, Wiſſenſchaft und Glaube ihre Kräfte zuſammenſetzen, und dadurch eine vermiſchte Art des Erkenntniſſes zuwege bringen.

Ich weis nicht, ob ich auch den Artikel von Erſchaffung der Welt mit unter dieſe Anzahl rechnen darf. Die Schrift ſaget: Durch den Glauben wiſſen wir, daß Gott die Welt gemacht hat: und wenn man wahrnimmt, daß die alten Weltweiſen nicht eben gar zu richtig von dem Urſprunge der Welt philoſophiret haben; ſo ſollte man faſt auf die Gedanken gerathen, dieſes ſey ein bloß geoffenbarter Glaubensartikel. Allein, fürs erſte folget es nicht, daß der Glaube die Vernunft ganz ausſchließe. Wiſſen wir nicht auch durch den Glauben, daß nur ein Gott ſey? Und gleichwohl lehret uns die Natur eben das erweiſen. Hernach hat ja Paulus 2) auf dem Markte zu Athen, als er denen daſelbſt verſammleten Weltweiſen den unbekannten Gott predigte, und ihnen lauter aus der Vernunft hergenommene Wahrheiten vorſagte, ausdrücklich der Schöpfung der Welt mit gedacht. Und endlich iſt es 3) auch keine Folge: Die alten Weltweiſen hätten die Schöpfung der Welt aus Nichts, nicht recht eingeſehen: alſo könne denn die menſchliche Vernunft ſelbige gar nicht durch richtigen Gebrauch ihrer Kräfte erkennen. Die heutigen Weltweiſen haben ſehr viele Wahrheiten aus dem Lichte der Natur entdecket, davon unſre Vorfahren nichts gewußt. Und die Schöpfung der Welt gehöret allerdings mit unter die Lehrſätze, die ſie ſehr wohl erwieſen haben.

Ja die Vernunft geht noch weiter. Sie begnüget ſich daran nicht, daß ſie Gott als den Urheber und Erhalter der Welt darſtellet; ſie erweißt auch, daß Gott alles ſehr vollkommen und aufs allerbeſte erſchaffen habe. Der heilige Scribent der Schöpfungshiſtorie verſichert uns, daß Gott nach vollendeter Schöpfung, alles, was er gemacht hätte, angeſehen habe: und da hätte er befunden, daß alles ſehr gut geweſen. Eben dieſe Wahrheit erkennet nun die Vernunft auch, wenn ſie erweißt, daß Gott unter allen möglichen Welten die vollkommenſte, die beſte, die ſchönſte hervorgebracht habe. Weil nun dieſe Wahrheit nicht nur zur Erläuterung dieſer moſaiſchen Schriftſtelle nützen, ſondern auch ſonſt zu Auflöſung vieler Zweifel dienen kann, die man wegen vieler Begebenheiten in der Welt machen höret: ſo habe ich mich entſchloſſen, dieſelbe nach meinem Vermögen etwas beſſer ins Licht zu ſetzen. Ich bin nämlich Willens, darzuthun, daß Gott dieſe Welt nicht ſchöner, beſſer oder vollkommener, hätte ſchaffen können, als er ſie wirklich gemacht; und daß dieſelbe folglich für einen Spiegel ſeiner Vollkommenheiten anzuſehen ſey. Der geneigte Leſer mag ein unparteyiſches Urtheil davon fällen.

Abhandlung.

1. §. Zuförderſt iſt es hier nöthig, eine gute Erklärung von dem Worte **Welt** zu geben; damit niemand durch die Zweydeutigkeit deſſelben in Verwirrung geſetzet werde. Wir verſtehen aber dadurch weder das menſchliche Geſchlecht, noch, wie die Schrift zu reden pfleget, den laſterhaften Theil deſſelben. Wir nehmen auch dieſes Wort nicht in dem gemeinen Verſtande, da man die Erdkugel mit allem, was darauf befindlich iſt, die Welt nennet, und in welchem Verſtande ſelbſt die Weltweiſen es zu nehmen pflegen, wenn ſie von der Vielheit der Welten reden. Dieſe Bedeutung des Wortes könnte eine phyſikaliſche genennet werden. Wir aber brauchen eine noch weitläuftigere metaphyſiſche, und verſtehen dadurch den ganzen Zuſammenhang aller großen und kleinen Weltkörper; die unzählbare Menge aller erſchaffenen ſichtbaren und unſichtbaren Dinge: kurz, die wohl zuſammenhangende Reihe aller endlichen Naturen, ſie mögen nun geiſtlich oder körperlich, oder noch von einer dritten Gattung ſeyn, und die entweder der Zeit, oder dem Raume nach, theils durch die wirkenden Urſachen, theils durch die Endurſachen mit einander verknüpfet ſind; ſo daß ſie ein metaphyſiſches Ganzes ausmachen, welches durch ſeine Uebereinſtimmung und Harmonie, einer Schönheit und Vollkommenheit fähig iſt.

2. §. Aus dieſer Erklärung kann nun ein jeder leicht abnehmen, daß nicht nur dieſe gegenwärtig vorhandene, ſondern noch unzählige andre Welten mög.

möglich ſind; oder hätten erſchaffen werden können. Denn da wir alles dasjenige möglich nennen, was ſich ohne Widerſpruch gedenken läßt: ſo iſt es nicht ſchwer, zu begreifen, daß viele Dinge möglich ſeyn müſſen, die doch nicht wirklich da ſind. Z. E. Unzählige Paläſte, ja ganze Städte, könnten ja noch erbauet werden, die doch nicht wirklich erbauet ſind. Unzählige Begebenheiten könnten ſich unter den Menſchen zutragen, die doch nicht geſchehen; wie die Fabeln vernünftiger Poeten genugſam zeigen. Auf eben die Art kann ſich die menſchliche Vernunft auch ein andres Weltgebäude, aus andern Sonnen und Planeten beſtehend, vorſtellen, darinnen andre Menſchen und Thiere, andre Bäume und Pflanzen, andre Steine und Metalle, andre Seen und Ströme, andre Länder und Berge, andre Jahreszeiten und Witterungen befindlich wären. Die gegenwärtigen Dinge nämlich ſind nicht nothwendig ſo. Das Gegentheil davon könnte eben ſo wohl vorhanden ſeyn, weil es keinen Widerſpruch in ſich hält. Dieſe Welt iſt alſo nur ein zufälliges Ding, und müſſen noch unzählige ſolche Ordnungen und Reihen endlicher Dinge möglich ſeyn, die eben ſo wohl, als dieſe wirklich vorhandene Reihe, hätten zur Wirklichkeit kommen können, wenn es dem Urheber aller Dinge gefallen hätte, ſie hervorzubringen.

3. §. Wenn wir aber hier von der Welt behaupten wollen, daß ſie die allerbeſte ſey, ſo fraget es ſich, was wir durch das Gute verſtehen, darnach wir hernach das Beſte ſchätzen können. Nun iſt das Gute eigentlich dreyerley. Das erſte iſt das moraliſche

Gute, welches ſich in den Handlungen vernünftiger und freyer Naturen befindet, die mit dem Geſetze der Natur übereinſtimmen; und von dieſem handeln wir hier nicht. Das andre iſt das ſogenannte phyſikaliſche Gute; nämlich alles dasjenige wird in dieſem Verſtande gut genennet, was eine Sache erhält, verbeſſert, und vollkommener machet. In dieſem Verſtande ſind die Speiſe, der Schlaf, die Kleidung, die Bewegung, u. ſ. w. unſerm Leibe; die Sonnenwärme, und der Regen, einem Felde; u. d. gl. gut und zuträglich. Endlich zum dritten giebt es noch ein metaphyſiſches Gut; welches nichts anders, als die Vollkommenheit einer jeden Sache, bedeutet, die aus der Uebereinſtimmung ihrer Theile, oder andrer Eigenſchaften und Zufälligkeiten entſteht. Z. E. Eine Uhr iſt dergeſtalt gut, wenn alle ihre Räder, mit dem Zeiger, der Glocke und dem Hammer, ſo wohl zuſammen ſtimmen, daß die Zeit dadurch aufs richtigſte angezeiget werden kann. Eine Landesverfaſſung iſt gut, wenn alle Stände des Reichs zur Beförderung der gemeinen Wohlfahrt übereinſtimmen. In dieſem Verſtande nehmen wir nun allhier das Gute, und nun wird ſich leicht zeigen, was das Beſte ſey.

4 §. Wenn man nun urtheilen will, welches unter vielen metaphyſiſch guten Dingen, das beſte ſey: ſo muß man auf den Grad der Vollkommenheit ſehen, den dieſelben beſitzen. Je mehr Harmonie oder Uebereinſtimmung in einer Sache gefunden wird; deſto vollkommener iſt dieſelbe. Z. E. In einer Muſik iſt deſto mehr Vollkommenheit, je mehr

Uebereinſtimmung der Stimmen, Inſtrumente und Töne, darinnen angetroffen wird. Es kömmt aber hierbey hauptſächlich auf zwey Stücke an, nämlich auf die Anzahl der mit einander übereinſtimmenden Dinge, und auf die Regeln, nach welchen dieſelben übereinſtimmen. Wo vieles mit einander zuſammenſtimmet, da iſt mehr Vollkommenheit, als wo weniges harmoniret. Und wo mehrere Regeln der Harmonie beobachtet werden, da iſt gleichfalls eine größere Vollkommenheit befindlich. Da auch die Regeln der Vollkommenheit vielmals mit einander ſtreiten, und alſo von der einen oder andern eine Ausnahme gemacht werden muß: ſo gehöret allerdings zur größern Vollkommenheit auch noch, daß dieſe Ausnahmen am rechten Orte, und in ſo geringer Anzahl gemacht ſeyn müſſen, als es möglich iſt. Das allervollkommenſte Ding, oder das allerbeſte in metaphyſiſchem Verſtande, wird dasjenige ſeyn, wo die allergrößte Anzahl der Dinge, nach den ſchönſten Regeln der Uebereinſtimmung, in einer ſolchen Harmonie ſtehen, daß ſehr wenige Ausnahmen dabey vorkommen, und die an den beſten Stellen darinnen gemachet werden. Und in dieſem Verſtande wollen wir zeigen, daß dieſe Welt die allerbeſte ſey.

5. §. Nach dieſen Erklärungen wird ſich nun ein jeder leicht vorſtellen können, daß unter ſo unzählig viel möglichen Welten, davon im 2. §. gehandelt worden, auch immer eine beſſer, als die andre ſeyn müſſe. Denn weil es viele Welten ſeyn ſollen, ſo müſſen ſie nothwendig unterſchieden ſeyn. Sind ſie aber unterſchieden, ſo müſſen ſie entweder aus meh-

rern und wenigern, oder aus vollkommenern und unvollkommenern Theilen beſtehen; und entweder nach wenigen und einfachen, oder nach vielen und zuſammengeſetzten Regeln der Harmonie übereinſtimmen. Ja auch die Ausnahmen werden in der einen bey den ſtreitenden Regeln der zuſammengeſetzten Vollkommenheit, entweder geſchickter oder ungeſchickter angebracht ſeyn. Alles dieſes nun wird ihren Grad der Vollkommenheit ſehr verſchieden machen. Die eine Welt wird größer, die andre kleiner ſeyn. Die eine wird mehr Geiſter, die andre mehr Körper in ſich enthalten; und in der einen wird es vollkommenere Arten der Geiſter, Seelen und Körper geben, als in der andern. In der einen Welt wird alles ordentlich zuſammen hangen, und zu einer allgemeinen Abſicht übereinſtimmen. In der andern aber wird viel Unordnung vorkommen, vieles vergeblich und überflüßig, vieles mangelhaft ſeyn. Daher entſtehen nun unzählig viele Grade der Vollkommenheit in der Anzahl möglicher Welten: und da wir die Vollkommenheit in metaphyſiſchem Verſtande **gut** nennen (3. §.): ſo wird zwar eine jede von dieſen Welten gut, aber eine immer beſſer, als die andre ſeyn (4. §.) nachdem ihr Grad der Vollkommenheit entweder größer oder kleiner ſeyn wird.

6. §. Die Luſt oder das Vergnügen eines verſtändigen Weſens entſteht aus dem Anſchauen der Vollkommenheit. Z. E. Ein ſchönes Gemälde, ein wohlangelegter und ordentlich eingerichteter Garten, eine harmoniſche Muſik, ein regelmäßig erbautes Gebäude geben demjenigen, der ſie empfindet, ein

ſonderbares Vergnügen. Ja man weis es aus der Erfahrung, daß der Grad des Vergnügens deſto größer iſt, je größer der Grad der Vollkommenheit iſt, den man vor ſich ſieht; und je beſſer man dieſelbe eingeſehen und erkannt hat. Eine Schilderey des Apelles wird einem andern Kenner mehr Vergnügen erwecken, als eines ſchlechten Anfängers Probeſtück. Und je beſſer dieſer Kenner ſich auf die Malerkunſt verſteht: deſtomehr Luſt wird er über das Meiſterſtück jenes Künſtlers empfinden. Nun ſtelle man ſich Gott als ein vollkommen verſtändiges Weſen vor, welches ſich alle mögliche Dinge in dem höchſten Grade der Deutlichkeit vorſtellet. Mit einem ſo unendlichen Verſtande, ſieht er nothwendig auch die verſchiedenen Grade der Vollkommenheit in allen möglichen Welten ein. Er beurtheilet dieſelben auch ohne Vorurtheil und Irrthum, weil er nicht fehlen kann. Folglich empfindet er denn auch an einer jeden von dieſen möglichen Welten, die ſich ſein Verſtand vorſtellet, einen verſchiedenen Grad des Vergnügens, der dem Grade der Vollkommenheit, welchen eine jede beſitzt, gemäß iſt; das heißt kurz geſagt: die eine mögliche Welt gefällt Gott beſſer, als die andre.

7. §. So wie wir aber in dieſer Abhandlung zum voraus ſetzen, daß ein Gott ſey, als welches hier zu erweiſen unnöthig und überflüßig ſeyn würde: alſo fordern wir auch mit Recht von unſerm Leſer, daß er uns alle Eigenſchaften Gottes zugebe, davon er aus andern Gründen ſchon überzeuget ſeyn muß. Unter andern aber ſetzen wir hier ſonderlich die göttliche

liche Weisheit zum voraus, dadurch Gott allezeit die geſchickteſten Mittel zu ſeiner Abſicht zu gelangen, zu wählen weis. Denn dieſe Wiſſenſchaft nennen wir die Weisheit. Wie nun aus dieſer Erklärung überhaupt folget, daß ein Weiſer nichts umſonſt, ohne zureichenden Grund thun könne: ſo kann auch Gott nach ſeiner höchſten Weisheit nichts ohne Grund thun. Es iſt wahr, daß Gott, nebſt der höchſten Weisheit, auch eine unumſchränkte Freyheit beſitzt. Allein wie überhaupt die Freyheit ein Vermögen eines verſtändigen Weſens andeutet, dasjenige zu thun, was demſelben am beſten gefällt, nicht aber ohne Urſache etwas zu thun: ſo kann auch die Freyheit Gottes ſeiner Weisheit nicht zuwider ſeyn. Vielmehr hängt jene von dieſer gewiſſer maßen ab. Je weiſer ein Weſen iſt, deſto freyer iſt daſſelbe in ſeinen Handlungen; weil es alsdann allemal nach der Vorſchrift ſeiner Vernunft handelt, und von keiner Sklaverey der Affecten, auch von keinem Zwange etwas weis. Da nun Gott der allerweiſeſte iſt: ſo muß er auch die allergrößte Freyheit beſitzen; aber eine ſolche, dadurch er allezeit nach den weiſeſten Urſachen handelt, wenn er was thut; nichts von ungefähr, nichts blindlings, oder auf ein Gerathewohl unternimmt.

8. §. Kann nun Gott, ſeiner Weisheit wegen, nichts ohne einen zulänglichen Grund thun: ſo hat er auch dieſe Welt nicht ohne einen zureichenden Grund erſchaffen. Er muß anfänglich eine Abſicht gehabt haben, in welcher er dieſelbe hervorgebracht, und die er ohne die Schöpfung derſelben nicht hätte

erlangen können. Und da lehret uns das ganze Weltgebäude in allen ſeinen Theilen, daraus wir die Weisheit, Güte und Macht Gottes ſo deutlich abnehmen können, daß Gott die Welt zu Offenbarung ſeiner Herrlichkeit, oder zu ſeiner Ehre erſchaffen habe. Die Schrift ſelbſt ſtimmet damit überein, und deſto ſicherer kann die Vernunft dabey beruhen. Hat nun Gott dieſe Abſicht in Erſchaffung der Welt gehabt: ſo muß er ſeiner Weisheit nach die Welt für ein Mittel angeſehen haben, dieſelbe zu befördern. Und darinnen hat er nicht irren können, weil ſein Verſtand der allervollkommenſte iſt. Er ſchuff nämlich in derſelben nicht nur große Weltkörper, als lebloſe Creaturen, die durch ihre mechaniſche Verknüpfung, ordentliche Veränderung, und regelmäßige Bewegung von der Weisheit ihres Urhebers zeugeten. Er erſchuff auch lebendige, und ſonderlich vernünftige Geſchöpfe; die da Einwohner dieſes prächtigen Gebäudes abgeben könnten, und als aufmerkſame und ſcharfſinnige Zuſchauer ſo vieler natürlichen Wunder, die Größe ihres Urhebers erkennen und bewundern könnten. Ja er brachte auch unzählige andre Thiere, Fiſche, Vögel, Bäume und Kräuter, Steine und Mineralien hervor, deren ſich dieſe vernünftige Geſchöpfe zu ihrer Bequemlichkeit bedienen ſollten. Alles dieſes zeiget nun deutlich, daß Gott die Welt als ein Mittel gebraucht habe, die Offenbarung ſeiner Ehre und Herrlichkeit, als ſeinen letzten Hauptzweck, zu befördern.

9. §. Nun wird ſich ein jeder leicht vorſtellen können, daß unter den unzähligen möglichen Welten,

ten, die wir oben erwieſen haben, nicht eine jede gleich geſchickt geweſen, dieſen Hauptzweck Gottes zu befördern. Die möglichen Welten waren ja nicht alle gleich vollkommen: das iſt, die eine beſtund aus mehrern, die andre aus wenigern Theilen; und die eine hatte mehr Uebereinſtimmung darinnen, als die andere, u. ſ. w. Daher gab denn auch die eine ein bequemeres Mittel ab, die Abſicht Gottes zu befördern, als die andre. Gott überſah mit ſeinem unendlichen Verſtande, menſchlicher Weiſe davon zu reden, alle dieſe Reihen möglicher Dinge. Er überlegte ihre Größe, Ordnung, Vollkommenheit oder Schönheit. Er wog gleichſam die Größe der Harmonie, in einer jeden gegen einander ab. Er verglich auch die Vortrefflichkeit einzelner Geſchöpfe, die in einer jeden möglichen Welt zum Vorſcheine kommen. Er hielt endlich alles dieſes mit ſeiner letzten Hauptabſicht zuſammen, und überlegte, welche von allen dieſen Welten am bequemſten dazu ſeyn würde; oder, durch welche er die meiſte Ehre und Herrlichkeit erlangen würde, wenn er ſie ſchaffen würde. Da fand nun ſein durchdringender Verſtand eine große Ungleichheit in den möglichen Welten. Die eine war immer geſchickter zur Beförderung ſeines Zweckes; und es konnte ihm alſo nicht gleich viel gelten, welche von allen er erſchaffen wollte. Er hätte keine Weisheit beſitzen müſſen, wenn er ſo blindlings hätte zugreifen, und die erſte die beſte mit der Wirklichkeit hätte beſchenken wollen.

10. §. Will man ſich dieſes in einem Gleichniſſe vorſtellen, ſo bilde man ſich einen mächtigen König

ein, der ſich ein prächtiges Reſidenzſchloß aufzubauen Willens iſt. Seine Abſicht iſt, dadurch ſo wohl ſeinen Unterthanen, als allen Fremden, einen Begriff von ſeiner Macht, Größe, und Herrlichkeit beyzubringen; weil man doch aus dem äußerlichen Prachte eines Fürſten von ſeiner Hoheit und Weisheit zu urtheilen pflegt. Er läßt ſich zu dem Ende von den allergeſchickteſten Baumeiſtern die Riſſe zu allerley prächtigen Palläſten entwerfen, die zwar alle viel Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit in ſich faſſen, aber doch alle anders gerathen. Er nimmt endlich alle dieſe Riſſe ſelbſt vor ſich, um dieſelben zu unterſuchen. Er geht einen nach dem andern aufs genaueſte durch, überleget die Größe, Anzahl der Zimmer, die Ordnung und Eintheilung derſelben, die Feſtigkeit und Verzierungen, die Lage, und alle übrige Bequemlichkeiten. Alles dieſes hält der weiſe Fürſt gegen die letzte Abſicht, welche er bey dem ganzen Baue hat. Es fehlet ihm weder am Gelde, noch an Arbeitern, noch an Materialien, noch endlich an der bequemſten Gegend, wo er ſein Gebäude aufführen will. Es hindert ihn alſo nichts, daß er nicht bloß nach ſeiner Weisheit wählen ſollte. Dieſe aber erlaubet ihm nicht, in der Wahl blindlings zu verfahren. Die Riſſe werden auch nach genauer Unterſuchung ſehr ungleich befunden. Der eine iſt immer geſchickter, die letzte Abſicht zu erreichen, als der andre. Und einer unter allen muß nothwendig der bequemſte und beſte ſeyn.

11. §. Wie nun in dieſem Falle ein weiſer Fürſt nicht ermangeln würde, den allerbeſten Riß zu er-

wählen, das iſt, denjenigen Entwurf zu einem recht königlichen Pallaſte, allen übrigen vorzuziehen, welcher der allerprächtigſte und vollkommenſte wäre; und folglich als der allergeſchickteſte erfunden würde, die Abſichten des Bauherrn zu erreichen: So hat denn auch der allerweiſeſte Monarch, unter allen möglichen Welten, die ihm ſein unendlicher Verſtand vorſtellete, und die er alle erſchaffen konnte, ohne allen Zweifel diejenige Welt erwählet, die ſeiner Weisheit am gemäſſeſten war. Das iſt, er hat dasjenige Weltgebäude in ſeinem Rathſchluſſe allen übrigen vorgezogen, welches zu ſeinem Hauptzwecke, das iſt zu Offenbarung ſeiner ewigen Herrlichkeit, am beförderlichſten war. Zu dem Ende nun, hat er dasjenige wählen müſſen, worinnen ſowohl den Theilen, als ihrer Verknüpfung, Ordnung und Anzahl nach, und folglich auch im Ganzen, die meiſte Vollkommenheit befindlich war; daraus man alſo ſeine unendliche Weisheit, Güte und Macht, als aus einem klaren Spiegel erkennen konnte. Kurz zu ſagen, Gott erſchuf die vollkommenſte, oder in metaphyſiſchem Verſtande, die allerbeſte Welt, die ſein unendlicher Verſtand nur hatte ausſinnen können. Und folglich habe ich denjenigen Lehrſatz erwieſen, den ich mir zu erweiſen vorgenommen: Nämlich, daß dieſe wirklich vorhandene Welt die allerbeſte von allen denjenigen ſey, die Gott hätte ſchaffen können; oder, daß Gott keine vollkommnere Welt hätte hervorbringen können, als die er wirklich hervorgebracht hat.

12. §. Wer dieſen bisher geführten Beweis recht erwäget, und nach den Regeln einer logiſchen Demonſtra-

monſtration zu unterſuchen fähig iſt; der wird finden, daß wir darinnen alle mögliche Gründlichkeit beobachtet haben. Wir haben darinnen nichts zum voraus geſetzet, als was uns von denen, wider welche wir zu ſtreiten haben, zugegeben wird, nämlich die Exiſtenz Gottes, und ſeine unendlichen Eigenſchaften. Alles übrige waren Erklärungen, und unumſtößliche Grundſätze, die daraus folgeten. Was will man nun an unſerm Beweiſe ausſetzen? Will man etwa Gott ſeinen unendlichen Verſtand abſtreiten, womit er ſich alle mögliche Weltgebäude deutlich vorgeſtellet hat? Oder will man ſeine Weisheit leugnen, nach welcher er niemals ohne Abſicht handelt, niemals ohne Grund etwas thut, niemals ſchlechte Mittel erwählet, wo es beſſere giebt? Will man etwa ſeine Macht in Zweifel ziehen, die irgend nicht zulänglich geweſen, dasjenige, was Gott weislich erwählet hatte, auszuführen? Oder will man endlich behaupten, Gott habe die Welt nicht zu Offenbarung ſeiner Herrlichkeit erſchaffen; welches doch Vernunft und Schrift ſo deutlich lehren? Einen von allen dieſen Sätzen muß man in Zweifel ziehen, oder leugnen; wenn man dieſen Beweis von der beſten Welt umſtoßen will. Aber eben dadurch wird man behaupten müſſen, daß Gott keinen unendlichen Verſtand, keine Weisheit, keinen gütigen Willen, der das beſſere dem ſchlechtern vorzieht, keine unendliche Macht beſitze; mit einem Worte, daß Gott kein Gott ſey: welches doch ein offenbarer Widerſpruch iſt.

13. §. Allein, wie es zu gehen pflegt, daß derjenige Feind, der ſich eine Hauptſchlacht zu wagen,

nicht ſtark oder beherzt genug findet, nur durch kleine Scharmützel ſeinen Gegner aufzureiben, zu ſchwächen, oder doch müde zu machen ſuchet; ſo geht es auch in dieſem vorhabenden Streite von der beſten Welt. Unſre, oder vielmehr des allervollkommenſten Baumeiſters Feinde, wagen ſich nicht an unſern Hauptbeweis. Sie ſind in der Vernunftlehre ſo geübt nicht, daß ſie ſich an die Unterſuchung einer Demonſtration machen dörften. Sie greifen uns alſo nicht von fornen an, ſondern ſuchen uns nur durch allerley Diſputirkünſte, von der Seite, Abbruch zu thun. Sie machen uns allerley Einwürfe, womit ſie eine Wahrheit umzuſtoßen ſuchen, an deren Gründen ſie doch keine Schwäche zeigen können. Sie ſagen: 1) Wenn Gott die allerbeſte Welt erſchaffen hat, die nur möglich war, ſo iſt er nicht frey geweſen; denn er hat in ſolchem Falle ſeiner Weisheit unbeſchadet keine ſchlechtere wählen können. Wer aber keine andre wählen kann, als die einzige, die er ſchaffet, der muß eben dieſe wählen; und iſt alſo durch eine Nothwendigkeit gezwungen, ſie zu ſchaffen. Ferner 2) iſt Gott auch nicht allmächtig, wenn er die beſte Welt geſchaffen hat. Denn iſt dieſe die allerbeſte: ſo kann er keine beſſere ſchaffen, und folglich iſt er nicht allmächtig. Endlich ſtreitet dieſe Lehre 3) wider die Schrift. Denn dieſe lehret, daß der Satan nicht allein ſelbſt die Sünde in die Welt gebracht, ſondern auch das menſchliche Geſchlecht verführet habe. Dadurch aber iſt die Welt ſehr verderbt und böſe geworden. Da nun eine Welt ohne Sünde, zweifelsfrey weit beſſer wäre, als eine mit ſo vieler Sünde: ſo kann dieſe unmöglich die allerbeſte ſeyn.

14. §.

14. §. Was den erſten Einwurf von der Freyheit anlanget; ſo haben wir zu Beantwortung deſſelben ſchon im vorhergehenden den Grund geleget. Frey iſt derjenige, der da thun kann, was er will, oder was ihm am beſten gefällt. Die Freyheit ſchließt alſo allezeit eine vorhergehende Wahl in ſich, darinnen man aus etlichen möglichen Dingen, eins allen übrigen vorzieht. Hier kömmt nun die Beſtimmung deſſen, was man wählen ſoll, lediglich auf den Verſtand an: und es iſt ſo weit gefehlet, daß die Einſicht deſſelben die Freyheit hindern ſollte, daß ſie vielmehr zu derſelben unentbehrlich iſt. Ohne Verſtand kann ein Weſen nicht frey ſeyn: und je vollkommener folglich ſein Verſtand iſt, deſto freyer iſt ſelbiges. Wer hat es auch jemals für einen Zwang ausgegeben, wenn man unter etlichen Dingen, das beſſere dem ſchlechtern vorzieht, oder gar das beſte wählet? In dieſen Umſtänden nun befindet ſich der Schöpfer der Welt. Er ſieht unzählige mögliche Welten, die er alle ſchaffen könnte. Er beurtheilet ſie mit ſeinem Verſtande; er wählet aber keine ſchlechte, ſondern die allerbeſte, und handelt alſo nach der vollkommenſten Freyheit. Hätte er eine ſchlechtere geſchaffen, ſo würde dieſe Freyheit noth gelitten haben. Denn da hätte man ſchließen können, daß ihn etwa ein Zwang abgehalten, dasjenige hervorzubringen, was ihm unter allen am beſten gefallen hatte.

15. §. Dem andern Einwurfe, von der Allmacht Gottes, können wir noch leichter, als dem vorigen, begegnen. Die Macht iſt ein Vermögen, das Mögliche wirklich zu machen, oder ihm die Exiſtenz zu geben.

ben. Wir ſagen mit Bedacht **das Mögliche**; denn was unmöglich iſt, das iſt kein Gegenſtand der Macht. Das Unmögliche hält einen Widerſpruch in ſich, und kann alſo nicht einmal gedacht, viel weniger ins Werk gerichtet werden. Wenn derowegen die Macht einer wirkenden Urſache ſo groß iſt, daß ſie ſich auf alles, was möglich iſt, erſtrecket: ſo iſt ſie die allergrößte, die ſich gedenken läßt, und folglich unendlich, oder eine Allmacht. Wenn wir nun ſetzen, daß Gott alle mögliche Weltgebäude habe ſchaffen können; alle mögliche Welten aber alle mögliche Dinge in ſich faſſen: ſo iſt die Macht Gottes unendlich, und er ſelbſt iſt allmächtig. Dieſes erſtere aber erhellet daher, weil er die beſte und vollkommenſte unter allen Welten erſchaffen hat. Wer das größere kann, dem wird man das geringere nicht abſprechen können. Aber eine beſſere Welt, als dieſe iſt, ſchaffen zu können, das gehöret nicht zur Allmacht; denn es iſt unmöglich. Daß etwas beſſer ſey, als das Beſte, hält einen Widerſpruch in ſich, und läßt ſich nicht einmal gedenken. Gott würde auch viel eher ein Zeichen der Ohnmacht abgeleget haben, wenn er eine ſchlechtere Welt erſchaffen hätte, als dieſe. Denn da hätte man denken können: ſeine Macht müßte wohl nicht zureichend geweſen ſeyn, die beſte hervorzubringen, indem er ſich mit der ſchlechtern befriedigen müſſen.

16. §. Was endlich den letztern Einwurf, den man aus der geoffenbarten Gottesgelahrheit hernimmt, anbetrifft; ſo wollen wir denſelben nicht ſo wohl beantworten, als vielmehr von uns ablehnen.

Es iſt nicht möglich, daß die Vernunft alles das vollkommen einſehe, was die Schrift, aus einem höhern Lichte lehret. So weit ihre Kräfte zulangen, ſo weit geht man billig; wo ſie uns aber verlaſſen, da überläßt ein Weltweiſer die weitere Ausführung den Gottesgelehrten, als Auslegern der göttlichen Offenbarung. So wollen wirs auch in dieſem Falle machen. Wir ſind vergnügt, daß wir bisher haben darthun können, daß Gott alles ſehr wohl gemacht habe. Dieſes ſaget die Schrift auch; und in ſo weit ſtimmen beyde Lichter überein. Ob ſich aber in die, von Gott vollkommen gut erſchaffene Welt, wider die Abſicht und den Willen ihres Urhebers, etwas Böſes habe einſchleichen können; ob ein Geſchöpf vermögend geweſen, das Meiſterſtücke der göttlichen Macht, Weisheit und Güte zu verderben; kurz, ob das in der Welt befindliche moraliſche Uebel, nebſt dem darauf nothwendig erfolgenden phyſikaliſchen, ſo groß ſey, daß Gott ein Misfallen an derſelben haben müſſe? Dieſes alles, ſage ich, begreift die Vernunft nicht. Sie weis nichts von böſen Geiſtern, viel weniger vom Falle Adams. Sie nimmt den Menſchen ſo, wie ſie ihn findet, ſo wie er ſchwach und einfältig zur Welt kömmt; allmählich aber zu vielem Guten und Böſen geſchickt wird. Aus dieſem allen aber folget noch nicht, daß die Welt nicht gut, oder doch nicht die beſte ſey. In jeder andern Welt würde, allem Vermuthen nach, noch mehr Böſes geweſen ſeyn. Mit einem Worte, wir müſſen dieſes den Gottesgelehrten überlaſſen.

17. §. Wollte man hier einwenden: wir machten die Vernunft hier ſchwächer, als ſie wäre; indem ſelbige gar wohl aus dem gegenwärtigen Zuſtande des Menſchen ſchließen könnte, es müßte derſelbe weit vollkommener aus der Hand ſeines Schöpfers gekommen ſeyn: ſo antworten wir, daß dieſer Schluß uns ohne die Offenbarung, nicht würde in den Sinn gekommen ſeyn. Die Vernunft ſieht freylich wohl, daß der Menſch nicht vollkommen weiſe und tugendhaft iſt. Sie ſieht aber auch die Quellen der menſchlichen Thorheit und Untugend in den weſentlichen Schranken unſrer endlichen Natur. Sie weis: ein Geſchöpfe kann keine unendliche, uneingeſchränkte Erkenntniß beſitzen; daher kann es irren, ein Scheingut für ein wahres, ein Scheinübel für ein wirkliches halten; folglich jenes ſuchen, und dieſes fliehen: das iſt, es kann fehlen und ſündigen. Dem ungeachtet aber ſieht die Vernunft doch auf der Erdkugel kein vollkommener Geſchöpfe, als den Menſchen *. Alle andre Thiere ſind an Graden der Vollkommenheit weit unter ihm. Sie haben gar keine Vernunft, und ſind alſo weit ſchlechter daran, als die neugebohrnen Kinder, die doch noch eine Fähigkeit beſitzen, vernünftig zu werden. Ja auch unter den Thieren übertrifft eins an Vollkommenheiten das andre: und doch iſt jedes in ſeiner Art vollkommen. Hat nun ein Wurm, ein Kraut, ein Stein, ein Erdenkloß, ein

---

* Plato de Legib. L. VII. ſaget: Ανθρωπον δε Θεȣ τι παιγνιον ειναι μεμηχανημενον. Και οντως τȣτο αυτȣ το βελτιϛον γεγονεναι. Hominem ludicrum quoddam Dei eſſe, ab eo exquiſitum atque effectum, et reuera illud DEI OPTIMVM OPIFICIVM.

ein Sonnenſtäubchen; ſo unvollkommen als ſie im Abſehen auf den Menſchen ſind, aus der Hand eines unendlich weiſen Schöpfers kommen können: warum nicht auch der Menſch, der Fürſt unter allen Thieren, der ein himmliſches Gemüth, in einem zerbrechlichen Leibe hat; das wunderbare Thier, das einen ſo edlen Geiſt erhalten hat, womit es ſeinen Schöpfer erkennen, und ihn aus der Betrachtung ſeiner Werke preiſen kann.

18. §. Noch ein Einwurf, der einigen Schein hat, läßt ſich hier vorherſehen. Man wird es für keinen wohlerwieſenen Satz halten, daß unter allen möglichen Welten, nur eine einzige die vollkommenſte geweſen ſeyn ſollte. Wie ſollten doch, wird man ſprechen, nicht etliche Welten einen gleichen Grad der Vollkommenheit haben können? Wenn ſie gleich ſonſt an innerlicher Ordnung und Verknüpfung der Theile unterſchieden wären: ſo könnten ſie doch wohl gleiche Schönheit beſitzen, und dem Söpfer alſo eine freye Wahl laſſen, welche von allen er ſchaffen wollen. Der Einwurf iſt gut, Ungeübte irre zu machen; aber ſo ſchwer nicht, daß er nicht beantwortet werden könnte. Wir wollen ihn auf eine Weile zugeben, und eben dadurch, daß was ungereimtes daraus fließt, denſelben der Falſchheit überführen. Geſetzt alſo, es wären etliche mögliche Welten gleich vollkommen geweſen: würde daraus nicht folgen, daß ſie ſich alle, zu der Ausführung der göttlichen Abſicht, gleich gut geſchicket hätten? Allerdings: denn durch die Vollkommenheit der Welt, offenbaret Gott ſeine Herrlichkeit und alle ſeine Eigenſchaften:

woraus denn ſeine Ehre erwächſt. Folglich wäre es denn gleichviel geweſen, welche Welt Gott zu Erreichung ſeines Zweckes erwählet hätte. Wäre es aber vollkommen gleichgültig geweſen: ſo hätte Gott gar keine Welt erſchaffen können. Denn ohne zulänglichen Grund thut nicht einmal ein Menſch etwas, geſchweige denn ein ſo weiſes Weſen. Die Gleichgültigkeit des Gleichgewichts, wie die Scholaſtiker reden, iſt heute zu Tage ganz aus den Schulen verbannet. Der Satz des zureichenden Grundes erſtrecket ſich auch bis auf die freywilligen Handlungen. Gott konnte alſo auch unter gleich vollkommenen Welten ohne Urſache, keine der andern vorziehen. Nun lehret aber der Augenſchein, daß er eine allen übrigen vorgezogen: folglich muß eine unter allen die vollkommenſte geweſen ſeyn.

19. §. Nichts iſt übrig, ehe wir den völligen Schluß dieſer Abhandlung machen, als daß wir durch einige Zeugniſſe alter Weltweiſen darthun, daß die Vernunft, auch ohne vorhergehende Erkenntniß der Offenbarung, dieſe Wahrheit von der Schönheit und untadelhaften Vollkommenheit der Welt, habe erkennen können. Wir wollen hier aber nicht durch die Menge, ſondern nur durch die Wichtigkeit ſolcher Stellen unſern Satz beſtätigen: nicht als ob wir unſere Weltweisheit auf das Vortheil des Anſehens gründen wollten; ſondern weil man oft Gegner hat, die nicht eher etwas für wahr halten, als bis ſie hören, daß es ſchon eine alte Wahrheit ſey. So wollen wir denn fürs erſte den **Thales**, einen ſehr alten griechiſchen Weltweiſen, anführen. Von dieſem

berichtet Diogenes Laertius, C. I. Sect. 35. daß, als er von jemanden gefraget worden, was das allerſchönſte wäre? Er geantwortet habe: **die Welt; denn ſie iſt ein Werk Gottes:** ποιημα γαρ θεȣ. Plato iſt eben der Meynung geweſen, wenn er geſaget, daß Gott die Welt nach Maaß und Zahl, aufs herrlichſte und ſchönſte gemacht habe: Ὁυτω δε τοτε πεφυκοτα ταυτα πρωτον διεσχηματισατο εἴδησι και ἀριθμοις. Το δε η δυνατον ως ΚΑΛΛΙΣΤΑ ΤΕ και ΑΡΙΣΤΑ εξ ȣχ ὁυτως εχοντων τον Θεον αυτα ξυνιςαναι. Ita autem tunc haec ſua natura apta, primum conformauit diſtinxitque formis et numeris. Deum vero, quantum fieri oportuit, PRAECLARISSIME et OPTIME vniuerſum hoc conſtituiſſe, atque ordinaſſe ex iis rebus, quae nondum hanc formam ſortitae erant. Polit. T. II. p. 273. Eben das ſaget ein griechiſcher Poet **Xenophanes** in des Clem. Alexandr. Strom. Lib. V. p. 601, davon wir nur die lateiniſche Ueberſetzung herſetzen wollen; die Duport ein Franzoſe gemacht hat.

Nec ſine te factum terris, Deus, aut opus vllum
Aethere, nec Dio fit nec per caerula Ponti:
Errore acta ſuo niſi quae gens impia patrat.
Confuſa in ſeſe tu dirigis ordine certo,
Auſpice te ingratis et ineſt ſua gratia rebus,
Felice harmonia. Tu ſcilicet omnia in vnum.
Sic bona mixta malis compingis, vt vna reſurgat
Cunctorum ratio communis et vſque perennans:
Quam refugit ſpernitque Hominum mens laeua malorum.
Heu miſeri! bona qui quaerunt ſibi ſemper et optant:
Diuinam tamen hanc communem et denique legem
Nec ſpectare oculis nec fando attendere curant.

20. §. Kommen wir auf die lateiniſchen Weltweiſen: ſo kann es uns auch da nicht an Zeugen unſerer guten Sache fehlen. Wir haben zweene der vornehmſten auf unſerer Seite, die allerdings einigen Nachdruck geben könnten, wenn es in ſolchen Wahrheiten auf das Anſehen großer Leute ankäme. Der erſte iſt Cicero, der nicht weniger der größte Weltweiſe, als der größte Redner unter den Römern geweſen. In ſeinem Timaeus oder dem *Fragmento de Vniuerſo* ſchreibt er, p. 4019. ed. Verb. in 8. folgendes: *Quaeramus igitur cauſſam, quae eum impulerit, qui haec machinatus ſit, vt originem rerum, et molitionem nouam quaereret? Probitate videlicet praeſtabat, Probus autem inuidet nemini. Itaque omnia ſui ſimilia generauit. Haec nimirum gignendi mundi cauſſa iuſtiſſima. Nam quum conſtituiſſet Deus* BONIS OMNIBVS EXPLERE MVNDVM, *mali nihil admiſcere, quoad natura pateretur: quidquid erat, quod in cernendi ſenſum caderet, id ſibi aſſumſit, non tranquillum & quietum, ſed immoderate agitatum et fluctuans: idque ex inordinato in ordinem adduxit. Hoc enim iudicabat eſſe praeſtantius:* FAS AVTEM NEC EST, NEC VMQVAM FVIT, QVIDQVAM NISI PVLCERRIMVM FACERE EVM, QVI ESSET OPTIMVS. Ja in dem unmittelbar vorhergehenden II. Capitel hatte er ſchon geſagt: *Neque mundo quidquam pulcrius, neque eius aedificatore praeſtantius eſſe.* Hieraus erhellet nun augenſcheinlich, daß dieſe Wahrheit von der Vollkommenheit der Welt, auch bereits von denjenigen

jenigen Weltweiſen erkannt worden, die nichts von der Offenbarung gewußt; ja daß man ſie eben ſo wohl, als wir, aus der Erkenntniß der Eigenſchaften Gottes hergeleitet und geſchloſſen habe. Tullius beruft ſich ja ausdrücklich auf die Güte Gottes, und glaubet, es ſey nicht anders möglich, als daß das gütigſte Weſen, das ſchönſte und beſte hervorbringen müſſe. In der That würde das eine Bosheit anzeigen, wenn ein Werkmeiſter oder Künſtler, zwar etwas beſſers machen könnte, ſolches aber gleichwohl nicht thäte, ſondern etwas ſchlechters machte.

21. §. Unſer andrer Zeuge ſoll Seneca ſeyn, deſſen große Einſicht ihm gewiß ein faſt allgemeines Anſehen zuwege gebracht hat. Wir wollen uns aber hier nicht etwa auf ſein VIII. Buch de Beneficiis Cap. VIII. berufen, wo er die Welt: *Deorum immortalium templum*, nennet, *ſolum quidem amplitudine illorum et magnificentia dignum.* Wir wollen auch nicht die Stelle aus ſeinem LXXIten Briefe anführen, wo er ſaget, *in hoc opere* (mundano) *aeternam artem cunctam temperantis Dei, verti.* Endlich dörfen wir auch nicht die Stelle einmal brauchen, wo er in ſeinem LXVIſten Briefe die Welt, *opus conſummatiſſimum* geheißen hat. Wir haben noch eine ſchönere Stelle in der LXVſten Epiſtel, wo er von den fünf Urſachen der Dinge handelt, und dieſe Lehre, die er mit dem Exempel einer Bildſäule erläutert hatte, auf die Welt deutet: *Haec omnia mundus quoque, vt ait Plato, habet. Faciens, hic Deus eſt. Ex quo fit haec, materia eſt. Forma, hic eſt habitus et ordo mundi, quem videmus. Exemplar,*

plar, ſcilicet ad quod Deus hanc MAGNITVDINEM OPERIS PVLCHERRIMI *fecit, propoſitum propter quod fecit. Quaeris quid ſit propoſitum Deo? Bonitas. Ita certe Plato ait: Quae Deo faciendi mundum cauſſa fuit? Bonus eſt, bono nulla cuiusquam boni inuidia eſt.* FECIT ITAQVE, QVAM OPTIMVM POTVIT. Was könnte deutlichers geſagt werden, als eben dieſes? Wir beſchließen alſo hiermit die gegenwärtige Abhandlung, und wünſchen nichts mehr, als daß dieſe von dem unſterblichen Herrn von Leiniz nicht zwar erfundene; aber wohl wieder auferweckte Lehre von der beſten Welt, allen unſern Leſern ſo klar in die Augen leuchten möge, als geſchickt ſie iſt, die Gemüther zu beruhigen. Denn ſo wird es geſchehen, daß ſie mit Luſt und Vergnügen alles, was in der Welt geſchieht, anſehen; ſelbſt aber nicht widerſpenſtige Rebellen, ſondern gute Bürger in der Stadt Gottes abgeben, und ſich alſo hier und dort glücklich machen werden.

* *

Die Liebe.

Träger Kaltſinn! Feind der holden Jugend!
Feßle Thoren; dich verbannt die Tugend.
Bey der Weisheit mit bewölktem Schimmer
Wohneſt du nimmer.

Reine Seelen fühlen ſchönre Triebe;
Selbſt der Himmel ſtärkt die Glut der Liebe;
Ihr zur Nahrung muß das Roth der Wangen
Lieblicher prangen.

Aus der Unſchuld anmuthsreichen Zügen
Strömt des Geiſtes edelſtes Vergnügen;
Ihre Reizung dämpft, in zarten Herzen,
Kummer und Schmerzen.
Laßt die Herrſchſucht ſich zur Marter wüten;
Laßt den Harpax todte Klumpen hüten;
Sklaven mögen, in den tiefſten Schachten,
Darben und ſchmachten.
Ich will lieben; ich will an den Blicken
Meiner Phyllis mich allein erquicken,
Und mich mit ihr, in den grünen Hecken,
Täglich verſtecken.
Ihren Namen ſoll mein treues Singen
Euch, ihr Wälder! zehnfach wieder bringen.
Auch die Nachwelt ſoll ihn an den Rinden,
Tauſendmal finden.
Dreymal werd ich täglich in dem Lenzen,
Holde Liebe! dein Altar bekränzen;
Dreymal wird dir Phyllis, ihn zu ſchmücken,
Lilien pflücken.
O! wie ruhig werd ich mit ihr ſcherzen,
Wenn die Schatten Büſch und Thäler ſchwärzen.
O! wie zärtlich werden, an den Bächen,
Wir uns beſprechen.
Ja, ich ſpür es. Blut und Adern wallen.
Ja, ich höre ſchon den Hayn erſchallen.
Ach! was ſpür ich? Rohr und Hand ſinkt nieder;
Phyllis kömmt wieder.

M. C. A. S.

⁂

Das

Das Meiſterſpiel im Lomber.

Ein Heldengedichte.

Erſtes Buch.

Ich will von dem Schickſale der Vierzigen in dem Streite mit Cör ſingen; erhebt mir, ihr Muſen, die Helden, deren Größe mein Gedichte nachahmen ſoll

Ich will von dem Lomberſpiele reden; außer welchem, dem größten Theile des klugen Europa nichts vortrefflichers und herrlichers, durch Verwilligung der Götter, geſchenket iſt. Wen muß ich, und wen ſoll ich hierzu anders um Beyſtand anrufen, als euch, ihr Fräulein des Parnaſſes? Euch, deren Geſellſchaft, die aus dreymal dreyen beſteht, dem Lomberſpiele geheiliget zu ſeyn, und in welchem uns ein verborgnes Geheimniß noch unentdeckt zu liegen ſcheint. Gleichwie ſich nun die Schriftſteller, nicht ohne Urſache, einen zum Schutzgotte ihrer Papiere erwählen dürfen: alſo rufe ich, der Dichter, euch an, weil dreymal drey neune iſt.

So ſteiget denn vom Himmel, ihr Göttinnen, und erfüllet mich mit demjenigen Geiſte, der den Homer beſeelte, da er von der Wuth der Mäuſe ſang; und verewiget meine Dinte, daß mein Lied geleſen werden möge, bis daß die geſunkene Luft des Cometen, die Welt zum andernmale in einen Kaſten ſetzet.

Aber, waren denn nicht ſchon drey Stunden verfloſſen, da unter der Abwechſelung des Sieges und des Glückes endlich, nach ſo vielen Niederlagen, das Ende dieſes faſt trojaniſchen Krieges herbeynahete? Und da nunmehr das Meiſterſpiel der Sache den Ausſchlag geben, und den Frieden auf dem Lombertiſche herſtellen ſollte? Es hatte achte geſchlagen. Der gefüllte Beutel warf ſich ſchon mit Verlangen in den Schubſäcken der Verſpielenden herum, und erwartete des Glücks, ſeiner Bürde entledigt zu werden. Es war der letzte Satz, den die beſtrafte Verwegenheit demjenigen zum Preiſe ausgeſetzet hatte, der einen gewiſſern Sieg durch größere Klugheit erkämpfen würde; als man ein fürchterlich Geſchrey, davor die Götter ſelbſt hätten erzittern mögen, gleich einem Donnerwetter heraufſteigen hörte: die Sänfte iſt da! Aber ob man gleich jederzeit vor dieſen Rieſen zu erſchrecken pflegt; ſo hatteſt du doch, o eitle Ehre, als Sieger den Kampfplatz zu verlaſſen, die Herzen dermaßen eingenommen, daß man dieſe Stimme niemals weniger, als eben jetzo, gefürchtet hat.

Wer bin ich aber? Wo gehöre ich hin? Hieher ſpricht jener, dorthin ſpricht dieſer. O! welch ein Gewühl, welche Unruhe, welcher Tumult, welche Verwirrung, welche Raſerey? Europa ſteht gleichſam in Waffen. Ich ſehe die Völker das Feld bedecken, und die geharniſchten Schaaren wider einander ausbrechen, ich ſehe ihre Verwirrung, da ſelbſt die Führer zweifelhaft ſind, und die Heere ſich untereinander verirren. Aber, o ihr Götter! wer offenbaret mir die Macht, die dieſe gänzliche Betäubung der

der Völker verurſachet, die ich ſehe? Wiſſe, Dichter, höre ich eine Stimme ſagen; daß es der Geiſt des Gewinnes und des Spieles iſt.

Dieſer Geiſt, als er merkte, wie unglücklich die Karten für Julianen gefallen wären, bemühete ſich ſo gleich, ſie unter einander zu bringen, und ſie zu verwirren. Er wachet allezeit für das Wohl desjenigen, bey dem er wohnet; ja er iſt böſe, wenn etwas ausgezahlt und weggenommen wird. Daher iſt er allezeit geſchäfftig und munter; er bewachet die Marken, und ſchwärmet in der flüchtigſten Bewegung um die Schachtel herum. Wäre er nicht ſo geſchwinde: So würde er nicht einmal die Welt geſehen haben. Er hat die Herrſchaft ſeiner Flüchtigkeit zu danken. Denn als ſeine ſchwarzen Brüder, die Plagen der Welt, aus der Büchſe der ſchönen Pandore geflohen waren, ſo wäre er faſt der einzige noch, nebſt der Hoffnung, zurücke geblieben. Aber er entwiſchte ihr endlich, nicht ohne Gefahr geklemmt zu werden, und ſetzte zu der Zeit, da ſeine Gefährten, die vorher zuſammen gedruckt und eingeſchloſſen waren, ſich mit einer überaus ſtarken ausdehnenden Kraft ausgebreitet, und ſchon in die Herzen und in die Länder getheilet hatten, zuerſt die Flügel in die Lüfte. Da hat er nun ohne Herrſchaft viele Zeiten durchgelebt, bis endlich ihm zum Glücke das Kartenſpiel erfunden ward. Hier iſt ſein Reich; hier übet er ſeine Herrſchaft aus, und von ihm kam es alſo, daß die Blätter vermenget, und in Unordnung gerathen waren. Denn er trieb ſie durch einander und bewegte ſie auf eine ſolche Art, als Aeolus, wenn er den

Winden Befehl ertheilet, einer wider den andern zu wehen.

Aber genug, vorjetzt war ſeine Bosheit vergebens; ſie ſchlagen ſich endlich durch, dieſer ruft ſeinen Spießgeſellen, hier greift ein anderer nach den Waffen, dort erfüllet ein dritter die leere Stelle des erſtern, da unterdeſſen jener ſich an die äußerſte Spitze des linken Flügels ſtellet.

Zweytes Buch.

Jetzt aber ſtehet mir nun ferner bey, o Muſen! und verlaſſet mich nicht, ihr Gefährtinnen des Phöbus, ſondern ſinget und erzählet mir die Waffen und die Männer, die ſich jetzt wider einander rüſten.

Wie ſeyd ihr ſo erhitzt, ihr Krieger? Welcher ſchreckliche Geiſt der Uneinigkeit hat euch aufgebracht, euch ſelbſt zu verderben? In euch, ihr Helden, brennet dasjenige Feuer, das der Kartenmaler tief unter eure Herzen geleget hat.

O ihr Götter, warum bewaffnet ihr dieſe Männer wider einander, und warum ſollen ſie ihre Tapferkeit ſich ſelbſt, und nicht vielmehr den Feinden zeigen? Ihr ließet Rom durch ſeine eignen Bürger fallen; und jetzt zücket der Kartenmann das Schwerdt wider den Kartenmann; da man ſie doch in ihren verbundenen Kräften, und in ihrer zuſammengeſchobenen Macht, ſo wenig, als die ſieben Pfeile in der Hand jenes Geharniſchten, zerreißen oder zerbrechen könnte. Aber öfters ſchlägt Blindheit die weiſeſten Völker, und wir ſehen die mächtigſten Reiche durch ihre eigne Größe ſinken.

Man puzte das Licht. Unterdeſſen waren die Kriegsheere in Bereitſchaft, und die Soldaten hatten ſich an ihre Poſten geſtellt. Die Loſung wird gegeben: Cör iſt Trumpf. Seine Macht iſt groß. Zittert ihr Feinde. Cör wird ſiegen, und ſein Triumph wird die Macht der Herzen erweitern.

Jezt denke ich an den Muth jener Helden, die den Schimpf an Priams Sohne rächten; und die in ihre Händel ſelbſt die Götter miſchten; denn nichts geſchieht ohne dieſelben. Damals war der goldne Apfel die Urſache des Zwietrachts, welche jezt der Gewinn des Spieles iſt. Drey Göttinnen, die nackte Venus, Juno mit den weißen Armen, und Minerva mit den blauen Augen, ſtritten um denſelben. Ihr waret es, o ihr Unſterblichen! die ihr die Krieger anführetet, und die Handlungen der Helden unterſtützet; deine Weisheit, Ulyſſes, iſt dir ſo wenig eigen, als die Stärke dem Agamemnon. Sie gehören den Göttern. Durch ihren Schild wurdet ihr beſchützet, und mit ihrer Weisheit ordnetet ihr eure Schlachten.

Dieſe Blätter, das aufgeblasne Volk, führen auf eine gleiche Art Krieg mit einander, und ſie wiſſen nicht, daß ſie von einer Gottheit gelenket werden: Nicht anders, als damals, da Juno für die Griechen, und Venus für die Trojaner ſtritte.

Juliana mit der ſpottenden Mine, Benigna mit dem entſetzlichen Reifenrocke, und Florentine, die Wirthinn, ſind dieſe Göttinnen, deren Vorſehung ihre Sachen ordnet, und ihre Thaten hervorbringt. Sie, ſie theilen das Schickſal dieſer Völker nach ihrer

Weisheit aus. Sie, ſie ſind ihre Juno und Minerva; dieſe iſt ihre Venus.

O daß ich Sterblicher im Stande wäre, an dieſem Orte die Ausſprüche dieſer Göttinnen zu erzählen, ſo wie der Dichter aus Mantua den Zank der Juno, die Zuſammenkunft, und die Geſellſchaft in dem Olympus beſingt; o daß mein geringerer Geiſt die Göttlichkeit dieſer Worte einſehen, und eine ſolche Sprache nachreden könnte!

Sie ſpielen gern in Cör, ſagte die eine, und ſie gewinnen darinnen. Sie aber, loſe Juliane, antwortete die mit dem Reifenrocke, Piquiren ſehr öfters.

Doch wohin, Muſe? Es iſt zu verwegen, die Sprache der Gottheiten nachzuahmen. Du ſollſt zwar Helden, aber keine Götter beſingen.

Drittes Buch.

Nunmehr war die Erklärung des Krieges geſchehen; und nachdem man den Hauptfeind entdecket hatte, ſo waffnete ſich alles wider Cör, und die Feldherren hielten unter den ihrigen Muſterung. Ein jeder erwählte ſich ſeine Leibfarbe. Man ſah Kreuzen, Herzen, Schwarz und Roth. Alle diejenigen, deren Anſehen verdächtig ſchien, wurden verjagt; die Schwächern, die ſich vor ſo mächtigen Feinden nicht zu ſtehen getraueten, erhielten ihren Abſchied, und an deren Stelle ſah man neue Hülfsvölker, und tapfere Männer hervor ſteigen, deren Muth den Blitz ihrer Waffen, und die Pracht ihrer Kleidung noch weit überſtieg.

Denn eine jede von den Göttinnen hatte nach Beſchaffenheit der Dinge, die eine wohl, die andre übel gekauft. Florentine, die Spielerinn, war bey allem dieſem ohne Bewegung. Umſonſt bemühete man ſich, in ihren Augen einige Freude oder Bangigkeit zu entdecken, die ihr Glück verrathen hätten. Sie ſchiebt ihre Karten nachläßig eine über die andre; ja, ſeht ſie doch! ſie ſcheint ihres Spieles vergeſſen zu haben, und putzet, in einer hinhängenden Beugung des ſchönſten Leibes, an der Schleiſe ihres Armbandes; ob ſie ſchon, die Verſchlagene! unterdeſſen die Schlacht anordnet, und die Schwäche ihrer Feinde berechnet.

Nun ſtieß man auf einander, und das Treffen nahm ſeinen Anfang. Ein mächtiger König trat von Seiten der Feinde zuerſt in das Feld. Man ſah ihn in dem größten Prachte der Kleider, gleich einem, der ſich dem Vaterlande aufopfert. Dieſes iſt die Gewohnheit der Helden; ſie wollen entweder prächtig ſterben, oder prächtig überwinden. Gewiß, es war nichts majeſtätiſcher, als die Tracht der Kleidung dieſes großen Beherrſchers des Reichs von Pique. Ein königlicher Rock hing von ſeinen Schultern. Die Krone auf dem Haupte, das Zepter in der Hand, und ſein blaues Schwerdt machten das Anſehen des Monarchen noch ehrwürdiger. Die Ahndung des Sieges blitzete aus ſeinen Augen.

Er trat hervor, und forderte diejenigen auf, die ſeinem Reiche unterworfen waren. Zweene von ſeinen Unterthanen gingen zu ihm von den Feinden über, oder man lieferte ihm dieſelben vielmehr ſelbſt aus. Denn obgleich dieſe Völker in einem beſtändigen Kriege leben, ſo verabſcheuen ſie doch den Betrug, und beobachten, ich weis ſelbſt nicht was für ein Recht des Krieges ſehr genau unter einander.

So hatte denn dieſer große Held die Verachtung der Gefahren und ſeines Lebens dadurch genug bewieſen, da er, ob er gleich eine Krone trug, zuerſt den Kampfplatz betreten hatte. Das Glücke half dem Verwegnen, und er war triumphirend zurücke gekehrt.

Viertes Buch.

Der Hauptmann, der ſich auf ſeine Helleparte lehnete, und die Thaten ſeines Fürſten von weitem ſah, beneidete ſeine Ehre. Es trieb ihn die neidiſche Nacheiferung zu einem ähnlichen Vorſatze, und ſeine Verwegenheit zu einem gleichen Unternehmen an. Aber, wie aller Muth vergebens, und alle Nacheiferung unglücklich iſt, wo ſie nicht vom Glücke unterſtützet wird, ſo ſah auch der Pique-Hauptmann an ſeinem und ſeines Königes Beyſpiele, daß es, um zu ſiegen, nicht genug ſey, wenn man nur tapfer iſt.

Er trat einher; er ſah dreymal gegen die Gegenden des Himmels, und ſchien von ſich zu glauben, daß die Welt vor ihm zittern wollte. Er dachte nicht, wie ungewiß der Ausgang eines jeden Zweykampfs wäre, ſondern er ſann auf nichts, als auf die Ehre, und erdachte eigne Lobeserhebungen bey ſich ſelbſt, mit welchen ihn das vielzüngigte Thier, die Welt, bis über die Sterne erheben würde.

Unterdeſſen ſtieß er auf einen Gemeinen, und es brauchte keiner Tapferkeit einen Sklaven zu überwinden. Nunmehro war er außer ſich, und gleichſam trunken von ſeinem Glücke. Er ſetzte das linke Bein mit einem majeſtätiſch gebogenen Knie voraus; er beſah ſich, und darnach fragte er ſeinen Ueberwundenen: ob er noch auf dem Tiſche, oder ſchon unter den Sternen wäre. Elender! du weiſt nicht, daß dich eine Sechſe erſchlagen ſoll.

Denn ſo geſchah es; Florentine bediente ſich eines Trumpfs, um das vortheilhafte Recht des Ausſpielens an ſich zu bringen. Aber was ſpiele ich aus? Wer ſaget mir, was ich thue? Dieſes Spiel iſt ſehr zweifelhaft, dachte ſie bey ſich ſelbſt.

Zu der Zeit nun offenbarte ſich ihr Glücke durch eine Vorbedeutung. Siehe! zwo Fliegen, belebt von der Kraft der Lichter, die den Lombertiſch erleuchteten, kamen, indem ſie etwas erſchreckliches ſumſeten, von der Decke, die in dem ſtolzen Gypſe die prächtigſten Bilder zeigte, auf die Hand und auf den Finger geflogen, der den Treffkönig hielte. Seyd meine Führer, und zeiget mir den Weg, wenn einer iſt, ihr liebſten Thierchen! ſagte Florentine, und lachte. Sie aber, gleichſam als hätten ſie die Stimme und den Befehl der Spielerinn verſtanden, verfolgten ihren Weg von der Karte, nach der Mitten des Lombertiſches. Hier ſetzten ſie ſich beyde eine neben die andre, und reinigten mit ihren Füßen ihre ſchönen Ochſenaugen. Hierauf wunden ſie die geſchlanken Vörderbeine niedlich in einander, und ergriffen mit den hinterſten das zarte Gewebe ihrer bunten Flügel, die ſie nach der Forme ihres Leibes krümmeten Darauf gingen ſie einigemal hin und wieder; ſie redeten etwas mit einander, ſie erfaßten mit ihren Rüſſeln ein Bißchen Zucker, das da lag, ſie trugen es durch die Lüfte, und flogen davon.

Ja, ja! ihr ſeyd nicht ſo umſonſt hieher gekommen, ſchrie ſie; ich ſpiele den Treffkönig aus. Er, der mit dem Piquekönig wider Cör in Verbindung ſtund, ging ein, und machte ihr die andre Leiſte.

Nunmehr kam die Cörponte zum Vorſcheine. Sie hatte weder Schwerdt noch Schild, ſie war lauter Herzen, und ihr eigner Muth diente ihr zu ihrer Bedeckung. Sogleich überwältigte ſie einen Trumpf von Julianens Heere. Aber die Baſta, die fürchterliche Baſta, ſchlug ſie zu Boden.

Fünftes Buch.

Nun gebet mir Waſſer, o Muſen! ich will Ströme weinen, und mit dem Salze meiner Thränen Schiffe beladen. Denn ich ſinge von einer erſchrecklichen Beleidigung der Liebe, die eine unſelige Viere verurſachete. Verwegene Caroviere, du mengeſt dich in den Streit, nicht, als ob du ſiegen wollteſt; nein du biſt deines Todes gewiß, und ſucheſt dir nur durch ihn die Unſterblichkeit zu kaufen. Ein ſolcher Frevel darf nicht ungeſtraft bleiben! Die Carodame rächte ihn.

O vortreffliche, o große Carodame! deine Tugenden ſind ſo ſtark, daß ſie auch deine Schönheit überſteigen. Aber welche Felſenbruſt wohnet unter dem Harniſche des Königes, deines Gemahls, der ſeinen Purpur mit dieſer Königinn Blute, nicht, wie man ſaget, gefärbt, ſondern beflecket hat? Es hatte dieſer Fürſt von Caro ſehen müſſen, wie die Königinn die Caroviere, die verfluchte Caroviere, einen Bundesgenoſſen, und auch zugleich eine Unterthaninn getödtet hatte. Das kränkte ihn. Er liebte ſeine Soldaten; und wie er hitzig war, und keine Warnung ſeinen Vorſatz zu ändern vermochte, ſo war die Vollziehung des Urtheils gewiß; welches er gefället hatte. Denn er ſchmeichelte ſich, in allen Dingen gerecht zu handeln, wenn er grauſam war.

Jetzt ſtieß er ſeine eigne Gemahlinn nieder; jetzt ſiehſt du den Unterthan, eine Gemahlinn, und den König auf einer Wahlſtatt liegen. Mich deucht, ich höre ſie ſeufzen; ja, ja! ich ſehe die ſehnlichen Blicke, die ſie nach dem Antlitze des Königs ſchießt; deſſen Feuer der wilden Augen ſie zu verſchmähen, deſſen Mund vor Rache zu ſchäumen, und deſſen umzogne Stirn die Wuth eines Raſenden auszudrücken ſcheinen.

Mein König! dünkt mich höre ich ſie ſagen; oder, (wo du die ehemals, da es mein Glücke wollte, ſo angenehme Benennung, nicht verſchmähen willſt,) ſo ſage, mein Gemahl! warum verſtößeſt du mich? mich, die ich gerne ſterben wollte, wenn ich nur als deine Freundinn ſtürbe. Du haſt die Hand wider mich bewaffnet, die mich ehemals zum Throne führte. Ich Unglückſelige! Welches iſt denn mein Verbrechen, das dich, Grauſamer! zum Mörder deiner Gemahlinn und zum Henker deiner Freundinn machet? Was mache ich? Ich will fliehen, ich will Rache ſuchen. Vielleicht kann ich die vorigen Freyer, die mich anbetheten. Vielleicht kann ich den Carobuben, den Treffbuben, den Piquemonarchen, die ich Närrinn um deinetwillen verachtet, jetzt, jetzt, wider dich in Flammen ſetzen? Was rede ich aber? O ihr Götter, ich bin ja ſchon verlohren! es kann ihm niemand widerſtehen! O daß ſein Purpur mich niemals geblendet hätte! Ach daß er mich hätte in meiner Freyheit leben laſſen! Erhubeſt du mich deswegen, Tyrann, damit du mich tödten könnteſt? Aber ich habe geſündiget, ich weis es; doch haſt du denn den Thron beſtiegen, und haſt nicht, o König! verzeihen gelernet? O ſo verzeihe doch! du mußt es ja können, und ſchenke mir, mein König, dieß Verbrechen! Ich bitte nicht als Königinn, du ſollſt mir nur als einer Sklavinn gnädig ſeyn.

Ja wohl, o Sklavinn! ſchrie er; ja wohl eine Sklavinn, die auf die Gnade des Königes trotzet. Nichtswürdige! Du wirſt durch deine Schmeichelreden vergebens meiner Gerechtigkeit Einhalt zu thun ſuchen. Zur Omphale biſt du viel zu wenig, und ich viel zu groß, als daß ich könne mit dem Herkules verglichen werden, der ſich ein Weib regieren ließ. Ich weis wohl, Verrätherinn, wenn ich verzeihen-ſoll. Wenn ich bey dir jetzt gnädig wäre, ſo wäre ich des Zepters unwürdig, den ich führe. Stirb, Sklavinn, ich will daß dein Name auf ewig vertilget werde. So muß man die Verräther belohnen.

Indem er aber dieſes redete, und indem die dahin ſinkende Königinn noch ächzte, und ihr feindſeliges Schickſal beſeufzete, ſo kam die Hand, der auch Könige nicht widerſtehen können, und raffte ſie zuſammen, und warf ſie mit einander in die Vergeſſenheit.

Ob nun gleich das Unglück der Königinn, weder ihren Gemahl, noch das unerbittliche Schickſal zum Mitleiden bringen konnte: So ſaget man doch, daß die ſonſt unempfindlichen Dinge gerührt, und ſelbſt die Elemente bewegt worden wären. Denn indem eine Karte auf den Lombertiſch hinfuhr, den die Bohnfrau mit Wachſe gebohnet hatte, ſo hat es einen ſehr kläglichen Ton von ſich gegeben, und das Wachs hat gleichſam zu ſeufzen geſchienen. Dreymal ſind die Marken in der Schachtel in die Höhe geſprungen; ja die ſilbernen Spielteller haben ein banges Geklirre von ſich gegeben, und ſie gleichſam zu Grabe geläutet; da unterdeſſen ſelbſt der Lombertiſch gebebet, und die Coffeekanne gezittert hat.

Sechſtes Buch.

Die Schlacht ſchien heftiger zu werden. Denn es erſchien ein fürchterlicher Matador, und man kann nicht ſagen, was die ſiebenfleckigte Manilie allen Völkern für Furcht eingejaget hatte. Sie zitterten alle; aber die Trumpf dreye und die Trumpf fünfe fielen. Ach Schickſal! warum ließeſt du nun die fünfe und nicht vielmehr die viere fallen?

Der Geiſt aber, von dem die Muſe oben ſagte, war unterdeſſen geſchäfftig, weil ſeine Argliſt und ſeine Anſchläge ihn niemals ſchlafen laſſen. Er würde Länder verheeren, und die Räder des Weltgebäudes zerbrechen, wenn er nicht an den Schatz, den er bewachet, gefeſſelt wäre. So lange er nicht neugierig iſt, verändert er niemals dieſen Poſten. Aber er brennet von einer unbeſchreiblichen Begierde, in die Karten der andern zu gucken. Wie der Blitz, wenn er von der Wand eines Gewölbes abprallet, und in das andre fährt, oder wie ein aufgefangener Stral von einem Spiegel auf den andern geworfen wird: So geſchwind durchläuft er die Karten, und iſt gleich wiederum bey ſeiner Schachtel, die er nicht lange verlaſſen kann. Die Spadillie ſitzt bloß, ſchrie er jetzt mit einer Stimme, die von ihm ausging, ſo klar wie die Spitze einer Nadel. Darauf ſchwung er ſich dreymal für Freuden in die Höhe und ſank dreymal wiederum zu Boden; er drehete ſich in einem Wirbel, er winkte mit ſeinen ſchelmiſchen Augen; er guckte, er lachte, er huſtete.

Dieſes that er, aber Benigne bließ unterdeſſen einen ſolchen Muth in das linke Eingeweide des Carobuben daß ſeine Bruſt beynahe zerſprungen wäre; ſein Blut fieng an, heftiger zu ſchlagen, und er flog gleichſam auf die Wahlſtatt hin. Hier ſtund er, und ſchwung ſeinen Spieß, um ſich ſehen zu laſſen, ſo geſchwinde, daß es ausſah, und daß man glaubte, daß er ihn gar nicht ſchwünge. Der weibiſche Kerl! Er denket nicht, daß er mit bewaffneten Feinden zu kämpfen hat; das Andenken ſeiner Geliebten machet, daß er in der Gefahr ſo gar vergeßlich iſt: Wie ein junger verliebter Officier die Falten an ſeinen Manſchetten zurechte leget, und die Feſtigkeit ſeiner Halsbinde unterſuchet, worauf er mit der Kraft des gebogenen Fingers ein Puderſtäubchen von ſeinem Ärmel jaget;

und ſich ſeine ſchönen Füße beſieht, die er nach der Tanzkunſt in die vierte Stellung ſetzet, anſtatt daß er Soldaten anführen ſoll. Aber, ach! wie konnte die Furcht von der Herzhaſtigkeit eines artigen Herrn getrennet ſeyn?? Es ward ihm bange, er ſeufzete; jetzt zitterte er auch, aber er zitterte mit einer Annehmlichkeit, und nach dem Tacte. O ihr Götter! ihr Feinde meines Glückes, ſchrie er, als ihm ſein eigner Schwager, aber ein Todfeind von ihm, aus den Händen der Juliane entgegen rückte. O Göttinnen! ſchrie er; helfet mir, ſchrie er; ich laufe davon, ſchrie er; und da ſank er nieder. Ach unglückſeliges Kind! dieſes iſt noch ein geringes Elend gegen das, daß du von den Schönen verlaſſen, von einem Weibe verderbet werden, und unter der Cördame erliegen ſollſt. Nehmet ein Beyſpiel, wie falſch und veränderlich die Gunſt der Frauen, und wie verſtellt die Blicke der Schönen ſind. Wer hat bey ihnen je in einem größern Anſehen geſtanden, als der Carobube? Wer hat ſich einen ſo großen Namen erworben, als der Carobube? Wer hat ein größeres Glück genoſſen, als der Carobube? Und dennoch, und dennoch fällt er durch eine Frau zu Boden! Und dennoch wird er zum Beyſpiele ihrer Unbeſtändigkeit und ihrer Falſchheit. Da liegt nun das arme Carobübchen, und wird von Göttinnen und Frauen verlaſſen, und der Rache eines Weibes aufgeopfert.

Wer iſt denn dieſes Weib? Die Cördame iſt es, eine untreue und eine falſche. Sie beſitzt wenige Verdienſte, wenn ihr die wegnehmet, daß ſie ſich niemals geſchminket hat, und daß ihr Reiſenrock gerade von der rechten Größe iſt. Denn ich ſage es ihm zum Ruhme nach, daß ſein Umfang noch nicht den viereckigten Rähmen des Kartenblattes, und ſeinen eigenen Horizont überſchreitet. Aber ihre Schandthat beflecket ihren Ruhm. Ich ſeufze, und beiße mich in die Zunge, wenn ich daran gedenke.

O daß ich keine Jungfer bin! O daß ich keinen Fächer trage! Ich würde ſonſt der falſchen und untreuen Corköniginn, aus Mitleiden über den Carobuben und um die Ehre der Frauen zu retten, alle Reifen in ihrem Rocke zerbrechen, ihr alle Löcher in ihren Spitzen erweitern, und die Bandſchleifen ihres Nachtzeuges in Unordnung bringen.

Denn das verdrießt mich, daß ſie mit ſolchem Uebermuthe zu überwinden ſuchte. Sie erdachte, wer ſollte es meynen, ſich ſelbſt eine neue Art eines Triumphes, da ſie zwiſchen die Sklaven, denn ſie hatte ſie beyde erleget, mitten eintrat; und die Geſichter dieſer Männer eines nach dem andern, als eine Frau auf eine höhniſche und verächtliche Weiſe, mit ihrer Blume, die ſie zum Zeichen des Sieges als Palmen trug, bald hier bald da beſtrich; wie man mit zahmgemachten Löwen zu ſpielen, und mit Bären zu ſcherzen pflegt.

Dieſes preßte nun aufs neue dem Carobuben Thränen aus. Ach! daß der Carobube gefallen und überwunden iſt; er iſt gefallen; er iſt überwunden, ach der Carobube! Ach der Carobube! Er iſt gefallen. O Himmel! O Erde!

* * *

Uebri

Ueber die Reime,
bey Gelegenheit der im Chriſtmonate der Beluſtigungen vorigen Jahres auf der 504 Seite enthaltenen Ode.

Bis hieher hab ich noch, nach deutſcher Dichter Sitten,
Den Reſt der Barbarey, den tollen Reim geduldet.
Zwar weis ich es noch nicht, ob je ſein Schellenklang
Mir Feuer und Vernunft in ſtrenge Feſſeln ſchloß,
Und ob ich was gedacht, das ich für ſchön erkannte,
Und das ſein Eigenſinn nur aus dem Liede jagte.
Wie er den, der ihn ſucht, mit ſo viel Angſt bemüht.
So flieh ich iezt vor ihm, wenn er mich auch nicht ſcheut,
Ja wenn er mich verfolgt. So dient der ſpröden Schöne
Oft eines Buhlers Brunſt zum grauſamen Geſpötte,
Des Buhlers, den hernach der Rache Luſt ergötzt,
Wenn der nur Kälte zeigt, der ſie in Flammen bringt.

So wagt auch ich vielleicht, den Dichtern nachzuſprechen,
Die, neuer Kühnheit voll, des Reimes Feſſeln brechen.
Doch, zweifelnd, ob ihr Fuß die rechte Bahn betritt,
Erwähl ich noch den Weg, den Opitz auch beſchritt.
Der Dichtkunſt Barbarey hat er zuerſt verlaſſen;
War Reimen Barbarey: ſo mußt er Reimen haſſen.

Du, dem es ſchimpflich dünkt, dem Opitz nachzugehn,
Was haſt du für ein Recht, die Reime zu verſchmahn?

„Es iſt ein Kinderwerk, den Vers mit Reimen zieren,
„Was denk ich, weñ mein Ohr zwo Sylben ähnlich rühren?
„Man nennt den **Bock**, den **Stock**, ich weis es,
was man ſpricht.
„Doch was das **ock** erklärt, weis meine Seele nicht.

So? denkeſt du denn nicht, weñ du nicht Wörter höreſt?
O lerne, wie man denkt, eh du uns dichten lehreſt.
Nicht alles, was in uns die Seele wirken kann,
Zeigt ein beſtimmter Hauch durch Zung und Lippen an,
Wie kann der Tonkunſt Macht des Kenners Ohr entzücken?
Wie rührt des Malers Werk, das Farb u. Leben ſchmücken?
Dieß weis man, daß es ſtets dem Geiſte Luſt erweckt,
Wenn er was neues ſieht, was ähnliches entdeckt,
Das Maaß im Sinne trägt, die Größen zu vergleichen.
Was ihn vergnügen ſoll, muß Stoff zum Wirken reichen,
Zum Sprechen eben nicht. Was iſt es, das man ſpürt,
Wenn uns ein gleicher Klang das Ohr gedoppelt rührt?
Nur Ordnung, Aehnlichkeit, zwar einfach, bald zu fühlen,
Doch zu was edlerm gut, als nur zu Kinderſpielen.

Und warum ſchilt dein Zorn, den nur der Reim entflam̃t,
Nicht auch das Sylbenmaaß, wenn er den Reim verdam̃t?
Sieh die vermiſchte Reih von kurz- und langen Tönen;
Was denkſt du denn bey der? Auch die mußt du verhöhnen.

Ich glaube, daß nur die zur Gattinn dir gefällt,
Vor der man Hekuben noch ſchön und reizend hält.
Was dächte wohl dein Geiſt, ſelbſt bey Helenens Zügen?
Du wirſt nicht kindiſch ſeyn, und dich daran vergnügen.

Die Regel hat man längſt den Dichtern feſt geſetzt,
Es werde durch ihr Werk Verſtand und Ohr ergözt.

„Doch, ſprichſt dn, was für Kunſt hört man im Reimſchallen?
„Die Ziege blöckt und reimt; es reimt der Flegel Fallen,
„Wenn Hanns mit Merten driſcht.“ Wie ſinnreich iſt dein Hohn!
Doch höre: Phylax heult, und ändert ſtets den Ton;
Singt er ein reimlos Lied? Wer hat den Reim erhoben,
Als wär er das allein, warum wir Dichter loben?
Nein, Reim und Sylbenmaaß, und Feuer und Verſtand,
Die machen erſt vereint des Dichters Geiſt bekannt,
Der, wenn er Wort u. Ton nach ſtrengen Regeln ſchränket,
Dabey doch ſchöner denkt, als man in Proſa denket.
Dann rührt er mit der Luſt, die uns ein Tänzer bringt,
Weñ ſein verwegner Schritt auf ſchwankem Seile ſpringt;
Es würde ſich kein Volk vor ſeiner Bühne häuſen,
Wollt er den trägen Fuß auf feſter Erde ſchleifen.
Wie ähnlich wär er dem, der, da kein Reim ihn zwang,
So matt und elend ſingt, als kaum ein Reimer ſang!
Nun hör auch, ob den Reim, der dich ſo ſehr beleidigt,
Vielleicht ein ſtärkrer Grund, als der Gebrauch, vertheidigt.
Durch künſtlich Sylbenmaaß hat ſonſt ein römiſch Lied
Zugleich das Ohr ergötzt, des Dichters Geiſt bemüht.
In Ordnung mancher Art ſah man die Füße ſtehen;
Da hüpft ein Daktylus bey ſchleichenden Spondeen.
Des Deutſchen ernſten Vers ziert ein geſetzter Schritt,
Der nicht itzt hurtig läuft, und itzt bedachtſam tritt.
Stets ſoll ein kurzer Ton bey einem langen klingen;
Mehr Wechſel, und mehr Kunſt iſt nicht in ihn zu bringen,
Als daß der Dichter Volk zur Freyheit angewöhnt,
Jetzt lange Sylben kürzt, itzt kurze Sylben dehnt.

Der muntre Daktylus läßt ſich nur ſelten hören,
Und man fängt itzt faſt an, ein ſapphiſch Lied zu lehren.
Wie Ordnung nicht ergötzt, die man ſo ſehr verſteckt:
So macht die wenig Luſt, die ſich zu bald entdeckt.
Mehr Ordnung u. mehr Kunſt wird da das Ohr empfinden,
Wo ſich zwo Zeilen ſtets durch gleiches Ende binden.
Der ſchreibt; der dichtet nicht, der Zeil auf Zeilen häuft,
Wo der entreimte Vers ſo leicht, wie Proſa, läuft.
Ich lobe nicht den Reim; ich will ihn nur beſchützen:
Sonſt würd ich mich vielleicht auf Morhofs * Anſehn
ſtützen.
Er ſchilt das Sylbenmaaß, erhebt des Reimes Klang;
Den lehrt uns die Natur, das iſt der Künſtler Zwang.
„Was ſchönes muß uns auch in jeder Sprach ergötzen.
„Die Reime kann man nicht, wie Lieder, überſetzen.
„Drum ſind die Reime nichts.“ Sieh! wie du dich
vergehſt,
Und kühn auf Gründe bauſt, davon du nichts verſtehſt.
Nur bloß des Einfalls Werth kann deine Regel zeigen;
Des Ausdrucks Reiz u. Kraft bleibt jeder Mundart eigen.
Doch, warum thuſt du uns des Reimes Urſprung kund?
Zum Scherze fehlt das Salz; zum Ernſte fehlt der Grund.
Nein, treibt dein Eifer dich, den Reim nur auszurotten,
So zeige mehr Verſtand, und witzerfüllter Spotten.
Komm, weiſe, wie der Reim des Dichters Geiſt umſchränkt;
Wie Häller, weil er reimt, nicht philoſophiſch denkt;
Wie uns noch mancher Scherz im Hagedorn entzückte,
Wenn der verhaßte Reim nicht allen Witz erſtickte.
Wo einſt dein reimlos Lied der beyden Reimen gleicht:
So glaube ganz gewiß, daß es den Reim verſcheucht.

---

* Unterricht von der deutſchen Sprache und Poeſie, 8. Capitel.

Doch wohin eilten wohl des Reimes bange Schritte?
Verjagt ihn nicht bereits der Welſche, wie der Britte?
Kaum daß des Franzen Ohr, das ſich ſo zärtlich nennt,
Das Sylbenmaaß verhört, und nur den Reim erkennt.
Zu dieſem dürft er fliehn; doch Mothen * müßt er meiden.
O Volk, das Fremde liebt! nimm Theil an meinem Leiden!
Der Deutſche hat mich nur von ſeinem Lied entfernt,
Damit er etwas thu, das er von dir nicht lernt.
Doch nein, er darf auch noch durch Meer u. Alpen reiſen;
Weñ man ihn minder ſchätzt, wird man ihn nicht verweiſen.
Wahr iſts, des Britten Geiſt, der ſtärker denkt, als fühlt,
Verachtets, ob der Reim in ſeinem Liede ſpielt;
Der Welſche, der nicht ganz das alte Rom vergeſſen,
Hat ein geübter Ohr, die Sylben abzumeſſen.
So zart hört Deutſchland nicht, wiewohl es doch noch hört;
Dieß iſt es, was den Reim den deutſchen Dichter lehrt.
So lerne denn was mehr, als trotzig nachzuſagen,
Was mit Beſcheidenheit gelehrtre Männer wagen;
Die Reimer hat ihr Spruch verachtungswerth erkannt,
Doch niemals ſo, wie du, die Reime ganz verbannt;
Bis einſtens der Gebrauch ein Sylbenmaaß bekräftigt,
Das mehr den Sinn vergnügt, den Dichter mehr beſchäfftigt.

* Houdart de la Mothe. S. die Vorrede zum andern Bande der Oden der deutſchen Geſellſchaft.

HORATIVS.

Si concedere nolis,
Multa Poetarum veniet manus, auxilio quae
Sit mihi, nam multo plures ſumus, ac veluti te
Iudaei cogemus in hanc concedere turbam.

M. Abraham Gotthelf Käſtner.

Der junge Herr.

Viertes Stück.

Ein Franzoſe machte einmal ein langes Gedichte von einem Helden, von welchem die Geſchichte nichts anders wußten, als daß ein unbekannter Geſchichtſchreiber das einzige Wort von ihm ſagte: **Er hat gelebt.** Vielleicht würde auch dieſes einzige Wort nicht einmal von der Iris geſagt werden, wenn es auf die ſtolzen Geſchichtſchreiber ankäme, die in ihren Büchern ſich bloß um die Thaten großer Herren bekümmern, und uns nach dem Kalender ein Regiſter geben, wenn dieſe oder jene Schlacht gewonnen, dieſer oder jener Ort eingenommen, dieſer oder jener Friede geſchloſſen worden, und ſich nicht einmal ſo weit erniedrigen wollen, daß ſie uns, außer Kriegen und Friedensſchlüſſen, in etwas von der Perſon und Gemüthsbeſchaffenheit ihrer Helden Nachricht geben. Ich aber habe das Herz, ſo gar das Leben der Iris zu beſchreiben, von welcher nicht leicht jemand etwas anders würde zu ſagen wiſſen, als: **ſie hat gelebt;** und von welcher ich dennoch keinen Roman, kein Heldengedichte, kein Trauerſpiel, auch kein Luſtſpiel, ſondern eine wahre und unverfälſchte Geſchichte ſchreiben will. Ungeachtet ich dieſen Lebenslauf dazu nicht mache, daß er nach der Leichenpredigt der Iris abgeleſen werden ſoll, indem Iris noch lebet: So werde ich mich dennoch von der Art dieſer traurigen Geſchichtſchreiber, die ſolche Lebensbeſchreibungen verfertigen, ſo weit nicht entfernen. Dergleichen Lebensbeſchreibungen haben gemeiniglich ſo erbauliche Betrachtungen in ſich, daß man Unrecht thun würde, wenn man dergleichen bewegliche, oder zierliche Stellen aus einem einzigen Lebenslaufe verbannen wollte.

Es mögen einige Spötter ſagen, was ſie wollen: So iſt doch gewiß, daß nichts in der Welt von ungefähr geſchieht. Es hatte zwar das Anſehen, als ob Iris von ungefähr gebohren würde. Ihr Vater und ihre Mutter, zwey junge Leute, welche einander ſehr wohl gefielen, ſich ſehr gern putzten, gern ſchmauſten, und am allerliebſten ohne Sorgen lebten, hatten ſich mit einander verheirathet, bloß damit ſie ſich mit einander verheirathet haben möchten, und gar nicht in der Abſicht, einem ſo ſchönen Kinde als Iris war, den Anfang ihres Lebens zu geben. Und Iris, welche in dieſer Ehe erzeugt ward, war gleichſam ein ungebethener Gaſt, welcher dennoch ihrem Vater und ihrer Mutter deſſentwegen ganz angenehm war, weil ſie zu einem ſehr ſchön austapezirten Zimmer, zu einem wohlausgeſuchten Wochenbette, zu einem Kindtaufenſchmauſe, und zu vielen Beſuchen Anlaß gab, welche niemals ohne vieles Vergnügen über die Fehler andrer Menſchen, von denen man redete, geendigt wurden. Aber wer die Mittel zu einer Sache will, der will auch die Sache ſelbſt; und es geſchah alſo, wenn man es genauer unterſuchen will, gar nicht von ungefähr, daß Iris zur Welt kam. Ihre Geburt fiel in die merkwürdigſten Zeiten dieſes Jahrhundertes,

tes, da ein jählinges Schickſal die Nachtzeuger der Schönen erniedrigte, die langen Haare derſelben, welche bisher in ein Neſt verwickelt worden waren, von ihrem Haupte wegzunehmen, und ihren Nacken mit krauſen Locken zu füllen anfing; da ihre Röcke hingegen, ſich mehr und mehr aufblehten, bis dieſelben endlich zu der Größe gelangt ſind, daß man nicht mehr zweifeln darf, daß ein Frauenzimmer breiter, als lang ſey. Iſt es allezeit für ein Zeichen einer merkwürdigen Geburt angenommen worden, wenn jemand zu denen Zeiten, da der Republik ein beſondrer Zufall begegnet, gebohren worden: So iſt wohl dieſes die merkwürdigſte Geburt, die jemals geſchehen können; weil zu dieſer Zeit ſo viele Veränderungen in dem weiblichen Weſen vorgegangen ſind. Ihre Taufe ward nicht weniger von den glücklichſten Zeichen begleitet. An demſelben Tage ſah Glaukops, ihr Pathe, zum erſten die Pulcheria, welche zu gleichem Amte mit ihm erbethen war. Er ſah ſie an, und ſie antwortete ihm mit eben dieſem Blicke, und mit dieſer lächelnden Geberde, welche man hernach an der Iris ſelbſt von ihrer Jugend an zu bewundern gefunden. Dieſer Tag war ſeinem Glücke faſt zureichend; in der dritten Stunde des Nachmittages, als ſie zum Taufſteine treten wollten, reichte er ihr noch die Hand, mit Zittern, und um die eilfte, da man bald nach Hauſe gehen wollte, küßte er ſie ſchon auf die Lippen. Aus dieſen Zeichen nun ſchloſſen die Aeltern der Iris, daß ihr Kind einmal eine ſehr liebenswürdige Perſon werden würde. Noch mehr aber hatten ſie Urſache, dieſes daraus zu ſchließen, weil ſie ſelbſten beyde liebenswürdig waren.

Sie verſäumten daher nichts, was nur immer dazu gehöret, ein Kind ſo zu erziehen, daß es dereinſt artig genennet werden kann. Und ſie wurden hiezu deſto leichter angetrieben, weil nach der heutigen Glückſeligkeit unſrer Zeiten die Artigkeit ohne große Sorgfalt und Mühe der Aeltern erlangt wird, und es mehr Mühe zu koſten ſcheint, zu machen, daß eine junge Pflanze in ihrem Wachsthume nicht artig wird, als ſie zu dem artigſten Bäumchen von der Welt zu machen. Anfangs wurden die Sorgen der Auferziehung einer guten Amme übergeben, welche auf Empfehl einer glaubwürdigen Perſon zu dieſem wichtigen Amte berufen ward. Dieſe brachte unſrer jungen Jris die zwey nöthigſten Dinge des menſchlichen Lebens bey, ſo bald das Kind nur dazu geſchickt war, nämlich reden und eſſen. Ehe aber die Glieder deſſelben ſtark genug geworden, dergleichen Lehren genugſam anzunehmen, hielt ſie weislich dafür, daß man ſich dieſes Zwiſchenraumes, andre nützliche Dinge zu erlernen, bedienen müßte. Sie belehrte daher unſre Jris, wie man inſonderheit jungen Mannsperſonen mit einem freundlichen Lächeln begegnen, ihnen Küſſe mit der Hand zuwerfen, oder ſie wirklich küſſen müſſe. So wenig floſſen auch die zärtſten Jahre der Jris mit einem ſchädlichen Müſſiggange vorbey. Es war demnach kein Wunder, wenn Jris in ihrer Sprache bis in ihr zehntes Jahr beſtändig ein den Kindern ſehr wohl anſtehendes Lallen behielt, daß man deſto mehr Zeitvertreib in der Unterredung mit ihr hatte, weil ſie einem das Vergnügen ließ, das meiſte, was ſie ſagte, mehr zu errathen, als deutlicher zu hören. Sie faßte auch, nebſt der reinen Mundart ihrer Geburtsſtadt, von welcher ſich zu entfernen etwas gezwungenes ſeyn würde, die bekannteſten Redensarten im Umgange, außer daß ſie noch einige ihrer Amme eignen Wörter hinzuthat, und auf eben die Art ausſprechen lernte, wie es jene gethan. Inſonderheit wußte ſie: Ihre Dienerinn, ſehr wohl zu ſprechen. Ja in ihrem vierten Jahre brachte ſie zu jedermanns Verwunderung einmal unverſehens das ſcharfſinnige Wort hervor: Zieren ſie ſich doch nicht ſo. Ueberhaupt bemerkten ihre Aeltern und übrigen geehrteſten Anverwandten in ihrem Reden ſo viel artiges, daß ſie niemals weder ja noch nein ſagte, daß dieſelben es nicht für ein ſonderbares Kennzeichen ihres Verſtandes auslegten: Wie es denn freylich alſo recht und billig iſt. Denn der Verſtand und die Reden ſind die beyden Dinge, welche uns von den Thieren unterſcheiden, und eine ſo große Kluft zwiſchen ihnen befeſtigen, als zwiſchen Himmel und Erde iſt. Es iſt alſo recht gründlich gethan, wenn man eines für das Kennzeichen des andern annimmt, weil kein einziges unter den Thieren, außer dem Papagoy und einigen andern Vögeln, welche es doch erſt von den Menſchen erlernen müſſen, ein ſo deutliches Ja und Nein wird ausſprechen, als es auch Kinder zu thun vermögen. Iris redete alſo, weil ſie Verſtand hatte; und hatte Verſtand, weil ſie redete. Wie ſich denn ihr Verſtand unter andern auch daraus ſchließen läßt, daß ſie an Caffee und Karten, nächſt dem Putze, von ihren zarteſten Jahren ihre Luſt und

Freude hatte. Sie begehrte in ihrer zarten Kindheit mit dem größten Ungeſtüme, allzeit den Coffee, ſo oft ſie nur welchen trinken ſah, ob ſie gleich hernach bey ihren herannahenden Jahren dieſen allzuheftigen Eifer fahren ließ, und inſonderheit in Geſellſchaft ihr Löffelchen ſehr zeitig quer über die Taſſe legte. Die Karten aber waren ihr ganzes Labſal, und man konnte ſie von denſelben niemals hinweg bringen, daß ſie nicht Thränen vergoſſen hätte. Sie wußte auch alle Blätter darinnen mit ſehr großer Geſchicklichkeit zu nennen, welche Probe ihres guten Kopfs ihre wertheſten Aeltern deſto mehr aufmunterten, ſie in den ſchönen Wiſſenſchaften des Frauenzimmers etwas rechtſchaffnes thun zu laſſen.

Denn ihr Lehrmeiſter im Tanzen war Herr Springfuß. Auf dem Clavier unterrichtete ſie Herr Schnellfinger. Und das Franzöſiſche nebſt andern guten Lehren brachte ihr Mademoiſelle Babill, eine geſchickte Franzöſinn, bey. Die zwo wichtigſten Sprachen aber lernte ſie von ihrer Frau Mutter ſelbſt, deren unermüdeter Fleiß unſere Iris bey herannahenden Jahren noch immer rühmen muß: Ob ſie gleich ſich ſelbſt mit Rechte ſo viele Geſchicklichkeit zuſchreiben kann, daß ſie in dieſen letztern meiſtens von ſich ſelbſt gelernet, und ſchon begriffen, ehe ſie noch gelehret worden. Dieſe zwo Sprachen aber waren die Sprache der Augen, und die Sprache des Fächers. Hiernächſt hat ihre wertheſte Frau Mutter ſie auch im Lomberſpiele mit aller gehörigen ja möglichen Sorgfalt unterrichtet. Ueberhaupt brachte es unſere Iris in allen dieſen Künſten ziemlich

lich weit. Im Tanzen nahm ſie ganz wunderbarer Weiſe zu; denn ſie hatte eine große Begierde mit wohlgewachſenen und artigen Cavalieren nicht allein zu tanzen, ſondern auch, wenn ſich die Gelegenheit ereignete, allen ihren Geſpielinnen den Preis darinnen abzugewinnen. In der Geſchicklichkeit, auf dem Claviere zu ſpielen, würde ſie zu einiger Vollkommenheit gelanget ſeyn, wenn ſie nicht in ihrem achtzehnten Jahre einen Mann genommen hätte. Aber die vergnügte Kürze ihres Jungfernſtandes ließ nicht zu, daß ſie ſich in einer weitläuftigen Kunſt hätte feſte ſetzen wollen. Was die franzöſiſche Sprache betrifft, ſo hat ſie ſich nicht nach der verderblichen Art unſrer Zeiten, welche alle Frauenzimmer zu Gelehrten machen wollen, ſo weit darinnen verſtiegen, daß ſie die edle Zeit hernach mit dem Leſen verdrießlicher Sittenlehren verſchwendet hätte. Sie hätte zwar gewünſcht, daß ſie der vortrefflichen Romanen wegen franzöſiſche Bücher hätte leſen können; unterdeſſen ſah ſie doch, daß dieſes ohne größern Zeitverluſt nicht würde geſchehen können, und begnügte ſich alſo bloß, dieſen edlen Zeitvertreib in deutſchen Büchern zu ſuchen, wo er ſich ihr ohne Mühe und mit weit wenigern Koſten anboth. Was aber das Reden im Franzöſiſchen betrifft: So hatte ſie die Ausſprache davon ſo ſchön begriffen, daß ſie alle Sylben auf das artigſte und zärtlichſte, und als ob ſie in Frankreich ſelbſt gebohren wäre, ausſprach. Sprechen aber konnte ſie nicht ſo gut, als ausſprechen. Indem ſie nur etliche wenige, auswendig gelernte Formeln redete. Am allerfertigſten aber begriff ſie dasjenige, was ihr von ihrer wertheſten Frau Mutter beygebracht ward, theils wegen ihrer natürlichen Luſt dazu, theils auch wegen der ſonderbaren Geſchicklichkeit derſelben, ſo daß man wohl ſah, daß niemand von ihren Lehrmeiſtern oder Lehrmeiſterinnen, dieſelbe hierinnen übertroffen.

Einige ihrer Nebenſtunden hat ſie dem Schreiben und Leſen, und andern Dingen, die zur Schule gehören, gewidmet. Sie hatte den Vorſatz, alles dieſes in ordentlichen Stunden täglich zu treiben, auch einen Lehrmeiſter dazu angenommen. Aber die täglichen Beſuche, und die unermüdete Bemühung ihrer Aeltern, ihr immer neues Vergnügen zu machen, haben ſie abgehalten, dieſen Stunden ordentlich beyzuwohnen. Gleichwohl hat ſie es ſo weit gebracht, daß ſie einen galanten Brief, denn einen andern hat ſie niemals geſchrieben, abſchreiben konnte, wie ich denn ſelbſten Zeuge ſeyn kann, daß ſie einige Briefe von einem jungen Menſchen, auf die ſie mir eine Antwort zu entwerfen auftrug, hernach nach meinem Entwurfe mit eigner Hand auf das artigſte beantwortet.

Es iſt niemals ein Leben, welches ganz ohne Gefahr vollbracht würde. Wenn wir bedenken, wie viel Dinge in der Natur gegen unſer Leben, theils öffentliche, theils verborgne und tückiſche Feindſchaften ausüben: So muß uns nothwendig, inſonderheit in der Kindheit, jeglicher Menſch vorkommen, als ob ein ſcharfes Schwerdt an einem dünnen Faden über ſeinem Haupte hinge. Bey jeglichem Tritte, den wir thun, iſt es möglich, daß wir ausgleiten und fallen. Die Arme unſrer Wärterinnen ſind keine ſo ſichere und feſtgegründete Stützen, daß uns nicht ein jäher Zufall einmal aus denſelben herabſtürzen könnte. Alles hat Gefahr für uns, alles drohet uns zu verletzen: Und da wir auf unſrer Hut ſeyn ſollten; ſo fordern wir noch dazu unſre Feinde durch Verwegenheit und Unvorſichtigkeit heraus, und die wilde Jugend, welche doch auf dem ebenſten Wege noch leicht genug fallen kann, waget am leichteſten Schritte, die ſich auch der feſteſte Fuß kaum getrauen würde zu thun. Es iſt alſo nicht zu verwundern, wenn ich von unſrer Iris ebenfalls nicht ſchreiben kann, ohne an eine und die andere beſondere Gefahr, die ſie ausgeſtanden hat, zu gedenken. Beſonders iſt Iris zweymal in ihrer Jugend in Lebensgefahr geweſen. Das erſtemal im dritten Jahre ihres Alters, da ſie vor Wohlthaten krank ward. Indem die gutthätige Freygebigkeit ihrer Frau Mutter und einiger Freundinnen von derſelben ihr ſo viel Confect zu eſſen, und Wein zu trinken gab, daß der ſchwache Magen dieſes Kindes bey der Gutwilligkeit ſeiner Gönnerinnen nicht zureichte und davon überfüllet ward, worüber unſre Iris in einen ſo kranken Zuſtand verfiel, daß eben die Hände ihrer Wohlthäterinnen, die ſich vorher ein großes Vergnügen gemacht hatten, ihr dergleichen ſüße Nahrung zu reichen, nunmehro voller Angſt, und mit einer faſt zu ſpäten Reue ſich zu winden, und in einander zu ſchlagen anfingen, und kaum geſchäfftig genug ſeyn konnten, wieder zurechte zu bringen, was ſie zuvor verderbet hatten.

Das andremal verfiel ſie in eine noch weit ſchwerere Krankheit, als der unbillige Eigenſinn ihrer Aufſeherinn, welche doch ſonſt ſehr klug war, und ihr nichts abzuſchlagen pflegte, ihr verſagte, einen Putz anzuziehen, welchen ſie dennoch aus ſonderbarer Liebe zu der weiblichen Reinlichkeit und Artigkeit eifrigſt anzuziehen begehrte. Es würde auch wohl aus Aergerniß ihr ſchwaches Lebenslicht verloſchen ſeyn, wenn ihre Frau Mutter nicht, ſo bald es ihr hinterbracht worden, mit zärtlicher Vorſicht dieſen Fehler verbeſſert, die Aufſeherinn ausgemachet, dem Kinde aber eine unſchuldige Bitte gewähret hätte.

Dieſes waren alſo die Bemühungen und Umſtände ihres zarteſten Alters, wobey es nicht zu verwundern iſt, daß ſie das allerartigſte Kind und die Hoffnung der künftigen Zeiten geweſen. Denn ſie war überaus geſprächig und plauderte alles, was ihr nur in die Gedanken kommen konnte, mit der feinſten Art heraus. Sie fing auch allmählich ſchon an, von dieſer oder jener Perſon, die ihr bekannt war, mit einer ſcharfſinnigen Spitzfindigkeit zu reden, ihre Geberden nachzumachen, ihre Art zu ſprechen auszudrücken, und allerley kleine Geſchichte zu erzählen. Sie hörte ſehr gern, wenn ſie gelobet ward, und ihre Bruſt streckte ſich, bey der geringſten Schmeicheley, die man ihr machte, weit vor ihre Schultern hervor, welche ſich alsdann zurück begeben mußten. Sie zeigte auch ſo viel Begierde nach Lobe, daß es ſie ſo gar verdroß, wenn ſie nicht genug gelobet wurde, und daß ihr zuweilen, wenn das Glück ihren Geſpielinnen günſtiger war, die Thränen in den Augen ſtunden. Inſonderheit gab ſie auf das Lob der Mannsperſonen Acht, und ſie wußte ſchon zu dieſer Zeit eine Wahl unter ihnen zu treffen, daß ihr immer einer mehr gefiel, als der andre. Ihre Blicke ſprachen ſchon von etwas, das ihr Herz doch in dieſem Alter nicht fähig war zu denken. Ja ſie küßte ſchon damals gern, und ſchon damals lieber allein, als in einer öffentlichen Geſellſchaft; wie ſie denn einer der damaligen artigſten Herrn deſſentwegen mit dieſen Verſen beſchenkte:

Inbegriff der Lieblichkeiten,
Schönes Kind, das mich ergetzt,
Wenn es in die ſchlanken Seiten
Stolz die ſteifen Arme ſetzt;
Küſſe, weil dir noch zu küſſen
Deine Mutter ſelbſt vergönnt;
Eh du wirſt erröthen müſſen,
Wenn dich jemand reizend nennt;
Eh dein Mund ſo manchen Kuß
Wünſchen, doch verſagen muß.

Kurz, Iris that ſchon in ihren zarteſten Jahren, was man erſt von einem reifern Alter vermuthen konnte.

Da nun die Roſen noch in ihren Knoſpen ſo ſchön waren; wie ſchön mußten ſie nicht alsdann ſeyn, da ſie aufblühten. Iris trat nunmehr in ihr zehntes Jahr, und wenigſtens in ihren Gedanken zugleich mit in die Reihe der erwachſenen Frauenzimmer. Sie ging keine Treppe hinunter, daß ihr nicht eine Mannsperſon, wenn eine zugegen war, die Hand biethen mußte, wo ſie es nicht für eine Beleidigung annehmen ſollte. Sie ließ ſich gern mit einem Liebſten verirren, ſie betrachtete die Mannsperſonen, und wollte doch nicht das Anſehen haben, als ob ſie ſie betrachtete. Sie unterſuchte ſich ſelbſt vor dem Spiegel. Sie lernte ganze Stunden vor demſelben zubringen. Sie ſpielte mit den Blicken. Sie verlangte Ehrfurcht von dem andern Geſchlechte. Ihr Mund, welcher ſich nunmehr ſchämte, etwas dergleichen zu reden, als ſie in ihren Kinderjahren geredet hatte, und gleichwohl nichts, das beſſer geweſen wäre, zu reden wußte, fieng an, mit ſeinen Worten geiziger zu werden; und, welches ein Kennzeichen iſt, wie ſehr ſie die guten Eigenſchaften ihrer Seele verhüllet, ihr Auge ſagte allen Menſchen, daß ſie Verſtand hätte, aber ſo bald ſie den Mund aufthat, ſo ſchien es, als ob dieſer es leugnen wollte. Nichts aber war erwachſener an ihr, als ihr Herz. Ja ſie befriedigte ſich nicht einmal mit denenjenigen Bewegungen, die ihr die gütige Natur von ſich ſelbſten ins Herz geleget hatte; ſondern ſie bemühte ſich auch auf alle Art und Weiſe, dieſelben zu ſtärken und zu vergrößern, indem ſie einen guten Theil der artigſten und verliebteſten Romane las. Dieſe Schule der Zärtlichkeit erweichte ihr Herz, und überwand alle natürliche Härtigkeit derſelben auf eine ganz außerordentliche Weiſe. Im zehnten Jahre wünſchte ſie ſich ſchon Anbether, und machte ſich gefaßt, wie ſie ihnen begegnen wollte, und es ſchien, als ob auch das Glück lieben gelernet hätte, und den Wünſchen einer ſo reizenden Perſon nicht widerſtehen könnte. Denn in ihrem zwölften Jahre hatten ihre Augen ſich ſchon mehr, als einen Sklaven, unterwürfig gemacht. Es geſchah damals ungefähr, da man Stoffe mit großen Blumenbüſchen gleichſam beſäet zu tragen anfing. Damals zeigte ſich erſt ihr Eifer, von keiner Perſon ihres Geſchlechtes übertroffen zu ſeyn. Denn ſie ließ nicht nach, ihre wertheſten Aeltern mit Bitten und Flehen ja zuweilen mit Thränen anzugehen, daß ſie doch ja niemanden ihres Alters ihr in dieſer neuen Göttertracht, in welcher ſie gleichſam als eine Flora auszuſehen hoffte, zuvorkommen laſſen möchten. Ungeachtet ihre beyderſeits geehrteſten Aeltern ſehr viele Zärtlichkeit für ſie hatten, ſo erweckten doch die Natur und die Klugheit, welche ihnen ſo viel Unkoſten zu machen widerriethen, einen ſehr großen Streit in ihnen, welcher nicht anders geſtillt werden konnte, als bis die Thränen ihrer geliebteſten Jungfer Tochter, der Liebe ihrer Aeltern zu Hülfe kamen, und die Klugheit überwanden. Dieſes große Kennzeichen der Liebe ihrer Aeltern erweckte in ihrer tugendhaften Tochter eine ſo wunderbare Dankbarkeit, daß ſie nach dieſem denſelben nicht leicht wiederum um einiges Stück ihres Putzes anſprach, ſondern ihre eigne Schönheit war ihr, in den folgenden Jahren, an Aeltern ſtatt, und brachte ihr ſo vielen prächtigen Putz zuwege, als man von der prächtigſten ihrer Zeiten kaum geſehen hat. Man muß ihr auch dieſes zum größten Ruhme nachſagen, daß ſie niemals ein Geſchenke, wenn ſie es auch von der liebenswürdigſten Mannsperſon erhalten hätte, theurer; als mit einem Blicke, oder mit der Erlaubniß, ihre Hand zu küſſen, bezahlet. Denn ob gleich ihr Herz von ſehr weichem Zeuge gemacht war, und gleichſam einen Sieger zu wünſchen und zu erwarten ſchien: So wachte doch die Gewiſſenhaftigkeit ihres Geſchlechts, welche nicht gebethen, ſondern gezwungen ſeyn will, über ihre Tugend, und dieſelbe blieb unerobert; weil ſie nur blöde Bekrieger fand. Dieſen Stand der Jungferſchaft trug ſie bis in ihr achtzehntes Jahr, und niemals hat es ihr in dieſer Zeit an einem Anbether gefehlet. Ihre reizenden Blicke fanden jeden Tag eine neue Perſon, die ihr Glück aus den Augen derſelben erwartete. Eben ſo geht die Sonne täglich auf und unter, und beſcheinet täglich das Feſt eines andern Heiligen, als deſſen, der am vorhergehenden Tage im Kalender geſtanden hat. So viel ſie aber Anbether gehabt, ſo hat ſie doch niemals geliebet. Denn da ſie ihre Pflichten gegen ſich ſelbſt kannte, und wußte, daß ſie ſelbſt diejenige Perſon wäre, welche am meiſten von ihr geliebt zu werden verdiente, ſo hielt ſie es für unbillig und ungerecht gegen ſich ſelbſt, wenn ſie ſich in ihrem Herzen einen andern an die Seite ſetzen ſollte, der ihre Liebe mit ihr theilte. Ob ſie aber gleich niemals geliebet hat; ſo hat ſie ſich doch verheirathet. Dieſes iſt der kleinſte Umſtand in ihrem Leben, welcher kaum angemerket zu werden verdienet. Denn er hat weder ihre Sitten, noch ihr Herz, noch ihre Schönheit verändert, noch ihren Bilcken engere Schranken geſetzet, noch ihre Eroberungen der Herzen vermindert; ſo daß ich ſicher ſchließen darf, als ob ich hier ihren ganzen Lebenslauf, auch denjenigen, den ſie noch nicht vollbracht hat, ſchon geſchrieben hätte. Eben ſo hat man aus dem bisherigen Lebenslaufe der Sonne, ihren künftigen ſchon dergeſtalt voraus beſtimmt, daß man ganze hundert Jahre voraus ſagen kann, was derſelben begegnen werde. Und dieſer Lebenslauf, den ich geſchrieben habe, machet, nachdem Iris zu ihrer Vollkommenheit gelanget, gleichſam einen immerwährenden Kalender aus, in welchem der Tod ihres Mannes ein außerordentlicher Feſtag ſeyn wird. Das Ende ihrer Schönheit aber gehöret nicht hinein; weil es ihren Lebenslauf nicht vollſtändiger machen, ſondern nur beſchließen wird.

* *

Wider die Sehnſucht nach zeitlichen Vortheilen.

Sanfte Ruhe kluger Seelen,
Die kein Schattenſpiel bewegt,
Die ſich nicht mit Wünſchen quälen,
Die der Mangel ſtets erregt;
Holde Freundinn, deinen Lehren
Unterwirft ſich meine Bruſt;
Denn, dich ewig zu verehren,
Bringt mir Vortheil, Ruhm und Luſt.
Lehre mich das Nichts verachten,
Das aus todtem Erzte blitzt,
Und allein nach Wahrheit ſchmachten,
Deren Stral der Seele nützt.
Hilf mir durch der Weisheit Waffen,
Wenn mein Herz rebelliſch ſchlägt,
Ueber mich den Sieg verſchaffen,
Der den größten Ruhm erregt.

Sieht man Sklaven wilder Sinnen,
Durch Begierden ohne Zahl,
Ein gewiſſer Looß gewinnen,
Als Betrug und Reu und Qual?
Nein, der Trieb nach eiteln Gütern,
Der aus Furcht und Misgunſt quillt,
Wird bey niedrigen Gemüthern
Stets erhitzt, und nie geſtillt.
Die ihr frech nach Titeln klettert,
Zittert ſtets vor Glück und Neid!
Wenn der Schmeichler euch vergöttert,
Seyd ihr nicht vom Falle weit.
Was für Liſt, Betrug und Lügen,
Braucht die Ehrſucht, die euch kirrt,
Bis, durch Unrecht und Betrügen,
Eure Schande prächtig wird.
Beſſer, in verborgnen Gründen,
Nicht nach Schatten raſend thun,
In ſich ſelbſt ſein Glücke finden,
Ohne Geiz und Ehrſucht ruhn;
Beſſer, weit von morſchen Thronen,
Sich bey ſeiner Unſchuld freyn,
Und zu hoch für Neider wohnen,
Als des Pöbels Abgott ſeyn.
Bücher, die zum Denken taugen,
Lieder reiner Zärtlichkeit,
Meiner braunen Chloris Augen,
Die mein Herz halb ſucht, halb ſcheut;
Ein vom Fluch befreyter Biſſen,
Den mein Mund geſund verzehrt,
Und mein lachendes Gewiſſen,
Sind zehn Silberflotten werth.

Ich darf keiner Untreu fluchen,
Keine Bosheit macht mir Schmerz;
Denn die Freunde, die mich ſuchen,
Suchen bloß mein treues Herz.
Ich verlache manchen Praſſer,
Der ſein Herz um Wind vertauſcht;
Weil mein Becher voller Waſſer
Keines Schmeichlers Haupt berauſcht.
Reichet, Schwelger, in Paläſten,
Wo der Schweiß der Armen klebt,
Auf den Tafeln euern Gäſten,
Was im Wald und Meere lebt!
Sucht, bey ſchäumenden Geſchirren,
Innre Martern eurer Bruſt,
Durch das Lärmen zu verwirren!
Dennoch fühlt ihr keine Luſt.
Unſchuld, Freundſchaft und Vertrauen,
Lieb und Wahrheit fliehn vor euch;
Nach dem Schlemmen macht das Grauen
Nur die Schaar der Aerzte reich;
Und der Tod, vor deſſen Spuhren
Euer Herz erbebt und ſtockt,
Wird, durch theure Goldtincturen,
Nur geſchwinder angelockt.
O, wie macht ein ſchlecht Gerüchte,
Wenn Horaz beym Teller liegt,
O, wie machen wenig Früchte
Mich, und meinen Freund vergnügt!
Ernſt und Scherz kann uns entzücken,
Und der Arzt wird nie begehrt,
Unſre Körper auszuflicken,
Die die Mäßigkeit ernährt.

Weit von ſchlüpfrigen Geſchäfften,
Iſt mein Geiſt doch ſtets bemüht,
Daß die Welt von ſeinen Kräften
Einen ſtillen Vortheil zieht.
Ich belohne meine Muſen,
Wenn ſie Stadt und Hof vergißt,
Wenn der Richter in dem Buſen
Nur mit mir zufrieden iſt.
Die Verändrung aller Sachen,
Weiter Staaten Flor und Fall,
Wird mich niemals zitternd machen;
Denn mein Glück wohnt überall.
Kein Gewichte blanker Schätze
Zieht mich von dem Himmel ab;
Und wenn ich mich recht ergötze,
Denk ich ruhig an mein Grab.
Frey vom Neide, frey von Sorgen,
Schlaf ich ruhig durch die Nacht;
Denn ich weis, daß mich kein Morgen,
Durch die Räuber ärmer macht.
Chloris iſt mein größter Kummer;
Da ſie mich nur lachend hört:
Wird, durch ſie allein, mein Schlummer
Lebhaft, doch vergnügt, geſtört.

L.

An den Herausgeber der Beluſtigungen.

Mein Herr,

Etwas gar wichtiges, aber ganz geheimes, habe ich Ihnen zu ſagen. Ich wollte mir ein Plätzchen in Ihren Beluſtigungen ausgebethen haben. Sehen Sie wohl, daß ich es wie die kleinen Kinder mache, die ihrem Vater dasjenige mit einer ängſtlichen Geſichtsſtellung ins Ohr ſagen, was ſie gern haben möchten, und nicht leicht hoffen dürfen? Ich weis wohl, daß Sie eben nicht zu unbarmherzig ſind, mir in dieſer Bitte zu willfahren; wenn nur ſonſt nichts Bedenkliches dabey wäre. Ich ſchicke Ihnen nichts erdichtetes, nichts galantes, nichts philoſophiſches; nein, einen wahrhaften Brief an einen meiner guten Freunde. Werfen Sie mir nicht ein, daß dieſer auf die Poſt gehöre; denn ich bin bereit, Ihnen dieſen Gewiſſenszweifel zu benehmen. Es iſt geſchehen, was Sie ſagen wollten. Schon vor vier Wochen habe ich ihn mit einem reitenden Poſtillon fortgeſchickt; bis dieſen Augenblick aber auf Antwort, leider! vergebens gewartet. Deswegen verlangt er nun einen Platz in den Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes. Ich bin auf den Einfall gerathen, ihn, dieſer Monatſchrift einzuverleiben; in der Abſicht, meinen Freund vor der ganzen Welt zu verklagen, und ihn alſo zur Beantwortung meines Schreibens zu nöthigen. Wundern Sie ſich nicht über die Fruchtbarkeit meines Witzes? Mich dünkt, Sie fahren fort, ſauer zu ſehen. Sagen Sie es nur frey heraus. Sie denken, ich wollte Ihre = = = Monatſchrift, zu einem Zeitungsblatte oder zu einer öffentlichen Anzeige machen, in die man das verlohrene oder das vermißte zu ſetzen pfleget: aber, Sie ſind unbillig, wenn Sie ſo denken; parteilich hätte ich bald geſagt. Sie haben den Endzweck, den Witz und den Verſtand Ihrer Leſer zu beluſtigen. Diejenigen, deren gelehrte Arbeiten Sie herausgeben, haben wohl nur in ſo fern mit Ihnen einen gleichen Endzweck, als ſie Ihnen ihre beluſtigende Gedanken zukommen laſſen. Dem Urheber der Doris, und dem Abweſenden, der die ſchöne Calliſte beſungen hat, dürfen Sie es nur unter die Augen ſagen, daß ich ſie für verliebt halte. Ich weis auch, Sie ſind meiner Meynung. Können Sie ſich aber einbilden, daß dieſe beyden Dichter ihren Leſern, oder Ihnen zu gefallen verliebt ſind? Ihnen wieder ins Ohr geſagt: ich glaube, daß ſie die Doris und die Calliſte darum ſo reizend beſungen haben, ſie entweder erſt verliebt, oder wenn ſie es ſchon iſt, noch verliebter zu machen. Mit einem Worte, ich glaube, daß ſie Ihnen dieſe Verſtand und Witz beluſtigenden Gedanken darum mitgetheilet haben; weil ſie feſt geglaubt, ihre Schönen würden ſie in Ihrer = = = = = Monatſchrift zu leſen bekommen. Erlauben Sie mir, daß ich meinen guten Freund an die

Stelle der beſungenen Calliſte ſetze. Ich ſage es Ihnen ganz treuherzig. Ich wünſche mir darum ein Plätzchen in Ihrer Monatſchrift, weil ich weis, mein Freund lieſt ſie vor allen andern. Ihre übrigen Leſer werden dabey keinen Schaden haben. Sie werden ſich wenigſtens an dem Einfalle erluſtigen können, der ihnen einen unerdichteten Brief an einen guten Freund, da, wo ſie es wohl nicht gedacht haben, zu leſen giebt. Sehen Sie, mein Herr! das hätten Sie wohl nicht gedacht, daß ich Sie ſo in die Enge treiben würde. Haben Sie noch etwas einzuwenden? leſen Sie meinen Brief! ——— Sie haben nichts gewonnen, mein Herr! Ich weis, was Sie ſagen wollen. Mein Brief iſt Ihnen unverſtändlich; aber er ſoll es nicht länger ſeyn. Da haben Sie alles, was ihn deutlich machen kann. Zwey Jahre ſind es, ſeit dem ich von dieſem meinem guten Freunde getrennt bin. Vor der Zeit waren wir unverrückt beyſammen. Während unſrer Trennung, unterhielten wir unſre Freundſchaft, durch Briefe, bis ungefähr vor einem halben Jahre. Da erhielt ich von meinem Freunde, dem ich das meiſte meiner poetiſchen Gelehrſamkeit zu danken habe, ein Schreiben, in welchem er mir ſeine nahe Verheirathung bekannt machte; zugleich aber ein Hochzeitgedichte von mir verlangte. Zu meinem Verdruſſe, traf mich dieſer Brief in großer Zerſtreuung an. Ich war krank; ich hatte meine bisherige Wohnung verändert; kurz, ich hatte ſo viel Hinderniſſe, daß ich meinem liebſten Freunde die Antwort ſehr lange ſchuldig bleiben mußte. Sie wiſſen es bereits, daß ich, erſt vor vier Wochen, dieſen Brief an ihn habe ſchreiben können. Ich weis, nun verſtehen Sie ihn. Ob ich meinem guten Freunde dadurch, daß ich Ihnen dieſen Brief überſchicke, unrecht thue, dafür will ich ſtehen. Ich weis, er hat ſo viel Hinderniſſe nicht, mich vier Wochen auf Antwort warten zu laſſen, als ich hatte, ihm die Antwort faſt ein halbes Jahr ſchuldig zu bleiben. Mit Recht verklage ich dich, mein Freund! bey allen, die dieſes leſen werden. Ich werde dich noch heftiger angreifen, wo du mich nicht in Kurzem befriedigen wirſt. Leben Sie wohl, mein Herr! ich habe nichts mehr zu ſchreiben; denn es verſteht ſich nun, daß ich alles, was ich ihnen überſchicke (und überſchicken werde) unter den Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes leſen werde. Meinen Namen erfahren Sie dießmal keinesweges, ob ich gleich nichts zu bedenken hätte, Sie denſelben wiſſen zu laſſen. Die Mode des keuſchen, vorſichtigen und weiſen Herausgebers der Güntheriſchen Gedichte, zu Breslau, gefällt mir recht wohl. Ich bin, wenn Sie thun, was ich haben will, Ihr gehorſamſter Diener und heiße

Aus dem Herzogthume Magdeburg.

S . .

* * *

* * *

Schreiben
an einen guten Freund.

Vom Elbſtrand kömmt dieß Blatt, gelehrt und kluger Freund,
Um den mein treues Herz bald ſeit zwey Jahren weint,
Vom Elbſtrand, wo dich noch ſo mancher Schäfer ehret,
Der deinem Seytenſpiel ein Jahrlang zugehöret.
Beſinn dich, kennſt du mich? ich bin aus jener Zahl,
Die dir durch Wort u. Scherz manch Abenſtündchen ſtahl,
Und dich, wenn dir der Neid die Leyer muthlos machte,
Durch manche Schmeicheley, den Muſen wiederbrachte.
Euterpe, ſag ihm doch, wer ich vor allen ſey.
Bring ihm, des Brieſes Zweck und deſſen Abſicht bey!
Sag ihm, ich ſey ein Freund, der ihn aus Noth betrübet,
Und ſich itzt um ſein Herz die zweyte Mühe giebet.
Mehr nicht! Nun kennt er mich. Mein R-- zürneſt du?
Ach! ich geſteh die Schuld; Ich geb es willig zu,
Daß mich dein zornger Ernſt verlaſſungswürdig nennet,
Und mir nicht ferner Theil an deiner Freundſchaft gönnet.
Wär ich, mit Vorbedacht, in meiner itzgen Schuld;
Ich ſelbſt verböthe dir die mindeſte Geduld.
Ich ſelbſt vermöchte dich, den Wankelmuth zu haſſen,
Der dich ſo ungerecht, ſo treulos fahren laſſen.
Allein, ſo ſchwör ich dir, mit Herz und Hand und Mund
Bey meiner Aeltern Heil, und unſerm alten Bund,

Daß meine Redlichkeit von keinem Abgang wiſſe,
Und dich, noch itzt ſo treu, als vor zwey Jahren, küſſe.
Trauſt du dem Schwure nicht; ſo ſollen Baum und Stein,
Und Thal und Berg und Flur, der Unſchuld Zeugen ſeyn.
Frag unſre Nymphen aus, wie oft ſie an den Linden
Dein Namenszeichen ſehn, und eingeriſſen finden.
Ich treib an keinen Fluß; das erſte Haberrohr
Singt ihm ein Trauerlied von unſrer Trennung vor.
Ich komm in keinen Hayn; im erſten meiner Lieder
Schallt dein erhöhter Nam aus Strauch u. Förſten wieder.
O! wirf den Zweifel hin, der meine Treu verklagt,
Und mir, in deiner Bruſt, den alten Platz verſagt.
Was kann ich denn dafür, wenn tauſend Hinderungen
Zur mindſten Freundſchaftspflicht, Zeit, Kraft und Ruh verdrungen;
Wenn Krankheit, Ueberdruß, Bekümmerniß und Flucht,
Dem Triebe meiner Treu zu widerſtehn geſucht?
Ich weis, was ich empfand, und was dieß Herz gelitten,
Als Treu und Redlichkeit mit ſo viel Feinden ſtritten.
Wie gern hätt ich dir doch ein Mirthenlied geſchickt,
Und den Verlobungsſtraus mit Lorbern ausgeſchmückt,
Wär mir des Körpers Schmerz nicht zu geſchärft geweſen,
Und wär ich nicht zu ſpät, zu mangelhaft geneſen.
Kaum eilt ich voller Luſt, von der bewußten Höh,
So war die Freude krank, ſo traf den Leib ein Weh,
Den Geiſt Verdruß und Gram; dadurch es auch geſchehen,
Daß ich, bis dieſen Tag, kein S⸗⸗⸗ geſehen.
Wie oft ergriff ich doch, mit ungewiſſer Hand,
Die Feder, die dir itzt dieß Freundſchaftsblatt geſandt;
Wie oft mußt ich ſie doch, der Leibesſchwachheit wegen,
Eh ich zwo Zeilen ſchrieb, ſchon wieder ſeitwärts legen!

Ich bitte bey dem Kuß, mit dem Louiſe ſpeiſt,
Bey allem, was an ihr dein kluges Wählen preiſt.
Vergieb mir ein Verſehn, das mir, bey deinem Schmollen,
Bis itzo weder Ruh noch Freude gönnen wollen.
Prüf meine Redlichkeit nur noch ein einzigmal:
Betriegt ſie dich alsdann; ſo gönn ich ihr die Qual,
Die den Prometheus drückt; ſo wünſch ich ihr die Raben,
Die dem, mit Ungeſtüm, nach Herz und Leber graben.
Mein Eifer iſt gerecht, es ſchmerzt mich in der Bruſt,
Wenn ich verdächtig bin, da mir kein Trug bewußt.
Wenn mich des Glückes Scherz faſt allen, die mich lieben,
Da mich kein Meineyd kennt, treulos und falſch beſchrieben.
Doch, Freund, was ſchreib ich mehr? ich kenne dich zu gut,
Wie treu du lieben kannſt: drum faß ich friſchen Muth,
Und glaube voller Troſt, und lerne fröhlich denken:
Du wolleſt mir dein Herz aus Mitleid wieder ſchenken.
Wie angenehm, wie ſüß ſchmeckt der Verſöhnungskuß?
Wie? irr ich? ſchmeck ich ihn? o ſtärkender Genuß!
Euterpe, komm zurück! erhöh und ſpann die Seyten!
Nun ſoll es fröhlich gehn; nun ſollſt du Ruhm erbeuten.
Das erſte Lied bring dem, der ſich verſöhnen ließ,
Und mir, nach langer Pein, ein Herz voll Treue wies;
Das zweyte weih ich der, der er ſein Herz verſchrieben;
Das dritte unſerm Bund und treuerfülltem Lieben.
Gehab dich wohl, mein Freund! mehr ſchreib ich itzo nicht,
Du weiſt, wenn dich mein Vers vertraulich wieder ſpricht.

Gedanken über die Verleumdung und die Spötterey.

Man kann es nicht leugnen, daß in der Welt mehr gelästert, als gelobet wird. Dieß iſt eine Erfahrung, von der wir die Urſache itzo ſuchen wollen. Iſt es Vortheil? Iſt es überlegte Abſicht? oder iſt es ein Trieb, an welchem das Nachdenken keinen Theil hat? Ich will nicht ſagen, daß die erſtern Quellen gar nicht ſollten gefunden werden; aber ſie ſind unfehlbar die ſeltenſten. Wenn wir die Fälle, dadurch wir uns durch die Verleumdung Nutzen zu ſtiften meynen, mit denen vergleichen, darinnen uns die Lobſprüche vortheilhaft werden können, ſo werden wir finden, daß uns der Eigennutz das Loben weit geläufiger machen ſollte. Will Meliſſus etwa dieſen Großen auf ſeine Seite bringen, daß er von deſſen Widerſacher böſes redet? Er hat ja von ihm nichts zu hoffen. Will er ſich etwa einen Nebenbuhler aus dem Wege ſchaffen, daß er von jenem Abweſenden ſo viel nachtheilige Dinge erzählet? Er iſt ja ſein Nebenbuhler nicht. Will er etwa die Zurechnung ſchädlicher Fehler von ſich ablehnen, und auf einen andern wälzen, dem er ſo ſchlimme Thaten Schuld giebt? Er ſteht ja mit ihm in gar keiner Gemeinſchaft. Zu welchem Vortheile läſtert er denn?

Ich komme in eine Geſellſchaft, die unter ſich nicht mehr fremd iſt. Ich höre loben und verleumden; aber mit ſehr ungleicher Fertigkeit. Man ſpricht von einem angeſehenen Manne; man ſpricht einiger maßen von ihm, wie es ſeine Verdienſte erfordern. Allein es iſt, ich weis nicht was für eine Trägheit und Froſtigkeit in den Ausdrückungen, in den Erzählungen, in den Beſchreibungen und in dem ganzen Vortrage. Man fängt an, von einem andern etwas nachtheiliges zu ſagen; und ſo gleich äußert ſich eine größere Hitze und Lebhaftigkeit. Ich bemerke abſonderlich, daß die Lobſprüche faſt immer nur allgemein ſind. Man leget jemanden eine gute Eigenſchaft bey, und erhebt ſie. Die böſen Urtheile hergegen gehen weit mehr ſtückweiſe und aufs beſondere. Man m[illegible]het Charaktere; man erzählet Fälle und Umſtände. Dort iſt es eine Sittenlehre; hier iſt es eine Hiſtorie. Man weis aber, wie viel Vorzug in Anſehung des Eindruckes bey den Menſchen, ſo wie ſie überhaupt ſind, die Hiſtorie von der Sittenlehre hat. Die Vorſtellungen ſind ſinnlicher, rührender und ſtärker. Durchgehends finde ich, daß bey den mehreſten Lobſprüchen die Ueberlegung, und faſt bey allem Tadel der Trieb, wirkſam iſt. Welch eine ungleiche Wirkſamkeit!

Es iſt hier Zeit, daß ich einen Vorwurf wegräume, den man mir ſchon im Anfange hat machen können. Ich handele von der Verleumdung, von dem nachtheiligen Reden, und habe noch nicht geſagt, wie weit der Begriff derſelben gehen ſoll. Man hat vermuthlich wenigſtens wiſſen wollen, ob meine Betrachtungen bloß mit den erdichteten Läſterungen zu thun haben, oder ob ſie auch diejenigen ſchlimmen

Nachrichten und Urtheile, die wirklich gegründet ſind, unter ſich begreifen. Mich dünkt aber, daß es bisher noch nicht nothwendig geweſen, mich hierüber zu erklären, und daß ich dieſer Unterſcheidung vielleicht gar entbehren kann. Mein Zweck leidet wenig dabey. Ich will den Grund der Erfahrung unterſuchen, welche uns die Menſchen zum Verleumden ſo fertig zeiget. Dieſes werde ich erhalten, wenn ich erklären kann: Warum die Menſchen mehr Vergnügen an dem Böſen, welches ſie an andern wahrzunehmen meynen, als an dem Guten finden, und warum ihnen die Bekanntmachung des erſtern mehr Luſt verurſachet, als des letztern. Ob dieſes Böſe Grund habe oder nicht; darum darf ich mich hier eigentlich nicht bekümmern; genug, daß es böſe iſt. Unterdeſſen leugne ich nicht, daß ſich in dieſer Abſicht unter denen, die da läſtern, eine große Verſchiedenheit findet. Dieſer erdichtet; jener vernimmt das Nachtheilige. Dieß iſt der Unterſchied. Beyde aber erzählen es mit einer merklichen Lebhaftigkeit; dieſe haben ſie miteinander gemein, und darauf gehen auch meine Betrachtungen.

Sehet hier eine Urſache, die man von unſerer Erfahrung angiebt: Die mehreſten Leute reden böſes von andern; und was ſollen ſie ſonſt reden? Sie wiſſen nichts. Dieſe Erklärung iſt nicht gar vortheilhaft, aber ſie iſt doch an einem Theile wahr. Was für Stille in manchen Zuſammenkünften! Was für abgebrochene Sätze! Was für magere Einfälle! Bis endlich eine glückliche Kühnheit die Banden zerreißt und fraget: Ob Creon wirklich den Schimpf bey ſeiner Anwerbung erlitten? Ob Lucinde wirklich die Händel mit ihrer Magd gehabt, die man erzählen höre.

So viel Richtigkeit nun dieſer Theil des angegebnen Grundes hat, ſo ſcheint doch daraus die Folge noch nicht gerechtfertiget zu ſeyn. Können dieſe Leute nicht eben ſo leicht tauſend andre Dinge wiſſen, als das Böſe von Creon und Lucinden? Können ſie nicht daher eine eben ſo nahe Materie zum Reden nehmen? Warum kommen ſie ſo natürlich, und gleichſam mit einem ſolchen Zuge auf die Handlungen anderer Menſchen? Warum vornehmlich auf die böſen?

Wenn man die erſtere von dieſen beyden letzten Fragen unerörtert laſſen will: So kann man vielleicht auf die andere eine Antwort geben, die ein ganz moraliſches Anſehen hat: Wie verderbt iſt die Welt! Wie viele Fehler ſind unter den Menſchen! Wie wenig wahres Gute! Wie wenig rechtſchaffene Tugend! Laſter, Unordnungen, Schwachheiten ſind ſo allgemein, daß ſie den geringen Vorrath des Lobenswürdigen ganz überſchwemmen und verſchlingen. Alſo müſſen nothwendig die Reden, die auf das Verhalten der Menſchen fallen, deſto öfter das Böſe, als das Gute treffen, je ungleicher die Menge von beyden iſt.

Hiebey kann ſich auch die Eitelkeit einmiſchen. Das Vorurtheil iſt einmal feſt geſetzet, daß ſich mehr Böſes als Gutes in der Welt findet. Es giebt unter den Sittenlehrern nicht wenige, die für dieſe Wahrheit mit großer Macht ſtreiten, und ſie beſonders weit treiben. Die Eſprits und die Roſche-foucaulds ſind in dieſem Stücke ungemein ſcharfſinnige Leute. Sie ſchmähen dem ganzen menſchlichen Geſchlechte. Sie zeigen uns alles von der ſchlimmen Seite. Wo wir nichts, als die glänzendſten Tugenden, ſehen, da nehmen ſie die Decke hinweg, und o Himmel, welche Mängel! welche Abſichten! welche Bewegungsurſachen, welch ein laſterhafter Grund! Das iſt eine gefährliche Einſicht; ſie verwandelt alles. Dennoch iſt es eine Einſicht, und eine ſolche, die hochgeſchätzet, die bewundert wird. Mit ſolcher Stärke des Geiſtes durch allen Schein hindurch brechen; in die Tiefe des menſchlichen Herzens dringen; die Triebwerke der Handlungen wahrnehmen; den Lauf der Welt genau aus einander legen; das giebt ohne Zweifel den Ruhm eines mehr als gemeinen Verſtandes. Sollte man aber nicht dieſen Ruhm erhaſchen können, ohne die vorhergehenden Geſchicklichkeiten zu beſitzen? Laſſet uns nur böſes ſagen. Es iſt doch alles unter den Menſchen böſe; folglich werden wir keinen Misgriff thun, ob wir gleich in dieſem und jenem Falle keinen Grund wiſſen, warum wir das Böſe für gewiß ausgeben. Wir halten alſo dieſe Vermuthung für ſo ſicher, daß wir uns daraus alle die Ehre anmaßen, die einer vollſtändigen und ſcharfſinnigen Unterſuchung gebühret.

Dieſe Art der Verleumdung beſchäfftiget ſich abſonderlich mit dem unbekannten und verborgenen Böſen, oder mit der nachtheiligen Auslegung des Guten und Gleichgültigen. Sie hat alſo auch mehrentheils den Argwohn zur Begleitung, oder gar zur Quelle. Ich gebe es zu, man kann ſchlimme Muthmaßungen ſagen, man kann ſie als gewiſſe Nachrichten, als gegründete Dinge ſagen, und ſie ſelbſt nicht glauben. Aber es iſt doch ſelten; daß die Gewohnheit, böſes zu reden, uns nicht auch bald gewöhnet, böſes zu gedenken. Die Ehrſurcht, für ſcharfſinnig in der Kenntniß und Beurtheilung der menſchlichen Handlungen gehalten zu werden, iſt ſchwerlich ſo leer und obenhin in der Einbildung, daß ſie nicht von einem vergifteten Herzen ſollte unterſtützet und genähret werden. Dadurch eben wird ſie weit lebendiger und thätiger. Sehr oft ſchränket ſich dieſe Boshaftigkeit des ſchlimmen Urtheils von andern bloß in den Gedanken ein. Die Andächtigen vom Handwerke pflegen es in dieſer Eigenſchaft vor andern weit zu bringen. **Sie reden nicht viel,** ſaget Brüyere, **ſie denken deſto mehr; und ſehr gut von ſich ſelbſt, aber ſehr ſchlecht von andern.** Dennoch ſind nicht alle Gattungen der Andächtigen in dieſem Stücke einerley. Es giebt auch ſolche unter ihnen, die ſo reden, wie Brüyere die ſeinigen denken läßt, vornehmlich in Anſehung des letztern Theils.

Wir wollen die Wahrheit geſtehen: Wenn alles dieſes ſeine Richtigkeit hat; wenn die Reden von andern Menſchen öfter auf das Böſe, als das Gute, fallen müſſen, wegen der größern Menge des Erſtern; wenn man eine Ehre darinnen ſuchet, das Fehlerhafte in fremden Handlungen einſehen und beurtheilen zu können; wenn man aus Argwohn insgemein nachtheilig von andern denkt; wenn alles dieſes wahr iſt: So hat man damit doch noch bey weitem nicht die Erfahrung vollſtändig erkläret, welche wir aufgelöſet wiſſen wollen.

Es bleiben noch immer die meiſten von den erſten Fragen übrig: Warum kommen die Reden ſo leicht auf das, was die Ehre eines andern angeht? Warum ſaget und höret man das Böſe fertiger, lebhafter, munterer, als das Gute? Warum denket man eher mehr böſes von andern, als gutes?

Man muß eine ganz eigene Quelle in ſich haben, welche alle dieſe Wirkungen mit einer gleichſam mechaniſchen Thätigkeit hervorbringt. Es muß eine Neigung in uns ſeyn, welche in dieſer Art Gedanken und Reden ihre natürliche Sättigungen hat. Und ſo befinden wir es auch: Die Eigenliebe iſt dieſe Quelle, dieſe Neigung. Wie unumſchränkt und zugleich wie verborgen iſt dieſe Herrſchaft. Ihr gedenket nicht an dieſen Trieb! Das thut nichts. Er befiehlet euch doch, und ihr gehorchet ihm. Der Menſch theilet alles, was da iſt, alles, was er ſieht und kennt in zweene Theile. Das eine iſt ſein Selbſt, das andere iſt die ganze übrige Welt. Sein Götze, den er in ſich anbethet, iſt ihm an ſtatt einer Welt. In deſſen Dienſte bringet er alles Gute und Böſe zwiſchen den beyden gemachten Theilen in ein umgekehrtes Verhältniß. Es iſt hier, wie mit den beyden Schaalen einer Wage. Das Gute der übrigen Welt geht ihm ab, das machet ſein Uebel. Und ihm wächſt in ſo weit Gutes zu, als es jener benommen wird. So haben wir hier Grund genug, von der Fertigkeit böſes zu reden. Laſſet ihn alle Menſchen zu Thoren machen, ſo wird er eben dadurch deſto weiſer ſeyn.

Es iſt ein Grundſatz, der das menſchliche Herz in dieſem Puncte nicht übel abbildet, daß wir diejenigen loben, welche uns ähnlich ſind, und die läſtern, welche es nicht ſind. Wir machen alſo aus uns ſelbſt die Reichthümer des Guten und Böſen, des Löblichen und des Tadelnswürdigen. In dieſer Betrachtung iſt viel wahres; aber mich dünkt doch, daß ſie noch außer dem innern Grunde der Eigenliebe beſtehen bleibt, und den Menſchen beſſer zeiget, als er iſt. Oder man möchte dieſen Gedanken auf die Art unterſtützen, daß man ſagte: Der Menſch finde niemanden in der Welt ſich ähnlich; denn ein jeder iſt darinnen von ihm unterſchieden, daß er es nicht ſelbſt iſt. Dieſe machet aber den erſten und weſentlichſten Unterſchied aus, den er feſt ſetzet, und darauf gründet ſich ſein übriges ganzes Urtheil in Anſehung des Guten und Böſen. Menalkas iſt reich; er redet aber dennoch von dem Reichen ſowohl, als von dem Armen, nachtheilig. Das Geld iſt ihm bald das wichtigſte aller Verdienſte, bald die Höchſte aller Glückſeligkeiten, und zwar in der erſten Abſicht bey einem Armen, in der letztern bey einem andern Reichen. Daher läſtert er dieſen, weil er es hat, und jenen, weil es ihm fehlet. An ſich ſelbſt findet er es in beydem Verſtande, und daraus können wir ſchließen, wie viel gutes er von ſich gedenken oder gar ſagen muß. Ueberhaupt: Man lobet wohl das, was ein anderer mit uns gemein hat, aber ſelten denjenigen, der es mit uns gemein hat. Wenn man von der offenbaren Wahrheit und dem unwiderſprechlichen Augenſcheine gezwungen wird, das an andern zu erkennen, was wir an uns lobenswürdig halten, (denn dieß iſt der Punct, mit dem es ungemein hart hält;)

ſo zieht man ſein Auge von einem ſo tödtenden Anblicke zurücke, und dichtet, oder ſuchet, oder erhebet dasjenige, was einen Vorwurf des Tadelns und Verdammens abgeben kann. Man muß eine Wolke machen, damit man vor dem brennenden Glanze eines fremden Verdienſtes unter Schatten komme.

Ich gerathe, gleichſam unvermerkt, auf die Wirkung des Neides, indem ich von der Quelle der Verleumdung handele. Aber die Verbindung zwiſchen beyden iſt auch eben ſo weitläuftig nicht. Die Eigenliebe iſt ihr gemeinſchaftlicher erſter Urſprung. Man wird unter dem großen Haufen vermiſchet, wenn uns andere gleichkommen. Man wird noch mehr herunter geſetzt, wenn andere ſtärker ſchimmern. Das iſt unerträglich. Wird es alſo nicht natürlich ſeyn, daß man, ſo viel möglich iſt, alles neben ſich herum niederdrücken muß, wenn man recht kenntlich hervorragen will?

Dieß ſuchet der Menſch. Er iſt ein Mittelpunct. Er drehet ſich in ſeinem eigenen Kreiſe. Er hat eine über alle Maaße mächtige Centripetalkraft, das Rühmliche und Vorzügliche an ſich zu ziehen. Er und die übrigen Menſchen dagegen ſtehen mehrentheils mit einander, wie die feindlichen Pole zweener Magneten. Glückſelig iſt derjenige, den er in einer ſolchen Stellung findet, daß er ihn in ſeinen Wirbel einſchließen kann. Der erhebt ſich mit ihm; der hat Theil an ſeiner Größe.

Und in ſo weit läßt ſich doch bey einem Verleumder ein Vortheil finden. Es iſt ſelten; das leugne ich nicht. Vielleicht hält er uns auch noch alsdann, wenn wir auf ſolche Art mit ihm vereiniget ſind, immer in einer gewiſſen Entfernung, damit wir nicht mit ihm ſelbſt vermenget werden. Allein, er ſondert uns dennoch einiger maßen von der übrigen Welt ab, die ſein Gegentheil iſt. Man wird dieß ſo leicht bey denen nicht finden, die doch ſonſt, wenn man alles zuſammen nimmt, beſſer ſind; ich meyne die Spötter. Das Nachtheilige, was ſie vorbringen, iſt immer noch weit allgemeiner. Sie nehmen niemand aus. Der vertraute Freund iſt nicht ſicherer, als ein unbekannter Fremder.

> Dummodo riſum
> Excutiat ſibi, non hic cuiquam parcet amico. *Hor.*

Ich habe dennoch geſagt, daß ſie beſſer ſind, als die ernſthaften Verleumder; und ich ſage es daher, weil ich den Grund ihres Herzens in dieſer Abſicht nicht ſo böſe finde. Horaz hat in der angezogenen Stelle die Urſache genennet, welche ihr Verfahren veranlaſſet: Sie wollen nur lachen. Es iſt nicht die innerliche Abneigung gegen das menſchliche Geſchlecht; es iſt nicht die boshafte Begierde, andere ſchlechter zu wiſſen, wodurch ſie aufgebracht werden. Man findet vielmehr, daß ſie bisweilen über ſich ſelbſt ſpotten. Ich kenne Leute von einer ſolchen hüpfenden und ausgelaſſenen Gemüthsart, welche die aufgeweckteſten Spötteryen fertig haben, ehe ſie wiſſen, wer die Geſchichte dazu hergeben wird. Sie nehmen alſo denjenigen zum Gegenſtande ihrer Einfälle, an dem ſie die erſte Aehnlichkeit mit ihnen finden. Sie ſetzen auch das dazu, was ſie in der Wahrheit nicht antreffen; abſonderlich, wenn es nicht von der

Wichtigkeit iſt, daß ihnen ihr Scherz gar zu hoch zu ſtehen kommen darf. Hiebey leidet nun freylich die Menſchenliebe einen ſo gänzlichen Fall, und eine ſo große Zerſtörung nicht, als bey den finſtern und verdrießlichen Geiſtern, die ihren ernſtlichen Widerwillen über alles ausbreiten.

Indeſſen will ich gar nicht behaupten, daß die Spötterey über fremde Fehler und Unvollkommenheiten der tugendhaften Gemüthsverfaſſung keinen Abbruch thue. Sie iſt oft nur gar zu boshaft und giftig. Sie entſpringet vielfältig aus einem bittern und feindſeligen Grunde des Herzens. Man kann hievon an einer großen Anzahl von Schriftſtellern Beyſpiele finden. Haß und Neid arbeiten oft mit ihrem Witze zugleich; und auch im Umgange findet man dieſe nicht ſelten bey einander. Wir wollen ſie aber trennen. Wir wollen es gern zugeben, daß der ſpottende Witz ohne ſo ſchlimme Geſellſchaft ſey. Dadurch wird er noch nicht unſträflich. Viele artige Köpfe würden bey weiſen Leuten weit liebenswürdiger ſeyn, und weit mehr Hochachtung verdienen, wenn ſie das, was den Menſchen angeht, ſo werth hielten, daß ſie es nicht ohne Unterſchied als eine Materie des Gelächters darſtelleten. Und dieſe weiſen Leute hätten auch Grund dazu. Sie können dieſe Fertigkeit, auf andere Unkoſten ſinnreich und luſtig zu ſeyn, nicht allein in Anſehung ihres Urſprungs anſehen; und da finden ſie ein leichtſinniges Gemüth, welches den Dingen nicht ihren rechten Preis ſetze: Sie können ſie auch nach ihrer Wirkung betrachten; und da wird ſie ihnen noch verwerflicher vorkommen.

Der luſtige Spötter thut ohne Zweifel mehr Schaden, als der ernſthafte und feindſelige Verleumder. Er ſchonet nicht allein weniger; ſondern er kränket und erniedriget auch mehr. Ariſton ſaget: Ich ſey geizig; Kleanthes ſaget es auch. Jener machet mich verhaßt; dieſer durch hundert luſtige Einfälle und Erzählungen lächerlich. Er meynet es mit mir ſo böſe nicht. Er gönnet mir nicht ſo viel nachtheiliges, als der erſte; aber ich bin dennoch weit übler mit ihm zufrieden. Denn wer will nicht lieber gehaſſet, als ausgelachet werden? Ein Kleanthes denket nicht ſo ſehr an mich, als an den Inhalt ſeines Spottes; ich ſcheine ihm nicht ſo wohl der Gegenſtand, als die Veranlaſſung davon, zu ſeyn. Aber der Zuhörer machet dieſe Trennung nicht. Die Materie der Spötterey und ich, wir ſind ihm ein einziger Begriff, und wenn er noch nachher über jene lachet, ſo kann ich gewiß ſeyn, daß er auch eigentlich über mich lachet; er vergißt mich nicht. Das ſind die ordentlichen Wirkungen ſolcher Einfälle. Man wird dadurch unendlich niedriger. Man wird dem Nichts weit näher gebracht. Dieß iſt ein allgemeines Urtheil. Wie ſchädlich ſind doch die Spöttereyen! Wie grauſam!

Abſentem qui rodit amicum,
Qui non defendit alio culpante: ſolutos
Qui captat riſus hominum famamque dicacis:
Fingere qui non viſa poteſt, commiſſa tacere
Qui nequit, hic niger eſt, hunc tu, Romane, caueto.

Horat.

Joh. Joach. Spalding.

* *

Einladung zu einem Spaziergange, im Hornung 1742.

Freund, wag es einſt, verlaß dein Zimmer,
Das nie verlöſchte Glut erhitzt:
Sieh, wie der höhern Sonne Schimmer
Auf Schneebedecktem Felde blitzt.
Ein Zärtling mag den May erwarten,
Noch wagt er ſich kaum an das Thor:
Doch liebſt du Gang, und Luſt, und Garten,
So komm dem Lenzen ſelbſt zuvor.

Verziehſt du, bis des Sommers Wärme
Den Schweiß aus matten Gliedern preßt;
Des Pöbels dringendes Geſchwärme
Uns kaum den Weg zu treten läßt;
Ein Reicher, den zwey Pferde führen,
Mit Staub uns armes Fußvolk deckt;
Kurz, bis den Trieb zu dem Spazieren
Gewohnheit mehr, als Luſt, erweckt?

Komm, laß uns in den Garten eilen,
Den wir den Muſen längſt geweiht;
Die Hütte wird uns Luſt ertheilen,
In der man der Natur gebeut.
Den Sommer giebt ſie uns zu fühlen,
Den Frühling zeiget, was man ſieht;
Hier wollen wir mit Witze ſpielen,
Und Caffee trinken, wo er blüht.

Käſtner.

Der

* * *

Der Canarievogel und die Lerche.
Eine Fabel.

Ein Sänger, den der Mohr an ſeinen Küſten fängt;
Der Deutſche gerne hört, und in ſein Zim̃er hängt;
Sang oft ſein Tagewerk mit vielfach heller Kehle,
Nach dem von der Natur ihm erblichen Befehle;
Zumal, wenn neben ihm der Lerche Mund erklang,
Die nicht ſo klar, wie er, und dennoch reizend ſang,
Die deutſche Triller ſchlug, und zaghaft bey ſich dachte,
Daß doch des Fremdlings Mund die Töne ſüßer machte.
Der Fremdling merkte dieß, ward ganz beredt und ſprach:
Du, Freundinn, ſingſt zu rauh, o ſinge mir doch nach!
Willſt du bewundert ſeyn, mußt du nach meinen Tönen
Den ungeübten Klang dir möglichſt abgewöhnen.
Er ſchläfert, wie er wünſcht, die Lerche glücklich ein.
Sie folgt und martert ſich mit unerhörter Pein,
Durch einen fremden Ton den eignen zu verdringen,
Und ein canariſch Lied mit deutſchem Hals zu ſingen.
Sie ſtottert tauſendmal und wird ſich ſelbſt zur Laſt,
Indem ſie das verſucht, was ſie nur halb gefaßt.
Dieß hört die Nachtigall; der Zorn reizt Philomelen:
Wie ſinnreich biſt du nicht, dein eignes Ohr zu quälen!
Ruft ſie der Lerche zu. Erſt ſangſt du frey, und recht,
Da du dich fremde zwingſt: So ſingſt du fremd, u. ſchlecht.
Erſt wart ihr beyde gleich; itzt willſt du ihn erreichen,
Und äffſt ihm ſingend nach, und mußt ihm äffend weichen.
Behalte deinen Ton, die Mundart der Natur;
In dieſer bringſt dus hoch; in jener fehlſt du nur.
O Leſer, ſey ſo gut, die Fabel auszuführen;
Denn mein Franzoſe kömmt, mit dem muß ich parliren.

C. F. Gellert.

Lobſchrift auf die böſen Männer.

Mein herannahendes Alter, und die eigene Erfahrung werden mich hinlänglich rechtfertigen, da ich mir vorgenommen habe, auf die böſen Männer eine Lobſchrift zu machen. Der Spiegel erinnert mich, daß es Zeit ſey, ernſthaft zu werden. Hat man mir in meinen jungen Jahren mit Vergnügen zugehöret, wenn ich die unſchuldigſten Handlungen der Mannsperſonen auf eine boshafte Art beurtheilete: So wird man ſich gegenwärtige Schrift als eine öffentliche Ehrenerklärung gefallen laſſen; da ich mir die Gewalt anthue, und diejenigen lobe, von denen vielleicht die meiſten meiner Mitſchweſtern glauben, daß ſie es am wenigſten verdienen. Ein zwanzigjähriger Eheſtand hat mich gelehrt, die Vortrefflichkeit der böſen Männer einſehen; und mein Beweis muß überzeugend ſeyn, weil ich nichts rede, als was ich ſelbſt erfahren habe. Dieſe Gründe ſcheinen mir wichtig genug zu ſeyn; und ich bin verſichert, daß der Beruf desjenigen weiſen Mundes, welcher vor einiger Zeit auf die böſen Weiber eine Lobrede gehalten hat, wenigſtens nicht ſtärker geweſen iſt, als der meinige.

Noch etwas muß ich im Voraus erinnern. Fehlet gegenwärtiger Abhandlung die Deutlichkeit, das Feuer, und die Ordnung im Vortrage: So bedenke man nur, daß ſie ein Frauenzimmer geſchrieben habe, ein Frauenzimmer, welches das Vorurtheil des Vaters nur in der Küche erzogen, und dem die kluge Vorſicht eines böſen Mannes alle Mittel benommen, deutlich zu reden, und vernünftiger zu denken, als er ſelbſt gedacht hat.

Die unendliche Menge der böſen Männer überhebt mich der Mühe, zu beſchreiben, was ich eigentlich darunter verſtehe. Durch das Gegentheil will ich der Sache zum Ueberfluſſe einige Erläuterung geben. Es befinden ſich noch hier und da Geſchöpfe, welche man vernünftige Männer nennet. Dieſe ſtehen in dem abergläubiſchen Wahne, als erfordere Pflicht und Gewiſſen, daß ſie ihre Weiber ebenfalls für vernünftige Creaturen halten, welche nicht zur Sklaverey, oder ihrem herrſchſüchtigen Eigenſinne zum Beſten erſchaffen, ſondern um deßwillen da ſind, daß durch eine aufrichtige Liebe, und beyderſeitige Hülfe die Beſchwerlichkeit des menſchlichen Lebens erleichtert, und durch vereinte Sorgfalt dem Vaterlande nützliche Bürger erzogen werden. Kurz, dieſe ſehen ihre Weiber als Freundinnen an. Ich würde den Ungrund dieſer Meynung ausführlich widerlegen, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß die allermeiſten Männer ſchon hinlänglich davon überzeugt wären. Ein Frauenzimmer iſt ein Thier, welches vor andern Thieren die Ehre hat, daß es ein Mann zur Frau nimmt; welches bloß des Mannes wegen in die Welt geſetzet iſt, und das mit einer blinden Ehrfurcht dem Willen ſeines Oberhauptes unterwürfig ſeyn muß. Dieſes iſt der eigentliche Begriff, den man ſich machet. Wer dieſen Begriff zur Wirklichkeit bringt, der verdienet allererſt den rühmlichen Beynamen eines böſen Mannes.

Es erhellet hieraus, daß der Urſprung der böſen Männer in dem Weſen der Sache und in der Natur ſelbſten liegt. Wäre dieſes nicht, ſo würde mir es eben ſowohl erlaubt ſeyn, den Adam an ihre Spitze zu ſtellen, als es einigen gefallen hat, die Eva zur böſen Frau zu machen.

Ich halte aber die Anführung ſolcher Exempel für allzu leichtſinnig, und ich glaube, ich werde beſſer thun, wenn ich ohne fernern Umſchweif dem Leſer zeige, daß ich Urſache habe, die böſen Männer zu loben.

Das Laſter der Eigenliebe iſt ſo reizend, als gefährlich. Man giebt es dem Frauenzimmer am meiſten Schuld. Ich weis nicht, ob man Urſache darzu hat; ſo viel aber weis ich wohl, daß wir demjenigen unendlich verbunden ſind, welcher uns davor ſchützet. Ich kenne einen Mann, ein Muſter ſeines Geſchlechts, die Krone aller böſen Männer. Wäre er nicht ſo ſittſam und beſcheiden, ſo würde ich ihn nennen. Dieſer Mann giebt ſich alle Mühe, die Eigenliebe ſeiner Frau zu dämpfen. Er kann nicht leugnen, daß ſie vernünftig iſt; er will aber doch nicht, daß ſie es glauben ſoll, oder daß ſie andere Leute für vernünftig halten. Wie ſoll er es anfangen? Er tadelt alle ihre Minen; ſie darf kein Wort reden, ſo weiſt er, wie abgeſchmackt es ſey. Er beſchämet ſie in öffentlichen Geſellſchaften, ja er ſteht ihr nicht einmal die Fähigkeit zu, daß ſie vernünftige Kinder gebären könne, da er an dem Kinde erſter Ehe weit mehr Verſtand anmerket, als an dem ihrigen, ungeachtet er der Vater zu beyden iſt. Müſſen wir nicht alle dieſen Mann loben? Wie unglücklich könnte ſeine Frau werden, wenn die Eigenliebe ihre Leidenſchaft würde? Reißt er ſie nicht durch dergleichen Demüthigung aus ihrem Verderben?

Ein Mann iſt das Oberhaupt ſeiner Familie. Dieſes erfordern die Rechte, und nach eben dieſen Rechten kann er alle Hochachtung verlangen. Will er ein lobenswürdiger Mann ſeyn, ſo muß er ſich dieſelbe zu erwerben wiſſen. Das geſchieht am leichteſten auf die ſinnliche Art. Was iſt aber ſinnlicher, als was der Körper fühlet? und was fühlet der Körper nachdrücklicher, als Schläge? Iſt alſo nicht derjenige ein lobenswürdiger Mann, welcher bey ſeiner Frau mit geballter Fauſt die Rechte der Natur zu behaupten weis?

Wenn ich ſage, das Frauenzimmer ſey ein ſchwaches Werkzeug, ſo ſage ich nichts mehr, als was ſchon alle Welt weis. Dieſe angebohrne Schwäche iſt Urſache; daß nur wir den Laſtern am wenigſten widerſtehen können. Eine geringe Reizung iſt genug, uns laſterhaft zu machen. Niemals aber ſind die Reizungen ſtärker, als wenn wir uns in dem Ueberfluſſe aller Dinge befinden. Dieſer muß uns entzogen werden, wenn wir anders tugendhaft bleiben ſollen. Es geſchieht nur zu deinem Beſten, geliebte Freundinn, daß dein Mann dir allen Ueberfluß benimmt, welcher deine Schwachheit rege machen könnte. Er vertrauet deinen Händen nicht einen Groſchen Geld an. Du mußt dir an dem elendeſten Tranke, an den unſchmackhafteſten Speiſen, an den ſchlechteſten Kleidern begnügen laſſen. Es geſchiehet nicht aus Geiz; nein, meine Freundinn; es geſchiehet zu deinem Beſten. Genug, daß du dein Leben friſten kannſt. Dieſes iſt die Urſache, warum wir eſſen, warum wir trinken, warum wir Kleider tragen. Der geringſte Ueberfluß würde eine Quelle tauſendfaches Unglücks ſeyn. Ich habe nicht nöthig, dieſes genauer auszuführen; du wirſt es ſelbſt einſehen können.

Iſt die Mäßigkeit eine ſo große Tugend, wie ſie es denn wirklich iſt, ſo muß wohl derjenige Mann laſterhaft ſeyn, welcher ſich unmäßig und wollüſtig aufführet? Keinesweges! Die Männer geben uns die Geſetze, niemand aber, der Geſetze giebt, iſt denenſelben weiter unterworfen, als er es ſelbſt für gut befindet. Dein Mann verſpielt alle ſein Vermögen. Wie löblich iſt dieſes! Könnte dich nicht der Beſitz vieles Geldes geizig machen, oder im Gegentheile zur Verſchwendung reizen? Er iſt niemals nüchtern. Allein, was kann dir wohl einen lebhaftern Abſcheu vor der Trunkenheit machen, als ein beſoffener Mann? Nur um deinetwillen beſäuft er ſich, damit du ſehen ſollſt, was es für eine edle Sache um die Mäßigkeit ſey. Er entzieht ſich deinen Armen, und bringt die meiſte Zeit bey andern Weibesbildern zu. Er thut recht daran. Der beſtändige Beſitz eines Gutes machet uns daſſelbe ekelhaft. Du würdeſt ihn überdrüßig werden, wenn er niemals von deiner Seite käme. Dein Mann iſt lobenswürdig.

Dieſes ſind die Vortheile noch nicht alle, die wir von unſern böſen Männern haben. Nichts iſt empfindlicher, als der Tod eines Mannes, welchen man innigſt liebet. Wie ſehr wird uns aber dieſer heftige Schmerz erleichtert, wenn uns ein wollüſtiger, ein harter, ein ehrgeiziger, wenn uns ein böſer Mann ſtirbt. Was iſt leichter, als bey dergleichen Falle den Ruhm einer chriſtlichen Standhaftigkeit zu erwerben? Wir trauern, weil uns der Schneider eine ſchwarze Kleidung gemacht hat; und wenn wir ja weinen, ſo geſchiehet es, weil ſein Abſterben nicht eher erfolget iſt.

Noch tauſend Urſachen könnte ich anführen, die uns denen böſen Männern verbindlich machen. Ich will aber mit Fleiß abbrechen, um denjenigen Fehler zu vermeiden, welchen man ſonſt dem Frauenzimmer vorwirft. Es ſcheint mir überflüßig zu ſeyn, wenn ich das Alterthum zu Hülfe rufen, und alle vier Theile der Welt ausplündern wollte, einen Satz zu beweiſen, den die Beyſpiele der meiſten Männer unſerer Stadt unleugbar machen. Vielleicht iſt mir der Leſer verbunden, daß ich dasjenige auf wenigen Blättern ſage, was ich mit einer kleinen Ausdehnung in vier Bogen hätte vorbringen können.

* * *

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Et prodeſſe volunt & delectare — *Horat.*

Auf das Jahr 1742.
Aprilmonat.

Zweyte Auflage 1742.

Leipzig,
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Die Ehrentitel.

Ein Titel iſt alsdann kein ſchlechter Dunſt zu nennen,
Wenn wir ihn nur mit Recht von andern fordern können;
Und wenn uns Witz und Geiſt und wahrer Tugend Pracht
Zu ſolchem erſt erhebt, zu mehrern würdig macht.
Nur kränkts mich, wenn ein Thor, der in der Faulheit lebet,
Nach Zeichen des Verdienſts, nach Ehrentiteln, ſtrebet,
Und mit dem leeren Tand auch den beſchwerlich fällt,
Den doch ein ganzes Land für unentbehrlich hält.
Geſetzt, daß man ihm auch nach ſeinem Titel ehret,
Geſetzt, daß er die Welt aus hundert Schriften lehret,
Er ſey des Titels werth, er ſey ein weiſer Mann;
So ſag ich doch zu ihm: Das hat das Geld gethan.
Iſt dir der wahre Ruhm, ſo wie der Titel, eigen;
Warum willſt du mir nicht die eignen Proben zeigen?
So Tugend, als Verdienſt, bleibt warlich nicht verſteckt,
Und wird vom Neide ſelbſt der Nachwelt aufgedeckt;
Ein jeder merket ſie, und wird durch ſie gerühret;
Dieß eben iſt der Ruhm, der uns allein gebühret.
Nicht ein erſchlichnes Lob kann unverweslich ſeyn,
Ja ſelbſt ein feſtes Erz und harter Marmorſtein

Wird uns, trotz ſeiner Kunſt, und hundert andern Dingen,
Nicht zwanzig Jahre mehr auf jene Nachwelt bringen.

Ich weis den Fehler wohl; uns trüget die Natur,
Der Trieb nach Seltenheit verfällt auf fremde Spur;
Die Tugend loben wir; wir loben Geiſt und Wiſſen;
Und da wir unvermerkt uns ſelber richten müſſen:
So führt ein Irrthum uns auf einen fremden Pfad,
Nicht auf die Tugend ſelbſt, die drauf gewandelt hat.
Wer ſchilt uns wohl darum? Wer will es uns nicht gönnen,
Daß wir ein Lob für uns ſo gern ertragen können?
Hat doch ſchon Cicero zu ſeiner Zeit geſagt,
Daß uns in unſrer Bruſt der Ehrſucht Feuer plagt.
Wie trefflich iſt es nicht, von dieſem Feuer brennen,
Und dennoch dieſen Brand nach Wunſche ſtillen können!
Ein Titel iſt ja das, was unſer Herz ergötzt,
Und uns in jene Zahl geehrter Leute ſetzt.
Die Nahrung eines Geiſts, die Speiſe großer Seelen,
Kann nur ein großer Geiſt und kein geringer wählen.
Ein thorheitsvoller Menſch, der an der Erde klebt,
Um Erdengüter freiht, und in der Wolluſt lebt,
Wird warlich, könnt er auch die Erde ſelbſt ergründen,
Zwar ächtes Gold genug, die Ehre niemals finden.
Vergnügt und ruhig ſeyn ſteckt in der Wolluſt nicht,
Ihr ganzes Weſen iſt zur Sättgung abgericht.
Und Ueberdruß und ſatt entſcheidt ſich nach den Stunden;
Sonſt ſind ſie beyde gleich; ſie ſind als eins verbunden.

So hör ich denn itzund, daß du nicht geizig biſt.
Wie kömmt es, daß bey dir der Geiz nur Thorheit iſt?
Wie kömmt es, daß nur der, der in der Wolluſt lebet,
Als ein verlachter Thor vor deinen Augen ſchwebet?

Vielleicht verblendet dich der Eigenliebe Schein?
Vielleicht wirſt du auch ſelbſt ein Kind der Thorheit ſeyn?
Wir Menſchen können doch, was wir als eins erkennen,
Unmöglich zweyerley, ſo gern wir wollten, nennen.
Wer einen Zweck erwählt, und doch die Mittel haßt,
Wie heißt der, ſage mirs? Ein thörichter Phantaſt!
Du redeſt faſt zu viel; und dir es zu bekennen,
Es wäre ſchon genug, wenn wir ihn thöricht nennen.
Auch dieſes ſiehſt du ſchon mit mir vollkommen ein,
Der Geiz wird alſofort ein Kind der Thorheit ſeyn.
Sein Gut, das er verlangt, iſt ein vergnügtes Leben.
Was ſucht er denn darzu für Mittel anzugeben?
Er ſteht in einem Strom, und iſt ein Tantalus,
Der in dem Waſſer friert, und doch verdurſten muß.
Dieß Mittel wählt er ſelbſt, und kann, bey Durſt und
Schmachten,
Den, der vernünftig lebt, mit Unvernunft verachten.
Was hilft dem Hunde wohl das Gold, auf dem er ſitzt?
Kauft ihm doch Brodt dafür, ſo hat er, was ihm nützt.
Ein Zärtling, welcher ſich die beſten Biſſen wählet,
Den äußern Sinnen folgt und nur die Stunden zählet,
Die er nicht recht vergnügt und lüſtern brauchen kann,
Will auch glückſelig ſeyn. Wie fängt er es denn an?
Er ißt, er trinkt, er ſpielt; er überlädt den Magen,
Und da er heute tanzt, ſo muß er morgen klagen.
Die Liebe kützelt ihn; drum ehrt er auch das Haus,
Da Dorimene brennt; er treibt ſein Feuer aus;
Er läßt ſich weder Geld, noch Zeit, noch Ehre dauren;
Wie bald fängt aber nicht Philander an zu trauren?
Ein Bett wird zubereit, der Arzt herbey geſchafft,
Der Kranke ſcheut den Tod, aus Mangel aller Kraft,

Der Arzt verbleichet ſelbſt, wenn er von ferne ſiehet,
Daß Frankreichs edle Frucht ſchon auf der Stirne blühet.
Ein Fieber kömmt darzu; da liegt der kranke Mann,
Der lange leben will, und kaum erſterben kann.
Doch ſtill; uns iſt ſein Satz genug bekannt geworden:
Wer lange leben will, der muß ſich bald ermorden.

Belachenswerther Thor! Nicht wahr? Ja wohl, o Freund!
So wahr iſt dieſer Satz, ſo lächerlich er ſcheint.
Wohlan, ſo ſage mir, iſt der wohl auszulachen,
Der, wenn er hungrig iſt, um ſich recht ſatt zu machen,
Den Maler holen läßt, der ihm verwundrungsvoll
Das Eſſen, das er wünſcht, recht lebhaft malen ſoll?
Der Maler eilt geſchwind, das Bild wird übergeben,
Nun rühmt der Hungrige ſein hochbeglücktes Leben,
Und ſaget mir und dir recht frech ins Angeſicht:
Dieß Eſſen ſchmecket gut! iſt trefflich zugericht!
Wir beyde würden uns wohl nicht enthalten können,
Und aus Barmherzigkeit mit ihm ins Tollhaus rennen.
Ja, ſprichſt du, allerdings! Wohlan, ſo folge mir,
Das Gleichniß zielt auf dich, dich Thoren ſtellt es für.
Dein Hunger geht auf Ruhm, das hab ich längſt belachet:
Noch mehr, daß dich bisher ein Titel ſatt gemachet.
Der Ehrſucht Speiſen ſind Verdienſt und Trefflichkeit;
Dieß Eſſen wird uns ſelbſt von andern zubereit.
Den Neid erbittert es, der höret unſre Proben,
Je größer ſie geſchehn, mit größerm Schmerzen loben.
Ein Titel ohne Ruhm iſt ein gemalt Gericht:
Dich macht es niemals ſatt und andre reizt es nicht.
Verdrießt es dich vielleicht? Du haſt, wie andre Thoren,
Dir einen Zweck erſehn, ſein Mittel nicht erkohren.

Wie heißt denn dieſes Ding, das dich ſo heftig plagt?
Wie aber, frag ich dich? Du haſt mirs ja geſagt:
Die Ehrſucht iſt der Wurm, der dich zum Thoren machet,
Du aber macheſt gar, daß jeder deiner lachet,
Wenn er dich ſo erhitzt nach Schatten ſchnappen ſieht.
Zu allen biſt du träg, hierauf allein bemüht.
O wär es umgekehrt! Denn ſollſt du heute ſterben,
So wird auch heute noch dein Ruhm mit dir verderben;
Dein Titel, nicht dein Ruhm. Was haſt du wohl gethan,
Daß man, ſo ſchlecht es iſt, wohl rühmlich nennen kann?
Iſts etwa, daß du dich in deinen jungen Tagen
So ſäuberlich geputzt, ſo oft herum geſchlagen?
So manches Kind verführt, ſo manches Glas verheert?
So manches Buch verkauft, ſo vieles Geld verzehrt?
Doch nein, dich wird vielleicht dein lang und vi[illegible] Reiſen,
Dein Spielen in Paris und in Venedig preiſen?
Vielleicht erhebt dich dieß: Du gingſt als Deutſcher aus,
Und kömmſt, doch arm u. krank, als ein Franzos nach Haus.
Die Wechſel kommen nach, ein Handbrief läßt uns leſen:
Du wäreſt in Paris als Graf geehrt geweſen.

In allen, wie mich dünkt, haſt du noch nichts gethan,
Das uns nicht auch zugleich der Pöbel zeigen kann.
Gib einem ſchlechten Kerl die Hälfte deiner Mittel,
Verwähne ſein Gemüth, erkauf ihm deinen Tittel;
So iſt bey dir und ihm der Unterſchied ſehr klein,
Es müßte denn der Kerl noch klüger, als du, ſeyn.
Verdienſte ſind es nur, die unſern Hochmuth nähren;
Verdienſte, die nur uns, nicht andern zugehören;
Verdienſte, welche zwar ein jeder ſtutzig ſieht,
Doch um die Aehnlichkeit ſich oft umſonſt bemüht.

Es iſt nur eine Kraft den größten Seelen eigen.
Wohin der Adler fliegt, kann nicht der Sperling ſteigen.
Dieß iſt der Ehre Grund; ſo iſt ſie eingericht:
Die Tugend und Verdienſt braucht keinen Titel nicht.
Leſt gute Bücher nach, betrachtet doch die Alten;
Wer hat von ihnen wohl von Titeln viel gehalten?
Schaut mit mir Cäſarn an, nehmt ihm ſein Conſulat,
Verbannet ihn aus Rom, laßt ſein Triumvirat
Zu nichts geworden ſeyn, laßt ſeinen tapfern Degen
Nicht mehr der Barbarn Stolz mit Macht zu Boden legen;
Ja ſchafft ihn aus der Welt, macht ſeine Thaten klein;
Mein Cäſar wird doch ſtets ein Held, ein Cäſar ſeyn.
Er braucht von Titeln nichts; er hat uns, durch ſein Leben,
Mehr als ein Wort vermag, zu ſchätzen übergeben.
Der ſagt von keinem Ruhm, der nur von Titeln ſagt;
Der fragt nach Titeln nichts, der wahren Ruhm erjagt.
Nur Leute, welche ſich der Regung im Gewiſſen,
Zu ihrer eignen Pein, ſo öfters ſchämen müſſen.
Nur Leute, welche Geld und Zeit umſonſt verthan,
Und die man ſonſt zu nichts auf Erden brauchen kann:
Nur dieſe zwingen uns, ſo wenig wir auch wollen,
Daß wir Verdienſt und Ruhm von ihnen denken ſollen.
Da man an ihnen doch ein bloßes Zeichen ſieht,
Das ſich auf ſolch ein Ding, das hier nicht iſt, bezieht.
Die Alten, da ſie noch der Körper Licht und Schatten
Nur nach dem Aeußerſten des Raums bezeichnet hatten,
Bemerkten, iſt mir recht, den Mangel ungemein,
Und ſchrieben auf das Bild: Das ſoll ein Löwe ſeyn.
Ob gleich des Löwen Bild der Aehnlichkeit entwiche,
Und einem Eſel mehr, als einem Löwen, gliche.

Ein Titel iſt fürwahr ein ſolch erborgtes Wort,
Das man zu jenem ſchreibt, den weder Zeit noch Ort,
Ja ſelbſten die Natur, nicht ſo bezeichnen wollen,
Daß er den Namen hat mit Recht behaupten ſollen.
Daher erſetzt man auch den Fehler insgemein,
Und ſchreibt zu jedem Geck: Dieß ſoll ein Kluger ſeyn!
Verflucht ſey jene Zeit, die uns zuerſt betrogen,
Daß wir den wahren Ruhm nach Titeln abgewogen.
Daß meiſtentheils die Welt in träger Wolluſt lebt,
Und ſich um wahren Ruhm ſo wenig mehr beſtrebt,
Sind unſre Titel ſchuld Das Geld kann ſchlechte Sachen
Bey uns gelehrt, geehrt, wie aberwitzig, machen.
Vor dieſen, da die Welt an Tugend und Verſtand
Die meiſte Trefflichkeit, die größte Hoheit fand,
Da galt ein Titel nicht; kein Menſch war ſo bethöret:
Kein Schmeichler ſang ihm vor: Kein Lügner ward gehöret.
Da war nur der ein Held, der wilde Heere ſchlug.
Ein Weiſer hieß nur weis, ein Kluger hieß nur klug.
Gelehrte hatten da zu ihrem Ehrentittel
Nur die Gelehrſamkeit, und ſonſt kein ander Mittel.
Ein Bürger war vergnügt, wenn er ſich ſo erwies,
Daß er ein guter Wirth und guter Bürger hieß.
Ihr Zeiten, ſaget mir: Wo ſeyd ihr hingekommen?
Wie ſehr hat euer Werth bey uns nicht abgenommen?
In Schulen hört man noch von Tugend und Verſtand;
Im Leben iſt ihr Werth faſt meiſtens unbekannt.
Iſt nicht ein Held noch mehr, als alle fremde Namen,
Die ehemals aus Paris zu uns nach Deutſchland kamen?
Geſetzt, man giebt dir nun den Titel General;
Der Name ſetzet dich nicht in der Helden Zahl.

Wenn aber ſich dein Muth an ganze Völker waget,
Hier eine Feſtung ſtürmt, dort den Entſatz verjaget,
Selbſt an der Spitze ſteht, zuerſt das Heer durchbricht,
Ermuntert und gebeut, und wie ein Fußknecht ficht;
Dann wird die Welt von dir auf allen Blättern leſen,
Erſt ſeyſt du General, jetzt aber Held geweſen.
Ihr, die ihr die Natur nach der Vernunft erkennt,
Und was ihr gründlich wißt, auf euer Beſtes wendt;
Mich wundert, daß ihr auch nach ſolchen Dingen ringet,
Und eure Freyheit ſelbſt ins Joch der Knechtſchaft zwinget.
Iſt dieſes nicht genug, wenn ihr durch Proben weiſt,
Daß ihr, wie ihr verdient, gelehrte Leute heißt?
Witz, Tugend und Verſtand beſchämen alle Tittel.
Dort gilt das Weſen nur, hier helfen andre Mittel.
Dem Pöbel fehlt Verdienſt; drum wählt er ſich den Schein,
Er wünſchet, ohne Grund, berühmt und groß zu ſeyn.
Wie manchen ſeh ich nicht in einem neuen Wagen
So prächtig, ſo geſchwind durch alle Gaſſen jagen:
Wer iſt der dicke Wanſt, der ſich ſo Ehrenveſt,
Mit ſchwergewordnem Kopf, nach Hauſe ſchleppen läßt?
So viel man uns erzählt, ſo iſt nach funfzig Jahren,
Er heut zum erſtenmal als = = ausgefahren.
Als Bürger log er ſich zu einem reichen Mann;
Jetzt aber hat er ſich durch Reichthum vorgethan.
Ein hochgeehrter Mann! von hochgepriesnen Gaben!
Ja wohl! denn Knechtsverſtand und Herrenrang zu haben,
Iſt kein geringes Ding, zumal wenn man ermißt,
Daß ihm, in dieſem Punct, ſein Leibhund ähnlich iſt.
Sein Budel heißet Löw, er wird als Hund verderben;
Sein Herr der = = heißt, wird auch als Bürger ſterben.

Der Budel hat gewiß ein großes Prädicat;
Sein Herr, der gleiches Glück mit ſeinem Hunde hat,
Iſt unglückſeliger. So gehts in dieſem Leben!
Der Budel hats umſonſt; der Herr hat Geld gegeben.
Dieß iſt der große Ruhm, dieß iſt der ſchöne Tand;
So ſieht ſein Bildniß aus, ſo wird er uns bekannt.
  Wie mancher wäre klug und ungeſchimpft geblieben,
Hätt er nicht Freund und Feind zum Lachen angetrieben,
Wenn er ſo greulich ſich mit ſeinem Titel brüſt,
Da keine That von ihm des Titels würdig iſt.
Da, wo ein Feuer glänzt, kann man den Schatten ſehen;
Die Blitze, die ſehr oft bey finſtrer Nacht geſchehen,
Entdecken uns die Nacht, die ſehr ins Auge fällt,
Wenn man ſie und das Licht genau zuſammen hält.
So zeigt der Titel auch, mit dem wir uns belegen,
Zu unſrer eignen Schmach, nur unſer Unvermögen.
Das Volk denkt auch zurück, und ſaget dieß dabey:
Wie groß thut nicht der Mann! er war ja ein Lakey.
So wird denn all ſein Thun nur darum durchgezogen,
Weil man es nach dem Werth des Titels abgewogen,
Und nichts gefunden hat, das einen Grund uns weiſt,
Warum er nicht vielmehr ein Knecht, als ⸗ ⸗ heißt.
  So kann ein Titel oft ſo gar die Ehre rauben,
Die wir doch ſteif und feſt dadurch zu mehren glauben.
So thöricht iſt der Satz, den man uns beygebracht:
Daß jedes Ehrenwort geehrte Leute macht.
Uns muß der Titel nicht, nein, wir den Titel ehren.
Dieß iſt der wahre Satz, der, wenn wir ihn verkehren,
Uns nicht allein den Ruhm zu keiner Zeit verleiht,
Nein, uns noch überdieß mit Schimpf und Schande dräut.

* * *

Kaiſer.

Ein Auszug
aus der Chronike des Dörfleins Querlequitſch, an der Elbe gelegen.

Geneigter Leſer,

Du wirſt mir nicht zumuthen, daß ich dir ſagen ſoll, wie ich zu dem Manuſcripte gekommen ſey, von welchem ich dir gegenwärtigen Auszug lieſere. Wenn ich ſpräche, ich hätte es unter einem alten Gemäuer in Wachsleinwand eingewickelt gefunden; ſo würdeſt du es vielleicht, als ein ſchätzbares Alterthum, mit vieler Ehrfurcht durchleſen. Ich könnte dich wohl auch bereden, es gehöre in eine Bibliothek, und, weil ich ein Gelehrter bin, ſo würdeſt du unfehlbar denken, ich hätte es mit lehrbegierigen Händen heimlich entwendet. Allein, ich bin nicht geſonnen, dir eine Unwahrheit vorzuſagen; du ſollſt aber auch die Wahrheit nicht erfahren. Sey zufrieden, daß ich dir ein Werk mittheile, welches allen Geſchichtſchreibern zur Vorſchrift, und dir vielleicht zur Erbauung dienen kann.

Den eigentlichen Verfaſſer dieſer Chronike, und die Zeit, wenn ſie geſchrieben worden, kann ich nicht angeben. Auf dem Titelblatte ſteht an ſtatt des Namens ein N. welches der Verfaſſer ſonder Zweifel um deßwillen gethan hat, um den Leſer neugierig zu machen, und um deſto bekannter zu werden. Meine Vermuthung geht dahin, es habe es ein ehemaliger Pfarrer daſelbſt geſchrieben. Ob ich recht habe? wirſt du aus denen Umſtänden urtheilen, die in dem Auszuge ſelbſt vorkommen. Wenn aber dieſer gelebt, und die hiſtoriſchen Nachrichten geſammlet hat, ſolches iſt noch ungewiſſer. Ich vermuthe, daß es kurz nach des Kanzler Crells Tode geſchehen ſey; ich will aber niemanden meine Meynung auf dringen.

Das Werk ſelbſt iſt von einer ziemlichen Weitläuftigkeit, in Folio, vier Alphabeth ſtark. Die Schrift iſt ſehr klein und unleſerlich, auch hin und wieder, ich weis nicht aus was für Urſachen, Platz gelaſſen worden. Der Auszug, den ich geben will, ſoll deſto kürzer ſeyn, und mit Ausfüllung der leeren Stellen mögen ſich diejenigen beluſtigen, welche in Ergänzung verſtümmelter Alterthümer, wo nicht glücklich, doch unermüdet ſind.

Gleich durch den erſten Anblick des Buchs, wird man überführt, daß der Verfaſſer von einem beſondern Geſchmacke, und kein abgeſagter Feind ſeiner Verdienſte müſſe geweſen ſeyn. Man findet daſelbſt ein Bild, welches er vermuthlich eigenhändig entworfen hat, und das zwar nicht künſtlich, doch ziemlich deutlich gerathen iſt. Es ſtellet die fliegende Fame vor, die zwo ſehr dicke Backen und eine Trompete kenntbar machen. An dieſer hängt ein Tuch, worinnen man eine menſchliche Figur mit einer Pechmütze, einem Ueberſchlägelchen, und einer ſo genannten Harzkappe erblickt. Es iſt eine Umſchrift dabey, von der ich aber nichts, als die die beyden erſten Buchſtaben errathen kann, welche nach meiner Einbildung P. L. und, wie ich glaube, Paſtor loci, heißen, wiewohl ſie auch Poeta laureatus heißen könnten. Aus den Wolken raget eine Hand hervor, welche eine zuſammengekrümmte Schlange, und noch etwas faſſet, das vermuthlich ein Lorberkranz ſeyn ſoll. Unten feſſelt ein Genius die Zeit an einem Baume, in dem die Buchſtaben gegraben ſind: S. H. N. Q. T. L. Q. M. Wenn ich mich nicht irre, ſo zieien dieſe auf den Vers: Semper honos, nomenque tuum laudesque manebunt. Darbey ſtehen ſehr viele Leute, welche mit Verwunderung, und aufgehabenen Händen, nach dem Bilde ſehen. Sie ſind alle ſehr undeutlich gemalt, bis auf einen einzigen, den ich für den Schulmeiſter des Dorfs halte, weil er das Maul ſchrecklich weit aufſperret. Die Ausſicht ſtellet eine Landſchaft, und darinnen das Dorf Qverlequitſch vor, über dem ein offnes Buch ſchwebet, das ſonder Zweifel eine Concordanz, oder gar die Chronike ſelbſt bedeuten ſoll. Ich finde die Worte darinnen: Nil ſine me. Dem Bilde gegen über iſt ein Blatt leer gelaſſen, auf welchem ſteht: Erklärung meiner Erfindung. Ob er aber ſeine Erfindung ſelbſt nicht verſtanden hat? oder von dem Tode an der Erklärung verhindert worden iſt? das weis ich nicht. In Beſchreibung dieſes Bildes bin ich um deswillen weitläuftig geweſen, damit man das Alterthum des Buchs daraus abnehmen könne; denn heutiges Tages, und ſchon ſeit vielen Jahren ſind dergleichen prächtige Bilder gar nicht mehr gebräuchlich.

Hierauf folget der Titel, welcher ein neuer Beweis des Alterthums, und ſo weitläuftig iſt, daß man ihn, ohne eine rechte geſunde Lunge zu haben, in einem Othem nicht durchleſen kann. Ich will ihn ganz herſetzen; Hellgeblaſene Kriegstrompete und Friedenspoſaune! Das iſt: eine kurz gefaßte Chronik des weit berühmten Dörfleins Qverleqvitſch an der Elbe, worinnen deſſen beliebte, aber zuweilen betrübte Geſchichte, von den älteſten, mittlern und neuern Zeiten, aus zuverläßigen Nachrichten, alter Leute Munde, und andern Urkunden genommen, zugleich auch die darinnen einſchlagende Geſchichte der aſſyriſchen, perſiſchen, griechiſchen, und römiſchen Monarchien, nebſt denen merkwürdigen Veränderungen der Kaiſerthümer, Fürſtenthümer und Reiche, Leben und Thaten der Päbſte, Kaiſer, Könige Fürſten ꝛc. nebſt ihren guten und böſen Eigenſchaften, vorgetragen, die unergründlichen Wunder der Natur an Sonne, Mond und Sternen, imgleichen an Pflanzen, Bäumen, kriechenden und fliegenden Thieren, ſo wohl auf der Erde, als im Waſſer, auch was ſonſten lebet, webet und Othem hat, lehrreich beygebracht, und dadurch die verderblichen, abſcheulichen und verteufelten Meynungen der Socinianer, Arrianer, Pelagianer, Manichäer, Wiedertäufer, Moliniſten, Syncretiſten, Atheiſten, Indifferentiſten, und aller Ketzer, die ſich in Iſten endigen, heftig und kräftig widerlegt; zur Lehre, Warnung und Vermahnung, beſonders aber zum Troſte des chriſtlichen Häufleins in Qverleqvitſch, mit beliebter Kürze, und eilfertiger Feder entworfen durch N.

Auf der 1 Seite ſteht die Zueignungsſchrift an ſeinen lieben Schwiegervater und Gevatter, George Klunkern, Bürgermeiſtern in Merane, auch des löblichen Schneiderhandwerks daſelbſt Oberälteſten. Er weiſet darinnen die Aehnlichkeit, welche das Städtlein Merane mit dem alten Rom habe, und nachdem er ſeinem Herrn Schwiegervater durch viele lateiniſche Stellen gewieſen hat, wer Cicero geweſen ſey, ſo fraget er ihn und die ganze Bürgerſchaft, ob Herr Klunker nicht ein andrer Cicero ſey? Er beweiſt es durch Exempel, und unter andern daraus, weil er den Stadtſchreiber daſelbſt, als einen gefährlichen Catilina, aus ihren Mauern gejaget, daß man billig ausrufen können: exceſſit! euaſit! erupit!

Auf der 5. S. ſchreitet er näher zu ſeinem Vorhaben, und führet die Urſachen an, die ihn bewogen, zu ſchreiben. Er erzählet dieſelben nach der Reihe, und hält darunter die für die wichtigſte, da er dem heftigen und unaufhörlichen Bitten, Flehen und Drohen ſeiner Freunde, Gönner und Vorgeſetzten mit gutem Gewiſſen nicht länger widerſtehen, und lieber der gelehrten Welt dieſes Buch mittheilen, als Anlaß zu einigen Gewaltthätigkeiten geben wollen.

Von der 9 bis 12 S. weiſt er die Einrichtung des ganzen Werks.

A. d. 13 S. aber deſſen großen Nutzen und

Von 14 bis 19 erkläret er ſich auf ſechs Seiten, daß er wegen ſeiner vielen Amtsverrichtungen abbrechen, und dieſe Zueignungsſchrift ſchließen müſſe, worauf 20 und 21 S. ein herzlicher Seufzer folget.

A. d. 22.

A. d. 22 S. ſtehen dieſe Worte: Ungeheuchelte Lobſchriften und ſchuldige Ehrendenkmaale auf den T. T. Herrn, Herrn N. : : Verfaſſern der Chronike des Dörfleins Qverlequitſch, aufgerichtet von nachbenannten gelehrten Männern. Es hat aber der Herr N. ſolche vermuthlich nicht erlebt, weil bis p. 40 leere Seiten in dem Manuſcripte ſind.

A. d. 40 S. fängt ſich endlich die Chronike ſelbſt mit den groſſen Buchſtaben Q. B. D. V. an.

GOtt aber ſchuf nur ein Männlein, und ein Fräulein, ſind ſeine erſten Worte, und erweiſet ſodann, wie wunderbar, durch ſo viele Jahrhunderte, Länder, und Orte, ſich das menſchliche Geſchlecht fortgepflanzet, ſo daß anietzo nur allein in Qverleqvitſch 89 vernünftige Seelen zu befinden wären, wobey er wünſchet, daß ſie möchten für Krieg, Peſt und theurer Zeit behütet werden, welches ſie zwar mit ihren Sünden gar wohl verdienet hätten.

A. d. 46 S. geräth er auf den Einfall, wie es wohl vor tauſend Jahren in Qverleqvitſch ausgeſehen habe? Er iſt der Meynung, daß die daſige Gegend zu der Zeit ganz und gar unbewohnt geweſen, und vielleicht an dem Orte, wo anietzo die Kanzel ſtehe, nichts als Rohrdommeln in der Wüſten, gehört worden ſind. Hierauf leget er ſeine ganze Gelehrſamkeit aus, und redet von einen Cheruſcer Fürſten Arminius, von den Hermunduren, und Myſen. Die Thracier und Scythen fallen ihm ein. Er erblaſſet, wenn er an den Attila gedenket, und bewundert das Schickſal, welches die Wandalen aus dem kalten Norden in das heiße Jtalien geworfen, um die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften zu zerſtören. Er beſinnt ſich auf die Longobarden, und zieht zwölf gelehrte Männer an, welche dieſen Namen von den langen Bärten herleiten.

A. d. 89. S. kömmt er wieder zu ſich ſelbſt, und erinnert, er hätte um deßwillen in ſeiner Erzählung ausgeſchweift, weil er beweiſen wollen, wer ihre Vorfahren in daſiger Gegend geweſen wären. Die ganze Sache aber hält er für ungewiß, und will lieber gar nichts, als etwas zweifelhaftes ſagen, indem ein vernünftiger Mann nichts reden müſſe, als was er mit gutem Grunde behaupten könne. Er beſeufzet den verderblichen Hußitenkrieg, in welchem vermuthlich die ſchönſten Urkunden von dieſem Dorfe verbrannt, oder mit nach Böhmen geführet worden wären. Bey dieſer Gelegenheit fällt ihm ein, daß Huß eine Gans heiße, und lachet recht herzlich über die Sanctam ſimplicitatem des Bauers, welcher in Coſtniz ein Bündel Holz zum Scheiterhauſen getragen, dieſen theuern Märtyrer zu qvälen.

A. d. 66 S. will er um mit Ehren und unbefleckten Gewiſſen aus dieſem Krame zu kommen, einem jeden hierinnen ſeine Meynung laſſen. Genug, ſpricht er, daß wir müſſen Vorfahren gehabt haben; denn wo ein effectus iſt, da iſt auch eine cauſa; atqui, ſchließt er weiter, ich und alle Bauern im Dorfe ſind ein effectus, Ergo müſſen wir eine cauſam gehabt haben, und dieſe ſind eben unſere Vorfahren, welche ich im vorhergehenden ſo mühſam ſuchte. Durch eine ausführliche Note zeiget der Herr Autor, in welchem modo dieſer Schluß ſey, und verwünſchet den Ariſtoteles in den Abgrund der Hölle, weil er durch ſeine Sophiſterey die ganze Welt mit Blindheit geſchlagen habe. Am Rande ſtehen die Worte: O Vernunft! wie ſchädlich biſt du! Die Dinte iſt aber ganz friſch, und die Züge ſind nach der heutigen Art; daher ich vermuthe, dieſe Randgloſſe muß nur etwan vor 20 Jahren gemacht ſeyn.

A. d. 68 S. danket er dem Himmel mit einem inbrünſtigen Ach! daß er ihm Weisheit und Kräfte verliehen habe, aus dieſem Labyrinthe der Alterthümer glücklich zu entkommen, und die verwirrten Nachrichten ihrer Vorfahren in ein helles Licht zu ſetzen. Er beſchreibt ſo dann, mit ziemlicher Deutlichkeit die Lage, den Umfang, Größe, Zäune, Graben, und Eintheilungen der Gaſſen des Dörfleins Qverleqvitſch, welches, ich aber alles unberührt laſſe, weil der Ort jedermann bekannt, und noch auf dieſe Stunde deſſen äußerliche Beſchaffenheit unverändert iſt.

A. d. 80 S. beſinnt er ſich, daß er in der Eil vergeſſen habe, zu ſagen, wo der Name Qverleqvitſch herſtamme. Er hat aber ſo einen löblichen Abſcheu vor alten Unterſuchungen bekommen, daß er ſich dabey nicht aufhält. Seine Meynung geht dahin, es ſey wegen ſeiner anmuthigen Lage, in dem Pabſtthume querelarum quies genannt worden. Es kömmt ihm dieſes höchſt wahrſcheinlich vor, weil man nur die Buchſtaben e und arum wegwerfen, und ies in itſch verwandeln dürfe. Er beweiſt dieſes auch nachdrücklich, indem er ſaget, man müſſe keine geſunde Vernunft haben, wenn man die Wahrheit davon nicht einſehen wolle.

A. d. 81 S. wird gehandelt von des Dörfleins Qverlequitſch weltlichen Hauptgebäuden, und denen damit verknüpften Gerechtſamen, Gerichter, und Privilegien. Des geſtrengen Junkers Ritterſitz wird zuerſt vorgenommen. Es iſt keine Mauer, keine Stube, kein Fenſter, kein Ziegel auf dem Dache, welchen er nicht nach ſeiner Länge und Breite beſchreibt, ja den Einfältigen zum Beſten, hat er ſo gar einige Riſſe nebſt dem Maasſtabe beygefügt. Es gehöret eine ziemliche Geduld dazu, wenn man alles will durchleſen. Doch darf ihm dieſes nicht als ein Fehler ausgeleget werden, weil er nichts gethan hat, als was unſere Scribenten mit einer unermüdeten Sorgfalt noch heutiges Tages thun.

Ueber dem Thorwege entdecket er eine alte ſteinerne Figur, welche nach dem verfertigten Entwurfe vermuthlich nichts anders iſt, als eine Verzierung vom Laubwerke, er will es aber für ein hochadeliches Wapen anſehen, woraus er verſchiedene Verbindungen des geſtrengen Junkers mit andern Familien, und zugleich einige rechtsgegründete Anſprüche auf ſechs Rittergüter ableitet.

Einen Thurm, welcher den Bauern zum Gefängniſſe dienen muß, hält er für beſonders merkwürdig. Er nennet ihn ein Schrecken der Widerſpänſtigen und einen Tempel der Gerechtigkeit, den Gerichtsvoigt aber ſacerdotem iuſtitiae, und zeiget bey dieſer guten Gelegenheit, den gegründeten Unterſchied zwiſchen dem geiſtlichen und weltlichen Arme.

Das Gemeindehaus kann er mit Stillſchweigen nicht übergehen. Er machet eine beynahe eben ſo lebhafte Abbildung davon, als von dem Ritterſitze; über die dabey ſtehende Linde aber, worunter die Bauern ordentlich zuſammen kommen, bezeiget er eine herzliche Freude, weil ſie ihn auf die Geſchichte der alten abgöttiſchen Linden, und die Gewohnheit, unter freyem Himmel Gerichte zu halten, durch eine natürliche Ordnung bringt. Er handelt dieſe Materie mit vieler Beleſenheit ab, und ich habe davon einige neuere Schriften geſehen, welche es ihm nicht gleich thun.

A. d. 140 S. folgen die geiſtlichen Hauptgebäude. Sie beſtehen nur aus der Kirche, Pfarre und Schulwohnung. Bey jedem aber machet er eine lange Erzählung, und die Bilder ſind auch nicht geſpart. Ich will dem geneigten Leſer mit einem Auszuge davon nicht beſchwerlich fallen. Einige Umſtände aber kann ich nicht unberührt laſſen.

Wie lange die Kirche geſtanden habe? weis er eigentlich nicht, wohl aber, daß ſie ſchon im Pabſtthume geweſen. Die Geſchichte der Reformation nehmen hier viele Seiten weg, und es kömmt mir wahrſcheinlich vor, daß Seckendorf ſich dieſes Manuſcripts mit gutem Nutzen bedient habe. Den Weihkeſſel, welcher noch in der Kirche eingemauert iſt, kann er ohne Thränen niemals anſehen, und hält er ſolchen für etwas, das zum papiſtiſchen Sauerteige gehöre. Den wohl angerichteten Beichtſtuhl aber nennet er einen Schmuck und eine Zierde des ganzen Tempels. Bey einem vorgehabten Kirchenbaue hat ſich hinter dem Altare etwas gefunden, welches der Herr Verfaſſer, als eine alte Münze ſehr hoch hält, und nicht allein einen Abriß davon, ſondern auch die Münze ſelbſt beygefügt. Anfänglich hat er gar nicht gewußt, was er daraus machen ſolle. Aber durch eine unermüdete Unterſuchung, und Beyhülfe einiger gelehrten Freunde, hat er auf einer Seite ein Roß im Waſſer, auf dem andern aber eine Figur gefunden, welche bey nahe, als ein gekröntes Bruſtbild ausgeſehen, mit der zwar etwas undeutlichen Umſchrift: **vedkend.** Seine Freude über dieſen Fund iſt ganz unausſprechlich. Er beweiſt, daß dieſe Münze Carl der Große auf Wittekinds Taufe habe prägen laſſen. Er beſchreibt die ganzen Kriege der Sachſen, und ihre endliche Bekehrung, und danket dem Himmel mit gefaltenen Händen, welcher ſolchen großen Schatz ſo lange erhalten, und ihn mit dieſer koſtbaren Münze beſeeliget habe. Ich ſchickte ſie unlängſt dem berühmten Herrn Profeſſor Köhler zu, um ſeine Meynung darüber zu vernehmen, er ſchrieb mir aber, es ſey nichts anders, als ein alter verroſteter Deckel von einer Mithridatbüchſe.

Er rühmet ferner den ſchönen Büchervorrath, womit die Sacriſtey ausgezieret ſey, welche er deswegen armamentarium ſacrum nennet, und verſichert, es wären ſo viele practiſche Bücher, Sterne und Kerne, und andere bibliſche Rüſtzeuge darinnen, daß man ſich binnen einer halben Stunde mit einer troſtreichen Predigt bewaffnen könne.

Das bey der Kirchen angemachte Halseiſen ſoll ein untrügliches Merkmaal guter Policey-Ordnung ſeyn. Er wünſchet, daß alle diejenigen daran geſchloſſen würden, welche ſich nicht ſchämten, ihrem Pfarrer, an ſtatt des guten Decems, Wicken und Treſpe zu geben, da ihnen doch dieſer das Wort GOttes lauter und rein predige.

Des Pfarrers Studierſtube kömmt ihm nicht anders vor, als das trojaniſche Pferd. Aus dieſem ſpricht er, wären ſo viel tapfere Helden geſtiegen, welche das hochmüthige Troja in die Aſche geleget hätten; aus jener aber trete eine erbauliche Predigt nach der andern hervor, welche das ſtolze Babel beſtürmten.

Doctor Luthers Hauspoſtille, nennet er ſein Palladium, deſſen ganze Geſchichte er aus dem Alterthume hervorſuchet.

Von der 203 bis 279 S. iſt das Geſchlechtregiſter der geſtrengen Junkern von N. Erb-Lehn- und Gerichtsherrn auf Overleqvitſch. Ich will nur einige davon anführen, und mich, ſo viel möglich, ſeiner eigenen Worte bedienen.

Hanns von N. ward gebohren 1429 und lebte 65 Jahr. Man weis von ihm gar nichts weiter, als daß er einen ſehr dicken Bauch gehabt hat.

Hanns Ulrich von N. des vorigen Sohn, hatte einen Jagdhund, welchen er unſäglich liebte. Als der Hund ſtarb, ſchickte er dem Pfarrer eben ſo viel an Leichengebühren, als wenn ſein Sohn geſtorben wäre. Es mag ein löblicher Herr geweſen ſeyn.

George von N. aß, trank und vermählte ſich dreymal. Seinen Bauern war er gewogen, dem Pfarrer aber ſpinnefeind. Er wollte nicht leiden, daß ihm dieſer auf der Kanzel die derbe Wahrheit ſagte, da es doch an einem ſo privilegirten Orte geſchah. Von undenklichen Jahren her hatte der

Pfarrer des Sonntags auf dem Herrnhofe geſpeiſt, dieſer George aber brachte es ab. Es war ein rechter Atheiſte, ohne Gottesfurcht und Gewiſſen, und wie er lebte, ſo ſtarb er auch; denn er fiel vom Pferde umd brach den Hals. Nach dem Tode hat es heftig auf ſeinem Grabe getobt, und des Pfarrers Frau hat es mit ihren Ohren gehört, daß es nicht anders geweſen ſey, als weim ſich die Katzen gebiſſen hätten. Er ſtarb ohne Kinder, und das Guth fiel an ſeinen Vetter Caſimir von N.

Von der 280 bis 336 S. ſind die Leben der Kirchen- und Schuldiener daſelbſt beſchrieben. Es iſt dieſes mehr ein Zuſammenhang vieler Lobſchriften, als eine hiſtoriſche Erzählung; und weil dergleichen beſondere und nach Befinden geheime Nachrichten; nur wenigen Leuten gefallen können, denen meiſten aber ekelhaft ſind: So iſt auch von gegenwärtiger Abhandlung nicht zu leugnen, daß derjenige ſchlechterdings Pfarrer in Qverleqvitſch ſeyn muß, der ein Vergnügen daran finden ſoll. Ich will alſo die Geduld meines Leſers nicht misbrauchen, und nur etwas weniges daraus anführen.

M. Heinrich Qvad, ein ehrwürdiger Mann, predigte alle Wochen einmal, und ſtarb. Er hat ein Buch geſchrieben, welches den Titel führt: προς ἑαυτον, oder wohlgemeynter Unterricht, für die einfältigen Pfarrherrn, wie ſie ſich auf der Kanzel züchtig geberden ſollen. Mit Holzſchnitten.

George Voigt, verſtund das Hausweſen vortrefflich, und predigte ziemlich.

M. Curd Hauchius. Er war ein ſtarker Zelote. Er ward allemal braun im Geſichte, wenn er an den Pabſt gedachte, und hat 56 neue Ketzer gemacht. Er lebte in großer Uneinigkeit mit ſeinem Gerichtsherrn, und hatte viel Verdruß mit der Gemeinde, wegen des Pfarrbaues. Ueber das Pfingſtbier hat er ſich ſehr ereifert, woran er auch ſtarb.

M. Heinrich Bockſtaudius ſollte des Kanzlers Crells Ordonanz unterſchreiben, deſſen er ſich weigerte, und des Amts entſetzet ward: Der Herr Autor ſieht dieſen Umſtand für merkwürdig an, weil er glaubet, dieſer ſey der einzige unter allen Gelehrten, welche lieber das Amt verlieren, als etwas ſchreiben wollen.

Bis hieher gehen die Kirchendiener, und ſind alsdenn einige Blätter leer gelaſſen, welches mich, wie ich Eingangs erwähnt, auf die Vermuthung gebracht, daß gegenwärtige Chronike nach Crells Tode geſchrieben ſey.

Von den Schuldienern des Orts, deren der Autor zwanzig namhaft macht, will ich nur eines einzigen erwähnen. Er heißt ihn Gall Veidt den Großen. Es kam mir Anfangs lächerlich vor, daß er einem Schulmeiſter dieſen prächtigen Beynamen giebt; er behauptet es aber dadurch: Er habe zierlich ſchreiben und leſen können, die Kinder fleißig unterrichtet, die Kirche reinlich gehalten, die Glocken wohl geläutet, eine gute Paßion ſingen können, und alles vollkommen gethan, was einem rechtſchaffenen Schulmeiſter, gebühret. Mithin ſey er zwar kein großer Held, aber doch ein großer Schulmeiſter geweſen.

A. d. 336 S. findet man verſchiedene geſammlete Nachrichten von gelehrten Qverleqvitſchern, unter denen etwa folgende die berühmteſten zu ſeyn ſcheinen.

George Greif, eines Bauers Sohn, legte ſich auf die Rechte, und advocirte in einem Städtlein, ohnweit Magdeburg. Man hat, als etwas beſonders an ihm wahrnehmen wollen, daß er ſehr lange Finger, und im Geſichte eine ſo dicke Haut gehabt, daß er niemals roth geworden iſt.

Antonius Cuntz, gleichfalls einer der Rechte, wollte in Erfurt Doctor werden, und diſputirte deßwegen de capillamento Vlpiani, wobey er auf der Catheder die Wichtigkeit ſeines Satzes mit ſolcher Heftigkeit vertheidigte, daß er ſich etwas im Leibe zerſprengte, und kurz drauf ſtarb.

Balthaſar Wurzel, ein Arzt und geſchickter Mann. Wenn ein Bauer Blähungen hatte, ſo wußte er gleich, was ſie auf griechiſch hießen. Er erfand viele Univerſalmedicinen und Lebenstincturen, ſtarb aber in ſeinen beſten Jahren, und vermachte der Bürgerſchaft zu Zwencka einen halben Acker Landes zu einem neuen Kirchhofe.

Martin Pinſel miniſterii candidatus, war des alten Martin Pinſels, Pfarrers zu Qverleqvitſch, Herr Sohn. Seine Mutter that in ihrer Schwangerſchaft ein Gelübde, wenn ihr der Himmel einen Sohn geben würde, ſo ſollte er ein Pfarrer werden. Ihr Wunſch ward zu allerſeits Vergnügen erfüllt, und der junge Pinſel von ſeinem Herrn Vater zu allen guten Wiſſenſchaften und Künſten angehalten. Er hatte aber einen ſchweren Kopf, eine ſtotternde

Sprache, und ein langſames Gedächtniß, bezeigte auch wenig Luſt zum Studieren, ſondern wollte ſchlechterdings ein Grobſchmied werden. Allein die Mutter prügelte ihn ſo lange, bis er ſeinen Beruf erkannte, wobey er auch blieb, und im 59ſten Jahre ſeines Alters als Informator zu Dreßden ſanſt und ſelig entſchlief.

Jlgen Pape, ein Meiſterſänger und poßirlicher Mann. Er hatte ſehr hohe Abſätze an ſeinen Schuhen, und ging beſtändig, als wenn er im Sande wadete. Er ſchnaubete heftig, wenn er redete, und ſang alles ab, was er ſagte. Man hat ihn gar nicht lachen, wohl aber oftmals ohne Urſache weinen und zittern ſehen. Niemals war er vergnügter, als wenn es donnerte, und ſah, ohne, daß es ihm etwas ſchadete, in den Bliß. Er ſtarb an der Schwulſt, und ſchrieb: Das blinde Alter, oder: Tobias ein Trauerſpiel.

Zacharias Pape, des vorigen Bruder, und auch ein Meiſterſänger, doch von jenem ganz unterſchieden. Er ſchminkte ſich dergeſtalt, daß man niemals ſeine natürliche Farbe hat erfahren können. Die Hände wuſch er ſich in Roſenwaſſer, und kaute beſtändig ſüß Holz. Sein Wammes war mit Knöpfen von buntem Glaſe beſetzt und an dem Halſe trug er ein ordentliches Pferdegeläute. In Nürnberg war er unter eine Bande Gaukler gerathen; dieſe hatten ihn gelehret, wie er ſeine Glieder auf eine erſtaunende Weiſe ausdehnen, in einem Augenblicke aber wieder zuſammen ziehen konnte, daß er nicht größer war, als ein Igel. Er war ſehr ungeſund, und hatte

immer

immerzu Anfälle vom hitzigen Fieber. Seine Gedichte ſind zuſammengedruckt unter dem Titel: Caniculares. Er ſchrieb ein Sinngedichte auf ſeine Leyer, und lachte ſich darüber zu tode.

Endlich machen auf der 384ten Seite allerhand vermiſchte Merkwürdigkeiten einen erwünſchten Schluß. Die Züge ſind hier in dem Manuſcripte von den vorigen ganz unterſchieden, und ich glaube, daß des Verfaſſers Ehefrau dieſe Merkwürdigkeiten niedergeſchrieben habe. Meine Vermuthung iſt nicht unwahrſcheinlich, die Sache aber behält doch ihren Werth, und die ganze Einrichtung iſt noch jetzo nicht altväteriſch geworden. Ja ich kenne einen gelehrten Mann, von deſſen Chronike man ſchwören ſollte, daß ſeine Großmutter die angefügten Merkwürdigkeiten verfertiget habe.

Ich weis nicht, ob ich mich um meine Leſer verdient machen werde, wenn ich ihnen einen Auszug davon liefere. Vielleicht geben ſie ſich zufrieden, wenn ſie auch nicht wiſſen, wie oft Soldaten daſelbſt im Quartiere gelegen, und des geſtrengen Junkers ſeine Feuereſſe gebrannt, oder die gnädige Frau in der Kirche, zum Schrecken und ſchmerzlichen Beyleide aller Anweſenden, den Unterrock verſengt habe. Eben ſo erbaulich iſt es, wenn man lieſt, wie oftmals die Bauern in Overleqwitſch mit dem Durchfalle heimgeſucht worden ſind. Die Geſchichte von einem Pferdediebe, deſſen Lebenswandel, Verbrechen, Gefangennehmung, und erfolgter Strafe, machen viele Seiten aus, und die Unterredung des Herrn Pfarrers mit dieſem Diebe ſind von einer ziemlichen Weitläuftigkeit, an und für ſich aber ſehr erbaulich. Des Schulmeiſters älteſter Sohn, ein Kind guter Art und großer Hoffnung, iſt Anno 1542 jämmerlich in die Miſtpfütze gefallen, aber, zu gutem Glücke, ohne Schaden. Wer dieſe und dergleichen klägliche Begebenheiten mehr wiſſen will, dem kann ich das Original ſelbſt zeigen. Eine Frau, die den Drachen gehabt hat, könnte zwar viele leichtſinnige Gemüther aus ihrem verſtockten Irrthume reißen, und das Himmelszeichen, welches man im Jahre 1541, als eine gewiſſe Vorbedeutung der ſechs Jahre darauf erfolgten Mühlbergerſchlacht, geſehen, ſollte wohl vermögend ſeyn, die Hartnäckigkeit unſerer Atheiſten zu beſchämen. Allein mein Beruf iſt nicht, Heiden zu bekehren; meine Schuldigkeit aber erfordert, den geneigten Leſer nicht länger aufzuhalten. Ich ſchließe alſo mit denen Worten, die am Ende meines Manuſcripts ſtehen:

Exegi monumentum aere perennius.
Non omnis moriar.

Martin Scribler,
der Jüngere.

* *

Das Landleben.

Soll mich einſt mein Glück erheben,
Wie zufrieden will ich leben,
Wenn ſich mein zerſtöhrt Gemüth
Auf dem Lande ruhig ſieht.

In bemooßten Bauerhütten
Wohnt die Einfalt reiner Sitten;
Garten, Wieſe, Wald und Feld
Zeigt die Gegend erſter Welt.

Die Bequemlichkeit iſt beſſer,
Als die Pracht corinthſcher Schlöſſer,
Und kein Lärm ſchreckt Ohr und Geiſt,
Die ein ſtiller Häyn umſchleußt.

In den Städten wird das Neiden
Keine Frommen unterſcheiden,
Und der Redlichkeit zur Pein,
Bleibt das Läſtern allgemein.

Was für Thorheit und Verſchwenden
Weis der Hochmuth aufzuwenden,
Wenn die ſtolze Kleiderpracht
Schuld und leere Beutel macht.

Jeder ſtrebt nach hohen Dingen,
Ruhm durch Ehrgeiz zu erzwingen,
Daß oft Haß und Hinterliſt
[illegible]eund- und Brüdern ſchädlich iſt.

Was die alte Welt geprieſen.
Iſt von hier ſchon längſt verwieſen;
Weil das Läſtern böſer Zeit,
Selbſt der Tugend Streiche beut.
Lauf ich gleich durch Haus und Gaſſen;
Ueberall wohnt Neid und Haſſen,
Und man trifft kein Dach hier an,
Das die Unſchuld decken kann.
Auf dem Markt und in Gerichten
Muß die Einfalt Händel ſchlichten,
Und man hört die Billigkeit,
Wie ſie klagt, und Hülfe ſchreyt.
Laß ich kaum die krummen Ränke,
O ſo muß das Wort Gezänke
Und ſo mancher Heuchelſchein
Mir ein neuer Ekel ſeyn.
Jede Mode närrſcher Zeiten
Mehrt und häuft die Eitelkeiten,
Und die Thorheit kann nicht ruhn,
Sich zum Spott hervorzuthun.
Auch du, reiner Zug der Liebe,
Sprich, wen rühren deine Triebe,
Wenn das Brennen wilder Glut
Schon in jungen Seelen ruht?
Drum, mein Geiſt, entzieh dich endlich,
Neid iſt Gunſt, kein Dank erkenntlich.
Doch die Vorſicht meiner Ruh
Führt mich ſchon dem Lande zu.

J. F. Zernitz.

* * *

Der

Der
Unterſchied des Erhabenen
in einer Rede,
nach des Hermogenes und Longins
Grundſätzen.

Da ich itzt einige Betrachtungen über das Hohe in der geiſtlichen Beredſamkeit anzuſtellen willens bin: So werde ich mich zwar größtentheils mit der Beſtimmung des Unterſchiedes zwiſchen dem Erhabenen des **Hermogenes** und **Longins**, als welche unſtreitig der Sache am gründlichſten nachgedacht haben, abgeben. Ich werde aber auch zu gleicher Zeit zeigen, daß dieſes Erhabene weit vollkommener und weit öfterer in der chriſtlichen Beredſamkeit, als in den Reden eines Demoſthenes und Cicerons, vorkomme. Doch muß ich erinnern, daß dieſe Betrachtungen keine vollkommene Ausarbeitung und philoſophiſche Abhandlung von dem Hohen in der Rede ſind. Sie enthalten nur einen kurzen Entwurf von der vorhabenden Sache, nach den Grundſätzen dieſer beyden alten Kunſtrichter. Eine vollſtändige Ausführung würde eine viel tiefere Einſicht, als die meinige iſt, und einen weit größern Raum erfordert haben, als die Einrichtung der gegenwärtigen Monarſchrift verſtattet.

Nichts iſt ſchwerer, als der Begriff des Erhabenen in einer Rede, und die Beſtimmung deſſelben. Man hat ſo wohl in den alten, als in den neuern Zeiten darüber geſtritten: und auch nur eine hiſtoriſche Abhandlung davon würde ſchon ganze Bogen füllen. Sollte indeſſen der Begriff von dem Erhabenen mehr nach den Muſtern der Alten, als der Neuern, ausfallen, ſo darf man dieſes keiner Verachtung gegen die Neuern zuſchreiben. Meine Umſtände haben mich zur Zeit mehr mit jenen, als mit dieſen beſchäfftiget.

Alle Welt weis, wie die Beredſamkeit nach den Zeiten Auguſti Stufenweiſe gefallen, bis ſie endlich in ein völlig entkräftetes, ſpitzfündiges und ſchmeichelhaftes Weſen gerathen, worüber ſchon der Verfaſſer des Geſpräches von den Urſachen der verderbten Beredſamkeit klaget. Die Urſache hiervon war, weil die erhabene und durchdringende Art der alten Beredſamkeit, wodurch die Römer ihre Freyheit noch mehr, als durch die Gewalt der Waffen, aufrecht erhielten, zu den Zeiten Auguſti anfing, verlohren zu gehen, oder ſich vielmehr in ein weiches, ſpielendes und kraftloſes Weſen verwandelte. Da man alſo den alten griechiſchen und römiſchen Geiſt in öffentlichen Reden nicht mehr ſpürte, ſo bemüheten ſich etliche Lehrer der Redekunſt, das Andenken deſſelben in Schriften aufzubehalten. Cäcilius aus Sicilien (a), der um die Zeiten des erſten römiſchen Kaiſers lebte, machte den Anfang, etwas von dem Erhabenen auf-

---

a) Tanaquilli Fabri praefat. in Longinum p. 406. ed. Longin. Tollii.

zuſetzen. Er ſuchte durch unzählig viele Exempel den Begriff der griechiſchen und römiſchen Hoheit im Denken, den man allenthalben zu vergeſſen anfing, wieder zu erneuern. Und Demetrius (b), den man mit Unrecht Phalereum nennet, zeigte, wie viel der Vortrag und die Wortfügung zu dem Erhabenen beytrüge. In den folgenden Zeiten gingen Hermogenes und Longinus weiter. Beyde hat man als die größten Lehrer des Erhabenen angeſehen, und beyde ſind auf mancherley Weiſe erkläret worden. Ein Theil glaubte, daß dieſe zween Lehrer des Alterthums einerley Lehren führten; wie ſonderlich Caſpar Laurentius, der Ausleger des Hermogenes, zu erweiſen geſucht (c). Ein anderer fand unüberwindliche Schwierigkeiten und Finſterniſſe in ihrem Vortrage, und hielt alle Mühe für vergebens, die man auf ihre Erklärung verwandte. Dieſer Claſſe hat der berühmte Heineccius in Halle ein Anſehen gemacht (d). Etliche wenige bemüheten ſich, einen Unterſchied zwiſchen ihren Lehrſätzen zu finden. Vornehmlich hat der gelehrte Tanaquil Faber (e), und der hochberühmte Berger (f), deſſen Betrachtungen über den Longin alle Hoheit dieſes großen Kunſtrichters erreichen, dafür gehalten, daß die Größe des Hermoge-

---

b) Demetrius Phalereus περὶ ἑρμηνείας, p. 27 - 72. in Rhetoribus ſelectis Thom. Galii.

c) Caſp. Laurentii Commentar. in Hermogenem p. 130.

d) Io. Gottlob Heineccius in Stili cultioris fundam. p. 86. et p. 94. ed. Lipſ.

e) Tanaquilli Fabri Praefat. in Longinum p. 495. ſeq.

f) Io. Guil. Berger de naturali pulchritudine orationis p. 42 - 47. et Chreſtomath. Longin.

mogenes eben das ſey, was etliche Griechen μέσον, die Römer aber mediocritatem dicendi nennen. Wir erklären uns weder für die eine, noch für die andere Partey. Wir wollen vielmehr unſere Meynung eröffnen, nachdem wir beyde Lehrer der Redekunſt ſorgfältig durchgeleſen haben, und bezeugen hiermit, daß wir keinesweges geſonnen ſind, denjenigen zu nahe zu treten, die von uns abweichen möchten.

Die **Stärke der Beredſamkeit** beruhete bey den Alten vornehmlich auf zweyen Stücken: Denn die Ordnung der Gedanken, und die Gründlichkeit der Beweisthümer wurden voraus geſetzt, oder doch nur ganz kurz berührt, als Sachen, die größtentheils zur Vernunftlehre gehörten. Das erſte war: Ein zierlicher, lebhafter und allgemein deutlicher Vortrag mußte bis zu der Vollkommenheit gebracht werden, daß der Zuhörer die vorgetragenen Sachen nicht bloß hörte, ſondern gleichſam ſah. Alle Umſtände wurden mit der äußerſten Sorgfalt, und einer ſo großen Geſchicklichkeit aus einander geſetzt, auch mit ſo lebhaften Bildern und Vorſtellungen verglichen, daß dieſe das ganze Gemüthe des Zuhörers einnahmen. Seine Einbildungskraft, ſein Gedächtniß, ſein Witz, ſein Verſtand, bekamen zu gleicher Zeit die würdigſten und angenehmſten Beſchäfftigungen, die ihm keine Zeit ließen, an etwas anders zu gedenken. Je weiter man dem Redner folgte, deſto größer wurde die Vorſtellung, daß man endlich auch an die Künſte des Redners und an deſſen Geſchicklichkeit nicht mehr gedachte. Der Redner verſchwand gleichſam: und die Größe der Sachen ſchwebete allein vor dem Antlitze des Zuhörers. Dieß iſt das Erhabene (μέγεθος die Größe) des Hermogenes. Zum wenigſten können alle Mittel, die er (g) ſehr weitläuſtig vorträgt, der Rede keinen ſtärkern Nachdruck geben. Selbſt in dem andern Buche, da er weitläuſtig von der Stärke und dem Feuer in einer Rede handelt, geht er nicht weiter.

Das andere, was ſie ſich, aber nur in gewiſſen Theilen der Rede, angelegen ſeyn ließen, war ein ganz ungemein durchdringendes und herzrührendes Weſen, da ſie gewiſſe Gedanken, und unter denſelben vornehmlich diejenigen, welche die Leidenſchaften und Begierden der Menſchen rege machen konnten, nicht nur auseinander wickelten, ſondern vielmehr, bis auf die höchſte Stufe der Vollkommenheit im Denken durch ihre Vorſtellung brachten, und die Gemüther der Zuhörer ſo wohl mit Verwunderung und Erſtaunen anfülleten, als auch ſich derſelben dergeſtalt bemächtigten, daß ſie weiterhin nicht bloße Zuhörer blieben. Sie mußten nunmehro den vollkommenſten Antheil an der vorgetragenen Sache nehmen. Sie fühlten alle lebhaften und ſtarken Bewegungen in der Seele, die ihnen der Redner eindrücken wollte. Sie brannten vor Zorne; ſie frohlocketen vor Freude; ſie vergingen vor Verdruß und Scham. Mit einem Worte: ſie wurden durch den erhabenen und gewaltſamen Vortrag als mit einem durchgebrochenen Strome in alle Abſichten des Redners mit fortgeriſſen. Dieß iſt das Erhabene (ὕψος) des Longins; man brauchet nur etliche Capitel in ſeinem Buche von dem Erhabenen in der Grundſprache ſelbſt nachzuleſen, um davon überführet zu ſeyn (h). Denn die Ueberſetzungen haben den Nachdruck dieſes Griechen an vielen Orten nicht erreichet. Man würde vielleicht den Unterſchied des Longins und des Hermogenes noch beſſer ſehen, wenn des erſten Anmerkungen über den Hermogenes, die nach Neſſels Berichte in dem wieneriſchen Büchervorrathe befindlich ſind, der gelehrten Welt einmal mitgetheilt würden (i). Ein anderer Ort wird mir vielleicht Gelegenheit geben, mich von dem weitläuftiger zu erklären, was ich itzo kurz zu faſſen genöthiget bin.

(g) Hermogenes περὶ ἰδεῶν Lib. I. C. 5. 12. et Lib. II. περὶ γοργότητος.

Man ſieht indeſſen, daß die Größe des Hermogenes eine von denen Stufen geweſen, auf welchen Longin bis zu ſeinem Erhabenen geſtiegen, welches endlich der höchſte Grad im Denken iſt. Die Größe des Hermogenes iſt einem großen, prächtigen und vollen Strome gleich, der ganz ſanft und ohne vieles Geräuſche fortfließt. Das Erhabene des Longins gleicht einem vom Winde und Wetter aufgebrachten und ſtürmenden Meere, welches die Fahrenden wider ihren Willen mit fortreißt, und an Oerter wirft, dahin ſie nicht dachten. Bey dem Erhabenen des Hermogenes ſieht der Zuhörer, daß ich ſo reden darf, einem großen Treffen nur gleichſam von weiten zu, ohne daran beſondern Theil zu nehmen: aber durch das Erhabene des Longins geräth er ſel-

---

h) Longinus περὶ ὕψους Sect. I. et II.

i) Neſſelii Catal. Biblioth. Vindob. Part. IV. p. 14. Cod. 15.

der mit ins Gedränge, und muß den Feind angreifen helfen. Man kann dieſes gar leicht aus denen Anweiſungen abnehmen, die ſie beyde zu dem Erhabenen geben. Hermogenes ſchlägt 6 Mittel vor (k), welche die Rede zu derjenigen Größe bringen, die er für die Vollkommenheit in der Rede ausgiebt. Σεμνότης zeiget eine ſorgfältige Wahl der Sachen und Sätze, indem nicht alle geſchickt ſind, zu gleicher Zeit deutliche und große Begriffe zu erwecken. Τραχύτης und σφοδρότης erhebt den Geiſt zu einer edlen Freyheit, die ſich weder durch die Macht der Höhern, noch durch das Drohen der Feinde einſchränken läßt. Λαμπρότης giebt den ausgeſuchten Sätzen alle mögliche Klarheit und Anmuth, und verſetzet ſie durch wohlgewählte Zierrathen in dasjenige Licht, dadurch ſie dem Zuhörer vollkommen ſichtbar werden. Περιβολὴ zeiget alsdann die rechte Größe der Sachen. Dieſe werden dem Zuhörer nicht nur überhaupt ſichtbar: ſondern es geht gleichſam ein Theil nach dem andern vor ſeinem Angeſichte in ihrem völligen Glanze vorüber, und erfüllet deſſen Gemüthe mit einer großen Vorſtellung. Ακμὴ endlich breitet über alle Theile der Rede ein gewiſſes Feuer aus, welches den Redner und Zuhörer niemals in das matte und ſchläfrige fallen läßt. Alle dieſe Lehren, welche in ihrer Art ganz ausnehmend ſind, und welche die Frucht einer langen und mühſamen Betrachtung der griechiſchen Redner an den Tag legen, erreichen noch lange nicht die Hoheit des Longins.

Zwar

---

k) Hermogenes c. l. L. I. C. 5 - 12. Caſp. Laurentii Comm. p. 130- ſeq. Io. Sturmius de Elocution. p. 567.

Zwar nennt dieſer an einem Orte das Erhabene die Größe im Reden, und Dionyſius von Halikarnaß ſchreibt dem Thucydides das Erhabene, ſo wie Hermogenes die Größe, zu. Doch diejenigen, welche daraus ſchließen, daß Hermogenes und Longinus einerley Lehren von dem Erhabenen führen, werden bey dem Tanaquil Faber ihre Abfertigung finden. Longinus iſt kein Lehrer der Wohlredenheit (l), und der hermogenianiſchen Größe, weil er dieſe zum voraus ſetzet; ſondern ein Meiſter der durchdringenden Beredſamkeit. Dahero will er haben, daß man gewiſſe Stücke in der Rede, abſonderlich diejenigen, welche die Leidenſchaften betreffen, vor andern durch die Stärke des Vortrages gleichſam herausnehme, ſie auf eine unerwartete Art bis zur Vollkommenheit im Denken erhebe, in ein ungewöhnliches Licht verſetze, und dem Gemüthe des Zuhörers in einer unüberwindlichen Stärke dergeſtalt vorhalte, daß er auf einmal eingenommen, überwältiget, und in alle Abſichten des Redners gezogen werde. Er ſpricht (m): **Das Erhabene giebt der Rede eine unüberwindliche Stärke; es bemeiſtert ſich mit Gewalt des Gemüthes aller Zuhörer, und ſetzet es außer ſich**; und weiter unten: **Wenn das Erhabene zu rechter Zeit hervorbliget, ſo zerſchmettert es die Sache wie ein Wetterſtral, und zeiget auf einmal die Macht des Redners** (n). An einem andern Orte ſaget er: **Ich getraue es mir unumſtößlich**

---

l) Τῆς δυνάμεως ἐν τῷ λέγειν. Longinus c. l. Sect. 8. p. 46. ed. Tollii. add. Tanaq. Faber c. l. p. 407.

m) Longinus Sect. I. p. 8. ed. Tollii. n) ibid.

ſtößlich darzuthun, daß nichts erhabeners ſey, als eine zur rechten Zeit erregte Leidenſchaft, die aus einem brennenden Verlangen, und faſt aus einem göttlichen Triebe herſtammet, welche ferner dieſe Hoheit mit einem gleich ſtarken Vortrage erreichet, und gleichſam mit dem Dichtgeiſte belebet (o) Hermogenes ſcheint mehr einen Redner zu bilden, wie Iſokrates war, mit dem er doch ſelbſten nicht recht zufrieden iſt (p), der nur redet, um ſich ſelbſt groß zu machen, und dannenhero alle ſeine Perioden mit der äußerſten Sorgfalt ausſtudiert, und den Zuhörer zwar mit großen Vorſtellungen und lebhaften Ausdrücken ergötzet und einnimmt, aber ſich ſeines Herzens nicht recht bemeiſtert, und es zu ſeinen Abſichten nöthiget. Des Longins Redner iſt ein ganz anderer Mann. Sein Geiſt hat ſich durch eine ſtete Gewohnheit weit über die niedrigen und pöbelhaften Meynungen erhaben. Er faſſet allein das wahre vortreffliche in ſein Antlitz; er durchſchauet es in allen Theilen; er wird von demſelben auf das lebhafteſte gerühret, und machet ſeinem Verſtande eben ſo große Vorſtellungen und Bilder davon, als die Sachen ſind. In ſeinen Reden ſieht er nichts, als das Wohl ſeiner Zuhörer. Die ſtarke Liebe zu ihnen erhebt ſeinen Geiſt. Sie leget ihm die gewaltigen, die erhabenen, die durchdringenden Worte in den Mund, die das Herz des Zuhörers eben ſo ſehr rühren, als das ſeinige bewegt iſt.

Lon-

---

o) Longin. Sect. 8. p. 50.

p) Hermogenes περὶ ἰδεῶν II, p. 492.

Longinus iſt voll von Lehren, die zu dieſem groſſen Endzwecke führen. Er hält für das wichtigſte, eine unaufhörliche Bemühung, ſeinen Geiſt zu dem wahren Hohen anzugewöhnen, und in dieſer Erhebung des Geiſtes das Erhabene in den Gedanken zu erreichen. (τὸ περὶ τὰς νοήσεις ἀδεπήβολον q). Das Erhabene ſey nichts anders, als ein Widerſchall von der Gröſſe unſers Gemüthes. Und Leute, die in ihrem ganzen Leben nichts, als niedrige und knechtiſche Gedanken hegten, könnten unmöglich etwas wundervolles, das ewig dauren ſollte, hervor bringen. Die 7. 9. und 35. Abtheilung zeigen unter andern, daß man eben ſo ſehr ſich bemühen mü[illegible], ſeinen Geiſt wirklich edel und erhaben zu machen, als denſelben anſtrengen, erhabene Sachen vorzubringen. Das andere iſt eine ſehr heftige Leidenſchaft, die faſt einer Entzückung und Begeiſterung nahe kömmt. (το σφοδρόν καὶ ἐνθουσιαστικὸν παθὸς) Sie entſteht aus einer lebendigen Ueberzeugung von der Wahrheit der Sätze, und aus einem brennenden Eifer für die Wohlfahrt der Zuhörer. Dieſe andere Quelle zum Erhabenen iſt eben ſo wichtig, als die erſte, und es iſt ein nicht geringer Verluſt für die Redekunſt, daß die Schrift verlohren gegangen, in welcher dieſe Materie von dem Longin war vollſtändig ausgeführet worden. Zwar glaubet Jacob Tollius (r), daß dieſes auch ſchon Hermogenes in dem Buche περὶ ἑρμηνείας gethan habe. Aber weit gefehlt, daß dieſes ſich alſo verhalte. Dieſer Kunſtrichter gedenket faſt nicht mit einem Worte daran.

---

q) Longin. Sect. 8. p. 46.

r) Ibid. in Nota 2.

Die übrigen drey Quellen des Erhabenen, die Longinus anpreißt, betreffen mehr den Ausdruck und die Schreibart. Er verlanget eine höchſtſorgfältige Wahl und Ordnung der Umſtände und Figuren, ſie mögen in Gedanken oder in Worten beſtehen; ferner eine prächtige Ausdrückung entweder in auserleſenen Wörtern, oder in verblümten Redensarten; und endlich eine unerwartete Zuſammenſetzung der Wörter. Alles geht endlich dahinaus, daß **das Erhabene in der Rede aus einem oder mehrern großen Gedanken entſtehe, die ſich zuſammen auf einen richtigen Vernunftſchluß gründen, die Sache völlig erſchöpfen, und dem Gemüthe ſo wohl auf eine neue und lebhafte als recht durchdringende Art vorgehalten werden.** Die Natur muß eben ſo viel als die Kunſt und Arbeit zu dieſem Erhabenen beytragen. Durch jene erlangen wir das ſeltene Glücke des Geiſtes, das ſich allezeit in ſonderbaren Erfindungen und ungemeinen Gedanken äußert; und durch dieſe werden uns die Schranken des Erhabenen angewieſen, über welche ein ſchwülſtiger Vortrag hinausflattert, und nach der Redensart eines Alten, in der Luft herum ſchwärmet; ein kindiſcher aber weit von demſelben zurücke bleibt, und in dem Staube einiger Argutien und anderer Spielwerke, welche Realien genennet werden, herum kriechet. Longinus ſuchet das Erhabene ſo wohl in den Gedanken, als in dem Ausdrucke derſelben, und in der Schreibart. Doch äußert ſich hier ein großer Unterſchied. Nach ſeinen Grundſätzen erfordert eine erhabene Schreibart allezeit eine Pracht der Worte:

das Erhabene in den Gedanken kann in einer einzigen Figur und Redensart verborgen liegen. Man kann etwas zuweilen erhaben ausſprechen, das gar nicht erhaben iſt, und wiederum einen hohen Gedanken auf eine Art vortragen, die nichts mit einem erhabenen Vortrage gemein hat. Das majeſtätiſche Stillſchweigen eines Ajax (s) wird von ihm allem demjenigen, was er großes damals hätte ſprechen können, weit vorgezogen. Er verlanget, daß man zuweilen die größten Gedanken in gemeine Worte einkleide, weil ſich alsdann ihre eigene Stärke und Schönheit noch mehr äußere; ja er glaubet, daß auf den höchſten Grad getriebene Gedanken ohne allen Putz der Worte müßten vorgetragen werden, damit das ganze Gemüthe des Zuhörers mit deſſen Hoheit erfüllet, und durch keine fremde Zierathen aufgehalten werde. Das Erhabene entſteht demnach ſo wohl aus der Hoheit des Geiſtes, als aus dem großen Vorwurfe, den unſer Geiſt nach allen Umſtänden in die Gedanken faſſet. Hätten Demoſthenes und Cicero, die uns Longinus zum Muſter darſtellet, kein edles Gemüthe gehabt, man würde gewiß in ihren Schriften ſo viel Erhabenes nicht finden. Indeſſen waren ſie doch noch ungemein weit von der Hoheit des Geiſtes entfernet, zu welcher wir allein auf den Stuffen unſer allerheiligſten Religion gelangen: Denn ich will mich nunmehro der geiſtlichen Beredſamkeit in etwas nähern, der ich in dieſer Schrift ein wenig gedenken wollte. Wie erhaben iſt eine Seele, welche auf den Flügeln der Gnade weit über jene Höhen der edlen Griechen und

Römer

---

s) Homeri Odyſſ. Lib. XI. v. 5[illegible] Longinus Sect. 9.

Römer gebracht iſt, auf welchen dieſe noch durch den Glantz der eitlen Ehre geblendet, durch den Strom ihrer unordentlichen Begierden mit fortgeriſſen, ja zuweilen gar mit den Stichen ihres Gewiſſens, und mit den traurigen Gedanken vom Zuſtande nach dem Tode, gemartert worden. Es iſt wahr, ein Demoſthenes und Cicero hatten die edelſten Abſichten unter ihren Landesleuten. Sie ſahen nichts in ihren Reden, als die bedrängte Republik. Die ſtarke Liebe gegen ſie machte es, daß ihnen das Elend derſelben unaufhörlich vor dem Antlitze ſchwebete. Dieſe durchſtach ihnen das Herz; dieſe gab ihnen alle die gewaltigen Worte in den Mund, wodurch ganz Rom und Athen bald in Vergnügen gebracht, bald in Verwunderung und Erſtaunen, bald in Zorn und Rache, geſtürzet wurden. Doch alles betraf eine Glückſeligkeit, die vergänglich war, eine Glückſeligkeit, der viele den Namen noch ſtreitig machen. Ihre eigenen Vortheile brachten dieſe Männer mit in Hitze, und da ſie verſchwanden, ſo erkaltete ihr Heldenmuth. Aber man ſehe nur die Geſandten des Höchſten an! kann man wohl etwas erhabeners zu ſeinem Gegenſtande haben, als die Stadt, die Republik des Allerhöchſten, die ſich über die wundervollen Werke der Natur, über die erſtaunenden Wirkungen der Gnade, und über die ganz unausſprechliche Herrlichkeit jenes Lebens ausbreitet? Wie verliert ſich der Staat in Italien und Griechenland aus meinem Geſichte, wenn ich mir nur einige Augenblicke die Stadt Gottes vorſtelle. Wie gering, wie klein kommen mir doch jene Steinhauſen vor, wenn ich nur anfange, an die Verfaſſungen eines

Reiches zu gedenken, zu deſſen Aufrichtung der Sohn Gottes in die Welt kam. Und wenn ich endlich ſo viel davon in mein Geſichte faſſe, als die Schwachheit des Lebens erlaubt, o ſo ſehe ich kaum in einer ſolchen Erhebung des Geiſtes die Spur von jenen Stäubchen, welche die Welt ehedeſſen ſo ſehr beunruhiget haben.

Es kann demnach unmöglich etwas erhabeners ſeyn, als der große unendliche Vorwurf von Sachen, die unſere heiligen Bücher den Gedanken vorſtellen. Ein Theil davon iſt auch einem ſich ſelbſt gelaſſenen und unerleuchteten Verſtande ſchon ausnehmend hoch. Longinus, der doch ein Heyde war, bringt die Schöpfung des Lichts (t), wie ſie Moſes beſchreibt, als ein ſonderbares Muſter des Erhabenen an, welches in der ſchönen Abhandlung unſers hochgelehrten **Herrn L. Wollens** mit Nutzen nachgeleſen werden kann (u). Was für große Gedanken erwecken ferner in uns der Untergang der erſten Welt, der Auszug des Volkes Gottes aus Aegypten, die fernern Schickſale derſelben in dem gelobten Lande, die Sendung, Ankunft und das dreyfache Amt des Sohnes Gottes, die Ausbreitung des Evangelii in aller Welt, die Wirkungen der Gnade an den Seelen der Menſchen, und tauſend andere Sachen unſers heiligen Glaubens. Alle dieſe Begebenheiten aber ſieht eine Seele, die mit der Hoheit erfüllet iſt, die aus dem Glauben kommt, allererſt in ihrem völligen Lichte;

und

---

t) Longinus Sect. 9. p. 62.

u) Diſſ. de eo, quod ſublime eſt in his Moſeis verbis [illegible] &c.

und wird mit deren Größe und Majeſtät ganz eingenommen. Jch übergehe die hohen Geheimniſſe des Glaubens, die das Erhabene einer irrdiſchen Beredſamkeit unendlich überſteigen. Auch diejenigen Dinge, die ordentlicher weiſe dem Menſchen gering und klein vorkommen, werden in den geoffenbarten Lehren zu einer ſolchen Höhe erhaben, daß ſie unſern Geiſt mit einer außerordentlichen Verwunderung und einem großen Erſtaunen anfüllen. Wie gering iſt zum Exempel die Vorſtellung von der Buße eines Elenden, den die Welt kaum in einem verachteten Winkel duldet, und wie klein ſind die Bewegungen unſers Gemüthes, wenn wir ſie auch unſerer Aufmerkſamkeit würdigen. Was für einen Schauplatz hingegen eröffnet uns das Wort des Herrn (x)! Es zeiget uns den großen Sitz der Auserwählten, wie er durch die Nachricht von der Aenderung eines Boshaften auf einmal rege wird, wie er darüber mit Freudengeſängen und Triumphliedern ertönet, und wie der Allerhöchſte ſelbſt Theil an einer ſo allgemeinen Freude nimmt.

Thränen, die ein Gedrückter in der Nachfolge ſeines Heilandes vergießt, rühren uns ſehr wenig. So bald aber die Offenbarung (y) den Vorhang wegzieht, ſo bald ſie uns den großen Menſchenfreund an der Seite dieſes Elenden zeiget, wie er darauf Acht hat, wie er dieſelben zählet, wie er ſie in Verwahrung bringt; ſo machet dieſes in unſerm Gemüthe eine wundernswürdige Bewegung.

Eben dieſe geheiligten Schriften reißen im Gegentheil einen großen Theil der Sachen von der Hoheit

---

x) Luc. XV. v. 7. 10.

y) Pſ. LVI. v. 9.

heit herunter, darauf ſie ſich wider ihr Verdienſt geſetzt, und auf welcher man ſie noch in den heidniſchen Rednern erblicket. Wie deutlich wird in denſelben die Eitelkeit der Ehre, der Güter und des Vergnügens dieſer Erden abgemalt, und wie groß und einnehmend ſind die Bilder, unter welchen dieſes vorgeſtellet wird!

Doch vielleicht iſt es der Ausdruck und die Schreibart, dadurch die chriſtliche Beredſamkeit von der heidniſchen übertroffen wird? Man hat das Gegentheil längſt erwieſen, und die Verknüpfung der Hoheit in den Gedanken mit der Einfalt im Vortrage, welche Longin ſelbſt für das Vollkommenſte hält, herrſchet in unſern heiligen Büchern weit mehr, als in allen übrigen Schriften. Es fehlet aber auch nicht an hohen und prächtigen Ausdrückungen in denſelben, wie außer unſern Gottesgelehrten, auch ein Blackwall und Gibert gewieſen, und wie ich leicht durch mehrere Vergleichungen mit den heidniſchen Rednern darthun könnte, wenn die Anzahl der Blätter, welche zu dieſer Schrift beſtimmet iſt, nicht ſchon überſchritten wäre. Doch kann ich hier einen Chryſoſtomus und Luther nicht mit Stillſchweigen übergehen. Dieſe zween großen und recht heroiſchen Redner haben durch ihr Exempel gewieſen, wie viel man von einem chriſtlichen Redner fordern könne, welcher der Hoheit unſerer Religion mit einem lebhaften und durchdringenden Vortrage nahe kommen will. Chryſoſtomus vereiniget in ſeinen Schriften die nachdrückliche und lebhafte Weitläuftigkeit des Cicerons ſehr oft mit der durchdringenden Kürze, und mit dem alles umſtürzenden und verzehrenden Feuer des Demoſthenes. Es kann ſeyn, daß man nicht allemal ſo viel Richtigkeit und Nettigkeit des Ausdrucks bey ihm, als bey dem letzten, antrifft. Die faſt unermeßliche Sprache der Griechen, die es an Mannigfaltigkeiten des Ausdruckes allen Sprachen der Welt zuvor thut, wird dieſem griechiſchen Kirchenlehrer zu enge. Die hohen Begriffe des göttlichen Wortes erheben ihn in ſeinem Vortrage weit über die Grenzen der von den Griechen feſtgeſetzten Redensarten, und er erfindet in ſeiner Erhebung auf eine glückliche Art neue Ausdrücke, um das Erhabene zu erreichen, welches kein heidniſcher Verſtand jemals erblicket. Was für einen Fortgang würde die geiſtliche Beredſamkeit in unſern Tagen, da man ſchon vortreffliche Muſter aufweiſen kann, nicht noch ferner haben, wenn man alle Tugenden der heidniſchen Redner prüfete, und wenn man das wirklich Schöne ihnen, als die güldenen Gefäße denen Aegyptiern, abnehme, und es zu einem heiligen Gebrauche in der chriſtlichen Beredſamkeit, wie Chryſoſtomus gethan hat, widmete. Alsdann würde man in mehrern Beyſpielen ſehen, daß ein ordentlicher, deutlicher, lebhafter und durchdringender Vortrag in der chriſtlichen Beredſamkeit unendlich mehr, als in der heidniſchen, ausrichte. Unſere heiligen Reden haben ohnedem zween ſehr große Vortheile. Die Gedanken und Sachen ſind darinnen von der äußerſten Wichtigkeit, und der Vortrag des Redners bekömmt durch die mitwirkende Kraft des Geiſtes Gottes eine unbeſchreibliche Macht über die Gemüther der Zuhörer.

M. Joh. Georg Walther.

Schrei-

* *

Schreiben an einen Freund,

Daß die Mathematik einem Dichter nützlich ſey.

Mein Käſtner, jener Geiſt, den England ſelbſt verehrte,
Und der den kleinſten Theil unendlich theilen lehrte,
Selbſt Leibniz hielt für ſich die Dichtkunſt nicht zu klein,
Und pries den Phosphorus in prächtigem Latein,
Verließ die Algebra mit Wurzeln und Potenzen,
Und fühlte Gluth und Gott, und maß der Verſe Grenzen.
Ja, hätte damals ſchon ein Geiſt voll Hitz und Muth
Den Opitz aufgeſucht, der lange todt geruht,
Und dadurch, daß er uns ſein Beyſpiel angeprieſen,
Manch deutſches Lied erweckt und manchen unterwieſen:
So hätte Leibniz nicht ein deutſches Bardenlied
In rauhem Ton gewagt, und ſich umſonſt bemüht;
So würde Leipzig längſt ſchon ſeinen Haller kennen,
Und Hallern würde Bern itzt ſeinen Leibniz nennen.
Er wär im Dichten kühn, und in der Sprache rein,
Er würde Meiſſens Ruhm und auch ſein Muſter ſeyn,
Und niemand würde ſich aus unſrer Flur entfernen,
Und mit des Dichters Kunſt des Schweizers Härte lernen.
So wenig iſt es wahr, was mancher denkt und ſpricht:
Wer die Eklipſen kennt, den kennt Apollo nicht.
Zwar weſſen ſchweres Haupt nur trucknes Wiſſen liebet,
Und den vertieſten Witz bey düſtern Ziffern übet,

Der findet oft geſchickt der Kugel innern Raum,
Erwägt die Kraft vom Wind, Gewicht und Hebebaum,
Braucht den Diameter der Erde zum Caliber,
Und mißt von ihr damit bis zum Saturn hinüber:
Noch flieht ihn Wort und Reim; er haßt, was witzig iſt,
Und mißt den Erdkreis, eh, als er zwölf Sylben mißt.
Doch wird ein guter Arzt auch ſtets wie Flemming dichten?
Malt jeder ſo, wie Brocks, der ſo, wie Brocks, kann richten?
Bewegt ſtets deſſen Vers, der Thränen aus uns preßt,
Wenn er des Himmels Wort von Kanzeln donnern läßt?
Wer ſpricht wohl, daß darum der Muſen karge Gaben
Die Meiſter jeder Kunſt nicht auch begeiſtert haben?
Daß niemals ein Verſtand zwo Arten Früchte trägt?
Und daß der Witz entſchläft, wenn die Vernunft ſich regt?

Iſts nicht nur ein Verſtand, der nach gewiſſen Gründen,
Kann, was verſtecket iſt, aus dem bekannten finden,
Und neue Dinge ſucht und Ypſilon und Zett
Durch Rechnung ohne Zahl aus A und B erräth?
Und der Begriffe wählt und trennet und verbindet,
Den unbekannten Reim zu dem gegebnen findet,
Der aus der Möglichkeit ſich Wirklichkeiten zeugt,
Und noch erzählen kann, wenn die Geſchichte ſchweigt?

Die Dichtkunſt iſt gerecht und kann die Kunſt nicht haſſen,
Die ihr ſo manchen Schmuck und Zierrath überlaſſen.
Du weiſt, wie vieles dem, den ihre Glut erhitzt,
Die hohe Wiſſenſchaft verglichner Größen nützt.
Du, Käſtner, weißt es zwar. Doch jener hörts und lachet,
Der ohne Wiſſen reimt und ſchlafend Verſe machet.
Doch wenn er mir nicht glaubt: ſo glaub er dem Beweis.
Vielleicht bekehr ich ihn durch unverlohrnen Fleiß.

Die Wahrheit iſt ein Stam̄ und theilt ſich nur in Aeſte.
Viel Sätze ſproſſen draus: doch bleibt ihr Bündniß feſte.
Die Sach iſt eben die, nur anders angewandt,
Und ihren Unterſchied macht bloß der Gegenſtand.
Spricht einer vom Gefühl, Gehör, Geſchmack, Geſichte:
Der andre nimmt es an, und ſchließt auf das Gedichte.
Was bey der Dichtkunſt gilt, gilt bey der Malerey.
Die Sach iſt mannigfalt, die Regel einerley.
Nur eine Regel lehrt, bey wohlgeſtalten Säulen
Am Capital und Sims den Zierrath wohl vertheilen,
Giebt Schnecken, Krageſtein und Blättern Maas und Zahl,
Macht Schafft u. Pfeiler ſchlecht, und ſchmücket ein Portal,
Und giebt uns Lineal und Zirkel zu Geſetzen,
Was gothiſch iſt, zu fliehn, was griechiſch iſt, zu ſchätzen:
Und zeigt zu gleicher Zeit, wie ein Poet geſchickt
In Theilen Ordnung hält, Gedank und Ausdruck ſchmückt,
Durch Zierrath nicht verderbt, womit er will beweiſen,
Verwirft den falſchen Schmuck u. heißt den wahren preiſen.
Sagt, daß nur die Vernunft der Dichtkunſt Richtſchnur ſey,
Und macht aus Sach und Wort ein künſtliches Gebäu.

Iſts nun umſonſt gethan, wenn auf dergleichen Wiſſen,
Bey Flöth und Leyer ſich des Dichters Geiſt befliſſen;
Ein jedes Gleichnißwort, wie ein Verhältniß prüft,
Die Schönheit rechnen lernt, und doch ſich nicht vertieft?
Weswegen rühmt er ſonſt, daß jedes Kraut den Bienen,
Und jede Wiſſenſchaft dem Dichter müſſe dienen?
Er ſpricht, was nützt es mir, wenn ich zu richten weis,
Ob bey der Pole Schnee und nie geſchmolznem Eis
Die Erde dicker ſey; ob unter jenen Zonen,
Wo beym verbrannten Mohr die bunten Tyger wohnen?

Doch auch der größte Fleiß wird für belohnt geſchätzt,
Wenn uns das meiſte nur mit ſüſſer Frucht ergötzt.
Wie oftmals läßt man noch der Sonne güldnen Wagen
Durch das gewölbte Rund von Feuerpferden tragen?
Treibt Phlegon, Pirois und Aethon tapfer an,
Daß ſie der Titan bald im Meere baden kann?
Spricht, daß der blaſſe Schweif der dräuenden Cometen
Ein Schwerdt des Himmels ſey, die halbe Welt zu tödten?
Und daß das Mondenlicht, das man verfinſtert ſieht,
Sich unſrer Sünden ſchämt und unſern Frevel flieht?
Dieß lieſt man im Virgil, man lobts, wenns Naſo ſchreibet:
Doch wißt, daß einerley nicht einerley verbleibet,
Wenn es ein andrer thut. Die Alten preiſt man zwar.
Sie folgten dem Begriff, den ihre Zeit gebahr.
Die Bilder ihres Kiels, die mit der Wahrheit ſtreiten,
Sind Bilder von der Nacht des Irrthums ihrer Zeiten.
Die Finſterniß verderbt der Sachen wahren Schein.
Dieß glaubt man fälſchlich ſchwarz, dieß ſcheint uns blau
zu ſeyn.
Der Schatten dicke Nacht verändert die Geſtalten,
Und heißt oft einen Kletz für ein Geſpenſte halten.
Doch wälzt der Erden Rund uns, nach genoßner Ruh,
Dem angenehmen Licht der Sonne wieder zu,
Entweicht die Finſterniß zum fernen Abendmeere
Und überdeckt den Raum der andern Hemiſphäre:
So ſcheint uns lächerlich, was vormals furchtbar ſchien,
Blau ſieht man nun als blau, und grün erſcheint als grün.
Drum müßt ihr, Dichter, euch nach euren Zeiten richten,
Und zu dem Tage nicht der Nächte Farben dichten.
Doch wer beweiſt wohl recht, was er nicht weis und kennt,
Wer vom Saturnus ſpricht, muß wiſſen, was er nennt;

Und niemand denket gut und richtig von den Sternen;
Er muß die Wiſſenſchaft der Himmelskörper lernen.

Wer, was er malen will, aus Jrrthum anders malt,
Bereut es oft zu ſpät, daß er zufrüh geprahlt.
Nur Wiſſenſchaft kann uns aus dieſem Schimpfe reißen.
Weh dieſem, der nichts weis, und ein Poet will heißen!
Seht wie genau, wie ſchön, wie ähnlich alles ſey.
Jtzt bringt er uns ein Bild von einem Weiſen bey,
Der durch Vernunft u. Schluß den Menſchen zeigt u. lehret,
Was zur Zufriedenheit der kleinen Welt gehöret.
Wen malt er? einen Mann, den Hochmuth aufgebleht,
Der im Catheder ſitzt, der Worte Sinn verdreht,
Und weis beym DJſAm Js durch ſpitzig Diſputiren
Den blöden Gegenpart in Jrrthum zu verführen.

Der ſcharfe Deſpreaux, der oft Paris ergötzt,
Und den man dem Horaz mit Recht zur Seite ſetzt,
Kam unter andern drauf, nebſt aller Welt Bemühen
Der Sternenſeher Fleiß und Wachen durchzuziehen,
Gab, beym Qvadranten fremd, am Himmel unbekannt,
Das Aſtrolabium dem Weiſen in die Hand,
Zu ſuchen, ob das Rund der Sonne ſtille ſtehe,
Wie? oder ſeine Laſt um ſeine Mitten drehe.
So wollt er beißend ſeyn und ward doch ſelbſt verlacht,
Und ward ein Spott der Zunft, die er zum Spott gemacht.
Und endlich mußt ein Weib ihm dieß zur Nachricht ſagen,
Daß wir den ehrnen Kreis nicht in den Händen tragen,
Der zwar zu meſſen taugt, wie ferne Venus ſteht,
Doch nicht entſcheiden kann, ob ſich die Sonne dreht.

Dieß glaubet man, und ſagt was hab ich deñ vonnö
Daß der gelehrte Vers von Sternen und Cometen

Calendermäßig ſpricht? Die Sache koſtet Fleiß.
Weit lieber ſchweigt der Kiel von dem, was ich nicht weis.
Wahr iſts, wer zwinget dich, daß deine Hand beſchreibet,
Was deinem Witze doch ein dunkler Schatten bleibet?
Doch ſucht dein kluger Sinn nur das, was nöthig iſt:
Iſts nöthig, ſage mir, daß du ein Dichter biſt?
Wer brauchts, daß wenn dein Geiſt einſt für ein Gleichniß,
sorget,
Er es vom Maro ſtiehlt und vom Homer erborget?
Daß dein verwegner Kiel, entblößt von Wiſſenſchaft,
Der alten Dichter Fleiß in eins zuſammenrafft?
Und wenn er Wort an Wort und Reim an Reime flicket,
Sich mit dem Opitz putzt und den Horaz zerſtücket?
Ein Werkzeug, das man braucht, lieſt man nicht allezeit,
Nur nach der Nothdurft aus; man ſucht Beqvemlichkeit.
So wird ein Dichter auch, fehlt ihm dieß edle Wiſſen,
Zwar nicht, was er bedarf, doch was ihm nützet, miſſen.
Manch Gleichniß, das ihm Maas, Gewichte, Körper, Zahl,
Luft, Himmel, Waſſerkunſt, Glas, Spiegel, Farbe, Stral,
Der Säulen hohe Pracht zum Zierrath geben könnte,
Sucht er mit langer Müh im fruchtbarn Oriente,
Und fragt, ob Aſien nicht eine Pflanze zieht,
Die dem, was er geſagt, in etwas ähnlich ſieht.
Weñ dort ein muntrer Geiſt, den Wiſſenſchaft genähret,
Uns unſrer Schwäche Bild in den Planeten lehret,
Und ſpricht: „Es iſt umſonſt, daß man die Erde flieht,
„Weil ſtets des Körpers Laſt den Geiſt hernieder zieht.
„Vergebens wirkt ein Trieb in halb beſtralten Sternen,
„Der ſie vom Mittelpunct ermahnt ſich zu entfernen.
„Es drückt ein innrer Zug ſie jeden Augenblick
„Mit ewiger Gewalt nach ihrem Gleiß zurück:

So ſpricht ein leeres Haupt: „So wie die Sonnenblume
„Sich nach der Sonne lenkt: So ſtrebt der Menſch nach Ruhme.

Dieß merkt ſich Bav vielleicht. Ja denkt er, das iſt wahr.
Nun dichtet er ein Lied zum lieben neuen Jahr:
Der Ball der Erden hat bey ſeiner Bürger Bethen
Den länglich runden Kreis von neuem angetreten,
Und wälzt, ſeit das Geſchick Carls ſchnellen Tod befahl,
Sich um das Sonnenlicht nunmehr zum zweytenmal.
So fängt er prächtig an. Doch, ohne dich zu ſtören,
Bav, wollteſt du mich wohl noch was erzählen hören?
Zum Wünſchen braucheſt du ſo hohes Wiſſen nicht,
Bekömmſt du nur dein Geld und jener ſein Gedicht.
Ein Meiſter von der Zahl, die in vergüldten Riſſen
Ein künftig Bürgerhaus ſchön zu entwerfen wiſſen,
Erhielt bey einem Herrn, der reich war, das Vertraun,
Daß er erſuchet ward, ein Waſchhaus anzubaun.
Hier ſchien er nun ein Feld für ſeine Kunſt zu haben
Die lange Zeit geruht, und die er faſt begraben.
Corinthiſch war der Sims, corinthiſch war das Thor,
Und Säulen gleicher Art ſtellt er im Gipſe vor.
Ja, hätte nur ein Menſch die Koſten hergegeben,
So ſollt ein hoher Thurm das grüne Dach erheben.
Doch weß der Tempel war, verrieth bald Ruß und Rauch.
Ein Waſchhaus ſollt es ſeyn, ein Waſchhaus blieb es auch.

Joh. Elias Schlegel.

* * *

* *

An den jungen Herrn.

Liebenswürdiger,

Sind Sie, wie ich mir einbilde, das Mark aller jungen Herren: So werden ſie ſich über meinen Brief nicht einen Augenblick wundern. Ich zweifle nicht, daß die Schönen der beneidenswürdigen Stadt, wo ſie ſich aufhalten, ihre Schuldigkeit wiſſen, und ihnen ſtündlich wenigſtens einige Minuten an ihren Fenſterrähmen opfern werden. Je weiter ich nun von dieſen Vortheilen entfernet bin, deſto mehr muß ich mich drängen, wenn ich unter den auswärtigen Beſiegten die erſte ſeyn will, welche ihnen huldiget. So wie die Sonne allen Orten, wo ſie hervorbricht, durch ihre Stralen, Licht und Wärme mittheilet: Alſo machen ſie durch ihre Blätter alle jungen Herren in Deutſchland ſcharfſinnig, und verurſachen unſerm Geſchlechte allerhand kleine hitzige Fieber. Wie man aber auch an dieſem unerſchöpflichen Meere des Lichts, Flecken wahrgenommen hat: So giebt es auch einige unter meinen guten Freundinnen, welche nicht ganz und gar mit Ihnen zufrieden ſind. Doch Ihre Verdienſte verdienen meine ganze Aufrichtigkeit. Ich will Ihnen alſo nur frey bekennen, daß ich ſelbſt alle Tage eine Stunde weniger an Sie denken würde, wenn ich Sie nicht für weit ſchöner hielte, als Sie ſich gemalt haben. Es iſt wahr, daß die ihrer Beſcheidenheit abgezwungene Verſicherung: Sie hätten keinen einzigen Fehler; uns allen die Mäuler ſtopfen können; allein ſie hätten ſich nach dieſem entweder gar nicht insbeſondere beſchreiben, oder doch nicht Dinge vergeſſen ſollen, die uns mit dem jungen Herrn allemal zugleich einfallen. Vielleicht ſind Sie noch Willens, an alles das in ihren künftigen Blättern zu gedenken, warum ich Sie fragen will. Soll ich mich aber ſo lange gedulden? Das mögen andere thun, die ſich nicht, wie ich, vorgeſetzt haben, Sie eheſtens vor ihrem Spiegel, wie Taleſtris den Alexander in ſeinem Lager, zu überraſchen. Ich muß daher zuvor nicht nur obenhin wiſſen, in wie weit ſie meine Eilfertigkeit verdienen. Vor allen Dingen ſagen Sie mir nur: ob ſie gute Augen haben? ich wills nicht hoffen. Es wäre eine große Schande, ſo jung wie Sie zu ſeyn, und noch mit eignen Augen ſehen zu können. Gleichwohl denken ſie mit keiner Sylbe an ihr Fernglas, an eine Sache, die in der Hand der jungen Herren, bey öffentlichen Geſellſchaften, oder auch mitten auf der Gaſſe, eben ſo nöthig iſt, als der Degen in der Fauſt eines Sturmläufers. Wie anſtändig wäre es Ihnen geweſen, an ſtatt der trocknen Anleitung zum Sinnreichen, ihren Mitbrüdern zu Liebe, eine kleine Abhandlung von den Affecten des Fernglaſes zu verfertigen. Denn Sie wiſſen doch wohl ſo gut, als ich, daß man aus den Bewegungen dieſer Gläſer ſo ziemlich wiſſen kann, was in dem Herzen eines jungen Herrn vorgeht. Ich kann z. E. aus der Freymüthigkeit, oder Behutſamkeit, womit ſich ein junger Herr deſſelben bedienet, genau beſtimmen, wie reich, wie vornehm, wie ſchön, wie klug, wie jung er ſich zu ſeyn bedünket. Wenn ich nicht verbunden wäre, in zweifelhaften Fällen von meinem Nächſten das Beſte zu denken: So hätte ich hier alles Recht, von Ihnen zu glauben, daß Sie in keine Kirche gingen, und ein eigenſinniger Verächter des unter artigen Mannsperſonen noch einzigen gewöhnlichen Gottesdienſtes wären. Doch ich habe noch mehr mit Ihnen zu reden. Warum ſagen ſie uns denn nichts von ihrem Nacht- oder Spiegeltiſche? Es ſollte mir erträglich ſeyn, wenn Ihnen einer von den innerlichen Sinnen fehlte, als wenn ſie dieſe Haupttugend nicht hätten. Da ſie leider bey dem ſo genannten ernſthaften Geſchlechte noch nicht ſo ausgearbeitet, und auf das Reine gebracht iſt, als bey dem ſchönen: So wäre es doch wohl der Mühe werth geweſen, ihren Nachttiſch, ein wenig abzuſchildern. Die wenigſten wiſſen ſich noch recht darein zu finden. Ich kenne wirklich ſo ungezogene Leute, welche ſchon zufrieden ſind, wenn ſie nur auf demſelben ein Schreibezeug, etliche Bogen Papier, und wenn es hoch kömmt, bey ihrer Tabackspfeiſe noch einen Wachsſtock haben. Andere ſind etwas feiner, und legen einen Briefſteller, einen Spiegel, einen franzöſiſchen Roman und ein Reimregiſter darzu. Wie unzulänglich aber dieſes alles ſey, kann niemand beſſer, als der junge Herr wiſſen. Einer meiner Anverwandten, mit welchem ihr Herr Vetter viel ähnliches haben mag, hat jüngſthin geleſen, daß Thereſia, eine naſenweiſe Franzöſinn, den Spiegeltiſch einer Dame einen kleinen Altar der Buhlerey geheißen hat. Die Liebe zur Nachahmung nahm ihn daher ſo ein, daß er die Nachttiſche der Mannsperſonen kleine Schauplätze der größten Narrheit nennete. Allein ich habe ihn bezahlt. Ich habe ihn aus dem Stegreiſe geſagt, daß er kein junger Herr wäre, welches ihn unfehlbar recht kränken mochte. Iſt es nun ihr Ernſt, mein Liebenswürdiger, daß Sie es mit dem gemeinen Weſen gut meynen: So verſorgen Sie doch daſſelbe eheſtens mit einem richtigen Auſſatze aller zu eines jungen Herrn Nachttiſche gehörigen Sachen. Sie wiſſen ja, daß man dem guten Geſchmacke allemal, durch Vorſtellungen aufhelfen muß, wenn er gleich von ſich ſelbſt, wegen ſeiner natürlichen Einfalt gefallen ſollte. Was ſie uns in ihrem zweyten Stücke berichtet haben: Daß ſie ſich aus nichts, als aus Tanzen, Lomberſpielen, und Singen etwas machten, hat mich auch auf einige Betrachtungen geführet. Es ſind herrliche Eigenſchaften, aber ich kann es kaum verſchmerzen, daß Sie das Pfeifen wieder vergeſſen haben. Bleibt Ihnen einmal ſo viel Zeit übrig, den engliſchen Zuſchauer nachzuſchlagen: So werden Sie finden, daß ein gewiſſer Cymon von dem Poeten ſo beſchrieben wird:

Er pfiff, indem er ging, aus Mangel der Gedanken.

Ich müßte mich ſehr irren, wenn ein wahrer junger Herr nicht oft in dergleichen Umſtände verfallen ſollte. Wie können ſie nun eine Wiſſenſchaft mit Stillſchweigen übergehen, welche Leuten ihres gleichen ſo gute Dienſte leiſtet, und die man gewiß, durch eine fleißige Uebung zu verſchiednen Graden bringen kann. Von Tanzen und Singen will ich nichts gedenken, unerachtet

achtet man das Recht hätte, von Ihnen eine Anweiſung zu fordern, wie man gewiſſer maßen auf öffentlichen Gaſſen tanzen, und, ohne italieniſch zu verſtehen, die neueſten Operarien bey allen Zuſammenkünſten herheulen ſollte. Nur das Lomberſpielen will mir nicht in Kopf. Können ſie denn Lomber ſpielen? Ich glaube, Sie ſcherzen. So ſchlecht auch dieſe Wiſſenſchaft unſern Feinden ſcheint: ſo viel würde doch Ihr Herr Vetter ſchon über Sie gewonnen haben, wenn ſie genug Ernſthaftigkeit zu dieſem Spiele hätten. Daß Sie die Marken austheilen, die Karten miſchen, geben, in die Hand faſſen, ausſpielen, einnehmen, zwiſchen jedem Stiche liebäugeln, plaudern, mit einer guten Art fluchen, trällern, die Hände küſſen, wenn endlich die Blätter alle ſind, das Spiel nach ihrer Weisheit zergliedern, und das Frauenzimmer gewinnen laſſen können, das iſt Ihnen zuzumuthen, aber daß ſie Lomber ſpielen, das haben ſie aus Beſcheidenheit geſagt. Ich weis mich ferner nicht darein zu finden, warum ſie der Welt, bey dieſen zweifelhaften Zeiten, nicht die geringſte Nachricht von der Länge ihrer Handblätter, von der Form ihrer Ermel, und von der Baukunſt ihrer ſo ſehr gerühmten Haare mittheilen. Ich denke ja nicht, daß ſie dieſes für Kleinigkeiten halten werden. Sie ſind der junge Herr, der von der Höhe eines Abſatzes mit eben der runzlichten Stirne, als ein Weltweiſer von der Figur der Erde, und von den Wirbeln der Himmelskörper, reden muß. Wollen ſie denn dieſe Mühe den Puppen, die uns aus Paris geſchickt werden, allein gönnen? Wenn ſie ſich nun gleich von den Einkünſten

künſten ihrer Feder wollten in Kupfer ſtechen laſſen. Doch in welcher Stellung ſoll dieſes geſchehen? Die Schönſte wird uns allemal eine noch ſchönere entziehen. Es fällt mir ein anderer Verſchlag bey. Sie müſſen das Gänſeſpiel kennen, wo uns dieſe Thiere in verſchiedenen Feldern in die Augen fallen. Wie ſehr würden ſie die witzigen Geſellſchaften zugleich ergötzen und erbauen, wenn ſie ein junges Herrenſpiel ſtechen lieſſen. Wir würden auf dieſe Art das Vergnügen haben, ſie in allerley Geſtalten zu bewundern. In dem einen Felde könnten ſie früh an ihrem Spiegeltiſche die verliebten guten Morgen, welche ihnen theils ſchriftlich, theils mündlich übermacht würden, einſammlen; in dem andern könnten ſie im Kalender buchſtabieren; in dem dritten einige Verſe ausſchreiben; in dem vierten, 5, 6 und 7ten ſich putzen; in dem achten Capriolen ſchneiden; im neunten in ihrem völligen Glanze das luſtige Fidelchen ihrer Gebietherin küſſen, u. ſ. w. Dieſes mit lebendigen Farben erleuchtete Spiel wird mehr Nutzen ſchaffen, als wenn ſie durch allzuvieles Schreiben ihre Schönheit und ihren guten Namen in Gefahr ſetzen. Ich kann ihnen ohne dem nicht länger verheelen, daß mir der Inhalt ihrer Blätter zwar ungemein, die Schreibart aber deſto ſchlechter gefällt. Das ſind wohl ihre größten Feinde nicht, die ihnen dieſe Schriften abſprechen. Es iſt ja nichts, als deutſch, welches anzuhören, man, wie ein tiefſinniger Sprachmeiſter nur aus etlichen Sylben beweißt, recht küraßirte Ohren haben muß. Einige franzöſiſche Wörter würden ihr ganzes Werk begeiſtert haben. Sie müſſen ihre beſondern Abſichten wiſſen, daß ſie ſo aus der Art ſchlagen. Sonſt habe ich die jungen Herrn allezeit wenigſtens zwo Sprachen zugleich reden gehöret. Da mein ganzer Tadel nichts, als ein verliebter Tadel, iſt: So kann ſie nichts dabey beleidigen, als wenn ich deswegen um Vergebung bitten wollte. Ich zähle nun alle Minuten, bis ich ſie ſehen werde. Ach! wenn ich etwan ganz und gar mit der Zeit = = doch ich ſchmeichle mir zu viel. Aber man ſoll gleichwohl von mir, wie von dem Phaethon ſagen, daß mein Vorſatz, ungeachtet ſeines ſchlechten Ausgangs, welchen ich doch noch nicht befürchte, der ſchönſte und koſtbarſte geweſen ſey. Sie verſtehen mich doch, mein Liebenswürdiger? Ohne Zweifel. Dergleichen Räthſel werden ihnen ja täglich vorgelegt. Geben ſie mir doch, wenn es ihnen gefällig iſt, in ihrem nächſten Stücke einen kleinen Vorſchmack, wie viel diejenige hoffen oder fürchten ſoll, die ſich ietzo noch nicht anders nennet, als

Ihre
zärtliche Flavia.

M. = =
den 17. Jenner, 1742.

P. S. Ich muß es nur Franſchement declariren, monſcher, daß ich meinen Bruder gebethen habe dieſe meine Penſeen zu ranſchiren; allein ſie ſind gar nicht nach meinem Guſto. O contrere ich hätte ſie weit accreabler ſtyliſiren wollen. Ich bitte Ihnen daher de tu mon cär mich wegen dieſes ſchlechten ſtylum, von aller Susbicion zu deliberiren. Apropo aſerdiren ſie mich doch, welches der ſchirmanteſte Name für ein Möpschen iſt.

Auf

* *

Auf Doris

Zu ſtreng iſts faſt, o Schöne, daß der Kummer
Verliebter Furcht noch meine Bruſt zernagt,
Und meinen Geiſt der Sehnſucht banger Schlummer
Mit ſteter Angſt, mit ſtiller Wehmuth plagt;
Dein ſchöner Blick gebiehret meine Flammen,
Mein Feuer brennt, dein Auge mehrt die Glut.
Bedenke doch, woher die Triebe ſtammen,
Und was in mir dergleichen Wunder thut.

Mein Geiſt, erregt von allen feurgen Trieben,
Die Doris Aug in meine Seele ſenkt,
Hat ſich nunmehr der Lieb und Furcht verſchrieben,
Gleich als ein Schiff, das ſich den Wellen ſchenkt;
Ich ſeh erſtaunt, vor ſo viel Seltenheiten,
Die zwar ihr Riß doch unvollkommen ſchätzt,
Ein zartes Kind, das Urbild, nur vom weiten,
Dem meine Bruſt ein ewigs Denkmal ſetzt.

Ich habe nur was ſchönes angeſehen,
Und fühle doch der Liebe ſtärkſte Macht;
Kann Doris Blick ſo in die Seele gehen,
Wenn ſie ein Herz zu ihrem Sclaven macht?
Verſtand und Geiſt ſind mir durch dich entriſſen.
Oh nimm den Geiſt, ja gar mich ſelbſten hin.
Mein Leid mehrt ſich, da durch verirrtes Schlüſſen
Ich meinen Gram zu mehren ſinnreich bin.

Was für ein Griff zwingt dort ſonſt ſtummen Saiten,
Den Zauberklang ſo zarter Töne ab?
O! nur mein Glück ſchien Doris zu verleiten,
Daß ihre Hand denſelben Reizung gab;
Verdoppelt euch, ihr angenehmſten Stunden,
Die Doris Hand dem Saitenſpiele weiht.
Ich habe nun in eurer Daur gefunden,
Was meiner Noth ein Lindrungspflaſter beut.
Verdoppelt euch hiernächſt, ihr ſanften Töne,
Erklingt von mir, von meiner zarten Pein,
Und hinterbringt der engelreichen Schöne,
Wem meine Bruſt und Seufzer eigen ſeyn:
Erzählet ihr die Regung keuſcher Liebe,
Und wenn ſie euch dereinſt entzückend rührt,
So tönet ihr von einem ächten Triebe,
Den meine Bruſt um ihrent willen ſpürt.

A. C. Gebhardi.

* *

Die ungleichen Freunde.

Eine Fabel.

Ein Vogel von beſondrer Schöne,
Ein Schmuck der bunten Pfauenſöhne,
An Wuchs und Farben und Geſtalt,
Bewohnte noch den ſtillen Wald.
Es hat ihn dieſer Wald erzogen,
Und von den Vögeln überall,
Die ehmals mit ihm ausgeflogen,
Gefiel ihm eine Nachtigall.

Der Nachtigall gefiel er wieder,
Sie ſang ihm tauſend ſüße Lieder,
Und wo er flog, und wo er ging,
Da folgt ihm ſtets das muntre Ding.
Und alle andre Vögelſchaaren,
Die meiſtens wohl in ihrem Sinn
Viel artiger und hübſcher waren,
Beneideten die Sängerinn.

So ging manch ſchönes Jahr vorüber,
Und das Jelänger und Jelieber
Vermehrte dem getreuen Paar
Die Freundſchaft nur mit jedem Jahr.
Des einen Werth wuchs ſtets von friſchen
An Schönheit und zufriedner Ruh;
Die andre ſang aus ihren Büſchen
Ihm täglich ſüßre Weiſen zu.

Doch was geſchieht? den ſchönen Pfauen
Läßt einſt ein Quell ſich ſelber ſchauen,
Der als Kriſtall ſo rein und klar
Auf einem Fels entſprungen war;
Es ſieht ſein farbigtes Gefieder,
Und ſteht entzückt in eignem Glanz,
Und kennt erſt kaum die Freundinn wieder,
Und ſchämt ſich endlich ihrer ganz.

Indem ſo wird der Juno Wagen
Von Pfauen durch die Luft getragen;
Er ſiehts, und wünſcht dabey zu ſeyn,
Und man geſteht ſein Wünſchen ein;

Die Göttinn ſtellt ihn zu dem Fluge,
Womit ſie durch die Wolken fährt;
Er folgt, und ſchätzt nicht bey dem Zuge
Die Freundinn einſt des Abſchieds wehrt.

Die arme kleine Philomele,
Folgt ihm zur höchſten Felſenhöle,
Und girrt um ihren ſtolzen Freund,
Und ſieht ihm traurig nach und weint.
Ein Greis im Volk der Nachtigallen
Erforſcht, was der Betrübten fehlt,
Und ruft: So, Kinder! gebts euch allen,
Wenn ihr ſo ungleich Freunde wählt.

O.

* *

Das Meiſterſpiel im Lomber.

Siebentes Buch.

Wo das Glück und Unglück ſeine Macht zu beweiſen ſich vorgeſetzt hat, da wird es entweder mit einander ſtürmen, oder auf einmal heiter und günſtig ſeyn. Denn ſelbſt das Leben der Sterblichen und die Geſchichte bezeugen es, daß der Himmel und die Welt ſich öfters wider uns rüſten, daß, was nur geſchieht, ſich alles zum Verderben ſchicket, und daß das Glück und Unglück ſtets mit einander kömmt.

Der Carobube, der Held, den ich beſinge, hatte die Anzahl der Zufälle erfüllet, und die Grenzen erreichet,

chet, die ihm das Glücke bezeichnet hatte. Nie war ein Held in größerm Glanze und in mehr Herrlichkeit von dem Monde und der Sonne geſehen worden. Aber ſein widriges Schickſal folgte nach, und das Mitleiden, welches er erweckte, ergoß ſich ſo weit, daß noch vielen, von denen, die ihn lieben, die Thränen in den Augen ſtehen, wie ich denn Juſtingen weinen und Brigitten ſchluchzen ſehe. Aber das Unglück hatte nunmehr die völlige Herrſchaft über ihn. Juliane ſtreckte die Hand nach ihm aus, indem ſie ihn mit ihren roſenrothen Fingern gleichſam umarmete. Ach! und hier verſah ſie es. Und was geſchah denn? Ach! ſie verſah es, und ließ den Carobuben, den Carobuben, ſage ich, ließ ſie unter den Lombertiſch fallen. O Furcht, vor dem zweifelhaften Ausgange des Krieges! O ängſtliches Zittern! was verurſacheſt du nicht? Unbedachtſame Juliane, du biſt Urſache, daß der Held gefallen und verſunken iſt. Er fuhr zu den Unterirrdiſchen hinunter, und er war auserſehen, den Zuſtand und die Gegenden einer andern Welt zu erfahren.

Was für ein erſchreckliches Donnerwetter entſtund damals unter den Füßen der Göttinn, da der Held den Boden des Saales berührte. Hektor würde ſelbſt vor dieſem Geräuſche gezittert haben. Die feurigen Dünſte, welche in dem Behältniſſe der niedlichſten Röcke eingeſchloſſen waren, von welchen mir die Falten ſchwangere Wolken zu ſeyn ſchienen, bewegten ſich und ſtießen an einander; der Boden ſchien ſich zu räuſpern, und der Thron der Göttinn ſchnaubete.

Er ſtund aber auf vier nußbäumenen Löwenfüßen, und ſeine Lehne war vom Rohre geflochten. Höret mir zu, denn ich will von der Lehne ſingen. O ihr Götter, deren Hand dieſen Thron verfertiget hat! wie war es doch möglich, daß ihr eine Lehne aus Nichts gemacht, und ſie ſo herrlich erbauet habet? Sie iſt durchaus von Löchern ausgeführt, von Löchern, ſage ich, die noch darzu wie Sterne geſtaltet und wie Sonnen gebildet ſind. Gewiß, ein koſtbarer Zeug, und der würdig war, daß aus ihm eine ſolche Lehne geſtricket würde! Man hätte ein Licht darhinter ſtellen ſollen, ſo würde der Stuhl den Gewölbern des Himmels gleich geweſen ſeyn, deſſen göldne Sterne, nach der Weisheit göttlicher Schulgelehrten, nichts anders als Oeffnungen und Ritzen ſind, durch welche hin und wieder das himmliſche Feuer der oberſten Sphäre blitzet.

Indem nun die Göttinn mit dieſem Stuhle rückte, ſiehe ſo ward der Sand bewegt, der auf dem Boden lag. Kein prächtiger Schauſpiel iſt jemals aufgeführt, noch eine ſchönere Sache jemals geſehen worden, als da der Staub in die Höhe ſtieg, der wie von einem Winde in verſchiedne Bilder und mancherley Geſtalten gedrehet wurde. Gleichwie man in den erhabnen Wolken, die von der Luft getragen werden, zum öftern Kriegsheere, Wälder, Schwerdter, Berge, und Rieſen ſieht; oder wie die fliegenden Stralen und der Dampf gegen Norden, aus welchem man Kriege vorher ſehen, und Heirathen verkündigen kann, bald blutig, bald aber gölden und weiß gefärbet ſind: So ſah man auch den umgetriebnen Sand, ſich in einer bunten Wolke in die Höhe ziehen. Der finſtre Schatten, der mit dem Lichte vermiſchet war, der betrügliche Wiederſchein von Julianens genähtem Blumenrocke, und die wilden Puderſtäubchen, welche der Gottheit, indem ſie ſich bückte, aus den Locken gefallen waren, bildeten ſich nach Art eines Schattenwerkes dergeſtalt, daß man tief, und gleichſam als von weiten hinein ſehen, und wie Aeneas auf dem Schilde, die Folgen und Schickſale eines weiten und mächtigen Reichs erblicken konnte. Es mußte dabey etwas Göttliches ſeyn. Sehet nur das Schattenſpiel ſelber an, wie die Stäubchen ſpielen, wie der Wirbelwind ſie herum treibt, und wie, o ein ganz neues und ſonſt faſt nie geſehnes Wunder! dem Helden in dem Staube alle zukünftige und vergangne Dinge als gegenwärtig vorgezeiget werden. Ach Juliane! was für Erſcheinungen waren nicht dieſes! Hier ſieht man den Urſprung und den Fortgang dieſes Reichs, wie es vom Ariſtoteles herſtammet, wie es nach und nach unter vieren und fünfen zu ſpielen ſittlich geworden, und wie man zuletzt noch diejenigen, die gewonnen haben, zu tröſten angefangen.

Darauf folgten, auf viele veränderte Weiſe, die Spiele alle in ihrer Ordnung. O eine erſtaunende Mannigfaltigkeit! die aber doch noch nicht die Anzahl aller möglichen erfüllte. Wohl tauſend Geſchichte und luſtige Begebenheiten liefen mit unter. Ja der Carobube hätte ſeiner Beſtürzung ungeachtet, beynahe ſelbſt gelacht, da er ſah, daß man einmal, ich weis nicht wenn, auf alle Stiche, ohne ſelbſt die Spadillie zu haben, hinaus gegangen ſey; ein andermal aber, mit zween Baſten geſpielet und Pique für Cör gehalten habe. Es ſollten ihm aber auch die zukünftigen und kommenden Dinge nicht unwiſſend ſeyn. Auch dieſe waren in dieſen Bildern vorgeſtellt. Sehet! man wird in folgenden Zeiten pergamentne Karten machen, und die vermehrte Pracht unſrer hoffärtigen Enkel wird nicht geſtatten, daß man ſo verzogne und ungeſtalte Bilder in der ſo **altfränkiſchen** Kleidung male. Du ſollteſt hier die Cördame geſehen haben, wie ſie eine Bandſchleife am Halſe, und in ihren Händen einen Fächer trägt. Ich weis es, was der Carobube, als er ſie alſo ſah, damals in ſeinem Herzen gefühlet hat. Wie neugierig, wie beſtürzt, wie munter iſt er nicht! Ein neues Kleid! eine neue Mode! ſchrie er; o glückliche Zeiten! Er ſprang um ſie herum, und hat, ich kann es bezeugen, zu dreyenmalen die Königinn in ihrem Putze von fernen und hinten beſehen. Denn die Götter, damit ſie das Wunderbare zur Vollkommenheit bringen möchten, hatten die Wolke und ihn, der Größe nach, einander gleich gemacht, und ihn alſo hinunter fallen laſſen, daß er aufrechts ſtehen und alles mit ſeinen Augen ſehen konnte. Aber der Aufzug der Sklaven war noch wunderbarer. Er ſah ſeine Brüder nicht mehr mit ſchweren Säbeln und großen Helleparten; nein, jenen ſah er ein Rohr in Händen, dieſen aber ein Müffgen tragen. Denn es waren die künftigen Kartenmaler ſehr bemüht geweſen, die Sklaven, bis auf dieſe Kleinigkeiten auszuzieren. Inſonderheit aber hatten ſie ihnen neue Geſtalten, und in die Geſichter andre Naſen gegeben. Da das nun auch der Carobube

bube von ſich ſelber ſah, und mit dem größten Unwillen die ihm gewöhnliche Naſe verlohren zu haben ſchien, griff er ſich ſo gleich an die ſeinige, und da er ſie größer und einförmiger, als dort die neue, fand, hilf Himmel! ſo that er einen Schrey, daß Juliane vor Erſchrecken zuſammen fuhr, ihn aber ſelbſt ein ſolcher Schauer überlief, daß er zu wanken anfing, und ſein Leib wie in Eis verwandelt zu ſeyn ſchien; er ward ſtarr, ſank dahin, und lag, der Kraft ſeiner Sinnen beraubt, gleich einem, der vom Donner gerühret iſt, oder wie diejenigen, die in Entzückungen dahin geriſſen werden.

Endlich aber erwachte er wieder, und hob ſein düſtres und gleichſam trunknes Haupt in die Höhe, aber er kannte die Gegenden noch nicht, in die er gefallen war. Wie? war es denn ein Traum, was mir erſchienen iſt? Welcher von beyden Carobuben bin ich? fragte er ſich ſelbſt, und griff ſich an die Naſe. Ja gewiß, dieſes Geſichte war einem Traume auch ähnlich. Alles geſchah in einer unbeſchreiblichen Geſchwindigkeit. Die Wolke, die wie geſagt, ſo wie ein Rauch geſtaltet war, der aus der Küche in die Höhe ſteigt, und der, wenn die Sonne ihre Stralen auf ihn wirft, eben ſo ſchön ausſieht, als wenn in einer finſtern Kammer die flatternden Sonnenſtäubchen durch ein dreyeckigtes Glas mit brennenden Farben gemalet werden: Die Wolke nun ſchien, ſage ich, dem Proteus nachzuahmen, indem ein jedes Bild beſtändig aus einem andern erzeuget wurde, bis endlich der Held ſich vor ſich ſelbſt entſetzte, und bis auf deſſen Fall eine aufgethürmte, eine Zentnerſchwere und eine unermeßliche hohe Luftſeule hinter ihm her ſchoß: da er denn die ganze Wolke nach ſich geriſſen, und eine Fluth von ſich herabſtürzendem Sand, auf dem reinen Flecken des Bodens angerichtet hat. Die leichten Stäubchen, die vorher in ſolcher Flüchtigkeit unter einander geſchwärmet hatten, wurden nun, ich weis nicht, ob in ein ſchweres Bley oder in Gold verwandelt; ſo daß ſie ringsumher in gleichen Richtungen nach dem Mittelpuncte der Erden auf einmal zu Boden fielen.

Achtes Buch.

Aber droben war der Krieg ſchon beynahe geendiget. Man ſah die Spadillie, mit welcher Juliane die Feinde und Florentinen ausfordern, und mit vier Stichen das Gleichgewichte halten wollte. Schon jetzt mußte ſie ſich durch die Wege und durch die Wahlſtatt drängen, die ſie mit überwundenen und todten Leichnamen bedecket fand. Denn ſie waren ſchon alle, bis noch auf zween, in den Händen jeder Göttinn darnieder geſtoßen; Benigne hatte nur noch die Cörzweye und die Piquekönigin, die Spielerinn aber den Treffhauptmann und den Trumpfkönig zum Hinterhalte.

Dieſem letztern ſchien die Sache gefährlich zu ſeyn, er ſprang auf, und ſtampfte mit ſeinem Fuße. Wie ſo feige? wie ſo feige? Wollen wir hier ſchlafen, o Treffhauptmann, ſchrie er, und ſtieß ihn mit der Fauſt von ſeinem Orte. Er wollte hierauf eine Rede an ſein Kriegsvolk halten, aber er hatte keines; denn der Treffbube war allein übrig. Wo ſind ſie alle hin? fragte er dieſen, mit einer knarrenden Stimme, und mit einem Stoße vor die Bruſt. Sieheſt du nicht, daß ſie alle mit dem Degen in der Fauſt geſtorben ſind? Hier ſtieß er ihn abermals auf dieſe; Du aber o Unwürdiger! ‥‥ Hier aber flog der Treffbube wieder auf jene Seite. Darauf ergriff er ihn, und rüttelte ihn wie einen, den man vom Schlafe erwecket. Nun wohlan! wohlan! wir ſehen, daß die Palmen erlangt ſind, wenn wir nur ſtreiten wollen. Weg mit dem ängſtlichen Blicke, weg mit der furchtſamen Mine, ermanne dich, o Treffbube! was zitterſt du? Wir haben nur noch wenige Feinde zu verſchlingen übrig. Zwar drohet noch die unüberwindliche Spadillie, die wahre Kaiſerinn unſers Reichs mit einem Falle, den ſie anzurichten gedenket. Aber ihr Schwerdt trifft nur mich, der ich ein Trumpf bin, du aber haſt mit ſchwächern Feinden zu kämpfen. Ja, laß es nun auch ſeyn, daß ſie ganz unvermeidlich ſiege; ſie kann ja ſelbſt nur einmal ſchlagen, und ſodann iſt ihre Wuth gedämpfet. Wer iſt wohl ſo weibiſch, daß er ſich davor fürchten ſollte? O daß ich ſelbſt noch der Cörkönig wäre, der ich damals war, als ich durch einen beſondern Zufall einsmals alle die drey übrigen Könige auf meine Ausforderung fallen ſah. Aber ſo iſt mein Alter höher, und die Pflicht bejahrter Feldherren iſt nicht ſo wohl, ſelbſt zu ſtreiten, als aufzumuntern und Rath zu ertheilen. Siehe dieſen Knebelbart an, der ein Zeuge meiner Weisheit iſt. Siehe dieſen Degen, dieſen Stab, dieſe Fauſt an; vor ihnen ſind tapfere Helden und ganze Heere gewichen. Hierauf ſtieß er ihn nochmals auf die Seite, ſey nicht ſo zaghagt, erwache, und ſtreite.

Und hier erwachte auch der Treffbube wirklich. Er ſah den König von der Seite an, und ſtemmte die Arme unter, indem er die Lippen erboßt in einander biß. Er hat Urſache. Denn ich halte dieſes für grauſam und barbariſch, wenn man die Unglückſeligen, da, wenn ſie ſchon niedergeſchlagen ſind, verhöhnet, und ihnen noch Scham erwecken will, wenn ihre Sachen kläglich und ſie ſelbſt in Verzweiflung ſind. Da ihn nun alſo der König zornig ſah, ſo lächelte er wieder ein wenig; aber es war eine übelangebrachte Verſtellung, wie die Freundlichkeit derjenigen zu ſeyn pflegt, die den Groll in dem Herzen, das Liebreiche aber in dem Geſichte haben. Ich meynte es nicht ſo höniſch, ſprach er hierauf; weiter aber hat er nichts, als noch dieſes geſagt: Folge mir nach und ſey tapfer. Zuvor aber hub er noch ſeine Handſchuhe, die aus Hirſchhaut genähet waren, indem er ſie unter den ſteifen Stolpen zuſammen nahm, in die Höhe. Auch dieſe, ſprach er, und ſah ſie an, haben mir öfters im Treffen gedienet. Den Stich, den du hier ſieheſt, iſt, wo ich mich recht beſinne, ja er iſt es, der noch aus meinem letzten Zweykampfe herrühret, in welchem ich mit dem Carobuben ſtritte.

Wie? Was? Der Carobube! Wer nennt mich, hörte man jemand unter dem Tiſche ſagen. Und es war der Carobube ſelbſt, der es ſagte. Man muß wiſſen, daß diejenigen, welche Einwohner der unterirrdiſchen Reiche ſind, alle Thaten, alle Worte, alle Handlungen, und auch die heimlichen Anſchläge der Obern, vernehmen. Man bemühe ſich, ſich in allen dieſen geſchickt und löblich aufzuführen, auf daß man auch den Abgeſchiednen hierdurch Vergnügen mache, und ſeine Ehre erweitere. Was ſoll ich mich bemühen, vor ſo wenigen einen Ruhm zu erlangen? Und was iſt das für eine Ehre, geſetzt, daß mich auch fünf hundert Bürger loben, wenn ich nicht anſehnlichere und mehrere Zuſchauer meiner Thaten habe, wenn mich nicht Cäſar, wenn mich nicht, der Schatten des Atticus, und die Seele des erblichenen Eugens, wenn mich nicht Scipio, Virgil und Herrmann preiſen? Dieſe hören und vernehmen alles. Sie beſchäfftigen ſich mit uns, und führen eine in uns gegründete Lebensart. Wir ſind die Urſache ihrer Empfindungen, weil unter uns beyden eine Zuſammenſtimmung und Verhältniß iſt. Hierinnen beſteht das Leben der Verſtorbenen. Wenn wir etwas hier oben unternehmen, ſo erfreuen ſie ſich darüber, eben ſo, als wenn eine Mutter ihre kleinen Töchter unter einander ſpielen ſieht. Sie haben aber insbeſondere auf ihre Freunde, auf ihre Kinder, und auf diejenigen Acht, die mit ihnen gleiche Kräfte der Seelen, und gleiche Schickſale haben; ſie erwarten nämlich, worzu wir ſie anwenden werden. Dieſe ſind alſo die Aufſeher unſerer Thaten; ſie fordern eine Ehrerbiethung voraus, und unſre Verwandtſchaft mit ihnen dauret ewig.

Alſo erwachte der Carobube, indem er ſeinen Namen von einem Obern ausſprechen hörte, ſo wie wir im Gegentheile, wie man ſaget, alsdenn gähnen ſollen, wenn wir von einem Todten erwähnet werden. Aber wer beſchreibt mir die Heſtigkeit ſeines kläglichen Weinens? Ach! ihr Geiſter, wie fing er an damals zu winſeln, und was für Klagen durchſchallten nicht die öden Gegenden dieſes düſtern Reiches? So wie im Märze ein tapfrer Kater, der bey Nachte auf unbekannten Dächern herumſchleicht, die von halbzerfloßnem Schnee noch ſchlüpfrig ſind, wenn ihm die zarte Hand der Jungfer ſeine ſpitzigen Krallen mit der Scheere beſchnitten hat, gleitet, und durch einen tiefen Fall in den gepflaſterten Hof hinunter ſtürzet; er zuvor, gleich einem todten Kater, die Viere von ſich ſtrecket, endlich mit dem Kopfe wackelt, den Schwanz ein wenig zücket, und nur mit leiſer Stimme mauzet, ſodann aber ein Mordgeſchrey und ein erbärmliches Geheule anſtimmet, bis endlich in einem andern Winkel ein gleiches Wehklagen ſich von ſeiner Freundinn hören läßt, die ſelber kläglich ſchreyt, den neuen Gaſt bedauret, und ihr Mitleiden zu erkennen giebt; da ſie denn mit einander heulen, die Mäuſe aber alsdann die ſtarkriechenden Speckſchwarten verlaſſen und in die Löcher eilen: So waren auch die Klagen und das Winſeln unſers Helden.

Neuntes Buch.

Denn wie konnte wohl der grauſame Anblick dieſer abſcheulichen Wohnungen etwas anders, als Zittern und Wehklagen bey ihm zuwege bringen? Nicht die Finſterniß, die daſelbſt herrſchete, nein dieſes, daß die Finſterniß von einem ſo hellen Lichte umgränzet wurde, verurſachete dieſes. Denn der Carobube lag an dieſem Orte, wo der länglichtrunde Schatten des Lombertiſches abgeſchnitten wurde, ſo daß er halb das angenehme Licht, halb aber den braunen und fürchterlichen Schatten erdulden mußte.

O eine unermeßliche Marter! O eine neue Art einer unausſprechlichen Pein! O eine Qual, die dieſer Hölle anſtändig und würdig war, in der man mit Licht und Finſterniß, mit ſo entgegengeſetzten Dingen, peinigte. Wahrhaftig, es war ihm eben ſo empfindlich, als wenn man einen Theil des Leibes in eine Schwitzbank feſſeln, und den andern im Schnee baden wollte.

Wie ſoll ich aber von euch ſingen? Was ſoll ich ſprechen, ihr böſen Stecknadeln? Ach mörderiſche Dinger! ſolltet ihr den Carobuben an dieſem Orte nicht bange machen, da ihr öfters Ritter gejaget, und die fleiſchichten Arme junger Herren unbarmherzig zerſtochen habet. Dieſe ſind die Spieße und die Pfeile der ſich weigernden Göttinnen. Aber die Waffen der Götter muß man fürchten. Doch was noch mehr? Sie lagen jetzt ohne Ordnung mit dem Sande und den abgefallenen Schattierpfläſterchen vermengt, wie Schwerdter übereinander. Aber was das entſetzlichſte unter allen zu ſeyn ſcheint, ſehet was damals geſchehen mußte. Es fiel ein Klumpen Schnupftabak, wie ein abgeriſſnes Stück von einem Felſen hinunter, ihm auf die Bruſt, und kam dem Helden vor die Naſe. O eine durchdringend heftige Empfindung! O fürchterliche Geſtalten! O armer Carobube! O unglückſeliger Hauptmann! So hätte dir denn beynahe der unangenehme Schnupftabak, ſo hätte dir denn dieſes beißende Gift faſt dein Gehirne zerrüttet. Ja auch ſo gar die kleinſten Fäßerchen in deinem Leibe wurden dir erſchüttert, die Lunge wäre bey nahe zerborſten, und es fehlte nicht viel, daß du durch die Naſe dein ganzes Eingeweide weggenieſet hätteſt.

Doch welche Worte vernehme ich? Es ſcheint eine Frau zu ſeyn, die ich höre, und ihre Stimme iſt jüngferlich: O Held! der du den kühnen Fuß in dieſe unbekannte Gegenden, in dieſe Wüſteneyen und in die Hölle ſelbſt zu ſetzen, dich unterſtanden haſt, du magſt auch ſeyn, wer du willſt. Genug daß du an eben dieſen Ort, und durch eben dieſe Schickſale mit mir zugleich hieher gekommen biſt, weigere dich nicht, einer Verlaſſenen beyzuſtehen, die dich darum bittet! . . .

Mein Fräulein! es war nur Schnupftabak. Sie bemühen ſich nicht; antwortete er hierauf, da er glaubte, daß ſie mit ihm wegen ſeines Nieſens redete. Doch, ſprach er, hätte ich nicht geglaubt, hier eine Schönheit anzutreffen. Ihr raſet umſonſt, ihr wider mich aufgebrachten Götter, und deine Schmerzen, o Hölle, fühle ich nicht mehr, da ich Sie, mein Fräulein, gefunden habe. Denn, ſoll ich es ſagen, ſo ſchien mir die Hölle nur in einer Beraubung des Anſchauens derjenigen Dinge zu beſtehen, die man ſchöne nennet. Sehen ſie wohl, mein Fräulein, daß ſie mir einen Himmel gebauet haben; denn wie könnte das wohl kein Himmel ſeyn, wo man Schönen, Engel, und Heilige ſieht? Doch wer iſt diejenige, die meine Schmerzen verringert, und mein Unglück verändert hat?

Du findeſt hier, ſprach ſie, die Unglückſeligſte unter allen denen, die jemals geweſen ſind. Gerechter Himmel! was ſtrafeſt du mich ſo! Erſt ließeſt du mir die Kräfte und Stärke der Liebe empfinden, und gleich darauf entziehſt du mir den Liebſten. Aber ich nenne dich doch nicht grauſam; denn ich weis, daß deine Strafen nur Mittel zu Belohnungen ſind, und daß deine Plagen zu höherer Zufriedenheit führen. Doch es quälet mich ein heftiger Zweifel; bin ich nicht etwa nur die Einzige, die du ohne Urſache peinigeſt? Was habe ich dir gethan, daß du mich ſo empfindlich ſtrafeſt? Du nimmſt mir den, den ich liebe, aus den Armen. Ich weine, er weinet auch. Iſt denn dieſes genug? Nein, du ſtürzeſt mich noch darzu in die Hölle, da ich doch die reinſten Flammen hegte, und die Unſchuld ſelbſten bin.

Der Carobube wurde durch dieſe Reden bezaubert. Er dachte nicht daran, daß er das Kleid ſich ausgezogen, und es vom Schnupftabake gereiniget hätte. Nur dieſe Fremde hatte ſich ſeiner Seele bemeiſtert; ihr Ebenbild und die Liebe war in ihn gedrungen, und in ſeinem Herzen ſah man das erhitzte Blut eben ſo wallen, als wenn man in einen Topf voll ſiedenden Waſſers gebrannte Bohnen wirft, und ſie aufkochen läßt. Wer iſt er? Wie heißt er, der vom Himmel geliebet wurde, weil ſie ihn liebten? rief er mit einer Stimme aus, die ſeine Bewegung verrieth.

Seinen Namen, ſprach ſie, haben mir die Götter verborgen. Ich kenne ihn auch nicht; denn ich habe niemals ſein Antlitz geſehen. Freylich, nämlich es haben mich die Götter damals beneidet, und mir eine Decke vorgezogen, die ihn mir umhüllet hat. Aber ich habe ihn öfters an dieſe Bruſt gedrückt, ich habe des Nachts an ſeiner Seite gelegen, und ihn des Tages

ges niemals verlaſſen. Wir ſind Nachbarn und gute Freunde geweſen, wir haben auf einerley Art den Eingang einer gewiſſen Stelle bewachet; wir haben mit einander zu einer Zeit eine Reiſe unternommen, und haben beyde fremde Oerter geſehen, wir haben auch in einer großen Geſellſchaft, die ſie die Kirche nannten, neben einander geſeſſen, ohne daß er mich jemals geſehen hat. Ich kenne ihn auch nicht. Ja, ich glaube, daß er ſelbſt jetzt, o anmuthiger und ſchöner Held, an dieſer deiner Stelle ſtünde, ſo würde ich ihn doch nicht kennen. Aber vielleicht führet mich mein Glück, o Himmel gieb es! durch mancherley Gefahren noch dahin, daß ich ihn noch dereinſt ſehen werde. Dieſes war nun eine ſolche Erzählung und eine ſolche Begebenheit, wie ſie unſerm Helden gefallen mußte. Was erzählen ſie mir hier für ein Räthſel? rief er aus, und was ſind dieſes für Betrügereyen der Liebe? Er wollte eben die Leichtfertigkeit und das grauſame Weſen derſelben mit ſeinem Exempel beſtätigen, da er denn, indem er das Regiſter ſeiner eignen Liebesgeſchichte durchſuchet, jetzt eben eine dergleichen Begebenheit und eben denſelben Umſtand findet. Man weis nämlich, daß er einsmals in ein Gebethbuch gelegt, in die Kirche getragen und einem Prediger von gegenüber gezeigt worden iſt. Damals hat er neben einem Schnitzbildchen gelegen, welches man auf einer andern Seite zu einem Buchzeichen, ſo wie manche pflegen, gebrauchet hatte. Nur ein einziges neidiſches Blatt verhinderte alſo, daß die Heilige und der Carobube nicht neben einander waren. Was geſchah wohl damals nicht in dem Herzen des Helden, da er ſelbſt derjenige war, nach welchem er gefragt, und von dem ihm dieſe geantwortet hatte. Sehen ſie mich an, mein Fräulein, betrachten ſie mich, und nehmen ſie denjenigen hin, nach welchem ſie geſeufzet haben.

Hier wurde das Schnitzbild roth. Es iſt ihr eigen Bekenntniß, verſetzte jener, ſie haben ſich verrathen. Geben ſie ſich nur willig; denn ſie müſſen es leiden, ja ſie müſſen es von mir ſelbſt, ohne mir hierinnen zu widerſprechen, hören, daß ſie mich lieben. Wagen ſie nichts, oder ſie ſind in der Gefahr, beſchämt zu werden. Ach wie vergnügt lebten wir nicht damals, da wir uns das erſtemal, und ohne uns geſehen zu haben, liebten! Ich verfluche noch immer meine Neugierde, die mich ins Unglück ſtürzte, und die damals die Urſache unſers Scheidens war. Ich konnte des großen Lichts nicht entwohnen, in welchem ich vormals gelebet hatte. Ich war begierig, den Tag zu ſehen. Endlich ſtemmete ich mich, ich brauchte Gewalt, die Blätter des Buchs ſtrotzten, ich ſtreckte die Arme aus, und ſprengte die beyden Flügel des Gefängniſſes, in dem wir lagen, von einander. Das Geſangbuch eröffnete ſich, und ich ſah den Himmel und den Valerius. Dieſer Alte entriß mich nun damals, mein Fräulein, ihren Armen; er nahm mich aus dem Buche, und hat mit heftiger Stimme drey Stunden lang gekiſſen, bis ihm endlich ſeine Tochter zu Füßen fiel. Herr Vater, ſprach ſie, das Lied iſt gar zu ſchöne, dahin ich ihn, es mir zu zeichnen, geleget habe. Hierauf wurde ich wieder von ihm in ihren Schutz gegeben; ſie nahm mich an, und ich wurde, als der Vierzigſte, unter das Kriegsheer der neun- und dreyßigen geſtecket.

Hierauf erzählte nun die ausgeſchnitzte Heilige die wunderbaren Führungen, durch welche ſie bis hieher geleitet worden war, und miſchete zuweilen verliebte Betheurungen mit unter, wie ſie in ihrem widrigen Glücke nur da Erleichterung gefunden hätte, wenn ſie das Andenken von ihm bey ſich erregt habe. Sie beſchloß aber ihre Geſchichte mit derjenigen Begebenheit, da ſie heut mit Florentinen aus der Bethſtunde getragen worden, und aus dem Buche auf die Erde gefallen ſey, welches man aus Unbedachtſamkeit mit in die Spielſtube genommen hatte, ohne daß man demjenigen nachgeſonnen, daß es ein ungeſchickter und einfältiger Putz eines ſo ſchönen Zimmers ſey.

Nunmehr redeten ſie nichts mehr von den geſchehenen Dingen, ſondern ſie erneureten ihre vorige Liebe. Man hörte klagen und mitleidig ſeyn, Freude, Umarmungen, Zärtlichkeit, und alles, was eine heftige Liebe, zu einer ſolchen Zeit, in den Herzen der Helden, zu erwecken und zu verurſachen vermögend iſt; alles dieſes wurde in dem ſchläfrigen Reiche des ſchwarzen Pluto vorgenommen.

Zehentes Buch.

Ihre zärtlichen Handlungen und die durchdringenden Reden bewegten aber auch die Geſchöpfe unter dem Lombertiſche. Staub, Sand und Steine rührten ſich, da ſie, wie von den beſeelten Liedern des Orpheus herum gezogen und weggeriſſen wurden. Man ſah einen Floh mit zwanzig Schritten, quer über die

Stube kommen, und noch ein andrer, der wie die cypriſche Venus, aus fruchtbarem Waſſer gezeuget war, zog die geſchwinden Beine zuſammen, indem er die Mäuslein derſelben und ihre Sehnen, wie einen ſtählernen Bogen, ſpannte; er ſchoß los, er hüpfte, und ſetzte ſich auf das Blatt einer Roſe, mit welchem Blumenwerke der Rähm des Bildchens ausgefüllet, und mit welchem die Heilige gleichſam beſäet war. Alle Schatten, die in der Stube waren, liefen zuſammen, und verſammleten ſich um ſie beyde herum. Deren ſind aber in jedem Zimmer unzählig viele, die alle ihre beſondern Pflichten haben, und von denen es kömmt, wenn ſich etwas in der Stube, wie man ſo ſpricht, begehet. Kepophilax kletterte an der Schürze der Florentine hinan, und hing alſo, wie die Papogeyen an den Vorhängen, oder wie die ſchwarzen Feuermäuerkehrer bey dem Fiſcherſtechen ſich auf den Dächern und Bäumen anzuhalten pflegen. Er hat aber Florentinen mit ſeinen Krallen einen dünnen Faden im Sußige entzwey getreten, und das Loch dürfte faſt weiter reißen. Alſo machten es auch alle übrigen Geiſter; ſie hörten zu, ſie waren ſtille, ſie ſpitzten ihre Ohren und ſperrten die Schnäbel auf. Asmodagirothelunviathanfergalus aber ſprang auf das Tiſchgeſtelle, auf welches er ſich ſetzte; er ſchlug die Hände in einander, und ſteckte den Kopf voraus; die Beine aber hingen weit über das Geſtelle hinunter; denn er ſitzt auf demſelben. Man ſaget, daß er bitterlich geweinet habe, und daß ſehr häufige Thränen aus ſeinen rothen Augen herab gefloſſen ſind. Doch ſehet nur dort den geſchäfftigen Pſyllarchos an; er ſetzet mit einem Sprunge über alle andere Geiſter, aber weil kein Zwiſchenraum mehr übrig war, ſo ſprang er den übrigen auf die Köpfe, die ihn mit ihren Hörnern wieder in die Höhe warfen. Wie? ſprach er, ſoll ich nicht an einer Geſchichte Theil nehmen, die ſich in meinem Reiche zugetragen hat? Soll ich nicht diejenigen Klagen und Bitten vernehmen, die vielleicht ſelbſt an mich gerichtet ſind? ſollen die übrigen vermögend ſeyn, mich hiervon abzuhalten? O nein! er iſt viel zu fein; er weis noch andere Arten, die heimlichen Worte und Thaten zu vernehmen, als nur diejenigen, die gewöhnlich ſind. Er will ſie auf eine künſtliche Art hören. Dort liegt eine Strickenadel, nach dieſer läuft er hin, und dieſe bringt er herbey geſchleppt. Er weis wohl, daß die Bewegung, vermittelſt eines Körpers, eher fortgebracht werden kann. Daher machte das Geſpenſt ſich etwas länger, und ſtund auf den förderſten Spitzen ſeiner Fußzehen, die Nadel aber ſtemmte es an die Zähne und auf den Fußboden, und nachdem es mit den beyden Händen ſich die Ohren zugehalten und verſtopfet hatte, ſo konnte es jedes Wort viel gewiſſer, viel heftiger, viel ſtärker, viel deutlicher und lauter vernehmen. Denn der Schall und die Töne werden durch eine ſolche Erſchütterung mit mehrerer Gewalt in das Gehirne fortgepflanzt. Es kamen auch noch einige ſchlechtere und unberühmte Schatten von einem Wandleuchter und von der Vorhangsquaſte herzu gelaufen; kurz es war damals ein allgemeiner Auflauf der Geiſter unter dem Lombertiſche.

Durch dieſen Aufruhr und durch dieß Gelärme erwachte nun Höllündchen, ſo hieß der Schooßhund, der vorher in dem Schooße der weichen und fleiſchigten Benigne geſchlafen, und ihn gewärmet hatte. Er ſprang auf, und leckte Benignen mit der Zunge. Die tiefe Höle aber, die er durch die Schwere ſeines Leibes eingedrücket hatte, gab ſich wieder in die Höhe, und das Frauenzimmer empfand dadurch eine eben ſo große Erleichterung, als die Bruſt des überwältigten Rieſen Typhöus erleichtert wird, wenn er ein Erdbeben erreget, und die Gebirge, die auf ihm liegen, in die Höhe wirſt. Aber ſelbſt das Hündchen, der Hüter dieſer herumſchweifenden Schatten, und das Schrecken der Hölle, fing mit ſolcher Heſtigkeit zu bellen an, als wenn er drey Zungen und drey Hälſe hätte. So wohl war dieſe Hölle eingerichtet, daß es auch nicht einmal den ſchwarzen Wohnungen an einem Cerber fehlte. Er würde ſich nicht zur Ruhe begeben oder geſchwiegen haben, wenn nicht Ließchen, die Hausjungfer, herbey geeilet wäre. Dieſe iſt unſere Proſerpine. Sie hat ein dreyfaches Reich, nämlich auf Erden, bey den Unterirrdiſchen, und im Himmel. Eigentlich ſollte ſie zu den mittlern Gottheiten gezählet werden; diejenigen aber haben gleichwohl auch einige Beweisthümer für ſich, die ſie den Niedern und Untern zuſchreiben wollen; da andre hingegen, und beſonders einige junge und neue Gelehrten, ſie ihrer Kleidung nach, wohl als eine vornehme und obere Gottheit verehren dürften. Und von dem letztern ſind ſo gar einige geſchriebene Zeugniſſe vorhanden. Denn ein Poete, der ihr einsmals

Opfer gebracht, und ſie in einem Gedichte beſungen hat, hat ſie in dem geſtirnten Himmel ſelbſt an die Stelle des Mondes geſetzt, der bey der Nacht herum zu laufen pflegt. Aber von ihrer Liebe zu Jagen, und von dem Actäon, hat er gänzlich geſchwiegen, und daher will ich auch ſchweigen, und nichts davon ſagen, daß ſie den Sterblichen öfters beygeſtanden, ohne daß man ſie zuvor, wie vor Alters, auf den Kreuzwegen angeruffen habe. Jetzt aber verrichtete ſie das Amt der unterirrdiſchen Juno; ſie bückte ſich und erlaubte unſerm Orpheus ſeine Euridice, welche ſie beyde auf ihren Händen trug, wieder zu den Obern herauf zu führen.

Eilftes Buch.

Hier fand er nun die Sache noch in Nichts verändert. Man war eben hier oben noch ſo laſterhaft, wie vorhin, und bemühte ſich, durch Hinterliſt den Sieg, die Ehre und den Reichthum zu erhalten. Die Corzweye, ein Trumpf von ſehr geringer Stärke, ließ ſich bald Anfangs von der Spadillie niederſchlagen. Denn dem Tode und dieſer zu widerſtehen, iſt eben daſſelbe. Aber ſie machte ſich noch an einem mächtigern, und auch dieſen überwand ſie, wie ſich dieſes der Corkönig ſelbſt vorher verkündiget hatte. Kaum hatte ſie ihn aufgefordert, da er ihr ſchon aus der Hand der Benigne beherzt entgegen ſprang, und indem er herab ſetzte, ſo klirrte das Eiſen von ſeinem Harniſche, und die Haare flogen ihm hinterwärts. Dieſer alte Herr erſchien demnach auf dem Kampfplatze und ſtritt mit ihr, und war mit einem Kleide angethan, das keine Falten hatte. Gewiß er war ein tapfrer König. Denn er ſiegte, wenn er wollte, und ſuchte nur immer neue Lorbern, da ihn doch die friedſamen Oliven eben ſo herrlich gekrönet hätten. Aber er hat niemals die Ruhe geliebt, ſondern er ſiegte immer und wollte immer ſiegen. Ja er ſoll, weil er faſt der Triumphe überdrüßig war, die er von Völkern ſeiner Art davon zu tragen pflegte, einsmals ſelbſt mit denen Göttinnen zu ſtreiten, und auch hier die Ehre zu überwinden geſuchet haben. Eben wie Alexander, nachdem er in wenig Jahren die Welt mit ſeinen Siegen durchreiſet war, dort überwinden wollte, wo die Götter wohnen. Doch jetzo erfährſt du endlich auch, unruhiger und allzu kriegeriſcher König! daß es möglich iſt, dich zu überwinden. Du wirſt mitten in deinen Siegen hingeriſſen, eben ſo wie jener endlich die Welt, das heißt, ſein Königreich, verlaſſen mußte, das er bis an die Grenze des Himmels erweitern wollte; und eben ſo wie jener, den ein ganz enger Sarg noch in ſich faßte, ob ihm gleich vorher die Welt zu enge ſchien. Endlich alſo hören unſere Begierden doch einmal auf, nämlich da, wo die Könige eben diejenige Erde zu ihrer Verweſung haben, in der die Gebeine eines Bettlers vermodert ſind. Du König der ſiegreichen Herzen, ſage an, was haſt du für einen Vorzug vor der Törzweye, und vor deinen eignen Unterthanen. Ihr ſeyd beyde in den viereckigten engen Rämen eingeſchloſſen, ihr werdet beyde zu einer Zeit und von einer Hand getödtet. Nur daß die eine ihrer Natur gemäß die Welt verläßt, der andre aber, der mit den Göttinnen ſtreiten wollte, in ſeiner Narrheit dahin genommen wird. Die Ehre machet es eben, wie der Wein; denn ſie berauſchen beyde. Wie nun einer, der bey einem Schmauſe ſich von dem ſtarken Weine einnehmen und überwältigen läßt, zwar Anfangs alle zum Trinken auffordert, die Ehre der Vornehmſte unter den Säufern zu ſeyn, davon zu tragen ſuchet, ſich über die andern erhebt, und da er mit ſeinem eignen ihm beſtimmten Maaße des Weins noch nicht zufrieden iſt, von ſeinem Nachbar fordert: Hernachmals aber davon trunken wird, und taumelt, und mit ſeinen Handlungen den Gäſten zum Gelächter wird: Ich ſage, eben ſo machen es diejenigen, die ſich in der Ehre nicht ſatt ſaufen, und das ihnen beſtimmte Maaß nicht halten können; eben ſo machte es Alexander und der Cörkönig, als wie es diejenigen machen, die zuletzt die Luſtbarkeiten verlaſſen müſſen: und die, wenn ihnen vorher ein langer Saal zu enge wird, noch eine enge Sänfte faſſet.

Nun bildete man ſich ein, daß die Spielerinn keinen Vorzug vor Julianen haben würde, und ſie ſpielte Pique an, womit ſie den Vierten zu machen ſuchte. Es war dieſes nur eine ſchlechte Pöbelkarte: Aber Benigne hatte die Piquedame noch, mit dieſer ſtach ſie drüber, und bekam hierdurch zwo Leiſten, die ihr nichts nütze waren; die Spielerinn aber ſchmiß ihren Buben zu, und wünſchte Benignen zu dieſem Stiche, mit lauter Stimme und mit einer freudigen Mine, Glück. Benigne ſoll aber geantwortet haben, daß ſie unglücklich ſeyn würde, wenn ſie öfters auf die Art ſiegen, und die Wahlſtatt behalten ſollte.

Zwölftes Buch.

Man wird aber vorjetzt kein Lob von der Schönheit der Piquedame hören. Denn wenn der Dichter auf die Meſſe dem Homer nachahmen, und auf den Bänken ſingen wird, ſo wird er ſie an eine Tafel nageln, und alles mit einer Ruthe den Zuſehern insbeſondere zeigen. Schauen ſie doch ihre unvergleichliche Geſtalt, bewundern ſie das Kohlſchwarze ihrer Haare, jetzt belieben ſie auf ihre weiße Hand Achtung zu geben, und ſo will er ſie durch alle ihre übrigen Glieder führen, und den Vorzug eines jeglichen Stückweiſe betrachten laſſen. Jetzt aber verdienet ſie vielmehr einen Fluch, weil ſie, durch eine unvorſichtige Tapferkeit, das Spiel hat gewinnen helfen.

Nun will ich noch zuletzt von dem Treffbuben ſingen. Er führte die Fahne ſeines Reichs, in dieſem Spiele aber hat er zuerſt ſeine Geſtalt und Gröſſe in den ſilbernen Spieltellern erblickt. Erſt ſah er ſich an, und weil er ſich noch nicht kennete, ſo meynete er, daß er derjenige wäre, mit dem er zu kämpfen hätte. Tritt näher, o ungeſtalter Kriegsmann, trit ein wenig näher, damit ich dich treffen kann. Er ſah hier, daß auch der andere redete, aber daß deſſen Worte keinen Laut von ſich gaben. Darauf hielt er ihm die Spitze ſeiner Fahnen vor, aber ſein Bild that eben dieſes, und es hatte das Anſehen, als wenn ſie mit Fahnen fechten wollten; endlich ſchlug er nach ihm, und da wurde er erſt gewahr, daß es ein Schatten ſey, mit welchem er geſtritten hatte; der Haß ward in eine Liebe und Verwunderung, der ungeſtalte Kriegsmann aber in einen ſchönen Ritter verrwandelt. Denn er war ein Stutzer, und bildete ſich viel auf ſeinen Adel ein. Die andern Ritter tragen das Ordensband über die Bruſt; aber ich will nicht der ritterlichen Zierath denjenigen Platz vergönnen, ſprach er, der nur den Schönen angehöret, und trug ihn daher, zum Zeichen daß er Feſſel trüge, an ſeinen beyden Füßen. Valentin Claudier hat dieſen Mann zuerſt zum Ritter geſchlagen. Das Band iſt gelb und der Ordensſpruch iſt dieſer: V. C. Kartenmacher allhier.

Alſo ward der Krieg geendiget, und die Frucht von ihm iſt der Tribut, den die Ueberwundenen bezahlen mußten. Da nun Florentine die Marquenſchachtel eröffnen wollte, ey was für ein Wunderwerk! ſiehe ſo waren die langen Marquen, in glatte Fiſchgen verwandelt worden. Sie hatten übereinander gelegen, und die runden Ausgänge von ihnen, hatten ſich untereinander die Schuppen eingedrückt. Da fuhren ſie auf dem glatten Tiſche, wie auf dem ſchlüpfrigen Gewäſſer herum, und würden unfehlbar etwas geredet haben, wenn ſie nicht Fiſche geweſen wären. Die kleinen viereckigten Marquen aber, die wie Caro geſtaltet waren, ſah man gleichfalls, zum Merkmaale daß Cör geſieget hatte, in lauter Herzen verwandelt.

Jetzo empfand nun Benigne vornehmlich, aber zu ſpäte, die Beſchwerlichkeiten des Kriegs; denn ſie hatte am meiſten verlohren. Indem ſie nun hierüber aufs höchſte entrüſtet war, und das Feuer von ihrem Zorne in den Augen, und das ungeſtüme Weſen davon in ihren Händen hatte, ſo wollte ſie ſich noch, bey ihrem Weggehen, das Halsband zurechte rücken.

Aber der Angriff war viel zu heftig, und ſie riß die Schnure entzwey, an der die runden Zierrathen der Mohren, die man im Meere findet, gereihet waren. Da lieſen nun die ſchönen ſilberfarbnen Perlen mit vielem Geprasſel in ihren Buſen und auf die Erde hin. Sie hat ſie aber alle, bis auf dreye, wieder gefunden. Die eine von ihnen iſt in ein Grübchen gefallen, welches der ungeſchickte Vermund, als er ſich im ſitzen, ſo ſehr auf ſeinen Degen geſtemmet, geſtern mit ſeinem Ortbande in die Bretter eingedrücket hatte; die andere wurde entzwey getreten, und die dritte, die ihre Schweſtern ſuchet, läuft noch immer ängſtlich aus einem Winkel der Stube zu dem andern hin.

Ihr aber, o Muſen, ſteigt wieder auf den Parnaß, denn ich will hier mein Gedichte endigen. Das Werk iſt vollkommen genug, denn es hat länger, als ſelbſt der Krieg gewähret. Wäre dieſes eine Nothwendigkeit des Heldengedichtes, ſo wäre dieſes das erſte. Hierinnen übertrifft es den Geſang des Homers, der nicht eher als mit der Welt vergehen wird. Nun kann ich ſterben, wenn ich will! nur daß man den Lombertiſch mit Tuch behänge, und daß der Kartenmaler die Karten mit ſchwarzem Papiere beklebe. Doch nein, was ſoll dieſes leere Gepränge? Laſſet mich nicht anſagen, wenn ich geſtorben bin, ſchweiget nur mit euren Sterbeliedern, und laſſet die Glocke ruhen; Denn ich habe mir ein Denkmaal aufgerichtet, das der Africaner leſen, und der in China bewundern wird.

C. F. H.

Zween

* *

Zween Wandrer.

Eine Fabel.

Zween Wandrer überſiel die Nacht.
O Bruder, nimm dich ja in Acht!
Rief Kunz, vom Schrecken eingenommen,
Damit wir nicht vom Wege kommen.
Dort läßt ſich ſchon ein Irrlicht ſehn,
Nur daß wir uns nicht ſelber blenden,
Und Uns nach dieſem Lichte wenden;
Sonſt iſt es um den Weg geſchehn.

Schon gut! rief Velten, ſchweige nur!
Doch Bruder, wenn ich die Natur.
Und was ein Irrwiſch ſagen wollte,
Nur einmal recht verſtehen ſollte.
Gelehrte nennen es die Dunſt,
Die aus den Sümpfen aufgeſtiegen.
Ich weis nicht, ob die Leute lügen,
Mich hintergehn, iſt keine Kunſt.

Sag. Velten, ob du thöricht biſt?
Du weiſt nicht, was ein Irrlicht iſt?
O dürft ichs nur bey Nachtzeit wagen,
Ich wollte dirs wohl anders ſagen.
Iſts wahr, daß du kein Irrlicht kennſt?
Das Schrecken ſagt mirs im Gemüthe,
Ein Irrlicht, daß mich Gott behüte,
Ein Irrlicht, das iſt ein Geſpenſt.

Den Drachen haſt du doch geſehn,
Der, wie zu Stephens Zeit geſchehn,
Bey Kleindorf im Vorüberziehen,
Getreyd und Kälber ausgeſpieen.
Das, was der Drach im Großen heißt,
Das nenn das Irrlicht nur im Kleinen,
Denn da ſie bloß bey Nacht erſcheinen;
So ſind ſie wohl kein guter Geiſt.

Nein, Kunz, nein, ſag ich! Nimmermehr,
Ein Irrwiſch iſt kein wütend Heer!
Ich werde, mit Erlaub zu nennen,
Doch auch noch wohl Geſpenſter kennen.
Ein Rübezahl, ein ſolches Thier,
Als zu Gehofen ehedeſſen
Die Küch im Edelhof beſeſſen,
Dieß ſind Geſpenſter, glaube mir!

Ein Irrwiſch muß was anders ſeyn.
Kunz. Wie, Velten, nennſt du dieſen Schein?
Velt. Ich nenn ihn Irrwiſch. **K.** Iſts erhöret?
Wer hat dich wieder das gelehret?
Ein Irrlicht heißts; kein Irrwiſch nicht!
So ſpricht man ja mein Lebetage.
Velt. So ſpricht man ja: ich aber ſage,
Daß alle Welt ein Irrwiſch ſpricht,

Kunz. O Velten, ſey nicht lügenhaft.
Ich hab es auf der Wanderſchaft
Und Bruder, ohne viel zu ſchweren,
Von Meiſtern Irrlicht nennen hören.

Bey dieſem ſo erhitzten Streit
Gerathen beyde von dem Stege
Auf ihres Irrlichts krumme Wege,
Bey aller der Gelehrſamkeit.
Wo, rief drauf Velten, ſind wir nun?
Iſt das nicht ein verwünſchtes Thun!
Damit wir beyde ſinnreich irren,
Mußt ein Geſchwätz uns noch verwirren.
Da wir die Sache nicht verſtehn:
So zankten wir noch um den Namen.
Damit wir ja vom Wege kamen,
Du Diſputirkunſt lohnſt uns ſchön!

C. F. Gellert.

* *

Phyllis an Silvandern.

Mein Herr,

Wie wenig ſchalkhaft ſind ſie doch, daß ſie ihre Schwachheiten ſo offenherzig geſtehen! Haben ſie mich verſtanden, daß ſie mich nicht lieben ſollen? Sie ſagen: ja, und machen dadurch, daß ich ihnen wieder einen Dank ſchuldig bin. Es kann ihnen nicht verdrüßlich fallen; denn was man gerne wiſſen mag, muß doch nicht unangenehm ſeyn. Ich wundre mich ſehr, wie ſie auf die Liebe kommen, und beſonders, wie ſie mir dieſelbe vorſagen können. Soll denn auch ich nicht einmal die einzige unter dem Frauenzimmer ſeyn, die ſie nicht lieben wollen? Nein Silvander; wenn ſie noch einen Tropfen

Blut in ihrem Herzen haben, der keiner Schönen zugehört, ſo behalten ſie ihn, und verſchwenden ihn nicht bey der Phyllis, welche dergleichen Güter nur ungerne beſitzt. Sie ſchreiben mir, daß zwey Dinge zugleich liebenswürdig ſeyn können; darf ich ſie als einen Philoſophen um den zureichenden Grund befragen, warum ſie ihre Liebe vielmehr auf mich, als auf eine andere werfen? Jedoch vielleicht ſind ſie im Stande, auf zwo Seiten mit gleicher Stärke zu lieben. So künſtlich habe ich wenigſtens noch niemals lieben können; dahero weis ich auch nicht, ob es möglich iſt. Allein ich will ſie mit Leibnitzen widerlegen, geſetzt, ſie wollten mich und eine andre lieben, ſo würden wir beyde einen Gegenſtand ausmachen, der aus einer andern und mir zuſammen geſetzet wäre. Woraus ein Ding zuſammen geſetzet iſt, dieſes heißt man Monaden; folglich würden ſie zwo Monaden lieben, zwey Dinge, die keine Seiten hätten. Auf welcher Seite wollten ſie uns anſehen? Können ſie lieben, was ſie nicht ſehen? Wie, mein Herr, fällt ihnen die Antwort ſchwer? Ich dachte wohl, daß ich ſie mit Leibnitzen überwinden würde. Kommen ſie zu mir, wenn es ihnen gefällt; und weil ſie ihre Liebe ſo lange verbergen wollen, bis ich ſie darum befrage, ſo können ſie auch dieſe mitbringen. Sie werden ſich aber wundern, daß ich mir das Fragen gänzlich abgewöhnt habe. Aber bleiben ſie auch bey ihrem Vorſatze; denn ich weis, daß ſie öfters ein Ding ungefragt thun. Ich bin jetzo ſelten alleine. Leibnitz iſt mein täglicher Umgang. Jedoch ſollen ſie auch nicht ohne Zeitvertreib bey mir ſeyn. Ich will ihnen die Bücher des Ovidius von der Kunſt zu lieben vorlegen; und wenn ſie dieſe durchgeleſen haben, ſo verreiſen ſie noch einmal; ich wette, ſie werden ſich nach ihrer Wiederkunft nicht mehr mit der Gewogenheit der Phyllis zu tröſten ſuchen.

* *

Eine Anakreontiſche Ode.

Sylvia, verſtatt es mir,
Ich will itzt den Wein beſingen.
Ließ ich doch ſo oft von dir
Meine Leyer zärtlich klingen.
Wein, du machſt mich froh und reich;
Alles Leid kannſt du verſüſſen;
Wein, du machſt mich Göttern gleich;
Wein, du lehrſt mich feurig küſſen.
Durch dich lieb ich erſt recht ſchön;
Und wie ſollt ich ſie nicht lieben?
Sylvien nur einmal ſehn,
Reizt genug zu zarten Trieben.
Ja, ſo lang ich zärtlich bin,
Bin ichs nur bey deinen Blicken,
Gieb dein Herze Damon hin,
Wenn mich andre je entzücken.
Liebe, miſcht ſich allezeit
Deine Luſt in meine Töne?
Immer ſingt die Zärtlichkeit,
Und allein von dir, o Schöne.

G. v. H.

Ende des Aprilmonats.

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Et prodeſſe volunt & delectare — *Horat.*

Auf das Jahr 1742.

Maymonat.

Zweyte Auflage 1742.

Leipzig,
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Die Schmeicheley.

Ein Lehrgedichte.

An Fr. J. W. B. geb. G.

Du, die von Jugend auf begierig nachgedacht,
Was Menſchen wirklich groß, und recht zu Menſchen macht,
Der Tugend größten Lohn doch nie ſo reizend findeſt,
Als ihren innern Werth; die du beherzt ergründeſt,
Was unſer Herz mit Liſt in tiefe Klüfte ſenkt,
Daß uns ſein Trieb allein entzücket, oder kränkt;
O Freundinn, deren Haß ich gleich verdienen könnte,
Wofern ich deinen Werth einmal vollkommen nennte,
Dir weih ich dieſes Blatt! Dein Herz iſt wie mein Herz;
Empfind einmal mit mir den großmuthsvollen Schmerz;
Daß Menſchen, die ſich doch vor andern Thieren ehren,
Selbſt ſchmeicheln, und den Schwarm verdammter Schmeichler hören.
Vergebens hab ich mich drey Wochen lang gequält,
Und, um ein Lobgedicht, die Sylben abgezählt:
Umſonſt iſt aller Fleiß, und aller Zwang geweſen;
Was ich mit Angſt gereimt, mußt ich mit Ekel leſen.

Nicht etwa, daß mein Geiſt die Bürger dieſer Welt,
Aus Milzſucht, und Verdruß, durchaus für Thoren hält;
Nein! Weil mein redlich Herz faſt nicht ein Wort entdecket,
Das nicht der Schmeichler Mund, durch den Gebrauch beflecket.
Trajan, der für ſein Land mit eignen Augen wacht,
Sich, durch der Bürger Wohl, groß, reich und furchtbar macht,
Geſetze giebt, und hält, kein prächtig Laſter ſchonet,
Beſcheidne Tugend ſucht, und vor der Welt belohnet,
Iſt, deucht mich gnug gerühmt, wenn ihn mein frommer Geiſt
Den Vater ſeines Reichs, die Luſt der Menſchen heißt.
Kaum aber leſ ich nach, ſo hieß man auch Tyrannen:
So fühl ich meinen Sinn vom Eifer übermannen.
Er haßt in dieſer Schrift der Laſter Eigenthum,
Und ſinnt, und ſinnt umſonſt auf einen größern Ruhm,
Und flucht der Schmeicheley, durch deren Gift, auf Erden,
Die Helden ungerühmt, die Mörder Helden werden.
  Die Brut, die Eigennutz und Niederträchtigkeit,
Beym Orkus vorgebracht, die Schande dieſer Zeit,
Die falſche Schmeicheley, war kaum ans Licht gekommen,
Als ſie die Ehrſucht ſchon auf ihren Arm genommen,
Und gleich geküſſet hat. Die Ehrſucht, deren Glut
Nur nach der ſüßen Frucht der Arbeit raſend thut,
Die Arbeit aber ſelbſt aus feiger Faulheit fliehet,
Und alle Lorbern haßt, die ſie bey andern ſiehet.
Die, ſag ich, nahm das Kind der Mutter von dem Schooß,
Und zog es, nach und nach, mit ihrem Speichel groß;
Sie ließ die junge Brut den Staub von ihren Füßen,
Zu ihrer Sättigung, aus hoher Gunſt, genießen.

Ihr Wachsthum war der Fall von Tugend und Verſtand,
Ihr Blick hat Redlichkeit und Freyheit ganz verbannt;
Von ihres Athems Dunſt, der leider! zum Verderben
Ganz unerſchöpflich bleibt, ſah man die Ehre ſterben.
Ihr Auge war halb frech, halb voll Beſcheidenheit,
Ihr Angeſicht nie ſchön, doch ward es, nach der Zeit,
Mit Schminken übertüncht, die ihr die Reimſucht brachte,
Die ſich, aus Hungersnoth, zu ihrer Sklavinn machte.
Ihr Herz, der Bosheit Schatz, der Lügen Aufenthalt.
Giebt Wangen, Stirn und Mund nicht einerley Geſtalt;
Sie lacht, und weint zugleich, und dieſes Ungeheuer
Vergöttert und verflucht ein Ding mit gleichem Feuer,
Wie es ihr Vortheil heiſcht. Gleich Anfangs war ihr Schritt,
Von kluger Furcht beſtimmt, ein ungewiſſer Tritt;
Sie kroch, und ging nicht recht: Doch jetzt muß man bekennen,
Man ſieht ſie ganz getroſt durch alle Gaſſen rennen.
Das einzge, was die Scham von ihrer Bruſt erlangt,
Iſt, daß ſie eben nicht mit ihren Händen prangt.
Ihr Witz verbirgt ſie ſtets; wem wollten ſie gefallen?
Sie hat, wie man entdeckt, an ſtatt der Finger, Krallen.
Indeß wird ihre Macht, durch ihrer Buhler Schaar,
Die ganz unzählbar iſt, ſtets weiter offenbar.
Ihr unverſchämter Fleiß baut auf der ganzen Erde,
Aus braver Leute Schimpf, den Laſtern Opferheerde.
Ihr Gift ſchleicht unvermerkt durch alle Stände fort;
Ja zehnmal, wie man ſagt, hat man den heilgen Ort,
Von dem die ewigen und reinſten Lehren ſchallen,
Mit tückiſcher Gewalt, doch fruchtlos, angefallen.

So weit der Eigennutz die ſcharfen Klauen ſtreckt,
So weit hat dieſe Peſt die Seelen angeſteckt;
Des Schmeichlers Weihrauch dampft um lichte Fürſtenkronen,
Bedeckt der Laſter Heer, die an den Höfen wohnen,
Macht Adel, Stadt und Land verderbt, und frech und blind,
Und nimmt die Hütten ein, wo reiche Schäfer ſind.
Der Wahrheit Stral entflieht vor dieſer dicken Wolke,
Und glänzt nur hier und dar bey manchem wilden Volke,
Das man barbariſch heißt, weil es noch Menſchheit fühlt,
Der Tugend Namen nicht für freche Laſter ſtiehlt,
Ja ſie ſonſt nicht gekannt, bis es, durch Blut und Morden,
Europen ähnlicher, und nun geſittet worden.
Wer weis bey dieſer Peſt, was groß und ſchimpflich iſt?
Ein Wütrich, deſſen Arm die Welt in Feſſel ſchließt,
Sein einziges Geſetz in ſeinem Schwerdte findet,
Und ſeiner Größe Macht auf andrer Schwäche gründet,
Der, wie Philippus Sohn, das Unglück einer Welt,
Für ſeiner Gottheit Ruhm noch viel zu wenig hält,
Und größre Welten ſucht, und unter hundert Himmeln
Sich das Vergnügen wünſcht, die Körper zu zerſtümmeln,
Der oft ein treues Heer zu ſeiner Mauer braucht,
Und dann den Heldenarm noch in die Adern taucht,
Die halb erkaltet ſind, der wird von tauſend Zungen,
In Winkeln zwar verflucht, doch öffentlich beſungen.
Er heißt ſo gut ein Held, als jener, deſſen Arm
Aus Liebe für das Recht, der Feinde größten Schwarm,
Beherzt zu Boden ſtreckt, und ſich zuerſt beſieget,
So bald der andern Stahl zu ſeinen Füßen lieget.
Ja, wenn Miltiades, durch weiſe Tapferkeit,
Von des Darius Wuth ganz Griechenland befreyt,

Und Paros bloß verläßt, um Ehre zu erwerben:
So läßt ihn gar Athen in Schimpf und Ketten ſterben.
So kehrt man alles um. Des Geizes ſchlimmſter Knecht
Heißt doch Aſträens Freund, und edel und gerecht.
Wer kennt nicht den Criſpin, der das Geſetz verehret,
Und ganz genau erfüllt, wenn es ſein Gut vermehret,
Sonſt aber ſtandhaft bricht; der unerſättlich bleibt,
Mit Ziffern ohne Zahl ein Land zu Bettlern ſchreibt,
Von Witwenthränen wächſt, und voller Hochmuth ſchäumet,
Wenn ihn des Schmeichlers Kiel zum Ariſtides reimet.
Lobt man nicht ſtets ſo grob: ſo lobt man doch zu viel,
Vergißt der Billigkeit genau geſtecktes Ziel,
Und pflegt dem kleinſten Geiſt des Cato Ruhm zu geben.
Dem bloß die Furcht verwehrt, recht laſterhaft zu leben.
O! Vorwurf unſrer Zeit! Und gleichwohl, wie mich deucht,
Iſt eines Schmeichlers Amt nicht eben allzuleicht.
Er muß, ſoll man ihn einſt der Menſchen Scheuſal nennen,
Nicht faul noch ſchläfrig ſeyn, und viel vertragen können.
Betrachtet den Trimalch, den Stand, Geburt und Pracht,
Vor tauſenden erhöht, doch niemals groß gemacht,
Der auf den kleinſten Zweck die größten Mittel wendet,
Aus ſchlecht getroffner Wahl ſich mit viel Koſten ſchändet,
Und in der Schwelgerey, wodurch er ſich verirrt,
Bey Klugen abgeſchmackt, und klein, und elend wird!
Und ſeht! wie muß Norban, um einen Blick zu kriegen,
Der ihm ſein Heil verſpricht, ſich in dem Staube ſchmiegen?
Die Nacht, wo ihn der Reſt von dem Gewiſſen nagt,
Die ihn, indem er wacht, und auch im Traume plagt,

Die Nacht kann kaum dem Stral der Morgenröthe weichen:
So ſiebt man ihn gebückt zu ſeinem Helden ſchleichen.
Sein eigennützigs Herz erforſcht mit banger Liſt,
Welch Laſter dieſem Tag des Reichen Endzweck iſt?
Sein Auge heftet ſich an ſeines Abgotts Stirne,
Doch mit Behutſamkeit. Er martert ſein Gehirne,
Zu wiſſen, was er denkt? Trimalch iſt vornehm-ſtill,
Denkt viel, und denkt doch nichts, weis ſelbſt nicht, was er will,
Knackt ſeine Finger los, als ſollten ſie zerſplittern,
Und huſtet dreymal laut; Norban fängt an zu zittern,
Und ſpricht, indem er Muth und Liſt zuſammenrafft:
„Ach! göttlicher Trimalch! Du biſt zu tugendhaft!
„Dein Trieb, dein edler Trieb, den Staat recht wohl zu lenken,
„Wird dich noch vor der Zeit - - Ach: Nur daran zu denken,
„Macht deinem treuſten Knechte die größte Höllenqual.
„Was ſinnſt du denn ſo nach? Erhohle dich einmal!
„Laß dich das Wohl der Stadt, der Bürger Wünſche rühren!
„Mein Gott, was würde man an dir, Trimalch, verliehren!
„Du biſt der Länder Schatz, des Krieges Seel und Hand,
„Der Wiſſenſchaften Ruhm; dein himmliſcher Verſtand
„Sorgt ſelbſt, wenn ſich dein Glanz bey einem Feſte zeiget,
„Daß unſre Handelſchaft, durch dein Vergnügen, ſteiget,
„Dein zärtlicher Geſchmack, der alle deine Pracht
„Des Stifters Witze gleich, und ganz beſeelet macht,
„Zwingt die entfernte Welt, trotz allen blinden Spöttern,
„Dich, u. durch dich dein Land, mit Ehrfurcht zu vergöttern,

Hier ziebt Trimalch das Maul. Norban ſchwört einen Eid:
Die Krone ſeines Werths ſey die Beſcheidenheit;
Drum würd er ihn gebückt bis zu der Gruft verehren,
Doch ſollt er nie ein Wort zu ſeinem Ruhme hören.
Trimalch ſieht nach der Uhr; der Schmeichler thut entzückt,
Lobt ſeinen tiefen Geiſt, und nennt das Land beglückt,
Zu deſſen Ruhm und Flor dergleichen Herren leben,
Die auf den Lauf der Zeit ſo ſorgſam Achtung geben.
Der Reiche wird vergnügt; ſein Sklave nimmt es wahr,
Und macht, durch fremdes Licht, auch ſeine Stirne klar.
Der erſte pfeift; er lacht. Trimalch fängt an zu ſcherzen;
Norban lacht, daß er bebt, und fühlt in ſeinem Herzen
Doch Ekel und Verdruß. Und doch bezwingt er ſich,
Macht ſeines Abgotts Feind durch Lügen, lächerlich,
Die er im Vorrath hat, und ſucht des Thoren Willen,
Noch eher, als der Thor, in allem zu erfüllen.
Wer zählt des Schmeichlers Müh, wenn er zur Tafel ſitzt,
Und in der Dienſtbarkeit bey großen Feſten ſchwitzt.
Kaum fühlt er, was er ſchmeckt; die reinſten Töne ſchallen,
Allein er hört ſie nicht; ſein Eifer zu gefallen,
Macht ihn ſtets Unruhvoll. Scherz, Freude, Traurigkeit,
Verwundrung, Ekel, Qual, Furcht, Hoffnung, Feindſchaft, Neid,
Und was Trimalch verlangt, muß ſeinen Mund regieren,
Sollt er gleich in der Bruſt das Gegentheil verſpüren.
Vom Morgen bis zur Nacht fühlt er die Tyranney,
Der allzeit ſchimpflichen und ſchwehren Schmeicheley.
Was iſt ſein Lohn dafür? Die Freyheit, viel zu hoffen,
Und dann verzagt zu ſeyn, wenn gar nichts eingetroffen.

Ein Trunk, ein voller Wanſt, ein halb vergiftet Blut,
Und, wenn er glücklich iſt, ein ſchlau geſtohlnes Gut.
Er braucht zu ſeinem Schimpf viel größere Beſchwerden,
Als Sokrates gebraucht, ein weiſer Mann zu werden.
Ihr aber, die der Schwarm der Schmeichler ſtets umzirkt,
Und deren Hochmuth ſchwillt, ſo bald ihr Weihrauch wirkt,
Ihr, die ein offnes Maul des Pöbels gleich entzücket,
Iſt Tugend und Vernunft bey euch nicht ganz erſticket,
Iſt euch, was Ehre heißt, nicht gänzlich unbewußt:
So thut nur einen Blick in eines Schmeichlers Bruſt.
Ihr werdet eure Schmach auf den Altären ſchauen,
Die ihr aus Schwachheit wünſcht, und ſeine Hände bauen.
Hört, Gnatho, deſſen Reim auf euern Tafeln tobt,
Der Kleider, Silberwerk, und Hund und Pferde lobt,
Der euch die Ewigkeit, mit Mund und Feder ſchenket,
Hat mir einmal entdeckt, was ſeine Seele denket,
Wenn euch ſein Witz beſtürmt. Er glaubt, daß euer Geiſt,
Von Eigenliebe blind, die Lügen Wahrheit heißt;
Daß ihr zu blöde ſeyd, euch ſelber zu erkennen,
Und das nur halb zu ſeyn, was euch die Schmeichler nennen.
Er glaubt, und ſchwört darauf, daß euch, zu dieſer Pflicht,
Der nöthige Verſtand, ſo wie der Muth, gebricht,
Daß ihr den wahren Ruhm, der Tugend Lohn, nichts achtet,
Und nur aus duñer Luſt, nach ihrem Schatten ſchmachtet.
Er glaubt, daß euer Herz von ſchlechten Trieben ſchlägt,
Die Laſt der Eitelkeit in faulem Blute trägt,
Die Wahrheit tödtlich haßt, und ſeinen Himmel fühlet,
So bald des Schmeichlers Mund in ſeinem Schlamme wühlet.

Er traut euch zu, daß ihr voll Ungerechtigkeit,
Voll Bosheit und Betrug den Räubern ähnlich ſeyd,
Die vom Gewiſſen frey, mit Liſt und Frechheit rauben,
Was ſie in Ewigkeit nicht zu verdienen glauben.
Er denkt, daß ihr getroſt der heilgen Vorſchrift lacht,
Die uns ein tief Geſetz aus wahrer Demuth macht,
Kurz, daß ihr wohl verdient, daß euch der Schmeichler Rotte,
Die ihr durch Gaben lockt, vor aller Welt verſpotte.
Iſts möglich, daß euch noch die Stimme ſüße klingt,
Die voller Ungeſtüm mit Loben in euch dringt?
Stinkt euch der Weihrauch nicht? O! lernt euch endlich ſchämen,
Die Zeichen eures Schimpfs ſo muthig anzunehmen.
Geſetzt, man redet wahr, geſetzt, daß euer Werth
Das Opfer wohl verdient, womit man euch beſchwehrt;
Entzückt euch denn ein Schall von pöbelhaften Tönen,
Die eure Tugend ſo, wie tauſend Laſter, krönen?
Der Beyfall eines Manns, der ſich voll Weisheit zeigt,
Den uns ſein Herz ertheilt, ſein frommer Mund verſchweigt,
Macht uns weit mehr berühmt, als wenn viel tauſend Narren,
Aus Dummheit, oder Geiz, vor unſrer Größe ſtarren.
O Freundinn! unſern Bund ſtützt keine Schmeicheley.
Iſt auch ſein Adel nicht von allen Fehlern frey:
So weis ich, daß wir doch, bey unſern treuen Trieben,
Einander weniger, als ſtrenge Wahrheit, lieben,

C.

* * *

Send-

* * *

Sendſchreiben,

darinnen unterſucht wird, ob der Scherz über den epheſiſchen Tempel der Diana bey einigen Alten artig oder abgeſchmackt ſey.

Werther Freund,

Ich beantworte heute nur ein Theilchen Ihres geſtrigen Schreibens: Das übrige kann ich Ihnen morgen mündlich ſagen. Denn ich bin von Ihnen überzeugt, daß Sie mir unſern Briefwechſel nicht zu Laſt machen wollen.

Sie ſind nicht der einzige, der dem Herrn Y . . im Gähnen Geſellſchaft leiſtet, wenn an denjenigen Einfall gedacht wird, den, ich weis nicht ob einer, oder mehrere von den Alten, darüber gehabt haben, daß ſich die Einäſcherung des epheſiſchen Tempels der Diana, und die Geburt Alexanders des Großen zu gleicher Zeit zugetragen. Das, was wir mit dem Namen des Einfalls, des Scherzes, des Witzigen, des Sinnreichen belegen, das gehöret mit ſeinem ganzen Haufen unter die Gerichtsbarkeit des Geſchmacks, oder anders zu reden, unter diejenigen Dinge, von welchen die wenigſten Leute genugſam deutliche Begriffe haben. Ich brauche Sie aber nicht zu erinnern, daß die Urtheile in Dingen von dieſer Art einer großen Verſchiedenheit fähig ſind.

Es wundert mich alſo nicht, daß Sie einmal keinen Gefallen an einem Dinge finden, das dahin gehöret; ſondern das befremdet mich, daß Sie ſich wundern, weil ich andrer Meynung bin, als Sie; oder weil ich anders denken kann, als Herr Y . . . Ich laſſe ihm alle ſeine Verdienſte, die er haben kann: Und Sie wiſſen ſelbſt, daß ich ordentlich mit Hochachtung von ihm ſpreche. Allein, ich weis nicht, wie ich dazu komme, daß mir es nicht erlaubt ſeyn ſoll, von ſeiner Meynung abzugehen. Er hat viel gute Eigenſchaften an ſich; aber ein Stück gefällt mir nicht an ihm. Denn ſo ſehr ich es an gewiſſen Gelehrten misbillige, daß ihnen alles roh vorkömmt, was nicht von den Alten aufgetragen worden iſt; eben ſo ſehr muß ich darüber lachen, wenn andern alles brandricht riecht, was ſich ein wenig über das Jahr 1600 rückwärts ſchreibt. Herr Y. gehöret unter die letztern; und wenn Sie mir es zur Sünde anrechnen, daß ich in dieſem Stücke über ihn lache: So muß ich Ihnen ſagen, daß ich, im Falle er auf ſeiner Meynung bleibt, dieſe Sünde mit ins Grab nehmen werde. Und wer weis, ob ich nicht noch die boshafte Freude habe, Sie auch zu dieſer Sünde zu verführen, deren Weſen darinnen liegt, daß man in Sachen, die den menſchlichen Verſtand angehen, den gebenedeyten Hochmuth beſitzt, nicht dem Anſehen anderer, ſondern ſeiner eignen Einſicht allein zu trauen.

Jetzt will ich weiter nichts von Ihnen, als dieſes, daß Sie nicht etwa denken ſollen, Herrr Y . . ſey der erſte, der den Cicero tadle, weil dieſer den Einfall lobet, von dem die Rede iſt; und daß Sie mir erlauben ſollen, künftig in Geſellſchaft von ihrer Meynung abweichen zu dürfen, wenn ich, wie dießmal, Gründe meiner Abweichung anzugeben weis.

Damit Sie mehr als einen zugleich ſehen, der hier den Cicero nebſt dem Urheber des Scherzes zu tadeln für gut befindet; ſo will ich Ihnen die Anmerkung überſetzt herſchreiben, welche Davies bey Cicerons 27 Cap. des 2 Buchs von der Natur der Götter, gemachet hat. Ich überſetze ſie vielleicht nicht ſchön; ich weis aber, daß ich es nicht ſchlimmer mache, als die Ueberſetzer. Die Stelle heißt ſo: „Dieſen Scherz „(über Dianens Tempelbrand) ſchreibt Plutarchus „dem Hegeſias von Magneſia zu; er fället auch ein „ganz ander Urtheil davon. Seine Worte im Leben „Alexanders ſind davon folgende: Alexander ward „den ſechſten des Monats Hekatombäon, und alſo „an dem Tage gebohren, an dem der Tempel der epheſiſchen Diana abbrannte. Hegeſias von Magneſia, „hat alſo über dieſen Umſtand eine gewiſſe Scharfſinnigkeit geſagt, welche aber ſo froſtig iſt, daß ſie „dieſe ganze Feuersbrunſt auslöſchen könnte. Denn „er ſagte, es ſey ganz natürlich, daß der Tempel weggebrannt ſey, indem Diana gleich bey der Geburt „Alexanders beſchäfftiget geweſen. Ich gehe zwar, „fährt Davies fort, höchſt ungern von Cicerons Meynung ab: Allein die Liebe der Wahrheit befiehlt „mir, zu geſtehen, daß mir Plutarchs Urtheil gründlicher vorkömmt. Herr Buhurs, ein Mann „von ganz feinem Witze, ſaget im erſten Geſpräche

„von der Art wohl zu denken, und lange vor ihm der „gelehrte Turnebe im 4 Cap. des 27 Buchs ſeiner „vermiſchten Anmerkungen, eben dieſes. Die große „Liebe zu ſcherzen, welche die Alten am Cicero be„merkt und getadelt haben, hat denſelben dahin ge„riſſen.

Ich weis nicht, ob Sie den Cicero bey der Hand haben, oder ſich ſeiner Stelle, welche zu dieſer Anmerkung Gelegenheit gegeben hat, genugſam erinnern können. Ich weis aber, daß wir ihn in der Geſellſchaft nicht hatten. Ich will alſo, weil ich einmal an das Ausſchreiben gekommen bin, ſeine Worte auch herſetzen, welche die Ehre ſeines Witzes ſchänden ſollen. Timäus, ſpricht er, hat hierbey, wie ſonſt „öfters, einen artigen Einfall. Nachdem er in ſeiner „Geſchichte geſagt hat, daß in der Nacht, in welcher „Alexander gebohren worden, der Tempel der Dia„na zu Epheſus weggebrannt ſey, ſo ſetzet er dazu, „daß dieſes kein Wunder ſey, weil Diana, da ſie bey „der Niederkunft der Olympias ſeyn wollen, nicht „habe zu Hauſe ſeyn können.

Was ich hierbey nur im Vorübergehen erinnere, iſt dieſes, daß ich es in Anſehung des Urhebers von dieſem Einfalle, welcher beym Plutarch Hegeſias, beym Cicero aber Timäus heißt, lieber mit dem letztern, als mit dem erſtern halten will. Die Gründe dieſer meiner Wahl verſchweige ich Ihnen dießmal: Weil dieſer Umſtand nichts zu unſerm Zwecke beyträgt; und mein gegenwärtiges Schreiben nicht zum Glückwunſche auf eine mit Ihnen vorgegangene Veränderung beſtimmt iſt, und alſo nicht gedruckt werden

den ſoll. Denn wenn aus dem Blatte, worauf ich ſchreibe, ein Schediaſma oder eine Commentatiunkel werden ſollte: So müßte ich noch viele Gelegenheiten mitnehmen, zu zeigen, daß ich alte Bücher geſehen hätte. Ich müßte mir einbilden, daß der Leſer fragen würde, ob dieſer magneſiſche Hegeſias des Plutarchus eben derjenige ſey, der die Leute beredet hat, daß ſie ſich gehenkt und erſtochen haben; wie viel Leute gelebt haben, die Timäus geheißen; welcher von ihnen der Geſchichtſchreiber ſey, von dem bey uns die Rede iſt; was Pythagoras gelehrt, und wie Plato das Büchlein von der Weltſeele durch ſeine Auslegungen verdrehet habe: Und alle dieſe Fragen müßte ich auf eine gelehrte Art beantworten; und in den Anmerkungen, wie Davies über den Cicero, den Anakreon mit neuen Emendationen herausgeben. Allein da ich keinen Vorwand habe, Sie auf die Gaſſe zu rufen, und Ihnen dieſe Sachen laut zu ſagen, das iſt auf Franzöſiſch, mich drucken zu laſſen: So müſſen Sie mir es verzeihen, daß ich bey der Hauptſache bleibe, und Sie es, ohne zu ſehen, glauben heiße, daß ich die ehrlichen Leute habe nachſchlagen können, aus welchen ich mich in meinen Anmerkungen breit gemacht haben würde.

Doch es ſcheint, mein Brief wird lang, ich mag gelehrt thun wollen, oder nicht. Und ich hätte es bald vergeſſen, daß ich heute noch mehr zu thun habe, als an Sie zu ſchreiben. Ich hoffe, ich werde nunmehr kurz ſeyn: Wenigſtens bin ich es willens.

Ich weis nicht, ob ſie, um mich zu verſtehen, eine Erklärung deſſen, was man Einfall und Scharfſinnigkeit nennt, nöthig haben. Das werden Sie hoffentlich wiſſen, daß es dieſer Art von Gedanken weſentlich iſt, an dem Dinge oder der Begebenheit, wovon die Rede iſt, etwas wahrzunehmen, das nicht einem jeden gleich in die Augen fällt, oder gar noch nicht bemerkt worden iſt; und gleichſam die Theile des Ganzen in einer ganz beſondern Art der Verhältniſſe, à la vûe d'oiſeau, wie die Zeichenmeiſter reden, vorzuſtellen. Ein Einfall kann ferner, wie Sie auch wiſſen, ernſthaft oder luſtig ſeyn. Wie Ernſt und Scherz unterſchieden ſind, das will ich jetzt nicht ſagen. Denn wenn Sie es nicht wiſſen, ſo fühlen Sie es doch: Ueber dieſes iſt von dem erſtern jetzt nicht die Rede. Und ſoll ich von dem letztern ja etwas geſagt zu haben ſcheinen, ſo iſt es dieſes, daß ein Scherz entſteht, wenn z. E. die Sache nichtswürdig iſt, und man den daran bemerkten Umſtand als ſehr wichtig vorträgt; oder wenn man den Umſtand ſo anzeiget, daß man von einer ordentlicher Weiſe ſehr hochgehaltenen Sache ſo wie von einer niedrigen, gemeinen, oder geringen ſpricht. Dieſes alles kann angenehm, oder beißend, anſtandig oder bäueriſch, artig oder abgeſchmackt, und ich weis nicht, auf wie vielerley Art ſonſt, geſchehen.

Die Profeſſoren des Scharfſinnigen ſetzen unter den Geſetzen deſſelben immer dieſes voran, daß das Scharfſinnige wahr ſeyn ſoll. Ich will alſo zuförderſt hierbey eine Anmerkung machen; weil Sie mich ſonſt einmal unrecht verſtehen könnten, wenn ich ſpräche, der Scherz des Timäus iſt wahr. Man muß in dieſen Fällen dieſes Wort nicht in allzulogiſchem Verſtande annehmen. Wenn Sie ſich darüber wundern, daß ich dieſes ſage: So erinnern Sie ſich doch nur, daß die Wörter: der Scherz iſt wahr, als ein Satz, der einen dem Ernſthaften entgegengeſetzten Begriff in ſich hat, ſchon ſelbſt gebiethen, daß man die Wahrheit, von der die Rede iſt, nicht mit dem Werkzeuge meſſen müſſe, nach dem es zutrifft, daß alle Triangel drey Seiten und Winkel haben. Der merkwürdige Umſtand, den man bemerket, iſt manchmal nur zum Scheine ſo, wie man ſaget: und es iſt öfters dem, der uns darauf weiſet, nie in den Sinn gekommen, das für völlig wahr auszugeben, was er von uns betrachtet wiſſen will; ſondern er weiſt uns nur, wie die Sache in das Auge fällt; ſo wie man bey vergoldeter Arbeit nicht allezeit begehrt, daß man ſie für gülden halten ſolle. Bey dem Scherze hat alſo auch die ſcheinbare Wahrheit ſtatt; und wer eine ſo runzlichte Stirn hat, daß er dieſes nicht zugeben und den Urheber des Scherzes nicht nach deſſen Abſicht beurtheilen will, dem wollte ich rathen, in einem ſo hohen Alter nicht mehr vom Scherze zu reden, und darüber zu urtheilen.

Es iſt mit denen Dingen, die den Gegenſtand des Scherzes ausmachen, wie mit denen Gemälden beſchaffen, welche verſchiedene, und manchmal ganz entgegengeſetzte Bilder vorſtellen, nachdem man ſie von der rechten, oder von der linken Seite, oder gerade von vornen betrachtet. Wer ſcherzet, der ſieht die Sachen von der Seite an, wo ſie eine neufränkiſche und wunderſame Anſicht haben, und wo eben das Pergament, daß von vorne einen Heiligen zeiget, den

Augen einen Dudelſack vorſtellet. Dieſes muß ihm auch meines Erachtens eben ſo erlaubt ſeyn, als es dem Copernikaner iſt, zu ſagen, daß die Sonne aufgeht. Ich will nicht haben, daß der Scherz keiner andern, als der ſcheinbaren Wahrheit, fähig ſey. Denn man kann die ſchärfſte logiſche Wahrheit doch noch in Begleitung ſolcher Umſtände aufführen, daß ſie die Mine des Scherzes vollkommen an ſich hat. Allein man ſoll dem Scherze nur erlauben, auch die ſcheinbare Wahrheit in ſeinen Dienſten zu haben, und ſich es endlich vorſtellen, daß in vielen Fällen eben da der Scherz abgeſchmackt ſeyn würde, wenn das wirklich wahr wäre, was man vorgiebt.

So viel will ich jetzt von der Einfallstheorie vorausſetzen; und nunmehr die Ausübung derſelben in Anſehung des Gedanken, den wir unterſuchen, darnach prüfen. Darinnen ſind wir eins, daß ſie ſcherzhaft, und nicht ernſthaft iſt. Es fraget ſich alſo nur, ob ſie die Eigenſchaften eines unvernünftigen, feinen und anſtändigen Scherzes habe. Und dieſes behaupte ich, trotz dem Turnebe, Buhurs, Davies und allen ihren Bewunderern; wiewohl ich mich bedacht haben würde, um derentwillen die Feder zu ergreifen, wenn ich nicht den Cicero und den Plutarch, als die Hauptperſonen der Parteyen, anſähe; und wenn nicht Ihr Wille, werther Freund, einen ſo kräftigen Einfluß auf meine Handlungen hätte.

Damit ich Sie nun ſelber urtheilen laſſen kann, wieferne der Scherz, welchen Cicero lobet, von gehöriger Güte ſey: So muß ich eine Anmerkung von der Frau Diana machen. Denn ich will Ihnen nicht allein zeigen, daß dieſer Einfall, für ſich ſelbſt nicht ungereimt ſey, ſondern auch, daß er durch den Umſtand der Perſon nicht abgeſchmackt und ungereimt werde. Denn wie ich mir die Sache vorſtelle, ſo iſt es, überhaupt zu reden, dazu, daß der Scherz wahr ſey, genug, daß er nichts an ſich ungereimtes in ſich habe. Und dieſes nehmen Sie doch hoffentlich wohl an dem Einfalle wahr, von dem wir reden. Diana wurde ja für die Göttinn der Kreißenden und Gebärenden gehalten, und war dießfalls Generalhebamme. Alſo war es ja natürlich, daß ſie auch der Olympias in ihren Kindesnöthen beyſtehen mußte; da beſonders dieſe eine königliche Perſon war, und ihr kleines Söhnchen künftig ſo eine anſehnliche Rolle in der Welt ſpielen ſollte. Wenn ſich nun Diana nach Pella erhub; ſo konnte ſie nicht zu Epheſus ſeyn: Denn, man kann ſich nicht, wie Sie ſelbſt zuweilen ſprechen, in zwey Stücke theilen, und an zween Orten zugleich ſeyn. Ja, werden Sie ſagen, zwiſchen mir und einer Göttinn iſt ein großer Unterſchied. Aber nein, mein Herr; beſinnen Sie ſich nur. Die heidniſchen Götter konnten auf einmal nur an einem Orte ſeyn; und wenn Jupiter in Aethiopien ſchmauſete; ſo war er ſo lange nicht im Himmel. Oder wenn ſie lieber von der Frau Diana ſelbſt ein Beyſpiel wollen; ſo ſaß ſie ja auf dem Altare vor der Thür der kreißenden Alkmene; als ſie von der Galanthis betrogen wurde. Ich ſage nichts, wie Sie ſehen, als was die Grundſätze der heydniſchen Religion ſelbſt feſt ſtellen: Und wenn man dieſe als richtig annehmen könnte: So würde es gar eine logiſche Wahrheit ſeyn, daß Diana, na, als Vorſteherinn der Kreißenden, wegen Amtsverrichtungen, an ihrem Tempel nicht habe können löſchen helfen; wiewohl alsdann die Frage wäre, ob man nunmehr damit ſpotten dürfte. Es hat alſo mit der Bemerkung des Grundes, warum Diana ihren Tempel ſo hinbrennen laſſen, in dieſer Vorausſetzung, ſo gar logiſch ſeine Richtigkeit.

Wenn Sie mich aber ferner fragen, ob dieſer Umſtand auch beſonders, in Anſehung des Hegeſias, Timäus und Cicero, eine feſte Wahrheit ſey: So antworte ich: Von dem erſten weis ich es nicht. Von dem andern ſage ich, in Betrachtung des Characters, den uns die Alten von ihm hinterlaſſen haben, wahrſcheinlicher weiſe, nein. Und von dem dritten iſt es ausgemacht, daß er den Umſtand, der in dem Einfalle der erſtern bemerkt wird, nicht für in ſich ſelbſt wahr, ſondern nur für eine ſcheinbare Wahrheit, in ſo fern er der gemeinen Meynung gemäß war, gehalten, und eben, weil die Sache in ſich betrachtet ohne Grund war, den Spott darüber gelobt hat. Aber dieſes iſt, wie ich geſagt habe, ſchon genug, den Einfall wahr zu benennen. Denn ich habe bereits erinnert, daß dem Urheber deſſelben öfters an nichts weiter etwas gelegen iſt, als daß man zugeben ſoll, die Sache ſcheine ſo. Ueberhaupt demnach betrachtet, ſo iſt der Scherz wahr; und weil er wahr iſt, überhaupt gerechnet, auch nicht abgeſchmackt.

Da aber etwas zwar an ſich ſelbſt richtig, wahr, und alſo auch nicht ungereimt ſeyn; aber doch durch die Umſtände unanſtändig, froſtig, abgeſchmackt, niederträchtig und pöbelhaft werden kann: So muß ich auch dieſes letztere von Cicerons Scherze, (denn ſo nenne ich ihn, weil er ihn lobet) noch ablehnen. Wenn dieſes geſchehen ſeyn wird, ſo wird man hoffentlich im übrigen wenig daran auszuſetzen haben.

Ein Scherz kann durch die Umſtände abgeſchmackt werden, wenn man zu der Materie, woraus man den Scherz erſchaffen will, etwas gar zu erhabnes, hohes, und heiliges wählet, und es dadurch gleichſam entweihet. Hieher gehören z. E. die Perſonen großer Herren, die noch leben, und an dem Orte, wo der Scherz vorgebracht und bekannt gemacht wird, verehret werden müſſen, imgleichen die Religion, die der, welcher ſcherzet, für ſeine erkennt, folglich ſeinem eignen Urtheile nach hochzuhalten hat, und den Endzweck nicht haben kann, ſolche lächerlich zu machen.

Wollen Sie alſo den Grund wiſſen, warum ſich Plutarchus wider Cicerons Liebling erklärt? Hier liegt er. Ihm, dem Plutarch, konnte er freylich froſtig und abgeſchmackt ſcheinen; weil er, wie Sie aus ſeinen Schriften wiſſen werden, ordentlich Hochachtung und Ehrerbiethung für die Familie der Götter bezeigt; und ein Mann war, bey dem die heydniſche Religion, wie ſie auch ſeyn mochte, im Anſehen ſtund. Eben alſo dieſer Scherz kann zum Beweiſe dienen, wiefern man auf die Wahrheit bey der Bemerkung des Umſtandes an dem Dinge, womit man ſcherzet, dringen müſſe. Denn da dem Plutarch die Sache mit der Diana als eine wirkliche Wahrheit vorkömmt: So erkläret er ſich, daß er nichts Witziges, ſondern etwas ungemein Froſtiges in dem Scherze finde; dahingegen dieſes nicht ſeyn würde, wenn die Gottheit der Diana in ſeinem Verſtande weniger Wahrheit hätte.

Machet denn aber auch Cicero den Einfall dadurch froſtig, daß er etwa von einer Sache redet, für die er Hochachtung zu haben vorgiebt? Nein, werther Freund. Weder Timäus, noch er, hat mehr Ehrerbiethung gegen die Diana gehabt, als Sie und ich. Und es wundert mich, daß dieſes den neuern großen Scharfſinnigkeitsrichtern nicht hat in die Augen fallen müſſen, da Cicero den Scherz des Timäus in eben dem Buche lobet, welches er in der Abſicht geſchrieben, die Irrigkeit der heydniſchen Götterlehre zu zeigen; und welches ſo deutlich auf dieſen Zweck geht, daß man es nach der Zeit als eine Schrift, welche der chriſtlichen Lehre aufhülfe, durch den Rath zu Rom, entweder verbrannt, oder ſonſt zernichtet wiſſen wollen. Cicero hat alſo keine Gottheit beleidigt, keinen Satz ſeiner Religion zum Luſtigmachen gemisbraucht, und alſo keine Abgeſchmacktheit als ſchön und witzig vorgebracht. Iſt etwas davon zu ſagen, ſo iſt er vielmehr zu loben, als zu ſchelten, daß er ſich des ſcharfſinnigen Einfalls des ſpöttiſchen Timäus noch einmal zu dem guten Zwecke bedient hat, dem albernen Volke Gelegenheit zu geben, daß es an das Läppiſche ſeiner Religionsmeynungen gedenken, und ſie endlich fahren laſſen möchte.

Er that doch unrecht, ſagen Sie vielleicht, daß er von einem durchgängig hochgeachteten Weſen auf eine ſolche Art ſprach, die dieſem Weſen unanſtändig war; ob es gleich bey ihm ſelbſt nicht im Anſehen ſtund. Man muß der gemeinen Meynung etwas nachgeben, und, wenn man klüger iſt, als andre, für ſich klug ſeyn.

Ehe ich hierauf antworte, muß ich etwas nur mit zweyen Worten erinnern. So viel ich mich beſinnen kann, ſo hat Buhurs keine beſondere Urſache ſeiner Verwerfung des timäiſchen Scherzes angegeben. Den Turnebe habe ich nachgeſchlagen. Allein anſtatt etwas zu ſagen, woraus ſich ein Grund nehmen ließe, für oder wider die Artigkeit des Einfalls ein Urtheil zu fällen, ſo ſaget er weiter nichts, als daß Plutarch ſo, und Cicero ſo denke, und daß dergleichen Poſſen im Timäus mehr ſtünden. Ich glaube alſo, Turnebe, Buhurs und Davies gründen ſich heimlich auch auf den Einwurf, den ich hier von Ihnen, mein Herr, vermuthe. Ich bitte Sie aber, thun Sie ſich auf dieſer Herren Geſellſchaft nichts zu gute. Ich werde durch deren Anſehen niemals bewogen werden, von dem Grundſatze, daß man wiſſen, und ſchweigen müſſe, vortheilhafter zu denken, als ich thue.

Vielleicht bilden Sie ſich ein, es ſtecke eine große politiſchphiloſophiſche Weisheit hinter demſelben. Verzeihen Sie mir aber, wenn ich ſage, daß es eine ſehr unedle, und Ihnen und allen vernünftigen Leuten ſehr unanſtändige Meynung ſey. Wie es ſcheint, ſo würde ich, wenn es auf Sie, und auf dieſe Herren ankäme, wohl noch die Irmenſäule, den Radigaſt, und ich weis nicht was für Götter verehren; und weder von Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, noch von der Reformation der Glaubenslehren etwas wiſſen. Und dieſes ſind doch ſolche Dinge, daß ich lieber nie gebohren zu ſeyn wünſchte, wenn ich jenes thun, und von dieſen nichts wiſſen ſollte. Von Ihnen, Ihres Orts, weis ich, daß Sie eine unſchuldige Wahrheitsliebe verleitet hat, den Scheingründen Beyfall zu geben, welche dieſe Art der heimlichen Weisheit einführen wollen. Sie werden alſo keinen Zorn auf mich werfen, wenn ich darum bey einem Scherze etwas ernſtlich rede, weil auch mich die Wahrheitsliebe wirkſam machet. Ich weis wohl, daß es viel Leute giebt, welche ein philoſophiſcher Hochmuth denken heißt, daß ſie andre Erdſchwämme mit eben ſo großer Wohlanſtändigkeit irren ſehen, und die Wahrheit bey ſich behalten können, als Gott vom Himmel die Thoren auf Erden ſchauet. Ich beſcheide mich auch, daß man einen andern in Dingen, die in die menſchliche Glückſeligkeit überhaupt keinen Einfluß haben, allenfalls irren, und zum Exempel einen Kühhirten glauben laſſen könne, daß die Erde wie ein hölzerner Teller geſtalt ſey. Dieſes ſage ich aber auch ungeſcheut: Verwünſcht ſey der Weltweiſe, der einen ſchädlichen Irrthum, ich ſage, einen ſchädlichen Irrthum, im menſchlichen Geſchlechte entdecket, und denſelben nicht öffentlich anzeigt! Meynen Sie, ich ſolle dieſes nicht allenthalben ſagen: So antworte ich fürs erſte, daß ein großer Philoſoph meinen Fluch nicht für ſtrafbar, ſondern nur für lächerlich anſehen kann; weil die Wünſche nichts helfen. (per §. 1---) Fürs andre wollte ich rathen, wenn man dieſes nicht ſagen dürfte, daß man lieber gar aufhören möchte, künftig von Wahrheit und Philoſophie viel zu reden:

Indem ich der Meynung bin, daß man ſolche philoſophiſche Onaniten auf allen hohen Schulen vom Magiſterexamen abweiſen ſollte. Kurz, ſchädliche Irrthümer herrſchen laſſen, und heilſame Wahrheiten verſchweigen, iſt ſchändlich; und die falſchen Meynungen von der Gottheit nicht unter die ſchädlichen Irrthümer zählen, iſt ſehr ſchwach geurtheilt.

Iſt dieſes, ſo hat Cicero mit ſeinem Beyfalle in Anſehung des Scherzes über die Diana, nicht geſündigt. Vielmehr iſt er an andern Orten unter meinem Fluche. Denn damit Sie ſehen, daß ich ihn nicht aus einer blinden Hochachtung und Liebe vertheidige, weil es mein Cicero iſt: So tadle ich es ohne Bedenken, wenn er es dem Plato hier und da nachbethet, daß man, wenn man den Vater der Welt gefunden habe, nicht öffentlich von ihm reden dürfe. Da ſollte man ihn tadeln; und da ſollte man zeigen, daß man weniger Schwachheit, und mehr Witz und Muth, als er, beſäße; anſtatt, daß man ſich, mehr als er, einer niederträchtigen Menſchenfurcht bey ſolchen Grundſätzen verdächtig machet, und zeiget, daß man alle Wahrheit abzuſchwören fähig ſey, wenn einem mit einem Flohſtiche gedroht werden ſollte.

Folgen Sie mir alſo immer dieſesmal: und laſſen Sie den Cicero unter ſolchen Umſtänden immer ſpotten, oder den Spott loben. Iſt doch der Prophet Elias in dieſem Stücke auch ein Ciceronianer geweſen. Und Sie ſehen gar leicht, daß, wenn Cicero unrecht gethan haben ſoll, Elias auch ſtraffällig iſt. Ich weis nicht, was Sie für eine Bibel haben: In meiner aber weis ich, daß Elias gelobt wird, weil er den

Baal verhöhnt, und ſeine Prieſter zum Beſten gehabt hat. Wenn Ihre Bibel die Sache eben ſo erzählet: So fordre ich Sie auf, es noch einmal zu wagen, und den Cicero zu ſchelten. Denn Sie ſind ein Gottesgelehrter: Und ich traue Ihnen nicht zu, daß Sie eins von denen lächerlichen Geſchöpfen ſind, welche immer in der Gottesgelahrtheit und in der Weltweisheit in einer und eben derſelben Sache zweyerley glauben.

Damit Sie übrigens ſehen, daß ich dem Cicero gar nichts zu ſchenken begehre, ſo will ich zugeben, daß er vielleicht darinnen gefehlt habe, daß er ſeinen Beyfall nicht lieber dem Cotta, als dem Balbus, in den Mund gelegt hat. Indeſſen läßt ſich auch hier zu ſeiner Vertheidigung ſagen, daß es dem Balbus, der im übrigen die Gotteslehre vertheidigt, ſehr wohl anſtehe, bey einer ſolchen Schwachheit, als die gemeine Meynung von der Diana war, ſo wenig blinden Eifer und ſo viel Unparteylichkeit durch dieſen Scherz zu zeigen. Ueberhaupt werden Sie wiſſen, daß es bey dem Cicero nicht allezeit ſo genau darauf ankömmt, welche Perſon er etwas ſagen läßt. Und iſt dieſes ein Fehler; ſo iſt es einer, der zur Hauptſache nichts beyträgt. Denn es mag den Scherz loben, welche Perſon will: So giebt doch jeder Theil zu, daß ſie ihn in Cicerons Namen lobet, der auf die große Diana nichts hielt, und gerne geſehen hätte, daß auch andre nichts auf ſie hielten. Und ſo, däucht mich, iſt es klar genug, daß man den getadelten Scherz in Cicerons Munde nicht mehr froſtig oder abgeſchmackt nennen darf. Außerdem wird ihm, wie ich nochmals hoffe, die Scharfſinnigkeit niemand abſprechen.

Wie Sie mir geſagt haben, ſo kommen Sie im Traume öfters mit einigen Kunſtrichtern zuſammen. Wenn ſie alſo den Turnebe, Buhurs, Davies, Y.. und Conſorten, bey Gelegenheit ſprechen ſollten: So ſagen Sie ihnen, daß ſie entweder beſſere Gründe beybringen, oder ſchweigen ſollen. Dem Plutarch aber rathen Sie, daß er Cicerons Bücher von der Natur der Götter noch einmal recht bedächtig leſen ſolle; ſo werde gewiß der Scherz des Hegeſias keine Lampe mehr auslöſchen. Sonſt verſichern Sie ihn meiner Hochachtung; ſich ſelbſt aber, daß ich mit aller Ergebenheit ſey Ihr

aufrichtiger Freund,
M. Tulipe.

* * *

Schäfergedichte
auf den Abſchied einiger guten Freunde.

Ich Armer! läßt mich auch der Freunde letztes Paar!
Das von Budorgis her mir noch geblieben war,
Damöt u. Corylas, die ſich nur längſt verbunden,
Die ich drey Jahre hier geliebt und treu befunden.
War mir die Jugend lieb: ſo war ſie mirs um euch!
Und ihr verlaßt mich nun, und alle zween zugleich!
Ihr ſucht das Vaterland! ich bleibe noch zurücke.
Geht, liebſte Freunde, geht; ich wünſch euch tauſend Glücke.

Dieß iſt der ſchönſte Tag; er iſt nicht kalt, nicht ſchwül,
Der Bäume Blüte fällt durch leichter Winde Spiel,
Die Blumen müſſen ſelbſt mit gaukelndem Bewegen
Zum Anblick reizend ſeyn, und feinen Duft erregen.
Geht, weil ihr gehen müßt; ich bleibe, weil ich muß.
Gebt mir die treue Hand, und nehmt den letzten Kuß,
Und laßt mich dieſen Tag betrübt zu Ende bringen;
Ich will ein Lied von euch, ihr treuen Hirten, ſingen.
So weit die Flur ſich ſtreckt, folgt euch mein Auge noch,
Und wenn ihrs nicht mehr hört, ruf ich mit Seufzen doch:
Geht, liebſte Freunde, geht; ich wünſch euch tauſend Glücke!

Wie wunderbar iſt nicht das menſchliche Geſchicke!
Zehn Jahre kenn ich euch. Ich bin euch vorgeeilt
In dieſes fremde Land; ich habe mich verweilt,
So lang ihr außen bliebt, bis daß ihr endlich kamet,
Und mich in euren Bund von neuem wieder nahmet;
Euch hab ich treu geliebt; mit euch hab ich gelebt,
Mit euch hab ich bisher nach Glück und Ruh geſtrebt.
Ich finde ſie vielleicht hier, wo ich Fremdling heiße:
So lange mir Montan bey dem noch ſchwachen Fleiße
Mit Rath und Güte hilft, Montan, der Triften Zier,
Und Philurenens Freund. Ihr Liebſten aber, ihr
Gedenkt ins Vaterland, daß ich wohl nie erblicke!
Geht, liebſte Freunde, geht; ich wünſch euch tauſend Glücke!

Ihr geht? Bedenket doch, was ſucht ihr für ein Land?
Steht nicht Eliſien in ſtrenger Krieger Hand?
Der ſtreifende Soldat iſt muthig, aufzupaſſen,
Und wird auch euch vielleicht nicht ungeplaget laſſen.

Ihr ſeyd ſehr klein und ſchwach, und könnt nicht widerſtehn,
Ihr müßtet oft aus Furcht durch manchen Umweg gehn.
O daß kein Unglück euch das Ziel der Luſt verrücke!
Geht, liebſte Freunde, geht; ich wünſch euch tauſend Glücke!

Geht; wenn der Himmel will, ſo wird es friedlich ſeyn;
Es wird ſich Stadt und Feld der Ruhe doppelt freun:
Weil das vielmehr gefällt, was wir entbehren müſſen.
Geht, daß nur bald und oft an den berühmten Flüſſen
Ein nachgemachtes Lied und künſtlich Saitenſpiel,
Das in Damötens Hand ſcharf ins Gehöre fiel,
Der Schäferinnen Ohr zu eurer Gunſt entzücke.
Geht, liebſte Freunde, geht; ich wünſch euch tauſend Glücke!

Du guter Corylas, erhebe deinen Mund,
Und mache, weil du kannſt. am Oſterſtrande kund,
Wie ſchön und auch wie ſchlecht hier der und jener ſinge,
Wie der natürlich reiz, und der die Stimme zwinge.
Vergnügt, ſo wie ihr könnt, das reizende Geſchlecht,
Wenn ihr gefällig ſeyd, und zärtlich thut und ſpricht,
Damit man euch aus Dank oft Kränz und Bänder ſchicke.
Geht, liebſte Freunde, geht; ich wünſch euch tauſend Glücke!

Hat je mein Wünſchen Kraft: So findet, was ihr ſucht,
Seyd euern Freunden lieb, genießt des Fleißes Frucht;
Es müſſen allemal die euch vertrauten Heerden
An Milch und Wolle reich, und jährlich ſtärker werden.

Eilt, weil der Frühling euch den Weg beliebter macht.
O Himmel, führe ſie, und nimm ſie ſtets in Acht,
Bis wer ſie wünſcht und liebt, ſie in die Armen drücke!
Geht, liebſte Freunde, geht; ich wünſch euch tauſend Glücke!

Kömmt jemand unter euch, der mich entfernt noch kennt,
Der mich zu ſehn verlangt, der mir ein Glücke gönnt:
Den grüßt, und meldet ihm mein ſehnliches Verlangen,
Ihn redlich und vergnügt perſönlich zu umfangen.
Auch mich reizt das um mich verdiente Vaterland,
Ich wünſche Ruh und Brodt aus ſeiner reichen Hand:
Doch, Hoffnung, Furcht und Fleiß behalten mich zurücke.
Geht, liebſte Freunde, geht; ich wünſch euch tauſend Glücke!

Damit man hierherum an euch auch künftig denkt:
So hab ich ſchon für euch zween Kränze durchgeſchränkt,
Die ſoll man an dem Aſt der euch bekannten Linden,
Der eure Namen trägt, als euer Denkmaal finden,
Dazu ein Saitenſpiel, ſo gut ich es geſchnitzt.
O könnt es daurend ſeyn! denn ich vermag noch itzt,
Bey armer Zärtlichkeit, kein koſtbar Freundſchaftsſtücke.
Geht, liebſte Freunde, geht; ich wünſch euch tauſend Glücke!

Gottlob Benjamin Straube.

* *

Einige
Pflichten der Mannsperſonen,
in Abſicht
auf das Frauenzimmer,
auf eine neue, kurze, deutliche, bündige und angenehme Art erwieſen.

Zu dieſen Gedanken hat mir ein **großer Philoſoph** und ein **artiges Frauenzimmer**, zwo Gattungen von Perſonen, die bey mir viel Hochachtung haben, Gelegenheit gegeben. Der **Philoſoph** iſt Herr Wolf, und das **Frauenzimmer** die Phyllis, von welcher eine Antwort auf Germanns Brief in dem erſten Stücke der Beluſtigungen vorigen Jahres ſteht*. Herr Wolf hat in einem Theile ſeiner marburgiſchen Nebenſtunden zu zeigen geſucht, wie ein Arzneygelehrter den Sternkündigern nachahmen müſſe: Und Phyllis ſieht die Mannsperſonen als Spielſachen des Frauenzimmers an.

---

* Ich weis zwar nicht eigentlich, ob ich dieſe Phyllis unter die Mannsperſonen, oder unter das gelehrte oder ungelehrte Frauenzimmer rechnen ſoll. Doch weil uns alles angenehmer iſt, was wir vom Frauenzimmer haben; ſo will ich immer die erſte Gelegenheit meiner Gedanken einem Frauenzimmer zuſchreiben. Dieß zum Grunde gelegt, ſo kann ich auch verſichert ſeyn, daß ſie ein artiges Frauenzimmer iſt, weil ſie mit Germann Briefe wechſelt.

Sie wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich mit vorhergehender Verſicherung aller Hochachtung gegen ihre Perſon unbekannter Weiſe, und gegen ihr Geſchlecht, bekannter Weiſe, ihren Satz umkehre, und die Mannsperſonen als Kinder, die Frauenzimmer aber als Spielſachen anſehe, und zu zeigen ſuche: Wie die Mannsperſonen bey Beobachtung ihrer Pflichten in Abſicht auf das Frauenzimmer demjenigen nachahmen ſollen, was Kinder mit ihren Puppen thun.

Ich verbinde mich nicht, alle dieſe Pflichten ſyſtematiſch auszuführen. Ich habe auch Herrn Wolfs Abhandlung nicht bey ber Hand, daß ich die meinige darnach einrichten könnte. Ich wage nur einen kleinen Verſuch, wie man das principium reductionis oder den Grund der Verkehrung hier anbringen könne, da das, was in einem Falle geſchehen muß, aus dem, was in einem ähnlichen Falle geſchieht, hergeleitet wird. Man wird von mir eine philoſophiſche Schärfe nicht fordern; denn dieſe würde weder mich im Schreiben, noch andere im Leſen beluſtigen.

Es wird niemand daran zweifeln, daß zwiſchen den Mannsperſonen und dem Frauenzimmer eben die Verhältniß iſt, wie zwiſchen den Kindern und den Puppen. Zum Beweiſe dürfte ich mich nur darauf berufen, daß viele Mannsperſonen in ihrer Aufführung beym Frauenzimmer im höchſten Grade kindiſch ſind, und daß viele Frauenzimmer nicht viel mehr oder doch nicht viel vernünftiger zu reden wiſſen, als eine Puppe. Doch ich will dieſe Gedanken nicht zum Grunde meiner Abhandlung legen. Die Aufführung der Kinder in Abſicht auf ihre Spielſachen, ſoll mir zur Betrachtungen über die Pflichten der Mannsperſonen, in Abſicht auf das Frauenzimmer, Gelegenheit geben.

Wie man nicht leicht ein Kind antreffen wird, das ein abgeſagter Feind von Spielen iſt, ſo läßt ſich auch die Regel mit einer moraliſchen Allgemeinheit abfaſſen, daß alle Mannsperſonen dem Frauenzimmer gewogen ſind. Oft ſind es diejenigen am meiſten, denen man es am wenigſten zutrauen ſollte, wie Kinder, die in Gegenwart Fremder recht altklug thun, oft am liebſten ſpielen. Es giebt Kinder, die Confect oder Obſt den Spielſachen vorziehen. Und eben ſo iſt manchen Mannsperſonen eine mit Speiſen und Weingläſern beſchwerte Tafel

> wichtiger, als weis und rothe Wangen.

Hagedorn.

Aber ſie bekehren ſich öfters ſehr plötzlich.

> Die junge Phyllis kömmt gegangen,
> Und man erblickt, wo ſo viel Liebreiz blitzt,
> Nichts wichtigers, als ihre ſchönen Wangen.

Eben derſ.

Ein guter Freund von mir ſteht in den Gedanken, die tiefſinnigen Gelehrten, und insbeſondere die tiefſinnigſten unter den tiefſinnigen Gelehrten, die Mathematikverſtändigen, wären dem Frauenzimmer am gefährlichſten. Doch er wird mir erlauben, hieran zu zweifeln, ſo lange er mir unter den Leandern, Horazen, Oronten, Eraſten, den Chevaliers und Marquis und allen andern Comödienhelden keinen zeigen kann, der von einer gegebenen krummen Linie den radium osculi zu finden gewußt, oder dem es bekannt geweſen wäre, daß ein Sternkündiger der Königinn Berenice ihre téte moutonnée (ich weis nicht, ob ich im Deutſchen ſagen ſoll, ihr Mutonnchen, ihr Budelchen, oder ihr Schafköpſchen) unter den Geſtirnen verewigt hat.

Auch über der Kinder Gemüther hat die Schönheit Gewalt. Meine Vorgängerinn, Phyllis, merket es an, daß die Kinder gerne ſchöne Spielſachen haben. Der Grund davon läßt ſich aus der Pſychologie zeigen. Doch das iſt die Materie einer viel gelehrtern und tiefſinnigern Abhandlung, als gegenwärtige ſeyn darf. Jetzt nehme ich dieß aus der Erfahrung an, und rechtfertige aus dieſer Erfahrung auch die Mannsperſonen, bey denen die Schönheit eine von denen Urſachen iſt, warum ſie ein Frauenzimmer hochhalten. Doch ſie ſollen hier nicht auf die Schönheit allein, ſondern auf andere Vollkommenheiten, die ein Frauenzimmer liebenswürdig machen, ſehen. Auch dieß lehret ſie das Beyſpiel der Kinder. Man ſchenke einem Kinde eine Schäferinn mit dem artigſten Wachsgeſichte, und mit einem großen Fiſchbeinrocke und einer neumodiſchen Haartour, wie die Schäferinnen bey den Nürnbergern und die Tragödienheldinnen bey den Franzoſen gehen; das Kind wird mehr Freude darüber haben, als über ein Drechslerpüppchen, das ein apfelrundes Geſichte und ein Spänchen, ſtatt der Naſe hat: Allein man gebe dem Kinde die Wahl unter der vorigen Schäferinn, die weiter zu nichts tauget, als auf dem Flecke ſtille zu ſtehen, wo man ſie hinſetzet, und unter einer Puppe, die etwa zu gewiſſen Bewegungen geſchickt iſt, oder an der es ſich mit aus- und anziehen beſchäfftigen kann: Ich bin verſichert, es wird nach der letzten greiſen, geſetzt daß ſie kein ſo ſchönes Lärvchen hätte. Sieht alſo das Kind nicht auf mehr Vollkommenheiten, als auf die bloße Geſtalt? Ich werde ihm ſo gar einen guten Geſchmack zuſchreiben, wenn es ein weißes und wohlproportionirtes Wachsbildchen, einem Hampelmanne, den ſeine Häßlichkeit vollkommen machet, vorzuziehen weis. Aber hier will ich die Anwendung nicht machen. Es iſt beſſer, daß etliche Mannsperſonen einen übeln Geſchmack in Abſicht auf die Schönheit des Frauenzimmers haben, als daß ſie alle einen guten Geſchmack hätten. Allzueinige Urtheile ſind hier öfters die Quellen von gefährlichen Uneinigkeiten. Und wo wollten Geſichter, die ihre Ungeſtalt hinter nichts, als hinter den Geldſäcken, verſtecken können, Männer herbekommen, wenn nicht manche Mannsperſonen den Kindern glichen, die, wenn ſie ein Kleid voll Flittergold blendet, eben nicht darauf ſehen, ob die Geſichtszüge ihrer Puppe ſo gar regelmäßig ſind. Das wird ein ſchläfriges Kind ſeyn, das, wenn es ſich aus vielen Spielſachen etliche nehmen ſoll, keinen Entſchluß faſſen kann, ſondern die Wahl ſeiner Wärterinn oder Mutter überläßt: Allein des andern Eigenſinn werde ich auch nicht billigen können, welches dasjenige haben muß, was es ſich einmal in den Kopf geſetzt hat, man mag ihm dawider Vorſtellungen machen, wie man will. Eben ſo wird der gehorſame Sohn kein Lob bey mir verdienen, der mit vollkommener Gleichgültigkeit erwartet, was ihm ſein Vater für eine Ehegattinn ausſuchet. Die Vergnügungen werden gewiß ſehr matt ſeyn, die ein ſolcher Kaltſinn mit ſeinem Schatze genießen wird: Doch vielleicht iſt dieſer Fehler nicht allzu gemein. Mehr verfallen in den entgegengeſetzten, und wählen wider die Vernunft, und wider den Willen ihrer Eltern; und ihre Wahl iſt deſto ſchädlicher, weil daraus nicht etwa, wie bey den Kindern, der Verluſt des wenigen Geldes, das ein Spielzeug koſtet, ſondern ihr und ihrer Geliebte Unglück folget.

Wenn der wächſerne Engel Verſtand beſäße, den das kleine Suschen ſo lieb hat, wie würde er ſich nicht die Gunſt ſeiner Beherrſcherinn zu Nutze zu machen wiſſen, die lieber alle übrigen Spielſachen, und was ihr noch angenehmer iſt, als die Spielſachen, alles Confect entbehren würde, ehe ſie dieſem Bilde das geringſte thun ließe. Die fleiſchernen Engel (wenn ich mich einer Redensart bedienen darf, die noch im Anfange des jetzigen Jahrhunderts ſchön war) beſitzen nur allzuviel Verſtand, die Gewalt zu merken, die ſie über ein Herz haben; und ſie werden dieſe Gewalt allzuleicht misbrauchen, wenn man ſich nicht frey zu ſtellen weis, ob man gleich ein Sklave iſt. Wo ich mich nicht irre, ſo ſteht in den Regeln ohne Verdruß zu lieben, die der Herr **von Caniz** aus dem Franzöſiſchen überſetzt hat, etwas, das hieher gehöret. Meiner Leſer werden mich entſchuldigen, daß ich ihnen die Verſe nicht herſchreiben kann. Ich habe meinen **Caniz** einem Frauenzimmer geliehen, und ſie hat ſelbigen ſo lange bey ſich, daß ich hoffe, ſie werde mich und mein Buch ſo glücklich machen, ihn zu behalten. Auf dem Chriſtmarkte, der bey uns vor den letzten

Weihnachtsfeyertagen gehalten ward, traf ich die Frau *.** an, die ſich ihren zweyjährigen Knaben nachtragen ließ. Das Kind ergötzte mich durch ſein unſchuldiges Lächeln über die Menge von Spielſachen, von denen es da das erſtemal ſo viel beyſammen ſah. Es las ſich aus einer Bude das aus, was ihm am beſten gefiel. Aber es bezeigte keine ſtörriſche Begierde, das vor allen andern zu haben. Es gab mir ſo gar willig ſein Schäfchen, da ich es verlangte, und verbiß auch bey ſo zartem Alter den Schmerz, den ihm der Verluſt eines kaum beſeſſnen Gutes machte. Glückſeliges Kind! dachte ich bey mir, wenn du in etlichen Jahren gegen die lebendigen Spielſachen ſoviel Gleichgültigkeit bezeigen kannſt!

Weil niemand für ſeine zukünftigen Thorheiten Bürge ſeyn kann, ſo will ich auch nicht dafür reden, daß ich mich einmal verlieben könnte. Auf dieſen Fall habe ich an meine zukünftige Herzensköniginn eine Liebeserklärung im Voraus fertig gemacht, indem ich mich befürchtete, ich möchte hernachmals in allzu großer Verwirrung ſeyn, wenn ich ſie brauchte. Dieſe Liebeserklärung läßt ſich vielleicht hier anbringen. Für die beyden erſten Sylben iſt leerer Platz gelaſſen. Ein jedes Frauenzimmer, das einen zweyſylbigen Namen hat, kann ſolchen hinein ſetzen, wenn es ihr gefällig iſt. Sollte aber auch eine, deren Name drey oder vier Sylben hat, gerne denſelben in dieſer Ode ſehen, ſo beliebe ſie nur zu befehlen, ich will ihr alsdann zu Gefallen die ganze erſte Zeile ändern. Hat doch wohl mancher Dichter eher, einem Thoren zu gefallen, ein ganzes Gedichte geändert.

Ode.

O D E.

— — kann mein Glück mir geben,
Doch ſie macht mir keine Pein;
Unterthan will ich ihr leben,
Aber nicht ihr Sklave ſeyn.
So ſoll ſie kein Herz verehren,
Wie das meine ſie verehrt:
Doch, will ſie es lieben lehren,
Halte ſie es liebenswerth.

Ja, ihr Blick ſoll mich entzünden,
Lenket ihn die Freundlichkeit:
Keine Glut werd ich empfinden,
Wenn er mir Verachtung dräut.
Eh ich mich zu Tode ſehne,
Werd ich mich von ihr befreyn.
Iſt ſie gleich, wie Engel, ſchöne,
Grauſam wird ſie häßlich ſeyn.

Hannchen hatte einer Jungfer mit einem allerliebſten Wachsgeſichte, auch ihren Namen beygelegt. Dieſe beyden Namensſchweſtern waren rechte Herzensfreundinnen. Das lebendige **Hannchen** redete gegen das andere mit der größten Vertraulichkeit: Und ungeachtet das lebloſe **Hannchen** von dieſen Reden gerade ſo viel verſtund, als vieles Frauenzimmer von den Verſen ihrer Liebhaber; ſo machte es doch eine recht verſtändige Mine dazu, und konnte ſich rühmen, niemals mit einem Worte oder mit einer That ſeiner Geſpielinn Verdruß gemacht zu haben; dafür es denn auch allezeit in dem beſten Platze der Spielköthe auf das ſorgfältigſte aufgehoben ward.

Doch, eine ſo beſtändige Freundſchaft, und ein ſo großes Glück konnte das tyranniſche Schickſal ohne Neid nicht anſehen. Ja, es ſuchte das unmenſchliche Ergötzen, die belebte Freundinn zur Mörderinn der unbelebten zu beſtimmen. Bey einer der größten Vergnügungen, die ſich beyde mit einander machten, führte es der erſten unvorſichtige Hand ſo unglücklich, daß die unſchuldige Geſellinn einen ihr tödtlichen Sprung vom Tiſche auf die Erde that. Das Geſichtchen gieng in Stücken. Wo das Geſichte verdorben iſt, da iſt eine Puppe bey den Kindern, wie ein Frauenzimmer bey Mannsperſonen, todt. **Hannchen!** wo iſt der Meiſter in der Kunſt, zärtlich zu klagen, der deine thränenden Augen, deine reizenden Hände, deinen ächzenden Mund lebhaft genug abſchildern kann? Eine halbe Stunde vergeht, eh du ein Zuckerbild, das man dir darbeut, anſiehſt. Du erblickſt es endlich, du ergreifſt es, und ein lächelndes Ergötzen darüber vergräbt den vorigen Schmerz.

Ich ziehe aus dieſem Exempel keine Regel. Ich habe es nur hieher geſchrieben, um es nicht zu vergeſſen, wenn ich etwa einmal einem Wittwer ein Hochzeitgedichte machen werde, der ſich mit ſeiner erſten Frau wollte laſſen ins Grab legen, da ſie ihm in Wochen ſtarb.

Hannchens Schatz, der kleine **Philipp** (denn das iſt bekannt, daß bey uns ein vierjähriges Mägdchen einen fünfjährigen Schatz haben muß) iſt ganz anderes Sinnes, als ſeine Liebſte. Weit gefehlt, daß er ſich über den Untergang ſeiner Spielſachen betrüben ſollte; er bringt ſie vielmehr ſelbſt zu ſeinem Vergnügen um. Kein öſterreichiſcher Huſar hat ſo viel preußiſche Soldaten hingerichtet, als er, Puppen. Das Spielzeug, das er mit der größten Sehnſucht erwartet, und mit der größten Freude empfangen hat, iſt allzu glücklich, wenn es ihn drey Tage lang beluſtigen kann, und nachdem kein Unglück weiter hat, als mit Verachtung in den nächſten Winkel geworfen zu werden. Die grauſame Gemüthsart dieſes Knaben hat ſeine haushältige Mutter auf den Einfall gebracht, daß ſie ihm die Spielſachen, die bey ihm lange in Gewogenheit bleiben ſollen, nur ſelten giebt, und daß ſie ihn öfters mit einer Puppe mehr als einmal erfreuet, wenn ſie ſolcher etwa ein neues Kleid gegeben, oder ſonſt eine Veränderung von der Art mit ihr vorgenommen hat.

Die Gunſt eines Frauenzimmers iſt bey vielen Mannsperſonen nur

Ein flüchtig Wohl, das Wahn und Sehnſucht färben.
Haller.

Die Schwierigkeiten, dieſelbe zu erhalten, machet ſie ihnen ſchätzbar. Sind dieſe Schwierigkeiten überwunden, ſo handeln ſie, wie **Philippchen**, der ſich ein halbes Jahr auf den heil. Chriſt gefreuet hat, und ſeit dem Anfange des Decembers fromm geweſen iſt, und ſich doch ſchon den andern Weihnachtsfeyertag aus allen erhaltenen Spielſachen nichts mehr machet. Ihr ganzer Lebenslauf ſteht beym Hagedorn in einer Zeile:

Erblicken, wünſchen, flehn, genießen und ſich ſcheiden.

Ein Frauenzimmer, das über die Herzen ſolcher Mannsbilder lange herrſchen will, muß den Monarchen nachahmen, die ihre Unterthanen mehr durch Grauſamkeit, als durch Liebe, regieren. Wie die Poeten auch dasjenige nicht verſchweigen können, was ihren eigenen Abſichten ſchadet, ſo hat der engliſche Dichter Cowley ſeine Geliebte ſelbſt erinnert, ſich gegen ihn als eine Gebietherinn, und nicht als eine Freundinn aufzuführen. Seine Gedanken ſind ungefehr folgende: *

Du mußt als Königinn, ſoll man dich weiſe nennen,
Zwar nicht Tyrannin ſeyn, doch nicht zu viel vergönnen.
Jetzt wünſch ich dich allein, du ſcheinſt mir eine Welt:
Doch überwind ich dich, ſo bin ich, wie der Held,
Mit dem nach Scythien die Griechen ſiegend dringen:
Ach! ſprach er, ſoll ich denn nur eine Welt bezwingen?

Die Göttinn, die entfernt ſich meinem Auge zeigt,
Wird nur ein Weibsbild ſeyn, wenn ſie ſich näher neigt.
Laß deine Gütigkeit mich nicht zu vieles lehren,
Ein Geiſt, der viel gelernt, pflegt Götter ſchlecht zu ehren.

Doch überdieſes wird vielleicht ein Mittel ſeyn, viele dergleichen flüchtige Seelen beſtändiger zu machen, wenn ein Frauenzimmer ſich bemüht, ihnen ſo viel Vollkommenheiten zu zeigen, daß ihnen die beſtändige Betrachtung einer einzigen ſo leicht keinen Ueberdruß machen kann, und wenn es an das gedenket, was Haller ſeiner Doris ſaget:

Die Schönheit feſſelt dir die Geiſter,
Und deine Tugend hält ſie feſt.

Ich würde noch allerley ſagen können, wenn ich mich länger aufhalten wollte. Ich würde von den Kindern

---

* Siehe Cowleys Miſtreſſ. p. 32. Againſt Fruition.

dern reden können, die vor Neide gleich zu weinen anfangen, wenn andere ihre Puppen nur anſehen wollen; von denen Kindern, die ungeachtet ſie ſelbſt einen Ueberfluß am Spielzeuge haben, ſich dennoch die Zeit lieber mit dem verkürzen, was fremden gehört; von denen, die ſich um die nichtswürdigſte Puppe mit einander zanken; von denen, die gerne ſchöne Puppen haben, und gleichwohl darnach nicht wiſſen, wie ſie damit umgehen ſollen; von denen, die immer noch gerne puppen, wenn ſie ihr Alter gleich ſchon zu ernſthaftern Beſchäfftigungen beſtimmt, u. ſ. f. Doch ich habe ſchon ſo lange geſpielt, daß ich befürchte, meine Leſer werden es beynahe überdrüßig ſeyn. Vielleicht halten es mir auch wohl einige für übel, daß ich auf die Handlungen der Kinder ſo viel Aufmerkſamkeit richten können. Doch dieſen werde ich antworten, was **Grotius** ſeinem Freunde antwortete, der ihn wegen Leſung des **Terenz** tadelte: **Knaben leſen den Terenz anders, als erwachſene,** ſagte er. Wenn ich mit **Fickchen** tändele, ſo habe ich dabey öfters ernſthaftere und nützlichere Betrachtungen gehabt, als ein junger Herr, wenn er mit ſeinen Schönen die galanteſten (**artigſten** würde doch nicht galant genug klingen) Unterredungen gehalten. Man ſey nicht etwa ſo einfältig, und bilde ſich ein, ich habe durch dieſe Abhandlung die philoſophiſchen Sätze, auf die ich mich hin und wieder geſtützt, verſpotten wollen. Man erniedriget hohe Wahrheiten nicht, wenn man ſich bisweilen damit beluſtiget. Die Mathematik hat nichts von ihrer Hochachtung verlohren, ſeitdem Hugen, Bernoulli, Sauveur und andere ſie bey den

Spielen angebracht haben. Des Herrn Wolfs Name wird auch nicht entweiht werden, wenn er neben der Phyllis ihrem ſteht. In dem Hirtengedichte Virgils, da zweene Schäfer einander Rätzel aufgeben, (es iſt mir zu mühſam, aufzuſtehen und nachzuſchlage, welche Ekloge es ſey) ſaget einer zum andern: Wenn du mein Rätzel auflöſen wirſt,

Eris mihi magnus Apollo.

Der andere ſpricht; wenn du meine Frage beantworten wirſt,

Phyllida ſolus habeto.

Das Glück, die Phyllis zu beſitzen, wird alſo ſo hoch geſchätzt, als die Ehre dem Apollo verglichen zu werden. Ein Name, dem das Alterthum ſo viel Hochachtung erwieſen, kann wohl neben Herrn Wolfens Namen ſtehen.

X.

* * *

Betrachtung

Bey Gelegenheit des Kometen.

Durchs Glas, das unſre ſchwachen Blicke
Zur Kenntniß ferner Welten ſtärkt,
Ward geſtern, mit verſchiednem Glücke,
Der Erdball, der itzt brennt, bemerkt.
Des heitern Himmels blaues Leere
Stellt ſich des einem Auge dar;
Der findet, in dem Sternenheere,
Statt des Kometen, den Polar.

Wohl! endlich hab ich ihn gefunden,
So ruft der dritte halb entzückt;
Er ruft, und ſieht ſein Glück verſchwunden,
Indem die Hand das Rohr verrückt.
Der Schönen Wünſchen und Bemühen
Hält ſelbſt den Unbeſtand nicht feſt;
Sie ſehn ihn durch die Gläſer fliehen,
Wie er das Rohr, das wankt, verläßt.
Was macht den Stern vor uns verſchwinden?
Aefft unſern Fleiß wohl ſein Betrug?
Nein, ihn gewiß durchs Rohr zu finden,
Sind wir nur nicht geſchickt genug.
Geſchichte, du ſollſt mir itzt zeigen,
Was wir in keiner Fabel ſehn.
Heiß Männer von dem Laſter ſchweigen,
Mit welchem ſie die Schönen ſchmähn.
Man braucht nicht lange nachzuſinnen,
Wenn mancher ſie für falſch erklärt.
Ihr Herz zu kennen, zu gewinnen,
Fehlt ihm Geſchicklichkeit und Werth.

X

* *

Beweis, daß der Verfaſſer der lettres germaniques wirklich ſo geſtorben, wie in der Vorrede erzählt wird.

Der Richter von der Deutſchen Witze
Erblaßte durch des Fiebers Hitze.
Du Leſer, glaubſt vielleicht, es ſey nur ein Gedicht;
Siehſt du den Anſtoß denn in ſeinem Werke nicht?

M. Abraham Gotthelf Käſtner.

* *

Philoſophiſches Sendſchreiben über eines ungenannten Verfaſſers, vernünftige Gedanken von der natürlichen Freyheit.

Mein Herr,

Sie haben mir, unter andern gelehrten Neuigkeiten der verwichnen Meſſe, auch eine kleine Schrift mitgetheilet, welche vernünftige Gedanken von der natürlichen Freyheit verſpricht. Ich habe dieſelbe mit derjenigen Aufmerkſamkeit durchgeleſen, welche die abgehandelte Materie verdiente, indem ich mir die Hoffnung machte, ſolche hier in ein neues Licht geſetzt zu ſehen. Allein, wenn ich die Wahrheit freymüthig bekennen ſoll, ſo bin ich in meiner Hoffnung niemals mehr, als hier, betrogen worden. Gewiß, ich würde in die allergrößte Verwirrung gerathen ſeyn, wenn mich der Verfaſſer dieſer neuen Abhandlung von der Freyheit, von ſeinen Sätzen überredet hätte. Denn es ſind dieſe ſolchen Wahrheiten zuwider, welche man nicht anders, als für höchſt vernünftig und gewiß, halten kann. Die Freyheit zu handeln wird dadurch, ſowohl dem höchſten Weſen, als den Menſchen, gänzlich benommen; indem man entweder das Anſehen haben will, oder ſich auch ernſtlich bemühet, daß man ſie dieſen allein zueigne. Man jaget ſie ganz und gar aus der Welt, unter dem Scheine, daß man ihr ihren eigentlichen und beſtändigen Sitz anweiſen wolle. Man beſchreibt ſie ſo, daß man nicht nur ſelbſt wohl ſieht, ſie könne dem allerweiſeſten Gotte unmöglich zukommen, ſondern daß auch, wie ich verſichert bin, wenigſtens alle vernünftige Leute hohe Urſache haben, über denjenigen zu zörnen, der ſich unterſteht, ihnen einen ſo ſchimpflichen Fehler, als dieſe erdichtete Freyheit iſt, beyzulegen. Denn da bisher alle Welt geglaubet hat, die Freyheit wäre ein Gut, welches vornehmlich weiſe Männer beſäßen; ſo iſt hier alles dergeſtalt umgekehrt, daß der größte Thor, als der freyeſte Menſch, und der Weiſeſte dagegen, als der elendeſte Knecht einer unvermeidlichen Nothwendigkeit erſcheint. Was dünkt ihnen von dieſen neuen Wahrheiten? mein Herr. Können ſie glauben, daß ein Weltweiſer denſelben beytreten werde, der nichts ohne zureichenden Grund annimmt? Mir ſcheint es wenigſtens, als wenn dieſe Erfindung, außer ihrem Urheber und einigen andern allzuneugierigen Gemüthern, hauptſächlich nur denen gefallen könne, welche derſelben ihre Freyheit zu danken haben.

Sie, mein Herr, von der Billigkeit dieſes Urtheils zu überführen, wird nicht nöthig ſeyn, alles zu prüfen, was in der gedachten Schrift, von der Freyheit Gottes und der Menſchen gelehret wird; ſondern ich werde nur den Begriff, welchen ich darinnen von der Freyheit überhaupt gefunden habe, etwas aufmerkſamer erwegen dürfen, um daſſelbe völlig zu rechtfertigen.

Die Freyheit iſt, nach der Erklärung unſers Philoſophen, **eine Eigenſchaft eines Geiſtes, vermöge welcher er unter einerley Umſtänden ſo, und auch anders handeln kann.**

Sie werden mir erlauben, daß ich meine Gedanken über dieſe Erklärung in drey Anmerkungen einſchließe, davon die erſte die Art und Weiſe betreffen ſoll, wie dieſelbe heraus gebracht worden; in den andern beyden werde ich theils eine Zweydeutigkeit in derſelben bemerken, erweiſen und nach dem Sinne ihres Urhebers wegräumen, theils ihre Unmöglichkeit darlegen.

Ich würde von der Art und Weiſe, wie der Herr Verfaſſer zu ſeinem Begriffe von der Freyheit gekommen iſt, nichts ſagen, wenn er uns ſolche nicht ſelbſt mit Fleiß entdeckt hätte. Was iſt daran gelegen, möchte mancher denken, wie eine Sache erfunden worden, wenn ſie nur gut und richtig iſt? Ich würde vielleicht demjenigen ſelbſt alſo antworten, welcher mir zumuthen wollte, dieſe Unterſuchung erſt anzuſtellen. Da aber mein Verfaſſer den Weg, auf welchem er zu der angeführten Erklärung der Freyheit gelanget iſt, ſelbſt deutlich bezeichnet hat: So bin ich ganz andrer Meynung, und glaube, darinnen verſchiednes gefunden zu haben, was die Richtigkeit derſelben verdächtig machet. Die erſte Art, nach welcher ſolches geſchehen, iſt die Aufmerkſamkeit auf die eingeführte Gewohnheit zu reden. Dieſes Mittel iſt unter den Gelehrten ſehr gewöhnlich, und auch in der That gut, wenn es mit gehöriger Behutſamkeit gebraucht wird. Allein eben darinnen ſcheint mir es hier verſehen zu ſeyn. Der Herr Verfaſſer will den Begriff der Freyheit durch den Gebrauch zu reden ſuchen. Dieſes heißt, ſo viel ich einſehe, nichts anders, als man wolle den allgemeinen Begriff der Freyheit ſo einrichten, daß er allen denen Weſen beygelegt werden könne, welche nach der eingeführten Redensart frey heißen. Nun geſteht er im 2 und 14 §, daß, nach der Gewohnheit zu reden, außer den Menſchen, auch noch die guten und böſen Engel, und Gott ſelbſt unter die freyen Dinge gerechnet werden: Dem ungeachtet aber will er auf Gott und die Engel nicht ſehen, ſondern nur die Menſchen als frey annehmen, weil die Vernunſt von jenen nichts gewiſſes lehre; die Freyheit Gottes aber gewiſſermaßen noch ſtreitig ſey. Heißt dieſes, bey Erfindung eines allgemeinen Begriffes der Freyheit, den Gebrauch der Sprache beobachten? Die Freyheit Gottes wird in Zweifel gezogen, weil man ſie ihm abſprechen will; die Freyheit der Menſchen aber vorausgeſetzt, weil man ſie behaupten will. Auf ſolche Art leitet man die Begriffe aus den einmal für wahr angenommenen Sätzen her, um dieſe hernach aus jenen zu erweiſen. Der Herr Verfaſſer hoffet zwar, daß ihm niemand dieſes Verfahren verdenken werde, weil er den Begriff der Freyheit erſt feſt ſetzen wolle; aber ich weis nicht, worauf dieſe Hoffnung ſich gründet. Darf denn etwan die Regel der Vernunftlehre, welche verbiethet, etwas zum Grunde zu ſetzen, das noch erſt erwieſen werden ſoll, nicht beobachtet werden, wenn man einen richtigen Begriff ſuchen will? Wenn man dafür gehalten hat, daß die menſchliche Freyheit mit

Recht zum Grunde geſetzt werden könnte; warum ſuchet man denn hernach dieſelbe ſo ängſtlich zu beweiſen? Mußte ſie aber erwieſen werden; mit was für Recht konnte man ſie denn als eine ganz ausgemachte Sache vorausſetzen? Die Freyheit der Menſchen iſt nicht mehr außer Streit, als die Freyheit Gottes. Spinozä und Hobbeſii Anhänger fechten ſie eben ſo ſtark an, als dieſe: Die vernünftigſten Weltweiſen aber haben, nebſt den Gottesgelehrten, beyde ſtets mit gleichem Eifer verfochten. Was iſt doch die Urſache, daß hier unter beyden ein ſo großer Unterſchied gemacht worden? Ich kann wahrhaftig keine andre finden, als weil man ſich einmal vorgenommen hatte, die eine zu vertheidigen und die andre zu beſtreiten.

Doch der Herr Verfaſſer iſt ſelbſt nicht vollkommen damit zufrieden, daß er den Begriff der Freyheit auf dieſe Weiſe gefunden hat, da man das allgemeine von einzelnen Redensarten abſondert. Er hält es vielmehr am 29 Blatte für ſehr nöthig, denſelben auf eine noch beſſere und gründlichere Art, als richtig, zu erweiſen. Dieſes ſoll geſchehen, indem er dieſen Satz zum Grunde leget: Wo eine Zurechnung der Handlungen ſtatt findet, da muß Freyheit ſeyn. Denn derjenige Begriff von der Freyheit müſſe nothwendig für den ächten gehalten werden, aus welchem ſich die Zurechnung der Thaten begreifen laſſe. Dieſes iſt der andre Weg, nach der Meynung des Herrn Verfaſſers, wie er zu ſeiner angeführten Erklärung gelanget iſt. Allein, ich behaupte, daß derſelbe entweder noch unrichtiger, als der erſte, oder von ihm nicht unterſchieden iſt. Denn man ſetzet den gedachten Satz zum Grunde, entweder weil man davon überführt iſt, oder weil ihn alle Welt für wahr hält, ohne auf deſſen wirkliche Richtigkeit zu ſehen. Iſt das erſte; ſo muß man ihn erweiſen können. Kann man ihn erweiſen; ſo muß man ſchon beydes von der Freyheit und Zurechnung deutliche Begriffe haben, als durch deren Vergleichung mit einander allein ein rechter Beweis geführet werden kann. Folglich kann dieſer Satz, in ſo fern man ihn als Wahrheit erkennet, nicht dienen, einen allgemeinen Begriff von der Freyheit daraus herzuleiten. Man kann ihn daher nicht anders zu dieſem Zwecke brauchen, als wenn man ihn als eine ſehr gewöhnliche Redensart anſieht, die jedermann im Munde führet, um deren Wahrheit man ſich aber noch nicht bekümmert. Dergeſtalt läuft nun alles wieder auf dieſe erſte Art hinaus, da man von einzelnen Redensarten einen allgemeinen Begriff abſonderte. Wenn dieſes der Herr Verfaſſer erwogen hätte, ſo würde er ſich vielleicht nicht ſo ſehr darüber verwundern, als er auf der 35 Seite ſeiner Abhandlung thut, daß noch niemand bisher dieſen Weg erwählet, obgleich alle die Freyheit als ganz nothwendig zur Zurechnung der Thaten angeſehen. Die Weltweiſen haben nämlich bisher geglaubt, die Sätze müßten aus deutlichen Begriffen, und nicht die Begriffe aus den Sätzen gemacht werden; worinnen aber der Herr Verfaſſer vermuthlich andrer Meynung iſt. Ich ſchließe dieſe Anmerkung mit der Erinnerung, daß derſelbe ſo viele Weitläuftigkeit gar nicht gebraucht hätte, eine richtige Erklärung der Freyheit zu finden. Er ſuchte ja nur eine bloße Erklärung des Wortes; wer konnte es ihm denn wehren, ſolches nach ſeinem Gefallen einzuſchränken? Niemand hätte dawider mit Rechte etwas zu ſagen gehabt, wenn nur die Gewohnheit zu reden dabey nicht hindangeſetzt und in der Erklärung ſelbſt nichts widerſprechendes wäre angenommen worden. Denn beydes hätte ſie ungereimt und falſch gemacht.

Sie, mein Herr, erkennen verhoffentlich hieraus zur Genüge, daß es keine unnütze Bemühung ſey, auf die Art und Weiſe, wie jemand zu ſeinen Begriffen gelanget iſt, Achtung zu geben. Sollte ich mich aber doch dabey etwas länger, als ihnen nöthig zu ſeyn ſchien, aufgehalten haben, ſo hoffe ich dießfalls bey ihnen leicht Vergebung zu finden, indem es ſich nicht allezeit thun läßt, der Deutlichkeit unbeſchadet mit wenig Worten viel zu ſagen. Nunmehro will ich, meinem Verſprechen gemäß, zur andern Anmerkung über die Erklärung unſers Philoſophen fortgehen, wo ich eine Zweydeutigkeit in derſelben anzeigen und wegräumen muß. Es verdienet dieſer Punct um ſo viel mehr dero Aufmerkſamkeit, da ich ihnen damit den Grundirrthum der gegenwärtigen ganzen Schrift, und die Quelle aller ungewöhnlichen Lehrſätze derſelben zu entdecken hoffe. Ich zweifle daher nicht, daß ſie mir mit ihren Gedanken noch ferner folgen werden.

Unſer Herr Verfaſſer findet bey der Wolfiſchen Erklärung der Freyheit unter andern auch dieſes auszuſetzen, daß ſie zweydeutig ſey. Unerachtet es nun etwas leichtes wäre, dieſelbe in dieſem und den meiſten andern Stücken zu rechfertigen; ſo will ich mich doch damit nicht aufhalten; zumal da im Fortgange genugſam erhellen wird, daß ſie des Herrn Verfaſſers ſeine bey weitem übertreffe. Es iſt mir genug, daß ich ihm an ſeinem eigenen Beyſpiele zeigen kann, es ſey leichter, Zweydeutigkeiten anzumerken, als zu vermeiden. Er iſt ſcharfſinnig geweſen, eine zu entdecken, die, wenn ſie vorhanden wäre, nichts auf ſich hätte; und darüber hat er eine andre überſehen, welche er billig hätte wahrnehmen ſollen. Denn ſodann hätten wir vielleicht eine ganz andre Abhandlung von der Freyheit zu leſen bekommen. Die Freyheit wird von ihm als eine Eigenſchaft eines Geiſtes beſchrieben, vermöge welcher er **unter einerley Umſtänden**, ſo und auch anders handeln kann. Der Vorzug welchen dieſe Erklärung vor der gemeinen verlanget, ſtecket in den Worten, welche durch eine beſondre Schrift von den übrigen erhaben ſind. Ob nun dieſe Beſtimmung ganz neu, und in den übrigen Erklärungen auch nicht der Kraft nach enthalten ſey, das will ich itzo nicht ausmachen. Ich halte dieſelbe für ganz gut, und meinethalben mag ſie auch neu heißen. Aber darauf kömmt eigentlich hier nichts an. Dieſer Zuſatz machet in der bisherigen Lehre von der Freyheit keine Veränderung, ob es gleich der Herr Verfaſſer und die andern Freunde ſeiner Meynung dafür halten. Es iſt ganz etwas anders, worauf man zu ſehen hat, wenn man wiſſen will, wo der Grund ſeiner ſeltſamen Lehre und der damit verknüpften theils unbeqvemen, theils ſchädlichen

lichen Folgen liegt. Ich glaube denſelben in den Worten: **ſo und auch anders handeln kann,** gefunden zu haben. Es iſt klar, daß damit angezeiget werden ſoll, ein freyes Weſen müſſe ſich gegen zwo entgegen geſetzte Handlungen gleichgültig erhalten Dieſes kann ſo wohl von den natürlichen Kräften, als von den moraliſchen Eigenſchaften eines Dinges, verſtanden werden. Daher entſteht eine Eintheilung der Gleichgültigkeit, in die phyſikaliſche oder natürliche, und in die moraliſche. Der hochberühmte **Herr Paſtor Wagner** hat dieſen Unterſchied und deſſen Nutzen in ſeinem trefflichen Buche **von der Freyheit des Willens** ſo wohl erkläret, bewieſen und erlautert, daß ich mich billig darüber verwundere, daß unſer Herr Verfaſſer nicht mit einem Wörtchen hat merken laſſen, ob ihm ſolcher bekannt geweſen, wie man doch mit Grunde vermuthen könnte. Ueberhaupt muß ich bey dieſer Gelegenheit erinnern, daß er die Gründe ſeiner Gegner nirgends mit einem Finger berühret hat; da ich doch unmöglich glauben kann, daß er dieſelben für ſo gar nichtswürdig gehalten habe. Imgleichen hat er nicht eine einzige Schwierigkeit, die mit ſeinen Lehren verknüpft iſt, angeführt und zu heben geſucht. Soll ich glauben, daß er keine geſehen habe? Ein ſo blödes Geſicht kann ich keinem Weltweiſen zu trauen. Denn ich werde unten etliche anführen, die er nothwendig wahrnehmen mußte, und die ſchon der Mühe werth waren, daß er ſie beantwortete. Ich halte daher allerdings dafür, daß er ſich geſcheuet, dieſelben rege zu machen, weil er ſie nicht beyzulegen gewußt hat. Dem ſey aber, wie ihm wolle, ſo muß der angeführte Unterſchied zwiſchen der natürlichen und moraliſchen Gleichgültigkeit hier ſehr wohl erörtert und erwogen werden; weil die Richtigkeit und Unrichtigkeit des gegenwärtigen Begriffs von der Freyheit lediglich darauf ankömmt, ob dieſe, oder jene, oder alle beyde Arten der Gleichgültigkeit in demſelben verſtanden werden. Ob nun gleich unſer Herr Verfaſſer nichts ausdrückliches davon angezeiget hat, ſo ſind doch in ſeiner Schrift Spuren genug vorhanden, auf welchen wir zur Gewißheit in dieſer Sache gelangen können. Ich bin denſelben mit Fleiß nachgegangen, und fürchte nicht zu irren, wenn ich ſage, daß er zur Freyheit ſo wohl die natürliche, als moraliſche Gleichgültigkeit unumgänglich nöthig machte. Sie werden mir beypflichten, wenn ich einige Stellen aus ſeiner Abhandlung anführe, welche meinen Ausſpruch beſtätigen. Zwar von der natürlichen Gleichgültigkeit wäre faſt nicht einmal nöthig, zu beweiſen, daß ſie von unſerm Verfaſſer zur Freyheit erfordert werde; indem ſich ſolches ſchon verſteht: ich will aber doch nur ein einziges anführen, damit gar keine Urſache zum Zweifel übrig bleibe. Im 23 §. heißt es: **Titius wirft einen Stein vom Dache herunter, welcher Cajum tödtet, indem er ihm auf den Kopf fällt: alsdenn wird der Tod Caji nicht dem Steine, ſondern vielmehr Titio zugerechnet, der ihn herunter geworfen. Eben ſo, wenn Titius Mävium vom Boden wirft und Cajum dadurch tödtet, ſo wird der Tod Caji ebenfalls nicht Mävio, ſondern Titio** zuzurechnen ſeyn. So ſchlecht auch dieſe Exempel zu ſeyn ſcheinen, ſo ſollen ſie doch, wie aus dem Zuſammenhange erhellet, dem Satze zur Erläuterung dienen: Daß einem, der nicht die wahre Urſache einer That iſt, ſolche auch nicht zugerechnet werden könne. Nun iſt aus der Sache ſelbſt klar, daß man darum weder den Stein, noch den Mävius für die wahre Urſache des Todes Caji hält, weil es beyden in gegenwärtigen Umſtänden **ihren phyſikaliſchen oder natürlichen Kräften nach** nicht gleichgültig war, Cajum todt zu ſchlagen oder nicht. Da nun, nach des Herrn Verfaſſers Geſtändniſſe, derjenige nicht frey iſt, dem man ſeine Thaten nicht zurechnen kann; dem Steine aber und Mävio der Todtſchlag Caji darum nicht zugerechnet wird, weil ſie ihrer Natur nach nicht anders handeln konnten: So iſt hieraus mit völliger Gewißheit zu erſehen, daß die natürliche Gleichgültigkeit, da man zu zwo entgegen geſetzten Handlungen gleich viel Kräfte hat, von unſerm Herrn Verfaſſer bey der Freyheit allerdings erfordert wird. Ich laſſe es bey dieſem Beweiſe bewenden, weil ich ihn zu meiner Abſicht für hinlänglich halte, und will nun auch zum andern ausmachen, was mein Verfaſſer von der moraliſchen Gleichgültigkeit bey der Frechheit hält. Es beſteht dieſelbe, nach der bereits gegebenen Erklärung, darinnen, daß zwo entgegengeſetzte Handlungen einem Weſen, in Anſehung ſeiner moraliſchen Eigenſchaften, gleich möglich ſind. Man ſetze, zum Exempel, daß einem ſehr ehrbegierigen und muthigen jungen Prinzen, wie ehemals dem Achilles, die Wahl gelaſſen würde, entweder bey einer ſtillen und trägen Lebensart ein hohes Alter zu erreichen, und endlich unberühmt zu ſterben, oder nach unzähligen löblich verrichteten Thaten in der beſten Blüthe der Jahre aus der Welt zu gehen, und einen unſterblichen Ruhm zu hinterlaſſen: So würde in dem Gemüthe dieſes jungen Herrn keine moraliſche Gleichgültigkeit gegen die vorgelegten zwey Stücke angetroffen werden. Denn auf der einen Seite iſt etwas, das der brennenden Ehrbegierde, einer moraliſchen Eigenſchaft deſſelben, zuwider läuft; auf der andern hingegen findet ſich etwas, das ihr ſehr gemäß iſt. Daher könnte es ihm, in dieſer Abſicht, nicht gleich möglich ſeyn, beyde von den vorgeſchlagenen Lebensarten zu erwählen, ſondern er müßte, vermöge einer moraliſchen Nothwendigkeit, zu der letztern ſtärker getrieben werden, als zu der erſten.' Wenn er ſich nun auch wirklich zu jener entſchlöſſe, was meynen ſie wohl? Würde man ſeinen Entſchluß frey nennen dürfen? Unſer Herr Verfaſſer ſaget nein dazu; weil er eine moraliſche Gleichgültigkeit gegen entgegengeſetzte Handlungen bey einem Weſen finden muß, ehe er ihm die Freyheit zugeſteht. Dieſes beweiſt zum erſten, ſeine Erklärung der Wahl, die man im 32 und 40 §. antrifft. **Wählen**, heißt es daſelbſt, iſt, **eine Sache der andern ohne Grund, nach einem bloßen ungegründeten Einfalle und Eigenſinne vorziehen.** Nach dieſer Beſchreibung geht da keine Wahl vor, wo man in Betrachtung der Vortrefflichkeit, des Nutzens, der Beqvemlichkeit oder ſonſt eines vernünftigen Grundes eines dem andern vorzieht. Folglich darf keiner, der da wählet, aus einem von allen dieſen oder einem ähnlichen Grunde, eins aus vielen ausleſen, bey Strafe, augenblicklich ſeine Freyheit zu verlieren; ſondern ſein Gemüth muß gegen die vorgelegten Sachen in einer ſolchen Verfaſſung ſtehen, daß es ſich weder durch das Gute, welches an dieſer wahrgenommen wird, noch durch das Böſe, welches an jener zu finden iſt, dahin bewegen laſſe, dieſe liegen zu laſſen, und jene zu nehmen. So kann man von einem vernünftigen und tugendhaften Manne, der etwas darum unterläßt, weil es unrecht iſt und Schande nach ſich zieht, und ein anders thut, weil er dadurch Ehre zu erlangen, und Gott und ſeinen Mitbürgern zu dienen hoffet, nicht ſagen, daß er unter einer ſchändlichen und rühmlichen That die rühmliche erwählet habe; indem er ſie der andern nicht ohne Grund, ſondern aus wichtigen Urſachen vorgezogen hat. Da nun der Verfaſſer im 32 §. ausdrücklich ſaget, daß das Wählen, in dieſem itzt erklärten Verſtande, eine Eigenſchaft eines freyen Dinges ſey, auch Gott im 40 §. um deßwillen die Freyheit abſpricht, weil ihm keine ſolche Wahl zukommen kann; zu einer ſolchen Wahl aber eine moraliſche Gleichgültigkeit nothwendig gehöret: So iſt hieraus offenbar, daß, nach ſeiner Meynung, keine Freyheit ohne moraliſche Gleichgültigkeit ſeyn kann.

Ich ſollte nicht meynen, daß hierwider etwas eingewandt werden konnte. Denn da ich die eignen Begriffe meines Gegners angenommen, und daraus, wie mir deucht, richtig geſchloſſen habe: So wird wohl niemand ſagen können, daß ich die Meynung deſſelben entweder nicht verſtanden oder verkehrt vorgeſtellt hätte. Dem ungeachtet will ich doch dieſe Sache, woraus ich hernach vieles ſchließen werde, noch mit einem neuen und ſehr hellen Beweiſe bekräftigen. Ich ſetze zum Grunde, daß die moraliſche Nothwendigkeit der moraliſchen Gleichgültigkeit dergeſtalt entgegen ſtehe, daß, wo eine ſich findet, die andre nicht ſeyn kann, und wo die andre nicht ſeyn darf, die erſte nothwendig zugelaſſen werden muß. Wer den Begriff von beyden gegen einander zu halten beliebet, der wird hiervon keinen Beweis verlangen. Nun ſchließe ich ſo: Wer einem Weſen die Freyheit zu handeln um deßwillen verſagt, weil die Handlungen deſſelben nach einer moraliſchen Nothwendigkeit geſchehen, der verlangt bey der Freyheit eine moraliſche Gleichgültigkeit. Jenes thut der Herr Verfaſſer, indem er daraus, daß Gott nichts mit ſeinen Vollkommenheiten ſtreitendes thun kann, im 38 §. beweiſt, daß die Handlungen Gottes nicht frey geſchehen; daher iſt es ſonnenklar, daß er bey der Freyheit eine moraliſche Gleichgültigkeit verlanget. Ich könnte dergleichen Beweiſe noch mehr anführen, wenn ich glaubte, daß man an dem Satze, den ich dadurch erhärten will, noch ferner zweifelte. Da aber ſolches nicht zu beſorgen iſt, und ich mich über dieſes der Kürze zu befleißigen habe; ſo können die angeführten genug ſeyn. Hiermit hoffe ich aber auch das ausgerichtet zu haben, was ich mir in dieſer Anmerkung vorgenommen hatte; nämlich eine Zweydeutigkeit in des Herrn Verfaſſers Begriffe von der Freyheit anzumerken, zu erweiſen, und nach deſſen Sinne aus dem Wege zu räumen. Alſo folget die dritte Anmerkung, welche den Nutzen der gegenwärtigen an den Tag legen wird.

Denn nunmehro wird es leicht ſeyn, mein Herr, Sie zu überführen, daß der Begriff, den unſer Philoſoph ſich und andern von der Freyheit gemächt hat, unter die viereckigten Zirkel gehöre, oder ſich ſelbſt widerſpreche.

Gott kann, vermöge ſeiner Vollkommenheiten, nicht anders handeln, als er wirklich thut. Er handelt daher mit der höchſten moraliſchen Nothwendigkeit. Da nun zur Freyheit eine moraliſche Gleichgültigkeit gehört: So kann Gott nicht frey in ſeinen Handlungen ſeyn. Aber, die Freyheit iſt eine Eigenſchaft eines Geiſtes, das iſt, etwas, welches allein in dem Weſen eines Geiſtes gegründet iſt. Folglich kömmt die Freyheit einem Geiſte, vermöge ſeines Weſens, zu. Daher muß ſie allen Dingen zugeſchrieben werden, welchen das Weſen eines Geiſtes zukömmt. Da nun Gott ein Geiſt iſt: So iſt er auch frey. Vielleicht möchte man denken, eine Eigenſchaft bedeute hier eine ſolche Beſchaffenheit, die zwar einzig und allein einem Geiſte, aber nicht einem jedweden, und in ſo fern er ein Geiſt iſt, zukomme. Allein zu geſchweigen, daß dieſe Entſchuldigung eine eitle Ausflucht iſt, welche dem Verfaſſer durch den 32 §. ſeiner Abhandlung benommen werden kann, als woſelbſt er das Wort Eigenſchaft ganz anders gebraucht hat; ſo iſt überhaupt gar nicht zu vermuthen, daß er ihm dieſe neue Bedeutung beylegen werde. Sollte ein Weltweiſer in ſeinen Schriften, den ſo wohl hergebrachten

brachten Unterſchied zwiſchen einer Eigenſchaft und Zufälligkeit nicht beobachten? Sollte er die Tugenden und Laſter, die Gelehrſamkeit und Unwiſſenheit Eigenſchaften eines Geiſtes nennen? Sollte er aus Liebe zu dieſer ſeltſamen Art zu reden, den durchgängig angenommenen Satz der Weltweiſen verwerfen, daß die Eigenſchaften von einem Dinge nicht abgeſondert werden können, ſondern ihm nothwendig und beſtändig zukommen? Dieſes müßte aber mein Herr Gegner alles thun, wenn er die gedachte Bedeutung des Wortes Eigenſchaft behaupten wollte. Da nun dieſes nicht ſeyn kann; ſo mache ich nunmehro, ohne alle Gefahr zu irren, noch dieſen Schluß wider ihn: Daß ſeine Erklärung der Freyheit einen wahren Widerſpruch in ſich halte, indem aus derſelben ganz ungezwungen zween Sätze herfließen, welche einander ſchlechterdings widerſprechen.

Doch dieſes iſt nicht das einzige widerſprechende, was man in dem neuen Begriffe von der Freyheit findet. Mein Herr ſind ohne Zweifel mit mir einig, wenn ich dafür halte, daß derjenige Begriff unmöglich ſey, welcher mit einem der erſten Gründe aller Wahrheit und Erkenntniß ſtreitet. Sie ſind auch vorlängſt ſo wohl, als ich, überführt, daß unter die allererſten Grundwahrheiten vornehmlich auch diejenige gehöre, welche man zu unſern Zeiten unter dem Namen des Satzes des zureichenden Grundes, mit ſo großer Heftigkeit beſtritten und vertheidiget, geſcholten und geprieſen, und endlich glücklich behauptet hat. Sollte mein Herr Verfaſſer dieſe große Wahrheit nicht erkennen; ſo werde ich mir doch darum die Mühe nicht nehmen, ſie wider ihn zu beweiſen. Wen ſo viel gründliche Schriften ſcharfſinniger Männer nicht haben überführen können, bey dem würde ich ganz gewiß nichts ausrichten. Sondern ich nehme für bekannt an, mein Gegner mag es zugeben oder nicht, daß alles, was in der Welt geſchiehet, keine einzige Handlung der Menſchen ausgenommen, ſeinen hinlänglichen Grund habe, warum es vielmehr geſchieht, als unterbleibt, wie auch warum es vielmehr ſo, als anders geſchieht. Iſt dieſes richtig (es kann aber von keinem Wachenden geleugnet werden) ſo iſt nichts widerſprechenders zu finden, als dasjenige Unding, welches der Herr Verfaſſer Freyheit nennet. Denn dazu wird ja als eine nothwendige Eigenſchaft erfordert, daß man **wählen**, das heißt, ohne allen Grund nach einem bloßen ungegründeten Einfalle und Eigenſinne, ein Ding dem andern vorziehen könne; daß man in einer vollkommnen Gleichgültigkeit gegen Gutes und Böſes, gegen Strafen und Belohnungen gegen Ehre und Schande ſtehe. Wo trifft man denn dieſes Ungeheuer an? Bey Gott nicht; das ſey ferne! aber bey den Menſchen ſoll es ſich aufhalten. Ich möchte wohl fragen, was der Verfaſſer unter dieſem Namen für ſeltſame Geſchöpfe verſtünde? Denn unter den vernünftigen Einwohnern des Erdbodens entſinne ich mich nicht dergleichen geſehen zu haben. Was würde der Herr Verfaſſer wohl antworten, wenn ihn jemand fragte: Ob er als ein freyes Weſen gehandelt hätte, da er ſeine Abhandlung von der natürlichen Freyheit geſchrieben? Spräche er nein, ſo würde er ſich nicht für den Urheber derſelben ausgeben können, und alsdann wüßte ich nicht, wo wir ſie herbekommen hätten: Antwortete er mit ja, ſo würde man ſchließen, daß er etwas gethan, wozu er durch keinen vernünſtigen Grund, ſondern bloß durch einen ungegründeten und thörichten Einfall bewogen worden. Würde er nun dieſe Folge zugeben? Ernſtlich von der Sache zu reden, ſo handelt ein jeder Menſch, er mag ſo weiſe oder ſo einfältig ſeyn, als er will, nach gewiſſen Grundſätzen und Vorſtellungen, die entweder deutlich, oder klar, oder auch wohl nur dunkel in ſeiner Seele ſind. Wer dieſe Grundſatze und Vorſtellungen weis, die ſich jemand machet, wenn er eine Handlung vornimmt, der kann daraus begreifen, warum derſelbe dieſes und nicht jenes, ſo und nicht anders thut: Ob im übrigen die Grundſätze an ſich wahr oder falſch, die Vorſtellungeh richtig oder unrichtig ſind, daran iſt hier nichts gelegen. Folglich liegt in denſelben der zureichende Grund einer jedweden Handlung, die mit Wiſſen und Willen geſchieht, verborgen, und es iſt nie die allergeringſte ohne einen ſolchen verrichtet worden. Da wir nun alle, vermöge unſrer moraliſchen Natur, gegen zwo Sachen, davon wir eine als gut und heilſam, die andre als böſe und ſchädlich erkennen, nicht gleichgültig ſeyn können; ſondern das Gute dem Böſen, das Heilſame dem Schädlichen um ſo vielmehr vorziehen müſſen, je deutlicher wir beydes erkennen: Da wir auch ferner alle Handlungen, die wir wiſſentlich und vorſetzlich verrichten, ſonderlich die, worauf ein Theil unſrer Glückſeligkeit ankömmt, als gut; hingegen die Unterlaſſung derſelben als böſe oder doch wenigſtens als nicht ſo gut anſehen: So folget hieraus ganz unfehlbar, daß alle Handlungen, die wir mit Willen thun, nach einer moraliſchen Nothwendigkeit geſchehen, welche bey einem jedweden Menſchen, nach dem Maaße ſeiner Einſicht, Klugheit und Tugend größer oder kleiner, bey Gott aber als dem allervollkommenſten Weſen, im höchſten Grade zu finden iſt. Hingegen die moraliſche Gleichgültigkeit gegen entgegengeſetzte Handlungen ſtreitet mit der Natur eines vernünftigen Weſens, je mehr es vernünftig iſt, und kann weder den Menſchen, noch den Engeln, noch Gott ſelbſt zukommen. Diejenige Freyheit derohalben, zu welcher ſolche als nothwendig erfordert wird, iſt ein Gedicht, welches nirgends in der Welt wirklich angetroffen wird.

Nachdem alſo die Unrichtigkeit des neuen Begriffs von der Freyheit am Tage liegt: So will ich mit ihrer gütigen Erlaubniß, nur noch etwas weniges von der Schädlichkeit deſſelben, in Anſehung der damit verbundenen Lehren, hinzufügen.

Ich muß zwar beſorgen, daß ich dem Herrn Verfaſſer dadurch misfallen werde, wenn er anders dieſe Blätter zu leſen bekommen ſollte, indem er ſichs in ſeiner Vorrede ganz beſonders ausgebethen hat, daß ja niemand bey Beurtheilung ſeiner Gedanken den Begriff einer gefährlichen Sache mit einmiſchen möchte. Allein es wird auch verhoffentlich zu meiner Entſchuldigung bey ihm dienen, wenn ich ihn gewiſſenhaft verſichere, daß ich nichts gefährliches in ſeiner Schrift geſucht, noch vielweniger in dieſelbe hineingebracht habe; daß es aber auch nicht in meiner Gewalt geſtanden, dasjenige nicht zu ſehen, was er ſelber gefährliches hineingeſetzt hat. Dieſes will ich nun nicht etwan alles mit Fleiß zuſammen ſuchen, vergrößern, und ihm als ſeine ausdrücklichen Lehren beymeſſen; ſondern ich will davon nur ein Paar Proben anführen, um ſeine Meynung noch weiter zu widerlegen.

Der Begriff von der Freyheit, welchen ſie mit mir erwogen haben, iſt an ſich nicht gefährlich. Denn was ſollte daraus für Gefahr zu beſorgen ſeyn, daß ein Gelehrter bey einem Worte etwas anders denket, als andre? Iſt dasjenige eine unmögliche Sache, was er ſich dabey vorſtellet, ſo betrügt er ſich zwar, indem er das, was nichts iſt, für etwas wirkliches hält; man kann es aber doch nicht gleich einen gefährlichen Irrthum nennen. Allein, ſo bald mit einem Worte, deſſen gewöhnliche Bedeutung man verändert hat, ſolche Begriffe verbunden werden, welche ihm nur zukommen, wenn ihm die alte Bedeutung gelaſſen wird; ſo müſſen aus dieſer Vermiſchung widerwärtiger Begriffe nothwendig ſolche Sätze entſtehen, welche allezeit ungereimt und öfters gefährlich ſind. Dieſes iſt hier geſchehen, und ich muß es beweiſen. Der Satz, welcher in der ganzen Abhandlung als eine ausgemachte Wahrheit angeſehen worden: Daß da, wo keine Freyheit iſt, auch keine Zurechnung der Thaten ſtatt finde, iſt eine natürliche Folge des gemeinen und wahren Begriffs von der Freyheit. Man hat alſo ſehr übel gethan, und zu vielen ſchädlichen Folgen Anlaß gegeben, daß man den alten Begriff der Freyheit verworfen, einen ganz andern angenommen, und doch den gedachten Satz als eine Wahrheit beybehalten hat. Denn da aus dem neuen Begriffe richtig bewieſen werden kann, daß Gott keine Freyheit habe, ſo folget aus der Verbindung dieſes Schluſſes mit jenem Satze, daß bey Gott keine Zurechnung der Handlungen ſtatt habe, das heißt, daß man Gott das, was er thut, nicht zurechnen könne. Wem man ſeine Thaten nicht zurechnen kann, den darf man nicht für die wahre Urſache derſelben halten (§. 23.); folglich kann Gott nicht für die wahre oder moraliſche Urſache ſeiner Thaten gehalten werden. Iſt nun Gott, wie hieraus weiter fließt, nicht der wahre Urheber der Welt, unſers Weſens, alles des Guten, das wir genießen: Welch eine Thorheit iſt es denn (man verzeihe mir dieſe thörichte Redensart) ihn als den Schöpfer der ganzen Welt anzubethen, als unſern Vater zu verehren, als unſern höchſten Wohlthäter über alles zu lieben, zu preiſen, und ihm zu danken? Wäre es nicht eben ſo klug, der Sonne alle dieſe Ehre zu erweiſen, als welche durch ihre Wärme das Wachsthum aller Dinge befördert, allen lebendigen Geſchöpfen das Leben erhält, und durch ihr Licht das ſchönſte in der ganzen Natur, den Tag, hervorbringt? Denn alle dieſe Wohlthaten empfangen wir von derſelben auch durch eine Nothwendigkeit ihrer Natur, eben ſo als von Gott. Welch eine häßliche Mutter, der dieſe Kinder ähnlich ſehen!

Im 45 §. wird geſaget, die Handlungen Gottes gehörten zu ſeinem Weſen; und daraus ſchließt man, daß ſie ſchlechterdings nothwendig ſind. Wer dieſes glaubet, der muß zugeben, daß dasjenige, was aus den Handlungen Gottes ſchlechterdings nothwendig erfolget, auch ſchlechterdings nothwendig ſey, und zu Gottes Weſen gehöre. Denn da es der Herr Verfaſſer im 27 §. nicht leiden will, daß man ein Ding frey nenne, welches von einem freyen Dinge auf eine nothwendige Art hervorgebracht worden; ſo kann es ihm noch weniger gefallen, etwas für zufällig zu halten, was von einer ſchlechterdings nothwendigen Urſache eine ſchlechterdings nothwendige Wirkung iſt. Folglich wäre er genöthiget, zu vertheidigen, daß die Werke Gottes nothwendig wären, und zu Gottes Weſen gehörten. Iſt nun dieſes richtig geſchloſſen, ſo zeige man mir doch den Unterſchied zwiſchen Spinozä Thorheiten und dieſen Sätzen, welche aus der neuen Meynung von der Freyheit hergefloſſen ſind.

Ich mag nicht weiter gehen, noch dergleichen Folgen mehr machen, indem ich dem Herrn Verfaſſer nicht damit beſchwerlich zu ſeyn, ſondern nur die Falſchheit und Schädlichkeit ſeiner Lehre von der Freyheit darzulegen verlange. Und hierzu können die angeführten genug ſeyn. So richtig aber auch dieſe, wie mir deucht, gezogen ſind, ſo will ich ſie ihm doch gar nicht als ſeine wahrhafte Meynung beymeſſen. Denn ſie ſind viel zu gottlos und ungereimt, als daß man einen Mann, welcher Verſicherungen ſeiner guten Abſicht, und Proben ſeiner Einſicht in den Zuſammenhang der Wahrheiten gegeben hat, ohne Unrecht damit beläſtigen könnte.

Indeſſen ſehen Sie, mein Herr, wohl ein, woher alles widerſprechende in den Begriffen, und alles ſchädliche in den Folgen derſelben entſtanden iſt. Nämlich nicht daraus, daß unſer Herr Verfaſſer ſtärker, als ſeine Vorgänger darauf gedrungen, daß zwo entgegengeſetzte Handlungen einem freyen Weſen **unter einerley Umſtänden** gleich möglich ſeyn müßten; denn dieſer Zuſatz iſt uns gar nicht zuwider; ſondern lediglich daraus, daß er die phyſiſche oder natürliche mit der moraliſchen Gleichgültigkeit vermenget hat. Man verſuche es und nehme an, daß in ſeiner Erklärung bloß eine natürliche, nicht aber zugleich eine moraliſche Gleichgültigkeit verſtanden werde; ſo wird ſein Begriff mit dem unſrigen völlig übereinſtimmen, und nicht der mindeſte Widerſpruch mehr darinnen zu finden ſeyn. Aber Gott wird auch noch ferner, wie bisher, frey heißen müſſen, alle ſonderbare Sätze des Verfaſſers werden ihre Stütze verlieren, und die Zurechnung der Thaten wird bey Gott und den Menſchen, noch nach wie vor, ſtatt finden; obgleich beyde nicht ohne zureichenden Grund, und nach einer moraliſchen Nothwendigkeit handeln.

Dieß iſt die Rechtfertigung meines gleich anfangs gefällten Urtheils über dieſe Schrift. Sie, mein Herr, haben die Freyheit, meine Erinnerungen mit aller der Scharfſinnigkeit zu prüfen, welche Sie ſonſt in philoſophiſchen Unterſuchungen zu zeigen pflegen. Ich mache mir indeſſen gleichwohl die Hoffnung, Ihren Beyfall zu erhalten. Sollten Sie aber, wider Vermuthen andrer Meynung ſeyn: So wird doch gewiß dieſer Unterſchied unſrer Gedanken der Uebereinſtimmung unſrer Gemüther keinen Schaden zufügen.

Johann Michael Heinze
von Langenſalze.

Die

* * *

Die Blumen und die Göttinn Flora.

Eine Fabel.

Zephir regte ſein Gefieder,
Durch die aufgetaute Flur,
Und die freudige Natur
Nahm den grünen Umhang wieder,
Als des Crocus zarte Spitze
Sein noch kaltes Beet durchſtach,
Wo ihn, von dem ſchwarzen Sitze,
Doris weicher Finger brach.

In den Locken dieſer Schönen,
Fühlt er bald ſein ſüßes Glück,
Und fing an mit ſtolzem Blick,
Andre Blumen auszuhöhnen.
Welch ein Kind des ſchönen Lenzen,
Dacht er bey ſich, gleichet mir?
Nicht ein Blättchen ſieht man glänzen,
Ich nur ſteh in voller Zier.

Kaum war noch ein Mond verſtrichen,
Und ein ganzes Blumenchor
[illegible] in bunter Pracht hervor;
Nur der Crocus war erblichen.
Unter Zephirs lauen Sohlen,
Wuchs ſchon Klee und Tauſendſchön:
Doris Finger brach Violen,
Und den Crocus ließ ſie ſtehn.

Auch das Veilchen gieng verloren,
Und mit gleich betrübtem Sinn
Eilt es, nebſt dem Crocus, hin,
Und entdeckt ihr Leid der Floren.
Göttinn! war ihr banges Klagen,
Uns beſchimpft der Schönen Hand,
Die an uns, vor wenig Tagen,
Ihre liebſte Zierde fand.

Kinder! lautete mit Lachen,
Hier der Göttinn tröſtend Wort:
Doris thut euch keinen Tort,
Ihr verlangt zu große Sachen.
Zeit und Schönheit muß verfliegen;
Doris liebt euch blühend nur;
Ihr verwelkt, ſie läßt euch liegen,
Doris folget der Natur.

* * *

Dem Ruhm läßt ſichs ſehr ſchwer entſagen,
Der einmal uns die Bruſt gerührt.
Der graue Tänzer wird ſich wagen,
Bis er den letzten Preis verliert.
Wenn eine Schöne längſt veraltet,
Wenn eines Dichters Blut erkaltet,
Putzt die ſich noch, und dieſer ſingt.
Und ſchätzt ſie denn die Welt geringe;
Wer hat die Schuld? Der Lauf der Dinge,
Der alte Narren nicht verjüngt.

O.

❀ ❀ ❀

Der

* *

Der Spiegel.

In einem Spiegel, deſſen Schimmer,
In Philurerens ſchönſtem Zimmer,
Ein reizungsvoller Hausrath war,
Fand ſich kein eitles Widerſprechen;
Er ſtellte ſeines Vorwurfs Flächen,
Recht rein und ungekünſtelt dar.

Zwey purpurfarbne ſeidne Bänder
Umfaßten ſeine Silberränder,
Und hielten ſeines Glaſes Laſt.
Die Wahrheit konnt er nicht verſchweigen;
Denn Philurerens Reiz zu zeigen,
Hielt er ſich jederzeit gefaßt.

Als einsmals dieſe ſeine Schöne,
Mit mehr als ſpöttiſchem Gehöne,
Der klugen Chloris Reiz belacht:
Lief ſie gleich zu ihm hin und fragte:
Bin ich nicht ſchöner? Ja, ſie ſagte:
Was gleicht wohl meiner Schönheit Pracht?

Es ſchien, als ob ihn dieß verletzte,
Da ihn der Wörter Hauch ſo netzte,
Daß er bald allen Glanz verlohr.
Doch weis ich nicht, was ihm darneben,
Auf einmal Sprach und Geiſt gegeben;
Er brachte dieſe Worte vor:

Geliebte Wirthinn! Edle Schöne!
Du weiſt, daß ich von dir entlehne,

Das, was dich mir ſo eigen macht.
Du ſiehſt in mir dein Wachſen grünen;
Du lachſt, und ſpielſt mit holden Minen,
Und ſiehſt, wie auch dein Spiegel lacht.
Weinſt du, ſo weis ich vorzuſtellen,
Wie aus der Augen trüben Quellen,
Ein Bach mit Silberwellen wallt.
Umſchließt ein koſtbar Kleid die Glieder,
So zeigt dir gleich mein Silber wieder
Wie ſchön dich die Natur geſtalt.
Und ſo kannſt du mich reizend machen,
Durch Wachsthum, Kleider, Thränen, Lachen:
Doch dieß iſt nur ein falſcher Schein.
Allein, wenn ſich, auf meinen Flächen,
Verſtand und Tugend-Stralen brechen:
Will ich dein Schönheitsrichter ſeyn.

H.

* *

Ein Schreiben
Von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wiſſenſchaften auf niedern Schulen.

Mein Herr,

Man hat mir geſagt, ſie wären ſeit etlichen Monaten mit einer Sammlung verſchiedener deutſchen Schriften beſchäfftiget. Bey dieſer Gelegenheit bekommen ſie vermuthlich viele

Briefe von gelehrten Männern zu leſen. Ich zweifele aber doch nicht, ſie werden ſich auf mein Bitten die kleine Gewalt anthun, und einen Brief eines jungen Menſchen anſehen, welcher nur vor wenig Wochen die niedern Schulen verlaſſen hat, und im Begriffe ſteht, auf eine hohe Schule zu ziehen, um, gewöhnlicher Maßen, längſtens binnen drey Jahren zu abſolviren. Daß ich mir dieſe Freyheit nehme, dazu veranlaßet mich ein Umſtand, von deſſen Wichtigkeit ich ſie bald überführen will.

Ich habe mich ſechs Jahre lang in einer Schule aufgehalten, welche vor allen übrigen Schulen einen Vorzug, und zugleich den billigen Ruhm hat, daß viele große, und gelehrte Männer den Grund ihres Glücks darinnen gelegt haben. So bald ich die erſten Jahre überſtanden, und mich geſchickt gemacht hatte, die Sachen mit einer reifern Ueberlegung einzuſehen; ſo ließ ich bey einem unermüdeten Eifer diejenigen Wiſſenſchaften mein Hauptwerk ſeyn, zu denen ich den größten Trieb empfand, und welche ich für die edelſten unter allen hielt. Ich traue ihnen die Einſicht zu, daß ſie von ſelbſt errathen können, worinnen alſo meine vornehmſte Bemühung beſtanden habe.

Es ward uns Gelegenheit gegeben, die ältern und neuern Geſchichte zu erlernen. Man lehrte uns die Geographie, und andere davon abhangende Wiſſenſchaften. Man bemühte ſich, uns einen kleinen Vorſchmack von den Rechten eines jeden Reichs, und hauptſächlich unſers Vaterlands beyzubringen. Es wurden auf Koſten der Obern Leute gehalten, welche die Jugend in der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache unterrichten ſollten. Ja, welches bey nahe unglaublich iſt, ſo gar in der deutſchen Sprache gab man uns Anleitung. Die mathematiſchen Wiſſenſchaften wurden getrieben, ſo viel es auf Schulen möglich iſt. Von der Malerey, Muſik, und Tanzkunſt will ich nicht einmal etwas erwähnen, ſo wenig, als von der Anweiſung, wie man die Buchſtaben leſerlich, und ſchön ſchreiben ſoll.

Was meynen ſie davon, mein Herr? Ich weis, ſie laſſen mir die Gerechtigkeit wiederfahren, und trauen mir zu, daß ich die koſtbare Zeit mit dergleichen Sachen nicht verderbet habe. Es wäre dieſes ein Fehler geweſen, welchen man kaum mit dem gelinden Namen einer Jugendſünde hätte entſchuldigen können; und ich glaube, meine Enkel würden ſich dereinſt ſchämen müſſen, wenn man ihnen dergleichen gelehrte Schwachheiten von ihrem Großvater vorwürfe.

Meine Bemühungen waren weit rühmlicher. Lateiniſch, Griechiſch, Ebräiſch, die Redekunſt, und die Logik, dieſes ſind die Wiſſenſchaften, worauf ich mich mit einem unerſättlichen Fleiße, und mit Ausſchließung aller andern gelegt habe.

Iſt es nicht kläglich, daß man die Jugend zu Erlernung der Geſchichte, und beſonders unſerer gegenwärtigen Zeiten anhält. Dieſes vermehret ihre leichtſinnige Neugierigkeit, zu der ſie ohne dem mehr als zu geneigt iſt. Aus dieſer Urſache habe ich mich jederzeit davor gehütet, und ich kann mir ohne eiteln Ruhm nachſagen, das mir dasjenige, was nach dem

Raube der Helena in Griechenland vorgegangen, weit bekannter iſt, als die Unruhe, worinnen Deutſchland durch den Tod des Kaiſers geſtürzet ſeyn ſoll. Wozu die Geographie, und zugehörige Wiſſenſchaften nützen, das kann ich nicht einſehen. Ich habe den Weg von der Schule nach meiner Heimath gewußt, ich will ihn auch wohl ohne Geographie nach Leipzig finden. Ich weis die Namens- und Geburtstage meiner gnädigen Herrſchaft; ich weis, daß unſer Herr Pfarr einen Todtenkopf mit einem Kreuze in ſeinem Petſchaft hat; dieſes hilft mir mehr, als wenn ich das ganze Geſchlechte, und alle Wapen des Kaiſers von Fez und Marocco auswendig könnte. Daß ich die Rechte der Reiche und meines Vaterlands lernen ſoll, ſolches ſcheint mir ein verwegnes Unternehmen zu ſeyn. Es ſind Geheimniſſe, welche man nicht erforſchen, ſondern den Regenten überlaſſen muß; zu geſchweigen, daß man vielmals an den Höfen ſelbſt nicht weis, was Rechtens iſt; wie will man es denn in den Schulen wiſſen? Die flatterhafte Eitelkeit der Franzoſen, und die Gemüthseigenſchaften der Italiener haben mir jederzeit einen Abſcheu vor ihren Sprachen gemacht. Deutſch zu lernen, klingt gar lächerlich. Unſer Thorwärter in der Schule konnte gutes Deutſch reden, ungeachtet er niemals in die Lehrſtunden kam, und meine Mutter verſtund mich allemal, wenn ich um Geld ſchrieb. Ich habe zwar gegenwärtigen Brief von einem meiner guten Freunde durchſehen, und die Schreibart ändern laſſen; dieſes geſchiehet aber mehr aus einer Gefälligkeit, als innerlichen Ueberzeugung, daß es nöthig ſey. Daß die mathematiſchen Wiſſenſchaften auf Schulen getrieben werden, das laſſe ich eher gelten. Es kommen doch immer noch griechiſche Wörter darinnen vor. Die Malerey, Muſik, und das Tanzen ſchicken ſich am beſten für Frauenzimmer, und die Kunſt leſerlich und ſchön zu ſchreiben, für den Pöbel. Denn gelehrte Leute müſſen ſchlecht ſchreiben; dieſes iſt ein altes Herkommen.

Sagen ſie mir aufrichtig, mein Herr, wie gefällt ihnen dieſer Beweis? Nicht wahr, vortrefflich? Sollten ſie wohl in einem jungen Menſchen ſo viel Verſtand, und einen ſo guten Geſchmack ſuchen?

Die lateiniſche Sprache kam mir ſo einnehmend und reizend vor, daß ich mich ſchäme, ein gebohrner Deutſcher zu ſeyn. In der griechiſchen Sprache fand ich etwas, von dem ich viel zu wenig ſage, wenn ich ſpreche, daß es reizend, und entzückend war. Ich habe mich vielmals gewundert, warum man ſie nicht bey Hofe einführe, und ich bin gewiß verſichert, ein Frauenzimmer würde bey einer griechiſchen Liebeserklärung nimmermehr unempfindlich bleiben können. Daß ich ebräiſch ohne Puncte verſtehe, das iſt das wenigſte, was ich mir rühmen kann. Die Redekunſt hatte mich recht bezaubert. Die Regeln und Muſter, die ich mir erwählte, waren zwar nach dem neueſten, jedoch nach meinem Geſchmacke. Beſonders in den Figuren war ich ſehr ſtark. Ich wußte alle ihre Vor- und Zunamen, und meine Reden, die ich hielt, beſtunden in nichts, als Fragen, und Anmerkungen. Die Erlernung der Logik war meine ernſthafteſte Beſchäfftigung. Zwar die gemeine Art zu denken, hat mir niemals gefallen wollen. Sie iſt gar zu deutlich, und die Kunſtwörter ſind zu ſehr geſpart. Wenn ich jemanden als ein Gelehrter überzeugen will, ſo muß meine Ueberzeugung kunſtmäßig ſeyn, und ich mag denken, was ich will, ſo denke ich in forma. Meiner Abſchiedsrede kann ich mich ohne einige Selbſtliebe nicht erinnern. Ich handelte von den Rauchfängen der alten Griechen, und inſonderheit der Lacedämonier. In welcher Sprache ich dieſelbe eigentlich gehalten habe; ſolches kann ich ihnen nicht ſagen. Wenn ich ihre Ohren nicht beleidigte, ſo würde ich ſie Ebraico-Latino-Græcam nennen. Dieſes letzte Meiſterſtücke meiner Fähigkeit mochte wohl Urſache ſeyn, daß man mir ein vortreffliches Schulzeugniß gab. Ich werde es mit nach Leipzig bringen, und alſo die Ehre haben, ihnen Brief und Siegel über meine Geſchicklichkeit zu zeigen.

Bis hieher klingen meine Erzählungen ganz vergnügt. Sie werden den wichtigſten Umſtand noch nicht einſehen können, welcher mich bewogen hat, an ſie zu ſchreiben. Sie ſollen ihn gleich erfahren.

Von der Schule ging ich nach Hauſe zu meinem Vater, welcher im Gebürge ein adeliches Rittergut gepachtet hat. Meine Abſichten erforderten, daß ich unſerm gnädigen Herrn alſofort meine Aufwartung machte. Er erkundigte ſich nach der Einrichtung der Schule, und beſonders meines bisherigen Studierens. Ich erzählte ihm alles, was ich anjetzo geſchrieben habe, und ich glaube, ich erzählte ihm noch mehr. Seine Aufmerkſamkeit machte mich beredt, und ich verſprach mir ſchon im voraus die Anwartſchaft auf eine Pfarre. Allein, wie ſehr betrog ich mich in meiner Hoffnung! Urtheilen ſie ſelbſt von meiner Beſtürzung, die ich empfand, als mir derſelbe mit einem ernſthaften Geſichte ungefähr alſo antwortete: Gewiß, mein Freund, ich bedaure ihn, ſein Vater hat das Geld verlohren, und er die Zeit verderbt. Er hat ſtudiert, und iſt keinem Menſchen zu etwas nütze. Wäre es nicht vernünftiger geweſen, wenn er ſich auf diejenigen Wiſſenſchaften etwas mehr gelegt hätte, von denen er glaubet, daß ſie ſo verächtlich und überflüßig ſind? Muß er ſich nicht ſchämen, daß er in Griechenland zu Hauſe, und in Sachſen ein Fremdling iſt? Daß er die Geſetze ſeines Solons verſteht, und nicht die geringſte Kenntniß von den Rechten ſeines Vaterlandes hat? Hätte er ſich nicht die Sprachen der Ausländer wenigſtens nur in etwas bekannt machen ſollen; wenn er ſie auch allenfalls nicht beſſer gelernt hätte, als die Deutſche? Wie viel brauchen wir lateiniſche, und griechiſche Sprachmeiſter? Ich tadle deswegen nicht an ihm, daß er lateiniſch, und griechiſch gelernet hat. Dieſes muß ſeyn, und ein Gelehrter, der es nicht kann, kömmt mir eben ſo abgeſchmackt vor, als er, da er ſeine Mutterſprache nicht beſſer verſteht. Was glaubet er wohl, daß ich mit meinem Schneider anfangen ſollte, wenn er nichts arbeiten könnte, als ſolche Kleider, wie ſie Seneca, und Sokrates getragen haben? Würde der Kerl nicht müſſen Hungers ſterben, wenn er ſonſt nichts gelernet hätte? Mit ſeiner Redekunſt locket er keinen Hund aus dem Ofen, geſchweige, daß er die Gemüther der Zuhörer rühren ſollte, und ſeine ganze Logik beſteht aus Worten ohne Gedanken. Hat ihm denn niemand auf der Schule geſagt, wie unentbehrlich es heutiges Tages ſey, daß man die ſogenannten gelehrten Sprachen und Künſte, mit den neuern Wiſſenſchaften verknüpfe? Ich konnte dieſes nicht leugnen. Ich geſtund, daß einige meiner Lehrer mich deswegen vielmals getadelt, und mir meine Bemühung als unnütze vorgeworfen hätten. Ich ſagte aber auch, daß andere meinen Eifer aufgemuntert, und mir mit großer Zuverſicht prophezeyet hätten, ich würde dereinſt die Zierde ihrer Schule, eine Bruſtwehr wider die einreißende Barbarey und eine Stütze des Vaterlandes ſeyn. Er ſchüttelte den Kopf und ließ mich mit vielen derben Vermahnungen von ſich gehen.

Wie meynen ſie wohl, mein Herr, daß mir damals zu Muthe geweſen iſt? Wahrhaftig, ſo ſehr hat ſich wohl Plato kaum geſchämet, als ihn Diogenes durch einen nackigten Hahn, wegen ſeiner irrigen Meynung, lächerlich machen wollte. Ich ging ganz beſtürzt nach Hauſe.

Alleine, das war noch nicht genug. Dieſer Tag ſchien recht zu meiner Demüthigung auserſehen zu ſeyn. Ich fand unſern Hofmeiſter, welcher ſeinen Sohn mit vielem Eifer ausgeſcholten hatte. Ich hörte nur noch ſo viel, daß er zu ihm ſagte: „Du biſt mir ein braver Kerl! Du ſchickſt dich zu allem, wie der Eſel zum Lautenſchlagen. Ein Narre bleibt ein Narre, und wenn man ihn im Mörſel zerſtieße. Du kannſt nichts, du haſt nichts gelernet, du willſt nichts lernen, was ſoll denn endlich

„aus dir werden? Halte dein Maul, oder! Fort! „packe dich! geh mir aus den Augen!„ Ich erſtaunte, als ich dieſes hörte. Wie? dachte ich, unſer Hofmeiſter, ein Bauer, ein Mann, der weder leſen noch ſchreiben kann, der verſteht die Redekunſt! Sarkaſmus, Diaſyrmus, Ploki, Anaphora, Ellipſis, Aſyndeton, ſind dieſes nicht alle die Figuren die ich ietzo von ihm gehört habe? Und der Kerl hat nicht ſtudiert! Wie geht das Ding zu? Ich redete ihn an. Ich fragte ihn, warum er ſich ſo ereifert hätte? Was! ſprach er, das iſt mein Junge, und ich ſoll mich nicht ärgern, daß ſich der Schlingel auf die faule Seite leget? Neue Wunder! Unſer Hofmeiſter verſteht auch die Logik. Iſt dieſes nicht der bündigſte Schluß in Darii? War es nicht eben ſo viel, als wenn er geſagt hätte: Wer einen ungerathnen Sohn hat, welcher ſich auf die faule Seite leget, der muß ſich ärgern; Atqui, ich habe einen ſolchen ungerathnen Sohn, Ergo muß ich mich ärgern.

Ich muß es ihnen geſtehen, mein Herr, ich war damals ganz außer mir. Die empfindlichen Reden unſers gnädigen Herrn machten mich nur unruhig, dieſer Hofmeiſter aber ganz und gar kleinmüthig. Gehöret zu einem Gelehrten heutiges Tages mehr, als Lateiniſch, Griechiſch, und Ebräiſch; kann auch der einfältigſte Bauer in Figuren und Schlüſſen reden, ohne daß er weis, wie ſie auf griechiſch heißen, oder in welcher Forme ſie ſind; wozu nutzet denn mir mein Fleiß? Warum habe ich mir ſo viele ſchlafloſe Nachte gemacht? Sollte es wohl in der That vernünftiger ſeyn, wenn man auf Schulen ſich die Sprachen der Gelehrten zwar bekannt machet, zugleich aber auch in den neuern Sprachen, und, wie man ſie nennt, in galanten Wiſſenſchaften ſich übet? Sollte es wohl lächerlich ſeyn, wenn man ſich einbildet, die Erlernung einiger Kunſtwörter machten uns zu Rednern und Philoſophen?

Nein, ich kann mir dieſes nicht bereden. Ich gehe von der einmal gefaßten Meynung nicht ab. Das ſey ferne von mir. Und ich werde ihnen, mein Herr, ungemein verbunden ſeyn, wenn ſie mich zu meiner Beruhigung in dieſem Urtheile beſtärken wollen. Ich werde dafür ohne alle Figur in der beſten Forme verharren,

Dero ergebenſter Diener

Irenäus Maſtigophorus.

ſonſt

Friedrich Geißler genannt.

P. S. Ich habe bey müßigen Stunden des Hieronymus Comitem ſive Lectionarium denenjenigen zum Beſten in griechiſche Verſe überſetzt, welche der lateiniſchen Sprache nicht mächtig ſind. Weil ich nun glaube, daß es eine beſondere Beluſtigung des Witzes abgeben kann: So überſende ihnen dieſe Ueberſetzung zu beliebigem Gebrauche.

* * *

Die ihre Nützlichkeit lobende Poeſie.

Ihr Völker, kom̃t und ſeht, u. fragt nicht, wer ich ſey?
Nein, kommt und bringt vielmehr ein günſtig Ohr
herbey.
Kennt ihr die Redekunſt? ich darf euch die nur nennen,
So wird auch jederman ſchon ihre Schweſter kennen.
Fragt nicht, weß Kind ich ſey? es iſt mir unbekannt,
Den Vater weis ich nicht, auch nicht mein Vaterland.
Wie ſoll ich etwa dort, wo Memphis Wunderſäulen,
Durch Kunſt und Müh geſetzt, ſo Luſt als Wolken theilen,
Den Urſprung meines Seyns am Triſmegiſtus ſehn?
Ich bin noch zweifelhaft; wie iſt es denn geſchehn,
Daß der mein Vater iſt? Ich kann es nicht ergründen.
Doch werd ich noch vielleicht wohl meine Mutter finden:
Die iſt, (ich weis gewiß, daß mich kein Wahn betrügt)
Ein Weib, die ſchon bereits die grauſte Zeit vergnügt,
Die erſte Bilderkunſt. Das läßt ſich doch wohl hören?
Doch gnug! mich hält die Welt viel tauſend Jahr in Ehren.
Ein Moſes hielt mich ſchon in meiner Wiege werth:
Wenn ihm des Herren Lob durch Mund und Lippen fährt,
Des Macht den Pharao, mit Reitern, Roß und Wagen,
In rothe Wellen ſtürzt, und aus den Fröhnertagen,
Sein ſeufzend Iſrael nach ſeinem Erbe führt;
Denkt, wie man meinen Geiſt in ſeinem Liede ſpührt.
Ein Aſſaph war mein Freund, ein David mir gewogen,
Wenn ſie zum ſüßen Ton die Saiten ſtraffer zogen,

Und ſie ein frommer Geiſt zu neuen Liedern trieb.
Mich hatte Griechenland und Rom vor Zeiten lieb;
Ja, war ich nicht ein Weib, der auch ſo gar Barbaren
Von Tand u. Wahn durchbeizt, nicht wenig günſtig waren?
Jedoch, ein jeder Kopf hat einen andern Sinn;
So lang ich auch bereits der Welt gefällig bin,
Und mich der Ruf erhöht, hab ich doch niemals allen,
Die Sonn und Himmel ſehn, vollkommen wohlgefallen.
Der Tadler hab ich gnug, Verächter noch vielmehr.
Theokritus hat recht, und klagt er noch ſo ſehr,
Daß man mich nicht ſo gut, als wie den Plutus, ehre.
Ich weis ja, wie mirs geht, ich, die ich ſelber höre,
Wie man das ſchöne Volk, das meinen Lorber trägt,
Und meinen Regeln folgt, oft auf die Hechel legt.
Der eine denkt nicht recht; der andre ſchreibt nur Zoten;
Der dritte legt der Welt zu ſchwer verworrne Knoten,
In dunkeln Rätzeln vor: der lobet bald zu ſehr;
Bald ſtriegelt der zu ſcharf; u. weis man ſonſt nichts mehr,
So kömmt noch hinten drauf das letzte Notabene:
Der Dichter größte Kunſt iſt die: ſie lügen ſchöne.
Doch aber laßt uns ſehn, wie ſchön ihr Schluß gelingt:
Weil Hermons magrer Leib durch Nadelöhre ſpringt;
Weil Marculs dünner Kopf den kleinſten Staub durchbohren,
Und Dädal fliegen kann; weil Midas Eſelsohren,
Und Atlas Himmel trägt; ſo trifft es alſo ein:
Poeten müſſen auch galante Lügner ſeyn.
Fein ſachte, ſtolpert nicht, ſonſt dürft ihr mich bewegen,
Ein beßres Barbara in euren Kopf zu prägen.
Nun weis ich, was es heißt: es hält mich Haß und Neid
Nicht für ein nützes Stück in der Gelehrſamkeit.

Malherbe ſtärkt ſie noch, und ſagt es auch und drüber:
Mein Volk ſey mehr nicht werth, als gute Kegelſchieber.
Ja recht! wenn Aberwitz und Hochmuth Kegel ſind,
So reißt die Wahrheit dran, die man bey Dichtern findt,
Und ſchlägt ſie öfters um. Allein, erwegts genauer,
Mir, die ich Dichter zieh, wird Fleiß und Arbeit ſauer,
Eh man was nützliches von meiner Zucht genießt;
Weil die Gelehrſamkeit mit mir verbunden iſt,
Und alle Theile dran bey mir geſuchet werden.
Doch redet erſt mit mir, und ſagt mir, wer auf Erden
Gelehrt und gründlich ſey. Nicht wahr? wer richtig denkt,
Wer ſeine Schlüſſe ſtets fein regelmäßig lenkt,
Und deutlich definirt, iſt ſchon gelehrt und nütze,
Daß er die Wahrheit feſt vor Neid und Falle ſchütze.
Bin ich nicht eben ſo? wer kömmt in meine Zunſt,
Der nicht dem Stagirit die Regeln der Vernunſt
Erſt richtig abgelernt. Die ſind es, was mich krönet.
Wer iſt es, der mir nun den ſchönen Hauptſchmuck höhnet,
Und mich verwerflich macht? Doch ſeht mich weiter an.
Bin ich nicht herrlich gnug mit Kleidern angethan?
Man ſieht mich ja ſo ſchön in allen Wiſſenſchaften,
Als ſonſt den Diamant in göldnen Ketten haften.
Ich muß belehret ſeyn, von allem, was man weis;
Der Sprachen Unterſchied erfordert meinen Fleiß.
Mich reizet ſtets ein Buch voll Lehren alter Weiſen,
Hier lern ich, was wir izt für gut und nützlich preiſen;
Was man ein möglich Ding und was unendlich nennt;
Was ein Confluxus iſt, und wie man ihn erkennt;
Warum Carteſius ſein ſtandhaft Ego ſage;
Warum Fardell die Welt bloß in Gedanken trage;

Warum Empiricus nichts wahres zugeſteht;
Warum die Erde läuft, und wie die Sonne geht;
Warum wir von Natur ſchon löblich leben müſſen;
Natur- und Völkerrecht, das muß ich alles wiſſen;
Der Globus ſteht vor mir, da reiſ ich durch die Welt
Zum Nord- und Süderpol, und meſſe Berg und Feld,
In Grad und Zirkel ab; den Kiel hält meine Rechte,
Wodurch ich manchen Feind der Wahrheit niederfechte;
Den Kiel, der manches Land mit Witz und Kunſt durchläuft,
Der Völker Beyfall ſucht und nach dem Lorber greift.
Wohlan! ſo denkt einmal, ſo lange noch auf Erden,
Mein Schmuck, mein Kleid, mein Buch noch hochgeſchätzet werden,
So lange muß ich ſelbſt der Welt wohl nützlich ſeyn:
Zum Nutzen hüll ich mich in ſolche Kleider ein;
Zum Nutzen pfleg ich mich mit ſolchem Schmuck zu zieren;
Zum Nutzen ſuch ich ſtets die Feder ſchön zu führen;
Doch was erblick ich itzt? kömmt dort ein Geiſt herbey,
Der Farb und Pinſel trägt? nun weis ich, wer es ſey.
Hier ſchickt die Malerkunſt den Zeuxis aus dem Grabe,
Und rühmt, wie viel die Welt ihr guts zu danken habe.
Tritt, Zeuxis, näher her, ſo ſchön dein Pinſel ſtreicht,
Sprich, ob ihm nicht die Kunſt von meiner Feder gleicht?
Hat deine Wiſſenſchaft, die Farben zu erheben,
Die Gleichheit der Natur den Trauben umgegeben,
Und durch den leeren Schein die Vögel aus der Luft,
Die Durſt und Hunger zwang, zum Fraß herzugeruft;
So weis ich die Natur ſo ſchön, wie du, zu malen:
Aurorens rothe Hand, die ſtets des Phöbus Stralen,
Der jeden Tag zur Ruh im Ocean verſinkt,
Erwecket und erhebt, und gölden wiederbringt;

Ein buntbeblühmtes Feld, worauf der Zephyr ſpielet,
Der Blumen mattes Heer durch ſanfte Züge kühlet,
An die der Morgenthau die Silberperlen reibt;
Die Roſe, die den Sinn mit tauſend Luſt erfreut,
Wenn ihr beliebtes Roth durch grüne Knoſpen ſiehet,
Und dann, wenn erſt ihr Haupt in vollem Schmucke
blühet;
Ja Feuer, Waſſer, Luſt, und was noch ſonſt die Macht
Des, der dort oben herrſcht, ſo ſchön hervorgebracht;
Weis ich nicht alles das in wohlgetroffnen Bildern,
Auch ſonder Farbenzier natürlich abzuſchildern?
Seht den mir werthen Brocks in ſeinen Werken an,
Der hat, (und hats durch mich und ſeinen Fleiß gethan)
Den Abriß der Natur den Völkern vorgeſetzet,
Der zwar das Auge nicht, doch den Verſtand ergötzet,
Und Zeuxis Kunſt beſchämt; wie bin ich nun nichts werth?
Da ſich mein Fleiß u. Ruhm durch ſolchen Dienſt verklärt,
Daß meine Malerey Sinn und Verſtand erfreuet?
Was heißt es, daß mir nicht die Misgunſt Lorber weihet?
Jedoch noch nicht genug. Zur Lieb und Traurigkeit,
Zur Straf und Beſſerung bin ich ja ſtets bereit:
Wenn dort Penelope an ihren Helden ſchreibet,
Und ihre Liebe fragt, warum er außen bleibet;
Und wenn ein Naſo ſonſt des Glückes Zwang verklagt,
Den ſeines Cäſars Zorn bis zum Euxin verjagt;
Und wenn ein Juvenal des Paris Narrenpoſſen,
Mit ſcharfen Stacheln trifft, wo iſt das hergefloſſen?
Hab ich nicht Glut und Trieb in allen angeregt,
Und Sinn, Wort, Sylbenmaaß der Feder eingeprägt?
Bey Höfen bin ich gern, man hält mich da in Ehren;
Auguſt kann vom Horaz gerathne Lieder hören.

Die meine Kinder ſind; den Held mach ich bekannt,
Der Fama geb ich ſelbſt die Thaten in die Hand,
Und ſchicke ſie damit vom Tagus bis zum Nile,
Daß jedes fremde Ohr die tapfre Großmuth fühle.
Kehrt um! ihr, welchen nicht die Poeſie gefällt,
Eh euch ein Scaliger für keine Menſchen hält.
Kehrt um! ich habe nun mein Nützlichſeyn gefunden,
Ihr Feinde, Palmen her! ihr ſeyd nun überwunden.

Johann Samuel Portmann.

* *

Allegorie

Von den Widerſprechungen in der Liebe.

Sie verlangten neulich von mir, Madame, ich ſollte Ihnen die Urſache entdecken, woher doch ſo viele widerwärtige Leidenſchaften in der Liebe vorkämen. Sie wollten, und wie ich nicht zweifle, aus eigener Erfahrung, angemerket haben, daß in dieſer Leidenſchaft ſo vieles zuſammenträfe, welches gerade wider einander zu ſtreiten ſchien. Die Ausdrückungen der Dichter, da ſie die Liebe bald eine ſüße Pein, bald eine bittere Luſt, bald angenehme Plagen, entzückende Schmerzen u. ſ. w. nennen, wurden hier zum Beweiſe angeführet. Sie hielten mir die Stelle aus unſerm Opitz vor, wo er ſeinen verwirrten Zuſtand in der Liebe beſchrieben, und vornehmlich mußten dieſe vier merkwürdigen Verſe dazu dienen;

Ich fürcht und hoffe doch, ich bitt und ſchweig auch ſtille,
Ich bin wie kaltes Eis und fühle Glut die Fülle;
Ich lös und binde mich; ich wünſche frey zu ſeyn:
Und wenn ich denn frey bin; So geh ich wieder ein.

Ob ich mich nun gleich entſchuldigte, daß ich noch niemals die Wirkungen der Liebe empfunden, und alſo nicht einmal wüßte, ob alle dieſe Ausſprüche wahr wären: So wollten Sie doch dieſe Ausreden ganz und gar nicht annehmen. Ich mochte Ihnen tauſendmal vorſtellen, daß man erſt von der Wirklichkeit einer Sache überführt ſeyn müßte, bevor man ſich Mühe gäbe, die Urſachen derſelben aufzuſuchen; weil man ſonſt eben eine ſo lächerliche Arbeit thun würde, als einige Gelehrte des vorigen Jahrhunderts, wegen des vermeynten goldenen Zahnes, gethan hatten, den ein Kind mit auf die Welt gebracht haben ſollte. Es half alles nichts, und mich dünkt, ich ſehe und höre ſie noch die fürchterliche Frage thun: Wollen ſie mich und ſo viele Dichter Lügen ſtrafen? So wenig Gewiſſen ich mir gemacht haben würde, die Dichter der Lügen zu beſchuldigen: So unverantwortlich hielt ich es auch, nur von Ihnen zu gedenken, daß Sie fähig wären, eine Unwahrheit vorzubringen. Ich ſchickte mich alſo zu der begehrten Unterſuchug an, und der Himmel weis, was ich für ein Galimathias würde gemacht haben, wenn es damals zur Erklärung gekommen wäre. Zum guten Glücke aber wurde ich durch die Ankunft des Herrn D** geſtöhret, welcher Sie mit ſo vielen neuen Zeitungen zu unterhalten wußte, daß wir uns genöthiget ſahen, Ihnen eine angenehme Ruhe zu wünſchen, ehe er noch mit ſeinen Erzählungen halb fertig geworden. Ich habe nach der Zeit fleißig an Dero Aufgabe gedacht, und noch in eben der Nacht die Regiſter faſt von der Hälfte meiner Bücher durchgeſucht. Allein ich war ſo unglücklich, nicht das geringſte darinnen zu finden, welches mich hätte davon unterrichten können. Nach einiger Zeit beſann ich mich, daß Plato, ein alter griechiſcher Weltweiſe, vieles von der Liebe geſchrieben hätte. Ich blätterte ſeine Bücher durch, und hatte endlich das Vergnügen, die Auflöſung meiner Aufgabe darinnen zu finden. Sehen ſie alſo wohl, Madame, wie der Eifer, einem Frauenzimmer gefällig zu ſeyn, einen zu den alten griechiſchen Schriftſtellern zurück führen kann. Iſt es Ihnen itzo eben ſo angenehm, die Urſache von dem Widerſpruche in der Liebe zu leſen, als es Ihnen damals war, ſolche von mir zu hören: So will ich ſie mit meinen eigenen Worten, nach des Plato Sinne, erzählen. Vielleicht hat er ſie auch nicht einmal ſelbſt entdecket; denn er läßt ſie von ſeinem Lehrmeiſter Sokrates in folgender Geſchichte vorbringen.

Jupiter hatte bey der Geburt der **Schönheit** ein großes Gaſtmahl angeſtellet, und viele Gäſte dazu eingeladen. Unter andern hatte ſich auch der **Gott Ueberfluß** dabey eingefunden, welcher ein Sohn der Göttinn **Klugheit** war, und viele Tugenden von ſeiner Mutter an ſich hatte. Nachdem er ſich an der Tafel ſattſam ergötzet: So wollte er auch wieder ein wenig freye Luft ſchöpfen. In dieſer Abſicht begab er ſich in Jupiters Garten, welcher voller ambroſiſchen Früchte von allerhand Art hing, und ſeiner reichen Fruchtbarkeit wegen, ein recht anſtändiger Aufenthalt für den **Ueberfluß** zu ſeyn ſchien. Er verfügte ſich in eine von den ſchönſten Grotten, um welche ein von nectariſchen Trauben ſchwangerer Rebenſtock ſeine ſchlanken Arme wand. Zu eben der Zeit hatte eine unglückſelige Frauensperſon, **Armuth** genannt, von dieſem herrlichen Feſte etwas gehöret. In Hoffnung, ſie würde dabey gleichfalls einige Erquickung finden, hatte ſie ſich bis dahin begeben. Weil man ſie aber wegen ihrer ſchlechten Kleidung nicht mit an die Tafel gezogen: So ſuchte ſie ihre Ergötzung in Jupiters Garten, welcher allen Leuten, von was für einem Stande ſie auch waren, offen ſtund. Hier traf ſie von ungefähr den Gott **Ueberfluß**, in der Grotte ſchlafend an. Kaum hatte ſie ihn erblickt, als ſie auch ſchon von ſeinen entzückenden Reizungen entzündet worden. Sie legte ſich zu ihm, und wußte es ſo wohl anzuſtellen, daß ſie von ihm ſchwanger wurde. Jedermann war über dieſe Begebenheit aufmerkſam, und begierig, zu erfahren, von was für einer Natur doch das Kind ſeyn würde, welches zwo ſo verſchiedene Perſonen mit einander gezeuget hätten. Die **Armuth** kam endlich nieder, und das Kind, das ſie zur Welt brachte, war die **Liebe**: Als dieſes Kind aufwuchs: So zeigte es in ſeiner ganzen Aufführung, was es in der That war; nämlich eine Zuſammenſetzung von einander entgegen geſetzten Dingen. Da es den **Ueberfluß** zum Vater hat, welcher, wie ich ſchon oben erwähnt habe, von der **Klugheit** herſtammet: So iſt es verſchlagen, liſtig, ſinnreich, voller Ränke, und hat tauſenderley Anſchläge im

Kopfe. Da es aber auch das Kind der Armuth iſt: So ſieht man, daß es ſchmeichelt, liebkoſet, bettelt, Liederchen ſingt, nachfolget, gern auf den Thürſchwellen liegt, oder unter den Fenſtern ſteht. Von väterlicher Seiten hat es die Kühnheit, Zuverſicht auf ſich ſelbſt, den Stolz, die Hoffnung, daß alles gut gehen muß, die Ueberzeugung von ſeinen eignen Verdienſten an ſich, und wird daher leicht aufgebracht und iſt ſehr empfindlich. Von mütterlicher Seiten hingegen iſt es verzagt, furchtſam, zweifelhaft, niedergeſchlagen, voll Sorgen, es möchte beleidigen, gar zu unterthänig und niederträchtig. Bald ſpricht es, als eine Gottheit, von lauter unſterblichen Vergnügungen, iſt bis in den Himmel entzückt, und weis von nichts, als Wolluſt und Freude. Bald wird es von lauter Kummer verzehrt, iſt ganz kraftlos, voller Verzweiflung, und dem Tode nahe, da ihm dieſes von ſeiner ſterblichen Mutter, jenes aber von ſeinem göttlichen Vater angeerbet iſt.

Hier haben Sie nun, Madame, die Urſache von den widereinanderlaufenden Regungen bey der Liebe. Sagen Sie nicht, daß ſolche poetiſch ſey. Ich habe ſie von einem Philoſophen genommen; und wenn dieſes auch nicht wäre; ſo würden Sie ſich doch nicht mit Recht darüber beſchweren können, weil Sie durch die Poeten veranlaſſet worden, mir dieſe Unterſuchung aufzugeben. Ich, ꝛc. ꝛc.

Joh. Joach. von Kreuzberg.

* * *

Das

* *

Das Pferd und die Bremſe.
Eine Fabel.

Ein deutſcher Gaul, wohl zugeritten,
Trug ſeines Herren dicke Laſt,
Mit ſolchen gleich und ſtolzen Schritten,
Als jemals du geſehen haſt.
So leiſe ſtrich kein Reh vorbey,
Als dieſes Pferd im ſchnellen Traben.
Ein ſchmaler Steg, ein breiter Graben,
War ſeinen Füßen einerley.

Es durfte keine Gerte fühlen,
Es hob ſich ſo mehr, als zu leicht.
Man durfte mit der Zunge ſpielen,
So ging es, wie ein Vogel fleugt.
Es konnte jeden Zug verſtehn.
Man durfte kaum die Trenſe rücken:
So ſahſt du es, von freyen Stücken,
Den ſchönſten Antritt wiegend gehn.

Kaum war ein beſſer Pferd im reuten,
Das nie an Stein und Wurzeln ſties,
Das ſich ſo leicht auf beyde Seiten,
In vollem Rennen werfen lies.
Kein Schuß, kein blitzendes Gewehr
Erſchreckte dieſen Gaul im Gange,
Er ging und that, als wüßt er lange,
Was Blitz und Schuß und Pulver wär.

Im Streite trug den Alexander
Kein ſolcher ſtolze Lichtebraun.
Die Schenkel warf er aus einander,
Als dürſt er nicht der Erde traun.
Und kam der Sporn: ſo ſahſt du ihn
Sich mit ſo ſtarken Sprüngen heben,
Daß ſelbſt der Fahrweg zu erbeben,
Der Raſen zu verſchwinden ſchien.
Und dieſer Schmuck von allen Pferden,
Im Kreuze hoch, braun von Geſtalt,
Breit auf der Bruſt, frey in Gebehrden,
Trug ſeinen Herrn durch einen Wald;
Als eine Bremſe ſumſend zog,
Ihm, mitten in dem ſtolzen Gange,
Ganz durſtig auf die rechte Stange,
An ſeinem blanken Zaume flog.
Sie leckte von dem weißen Schaume,
Der heeſigt am Gebiſſe floß.
Wie, Thier, du nagſt an meinem Zaume?
Du kannſt? ‥ ſprach das erhitzte Roß.
O rief die Bremſe, laß mich hier,
Ich will dich vor den Fliegen ſchützen.
Wie, ſchrie der Gaul, du willſt mir nützen?
Und ſchüttelte: ſo flog das Thier.
Die Bremſe hatte Rach im Sinne;
Sie flog, und blieb vor Unmuth ſtumm,
Und ſtach ihn ſchmerzhaft in das Dinne,
Drauf fuhr der Gaul erhitzt herum;
Verſah es aber doch dabey
Und blieb, wo ſich die Wurzeln ſtrecken,
Im Schreiten, mit dem Eiſen ſtecken,
Und fiel, und brach ein Bein entzwey.

Er

Erſchrocken, und im vollen Grimme.
Verlies der Herr das kranke Pferd,
Und ſprach mit aufgebrachter Stimme:
Du biſt kein beſſer Schickſal werth.
Wie thöricht iſt es nicht gethan,
Sich Feindſchaft auf den Hals zu laden!
Der kann uns allemal noch ſchaden,
Der mir und dir nicht helfen kann!

C. F. Gellert.

* *

Silvander an die Phyllis.

Schönſte Phyllis,

Je öfter ich ihre Zuſchrift leſe, deſto tiefſinniger werde ich. Ich kann mich kaum in meiner Verwirrung zu rechte finden. Kaum triumphire ich ein klein wenig über unſern werthen Freund Germannen, daß er von ſeiner Demonſtrierſucht etwas nachgelaſſen, und ſich bis zu meinem Wahne zu erniedrigen angefangen, ſo fallen Sie mich mit einer ſolchen Stärke an, die ich mir von Ihnen kaum vermuthet hätte. Wer wollte ſo verwegen ſeyn, Ihnen zu widerſprechen; zumal, wenn ſie Leibnitzen auf ihrer Seite haben. Wenn Sie mit mir diſputiren wollen, und allemal dieſen Vorſitzer haben, ſo muß ich Ihnen auch allemal recht geben. Ihr Beweis iſt ſo ſtark, als einer von der Art ſeyn kann. Unterdeſſen, da ich Sie nicht widerlegen kann, ſo will ich nur den gegenſeitigen Satz behaupten; Sie mögen hernach zuſehen, welcher falſch iſt. Einer von beyden muß es gewiß ſeyn. Wenn Sie und Doris zugleich liebenswürdig ſind, ſo fragen Sie mich um den zureichenden Grund, warum ich nicht vielmehr meine Liebe auf die andre, als auf ſie werfe? Ich antworte: Weil ich ſie beyde gleich ſtark liebe. Und dieſes iſt auch möglich. Denn es hält keinen Widerſpruch in ſich, daß ſie beyde Vollkommenheiten beſitzen, daß ich ſie an beyden wahrnehme, daß ich ihnen darüber mein Vergnügen bezeige, und daß ich es allen beyden thue, wie ſich mir Zeit und Gelegenheit darbiethen. Was keinen Widerſpruch in ſich enthält, das iſt möglich. Es iſt alſo möglich, daß ich beyde gleich ſtark lieben kann; welches zu erweiſen war. Ich will noch anmerken, daß ich es thun dürfe. Denn weil ich noch keiner zugeſchwohren habe, daß ich ſie allein lieben wolle; ſo hindert mich nichts, daß ich nicht die Phyllis ſo wohl hochſchätzen könne, als die Doris, und es iſt noch kein Geſetze vorhanden, welches mich einer Untreu beſchuldigen kann. Mein Beweis iſt ſo ſchwer nicht, als der ihrige; denn er iſt nicht aus Leibnitzen. Ich habe die Erlaubniß, ſie zu beſuchen. Ich werde mich derſelben noch heute bedienen; denn ihr Ovidius wird mir vielleicht noch andre Beweisgründe wider Sie an die Hand geben. Halten Sie ſich bereit, mit mir zu diſputiren. Der Satz ſoll ſeyn: Silvander muß die Phyllis dennoch lieben; ich würde ihn mit den ſtärkſten Gründen zu unterſtützen wiſſen. Ich ſchmeichle mir zum Voraus, daß es vielleicht heißen wird: Ich bin gekommen, ich habe ſie geſehen, ich habe ſie überwunden.

Silvander.

* *

Herrn Sehrklugs Urtheil abgelehnt.

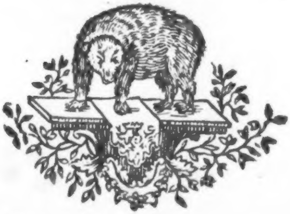
St! Entblößet euer Haupt; Denn es iſt ein Urtheil da.
Höre, Gottſched! Sehrklug redet. Hör auch du, Victoria,
Chriſtiane, Käſtner, Pitſchel, Schlegel, Rabner, Gellert, Schmidt,
Gärtner, Straube, Zernitz, Sucro, Hausmañ u. le Fevre mit,
Haupe, Neander, Hagedorn, Peinemann, Kopp, Spalding, Schwabe,
From, u. wie ihr alle heißet, Herbart, Kaiſer, Breitenbauch,
Walther, Portmann, Heinze, Kreuzberg, lachet nicht, es gilt euch auch.
Alles, was beluſtiget, das bekömmt hier ſeine Gabe.
In ſechs Zeilen iſt von euch kaum ein Körnchen Witz zu leſen.
Schweig! verſetzt ihr. Ey! verzeihet: Sehrklugs Grund iſt klar und klug:
Denn, verſichert er, ſie ſind meine Schüler ja geweſen.
Iſt nun dieß; was wollt ihr leugnen? Das iſt ja Beweis genug.
Seine Schüler? ſprechet ihr. Wir, die wir ihm theils geleſen,
Theils mit ihm zugleich gelernet, theils den Sehrklug nie geſehn,
Theils uns ſeiner Zucht geſchämet? Denkt er, uns durch ſich zu ſchmähn?
Witzig ſind wir; denn wir ſind ſeine Schüler nicht geweſen.

M. Tulipe.

Ende des M. May.

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Et prodeſſe volunt & delectare — *Horat.*



Auf das Jahr 1742.
Brachmonat.

Zweyte Auflage 1742.

Leipzig,
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Der falſche Orthodox.

O daß ich ſagen ſoll, was ich kaum ſagen kann!
Mein Beyſtand ſchlägt mich wund, u. ſpricht, ich fecht ihn an.
Er trägt die Wahrheit vor, und ſchützet ſie mit Wähnen.
Kann ſich ein himmliſch Licht nach Nacht u. Decken ſehnen?
Soll nicht vielmehr ſein Glanz ſo aufgedeckt, ſo rein,
Weitſtralend, groß und hell, als ſelbſt die Sonne, ſeyn?
Da ich erkennen will: ſo tritt er mir ins Lichte,
Daß ich mein Aug umſonſt nach Gottes Höhen richte.
Zwar führen will er mich; doch kann ich blind nicht gehn;
Der ungewiſſe Fuß kann nirgend ſicher ſtehn,
Bis ich die Steige ſeh, und bis ich ſelbſt erkenne,
Wornach ich mit Vernunft, nicht blindem Eifer, renne.
Drum, Führer, wenn du willſt, daß ich gehorſam ſey:
So mach erſt Aug und Herz von deinen Banden frey.
„Man muß nicht zu genau nach allem fragen wollen.
„Du biſt zum Folgen da; wir, daß wir führen ſollen.
„Wohl dir, wenn ſich dein Ohr an unſre Lehre hält:
„Denn unſer Mund ſpricht wahr; drum glaubt uns alle Welt.

„Wer ja noch widerſteht, und künſtelt ſeine Fragen:
„Dem ſoll man zum Beſcheid: Vernunft, ſchweig ſtille; ſagen.

Nimmt ſo, was man vor uns geglaubet und gethan,
Die ausgelernte Welt für eine Richtſchnur an?
Soll denn der reiche Quell, den wir in uns ernähren,
Für uns nicht fruchtbar ſeyn, und ſich umſonſt verzehren?
Du ſiehſt den milden Schatz, du ſiehſt, und wirfſt ihn weg.
Gab ihn der Schöpfer dir, o Thor, zu dieſem Zweck?
Wer löſcht ein dunkles Licht, weil es nicht helle brennet?
Vergnügt, wenn er zur Noth, was um ihn iſt, erkennet.
Wehrt eine Hand dem Wind, und eine kürzt das Dacht,
Bis hellrer Flamme Stral die Dinge klärer macht:
So will ich die Vernunft nicht löſchen, nur erheitern,
Mit mühſamer Geduld der Kenntniß Feld erweitern,
Bis einſt mein Aug ein Stral von hellerm Lichte rührt;
Es wird kein Irrlicht ſeyn, das meinen Fuß verführt.
O Gott, der mich erſchuf! wie ſoll ich dich denn finden,
Da mir mein Führer ſelbſt die Augen ſucht zu binden?
Du biſt. Das iſt gewiß! Es iſt kein Geiſt ſo blind,
In dem von deinem Seyn nicht Zeugen kräftig ſind.
Du biſt! jedoch wofür ſoll dein Geſchöpf dich halten?
Biſt du viel oder eins? Geiſt oder in Geſtalten?
Man ficht für dieß und das. Iſt prüfen nicht erlaubt:
So iſt es einerley, was man von beyden glaubt.
„Es iſt ſchon ausgemacht; der Wahrheit ſichre Schätze
„Sind unter uns allein. Wir tragen die Geſetze
„Vom rechten Glauben vor.
Wodurch wird es bewährt?
„Dieweil ſich jedermann mit uns dafür erklärt.

So glaubſt du Höll und Gott, der Mutter zu gefallen?
Wenn dieſes bündig ſchließt: So muß von dieſem allen
Was man vor uns geglaubt, Geſpenſter, Hexe, Geiſt,
Der Alp, und Doctor Fauſt, und wie es alles heißt,
Womit ſich hier und da noch tauſend Mäuler tragen,
Ein Punct des Glaubens ſeyn. Sie können kühnlich ſagen,
Was ſie zum Theil geſehn: daß ihrer Väter Hand
Des Blocksbergs Zauberſchaar gemartert und verbrannt;
Der Teufel ſelbſt den Fauſt geholet und zerriſſen,
Und viele vom Geſicht und Schrecken ſterben müſſen.
O nein. Wohl unſrer Zeit! Der forſchende Verſtand
Hat dieſes Irrthums Wuſt zerſtreuet und verbannt.
So laßt ihn weiter gehn, damit ich auch erkenne,
Warum ich einen Gott, und was ich mit ihm nenne.
Gott iſt, und ich durch ihn: daher kömmt meine Pflicht.
Allein wie dien ich ihm? Wo ſoll der Unterricht
Von ſeinem Willen ſeyn? So weit nur Völker wohnen,
Seh ich ein jedes ihm nach eignem Dünkel frohnen,
Und jedes giebt ſich recht.
„Gott hat ſich offenbart;
„Wir haben unter uns Verehrung ſolcher Art,
„Die ihm gefällig iſt.
Kannſt du mich des verſichern?
„Da lies den Unterricht aus unſern heilgen Büchern.
Nicht alles iſt von Gott, was man für göttlich hält.
Wo ſteckt die Göttlichkeit?
„Der größte Theil der Welt
„Stimmt unſrer Lehre bey.
Wen kann dieß überführen?
Läßt nicht die Menge ſtets mehr Zug zum Falſchen ſpüren?
Zählſt du die Stimmen nach, und giebſt dem Haufen Recht:
So büßt die Wahrheit ein; du wirſt des Irrthums Knecht.

Europens Gott hat Recht. Doch ſeh ich in Moſcheen
Des weiten Aſiens noch ſtärkre Schaaren ſtehen,
Als je vor ihm gekniet. Selbſt Vitzliputzli zählt
Noch Länder, die für Gott ſich ſeinen Greul gewählt.
Ein ungezähltes Volk von Hotten, von Huronen,
Und die, uns unbekannt, in großen Ländern wohnen,
Die kaum ein Seegel noch in tauſend Jahren findt:
Wer ſagt: ob denn auch die der Wahrheit Freunde ſind?

„Die reine Wahrheit herrſcht; ſie iſt aus treuen Zungen,
„So weit nur Menſchen ſind, mit ſtarker Macht gedrungen;
„Sie hat ſich fortgepflanzt in langer Zeiten Reih;
„Der Gottheit heller Stral wohnt ihr beſtändig bey,
„Und der Bekenner Muth iſt, unter Blut und Morden,
„Geſteifet und bewährt, und Gott verherrlicht worden.

Auch dieſes iſt nicht ſtark. Hängt denn der Muſelmann
Mit mindrer Zuverſicht an ſeinem Alkoran?
Hat bey dem Juden wohl die Hoffnung abgenommen,
Meſſias werde noch, ihn zu erheben, kommen?
Ja, wo ein ſtarkes Volk, entfernt von unſrer Welt,
Des Naſo Götterbuch für Offenbarung hält,
Und durch vier Glieder pflanzt; ſo könnten wohl die Erben
Mit gleicher Dreuſtigkeit für ihre Fabeln ſterben.
Denn was der Vater glaubt, das hängt den Kindern an.
Im Blut gilt Beyſpiel mehr, als keine Lehre kann.
Läßt der in Sina ſich die falſchen Bücher nehmen?
Will ſich der Hottentott zum wahren Licht bequemen?
Sprich: Was Bekehrſucht ſelbſt ſich unter uns erwarb?
Der angefochtne Mann ſtirbt, wie ſein Vater ſtarb,
Er nimmt nichts neues an. Wo dieſer wohl gefahren,
Da will er ſich mit ihm auf gleichem Wege paaren.

„Doch niemand außer uns entdeckt die rechte Bahn.
„Der Lehren Richtigkeit iſt längſtens dargethan,
„Ihr Vorzug nimmt ſich aus.
Wird denn von weiſen Zungen
Die lehrende Vernunft von dieſer Pflicht verdrungen?
Es zeigt ſich Cleveland; geſtärkt durch eignes Licht,
Und mit ſich ſelber eins, kennt er die Secten nicht.
Er forſcht nach Gottes Haus. Man zeigt ihm funfzig Thüren;
Durch jede will man ihn zum rechten Himmel führen:
Zu welcher ſoll er gehn? Iſts Wunder, wenn er bleibt:
Da man nach jeder zu ihm mehr mit Hitze treibt,
Als durch Erwägen zieht. Soll er auch da nicht grübeln,
Wo nur ein Gutes iſt bey neun und vierzig Uebeln?
Beſtimmt die ſchwere Wahl, macht einen feſten Schluß:
So folgt er ohne Zwang, ob er gleich folgen muß.
Kein ander Mittel zwingt geübte freye Geiſter;
Bey ihnen iſt Vernunft und Ueberzeugung Meiſter.
„Die Ueberzeugung wirkt bey Frommen innerlich,
„Es fühlt ſie, wer nur glaubt.
Nun ſo erkläre dich.
Jetzt bin ich noch nicht fromm, und noch nicht überzeuget;
Und inner mir ſpricht nichts, und mein Gewiſſen ſchweiget.
Kein Donner, keine Furcht, kein Wunder treibt mich ein,
Kann denn von außen her mir nicht gerathen ſeyn?
Was ich empfinden ſoll, das muß mich erſt erwecken.
Auf dich nur kömmt es an, ein Mittel zu entdecken,
Das mich zum Beyfall bringt. Geprieſen ſey dein Fleiß,
O herrliche Vernunft! durch die ich ſeh und weis,
Was für ein Weſen ich als einen Gott verehre,
Das meinen Schlüſſen hilft, und mir die wahre Lehre

Von ihm und meinem Heil zum ſichern Leitſtern giebt.
Ihr Männer, deren Geiſt des Glaubens Klarheit liebt,
Die ihr Vernunft und Schrift erhebt, vergleicht, verbindet,
Die ihr den Forſchenden die Fackel angezündet,
Die noch, bey hier und da ſchon eingeſunkner Nacht,
Den Weg zum Leben hell, gewiß und kennbar macht:
Habt in der Aſche Dank! Wir werden euch erheben,
So lange wir aus Luſt und mit Verſtande ſtreben,
Durch nicht geerbten Dienſt, Gott angenehm zu ſeyn!
O nähme ſo ein Trieb doch alle Herzen ein!
Weiſt du, warum bey uns viel tauſend noch nicht wiſſen,
Daß, und warum, und wie ſie Gott verehren müſſen?
„Der Herr giebt Gnad und Licht, und nimmt ſie, wem er will;
„Ich darf nicht Richter ſeyn; er thuts, ich ſchweige ſtill.
Und du errötheſt nicht, dem Himmel beyzumeſſen,
Was du bey deiner Pflicht, vielleicht mit Fleiß, vergeſſen?
Schau doch die kleine Zahl ſo freyer Bürger an,
Die, was die Feder lehrt, mit Nutzen leſen kann:
Und überdenke denn das Heer von Millionen,
Die durch das weite Land in Schloß und Hütten wohnen,
Da keiner mehr von ſich und Höll und Gott erfährt,
Begreifet, glaubt und thut, als ihm dein Mund erklärt,
Des Pöbels einzig Buch. Der ſoll ſie unterrichten,
Von ihres Glaubens Grund, u. heilſam frommen Pflichten.
Meynſt du, daß wenn er oft mit Hitz und Geifer ſchäumt,
Und die Vernunft verbannt, des Guten Same keimt?
Es iſt kein Geiſt ſo klein, und hält ſich ſo geringe,
Er glaubt, daß ihm auch oft ein ſichrer Schluß gelinge;
Auch er will Richter ſeyn. Trag ihm die Lehre vor;
Ein überdachtes Wort tritt in ſein leichtes Ohr,

Und dringet in ſein Herz. Laß ihn in deinen Gründen
Vernunft und Licht und Kraft und Ueberzeugung finden;
Sein weicher Wille nimmt den beſten Wandel an.
Und dann berühme dich, du haſt dein Amt gethan.
„Dem Schwachen iſt genug, mit ſichrer Einfalt glauben.
O warum willſt du ihm die ſüße Wolluſt rauben,
Zu wiſſen, wie er glaubt? Zwar deine Schüler ſind
Sich nicht an Gaben gleich: Doch lenkt man auch ein Kind
Durch Gründe mehr als Zwang. Es läßt ſich jeder führen,
Es muß ihn nur vorher das Wort der Wahrheit rühren.
Fällt dieſes dir zu ſchwer: So laß es andern zu:
Damit der reinſte Zweck die größte Wirkung thu,
Wornach der fremde Fleiß ſo vieler Lehrer ſtrebet,
Die Einſicht und Verdienſt und Gottesfurcht erhebet.
Sieh; du und keiner giebſt mir deinen Beyfall nicht,
Wenn die Vernunft allein von Gottes Ordnung ſpricht;
Ich aber kann von dir die offenbarten Lehren
Ohn ihre Hülfe nicht erkennen, noch verehren.
Weswegen ſträubſt du dich, und ſiehſt erbittert zu,
Daß ſie zu meinem Heil mir kräftig Vorſchub thu?
Der Schöpfer hat mir nie dieß innre Licht verliehen,
Daß ich mit Willen blind, mich ſeinem Schein entziehen
Und es erſticken ſoll. Die Gabe ſeiner Huld
Iſt mir zum Beſten da. Es kömmt von meiner Schuld,
Wenn der Gebrauch mich täuſcht. Soll mich die Furcht bewegen,
Was einmal trügen kann, auf immer wegzulegen?
Das heißt die Klugheit nicht. Ich nehme, weil ich kann,
Vernunft und Schrift zugleich zu Glaubensführern an.

Gottlob Benjamin Straube.

* *

Vernünftige Gedanken
Von dem Falle eines Geiſtes,
aufgeſetzt
von
M. Johann Chriſtoph Decker,
der Philoſ. Facultät zu Halle Adjunctus.

Der erſte Abſchnitt,
von der
Beſchaffenheit eines Geiſtes überhaupt.

§. 1.

Geiſter nennet man überhaupt diejenigen Weſen, welche mit einer deutlichen Vorſtellungskraft verſehen ſind: Deren größern und geringern Werth wir nach der Klarheit und Vielheit ihrer deutlichen Begriffe abzumeſſen pflegen. Erſtrecket ſich dieſe Kraft auf alles mögliche; ſo iſt ſie ohne Schranken, kann alles Mögliche zugleich deutlich gedenken und iſt unendlich: Geht ſie aber nur auf einige Dinge; ſo iſt ſie eingeſchränket und endlich.

Vielleicht ſcheint manchem die gegebene Erklärung eines Geiſtes zu enge zu ſeyn, da die ſchärfſten Philoſophen unſrer Zeit, in ihren Begriffen vom Geiſte, des Willens gedenken. Ich geſtehe auch ganz gerne, daß ein Geiſt ſo wenig ohne einen Willen, als dieſer ohne vorhergegangenes deutliches Erkenntniß des Nützlichen oder Schädlichen in einer Sache, ſtatt finde. Indeß getraue ich mir, zu behaupten, daß meine Erklärung die Probe halte. Setzet man die weſentlichen Kennzeichen einer Erklärung darinn, daß es ein deutlicher und ausführlicher Begriff ſey (ſiehe des Herrn Geheimenrath Wolfens deutſche Logik § 36); ſo wird ſo wohl meine, als die andre Erklärung hierbey beſtehen können. Die Ausdrücke meiner Erklärung ſind im gemeinen Reden gebräuchlich, und diejenigen, welche nur etwas von philoſophiſchen Wiſſenſchaften gefaſſet, wiſſen ſich ſelbige deutlich vorzuſtellen. Folglich ſind die gegebenen Kennzeichen derſelben nicht nur klar, ſondern einigen gar deutlich, und mehr als jenes wird zu einem deutlichen Begriffe nicht erfordert. Allein mein gegebner Begriff iſt auch ausführlich, indem die angenommenen Kennzeichen, theils einem jeden Geiſte zukommen, theils ihm eigenthümlich ſind. Will man aber die beſtimmten Regeln einer Erklärung genauer beobachten, und ſie einen eingeſchränkten Begriff nennen: So wird man mir den Vorzug meiner Erklärung auch zugeſtehen müſſen. Ich gedenke deswegen des Willens nicht, weil das Vermögen zu wollen, von dem Vermögen zu denken abhänget. Da nun ein eingeſchränkter Begriff keine Merkmale angiebt, die in einer nothwendigen Verbindung mit einander ſtehen; ſo habe ich Grund gehabt, bloß des Verſtandes zu gedenken.

§. 2. Ein bloß deutliches oder unvollſtändig deutliches Erkenntniß ſetzet eine verworrne Vorſtellung zum voraus, und dieſe erfordert eine dunkele Vorſtellung ihrer Merkmaale. Da nun, vermöge des Weſens eines endlichen Geiſtes, es nicht anders möglich iſt, als daß einige Vorſtellungen deſſelben bloß deutlich ſind (§. 1): So muß ſich ſeine Vorſtellungskraft auch auf dunkele und verworrene Begriffe erſtrecken.

Er

Es läßt ſich dieſes auch aus der allgemeinen Vorſtellungskraft aller denkenden Geſchöpfe herleiten. Denn da ein endlicher Geiſt nur einige deutliche Begriffe hat (§.1.); er aber vermöge der allgemeinen Verbindung aller Dinge, unter einander ſich dieſelbe vorſtellen muß: So muß ſein Erkenntniß von den übrigen, die er nicht deutlich einſieht, nothwendig verworren oder dunkel ſeyn.

§. 3. Wer eine Sache verworren erkennt, der iſt ſich der Merkmaale derſelben nicht bewußt, und kann ihren Unterſchied und ihre Verbindung ſo wohl unter ſich, als mit andern Sachen, nicht gedenken. Da nun aus der Verbindung einer Sache mit der Wohlfahrt eines endlichen Geiſtes die eigentliche Nutzbarkeit oder Schädlichkeit dieſer Sache, in Abſicht auf ihn, entſteht; ein endlicher Geiſt aber ſich dieſer Verbindung zuweilen nicht bewußt iſt (§. 2): So kann er auch die eigentliche Nutzbarkeit oder Schädlichkeit dieſer Sache, in Abſicht auf ihn, nicht allemal gedenken.

§. 4. Die **Vollkommenheit** eines Dinges beſteht in der **Uebereinſtimmung** aller ſeiner Theile; welche, ohne ſich aller Theile und ihres Verhältniſſes bewußt zu ſeyn, nicht allezeit richtig kann beurtheilet werden. Folglich iſt ein verworrnes Erkenntniß einer Sache, welches auf ein dunkles Erkenntniß ihrer Theile beruhet, nicht hinlänglich, die Vollkommenheit einer Sache richtig zu beſtimmen (§.3). Da nun die Uebereinſtimmung einer Sache mit der Wohlfahrt eines Geiſtes ein Nutzen, in Abſicht auf ihn, iſt; die Abweſenheit deſſelben aber ein Schade (§. 3): So kann ſo wenig der Nutzen, als Schade von einer Sache, bey verworrner Vorſtellung derſelben, allezeit richtig erkannt werden.

Es kann wohl zuweilen geſchehen, daß das verworrene Erkenntniß von der Beſchaffenheit einer Sache richtig iſt: Allein da die jedesmalige Verbindung der zufälligen Dinge nicht ſchlechterdings nothwendig iſt; ſo wird dieſe Uebereinſtimmug auch nicht allemal zutreffen.

§. 5. **Aus dem Erkenntniſſe des Nutzen, den man von einer Sache zu genießen hat,** entſteht eine **Begierde** darnach; ſo wie aus dem **Erkenntniſſe der Schädlichkeit derſelben** ein **Abſcheu** dargegen erwächſt. Verhält ſich nun die Sache wirklich ſo, als wofür man ſie anſieht; ſo iſt ſo wohl die Begierde, als der Abſcheu, richtig. Stimmt aber das Erkenntniß mit der Sache nicht überein; ſo ſind beyde irrig und falſch. Da nun ein unrichtiges Erkenntniß des Nutzens und Schadens von einer Sache bey einem endlichen Geiſte möglich iſt (§. 4.); ſo müſſen auch unrichtige Neigungen bey ihm entſtehen können.

§. 6. **Ohne welches ein Ding nicht kann gedacht werden, das kömmt demſelben nothwendig** zu. Folglich muß ſich ein verworrnes Erkenntniß bey einem endlichen Geiſte nothwendig befinden (§. 2). Da nun die Möglichkeit unrichtiger Neigungen bey einem endlichen Geiſte, in den verworrnen Vorſtellungen deſſelben gegründet iſt (§. 5); ſo nothwendig aber der Grund von etwas iſt, eben ſo nothwendig auch das darinnen gegründete iſt: So muß die Möglichkeit unrichtiger Neigungen ein nothwendiges und weſentliches Stück eines endlichen Geiſtes ſeyn.

Es haben zwar einige behauptet, daß es unendliche Geſchöpfe geben könne. Ob aber dieſer Satz nichts wider-

ſprechen.

ſprechendes in ſich halte, das wird aus den deutlichen Begriffen ſeiner Theile bald klar werden. Verſteht man durch die Unendlichkeit derſelben ihre unbeſtimmte Ausdehnung; ſo gilt ſelbiges nur von Körpern, welches ich dem vortrefflichſten Weltgebäude eben nicht abſprechen will, da ſolches, wenn es wirklich wäre, zu größerer Verherrlichung ſeines Meiſters gereichen würde. Will man aber die Unendlichkeit einem erſchaffenen Geiſte beylegen, ſo muß man ihm ein ſolches Erkenntniß zuſchreiben, nach welchem er alles Mögliche zugleich aufs Deutlichſte einſieht (§. 1). Da nun zufällige Dinge endlich ſeyn müſſen, weil ihre Wirklichkeit veranderlich iſt: So muß alles Unendliche nothwendig ſeyn. Was nothwendig iſt, das hat den Grund ſeiner Wirklichkeit in ſich; und kann nicht von einem andern außer ihm entſtehen. Da aber ein Geſchöpfe den Grund ſeiner Wirklichkeit nicht in ſich, ſondern in ſeinem Schöpfer hat: So kann kein Geſchöpfe nothwendig, folglich auch nicht unendlich ſeyn. Die wirkende Urſache der Wirklichkeit aller Geſchöpfe iſt zwar ein höchſt vollkommenes Weſen; und ihre Wirkung wird auch allezeit ihrer vollkommenſten Weisheit gemäß ſeyn. Daß ſie aber ihr ganz gleiche Geſchöpfe ſollte hervorbringen können, ſetzet zum voraus, entweder daß dergleichen möglich ſey, welches doch falſch iſt, oder daß ſich ihre Macht auch auf das ſchlechterdings unmögliche erſtrecke, welches aber unerweislich iſt.

§. 7. Die **Allmacht** des Schöpfers erſtrecket ſich auf alles Mögliche, und beſteht in dem **Vermögen** deſſelben, **alles Mögliche zur Wirklichkeit zu bringen.** Sollte nun ein Unmögliches mit zum Vorwurfe der Almacht gehören; ſo würde daſſelbe können wirklich werden, und eine Vorſtellung von ihm ſtatt finden. Da aber das Unmögliche nicht kann vorgeſtellt werden, weil es widerſprechend iſt: So kann es auch nicht zum Vorwurfe der Allmacht des Schöpfers gehören.

Die Socinianer leugnen zwar, daß alles mögliche zum Vorwurfe der Allmacht Gottes gehöre. Indeß da ihre Einwürfe sehr ſchwach ſind, und auf verworrene Vorſtellungen beruhen; ſelbige auch wider mich anjezt nicht ſtreiten, weil ich nur das Unmögliche von der Allmacht Gottes abſondern will: So iſt es auch nicht nöthig ihre vermeynten Gründe anzuführen und zu widerlegen. Mehrern Grund aber würde ich zur Widerlegung des Poirets haben, da er behauptet: Gott könne auch das ſchlechterdings umögliche möglich machen. Weil aber die Abhandlung zu weitläuftig werden möchte, und der Satz des Widerſpruchs auch kräftig genug für mich ſtreitet: So will ich mir dieſer Mühe überheben. Wer unmögliche Dinge kann, der kann gerade nichts.

§. 8. **Die vollkommenſte Güte Gottes beſteht in der Geneigtheit deſſelben, den Geſchöpfen alle mögliche Vollkommenheiten zu verſchaffen.** Da nun die Ausübung derſelben ſeine Macht zum voraus ſetzet; ſo können diejenigen Vollkommenheiten, welche bey einem Geſchöpfe unmöglich ſtatt finden, nicht zum Vorwurfe der vollkommenſten Güte Gottes gehören (§. 7).

§. 9. Die gänzliche Unmöglichkeit ſündlicher Neigungen ſtreitet wider das Weſen eines endlichen Geiſtes (§. 6). Folglich iſt es weder als ein Mangel der Güte Gottes, noch der Kraft des Schöpfers anzuſehen, wenn die endlichen Geiſter nicht anders erſchaffen werden (§. 7: 8).

§. 10. Die Erkenntniß des Guten und Böſen in einer Sache iſt der hinreichende Grund der Neigungen eines Geiſtes. Da nun theils nicht auf ein jedes

des Erkenntniß des Guten und Böſen in einer Sache, die endliche Neigung eines Geiſtes erfolget; theils weder alle Dinge nothwendig gut oder böſe ſind, noch auch das Erkenntniß derſelben ihnen allezeit gemäß iſt: So können die Neigungen eines Geiſtes nicht nothwendig ſeyn, da ihr einziger hinreichender Grund zufällig iſt.

§. 11. Gott will, vermöge ſeiner Güte, alle Vollkommenheiten ſeiner Geſchöpfe (§.8). Wollte nun Gott, daß ſich ſeine Geſchöpfe zu etwas neigeten, welches ihrer Vollkommenheit nachtheilig wäre: So würde er nicht ihr möglichſtes Beſte begehren.

§. 12. So wohl die Wirklichkeit, als Fortdaurung der endlichen Geſchöpfe, iſt in dem unendlichen und nothwendigen Weſen gegründet, und kann ohne ſeinen Willen nicht geändert werden. Folglich ſind die endlichen Geiſter dem Willen ihres Schöpfers unterworfen, und alſo ſeine Unterthanen, die ſeinem Willen, als einem Befehle, gehorchen müſſen. Da nun ihres Oberherrn Wille iſt, nur dasjenige zu wollen, was ihnen und andern vortheilhaft iſt, und zu ihrer Vollkommenheit gereichet; alles dasjenige aber zu verabſcheuen, was darwider ſtreitet (§. 11); ſie denſelben auch erkennen können: So ſind ſie zu ſolchen Neigungen, die dem Befehle ihres Oberherrn gemäß ſind, verbunden.

Soll ein Geſetz eine verbindende Vorſchrift ſeyn, ſo iſt nöthig, 1) daß daſſelbe nichts widerſprechendes in ſich faſſe, 2) daß die Unterthanen den Willen ihres Oberherrn über die Einrichtung ihres Verhaltens auch erkennen können; welche beyde nothwendigen Stücke eines Geſetzes bey allen göttlichen Forderungen zutreffen. Sollte das erſte Kennzeichen denen göttlichen Forderungen fehlen, ſo würde Gott das unmöglich gewollt haben. Dieſes würde entweder auf einem Fehler ſeines Erkenntniſſes, da er das Unmögliche als möglich angeſehen, beruhen, welches doch falſch iſt: oder wider ſeinen vollkom̄enſten Willen, ſeine Weisheit und Güte ſtreiten. Die Weisheit Gottes erwählet nur das, wodurch die Vollkommenheit der Welt kann erhalten und befördert werden. Da aber das Unmögliche nicht wirken kann: So kann Gott auch nichts Unmögliches wollen. Seine Güte will ſeiner vernünftigen Geſchöpfe möglichſte Vollkommenheit (§. 8). Sollten nun ſeine Forderungen an ſie einen Widerſpruch enthalten; ſo würde die Erfüllung derſelben unmöglich ſeyn, und Gott, vermöge ſeiner Gerechtigkeit, ſeiner Unterthanen Unglück ſuchen. Da nun Gott ſo wenig wider ſeine Güte und Weisheit, als wider ſeine Gerechtigkeit, handeln kann; ſo müſſen ſeine Forderungen nichts Unmögliches enthalten. Was das zweyte weſentliche Stücke eines Geſetzes, nämlich die mögliche Nachricht davon, betrifft; ſo findet ſolches bey den göttlichen Forderungen ebenfalls ſtatt. Denn da die Abſicht der göttlichen Forderungen iſt, gewiſſe Neigungen in den Geſchöpfen hervor zu bringen; eine jede Neigung aber in dem Erkenntniſſe gegründet iſt, und ohne daſſelbe nicht geſchehen kann (§. 5); die göttlichen Forderungen auch nichts Unmögliches enthalten: So muß ein Erkenntniß ihres Inhalts den Geiſtern möglich ſeyn.

§. 13. Alle unrichtige Neigungen gehen auf Scheingüter, oder fälſchlich dafür angeſehene Vollkommenheiten (§. 5), und ſtreiten wider den Willen des Schöpfers (§. 11). Da nun alle Neigungen, welche einem Geſetze zuwider ſind, ſündlich ſind; die Möglichkeit unrichtiger Neigungen aber bey einem endlichen Geiſte von ſeinem Weſen unzertrennlich iſt (§. 6): So muß ihnen auch die Möglichkeit zu ſündigen nothwendig zukommen. Und dieſes iſt der Güte und Allmacht des Schöpfers nicht nachtheilig.

Die Socinianer leugnen zwar aus dieſem Grunde die Allmacht Gottes, oder ſprechen ihm das Vermögen ab, alles Mögliche wirklich zu machen. Da ich aber (§. 9) ſchon dargethan habe, daß ſolches ja nicht wider die Allmacht und Güte Gottes ſtreite, ſo kann ihre Meynung auch keinen gegründeten Beyfall finden.

Der zweyte Abſchnitt
von dem Falle eines Geiſtes.

§. 14.

Der Fall eines Geiſtes beſteht in der Verſchlimmerung ſeiner Umſtände. Da nun die ſündlichen Neigungen eines Geiſtes auf ſolche Dinge gehen, welche ſeiner Wohlfahrt nachtheilig ſind (4. 5. 13); hierdurch aber ſein Zuſtand verſchlimmert wird: So fällt ein Geiſt, ſo bald er ſündigt. (§. 13.)

§. 15. Wer ein Ding erkennet, der wirket in daſſelbe, und muß alſo ſchon da ſeyn, wenn er etwas erkennen ſoll. Da nun alle Neigungen auf Erkenntniß gegründet ſind, (§. 5.) und bey einem endlichen Geiſte erſt nach demſelben erfolgen: So muß von der Wirklichkeit eines endlichen Geiſtes bis auf ſeine ſündlichen Neigungen eine gewiſſe Zeit verſtreichen; folglich kann kein Geiſt ſündlich erſchaffen ſeyn.

§. 16. Die Begierde eines endlichen Geiſtes nach dem Wachsthume ſeiner Vollkommenheiten, iſt dem Willen ſeines Oberherrn gemäß (§. 11. 12), und kann alſo nicht ſündlich ſeyn (§. 13). Sollte alſo hierbey etwas Strafbares ſtatt finden, ſo müßte ſolches in andern Umſtänden dieſer Begierde gegründet ſeyn.

§. 17. Wir Menſchen beſtehen aus einem groben Körper, und einem Geiſte, welchen man die Seele zu nennen pfleget; und weil wir zufällig ſind, ſo gehören wir mit zu den Unterthanen Gottes (§. 12). Da nun der Theil des unendlich großen Weltgebäudes, den wir bewohnen, ungemein klein iſt; wir aber von den übrigen Stücken deſſelben ein gar geringes Erkenntniß beſitzen: So iſt höchſt wahrſcheinlich, daß der weiſe Schöpfer noch mehrere, und herrlichere vernünftigdenkende Weſen, außer uns Menſchen, werde hervorgebracht haben, als durch welche der Zweck der Schöpfung eigentlich nur kann erhalten werden.

Ich ſage die vernünftigen Geſchöpfe ſind eigentlich nur im Stande, den Zweck der Schöpfung zu erfüllen. Dieſes nun deſto beſſer zu verſtehen, wird nöthig ſeyn, daß ich kürzlich unterſuche, worinnen der Zweck der Schöpfung beſtehe. Daß der Schöpfer, bey Hervorbringung anderer Dinge außer ihm, einen Zweck müſſe gehabt haben, erhellt aus ſeiner vollkommenſten Weisheit, indem ein Weiſer nie ohne Zwecke handelt. Dieſer Zweck kann nicht darinnen beſtehen, daß Gott ſeine inneren Vollkommenheiten dadurch habe vermehren wollen; denn ein nothwendiges Weſen muß unveränderlich ſeyn, und keinen innern Zuſtand haben, auch findet keine Unwiſſenheit bey Gott, ſeiner Allwiſſenheit wegen, ſtatt. Da aber die Offenbarung ſeiner Herrlichkeit, das iſt, die Erſchaffung ſolcher Dinge, woraus ſeine höchſten Vollkommenheiten können erkannt werden, nichts inners in Gott iſt, ſondern ſich außer demſelben befindet: So kann dieſelbe als der Zweck der Schöpfung, nicht um deßwillen verworfen werden, daß Gott vor der Schöpfung nicht müſſe ſo vollkommen geweſen ſeyn, als nach derſelben. Folglich iſt es in dieſer Abſicht möglich, daß der Zweck Gottes bey der Schöpfung, die Offenbarung ſeiner Herrlichkeit geweſen. Es iſt aber dieſes nicht allein möglich, ſondern auch wirklich. Wir können aus der Zufälligkeit der Welt auf die nothwendige Wirklichkeit ihres Urhebers ganz ſicher ſchließen. Wir können ferner ſeine Macht, ſein Erkenntniß, ſeine Weisheit, ſeine Güte und andre Eigenſchaften mehr aus dem Werke der Schöpfung erkennen. Folglich iſt die Erſchaffung der Welt zum Erkenntniſſe der Vollkommenheiten Gottes, und alſo zu ſeiner Verherrlichung nütze. So viel Nutzen aus einer Handlung entſtehen kann, ſo viel ſuchet ein Weiſer zu erhalten, und alſo iſt der Nutzen, den ein Weiſer aus ſeinen Handlungen erhalten kann, ein Zweck deſſelben. Da nun Gott das allertiefeſte Erkenntniß und die vollkommenſte Weisheit beſitzt, die Schöpfung aber zu ſeiner Verherrlichung dienet: So iſt die Offenbarung ſeiner Vollkommenheiten der Zweck des Schöpfers. Zur Verherrlichung Gottes gehöret auch die Erweiſung ſeiner Güte, welche alſo ebenfalls ein Zweck der Schöpfung iſt, der aber in einem andern, nämlich ſeiner Verherrlichung, gegründet, und ihm alſo unterworfen iſt. Diejenigen widerſprechen ſich alſo offenbar, welche die Offenbarung der Vollkommenheiten Gottes als den Zweck der Schöpfung verwerfen, und doch denſelben in der Erweiſung ſeiner Güte ſetzen. Die Vertheidiger dieſer ſeltſamen Meynung berufen ſich nebſt dem, daß ſonſten eine Unvollkommenheit in Gott würde angenommen werden, welches doch ſchon widerleget worden, auf Pſ. 104, 24. da es heißt: die Erde iſt voll deiner Güte. Allein der Schluß, der hieraus gemacht wird, folget eben ſo wenig, als wenn ich behauptete, Düppel ſey kein Menſch geweſen, weil Poiret einer geweſen, oder umgekehrt; wowider doch alle beyde ſtreiten würden.

§. 18. **Das Verhältniß der Unterthanen und ihres Oberherrn, nach welchem jene dem**

Willen deſſelben zu gehorchen verbunden ſind, machet ſein **Reich** aus. Da nun alle endliche Geiſter verpflichtet ſind, dem Befehle Gottes zu folgen (§. 12): So muß ein Reich Gottes vorhanden ſeyn (§. 17); folglich müſſen ſich die endlichen Geiſter, als Glieder derſelben, in einer Geſellſchaft befinden,

Man erlaube mir, daß ich inskünftige von denen von unſrer Seele unterſchiednen Geiſtern ſo reden darf, daß ich nicht nöthig habe, die Art ihrer Wirklichkeit, in Abſicht auf unſer Erkenntniß, zu beſtimmen. Ich begehre hierdurch nicht jemanden hinters Licht zu führen, und ungewiſſe Sätze für erwieſen auszugeben. Die höchſt wahrſcheinliche Wirklichkeit anderer erſchaffener Geiſter habe ich aus der Vernunft kürzlich gezeiget (§. 17); ich weis aber ganz wohl, daß kein Beweis die ſchärfſte Probe halte, wenn auch nur ein einziger Vorderſatz deſſelben auf Wahrſcheinlichkeit beruhet; und deswegen will ich auch der folgenden Betrachtung nicht in allem die völlige Gewißheit beylegen. Ich ſchreibe itzt bloß als ein Weltweiſer, und lege die Offenbarung bey Seite.

§. 19. Die Wirklichkeit des Reiches Gottes iſt in ſeiner Wahl gegründet. Da nun Gott jederzeit das Beſte wählet: So muß die Verfaſſung des Reiches Gottes die beſte ſeyn, die nur möglich iſt.

Ich muß hier freylich, ſo wie im Vorhergehenden, vieles von den Eigenſchaften Gottes annehmen. Indeß da die Schriften desjenigen Weltweiſen genugſam bekannt ſind, welche dieſelben weitläuftig abgehandelt und gründlich erwieſen haben; ſo wird es mir frey ſtehen, mich der Kürze wegen auf dieſelbe zu beziehen, ohne ſie ausdrücklich zu nennen.

§. 20. **Eine Geſellſchaft beſteht in der Verbindung gewiſſer Perſonen zu einem Zwecke,** deren Vollkommenheit theils auf die beſondere Vollkommenheit ihrer Glieder, theils auf die Anzahl derſelben

ſelben, theils auf die Art und Größe ihrer Verbindung beruhet. Da nun das Reich Gottes die allervollkommenſte Geſellſchaft iſt (§. 18): So müſſen theils ſo viel Glieder, und ſo vollkommene Glieder vorhanden ſeyn, als es der übrige Zuſammenhang der Dinge verſtattet.

Ich nehme hier an, daß endliche Geiſter ſich ihres vorigen Zuſtandes bewußt ſind, wie ſolches aus ihrer Erklärung gar leicht erweislich iſt, und daher den Namen einer Perſon verdienen. Verſteht man aber durch eine Perſon ein verſtändig denkendes Weſen, welches ohne weitern Zuſatz da iſt: So möchte der Begriff eines Geiſtes an ſich wohl nicht hinreichen, ihre Perſonlichkeit zu erweiſen. Unſere Seele iſt ſo wohl ein Geiſt, wie die übrigen; indeß iſt ſelbige nicht vor ſich, ſondern iſt mit einem groben Körper auf eine Zeit lang genau verknüpft, und wer weis, ob ſie nicht ewig mit einem ſubtileren Körper verbunden iſt. Indeß verliere ich nichts, wenn ich gleich die genaueſte Verknüpfung der übrigen Geiſter mit einem ihnen gemaſſen Körper zugeſtehe. Denn bey dieſer Meynung würden dieſelben doch eben ſo wohl, als wir Menſchen, Perſonen heißen können, und einer Geſellſchaft fähig ſeyn. Da nun alle endliche Geiſter zur Ehre ihres Schöpfers erſchaffen ſind (17); und alſo alle einen gemeinſchaftlichen Endzweck haben: So muß eine Geſellſchaft der Geiſter wirklich ſeyn.

§. 21. Je mehr einfachere Geſellſchaften in einer großen Geſellſchaft ſind, und je genauer dieſelben mit dem Zwecke der ganzen zuſammen geſetzten Geſellſchaft beſtehen können; deſto vollkommner iſt die zuſammengeſetzte Geſellſchaft. Da nun ſehr viele einfache Geſellſchaften der erſchaffenen Geiſter, die theils geringe, theils beſſer, als der Menſchen, möglich ſind; ſelbige auch untereinander können verbunden werden, und alſo eine ganze zuſammengeſetzte Geſellſchaft ausmachen: So muß das Reich Gottes aus vielen einzelnen Geſellſchaften beſtehen, welche ſich in möglichſter Verbindung mit einander befinden (§. 19).

Daß die Verbindung vieler einfachen Geſellſchaften der Geiſter möglich ſey, wird wohl niemand in Zweifel ziehen, da ſich ſelbige wirklich unter den Menſchen befindet, welche doch mit zu den Geiſtern gehören (§. 17). Da nun die Wirklichkeit einer Sache die Möglichkeit derſelben voraus ſetzet (§. 17); ſo muß die Verbindung vieler einfachen Geſellſchaften der Geiſter ihrem Weſen nicht widerſprechen, und alſo möglich ſeyn.

§. 22. Wenn die einfachen Geſellſchaften eines Reichs ſo beſchaffen ſind, daß die eine in die andere gegründet iſt; imgleichen, wenn ſich darinnen zuſammen geſetzte Geſellſchaften befinden, die wiederum in andere mehr zuſammengeſetzte gegründet ſind, und in dieſer Abſicht als einfache können betrachtet werden: So iſt das ganze Reich weit vollkommener, als wenn ſich dieſe Verbindung nicht darinnen befindet (§. 21). Da nun das Reich Gottes auf das Vollkommenſte eingerichtet iſt (§. 19): So muß ſich die oben angezeigte Ordnung darinnen befinden.

§. 23. Gott iſt der Oberherr dieſes Reichs (§. 12), und weil er von keinem Weſen außer ihm abhänget; ſo iſt er der allerunumſchränkteſte König, der ſeine Herrſchaften und Fürſtenthümer nach Belieben austheilen kann (§. 22). Da nun die Verfaſſung dieſes Reichs die vollkommenſte iſt (§. 19): So muß das äußere Verhältniß eines jeden Gliedes, und der Untergeſellſchaften gegen einander, ſo beſchaffen ſeyn, daß es nicht beſſer kann erdacht werden.

§. 24. Wer ſein Verhältniß gegen ſeine Mitbürger zu verbeſſern trachtet, der ſuchet den Wachsthum ſeiner Vollkommenheiten, und kann hierinnen nicht ſündigen (§. 16). Wer aber ſein äußeres Verhältniß wider den Willen ſeines Oberherrn ändern will, der tadelt denſelben und ſündiget (§. 13. 23); folglich kann ein Geiſt fallen, wenn er wider den Willen Gottes nach größern Vorzügen ſtrebet (§. 14).

§. 25. Daß mehrere Geiſter eine eigenmächtige Aenderung ihres äußern Verhältniſſes vorzunehmen trachten ſollten, das enthält nicht den geringſten Widerſpruch. Daß aber eine große Anzahl derſelben hierauf für ſich mit eines gefallen, ſcheint gar nicht muthmaßlich zu ſeyn. Wollte man aber doch das Gegentheil behaupten, ſo ſetze man einige tauſend Geiſter, welche für ſich mit eins zu dieſer Veränderung Luſt bekommen. Dieſe viele tauſend Geiſter müſſen einerley unrichtige Vorſtellungen zu gleicher Zeit gehabt haben (§. 5). Weil nun die Gedanken eines Geiſtes mit ſeinen vorhergehabten Vorſtellungen verknüpft und darinnen gegründet ſind: So müßten ſich bey ſo viel tauſend Geiſtern immer einerley unrichtige Vorſtellungen geäußert haben, welches nach dem Satze des nicht zu unterſcheidenden gar nicht muthmaßlich iſt.

§. 26. Soll demnach eine große Anzahl Geiſter gefallen ſeyn, und kann ihr Fall ohne vorhergegangenes unrichtiges Erkenntniß nicht geſchehen (§. 5. 16): So iſt es wahrſcheinlich, daß ſie dazu verführet worden (§. 25).

Wer einem andern um deßwillen Bewegungsgründe zu unrichtigen Neigungen vorlegt, damit der andere darnach handeln möge, der heißt eigentlich ein Verführer. Da nun nichts ohne Grund iſt; der Fall der Geiſter aber vermuthlich nicht in einer von ihnen allein hervorgebrachten Erkenntniß gegründet iſt (§. 25): So muß ſelbiger nothwendig in einem oder mehren außer ihnen befindlichen Weſen enthalten, und ſie folglich verführet ſeyn.

§. 27. Der Verführer der gefallenen Geiſter muß entweder Gott ſelbſt, oder ein endlicher Geiſt ſeyn. Gott kann es nicht ſeyn, weil er ſonſt nicht die vollkommenſte Güte, die ihm doch weſentlich iſt, beſäße (§. 8); folglich muß es ein endlicher Geiſt ſeyn. Dieſer Geiſt nimmt alſo eine Handlung vor, wodurch er ſeine Mitbürger zu ſtürzen gedenket. Folglich muß ſich in ihm eine Neigung zu andrer Unglücke befinden. Da nun dieſe Neigung wider den Willen ſeines Königs ſtreitet (§. 12): So handelt er wider den Befehl ſeines Oberherrn, und ſündiget (§. 13); folglich muß es ein gefallener Geiſt ſeyn, der die Uebrigen verführet (§. 26). Indeſſen iſt es nicht nöthig, daß ſie alle aus einer Geſellſchaft ſeyn müſſen.

§. 28. **Wer ſich in ſeinen Neigungen nach den Vorſtellungen eines andern richtet, der gehorchet demſelben.** Sollten nun die gefallnen Geiſter den verführeriſchen Vorſtellungen eines oder mehrer ihrer Mitbürger gefolget ſeyn, ſo würden ſie ſich ihm unterwürfig gemacht haben.

§. 29. Wer wider ein willkührliches Geſetz Gottes handelt, der ſündiget (§. 13); doch nicht ſo ſchwer, als wer wider ein natürliches Geſetz handelt. Je ſtärker und größer die Verbindlichkeit zu einer Handlung iſt, deſto ſündlicher iſt die gegenſeitige Handlung.

Nun iſt die Verbindlichkeit zu den natürlichen Pflichten einmal von Gott, zweytens von der Natur des Geiſtes ſelber, bey willkührlichen Handlungen aber bloß von Gott; folglich da die Verbindlichkeit zu natürlichen Pflichten weit ſtärker iſt, als zu den willkührlichen, ſo muß auch die Handlung, die den willkührlichen Pflichten widerſpricht, ſo ſündlich nicht ſeyn, als die, welche wider die natürlichen Pflichten läuft.

§. 30. **Wer ſich dem Willen ſeines unumſchränkten Oberherrn widerſetzet, der iſt ein Rebell und wird von ihm verdammt, wenn ihn ſein König für einen Rebellen erkläret.** Da nun das Erkenntniß Gottes jederzeit richtig iſt; ſo werden die gefallenen Geiſter von ihm als Rebellen verdammet (§. 24).

§. 31. **So wenig etwas mögliches kann ſchlechterdings unmöglich werden, ſo wenig kann ein zufälliges Weſen nothwendig werden.** Folglich müſſen die verdammten Geiſter, da ſie endlich ſind, ihrer Fortdaurung nach, in Gott gegründet ſeyn, mithin nicht aufhören, ſeine Unterthanen zu bleiben (§. 12).

Der dritte Abſchnitt,

von der Zulaſſung des Falles.

§. 32.

Wer den Grund in ſich enthält, warum eine Sache, die ſonſten geſchehen würde, nicht wirklich wird, der hindert dieſelbe. Da nun durch Vernichtung der gefallnen Geiſter vor ihrem Falle, ihre Verſündigung unterblieben wäre;

ihre Vernichtung aber, ihrer zufälligen Wirklichkeit wegen, möglich iſt: So kann die Allmacht Gottes den Fall der Geiſter verhindern. Weil aber nicht alles, was Gott kann, auch wirklich wird: So kann dieſe Hinderung aus der Allmacht Gottes allein nicht beſtimmet werden.

Ich rede hier von der Vernichtung der Geiſter. welches ihre einfache Beſchaffenheit zum voraus ſetzet. Wollte aber jemand die Körperlichkeit eines deutlich denkenden Weſens behaupten, ſo wird mein Satz dadurch eben ſo wenig umgeſtoßen, als die zuſammengeſetzte Beſchaffenheit eines Geiſtes ſeine eigentliche Unſterblichkeit aufheben würde. Sollte nun der Ausdruck der Vernichtung jemanden wider Vermuthen anſtößig fallen, ſo denke er an deſſen ſtatt an die Verweslichkeit, und vergönne mir, daß ich von der Vernichtung rede.

§. 33. Die Geiſter ſind eigentlich nur im Stande, die Abſicht des ganzen Weltgebäudes zu vollführen (§. 16). Folglich iſt ihre Wirklichkeit in der vollkommenſten Welt, als dieſe iſt, unentbehrlich. Da nun die Weisheit Gottes jederzeit das Beſte wählet, ſo hat eine ſolche Welt müſſen erſchaffen werden, darinnen die Sünde möglich iſt (§. 13).

§. 34. Die Fortdaurung verdammter Geiſter kann ihre Mitbürger zu beßrer Beobachtung ihrer Pflichten reizen; folglich ein Mittel ſeyn, den Zweck der Schöpfung, den ihnen die Güte des Schöpfers beſtimmet, zu erhalten (§. 8). Weil nun zur vollkommenſten Welt nicht nur erfordert wird, daß alle beyſammen mögliche Zwecke vorgeſchrieben, ſondern auch alle darinnen dienliche Mittel vorhanden ſind: So iſt es wohl der Weisheit des Schöpfers am gemäßeſten, die verdammten Geiſter nicht zu vernichten.

§. 35. Die Fortdaurung der verdammten Geiſter iſt in dem Willen ihres Schöpfers gegründet. Folglich hat er ihre Kraft, auch in der Zeit, da ſie gefallen ſind, erhalten. Gott kann, vermöge ſeiner Gerechtigkeit und wohlgeordneten Güte, nicht anders, als ſeinen Rebellen ſeinen thätigen Unwillen über ihr Verhalten erzeigen. Die ſündlichen Handlungen gehören mit zur Welt. An der vollkommenſten Welt muß alles ſo beſchaffen ſeyn, daß es die möglichſte Vollkommenheit des Ganzen befördert; folglich müſſen die ſündlichen Handlungen der gefallenen Geiſter mit dem übrigen Veränderlichen der Welt ſo verknüpfet werden, daß der Vollkommenheit des Ganzen nichts entgeht. Folglich wenn einige Geiſter fallen ſollten, ſo würde Gott nicht müßig dabey ſeyn, ſondern ſeine Allmacht, Weisheit und Gerechtigkeit offenbaren.

§. 36. **Wer dasjenige unterläßt, wodurch die Wirklichkeit einer Sache könnte gehindert werden, der läßt ſie geſchehen**, und hindert ſie nicht. Wenn nun die Hinderung des Falls der Geiſter der Vollkommenheit der ganzen Welt nicht ſo zuträglich iſt, als die Zulaſſung deſſelben: So wird Gott den Fall der Geiſter in der beſten Welt nicht hindern. Da nun die Zulaſſung desfalls und die Fortdaurung der gefallnen Geiſter nützlich iſt (§. 34): So ſcheint es wohl beſſer zu ſeyn, den Fall nicht zu hindern, als die Geiſter ſelbſt zu vernichten. Folglich auch, daß Gott die Nichthinderung des Falls wolle, die gewalſame Hinderung deſſelben aber verwerfe (§. 32).

§. 37. Ließe Gott den Fall ſeiner Unterthanen deßwegen zu, damit ſich ihr Zuſtand verſchlimmern möchte; ſo hätte er ein Vergnügen an ihrem Unglücke, und würde nicht die vollkommenſte Güte beſitzen. Hindert er aber um deßwillen eine ſündliche Handlung nicht, weil ſonſt eine größere Unordnung in der Welt entſtehen würde, ſo bleibt die Handlung zwar in Abſicht auf die verrichtende Perſon übel und unrecht; indeſſen will doch Gott ihre Zulaſſung, weil ſie in Abſicht auf den ganzen Zuſammenhang aller endlichen Dinge und deren vollkommenſten Verbindung in dieſem einzeln Falle gut iſt. Folglich bleibt die Heiligkeit Gottes bey der Zulaſſung des Falls ſeiner vernünftigen Geſchöpfe ungekränket.

§. 38. Wenn Gott den Fall der Geiſter nicht hindert, ſo geſchieht es deswegen, damit die möglichſte Vollkommenheit der Welt erhalten werde. Folglich läßt Gott auch nur die Art des Falls zu, welche mit dieſem Zwecke am beſten beſtehen kann. Sieht alſo Gott, daß, wenn er die eine Art des Falls verhinderte, ſo würden die Geiſter, wo er ihnen nicht alle Freyheit nehmen wollte, (welches doch der Vollkommenheit der Welt und ſeiner Güte zuwider iſt) auf eine andre Art fallen, wobey die Vollkommenheit der Welt nicht ſo gut, als bey der vorigen, beſtehen könnte; ſo iſt es allerdings weislicher gehandelt, wenn Gott die erſte Art des Falles nicht hindert.

§. 39. Sieht Gott vorher, daß ein Geiſt wider das ihm gegebene willkührliche Geſetz handeln wird; weis er aber auch, daß eben dieſer Geiſt wider ein natürliches Geſetz handeln würde: So verpflichtet ihn ſeine Weisheit und Güte, dieſem Geiſte ein willkührliches Geſetz vorzuſchreiben (§. 29). Ja, Gott wird ſeine Güte an einem ſolchen Geiſte noch mehr verherrlichen, wenn er ſeinen Fall durch Verführung geſchehen läßt, wodurch theils eine größere Verſündigung dieſes Geiſtes verhütet wird, theils er einer Erbarmung fähiger bleibt.

§. 40. Ich habe zwar §. 9. ſchon erwieſen, daß es wider die Güte Gottes nicht ſtreite, ſeinen Geſchöpfen ſolche Vollkommenheit nicht mitzutheilen, deren ſie nicht fähig ſind; und habe alſo hierinnen ſeine Güte gerettet. Nun möchte aber jemand einwenden: Es könne doch unmöglich die Güte Gottes, in Abſicht auf die gefallenen Geiſter, deren Fall er doch hätte hindern können, vertheidigt werden. Hierauf aber gebe ich erſtlich zu bedenken, was bereits § 37 geſaget worden. Denn woher weis man, daß die übrigen Arten des Falles denen ſündigen Geiſtern nicht mehr Unglück zuwege gebracht hätten? zweytens muß man wiſſen, daß die Güte Gottes jederzeit höchſt geordnet iſt, und ſeiner Weisheit gemäß verfahre. Wer alſo die Güte Gottes, bey Zulaſſung des Falles eines Geiſtes tadeln will, der muß zeigen, daß bey gewaltſamer Hinderung deſſelben, entweder mehr wirkliche Vollkommenheiten in dieſer Welt würden geweſen ſeyn, oder doch eben ſo viel, als itzo, da der Fall zugelaſſen worden. Da hierzu aber ein deutliches Erkenntniß aller Dinge gehöret, und dieſes, als ein weſentliches Kennzeichen der Allwiſſenheit, dem unendlichen und nothwendigen Weſen allein möglich iſt: So kann kein Geſchöpfe die Vollkommenheit der Welt in dieſem einzeln Falle beurtheilen, ſondern muß ſich in den Willen des Schöpfers, der jederzeit das Beſte wählet, und auch Kräfte und Weisheit beſitzt, es auszuführen, beruhigen.

* * *

Die Zufriedenheit.

Nie wird des Himmels weiſes Fügen
Dem Stolz der Menſchen unterthan:
Er theilet Unluſt und Vergnügen;
Wer klug iſt, nimmt es freudig an.
Ein blinder Wunſch, ein dreiſtes Hoffen
Iſt nur der Einfalt Gaukelſpiel.
Des Weiſen Wunſch iſt eingetroffen;
Denn dieſer wünſchet nie zuviel.

Wer träumend güldne Berge ſchauet,
Verwünſcht den Traum, wenn er erwacht;
Wer Schlöſſer in der Luft erbauet,
Wird billig als ein Thor verlacht.
Ihn preßt der Schwarm ergrimmter Sorgen,
Wie den, der in den Ketten ſchwitzt,
Im Schlummer herrſcht und doch am Morgen
Auf ſeinen Ruderbänken ſitzt!

Der Himmel ſtraft mit vielen Gütern
Die Misgeburten der Natur;
Ihr Wahn macht ſie zu kargen Hütern;
Des Goldes Schimmer quält ſie nur.

Sie frohnen dürftig in Paläſten;
Ihr krankes Herz pocht ſchwer und matt.
Sie ſcheinen ſich mit Glück zu mäſten,
Und werden dennoch nimmer ſatt.

Was hilfts, wenn hier bey tauſend Kaſten
Mein Guth in Gruft und Kellern ſteckt;
Wenn dort ein Wald von meinen Maſten
Den wüſten Ocean bedeckt;
Wenn mir auf Meilen langen Weiden
Der Rinder Heer entgegen brüllt?
Ein Glück, darum uns tauſend neiden,
Hat mein Verlangen nie geſtillt.

Laß andre nur nach Elend ſchmachten;
Mich macht ein jeder Stand vergnügt.
Die Weisheit lehrt mich das verachten,
Wovor ein feiger Geiſt ſich ſchmiegt;
Sollt ich aus allen Gütern wählen:
So wähl ich mir Zufriedenheit.
Mein Glück mag keinen Neider quälen;
Genug, wenn es nur mich erfreut.

M. C. A. Schmidt.

Von der gezwungnen dunkeln Schreibart.

Hochzuehrender Herr,

Ich las dieſer Tage in meinem oratoriſchen Handbuche, dem Quintilian, und fand darinnen eine ſchöne Abſchilderung eines Gebrauches, den unſere heutigen witzigen Köpfe, zum Theil, einzuführen ſuchen; ſie mögen nun in gebundner, oder in ungebundner Rede ſchreiben. Ich will ſie nicht erſt mit meinen eigenen Worten beſchweren: Quintilian wird ſie ſo deutlich abmalen, daß ich nicht lange mit Fingern werde weiſen dörfen, wer ſie ſind. Im Eingange ſeines VIII Buchs ſchreibt er ſo: Primum ſunt optima minime accerſita, et ſimplicibus atque ab ipſa veritate profectis ſimilia. Nam ita *quae curam fatentur*, ficta et compoſita videri etiam volunt, nec gratiam conſequuntur, et fidem amittunt: propter id, *quod ſenſus obumbrant, et velut laeto gramine ſata ſtrangulant.* - - - - Quid? quod nihil iam proprium placet, dum parum creditur diſertum, quod et alius dixiſſet. *A corruptiſſimo quoque poetarum*, figuras ſeu translationes mutuamur: tum demum ingenioſi, ſcilicet! ſi ad intelligendos nos, opus ſit ingenio. Atqui ſatis aperte Cicero praeceperat, in dicendo vitium vel maximum eſſe, a vulgari genere orationis, atque a conſuetudine communis ſenſus abhorrere. *Sed ille durus atque ineruditus! nos melius, quibus ſordent omnia, quae natura dictauit*, qui non ornamenta quaerimus, ſed lenocinia; quaſi vero ſit vlla verborum, niſi rei cohaerentium, virtus.

Sie werden mir eine ſo lange lateiniſche Stelle nicht übel nehmen. Ich hätte ſie gern überſetzet; wenn Sie nicht alle Ueberſetzungen aus ihren Beluſtigungen verbannet hätten. Ich hoffe aber zugleich, daß doch diejenigen, die ſich dieſelbe zu Nutze machen ſollen, wohl ſo viel Latein verſtehen werden, daß ſie eben keinen Dollmetſcher brauchen. Dieſes Vertrauen nun, machet mich ſo verwägen, daß ich Ihnen noch einige Zeilen aus dem gleich darauf folgenden 1 Cap. deſſelben VIII Buches anführe. At obſcuritas fit etiam verbis ab vſu remotis: vt ſi commentarios quis Pontificum et vetuſtiſſima foedera, *et exoletos ſcrutatos autores*, id ipſum petat ex iis, VT, QVAE INDE CONTRAXERIT, *non intelligantur:* hinc enim aliqui famam eruditionis affectant, *vt ſoli quaedam ſcire videantur.*

Nehmen Sie mir es nicht übel, hochzuehrender Herr, daß ich noch weiter gehe; denn das Beſte habe ich mir zuletzt aufbehalten. Quintilian iſt ein ſo großer Freund der Deutlichkeit, daß er die Dunkelheit in allen ihren Geſtalten und Quellen verfolget. Er ſetzet bald darauf noch folgendes hinzu: Eſt etiam in quibusdam turba inanium verborum, qui dum communem loquendi morem reformidant, ducti ſpecie nitoris, circumeunt omnia copioſa loquacitate, quae dicere volunt - - - - In hoc malum etiam a quibusdam laboratur: neque id nouum vitium eſt, cum iam apud Titum Liuium inueniatur, fuiſſe praeceptorem aliquem, qui diſcipulos, *obſcurare quae dicerent iuberet*, graeco verbo vtens: *σκότισον*! Vnde illa, ſcilicet, egregia laudatio: *Tanto melior! ne ego quidem intellexi!*

Dieſer letzte Schulfuchs, mein Herr, hat mir ſo gut gefallen, daß ich mir die Mühe gegeben habe, ihn in ſeiner Schule poetiſch abzuſchildern, und ihn in alle die Umſtände zu ſetzen, darinnen er den Schülern ſein güldnes σκότισον zurufen könnte. Ich bin aber nicht in den alten Zeiten geblieben, ſondern habe die Lehre der Finſterniß nach Deutſchland verſetzet. Doch was darf ich Ihnen mehr davon melden? Hier iſt mein Gedicht ſelbſt. Ich überlaſſe es ihrer Beurtheilung, ob es zur Erhaltung des hin und wider, durch die Bemühungen gewiſſer alpiniſchen Geiſter, in Abnahme gerathenden guten Geſchmackes, bey uns Deutſchen etwas beytragen kann. Ich bin ꝛc. ꝛc.

* *

ODE

über eines Schulfuchſes im Quintilian

σκότισον, σκότισον! Tanto melior! ne ego quidem intellexi!

Ein Feind der Kunſt, recht klar zu denken,
Der nur verjährte Bücher las,
Orbil, ſtund vor den vollen Bänken,
Darauf die junge Nachwelt ſaß.
Er floh mit Fleiß die klaren Stellen;
Nur wenn er etwas Dunkles fand,
Davon auch nichts im Faber ſtand,
So hörte man das Urtheil fällen:

Ich ſelber kann es nicht verſtehn!
Ihr Kinder, merkts euch! das iſt ſchön.

Ein Schüler wollte ein Redner werden,
Und plünderte den Cicero;
Der kam mit muthigen Geberden,
Als wär er bey dem Raube froh.
So deutlich muß kein Redner ſchreiben!
Rief hier mit Poltern mein Orbil:
Denn weil ihm nur Salluſt gefiel,
So ſprach er, jenen einzutreiben:
Solch Zeug kann jeder Geck verſtehn;
Wer dunkel ſchreibt, der ſchreibt erſt ſchön.

Es kam ein andrer hergetreten,
Ein dreyzehnjähriger Virgil;
Der ſich vom Naſo Troſt erbethen,
Der ihm vor andern wohl gefiel.
Orbil rief, als von Wuth getrieben:
So ſchmierſt du Bube von der Hand!
Iſt das ein Vers? Er hat Verſtand!
So hat kein Perſius geſchrieben!
Ich wett, ihr alle könnts verſtehn;
Laß Wörter aus, dann wird es ſchön!

Nun kam der klügſte von den Jungen,
Der hatt' ein Stück aus dem Homer
Recht treu und fleißig nachgeſungen,
Und forderte bey ihm Gehör.
Doch dieß war auch ein deutlich Weſen,
Darinn Orbil nichts finſtres fand:
Drum warf ers grimmig aus der Hand,
Und ſchrie: ich mag den Quark nicht leſen!

Es taugt ja nichts: man kanns verſtehn;
Verdunkl' es erſt, dann wird es ſchön!

Es klopft ein Fremder an die Thüre,
Der bracht ihm ein gedruckt Gedicht.
Er las, und ſprach, ſo viel ich ſpüre,
Verſteht der Kerl die Dichtkunſt nicht.
Der Dichter hatte hin und wieder
Den Canitz, Neukirch, Günther, feil;
Drum ſchrie er: ſolche Wiegenlieder,
Die ſingt man ſchlafend und in Eil.
Das kann ein Windelkind verſtehn:
Drum merkts: Das Dunkle nur iſt ſchön!

Ein loſer Bube ſtund von weiten,
Dem Schalkheit aus den Augen lacht,
Der hatt' auf ſeine Trefflichkeiten,
Ein **ſchwer zu leſend** Lied gemacht:
„Erkieſt, der Geiſter Kraft zu mehren,
„Die kaum gewollte Glut durchbricht:
„Erfrorner Seelen ſchmelzend Licht!
„Erhabner Quell von höhern Lehren!
O! ſchrie Orbil: Das! das klingt ſchön!
Der Teufel ſelbſt kanns nicht verſtehn!

* *

Des deutſchen Dichterkrieges

Zweytes Buch.

Sage mir, du gutherzige Muſe, die du bey Merbods poetiſchen Geburthswehen zugegen wareſt, ob du ihm gleich nicht beyſtundeſt; weil Stolz, Neid und Rachgier ſein Blut ſattſam in Wallung brachten: ſage mir, wie lange dieſer tiguriniſche Barde zugebracht, ehe er die Brut ausheckte‸ die, wie ein flammender Irrſtern, an dem critiſchen Himmel erſcheinen, und lauter kriegeriſche Funken in die zundervolle Bruſt deutſcher Dichter ausſtreuen ſollte. Du weiſt es nämlich, und kannſt mirs melden, weil du mit bekümmerten Blicken dabey ſtundeſt, ſo oft er ſeine Feder eintauchte, und Verſe damit zur Welt brachte, die weit bitterer, als Galle, waren. Neunmal ſo lange, als das Maaß von Tag und Nacht iſt, hat er damit zugebracht; eine geweihte heilige Zahl: entweder weil Miltons hölliſcher Drache, welchen Michaels Donner in den ſchweflichten Pfuhl geſtürzet hatte, ſo lange in einer tödtlichen Betäubung gelegen; oder weil Horaz, der critiſche Dichter des alten Roms, ſoviel Jahre zur Ausbeſſerung eines guten Gedichtes erfordert hat. Es ſey nun dieſes oder jenes geweſen, welches den dichtenden Zürcher bewogen, ſo langſam über einer critiſchen Geburt zu brüten: ſo war doch der neunte Tag bereits halb verfloſſen, als er die Rabenfeder völlig ausſpritzete, und zum letztenmale Streuſand auf ſein Papier ſtreuen wollte.

Aber ſiehe! wie verwegen ſind doch die Sterblichen, wenn ſie wider den Willen mächtiger Gottheiten handeln wollen. Die wahre Critik, die durch das Gerüchte, welches von dem Parnaß erſchollen war, von den hinterliſtigen Ränken der Eris benachrichtiget worden, hatte ſich aufgemacht, das Vorhaben ihrer Feindinn zu hintertreiben. Allein das Vertrauen auf ihre gute Sache, hatte ihre Füße viel zu langſam gemacht, der gerechten Partey der Vernunft zu gehöriger Zeit beyzuſpringen: wie ſonſt insgemein die Bosheit eifriger iſt, Schaden zu wirken, als die Gutherzigkeit, Hülfe zu leiſten. Sie trat nicht eher in Merbods Studierſtube, als da er eben fertig war, und die Hand nach der Sandbüchſe ausſtreckte, die letzten Zeilen ſeines Gedichtes mit glänzenden Staubkörnern vor der Verlöſchung zu bewahren. Alles, was hier die Göttinn thun konnte, war, daß ſie einen Nebel vor ſeine Augen zog, und ihn dadurch hinderte, die vor ihm ſtehenden Gegenſtände recht zu unterſcheiden. Wie dort Jupiter dem verwegenen Flüchtlinge Jrion, der ſeinen ehebrecheriſchen Augen nach der Gemahlinn des oberſten aller Götter gelüſten ließ, eine Wolke in den Weg warf, die dieſer unbeſonnene ſtatt der Juno ergriff: alſo ergriff der von der wahren Critik verblendete Merbod das Dintenfaß, ſtatt der Streubüchſe, und goß ſelbiges auf das ganze Blatt, darauf der letzte Theil ſeiner Schrift in unleſerlichen Zügen zu finden war.

Wie

Wie der Nilſtrom, im Sommer, wenn die äthiopiſchen Schneegebirge zerfließen, und die nordiſchen Winde ihm die ſieben Mündungen verſperren, dadurch er ſich ſonſt ins Mittelmeer zu ergießen pflegt, aufſchwillt, und alles flache Land in Aegypten überſchwemmet; man ſieht nichts von allen Feldern und Auen hervorragen, alles iſt mit dem zähen Schlamme bedecket, den das Nilwaſſer mit ſich führet: eben ſo ſah hier Merbods Gedichte aus, als ſich der pechſchwarze Strom aus dem Dintenfaſſe ſo gewaltig darauf ergoſſen hatte. Verfluchter Irrthum! ſo fuhr Merbod zornig auf: Verdammte Hand! die du mir die Arbeit einer ganzen Nacht zu ſchanden macheſt. Hiermit riß er das beſudelte Blatt vom Tiſche, und ſpritzte die darauf befindliche Schwärze in der ganzen Stube herum: als eben Greibertin zu ihm hinein trat, und etliche wichtige Tropfen davon ins Angeſicht, und auf die Kleider bekam. Wie iſt dir, ſchwärmender Freund! rief dieſer voll Zorn und Schrecken aus, indem er ſich das vitrioliſche Naß aus den Augen wiſchte. Was für eine Wuth hat dich eingenommen, daß du mich ſo ſchmutzig bewillkommeſt? Sollteſt du nur wiſſen, mit wie vielen Schmerzen ich die Zeit her, auf die Vollendung deiner Arbeit gewartet; indeſſen, daß ich keine Nachricht gehabt, wie weit du damit gekommen! Und nun, da ich die Ungeduld nicht länger überwältigen kann, die mich zu dir treibt; nun, da ich den Glückwunſch ſchon auf der Zunge hatte, den deine Schrift verdienen wird: ſo erhalte ich einen ſo ſchmutzigen Regen von dir! Haben dir etwa die ſächſiſchen Dichter einen böſen Geiſt zugeſandt, der dir die Sinne verrücket? Oder haben dich die rächenden Furien, wie einen andern Oreſtes gezüchtiget, da du wider deine eigene Mutter, das ehrwürdige Germanien, mörderiſche Anſchläge auszuführen, im Begriffe geweſen? —

Mit ſo zornigen ungewiſſen Worten, die ihm in der Beſtürzung ein unruhiges Gewiſſen eingab, und mit noch wildern verſtörten Blicken drang dieſer treue Pylades auf den halbraſenden Merbod ein; der aber nicht wußte, ob er reden, oder ſchweigen ſollte, da ihn eine doppelt verdrüßliche Begebenheit ganz aus den Zirkeln gebracht hatte. Wie ein paar junge Hähne, deren Hals zum krähen noch nicht ſtark genug iſt, oft gegen einander auffahren, die Flügel ausbreiten, die Hälſe in die Höhe recken, die Schnäbel aufſperren und ein rauhes Geſchrey hören laſſen, als ob ſie einander grimmig zu Leibe gehen wollten; bald aber Friede machen, und ohne den geringſten Anfall gewagt zu haben, wieder Freunde werden: Eben ſo ſtunden dieſe zwey zürcheriſchen Barden, gegen einander empöret, mit ausgedehnten Armen und blitzenden Augen; ſie ließen beyde halbkrähende Stimmen hören, ehe ſie einander recht vernehmen, und die Unglücksfälle dieſer mühſeligen Stunde gemeinſchaftlich bedauren konnten. Endlich verſtunden ſie einander, und Greibertin ſann mehr auf Mittel, das übergoſſene Blatt abzuſpülen, und die verſchwemmte Schrift darauf zu retten; als ſich ſelbſt die Dintenflecke aus dem Geſichte zu wiſchen. So ſorgfältig iſt kein ins Alterthum vergaffter Bücherwurm, die alten Pergamene eines ſtaubigten Kloſters zu durchſuchen, und die verloſchene Mönchſchrift einer halbverfaulten Legende zu errathen, die verkürzten Schriftzüge auszugrübeln, und die abgeriſſenen Wörter zu ergänzen; als hier Greibertin war, Merbods beſudeltes Blatt zu reinigen, und denen mit einem feuchten Schwamme halbweggewiſchten Zeilen nachzuſpähen. Nach einiger Stunden Arbeit, hatte man die kümmerliche Bemühung vollendet: Merbod hatte ſelbſt, aus einem friſchen Gedächtniſſe, oder lebhaften Witze, die begoſſenen Verſe mehr von neuem hevorgebracht, als aus den alten hergeſtellet: und ſo war er nunmehr im Stande, das ungeduldige Verlangen ſeines Freundes zu ſtillen, und ihm ſein ganzes Gedichte in völligem Zuſammenhange vorzuleſen. Es hieß:

Character der Teutſchen Gedichte.

und hub ſo an:

Auch Teutſche können ſich auf den Parnaſſus ſchwingen,
Und nach des Südens Kunſt geſchickt und feurig ſingen,
Erzähle Critica! der Dichter lange Reih,
Die Teutſchland aufgeſtellt; doch laß nicht Schmeicheley
Und falſche Höflichkeit die blöde Feder führen. ꝛc.

Recht ſo! recht ſo! fiel ihm Greibettin ins Wort; keine Höflichkeit! durchaus keine Höflichkeit in der Critik! Wir ſind Zürcher, und keine Sachſen: freye Bürger ſind wir, und keine Hofleute, die eine zierliche Sklaverey lieben. Ich ſehe und höre ſchon, daß dein Gedichte den Beyfall der ganzen Schweiz, ja der Graubündter und Walliſer verdienet: und was hindert uns denn, daß wir es nicht ſogleich dem eifrigen Relo übergeben; der es in tauſend Abdrücken der ganzen poetiſchen Welt mittheilen wird? Du urtheileſt zu ſchnell, verſetzte Merbod! Deine Freundſchaft gegen mich verblendet dich. Höre zuvor mein ganzes Gedichte, und würdige mich eines erleuchteten Beyfalls; der nichts lobet, als was er geprüfet hat! Nein, nein, erwiederte Greibertin; keine Höflichkeit! das iſt mir genug. Was kann göttlichers geſagt werden, als dieſer Einfall? Das ganze Gedichte iſt ſchön! Ich behaupte es gegen einen jeden, der es angreifen wird, und will es mit einer Vorrede in die Welt begleiten; wenn du mir die Ehre erlauben willſt, deines Meiſterſtücks Lobredner zu werden.

Merbod ſchüttelte mit dem Kopfe, auf dieſen Antrag; indem eben der gewinnbegierige Relo an die Thüre klopfte. Greibertins Anſtiften hatte ihn auf ſeiner Spur dahin gezogen, in Hoffnung, endlich einmal ein neues Werk zu erhalten, welches ſeinen Handel in Aufnahme bringen ſollte. Er hatte ſchon oft den Schaden überſchlagen, den ihm andre Schriften Merbods gebracht hatten. Noch neulich hatte ihn der Briefwechſel von der Natur des poetiſchen Geſchmackes in Verwirrung geſetzt, daraus er, ſo gut er auch zürcheriſch Deutſch verſtund, ſich dennoch nichts hatte nehmen können. Den Beyfall der Leſer aber hatte dieſes Werkchen eben ſo wenig erhalten; weil alle, die ſo viel Geduld gehabt hatten, auch ein ſo kleines Werklein von 115 Seiten durchzuleſen, ihm zugeſchworen hatten: Sie wüßten weder was Hypſäus, noch was Euriſus haben wollte. Aus dieſen Urſachen nun war er begierig, zu erfahren, was denn itzo etwa eine günſtigere Muſe dem aufgebrachten Barden eingeflöſſet haben würde? So betrüglich ſind zuweilen die Hoffnungen der Sterblichen! Armer Relo! Du wirſt es bald erfahren, daß Merbod, weder dich, noch ſich ſelbſt, reich ſchreiben wird. Eine Geburt von dreyßig Seiten wird nicht einmal das Oel bezahlen, welches du in der Lampe verbrennen wirſt, wenn du die Rechnungen über die Einnahme und Ausgabe davon überſchlagen wirſt.

Indeſſen tritt er frölich ins Zimmer; nicht anders als Columbus hurtig an das Ufer der neuen Welt ſprang, die er zuerſt entdecket hatte. Hier habet ihr ein Meiſterſtück! ſo rief ihm Greibertin, mit einem jauchzenden Tone, zu: ein Meiſterſtück, ſage ich, davor ganz Deutſchland zittern, und dadurch die Critik auf den höchſten Gipfel ihrer Vollkommenheit ſteigen wird. Nur Anſtalt zum Drucke gemacht! damit die Welt nicht länger eines ſo koſtbaren Schatzes entbehren dürfe. Das Papier iſt ſchon ſeit etlichen Tagen gefeuchtet, und die Setzer ſtehen fertig, verſetzte Relo, und warten darauf. Wie viel Alphabethe wird es ſtark werden? Denn Ich weis nicht, ob ich Papier genug im Vorrathe haben werde. Guter Freund, erwiederte Greibertin; es iſt dießmal kaum von Bogen die Rede; vicht aber von Alphabethen: Ihr müſſet critiſche Werke nicht nach der Zahl der Bogen, ſondern nach centnerſchweren Worten und nach der Stärke der Urtheile ſchätzen, die darinnen vorkommen. Hat aber mein Freund itzo von einer Materie zum Folianten, nur ein Paar

Bogen geſchrieben: ſo wollen wir nächſtens zeigen, daß wir von einem Capitel der Dichtkunſt dicke Octavbände ſchreiben können. Und das iſt eben die Kunſt! Wie der Hund die Ohren hängt, wenn er die Stimme der Köchinn in der Küche erſchallen höret, die ihn einmal begoſſen hat, als er einen ungebethenen Gaſt geſpielet hatte: ſo hing Relo die Naſe, als ihm ſeine auch dießmal geſchöpfte Hoffnung zu ſchanden wurde. Doch verbarg er ſeinen Kummer, mit einer mehr als buchhändleriſchen Gelaſſenheit; gieng fort, und beſtellte den Druck einer Schrift, die er ſelbſt noch nicht geleſen hatte.

Eris hatte indeſſen mit innigſter Luſt zugeſehen, was ihr Antrieb für einen glücklichen Erfolg gehabt hatte. Sie war es, die in der Zürcher Druckerey die Ballen ſchwärzte, um deſto ſchneller den erſten Abdruck dieſes Gedichtes zu befördern. Und kaum hatte ſie den andern Bogen, und mit ihm das völlige Ende dieſes Gedichtes, unter der Preſſe hervorgezogen, als ſie damit nach dem Reiche der Todten zueilte, und dem ſorgfältigen Relo die Mühe überließ, dieſes poetiſche Meiſterſtück unter den Lebendigen bekannt zu machen.

Lehre mich nun, o Muſe! was für eine Geſtalt Eris hier angenommen, um den verſtorbenen Dichtern ihre Abſicht zu verbergen, und ihren Zweck deſto glücklicher zu erreichen. Baumillon, der Hohnſprecher aller Deutſchen, der kleine Urheber gewiſſer trotzigen Briefe, die er germaniſche genannt hatte, aber mit viel beſſerm Rechte antigermaniſche hätte nennen mögen; Baumillon, der Gallier, war es, den die Göttinn zu dieſem Vorhaben ſich erſehen hatte. Es hatte ſich ſelbiger in der Oberwelt, wo er als ein irrender Ritter herumſchwärmte, und ſein Glück ſuchte, für todt ausgegeben. Ein hitziges Fieber hatte ihn, ſeinem Vorgeben nach, aus dieſem Leben geriſſen, und in die ſtillen Wohnungen der Unterirrdiſchen verſetzet. War nun gleich dieſes Vorgeben falſch, und nur zu dem Ende erdichtet, damit der Urheber die gegen ganze Völker ausgeſtoßenen Läſterungen deſto ungeſtrafter ausbreiten könnte: ſo bediente ſich doch Eris dieſer Unwahrheit zu ihrem Zwecke. So wiſſen ſich kluge Staatsleute oft auch falſch ausgeſprengter Zeitungen eine Zeit lang zu ihrem Vortheile zu bedienen. Sie äffen ungeſcheut die Welt, und führen dabey ihre Abſichten in der Stille deſto ungeſtörter aus. So machte es hier Eris. Das unterirrdiſche Reich ſah ſie für einen wahrhaften Schatten desjenigen Galliers an, den ſie vorſtellen wollte. So wie des Don Quixote getreuer Waffenträger, Sancho Pancha, von Leibe geſtaltet war, oder wie des großen Hudibras gelehrter Schildhalter, Ralph, von Perſon ausgeſehen; ſo erſchien Eris im Reiche der Todten. Kurz und unterſetzt von Leibe, breit von Backen, die er doch nicht aus ſeinem Vaterlande mitgebracht, ſondern den nahrhaftern Speiſen deutſcher Tafeln zu danken hatte; und eine deutliche Schmarre im Geſichte, die er zum Zeichen ſeiner kriegeriſchen Unternehmungen trug: dieſes bezeichnete die Göttinn in den Augen der Verſtorbenen. So wie Soſia dort den Mercur, der ſeine Geſtalt angenommen hatte, für ſich ſelbſt anſah, und gar nicht wußte, was er gedenken ſollte, als ein andrer Soſia mit ihm redete: So würde auch Baumillon vor der Göttinn erſchrocken ſeyn, und vielleicht in der Beſtürzung ſelbſt geglaubt haben: es ſey wahr, was er der Welt weis zu machen geſuchet hatte.

Selbſt die Sprache war in der Nachahmung nicht vergeſſen worden. So ſchlecht immermehr ein galliſcher Mund das Deutſche auszuſprechen vermag, ſo ſchlecht ſprach auch Eris die neue Zeitung aus, die ſie im Reiche der Todten verkündigen wollte. Hir Dickter, brach ſie los, als ſie ſich an einen Ort der elyſiſchen Felder begeben hatte, wo ſie viel deutſche Poeten mit einander ſpazieren ſah; hir teuſchen Dickter ſonderlick, abet eine wicktige Seitung ſu vernehmen, die eurer aller Here betriſſt. Ein fürckterlicker Konſtrickter, ein handrer Soilüs, ein neuer Scaliger ond Sciopp, hiſt ofgeſtande, und at euck alle auf ſeiner critiſch Wageſchal abgewog. Haber weh euck! er at euck alle ſu leickt erfund. Viele, ja die meiſt unter euck, wiegen him weniger, denn nicks. Ein einzig unter euck hat nach ſein Hurtheil die Ehr, mit eine noch lebend neuer das poetiſch Reick ſu theil. Wollet ihr mick öre, ſo will ick euck die ganze Fehdebrief vorles, die er euck alle ſum Hohn mir in der Hunderwelt mitgegeb at.

So ſprach, oder gurgelte vielmehr Eris, in Baumillons Geſtalt und Mundart; und die meiſten unter den Zuhörern verſtunden ſie nicht. Was iſt das für ein Hottentott? verſetzten einige unter ihnen; andre aber wollten behaupten, daß es rothwälſch wäre, was er geredet hätte. Einige indeſſen, die ſonſt in Frankreich geweſen waren, als Opitz, Gryphius, Amthor u. a. m. beſonnen ſich, daß dieſer neue Ankömmling ein Gallier ſeyn müßte. Ja, ja, fiel ihnen Rachel bey: ganz recht, ich beſinne mich, daß ich in einer meiner Satiren, einen Wahlen ſo redend eingeführet habe.

> Baur hahle mir die Pferd, laßt ju der Schuch beſehn;
> Allegro, macht ju fort, bezahl die Pinkebank;
> Geht Moder in die Stall, der Kuh ſein Kind iſt krank.

Dieſe drey machten denn den ganzen übrigen Haufen aufmerkſam. Man ſpitzte die Ohren, ließ den kurzen Baumillon auf einen kleinen Hügel treten, der ſich ohnweit davon befand; und ſeine Zeitung ableſen. Wie ſich auf der Leipzigermeſſe vorm Petersthore, auf einem erhabenen Geſtelle, ein Mann zu zeigen pfleget, der wichtige Abendtheuer, von zweyköpfigten Kälbern, die in Böhmen gebohren worden, oder von einer dreyfachen Sonne, die in Ungarn blutroth erſchienen, abſingt: der häufig herzudringende Pöbel ſperret Naſen und Mäuler auf, um deſtobeſſer zu hören, und erdrücket den Sänger faſt, der ſich ganz heiſch geſchrieen hat, ſo daß man ihn kaum mehr verſtehen kann. Eben ſo ſtund hier Eris mitten unter dem Zulaufe der Dichter, und andrer, die von ungefähr herbey liefen. Die meiſten eilten mit Lachen und Spotten davon. Einige wenige hatten ſoviel davon verſtanden, daß ſie begierig geworden waren, den Inhalt zu wiſſen. Sie fielen alſo auf die Göttinn zu, und bemächtigten ſich des Gedichtes, in dem Vorhaben, ſich einen beſſern Leſer zu ſuchen, der ein Deutſcher von Geburt wäre, und ihre Ohren nicht ſo martern würde.

Hier aber wurden die Stimmen uneins. Einige wollten, daß Opitz, als der Vater unſerer neueſten Dichtkunſt, dieß Amt übernehmen ſollte. Der demüthige Dichter aber weigerte ſichs, und meynte, daß Hanns Sachs ſein Vorgänger geweſen wäre; dem er nicht vorgreiſen wollte. Doch auch dieſer nürnbergiſche Meiſterſänger war zu beſcheiden, dieſe Ehre anzunehmen. Er berief ſich auf Ottfrieden, der lange vor ihm große Bücher mit heiligen Gedichten angefüllet hätte. Man rief dieſen weißenburgiſchen Mönch herzu: allein er entſchuldigte ſich mit ſeiner ſchwachen Stimme und ſchlug hergegen den großen Roland, Carls des Großen Schweſterſohn, vor; einen andern Goliath und Stentor ſeiner Zeiten: denn, ſprach er ſehr weislich, was iſt es nöthig, daß unſer Vorleſer ſelbſt ein Poet ſey? genug, daß er laut leſen kann, was wir hören wollen.

Wie die Gipfel der Tannen und Fichten rauſchen, wenn Boreas mit ſeinen ausgeſpannten Flügeln darüber hinfährt; ein müder Wandersmann höret zwar das ganze Geräuſche, kann aber die Bäume und Zweige nicht unterſcheiden, von welchen dieſes dumpfigte Sauſen entſtanden iſt: Eben ſo hörte man die ganze Verſammlung ein murmelndes Getöne, zum Zeichen ihres Beyfalles, von ſich geben; ob man gleich die einzelnen Stimmen und Worte nicht deutlich vernehmen konnte. Faſt alle Dichter zerſtreuten ſich, um den großen Roland in den ungemeſſenen Fluren der elyſiſchen Felder aufzuſuchen: nicht anders, als die fleißigen Schaaren, die einen Bienenkorb bewohnen, ſich weit und breit in die Gärten und Auen zerſtreuen, wenn Flora ihre Schätze aufgethan, und mit verſchwendriſcher Hand die Bäume mit Blüthen und den Schooß der Erden mit Blumen beſäet hat; um einen Saft zu ſuchen, der ſüßer als Nectar und Ambroſia iſt, ja dem Geſchenke des Lyäus noch vorgeht, wo Madera, und die canariſchen Inſeln, unter den günſtigſten Stralen des Phöbus geröſtet werden.

Indeſſen daß dieß geſchah, hatte ſich Paul Gundling, der preußiſche Geſchichtſchreiber, herzugefunden, und die verſtellte Göttinn Eris, wegen der neulich herausgekommenen Hiſtorie Friedrich Wilhelms zur Rede geſetzt. Höre doch, war ſein Wort, zu dem vermeynten Gallier, Baumillon: du haſt dich ja in die Geſchichte gemenget, und zwar in die deutſche, und preußiſche Geſchichte; wo du fremder und ungeſchickter wareſt, als ich in den Begebenheiten der unbekannten Länder gegen Mittag. Welcher böſe Geiſt hat dich geplaget, verwegner Gallier, Hiſtorien zu ſchreiben, die du weder wußteſt, noch recht lernen konnteſt, da dir die Bücher und Sprachen darzu fehlten; ja da du nicht einmal Geduld hatteſt, die gemeinſten Dinge nachzuſehen, die dich eine jede Landkarte hätte lehren können. Meyneſt du, daß wir Verſtorbenen keine Nachricht von den Thorheiten bekommen, die ihr Ueberirrdiſchen nach unſern Zeiten begeht? O nein, ein jeder unter uns fraget alle Neuankommende um alles dasjenige, was in dem Bezirke vorgegangen, den er ſelbſt vormals geliebet hat. Ich weis alſo deine Schnitzer auch; ich weis ſie, ſage ich, und bedaure nichts mehr, als daß mein Bruder in Halle nicht mehr lebet. Dieſer ſollte dir in ſeinen Gundlingianen gewiß dergeſtalt die Kolbe waſchen, daß künftig allen Franzoſen die Luſt vergehen ſollte, ſich an Dinge zu machen, denen ſie nicht gewachſen ſind.

Eris erſchrack, als ſie dieſe harte Anrede hörete; doch um ihre Perſon recht zu ſpielen, nahm ſie alle die Unverſchämtheit an, dazu ein Franzoſe nur fähig iſt; und forderte Gundlingen mit dieſen trotzigen Worten, doch mit einer verſtändlichern Ausſprache heraus: Witzarmer Deutſcher, ſprach ſie; unterſtehſt du dich auch, an einem Menſchen von meiner Nation etwas auszuſetzen? Weiſt du nicht, daß unſre Federn alles, was ſie berühren, verſilbern und vergülden? ja daß auch unſre Schnitzer, dafern wir anders welche begehen können, dennoch weit ſchöner ſind, als alle eure Wahrheiten? Hat nicht unſer Voltaire mit ſeinem Romane von Carl dem XII, mehr Ehre eingelegt, als alle eure Pufendorfe, Struven, Hahne, Gladove und Adlerfeldte, und wie ſie alle Namen haben; ſo wahr und gegründet auch alle ihre Erzählungen ſind? Doch ich will mich dieſer Vorrechte meiner Nation dießmal begeben, und begehre von dir eine Anzeige der Fehler, die ich in meiner Geſchichte Friedrich Wilhelms begangen haben ſoll. Ich weis, es wird dir unmöglich fallen, mich auch nur eines einzigen zu überführen.

So ſprach die Göttinn; aber das Herz klopfte ihr innerlich: weil ſie nicht überzeuget war, daß ſie recht hätte; ja ſich um dieſe neue Geſchichte des preußiſchen Pelopidas niemals Mühe gegeben hatte. Gundling ſah dieſes wohl, und war deſto beherzter, ſeine Vorwürfe anzubringen: Wie kahl und mager ſieht doch deine Einleitung zur brandenburgiſchen Hiſtorie aus? Von Friedrich dem I hätteſt du weit wichtigere Dinge berichten können, als du gethan, wenn du nur meine Geſchichte dieſes Churfürſten geleſen hätteſt. Daß ſelbiger dem Kaiſer, mit 10000 Mann wieder die Böhmen zu Hülfe gekommen; ſelbſt einen Theil der kaiſerlichen Armee angeführet; eine Erbvereinigung mit Churſachſen aufgerichtet, darauf er Anſprüche hatte; den Bayern, die ihn angegriffen, ſechs und dreyßig Städte und Schlöſſer weggenommen, den Sachſen wider die Böhmen Beyſtand geleiſtet, 1418 das Directorium im churfürſtlichen Rathe geführet, in Abweſenheit des Kaiſers Stadthalter des Reichs geweſen, ja endlich 1438 die ihm angetragene Kaiſerwürde ausgeſchlagen; daß alles, nebſt verſchiedenen andern großen Dingen, übergehſt du ja ganz und gar. Von Friedrich dem II hätteſt du eben ſo viel merkwürdiges melden können, wenn du mein Leben deſſelben hätteſt nachſehen wollen. Und eben ſo gehſt du über die Nachfolger deſſelben weg, ohne die großen Thaten derſelben mit einem Worte zu erwähnen. Ich will mich nur bey Friedrich Wilhelm dem Großen aufhalten. Hätteſt du doch hier des unſterblichen Pufendorfs Werk ein wenig durchblättert, ſo würdeſt du nicht ſo mager und elend von ihm geſchrieben haben. Daß er z. E. für Vorpommern die Anwartſchaft auf die Stifter Magdeburg und

Halberſtadt; Minden u. Camin aber wirklich bekom̃en, die Univerſitat zu Duisburg geſtiftet, die große dreytägige Schlacht bey Warſchau gehalten, die Landſchaften Lauenburg und Bütow, imgleichen Elbing und das Amt Draheim zum Unterpfande erhalten; den trefflichen Canal in der Mark, drey Meilen lang, der die Spree und Oder und folglich die Oſtſee mit der Nordſee verbindet, angelegt; dem franzöſiſchen Marſchall von Turenne im Elſas mit 20000 Mann zu Halſe gegangen und ihn zurücke getrieben; ganz ſchwediſch Pommern, Stetin und Stralſund eingenommen, als ihm die Schweden in die Mark gefallen waren; mitten im Winter die Schweden aus Preuſſen geſchlagen und bis nach Liefland verfolget; einen Geſandten von dem Tartarchan nach Berlin bekommen; ſich in Magdeburg und Halle wirklich huldigen laſſen, und d. g. m. davon ſageſt du ja kein Wort: da es doch unſtreitig auf eine halbe oder ganze Seite mehr, nicht angekommen wäre. Doch ich will noch auf Friedrich den I König in Preußen kommen. Dieſem giebſt du einen falſchen Geburtstag., nämlich den 11, da er doch den 12. Jul. 1657. gebohren worden. Von dieſem hätteſt du verſchiedene Thaten zu melden gehabt, wenn du dich nicht, als ein Franzoſe, lieber an die Baggatellen halten, und uns erzählen wollen: wie vielmal die Herzoginn von Hannover den kleinen Prinzen Friedrich Willhelm mit thränenden Augen geherzet und geküſſet, als er ihr ins Zimmer gebracht worden; wem er ähnlich geſehen, und was er als ein Kind für Geſichter gemacht? Eben ſo ein Baggatellenkrämer biſt du, bey der Beſchreibung der preußiſchen Krönung. Die ſandigten Wege von Berlin nach Preußen, die ſich doch nur bis eine Meile vor Berlin erſtrecken; die dreyßig tauſend Pferde, die man dabey nöthig gehabt, und alle die Kleidungen der Herolde, des ſchwarzen Adlerordens, des Königes und der Königinn, auch andrer Perſonen, ſind dir wichtige Dinge, die du nicht verſchweigen kannſt. Sonderlich mußt du die ſchwarzen Haare der Königinn nicht vergeſſen: ein wichtiger Umſtand für einen Geſchichtſchreiber! die Tafel und der gebratene Ochſe ſind dir eben ſo merkwürdig; als ob es was nothwendiges wäre, ſolche Dinge auf die Nachwelt zu bringen! Doch du biſt ein Gallier, und ich vergebe dirs. Wer hat dich aber gelehrt, daß die königsbergiſche Schloßkirche den Reformirten gehöret habe, als ſich der König darinnen krönen laſſen? Iſt ſie nicht ſeit Margraf Albrechts Zeiten lutheriſch geweſen, und bis dieſe Stunde geblieben? Was ſollen alſo deine Mährchen von dem darinnen aufgerichteten Altare, und hingeſtellten Crucifixe? Was nützet endlich die Beſchreibung von allen Diamanten, die der König bey ſeinem Auszuge aus Königsberg, am Hute, an dem Pferde und an der Schabracke gehabt? Nun aber kömmt ein ſchöner Schnitzer wider die Geographie. Es heißt, das Aufthauen der Weichſel hätte den König bewogen, den Weg über Danzig zu nehmen. Muß man denn nicht über die Weichſel, wenn man nach Danzig will? und kann man dieſen Strom auf einige Weiſe vermeiden, wenn man aus Preußen nach Pommern gehen will? Noch gröber machſt du es, wenn du ausdrücklich erzähleſt, der Hof wäre erſt durch die Stadt Danzig gefahren, und dann allererſt über die noch zugefrorne Weichſel gegangen. Welch ein Schnitzer! den dir auch Kinder, aus der erſten Landcharte widerlegen können. Und ſolche Idioten unter euch unterſtehen ſich, die Hiſtorie zu ſchreiben?

Gundling wollte noch weiter reden, als der letzt verſtorbene König Friedrich Wilhelm ſelbſt herzu trat, und nach ſeiner Gewohnheit, Gundlingen ſcherzhaft anredete: Wer iſt der kleine Kerl, mit dem du dich da zankeſt? Es iſt ein Franzoſe, verſetzte der geheime Rath, der Eurer Majeſtät Leben auf eine elende Art beſchrieben hat: damit es auch den Galliern nicht an einem Faßmanne fehlen möchte. Er hat unter andern auch geſchrieben, daß ein großer Feldherr, der itzo noch lebet, an Eurer Majeſtät ehemals gegen Dero Kronprinzen gefaßten Ungnade, Schuld gehabt; daß Ew. Majeſtät = = =. Kaum hatte er dieſes geſagt, als der erbitterte König den Stock aufhub, den er in Händen hatte, und nach dem vermeynten Baumillon mit aller Macht zuſchlug. Doch wie das weiße Naß ſich öffnet, welches die Hände einer Viehmagd der Schweſter eines Ochſen aus den Eitern gedrücket, wenn eines zürcheriſchen Rathsherrn Kind mit dem Löffel hindurch fährt; oder wie ſich der Sylphe wieder ergänzete, der ſich zwiſchen die Scheere geworfen hatte, als der verwegene Liebhaber Belindens Haarlocke abſchnitt; oder wie die ätheriſchen Leiber der himmliſchen Geiſter im Milton, ſich durch die Schlachtſchwerdter ihrer Feinde durchhauen ließen, aber gleich wieder ſo ganz wurden, als ob ſie nie durch etwas getrennet worden: eben ſo ging es hier dem vermeynten Schatten Baumillons. Die Göttinn, welche ſeine Rolle ſpielte, entzog ſich aufs ſchleunigſte dieſen beyden ſo fürchterlichen Feinden, und eilte, ſich unter dem Haufen deutſcher Poeten zu verlieren, die ſich in währender Zeit ſehr dicke verſammlet hatten, ſeit das Gerüchte ihre Ankunft im Reiche der Schatten ausgebreitet.

Doch wie ein unvorſichtiger Schiffer, der an der Küſte von Trinakrien, zwiſchen den beyden Meerwundern, Scylla und Charibdis, hinſegelt; weñ er dem einen gar zu ſorgfältig entweichen will, in die Klauen des andern geräth: alſo ging es hier der Eris. Ein unbekannter Schatten, der unlängſt aus der Oberwelt, und zwar aus Sachſen angekommen war, und ſich aus beſondrer Zuneigung dem Schatten Günthers beygeſellet hatte, erblickte ſie kaum von ferne, als er mit heller Stimme rief: Siehe, lieber Günther, ſiehe, das iſt dein Läſterer, der beruffene Urheber der germaniſchen Briefe. Du weiſt, was er von dir geſchrieben hat: denn ich habe dirs ausführlich erzählt. Hier kannſt du ihn, wegen ſeiner unzeitigen Urtheile, zur Rede ſetzen, und ſo viel es die Sitten des Todtenreichs verſtatten, nach Verdienſte beſtrafen.

So ſchnell im Sommer eine Schwalbe ein kleines Ungeziefer haſchet, welches in freyer Luft, vor ihr her ſchwärmet, und ſein gewöhnliches Liedchen herſummet; ehe ſichs deſſen verſieht, hat ihr hurtiger Schnabel ſeinem Geſange und ſeinem Vergnügen ein Ende gemachet: eben ſo hatten Günther und ſein Gefährte den vermeynten Gallier bey den Armen erwiſchet, um ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, und ihm in einem bittern Vorwurfe alles zu vergelten, was er an den Deutſchen verſchuldet hatte. Du biſt mir wohl ein tiefſinniger Kunſtrichter! ſo hub Günther an: du, der du von uns Deutſchen, wie der Blinde von der Farbe, geurtheilet haſt. Wie haſt du dich immermehr unterſtehen können, von meinen Gedichten zu urtheilen, da du unſre Sprache nicht einmal in ungebundner Rede verſtehſt; geſchweige denn die Stärke und Schönheit der poetiſchen Schreibart nur halb einſehen kannſt. Was für närriſche Wörter haſt du uns Deutſchen ſchuld gegeben, die keinem im Traume eingekommen. Was iſt das **Gebrüder**, was iſt ein **Nachtreter** für eine Misgeburt; die wohl in einem galliſchen Gehirne ausgeheckt werden, aber in keines Deutſchen Lippen haben entſtehen können. Und mit wie vielem Unverſtande beſchuldigſt du doch die deutſchen Dichter ſchwacher und proſaiſcher Zeilen? Weiſt du Elender denn nicht, daß nicht alle Gedichte einen gleich erhabenen Ausdruck leiden können? Geh doch zum Stagiriten in die Schule, und lerne von ihm, daß lauter Metaphoren Räthſel machen, wenn ſie nicht auch mit eigentlichen Worten untermiſchet werden. Oder wenn dir dieß alles zu hoch iſt: ſo reuch nur in deinen eigenen Buſen. Haſt du Fenelons Gedanken von der Poeſie und Beredſamkeit nicht geleſen, ſo geh und frage ihn; der wird dir ſagen, daß in euren beſten Poeten unendlich viel ſchwache Stellen vorkommen. Das ſaget nun ein Franzoſe von ſo großer Einſicht, als ihr wenige gehabt, von ſeinen eigenen Landsleuten. Was aber die deutſche Sprache überhaupt betrifft, ſo lies nur den vernünftigen

Pater Büffier, der wird in ſeinem Cours des Sciences, welches Buch mir von einigen Schatten gerühmet worden, dir, als einem verlaufenen Schüler ſeiner Brüder, ganz unparteyiſch ſagen, daß ſie ſo ſchön iſt, als irgend eine andre in der Welt, auch die galliſche nicht ausgenommen. Du hälſt dich bey den deutſchen Titeln auf, und tadelſt Dinge, die du entweder nicht verſtehſt, oder die doch den Reichthum unſrer Sprache anzeigen. Es iſt **euch Franzoſen** Schande genug, daß ihr im Franzöſiſchen, eine ſchlechte Magd, eines Schuſters Tochter, ein Fräulein, eine Gräfinn und eine Prinzeſſinn, nicht anders, als Mademoiſelle zu nennen wiſſet. Und wenn du deine und unſre Sprache wüßteſt, ſo würdeſt du wiſſen, daß ſo wie von **Dame** erſt **Damoiſelle**, hernach verderbt, **Demoiſelle** geworden, um die Tochter eines Edelmannes anzuzeigen; wie dich Molierens George Dandin lehren wird: So auch aus **Frau**, **Fräulein**, das iſt eine kleine oder junge Frau: die nämlich etwas zu befehlen hat, entſtanden iſt. Hernach vermengeſt du **Jungfer** und **junge Frau**, zu einer deutlichen Probe, daß du kein Deutſch kannſt. Und hat endlich unſre Sprache viel Beywörter, ſo daß wir aus Graf **gräflich**, aus Fürſt **fürſtlich**, machen können, welches ihr Franzoſen nicht könnet: So iſt es ein Beweis von unſerm Ueberfluſſe und von eurem Mangel. Doch was halte ich mich dabey auf? Meine Ode auf das Glück iſt dir ſchwach vorgekommen. Du haſt recht. Aber wer hat dichs geheißen, ſie für mein Meiſterſtück zu halten? Es iſt eine Geburt einer meiner ſchwächeſten Stunden geweſen: und ich weis es dem Herausgeber meiner Gedichte wenig Dank, daß er ſie nebſt vielen andern übereilten Stücken in den Druck gegeben. Aber ich weis wohl, wer ſie dir angeprieſen hat: ein verwirrter Kopf, der ſelbſt eine Art von Raſerey beſitzt, die ihn noch endlich ins Zuchthaus bringen wird. Wie viel elende Stücke wollte ich dir nicht in deinen beſten Poeten zeigen, wenn ich Bücher bey der Hand hätte. Hier wollte Eris ihren beyden Führern entwiſchen: allein umſonſt. Günther hielt ſie feſt, und fuhr fort: noch eins, mein guter Freund. Du haſt auch von meinen Strophen eine deines Beyfalls gewürdiget, und ſie franzöſiſch überſetzet. Aber wie? So wie ihr Franzoſen zu überſetzen pflegt, nämlich ſo, daß ihr alles verderbet. Aus meiner erſten Zeile **Was willſt du mit dem Schatten zanken**, haſt du vier Zeilen gemacht: welches entweder deiner Sprache, oder dir, als dem Ueberſetzer keine Ehre iſt. Ueberhaupt aber aus einer ſechszeiligten Strophe macheſt du eine zehnzeiligte, von gleich langen Verſen. Die Zeile: **Beweiſ' an Stärkern deine Macht**; giebſt du ſo, als ob ich geſagt hätte, Gott ſollte ſich wider den hölliſchen Geiſt waffnen, der ſeines Donners und ſeiner Blitze ſpottet. Dieß iſt mir nicht in den Sinn gekommen. Die Zeile: **Wer wird dir in der Hölle danken?** haſt du entweder unrecht verſtanden oder gar ausgelaſſen; ſo wie es auch der folgenden ergangen iſt: **Ach haſt du dieß noch nie bedacht!** Die beyden letzten endlich haſt du geſchwächet, ſo viel dirs möglich war. **Du kömmſt mit Donner, Blitz und Sturm**, giebſt du durch Pfeile und viereckigte Steine. Eine vortreffliche Ueberſetzung! Endlich meine letzte Zeile: **Wer iſt der große Feind? ein Wurm!** iſt bey dir ganz und gar verhunzet worden; indem es heißt: **Da doch dein Feind nur ein Wurm iſt.** Nichts iſt matter und elender, als dieſe Zeile, gegen die meinige. Gewiß, wenn ihr Franzoſen nicht beſſer überſetzen wollet oder könnet, ſo haben ſichs die deutſchen Poeten für ein Glück zu ſchätzen, daß ſie euch noch nicht in die Klauen gerathen ſind. Wenigſtens mag ich von dir nicht überſetzet werden. Merke dirs alſo, du trotziger Gallier, daß du unbeſonnen gehandelt haſt, da du den deutſchen Witz beurtheilen wollen, ohne ihn zu kennen; und ſey froh, daß ich nicht mehr am Leben geweſen, da dein Buch heraus kam; ſonſt hätte ich dich zu einem andern Criſpin gemacht, der vormals nach Verdienſte von mir geſtriegelt worden. Melde es aber deinen Brüdern, den Franzoſen, die noch leben, daß ſie Voltairens Billigkeit gegen die Engeländer nachahmen ſollen: da ſie ſich in Deutſchland gewiß eben ſo wohl befinden, als jener bey den Britten, und da du ſelbſt dich an deutſchem Brodte, das man dir aus lauter Großmuth gereichet, ſo ſatt gegeſſen haſt, als du in Frankreich niemals geweſen biſt.

So ſprach Günther, und Eris war-froh, daß er aufhörte; als ein noch größerer Schwarm von Schatten herzudrang, um dieſes Geſpräche anzuhören. Die Göttinn war heftig beſorgt, es möchten ſich noch mehrere finden, die ihr des verhaßten Baumillons wegen, den ſie mit allen ſeinen Schriften ſchon mehr als einmal verwünſcht hatte, zu Halſe gehen möchten: ſie drängte ſich alſo in den Haufen, wo er am dickſten war, und verſchwand.

Ende des zweyten Buches.

* *

Sendſchreiben
an den Hrn. Rittmeiſter v. B..
ins Lager nach Böhmen,
im Monat Februar.

Freund, den ich beſſer nicht, nicht edler denken kann,
Dich ſuchet dieſes Blatt; wo aber trifft dichs an?
Nach Böhmen mag es fliehn, nach Mähren mag es eilen.
Geht, ſucht den beſten Freund, geht, ſucht ihn, liebe Zeilen,
Und grüßt ihn tauſendmal! Schon bin ich Eifers voll,
Daß nicht, an eurer ſtatt, ich ihn umarmen ſoll:
Doch geht, genießt dieß Glück, und habt ihr ihn gefunden:
So findet ihn nicht krank, und nicht in Blut und Wunden.
Allein wie trefft ihr ihn? Vielleicht im Streit erhitzt,
Vielleicht, daß noch ſein Arm von harten Streichen ſchwitzt,
Die er dem Feinde giebt, die ihm der Feind verſetzet,
Und mich zu gleicher Zeit in meinem Freund verletzet,
Wer weis, durch welchen Fall, durch welches heiße Bley. = =
O Geiſt der Tapferkeit, ſteh dieſem Krieger bey!
Und ſchütz ein edles Herz; doch ſoll er unterliegen;
So laß ihn, eh er ſtirbt, den, der ihn fällt, beſiegen.

Doch welche Phantaſey! will ich zu meiner Pein,
Eh ihn der Unfall trifft, im Unfall ſinnreich ſeyn?
Zween Götter ſchützen ihn, vereint in ſeinem Buſen,
Der Gott der Tapferkeit und auch der Gott der Muſen!
O Troſt, der mehr im Reim, als in dem Felde gilt!
Wer weis, auf welcher Flur ſein Blut die Furchen füllt?
Und welche wilde Fauſt, die kaum das Glück verdiente,
Von ihm zerfleiſcht zu ſeyn, ſich dieß zu thun erkühnte?
Entſeelt ihn auch kein Schwerdt, und ſtürzt ihn auch kein Wall,
Umringt ihn nicht Gefahr, nicht Liſt, noch Ueberfall:
So wird vielleicht die Bruſt, die unbeſiegt geblieben,
Von Kälte, Sturm und Wind und Fieber aufgerieben.
So wie man, was man wünſcht, nur allzuzeitig hofft:
So fürcht ich, was mich ſchreckt, nur allzufrüh. und oft,
Und er kann in Gefahr kaum ſo viel leiden müſſen,
Als ich empfinden muß, ihn in Gefahr zu wiſſen.
Iſt dieſes Weichlichkeit: ſo nenn ichs doch Gewinn,
Daß ich für einen Freund ſelbſt weibiſch=zärtlich bin,
Den ich, ſo ſehr ich ihn auch zu verehren meyne,
Doch nie nach ſeinem Werth genug zu lieben ſcheine;
Der, wenn man ihm den Glanz, den ihm das Glück beſtim̃t,
Ihm Adel, Stand und Zier je in Gedanken nimmt,
Auch ohne dieſen Schmuck, den man von Ahnen preiſet,
Daß er noch mehr verdient, als er beſitzt, beweiſet.
Nicht kennt ſein reger Arm die Waffen nur allein,
Den Degen führt er itzt: ſo wird er tapfer ſeyn;
Faßt dieſe Hand den Kiel: ſo wird man zweifelnd bleiben,
Wozu ſie ſtärker ſey. zum Fechten oder Schreiben?
Freund, länger laß mich nicht in Ungewißheit ſtehn!
Mich ſchmerzt, was dich verletzt, mich rührt dein Wohlergehn.

Zu beyden fühlbaſt ſeyn, gehört zu meinen Pflichten;
Du aber haſt die Pflicht, mir beydes zu berichten.
Entlehne nicht etwan die Ausflucht von der Zeit.
Ich mag kein langes Blatt, das mir die Nachricht beut,
Wenn ein Tolpatſch geſtreift, und ein Pandur geplündert,
Und ein Huſarenſchwarm dich an der Poſt verhindert.
Ich mag kein Tagebuch von eurer Waffen Glück.
Ich weis, wo Friedrich kämpft, kämpft ein geneigt Geſchick.
O nein! ich ſehne mich, zwey Dinge nur zu leſen:
Du ſeyſt bis itzt vergnügt, und ſeyſt es ſtets geweſen!
Zwo Zeilen wünſch ich nur; nicht einen Feldbericht:
Nicht wie der Ungarn Hand, nicht wie der Franzmann ficht,
Nicht wie der Angriff ſah. Ein Dichter kann, in Bildern,
Sich ſelber manchen Theil von einem Treffen ſchildern.
Ja wohl! Ich ſeh dein Roß, das muthig vor der Schlacht,
Eh noch der Angriff kömmt, den Angriff zehnmal macht,
Die Schenkel munter hebt, und kaum der Erde trauet,
Voll edler Ungeduld in Sand und Erdreich hauet,
Und an dem Zügel rückt, und mit den Mähnen fliegt,
Sich in die Höhe hebt, und nach den andern ſieht;
Dann ruht, dañ wieder ſchnaubt, ſich voller Großmuth brüſtet,
Und alle Schenkel hebt, und ſich zum Laufe rüſtet;
Und, wenn es Freyheit merkt, mit Eiferſucht entſpringt,
Und ſchäumend und erhitzt dem Feind entgegen dringt,
Als müßt es ſeinem Herrn am Muthe niemals weichen,
Und ihm an Tapferkeit bey jedem Schritte gleichen.
So weit, entfernter Freund, dringt oft der Dichtkunſt Blick.
O brächte dich dieß Roß bald und geſund zurück!
Denn, hätt ich keinen Grund, den Frieden zu verlangen!
So wäre dieß der Grund, um bald dich zu umfangen!

C. F. Gellert.

Lebens-

Lebenslauf eines Märtyrers der Wahrheit.

Es iſt in Geſellſchaften nichts gewöhnlicher, als daß einer den andern mit beſtändigen Erzählungen von ſich ſelbſt, und ſeinen Fähigkeiten unterhält. Wir ſind uns die nächſten; und weil wir ſchuldig ſind, von unſerm Nächſten alles gutes zu reden, ſo glauben wir, es erfordere die natürliche Pflicht, uns ſelbſt zu loben. Ich will die wahrhaften Urſachen dieſer thörichten Eigenliebe nicht unterſuchen; weil ich nicht geſonnen bin, mir auch nach meinem Tode Feinde zu machen. Ich führe ſolches nur um deßwillen an, damit ich mein gegenwärtiges Vorhaben einigermaßen rechtfertige. Bezeigeſt du ſo viel Geduld, andere anzuhören, welche ſich bey lebendigem Leibe rühmen: So gönne mir deine Aufmerkſamkeit, wenn ich dir nach meinem Tode ſage, wer ich geweſen bin. Das habe ich mit andern Menſchen gemein, daß ich meinem Namen die Unſterblichkeit wünſche, wenn auch gleich der Körper verweſen muß. Wollteſt du mir aber verwehren, meinen Lebenslauf zu erzählen: So würde ich vor vielen unglücklich ſeyn, an deren Verdienſte man wenigſtens ſo lange gedenket, als die Erbtheilung währet. Die Liebe zur Wahrheit hat mich in ſo geringe Umſtände geſetzt, daß meinen Tod beynahe niemand, als der Leichenſchreiber, erfahren hat. Hätte ich ein anſehnliches Vermögen beſeſſen, ſo würden meine ſchmerzlich betrübten Erben durch eine verhüllte Frau der ganzen Stadt haben anſagen laſſen, daß ihr Herr Vetter in Gott ſelig verſchieden ſey; oder ich würde mir haben noch auf meinem Todbette einen glaubwürdigen Redner miethen können, welcher der chriſtlichen Gemeinde die ewige Wahrheit bewieſen hätte, daß unter allen erſchrecklichen, der Tod das erſchrecklichſte, und meine tugendhafte Seele noch viel zu frühzeitig aus ihrem drey und ſechzig jährigen Körper gefahren ſey. Allein, meine Armuth hat mir nicht verſtattet, einen ſo prächtigen Abſchied aus der Welt zu nehmen. Ich bin geſtorben, als ein Märtyrer der Wahrheit, das iſt, arm und unbeweint, und wenn die Nachwelt etwas von mir erfahren ſoll, ſo muß ich ihr ſolches ſelbſt ſagen.

Daß ich im Jahre 1674, den 17 September, zu Mühlberg, einem Städtchen an der Elbe, gebohren bin, ſolches ſcheint kein Umſtand von beſonderer Wichtigkeit zu ſeyn, und ich kann eben ſo wenig dafür, als es ohne mein Verſchulden geſchehen iſt, daß mein Vater nicht ein Hochedelgeborner, Hochedler, Veſter, und Hochgelahrter Erb-Lehn- und Gerichtsherr auf dreyen Rittergüthern, ſondern nur, wenn ich anders der Erzählung meiner Mutter glauben darf, Meiſter Lollinger, Bürger und Schneider daſelbſt, geweſen iſt. Ich brachte zwo Zähne mit auf die Welt, und lernte gleich im erſten Jahre reden, und ſchon im andern war ich vermögend, durch mein Plaudern, Vater und Mutter zu übertäuben. Meine Aeltern hielten dieſes für eine vergnügte Vorbedeutung, ich würde mit der Zeit ein großer Rechtsconſulente werden. Sie irrten ſich aber, und die Folge hat gelehrt, daß es unglückliche Anzeigen meiner Liebe zur Wahrheiten geweſen ſind. Ich fing frühzeitig an, ſolches merken zu laſſen. Kaum hatte ich vier Jahre erreicht, als ich bemerkte, daß mein Vater in ſeinem Berufe nicht gar zu gewiſſenhaft war. Ich verwies ihm ſolches auf eine zwar kindiſche, doch empfindliche Art; und weil ich es zu öfters that, ſo gab er mir endlich, durch einen derben Schilling, die erſten Früchte der Wahrheit zu ſchmecken. Jedoch ward ich dadurch nicht furchtſam. Mein Vater ſtarb, und hinterließ meine Mutter, als eine junge Witwe, mich aber als einen unerzogenen Knaben. Meine Mutter that über dieſen Tod recht jämmerlich. Sie heulte und ſchrie; ſie verſteckte ſich hinter einen großen Schleier; ſie wünſchte mit ihrem Manne zu verweſen, und ſchwur der ganzen Welt ab. Ich dachte auch, nach meiner kindiſchen Einfalt, es wäre ihr Ernſt, und ich blieb zwölf Wochen lang in meinem Irrthume. Nach deren Verlaufe ward ſie aufgeräumet; ſie ſcherzte, ſie lachte, ſie beſuchte ihre Nachbarn, und ich ſah verſchiedene junge Leute aus- und eingehen, ohne daß ſie böſe darüber ward. Kurz, ſie hatte ihren Mann vergeſſen, und die Luſt war ihr vergangen, mit ihm zu verweſen. Ich fragte, warum ſie mich und andere ſo betrogen hätte? Ein paar Ohrfeigen aber waren die ganze Antwort. Einsmals ſah ſie in den Spiegel, und fragte mich, ob ſie nicht ſchöne wäre? Ich ſagte: Nein; und dieſes brachte mich um alle mütterliche Liebe. Sie konnte mich nicht länger um ſich leiden, und es ward beſchloſſen, mich auf eine Schule zu thun. Es geſchah auch, und ich kam an einen Ort, wo ich etliche Jahre lang die Gründe der Sprache lernte. Man befand es für gut, mich auf eine andere Schule zu bringen; ich folgte willig, und man war anfänglich wohl mit mir zufrieden; es dauerte aber nicht lange. Einige meiner Mitſchüler waren faul; ich verwies ihnen ihre Faulheit. Einige legten ſich mit großem Eifer auf die Erlernung ſolcher Wiſſenſchaften, von denen ich glaubte, daß ſie abgeſchmackt, und einem Gelehrten nur zur Laſt wären. Einige waren hochmüthig, weil ſie auf lateiniſch und griechiſch zu ſagen wußten, wer ſie erſchaffen hätte. Dieſe verſicherte ich, daß ich ſie ohne Lachen nicht anſehen könnte. Keiner aber dankte mir wegen meiner Freymüthigkeit, und alle machte ich mir zu Feinden. Der Zorn eines meiner Lehrer, von dem ich das gegründete Urtheil fällte, er habe mehr Stärke in der Fauſt, als in der Gelehrſamkeit; dieſer Zorn, ſage ich, war ſo nachdrücklich, daß ich alſofort die Schule räumen, und in einer öffentlichen Abbitte mich bedanken mußte, daß man mich ohne weitern Schimpf gehen ließe.

Dieſer unvermuthete Streich hätte mich bald zum Mammelucken gemacht. Im erſten Schrecken nahm ich mir feſte vor, die Wahrheit nimmermehr wieder zu reden. Es ging mir aber wie denen Dichtern, welche die Verſe verſchwören. Ich zog auf die hohe Schule, von der ich mir einen ſehr edlen Begriff gemacht hatte, wodurch ich meine Unerfahrenheit verrieth. Leute, welche ihre einzige Sorge ſeyn ließen, wie ſie den Pflichten gegen ihr Vaterland ein Genügen leiſten, die Hoffnung ihrer Aeltern zu erfüllen, und deren ſaure Mühe, und aufgewendete Koſten vergelten könnten; Leute, welche diejenigen Wiſſenſchaften mit Ernſte ausübten, nach denen ſie ſich nennten, ſolche Leute dachte ich zu finden. Ich irrte mich. Gleich den erſten Abend erſchreckte mich eine Geſellſchaft trunkener Menſchen, welche unter Schreyen und Wetzen nach ihren Wohnungen eilten. Anfänglich glaubte ich, es ſey ein Auflauf, oder wenigſtens Feuer in der Gaſſe. Ich ſah durch das Fenſter; in dem Augenblicke fiel ihr Anführer in den Koth, und ich hörte, aus den Reden der andern, daß ſie ſich bemühten, einen Meiſter der Weltweisheit wieder auf die Beine zu helfen. Dieſe Begebenheit machte mich aufmerkſam. Ich beobachtete die Sitten meiner Mitſchüler genauer. Ich lernte einen kennen, welcher der Gottesgelahrtheit eifrigſt Befliſſener war, und ſich rühmte, er habe ſich in der Schenke zweymal feſte geſoffen, wie er es nennte. Ein Landsmann von mir, wollte ſich die Würde eines Lehrers beyder Rechte erſtehen, weil er ſich innerlich überzeugt befand, daß nimmermehr etwas aus ihm werden würde. Eine Summe von zwölf Thalern machte ihn zum Autor und Reſpondenten; und weil ich ihm, zu mehrer Sicherheit, ſeine Diſputation ins Deutſche überſetzen mußte, ſo verſprach er mir zur Vergeltung ein anſehnliches, welches er aber noch an demſelben Abend verſpielte, und mich auf ſeine bevorſtehende Heirath vertröſtete. Mein Stubennachbar erlernte die Medicin, ging aber lieber mit fleiſchigten Körpern, als ekelhaften Gerippen um, und verfluchte den abgeſchmackten Eigenſinn ſeiner Lehrer, welche ihn mit ſo vielen griechiſchen Wörtern martern wollten. Dieſe und hundert dergleichen thörichte Exempel fielen mir täglich in die Augen; und ich ſollte ſchweigen? Und ich ſollte die Wahrheit nicht reden? Ich that mir alle Gewalt an, meinen Schwur nicht zu brechen, und manche, die einen ſchönen Gedanken, oder artigen Einfall haben, ſolchen aber nicht an den Mann bringen können, empfinden das innerliche Nagen und den unruhigen Schmerz lange nicht ſo ſehr, als ich ihn dazumal empfand. Endlich überwand die Natur allen Zwang. Ich ſagte es ungeſcheut, daß das Verfahren der meiſten meiner Mitſchüler unverantwortlich und unſinnig wäre. Bey aller Gelegenheit ſtellte ich ihnen ihre Thorheit ſo wohl ernſthaft, als lächerlich vor. Ich ſchilderte zu verſchiedenenmalen nicht allein die Laſter, ſondern auch die Perſonen, auf eine ſatiriſche Art in Verſen ab; und wenn ich dieſes that, ſo empfand ich bey mir ſelbſt eine doppelte Wolluſt. Allein, meine Ehrlichkeit, mein Eifer für die Wahrheit, meine billigſten Abſichten wurden ſchlecht belohnt. Man meidete meine Geſellſchaft, man verachtete, man ſpottete, man verabſcheute mich, und ich erfuhr, daß einige ſich verſchworen hatten, mich öffentlich zu beſchimpfen. Es wäre auch gewiß geſchehen, wenn ich nicht bey Zeiten die Vorſicht gebraucht, und mich an einen andern Ort begeben hätte, um die angefangenen Studien zu vollenden.

Das Schickſal führte mich zu einem Manne, der mir freyen Unterhalt gab, und mir große Gefälligkeiten erwies. Er glaubte, ſeine Gemüthsneigung habe mit der meinigen viele Aehnlichkeit; und dieſes bewog ihn zum Mitleiden. Ich kann nicht ſagen, daß er ein hitziger Verehrer der Wahrheit geweſen wäre. Seine größte Leidenſchaft beſtund in der Begierde, Recht zu behalten, ſeine vorgefaßte Meynung zu vertheidigen, und mit allen aufs unbarmherzigſte zu verfahren, welche anders urtheilten. Er war einer von denen Gelehrten, welche die Fähigkeit nicht haben, ſelbſt etwas nützliches zu ſchreiben, aber mit deſto größerm Vorwitze die Schriften anderer durchwühlen. Ein Comma, ein Punct, ein einziger Buchſtabe war vermögend, ihn in die größte Wuth zu bringen, und diejenigen in den Bann zu thun, welche ihm widerſprachen. Er beſaß einen erſtaunenden Vorrath von Büchern nach ſeinem Geſchmacke; wie er denn glaubte, der ſey kein rechtſchaffner Gelehrter, welcher nicht wenigſtens ſechs bis acht Pfund Bücher geſchrieben habe. Es fiel ihm ein, mich zu fragen, was ich von ihm hielte? Ich erblaßte über dieſe Anfrage. Sollte ich ſprechen, er wäre ein geſchickter und dem gemeinen Weſen nützlicher Mann, ſo würde er mich mit neuen Wohlthaten überhäuft haben. Aber alle dieſe mußte ich verliehren, wenn ich die Wahrheit redete. Ich redete ſie aber doch. Ich ſagte, daß Männer von ſeinen Fähigkeiten bey dem Baue der Gelehrſamkeit unentbehrlich wären; indem ſie den Schutt wegführen müßten, welcher den Bauleuten hinderlich ſey. Mehr brauchte ich nicht zu ſagen, mich zu verderben. Ich mußte alſofort aus dem Hauſe, unter Begleitung tauſend lateiniſcher Schimpfwörter, welche ich vorher mein Tage nicht gehöret und erſt lange hernach in Burmanns Schriften geleſen habe.

Der Verluſt dieſes Mecänaten ward mir durch einen Rechtsgelehrten reichlich erſetzet. In den Landesgeſetzen war er ganz unerfahren, deſto geübter aber in den römiſchen Rechten. Es ging mir wohl bey ihm; weil man ihm aber hinterbrachte, ich hätte mich verlauten laſſen, daß er mehr Geſchicke habe, eine Rede pro roſtris zu halten, als eine Rüge zu machen, ſo hub er ſeine Wohlthaten gegen mich auf, und bewies mir ex l. 1. C. de donat. reuoc. daß ich ihm nicht wieder unter die Augen kommen ſollte.

Ein unverhoffter Zufall brachte mich in eine Stadt, wo es ſchien, ich würde den Grund zu meinem künftigen Glücke legen. Es ging mir alles nach Wunſche, und ich weis nicht, ob die Leute daſelbſt die Wahrheit beſſer vertragen koñten, oder ob es daher kam, daß ich nicht alles öffentlich ſagte, was ich bey mir ſelbſt dachte. Man gab mir ein Amt, welches nicht anſehnlich, aber doch austräglich war. Ich hatte es etliche Jahre verwaltet, als eine Gelegenheit erforderte, einen Glückwunſch zu verfertigen. Ich handelte darinnen von der Vernunft, und ließ ihn drucken, ob ſich gleich meine Freunde mit allen Kräften dawider ſetzten. Ein Mann, welchen ſein Amt ehrwürdig machte, fand ſich dadurch beleidiget. Es würde verdächtig gelaſſen haben, wenn er ſeine Perſon hätte vertheidigen wollen, er vertheidigte alſo Schrift und Religion. Auf eine unſchuldige Art hatte ich das Wort **Broſamen** mit einfließen laſſen. Dieſes war genug, Himmel und Hölle zu bewegen. Ein Verächter der Schrift, ein Religionsſpötter, ein Atheiſte, dieſes waren die gelindeſten Namen, die man mir gab. Einige glaubten gar, ich ſey der Antichriſt. Kurz, ich ſollte mich öffentlich auf den Mund ſchlagen, oder Amt und Stadt meiden. Ich wählte das Letzte, und mußte zwölf Jahr in der Irre gehen, ehe ich den heiligen Zorn meiner Feinde verwinden konnte.

Endlich ſchien mein widriges Schickſal verſöhnt zu ſeyn. Man both mir ein Amt an, mit dem Bedinge, ein Frauenzimmer zu heirathen. Hunger und Armuth überwanden allen Zweifel. Meine bisherige Umſtände hatten mich ſo ſchüchtern gemacht, daß ich mir vieles gefallen ließ, welches mir ehedem unerträglich geweſen ſeyn würde. Meine Frau liebte Geſellſchaft; ſie ſpielte. Vermögen und Einnahme ward auf Putz verwendet, die Haushaltung verſäumt, u. mir zugemuthet, vieles zu überſehen, wozu mehr, als eine ordentliche Geduld, gehöret. Meine Geduld ward ermüdet. Ich ſagte, ein Weib müſſe ſich bemühen, ihrem Manne zu gefallen, alle übermäßige Ausgaben vermeiden, der Wirthſchaft vernünftig vorſtehen, und ſich keiner Herrſchaft anmaßen, welche Schrift und Ordnung nur den Männern gelaſſen hätten. Aber, wie unglücklich machten mich dieſe Wahrheiten: Ich empfand, daß der Zorn eines Weibes ſchädlicher ſey, als der Zorn aller andern Creaturen. Man hieß mich einen nackigten Bettler, einen verlaufenen Kerl, den man auf der Straße aufgeleſen hätte, der nicht werth ſey, daß er durch die Heirath eines liebenswürdigen Frauenzimmers in eine ſo anſehnliche

Schwägerſchaft aufgenommen worden; ja, es fehlte wenig, daß ich nicht meiner Frau eine kniende Abbitte hätte thun müſſen, welche aber, ich weis nicht, ob zu meinem Glücke oder Unglücke? unvermuthet ſtarb. Die Menge meiner Feinde verfolgte mich alsdann unaufhörlich. Hatte ich keines Menſchen geſchont, ſo war auch nunmehro niemand, der ſich meiner annahm. Man wußte meine Vorgeſetzten auf eine tückiſche Art zu gewinnen, und mir Verbrechen aufzubürden, an denen ich gar keine Schuld hatte. Ich ſollte mich verantworten und meine Fehler geſtehen; ich behauptete aber, ich wäre unſchuldig, meine Feinde wären Lügner, und meine Vorgeſetzte geblendete und parteyiſche Richter. Dieſes war Urſache genug, mich zu verdammen. Die Entſetzung von meinem Amte, die Entziehung meines wenigen Vermögens und ein achtjähriges Gefängniß waren die Belohnungen meiner offenherzigen Redlichkeit. Ich ward endlich freygelaſſen, und mir auferlegt, Stadt und Land zu räumen. Ich that es, und ſeitdem iſt es mir unmöglich geweſen, irgendswo mein Glücke zu finden; vielmehr ſah ich mich gezwungen, den Reſt meiner Jahre auf eine ſo niederträchtige Art hinzubringen, daß ich Bedenken trage, ſolches der Nachwelt wiſſen zu laſſen. Ich bin endlich nackend und bloß, ohne Freunde, in der äußerſten Verachtung, jedoch zu meiner Beruhigung, als ein Märtyrer der Wahrheit, im Jahre ⸗⸗⸗ geſtorben, und hat mich gleich die ganze Welt verabſcheuet, ſo bin ich doch mit mir ſelbſt zufrieden geweſen.

* * *

Der Lebenslauf dieſes ſo genannten Märtyrers der Wahrheit hat mir merkwürdig zu ſeyn geſchienen. Er iſt wirklich im Jahre 1738 in ſeiner Wohnung todt gefunden worden, wo man vermuthet, daß er vor Froſt und Hunger geſtorben ſey. Sein Körper ward auf die Anatomie verkauft, um die nöthigſten Schulden zu bezahlen, und ich glaube, daß ſein betrübtes Beyſpiel allen denen zur nachdrücklichen Warnung dienen kann, welche ſich einbilden, es ſey ein großmüthiger Eifer für die Wahrheit, wenn ſie, ohne Anſehen der Perſon, ohne Freunde und Vorgeſetzte zu ſchonen, dasjenige mit einer unverſchämten Stirne andern unter die Augen ſagen, was ihnen oftermals Eigenliebe, Hochmuth, Undank, und Unvernunft in den Mund legen.

* *

Die Ruhe.

Freund beneidter Pierinnen!
Bruder meiner Poeſie!
Schilt die Misgunſt gleich mein Sinnen;
Tilgt ſie doch die Sehnſucht nie.
Dieſe treibt mich, unter Pfeilen,
Deiner Muſe nachzueilen.

Du nur weckſt noch meine Seyten;
Weit vom ſtädtiſchen Gewühl,
Fern von wilden Eitelkeiten,
Schildert mir dein höhrer Kiel,

Auch in Wäldern, auch in Fluren,
Jener ewgen Weisheit Spuren.

Dort, wo dich die Unſchuld pfleget,
Dort, wo dich ein ſchattigt Feld
In vergnügter Ruhe träget,
Siehſt du die verwöhnte Welt
Lachend nur an Farben kleben,
Und in trüben Sorgen ſchweben.

Was Catull ſchon längſt beſungen,
Und wernach Horaz ſich ſehnt:
Aecker, die kein Schwerdt erzwungen,
Güter, drauf kein Auge thränt,
Und ein ruhiges Gewiſſen
Seh ich, Freund! auch dich genießen.

O! wie reizt mich dein Exempel,
Wirklich groß und frey zu ſeyn.
Jene, die im Glückestempel
Stets als Sklaven Weihrauch ſtreun,
Und an flüchtegen Gütern hangen,
Blendt ein niedriges Verlangen.

Schickt den Reſt errungner Güter,
Wuchrer! zweifelnd auf die Fluth!
Nährt, ihr kriegriſchen Gemüther!
Eurer Regung ſtrenge Glut!
Suchet Wuth mit Wuth zu rächen!
Färbt die Meere! düngt die Flächen!

Naht euch zu des Hofes Eiſe,
Wuchert, raubet, prahlt und ſchweigt!
Ihr verfehlt der wahren Weiſe,
Wie man zu der Höhe ſteigt,
Die ein Weiſer nur erreichet,
Und von der die Thorheit weichet.

Freund! wir ruhn in ſichrern Schranken,
Fliehn das Irrlicht banger Luſt,
Sehn den Himmel in Gedanken,
Und ein Eden in der Bruſt.
Kann uns auf der eitlen Erden
Wohl ein edler Kleinod werden?

Ch. F. Neander.

* *

Verſuch einer wahren Abbildung

edler und erhabner Geiſter.

Die Benennung eines großen und erhabenen Geiſtes, iſt ſonderlich zu unſern Zeiten nichts unbekanntes. Man iſt auch mit Ertheilung dieſes Namens oft ſehr freygebig. Vornehmlich pfleget man diejenigen damit zu beehren, die das Herz haben, die gemeinen Meynungen zu verlaſſen, ſie zu verachten und zu verwerfen. Weil nun die Lehren der Religion ſchon längſt bekannt geweſen, und von vielen angenommen ſind: So trägt man kein Bedenken, ſie mit unter die gemeinen Dinge zu rechnen, woraus eine erhabene Seele ſich nicht eben gar zu viel machen dürfe. Bey vielen muß demnach ein Religionsſpötter und ein großer Geiſt faſt einerley heißen. Allein eine vernünftige Betrachtung der menſchlichen Seele kann die Ungereimtheit dieſer ſo gemeinen Vorurtheile ſonnenklar zeigen, und uns zugleich überführen, daß ein wahrhaftig großer Geiſt, ſich mit weit edlern Dingen, als ein frecher Gottesverächter, beſchäfftigen müſſe.

Man hat freylich bey dieſer Unterſuchung keine neue Entdeckungen unbekannter Wahrheiten zu hoffen: Allein die rechte oder unrechte Anwendung der Kräfte unſers unſterblichen Geiſtes iſt von ſo wichtigen Folgen, daß die Ermunterung zum vernünftigen Gebrauche derſelben nicht zu oft und zu mannigfältig widerholt werden kann.

Das Weſen unſers Geiſtes beſteht hauptſächlich in der Kraft, ſich allerley vorzuſtellen. Unſere Seele vernimmt und empfindet die Sachen, die von außen die Sinne berühren. Sie machet ſich, nach ihrer Einſicht, Begriffe von dem Weſen derſelben; ſie entdecket allerley Eigenſchaften; ſie fället alſo ein Urtheil; ſie vergleicht eines mit dem andern. Sie hält unterſchiedene Sätze zuſammen, ſie zieht Schlüſſe daraus. Sie unterſcheidet, was gut oder böſe, was beſſer oder ſchlechter, was zu wählen, oder was zu verwerfen ſey. Alle dieſe Wirkungen unſerer Seele rechnet man zum Verſtande. Doch ihre vorſtellende Kraft geht weiter. Die Seele neiget ſich. Sie hat ein Verlangen nach dem, was ſie als gut und vollkommen erkennet: Sie empfindet hergegen einen Abſcheu vor dem, was ihr nicht nur unvollkommener,

ner, ſondern wohl gar böſe und ſchädlich vorkömmt. Sie flieht daher dieſes, und beſtrebet ſich nach jenem. Ein jeder weis, daß wir alles dieß den Willen zu nennen pflegen. Wer begreiſt aber nicht auch zugleich, daß die Neigungen des Willens recht oder unrecht, ſchlecht oder edel ſeyn müſſen; nachdem die Vorſtellungen und Begriffe, die Urtheile und Vernunftſchlüſſe des Verſtandes falſch oder richtig, vollkommen oder unvollkommen geweſen ſind?

Ein Menſch, in deſſen Körper eine niedrige Seele wohnet, ſtellet ſich nur dasjenige lebhaft vor, was ihm zunächſt in die Sinne fällt. Und nur das ſieht er für gut und zuträglich an, woraus er ſelbſt einen augenſcheinlichen Vortheil, oder eine baldige angenehme Empfindung zu hoffen hat. Er ſtrebet alſo auch nur nach ſehr eingeſchränkten, ja wohl gar bloß eingebildeten Vollkommenheiten. Er ſuchet nichts, als geringe oder gar falſche Güter. Und um Dinge, die in ſeinen Nutzen, oder ſeine Bequemlichkeit keinen augenſcheinlichen Einfluß haben, iſt er wenig bekümmert. Wir machen hieraus billig den Schluß, daß bey allen, welche bloß für ſich ſelbſt ſorgen, und allein aufs Vergängliche denken; bey allen geizigen, und ungerechten, bey allen wollüſtigen, bey allen ſtolzen, bey allen rachgierigen, kurz, bey allen laſterhaften Menſchen, ſie mögen auch ſeyn, wer ſie wollen, lauter ſchlechte, und ganz unvollkommene und niederträchtige Seelen wohnen.

Die Einſicht und Neigung eines edlen Geiſtes läßt ſich nicht ſo enge einſchränken. Sie klebet nicht ſo verächtlich an dem niedrigſten Staube. Sie ſchwingt ſich aufwärts, und breitet ſich viel weiter aus. Seine Aufmerkſamkeit läßt ſich nicht durch den äußerlichen Schein blenden. Er unterſuchet das innere Weſen, und die wahren und dauerhaften Vollkommenheiten der Dinge. Je größer er dieſe findet, deſto größer wird auch ſeine Hochachtung gegen dieſelben.

Vornehmlich iſt ein ſolcher Menſch bemühet, ſich ſelbſt zu erkennen. Er betrachtet und unterſuchet ſein Weſen und ſeine Kräfte. Er befindet, daß die gütige Hand des Schöpfers ihn mit vielen natürlichen Vortheilen, vor tauſend andern Geſchöpfen, begnadiget hat. Er bemerket aber auch, daß ſeine Vollkommenheiten noch ſehr eingeſchränkt ſind, und daß er für ſich ſelbſt nicht zureichend iſt, dieſelben recht zu verbeſſern. Er bemühet ſich daher, im Guten immer mehr zuzunehmen. Was ihm wahrhaftig zuträglich zu ſeyn ſcheint, das trachtet er durch unermüdeten Fleiß zu erlangen. Und wo ſeine eigenen Kräfte zu ſchwach ſind; da ſuchet er außer ſich Hülfe.

So bald er um ſich ſieht; ſo trifft er nicht nur unzählige lebloſe und unvernünftige Dinge an: Er entdecket auch ſehr viele vernünftige Geſchöpfe, die ihm ſelbſt ähnlich ſind. Er bemerket an ihnen allerley gutes: Das verdienet ſeinen Beyfall. Sie beſitzen aber auch, ſo wohl als er, eine Fähigkeit, in allerley Arten der Vollkommenheit noch immer mehr zuzunehmen. Ihre Geſellſchaft und ihr Umgang ſind ihm daher angenehm: Und er machet ſich ein Vergnügen, ihren guten Eigenſchaften ſo wohl, als ihren Wohlſtand, immer höher zu treiben. Bemerket er, daß ein anderer mehr Recht oder Fähigkeit zu einer gewiſſen Art der Glückſeligkeit habe, als er; ſo iſt es ihm eine Freude, den edlen Endzweck, wenigſtens bey andern, befördert zu ſehen, den er ſelbſt nicht erreichen kann. Und da er deutlich ſieht und erfährt, daß ſeine eigene Ruhe und Wohlfahrt, ohne anderer Menſchen Beyſtand, unmöglich beſtehen kann; ſo verſäumet er keine Gelegenheit, durch williges Wohlthun, die Zahl ſeiner Freunde, und zugleich die Mittel zu ſeiner eigenen Glückſeligkeit zu vermehren.

Die Erkenntniß der Vollkommenheiten und Kräfte, die ein Weiſer an ſich ſelbſt und an andern entdecket; und die Betrachtung des unvergleichlichen Zuſammenhangs und der herrlichen Abſichten, welche er in allen Dingen verſpüret, läßt ſeinen Geiſt keinesweges in dem Zirkel der Vergänglichkeit und Sterblichkeit bleiben. Er erhebet ſich zu einem Weſen, das ſich unendlich weit über alles erhebet. Er ſchließt, daß ein Urſprung ohne Anfang ſeyn müſſe, von dem alles, was nur irgend außer ihm iſt, entſtanden und hervorgebracht worden. Er kann ſich dieſen ewigen Urheber nicht anders, als höchſtvollkommen, einbilden. Seine Werke zeugen ſattſam davon, daß ſeine Weisheit unerforſchlich, ſeine Macht unumſchränkt, und ſeine Güte unermeßlich ſeyn müſſe. Allenthalben, wo ſich nur unſere Sinnen hinwenden können, ſtralet dieß augenſcheinlich hervor. Ein höheres Licht, welches er uns ſelbſt aufgeſteckt hat, giebt uns ihn noch deutlicher zu erkennen. Und o, welch ein Weſen! Ein Weſen, das für ſich in der allerhöchſten Seligkeit lebet! Ein Weſen, das zu ſeiner Befriedigung durchaus keiner Hülfe bedarf; und das in ſeiner Ruhe durchaus von keiner Macht oder Bosheit geſtört werden kann! Und ein Weſen, das dennoch ſo geneigt iſt, ſeine Seeligkeit überall mitzutheilen, das aus der allerlauterſten Güte bereit iſt, vornehmlich die vernünftigen Geſchöpfe ſo glücklich zu machen, als ſie faſt ſelbſt nur ſeyn wollen; und als es, ohne Verletzung ſeiner Weisheit und Heiligkeit, nur immer möglich ſeyn kann!

Eine Seele, die vermögend iſt, aus der Betrachtung wahrer Vollkommenheiten ein Vergnügen zu ſchöpfen, kann nicht anders, als einen ſo unermeſſenen Sammelplatz aller möglichen Vollkommenheiten, mit der innigſten Freude bewundern, und mit der allergrößten Hochachtung verehren. Das Verlangen, an der Gnade eines ſo unendlichen Gutes Theil zu nehmen, erwecket die eifrigſte Bemühung, ihm zu gefallen. Und die lebhafte Ueberzeugung von der großen Vortrefflichkeit ſeines Weſens, entzündet die heiligſte Begierde, ſich ihm ähnlich zu machen. Beydes kann zugleich, beydes kann aber auch nicht beſſer geſchehen, als durch ein ernſtliches Beſtreben, nach ſeinem Muſter, ſeine Abſicht, die allgemeine Wohlfahrt, auf alle nur erſinnliche Art zu befördern.

So erhaben dieſer Endzweck iſt; ſo iſt er doch an keinen Stand der Menſchen ſo unzertrennlich gebunden, daß andere denſelben gar nicht erreichen könnten: Ja man findet dieſe edle Bemühung oft da am wenigſten, wo ſie billig ihren rechten Hauptſitz haben ſollte: Und man trifft ſie bisweilen bey einigen an, wo man dergleichen ſchwerlich vermuthet hätte.

Ein ſo genannter Held, der alle Welt durch ſeinen bloßen Ruff zitternd gemacht, der alle Geſchichtbücher mit dem Ruhme ſeiner Thaten erfüllet hat, verdienet doch, niederträchtig zu heißen; wo er nur bemühet iſt, die Schwächern zu unterdrücken, Städte zu Scheiterhaufen, und ganze Länder zu einer Wüſte zu machen; wo er nicht beſtändig die edle Abſicht heget, und mit aller Macht ins Werk richtet, den Frieden nachmals um ſo viel feſter zu ſetzen, und Tugend uud Zufriedenheit, ſo wohl unter ſeinem Volke zu vermehren, als unter den Bezwungenen ſelbſt auszutheilen.

In einem abgelegenen Winkel des Erdreichs wohnet hergegen oft ein ehrlicher Landmann, der in ſeiner unbekannten Ruhe, auch ohne daß er ſelbſt darauf ſinnet, eine weit erhabenere Staffel der wahren Ehre erreichet. Die Vernunft lehret ihn, was billig und recht, was ihm und andern neben ihm zuträglich, und wie genau ihrer beyder Wohl mit einander verknüpfet iſt. Die Erfahrung erweitert und beſtätiget dieſe natürlichen Begriffe. Und die Religion zeiget ihm den Weg, nicht nur eine zeitliche, ſondern auch eine unendliche Glückſeligkeit zu erlangen. Er folget dieſer Erkenntniß und Anleitung nach allem Vermögen. Er arbeitet zum Aufnehmen ſeines Hauſes. Er beleidigt dabey niemand mit Vorſatze. Er dienet vielmehr andern mit gutem Rathe und mit allerley wirklichen Gefälligkeiten. Ja, er freuet ſich, wenn er, auch unter ſeinen Nachbarn, Einigkeit und Ruhe ſtiften und erhalten, und ſo wohl zu ihrer aller gemeinſchaftlichen, als eines jeden beſondern Wohlfahrt, etwas beytragen kann. Es brauchet keine ſcharfe Unterſuchung: Ob man dieſem ruhigen Erdbürger, oder jenem fürchterlichen Weltbezwinger, eine edlere Seele zuſchreiben ſolle.

Dem ungeachtet iſt gar nicht zu leugnen, daß immer ein Menſch, und ein Stand der Sterblichen vor dem andern, mehr Gelegenheit habe, die Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechts allgemeiner und nachdrücklicher zu befördern.

Fürſten, welche die Vorſchrift des Höchſten über Länder und Völker erhoben, und die, welche unter ihnen, oder ihrem Namen, das Regiment führen, ſind ohne Zweifel am ſtärkſten verbunden, für die allgemeine Wohlfahrt zu wachen. Und wenn ſie wirklich die Weisheit und die Treue beſitzen, die in ſo hohen Häuptern mit Recht wohnen ſoll: So ſind ſie auch vor allen andern im Stande, überall unbeſchreiblich viel Gutes zu ſtiften. Unter ihrem Schutze blühen die Wiſſenſchaften. Der Glanz der Wahrheit wird immer mehr ausgebreitet. Die Tugend nimmt augenſcheinlich zu, da ſie ihrer angenehmen Früchte ungehindert genießen kann. Die Unſchuld ſieget durch den Beyſtand ihrer mächtigen Gnade. Bosheit und Ungerechtigkeit hergegen zittern vor dem Strale ihres Zorns. Und ihr eigen Beyſpiel ermuntert auch den Geiſt ihrer Bürger, den unendlichen Beherrſcher, mit der tiefſten und redlichſten Unterwerfung, über alles zu ehren.

Nächſt denen, die am Ruder eines ganzen Staats ſitzen, kann wohl niemand zur allgemeinen Wohlfahrt einen wichtigern Beyſtand leiſten, als die, welche Wahrheit und Tugend, in ihrer reinſten Lauterkeit, bey den Sterblichen auszubreiten bemühet ſind. Aber was iſt hier nöthiger, als daß ſie ſelbſt den Weg kennen und wandeln, darauf ſie andere zu leiten ſich unterwinden? Wer ſelbſt ſein Gemüthe, ſo viel die Menſchheit erlaubt, von thörichten und ſchädlichen Vorurtheilen geſäubert; wer ſelbſt alle Dinge nach ihrem innern Weſen und wahren Werthe betrachtet; wer ſelbſt ſeine größte Zufriedenheit nirgends anders, als in der Verſicherung der Gnade des Allmächtigen, ſuchet, und in unermüdeter Vollbringung ſeines Willens, das vollkommenſte Vergnügen von demſelben erwartet: der kann auch andern eine wahre Erkenntniß einpflanzen: Der wird auch andere nicht vergeblich zur Tugend ermuntern: Der iſt aus lebendiger Empfindung im Stande, auch andere zu einer ungefälſchten und recht dauerhaften Ruhe zu führen.

Ueberhaupt aber dürfen wir nunmehr mit Recht den Schluß machen: Wer ſich durch keinen eiteln Schein blenden läßt; wer bey allen Sachen auf ihren innerlichen Werth ſieht; wer die unerſchöpfliche Quelle alles Guten, als das einzige recht vollkommene und allerhöchſte Gut ehret; wer nebſt ſeiner eigenen, auch die allgemeine Wohlfahrt recht kennet, beyde klüglich und mit Nachdruck befördert; den belebet ein wahrhaftig edler und erhabener Geiſt.

M. Georg Chriſtian Ibbeken,
Conrect. in Oldenburg.

Mon=

* *

Montan und Lalage.

Eine Erzählnng.

Montan und Lalagen trieb Lieb und Noth aufs
Meer.
Nie liebte ſich ein Paar ſo rein, ſo treu u. ſehr,
Als dieſe Zärtliche. Sie ſchwuren oft, ihr Leben,
Zum Zeichen ihrer Gluth, mit Freuden hin zu geben.
Ich weis nicht, hat die See den Schwur mit angehört?
Genug, es kömmt ein Sturm, der ihre Ruhe ſtört.
Die Wellen fangen an, ſich ſo erhöht zu thürmen,
Als wollten ſie die Welt, und nicht ein Schiff, beſtürmen.
Montan und Lalage, ganz aus ſich ſelbſt geſetzt,
Umfangen in der Angſt ſich noch zu guter letzt,
Und wollen noch umarmt, bey ihrem jähen Sterben,
Eins an des andern Bruſt, aus Zärtlichkeit, verderben.
Du meines Glückes Reſt und auch ſein Inbegriff!
So ſeufzt noch Lalage; darauf zerreißt das Schiff,
Und mitten in dem Sturm, und mitten im Zerſpalten
Muß noch ein ſchmales Brett dieß arme Paar erhalten.
Der Seeſturm lagert ſich. Sie ſchwim̃en durch das Meer;
Doch für ein kleines Brett war dieſe Laſt zu ſchwer.
O! ſchrie Montan beſtürzt, das Brett wird unterſinken,
Und beyde müſſen wir, wenn eins nicht weicht, ertrinken.

O Probe voller Angſt! wer ſoll num in die See?
Das Leben liebt Montan, auch liebt es Lalage;
Noch iſt für beyden nicht die Rettung zu vermuthen,
Wenn eines leben ſoll, muß eines in die Fluthen.

Wer überwindet ſich? Montan gewiß; doch nein.
Ich, rief hier Lalage, will dein Erretter ſeyn;
Doch daß du ewig weiſt, daß dich mein Tod erhalten:
So ſtoße mich ins Meer. Montan, nicht zu erkalten,
Stößt auch das zärtlichſte, das treuſte Herz hinab.
Doch edle Lalage, zu edel für dieß Grab,
Die See kennt deinen Werth, und läßt es dir gelingen,
Und weis dich, ohne Brett, geſund ans Land zu bringen.
Hier trifft nun Lalage den Freund errettet an.
Er fleht und bittet ſie. O ſpricht ſie: geh, Montan,
Ich habe dich geliebt, dich durch das Meer geleitet,
Das Leben dir geſchenkt, du mir den Tod bereitet.
Verlaſſe mich nunmehr, weil mich ein Herz betrübt,
Das in der Ruhe zwar, doch in Gefahr nicht, liebt.
Sey ſtets beglückt, Montan! dich werd ich niemals haſſen;
Beſtrafen will ich dich. Drauf hat ſie ihn verlaſſen.

C. F. Gellert.

Auf einen Spieler.

Halb taumelnd von dem Wein, ſpielt Tonnat durch die Nacht,
Bis ihn manch Paroli um Geld und Schlaf gebracht;
Jedoch der Tag erſetzt, was ihm die Nacht verlohren.
Sein geſtriger Verluſt gibt ihm den Kunſtgriff an,
Wie man kein Setleva nie mehr verlieren kann;
O Spieler, lernts ihm ab! Er hat dieß Spiel verſchworen!

C. F. Gellert.

* * *

Nachricht

von einer ſonderbaren Begebenheit aus dem Canton Zürich.

— — — — — Anſtatt ihres verlangten Urtheils über die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, will ich Ihnen mit einer hiſtoriſchen Nachricht von einer ſonderbaren Begebenheit aufwarten, welche ſich gegen das Ende des vorigen Jahres in unſerer Nachbarſchaft zugetragen hat. Einer von denen kleinen Schäferhunden, welche auf dem 130 Blatte der Beluſtigungen des Hornungs dieſes Jahres beſchrieben werden, hatte ſich bis in unſere Gebürge verlaufen. Es war ein ziemlich lebhaftes Thierchen; es wedelte mit dem Schwanze, auf und nieder ſpringend, und gab ſeine Wachſamkeit durch viele äußerliche Zeichen zu verſtehen. Sein liebkoſendes und ſchmeichleriſches Weſen, welches er vermuthlich in der ſächſiſchen Luft angenommen hatte, da die Schäferhunde bey uns etwas rauh und ungeſchlachtet ſind, machte ihn bald bey einem von unſern Schäfern, welche an den Füßen der Berge die Heerde hüteten, ſo beliebt, daß er ihn, mit gutem Vertrauen auf ſeine Brauchbarkeit, in Dienſte nahm. Im September oder October ungefähr ward er eines ehrbar gekleideten deutſchen Mannes gewahr, der eine freye und heitre Stirn hatte, und mit einem natürlichen, aber etwas muntern Gange ſich in der Ferne blicken ließ. Er hatte einige Gefährten aus den meiſten Provinzen von Deutſchland, und auch ſelbſt aus einigen unſerer Eidgenoſſenſchaften bey ſich, denen eine gleiche Freudigkeit aus den Augen leuchtete, welches allezeit ein Zeichen eines guten Gewiſſens iſt. Einige unter ihnen waren ſehr ernſthaft, und hatten ein philoſophiſches Anſehen. Andere waren etwas aufgeräumter und lebhafter. Verſchiedenen blitzte die Glut einer zärtlichen Liebe aus den buhleriſchen Augen. Andere trieben, voller Schalkheit, ihren Spaß mit denen ihnen vorkommenden Gegenſtänden, an welchen ſie etwas ungereimtes entdeckten und hatten ihr Gelächter darüber; da andere die bemerkten Thorheiten etwas ernſtlicher ahnteten, dabey aber doch noch immer liebreich blieben. Noch andere ſpielten mit den Thieren, die ſie antrafen; wenn ſich andere mit dem Singen einiger nach griechiſcher Art verfertigten Lieder vergnügten, oder auch Erzählungen aus den Welten der Dichter vorbrachten: Doch alle ſchienen etwas an ſich zu haben, welches beluſtigte. Sie ſetzten ihren Gang unbeſorgt fort, feſt verſichert, daß ſie niemanden durch ihren Zug beleidigen, oder ihm einiges Unheil zufügen würden. Es ſchien, ſie hätten ſich bloß miteinander vergeſellſchaftet, eine Luſtreiſe und keinen Feldzug, noch vielweniger einige Streiferey zu thun, wo ſie auf Rauberey ausgehen oder ein Scharmützel wagen wollten. Ihre Bewegung machte indeſſen einiges Geräuſch, welches den kleinen wachſamen Hund antrieb, ſeine Ohren zu ſpitzen, und zu lauſchen, ob ſolches zunehmen möchte. Dieß geſchah; und kraft ſeiner thieriſchen Vernunft, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, ſchloß er ſogleich, ſie möchten etwas feindſeliges im Schilde führen, und wohl gar Parteygänger ſeyn. Hierzu kam, daß die Nacht eingebrochen war, da, wenn ſich nur etwas regte, ihm ſolches gleich das Rauſchen ihrer Füße zu ſeyn bedünkte, die er am Tage geſehen hatte; obgleich nur ein Wind durch die Blätter fuhr. Er ſing daher, ſeiner Natur gemäß, grauſam an zu lärmen und zu bellen, daß er faſt heiſcher davon geworden. Durch dieſes entſetzliche Gebelle wurde einer von denen beyden zürchiſchen Sterndeutern und Nativitätſtellern, die ſich unter den Namen **Erlenbach** und **Effinger** berühmt zu machen beliebet; plötzlich aus dem Schlafe erwecket. Dem Vorgeben nach waren ſie von einem Paar größerer Meiſter in der wahrſageriſchen Kunſt, verborgene Dinge aus den Sternen zu entdecken, auf die Warte geſtellt worden. Dieſe beyden großen Meiſter wurden für die Seher des Landes gehalten, und ſtunden bey den benachbarten Dorfſchaften in eben dem Rufe, als die klugen Frauen vor Zeiten. Sie hatten jenen befohlen, auf **die poetiſchen Aſpecten der deutſchen Luft** genau Achtung zu geben, damit dieſe hernachmals ihre Horoſcopia deſto beſſer darnach einrichten könnten. Andere verſichern zwar, daß dieſe **getreuen Handlanger** die vorgegebenen Meiſter ſelbſt wären, die ſich, mittelſt ihrer magiſchen Kunſt, wie dort Proteus, von dem es hieß:

> Fiet enim ſubito ſus horridus, atraque tigris,
> Squamoſusque draco, et fulua ceruice leaena,

nur eine andere Geſtalt gegeben hätten, um nicht ihr Anſehen unter dem Volke zu verlieren: Doch will ich ſolches unbeſtimmt ſeyn laſſen. So viel iſt gewiß, ihr Kopf war mit lauter Wunderbaren angefüllet und ſie glaubten, ſie ſähen, zu einem glücklichen Zeichen, ein jeder um das Haupt des andern, eben ein ſolch leckendes Feuer, als Anchiſes um die Scheitel des Aſcanius gewahr geworden:

Ecce leuis ſummo de vertice viſus Iuli
Fundere lumen apex, tactuque innoxia molli
Lambere flamma comas, et circum tempora paſci,

welches ſie denn auch mit dem Anchiſes oft zu ſeufzen bewogen:

Si pietate meremur,
Da deinde auxilium, pater, atque haec omina firma.

So bald ſich nur ein Stern ſchneuzte, und der entflammte zähe Dunſt ſich auf ſie zulenkte, ſo bald ſahen ſie es für eins von den Zwillingsgeſtirnen, Caſtor und Pollux, an, welches ihnen einzeln, wie den Schiffern, wenn ſie verbunden ſind, einen guten Fortgang in ihrem Unternehmen prophezeyte. Ich weis aber nicht, ob die poetiſche Anrufung des Herrn Bodmers in der Trauer eines Vaters:

Flieg du, o ſüßer Schlaf, von deinem Haus hernieder,
Mit einem ſanften Fall mir auf die Augenlieder,

wo ſie eher einen lohenſteiniſchen Geiſt, da der Poet im Affecte künſtelt, als die natürliche Sprache des Affects ſelbſt, anzeiget, mehr Wirkung bey einem von dieſen ausgeſtellten Aufſehern gethan hat, als bey dieſem ſeufzenden Vater; oder ob er von dem langen und fruchtloſen Wachen müde, endlich, da er nichts Wunderbares an dem poetiſchen Horizonte gewahr geworden, ſanft eingeſchlummert war. Genug,

nug, er ſchlief; und es träumte ihn, wie er die Statthalterſchaft über eine Inſel antreten ſollte, die ihm ſein Herr, wenn er dereinſt, aus einem Nativitätſteller, Selbſthalter des critiſchen Reichs geworden ſeyn würde, zu ſchenken verſprochen hatte.

Sed variis portenta Deûm terroribus obſtant.

Er glaubte, Wunderzeichen zu ſehen, die vor dem Antritte ſeiner Regierung hergingen; einen feurigen Schwanzſtern, der ihm ein Schrecken einjagte, weil er ihn entweder ſeinen nahen Tod, oder doch gewiß einen blutigenn Krieg ankündigte. In dieſer fürchterlichen Vorſtellung und Bangigkeit des Herzens kam er durch das Gebelle des kleinen Hundes aus ſeinem Schlafe. So bald er die Augen in die Höhe ſchlug, ſiehe! ſo ward er eines lichten Strichs an dem heitern und geſtirnten Himmel gewahr, welches ihm eine außerordentliche Lufterſcheinung zu ſeyn dünkte, und ihn in das größte Erſtaunen ſetzte. Er hatte ſich noch von ſeinen Kinderjahren, die Erzählungen ſeiner Wärterinnen und alten Muhmen, von ſtreitenden Heeren, brennenden Schwerdtern, rothen und flammenden Ruthen u. d. g. erſchrecklichen Luftzeichen, die ſie oftmals mit ihren eigenen Augen, am Himmel, zur Warnung der böſen Welt, geſehen zu haben betheuert, tief ins Gedächtniß gepräget. Seine eigene Einbildungskraft war auch für ſich ſelbſt ſchon ſo ſtark, daß ſie ſich, wie des Don Quixoten ſeine aus Mühlen ungeheure Rieſen, alſo aus Buchhändlerzeichen aufgeſteckte Kriegesfahnen bilden konnte. Durch das von dem Traume erregte Schrecken, und durch die Furcht, in welche er gerathen, wurde ſie noch wirkſamer gemacht. Er fing daher an, erbärmlich zu ſchreyen und mit einem kläglichen und mitleidenswürdigen Tone ſeinem Gefährten zuzurufen. Dieſer, durch das jämmerliche Wehklagen ſeines Freundes bewegt, fragte ihn ganz beſtürzt: was für ein unglücklicher Zufall ihm begegnet wäre? Ach! ſiehſt du denn nicht, antwortete er, mit tiefgeholten Seufzern, was für ein fürchterliches Zeichen am Himmel ſteht, welches unſere Alpen **mit einer ſchweren Züchtigung bedrohet?** Zugleich wies er ihm den hellen Strich, der ihm ſo grauſam furchtbar vorkam. O! verſetzte jener in der Geſchwindigkeit, ehe er ſelbſt noch recht geſehen hatte, was ihm gewieſen worden, um nur ſeinem Freunde einen Muth einzuſprechen, wiewohl ihm ſelbſt das Herz ängſtlich an zu klopfen fing: Es iſt ein *ignis fatuus;* und ſchwur dazu. Ehe er es aber herausſagte, ſetzte er, weil er ſich in der Eil nicht auf das hochdeutſche Wort **Irrwiſch** beſinnen konnte, ein Salua venia bey. Dadurch ſtellte er ſich, als wenn er züchtig thun, und die keuſchen Ohren ſeines Mitgeſellen nicht ärgern wollte, der es doch mit lächelndem Beyfalle anhören konnte, wenn er die menſes **der deutſchen Muſen** vorbrachte, und von deren **Auffangen** redete. Was? ein Irrwiſch? rief ihm der andere entgegen. Nein, Bruder! **es ſchlüpft nicht ſo über das ſumpfigte Moor hin**, wie unſer großer Ueberſetzer des göttlichen Miltons ſaget. Siehe es nur recht an; es bleibt ja ſtehen, und **der flammende Brand überſtrömt den ganzen Himmel;** es iſt ein häuendes Schwerdt, und ſchimmert wie das Schwerdt Gottes hoch erhaben, fürchterlich wie ein Comet, welches an die östliche Seite des Paradieſes, wo von Eden der leichteſte Zugang hinauf ſteigt, nebſt der cherubiſchen Wacht gelegt worden. O nun erkenne ichs erſt, antwortete jener; doch ſey unbeſorgt; vermuthlich iſt es ein ſeit einigen Jahren nicht unbekannter Nordſchein, den die Naturkündiger für ein unreifes Gewitter halten. Ey! was? ſchrie der andere, ich dachte ein Nordſchein! Du biſt itzo faſt eben ſo, wie die Deutſchen, welche durch ihre Neigung zu philoſophiſchen Wiſſenſchaften und abgezognen Wahrheiten, ſeit einiger Zeit ſo vernünftig und ſo ſchlieſſend geworden ſind, daß ihr Verſtand die Einbildungskraft unterdrücket. Sie wollen nichts wunderbares haben; es ſoll alles natürlich ſeyn. Nordſchein hin, Nordſchein her; ich ſehe ein flammendes Schwerdt, welches ſich itzo in eine feurige Ruthe verwandelt. Wenn es ja ein Gewitter ſeyn ſoll, ſo iſt es gewiß ein reifes Gewitter, das über unſre Köpfe losſchlagen, und uns durch ſeinen Donner tiefe Narben in das Geſichte graben, wo nicht gar zerſchmettern wird. Hierauf erhob er, von einer gewaltſamen Furcht getrieben, von neuem ein gräßliches Geſchrey, welches um ſo viel entſetzlicher klang, weil es von den angelegenen Bergen vielmals gebrochen wurde. Sein Geſpann, der ſich nun auch von der Ahndung eines nahenden Unglücks gerührt fühlte, ſtund ihm in dieſem Geſchreye treulich bey. Er that noch mehr, lief zu den nächſten Dörfern, und nöthigte ſie, die Sturmglocken zu läuten; denn er hatte gehöret, daß durch das Läuten ſo wohl, als durch das Schreyen, die Luft heftig erſchüttert würde, und die Gewitter alſo zertheilet werden könnten. Sie können leicht denken, h. H. daß dieſer Rumor viel Volk müſſe zuſammen gezogen haben.

Ad vocem celeres concurrunt vndique telis
Indomiti agricolae.

Man erkundigte ſich nach der Urſache dieſes Lärms, und viele glaubten, das Wunderzeichen in einem eben ſo erſchrecklichen, andere aber in einem noch fürchterlichern Lichte zu ſchauen, als man ihnen meldete. Die Einbildung, mit der Furcht vergeſellſchaftet, war bey den meiſten geſchäfftig, und zeigte ihnen noch viel mehr Unglückszeichen, als je vor der Zerſtörung Jeruſalems hergegangen ſind. Endlich trat ein anſehnlicher Hirt unter ihnen hervor, gleich dem, von welchem Haller ſaget:

— Er lehrt die Kunſt, was uns die Wolken tragen,
Im Spiegel der Natur, vernünftig vorzuſehn;
Er kann der Winde Strich, den Lauf der Wetter ſagen,
Und ſieht in heller Luft den Sturm vom weiten wehn.
Er kennt des Mondes Kraft, die Wirkung ſeiner Farben,
Er weis, was am Gebürg ein früher Nebel will.
Er zählt im Märzen ſchon der fernen Erndte Garben,
Und hält, wenn alles mäht, bey nahem Regen ſtill.
Er iſt des Dorfes Rath —

So bald als ſie ihn ſahen, ward alles ſtille.

Silent et arrectis auribus adſtant.

Ihr Männer von Zürich, war ſein Anrede, machet euch doch nicht eine ſo alberne Furcht. Was euch da gewieſen worden, iſt gar nichts fürchterliches, das euch mit den Zorngerichten des Himmels drohet. Es iſt die Milchſtraße, welche wegen der häufigen kleinen Sterne, die da gleichſam zuſammen gedrängt ſind, und mit dem bloßen Auge nicht von einander unterſchieden werden können, einen ſo weißen und hellen Streif machet. Ihr ſolltet ſie erkennen, da unſer Bodmer ſchon zu wiederholten malen in verſchiedenen Liedern von ihr geſungen, daß ſie

mit Sternenlicht gegründet,
Sich, einem Gürtel gleich, um unſern Himmel windet.

Er ſchwieg; und die meiſten erkannten ihren Irrthum. Einige wurden darüber beſchämt; andere lachten über ihre Einfalt und Thorheit, daß ſie ſich ſo verblenden laſſen; und viele ſpotteten des ſo abergläubiſchen und furchtſamen Sterndeuters, der einen ſolchen Auflauf erreget, als wenn die Alpengebürge bereits feindlich erſtiegen worden, oder gar der Himmel einfallen wollte; noch andere aber fluchten der ausgeſtellten Wachten, die ſie ſo unnöthig in ihrer Ruhe geſtöhret hatten: Insgeſammt aber eilten ſie mit verſchiedenen Regungen und Urtheilen, ein jeder nach ſeiner Heimath.

Inzwiſchen hatte der kleine Hund noch nicht zu bellen aufgehöret. Er lief ganz keuchend bald nach der Gegend zu, wo er die Fremden herumwandeln geſehen, bald aber wieder nach ſeinem Herrn, ihm dadurch anzeigend, daß er von da her etwas verdächtiges ſpüre. Unſere durch ihre vorige Verblendung annoch verwirrten Sterndeuter merkten ſolches nicht eher, als da ſie wiederum allein waren. Sie dreheten ihr Geſicht nach der Gegend, wohin der kleine Hund ſo oftmals lief, und entdeckten daſelbſt, zu einer neuen Beſtürzung, die oben gedachte Geſellſchaft, welche ſich bey anbrechendem Tage wieder ſehen ließ. Was konnte natürlicher ſeyn, als daß ſie, von den erſten ſchreckhaften Ideen noch nicht völlig befreyet, ſolche für ein feindliches Heer **herrenloſer Klopfechter** anſahen, welche wider ſie im Anzuge wären. Der, dem die Statthalterſchaft über die Inſel in dem critiſchen Reiche noch im Kopfe ſteckte, glaubte nicht anders, als daß dieſes die Leute ſeyn würden, welche ihm ſolche wollten ſtreitig machen, und ihm durch den feurigen Schwanzſtern im Traume waren vorbedeutet worden. Es hatte der zürcheriſche Sammler critiſcher, poetiſcher und anderer geiſtvollen Schriften, der ſich, wie Romulus, eine Stadt von verlaufenen Leuten aufrichten wollte, die ſich in ihrem Vaterlande nicht ſicher ſehen laſſen durften, eine Ermahnung an dieſelben ergehen laſſen. Er hatte ihnen in den ſchweizeriſchen Gebürgen Sicherheit verſprochen, wo ſie gleichſam in einem **Hinterhalte verborgen liegen** und ihre Landesleute, die ſie etwan, wegen ihrer poetiſchen und grammatiſchen Verbrechen, zur Strafe ziehen möchten, deſto unverwarnter anfallen könnten. Seine Abſicht war, wenigſtens ein Catilina in dem critiſchen Gebiethe zu werden, und **die geſchickten Sachſen und Schleſier**, wie er ihnen aus Verſtellung ſchmeichelte, wider ihre

Mitbürger aufzuwiegeln. Dadurch hoffte er ſeinem Ehrgeize und ſeiner Eigenliebe ein Genügen zu thun, und einige ihm verhaßte Vertheidiger der Freyheit in den Republiken der Poeſie, Wohlredenheit, Critik und Sprachlehre, welche ſich ſeiner Herrſchſucht männlich widerſetzen, und ſich nichts von ihm als rechtmäßig aufdringen laſſen wollten, was ſie nicht ſelbſt nach der geſunden Vernunft für rechtmäßig erkannt hätten, aus dem Wege zu räumen. Deswegen hatte er jene ſo ſchmeichleriſch ermuntert, daß ſie doch, da ſie das vermeynte **Elend einiger von ihren berühmteſten Scribenten erkennen, aber durch den Strohm des großen Haufens, durch Höflichkeit, durch Freundſchaft, durch Schrecken, durch Furcht genöthiget ſind, mit dem Munde zu verehren, was ſie im Herzen verlachen, dieſe Gelegenheit ergreifen, = = und einigermaßen in der Ferne wieder gut machen möchten, was ſie in ihrer Heimath verdürben.** Weil nun dieſes unſern Zürichern annoch, wiewohl etwas gedämpft, vor den Ohren ſummte: So bildete ihnen ihre nie müde Phantaſie ein, es wäre **ein allgemeines Landaufboth**, welches der Führer jener friedlichen Geſellſchaft, der wohl an nichts weniger dachte, in der Ferne hätte ergehen laſſen. Der Ort, wo ſie war, dünkte ihnen der **Sammelplatz** zu ſeyn, wo ſie ſich rüſtete, den **franzöſiſchen und ſchweizeriſchen Philiſtern**, ein Name, den ſie ſich ſelbſt zu geben beliebt, und mit dem ſie trotzten, eine **Schlacht** zu liefern. Sie hätten gern dem Zeuge

Germaniens von ihrem kleinen Goliathe Hohn ſprechen laſſen, wenn er nicht durch ein hitziges Fieber, in ſeinen faſelnden Reden, wäre dahingeriſſen worden. Was war zu thun? Vor Furcht ſahen ſie ſchon, daß der Angriff geſchah. Sie wollten von neuem ſchreyen, beſorgten aber, daß niemand auf ihr Rufen weiter hören, ſondern ein jeder ſie nur auslachen und verſpotten würde. Damit ſie indeſſen doch nicht ungerochen ſtürben, ſo ſannen ſie auf eine Gegenwehr. Sie ſahen, daß dieſe Leute reinlich und ſauber gekleidet waren. Es bedünkte ſie alſo, dieſelben von ihren Gebürgen am beſten abhalten zu können, wenn ſie ſolche, wie ehemals die Holländer einige ihrer indianiſchen Feinde, mit Töpfen voller Unreinigkeit beſudelten. Den Augenblick ſchickten ſie einige Hirtenjungen fort, ihnen **ſtinkenden Zieger**, **faule Eyer und vermoderte Aepfel** zuſammen zu tragen, welche ſie auf ihre Feinde **losſchießen** wollten. Sie verbollwerkten ſich damit aufs beſte: Und da ſie am eifrigſten damit beſchäfftiget waren, ſo lief einem von ihnen der kleine Hund zwiſchen die Beine, daß er dadurch ins Stolpern kam, an ſeinen Gehülfen ſtieß, und beyde alſo in ihre eigene Waffen fielen. Sie zerquetſchten ſolche gänzlich; und weil ſie gerade vorwärts gefallen, ſo färbten ſie ihr Geſicht mit dem flüßigen Safte der Eyer, und der damit vermengten zähern Materie des Ziegers und der Aepfel, über und über; eine liebliche Schminke, die ihnen ein ſo reizendes Anſehen gab, daß die Hirtenkna-

en, als ſie ſich wieder in die Höhe r
Vergnügen darüber mit einem heftigen Händeklatſchen und lauten Gelächter an den Tag legten.

I nunc ingratis offer te, irriſe, periclis.

Den weitern Verlauf kann ich Ihnen vielleicht auf ein andermal berichten. Itzo habe ich ꝛc. ꝛc.

Schafhauſen, den 28 März
1742.

M. O. Z = = r.

* *

Eine anakreontiſche Ode.

Seht der neubewachſnen Erden
Zarte Kleidung blaulicht werden!
Weil der Veilchen Purpurpracht
Zwiſchen Gras und Blättern lacht.

An den Brunnen, an den Bächen,
Laßt uns nur die Schönſten brechen!
Bindet einen ſchönen Straus,
Auf das nächſte Feſt daraus.

Erſtling von des Frühlings Schätzen,
Veilchen, Blume voll Ergötzen,
Veilchen, komm und ſtirb mit Luſt
An der ſchönen Chloris Bruſt.

⁂

Verzeichni

der in

dieſen ſechs Monaten enthaltenen Stücke.

Im Jenner.

1 Vorrede von M. Joh. Joach. Schwaben.
2 Schreiben an den Herausgeber, wegen des weggelaſſenen Regiſters zum erſten Bande, nebſt einem Regiſter der merkwürdigſten Sachen zum 2 Theile der Beluſtigungen 15 Seite.
3 Die geliebte Freundinn 20
4 Betrachtungen über den Beruf von M. Käſtnern 27
5 Größe des Schöpfers in dem Weltgebäude von C. F. Neander 39
6 Unterſuchung von dem unphiloſophiſchen Leben der Weltweiſen durch M. Steudnitzern 42
7 Ode auf die Freundſchaft 65
8 Der junge Herr, drittes Stück 68
9 Der Eheſtand 78
10 An die Jgfr. Thomaſius in Nürnberg 79
11 Beweis, daß ein Feigherziger kein Soldat werden ſolle, von M. T. G. K. 80
12 Der Sperling und die Taube, eine Fabel von C. F. Gellert 100
13 Drey anakreontiſche Oden 103

Im Hornung.

1 Nachricht des Herausgebers, nebſt einem Sendſchreiben an ihn.
2 Der Misbrauch der Dichtkunſt 106

3 Wohlgegründeter Vorſchlag, wie die muthigen kleinen Gelehrten, als Mitglieder der beſten Welt ſehr wohl zu nutzen ſind, von J. C. H. 113
4 Elegie auf den Geburtstag ihres lieben Mannes, aufgeſetzt von C. S. G. 142
5 Parodie des Ehemannes auf das vorhergehende 145
6 Sendſchreiben an den jungen Herrn, wegen einer Hiſtorie der Moden von M. Käſtner 148
7 Der Adler und der Tyger, eine Fabel 158
8 Lobſchrift auf Amuretten, ein Schooßhündchen von Martin Scribler, dem jüngern 160
9 Philoſophiſche Gedanken 171
10 Gedanken von einem guten deutſchen Briefe an den Herrn F. H. v. W. von C. F. Gellert 177
11 Der Hund, eine Fabel von Ebendemſeben 190

Im Märzmonate.

1 Die Tugend, eine Ode 195
2 Beweis, daß dieſe Welt unter allen die beſte ſey 197
3 Die Liebe, eine Ode von M. C. A. S. 222
4 Das Meiſterſpiel im Lomber, ein Heldengedichte, die ſechs erſten Bücher 224
5 Ein Gedicht zur Vertheidigung der Reime von M. Abraham Gotthelf Käſtner 240
6 Der junge Herr, viertes Stück 245
7 Wider die Sehnſucht nach zeitlichen Vortheilen, eine Ode 259
8 Schreiben an den Herausgeber nebſt einem Schreiben an einen guten Freund 263
9 Gedanken über die Verläumdung und die Spötterey 270
10 Einladung zu einem Spatziergange im Hornung 1742. von M. Käſtner 282

11 Der Canarienvogel und die Lerche, eine Fabel von C. F. Gellert 283
12 Lobſchrift auf die böſen Männer 284

Im Aprilmonate.

1 Die Ehrentitel, ein Gedicht, von Kaiſern 291
2 Ein Auszug aus der Chronike des Dörfleins Querlequitſch, an der Elbe gelegen, von Martin Scriblern, dem jüngern 300
3 Das Landleben, von J. F. Zernitz 318
4 Der Unterſchied des Erhabenen in einer Rede, nach des Hermogenes und Longins Grundſätzen, von M. Joh. Georg Walthern 320
5 Schreiben an einen Freund, daß die Mathematick einem Dichter nützlich ſey, von Johann Elias Schlegeln 337
6 Schreiven an den jungen Herrn 344
7 Auf Doris 351
8 Die ungleichen Freunde, eine Fabel 352
9 Des Meiſterſpiels im Lomber, ſechs letzten Bücher von C. F. H. 354
10 Zween Wandrer, eine Fabel von C. F. Gellert 380
11 Phyllis an Silvandern 482
12 Eine anakreontiſche Ode 384

Im Maymonate.

1 Die Schmeicheley, ein Lehrgedichte 387
2 Sendſchreiben, darinnen unterſuchet wird, ob der Scherz über den epheſiſchen Tempel der Diana bey den Alten artig oder abgeſchmackt ſey, von M. Tulipe 396

Schäfergedichte auf den Abſchied einiger guten Freunde von Gottlob Benj. Strauben 412
Einige Pflichten der Mannsperſonen, in Abſicht auf das Frauenzimmer, auf eine neue, kurze, deutliche, bündige und angenehme Art erweiſen von M. Käſtnern 416
5 Betrachtung bey Gelegenheit des Kometen 428
6 Beweis, daß der Verfaſſer der Lettres germaniques wirklich ſo geſtorben, wie in der Vorrede erzählet wird, von M. Abraham Gotthelf Käſtner 429
7 Philoſophiſches Sendſchreiben über eines ungenannten Verfaſſers vernünftige Gedanken von der natürlichen Freyheit, von Johann Michael Heinze 430
8 Die Blumen und die Göttinn Flora, eine Fabel 453
9 Der Spiegel 455
10 Ein Schreiben von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wiſſenſchaften auf niedern Schulen von Irenäus Maſtigophorus 456
11 Die ihre Nützlichkeit lobende Poeſie von Johann Samuel Portmann 466
12 Allegorie von den Widerſprechungen in der Liebe von Joh. Joach. von Kreuzberg 471
13 Das Pferd und die Bremſe, eine Fabel von C. F. Gellert 476
14 Silvander an die Phyllis 478
15 Herrn Sehrklugs Urtheil abgelehnt von M. Tulipe 480

Im Brachmonate.

1 Der falſche Orthodoxe von Gottlob Benjamin Strauben 483

2 Vernünftige Gedanken von dem Falle eines Geiſtes, aufgeſetzt von **M. Joh. Chr. Decker** 490
3 Die Zufriedenheit, eine Ode von **M. C. A. Schmidt** 511
4 Von der gezwungnen dunkeln Schreibart, nebſt einer Ode auf einen Schulmeiſter aus dem Quintilian 513
5 Des deutſchen Dichterkrieges zweytes Buch, von **N. H. D.** 518
6 Sendſchreiben an den Herrn Rittmeiſter von B. ins Lager nach Böhmen von **C. F. Gellert** 541
7 Lebenslauf eines Märtyrers der Wahrheit 544
8 Die Ruhe von **Ch. F. Neandern** 554
9 Verſuch einer wahren Abbildung edler und erhabener Geiſter von **M. Georg Chriſtian Jbbeken** 556
10 Montan und Lalage, eine Erzählung von **C. F. Gellert** 565
11 Auf einen Spieler von **Ebendemſelben** 566
12 Nachricht von einer ſonderbaren Begebenheit in dem Canton Zürich, von **M. O. Z** ⸗ ⸗ **r.** 567
13 Eine anakreontiſche Ode 579

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Biblioth. Oberaltac.

Et prodeſſe volunt & delectare — *Horat.*

Auf das Jahr 1742.
Heumonat.

Zweyte Auflage 1744.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph B[illegible]kopf.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Indem ich wieder einen neuen Band der Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes meinen Leſern vorlege: ſo erkenne ich mich Ihnen für die gütige Aufnahme der vorigen Bände ſehr verbunden. Zugleich erſuche ich ſie auch, ihre Wohlgewogenheit gegen dieſe Sammlung ferner zu erhalten, und die Verfaſſer derſelben durch ihren Beyfall anzufriſchen, damit ſie ihnen noch immer etwas vollkommeners liefern mögen. Ihre Genehmhaltung dieſes Unternehmens wird auch andere witzige und geiſtreiche Köpfe aufmuntern, ihre Kräfte zu verſuchen, und der Welt ihre Arbeiten auf eine bequeme Art zu überreichen, und deren Urtheil davon zu vernehmen.

Es iſt uns bereits ein ſonderbares Vergnügen, daß dieſe Monatſchrift anfängt, ziemlich allgemein zu werden. Nicht bloß Leipzig, ſondern auch viele andere Städte Deutſchlandes haben Theil daran. Man darf alſo nicht ſagen, daß die darinnen vorkommenden Stücke nur nach dem Leipziger Geſchmacke wären; und daß den Leipzigern nichts gefiele, was nicht bey ihnen erzeuget worden. Dieſes Vorurtheil iſt uns ſo nachtheilig, als gemein es iſt. Es iſt aber eben ſo ungegründet, als verkehrt es iſt. Wir haben hier keine geſchloſſene Zunft, welche ſich einbildete, den Witz und Geiſt allein in Pacht zu haben, und allein Herren von der geſunden Vernunft und dem guten Geſchmacke zu ſeyn. Man geſteht gern, daß ſich auch anderwärts gelehrte Männer finden, welche vernünftig denken und ſinnreich ſchreiben können.

Vorrede.

Selbſt die wenigſten von den bisherigen Verfaſſern dieſer Beluſtigungen ſind Leipziger; und ob ſich gleich ein großer Theil davon in Leipzig aufhält oder aufgehalten hat, ſo ſind doch auch viele darunter, welche niemals, oder nur bloß als Reiſende, hier geweſen ſind. Ich melde dieſes um deswegen, damit ſich niemand einbilde, man erlaube ſonſt keiner Schrift einen Platz in dieſer Sammlung, als derjenigen, die von einem der Unſrigen herrühret. Man hat ſich darüber ſchon zur Gnüge erkläret, und verſichert hier nochmals zum Ueberfluſſe, daß alles, was vernünftig, ſinnreich ſcharfſinnig, und witzig geſchrieben worden, und zu einem reinen und geläuterten Ergötzen dienen mag, einen Anſpruch darauf machen kann. Es würde keine ſonderbare Ehre für unſer Vaterland ſeyn, wenn man ſonſt nirgends geſunde Vernunft, guten Geſchmack, natürliche Poeſie, und Witz und Geiſt antreffen könnte, als in Leipzig. Dieſer Ort wäre viel zu klein, als daß man ſeinetwegen ſagen dürfte, es wäre ſolches ſo unbekannt in Deutſchland eben nicht. Wer dieſen Ausſpruch thut, der hat gewiß mehr als eine Stadt in Deutſchland vor Augen gehabt. Mir iſt es daher ungemein lächerlich vorgekommen, wenn man einem, der dieſes geſaget, hat aufbürden wollen, er habe damit nur ſich und ſeines Gleichen, oder ſeine Anhänger gemeynet. Wenn alle diejenigen ſeine Anhänger ſind, welche die Natur, geſunde Vernunft, und einen gereinigten Geſchmack lieben: ſo kann es wohl ſeyn, daß er ſie gemeynet hat. Wenn man aber einen Menſchen darunter verſteht, der einer beſondern Perſon und ihren Lehren ohne Unterſuchung, ſie mögen wahr oder falſch ſeyn, zugethan iſt: ſo leugne ich es ganz und gar. Doch, ein jeder verſtändiger und billiger Leſer ſieht von ſelbſt, daß dergleichen Auslegungen ſeiner Worte bloße Zunöthigungen von Leuten ſind, welche gern Streit haben wollen. Man muß ſie aber nur bey ihrem Wahne laſſen, weil ſie ſonſt auch unſre Rechtfertigung eben ſo ſeltſam auslegen würden.

Von was für Beſchaffenheit die Stücke ſeyn werden, die in den künftigen Band kommen ſollen, das kann man eigentlich nicht ſagen. Man ſchmeichelt ſich indeſſen, daß ſie denen vorigen nicht ganz unähnlich ſeyn ſollen. Nur bitten wir von unſern Leſern, ja nicht lauter Meiſterſtücke von uns zu fordern. Wir haben uns zu dergleichen niemals anheiſchig gemacht, und wir würden ſehr verwegen und hochmüthig geweſen ſeyn, wenn wir es gethan hätten. Was wir ihnen aber zu liefern gedenken, das ſollen auch nicht Pfuſcherſtücke ſeyn. Dieſe verdienen weder geſammlet noch aufgehoben zu werden. Haben ſie bisher nur wenig Klage über uns zu führen gehabt: ſo wollen wir uns bemühen, daß wir ihnen inskünftige nicht zu mehrern Anlaß geben, wenn wir ja die wenigen Klagen nicht ſollten vermindern können. Es iſt unmöglich, daß in einer Sammlung von dieſer Art alles gleich gut und vollkommen ſeyn ſollte. Die Verfaſſer davon ſind nicht alle gleich geſchickt, und gleich vollkommen, und auch die Leſer ſind nicht alle von einerley Fähigkeit; zu geſchweigen, daß ein Künſtler auch nicht lauter Meiſterſtücke machet. Wer ſaget wohl, daß Horazens Oden und Briefe, oder des Ovidius Elegien, alle von einerley Güte, und unſers Opitzens Gedichte alle von gleicher Stärke ſind? Dürfte man nun nichts, als vollkommene Meiſterſtücke, aufheben und der Welt vorlegen; wie viele Schriften würde man nicht, ſelbſt von den allergelehrteſten Männern, verwerfen müſſen? Aus dieſer Urſache hoffen wir denn leicht Verzeihung, wenn vielmals etwas mittelmäßiges, oder gar zuweilen etwas ſchlechtes mit unterläuft. Unſere Leſer werden ſchon zufrieden ſeyn, wenn wir uns bemühen, daß des Schlechtern nur nicht mehr werde, als des Guten. Wir wiſſen es gar wohl, daß nicht alle Stücke gleich ſchön ſind, und wir können es auch öffentlich geſtehen, daß ſie uns nicht alle gleich gut gefallen. Allein wir haben oftmals Urſache genug, auch dasjenige mitzutheilen, was uns eben nicht ſo ſonderlich gefällt. Es gefällt zuweilen andern, die vielleicht noch mehr Kenntniß und Einſicht haben, von Schriften zu urtheilen, als wir. Zuweilen ſoll es auch bloß zur Aufmunterung des Verfaſſers oder anderer ſcharfſinniger Geiſter dienen, etwas beſſers zu liefern. Zuweilen aber wird vielleicht auch nur ein anderes dadurch zu erhöhen geſucht; und was d. g. m. iſt.

Bey dieſer Gelegenheit muß ich von einem Paar Stücken reden, welche ſich beyde in dem Wintermonate des vorigen Jahres finden. Es ſind **der heutige Gegenſtand meiner Einbildungskraft**, und die **honigſüßen Lippen**. Viele von unſern Leſern wiſſen nicht, was man damit habe ſagen wollen. Ich halte mich daher für verbunden, ihnen einen Schlüſſel dazu zu geben, ſo gut als ich ihn ſelbſt habe. Das erſte Stück iſt in Halle verfertiget, und der Verfaſſer deſſelben ſoll bereits geſtorben ſeyn. Er ſtellet darinnen das Studieren vieler jungen Leute vor, welche mit einer hohen Einbildung von ihrer Wiſſenſchaft

ſchaft auf die Akademie kommen, und hoch hinaus fliegen wollen; endlich aber ihre Schwachheit erkennen, und ſich wieder nieder laſſen. Sie fangen die Philologie, Critik, Alterthümer und ſ. w. zu ſtudieren an, und werden durch die dazu erforderte Arbeit gleichſam mit Bley beſchweret. Sie gerathen in ein Labyrinth verſchiedener Meynungen, und wiſſen nicht, wie ſie ſich heraus helfen ſollen, da ſelbſt ihren Führern ſolches unbekannt iſt. In dieſem ihren Wandel treffen ſie manche ſchöne Wahrheit, als einen blühenden Roſenſtock, an. Sie getrauen ſich aber nicht, ſich derſelben recht zu nähern. Inzwiſchen kömmt ihnen ihr Weg ſehr dürre und ſandigt vor, und ſie wünſchen davon befreyt zu werden. Zuletzt legen ſie ſich auf die Weltweisheit, und werden dadurch ganz verändert. Sie finden, daß ſie durch deren Beyhülfe zu guten Kunſtrichtern, Rednern und Poeten gemacht werden können.

Von den honigſüßen Lippen habe ich dieſes zu erinnern. Der Verfaſſer davon iſt J. C. G⸗e, ein gebohrner Leipziger. Er hat ſolche in dem albernen Geſchmacke der alten Ritterbücher und Hexenerzählungen aufgeſetzet. Es hat ihn dazu ein Bewunderer des franzöſiſchen Witzes veranlaſſet, mit dem er in Geſellſchaft war, und der ihm, als ein Muſter des ſinnreichen Geiſtes der Franzoſen, die Contes des Fées anpries, und behauptete, daß die Deutſchen denſelben nichts entgegen ſetzen könnten. Um ihm nun zu zeigen, daß es den Deutſchen gar nicht ſchwer fiele, eben ſo unregelmäßig und unnatürlich zu dichten, ohne eine beſondere Sittenlehre zur Abſicht zu haben, ſo brachte er ihm noch an eben dem Abende dieſe Geſchichte. Der Inhalt war zum Theil von dieſem Bewunderer ſelbſt hergenommen, welcher bey dem Frauenzimmer galant that, und ihm viel von ihren honigſüßen Lippen vorredete, die er küſſen zu dürfen wünſchte. Ich habe es drucken laſſen, um zu zeigen, daß wenn die Deutſchen Luſt hatten, Mahrchen zu ſchreiben, es nicht an Köpfen fehlen würde, die ihren Witz darnach einrichten konnten.

Vorrede.

Dieſes habe ich allhier zu erinnern gehabt, um meine Leſer für weitere falſche Urtheile einigermaßen zu verwahren. Wenn ſie bisher einige davon gefällt haben: ſo bin ich freylich Urſache daran; weil ich ihnen dieſe Erläuterung nicht vorlangſt gegeben habe. Ich will auch dieſes gern über mich nehmen, wenn ſie mich nur künftig nicht eines Eigendünkels, Hochmuths und verderbten Geſchmacks beſchuldigen wollen.

Vielleicht erwarten hier einige von meinen Leſern meine Gedanken über eines zürchiſchen Kunſtrichters Beurtheilung der Beluſtigungen. Allein ich bin nicht geſonnen, mich darüber zu erklären; ſondern überlaſſe es einem jeden, unparteyiſch davon zu halten, was ihm gut deucht. Es iſt meine Sache nicht, mich mit einem Geſpenſte, oder einer Schattenperſon einzulaſſen. Man trifft, nach dem gemeinen Aberglauben, nur ſich ſelbſt mit denen Streichen, die man darauf führet. Daß aber der Conrector Erlenbach in Zürch nicht wirklich ſey, kann ich mit dem Zeugniſſe zweener oder dreyer Züricher, die in ihrer Vaterſtadt bekannt und angeſehen ſind, darthun. Ueberdem iſt ſo viel ungewiſſes, unrichtig gemuthmaßtes und ſich eingebildetes in dieſer Beurtheilung, daß es nicht der Mühe werth iſt, ſolches abzulehnen, da einem jeden, der nur einige Kenntniß von den hieſigen Umſtänden hat, gleich das Gegentheil davon einfällt. Inzwiſchen hat mich doch ein gewiſſer Schulhalter gebethen, ihm zu erlauben, daß er ſeine Gedanken davon ſagen dürfe, und ich habe es ihm endlich verwilligen müſſen. Ich hoffte auch, daß ich ſeinen Aufſatz meinen Leſern bey dieſer Vorrede würde darlegen können, wenn er anders ihrer Aufmerkſamkeit einigermaßen verdiente. Allein ich weis nicht, ob er noch nicht damit fertig iſt, oder ob er ſeinen Vorſatz gar geändert hat. Es würde mich dieſes letzte auch eben nicht ſonderlich kränken. Sollte er indeſſen, wie ich es denn faſt hoffe, mir noch ſeine Gedanken bringen, ſo werde ich nicht ermangeln, ſie im künftigen Monate meinen Leſern mitzutheilen, deren Gewogenheit ich mich beſtens empfehle. Leipzig, den 25 des Brachmonats 1742.

M. Joh. Joach. Schwabe.

Das

Das Lob der Lobſucht.

Du Satir, deſſen Kiel das Weh der Erde häuſt,
Dem herrſchenden Geſchmack an Herz und Ehre greift,
Scribenten traurig macht, und frech im Unterwinden
Die halbe Welt belangt, du ſollſt es itzt empfinden!
Die Stunde deiner Schmach naht dir zur Pein heran!
Ein Dichter nimmt ſich itzt der armen Lobſucht an,
Die du ſo oft verfolgt, und öfter noch verſpottet,
Wohl tauſendmal bedrängt, doch niemals ausgerottet.
Helft, Muſen, daß mein Witz den beſten Zweck errreicht,
An Kraft und Munterkeit der Lobſucht ſelber gleicht,
Die Freundin̄ muthig ſchützt, durch Sturm u. Angriff leitet,
Ihr Palmen, Sieg und Feld, ſich ſelber Ehr erſtreitet!
Mislingt mir dieſes Lied: So wird ihr Ruhm allein
Nur ſchlecht vertheidiget, doch nicht verlohren ſeyn;
Das Kind von Orleans lebt noch auf tauſend Zungen,
Obgleich ein Chapelain es matt und rauh beſungen.
O Lobſucht, zeige mir dein heitres Angeſicht,
Aus dem die Freundlichkeit in allen Blicken bricht:

Dein Aug iſt, wie dein Herz, der ganzen Welt gewogen;
Nie hat ſich deine Stirn in Runzeln eingezogen;
Nie ſchleicht dein holder Blick der Menſchen Fehler nach.
Wo du ein Laſter ſiehſt, da ſiehſt du deine Schmach,
Und gegen jedermann, wie gegen dich, beſcheiden,
Kann deine Gütigkeit nie fremde Flecken leiden.
Wie es das Sonnenlicht mit allen redlich meynt,
Dem Ungeziefer ſo, wie klugen Menſchen ſcheint:
So ſuchſt du aller Ruhm aus Liebe zu erweitern,
Und ſonder Unterſchied ihr Anſehn aufzuheitern.
Daß dein berühmter Witz ſtets die Verwandlung liebt,
Den Schwelgern Sparſamkeit, den Thoren Weisheit giebt,
Macht ein gerechter Trieb, kein Menſchenherz zu kränken,
Ein Zug der Redekunſt, ſtets ſchön und groß zu denken.

Du rühmſt! der Spötter lacht, und leitet ungefehr
Dein Loben ohne Maaß von leerer Einſicht her,
Als wär es keine Kunſt, mit Reimen und auf Blättern
Den, der kaum Brodt verdient, manierlich zu vergöttern.
Erfoderts keinen Witz, den Schäfer zum Maecen,
Den geilen Buhler keuſch, den Ungeſtalten ſchön,
Den Müßiggang zum Fleiß und aus dem kleinſten Nachen
Ein Schiff vom erſten Rang auf offner See zu machen?
Iſt dieſes leicht gethan? Iſt leicht ein Bogen voll?
Wenn itzund ein Virgil aus Baven werden ſoll?
Und wenn wir den voll Ruhm zum Heldentempel tragen
Der keinen andern Feind, als ſeinen Knecht, geſchlagen?
Iſt dieſes keine Kunſt, wenn einer mit Verdruß
Die freche Clelia zur Sonne machen muß?
Wobey wir anders nichts, als dieß entdecken können:
Die Sonne ſey gemein, ſie auch gemein zu nennen.

Wie viel gehört dazu? wie viel Verſtand und Liſt,
Wenn Phöbus loben ſoll, wo nichts zu loben iſt?
Wenn deſſen Lorber noch ſoll auf die Nachwelt grünen,
Der nichts ſo ſehr geſucht, als dieß nicht zu verdienen?
Da muß man in der Angſt zu ſeinen Vätern fliehn,
Und weil ein Patriot ihm Blut und Geiſt verliehn,
Und weil ſein Anherr einſt ein hohes Amt verwaltet,
Des Aeltervaters Blut bey Raab im Streit erkaltet;
Ein andrer ſeines Stands viel Schriften aufgeſetzt,
Den, der nichts weiter thut, als lärmt und jagt und hetzt,
Als ißt und trinkt und ſchläft, bey Unzucht, Stolz u. Praſſen,
Zum Helden, Biedermann und Weiſen werden laſſen.
Iſt dieſes keine Kunſt? O Mühe hoher Art!
Was keine Gleichheit hat, wird doch durch dich gepaart:
Was ſich und der Natur zu widerſprechen ſcheinet,
Wird, theure Lobſucht, ſtets durch deinen Dienſt vereinet:
Iſts keine Trefflichkeit, wenn itzt ein Lobgedicht
Von Clarchens ſpitzem Kinn ſo ſinn- und lehrreich ſpricht,
Als ſuchte man daraus, zum Unterricht der Zeiten,
Der Erde länglicht Rund durch Schlüſſe herzuleiten?
Von Kleinigkeiten groß, von ſchlechten Dingen fein,
Von albern Sachen klug, von Stümpern ungemein,
Und endlich unvermerkt ſtets von ſich ſelbſt zu ſingen,
Sind Künſte, die uns ſpät, der Lobſucht ſtets, gelingen.

Ja, wirft der Spötter ein; Ja, weil du ewig lobſt,
Um Würde, Sarg und Kranz mit deinem Ruhme tobſt,
Und weil kein Reicher freyt, kein Reicher wieder ſtirbet,
Der nicht von deiner Huld auch Kunſt und Witz erwirbet:
So wirſt du lächerlich. O Spötter, ſieh es ein!
Kann auch ein guter Dienſt zu oft erwieſen ſeyn?

Wen rührt nicht ſein Verdienſt? Wer iſts, dem Ruhm und Ehre
Kein Julep im Geſchmack, kein Wein im Munde wäre?
Des Wohlklangs ſüßer Laut, der uns zu Ohren dringt,
Wenn ein ſo lieber Mund von unſerm Werthe ſingt,
Iſt ſanfter, als der Ton der hellen Himmelsſphären,
Den nur Pythagoras und ſeine Schüler hören.
Je öftrer man die Welt durch ſeinen Witz ergötzt,
Je öftrer wird zugleich ein Dienſt ins Werk geſetzt.
Kann nun die Lobſucht wohl mit ruhigem Gewiſſen
Ein Feſt verfließen ſehn, und ſich zu nichts entſchließen?
Sie rühmet jedermann. Sie will! du wirſt der Held!
Und haſt, ſo ſchlecht du biſt, doch Anhang in der Welt.
Geſetzt, du ſollteſt nur, beym Mangel guter Gaben,
Zehn Freunde durch das Blut, zehn am Gemüthe haben;
Und wenn nur jeder Freund auch zwanzig Freunde weis:
So hoff ich wohl mit Grund, der Lobſucht kühner Fleiß
Wird, wenn ich zählen kann, bey nahe tauſend Augen
Erſt zur Bewunderung, dann zum Vergnügen taugen.
Heißt dieß vergebne Müh? Ja, ſchützt das Alterthum
Verjährter Dinge Werth, geerbter Sachen Ruhm:
So mag die Lobſucht wohl in einem Rätzel fragen;
Was iſt ſo alt, als ich, an Uebung und an Tagen?
Wird endlich dieſer Kunſt zum Fehler ausgelegt,
Daß ihre Fruchtbarkeit nur Lobgedichte trägt:
So wird man auch ein Feld im Tragen tadeln müſſen,
Aus dem Vergiß mein nicht, ſonſt keine Blumen ſchießen.
Stets loben wird doch mehr, als immer tadeln, ſeyn.
Ein beißend ſcharfer Spott wird ſeines Meiſters Pein,
Und iſt ſo ſtrafenswerth, als Stöhrer auf den Gaſſen,
Die keinen friedlich gehn, noch ruhig ſchlafen laſſen.

Kann durch die Lobſucht wohl der Wahrheit weh geſchehn?
Nicht wie der Vorwurf ſieht, nein, wie er ſollte ſehn,
So malt und ſchildert ſie; der Weisheit pflegt ſie eben
Nicht Kleider, die ſie trägt, nein, tragen ſoll, zu geben.
Den Fehler abzuthun, den unſre Lobſucht liebt,
Die Gratulantenſchaar in ihrer Innung übt;
Den Fehler abzuthun, den Frevel zu verſühnen,
Iſt wohl noch kein Comet am Horizont erſchienen.

O Nutzen, den der Geiſt der Lobſucht ſtets gewährt,
O zeige dich einmal den Spöttern recht verklärt.
O Lobſucht, zeige ſelbſt in Million Geſtalten,
Wie viel wir Nutzbarkeit durch deine Kunſt erhalten!
Der Drucker hat ſein Brodt, indem der Dichter ißt,
Der Setzer lebt dabey, und der die Schriften gießt.
Denn bloß die meiſte Schrift wird nun in unſern Tagen
An Liedern auf die Braut und Bahre ſtumpf geſchlagen;
Der, ſo die Farben macht die Bogen ſchafft und ſchlägt,
Bis auf den armen Mann, der ſich mit Lumpen trägt,
Bis auf die kühne Hand, die das Gedicht beſchneidet,
Damit es dünnes Gold an ſeiner Stirne leidet,
Damit der Gönner gleich am reichen Schnitte ſieht,
Warum der Gratulant ſo koſtbar ſich bemüht:
Vom Dichter reicht der Nutz bis zu des Dieners Leben,
Der je ſo glücklich iſt, das Lied zu übergeben.
Ich ſeh das Elend ſchon, wenn keine Lobſucht wär,
Da wär kein Trieb, kein Zug zur Red- und Dichtkunſt mehr;
Da giengen Höflichkeit, Verehrung, Schmeicheleyen
Und hochgetriebner Witz nicht mehr in frohen Reyhen;
Die Tugend ſtürbe ſelbſt, die itzund nicht vergeht,
Weil ſie, wo nicht in uns, doch in den Liedern ſteht.

Und ein erhabner Geiſt, auf unſerm Strich der Erden,
Müßt unſerm Aug alsdenn ein Antipode werden.

O Phöbus! lern ich je noch deine Kunſt verſtehn,
O ſo beglücke mich, die Lobſucht zu erhöhn,
Die Tochter am Parnaß; doch weg mit meinen Proben!
Du, Lobſucht, kannſt allein dich ſelbſt am ſtärkſten loben,
Wenn Tullius im Ruhm der Tugend Sporn erkannt;
So hat er dich gemeynt, ob gleich nicht ausgenannt.
Und alle, die bisher von einem Weltgeiſt lehren,
Sind irrig, wenn ſie ihn nicht in der Lobſucht ehren.
O Freundinn, ſey getroſt, und ſcheue keinen Spott;
Denn jeder Gratulant iſt dein Beſchirmungsgott:
Und wie ein heitrer Strom, den Winde, Sturm und Wellen
Durch Unflath, Sand und Staub entfärben und verſtellen,
Je weiter ſeine Fluth ſich in den Ufern drängt,
Den erſten klaren Schein, zu größerm Glanz empfängt,
Und was am Rande ſteht, in ſeinen Spiegel beuget,
Und uns den Himmel ſelbſt in ſeinem Schooße zeiget:
So wird durch Spott und Wuth dein Schimmer und dein Schein
Verfinſtert, aber bald nur mehr verſchönert ſeyn;
So ſag ich, wird in dir, der Reiz von allen Gaben,
In dir und deinem Schooß, auch ſeinen Himmel haben.
Nichts beſſers kannſt du thun, das deine Spötter ſchmerzt,
Als folge meinem Rath, und lobe ſie beherzt;
Und wär der Ausgang nicht der Abſicht gleich zu nennen:
So haſt du wenigſtens nichts ſchöners wagen können.

C. F. Gellert.

* * *

Ab-

* *

Abhandlung von dem Einfluſſe der theoretiſchen Philoſophie in die Geſellſchaft.

Die Einrichtung der Welt iſt nicht ſo gemacht, daß ein Menſch ohne den andern glücklich leben könnte. Die Bequemlichkeit, oder daß ich nicht zu wenig ſage, die Nothwendigkeit erfordert es, daß wir uns öfters fremder Beyhülfe bedienen; und dieſes verbindet uns wiederum, auch andern einen Theil unſerer Kräfte zu wiedmen. Ich will die Sittenlehrer, welche unſere Pflichten aus einem angebohrnen Triebe zur Geſelligkeit herleiten, jetzo weder angreifen noch vertheidigen. So viel verſichert mich meine Empfindung, daß es ein ſehr großes Vergnügen iſt, andere glücklich zu ſehen; und daß wir Handlungen vornehmen, zu denen uns nur dieſes Vergnügen antreibt, und für die uns nur daſſelbige genugſam belohnet. So oft ich mir vorſtelle, wie unſchuldig, wie rührend dieſe Ergötzung iſt; ſo oft ich überlege, wie glücklich eine Welt ſeyn würde, in der alle Menſchen für dieſelbe eingenommen wären: ſo oft entſteht in mir der ſtärkſte Abſcheu vor denenjenigen, die ſich der menſchlichen Geſellſchaft entziehen, und ihr Glück von dem Glücke anderer trennen wollen. Man machet einen Vorwurf von dieſer Art den Philoſophen, und da ich die Philoſophie ſehr hoch ſchätze; ſo habe ich an dieſen Vorwurf niemals ohne Verdruß gedenken können. Man glaubet insgemein, ein Philoſoph ſey ein Bild des Eigenſinnes, ein Mann, der mit niemanden umgehen könne, als mit ſich ſelbſt und mit ſeinen Büchern, der ſich um ſeine Mitbürger ſo wenig bekümmerte, ſo wenig ſie ſich um ihn bekümmern, und der die Erkenntniß der unnützeſten Wahrheit dem Wohl eines Staats nicht aufopfern würde. Dieſe Meynung will ich itzo angreifen; das Vorurtheil will ich itzo beſtreiten, als ob die Philoſophie uns der menſchlichen Geſellſchaft unnütze mache.

Wenn ich von der Philoſophie rede, ſo denke ich jetzo nicht hauptſächlich an denjenigen Theil von ihr, der uns unſere Pflichten und die Mittel, ſolche zu erfüllen, zeiget. Man iſt wohl nicht leicht ſo verwegen, zu behaupten, daß die praktiſche Philoſophie der menſchlichen Geſellſchaft unnütze ſey. Vielleicht würde dieſe Verwegenheit nicht ſo gar groß ſeyn. Ich ſehe eben nicht, womit ſich derjenige um das menſchliche Geſchlecht verdient macht, der nach neun und neunzig Grundſätzen des Rechts der Natur den hunderten entdeckt, oder der ausrechnet, wie viel Zehntheile ein Menſch vom Geldgeize, Ehrbegierde, und Wolluſt hat, oder der endlich die wichtige Frage ausmachet: ob ich einen Blinden, der mir im Wege ſteht, wenn mich mein Feind verfolget, vom Stege ins Waſſer ſtoßen dürfe. Und was es noch ſonſt für wichtige Dinge giebt, davon diejenigen plaudern, die die Unverſchämtheit haben, die praktiſche Philoſophie zu lehren, ohne daß ſie ſich in den Geſchichten und den bürgerlichen Rechten umgeſehen hätten. Indeß hat man insgemein die theoretiſchen Philoſophen in Gedanken, wenn man ſich die Philoſophen als Menſchenfeinde vorſtellet. Man denket da hauptſächlich an diejenigen Männer, welche die Regeln entdecken, wornach unſer Verſtand begreifen, urtheilen und ſchließen muß; welche bemühet ſind, die erſten Grundſätze unſerer Erkenntniß aus den allgemeinen Eigenſchaften aller Dinge herzuleiten, die Natur der Seele zu unterſuchen, den Zuſammenhang der Welt und ſeinen großen Urheber zu erkennen. Und damit ich diejenigen nicht vergeſſe, die dieſem Vorwurfe am meiſten ausgeſetzt ſind; man erkläret diejenigen andern Menſchen für unnütze, die ſich in die Eigenſchaften der Menge und des Raums verſenken, die unterſuchen, was Körper durch ihre Figur, Größe, und Bewegung vermögen, die unſern Augen die entfernten Weltkörper nähern, und unzählige Kleinigkeiten in der Natur ſichtbar machen, und uns die wahren Gründe von den wunderbareſten Begebenheiten entdecken.

Dieſe Arten von Gelehrten ſind es, die ich vertheidigen will, von dieſen will ich behaupten, daß ihr Fleiß ſie nicht verhindert, würdige Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft zu ſeyn, und ſie nicht abhält, ihre Kräfte zur Beförderung des gemeinen Beſten anzuwenden.

Was iſt denn wohl das ſtärkſte Band der menſchlichen Geſellſchaft? Iſt es nicht die Fähigkeit der Seele, die uns zu Menſchen machet, die Vernunft? Es iſt wahr, viele unvernünftige Geſchöpfe ſuchen ihre Nahrung Heerdenweiſe; ſie ſtehen einander bey, und es iſt beynahe, als ob ſie gewiſſe Pflichten und Einrichtungen der Geſellſchaften beobachteten; doch was ſie aus einem Triebe thun, deſſen Quell uns unbekannt iſt, dazu muß einen Menſchen die Vernunft noch viel ſtärker antreiben. Diejenigen, die uns die Thiere beſtändig zum Muſter vorſtellen, diejenigen, die den erbaulichen Spruch ſtets im Munde führen: kein Wolf freſſe den andern, keine Krähe hacke der andern die Augen aus, haben gewiß noch nie angemerkt, wie ein Knochen, Hunde mit Hunden, ja Mopſe mit Mopſen veruneiniget, und wie Kater mit Katern, Thiere von einerley Art, und noch dazu von einerley Geſchlechte, aus noch andern Urſachen blutige Kriege führen. Ich muß dieſen vortrefflichen Sittenlehrern und Naturkündigern ſolche niederträchtige Beyſpiele entgegen ſetzen, weil ſie uns auf eine ſo niederträchtige Art die Pflichten der Geſellſchaft beybringen wollen. Nur die Vernunft, nur das Vermögen, eine Menge von Wahrheiten in ihrer Verbindung einzuſehen, kann uns überführen, daß ein Menſch ſein eigen Wohl durch das Wohl anderer erhalten muß; nur ſie kann dem Triebe ſich an anderer Glücke zu vergnügen, die völlige Kraft geben; nur ſie kann uns lehren, daß wir andere lieben, und wie wir ſie lieben müſſen. Dazu iſt gewiß Vernunft nöthig, daß wir die Einrichtung der Geſellſchaft, darinnen wir uns befinden, die Abſichten und Neigungen ihrer Mitglieder, und die Verhältniß, in welcher wir mit ihnen ſtehen, erkennen. Wir müſſen einſehen, was unſere Thaten mit dem Endzwecke der Geſellſchaft für eine Verknüpfung haben, was ſie bey dem oder jenem Mitbürger für eine Wirkung hervorbringen werden. Wir haben nicht allemal lange Zeit, zu überlegen. In einem Augenblicke müſſen wir öfters über unſere Bewegungsgründe urtheilen, die Hinderniſſe wegräumen, unſere Handlungen nach ihrem Zwecke richten, und ihre entfernten Folgen voraus ſehen.

Setze ich dieſes zum Grunde, ſo folget, daß alles dasjenige uns der Geſellſchaft nützlicher machet, was unſere Vernunft verbeſſert, unſere Einſicht ſtärket, und uns fähig machet, einen großen Zuſammenhang von Wahrheiten deutlich und geſchwinde zu überdenken. Dieſes aber thut die theoretiſche Weltweisheit. Sie erweitert den Raum unſers Geiſtes für mehr Begriffe, als ungeübte Seelen auf einmal faſſen, ſie nähert uns die entfernten Folgen eines Satzes, die ein anderer erſt nach langer Ueberlegung erreichen wird. So wie uns das Vergrößerungsglas in einem Tropfen eine Welt voll Thiere zeiget; ſo wie uns das Fernrohr einen neblichten Stern in einen Himmel voll Sonnen verwandelt: ſo weiſet uns die Philoſophie eine Menge fruchtbarer Lehren, wo ein anderer kaum etliche trockene Sätze ſieht; ſo entdecket ſie uns eine Menge wichtiger Wahrheiten, wo ein blödes Auge eben deßwegen nichts ſieht, weil es von gar zuvielem Lichte geblendet wird.

Ich gebe es zu, dieſe Erkenntniß mag theoretiſch ſeyn, ſie mag unmittelbar keinen Einfluß in unſere Handlungen haben, aber ſie hat unendlichen Nutzen, wenn ſie uns nur die Fertigkeit erwirbt, auch bey unſeren Handlungen alle Umſtände ſo zu beobachten, alle die Kleinigkeiten deutlich und geſchwinde zu überſehen, die ſo viel Wirkung haben, und die nur der Aufmerkſamkeit eines Philoſophen nicht entwiſchen. Sollen wir durch unſere Thaten unſer Glück befördern, ſo müſſen wir bey denſelbigen die Fertigkeit haben, vieles in weniger Zeit zu überſehen. Fertigkeiten erwirbt ſich unſer Geiſt ſo wenig ohne Uebungen, als unſer Körper. Die theoretiſche Philoſophie übet unſern Geiſt. Alſo hat ſie einen Einfluß in unſere Thaten. Uebten ſich die alten Griechen nur deswegen im Ringen, damit ſie bloß in den Spielen ſiegen möchten? oder thaten ſie es nicht vielmehr, ihren Leib ſtark und geſchmeidig zu machen? Lernet man deßwegen nur tanzen, um auf einem Balle ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen? oder iſt eine gute Stellung hiebey nicht insgemein der vornehmſte Endzweck? Ich würde der theoretiſchen Philoſophie unrecht thun, wenn ich ſie dieſen Uebungen gleich ſchätzen, wenn ich ſie nur als ein Werkzeug, uns zur Geſellſchaft geſchickt zu machen, anpreiſen wollte. Sie hat ihren eigenen Werth: ſie giebt uns das edelſte Vergnügen: ſie verdienet unſere Bemühungen, weil wir der Erkenntniß fähig, weil wir Menſchen ſind; aber ſie machet uns auch zu Bürgern geſchickt.

Wie? giebt es denn nicht Leute, die ohne daß ſie etwas von den Grillen der Weltweiſen gewußt, der menſchlichen Geſellſchaft großen Nutzen gebracht haben? Ich leugne es nicht; aber ich habe auch noch nicht behauptet, daß uns ſonſt nichts der Geſellſchaft nützlich mache, als die theoretiſche Erkenntniß. Ich will niemanden zwingen, ſich mit philoſophiſchen Sätzen zu beſchäfftigen; ich will nur diejenigen vertheidigen, welche ſich damit beſchäfftigen. Wer auf ſeine Handlungen aufmerkſam iſt, wer ſeine und anderer Erfahrung zu Rathe zieht, der wird ſich allerdings die Klugheit zu leben erwerben, und wohl gewiſſer als ein tiefſinniger Philoſoph, der es nicht der Mühe werth achtet, auf ſeine Thaten Achtung zu geben. Iſt denn aber das der Philoſophie Schuld? Ein munterer Kopf, der ſeine Mutterſprache in ſeiner Gewalt hat, der die Kraft eines jeden Wortes und den Nachdruck einer jeden Wortfügung weis, leget ſich auf die Dichtkunſt. Er bekümmert ſich aber um keine Regeln; er ſtellet ſich ſchlechte Muſter vor, er giebt ſich keine Mühe, ſeine Ausarbeitungen zu verbeſſern. Er wird gewiß keinen ſo großen Ruhm erhalten, als ein anderer, der weniger Feuer, als der vorige, und weniger Stärke in der Sprachkunſt beſitzt, der aber alles, was er machet, nach den ſtrengen Geſetzen der Schriftrichter und nach den vortrefflichſten Exempeln prüfet. Ja der letzte wird vor Fehlern ſicher ſeyn, in die den erſten ſein allzuvieles Feuer verführet. Wollte man deßwegen ſchließen, daß es einem Dichter unnütze ſey, die Sprache zu kennen, daß es ihm Schade bringe, aufgeweckt und feurig zu ſeyn? Alsdann werde ich es auch zugeben, daß man aus den Fehlern großer Weltweiſen, aus dem glücklichen Fortgange, den die Handlungen unwiſſender Leute haben, ſchließen darf, die theoretiſche Philoſophie ſey in dem geſellſchaftlichen Leben unnütz und ſchädlich.

Und wenn die Handlungen derer, die keine Philoſophen ſind, wohl ablaufen; iſt es denn allezeit ihrem Verſtande zuzuſchreiben? Oder iſt das Sprüchwort unbekannt, daß Gottes Weisheit und der Menſchen Thorheit die Welt regieren? Ein Fürſt, ein Staatsmann, thut öfters etwas, das er unterlaſſen würde, wenn er ſeinen Neigungen weniger folgte, oder wenn er mehr überlegte. Indeſſen fließt etwas gutes daraus, das niemand ſich Anfangs mit Vernunſt verſprechen konnte. Wie wird nicht ein Tacitus die Staatskunſt dieſes Herrn erheben, die in der That in einem Fehler beſteht?

Man wende mir wider den Bewis, den ich gegeben habe, nicht etwa ein, ein Geiſt, der ſich nur in theoretiſche Unterſuchungen vertiefe, mache ſich unfähig, über praktiſche Wahrheiten zu denken. Dieſes würde zu befürchten ſeyn, wenn die Philoſophie, ſo wie ich ſie beſchrieben habe, eine einzige Wiſſenſchaft, und ihr Gegenſtand nur eine gewiſſe Art von Dingen wäre; da hätte ich einigen Schein, daß derjenige, der ſich nur darauf aufmerkſam zu ſeyn gewöhnt hat, ungeſchickt würde, über etwas anders zu denken: wie es Maler giebt, die ſich die Fertigkeit erworben haben, eine gewiſſe Art von Gemälden, aber auch nur dieſe Art ſehr ſchön zu malen. Doch ſo ſehr ſich ein Unwiſſender in der Zergliederungskunſt irret, wenn er ſich die Menge von Muſkeln, die unſern Leib decken und bewegen, als ein einziges und zuſammenhangendes Stücke Fleiſch vorſtellt; ſo ſehr betrügt ſich derjenige, der ſich die Philoſophie und die Meßkunſt als eine einzige Wiſſenſchaft einbildet.

bildet. Bald muß der Philoſoph alle Körper aus ſeinen Gedanken verbannen; bald muß er auf alle Eigenſchaften der Körper aufs genaueſte Achtung geben. Itzt betrachtet er an ihnen nichts, als die Ausdehnung. Itzt weis er alle ihre verſchiedenen Kräfte von einander zu unterſcheiden. Itzt lernet er, durch Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt die Wirkungen ſeiner Seele und ihre Quellen erkennen. Itzt zergliedert er einen Leichnam, den der Aberglaube und die thörichte Gewohnheit wünſchten unnütze verfaulen zu laſſen. Für ihn iſt der Erden Schoos von Metallen ſchwanger, und ihre Oberfläche an Pflanzen fruchtbar. Für ihn ſtralet das Geſtirn des Tages mit ſiebenfachem Lichte. Für ihn ſchmücket ſich die Nacht mit einer unzählbaren Menge Sonnen. Nichts iſt ſo groß, daß ſein Verſtand nicht etwas davon begreifen ſollte; nichts ſo klein, daß es ſich ſeinen Blicken gänzlich entzöge. Seine Erkenntniß hat einerley Grenzen mit der Welt. Ja, ſie wird von der Welt nicht umgränzt; ſie erhebt ſich zu dem unendlichen Schöpfer.

Sollte nun ein Geiſt, der ſo viele, ſo unterſchiedene Wahrheit begreiſt, bloß ſeine Pflichten zu begreifen ungeſchickt ſeyn? Sollte derjenige, der die Regeln und die Fertigkeit richtig zu denken in ſeiner Gewalt hat, nur in praktiſchen Dingen nicht richtig denken können? Sollte der, der durch die künſtlichſten Verſuche zu entdecken weis, was die Natur vor uns ſich gleichſam zu verbergen bemüht, die Abſichten anderer nicht errathen; die Mittel, ſeine Abſichten zu erhalten, nicht finden können? Sollte für den die Verfaſſung einer Republik zu hoch ſeyn, für den die Geſetze des Himmels und der Natur nicht zu hoch ſind?

Ich würde noch nicht alles angeführt haben, wodurch die theoretiſche Philoſophie uns vernünftig handeln lehret, wenn ich bloß davon reden wollte, wie ſie den Verſtand ausbeſſert. Sie hat einen ſtärkern Einfluß in unſern Willen.

Vielleicht wird man, indem ich dieſes erwähne, an die theoretiſchen Wahrheiten gedenken, welche Gründe der Sittenlehre ſind; vielleicht wird man daran gedenken, wie ſie den Aberglauben und die Freygeiſterey bekämpft, und durch die vernünftige Erkenntniß des Schöpfers uns antreibt, den ſich offenbarenden Gott deſto ſtärker zu verehren. Ich leugne es nicht, daß dieſe Vortheile ſehr wichtig ſind; aber ſie fallen von ſich ſelbſt ſo deutlich in die Augen, daß ich es für unnöthig halte, weitläuftig davon zu reden. Zu der Beherrſchung der Begierden, zu einer Sache, die ſo ſchwer, als nothwendig iſt, haben wir vielleicht kein bequemers Mittel, als den Fleiß, den man auf die theoretiſche Philoſophie wendet. Was bringt die Menſchen zu den Laſtern? Ein leerer Raum in ihrer Zeit, den ſie mit keinen andern Beſchäfftigungen auszufüllen wiſſen; ein reizendes Bild, von den empfindlichſten Ergötzungen, die es werth ſind, daß man ihnen zu gefallen der Vernunft und der Gottheit abſaget. Aber dieſes findet bey einem Philoſophen nicht ſtatt. Er hat keine Muße, an Laſter zu gedenken; denn er iſt ſtets mit Erforſchung der Wahrheit beſchäfftigt. Das Angenehme der Sinnen machet wenig Eindruck in ihm; denn er iſt mehr für die Luſt des Verſtandes empfindlich. Wenn ſich Orpheus mit ſeiner Leyer beſchäfftiget: ſo iſt nichts fähig, ihn zu ſtören. So viel Herrſchaft hat Ulyſſes nicht über ſich: der Geſang der Sirenen würde ihn verführen, wenn er ſich nicht die Ohren verſtopfen, und ſich an den Maſtbaum anbinden ließe: eben ſo wie der Unwiſſende in Laſter verfallen wird, wenn er nicht alle Gelegenheit vermeidet, wenn ihn nicht drohende Geſetze zwingen und vom Unglücke zurück halten. Und wie iſt es anders möglich, als daß das ſinnliche Vergnügen denjenigen ſehr beherrſchen muß, der von den Ergötzungen des Verſtandes wenig weis? Der Philoſoph hat die Erkenntniß der Wahrheit empfunden; daher vermögen ſinnliche Lüſte eben ſo wenig über ihn, als die ohnmächtigen Reizungen gemeiner Schönheiten über denjenigen, den etwas vollkommeners feſſelt. Und zeiget uns nicht die Geſchichte der Philoſophen ſelbſt mehr, als einen, welcher Ehre, Bequemlichkeit, und Ergötzungen, die den Thieren mit dem Menſchen gemein ſind, der Unterſuchung der Wahrheit aufgeopfert hat? Zwar ſeine ganze irrdiſche Glückſeligkeit, das ganze Wohl ſeines Körpers wegen der Ausbeſſerung des Verſtandes hindanzuſetzen, das kann ich nicht für billig halten; aber ich glaube auch nicht, daß die Philoſophie jemanden hierzu verführen werde. Sie raubet uns die angenehmen Empfindungen des Körpers nicht; ſie zeiget uns nur etwas noch angenehmers in der Uebung des Verſtandes. Das Vergnügen der Sinne wird auch für den Philoſophen ſeyn; aber nur alsdann, wenn es durch den Beyfall der Vernunft rein, und daher deſto rührender wird.

Er ſieht Gold, Ehr und Luſt, wie ſchöne Früchte an,
Da weiſer Brauch erfriſcht, zuviel verletzen kann.
Haller.

Man wird mir vielleicht hier die Erfahrung entgegen ſetzen; man wird eine Menge Philoſophen anzuführen wiſſen, die nicht philoſophiſch leben. Dieſem Einwurfe ſetze ich zwo Betrachtungen entgegen. Einmal muß man unterſuchen, ob dieſes wahre Philoſophen ſind, und ob nicht die Begierde, reich und angeſehen zu werden, ihren Fleiß öfter angefeuert hat, als das reine Vergnügen, das aus dem Erkenntniſſe der Wahrheit entſteht: und zum andern werde ich fragen, ob denn eine Einſicht in der Rechtsgelehrſamkeit oder Heilungskunſt nicht helfe, unſere Güter und unſere Geſundheit zu erhalten, weil Rechtsgelehrte ſich um ihr Vermögen betriegen laſſen, und Arzneyverſtändige ihren Körper durch unordentliches Leben ſchwächen? Wenn man in einen Fehler verfällt, ſo kömmt es nicht allezeit daher, daß man nicht Kräfte gehabt hätte, ihn zu vermeiden, ſondern daß man dieſe Kräfte aus Nachläßigkeit und Uebereilung nicht gebraucht hat.

Bisher habe ich geredet, als hätten die theoretiſchen Wahrheiten ſelbſt keinen Einfluß in den Nutzen der Staaten. So gewiß es aber iſt, daß ſie, auch nur durch die Uebung des Verſtandes, nützliche Bürger machen: ſo unleugbar iſt es auch, daß ſie an ſich ſelbſt viele Verbindung mit dem Zuſtande des gemeinen Weſens haben. Man frage doch einen Unwiſſenden in den Geſchichten, für wen er den Deutſchen halte, durch deſſen Erfindung ſeit dreyhundert Jahren die

Pfeile und Sturmböcke ihre Kraft zu ſchaden, die Harniſche und Mauern ihren Gebrauch, zu beſchirmen, verlohren haben, und der ganzen Kriegskunſt eine andere Geſtalt iſt gegeben worden? Wird er nicht auf einen Cäſar oder Eugen des vierzehnten Jahrhunderts rathen? Und wird es nicht Mühe koſten, ihn zu bereden, daß dieſes alles dem mislungenen Verſuche eines naturforſchenden Mönches zuzuſchreiben iſt?

Es war ein mislungener Verſuch. Die Feinde dieſer Erfindung haben das, ſo viel ich weis, noch nicht angemerkt. Wie ſchön würden ſie nicht ſonſt ihre Beredſamkeit darüber geübt haben, wenn ſie das Pulver mit den verwegenſten Schmähungen angreifen, vielleicht nur deßwegen, weil ihnen ſeine Wirkungen zu furchtbar ſind.

Doch es giebt unleugbare Vortheile, die wir der Kunſt zu danken haben, die durch Hülfe des Feuers Körper zerſtöret und erzeuget. Kräuter, Metalle, Thiere, beynahe alle Dinge, welche die Erde hervorbringt und ernährt, würden uns oft ohne ſie unnütze ſeyn, und ſind uns durch ſie dienſtbar. Vergebens wird man die Berge aushölen, wenn man das Metall nicht aus dem Geſteine zu bringen, wenn man es nicht zu reinigen, wenn man es nicht zu verarbeiten weis. Vergebens wird man die Wiederherſtellung eines Kranken wünſchen, wenn man nicht die heilende Kraft aus den natürlichen Körpern ziehen kann. Wie öfters hat nicht die Zubereitung einer Farbe, die Verfertigung eines Salzes, oder ein anders chymiſches Kunſtſtück, ein Land bereichert. Wie viele Werkzeuge zu unſerer Arbeit, wie viele Zierrathen zu unſerm Putze würden wir ohne die Schmelzkunſt haben?

Kein Verſuch in der Naturlehre iſt unnütze, der uns eine neue Kraft der Körper entdeckt; denn worauf kömmt unſere irrdiſche Glückſeligkeit an, als daß wir die Dinge, die in der Natur ſind, gebrauchen? Und was iſt alſo mit ihr genauer verbunden, als das, was neue Wirkungen dieſer Dinge zeuget? Denn das erfordere ich zu einem Verſuche, der der Bemühung eines Philoſophen werth ſeyn ſoll, daß er eine Wahrheit entdecke oder bekräftige; nicht aber, daß er die Wirkung eines Kunſtzeuges ſey, die man aus ſchon bekannten Sätzen voraus geſehen, und die nur dienet, Unwiſſende zu beluſtigen, und ihnen einzubilden, daß ſie phyſikaliſche Verſuche geſehen, wenn man ihnen mathematiſche Spielſachen gezeiget hat.

Iſt denn aber wohl die Mathematik unnütze, nach deren Lehrſätzen der Kaufmann ſeinen Reichthum ausrechnet, deren Ausſprüche die Fürſten zu Rathe ziehen, wenn ſie die Erde unter ſich theilen, die, durch Einrichtung der Zeit, die Ordnung in den Republiken erhält, die den Schiffer kühn machet, uns die Schätze beyder Indien zu bringen, der wir es zu danken haben, daß wir in feſten und bequemen Häuſern wohnen, und daß wir ohne Mühe vieles durch Maſchinen verrichten können, was unſere eigenen Kräfte überſteigt?

Doch das ſind wohl ſchon praktiſche Dinge. Aber das dem gelehrten Pöbel ſo lächerliche $a + b$ wird wohl keinen Einfluß in den Staat haben. Der wird ſich nicht um die Republik verdient machen, der über Zirkeln, Parabeln und Hyperbeln zu einer krummen Linie wird. Wie werde ich dieſen Einwurf entkräften? Alle praktiſche Lehren müſſen ſich auf theoretiſche Wahrheiten gründen. Man kann die Sätze von einem andern lernen, ohne ihre Beweiſe mit zu faſſen; aber der erſte Lehrmeiſter dieſer Sätze würde ohne die Betrachtung nicht darauf gekommen ſeyn. Hätte weder Euklides, noch ein anderer an ſeiner Statt, uns die Eigenſchaften der Verhältniſſe aufbehalten; ſo würde uns faſt alle Rechnung, der man im Handel nicht entbehren kann, unbekannt ſeyn. Kein Handwerker brauchet einige Geſchicklichkeit, der nicht auch etwas von der Mathematik brauchte. Warum erkennt man dieſes nicht? Deßwegen, weil die Sätze der Mathematik ſo deutlich vorgetragen werden daß auch mittelmäßige Köpfe ſie faſſen und gebrauchen können, wenn ſie gleich nicht im Stande ſind, die Beweiſe davon einzuſehen. Man iſt nicht in allen Wiſſenſchaften ſo glücklich. Manche Gelehrten erhalten nur dadurch ein großes Anſehen, weil ſie in einer dunkeln Schreibart Sachen vortragen, die kein Bürger für etwas neues gehalten hätte, wenn ſie ihm wären in reinem Deutſche geſagt worden. So werden viele afrikaniſche Blumen von uns hochgeſchätzt, nicht weil ſie ſo ſchön ſind, ſondern weil wir ſie nur in geheizten Hütten ſehen. Der prächtige Aſter, deſſen Saamen Herr Hebenſtreit vor einigen Jahren aus Paris brachte, war kein ſolcher Zärtling. Er konnte in jedem Lande fortkommen. Er breitete ſich auch bey uns aus. Dadurch verlohr er ſeinen Werth. Unwiſſende verachteten ihn, als eine einheimiſche und gemeine Pflanze; und nur Kräuterverſtändige gedenken daran, daß China ſein Vaterland iſt.

Ueber dieſes darf man ſich gar nicht einbilden, man könne einen Satz eben ſo gut in der Ausübung anwenden, man möge ihn mit Beweiſen oder ohne Beweiſe gelernet haben. Oefters findet etwas in einigen Fallen ſtatt; aber wie weit man es als allgemein anſehen könne, das muß nur ein Beweis zeigen. Wo dieſer nur fehlet, da werden wir den erkannten Satz unter ſolchen Bedingungen anbringen, darunter er falſch iſt. Mit wie vieler Arbeit lernen nicht die, denen die Arithmetik ohne Beweiſe beygebracht wird, ſolche Rechnungen, die man ſpielende begreift, wenn ſie ein Mathematikverſtändiger lehret? und wie ſchwer, wie unmöglich wird es ihnen nicht öfters, ſich in Exempeln zu helfen, die ihren oft durchgerechneten Muſtern ein wenig unähnlich ſind? Nur deßwegen, weil ſie nicht wiſſen, warum ſie es bey ihren gewöhnlichen Exempeln ſo machen, und warum ſie es bey dem neuen etwas anders machen müſſen.

Allein, wenn man alſo, ſo wohl in der Mathematik, als in der theoretiſchen Philoſophie, die Betrachtungen noch nicht verwirft, die zum Grunde von Ausübungsſätzen dienen: ſo werden doch diejenigen unnütz ſeyn, derer Anwendung niemand zu zeigen fähig iſt. Wer dieſen Einwurf machet, dem kann zu ſeiner Beſchämung gezeigt werden, daß aus ſolchen Wahrheiten, die im Anfange ganz unnütze geſchienen haben, wichtige Ausübungen ſind hergeleitet worden. Es iſt eben nicht nöthig, daß der Erfinder einer Wahrheit allemal ſelbſt ihren Nutzen zeige. Die anatomiſchen Bemühungen eines Ruyſch waren nicht unnütze, weil ſie erſt einen Boerhaave geſchickt machten, die Heilungskunſt ſo vollkommen zu lehren. Die Bombe mit Gewißheit zu werfen, iſt nöthig, daß man die Bewegung ſchwerer Körper beſtimme. Aber da Galileus dieſes that, dachte er nicht daran, daß ſeine Entdeckung Ludwig dem vierzehnten dienen würde, Algier zu bändigen.

Und warum ſollen ſich denn nur die Philoſophen, nur die Mathematikverſtändigen, mit ſolchen Sätzen beſchäfftigen, die von augenſcheinlichem Nutzen ſind? Als wenn ein Gottesgelehrter ſich nicht über viele Wahrheiten Mühe gäbe, in denen er ohne Verluſt ſeiner Seligkeit unwiſſend ſeyn könnte? Als wenn ein Schüler der Rechte nicht viel Sachen lernte, die er in ſeinem Leben nicht vor Gerichte braucht? Als wenn ein Arzt ſich mit keiner Erkenntniß beſchäfftigte, davon er nicht deutlich einſehe, er werde ſie wider eine Krankheit anwenden können? Ihr verdienet nicht den Namen der Gelehrten, niederträchtige Seelen, die ihr unter dem Vorwande nichts unnützes zu lernen, euch nur die Mühe erſparen wollet, eure Kräfte anzuſtrengen. Ihr ſeyd noch unter den Handwerkern; denn auch ein Handwerker erwirbt ſich öfters Geſchicklichkeiten, die er bey ſeinen Verrichtungen nicht ganz nothwendig brauchet.

Eine Wahrheit mag ſo unnütze zu ſeyn ſcheinen, als ſie will, ſo üben wir unſern Verſtand in ihrer Unterſuchung. Und es iſt allezeit vortheilhaft, unſern Verſtand zu üben. Wir üben uns in der Erfindungskunſt an Wahrheiten, die eben nicht ſo gar wichtig ſind; aber wir erwerben uns dadurch die Fertigkeit, nützliche Sachen zu entdecken. Manchem wird wohl die Zeit ſehr übel angewandt zu ſeyn ſcheinē, die Archimedes gebraucht hat, auszurechnen, wie viele Sandkörnchen eine Weltkugel ausfüllen: allein eben der Geiſt, der ſich hiemit bemühet, eben der, welcher die Länge des Zirkels, und die Fläche der Parabel, und die Verhältniß der Kugel zur Walze beſtimmt hatte, mußte Syrakuſa durch die ſinnlichſten Erfindungen nützen, und es vor den Feinden beſchirmen. Der Soldat brachte ihn vielleicht um, da er auf eine neue Maſchine zum Verderben der Römer ſann, und er ſtarb mit eben dem Verdienſte um den Staat, als wenn ſein Blut die Mauren beſprützt hätte. Wenn man ſich alſo mit Erkenntniß der Wahrheit beſchäfftigt: ſo hat man zwar auf Dinge zu ſehen, welche Nutzen bringen; aber man darf nicht alles verwerfen, von dem nicht gleich ein Vortheil in die Augen fällt. Man ahme den Liebhabern der Bergwerke nach. Ihre Sammlungen zeigen nicht nur reichhaltige Stufen, ſondern auch Bergarten, die ſich nur durch Geſtalt und Glanz ſchätzbar machen, und ſie ſind zufrieden, wenn ihnen die Hoffnung und die Unkoſten vieler Jahre nur zuletzt mit Ausbeute belohnet werden.

Vielleicht ſind die wenigſten Sachen nicht von Philoſophen, ſondern von Ungelehrten entdeckt worden. Swift glaubet eine Spötterey vorzubringen, wenn er die Anmerkung machet: wir hätten ſolche vortreffliche Erfindungen, als das Schießpulver, die Buchdruckerey, der Compaß ſind, den dunkelſten Zeiten, und dem dummſten Volke, den Deutſchen, zu danken. Ich ſcheue mich nicht, den Namen dieſes Volkes auszuſchreiben. Er hat es unterlaſſen, ich weis nicht, ob dieſes ſeine Furcht oder ſeine Scharfſinnigkeit anzeiget. Wenn er die Deutſchen für dumm hält, ſo geſchicht es vielleicht deßwegen, weil ſie zu der Zeit die Erkenntniß der Natur und der Kunſt höher gebracht haben, da ſich England und Frankreich und Italien über ſcholaſtiſche Spitzfündigkeiten die Köpfe zerbrachen. Soll ich nun entſcheiden, ob die Philoſophen oder andere die meiſten Entdeckungen gemacht haben: ſo wird nöthig ſeyn, daß ich meinen Begriff von den Philoſophen erkläre. Der heißt bey mir kein Philoſoph, der den Schöpfer und die Werke des Schöpfers nur aus Büchern kennen lernet, welcher Lehrlingen, die ein wenig unwiſſender ſind, als er, faſt alles beybringt, was er kurz zuvor aus mündlichem Unterrichte oder aus Schriften, auswendig gelernt hat. Aber ein Kaufmann, der bey überhäuſten Verrichtungen ſeinem Vergnügen die Zeit raubet, die er mathematiſchen Wahrheiten ſchenket, ein Hauswirth, der auf die Wirkungen der Natur mehr Achtung giebt, als er zu den gemeinſten Verrichtungen der Haushaltung nöthig hätte; ein Künſtler, der das, was bey ſeiner Kunſt merkwürdiges vorkömmt, genauer betrachtet, als andere ſeines gleichen; kurz, jeder, der ſich am Erkenntniſſe der Wahrheiten vergnügt, wird ein Philoſoph ſeyn. Man bilde ſich ein, daß ein Bootsknecht ein dünnes Stückchen Eiſen mit dem Magnete beſtrichen, vielleicht damit es kleinere Stückchen an ſich ziehen ſollte, daß er angemerkt, wie dieſes Eiſen, wenn es einige Freyheit gehabt, ſich zu bewegen, ſich nach einer gewiſſen Gegend gerichtet, und hiedurch auf den Compaß gerathen. Ich ſage, dieſer Boosknecht ſey ein Philoſoph geweſen: denn wäre er keiner geweſen, ſo würde er ſich die Zeit mit dem Trunke oder mit dem Spiele, und nicht mit Betrachtung des Magnets vertrieben haben.

Ich ſetze hinzu, daß, wenn ein ganz Unwiſſender eine Entdeckung machet, ſo wird ſie doch nicht von ihm, ſondern nur von dem Philoſophen, können genützet werden. Manche merkwürdige Begebenheit in dem Feldbaue, in der Gärtnerey, in andern Künſten, iſt den ſchlechteſten Leuten bekannt; aber ſie gleicht einem rohen Edelſteine, den ſein unwiſſender Beſitzer weder ſchätzen noch vollkommen machen kann, und der darauf wartet, daß eine geſchickte Hand ihm Glanz und Koſtbarkeit gebe. Die Erkenntniß von dem Drucke der Luft haben wir zwo Perſonen zu danken, einem Gärtner und dem Galileus. Der erſte konnte durch ſeine Maſchine das Waſſer nicht ſo hoch heben, als er ſichs verſprochen hatte. Dieß ſah er und weiter war er nichts fähig, zu ſchließen. Der andere leitete aus dieſer Begebenheit eine von den ſchönſten Wahrheiten der Naturlehre her. Das iſt es, was **Leibnitz** ſaget: **Die Philoſophen ſind von dem Pöbel nicht darinnen unterſchieden, daß ſie andere Sachen ſehen, ſondern daß ſie eben dieſe Sachen mit andern Augen ſehen.** * Die Gründe ihrer Erkenntniß ſind einerley mit den Sätzen, die alle Leute wiſſen; aber ſie wiſſen dieſe Gründe viel beſſer zu gebrauchen. Sind nun andere Menſchen mit ihrer geringern Erkenntniß fähig, ihr Beſtes und das Wohl der Geſellſchaft zu befördern; wie viel geſchickter wird nicht ein Philoſoph dazu ſeyn, der eben dieſe Erkenntniß und noch eine weit größere hat?

---

* In der Vorrede zu der von ihm 1674 beſorgten Ausgabe von Nizels Antibarbaro.

Wenn nur nicht eben dieſe weit größere Erkenntniß ihn unnütze machte. Wenn er nur nicht ſeine Pflichten vergäſſe, indem er Wahrheiten faſſet, und viel lernet, damit er weniger thun darf. Das wenden diejenigen ein, die da behaupten, daß ein Weltweiſer,

> Verſenkt im tiefen Traum nachforſchender Gedanken.
>
> Haller.

indem er ſich über die Gränzen der Menſchheit erhebet, auch vergeſſe, was er als ein Menſch ſich und andern ſchuldig ſey. Sie geben vor, es wäre vielleicht beſſer für Danzig geweſen, wenn ſein Rathsherr, Hevel, nicht lieber auf die Veränderung des Himmels, als auf das Beſte der Stadt, Achtung gegeben, und ein Geſandter, der nicht ſo gelehrt geweſen wäre, wie Grotius, würde Frankreichs Vortheile in Schweden weit mehr beobachtet haben. Wie viel dergleichen beſondere Anklagen gegründet ſind, will ich nicht unterſuchen. Davon ſehe ich noch keinen Beweis, daß es der Philoſophie eigen ſey, ihre Liebhaber von Geſchäfften abzuziehen. Giebt es nicht genug Leute am Hofe und in der Stadt, die ohne daß ſie wiſſen, was Metaphyſik und Geometrie ſind, über Spielen, Gaſtereyen, und anderen Ergötzungen ihr Glücke und ihre Pflichten verſäumen? Auch in löblichen Sachen kann man zuviel thun. Der Philoſoph, den die Vorſicht beruft, das Glück ſeiner Bürger in öffentlichen Aemtern zu befördern, der opfere dem allgemeinen Glücke ſein einzeles, die Unterſuchung der Wahrheit, auf.

Aber die alten Philoſophen haben das Gegentheil gelehrt. Sie haben behauptet, man müſſe ſich der Welt entziehen, ſeinen Betrachtungen nachzuhängen, und ſie haben dieſes wirklich gethan. Hierbey finde ich noch viele Zweifel. Die angeführte Lehre iſt nicht von allen Secten angenommen worden. Wenigſtens war Ariſtoteles wohl kein Feind der menſchlichen Geſellſchaft; der Ariſtoteles, den man als den Vater aller philoſophiſchen Schulfüchſe anſieht, und der doch deßwegen getadelt wurde, weil er einen Putz erwählte, der einem Hofmañe anſtändiger zu ſeyn ſchien, als einem Philoſophen. Wenn er ſo eine große Glückſeligkeit in der Betrachtung der Wahrheit geſetzt, ſo hat er deßwegen die Ausübung der Tugend nicht verbothen. Die Stoiker haben eben deßwegen ſoviel Beyfall bey den römiſchen Rechtsgelehrten gefunden, weil ſie ihre Schüler nicht von dem gemeinen Weſen abzogen. Unter denen aber, welche dieſen Satz gelehrt, werde ich vielen noch den Namen der Weltweiſen ſtreitig machen. Ich werde fragen, wodurch ſie denn die Gründe der Wiſſenſchaften befeſtigt, oder das Gebäude der uns bekannten Wahrheiten vergrößert haben? So lange, bis ich davon Proben ſehe, werde ich ſie nur den heiligen Müßiggängern gleich ſchätzen, die in die Einöde liefen, weil ſie glaubten, Gott werde ſich ihnen beſſer allein, als einer ganzen Menge Volks, offenbaren, und deren Betrachtungen weiter keinen Nutzen hatten, als daß ſie durch ihre Träume ſich und andere verwirrten.

Und ſind denn auch alle dieſe Philoſophen ſo groſſe Menſchenfeinde geweſen, als ſie es haben ſcheinen wollen? Wäre das wohl die einzige Lehre geweſen, die ihr Mund vertheidigt und ihr Herz beſtritten hätte? Man weis ja wohl die Gelegenheit der alten Weltweiſen, durch wunderbar klingende Sätze ſich ein Anſehen zu machen? Und vielleicht war die Begierde, ihren Betrachtungen nachzuhängen, nur ein Vorwand. Vielleicht verachteten ſie die Welt, weil die Welt ſie verachtete. Oder es war ein Eigenſinn, der ihnen die Menſchen verhaßt machte; es war eine Nachläßigkeit, die ſie hinderte, für ihr Glücke zu ſorgen; Fehler, die ſie haben konnten, ohne Philoſophen zu ſeyn.

Man irret ſich, wenn man glaubet, der Wahrheit nachforſchen und ſeine Pflichten ausüben, wären zwey einander entgegen geſetzte Geſchäffte; oder vielmehr, niemand könne das erſte thun, der nicht von dem, was man eigentlich Geſchäffte nennet, müßig ſey. Wofern die Naturgeſchichte des ältern Plinius, das Werk, welches uns das Schickſal von ſeinen Schriften allein, nur darum überlaſſen, weil es ſchon genug iſt, ihn unſterblich zu machen; wofern dieſes Werk, ſage ich, mir das Recht giebt, ſeinen Verfaſſer unter die theoretiſchen Philoſophen zu zählen: ſo kann ich dieſen, als ein Beyſpiel, anführen, meine Meynung zu behaupten. Man leſe, was ſein Vetter, der jüngere Plinius, im fünften Briefe des dritten Buchs, von ihm ſchreibt, ſo wird man ſehen, wie die Liebe zu den Wiſſenſchaften einen Mann ſeine Zeit brauchen gelehrt, den ſeine Bedienung und die Freundſchaft der Groſſen, dem Studiren gänzlich zu entziehn geſchienen. Und wenn die Lebensart des Plinius uns etwa noch zu ruhig zu ſeyn ſcheint, ſo denke man an den Grafen von Marſigli, der den Stoff zu ſeiner Beſchreibung des Donaufluſſes nicht etwa auf einer neugierigen Reiſe, ſondern in einem blutigen Feldzuge geſammlet hat. Wie oft hat er nicht das Schwerdt mit dem anatomiſchen Meſſer vertauſcht! Wie oft hat er nicht die Lage eines Ortes, oder eine Merkwürdigkeit der Natur zu beobachten, ſich in Gegenden gewagt, wohin der Philoſoph nicht gegangen wäre, wenn ihn nicht der Held begleitet hätte! Wie viel Entdeckungen hat er nicht gemacht, die noch itzo, da er ſie gemacht hat, manchem Gelehrten, der in ſeiner Studierſtube, mit aller Bequemlichkeit und Zeit, die ganze Natur, ſeinen Gedanken nach, hat kennen lernen, unbekannt ſind.

Iſt denn aber durch die Weltweiſen dem Staate einiger Schade geſchehen? Hat ein Fürſt ſeine Unterthanen mit neuen Schatzungen beſchwert, eine Akademie der Wiſſenſchaften zu unterhalten? Sind Reyhen von Häuſern niedergeriſſen, Befeſtigungen geſprengt worden, um an ihrer Stelle aſtronomiſche Thürme hinzuſetzen? Hat einer von den beyden Alexandern, der Grieche oder der Schwede, ſich ſeinen Unterthanen entriſſen, Völker, die kaum ſeinen Namen kannten, bekriegt, und die Welt in Flammen geſetzt, um Entdeckungen in der Naturlehre oder Sternkunſt zu machen? Nein, der Philoſoph hat viel zu wenig Begierden, in der Republik Unordnungen anzurichten. Wenn er ſich um ſie bekümmert, ſo geſchieht es zu ihrem Vortheile.

Denn wer iſt ſo unwiſſend in den Geſchichten, daß er ein Verzeichniß von den Weltweiſen verlangete, deren Verdienſte um den Staat merkwürdig ſind? Mehr der Mangel an Nachrichten, als an

Beyſpielen, würde vielleicht jemand nöthigen, dieſes Verzeichniß von dem Orpheus anzufangen, der nicht nur die wilden Völker gebändigt, und ſie zu Menſchen und zu Bürgern gemacht, ſondern der auch den Urſprung der Dinge, die Ordnung der Natur, und die Eigenſchaften der Gottheit unterſucht hat?

Vielleicht gehöret dieſes Exempel zu dem fabelhaften Zeittheile in den Geſchichten der Weltweiſen, die der Republik genützt haben. Ich kann andere anführen. Man weis, daß Magdeburg an ſeinem Guericken, Amſterdam an ſeinem Huddenius und Witten, Männer gehabt, die zugleich das Glück ihrer Mitbürger, und das Reich der Wiſſenſchaften vergrößerten. Man kennet die Verdienſte eines Baco von Verulamio um die Naturlehre und um Brittannien. Und eben dieſes Brittannien erinnert mich an ſeinen Locke, der in das Innerſte unſers Geiſtes, an ſeinen Newton, der in das Tiefſte der Natur eingedrungen iſt. Wäre der letzte nur geſchickt geweſen, allein Lichtſtralen zu zergliedern, und unendlich kleine Größen abzumeſſen: ſo hätten ihn wohl die Lehrer ſeiner hohen Schule nicht allemal erwählt, ihre Rechte auf den Reichsverſammlungen zu beobachten, und er hätte ſich ſeinen Unterſuchungen nicht entriſſen, ſeinem Vaterlande, als Aufſeher über die Münze, die wichtigſten Dienſte zu leiſten; Dienſte, die vielleicht eben ſo koſtbar als wichtig ſind, wenn man die Wahrheiten bedenkt, die ſie uns geraubet haben. Locke ward von ſeinem Könige geſchickt geachtet, Geſandſchaften zu verwalten; man zog ihn in eine Geſellſchaft, die für die Aufnahme der Handlung und der amerikaniſchen Pflanzörter ſorgen ſollte; und die erfahrenſten Kaufleute

leute ſind erſtaunet, daß ein Mann, der beſtändig den Wiſſenſchaften obgelegen, ſolche Sachen tiefer und gründlicher einſah, als ſie, damit ſie ſich ihre ganze Lebenszeit beſchäfftiget hatten. Hält man nun das noch für eine leere Betrachtung, was ich im Anfange meiner Abhandlung vorgebracht habe, daß die Uebung von theoretiſchen Wahrheiten zu denken, auch ſo viel Einfluß in praktiſche Ueberlegungen habe? Man findet die Beyſpiele von ſo nützlichen Philoſophen nicht nur in der glücklichen Inſel, wo die Vornehmen und Reichen gelehrt, und die Gelehrten reich und vornehm ſind. Auch außer derſelben ſind ſie nicht ganz unbekannt; nur ſind ſie da ſeltener. Vielleicht liegt die Schuld an den Philoſophen, indem ſie keine Luſt haben, eine Geſchicklichkeit zu zeigen, die ihnen ihr ruhiges Ergötzen an den Wiſſenſchaften rauben würde: vielleicht an dem Vaterlande, das ſeine Söhne nicht kennt, und an denen, die die Gelehrſamkeit verachten, weil ſie von den Mitteln, einen Staat glücklich zu machen, ſo wenig Kenntniß haben, als von theoretiſchen Wiſſenſchaften. In denen Ländern, deren kluge Einrichtung wir ſo ſehr bewundern müſſen, als ihre Gelehrſamkeit, in Griechenland und Rom, bereiteten ſich die vornehmſten Bürger dadurch zum Dienſte des Staates, daß ſie die Meßkunſt und Philoſophie trieben. Und iſt nicht noch eine ähnliche Gewohnheit in Frankreich und Brittannien, in den beyden Ländern, die das ſind, was ſonſt Griechenland und Rom war, die Europa durch die Gelehrſamkeit unterrichten, und durch ihre Macht und Klugheit regieren? Mitten unter den Siegen, die einen Friedrich Wilhelm groß machten, dachte er an die Stiftung einer Akademie der

Wiſſenſchaften; und ein Sohn, der dieſes Vaters werth war, beſchäfftigte ſich mit Ausführung dieſes Verhabens eben da, da er ſich die Krone aufſetzte. Er zeigte Europa, in der Zeit von einem halben Jahre, einen neuen Sitz der Gelehrſamkeit und ein neues Königreich. Dem Regenten, der faſt noch zu unſern Zeiten ſeine Unterthanen in geſittete Völker und ſein faſt unbekanntes und verachtetes Land in eines der merkwürdigſten und mächtigſten Reiche verwandelt hat, dem haben wir es zu danken, daß uns itzo die tiefſinnigſten Wahrheiten aus einer Gegend bekannt werden, wo man vor 50 Jahren noch kaum denken konnte. Auch Dreßden würde ein Sitz der Wiſſenſchaften geworden ſeyn, wofern es nicht die Unruhen des Krieges, die ſtets den Muſen zuwider ſind, verhindert hätten. Das war die Abſicht, die der Freund des Czaars, der gleich große Geiſt, hegte, deſſen Namen die Naturforſcher, wie des großen Ludwigs Namen, in den entfernteſten Welttheilen ausgebreitet haben; der aber nicht nur wie Frankreichs Ludewig ein Beförderer, ſondern ſelbſt ein Kenner der Wiſſenſchaften war, und deſſen Verluſt die Gelehrſamkeit und die Wohlfahrt Sachſenlandes würde untröſtbar gemacht haben, wenn nicht ein zweyter Friedrich Auguſt ſeine Stelle erſetzet hätte. Die verſtorbene Königinn von England ſchätzte ſich für glücklich, daß Newton und Clark zu ihren Zeiten lebten. Die wichtigſten philoſophiſchen Schriften, die uns Leibniz hinterlaſſen, haben wir entweder ihr oder dem Eugen zu danken, denen zu gefallen ſie ſind aufgeſetzet worden. Auch die Monarchen, die ich kurz zuvor erwähnt habe, ſind Leibnizen gnädig geweſen. Wir können niemals an den größten Philoſophen gedenken, ohne unter ſeine Freunde die gelehrteſte Königinn, die beſten Regenten, und die tapferſten Helden zu zählen: denn für einen ſolchen Geiſt, ſind ſolche Freunde nicht zu hoch.

Ich würde nicht aus meinem Vaterlande gehen dürfen, Fürſten zu ſuchen, welche den Werth der Wiſſenſchaften erkennen und belohnen: Doch wie die Geſchichtſchreiber insgemein erſt durch den Tod der großen Herren beherzt werden, ihre Fehler zu entdecken, ſo bin ich im Gegentheile zu furchtſam, die Vollkommenheiten eines Prinzen zu erheben, die uns noch gegenwärtig ſind, und uns daher deſto lebhafter rühren. So viel Eindruck machet derjenige nicht in uns, der die Sorge für unſer Glück ſchon einige Zeit einem andern überlaſſen hat: ich bin alſo kühner, mich an ſein Lob zu wagen; deñ man wird nicht ſo ſcharf beurtheilen, wieweit mein mattes Lob unter ſeinen Verdienſten ſtehe.

Das gegenwärtige Jahrhundert hat alle die mächtigen Liebhaber der Wiſſenſchaften geſehen, die ich erzählt habe. Wenn würde ich aber aufhören können, wenn ich ſie alle, nur vom Julius Cäſar an bis auf den großen Leopold nennen wollte?

Vergnügen am Erkenntniſſe der Wahrheit! Vergnügen! das alle ſinnliche Reizungen überſteigt, das jeder Geiſt fühlet, wenn er werth iſt, ein Geiſt zu heißen: ſollteſt du wohl der menſchlichen Geſellſchaft unnütz oder ſchädlich ſeyn? Nein, ſonſt hätte dich der Schöpfer nicht in uns gelegt, der Schöpfer der alles in der Welt zur Vollkommenheit des Ganzen richtet, und uns durch eben die Triebe unſere Pflichten lehret, in deren Erfüllung er unſer Glück geſetzt hat.

M. Abraham Gotthelf Käſtner.

Hirtenlied auf den Frühling.

Muntre Schäfer, ſcherzt und lacht,
Spielt, und ſingt die beſten Lieder!
Seht! des jungen Frühlings Pracht
Zeigt ſich, und ergötzt euch wieder;
Seht! die buntgeſchmückten Felder
Und die neubelebten Wälder;
Alles ruft und lädt euch ein,
Auch dieß Jahr vergnügt zu ſeyn.

Ein ganze Welt voll Luſt
Schafft der Himmel nicht vergebens;
Gönnt doch eurer frohen Bruſt
Das Vergnügen dieſes Lebens;
Schmeckt des holden Himmels Güte,
Mit erheitertem Gemüthe!
Denn der wahren Tugend Pflicht
Iſt kein mürriſches Geſicht.

Schäfer! liebt doch euer Glück,
Frey von Kummer und Beſchwerden;
Jedes Tages erſter Blick
Lockt euch ſchon zu euren Heerden;
Bey der Flöthe reinem Schalle
Laßt ihr ſie aus ihrem Stalle;
Treibet ſie mit Scherz und Ruh
Den bethauten Feldern zu.

Hier vertheilt ihr eure Zeit
In die nützlichſten Geſchäffte;
Sorgen, Haß, Verdruß und Neid
Mindern niemals eure Kräfte.
Ihr bemerkt auf euren Fluren
Jener Vorſicht weiſe Spuren,
Die die groß und ſchöne Welt
Schmückt, verſorget und erhält.

Itzt ergreift ihr euer Rohr,
Laßt ein frommes Danklied hören;
Hebt der Tugend Ruhm empor,
Singt von ihren ſüßen Lehren.
Von dem Lobe eurer Brüder,
Schallen Berg und Thäler wieder;
Doch ihr kennt kein eitles Lied,
Das den Schmuck der Wahrheit flieht.

Eurer Liebe Zärtlichkeit
Singt mit ungezwungnen Tönen,
Die kein Laſtertrieb entweiht,
Von dem Vorzug eurer Schönen;
Muß nicht euer Schäferleben
Euch ein ſolch Vergnügen geben,
Das euch nie ein Zufall raubt,
Und der Himmel gern erlaubt.

⁂

Der junge Herr,

Letztes Stück.

Ich würde noch nicht aufgehöret haben, meine kleinen Schriften fortzuſetzen, wenn ich nur ein ordentlicher Schriftſteller wäre. Aber da ich der junge Herr bin; ſo habe ich mit dem größten Rechte aufgehöret. Die Geſchäffte, welche Leute meines gleichen in der Meſſe zu haben pflegen, gaben mir hierzu die erſte Gelegenheit. Es ſind zu ſolcher Zeit ſo viele ſchöne Frauenzimmer hier beyſammen, daß es mir unmöglich war, eine Zeile zu ſchreiben, wenn ich nicht den Namen haben wollte, daß ich die Zeit verderbte. Etwas ſinnreiches ſchreiben, heißt auch ſo gar nach dem Ausſpruche vieler Leute, welche mir ganz entgegen geſetzt ſind, die Zeit verderben. Sie beklagen ſich, daß dergleichen Leute ſich nicht ernſtlicher angelegen ſeyn ließen, ihrem Vaterlande nützlich zu ſeyn, nämlich ſich zu bereichern; denn dieſes heißt nach der itzigen Sprache ſeinem Vaterlande nützlich ſeyn, und ein Kopf, der ſich bemühet, ſeine Landesleute auf eine lehrreiche Art zu vergnügen, iſt ein Müßiggänger. Derjenige hingegen, welcher auch ſo gar alles anwendet, das Recht zu verdrehen, und die Leute um einen Theil des Ihrigen zu bringen, iſt ein arbeitſamer Menſch, der dem Vaterlande gute Dienſte leiſtet. Was mich betrifft, ſo bekümmert mich das Vaterland wenig. Hingegen heißt bey mir die Zeit verderben, ſo viel, als etwas thun, das nicht zur Artigkeit gehöret. Ein Frauenzimmer, welches des Mittags in Geſellſchaft gehen wollte, würde den Morgen unfehlbar verderbet haben, wenn ſie ihn nicht vor dem Spiegel zugebracht hätte; und ſollte ſie auch in dem nützlichſten Buche geleſen haben. Und ich würde in jeder Meſſe die Zeit auf eine unverantwortliche Art verlohren haben, wenn ich etwas Schönes zu einer Zeit geſchrieben hätte, da ich etwas noch viel ſchöners hätte ſehen können. Die Betrachtungen, die ich in dieſer Zeit, über die Augen, Naſen, Stirnen, Lippen und Haare, auch zuweilen über den Hals der Perſonen des ſchönen Geſchlechts angeſtellet, haben mich das Elend der Schriftſteller recht einſehen lehren; und ich bin darüber ſo in mich ſelbſt entzückt geworden, daß ich die Feder aus keiner andern Urſache wieder ergriffen, als nur der Welt in die Augen zu ſagen, daß ſie ſich auf meine Schriften weiter keine Rechnung zu machen hat, daß ſich aber die Schönen ins künftige auf meine Beſuche deſtomehr Hoffnung zu machen haben. Ich habe ohnedem ſchon alles gethan, was ein Schriftſteller von meiner Art thun ſoll; ich habe mich gelobet, ich habe Leute beſchrieben, ich habe erzählet, ich habe Briefe erhalten, und alles, was man mir noch zumuthen könnte, iſt, daß ich auch noch träumen ſollte. Doch ich kann auch dieſes leichtlich thun, damit ſich niemand rühmen könne, daß er mehr, als ich, gethan habe. Man vermuthe ſich aber nicht, daß ich über dem Traume einer Nacht vielleicht zween Tage mit Nachſinnen und noch zween andere mit Schreiben zubringen

bringen will. Man kann mir nicht zumuthen, daß ich von jemand anders, als von einer Schönen, träumen ſoll. Und von dieſer läßt ſich es ganz kurz, aber deſto angenehmer, träumen, und zugleich weit beſſer in Verſen, als in ungebundner Rede.

Welch Geſichte! welch Entzücken!
Liebe, ſprich, was zeigſt du mir!
Chloris ſteht vor meinen Blicken,
Chloris ſteht bewaffnet hier.
Heere von geſchärften Pfeilen,
Deren Spitze tödtlich brennt,
Seh ich ſauſend auf mich eilen,
Bis ſie mir die Bruſt getrennt.
Aber undurchdringlich Eiſen
Hat ihr eignes Herz umhüllt;
Und ſo bald ſich Feinde weiſen,
Schwingt die Hand den leichten Schild.
Seht ſie meines Anfalls lachen;
Seht, ſie freut ſich meiner Pein,
Und ſie will zwar Wunden machen,
Aber nicht verwundet ſeyn.

Nunmehr habe ich alles erfüllet, was man nur von mir verlangen kann; und ich gebe noch über dieſes den ſchlechten Schriftſtellern den Troſt, daß ſie es nicht allein ſind, die bey dem 5ten Blatte aufhören, ja daß ich wohl noch eher aufgehöret habe, als ſie; Die Briefe, die ich erhalten habe, pflege ich nicht zu beantworten. Denn dieſes haben meine Vorfahren in ſolchen Schriften auch öfters gethan, und ich will noch einen zu guter Letzt unbeantwortet einrücken.

Mein Herr,

Ich weis nicht, zu was für einem eigenſinnigen Menſchen mich geſtern das Unglück geführet hatte. Nichts auf der Welt ſchien ihm gut genug zu ſeyn, u. bey allen Sachen, die ich ihm rühmte, hatte er allezeit noch etwas zu ſagen, wie die Sache verbeſſert werden könnte Er begleitete mich auf einen Ball. Man hatte auf mich gewartet, als ich dahin kam. Denn ich habe in Gewohnheit, die Leute, wo möglich, warten zu laſſen, weil ſie alsdenn fühlen, wie nöthig ſie mich haben, und meinen Werth beſſer einſehen lernen. Sogleich kam ich alſo zu einem Tanze, wo ich meine Kunſt in allen Arten von Schritten und in einer groſſen Menge Capriolen zeigen konnte. Als ich fertig war, und überlegte, wie ich getanzt hatte, ſo hatte ich keinen einzigen Fehler gemacht, den jemand anders, als ich, gemerkt haben konnte. Ich glaubte alſo über den Eigenſinn meines Begleiters zu triumphiren, und ich fragte ihn, wie ich ihm gefallen hätte, in der Hoffnung, daß er mir den größten Lobſpruch von der Welt machen würde. An ſtatt deſſen fragte er mich: iſt ihr Tanz mit Fleiß ſo eingerichtet, ſagte er, daß ſie unvermuthet, aus den langſamſten und traurigſten Bewegungen, in die allerhurtigſten Sprünge verfallen, oder haben ſie zwoene beſondere Tänze gethan? Es iſt ein einziger Tanz, ſagte ich, und er iſt mit Fleiß ſo geſetzt, damit ich in beyden meine Geſchicklichkeit zeigen kann. Haben ſie nicht die Höhen meiner Capriolen bemerket, und haben ſie nicht gezählet, daß ich in der Luft dreymal mit den Beinen zuſammengeſchlagen? Dieſes ſollte ein andrer, der nicht ſo geübt iſt, wohl bleiben laſſen. An ihrer Geſchicklichkeit antwortete er, zweifle ich gar nicht. Dieſes ſtellte mich ein wenig zufrieden. Aber, fuhr er fort, mich deucht, das Tanzen iſt eine Nachahmung des Ganges, eben wie das Singen eine Nachahmung der Rede iſt, und zwar iſt ohne Zweifel der Unterſchied des Ganges, nach der verſchiedenen Gemüthsbeſchaffenheit eines Menſchen, die Materie des Tanzens, wie der unterſchiedene Ton der Rede bey dieſer oder jener Gemüthsbewegung die Materie des Singens iſt. Wenn ſie alſo in einem einzigen Tanze, anfänglich dem langſamen Gange eines betrübten Menſchen nachahmen, ſogleich aber, ohne daß man im Geringſten ſieht, daß ihnen Urſache dazu gegeben wird, die größten Freudenſprünge zu machen anfangen, ſo kömmt es mir unnatürlich vor. Denn eine ſo jählinge Veränderung in den Gemüthsbewegungen eines Menſchen, ohne die geringſte äußerliche Urſache, kann ich in nirgends, als in der Einbildungskraft eines Raſenden, ſuchen. Hätten ſie aber, wiewohl ich es nicht vermuthe, einem Raſenden in ihrem Tanze nachahmen wollen, ſo ſollten dieſe Abwechſelungen des Traurigen und des Luſtigen mehr durch einander gehen müſſen. Dieſes alles waren Dinge, die ich von meinen Tanzmeiſtern noch niemals gehört hatte, und welche mir lächerlich vorkamen; ja ſie ſchienen mir ſo ungereimt zu ſeyn, daß ich glaubte, ich könnte dieſe Gelegenheit am allerbeſten ergreifen, ihn ſeine wunderlichen Meynungen ſelbſt einmal erkennen zu laſſen. Wer hat ſie beredet, ſagte ich, daß das Tanzen eine Nachahmung des Ganges ſey? Hab ich nicht ſo viel Arten von Schritten im Tanzen, welche ich für vieles Geld in meinem ordentlichen Gange nicht anbringen wollte, weil man mich für den allerungezogenſten Menſchen anſehen würde. Bey dieſer Gelegenheit machte ich ihm eine Menge ſolcher Schritte und Sprünge vor, die hiervon ein Exempel abgeben konnten, und welche ihn zwar zum Lachen, aber nicht zum Nachgeben bewegten. Ungeachtet er ſelber nicht tanzte, und niemanden im Tanzen Unterweiſung gegeben; ſo wollte er mich bereden, daß die Tanzmeiſter darinnen fehleten. Das Tanzen, ſagte er, welches wir von den Franzoſen erhalten haben, iſt zwar ſehr geſchickt, der Natur nachzuahmen, wenn man die Schritte, die ſie uns an die Hand gegeben, in einer ſolchen Reihe zuſammenſetzet, und ſolche Figuren daraus machet, die eine Abſicht auf eine gewiſſe Gemüthsbewegung haben. Aber es ſcheint etwas Gothiſches zu ſeyn, wenn man die größte Kunſt des Tänzers in dem außerordentlichen der Bewegung, die er machet, ſuchen will. Unterdeſſen trat ein Frauenzimmer zu mir, welches geſehen hatte, daß ich meinem wunderlichen Gegner Sprünge vormachte. Sie können ſich leicht einbilden, mein Herr, daß ich einen Verweis bekam, warum ich meine ſchönen Schritte ſo verſchwendete, und nicht lieber einen ordentlichen Tanz thäte. Sie both mir hierauf die Hand, mit ihr einen Tanz zu thun, der ſonſt la bergere heißt. Da ich fertig war, glaubte ich, daß ich nunmehr wenigſtens gelobt werden würde. Aber da ſah ich, daß dieſer einfältige Menſch, welcher vom Tanzen ſo vernünftelte, gar nichts davon verſtund. Er hatte ſich eingebildet, daß dieſer Tanz ich weis nicht in was für einem Charakter abgefaſſet ſeyn ſollte, und er erzählte mir tauſend Fehler davon, wovon es demjenigen, der ihn gemacht, nicht in den Sinn gekommen war, einen einzigen zu vermeiden. Er ſagte mir, dieſer Tanz habe eben ſo wenig von den Schäfern, als zuweilen unſere Schäfergedichte,

* * * *

* * * *

Die Bergere heißt Bergere, weil ſie Bergere heißt, anwortete ich ihm, und iſt ſo zuſammengeſetzt, weil ſie ſo zuſammengeſetzt iſt. Das Schiff, welches die Königinn in Frankreich l'aimable vainqueur hieß, ohne daß jemand war, dem ſie darunter geſchmeichelt, hat eben ſo viel Recht, ſo zu heißen, als der Tanz, den man ſo benennet. Denn es wird kein Menſch behaupten, daß derjenige, der ihn tanzet, einen Ueberwinder vorſtelle. Aber dieſes half alles nichts. Es zeiget von deſto wenigerm Geſchmacke in ſolchen Dingen, ſagte er, wenn man ſich niemals darum bekümmert, Charaktere in Tänzen vorzuſtellen. Dieſes iſt, wenigſtens aller Wahrſcheinlichkeit nach, das Tanzen der Alten geweſen. Die Mimen, welche in etwas neuern Zeiten aufkamen, ſcheinen davon hergeſtammt zu ſeyn, wiewohl ſie dadurch aus den Schranken ſchritten, daß ſie Sachen durch die Geberden ausdrücken wollten, welche niemals darunter konnten gezogen werden: eben wie wir zu unſern Zeiten die Wellen des Meers in der Muſik nachgeahmet ſehen. Ich erſchrack, daß die Alten beßre Tanzmeiſter, als ich, gehabt habe haben ſollten, und in allem Zorne ſagte ich zu ihm: mein Herr, weil ſie ſich auf dieſe Art, von Tanzen ſo wohl verſtehen; wie würden ſie es denn machen, wenn ſie einen Eigenſinnigen tanzen wollten? Dieſes ſollte ihn in Unordnung bringen, aber er ſagte mit großer Gelaſſenheit: alle beſondere Gemüthsneigungen laſſen ſich nicht eben ſo leicht vorſtellen. Aber die Kunſt dabey iſt, eben denjenigen Charakter, den man ausdrücken will, in ſolche Umſtände zu ſetzen, darinnen er ſich durch die äußerlichen Bewegungen zeigen kann. Ich will ihnen, fuhr er fort, ein ander Exempel geben: wenn ich einen Unentſchloſſenen vorſtellen wollte, ſo würde ich eine Mannsperſon zwiſchen zwey Frauenzimmern auf den Tanzplatz führen: denn ich weis nicht, warum es nöthig iſt, daß die Perſonen allezeit, wie die Tauben, paarweiſe beyſammen ſind. Die Mannsperſon, nachdem ſie ſich ein paar Tacte zwiſchen beyden herumgedrehet, nähme das eine Frauenzimmer bey der Hand, und ließe die andere gehen. Nach wenigen Schritten verließe er dieſe, und griffe zur andern. Doch auch dieſe würde er bald verlaſſen. Sie folgte ihm nach und jene flöhe vor ihm. Endlich ließe ſich jene bewegen, ſich gegen ihn umzuwenden, und indem er ſie ergriffe, verließe ihn jene, die ihm nachgefolget war. Er eilte hierauf derſelben wieder nach, und würde von dieſer verfolget. Endlich verließen ſie ihn beyde, und er ſelbſt würde, indem er nicht entſchloſſen wäre, welcher er nacheilen ſollte, bald einige Schritte nach dieſer, bald einige nach jener thun, und ſeinen Tanz ſchlangenweiſe beſchließen. Sie können leicht ſehen, redete er weiter, daß ſich dieſes nicht allein auf die Figur des Ganges erſtrecket, ſondern daß man die Art der Schritte und die Bewegungen ſeiner Hände ebenfalls ändern könnte, damit überall ſeine Gemüthsbeſchaffenheit hervorleuchtete.

Ich glaube, daß er ewig Regeln gegeben haben würde. Aber ich wurde zu einem engliſchen Tanze aufgezogen. Er hieß Tourbillon. Ich war froh, daß mich mein Begleiter nicht fragte, ob ich einen Wirbelwind vorſtellen würde. Denn nimmermehr glaube ich, daß derjenige, der ihn entworfen, einen Wirbelwind in den Gedanken gehabt hat, da ihm eingefallen, daß man die Hände in einem Rädchen, daß ich ſo ſage, um einander drehen ſollte. Ich hütete mich ſehr, wieder zu meinem verdrüßlichen Richter zu kehren, und ich hielt mich zu ſolchen Perſonen, welche den Preis der Tänze, nach den Anzahl des Händegebens und der Küſſe, die darinnen vorkommen, beſſer zu ſchätzen wiſſen. Mein Herr, urtheilen ſie nun, was von dieſem verdrießlichen Menſchen zu halten ſey, und wohin die meiſten Arten unſers Vergnügens gerathen ſollten, wenn die Eigenſinnigen das Recht hätten, ſie zu tadeln. Ich kann ſie verſichern, daß ich vor dieſem Manne einen rechten Abſcheu; gegen ſie aber, denen ich ähnlich zu ſeyn glaube, deſto mehr Zuneigung habe. Ich müßte mich ſelbſt nicht lieben, wenn ich ſie nicht lieben ſollte,

Mein junger Herr, Ich bin ꝛc.

Schönfuß.

* * *

* * *

Sinngedichte
auf die Schlacht bey Chotuſitz
in Böhmen,
wo des Königs von Preußen Maj.
den Prinzen Carl von Lothringen
geſchlagen.

Du kämpfeſt, tapfrer Carl, wie deine Anherrn fochten,
Die noch zu keiner Zeit ihr Heldenblut geſpart:
Doch Preußens Friedrich thut nach ſeiner Ahnen Art,
Die ſich in jeder Schlacht den Siegeskranz geflochten.

* * *

An die Nachtigall.

Verbuhlte Sängerinn, gelehrte Nachtigall,
Durch Töne voller Kunſt u. durch den reinſten Schall
Lockſt du den Gatten an, ſich neben dir zu wagen.
Dein Liebling iſt beglückt, und glücklicher, als ich.
Du liebſt und ſagſt es ihm. Auch Chloris liebet mich.
O wüßte ſie mir dieß ſo ſchön, als du, zu ſagen.

* * *

Patriotiſches Verlangen
nach Satiren.
An einen Freund.

Wie leicht giebt meine Bruſt der Eitelkeit Gehör!
Freund, wo du redlich liebſt: ſo lobe mich nicht mehr!
Entdecke mir beherzt durch Tadel, ohne Galle,
Was meiner Muſen fehlt, daß ſie der Welt gefalle;
Der Welt, die klein an Zahl, an Witz und Einſicht groß,
Von Stolz und Neid entfernt, von Furcht u. Hoffnung los,
Das, was ein muntrer Kopf bey dem Camine dichtet,
Jetzt, und auch ſpät belohnt, wenn ſie es ſieht und richtet.
Ich weis es allzuwohl, wie viel man Mühe braucht,
Eh man den frechen Kiel in Phöbus Flüſſe taucht!
Schafft uns gleich die Natur der Dichtkunſt erſte Funken:
So liegen ſie gewiß in tiefem Staub verſunken,
Den man mit Schweis zertrennt. Doch wenn es mir noch glückt,
Daß mein entbrannter Muth den Helikon erblickt:
So laß ich ganz gewiß das reizende Vergnügen,
Das Rohr Anakreons und Naſons Leyer liegen.
Nur dich, mein Juvenal, erſucht alsdann mein Geiſt,
Daß mir dein ſcharfer Kiel die feinſten Spuren weiſt,
Die ungerathne Welt mit weisheitsvollen Lehren,
Und, wenn ſie widerſtrebt, mit Strafen zu bekehren.
Bekehren? ſagſt du mir. Ja, Freund, dein Hohn hat recht.
Doch ſtirbt das Laſter nicht: ſo wird es doch geſchwächt.

Ein Dichter iſt vergnügt, durch zehn und mehr Satiren,
Aus hundert Thoren zween zur Tugend anzuführen.

Ich will doch meine Hand der Falſchheit niemals leihn.
Mops mag ein Polyphem bey tauſend Zwergen ſeyn;
Er mag der Aeltern Witz an ſeine Kutſchen malen,
Mit den bey ſeiner Braut erſchlafnen Titeln prahlen!
Es mach ihn jeder Griff in ſeine Gulden reich!
Bey mir erweckt ihr Klang die Ehrfurcht nicht ſogleich
Sein Samt verwehrt mir nicht, daß ich die ſcharfen Blicke
Bis in ſein knechtiſch Herz, den Pfuhl der Bosheit, ſchicke.

O Dichter! die ihr nie an euern Adel denkt!
Das reiche Laſter krönt, das euren Geiz beſchenkt,
Des Phöbus Lorberbaum in fette Küchen traget,
Die Ewigket verreimt, nichts nach der Tugend fraget,
Die nicht mit Gütern rauſcht, ihr, die ihr euern Kiel
In Staub und Speichel ſchleppt, und euer Saitenſpiel
Nach Midas Ohren ſtimmt! Gebt mir die Kraft zu dichten;
Ich will das Richteramt weit redlicher verrichten.

Ich haſſe den Lukrin und ſeines gleichen nicht.
Doch wenn mein Eifer ſieht, wie ſchlecht er ſeine Pflicht
Und ſein Gewiſſen liebt: ſo brennt es in den Adern,
So will ich voller Wuth mit ſeinen Laſtern hadern.
Daß er voll Heucheley die Augen niederſchlägt,
Den Eubach in der Hand, den Schalk im Buſen trägt,
Sich um der Waiſen Gut mit Herzensangſt bemühet,
Damit ſie der Genuß nicht ins Verderben ziehet,
Und in die Hölle ſtürzt, daß dieſer feine Mann
Zwo Stunden wöchentlich recht hurtig plaudern kann;
Das kann ihn ganz gewiß bey mir nicht würdig machen,
Der Ehrfurcht Zweck zu ſeyn, und für das Volk zu wachen.

Sieh wie er ſeine Zeit ſo klug zu theilen weis!
Er haßt den Müßiggang. Jedoch ſein ſtrenger Fleiß
Läßt auch die Bücher ruhn. Durch Wolfs gelehrte Schriften
Wird er und ſein Verſtand ſo leicht kein Unheil ſtiften.
Wohin Copernicus den Ball der Erde dreht;
Ob Titans eignes Licht mit den Planeten geht;
Ob in dem Monden auch die Bauern Furchen ziehen?
Das iſt ihm einerley. Mit ämſigem Bemühen
Zahlt er die Pfänder durch, die ihm der Armen Hand
Um einen Scheffel Korn mit Thränen zugeſandt;
Und wird vielleicht der Zins nicht richtig abgetragen:
So wird ſein frommes Herz die ſchlimme Zeit beklagen.
Läßt ihm der Sorgen Laſt des Tages etwas Zeit:
So fordert ſeine Frau den Zoll der Zärtlichkeit.
Er drückt ſie an die Bruſt, und zeigt, durch heiße Triebe,
An ihr, an ihr allein, die Sanftmuth und die Liebe.
Er liegt, er ſchläft, er ſchnarcht, bis ihn ein Traum erſchreckt,
Der ihm des Nächſten Feld recht ſegensvoll entdeckt.
Er ſieht ein fettes Rind; es blöcken feiſte Schafe,
Gleich weckt ihn das Geſchrey aus dem verhaßten Schlafe;
Sein Pachter wird geholt; mit dem ſchließt er ſich ein;
Der wohlerfahrne Mann muß ſein Euklides ſeyn;
Sie rechnen beyderſeits, bis ſie, mit tauſend Zahlen,
Das nächſte Bauerguth in ihr Regiſter malen.
Ach! daß ich dem Lukrin nicht deutlich ſagen ſoll,
Daß ſeine Gleißnerey, von Geiz und Bosheit voll,
Die Welt nicht ſtets betreugt; wie wollt ich ihn erſchrecken,
Wär ich nur ſtark genug, ſein Laſter aufzudecken.

Was fehlt in jeder Stadt? Ein kluger Menſchenfeind,
Der ſeine Nachbarn ſtraft, dieweil ers redlich meynt.

Ich wünſche ſtets, daß Swift bey uns erwecket werde;
Sonſt jagt der falſche Schein die Wahrheit von der Erde.
Chryſander, welcher kaum nach Regeln buchſtabirt;
Die größte Wiſſenſchaft in ſeinem Beutel führt,
Der weiter nichts gelernt, als ſchlafen, eſſen, küſſen,
Iſt doch recht bäuriſch ſtolz auf ſein gelehrtes Wiſſen.
Man ſagt, daß er, durch das, was er in Zukunft erbt,
Schon im Voraus die Zeit recht liederlich verderbt.
Hier thut man ihm zu viel. Das ſtöhrt ſchon ſein Vergnügen.
Wenn er die Zeit verderbt; er läßt ſie nur verfliegen.
Corinne macht ihn roth. Die wirft die Nadel hin,
Sucht Feder und Pappier, und wird zur Dichterinn.
Ein Seufzer, ein Sonnet, ein Blatt voll ſüßer Träume,
Ein Brief voll Blut und Tod, ein Lied voll Leberreime
Macht, daß ſie unſre Welt der Zeiten Sappho nennt,
Und ihren Geiſt verführt, daß ſie ſich ſelbſt nicht kennt,
Bis ſie ihr Kupfer ſieht. Herrſcht ruhig, ſtolze Thoren!
Germaniens Parnaß hat Rachels Kiel verlohren.

So ſchmollt, ſo ſchilt mein Geiſt, wenn er mit Ekel ſieht,
Wie vielfach ſich die Welt, wie ſtark ſie ſich bemühe,
Recht lächerlich zu ſeyn. O Freund! o! laß dich rühren!
Nimm deinen Dichterkiel, u. ſchreib! doch ſchreib Satiren.
Siehſt du der Sicherheit, ſiehſt du der ſtolzen Ruh
Der Gecken, die ſich blähn, mit kaltem Blute zu:
So will ich, ſollt ein Thor die Phyllis laulicht machen,
Die dich itzt feurig küßt, bey deinen Klagen lachen.

C.

* * *

Antipope,

oder

Verſuch von den wahren Eigenſchaften eines Kunſtrichters.

Vorbericht.

Das reizende Beyſpiel meines ältern Bruders, des berühmten Conrectors Erlenbachs zu Zürich, hat mich aufgemuntert, nachſtehende Schrift auszuarbeiten, zu welcher ich bereits vor etlichen Jahren den Entwurf gemacht hatte. Ich will es nur geſtehen, daß die Liebe zum Vaterlande nicht die einzige Urſache geweſen iſt, welche mich zu dieſer Unternehmung bewogen hat: ein gelehrter Ehrgeiz, und die Begierde, meinen Namen zu verewigen, haben eben ſo vielen Antheil daran. Es iſt noch gar nicht lange, daß kein Menſch von meinem Bruder etwas wußte. Selbſt in Zürich wollte niemand glauben, daß es allda einen Conrector, noch viel weniger aber einen Conrector Erlenbach gäbe. Auf einmal brach dieſer groſſe Geiſt mit ſeinen vortrefflichen Fähigkeiten hervor, und ſtralte als ein Irrwiſch, welcher des Nachts in moraſtigen Sümpfen die vorübergehenden blendet, und vor welchem Weiber und Kinder erzittern. Ich weis es wohl, daß ich dieſem vortrefflichen K[illegible]ichter an Geſchicklichkeit ſo, wie am Alter, nachſtehe: ich will aber doch hoffen, daß meine Leſer ſo gefällig ſeyn, und mir nicht alle Gaben eines wahren Kunſtrichters, nach der neueſten Art, abſprechen werden. Es giebt Geſchlechter, welche gewiſſe Erbkrankheiten haben. Bey einigen iſt es die fallende Sucht, bey andern der Ausſatz; und der Erlenbachiſchen Familie ſtecket es, ohne Ruhm zu melden, ſeit Wilhelm Tells Zeiten im Geblüte, daß alle Abkömmlinge Kunſtrichter werden müſſen.

Wenn ich ſonſt Alexander Popens Verſuch von den Eigenſchaften eines Kunſtrichters genau erwogen: ſo haben mir beſonders zween Umſtände merkwürdig zu ſeyn geſchienen. Der erſte iſt die boshafte und verführeriſche Abſicht des Verfaſſers; der andere aber die rühmliche Standhaftigkeit meiner Landesleute, davon ſich nur wenige durch dieſe Lockungen haben irre machen laſſen. Pope verlangt, ein Kunſtrichter ſolle behutſam, unparteyiſch, vernünftig ſeyn; er ſolle nichts beurtheilen, was er nicht ſelber gründlich verſtehe; er ſolle die Fehler einer Schrift entſchuldigen, wenn ſie mehrere Schönheiten als Fehler hat; er ſolle beſcheiden ſeyn. Ich ſchäme mich beynahe, dieſem Manne dergleichen Fehler nachzureden. Man wird es mir nicht glauben, und es für Verleumdungen halten. Allein, ich berufe mich auf mein gutes Gewiſſen. Man leſe nur ſelber Popens Verſuch, es iſt beynahe keine Zeile darinnen, welche nicht meinen Satz bekräftiget. Kann alſo wohl etwas boshafters erdacht werden, als die Abſicht des Verfaſſers? Er will uns durch dieſe Regeln unter ein tyranniſches Joch ſtecken, welches uns des weſentlichſten Theils eines Menſchen, der natürlichen Freyheit, beraubet. Er will unſere Blöße aufdecken, welche wir vor uns und andern nicht ſorgfältig genug verbergen können. Was ſchmeichelt der Eigenliebe mehr, als wenn man den Haß, Neid, und einige Privat-Affecten unter dem ehrwürdigen Mantel eines Kunſtrichters verbergen kann? Wie viele würden Zeit Lebens ſtumm und unbekannt bleiben, wenn ſie nur von ſolchen Sachen urtheilen ſollten, die ſie verſtehen? Mich und meinen Bruder würde eine ewige Nacht der Vergeſſenheit bedecken, wenn Popens Abſicht auch bey uns die geſuchte Wirkung gehabt hätte. Ich erzittere, wenn ich an dieſe augenſcheinlich Gefahr gedenke; und ich bin zweifelhaft, ob ich es nicht vielmehr einer gütigen Vorſicht der Geſtirne, als unſerer eigenen Behutſamkeit, zuſchreiben ſoll, daß wir dieſen Fallſtricken ſo wunderbar entronnen ſind. Man bedenke, wie geneigt wir ſind, allem demjenigen nachzuahmen, was uns die Ausländer, als wohlanſtändig, anpreiſen. Nur hierinnen haben wir unſere Standhaftigkeit erwieſen, nur in der Kunſt zu richten haben wir unſere berühmte Freyheit heldenmüthig behauptet.

Ich habe dieſer Sache oftmals nachgedacht, und bin dadurch auf einen patriotiſchen Einfall gerathen. Ich will einen Verſuch von den wahren Eigenſchaften eines Kunſtrichters ſchreiben. Meine vornehmſte Abſicht wird dahin gehen, daß ich zeige, wie ein Kunſtrichter beſchaffen ſeyn müſſe, worinnen ſein Amt beſtehe, und wie anſehnlich der Nutzen ſey, den er davon zu gewarten habe. Ich werde mich bemühen, diejenigen nach dem Leben zu ſchildern, welche ich mit der tiefſten Verehrung als unverwerfliche Muſter eines Kunſtrichters anſehe. Vielleicht ſieht man ohne mein Erinnern, daß ich ganz anders denken und ſchreiben werde, als Pope gedacht und geſchrieben hat. Aus dieſer Urſache habe ich gegenwärtiger Abhandlung den Namen: **Antipope**, gegeben. Wäre es auch um deßwillen geſchehen, damit ich meine Leſer mit einer vortheilhaften Meynung gegen mich einnähme: ſo würde ſolches eher zu loben, als zu tadeln ſeyn. Ich verſpreche mir einen glücklichen Erfolg meiner Abſicht; denn ich werde nichts ſagen, als, was viele ſchon vorher geglaubt haben; und meine Regeln, die ich gebe, werden nicht ſo wohl zur Vorſchrift, als vielmehr zum Beweiſe, desjenigen dienen, was man auch ohne dieſe Regeln, zur Verwunderung aller Deutſchen, bisher ſorgfältigſt ausgeübet hat. Das Urtheilen iſt uns erblich; und die Fähigkeiten eines Kunſtrichters ſind uns angebohren. Man verzeihe mir dieſes Eigenlob. Es würde großſprecheriſch klingen, wenn ich ſolches nicht mit der Liebe zum Vaterlande, und einem Triebe zur Wahrheit entſchuldigen könnte.

Chur den 17 März
1742.

Erlenbach, der jüngere,
Gymnaſiarcha daſelbſt.

Abhan-

* *

Abhandlung.

Wer das Amt eines Kunſtrichters übernehmen will, der prüfe ſich wohl, ob er auch die darzu erforderlichen Fähigkeiten beſitze? Ein Kunſtrichter muß unwiſſend ſeyn. Nichts auf der Welt iſt ihm ſchädlicher, als der Beſitz vieler Wiſſenſchaften. Je gelehrter wir ſind, deſto mehr ſehen wir, wie viel uns noch fehlet. Wir finden die Unmöglichkeit, alles zu wiſſen; wir fangen an, die Unvollkommenheiten anderer zu entſchuldigen, und halten denjenigen für den geſchickteſten, welcher am wenigſten fehlet. Wie unglücklich iſt nicht ein ſolcher Gelehrter! Ein Ungelehrter, ein Unwiſſender hingegen, iſt allezeit mit ſich ſelbſt vergnügt. Er glaubet, er ſey vollkommen, und dieſes befreyet ihn von der Unruhe, mehr zu lernen. Was er glaubet, was er redet, das ſind untrügliche Ausſprüche der Götter. Wehe dem, der einer andern Meynung iſt! Dieſes einſchläfernde Vorurtheil erreget in ihm eine Zuverſicht oder Dreiſtigkeit, die ein anderer, welcher der deutſchen Sprache nicht vollkommen mächtig iſt, eine Unverſchämtheit nennen wird. Er beurtheilet, was ihm vor Augen kömmt; er ſtriegelt den Homer, von dem er weiter nichts weis, als das Sprichwort, daß Homer zuweilen ſchlafe. Er iſt ſo herzhaft, daß er keines Menſchen ſchonet; nicht anders, als ein beißiger Hund, welcher im Finſtern ſeinem Herrn eben ſo wohl in die Beine fährt, als einem Diebe.

Dieſe Unwiſſenheit und Dreiſtigkeit bringet den Unverſtand hervor; eine Sache, die einem wahrhaften Kunſtrichter ganz unentbehrlich iſt. Man ſaget, daß die Türken, wenn ſie auf ihre Feinde losgehen, oder Sturm laufen wollen, vorhero Maslack eſſen, wodurch ſie auf einige Zeit ihres Verſtandes und alles Nachdenkens beraubet werden. Sie ſind alsdann um ſo viel mehr zu fürchten, weil ſie nichts ſcheuen, und ihre Heldenthaten in einer halben Raſerey thun. Eben ſo muß auch ein Kunſtrichter nach meinen Begriffen ſeyn. Wenn er ſeiner Sinnen nicht mächtig iſt, ſo iſt er am geſchickteſten; und wenn er keinen Verſtand hat, ſo thut er Wunder.

Es wäre vergebens, wenn ich zeigen wollte, wodurch man dieſe Geſchicklichkeiten erlange? Was man von den Poeten ſpricht: Naſcuntur, non fiunt; das läßt ſich mit weit beſſerm Grunde von meinen Kunſtrichtern ſagen. Die Natur thut alles. Je weniger man dieſe in ihrem Laufe ſtöret; je weniger man beſorget iſt, dieſelbe zu beſſern: deſto geſchickter ſind wir, einen Kunſtrichter abzugeben. Ich will nicht leugnen, daß die Beyſpiele und Schriften einiger Vorgänger vieles zu unſerer Vollkommenheit beytragen können: allein, man muß ſehr behutſam darinnen ſeyn. Wie leicht konnte es geſchehen, daß wir einem Pope in die Hände fielen, und alsdann wären wir auf ewig verlohren!

Ob die Himmelsgegend, unter welcher wir gebohren ſind, einen Einfluß in unſere critiſche Natur habe? das kann ich nicht ſagen. Der unſterbliche Ruhm zweener, oder dreyer großen Männer, welche unter einer groben, und rauhen Luft erzogen ſind, konnte mich auf dieſe Gedanken bringen: ich finde aber ſo viele Ausnahmen davon, daß mir die Regel ſelbſt verdächtig zu ſeyn ſcheint. So viel iſt indeſſen gewiß, daß auf die Beſchaffenheit des Körpers ſehr viel ankömmt.

Ein Kunſtrichter muß handfeſte ſeyn. Ich habe, auf meiner Reiſe durch Deutſchland, in Dreßden einen Mann geſehen, welcher von dem Ungrunde ſeiner freymüthigen Beurtheilungen durch Stockſchläge überführet, und dem ein Bierkrug ins Geſichte geſchmiſſen wurde, wovon er noch wohl bis dieſe Stunde das Kennzeichen herum tragen muß. Nimmermehr wäre dieſes geſchehen, wenn er ſtärkere Fäuſte, oder mehr Herz gehabt hätte. Es muß ſich ein Kunſtrichter alſo nicht ſcheuen, dieſen oder jenen, und ſeine Verfechter zum Streite auszufordern, und ſich anheiſchig zu machen, er wolle es mit jedermann aufnehmen. Er muß ſich für einen Goliath halten, der ſeinem Feinde Hohn ſprechen könne. Dabey muß ein Kunſtrichter milzſüchtig ſeyn. Es wird ihn alsdann alles dasjenige beunruhigen, was an andern lobenswürdig zu ſeyn ſcheint. Er wird jedermann für ſeinen Feind halten: er wird alle Welt beneiden, und nicht eher zufrieden ſeyn, als bis er alle Welt verdammet hat.

Beynahe hätte ich den beſten Umſtand vergeſſen. Ein Kunſtrichter muß hager und nicht länger, als drey Ellen ſeyn. Ich will dieſes gleich beweiſen. So ſchädlich ihm der Verſtand iſt; ſo unentbehrlich iſt ihm ein großer Ueberfluß vom Witze. Ich widerſpreche mir damit nicht; denn ich kenne ſehr viele, welchen man ihren Unverſtand mit Grunde nicht abſprechen kann, und die dem ungeachtet ganz erſtaunend witzig ſind. Iſt es aber wohl möglich, daß ein Menſch witzig ſeyn könne, der völlig und über drey Ellen lang iſt? Ich habe dieſe neue Wahrheit einem Kunſtrichter erſter Größe zu danken. Wenn ich mich nicht irre, ſo iſt er ein Spanier. Dieſer ſaget: Homo longus, raro ſapiens. Er ſchließt hieraus, daß wir Deutſchen keinen Witz haben. Wir wären gar zu groß, und die Natur würde zu verſchwenderiſch geweſen ſeyn, wenn ſie uns über die anſehnlichen Schönheiten des Leibes, auch die Schönheiten der Seele, und Witz gegeben hätte. Mein Autor hat recht. Iſt nicht ein Budel viel witziger, als eine engliſche Docke? Nunmehro glaube ich, daß Boileau kaum etliche Zolle hoch, und Milton noch lange nicht ſo groß geweſen iſt, als der kleinſte Teufel, den er in das neuerbaute Pandämonium geſteckt hat. Ich bin von der Wahrheit dieſes Satzes ſo gewiß überzeugt, daß ich kein Bedenken habe, öffentlich zu geſtehen, daß der vortreffliche und nur allzufrühzeitig verſtorbene Verfaſſer der lettres germaniques wenigſtens um eine Viertheil Elle witziger geweſen iſt, als ich, da ich den natürlichen Fehler gehabt, ihn an Leibesgröße, um eine Viertheil Elle zu übertreffen.

Die Könige in Spanien rühmten ſich vor Zeiten, daß die Sonne in ihrem Reiche nicht untergienge: ein Kunſtrichter aber hat mehr Recht, dieſes zu ſagen. Seine Herrſchaft erſtrecket ſich über den ganzen Erdkreis; er regieret mit einer unumſchränkten Macht; er hat Ehre und Schande, Leben und Tod in ſeinen Händen. Der ganze Olympus erſchüttert, wenn Jupiter ſeine Augenbraunen beweget, und die gelehrte Welt bebet, wenn ein Kunſtrichter ſeinen Mund aufthut. Vielleicht glauben dieſes nicht alle Leute; genug, daß es ein Kunſtrichter glaubet. Horaz erzählet von einem Wahnwitzigen, daß er ſich eingebildet habe, es gehörten ihm alle Schiffe zu, die in den Hafen zu Athen einlieſen: ein wahrer Kunſtrichter ſieht alle diejenigen für ſeine leibeigenen Unterthanen an, welche ſich Gelehrte nennen.

Deſto mehr iſt er befugt, einzelne Völker zu züchtigen. Ich weis wohl, daß man ihm dieſes nicht in allen Ländern einräumen wird. Wollte ich in Paris ſagen: die Franzoſen wären flüchtig, unbeſtändig, leichtſinnig, und unvernünftig; ſo würde ich es lediglich meiner Unbedachtſamkeit zuzuſchreiben haben, weñ mich viele für parteyiſch, die meiſten für unverſchämt, alle aber für unſinnig hielten. In Deutſchland iſt es ganz anders. Wer wollte es einem Ausländer verdenken, der bey uns ſein Glücke ſuchet, und ſo viel erhalten hat, als er verdienet; wer wollte es ihm, ſage ich, verdenken, wenn er ſpräche: Il n'y a que les bouffons qui faſſent fortune dans ce pays; oder En Allemagne un homme d'eſprit & un bouffon, ne ſort qu' une même choſe. Ich zweifle nicht, es wird ſich wenigſtens einer finden, welcher es mit einer herzlichen Freude, und mit vielen Lobeserhebungen ſeinen Landesleuten auf deutſch erkläret, daß ihn der witzige Herr Verfaſſer einen Narren geheißen habe.

Ich muß hierbey eines Kunſtgriffs erwähnen, welcher ſehr bewährt iſt: man lege einer ganzen Nation einen falſchen Geſchmack bey, den die wenigſten unter ihnen haben. Zum Exempel: man ſage, daß die Franzoſen nichts ſo ſehr liebten, als vaude villes, oder bouts rimez, und die Deutſchen denjenigen als einen ſinnreichen Kopf anbetheten, welcher ein gedankenloſes Chronoſtichon, oder kindiſches Akroſtichon verfertiget habe. Man behaupte, daß jene den

Rouſſeau bewunderten, weil er einige unzüchtige Sinngedichte gemacht; wir aber Günthern darum vergöttertern, weil er das Glücke ſehr niederträchtig beſungen habe, oder ſein Herausgeber alle die Akroſticha drucken laſſen, die er in ſeinen erſten Jahren gemacht hat. Beydes wird nicht wahr, beydes wird unbeſonnen geurtheilet ſeyn. Was iſt es aber mehr? In Frankreich wir man die Deutſchen unter die Barbarn zählen; und in Deutſchland wird man anfangen, zu zweifeln, ob die Franzoſen auch wirklich einen ſo guten Geſchmack haben, als ſie uns bereden wollen. Der Kunſtrichter bleibt doch bey ſeinem Anſehen. Er hat es geſagt; das iſt genug!

Der leichteſte Weg, als ein Kunſtrichter berühmt zu werden, iſt dieſer: man leſe ſich einen Mann aus, welchen alle Welt für einen Gelehrten hält, man fordere ihn vor ſeinen Richterſtuhl, man verdamme ihn, und alle Sachen, die er geſchrieben hat, noch ſchreibet, oder künftig ſchreiben wird; man thue alle diejenigen in den Bann, welche ihn für vernünftiger halten, als uns. Ein Einfältiger wird ſprechen: ein ſo allgemeines Urtheil könne unmöglich vernünftig ſeyn; er wird ſich bemühen, uns zu überführen, daß wir eigennützig, neidiſch und unverſtändig ſind. Es ſchadet uns nichts, wir erlangen doch unſern Zweck. Wir werden bekannt; und wofern die Nachwelt nicht gar zu undankbar iſt, ſo wird ſie wenigſtens alsdann an uns gedenken, wenn ſie dieſen berühmten Mann nennet, den wir vor den Augen aller Welt gezüchtiget haben. Wir wiſſen, wer David geweſen iſt; wir kennen den Simei; dieſer würde uns ganz unbekannt ſeyn, wenn er jenen nicht mit Koth geſchmiſſen hätte.

Gemeiniglich hält man dieſes für eine Hauptregel: ein Kunſtrichter müſſe beſonders dasjenige tadeln, was er nicht verſtehe. Dieſe Anmerkung ſcheint mir überflüßig zu ſeyn. Ein rechter Kunſtrichter mag tadeln, was er will: er verſteht überhaupt nichts; folglich kann er in der Wahl der Sache niemals irren.

Kleinigkeiten ſind die wichtigſten Beſchäfftigungen eines Kunſtrichters. Ein übelangebrachtes Wort, ein unförmlicher Ausdruck iſt ſchon vermögend, daß wir den größten Mann zu einem gelehrten Ketzer machen. Unſere ganze Natur kömmt in Bewegung; das Geblüte wallet, die Augen werden feurig, der Mund ſchäumet, die Haare ſtehen uns zu Berge, wir beſtürmen den Himmel, und erregen die Hölle! Was ficht uns an? Was bringt uns in dieſe Wuth? Ein Punct, ein Strich, ein verkehrter Buchſtabe.

Die Sprache eines Kunſtrichters hat ebenfalls ihre beſondern Schönheiten. Wenn das Laſter die Tugend beſtreiten will, ſo nimmt es die Geſtalt der Tugend ſelbſt an. Ein Wohllüſtiger redet von Mäßigkeit, ein roher Menſch rühmet die Pflichten eines Chriſten, und ein Kunſtrichter eifert für die Wahrheit. Er rühmet ſich, daß er Ehre und Schande nach Verdienſten austheile, und überläßt ſie doch an den Meiſtbiethenden. Mit ſeiner Unparteylichkeit wird er an allen Orten groß thun, und ſich immer darauf berufen, wenn er gleich einmal geſtanden, es ſey ihm von einem andern aufgetragen worden, dieſen oder jenen zu züchtigen; und es ſey ihm befohlen, ja er ſey von andern vermocht, ihm eine ſcharfe Lauge anzugießen.

Ich habe ſchon oben geſagt, daß die Dreiſtigkeit ein weſentliches Stücke ſey. Nur ſolche Gemüther, welche Unvollkommenheit an ſich wahrnehmen, ſind vermögend, zu erröthen. Ein Kunſtrichter bleibet unerſchrocken. Dieſes befördert ſeinen Ruhm. Der Pöbel hält alles für Wahrheiten, was gedruckt iſt, und bey den kleinen Gelehrten erreget eine unverſchämte Stirne die meiſte Zuverſicht.

In der Fähigkeit zu ſchimpfen muß ein Kunſtrichter ſeine größte Stärke haben. Würde es nicht weibiſch, und niederträchtig laſſen, wenn ich ſagen wollte: Cajus habe ſeine großen Verdienſte, und ſey zu entſchuldigen, daß er zuweilen fehle? Wie männlich hingegen, wie altdeutſch klingt es nicht, wenn ein Kunſtrichter ſeine Mutterſprache redet, und den Cajus dumm, und einen Abſchaum der gelehrten Welt nennet? „Unverſtändiger Hochmuth, „grober Unwitz, ungeſalzen, abgeſchmackt und witzloſes Zeug, pedantiſcher Stolz, Unverſtand, Fabelhans, „boshafter und frecher Kerl, dumme Unwiſſenheit, „neidiſcher Klügling, ungehirnter Kopf,“ ſind rechte auserleſene Macht- und Kernwörter in ſeinem Ausdrucke. Er kann von dummen Jungen, erboßten Trödelweibern und Ochſen und Eſeln reden. Wir gewinnen dadurch das Vertrauen des Leſers: unſere Freunde folgen uns aus Liebe, und unſere Feinde demüthigen ſich aus Furcht. Ennius erzählet von einem eifrigen Hetrurier, welcher ſich einen Götzen nach ſeiner eigenen Einbildung geſchnitzt, und weil ihn ſeine Mitbürger nicht auch für einen Gott erkennen wollten, bey einem jeden Opfer, das er ſeinem Bilde gebracht, dieſe Verſe geſungen habe:

- Qui non hodie perenne plaudit,
Nec gaudet vehemens, manebit infans!
Hunc et nomino --- quidque? Morionem.

Ein gleiches Recht hat der Kunſtrichter; wer ſein Urtheil nicht für göttlich hält, der iſt ein Narr!

Dieſe grobe Sprache eines Kunſtrichters hat eben ſo wohl ihre Figuren, als die Rednerkunſt. Ich werde hiervon zu ſeiner Zeit beſonders handeln; vorjetzo will ich nur einer Figur gedenken. Swift nennet ſie: der jückenden Begierde, und ſie beſteht eigentlich in der pöbelmäßigen Vergleichung, die man von denenjenigen Sachen und Theilen eines Körpers nimmt, welche zarten und verwöhnten Ohren ekelhaft vorkommen. Zum Exempel: Ich will mein Urtheil als Kunſtrichter über den hinterſten Theil einer Schrift fällen. Nichts auf der Welt hat mehr Aehnlichkeit mit einander, als eine Schrift, und der menſchliche Körper; was alſo das Hintertheil bey einem Menſchen iſt, das iſt das Hinterſte von dieſer Schrift. Mein Bruder, ein großer Kunſtrichter, ein Ariſtarch unſerer Zeiten, hat dieſes vortrefflich eingeſehen. Er nennet dieſen Anhang ein Hintertheil; er weis ſein Gemälde ſo nach dem Leben zu ſchildern, daß man glauben muß, er habe das Original niemals aus den Augen gelaſſen. Dieſe Figur thut unglaubliche Wunder. Ich habe eine

Probe damit gemacht, und dieſe Stelle aus nur gedachtem Kunſtrichter einem von unſern gröbſten Brettigöwer-Bauern vorgeleſen, welcher dergeſtalt darüber gelacht hat, daß er den Bauch halten müſſen.

Bisweilen geſchieht es, daß ein Mann einen ſolchen Geſchlechtsnamen führet, der ihn und ſeine ganze Wiſſenſchaft verdächtig machet. Es iſt eine große Glückſeligkeit für einen Kunſtrichter, wenn er einen ſolchen Namen entdecket; denn vielmals verſteht er von der ganzen Sache weiter nichts, als den Namen des Verfaſſers. Wolf würde vielleicht mit ſeiner Weltweisheit ganz Deutſchland angeſtecket haben, wenn er nicht Wolf hieße. Sein eigener Name iſt ſein größter Feind; und ich kenne große Männer, welche aus einem rühmlichen Eifer Gelegenheit genommen haben, bloß um des gefährlichen Namens willen, die ihnen anvertraute Heerde vor dieſem reißenden Wolfe zu warnen. Hieße dieſer Weltweiſe anders; wie viel vortreffliche Gedanken würden haben elendiglich erſticken müſſen!

Von den anſehnl. Vortheilen eines Kunſtrichters muß ich nur noch ein paar Worte ſagen. Die Dichter ſchmeicheln ſich mit der Unſterblichkeit: ein wahrer Kunſtrichter aber, ein Mann, welcher ſo beſchaffen iſt, als er nach meinen Regeln beſchaffen ſeyn ſoll, hat vielmehr Urſache, ſich einen ewigen Namen zu verſprechen. Unſer Erzvater Midas lebet noch in uns, ſeinen Kindern. Wie rühmlich verwaltete er nicht ſein Kunſtrichteramt, als zween Götter um den Vorzug ſtritten. Die Eiferſucht brachte ihn zwar um ſeine Haut; ſein Andenken aber bleibt unvergänglich. Ich beſchwöre euch theure Mitbrüder, bey den Ohren dieſes großen Mannes, laſſet euch ſein Beyſpiel zur Aufmunterung dienen.

Man darf nicht denken, als zeige ſich der Nutzen allererſt nach unſerm Tode; keines weges. Auch im Leben genießen wir die edlen Früchte unſerer Bemühung. Ich will von der innern Zufriedenheit, welche ein Kunſtrichter über ſeine Thaten, von der Freude, welche er über die Schwachheiten anderer, und folglich über ſeine eigenen Vollkommenheiten empfindet, nicht einmal etwas erwähnen: es wird genug ſeyn, wenn ich ein einziges Exempel davon anführe. Lucian gedenket eines berühmten Comödianten, welcher durch die lebhafte Vorſtellung der Andromeda einen ſolchen Eindruck in die Gemüther der Einwohner zu Abdera gemacht hat, daß die ganze Stadt unſinnig geworden iſt. Alle Bürger fielen in ein hitziges Fieber; ſie raſeten und riefen beſtändig: o Liebe! du Tyranninn der Götter und der Menſchen! Sie wurden nicht eher geſund als bis ſich die Natur durch einen Auswurf von den Unreinigkeiten des Geblütes befreyen konnte. Ein wahrer Kunſtrichter kann eben ſo erſtaunende Wunder thun. Oftmals bringt ſein Beyſpiel ein ganzes Volk in eine gelehrte Raſerey: und je mehr die Natur Unreinigkeiten auswirft, je mehr wir Urtheile fällen; deſto ſtärker nimmt die Hitze überhand, deſto heftiger wird die Begierde, alle Welt zu richten. Sollte wohl jemand ſo unempfindlich ſeyn, und dieſes alles nicht für einen großen Vortheil eines Kunſtrichters anſehen? O, wie vergnügt wäre ich, wenn mir dieſe Glückſeligkeit wieverführe! Meine Bemühung würde mir reichlich vergolten ſeyn, wenn gegenwärtige Abhandlung einige Kunſtrichter erweckte, welche, ſelbſt an dieſer Schrift, die Stärke ihrer Fähigkeiten beweiſen, und ſich in deren Beurtheilung, unverſtändig, unwiſſend, grob, parteyiſch, mit einem Worte, als ſolche wahrhafte Kunſtrichter bezeigten, wie ich ſie in denen vorgeſchriebenen Regeln abgeſchildert habe. Je hitziger ihr Fieber, je heftiger ihre Raſerey wäre; deſto größern Ruhm würde meine Arbeit verdienen. Jedoch, ich ſchmeichele mir wohl zu viel! Graubünden erlebet vielleicht das Glücke nicht, welches andere Gegenden berühmt machet. Ich will alles der Zeit überlaſſen; genug, daß meine Abſicht hierbey patriotiſch geweſen iſt.

* *

Auf die geſchminkte Roſette.

Seht ſie von ihrem Nachttiſch gehn!
Seht ſie, die glänzende Roſette!
Trotz eurem tückiſchen Geſpötte,
Erſcheint ſie blühend, jung und ſchön.
Sagt, daß ſie der Verliebten Zungen
Vor vierzig Jahren ſchon beſungen.
Ihr irrt: die reizende Geſtalt
Iſt höchſtens zehn Minuten alt.

C.

* *

Lob- und Trauerode
auf einen verſtorbenen Mopshund.

Ein Trauerlied ſoll deinen Ruhm erwähnen,
Verſtorbner Mops, mir lieb geweſner Hund!
Denn weiht dir gleich die Phyllis herbe Thränen,
Und klagt um dich Selindens holder Mund:
So wird dein Werth, doch nicht mein Dank, erwieſen,
Den dein Verdienſt allein von mir erwirbt.
Mit beßrer Pflicht wirſt du von mir geprieſen,
Als wenn der Noth ein falſcher Gönner ſtirbt.

Ich habe dich mit Sorgfalt auferzogen,
Und meinen Fleiß belohnet deine Treu.
Bekannten zwar, doch mir weit mehr gewogen,
Verkehrſt du nie bey mir die Gunſt in Reu.
Ich war bemüht, dich früh zu unterrichten,
Und manche Kunſt erlernt dein reger Geiſt.
Ich zeigte dir die Uebung kluger Pflichten,
Die einen Hund vom Hundepöbel reißt.

Du naſchteſt nicht bey aufgetragnen Speiſen,
So lieb dir auch ein guter Biſſen blieb.
Beym Teller dich nicht geizig zu beweiſen,
War halbe Kunſt und halb ein eigner Trieb.
Auch nicht, wie ſonſt viel große Hunde pflegen,
Wenn Eigennutz der kleinen Vorrath frißt,
Warſt du bemüht, dir Schätze beyzulegen,
Die Phylax läßt, wenn er geſtorben iſt.

Ein muntres Herz war dir wohl angebohren;
Kaum kam zu mir ein unbekannter Mann:
So horchſt du ſchon mit abgeſchnittnen Ohren,
Und zeigſt ihn mir durch leiſes Murren an.
Itzt ſeh ich nur des Polſters leere Stelle;
Und wenn ich oft bey Büchern ruhig bin:
Betrieg ich mich, als hört ich dein Gebelle;
Allein du ſchweigſt, du ſtarbſt, du biſt dahin.

Im leiſen Schlaf und wachſam bis zum Morgen,
Ruhſt du bey mir, durch manche ſtille Nacht,
Doch ungequält von trüb- und dunklen Sorgen,
Wodurch der Geiz in ſchwehren Träumen wacht.
Ein klein Getös, das eine Maus erreget,
Hat dich zwar ſchnell, doch nie zur Furcht, erweckt,
Die Menſchen oft, indem es zwölfe ſchläget,
Im kalten Schweiß, mit Poltergeiſtern ſchreckt.

Ich kennt an dir des Wetters Aendrung wiſſen;
Du wurdeſt krank bey meinem Zeitvertreib;
Dein Mund verſchmäht von meiner Hand den Biſſen.
Allein dieß wirkt die Luſt auf deinen Leib.
Dein fromm Gemüth kann dir mehr Ruhm erwerben;
Du haſt ja nie den falſchen Wahn geſtärkt,
Daß man mit Gram der Hausgenoſſen Sterben
Aus dem Geheul von kranken Hunden merkt.

Wer ſah dich je im ſteifen Modenkleide?
Dich ſchmückt allein ein perlengraues Haar,
Ein krauſer Schweif, bewegt aus ſtiller Freude,
Ein ſchwarzes Maul, das doch gefällig war.

Ein jedes Glied, am andern wohl geſüget,
Borgt ſich nicht Schmuck aus fremder Kunſt, zur Schmach;
Doch hat mich oft dein kurzer Hals vergnüget.
Um den gekrümmt ein Band mit Schellen lag.

Kein Eigenſinn entzog dich meinem Willen,
Und wenn ich dir ein wenig Zucker wies:
So warſt du da, mehr Pflichten zu erfüllen,
Als ſonſt mein Scherz dir auszuüben hieß.
Du wußteſt dich lebendig todt zu ſtellen;
Dich konnt ein Sprung zum Sitzen ſchnell erhöhn;
Gleich hört ich dich die Loſung dreymal bellen;
Dann tanzteſt du mit mir natürlich ſchön.

O! viele Luſt iſt mir durch dich verſchwunden;
Du ſpielſt nicht mehr mit Schlüſſel Hand und Ball;
Im ſtillen Wald bey müßig öden Stunden,
Fehlſt du mir noch zum nahen Waſſerfall.
Denn werd ich mich im Schatten dort verweilen,
Und Chloris kömmt von fern zu dieſer Ruh:
So wirſt du ihr nicht mehr entgegen eilen,
Als brächteſt du ihr mein froh Willkommen zu.

Ihr Weiſen ſagt; welch Beywort Mops verdiene,
Und ob man ihn wohl halb vernünftig preiſt?
Er war nicht nur die künſtlichſte Maſchine;
Sein Weſen wies auch einen klugen Geiſt.
Vom Augenmaaß ſchloß er auf ſeine Stärke;
Er ſprang aufs Bett, und trafs, ſo hoch ers meynt.
Ein klares Bild dient ihm zum Augenmerke,
Er kannte mich und kannt auch meinen Freund.

Er legte ſich im Zimmer mir zur Seiten;
Doch holt' ich nur mein ſonſt gewohntes Kleid:
So ließ er gern den Stuhl, mich zu begleiten;
Er lief zur Thür und kratzt und ſchien erfreut.
Erfahrung war die Quelle ſeiner Schlüſſe;
Was Schmerzen macht, erwählt er nicht zur Luſt:
Auch fühlt er ſich durch fremder Hunde Biſſe;
Und ſo war Mops ſich ſeiner ſelbſt bewußt.

Doch, werther Hund, durch deine ſchönen Glieder
Drang jüngſt ein Schmerz, der dich bald fühllos macht;
Du wurdeſt krank, du warfſt dich krümmend nieder;
Dein Winſeln währt gelaſſen durch die Nacht.
Früh ſcheinet mir dein bräunlich Auge trübe,
Doch fleheſt du nicht um Friſt im bangen Ruf;
Und dich entſeelt die erſte Frucht der Liebe,
Im Zweck, wozu dich die Natur erſchuf.

Wie wirds mit dir nach deinem Tode werden,
Da dir die Zeit den edlen Körper raubt?
Der Troſt fällt hin: Du kämſt zurück auf Erden;
Da man nicht mehr der Seelenwandrung glaubt.
Nichts ſtört den Gram, der mich bis itzt betäubet.
Nichts wirkt mir Troſt, da Mops, mein Hund, erſtarrt,
Als daß ſein Stoff untheilbar daurhaft bleibet,
Und man mit ihm nicht ſeinen Ruhm verſcharrt.

J. F. Zernitz.

Ein Traum.*

Es iſt eine bekannte Sache, daß die meiſten Menſchen eine beſondere Neigung bey ſich wahrnehmen, die empfundenen Träume, deren ſie ſich deutlich erinnern können, andern wieder zu erzählen. Und es iſt faſt ſchwer, diejenigen zu verbergen, woraus man unſere verderbten Begierden ſchließen kann. Dieſe allegemeine Neigung treibt mich an, der Welt öffentlich einen Traum zu erzählen, der mir, auf meine Unkoſten, den tiefſten Schlaf verderbet hat. Um nun die Zeit nicht vergeblich aufgewandt zu haben, ſo will ich, daß er vielen bekannt werde. Denn ſie müſſen wiſſen, daß ich ein Gelehrter bin, welche die ſchwere Pflicht auf ſich haben, andern Leuten mit ihren Schriften und Träumen zu dienen; daher ſie auch oft ſeufzen müſſen, aliis inſeruiendo conſumor. Noch mehr, ich habe ſchon die gewiſſe Hoffnung, durch Träume berühmt zu werden, und zwar auf eine ſolche Weiſe, daß unſre Nachkommen von meiner Perſon Diſſertationes ſchreiben werden, unter dem Titel: de ſomno N. N. wobey ſie denn werden Gelegenheit haben, alle meine Träume gründlich auszuführen. Mein Herr, ich bitte ſie demnach nach allem meinem Vermögen, laſſen ſie, um der künftigen Ehre willen, dieſen meinen gründlichen Traum drucken.

---

* Der Herr Verfaſſer dieſes Traumes hat in einem Briefe an uns folgendes davon geſchrieben, welches wir zu

Es war Mitternacht, als ich mich noch mit der ernſthaften unter allen Muſen beſchäfftigte; nämlich der Urania, welche mir den Bau der Welt erklärte. Ich war ſo ernſthaft, daß ich mir vornahm, eine Betrachtung über meine Seele anzuſtellen. Ich las demnach in einem Autore claſſico, der mir deutlich den Satz erklärte: daß die Seele eine Kraft habe, ſich die Welt vorzuſtellen. Der Autor war nicht nach der neuern Methode des Ciceronis demonſtrativiſch. Ich erwog den Urſprung dieſes Bildes nach den optiſchen Regeln, und ergötzte mich nicht wenig an dieſer den Sinnen verſteckten, und dem Verſtande fruchtbaren Wahrheit. Ich lernte ferner, wie es nicht möglich wäre, ein Menſch zu ſeyn, ohne dieſes angenehme und nützliche Bild der Welt zu haben; es mag nun ſo verworren ſeyn, als es bey Burmannen, oder ſo ordentlich, als es bey dem flüchtigen Voltären ſeyn ſoll. Ich ſah auch endlich zum Voraus ein, mit welcher Ordnung man es betrachten mußte. Als ich mitten in dieſen Betrachtungen begriffen war: ſo merkte ich, daß dieſes Bild der Welt, nach meinem Standspuncte, in der

---

zu beſſerm Verſtande dieſer Arbeit unſern Leſern nicht vorenthalten wollen. „Ich halte ihn (nämlich den „Traum,) für zu künſtlich, wenn die Deutung dabey „geſchrieben ſtünde. Wenn aber dieſe fehlet, ſo wird „man ſolches nicht ſo leicht merken. The Miror of „truth in dem Tatler iſt noch künſtlicher, und fordert „eine allzuſtarke Phantaſie, von der wir in der Natur „nichts wiſſen.„ Indeſſen hat er uns doch, damit er uns im Beurtheilen ein wenig Zeit erſpare, den Schlüſſel dazu gegeben, welchen wir gleichfalls hier unten mittheilen wollen.

der körperlichen Welt anfing, dunkel zu werden. Dieſes pfleget auch denen, die wachen ſollten, zu begegnen. Ein unterbrochen Bewußtſeyn zeigte, daß es immer dunkler würde, bis ich endlich den Kopf auf das Buch legte, und einſchlief. Die gehabten Empfindungen hatten die Einbildungskraft zu einem Traume fähig gemacht. Mir ſchien es, als ob ich in einer Welt wäre, von der ich nichts zu ſagen wüßte, als nur dieſes, daß ich zwar viel Dinge um mir wahrnehmen, allein deren keines deutlich erkennen könnte, ſo daß ich es zu beſchreiben, im Stande wäre (1): Bisweilen ſah ich einen Blitz hin u. her fahren, deſſen Licht mir zwar einige Sachen klärer vorſtellete; allein die Geſchwindigkeit und die Menge der Dinge machte, daß meine Erkenntniß bald wieder in die vorige Dunkelheit verwandelt wurde (2). Auf einmal ſah ich in einer mäßigen Ferne einen Mann (3), ohne zu wiſſen, wo er herkam, den ein helles Licht umgab; So lange er geſchäfftig war, ſchien das Licht ſehr helle; wenn er aber ein wenig ruhete, ſo war das Licht nicht ſo ſtark um ihn (4). Ueber ſeinem Haupte ſchwebte ein Knaul, auf dem ſich eine lange Zeit einzele kurze und lange Fäden aufwunden (5). Ueber dieſem Knaul ſah ich, als wie mit Phoſphorus geſchrieben, dieſe Worte: Idea mundi. Nach einiger Zeit ſah ich dieſen glänzenden Mann mit der Hand nach dem Knaul greifen, und einen ſtarken Faden abziehen, der in einem fortdauerte (6).

---

(1) Defectus definitionum adaequatarum. (2) Logica naturalis in homine. (3) Demonſtrator. (4) Cognitio vulgaris. (5) Experientia. (6) Euolutio Syſtem. Metaph.

Ich bewunderte dieſe Begebenheit deswegen; weil dieſer Knaul aus lauter kleinen Fäden entſtanden zu ſeyn ſchien. Ich fragte den Mann, wie ſolches zugienge; er antwortete mir, es wäre etwas in dem Knaul verborgen, welches die Fäden zuſammenknüpfte; und wenn ich Achtung geben wollte, ſo würde ich Gelegenheit haben, es deutlich einzuſehen. Ich gab Achtung und konnte deutlich ſehen, wie er dieſen Faden immer länger ausdehnte, und wie er bisweilen in ungleicher Weite, große und kleine Knoten knüpfte (7). Der Faden war ungemein feſte; denn ich nahm wahr, daß der Mann bisweilen probierte, ob er auch feſte wäre: allein er befand ihn wohl gearbeitet. Es kamen auch verſchiedene Perſonen aus dem Reiche der Dunkelheit gelaufen, welche bey des Mannes Lichte, welches ihn umgab, ganz kenntlich waren, und hingen ſich an den Strick, in der Abſicht, ihn zu zerreißen, aber vergeblich. Wenn man an dieſem Faden zurück gieng, ſo konnte man alle Knoten leicht auflöſen, geradesweges fortgehen, und nach Gefallen wieder zuknüpfen (8). Diejenigen aber, welche von der Seite kamen, zeigten eine beſondere Begierde, die Knoten zu zerſchneiden; ja ſie hätten den Verfertiger, wenn es möglich geweſen wäre, lieber an den Strick aufhängen laſſen. Allein der Blitz ſchlug ihnen in die Augen, ſo daß ſie halb erleuchtet wurden. Nachdem der Mann, gleichſam wie ein Seiler, den Faden eine lange Weile ausgezogen hatte, ſo theilte er ihn in zwo Theile (9), wodurch der Faden etwas ſchwächer wurde, ohne daß ſeiner innerlichen Stärke etwas abging; denn der ſtarke Faden theilte einem jeden ſeine Kräfte in gleichem Maaße, doch nicht zu gleicher Zeit, mit (10). Der Hauptknoten an dem ſtarken Faden waren fünfe, a, b, c, d, e, in welchen die Kraft und Stärke der getheilten Fäden verborgen ſeyn ſollte; denn für ſich allein wären ſie mürbe (11). Jeden von dieſen Fäden dehnte er etwas hurtig aus, ging zurück an dem dicken Faden und verbeſſerte (12) denſelben ſo gut, als es möglich war; dann kam er wieder und nahm einen von dieſen Fäden und zog ihn aus dem dicken Faden immer vor ſich hin. Die Art und Weiſe ſchien mir im Traume unbegreiflich zu ſeyn. Er probierte die Stärke derſelben öfters (13), und mir ſchien es einmal, als riß der Strick entzwey (14). Hierüber erſchrack ich ſo heftig, daß ich darüber aufwachte. Allein ich merkte, daß meine Lebensgeiſter wenig geſtärkt waren; daher es denn ganz natürlich kam, daß ich wieder einſchlief, wozu mich die Süßigkeit eines empfindlichen Schlafes nicht wenig antrieb. Ich ſah mich wiederum an eben dem Orte, welchen ich zuvor verlaſſen hatte. Alles um mir war ein ſchwacher Schimmer. Der Mann, um welchen alles helle war, fiel mir allein in die Augen. Er war beſchäfftiget, den, wie es mir ſchien, abgeriſſnen Faden, wieder mit ſtärkern zu vereinigen, welches er ſehr künſtlich ins Werk richtete. Er ſetzte ſeine Arbeit fort, und ſein Glanz nahm auf jeden Schritt zu. Es dauerte ziemlich lange, ehe er einen Hauptknoknoten knüpfte. Als er nun dieſen Faden lang genug ausgewunden hatte, ſo übergab dieſer Mann, welcher in violet gekleidet war, das Ende des Fadens einem Manne in rothem Kleide, welchen man einen Prieſter der Aſträa nannte, ihn ſo lange zu halten, bis er den andern Faden zur Gnüge ausgewunden hätte. Er gieng demnach zurück, und zog den Faden aus dem Knoten e auf eben dieſe Weiſe aus, wie er es mit dem vorigen gemacht hatte, jedoch mit dem Unterſchiede, daß er ſich eines Maaßſtabes darzu bediente (15), den er bey der vollendeten Arbeit nicht zu brauchen wußte. Neben ihm her gieng ein Prieſter der Hygäa, dem er zuletzt das Ende des Fadens übergab. Zwiſchen dieſen zweenen Hauptfäden bemerkte ich in dem Zwiſchenraume viele zarte Fäſerchen, wodurch jene ſich etwas von ihren Eigenſchaften wechſelsweiſe mittheileten. Mitten zwiſchen den beyden Prieſtern der Hygäa und Aſträa trat ein Mann in ſchwarzer Kleidung; er ergriff mit jeder Hand einen Faden. Ihn umgab ein fremdes Licht, das die Augen blendete und nicht ſein eigen war. Neben dieſem Faden ſah ich drey Männer auf und ab ſpatziren, deren Beſchaffenheit ich bey dem Lichte der andern in etwas erkennen konnte. Der, welcher voran gieng, hatte beſtändig eine runzelichte Stirne und überhaupt ein recht critiſches Geſicht; er betrachtete den Faden hin und wieder genau, und redete mit denen, die hinter ihm waren, beſtändig, und gab ihnen die Maaßregeln ihrer Handlungen; er ſchien mehr Vernunft, als Einbildung, zu haben. Die Perſon, welche ihm folgte, hatte ein ſchönes Anſehen, und ſprach mit vieler Beredſamkeit. Die ihr folgte, hatte ein munteres Angeſicht, und beſchäfftigte ſich mit ſinnreichen Sprüchen, folgte aber ſeinem Vorgänger, in allem auf das genaueſte. Endlich verſammleten ſich alle, die ſichtbar waren, an dem Ende der Fäden. Der Mann im violetnen Kleide, theilte einem jeden ſein Licht mit. Denen drey Männern, welche den Faden angefaßt hielten, beſchrieb er die Art und Weiſe, wodurch ſie ihm gleich werden könnten, und zeigte ihnen den Weg aus dem Bekannten zu dem Unbekannten zu gelangen (16). Er ermahnete ſie ernſtlich, ſich nicht vor denenjenigen zu fürchten, welche unter Drohen und Schelten den Faden zerſchneiden wollten. Er geboth ihnen, ſtets einige neben ſich zu haben, welchen ſie, wenn ſie müde wären, den Faden übergeben könnten. Er gab ihnen die Hoffnung, daß ein jeder nach ſeiner Maaß das Unendliche würde meſſen können(17). Die übrigen drey Männer, nebſt einigen andern, welche ſich das Anſchauen ſeiner Arbeit zu Nutze machen wollten, lehrte er einige Ausübungsregeln (18), inſonderheit die Regeln der Wahrſcheinlichkeit, und vermahnte ſie zur Behutſamkeit. Noch ſah ich von ungefehr in der Ferne einen Mann mit einem Perſpective ſtehen, welcher etwas in eine Tafel ſchrieb. Ich vermuthete, daß es die Männer, welche hier verſammlet waren, angehen möchte, weil er beſtändig auf ſie ſeine Augen richtete. Hierauf ſah ich den Mann im violetnen Kleide Abſchied nehmen; ein freudiges Angeſicht

---

(7) Diſciplinarum diuiſio. (8) Fata auctoris. (9) Philoſoph. Pract. et Phyſices continuatio,

---

(10) Subiectiue in reſpectu ad hominem. (11) Cognitio earum vulgaris. (12) Opera latina auctoris. (13) Dubia (14) videtur.

---

(15) Matheſis in Phyſica.

---

(16) Ars inueniendi. (17) Determinatio indiuiduorum infinita. (18) Praxis.

belebte die Rede; Liebe und Mitleiden theilte er mit ſeinen Freunden und Feinden. Eine Wolke bedeckte ihn, da er noch redete; aus dieſer ſah ich unvermuthet einen Blitz fahren, und hierüber erſchrack ich und wachte auf. Ich wußte mir noch meiner Einbildung zu erinnern; ich dachte dieſem nach und fand die Deutung faſt von einem jeden ins beſondere, deſſen ich mich noch erinnern konnte bis daß ich den Reſt der Nacht in einem tiefen Schlafe zuzubringen mich genöthiget ſah.

M. n. b. m.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die Elſter und der Sperling.

Eine Fabel.

An jenem flach und ebnen Thale,
Wo ſich die Unſtrut mit der Saale
Aus alter Neigung friedlich paart,
Grenzt eine Reihe ſtolzer Höhen,
Wo man den Seegen von Lyäen
In ſüßen Trauben reich verwahrt.
Hier ließ ſichs, bey den ſchönſten Stöcken,
Der Sperling oftmals herrlich ſchmecken,
Und ſchluckte manches Beerchen ein.
Dieß ſah die Elſter auf den Weiden,
Und wollte, bey dergleichen Freuden,
Vielmehr ein Gaſt, als Zeuge, ſeyn.
Sie hüpfte zu den nahen Trauben,
Und konnte kaum dem Auge glauben,

Das ihr ſo vielen Vorrath wies.
Sie ſchrie mit unbedachter Stimme,
Bis ſie der Winzer bald im Grimme
Mit ſeiner Schnure wandern hieß.

Sie und der Sperling mußten fliegen.
O rief der letzte: Welch Vergnügen
Entbehr ich nicht durch dein Geſchrey!
Willſt du der Frucht mit Luſt genießen:
So muſt du dir den Mund verſchließen,
Sonſt eilt der Winzer gleich herbey.

Ich weis es beſſer anzugreifen,
Mein Blick muß oft den Berg durchſtreifen,
Eh mich ein ſüßes Träubchen kühlt.
Ich ſeh auf meines Feindes Blicke,
Und ſtehle nie mit beſſerm Glücke,
Als wenn der Winzer ſelber ſtiehlt.

Kaum war der Winzer fortgegangen:
So trieb das durſtige Verlangen
Die Elſter wieder zu dem Moſt.
Allein ſie brachte bald von neuen,
Sich ſchwatzhaft, durch ein heftig Schreyen,
Wie vorhin, um die ſüße Koſt.

Nun, ſchrie der Sperling, werd ich inne,
Du Elſter, biſt nicht wohl bey Sinne;
Stets ſtörſt du dich in deiner Luſt.
Wie, rief ſie, hab ich doch geſchryen?
Noch dießmal werde mirs verziehen,
Vor Freuden hab ichs nicht gewußt!
Sie fliegt nunmehr zum drittenmale
Nach der vom Wein geſchwollnen Schaale,

Frißt ſicher, weil ſie ſtille frißt.
Wiewohl ſie muß ſich doch entdecken,
Kein Träubchen will ihr weiter ſchmecken;
Sie ſchreyt, bis ſie der Winzer ſchießt.
Wie mancher wär beglückt gediehen,
Wenn er ſein Glück nicht ausgeſchrien,
Und vor der ganzen Welt entdeckt!
O Schwätzer! lernt ein Guth genießen,
Das, weil es wenig Neider wiſſen,
Uns ſichrer bleibt, und ſüßer ſchmeckt.

C. F. Gellert.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Schreiben

An ein junges Frauenzimmer in Leipzig.

Ich möchte vergehen, Mademoiſelle, wenn ich gedenke, daß ich vergeblich und in die Luft ſchreibe, und daß ſie dieſen Brief niemals erhalten werden. Wahrhaftig! die Poſten ſind noch ſehr übel beſtellt; ich kann mich ihnen unmöglich anvertrauen. Es ſind dieſelben durch unſere beyderſeitigen Unterhandlungen noch wenig in den Gang gebracht, ſo daß es leicht geſchehen könnte, daß meine Schreiben liegen bleiben, erbrochen und geleſen werden könnten; da wären unſere Sachen verrathen. Denn die Zeiten ſind böſe; kein Friede iſt nicht, die Wege ſind unſicher und die Väter ſind neugierig, das wiſſen ſie ſelbſt wohl. Zwar, da ſey der Himmel vor daß ich ihnen hierinnen Geheimniſſe zu ſchreiben, mich unterſtehen wollte. Denn für das erſte, ſo haben wir noch keine; und weil der Brief gedruckt wird, den ich an ſie ſchreibe, ſo würde ich ja als in Sachen, die heimlich ſind, gar nicht heimlich ſeyn, und dergleichen Geheimniſſe würden, wie ich glaube, ganz beſondere ſeyn müſſen. Nein, meine Schöne, ich weis von nichts anders, davon ich ihnen in meinem Briefe etwas ſagen könnte, als daß ich von einer unbeſchreiblichen Begierde, ihnen meine Ehrfurcht zu bezeigen, getrieben werde; daß mir hierzu die Gelegenheit fehlet, und daß ich mich entſchließe, den Brief in ein Buch zu ſetzen, das geleſen wird, um an ſie auf eine ſolche Art zu ſchreiben, daß ich weder einen Verweis verdienen, noch ſie darüber zürnen, noch auch der Herr Vater, ja ſetzen ſie auch die Frau Mutter und Jungfer Schweſter darzu, die Sache verſtehen, und des gewiß ſeyn können. Sehen ſie nur, ich dachte bey mir alſo: vielleicht lieſt mein Frauenzimmer die Beluſtigungen; vielleicht findet ſie das Schreiben darinnen; vielleicht erräth ſie den Verfaſſer davon; vielleicht lachet ſie darüber. Und dieſes wird ſie mir verweiſen können? darüber wird ſie zürnen? O nein! ich muß doch jederzeit ungewiß, und die übrigen alle noch zweifelhaft ſeyn, ob ſie diejenige ſey, an die ich ſchreibe; ob ich derjenige ſey, von dem ſie denket, daß er geſchrieben habe?

Aber mein Gott, was werden die Leute ſagen, die den Brief leſen werden? Daran denken ſie ſo wenig, meine Schöne, als ich daran denke. Was geht das die Welt an, daß ich ihnen etwas von meiner Ehrerbiethung zu ſagen hatte? Ich habe mein Schreiben an ſie gerichtet, und für ſie gehöret auch mein Schreiben. Die andern werden ihnen einen Eingriff thun, wenn ſie darüber critiſiren. Man hat immer und lange genug in geheim geſchrieben; dieſe Zeilen ſind nach der neuen Art; wenn ſie an denſelben etwas ſträfliches finden, ſo ſagen ſie mir es. Ich thue meine Erklärung vor der ganzen Welt, daß ich ſie ehre; es iſt ein offener Brief, und nur das einzige habe ich verſehen, daß ich gleich anfangs vergeſſen habe, oben darüber die Worte zu ſetzen: Ich urkunde hiermit und bekenne vor allermänniglichen dieſes Briefs Anſichtigen, inſonderheit aber denen, ſo es von nöthen ꝛc. Aber es iſt doch gleichwohl verdrüßlich, daß alle Welt in den Brief hinein gucken kann. Denn damals, da ich das erſtemal die Ehre hatte, ſie zu ſehen, da iſt meine Müdigkeit und mein unbändiges Pferd, das mich den Tag vorher abgeworfen hatte, daran Schuld, daß ich ihnen viel zu ſtille geweſen bin. Ich reite niemals wieder; man iſt gar zu ſtumm, wenn man geritten hat. Aber nunmehro habe ich mich beſonnen, wie viel ſchönes ich ihnen damals hätte ſagen können, und hiervon nahm ich mir vor, eben itzo dieſen Brief zu ſetzen: jedoch ich kann ihnen, dieſer Urſache wegen, wahrhaftig wiederum nichts ſagen. Was werden ſie denken, wenn ſie nunmehr, nachdem ich ihnen ſchon ein langes vorgeplaudert habe, dennoch am Ende und an dem Orte, an welchem ich an ſie meine Anrede nun eigentlich machen ſollte, von neuem zu meinem alten Stillſchweigen gebracht werde; nur deswegen, weil ich etwas anders gerne ihnen, und gerne etwas an-

anders den Leſern zu leſen geben wollte. Ich hätte es lieber alſo veranſtaltet, daß es mit meinem Briefe ſo, wie mit den Ausführungen und Rechtfertigungen großer Herren ergienge. In dieſen ſchreibt man ſo etwas; man trägt in dem Eingange allerhand zuſammen, und machet ſich Platz, Urſachen, warum man ſchreibe, zu finden und aufzuſuchen; man führet ſie an, und die gemeinen Leſer ſollen ſie glauben; obgleich diejenigen, die da ſchreiben, und die, um welcher willen geſchrieben wird, unter ſich doch wohl wiſſen, daß es auf etwas ganz anders ankömmt, als auf das, was ſie alle leſen. Doch das gehöret in die Staatsklugheit, auf die ich mich nicht verſtehe. So viel aber habe ich doch den großen Herren abgemerkt, daß man nur dieſes ſchreiben müſſe, was man dürfe. Ach! wüßte ich es doch nur nicht, ach daß ich lieber dasjenige, welches ich ihnen allein zu ſagen habe, öffentlich ſchreiben, als unruhig ſeyn und ſchweigen dürfte! Da ſitze ich nun und überlege alles; ich leſe es durch, ich überdenke es, und ſehe es wohl zweymal an, ob ich nicht etwa was von der Liebe geſchrieben hätte, welches Wort mich augenſcheinlich zu Grunde richten würde. Glauben ſie mir dieſes, daß ich gerne manches Wörtchen mit hinein geſchrieben hätte; aber ich darf nicht, und ich habe auch ſchon etwas ausgeſtrichen. Denn ich verſtatte mir gar nichts, und wende alle Wörtchen zuvor erſt um, ehe ich ſie ausgebe.

Mit wem ſpreche ich aber itzo? o weh itzt fällt es mir ein, daß ich vielleicht mit niemanden rede. Ich rede zwar mein Frauenzimmer an, und ich mache es verwegen genug, alſo, wie man es machen muß; gleichſam als wenn ich gewiß und verſichert wäre, daß ſie die Beluſtigungen läſe, und daß ſie, ohne daß ich zweifelte, dieſe Zeilen erhalten würde. Aber dieſes heißt ja etwas Unerwieſenes voraus ſetzen, es annehmen, und ſeine Meynungen darnach einrichten, welches die Vernunftlehre ſchon durch ein ſehr altes Geſetze verbothen hat. Die Einbildung hat mich betrogen, das geht nicht an; ich habe geirrt, ich muß mich zu etwas gewiſſerem wenden.

Sie, alle meine Leſer dieſes Briefs und der Beluſtigungen, liebſte Landesleute, ſie ſage ich, theureſte Söhne, welche die Muſen vor vielen andern am liebſten haben, meine Freunde und zum Theil meine Brüder! Sie bitte ich und erſuche ſie demüthigſt, leiſten ſie mir eine angenehme Gefälligkeit, helfen ſie mir doch gütigſt mein Vorhaben ausführen. Die Mühe iſt geringe; es erfordert keine Beluſtigung, es erfordert keine Tapferkeit, beſorgen ſie nichts. Sehen ſie aber, dieſes ſind meine Anſtalten. Ich habe mir nämlich eben zu dem Ende die Regiſter derer, die zu ihrer hohen Schule und zu ihrer Vaterſtadt, ſo wie ich, eben daſſelbe Leipzig haben, aufſchlagen und zeigen laſſen. Was ſoll ich darbey weitläuftig ſeyn? Kurz, ich habe gerechnet, daß, wo der Brief an alles Frauenzimmer von 16 bis 25 Jahren gelangen, und aus der Hand in die Hand gegeben werden ſoll, ihn allezeit drey Frauenzimmer von einem, der ſie kennet, zum leſen erhalten müſſen. Dieſes iſt es M. H. das ſie ausführen ſollen. Ach nun freue ich mich recht ſehr! Sie wird auf eine ſolche Weiſe meinen Brief erhalten; nun wird ſie ihn leſen; o dieſes iſt ein angenehmer Dienſt, den ſie mir geleiſtet haben; ich werde mich bey ihnen tauſendmal bedanken; denn ich will es doch wohl erfahren, wer davon der Ueberbringer geweſen ſey. Leben ſie nun wohl, meine Leſer, leben ſie wohl, ſo viel iſt ihnen hiervon zu wiſſen nöthig geweſen, itzt aber wird ſich meine Rede wieder zu der Schönen wenden, gegen welche mein Brief ſchon lange geſchwiegen hat.

Sie könnte es aber nun übel nehmen; ja, ich zittre ſchon, ſie könnte mir es verweiſen, daß ich in das Schreiben, das an ſie gerichtet war, Fremde eingemenget, und mit dieſen ich weis nicht was geredet hätte. Mein Gott, ich weis auch nicht, wie ich auf den wunderbaren Anſchlag gefallen bin. Zwar ſcheint es nur eine kleine Ausſchweifung, und dieſe, wenn ich es bedenke, ſo gar einiger maßen nothwendig geweſen zu ſeyn. Daher denke ich nicht, daß dieſes ſtraflich wäre. Ich will einen Fall ſetzen. Geſetzt, daß ich nun mit dieſem ſchönen Frauenzimmer an einem Orte ſtünde, geſetzt ich hätte dieſes Glücke, ich genöſſe dieſer Ehre, und es giengen hübſche Leute vorüber, die ich kennte; ſollte mir es denn nicht verſtattet ſeyn, dieſe zu grüßen? Nun, da haben ſie meine Entſchuldigung, hier iſt ſie: nämlich ich ſehe die Bitte an meine Freunde für ein Compliment an, das ich im Vorbeygehen gemacht habe. Zu dem ſo iſt es ein Brief, den ich ſchreibe, und da giebt es ja allezeit einige Worte, die nicht an denjenigen, der ihn erhält, gerichtet ſind. Er muß doch eine Zufertigung und eine Aufſchrift haben. Der Unterſcheid iſt nur, daß andre ſie von außen darauf zu ſetzen pflegen, und ich ſie mit hinein geſchrieben habe. Vielleicht ſaget man mir, daß dieſes wider den äußerlichen Wohlſtand eines Briefes ſey; ach ja wohl! ich merke es freylich, und ſehe tauſend Anzeigen, ja ich empfinde es bey mir ſelbſt, daß mein Brief, weil ich ihn ſo gerade zuſchreibe, ein wenig übel gerathen ſeyn müſſe. Zwar wer weis? Er iſt ja unordentlich. Und was thut es auch? Dieſe ſind meine erſten Zeilen, die ich einem Frauenzimmer ſende; es koſtet ein Wort, ſo will ich ſchwören, daß ich dergleichen niemals wieder ſchreiben will.

Aber wer ſaget es mir denn; iſt denn dieſes der Gebrauch, und gehöret es denn dazu, daß man, wenn man einem Frauenzimmer ſchreibt, ſo über alle maſſen furchtſam iſt? Bald hat man was zu ändern, bald was zu befürchten, bald was zu erinnern, bald, ja alle Augenblicke (dieſes hat mich ſchon was rechts geplagt) was zu entſchuldigen. Da iſt ſtets etwas neues. Meine Jungfer, ich würde etwas beſorgen, wenn es mir nur etwa allein ſo wäre. Denn ich bin gar zu beſorgt, und ich kann damit niemals zu Ende kommen. Sehen ſie, es iſt mir ſchon wiederum etwas eingefallen, und was? etwa dieſes aufs neue, daß ſie meinen Brief nicht empfangen werden? O nein, ich ſetze, ſie haben mein Schreiben durch meine Bothſchafter erhalten; ſie ſehen es an, und ſind in ihrem Leſen gerade bis hieher und ſo weit gekommen, ſo weit wo ich itzt mit der Feder und in meinem Schreiben bin. Sie erſehen aus demſelben wohl, und leſen es auch, daß er allen Frauenzimmern übergeben worden iſt. Werden ſie nun auch wohl, dieſes iſt mein Zweifel, werden ſie nun auch wohl auf ihre Perſon einen Anſpruch darauf machen, und werden ſie auch wohl aus demſelben den Verfaſſer errathen? Was haben ſie von ſich für ein Merkmaal, das ſie nicht täuſche, und wer meynen ſie nochmals, der ich wohl ſey? Es wird ſich eine ganz gewiß betrügen. Vielleicht ſuchet ſie die letzte Seite des Maymonats auf, wo in dem langen Sinngedichte jemand, ich weis nicht wer, die Namen ſeiner Mitarbeiter, den übrigen zur Nachricht aufgeſchrieben und erzählet hat. Sie fehlen weit, ich ſage es ihnen voraus; ſie finden mich nicht, weil der Poet meinen Namen ausgelaſſen, und meine Stücke zum Verſtande geſchlagen hat. Dieſer Herr M. Tulipe hätte mir durch ſein Unterlaſſen, auf der Welt nichts nachtheiligers, als dieſes, thun können; ſie werden den Verfaſſer des Briefs daraus nicht erſehen; o ich armer C. F. H. da wäre ich, mein Brief, und alles verlohren. Dieſes geſtehe ich ihnen, meine Jungfer, zwey Dinge, M. Tulipe und noch etwas, hätten mir in der Welt, es fehlete nicht viel, ſehr vieles ſchaden können. Erſtlich mein Pferd. Dieſes nämlich, weil es, dafern es nur den Sprung ein wenig höher hätte machen wollen, mir ganz gewiß, das groſſe Glück, ſie kennen zu lernen, und ſie zu ſprechen unterſaget hätte; den Streich würde ich ihm, ſo lange ich lebe, nicht verziehen haben. Jener aber, daß er mir, da ich ſie nun kenne, beynahe die Gelegenheit wieder benommen hätte, von ihnen als der Verfaſſer des Briefes, erkannt zu werden. Denken ſie nur, wie mich das kränken müſſe. Doch es hat keine Gefahr, ſie errathen mich gewiß; beyde haben mir nichts geſchadet, und mein Glücke hat durchgedrungen. Zweifeln ſie nicht mehr, ich bin derjenige, der damals von ihnen ein wenig bemerkt zu seyn, die Ehre hatte; der ſo oft ihr fertiges Tanzen lobte; der, ob er gleich bey einem jeden andern Frauenzimmer, da er Poeten geleſen hat, in gleichem Falle beredt geſchienen haben würde, ſich doch zu ſtille und zu müde, nur allein bey ihnen, vorgekommen iſt; derjenige endlich, der, da er ſein verſchwiegenes Weſen bey ihnen entſchuldigen wollte, deßwegen einen Brief geſchrieben, und doch nichts geſaget hat; und daß ich ihnen von mir ein eigentliches, ein kenntliches und ein untrügliches Merkmaal gebe, ich bin derjenige, der ich vor den übrigen allen, in der allertiefſten Ehrerbiethung verharre, die ich gegen ſie zu tragen niemals aufhören werde.

Leipzig, den 19 May
1742.

C. F. H.

* *

Eine anakreontiſche Ode.

Könnt ich mit beredten Saiten
Ein bezaubernd Lied begleiten:
Schönen, ſo ſollt euch allein
Spiel und Singen heilig ſeyn.

Könnt ich überredend ſprechen,
Und die ſtarren Sinne brechen;
Schönen, ſo wär eure Gunſt
Mir der Preis der Redekunſt.

Könnt ich andern Glanz und Leben
Durch unſterblich Dichten geben:
Schönen, ſo wär jedes Lied
Nur um euren Ruhm bemüht.

Ende des Heumonats.

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Et prodeſſe volunt & delectare —— *Horat.*

Auf das Jahr 1742.
Auguſtmonat.

Die zweyte Auflage.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Fehler
einiger Rechtsgelehrten.

Gewinnſucht, falſcher Ruhm, und ſelbſt Unwiſſenheit
Gebähren manchem Stat der Rechtsgelehrten Streit.
Aſträens Tempel wird der Schauplatz ihrer Kriege;
Ein Federheld gewinnt im Spruch erſchlichne Siege.
Geſetzt: das Böſe bleibt ein allgemeines Gut:
Beym Unrecht ſieht man doch, daß Unſchuld kläglich thut.
Die Bürger hadern ſich, ein Bruder mit den Brüdern;
Das Ganze leidet auch in unterſchiednen Gliedern.
Verführer, deren Kunſt dieß ewge Unheil ſtift,
Ihr ſeyd es, die mein Zorn in dieſen Blättern trifft;
Euch macht die Leidenſchaft zu frechen Midas-Söhnen;
Ihr ſeyd dem innern Stat die Feinde von Irenen.
Verzeiht inzwiſchen ihr, die ihr am Ruder ſitzt,
Des Landes Wohlfahrt ſucht, die Billigkeit beſchützt,
Vor deren Richterſtuhl die Armuth nimmer weinet,
Kein Unterdrückter fleht, weil naher Troſt erſcheinet;

Die ihr die Laſter ſtraft, daß Tugend ſicher wohnt,
Die Niedrigen bezähmt, und nicht der Großen ſchont,
Ihr mögt einſt zu dem Lohn gerechter Thaten eilen,
Und bey der künftgen Welt den Ruhm mit Minos theilen.

Auch ihr! die ihr das Recht darum erlernt und wißt,
Daß es durch euren Mund ein Schutz der Wahrheit iſt,
Vertheidiget mit Ruhm den Grund gerechter Klagen;
Der Pöbel wird umſonſt an eurer Würde nagen.
Von unſers Beyfalls Spruch bleibt eure Pflicht verehrt,
Die der Gerechtigkeit die wahren Prieſter mehrt.
Laßt euch nur unumſchränkt von innrer Tugend treiben.
O edle Leidenſchaft, der Wahrheit treu verbleiben!

Was weiſer Fürſten Macht, der Länder Glück erhält,
Iſt Gottesdienſt und Fleiß, Kunſt, Wiſſenſchaft und Geld,
Gehorſam, Lieb und Furcht, Geſetz und ſtarke Waffen,
Dem State Sicherheit und innre Ruh zu ſchaffen.
Dann zeigt ein Fürſt in ſich der Gottheit ähnlich Bild,
Die im Zuſammenhang die Welt mit Ordnung füllt,
Wenn erſt ſein klug Geſetz den Unterthan umſchränket,
Zur Abſicht Wohlfahrt führt, und die Natur nicht kränket.

Allein, wenn gleich zu Rom im weiten Martisfeld
Vom Beyfall ein Geſetz die Kraft des Rechts erhält,
Und Bürger ſich nun ſehn zu neuer Pflicht verbunden:
So wird auch der Betrug zur Ausſchweifung erfunden.
Dieß Unheil, damals groß, verringert ſich noch nicht;
Man geh nur aufmerkſam ins offene Gericht.
Auf Staten, wo der Spruch des Richters uns entſcheidet,
Iſt manches Zimmers Wand mit Schriften ausgekleidet,
Die man von hundert Jahr und länger her verwahrt,
Als wären ſie von dort uns zum Beweis erſpart:

Es ſey die Wiſſenſchaft, in dem Proceß zu lügen,
In vorger Welt zugleich zum hohen Grad geſtiegen.
Ich, welchen Trieb und Wahl das Recht erlernen hieß,
Weis, was ſich mir dort oft bis zum entrüſten wies.
Denn, ſollt ich noch die Kunſt der Zankerey begreifen,
So konnt ich hier mein Buch mit ſtärkern Sätzen häufen,
Als mir ein Lehrer kaum in Fall und Regel ſchrieb,
Da mich vordem mein Fleiß zum vollen Hörſaal trieb.
Hier fand ich unverhofft, in ſtaubigten Papieren,
Der Allegaten Schmuck die dumme Sätze zieren,
Verſpottung, die ſich ſeicht an Grundgeſetze wagt,
Und derer Rechte lacht, die das Gewiſſen ſagt.
Da lernt ich mit Verdruß und öfters im Ermüden;
Mit wie viel Hinterliſt ein Teſtament zu ſchmieden;
Wie Pacht- und Kaufvertrag den Nächſten hintergeht;
Wie wenig beym Betrug der Wayſen Recht beſteht;
Wie man die Armuth kränkt, der mitten im Betrüben
Kaum ſchlechter Unterhalt zum Leben übrig blieben;
Wie viel ein Nebenzweck der Wahrheit Abbruch thut,
Wenn Argliſt für Verſtand in Rechtsgelehrten ruht.
Ihr Helden! ſchnell zum Zwang in Themis weiſer Lehre,
Ihr habt Gewinn mit Fluch, und Anſehn ſonder Ehre.

Doch öfters ruht im Recht ſelbſt Fehl und Widerſpruch;
Umſonſt vertheidigt Struv den **redlichen Betrug**,
Man ſuch in dieſem Satz die Wahrheit zu vergleichen:
Du mußt zu deinem Tod das Schwerdt nicht von dir reichen.
Wer nimmt ihn eilend an, wenn hier das Gleichniß hinkt?
Ermordet iſt nicht der, wer Sachverluſtig ſinkt.
Urkunden ſollen dir und mir den Zwiſt entſcheiden;
Doch weil nur du ſie haſt, kann ich darunter leiden?

O, daß in mir zu ſchwach der Dichtkunſt Feuer brennt!
O, daß der Ausſpruch nicht das Kunſtwort deutſch benennt,
Von Rechtsgelehrten Krieg und von den Rechtsgebrechen,
Wollt ich weit glücklicher nach meiner Abſicht ſprechen.
Es wird der Leidende durch Rechte ja geſtärkt?
Wie aber ſchreibt man ſie dem, der ſie klüglich merkt*?
Kann ich mich ihrer Kraft, wenn ich ſie weis, verzeihen;
Wie ſollten ſie mich nicht unwiſſend angedeyen?
Doch oft thut Misverſtand der Regeln Inhalt Zwang,
Und Grenzen fehlen oft dem buchſtäblichen Klang.
Nur ſolch ein Irrthum wird ſelbſt Gottes reine Lehren,
In ein verdunkelt Buch voll Widerſpruch verkehren.
Ja wenn den Ulpian die Größe einſt verließ,
Und er im Irrthum ſich als wie ein Menſch bewies;
Der fehlende Pompon vielleicht halb zweifelnd glaubet:
Es ſey das Hintergehn beym Kaufcontract erlaubet:
Iſts billig, daß man drum auch ihre Meynung wählt,
Mit ihnen ähnlich denkt, mit ihnen glaubt und fehlt?
Wenns auch nicht möglich iſt, zu täglich neuen Fällen
Ein eigenes Geſetz im Ganzen feſt zu ſtellen,
Und bürgerliches Recht auf Aehnlichkeiten blickt,
Wozu es ſich zwar hier, nur aber dort nicht ſchickt:
So wird, will dich zuletzt geſchriebnes Recht verlaſſen,
Natur und Billigkeit in dir ein Urtheil faſſen.
Untrennbar iſt vom Licht der ausgeſtreute Schein.
Es wird, was einſt geſchah, nie ungeſchehen ſeyn.
Der Menſchen Handlung iſt in Wahrheit ſtets gegründet,
Die zwar im Herzen bleibt, nur in dem Mund verſchwindet.
Doch Lügen können ſie im Weſen nicht verdrehn;
Sie iſt, ſo wie ſie war, und bleibt, wie ſie geſchehn.

---

* Vigilantibus.

O dürften Richter ſie nur ſonder Schminke kennen;
Ihr Beyfall müßte ja das Recht der Unſchuld gönnen.

Allein **Litigius** umgräbet ihren Grund,
Iſt kühn und unverſchämt verhärtet Stirn und Mund;
Er weis die Wahrheit wohl, und kennt anbey die Rechte:
Doch da Gewinnſt ihn reizt dient er dem Geiz zum Knechte.
Für Geld kauft man von ihm ein zürnendes Geſicht;
Geſetze, die er weis, weis er nur darum nicht;
Er glaubet, was ihm nützt, ſucht freventlich zu irren,
Und will auch das Gericht, wie ſeine Schrift, verwirren.
Sein Vortrag iſt voll Liſt, die ihm gleichgültig ſcheint,
Das Falſche giebt er zu, das Wahre wird verneint,
Die Rechte dreht er um, und dürfte für Gebühren,
Den, dem er ſich verpacht, zum falſchen Eid verführen.
Im Eifer ſieht man ihn, den er doch ſelbſt nicht fühlt,
Tiefſinnig ſtellt er ſich, wenn er mit Worten ſpielt.
Wird ihn ſein Gegentheil zur Sachen Grund ermahnen:
So ſpricht er, längſt gewohnt: der Kläger macht Chikanen.
Beym Dunkeln redt er viel, um Deutlichkeit zu fliehn,
Und was nur Kürze braucht, wird er ins Weite ziehn;
Die Vollmacht ſcheinet ihm ein Freybrief zum Betrügen;
Sein kräftigſter Beweis iſt Argliſt obzuſiegen.
Urkunden, die er fälſcht, zieht er beherzt hervor.
Beſtochner Zeugen Eid betriegt des Richters Ohr;
Er pocht und ſtützet ſich auf unerwieſne Dinge,
Und nimmer ficht ſein Witz voll Zweifel bey der Klinge.
Sein Troſt iſt, wenn für ihn das Urtheil widrig fällt:
Er hab im Sachverluſt für jeden Satz ſein Geld.
Allein **Litigius**, was hilft dir dein Erwerben?
Du läßt für ſchnöden Lohn ſelbſt dein Gewiſſen ſterben.

Suptilis dient vielleicht weit gültiger im Stat?
Er thut aus Ehrſucht das, was der aus Geldgeiz that.
Er forſcht die Gründe durch und wird nach ſeinen Zwecken
Die Wahrheit ſelten ganz, oft nichts von ihr entdecken.
Bald ſchränkt er Regeln ein, bald dehnt er den Verſtand,
Für Unrecht hält er itzt, was er einſt billig fand;
Zweydeutig iſt ſein Wort, wahrſcheinlich ſeine Sätze,
Des Richters Argwohn fleucht, durch ſein verſchmitzt Geſchwätze.
Iſt er ein braver Mann, wenn man ihn überführt,
Daß er das Recht weit ehr, als den Proceß, verliehrt?
Doch Große ſind ihm hold und in den Bauerzechen
Wird mancher Schöppe noch von ſeinem Vortrag ſprechen.
Sein Wiſſen macht ihn ſtolz, zum ſchwerſten Streit geneigt;
Er lacht im Geiſt, wenn er die Rathhaustreppe ſteigt.
Der Grundſatz ſchmeichelt ihm, bey dem Gewiſſensbiſſe:
Daß man den Teufel ſelbſt in Ketten hören müſſe.
Dieß ſtarkt ihn, und er lügt den Läſtrer von dem Pfahl,
Den Dieb von Haft und Strick den Räuber von der Qual;
Wo nicht, ſo fallt jedoch das Urtheil viel gelinder.
Wer aber bleibt denn wohl zuletzt der größte Sünder?
Es ſcheint **Fanaticus**, daß du mein Lob gewinnſt.
Du ſprichſt; „Es iſt im Stat das Recht ein Hirngeſpinnſt,
„Jung wird man durch die Zucht zur Billigkeit gezwungen,
„Und in Gewohnheit alt, iſt uns das Recht entſprungen.
„Vergeblich iſt die Müh, daß man dieß Unding dämpft,
„Weil täuſchende Vernunft für ſein Bezaubern kämpft,
„Weil Weiſe Selbſtbetrug in blanke Feſſeln leget,
„Und Strafe Dümmeren des Willens Grund beweget.
„Indeſſen merkt ein Geiſt, der wider Wahnwitz ſtrebt,
„Daß Ordnung und Geſetz an Schein und Dünkel klebt;

„Theils, weil ein Menſch, ein Fürſt, des Irrthums Schwachheit nähret:
„Theils, weil das meiſte Recht Gebräuche Roms erklaret.
„Geſezt: man ſtüzet ſich auf ſeinen Schneidewin,
„Und läßt den Lauterbach mit neuer Weisheit ziehn:
„Sie ſetzen beyderſeits ihr Meynen nur auf Schrauben.
„Ich glaube, was ich will, und laß auch andre glauben.
„Wär ja das Recht ein Recht, ſo müßt es allgemein
„Und zum gelehrten Zank kein Erisapfel ſeyn.
„Mir ſoll es, wie vielleicht in annoch tauſend Welten,
„Die nöthig Böſes ſchmückt, zu meiner Brodtkunſt gelten.
O Bosheit ſonder Scham! der Pöbel ſchwazt ſo blind.
In unſrer Bruſt iſt uns ein ewig Recht gegründt.
Nur freylich wollt es nicht des Himmels Gunſt vermeiden,
Daß wir die Billigkeit vom Unrecht gründlich ſcheiden.
Allein es bleibt der Welt die Sonne doch im Brand
Hat ihre Farben gleich kein ſterblich Aug erkannt.
Kann auch die Seele nicht in zwo verſchiednen Sachen
Den innern Widerſpruch zugleich ſich glaublich machen;
Ruht dann im Zweifeln Recht? Allein wenn ein Geboth,
Von Fürſten wohl geprüft, Verbrechern Strafe droht,
Für Zweifel Ordnung ſezt; ſo wird ein ſolch Gebiethen,
Gelehrten eitlen Zwiſt und Bürgern Krieg verhüten.
Wie iſt denn **Imprudens**, der bey Proceſſen träumt,
Im Dünkel ſchnell verfährt, und unter Einfalt ſäumt,
Der wenger denkt, als ſpricht, u. dann am erſten ſchweiget,
Je nöthiger es iſt, daß er den Rechtsgrund zeiget;
Der ſchon das Urtheil weis, wenn er den Vortrag hört;
Der ſich kaum ſelbſt verſteht, doch andere belehrt;
Der glaubt, was jeder lügt, den nicht die Wahrheit ſtärket,
Daß er unwiſſend ſey, ſo viel er Proben merket;

G 5 Der

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Der in dem Vortrag ſtockt, aus Furcht vorher erſchrickt,
Und wenn er gar verſtummt in ſeine Briefe blickt;
Der, wenn, bey dem Verluſt, ſich der Client betrübet,
Sein eigenes Verſehn auf ſeinen Richter ſchiebet?
Er taugt zum Beyſtand nicht. Sein Wiſſen iſt zu ſeicht;
Es muß nur hölzern ſeyn, was ſein Verſtand erreicht.
Gerechte Sachen gehn durch ſeine Schuld verlohren.
Allein er iſt vielleicht zum Bierwirth ehr gebohren.

Auch dient kein **Laſſus** hier, der ſich die Schriften häuft,
Und bey der zweyten Friſt zur Feder langſam greift;
Der ſonder Müßiggang nicht gerne Zeit verliehret,
Viel Klagen an ſich nimmt und nicht zu Ende führet;
Der ſich vor Großen ſcheut, der Bosheit niemals ſchilt,
Und der kein Herze fühlt, wenn es der Wahrheit gilt.
O! laßt ihn bey der Frau zu Hauſe läßig bleiben;
Er fordert ihren Rath; nun wird ſie ihn wohl treiben.

Noch minder **Inſpirat**, der heraklitiſch weint,
Dem ſelbſt das Gute Bös' und Böſes ſchlimmer ſcheint;
Gebt acht, es wird ſein Wahn bey den gerechtſten Sachen,
Im tieferſeufzten Ach, ihm ein Gewiſſen machen.
Es wird aus Unrecht Recht, wenn er zum Frieden räth;
Er taugt allein entzückt bey Schweſtern zum Gebeth.

Ich ſeh, der Bauer kömmt bey annoch frühen Morgen,
Sein Weſen zeiget Furcht, die trüben Augen Sorgen,
Die ihn von dem Proceß, weil Geld und Beyſtand fehlt,
Auf hartem Holz und Stroh ſchon durch die Nacht gequält.
Sein ſcheu und ſchwacher Schritt und die begrauten Haare
Sind Zeugen ſeines Grams und ſeiner nahen Baare.
Er geht und überlegt den Ausgang ſeiner Noth;
Er ſucht des Anwalts Haus und wünſcht ſich wohl den Tod,

Hätt er zuvor dem Sohn, der ihn zur Stadt begleitet,
Und noch itzt bey ihm geht, ein ſichres Haus bereitet.
Er kömmt gleich vor die Thür und ſieht ſo ſorgenvoll,
Als ob Dodonens Hayn ihm glücklich rathen ſoll.
Der Tag, der langſam kam, ſcheint endlich langſtens helle,
Noch aber hütet er die viel betretne Schwelle,
Weil nichts den **Haurius** im Schlafe ſtören darf,
Den geſtern ſpäter Wein berauſcht ins Bette warf.
Doch itzt erwachet er und reißt ſich aus den Federn;
Er hörte das Geräuſch von nahen Kutſchenrädern.
O, **Haurius**! was dir ein armer Bauer klagt,
Verdient oft mehr Gehör, als was ſein Herrſcher ſagt.

Doch welches ſind denn nun der Rechtserfahrnen Pflichten?
O fragt nur eure Bruſt, die wird ſie euch berichten.
Die Dichtkunſt malt euch hier zum Abſcheu manches Bild;
Macht, daß man nicht an euch dieſelben Fehler ſchilt.
Prüft euch und ſeyd fortan das Gegentheil von allen,
Dem Stat zur Beſſerung, der Tugend zu gefallen.

Du aber, Dännemark, verdienſt für Deutſchland Preis.
Den Anwalt nährt in dir kein ungerechter Fleiß.
Die Kunſt Italiens, von ewigen Proceſſen,
Lehrt uns bey eignem Recht die alte Treu vergeſſen.
Die Müh verbeſſert nichts, die mancher Fürſt ſich giebt,
Der Seufzer ferne wünſcht und Recht und Wahrheit liebt.
Betrüger ſtehn im Werth beym Unverſtand, wie Götter;
Zück, Themis, du dein Schwerdt zur Rache deiner Spötter.

J. F. Zernitz.

Send-

* *

Sendſchreiben
Von der Zuläßigkeit der Satire
und deren Einrichtung.

Mein Sohn,

Du verlangeſt meine Gedanken von der Satire zu wiſſen. Ich ſoll dir ſagen, ob ich ſolche für zuläßig halte, und was vornehmlich bey deren Verfertigung zu beobachten ſey. Vielleicht könnte ich der Mühe, davon zu ſchreiben, überhoben ſeyn, wenn ich dich auf diejenigen Bücher wieſe, welche von beyden umſtändlich gehandelt haben. Ich nehme aber dennoch dieſe Arbeit mit Vergnügen auf mich, weil ich glaube, der Unterricht eines Vaters werde hierinnen mit noch mehrerem Nachdrucke bey dir wirken, als die Regeln fremder Perſonen. Du haſt mich gebethen, dir meine Gedanken davon zu ſchreiben; du darfſt dich alſo um ſo viel weniger wundern, wenn du keine philoſophiſche Abhandlung erhälſt; und weil es ein Brief iſt, den ich an dich ſchicke, ſo bin ich hoffentlich entſchuldiget, wenn ich keine ſyſtematiſche Ordnung dabey beobachte.

Von der Zuläßigkeit der Satire weitläuftige Gründe beyzubringen, ſcheint mir überflüßig zu ſeyn. Ich kenne deine angebohrne Neigung zu dieſer Art von Schriften, und ich glaube, es würde mir ſchwerer fallen, dich zu überzeugen, daß ſie verwerflich wären, als zu beweiſen, daß ich ſie allerdings für ein nöthiges Stücke der Sittenlehre halte. So lange eine Satire dieſe Abſicht behält, daß ſie die Laſter lächerlich machen, und den Menſchen einen Abſcheu davor beybringen will: ſo lange ſehe ich nicht, warum ſie tadelhafter ſeyn ſoll, als die tiefſinnigſte Abhandlung eines moraliſchen Satzes, welchen man durch eine Kette von Beweiſen bündig, und durch die Zeugniſſe berühmter Männer, oder gar der göttlichen Schrift anſehnlich machen will. Ich getraue mir ſo gar, zu behaupten, daß ſie bey unterſchiedenen Fällen, und bey einer gewiſſen Art von Laſtern beynahe nützlicher ſey, als die ernſthafteſte Strafpredigt. Wenn wir die Laſter lächerlich machen; ſo greifen wir die Menſchen an demjenigen Orte an, wo ſie am empfindlichſten ſind. Ihre Eigenliebe leidet darunter, und wenn ſie nicht ſchon gar zu verwildert ſind, ſo müſſen ſie einen Abſcheu vor derjenigen Angewohnheit bekommen, welche ſie bey Vernünftigen zum Geſpötte machet. Ein Exempel wird meinem Satze ein mehrers Licht geben. Ich will es aus demjenigen Theile der Beluſtigungen nehmen, welchen du mir im Hornunge dieſes Jahres zugeſchickt haſt. Wenn ich zum Harpar ſagen wollte: ſchämeſt du dich nicht, du Geizhals, daß du mit ſo ängſtlicher Sorge, mit ſo ungerechten Händen, unter ſo vielem Seufzen der Armen, eine Hand voll Erde, ein beſchwerliches, ein vergängliches Gut an dich zu bringen ſucheſt, welches du doch in der Welt laſſen mußt, welches dir dein Leben kummervoll, und den Tod erſchrecklich machet! was meyneſt du wohl, daß dieſes beym Harpar für Eindruck ſchaffen dürfte? Spräche ich: bedenke doch, Harpax, was du thuſt! der Geiz iſt ja eine Wurzel alles Uebels, und die da reich werden wollen, fallen in Verſuchung und Stricke, und viel thörichte und ſchädliche Lüſte, welche die Menſchen ins Verderben, und Verdammniß verſenken! Ja, ja, würde Harpax ſprechen, unſer Pfarrer ſagte es am Sonntage auch. Er würde gähnen, und dieſes wäre der ganze Nutzen von meiner Sittenlehre. Erzähle ihm aber die Fabel vom kranken Hunde, welcher nur um deßwillen bey ſeinem Sterben unruhig und ängſtlich iſt, weil er die verſcharrten Beine nicht noch vor ſeinem Ende freſſen, oder mit ſich nehmen ſoll, welcher gegen ſeinen vertrautſten Freund argwöhniſch iſt, welcher ſich ſeine beſten Knochen herzuſchleppen läßt, um ſolche wenigſtens noch einmal anzuriechen, welcher mitten unter Seufzern und Gelübden für ein längeres Leben ſeine geizige Seele von ſich bläſt; erzähle ihm, ſage ich, dieſe Fabel; was gilts, Harpax wird ſich ſchämen, und wenigſtens eine innerliche Ueberzeugung empfinden, daß ſeine Leidenſchaft thörigt iſt.

Aber: wer hat euch den Beruf gegeben, andere zu tadeln? Seyd ihr ſelbſt ohne Fehler, daß ihr euch um die Mängel des Nächſten bekümmern könnet? Schreibet ihr wohl eure Satiren aus Liebe zu beſſern, und nicht vielmehr aus Begierde zu lachen? Dieſes ſind gemeiniglich die Einwürfe, die man machet. Sie ſind leicht zu beantworten. Wer mir, als einem Liebhaber der Weltweisheit, die Macht gegeben hat, Sittenlehren zu ſchreiben, von eben dem habe ich auch den Beruf, Satiren zu verfertigen. Daß ich ſelbſt nicht ohne Fehler bin, ſolches benimmt dem Werthe der Sache nichts. Mancher zeiget den Menſchen den Weg zum Himmel, den er vielleicht ſelbſt nicht geht, und dennoch bleibt ſein Vortrag eine göttliche Wahrheit, welcher ich zu folgen verbunden bin. Die Erbauung muß allezeit die Hauptabſicht einer Satire ſeyn: daß ich aber über die Fehler lache; daß ich ſie andern lächerlich mache; dieſes iſt ein unſchuldiges Vergnügen, welches man mir wohl gönnen kann.

Auf ſolche Art würde ich die Einwürfe beantworten: wir wollen aber doch auch denjenigen kennen lernen, welcher ſie gemacht hat. Es iſt niemand anders, als der, welcher ſich getroffen merket. Prüfe dieſe Grundregel, du wirſt ſie allemal wahr befinden. Ich will bey meinem obigen Exempel bleiben. Wer wird über die Fabel vom Hunde ſchreyen? Gewiß nicht der junge Herr. Dieſer wollüſtige Verſchwender hält einen Geizigen für ſeinen Todfeind. Er würde darüber gelacht haben, wenn er auch ſeinen eigenen Vater darinnen abgeſchildert gefunden hätte. Harpax ſieht ſein Bildniß; er erblicket ſich in ſeiner natürlichen Geſtalt, dieſe kömmt ihm abſcheulich vor. Er ſchmäht auf den Spiegel; er fluchet demjenigen, der ihm ſolchen vorhält. Harpax iſt der einzige, welcher deinen Beruf hierzu wiſſen will, welcher dir deine eigenen Unvollkommenheiten vorwirft, welcher deine Abſichten tadelhaft machet.

Allein, die Satire hat noch andere Feinde, welche behutſamer gehen. Sie loben deren Einrichtung und Abſicht; ſie geben aber nicht zu, daß jemals ein Laſterhafter dadurch gebeſſert worden ſey. Ich weis nicht, ob dieſe Wahrheit allgemein iſt. Beſſert die Satire nicht allemal den Laſterhaften, ſo hält ſie doch vielleicht andere ab, laſterhaft zu werden. Fiele aber auch gleich beydes weg; ſo muß die Satire doch in ihrem Werthe bleiben. Nicht in ihr, ſondern in den Gemüthern der Menſchen wäre der Fehler zu ſuchen. Wenn die Schaubühne ſo eingerichtet iſt, wie ſie ſeyn ſoll: ſo verdienet ſie alle diejenige Hochachtung, welche man einer Sittenſchule ſchuldig iſt; und dennoch halte ich es für mühſam, die Beyſpiele derer beyzubringen, welche durch die Schaubühne gebeſſert worden ſind. Wir ſtehen dabey, wir lachen über die Thorheiten; wir haben Mitleiden mit der unterdrückten Tugend, wir können uns kaum der Thränen enthalten, wenn wir das ſtandhafte Chriſtenthum der Zayre ſehen: werden wir aber allemal tugendhafter? Werden wir beſſere Chriſten? Wenigſtens liegt der Fehler nicht an der Schaubühne.

Man könnte noch ſagen: durch die Satire erregen wir den Zorn anderer gegen uns; wir machen uns Feinde: wäre es nicht alſo den Regeln der Klugheit gemäß, ſich mit einer ſo gefährlichen Arbeit gar nicht zu vermengen? Ich weis beynahe nicht, was ich hierauf antworten ſoll.

Die Wahrheit, ſo edel ſie iſt, machet dennoch auch Feinde. Es würde unbedachtſam ſeyn, wenn man bey aller Gelegenheit die Wahrheit ſagen wollte, und ich glaube, wer Satiren ſchreiben will, der muß ſeine Umſtände wiſſen, und allerdings vorſichtig ſeyn. Vielleicht habe ich im Nachfolgenden Gelegenheit, mehr davon zu reden.

Dieſes ſind ungefehr meine Gedanken von der Zuläßigkeit der Satire. Die Lehre, von dem, was bey deren Verfertigung zu beobachten ſey, iſt von einem viel weitläuftigern Begriffe. Ich will die umſtändliche Abhandlung davon bis zu einer andern Gelegenheit, oder unſerer mündlichen Unterredung ausſetzen, voritzo aber nur etwas erinnern. Es würde ſchon genug ſeyn, wenn ich hier nur dasjenige wiederholte, was ich oben von der Abſicht der Satire geſagt habe. Soll dieſe Abſicht vernünftig ſeyn, ſo muß ſie ſuchen, die Laſter lächerlich zu machen, und den Menſchen einen Abſcheu davor beyzubringen.

Was alſo kein Laſter iſt, mit dem hat die Satire nichts zu thun. Liſette ſchielt. Ein muthwilliger Kopf, welcher gerne ſinnreich heißen, und in einer Geſellſchaft die luſtige Perſon abgeben wollte, beobachtet an Liſetten dieſen natürlichen Fehler. Wäre er vernünftig, ſo würde er hier eine Gelegenheit finden, an denjenigen mit dankbarem Gemüthe zu denken, welcher ihm geſunde und muntere Augen gegönnet hat; allein, er iſt zu leichtſinnig dazu. Er will lachen; er will andere zu lachen machen, und Liſette muß der unſchuldige Gegenſtand ſeiner ausſchweifenden Einfälle ſeyn. Aber Liſette thut verliebt, ſie wirft ihre ſchielenden Blicke mit einer wollüſtigen Frechheit in der Kirche herum. Nunmehro wird ſie lächerlich; nunmehro giebt ſie die ſchönſte Gelegenheit zu einer Satire.

Eine der gemeinſten Regeln iſt dieſe: Die Satire ſoll die Laſter tadeln, nicht aber die Perſonen. Ich muß dieſer Regel Beyfall geben, und ſie ſcheinet

net aus demjenigen Satze zu fließen, welchen ich oben zum Grunde geleget habe. Dennoch aber halte ich auch diejenigen nicht für ſtrafbar, welche ihre Gedanken bey Verfertigung der Satire auf eine gewiſſe Perſon richten. Meine Begriffe, meine Ausdrückungen, meine ganze Arbeit wird viel lebhafter ſeyn, wenn ich ein Urbild vor mir ſehe. Ich tadele demnach nicht die Perſon, ich tadele das Laſter, welches dieſe an ſich hat. Leſe ich den Abriß, welcher von dem leoniſchen Doctor in den Beluſtigungen gemacht worden iſt: ſo werde ich vielmehr gerührt, wenn ich an Mopſen gedenke; und vielleicht hat der Verfaſſer auch an ihn gedacht, um das Bild eines leoniſchen Doctors recht nach dem Leben zu ſchildern. Deswegen aber darf ich nicht ſagen, daß dieſes eine Satire auf Mopſen ſey. Sie geht auf alle diejenigen, welche eben ſo, wie unſer Mops, ihre faule Unwiſſenheit unter dem Doctorhute verbergen wollen.

Gemeiniglich verſtehen wir unter dem Worte Laſter nur die drey Hauptfehler, den Ehrgeiz, Geldgeiz, und die Wolluſt. Ich glaube, es giebt noch einige Sachen, welche man ſo gar füglich unter eines von dieſen dreyen Laſtern nicht bringen kann, und mit denen die Satire doch auch zu thun hat. Ich weis nicht, ob ich es werde ehrgeizig, geldgeizig oder gar wollüſtig nennen können, wenn das Frauenzimmer eines Orts in der größten Kälte mit dem Fächer geht, oder ein artiger Herr im Sturme und Regen den Hut unter dem Arme trägt. Dergleichen Gewohnheiten ſind nicht laſterhaft, aber vielleicht lächerlich; und es bleibt einem Satirenſchreiber unverwehrt, über beyde zu lachen. Mit einigen Dingen der Gelehrſamkeit hat es gleiche Bewandniß. Ich will nur ein einziges anführen. Wer über diejenige Schreibart ſpotten wollte, welche in öffentlichen Gerichten eingeführet iſt, und man den Stylum curiae nennet, der würde unrecht handeln. Wenn aber Javolenus an ſeine Schöne ein Schreiben ſchicket, das einer Rüge ähnlicher ſieht, als einem Liebesbriefe; ſo iſt Javolenus ein Pedante. Er iſt nicht laſterhaft; er verdienet aber doch, daß man ihm ſeine Thorheit vorrückt.

Wenn die Satire die Laſter der Menſchen ſtrafet; ſo vertritt ſie die Stelle der Wahrheit. Gleichwie aber dieſe keine Verſtellung noch einziges Anſehen der Perſon leidet; alſo könnte es auch ſcheinen, daß die Satire keines Menſchen ſchonen dürfe. Wenn ich dieſes behauptete, ſo würden ſonder Zweifel ſehr viele, und vielleicht die meiſten jungen Leute, auf meine Seite treten. Ich bin aber ganz anderer Meynung. So verhaßt mir die Lügen iſt, ſo unbeſonnen ſcheint es zu ſeyn, wenn ich allemal die Wahrheit reden wollte. Kann ich durch ein vernünftiges Stilleſchweigen ſo wohl meinen Pflichten, als der geſelligen Klugheit, Gnüge thun, ſo thue ich am beſten, wenn ich ſchweige. Ich bin verbunden, eher mein Leben zu laſſen, als meinen Glauben zu verleugnen. Würdeſt du aber denjenigen nicht für unſinnig halten, welcher ſeinen Glauben ohne Noth nur darum bekennet, damit er ſterben möge. Die Pflichten gegen uns ſind ſtärker, als die Pflichten, welche wir andern ſchuldig ſind; und der Schade, welchen wir durch eine unüberlegte Freymüthigkeit uns ſelbſt augenſcheinſcheinlich zuziehen, iſt wichtiger, als der ungewiſſe Nutzen, den wir durch eine unbedachtſame Satire zu verſchaffen ſuchen. Ich mag hier nicht unterſuchen, ob wir auch allemal die vernünftige Abſicht haben, zu nutzen. Vielleicht iſt es eine Begierde, bekannt zu werden; vielleicht iſt es nur ein Muthwille, der uns die Feder in die Hände giebt. Wie unvermerkt kann man ſich ſelbſt betrügen! Es giebt Perſonen, welche ihre Gewalt gefährlich, und ihr Stand ehrwürdig machet, welche wir als Gönner und Beförderer verehren müſſen. Sie haben vielleicht ein tadelnswürdiges Laſter an ſich; aber hüte dich, mein Sohn, dieſes Laſter anzugreifen. Es bleiben noch tauſend andere Fehler übrig, womit ſich dein Satir beſchäfftigen kann. Wer wollte die Trunkenheit nicht für ſtrafenswerth achten? Stelle dir aber zween Söhne vor, welche ihren trunkenen Vater auf der Erde und entbloſt liegen ſehen. Der eine lachet darüber, er ruft die Nachbarſchft herzu; er zeiget ihr an ſeinem Vater, wie ſchändlich die Trunkenheit ſey, er weiſt ihr deſſen Blöße. Der andere wendet ſein Geſichte ab, er bedecket den entblößten Vater. Welcher von dieſen beyden Söhnen iſt wohl der vernünftigſte?

Von der Schreibart, deren man ſich in der Satire zu bedienen hat, will ich nur noch ein paar Worte ſagen. Mein Vortrag muß ordentlich ſeyn; denn ich will andere überzeugen. Er muß nicht ausſchweifend ſeyn, und meine Ueberlegung muß mehr Antheil daran haben, als meine Einbildungskraft. Aber dunkel darf er auch nicht ſeyn; denn ich will den Verſtand meiner Leſer nicht ermüden, ſondern beluſtigen. Alle niederträchtige, alle anſtößige Schreibart muß ich ſorgfältig vermeiden: ſonſt werde ich mehr ſchaden, als erbauen. Viele glauben, recht beißend zu ſchreiben, wenn ſie ſchmähen und ſchimpfen. Allein dieſes ſchickt ſich für einen Sittenlehrer nicht, welcher die Laſter und Fehler der Menſchen lächerlich machen will. Viel eher könnte man ſie unter die muthwilligen Jungen zählen, welche die Vorübergehenden mit Kothe werfen.

Ich muß noch etwas erwähnen, welches beſonders dir zur Lehre dienen kann. Du haſt eine Lebensart erwählt, worinnen du, wie ich hoffe, künftighin Gelegenheit haben wirſt, öffentlich und an heiliger Stätte zu reden. An dieſem Orte mußt du die Laſter ſtrafen; aber hüte dich, daß du ſie nicht alsdann lächerlich zu machen ſucheſt. Du wirſt mir dieſe Warnung zu gute halten. Ich weis deine Neigung, und kenne große Männer, welche ihre Lebhaftigkeit in dieſen Fehler gebracht hat. Oftermals vergeht man ſich wohl gar ſo weit, daß man auf der Kanzel über ſolche Sachen eifert, welche nicht einmal wider die Wohlanſtändigkeit ſind, geſchweige wider das Chriſtenthum laufen. Ich habe in meiner Jugend einen um die Kirche ſehr verdienten Lehrer gekannt, welcher dem Volke die Pracht der Großen lächerlich machen wollte, und mit dem Poeten ſagte, ſie hätten

— Sechs Viehe vor dem Wagen
Und ſechſe hinten drauf.

Redete er aber von den Feinden unſers Glaubens, ſo wußte ich vielmals nicht, ob ich über die Ketzereyen weinen, oder lachen ſollte? Dergleichen Vortrag iſt allenfalls annehmlich, aber gewiß nicht erbaulich. Ich will dir ein anderes Muſter geben, da ich wohl wünſchen wollte, daß du es, wie in andern Sachen, alſo auch darinnen nachzuahmen dich bemühen möchteſt. Die Religionsſpötter ſind Leute, welche wegen ihrer abgeſchmackten Meynungen wohl verdienten, nicht überführt, ſondern lächerlich gemacht zu werden: aber wie ernſthaft, wie beweglich, wie nachdrücklich weis nicht der berühmte Mosheim ihnen ihre Thorheiten in ſeinen heiligen Reden vorzuhalten! Dieſes iſt die wahre Sprache eines geiſtlichen Redners. Wenn er von eben dieſer Sache an einen vornehmen Mann ſchreibt, oder in andern Schriften handelt, ſo iſt ſein Ausdruck ſchon aufgeweckter, und in vielen Stellen ſatiriſch.

Ich will die weitere Ausführung dieſes Satzes bis zu einer andern Zeit verſpahren, und ich werde alsdann Gelegenheit nehmen, meine Gedanken von den Stachelſchriften überhaupt und inſonderheit von der Kanzelſatire durch neuere Exempel zu erläutern.

Lebe wohl. R.

* *

Lob der Blattern.

Verwüſter! die ihr eure Waffen
Auf glatter Wangen Roſen thürmt,
Die ihr die Himmel ſelbſt beſtürmt,
Die Männern Glück und Unglück ſchaffen!
Ihr kleinen Feinde, deren Muth
Der ſtrengen Herrſchaft Einhalt thut,
Wodurch die ſtolzen Schönen toben!
O Blattern, deren Werth die Welt
Aus Undank für verächtlich hält,
Wie ſoll ich euch mit Nachdruck loben!

Wahr iſts, durch euer fließend Feuer
Wird oft das ſchönſte Feld durchwühlt,
Und wo man eure Läger fühlt,
Wird Reiz und Anmuth matt und theuer.
Ihr ſeyd noch wilder, als die Zeit;
Ihr raubt, durch eure Grauſamkeit,
Der Schönen Leben, vor dem Leben.
Doch wer des Pöbels Irrthum flieht,
Wer eures Eifers Endzweck ſieht,
Wird euch mit Freuden Weihrauch geben.

Empört euch, reizende Geſchöpfe!
Erhitzt der Hoffahrt hellen Sitz,
Der Wangen Lenz, der Augen Blitz,
Und ſchüttelt die beſtäubten Köpfe.
Droht, ſcheltet, ſtraft! Ich muß geſtehn:
Als ſtumme Bilder ſeyd ihr ſchön.

Ihr rührt; wie lange? Weil ihr ſchweiget.
Gleich fällt die Macht der Reizung hin,
So bald ihr Stolz und Eigenſinn
In ausgelernten Minen zeiget.

Bekennt es nur, ihr armen Hirten!
Wie trotzt die Schöne; die euch flieht!
Die ſich am Ufer frech beſieht,
Wie ſauer macht ſie euch die Myrthen?
Und wenn ihr auch ihr Herz gewinnt,
Was habt ihr, als ein ſchönes Kind?
Zum Küſſen taugt es, nicht zum Lieben.
Seht wenn ihr noch ſo zärtlich ſpielt,
Wie ſie nach fremden Siegen ſchielt,
Um ihren Hochmuth auszuüben!

Wie nützlich dienen hier die Blattern!
Ihr Zorn iſt aller Fehler Fall,
Die, wie der Liebesgötter Schwall,
Um einer Göttinn Stirne flattern.
Ihr auf der Haut bemerkter Brand
Hat mehr Gewalt, als der Verſtand,
Er macht ein hartes Herz gelinder,
Aus Hochmuth, kluge Freundlichkeit,
Aus Eigenſinn, Beſcheidenheit,
Aus falſchen Engeln, ſanfte Kinder.

Erwünſchter Tauſch! Geſchickte Feinde!
Ihr lockt, wenn man auf einer Haut
Die Spuren eures Frevels ſchaut,
Des ächten Witzes muntre Freunde.
Durch eure kleine Tyranney
Wird unſer Umgang froh und frey.

Ihr lehrt erſt klug und reizend lachen.
Durch euch kann uns, ohn Ueberdruß,
Durch etwas mehr, als Spiel und Kuß,
Die Schäferinn bezaubert machen.

Erkenn es, artiges Geſchlechte!
Du ſiehſt, wenn deiner Wangen Pracht
Aus mehr als hundert Grübchen lacht,
Getreue Freunde, ſtatt der Knechte.
Du biſt von Eigenliebe bloß,
Für blöde Schmeichler viel zu groß;
Man braucht Verſtand, dich zu beſiegen.
Und liebt man dich: ſo liebt der Geiſt
Das, was in dir unſterblich heißt,
Und nicht den Glanz von todten Zügen.

O, brecht, ihr ſchönen Demuthszeichen,
Brecht doch durch tauſend Wangen vor!
Mit wem ſoll euch mein Dichterrohr
An glücklicher Gewalt vergleichen?
Der Sonnen Wärme, Kraft und Licht,
Macht, daß der Schooß der Erde bricht,
Und ihre Bürger reichlich nähret;
Ihr macht, daß uns die ſchönſte Welt
Durch Tugend und Verſtand erhält,
Und nicht durch ihren Stolz verheeret.

Durchſucht die Wirkung ſchöner Züge!
Durchforſcht der Jahre tiefe Nacht!
Durch ihrer Sklaven Wahn und Macht,
Erblickt ihr Feuer, Blut und Kriege.
Der Griechen Pferd zerſprengt den Bauch,
Und Troja fällt in Mord und Rauch,

Das erſt der Griechen Blut verſchlungen.
Was macht den Greul? die glatte Haut
Von Menelaus geiler Braut,
Auf die die Blattern nie gedrungen.

O, hätten etwa deren hundert
Lucretiens Geſtalt beſchützt:
So hätte die kein Blut verſpritzt,
Die man mit Graus erfüllt bewundert;
So ſäh ſie dort kein Collatin
Das Meſſer aus dem Buſen ziehn,
Und des Superbus Thron zerbrechen;
So dürfte Rom, nach langer Zeit,
Des Sextus Unbeſonnenheit
Nicht noch an hundert Fürſten rächen.

Vernehmt die zauberiſchen Töne!
Sie ſchleichen durch das junge Blut;
Man fühlt die längſt verloſchne Glut
Der Dichterinn von Mitylene.
Was macht der Nachwelt dieſe Luſt?
Wer kam, in dieſer Griechinn Bruſt,
Der Dichtkunſt Funken anzufachen?
Die Blattern; dieſe zwangen ſie,
Durch glücklich angewandte Müh,
Sich ewig liebenswerth zu machen.

Wie manche bringt von ihrem Leben
Den achten Theil, in ſtolzer Ruh,
Vor ſchmeichelhaften Gläſern zu,
Die ihrer Thorheit Nahrung geben!
Der Nachttiſch macht ihr Haupt verirrt,
An dem ſie Knecht und Abgott wird,

Und Opfer nimmt, und Opfer bringet.
Geprieſne Blattern! wo ihr wohnt,
Sieht man, daß eine Seele thront,
Die wieder durch die Geiſter dringet.

Zertreibt die Nebel kleiner Seelen!
Verwüſtet ihren falſchen Ruhm.
Zertrennt ihr glänzend Heiligthum
In niedlich eingetheilte Hölen!
Habt ihr ſie ſchon einmal beſucht,
Und ſeht noch keiner Demuth Frucht,
Dieweil ihr nicht erhitzt geweſen:
Wohlan! So kommt das andremal,
Und laßt, durch Größe, Gluth und Zahl,
Den Nachdruck eurer Lehren leſen!

Doch brecht, wenn ihr die Pfeile ſchärfet,
Allein der Stolzen Tempel ab!
Und ſtürzet niemand in das Grab,
Den ihr zur Beßrung niederwerfet!
Entwaffnet Eifer und Gewalt
Bey einer freundlichen Geſtalt,
Und ſucht kein Auge zu verſchließen:
So wird man, voll Zufriedenheit,
Die Zeichen eurer Billigkeit
Auf mehr als tauſend Wangen küſſen.

C.

* * *

* *

Gedanken
über die chriſtlichen Tragödien.

Man hat den Namen einer chriſtlichen Tragödie dem Polieukt beygelegt; man könnte ihn mit eben dem Rechte der Alzire und Zaire geben. Dasjenige, was dieſe Stücke mit einander gemein haben, kömmt darauf an, daß einige von den Hauptperſonen darinnen Chriſten ſind, und von der Erkenntniß der geoffenbarten Religion bey ihren Handlungen regiert werden. Außer dieſen Stücken giebt es noch ſolche Schauſpiele, deren Inhalt eine bibliſche Geſchichte iſt, wie z. E. des Racine Athalia und Eſther. Alle dieſe Tragödien könnten unter dem Namen geiſtlicher Stücke begriffen werden.

Die Meynungen über dergleichen Stücke ſind getheilet. Die Hochachtung für die Religion giebt ihnen bey einem Theile der Zuſchauer noch mehr Stärke. Aber eben dieſe Hochachtung für die Religion iſt der Grund, den andere anführen, ſie zu verwerfen. Ich habe nachgedacht, welchem von beyden Theilen beyzutreten ſey? Und mich deucht, daß die Empfindung des erſten Theils ſich durch Gründe rechtfertigen läßt, und daß der andere unrecht thut, wenn er Stücke, darinnen die Religion erwähnet wird, vom Schauplatze verbannen will.

Das ſetze ich zum Voraus, daß der Verfertiger eines Schauſpiels die Abſicht nicht haben ſoll, die Geheimniſſe des Glaubens zu erklären. Die Schaubühne iſt nicht der Ort dazu. Hierinnen bin ich mit den Gegnern der geiſtlichen Trauerſpiele eins. Aber ich habe andere Gründe meiner Meynung, als ſie. Ich behaupte es nicht deswegen, als ob die Schaubühne zu unheilig dazu wäre. Der Horſaal eines philoſophiſchen Lehrers iſt nicht unheilig; aber es wird eben ſo unrecht ſeyn, wenn der Philoſoph die Sätze, die der chriſtlichen Religion eigen ſind, erklären, oder die Gebethsformeln eines Predigers von der Kanzel auf die Katheder bringen will. Unſere Glückſeligkeit erfordert es, daß wir alle dieſe Wahrheiten wiſſen: Aber die Ordnung der Republik verlangt es auch, daß niemand ſich aufwirft, ſie öffentlich vorzutragen, als den der Staat, nach einer genugſamen Prüfung, dazu für tüchtig erkennt.

Allein was bemühe ich mich lange, dem Poeten das zu unterſagen, was er niemals thun wird, wenn er die Regeln des Theaters verſteht. Nur ein Hanns Sachs kann die Kinder Adams die Hauptſtücke herbethen laſſen. Wenn ich den lächerlichen Fehler wider die Zeitrechnung beyſeite ſetze, ſo iſt das, was ihn am meiſten tadelhaft machet, eben nicht, daß die Kinder den Catechiſmus herſagen. Die Griechen laſen in ihren Schulen den Homer. Aber ich würde es eben ſo ſehr misbilligen, wenn ein Dichter griechiſche Kinder aufführte, die ſchönen Stellen aus dem Homer herzuſagen. Die Wahrheiten, die wir vor der Schaubühne lernen, ſollen uns nicht durch trockenes Herſagen gelehrt, ſondern durch lebhafte Handlungen eingedrückt werden. Mein Begriff alſo von geiſtlichen

Tragödien iſt dieſer: es kommen darinnen Perſonen vor, die von den Wahrheiten der Religion überzeugt ſind, und deren Ueberzeugung der Grund iſt, warum man ſie gewiſſe Handlungen unternehmen ſieht. Das hauptſächlichſte alſo, was dieſe Stücke beſonders haben, kömmt auf die Bewegungsgründe an, nach denen die vorgeſtellten Perſonen handeln. Es ſind nicht Sätze der ſich ſelbſt gelaſſenen Vernunft, ſondern der Offenbarung.

Sollte es denn nun wohl unrecht ſeyn, ſolche Stücke aufzuführen? Ueberhaupt wird es wohl nichts ſtrafbares ſeyn, wenn ein Poet ſich unternimmt, ein Gedichte, (ich ſage ein Gedichte, und nicht ein Schauſpiel) in dergleichen Geſchmacke zu machen. Der Grund von des Taſſo befreyetem Jeruſalem iſt die Religion; aber ich erinnere mich nicht, daß dieſes an ihm iſt getadelt werden.

Doch ich irre mich. Es wird eben ſo unrecht ſeyn, ein Heldengedichte von einem Märtyrer zu machen, als eine Tragödie. Und überhaupt iſt es gar nicht erlaubt, von geiſtlichen Dingen in Verſen zu reden. Der Beweis, welcher von den Feinden der geiſtlichen Tragödien geführt wird, bringet mich auf dieſe Gedanken. „Auf dem Theater, ſprechen ſie, „da, wo ſo viel Lächerliches, ſo viel Spötterey, ſo viel „den guten Sitten zuwiderlaufendes vorgebracht „wird, ſchicket es ſich nicht, von heiligen Sachen zu „reden.“ Wird es ſich alſo wohl in der Poeſie ſchicken, die zu allen Zeiten auch von witzigen Köpfen, zu den leichtſinnigſten Sachen iſt gemisbrauchet worden?

Eine hochgetriebene Zärtlichkeit kömmt beynahe eben ſo heraus, als wenn ein Liebhaber von Schildereyen ſich ein Gewiſſen machen wollte, die Abbildung eines bereuenden Petrus, in eben dem Zimmer zu laſſen, in dem auch ein Bauerſtückchen oder eine Schäferinn ſtünde. Ich ſage mit Fleiß eine Schäferinn, und nicht etwa eine ſchlafende Venus. Denn ich finde auch auf dem Theater, wo die geiſtlichen Tragödien geſpielt werden, das Aergerliche nicht, welches ihre Gegner daſelbſt ſuchen. Wenn etwa ſelten eine Zweydeutigkeit vorkömmt, an der vielleicht der Zuhörer mehr Schuld hat, als der Comödiant, ſo wäre es zwar beſſer, daß auch dieſe wegblieben; allein ich ſehe nicht, warum dieſerwegen geiſtliche Stücke wegbleiben ſollen.

Ich nehme hier ein regelmäßiges Theater an. Denn ich glaube nicht, daß die Alzire und der Polieukt auf eine Schaubühne kommen werden, die auch das Paradies mit Adam, Eva, und Hannswurſten darinnen vorzuſtellen gewohnt iſt.

Wahrheiten, denen man Ehrfurcht ſchuldig iſt, werden dadurch entheiliget, wenn man etwas vornimt, welches Gelegenheit giebt, ſie geringer zu ſchätzen. Das geſchieht aber durch die Tragödie nicht. Wir halten eine gute Sittenlehre hoch, wir mögen ſie im Plato oder im Euripides finden. Glaubet man denn etwa, der Zuſchauer werde bey der Vorſtellung der Zaire daran gedenken, daß vor ein paar Tagen, auf eben dem Theater, der Lederhändler von Pergamo aufgeführt worden? Was für Gedanken müßte man ſich wohl von der Einbildungskraft dieſes Zuſchauers machen? bey dem das Bild einer vor etlichen Tagen geſchehenen Thorheit lebhafter iſt, als der Eindruck, den ein gegenwärtiges Stück in ſeine Sinne machet. Von einem ſolchen Menſchen hoffe ich, daß er ſelbſt an den heiligſten Oertern, und bey den ernſthafteſten Handlungen, werde Gelegenheit zu luſtigen Einfällen, wo nicht finden, doch nehmen können.

Aber das machet vielleicht die Sache ſtrafbar, daß die lehrreichen Ausſprüche von dem Comödianten nicht der Erbauung, ſondern eines **ſchändlichen Gewinns** wegen vorgebracht werden: Ich weis nicht, was man mit dieſem Einwurfe ſagen will, ungeachtet ich ihn oft habe vortragen hören. Entweder der Stand des Comödianten iſt unerlaubt, und aller ſein Gewinn ſchändlich; ſo eifere man denn wider die Schauſpiele überhaupt, und nicht wider die geiſtlichen Stücke: Oder es läuft nicht wider die guten Sitten, dem Comödianten, für den Eingang zum **ſterbenden Cato** Geld zu geben; ſo ſage man mir, womit die **Alzire** dieſes Geld vergiftet? Warum iſt es unerlaubt, geiſtliche Stücke aufzuführen? Weil es um **ſchändlichen Gewinns** Willen geſchieht. Warum iſt dieſer Gewinn ſchändlich? Weil er für geiſtliche Stücke gegeben wird. Schlüſſe von der Art habe ich unter dem Namen eines Circuli in demonſtrando verwerfen lernen, wie mir mein Hauspräceptor die Logik über Großers Pharum intellectus erklärte. Ich nehme nochmals das an, daß ich Gegner habe, welche die Lebensart des Comödianten überhaupt nicht für ſchändlich halten, und von dieſen möchte ich gerne ſehen, wie ſie den entſchuldigen wollten, der ein erbauliches Buch ſeines Gewinnſtes halber verlegt. Denn wenn auch der Comödiant, wegen Aufführung eines geiſtlichen Stückes, kein Lob verdienet: weil er ſeines Gewinnſtes wegen eben ſo gern was eiteles herſagen würde: ſo benimmt dieſes dem Werthe der Stücke, und dem Vortheile, die ein Liebhaber derſelben daraus ziehen kann, nichts. Ich will mich ietzo nicht darauf berufen, daß die wichtigſten Wahrheiten öfters von eitelen Perſonen, als ein Handwerk, zur Erhaltung ihres Lebens, vorgetragen werden, und daß dieſes doch den Werth dieſer Wahrheiten nicht mindert. Ich will nur das erwähnen, daß man ja in den Schauſpielen nicht an den Comödianten, ſondern an die Perſonen gedenkt, die er vorſtellet. Er muß uns ja öfters zu lachen machen, wenn wir gleich wiſſen, daß es ihm viel ernſthafter ums Herz iſt. Weswegen ſollte er uns denn nicht in einer geiſtlichen Tragödie rühren können, wenn wir gleich wiſſen, daß nur der Mund bey ihm redet? Es gehörte zu ſeiner Kunſt ſowohl, als zu der Geſchicklichkeit des Poeten, den Zuſchauer ſo zu betriegen, daß er von längſt vergangenen, oder gar erdichteten Begebenheiten, eben ſo, als wären ſie gegenwärtig, eingenommen wird. Wenn der Comödiant unrecht thut, daß er geiſtliche Stücke vorſtellet, ohne ſelbſt eine Hochachtung für die Religion zu haben; was machet ihn denn wohl ſtrafbar? Nicht die Vorſtellung geiſtlicher Stücke, ſondern die Verachtung der Religion. Er würde gewiß dadurch nicht frömmer werden, daß er lauter Harlekine und Scaramutze vorſtellte.

Ich habe einen weitläuftigen Streit über die geiſtlichen Tragödien, mit einem Feinde derſelben gehabt. Da er mich durch alle die Gründe, die ich ſchon angeführet habe, nicht überzeugen konnte: ſo berief er ſich auf den Eifer, den die Kirchenväter dawider bezeugt hätten. Ich wandte ihm ein, die Schauſpiele, davon dieſe Männer geredet hätten, wären von ganz anderer Art gewesen. Man kenne das römiſche Theater, als eine Schule aller Ueppigkeit und Leichtfertigkeit; und es ließen ſich die Ausſprüche, die davon gefället worden, gar nicht auf das heutige ziehen.* Er gieng misvergnügt aus meiner Geſellſchaft, und weil er bey den gröſten Stücken hauptſächlich darauf getrotzt hatte, daß es unrecht ſey, um Gewinnſtes willen dergleichen aufzuführen, ſo überſandte er mir einige Zeit hernach ein Handbrieſchen, darinnen er mir ſchrieb: **Er wundere ſich, daß niemand von den Vertheidigern der geiſtlichen Tragödien** l. 2. π de his qui not. inf. **geleſen hätte, deſſen Worte dieſe wären:** „Wer heutzutage von Chriſto oder einem Märtyrer eine Tragödie ſpielet, der werde nicht unehrlich, **wenn nicht** (dieſes **wenn nicht** hatte er mir unterſtrichen und dazu geſchrieben, daß es bey den Comödianten geſchehe) wenn nicht dieſes um Gewinnſtes Willen geſchehe." Ich gebe mich zwar weder für einen groſſen Rechtsgelehrten noch Antiquitätenhelden aus, doch ſo viel war mir wohl bekannt, daß in den Pandecten, die aus den Schriften heidniſcher Rechtsgelehrten geſammlet ſind, etwas, das die chriſtliche Religion angeht, nicht ſo vortheilhaft könne erwähnt ſeyn. Ich gieng alſo zu einem guten Freunde, der ſich auf die Rechtsgelehrſamkeit leget. Ich ſchlug mit ihm in dem römiſchen Geſetzbuche die erwähnte Stelle auf. Kein Wort war von den angeführten Worten daſelbſt zu finden. Wir giengen den ganzen Titel durch; wir ſchlugen den 12 Titel des 2 Buchs im Codice nach, der ebenfalls von unehrlichen Perſonen handelte: nirgends fanden wir etwas, dadurch ſich auch nur im geringſten die Verwunderung meines Gegners rechtfertigen ließe. Ich ſchrieb ihm alſo wieder: ich verwunderte mich, daß er ſich verwunderte, daß niemand ein Geſetz geleſen hätte, welches nicht in der Welt wäre, und bäthe ihn, wenn er ſich inskünftige wieder auf die Rechte beriefe, nicht etwa die Anmerkung eines Rechtsgelehrten über ein Geſetze für das Geſetze ſelbſt anzuſehen. Denn ſo ſchiene mir ſein jetziger Irrthum entſtanden zu ſeyn.

---

* V. Carpzouius in Ariſtonis Chii Paradoxon: ὅμοιον εἶναι τῷ ἀγαθῷ ὑποκριτῇ τὸν σοφόν, Lipſ. 1742. Sect. I. c. 12.

Ich kann nicht leugnen, daß, ſo erlaubt mir auch ein geiſtliches Stück zu ſeyn ſcheint, ich dennoch dafür halte, daß viel Behutſamkeit dabey nöthig ſey. Die Dichtung muß ſo eingerichtet werden, daß die hiſtoriſchen Wahrheiten, denen wir ſo viele Hochachtung ſchuldig ſind, unverfälſcht beybehalten werden. Daher würde es nicht angehen, eine ſolche Perſon auf das Theater zu bringen, der wir keine andere Worte in den Mund legen dürfen, als die wir in der Schrift von ihr aufgezeichnet finden, zugeſchweigen, daß der kein Held der Tragödie ſeyn kann, der keine menſchliche Schwachheit, eine nothwendige Eigenſchaft des Tragödienheldens, an ſich hat. So fromm die Abſicht eines Heinſius bey

Verfertigung ſeines leidenden Chriſtus geweſen ſeyn mag, ſo wenig kann ich dieſes Stück regelmäßig nennen, wenn auch gleich Rappolt ihm dieſes Beywort zu erwerben, alle Vorſchriften des Ariſtoteles verdreht.

Meine Abſicht iſt nur geweſen, die geiſtlichen Tragédien zu rechtfertigen. Auf die Frage laſſe ich mich nicht ein: wie viel die Zuſchauer aus einem ſolchen Stücke vergnügt werden? Es giebt Leute, denen alles ekelhaft iſt, was mit der Religion einige Verbindung hat, und die es für eine Sünde wider den Wohlſtand halten, viel Hochachtung dafür zu bezeigen. Es giebt andere, denen man dieſes nicht nachſagen kann; ſie ſind gewohnt, ernſthafte Betrachtungen über die Religion anzuſtellen, aber ſie wollen zu ihrer Beluſtigung etwas leichtſinnigers haben. Dieſe beyden Arten von Zuſchauern werden freylich aus geiſtlichen Stücken nicht viel Vergnügen ſchöpfen. Doch ſie werden auch ſo vernünftig ſeyn, und ihre Urtheile andern nicht aufdringen.

Ich vertiefe mich in der gelehrten Hiſtorie nicht ſo ſehr, daß ich auf die Menge der Zuſchauer in unterſchiedenen Stücken Achtung geben, und daraus etwas, wenigſtens von unſerm Geſchmacke, folgern ſollte. Doch das erinnere ich mich, daß die erſten Vorſtellungen des Polieukt ſehr vielen Beyfall gefunden, und auch ſolche Perſonen in die Schaubühne gezogen, die zuvor aus Vorurtheilen Feindinnen derſelben waren. Ich weis auch, daß man dieſes Stück nachgehends beſtändig gern hat aufführen ſehen.

Man darf ſich nicht einbilden, daß man mich, weil ich die geiſtlichen Schauſpiele vertheidigt habe, fleißig in denſelben finden werde. Ich beſuche ſie ſo ſelten, als die übrigen Schauſpiele; nicht aus dem Grunde, als ob ich darinnen etwas ſtrafbares fände, ſondern aus dem, aus welchem Spinoſa die Handlungen unterließ, die man für verbethen erklärte, und die er für erlaubt hielt. Er fand kein Vergnügen darinnen. Ich will mir ausbitten, daß man dieß Gleichniß nicht weiter ausdehne, als ich gethan habe. Denn ich wollte nicht gern die Schauſpiele mit den Laſtern, noch mich weiter mit dem Spinoſa vergleichen.

X.

* *

Die Vortheile eines verſchwiegnen Liebhabers.

Mein Damon, wie ein Held, der erſt ſein Werk verſtecket,
Und dann zu gleicher Zeit vollführet und entdecket:
So haſt du deine Glut, und wen du dir erwählt,
Bis daß du glücklich warſt, vor aller Welt verhehlt;
Dann haſt du nach Bemühn, das ämſig iſt und ſchweiget,
Uns deine Flammen erſt in vollem Licht gezeiget,
Da niemand noch davon den erſten Stral gekannt,
Als du, der ihn gefühlt, und die, die ihn entbrannt.

Der iſt mit Recht geheim, der etwas ſchönes liebet,
Der nicht ſein Herz verſchenkt, nein, um was koſtbars giebet,
Der wählt, was Kenner reizt, und ſtets zu fürchten hat,
Weil ieder denkt, wie er, und er ſo, wie die Stadt.

Im Lieben glücklich ſeyn und dennoch unverborgen,
Iſt nur ein Werk für die, die keinen Neid beſorgen.
Ein Stein liegt öffentlich und findet keinen Dieb:
Das Silber ſchließt man ein; denn es iſt mehrern lieb;
Und ſagt: ich habe nichts und ſieht es nur verſtohlen;
Die Raubgier kann es oft auch aus den Käſten holen.

Ein Mann, der vor ſich hin, obgleich nicht allzunah
Im Wege, da er gieng, ein Kleinod liegen ſah,
Rief eh er es erreicht, entzückt und voller Freuden:
Was find ich? welches Glück? wie bin ich zu beneiden!
Ein andrer hörte dieß und ſchwieg und ſprang hinzu.
Du, ſprach er, ſahſt es ehr, ich nehm es ehr, als du.
Ich ſelber war faſt blind, wenn du es nicht geprieſen;
Du aber habe Dank, daß du mir es gewieſen.

So reizet, wer ſein Kind nicht ſtill verehren kann,
Durch freudiges Geſchrey, oft andrer Augen an.
Er hofft und rühmt ſein Glück und läßt es tauſend wiſſen,
Und weil ers wiſſen läßt; ſo wird es ihm entriſſen.
Wer ſeine Schöne preiſt, macht, daß man ſie begehrt;
Denn was geliebet wird, hält man für liebenswerth.
Ein ſolcher, der vielleicht ſonſt ungereizt geblieben,
Schließt oft der Sachen Preis aus denen, die ſie lieben,
Wird durch des andern Glut auch ſelbſt in Glut gebracht,
Und ſeufzet um ein Herz, das andre ſeufzend macht.
Auch der, der ſonſt geliebt, und furchtſam nichts geſaget,
Wird kühner, wenn er weis, daß es ein andrer waget.

Iſt das nur, ſpricht Narciß, ſo ſag ich aller Welt,
Daß Doris nach mir ſelbſt vor allen mir gefällt.
Ich bin in Sicherheit. Was brauch ich mich zu hüten?
Denn daß man mir ſie raube, das wird ſich wohl verbieten.

Wer hindert es? Mein Werth. Sie iſt nicht ſo berauſcht,
Daß ſie ein ſolches Herz, wie meines iſt, vertauſcht.
Doch glaubt man auch für ſich nichts Uebels zu befahren;
Will man der Liebſten denn nicht Röth und Scham erſparen?
Ein unbedachtes Wort, das oft aus Unſchuld fließt,
Ein unverwahrter Blick, der nach der Seite ſchießt,
Beſchäfftigt alles Volk, und rühret hundert Sinne,
Uns öfters zum Verdruß, und ſelten zum Gewinne.
Die Schöne, die den Held, der aus den Fluthen kam,
In des Alcineus beglückte Wohnung nahm,
Sprach ſchon vor alter Zeit: „Du kañſt zwar mit mir gehen,
„Ulyß, des Vaters Haus wird dir zu Dienſte ſtehen.
„In einem ſchone mich, und darum ſey bemüht,
„Daß dich der Pöbel nicht an meiner Seite ſieht.
„Mein Volk, das ſtille Ruh und reiches Glück ergötzen,
„Sucht Anlaß zum Geſchrey, und Inhalt zu Geſchwätzen.
„Du weißt, wie ſcharf es ſieht, und was man dulden muß,
„Wie leicht es Uebels ſpricht, bey Muth und Ueberfluß.
„Ein jeder wird was ſehn, ein jeder was erzählen;
„Wer mich im Ernſt verſchont, wird mich im Scherze qualen.
Wer wollte nun den Schatz, der ſeine Bruſt erhitzt,
Schon kund thun, wenn er hofft, und ihn noch nicht beſitzt?
Doch gleichwohl klingt es ſüß, wenn man uns glücklich nennet,
Und jeder unſer Glück ſich lieber ſelbſt gegönnet.
Doch wenn man ja ſein Glück nach Lob und Neide ſchätzt;
Der Neid kömmt zeitig gnug, wenn er uns ſpät ergötzt.
Wer kaum die Flammen ſpürt und gleich der Welt entdecket,
Fühlt das Vergnügen nicht, das in dem Schweigen ſtecket.
Auch dieß iſt ſüß und ſchön, wenn man ſich ſtill vergnügt,
Das weis, was niemand weis, und tauſend Augen trügt,

Und ſagen kann: Nur du biſt meiner Flammen Zeuge,
Geliebteſte! dein Werth macht, daß ich von dir ſchweige.
Zwar iſt mein Glück gewiß; mein Bürg iſt deine Treu.
Ich weis, daß ich geliebt, und drum es würdig ſey.
Doch daß ich mich darum nicht auf mich ſelbſt verlaſſe,
Dieß nimm zum Zeichen an, daß ich den Leichtſinn haſſe.
Mein Herz, das brennen kann, und doch ſich nicht vergißt,
Wird feſt im Lieben ſeyn, wie es im Schweigen iſt.
Es braucht zu meinem Glück nicht, daß man mich beneide.
Ich nehme nur aus dir den Urſprung meiner Freude.
Was hilfts, daß mich die Welt beneidet oder preiſt,
Wenn mich dein Mund geliebt, mein Herz mich glücklich heißt?
Ich weis, der Erde Lob ſoll uns noch Luſt erwecken;
Doch wollen wir erſt Luſt aus unſerm Schweigen ſchmecken.
Dieß lob ich, ſagt ein Menſch, der ſich vielleicht zum Schein
Als einen Abgrund ſtellt, um nur ergründt zu ſeyn.
Und der, damit man nur voll Neugier nach ihm fraget,
Dir heimlich in das Ohr den guten Morgen ſaget.
Er ſpricht: was wichtig iſt, muß ingeheim geſchehn.
Die Welt iſt doch ſo ſchlimm und ſucht es auszuſpähn.
So ruft ein Savoyard: daß man das Licht entferne,
Eh er, durch Zauberey der magiſchen Laterne,
Wo ein erleuchtet Glas mit bunten Farben ſtralt,
Dir an die weiſſe Wand bewegte Bilder malt:
Wie jener Licht und Tag in ſichern Wänden ſcheuet,
Und fleht: ſey ja geheim; und oft das Flehn verneuet,
Eh er dir einen Blick, auf den er Schlöſſer baut,
Den Grund von Phyllis Gunſt und ſeinem Glück vertraut.
Bring dem Savoyer Licht: du wirſt das Bild vermiſſen;
Nimm dem die Heimlichkeit, was würde man denn wiſſen?

Nein, der iſt nicht geheim, der allzu heimlich ſcheint,
Nur der verhehlet wohl, von dem es niemand meynt,
Der in den Sitten frey, und freudig bey dem Scherzen,
Nicht von ſich denken läßt: Was hat er doch im Herzen?

Joh. Elias Schlegel.

* *

Unterſuchung,
ob die Ehrbegierde der Bewegungsgrund zu unſern Handlungen ſeyn ſolle?

Man weis faſt kein bequemer Mittel, die Gemüther der Menſchen zur Vollbringung großer und löblicher Thaten anzufeuern; als, daß man ihnen die Süßigkeiten eines unſterblichen Namens, und einer allgemeinen Ehre vorſtellet. Nicht allein die Lehrer in den niedrigen und auf den hohen Schulen, ſondern auch die berühmteſten Männer in der Sittenlehre, halten dieſen Kunſtgriff für ſo gewiß und nutzbar, daß ſie ihn als ein Wunderwerk ihrer Wiſſenſchaft anſehen. Sie glauben, die an und für ſich ſelbſt trägen Gemüther würden ermuntert, viele und edele Thaten zu thun, wenn man ihnen eine Begierde beybrächte, von anderen Leuten, wegen ihrer Größe, bewundert zu werden. Eben hierdurch ſollen diejenigen Seelen, welche ſchon ihrem Weſen nach, einen Trieb, ſich hervorzuthun, empfinden, noch mehr angefriſchet werden, die ganze Welt zum

Zeugen ihrer vielen und beſonderen Verdienſte zu machen. Die Ehre ſoll der Sporn zu allen edlen Thaten ſeyn. Durch ſie werden die Menſchen mit nützlichen Erfindungen bereichert. Ihr hat man alles Vortreffliche und Gute zu danken, welches man jetzo genießt. Kurz, wenn man ſich den Nutzen, welchen ſich die meiſten von der Ehrbegierde verſprechen, und das Anſehen, in welchem ſie ſteht, recht vorſtellen will: ſo darf man nur die Schriften der Alten und einige Meynungen der neueren Weltweiſen geleſen haben. Auch ſo gar die Lobeserhebungen zeugen hiervon. Je ehrbegieriger ein Menſch iſt, je ſtärker der Trieb, ſeine Vorzüge bekannt zu machen, bey ihm iſt; für deſto edler, großmüthiger, erhabener, und tugendhafter wird er gehalten. Das ganze Lehrgebäude der Stoiker, von der Tugend, iſt weiter nichts, als eine Wiſſenſchaft von der Vortrefflichkeit des Ehrgeizes. Die Begriffe der Tugend und der Ehrbegierde werden endlich ſo oft vermiſchet, daß man faſt glauben ſollte, ſie wären gar nicht unterſchieden, ſondern hätten einerley Weſen. Es iſt alſo kein Wunder, wenn die Aufmunterung zur Ehrbegierde, für ein Mittel gehalten wird, wodurch man die Tugend erlangen, und dem menſchlichen Geſchlechte, durch Ausübung edler Thaten, nützlich ſeyn kann. So allgemein auch dieſe Meynung iſt, ſo deutlich wird man doch ſehen, daß ſie nicht allein ſchädlich, und gefährlich, ſondern auch überflüßig iſt; wenn man ſich nur die Mühe geben will, ſie etwas genauer zu betrachten.

Indem ein Ehrbegieriger Ehre begehret ſo muß er nothwendig andere Leute von der Größe und Starke ſeiner Verdienſte zu überzeugen ſuchen; weil das Weſen des Ehrgeizes hierinnen beſtehe. Es iſt aber bekannt, daß wir bey entſtandenen Begierden nicht eher ruhig werden, als bis wir das, worauf ſie zielen, erlangt, und ſie ſoglich geſtillet haben; daß wir dahero alles, was uns an ihrer Erfüllung hindert, haſſen, und es ſoviel, als es uns möglich iſt, wegzuräumen ſuchen. Kann nun wohl ein ehrbegieriger Menſch ruhig ſeyn, wenn er noch in Zweifel ſteht, ob ſich andere von ſeinen Verdienſten einen ſo hohen Begriff gemacht haben, als ſie ſich ſeinem Wunſche nach machen ſollten? Wird er die Verhinderungen, die ihm zur Erlangung ſeines Zweckes im Wege ſind, gelaſſen anſehen können? Wird er ſie nicht vielmehr mit der äußerſten Mühe vermeiden, oder ganz und gar vernichten? Man muß dieſes entweder einräumen oder glauben, die Ehrbegierde habe ein Weſen, welches von den übrigen Begierden ganz unterſchieden ſey. Das letztere iſt unmöglich, folglich bleibt das erſte wahr. Was für Angſt, was für Sorge empfindet nun nicht ein Menſch, der dem Unterrichte ſeiner Lehrmeiſter folget, und ſeine Verdienſte in ihrer Größe zeigen will, wenn er andere noch nicht ſattſam davon überzeuget hält? Kann er ruhig ſeyn, da ſeine Begierden noch nicht geſtillet ſind? Er hat ſich ein gewiſſes Ziel geſteckt, nach dem er läuft. Er brauchet alle ſeine Kräfte, daß er es erreiche. Von was für Unruhe, von was für Heftigkeit wird er nicht gequält, bis er es erlanget? Er ſieht, daß er ſeines Wunſches alsdann theilhaftig wird, wenn er ſeine Geſchicklichkeit in ihrer Größe darſtellet. Dieſes Mittel iſt untrüglich. Er läßt daher nicht die geringſte Gelegenheit vorbeygehen, bey der er es anwenden kann. Seine Erzählungen handeln von ihm ſelber. Die Geſellſchaft, in welche er kömmt, hat keine andere Beluſtigungen zu gewarten, als die Anhörung ſeiner Verdienſte, ſeines Verſtandes, und des Zuſammenhanges der Vollkommenheiten, die ihn ſo ſehr mit ſich ſelber zufrieden machen. Jetzt bringt er einen muntern Einfall vor. Er lächelt darzu, und forſchet mit begierigen Blicken, ob die Anweſenden eben ſo, wie er, davon bewegt werden? Er wird lauter ernſthafte Geſichter gewahr. Wie unglücklich, wie unruhig machet ihn dieſes nicht? Er wundert ſich über die Unempfindlichkeit dieſer rohen Leute. Er kann nicht begreifen, wie es möglich iſt, daß ſie bey einer ſo ſchönen und reizenden Gedanke, welche ihm einfiel, gelaſſen bleiben können. Er ſuchet dieſen Schlaf zu unterbrechen. Was er geleſen, was er gehöret, und was er auswendig gelernet hat, alles dieſes ſaget er her. Kein anderer kann ſich durch Reden von dem Verdachte einer gebundenen Zunge erretten. Das erſte Wort, welches er höret, und nicht von ihm ſelber kömmt, feuert ſeine Begierden an. Er unterbricht die Erzählungen der übrigen; und ruhet nicht eher, als bis er wieder auf ſich und ſeine Verdienſte kommt. Allein was bringt ihm dieſe Aufführung für Nutzen? Man beluſtiget ſich an ſeiner Schwachheit; man leget ihm den Namen eines Prahlers bey, wenn er ſich gerühmt hat, mehr zu beſitzen,

ſitzen, als man an ihm wahrnimt; oder nennet ihn einen Großſprecher, wenn er gleich lauter wahre Sachen von ſich erzählet hat. Man flieht ihn; man meidet die Geſellſchaft in der er ſich befindet, weil wir nicht allemal im Stande ſind, fleißige Zuhörer abzugeben, und unſere Aufmerkſamkeit auf Geſchichte zu wenden, die uns keinen andern Nutzen, als einen ſtärkern Beweis von der menſchlichen Thorheit, ſchaffen.

Dieſe Verachtung, und dieſe Geringſchätzigkeit, welche ſich ein Ehrgeiziger zuzieht, hat er keiner andern Urſache, als ſeiner Ehrbegierde, zuzuſchreiben. Wenn ſie bey ihm unterdrückt, oder doch nur nicht angefeuert worden wäre, ſo könnte ſie ihm auch nicht ſo traurige Wirkungen zuziehen. Allein, da nur die Ehre und die Sehnſucht, bewundert zu werden, alle ſeine Handlungen verurſachet: ſo muß er nothwendig den erſten Schaden, welcher daraus entſteht, empfinden; er muß großſprecheriſch und eben dadurch lächerlich und verächtlich werden. Jedoch, dieſes iſt nicht die einzige Unbequemlichkeit, welche der Ehrgeizige erdulden muß. Es ſind noch mehrere, die daher entſpringen.

Da der Ehrbegierige von andern bewundert zu werden, wünſchet, ſo kann er es nicht gelaſſen anſehen, wenn er dieſe Begierde nicht allein beſitzt. Er beſorget, ſeine Mitbuhler möchten ihm die gehoffte Süßigkeit rauben, wenn ſie entweder glücklicher, als er ſelbſt, oder doch eben ſo glücklich wären. Merket er nun, daß ein anderer eben ſo viel Lob erwirbt, als er zu erlangen ſuchet, ſo wird er über dieſes fremde Glück betrübt. Eine gleiche Traurigkeit empfindet er, wenn er noch viele Staffeln der Ehre vor ſich ſieht, und ſie nicht einnehmen kann, weil ſie ſchon von andern beſetzt worden ſind. Hieraus entſteht der Neid, die Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt und eine marternde Zankſucht. Er trachtet beſtändig nach Mitteln, die Verdienſte ſeiner Mitbürger zu verringern, und ihnen einen ſchwächern Glanz zu geben, damit die Seinigen die Augen aller Menſchen deſto eher verblenden können. Man wird ihn ſelten Entdeckungen in dem Guten machen hören, außer in dem, das er beſitzt, oder doch zu beſitzen ſich einbildet. Er iſt nur mit ſich ſelbſten und ſeinen Vorzügen beſchäfftiget; dieſe ſuchet er auf eine Höhe zu ſetzen, welche zwar ſo ſteil iſt, daß ſie ſonſt von niemanden beſtiegen werden kann, aber doch die ſich darunter befindlichen Bewunderer nicht verhindert, die wahre Größe ſeiner Verdienſte zu bemerken. Er iſt es allein, der die erſte Regel des Epiktetus ſorgfältig in Acht nimmt; indem er ſich nur das, was in ihm, nicht aber, was außer ihm iſt, zu Herzen gehen läßt. Man wird ihm daher zwar viele Fehler, die er an andern wahrgenommen, aber niemals einige Tugenden erzählen hören. Iſt er auch etwa einmal von ungefähr ſo großmüthig, dieſes zu thun: ſo wird er zugleich ſeine Verdienſte anführen, damit man ja nicht glauben möchte, als ob er etwas nicht beſäße, welches er doch ſelbſt für lobenswürdig hält. Man darf ihn dahero nicht zum Zeugen unſerer Vorzüge anführen. Er wird ſie entweder ganz und gar verſchweigen, oder nur als eine gewöhnliche und der Aufmerkſamkeit kaum würdige Sache erzählen. Allein dieſe Mühe, welche er ſich giebt, ſich zu zeigen, und ſonſt keinen andern vor ſich aufkommen zu laſſen, kann es nicht verhindern, daß es nicht bisweilen ſolche Gegenſtände antreffen ſollte, von denen er, ſeiner eigenen Ueberzeugung nach, überwunden wird; ob er es gleich niemanden geſteht, ſondern es, wo es möglich wäre, auch vor ſich ſelbſt verbergen wollte. Wie unruhig wird er nicht alsdann werden? Wie viel Pein wird dieſer armſelige Sklave des Ehrgeizes nicht ausſtehen müſſen? Er wünſchet, allein groß zu ſeyn, allein bewundert, und für ein Meiſterſtück der Natur gehalten zu werden. Aber dieſe ungetreue Mutter bringt etwas hervor, welches ihm nicht nur gleich kömmt, ſondern mit dem er ſich nicht einmal in Vergleichung ſtellen darf. Ein ſolches Unglück bringt ſeinen Kummer auf den höchſten Grad. Hier ſiehet er die Gränzen, welche ſeiner Begierde allein, rühmliche Sachen thun zu können, geſetzt ſind. Er ſuchet ſie zu überſchreiten. Aber ſeine Kräfte ſind nicht eben ſo, wie ſein Wille, unumſchränkt. Dieſer wird um deſto ſtärker, je mehr jene ihre Schwäche verrathen. Bey dieſem immerwährenden und vergeblichen Beſtreben, muß er alle die Schmerzen fühlen, welche ein unglückliches Verlangen begleiten. Er zürnet über die unbillige Natur; er betrübet ſich über ſein Unvermögen; er verzehret ſich aus Sehnſucht, es zu überwinden; jedes Mittel, das er hierzu anwendet, zeiget ihm die Unmöglichkeit ſeines Wunſches; ſeine Marter geht von neuem an; und verkehret ſich endlich in eine Raſerey, mit der er ſeinen Ueberwinder überfällt, da ſie ſich ſonſt gegen ihn wenden würde, wenn es ſeine Eigenliebe erlaubte.

Vielleicht möchte dieſes Bild eines Ehrgeizigen und ſeines Unglücks, den meiſten als ein Gedichte, und ein erſonnenes Gemälde, nicht aber als etwas wahres vorkommen. Da man alles dieſes, was ich angeführet, ſelten in einem Gegenſtande zugleich findet, ſo ſind auch die wenigſten gewohnt, theils ſich vorzuſtellen, daß ein ſolcher Menſch, wie er hier beſchrieben worden, leicht möglich iſt, theils dasjenige zu bemerken, was viele von dieſer ganzen Vorſtellung nur einzeln beſitzen. Ich will es einräumen, daß ich hier den allgemeinen Begriff des Ehrgeizes vorgeſtellt habe; weil ich alles in eines zuſammenziehen wollen, wodurch ſich der Ehrgeiz äußert. Allein deswegen gebe ich noch nicht zu, daß man gar kein Urbild von dieſer Abſchilderung antreffen ſollte. Man darf ſich den Ehrgeiz nur in dem höchſten Grade einbilden, wenn man ein lebhaftes Beyſpiel der vorigen Beſchreibung ſehen will. Geſetzt, unter tauſend Menſchen, die ihre Verdienſte zu zeigen begehren, thue es keiner auf die Art, welche ich entworfen habe; ſo wird doch vielleicht einer anzutreffen ſeyn, bey dem auch nicht ein Zug meines Gemäldes fehlet. Ich geſtehe es, daß die unterſchiedene Stärke des Ehrgeizes auch mannigfaltige Wirkungen hervorbringt. Aber eben hierdurch muß man mir einräumen, daß die oberſte Staffel deſſelben auch alles das beſitze was ich mir an einem ſo genannten edlen Gemüthe vorſtelle.

Man darf nur an dasjenige gedenken, was man in Geſellſchaften gehöret und an ſeinen Bekannten und Freunden bemerkt hat, wenn man ſich einen Begriff von der Schändlichkeit des Ehrgeizes und der Wahrheit meiner Beſchreibung machen will. Wie oft hat uns nicht die lächerliche Bemühung, gelobt zu werden, theils beluſtiget, theils Abſcheu verurſachet, nachdem unſer Gemüthe der Spötterey oder Ernſthaftigkeit fähig geweſen iſt? Haben wir niemals jemanden angetroffen, der uns mit ſeinem wiederholten Rühmen von ſich ſelbſt, das Elend, in welchem er ſteckte, verrathen hat? Sind wir allemal ſo glücklich geweſen, daß wir unſere Gedanken hätten ungeſtöhrt ausdrücken können? Wir müßten wohl nur allezeit mit uns ſelber geredet und unſere Einfälle ſtets für unverbeſſerlich gehalten haben, wenn wir nicht wiſſen wollten, was ein unzeitiges Widerſprechen wäre. Wieviel Weltweiſen ſind wohl anzutreffen, die ſich nicht zum Beyſpiele anführen ſollten, wenn ſie die Demuth als die größte Tugend rühmen? Die meiſten Gelehrten beweiſen die Regeln, die ſie von einer Wiſſenſchaft geben, durch ihre eigene Arbeit, ohne ſich zu bekümmern, ob ſie dadurch ihre Lehrlinge, von der Richtigkeit des vorgetragenen überzeugen können oder nicht? Sollte ein Ausländer, der unſere deutſche Sprache lernen will, nicht glauben, wären dieſe unſere vornehmſten Verbindungswörter: **Ich will ihnen ſagen: Ich pflege es ſo zu machen: Ich bin ganz anders geſinnet: Ich habe eine andere Meynung: Ich muß es wiſſen: Ich mache es ſo:** u. ſ. w. weil ſie oft auch von den klügſten Leuten gebraucht werden, ihre Gedanken mit den Reden anderer zu verknüpfen? Man bedenke ferner den Verdruß, den man ausſtehen muß, wenn man im Um-

Umgange die meiſte Zeit, entweder mit Zanken über die Richtigkeit einer von uns begangnen That, oder mit einer beſtändigen Wiederholung der Worte: **Sie haben recht: Ich habe gefehlt: Ich hätte es anders machen können u. ſ. w.** zubringen muß. Das Reden, das Spiel, die Uebungen des Körpers, kurz, alle Beluſtigungen werden meiſtentheils, durch die unmäßige Begierde nach Ehre unterbrochen, und widerwärtig gemacht.

Ein Ehrgeiziger iſt alſo nicht allein ſich ſelbſt, durch ſeinen Neid, durch ſeine Unzufriedenheit und durch ſeine Begierde nach Ruhm, zur Laſt; ſondern auch ſeinen Mitbürgern beſchwerlich, indem er ihre Verdienſte verkleinert, ihnen nur ſeine Thaten erzählet, nur ſeine Schriften verlieſt, und allen Umgang, durch eine zänkiſche Begierde, Recht zu behalten, zerſtöret. Dieſes iſt der Vortheil, welchen man aus der Begierde, die eigenen Vorzüge auszubreiten, erwarten kann! Dieſes ſind die Urſachen, welche die Lehrer bewegen, ihre Untergebenen zu einem edlen Ehrgeize aufzumuntern und die Dichter, nebſt den Geſchichtſchreibern antreiben, an ihren Helden, theils den Ueberfluß des Ehrgeizes zu erheben, theils den Mangel deſſelben zu tadeln.

Es iſt aber bekannt, daß ein jeder Bewegungsgrund unſerer Handlungen ſo beſchaffen ſeyn ſoll, daß er ſie ſo wohl uns, als auch unſern Mitbürgern nützlich machet. Wenn er dieſe Eigenſchaften nicht beſitzt, ſo gehöret er auch nicht in die Sittenlehre; weil uns dieſe die Mittel zeiget, wodurch wir durch die Kräfte unſerer Natur, eine wahre Glückſeligkeit erlangen können. Wie ſollte man alſo den Ehrgeiz, für einen Weg halten, auf welchem wir unſer Vergnügen und das Wohl unſerer Mitbürger finden, da er uns vielmehr die Straße zum Neide, zur Zankſucht, Verachtung und Unzufriedenheit zeiget, alle dieſe Dinge aber unſerer Glückſeligkeit ſchnurſtracks zuwider ſind? Geſetzt, man habe der Ehrbegierde einige Thaten zu danken, die dem menſchlichen Geſchlechte nützlich geweſen ſind, und die nicht würden ausgeübt worden ſeyn, woferne ſelbige nicht geweſen wäre; folget daraus, daß wir kein anderes Mittel haben, den gemeinſchaftlichen Nutzen zu befördern, als die Ermunterung zur Ehrbegierde? Oder rechtfertiget die geringe Bequemlichkeit, welche ſie bisweilen zu wege bringen kann, den unausſprechlichen Schaden, der ſie beſtändig begleitet? Ich weis wohl, daß man oft etwas begehen muß, aus welchem ein kleines Uebel entſpringt, damit daher ein größeres Gut entſtehe; allein ich weis auch, daß dieſes nur in dem Falle ſtatt hat, wenn man kein ander Mittel ſieht, das Gute auszubreiten, als eben dieſes. Der Ehrgeiz aber iſt nicht die einzige Urſache, welche uns zu Beförderung des Guten antreiben kann. Warum wollen wir ihm alſo die erſte Stelle, unter den Bewegungsgründen geben, da ſein Nutzen ſo geringe und ungewiß, ſeine Schädlichkeit aber um deſto größer, und unvermeidlicher iſt? Hat man nicht die Religion? Weis man nichts von dem Befehle Gottes, oder von den Pflichten, denen ein jeder genug thun ſoll? Sind dieſes nicht eben ſo lebhafte Urſachen, welche uns zum Guten aufmuntern und begierig machen können, durch unſere Vorzüge unſern Mitbürgern zu dienen, als die Ehrbegierde, und ein unauslöſchlicher Durſt nach Ruhme? Der Ehrgeizige ſuchet, ſeine Verdienſte zu zeigen, damit er ſich mit dem Vergnügen kützeln könne, welches ihm ein allgemeiner Ruhm, und eine tiefe Ehrerbiethung zuwege bringt. Ein Menſch, der die Erfüllung ſeiner Pflichten den letzten Zweck ſeiner Handlungen ſeyn läßt, oder der den Willen des Schöpfers zum Augenmerke ſeiner Thaten macht, ſuchet auch ein Vergnügen, welches er aus der Ueberzeugung, daß er ſeiner Schuldigkeit eine Genüge geleiſtet, und aus der Ruhe ſeines Gewiſſens empfindet. Da nun die Erlangung eines Vergnügens der höchſte Grund iſt, aus welchem alle unſere Begierden und Handlungen abſtammen; warum lenken wir nicht unſere Gemüther ſo, daß ſie es lieber in der Erfüllung ihrer Pflichten, als in der Ehre ſuchen? Wir würden hierbey nichts verliehren, ſondern uns im Gegentheile viel ſorgfältiger um das Gute bekümmern. Je größer ein Vergnügen iſt, deſto ſtärker wird auch die Begierde nach ſelbigem. Wenn wir uns nun oft vorſtellten, daß die Annehmlichkeit, welche aus der Genugthuung unſerer Schuldigkeit entſpringt, uns allezeit gegenwärtig ſey, niemals genommen, und durch keinen Zufall unterbrochen werden könne; die Süſſigkeiten der Ehre aber ungewiß, flüchtig, und ſelten in unſerer Gewalt wären: ſo würden wir mit einer eben ſo ſtarken Begierde unſern Pflichten zu geherchen ſuchen, als wir uns ſonſt um die Erlangung der Ehre bemühen. Ich bin überzeugt, daß wir mehr Vertraulichkeit in der Freundſchaft, mehr Annehmlichkeit im Umgange, mehr Nutzen in dem bürgerlichen Leben, und mehr Ruhe in unſerm Herzen antreffen würden, wenn wir die Erfüllung unſerer Pflichten, dem Befehle Gottes, und die Religion, eben ſo zu dem Bewegungsgrunde unſerer Handlungen machten, als wir es mit dem Ehrgeize zu thun pflegen. Alsdann würde der Neid, die Verachtung, die Zankſucht, die Unzufriedenheit, und mit dieſen Ungeheuern alles Unglück verſchwinden, das ſie ausbrüten. Wir würden die Vollkommenheit unſers Nächſten beſſer einſehen, ſeine Glückſeligkeit ämſiger befördern, mit uns ſelber beſſer zufrieden ſeyn, und überhaupt das Vergnügen, welches aus den Vollkommenheiten entſteht, lebhafter empfinden; weil wir im Stande ſeyn würden, mehrere Vollkommenheiten zu entdecken, als wir thun können, ſo lange uns die Ehrbegierde verblendet. Wir können es einem Seneca nicht für übel halten, daß er ſeine ſchwache Begierde zur Tugend, durch eine vorgeſtellte Annehmlichkeit der Ehre aufzumuntern ſuchte. Dieſes Mittel ſchmeichelte ſeiner natürlichen Neigung, und trat bey ihm an die Stelle der Religion. Allein, wenn ſich Chriſten durch dieſen falſchen Schein verblenden laſſen, ſo ſind ſie der Glückſeligkeit unwürdig, welcher ſie ihren ehrwürdigen Namen zu danken haben, und verdienen in den betrübten Stand verſetzt zu werden, deſſen Abſcheulichkeit wir nicht zu empfinden ſuchen, indem wir uns mit den unglücklichen Reizungen einer fröhlichen Ehrbegierde einſchläfern.

J. C. G. e.

* *

Einladung zur Landluſt.

Des Winters ſchwarzer Duft
Weicht einer heitern Luft,
Und Pallas fetter Baum
Macht Blüth und Knoſpen Raum;
Das Vieh verläßt den Stall,
Und grüßt das nahe Thal,
Da hebt ein Blumenchor
Die Häupter hoch empor,
Da rauſchet Zephyrs Hauch
Im friſchen Roſenſtrauch.
Freund, reiß dich aus dem Schoos
Der ernſten Muſen los,
Wo nie die Wolluſt lacht,
Nur Gram und Ekel wacht.
Die Krankheit, die uns ſtürzt,
Und Weiſer Leben kürzt,
Schwebt drohend über mir,
Vielleicht auch über dir;
Sie ſchwenket hundertmal
Den krumm geſchliffnen Stahl.
Dann fließt in unſre Bruſt
Kein Strom von ſüßer Luſt,
Wenn Lethens kalter Fluß
Uns taumelnd machen muß.
Izt da die Jugendzeit
Uns holde Freude beut,

Und noch der Reiz entzückt,
Der unſre Glieder ſchmückt,
Jtzt folge meiner Hand,
O Freund, hinaus aufs Land.

Da hängſt du deinen Hut,
Wie mancher Schäfer thut,
An Eichen, die belaubt;
Bekrönſt dein junges Haupt,
Und trägeſt dich zur Ruh
Nach kühlen Schatten zu,
Und ſiehſt die Gratien
Auf bunten Wieſen gehn,
Wo aus dem nahen Wald
Der Vögel Lied erſchallt.

Bald ſchleicheſt du gemach
Dem braunen Schäfer nach,
Der brennend Schritt vor Schritt,
Tief ins Gebüſche tritt.
Die Liebe leitet ihn
Zur jungen Schäferinn,
Erweicht ihr zartes Herz,
Und heilt deß Hirten Schmerz.
Der Buſch, die Liebe, Du,
Sehn ihren Spielen zu.

So eile ſorgenlos,
In deines Freundes Schoos;
Ergötzung, Scherz und Wein,
Nebſt Damon, warten dein.
Wir wollen, bis die Nacht
Die Fluren ſchwärzer macht,

Die Sorgen von uns thun,
An Phyllis Seite ruhn,
Und, ſonder eins zu ſchmähn,
Euch, Lieb und Wein, erhöhn.

Halle. Harting.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

An Doris.

Der Liebe ſanftes Wallen,
Das ſonſt mein Blut bewegt,
Als Doris zu gefallen
Sich noch mein Spiel geregt,
Läßt mir nun endlich wieder
Die ſüße Freyheit zu,
Und auch in meine Lieder
Fließt meine ſtille Ruh.

Ihr meiner Doris Wangen!
Voll Geiſt und Zärtlichkeit,
Wenn ich von euch gegangen;
Was fühlt ich ſonſt für Leid!
Wenn ich euch wieder ſahe;
Wie brannte mein Geſicht!
Ich kam euch heute nahe,
Mich dünkt, ich fühlt es nicht.

Nur fühl ich, daß mein Herze
Ein ſüßes Bild noch nährt,
Und ihm manchmal im Scherze
Ein dunkles Ach! entfährt.

Ihr Kenner zarter Triebe!
Sagt doch, wie heißt ihr das?
Iſts Freyheit? Iſt es Liebe?
Iſts ein ich weis nicht was?
 Doch ſparet, ſpart die Rede!
Mein Herz ſprach eh'r, als ihr.
Ich bin verwirrt und blöde
Und ſchäme mich vor mir.
Es ſind die alten Triebe,
Denn Doris rächt ſich ſchon.
Sing! ſing, mein Lied, von Liebe!
Was änderſt du den Ton?

O.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Schreiben an den Hrn. von *** in welchem unter andern eine Vergleichung zwiſchen dem itzigen und dem vorigen Adel angeſtellet wird.

Hochwohlgebohrner Herr,

Sie ſtehen im Begriffe, ſich nach R. zu begeben, um die ſchönen Wiſſenſchaften, die ſie auf hohen Schulen erlernet haben, durch eine geſchickte und nützliche Anwendung derſelben, in ein völliges Licht zu ſetzen. Zu dem letztern giebt ihnen der Beruf zu einer anſehnlichen Würde an dem benachbarten H. Hofe die ſchönſte Gelegenheit an die Hand.

Ich darf nicht erſt hoffen, daß das gemeine Weſen von ihnen erſprießliche Dienſte zu erwarten habe; ich ſehe im voraus, daß die Wohlfahrt des Staates durch den geſchickten Beytrag ihrer Rathſchläge und Bemühungen, nicht nur unterſtützet, und befeſtiget, ſondern zur höchſten Vollkommenheit gedeyen wird. Es wird dieſes deſto mehr an ihnen zu loben ſeyn, je ſchwerer es noch immer bey jungen Edelleuten hergeht, ehe ſie ſich durch Erlernung gründlicher Wiſſenſchaften auf hohen Schulen zu denjenigen wichtigen Bedienungen vorbereiten, die ihnen nicht die beſtäubten Wapenröcke ihrer Ahnen, nicht das Vorrecht ihres Standes, nicht das ſonſt ſo vermögende Beywort **von**, ſondern ihre eignen Verdienſte und rühmlichen Eigenſchaften zu erwerben vermögend ſind. Ich weis nicht, ob es nicht noch einige unter dieſen Herren giebt, welche in den Gedanken ſtehen, daß es gar zu niederträchtig, und wie ſie zu reden pflegen, gar zu bürgerlich herauskomme, wenn ſie gewiſſe Wiſſenſchaften erlernten, von welchen ſie glauben, daß ſie ſolche niemals gebrauchen können. Ja einige unter ihnen ſind ſo weit gegangen, daß ſie ſich befürchtet haben, ihrem Adel einen nicht geringen Schandfleck anzuhängen, wenn ſie ſich auf die Erkenntniß einiger Dinge legeten, die ſie aus einem eingewurzelten Vorurtheile mit dem verächtlichen Namen der Pedantereyen, und unnützer Grillen ausdrücken. Meines Erachtens iſt jeder vernünftiger Menſch ohne Unterſchied verbunden, ſich, in ſo weit es ſein Verſtand zuläßt, einen richtigen Begriff von allen Sachen zu machen, welche in der Welt vorkommen. Man iſt in der That weniger glücklich, vergnügt und weiſe, wenn man in Betrachtung derſelben völlig unwiſſend iſt. Und ſollte es denn nicht beyſammen ſtehen können, von allen nützlichen Dingen eine hinlängliche Erkenntniß zu beſitzen, und doch in ſeiner Hauptwiſſenſchaft nicht irre zu werden, oder dieſelbe nur halb zu verſtehen? Ich begreiſe unter dem Namen der Erkenntniß nützlicher Dinge, außer den allernothwendigſten, die Wiſſenſchaft der Civilrechte, die Critik, die Mechanik, die Wiſſenſchaft von den Himmelskörpern, von den Metallen, von den Pflanzen, von der Beſchaffenheit und Zergliederung der menſchlichen Körper, u. ſ. w. Alle dieſe Wiſſenſchaften, und noch viele andere, wird ein geſchickter Edelmann bey unterſchiedenen Vorfällen gewiß nützen können, ſollte es auch nicht eher geſchehen, als wenn er dieſelben bey müßigen Stunden zu ſeiner Gemüthsergötzung anwenden will.

Sie haben eine viel zu gütige Meynung für mich, h. H. als daß ſie, da ich von den Fehlern des jungen Adels rede, mich beſchuldigen wollten, diejenigen beleidiget zu haben, welche die Ehre ihrer edlen Vorfahren durch eigne Verdienſte und perſönliche Vorzüge verherrlichen. Ich würde der öffentlichen Erfahrung widerſprechen, welche uns ſattſam überzeuget hat, daß ſich beſonders unſer ſächſiſcher Adel, ſeit geraumer Zeit, auf eine Art hervorgethan, welche ihm nicht anders, als höchſt rühmlich, ſeyn kann.

Es iſt in der That für unſere Zeiten ein wichtiger Vortheil, den wir überhaupt dem Aufgange, und dem hernachmals ausgebreiteten Lichte der Wiſſenſchaften zu danken haben, daß wir einige Eigenſchaften für unentbehrlich zu der Glückſeligkeit der menſchlichen Geſellſchaft halten, welche unſere ehemaligen Vorfahren für überflüßig hielten. Sie wiſſen, h. H. daß ein Edelmann von der vergangenen Zeit den Pflichten ſeines Standes vollkommene Genüge gethan zu haben glaubte, wenn er nur den Character eines ſorgfältigen Hausvaters, eines ſtreitbaren Helden, und eines getreuen Vaſallen behauptete. Von ſeiner früheſten Jugend an, waren ſeine vornehmſten Beſchäfftigungen, ein muthiges Roß geſchickt zu regieren, eine ſcharf beſchlagene Lanze künſtlich zu ſchwenken, die Turnier- und Ringekunſt zu erlernen, und wenn es hoch kam, einige unzulängliche Begriffe von der Erdbeſchreibung, von der Rangordnung, den Gebräuchen und Herkommen bey einigen Höfen, zu faſſen. Mit dieſen Wiſſenſchaften verſehen, durchreiſte er einige Länder und Reſidenzien, und kehrte endlich an denjenigen Hof zurück, unter deſſen Beſchützung er und ſein Ritterſitz ſtund. Daſelbſt erſchien er beſonders bey öffentlichen Feſten, z. E. bey Turnieren, Thiergefechten, und öffentlichen Einzügen, und bemühte ſich aufs äußerſte, bloß ſeine Tapferkeit und ſein gutes Anſehen zu zeigen. Denn ich weis nicht, ob ich dieſes einer gründlich erlernten Gelehrſamkeit zuſchreiben ſoll, wenn man an dem Schilde des einen oder des andern eine weithergeholte und übelangebrachte Deviſe oder ſonſt ein wunderliches Sinnbild erblickte. Man bewunderte indeſſen den ſtreitbaren Ritter, ohne etwas weiter als ſeine ſtarken wohlgebildeten Gliedmaßen, und den geſchickten Gebrauch derſelben zu loben, und man gab ihm Aemter, ohne zu wiſſen, ob er, nebſt ſeiner geprüften Treue und Redlichkeit, auch Verſtand genug beſitze, dieſelben zu verwalten? Dieſe Aemter waren zwar mehrentheils ſo beſchaffen, daß man eben kein Gelehrter ſeyn mußte, um denſelben vorzuſtehen. Man ertheilte ihm die Stelle eines Hofjunkers, oder eines Kammerherrn. In das Cabinet und in die Gerichtsplätze zog man ſie nicht. Die alten Jahrbücher weiſen ausdrücklich aus, daß die höchſte Gerichtsverſammlung, oder wie man gemeiniglich zu reden pflegt, das geheime Rathscollegium eines Fürſten, aus ein paar Doctoren bürgerlichen Standes, welche man zu der angeſtellten Verſammlung erſt von den hohen Schulen berief, aus ein paar Secretären und etlichen Schreibern beſtanden. Die Herren von Adel der damaligen Zeit wollten an dieſem edelſten und vornehmſten Beytrage zu der Glückſeligkeit eines Landes durchaus keinen Theil nehmen. Bekamen ſie keine Aemter bey Hofe, welches die meiſten, wegen großer Menge des Adels, und der damals gewöhnlichen kleinen Hofhaltung regierender Prinzen, betraf: ſo begaben ſie ſich nach ihren Schlöſſern, und ſorgten für nichts ſo eifrig, als daß es ihren Perſonen nie an einer zahlreichen Familie, ihren Ritterſitzen zu [illegible]er Zeit an Lehnsfähigen und rechtmäßigen Beſitzern, und ihrem Fürſten niemals an tapfern und treuen Unterthanen fehlen möchte.

Auf dieſe Art brachten dieſe guten Herren ihr Leben zu, von welchem man in keinem gelehrten Verzeichniſſe, oder ſonſt in einer gedruckten Schrift, ſondern bloß allein auf ihren Leichenſteinen, oder durch mündliche Erzählungen einige Nachricht zu erhalten wußte. Ihre ganze Glückſeligkeit war in den Gränzen eines vernünftigen und tapfern Lebens eingeſchränkt. Dieſes giebt zwar Anlaß, die vortheilhafteſten Meynungen von ihnen zu hegen. Man kann mit Recht ſagen, daß ſie tugendhaft von Gemüthe, erfahren und herzhaft in Kriegsunternehmungen, eifrig und ſorgfältig in Beobachtung der Treue gegen ihre Obern, aufrichtig und uneigennützig in ihren Höflichkeitsbezeigungen waren. Ueberhaupt waren alle ihre Thaten ſo beſchaffen, daß man daraus ein redlichgeſinntes von aller Verſtellung und Falſchheit entferntes Herz urtheilen konnte. Nur darinnen waren ſie zu ſorglos, ihren Verſtand mit guten Wiſſenſchaften auszuſchmücken, welche ſich mit den oberzählten Tugenden gar wohl vertragen können. Denn es iſt heute zu Tage etwas ausgemachtes, daß einer der ehrlichſte Mann bey Hofe, der aufrichtigſte gegen ſeine Freunde, und doch dabey der feinſte, gelehrteſte und geſchickteſte Staatsmann ſeyn könne. Ich darf mich nicht weit umſehen, um dieſen Satz durch ein lebendiges Exempel zu beſtärken. Sie, hochzuehrender Herr, geben unter ſo vielen andern eines der rühmlichſten Beyſpiele dieſer vereinigten Eigenſchaften ab. Sie wiſſen die einfältigen und untadelhaften Sitten derer ehemaligen von Adel, mit einem feinen und aufgeweckten Weſen glücklich zu verbinden. Sie üben die Redlichkeit, und die Pflichten einer uneigennützigen Freundſchaft, in einem eben ſo hohen Grade, aus, als jene wackern Leute es thaten; nur geben ſie denſelben durch einen einnehmenden und wohlgeſitteten Umgang eine deſto größere Anmuth. Kurz, ſie ſetzen die ſtrengen Tugenden ihrer Vorfahren durch ihre edle Gemüthsbeſchaffenheit, durch ihren geübten Verſtand, und durch ihr liebreizendes Betragen, in ein vollkommenes Licht.

Vergeben ſie mir, h. H. wenn ich ihre Beſcheidenheit durch eine umſtändliche Erörterung ihrer preiswürdigen Eigenſchaften beleidige. Ich bin einmal in dieſem Schreiben auf eine Vergleichung des Adels gefallen, wie er ungefehr vor hundert und funfzig und mehreren Jahren in Deutſchland beſchaffen war, und wie er ſich zu unſern Zeiten darſtellet. Wie konnte ich dieſes Unternehmen beſſer ausführen, als wenn ich mich auf ihre Perſon, als ein vollkommenes Muſter des itzigen, berief? Ich mußte aus der Erfahrung und wahrhafter Ueberzeugung reden wenn ich dieſes bewerkſtelligen wollte. Beydes konnte ich verrichten, wenn ich nur ſie in Gedanken betrachtete. Für einen Schmeichler dürfen ſie mich wenigſtens nicht halten: denn auch diejenigen, welche nicht die Ehre haben, ſie ſo perſönlich, als ich, zu kennen, thun dergleichen Ausſpruch, ſo bald ſie von ihren ausnehmenden Verdienſten eine kurze Beſchreibung vernehmen. Welch ein vortrefflicher Lobſpruch iſt es nicht für einen Edelmann! und es iſt meines Bedünkens der einzige, welcher ihm am meiſten Zierde und Anſehen erwerben kann, wenn man, ſo oft von ihm geſprochen wird, nicht ſo wohl von ſeinem vornehmen Geſchlechte, von ſeiner ſchönen Geſichts- und Leibesbildung, von ſeinem prächtigen Aufzuge, und anſehnlichem Vermögen, als vielmehr von ſeinen Tugenden und Verdienſten, von ſeiner klugen, beſcheidenen, und verträglichen Aufführung re det! Jene Vorzüge werden ihm vielleicht die Hochachtung des gemeinen Haufens blöder und niederträchtiger Gemüther zuziehen; durch dieſe hingegen wird er den Beyfall weiſer Leute, und das verdiente Lob bey der Nachwelt erhalten, welche ſich ganz gewiß weder durch Vorurtheile noch Anſehen blenden läßt, ſondern von dem Lebenswandel der Menſchen insgemein am richtigſten urtheilet. Es iſt freylich ausgemacht, h. H. daß ſich bey ihnen diejenigen Vortheile vereiniget, welche zu der guten Auferziehung eines Edelmanns das meiſte beytragen. Sie ſelbſt beſaßen das vortrefflichſte Naturell, und alle Gaben, welche zu gehöriger Zeit den geſchickteſten Mann ausmachen. Dieſe beobachteten ihre vernünftige Aeltern ſchon in den zarten Jahren auf das ſorgfältigſte. Ich nenne ſie vernünftig; denn ſie zeigten bey ihrer Erziehung die Wirkungen der gründlichſten Vernunftſchlüſſe. Sie trugen das Ihrige zu der Grundlegung der Haupttugenden in jungen Gemüthern redlich bey. Und ſollte ich nicht dieſes die ſtärkſte Probe der zärtlichſten Liebe und des größten Verſtandes nennen, da ſie ihnen, um das wichtige Werk der Auferziehung glücklich zu vollführen, einen Hofmeiſter aufſuchten, mit dem ſie ſelbſt lange zuvor einen genauen Umgang pflegen wollten, ehe ſie ihre zarte Jugend ſeiner Aufſicht anvertraueten. Ohne Zweifel verfuhren ſie hierinnen deßwegen ſo behutſam, weil ſie wußten daß dieſes das hauptſächlichſte Stück der Erziehung iſt, von welchem der glücklichſte Erfolg derſelben, und öfters die ganze Wohlfahrt eines jungen Menſchen abhänget. Es wäre zu weitläuftig, die ungemeinen Verdienſte

dienſte dieſes rechtſchaffenen Hofmeiſters zu beſchreiben. Ich berufe mich in dieſem Puncte, auf ihre Erfahrung, und ſie werden mir recht geben, wenn ich ihn mit dem franzöſiſchen homme de qualité und dem Ariſtides vergleiche, welcher in dem ſechſten Blatte des Biedermanns beſchrieben wird. Dieſer Mann führte ſie auf hohe Schulen, wo er beſtändig ihr werther Freund und lieber Rathgeber war; an ſtatt daß es deren viele giebt, die ihrer Seits gezwungene Aufſeher, und in Betrachtung der Untergebenen ſcharfe Zuchtmeiſter abgeben. Das Reiſen, das oft gefährliche Reiſen wurde auch vorgenommen. Man unterließ es nicht deswegen, weil es öfters bey jungen Leuten die widerwärtigſten Wirkungen hervorgebracht hat. Man ſtellte es nur klüger, als es insgemein geſchieht, und beſonders nach derjenigen Maaßgebung an, welche, wie bekannt iſt, vor einiger Zeit hohes Orts ausdrücklich für die jungen Reiſende unſers Landes abgefaßt worden. Ihr kluger Hofmeiſter ließ ſie nicht ſo lange in Frankreich, bis ſie ſich zuletzt vor langer Weile hätten gezwungen geſehen, die Kleinigkeiten der Einwohner zu bewundern, und ſo gar ihren Schwachheiten nachzuahmen, welches dieſes Volk ſo gerne vertragen mag, als es die Fremden ohne Schwierigkeit thun. Sie giengen gar bald nach Deutſchland, als in ihr Vaterland, zurück, und glaubten ganz vernünftig, daß dieſes allerdings ihre Aufmerkſamkeit mehr verdiente, als fremde Länder. Wie viel herrliche Sachen merkten ſie hier nicht an, welche von den meiſten Fremden, und iſt es nicht faſt nachtheilig zu ſagen? von unſern eignen Landsleuten entweder gar nicht, oder doch flüchtig genug betrachtet werden! Sie machten ſich beſonders die Geſchichte dieſes weitläuftigen und zertheilten Reichs bekannt, und ſie waren ungemein vergnügt, wenn ſie in einem Archive oder Bücherſaale irgend eine Erklärung der dunkelſten Begebenheiten in der alten deutſchen Hiſtorie antrafen. Es gereichet ihnen in der That zu einem beſondern Ruhme, h. H. daß ſie in den Geſchichten ihres Vaterlandes ſowohl zu Hauſe ſind. Was hilft doch die ungeheure Menge der Wiſſenſchaften von ſo viel hundert Völkern, die jemals in der Welt geweſen ſind, deren Regimente, Beſchaffenheit, Geſchichte, und, welches nicht den allergeringſten Nutzen ſchafft, die Kenntniß ſo vieler unzähliger Kleinigkeiten bey den Alten, womit das Gedächtniß mehr beläſtiget, als auf eine nützliche Art erfüllt wird; was hilft, ſage ich, alles dieſes, wenn es darauf ankömmt, daß ein Mann dem Lande, in welchem er gebohren iſt, auf mancherley Art erſprießliche Dienſte leiſten ſoll, wenn er nicht die geringſte Wiſſenſchaft von der Hiſtorie ſeines Volkes beſitzt? Gewiß, es iſt nichts ſo ſchändlich, als, wie Tacitus urtheilet, ein Fremdling in den Geſchichten ſeines Vaterlandes zu ſeyn, und von den Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten nichts zu wiſſen, bey welchen man doch aufgewachſen iſt.

Sie durchreiſten alſo fremde Länder, aber mit Vergnügen und Nutzen; nicht etwan, wie der reiche Pöbel, welcher den Endzweck ſeiner Reiſen erlangt zu haben glaubet, wenn er nur in fremden Ländern die vornehmſten Städte, Palaſte, Gärten, Opernhäuſer, Spielgeſellſchaften und Poſthäuſer geſehen hat. Würden die jungen Herren von dieſer Art nicht beſſer thun, wenn ſie auf ihren Zimmern eine gute Landcharte, und eine vollſtändige Reiſebeſchreibung zur Hand nähmen, und ſich die vornehmſten Reiche bekannt machten? Wenigſtens würde ihnen dieſe Beſchäfftigung nicht ſo viel ſchaden, als das Reiſen ſelbſt, welches die Aeltern um das Geld, ſie ſelbſt öfters um die Geſundheit, und um den wenigen Vorrath guter Sitten und Eigenſchaften bringt, den ſie noch vor angeſtellter Reiſe beſaßen.

Ganz anders wandten ſie ihre Zeit auf Reiſen, in der Geſellſchaft ihres weiſen Mentors, an, welcher ſie beſonders dazu anwies, daß ſie den rechten Charackter eines Volkes, die inwendige Staatsbeſchaffenheit, und die berühmteſten und gelehrteſten Leute unter demſelben kennen lernten. Allein dieſer geliebte Freund wurde ihnen auf der Rückreiſe nach ihrem Vaterlande entzogen. Er ſtarb, als er eben im Begriffe ſtund, ein Lehramt auf einer benachbarten hohen Schule anzunehmen. Ich habe allezeit dafür gehalten, daß dieſer wackere Mann ſeine Jahre in einer andern Lebensart hätte höher bringen können; er war auch ſelbſt davon überzeugt. Allein da er ſah, daß ihm die Führung und Unterweiſung einiger jungen Edelleute glücklich und rühmlich ausſchlug, ſo hielt er es für etwas geringes, ſeine Geſundheit dem gemeinen Beſten aufzuopfern. Sie wurden durch dieſen Verluſt empfindlich gerühret, und ſie haben mir öfters bekannt, daß ihnen derſelbe eben ſo nahe, als der Tod ihrer Aeltern gegangen. Er ließ indeſſen den Ruhm eines redlichgeſinnten Patrioten, eines erleuchteten und geſchickten Lehrers der Jugend hinter ſich, und ſein Andenken ſteht noch

ben

bey ihnen, wie bey allen denjenigen im Segen, die ihn gekannt haben.

Ich bin unvermerkt in eine Erzählung von Begebenheiten gerathen, die ihnen, h. H. weit beſſer bekannt ſind als mir, und nichts kann meine Freyheit entſchuldigen, womit ich ihnen meine Meynungen eröffnet habe, als ihre Nachſicht und Freundſchaft. Doch ſie haben mir befohlen, ſie in einem Schreiben an die vergangenen Zeiten zu erinnern, und ihnen meine zufälligen Gedanken darüber mitzutheilen. Ich bin ihrem Befehle nachgekommen, wiewohl ich mir nicht ſchmeichele, daß ſie durchgehends ihren Beyfall erhalten werden. Sie haben indeſſen keine ordentliche Abhandlung von dem Adel, der Auferziehung und Pflicht deſſelben von mir verlanget, und ich befinde mich auch nicht fähig, dergleichen gehörig auszuführen. Doch wenn ich verſichert bin, daß ſie einmal bey müßigen Stunden etwas von meiner Arbeit leſen wollen, wie ſie mir bereits die gütige Erklärung gethan haben: ſo will ich ihnen eheſtens eine Abhandlung von den Pflichten und Eigenſchaften eines rechtſchaffenen Hofmeiſters zuſchicken, und alsdann ihre Beurtheilung darüber erwarten.

Fahren ſie unterdeſſen fort, ein Muſter eines vollkommenen Edelmanns und geſchickten Staatsmanns zu ſeyn, und leben verſichert, daß der allgemeine Beyfall der vernünftigen Welt ihre Verdienſte würdig belohnen wird. ꝛc. ꝛc.

Leipzig, den 27 des Heumonats,
1742.

J. C. W.

✡ ✡ ✡

Ode

* *

Ode an Chriſtianchen.

Dir, Freundinn, muß ich offenbaren
Was itzund mir am Herzen liegt.
O möcht ich doch von dir erfahren,
Wie man die Leidenſchaft beſiegt.
Entdecke mir und meinen Trieben,
Wie man die Fertigkeit erhält,
Die ſchönſte Seele nicht zu lieben,
Die mir unendlich wohl gefällt.
Calliſte hat mich eingenommen,
Ein ewig liebenswürdig Kind,
Bey der die Geiſter ſo vollkommen,
Als ihre Glieder trefflich ſind.
Das erſte Glücke, ſie zu kennen,
Gab mir die ſtärkſte Neigung ein;
Denn ſie zu ſehn und nicht zu brennen,
Dieß müßt ein fühllos Herze ſeyn.
Ich liebe nun, in dieſem Kinde,
Seit dem mein eignes Herzeleid;
Denn ob ich noch ſo viel empfinde:
So bleibt ſie ſonder Zärtlichkeit.
Sie kann mich ſehn, ſie kann mich meiden,
Sie liebt mich nicht, ſie haßt mich nicht,
Und über mein geklagtes Leiden
Bewegt ſie kaum ihr Angeſicht.
Du, Freundinn, kannſt am beſten ſagen,
Wie man ein froſtig Herz erweckt.
Ich will das allergrößte wagen,
Wenn mir dein Mund die Kunſt entdeckt.

Du kannſt nichts ſchweres gnug erſinnen,
Du wirſt es ſehn, ich thu es gleich;
Denn um Calliſten zu gewinnen,
Verlöhr ich wohl ein Königreich.

Du könnteſt ſelber für mich bitten;
Ach gehe zu Calliſten hin!
Und ſprich: der Freund iſt gnug beſtritten,
Gieb ihm dein Herze zum Gewinn.
Er liebt getreu, er liebt verſchwiegen,
Er liebt dich, als ſein beſtes Gut,
Und opfert, um dich zu vergnügen,
Dir auch den letzten Tropfen Blut.

Doch laß es ſeyn, ich will ſie haſſen,
Sie wird doch nimmermehr erweicht.
Was ſoll ich mich denn martern laſſen,
Wenn meine Liebe nichts erreicht?
Doch ſprich, Erfahrung aller Zeiten,
Wie macht mans, wenn man ſehnſuchtsvoll
Die allerbeſten Seltenheiten
An klugen Schönen haſſen ſoll?

Oft ſtell ich, um ſie nicht zu lieben,
Mir ſie mit tauſend Fehlern vor.
Gleich ſteigt die Neigung in den Trieben,
Auch zu den Fehlern mit empor.
Sie ſcheinen in der erſten Stunde,
Mir an Calliſten doppelt ſchön,
Und dienen mir zum neuen Grunde,
Die Liebe ſtärker zu erhöhn.

Du, Freundinn, du, du biſt Calliſte,
Die ich vor kurzer Zeit verließ.
O daß mein Herz doch niemals wüßte,
Was Lieben und Entbehren hieß.
Du biſt es, die ich ſtündlich wähle,
Bey dir alleine ſteht mein Glück.
Verdien ich denn, vollkommne Seele,
Dein Herz auch keinen Augenblick?

G.

* *

Gedanken
über eines zürchiſchen Kunſtrichters Beurtheilung der Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes.

O Tite, ſi quid ego adiuēro, curamue leuaſſo,
Quae nunc te coquit & verſat ſub pectore fixa:
Ecquid erit pretii?

Mit dieſen Worten des Ennius, welche ich folgendermaßen überſetzt gefunden:

Ungeachtet die Herren Herausgeber der Sammlung critiſcher Schriften geglaubet, es würde derjenige Aufſatz, über welchen dieſe Gedanken ſind, den unbändigen Eifer einiger leipzigiſchen Schriftſteller nur noch mehr reizen: ſo hat man doch bisher eben keine Luſt gehabt, dieſe Prophezeyung wahr zu machen. Sie hätten uns unſer Phlegma in dieſem Stücke, welches ſie den Deutſchen ſo artig vorzuwerfen wiſſen, immerhin noch mehr zur Laſt legen können, als ſie es bereits gethan

O Titus, nehm ich dir in etwas Sorg und Pein,
Die durch dein Herze gehn; was wird mein Vortheil ſeyn?

fängt der beredte Cicero ſein Geſpräch von dem hohen Alter an. Weit füglicher aber mag ich itzo die günſtigen Leſer der Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes damit anreden, da mir der Herausgeber derſelben erlaubet, meine Gedanken über eines großen zürchiſchen Kunſtrichters ſcharfſinnige Beurtheilung dieſer Sammlung zu eröffnen. Ich weis, daß einige Freunde dieſer Monatſchrift ihrentwegen, wiewohl mit Unrecht, ſehr bekümmert ſind, da ſie von gedachtem Urtheile gehöret. Sie haben ſich gewundert, warum ihr Herausgeber dabey ſo gelaſſen und gleichgültig bleibe. Vermuthlich werden ſie ſich noch mehr wundern, wenn ſie ſehen, daß er itzo einen ganz Fremden, der bisher noch keinen Theil an ſeiner Samm-

---

gethan haben: es würde uns doch nicht bewegt haben. Man würde immer davon ſtille geweſen ſeyn, und dieſen Herren gewieſen haben, daß unſer Eifer in der That ſo unbändig nicht ſey, als der ihrige, welcher nicht ruhen kann, die vermeyntliche Schlacht, die ſie uns geliefert haben, überall auszupoſaunen; wenn man nicht dem Verfaſſer dieſer Schrift im Scherze verſprochen, dasjenige drucken zu laſſen, was er davon ſagen wollte. Da man alſo einmal ſein Wort gegeben: ſo konnte man ſolches nicht füglich wieder zurück nehmen, nachdem ers im Ernſte genommen. Hier iſt alſo ſein Aufſatz; und man erſuchet nur diejenigen von unſern Leſern, welche an Streitſchriften kein Belieben finden, ſolchen getroſt wegzulaſſen. Er iſt länger geworden, als man es gewünſcht: doch dünket uns, daß der Verfaſſer in dieſer Weitläuftigkeit und der ungemeßnen Schreibſucht ſeinen Muſtern, den zürchiſchen Kunſtrichtern, für deren Verehrer und Anhänger er ſich erkläret, ſehr glücklich gefolget ſey. Denn dieſe Herren konnen auch kein Ende finden, wenn ſie einmal zu ſchreiben anfangen.

Sammlung gehabt hat, für ſich reden läßt. Allein er thut daran ganz recht. Er muß den Wohlſtand eben ſo wenig hindanſetzen, als Herr **Bodmer** und Herr **Breitinger**: welche öffentlich von ſich ſchreiben laſſen, ſie hätten das Zuchtmeiſteramt, zur Beobachtung des Wohlſtandes, den Herren, **Erlenbach** und **Effinger**, aufgetragen. Ils ſe reſolurent de chatier ces Perturbateurs du Bon-ſens (**d. i. diejenigen, welche ſich verwogen**, die Ausſprüche dieſer erleuchteten Kunſtrichter nicht als ganz unfehlbar gehorſamſt zu verehren, da ſie doch allein die leibhafte geſunde Vernunft ſind): Mais pour garder le *decorum* ils s'en dechargerent ſur Mrs *Erlenbac* et *Efinguer* leur inſinuant &c. ſchreibt ihr Gönner, der Herr **M. von R.** in den Particularitez de la guerre allumée entre les beaux eſprits de Suiſſe et de Saxe in dem Mercure Suiſſe des Monats Aprils auf der 383 Seite. Es würde auch in der That nicht gar zu fein ſtehen, wenn öffentliche Lehrer und Meiſter der freyen Künſte und Wiſſenſchaften einander entblößen und züchtigen wollten. Dieſes kömmt nur uns zu, dem Herrn Conr. Erlenbach und mir, die wir ſolches aus unſern Schulen her gewohnt ſind. Wir mögen einander wohl nach unſerer Kunſt einen Schilling geben, wenn wir es verdienen: allein jene haben hierinnen gar keine Fertigkeit. Einander belehren, erinnern und freundlich zurechte weiſen, das können ſie wohl; züchtigen aber, das iſt gar ihr Werk nicht. Dazu gehören Ruthen und Peitſchen, und das ſind mir unſere Waffen, oder die Werkzeuge derjenigen, welche in den Zuchthäuſern Diener der Gerechtigkeit ſind.

Was für ein ſchreckliches Vergehen würde es nicht außerdem geweſen ſeyn, wenn ein bloßer Magiſter ſich unterſtanden, wider einen Mann zu ſchreiben, der ein öffentliches Amt hat? So weit muß man die Freyheit in der gelehrten Welt nicht ausdehnen. Sie mag meinetwegen immer eine Republik ſeyn; ſie iſt darum doch eben keine Demokratie, wo alle gleich viel zu ſagen haben. Es hat mich daher an dem Verfaſſer des Briontes, des jüngern, den ich wohl nennen könnte, wenn man mir nicht geſagt hätte, daß es ihm lieber wäre, ihn in dieſen Umſtänden ungenannt zu laſſen, allezeit ſehr geärgert, daß er einen in Würden und Amte ſtehenden Mann nicht unangetaſtet gelaſſen. Ja es verdrießt mich recht in die Seele, daß der kühne Verfertiger der Anmerkungen über das Ergänzungsſtück einen Mann angefochten, der doch ein öffentlicher Lehrer iſt. Wahrhaftig, eine große Dreuſtigkeit! Was will daraus werden, wenn uns weder Amt noch Alter mehr ſchützen können? Es iſt ihm ganz recht, daß er wacker verläſtert wird. Ich habe ihn ſelbſt in vielen Geſellſchaften derb herunter geriſſen. Es möchte ihm einmal einfallen, ſich auch an mir zu vergreifen; und darum muß man dem Dinge einen Knoten vormachen.

Der Herr **Erlenbach** und ich, wir haben einerley Art von Bedienung. Er iſt ein Schulmann, ich auch; er iſt es in einer berühmten Stadt, ich auch. Er hat zwar noch den Titel Conrector: allein ich mag mich nicht rühmen; ich bin Rector, Conrector, Subrector und alles zugleich. Wir gleichen alſo einander am Stande, und könnten folglich ohne Vorwurf unſer Gewehr gegen einander meſſen, wenn es Noth thäte. Allein das wolle der Himmel nicht!

Dii, prohibete minas! Dii, talem auertite caſum,
Et placidi ſeruate pios! *Virg. Æneid. lib. III.*

Ich werde es nicht bis aufs Schlagen kommen laſſen. Meine Hochachtung für dieſen ausgelernten Kunſtrichter iſt zu groß, als daß ich ihm widerſprechen ſollte. Der Kützel ſticht mich auch nicht mehr ſo, als in meinen jüngern Jahren, daß ich muthwillig Händel ſuchte. Wer nicht auf heiler Haut ſchlafen kann, der mag es thun. Ich ſehne mich wenigſtens nicht darnach. Ich bewundere meinen Herrn Collegen vielmehr wegen ſeines artigen Witzes und ſinnreichen Geiſtes. Dabey aber bitte ich gehorſamſt, daß nicht etwan ein Spötter den ſpitzigen Ausſpruch des Boileau auf mich deute:

Un ſot trouve toujors un plus ſot, qu'il admire.
l'Art. poet. Chant. I.

Alle meine Schulkinder können es bezeugen, daß ich kein Narre bin, und von dem Herrn **Erlenbach** werden auch ſeine Feinde ſolches nicht einmal denken.

Die Wahrheit zu geſtehen, ſo fürchte ich mich itzo ein wenig, mit ihm anzubinden. Er gehöret unter diejenigen, von welchen ſein Mitſtreiter Herr **Eſſinger**, den herrſchenden Geſchmack ſagen läßt, es **wären ſpitzfündige Männer, die mit allerley Liſt, mit Vernunftsränken und Kunſtgriffen wohl verſehen ſind, die ſie zu ihrem beſten Vortheile anzuwenden wiſſen.** Wie leicht könnte er mich da übertölpeln! Ich bin, wie die Leute ſagen, eine alte ehrliche Haut. Ich weis von ſolchen böſen Streichen nichts.

> — Inſueuit pater optimus hoc me
> Vt fugerem — *Horat. Sat. IV. Lib. I.*

Ich habe auch, Gott ſey Dank! niemals unter ſolchen Leuten gelebet, die mir Stricke und Fallen geleget. Dieſes ſoll an fürſtlichen Höfen gebräuchlich ſeyn: dahin bin ich aber niemals gekommen. Wie ſollte ich denn gelernet haben, ſolchen klüglich zu entgehen? Es wird gar keine Kunſt ſeyn, einen armen ehrlichen Mann zu fangen. Ich werde einem jeden, der mir nachſtellet, Blöße genug geben. Von mir kann man nicht ſagen:

> Hic fugit omnes
> Inſidias, nullique malo latus obdit apertum?
> Quum genus hoc inter vitae verſetur: vbi acris
> Inuidia atque vigent vbi crimina. *Hor. Sat. III. L. I.*

Wer wollte ſich aber auch ſo ſchwerlich an mir verſündigen? Herr **Erlenbach** gewiß nicht. Er iſt ein viel zu guter Chriſt, als daß er dieſes an mir thun würde. Er verſichert ja ſelbſt, daß er **für ſolche Tröpfe,** als ich bin, **bethen könne, nur überzeugen könne er ſie nicht.** Ich glaube es ihm; denn es gehöret in der That mehr Geſchicklichkeit zum Ueberzeugen, als zum Bethen. Das letzte aber iſt chriſtlicher, als das erſte, welches nur den Philoſophen eigen iſt. Dieſe ſtammen noch von den Heyden her, von welchen man weis, daß ſie eben keine Chriſten geweſen ſind. Er bethe alſo nur fein fleißig für mich; ich will wieder für ihn bethen. Wir brauchen es alle beyde gleich nöthig. Allein, im Vertrauen zu ſagen, mich dünkt, daß es ihm mit dem Bethen kein rechter Ernſt ſeyn werde. Wenn er es aus ſeinem eigenen Kopfe geſagt hätte, ſo wollte ich es ihm glauben. So aber hat er es nur dem Verfaſſer der Sammlung ſatiriſcher und ernſthafter Schriften nachgeſprochen; und ich mag ihm wohl mit einem Verſe aus dem Terenz begegnen:

> Tuumne, obſecro, hoc dictum erat? vetus credidi.

Dieß machet, daß ich an der Lauterkeit ſeines Herzens noch etwas zweifele. Doch ich will das Beſte hoffen. Es mag alles gut ſeyn, wenn er mir nur keine Netze und Schlingen leget. Ich habe genug zu thun, den liſtigen Nachſtellungen des Teufels zu entrinnen: wie würde ich armer Mann zu rechte kommen, wenn auch die Menſchen noch an mir wollten zu Teufeln werden?

> Aſpiciant oculis, ſuperi, mortalia iuſtis!
> *Ovid. Metam. Libr. XIII.*

Inzwiſchen will ich nicht leugnen, daß ich anfangs große Luſt gehabt habe, mit meinem Herrn Collegen ein Speer zu brechen, und ihm zuzurufen:

> Aſpice, num mage ſit noſtrum penetrabile telum.
> *Virg. Æn. X.*

Die Begierde, mich noch in meinen alten Tagen berühmt zu machen, war die erſte Triebfeder dazu. Ich hörte in der Oſtermeſſe ſo viel von der Tapferkeit des Herrn Conrector Erlenbachs wider einige Schriftſteller, die er **Klopfechter** genannt, reden, daß mich dieſes nicht wenig reizte, mein Heil wider ihn zu verſuchen.

> — Stimulos dedit aemula virtus. *Lucan. L. I.*

Ich hielte ihn ſelbſt für einen Klopfechter, weil er ſich mit ſolchen Leuten abgäbe. Nun wußte ich zwar nicht, zu welcher Art von dieſen Kämpfern ich ihn rechnen ſollte, und ob er ein Marcusbruder, oder ein Lucasbruder, oder auch nur ein gemeiner Federfechter wäre. Dieſes letzte kam mir am glaublichſten vor; und da ich von einem Marcusbruder ehemals verſichert worden, daß die Federfechter in der ritterlichen Kunſt des Fechtens den unterſten Grad hätten, und keine öffentliche Schule halten dürften, wenn Marcus- oder Lucasbrüder vorhanden wären: ſo hoffte ich, ihn noch wohl von der Schule ſchlagen zu können. Das iſt der Weg, dachte ich bey mir ſelbſt, dadurch du kannſt in der gelehrten Welt noch berühmt werden. Vermuthlich wird er dir Stand halten, wenn du auf ihn los gehſt. Ich fühlte, daß ich Herz genug hatte, die Ehre auch mit meinem Tode zu erkaufen, wenn es ja ſeyn müßte.

Eſt hic, eſt animus lucis contemptor, et iſtum
Qui vita bene credat emi, quo tendis, honorem.
Virgil. Lib. IX. Aeneid.

Zuweilen fiel mir wohl ein, daß ich mich einer ſchweren Arbeit unterziehen würde. Es ſtieg der Zweifel bey mir auf, ob ich ſie wohl ſo tapfer, als ſichs gehörte, ertragen könnte? Ich hob ihn aber durch ein deutliches Ja, welches ich zu meiner eignen Aufmunterung laut ausſprach; und hierinnen war ich ein anderer Horaz, welcher eben ſo von ſich ſingt:

An hunc laborem mente laturi, decet
Qua ferre non molles viros?
Feremus. *Epod. I.*

Mein von Natur friedfertiges Gemüth machte mir auch viele Einwürfe wider meinen kriegeriſchen Anſchlag. Allein, wie es dort von dem Geldgeize heißt:

— Quid non mortalia pectora cogis
Auri ſacra fames? *Virg. Aeneid. Lib. III.*

ſo hieß es itzo bey mir von der Ruhmbegierde. Ich wußte, daß ich mit Zürichern zu thun bekäme, von denen ich geleſen hatte: * „daß ſie überhaupt die höf„lichſten nicht wären, und gern auf ihren einmal ge„faßten Meynungen beſtünden; daß ſie die Streitig„keiten liebten, und nicht weniger, als artig und ga„lant wären.„ Andere ſagten mir auch, Herr **Erlenbach** und Herr **Effinger**, oder vielmehr Herr **Bodmer** und Herr **Breitinger**, die unter dieſen Namen verkappt lägen, wären ein Paar ſtreitbare Männer, welche kein Belieben an dem Frieden hätten, und ihre Freyheit, wie jene Römer beym Lucan, nicht in Ruhe genießen wollten; daher ſie denn leicht zu erzürnen wären.

Non erat is populus, quem pax tranquilla iuuaret,
Quem ſua libertas immotis paſceret armis.
Inde irae faciles. *Pharſal. Lib. I.*

Sie wünſchten nichts mehr, als daß nur jemand mit ihnen anbinden möchte. Eben daher hätten ſie ein Stück Vorrede, welches Herr D. **Triller** zu ſeiner Vertheidigung aufgeſetzt, aber hernachmals wieder verworfen hätte, oder verwerfen laſſen, um ſich keine Ungelegenheiten zu machen, unter der Bank hervorgezogen. Dieß wieſe ja genugſam, daß ſie ſich gern herum tummeln wollten, und wenn man ihnen den Anlaß dazu entzöge, ſich eben daher mit einem zankten, daß man ihnen ſolchen entzogen. Man prophezeyte demjenigen nicht viel gutes, der ſich mit ihnen balgte, weil ſie tückiſch und handfeſt wären, und gro-
be

---

* Siehe Amuſement des eaux de Bade, Lettr. XIV. zu Ende.

be Stöße gäben.* Antwortete man ihnen, ſo machte man ihre Galle noch hundertmal hitziger:

Bacchae bacchanti ſi velis aduerſarier,
Ex inſana inſaniorem facies.

Plaut. in Amphitr. Act. II. Sc. II. v. 79.

Antwortete man ihnen aber nicht, ſo würden ſie noch trotziger und hochmüthiger und rühmten ſich öffentlich, daß ſie jedermann **maultodt** gemacht hätten. Am beſten wäre es, wenn man ihnen unbekannt bleiben könnte.

Dieſes alles aber war nichts gegen die ſchmeichelhafte Vorſtellung, daß mein Name dadurch bis in die Alpen kommen würde. Wie es dem Columbus zu einem unſterblichen Ruhme gereichet, daß er ſich den ungeſchlachten Amerikanern bekannt gemacht, die von keinem Europäer etwas wußten: ſo glaubte ich, nicht weniger Ehre davon zu tragen, wenn ich den **Brettigöwern** und **Entlibucherbauern** bekannt würde, zu denen noch nicht der Name eines andern Gelehrten gedrungen iſt. Ohne Zweifel ſind es eben ſo anſehnliche Völker, als jene; weil Herr **Erlenbach** ſonſt ihrer nicht Erwähnung thun würde, der ein großer Mann iſt, und ſich auf keine gemeine Leute beziehen wird. Ich bildete mir, ich weis nicht was für eine Glückſeligkeit ein, wenn dereinſt ein gelehrter Geſchichtſchreiber die Hiſtorie des unter den witzigen Köpfen in Sachſen und in der Schweiz entſtandenen Krieges beſchreiben, und mich unter den Heerführern deſſelben mit nennen würde. Dann wird doch, ſchloß ich in meinen Gedanken, deine Vaterſtadt ſehen, was ſie für einen Mann an dir gehabt hat, da ſie es itzo nicht ſattſam erkennet.

---

* In dem Mercure Suiſſe heißt es auf der 388 S. Mr. Effinguer leur porta un autre *coup non moins rude.*

Hoc et poſt cineres erit tributum.
Mart. Epigr. 37. Lib. VIII.

In der erſten Hitze dieſer ſüßen Einbildung, ließ ich dem Herausgeber der Beluſtigungen durch ſeinen Verleger melden, daß ich wohl Luſt hätte, die Ehre ſeiner Monatſchrift an den zürchiſchen Hohnſprechern zu rächen. (Ich bitte wegen dieſes Ausdrucks itzo demüthigſt um Verzeihung. Es iſt mir leid, daß ich ihn jemals gebrauchet habe. Ich bin aber ein ehrlicher Mann, und muß die Sache erzählen, wie ſie iſt.) Allein er ließ mir, zu meinem größten Erſtaunen, zurück ſagen: ich ſollte mir nur keine Mühe geben; es würde nicht nöthig ſeyn; die Beluſtigungen wären an ihren Ehren noch ungekränkt geblieben. Was iſt das? rief ich aus; wie iſt das möglich? Ich hörte ja geſtern von einem anſehnlichen Manne in dem Buchladen ſagen: ſie wären ſo herunter gemacht, daß ſich alle diejenigen, welche daran arbeiteten, ſo ſehr zu ſchämen hätten, daß ſie würden Masken vornehmen müſſen, wenn ſie über die Straße gehen wollten. Der wird doch wohl keine Unwahrheit ſagen. Sie müſſen alſo wohl geſchimpft ſeyn.

Ich ſann dieſem Dinge etwas nach, und meynte, der Herausgeber würde ſich durch die Sprüchwörter haben abſchrecken laſſen, die ich mit Erlaubniß hieher ſchreiben will: Je mehr man den Koth tritt, deſto weiter fließt er; und je mehr man ihn rühret, deſto mehr ſtinkt er. Doch da ich erfuhr, daß er niemals auf einem Dorfe geweſen, wie ich, wo er ſie hätte hören können: ſo glaubte ich ſolches auch nicht, ſondern dachte vielmehr, er würde etwan in dem Wahne ſtehen, daß man ſeine Sammlungen durch das Schelten darauf dem Glücke ähnlich machte, welches man auch mit Beſchimpfungen verehrte: cum conuitiis colitur, ſaget Plinius im 7 Cap. des 2 Buches ſeiner Naturgeſchichte. Mir kam dieſes ſehr glaublich vor; zumal da ich nach der Zeit mit einigen Herren zu ſprechen kam, die Theil daran hatten. Sie lachten nur über alles, was in Zürich dawider geſagt worden. Einer davon ſagte gar: die Beluſtigungen werden uns niemals angenehmer ſeyn, als wenn dieſe Critiker recht eifrig wider dieſelben losziehen wollen: ſo wie es dem Herkules niemals beſſer geſchmeckt hat, als da der Bauer, welchem er den Ochſen genommen, ſeinen Hunger zu ſtillen, während der Mahlzeit tauſend Schimpfworte wider ihn ausgeſtoßen*. Denn dieſe beyden Herren gebährden ſich nicht anders, als wenn man ihnen ihr Eigenthum angegriffen hätte. Vermuthlich ſind ſie neidiſch auf uns. Wenn ich ſo viele Muthmaßungen wagen wollte, als Herr Erlenbach gemacht hat, den Verfaſſer der Anmerkungen über ſein Ergänzungsſtück auszukundſchaften; da er mit vieler Beſchwerde ſechs Blätter in groß Octav dazu angewandt, und doch nicht gewiß von ihm werden können, ob ihm gleich eine kleine Geduld ſolchen in dem Regiſter ohne Verdeckung würde gezeiget haben:

---

* Siehe dieſe Hiſtorie beym Lactant. Lib.I. Cap.LXXI.

ſo wollte ich leicht die Urſache davon heraus bringen. Ich könnte z. E. darthun, ſie müßten darum auf die Beluſtigungen ungehalten ſeyn, weil ſie befürchteten, es möchten die geſchickten Schleſier und Sachſen, die ſie zu einem Beytrage zu ihrer Sammlung aufgebethen, ihre Aufſätze eher und lieber in unſre Sammlungen geben. Man möchte ihnen alſo, fiel ich ihm in die Rede, wohl zurufen:

> Lite vacent aures, inſanaque protinus abſint
> Iurgia: Differ opus, liuida turba, tuum.
>
> *Ouid. Lib. I. Faſt.*

Bey Leibe nicht, verſetzte er. Sie und wir würden zu viel darunter leiden. Es würde ihnen ein großer Theil der Unterhaltung ihrer Sammlung dadurch entgehen. Denn drey Bogen von den Beluſtigungen haben ihnen ſchon zu zehn Bogen reiche Materie gegeben, ohne zu rechnen, was ſie in den Anmerkungen zu Mauvillons überſetzten Briefen davon zu ſagen, Anlaß genommen. Wir aber würden ein ungemeines Vergnügen dabey verlieren. Ich kann zwar nicht völlig von dieſen Herren Kunſtrichtern ſagen:

> Vt mihi ſaepe
> Bilem, ſaepe iocum veſtri mouere tumultus.
>
> *Hor. Lib. I. Ep. XIX.*

Doch habe ich das letzte wirklich erfahren. Ich erinnere mich nicht, in langer Zeit einen vergnügtern Abend gehabt zu haben, als da ich mit einigen guten Freunden die Beurtheilung unſrer Sammlung in dem einzigen dritten Stücke ihrer critiſchen Schriften las, welches damals in Leipzig war, und mit großem Frolocken aus einer Hand in die andere getragen wurde. Sie mögen mich immer, wie einen meiner Mitbrüder, einen anſehnlichen **Luſtigmacher** nennen; ich weis gewiß, daß ich ihnen noch nicht ſo viele Luſt gemacht habe, als ſie mir. Ich danke ihnen dafür ergebenſt, und wünſche, daß ſie eifrig fortfahren mögen, wider uns zu ſchreiben.

Dieſes alles war mir unbegreiflich. Indeſſen weis ich es doch itzo meinem guten Glücke vielen Dank, daß ich auf dieſe Art zurück gehalten worden, nicht den erſten Trieben meiner Hitze zu folgen. Ich würde doch nur Schande eingelegt und mich zum Geſpötte gemacht haben. Wenn ich itzo ſchreibe, ſo geſchieht es aus einem ganz andern Bewegungsgrunde, und in einer ganz andern Abſicht.

Nil mihi cum bello. *Ouid. Faſt. Lib. I.*

Ich mache mir ein Gewiſſen, meine lieben Landesleute noch länger in einem Irrthume wegen der wahren Beſchaffenheit der obgedachten zürchiſchen Beurtheilung zu laſſen. Sie glauben zum Theil, es ſey ſolche ſehr feindſelig abgefaßt; zum Theil urtheilen ſie, daß Neid und Rache dem ehrlichen Verfaſſer derſelben die Feder geführet. Andere wollen gar überzeugt ſeyn, daß mehr Bosheit und Unvernunft, als Wahrheit und guter Geſchmack, darinnen herrſche. Allein alle dieſe wackern Leute ſtecken in einem irrigen Wahne; und dieſes frißt mir mein Herz. Hier habe ich recht erfahren, wie wahr es ſey, daß man ſchwerlich ſagen könne, worinnen mehr Ungeſchicklichkeit begangen werde, im übeln Schreiben oder im übeln Urtheilen.

'Tis hard to ſay, if greater want of ſkill
Appear in writing, or in judging ill.

Pope Eſſay on Criticiſm.

Ich habe ſelbſt ſehr verkehrt davon geurtheilet, ehe ich die Schrift, wovon die Rede iſt, geleſen hatte. Nachdem ich ſie aber recht andächtig geleſen: ſo habe ich gefunden, daß nichts ſo arges in dem ganzen Urtheile von den Beluſtigungen ſey, als es diejenigen Schadenfrohe wohl gewünſchet, welche dienſtfertige Handlanger abgegeben, daß es unter uns ausgebreitet würde. Meiner einfältigen Einſicht nach, iſt das ganze Unternehmen dieſer großen deutſchen Hofmeiſter bloß zur Anpreiſung der Beluſtigungen abgezielet. Mich will ſo gar bedünken, daß die Herren Verfaſſer der letztern ein heimliches Verſtändniß mit den erſtern haben. Dieſe muthwilligen Leute wollen uns andere arme Leſer nur äffen und bey der Naſe herum führen. Aber bey mir kommen ſie unrecht:

> Ad populum phaleras; ego te intus et in cute noui.
>
> *Perſ. Sat. III.*

Ich bin in dieſer Muthmaßung durch ein gewiſſes Anzeigen beſtärket worden. Denn als ich den Herausgeber der Beluſtigungen erſuchen ließ, ob er mir nicht alle die Schriften der Herren Züricher zum Durchleſen leihen wollte, und ich nun ſolche von ihm erhielt: ſo ſah ich, daß er ſie alle in den allerſchönſten Band hatte einbinden laſſen. Meine Bibel und mein Geſangbuch waren nicht einmal ſo ſchön eingebunden, denen man doch ſonſt den koſtbarſten Band zu geben pfleget. Was konnte ich daraus anders denken, als daß ihm dieſe Schriften entweder von ihren Verfertigern ſelbſt müßten geſchenkt ſeyn, oder daß er wenigſtens eine große Hochachtung für ſie haben, und ſie ſehr lieben müßte? Würde aber wohl beydes geſchehen, wenn ſie mit einander Feinde wären? Ich wenigſtens würde die Schriften meiner Feinde kaum heften und in Löſchpapier binden laſſen. Denn warum ſollte ich noch viel Geld auf diejenigen wenden, die mir nicht wohl wollen? Er hat aber dieß vermuthlich gethan; denn daß er ſie ſo gebunden geſchenkt bekommen, will mir, wegen des beſondern Bandes, nicht in den Kopf. Iſt dieſes nun nicht ein ſichres Merkmaal, daß er ſie nicht für ſeine Feinde halte?

Sie können es aber auch unmöglich böſe mit ihm meynen, da ſie ſeiner Sammlung die Ehre angethan, und ſolche in ihren Werken beurtheilet. Ich bekümmere mich itzo noch nicht, ob es im Guten oder Böſen geſchehen ſey. Das thut nichts zur Sache. Genug, ſie haben ſie geprüft. Nun weiß man, daß eine ganz ſchlechte Schrift über aller Critik ſey; und es ſich der Mühe nicht belohne, daß man ſie erſt auf die Wage lege. Herr Erlenbach ſchreibt auch ſelber, **daß eine ſolche critiſche Prüfung der geprüften Schrift ſchon ein gewiſſes Anſehen und einen Werth beylege, und ihr zugeſtehe, daß ſie etwas mehr, als eine bloße Verachtung verdiene.** Je höher und anſehnlicher nun die Perſonen ſind, die ſich damit abgeben, deſto größer und anſehnlicher muß auch das daher entſpringende Verdienſt werden. Es iſt alſo ein beſonderer Vorzug für die Beluſtigungen, daß ſich die größten Kunſtrichter, welche Deutſchland jemals geſehen hat, und um die uns unſre Nachkommen beneiden werden, ſo weit von ihrer Höhe herunter gelaſſen, und auf die darinnen befindlichen kleinen und geringen Schriften geſehen haben. Wenn es verächtliche Kleinigkeiten wären, ſo würden ſie ſich unmöglich darüber haben ärgern können; denn dieſes zeigte nur einen großen Stolz oder wenig Vernunft an. Dieſes ſoll aber, bey einem rechtſchaffenen Kunſtrichter, nach Popens Ausſpruche, nicht ſeyn.

> At ev'ry trifle ſcorn to take offence,
> That always ſhows great pride or little ſenſe.
>
> *Eſſay on Criticiſm.*

Ohne Zweifel werden ſie ſolches wiſſen. Meynten ſie es daher nicht gut mit den Beluſtigungen, ſo würden ſie ſolche wohl haben gehen laſſen. Wer ſaget es wohl ſeinem Feinde, daß er dieſes oder jenes nicht hätte thun ſollen? Wer bezeuget ihm wohl ſein Mitleiden, wenn er etwas unternommen, das ihm nachtheilig iſt? Man freuet ſich vielmehr heimlich darüber, und läßt ihn immer auf ſeinen fünf Augen. Iſt es nicht ein Zeichen einer rechten Gnade und Gewogenheit, wenn ein großer Herr ſich mit einem ſchlechten Manne in ein Geſpräch giebt; wenn er ſo gar an ihm etwas erinnert, das ihm nicht wohl anſteht? Wie ſollte ich denn nun nicht denken, daß dieſe vornehmen Herren Züricher Gönner der Beluſtigungen wären? Die Pflicht der Freundſchaft will es, daß wir unſern Freunden ihre Schwachheiten ſagen, und ihre Gebrechen anzeigen. Wenn nun Herr Erlenbach, wie ich vorausſetzen will, dieſes gethan hätte: ſo kann er ja nicht ihr Feind ſeyn. Ja, wenn er ſie auch deswegen beſtraft hätte, welches aber doch nicht geſchehen iſt, ſo folgte deswegen noch nicht, daß er ſie haßte. Die Strafe kann nicht ohne Liebe ſeyn; weil ſie allezeit die Beſſerung zur Abſicht hat. Ich frage ihn ſelber, ob er es nicht mit ſeinen Schulkindern am beſten meynet, wenn er ſie züchtiget? Ich meines Theils thue es, und glaube es alſo auch von ihm. Wo keine Beſſerung mehr zu hoffen iſt, da giebt man einen in ſeinen verkehrten Sinn dahin. Herr Bodmer würde ſchon ſo liebreich ſeyn, und mit ſeinen Strafpredigten aufhören, die er den ſächſiſchen Dichtern nun ſo lange in die Ohren geſchryen, wenn er glaubte, daß es Dummköpfe wären. Denn wer kann ſo lange ſchelten, als dieſe ſchreiben können?

> 'Tis beſt ſometimes your cenſure to reſtrain,
> And charitably let the dull be vain.
> Your ſilence there is better than your ſpite,
> For who can rail ſo long, as they can write?
>
> *Pope l. c.*

Ich führe Popen um deswegen hier ſo oft an, weil ſie ihn in ihren Schriften überſetzt haben; und ſich folglich ſeiner Gedanken am leichteſten haben erinnern müſſen. In welcher Abſicht man alſo die zürchiſche Beurtheilung anſehen mag, ſo iſt ſie allezeit ein Beweis der Freundſchaft und der Liebe unter den zürchiſchen Kunſtrichtern und den Verfaſſern der Beluſtigungen.

Nachdem ich alſo dieſes dargethan, ſo muß ich beweiſen, daß ihr Urtheil die Anpreiſung der Beluſtigungen zur Abſicht habe. Ich will nicht weitläuftig erinnern, daß es oftmals ein Kunſtgriff der Buchhändler iſt, daß ſie, um einem Buche Abgang zu verſchaffen, den Verkauf deſſelben durch die Obrigkeit unterſagen laſſen. Mir kömmt es indeſſen vor, als wenn man mit den Beluſtigungen einen faſt gleichen Streich ſpiele. Die Beurtheilung derſelben iſt eine abgelegte Karte; man ſuchet ſie dadurch nur empor zu helfen. Denn daß dieſe Beurtheilung nicht ernſtlich iſt, und folglich nicht zu ihrem Nachtheile gereichen kann, werde ich unten mit mehrern ausführen.

Ich würde dieſes nicht ſo kühn hinſchreiben, wenn ich nicht die Verſicherung von dem Herausgeber der Beluſtigungen hätte, daß er mir alles ſo wollte ſtehen laſſen, als ich es ſchreiben würde. Denn da er mir nicht vergönnen wollte, zur Vertheidigung ſeiner Schrift zu ſchreiben: ſo hat er mir doch noch zuletzt erlaubt, meine unmaßgeblichen Gedanken über die Beurtheilung zu eröffnen. Nun kann ich nichts dafür, wenn ich nicht immer ſo reden werde, daß es ihm und ſeinen Gehülfen durchgehends gefällt. Ich bin unparteyiſch, und ſage es, wie es mir ums Herz iſt. Jedoch will ich gern geſtehen, daß ich ein wenig mehr für die Züricher, als Leipziger, eingenommen bin. Mein Herr College kann alſo ſicher glauben, daß ich itzo mehr für ihn, als wider ihn ſchreiben werde: und daß ich es in der Hoffnung thue, ſeine Gewogenheit zu erhalten.

Libenter hoc et omne militabitur
Bellum, in tuae ſpem gratiae. *Hor. Epod. I.*

Ich hoffe, dadurch eben ſo viel, wo nicht mehr Ehre zu erjagen, als wenn ich mich mehr für meine Landesleute erklärte. Wenigſtens werde ich auf dieſe Art vor der Drohung ſicher ſeyn, daß mich die Nachwelt nicht mit denjenigen Pedanten vermengen wird, welche die geſunde Vernunft der deutſchen Nation verunehren, und mit denen, welche ſich erniedrigen, dieſen Beyfall zu geben. S'ils ne donent (Saxons, Sileſiens, Brandenburgois &c.) pas un deſaveu formel et public aux Uſurpateurs de l'Autorité literaire, la Poſterité les confondra avec ces Pedans, qui deshonorent le Bonſens de la Nation Germanique, et avec ceux, qui s'abaiſſent, à leur aplaudir. Merc. Suiſſe. l. c. p. 391. Ich will gern den Uſurpatoren der gelehrten koniglichen Macht und Gewalt, wenn ich ſie gleich nicht kenne, förmlich und öffentlich entſagen, ſollten es auch Herr Bodmer und Herr Breitinger ſeyn, als die ich allein für die Fürſten in der deutſchen Kunſtrichterey halte, wie ſie es denn auch wirklich ſind. Man leſe davon die Nachrichten von dem Urſprunge der Critik bey den Deutſchen von der 131 bis 162, und 171, 172, 173 und 178. auch 179 S. wo ſie ſelbſt ihre Verdienſte und ihr Anſehen auf das herrlichſte auskramen, und ſich allein auf den Thron des wiederhergeſtellten guten Geſchmacks in Deutſchland ſchwingen. Nach dieſer Anzeige haben ſie es auch guten Fug und Recht.

Vobis digna datur *Parnaſſi* in vertice ſedes,
Vos ſubiecta tremit famulans ſubſtantia mundi.

Alcimus Auitus Lib. II.

Der Name eines Schulfuchſes iſt mir ſo erſchrecklich, ob ich gleich ein Schulmann bin, daß ich auch wohl meinen leiblichen Bruder verriethe, wenn ich ihn nur dadurch zu vermeiden wüßte. Dieſer ganze Abſatz iſt mir an dieſem Orte eingefallen, und darum habe ich ihn hergeſetzet. Sollte er aber hier nicht an ſeiner rechten Stelle ſtehen: ſo bin ichs zufrieden, daß man ihm eine beſſere anweiſt. Ich folge gern der Natur und ſchreibe, wie mirs einfällt. Mag er doch ein Einſchiebſel ſeyn, wenn er nichts tüchtigers ſeyn kann.

Nunmehro will ich den Beweis führen, daß man die Beluſtigungen aus keiner andern Urſache in Zürich beurtheilet, als um ſie deſto beſſer in Aufnahme zu bringen. Schriften, welche nicht mit Nachdrucke erwähnt werden, bleiben in dem Staube liegen. Wir haben das traurige Exempel davon, an den ſo vortrefflichen Diſcurſen der Maler, an der ſo bündigen Schrift: Anklage des verderbten Geſchmacks; an der höchſtpreiswürdigen Ueberſetzung des verlohrnen Paradieſes, bey der die deutſche Sprache eben ſo, als die engliſche unter dem Milton, eingeſunken iſt; und an dem unnachahmbaren Ergänzungsſtücke, zu unſerm Jammer, leider! geſehen. Sie würden nicht in den Niederlagen verfaulen, oder unter andern Titeln und ſtückweiſe in andern Schriften den neugierigen Leſern wieder aufgedrungen werden müſſen, wenn man nicht ſo lieblos geweſen, und ſie ungeſtöhrt in ihrer Ruhe gelaſſen. Der Patriot und die Tadlerinnen haben es erfahren, wie viel ihnen die Anklage des verderbten Geſchmacks genützet hat. Sie ſind wieder aufgelegt und eifrig geleſen worden. So gar Trillers Fabeln haben dieſes Glück, vermittelſt des Herrn **Breitingers** Beurtheilung, erhalten. Iſt es aber nicht zu bedauren, daß ſich keine mitleidige Herzen gefunden, die den obgedachten Schriften einen gleichen Liebesdienſt erwieſen? Unſere ſo erleuchteten

Fürſten unter den Kunſtrichtern erkennen es gar zu wohl, wie vortheilhaft ihnen ſolches ſeyn würde. Sie wünſchen lieber ſcharf beurtheilet, als gar mit Stillſchweigen übergangen zu werden. Indeſſen hat noch keiner die Barmherzigkeit an ihnen gethan, und ſie, nach dem Gleichniſſe eines vornehmen Mannes, welches ſich recht vortrefflich auf ſie ſchicket, zu einem Kräuſel gemacht, der ſich nur ſo lange aufrecht erhalten kann, als er gepeitſchet wird. Ich will hiermit auch niemanden wieder ſie aufhetzen. Ihr Wunſch iſt gefährlich; und ſolche Wünſche müſſen nicht erhöret werden. Ich würde meines Leidens kein Ende wiſſen, wenn ich ſie in ſolche Hände fallen ſahe, welche mit ihnen ihr Spiel trieben. Alle Hoheit ihres Anſehens würde dabey leiden, da es ſchon wider ihr Decorum läuft, ſich zu vertheidigen. (Siehe im Anfange).

Es iſt aber auch ihr rechter Ernſt nicht, daß ſie ſcharf beurtheilet ſeyn wollen. Wie empfindlich iſt nicht ſchon Herr **Bodmer** darüber, daß man nur über ſeine Vorrede zu der Abhandlung von dem Wunderbaren einige Anmerkungen gemacht hat! Was würde er nicht geworden ſeyn, wenn man ſein ganzes Werk auf die Capelle geſetzt hätte? Da würde der ganze Himmel in Flammen geſtanden haben. Dieſe unfehlbaren Meiſter des guten Geſchmacks, von denen, in dem Complote der herrſchenden Poeten und Kunſtrichter, kund und zu wiſſen gethan wird, daß die Göttinn der Beurtheilungskunſt **ihnen abſonderlich befohlen, die deutſche Welt zu unterweiſen**; dieſe wohlbeſtallten Lehrer Deutſchlandes, ſage ich, kennen die Untrüglichkeit und Gründlichkeit ihrer Vorſchriften zu gut, als daß ſie glauben könnten, daß ſie einer Beurtheilung fähig wären. Sie ſind die einzigen **Richter im Lande, die Beamteten der Beurtheilungskunſt.** Ihnen nur iſt der Urtheilsſtab in die Hände gegeben, **niemanden ungeſtraft thöricht ſchreiben zu laſſen;** nur ſie und ihre Lieblinge ausgenommen. Wer darf ſie vor Gericht fordern, da bloß ſie dieſes Recht haben? Man würde des Todes ſeyn, wenn man wider ſie nur muckſen wollte: Ferrum in manu eſt, morieris, ſi emiſſeris vocem. *Liv. L. I. c.* 58. Ihre Werke ſind alſo vor aller Beurtheilung geſichert. Ich wollte aber deswegen nicht gern wünſchen, daß, weil ſie in einem ſo anſehnlichen Poſten ſtehen und nicht gerichtet werden können, ein boshafter Ausleger des Pope, folgende Warnung von ihnen geſagt zu ſeyn glaubte:

Fear moſt to tax an honourable Fool,
Whoſe right it is, uncenſur'd to be dull.

Sie wiſſen es beſſer, daß ihre Werke aus einem ganz andern Grunde nicht können verurtheilet werden. Die darinnen herrſchende Vortrefflichkeit ſchützet ſie. In dem einen wickeln ſie uns immer die Vollkommenheit des andern aus. Herr Bodmer preiſt den Herrn Breitinger an, und Herr Breitinger den Herrn Bodmer. Wenn dieſes von einem ihrer Feinde geſchrieben würde: ſo könnte ihm dabey ein garſtig Sprüchwort einfallen. Da ich aber ihr beſonderer Verehrer bin, ſo will ich ein anders von eben ſo viel Worten dafür herſetzen. Im Grunde bedeutet es eben das; nur daß hier ein edlerer Gegenſtand vor Augen gebracht wird. Es heiſſe alſo von ihrer gegenſeitigen Gefälligkeit: Manus manum lauat. Wenn ihnen ſonſt niemand Hochachtung bezeugen will: ſo verehren ſie einander ſelbſt; und wenn die unerkenntlichen Ober- und Niederſachſen von ihnen ſchweigen, ſo müſſen ſie rühmlich von einander reden:

> Gaudent ſcribentes, et ſe venerantur, et vltro,
> Si taceas, laudant, quidquid ſcripſere beati.
> *Hor. Lib. II. Epiſt. II.*

Was ſie daher geſagt haben, daß ſie ſcharf beurtheilet zu ſeyn wünſchten, das iſt bloß um ihrer Unterthanen willen geſchehen. Dieſe ſollen von ihnen aufgemuntert werden, die allerſchärfſte Beurtheilung von ihren Händen gelaſſen zu ertragen. Es iſt die Pflicht rechtſchaffner Häupter, ihren Untergebenen zum Beyſpiele zu dienen. Sie haben ſich alſo uns zum Muſter vorgeſtellet, und nur gewieſen, was wir andern gemeinen Schriftſteller uns wünſchen müſſen. Unſer Verlangen iſt, ungetadelt zu bleiben. Allein, ſie wiſſen beſſer, was uns gut iſt, und man ſollte ſich nur bloß ihrer Fürſorge überlaſſen:

> Permittes ipſis expendere numinibus, quid
> Conueniat nobis, rebusque ſit vtile noſtris:
> Nam pro iucundis aptiſſima quaeque dabunt Dii;
> Charior eſt illis homo, quam ſibi. *Iuuen. Sat. X.*

Was hier von den heidniſchen Göttern geſagt wird, das gilt auch von ihnen. Sie lieben die deutſchen Dichter und witzigen Köpfe mehr, als dieſe ſich ſelbſt lieben. Daher thun ſie auch alles, was zu ihrer Aufnahme gereichen kann. Nun war dazu nichts beſſers, als daß man ſie recht bekannt machte. Was würden doch die ſcharfſinnigen Graubündter von ihnen gewußt haben, wenn nicht Herr **Effinger** ihnen den Complot der herrſchenden Poeten vorgeleſen hätte? Wäre ſeine Abſicht nicht geweſen, daß dieſe Herren erfahren ſollten, es gäbe, außer dem Herrn Bodmer und Herrn Breitingern, noch andere, die auch für Dichter und Kunſtrichter gehalten würden: ſo würde er ja wohl von ihnen geſchwiegen haben. Als ich noch die Theologie ſtudierte, ſo bekam ich von einem alten wackern Homileten die güldene Regel: ich ſollte wider keine fremde Ketzer predigen, und keine unbekannten Laſter ſtrafen; ich möchte ſonſt meine Zuhörer ſelbſt zu ſolchen Ketzern und auf die Art laſterhaft machen. Denn ſo lange man von nichts weis, ſo hat man auch keine Begierde darnach. Wenn man aber erſt von einer Sache unterrichtet wird, ſo bekömmt man auch eine Luſt darzu. Da mag man denn verbiethen, ſo viel als man will; es hilft nichts. Je mehr man verbiethet, deſto lieber thun wirs.

Nitimur in vetitum.

Ich weis es an mir, und mag nur kein Exempel davon herſetzen. Daraus ſchlieſſe ich nun, daß man in Zürich unſere Leute habe bekannt machen wollen. Eine jede Bekanntmachung geſchieht am glücklichſten, wenn ſie mit einem nachdrücklichen und durchdringenden Tone geſchieht. Ich habe in einigen Städten die öffentlichen Ausrufer gehöret; das waren Kerl mit rechten Ochſenſtimmen. Sie konnten brüllen, wenn ſie anfingen, daß man ſie bis unter den Giebel des höchſten Hauſes verſtehen konnte. Wo werden auch wohl ſolche Leute zu Nachtwächtern und Stundenrufern genommen, die ſo ſanft und leiſe reden, daß man Mühe hat, ſie zu vernehmen? Stentoriſche Hälſe müſſen es ſeyn, die etwas recht bekannt machen ſollen. Nun wird niemand, der die zürchiſchen Schriften geleſen, oder ſich nur davon erzählen laſſen, leugnen, daß darinnen recht nachdrücklich von den Beluſtigungen geredet worden. Man hat ſo geſchrien, daß es von dem einem Ende Deutſchlandes bis zu dem andern hat können gehöret werden. Sollte dieſes aber wohl etwas anders, als ihre Bekanntmachung und folglich ihre Aufnahme, zur Abſicht haben?

Ich weis wohl, daß einige ſich klugdünkende Leutchen ſagen werden: es ſey dieſe Bekanntmachung nur zu ihrer Schande geſchehen. Allein ich kann mir ſolches unmöglich vorſtellen. Die Art und Weiſe der Bekanntmachung iſt gar nicht ſo beſchaffen, daß ſie zur Beſchimpfung gereichen könnte. Sie iſt nicht einmal ernſtlich abgefaſſet, ſondern nur ein bloßes Blendwerk. Ich ſollte dieſes hier beweiſen: Allein ich fürchte die Geduld meiner Leſer auf einmal zu ſehr zu ermüden. Ich würde mich dabey nothwendig in einige Weitläuftigkeit einlaſſen müſſen, weil ich die Beurtheilung ſelbſt von Stücke zu Stücke durchgehen und beleuchten müßte. Außerdem bin ich nach Art der alten Leute etwas geſchwätzig und wortreich; welches ich aber weit weniger für einen Fehler halte, als wenn man da ſteht, wie ein Stock, und nicht zehn Worte zu Markte bringen kann. Daher will ich immer lieber hier abbrechen und noch künftig den andern Theil von meinen Gedanken liefern. Es iſt doch auch beſſer, zur Beſtätigung meines Ruhms, daß ich mich oftmals ſehen laſſe, als wenn ich mich nur, wie ein Irrwiſch, auf einmal zeigte, und hernach gleich wieder verſchwände.

Ehe ich aber ſchließe, ſo iſt es höchſt nothwendig, daß ich noch erinnere, es ſolle mich ja niemand, mich, der ich hier ſchreibe, für eine erdichtete Perſon halten. Es wird dieſe Erinnerung manchen vielleicht wunderlich u. überflüßig vorkommen. Allein es giebt ſo ungläubige Seelen in der Welt, welche auch nicht einmal das, was gedruckt wird, für wahr halten wollen. Ich erfahre es itzt handgreiflich, da man behaupten will, mein hochgeehrteſter Herr College, Herr **Erlenbach**, ſey keine wirkliche Perſon; ſondern Herr **Bodmer** oder Herr **Breitinger** hätten dieſen Namen angenommen. Die Gründe, die ſie deswegen anbringen, ſind wohl ganz gut; ich mag ihnen aber doch nicht beypflichten. Sie nennen einige Zürcher, die es geſagt haben, daß kein Erlenbach außer einem Dorfe, exiſtire. Sie führen eine Stelle aus der Nachricht von dem Wachsthume der Critik unter den Deutſchen an, wo es von dem Hrn. Bodmer und dem Hrn. Breitinger heißt: **Dieſe beyden Zürcher ſind die einzigen Schweizer, die bis zu dieſer Stunde über critiſche Dinge in deutſcher Sprache geſchrieben haben.** Nun war aber, ſagen ſie, des vermeyntlichen Herrn Erlenbachs Ergänzungsſtück ſchon da, ehe dieſes geſchrieben worden. Es gehörte zu critiſchen Dingen; es war deutſch. Soll alſo das obige wahr ſeyn, ſo muß Herr Bodmer oder Herr Breitinger des Conrect. Erlenbachs und auch Herrn Effingers, ſeines Mitbruders, Schriften gemacht haben. Das obige kann aber wahrſcheinlicher Weiſe nicht ungewiß ſeyn; weil Herr Bodmer dieſe Nachricht aufgeſetzet hat, der am beſten davon unterrichtet ſeyn kann. So ſchließen ſie: und ob ich gleich nicht weis, was ich dagegen ſagen ſoll; ſo bleibe ich dennoch dabey, daß es einen Conr. Erlenbach gebe. Er hat ja, wie ich aus den Beluſtigungen des vorigen Monats ſehe, einen Bruder. Er hat ſeinen Namen unter verſchiedne Schriften geſetzet; er hat bewieſen, daß er das Ergänzungsſtück herausgegeben. Was will man mehr? Dem ungeachtet möchte ich ihm, als ein guter Freund, wohl rathen, daß er künftig ſeinen Mitbürgern, die zu uns auf die Meſſe kämen, verböthe, nicht aus zu breiten, daß er nur eine erdichtete Perſon oder ein Hirngeſpinſt ſey: und daß ſonderlich derjenige nicht viel aus der Schule ſchwatzte, der ſeine Büchlein verkaufet. Wer ſo ehrlich und aufrichtig iſt, als ich, der wird ſich dadurch gar nicht irre machen laſſen. Er glaubet, was geſchrieben ſteht.

> Nec pueri credunt, niſi qui nondum aere lauantur,
> Sed tu vera puta. *Iuuen. Sat. II.*

iſt in dieſem Stücke eine Lehre für mich. Ich hoffe, daß Herr Erlenbach auch ſo geſinnet ſeyn werde. Er darf nicht glauben, daß ſich der Herausgeber der Beluſtigungen hinter mir verſtecket habe,

> — — — Vt eſſet
> Tutus ab inſidiis, dire Superbe, tuis. *Ouid. Faſt. L. II.*

Denn wollte er mit einigen andern Zweifeln ſo verwegen ſeyn, und mein Daſeyn nicht für wahr annehmen: ſo kann ichs durch Notarius und Zeugen beglaubigen. Er mag durch ſeinen Correſpondenten nachfragen laſſen, ob mich nicht jedermann in der Vorſtadt kennet. Daß aber auch ich, u. ſonſt niemand anders dieſe Gedanken aufgeſetzet habe, können meine ne Frau und Kinder bezeugen, die mich einige Zeit her ſehr nachdenkend geſehen. Ja es ſehen es itzo wirklich zwo oder drey Perſonen, daß ich die Feder eintunke und hier meinen Namen ſchreibe. Mehr kann ich nicht thun.

J. F. Zörſche,
Schulhalter in Leipzig.

N. S. Als ich dieſen Aufſatz eben forttragen und in die Druckerey geben wollte: ſo ſchickte mir der Herausgeber der Beluſtigungen folgenden Brief zu, den er wahrhaftig erhalten hatte. Er ließ mir dabey melden, wenn ich mit Eröffnung meiner Gedanken noch nicht fertig wäre; ſo möchte ich es immer anſtehen laſſen. Ich würde aus beykommendem Briefe, den er, aus Gefälligkeit gegen ſeinen Verfaſſer, in die Beluſtigungen ſetzen würde, ſchon ſehen, wie die Sachen ſtünden. Ich las ihn, und wurde dadurch in meinen oben entdeckten Muthmaßungen bald eben ſo gewiß, bald wieder ſo ungewiß, als Herr Erlenbach in den ſeinigen, wegen des Verfaſſers der Anmerkungen über das Ergänzungsſtück, iſt. Ich mag und kann auch nicht ſagen, was ich eigentlich von der ganzen Sache denken ſoll. Es waren von einer fremden Hand dieſe Worte darüber geſchrieben:

— Occidit, occidit
Spes omnis et fortuna noſtri
Nominis — — *Horat. Od. IV. Lib. IV.*

Ob dieſes den Inhalt des Briefes, oder eine Klage über den angekündigten Todesfall anzeigen ſoll, das will ich nicht beſtimmen. Doch man wird ihn ſelbſt leſen. Ich bedaure nur, daß es auch hier heißen ſoll:

— Cinis et manes et fabula fies. *Perſ. Sat. V.*

Schreiben an den Herausgeber der Beluſtigungen.

Mein Gewiſſen läßt es endlich nicht länger zu, ihnen etwas noch fernerhin zu verheelen, welches doch endlich die Welt, und vielleicht alsdann zu meiner größten Beſchimpfung erfahren würde. Ich habe mich, ſo lange die Schweiz die Sammlungen der geiſtvollen Schriften für ihre ächten Kinder erkennet, als einen beſchäfftigen Schreiber gebrauchen laſſen. Die Ehre hat mich darzu verleitet, die Rache hat mich zur Fortſetzung angetrieben, und die Reue befiehlt mir itzo, wieder aufzuhören. Sie werden ſelbſt wohl wiſſen, daß die Herren Bodmer und Breitinger, die vornehmſten Urheber von der bemeldten ſchweizeriſchen Sammlung ſind; aber glauben ſie nicht, daß ihre Augen mehr, als die beyden erſten Stücke, geſehen haben. Sie ſind beyde nicht mehr. Laſſen ſie es ſich mit einem Worte ſagen: Das dritte Stück hat ſie, ſo zu reden, umgebracht. Der unſelige Complot der deutſchen Dichter, ja laſſen ſie mich noch einmal ausrufen, der unſelige Complot, hat Zürch ihre Stützen, der Schweiz ihren Ruhm, und den Kunſtrichtern ihre Ehre entriſſen. Wundern ſie ſich nicht über das Undeutliche meiner Erzählung. Haben ſie noch etwas Geduld, ſo gönnen ſie mir ſolche und leſen noch ein wenig weiter, ſo wird ſie ihnen deutlich genug werden.

Ich ſetze voraus, daß ſie den ſo verhaßten Complot geleſen haben. Ich traue ihnen noch ſo viel Großmuth zu, daß ſie ihn durchgeſehen haben, ob ihrer darinnen gleich nicht zum Beſten gedacht wird. Beſinnen ſie ſich doch auf das ſcharfſinnige Ende deſſelben, welches mir damals, da es mein Gehülfe, Herr Effinger, erfand, ſo viel Vergnügen, itzo aber deſto mehr Verdrüß verurſachet. Erinnern ſie ſich doch, bitte ich ſie, der Wage. Hier haben ſie den Mörder meiner beyden Gönner! Es wird ihnen beyfallen, daß die Dichtkunſt des Herrn Breitingers gegen die Dichtkunſt des Herrn Profeſſor Gottſcheds gewogen worden. Die Dichtkunſt des erſtern überwog die letztere. Die Schale ſunk, und der Balke ſtieß an die Decke. Merken ſie doch hier ein Exempel, daß Kinder ihre eignen Aeltern umbringen! Ein böſer Geiſt führte meine beyden Gönner dieſen Augenblick dahin, um gleichſam die deutlichſten Proben der Güte ihres gemeinſchaftlichen Buches zu ſehen. Aber dieſe Freude währte leider! nicht lange. Denn indem Herr Breitinger voller Vergnügen ſah, wie ſchwer ſeine Dichtkunſt wurde, ſo beobachtete er nicht, daß er ſo nahe war, daß ihm die Wagſchale im Niederſinken treffen konnte. Und dieſes geſchah leider. Sie ſchmiß ihn nieder; ja was noch mehr, die Schwere, die ſie in ſich faßte, druckte ihn ſo ſehr, daß ihm der Athem entgieng, kurz, daß er ſtarb. Wer war erſchrockener, als Herr Bodmer? Wer war ihm lieber, als ſein Freund und Mitarbeiter? Ja wer war begieriger, ihm zu helfen, als eben er? Er lief eiligſt hinzu, ihm Luft zu machen, aber auch ſich ſelbſt zu erſticken. Er faßte die Schale, darinnen die Dichtkunſt des Herrn Profeſſor Gottſcheds lag, an, und verſuchte durch ſeine Schwere, und durch ſein Ziehen, die andere ſchwere Schale, darunter ſein einziger Freund lag, in die Höhe zu bringen. Sein unglückliches Schickſal wollte es, daß er, unter währender Bemühung, an die Gottſchediſche Dichtkunſt ſtieß. Der Geiſt aber, der in ſelbiger ſteckte, fuhr auf dieſe Berührung, gleichſam zu ſeiner Rache, mit ſolchem Ungeſtüme heraus, daß der unglückſelige Herr Bodmer davon betäubt, und erſtickt wurde. Bedenken ſie ſelbſt meine Beſtürzung, als ich eben in demſelben Augenblicke dazu geführt wurde, als er dahin fiel? Ich ſtund lange Zeit erſtarrt. Endlich zwang mich mein Schmerz, meinen Schutzgeiſt um die Beſchaffenheit dieſes plötzlichen Falls zu fragen. Von dieſem erfuhr ich, was ich itzo erzählet habe. Er beſchloß mit dieſen Worten: Merke, daß nicht alles Gold iſt, was ſchwer iſt. Ein Wagen voll Stroh überwiegt auch eine Hand voll Pfeffer. Ich ſchwur aus Zorn eine blutige Rache. Ich beſchloß, dieß traurige Schickſal dieſer Männer zu verheelen, und unter ihrem ſchon furchtbar gewordenen Namen den Urſächern ihres Verderbens eine ewige Strafe aufzulegen. Die nachher erſchienenen Stücke der Sammlung ſind Zeugen meiner Entſchließung, und ich würde ſie weiter fortgeſetzt haben, wenn ich mich nicht vor einem ſchlechten Ausgange gefürchtet hätte. Eben das Schickſal meiner Gönner, das mich zur Rache gereizet, hat mich auch wieder beſänftiget. Sie werden ſelbſt merken, was ich hierunter verſtehe. Ich thue ihnen alſo den Beſchluß der ſchweizeriſchen Sammlungen hiermit kund: ſie dürfen ſich nunmehro nichts mehr von denſelben befürchten.

Ich habe ihnen demnach mein ganzes Herz entdecket, und der erſte Beweis ihrer Verzeihung und ihres gegen mich geneigtern Gemüthes, ſoll dieſer ſeyn, wenn ſie dieſen Brief öffentlich in ihre beliebten Beluſtigungen mit eindrucken laſſen. Hierdurch werde ich verſtehen, daß ich nunmehro wirklich unter der Zahl ihrer Freunde ſtehe. In Erwartung deſſen verharre ich ꝛc.

Zürich, den 26 May, 1742.

Erlenbach, ConR.

* *

Der Täuber.

Eine Fabel.

Ein Täuber gieng ſchon längſt der ſchönſten Taube nach,
Die ihm nur mehr gefiel, je mehr er mit ihr ſprach,
Und die aus Blick und Gang das ſelbſt errathen ſollte,
Was mündlich zu geſtehn, die Scham nicht leiden wollte.
Einſt geht der Flug ins Feld, da wagt er ohne Kunſt,
Halb ſtotternd, halb verzagt den Antrag ſeiner Brunſt,
Fängt zehnmal zärtlich an, bleibt zehnmal ſchamroth ſtecken,
Eh ſich der Mund vereint, ſein Herze zu entdecken.
O ſpricht die Taube bald: Ich bin ein muntres Weib,
Du biſt verzagt und ſcheu, und nicht mein Zeitvertreib,

Geh, werde frey und froh, und komm mit muntern Trieben;
Alsdann erzähle mir von deiner Glut im Lieben.
Der Täuber glaubt dem Rath, und ſicher vor Betrug,
Eilt er zehn Tage lang zu jedem nahen Flug,
Um durch den Umgang frey, und munter in Gebehrden,
Kurz; artig aufgeweckt und recht gewandt zu werden.
Dann prüft er ſein Geſchick mit größter Dreuſtigkeit.
O! ſpricht die ſchöne Frau, du irreſt noch zur Zeit,
Du ſcheinſt mir frech, nicht frey; du haſt mich nicht verſtanden,
Und machſt durch eigne Schuld dein ganzes Glück zu Schanden.
Wer mich gewinnen will, Freund, nimm's genauer ein,
Muß nicht zu unverſchämt, auch nicht zu blöde ſeyn.
Der Täuber geht beſtürzt, und übt mit beſſerm Grunde,
Den räthſelhaften Spruch aus ſeiner Schönen Munde.
Ein Monat ſtreicht dahin, nachdem er unverzagt,
Auf glücklichern Erfolg, den dritten Antrag wagt.
O! rief die Taub ihm zu: Nun haſt du mich getroffen;
Doch eines thue noch, ſonſt haſt du nichts zu hoffen.
Geh, hole meinen Mann, ſcheint dir es nicht zu hart,
Und ſage, was du ſuchſt, in ſeiner Gegenwart.
O ſtreicht den Titel aus, ſprach Thais jüngſt im Leſen,
Denn man erräth es doch, wer dieſe Frau geweſen.
Nur Tauben können bloß voll ſolcher Einfalt ſeyn.
O führte jede Frau das ſchlimme Schicken ein,
Wie vielmal müßten wir vom Rathhaus, Wein u. Gaſſen,
Und aus der Kirche ſelbſt die Männer holen laſſen.

C. F. Gellert.

Ende des Auguſtmonats.

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Et prodeſſe volunt & delectare —— *Horat.*

Auf das Jahr 1742.
Herbſtmonat.

Die zweyte Auflage.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Die
engen Schranken der menſchlichen Wiſſenſchaft.

Rühmt, Menſchen, rühmt nur euer Wiſſen!
Zeigt euren herrlichen Verſtand!
Macht uns, aus ſcharf u. tiefen Schlüſſen,
Des Geiſtes weiten Kreis bekannt!
Laßt uns, aus Millionen Büchern,
Nur eurer Einſicht Kraft verſichern!
Wer richtig denkt, bleibt doch dabey,
Daß euer Wiſſen Stückwerk ſey.

Verſucht es einmal, auszulegen,
Wie Gott den Bau der Welt regiert!
Was wißt ihr von den Wunderwegen,
Darauf uns ſeine Weisheit führt?
Ein frecher Menſch lebt froh in Sünden!
Nun zeigt einmal aus ſichern Gründen!
Warum ſein Glück ſo feſt beſteht,
Wenn es den Frommen übel geht?

Ihr ſprecht, von ſolchen hohen Werken
Kann ein unendlicher Verſtand
Nur Grund und Abſicht deutlich merken,
Das meiſte bleibt uns unbekannt.
Wir folgen bloß den Sinnlichkeiten,
Wohin uns dieſe Führer leiten,
Und nehmen die Erfahrung an,
Die uns doch viel entdecken kann.

Die Antwort gelt' auf jene Fragen:
Doch was wird eure Wiſſenſchaft
Uns von den Himmelskörpern ſagen;
Hier prüfet eures Geiſtes Kraft.
Beſtimmt die Zahl von jenen Sternen!
Wir möchten mit Gewißheit lernen,
Was für ein Triebwerk ſie bewegt?
Was ſie im Luftraum ſchwimmend trägt?

Was iſt die Nahrung jener Flammen,
Die unſre Sonne von ſich haucht?
Aus welchen Licht und Wärme ſtammen,
Die unſre Welt ſo nöthig braucht.
Erzählt uns der Kometen Menge!
Zeigt ihren Nutz, beſtimmt die Länge,
In der ein jeder ſeine Bahn
So ordentlich durchlaufen kann.

Ihr ſchweigt, und laßt uns leichte ſchließen,
Der Himmel ſey euch viel zu ſchwer;
Es ſchreibt ſich euer ganzes Wiſſen
Nur von der nahen Erde her.

Wir wollen auch hiervon nicht fragen,
Doch müßt ihr uns nun deutlich ſagen:
Was iſt der Körper Eigenſchaft?
Was ihre Wirkung, Nutz und Kraft?

Was muß doch ihren Stoff verbinden,
Daß nie ein Theil von andern flieht?
Wißt ihr die Schwere zu ergründen,
Die ſie ſtets nach der Erde zieht?
Was ſind die Stralen von dem Lichte?
Wie wirken ſie in das Geſichte?
Wie legen ſie im Augenblick
So einen langen Weg zurück?

Was ſprecht ihr von den Feuertheilen,
Die mit erſtaunender Gewalt,
Auch durch die härtſten Körper eilen?
Wo iſt des Blitzes Aufenthalt?
Mögt ihr mit Gründlichkeit erweiſen,
Warum zerſchmelzt er Stal und Eiſen?
Und leichtes Holz, das er durchfährt,
Wird öfters kaum von ihm verſehrt.

Auf was für Art wird in der Erden
Metall und Stein hervorgebracht?
Kann auch die Kraft begreiflich werden,
Die täglich Fluth und Ebbe macht?
Seht! wie ſich der Magnet bemühet,
Wie er das Eiſen an ſich ziehet,
Wie er ſich ſtets nach Norden dreht,
Und ſagt, wie alles dieß entſteht?

Wer hat die Vögelſchaar gelehret,
Daß ſie ihr Neſt ſo künſtlich flicht;
Ihr junges Volk beſchützt und nähret,
Als wüßte ſie der Aeltern Pflicht?
Wollt ihr ſie bloß Maſchinen nennen?
Wird ſie ein Trieb ſo lenken können?
Wie oder wirkt allhier Verſtand?
Das alles iſt euch unbekannt.

Allein, wie wollt ihr dieß verſtehen,
Da ihr euch ſelber noch nicht kennt?
So wagt es, in euch ſelbſt zu gehen,
Was ſprecht ihr, wenn ihr Seelen nennt?
Wie machts die Seele, wenn ſie denket,
Wenn ihr Befehl den Körper lenket:
Erklärt uns, wie die Zeugungskraft
Dem Körper Geiſt und Leben ſchafft?

Bemerkt ihr nun, auf was für Gründen
Der Menſchen Wiſſenſchaft beruht?
O laßt den eitlen Hochmuth ſchwinden,
Der euch den ſchwerſten Schaden thut!
Verbannt die ſchwülſtigen Gedanken!
Seht auf der Menſchheit enge Schranken!
Die weiſe Hand, die ſie gemacht,
Hat ſo auf euer Glück gedacht.

Jedoch ihr dürft hieraus nicht ſchließen,
Es ſoll des Menſchen Lebenszeit
In ſteter Dunkelheit verfließen,
Die nie ein heitrer Stral zerſtreut.

Nein: folgt ihr nur, von erſter Jugend,
Der Gottesfurcht, der wahren Tugend;
Hier trefft ihr die Erkenntniß an,
Die euer Geiſt erreichen kann.

Hier lernt ihr unſern Gott erkennen,
So viel der Menſchheit nöthig iſt:
Wie ihr in ſeiner Liebe brennen,
Ihn fürchten und verehren müßt:
Ihr lernt aus ſeinen ſchönen Werken,
Des Schöpfers Macht und Weisheit merken,
Die unſre Welt beſchützt und lenkt,
Und euch ſo viel Vergnügen ſchenkt.

Die Tugend weis durch ihre Lehren,
Die voller Geiſt und Nachdruck ſind,
Euch den Verſtand ſo aufzuklären,
Daß kaum ein Irrthum Platz gewinnt:
Sie lehret mit gelinden Trieben
Den Nächſten, wie euch ſelber lieben,
So daß ihr euer Glück begehrt,
Und andrer Wohlfahrt nie verſtört,

Sie zeigt euch, wie ein mäßig Leben
Bey friſcher Kraft erhalten kann;
Sie lehrt euch nach der Wahrheit ſtreben
Und führet von der Laſterbahn:
Sie heißt euch, nur die Künſte faſſen,
Die ſich mit Vortheil brauchen laſſen;
Der Menſchen wahres Wohlergehn,
Wie Gottes Ehre, zu erhöhn.

Wie glücklich iſt ein Geiſt zu ſchätzen,
Dem dieſe Wiſſenſchaft gefällt?
Sein Fleiß erwirbt ſich ein Ergötzen,
Das Lob und Nutz und Lohn erhält.
Ein Wiſſen, das die Tugend ſchändet,
Und ſich von ſeinem Schöpfer wendet,
Macht keinen witzig und gelehrt,
Und iſt der Thorheit Namen werth.

Freyberg.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Betrachtung des Erdbodens, als einer zur Nothdurft, Bequemlichkeit und zum Vergnügen, für Menſchen und Thiere, wohl eingerichteten Wohnung.

Wir haben zwar den Tag noch nicht ſelbſt erreichet, an welchem uns der Kalender den Anfang des fruchtreichen Herbſts bezeichnet; allein wir erblicken doch ſchon die angenehmen Erſtlinge deſſelben, und die Vorbothen laſſen ſich ſchon in den Gärten und auf den Bergen und Feldern häufig ſehen. Dieſer vortheilhafte Wechſel lenket mein Gemüthe auf die Betrachtung der vier Jahreszeiten. Und bey dieſer Beſchäfftigung meiner Gedanken ſtellet ſich der ganze Erdboden als eine bequeme und angenehme Wohnung vor meine Augen. Ich hoffe, es wird meinen Leſern, die auch ein irdiſches Vergnügen mit der geiſtlichen Freude in Gott und mit dem Verlangen nach der ewigen Zufriedenheit wohl zu verbinden wiſſen, nicht misfallen, wenn ich denſelben meine Gedanken, zum Preiſe des gütigen Schöpfers und ihrer Ermunterung, mittheile. Zu neuen Erfindungen bin ich nicht geſchickt, und alſo werde ich nichts vorbringen, das nicht ſchon jedermann bekannt wäre. Wir wiſſen aber, daß der menſchliche Verſtand ſich nicht alles dasjenige alle Augenblicke vorſtellet, was er von einer Zeit zur andern gefaſſet und begriffen hat. Er kann nicht mehr, als eine Sache, zu einer Zeit überdenken, und erinnert ſich eines nach dem andern, nach der Regel der Einbildungskraft, und in ſo ferne ihm durch eine neue Empfindung dazu Anlaß gegeben wird. Es werden demnach viele, die vielleicht ſonſt bey andern Geſchäfften auf eine ſo nützliche Betrachtung itzo nicht gerathen wären, durch Leſung dieſer geringen Schrift ermuntert werden, ſich alles deſſen wieder zu erinnern, was ſie jemals von der unermeßlichen Güte Gottes gegen die Einwohner dieſes Erdbodens entweder geleſen oder ſelbſt gedacht haben. Und wenn ich dieſe meine Abſicht erreiche, ſo bin ich zufrieden und kann wohl leiden, daß man von mir urtheile, ich hätte nichts neues vorgebracht, ſondern nur dasjenige wiederholet, was längſt von vielen andern aufs deutlichſte vorgeſtellet worden.

Die Weisheit Gottes hat die beſten Mittel ausgedacht, wodurch der Erdboden eine zur Nothdurft, Bequemlichkeit und Ergetzlichkeit geſchickte Wohnung werden könnte. Die Erde muß ein dichter und feſter Körper ſeyn, weil ſonſt die lebendigen Geſchöpfe keinen feſten Fuß darauf hätten ſetzen können. Sie mußte auf allen Seiten durch eine unſichtbare Kraft gedrücket, und in ihrem Mittelpuncte feſt zuſammen gehalten werden, weil ſonſt ihre Einwohner, ohne Gefahr herunterzufallen, nicht auf dem ganzen Umkreiſe der Kugel hätten wohnen können.

Sie hätte aber doch ein wüſter und unbewohnter Klumpen bleiben müſſen, wenn ſie nicht der Sonnen als einem hellen und feurigen Körper gegen über geſetzet wäre, von dem ſie das Licht und die Wärme empfangen könnte. Alle die übrigen Mittel, welche der weiſe Gott ausgedacht, den Erdboden zu einer Wohnung lebendiger Geſchöpfe zu machen, entſpringen entweder aus dieſer Licht- und Feuerquelle, oder es wird doch wenigſtens ihre Wirkung durch dieſelbe befördert. Die Bewegung der Luft, und die daher entſtehenden verſchiedenen Witterungen, Dünſte, Winde, Thau und Regen, und den dadurch beförderten Wachsthum der Früchte haben wir einzig und allein der Sonne zu danken. Es iſt daher kein Wunder, daß viele Völker dieſelbe für einen Gott gehalten, weil ſie aus der Erfahrung deutlich wahrnahmen, daß durch ihr Licht und ihre Wärme alles belebt und beweget wurde.

Sollte aber der ganze Erdboden eine geſchickte Wohnung abgeben: ſo war es nicht genug, daß er neben der Sonne unbeweglich ſtünde. Es würde ſolchergeſtalt nur ein kleiner Platz auf der Erde das Licht und die Wärme der Sonne empfunden haben.

Es mußte demnach ſo eingerichtet werden, daß alle Theile der Erdkugel nach einander zu verſchiedenen Zeiten ſich gegen die Sonne kehreten. Dieſes konnte ohne Bewegung nicht geſchehen. Es mußte entweder die Sonne um die Erde herum laufen, oder die Erde mußte ſich um ſich ſelbſt, wie ein Wagenrad um ſeine Achſe, herum drehen. Es wird nicht ſchwer ſeyn, dieſes auch einem Kinde begreiflich zu machen. Das Kind ſteht vor einem Tiſche, darauf ein Licht geſetzet iſt. Man fraget daſſelbe, wie es anzufangen ſey, daß der Schein von dem Lichte auch auf den Rücken falle. Es wird alſobald begreifen, daß man entweder das Licht herum tragen und es hinter den Rücken ſetzen, oder, welches viel leichter und vernünftiger iſt, daß es ſich mit den Füßen herumdrehen und ſeinen Rücken dem Lichte zukehren müſſe, wie bisher die Bruſt demſelben zugekehret geweſen.

Es mochte nun die Sonne oder die Erde beweget werden, ſo wurde durch dieſes Mittel das Licht dem Erdboden rings herum mitgetheilet. Allein auch dadurch konnte der Endzweck, die ganze Erde zu einer bequemen Wohnung zu machen, noch nicht erreichet werden. Durch dieſe Bewegung rückte zwar das Licht von Oſten gegen Weſten beſtändig fort und machte Tag und Nacht, indem bald die eine Hälfte der Erdkugel, bald die andere der Sonnen zugekehret war. Allein die Wärme konnte dadurch unmöglich dem ganzen Erdboden mitgetheilet werden. Er würde beſtändig in ſolchen Umſtänden geweſen ſeyn, wie im Frühlinge und im Herbſte. Den Einwohnern mitten auf dem Erdboden hätte alle Tage, das ganze Jahr hindurch, die Sonne in der Mittagsſtunde gerade über dem Kopfe geſtanden, und würde alſo eine unerträgliche Hitze verurſachet haben. In den gemäßigten Gegenden nach Norden und Süden hätten keine Früchte zu ihrer Reife kommen, und in den äußerſten Grenzen gegen Norden und Süden hätte gar nichts wachſen, und folglich keine lebendige Creatur ihren Unterhalt finden können. Es wären alſo nur zwey ſchmale Striche neben der Linie übrig geblieben, da die Menſchen und Thiere ihren Unterhalt und eine bequeme Wohnung gefunden hätten. Es war demnach noch eine Bewegung, entweder der Sonne oder der Erde, nöthig, dadurch auch diejenigen Theile der Erdkugel, die ſich nach Norden und Süden erſtrecken, einmal im Jahre gegen die Sonne gekehret würden. Durch dieſe weiſe Einrichtung wurde die Erde an allen Orten und Enden eine bequeme Wohnung für Menſchen und Thiere.

Wir gehören mit unter die Einwohner in dieſem herrlichen Gebäude; wir finden alles dieſes zu unſerm Vergnügen in der Erfahrung gegründet. Und in was für einem Zuſtande die übrigen Einwohner ſich befinden, lehren uns die Beſchreibungen dererjenigen, die den Erdboden auf allen Seiten zu Waſſer und zu Lande beſchauet haben. Man ſieht und höret mit Verwunderung, wie ſo gar weislich alles zur Erhaltung und Fortpflanzung ſo vieler Geſchlechter von Menſchen und Thieren veranſtaltet ſey. In den Gegenden, wo die Sonne die größeſte Hitze verurſachet, findet ſich mehr Waſſer als Land, und alſo ſind die wenigſten Creaturen auf dem Erdboden dieſer Beſchwerlichkeit unterworfen: aber auch die wenigen haben nicht Urſache, große Klagen zu führen. Ein lang anhaltender Regen, in den hitzigſten Monaten, dienet ihnen zum Schirme vor den Sonnenſtralen, und mäßiget die große Hitze. Die Nacht iſt durch das ganze Jahr 12 Stunden lang, und alſo fehlet es ihnen nicht an Ruhe und Erquickung. In denen gemäßigten Gegenden, wo wir wohnen, und wo Frühling, Sommer, Herbſt und Winter beſtändig mit einander abwechſeln, iſt Nothdurft, Bequemlichkeit und Ergetzung im Ueberfluſſe. Frühling, Sommer, Herbſt und Winter ſtreiten gleichſam mit einander um die Wette, theils zum nöthigen Unterhalte des Leibes, theils zum Vergnügen, tauſenderley Früchte zu liefern; und wenn im Winter die gütige Erde nicht verſchloſſen wäre, ſo würde es an Zeit fehlen, den Ueberfluß zu verzehren. In den äußerſten Gegenden von Norden und Süden iſt die Zeit ſehr kurz, in welcher die Natur ihre Gaben austheilet, aber deſto emſiger und hurtiger erweiſt ſie ſich im Hervorbringen derſelben. Man ſollte meynen, die lange Finſterniß, und die damit verknüpfte große Kälte würde den Einwohnern dieſer Gegenden den Untergang bringen, und eine gänzliche Verwüſtung anrichten. Allein die Thiere ſind dagegen mit dem dickſten Pelzwerke verwahret, und die Menſchen wiſſen daſſelbe ebenfalls zu ihrem Nutzen anzuwenden. Hat die Sonne ihnen ihr Licht entzogen, ſo muß der

Mond, der Nordſchein und der Schnee ihnen leuchten; und verſaget ſie ihnen die Wärme, ſo erſetzet der Ueberfluß am Brennholze dieſelbe. So iſt demnach die verſchiedene Bewegung, Wendung, und Drehung des Erdbodens, eins von den vornehmſten Mitteln, dadurch derſelbe zu einer bequemen Wohnung lebendiger Creaturen wird.

Mit den daher entſtehenden verſchiedenen Jahrszeiten iſt die abwechſelnde Witterung verknüpft, ohne welche das Wachsthum der Früchte und folglich die Erhaltung der lebendigen Creaturen nicht beſtehen könnte. Es fände aber keine Witterung ſtatt, woferne nicht der ganze Erdkörper mit einem Luftkreiſe oder einer Dunſtkugel umgeben wäre. Ja, ohne die Luft könnten weder Menſchen noch Thiere leben, noch die geringſten Pflanzen wachſen, wie aus der Erfahrung einem jeden zur Gnüge bekannt iſt. Ohne die Luft könnte kein Schall gemacht werden, und alſo fände keine Rede ſtatt. Ohne Luft könnte weder Feuer noch Licht beſtehen. Ja, es könnte endlich nicht die geringſte Veränderung auf der Erde vorgehen, und alſo wäre ſie ohne dieſelbe keine Wohnung, ſondern ein leerer und unnützer Klumpen. Nachdem aber der weiſe Schöpfer den ganzen Erdboden rings herum mit derſelben umſchloſſen hat, ſo iſt dadurch alles zur Bewegung und Veränderung geſchickt. Sie ſelbſt iſt beweglich und veränderlich; ſie iſt ſchwer, und hat eine ausdehnende Kraft; ſie kann verdünnet und verdicket werden, und folglich ſind daher allerhand veränderliche Witterungen möglich, ohne welche die Erde zur Wohnung untauglich wäre. Wer nur einige Erfahrung von dem Landleben hat, der wird wiſſen, daß Wärme, Winde, Thau, und Regen den Wachsthum der Erdgewächſe befördern. Und da dieſe zur Nahrung der Thiere und der Menſchen beſtimmet ſind; ſo iſt es ja klar, daß Gott ſich der verſchiedenen Witterung, als eines Mittels, bedienet, die Erde wohnbar zu machen. Wer die Größe des Erdbodens bedenket; wer die verſchiedenen Wirkungen der Sonne an ſo unterſchiedlichen Orten erweget; wer die ſo gar unterſchiedenen Früchte, die zu ſo verſchiedenen Zeiten wachſen und zur Reife kommen, betrachtet; und wer ſich den großen Unterſchied der menſchlichen Handlungen vor Augen ſtellet, dazu immer ander Wetter erfordert wird, der muß erſtaunen, wenn er bemerket, daß, da ſo viele und mannigfaltige Veränderungen in der Luft hervor gebracht werden, doch das ſo mannigfaltige Verlangen der Creaturen geſtillet, und überall die Abſicht des gütigen Schöpfers erreichet wird. Wir haben zwar gewiſſer maßen eine beſtändige Witterung, dabey man merken kann, daß es Frühling, Sommer, Herbſt oder Winter iſt; aber niemand wird ſich entſinnen können, daß ein Frühling dem andern, ein Sommer dem andern, ein Herbſt dem andern, und ein Winter dem andern in allem gleich geweſen wäre. So lange die Welt geſtanden, iſt dieſes nicht geſchehen und wird auch nicht geſchehen. Wer erkennet nicht hieraus die große Weisheit Gottes? Es iſt unmöglich, daß es an allen Orten zugleich heiter Wetter ſeyn kann. Eben das heitere und warme Wetter an dieſem

ſem Orte iſt die Urſache, daß es an einem andern Orte regnet und ſtürmet; die Hitze an dieſem Orte iſt die Urſache, daß an einem andern Orte ein ſtarker Froſt iſt. Wäre nun das Wetter an jedem Orte beſtändig, ſo würde der größte Theil der Welt über ſchlecht Wetter zu klagen Urſache haben. Da es aber ſo veränderlich iſt, ſo ſehen wir, wie ſehr der gütige Gott für die Nothdurft aller ſeiner Geſchöpfe auf dem ganzen Erdboden ſorget. Die Menſchen verſündigen ſich alſo ſehr, wenn ſie über die Witterung murren und ſich dieſelbe ganz anders wünſchen. Der Ausgang lehret mehrentheils, daß alles ſorgen, ſeufzen und klagen ungegründet geweſen. Wir haben am Ende des Jahrs Keller und Scheunen voll, mehr als wir verzehren können. Geſetzt aber wir hätten ein naſſes oder dürres Jahr: geſetzt es verdürben dabey die meiſten Früchte des Feldes; wir verſpürten einen Mangel, in unſern Vorrathskammern: ſo müſſen wir bedenken, daß die Erde nicht allein um unſertwillen, ſondern auch um anderer Menſchen und Thiere willen gemacht ſey, denen Gott auch ein reiches Maaß ſeines Segens zuwenden will, den wir zu einer andern Zeit genoſſen haben. Und wie? verdienen wir nicht auch durch unſern ſchnöden Undank, und durch unſere Geringſchätzung der göttlichen Güte, daß uns Gott ſeinen Segen zuweilen entziehe, damit wir nach ſeiner Güte hungerig und durſtig werden, und dieſelbe künftig hochachten lernen?

Die Donnerwetter ſind die fürchterlichſten Veränderungen in unſerm Luftkreiſe; und die meiſten Menſchen möchten wohl wünſchen, daß ſie auf ewig von der Erde verbannet wären. Man ſieht die Gewitter bloß als Ausbrüche des göttlichen Zorns und Eifers an. Es iſt wahr, der Blitz richtet oft großen Schaden an. Ganze Städte werden von demſelben in die Aſche geleget, und Menſchen und Thiere werden von demſelben erſchlagen. Das entſetzliche Krachen iſt auch oft vermögend genug, das ſtärkſte Herz zu erſchüttern. Es begehen alſo die Menſchen nichts ungereimtes, wenn ſie in ſolcher Gefahr ihr Gemüth zu Gott erheben, und ihn um Abwendung der Gefahr anflehen. Allein das iſt ein großer Fehler, daß die Furcht insgemein größer iſt, als ſie billig ſeyn ſollte. Die übele Erziehung der Kinder in dieſem Stücke, iſt die vornehmſte Urſache dieſer Furcht. Man bringet ihnen den thörichten Wahn bey, daß Gott nur immer zürne, und verknüpfet damit noch andere fürchterliche Begriffe. Man richtet ſeine blöden Augen bloß auf den ſchrecklichen Anblick und den damit verknüpften Schaden, und bedenket nicht den unbeſchreiblichen Nutzen, der den Schaden unendlich überwiegt. Wenn viele tauſend Menſchen und Thiere von einer Sache Nutzen haben; muß man es denn ſo hoch anrechnen, wenn zuweilen ein Menſch oder Thier ſein Leben dabey verlieret, oder ein Haus oder eine Stadt abbrennet, welches doch nur ſelten geſchieht? Der Blitz zerſchmettert wohl hundertmal einen Eichenbaum, oder ſchlägt in das ebene Feld, ehe er einmal ein Haus oder einen Menſchen berühret. Wenn der Landesfürſt ein wichtiges Werk ausführet, das zum Wohl eines ganzen Landes gereichen ſoll, und dabey jedermann die landesväterliche Vorſorge rühmet; ſo kommen oft viele Menſchen dabey ums Leben, aber deswegen glaubet niemand, daß der Landesfürſt zürnet. Wenn Gott nur einen Menſchen bey einem Donnerwetter tödtet, das doch ſo viel gutes ſchaffet: ſo ſehen wir ihn gleich als einen erzürnten Richter an. Sollten wir aber nicht vielmehr ſeine väterliche Vorſorge rühmen? Sollten wir nicht bey dem hellen Blitze ſein gnädiges Angeſicht mit Ehrfurcht anſchauen? Dieſes würde uns mehr zur Verehrung Gottes anſeuren, als eine knechtiſche Furcht. Zweifelt aber noch jemand an dem Nutzen der Donnerwetter, der laſſe ſich von einem einfältigen Bauren belehren. Ich beſinne mich, daß ich wohl eher von einem Landmanne nach dem Gewitter habe ſagen hören, daß es Ducaten geregnet hätte. Er muß alſo aus der Erfahrung gelernet haben, daß ſeine Felder nach einem Donnerwetter fruchtbar gemacht werden. Und dieſes hat ſeinen guten Grund. Der Blitz löſet die aus den Körpern der Thiere und Menſchen, aus verfaulten Pflanzen, und aus fettem und ſchwefelichtem Erdreiche aufgeſtiegenen und in der Luft verſammleten Ausdünſtungen auf, und die ſo ſubtilen Dämpfe vereinigen ſich mit den wäſſerichten Dünſten, und fallen alſo mit dem Regen auf die Felder, und befördern ihre Fruchtbarkeit. Zugleich wird die Luft dadurch gereiniget, damit des Menſchen Geſundheit dadurch nicht beſchädigt werden möge. Ich getraue mir alſo, mit Recht zu behaupten, daß der Donner an ſich nicht nur nicht ſchädlich iſt, ſondern von Gott als ein Mittel gebraucht wird, die Erde zu einer bequemen Wohnung zu machen.

Nicht weniger bedienet ſich der gütige Gott der Winde, dieſe Abſicht zu erreichen. Sie ſind gleichſam die Wagen, auf welchen Gott dasjenige den Menſchen und Thieren zuführet, was zu ihrer Nothdurft, Bequemlichkeit und Luſt dienlich iſt. Die Winde bringen aus verſchiedenen Orten Hitze und Kälte, wie es zu dieſer oder jener Zeit die Umſtände erfordern. Sie führen die Dünſte in der Luft aus einem Orte in den andern, und ſind dadurch den Lebensgeiſtern in den Nerven des menſchlichen Leibes gleich, dadurch das Geblüt in beſtändigem Laufe erhalten, und nach allen Theilen hingetrieben wird. Es brauchet keinen Beweis, weil es einem jeden aus der Erfahrung bekannt iſt, daß ohne Flüſſe, Thau und Regen nicht das geringſte Gräslein aus der Erde hervor kommen würde, und folglich keine lebendige Creatur das Leben behalten könnte. Wären keine Winde, ſo würden die Flüſſe und Regenwolken ſo wenig über den Erdboden vertheilet werden, als der Proviant ohne Fuhrwerk zu einer großen Armee würde gebracht werden. Die meiſten Dünſte ſteigen aus der See auf, daſelbſt würden ſie unbeweglich bleiben, wenn ſie uns nicht von dem Winde zugeführet würden; und die wenigen Dünſte, welche von dem feſten Lande aufſteigen, würden lange nicht zureichen, das Land aufs neue zu befeuchten ; ja ſie würden zuletzt gar verſchwinden, und mit den Flüſſen in die See laufen. Die Flüſſe ſelbſt würden nicht nur abnehmen, wie ſolches bey anhaltender Dürre zur Gnüge bekannt iſt, ſondern ſie würden endlich gar verſeigen. Denn viele Naturkündiger erweiſen aus guten Gründen, daß alle Quellen, woraus die Flüſſe entſtehen, ſich von dem Regenwaſſer und häufigen Dünſten herſchreiben, welche der Wind auf die Gebürge führet. Wir ſehen alſo, daß die Winde dem Erdboden nothwendig ſind, ſollte er anders eine Wohnung lebendiger Geſchöpfe ſeyn. Eine ſtillſtehende Luſt wird ſtinkend, und verurſachet den Menſchen und Thieren große Beſchwerlichkeit, Krankheit und gar den Tod. Die Winde erfriſchen die Luſt, verjagen die ſtinkenden Dünſte, und erhalten alſo der Menſchen Geſundheit und Leben. Wer noch mehr von dem herrlichen Nutzen der Winde hören will, der laſſe die Schiffer und Müller reden. Wie viele Vortheile würden wir nicht entbehren müſſen, woferne nicht die Winde die Schiffe und Windmühlen bewegten?

Zwar können wir nicht leugnen, daß die Winde oft großen Schaden und Verderben anrichten. Schottland, die Schweiz, und andere Länder haben es nur vor gar kurzer Zeit mit Angſt und Schrecken erfahren, und unſer Butjadingerland weis von der im Jahre 1717 und 1720 erlittenen Waſſerfluth, die durch einen ſtarken Sturm aus Nordweſten verurſachet wurde, noch Merkmaale genug aufzuweiſen, und erinnert ſich derſelben mit Furcht und Zittern. Allein getrauen wir uns wohl dieſen Schaden, ob er uns gleich noch ſo groß zu ſeyn ſcheint, mit dem unbegreiflichen Nutzen der Winde zu vergleichen? Große Königreiche und Länder, faſt unzählige Städte und Dörfer, viele Millionen Menſchen und Thiere erhalten durch die Winde im̃erfort ihr Wachsthum und Leben; und hier und da in einigen kleinen Winkeln dieſer großen Wohnung richten die Winde einigen Schaden an. Es kömmt mir nicht anders vor, als wenn in einem großen königlichen Pallaſte ein einziger Ziegel zerbricht, und der Regen durch die gemachte Oeffnung ein kleines Zimmer beſchädiget. Wir Menſchen ſind aber leider! ſo geartet, daß wir bey dem guten ganz unempfindlich bleiben; bey einem rauhen Lüftlein aber die Stirn in lauter Falten legen. Wer weis, ob der heftige Wind, der hier und da große Thürme umgeſtürzet, die Bäume mit der Wurzel ausreißt, und die Fluthen über Dämme und Teiche treibt, nicht hauptſächlich zur Reinigung des Luftkreiſes beſtimmet iſt, und alſo die Erhaltung eines großen Theils des Erdbodens zum vornehmſten Endzwecke hat? Hätte Gott bloß die Abſicht, einige Menſchen zu tödten, und einen kleinen Strich Landes zu verwüſten, ſo würde er gewiß nicht ſo große Anſtalten dazu machen, die ſich bey nahe über den halben Erdboden erſtrecken. Wir können leicht erachten, daß ein ſolcher Wind ſchon einen weiten Weg zurück gelegt, ehe er zu uns kömmt, und vielleicht noch einen weitern Weg vor ſich hat, auf welchem er die Befehle ſeines Herrn, zum Beſten des Erdkreiſes, ausrichtet. Dämme und Teiche würden vergebens ſeyn: denn die Hauptabſichten Gottes laſſen ſich durch nichts hindern, und zurück halten. Läge dieſer und jener Ort noch ſo hoch, ſo würden doch die Fluthen hinauf ſteigen; und ſie würden ſich keinesweges in einem ſo kleinen Bezirke einſchließen laſſen. Es muß demnach, da wir hiervon das Gegentheil aus der Erfahrung ſehen, ein heftiger Wind zur Hauptabſicht etwas anders haben, als die Ueberſchwemmung eines kleinen Winkels von dem großen Erdkörper. Derjenige würde aber ſehr irren, der aus dieſer Vorſtellung zu erzwingen ſuchte, ich wollte dergleichen Ueberſchwemmung für einen bloßen Zufall, und nicht für eine Strafe Gottes angeſehen haben. Der allerweiſeſte Gott weis verſchiedene Nebenabſichten mit der Hauptabſicht zu verbinden. Diejenigen Mittel, deren er ſich bedienet, ſeine Hauptabſicht, ich meyne die Erhaltung des Erdbodens, zu erreichen, gebraucht er vielfältig auch zur Beſtrafung der Böſen. Hierinnen ſuchet ihm eine kluge Hausmutter nachzuahmen. Sie kaufet zu dem Ende einen Beſen, damit das Haus dadurch möge gereiniget werden; ſie reißet aber oft einige Reiſer davon ab, und bindet davon eine Ruthe, ihre ungehorſamen Kinder damit zu züchtigen. Ich hoffe, meine Leſer werden nunmehro meinen Sinn vollkommen verſtehen. Ich will nur, daß man von den Werken Gottes nicht gar zu niederträchtig gedenken, noch ſeine Nebenabſichten zur Hauptabſicht machen möge. Wir werden ſonſt den Maulwürfen gleich, die, wenn der Landmann ſeine Wieſe wäſſert, dieſelbe fruchtbar zu machen, ſich auf einen Hügel begeben, und in der Einbildung ſtehen, daß dieſe Ueberſchwemmung bloß zum Verderben ihrer unterirrdiſchen Wohnungen beſtimmet wäre; ob gleich niemand leugnen wird, daß dieſes mit unter die Nebenabſichten des Landmanns zu zählen ſey. Die durch dergleichen Waſſerſchaden verunglückten Perſonen lernen hieraus, wie ſie ſich dabey gegen Gott zu verhalten haben. Sie küſſen die Ruthe ihres liebreichen Vaters, der ſie zu ihrem Beſten züchtiget, und preiſen zugleich die väterliche Vorſorge, die er durch Sendung eines ſo heftigen Windes gegen die ganze bewohnte Erde trägt.

Haben wir bisher die vortrefflichen Anſtalten erwegen, die Gott außerhalb der Erde gemacht hat, dieſelbe in den Stand zu ſetzen, daß ſie zu einer Wohnung bequem würde: ſo wenden wir uns nun auf die Erde ſelbſt, und erwegen ihre innerliche Einrichtung. Da erblicken wir nun eine ſonderbare Vermiſchung von Waſſer und Erde. Wir wiſſen alle aus der Erfahrung, daß ohne Waſſer nichts wächſt, und weder Menſchen noch Thiere leben können. Sollte demnach die Erde eine Wohnung derſelben abgeben: ſo mußte das Waſſer auf der Erde in unzählige Bäche, Flüſſe, und Ströme zertheilet werden: ja, es mußte nicht ein Stäubchen auf der Oberfläche der Erde übrig bleiben, das nicht zu gewiſſen Zeiten mit Waſſer benetzet würde, ſollte es anders einigen Nutzen bringen. Das Waſſer durfte aber nicht ſtille ſtehen, weil es ſonſt bald verfaulen und ſtinken würde. Es mußte demnach ohne Aufhören fortfließen. Und alſo mußte ein großes Behältniß ſeyn, da es ſich wieder verſammlen konnte. Hieraus ſehen wir, wie gar weislich der große Gott alles veranſtaltet, da er ein ſo großes und weites Meer erſchaffen hat, aus welchem das Waſſer in Wolken und Dünſten durch die Winde über die ganze Erde ausgebreitet, und durch die Flüſſe wieder in daſſelbe, in einem beſtändigen Zirkel, zurück gebracht werden kann. Wir vergleichen es billig mit dem

Herzen im menſchlichen Leibe, welches das Geblüt zur Erhaltung des Lebens ohne Aufhören durch die Pulsadern im ganzen Leibe vertheilet, und durch die Blutadern wieder in ſeine rechte Kammer einfließen läßt. Hätte das Meer gleich keinen andern Nutzen, ſo hätte Gott für die Nothdurft der lebendigen Geſchöpfe auf dem Erdboden ſchon zur Gnüge geſorget. Allein, wie der große Gott überall mit der Hauptabſicht unzählige andere Abſichten zu verknüpfen weis: ſo finden wir es auch in dieſem Stücke. Wer weis nicht, wie die Seen und Flüſſe von großen und kleinen Fiſchen, und andern mannigfaltigen Arten lebendiger Creaturen wimmeln, die einander theils ſelbſt, theils den Einwohnern des Landes zur Nahrung und Bequemlichkeit dienen? Ja wer weis nicht, wie die Menſchen ſich tauſenderley Vortheile der Meere und Flüſſe mit der Schiffahrt zu bedienen wiſſen.

Kommen wir von der See auf das feſte Land und auf die Inſeln: ſo ſtellen ſich uns in einem Augenblicke ſo mannigfaltige Proben des allerweiſeſten Baumeiſters vor Augen, die kein Menſch in ſeiner ganzen Lebenszeit alle erzählen, geſchweige deutlich einſehen noch beſchreiben kann. Wir wollen daher nur das vornehmſte kürzlich berühren. Das Erdreich iſt ſo beſchaffen, daß alle Bäume, Pflanzen und Kräuter darinnen Wurzel ſchlagen und feſte ſtehen, und ob es gleich nicht regnet, doch eine geraume Zeit ihre Nahrung daraus an ſich ziehen können; weil ſich die Feuchtigkeit lange darinnen halten kann. Es iſt demnach das Erdreich von dem weiſen Gotte mit Bedacht ſo eingerichtet, daß es allerhand Gewächſe zur Nahrung der lebendigen Geſchöpfe hervorbringen kann. Daſſelbe iſt aber von gar verſchiedener Art, und giebt uns dadurch ebenfalls die kluge Abſicht Gottes zur Gnüge zu erkennen. Wir finden eine beſondere Erde, ohne welche unſere Gebäude keine ſolche Bequemlichkeit haben würden, die wir gegenwärtig genießen. Wem iſt der Nutzen der Ziegelſteine, der Backſteine, der Backöfen, unbekannt? Wer erkennet nicht die Nothwendigkeit ſo vieler Gefäße in der Haushaltung, die alle aus Thon zubereitet werden? Zugeſchweigen diejenige Erde, welche die Aerzte zu des Menſchen Geſundheit zu gebrauchen wiſſen. Dieſe verſchiedene Erde findet ſich nicht alle an einem Orte, ſondern ſie iſt wunderbarlich auf dem ganzen Körper vertheilet. Dieſer Strich iſt geſchickt, allerhand Art Bäume hervorzubringen. Jener iſt beſſer zum Ackerbau, ein anderer zur Viehweide, und noch ein anderer liefert uns ſo gar ſeine Erde zum brennen. Die Erde iſt ſehr uneben; es giebt hohe und niedrige Gegenden. Vielleicht ſind einige dem erſten Anblicke nach, nicht allzuwohl mit dieſer Einrichtung zufrieden. Der allerweiſeſte Baumeiſter hat es beſſer verſtanden. Er wollte nicht, daß zu unſerm Schaden die Flüſſe ſtille ſtehen, ſondern in die See geleitet werden ſollten; er wollte nicht, daß unſere Aecker, Wieſen, und Auen von dem ſtillſtehenden Regenwaſſer verderben ſollten. Das wäre aber gewiß geſchehen, wenn die Erde durchgehends eben wäre. Die Flüſſe entſpringen aus den Quellen, und dieſe finden wir an Bergen und hohen

Gegenden. Sollten alſo Quellen und Flüſſe Statt finden, ſo mußte die Erde uneben ſeyn. Die Berge und hohen Gegenden ſehen wir auch billig an vielen Orten des Erdbodens als Wälle und Mauren an, dadurch die Meeresfluten abgehalten werden, daß ſie das feſte Land nicht überſchwemmen können. Ohne die Gebürge würde ſich dergleichen ſehr oft zutragen; oder man würde überall mit unſäglicher Mühe und vielen Koſten das Waſſer durch Dämme aufhalten müſſen, wie uns ſolches an der Nordſee die Erfahrung lehret. Es würde über die Grenzen dieſer Schrift gehen, wenn ich der vielen Früchte und Kräuter erwähnen wollte, die ihren Urſprung allein auf den Bergen haben, oder doch auf denſelben weit beſſer, als in den niedrigen Gegenden, wachſen. Der Weinwachs und das beſte Obſt kann uns zu einem deutlichen Exempel dienen. Geſetzt aber, die Berge wären von allen Früchten gänzlich entblößet, ſo liefern ſie uns doch gleichſam aus ihrem Eingeweide ſolche Schätze, ohne welche das menſchliche Leben lauter Mühe und Beſchwerlichkeit geweſen wäre. Wir dürfen nur ein wenig nachdenken, was uns die verſchiedenen Metalle und Mineralien für Dienſte thun; ſo werden wir von dieſem Satze bald überzeuget werden. Zum Gelde war nichts bequemers, als Metall. Wie könnte aber Handel und Wandel, als die Seele der menſchlichen Geſellſchaft, ohne Geld beſtehen? Die Vertauſchung der Waaren iſt nicht durchgehends und überall möglich; oder ſie würde doch wenigſtens die meiſte Zeit großen Beſchwerlichkeiten unterworfen ſeyn. Wir mogen unſere Augen auf dem Felde, in den Gärten, in Städten und Dörfern, in Häuſern und auf den Gaſſen hinwenden, wohin wir wollen; ſo werden wir faſt nicht ein einziges Ding erblicken, das ohne Eiſen verfertiget worden wäre. Alles, womit wir unſern Leib ordentlich bekleiden und nähren, wird durch Eiſen zubereitet. Laſſet uns denn nun bedenken, wie kümmerlich wir unſer Leben führen müßten, wenn wir an Eiſen Mangel hätten. Da wir aber dieſe unentbehrliche Ausbeute den Bergen zu danken haben: ſo werden wir an dem Nutzen derſelben nicht zweifeln können. Je länger wir der Sache nachdenken, deſto mehr Vortheile fallen uns in die Augen, die uns die Berge zufließen laſſen. Sie mäßigen und vermehren ſo wohl die Wärme, als die Kälte, nachdem es die Weisheit des Schöpfers zum Nutzen der lebendigen Creaturen gut befunden hat. Sie brechen und vergrößern die Gewalt der Winde; wie es die göttliche Güte und Weisheit verſehen hat.

Nun ſollte ich noch die verſchiedenen Früchte und Erdgewächſe nebſt den uns Menſchen zur Speiſe geſchenkten Thieren erzählen: allein es iſt dieſes niemanden unbekannt. Es iſt nur nöthig, daß wir dabey aufmerkſam ſind, und die daraus hervorleuchtende unergründliche Weisheit, Liebe und Macht Gottes wohl beherzigen. Dieſes erinnere ich mich nur noch, als etwas beſonders, daß Gott den Früchten ſo verſchiedene Naturen gegeben hat, daß ſie nicht auf einmal wachſen, ſondern ſich nach den verſchiedenen Jahreszeiten richten, ſo daß den ganzen Frühling, Sommer und Herbſt immer eine Frucht mit der andern abwechſelt. Sollten ſie zu einer Zeit wachſen, ſo würde theils das Land nicht zureichen, theils würden die Menſchen ſo viel Zeit nicht haben, den verſchiedenen Samen auszuſtreuen, vielweniger alles in einer Zeit einzuerndten. Ja wir hätten ſodann die wenigſte Zeit friſche Früchte. Inzwiſchen da in den Wintermonaten gar keine Früchte hervorkommen; ſo hat Gott auch darinnen Sorge für uns getragen, daß viele Früchte von der Beſchaffenheit ſind, daß ſie ſich auf allerhand Art und Weiſe verwahren laſſen. Ich könnte noch anführen, wie Gott allerhand Materien ſchaffet, wovon die Menſchen Häuſer bauen und Kleider zur Bedeckung des Leibes verfertigen können. Doch es wird aus dem, was wir bereits angeführet haben, ſchon ein jeder zur Gnüge erſehen, wie bequem dieſe Erde zu einer Wohnung für Menſchen und Thiere eingerichtet iſt.

Es iſt noch übrig, daß wir zeigen, daß die Erde auch eine angenehme Wohnung iſt. Ueberhaupt beluſtiget ſie uns, wenn wir ihre Vollkommenheit und weiſe Einrichtung anſchauen. Allein der liebreiche Gott hat es damit nicht genug ſeyn laſſen. Er hat ſein Abſehen insbeſondere darauf gerichtet, daß die Menſchen und Thiere bey ihrer Nothdurft und Bequemlichkeit auch mit Luſt ſollten erfüllet werden. Er hat zu dem Ende ihre fünf Sinne ſo eingerichtet, daß ſie unzählbare abwechſelnde Arten des Vergnügens empfinden können. Das Auge ſieht ſich nimmer ſatt. Das Licht der Sonne und die von demſelben erleuchteten Körper, und die daher entſtehenden mannigfaltigen mit Schatten vermiſchten Farben gebähren eine Luſt an der andern. Die Nacht ſelbſt führet oft ſo viel annehmliches bey ſich, daß ein aufmerkſames Auge in Entzückung geſetzet wird. Das Ohr iſt ſo zugerichtet, und die Luft von der Beſchaffenheit, und die verſchiedenen Körper von der Natur, daß der angenehmſte Schall und die lieblichſten Töne hervorgebracht werden können. Der Geſchmack iſt recht der Sitz des Vergnügens. Hätte Gott ſein Abſehen bloß auf die nothdürftige Erhaltung gerichtet, ſo hätte unſerm Leibe die Nahrung ohne Empfindung, wie etwa den Pflanzen, mitgetheilet werden können. Allein wir ſollten uns beluſtigen. Es iſt etwas erſtaunliches, wenn man die verſchiedenen Früchte und Getränke betrachtet, die alle in den Nerven auf der Zunge allerhand abwechſelndes Vergnügen erwecken. Ohne Gottes Willen war es nicht möglich. Wären die Nerven auf unſerer Zunge anders beſchaffen: ſo würden ſie den wenigſten Theil der Speiſen angenehm finden. Gott hat die Nerven ſo, wie ſie ſind, gemacht; es iſt alſo ſein Wille, wir ſollen einen angenehmen Geſchmack haben. Die Thiere ſind nicht ſo edel, als die Menſchen; ſie haben alſo einen gar einfachen Geſchmack, und ſind nicht eines ſo hohen Grades des Vergnügens fähig. Meine Leſer werden aber ohne mein Erinnern verſtehen, daß ich hier nicht von dem Misbrauche rede, ſondern von dem rechten Gebrauche, der dem Willen Gottes gemäß iſt, den wir aus den Rechten der Natur und der Offenbarung lernen müſſen. Der Geruch zieht ſonderlich zur Frühlingszeit aus den Blüthen der Bäume, und Pflanzen, und vornehmlich aus den mannigfaltigen Arten von Blumen einen ſo lieblichen Duft an ſich, daß die Seele und der Leib nicht nur dadurch erfriſchet, ſondern in eine gewiſſe Art der Entzückung geſeßet werden.

Was ſoll man denn nun von denenjenigen für Gedanken hegen, die bey allem dem Guten unempfindlich ſeyn wollen; die die Köpfe immer, wie das Schilf, zur Erde hängen laſſen, lauter ſaure und verdrüßliche Minen machen, ihre ganze Lebenszeit mit murren und klagen zubringen, und dieſe herrliche, bequeme und angenehme Wohnung als ein bloßes Jammerthal anſehen und beſchreiben. Laß es ſeyn, daß zuweilen Schmerz mit Luſt, Mangel mit Ueberfluß, Beſchwerlichkeit mit Bequemlichkeit abwechſeln; ſo überwieget das Gute doch allezeit das Böſe, und wird durch dieſes leßtere noch mehr erhöhet; und wir ſollten doch wenigſtens über das Gute nicht hinſehen, und alſo mehr vergnügt, als traurig ſeyn. Wir ſind ſonſt nicht werth, daß wir Einwohner auf dieſem ſo bequemen und anmuthigen Erdkörper ſind, vielweniger, daß uns Gott als ſolche undankbare Gäſte in eine beſſere und ewige Wohnung verſeßen ſollte.

Johann. Michael Herbart,
Rector in Oldenburg.

* * *

Die

Die Dorfgeſellſchaft in H.

Werft, Muſen, Blatt und Griffel hin,
Und wählt euch einmal volle Becher!
Komm, Amor, reize Geiſt und Sinn,
Und zieh den beſten Pfeil vom Köcher!
Minervens Söhne ſitzen dort,
Auf dem der Luſt geweihten Ort,
Und ſingen dir und Baccho Lieder;
Zum Wechſel trinkt ihr Mund den Saft,
Den Ceres reicht, der Aehren Kraft,
Und dann ertönt der Trinkſaal wieder.
Seht! hier wird der geſchwächte Geiſt
Nach Fleiß und Ruhm aufs neu erquicket,
Und Hoffnung, die mit Winden ſpeiſt,
Samt Gram und Sorgen, unterdrücket.
Die Liebe macht das Herze frey;
Des Dorfes Schönſte muß herbey,
Und ungeübt zum Tanz ſich zwingen.
Silvano ſpricht: komm her, mein Schatz!
Und führt ſie küſſend auf den Platz,
Wo Violin und Hörner klingen.
Er führt ſein Kind, das Bier führt ihn
In die vergnügt geſchrittne Länge;
Doch wenn ſie ſich zurücke ziehn,
Geräth der Fuß in krumme Gänge.
Und wie das Bier den Einfall giebt,
So wird bald Tanz bald Spiel beliebt,
So wird auch wieder friſch geſungen.
Der andre Schwarm ſitzt dort und lacht,
Und ruft: wie! wird der Schluß gemacht!
Ey was! von neuem eins geſprungen!

Hier geht das Schwärmen wieder an;
Die erſte Luſt fühlt neue Züge:
Doch wenn kein Fuß mehr hüpfen kann,
Erwählt man die verlaßnen Krüge.
Da tönt ein andrer Lobgeſang;
Apoll und Venus kriegen Dank
Für die verliehne Wechſelgüte;
Hier ſtift des Merſeburgers Kraft
Den Bund der treuſten Brüderſchaft,
Und ſticht den Degen durch die Hüte.

Iſt dann der Wirth noch nicht erwählt?
So ruft der Völlſte bey dem Haufen:
Wir wollen, was die Sinne quält,
Trotz aller Welt! zu Boden ſaufen.
Ihr Muſen legt ... die Schaar ſtimmt bey;
Bald wird ein roh und wild Geſchrey,
Das man durch Feld und Wieſen höret!
Es lebe, was uns Freude macht!
Herr Wirth nur Humpen hergebracht!
Ein H‥ der die Luſt verſtöret.

Du, Bruder, folgſt doch redlich nach?
Hier iſt ein Ganzes, dir zu Ehren,
Das ſoll, iſt nicht mein Wunſch zu ſchwach,
Dein Leid in frohen Scherz verkehren.
Es lebe nun dein holdes Kind,
Das nur in dir ihr Wohlſeyn findt,
Das dich, wie du mich, herzlich liebeſt.
Itzt leb auch noch die Landsmannſchaft,
Wenn du, vermittelſt ihrer Kraft,
An Häſchern Zorn und Großmuth übeſt.

Der Bruder thut ihm Gegenſtand,
Das itzt Verſäumte nachzuholen.
Da wird zuerſt das Vaterland
Des Himmels Aufſicht anbefohlen.
Er ſetzt noch öfter glücklich an;
Doch da er kaum noch ſchlucken kann,
Wird ihm mit Freuden zugeſchryen:
Herr Bruder, halt dich gut! Allein,
Der Raum des Bauches wird zu klein,
Und was er ſoff, heraus geſpyen.

So muß man ſeiner Jahre Luſt,
Den frühen Lenz des Lebens, brauchen!
Dieweil allmählich in der Bruſt
Geiſt, Muth und Kraft und Blut verrauchen.
Bekränzt nur Becher, Glas und Haupt;
Dem Himmel, der die Luſt erlaubt,
Soll unterm Dank ſein Opfer glühen.
Ihr Freunde, macht die Pfeifen leer,
Und gebt des Tabacks Weihrauch her,
Der Rauch ſoll zu den Wolken ziehen.

Kein Saum darf hier zu zärtlich thun,
Man raucht zugleich zu Rikots Preiſe;
Füllt, ſtopfet, laßt den Mund nicht ruhn,
Und blaſt den Dampf in tauſend Kreiſe.
Dem Guten thun wir nie genug;
Der Himmel muß des Rauches Zug
Für ungleich kräftiger erkennen,
Als wenn die ſpanſche Grauſamkeit,
Wobey die Unſchuld Rache ſchreyt,
Und Pabſt und Henker Ketzer brennen.

Die Sonne wirft ihr ſinkend Licht
Nicht mehr auf unſrer Berge Spitzen;
Die Schaar denkt an den Rückweg nicht,
Und bleibt in feuchter Wolluſt ſitzen.
Allein der Bierwirth geht zur Ruh;
Man ſchließt die äußern Thüren zu;
Und nun will unſer Schwarm von hinnen.
Jedoch er geht und eilt bereits;
Nur ſind die Schädel allerſeits
Von Dünſten voll, und leer von Sinnen.

Der Bruder, der hier zärtlich liebt,
Will den betrunknen Nachbar leiten;
Er faßt die Hand, die dieſer giebt,
Und taumelt ſelbſt auf beyden Seiten.
Itzt ſucht ſein wohlgemeynt Bemühn
Ihn dennoch mit ſich fort zu ziehn,
Und beyden macht ihr Gang Beſchwerde.
Kaum haben ſie ſich angefaßt,
So ſinkt ſchon, durch des Hauptes Laſt,
Der ſtarke Beyſtand ſelbſt zur Erde.

Er rafft ſich mühſam wieder auf,
Und ſammlet ſich zu jenen Schaaren,
Die ihm, durch einen gleichen Lauf,
Nicht allzuweit entwichen waren.
Sie taumeln alle matt und ſchwach,
Und ahmen feuchten Wolken nach,
Die auch bey Wind und Wetter ſchleichen.
Zum Troſte müſſen Wunſch und Fluch,
Und der nunmehr beſchloßne Zug,
Das nah gelegne Thor erreichen.

Hier bricht der Lärm von neuem aus,
Das Bier fängt wieder an zu ſingen;
Man ſtürmt auf jenes Lehrers Haus,
Daß, nach dem Wurf, die Scheiben klingen.
Man ſchreyt und wetzt; das Pflaſter blitzt;
Der volle Schwarm iſt noch erhitzt;
Und Uebermuth und Wolluſt ſchäumen.
Er thut, was Frechheit nur vermag,
Und bis zum andern Vormittag
Liegt endlich dieſe Schaar in Träumen.

Wie, aber? habt ihr ausgeſchwärmt,
Ihr Schänder deutſcher Muſenſöhne?
Ich weis, daß euchs im Kopfe lärmt,
Als hörtet ihr noch Ruf und Töne.
Iſt das die Beßrung der Vernunft,
Wenn ihr, als in gedungner Zunft,
Die Tollheit aus dem Hefen ſaufet?
Iſt das der angewandte Fleiß,
Die Kunſt, die euch der Aeltern Schweiß,
Auf hohen Schulen, koſtbar kaufet?

Ihr ſchätzt und ehret unverſchämt
Den Abgott geil- und frecher Lüſte,
Als ſey der Vorſicht Hand gelähmt,
Daß ſie euch nicht zu ſtrafen wüßte.
O! dieß denkt nicht, ſie wird euch ſchon,
Kömmt ſie gleich langſam, doch den Lohn
Gewiß und nach Verdienſt verleihen.
Hier iſt das Herz von Weisheit leer;
Dort wird euch das Gewiſſen ſchwer,
Und kaum wirkt Krankheit ſpätes Reuen.

Betracht ich manche rare Frucht,
Die Witz und Geld zugleich verpraſſet,
Und die der Aeltern weiſe Zucht
In ſeiner eignen Wohlfahrt haſſet:
So find ich, die Natur erhält
Hieran ein ſchädlich Thier der Welt,
Das wütend vieler Heil verkürzet,
Und das vielleicht noch eine Nacht,
Die ſich ſein Grimm zum Tage macht,
In ewig dunkle Schatten ſtürzet.

Ja, ziehe euch ſelbſt das Unheil zu!
Bemüht euch, Geiſt und Leib zu ſchwächen!
Ihr ſucht in ſchnöden Laſtern Ruh,
Die ſich doch nur mit Strafen rächen.
Wen hat nicht ſchon der Stal entleibt,
Daß itzt der Platz noch rüchtig bleibt,
Wo längſt die Zankſucht Blut vergoſſen?
Gewiß, der Himmel iſt ergrimmt,
Daß er das Ziel oft kurz beſtimmt,
Wenn Laſter aus den Laſtern ſproſſen.

O! kehret um, bedenkt euch noch!
Schont Geld, Leib, Ehr und gut Gewiſſen,
Und hat euch die Vernunft das Joch
Der ſchnöden Wolluſt abgeriſſen:
So hört der Weisheit Lehren zu;
Sie zeigt die Bahn zur wahren Ruh:
Sie läßt euch Tand und Schein verlachen
Ihr lernt durch ſie: warum ihr lebt;
Und wenn ſich euer Herz beſtrebt,
Wird ſie euch ewig glücklich machen.

Ihr aber, die ihr noch nicht wollt,
Geht und entweiht nur eure Jugend!
Bleibt in Verſtockung Laſtern hold,
Und hönt, als Feinde, Fleiß und Tugend!
Die Vorſicht bricht der Frevler Sinn
Doch Muſen: legt die Griffel hin,
Und flechtet ewge Lorbeerkronen,
Sie denen um das Haar zu ziehn,
Die ſich um eure Gunſt bemühn,
Und Kunſt und Tugend zu belohnen.

J. F. Z.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Schutzrede für die Beredſamkeit.

An Kriton.

CICERO *de inuent. lib. I. c. I.*

Ac me quidem diu cogitantem ratio ipſa in hanc ſententiam duxit, vt exiſtimem, SAPIENTIAM SINE ELOQVENTIA parum prodeſſe ciuitatibus; ELOQVENTIAM vero SINE SAPIENTIA nimium obeſſe plerumque, prodeſſe nunquam.

Du verlangſt von mir, wertheſter Kriton, daß ich einmal meine Kräfte verſuchen, und das Anſehen der Beredſamkeit gegen dich vertheidigen möge: nachdem du mir zum öftern zu verſtehen gegeben haſt, wie gar wenig du aus derſelben zu machen pflegeſt.

Wem deine Gemühsneigung ſo gut, als mir, bekannt iſt, der hat nicht Urſache, ſich darüber zu verwundern. Du biſt (erlaube, daß ich mich deiner Worte bediene,) der Philoſophie ganz leibeigen geworden. Dir ſchmecket nichts, es ſey denn mit dieſer Wiſſenſchaft auf das ſtärkſte gewürzet. Bey aller Gelegenheit forderſt du klare, deutliche und vollſtändige Begriffe; Sätze, in welchen die Verbindung oder Trennung des Vördergliedes und Hintergliedes jedem Vernünftigen ſo fort in die Augen leuchtet; Schlüſſe, welche die größte Strenge der Vernunftlehre aushalten. Deine meiſte Sorgfalt geht dahin, die künſtlich ausgedachten Schlußreden noch künſtlicher, und wie lauter Gelenke von einer Kette der Gedanken, an einander zu hängen; keine Wahrheit anzunehmen, welche du nicht zur fruchtbaren Mutter von tauſend unleugbaren Folgen machen ſollteſt. Ja, du ruheſt nicht eher, du habeſt denn deine Beweiſe mit den beyden ewigen und unveränderlichen Geſetzen des zureichenden Grundes und des Widerſpruches auf eine feyerliche Art gerechtfertiget. Daher kömmt es, daß du deine Worte ſehr zu rathe hälteſt, daß du dich wohl zehnmal bedenkeſt, einen gleichgültigen Ausdruck an ſtatt deſſen zu gebrauchen, welchem du einmal ſeine gemeſſene Bedeutung gegeben hatteſt. Dieß iſt die Urſache, daß du niemals mehr ſageſt, als was zur höchſten Noth von einer Sache mußte geſaget werden. Eben deswegen magſt du es auch nicht vertragen, wenn andere dich an der zierlichen Abfaſſung ihrer Rede und an der Lebhaftigkeit des Vortrages übertreffen; wenn ſie nicht bloß den Verſtand, ſondern auch das Ohr einzunehmen ſuchen; nicht ſo wohl ſchlechthin, als vielmehr unter Bildern, die Natur der Dinge verſtellen, unterweilen bitten, ermuntern, liebkoſen.

Eine Menge verhaßter Namen machet dich hierwider, und gleichſam gegen deine Gewohnheit, beredt. Was du ſiehſt, iſt Rednerſchminke, Verkleiſterung, ein blauer Dunſt, und dergleichen mehr. Die Kunſt, zu reden, iſt in deinen Augen eine geſchworne Feindinn der Deutlichkeit und der Beweisthümer. Gegen ſie eifert bereits die Vernunftlehre in der Abhandlung von dem Gebrauche der Wörter. Ein Mann, der um weiter nichts beſorgt iſt, als eine abgemeſſene Zeit hindurch ſeinen Vorrath von ſchmeichelhaften, oder andern leeren und unnützen Worten hervor zu geben, und ein Meiſter im Reden gelten bey dir gleich viel. Und der Beredſamkeit eigneſt du zum höchſten ein angenehmes Getöne zu, welches dem Hörer am Ende das Geſtändniß abnöthiget: es war ſchön.

Vermuthe ja nicht, wertheſter Kriton, als ob ich dich deßhalben allhier zur Rede ſetzen wolle; weil du dich beſtrebeſt den Namen eines Philoſophen zu behaupten. Nein, im geringſten nicht. Ich lobe vielmehr die Bemühungen, die du auf die Ausbeſſerung des Verſtandes wendeſt, und gebe mit beyden Händen zu, daß du dir dadurch den geraden Weg zur gründlichſten Erkenntniß der Dinge bahneſt, und dem Genuſſe eines unwandelbaren Vergnügens immer näher eileſt. Ja, ich muß noch dazu bekennen, daß ich eben an der Weltweisheit, welche du verehreſt, ein außerordentliches Vergnügen finde, daß ich ihre Lehrart bey dem Vortrage der Wiſſenſchaften für höchſt nützlich halte, und dieſelbe bey rathſamer Gelegenheit ſelbſt gebrauche; * daß ich ſo gar durch ihre Beyhülfe die erſten und allgemeinen Begriffe von der Beredſamkeit überhaupt ** und von der heiligen inſonderheit *** herauszubringen geſucht habe. Ich werde mich auch nim̃ermehr entſchließen, dem Anhange dererjenigen beyzutreten, welche den Zuſammenhang der Dinge zerreißen, und ſich die Welt nicht auf der gehörigen Seite vorſtellen. Gleichwohl behalte ich mir dieſes einzige vor daß die Philoſophie nicht über ihre Grenzen auszudehnen ſey, und in dem Gebiethe der Beredſamkeit keinen Aufruhr machen müſſe.

Du macheſt dich, mein Freund, dieſer Unordnung in der That ſchuldig. An ſtatt, daß du einen Philoſophen mit dem Redner in ein gutes Vernehmen ſetzen ſollteſt, ſo giebſt du einem gegen den andern die Waffen in die Hand. Aber, gütiger Himmel! welche Vorurtheile haben hierbey deinen Sinn geblendet; oder wider welchen Schatten wirſt du dich in ein Gefecht einlaſſen? Unmöglich kannſt du bey allen deinen vorgegebenen vollſtändigen Begriffen ſen den wahren Begriff von der Beredſamkeit haben. Jedoch, du glaubeſt es ſelbſt kaum, mein vernünftiger Kriton, was du dir einbildeſt.

---

* Siehe meine Einladungsſchrift de methodo tumultuaria e ſcholis exturbanda.

** S. die Hamburgiſchen Beyträge zur Aufnahme der gelehrten Hiſtorie und der Wiſſenſchaften, das XVII. und XVIII. Stück, vom 1741 Jahre.

*** Hamb. Beytr. das XXXVI. und XI. Stück, von 1741.

Das kann ich freylich zugeben, und ich bin es auch zu thun verbunden, daß leider viele von denen, welche man für Kenner der Beredſamkeit hält, ſich dieſer Wiſſenſchaft oft zum Schaden der Menſchen, und zur Ausführung der ſträflichſten Abſichten bedienen, und Rauch und Wind an ſtatt der Wahrheit verkaufen. Und ſind dieſes die Rednerblumen; iſt dieſes der beſchriebene Schmuck der Worte: ſo behüte mich der Himmel ſelbſt davor. Jedoch wie lange ſoll die verſtändige Welt auftreten, und die Schwätzer von den Rednern abſondern! Wie lange ſollen die Einwürfe, die man einem rhetoriſchen Marktſchreyer machen muß, gegen einen ehrlichen und mit Weisheit beredten Mann gebraucht werden; gegen einen Mann, deſſen Hauptzweck iſt, die Tugend zu erheben, das Laſter zu ſtürzen, und die Glückſeligkeit ſeiner Brüder je mehr und mehr zu befördern? Ließ nur die vortreffliche Redekunſt und die großen Exempel, welche der Wiederherſteller der deutſchen Beredſamkeit, **Gottſched**, den Deutſchen in die Hände gegeben: ſo wirſt du dir den Redner unter einem ganz andern Bilde vorſtellen müſſen, als du ihn bis anhero betrachtet haſt.

Wiewohl es ſcheint, als ob du dich, mein Kriton, vor dieſem Unterſchiede nicht eben fürchteſt. Du hälſt ihn noch gar nicht für ausgemacht. Eine vernünftige Beredſamkeit iſt bey dir ein eben ſo verfängliches Wort, als eine unvernünftige. Auch in dem

Munde des beſten Redners ſetzeſt du die Wahrheit in Gefahr, ihre gerechte Sache zu verlieren. Und du ſiehſt einen ſolchen außer Streit für eine unnöthige und überflüßige Perſon in der beſten Welt an. Wenn es auf die Ausbreitung der Wahrheit und Tugend ankömmt (wendeſt du mir ein): ſo wird die Weltweisheit der einzige Weg dazu heißen, und man wird der Beredſamkeit füglich entübriget ſeyn können.

Weit gefehlt, mein Kriton! wenn du eine Wiſſenſchaft aufheben, und die andere, die mit derſelben eine Verwandtſchaft hat, oder ihr hülfreiche Hand leiſtet, an die Stelle derſelben ſetzen willſt. Ich will die übrigen mit Stillſchweigen übergehen. Ich bringe nur die Beredſamkeit auf den Schauplatz. Wohlan, mein Freund, wage dich einmal mit deiner bloßen und ſich ſelbſt gelaſſenen Philoſophie an die Orte, wo jene ſonſt entweder in einer bürgerlichen, oder heiligen Geſtalt herrſchen ſoll. Tauſend anderer Gelegenheiten zu geſchweigen, ſo tritt nur einmal hin auf die Kanzel. Setze dich auf den Richtſtuhl. Stelle dich vor die Spitze des Kriegsheeres. Laß dich als einen Bothſchafter an die Häuſer der Fürſten gebrauchen. Wirf dich in einer bürgerlichen Unruhe zum Friedensſtifter auf. Dort wartet eine Menge heilsbegieriger Seelen auf deinen Rath aus dem heiligen Buche Gottes. Hier ſtehen zween ſtreitende Theile in Hitze und Rache gegen einander, und jeder flehet um deinen Beyſtand. Dort ſind die gewaffneten Schaaren mitten im Angriffe ihrer Feinde begriffen: und da ihnen der Muth zu ſinken ſcheint; ſo wollen ſie von dir noch ein größeres Herz eingeſprochen haben. Hier neigen ſelbſt die Götter der Erden ihre Ohren zu dir; und du kannſt ihren Geiſt entweder bewegen, oder ohne Rührung laſſen. Dort ſollſt du den raſenden Pöbel durch eine majeſtätiſche und liebreiche Stimme bändigen. Und wie? mein Kriton, du willſt an allen Orten die trockenſten Erweiſe herbethen, und mit den ſchläfrigen Worten anfangen: **Es iſt unmöglich, daß ein Ding zugleich ſey und nicht ſey!** Meyne ja nicht, daß du Ehre davon tragen, vielweniger, daß du deinen Zweck erreichen werdeſt.

Es iſt wahr, wären alle Menſchen von einerley Beſchaffenheit, von gleicher Stärke des Verſtandes, und frey von ſtrafbaren Neigungen: ſo würden wir mit der einzigen Weltweisheit auskommen. Dieſe würde ſtatt aller Ordnungen und Geſetze, ja ſo gar an ſtatt der Beredſamkeit dienen. Denn ein jeder würde aus eigner Einſicht in die Natur die guten und böſen Folgen der Handlungen zu Bewegungsgründen ſeines Thuns und Laſſens machen. Aber eine Welt von dieſer Gattung iſt nichts anders, als ein ſüßer Traum. Wir haben einmal Bewohner der Erden, welche zur Unordnung willig, und zu dem Laſter mehr als zu geneigt ſind; ſo gar, daß auch die Vernünftigſten ſich nicht von allen Gebrechen loszählen können. Wir haben Leute, welche man nicht eher bewegen wird, etwas löbliches auszurichten, als bis ihre Leidenſchaften mit Gewalt dazu aufgebracht, und zu dem Laufe nach der Glückſeligkeit gleichſam angeſpornet werden. Leute, deren Verſtand in dem weiten Zuſammenhange der Schlüſſe, als wie in einem Irrgarten, ſich verlieret, welche die Sprache des Philoſophen zwar mit den Ohren hören, aber nicht verſtehen. Leute, welche ſo gar den Regeln der Tugend eine Art des Beyfalls nicht verſagen; aber an der Möglichkeit, dieſelben auszuüben, ſo lange zweifeln, bis man ihnen Exempel von denenjenigen vor die Augen malet, die ſich allbereits darnach gerichtet haben. Kurz, Leute, die am meiſten durch die Kraft der Einbildung gelenket werden.

Die einzige Philoſophie iſt nicht die rechte Arzney für dieſe Kranken. Es muß etwas ſeyn, welches den menſchlichen Neigungen auf der einen Seite ſchmeichelt; in der That aber in das Herz geht, und eine Unruhe darinnen anſtiftet. Dieſe Menſchen erwarten nur einen Mann, der ihnen die Wahrheiten mit Feuer und Lebhaftigkeit gleichſam in das Innerſte hinein rede.

Wie iſts, mein Kriton? Willſt du nicht bald die Vortrefflichkeit der Redekunſt erkennen? Mich dünkt, du ſiehſt ſie nun bereits ein. Gut, mein Freund. Ich will dir noch einen Vorſchlag thun. Wie wäre es, wenn du, der Wohlfahrt der Bürger zum Beſten, etwas von deiner philoſophiſchen Strenge fahren lieſſeſt? wenn du dich ein wenig näher nach der menſchlichen Empfindlichkeit, wiewohl ohne Verletzung der Tugend, bequemeteſt? Denn ich ſage dir unverholen, daß du eben der Mann ſeyſt, aus welchem allerdings ein guter, wo nicht der beſte Redner kann gebildet werden, dafern nur noch einige andere nothwendige Stücke dazu kommen. Ein Grund zu dieſer Wiſſenſchaft liegt ſchon in deinem Gemüthe. Denn ein vernünftiger Redner hat eben den Weg gehen müſſen, welchen du betrittſt. Du haſt das

Herz des Menſchen, du haſt die Welt, du haſt Tugend und Laſter aus den philoſophiſchen Lehrbüchern kennen lernen. Gewiß Dinge, die bey einem Redner, wie ihn die Vernunft erfordert, nothwendig gefunden, bey einem Schwätzer aber vergeblich geſucht werden! Dinge, welche die Beredſamkeit und Philoſophie in ein ewiges und unzertrennliches Bündniß ſetzen! Eine ſolche Weltweisheit, welcher die Beredſamkeit annoch zu Hülfe kömmt, hat eine unüberwindliche Gewalt über die Gemüther der Menſchen. Und eine Beredſamkeit, die mit der Weltweisheit in Freundſchaft ſteht, iſt gewiß kein Spiel der Worte, weder Wind noch Dunſt. Sie wird nicht nur den gemeinen Haufen in Erſtaunen ſetzen; ſondern auch die edlen Geiſter rühren und anfeuren. Dieſe vereinigten Kräfte werden eine ſolche Ueberzeugung und Bewegung wirken, welcher man nicht widerſtehen kan̄. Und einem beredten Weiſen werden wir auf gewiſſe Art die Kraft, Wunder zu thun, beylegen müſſen.

Wirſt du, mein Kriton, dieſen guten Rath annehmen, und dich neben der Philoſophie auch auf die Beredſamkeit legen: ſo wirſt du außer Streit dem Vaterlande zwiefach nützliche Dinge leiſten. Du wirſt ſelbſt aus zwoen ſo angenehmen Quellen ein doppeltes Vergnügen ſchöpfen. Ich aber will mich beſonders glücklich ſchätzen, wenn ich dich, meinen philoſophiſchen Freund, auch zum Freunde der Beredſamkeit gemacht habe.

M. Joh. Jacob Schilling,
Vicerector des Kloſters Marienthal.

* *

Wider die poetiſchen Ueberſetzungen.

O Dichter, wenn ihr ſingt, Germanien zu ehren,
Laßt deutſchen Einfall nur im deutſchen Liede hören:
Man ſchimpſt das Vaterland, wenn der gebundne Geiſt
Stets fremder Dichter Werk im deutſchen Kleide weiſt;
Und durch ſein Beyſpiel nur der Fremden Stolz bekräftigt,
Daß eignes Denken nie der Deutſchen Witz beſchäfftigt!

Ich ſchelte nicht den Fleiß, der Deutſche kennen lehrt,
Was London und Paris, Athen und Rom verehrt;
Bringt nur des Fremden Werk, erfüllt von neuen Sätzen,
Die Deutſchland nicht gewußt, uns Vortheil u. Ergötzen.
Das weis kein **Dragoman***, der niemals ſelbſt gedacht,
Und den nur andrer Kunſt zum großen Schreiber macht;
Der Wörter nur verſteht, und wenn ihm Arbeit fehlet,
Noch eh was ſchlechtes nim̃t, als was vollkommnes wählet.
So hebt die Winde nie des ſchwachen Stengels Laſt,
Wenn ihr geſchlanker Arm nicht fremde Stützen faßt;
Und ſeltner wird ſie ſich um hoher Bäume Rinden,
Als um den dünnen Baſt von niedern Sträuchen winden.

Zwar, wenn ihr überſetzt, ihr, die ihr ſelbſten denkt,
So weis ich, daß die Wahl ſich ſtets aufs Gute lenkt;
Nur macht uns den Gebrauch von ſolchen Schriften eigen,
Die Schönheit und Vernunft in freyer Proſe zeigen.
Denn ſagt, was iſt der Lohn, den euch die Mühe bringt,
Wenn ihr ein fremdes Werk in Reim und Füße zwingt?
Ver-

---

* Ein türkiſcher ordentlich beſtellter Dollmetſcher.

Verderbt ihr Fleiß und Zeit, den Ruhm nur zu erjagen:
Er ſagt vortreſſlich nach, was andre vor ihm ſagen!
Ein Lehrling in der Kunſt, durch die ein flaches Blatt
Uns Höh und Tiefe zeigt, wie ſie der Körper hat,
Wählt fremde Bilder erſt von guter Meiſter Händen,
Merkt Licht und Schatten an, wie ſich die Züge wenden,
Wie zu dem Ganzen ſich ein jeder Theil verhält,
Wie dieſes Glied ſich ſtreckt, wie ſich das Mäuslein ſchwellt,
Und ſucht mit banger Hand, und mit bemühten Blicken
Den allerkleinſten Strich des Muſters auszudrücken.
Kein Meiſter handelt ſo, der eigne Kräfte weis;
Ein Werk von Dürers Kunſt bemüht nicht Kranachs Fleiß.
O Dichter! wollt ihr euch der Maler Brüder nennen;
So laßt der Maler Witz auch hier an euch erkennen;
Und was ein fremdes Volk in ſeiner Mundart ſpricht,
Das ſinge der nur nach, dems ſelbſt an Kunſt gebricht.
Des Britten tiefen Geiſt, des Franzen muntres Singen,
Des Welſchen Zärtlichkeit lern er ins Deutſche bringen;
Allein zur Uebung nur, bis er ſich ſelbſt erkühnt;
Nicht, daß der träge Sinn ſtets fremder Mundart dient.
Des großen Künſtlers Lob wird dem nicht beygeleget,
Der fremden Kupferſtich nur auf Tapeten träget.
Wie? ſchelt ich eine That, die Opitz ſelbſt gethan?
Greift mein verwegner Reim der Deutſchen Orpheus an?
Die Klagen Hekubens, und Pibraks Sittenlehren,
Und Heinſens Lobgeſang ließ er die Deutſchen hören;
Durch ihn iſts, daß bey uns der Ruhm der Schweſter lebt,
Die trotz des Bruders Wuth, des Bruders Leib begräbt:
Doch Opitz kann nicht ſtets für unſer Muſter gelten;
Denn vieles bringt ihm Lob, und iſt an uns zu ſchelten.
Kühn,

Kühn, witzig und gelehrt bähnt' er ſich einen Pfad,
Auf dem kein Deutſcher noch ſich dem Parnaß genaht.
Er hatte Sprach und Vers nach Regeln einzurichten,
Denn Deutſchland konnte noch kaum ſprechen, gar nicht
dichten.
So wird das Wort, das erſt von fremden Lippen ſchallt,
Durchs unberedte Kind begierig nachgelallt:
So mußte Deutſchland auch nach fremden Muſtern ſingen;
Durch Fremde ward es ſtark, was eignes vorzubringen.
Da, wo ein andrer uns allein den Einfall giebt,
An dem man eignen Witz, im Putz und Ausdruck, übt,
Da bleibt der Dichter frey, und kann ſich ſelbſten zeigen,
Und wohl ſein Muſter noch an Schönheit überſteigen.
Wieviel hat nicht Deſpreaux den Alten abgeborgt!
Wie öfters hat Boccaz Fontainens Witz verſorgt!
Und welche Fabel iſts, die Deutſche nicht entzücket,
Wenn Waldis ſie erzählt, und Hagedorn ſie ſchmücket?
Den Ruhm erwirbt ſich nicht des fremden Dichters Knecht,
Der ſtets die Fehler mehrt, u. ſtets die Schönheit ſchwächt.
Ein frey und muntrer Reiz ſind jedem Urbild eigen;
Durch Zwang u. Mattigkeit muß ſich das Nachbild zeigen.
Betrogne, die ihr glaubt, ihr ſeyt des Britten Geiſt,
Wenn euch ſein Schattenbild ein matter Deutſcher weiſt.
Und wenn auch ſelbſt Deſpreaux der Sappho nachgeſpielet,
Betrogne, die ihr glaubt, daß ihr die Sappho fühlet.
Zu glücklich, irrt nur nicht des Ueberſetzers Fleiß,
Der halb die Sprache kennt, nichts von den Sachen weis.
Von **Hedwig** hat unlängſt ein welſches Lied geſungen:
Verſchieden geht dieß Wort aus mancher Völker Lungen.
Des Deutſchē ſcharfen Hauch giebt ihm der Welſche nicht *;
Glaubt, daß er zärter redt, wenn er nur heiſer ſpricht,

---

* Eduige.

Wie fehlt der, der dieß Lied in deutſche Zeilen ſchränket,
Ein nie gehörtes Wort an Hedwigs ſtatt erdenket;
Er quälet ſelbſt das Ohr des rauhen Grimoald,
Wenn der gedehnte Ton von Eduigen ſchallt.

Doch brauch ich zum Beweis ein mühſames Erzählen,
Wie oft, wie lächerlich die Ueberſetzer fehlen?
Wo iſt der, der getreu im Uberſetzen bleibt;
Stark, wie ſein Vorbild, denkt; ſchön, wie ſein Vorbild, ſchreibt;
Mir keinen Reiz verdeckt, wodurch es uns ergötzet,
Und in des Fremden Werk nicht eignen Einfall ſetzet?

Sprich nicht, daß deine Hand ein Bild mir ſchildern kan̄,
Zeigſt du den Umriß nur mit todten Strichen an:
Warum verfährſt du ſo, bey eines Fremden Liede?
Dir fehlen Kunſt und Zeit, du wirſt der Arbeit müde,
Und tauſendfacher Reiz, der deine Grundſchrift ſchmückt,
Wird itzo matt gemacht, itzt gar nicht ausgedrückt.
Verſprich dem Deutſchen nicht, das Werk Virgils zu weiſen,
Erzählt dein trockner Reim allein Aeneens Reiſen;
Denn was bemühſt du dich, daß wer nur Deutſch verſteht
Den Werth erkennen ſoll, der den Virgil erhöht?
So iſt dein Leſer fremd in Sprachen und Geſchichten!
Vergnügen iſt ſein Zweck und nicht ſich unterrichten.
Entzückt hört Dido zu, thut ihr des Trojers Mund
Den Brand von Ilium, ſein irrend Wandern, kund.
Doch Dido war verliebt; drum hört ſie mit Vergnügen.
Uns wird das, was ſie rührt, in ſanfte Ruhe wiegen,
Drückſt du nicht alles aus, wodurch Virgil erhält,
Daß bey Aeneens Noth uns Schrecken überfälle.
Noch muß der Deutſche ſich, ſoll ihn dein Werk ergötzen,
In längſt vergangne Zeit, und ferne Lander ſetzen,

Noch forderſt du von ihm, daß er, als Römer fühlt,
Geſchicht und Sitten lernt, darauf der Dichter zielt;
Daß ſein bemühter Blick, den Fleiß und Wiſſen ſtärken,
Der Jahre Staub durchdringt, die Schönheit anzumerken.

Denn was ſonſt reizend war, nim̃t uns für itzt nicht ein.
Muß Wahrheit und Natur gleich ewig rührend ſeyn:
So liegt der Dichtkunſt Putz doch oft in Kleinigkeiten,
Und die verändern ſich mit Ländern und mit Zeiten.

Wie rührt ein altes Lied? wie todter Schönen Bild,
Wenn in verjährte Pracht ſich ihre Reizung hüllt.
Die Griechinn mag der Scherz Anakreons entzünden,
Doch matt und ekelhaft wird ihn die Deutſche finden.
Das, was des Griechen Held mit edler Einfalt ſpricht,
Rührt den geübtern Witz von unſern Zeiten nicht.
So kühn auch England ſingt, darfs Cowley doch nicht wagẽ,
Was Thebens Sänger ſagt, ihm alles nachzuſagen;
Der Britte ſpräche ſonſt, von Pindars Wut verletzt:
Hier hat ein Raſender den andern überſetzt. *

Iſt doch die Schönheit ſelbſt, die Mäñer reizt, verſchiedẽ,
Blaß, nah am kalten Nord; braun, nah am wärmern Süden:
Hier feurig; Blick und Wort verräth des Geiſtes Glut:
Dort ſittſam; denn Gebrauch verdam̃t den wilden Muth.
Die fremde Muſe wird mit ungewohnten Zügen
Im Lande, wo ſie reiſt, nicht wie zu Hauſe, ſiegen,
Ein oft geſpieltes Stück, in das Paris ſich dringt,
Iſt leer an Luſt und Witz, wenn mans nach London bringt.
Umſonſt

---

* Cowley in der Vorrede zu ſeinen pindariſchen Oden, If a man ſhould undertake to translate Pindar word for word it would be thought that one Madman had translated another.

Umſonſt wird Addiſon des Miltons Geiſt vergöttern;
Des Franzen Leichtſinn lacht, wenn deſſen Teufel wettern.

Und du, den Deutſchlands Ruhm, und Deutſchlands Luſt bemüht,
Erhältſt du beydes wohl durch ein geborgtes Lied?

Streichſt du die Stellen aus, die ſich für uns nicht ſchicken;
Nimmſt du was ſchlechtes weg, was ſchöners einzurücken;
Machſt du, daß neuer Reiz die Schrift des Alten füllt:
So zeigſt du uns dich ſelbſt, nicht deines Autors Bild.
Doch muß man dich vielleicht nach andern Regeln ſchätzen;
Die Abſicht iſt bey dir mehr lehren, als ergötzen.
Wie wenn uns dein Bemühn der Alten Muſter weiſt,
Die kaum noch mancher kennt, und die doch jeder preiſt.
Was ein Homer uns lehrt, wie reizend Sappho ſpielet,
Was für Entzückungen der hohe Pindar fühlet,
Und wie beym Theokrit, ſchlecht, doch mit edlem Sinn,
Des Schäfers Muſe ſpricht, wie ſeine Schäferinn;
Rühmt mancher, den doch der gewiß erſchrecken könnte,
Der griechiſch ihm **den Zorn des Peleiden** nennte.
Hier dient ein Geiſt, wie du; der führt ihn glücklich an,
Daß er zum Ruhme ſich die Alten rühmen kann.
Fehlt Brümois, ihm den Werth des Sophokles zu zeigen:
Muß er vom Oedipus und von Elektra ſchweigen.
Wenn man nun deinen Fleiß mit Recht als nützlich ehrt,
Der oft nichts weiter nützt, als Stümper prahlen lehrt;
Wenn ja der richten ſoll, wie groß Virgil geweſen,
Der nicht ſo viel gelernt, den Maro ſelbſt zu leſen:
So ſtell uns nur dein Werk in reiner Proſe vor;
Schreib treu für den Verſtand, nicht kützelnd für das Ohr.

O Deutſche, wagt es nur, was eignes vorzubringen,
Euch fehlt nicht Geiſt, nicht Kraft; nur Furcht hemmt eure Schwingen,
Ja, nur die blöde Furcht, die nie was neues thut,
Und ſcheu vor der Gefahr in ſichrer Trägheit ruht,
Des Fremden ſchlechtes Werk verwundernswürdig nennet,
Und eigne Kraft verſchmäht, nur weil ſie ſich nicht kennet.
Der ſchließt des Flaccus Lied in deutſchen Reimen ein,
Und würde, ſäng er ſelbſt, ein deutſcher Flaccus ſeyn.
An Ruhme würde der den Franzen überſteigen;
Doch er erniedrigt ſich, den Franzen uns zu zeigen.
Uns lenket fremde Luſt, wie ſchwacher Menſchen Liſt
Das ſtarke Roß regiert, das ſeine Macht vergißt.

Wodurch ward Opitz groß? und Flemming Meißens Ehre,
Und Caniz Preußens Ruhm? Weil ſie die deutſchen Chöre
Stets Fremden nachgeſtimmt? Nein, weil mit kühner Kraft
Ihr Geiſt, den Alten gleich, aus ſich was neues ſchafft.

Du, der in deutſchem Reim die tiefſte Wahrheit führet,
Durch den uns feſter Schluß im kühnen Liede rühret,
Der, wenn er ſein Gedicht, durch fremden Witz, verſorgt,
Den Stoff vom Leibniz nimmt, den Schmuck vom Newton borgt,
Dich muß die Dichtkunſt ſo, wie ſie die Weisheit, ehren;
Ihr ſchreibt das, was ihr denkt, nicht was euch andre lehren.

M. Abraham Gotthelf Käſtner.

* *

Briefwechſel
etlicher Liebhaber der Dichtkunſt,
über ein Sinngedichte
auf Ludewig den XIV.

Vorbericht.

Der Herr Hofrath von L. aus W. und der Herr Pr. G. aus L. befanden ſich öffentlicher Angelegenheiten halber, in D. allwo ſie mit ihrem gemeinſchaftlichen Freunde, dem Herrn Hofrathe B. einem großen Kenner und Liebhaber der freyen Künſte, einen öftern gelehrten Umgang hatten. Ihre Unterredungen fielen oftmals auf die Poeſie, ſo wohl der Alten, als der Neuern; und der Witz unſerer Nachbarn ward ſehr oft mit dem deutſchen Witze in Vergleichung geſtellet. Der Herr Hofrath B. iſt ein großer Liebhaber der Gärten, und ſelbſt in öffentlichen Schriften dafür bekannt. Es wird dieſer Umſtand nicht wenig dazu beytragen, die folgenden Briefe zu verſtehen, die übrigens nach dem, was bisher gemeldet worden, keiner Erläuterung nöthig haben.

Hochedelgebohrner Herr,
Hochgeehrteſter Herr P ⸗ ⸗ ⸗

Geſtern Abend beſuchte mich Herr Hofrath B*** da ich denn gegen ihn gedachte: das unter des König Ludwigs XIV Statue in dem mediciniſchen Garten, zu Paris befindliche Diſtichon:

> VITALES inter ſuccos plantasque SALVBRES,
> Quam bene ſtat populi VITA SALVSQVE ſui!

ſey unter ſo vielen tauſend Lobſprüchen dieſes Königes, das ſchönſte, und in andern Sprachen, wenigſtens mit nur zweenen Verſen, unnachahmlich. Dieſem letzten widerſprach er, verſicherte, das Gegentheil ſelbſt zu zeigen, und bath mich, eure Hochedelgebohrnen zu erſuchen, daß ſie ein gleiches thun möchten; wollte auch mich ſelbſt dazu anfriſchen. Er ſchickte noch in der Nacht mir ſeine Arbeit zu, welche ich hier beylege, und Eurer Hochedelgebohrnen überlaſſe, ob ſie dergleichen verſuchen wollen.

Des Herrn Hofraths B. Ueberſetzung.

Der Pflanzen Saft und Kraft ſtellt den beglückten Flor
Des Lebens und des Heils von deinem Volke vor.

Ich meines Ortes will zwar auch darauf denken, gebe jedoch die Hoffnung, dem Originale beyzukommen, faſt verlohren, und nenne mich aufrichtig

Eurer Hochedelgebohrnen

D ⸗ ⸗ gehorſamen Diener

A. v. L.

Des Hrn. Hofr. v. L. erſte.

Der König wird, wie hier die Kräuter Heil und Leben
Dem Menſchen, ſeinem Volk auch Heil und Leben geben.

Die zweyte.

Wie die Kräuter dieſes Gartens denen Menſchen Heil
und Leben;
So wird ſeinem treuen Volke Ludwig Heil u. Leben geben.

Die dritte.

Dieſe Kräuter können zwar Kranken Heil und Leben geben:
Aber Ludwig ſelber iſt ſeines Volkes Heil und Leben,

Antwort des Herrn Pr ⸗ ⸗ ⸗ G.

an den Herrn Hofrath von L.

Hochwohlgebohrner,
inſonders Hochzuehrender Herr Hofr.
hochgeſchätzter Gönner,

Mit dem größten Vergnügen vernehme ich den Augenblick, daß ein paar ſo gelehrte und vornehme Männer ihre Liebe zu den deutſchen Muſen, auf eine ſo angenehme Art, an den Tag zu legen bemühet geweſen. Ich bin aber ſehr beſchämt, daß ſie auch mich zu ihrem Wettſtreite aufrufen, der ich mir meiner Unfähigkeit nur gar zu ſehr bewußt bin. Doch leugne ich nicht, daß ich überhaupt mit dem Hrn. Hofrath B*** dafür halte, die deutſche Sprache ſey geſchickt, zwo lateiniſche Zeilen, in wenigern Sylben und Worten, vollkommen auszudrücken; da hingegen die lateiniſche und franzöſiſche nicht fähig ſind, alles, was zwo deutſche Zeilen ſagen, in eben ſolcher

Kürze zu geben. Was dieſe Zeilen betrifft, ſo habe ich ſie niemals geſehen, wohl aber ſonſt das bekannte:

Par vrbi domus eſt, vrbs orbi; neutra triumphis
Et belli et pacis, par, Ludouice, tuis,

für den ſchönſten Lobſpruch Ludewigs XIV, ausgeben hören; welchem Urtheile ich mich auch, meinem wenigen Gutachten nach, beygeſelle. Aber auch dieſer läßt ſich in zwo deutſchen Zeilen ausdrücken, ſo daß nichts fehlet. Doch es fraget ſich izo nur von dieſem:

Vitales inter ſuccos plantasque ſalubres,
Quam bene ſtat populi vita ſalusque ſui?

Mir iſt es vorgekommen, als ob in dieſen Zeilen hauptſächlich ein Grund angegeben werden ſollen: warum man die Bildſäule Ludewigs in einen botaniſchen Garten geſezt? Und ſo lange dieſes in dem Deutſchen nicht ausgedrückt wird, ſo kann ein eitler Franzoſe unſre Sprache für arm ausgeben. Ich habe alſo meine Gedanken hauptſächlich darauf gerichtet, und folgende drey Verſuche in Eil hergeſchrieben;

I.

Wie billig hält der Plaz, wo Heil und Leben ſproſſen,
Das Leben und das Heil des Volkes eingeſchloſſen.

II.

Wie trefflich kann der Raum, wo Heil und Leben grünen,
Dem Heile ſeines Volks zum Aufenthalte dienen!

III.

Wie herrlich zeigt ſich hier, bey den geſunden Pflanzen,
Das Leben ſeines Volks, das Heil getreuer Franzen!

Ich überlaſſe hiervon das Urtheil eurer Hochwohlgebohrnen und des Herrn Hofraths B** Hochedelgebohrgebohrnen, bitte mir auch, wenn gleich keines von allen völligen Beyfall verdienen ſollte, doch unſchwer zu erklären, welches am wenigſten fehlerhaft iſt. Sollte ich auch irgend etwas merkliches verſehen und ausgelaſſen haben, ſo bin ich erböthig, es zu erſetzen, und die Ehre unſrer Mutterſprache völlig zu retten. Ich verharre mit aller Ehrerbiethung

Eurer Hochwohlgebohrnen

Dr ⸗ ⸗ 1742. dienſtergebenſter
früh um halb neun Uhr. G * *

An Herrn Hofr. B.

Herr G* *. übertrifft uns. Sein drittes Diſtichen wäre das artigſte; wenn an ſtatt des Wortes: gefunden; ein die Sache beſſer ausdruckendes gefunden werden könnte. In deſſen Entſtehung ziehe ich das erſte vor. Allein darinnen gehe ich von ihm ab; daß das Diſtichen Par vbi &c: ſchöner, als unſer: Vitales &c. ſeyn ſolle. A. v. L.

Antwort.

Ich bewundre die Fertigkeit von den communicirten Uebersetzungen; die meinige kann daher gar nicht in Betrachtung kommen, weil das Wort ſui eine andre Redensart verlanget, als tui.

Plura coram. B.

Urtheil.

Mein Endurtheil iſt: es ſey unmöglich, die Schönheit des Originals völlig auszudrücken; jedoch ſey Herr G* * ſo nahe gekommen, daß niemand näher kommen könne. Quod deeſt, linguae deeſt, non artifici &c.

An Herrn Hofr. v L.

Als mir geſtern das bewußte Diſtichon unter meinen Gartenpflanzen wieder in den Sinn gekommen: ſo hat mir faſt gar vorkommen wollen, als ob es der Mühe der Ueberſetzung nicht allerdings würdig ſey. Denn ob ſich gleich die erſte Zeile wohl hören läßt, ſo ſchicket ſich doch das vitales inter ſuccos nicht füglich zu dem plantas ſalubres: da ja der lebhafte Saft nur eine Eigenſchaft der Pflanzen iſt, und mithin der Verfaſſer, wenn er jenen dieſen, als was eignes, an die Seite geſetzt, keinen andern Grund für ſich gehabt, als, daß es ſich ſo in den Vers geſchickt. Nächſt dem ſtehe ich in den Gedanken, daß das Wort tui, das ich irrig gefaßt hatte, mehr Nachdruck gebe, als das Wort ſui, da nämlich das Diſtichon unter einem Bilde des Königs ſteht, und dieſer dadurch gleichſam angeredt werden ſoll. Da nun einem Ueberſetzer wohl erlaubt iſt, daß er von den Worten abgehe, wenn er nur den Zweck trifft; ja wenn das die höchſte Kunſt und Zierde iſt, falls ſichs ohne Zwang und Ausſchweifung ausdrucken läßt, was ein Autor im Sinne geführt, und in ſeiner Sprache nicht recht finden und zwingen können: ſo dürfte vielleicht meine aus dem Stegreife gemachte Ueberſetzung nicht ganz verwerflich ſeyn, wenn ſie auf folgende Weiſe geändert würde:

Wie ſchön ſtellt dieſe Krafts- und Anmuths volle Flor,
Monarch! das Heil und Glück von deinem Volke vor.

B.

Be-

Beſchluß.

Es iſt dreyerley zweifelhaft gemacht worden, dem ich nach Möglichkeit zu begegnen ſuchen will. Erſtlich fraget es ſich, ob man ſagen könne: die geſunden Pflanzen, die Plantas ſalubres auszudrücken? Ich ſollte denken, ja; weil man ohne Bedenken von **geſunden Speiſen** redet, als ſolchen, die geſund zu eſſen ſind. Hernach hat Flemming irgendwo **den geſunden Klee, den geſunden Kümmel** gebraucht. Das andre iſt, ob dieß Diſtichen dem andern, Par vrbi domus eſt &c. ſo ſehr vorzuziehen ſey? Hierbey wäre, meiner Meynung nach, der Unterſcheid zu machen, daß das eine zwar politiſch oder moraliſch betrachtet, einem Regenten den vortrefflichſten Lobſpruch giebt, daß er nämlich, das Heil und Leben ſeines Volkes ſey; das andere hergegen poetiſch mehr Lob in ſich faſſe, indem es nicht nur das Reſidenzſchloß, ſondern auch die Stadt Paris ihrer Größe wegen lobet; über dem aber auch noch Ludewigs Triumphe und zwar ſo wohl zu Kriegs- als Friedenszeiten jenen beyden vorzieht. Das iſt nun mit wenig Worten ſehr viel geſagt:

Par vrbi domus eſt, vrbs orbi, neutra triumphis
Et belli et pacis, par, Ludouice, tuis.

Wenn man nun unter die friedlichen Triumphe eines Königes, auch die bezwungene Noth und Unglückſeligkeit des Volkes rechnen kann, wie ich glaube: ſo iſt es ganz unſtreitig, daß dieß Diſtichen, zum wenigſten dreymal ſo viel Materie in ſich hält, als jenes: Vitales inter ſuccos &c. Iſt es nun bey Ueberſetzungen ſungen hauptſächlich ſchwer, ſolche gedankenreiche Zeilen vollſtändig auszudrücken: ſo ſteht es dahin, ob irgend eine andere Sprache dieſes ſo gut bewerkſtelligen wird, als die Deutſche, wenn ſie es ſo giebt:

Dein Schloß, Herr, ſcheint der Stadt, die Stadt der Welt zu gleichen,
Doch keins kann deinen Sieg, in Fried und Krieg, erreichen.

Das dritte, was Herr Hofrath B. erinnert, iſt vollkommen gegründet. Das Vitales ſuccos, bey Plantas ſalubres. iſt, nach der franzöſiſchen Art zu reden, nichts als eine lautere cheville; ein Füllſtein oder ein Flickwort, welches dem Verſe nichts neues giebt. Wenn ein Deutſcher dergleichen gemacht hätte, ſo würde Bouhours, oder einer aus ſeiner Zucht, gewiß über ihn herfahren, und es als etwas erbärmliches auslachen, daß man auch nicht einmal in zween Zeilen die Armuth ſeines Witzes zu verbergen gewußt; ſondern mit einer ſo plumpen Redite, oder Tautologie aufgezogen gekommen. Aber nun es ein Franzoſe gemacht hat, ſo iſt alles gut. Riſum teneatis &c. Doch dem ungeachtet, weil es doch hier nur auf die Fahigkeit der Sprachen ankömmt, die andere auszudrücken, ſo können wir auch dieſe Wiederholung, und zwar in gleicher Verſetzung alſo geben:

Bey Säften voller Geiſt, bey den geſunden Pflanzen,
Wie ſchön ſteht da das Heil und Leben ſeiner Franzen!

G.

* * *

Auf

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Auf das in Halle
den 15 Julii
gefeyerte Friedensfeſt,
verfertiget von Einland. O.

Ihr ſichern Muſen, ſeyd vergnügt!
Beſinget frölich Friedrichs Thaten!
Er zückt ſein Schwerdt, er ſchlägt, er ſiegt,
Und alles iſt ihm wohl gerathen.
Jüngſt hat er noch den Feind erlegt,
Und ſein geharniſcht Heer bezwungen,
Gekämpft, ſo wie der Adler pflegt,
Und Frieden mit dem Sieg errungen.

Zwey Jahr hat Deutſchland faſt geklagt,
Und ſeiner Söhne Blut beweinet;
Faſt ganz Europa ſchien verzagt,
Seit dem kein Friedensſtern mehr ſcheinet:
Doch plötzlich bricht ſein Stral hervor,
Das Kriegsgewölke wird vertrieben,
Und Friedrichs Ruhm ſchwingt ſich empor,
Denn er kann Krieg und Frieden lieben.

Wer kennt wohl Friedrichs Thaten nicht,
Die Fama ſchon der Welt geprieſen:
Wie ſeine Fauſt bey Molwitz ficht,
Was er bey Chotuſiz gewieſen:

Da er die wilden Feinde zwingt,
Die ſonſt, ſo oft ſie kämpften, ſiegten,
Und ſie in ſolches Schrecken bringt,
Daß ſie ſich zitternd vor ihm ſchmiegten.

Drum jauchzt, ihr Muſen! jauchzt und ſingt!
Und die ihr Preußens Zepter ehret!
Weil dieſer Tag den Frieden bringt,
Und dem ſo blutgen Kriege wehret.
Die Schwerdter werden Sichel-krum;
Die Spieße ſolln zum Pflugſchaar dienen;
Man ſchmelzt die blauen Kugeln um;
So fängt der Frieden an zu grünen!

* *

Einige Briefe
von Calliſten und Silvandern.

Mein Herr,

Können ſie denn auch auf nichts Verſe machen, als auf mich? Hier ſchicke ich ihnen ein Blatt Zeitungen, die hiſtoriſche Beſchreibung einer blühenden Aloe, und einen Liebesbrief von ihrem homiletiſchen Nebenbuhler. Setzen ſie alles in Reime, wo ſie mir anders wieder unter die Augen kommen wollen. Ich muß mir doch auf einige Art vor ihren poetiſchen Freyheiten Ruhe ſchaffen. Man kann keinen Morgenſegen leſen, ohne von ihren Oden geſtört zu werden. Sollte ſie einmal eine gewiſſe Krankheit überfallen, welche bey den Dichtern nicht ſelten iſt, ſo konnten ſie wohl gar etwas von ihren Papieren drucken laſſen. Ich zittere, wenn ich daran denke. Sind ihre Verſe ſchlecht: ſo habe ich alsdenn die Ehre, mit ihnen lächerlich zu ſeyn. Sind ſie gut: ſo muß ich wider meinen Willen ein Ziel der Neugierigkeit werden. Sind ſie aber mittelmäßig: ſo wiſſen ſie ja auch das betrübte und unumſtößliche Schickſal. Mit einem Stückchen holländiſchen Käſe wäre ein Theil unſrer Geheimniſſe zu erkaufen, und die Puderhändlerinnen würden in dieſem demüthigen Falle, meine armen Augen und Lippen noch wohlfeiler, als ihre Seifenkugeln, geben. Ich will ſie weder ſtolz noch kleinmüthig machen; ja vielleicht gefällt mir ihre Muſe, wenn ſie nicht von mir redet. Könnten ſie doch allemal Zahnſchmerzen bekommen, wenn ſie mich beſingen wollten! Verſtehen ſie mich, Sylvander? Ich dächte, wenn ſie aufhörten, mich zu lieben: ſo müßte auch ihre poetiſche Hitze fallen. Ich will wenigſtens das Meinige zu ihrer Beſſerung beytragen. Die Frau von ** hat mir dieſen Morgen einige Zeilen gewieſen, welche künftig in unſern Umgang einen großen Einfluß haben können. Sie ſind viel zu höflich, mein Herr, als daß Sie dieſelben, bey ihrem erſten Beſuche, wenn ich auf dem Claviere ſpielen werde, nicht abſingen ſollten. Wollen ſie ſich den Text immer bekannt machen? Hier iſt die Ode:

Kinder, laßt uns grauſam bleiben,
Wenn die Schäfer zärtlich ſind!
Jagt, das Mitleid zu vertreiben,
Ihre Seufzer in den Wind!

Lacht bey den verliebten Klagen,
Die man eurer Schönheit weiht!
Und vergrößert ihre Plagen,
Durch die Kunſt der Sprödigkeit!

Glaubt es nur, die treuſten Seelen
Bleiben wenig Stunden treu,
Wenn wir ſie nicht immer quälen:
Drum vermehrt die Tyranney!
Sollen euch der Schäfer Herzen
Angenehm und rühmlich ſeyn:
O! ſo ſorgt, daß ihre Schmerzen
Ueber eure Härte ſchreyn.

Merken ſie die kleinſte Liebe,
Sehn ſie, daß man ſie erhört:
So erkalten ihre Triebe,
Deren Gluth uns ſonſt verehrt,
Scheint euch nun, bey euren Füßen,
Ein gequälter Sclave ſchön:
O! ſo laßt ihn nichts genießen,
Und mit Seufzen von euch gehn!

Seht ihr ja, bey ſeinen Flammen,
Ehrfurcht und Beſtändigkeit!
Fühlt ihr, ſolche zu verdammen,
In dem Buſen einen Streit:
Gut! ſo gönnet ihm das Glücke,
Daß ihn Furcht und Zweifel labt:
Ob ihr gegen ſeine Blicke
Mitleid oder Ekel habt?

Die letzte Strophe ſcheint mir die bedenklichſte zu ſeyn. Geſetzt, daß ich ihrer Neigung die beyden Eigenſchaften nicht abſtreiten könnte: ſo weis ich doch nicht, ob ſich meine Aufführung gegen Sie allezeit in den Schranken der letzten vier Zeilen erhalten hat? Was ſaget ihr Herz darzu? Doch es iſt am beſten, ich gebe ſo wohl auf mich Achtung, daß ich deſſen Zeugniß nicht nöthig habe. Erinnern Sie ſich nur, wenn Sie zu mir kommen, daß mir die Ode gefallt, und daß ich in langer Zeit von Ihnen keine Zeile ſehen mag; es müßte denn = = doch es bleibt dabey! Ich will nichts von ihrer Feder ſehen; ſie müßte denn wider die Liebe ſchreiben.

Der II. Brief.

Nein, nein, loſe Calliſte, die Ode gefällt Ihnen nicht, und ich richte mich, ohne allen Zwang, nach ihrem Geſchmacke. Ich will ſie gewiß abſingen. Singen ſie ſolche nur niemals ſelbſt. Calliſtens Mund wäre gleich derjenige, aus welchem ſie mir am verdrüßlichſten klingen würde. Ich weis wohl, daß Sie ſich eben nicht, durch ihre Gunſtbezeigungen bey mir berühmt zu machen ſuchen; aber ich weis auch, daß Sie keine lächerlichen Gebehrden nöthig haben, Ihrer Tugend ein Anſehen zu geben. Wenn doch die Frau von ** mit ihren kleinen Künſten nicht ſo freygebig wäre! **Die Kunſt der Sprödigkeit!** die muß artig ſeyn! Hat Ihnen der Ausdruck nicht auch am beſten gefallen? Wie unſchuldig ſind nicht alle Abſichten dieſer großen Lehrerinn ihres Geſchlechts! Wie ſehr wird die Aufrichtigkeit in Schwang gebracht werden, wenn man ihr folgen wird? Und was für ein vollſtändiges Vertrauen, hat Sie, bey Erfindung ihrer Mittel, zu der Niederträchtigkeit der Schäfer gehabt? Aber ich denke doch nicht, daß **der Platz zu ihren Füßen oft ſchön ſeyn wird.** Was meynen Sie, Calliſte?

Dieſe müſſen grauſam bleiben,
Deren Spiegel grauſam ſind,
Deren Schmerzen zu vertreiben,
Amor nie ein Herz gewinnt.
Unterdeß ſind alle Klagen,
Die man andrer Schönheit weiht,
Unausſprechlich ſchwere Plagen
Der erzwungnen Sprödigkeit.

Solchen unverſuchten Seelen
Wird man niemals ungetreu.
Da ſie ſich nur ſelber quälen,
Lacht man ihrer Tyranney.
Sollten die verlaßnen Herzen
Nur einmal beſtürmet ſeyn:
O, ſo würden ſie, vor Schmerzen,
Nie bey andrer Glücke ſchreyn.

So verſpotten ſie die Liebe,
Deren Haß ſie nicht erhört,
Und die Sehnſucht ihrer Triebe
Wird durch andrer Freiſt vermehrt.
An den Bergen, an den Flüſſen
Sehn ſie junge Schäfer gehn;
Dennoch bleibt bey ihren Füſſen,
Auch nicht einer ſchmachtend ſtehn.

Schönen, laßt ſie Scherz und Flammen,
Unſchuld und Beſtändigkeit
Wünſchen, läſtern und verdammen!
Gönnet ihnen doch den Neid!
Gönnet ihnen doch das Glücke,
Daß ſie Harm und Schmähſucht labt,
Wenn ihr gegen eure Blicke
Redliche Verehrer habt.

Mit dieſer Parodie werden Sie im Stande ſeyn, liebenswürdige Calliſte, ihre Schuld bey der Frau von ** abzutragen. Ich fürchte mich indeſſen vor den üblen Wirkungen ihrer Grundſätze gar nicht. Können meine Verdienſte Calliſtens Zärtlichkeit nicht erwerben: ſo ſetzet mich doch ihr aufrichtiges und groſſes Herz vor der Verachtung in Sicherheit. Das ſo genannte Quälen gehöret nur in die Schulen der Buhlerinnen. Sie aber ſind von denen Frauenzimmern ausgeſchloſſen, die in ihren Herzen nur zwo Bewegungen haben, nämlich Haß oder Liebe.

Dich, tugendhaftes Kind, ſoll es auch niemals dauern,
Daß mir dein Wort zu dir den Zutritt nicht verſchließt,
Wenn auch gleich kein Palaſt von ſtolz erbauten Mauern,
Und keines Adels von mein Glanz und Erbtheil iſt.
Erhalt ich einſt dein Herz: ſo iſt es nicht verlohren,
Du giebſt es einem Freund, der es ſo heilig hält,
Daß er mit deſſen Werth die Laſt der reichen Thoren,
Ja Kaiſerthümer ſelbſt nicht in Vergleichung ſtellt.
Der Adel wohnet nicht in väterlichem Blute;
Dieß denkt der Pöbel nur, der an dem Staube klebt,
Und bey ererbter Pracht in ſeinem Rittergute
Nichts nach Verdienſten fragt, und ohne Tugend lebt.

Ich kann kein Kriegesheer vor meine Feinde ſtellen;
Vor meines Zepters Macht erzittert keine Stadt:
Doch ſtört mich auch kein Sturm von raſenden Rebellen,
Wenn mein entzückter Schlaf dein Bild im Traume hat.
Und dennoch hat mein Geiſt den Zepter in Gedanken,
Das Reich in meiner Bruſt; ja, Schöne, küßt ich dich:
So möchte ſich Fleuri um ganz Europa zanken,
Ich ließ ihm Po und Rhein, und lebte königlich.
Kein unumſchränktes Meer trägt meine Silberflotten,
Doch ſchlucken mir mein Gut auch keine Wellen ein;
Und ſchützt mich mein Geſchick vor kühnen Schmeichlerrotten:
So ſieht mich auch kein Fürſt aus Mangel niedrig ſeyn.
Ich prale nicht, mein Kind, mit glänzenden Metallen;
Kein Syrer ſpinnt den Zeug, der meine Glieder deckt:
Und dennoch hoff ich dir, Calliſte, zu gefallen,
Wenn gleich mein Körper nicht in ſtolzen Hadern ſteckt.
Ich bin am Willen reich, der ganzen Welt zu dienen;
Ich hab ein ſolches Herz, das jedem Gutes gönnt.
Es mag mein Freund und Feind an Macht und Glücke grünen,
Mich quält kein ſtürmiſch Blut, das von der Misgunſt brennt.

Das, was es einmal liebt, liebt es in den Minuten,
Wenn es das leßtemal vor ſeiner Bahre ſchlägt.
Calliſte, ſag es ſelbſt! Kannſt du von ihm vermuthen,
Daß es für deinen Werth ein flüchtig Feuer hegt?
Daß ſich der Himmel ſelbſt in deinen Augen zeiget,
Daß deiner Lippen Gluth durch volle Roſen bricht,
Daß ſich Xenokrates vor deinem Buſen neiget,
Das rührt mich ſchönes Kind; allein das hält mich nicht

Die Schönheit machte bloß den Anfang zu dem Siege,
Dein gründlicher Verſtand, dein tugendhafter Geiſt,
Macht, daß ich itzt und ſtets in ſolchen Ketten liege,
Die ſelber die Vernunft als ſchön und rühmlich preiſt.

Gleich itzo beſinne ich mich, daß ich auf Sie keine Verſe mehr machen ſoll; ja daß Sie mir gar anrathen, Sie nicht mehr zu lieben. So bald ich das letzte gelernt habe, ſollen Sie auch wider den erſten Befehl keine Widerſpenſtigkeit bey mir finden. Calliſte! wäre es Ihnen wohl möglich, auf meinen Gehorſam zu hoffen? Zeigen Sie mir eine würdigere Beſchäfftigung für meine Muſen! Sie machen mir mit der Ungewißheit Ihres künftigen Schickſals nicht bange. Ich ſchreibe nur für zwey Augen, und meine eignen Lieder kommen mir in Calliſtens Händen weit ſchöner, als in allen Buchläden, vor. Laſſen Sie mich auch das bewußte Fieber kriegen! Sie haben Annehmlichkeiten genug, einen anſehnlichen Theil der Fehler Ihres Dichters zu verbergen oder zu verringern. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der Dachs und der Hund.

Eine Fabel.

Ein beißendſchlauer Dachs, der ſeinen ſichern Schacht
Mit kleinen Pfoten gräbt, und ohne Hacke macht,
Der ohne Bergmañskunſt ſich durch die Erde zwinget
Und lange Röhren bohrt, eh ihm ſein Bau gelinget;
Dieß Thier, das nur bey Nacht ſich aus dem Bau erhebt,
Und Raub und Beute ſucht, und in ſein Haus vergräbt,
War einſt bey früher Zeit noch nicht zurück gewichen,
Als ſchon ſein ärgſter Feind die halbe Flur durchſtrichen;

Der Hund erblickt den Dachs, und ſetzt ihm eilig nach;
Der Dachs, der noch mit Noth durch ſeine Höhle brach,
Und in die Burg entwich, war doch noch nicht geborgen.
Der Hund ſchlug heftig an: den Jäger rief der Morgen
In ſein Gehege hin: er fand den treuen Hund,
Der vor der Höhle lag, und ſich aus Rachgier wund;
Jedoch des Jägers Arm, und mancher Hieb der Haue,
Vergrößerten ihm bald den Eingang zu dem Baue.
Was thut nicht die Begier, des andern Tod zu ſeyn?
Der Hund drang mit Gewalt durch enge Röhren ein,
Und fand in ſeinem Weh nur Kraft zu friſcherm Muthe,
Und einen ſüßern Durſt nach ſeines Feindes Blute.
Er hatte ſich nunmehr dem Keſſel bald genaht,
Als der erſchrockne Dachs ſchon um ſein Leben bat.
Nein, ſprach der Hund ergrimmt, du ſollſt es itzund fühlen,
Dein Tod hat mich erhitzt, dein Tod ſoll mich auch kühlen!
Der eingetriebne Dachs, der ohne Rettung war,
Ward durch Verzweiflung ſtark und wütend durch Gefahr:
Gut; ſprach er, komme nur, ich ſehe mein Verderben,
Doch nimm dich wohl in Acht, daß hier nicht zweene ſterbe.
Der Dachs zieht ſich zurück, und hält den Rücken frey;
Der Hund ſetzt raſend an; mit gleicher Raſerey
Wehrt ſich der kleine Feind, und bey der letzten Wunde,
Die ihm der Hund verſetzt, beißt er zugleich dem Hunde
Die Gurgel durch und durch, und beyde fallen hin.
Gern ſterb ich, ſprach der Dachs, weil ich gerochen bin,
Und weil ich meinen Feind, der mich aus Trutz verheeret,
Indem er mich gefällt, durch meinen Tod verzehret.

Feind, ſchone deinen Feind! ficht er verzweiflungsvoll:
So wagt er bloß ſein Blut, weil dir es gelten ſoll. (Biegen,
Wahr iſts, ein ſchwacher Stahl ſpringt durch ein heftig
Doch kann er, wenn er ſpringt, dir in die Augen fliegen.

C. F. G.

Gedanken
über eines zürchiſchen Kunſtrichters
Beurtheilung der Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes.
Anderer Theil.

Mein wertheſter Herr College, der Herr Conrector **Erlenbach**, verſichert, in dem Echo des deutſchen Witzes, daß **jedermann erkennt, und ihm das Zeugniß gegeben, daß er Herrn D. Trillers critiſche Groſsmuth und Stärke nach Verdienen gelobet, und ſein Lob in das helleſte Licht geſetzet habe.** Ein ſo allgemeines Zeugniß kann ich von dem erſten Theile meiner Gedanken nicht beybringen. Ich beſcheide mich aber auch gern, daß ich kein ſo allgemeiner Geiſt bin, als er. Es haben mich nur diejenigen, die ich geſprochen habe, verſichert, daß ich meine Sachen gut gemacht hätte. Dieſe ſind aber noch lange nicht jedermann. Indeſſen thue ich mir doch auf deren Zeugniß eben ſo viel zu Gute, als er; weil es weit vornehmere Männer ſind, als jedermann iſt.

Principibus placuiſſe viris non vltima laus eſt. *Horat.*

Einige leichtfertige Wortklauber wollen ohnedem in dem obigen Ausſpruche eine Praleren und große Unwahrheit finden. Sie meynen, es ſey unmöglich, daß Hr. Erlenbach das Urtheil aller ſeiner Leſer wiſſen könne; das gebrauchte Wort aber heiße alle, wie ihn Herr L-c-s H-rm-n B-ckm-r hätte lehren ſollen, wenn er ſaget*: Quisque **heißt ein jeder, alle Menſchen ohne Ausnahme.** Allein man ſieht die Unwiſſenheit und den Muthwillen dieſer Leute handgreiflich. O hätten ſie doch das grammatiſche Capitel von den gleichgültigen Wörtern, in des Hrn. **Breitingers** Dichtkunſt, geleſen, worauf ihn die critiſchen Beyträge wohl ſchwerlich ſo gut gebracht haben, als die Diſcurſe der Maler die Deutſchen auf die Critik: ſie würden nicht ſo verkehrt reden. **Jedermann** und **ein jeder** ſind ein Paar beſondere Wörter, und folglich nicht einerley. **Ein jeder** mag wohl alle Menſchen heißen; aber bedeutet deswegen **jedermann** auch ſo viel? Die Zuſammenſetzung des Worts zeiget ſchon, daß hier nur von Männern die Rede ſey. Jedermann heißt ſo viel, als ein jeder Mann. Die Frauen ſind dadurch gleich ausgeſchloſſen. Auf dieſe Art iſt das Urtheil ſchon eingeſchränkt, und trägt das Merkmaal der Beſcheidenheit an ſich. Es fällt die Hälfte von allen Menſchen weg. Er verſteht nur ſeine Leſer und nicht ſeine Leſerinnen. Ohne Zweifel aber hat er deren auch gehabt. Denn die witzigen Malerinnen, die man in Zürich gezogen, werden doch wohl dieſes **mit wohlklingenden Schellen behängte Kind** unter ſich haben herum laufen hören; und weil es in **einem neuen um und um mit Treſſen verbrämten Kleide** einher ging, gern in ihrer Geſellſchaft gelitten haben, wenn es artig geweſen. Von dieſer ihrem Zeugniſſe redet mein Herr College hier nicht; und wie ich glaube, aus keiner andern Urſache, als weil die Weiber in der Gemeine ſchweigen müſſen. Frauenzimmer können zwar ſonſt von der Artigkeit am beſten urtheilen: allein er hat nicht artig ſeyn wollen. Das iſt nur ein Werk für junge Stutzer; und damit giebt ſich ein ſolcher ernſthafter Mann, als er iſt, der auch nicht einmal beym Scherze ſein ernſthaftes Geſicht aus den Falten bringt*, nicht ab. Doch dieſe Vernünftler wollen, daß er es auch nicht einmal von allen ſeinen Leſern männliches Geſchlechts wiſſen könne. Ich möchte ſie aber wohl fragen: warum nicht?

---

* Samml. ſatir. und ernſthafter Schriften auf der 98. S.

> Nihil eſt, quod credere de ſe
> Non poſſit, cum laudatur Diis æqua poteſtas. *Iuv. Sat. IV.*

Iſt der Herr Conrector etwa kein Herzenskündiger? Weis er nicht, was die Leute denken? Iſt es nicht offenbar vor ſeinen Augen, was man gern hätte thun wollen, wenn man es nur von ſeinem Gewiſſen hätte erhalten können? Seine eigene Außage bezeuget es**. Weis er nicht, **daß die ungeheuren Läſterungen, womit der franzöſiſche Goliath das deutſche poetiſche Iſrael ſchmähleriſch angegriffen, dem redlichen Herrn M. S** faſt das deutſche Herz abgedruckt?** Zeiget er nicht, daß dieſer ſo müſſe gedacht haben: **Gottſched, Triller, Neukirch ꝛc. ſollen keine poetiſche**

---

* Il badine d'un air grave, ſaget der Herr W. von R. von ihm, im Merc. Suiſſe, Avril. p. 378.

** Seine Worte ſind: „Der ungenannte Verfaſſer des „poetiſchen Schreibens über die Lettres germaniques in „dem 23. St. der Beyträge muß Bl. 520. und 521, weñ er „auf die deutſchen Schöpfer köm̃t, ſeine Zuflucht zu einem „Schweizer, dem philoſophiſchen Herrn Haller, nehmen; „ſonſt weis er keinen anzuführen, wiewohl er Gottſched „gern an Hallers Statt angeführet hätte, wenn er ſolches „von ſeinem Gewiſſen hätte erhalten können". Anmerkung N. zu Mauvillons Briefen.

Schöpfer ſeyn! Erräth ers nicht gleich, wenn in den critiſchen Beyträgen ſteht: **ein paar noch lebende Dichter**, daß es Triller und Gottſched ſind *? Gewiß, hier iſt mehr, als ein Prophet!

> Non haec humanis opibus, non arte magiſtra
> Proueniunt. *Virgil. Aen. Lib. XII.*

Wenn man alſo auch ein Zeugniß von dem Gegentheile ſeines Ausſpruches hätte: ſo thäte das doch nichts. Der Urheber davon hat in ſeinem Herzen gewiß anders gedacht. Es kann ſeyn, daß er ſelber nichts davon weis. Es geht uns zuweilen ſo. Man denket, ohne zu wiſſen, was man denket. Dieß hindert aber nicht, daß es nicht Herr Erlenbach erkennen ſollte. Ich wollte wohl darauf wetten, daß ſich keiner von denen Herren, deren Gedanken dieſer große Mann ſo liſtig ausgeſpühret, derſelben jemals bewußt geweſen. Allein er ſieht ins Verborgene und hat den Geiſt der Offenbarung.

> - - Totum ſpirant praecordia Phoebum.
> *Claud. Lib. I. de rapt. Proſerp.*

Es iſt daher keine Unwahrheit, was Herr Erlenbach geſagt, noch vielweniger eine Praleren, da er es nur von der Hälfte des menſchlichen Geſchlechts vorgebracht hat. Da würde er erſt gepralet haben, wenn er es von allenlebenden Geſchöpfen behauptet hätte. Sed iam pudet me iſta refellere, cum eos non puduerit, iſta ſentire. *Auguſt. Epiſt. LVI.*

Ich laſſe dieſes aber fahren; und bin ſchon zufrieden, daß nur einige den Werth meiner Arbeit erkannt haben. Mein Herr College mag von jedermann die Zeugniſſe ſeines Wohlverhaltens einerndten;

---

* Ebendaſ. in der Anmerkung G.

ten; ich gönne es ihm herzlich. Denn ob ich mir wohl ein gleiches Glück wünſche, weil doch niemand den Lobſpruch des Volkes gern ausſchlägt, nach des Perſius Anzeige:

An erit, qui velle recuſet
Os populi meruiſſe? *Sat. I.*

So finde ich doch auch darinnen, wie Horaz, ein Vergnügen, daß ich nur einigen Freunden behage.

Men' moueat cimex Pantilius? aut crucier, quod
Vellicet abſentem Demetrius? aut quod ineptus
Fannius Hermogenis laedat conuiua Tigelli?
Plotius & Varius, Maecenas Virgiliusque
Valgius, & probet hæc Octauius optimus atque
Fuſcus, & hæc utinam Viſcorum laudet vterque
Sat. X. Lib. I.

Wer mich tadelt, oder ſchilt, den werde ich für einen Pantilius, Demetrius, und Fannius halten; wem ich aber gefalle, der wird einer von den großen Männern aus den drey letzten Verſen ſeyn.

In dieſer Gemüthsverfaſſung will ich die Eröffnung meiner Gedanken vollends zu Ende bringen. Es iſt der Beweis noch übrig, daß die oftgedachte zürchiſche Beurtheilung nicht ernſtlich gemeynet, ſondern nur ein bloßes Blendwerk ſey. Dieſes darzuthun, dürfte ich mich nur darauf berufen, daß ſich der Herr Urtheilsverfaſſer gern in eine andere Perſon zu verkleiden pflegt. Saget er nicht ſelbſt von ſich*, daß er **den Character eines ſchweizeriſchen Anhängers von Herrn D. Trillern nur angenommen und ſich demſelben gemäß angeſtellet?** Er ſpielet alſo bloß eine Vermummung; und da weis man ja wohl, daß es nur Spaß iſt, wie mit dem

---

* Siehe Echo des deutſchen Witzes 30 Seite

Knechte Ruprecht. Hiernächſt könnte ich erwähnen, daß er als ein gewaltiger Meiſter in der ironiſchen Schreibart berufen iſt. Tout cela étoit manié avec une ironie autant inſtructive, que fine & agreable heißt es von ſeinen Schriften**; wenn es gleich einige ungläubige Herzen nicht Wort haben wollen, und gerade das Gegentheil davon zu ſehen glauben *,*. Es iſt aber die klare helle Wahrheit, daß die Ironie ſeine rechte Schooßfigur iſt. Nun meldet der große Figurenlehrer, Lamy, von ihr, daß man darinnen ganz was anders ſage, als man denke. Ironie eſt un Trope, par lequel on dit tout le contraire de ce, que l'on penſe. *L'art de parler, Livr. II. chap. 3.* Und dieſes hat er ohne Zweifel vom Quintilian gelernet, der im 2. Cap. des VI. B. ſchreibt Εἰρωνεία, quae diuerſum ei, quod dicit, intellectum petit. Cicero rechnet dieſelben aber unter die Scherzreden im 67 Hauptſtücke des 2 B. de oratore. Daraus ließe ſich leicht ſchließen, daß hier kein Ernſt ſey. Wenn mein Herr College alſo z. E. ſchreibt: **Die Anzahl der ſächſiſchen Poeten wäre bald ſo groß, als der Fliegen in den ſchwülen Sommertagen, und dieſelben matteten bey ihrer Schöpfungsarbeit mehr die Hände, als den Kopf, ab:** ſo muß man gerade das Gegentheil davon verſtehen. Der Augenſchein giebt es auch, daß ihrer noch bey weitem nicht den achten Theil ſo viel ſind, als ich nur bey etwas warmem Wetter Fliegen in meiner Stube habe. Wenn ich zuweilen ein paar Verſe mache: ſo zerbreche ich

mir

** In dem Merc. Suiſſe. l. c. p. 384.

, Siehe die Anmerkung über das Ergänzungsſtück in den Beluſtigungen, Auguſt. 1740. 174. Seite.

mir gewiß den Kopf mehr, als ich müde vom Schreiben werde. Wäre dieſes nicht gleichfalls bey den ſächſiſchen Poeten, und wollte Herr **Erlenbach** nicht gewiß andeuten, daß ſie mehr nachdächten, als ſchrieben; wie hätte denn ſein Bundsgenoſſe ſagen können: **Sie wollten ſich das Hirn bis auf die Hefen aus dem Kopfe denken?** Wahrhaftig! wer ſo ſcharf denket, der mattet ſich den Kopf wohl ab.

Außer dieſem dürfte ich nur anführen, daß mein Hr. College ein kurzweiliger Mann iſt. Er ſchreibt es ſelbſt, daß er ſeinen Leſern eine Kurzweile geben wolle *, und daß er vordem damit umgegangen **. Wenn nun das iſt, wie man es ihm denn wohl glauben kann: ſo wird man ja keinen Ernſt bey ihm ſuchen. Mit ſeinen Feinden treibt man gewiß keine Kurzweile. Es würde einem übel bekommen. Unter guten Freunden aber nimmt man es ſo genau nicht. Sie wiſſen wohl, daß man nicht ſo grimmig iſt, als man ſich anſtellet. Man muß kurzweiligen Leuten etwas zu gute halten, wenn ſie auch gleich zuweilen ein wenig über die Schnur hauen, und etwas anzüglich es ſagen. Es iſt ihre Art ſo. Sie würden an einem ſinnreichen Einfalle erſticken, wenn ſie ihn nicht herausgäben. Ennius ſaget beym Cicero de Orat. Lib. II. c. 54. Flammam a ſapiente facilius ore inardente opprimitur, quam bona dicta teneat; und Cicero erkläret die bona dicta ſo, quae ſalſa ſint, welche beißend ſind, oder **wo die Lauge ſcharf angegoſſen wird**, mit Herrn Erlenbachen zu reden. Der Verfaſſer der Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten weis ein Liedchen von der Qual zu ſingen, wenn man einen ſolchen Spruch verhalten muß. Wer wollte ſo unchriſtlich ſeyn, und an ſolchen Leutchen zum Mörder werden, wenn man ihnen den Mund verſtopfte? Daher iſt es meinem ſpaßhaften Freunde gar nicht zu verargen, wenn er gleich, wie es einigen ſonſt ſcharfſichtigen Männern vorgekommen, zuweilen etwas mehr geſagt, als ein Freund ſagen würde. Ich finde es zwar nicht: doch geſetzt, es wäre, ſo hat er nichts mehr gethan, als was ſeiner Gemüthsbeſchaffenheit gemäß iſt. Um einen luſtigen Einfall anbringen zu können, iſt witzigen Köpfen nichts zu heilig. Sie ſchonen weder ſich, noch andere: Ὁ δὲ βωμολόχος ἥττων ἐστὶ τοῦ γελοίου καὶ οὔτε ἑαυτοῦ, οὔτε τῶν ἄλλων ἀπεχόμενος, εἰ γέλωτα ποιήσει. Scurra autem ridicula moderari non poteſt, cum nec ſibi nec aliis parcat, dummodo riſum moueat. *Ariſt. de morib. ad Nicom. Lib. IV. Cap. 14.* Was ſollte er denn ſeiner Freunde ſchonen, wenn er auf ihre Unkoſten lachen kann? Das wäre was ſchönes! Nein.

---

* Siehe Echo des deutſchen Witzes 21 S. ** Ebendaſ. 30 S.

Dummodo riſum
Excutiat ſibi, non hic cuiquam parcet amico. *Hor. S IV. L. I.*

Man weis doch wohl, daß er ein gutes Herz hat, und nicht aus Bosheit lachet. Dazu iſt er viel zu unvermögend.

Doch dieſes alles thut mir kein Genüge. Ich muß die Beurtheilung ſelbſt durchgehen, und daraus zeigen, daß es mit der ganzen Sache nichts, als ein Spielwerk iſt. Wäre er jemals willens geweſen, die Beluſtigungen in ein übles Geſchrey zu bringen: ſo hätte er es ganz anders anfangen müſſen. Man weis wohl, daß Parabeln, Allegorien und Dichtungen

gen nichts beweiſen. Sie dienen freylich zum Spotten am beſten; wenn man aber ernſtlich darthun will, daß eine Sache nichts tauge, ſo muß man nicht damit aufgezogen kom̄en. Nun fängt aber unſer ſo gerühmte Kunſtrichter gleich mit einer Dichtung an. Er erzählet, es habe ſich in dem Heum. an dem poetiſchen Horizonte eine außerordentliche Lufterſcheinung ſehen laſſen; dieſe habe ſich in den folgenden Monaten gegen Mittag je länger je weiter über den deutſchen Horizont ausgebreitet, bis man ſie endlich in der Schweiz, nach einer genauen Unterſuchung, für einen Nordſchein erkannt, oder nach anderer Einbildung, für ein Irrlicht gehalten. Ein gewiſſer Schwabe, den er für einen großen Wahrſager u. Zeichendeuter ausſchreyt, ſoll auf ſeinen Credit, die deutſchen Poeten verſichert haben, daß ihnē dieſes etwas gutes, den Franzoſen u. Schweizern aber ein Zorngerichte bedeute.

Wer ſich bereden kann, daß dieſe Dichtung im Ernſte gemacht iſt, der muß zugeben, daß der Verfaſſer davon des Herrn Bodmers Regeln von der Dichtung nicht mit Augen geſehen habe. Denn wie wäre es ſonſt möglich, daß er dawider ſo ſehr hätte verſtoßen können, als er wirklich gethan hat? Nur eins zu erwähnen. Die 2 Regel des Hrn. Bodmers heißt: **Die ganze Dichtung muß einen myſtiſchen Sinn haben.** Nun möchte ich aber wohl wiſſen, was die Franzoſen und Schweizer in myſtiſchem Sinne wären? Wie könnte doch einer, welcher geleſen hat, wie unbarmherzig dem Patrioten deswegen von dieſem zürchiſchen Hofmeiſter begegnet worden, eben den Fehler machen, wenn er es nicht zum Spaße thäte? Was für eine Unbeſonnenheit wäre es nicht auch, wenn man im Ernſte ſagen wollte, man müßte in Zürich erſt eine genaue Unterſuchung anſtellen, ehe man entſcheiden könnte, ob ein Luftzeichen ein Nordſchein oder ein Irrlicht wäre, und zuletzt die Meynungen doch getheilet blieben? So unwiſſend iſt man daſelbſt wohl nicht, da die einfältigſten Leute in meiner Nachbarſchaft, die weder leſen noch ſchreiben können, gleich auf den erſten Anblick erkennen, was ein Nordſchein oder ein Irrlicht iſt. Sollte mein gelehrter Herr College auch wohl ſo wenig aus der Naturlehre gelernet haben, daß er glauben wollte, ein Nordlicht oder ein Irrwiſch könne einige Monate lang am Himmel ſtehen? Das will mir gar nicht in den Kopf. So kann ich mir auch nicht vorſtellen, daß er in dem Ausdrucke: **ein gewiſſer Schwabe**, eine Zweydeutigkeit geſucht, und ein Wortſpiel habe machen wollen. Es denken es zwar einige ſpitzfündige Köpfe und überreden ſich, daß er, als ein **arger ſpitziger** Geiſt eine Anſpielung auf die guten ehrlichen Schwaben gemacht habe, von deren Einfalt man ſo viel artige Hiſtorien herumträgt. Allein das wäre gar zu arg.

Non haec ſunt digitis arma tenenda tuis. *Ouid. Faſt. L. II.*

Dieſe wackern Leute wohnen nicht weit von ihm, und er wird ſie viel zu gut kennen als daß er die albernen Spöttereyen des gemeinen Pöbels von dieſer unſchuldigen Nation in Betrachtung ziehen ſollte. Ich würde es gewiß für eine Beſchimpfung annehmen, wenn ich ſein geheimer Correſpondent wäre, daß er mir, zur Unterhaltung unſers Briefwechſels, eine Stadt in einem Lande vorgeſchlagen, von deren Einwohnern er ſo nachtheilig dächte. Er wird doch wiſſen,

ſen, was in dem 12 Diſcurſe der Maler des erſten Theilchens von ſolchen Sinnſpielen verächtliches geſagt werden. „Ein Gemüth, heißt es, muß gewiß „äußerſt arm an Gedanken ſeyn, welches gezwungen „iſt, die Materie ſeiner Rede von der Geſtalt, dem „Klange und den Buchſtaben der Wörter zu entleh„nen; nun thut das Wortſpiel nichts anders u. ſ. w. Er hätte ſeinen Lohn dahin, und würde von dem ſcharfen Rubeen eben ſo geſtäupt werden müſſen, als jener, der ſeine Kurzweile mit dem Worte **Sommer** gehabt, welches er bald für den Namen der Braut, bald der Jahreszeit genommen; es wäre denn, daß er mit dieſem Rubeen in einer Haut ſteckte, und demjenigen gleich wäre,

der ſeine Meynung ſtets in andrer Munde ſchilt.

Ich ſollte es zwar wohl bald glauben, weil ich weiter unten in ſeiner Schrift eine gleiche Stelle finde; wo ihn die akademiſche Würde des Herausgebers der Beluſtigungen auf das nachdenkliche Epiphonema bringt: **Meiſterſänger können nichts, als Meiſterſtücke, zur Welt bringen**; und ganz zuletzt auch den Einfall eines andern **leichtſinnigen Kopfs**, wie er ihn nennt, für genehm hält, wenn er von den Beluſtigungen ſaget, daß ſie die Menſes **der deutſchen Muſen** wären, weil ſie monatlich herauskämen. Allein er wird doch nicht wider ſein eigen Gewiſſen reden. Er ſtrafet ja, in ſeiner Anmerkung E über Mauvillons Briefe, den Herrn D. Triller, wegen dieſer Witzſpiele. Nein, ſo albern iſt mein geiſtreicher Herr College nicht, daß er mit Hindanſetzung der geſunden Vernunft ſpotten wolle. Er hat Boileaus Warnung wohl geleſen:

Aux depens du Bon-Sens gardez de plaiſanter.
L'Art. poet. chant. III.

Er hat nicht vergeſſen, daß „die Wortſpiele nur in den Geſprächen des Pöbels ſehr gemein und überaus beliebt ſind, daß ſie das Salz ſeiner Reden ſind, daß das zehnte Wort ein ſolches Spiel iſt, und daß diejenigen, welche darinnen geübt und fertig ſind, bey ihm für aufgeräumte und geiſtreiche Köpfe paſſieren[*]." Ich will nicht hoffen, daß er mit dem Pöbel umgeht, oder dem gefallen will. Denn da würde er mir nachſtehen müſſen; da ich ihm ſonſt in allem weiche.

Odi profanum vulgus & arceo. *Horat. Od. I. Lib. III.*

iſt mein Wahlſpruch: ich will wünſchen, daß es ſeiner auch ſey. Aber nein! jedermann lobet ihn, und darunter gehöret auch der Pöbel. Ein paar loſe Vögel haben mir auch eine Stelle aufgeſchlagen[**], wo er zeiget, er habe ſo geſchrieben, daß **ihn auch die dummſten Jungen ohne Kopfbrechen merken können.** Dieſe, meynen ſie, fände man wohl nirgend anders, als unter dem Pöbel. Es ſey drum. Ich verlaſſe meinen wertheſten Herrn Collegen deswegen doch nicht.

Nec mihi diſpliceat maculis inſignis. *Virg. Georg. III.*

Es kann noch viel zu ſeiner Rechtfertigung geſagt werden. Rubeens Regel mag immer wahr bleiben: **Je fertiger einer iſt mit den Worten zu ſpielen, ſo vielweniger guten Witz hat er.** Herr Erlenbach leidet darunter nicht. Wer eine Sache nur dreymal thut, der hat noch keine Fertigkeit darinnen. Ueberdem heißt es wohl in wichtigern Dingen:

---

[*] 12 Diſc. der Maler 1 Theil. N. 3.

[**] Echo des deutſchen Witzes 55 S.

Video meliora proboque
Deteriora ſequor. *Ovid. Metam. Lib.*

Was thut man auch nicht, um andern zu gefallen? Sokrates ritte mit den Kindern auf dem Stecken, damit er ihnen hernachmals ſeine weiſen Lehren beybringen könnte; warum ſollte mein verſchlagener Freund denn nicht mit den Worten ſpielen dürfen, wenn er die **Entlibucherbauren** witzig machen wollte? Doch eben dieſe Wortſpiele beweiſen, daß die ganze Sache nur ein Spaß iſt. Denn im Scherze nimmt man es ſo genau nicht; und der ſonſt ſo ſtrenge engliſche Hofmeiſter hat bloß deswegen eine Schutzſchrift für die Wortſpiele mit eingerückt*, weil man ſie darinnen als ein Stücke der Geſellſchaft gelobet hatte. Er kehret ſich nicht daran, wenn gleich einer von ſeinen Vorgängern gemeynet, derjenige könne kein rechtſchaffener Mann ſeyn, der eines ſolchen Misbrauchs der menſchlichen Geſellſchaft bezüchtiget werde. I have ſeveral Arguments ready to prove, that he cannot be a Man of Honour, who is guilty of this Abuſe of human Society (viz the Punning) *Tatler No. 32. Vol. I. p. 195.* Das iſt gar zu viel. Man muß zuweilen lachen, und dazu ſind Wortſpiele am beſten. Wenn es nicht bloß auf einen Spaß damit angeſehen wäre, Herr Erlenbach würde ſich wohl gehütet haben, dasjenige zu begehen, was die Kunſtrichter, nach Hrn. Effingers Anzeige, zu thun beſchloſſen, **denen der Dampf von dem herrſchenden Geſchmacke durch die Hirnſchale durchgedrungen, das Haupt vom Verſtande geſäubert, und mit ſtolzen Einbildungen eingenommen.** Denn dieſe **wollten** ſich

---

* The Guardian No. 36. Vol. I.

mit Wort- und Sinnenſpielen, mit Sylbengeklingel, mit Gegenſätzen, mit Scheltworten und Läſterungen rüſten. Er hat es glücklich gethan, und dadurch bewieſen, daß es mit dieſen Bezüchtigungen nichts zu ſagen habe, weil er ſich ſelbſt derer Sünden im Voraus ſchuldig machet, deren Ausübung man nur noch erſt von jenen hoffet. Iſt dieß nicht ein klarer Beweis, daß hier nur ein Spiel unter guten Freunden ſey, die einander wohl verſtehen?

Wer wollte auch wohl ſo einfältig ſeyn und glauben, daß er den Herausgeber der Beluſtigungen, da er ihn einen Wahrſager und Zeichendeuter geheißen, dadurch geſcholten oder lächerlich machen wollen? Man müßte gewiß nicht geleſen haben, daß die Gabe zu prophezeyen nur in den größten Geiſtern und erhabenſten Seelen zu finden ſey, und ſich da am leichteſten äußere. Man leſe doch hier die Stelle aus dem Cicero. *Tuſc. Quaeſt. Lib. I. c. 15.* Neſcio, quomodo inhaeret in mentibus quaſi ſeculorum quoddam augurium futurorum; idque in maximis ingeniis altiſſimisque animis et exiſtit maxime et apparet facillime. Was ſaget man dazu? Nun merke ich wohl, warum der Herausgeber der Beluſtigungen ſich nichts aus der zürchiſchen Beurtheilung hätte machen dürfen, wenn ſie auch gleich nicht ſo abgeredet geweſen, als ſie mir vorkömmt. Er hätte ja denken können:

Ego cui timebo
Prouidus auſpex? *Hor. Od. 27. L. III.*

Allein die Wahrheit zu ſagen, ſo finde ich nicht, wie mein richtender Freund, der ſonſt Lob und Tadel nach Verdienen austheilen will, dieſem Manne mit Recht die Eigenſchaften eines großen Wahrſagers zuſchreiben könne. Dieſe Ehre iſt zu groß für ihn. Er iſt derſelben nicht im geringſten werth. Dadurch würde er mit dem Herrn Bodmer in eine Geſellſchaft geſtellet, und gienge mit ihm in gleichem Paare. Dieſes wird aber mein Herr College ſchwerlich wollen. Denn auf dieſem prophetiſchen Züricher ruhet der Geiſt der Weißagung in ſo reichem Maaße, als er irgend auf einem Sterblichen dieſes Jahrhunderts ruhen mag.

Ille deo plenus, tacita quem mente gerebat,
Effudit dignas adytis e pectore voces.

Lucan. Pharſ. Lib. IX.

Höre, du **deutſches poetiſches Jſrael**, und nimm es zu Ohren! „Aber eine Zeit mag kommen, da die „poetiſche Herrſchaft, welche bis dahin den Gedichten „in Deutſchland mit ihrem Anſehen ein Schickſal „nach ihrem Belieben zuwege gebracht hat, wird geſtürzet werden. Ein folgendes Geſchlecht Menſchen „wird ſeiner Phantaſie einen weitern Kreis vergönnen, „ſich darinnen umzuſehen und zu üben, als dieſe enge „Erde, oder auf dieſer Erden die ſchmale Wiſſenſchaft „eines Hochzeitſängers, oder eines Liebesdichters, oder „die matten Empfindungen eines Lehrers der rhetoriſchen Figuren. Und dieſe erweiterte Phantaſie wird „ein hoher Verſtand in ihrem Fluge regieren, wie bey „Milton geſchehen iſt. In demſelben Weltalter wird „Milton die Luſt und das Wunder der Deutſchen ſeyn, „und die Jtztlebenden, welche Miltons Stoff, Erfindungen und Vorſtellungen ſo unnatürlich und ausſchweifend heißen, werden dann, nicht nur ihren Schriften, ſondern auch dem Namen nach, todt und vergeſſen ſeyn. Und vielleicht wird dieſes Weltalter unmittelbar auf das unſrige folgen, ſo daß eine gute

„Anzahl von den Itztlebenden daſſelbe noch erleben „wird*.

Ohe, iam ſatis eſt, ohe! *Mart. Epigr. 89. Lib. IV.*

Wer iſt dir gleich, großer Prophet? Merlin, Harvay, und wie ſie Namen haben mögen, ſind nichts gegen dich. Deine Anhänger mögen weißagen, und deine Verehrer Geſichter haben; aber ſie können dir nicht das Waſſer reichen.

Cedite, Germani ſcriptores, cedite, Galli.

So muß man reden, wenn man des Namens eines großen Wahrſagers nicht unwerth ſeyn will. Die ſchlechte Muthmaßung des Herausgebers der Beluſt. **daß die Franzoſen einige Jahre früher, als wir, den Verfall der ſchönen Wiſſenſchaften ſehen werden****, wenn es anders noch eine Muthmaßung iſt, da ihre Schriftſteller ſolches ſchon itzo beſeufzen***; und das kleine **Vielleicht** auf der 10 S. ſind zu geringe für einen ſolchen Lobſpruch. Ich ſehe aber daraus die beſondere Gewogenheit meines gütigen Freundes. Hätte er nur ſcherzen, und ihn nicht zugleich ehren wollen: ſo würde er ihn nicht für dasjenige ausgegeben haben, was Hr. Bodmer, Hr. Eſſinger und er ſelbſt iſt. Er hätte ihn ja eben ſo leicht zum Zigeuner machen können. Da würde es recht niedlich gelaſſen haben, wenn er ihn in die Bekanntſchaft mit den gelehrten **Parteygängern, Buſchklöpfern und Beutelſchneidern**, von denen er in ſeinem Er-

---

* S. Abhandl. von der Schreibart in Milt. verlohrnem Paradieſe 132. 133. S.

** In der Vorrede des 1 Theils der Beluſt. 6 S.

*** Man ſehe davon unter andern die drey Briefe ſur la decadence du Gout en France in den Reflexions ſur la Poeſie en General, par Mr. R. D. S. M. auf der 293 u. f. S.

Ergänzungsſtücke eine ſo große Kenntniß hat, gebracht hätte, von denen dieſer itzo nichts weis.

Aber nein! Herr Erlenbach ſorget für den Ruhm ſeines Freundes beſſer. Er ſetzet ihn in dem Folgenden zum Feldherrn über einige herrenloſe Klopffechter. Er ſaget: „Es habe ein franzöſiſcher Goliath dem deutſchen Witze öffentlich Hohn geſprochen, und das deutſche poetiſche Jſrael durch ein ſchmahleriſches Cartel „aufgefordert. Dieſes habe dem redlichen Hrn. M. „S** faſt das deutſche Herz abgedruckt.„ Hier muß ich eine kleine Note machen (A). „Er ſey alſo „auf

---

(A) Unter uns, Herr College. Es gefällt mir nicht recht an ihnen, daß ſie dieſen Mann, der nun bald ein Feldherr werden ſoll, hier für einen Feilträger der gottſchediſchen Schriften und des breitkopfiſchen Verlags ausgeben und ihn weiter unten zu einem getreuen Handlanger machen, der einigen großen poetiſchen Schöpfern in ihrer Arbeit beygeſtanden. Was Henker iſt das für ein Miſchmaſch; ein Feldherr, ein Hauſirer, ein Handlanger und das in einer Perſon zu gleicher Zeit? Sind ſie denn in ihrer ſo großen Luſt nicht recht mit ſich eins geweſen? Es kömmt zuweilen wohl. Oder haben ſie gemeynet, daß es ſich mit dieſem Manne ſo verhalte, wie mit den Maſagniello, und Johann von Leiden? Aber auf meine Ehre, er iſt wahrhaftig niemals hauſiren gegangen; und in dem breitkopfiſchen Verlage darf man keinen ordinirten Candidatum Miniſterii, wie in ihrem orelliſchen, auf die Meſſe ſchicken,

Non iſto viuimus illic,
Quo tu rere modo — *Horat. Sat. IX. Lib. I.*

Sie ſollten nicht immer alles nach ihres Orts Weiſe vorſtellen. Ich wollte nicht viel nehmen, und den Hrn. Bodmer einen Feilträger von Herrn Breitingers Schriften und Herrn Breitingern einen Feilträger von Bodmers Schriften nennen. Denn ich würde es, wie Sie, in alle Ewigkeit nicht beweiſen können, daß ſie mit dieſen Schriften herumgelaufen und ſie zum Kaufe angebothen. Wollte man ja mit dieſen Männern ſeinen Schimpf treiben, ſo möchte man ſie wohl Ausrüfer nennen. Noch eins, ſind ſie denn ein Valentinianer, und glauben, daß unſere poetiſchen Schöpfer bey ihrer Schöpfung Unter-

„auf eine öffentliche Abfertigung dieſes trotzigen Philiſters, und eine nachdrückliche Ehrenrettung des deutſchen Witzes bedacht geweſen. In dieſer Ueberlegung habe er für das rathſamſte gehalten, ein allgemeines Landausboth an alle, die ſich der allgemeinen Noth des deutſchen poetiſchen Reichs anzunehmen, Muth und Fähigkeit hätten, ergehen zu laſſen, und ihnen einen allgemeinen Sammelplatz anzuweiſen, von welchem ſie auf die franzöſiſchen und ſchweizeriſchen Philiſter mit vereinigten Kräften losgehen könnten. Zu dieſem Ende habe er zu Leipzig vor dem breitkopfiſchen Hauſe eine Fahne aufgeſteckt, auf welcher ein zottigter Bär, der ſich in einer einſamen Wüſten auf ſeinen Hintern ganz geruhig niedergelaſſen, und mit zufriedenem Gemüthe an ſeiner Tatze ſauget, mit der Aufſchrift, ipſe alimenta ſibi, künſtlich geſchildert geweſen: und es hätten ſich ſogleich einige herrenloſe Klopfechter daſelbſt eingefunden, die ſich unter dieſer Fahne anwerben laſſen. Der Herr Magiſter habe dieſe handfeſte Truppen in den Hundstagen das erſtemal

an

---

tergottheiten brauchen? Ich ſollte es faſt merken, daß Sie dieſes Glaubens wären. Sie ſehen es in Zürich nicht anders. Ich leſe in der Vorrede vor des Herrn Breitingers Abhandl. von den Gleichniſſen, was für Handreichung Herr Bodmer dieſem Schöpfer thun müſſen, ehe er ſeinen critiſchen Dichtkunſtbau zu Stande gebracht. Ihres Glaubens wegen laſſe ich alſo dieſen Spaß von dem Handlanger hingehen. Denn die Valentinianer hielten die Schöpfungshandlanger doch auch noch für anſehnliche Geiſter. Ich muß ihnen aber doch ſagen, daß wir in unſern Gegenden orthodox ſind. Hüten ſie ſich alſo immer ein Bißchen in dieſem Puncte. Einige Zeloten möchten ſie ſonſt für einen Ketzer halten, und das wäre mir doch eben nicht lieb. Dieſes hätte ihnen ihr geheimer u. lichtſcheuer Correſpondent wohl berichten können. Alles dieſes ſey ihnen ins Ohr geſagt.

„an den Feind geführet, ſich ſelbſt an die Spitze geſtellt, und mit einem großen Geſchreye den erſten Angriff auf den feindlichen Haufen gethan, der von dem kriegserfahrnen franzöſiſchen Officier, der aus ſeinen lettres françoiſes et germaniques bekannt iſt, commandirt worden: aber nach einigen leichten Verſuchen, die mehr förchterlich als gefährlich geweſen, habe ſich der deutſche Feldherr mit ſeinem Völklein ganz vergnügt wiederum in ſeine Sicherheit zurück gezogen.„

Euge! omnes bene mirae eritis res. *Perſ. Sat. I.*

Iſt das nicht eine rechte wunderſame Erzählung? Immer Schade, daß ſie noch nicht vorhanden geweſen, als Herr Breitinger ſeine critiſche Dichtkunſt zuſammen geſuchet. Sie würde ein unvergleichliches Müſterlein zu dem Capitel, von etlichen abſonderlichen Mitteln, die ſchlechte Materie aufzuſtützen, haben abgeben können. Denn iſt die Verwandlung eines bloßen Sammlers zerſtreuter einzelner Schriften in einen Anführer herrenloſer Klopfechter nicht ein ausnehmendes Meiſterſtück, eine ſchlechte Sache zu erheben? Ich glaube, daß Herr Breitinger, bloß dieſer Allegorie wegen, die Vertheidigung eines Gleichniſſes des Timäus übernommen, worinnen dieſer geſchickte Redner den Iſokrates mit dem Alexander vergleicht, u. womit der höniſche Longin ſeinen einfältigen Spott treibt. Denn er ſieht viel weiter, als Longin geſehen. Vermöge der unter dieſen erleuchteten Kunſtrichtern von Zürich im Schwange gehenden übermenſchlichen Kunſt, die Geſchichte der künftigen Tage zu wiſſen, ſah er wohl voraus, daß einer von ſeinen Brüdern aufſtehen, und die Aehnlichkeit zwiſchen einem Schriftſteller und einem Feld-

Hauptmanne in einem fortgeführten Gleichniſſe auf das erſtaunlichſte zeigen würde. Es wäre aber freylich zu wünſchen daß alles in dieſer Vorſtellung wahr wäre. Ich ſähe gern, wenn das wäre erfüllet worden, was beym Virgil ſteht:

Armorum ſonitum toto Germania coelo
Audiit: inſolitis tremuerunt motibus Alpes.
Georg. Lib. I.

Uebel berichtete Leute meynen wohl, daß die Alpen mit ungewöhnlichen Bewegungen gezittert hätten. Allein da ſie dieſes aus der zürchiſchen Beurtheilung und dem erregten blinden Lärmen zweener Kunſtrichter in dieſen Gebürgen beweiſen wollen: ſo nehme ich mir die Ehre, ihnen zu ſagen, daß ſie irren. Es müßte anders zugehen, wenn man im Ernſte die Waffen angezogen. Es iſt ein bloßer Luſtkampf, und man ſieht, daß

: : dieſe Läger nicht auf Blutvergieſſen zielen,
Und in dem Buſen Luſt ſtatt Mordbegierde fühlen [*].
Breitinger.

Man iſt zu einem ſcharfen Gefechte nicht gerüſtet genug:

Nec galea tegimur, nec acuto cingimur enſe.
Ouid. Lib. II. Faſt.

---

[*] Man muß ja nicht bey der andern Zeile das Wörtchen nicht aus der erſten in Gedanken behalten, welches wegen der Verbindung durch das Und leicht angeht; denn das wäre wider den Sinn des Dichters. Man muß ſich auch nicht über den Buſen der Läger ärgern; es iſt dieſes eine poetiſche Schönheit und ein großer Kunſtgriff, daß man lebloſen Dingen die Eigenſchaften der lebendigen Geſchöpfe zueignet und ſie in Perſonen verwandelt. Wer dieſen Buſen der Läger verwerfen wollte, dem würde ich ſein Phlegma und ſeine matten Empfindungen vorrücken; und ſollten ſich einige froſtige Tadler darüber aufhalten, ſo will ich ihnen zum Trotze in meinem erſten Gedichte von dem Bauche, den Füßen und Händen der Läger in einem geiſtvollen Ausdrucke reden. Herr Breitinger wird mich nicht verlaſſen, und dieſe Theile des Körpers ſo gut rechtfertigen, als er den vertheidigen kann, den er gebraucht hat. Ein Glied muß nicht mehr Recht haben, als das andere.

Selbſt dieſe Allegorie beweiſt es, daß es nur ein Spiegelfechten ſey. Denn wie wäre es ſonſt möglich, daß ein ſo ſcharfſinniger Dichter, als mein ſinnreicher Herr College iſt, ſo wider einander laufende und unwahre Dinge zuſammen binden können, als hier geſchehen, wenn er nicht unter der Hand einigen ſchlauen Leſern ſeine wahre Abſicht anzeigen wollen? Es wird meine Pflicht ſeyn, dieſe wider einander laufende und unwahre Dinge, die ich durch meine Verſchlagenheit ausgeſpühret, und wie ein Spührhund einen Haſen in ſeinem Lager, aufgejaget, den nicht ſo verſchmitzten Leſern zu zeigen. Hierzu muß ich die Allegorie einiger Theile in ihren eigentlichen Sinn auflöſen. Das allgemeine Landaufboth kann wohl nichts anders ſeyn, als die Vorrede, worinnen alle fähige Geiſter eingeladen werden, Theil an dieſer Sammlung zu nehmen. Das große Geſchrey, womit der Herr M. den erſten Angriff gethan, kann ich auch von nichts anderm, als der Vorrede, verſtehen, weil darinnen wider den Verfaſſer der franzöſiſchen Briefe etwas geſagt worden. Nun kann ich mit aller meiner Vernunft nicht zuſammen reimen, wie ein Landaufboth zugleich das Feldgeſchrey ſeyn könne. Ich habe die Capitel von dem Wunderbaren und Wahrſcheinlichen und von der Verwandlung des Wirklichen ins Mögliche, hinten und vorne durchgeleſen: Ich habe aber nicht darinnen gefunden, wie eine Sache zugleich zwo verſchiedene Sachen ſeyn möge. Soll alſo die Vorrede das Landaufboth ſeyn, ſo kann ſie nicht das Geſchrey ſeyn, und umgekehrt. Das Landaufboth muß ſie ſeyn; denn ich habe fleißig nachgefragt, ob der Herausgeber etwa ſein Vorhaben durch einen offenen Brief, wie zuweilen gewöhnlich iſt, oder durch ein Manifeſt in den gelehrten Zeitungen, oder durch abgeſchickte Bothen mit Handbriefen, wie ich mich von einigen zürchiſchen Schriften ehemals geſehen zu haben, noch wohl erinnere*, bekannt gemacht habe. Man hat mich aber verſichert, daß nichts weniger geſchehen ſey, als dieß. Alſo ſieht man wohl, daß wenn man ein Landaufboth von ihm haben will, man ſolches nirgend anders, als in ſeiner Vorrede, finden könne. Aber eben dieſe iſt auch das Geſchrey beym Angriffe. Läuft das nun nicht wider einander? Ein Landaufboth muß ja eher geſchehen, als der Angriff; wie kann denn nun beydes zugleich geſchehen?

---

* S. davon die Nachr. von dem Urſpr. der Critik 259 u. f. S.

Tamen audet fingere; quidni? *Hor. Art. poet.*

Mein loſer Herr College will diejenigen, die ſeine Schriften nur ſo flüchtig durchleſen, ein wenig zum Beſten haben. Denn wer wollte einem zürchiſchen Kunſtrichter wohl zutrauen, daß er mit ſo weniger Aufmerkſamkeit dichte, daß er eine Sache bey einer einzigen Vorſtellung in zwo verſchiedene verkleide, wenn er nicht eben dadurch entdecken wollen, daß er nur zum Spaße ſchreibe?

Mais tout eſprit n'a pas des yeux pour la connoitre.
Boileau. Chant. III. L'art. poet.

Nun werde ich auch einige unwahre Dinge anzeigen. Wer bey dem Leſen einer Schrift mehr denket, als ihm der Verfaſſer zu denken giebt, der kann zur Noth aus der Vorrede vor den Beluſtigungen herausbringen, daß der Verfaſſer derſelben die Deutſchen wider die franzöſiſchen Philiſter aufgebothen. Daß es aber auch wider die Schweizer geſchehen, kann ich nirgends finden; da man die für Landesleute anſieht, weil ſie deutſch reden und ſchreiben. Ihr Witz iſt deutſcher Witz; und Herr Erlenbach wurde ſich gewiß bedanken, daß der Herr M. S** auch auf die Ehrenrettung ſeines Witzes mit bedacht geweſen, wenn er nicht ſcherzte. Denn da ſtellet er ſich ganz anders, als er iſt. Weiter iſt unwahr, daß dieſer Feldherr eine Fahne vor dem breitkopfiſchen Hauſe aufgeſteckt. Alle Kinder wiſſens, daß daſelbſt niemals ein Schild ausgehangen, welches etwan die Fahne ſeyn könnte; und der güldene Bär, welcher an dem Hauſe ſteht, und nicht an der Tatze ſauget, iſt von den Steinmetzen und Maurern aufgeſetzt worden. Das Zeichen vor den Beluſtigungen aber hätte wohl können das Panier beym Angriffe ſeyn, zu der Werbefahne aber ſchickte es ſich nicht. Außerdem ſoll auch der erſte Angriff in den Hundstagen geſcheſchehen ſeyn. Ich habe mich ſorgfältig erkundiget, ob die Hundestage in Zürich eher angehen, als bey uns, und habe erfahren, daß ihr Anfang ebenfalls erſt zu Ende des Heumonats iſt. Nun aber zeiget die Unterſchrift der Vorrede oder des Landaufgeboths und Feldgeſchreys, daß es den 1 des Heumonats, und alſo, wenn ich nur recht zählen kann, gerade drey Wochen vor den Hundestagen ergangen. Doch kann es wohl ſeyn, daß mein lieber Herr College es erſt in den Hundestagen vernommen, und ſie bey ihm länger währen. Da wäre er denn gleich losgeſprochen, daß er ſolches nicht mit Fleiß angebracht, um den unachtſamen Leſer, wie mit dem übrigen, zu berücken. Solche Unwahrheiten bringt man bey einer ernſtlichen Verſpottung nicht vor. Man verräth gleich ſeine böſe Sache, wenn man weis, daß der Grund nicht wahr iſt, worauf ſich eine Spottrede beziehet. Les railleries ſont mauvaiſes, quand elles ſont fondées ſur l'ignorance des choſes, qu'on eſt obligé de ſavoir, ſaget Cirac in ſeiner Reſponſe à la Defence de Voiture. Sect. XXVI. p. 190. Wenn es ihm alſo von Herzen gegangen wäre, ſo würde er nicht ſo leichtſinnig geweſen ſeyn, und dergleichen geſetzt haben.

Es käme mir auch ein wenig unüberlegt vor, daß er alle Stücke in den Beluſtigungen durch die Bank als herrenloſe Klopfechter characteriſiret, wenn er es ernſtlich hätte meynen wollen. Herrenlos ließen ſie ſich noch wohl nennen; weil ſie noch in keinem andern Buche ſtehen, und zur Zeit noch in ihrer Väter Gewalt geweſen. Dieß ſchimpfet nicht; und der Herausgeber handelt beſſer nach dem Catechiſmus, daß er ſolche Leute in Dienſte nimmt, als wenn er eines andern ſeine Knechte abwendig oder abſpänſtig machte; wie ich ſehe, daß es leider! in der Sammlung critiſcher Schriften geſchehen*. Allein Klopfechter ſollten ſie nicht alle heißen. Es ſind nur ungefähr dreye fechtermäßig: Nämlich der Brief

---

* Man hat darinnen z. E. aus Wernikens poetiſchem Verſuche, einem Buche, das hier, und ſonderlich in Niederſachſen, viele Leute haben, das Heldengedicht Hans Sachs genannt, gleich in dem 1 Stücke mitgetheilet.

an den Herausgeber von dem Hrn. M. Käſtner, der Dichterkrieg von dem Hrn. N. H. D. und die Anmerkungen von dem Hrn. M. Pitſchel; wozu ich noch das Todtengeſpräch, Democrit, von dem Herrn Schlegel rechnen könnte. Die andern ſind ganz friedfertige Leutchen. Dieſe würde mein Herr College wohl ausgeſondert, und wo nicht, doch wenigſtens die obengenannten für Hauptleute dieſer Schaaren, oder beſſer für Vorfechter angegeben haben. Er würde auch nicht einer ſolchen Bande, die auf den Jahrmärkten herumzieht, und ſich für Geld ſchlägt, welches dieſe aber nicht thun, einen Feldherrn vorgeſetzet, ſondern ihr nur etwan einen abgedankten Rottmeiſter gegeben haben, wenn er recht ernſtlich zu ihrem Nachtheile hätte reden wollen. Denn er darf ſich nicht zurufen laſſen:

Sibi conuenientia finge. *Hor. Art. poet.*

Außerdem zeiget dieſes noch eine beſondere Gewogenheit und Hochachtung für den Herausgeber und ſeine Gehülfen an, daß er ihnen nicht ſo, als dem gemeinſten Lumpenzeuge, begegnet. Wenn er es böſe gemeynt hätte; würde er da wohl den Herausgeber der Beluſtigungen eine Fahne haben aufſtecken laſſen? Dieſes thut allezeit ein Officier. Eine Trummel würde er ihm umgehangt haben, und ſo hätte er werben müſſen. Seine Kriegsleute hätten auch nicht freywillig kommen dürfen, ſondern mit Gewalt müſſen gezwungen werden. Denn ein Freywilliger bey einem Heereszuge hat allezeit einen Vorzug vor einem Söldner. Sie können alſo ſicher zu meinem Herrn Collegen ſagen:

Fer Vates, Bodmere, tuos! Nos gloria dulcis,
Nos tua cura prior delitiæque ſumus.
Mart. Epigr. 81. Lib. VIII.

Was für eine Neigung gegen ſie zeiget es nicht an, daß er den Verfaſſer der franzöſiſchen Briefe auf eine ſo ſinnreiche Weiſe zu einem Goliath machet, der das deutſche poetiſche Iſrael ſchmähleriſch angreifen muß? Giebt er nicht dadurch verdeckter Weiſe zu verſtehen, daß er von einem kleinen David werde erlegt werden, und daß das poetiſche Iſrael mit Triumpf nach Hauſe kehren werde? Ein ſo glücklicher Einfall iſt nicht mit Gelde zu bezahlen. Er läßt ſie zwar in dem Verfolge auf die franzöſiſchen und ſchweizeriſchen Philiſter mit großem Geſchreye den Anfall thun, aber auch bald nach einigen leichten Verſuchen wiederum vergnügt in ihre Sicherheit zurück ziehen. Beym erſten Durchleſen glaubte ich, hier müßte ein Irrthum vorgegangen ſeyn. Denn wie reimte ſich dieſes mit dem vorigen? Sollte der Herr Verfaſſer nicht aus der Bibel wiſſen, woraus er ſeine Vergleichung genommen, und

Quo nunc Turnus ouat ſpolio gaudetque potitus,
Virg. Aeneid Lib. X.

daß Iſrael geſieget hat? Mich dünkte alſo, daß dieſe Stelle von einer fremden Hand eingeſchoben wäre. Herr Erlenbach ſelbſt, der ſolche ſchöne Proben ſeines ſcharfen und richtigen Witzes giebt, würde die Begriffe, die man vom Goliath und Iſrael hat, nicht ſo verwirren. Er würde ſie beyde nicht ins Spiel gebracht haben, wenn der Streit einen andern Ausgang haben ſollte, als den man aus der bibliſchen Geſchichte weis!

Ita mentitur, ſic veris falſa remiſcet,
Primo ne medium, medio ne diſcrepet imum. *Hor. Art. poet.*

Ich wurde auch dadurch in meinem Wahne beſtärket, daß man den franzöſiſchen Officier den feindlichen Haufen commandiren läßt. So viel ich aus der Bibel weis, ſo war Goliath nicht der Heerführer der Philiſter. Es hätte es alſo der franzöſiſche Officier gleichfalls nicht ſeyn ſollen.

Audes
Perſonam formare nouam; ſeruetur ad imum
Qualis ab incepto proceſſerit et ſibi conſtet,

ſaget Horaz in ſeiner Dichtkunſt. Und ob er gleich daſelbſt von den Comödien redet, ſo halte ich doch dafür, daß dieſe Vorſchrift auch hier gelten ſollte. Ueberdem, würde ſich ein rechtſchaffener ſchweizeriſcher Patriot wohl zu einem franzöſiſchen Lanzknechte machen laſſen, wenn er nicht in Sold genommen wäre? Point d'argent, point de Suiſſe. Man weis ja, wie ſehr die Herren Schweizer über ihre Freyheit halten, und ſich nicht gern in franzöſiſche Bothmäßigkeit wollen bringen laſſen. Der Herr Verfaſſer alſo, der ſich für einen rechtſchaffnen Schweizer ausgiebt, deſſen ſich ſein Vaterland verhoffentlich nicht zu ſchämen hat, konnte alſo, meinem Bedünken nach, dieſe Stelle unmöglich geſchrieben haben. Nachdem ich aber bey wiederholtem Durchleſen hinter ſeine Schliche gekommen, und aus andern Spuren gemerket, daß er nur ein Blendwerk machen wollen: ſo ſah ich wohl, daß ſich auch dieſes leicht mit dem Spaße entſchuldigen ließe.

Ueberhaupt ſind dieſe beyden Abſätze von dem Wunderzeichen und dem vermeyntlichen Treffen aus keiner andern Urſache erfunden worden, als nur die Leſer durch die Neuigkeit, Verwandlung und durch die unvermutheten Dinge aufmerkſam und ſie den Beluſtigungen gewogen zu machen. Eſt enim grata in eloquendo nouitas et commutatio et magis inopinata delectant. *Quint. Lib. VIII. cap. VI. Inſtit. orator.*

Da ich alſo nunmehr mit dem Wunderbaren in der Beurtheilung der Beluſtigungen fertig bin: ſo ſollte ich hier gleichfalls das Natürliche vornehmen, wo mein Herr College aus der poetiſchen Welt wieder zurück kömmt und

In ſeſe redit atque hominum tandem ore locutus.

Virg. Georg. Lib. IV.

Ich ſollte unterſuchen, ob denn dasjenige auch nur Scherz ſey, was er ſaget, wenn er in der Sprache der gemeinen Kunſtrichter redet. Allein, da ich itzo ſchon, ziemlich lange auf dem Schauplatze geweſen: ſo will ich ein wenig abgehen, und meine Leſer etwas verſchnaufen laſſen. Ich will aber bald wieder zum Vorſcheine kommen, und mit dem Uebrigen meine Meynung vollends beſtärken. Man wird es mir nicht verdenken, daß ich dreymal auftrete. Hat doch mein Herr College ebenfalls drey Abtheilungen in ſeiner Beurtheilung gemacht. Aller guten Dinge müſſen ja drey ſeyn.

J. F. Zötſche,
Schulhalter in Leipzig.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Ende des Herbſtmonats.

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Biblioth. Oberalta.

Et prodeſſe volunt & delectare — *Horat.*

Auf das Jahr 1742.
Weinmonat.

Zweyte Auflage 1744.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gedanken
über die unendliche Strafgerechtigkeit des ſeligen Gottes.

Verführte Sünder! hört, erweget und erbebt!
Flieht vor des Rächers Haß, dem ihr entgegen ſtrebt!
Flieht, fliehet! Doch wohin? Grabt Götter aus den Klüften,
Verpraſſet Reu und Furcht, baut Schlöſſer in den Lüften,
Schaut das Gebäu der Welt mit ſtarren Augen an,
Erſeht euch einen Gott, der euch nicht ſehen kann,
Erhebet die Natur zum allerhöchſten Throne!
Ein ſolcher Gott, wie ſie, weis nicht von Straf und Lohne.
Schenkt ihr ein ewig Reich, vergnügt euch kurze Zeit,
Und wählt für euren Geiſt das Grab der Sterblichkeit.

So tobt der Thoren Heer, das wünſcht, ihm ſey hienieden
Bloß der Genuß der Welt, dann Tod und Nichts beſchieden.

Doch ihr wollt weiſer ſeyn. Flieht zu des Schöpfers Huld,
Sprecht: „Die Barmherzigkeit iſt größer, als die Schuld.
„Ich bin ſein ſchwaches Werk, er wird mit mir nicht rechten;
„Bezahlung braucht er nicht von ſo geringen Knechten.

„Bring ich ihm meine Reu, ſo iſt Vergebung da.
„Ruf ich: Vergieb mir, Herr! ſo ruft die Gnade: Ja!„
So hofft die ſichre Welt, die Gott nur halb erkennet,
Und zwar nicht gern gerecht, doch gern barmherzig nennet.
Fahrt in der Hölle Schlund, wo Gottes Feinde ſind,
Forſcht, ob ihr da noch Spur von ſeiner Liebe findt,
Sprecht: „Gott iſt Lieb und Huld, das iſt ſein ganzes Weſen;
„Er hat, was er gemacht zur Seligkeit erleſen,
„In ihm iſt Seligkeit; drum wer von ihm entflieht,
„Den züchtigt er mit Macht, bis er ihn an ſich zieht.“
Geht, ſucht in Gottes Wort! Eur Satz gefällt den Sinnen,
Ey! möcht er einen Schein der Göttlichkeit gewinnen!
Gebt Offenbarung vor, dreht Schrift durch Schrift herum,
Und macht der Höll und euch ein Evangelium!
Sprecht: „Jede Creatur hat Theil an Gottes Liebe.
„Es wäre nimmer gut, wenn Quaal unendlich bliebe.
„Gott haßt die Sünder nicht, ſie thun ja ihm kein Leid.
„Ein Sünder ſchadet ſich: Gott bleibt voll Seligkeit.
„Was Gott befiehlt, iſt gut, dem ſelbſt, dem es befohlen,
„Wer ſich davon entfernt, den will er wieder holen.
„Gehorſam heiſchet er, kein Opfer, kein Gericht,
„Er braucht des Mittlers Blut, der Sünder Strafe nicht,
„Aus Liebe peinigt er, die Böſen gut zu zwingen,
„Aus Liebe will er ſelbſt den Teufel wiederbringen,
„Drum brennt der Hölle Glut, drum ſchreckt des Abgrunds Nacht,
„Bis Pein und Bangigkeit Gehorſam wiederbracht.„
So irrt der Menſchen Witz im göttlichen Gerichte,
Und macht, was ihn erſchreckt, durch eiteln Troſt zunichte;
So fängt er einen Bau für Welt und Teufel an,
Baut in die Ewigkeit, die nichts ergründen kann;

Und, wird ihr Abgrund nicht die Veſtung niederreißen,
So ſoll das Hirngebäu unüberwindlich heißen.
Das Werk gefällt ihm ſelbſt, hat Ründe, Farbe, Schein,
Kömmt mit der Knaben Werk, mit Blaſen überein.
Seht jenen, wie er bläſt, und lacht, wenn ſie gelingen,
Und eifert lächerlich, wenn ſie ſo leicht zerſpringen.*
Nur daß das blöde Kind in ſeiner Einfalt ſpielt,
Und bald den Zorn vergißt, der auf kein Arges zielt,
Da **Dippel** tückiſch lacht, und dann voll Bosheit geifert,
Wenn man den Tand zerſchellt, den Gottes Zorn beeifert.*
Ich fürchte, Gottes Zorn beeifert ein Gedicht,
Das ſeine Wahrheit ſtraft, und tadelt ſein Gericht.

Der Herr der Ewigkeit ſchuf anfangs freye Geiſter;
Er that ſich ihnen kund, gab ſein Geboth, als Meiſter;
Er drohte ſeinen Haß, gelobte ſeine Huld,
Die für die Schuldigkeit, und jenen für die Schuld.
Doch ein verwegnes Heer misbrauchte ſelbſt das Weſen,
Dem Gott der Freyheit Schatz, aus eigner Wahl, erleſen,
Der Freyheit, ohne die, den Geiſtern das gefehlt,
Was zur Vollkommenheit die Weisheit auserwählt;
Der Freyheit, welche den, der ſie zum Guten neiget,
Vor Gottes Heiligkeit der Liebe würdig zeiget;
Der Freyheit, welche den, der von dem Guten flieht,
In eigne wahre Schuld gerechtes Haſſes zieht.
Der ewig ſelge Gott, Er, der unwandelbare,
Der ewig gütige, doch auch gerecht und wahre,
Empfindet, was er ſagt, und lüget warlich nicht,
Wenn ſein vollkommnes Wort von Haß und Liebe ſpricht.

---

* Siehe das Gedicht vor Herrn Reinbecks erſten Theil der Betrachtungen über die augſpurgiſche Confeßion, aus welchem dieſe zehn Zeilen nachgeahmet ſind.

Ein Geiſt (Gott iſt ein Geiſt) will kränken, wenn er haſſet,
Ein Geiſt erfreut mit Luſt, wenn er mit Lieb umfaſſet,
Wer liebt, und nicht erfreut, iſt nicht vollkommen froh;
Wer haßt, und nicht betrübt, der mangelt eben ſo.*
Wer liebt und Freude wirkt, der muß Vergnügen ſpüren;
Wer haßt und Leid erweckt, den muß kein Leid nicht rühren.
Gott liebet den, der frey in ſeinem Willen ruhe,
Und haßt unfehlbar den, der frey entgegen thut.
Gott iſt unendlich Gott: Wenn ſich ſein Haß entzündet,
So muß unendlich ſeyn, was deſſen Rach ergründet.
Wer ſein Gebot verſchmäht, das Bild der Heiligkeit,
Die er unendlich liebt, der fällt unendlich weit.
Unendlich, wie Gott iſt, ſo iſt auch ſeine Liebe,
So ſein gerechter Haß: nur nicht wie Menſchentriebe.
O! wäre noch ſein Bild in uns von Fehlern frey:
So fühlten wir, wie er, was Haß und Liebe ſey;
So wären Lieb und Haß in uns nur Seligkeiten.
Wir aber fühlen ſie voll Unvollkommenheiten.
Wir lieben oft verkehrt, wir haſſen ungerecht,
Der Weisheit Licht erlöſcht, die Kräfte ſind geſchwächt.
Dieß fühlet unſer Geiſt, daß der mit Luſt gedenket,
Der, wenn er liebt, erfreut, der den Gehaßten kränket.
O! möchten Lieb und Haß in uns ſtets heilig ſeyn,
Und unſre Kraft nach Wunſch, ſo wäre keine Pein,
So müßte Seligkeit in denen Dingen haften,
Die Weſen ſind in Gott, in uns nur Leidenſchaften.
Gott, der nur Weſen iſt, und nur Vollkommenheit,
Der keinen Wechſel kennt, und lauter Seligkeit,
Gott, der vollkommen haßt, Gott, der vollkommen liebet,
Gott, der allwiſſend weis, allmächtig hat und giebet,

---

* In ſo ferne, in der Maaße, und ſo lange er haſſet.

Der Welt und Himmel füllt, dem keine Zeit vergeht,
Vor dem die Ewigkeit mit Lohn und Strafe ſteht,
Wird ewig, ohne Fehl, mit Haß und Liebe ſchalten,
Und ſeine Seligkeit unwandelbar behalten.
So wahr er Gott, ein Geiſt, voll Kraft und Wahrheit iſt,
Der aller Dinge Werth nach ſeinem Weſen mißt;
So wahr auch muß er den, der ihn entheiligt, haſſen,
Und darum, weil er haßt, nicht ungekränket laſſen.
Ja, wen er ewig haßt, wird nie von Leiden frey,
So wahr unmöglich iſt, daß Gott nicht ſelig ſey.
Verführte Sünder, hört! erweget und erzittert!
Flieht vor des Rächers Haß, der ohne Ziel erbittert!
Flieht, fliehet! doch wohin? Flieht zu des Vaters Thron!
Der Rächer, der euch haßt, liebt euch in ſeinem Sohn.
Ein wahrer Gott, von Gott, ward Menſch vom Menſchenblute,
Vereinigte mit ſich die Böſen durch das Gute;
Er bürgte frey für uns; er gab ſich ſelber dar,
Erfüllte Recht und Haß, dem er nichts ſchuldig war,
Trug aller Menſchen Schuld unendlich ſchwere Bürde,
Unendlich liebenswerth, unendlich hoch an Würde.
O! ſelig iſt der Menſch, der durch des Mittlers Blut
Gereinigt und verſöhnt, in Gottes Liebe ruht!
Nicht Satan, nicht ſein Bild, hat Theil an dieſem Worte;
Wer dieſen Weg nicht hat, hat keine Gnadenpforte.
Kein Werk der Creatur, kein Büßen langer Zeit,
Erſchöpfet Gottes Haß, füllt die Unendlichkeit.
So ſpricht, der alles wirkt, der Anfang und das Ende:
„Am Tage wirk ich nur, bis ich mein Werk vollende:
„Heut iſt der Tag des Heils, die Nacht bricht künftig an,
„Die ungeheure Nacht, da niemand wirken kann.

Sucht keinen Liebesſtral, in jenen Finſterniſſen,
Wo die Verworfnen nichts, als Pein und Eifer wiſſen,
Wo Heulen und Geknirſch Zeit ohne Zeit vertreibt,
Wo Licht und Gnade fehlt, wo Nacht und Sünde bleibt,
Wo ungelöſchte Glut verdammter Feindſchaft lodert,
Wo Gottes Seligkeit unendlich Rache ſodert.
Von Chriſti Lieb und Reich bleibt je und je verbannt,
Wen einſt der Machtſpruch trifft: „Ich hab euch nie erkannt.„
Wer Gnad und Licht verſäumt mag mit den Höllenſchaaren
Haß, Rach, und Ewigkeit in jener Nacht erfahren.

W.

* *

Der Garten des Glücks.

Die vergangene angenehme Jahreszelt lockte mich vor ihrem Abſchiede in einen Garten. Ich gieng darinnen eine geraume Zeit ſpatzieren, und fand bey denen verſchiedenen Gegenſtänden, welche ſich meinen Augen darſtellten, genugſame Gelegenheit zu allerhand nützlichen Betrachtungen. Die Müdigkeit überwand endlich meine des vielen Gehens ganz ungewohnte Füße, und nöthigte mich, unter dem Schatten eines grünen Lindenganges, mich auf einer etwas erhöhten Raſenbank niederzulaſſen, von welcher ich die vereinigten Schönheiten der Natur und der Kunſt, in dem Garten, größtentheils überſehen konnte. Die Sonne, welche noch weit von ihrem Untergange entfernet war, und noch die kräftigſten Stralen auf die Erde warf, hatte mich ſo wohl, als die gehabte Bewegung meiner Glieder, bey dem Herumgehen, über die maßen erhitzt und matt gemacht. Darum währte es nicht lange, ſo verwandelte ſich meine Ruhe, unter den anmuthigen Linden, in einen ſanften Schlummer, und dieſer wiederum in kurzem in einen feſten Schlaf. Ich mochte die Augen nicht lange zugeſchloſſen haben, ſo hatte ich einen Traum, welchen ich ſeiner merkwürdigen Umſtände halber, ſo gut, als ich mich ſeiner noch zu erinnern weis, anjetzo erzählen will.

Ich befand mich auf dem Gipfel eines hohen Berges, und hatte das Angeſicht, auf ein gleich vor mir liegendes weites Thal gerichtet, in welchem fetter Boden und ſandiges Land, fruchtbare Bäume und wilde Dornhecken, annehmliche Blumenſtücke und dürre Heide, und überhaupt Luſt und Unluſt, auf die wunderbarſte Weiſe vermiſcht waren. Indem ich nun über dieſen ſeltſamen Anblick allerley Gedanken hatte, ſo wurde ich unverhofft darinnen geſtöret, als ich fühlte, daß jemand von hinten mir mit beyden Händen die Augen zuhielt. Ich fuhr zuſammen, und ſah mich geſchwind nach der Urſache meines jählingen Schreckens um, und ward mit vielem Vergnügen meine alte Freundinn, die Dichtkunſt, gewahr, die mir mit lachendem Munde ein Fernglas überreichte, und dieſe Worte hinzu ſetzte: bediene dich dieſes Glaſes, um das Thal, welches du mit ſo vieler Aufmerkſamkeit betrachteſt, genauer kennen zu lernen. Ich konnte theils für Freuden, theils für Verwunderung, über die Gegenwart meiner Freundinn,

dinn, ihr nicht antworten, ſondern nahm ſtillſchweigend das Fernglas, welches ſie mir darboth, von ihren Händen an. Allein wie erſtaunte ich nicht, als ich durch ſelbiges das vorhin bemerkte Thal, in einen weitläuftigen Garten verwandelt ſah, welcher, ſo wohl von außen als von innen, meiner Neugierigkeit die merkwürdigſten Vorwürfe zu erkennen gab. Er war theils mit hohen Mauern, theils mit lebendigen Hecken und Sträuchern umgeben, die aber überall mit großen und kleinen Pforten und Eingängen verſehen waren, welche von vielen wunderlich gebildeten Geſchöpfen, mehrentheils in prächtiger Kleidung, bewacht wurden. Eine unzählige Menge Menſchen beyderley Geſchlechts bemühte ſich, in den Garten hinein zu kommen, und verſuchte bald bey dieſem, bald bey jenem Eingange ihren Zweck zu erreichen. Einige brauchten ſo gar Gewalt, und wagten ſich mit vieler Mühe, die hohen Mauren auf Leitern zu überſteigen, oder die dicken Hecken entzwey zu hauen, die aber vor ihren Augen nur deſto dichter zuſammen wuchſen, je ungeſtümer ſie ſich einen Weg dadurch zu machen ſuchten. Hingegen bemühten ſich andere, wo ſie eine kleine Oeffnung in den Hecken gewahr wurden, unvermerkt mit gebogenem Leibe hindurch zu kriechen, und alſo liſtiger Weiſe, wiewohl nicht ohne die größte Beſchwerlichkeit, zur Erfüllung ihres Wunſches zu gelangen. Viele wurden an Seilen, die ihnen von ihren Freunden, aus dem Garten zugeworfen wurden, aus dem Gedränge heraus, und über die Mauern gezogen, und andere, vornehmlich viele von dem ſchönen Geſchlechte, ſah ich auf eine außerordentliche

Weiſe Flügel gewinnen, und ſchneller als der Bliß durch die Luſt in den Garten eilen. Viele mußten lange warten, ehe ſie die Erlaubniß einzutreten, erlangen konnten, und wurden bald an dieſem, bald an jenem Eingange abgewieſen; da hingegen andere, gleich bey dem erſten Anmelden, ungehindert hinein gelaſſen wurden. Vor den meiſten Thüren des Gartens war eine ſo verwirrte und unruhige Bewegung unter dem häufigen Volke zu verſpühren, daß es nicht anders ſchien, als ob die Menge des begierigen Hauſens denſelben ſtürmen wollte. Nur an einer einzigen kleinen Pforte, zu welcher ein ſchmahler ſteinigter Steg führte, bemerkte ich den Zulauf nicht gar zu groß, ob ich gleichwohl in Acht nehmen konnte, daß die wenigen Leute, die ihren Weg dadurch nahmen, in den beſten und angenehmſten Theil dieſes irrdiſchen Paradieſes gelangten. Einige Frauenzimmer von ausbündiger Schönheit, aber einem ſehr ernſthaften Anſehen, und ganz ſchlechter Kleidung, ſchienen die Aufſicht über dieſen Eingang zu haben, und die Ankommenden genau zu prüfen, wobey ich gewahr ward, daß ſie unterſchiedlichen eine Art von künſtlichen Larven, womit ſie ihre häßlichen Geſichter bedeckt hatten, abriſſen, und ſie mit drohenden Geberden zurück wieſen.

Nachdem ich nun die äußerliche Gegend um den Garten, nebſt den mannigfaltigen Bemühungen der großen Anzahl Leute, die theils hinein kamen, theils draußen bleiben mußten, ſattſam betrachtet hatte, ſo wand ich nunmehro meine neugierigen Augen auch auf deſſen innerliche Beſchaffenheit. Ich bemerkte gleich bey dem erſten Anblicke, daß der weitläuftige Garten, eigentlich aus vier Theilen beſtund, von welchen ein jeder gleichſam wiederum einen beſondern Garten ausmachte. Drey davon waren einander an Größe ziemlich gleich; der vierte aber, zu welchem man durch vorerwähnte kleine Pforte gelangte, war ungleich kleiner, und denen übrigen, von welchen er durch einen breiten und tiefen Waſſergraben abgeſondert wurde, ganz und gar unähnlich; nichts deſto weniger aber ihnen in allen Stücken weit vorzuziehen.

Nimmermehr können die bezauberten Gärten, davon man bisweilen die Beſchreibung in fabelhaften Geſchichten antrifft, eine ſolche Verwunderung bey ihren Leſern erwecken, als die meinige war, die ich bey genauer Betrachtung dieſer vier Theile, meines vor Augen habenden Gartens, im Traume empfand. In dem erſten derer drey größern erblickte ich Bäume, welche, an ſtatt der Früchte, königliche Kronen, Cardinals- und Fürſtenhüte, Biſchofs- und Prälatenmützen, Grafen- und Ritterhelme, und andere theils hohe, theils niedrige Ehrenzeichen, des geiſtlichen und weltlichen Standes trugen, und Blumenſtücke, die mit den koſtbarſten Ordensſternen und Kreuzen beſetzt waren, und durch die mannigfaltigen Farben ihrer Ketten und Bänder, auf denen ſie gleichſam als auf Stengeln ruhten, das prächtigſte Schauſpiel von der Welt dem Auge darſtellten. Ich ſah auch Springbrunnen in dieſem Theile des Gartens, welche unter einem immerwährenden Getöne, von Trompeten, Pauken, Trommeln und andern kriegeriſchen Inſtrumenten ganze Bäche rauchendes Bluts von ſich zu ſprützen ſchienen, und mit einer Menge hoher Palmen und Lorberbäume umringet waren, auf denen ſich die Zweige von ſich ſelbſt in Kränze zuſammenbogen. Hin und wieder ſtund eine große Anzahl güldner, ſilberner, marmorner und metallener Statuen, Pyramiden und Gedächtnißſäulen, deren Inſchriften ich aber wegen der weiten Entfernung nicht erkennen konnte. Der ganze Raum dieſes Gartentheils war mit einer dünnen Wolke gleichſam umnebelt, welche ſich, wie ich bemerkte, von dem Dampfe unterſchiedlicher Rauchfäſſer, die da und dort auf kleinen Altären ſtunden, zuſammengezogen hatte.

Ich wandte hierauf meine Augen auf die andere Abtheilung des wundervollen Gartens, und fand in derſelben alle Reizungen, die nur die Sinne zu beluſtigen vermögend ſind, verſchwenderiſch ausgetheilet. Nicht nur die gewöhnlichen Ergötzlichkeiten, mit welchen Natur und Kunſt die herrlichſten Gärten zu ſchmücken pflegen, waren hierinnen in größter Vollkommenheit anzutreffen; ſondern es waren auch noch alle andere Mittel, die zu dem ſinnlichen Vergnügen wollüſtiger Menſchen gereichen, im Ueberfluſſe vorhanden, und auf die künſtlichſte Weiſe unter einander vermenget. Hier ſtunden gedeckte Tafeln, mit den niedlichſten Speiſen beſetzt, dort floſſen ganze Bäche, von den trefflichſten Weinen und andern annehmlichen Getränken, hin und wieder ſchien eine Menge weicher und mit Roſen und Jeſminen beſtreuter Betten, die Müdigkeit zu einem erquickenden Schlummer einzuladen; überall aber ließen ſich die zärtlichſten Inſtrumente und die ſüßeſten Stimmen mit dem lieblichen Geſange einer unzähligen Menge Vögel um die Wette hören.

Hatten die Wunder, die ich in dieſen beyden erſten Theilen des Gartens, von welchem mir träumte, zu Geſichte bekommen, meine Sinnen in Erſtaunen geſetzt, ſo geſchah ſolches nicht weniger, als mir die unſchätzbaren Reichthümer, womit die dritte Abtheilung erfüllet war, in die Augen fielen. Die Bäume trugen zum Theil die köſtlichſten Edelgeſteine von durchdringendem Glanze und ungemeiner Größe, theils waren ſie mit großen und kleinen güldenen und ſilbernen Münzen beſetzt, welche ſich um deſto häufiger zu vermehren ſchienen, je mehr ſie von ihren begierigen Beſitzern geſammlet wurden; die Blumenſtücke aber prangten an allen Orten mit den feinſten Perlen und den rarſten Corallenſtauden. Was nur von koſtbaren Spezerey- und Seidenwaaren zu erdenken iſt, das war in unglaublicher Menge an dieſem Orte befindlich, ſo daß es nicht anders ſchien, als ob die Kaufmannſchaft der ganzen Welt eine allgemeine Niederlage von ihren Schätzen in dieſer Gegend hätte. Meine Augen waren von den vielfältigen Schönheiten, die ſie zugleich erblickten, ganz bezaubert, und konnten ſich an der Menge der ſeltſamen Dinge, davon ſie gerühret wurden, nicht ſatt ſehen.

Ich befand mich über den Anblick aller dieſer bisher wahrgenommenen Herrlichkeit, in einer ſolchen Entzückung, daß ich ganz vergeſſen hatte, auf den unzählbaren Haufen Volk, davon es überall wimmelte, genau Achtung zu geben. Betrachteſt du nicht einmal, ſprach meine Freundinn zu mir, auch die glückſeligen Einwohner dieſes irrdiſchen Paradieſes, deren Zuſtand dir ohne Zweifel beneidenswürdig vorkömmt? Ich ſäumte nicht lange, ihrem Zureden zu folgen; allein, hilf Himmel! wie groß war nicht meine Beſtürzung über die neuen Gegenſtände meiner Aufmerkſamkeit, die ich zuvor nur mit nachläßigen Blicken angeſehen hatte! Unter der unzähligen Menge Perſonen beyderley Geſchlechts, die in den drey wundervollen Theilen des Gartens durcheinander liefen, verſpührte ich ſehr wenige, die, außer dem Angeſichte, noch eine vollkommene menſchliche Geſtalt an ihrem Körper hätten, und die meiſten davon waren in häßliche Creaturen, an welchen eine ſeltſame Vermiſchung von Gliedern verſchiedener Thiere zu erkennen war, verwandelt. Die prächtigen Kleider und der Juwelenſchmuck, damit ſie zum Theil bedeckt waren, konnten nicht zulänglich ſeyn, die Abſcheulichkeit dieſer unförmlichen Misgeburten zu verſtecken. Einige hatten, an ſtatt der Hände, ſcharfe Löwenklauen oder Bärentatzen; einige giengen auf Haſenpfoten, andere auf Gänſefüßen herum; einige trugen große Bocks- oder Ochſenhörner; andere Schweins- oder Eſelsohren; einige waren mit bunten Pfauen- andere mit Fuchsſchwänzen verſehen; einige hatten, an ſtatt der Haare, Schlangen und Ottern, als hölliſche Furien, um ihre Schläfe hangen; alle aber gaben die deutlichſten Merkmaale eines immerwährenden Verdruſſes, Kummers und ſorgſamer Unzufriedenheit in ihren verſtörten Minen zu erkennen. Ich ſah auch unter ihnen einige Ungeheuer von Rieſenmäßiger Länge, welche, mit grimmigen Geberden die Kleinern, die ſie überwältigen konnten, entweder verſchlungen, oder plötzlich aus dem Garten hinaus, und über die Mauren warfen. Ich ward auch Sirenen gewahr, die ihre Verehrer, welche häufig vor ihnen auf den Knien lagen, mit ſchmeichelhaften Bezeigen, aller Kleidung und Zierrath, damit ſie geputzt waren, beraubten, und ſie zuletzt nackend und bloß, ohne die geringſte Gegenwehr, von ihrer Seite in einer See von Honig verſenkten. Nichts kam mir erbärmlicher vor, als die magern und ganz ausgezehrten Gerippe, welche mit unaufhörlicher Sammlung der güldenen und ſilbernen Münzen, die auf den Bäumen in der dritten Abtheilung wuchſen, beſchäfftiget waren. Sie verſchluckten ſolche mit den ängſtlichſten Gebehrden, und giengen, ungeachtet der Menge von koſtbaren Stoffen und Zeugen, die um ſie herum zu ſehen waren, in ſo abgetragenen und zerriſſenen Kleidern einher, daß man durch ihre Lumpen die elenden und ausgemergelten Körper ohne Mühe wahrnehmen konnte. Hiernächſt beobachtete ich nun auch einen Schwarm giftiger Fliegen und anderer Ungeziefer, die überall herumflogen, und nebſt denen auf der Erde kriechenden Kröten, Eyderen, und andern ſchädlichen Würmern, bald dieſem bald jenem unter dem Haufen einen ſchmerzlichen Stich verſetzten. Doch alle dieſe giftigen Thiere ſchienen dem unruhigen Volke in dem Garten noch keine ſo große Furcht einzujagen, als eine gewiſſe Gattung grauſamer ſchwarzer Vögel von ungeheurer Geſtalt, welche in ſtarker Anzahl über ihren Häuptern herumſchwebten, und ohne Anſehen der Perſon von Zeit zu Zeit manche unter ihnen anfielen, und durch die Luft davon führten. Ich konnte nicht eigentlich erkennen, wo ſie dieſelben hintrugen, ſondern ward nur in einer ſehr weiten Entfernung zwey große Gebürge, eines gegen Morgen, und eines gegen Abend gewahr, davon jenes mit einem hellſtralenden Glanze meine Augen verblendete, dieſes aber eine fürchterliche Finſterniß hinter ſich zu haben ſchien. Nach dieſen beyden Gebürgen flogen die ſchwarzen Vögel mit ihrem Raube zu; doch bemerkte ich dabey, daß die wenigſten derſelben gegen Morgen, die meiſten hingegen aber gegen Abend ihren Weg nahmen. Das, was mir hierbey am bewundernswürdigſten vorkam, war dieſes, daß diejenigen, welche die ſchwarzen Vögel davon trugen, in dem Augenblicke, da ſie von ihnen angegriffen wurden, alle Pracht und Koſtbarkeiten, womit ſie ihre thieriſchen Gliedmaſſen bedeckten, eben ſo wohl, als dieſe ſelbſt, auf einmal verlohren, und nichts als die Geſtalt elender nackender Menſchen behielten, in welchen ſie mit jämmerlichem Bezeigen aus ihrem bisherigen Aufenthalte ſcheiden mußten.

Alles dieſes, was ich anietzo mit erſchrockenem Gemüthe vor mir ſah, verwandelte meine vorigen angenehmen Empfindungen in ein trauriges Nachſinnen, und gieng mir dermaßen zu Herzen, daß ich die Augen mit Seufzen wegwandte, und meine bey mir ſtehende Freundinn betrübt und ſtillſchweigend anſah. Du haſt noch nicht alles betrachtet, hörte ich ſie zu mir reden, was deiner Betrachtung in dieſem Garten würdig iſt! Ich merkte ſogleich, daß ſie die vierte und kleinſte Abtheilung deſſelben meynte, die ich vor heftiger Gemüthsbewegung ganz aus der Acht gelaſſen hatte. Ich bediente mich alſo ihres Fernglaſes von neuem, und ſah mit dem innigſten Vergnügen, daß die entzückende Anmuth dieſer kleinen Gegend mit ihrer natürlichen Einfalt und ungekünſtelten Schönheit alle Reichthümer und Koſtbarkeiten, die ich in den andern dreyen bewundert hatte, unendlich übertraf, und zugleich nichts von ihren Beſchwerden und Gefährlichkeiten an ſich blicken ließ. Ihre Einwohner waren allerſeits wohlgebildete, und mit keinen thieriſchen Gliedern verſtellte Menſchen, die in erbarer, obſchon nicht prächtiger Kleidung herum ſpatzierten, und denen man es an ihren zufriedenen Geſichtern anſehen konnte, wie vergnügt ſie mit ihrem glückſeligen Zuſtande waren. Einige von ihnen betrachteten aufmerkſam den Himmel, andere arbeiteten auf mancherley Weiſe an den Bäumen und Blumenbeeten ihres Gartens, und ſahen mit Freuden die ſchönſten Früchte und Blumen unter ihren Händen wachſen, und noch andere ſtunden an dem Ufer des breiten Grabens, welcher ſie von den Inhabern der größern Theile des Gartens abſonderte, und ſchienen mit mitleidigen Augen auf den bedauernswürdigen Zuſtand ihrer Mitbrüder Achtung zu geben. Ich ſah auch, wie ſie ihnen zuwinkten, und ſie durch allerhand Zeichen den Ort ihres Aufenthalts mit den ihrigen zu verwechſeln vermahnten, ja auch denen wenigen, die ſich von ihnen bewegen ließen, und durch den Graben zu ſchwimmen unternahmen, lange Seile zuwarfen, und ſie damit über das breite Waſſer zu ſich herüberzogen. Von denen giftigen Thieren, die ich in den andern drey Gartentheilen geſehen hatte, konnte ich nichts in ihrer glückſeligen Gegend erblicken, und ſie ſelbſt ſchienen die vollkommenſte Freundſchaft und Einigkeit mit einander zu unterhalten, und ſich nicht den geringſten Anlaß zum Widerwillen und Misvergnügen durch heimliche und öffentliche Verfolgungen, wie die andern, zu geben. Nur dem einzigen Schickſale der ſchwarzen Vögel, die über dem ganzen Garten ſchwebten, waren ſie unterworfen; allein ich bemerkte, daß ſie ſich keineswegs vor ihnen furchten, ſondern ſie vielmehr gelaſſen erwarteten, und bey ihrer Annäherung mit frölichen Augen nach dem glänzenden Gebürge gegen Morgen ſchauten, indem ſie gewiß verſichert zu ſeyn ſchienen, daß ihre Entführer mit ihnen keinen andern Weg, als dieſen, nehmen könnten.

Meine Verwunderung über alle die außerordentlichen Dinge, die ich bishero betrachtet hatte, war ungemein, und machte mich begierig, meine Freundinn, die Dichtkunſt, um die eigentliche Bedeutung der Wunderwerke, die mir ihr Fernglas zeigte, zu befragen. Sie kam mir aber mit dieſem kurzen Unterrichte zuvor: du haſt anietzo den Garten des menſchlichen Glücks in der Welt geſehen! lerne hieraus bedenken, was die Tugendhaften darinnen vor den Ehrſüchtigen, Wollüſtigen und Geldgeizigen für einen Vorzug haben! Hiermit verließ mich meine Freundinn, der Garten verſchwand, und ich erwachte.

Das Gewiſſen.

Richter im Herzen, auf Vernunft gegründet,
Welchem kein Vortheil innre Lippen bindet,
Welchen die Sinne mit geſchminkten Lügen,
Nimmer betrügen!

Schnelles Gewiſſen! daß wir dich empfinden,
Iſt nicht Gewohnheit; Sünden bleiben Sünden.
Dich, wahres Urtheil, läſſet, ſelbſt im Verbrechen,
Gott in uns ſprechen.

Deutliche Kenntniß muß dich unterſtützen,
Willſt du den Menſchen zu der Ruhe nützen.
Eilen bringt Schaden; Zweifel macht verwirret;
Leidenſchaft irret.

Wenn du nur in mir unverblendet wohneſt,
Und meine Thaten durch dein Lob belohneſt:
So wird den Frieden, ſelbſt der Welt Empören
In mir nicht ſtöhren.

Gründliche Regeln, Fälle zu entſcheiden,
Tugend zu lieben, Laſter zu vermeiden,
Haben zum Endzweck, bey der Furcht vorm Leide,
Edele Freude.

Kinder aus Sparta ſuchten Ruhm im Stehlen;
Völker in Süden kennen kein Vermählen;
Römiſche Väter durften nicht erröthen,
Kinder zu tödten.

Falſches Vergnügen ſpürten dieſe Thoren;
Ihr Verſtand hatte Gottes Zweck verlohren,
Itzt läßt Beſtrafung Hirten bey den Schafen
Ruhiger ſchlafen.

Und in Gedanken ſieht mein Geiſt zwo Seelen,
Die ſich beſtändig um ſich ſelber wählen;
O welche Wolluſt, aus den reinſten Trieben,
Ewig ſich lieben!

Noch ſeh ich Väter bey der Kinder Leichen,
Wie ſie das Schickſal klagend nicht erweichen.
Ihnen erzwinget ein natürlich Sehnen
Seufzer und Thränen.

Wenn auch die Menſchen von Natur nicht wüßten:
Daß ſie dem Guten Beyfall geben müßten:
So iſt doch ihnen nicht ins Herz geſchrieben:
Frevel zu üben.

Aber ſo liegt oft die Vernunft im Schlummer;
Selten gebiert uns Aberglauben Kummer,
Und die Gewohnheit wird von blöden Sinnen
Stärke gewinnen.

Daß tauſend Völker eine Gottheit ehren,
Können die Dinge der Natur ſie lehren;
Aber wer lehrt ſie, ihren Gott zu preiſen,
Schändliche Weiſen?

Möchten ſie alle Gott nur deutlich kennen:
Wahrheit und Träume würden bald ſich trennen;
Nie könnte Japan, bey des Landes Neuen,
Menſchen Blut weihen.

Doch ſtille: Blindheit nähret manchen Glauben.
Sollen ſich Völker ihre Ruhe rauben,
Daß ſie voll Zweifel die Vernunft erwählen
Anders zu fehlen?

Wahr iſts, bey beyden machen Gründe bange;
Doch, ſehn ſie Dinge im Zuſammenhange,
So lehrt die Wahrheit ſie, viel falſche Pflichten
Gründlicher richten.

Laß, ſanfte Liebe, edle Seelen brennen,
Und wahre Weiſen eigne Wohlfahrt kennen!
Wirk durch den Pöbel, nach dem innern Rathe,
Eintracht im Staate!

Sterbliche hör ich deinen Werth erheben,
Doch ſeh ich jeden dir zuwider leben;
Ja man erzählt mir: Daß von uns den Thieren
Rechte gebühren.

Denn ich bemerke: Ein verwöhntes Schmecken
Reizt uns, mit Thierblut Hände zu beflecken,
Und wir ſind grauſam, uns zur Luſt im Jagen,
Thiere zu plagen.

Arme Geſchöpfe, die zu uns geſellet,
Euch zu beglücken ſeyd ihr hergeſtellet!
Stillt uns den Hunger kein Gericht von Bohnen,
Sie zu verſchonen?

Aber man lehrt uns, nach entzognen Brüſten,
Im Zungen-Urtheil, Ekeln und Gelüſten,
Ja wir ſind endlich, mit verkehrten Trieben,
Halbe Cariben.

Iſt das der Rechtsgrund, weil wir edler denken,
Daß wir die Leiber dümmrer Seelen kränken,
Die auch ihr Leben, wenn die Wunden fließen,
Schmerzhaft beſchließen?

Was that das Lamm dir, das in Unſchuld weidet,
Das kaum die Schöpfung mit für dich bekleidet?
Müſſen dir Laſter, die am Wolf zu ſchelten,
Glücklicher gelten?

Doch vielleicht mag Gott, größern Mord zu hindern,
Thiere verdammen und ihr Denken mindern,
Daß ſie beruhigt, nie von ihrem Sterben
Kenntniß erwerben.

Wollen auch Thoren nicht vom Wahn geneſen:
Gutes und Böſes ſey dem ewgen Weſen,
Lohnen und Strafen künftig zu beſcheiden,
Keines von beyden?

O blinde Frechheit! welcher Riß von allen
Konnte zum Weltbau Gott vor dem gefallen!
Einen, dem ewig nichts vom beſſern fehlet,
Hat er erwählet.

Und dieſer Endzweck kann ihm nicht veralten.
Beym Schaffen dacht er auch an das Erhalten.
Seelen zum Glücke und erkannt zu werden,
Gründet er Erden.

Er führt die Menſchen zum Geſellſchaftsleben.
Kann Gott hier wollen und ſich widerſtreben?
Nein, ſeine Weisheit mußte Pflichten finden,
Sie zu verbinden.

Drum iſts unmöglich. Gott kanns nicht erlauben,
Daß Geiz und Ehrſucht Ruh und Länder rauben,
Und daß Tyrannen, aus dem Fürſtenorden,
Wüthen und morden.

So, ſtarker Freygeiſt! aus den Schöpfungszwecken
Wirſt du die Tugend und dein Wohl entdecken.
Lerne des Höchſten Eigenſchaft betrachten,
Gutes zu achten.

Muß gleich im Ganzen, aus umgrenzten Dingen,
Einzelnes Böſe zufällig entſpringen;
Gott gab dagegen einen Hang der Seelen,
Gutes zu wählen.

Suche nur in dir, frag in deinem Herzen,
Willſt du nicht lieber Freude, ſtatt der Schmerzen,
Sollen dich nicht du, und die äußern Sachen,
Glücklicher machen?

Folgte dein Vorſatz dieſem innern Triebe;
Unvermerkt übſt du wahre Tugendliebe.
Ja der Welt Böſes muß nach dieſen Gründen,
Weiſen verſchwinden.

Sage nicht ferner: Der Natur Geſetze,
Das du doch fühleſt, ſey ein leer Geſchwätze.
Suche nicht ſinnlich ungeprüfte Lehren,
Dich zu verkehren.

Aber du Schwacher willſt dich ſelbſt bezwingen,
Rechte des Herzens aus dir weg zu dringen.
Gott wird, wenn künftig Zorn und Flammen lodern,
Rechenſchaft fodern.

Rührt dich kein Schrecken und kein Grund zum Schämen?
Sprich: Was für Ausflucht wird dein Witz dort nehmen,
Wenn ſich Gedanken, die die Seele nagen,
In dir verklagen?

Eitele Weiſen ſuchen Ruh zu finden,
Wenn ſie das Böſe auf die Schöpfung gründen,
Und zu fünf Sinnen größer Licht begehren,
Zweifel zu nähren.

Heiligſter! nimmer kann ich von dir glauben:
Dein Wirken ſchuf uns, unſer Heil zu rauben;
Weil ſonſt die Welten in des Nichtes Tiefen
Glücklicher ſchliefen.

Dürft ich der Fälle erſten Urgrund ſehen,
Die ſich, wie Schrauben aus den Wirbeln, drehen:
O ſo entdeckte mein gerührt Gemüthe
Quellen der Güte.

Ob ſtärkre Luſt gleich unſern Willen lenket,
Die Vernunft wird doch nicht dadurch umſchränket;
Denn Güter, die uns gründlicher erfreuen,
Bringen nicht Reuen.

Ewige Weisheit, mein Verſtand erkennet,
Daß ſich im Weſen Guts und Böſes trennet;
Aber er wird nicht, dort, wo ſie ſich ſcheiden,
Irrthum vermeiden.

Dient dann im Ganzen Böſes mit zum Guten:
O ſo vermindre deines Zornes Ruthen;
Denn deine Liebe wird ja unſern Schwächen
Gnade verſprechen.

J. F. Zernitz.

* *

Zweyerley Geſtalten
in einer Perſon.

Man wies mir neulich in einer Kirche ein abgenommenes Marienbild, welches ſo gemachet war, daß man es auf einer Spille herumdrehen konnte, und welches zwey Geſichter hatte, ein lächelndes und ein trauriges. Dieſes erinnerte mich, ob ich gleich in einer Kirche war, an einen Einfall aus der Comödie. Es giebt Männer, ſaget ein Frauenzimmer des Herrn Marivaux, welche zwey Geſichter haben. Außer ihrem Hauſe zeigen ſie allezeit ein lächelndes und freundliches, bey ihrer Frau aber allein ein mürriſches und verdrüßliches. Die Wahrheit zu geſtehen, ſo giebt es noch vielmehr Geſchöpfe mit zweyerley Geſichtern, als die Marienbilder und die Männer, und es iſt von ſolchen vielerley Geſtalten vielleicht wohl deſſentwegen nicht eben viel geredet worden, weil es theils unmöglich iſt, ſie alle zu nennen, theils ſchwer fällt, nicht von ſich ſelbſt zugleich mit vieles zu erzählen. Denn es giebt in der That ſo vielerley Urſachen, welche einen Menſchen zum Proteus machen, daß ich glaube, man könne nicht einmal leichtlich für ſich ſelbſt ſtehen, wenn es die Frage iſt, ob man nicht in gewiſſen Abſichten zweyerley ganz wider einander ſtreitende Geſtalten habe. Eine Frau, die gern etwas ſeltenes hat, darf deswegen auf ihren Mann nicht ſtolz werden, wenn ſie ein doppeltes Geſicht an ihm findet. Und eine ſolche, welche untröſtbar iſt, wenn ſie keine Geſellinn ihres Unglücks hat, hat Urſache, ſich nicht allein zu tröſten, ſondern auch zu vergnügen, wenn ſie die Ungelegenheit, die ihr ein ſolcher doppelter Mann verurſachet, gegen dasjenige hält, was andere zwingt, über dergleichen zweyerley Geſtalten Beſchwerde zu führen.

Damit ich theils dem ſchönen Geſchlechtee ſeinen Rang ungeſtört laſſe, theils dem Frauenzimmer des Marivaux, deſſen ich erwähnet habe, auf ihre Klagen wider die Mannsperſonen antworte, ſo muß ich wohl bey dem Frauenzimmer mit meinen Schildereyen den Anfang machen.

Es giebt weit mehr Leute mit zwo Geſtalten unter ihnen, als ſolche, die ſich über ihr natürliches Geſichte ein anders und ſchöneres malen. Es giebt ſolche, die öffentlich ſehr ernſthafte Geſichter tragen, und die freundlichen aufheben, bis man ohne Zeugen mit ihnen ſprechen kann. Ihre Blicke ſind nur in Geſellſchaft eingezogen, und ihre Wangen pflegen nur in Geſellſchaft zu erröthen. Denn ſie erröthen nicht darum, weil man ihnen etwas ſaget, ſondern weil man es ihnen vor den Leuten ſaget. Vor den Leuten ſind ſie ſtolz; ſie entrüſten ſich, geben kurze Antworten und wenden ſich weg. Die Einſamkeit aber verändert ſie: ſie fangen ſelbſt zu ſchmeicheln an; ſie lachen über das, worüber ſie ſonſt zornig werden; ſie finden kein Ende, ſchöne Dinge zu ſagen, und an ſtatt zu fliehen, laſſen ſie ihre Hände in der Gewalt ihres Beſtreiters. Sie ſind, wie viele Blumen, welche ganz andere Farbe zu haben ſcheinen, wenn ſie in der Sonne ſtehen, und wiederum andere, wenn ſie im Schatten verſtecket ſind.

Die Lauretten ſind Perſonen, deren zwo Geſtalten nur in wenigen von der vorigen Art unterſchieden ſind. Sie ſind gegen den einen Liebhaber ſtreng und tugendhaft. Sie antworten ihm auf ſeine Liebeserklärungen mit Tugendſprüchen, wo nicht gar mit Verweiſen; und wiſſen den einen Liebhaber zu überreden, daß er an ihnen allein die unüberwindliche Keuſchheit und den Widerſtand angetroffen habe, den er ſo oft geſucht und nicht gefunden. Die ganze Urſache aber, warum ſie gegen den einen ſo tugendhaft bleiben und die Penelope ſo wohl vorſtellen können, iſt, weil ſie dieſe Larve zuweilen in den Armen eines andern Liebhabers von ſich legen. Der Herr von Hagedorn bildet dieſe Lauretten folgender Geſtalt ab.

Sie widerſteht der Schmeicheley
Und was noch mehr, auch den Geſchenken.
Warum? ſie ſelbſt iſt nicht mehr frey,
Und kann an Guido nur gedenken;
An Guido nur, der ihr gefällt,
Und jenem ſchon zuvor gekommen,
Drum wird vor Gismund, vor der Welt
Ein Ernſt voll Keuſchheit angenommen,
Ein unerheitertes Geſicht,
Ein Wohlſtand, der in Ehrfurcht ſetzet,
Und Tugend, Ehrbarkeit und Pflicht
Viel höher, als das Leben, ſchätzet.
Umſonſt iſt ſeine Redekunſt,
Umſonſt ſein Flehen und Verſprechen:
Nichts, nichts erwirbt ihm ihre Gunſt,
Nichts kañ den froñen Vorſatz brechen.

So züchtig ſind zu aller Zeit,
So unerbittlich viele Schönen,
Die doch den Wahn der Grauſamkeit
In eines dritten Arm verhöhnen.

Andere Frauenzimmer machen in Geſellſchaft über alles, was geſchieht, vergnügte Geſichter, und erſt zu Hauſe kommen die höhniſchen Geberden nach, wodurch ſie ihren Unmuth darüber zu verſtehen geben. Man ſollte meynen, ſie wären wie derjenige Schäfer, welcher von ſeiner Schäferinn eine Maulſchelle bekam, und anfangs dieſelbige nicht zu fühlen ſchien, aber nach ein paar Stunden, bey der Erinnerung an dieſelbe, die bitterſten Thränen weinte.

Viele ſind eben deswegen öffentlich und bey Gaſtereyen ſehr mäßig, weil ſie im Stillen ſich ganz auf der entgegengeſetzten Seite zeigen. Man erzählet von einer kleinen Stadt, daß die Jungfern dem Augenſcheine nach, daſelbſt keinen oder ſehr wenig Wein trinken. Dennoch will man ſie Abends in der Dämmerung zuweilen erwiſchet haben, daß ſie ein Fläſchchen mit Weine geſchwind unter der Schürze verborgen.

Inſonderheit iſt es eine merkwürdige Verwandlung, welche Boileau beſchreibt:

Dir wird ſie ſpröden Stolz und ein verdrüßlich Schweigen
Doch andern Anmuth, Huld, und ſcherzhaft Weſen zeigen,
Es iſt für andre bloß, daß Gold und Stoff ſie ziert,
Daß man das Roth vermalt, die Schminke ſtark verſchmiert,

Daß ſich um ihren Kopf geübte Finger rühren,
Ein künſtliches Gebäu von Haaren aufzuführen.
Du darfſt den ganzen Tag nicht in ihr Zimmer gehn.
Soll ja dein keuſcher Schatz dir einſt zu Dienſte ſtehn:
Geduld, mein guter Mann, bis ſie das Schlafzeug träget,
Und ihre Schönheit erſt auf ihren Nachttiſch leget,
Bis ihre Lilgenhaut, der Wangen Roſenpracht,
Die nun der Wäſcher hohlt, vier Tücher ſchwarz gemacht.

Ueberhaupt glaube ich, daß mir viele von denenjenigen Leuten Beyfall geben werden, welche in ihrem Leben einmal gefreyet haben. Wenn es dabey ſo zugeht, wie man mir erzählet hat, ſo können ſolche Verliebte, daferne nur die Hochzeit einige Monate vorbey iſt, nicht in Zweifel ziehen, daß es Leute mit zweyerley Geſichtern gebe. Eine Mannsperſon ſaget man, zieht ein neues Kleid und zugleich ganz neue Geberden an. Sie bemühet ſich, den Hals ein wenig in die Höhe zu richten, die Schultern zurück zu halten, und die Beine auswärts zu ſetzen. So gehe der liebenswürdige Ueberwinder ein paarmal in der Stube herum, fraget ſeine Freunde, wie er ihnen gefalle, und bereitet ſich nunmehr auf einmal gelaſſen, höflich, demüthig, geſprächig, freundlich, munter und nach Gelegenheit, wie es das Frauenzimmer nennt, auch ein wenig loſe zu ſeyn. Der Geizige hängt ſeine Sparſamkeit an den Nagel, und kaufet ſich etliche Galanteriewaaren; der Verſchwender lernet etliche Regeln von der Haushaltung, und der Grobe etliche Complimente auswendig. Kurz, jeglicher nimmt Tugenden an, die ſonſt ſein Lebtage nicht in ſein Haus gekommen ſind. Er geht hierauf nach dem Hauſe ſeiner erwählten Liebſte, ſein Anſuchen vorzubringen. Dieſe hat ſchon ein wenig Wind davon bekommen, und ſtellet ſich an, als ob ſie ſo beſchaffen wäre, wie er ſie haben wolle. Will er ſie haushältig, ſo entſchuldiget ſie ſich, daß ſie ſich nicht dazu angezogen, einen ſo vornehmen Beſuch anzunehmen; ſie hat heute zu thun. Es iſt alles unruhig bey ihr. Sie läuft ſich beynahe Blaſen auf den Fußſohlen, geht nach einer einzigen Sache etlichemal, und öfters ganz und gar ohne Noth, von ihm weg, thut geſchwinde Schritte, rufet die Mägde, keift ein wenig zur Probe, und läuft ihm ſo gar öfters mitten in der Liebeserklärung davon, zu ſehen was in der Küche gefallen iſt, und ob nicht etwan ein Topf zerbrochen worden. Will er ſie artig, und eine Frau, die zu leben weis: ſo wird alles weggeworfen, was nach der Küche riecht. Sie ſitzt vier Stunden auf einem Flecke, ohne zu gähnen: ſie entſchuldiget, daß ihre Köchinn den Caffee nicht ſtark genug gemacht, und wenn ſie nicht halb franzöſiſch reden kann; ſo redet ſie das Deutſche ein wenig auf franzöſiſche Art, damit es das Anſehen hat, als ob ihr dergleichen Redensarten aus der franzöſichen Sprache anhiengen. Dieſe Verſtellung währet bis nach dem Hochzeittage, und Bräutigam und Braut legen mit ihrem Kranze zugleich ihre Beſcheidenheit, ihre Höflichkeit, ihr gelaßnes Weſen, ihre Häuslichkeit, wieder ab, und ſind denenjenigen jungen Eheleuten nicht unähnlich, welche am Hochzeitabende ihre Zähne ausnahmen, die Haare vom Kopfe thaten, das eine Auge aushuben, das eine Bein abſchnallten, und alles zuſammen, wodurch ſie einander ſchön und liebenswerth geſchienen hatten, von ſich auf den Tiſch legten.

Die Mannsperſonen ſind nicht ungeſchickter, ſich zu verwandeln, als das Frauenzimmer. Ein Mann, welcher den ganzen Morgen in den Vorzimmern ſeiner Patronen, mit ehrerbiethigen Stellungen, mit tiefen Verbeugungen, mit lauter Reden von Ergebenheit, Gehorſam, Unterthänigkeit zugebracht, der niemals recht laut und nachdrücklich, ſondern allezeit aus Ehrerbiethigkeit, mit einer leiſen und furchtſamen Stimme geſprochen, kömmt nunmehr nach Hauſe, die Beſuche anderer Leute anzunehmen. Auf einmal flieht die Gefälligkeit, die Ergebenheit, das einnehmende und ſchmeichelnde Weſen, das vorher an ihm erſchien, aus ſeinem Angeſichte, und machet einer ſtolzen Ernſthaftigkeit Platz. Seine Stirne, welche vorher ganz aufgeklärt und glatt geweſen, altert auf einmal und zieht ſich in Runzeln. Sein Leib wird ſteif, und verlernet, ſich tief zu bücken. Seine Stimme wird ſtärker und beherzter, und redet nunmehro von Dienſtwilligkeit und Vorſorge. Unterdeſſen iſt dieſes eine Verwandlung, welche am erſten zu entſchuldigen iſt. Die Gewohnheit und das Ceremoniel, welche ſich auf die verſchiedenen Verhältniſſe der Menſchen gegen einander gründen, machen dieſe Verkleidung nothwendig. Und es kömmt öfters in dieſem Falle, daß keine von dieſen beyden die wahre Geſtalt desjenigen Mannes iſt, der ſie annimmt; ſondern daß er noch eine dritte Geſtalt hat, welche er unter guten Freunden zeiget, und welche weder ſo demüthig, wie die erſte, noch ſo ſtolz, wie die andere, in die Augen fällt.

Aber wenn ein anderer, ohne daß ihn dergleichen Geſetze zwingen, dasjenige bloß aus eignem Triebe thut, was jener der Gewohnheit zu gefallen thun mußte; wenn es ſcheint, als ob er eine ganz andere Sprache mit ſeinen Bedienten redete, als diejenige, worinnen er mit andern Leuten ſpricht; wenn er ſo viel Schimpfwörter gegen die Seinigen ausſtößt, als er den Tag über andern Leuten Höflichkeitsbezeugungen gemacht hat; wenn er bey andern Leuten gelaſſen iſt, ſich alles gefallen läßt, ſich niemals entrüſtet, und ſo bald er in ſein Haus tritt, ſeine Gemüthsbewegungen wieder aus den Klüſten herausläßt, worinnen er ſie angefeſſelt hatte; wenn ihm ſo dann niemand mehr etwas recht machen kann; und kurz, wenn er in Geſellſchaft verträglich und zu Hauſe jähzornig iſt: ſo kömmt mir ein ſolcher Mann einigermaßen als das Widerſpiel des Girot beym Boileau vor. Jener bezeugte ſich ſehr ſtolz, wenn er als ein Schweizer an der Kirchthüre mit der Hellebarde Wache ſtund, und ſo bald er nach Hauſe kam, ward er wieder ein unterthäniger Laquey eines Geiſtlichen,

Valet ſouple au logis, fier Huiſſier à l'Égliſe

Ein ſolcher Mann aber iſt den ganzen Tag über ein unterthäniger Diener aller Leute; und wenn der Abend kömmt, und er ſich in ſeine vier Pfähle verfüget hat, ſo fehlet ihm zum Schweizer nichts weiter, als der Bart und die Hellebarde, deren Stelle doch zuweilen ein Stock zu vertreten pflegt.

Ein anderer iſt nur außer ſeiner Wohnung beredt, und er verſtummet, ſo bald er über ſeine Schwelle tritt, und ſeiner ordentlichen Zimmer und ſeines täglichen Hausrathes anſichtig wird.

Noch andere hören und ſehen nur bey andern Leuten. Zu Hauſe aber ſind ſie taub und blind, und müſſen geſtoßen werden, wenn ſie etwas wahrnehmen ſollen.

Eine ganz ſonderbare Gattung von Leuten iſt noch diejenige, welche nur vor den Leuten ordentlich iſt. Man ſollte nicht meynen, wenn man einen ſolchen Menſchen ſieht, daß er die geringſte Sache an ihrer unrechten Stelle erſehen könnte, da kein Haar von ihm am unrechten Orte liegt; oder daß er die geringſte Unreinlichkeit leiden könnte, da er ſie an ſeiner Kleidung niemals erdulden kann; oder daß er den geringſten Gang zu gehöriger Zeit zu thun verſäumte, da er alle ſeine Schritte abmißt. Unterdeſſen iſt es öfters mehr als zu gewiß, daß er alle ſeine Ordnung außer ſich trägt und nur öffentlich zeiget. Man bekömmt ihn in ganz anderm Lichte zu ſehen, wenn man ſein Zimmer eröffnet. Man ſieht ſeine Bücher in ganz anderer Ordnung, als ſein Haar; ſein Zimmer eben ſo ſtaubicht, als reinlich ſeine Kleidung iſt, und wenn er ſeine äußerſten Kleider weglegt, ſo kommen unter denſelben ſehr ſchmutzige und zerriſſene hervor. Wer ſollte wohl bey dieſer Gelegenheit entſcheiden können, ob ein ſolcher Stutzer ordentlich oder unordentlich zu nennen ſey; zumal da er bey dieſen abgemeßnen Schritten ſeine Angelegenheiten den

Krebsgang gehen läßt, die er durch einen einzigen Gang in gutem Stande erhalten könnte.

Ich übergehe viele von dergleichen Schildereyen, damit ich noch Zeit haben möge, die Urſache zu unterſuchen, woher dieſe Maſkerade in ihrer Aufführung entſtehe. Wenn ich nicht die ſonderbarſten angeführet habe: ſo muß man bedenken, daß ich deswegen ein wenig bekannte Arten von dergleichen Leuten anführen müſſen, damit ich deſto eher erweiſen könne, daß die Gewohnheit, zweyerley Geſtalten zu haben, ſehr allgemein ſey.

Ob aber gleich die Verſtellung die erſte Urſache hiervon iſt, die einem beyfällt: ſo iſt es, dünkt mich, doch nicht die einzige. Unterdeſſen müſſen wir ſie mit anführen, weil die Begierde, anders zu ſcheinen, als man iſt, ſehr oft verurſachet, daß der Menſch ſich ſelbſt ganz unähnlich wird. Ein Menſch findet einen Fehler an ſich. Er findet z. E. daß er ganz mürriſch und in der Geſellſchaft unangenehm iſt. Durch langen Zwang erhält er endlich ſo viel über ſich, daß er bey andern Leuten ſich angenehm aufführet, ſich freundlich bezeigen und ſo reden lernet, wie es die Geſellſchaft gern haben will. So bald er nach Hauſe kömmt: ſo kömmt er wieder in ſeine Gelaſſenheit. Sein Geiſt, welchem der lange Zwang beſchwerlich fällt, wird müde, einer Gefälligkeit nachzuahmen, die ihm nicht natürlich iſt. Er hat hundert Frauenzimmer den Tag über angelächelt und ihnen geſagt, daß ſie ſchön ſind. Nur für ſeine Frau bleibt ihm nichts zu ſagen übrig. Und an ſtatt daß andere bey vielem Stolze und bey einer angenommenen Sprödigkeit viele Schmeicheleyen von ihm erhalten: ſo kann dieſe allein mit ihren größten Liebkoſungen nicht ein angenehmes Wort von ihm erpreſſen. Es würde grauſam ſeyn, wenn man die Gewalt, die er ſich anthut, wider ſeine Natur geſellig zu ſeyn, damit belohnen wollte, daß man den Zwang ſpottete, den er deswegen an ſich ausübet. Unterdeſſen glaube ich doch, daß einem ſolchen Manne, bloß um die Gleichheit in dem Ehſtande zu erhalten, nicht Unrecht geſchieht, wenn er eine geſchminkte Hausehre hat. Wie er nur für andere Leute und nicht für ſeine Gattinn angenehm und freundlich iſt: ſo iſt ſie ſodann nur für andere Leute, und nicht für ihren Mann, ſchön und liebreizend. Er kömmt nach Hauſe und leget mit ſeiner Perücke und ſeinen Staatskleidern ſeine ganze Höflichkeit und Geſelligkeit ab. Sie kömmt von dem Beſuche zurücke; und leget ihre Roſen und Lilien auf den Nachttiſch. Er geht murriſch und ſie häßlich zu Bette. Er küſſet mit einem verdrüßlichen Munde ihr gelbes Geſichte. Was hat ein ſo gleiches Paar wohl immermehr einander vorzuwerfen? Wenn ſich die Frau nicht noch hierüber beſchweren kann, daß er erſt, wenn er ausgeht, vor der Thürſchwelle ſein freundliches Geſicht wiedernimmt, da ſie doch noch, ehe ſie aus ihrem geheimſten Zimmer geht, ihre Schönheit wieder anzieht. Ich will hier von derjenigen Verſtellung nicht weitläuftig reden, dadurch man nicht ſo wohl ſeine Fehler gut zu machen, als andere zu betrügen ſuchet. Einer ſolchen Verſtellung iſt es natürlich, daß ſie dem Menſchen zweyerley Geſichter giebt. Denn er ſuchet dasjenige, was an ihm häßlich iſt, nicht auf beſtändig zu bedecken, ſondern auf eine Zeit lang zu verbergen, damit er es hernach deſto bequemer, wenn es ſein Eigennutz erfordert, wieder annehmen könne.

Eine andere Urſache der Veränderung an einem Menſchen iſt die natürliche Trägheit deſſelben. Wir fangen ſo gleich an, etwas nachläßig zu ſeyn, als nichts mehr außer uns iſt, welches uns ſonderlich anſpannet und uns aufmuntert, unſre Gedanken beſtändig im Gange zu erhalten. So bald dieſes wegfällt; ſo verlieren wir Freundlichkeit, Artigkeit, Sprache, alles auf einmal. Es muß gewiß ſchon eine geſchäfftige Seele ſeyn, die ſich ſelbſt in Bewegung erhält. Daß uns aber, wenn wir in unſrer täglichen Wohnung ſind, nichts anders, als was außer uns iſt, munter machet, daran iſt eben ſchuld, weil nicht leichtlich etwas darinnen iſt, welches wir nicht täglich darinnen ſehen; und weil uns alles dieſes ſo wenig rühret, als die ſchönſte Ausſicht aus einem Fenſter, daraus wir ſeit vielen Jahren alle Tage herausgeſehen haben. Dieſe Nachläßigkeit werden wir am meiſten bey denenjenigen finden, die einen großen Theil des Tages auswärts, und zwar beſtändig unter Dingen zubringen, welche dem Geiſte viel zu thun geben. Sodann iſt es kein Wunder, wenn ein Menſch, der den ganzen Tag geſprächig geweſen, ſtille ſchweigt, ſo bald er nach Hauſe kömmt. Er thut nichts anders, als wenn derjenige, der den ganzen Tag gegangen oder geſtanden, ſich auf einen Lehnſtuhl ſetzet und die Beine über einander leget, ohne daß er leichtlich Luſt bekömmt, wieder aufzuſtehen. Ein ſolches Stillſchweigen und mürriſches Weſen rühret nicht von der

Natur, auch nicht daher, daß man zu Hauſe verdrüßliche Dinge vor ſich hat: ſondern es iſt nichts anders, als eine Folge von der Müdigkeit der Seele, und kann alſo eher unterbrochen, als getadelt werden. Denn ein Menſch, ſo müde als er iſt, wird nicht unterlaſſen, ſeine Glieder in Bewegung zu bringen, wenn ihn nur etwas dazu antreibt, das deſſen werth iſt. Und ein ſolches verdrüßliches Geſicht iſt ebenfalls leichtlich wieder aufzuklären, wenn es nur einen Antrieb hat, und bey der Müdigkeit der Seele etwas anders, als ſtumme Wände, und ſtumme Perſonen, zu ſehen bekömmt. Hingegen kann eine Seele, die an ſich ſelbſt munter iſt, unmöglich beſtändig in Ruhe bleiben, wenn auch nichts iſt, das ſie rühren und aufwecken könnte. Wenn alſo ein muntrer Menſch ſehr ſelten außer ſeinem Hauſe iſt, und dennoch in demſelben beſtändig eine verdrüßliche Mine und eine ſtumme Zunge behält: ſo müſſen wohl noch andere Urſachen, als die natürliche Nachläßigkeit und die Müdigkeit der Seele, da ſeyn.

Die größte davon iſt wohl dieſe. Die Geſichter der Menſchen haben eine Sympathie untereinander, welche darinnen von allen andern Sympathien unterſchieden iſt, daß ſie ſich aus ganz natürlichen Urſachen erklären läßt. Ein Geſicht richtet ſich nach dem andern, und ein einziger Menſch kann, durch eine ausnehmende Freude oder Traurigkeit in ſeinem Geſichte, eine ganze Geſellſchaft traurig oder luſtig machen. Denn wenn die Seele eine traurige oder verdrüßliche Geſtalt gewahr wird: ſo hat ſie traurige und verdrüßliche Empfindungen, woferne dieſe Geſtalt nicht durch ihr träuriges und verdrüßliches Weſen ſelbſt etwas in ihrer Vollkommenheit beyträgt. Es kann alſo kommen, daß ein Menſch, welcher weder von Natur verdrüßlich noch ermüdet iſt, noch in eine Nachläßigkeit ſinket, dennoch zu Hauſe ſein Geſicht aus dem allerfreundlichſten Anblicke auf einmal in eine mürriſche Geſtalt verwandelt, wenn er eines andern dergleichen mürriſches Geſichtes anſichtig wird. Sein Haus iſt ſodann eine Höle, worinnen ein gewiſſer Dampf aufſteigt, der allen, die hineintreten, eine Todtenfarbe giebt. Und diejenigen Perſonen, die einen zu einem ſo mürriſchen Geſichte Anlaß gegeben, ſind ſodann eben ſo wenig berechtiget, ſich darüber zu beſchweren, als ſie ſich über ihren Spiegel beſchweren können, wenn er ihnen ein mürriſches Geſicht zeiget. Denn wenn ſie ihm kein verdrüßliches Antlitz weiſen, ſo würden ſie auch keines zu ſehen bekommen.

* *

Erzählung.

Im Schatten buhleriſcher Zweige
Sinkt Thyrſis Mund auf Chloris Hand,
Und ſchwört: Der Himmel iſt mein Zeuge,
Dein Werth hat dieſe Gluth entbrannt.
Wenn trauſt du endlich meinen Schwüren?
Glaubſt du, daß dich ein Herz verletzt,
Das, deine Blicke zu verlieren,
Schon für ſein größtes Unglück ſchätzt?

Dein Mund befahl mir einſt, zu hoffen;
Ich thu es, Chloris, voller Qual.
Was noch nicht einmal eingetroffen,
Das wünſch ich ſchon unzähligmal.
Der Lenz von unſern jungen Tagen
Wird alle Stunden hingerückt;
Iſts recht, den Augenblick zu zagen,
Der ſich zu treuen Küſſen ſchickt?

Sie ſchlägt die blauen Augen nieder,
Und hält beſchämt die Schleifen feſt,
Die Zephyrs gaukelndes Gefieder
Um ihren Buſen flattern läßt.
Ach Thyrſis! mein – – hier bleibt ſie ſtecken,
Mein Herz – ſo fängt ſie ſtammelnd an,
Mein Herz muß ſich vor dir entdecken,
Das ſich vor dir nicht wehren kann.

Ich kann dich freylich niemals haſſen:
Doch, wenn du mich ein Jahr geliebt;
Wirſt du die Chloris auch verlaſſen,
Die ſich ſo unſchuldsvoll ergiebt?
Doch eine Bruſt, nach meinen Trieben,
Iſt voll Vertraun und Zärtlichkeit.
Ich will dich ewig ewig lieben!
Mein Zweifel hat mich längſt gereut.

Der Schäfer ſchwört zu ihren Füßen,
Bey grauen Haaren treu zu ſeyn;
Und ſammlet von den erſten Küſſen
Die nie beſchriebne Wolluſt ein.

Verliere, ſpricht er, deine Heerden!
Verliere Garten, Hütt und Feld!
Du ſollſt mir dadurch lieber werden,
Wenn nur dein Herz die Gluth behält.

Sie ſchlingt die kleinen runden Arme
Dem edlen Schäfer um den Hals.
Und gleich kömmt in dem nahen Schwarme
Die ſchlimme Nachricht ihres Falls.
Die Hirten keuchen von dem Laufen,
Der erſte ſchreyt: Ach! welcher Streich!
Ach Chloris! Unſrer Feinde Haufen
Entführen deine Heerden gleich.

Was konnten unſre Stäbe nützen,
Wo man die blanken Waffen ſchwingt?
Wir ſind zu ſchwach, dich zu beſchützen,
Da dieſer Unfall auf dich dringt.
Sie fliegen nach den ſichern Mauern,
Der Raub macht ihren Zug nicht ſchwer;
Wir kommen nur, dich zu bedauern,
Mit dieſen Schäferinnen her.

Sie ſeufzt, und lehnt mit mattem Blicke
Das Haupt an ihres Thyrſis Bruſt.
Hier, ſpricht ſie, hab ich noch mein Glücke!
Dieß tröſtet mich auf den Verluſt.
Kein Raub kann mir dieß Herz entwenden ..
Der Schäfer unterbricht ihr Wort,
Er macht ſich los, mit beyden Händen,
Und geht mit ſtolzen Schritten fort.

Das arme Kind fängt an zu weinen,
Die Schweſtern laufen ihr in Arm,
Und, da ſie Fleiß und Troſt vereinen,
Betäuben ſie den innern Harm.
Ach! Kinder, müßt ihr ja noch lieben,
Spricht Chloris, die man ängſtlich hört:
So flieht, ſo flieht vor deſſen Trieben,
Der ſeine Redlichkeit beſchwört!

C.

* *

Das angenehmſte und ſicherſte Mittel, recht tugendhaft zu werden.

Es iſt faſt Schade um meine Arbeit, daß ſie in die Beluſtigungen kommen ſoll. Sie iſt viel zu wichtig und viel zu beſonders, als bloß zu beluſtigen. Ich beſtreite einen Irrthum, den alle Welt für eine ausgemachte Wahrheit annimmt; ich erweiſe eine Wahrheit, die alle Welt als einen Irrthum verdammt: Und zwar beſteht dieſe Wahrheit nicht etwa in einer müßigen Betrachtung. Ich beſchäfftige mich nicht, eine algebraiſche Rechnung aus Wolfen abzuſchreiben, oder einen metaphyſiſchen Satz durch eine tiefſinnige Abhandlung zu verdunkeln. Mein Satz läuft in die Sittenlehre: er läuft nicht hinein; es iſt der wichtigſte Satz derſelben. Ich will weiſen, wie man zur Tugend kommen ſoll; ich will zeigen, daß die mürriſchen Sittenlehrer unrecht haben, die uns zur Erhaltung dieſer Abſicht ſo ſtrenge Regeln vorſchreiben, daß kein Menſch Luſt bekömmt, tugendhaft zu werden. Ich will einen andern Weg zur Tugend weiſen,

der angenehmer blüht,
Als jene rauhe Bahn. Günther.

Wären für die Unterſuchungen moraliſcher Wahrheiten beſondere Geſellſchaften geſtiftet; würden die Schriften dieſer Geſellſchaft in beſondern Sammlungen gedruckt, wie dergleichen Ehre den unnützen mathematiſchen Wahrheiten wiederfährt, ſo würde ſich meine Abhandlung auf eine andre Art zeigen. Doch da mein Eifer, für den Nutzen des ganzen menſchlichen Geſchlechts, mir nicht erlaubt, ſie ſo lange zu verbergen, bis ſie in eine Sammlung meiner Werke könnte eingedruckt werden: ſo thue ich am beſten, daß ich das Mittel ergreiſe, dadurch ich ſie allerley Leuten bekannt machen kann. Doch was halte ich mich ſo lange im Eingange auf? Es iſt Zeit, daß ich die Entdeckung meiner Wahrheit ſelbſt anfange.

Erinnert euch nur, wertheſte Mitbürger und Mitbürgerinnen, iſt euch nicht von Jugend auf von euren Aeltern und Lehrmeiſtern vorgeſagt worden: wer recht tugendhaft werden wolle, der müſſe alle Laſter, alle Gelegenheit zu Laſtern aufs ſorgfältigſte vermeiden, und im Gegentheile mit allem Eifer nach der Vollkommenheit ſtreben? Haben euch nicht dieſe Eigenſinnigen, die emſindlichſten Ergötzungen vergällt, weil ſie darinnen entweder was böſes oder doch Gelegenheit zu was böſen zu ſehen glaubten? Aber beredet ihr euch denn wohl, daß ſie euch recht geführt?

Ihr wäret noch viel zu glücklich, wenn ihr Fehler nur darinnen beſtünde, daß ſie euch die Tugend auf eine ſehr widerwärtige Art gelehret, die ſie euch viel reizender hätten lehren können; aber ach! hierinnen ſeyd ihr betrogen. Auf dem Wege könnt ihr nicht einmal zur Tugend kommen, den ſie euch gezeigt haben. Folget mir, ich will euch zurechte führen. Wollet ihr recht tugendhaft werden: ſo werdet erſt recht laſterhaft. Verſaget euren Lüſten nichts. Gebrauchet euch eures Lebens. Kein Laſter halte euch durch ſeine Schändlichkeit ab, es zu begehen. Ich ſage durch ſeine Schändlichkeit; denn ſonſt werdet ihr wohl ſelber ſo klug ſeyn und eine That bleiben laſſen, wenn ihr deswegen ſolltet gehangen oder geköpft werden. Wenn ihr nach dieſen Vorſchriften handelt, ſo werdet ihr den höchſten Grad der Tugend erreichen. Das iſt es, was ich euch beweiſen will.

Befürchtet euch nicht, daß ich meinem Beweiſe eine ekelhafte Erklärung, was Tugend und Laſter ſey, voranſenden werde. Das höret man ja von Jugend auf, und es iſt bekannt, daß die Leute, die am wenigſten gehörige Begriffe davon haben, darüber am freyeſten urtheilen. Ich kann das Papier, das ich der Erklärung geben müßte, nützlicher anwenden, meine Beweisthümer recht gründlich und weitläuftig auszuführen.

Was uns ungewönhlich iſt, das bewundern wir allezeit am meiſten. Das Heer jener entfernten Sonnen, die uns die Nacht entdecket; den Weltkörper, der uns Leben, Licht und Wärme verleiht, betrachten wir niemals ſo aufmerkſam, als eine verbrannte Erdkugel, die durch unſre Planetenbahn eilet, oder ein unreifes Gewitter, deſſen zu zeitig entzündete Dünſte den Himmel furchtbar erleuchten. Iſt dieſes richtig, ſo folget, die Tugend wird bey dem nicht ſo ſehr in die Augen fallen, der ſich beſtändig in ihr geübt hat, als bey dem, der ſich vor den Laſtern gählings zu ihr bekehret. Von dem erſten iſt man das gewohnt, daß er lobenswürdige Handlungen vornimmt, und daher betrachtet man ſeine vortrefflichſten Thaten mit Kaltſinn: bey dem andern erſtaunet man über alles, was nur einen Schein des Guten hat. Bey dem erſten wird die beſtändige Tugend ekelhaft werden, bey dem andern wird ſie angenehm ſeyn, weil ſie ſelten iſt. So wird uns der Dichter mit ſeiner Gelehrſamkeit verdrüßlich fallen, in welchem jede Zeile ein Satz vom Newton oder Leibnitz iſt; aber das wird uns angenehm ſeyn, wenn ein junger Reimer, alle ſeine Wiſſenſchaft zu zeigen, in einem Hochzeitliede die beſte Welt, oder die copernicaniſche Planeten-Ordnung anführet. Alſo wird es bey weitem nicht ſo viel Ehre bringen, beſtändig tugendhaft geweſen zu ſeyn, als es nach vielen Laſtern erſt zu werden. Wer machet denn wohl das meiſte Aufſehen? Ein Erbe, der von ſeinem vernünftigen Vater mit Gelde umgehen gelernet, oder ein Sohn, deſſen Munterkeit von einem geizigen Alten allzuenge Schranken geſetzet wurde? Niemand wird ſich um den erſten bekümmern; denn er führet ſeine Wirthſchaft noch eben ſo ordentlich fort, als er ſonſt gewohnt war; aber des andern veränderte Lebensart wird in der halben Stadt Lärmen machen. Horaz hat wohl niemals die ſchönſte Stelle ſeines Homers,

— — — qui nil molitur inepte,

mit einem lächelnden Beyfalle beehret. Aber dergleichen Ehrenbezeugung erzwingt ſich von ihm

. . . . Chörilus,
Bey deſſen Verſen man verwundernd lachen muß,
Wenn er zuweilen noch was leidliches getroffen.
Gottſched.

Auf eben die Art rührt das Unerwartete in der Tugend eines bekehrten Laſterhaften.

Nun bilde ſich aber niemand ein, als ſey es ein ſtrafbarer Ehrgeiz, zu dem ich hier Gelegenheit gebe. Nicht die Ehrbegierde darf uns antreiben, auf eine in die Augen fallende Art tugendhaft zu werden: unſere Pflicht verbindet uns dazu. Wir ſollen durch unſer Beyſpiel ſo viel beſſern, als möglich iſt. Wir beſſern aber allezeit deſto mehr, jemehr unſer Beyſpiel Aufſehen machet. Ein Menſch, von dem man nach allen Regeln der Wahrſcheinlichkeit geſchloſſen hat, er achte Gebeth und Religion nicht viel, wird niemals mehr erbauen können, als wenn er in vieler Gegenwart, bey einer Gelegenheit bethet, da es gar nicht gebräuchlich iſt. Denn da kann kein Spötter ſagen: er habe ſich nach der Mode gerichtet, oder das Bethen ſey ihm ſo gewöhnlich. Wenn man aber die Ehre und die Erbauung, von denen ich geredet habe, beyſeite ſetzen will, ſo iſt doch leicht zu ſehen, daß es nicht möglich ſey, recht tugendhaft zu werden, ehe man recht laſterhaft geweſen. Die Laſter haben allezeit gewiſſe ſcheinbare Annehmlichkeiten; wer iſt wohl fähig,

hig, ihnen dieſe Larve abzuziehen, und ſie in ihrer natürlichen Häßlichkeit zu betrachten? Derjenige gewiß nicht, der ſie nur von weitem ſieht. So wie der nimmermehr die gelbe Haut eines Frauenzimmers und ihr pockennarbigtes Geſichte erkennen wird, der ſie niemals in der Nähe geſehen hat. Man bilde ſich nicht ein, daß die Schriften der Sittenlehrer uns die wahre Geſtalt der Laſter genugſam entdecken, und einem Tugendhaften alſo eben das ſind, was einem jungen Herrn das Fernglas iſt, wenn ſeine blöden Augen nicht von der Stutzerporkirche in die Weiberſtühle reichen. Es iſt doch allezeit noch ein Unterſchied unter einer Sache, die uns nahe iſt, und dem Bilde einer Sache, die uns von dem Fernglaſe genähert wird. Ueberdieß weis man wohl, daß einem geſchminkten Geſichte die Farbe zu nehmen mehr nöthig iſt, als daß man es nur anſieht; und eben ſo wird man den Laſtern die Schminke durch bloßes Anſehen nicht nehmen. Es gehöret dazu ein genauer Umgang mit ihnen. Nur der Menſch, der es empfunden hat, was in ihnen am meiſten reizend iſt, der bey weitem nicht ſo viel Annehmlichkeiten gefühlt hat, wie er ſich verſprach, dem der öftere Genuß Ekel erwecket hat, der iſt recht fähig, tugendhaft zu werden. Was machet es, daß die Planeten ſich in unveränderten Kreiſen um die Sonne herum wälzen? Die Kraft, die ſie ſtets vom Mittelpuncte zurück hält. Der Komet geht nur deßwegen ſo geſchwind von der Sonne hinweg, weil er ſo geſchwind nach ihr zugegangen, weil er ſo nahe bey ihr geweſen iſt. Wem dieſes Gleichniß zu tiefſinnig vorkömmt, dem will ich eine ſchöne Stelle aus dem hocherfahrnen Ovidius herſetzen. Sie ſteht in ſeinen Mitteln wider die Liebe, im 29 Verſe.

Mollior es, nec abire potes vinctusque teneris,
Et tua ſaeuus amor ſub pede colla premit.
Deſine luctari, reſerunt tua carbaſa venti
Quoque vocant fluctus, hac tibi remus eat.
Explenda eſt ſitis iſta tibi, qua perditus ardes,
Cedimus? e medio iam licet amne bibas.
Sed bibe plus etiam quam quod praecordia poſcunt,
Gutture fac pleno ſumta redundet aqua.
Tædia quaere, mali ſaciunt et taedia finem;
Iam quoque cum credis poſſe carere mane.
Dum bene te cumules et copia tollat amorem,
E faſtidita non iuuet iſſe domo.

So lang dieſe Stelle iſt, ſo habe ich ſie doch ihrer Schönheit wegen nicht weglaſſen können, und ich thue mir mehr zu gute, daß ich dieſe einzige Stelle hier abgeſchrieben, als ein Gelehrter, der zwölf alte Dichter aufgeſchlagen, um eine beſondere Bedeutung des Worts officium zu beſtimmen. Der Inhalt iſt kurz dieſer: wenn man der Liebe gegen ein Mägdchen bald los werden will, ſo ſoll man ſie ſo fleißig beſuchen, bis man ihrer überdrüßig wird. Man mache nun die Anwendung auf den Laſterhaften. Er wird ſich von ſeinen Neigungen nicht eher befreyen können, als wenn er ihnen eine Weile völlig den Zügel ſchießen läßt. Das Sprüchwort iſt bekannt: daß wir ſtets das Verbothene begehren.

Es iſt wahr, ein hoher Grad der Vernunft kann bisweilen wohl eben das wider die Laſter wirken, was ich ihrem Genuſſe zugeſchrieben habe. Ich will es nicht als ganz ungleich verwerfen, daß ein Menſch ſehr nachzudenken gewohnt iſt, den Schaden, den die Laſter thun, aus anderer Beyſpielen, aus den Handlungen, die ein Laſterhafter vornimmt, recht deutlich einſehen wird. Allein für dieſen ſchreibe ich nicht. Ich habe mich erklaret, daß ich das Mittel zeigen will, auf eine angenehmere und ſicherere Art tugendhaft zu werden. Aber es iſt weder angenehm, ſo viel Betrachtungen anzuſtellen, noch ſicher, daß uns die Betrachtungen allezeit helfen werden.

Wo findet ſich der Weiſe,
Der nie die Tugend haß und nie das Laſter preiſe?

Ich gehe weiter. Ein Menſch, der auf dem Wege der Tugend gegangen iſt, den ich vorſchreibe, wird auch andere viel beſſer anführen können. Er wird viel ſtrenger in Verehrung der Tugend, viel hitziger in Beſtreitung der Laſter ſeyn. Denn vermöge deſſen, was ich vorhin erwieſen habe, kann nur er die Laſter recht haſſen, weil nur er ſie recht geſchmeckt hat. Darum wird er von ihnen mit Eifer und Lebhaftigkeit reden können: gegen ſeine Vorſtellungen werden die Vermahnungen eines andern, der die Laſter nur aus den Schriften der Sittenlehrer kennet, todt ſeyn. Denn die Begriffe ſind an Lebhaftigkeit ſehr unterſchieden, die man aus der Empfindung hat und die man ſich nur durch die Einbildungskraft machet. Wir nehmen an Günthers Klagen Theil, wenn er nach Leonoren ſeufzet; aber bey allen Raſereyen bleiben wir kaltſinnig, die ein Dichter einer Schönen vorſaget, die niemals außer ſeiner Einbildung wirklich geweſen.

Hierzu kömmt noch, daß niemand andere beſſer von Verführungen wird abhalten können, als derjenige, welcher alle Gelegenheit dazu aus eigner Erfahrung weis. Eine ganz unſchuldige Mutter wird niemals die Unſchuld ihrer Tochter ſorgfältig genug bewachen können. Hieraus laſſen ſich die jungen Leute rechtfertigen, die ſich vorgeſetzet haben, inskünftige andere zur Tugend anzuführen, und die gleichwohl im geringſten nicht tugendhaft leben. Ihre Abſicht iſt lobenswürdig. Sie gehen nur deßwegen ſo viele Claſſen von Laſtern durch, damit ſie inskünftige davon mit Erfahrung und Nachdruck ſprechen können.

Doch den ſtärckſten Beweisthum für meinen Satz habe ich bis zuletzt verſparet. Zu dem Weſen eines Tugendhaften gehöret es, ſtets misvergnügt zu ſeyn. Weinen, Winſeln und Klagen ſind die Kennzeichen, daran man ihn unterſcheidet. Die böſe Welt, die verderbten Zeiten, das Glück des Boshaften, das Elend der Frommen, ſind für ihn ein unaufhörlicher Quell des Misvergnügens. Aber wie kann wohl dieſe nothwendige Eigenſchaft bey demjenigen gefunden werden, der ſtets vernünftig gelebt hat? Er nimmt keine Handlungen vor, die ihn unglücklich machen könnten; Er nimmt auch die widrigen Schickſale mit Gelaſſenheit an, weil ſie von der Vorſicht kommen. Er hält es für eine ſtrafbare Verwegenheit eines Menſchen, die Einrichtung der beſten Welt zu hofmeiſtern; er verdammet ſeine Mitbürger nicht gleich, wenn er an ihnen Fehler bemerket; denn er erkennet, wie viel Fehler die Gnade des Schöpfers ihm verzeihet. Wie weit iſt dieſer nicht von der Tugend entfernt!

Aber man ſtelle ſich einen andern vor, der alles begangen hat, wozu ihn ſeine Begierden antreiben. Er hat ſich durch ſein Verbrechen Krankheit, Armuth, den Haß der Vernünftigen, die Rache Gottes zugezogen. Die Kräfte zu ſündigen entgehen ihm. Aus Verzweifelung entſchließt er ſich, tugendhaft zu werden. Glückſelige Veränderung! Nunmehr ſieht unſer Neubekehrter die Welt mit ganz andern Augen an. Alles iſt bey ihm Eitelkeit. Alle, auch die erlaubteſten Vergnügungen ſind boshaft. Er ſuchet alle Menſchen von Laſtern abzuhalten: denn er beneidet ſie, daß er ihnen nicht Geſellſchaft leiſten kann. Er fühlet die natürlichen Strafen der Sünden. Nunmehr erreicht ſeine Tugend den höchſten Gipfel. Das Elend, in das ihn ſeine Uebertretungen geſtürzt, preſſet ihm tauſend Klagen über die böſe Zeit, über die verderbte Welt aus. Er wünſchet ſich zu ſterben. Er hoffet nämlich, nach ſeinem Tode dieſe Verbrechen zu vergeſſen, deren Andenken ihn ietzo quälet. Er glaubet in einer Welt glücklicher zu ſeyn, wo er noch nicht geſündiget hat. So wächſt er ſtets in der Vollkommenheit des Aechzens, des Weinens, des Seufzens, bis von ſeinen Freunden der Tod des tugendhaften Menſchen bedauert wird.

Welch ein Vorzug des letztern Tugendhaften vor dem erſten! Was für ein Vortheil, den uns die Erkenntniß dieſer Wahrheit bringt: man müſſe recht laſterhaft leben, wenn man recht tugendhaft werden wolle.

Sie machet uns die Erhaltung der Tugend leicht und ſicher: ſie führet zu der ſtrengſten Beobachtung des Geſetzes der Natur. Ich kann nicht allen Nutzen erzählen, den ſie uns bringt. Es iſt dieſe Erkenntniß nicht ſo gar ſelten. Man darf nur die Lebensläufe tugendhafter Männer und Weiber, vergangener und gegenwärtiger Zeiten, anſehen, man wird darunter eine Menge finden, die von dieſem Satze wohl unterrichet geweſen ſind. Es iſt nicht nöthig, daß ich davon beſondere Beyſpiele anführe; denn ich habe aus Herrn Wolfs Logik gelernt, daß es überflüßig ſey, bey einer ſo gemeinen Erfahrung die Fälle zu erzählen, in denen man ſie gemacht hat. Allein weil doch eben dieſe tugendhaften Seelen den Weg, aus Neide ſo ſorgfältig verbergen, auf dem ſie zur Tugend gelangt ſind; weil ſie ietzo ganz andere Regeln vorſchreiben, als die ſie ſelbſt beobachtet haben; ſo ſchien es mir eine Sache von Wichtigkeit zu ſeyn, daß ich eine ſo nothwendige Erkenntniß etwas gemeiner machte.

D.

* *

Ode vom Schickſal.

O Schickſal, Luſt und Laſt der Welt,
Du Quell vom Leid und vom Ergötzen,
Wie falſch wirſt du, nach falſchen Sätzen,
Durch vieler Urtheil vorgeſtellt!
Wie ſchädlich iſts, in ſolchen Bildern,
Von welchen keins dem Weſen gleicht,
Wo Wahrheit nicht die Zeichnung reicht,
Dich höchſtbetrüglich abzuſchildern!

Ein Philoſoph der alten Zeit
Wird dunkel, frech und ſtörrig ſprechen:
„Des Schickſals ſtrengen Lauf zu brechen,
„Iſt ſelbſt bey Gott Unmöglichkeit.
„Laßt Menſchen noch ſo ſorgſam wählen;
„Ihr Glück und Unglück, Luſt und Pein
„Trifft alles unvermeidlich ein.
„Verhängniß, kannſt du jemals fehlen?

Verdammter, ungeheurer Schluß!
So liegt der Menſch in ſteten Ketten?
So mag ihn keine Vorſicht retten?
So folgt er, weil er folgen muß?
Wo bleibt in ſolchem Lehrgebäude
Der Freyheit angeerbter Schatz?
Wo hat ein Trieb zur Tugend Platz?
Nein! weg, nothwendigs Leid und Freude!

„Mein Schickſal kömmt von ungefehr:„
Dieß iſt der Wahn des trägen Thoren.
„Ein Zufall wars, der mich gebohren;
„Ein Zufall wirft mir alles her.
„Weg, eigner Fleiß! Laßt mich nur hoffen!
„Vielleicht iſt mir ein Glück beſcheert.
„Wer weis, obs noch Minuten währt,
„So hat mich auch das Loos getroffen.“

Erbärmlichs Hoffen! eitler Traum!
Will man der Welt, in tollem Glauben,
Zuſammenhang und Ordnung rauben,
Sagt an! wo bleibt der Weisheit Raum?

Iſt nicht des Weltregierers Größe,
Vernunft und Sittlichkeit gekränkt?
Wenn ihr ein Ungefehr erdenkt,
Was zeigt ihr? Eurer Thorheit Blöße.

„Das Glück rührt bloß von unſrer Hand:
So trotzen aufgeblaſne Geiſter,
„Wir ſelbſt ſind unſres Schickſals Meiſter.
„Und wie? Durch Arbeit und Verſtand.„
Doch hört! Wenn ihr den Zepter führet,
Wie kömmts, daß manches nicht gelingt?
Wie kömmts, daß ihr mit Unluſt ringt?
Was heißt die Ohnmacht, die ihr ſpüret.

Was? ſpricht ein Weiſer; hört ihn an:
„Ein Gott, von unumſchränkten Kräften,
„Iſt, in der Sterblichen Geſchäfften,
„Das Höchſte, was man finden kann.
„Ein Schöpfer, der mit ſtarken Händen
„Den Weltkreis einſt hervorgebracht,
„Nimmt ſelbſt ſein weites Reich in Acht,
„Und wirkt noch itzt an allen Enden.

„Er herrſcht: doch weislich und gerecht:
„Sieht Herz und That der Weltbewohner,
„Und ſucht, als Richter und Belohner,
„Was Tugend reizt, was Bosheit ſchwächt.
„Sein Wink treibt uns zu weiſen Pflichten.
„Der Herr wird allenthalben kund.„
Nur du haſt, göttlichs Schickſal, Grund.
Hinweg mit leeren Hirngedichten!

A. P. L. Carſtens.

Auf die Phyllis.

Phyllis wohnet auf dem Lande,
Und in ihrem Schäferſtande
Lebt ſie, ſonder Pracht und Neid,
In der ſtillen Einſamkeit.
Auf den Höhen und in Gründen
Wird ſie nicht den Daphnis finden;
Daphnis, der bey Chloris bleibt,
Iſt nicht da, wo Phyllis treibt.
Zween der nächſten Schäferſöhne
Sehn zwar öfters dieſe Schöne;
Aber ihr verwöhnt Geſicht
Merkt der Phyllis Vorzug nicht.
Keinem Hirten ferner Wieſen
Wird ſie vom Gerücht geprieſen.
Kurz, in dieſem Schäferſtand
Iſt ſie ſchön, doch unbekannt.
Sonder Abſicht muß mirs glücken,
Phyllis ſchlafend zu erblicken;
Denn ich fand ſie in dem Hayn,
Da ich ſchien verirrt zu ſeyn.
Hat ſie dort mein Herz gerühret,
O! das hab ich kaum verſpüret;
Nur ich weis, daß auf der Flur
Mir der ſtille Wunſch entfuhr:
Phyllis, einſam bey den Sträuchen!
O! wo weidet deines gleichen?
Laß den Wald, komm nach der Stadt,
Wo dein Werth Verehrer hat.

J. F. Z.

Ein Paar Briefe.

Wie ſich das Frauenzimmer angenehm machen könne.

Liebenswürdige Phyllis,

Sie haben mir neulich eine Pflicht mündlich aufgeleget, die ich Ihnen itzt ſchriftlich abſtatten ſoll. Es betraf, wo ich nicht irre, eine Anweiſung für das ſchöne Geſchlecht, wie es ſich angenehm machen könnte. Aber wie durften Sie wohl meinem ſeichten Verſtande dieſe ſchwere Materie aufgeben? Oder glauben Sie vielleicht, daß mich Dero feiner Umgang in ſo kurzer Zeit ſchon ſo geſchickt gemacht hat, die Minen des Artigen zu entdecken? Liebenswürdige Phyllis! meine Gemüthskräfte ſind fähiger, das Annehmliche an Dero Perſon zu bewundern, als zu beſchreiben. Ich will Ihnen zwar, um Dero Befehl zu gehorſamen, alles, was ich bey einem Frauenzimmer annehmlich nenne, erzählen; aber es wird eine Beſchreibung von Dero eignen Annehmlichkeiten ſeyn. Ich bemerke denn bald anfangs, daß man das Annehmliche von dem Schönen ſehr wohl unterſcheiden müſſe, woferne man ſeine Quellen aufſuchen will. Wenn man alſo eine Perſon angenehm nennet; ſo verſteht man gewiſſe Reizungen der Mienen, und überhaupt ein ſolches Thun und Laſſen, das einen jeden einnimmt. Verzeihen Sie mir, liebenswürdige Phyllis, wenn ich mich hierüber nicht deutlich gnug ausdrücke. Denn ſie wiſſen ja, daß meine Begriffe von dem Annehmlichen nur in den Sinnen ſind, und daß ſie die Seele nicht gefaſſet hat. Nur dieſer Vortheil, den ein annehmliches Frauenzimmer vor einer Schönen hat, iſt mir ſehr groß vorgekommen: daß nämlich jene gleich allen Menſchen, dieſe aber nur wenigen gefällt. Und dieß kömmt daher, weil unſere Begriffe von dem Annehmlichen viel deutlicher, als von dem Schönen ſind. Denken Sie nur ſelbſt nach, liebenswürdige Phyllis, wie wenige, ja wie faſt gar keine, in der Erklärung der Schönheit mit einander übereinkommen, wie einig ſie hingegen alle in der Beurtheilung des Artigen ſind. Es iſt wahr, daß auch die nachdenklichſten Köpfe das Artige in ſeinen Theilen ſelten erblicken; ſie müſſen ſich auch noch mit allgemeinen Begriffen davon begnügen. Allein dieſes iſt nur hauptſächlich von dem Artigen, was die gütige Natur mittheilet, zu verſtehen. Dasjenige aber, was von der Auferziehung, dem Umgange und den ſchönen Wiſſenſchaften herrühret, das wird beſtändig artig genennet, wenn auch gleich der Leib ungeſtaltet wird, und das runzlichte Alter die natürlichen Annehmlichkeiten aus dem Geſichte verjaget. Es iſt zu bejammern, daß nicht alle Frauenzimmer, ſo wie Sie, liebenswürdige Phyllis, Gelegenheit haben, das künſtlich Artige mit dem natürlichen zu vermählen. Denn ob ſie es gleich nicht auf ſo einen hohen Grad, als wie der Ihrige iſt, bringen würden, ſo hätte doch die Welt der Mannsperſonen durchgehends das unbeſchreibliche Glücke, daß unſre Leidenſchaften dadurch um ein vieles gemäſſigter, und unſre wahre Liebe oftmals viel zärtlicher ſeyn würde. Die Auferziehung kann Perſonen von beyderley Geſchlechten alle die Bilder in die Seele bringen, die man nur verlanget, ja gar die angebohrnen Leidenſchaften erſticken, und ganz neue erregen. Da nun vornehmlich bey dem ſchönen Geſchlechte die Einbildungskraft, als die allernatürlichſte Artigkeit, viel ſtärker, als bey uns Mannsbildern, iſt: ſo kann man auch um deswillen viel leichter das künſtlich Artige bey ihnen, als bey uns hinzuthun. Die beſtändige Erfahrung bekräftiget dieſe Meynung: denn man darf nur die ſchlechte Erziehung des Frauenzimmers in Vergleichung der Mannsbilder ihrer überlegen; ſo muß man, mit dem größten Erſtaunen, die Fähigkeit Dero Geſchlechts bewundern, daß die meiſten davon mit 16 Jahren die Artigkeit der Sitten mit der natürlichen Artigktit ſo wohl zu verbinden wiſſen, daß ſie unſere Lehrmeiſterinnen ſind. Ich ſchmeichle Ihnen nicht, liebenswürdige Phyllis; ſondern alle Mannsperſonen geſtehen frey, daß erſt der Umgang mit artigen Frauenzimmern, das Feine, das Angenehme, und das Wohlanſtändige uns natürlich machet. Aber ich erinnre mich, daß ich Ihnen verſprochen habe, meine Art zu erzählen, nach der ich ein junges Frauenzimmer angenehm machen wollte, wenn mir die Ehre derſelben Erziehung aufgetragen wäre. Leſen Sie alſo die folgenden Gedanken davon. Ich würde zu allererſt nach vorher beygebrachten Grundſätzen der Religion, einem ſolchen Frauenzimmer die Tugend als eine angenehme Sache vorzuſtellen ſuchen. Denn, daß man das Laſter ſo oft, ſtatt ihrer erwählet, davon iſt wohl keine andre Urſache, als weil man ſie ſo zarten Gemüthern unter einer allzuernſthaften Geſtalt vorſtellet, und das aufgeweckte und freymüthige Weſen mehrentheils zu jenem rechnet. So dann würde ich meiner jungen Schülerinn die Beſcheidenheit ſonderlich einzuprägen ſuchen, und ſie ihr als die Quelle aller Artigkeit, die von den Sitten herrührete, anzeigen. Endlich käme ich zu der Aufklärung ihres Verſtandes. Ich würde deſſelben Kräfte durch Erlernung der Vernunftlehre hervorſuchen; ich würde ſo dann dieſelben durch eine gründliche Verbeſſerung des Willens ſchärfen, ja ich würde ihr endlich die Geſchichte, die Dicht- und Redekunſt, als die einzigen Mittel, ihren Verſtand der Welt zu erkennen zu geben, beybringen. Alsdann wollte ich auch ſuchen, ihr die großen Eigenſchaften, darunter ich vornehmlich die beſtändige Gegenwärtigkeit des Geiſtes, und die geſchwinde Verbindung des Urtheils mit dem Witze zähle, anzugewöhnen. Hier haben Sie, liebenswürdige Phyllis, meine Gedanken von dem, was ein Frauenzimmer angenehm machen kann. Dero artige Perſon iſt das Muſter geweſen, aus dem ich meine Lehrſätze gezogen habe. Denn ich kenne niemanden von ihrem Geſchlechte, der die Annehmlichkeit ſo eigen wäre, als wie Ihnen. Ich ſchätze mich auch deßwegen ganz ausnehmend glücklich, daß mir die Ehre Dero Bekanntſchaft Gelegenheit gegeben, in dieſem Stücke von Ihnen zu lernen. Sie ſind von meiner redlichen Aufrichtigkeit ſchon im Voraus überzeuget, daß keine falſche Schmeicheley an dieſem Blatte gearbeitet hat. Machen Sie mir nur das empfindliche Vergnügen, und berichten Sie mir mit eben der Offenherzigkeit, als ich Ihnen ſchreibe, wie weit Sie meine Meynung hiervon billigen, und erlauben mir noch ferner die Ehre, Sie verſichern zu dürfen, daß ich beſtändig bin ꝛc.

Antwort.

Verſtändiger Sylvius,

Für Dero mir gütigſt überſchickte Anweiſung für mein Geſchlechte, wie es ſich angenehm machen könnte, ſage ich Ihnen den ergebenſten Dank. Ich war vollkommen verſichert, daß Sie mir die gütigſte Antwort auf meine Frage ertheilen würden. Sie verlangen aber zugleich, Ihnen meine Meynung davon zu ſchreiben. Ich ſoll alſo auf einen, mit lauter Artigkeit angefüllten Brief antworten. Wie können Sie mir dieſes wohl zumuthen, da Sie völlig überzeugt ſind, daß ich gar keinen Begriff von dem Annehmlichen habe? Sie, hochzuehrender Herr, als ein genauer Kenner des menſchlichen Gemüths, wiſſen die Schwäche, die mir und meinem Geſchlechte eigen iſt, und gleichwohl verlangen Sie von mir, daß ich Ihnen dieſelbe noch mehr, nämlich ſchriftlich, zeigen ſoll. So ſchwer es mir alſo ankömmt, Ihrem Verlangen zu willfahren, ſo bereit finde ich mich doch, daſſelbe zu erfüllen. Die Antwort aber, verſtändiger Sylvius, die Sie mir auf meine Frage ertheilen, hat etwas in ſich, das ich lieber mit Stillſchweigen übergehen ſollte. Sie reden von denen Vortheilen, die ein angenehmes Frauenzimmer vor einem ſchönen hätte. Was ſoll ich Ihnen darauf antworten? Dero Meynung zu widerlegen, bin ich nicht fähig genug. Sollte ich ſie billigen, ſo müßte ich mit Ihnen durchaus übereinſtimmen, und alſo dasjenige wider meinen Willen eingeſtehen, wovon ich doch bey mir ſelbſt des Gegentheils überzeugt bin. Ich will demnach nur dieß ſagen, daß vielleicht viele Dero Meynung beyfallen werden, und viele nicht. Ein gewiſſer deutſcher Redner hat öffentlich dargethan, daß die Schönheit bey meinem Geſchlechte höher zu achten ſey, als der Verſtand, (welcher ja die Quelle von der Annehmlichkeit iſt) und dieſes darum, weil jene gleich allen, dieſer aber nur wenigen gefalle. Ein anderer geſchickter Franzoſe will unter Schönheit und Annehmlichkeit gar keinen Unterſchied machen, ſondern vielmehr behaupten, daß es einerley ſey, und nur mit zweyerley Namen benennet würde. Doch ich halte mich bey einer Sache auf, welche ich Anfangs mit Stillſchweigen zu übergehen willens war, und die ich nicht beurtheilen kann. Sie erzählen mir, verſtändiger Sylvius, in Dero gütigen Zuſchrift, alles, was ſie an einem Frauenzimmer annehmlich nennen, und heißen dasjenige artig, wodurch es ſich angenehm machen könnte. Aber ſagen Sie mir, wie können wir darzu gelangen? Die Auferziehung, der Umgang und die ſchönen Wiſſenſchaften, welche der Grund, von einer zu allen Zeiten unveränderlichen Artigkeit ſeyn ſollen, dieſe fehlen uns. Sie geſtehen es ſelbſt, daß die Erziehung des Frauenzimmers, in Anſehung derer Mannsperſonen ihrer, die ſchlechteſte iſt; dieſes rühret aber meines Erachtens wohl daher, weil nicht alle Mütter der vortrefflichen Cornelia gleichen, und ſich die Erziehung ihrer Töchter, wie jene die Erziehung ihrer Söhne, ſelbſt angelegen ſeyn laſſen, ſondern dieſelbe gemeiniglich andern auftragen, welche nicht allein Perſonen unſers Geſchlechts, und alſo der natürlichen weiblichen Schwachheit unterworfen ſind, ſondern auch öfters ſelbſt noch Erziehung nöthig hätten, und dahero nicht fähig ſind, ihren Untergebenen diejenige Artigkeit beyzubringen, welche uns in der Welt angenehm, und unſre Schwachheit erträglich machen könnte. So gütig Sie aber von uns denken, ſo ſehr ſind wir von unſerm Unvermögen ſelbſt überzeuget. Wie glücklich aber wollte ich mich ſchätzen, wenn ich in die erſten Jahre meiner Kindheit zurücke gehen, und denenjenigen, welchen meine Erziehung aufgetragen würde, Dero ſchöne Anweiſung, ein Frauenzimmer angenehm zu machen, zum Muſter geben könnte! Wie nöthig wäre mir, die Tugend in ihrer wahren Schönheit zu erkennen, um ſelbige nicht allein von den Laſtern, ſondern auch von den Scheintugenden zu unterſcheiden! Wie höchſtnützlich wäre die Aufklärung meines dunkeln Verſtandes, und wiewohl ſollte derſelbe angewendet werden, wenn er zu ſeiner vollkommenen Reiſe endlich gelangete! Hätte ich ſodann nach begriffener Vernunft- und Sittenlehre, die Dicht- und Rednerkunſt erlernet: ſo wollte ich Ihnen, mein Herr, für die mir gegebene Anweiſung, in gebundener Rede, meinen ergebenſten Dank abſtatten. Alle dieſe ſchönen Eigenſchaften aber ſind vor meinen Augen verborgen; ich getraue mir nicht zu ſagen, vor den Augen aller Frauenzimmer; denn daß ſich auch einige finden, welche meinem Geſchlechte Ehre machen und den ſchönen Wiſſenſchaften obliegen, hat man aus der Erfahrung; es ſind aber nur wenige, welche durch eine andere Wiſſenſchaft ihre Schwachheit deſto mehr erkennen, und zu verbeſſern ſuchen wollen. Wir Frauenzimmer müſſen uns begnügen, alle die ſchönen Eigenſchaften, die Sie in Dero Schreiben zu nennen beliebet, nur an ihrem Geſchlechte zu bewundern, ohne daß wir ſie einmal recht kennen lernen, noch jemals hoffen können, ſie uns eigenthümlich zu machen. Und bis dahin, verſtändiger Sylvius, geht meine Erkenntniß von den ſchönen Eigenſchaften. Dero lehrreichen Geſellſchaft, welche Sie mir zuweilen gönnen, habe ich dieſe zu danken. Sie lehret mich, das Vollkommene von dem Unvollkommenen unterſcheiden, und hat mir in kurzer Zeit die Begierde, beſtändig etwas vollkommmenes zu ſehen, ſo angewöhnet, daß ich alle Augenblicke für verlohren achte, da ich nicht kann das Vergnügen haben, etwas von Ihnen zu lernen. Hier zeige ich Ihnen nur ſchriftlich, was Sie zu ſehen verlanget, meine Schwäche will ich ſagen. Doch ich bin ſchon im voraus überzeuget, daß, da Sie niemals anders als gut denken, Sie auch dieſe ſchlechten Zeilen mit den gütigſten Augen anſehen werden. Ich unterwerfe dieſelben Dero verſtändigem Urtheile. Sie finden hier nicht etwan einen Brief, der nach beſondern Regeln eingerichtet iſt. Ich habe niemals diejenigen Bücher geleſen, welche (wie ein gewiſſer vernünftiger Tadler ſpricht) ſonſt meinem Geſchlechte zum Muſter dienen müſſen, und die Bibliothecken des Frauenzimmers auszumachen pflegten: Nein! dieſe ſind mir bis dieſe Stunde unbekannt. Dero Verlangen iſt die einzige Regel geweſen, wornach ich mich gerichtet. Denn, wie könnte ich dieſem ungehorſam ſeyn? Ich ſchließe anitzo dieſe Zeilen, mit der Verſicherung diejenige Hochachtung für Sie niemals zu ändern, mit welcher ich unaufhörlich bin ꝛc.

* *

Die Freundſchaft.

Entweicht, ihr Schmeichler, laßt mich gehen!
Wie weit iſts zu euch hin, ihr Höhen,
Auf welchen ſich die Freundſchaft zeigt?
Sie wohnt in einem heitern Lichte:
O daß mein blödes Angeſichte
Ihr angenehmes Bild nicht ganz und gar erreicht!

O könnt es doch entworfen werden!
Die Anmuth herrſcht in den Geberden:
Ihr Antlitz iſt geſetzt und frey.
Ihr Lächeln bringt mich in Entzücken:
Allein ihr Ernſt in edlen Blicken
Bringt meinem Geiſt zugleich der Ehrfurcht Triebe bey.

Mich dünckt, als ob die ſtolze Höhe,
Der Göttinn Sitz, den Rang verſtehe,
Den ſie von andern fordern kann.
Sie hebt das Haupt bis an den Himmel,
Und ſieht das wälzende Getümmel
Der Wolken unter ſich mit ſanftem Lächeln an.

Laßt, bey den ſtürmenden Gewittern,
Der höchſten Berge Häupter zittern;
Ihr Haupt allein erſchüttert nicht.
Bedeckt die Nacht mit ihren Flügeln
Die Spitzen von den tiefen Hügeln:
So bleibt ihr Gipfel doch voll Heiterkeit und Licht.

Was hält den Tritt der trägen Füße?
Was hindert, daß ich mich entſchließe,
Die ſchöne Gegend ſelbſt zu ſehn?
Ach möchte mich die Tugend führen!
Ach möchte ſie mein Rufen rühren!
Ach ließ doch ihre Huld der Sehnſucht Wunſch geſchehn!

Was rauſchet jtzt ſo ſanft in Lüften,
Wie Zephyr ſonſt, mit holden Düften,
Das Antlitz bey der Hitze kühlt?
Die Tugend naht ſich meinen Seiten,
Nimmt meine Hand, und will mich leiten,
Wohin der rege Geiſt den Trieb zu eilen fühlt.

Sie bringt der Göttinn mich ganz nahe,
Die ich nur in der Ferne ſahe:
O welche Luſt regt ſich in mir!
Die Dauer in getreuer Liebe,
Die Großmuth ungefärbter Triebe,
Stehn um der Freundſchaft Thron und weichen nie von ihr.

O kann was ſchöners mich bemeiſtern?
Was wallt für Wolluſt in den Geiſtern!
Kaum daß mein Blick ſich wenden kann.
Er lenkt ſich ab, und trifft Perſonen,
Die dieſen frohen Berg bewohnen,
Von edlen Bildungen und hohen Minen an.

Hier ſitzt ein Chor begrauter Weiſen;
Ich höre ſie die Göttinn preiſen,
Und, nebſt ihr, meine Führerinn.
Ich ſeh in runzelvollen Minen
Noch muntrer Jugend Anmuth grünen:
O daß ich doch zu jung zu ihrem Umgang bin!

Dort haben ſich zwey Ehgenoſſen
Recht liebreich in den Arm geſchloſſen,
Sie ſind zwar grau, und doch erfreut.
Sie reden mit vertrauten Zungen;
O daß doch nichts zu mir erklungen,
Paar voll entzückender, voll ſüßer Einigkeit!

Zwey Kinder in der erſten Blüthe,
Voll edler Einfalt im Gemüthe,
Voll Lächeln in dem Angeſicht,
Gehn dort in einem weißen Kleide;
Die Unſchuld herrſcht in ihrer Freude;
In ihr anmuthig Spiel mengt ſich die Zwietracht nicht.

Wie kömmt es doch, o holde Tugend,
Daß ich von aufgeweckter Jugend
Hier ſelten eine Spur erblickt?
Ob mich gleich die Verwundrung rühret:
Schweigt doch die Tugend, die mich führet;
Mein Auge wird von ihr hin in ein Thal gerückt.

Hier gehn die, die in jungen Kranzen,
Um Schlafe Stirn und Scheitel glanzen,
Hier, ſagt die Tugend, ſchweift ihr Lauf.
Vier Laſter ſuchen ſie zu irren;
Dort will die Schmeicheley ſie kirren,
Und hält den muntern Fuß in ſeinem Eilen auf.

Der Leichtſinn, der hier ſorglos eilet,
Bald flüchtig hüpft, bald ſich verweilet,
Verlockt der Jugend Neubegier.
Er läßt ſie unbedachtſam werden,
Und da ſie ſich, wie er, geberden,
Ergreift er ihre Hand, und führet ſie von hier.
Der Stolz, der dort gebrüſtet gehet,
Macht, daß ein junger Herr ſich blähet,
Den Adel und Geburth erhebt.
Er weicht vom rechten Weg zurücke,
Da er mit vornehm ſchnödem Blicke
Vom Volke, das ihm folgt, ſich abzuſondern, ſtrebt.
Die Wolluſt, die geſchminkte Schöne,
Macht ein verführeriſch Getöne:
Dort ſingt die ſchlaue Zauberinn.
Sie will die Menſchen lüſtern machen:
Um ihr ſcheint Au und Flur zu lachen:
Die Jugend nimmt es wahr, eilt haufenweis dahin.
So ſagt die Tugend und verſchwindet.
Mein Blick, der ſich kaum rückwärts findet,
Kaum aus der Tiefe ſteigen kann,
Fängt an, ſich bey betrübten Thränen
Nach ihrer Gegenwart zu ſehnen:
Er ſpürt und eilt ihr nach, und trifft ſie nirgends an.
Da Furcht und Schmerz mich überwiegen;
So weicht allmählich mein Vergnügen;
Die Hügel fliehn aus dem Geſicht:
Ein Schwindel bringt mich auf die Erde.
Nachdem ich wieder munter werde:
So ſucht mein Blick den Berg und findet ihn doch nicht.

C. * *

* *

Briefwechſel
zwiſchen Calliſten und Sylvandern.

Der III. Brief.

Ich ſehe wohl, Sylvander, daß es ein Staatsfehler iſt, wenn man ſein Anſehen, durch allzuſcharfe Befehle, auf die Spitze ſetzet. Ich gebe mir ietzo Mühe, wegen ihres Ungehorſams, recht böſe auf Sie zu werden. Bis dahin will ich auch die Strafe verſchieben, damit ſie nicht zu gelinde wird. Aber ſagen Sie mir nur, was ſie von der Frau von * * haben wollen? Sie ſteht mit ihrem Spiegel in ſehr gutem Vernehmen; und Sie ſprechen ihr die Schönheit ab? Wiſſen Sie denn noch nicht, daß alles Frauenzimmer überhaupt ſchön iſt? Doch wollte ich Ihnen dieſes Verbrechen zu gute halten, wenn Sie ſie nicht mehr als zehnmal geſehen hätten. O was ſind Sie für ein ſchlechter Kenner! Wenn Sie es wüßte, Sie würde ſich gewiß in Verſen und Proſa rächen, oder durch ihre Anbether rächen laſſen. Sie ſind ohnedem ihr Heiliger nicht; weil Sie die Wörter: Ihro Gnaden, in ihren Reden ſo oft vergeſſen, und bey der ſparſamen Ausſprache halb verſchlucken. Ich kann aber ſelbſt dergleichen Ungerechtigkeiten nicht vertragen. Entweder machen Sie Ihr bey der erſten Zuſammenkunft einen förmlichen Liebesantrag, oder entſchließen Sie ſich, mir, ihrer beleidigten Schönheit wegen, eine ſchriftliche Ehrenerklärung zu geben.

Ich laſſe Ihnen die Wahl, und erröthe faſt über meine Gütigkeit. Fühlen Sie etwan Zahnſchmerzen, Sylvander? Sie ſollten mich doch ein Bißchen dauern, wenn alle böſe Wünſche einträfen.

Der IV. Brief.

Artige Calliſte,

Sie erweiſen mir zu viel Ehre, wenn ſie mir zutrauen, daß ich die Frau von * * mehr als einmal geſehen habe. Freylich bin ich oft mit ihr in Geſellſchaft geweſen. Aber es giebt unterſchiedene Leute, die ich gar nicht ſehe, wenn ſie gleich mit mir reden. Werde ich dieſelbe auch wider meinen Willen gewahr: ſo kommen ſie meinen Augen doch allezeit häßlich vor, wenn ſie meine Ohren beleidiget haben. Machen Sie ſelbſt die Probe mit mir, ſchöne Calliſte. Reden Sie, unter häufigen Küſſen, ganze Viertelſtunden mit einem Hunde; ziſcheln Sie ihrer Nachbarinn etwas in die Ohren; lachen Sie aus vollem Halſe, wenn ſich eine Fliege auf meine Hand ſetzet; den Augenblick darauf reißen ſie die Fenſter aus Ungeduld ein, wenn Sie eine Trummel hören. Hierauf ſetzen Sie Sich wieder mit einer andächtigen Mine auf den Stuhl; erzählen Sie uns einige von Ihren Träumen; ſchimpfen Sie, durch allerhand abgeſchmackte Reden, wie eben die Frau von * * that, die unſchuldigen Nordlichter, die das Unglück haben, in unwiſſenden Gegenden zu ſcheinen; könnten Sie ſich, zum Ueberfluſſe, auf ein Geſpenſte beſinnen = = doch es iſt an der Hälfte genug: ich werde gleich vergeſſen, daß Sie ſchön ſind, und ich ſtehe Ihnen nicht dafür, daß ich nicht, in Ihrer Gegenwart, den Horaz aus der Taſche ziehe. Wie wollen ſie mir nun zumuthen, daß ich auf die Frau von ** Achtung geben ſoll? Nein, angenehme Calliſte, ich weis die Koſtbarkeit der Zeit, ſonderlich wenn ich bey Ihnen bin, beſſer zu ſchätzen. Ich werde nicht müde, Sie allein zu betrachten, und ich habe ganz und gar vergeſſen, wie die Frau von ** ausſieht. Ich wünſche mir allemal taub zu ſeyn, wenn ſie zu reden anfängt, ſonderlich wenn ſie wider die Liebe donnert, oder nach ihrer Meynung ſcharfſinnig iſt. Wie ſind doch die Spröden ſo unerträglich! Eine ſolche Gaukelpuppe, die öfters ungefragt jedem vertraut, daß ſie nicht verliebt iſt, ſchreyt uns mit vollem Halſe in die Ohren: Ihr Leute kehret euch nicht an meine Reden! Es hat nichts zu ſagen. Ich ſteche nicht mit Meſſern um mich herum. Verſuchet es nur! Kann ich nun die Frau von ** für ſchön halten? Doch ſie wollen es haben, Calliſte. Ich wähle alſo die Ehrenerklärung; denn den Liebesantrag möchte ich noch überhalb verſchlucken. Meine Muſe mag das wieder gut machen, was ſie verſehen hat. Sie werden in folgender Ode finden, daß ich unſre Heldinn, und ihres gleichen, allenfalls für ſchön gelten laſſe. Mehr verlangen Sie ja nicht.

Ihr ſucht umſonſt, ihr ſpröden Schönen,
Uns zu dem Irrthum zu gewöhnen,
Daß euer Blut vom Eiſe ſtockt.
Ein falſcher Ernſt auf eurer Stirne
Bringt uns die Meynung ins Gehirne,
Daß ihr uns nur durch Künſte lockt.

Die Unruh abgeſchmackter Minen
Kann deutlich zu Beweiſen dienen,
Daß ihr ein ſchmachtend Herz verdeckt;
Ein Herz, das wegen ſchlechter Triebe
Des Schäfers ſüße Gegenliebe
So leicht nicht feſſelt, als erweckt.

Ihr nehmt euch vor, uns recht zu quälen.
Iſt dieß ein Vorſatz edler Seelen,
Die ſchon vor Fehlern ſicher ſind?
Ihr tobt, aus Furcht, uns zu verliehren;
Kann euch die Zeit ein Herz entführen,
Das ihr durch Tugenden gewinnt?

Weswegen fehlt euch das Vertrauen,
Auf eines Schäfers Wort zu bauen?
Erſchreckt euch euer eigner Werth?
Giebt euch die Tugend keine Waffen,
Euch dennoch Ruhe zu verſchaffen,
Wenn euch ſein Meineyd auch verſehrt?

Wer hält euch? flieht vor Amors flammen!
Doch hütet euch, ſie zu verdammen,
Sonſt ſchmäht ihr euch, bey eurer Flucht.
Verbannt den Neid, und bleibt gelaſſen;
Sonſt denken wir, ihr wollt uns haſſen,
Dieweil man euch nicht ämſig ſucht.

Fahrt fort, ihr muntern Schäferinnen,
Der Schäfer Herzen zu gewinnen!
Ihr ſeyd deßwegen auf der Welt.
Erfüllt die reizenden Geſetze!
Die Vorſicht hat euch tauſend Schätze,
Nicht euch zu Liebe, zugeſtellt.

Die Unſchuld weis von keinen Quellen,
Sich lang und künſtlich zu verſtellen;
Sie zeigt das Feuer, das ſie treibt.
Und Witz, und ungeſchminkte Tugend
Macht, daß die Hirtinn nach der Jugend
Noch ſchön, und jung, und reizend bleibt.

Erhaltet die beſcheidnen Sitten!
Laßt euch, ihr ſchönen Kinder, bitten!
Der Vorzug bleibt euch ewig frey.
Doch ſchwächt die angebohrnen Rechte,
Bey eurem herrſchenden Geſchlechte,
Durch keine Liſt und Tyranney.

Fühlt Chloris nichts bey Damons Blicken,
Und kann ſie Thyrſis Rohr entzücken:
So darf ſie es nur frey geſtehn.
Und rührt ſie keiner von den beyden:
So kann Sie ſie gelaſſen meiden,
Und frey zu ihrer Heerde gehn.

Die Schäfer werden ſich betrüben;
Doch werden ſie die Chloris lieben,
Die auch im Weigern Chloris iſt;
Und die Verlaßnen, die Sie kränket,
Doch niemals zu verſpotten denket,
Und allzeit höflich wiedergrüßt.

Du, die ich, weil ich ſoll, nicht nenne,
Du, deren Werth ich lebhaft kenne,
Verſuch es! halte mich recht ſcharf!
Doch ſoll mich keine Probe ſchrecken;
Vielleicht wird Dir Dein Herz entdecken,
Was ich nicht ſelbſt entdecken darf.

Laß mich: vielleicht! noch einmal ſchreiben!
Du wirſt mir liebenswürdig bleiben,
Nimmſt Du mein Herz auch niemals an.
Jedoch vielleicht kann mein Verlangen,
Durch Redlichkeit den Preis empfangen,
Den ich durch nichts verdienen kann.

* *

Verſuch
in einer Patriotiſchen Nachahmung.

O ſelig! wen ſein gut Geſchicke
Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke,
Der, was die Welt erhebt, verlacht;
Der, frey von nichtigem Geſchäffte,
Des Leibes und der Seelen Kräfte
Zum Werkzeug von der Tugend macht. Haller.

Mein widriges Schickſal, die Einſamkeit, die an dem Orte meines Aufenthalts herrſchet, und die Entfernung von der Perſon, die über alles von mir geliebet wird, brachten mich neulich auf die Betrachtung, von dem unglückſeligen Zuſtande der Menſchen. Ich fand ſogleich, daß wir nicht ohne Sünde, den Schöpfer als den Urheber deſſelben anklagen können. Derſelbe hat unſer Weſen, und das, was zu deſſen Erhaltung und Glückſeligkeit nöthig iſt, ſo eingerichtet, daß wir deſſen leicht und beſtändig habhaft werden können. Ich ſuchte dahero bey den Geſchöpfen ſelbſt die Urſache von ihrem Elende zu entdecken. Nach einer kurzen Ueberlegung blieb mir gar kein Zweifel mehr übrig, daß Gott es nicht gänzlich in eines jeden Menſchen Macht und freyen Willen ſollte geſtellet haben, glücklich oder unglücklich zu ſeyn. Was gebrauchen wir zur Unterhaltung unſeres Lebens? Ein Stück Brodt und einen Trunk Waſſer, oder eine ungekünſtelte Speiſe, welche ein jedes Land ſeinen Bewohnern ſchenket. Dieſe giebt das beſte Geblüte, und den geſundeſten Leib. Zur Bedeckung unſrer Blöße iſt ein ſchlechtes Gewand am bequemſten, und zureichend genug. Zu unſerer Beluſtigung hat die Hand, die der Natur ihren Anfang gegeben, ſogleich für uns geſorget. Ein jedes Jahr, ein jeder Monat, ja ein jeder Tag bringt etwas neues hervor, wodurch wir gewiß allemal, wenn wir es mit ſchuldiger Aufmerkſamkeit betrachteten, in Entzückung würden gebracht werden. Zu unſerer Seelenruhe und innerlichen Zufriedenheit zu gelangen, haben wir ein Mittel, welches leicht, angenehm und untrüglich iſt, nämlich die Tugend. Wer iſt unter uns, der mit Rechte klagen kann, daß ihm etwas von allem dieſem, ohne ſein Verſchulden fehlet? Betrogne Sterbliche! wir ſelbſt, wir ſind unſre Feinde. Die Einfalt, welche die Mutter des Hochmuths iſt, hat mit dieſer Geburt, zugleich alle Laſter, und unſer Unglück zur Welt gebracht. Wir haben uns zwar bemühet, dieſem Kinde einen andern Namen zu geben, und nennen es Ehre: allein dieſe veränderte Benennung ſollte nur allein blöden Gemüthern zur Fallbrücke und zum Troſte dienen können. Ein Weiſer müßte wiſſen, daß nichts in der Welt den Namen

Ehre verdienet, als die Handlungen, die zur Ausübung und Beförderung der Tugend abgerichtet ſind. Wie wird es aber unter uns gehalten? Ein Schein, ein Ton, ein Nichts wird von uns, nicht nur als etwas gutes angeſehen, ſondern ſo gar dem wahren Guten vorgezogen. Wer wünſchet wohl einen Zepter zu führen, um das Reich der Tugend zu ſchützen und befördern zu können? Ein Heuchler wird antworten, ich. Er prüfe ſein Herz, ſo wird dieſes ihm ſagen, daß die äußerliche Pracht die unumſchränkte Gewalt, die ungehinderte Vollbringung aller Leidenſchaften, der ſklaviſche Gehorſam der Unterthanen, die Sammlung nie geſehener Schätze, oder gar die auf Hochmuth gegründete Ausübung des Guten, die Treibfedern ſind, welche dieſen Wunſch hervorgebracht haben. Wer dienet dem Vaterlande und hat die Beförderung von deſſen Wohlergehen zu ſeiner Hauptabſicht? Wäre es dieſem nicht gleich, den höchſten oder niedrigſten Rang zu haben? Würde er die einträglichere Beſoldung vor der kleineren zu bekommen ſuchen, oder wünſchen? Hielte dieſer nicht allemal die Stelle, wo er jenem den größten Nutzen ſchaffen könnte, für die beſte? Ja, würde dieſer verlangen, daß man ihm eine beſondere Benennung beylegte, damit alle Welt ſeine Verdienſte erführe? Wer trachtet wohl bey Wohnungen, Kleidern, Unterhalte und übrigen Bedürfniſſen nur nach demjenigen, was Reinlichkeit, Nothdurft und Bequemlichkeit begehren? Wozu wären unſere Häuſer Paläſte? Aus was für Abſichten ſollten unſere Zimmer, ſo wie ietzo, mit unnützen Koſtbarkeiten behänget und angefüllet ſeyn, dadurch ſie Götzentempeln ähnlicher ſehen, als Wohnungen von nichtigen Sterblichen? Warum erwählten wir zu unſerer Tracht das, was am beſchwerlichſten, theuerſten und vergänglichſten iſt? Was hätte es für eine Urſache, daß wir unſere Speiſen mit ſo vieler Mühe und Koſten zurichten, um ihnen den reizenden Geſchmack zu geben, der uns verführet, zu viel davon zu eſſen? Was bewöge uns, den Gift einzuſaugen, den man mit Gefahr, Beſchwerniß und Verſchwendung von entferneten Völkern holet, und der uns unſer Geblüt ſtockend machet? Würden wir uns und andere aufbringen, mehr zu trinken, als die Natur fordert und vertragen kann? Was zwünge uns, die Anzahl unſerer Hausfeinde, ich meyne der Bedienten, größer zu machen, als die Nothwendigkeit es begehret? Wozu die Laſt, uns mit ſo vielen Creaturen zu beladen, die keinen Nutzen, aber unzählige Beſchwerlichkeiten mit ſich führen? Iſt es das wahre Beſte von uns und unſerem Nächſten, und die Erlangung eines unbefleckten Gewiſſens, was wir in unſeren Handlungen ſuchen? Woher käme alsdenn alle Sorge, Mühe und Bekümmerniß, um Sachen zu erhalten, die unſern Scheinvortheil und wirklichen Schaden befördern? Woher entſprünge der Neid, den nicht allein des Nächſten ſein Glück, ſondern ſogar ſeine Thorheit, das iſt ſeine Pracht, in unſern Herzen erreget? Wie aufrichtig würde der Gedanke werden, der die Laſt auf ſich nehme, wornach ein jeder, in dieſen Zeiten, verblendeter Weiſe trachtet? Eine doppelte Verachtung würde derjenige zum Lohne kriegen, der durch einen erkauften Glanz die ganze Welt belöge!

Würde wohl auch eine vorgefaßte Meynung uns ſo unſinnig machen, daß wir Ruhe, Zufriedenheit, Leben, ja unſer ewiges Wohl aufopferten, um, daß unſer Name, nach dem Tode, noch öfters von andern ausgeſprochen und aufgezeichnet werde, und damit die Erzählung von unſern glücklich gelungenen Bosheiten, welche der Aberwitz und die Grauſamkeiten Heldenthaten nennen, auch noch der Nachwelt zum Beyſpiele und zur Verführung verbleibe? Armſeelige Menſchen! Wie entfernen wir uns doch ſo freventlich von unſerm eigenen Wohl! Wie lange ſoll es dauern, daß wir vorſetzlich blind und unglücklich ſind! O laſſet uns die wahre Ehre kennen lernen. Laſſet uns die Strafen und Martern fühlen, womit uns der Hochmuth beleget und züchtiget! Wohlan! wir wollen zum Zeichen unſerer Beſſerung, und zum Beweiſe eines wohl eingerichteten Verſtandes inskünftige mit der Wahrheit, den, der laſterhaft iſt, er ſey König oder Unterthan, Herr oder Knecht, unter den Pöbel rechnen; und wer hingegen tugendhaft iſt, er mag hoch oder niedrig, reich oder arm ſeyn, ſo ſoll er wie er es in der That iſt, vornehm von uns genennt werden. Alle unſere Handlungen ſollen hinführo, den Befehl Gottes, den Ausſpruch einer, von Vorurtheilen, nach Möglichkeit gereinigten Vernunft, und die Beförderung des Guten, zur Richtſchnur haben. Es ſoll kein Exempel von Höhern, keine Beurtheilung von unſers gleichen, vielweniger der Widerſpruch von geringern, uns zur Ausübung einer That bringen können, davon wir überzeuget ſind, daß ſie unrecht und thöricht iſt. Wir wollen niemals

Hochmuth, rühmliche Ehrbegierde, und wahre Demuth für Unterthänigkeit ſchelten. Können wir von uns erhalten, daß wir die gethane Zuſage, weiſe und tugendhaft zu leben, erfüllen: ſo werden wir finden, daß wir uns von allem Misvergnügen befreyen; daß die Welt eher ein Paradies, als ein Kerker, zu nennen iſt; ja, das ewige Wohl werden wir alsdann eben ſo gewiß erlangen, als wir es itzo durch unſern Stolz verſcherzen. Darum, Freunde, laſſet uns ernſtlich den Hochmuth fliehen, und getreue Nachfolger der Tugend werden.

C. F. v. M.

* *

Die Sonne.

Eine Fabel.

Die eigne Gluth, der eigne Schein
Ward einſt der Sonne ſelbſt zur Pein,
Und die durch ſie erhitzten Tage
Vermehrten nur die heiße Plage.
O, rief ſie, Gott der Oberwelt!
O Jupiter! wenn wird mein Brennen
Den Schatten doch genießen können,
Der auf den Kreis der Erde fällt?

Du haſt die Macht, verſetz mich bald,
In einen mir geraumen Wald,
Und laß mich doch die Schatten fühlen,
Die tauſend müde Wandrer kühlen!

Sie wird erhört, und naht ſich kaum,
Sich in dem Walde zu verſtecken,
So brennt der Wald an allen Ecken,
So dringt die Glut durch jeden Baum.

Noch viel gequälter, als zuvor,
Betäubet ſie des Himmels Ohr,
Und bittet, ſie, nach ihrem Willen,
Mit finſtern Wolken zu verhüllen.
Auch dieſe Bitte muß geſchehn;
Gleich laſſen ſich, zu ihrem Beſten,
Von Norden, Süden, Oſt und Weſten,
Viel tauſend dicke Wolken ſehn.

Sie wird von trüber Luft umſchifft,
Umſonſt! Ihr Stral, der feurig trifft,
Zertheilet durch die heiße Strenge,
Der aufgethürmten Wolken Menge.
O! klagt ſie, ſoll mich nie dieß Gut,
Soll denn nur mich kein Schatten laben?
Ihn kannſt du, ſpricht der Gott, nicht haben,
Du wehrſt ihm ſtets durch deine Glut!

Vergebens, eiferſüchtigs Herz!
Kein Mittel tilget deinen Schmerz;
Die ſtrenge Glut, die dich beſeelet,
Iſt auch das Werkzeug, das dich quälet.
Was Schatten giebt, entzündeſt du,
Und meynſt, daß dich die Schatten haſſen.
Wirſt du dein Weſen nicht verlaſſen:
So fühlſt du nie der Liebe Ruh.

Von

Von Unterweiſung der Jugend.

Ich habe unſern geſtrigen Unterredungen weiter nachgedacht, mein werther Herrmann. Wir bemühten uns, ausfündig zu machen: warum es ſo ſchwer ſey, eine gründliche Gelehrſamkeit zu erlangen? und woher es komme, daß ſo wenige unter den Gelehrten den anſehnlichen Titel verdienen, mit welchem ſie ihre Blöße ſorgfältig zu bedecken wiſſen.

Die von dir angeführten Urſachen ſind wichtig genug. Die blinde Liebe der meiſten Aeltern geht dahin, ihre Kinder zu anſehnlichen Mitgliedern des gemeinen Weſens zu machen. Der Sohn muß ſtudieren, damit er kann Doctor werden. Er hat weder die Fähigkeit noch den Willen, etwas rechtſchaffenes zu lernen. Er lebet alſo ſich zur Laſt, und dem Vaterlande zum Schimpfe. Wäre dieſer ein Schneider geworden, ſo würde er gewiß ſein Brodt verdienen, da er anietzo von der Sparſamkeit ſeiner Vorfahren, oder dem Einbringen ſeiner Frau leben muß.

Du haſt recht, mein Freund; vielleicht aber giebſt du mir auch Beyfall, wenn ich eine Urſache anführe, welche noch allgemeiner iſt

Erwäge nur einmal, wie die Anführung unſerer Jugend zu der Gelehrſamkeit beſchaffen iſt. Bis in das zehnte Jahr überläßt man uns der Obſicht des Frauenzimmers, welche glauben, ſie haben genug gethan, wenn ſie uns reinigen, wenn ſie uns leſen lehren, und allenfalls einige Fragen aus dem Catechiſmus ins Gedächtniß bringen. Nunmehro iſt es Zeit, daß man uns der Aufſicht eines Hofmeiſters übergiebt. Ob er von guten Sitten, ob er fleißig, ob er gelehrt iſt? darnach fraget man eben nicht; aber, wie viel verlanget der Herr für ſeine Mühe? Das iſt unſere erſte Sorge. Der Wohlfeilſte bleibt allemal der Beſte. Dieſer führet uns eben den Weg, welchen er ſelbſt unter ſo vielen Seufzern und Thränen gegangen iſt. Ein Gelehrter muß die lateiniſche Sprache verſtehen. Die Sache hat ihre Richtigkeit. Man wählet alſo eine Grammatik, welche die beſte zu ſeyn ſcheint. Durch eine unermüdete und oftmals nachdrückliche Unterweiſung faſſen wir eine Menge dunkler Kunſtwörter und weitläuftiger Regeln, welche wir gewiß noch weniger verſtehen, als die Sprache ſelbſt, die wir daraus erlernen ſollen. Endlich überwinden wir dieſe Schwierigkeit. Man giebt uns des Cicero Schriften, nebſt andern Büchern, zu leſen, und unſere Väter weinen vor Freuden, wenn ſie ſehen, daß ihre Kinder im zwanzigſten Jahre dasjenige begriffen haben, was zu des Cicero Zeiten, in Rom, ein Junge von fünf Jahren verſtund. Nunmehro zieht der gelehrte, oder beſſer zu ſagen, der lateiniſche Sohn, auf hohe Schulen. Du darfſt von ihm nicht verlangen, daß er in den alten und neuern Geſchichten, Geographie, Genealogie, Zeitrechnung, Wapenkunſt, und dergleichen erfahren ſeyn, und einen Vorſchmack von der Mathematik, Weltweisheit und andern Wiſſenſchaften erlanget haben ſollte. Dazu hat er nicht Zeit gehabt; er hat müſſen Latein lernen. Es würde lächerlich ſeyn, wenn du ihn fragen wollteſt, ob er deutſch verſtehe? ob er einen guten Brief ſchreiben könne?

Er iſt ja ein Deutſcher; er iſt in Meißen gebohren; ſollte er nicht deutſch können? Von der griechiſchen Sprache hat er noch zur Noth ſo viel begriffen, als er auf der hohen Schule, binnen drey Jahren, zu verlernen gedenkt. Wie geſchwind verlaufen dieſe! Er muß eiligſt nach Hauſe. Sein Vater verlanget es, weil ein Amt, und eine reiche Frau auf ihn warten. Nunmehro iſt unſer Gelehrter fertig!

Sage mir, mein Freund, ob nicht dieſes die gewöhnlichſte Art ſey, unſere Jugend zu unterweiſen? Du wirſt es nicht leugnen können; du wirſt aber auch zugleich geſtehen müſſen, daß ſolches die wahrhafte Urſache ſey, warum nur ſo wenige ſich eine rechtſchaffene Gelehrſamkeit erwerben. Der ganze Fehler beruhet meines Erachtens darinnen, daß wir glauben: wer die lateiniſche Sprache verſtehe, der ſey ein Gelehrter; und daß wir durch eine weitläuftige Erlernung derſelben, diejenige Zeit verſäumen, welche wir zugleich auf nützlichere Sachen wenden ſollten.

Aber ſoll ein Gelehrter kein Latein verſtehen? Dieſes iſt meine Meynung keinesweges. Ich behaupte vielmehr, daß er in dieſer Sprache eben ſo ſtark ſeyn müſſe, als in ſeiner Mutterſprache. Nur das kann ich nicht begreifen, warum wir der Jugend deren Erlernung ſo ſchwer machen?

Der alte Richard, welcher geſtern in unſrer Geſellſchaft war, ſoll mir zum Beweiſe meines Satzes dienen. Du kenneſt ſeinen Sohn, der anietzo durch wirkliche Verdienſte unter den Gelehrten eine anſehnliche Stelle bekleidet. Kaum hatte dieſer das ſechſte Jahr erreicht, als ihn ſein ſorgfältiger Vater der Aufſicht eines jungen Menſchen anvertraute, welcher ihm die nöthigſten Gründe unſers Glaubens beybringen und ihn zu einer wohlanſtändigen Aufführung angewöhnen ſollte. Alles, was er mit den Knaben redete, was ihn dieſer fragte, das mußte ſo viel es möglich ſeyn wollte, in lateiniſcher Sprache geſchehen. Jede Sache, die im Hauſe, auf der Gaſſe, in der Kirche, oder im Garten vorkam, die gemeineſten Geſchäffte, welche täglich vorfielen, wurden auf Lateiniſch benennet. Dieſe Bemühung gieng glücklich von ſtatten. Nach Verlauf einer Zeit von vier Jahren war der junge Richard ſchon vermögend, ſich in der lateiniſchen Sprache ordentlich und deutlich auszudrücken, und regelmäßig zu reden, ohne zu wiſſen, warum er ſeine Worte eben ſo, und nicht anders, ſetzen müſſe. Nunmehro glaubte man, Zeit zu ſeyn, ihn die vornehmſten Regeln der Grammatik zu lehren, und weil er die Sprache ſchon verſtund, ſo faßte er dieſe in wenigen Monaten. Die griechiſche Sprache war ihm, als einem künftigen Gelehrten, zu wiſſen unentbehrlich. Weil aber ſein Vater meynte, es ſey eine gelehrte Eitelkeit, griechiſch zu reden, oder dergleichen Schriften und Gedichte zu verfertigen: ſo ſchien es genug zu ſeyn, ihn nach den ordentlichen Regeln ſo weit zu bringen, daß er alles verſtünde, was griechiſch abgefaßt wäre. Er erlangte auch ſolche Geſchicklichkeit wirklich in wenigen Jahren. Weil man dieſes nicht zu einem Hauptwerke machte: ſo blieben noch Stunden genug übrig, ihm in andern Künſten und Wiſſenſchaften Unterweiſung zu geben. Nach unſerer heutigen Einrichtung iſt es eine bekannte Sache, daß die franzöſiſche Sprache vielmals weit unentbehrlicher iſt, als alle todte Sprachen der Morgenländer. Man nahm alſo einen Franzoſen an, welcher ihn, durch Unterricht und fleißigen Umgang, zu der gehörigen Vollkommenheit brachte. Hatte ihm ſein Hofmeiſter ſchon in den erſten Jahren, bloß durch Geſpräche, wo nicht eine Kenntniß von der Hiſtorie, dennoch eine Luſt dazu beygebracht: ſo war es nachhero um ſo viel leichter, auch darinnen weiter zu gehen. Die ältern Geſchichte wurden nicht vergeſſen; die neuern aber, und beſonders die Geſchichte ſeines Vaterlandes, blieben allemal der Hauptendzweck. Die größern Schriften der lateiniſchen Redner und Poeten wurden zugleich ſorgfältig durchgegangen, nicht ſo wohl die Redensarten daraus zu erlernen, als vielmehr deren ganzen Bau, und die Bündigkeit des Vortrags einzuſehen. Hierdurch lernte unſer Richard die Zärtlichkeit einer Ode, die Stärke eines Heldengedichts, und diejenigen Urſachen kennen, welche den Cicero zu einem Redner gemacht haben. Was konnte ihm auf eine ſolche Art wohl leichter fallen, als auch in ſeiner Mutterſprache die Geſchicklichkeit zu erlangen, die einem Gelehrten ſo wohlanſtändig iſt ? Man brachte ihm einen Begriff von der Weltweisheit bey, ſo weit er nämlich bey ſeinem damaligen Alter dazu vermögend war; und man brauchte zugleich die Vorſicht, die Kräfte ſeines Verſtandes und Nachdenkens durch die mathematiſchen Wiſſenſchaften zu ſchärfen und in Ordnung zu bringen. Zu ſeiner Gemüthsergötzung ward ihm ein Tanz- und Zeichenmeiſter nebſt andern Künſtlern gehalten, und Richard iſt demnach ein Gelehrter, ob er gleich wider die bisherige Gewohnheit gelernet hat, wie man leſerlich und zierlich ſchreiben müſſe. Wenn ich noch nichts geſagt habe, wie ſorgfältig man ihn von

Zeit zu Zeit in ſeinem Chriſtenthume unterwieſen; ſo iſt es gar nicht deswegen geſchehen, als ſey dieſes verabſäumet worden. Du kenneſt ſeinen vernünftigen Vater, das iſt ſchon genug. Auf ſolche Weiſe ward der Grund zu derjenigen Gelehrſamkeit geleget, welche Richard anjetzo beſitzt. Nur dieſes muß ich noch erinnern, daß man ihn im neunzehnten Jahre auf die hohe Schule that, ungeachtet er die Kräfte vielleicht eher gehabt hätte, den Degen zu tragen.

Das Beyſpiel dieſes gelehrten Mannes überhebt mich aller Mühe, einige Regeln von der Unterweiſung unſerer Jugend in den erſten Jahren zu geben. Vielleicht zweifelſt du aber, ob dieſe Art, die Jugend zu unterweiſen, auch allgemein, und bey andern ebenfalls mit Nutzen anzuwenden ſey? Ich getraue mir, ſolches zu behaupten.

Iſt es wohl ſchwerer, die lateiniſche Sprache zu erlernen, als die franzöſiſche oder die deutſche? Das kannſt du nicht ſagen. Wie alt biſt du geweſen, als du deutſch reden konnteſt, und entſinneſt du dich wohl, daß du ſchon im achten Jahre mit deiner Franzöſinn zu plaudern vermögend wareſt? Der Umgang, eine fleißige Uebung, und der Mangel einer verwirrten Methode und ekelhafter Regeln, brachten dich ſo zeitlich zu dieſer Geſchicklichkeit. Eben das erlange ich bey der lateiniſchen Sprache. Wo findet man aber diejenigen, welche geſchickt ſind, die Jugend auf ſolche Art zu unterweiſen? Wie viele giebt es nicht, die zwar wiſſen, wie ſie auf der Catheder, aber nicht, wie ſie in der Küche lateiniſch reden ſollen. Wir alle beyde haben ſtudiret; wir laſſen uns beyde Gelehrte nennen, und dennoch ſollte es uns ſchwer fallen, die gemeinſten Handlungen der Menſchen auszudrücken. Ich gebe dieſes zu, mein werther Herrmann; ich glaube aber, daß dein Einwurf die Wahrheit meiner Meynung nicht widerlegt, ſondern nur noch mehr bekräftiget. Wären wir, wären andere in ihrer Jugend beſſer angeführet worden: ſo würde es uns und andern an der Geſchicklichkeit nicht fehlen, welche man allerdings bey wenigen antrifft. Unterdeſſen will ich dir doch verſchiedene aufweiſen, welche dieſe Geſchicklichkeit wirklich beſitzen, noch mehrere aber, welche gar wohl fähig wären, ſolche zu erlangen, wenn man nur ihre Bemühung durch billige Vergeltungen aufmunterte. Die Schuld fällt allemal auf die Aeltern zurücke, welche die Art, ihre Kinder zu unterweiſen, entweder ſelbſt nicht verſtehen, oder aus Geiz die nöthigen Koſten ſcheuen. Du kenneſt jenen Vater, welcher mehr auf ſeine Pferde wendet, als auf ſeinen Sohn. Er ſcheuet keine Koſten, ſeinen Budel recht abrichten zu laſſen; wenn er aber dem Lehrmeiſter ſeines Sohnes ein Quartal bezahlen ſoll, ſo geſchieht es niemals ohne innerlichen Widerwillen. Bedächten wir nur, daß das Glück unſerer Kinder, daß unſere eigene Ehre auf eine vernünftige Unterweiſung derſelben ankäme, ſo würden wir hierinnen eher verſchwenderiſch, als karg ſeyn, und ich weis gewiß, es würden ſich viele finden, welche vermögend wären, alles dasjenige zu leiſten, was ich von einem Lehrmeiſter gefordert habe. Bedächten wir aber auch, daß ſich von unſern Kindern nur diejenigen denen Studien widmen ſollten, denen die Natur die Fähigkeiten darzu verliehen: ſo würden wir ſehen, daß es ſehr leicht ſey, die Jugend nach derjenigen Art zu unterweiſen, welche mir die vernünftigſte zu ſeyn geſchienen hat.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

An Climenen.

Climene bricht mit mir. Sie glaubt, daß ich nicht liebe,
Sie klagt, es ſey mein Kopf, und nicht mein Herz gerührt,
Dieweil ich nicht verwirrt, nicht matt und ſchmachtend ſchriebe,
Sie ſpricht, es ſey mein Lied bloß mit Verſtand geziert.
Climene! Mein Verſtand gieng ja bey dir verlohren.
Ich hab einmal geglaubt, was du zehnmal beſchworen.

C.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

An den Herausgeber. *

Mein Herr,

Geben Sie Sich immer zufrieden, wenn Sie unter dieſem Briefe den Namen eines Frauenzimmers finden! Ich gehöre mit in die gelehrte Hiſtorie der Beluſtigungen, und habe vielleicht zu ihren bisherigen Schickſalen mehr Anlaß gegeben, als Sie mir zutrauen. Nichts deſtoweniger würde ich meine kleinen Geheimniſſe noch bey mir behalten, wenn mich nicht die beſondere Nachſicht, womit des ehrlichen Herrn Zötſchens Beurtheilung aufgenommen worden, ſo beherzt machte, Ihnen etwas zu entdecken, deſſen Wiſſenſchaft Sie auch allenfalls ohne Schaden entbehren könnten. Man hat bisher, in Zürich, wider Ihre Monatſchrift neue Fi-

---

* Zum beſſern Verſtande dieſes Briefes muß man ſich auf den Inhalt des Bittſchreibens beſinnen, welches in dem Winterm. der Beluſtigungen 1741. 427 S. befindlich iſt.

guren zu ſchimpfen erfunden. Ich will die Urtheile, die man über die daraus zuſammengeſetzten Schriften gefället hat, weder ſammlen noch prüfen. Ich will nur von dem Urſprunge oder der wirkenden Urſache dieſer gelehrten Bemühungen reden. Der Kützel zu ſchreiben, der Eifer für den hinter den Alpen angenommenen Geſchmack, die Critiſirſucht, die bekannte Gemüthsart zweener Dichter, deren Verdienſte in der Beurtheilungskunſt von ihrem Neide ein wenig übertroffen werden, Miltons verlohrnes Paradieß, die Diſcurſe der Maler, der Patriot, die Tadlerinnen, Gottſcheds und Breitingers Bücher von der Dichtkunſt, die critiſchen Beyträge, und hundert andere Dinge ſind unſchuldig in den Verdacht gefallen, als ob ein jedes, nach ſeinem Vermögen und Schickſale, etwas zu dieſen Bewegungen beygetragen hätte. Was für edle, was für große Triebfedern hat man ſich eingebildet! Wie ſehr hat man ſich durch das äußerliche Lärmen betrügen laſſen! Ainſi vont les choſes parmi les hommes. On y voit des grands mouvemens; mais les reſſors en ſont d'ordinaire aſſez ridicules. Il eſt important pour l'honneur des evenemens les plus conſiderables, que les cauſes en ſoient cachées. Urtheilen Sie, mein Herr, ob Fontenelle in dieſen Worten Recht hat, wenn ich Ihnen entdecke, daß die Liebe an allen Schmähſchriften, wider ihre Beluſtigungen, ſchuld iſt! Sie werden mich auslachen; aber leſen ſie lieber weiter! Ich bin die Cynthia, an welche Günther aus dem Reiche der Todten geſchrieben hat. Aber mein Liebhaber ... wer dächten Sie wohl, wer das geweſen wäre? Je, das iſt der leibhaftige Herr

Erlenbach, der Herr Conrector Erlenbach, an deſſen Daſeyn in der Welt, Sie nur noch in ihrer letzten Vorrede, zu meiner Betrübniß, gezweifelt haben. Nun geht Ihnen ſchon ein kleines Licht auf. Ich muß aber doch gleich einen Einwurf beantworten, welcher Ihnen vielleicht einfallen könnte. Die Schreibart in ſeinen bisherigen Werkchen, und in dem Bittſchreiben an mich, können Sie denken, iſt wahrſcheinlich nicht von einerley Perſon. Sehr wohl, mein Herr! Er hat auch den Brief an Sie nicht ſelbſt aufgeſetzt. Sein Freund, der ihm die Lettres Germaniques zuerſt in die Hände gegeben, hat ihm die Hand geführet, und auch einen erdichteten Namen zur Unterſchrift angerathen. Das gute Kind! Zu der Zeit war er noch ſo gar unverſchämt nicht, allein zu ſchreiben. Freylich mögen ihn wohl die Herren Bodmer und Breitinger, durch Lehren und Beyſpiele, ſo muthig gemacht haben, alles für ſchön zu halten, was ihm zuerſt eingefallen iſt. Doch ich muß Ihnen nothwendig die Urſachen unſrer Trennung ordentlich erzählen. Sie haben noch keinen Roman in den Beluſtigungen. Laſſen ſie mir die Ehre, ſie damit auszuzieren. Vielleicht nennt mich einmal ein artiger Schmeichler die deutſche Gomez.

Der Herr Conrector Erlenbach war, wie Fontäne ſaget:

> Un homme qui s'aimoit, ſans avoir de rivaux.

Ich war ihm wirklich nicht gut. Er hatte gleich die Art des Hochmuths an ſich, welcher alle Minuten in Gefahr ſteht, in die Grobheit zu verfallen. Indeſſen war er doch bey mir am erträglichſten, weil er ſich zu der Zeit nicht allein liebte. Ich will nicht hoffen, mein Herr, daß ſie es einem Frauenzimmer für übel halten, einen lächerlichen Liebhaber zu dulden. So lange Sie die Papageye und Affen gelten laſſen, ſo lange haben wir auch ein Recht, die ſchönen Herren zu ſehen, die ſchlechterdings eine beſtändige Feindſchaft gegen die Vernunft haben müſſen, wenn ſie gefallen ſollen. Ich erlaubte nun Erlenbachen, ſo lange mich zu beſuchen, bis ſein Bittſchreiben im Wintermonate des vorigen Jahres zum Vorſcheine kam. Er mochte in der Stadt geplaudert haben, ſo daß mich der Name Cynthia, vor einigen Verdrüßlichkeiten bey meinen Anverwandten nicht in Sicherheit ſetzte. Ich ſagte ihm bey der erſten Zuſammenkunft : es ſollte ihm vergönnt ſeyn, mich anzubethen, mir zu ſchreiben, und Tag und Nacht bey mir zu bleiben, ich wollte ihn noch mehr als Günthern lieben, er ſollte nur erſt ſterben. Da er mir dieſe unſchuldige Gefälligkeit nicht erzeigen wollte : ſo blieb ich auch auf meinem Kopfe, und ließ ihn nach dieſem allemal durch Jeannetten abweiſen. Das iſt nun die dritte Perſon, die ich aufführe. Fürchten Sie ſich nicht vor der in Romanen gewöhnlichen Menge! Es wird vielleicht die letzte ſeyn.

Jeannette iſt Ihnen ſo unbekannt nicht. Sie werden Sich leicht Ihres Verſatzes erinnern, die Lettr. Germ. zu überſetzen. Herr Erlenbach nahm ſich in kurzem mehr Zeit, ihre Annehmlichkeiten zu betrachten. Anfangs klagte er über mich, und Sie klagte mit. Bald darauf ſeufzete er über Sie, und binnen 8 Tagen wurden Sie vor meinen Augen unſichtbar.

Hier hätte ich ſchöne Gelegenheit, ihre Reiſebeſchreibung, und allerhand Verwirrungen zu machen;

allein ich hoffe, ſie werden es nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen gerade zu ſage, daß ſich unſre Verliebten nach Zürich begeben hatten. Jeannette gab mir, 8 Wochen nach ihrer Abreiſe, in einem Briefe, wo Sie ihre Thorheit ſchon zu bereuen ſchien, von allem Nachricht. Die Unglückſelige hatte die Einladung, welche einer aus Zürich an die geſchickten Sachſen und Schleſier ergehen laſſen, ſich hinter ihre Berge zu verſtecken, in den gelehrten Zeitungen geleſen. Erlenbachs Zorn gegen mich und die Beluſtigungen, ſeine unmäßige Begierde zur Rache, ſeine Liebe zu ihr, ihr eigner Vorſatz, ſich durch die bewußte Ueberſetzung berühmt zu machen, um derentwillen Sie in Sachſen auf keine Uneinigkeit unter den Buchführern, wegen des Verlags, hoffen durfte, und wer weis, was noch mehr für Urſachen, hatte Sie auf den Entſchluß gebracht, Zürich zu dem Orte zu erwählen, der ihre Liebe, ihre Rache, und ihren Ehrgeiz vergnügen ſollte. Erlenbachs Verſtand war durch die Reiſekoſten ſehr ausgegeben worden. Sein Vater hatte ihm ſchon mit der Enterbung gedroht; Jeannette war ſeine Frau, und der Mangel wäre nicht weit geweſen. Endlich hatte ſich die Frau Erlenbachinn entſchloſſen, eine kleine franzöſiſche Schule anzulegen.

In dieſer Schule, mein Herr, iſt ſie Rector, und Herr Erlenbach iſt Conrecter. Werden Sie nun noch länger an ſeiner Wirklichkeit zweifeln? Werden ſie endlich ihre Feinde bald beſſer kennen lernen? Es iſt nur gar zu bekannt, was böſe Leute gedacht haben. Die unſterblichen Namen, Bodmer und Breitinger, müſſen alles auf ſich nehmen, was von Erlenbachen und Effingern verbrochen worden. Was den Herrn Effinger anbetrifft ; ſo habe ich nichts mit ihm zu thun. Ich wollte ihm wohl eine Bedienung bey Jeannettens Schulk zutrauen; aber ich habe doch keine Nachricht davon, und mich mit Muthmaßungen zu behelfen, das iſt gar meine Sache nicht. Nur meinem Liebhaber laſſe ich ſeine Schriften nicht abſprechen. Ich kenne die Schwere ſeines Witzes. Ich weis alſo gewiß, daß er alles, was unter ſeinem Namen herausgekommen iſt, ſelbſt erfunden und aufgeſetzt hat. Ob aber die beyden Herren ſeine Gedanken nicht hin und wieder ausgeputzt, und ihnen einen ſchweizeriſchen Schwung gegeben haben, das will ich nicht widerſtreiten. Ich weis wohl, daß man ſie für Zänker hält, und nur neulich wollte ein aufgeweckter, aber dabey etwas leichtſinniger Kopf, nachdem er ihre geiſtvollen Schriften geleſen, behaupten, Moliere hätte von einem jeden unter ihnen geweiſſaget:

Ses propres ſentimens ſont combattus par lui
Auſſi tôt qu'il les voit dans la bouche d'autrui.

Allein ſo denkt man auch nur, wenn man alle Schriften für die ihrigen hält, die den ihrigen gleich ſind. Ich möchte mich zu Tode ärgern, wenn ich nur an die Urtheile denke, weche über die überſetzten Briefe von der deutſchen Sprache, und den deutſchen Poeten gefället werden. Mit aller Gewalt ſoll ſie ein Schweizer überſetzt haben. Sagen Sie es doch der Welt, mein Herr, daß die Frau Erlenbachinn die Verfaſſerinn davon iſt. Aus Liebe zu ihrer Hälfte hat ſie ihren ehemaligen Vorſatz, die kindiſchen Beſchwerden über Günthern wegzulaſſen, geändert. Welcher brave Schweizer würde die Zeit mit Ueberſetzung eines Buchs verderben, deſſen Verfertiger den Ausſpruch, den er von den franzöſiſchen Kunſtrichtern thut, faſt auf allen Seiten durch ſein Beyſpiel beweiſt. Il eſt vrai, bekennt er Bl. 304. que chez les François Mrs. les Critiques n'ont pas toujours eu les progrès des Lettres et l'inſtruction du Public pour unique but: l'envie, la flaterie, l'orgueil, la jalouſie, leur ont ſouvent fait louer des choſes très critiquables, et blâmer d'autres qui êtoient tres louables. Nur Jeannetten iſt es zu vergeben, uns die Ueberſetzung einer Critik zu liefern, deren Schreiber in der Vorrede von ſich ſelbſt prahlet: Il êtoit ſurtout ſincère et franc; mais extremement vif; ce qui êtoit cauſe que quand il entreprenoit une choſe, il la repréſentoit toujours ſous l'idée la plus affreuſe qu'il êtoit poſſible de lui donner. Sa vivacité l'emportant alors, il ne s'appercevoit pas, qu'il groſſiſſoit un peu les objets, *et qu'il ſortoit des bornes de cette critique exacte, et compaſſée, qui eſt propre aux Génies lents et flegmatiques.* Ich laſſe mich nicht darauf ein, wer meinem ehemaligen Dienſtmägdchen die häufigen und öfters ſehr einfältig angebrachten Anmerkungen gemacht hat. Genug ſie iſt die Ueberſetzerinn. Erlenbach und Effinger mögen ſich in die Noten theilen, wenn ſie ja Bodmern und Breitingern nichts davon gönnen wollen.

Sie können mich fragen, mein Herr, warum die Frau Erlenbachinn bey dem Ende ihres Buchs zu überſetzen angefangen hat, und warum nicht die Lettres Germaniques auf einmal erſchienen ſind? Ich kann ihnen ſehr deutlich darauf antworten. Beſinnen ſie ſich auf den böſen Mann, auf den fürchterlichen Correſpondenten, welcher den Herrn Erlenbachen mit ſo treuen Nachrichten, und geſchickten Erinnerungen bedienet hat! Durch dieſen Canal weis ich auch alles. Es iſt aus ſeinen Nachrichten augenſcheinlich zu merken, daß er nicht in Leipzig iſt, und daß er von ihnen, mein Herr, und ihren Mitarbeitern ganz verwirrte Begriffe haben muß. Er lebet auch wirklich in M.. und giebt dem politiſchen Kanngieſſer nichts nach, nur daß er allein das Reich der Gelehrten ſeiner Neugierigkeit würdig hält. Der Herr Erlenbach und ſeine Frau Liebſte haben ihm von ihren geiſtvollen Schriften allezeit ein Exemplar zugeſchickt. Aus einem Briefe der letztern habe ich zugleich erſehen, daß ſie den nunmehr aller Welt bekannten Verfertiger der Lettres françoiſes et Germaniques, den Herrn von Mauvillon, um eine neue Auflage ſeines critiſchen, poetiſchen, und geiſtvollen Werkchens erſuchet. Die rechtſchaffne Frau Erlenbachinn! Sie iſt ſo ehrliebend, daß ſie unſerm Richter mehr als funfzig Stellen aus ſeinen Briefen überſendet, welche ihr zu unverſchämt, und allgemein vorkommen. Er ſoll ſie erſt ändern, ſpricht ſie, ſonſt kann ſie ſein Buch nicht ordentlich überſetzen. Sie bekennt ſo gar aufrichtig, daß die beyden verdeutſchten Briefe, die wir von ihr beſitzen, das Licht noch nicht würden erlangt haben, wenn ſie nicht von gewiſſen Freunden mit dem Drucke wäre übereilet worden, und doch hätte ſie auch in eben denſelben, auf dem 42 Blatte, mehr als 4 Seiten im Franzöſiſchen, aus Behutſamkeit weglaſſen müſſen.

Wollen Sie einige von denen Stellen ſehen, mein Herr, welche in der Schweiz ſelbſt für grob gehalten werden? Es iſt Schade um das Papier. Doch ich habe dieſen Nachmittag meinen Coffee einmal verſaumt. Ich will etliche herſetzen; können ſie ſolche doch leſen oder nicht. Wer künftig auf den Einfall geräth, einen Mauvillon in nuce zu ſchreiben, der wird mirs danken, daß ich ihm vorgearbeitet habe. Die meiſten kennen dieſen franzöſiſchen Ariſtarch ohnedem nur aus ſeinen Meynungen von unſern Gelehrten. Laſſet uns einmal ſehen, wie beſcheiden er überhaupt von den Deutſchen urtheilet! Ich werde der Frau Erlenbachinn Aufſatz, den ſie an den Correſpondenten geſchickt, weder ganz noch halb ausſchreiben. Nur einige Züge von dieſer Malerey*! Doch ich bin müde, unſern beſcheidnen Lobredner auszuſchreiben, und Sie ſind es unfehlbar auch, mein Herr, ihn anzuhören. Sollten Sie indeſſen die Stellen geleſen haben: ſo werden Sie bekennen müſſen, daß keine bequemere und doch zugleich gültigere Art iſt, den Herrn Mauvillon zu widerlegen, als ihn nur getreulich anzuführen.

---

* Auf dem 313. Bl. heißt es: Aujourd'hui, je ne ſache perſonne qui les (Allemans) ſurpaſſes dans l'avidité du Gain. Bl. 314. Les Allemans ſont quelque choſe de plus qu'économes, en general ils ſont avares. Bl. 316. Il eſt certain -- que dans un beſoin vous (All.) pourriez donner des leçons d'avarice aux Italiens mêmes. Bl. 320. Je ne vois *presque point* des vos Etudians, qui n'ait le viſage balafré, ou une main eſtropiée. Bl. 322. Les filles qui n'ont rien en Allemagne, peuvent faires voeu de Virginité, je parle de gens au deſſus du commun -- La beauté & les graces ſont comptées pour peu de choſes en Allemagne, lorsqu' elles ſont confonduës avec la pauvreté. Il n'y a point de Pays au monde où les marjages d'inclination ayent moins lieu, que dans celui-ci, ni où ils ſoyent plus blâmés, lorsqu'il s'en fait quelqu'un *par hazard*. Bl. 336. Les Allemans ne ſont bons, que par boutades, welche Schmeicheley durch ein: par exemple, bewieſen iſt. Bl. 349. Chez vous on ferà courir *vingt fois* les verges à un Soldat, qui dans l'exercice aura fait un mouvement trop tôt, ou trop tard. Bl. 351. Vos adjutans ont *toujours* la main levée. J'appris --- que l'Officier qui paſſoit pour le meilleur batteur, étoit *le plus eſtimé*. Bl. 379. Les Allemans ſont beaucoup plus modeſtes, (als die Franzoſen) ſur les faveurs de leurs Souverains. Combien de Soldats

Ich habe Ihnen alles geſagt, mein Herr, was ich auf dem Herzen hatte. Es ſteht ihnen frey, mir mein langes Geſchwätze übel zu nehmen. Machen Sie es nur nicht zu arg; ſonſt laſſe ich Sie vielleicht bey der Fr. Erlenbachinn zu Gevattern bitten. Ich denke, ſie wird bald wieder in M . . ſeyn, und ich habe noch einige Gewalt über Sie. Ich bin ꝛc.

M . . den 24 Auguſt. 1742. Cynthia.

Soldats parmy eux, et peut-être même d'Officiers, qui pourroient ſe glorifier d'avoir été roſſés par des MAINS ROYALES? cependant ils ne s'en vantent pas, ils pouſſent mêmo l'humilité juſqu'à nier le fait, quand on leur en parle. Bl. 411. Un Chevalier (en Allem.) qui donneroit le bras à une Dame en plein jour, auroit dans un inſtant tous les petits enfans à ſes trouſſes. Auf dem 413 Bl. mag ſich das ſchöne Geſchlecht wieder bedanken. Mais les Allemandes pour n'en être pas plus ſages, n'en ſont ni moins fieres, ni moins farouches. Dites à une d'entr'elles qu'elle eſt jolie, elle vous repondra *ſottement, que vous importe?* Dites-lui qu'elle a de l'eſprit, elle vous repliquera, *je le ſais depuis longtems, & je vous diſpenſe de m'en faire apercevoir.* In welcher Scheune mögen dieſe Experimente gemacht ſeyn? Bl. 410. Je remarque que ceux des Allemans, qui veulent paroitre les plus polis, ſont les plus incommode. On s'imagine ici, qu'on n'a que ſe faire beaucoup de révérences.

Ende des Weinmonats.

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Et prodeſſe volunt & delectare — *Horat.*

Auf das Jahr 1742.
Wintermonat.

Die zweyte Auflage.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Die Zufriedenheit.

an Hn. A. K∗∗

Freund! deſſen reiner Werth mich doppelt ſtark gerührt,
Seitdem uns Luſt und Welt, du weißt ſchon was, entführt;
Du! der von Kindheit auf, mit unverfälſchtem Lieben,
Dem Freunde, doch zugleich der Tugend treu geblieben;
Du! deſſen muntrer Geiſt, mit ſchön belohntem Fleiß,
Den großen Zweck erreicht, der Welt zu nützen weis,
Mein K∗∗! iſt dein Blick von klügrer Arbeit müde,
So ſchenk ihn deinem Freund, ſo ſchenk ihn dieſem Liede!

Doch welch ein Vorwurf macht mein Lied des Auges werth,
Das deine Tugend lenkt, und den Geſchmack verklärt?
Sieh ſelbſt, o Freund! den Stoff, den ich zum Dichten wähle,
Es iſt Zufriedenheit, das höchſte Wohl der Seele.

Dieß Weſen, das in mir jetzt dein- und meiner denkt,
Im Ausdruck ſichtbar wird, und dieſe Züge lenkt,

Das bald, an heitrer Ruh, dem reinen Mittag gleichet,
Wenn er in dünner Luft die ſtillen Garben bleichet;
Das bald, voll Ungeſtüm, den Nächten ähnlich wird,
Wo unter Sturm und Graus der Wandrer blindlings irrt:
Dieß Weſen, das ſein Wohl und eignes Unglück bildet,
Nachdem es Güter wählt, die Schein und Wahn vergüldet,
Nachdem es Güter wählt, die eigner Werth erhebt,
Und keine Reu verflucht, wenn man ſie nun erſtrebt:
O Freund! wo ſucht und trifft dieß Weſen Ruh und Glücke,
Der Schöpfung letzten Zweck, die Sehnſucht unſrer Blicke?

So wild und mannigfalt ſchreyt kaum des Pöbels Zwiſt,
Wo Wahn und Unvernunft beym Trunke Richter iſt,
Als ſich, vom wahren Wohl, der Menſchen Stimmen theilen,
Als man ſich Wege wählt, demſelben zuzueilen.
Die gütige Natur zeigt uns den ſichern Pfad:
Doch nur der Weiſe hörts, und folget ihrem Rath.
Dem Thoren iſt zum Sehn ein enger Kreis beſchieden,
Und weil er wenig kennt, ſo iſt er leicht zufrieden:
Wie ſich der Wilde dort, in Philipps neuer Welt,
Den Kopf mit Glaſe putzt, und ſich für prächtig hält.
O Freund! ſchon hundertmal reizt mich der Satz zum Lachen;
Die Einfalt taugt weit ehr, als Klugheit, froh zu machen.

Sieh jenen! welcher dort in tauſend Lüſten ſchwimmt,
Des Blut nur wechſelsweis in Wein und Liebe glimmt,
Ein Mägdchen und ein Glas! O leichterworbne Freuden!
Gieb einem Träger Geld! er kennt den Werth von beyden.

Sieh jenen! der nach Ruhm allein beym Pöbel ſtrebt,
Kein eignes Urtheil kennt, und nur nach fremdem lebt,
Dem Franſen, Hut und Ring die Seelenruh verſchaffen,
Und der nur ſichtbar ſcheint, daß Narren ihn begaffen.
O neidenswerther Thor! den leichte Luſt beſiegt,
Was braucht der Weiſe nicht, eh ſich ſein Wunſch begnügt!
Nicht Gold und Hoheit zwar, noch Zepter in den Händen,
Und was für Schätze ſonſt auch kühne Seelen blenden,
Wornach ein Cromwell ſelbſt durch Blut und Trümmern ſteigt,
Bis ihn ſein Herz verflucht, und Volk und Freyheit ſchweigt.
Nein! Güter ſtiller Art, die kaum die Sinne rühren,
Und doch den ſüßen Reiz bis in die Herzen führen.
Ein Geiſt voll Trieb und Kraft, den Fleiß und Denken übt,
Der Wahrheit kennen darf, und ihren Vorzug liebt,
Der Wahn und Vorurtheil mit edler Freyheit zwinget,
Und täglich ſchöner wird, je mehr ihm dieß gelinget,
In der des Rechts gewiß, das ihm der Schöpfer gab,
Noch größre Würden hofft, auch jenſeits Tod und Grab:
Dem hier die frohe Welt voll Luſt und Anmuth grünet;
Der ihren Bürgern nützt, und ihrem Bauherrn dienet,
Der, voll Empfindlichkeit, der Schönheit Reichthum fühlt,
Die, durch dieß Rund vertheilt, aus tauſend Weſen ſpielt;
Hier junge Wangen ziert, und dort mit ſtolzen Bogen,
Wenn Tag und Licht erwacht, den Horizont umzogen,
Hier aus den Fluren ſtralt, dort einen Scherz gebiert,
In **Phenens** Zügen reizt, in **Grauens** Tönen rührt,
Aus **Steelens** Schriften ſpricht, in Didons Zähren weinet,
Und mehr, als alles dieß, in Doris Reiz vereinet.

Und dann ein Herz, o Freund! das dieſem Geiſte gleicht,
Das ſeine Vorſchrift hört, und ſein Geheiß erreicht,
Das in den Schranken liebt, die Pflicht und Wohlfahrt ſtecket,
Und wenn es haſſen ſoll, auch ſo den Haß erwecket;
Das ſich mit Gütern nährt, die ewig, rein und feſt,
Und die noch unſer ſind, wenn uns der Leib verläßt:
Ein Herz, das edel, frey, voll Großmuth, Huld und Liebe,
Und männlich muntrer Glut im wohlgeprüften Triebe,
Das, zärtlich im Gefühl, nie grobe Freude wählt,
Und ſelbſt den Fehler ſtraft, wenn ſeine Wahl gefehlt,
Nach eignem Urtheil wirkt, und nie vor dem Gewiſſen
Darf unbereute Schuld mit feigem Zittern büſſen:
Ein Herz voll weiſer Ruh, die keine Schwermuth trübt,
Als die im Kummer ſelbſt ihm ſtille Freude giebt,
Das im Bewußtſeyn nur verübter Tugend lebet,
Und ſtets aus Demuth klein nach größrer Tugend ſtrebet:
Ein Herz, das ruhig ſtirbt, weil alles, was man denkt,
Gewiſſen, Gott und Welt, ihm Grund zur Freude ſchenkt:
O Freund! vollführe du der Bildung matte Striche,
Mein Herz wünſcht nur beſchämt, daß es dem Herzen gliche.

O neidenswerther Thor! der das ſo bald erreicht,
Was oft die Tugend ſucht, die ſuchend noch erbleicht.
Der Seelen innre Ruh, des Lebens höchſter Frieden
Folgt deinem Schritt von ſelbſt, ſcheint dir im Traum beſchieden.
Der Weiſe kämpft und ſchwitzt um Luſt, die ewig währt;
Du glaubſt dich im Beſitz, und hatteſt kaum begehrt.
Ihn läßt, was jeder rühmt, oft nichts als Reu gewinnen;
Dich tadelt Gott und Welt, doch lobſt du dein Beginnen.

Flieh! flieh der Wahrheit Licht, ſo bleibt dir Luſt und Ruh:
Doch mußt du die einſt ſehn; bleibt Blöße, Schmerz u. du.
So wie es jenem gieng, der von den leeren Scenen
Ein rührend Trauerſpiel mit Jauchzen hört' ertönen,
Und Freund und Arzt verflucht, der ihn zu heilen kam,
Und mit verhaßter Treu ihm Luſt und Irrthum nahm.

Doch, Freund! wenn Wahn verführt, und Wahrheit ſeufzen lehret;
Wer ſucht ein ſchweres Gut, das uns den Rücken kehret?
Wo wohnt Zufriedenheit, der Klugen Eiferſucht,
So vieler Wünſche Ziel, und ſpäterlangte Frucht?
Wo denkt der reine Geiſt, den unſre Lieder preiſen?
Wo ſchlägt das edle Herz, das große Herz des Weiſen,
Die Bruſt, die nie ein Fehl mit bitterm Vorwurf rührt,
Und die von jeder That nur ſüße Folgen ſpürt?
Gleicht nicht dieß frohe Bild den Schönen und den Helden,
Die nur der Pinſel ſchafft, und nur die Flöten melden,
Um die ein junges Herz mit eitler Gunſt oft brennt,
Wozu die Wahrheit nur das Urbild nirgends kennt?

Wenn iſt Vollkommenheit, o Freund! das Loos der Erden?
Wer hier kein Engel wird, darf der nicht weiſe werden?
Und wenn in Marons Werk noch was zu beſſern blieb;
Straft ihn der Kluge drum, daß er von Helden ſchrieb?
Ein Grad vom höchſten Gut, nach unſrer Kraft gemeſſen,
Wenn er den Wunſch nicht ſtille, wird doch mit Luſt beſeſſen,
Und reift ſchon hier bey dem, der Treu und Eifer weiſt,
Zum Anbruch jenes Glücks, das jene Welt verheißt.

Der hat Zufriedenheit, und wallt auf ſanften Wegen,
Der Ewigkeit voll Luſt, durch Erd und Zeit, entgegen;
Der ſieht in ſüßer Ruh der Monden leiſe Flucht,
Der, was er dort erlangt, mit vollem Ernſt hier ſucht;
Der dem geſammten Zoll der heilerfüllten Pflichten,
Wenn er es nicht vermag, doch trachtet zu entrichten,
Und ſelbſt bey höh'rer Kraft, die ihm ein Gott erwirbt,
Noch ſterbend Mängelvoll, getroſt auf Gnade ſtirbt.

So wohnt dem Weiſen doch Zufriedenheit im Herzen,
Und ſeine Luſt beſiegt den Reſt der kleinen Schmerzen,
Die noch die Menſchlichkeit in ſeine Wohlfahrt mengt,
Damit er hoffen lernt, und an das Ende denkt.
So bleibt ſein Vorzug doch unendlich vor dem Thoren,
Der hier Verſtand und Herz in wilder Luſt verlohren;
Um den ein gaukelnd Nichts mit leeren Farben ſpielt,
Bis er den Abgrund ſieht, und ſpäter ſieht, als fühlt.
O niebeſchriebnes Glück! du folgſt des Weiſen Schritten,
Läßt oft ein Marmordach, und ſuchſt mit ihm die Hütten,
Wo Ordnung, Mäßigkeit, Geſchmack und Wahrheit wohnt,
Und jede Tugend ſich mit eigner Wolluſt lohnt;
Wo ſich ein Trieb voll Luſt durch alle Weſen ſpreitet,
Für uns die Wieſen malt, für uns die Bäche leitet,
Die Freundſchaft zärtlich macht, den klugen Scherz belebt,
Ein friſches Glas bekränzt, den frohen Reigen hebt,
Die Liebe dichten heißt, und in verſchwiegnen Gründen
Das Glück vergeſſen lehrt, und in ſich ſelbſt es finden.

Komm! Freund! weil noch den Tag kein früher Abend ſchließt,
Weil noch der Vogel ſingt, und friſches Gras entſprießt,
Laß

Laß der Beklagten Zahl, die deine Klugheit ſchützet,
Und ſich, wie dort die Flut im Sinken brauſt und ſprützet.
Bring Luſt und Freyheit mit, und ſey nur drauf gefaßt,
Daß du zu manchem Scherz die Antwort fertig haſt,
Und träf er jene gar, die nach verſchiednen Zeiten,
Vielleicht einſt dich und mich durch dieſe Flur begleiten,
Die eine zart und klein, die andre nicht zu groß,
Doch beyde hübſch und fromm, geſchickt in Haus und Schooß.
Du denkſt nach grade drauf, und haſt wohl ſchon gewählet:
Geſchwind! daß mirs dein Mund zu allererſt erzählet.
Das allerbeſte Lied, das je mein Rohr gebiert,
Klingt einſt zu K⸗⸗ Luſt, wenn ihn der Trauring ziert.
O Freund! daß dir und mir der ſüße Wunſch gelünge,
Daß uns beyſammen einſt das letzte Jahr vergienge!

O.

* *

Schreiben
an einen Freund, bey Ueberſendung eines Briefes von einem Freygeiſte, worinnen gezeiget wird, daß man die Religion mit willkührlich angenommenen Sätzen beſtreiten müſſe.

Wertheſter Freund,

Ich werde es endlich auf wunderliche Arten zu bewerkſtelligen ſuchen, daß ich wider ihre Beweiſe geſichert werde, als ſchreibe ich ihnen gar zu kurz. Sie wollen keine ciceronianiſchen Briefe, (wie man ſie zu nennen angefangen hat) von mir haben; in welchen nämlich nichts ſteht, als bloß, daß man ſchreibe, damit man die an ſeinen Correſpondenten gehende Gelegenheit nicht vorbey laſſe: ſondern ſie wollen wirklich etwas darinnen leſen. Dieſes Verlangen aber zu erfüllen, wird mir in der That manchmal ſchwer. Und ſie müſſen ſichs gefallen laſſen, daß ich mich bisweilen, ſo gut ich kann, eines Vortheils bediene, wenig zu ſchreiben, und ihrer Begierde zu leſen doch hinlänglich genug zu thun. Ich werde es faſt machen, wie einer meiner Freunde, den ſie auch kennen; welchem die Neujahrswünſche nicht gefallen, in denen Stück vor Stück, nach der Reihe, alles, was man wünſchet, erzählet, und oft das Beſte doch noch vergeſſen wird. Er nahm ein Verzeichniß von Hausgeräthe, Büchern, Waaren und andern Sachen, welche kurz vorher in unſerer Wollwage an die Meiſtbietenden verkauft worden waren; ſchickte es an einen guten Freund, ſo bunt es ſeinem Inhalte nach war, und ſchrieb nichts, als nur ſo viel dazu: alles dieſes, und noch mehr, wolle ihm zum Neujahre gewünſchet haben. Und ich meines Orts will ihnen einen fremden Brief zu leſen ſenden, und ſie bitten, daß ſie glauben, als ob ich ihnen alles dieſes, und noch mehr, geſchrieben hätte. Damit beſchäfftigen ſie ſich, und wiſſen, daß es ſchon genug iſt, mein Wort zu halten, wenn ſie nur von mir etwas zu leſen bekommen. Wenn ſie ſich hierein ergeben lernen: ſo will ich doch wohl noch dafür ſorgen, daß es ihnen nicht verdrießlich ſeyn ſoll, unter ſolchen Umſtänden Briefe von mir zu bekommen, worinnen nicht viel ſteht. So viel iſt gewiß, ich ſchicke ihnen dießmal etwas nach ihrem bisherigen Geſchmacke.

Aber Scherz bey Seite: ich verſpreche mir, daß Sie das beygelegte Schreiben nicht mit Verdruſſe, und nicht ohne Nutzen leſen werden. Wenn Sie mir es nicht ungütig nehmen: ſo ſage ich ihnen, daß ich mich, als ich es zu leſen bekam, ihrer Religionskaltſinnigkeit ſo fort erinnert, und mich beſonnen habe, daß ſie ſich immer einbildeten, es gäbe eine Art luſtige aufgeräumte Freygeiſter in Geſellſchaft, die ſich Beyfall erwürben, und, es möge nun mit der Sache ſeyn, wie es wolle, andre zum Stillſchweigen brächten. Sie ſind daher der Meynung, die Freydenker müßten doch nicht gar ſo große Thoren ſeyn, und die Sache der Religion im Gegentheile nicht ſo gar feſte ſtehen, als man vorgebe. Man habe Schriften genug wider die Freygeiſter; allein es bedünke ſie, in allen dieſen Schriften ſey wider dieſe Art Freydenker nichts geſagt. In dieſen Gedanken gehen ſie ſo weit, daß ich ihnen ſchon oft vorgeworfen habe, daß ſie ein Mittelding zwiſchen einem Anhänger der Religion und einem Freygeiſte wären. Wo ich nicht irre, ſo iſt das Schreiben, das ich ihnen mittheile, von der Art, welche ſie, wo nicht für unüberwindlich, doch wenigſtens für unüberwunden halten. Damit ſie alſo ſehen, wie gewiß ich meiner Sachen in Anſehung der Religion bin: ſo erſuche ich ſie, leſen ſie es mit aller der Begierde, die man haben kann, etwas zu ſehen, wovon viel verſprochen wird. Finden ſie das geringſte Gründliche darinnen; finden ſie etwas mehr, als ein wenig Frechheit und Kützel für unvorſichtige Ohren, und als eigenmächtiges Leugnen ſolcher Wahrheiten, die nicht in den Kram eines ausſchweifenden Herzens dienen: ſo gebe ich ihnen nicht allein frey, ein offenbarer Freygeiſt zu werden; ſondern ich bitte mir aus, mir die gefundenen Wichtigkeiten auch mitzutheilen, und verſpreche ihnen, daß ich in dem Falle von Stunde an, auch ein Freygeiſt werden will. Damit ich eigentlich rede: Meynen ſie wohl, daß es der Mühe werth ſey, daß die Verfechter der Religionswahrheiten wider dieſe Art von Freydenkern eine Feder anſetzen? und halten ſie nicht dafür, daß es einem ſo ſeichten Religionsſpötter ſchon zuviel Ehre angethan ſey, ſich mit ihm in einen Streit einzulaſſen? Oder iſt es nicht gewiſſermaßen ſelbſt unanſtändig, eine große Widerlegung anfangen zu wollen, wo kein Beweis des Gegners da iſt; und gleichſam die Thore zu ſperren und die Stücke auf die Wälle zu führen, wo man keinen Feind weis? Ein ſo leeres und wegen nichts als ſeiner Unverſchämtheit zu bewunderndes Geſchwätz wird die Religion wohl unangefochten laſſen: und ich bin verſichert, wenn ihnen, wertheſter Freund, kein ſtärkerer Gift, als ſolcher, beygebracht wird: ſo wird die Religion nicht allein in ihnen nicht vollends ſterben, ſondern ſich in kurzem auch ſo gar beſſer zu befinden anfangen. Deuten ſie es nicht ungütig, daß ich mit ſolchen Ausdrückungen ſchreibe. Ich würde es nicht thun, wenn ich nicht wüßte, daß ſie dreymal ſo viel Einſicht hätten, als nöthig iſt, nach einem aufmerkſamen Durchleſen eben ſo zu urtheilen; und daß ſie vielleicht im kurzen, als ein neuer Apoſtel der Wahrheit, mit eben ſolchen Ausdrücken reden und ſchreiben würden: indem meines Erachtens bey ihnen bisher nur eine gewiſſe Bequemlichkeit im Unterſuchen die Schuld gehabt hat, daß ſie nicht ſowohl die Religionswahrheiten für falſch, als bloß die frechen Meynungen der Freygeiſter nicht für ungereimt gehalten haben. Ich will mich jetzt nicht länger aufhalten. Zu einer Einleitung zu gegenwärtigem freygeiſtriſchen Schreiben iſt mein Brief lang genug. Und ich habe alles, was nöthig iſt, davon geſagt, wenn ich dieſes ſage, daß dieſes Schreiben der Religion Ehre machet. Denn wodurch kann ſie mehr erhoben werden, als wenn man ſieht, daß die Sätze, womit man ſie zu beſtreiten ſuchet, unerweislich, und ohne Grund ſind? Und welch ein Abſchlag iſt es nicht von dem großen Geiſte auf den Windmacher, welcher volle Blöße giebt, ihn auf das beißendſte wieder zu ſpotten? Ich will hievon jetzt nichs mehr ſchreiben, bis ich ihr Urtheil von dem hier mitgetheilten Schreiben wiſſen werde. Wie mir ſolches in die Hände gekommen, das will ich ihnen bey Gelegenheit bekannt machen, da es hier nichts zur Sache thut, und mir

allen-

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

allenfalls zu noch einem Briefe Stoff geben kann. Leben ſie indeß wohl. Ich bin mit vieler Hochachtung.

Ihr gehorſamſter Diener,

M. Pitſchel.

* *

Trauter Herzensbruder,

Ich darf dich doch nicht länger auf die Antwort warten laſſen, die ich dir auf dein letztes Schreiben ſchuldig bin. Ich hätte dir ſchon geſtern geſchrieben; aber ich war unter der Kirche ein bißchen bey der L = = = nin geweſen, und darauf that mir der Kopf weh. Ich war alſo gar nicht zum Schreiben aufgelegt; und hatte kaum noch Luſt genug, mir das verdrießliche Weſen durch eine, in Geſellſchaft der Fräulein **, nach Zöbiker gethane Spazierfahrt, etwas aus dem Kopfe zu ſchlagen. Du hätteſt zwar bald auch mit der heutigen Poſt noch keine Briefe bekommen. Denn es war uns ziemlich angekommen, die Nacht über draußen zu bleiben; und da hätte ich dann erſt heute ausſchlafen müſſen. Allein, mein Kerl kam einmal über das andre, und ſagte, daß der Philiſter durchaus fort wollte, weil er auf heute die Kutſche ſchon wieder verſprochen hätte. Alſo mußten wir fort; und bey der Gelegenheit habe ich heute Zeit bekommen, an dich zu ſchreiben.

Du willſt von mir wiſſen, ob ich glaube, daß die Freymäurer etwas zur Aufnahme und Ausbreitung der Freygeiſterey beytragen; und ob ich dir folglich wohl rathe, ein Freymäurer zu werden? Allein du wirſt mir nicht übel nehmen, wenn ich ſage, du habeſt eine Frage an mich gethan, die ich eigentlich und vollkommen zu beantworten, nicht im Stande bin. Und wenn du dich nur etwas bedacht hätteſt, ſo hätteſt du dieß gar wohl ſelbſt vorher denken können. Denn was andre Leute abhält, von den Freymäurern vollſtändig zu urtheilen, das hält mich auch ab. Du weißt ſo wohl, als ich, wie geheim ſie mit ihren Sachen ſind: und folglich tappet man halb im Finſtern; man mag ſie loben, oder verwerfen wollen. Ich glaube meines Orts gar wohl, daß es nicht lauter erpichte abergläubiſche Religioniſten ſind; und ſehe manchen hübſchen Menſchen für einen Freymäurer gelten, dem ich, vermöge ſeiner Reden und Lebensart unmöglich recht zutrauen kann, daß er eine völlig andächtige Seele ſeyn ſollte. Du weißt überhaupt, daß meiner Meynung nach mehr Freydenker ſind, als ſich deren dem Namen und Bekenntniſſe nach ordentlich ſehen laſſen. Und wenn ich einen Menſchen ſehe, der Einſicht zu haben ſcheint, und in Geſellſchaft etwas roth wird, wenn andre von der Religion und dem Chriſtenthume reden wollen: ſo kann ich mich, ſeines übrigen Aeußerlichen ungeachtet, oft unmöglich überreden, daß er auf die Religion etwas halte; als deren Anhänger doch einmal für allemal in den Augen eines großen Geiſtes für ſo verſtändig angeſehen werden müſſen, als das unvernünftige Vieh. Allein dieſes alles iſt mir noch nicht genug zu ſagen, daß die Freymäurerey der Freygeiſterey aufhelfe. Denn es könnte etwas zufälliges ſeyn, daß etliche Freymäurer Freygeiſter wären. Darauf aber hätten wir uns nichts ſonderbares zu gute zu thun.

Alles, was ich indeß ſagen kann, iſt dieſes, daß wir nicht Urſache haben, es uns leid ſeyn zu laſſen, wenn man die Freymäurer für Freydenker anſieht, ob ſie gleich keine ſeyn ſollten. Wir gewinnen gewiß dabey. Denn es ſcheint, als wenn ſich ihre Anzahl und ihr Anſehen immer mehr vermehrte und ausbreitete. Die Klugheit unſrer Obrigkeiten duldet ſie. Und die guten Leute werden zwar nichts dafür können; aber nichts deſtoweniger unſchuldiger weiſe uns zum Schutze dienen. Denn wenn man fortfahren wird, Freygeiſter und Freymäurer zu vermiſchen: ſo iſts bey ſo geſtalten Sachen natürlich, daß wir den Leuten endlich nicht mehr ſo fürchterlich und ſo gefährlich zu ſcheinen anfangen werden.

Aber, Herzensbruder, wenn du ſo für die Freygeiſterey beſorgt biſt, warum bedieneſt du dich nicht der Mittel, deren ich öfters mündlich gegen dich gedacht habe, die völlig in deiner Gewalt ſtehen, und wobey du nicht nach dunkeln Vermuthungen, ſondern nach wahrſcheinlichen Gründen und wohl gar augenſcheinlichen Beweiſen handeln darfſt? Du wirſt ſagen: Welche ſind die? Ich will jetzt nur einen nennen. Erinnere dich nur, wo du kannſt, der geiſtlichen Predigt, die ich dir des Abends im Bette von den angenommenen Sätzen gehalten habe, da wir bey meinem Vetter auf der Dorfkirmſe die ehrlichen Pfarrherren ſo herumnahmen und zu Paaren trieben. Und damit du dich nicht entſchuldigen darfſt, daß ich etwas von dir fordere, was dir wegen des damals getrunkenen Weins nicht zuzumuthen ſey: ſo will ich deinem lahmen Gedächtniſſe zu Hülfe kommen, und dir die Sache, womit wir damals unſere Luſt hatten, benennen; ſowohl, daß ich dir den wohlverdienten Text hierdurch unter der Hand mit leſe, als damit du ſehen mögeſt, daß ich die Staatsverfaſſung und die Grundregeln der Freydenkerrepublik ſo gründlich inne habe, als wenn ich darauf ſtudiert hätte.

Du wirſt dich wohl beſinnen, was ich mit dem im Sammtmützchen für eine Hitze hatte; und zu welchem Ende ich ſagte, daß die Sonn- und Feſttage eingeſetzet wären; du weiſt, wie er antwortete, daß ich nicht ſo ſündlich reden ſollte, weil es ganz anders in der Bibel ſtünde. Du weiſt, wie er darauf ſeufzte, und wie du mich ſelbſt erinnerteſt, daß ich ihn nur zufrieden laſſen, und nicht gar zu lange mit Sachen plagen ſollte, die ich doch nicht beweiſen könnte. Du ſollſt aber auch von rechtswegen noch wiſſen, daß ich dich damals, aus gerechtem Zorne, eine alte Frau dafür geheißen, und dir gezeiget, daß dieſe ſo falſch angebrachte Barmherzigkeit wider einen Hauptgrundſatz der Freydenkerey anſtoße.

Den Grundſatz nämlich meyne ich, den ich dir eben in dieſem Schreiben zur Beförderung unſerer

Republik anpreiſen will, daß eben die Sachen, die man nicht beweiſen kann, diejenigen ſind, womit man die Religioniſten irre zu machen, und daß man alſo die Religion mit angenommenen Sätzen zu beſtreiten ſuchen muß. Denn wenn wir in Ausfindung und Ausbreitung ſolcher ungegründeter Sätze, die bloß durch die Dreuſtigkeit des Vortrags und durch die luſtige Unverſchämtheit des Freygeiſts ihr Gewicht bekommen müſſen; wenn wir hierinnen, ſage ich, unfruchtbar und feige ſeyn wollen; ſo möchte ich wiſſen, was es in kurzem mit unſerer ganzen Zunft werden würde? Denn, wie ich merke, wenn es auf euch ankäme, die ihr immer noch für Scham, wie der Bauerjunge in den Hut beißet, wenn ihr einmal eine Unwahrheit, oder etwas Unerweisliches wider die Religion behaupten ſollet: ſo wären wir gewiß bald fertig; und die Welt würde für großer Andacht das Jahrlang noch einmal ſo viel Bibeln, als Romane, entzwey leſen.

Denn höre nur, du trautes Brüderchen, ich gebe dir gar nicht ſchuld, daß du nicht in der Sache ſelbſt ein guter Freydenker ſeyn ſollteſt. Ich bins verſichert, und ſehe es an deiner Aufführung, in welcher man in der That nicht die geringſte Spur von der Religion finden würde: indem, wo auch noch ein Schein von derſelben iſt, ſolcher bey genauer Unterſuchung doch allezeit noch verſchwindet. Allein in Anſehung der Theorie ſcheint es mir, daß du noch zu träge oder zu feige biſt, und daß du noch nicht die rechten Wege geheſt, der Freygeiſterey in der Welt mit Nachdrucke aufzuhelfen. Und wenn du dieſen Vorwurf in

Zukunft von dir abgelehnt wiſſen willſt, ſo iſt ein Hauptpunct, den du zu beobachten haſt; du mußt die Religion mit angenommenen Sätzen beſtreiten.

Beſtritten muß ſie ſeyn: darinnen ſind wir wohl einig. Denn ſie iſt ein ärger Ungeheuer, und ſetzet alle die, welche nicht gleich anfangs ſich wider ſie harniſchen, und zu Felde gehen, in ärgeres Schrecken, als die Ungeheuer des Herkules, und als der Sanct Lindwurm, der den Görgen erſtach. Sie iſt eine Tyranninn, welche alle ihre Sklaven erbärmlich martert. Und wenn man ſich die Grillen, von einer eingebildeten Verderbniß der vernünftigen Körper, von ich weis nicht was für einer gebenedeyten Traurigkeit, von einem Aberglauben, von einer immerwährenden Tiefſinnigkeit, von einer ſeyn ſollenden Ewigkeit und von anderm ſolchem Zeuge aus der Religion nicht mit Macht aus dem Kopfe ſchlägt: ſo wäre es kein Wunden, man würde ein Münch, oder erſäufte ſich in Kofente. Nur kömmt es darauf an, daß man dieſes Ungeheuer auch ſo beſtreitet, daß es etwas hilft. Und da behaupte ich, daß es durch angenommene Sätze am beſten geſchieht. Durch ſolche angenommene Sätze nämlich, wie ich meyne. Denn überhaupt heißen alle Sätze, die man nicht beweiſt, angenommene Sätze. Aber einige davon könnten wohl bewieſen werden, wenn man wollte, oder wenn es jemand forderte. Doch von denen rede ich nicht; ſondern von der andern Gattung, die man gar nicht beweiſen kann. Dieſe ſind unſere Schätze, und unſre bequemſten Waffen.

Wenn ich zum Exempel darthun ſollte, daß ein hübſch Mägdchen gar wohl einer Sünde werth ſey; daß die Religion bloß als ein Popanz des Pöbels wegen erdacht worden, und nichts, als Bels Tempel ohne Daniels Aſche ſey; daß Adam ſeine eignen Töchter lieb gehabt habe, u. ſ. f. So leugne ich nicht, daß es um die Gründe und um den Beweis ziemlich windicht ausſehen würde. Aber dem ungeachtet wollte ich nicht Gold nehmen, und mich dagegen verbinden, ſie in Geſellſchaft einmal weniger hervorzubringen, als meine Schnupftobacksdoſe. Die Urſache hiervon ſollſt du gleich ſehen.

Unſere Streitſache mit der Religion iſt ſeit langer Zeit dahin gerathen, daß wir mit Gründen nichts ausrichten können. Und es iſt auch gewiß genug, daß wir uns niemals wieder in ſolchen Stand ſetzen werden, ihr mit Gründen recht beyzukommen. Wenn es nicht ſonſt am Tage läge, woher dieſes entſtünde; und ich geneigt wäre, einen Teufel zu glauben; ſo glaubte ich gewiß noch am erſten einen Teufel, der den Religioniſten immer neue Gründe eingäbe. Allein es brauchet nicht, ſo weit zu kommen. Denn es ſind, ohne daß es mit Hexerey zugegangen, außerdem von Zeit zu Zeit unter den Religioniſten Leute geweſen, an welchen man nichts zu tadeln gefunden haben würde, wenn ſie keine Religioniſten geweſen wären. Ich meyne, es ſind Leute unter ihnen geweſen, welche die größte Fähigkeit des Verſtandes beſeſſen, eine Fertigkeit zu denken und zu ſchließen gehabt haben, und, wo ſie Freydenker geweſen wären, und Spitzfündigkeit, loſe Kunſtgriffe und Unverſchämtheit dazu genommen hätten, unſerer Zunft den größten Vortheil gebracht haben würden. Dieſe haben die Religion jederzeit mit vielen Gründen unterſtützet, und ſolchen große Stärke zugeſchrieben. Wir haben zwar niemals den Schein haben wollen, als wenn wir dieſes geſtünden. Es iſt doch aber nichts deſtoweniger wahr geweſen, daß ſie viel Stärke gehabt haben; und aufs mindeſte müſſen wir zugeben, daß ſie den fähigſten Freygeiſtern viel damit zu ſchaffen gemacht haben. Bringt man nun dieſen Grundkrämern Gründe vor, ſo ſetzen ſie ſolchen andere Gründe entgegen, welche in der That ſtärker ſind, als die unſrigen. Ja, ihre verwünſchte Geſchicklichkeit weis ſich unſere Gründe zu unſerm Schaden ſo liſtig zu nutze zu machen, daß ſie ſolche manchmal gar herum drehen, und ſich unterſtehen, uns mit unſern eignen Waffen zu beſtreiten. Sogleich verfolgen ſie uns bis an die erſten Grundſätze der menſchlichen Erkenntniß: ſogleich treiben ſie uns in die Enge: ſogleich ſind wir überwunden. Wenigſtens helfen unſre Gründe nur auf eine ſehr kurze Zeit, und zwar nur bey den Dümmſten. (Denn einmal für allemal ſind in einem gewiſſen Grade doch alle Religioniſten dumm.) Bey dieſen chriſtlichen Schafen in eigentlichem Verſtande machen unſere Gründe anfangs einigen Eindruck, und ſie wiſſen nicht, ob ſie auf der rechten oder linken Seite angreifen ſollen. Aber es währet nicht lange. Das, was wir ihnen vorſagen, erwecket in Anſehung ihrer einen fürchterlichen Begriff, und iſt ihnen ſo bedenklich, als die Annehmung einer neuen Fröhne. Sie klagen alſo ihren Heerführern ihre Noth. Dieſe wiſſen ihnen mehrentheils gleich herauszuhelfen, und ſtürmen, gleichſam unter dem Feldgeſchreye, daß wir die Einfältigen zu berücken ſuchten, nur mit doppelter Wuth auf uns los. Solche Vorfechter der wohlhergebrachten Andacht hat es immerzu unter ihnen gegeben. Man will uns auch noch keine Hoffnung machen, daß es ihnen in Zukunft daran fehlen werde. So dreuſt ich alſo ſonſt mit meiner Freydenkerey bin; ſo ſehr ich dich zur Kühnheit ermuntere; und ſo eine groſſe Ehre ich mir auch in Geſellſchaft daraus mache, für einen Freygeiſt angeſehen zu werden: ſo nehme ich mich doch meines Orts ſorgfältig in acht, mit Gründen ihnen nicht Blöße zu geben; und rathe dir wohlmeynend, in Gegenwart derſelben die Perſon eines Freydenkers nur recht behutſam und künſtlich zu ſpielen.

Aber ſollte man wohl bey ſolchen Umſtänden mit Schlußreden und Beweiſen Stand halten, und dem Gegner den Sieg in die Hände ſpielen? Nein, Herzensbruder! zumal da wir traurige Exempel vor uns ſehen. Wir rechnen den Bayle unter uns, ob es gleich nicht alle Religioniſten zugeben wollen. Wenigſtens hat er, trotz einem, Gründe wider die Religion vorgebracht. Aber wie viel hat es geholfen? Weißt du einen Grund, den er vorgebracht, und den ein Religioniſte nicht beantwortet hat? Ich weis keinen. Und wenn Bayle, deſſen Geſchicklichkeit ſonſt alle Religioniſten ehren und bewundern, mit Gründen nicht auskommen kann: ſo möchte ich doch wiſſen, wer für den Henker auskommen wollte? Gleichwohl ſoll und muß die Religion beſtritten ſeyn: darum ſage ich: mit angenommenen Sätzen.

Ja, wirſt du vielleicht in Gedanken zu mir ſprechen, du räthſt mir wohl zu den willkührlichen Sätzen; weil man mit Gründen nichts ausrichten könne. Wenn man nur aber auch mit den angenommenen Sätzen allezeit zu ſeinem Zwecke kommen könnte! Ich habe es endlich auch verſucht, wirſt du mir ſagen wollen, meine Kunſt damit ſehen zu laſſen. Aber der Erfolg hat mich gelehret, daß ſie zuweilen auch vergebens gebraucht werden.

Dieſes thut nichts zur Sache. Ich gebe es zu, daß die Wirkung ſolcher Sätze zuweilen außenbleibt. Schon genug, daß wir mehrentheils unſere Abſicht erreichen können. Auch dieſes muß uns ſchon ſtark genug bewegen, zu glauben, daß ſie noch die beſten Waffen ſind, womit die Religion beſtritten werden kann. Wollteſt du denn eine Stadt ohne alle Befeſtigung, und ganz und gar offen ſtehen laſſen, weil man Exempel hat, daß auch wohl die beſten Feſtungen eingenommen worden ſind. Oder du hätteſt Luſt, morgen um zehn Uhr in Dreßden zu ſeyn, und könnteſt keine Poſtpferde bekommen: wollteſt du wohl, weil du dir nicht getraueſt, mit einem Philiſterpferde eher, als um zwölf Uhr, da zu ſeyn, gar zu Fuße gehen? Warum wollteſt du denn, da du ſonſt kein beſſer Mittel weiſt, dich der angenommenen Sätze nicht bedienen; von welchen unter zwanzig Fällen doch vielleicht ſechzehn mal etwas zu hoffen iſt? Denn ſo viel muß man mir einräumen. Bilde dir nur ſelbſt Exempel ein, ſo wirſt du finden, es ſey ſehr natürlich, daß der Streich mit dem angenommenen Satze angehen müſſe.

Ich will den Fall ſetzen, ich wäre in einer Geſellſchaft; (merke es beyläufig nochmals, Herzensbrüderchen: auf deiner Stube bloß, wenn du allein biſt, mußt du dich nicht eben mit freygeiſteriſchen Gedanken breit machen; ſondern in Geſellſchaft, in Geſellſchaft mußt du damit herausrücken. Der Freydenker muß ſich mit aller ſeiner Weisheit nach allen Seiten ausdehnen, wie eine aufgeblaſene Schweinsblaſe; und, wie ein Quaker, der predigen will, nicht lange auf Kirche und Kanzel warten,) ich wäre in Geſellſchaft, ſage ich, und brächte den Satz vor, daß Adam vielleicht auch der Eva nicht vollkommen treu geblieben wäre. Hier hörte mich ein Religioniſte mit meiner Meynung vom Adam. Was wollte er dazu ſagen? Wäre er recht dumm oder ſchüchtern: ſo würde er gar ſtillſchweigen, und er möchte nun wollen, oder nicht, dadurch mir heimlich das Recht zuerkennen, weil er nicht ſagte, daß ich unrecht hätte. Hätte er aber einige Fähigkeit und einigen Muth: ſo würde er mir doch gewiß nichts anders darauf antworten können, als, daß ich nicht ſo unheilig reden ſollte; denn es ſtünde davon nichts in der Bibel. Meyneſt du denn, daß er mich nun widerleget hat? Nichts weniger, Brüderchen! Ich kann ihn ja überhaupt mit ſeiner Bibel auslachen. Denn was geht mich dieſe an, außer daß ich damit ſpotten kann? Wenn ich aber auch großmüthig ſeyn, und mich ſtellen wollte, als ließe ich das Buch nun noch ſo mit in ſeinen Würden: ſo könnte ich ihn doch noch mit einem ſeiner eignen Lehrſätze abweiſen. (Denn im Vorbeygehen zu ſagen; ich habe von meinem Vetter den Hollaz geerbt; da leſe ich alle Wochen ein paarmal zur Luſt darinnen, damit ich in Geſellſchaft Vorrath zum Schökern habe.) Der Lehrſatz, mit dem ich alſo gleich herausrücken würde, wäre dieſer: Der Herr wiſſe wohl, daß in hiſtoriſchen und dergleichen Dingen aus dem Stillſchweigen der Schrift keine Folgerung gemacht werden könne. Im übrigen, würde ich fortfahren, habe die Sache ihre Richtigkeit. Adam habe es dem Methuſalem ſelbſt geſtanden, daß er ein großer Sünder ſey, Methuſalem dem Sem geſagt, Sem dem Loth, der es dann ſeinen Töchtern in der Höle erzählet habe; und von da ſey es immer ſo fort bis auf meinen Großvater gekommen. Ob der Herr nun den nicht für einen ehrlichen Mann halte? das ſolle er ſagen. Dieſes alles würde ich nun mit feinen ſaftigen Blümchen durchſtreuen, daß es was zu lachen gäbe: und ich ſehe nicht, was mir mein armer Religioniſte ſonderliches antworten wollte.

So würde es in dem Falle gehen: und ſo geht es in andern Fällen mehr. Und wenn die armen Teufel auch noch etwas dawider vorbringen: ſo muß man ſchon noch andere Kunſtgriffe bey der Hand haben. Man wiederholet ſeinen Satz: man leugnet ſchlechterdings was ſie ſagen: man übertäubet ſie; man ſpottet; man ſchimpfet; und ſuchet ſie zu erzürnen. Dieſes alles geht zwar nicht an, und heißt wider die Regeln, wenn man mit Gründen ficht: aber bey angenommenen Sätzen thut es vortreffliche Dienſte. Sind ſie nun einmal in Verwirrung gebracht; (denn ſie müſſen wohl darein kommen, wenn wir es bunt und unhöflich genug machen:) ſo ſind ſie nicht mehr im Stande, dem Gegner die Wage zu halten, und ſich geſetzt und fertig genug zu vertheidigen. Und da bedienet man ſich alsbald der Gelegenheit, ſchreibt ſich muthig den Sieg zu, und läßt ſich das allgemeine Gelächter der Geſellſchaft zum Triumphliede über den bezwungenen Religioniſten dienen.

Willſt du lieber etwas aus der Erfahrung, als von möglichen Vorſchlägen und von Wahrſcheinlichkeiten hören: ſo darfſt du nur wieder an unſern Bayle gedenken. Bey aller ſeiner Scharfſinnigkeit muß er geſchehen laſſen, daß ihm in Religionsſachen ſeine Gründe von ſeinen Gegnern ordentlich unverrichteter Sache zurück geſchickt werden: ſo bald er aber angenommene Sätze in das Leben der Patriarchen einſtreuet, und ihnen einen Schwung giebt, der ein wenig Jücken und Kützel erreget: ſo bald verſtummen auch ſeine ſcharfſinnigſten Gegner faſt ganz und gar, antworten mit etlichen Seufzern, fangen an zu bethen, und ſagen es dem Bayle zu ſeiner immerwährenden Ehre vor, daß er kein Religioniſte ſey.

Ich habe noch einen Grund zur Empfehlung der angenommenen Sätze im Schubſacke. Ich will aber zuvor noch eine Erinnerung nachholen, die ich oben vergeſſen habe. Ich habe geſagt, daß man ſich, zumal bey klugen Religioniſten nicht auf Gründe einlaſſen ſoll. Hierzu ſetze ich dieſe Einſchränkung; es wäre denn, daß man einen angenommenen Satz nur mit einem Scheingrunde begleitete: wie ich, z. E. ſelbſt gethan, da ich mit dem im Sammtmützchen, wegen der Urſache der Sonntage, meine Luſt hatte. Denn wer wollte wohl daraus, daß der ſiebente auf den ſechſten folget, im Ernſte ſchließen, daß der Sonntag nur der Galanterie wegen im Calender ſtehe? Indeß, wenn man noch nicht gewiß weis, was man für einen Mann vor ſich hat: ſo thut man gut, daß man auch die Scheingründe vermeidet. Denn wenn es einer iſt, der es merken kann, wo es ihnen ſitzt: ſo kömmt man erſchrecklich blind damit. Ich ſelbſt wurde einmal von einem Religioniſten, der meinen Spaß nicht verſtehen wollte, verteufelt geputzt. Wie das Capitel von den hübſchen Mägdchen das reichſte und angenehmſte in unſerer Topik iſt: ſo ſagte ich einsmals in ſeiner Gegenwart: wenn man den Mägdchen nicht fleißig die Blumen abpflücken ſollte, wofür ſie denn gewachſen wären? Aber der Henkerskerl war gleich mit der Antwort fertig; und verſetzte: wenn er mich keinen Phantaſten heißen ſollte, wofür ihm ſein Maul gewachſen wäre? Und da half nichts dafür, ich mußte mich auslachen laſſen. So richtig iſt es, daß man das alles durchaus vermeiden muß, was wie ein Grund ausſieht.

Um auf den noch übrigen Grund zu kommen; ſo iſt er allein von der Art, daß er die angenommenen Sätze privilegiren ſollte. Denn dieſen Ruhm, du Herzensbruder, muß man doch einmal den angenommenen Sätzen laſſen, daß wir bloß durch ſie eine rechte Freyheit zu leben bekommen. Iſt die Hölle ein Geſpenſt: warum ſollten wir denn ſo ſchwach im Gehirne werden, daß wir uns davor fürchteten? Hat ſich Adam außer der Eva auch mit ſeinen Töchtern geküßt; warum ſollten wir denn einem ſo anſehnlichen Vorgänger nicht nachfolgen, die Freude dieſes Lebens nicht auch mitnehmen, und unſere Sinne nicht auch mit angenehmen Empfindungen kützeln; da wir ohnedem der Freundſchaft nicht ſo nahe kommen werden, als er? Und iſt die ganze Religion ein Staatsſtreich; warum ſollten wir denn den Plan unſerer Handlungen allezeit erſt bey ihr durch die Muſterung gehen laſſen, ihrentwegen unſern Begierden einen Zaum anlegen, und uns, ihr zu gefallen, auch nur mit der geringſten verdrießlichen Vorſtellung plagen? Wird aber hierdurch nicht die Religion beſtritten? Iſt dieſes nicht ein großer Schade für ſie? Trauter Bruder, glaube mir, auf dieſe Art können wir ihr den empfindlichſten Stoß verſetzen. Denn in der Ausübung dieſer Glaubenslehren iſt ſchon ein großer Theil derer, die ſich der Sprache nach für die Religion erklären, mit uns ziemlich einig. Werden wir dieſe nun mit unſern Sätzen unterſtützen: ſo werden ſie in ihrer Aufführung immermehr beſtärket werden. Es werden ſich unvermerkt mehrere zu ihnen, und ſie ſich zu uns ſchlagen.

Und was uns betrifft, uns wird entweder von ſelbſt mit der Zeit keine einzige fürchterliche Gedanke aus der Religion mehr aufſteigen, oder wir werden ſie uns immer mit neuen angenommenen Sätzen aus dem Kopfe zu ſchlagen wiſſen, und, wenn wir nicht die himmliſche Freyheit, ausſchweifend zu leben, endlich wieder einmal fahren laſſen wollen, unſer Gehirn zu einer fruchtbaren Gebärmutter antireligioniſtiſcher Freybeutergedanken machen. Unſer Lehrgebäude wird auf dieſe Art vor allen andern Lehrgebäuden in der Welt den Ruhm haben, daß Theorie und Praxis übereinſtimmen, und einander treiben. Es wird das ſo lange umſonſt geſuchte perpetuum mobile, oder ewige Getriebe werden, wo immer die letzte Triebfeder die erſte wieder in Bewegung ſetzet. Die angenommenen Sätze werden der Welt die Freyheit, zu leben wie ſie will, darbiethen; und wenn man dieſe ungezwungen mitnehmen, und ſich vor ſeinem Ende von Herzen luſtig machen will: (denn es iſt ja zu merken, daß wir die Religion als eine Urſache unaufhörlicher Trübſinnigkeit ausſchreyen müſſen:) ſo muß man theils zu den bekannten angenommenen Sätzen theils zu Erfindung noch mehrerer und neuer ſeine Zuflucht nehmen.

Kurz, unſere Verfaſſung iſt auf dieſen Fuß ſo eingerichtet, daß ſie ſich ſelbſt unterhält und ausbreitet, und den Leuten natürlicher weiſe gefallen muß. Man wird am Ende die Freydenkerrekruten nicht zählen können, und, weil die Menge derer, die unſern Glauben annehmen, den Freybrief abgeben wird, anfangen, vor den Augen der ganzen Welt, ohne Scheu, ſo zu leben, wie wir lehren. Sollte das ehemals nicht geſchehen ſeyn, was man dem Krates und ſeiner philoſophiſchen Hipparchia, von wegen des Markts, nachgeſaget hat: ſo wird es nun geſchehen. Und wollen die ⸗ ⸗ dawider ſchreyen: ſo werden ſie taube Ohren finden. Man wird ihnen zum Trotze freygeiſteriſch reden und thun. Man wird erbittert werden, ſich durch ihr ſeufzervolles abergläubiſches Schwatzen auch nur einen Augenblick in ſeinem ungebundenen Leben geſtört zu ſehen. Und es wird nicht viel fehlen, daß man ſie gar mit Gewalt zwingen wird, die Meynungen der Freygeiſter in die Bibel und in den Catechismus einzurücken. Gott aber, der Teufel, und die Seele werden außer dem Fluchen ſonſt keinen Platz in den Gedanken der Leute und keinen andern Nutzen in der Welt haben.

Siehſt du, Herzensbrüderchen, dieſe Vortheile können wir erlangen, wenn wir mit den angenommenen Sätzen recht umzugehen wiſſen. Es gehe mir einer, und beweiſe mir dergleichen von den hochgelehrten Vernunftſchlüſſen, mit welchen die Steckenreuter unter den Freygeiſtern immer angeſtochen kommen; und die, wenn ſie auch noch ſo gut in ihrer Art ſind, allezeit noch die Unbequemlichkeit bey ſich haben, daß ſie der Freygeiſterey wenig Jünger machen können: weil es vielen damit geht, wie dem kleinen David im Harniſche, und es nicht jedermanns Ding iſt, ſich in geſteiften Beweisgründen herumzutummeln.

Es fallen dir zwar vielleicht einige Einwürfe ein: ich kann ſie aber itzt nicht wiſſen. Doch ich würde auch nicht allzuſtudirt darauf antworten, wenn ich ſie wüßte; ich möchte nun was triftiges dagegen ſagen können, oder nicht. Denn ich muß dir ein gut Exempel geben, wie du es anzufangen haſt, wenn dir von Religioniſten etwan einmal Einwürfe gemacht werden ſollten. Das iſt, du mußt ſie mit Stillſchweigen zu übergehen ſuchen, und immer bey dem bleiben, was du zuvor geſaget haſt.

Mich dünkt übrigens, ich habe wirklich zu Behauptung meines Satzes genug geſaget: und glaube, daß wir auf dieſer Seite vom Rohre unſere Pfeife gut ſchneiden können. Ueberhaupt liegt viel an uns ſelbſt, und wir können viel gewinnen, wenn wir uns nur allemal recht in den Handel finden, und uns die Umſtände zu nutze machen wollen. Unter andern freue ich mich allemal, wenn ich ſehe, daß Leute, die itzt noch die Sprache der Religioniſten reden, anfangen, ſich der Religion zu ſchämen; und, weil ſie ſich ſchmeicheln, daß ſie zu leben wiſſen, und die Luſt der Geſellſchaft, durch Beſtreitung unſerer Sätze nicht ſtören wollen, ſtille dazu ſitzen, wenn wir das große Wort in der Geſellſchaft haben, und uns auf Unkoſten ihrer Patroninn luſtig machen. Denn wir haben ſchon viel gewonnen, wenn man uns nicht mehr haſſet, mit gleichgültigen Augen anſieht, und wohl gar ein wenig ſcheuet. Noch beſſer aber iſt es, wenn ſie ſich aus Höflichkeit gar bequemen, unſere Einfälle zu belachen, und etwas ähnliches zu ſagen.

Denn es giebt Leute, die es auf dieſen Schlag weit gebracht haben, und uns zugefallen und dem Juvenal und der Bibel zum Trotze, auch in Gegenwart junger Leutchen, bey denen ſie Exemplare ſind, manchmal ſehr niedliche Sachen hören laſſen, und dieſe das Novitiat der Freygeiſterey mit empfindlicher Freude anzutreten bewegen. Darüber, ſage ich, freue ich mich. Ich ſchäme mich aber auch, daß auf ſolche Art die Dummen jetzt klüger ſind, als die Vernünftigen; und ſolche Religioniſten einen höhern Geiſt von ſich blicken laſſen, als viele unter den Freygeiſtern; (den Herrn Bruder nicht ausgeſchloſſen.) Es iſt ja in der That eine Schande für unſer ganzes Geſchlecht, daß ſo viele kluge Freygeiſter ſich dieſes Namens ſchämen; da ſich nunmehr ſelbſt eine große Anzahl Religioniſten der Religion ſchämet. Und ich wiederhole es: haben jemals die Freygeiſter ihrer Zunft ſelbſt einen gewaltigen Stoß gegeben: ſo iſt es gewiß dadurch geſchehen, daß ſie mit ihrer Freygeiſterey ſo hinter dem Berge gehalten, und ſich nicht frey-heraus dazu bekannt haben. Denn das Anſehen eines einzigen Freygeiſts hat öfters mehr ausgerichtet, wenn er ſich bloß gegeben, als alle Gründe.

Du deines Orts biſt ſeit deiner Gegenwart in . . . gleichſam ein Mißionär der Freygeiſterey geworden. Und da dein Schreiben zeiget, daß du dich gewiſſermaßen deiner Pflicht erinnerſt: ſo ſollſt du mir in Zukunft ein rechter Ehrenmann ſeyn, wenn du bey dieſen Gedanken bleibeſt, deine jungfräuliche Schüchternheit ablegeſt, und meinem Rathe in fleiſſiger Anwendung der angenommenen Sätze folgeſt. Ich denke auch, die Hrn. Geiſtlichen in deiner Stadt, ſind ſchon ſo beſchaffen, daß du ſie ſchön handhaben, und dreuſt mit ihnen herumſpringen kannſt. Sollte es aber ja ſeyn, daß du einmal mit unter, einem in die Klauen geriethest, der bellen oder beißen kann: ſo werde nicht gleich wieder feige; ſondern ſetze immer aufs neue nur recht unverſchämt an. Da wird es denn gewiß gut gehen. Denn das merke dir als eine Lehre, die ich dir auf dem Todbette gegeben hätte: Die Unverſchämtheit iſt eine von den größten Tugenden eines vollkommenen Freygeiſtes.

Siehe, liebſter Herzensbruder, es geht mit mir, wie mit der Bauerfrau, die alle Sonntage frühe krank war, und Nachmittags doch tanzte: Wozu der Menſch Luſt hat. Das Schreiben wird mir ſonſt ſo ſauer, als wenn ich einer Predigt zuhören ſollte; und jetzt bekömmſt du einen ſo langen Brief von mir. Das kann die Liebe zur Freygeiſterey. Nun will ich ausgehen, und bey der = = = eine Kanne Kirſchwein und zwey detto auf die Strapaze trinken, und mit dem rothfunkelnden Götzen in der Hand, denken:

Te Liber, et, ſi laeta aderit, Venus,

. . . . .

Viuaeque producent lucernae,
Dum rediens fugat aſtra Phoebus.

Gehe du hin, wenn du meinen Brief geleſen haſt und thue desgleichen. Deiner Jungfer Schweſter gib meinetwegen ein Mäulchen. Es iſt ein brav

Mägdchen, wenn ſie nur nicht noch ſo oft in die Kirche ginge. Ich bin

Dein

allezeit gleich geſinnter,

Krates, der Jüngere.

* *

Die unverfolgte Religion.

Vollkommner Geiſt, mir unbegreiflichs Weſen,
Der Wahrheit Quell, der Möglichkeiten Grund,
Du, der du mich zum Glied der Welt erleſen,
Durch deren Seyn die beſte Welt entſtund;
Mein Forſchen ſoll dir deinen Ruhm gewähren,
Das, Herr, dir dient, vor keinen Heuchler ſorgt,
Und weit entfernt von blinden Ohngefähren,
Des Glaubens Grund nicht von dem Pöbel borgt.
Gedenk ich nur, wie du den Welten rufeſt,
Darinn ſich nichts zum Daſeyn widerſprach;
Erwäg ich dann, wie du die beſte ſchufeſt,
Da noch mein Geiſt im tiefſten Schlafe lag;
Wie weislich du die Kräfte abgewogen,
Durch deren Band ein Ding vollkommen wird;
So wird mein Sinn dem eitlen Witz entzogen,
Der noch ſehr oft bey deinem Lobſpruch irrt.
Zwar jeder meynt dich, Herr, recht zu erkennen,
Der Jude prahlt, ihm weicht kein Muſelmann.
Sah jenes Rom des Pabſtes Heilge brennen:
So ſah es auch, was dieſer Eiſer kann.

Ein Menſch, verwöhnt durch bündige Beweiſe,
Verwirft ein Buch, das ihn nur glauben lehrt.
Den Gottesdienſt vergleicht er einer Speiſe,
Durch die ein Fürſt der Sklaven Anzahl mehrt.
Der Erden Ball (hört dieſen Weiſen ſprechen)
Trägt manches Volk, jedwedes dient dem Gott,
Den erſt ſein Witz befreyt von vielen Schwächen;
Und jedes treibt mit andrer Glauben Spott.
Ich will mich ſelbſt zu eurem Schiedsmann wählen;
Die Wahrheit iſt ihr ſelbſt kein Widerſpruch.
Es iſt ein Gott. Der Ausſpruch kann nicht fehlen,
Und der iſt euch zum Glauben ſchon genug.
Doch ſtören, Herr, ſo viel Religionen
Bey mir niemals der Seelen edle Ruh.
Mit Fleiß bemüht, mir ſelber nicht zu ſchonen,
Deckt mein Gemüth des Nächſten Fehler zu.
Ich liebe mich nur, Herr, um deinetwillen.
Du liebeſt mich; drum bin ich liebenswerth.
Und könnt ich nur der Pflichten Reih erfüllen,
Darum mich noch ſo mancher Wunſch beſchwert.
Ein klein Geſchöpf kann mein Gemüth erbauen,
Wenn es darinn des Schöpfers Größe merkt.
Im ſtillen Wahn, mir ſelbſten zu vertrauen,
Wird nie mein Herz, durch ſolchen Fleiß, geſtärkt.
Ja will es oft, mit Liſt, ein Urtheil fällen,
Das mein Verdienſt der Titeln würdig glaubt:
So darf ich mir nur das nicht gut vorſtellen,
Was meinem Glück die Ruh der Seelen raubt.
Gelehrte, zankt euch um Religionen;
Forſcht, ob der Schluß aus klaren Gründen fließt;
Beſtimmt das Wohl verſtorbner Millionen,
Und ſeht, wem ihr des Himmels Thor verſchließt.

Mein Glaube baut des Gottesdienſtes Sätze
Auf dieſen Grund: Gott und dem König treu.
Um dieſen Satz legt mir kein faul Geſchwätze,
Im Kirchenſtaat, den Ketzertitel bey.

C. A. Gebhardi.

* *

Das allgemeine
Recht der Schriftſteller,
aus den Gründen der Vernunft und Billigkeit erwieſen von
J. A. C.

Dieſesmal werde ich meinen Mitbrüdern, den Gelehrten, einen unſterblichen Dienſt erweiſen. Ich habe mir vergenommen, das allgemeine Recht der Schriftſteller aus den Gründen der Vernunft und Billigkeit unumſtößlich darzuthun. Niemand wird dieſe Bemühung misbilligen. Wir leben jetzo in ſo gefährlichen Zeiten, da man mehr als jemals an dieſer Sache zu zweifeln anfängt. Wer wird es mir alſo verdenken können, wenn ich eine Wahrheit behaupte, die in unſern Tagen ſtark angefochten wird? Gewiß, derjenige müſte noch ein Gaſt in der gelehrten Welt ſeyn, und unſre Tagebücher nicht geleſen haben, der die Nothwendigkeit dieſer Sache nicht einſehen ſollte.

Ich arbeite in dieſem Stücke nicht ſowohl für mich, als für meine Mitbrüder, die Gelehrten. Dieſes wird mich von dem Verdachte einiger Partenlichkeit losſprechen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich ein Mitglied dieſes Ordens ſeyn müſſe, an deſſen Ehre ich ſo viel Antheil nehme. Das ſicherſte Mittel, mich zum Schüler des Pyrrho zu machen, wäre dieſes, wenn man mich überreden wollte, daß es damit nicht ſeine Richtigkeit hätte. Man wird mir dieſe kleine Ausſchweifung zugute halten, welche ich deswegen anbringen müſſen, meine Leſer zu überzeugen, daß ich dasjenige verſtehe, wovon die Rede iſt; zugeſchweigen, daß es ein Kunſtgriff in der Redekunſt iſt, ſeinen Leſern gleich anfangs eine gute Meynung von ſich beyzubringen.

Durch einen Gelehrten verſtehe ich einen ſolchen, der im Schreiben ſein Vergnügen ſuchet. Ich nehme das Wort Schreiben in ſeinem weiteſten Umfange, ſo daß ich, nach einer gewöhnlichen Figur, da man das vorhergehende anſtatt des nachfolgenden ſetzet, das Vergnügen, das Geſchriebene dem Drucke zu überlaſſen, mit darunter begreiſe. Hierdurch unterſcheidet ſich ein Gelehrter von einem bloßen Abſchreiber, den man ſonſt auch für ein Mitglied der Republik der Gelehrten erkennen müßte.

Ich weis zwar wohl, daß viele mit meiner Beſchreibung nicht zufrieden ſind. Manchen würde es beſſer gefallen, wenn ich geſagt hätte, ein Gelehrter ſey ein ſolcher, der ſeinen Verſtand durch die Weltweisheit aufgeheitert; einem andern, der ſein Gedächtniß mit der Menge ausländiſcher Wörter angefüllet habe. Die Gemüther ſind hierinnen ſo zertheilt, daß man es unmöglich allen recht machen kann. Es wird mir alſo nicht können verdacht werden, wenn ich eine Beſchreibung wähle, die nach meinem Kopfe iſt. Damit ich aber nicht für eigenſinnig gehalten werde, ſo will ich mich bemühen, den Ungrund der beyden erſten Erklärungen darzuthun. Die letztere iſt fürs erſte ſchon ſehr aus der Mode gekommen, und fürs zweyte darum unrichtig, weil nach derſelben ein gereiſter Handwerksmann, der auf ſeiner Wanderſchaft franzöſiſch, italieniſch und polniſch gelernet hat, manchem Gelehrten müßte vorgezogen werden, der außer ſeiner Mutterſprache kaum ein wenig Latein gelernet hat.

Was die erſte anlangt, ſo iſt ſie zwar gewöhnlicher, aber darum nicht richtiger, als die vorige. Denn ſonſt müßte folgen, daß mancher Officier, mancher Wechsler u. d. gl. zu der Anzahl der Gelehrten mit gehörten, ob ſie gleich in ihrem Leben keine Preſſe beſchäfftiget hätten. Wer würde ihnen alſo den Platz in dem Gelehrten-Lexico verſagen können, wenn dieſe Beſchreibung Grund hätte? Und überdieß läuſt ſie wider den gemeinen Gebrauch zu reden. Denn wenn nur das Gelehrte ſind, die ihren Verſtand aufgekläret haben, ſo getraue ich mir, zu behaupten, daß das Reich der Gelehrſamkeit ſehr enge werden, und über die Hälſte der bisherigen Bürger verlieren würde.

Wenn wir alles dieß zuſammen nehmen, ſo können dieſe beyden Stücke weiter nichts, als Zufälligkeiten vorſtellen, die aus der Erklärung wegbleiben müſſen. Es mag ſich, meines Gefallens, eines oder das andere, oder gar alles beydes bey einem Gelehrten befinden, wenn nur der Hauptcharakter nicht vergeſſen wird, daß er im Schreiben ſein Vergnügen ſuchet.

Meine Erklärung iſt genetiſch. Denn eben dadurch kömmt man in das Regiſter der Gelehrten, wenn man ſich durch Schreiben hervorthut; und es bleibt alſo dabey, daß ein Gelehrter und ein ſo genannter Schriftſteller einerley ſey. Unſer Zweck erforderte, dieſes weitläuftiger auszuführen, als wir anfangs willens waren, weil ein großer Theil unſers Beweiſes darauf beruhet.

Ich habe geſagt, ein Gelehrter ſey ein ſolcher, der im Schreiben ſein Vergnügen ſuchet. Die Sittenlehre befiehlet uns, das Vergnügen unſrer Mitbürger, ſo viel möglich, zu befördern; weit gefehlt, daß wir berechtiget ſeyn ſollten, ſolches zu unterbrechen. Iſt es alſo wohl billig, daß wir den Gelehrten ihr einziges Vergnügen verſagen, da ſie unſre Brüder ſind, denen wir eine beſondere Liebe zu erweiſen ſchuldig ſind? Ich frage noch einmal, iſt es nicht ungerecht, den Gelehrten ein Vergnügen zu misgönnen, da wir gegen andere Luſtbarkeiten ſo gleichgültig ſind? Gewiß, mir dünkt, man muß alle Menſchlichkeit verleugnet haben, wenn man einen Menſchen zu einer ewigen Traurigkeit verdammen will. Und was gleicht dem Misvergnügen eines Gelehrten, dem man ſein Handwerk, ich meyne, die edle Schreiberey, legen will? Ich glaube, daß ſich mancher lieber auf die Galeeren ſchmieden ließe, als daß er ein ſo ſo unſchuldiges Vergnügen entbehren ſollte. Wem dieſes zuviel geſprochen zu ſeyn dünket, der bedenke nur, ob es erträglicher ſey, ſich den immerwährenden Spöttereyen unſerer Zeitungsſchreiber auszuſetzen, als in eine lange Gefangenſchaft zu gerathen.

Ich muß einmal ernſtlich mit denen reden, welche die Oberherrſchaft in der gelehrten Welt zu behaupten ſuchen. Wer hat ihnen die Erlaubniß ertheilet, ſo unbarmherzig mit ihren Brüdern umzugehen? Ich weis, ihr Gewiſſen wird ſie überzeugen, daß ſie keinen Freybrief aufzuweiſen haben. Ich kann ſolche Leute nicht anders, als Tyrannen, anſehen, welche eine Gewalt an ſich gezogen, die ihnen im geringſten nicht zukömmt, und ich finde, daß ein gewiſſer Franzoſe noch viel zu gelinde urtheilet, wenn er ſich über den berufenen Boileau beſchweret, daß er dieſen armen Leuten das Vergnügen zu ſchreiben nicht gönnen wolle.

Hiebey könnte ich es bewenden laſſen, wenn ich mit dem Vorurtheile angeſteckt wäre, daß ein einiger richtiger Beweis, ſo gut als viele zuſammen genommen, beweiſen könne. Vielleicht werden grauſame Gemüther, durch die folgenden Gründe mehr, als durch den vorigen Schluß, gerühret werden.

Ein jeder Gelehrter hat einen gewiſſen Beruf zum Schreiben. Denn in ſo ferne er berufen iſt, ein Gelehrter zu ſeyn, in ſo fern muß er im Schreiben ſein Vergnügen ſuchen, weil ein Gelehrter und ein Schriftſteller einerley iſt. Wer nun ſolchen Beruf aufzuheben trachtet, der meiſtert gleichſam die Natur, und widerſtrebet einer eingeführten Ordnung, welches ohne Sünde nicht geſchehen kann. Mein Rath wäre alſo dieſer, daß man einen jeden bey ſeinem Berufe, oder beſſer zu ſagen, bey ſeinem Triebe ließe, weil es doch bey dem Ausſpruche des Dichters bleiben wird: Naturam expellas furca, tamen vsque recurrit. In Wahrheit, die fruchtloſe Bemühung der gelehrten Tyrannen möchte ſie einmal klüger machen, und ſie durch den vergebens gehofften Erfolg von ihrem unglücklichen Vorhaben abſchrecken.

Noch ein Grund, welcher die ungläubigſten zum Beyfalle mehr zwingen als bewegen wird. Es iſt bekannt, daß eine große Menge der Bedienten in der gelehrten Welt ihren Abſchied bekommen, oder doch viel von ſeinem bisherigen Verdienſte verlieren würde, wenn man dieſes allgemeine Recht der Schriftſteller nicht einräumen wollte. Wie würde man es verantworten, wenn manche einträgliche Preſſe dadurch zu Grunde gienge. Die Papiermühlen würden am ſchlechteſten dabey zurechte kommen, und viele Ballen Papier würden liegen bleiben, wenn man das Recht der Schriftſteller einſchränken wollte. Ich darf es kaum ſagen, welchen Unſeegen ſich der zuziehen würde, der dieſen und dergleichen Leuten ihre Einkünfte entziehen wollte.

Wenn ich weitläuftig ſeyn dürfte, ſo könnte ich noch anzeigen, daß auch die ſchlechten Schriften in der beſten Welt nöthig wären, und wie weitläuftig könnte ich nicht dabey ſeyn? Ich könnte beweiſen, daß aller Vorzug der ſchönen Schriftſteller auf die Niedrigkeit der ſchlechten beruhet, weil doch nichts ſchön, gründlich und erhaben, als in Vergleichung mit andern zu nennen ſey, und daß es alſo die Regeln einer vernünftigen Staatswiſſenſchaft gar nicht erlauben, die letztern gänzlich zu unterdrücken. Ich könnte endlich das Vergnügen anführen, welches Leſer aus Durchblätterung und einer ſpitzfündigen Critik elender Schriften zu gewarten haben. Allein ich bin zu ſehr eingeſchränkt, und ſehe mich gezwungen, den wenigen Raum, den ich noch übrig habe, zur Beantwortung einiger Einwürfe anzuwenden.

Man wird ſagen, meine Gründe giengen zwar auf die guten Schriftſteller, die ſchlechten aber dürften daran keinen Antheil nehmen. Die Bosheit meiner Gegner ließ mich nichts anders, als dieſes vermuthen. Allein ihr Einwurf hat nicht einmal den geringſten Grad einer Wahrſcheinlichkeit. Wer wird ſich die Mühe geben, eine Sache zu behaupten, daran kein Menſch zweifelt. Bloß das unterdrückte Recht der elenden Schriftſteller hat mir die Feder in die Hand gegeben. Dieſes zu behaupten, hielt ich es für rathſam, das allgemeine Völkerrecht der Gelehrten auszuführen. Der Einwurf möchte gültig ſeyn, wenn ſie erweiſen könnten, daß die ſogenannten kleinen Geiſter nicht eben ſo ein großes, wo nicht ein größeres Vergnügen aus der Zeugung ihrer Hirngeburten empfinden, als die größten Gelehrten. Sie werden den Beweis ewig ſchuldig bleiben. Darf man aus äußerlichen Zeichen auf das innerliche ſchließen, ſo getraue ich mir, ohne Bedenken, das Gegentheil darzuthun. Es gehöret, ohne Zweifel, eine große Verleugnung dazu, ſich ſeinen Schriften zu gefallen dem Hohngelächter der halben Welt auszuſetzen, und das Vergnügen über ſeine eigene Arbeit muß unausſprechlich ſeyn, welches eine ſo merkliche Unluſt überwiegen kann. Philippi, dieſer unendlich kleine Geiſt, würde gewiß durch die beißenden Spöttereyen eines eigenmächtigen Tyrannen vom Schreiben abgeſchreckt ſeyn, wenn es mit meinem Satze nicht ſeine völlige Richtigkeit hätte.

Wider meinen zweyten Grund wird man ebenfalls nichts erhebliches aufbringen können. Denn wenn es gewiß iſt, daß der innerliche Trieb und der ſo genannte Beruf einerley iſt, ſo iſt es unſtreitig, daß die ſchlechten Schriftſteller eben ſo wohl, als die beſten, zum Schreiben berufen ſind.

Der dritte ſcheint den elendeſten Scribenten am vortheilhafteſten zu ſeyn. Wer dagegen einwendet, daß bloß die guten Schriften ihre Verleger ſchadlos hielten, der handelt entweder boshaftig, oder er kennet die Welt nicht. Die ſchlechten Schriftſteller finden eben ſo wohl Liebhaber, als die beſten ihrer Art.

> Leurs écrits, il eſt vrai, ſans art et languiſſans,
> Semblent être formez en depit du bon ſens:
> Mais ils trouvent pourtant, quoi qu'on en puiſſe dire,
> Un Marchand pour les vendre, et des ſots pour les lire.

Man frage nur, welche Bücher am beſten abgehen, ſo wird es gewiß ein Geſpräch im Reiche der Todten, eine Geſchichte, die ſich im Reiche der Möglichkeit oder zu Romanzy zugetragen, eine fabelhafte Erzählung einer raſenden Liebe ſeyn. Es iſt auch nicht zu vermuthen, daß ſich der Geſchmack ſobald ändern werde, und ſo lange werden meine Gründe ihre völlige Stärke behalten.

Man-

Nunmehro iſt eure Ehre gerächet, meine wertheſten Amtsbrüder! Es liegt nur an euch, wie ihr euch dieſen Sieg zu Nutze machen werdet. Die Feſſeln ſind zerbrochen, womit man euch drohete. Ihr werdet es euch ſelbſt zuſchreiben müſſen, wenn ihr euch dieſelben wieder anlegen laſſet. Meine Furcht iſt vergebens. Ich werde noch immer das Vergnügen haben, Patriarchen, Pfalzgrafen und irrende Ritter, wo nicht gar gekrönte Poeten zu ſehen, welche ſich meine Vortheile zu Nutze machen werden. Ich ſuche hierbey keinen andern Ruhm, als daß mir ein günſtiges Geſchick die Ehre aufgehoben, eure Freyheit zu retten, und daß ich, als ein anderer Cicero, die Gefahr, welche das gemeine Weſen der Gelehrten drohete, abgewendet habe.

* * *

Die Weisheit.

Geprüfter Schatz vernünftger Geiſter,
Preiswürdger Vorzug kluger Meiſter,
Nahrhafte Luſt der Ewigkeit;
O Weisheit! Stral vom ſeelgen Lichte,
Vertraue meinem Lobgedichte
Den Abdruck deiner Seltenheit.

Uns wurdeſt du vom Unerſchaffnen,
Den Allmacht, Licht und Recht bewaffnen,
Mit Geiſt und Leben eingehaucht;
Uns machte Bosheit drauf zu Sündern,
Und nun iſt aus den Menſchenkindern
Von dir die beſte Kraft verraucht.

So iſt für uns nichts mehr zu hoffen?
O ja! dir ſteht der Weg noch offen,
Die Wahrheit macht dich uns bekannt;
Und ihres Mundes ſüße Lehren,
Der Menſchen wahres Wohl zu mehren,
Sind nie ohn alle Frucht verwandt.

Dich ſah die alte Welt von weiten,
Eh noch ein Fürſt der Silberzeiten
Für ſich den erſten Pflug gemacht;
Und Bürger vor Olympiaden,
Unſorgſam vor der Bosheit Schaden,
Auf einen frommen Tauſch gedacht.

Dich kleidete der Witz der Alten
Verwirrt in mancherley Geſtalten,
Um deſto ſichtlicher zu ſeyn;
Verliebt in einfach alter Mode
Hüllſt du dich nicht nur in die Ode,
Nein, auch in kleinre Fabeln ein.

Doch damals lag die Welt im Dunkeln:
Man ſah dich nur von ferne funkeln,
Und folgte dir im Nebel nach;
Doch deinem Tempel zu zu reiſen,
War auch der ſtärkſte von den Weiſen
An Muth und Kräften noch zu ſchwach.

Wenn Pythagor, ſich ſelbſt vergeſſen,
Der Welten Wirbel durchzumeſſen,
Dort auf Crotonens Berge kroch:
So ſchwur er, den Geſang der Sphären,
Durch Luft und Wolken durch zu hören;
Er ſagts, er ſchwört, wer zweifelt noch?

Der Seelen Wanderſchaft und Ahnen
Muß ihm den Weg zur Gottheit bahnen,
Allein bey uns macht dieß ihn klein;
Nun muß das Gold von ſeiner Hüften,
Anſtatt ihm ewgen Ruhm zu ſtiften,
Des ſpäten Tadels Vorwurf ſeyn.

Dein Ruhm wird Welten überdauren,
Des Blut noch über Cecrops Mauren
Und Rath und Volk um Rache ſchreyt;
Du Sophroniſken-Sohn bezeugteſt,
Als du dein Haupt vom Gifte neigteſt,
Der Menſchen Seelen Ewigkeit.

Dein göttlich, dein unſträflich Leben,
Wird noch, der Tugend nachzuſtreben,
Einſt unſern Enkeln vorerzählt;
Doch auch noch in den ſpätſten Tagen
Wird man ſie in den Schulen fragen:
Worinn hat Sokrates gefehlt?

Den Plato machen ſeine Reiſen
Klug, ſittſam, fromm, zum Gott der Weiſen,
Und er die Welt zu ſeinem Gott;
Der Stagirit baut Schluß und Gründe,
Damit er Ruhm und Wahrheit finde,
Und fällt in Irrthum und in Spott.

Füllt nur die Welt mit Sittenlehren;
Wer wird nach euren Regeln hören,
Wenn ihr ſie nicht zum erſten übt?
Was hilfts, die Tugend ſelig preiſen,
Wenn auch der größte von den Weiſen
Im Finſtern Luſt und Laſterliebt?

Kann ſie die Leidenſchaft verbannen,
Den Geiſt beym herbſten Schmerz ermannen,
Macht ſie getroſt bey Furcht und Gram?
Wie kömmts denn, daß ſo zitternd, bange
Sich der mit Gift, der mit dem Strange,
Der mit dem Dolch ſein Leben nahm?

O könnt ich euch doch Geiſt und Leben
Zu reifrer Prüfung wiedergeben;
Wie trefflich wärs damit bewandt?
Nun iſt ſolch edles Blut verlohren;
Ein Weiſer bleibt noch ungebohren,
Und ſeine Gottheit unbekannt.

Ihr aber, die in unſern Zeiten
Der Jugend erſte Trefflichkeiten
Dem Werth der Wiſſenſchaft geweiht,
Nicht wahr? Ihr dringt mit furchtbarn Kräften,
Ja mit erobernden Geſchäfften
Zum Tempel der Unſterblichkeit?

Der iſt ein Thor beym größten Witze,
Der ſich durch ihn ſchon im Beſitze
Unfehlbarfeſter Wahrheit hält.
O unſer Wiſſen iſt voll Mängel;
In Menſchen denken keine Engel,
Und keine Götter in der Welt.

Ein Philoſoph, der dunkel lehret,
Und ſein Gehirn mit Wahn beſchweret,
Flicht oftmals ſorgſam Schluß an Schluß.
Er ſetzt den Dingen neue Schranken,
Und glaubt, bey jeglichem Gedanken,
Daß ihm die Wahrheit werden muß.

Sein Gegner waffnet ſich geſchwinde,
Und macht ihm manchen Satz zur Sünde,
Sich dadurch groß, und jenen klein.
Die freye Wahl kömmt ins Gedränge;
Die Weltweisheit iſt noch zu enge,
Und ſchließt doch manch Geheimniß ein.

Was ſucht ihr denn der Weisheit Pforten
An labyrinthengleichen Orten,
Und kürzt der Gottheit Faden ab?
Scheint euch der Weg denn minder eben,
Den uns ihr Wink zum wahren Leben
Und dauerhaften Frieden gab?

O möchte doch der Menſchen Denken
Sein Forſchgewicht in Tiefen ſenken,
Wo ſich die Ewigkeit verliert:
Man ließ ſie gern der Welt zur Schande
Das Gold, das in beſpühltem Sande
Der ſtolze Ganges mit ſich führt.

O packt euch doch, mit euren Schätzen,
Den Lüſten laß ich ihr Ergötzen,
Und Bahrem ſeinen Perlenſang,
Den Helden Sieg nach blutgen Streiten,
Und Lesbiens Ergötzlichkeiten
Dem, der von ihrer Anmuth ſang.

Ich ſuche, was vor euch verſchwunden;
Ich ſehe, was ihr halb gefunden,
Ruhmwürdge Weiſen alter Zeit;
Ich find, auf viel gewiſſern Wegen,
Der Menſchheit euch entflognen Segen,
Der Weisheit wahre Seltenheit.

Ihr nennt den Urſprung eures Lebens;
Ihr opfert ihm als Gott vergebens,
Und bleibet ihr doch unbekannt.
Sie war bereits in euren Händen:
Doch ſie mit Unwahrheit zu ſchänden,
Das heißt zu heidniſch angewandt.

Aus Tugend wird ſie uns gebohren;
Der, der ſie fand, hat ſie verlohren,
Und ſieht ſie, wenn er ſie verliehrt;
Sie iſt zur Prieſterinn geweihet,
Die den, des Hand ihr Weihrauch ſtreuet,
Zum Heiligthum der Gottheit führt.

Doch nein, mit reichem Ehrfurchtstriebe,
Mit überwindend freyer Liebe,
In der wir vor der Allmacht ſtehn,
Gelangen wir zu ihrem Tempel,
Wo wir Exempel auf Exempel
Vom Glück und Wohl und Frieden ſehn.

So nimm denn, Lehrerinn der Tugend,
Ja, Weisheit, nimm die Kraft der Jugend
Von mir ſtatt reicher Opfer hin.
Ich geh zu deinen Lobaltären;
Da will ich dir den Trieb beſchwören,
Den ich dir ewig ſchuldig bin.

Halle.

J. G. Harrer.

Des
deutſchen Dichterkrieges
III. Buch.

An den äußerſten Enden der elyſiſchen Felder, wohin die Geiſter der Tugendhaften noch nicht gedrungen ſind, giebt es noch unbewohnte Fluren, die keine Zucht angebauet, und keine Hand eines unſterblichen Künſtlers gezähmet hat. Nach dem Maaße, als ſich die Anzahl der Einwohner im Todtenreiche mehret, breitet ſich auch dieſe unterirrdiſche Pflanzſtädte der Seligen aus. Die Grenzen dieſes ſtillen aber glückſeligen Landes erweitern ſich täglich mehr: und was geſtern noch eine öde Gegend ohne Schmuck und Anmuth war, das nimmt heute Farben und Geruch an; indem es ein unſichtbarer Gärtner mit Laub und Blumen bepflanzet. Die zuvor unbegraſeten Hügel fangen an, von einem geſunden Klee zu düften, und die verwachſenſten Gebüſche ſpalten ſich, durch grüne Spaziergänge, in angenehme Labyrinthe. So vergrößert ſich täglich der Aufenthalt beglückter Verſtorbenen: an ſtatt daß Miltons Himmel in ſeine vielfache Ringmauer auf ewig eingeſchloſſen bleibt, und daß durch engliſche Schildwachten auch die Thore derſelben bewachet werden; gerade als ob die Auserwählten, wie gefangene Miſſethäter aus einer Frohnveſte, zu entfliehen ſuchen würden.

Jn

In dieſen unangebauten Gegenden nun, dahin ſich noch kein ſeliger Geiſt begeben hatte, fand man endlich den im ganzen Todtenreiche lange geſuchten Roland. Eben dieſelbe ausſchweifende Leidenſchaft, welche ihn in ſeinem Leben in die Thäler des Ronzevals getrieben hatte, die Grauſamkeit ſeiner unvergleichlichen Angelica zu beſeufzen, hatte ihn auch hier von den Wohnungen der ſeligen Schatten entfernet. Er hatte ſich Abwege geſuchet, ſeinem abzehrenden Kummer nachzuhängen: denn die Gemüthsart, die er in der Welt gehabt, war ihm auch zu den Unterirrdiſchen gefolget. Nur der einzige Ritter von Mancha hatte bis auf dieſen Tag, die Spuren dieſes unglücklichen Verliebten entdecket; als er aus gleichem Kummer über ſeine angebethete Dulcinea, die Geſellſchaft der Unſterblichen geflohen war. Dieſes gleichgeartete Paar tröſtete ſich daſelbſt, zwiſchen Bergen und Wildniſſen, ſo gut es konnte; indem es ſich mit wechſelnden Erzählungen von wunderbaren Abentheuern und grauſamen Schickſalen in der Liebe, die Zeit kürzete.

Nach langem Suchen gerieth die flüchtige Schaar der Dichter auf die kenntlichen Fußtapfen dieſes Helden, den man ſuchte. Wie ein muntrer Spürhund anſchlägt, wenn er die Spur eines flüchtigen Wildes entdecket, dem er durch Feld und Buſch nachſetzet; dabey ſich das gebogene Erz unzähliger Waldhörner, nebſt dem Freudengeſchreye der Jäger hören läßt, daß auch Echo in dem Forſte davon erwacht, und dieſem lauten Schwarme eben ſo laut antwortet: eben ſo freudig ertönte die Luft um das Chor begieriger Dichter, als der erſte unter ihnen ein Zeichen gab, daß er Rolands Rieſentritte in dem ſonſt ebenen und nie betretenen Sande entdecket hätte. Man verfolgte dieſelben aufs eiligſte, und kaum betraten die Ferſen dieſer Unſterblichen den unfruchtbaren Kies, als die lieblichſten Kräuter und Grashalmen plötzlich ihre Häupter hervorſtreckten, und ſich in anmuthige Blumenbeete zu vertheilen ſchienen. So groß iſt die Macht eines innerlich ruhigen Geiſtes, der ſein Glück in ſich ſelbſt umher trägt! Weil kein Vorwurf eines nagenden Gewiſſens ſein tugendhaftes Gemüth beſtürmet; ſo bringt er ſein Himmelreich überall hin, wo er ſelbſt hinkömmt, und weis auch Einödden in Luſtgärten, und dürre Felſen in ſchattige Pommeranzenwälder zu verwandeln.

Wie ſehr aber irreſt du dich, eilfertige Menge? Roland iſt nicht der Mann, den du ſucheſt. Sein unruhiger Geiſt, der ihn im Leben gequälet, hat ihn bis ins Todtenreich verfolget, und er iſt weit geneigter, einem neuen Arioſt den Stoff zu großen Gedichten an die Hand zu geben, als ſich in die Streitigkeiten der Poeten zu mengen. Er ſchlägt der begierigen Schaar alles ab, und zwar mit der trotzigen Erklärung: **Es ſchicke ſich für keinen Helden und Ritter, unter einem Schwarme von Pedanten das Amt eines Leſers zu übernehmen.**

Kaum hatte dieſes Wort, gleich einem kleinen, aber anhaltenden Donner die Luſt erſchüttert, als auf einmal in dem ganzen Haufen ein lautes Gelächter entſtund. Man ſchämte ſich theils, daß man einen ſo weiten Weg umſonſt gethan; theils, daß man ſich dieſer abſchlägigen Antwort nicht eher verſehen hätte. Indem aber das Lachen etwas nachließ, erhob **von Bergen**, der alte Ueberſetzer des verlohrnen Paradieſes, ſeine ſtarke Stimme, die ſich auch von der verſammleten Menge ganz vernehmlich hören ließ: Ihr deutſchen Dichter, und lieben Mitbrüder, ſprach er, woſern ich mich anders ſo nennen darf, ich, der ich nur ein Ueberſetzer bin, und gar in reimloſen Verſen ein deutſches Gedicht zu machen, die Kühnheit gehabt: ich höre, daß der Verfaſſer der Schrift, die euch in Unruhe ſetzet, auch Miltons Heldengedicht überſetzt habe, und alſo mein Nebenbuhler geworden ſey. Darf ich es alſo frey heraus ſagen, ſo gebühret mir das Amt, die Charactere deutſcher Gedichte in einer ſo anſehnlichen Verſammlung abzuleſen. Ein allgemeines Jauchzen der ganzen Schaar billigte den Vorſchlag. **Von Bergen** ſtieg auf eine ziemlich hohe Raſenbank, die Roland ſich in daſiger Gegend gemacht hatte, und nachdem man ihm den zürcheriſchen Zankapfel ausgehändiget hatte, ſo hub er mit lau[illegible] aber ziemlich rauher Kehle alſo an:

Auch Teutſche können ſich auf den Parnaſſus ſchwingen,
Und nach des Südens Kunſt geſchickt u. feurig ſingen.
Erzehle Critica der Dichter lange Reyh.
Die Teutſchland aufgeſtellt, doch laß nicht Schmeicheley
Und falſche Höflichkeit die blöde Feder führen,
Erzehle nicht nur die ſo Teutſchland herrlich zieren,
Erzehl den Stam̃ zugleich der am Geſchmacke ſchwach
Der Schönheit Spur verfehlt' und ihr Geſetze brach.

Ich

Ich bitte um Verzeihung, fiel ihm Opitz ein, daß ich hier den Leſer unterbreche. Der Anfang dieſes Gedichtes misfällt mir ſehr. Was hat ſein Urheber es nöthig, erſt davon zu reden, daß auch Deutſche ſich auf den Pindus ſchwingen können? Wer kann das leugnen, ſeit dem ich meinen Landesleuten mit gutem Exempel vorgegangen bin? Habe ich nicht ſelbſt, ohne Ruhm zu melden, nach den Zeugniſſen der größten Kenner und Kunſtrichter, eines Grotius, Heinſius, Barthius; u. a. m. den Parnaß bewohnet; ſo daß ich mit Recht von mir ſchreiben können:

Ich kenne den Weg auch! Sehr oft hab ich gemeſſen
Den grünen Helikon, bin oben aufgeſeſſen u. ſ. w.

Hernach verſtehe ichs nicht, warum er die Critik, um die bloße **Erzählung** der Dichter anruft. Dieſes iſt ja nur das Werk eines Hiſtorienſchreibers: iſt aber die Hiſtorie nicht das Werk der Clio? Warum verlangt er alſo von der Critik etwas fremdes, nicht aber das, was ihr Werk iſt, nämlich die Beurtheilung? Vielleicht aber iſt dieſes ein Kunſtgriff der falſchen Höflichkeit, davor ihn die Critik bewahren ſoll; die nämlich freundlich anhebt, und unfreundlich fortfährt.

Was mich betrifft, verſetzte **Flemming**, ſo verſtehe ich nicht, was **der am Geſchmack ſchwache Stamm** heißen ſoll, **der der Schönheit Spur verfehlt** hat. Der Verfaſſer redet ſonder Zweifel von deutſchen Dichtern. Dieſes iſt alſo entweder von euren Vorgängern zu verſtehen, oder von euren Nachfolgern, lieber Opitz. Eure Vorgänger hatten noch keine Spur der Schönheit vor ſich, die ſie hätten verfehlen können. Ehe ihr uns den rechten Helikon gewieſen, ſo irrte ein jeder umher, wohin ihn ſeine Phantaſie fortriß. Nach euren Zeiten aber, kann man nicht ſagen, daß diejenigen, die der Schönheit Spur verfehlet, und ihr Geſetz gebrochen, nur am Geſchmacke ſchwach geweſen. Ein verkehrter, verderbter Geſchmack, iſt kein ſchwacher Geſchmack zu nennen: die ſich alſo von eurer Spur verirret, haben, gleich gewiſſen Patienten, einen verderbten Geſchmack gehabt, der das Süße ſauer und das Bittere ſüß genennet hat. Die umſtehenden Schatten billigten dieſe Anmerkungen, und von Bergen fuhr fort zu leſen:

Der beſſere Geſchmack war lang'herum geirret.
Vom ſchlimmeren Geſchmack verdrungen u. verwirret.
Sein Fuß ſtuhnd nirgend feſt, ſein Licht war ungewiß,
Schoß es gleich hier und da durch Nacht und Finſterniß.

Ich weis nicht, von was für Zeiten der Urheber ſpricht, fragte hier Simon Dach. Der gute Geſchmack ſoll lange herumgeirret ſeyn; und meines Wiſſens haben ihn, außer den Griechen, bey welchen er vormals gebohren worden, nur die Römer eine Zeitlang bey ſich gehabt. Zu den andern Völkern im Oriente und Occidente iſt er niemals gekommen. Weder die Indianer noch die Scythen; weder die Garamanten noch die Carthaginenſer; weder die Cimmerier noch die Celten, haben ihn jemals bey ſich gehabt. Wie kann er denn herumgeirret ſeyn? Mich dünkt der Poet fängt ſeine Erzählung ſehr übel an, und die Allegorie, darunter er uns den guten Geſchmack vorſtellet, iſt demſelben gar nicht rühmlich. Er machet ihn zu einem Umläufer, der nirgends Ruhe hat, oder feſten Fuß faſſen will, und noch dazu ein gewiſſes Licht, gleichſam in einer Blendlaterne, bey ſich trägt, woraus er nur dann und wann einen Stral ſchießen läßt. Mich dünkt, ſo würde ich den guten Geſchmack nicht abmalen. Opitz und Flemming bezeigten ihren Beyfall, und der Leſer fuhr fort:

Die Barden ſangen erſt, in Ehrfurcht-vollen Gründen,
Die Götter, ſo daſelbſt verſchloſſen in den Rinden,
Die nie das Beyl verwundt, das Jagdhorn nie erſchreckt;
Das Wild gieng unbeſorgt, ſo weit der Wald geſtreckt.
Der Erden hohlen Schooß in kräuſe Schatten hüllte,
Und ein verruchtes Herz mit Furcht und Schrecken füllte,
Wo heute Saat und Triſt am offnen Himmel ſteht,
Der Bauer mit dem Pflug, die Heerde weiden geht.
Sie ſangen einen Held, der vor die rohen Sitten
Und wilde Strengigkeit der Vörder-Welt geſtritten;
Der Höflichkeit und Pracht mit Abſcheu von ſich ſtieß,
Der Kunſt und Wiſſenſchaft den Weg zur Knechtſchaft hieß.

Hier fiel einer von den alten Barden ein, deſſen Anſehen ſehr ehrwürdig ſchien. Der Tropf, ſprach er, redet wie der Blinde von der Farbe. Er giebt uns Dinge Schuld, die wir nie gethan haben. Götter zu loben, das war freylich der edle Gegenſtand unſrer Lieder; aber Götter, in Rinden verſchloſſen, haben wir niemals angebethet. Die Stämme und das Holz waren nicht unſre Gottheiten: wohl aber waren

ren die großen und ſchattigten Bäume gleichſam natürliche Tempel unſrer Götter, ja die beſten Wohnungen der alten Welt, die ihnen die Natur ſelbſt bauete, ſie vor der Hitze des Sommers, und vor der Kälte der ſcharfen Nordwinde im Winter zu bewahren. Es erſchrack auch unter uns niemand vor dieſem unſerm Aufenthalte; weil dasjenige, was man täglich ſieht, kein Schrecken erweckt. Noch thörigter iſt es, zu ſagen, daß unſre Helden wider die Höflichkeit geſtritten, und die rohen Sitten und wilde Strengigkeit zu ſchützen geſucht. Man wußte in unſern Tagen, von Höfen und höfiſchen Sitten ſo wenig, als dieſer Zürcher noch heute zu Tage: aber es war uns gewiß eine mindere Schande, als ihm, indem wir in unſerm großen weiten Vaterlande, das beynahe halb Europa füllte, keine Gelegenheit hatten, ſolches kennen zu lernen. Unſre Helden ſtritten alſo entweder mit wilden Beſtien, die ihrem Viehe oder ihnen ſelbſt und den Ihrigen gefährlich waren; oder ſie ſchützten ſich gegen die Gewalt benachbarter räuberiſcher Völker, die ihnen wohl gar das Joch der Knechtſchaft androheten. Solche Helden waren es nun wohl werth, daß man ſie beſang. Kunſt und Wiſſenſchaft aber haben ſie niemals von ſich geſtoßen; es wäre denn, daß es ihnen von ihren geſchwornen Feinden, den Römern, aufgedrungen werden ſollen, von welchen ihnen billig alles verdächtig ſeyn mußte.

Hier hörte der ehrwürdige Barde auf, und Philipp von Zeſen wollte ihn ablöſen, um die lange Beſchreibung der obigen Verſe zu tadeln. Sonderlich ſchien ihm der dritte Vers, Die nie das Beil verwundt, das Jagdhorn nie erſchreckt,

ſehr anſtößig. Denn auf wen geht das, die? fragte er. Ohne Zweifel auf die Rinden, darinn die Götter ſtecken ſollen; oder auf die Götter ſelbſt? Aber keins von beyden geht an. Auf die Götter nicht; denn das Beil kann ſie ja nicht verwunden: auf die Rinde aber auch nicht; denn das Jägerhorn kann ſie nicht erſchrecken. Es iſt alſo ein widerſinniſcher Füllſtein, der viel ſagen ſoll, und nichts kluges ſaget. Ich ſchweige der vielen Wiederholungen eines und deſſelben Dinges, mit andern Worten, die doch nur einerley ſagen. Aber was krauſe Schatten ſind, das wird derjenige am beſten wiſſen, der jemals glatte Schatten geſehen hat.

Jedermann gab dieſem ſcharfen Kunſtrichter recht, und der von Bergen las weiter:

Sie ſangen die Revier, die Inſuln voller Wonne,
Wo der verblichne Geiſt in einer andern Sonne
Sich auf das neue regt, ſo daß der fahle Tod
Ein Weg zum Leben ſey, ein Ausgang aus der Noth;
Mit dieſem ſchmeichelnden politſchen Aberglauben
Den allerletzten Feind des Stachels zu berauben.
Dann wann auch nach dem Tod das Leben in uns wohnt,
Wer iſt ſo weibiſch-feig, der dieſes Leben ſchont?
Wer darf nicht in den Tod mit feſten Schritten gehen?
Wer darf dem Scheuſal nicht frey unter Augen ſtehen?
Sie haben Rom zuerſt vor Schrecken bleich gemacht,
Wenn durch ein feurig Lied die Teutſchen aufgebracht
Der Waffen ſtrengen Sturm herunter fallen ließen,
Um des Poeten Lob ihr Leben zu vergießen.

Der Inhalt ihres Lieds kann nicht erhabner ſeyn:
Ob auch der Ausdruck groß, das Maß der Sylben rein,
Bleibt ewig unbekannt, die grauen Stunden haben
Den Dichter und Geſang in dunkle Nacht vergraben.

Kaum hatte der ehrwürdige Barde das Ende dieſes Abſchnittes erwarten können. Was für Träume, hieß es, giebt uns dieſer Grillenſänger Schuld? Er redet von Inſuln voller Wonne, ja gar von andern Sonnen, die wir geglaubt haben ſollen, und darinnen die Verſtorbenen wohnen ſollen: davon aber haben wir niemals etwas gehört oder gewußt. Zwar wie ich hier im Todtenreiche erfahren habe, ſo ſollen die Griechen von glückſeligen Inſeln etwas geglaubt haben; und die neuern Sternſeher ſollen alle Sterne zu Sonnen machen: allein was gieng uns das an? Muß denn der Poet ſo kühn die Zeiten und Völker vermengen, und uns Dinge zuſchreiben, die uns nicht in den Sinn gekommen ſind? Allein was iſt das Wunder? Hat er doch ſo gar die Frechheit, die Unſterblichkeit der Seelen zu leugnen. Er heißt die Lehre unſrer weiſeſten Druiden, daß unſer Geiſt auch nach dem Tode lebe, und die wir itzo aus der Erfahrung als wahr befinden, **einen ſchmeichelnden politiſchen Aberglauben!** Ihr Poeten neuerer Zeiten, die ihr mir ſoviel rühmliches von der chriſtlichen Religion vorgeſagt; du, Ottfried, der du vier Evangelien in Reime gebracht, und du Opitz ſonderlich, der du ein ganzes Buch davon in Verſen überſetzet haſt, ſaget mir, iſt das der chriſtlichen Religion gemäß? Oder iſt etwa in Zürch der chriſtliche Glaube ſo verhaßt,

haßt, daß man ihn einen politiſchen Aberglauben nennet? Wenigſtens muß dieſer Dichter von der Unſterblichkeit der Seelen nichts glauben, ſonſt würde er uns dieſelbe nicht zur Laſt legen. Was ſoll das aber ſeyn, daß er ſaget, **wir hätten Rom vor Schrecken bleich gemacht**? Es ſcheint, er will uns loben, und ſaget etwas, das ſich nicht der Mühe verlohnet. Rom iſt wohl vor Schrecken bleich geworden, wenn wo die heiligen Hüner nicht freſſen wollen, oder wenn irgend ein Rabe oder Geyer nach einer gewiſſen Gegend des Himmels geflogen. Es iſt alſo eine ſchlechte Ehre für die tapfern Deutſchen, daß ſie nichts mehr gethan haben. Aber daß wir Rom mehr als einmal eingenommen, den Varus, Druſus, und ſoviel andre Heerführer mit ihren Legionen geſchlagen, ganz Italien, Gallien, Hiſpanien und Africa erobert; das verſchweigt er, boshafter weiſe. Ich mag alſo kein Wort mehr von dieſem Geſchwätze eines Unwiſſenden hören. Und hiermit entzog ſich der erzürnte Greis aus dem Schwarme neuerer Poeten, und begab ſich zu der Anzahl weiſer Druiden, um ihnen von der groben Läſterung dieſes Neuern Nachricht zu geben.

Ottfried und Opitz nahmen willig dieſes aufgebrachten Alten Partey, und beſtätigten alles, was er geſagt hatte. Zeſen aber, ein ſtrenger Wortrichter, ſagte: er hat noch nicht die Hälfte geſagt, was an dieſen Verſen zu tadeln iſt. Sie wimmeln von Schnitzern. Wer ſpricht denn die Revier, und muß es nicht das Revier heißen, wenn man von einer einzeln Sache redet? Was iſt ein **verblichner**

Geiſt für ein Ding? Was iſt der **fahle** Tod für eine Hirngeburt, und zwar, wenn er ein Weg zum Leben genennet wird. Als ein Wegweiſer hätte er grün oder gelb ausſehen mögen: als ein Weg aber ſchicket ſich weder eins noch das andre für ihn. Doch gleich machet er ihn wiederum zum **allerletzten Feinde**, und giebt ihm einen Stachel! Wer kann nun das alles zuſammen reimen? Das iſt ein Galimatias oder Miſchmaſch, verſetzte Chriſtian Gryph, welches ſich aus Welſchland und Spanien herſchreibet. Denn gleich darauf iſt der Tod wieder ein Ort, dahin man gehen kann:

> **Wer darf nicht in den Tod mit feſten Schritten gehen?**

Wir müſſen auch den ſchönen Begriff vom Sturme nicht vergeſſen, den der Verfaſſer hat. Es heißt:

> Der Waffen ſtrengen Sturm herunter fallen ließen,
> Um des Poeten Lob ſein Leben zu vergießen.

Bey andern Poeten fallen nur Blitze und Donnerſchläge von oben herunter: bey unſerm Zürcher aber fällt auch der Sturm herunter. Das muß eine neue Naturlehre ſeyn, die er gewiß von ſeinem Landsmanne, dem gelehrten Scheuchzer, nicht gelernet hat. Was für eine Claſſe von Gleichniſſen wird nicht ein künftiger Kunſtrichter noch erſinnen müſſen, um dieſes zu rechtfertigen? Wenn ich ihm rathen ſollte, ſo müßte es ein **verkehrendes**, oder **naturſtürzendes** Gleichniß heißen. Nicht beſſer iſt die Metaphore vom **Vergießen** des Lebens; gewiß ein ſeltſamer Ausdruck, der einen wunderlichen Begriff von der Seele machet; der aber mit der obigen Lehre der Unſterblichkeit wohl überein kömmt. Ohne Zweifel hält der Urheber ſein Blut, ſeine Seele und ſein Leben für einerley; darum vergießt er auch eins wie das andre. Zeſen wollte ſich noch über die **grauen** Stunden und über die **dunkle** Nacht luſtig machen, deren jene den Dichter und den Geſang in dieſe begraben haben ſollen; welches nach Gryphs Ausſpruche ein treffliches Phöbus war. Allein die meiſten Schatten waren ungeduldig, das folgende zu hören, und winkten dem Leſer, fortzufahren. Es hieß:

Die Mönchen kamen drauf, der Barden ſchlimmres Blut;
Und erbten ihren Haß: ſie übten ihre Wuth
Nicht an der Stadt allein und an der Römer Ländern;
Daſſelbe Schickſal ſollt auch den Geſchmack verändern,
Gelehrſamkeit und Witz und Künſte untergehn,
Und bey der Tyranney der Aberglauben ſtehn.
Sie ſchloſſen mit dem Leib auch die Vernunft in Bande.
Man glaubte deſto mehr, je minder man verſtande,
Nach ihrer Meynung war die Dum̃heit Frömmigkeit.
Sie herrſchten viele Jahr in tiefſter Dunkelheit.

Iſt es das alles, was er von der Poeſie der Ordensbrüder ſaget, rief Ottfried, der weißenburgiſche Mönch, als er merkete, daß von Bergen etwas inne hielt. Hat der boshafte Scribent nichts weiter von den Verdienſten der Klöſter gewußt, als das er uns der Barden ſchlimmres Blut nennet, und uns die ſchändliche Abſicht beyleget, alle Wiſſenſchaft Vernunft und Kunſt auszurotten? Haben wir denn ſonſt nichts gethan, als daß wir den Aberglauben befördert, und die Dummheit für Frömmigkeit erkläret haben? Ich berufe mich auf euch alle, ihr wackern deutſchen Dichter, ob ich nicht, nach meinem beſten Fleiße, die evangeliſche Hiſtorie in deutſche Reime gebracht, ſo gut ſichs nämlich um die Zeiten des großen Carls und ſeines Sohnes thun ließ? Hier ſind noch Willeram und Notker, die nach mir nicht minder fleißig geweſen ſind, die Wahrheiten der Religion, die göttlichen Pſalmen der Hebräer, und das hohe Lied des weiſeſten unter den Königen Jeruſalems im Deutſchen bekannt zu machen. Haben wirs denn, durch dieſe und andere löbliche Verrichtungen mehr, nicht verdienet, daß man uns wenigſtens aus dem gemeinen Haufen der übrigen Mönche ausnehmen mögen? Allein auch die übrigen von unſern Ordensbrüdern ſind nicht durchgehends zu tadeln. Sie haben zuerſt Wiſſenſchaften und Künſte nach Deutſchland gebracht, und auch mitten in den barbariſchen Zeiten in den Klöſtern erhalten; die Schriften der Römer durch fleißiges Abſchreiben aufbehalten, und alſo auf die Nachwelt fortgepflanzet. Hat man nicht zu St. Gallen, in Corbey, und unzähligen andern Orten die trefflichſten Schriften der Alten gefunden; und zeigen dieſe nicht klärlich an, wie hoch man daſelbſt die Wiſſenſchaften geſchätzet haben müſſe? Hätten nur die Biſchöfe in Rom, und die großen Herren überhaupt in damaligen Zeiten die Gelehrten geliebt, ſo würden auch unſre Klöſter ſich mehr auf die freyen Künſte und andere Theile der Gelehrſamkeit geleget haben.

Opitz, der dieſes mit beſonderer Aufmerkſamkeit angehöret hatte, fiel ihm, als er aufhörte, vollkommen bey; und ſetzte hinzu, daß er ſelbſt einen alten Reim vom St. Anno, der ſonder Zweifel die Frucht eines Kloſters geweſen, mit Anmerkungen erläutert hätte. Noch mehr aber beſtätigte ſolches Schilter, der berühmte Straßburger, der uns den großen Schatz deutſcher Alterthümer geliefert hatte: ſo, daß der ganze Hauſe ihrem einhälligem Zeugniſſe beyfiel. Von Bergen aber fuhr fort:

Nach langem ſah man ſich ein ſchwaches Licht entzünden,
Die Sprache fieng ſich an mit Regeln zu verbinden.
Man ſchloß den neuen Vers in mehre Sylben ein;
Die dorfften aber kurz, lang, oder beydes ſeyn,
Falls ſie nur den Accent recht auf den Abſchnitt ſetzten,
Ob alle Worte ſonſt die Quantitet verletzten;
Sie plagten ſich nicht ſelbſt, mit ſelbſt-geſuchter Pein,
Worinn die Teutſchen itzt zu ſchädlich ſinnreich ſeyn.
Sie lehrten ihrem Vers noch nicht auf Füſſen gehen,
Und wußten auch kein Wort von Jamben und Trocheen,
So wenig ſie Florenz zum Wohlklang nöthig acht,
Wiewohl das Ohr ihm nicht mit Wachſe zugemacht.

Hier drang ſich, aus dem Hauſen unanſehnlicher Geiſter, einer mit Namen **Rebhuhn**, hervor, der ſich vor Zorn nicht halten konnte. Was? ſprach er, will uns dieſer eingebildete Criticus wiederum in die alte Barbarey ſtürzen? Will er das ſo vortreffliche Sylbenmaaß der alten Griechen und Römer aus unſrer deutſchen Dichtkunſt verbannen, welches wir mit ſo vieler Mühe eingeführet haben? Das hieße ja Weizen und Korn abſchaffen, und wieder zu den Eicheln zurücke kehren, womit ſich unſre älteſten Vorfahren genährt haben. Ich will mich eben nicht für den erſten ausgeben, der da Jamben und Trochäen in deutſchen Verſen beobachtet hat. Unſer theurer **Luther**, der, wie in Religionsſachen, alſo auch in der Poeſie ein großer Verbeſſerer geweſen, hat dieſen Unterſchied in ſeinen heiligen Geſängen ſchon fleißig bemerket: ſonderlich aber hat er in ſeinem Glauben, in allen drey Strophen einerley Art von Abwechſelung jambiſcher und trochäiſcher Zeilen beobachtet. Ja ſelbſt **Winsbeck** hatte ſchon, zu Zeiten Friedrichs des Rothbarts, den jambiſchen Wohlklang ſehr genau beobachtet. Es fällt mir nur ein Stück aus ſeiner Erinnerung an ſeinen Sohn ein, das offenbar ganz jambiſch iſt:

Sun minne minniglichen Gott,
So kan dir niemer miſſegan,
Er hilfet dir us aller Not,
Nun ſich der werlte Göchel an,
Wie ſie ihr Volger triegen kan.

Ich rühme mich nur, daß ich in meiner Klage des armen Mannes, die ich drucken laſſen, zuerſt vor jedes Gedichte ausdrücklich die verſchiedenen Arten des Sylbenmaaßes, mit den gewöhnlichen Zeichen langer und kurzer Sylben, drucken laſſen; um alle Welt zu überführen, daß ich ſie mit Fleiß, und nicht von ungefähr jambiſch oder trochäiſch gemacht hätte.

Ihr habet recht, verſetzte **Martin Opitz**, daß ihr dieſes anmerket: und ich bin mit gutem Bedachte auf den Spuren geblieben, die ihr mir nebſt andern gewieſen hattet. Meine deutſche Proſodie kann dieſes ſattſam zeigen. Ich ſah auch das Beyſpiel der Niederländer vor mir, und wollte lieber dieſen unſern Brüdern nachahmen, als die Nachläßigkeit der Welſchen und Franzoſen in ihren Verſen nachäffen. Dieſe kehren ſich nur an die Zahl der Sylben, nicht aber an ihre Länge und Kürze: ich aber wollte meine Landesleute lieber den alten Griechen und Römern, als dieſen Ausländern, ähnlich machen, welche in ihren meiſten Gedichten noch einen Reſt der barbariſchen Jahrhunderte beybehalten. Daß es ihnen aber nicht unmöglich ſey, Jamben oder Trochäen zu machen, habe ich aus vielen Gedichten des Petrarcha und Ronſarts geſehen, die ihnen von ungefähr faſt ganz jambiſch oder trochäiſch gerathen ſind.

Nichts iſt gewiſſer, als dieſes, verſetzte **Feind**, der in ſeinem Leben viel mit den Singeſpielen der Welſchen zu thun gehabt hatte: die Welſchen können vortrefflich ſcandiren, und die beſten Jamben und Trochäen machen, wenn ſie in Singgedichten Arien ſchreiben, die ſich gut in die Muſik ſchicken ſollen. Daher kömmt es eben, daß man auf die Melodien welſcher Arien ſehr leicht gute deutſche Texte ſetzen kann; auf franzöſiſche aber gar nicht, weil ſich dieſer ihre Verſe an kein gewiſſes Sylbenmaaß binden.

Es hat alſo Florenz freylich wohl ein zartes Gehör, aber ſeine Dichter ſind zu faul geweſen. Sie haben keine Luſt und Geduld, das, was ſie in Arien thun können, überall zu beobachten, und ihren Vorfahren den Lateinern zu folgen. Unſre Deutſchen ſind alſo fleißige Nachfolger der alten griechiſchen und römiſchen Dichter zu nennen; nicht aber Leute, die ſich ſelbſt zur Pein ſinnreich ſind. Nur dieſer Grübler giebt ihnen dieſes Schuld, um die rauhe Barbarey der alten Barden wieder einzuführen.

Hat denn dieſer Momus nichts von den alten Gedichten geſehen, fiel mit einer etwas rauhen Sprache **Werner von Tüfen** hier ein. Habe ich nicht den Feldzug Kaiſers Friedrichs des erſten nach Syrien, wider den Saladin, den König der Saracenen, in ſolchen Verſen beſchrieben, und alſo nicht minder als meine Zeitgenoſſen, Winsbeck und ſeine Gattinn, den Wohlklang des Sylbenmaaßes empfunden und beobachtet? Ich will nur ein paar Zeilen zur Probe anführen, und euch alle zu Richtern machen, ob ich nicht die Länge und Kürze der Sylben gekannt, als ich ſo ſchrieb:

So we dir Werlt, ſo we jm der dir volgen mus:
Dein Lohn iſt kranc, du giſt den Angel nach der ſüß.

Kaum hatte er dieſes geſagt, als ſich ein großer Hauſen von Rittern und Edlen, die ſich in damaliger Zeit im Dichten hervorgethan hatten, um den tapfern Werner verſammlete. Sage mir, o Muſe, die Namen der vornehmſten davon, und melde mir ihre Gedichte, womit ſie ſich hervorgethan: wie die

Sterne der erſten Größe, oder die hellen Planeten ſich vor dem Pöbel der andern Geſtirne erheben, ſobald die Nacht ihre Schatten über den Erdkreis geſpreitet hat. Der erſte hieß **Wolfram von Eſchenbach**, und hatte den **ſtarken Rennewart** beſungen, einen Rieſen alter Zeit, der weder dem Kaiſer Ortnit, noch Hugo Diederichen, noch Wolf Diederichen, noch dem Könige Laurin was nachgegeben, deren große Thaten und Abentheuer in dem Heldenbuche verewiget ſind. Der andre war **Hermann von Sachſen**, ein trefflicher Dichter, deſſen Ader von zärterm Stoffe geweſen, und ſich auf verliebte Gegenſtände gelenket: daher er denn ein langes Gedichte von der Mohrinn geſchrieben, um das Wunderbare mit dem Anmuthigen zu verbinden. Der dritte war **Walther von der Vogelweide**: dieſer hatte um das Ende des zwölften Jahrhunderts gelebt, und an Kaiſer Philippen ein Buch voller Reime geſchrieben, die ſeinen Zeiten Ehre gemacht. Der vierte war **Bitterolf**, der die ſeltſame Geſchichte Diederichs von Bern verfertiget hatte: und endlich kam **Danhůſer**, der wie ein andrer Ulyſſes gereiſet, aber ſein eigener Homer geworden, und ſeine eigene Reiſe ſelbſt beſungen hatte. Alle dieſe und noch viel andere kleinere Dichter drungen mit Ungeſtüm zu, und hatten Winsbecken nebſt ſeiner Gemahlinn in die Mitte genommen, um ihre Schaar deſto anſehnlicher zu machen. Sie wollten von dem Leſer durchaus wiſſen, ob auch der zürcheriſche Meiſterſinger, (denn ſo nannten ſie ihn nach der Sitte ihrer Zeiten) ihrer Werke gedacht, und was er davon geſaget hätte?

Dem guten von Bergen ward bange, als er einen Schwarm von Edlen um ſich ſah, die ihm in der Feder und im Degen Trotz biethen konnten: dergleichen Ritter er in der Oberwelt nicht über ein oder zweymal angetroffen hatte. Er ſcheute ſich alſo, ihren Zorn zu verdienen, und ſperrte die Augen begierigſt auf, um ihre Namen in den Characteren deutſcher Gedichte irgendwo zu entdecken. Kaum hatte er das Haus von **hohen Stauffen** erblicket, daraus Kaiſer **Friedrich der Rothbart** entſproſſen geweſen, als er gutes Muths ward, und dieſe dichtende Helden vertröſtete, daß ſie unfehlbar auch darinnen ſtehen würden. So gern hoffen die Menſchen was ſie wünſchen, aber ſo leicht betrieget ſie auch das blaſſe Licht einer anſcheinenden Freude: nicht anders als wie ſich ein Reiſender irret, der bey ſtockdicker Nacht auf dem Poſtwagen fährt, und in den halsbrechenden Wegen ſeiner Straße, die Morgendämmerung, die er ſo ſehnlich zu ſehen wünſchet, auch wirklich zu ſehen glaubet; ſo bald er aber aus einer ſchlammigten Pfütze gezogen worden, auch gleich gewahr wird, daß nichts als Nebel und Finſterniß den Horizont verhüllen. So gieng es dem betrogenen von Bergen, als er folgende Zeilen las:

Von hohen Stauffens Haus, das Cron u. Apfel führte,
Und auch Sicilien mit ſtarcker Fauſt regierte,
Entſprang aus finſtrer Nacht der ungewohnte Strahl,
Und ſchimmerte von dar durch Teutſchlands weiten Saal.

Wir hören noch mit Luſt die edle Mutter ſingen,
Die für der Tochter Wohl ein Danklied Gott zu bringen
Die ſanfte Laute ſtimmt, und preißt den werthen Tag,
An welchem ſie mit ihr in Kindes-Wehen lag.
Wir ſehen ihr das Kind ſelbſt in dem Herzen liegen.
Des Frühlings helle Pracht bringt ihr nicht mehr Vergnügen,
Als deſſen Mund zu ſehn; In Augen thuts ihr wohl.
Sie lebt und liebt es auch, wie eine Mutter ſol.
Sie führt' es an der Hand biß in der Tugend Schrancken,
Und lehrt' es von der Seuch des Laſters nicht erkrancken.
Vertrau dich nicht mein Kind dem ſüßberedten Mann,
Sie kleiden mehrtheils ſich in Nebel-Kappen an.
Verſtecken ſchlau den Schalck, bedacht auf unſern ſchaden;
Bethört dich einſt ihr Lob, muſt du die Wangen baden
Aus deiner Augen Quell. Es iſt ein altes Recht,
Selbſt die Natur befahls dem menſchlichen Geſchlecht,
Die Männer ſolten uns wie auf den Händen tragen,
Und freundlich nöthigen; wir züchtiglich verſagen:
Ergeben wir uns dann nach lieblichem Geſperr,
Und wohl-anſtändgem Stolz, ſo muß der junge Herr
Vor die Ergebung uns den ſchönſten Danck bezeugen,
Und ſeinen höhern Geiſt zu uns hernieder neigen.
Die zarte Liebe führt mit Macht die Meiſterſchafft.
Geſezt daß hunderter und mehrer Herzen Krafft
In einer eingen Bruſt beyſammen möchte liegen,
So wird ihr kürzlich doch die Liebe angeſiegen.
Sie ſchweiffe und ſchwermt herum, unſichtbar als ein Geiſt.
Falls ihrer Allmacht doch dein Herze ſich entreiſt:
Ob einer andern dann das Kränzchen ſchöner ſteht,
Wann man ein Ritter-Spiel zu ſchaun nach Hofe geht,

So ſeh ichs, ohne Neid, ſie kan ſich ſchöner tragen;
An Tugend kan ſie dir den Vorzug nicht verſagen.
Doch Liebe leider! macht die zärtſten Herzen wund,
Und wann es ihr beliebt auch wiederum geſund.
Alſo hat Weinsbecks Frau die Laute angeſtimmet,
Mit zärtlichem Affect, worinn der Geiſt noch glimmet.

Wir ſind alſo ganz vergeſſen, rief **Wolfram von Eſchenbach** aus; oder doch aus Bosheit verſchwiegen worden. Elendes Schickſal eines Dichters, der zwar andern, die er beſingt, die Unſterblichkeit verſpricht; aber gar nicht weis, ob die unachtſame Nachwelt ſeiner ſelbſt wahrnehmen, oder ſeinen Namen wird verſchwinden laſſen: wie ein Blatt verſchwindet, wenn es im Herbſte abfällt, vom Regen, Schnee und Froſt den Winter durch vermodert, und im Frühlinge nicht mehr zu finden iſt. Alle ſeine Gefährten waren gleich unwillig, und hätten gern den Leſer ihren Zorn empfinden laſſen, wenn nicht der lange Aufenthalt in dem ſtillen Reiche der Todten ihre vormalige Hitze in etwas gemindert hätte. Denn wie dort Minerva den Achilles von hinten zu bey den Haaren ergriff, und zurücke hielt, als er das Schwerdt wider den Agamemnon zücken wollte: eben ſo hielt hier die Vernunft ſelbſt dieſe poetiſchen Ritter ab, ſich an dem unſchuldigen Leſer eines Gedichtes nicht zu vergreifen; der ja nichts dafür konnte, daß der Verfaſſer deſſelben ſo oder ſo geſchrieben hatte. Der Zorn aber verwandelte ſich in Neid gegen die glücklichere **Winsbeckinn**, deren Name dem Zahne der Zeiten entwiſchet, und den ſpäten Nachkommen bekannt geworden war. Sie ſelbſt ſchien ein wenig ſtolz darauf geworden zu ſeyn, daß ſie allein unter ihrem Haufen der Vergeſſenheit entgangen. Doch ſo bald ſie den Unwillen ihrer Gefährten wahrnahm; verbarg ſie ihr innerliches Vergnügen, in folgenden Worten, die ſanfter von ihren Lippen floſſen, als der Tockayer in den Hals eines pohlniſchen Magnaten fleußt, der ein neues Faß davon aus Ungarn bekommen, um die Einkünfte etlicher Dörfer damit in ſich zu ſchlucken.

Ihr habet nicht ſo viel Urſache, zu zürnen, ſprach ſie, ihr werther Ritter und Dichter, als ich ſelbſt, die ich darinn angeführet worden. Denn was ſoll ich darinn, ohne euch, die ich für meine Lehrer und Obermeiſter gehalten habe? Entweder hat mir bloß mein Geſchlecht dieſe Ehre verſchaffet: weil etwa dieſer neue Meiſterſänger ein verliebter Geck geweſen: oder er hat nur einige Blühmchen zärtlicher Ausdrückungen anbringen wollen, die ihm aus andern Liebesgedichten angeklebet. Zudem ſo bin ich mit ſeinem Lobe nicht einmal zufrieden. Warum hat er nicht meine eigenen Worte und Verſe angeführet, ſondern mich in ſeine Zürcherſprache überſetzet, die mir gar nicht anſteht. Er läßt mich viel Dinge ſagen, die mir nie in den Sinn gekommen ſind. Ja er ſaget ungereimtes Zeug. Z. E. **Er ſähe mir das Kind im Herzen liegen.** Wer hat jemals ſo abgeſchmackt geredet? **Unterm Herzen** ſaget man ſonſt, der Wahrheit und Natur gemäß; aber **in dem Herzen** das iſt eine ausſchweifende Redensart, die nur von einer wilden Phantaſie kommen kann, und von einer unbändigen Begierde zeiget, ganz anders als andre Leute zu reden, geſetzt, daß die Vernunft dabey leiden müßte.

Die neuern Dichter wollten noch viele andre Anmerkungen über die altväteriſchen und harten Ausdruckungen dieſer Zeilen machen; allein von Bergen eilte im Leſen, um vielleicht durch eine folgende Stelle, den Verdruß der aufgebrachten Ritter wieder zu beſänftigen. Er las alſo folgender geſtalt:

Mit Conradinens Blut zerrann die kurze Pracht,
Und Teutſchland fiel zuruck in die barbarſche Nacht.
Kein Dantes kam hernach, wie im Auſonſchen Lande,
Der den verſengten Grund an Stygis ſchwartzen Strande
Mit frechem Fuß betrat, ſich durch das Chaos drang,
Und wiederum heraus mit mächtgen Flügeln ſchwang;
Durch abentheurliche fantaſtiſch-wilde Welten,
Bis ſich die müden Füß im Sternen-Eſtrich ſtellten,
Da er den heiſern Thon, der erſt ſo hart erklang,
Verkehrt in lieblichen ſüß-ſchallenden Geſang.

Hier ward das kaum etwas geſtillte Getümmel unter den alten Dichtern noch größer. Die ganze Schaar der Meiſterſinger erwachte, die von Ottens des großen Zeiten an, bis auf die Zeiten der Glaubensreinigung geblühet hatte. Dieſe hatte bisher geſchwiegen, in Hoffnung, daß man ihrer doch auch mit einem Worte gedenken, und ihrer Verdienſte um die deutſche Dichtkunſt erwähnen würde. Allein die Galle lief ihnen über, als ſie den Machtſpruch hörten: daß **Deutſchland in die barbariſche Nacht zurück gefallen wäre.** Was läßt ſich der freche Zürcher träumen, ſprach Meiſter **Klingsohr**, daß er uns alle für nichts rechnet? Sind wir denn nicht einmal werth, daß er uns nennet? Wir, die wir ſo viel Jahrhunderte her den Witz unſers Vaterlandes allein erhalten, alle aufgeweckte Köpfe in unſrer Zunft gehabt, und alle Liebhaber geiſtlicher und weltlicher Gedichte mit unſern Werken beluſtiget haben? Ihm fielen ſogleich **Heinrich von Effterdingen**, **Friedebrand** und **Ulrich von Turkheim** bey, drey berühmte Meiſterſinger, zu denen ſich noch **Albrecht von Halberſtadt**, und **Heinrich von Veldeck** geſelleten, der ſich im Dollmetſchen der beſten lateiniſchen Dichter, Ovids und Virgils hervorgethan hatte. **Rudolph von Hohenems** verſtärkte gleichfalls ihre Zahl, zu dem auch **Hugo von Trimberg**, der Urheber des Renners, und ſeine Zeitverwandten **Freydank** und **Frauenlob** traten: recht hochberühmte Poeten, die ſich zu ihren Zeiten nicht wenig hervorgethan hatten. Dieſe alle, nebſt unzähligen andern, bezeigten mit großem Widerwillen, daß nichts, als eine große Unwiſſenheit des tiguriniſchen Barden, ſie aus ſeiner Schrift hätte ausſchließen können. Sie hätten es von Wagenſeilen, Lambeken und Goldaſten oft gehöret, und wüßten es alſo gar wohl, daß ihre Namen noch gar nicht ins Vergeſſen gerathen wären. Man hätte auch auf der Oberwelt noch ſattſame Ueberbleibſel von ihren Gedichten übrig. Kurz, es wäre nichts, als des Zürchers Unwiſſenheit, Schuld daran, daß ſie ſogar übergangen worden.

Außer dieſen aber meldete ſich des Inhalts wegen, **Bartel Ringwald**, ein bekannter Liederdichter, und ſprach: Wie kühn ſpricht dieſer Neuling Deutſchland einen Dichter ab, der Himmel und Hölle beſchrieben hat? Ich bins; ich ſelbſt habe dieſes gethan, und zwar deſto beſſer, je unähnlicher ich dem Dantes geblieben bin. Es iſt wahr, mit **abentheuerlichen fantaſtiſch-wilden Welten** habe ich mir nichts zu thun gemacht: aus Furcht, ich möchte die Hölle ſelbſt in dem Dünkel der Ruchloſen in ein Gedichte verwandeln, wenn ich meiner Einbildungskraft mehr dabey folgte, als den Lehren der Schrift. Allein der Urheber hat ſich in das **miltoniſche Chaos**, das rechte Vaterland regelloſer Hirngeſpinſte, verliebet: darum gefällt ihm auch der welſche Dichter, der **am Strande der Styx**, wie er auf gut heidniſch redet, **den verſengten Grund betritt, und ſich mit mächtigen Flügeln durch das Chaos ſchwingt, bis er den müden Fuß**; (ohne Zweifel weil er im Fliegen ſo viel zu thun gehabt,) **ins Sternen Eſtrich geſtellet**: lauter welſcher und brittiſcher Schwulſt, den kein geſunder Witz billigen kann.

Ringwald wollte noch weiter reden, als ſich ein großes Getümmel hören ließ. Wie die Wellen der See rauſchen, wenn ein ſtarker Hauch des Weſtwindes aus der atlantiſchen See auf die Küſten Luſitaniens ſchlägt, und die ſchäumenden Wogen an die Felſen wirft, welche das Ufer umgeben, ſo, daß ein verwirrtes Geräuſche die Ohren betäubet, und kein Fiſcher den andern vernimmt, wenn er gleich nahe bey ihm ſteht, und aus aller Macht ihm zuruffet: eben ſo war das brauſende Lärmen anzuhören, welches in dem Hauſen deutſcher Dichter nach einer Seite zu entſtund. Hans Sachſe, der berühmte nürnbergiſche Poet und Erzvater der neueren Meiſterſinger, hatte einen Hauſen Dichter an ſich gezogen, der nicht zu überſehen war. Dieſe alle waren Meiſterſinger von Nürnberg, Augsſpurg und Straßburg geweſen, und die vornehmſten darunter waren **Lienhart Nunnenbeck**, **Bartholomäus Regenbogen**, **Muſcatblüt**, und **Johann Spreng**: berühmte Dichter ihrer Zeiten, die theils aus ihrem eigenen Witze, theils aus den Erfindungen der alten Griechen und Römer, die deutſche Sprache mit groſſen Folianten voller Gedichte bereichert hatten. Hans Sachſe gab ſeinen Unwillen ſehr merklich zu erkennen, als er durch ein Zeichen mit der Hand, alle ſeine Geſellen zum Stillſchweigen gebracht hatte, deren er von nürnbergiſchen Zeitgenoſſen allein drittehalb hundert um ſich ſah. Edle Verſammlung, ſprach er, ich höre ſchon aus allem, daß meiner, und aller dieſer meiner Mitbrüder, auf eine unverantwortliche Weiſe vergeſſen worden. Wie aber? iſt es auch wohl zu begreifen, daß die Nachwelt ſo undankbar ſeyn kann? Iſt es denn nicht weltkündig, daß ich zu meiner Zeit der deutſche Homer bin genannt worden? Und wer verdiente dieſes mit mehrerm Rechte, als ich, der ich viele tauſend Stücke artlicher Reimgedichte, Fabeln, Comödien und Tragödien allerhand ſeltſame Spiele, kurzweilige Geſpräche, wunderbare Geſchichte, luſtige Schwänke und

Mährlein, geiſtlich und weltlich gedichtet habe? Wie begierig ſind meine Sachen nicht gedrucket, gekaufet und geleſen werden? Wie oft hat man ſie nicht einzeln aufgelegt und zuſammen gedruckt? Wer kann ſich vor oder nach mir rühmen, daß er fünf Folianten voller Verſe gemachet habe? Und wo bleiben noch alle die Stücke, die ich geſchrieben hinterlaſſen, und die noch hin und her vorhanden ſeyn müſſen?

Hier löſete ihn Johann Spreng ab, der zwar Hans Sachſen nicht verachten wollte, aber ſich ſelbſt in Gedanken doch demſelben vorzuziehen ſchien. Und wo bin ich geblieben, ſprach er, der ich auch die Gelehrſamkeit und Beleſenheit der Alten mit meinem Witze verbunden habe? Wem iſt es nicht bekannt, daß ich die ganze Ilias, die ganze göttliche Aeneis, die Verwandlungen des Ovidius, und den ganzen Palingenius noch dazu, in deutſche Verſe gebracht? Habe ich nicht dazumal meine Vaterſtadt Augsburg, in der Poeſie ſo berühmt gemacht, daß keine andere in Deutſchland ihr die Wage zu halten vermocht?

Und wo ſind meine Gedichte, fiel ihm **Muſcatblüt** ins Wort: die ich von der Schöpfung, vom Falle Adams, vom geiſtlichen Ackerwerke, und vom Uebelſtande des Reiches, an die Churfürſten geſchrieben habe? Wo bleibt meine geiſtliche Mühle, meine Jungfrauenlehre, mein Gedicht von frommen und böſen Weibern, und andre mehr, die mir gewiß Mühe und Arbeit genug gekoſtet?

Und wo iſt mein Gedächtniß des Frauenlobs an die Jungfer Maria im Zugtone? rief **Regenbogen** überlaut; und hierauf entſtund ein verwirrtes Geſchrey vieler hundert Stimmen, die alle zugleich reden wollten, und davon man nichts ordentliches vernehmen konnte; als unſers lieben Frauen Roſenkranz! ein ſchöner Paßion! Hans Folzen Hahnen-Kratz-Ton! Verſtörung der Stadt Troja! der edle Hildbrand! das Lied von Dannhäuſer! der Graf von Rom! das Lied vom edlen Moringer! die lautre Wahrheit! der getreue Eckart! die Fronica im Brieſton! der Muſcatenblüthton! u. ſ. w.

Niemand wußte mehr, wo er war, und von Bergen, der Vorleſer, ſtund im Begriffe, davon zu laufen, und ſich an einen andern Ort zu begeben, wo er ruhigern Geiſtern das übrige ungeſtört vorleſen könnte; als eben ein neuer Geiſt aus der Oberwelt anlangte, den eine ganze Wolke ſeliger Einwohner der Unterwelt zu der Verſammlung deutſcher Dichter begleitete. Er ſchien mitten in dieſem Schwarme zu predigen, und war ſo begeiſtert und entzückt, daß man ihn um ſich her ſpeyen, und den Schaum vor ſeinem Munde ſtehen ſah. Als man aber auf dasjenige acht gab, was er ſagte, ſo waren es lauter Verſe. Sein erſter Gruß, womit er ins Todtenreich getreten war, hatte ſich ſchon gereimet; und das hatte eben die andern Geiſter ſo aufmerkſam gemacht. Wie ſich die Anzahl der Gaſſenjungen vermehret, wenn ein Marktſchreyer, der einen Affen hinter ſich ſitzen hat, auf einen Jahrmarkt geritten kömmt; von Straße zu Straße wächſt der Haufe größer, der ihn begleitet, und ein jeder will gern der nächſte ſeyn: eben ſo war hier des neuen Ankömmlings Begleitung in den Fluren des Todtenreiches angewachſen. Schönemann hieß dieſer Dichter, und ſeine ganze Abſicht war, die ganze Schaar der Meiſterſänger auf einen poetiſchen Zweykampf auszufordern, wer den andern in unſtudierten aus dem Stegreiſe gemachten Verſen übertreffen könnte. Wie in den alten Tunieren ein jeder Ritter, dem ein andrer die Lanze both, verbunden war, es mit ihm anzunehmen: alſo hielten es auch Meiſter Klingsohr und ſeine Spießgeſellen für eine unumgängliche Nothwendigkeit, es mit dieſem poetiſchen Klopffechter anzunehmen. Sie ſonderten ſich alſo von den übrigen Dichtern ab, und entwichen mit Schönemannen ſeitwärts, unter einem großen Zulaufe unzähliger Todten, die ſich einen luſtigen Zeitvertreib von dieſem Wettſtreite verſprachen.

N. H. D.

Ende des dritten Buchs.

* *

Letzte Frühlingsgedanken
an die Phyllis.

O Phyllis, komm, mein Lied zu hören,
Und laß dich Zeit und Garten lehren,
Wie ſehr du dich und mich betrübſt;
Dich, weil du dein Vergnügen fliehest,
Was dir gehöret, dir entziehest,
Und mich, weil du mich noch nicht liebſt.

Der Frühling, den du nicht genoſſen,
Der kurze Frühling iſt verfloſſen,
Die Freudentage nehmen ab;
Der Schmuck des Jahres iſt verſchwunden,
Und die von uns verſäumten Stunden
Sind ewig in der Zeiten Grab.

Fühl itzt, ob bey gelinden Lüften
Dir noch der Blumenfelder Düften,
So wie bisher, entgegen eilt;
Wenn Hand und Fuß, den Flor der Auen
Von weitem prangend anzuſchauen,
Zu brechen, und zu gehn verweilt.

Sieh itzt, ob dir der Winde Spielen,
Wenn ſie dein feurig Antlitz kühlen,
Die Bruſt voll junger Blüthen jagt.
Hör itzt, ob noch in deiner Laube
Die reine muntre Turteltaube
Verliebt bey ihrem Gatten klagt.

Geh itzt die Triſten hin und wieder
Und ſetze dich im Schatten nieder,
Und gieb der Nachtigall Gehör.
Wo hörſt du noch ihr zaubend Singen?
Sie hat, den Gatten zu bezwingen,
Nicht Luſt, nicht Reiz, nicht Stimme mehr.

Dort kannſt du zwar noch mit Entzücken
Die volle rothe Ros erblicken,
Der Blumen holde Königinn!
Wie lang wirſt du die Luſt genießen;
Ein jeder Abend kann ſie ſchließen,
Der erſte Regen reißt ſie hin.

Mir hats vielleicht noch ſollen glücken,
Daß ich, dein braunes Haar zu ſchmücken,
Den letzten Roſenkranz gepflückt.
O Phyllis, hat dir dieß Entbehren,
So lange Hitz und Froſt kann währen,
Auch einen Seufzer je entrückt?

Nein! dein noch ſorgenlos Gemüthe
Siebt, längſt gewohnt, des Jahres Blüthe,
Und läßt ſie ungemerkt vergehn;
Läuft nur entgegen dem Genuſſe,
Bleibt nirgendwo mit einem Fuſſe,
Sein Schickſal draus zu lernen, ſtehn.

Du denkſt, wird gleich dieß Feld voll Lüſte
Zerrüttet, ſtille, kahl und wüſte,
Von allen Lieblichkeiten leer:
So bringt doch alles dieſes Prangen,
So bald der Felder Schnee zergangen,
Der vierte Neumond wieder her.

Doch, würde dir vom Glück gegeben,
Nur dieſen Frühling noch zu leben,
Und ſollſt du drauf in ſo ein Land,
Dem, ohne Sonn, in Nacht und Norden,
Noch keine Lerche jung geworden,
Das Laub und Roſen nie gekannt:

Und ſollteſt du in dieſen Linden
Die letzten Schatten heute finden,
Die letzten Blüthen heute ſehn,
Und bey der Vögel letztem Liede
Dich an des Baches Ufern müde
Nach deinem letzten Sträußchen gehn;

Und ſollt ich denn von dir begehren,
Auch dieſes letzte zu entbehren,
Das du ſchon ſo halb traurig nähmſt;
Und wollt ich dir dafür verſprechen,
Du ſollteſt doch noch Roſen brechen,
Wenn du einmal zurücke kämſt;

Du ſprächeſt: wie? biſt du nicht klüger?
Verräther, neidiſcher Betrüger,
Und forderſt kühnlich meine Qual?
Du weiſt ja mein verhaßt Geſchicke;
Weich, laß mich, halt mich nicht zurücke;
Laß mir die Luſt mein letztesmal.

Mit was für Sehnſucht würdſt du eilen!
Mit liebem Zweifel dich vertheilen
In alles, was dich an ſich zieht,
Und tauſendfachen Sinn verlangen,
Den Eindruck ſtärker zu empfangen,
Der dich von da an ewig flieht:

Und nie geſättigt würdſt du ſpüren,
Wie viel die Furcht, bald zu verlieren,
Dir Zuwachs zum Vergnügen ſchickt;
Und würdſt von Luſt und Angſt betäubet,
Die bloß der Augenblick vertreibet,
Der dich dem Paradies entrückt.

Wie Phyllis? Sollte dich mein Singen
Zu zärtlicher Bewegung bringen?
Hat itzt dein Herz an ſich gedacht?
Und hab ich dir in Gartenbildern,
Die dir dein eigen Schickſal ſchildern,
Um deine Jugend bang gemacht?

Fällt dir beym Blühen deiner Wangen,
Die du mich ſchmachtend läßt verlangen,
Die ungewünſchte Warnung bey,
Daß dieſer Frühling, der dich zieret,
Der mir ſo manchen Wunſch entführet,
Dein erſter und dein letzter ſey?

Welch Glück! wenn du erkennen wollteſt,
Wie du die Jahre brauchen ſollteſt,
Da deiner Schönheit Blume blüht.
Ich kann dir keinen Bürgen geben,
Noch einen Frühling zu erleben,
Der dieſen Tagen ähnlich ſieht.

O du, mein Frühling, mein Verlangen,
An dir iſt alles aufgegangen,
Was deine reife Jugend ziert.
O Phyllis, meiner Augen Weide,
Dein Antlitz iſt ein Land voll Freude;
Du biſt mir alles, was mich rührt.

Jetzt werd ich mit belebtem Sinne
Viel tauſend Lieblichkeiten inne;
Wie lang ſind die dein Eigenthum?
Suchſt du mit kaltgewordnem Blute,
Mit mattem Auge, feigem Muthe
Im ſpäten Herbſt der Jahre Ruhm?

Dann werd ich dich nicht loben wollen;
Jetzt haſt du mich vergnügen ſollen,
Nur jetzund biſt du liebenswerth.
Jetzt iſt es Zeit, daß dir mein Herze
Die Wirkung von verliebtem Schmerze
Und mir dein Mund mein Glück erklärt.

Drum, Phyllis, gib mir gern Gehöre,
Gebrauche deines Freundes Lehre;
Dein Frühling dauret kurze Zeit.
Wozu verſtreiche er, ungenoſſen?
Hilft Nachreu, wenn er einſt verfloſſen?
Ergib dich meiner Zärtlichkeit.

Jetzt rühre mich mit deinen Blicken;
Jetzt laß dein Auge voll Entzücken
Die jugendliche Bruſt erfreun.
Auf ewig iſt die Luſt verlohren,
Wenn einmal unſer Blut gefrohren;
Uns wird nur einmal Frühling ſeyn.

Jetzt, Phyllis, iſt bey uns die Stunde,
Jetzt blühn die Roſen auf dem Munde,
Jetzt laß mich deinen Kuß erfreun.
Iſt einmal unſre Blüte nieder,
So blühn wir ewig niemals wieder;
Uns wird nur einmal Frühling ſeyn.

Folg itzt dem Reiz von deinen Jahren;
Gedenke nicht, dich vorzuſparen;
Sey willig, auf mein zärtlich Wort.
Du wirſt vielleicht von dieſen Tagen,
Zu ſpät, allein, und reuend ſagen:
Da ich ſie wünſche, ſind ſie fort.

Wozu verzögerſt du mein Glücke?
Der nächſte deiner Augenblicke
Rückt ſchon dem Herbſte näher an.
Was du heut weigerſt, mir zu geben,
Iſt ſo hin, daß dein ganzes Leben
Mir nichts davon erſtatten kann.

Komm bald, fang an, und nimm das Deine,
Und gib und gönne mir das Meine;
Zeit und Vernunft befiehlt es ſo.
Laß uns den Frühling nicht verſcherzen;
Nur unter jung verbundnen Herzen
Wird man des kurzen Lebens froh.

Silvander.

* *

Antwort der Phyllis.

Silvander, deine Sittenlehre
Gereichet dir zu ſchlechter Ehre;
Was auch dein Herz davon gedenkt.
Glaubſt du, daß ich dir folgen ſollen?
Wer wird denn meinen Sommer wollen,
Wenn ich den Frühling dir geſchenkt?

Soll mich ein flüchtig Laub bewegen,
Für dich die zarte Glut zu hegen,
Die nur der Dauer nach beglückt?
Mein Herz wird nicht von dem gerühret,
Der, da mich noch die Jugend zieret,
Mir ſchon das Alter vorgerückt.

Das hat man wohl nicht oft geſehen!
Silvander, willſt du dich erhöhen;
So preiſe deine Redlichkeit:
Die dich mir unverſtellt gewieſen,
Und eh ſie noch die Treu geprieſen,
Mir ſchon die Untreu prophezeyt.

Ein neues Mittel zum Erweichen!
Freund, wo dir alle Buhler gleichen;
So bleib ich ewig, wie ich bin.
Das kurze Ziel von deinen Trieben
Erſchrecket mich, bey deinem Lieben,
Mit Wankelmuth und Eigenſinn.

Und, ſoll ich dir mein Herz erklären;
So wird es mich nur dem gewähren,
Den leicht kein Wankelmuth bethört:
Der, da mein Frühling muß verſchwinden,
Sich auch im Sommer treu läßt finden,
Und auch den ſpäten Herbſt noch ehrt.

* *

Commentarius
über nachſtehende Ode.

Ein geputztes Frauenzimmer zu betrachten, iſt eine Handlung, die mit den Wiſſenſchaften eines Gelehrten keine Verbindung zu haben ſcheint, ausgenommen daß etwa ein Poete dadurch zu einer liebreichen Ode erhitzt werden kann. Doch ſeitdem ich mich etwas um die Baukunſt bekümmert, habe ich anders von der Sache urtheilen lernen; und ich halte es nunmehr einem Baumeiſter für ſo nöthig, geputzte Schönen zu betrachten, als einem jungen Herrn, die Kirchenparade in Acht zu nehmen. Ich weis nicht, ob meine Neigung in dieſes Urtheil einigen Einfluß hat, und ob es mir geht, wie den Aerzten, die, wenn ſie den Caffee gerne ſüß trinken, den Zucker für ſehr geſund ausgeben. Meine Leſer werden aus dem, was ich ſage, vielleicht ſehen können, wie viel Gewicht bey mir das Herz den leichtern Gründen beygelegt habe.

Wenn wir dem Vitruv glauben dürfen, ſo haben ſich die alten Baumeiſter, bey Angebung der Säulenordnungen, nach dem menſchlichen Körper gerichtet. Die ſtammhafte doriſche Säule ſoll eine Mannsperſon vorſtellen: die dünnern Schäfte von der ioniſchen und korinthiſchen Ordnung, ſind von den weiblichen Körpern nachgeahmet; und zwar iſt der ioniſche Stamm noch dicker, als der korinthiſche; weil beyde von einander, wie ein verheirathetes Frauenzimmer und eine Jungfer, unterſchieden ſind. Sogar die Kleidung hat die Baukunſt auszudrücken geſucht, aber nur bey dem Frauenzimmer. Man hat niemals einer doriſchen Säule einen Harniſch angelegt, oder einen Helm aufgeſetzt: aber die weiblichen Ordnungen hat man längſt herunter eingekerbt, die Falten in den Frauenzimmerkleidern anzudeuten, und ihre Capitäler mit Wirbeln geſchmückt, um die gewundenen Haare vorſtellig zu machen.

Soviel iſt die Baukunſt dem griechiſchen Frauenzimmer ſchuldig. Und gleichwohl habe ich noch faſt das Wichtigſte, nämlich, die genetiſche Definition von dem korinthiſchen Capitale vergeſſen. In Korinth ſtarb ein lediges Frauenzimmer; ihre Wärterinn ſetzte einen Korb mit etlichen Sachen, die der Verſtorbenen ſehr lieb geweſen waren, auf das Grab, und verwahrte ihn vor dem Regen mit einem Ziegelſteine.

ſteine. Der Korb war ungefähr auf einige Zweige vom Akanthus zu ſtehen gekommen; die wuchſen hervor, ſchlugen ſich an dem Korbe hinan, und krümmten ſich, als ſie an den querübergelegten Ziegel ſtieſſen. Kallimachus, ein kunſtreicher Baumeiſter, ſah dieſes, und ahmte es in dem Capitale der korinthiſchen Säule nach. Mit was für Wahrſcheinlichkeit der Korb mit der Pflanze auf eine Säule komme, und die obenaufliegenden Balken, ohne eingedruckt zu werden, trage; darum frage man mich nicht; denn Vitruv ſchweigt davon ſtill. Wäre der ſinnreiche Mann bey einem unſerer Schwibbogen vorbey gegangen; er hätte vielleicht ein Brett voll Kränze an die Säule gehänget.

Ich habe mich manchmal gewundert, warum unſere Baumeiſter, was die Ordnungen anbetrifft, nur Copiſten der Alten ſind, und ich finde den Grund darinnen, daß unſere Baumeiſter nicht auf den Puß des Frauenzimmers genug Achtung geben. Hier würde ſich für ihre Erfindung ein weites Feld eröffnen. Eine Säule in der Adrienne würde ja wohl ſo gut laſſen, als eine im faltigten Kleide: ein Bouquet, eine Zitternadel, ein Flügelnachtzeug, würde ſich ja wohl beſſer im Capitale ſchicken, als ein Korb und etliche aus einem Grabe hervorkriechende Pflanzen. Man mache mir nicht etwa den Einwurf, eine Säule nach meinem Entwurfe möchte eher aus der Mode kommen, als ſie der Baumeiſter gezeichnet hätte. Denn das Hauptwerk in den Kleidungen bleibt ziemlich beſtändig, und die allzuveränderlichen Kleidungen werden ohnedieß nicht ausgedrückt. Man brauchet es der Säule nicht anzuſehen, ob die Ermel weit oder enge, faltig oder glatt ſind.

Es iſt nicht nöthig, daß ich denen, die etwa meinen Vorſchlag ins Werk richten wollten, weiter Anleitung gebe. Ein großer Mathematicus, nachdem er gewieſen hat, wie es angehe, alle mögliche Ordnungen zu beſtimmen, ſetzet hinzu: die Ausführung ſelbſt könnten auch Leute von geringem Verſtande verrichten. Ich kann von meiner Erfindung eben ſo ſprechen. Weil ich indeß faſt befürchte es möchte niemand ſo bald die Ehre verlangen, von mir, unter die Leute von geringem Verſtande gezählet zu werden: ſo halte ich es für eine Pflicht unſerer Poeten, daß ſie den Putz des Frauenzimmers verewigen, wenn es die Baumeiſter nicht thun wollen. Heißt es ſonſt:

Gewiſſer, als auf Marmorſäulen,
Trotzt in Homers geweihten Zeilen
Achilles der Vergeſſenheit:

So wird auch eine Mode unſerer Schönen in Verſen unvergänglicher ſeyn, als in Säulenordnungen.

Ich darf zwar meinen Verſen keine Unvergänglichkeit, noch viel weniger eine unvergänglich machende Kraft zuſchreiben: doch habe ich einmal einen Verſuch von der Art gemacht, den ich herſetzen will, oder vielmehr dem zu gefallen ich das Vorhergehende hergeſetzt habe. Denn weil meine Ode einige Dunkelheit zu haben ſchien, und ich gleichwohl nicht den großen Dichtern nachahmen wollte, die über ihre eigene Werke Anmerkungen machen, und uns deren Schönheit zeigen, ſo entſchloß ich mich, die Erklärung davon voran zu ſenden. Ich habe mich aber auch der Freyheit bedienet, die ein Commentator hat; und daher in meine Erklärung geſetzt, nicht nur was zum Verſtande dieſes Liedes nöthig war, ſondern auch was mir einfiel; und dem ungeachtet habe ich vielleicht noch nicht alles geſagt, was meinen Autor zu verſtehen nöthig iſt.

Ode.

Chloris oder die korinthiſche Säule.

Vor kleiner Schönen ſchlechter Menge
Erhebt ſich Chloris Reiz und Länge.
Mein Blick, ſeit er nach ihr ſich lenkt,
Wird niemals jenen zugeſenkt.
Nicht glatter Schmuck von niedern Köpfen,
Nicht Haar, das ſich in braunen Zöpfen
Verwirrt um gelbe Nacken ſchwingt;
Nur Chloris Haar kann mich vergnügen,
Das ſtolz, ſich ſo erhöht zu biegen,
Sich Reihenweis in Locken ſchlingt.

So ſteht, bey niedrer Säulen Dicke,
Der Baukunſt ſchlankes Meiſterſtücke,
Und trägt den Knauf ſo hoch, als ſchön,
An dem ſich ſechszehn Wirbel drehn:
O Künſtler! ſo viel Reiz zu zeigen,
Macht ihr der Griechinn Reiz ihm eigen,

Sie ſchenkt ihm Länge, Locken, Tracht.
Doch ſoll man es für Chloris halten:
Gebt ihm ſtatt der verjährten Falten,
Des ſteifen Rockes weite Pracht.

V.

* *

Irus.

Irus, der verlaſſene Irus, deſſen Nahrung in Brodt und Waſſer, die Kleidung in einem zerriſſenen Mantel, und das Lager in einer Hand voll Stroh beſtund; dieſer ward auf einmal der glücklichſte Menſch unter der Sonne.

Die Vorſicht riß ihn aus dem Staube, und ſetzte ihn den Fürſten an die Seite. Er ſah ſich in dem Beſitze unermeßlicher Schätze. Sein Auge erſtarrte vor dem ungewöhnlichen Glanze des Goldes. Sein Palaſt war weit prächtiger ausgeputzt, als die Tempel der Götter. Purpur und Gold waren ſeine ſchlechteſte Kleidung, und ſeine Tafel konnte man billig einen Inbegriff alles desjenigen nennen, was die wollüſtige Sorgfalt der Menſchen zur Unterhaltung des Geſchmacks erſonnen hatte. Eine unzählbare Menge ſchmeichelhafter Verehrer folgten ihm auf allen Schritten. Würdigte er jemanden eines geneigten Blickes, ſo hielt man dieſen ſchon für glückſelig, und wer ſeine Hand küſſen durfte, der ſchien allen beneidenswürdig zu ſeyn. Er glaubte, der Name Irus ſey ihm ein beſtändiger Vorwurf ſeiner vormaligen Armuth; er nennte ſich alſo Ceraunius, oder den Blitzenden, und das ganze Volk frohlockte über dieſe edelmüthige Veränderung. Ein Dichter, welcher ihn vormals nur zum Spotte den armen Irus genennet hatte, dieſer hungrige Dichter entdeckte eine Wahrheit, die bisher jedermann unbekannt geweſen, itzo aber von allen mit einem ſchmeichleriſchen Beyfalle angenommen wurde: Jupiter hätte ſich in des Ceraunius Mutter verliebt, und in einen Ochſen verwandelt gehabt, um ihrer Liebe zu genießen. Nunmehro baute man ihm Altäre; man ſchwur bey ſeinem Namen, und die Prieſter waren beſchäfftiget, in dem Eingeweide des Opferviehes zu finden, daß der große Ceraunius, dieſer würdige Sohn des Jupiters, die einzige Stütze von ganz Ithaka ſey. Toxaris, ſein ehemaliger Nachbar, ein Mann, welchen das Glück, ein unermüdeter Fleiß, und eine vernünftige Sparſamkeit zu einem reichen Bürger gemacht hatten, war das erſte Opfer ſeiner ungezähmten Begierde. Er hatte ihn ſchon damals beneidet, als er noch Irus hieß; und nunmehro war es Zeit, daß er ihn empfinden ließ, was derjenige vermöge, deſſen Vater den Donnerkeil in Händen trage. Es traten Zeugen auf, welche behaupteten, Toxaris habe die Götter geleugnet, die Tempel beraubt, die Prieſter verſpottet, und durch ungerechtes Guth ſeine Schätze vermehret. Er ward ins Gefängniß geſchmiſſen, und zu einem ſchmählichen Tode verdammet. Seine geängſtigte Frau, ſeine unſchuldigen Kinder warfen ſich mit Thränen zu den Füßen unſers unempfindlichen Tyrannen, aber umſonſt. Toxaris mußte ſterben, und alle, die ihm angehörten, mußten ins Elend gehen. Irus blieb ſein einziger Erbe. Noch etwas fehlete ihm an ſeiner Glückſeligkeit. Er wollte ſich vermählen. Die Vornehmſten des Landes waren bemühet, in deſſen Verwandtſchaft zu kommen. Menippus war allein ſo glücklich, daß Irus auf deſſen Tochter, Euforbia, die Augen warf. Er hoffte durch eine nähere Verbindung mit dem angeſehenen und reichen Menippus ſein eigenes Glücke noch mehr zu befeſtigen. Ueber dieſes war Euforbia ſchön genug, ſein Herz einzunehmen. Ihr lockigtes Haar, ihre erhabene Stirne, ihre feurigen Augen, ihr reizender Mund, ihre bezaubernde Bruſt, ihr majeſtätiſcher Gang, kurz ihre ganze Geſtalt, hatten den hochmüthigen Irus gefeſſelt; und alle Dichter in Ithaka ſchwuren, daß Venus mehr als einmal über dieſe Schöne eiferſüchtig geworden wäre. Die Vermählung geſchah. Der große Sohn des Jupiters eilte, ſeine Geliebte zu küſſen. O! ſprach er, indem er ſie umarmen wollte, o, wie vergnügt . . . .

Hier erwachte Irus; ſeine Glückſeligkeit war nur ein Traum geweſen. Er lag noch auf eben dem Strohe, wohin er ſich geſtern gelegt, noch unter eben dem zerriſſenen Mantel, womit er ſich den Abend zuvor bedeckt hatte. Ceraunius war verſchwunden, und der unſchuldige Toxaris lebte noch.

⁂

Das

* *

Das Schaf.

Eine Fabel.

Damöt, ein ſtiller Hirt, ſo ſtille, wie ein Kind,
Der gerne was erzählt, doch nichts dabey erſinnt,
Entdeckte mir unlängſt, es war ſchon unter Lichte,
Das, was er ſelbſt geſehn, in folgender Geſchichte.
Mein Schaf, ſo fing er an, mein beſtes braunes Schaf,
Auf das bey ſchwüler Luft die Mittagshitze traf,
Lief, um den Sonnenſtral nicht ſo erhitzt zu fühlen,
Sich an dem kleinen Bach mit Wolluſt abzukühlen.
Kaum hat es hier und da ſich lüſtern abgenetzt:
So ſprang es voller Luſt ganz aus ſich ſelbſt geſetzt.
Allein die Luſt war kurz. Nach wenig Augenblicken
Fühlt es die Glut nur mehr in dem benäßten Rücken.
Und was geſchieht, Menalk? das Schaf ſucht wieder Ruh,
Es ſprang auf Damons Flur, und Damon dingte zu,
Und hatte Kalch geführt. Hier war es hergelaufen,
Und rieb ſich in der Angſt an dem gelöſchten Haufen.
Auch dieſer Kützel ward zu einer neuen Pein;
Die Sonne drang noch mehr durch Kalch und Waſſer ein,
Und eh ichs mich verſah: ſo ſpringt es in die Hecken,
Um vor der Sonnenglut ſich ſicher zu verſtecken.
Hier ſteckte nun das Schaf, ja ich erſchrack dir auch,
Und lief; doch eh ich kam, brachs durch den Dornenſtrauch,
Und ſprang, um bald den Dorn am Auge los zu werden,
Viel raſender, als ich, zu meinen nahen Heerden.

Und hing ſich mit dem Dorn, (es war ein ganzes Stück)
An einem Eyter an, und riß den Augenblick
Das Eyter wund und auf, ſich, eh ich noch vorhanden,
Wie leicht zu glauben iſt, das Auge ganz zu Schanden.

Indem der Fall geſchah, kam einer aus der Stadt,
Der gegen unſer Vieh oft umgeſetzet hat,
Ich weis nicht, wie er heißt, das Wort iſt ſchwer zu faſſen.
Ich ſuchte gegen ihn den Unmuth auszulaſſen,
Schalt auf das dumme Schaf, und ſagte, was geſchehn.
O! ſprach der fremde Mann: ſollt ihrs in Städten ſehn,
Da reicht ein kleines Weh, das bald von ſelbſt verſchwände,
Weil mans nicht tragen will, zehn größern oft die Hände.

C. F. Gellert.

* *

Der Schäfer, und das Echo.

Eine Fabel.

Ein Schäfer ward ſich täglich lieber;
Einſt ſieht er ſeiner Wangen Blut
In eines Fluſſes heller Fluth,
Gleich ſteilen Felſen gegenüber.
Er ſchreyt entzückt; das iſt gewiß!
Du biſt doch reizend ſchön, Narciß!

Das Echo fällt vom Felſen nieder;
Der Schäfer in ſich ſelbſt vernarrt,
Lacht, dehnt ſich, lauſchet, horcht, und ſtarrt,
Und rufet endlich freudig wieder:
Wer iſt es? Phyllis? Biſt du da?
Du liebſt mich auch? Du rufſt mich ja!

Sein eignes Ja! muß ihn erregen;
Er bläht ſich auf; und ungefähr
Kömmt Phyllis ganz gelaſſen her;
Er taumelt ihr berauſcht entgegen.
Mich dauert, ſpricht er, deine Qual;
Komm nur, und küſſe mich einmal!

Sie ſtutzt, und ſpricht mit loſen Minen,
Die ſie nur neulich in der Stadt
Nach kurzem Fleiß gelernet hat:
Dein Stolz muß mir zum Lachen dienen.
Dächt ich ſo oft, als du, an dich,
Narciß! wer dächte denn an mich?

Doch, ſprach er, riefſt du meinen Namen.
Wer? ich? verſetzt die Schäferinn,
O, geh zu jenem Berge hin,
Von dem vielleicht die Töne kamen!
Bewundre dich! Doch rede nicht!
Und hör, ob jemand von dir ſpricht?

So pflegen wir uns zu vergöttern;
Der Staatsmann, Dichter, und der Held
Glaubt, voll Vertraun, die halbe Welt
Such ihn voll Angſt in Zeitungsblättern.
Er ſucht ſich ſelbſt; man ſchweigt; o Schmerz!
Die Welt denkt nicht, wie unſer Herz.

C.

Ende des Wintermonats.

* * *

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Et prodeſſe volunt & delectare —— *Horat.*

Auf das Jahr 1742.
Chriſtmonat.

Die zweyte Auflage.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Lob
des einſamen Landlebens.

Euch, preiſt dieß Lied, ihr ſtillen Fluren
Beneidenswerther Einſamkeit!
Euch, die ihr in ſo ſchönen Spuren
Des göldnen Alters Bild erneut;
Die ihr der Sorgen ſchwere Bürden
Dem ruhbegiergen Geiſt verheelt,
Und ſelbſt in niedren Schäferhürden
Ihn mit zufriedner Luſt beſeelt.

O! möchten eure Lieblichkeiten
Mir itzt auch Muth und Kraft verleihn!
Und dieſe Töne ſchlaffer Saiten
So anmuthsvoll und reizend ſeyn,
Als wenn in euren dichten Büſchen
Des Zephyrs kühler Hauch ſich regt,
Und mit gelind- und ſanftem Ziſchen,
Der Bäume ſchlankes Laub bewegt.

Was gleicht an Reizung jenen Schätzen,
Womit euch die Natur verſorgt?
Die Anmuth herrſcht auf euren Plätzen,
Die keinen Schmuck von Kunſt erborgt;
Hier baut, in einer ſtillen Heide,
Die Freyheit ſich den ſichern Heerd;
Und um ihn hüpft die holde Freude,
Von reiner Unſchuld ſelbſt verklärt.

Da rauſcht ein Bach aus friſchen Quellen
Von Berg auf Berg ins Thal hinein,
Und wiegt, durch ſeine ſanften Wellen,
Uns in den ſüßten Schlummer ein.
Da lockt die muntre Philomele
Die Gattinn in dem nahen Wald,
So daß der Luſtklang ihrer Kehle
Um Thal und Hügel wiederhallt.

Bald prangt ein Baum mit zarten Blüten,
Und eine Flur voll junger Saat,
So bald, nach rauher Tage Wüten,
Sich Flora wieder zu uns naht.
Bald lacht ein Feld voll gelber Aehren,
Das nach des Landmanns Wunſch gereift,
Der nun, den Seegen zu verzehren,
Geſchäfftig ſeine Sichel ſchleift.

Ein neues Luſtſpiel für die Sinnen!
Pomona reicht ihr Füllhorn her.
Was läßt nicht Baum und Strauch gewinnen!
Sie ſtehn an ſtolzen Früchten ſchwer.

Da preßt man ſchon die ſüßen Beeren
Von des Lyäus Fruchtbarkeit,
Um einſt die Geiſter aufzuklären,
Wenn nun der Himmel Flocken ſtreut.

Laßt ſeyn, daß dann des Winters Grauen
Die Fluren ihres Schmucks beraubt,
Und uns auf den beſchneiten Auen
Nicht die gewohnte Luſt erlaubt,
Ein mit ſich ſelbſt zufriedner Wille
Verläßt uns auch nicht beym Camin,
Wo wir in der vergnügtſten Stille
Vorm angefachten Feuer glühn.

Ihr lacht dazu, erhabne Thoren!
Und ſeht uns nur verächtlich an;
Weil das, was ihr zum Zweck erkohren,
Euch größre Luſt gewähren kann.
Ja, ja! Hier ſind nicht prächtge Zimmer,
Nicht große Titel, ſchweres Geld.
Doch lockt uns auch kein falſcher Schimmer,
Der euch ſo ſehr zur Marter fällt.

Ihr lauft und wacht, und ſinnt und quälet
Den nie mit ſich vergnügten Geiſt;
Damit man nur, wenn ihr befehlet,
Sich bückt, und euer Diener heißt.
Wie lange währt dieß glänzend Glücke,
Daß man euch in der Würde ſchaut?
Vielleicht ſo lang, bis falſche Tücke
Euch die verdeckten Gruben baut.

Doch, ſprecht, wer kann uns hier wohl ſtürzen?
Aufs höchſte kennt uns nur ein Freund,
Mit dem wir unſre Stunden kürzen,
Und der es mit uns redlich meynt;
Der, wie er ſpricht, auch wirklich denket,
Der allem Eigennutze flucht,
Der uns nicht durch Verleumdung kränket,
Und heimlich unſern Schaden ſucht.

Kauft man hier gleich durch viele Gelder
Nicht leckerhafte Speiſen an;
So zinſen uns doch Stall und Felder
Was unſern Hunger ſtillen kann.
Da ſind wir auch bey klarem Waſſer,
Das nur in ſchlechten Gläſern blinkt,
Weit mehr vergnügt als wenn ihr, Praſſer!
Den Wein aus göldnen Schalen trinkt.

Hier hält kein ſtädtiſches Geſchwirre
Der Ruhe ſanften Fortgang auf.
Kein glatter Schmeichler macht uns irre
Und unterbricht den Tugendlauf.
Hier lebt man vor dem Neid verſchwiegen;
Hier ſtört kein widriger Beſuch;
Durch Praleren und Zeitungslügen,
Die reinſte Luſt an Kunſt und Buch.

Wo bin ich? Hilf! was läßt ſich ſehen?
O! welch ein reizendgrüner Raum!
Gewiß ſind hier Parnaſſens Höhen,
Wie? oder täuſcht mich nur ein Traum?

Nein, nein, da rinnt ja Hippocrene,
Dort ſtralt die Pracht des Lorberwalds;
Sie zeigt ſich ſelbſt, die heitre Schöne,
Die Göttinn dieſes Aufenthalts.

Die Dichtkunſt ſpielt, und bis zum Himmel
Dringt ihr belebender Geſang.
Denn hier betäubet kein Getümmel
Der ſanften Laute milden Klang.
Drum lobt manch geiſtiger Poete
Ein einſames und ruhigs Land.
Wird nicht noch durch Horazens Flöte
Uns ſeines Tiburs Werth bekannt?

Wem wird ein Lied auch ſchöner glücken,
Als den ein ſtiller Ort umſchleußt?
Wo ruht das feurige Entzücken
Auf einem unruhvollen Geiſt?
An einem Bach, bey kühnen Fichten,
Wo mancher Vogel lieblich ſingt,
Fühlt ein gebohrner Geiſt zum Dichten,
Wie Muth und Feuer in ihn dringt.

Auch euch, ihr Söhne von Minerven!
Gefällt ein ſchattenreicher Hayn.
Hier könnt ihr, den Verſtand zu ſchärfen,
Nur mit euch ſelbſt beſchäfftigt ſeyn.
Da wird den forſchenden Gedanken
Die Wahrheit ungehindert kund.
Die Weisheit öffnet euch die Schranken,
Und ihr erkennt der Dinge Grund.

O! ſelig! wem der Vorſicht Güte
Ein ſtilles Land zur Wohnung ſchenkt.
Der dort mit ruhigem Gemüthe
An das Geräuſch der Städte denkt;
In ſich die reinſte Wolluſt findet,
Was ihm der Himmel gönnt, genießt,
Sich alles Kummers Laſt entbindet,
Und ſo des Lebens Müh verſüßt.

D.

* *

Beweis,
daß unſere Seele ein einfaches Ding ſey.

1. §.

Durch unſere Seele verſtehen wir dasjenige Ding, welches in uns die Gedanken hervorbringt.

2. §. Die Aehnlichkeit, welche ſich ein Ding von etwas machet, heißt eine Vorſtellung; und eine jede klare oder deutliche Vorſtellung nennen wir einen Gedanken Man ſaget aber, daß Dinge einander ähnlich ſind, wenn man in dem einen eben daſſelbe antrifft was man in dem andern findet.

3. § Ein jedes Ding iſt entweder einfach oder zuſammen geſetzt, das iſt, es beſteht entweder aus ſolchen Theilen, die außer einander ſind, oder nicht. Wenn wir nun beweiſen können, daß unſere Gedanken nicht von einem zuſammengeſetzten Dinge her-

rühren: ſo können wir auch gewiß ſeyn, daß unſre Seele ein einfaches Ding iſt (§. 1).

4. §. Ein zuſammengeſetztes Ding kann man auf zweyerley Art betrachten; nämlich man betrachtet es entweder, ſo fern es zuſammengeſetzt iſt und alſo eine Vielheit in ſich begreiſt, ohne auf die Natur und auf die Kräfte der Theile zu ſehen; oder, ſo fern es aus Theilen beſteht, die eine gewiſſe Kraft in ſich haben. Wer demnach behaupten will, daß unſer Körper denken könne, der verſteht es entweder alſo, daß unſer Körper, in ſo fern er ein Ganzes iſt, Gedanken hervorbringe: oder er glaubet, daß die einfachen Dinge, aus welchen unſer Körper beſteht, eine klare und deutliche Vorſtellungskraft beſitzen. Wir wollen beydes widerlegen.

5. §. Wenn man einen Körper oder überhaupt ein zuſammengeſetztes Ding, nur als ein Ganzes betrachtet, daß eine Vielheit der Theile in ſich begreiſt: ſo kann man ſich überhaupt keine andere Vorſtellung von demſelben machen, als daß man ſich viele verſchiedene Dinge gedenket, welche alle außer und neben einander ſind. Ein ſolches Ding kann demnach keine andere Veränderung haben, als daß ſeine Theile in eine andere Ordnung kommen, oder daß einige Theile hinweg, oder andere hinzukommen. Dieſes alles kann nicht anders geſchehen, als durch die Bewegung, da die Theile der zuſammengeſetzten Dinge einen andern Ort einnehmen.

6. §. Man findet alſo bey einem zuſammengeſetzten Dinge, in ſo fern es zuſammengeſetzt iſt, nichts, als die Bewegung, und dasjenige, was aus

der Bewegung entſpringt, nämlich, die Ordnung der Theile, welche ſie dem Raume nach unter einander haben. Keines von beyden kann unſere Gedanken ausmachen. Denn wir haben klare und deutliche Vorſtellungen von einfachen Dingen, imgleichen von ganzen Arten und Geſchlechten der Dinge. Sollte nun die Bewegung oder die Ordnung der Theile von unſerm Körper ſolche Vorſtellungen verurſachen: ſo müßte entweder die Bewegung oder die Ordnung dieſer Theile eben daſſelbe in ſich halten, was die einfachen Dinge und die Arten und Geſchlechter der Dinge in ſich faſſen (§. 2). Das kann aber nicht ſeyn. Denn in der Bewegung finden wir nichts, als einen beſtändig veränderten Ort eines Dinges, welcher weder mit den einfachen Dingen, noch mit den Arten und Geſchlechten der Dinge etwas gemein hat; und die Ordnung, welche die Theile eines Körpers in Anſehung des Raumes untereinander haben, iſt etwas zuſammengeſetztes, und kann eben ſo wenig, als die Bewegung den einfachen Dingen und den Arten und Geſchlechten der Dinge ähnlich ſeyn. Ueber dieſes kann man ſich weder in der Bewegung noch in der Ordnung der Theile eines zuſammen geſetzten Dinges diejenige Fähigkeit gedenken, vermöge welcher ſich unſre Seele von den vorgeſtellten Dingen, und dieſe wiederum von einander unterſcheidet. Hieraus erhellet, daß ein zuſammengeſetztes Ding, in ſo fern es als ein zuſammengeſetztes Ding, oder als ein Ganzes betrachtet wird, unſere Gedanken nicht verurſachen könne.

7. §. Sollen unſere Gedanken aus der Kraft derjenigen einfachen Dinge entſpringen, aus welchen unſer Körper beſteht: ſo muß der Grund von unſern Gedanken entweder in einem oder in mehrern von gedachten einfachen Dingen liegen. Denket nur ein einfacher Theil unſers Körpers, ſo iſt er von allen übrigen Theilen deſſelben weſentlich unterſchieden, und folglich eben dasjenige, was wir die Seele nennen. Sollen aber mehrere Theile von unſern Gedanken etwas beytragen: ſo muß ein jeder derſelben mit der vorgeſtellten Sache etwas ähnliches haben, und folglich muß auch ein jeder Theil ſelbſt eine gewiſſe Vorſtellung haben (§. 2). Dieſe verſchiedenen Vorſtellungen der Theile unſers Körpers ſind entweder dunkel, oder klar. Sind ſie alle dunkel, ſo kann aus ihnen keine klare oder deutliche Vorſtellung, und folglich kein Gedanke entſtehen, ſondern es ſind und bleiben viele von einander unterſchiedene dunkle Vorſtellungen. Man kann nicht einwenden, daß ihre Verknüpfung eine Klarheit oder Deutlichkeit mit ſich bringe. Denn eine dunkle Vorſtellung iſt, darinnen man nichts von einander unterſcheidet. Beſteht nun eine Vorſtellung aus vielen dunklen, ſo iſt in derſelben nichts, das von andern unterſchieden wird; und alſo muß auch die ganze Vorſtellung, die aus vielen dunkeln zuſammengeſetzt iſt, ſelber dunkel ſeyn. Sind aber dieſe vorausgeſetzte Vorſtellungen alle, oder zum Theil, klar oder deutlich: ſo unterſcheidet ſich ein jedes von dem andern, und ihre Vorſtellungen machen alſo nicht einen einzigen, ſondern viele von einander unter-

ſchiedene Gedanken aus. Ja, es ſind alsdann in der That viele verſchiedene denkende Subſtanzen, nicht aber eine einzige. Dieſes alles aber läuft theils wider die Erfahrung, theils wider dasjenige, was die Gegner ſelbſt vorausſetzen müſſen, wenn ſie behaupten wollen, daß unſer Körper denke.

8. §. Wenn unſer Körper denken ſoll, ſo muß ihm die Kraft zu denken, entweder deswegen zukommen, weil er ein Ganzes iſt, oder die Theile deſſelben müſſen eigentlich denken (4. §). Ein Körper, in ſo ferne er als ein zuſammengeſetztes Ding, oder als ein Ganzes betrachtet wird, kann nicht denken (6. §). Die einfachen Theile, aus welchen unſer Körper beſteht, können unſere Gedanken auch nicht verurſachen (7. §). Demnach können unſre Gedanken gar nicht von dem Körper herrühren; folglich müſſen ſie von einem einfachen Dinge herrühren, und folglich muß unſre Seele ein einfaches Ding ſeyn (3. §.) W. Z. E. W.

Weißenſee.

Joh. Chriſtoph Kühne.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die Gränzen der menſchlichen Vernunft.

In unſrer Seele brennt ein unvergänglich Licht,
Von deſſen Trefflichkeit ſein edler Anfang ſpricht;
Das unſern Geiſt verklärt; durch Dunſt u. Nebel dringet;
Und uns zur klugen Zahl der höhern Weſen bringet.

Ich nenn es die Vernunft. Ihr Stral zertheilt ſich weit:
Doch miſſet ſeinen Raum der Stand der Menſchlichkeit.
Die Gränzen, die ſie hat, und ihres Weſens Enge
Bezeichnen der Vernunft auch die beſtimmte Länge.
Ein Trieb, den das Gefühl voll Ehr und Ruhm gebiert,
Ein Trieb, der für ſich gut, doch oft zum Laſter führt,
Erfüllt den Menſchen oft mit ſchwülſtigen Gedanken,
Und jaget die Vernunft aus den geſetzten Schranken.
Sie ſiehet auf den Weg, den ſie vollbracht, zurück.
Dieß flammt die Kühnheit an: Und ſchwindet gleich der Blick:
So ſinkt der Muth doch nicht, die Ewigkeit zu meſſen.
Doch, daß wir Menſchen ſind, wird gar dabey vergeſſen.

Wahr iſt es: die Vernunft hat vieles ausgedacht.
Das ewige Geſetz, nach dem des Schöpfers Macht
Die Welt gebauet hat; der Körper Fallen, Steigen
Kann ſie durch Maaß und Zahl unwiderſprechlich zeigen.
Ihr ſcharfer Blick durchdringt das Innre der Natur.
Der Erde Mittelpunct entdeckt ſich ihrer Spur.
Die eingeſchloßne Luft verläßt die alte Stelle,
Der Sonnenſtral den Weg, das Waſſer Lauf und Fälle.
Sie ſteigt in ſchnellem Flug zu jenen Welten auf;
Bemerket ihren Stand, und ihrer Zirkel Lauf:
Wo Sonnen ſonder Zahl in eignen Himmeln brennen,
Und Erden fremder Art um ihre Kreiſe rennen.
Sie ſchwingt ſich aus der Welt; läßt, da ſie ſich erhebt,
Den ſchwachen Sinn zurück, der an den Körpern klebt;
Forſcht einem Weſen nach, in dem die Welt ſich gründet,
In deſſen weiſer Wahl ſie ihren Urſprung findet.

Sie findet einen Gott: Sie ſiehet den Verſtand,
Der alles Mögliche von Ewigkeit erkannt:
Sie ſucht das Oberhaupt der aufgeklärten Geiſter,
Den Urſprung ihres Seyns, und aller Welten Meiſter.

Hier aber iſt das Ziel, wo Witz und Denken ruht.
Mehr wiſſen, mehr verſtehn, das iſt vielleicht ein Gut,
Das ein vollkommner Geiſt mit tauſend Luſt empfindet,
Der keinen Widerſtand in ſchwachen Gliedern findet,
Gott iſt, der ohne Welt die Seeligkeit genießt;
Mit deſſen Möglichkeit das Seyn verbunden iſt.
Er muß nothwendig ſeyn. Steht, forſchende Gedanken!
Erkennt, ehrt demuthsvoll die euch beſtimmten Schranken.
Was man von Gott gedenkt, faßt dieſes unter ſich:
Wie Gott, und daß er ſey. Dieß lehret mich und dich
Das allerliebſte Laub: Doch jenes wollen wiſſen,
Das heißt: Man will das Meer in kleine Grübchen gießen.

Ein Geiſt, von Ehrſucht voll, von Eigenliebe blind,
Will weiter, als er kann. Er trachtet, denkt und ſinnt,
Und wagt ſich in ein Meer, das kein Verſtand ergründet;
Und ſucht, bis er den Lohn der frechen Kühnheit findet.
Wie ein erhitztes Roß, von ſchwacher Hand geführt,
Erſt in die Höhe bäumt; dann Hals und Mähne rührt;
Die lockre Erde ſtampft, daß ſelbſt ihr Mark erzittert;
Drauf aus dem Gleiſe ſetzt; die Seitenſtangen ſplittert;
Gebiß- und zügellos durch Sümpf und Felder irrt;
Bis es durch Sturz und Fall ſein eigner Mörder wird:
So machts oft die Vernunft. Sie überſteigt die Schranken
Der menſchlichen Natur, und folget den Gedanken
In ein unendlich Feld, bis ſie ein Schwindel ſtürzt,
Und den verwegnen Lauf ein naher Abgrund kürzt.

Wie Gott von Ewigkeit der Welten Menge zählte;
Sich ſelbſt zur Regel ward, und dann die Beſte wählte;
Warum in ſich vertieft, er doch ſo einſam blieb,
Bis ſeiner Güte Macht ihn zu der Schöpfung trieb;
Was dort den öden Raum von Millionen Himmeln,
Wo itzo, faſt gedrängt, viel tauſend Körper wimmeln,
Vor dieſer Zeit erfüllt; wie Gottes Allmachtshand
Aus Nichts die Dinge ſchuf, und ſie zuſammen band;
Wie in der Ewigkeit unendlichtiefem Meere
Auf einmal alles ſey, und doch noch itzo währe,
Ohn Wechſel, ohne Folg, ohn End ohn Anbeginn;
Was, wenn kein Gott nicht wär, (o Sterblicher wohin?)
Den ausgeſpannten Platz der grenzenloſen Wüſte,
Die doch noch möglich ſey, alsdann erfüllen müßte?
Dieß forſcht ein frecher Geiſt, kennt ſeine Schwäche nicht,
Bis ihm ſein eigner Witz nachdrücklich widerſpricht,
Und aus dem Schlummer weckt, der ſeine Kraft beſieget,
Da ihn ſein eigner Wahn, ſein Hochmuth eingewieget.

Gott iſt. Dieß iſt genug. Nunmehr bleib in der Welt.
Hier iſt für deinen Fleiß ſchon ein unendlich Feld.
Hier dopple dein Bemühn, die Nebel aufzuklären,
Die oft den kleinſten Blick dir um dich her verwehren.
Die Kraft, womit der Geiſt im Nu den Körper lenkt,
Den ſchwachen Unterthan; die Kraft, womit er denkt;
Die Reizung des Magnets; der Körper innre Regung,
Die ſie zuſammenzwingt; des ſchnellen Lichts Bewegung;
Des Blitzes wahres Reich; dieß zeige, dieß erweis,
Und nimm ein ewig Lob für deinen ſeltnen Fleiß.
So äfft dein forſchend Licht kein falſcher Farbenſchimmer;
So denkſt du mit Vernunft und überſteigſt dich nimmer.

M. G.

Von

* *

Von der Bewegung in dem vollen Raume.

Glauben Sie denn, mein Herr, daß Sie durch ihre Spöttereyen im Stande ſind, mich verdrüßlich zu machen? O nein, ich mache mir noch immer ein Vergnügen, dann und wann in die Weltweisheit auszuſchweifen. Ihre Reizungen ſind bey mir ſtärker, als alle andere Reizungen. Ich vergnüge mich recht mit ihr, und ich bin ihr einige Zeit daher erſtlich recht gut geworden; das wiſſen ſie zwar ſchon von mir. Unterdeſſen wenn ſie zuweilen über den Poeten liegen, und ſich mit den Begebenheiten in der Liebe beſchäfftigen, ſo lachen ſie mich deswegen aus; und dieſes kann ich nicht wohl leiden. Wenn es Ihnen gefällig iſt, ſo wollen wir einander über unſer Vergnügen nicht beneiden. Sie nehmen ihren Aufenthalt in einen anmuthigen Garten; ſie ſetzen ſich bey einem Springbrunnen nieder, und haben den freyen Himmel, und eine Ebene von bunten Wieſen zu ihrer Ausſicht. Da ſinnen Sie auf Möglichkeiten, bey jener Schönheit glücklich zu ſeyn; da erklären Sie ſich den Anblick und das nachdenkliche Bezeigen ihrer Göttinn; da machen Sie ſich eine Auslegung über ein Compliment, das Sie bekommen haben: da ich unterdeſſen zu Hauſe ohne Bewegung auf meinem Stuhle ſitze, die Wand anſehe, und die Schlafmütze zurechte rücke, indem ich etwa von der Unendlichkeit der Dauer, von den Monaden oder Einheiten der Zeit, von dem Zufalle und von dem Schickſale denke, oder mir Urſachen von der Schwere der Körper erſinne. Wenn ich nun etwas herausgebracht habe, ach was habe ich da nicht für eine Freude darüber! Es ſcheint mir zwar nicht alles jederzeit wahr und gewiß zu ſeyn: allein die Wahrheit gehöret nicht eben zu unſerm Vergnügen. Sind doch ihre Anſchläge, mein Herr, gleichfalls weder allezeit wahrſcheinlich, noch allezeit ins Werk zu ſetzen, und wir begnügen uns beyde nur an der Möglichkeit.

Sie fragten mich vor acht Tagen, eben damals, da Sie ihren philoſophiſchen Tag hatten, wie denn in einem vollkommen erfüllten Raume irgend eine Bewegung möglich wäre? Ich ſtritte damals wider das Leere in der Natur, aber ich konnte Ihnen gleichwohl nicht angeben, wie denn ein Körper fortgerücket werden könne, wenn er von allen Seiten gedränget und eingeſchloſſen wird. Weil ich nun eben heute zum Ausſchweifen Luſt bekommen habe, und ich noch darzu Ihnen hierdurch einen Gefallen erweiſen kann, ſo will ich demnach alle Elemente in ihrer Ruhe laſſen, und doch machen, daß eine Bewegung der Körper erfolgen ſoll.

Wir können die Beyſpiele von der Bewegung unſerer eignen Leiber nehmen, und von dieſen den Anfang machen. Unſere Seele bekömmt öfters diejenige Vorſtellung, daß ſie den Körper, den ſie den ihrigen zu ſeyn glaubet, ſich fortbewegen ſieht. Wenn nun in demjenigen Orte, wo er hin verſetzet wird, ein leerer Raum zu finden wäre, ſo dürfte er nur aus dem vorigen ausgehoben, und in dieſen eingerücket werden, ſo würde eine Bewegung erfolgen. Eben ſo erſcheint es uns auch. Aber da ſchreyen Sie, daß ich ja alles in der Welt voll zu ſeyn behaupte, daß alles in der Welt nur ein Stücke, ohne Zwiſchenraum, und daß alles erfüllet, daß alles ineinander gedrückt, und daß gleichſam alles zuſammen gegoſſen ſey. Gedulden Sie ſich nur ein wenig. Sie ſollen davon eben dieſe Vorſtellung haben, und doch ſoll es nicht geſchehen dürfen, daß die Materie, woraus ein Körper beſteht, fortgerücket werde, oder die Elemente die Plätze verändern.

Nämlich dieſes wird Ihnen doch, mein Herr, wie ich verhoffe, nicht unmöglich zu ſeyn ſcheinen, daß mein Körper verändert, und die Elemente, woraus er beſteht, anders geſtaltet werden können; nicht wahr, das geſtatten Sie mir? Wenn Sie nun dieſe Veränderung groß genug zu ſeyn annehmen, und wenn er einmal nicht mehr der vorige ſeyn ſoll: ſo wäre es ja, dächte ich, einerley, und es könnte ja leicht geſchehen, daß er ein menſchlicher Leib zu ſeyn aufhörte, ja daß er, (ich will aber, um ihre Gewogenheit und ihren Beyfall deſto eher zu erhalten, die Fabeln der Poeten hierdurch mit allem Fleiß beſchützen,) ja daß er, ſagte ich, wie die Juno in eine Wolke, oder wie die nackende Arethuſe, welche dem verliebten Alpheus entfliehen wollte, in ein Waſſer, oder in eine dünne Luft verwandelt würde: genug, es bliebe der unſrige nicht mehr. Iſt dieſes denn aber ſo ſchwer zu glauben, oder wird es einem unmöglich vorkommen können, daß die Elemente ohne viele Mühe verändert werden können, wenn man bedenkt, daß die Theile der Körper, die da Elemente heißen, ſich in allen Stücken nach ihren umſtehenden und benachbarten Dingen richten? Der innere Zuſtand eines jeden einfachen Dinges richtet ſich nach der Welt, und nach den übrigen Dingen, die um daſſelbe, und ihm am näheſten ſind: der innere Zuſtand eines jeden einfachen Dinges iſt, nach der Abwechſelung, nach dem Zuſtande und nach dem Verhältniſſe der übrigen, zu beurtheilen: der innere Zuſtand eines jeden einfachen Dinges iſt ſo und anders, wornach alle übrigen ſo oder anders geſtaltet ſind. Wohlan, verändern Sie einmal die nächſtangränzenden Dinge, ſo werden Sie auch die vorigen auf einmal verwandelt, jähling verändert, und geſchwind, ja in dem Augenblicke anders geſtaltet finden. Sind dieſe nun alſo die vorigen nicht mehr, ſo iſt es ferner unmöglich, daß die andern, eben ſo wie vorhin, und unverändert bleiben ſollten. (Wolfs G. v. d. W. §. 592.) Kurz, mein Herr, es iſt eben ſo leicht, daß dieſe in ſolche Einſchränkungen und Beſtimmungen gebracht werden, und daß entweder aus ihnen, oder auch aus jeden andern, wiederum mein Körper werden könne, als wie vorhin mein Körper in Luft, oder etwas anders verwandelt zu ſeyn ſchiene.

Nunmehr wollen wir näher treten, nunmehr will ich ihnen das Schattenſpiel ſelber zeigen, nunmehr ſollen Sie zwar Bilder von Körpern, die Elemente aber und die Materie darzu in ihren Poſten unverrückt, feſte, unbeweglich und ſtille ſtehen ſehen. Ich bitte Sie aber, vergeſſen Sie mir dieſes ja nicht, daß ich alle einfache Weſen aneinanderhangend, und ohne Veränderung ihres Orts zu ſeyn behaupte. Sie alle ſtehen ſtille, und ſpatziren nicht etwa, oder fliegen ſelbſt in der Welt untereinander herum; nein, dieſe Körper, die wir herumgehen und ſich bewegen ſehen, die wir mit den Händen anzugreifen und zu empfinden vermeynen, das ſind Schatten und Ebenbilder. Wie bisweilen die Kälte, die Hitze und die Farben ſelbſt, von den Weltweiſen für etwas Wirkliches erkläret worden, anitzo aber aus der Anzahl der Subſtanzen herausgeſtoßen und herausgeworfen ſind: eben ſo müſſen Sie von mir nun hören, daß die Körper nicht ſelbſtſtändig, und aus Elementen gleichſam aufgebauet, ſondern nur Erſcheinungen, und gleichſam nur die äußere Haut, von dieſen Einfachen und von dieſen, in der ganzen Natur nur einzigen ſelbſtſtändigen Weſen ſind. Denn wie könnte dieſes den Namen einer Subſtanz verdienen, das nicht durch ſich beſteht, ſondern allererſt ſein Weſen von der Zuſammenſetzung unterſchiedener Theile empfangen muß?

Sie vernehmen alſo, daß ich in der Welt, nur die Körper ausgenommen, gewiſſe ſelbſtſtändige Weſen, nämlich die Elemente, behaupte. Wirkliche Dinge, wenn ſie zumal von einerley Weſen ſind, können gar leichtlich von eben denſelben Zufälligkeiten eingenommen werden. Zum Exempel ſind die Menſchen, welche alle, entweder zu erröthen, oder betrübt zu ſeyn, oder zu lachen, oder warm zu werden, oder betrunken zu ſeyn, im Stande ſind, wenn es die Umſtände geben. So iſt es mit den Monaden ebenfalls.

falls. Die Gelegenheit der umſtehenden Dinge verurſachet, daß die eine ſo gut, als die andere, eben dieſelbe Veränderung anzunehmen, fähig iſt, wenn ſie ſich mit jenen in einerley Umſtänden befindet.

Freuen Sie ſich, nunmehr haben Sie das Tiefſinnige überſtanden, nunmehr fehlet Ihnen nichts mehr, und Sie haben alles inne, um die Bewegung in dem vollen Raume begreifen zu können. Sie wiſſen, daß die Materie verändert, und die innere Beſchaffenheit der Elemente verwandelt, daß neue Formen hervorgebracht werden, die vorigen verſchwinden, und daraus andere entſtehen können. Wenn in dem einen Orte der Materie eine Geſtalt verſchwindet, das heißt, wenn die vorigen Einſchränkungen und Bemühungen der Elemente verändert werden, und dieſes zwar beſtändig und an einanderhangend; ſo geſchiehet die Bewegung. Ich redete letzthin mit Ihnen von einer Maſchine, dadurch man, wie dieſes die Spiegellehre giebt, in freyer Luft wirklich körperliche Bilder, die ſich bewegen, vorſtellen kann. Die Luftſtäubchen werden nämlich gemalet, indem die hellen Spitzen der Lichtkegel auf ſie treffen. Wenn ſich dieſes Bildchen in der Luft fortbewegt, meynen Sie denn, daß die Luft, in der es iſt, mit fortgerücket werde? Keinesweges. Alſo, wie nun allein das Licht, nicht aber die Luft den Ort verändert, und gleichwie die Bewegung des Bildes nicht anders geſchieht, als indem nach einander bald einige Stäubchen helle, bald einige finſter werden: ſo werden auch gleichfalls nicht die Elemente und die Materie ſelbſt, ſondern nur die Geſtalten in dem Raume fortgetragen. Niemals hat je ein Element ſeinen Ort verändert, niemals iſt je eines aus ſeiner Stelle fortzubringen; aber ſie nehmen nur andere Geſtalten an ſich, und die ihnen benachbarten ziehen nur neue Formen, wie wir die Kleider, an; in der Bewegung aber nehmen ſie eben dieſelben, die ihnen die vorhergehenden gleichſam übergeben und ausgezogen hatten. Nun kann man ſich einbilden, daß dieſe Aushändigung in einer langen Reihe durch einen großen Raum auf einerley Art fortgeſetzet werde. Denn weil die einfachen Weſen einander ziemlichermaßen gleich ſind, ſo ſind ſie alſo beſchaffen:

> mutari quae poſſint ordine eodem
> Quo haec fuerit, veterem et formae ſeruare figuram.

Den Streich, hochzuehrender Herr, hätten ſie ſich vielleicht von mir nicht vermuthet, daß ich, um das Volle in der Materie, und zugleich die Bewegung mit beyzubehalten, ſo gar die Körper für Nichts erklären würde. Glauben Sie mir es unterdeſſen nur. Denn ich ſehe ja nicht, was für eine Gottloſigkeit darhinter ſtecken könne, wenn ich ſage: daß in der Natur kein Räumchen mehr leer, ſondern alles beſetzt und erfüllet ſey. Warum? Es haben dieſes ja ſchon andere geſaget. Wenn ich ferner ſpreche, daß in einem ſo vollen Raume keine eigentliche Bewegung ſtatt habe, ſo iſt auch dieſes nichts ungereimtes. Warum? Es pflegen ja dieſes die Gegner ſelbſt anzuführen und mit einzuſtreuen. Wenn ich nun komme und vermuthe, daß die Körper nichts ſelbſtſtändiges ſind, und nicht aus einer Menge Elementen, als ihrer Theile beſtehen, ſo iſt auch dieſes nichts ungereimtes. Ja, wenn ich mich im Gegentheile überrede, daß die Körper vielmehr nur eine Zuſammenſetzung der Zufälligkeiten, eine Abwechſelung mannigfaltiger Beſtimmungen und verſchiedener Einſchränkungen dieſer Elemente ſind, ſo können mir ja endlich auch die andern dieſes glauben. Und warum? Man hat ja ſchon vor langen Zeiten die Grundſätze darzu da gehabt, um es erweiſen zu können. Wenn ich nun zuletzt dieſes alles zuſammen nehme, und (weil die einfachen Dinge, auf mancherley Weiſe, auch nach und nach verändert, und gleichſam benamet werden können,) die Bewegung, als eine Ordnung und Abwechſelung dieſer Zufälligkeiten in der Materie beſchreibe, und alſo verſtändlich erkläre, wie die Elemente und die Materie ruhen, gleichwohl aber eine Veränderung der Zufälligkeiten in ihnen entſtehen könne; ſo wird man mich deswegen anzuklagen, auch hier nicht Urſache haben. Dieſe Zufälligkeiten, dieſe Euenta der Materie können in dieſem Theile des Raumes aufhören, darauf in einem neuen Orte auf eine ähnliche Art hervorſteigen, und in einem dritten Platze eben wider dieſelben ſeyn; ja ſie können in einem Raume dergeſtalt auf einander folgen, als wenn ſie gleichſam aneinander hiengen. Und auch dieſes, glaube ich, kann Ihnen nicht zu verwegen ſcheinen. Warum denn? Es iſt dieſes eben die philoſophiſche Freyheit, daß man verändern, niederreißen, abſondern, aufbauen, umkehren, verwerfen, was neues ſagen, und niemals zu verwegen ſeyn kann.

Voritzo bitte ich ſie aber, hochzuehrender Herr, daß Sie ſich nur dieſes gänzlich aus dem Sinne reden, und ja nicht, wie vormals, glauben mögen, daß ſelbſt die Materie, in Geſtalt der Körper ſich durch den Raum gleichſam durchdränge und fortſtoße; denn dieſes ſcheint Ihnen nur ſo. Ich will Ihnen auch davon die Urſache ſagen: Wenn nämlich eine Bewegung vor ſich geht, ſo geſchiehet nichts anders, als daß die durchaus gleichförmigen Theile der Materie, einer nach dem andern, mit den Figuren ſcheinbarer Körper gleichſam beleget werden. Hier ſind wir nun nicht vermögend, den Unterſchied der Elemente zu ſehen, noch in einem ſolchen großen Plane gleichförmiger Dinge uns Merkmaale zu machen, aus denen wir abnehmen könnten, welche von den Elementen ſchon dieſes Bild getragen haben. Denn da wir die Materie nicht anders, als vermittelſt ihrer Zufälligkeiten, erkennen, ja die eigentlichen Elemente gar nicht empfinden können: ſo können wir durch die Sinne auf keine Weiſe darauf gerathen, wie nämlich nur die Geſtalten und die Zufälligkeiten, die an der Materie haften, den Ort verwechſelten, ſondern wir waren gezwungen, zu glauben: Die Materie und die Elemente würden ſelbſt in dem Raume fortgetragen.

Dieſer Irrthum iſt nun überaus alt, und wir haben uns zu vielen tauſend Jahren her, damit einmüthiglich und ſchändlich betrogen. Aber man muß dieſe Einbildung aus dem Beſitze, den ſie in unſerm Verſtande erhalten hat, herauswerfen; und ſich keine Verjährung, und nicht das Anſehen des Alterthums hieran verhindern laſſen. Nein! Sagen Sie mir doch, wenn Sie, mein Herr, in der Meſſe zuweilen ein Schattenwerk durch eine Zauberlaterne vorſtellen, und an der Wand Seeſchlachten halten ſahen, glaubten Sie denn, daß die Bilder gleichſam feſte Dinge wären, die man aus den vorigen Oertern hinwegnähme, und an einen andern Theil der Wand anklebete; wenn ſie ſich bewegten? Nein, ſo unwiſſend ſind Sie niemals geweſen, daß Sie dieſe Schatten für etwas wirkliches, und ſelbſt für Körper hätten halten ſollen, die man an der Wand hinſchöbe. Sie wußten, denke ich, gar wohl, daß nur die Puncte auf der Fläche der weißen Wand anders und mit andern Stralen angeſteckt und bemalet, nicht aber die feſten Theile der Wand ſelbſt mit fortgerückt und beweget würden. Und doch eben dieſes von den Körpern zu glauben, ſind Sie gleichwohl ſo einfältig geweſen?

Was die Bilder auf der Fläche ſind, das ſind die Körper in der Materie. Eben wie ſich ein Schatten an der Wand beweget, eben wie nur alsdenn die Puncte derſelben auf eine andere Weiſe afficiret, die vorigen helle, die itzigen dunkel werden, die Wand aber feſte ſteht und unbeweglich iſt: eben auf eine ſolche Art ſcheinen ſich auch in der Materie diejenigen Schatten fortzubewegen, die wir Körper heißen. Man betrügt ſich, wenn man von Ihnen glaubet, daß Sie Selbſtändigkeiten und gleichſam feſte wären.

Man thut Unrecht, wenñ man eine Haarnadel oder einen Puderbüſchel ein Ding nennt, oder in einer Bank oder in einem Thiere ein ſelbſtſtändiges Zuſammengeſetztes zu ſehen vermeynet. Troja, das hölzerne Pferd, und die Helden ſelbſt, ſind ſo wenig ſelbſtſtändig zu nennen; als die Zeit, zu welcher dieſer berühmte Krieg geführet wurde, als die Uneinigkeit, als die Armuth, als die Farben, als das Feuer und als der Raum. Wenn der entbrannte Alexander die Helena entführet hat, ſo hat er nicht etwa dem Griechenlande einen Körper entriſſen, und ihn nach Troja verſetzt. Nein. Denn weil in Troja alles voll war, ſo würde ſie keinen Platz gefunden haben, wenn nicht etwa ein gleich großes Stück Materie widerum in Griechenland eingetreten wäre, welches aber unmöglich iſt. Sondern es iſt der Weg von ihrem Vaterlande, bis nach Troja, mit dichter Materie angefüllet geweſen, in dieſer iſt gleichſam eine Linie von lauter Helenen entſtanden, und ihr Bildniß iſt gleichſam hingefloſſen. In Griechenland aber iſt ſie verſchwunden, und nun in Troja geſehen worden. Alſo ſind nun weder die Menſchen, noch alle übrigen Körper etwas.

Denn erſtlich überhaupt ſind die Menſchen nicht im Stande, etwas ſelbſtſtändiges zu ſehen. Alles, was wir mit den Händen fühlen, mit der Naſe riechen, mit den Ohren hören, mit der Zunge ſchmecken, und mit den Augen ſehen, ſind keine durch ſich beſtehenden Dinge, ſondern lauter Zufälligkeiten u. gleichſam die Maſken der Materie. Die Weltweiſen geſtehen ſelbſt, daß wir niemals den Körper, der doch nach ihrer verkehrtē Meynung,

nung, ſelbſtſtändig iſt, empfinden können, oder daß ſie ein Auge eine Subſtanz zu ſehen vermögend geweſen iſt. Die Sinne werden durch nichts anders, als durch accidentia und modos rerum, gerührt. Unter alle dem, was wir empfinden, iſt keines der vermeynte Körper ſelbſt, ſondern es ſind nur Merkmaale und Anzeigungen derſelben. Wenn nun die Seele ſchwach genug iſt, von ſolchen Zufälligkeiten zu glauben, als ob ſie ſelbſtſtändig wären: und wenn es alsdenn nur Geſpenſter und ſolche Weſen ſind, die durch etwas anders beſtehen, wo ſie Körper zu haben glaubet: ſo iſt es nicht zu verwundern, daß ſie in dieſem Falle, wenn ſie die Zufälligkeiten in der Materie ſich bewegen ſieht, ſogleich glaubet, ſie hätte die Subſtanzen ſich bewegen ſehen. Aber ach, ihr falſchen Sinnen, wie betrügt ihr uns nicht!

Nun hier weis ich, was ſie denken werden. Zum Henker gar! Wie? So habe ich keinen gewiſſen Körper? Wahrhaftig, wenn der Schwärmer die Wahrheit ſagen ſollte, ſo wäre ja mein Körper nicht eben derjenige itzt, da ich vor dem Spiegel ſtehe, der er vormals war, als ich bey Tiſche ſaße? Da haben Sie recht, Herr Vetter. Es iſt nicht diejenige Materie, die vormals das Bild ihres Leibes ausmachte! Es ſind nicht die vorigen Monaden, die ihre ehemalige Geſtalt hervor brachten: aber es iſt eine ähnliche Beſtimmung und Einſchränkung anderer Elemente, und die Geſtalt iſt eben dieſelbe. Aber ſie betrügen ſich, wenn ſie glauben, daß es nur einige gewiſſe Elemente gäbe, die Ihnen und Ihrem Körper eigen wären, und die Sie ſo mit ſich herum trügen. Nicht die Materie, ſondern die Figuren und das Scheinbare verändert den Ort; es iſt ein Aberglaube, wenn Sie dieſes den Leibern zueignen wollen, die unbeweglich ſind. Die Materie bleibt in einer Stelle ſtehen, aber ihre Formen verändern ſich. Der angrenzende Ort nimmt die vorigen Geſtalten ſeines Nachbars an, und die Bewegung in dem vollen und unbeweglichen Raume, geſchieht durch nichts, als durch

mutatas in noua corpora FORMAS.

Daß ich meine Philoſophie aus dem Verſe eines Dichters erkläre.

So bilden ſie ſich demnach nicht mehr ein, daß es eine Erde giebt, die aus Materie beſteht. Auch die Erde iſt nur eine Erſcheinung. Wenn ich die Venus erblicke, ſo iſt es nicht ein großer Klumpe von einer beſondern Materie, der ſich von einem Orte des Himmels zum andern wälzet. Einen gewiſſen Weg nimmt ſie, das weis ich. Und dieſen Kreis nun, in dem ſie ſich fort beweget, müſſen ſie ſich ganz voll und dichte einbilden. Denn eigentlich ſind keine Grade in der Feſtigkeit und Derbheit der Sachen. Die Materie iſt einmal ſo dicke, als das anderemal. Aber daß die Luft dünne und die Venus dichte zu ſeyn ſcheinet, daran iſt die Beſchaffenheit der Materie ſchuld, die ſich ſo und anders ſtellen kann, und die ſich, allerley Geſtalten anzunehmen ſtets fertig hält. Alſo trägt in dieſem Kreiſe ein jeder Platz in 224 Tagen, nur einmal das Bild der Venus, welches die folgenden Oerter einer nach dem andern annehmen, ſo lange, bis das Bild derſelben wieder an die vorige Stelle kömmt, und bis ſie zu derjenigen Menge der Elemente zurücke kehret, die die Venus ſchon ehemals, mit ſammt den Bäumen, Inſeln und Flüſſen vorgeſtellet hatten. Alſo und auf die Art geſchiehet in der Welt alle Bewegung, auch in den übrigen Dingen.

Nun habe ich einen weitläuftigen Grundriß im Kopfe, nach welchen ich den Körpern, die ſich nach meiner Phantaſie bewegen ſollen, andere Geſetze geben werde. Die erſten Grundſätze der Bewegung; das wechſelsweiſe Anziehen der Körper aneinander; ferner, wie das Licht durch das durchſichtige Glas und Waſſer dringen kann, daß die Erde um die Sonne geht, das Weſen der Körper, der Begriff des Chaos, und noch viele andere ſchöne Dinge ſind es, die ich aus meiner genommenen Muthmaßung deutlicher erklären kann, als mir es iſt gelehret worden. Es könnten auch dadurch viele Hauptſtücke in der Weltweisheit, wie zum Exempel, das von der Ordnung, hierdurch einen ziemlichen Zuwachs an Beyſpielen erhalten.

Denn freylich gehöret eine genaue und unausſprechliche Ordnung darzu, daß ſo bald in einem andern Orte der Materie ein Körper entſteht, er nicht nur dem vorigen vollkommen ähnlich wird, ſondern, daß die benachbarten ſogleich ihre Vorſtellung fahren laſſen, und eine neue annehmen, die mit den andern übereinſtimmet, ſo, daß niemals etwas gedoppeltes erſcheinet. Denn das iſt ein regelmäßiges Luſtſpiel, das uns Gott aufgeführet hat; da tritt nichts auf, noch zieht ſich auch etwas in demſelben ohne Urſache zurück; es hängt alles wohl

an

aneinander, und die Einheit des Orts iſt über die Maßen ſchön beobachtet worden. Aber unſere Seelen ſind gleichſam das Triebwerk der Materie, die Geſtalten derſelben werden nach ihren Vorſtellungen eingerichtet, ſie ſind der Grund davon, und der Stof der Dinge wird, durch die innere Veränderung der Geiſter, in ſeinen äußerlichen Vorſtellungen verändert, nachdem hierzu jene die Gelegenheit geben. Da nun jederzeit der gegenwärtige Zuſtand der Materie, in dem Zuſtande der nächſt umliegenden Elemente gegründet iſt, ſo erhalten hierdurch dieſe Begebenheiten auch ihre Gewißheit; ſie ſind nothwendig, und alle Phänomena derſelben, können verſtändlich erkläret werden. Folglich iſt in ihnen auch Wahrheit.

Doch es iſt Zeit, mit der Ausführung einmal zu Ende zu kommen. Ich werde das Schreiben den Augenblick ſchließen, erlauben Sie mir nur vorher, daß ich mich noch ein wenig loben möge. Ich bilde mir nämlich etwas darauf ein, und freue mich herzlich, daß die Beweiſe dererjenigen, die an der Möglichkeit der Bewegung zu zweifeln pflegen, durch dieſe angenommene Muthmaßung auf einmal entkräftet werden. Man hat nicht mehr Urſache, ſich deswegen zu ängſtigen, wie die Bewegung könne in einen andern Körper hinüber getragen werden, da ſich ein jedes Element für ſich verändert. Man darf auch nicht mehr fragen, ob denn die Bewegung etwas ſelbſtſtändiges, oder nur ein Ding ſey, das durch etwas anders beſteht. Denn ſie iſt nur ein abgezogener Begriff des Verſtandes, und ſie hat ihr Daſeyn niemanden an ders, als der Wohlthat unſerer Einbildungskraft zu danken. Kurz, es ſind durch dieſe Meynung den Zweiflern alle Beweisthümer genommen worden. Und da viele ſind, die da glauben, es könne keine Bewegung erfolgen, wo nicht ein leerer Raum dazu gegeben würde; ſo habe ich hingegen durch dieſe Erdichtung es dahin gebracht, daß wenn die Natur nicht angefüllt, und gleich dichte und voll iſt, alle Bewegung unmöglich iſt. Jch ſtimme dem Ariſtoteles bey, der in ſeiner Naturlehre mit andern, wiewohl mir entgegen ſtehenden Gründen, hat erweiſen wollen, es könne keine Bewegung ſeyn, wenn der Raum leer iſt; und der eine große Ausführung davon gemachet hat, deren letzte Worte dieſe ſind: Es iſt entweder von Natur gar keine Bewegung, oder wenn eine iſt, ſo iſt der Raum nicht ledig.

Und hierbey bleibe ich auch. Jch ſtreite wider das Leere, und die ganze Welt ſcheint mir einem großen Marmor und dichten Steine gleich zu ſeyn, in deren Jnwendigen öfters vielerley Geſtalten, Bäume, Felſen, erbaute Städte, Wolken und viel Wunderbares entworfen ſind, und in welchen gleichſam kleine Welten entdecket werden, wenn man ſie ſchleifen läßt. Doch ich ſcheine Jhnen nunmehr ſchon genug erdichtet, und einiges neues erzählet zu haben. Sättigen Sie ſich damit, und wenn Sie Belieben haben, ſo lachen Sie darüber, wie es Jhnen nur gefällig iſt. Jch aber habe alles ausgerichtet, was Dero letztes Schreiben mir anbefohlen hat. Damon iſt abgereiſt, Amourette lebet noch, und wegen der Laute habe ich alles beſorget.

C. F. H.

Gedan-

* * * * * * * * * * * * * * * *

Gedanken

bey angenehmen Herbſttagen.

Du, die du itzt die rauhen Winde
In angewieſne Klüfte zwingſt,
Nicht hitzig brennſt, und nur gelinde
In lauen Stralen auf mich dringſt,
O Sonne, laß bey meinem Spielen
Mich deines Feuers Einfluß fühlen.

Hier wall ich in verlaßnen Linden;
Dich hindert nichts, du kannſt mich ſehn;
Dein Blick kann mich leicht eher finden,
Als in dem Sommer je geſchehn;
Wo grüner Zweige dichte Schatten
Dein göttlich Licht gehindert hatten.

Ich bin allein, o Nordwind, ſchweige:
Ich bin entzückt und außer mir;
Hier ſeh ich Laub und dürre Zweige,
Des Graſes todte Spitzen hier.
Wen mehr? ich ſeh den Herbſt von weiten,
Und viele Winzer ihn begleiten.

Mich dünkt, ſein Antlitz gleicht Lyäen;
Von jungem Weinlaub iſt ſein Kranz,
Iſt ſtolz in Minen, ſtolz im Geben,
Sein brauner Umhang blitzt voll Glanz.
Sie gehn, den Weinſtock ſeiner Trauben
Mit ſcharfen Eiſen zu berauben.

Die Bäume ſind vor Furcht gebeuget;
Hier kömmt der Räuber ihrer Pracht.
Die Blätter, die der Lenz gezeuget,
Hat das Erſchrecken bleich gemacht.
Er naht ſich, und vor ſeinem Drohen,
Sind zitternd Blatt und Laub geflohen.

Ihr ſeyd nicht frey, ihr auf dem Wipfel,
Wer hoch iſt, ſtürzet eben auch:
Euch ſchützt nicht der erhabne Gipfel;
Seht, fallt ihr nicht durch ſeinen Hauch?
Die Bäume, die ſonſt grünend waren,
Hat er mit wilder Fauſt durchfahren.

Hier liegt das Laub; betrübte Blicke!
Grauſamer Herbſt, wie tobt dein Stolz,
Gieb doch dem Baum den Schmuck zurücke!
Mich rührt ſein blätterloſes Holz.
Du gehſt und eilſt, trotz meinem Sehnen?
O ſeufzt mit mir, ihr jungen Schönen.

Ihr könnt bey ungeſtümen Wettern
Nicht mehr in Buſch und Gärten gehn:
Wie leicht kann bey zerſtreuten Blättern
Ein trauriger Gedank entſtehn!
Welch banges Bild vom falben Laube!
Die Schönheit wird der Zeit zum Raube.

Getroſt, indem im jungen Lenzen
Ein friſches Haar den Baum verjüngt;
So, wie oft eurer Schönheit Glänzen
Der Abend raubt, der Morgen bringt.
Was beyden Herbſt und Schlaf genommen,
Läßt Lenz und Nachttiſch wiederkommen.

Für Männer iſt itzt Augenweide,
Die nicht der Sinnen Sclaven ſind.
Das dürrſte Laub giebt ihnen Freude;
Es reizt ſie ſelbſt der rauſte Wind.
Des Volks Geräuſch und wechſelnd Drängen
Stört ſie nicht mehr in öden Gängen.

Sie lachen, da der Neid der Winde
Die Wolken vor die Sonne treibt,
Damit ihr nützlich Stralen ſchwinde,
Das aber ewig brennt und bleibt.
Das Licht dringt durch, und durch ſein Glühen,
Muß Nebel und Gewölke fliehen.

So wehrt auch itzt oft klugen Leuten
Manch frecher Tadler, Licht und Stral
Auf kalte Geiſter auszuſpreiten,
Und ſtört ſie doch kein einzigmal.
Ihr Schein weicht nicht vor dieſer Wolke,
Stralt durch, und nützt dem Land und Volke.

Ich ſeh den rauhen Landmann pflügen;
Manch harter Stein ſtößt an den Pflug:
Seht, bey des Schaares ſchwerſten Zügen
Hat er dennoch Geduld genug.
O möchten wir bey Hinderniſſen
Doch auch von gleichem Muthe wiſſen!

Wen ſeh ich dort an jener Quelle,
Die nie ein Aſt noch Wild getrübt?
Ihr Waſſer blinkt ganz rein und helle;
Wer iſt die Nymphe, die es liebt?
Sie gleicht der Nais in den Wangen,
Die in dem Naß ſich ſpiegelnd prangen.

Seht Jägerinnen auf der Höhe:
Die Luft durchweht ihr fliegend Haar,
Nehmt eurer, ihr geſchlanken Rehe,
Vor ihren Feuerröhren wahr.
Von ſchöner Hand erregte Wunden
Hat man mehr, als den Tod, empfunden.

O ſeht dort auf den Stoppeln Schafe,
Die fette Weide ſpringend macht,
Der Schäfer liegt im ſanften Schlafe,
Indeß, da ſein Hylaktor wacht;
Ihn ſtöret nichts, kein Schlaf noch Kummer;
O wär in Städten ſo ein Schlummer!

Dort eilt Lucinde voll Vergnügen
Zum ſchwarzen Lycidas zu gehn,
Sieht ihn entzückt im Schlummer liegen,
Und beugt das Knie, ihn recht zu ſehen:
Küßt ihn mit abgewandtem Blicke,
Steht ſchamhaft auf und läuft zurücke.

Er regt ſich, ſieht mit trunknen Blicken
Gebrochen auf Lucinden hin:
Ihn konnt der Schlaf erſt recht entzücken,
Noch ſtärker itzt die Schäferinn;
Er geht voll freundlicher Geberden;
Sie flieht vor ihm nach ihren Heerden.

Dort haſcht er ſie, welch zärtlich Scherzen!
Die Freude dringt in ihre Bruſt:
Du, Wonne, Tröſterinn der Herzen,
Schwebſt über ihnen, ſtärkſt die Luſt.
Du, Spaß, regſt um ſie deine Schwingen;
Kann ſtärkre Freude ſie bezwingen?

Die Schatten ſind ſchon lang geworden,
Daß man nicht länger weiden kann:
Sie treiben nach den ſichern Horden,
Die Heerde blöckt und geht voran.
Schlaft ſanft, bis früh in unſern Gränzen
Euch wieder Licht und Sonne glänzen.

O Traumgott, willſt du mich entzücken,
Wenn mich dein Mohn zum Schlaf gebracht:
So laß mich die nochmals erblicken,
Die Lieb und Treu ſo ſchätzbar macht.
Laß, bis die Sterne ſich zerſtreuen,
Mich bloß ihr zärtlich Bild erfreuen.

C * *

* *

Ueber die Unſterblichkeit der Seele.

Daß Wahrheiten, auf welche unſere Glückſeligkeit ganz und gar oder großentheils ankömmt, ſehr vielen bekannt, auch von uns öfters überdacht ſind, das benimmt ihrem Werthe ſo wenig, ſo wenig es uns von der Pflicht freyſpricht, eben die Wahrheiten ferner aufmerkſam zu betrachten. Das iſt ja das Merkmaal einer nützlichen, einer unentbehrlichen Kenntniß, wenn wenig Menſchen gefunden werden, welche ſie nicht beſitzen. Denn Sätze, die uns die Mühe, ſie zu unterſuchen, mit nichts bezahlen können, als mit dem Vergnügen, das uns ihre Entdeckung giebt, überläßt der meiſten Bequemlichkeit den Bemühungen tiefſinniger Wahrheitforſcher. Je mehr Einfluß aber eine Wahrheit in unſer Glück hat, deſto nöthiger iſt es, ſie zu wiederholten malen zu überlegen, damit wir ſie niemals aus den Augen verlieren, damit ſie beſtändig über uns die Gewalt habe, unſere Handlungen zu regieren.

Ich führe dieſes an, mich zu rechtfertigen, daß ich Betrachtungen über die Unſterblichkeit der Seele aufſetze. Bey dieſer Sache haben die größten Weltweiſen und Gottesgelehrten alles vereinigt, was ihnen Vernunft und Offenbarung davon an die Hand geben konnte. So verwegen es ſeyn würde, wenn ich behaupten wollte, daß keiner von ihnen hier zulängliche Gründe und richtige Schlüſſe gebraucht hätte, ſo praleriſch würde es klingen, wenn ich verſprechen wollte, etwas feſteres und ausführlicheres vorzutragen. Nein, ich habe nur die Abſicht gehabt, die Wahrheit von der Unſterblichkeit der Seele, und die Beweiſe für dieſe Wahrheit, welche uns am bündigſten vorkommen, von neuem zu überdenken, und auch meinen Leſern zu ſolcher Ueberlegung Gelegenheit zu geben. Auch alsdann würde ich ſchon vergnügt ſeyn, wenn auch die Fehler meiner Abhandlung den, der ſie anmerkte, meine Gedanken tiefer unterſuchen, und etwas beſſeres herausbringen lehrte.

Der wahre Begriff, den man ſich von der Unſterblichkeit der Seele zu machen hat, iſt zu unſern Zeiten bekannter, als daß ich ihn weitläuftiger auseinander ſetzen dürfte. Wenn die Seele nicht mit dem Leibe in Aſche zerfällt, oder in Dampf verfliegt, ſo hat ſie zwar eine ewige Dauer, aber kein ewiges Leben. Denn wäre dieſe Dauer wohl werth, daß man ſie ein Leben nennte, bey der die Seele mit den groben Werkzeugen ihrer Empfindungskraft die Empfindungskraft ſelbſt verlieren könnte? Unſere Seele dauert fort, wenn ſie ſchläft, aber ſie weis nichts von den Veränderungen, die während dieſer Zeit in ihr und in der Welt vorgehen. Rechnen wir aber wohl den Schlaf, den Zuſtand, da wir nichts von den Wirkungen des Körpers und der Seele wiſſen, in eine andere Abſicht zu unſerm Leben, als weil wir nach geendigtem Schlafe wieder aufleben, und durch ihn neue Kräfte geſammlet haben, die Wirkungen des Körpers und der Seele fortzuſetzen?

Es iſt alſo nicht genug, daß unſere Seele nach der Trennung von dem groben Körper fortdauret; ſie muß auch wirken, ſie muß auch wiſſen, daß ſie wirket. Vielleicht ſondern ſich von ihrem vormaligen Leibe gewiſſe zärtere Theile ab, ihr ein beſtändiges Wohnhaus zu geben; vielleicht erhält ſie ihre Begriffe auf eine Art davon, daß die in den Körper verſenkten Geiſter ſich gar nichts vorſtellen können. Es ſey nun welches es wolle, ſo erinnert ſie ſich des Körpers, den ſie ſonſt regiert, oder der vielleicht ſie regiert hat, ſie ſieht auf die Handlungen zurücke, durch welche ſie in dieſem Körper ihr itziges Glück oder Unglück ſich zubereitete. Hier erinnert ſich der Fromme, den die Einrichtung der beſten Welt auf dieſem Erdboden elend ſeyn hieße, der Schmerzen, die ihm nun durch unendliche Vergnügungen vergolten werden.

den. Hier rechtfertiget der Boshafte wider ſich ſelbſt die Strenge der Gottheit, und vergrößert ſeine Verdammniß, indem er ſich der Urſachen davon erinnert.

Ich habe ſchon an dieſe Strafen und Belohnungen nach dem Tode gedacht, weil ſie einer von den bekannteſten und ſtärkſten Beweisthümern für die Unſterblichkeit der Seele ſind. Glück und Unglück werden auf der Erde nicht nach Verdienſten ausgetheilt; dieſe Wahrheit iſt ſo deutlich, daß ſie iedem kleinen Geiſte in die Augen fällt, der in Beſtreitung der Religion ſeinen Verſtand zeigen will: er bringt ſie als einen wichtigen Einwurf wider die Gerechtigkeit Gottes vor, und zeiget eben dadurch ſeinen Unverſtand, daß er Einwürfe von dieſer Art für ſo wichtig anſieht. Wie oft geſchieht es nicht zu dem Beſten des Tugendhaften, daß ihm Vergnügungen verſagt werden, die ihn von ſeinen Pflichten ableiten würden; daß er in unglückliche Umſtände geſetzt wird, die ihn nur genauer mit dem Regierer der Welt, der ihn in dieſe Umſtände geſetzt hat, verbinden. Wie oft brauchet die göttliche Gerechtigkeit einen Boshaften, andere Boshafte zu beſtrafen. Will man dieſen glücklich nennen, ſo wird auch der Stier glücklich heißen, der, nachdem er in einem Kampfjagen genug Thiere umgebracht, endlich durch das Bley der Jäger ein wütendes Ende nimmt.

Die Einrichtung der Welt erfordert es oft, daß Gott es dem Frommen übel gehen läßt: ſo wie es die Einrichtung einer Schlacht erfordert, daß ein Feldherr ſeine liebſten Soldaten an die gefährlichſten

Plätze ſtelle. Verlieren dieſe Geſundheit und Leben, ſo iſt ſein Bedauren viel zu ſchwach, als daß es ihnen helfen könnte. Aber ſo ohnmächtig müſſen wir uns den Schöpfer der beſten Welt nicht vorſtellen. Die Ungerechtigkeit müſſen wir ihm nicht zuſchreiben, daß er einen Zuſammenhang der Geſchöpfe ſollte erwählet haben, darinnen ſeine treueſten Verehrer beſtändig unglücklich wären. Dieſes würde einem Caligula oder Nero, aber nicht einem Weſen anſtändig ſeyn, das uns, durch eine Menge von Wohlthaten, zeiget, wie ſehr es wünſche, allen Geſchöpfen alles Glücke zu geben, deſſen ſie fähig ſind.

Hieraus wird man können verſichert ſeyn, daß uns nach dieſem Leben, in einem andern Zuſtande, gewiſſe Empfindungen übrig bleiben. Aber diejenigen ſchließen, meinen Gedanken nach, allzu übereilt, die hieraus allein die Unſterblichkeit der Seelen folgern wollen. Dürfen wir denn wohl die Tugend, die wir auf Erden ausüben, dem Schöpfer ſo hoch anrechnen, daß wir dafür eine Belohnung von unendlicher Dauer fordern? Die Kräfte, die wir haben, ſind von dem Schöpfer, und auch der Tugendhafteſte gebraucht dieſe Kräfte nicht allezeit dem Willen deſſen gemäß, der ſie ihm gegeben hat. Wieviel verdienen wir alſo wohl mit dem rechtmäßigen Gebrauche dieſer Kräfte, woſern wir noch ſagen können, daß wir was damit verdienen? und woſern das Strafbare, das wir begehen, nicht unſere Verdienſte aufhebt? Ohne Zweifel kann der Schöpfer dieſe wichtige Schuld durch das Glücke einer kurzen Zeit abtragen, und wir bleiben ihm vielleicht noch ſchuldig, wenn er uns am Ende dieſer Zeit mit Wolluſt geſättiget, in das Nichts verſtößt, daraus er uns gezogen hat.

Ein gleicher Einwurf läßt ſich wegen derjenigen machen, die erſt nach dem Tode die Strafe ihrer Bosheit empfinden ſollen. Zwar die Offenbarung entdecket uns, daß dieſe Strafen ohne Aufhören dauern, aber die Vernunft kann dieſen Satz nicht entdecken, genug, daß ſie ihm Beyfall giebt, wenn er ihr geſagt wird. Ich weis wohl, wie viel Mühe philoſophiſche Gottesgelehrten angewandt haben, eine Wahrheit, die andern Wahrheiten ſo ſehr zu widerſprechen ſcheint, zu vertheidigen. Ich tadle ihre Bemühungen nicht; im Gegentheile finde ich ſie bey meiner gegenwärtigen Abſicht vortheilhaft für mich. Eben dieſe angewandten Bemühungen zeigen, daß man nicht wohl thue, die Ewigkeit der Strafen nach dem Tode, als einen Beweisgrund anzunehmen, wenn man die Unſterblichkeit der Seele aus der Vernunft darthun will. Der Beweisgrund iſt ohne Zweifel nicht ſo leicht feſte zu ſetzen, als der Lehrſatz.

Was für Gründe bleiben uns alſo wohl übrig, der Seele, nach unſerm Tode, ein Leben ohne Aufhören zuzuſchreiben? Ich will den vortragen, der mir einige Stärke zu haben ſcheint.

In der Seele ſelbſt finde ich nichts, das mir ſollte wahrſcheinlich machen, ſie ſey, vermöge ihrer Natur, einer ewigen Dauer unfähig. Bey dem Körper entdecket ſich gar bald, daß er in den Umſtänden, darinnen wir uns befinden, gemacht ſey, ſelbſt durch die Dinge, die wir täglich zu ſeiner Erhaltung thun müſſen, zerſtört zu werden. Es iſt ein längſt bekannter Satz, daß das Alter für ſich eine Krankheit ſey. Man zergliedere den Körper eines Mannes, der die Jahre erreicht hat, an denen die unmäßigen Wollüſte und zu ſchwere Arbeit die wenigſten Menſchen kommen laſſen. Wenn man mit Mühe durch die verhärteten Knochen der Bruſt gedrungen iſt, ſo entdecket man eine Lunge, die zum Athemholen ungeſchickt geworden, theils weil ſie angewachſen, theils weil die Bruſt unbeweglich war. Die ſpannende Kraft des eingeſchrumpften Herzens war zu ſchwach geworden, ein immer dickeres Blut durch immer ſteifere Röhren fortzuſpritzen. Brauchet man mehr zu unterſuchen, um gewiß zu ſeyn, daß dieſer Mann eines natürlichen Todes geſtorben iſt; ich will ſagen, daß die Zerſtörung ſeines Körpers von der Einrichtung der Natur, und nicht von ihm ſelbſt, oder von einem Arzte herrühret? Aber treffen wir wohl bey der Seele etwas ähnliches an? Wenn ihre Kräfte im Alter abnehmen, ſo geſchieht es, weil ſie an einen ſo gebrechlichen Körper gebunden iſt. Sie wird niemals aufhören, zu wirken, wenn ſie nur geſchickte Werkzeuge hat. Will alſo der Schöpfer, daß ſie nach der Trennung von dieſem Körper fortwirken ſoll, ſo wird er ihr einen andern Körper geben, oder vielleicht werden nunmehr ihre Begriffe um ſo viel reiner, jemehr ſie von groben Sinnen herrühren.

Ich will hier nur ſo viel behaupten: wir treffen in dem, was uns die Erfahrung von der Natur und von den Wirkungen der Seele bekannt machet, nichts an, das uns eine nothwendige Zerſtörung derſelben

ſelben fürchten hieße. Man wende mir nicht ein: es würde ſich dieſes bey der Seele ſo gut entdecken, als bey dem Körper, wenn uns die Seele ſo bekannt wäre, als der Körper. Denn die Wirkungen der Seele erkennen wir ſo gut durch die Erfahrung, als die Wirkungen des Körpers. Beyderſeits aber ſind uns die Quellen verborgen. So unwiſſend wir ſind, wie ein Gedanke entſteht, eben ſo undeutlich erkennen wir auch, wie das Herz, deſſen natürlicher Trieb iſt, ſich zuſammen zu ziehen, für das hineinſchießende Blut erweitert wird.

Ich folgere aber aus dieſen Betrachtungen nicht, daß unſere Seele von der Möglichkeit ihrer ewigen Dauer, mit völliger Gewißheit urtheilen könne. Denn ich darf nicht ſchließen: wir ſehen keinen Widerſpruch, alſo iſt keiner da. Außer dem, was uns die Meßkunſt lehret, glaube ich nicht, daß es angehe, die Möglichkeit einer Sache durch Schlüſſe darzuthung, ohne daß wir ihre Wirklichkeit empfinden.

Wie ich indeſſen keine Urſache habe, das ewige Leben der Seelen für unmöglich zu halten, ſo treffe ich Gründe an, die mir es wahrſcheinlich machen. Die Betrachtung der Welt entdecket uns zwo Abſichten des Schöpfers. Er hat ſeine Eigenſchaften vernünftigen Geſchöpfen wollen zu erkennen geben, er hat eben dieſe Geſchöpfe wollen glücklich machen. Aus der erſten Abſicht floß, daß er nicht vergnügt ſeyn konnte, die Welt mit Körpern zu füllen.

: . . Das ſtumme Dichte

Hat kein Gefühl von Gott, noch Theil an ſeinem Lichte.

Ein Weſen fehlte noch, dem Gott ſich zeigen kann;
Gott blies, und ein Gedank nahm Kraft und Weſen an.
Haller.

Die andere Abſicht zeiget ſich durch die ganze Schöpfung:

Er war es nicht allein, der ſich Vergnügen gönnte;
Er hieße Weſen ſeyn, die er beglücken könnte:
Und ſeine Seligkeit, die aus ihm ſelber fließt,
Schien ihm noch ſeliger, indem ſie ſich ergießt.
Eben derſelbe.

Beyde Abſichten ſtimmen vollkommen wohl mit einander überein. Eben das machet den Ruhm eines Regenten aus, daß er die Glückſeligkeit ſeiner Unterthanen zu befördern weis. Aber aus jedem von dieſen beyden Zwecken fließt, daß uns Gott ewig erhalten werde.

Gott hat uns Empfindung und Verſtand gegeben, ihn und ſeine Werke zu erkennen. Dieſe Erkenntniß erhalten und vermehren wir nur nach und nach. Wie wenig erkennen wir nicht, ſo lange wir mit unſerm Körper verbunden ſind, von den Wirkungen und von dem Urheber der Natur? Iſt es wohl der Abſicht des Schöpfers, von uns erkannt und verehret zu werden, gemäßer, dieſen Anfang unſrer Wiſſenſchaften, am Ende unſers Lebens zu zernichten? Oder verſpricht uns nicht vielmehr dieſe Abſicht, daß Gott, zur Erfüllung derſelbigen, unſere Wiſſenſchaft immer vollkommener werde werden laſſen? Denn warum ſollte er wohl eine ſolche Vernichtung unternehmen? Wollte er nicht mehr der Gegenſtand von den Betrachtungen ſeiner Geſchöpfe ſeyn? Oder wollte er vielleicht neue Geiſter ſchaffen, um dieſelben ebenfalls hinzurichten, wenn ſie ſo weit als die zerſtörten werden gekommen ſeyn? Wollte er gar nicht mehr, oder nur von Anfängern in der Erkenntniß ſeiner Eigenſchaften verehrt ſeyn? Hätte Gott uns etwa nur beſtimmt, ihn auf menſchliche Art zu preiſen, und wollte uns wieder zerſtören, nachdem er uns dieſen Zweck eine Zeit lang erfüllen laſſen? Aber da unſer Geiſt, noch an Vollkommenheit zu wachſen fähig iſt; da man nicht ſieht, was Gott von deſſen Zerſtörung für Vortheile erhalten könne: ſo hat dieſer Einwurf keine Wahrſcheinlichkeit. Ein Künſtler hat eine Maſchine zu einer gewiſſen Abſicht gemacht, ſie iſt aber noch zu mehrern und noch beſſern dienlich. Sie hindert ihn nichts; er kann ihre Theile zu nichts brauchen, und doch nimmt er ſie auseinander, bloß weil er ſie nicht mehr ſehen will, nachdem ſie ihre Dienſte gethan hat. Würde man ihn wohl vom Eigenſinne frey ſprechen können?

Ich finde einen Schluß, der dem meinigen ähnlich iſt, beym Tillotſon *). Die Gütigkeit Gottes und ſeine Macht, ſaget der Engelländer, verſichern uns, Gott habe unſterbliche Geiſter gemacht. Die vornehmſten Vollkommenheiten dieſer Geiſter ſind Verſtand und Wille. Wir treffen dieſe Vollkommenheiten bey den menſchlichen Seelen an, und müſſen ſie alſo zu der Claſſe dieſer Geiſter rechnen.

Ich

---

*) Tillotſon's Sermons Ninth Volume. Lond. 1701. Sermon II. p. 40.

Ich weis es wohl, daß, auch durch ewiges Lernen, endliche Geiſter niemals die unendliche Gottheit vollkommen erkennen werden: aber eben dieſes, daß wir immer weiter fortgehen können, iſt der Grund, warum ich glaube, Gott werde uns die Erlaubniß geben, immer weiter fortzugehen. Denn er betrachtet nicht den Unterſchied der zwiſchen ihm und den Geſchöpfen iſt. In dieſer Abſicht ſind ihm der vollkommenſte Engel, und der unempfindlichſte Wurm einerley: er ſieht auf die Verhältniß der Geſchöpfe untereinander, und hier wird er das am meiſten lieben, was ihn am meiſten aus Kenntniß verehrt. Aber er mußte das Gegentheil thun; er mußte dieſes Geſchöpfe am meiſten haſſen, wenn er ihm Gränzen des Lebens ſetzen wollte. Elender Zuſtand eines Geiſtes, der in Erkenntniß der Welt und ihres Schöpfers ſeine Glückſeligkeit geſucht hat, wenn er verſichert iſt, einmal die Kraft zu denken zu verlieren!

Alle Wahrheiten, die er gelernet hat, ſollen ihm unnütze ſeyn! alle Hoffnung, was neues zu lernen, wird ihm geraubt! Das Vergnügen am Erkenntniſſe, das reinſte, das größeſte Vergnügen, das Geiſter haben können, wird ihm auf ewig entriſſen! O Schöpfer! muß er ausrufen, warum haſt du mir ſo viel Verſtand gegeben, als mich zu quälen, und meine Quaal recht deutlich zu erkennen, zureichet. O hätteſt du mich zu einem Wurme gemacht, deſſen Vorſtellungen alle von einem einzigen und unvollkommenen Sinne herrühren! was hat dieſes Thier bey ſeiner Zerſtörung zu bedauern? Es verliert nur wenige und grobe Ergötzungen, und es fühlet ſeinen Tod kaum, wenn es von dem Fuße eines größern Thieres zerquetſchet wird.

Nein, ich kann es mir nicht vorſtellen, daß der Schöpfer die Geiſter ſo vollkommen ſollte gemacht haben, nur, um ihnen ihren Untergang empfindlicher zu machen. Er kann unmöglich denenjenigen Weſen den größten Schmerz beſtimmt haben, denen er die größte Einſicht geſchenkt hat; er kann unmöglich die Weſen zerſtören, die er allein gewürdigt hat, ihnen ſich zu offenbaren. Unſer gegenwärtiger Zuſtand iſt eine Vorbereitung auf den zukünftigen; wir lernen itzo die erſten Grundſätze des Erkenntniſſes, um uns für die Lehren einer höhern Schule geſchickt zu machen. Wir ſollen einſt von den Wahrheiten ſprechen, von denen wir itzo nur lallen. Es kömmt eine Zeit,

Wo dem verklärten Geiſt
Die aufgedeckte Welt im wahren Tag ſich weiſt;
Wo unſichtbares Licht durch ſchärfre Augen ſtralet,
Und Wahrheit ſich in uns durch beßre Sinnen malet:
Wo Gott · · ·

Haller.

Doch nein, Gott hat uns nicht zu müßigen Betrachtungen geſchaffen. Nicht der iſt ihm am liebſten, der am tiefſten denkt, ſondern der am beſten handelt. So richtig dieſer Gedanke iſt, ſo wenig ſchadet er der Unſterblichkeit der Seele. Ein Vernunftſchluß, der dem, den ich nur vorhin gebraucht habe, ähnlich iſt, wird uns überführen, daß Gott eben ſo viel Grund habe, den Tugendhaften, als den Weiſen, ewig zu erhalten. Auch in der Tugend werden wir nach und nach vollkommener. Wenn ſie Gott gefällt, (und wer kann es leugnen, daß ſie Gott gefalle?) ſo kann er die Uebungen desjenigen nicht auf ewig unterbrechen, der in ihr einen guten Anfang gemacht hat. Wenn Gott ſeine Verehrer liebet, (und wie wollte er ſie nicht lieben?) ſo kann er ſich ihrer nicht ſelbſt berauben.

Dieſes ſind die vernünſtigen Gründe, die ich für die Unſterblichkeit der Seele anzuführen weis. Ich getraue mir eine Sache, die ſo ſehr auf der Willkühr Gottes beruhet, nicht aus dem Weſen unſeres Geiſtes zu erweiſen. Ich finde den Schluß nicht bündig: die Seele iſt bey der Vereinigung mit dieſem Körper vollkommner geworden, als ſie zuvor war, daher wird ſie auch bey der Trennung davon noch vollkommener werden; ich fordere endlich die Unſterblichkeit nicht von Gott, als eine Belohnung meiner Tugend; ich hoffe ſie nur von ihm als ein Mittel, dadurch er ſeine Abſichten ausführen wird.

Man wird vielleicht fragen, mit was für Gründen ich die Unſterblichkeit der Unwiſſenden und Laſterhaften darthun könne, für die ſich meine gebrauchten Schlüſſe nicht ſchicken. Könnte ich nicht mit einigem Rechte antworten, daß mir wenig daran gelegen ſey, wie es der Unvernunft und Bosheit gehen werde, wenn nur Vernunft und Tugend ewig bleiben? Daß ich mir den Kopf darüber nicht zerbreche, wo die Seelen der Thiere nach ihrer Trennung vom Körper hinfahren, und daß ich eben ſo wenig für die Mitteldinge, zwiſchen Menſchen und Vieh beſorgt bin, die von jenen Geſtalt, von dieſen Unwiſſenheit und Begierden haben? Doch ich darf dergleichen Ausflucht nicht ſuchen. Ich darf mich nur wegen der Unwiſſenheit, auf dasjenige berufen, was ich zuvor geſagt habe, daß unſer gegenwärtiges Leben eine Vorbereitung auf das zukünftige iſt. Wer für die Erkenntniß höherer Wahrheiten weniger zubereitet iſt, als ein anderer, der wird deswegen davon nicht auszuſchließen ſeyn; denn er hat doch die Fähigkeit, vollkommen zu werden. Der Geiſt eines Kindes ſoll erſt in einem andern Leben zur Reife kommen. Ein ſo gütiger Lehrmeiſter, als Gott iſt, wird auch mit einem langſamen Schüler Geduld haben. Aber für die Laſterhaften wäre es ein unverdientes Glücke, wenn ſie am Ende ihres Lebens zerſtöret würden. Nein, wenn ihr letzter Augenblick auf dieſer Welt ſtrafbar iſt, ſo kann auf ihn kein fühlloſer Schlaf fallen. Schmerzhafte Empfindungen müſſen ſie quälen, und müſſen ſie ewig quälen, wenn ſie ſich aus ihrem Elende ſelbſt nicht helfen können, und Gott ihnen nun mit Recht eine Gnade verſaget, die ſie zuvor verſchmähet hatten.

Wer die Bemühungen verſchiedener Philoſophen für die Unſterblichkeit der Seele, ſich bekannt gemacht hat, der wird wiſſen, daß es ſchon ein alter Beweisgrund iſt, den man von der Begierde der Geiſter nach einem ewigen Leben hergenommen hat. Auch Herr Rüdiger ſaget in ſeiner Schrift, von der Zufriedenheit, man könne dieſes aus dem Beſtreben der Seele nach einer Glückſeligkeit ſchließen, der ſie in dieſem Leben nie vollkommen theilhaftig wird. Doch mich deucht, die bloße Sehnſucht der Geiſter, giebt ihnen keinen Grund, die Erfüllung dieſer Sehnſucht zu hoffen; wofern nicht die Abſichten des Schöpfers damit übereinſtimmen. Auf dieſe Abſichten habe ich alſo meinen Beweis gegründet. Allein wir erkennen von dieſen Abſichten nur weniges; wir wiſſen nicht, ob die Erfüllung dieſer, die wir erkennen, etwa durch andere gehindert wird. Daher will ich nicht ſagen, daß mein Beweis die vollkommene Schärfe habe. Es wäre vielleicht möglich, daß die Zerſtörung unſerer Geiſter, Gott zu Erhaltung anderer Abſichten nöthig wäre. Ich rede hier nach der ſich ſelbſt gelaſſenen Vernunft. Dieſe kann mir nur die wahrſcheinlichſten Gründe, aber keine Gewißheit geben. Wenn wir indeſſen den Einfluß betrachten, den die Unſterblichkeit der Seele in unſre Handlungen haben ſoll, ſo wird uns die Vernunft rathen, einem Satze gemäß zu handeln, für den wir ſehr ſtarke Gründe, oder wider den wir gar keine haben. Denn was iſt es denn wohl, daß man der Unſterblichkeit der Seelen entgegen ſetzet? Vielleicht der Satz, der ſich gerade ſo leichte leugnen, als annehmen läßt, daß die Seele in einer Menge zarter, und auf verſchiedene Art bewegter Theilchen beſtehe? Aber wenn auch das wahr wäre, ſo würde doch daraus nicht folgen, was die Gönner dieſer Meynung insgemein wünſchen, und warum ſie dieſen Satz annehmen. Die Seele würde nicht vergänglich ſeyn, wenn ſie gleich zuſammen geſetzt wäre. Eben der, der das Gold für das härteſte Feuer unzerſtörbar gemacht hat, wird auch die Seelen der Laſterhaften, geſetzt, daß ſie zuſammen geſetzt wären, für ewige Strafen unzerſtört erhalten können.

Ich glaube nicht, daß man etwas unrechtes darinnen finden wird, daß ich die Glückſeligkeit nach dem Tode in einer vermehrten Erkenntniß ſuche. Man könnte dieſes für den Traum eines Philoſophen halten, wie ſich jeder insgemein, nach ſeinen Neigungen, Begriffe von dem zukünftigen Leben zu machen pflegt. Dieſe Begriffe ſind oft belachens-, oft mitleidens werth. Ich habe die Verſe niemals ohne zärtliche Regungen leſen können, in denen Pope die Einbildung eines armen Sklaven abſchildert;

Lo the poor *Indian* whoſe untutor'd mind,
Sees God in clouds, or hears him in the wind,
His Soul, proud Science never taught to ſtray,
Far as the ſolar walk or milky way;
Yet ſimple nature to his hope has giv'n
Behind the cloud-topt hill an humbler heav'n
Some ſafer world in depth of woods embrac'd,
Some happier Island in the watry waſte,
Wher Slaves once more their native land behold
No fiends torment, no Chriſtians thirſt of Gold.
To be contents his natural deſire
He asks no angel's wing no Seraph's fire.
But thinks, admitted to that equal Sky
His faithful dog ſhall bear him company.

Eſſay on the Man 1. Epiſtle.

Ich wünſche, daß meine Ueberſetzung das Original nicht matt mache:

Dem armen Schwarzen ſelbſt, den niemand nicht belehret,
Der Gott in Wolken ſieht, und in den Winden höret:
Und der ſich nie ſo hoch durch ſtolzes Wiſſen ſchwingt,
Daß er zur Sonnenbahn, bis an die Wolken dringt,
Wird hinterm Berge dort, der in die Wolken ſteiget,
Ein niedrig Himmelreich von der Natur gezeiget.
Ein Ort, den dicker Wald mit ſichern Schatten deckt,
Wo ſich auf weiter See ein glücklich Eyland ſtreckt,
Wo Sklaven noch einmal ihr Vaterland erblicken;
Hier kann kein Feind voll Wut, kein Chriſt voll Golddurſt drücken.
Zu **Seyn** wünſcht die Natur, ſonſt wünſcht auch er kein Gut,
Nicht Flügel, Engeln gleich, nicht Seraphinenglut.
Er glaubet, dort mit ihm das Paradies zu theilen,
Werd auch ſein treuer Hund ihm zur Geſellſchaft eilen.

Aber lehret uns nicht ſelbſt die Offenbarung, die ich itzo nur anführe, meine Gedanken zu rechtfertigen, nicht ſie zu beweiſen: daß die Beſchäfftigung des zukünftigen Lebens ſeyn werde, Gott zu loben? Und können wir ihn loben, ohne in ſeiner Erkenntniß beſtändig zuzunehmen? Und heißt dieſes etwas anders, als daß ſich unſere Wiſſenſchaft ſtets vermehren werde? Ich gebe es gerne zu, dieſe Wiſſenſchaft wird von ganz anderer Art ſeyn, als was wir uns itzo vorſtellen können. Indeſſen werden wir doch eben den Verſtand, eben die Vernunft, nur in einem höhern Grade brauchen. Der Gebrauch dieſer Kräfte wird uns nöthig ſeyn, wenn viele andere re Tugenden aufhören werden, weil die Gelegenheit ſie auszuüben fehlet, wenn niemand wird gutthätig ſeyn können, wo niemand arm iſt; wenn niemand in verklärten Körpern ſeiner Mäßigkeit wegen Ruhm verdienen wird. Gehe ich wohl zuweit, wenn ich aus dieſem Grunde glaube, daß es weder unrecht noch unnütze ſey, ſich hier mit Wiſſenſchaften zu beſchäfftigen, die unſern Verſtand aufklären, wenn man nur nicht den Willen dabey verderben läßt? Sollten wir denn nicht in dem Erkenntniſſe, für das wir einſt beſtimmt ſind, glücklicher fortkommen können, wenn wir uns hier ſchon ſehr im Erkenntniſſe geübt haben? Man läßt die Kinder ſpielen; man giebt ihnen gar bisweilen Spiele, durch die ſie ſich zu den Verrichtungen eines reifen Alters vorbereiten. Eigenſinnige Freunde aller irrdiſchen Weisheit, verdammet doch nicht die Bemühungen eines Leibniz oder Newton.

Ein kindiſch Glück, uns Sterblichen erlaubt
Haller.

Denn das iſt leicht einzuſehen, daß der Philoſoph allezeit für das zukünftige Leben wird bereiteter ſeyn können, als der Ungelehrte, (ich ſetze, daß der Beyſtand einer höhern Kraft, zwiſchen beyden keinen Unterſchied mache.) Selbſt Geiſtliche, die ſterbenden Gelehrten beygeſtanden, haben mich aus ihrer Erfahrung verſichert, daß eine Seele, die im Nachdenken geübt iſt, dadurch geſchickt werde, den Tod mit Gelaſſenheit zu erwarten.

Der Philoſoph kann ſich richtigere und lebhaftere Begriffe von dem künftigen Zuſtande machen, als der Ungelehrte; er iſt an Vergnügungen ſolcher Art gewöhnt, die eben nicht an dieſen Körper, noch an dieſe Welt gebunden ſind; er wird das Herz haben, zu ſagen:

. . . . . . Unſer Gegenſtand
Iſt die und jene Welt; die wird uns itzt bekannt.
Hier thun wir unſre Pflicht, doch lenken wir die Blicke
Stets nach der Fernen hin: Verſäumt man hier ſein Glücke,
Wenn man an jene denkt, ſo iſt der Schade klein,
Wir werden hier nicht reich, um ſelig dort zu ſeyn.

Germann.

Er iſt des Glückes fähig, das aus der Erkenntniß der Wahrheit entſpringt, des Glückes, das Geiſter allezeit haben können. Was für ein Vorzug! Wenn er ſich nur nicht dieſes Vorzuges, durch Verletzung der Tugend, und durch Verachtung der geoffenbarten Wahrheiten, zwey Dinge, deren eines ihm von der Philoſophie ſo ſcharf verbothen wird, als das andere, verluſtig machet.

M. Käſtner.

* *

Vortrefflichkeit des Thees,
in einer Krankheit,

von

Heinrich Johann Carſtens,

Hannover, im April 1742.

Komm, begeiſtre meine Sinnen,
Auserwählte Panacee,
Schwach vom Anſehn, ſtark von innen,
Nie genug geprieſner Thee!
Dir will ich durch deine Säfte
Selbſt geſtärkt, die erſten Kräfte
Der erſtandnen Muſe weihn,
Und mit Luſt dir dankbar ſeyn.

Schleicht durch die zerwühlten Glieder
Schwerer Krankheit Ueberreſt;
Schmelzt und treibt er hin und wieder,
Was zum Schweiß ſich kehren läßt;
Frißt er mit geſtrecktem Munde,
Nebſt dem Kranken, das Geſunde:
Laßt es ſeyn! Des Thees Kraft
Schenkt den Nerven friſchen Saft.

Quillt aus Adern, Haupt und Lunge
Ein verſalzner Krankheitsgift,
Der die faſt gelähmte Zunge,
Keichend fortgeſtoßen, trifft;

Hat ſie, bey dem eklen Eſſen,
Selbſt der Prüfungskraft vergeſſen;
Gebt ihr Thee! Wenn der ſie netzt,
Wird Gefühl und Luſt erſetzt.

Süße Luſt vom frühen Morgen!
Schon des Abends labſt du mich.
Jch entſchlafe frey von Sorgen.
O! mein Labſal nähert ſich.
Schlafend, wenn ich etwas denke,
Jſt es dein beliebt Getränke,
Und dieß Bild erquickt ſchon ſehr,
Bleibt der dürre Mund gleich leer.

Ja, nun kömmt die frohe Stunde,
Die mir zum Genuß beſtimmt,
Da mein Geiſt, mit mattem Munde,
Lechzend ſeine Stärkung nimmt.
Feur und Waſſer ſind nur nöthig;
Seht! ſie ſtehn zum Dienſt erbötig;
Beyde gatten ſich mit Thee;
Gut! hier biſt du, Panacee!

Wunder! dieſes Waſſers Menge
Nimmt von dürren Blättern an,
Was vier ſpitzger Finger Enge
Jhm zur Nutzung reichen kann:
Eilig färbt ſich das Gewäſſer,
Schmeckt, und riecht, und dienet beſſer.
Seht der Tugend Eigenſchaft!
Arm an Pralen; reich an Kraft.

Erſt genießt und prüft die Naſe
Meines Tranks gewölkten Duſt.
Wenn ich ſeinen Rauch zerblaſe,
O! ſo ſchöpf ich ſüße Luſt.
O! ſo kann ich das empfinden,
Was in Wurzeln, Kräutern, Rinden,
Blumen, Früchten einzeln ſteckt,
Und der Naſe lieblich ſchmeckt.

Drauf ergötzt ſich mein Geſichte,
Wenn ich bey der äußern Pracht,
Klarheit, Farb, und Anſehn dichte,
Wirſt du zum Cryſtall gemacht.
Ja, dem Golde kannſt du gleichen,
(Doch das labt nicht: Laßt es weichen!)
Lieber ſollſt du jenem Wein
Auch vom Anſehn ähnlich ſeyn.

Alles aber weicht dem Schmecken,
Der gelabten Zunge Luſt.
Dieß kann Blut und Geiſt erwecken;
Dieß ſtärkt Adern, Nerven, Bruſt.
Kein beſaamter Frühlingsregen,
Keines Morgenthaues Seegen
Labt und nährt ſo ſtark das Kraut,
Als der Trank, der mich bethaut.

Thee! du würdſt, wär ich ein Heide,
Schwacher Götter Nectar ſeyn.
Dir räumt ich die beſte Weide,
Wär ich Japans Kaiſer, ein.

Deiner Fluren recht zu pflegen,
Deinem Bau zum Schutz und Seegen,
Stünd ein Gott, mit Aug und Hand,
Wachend ſtets auf dich gewandt.

Nein! mein Gott, der Herr der Erde,
Er, der alles gut gemacht,
Als er kräftig ſprach: Es werde!
Hat auf dich und mich gedacht.
Der erhält dich. Durch dein Laben
Sollt ich krank auch Stärkung haben.
Lob genug, daß ſo mein Geiſt
Dich, Gott dankend, göttlich preiſt!

* *

Nachricht,

von einer Geſellſchaft geplagter Männer.

An den Herausgeber.

Mein Herr,

Sie werden ſich der Gefälligkeit noch wohl erinnern, welche Sie im Märzmonate dieſes Jahres gegen diejenige erkenntliche Witwe gehabt haben, die ſich einbildete, ſie könnte ihre jungfräulichen Zungenſünden nicht ſchärfer büßen, als wenn ſie eine Lobſchrift auf die böſen Männer verfertigte. Ich fordere itzo, im Namen unſers Geſchlechts, eine gleiche Willfährigkeit von Ihnen, und erſuche Sie, beyliegende Trauerrede, die ich, auf den Tod meiner Frau, in der Geſellſchaft der geplagten Männer, gehalten habe, in die Beluſtigungen einzurücken. Es würde dem männlichen Geſchlechte nachtheilig ſeyn, wenn es von dem weiblichen an Großmuth übertroffen werden ſollte; ſo viel kann ich Sie verſichern, daß ich dieſe Trauerrede aus einem eben ſo redlichen Gemüthe gemachet habe, als unſere Witwe ihre Lobſchrift.

Ich glaube nicht, daß Sie von dieſer Geſellſchaft der geplagten Männer einige Nachricht haben werden. Es geht uns nicht viel beſſer, als den erſten Chriſten; wir verſammlen uns nur bey verſchloßnen Thüren, aus Furcht vor den Weibern. Niemand weis die Abſicht unſrer Zuſammenkunft, nicht einmal der Wirth, von dem wir das Zimmer gemiethet haben. Dieſer hält uns für Quacker, weil wir allezeit tiefſinnig ausſehen, und die Köpfe hängen. Wir kommen wöchentlich einmal zuſammen, und erzählen einander die Verfolgungen, welche wir von Zeit zu Zeit ausſtehen müſſen. Sie können glauben, daß es uns niemals an Materie zu reden fehle. Es geht in unſerer Geſellſchaft zu, wie in den Invalidenhäuſern, wo die alten Soldaten von nichts, als Feldzügen, von Hungern, von Beſchwerlichkeit des Krieges, von Treffen reden, und einander die empfangenen Wunden zeigen. Es iſt mir nicht erlaubt, Ihnen von der Einrichtung dieſer Geſellſchaft nähere Nachricht zu geben; dieſes aber darf ich wohl ſagen, daß wir einen Vorſitzenden unter uns haben. Hierzu gelanget keiner, der nicht beſondere Vorzüge hat. Demjenigen, welcher itzo dieſe Würde bekleidet, wollten verſchiedene unter uns den Rang ſtreitig machen; er behauptete ihn aber dadurch, daß er bezeugte, ſeine Frau ließe ihn allemal unter den Tiſch kriechen, ſo oft er nicht gut thun wollte.

Der Nutzen, welchen die Mitglieder unſrer Geſellſchaft haben, iſt augenſcheinlich. Ich ſage nicht zu viel, wenn ich verſichere, daß derjenige der beſte Philoſoph ſey, der eine böſe Frau hat. Die Bändigung der Affecten, die Entſagung der Eigenliebe, der Bequemlichkeit, des Vergnügens, und alles deſſen, was uns in Ausübung der Weltweisheit ſtören kann; dieſes, ſage ich, bringt niemand ſo hoch, als ein geplagter Mann. Fällt ihm ſeine Frau in die Haare, ſo wird er ſich darüber nicht entrüſten; weil er glaubet, ſie thue es mit zureichendem Grunde; geht ſie auf Eroberungen aus, und iſt bemühet, den Haufen ihrer Anbether zu vermehren, ſo wird er ſich mit einer philoſophiſchen Geduld waffnen; denn er weis, es wiederfahre ihm nichts, wozu er nicht präſtabiliret ſey. Schlagen ſie alle Schriften der tiefſinnigſten Weltweiſen nach, kein einziger wird eine Frau zur beſten Welt rechnen; unſre ganze Geſellſchaft aber iſt davon überzeugt.

Vielleicht halten Sie dieſe unſre Glückſeligkeit nicht für beneidenswürdig; ich will Ihnen den Stand der geplagten Männer auch auf der ſchönen Seite zeigen.

Niemand kennet den Werth der Geſundheit, der nicht vorher krank geweſen iſt; ein Sklave, der zehn Jahr auf den Ruderbänken geſchmachtet hat, wird nach ſeiner Loslaſſung am beſten ſagen können, wie edel die Freyheit ſey: Und ein Mann, der eine böſe Frau begräbt, empfindet einen ſolchen Grad der Wolluſt, den niemand beſchreiben kann, als wer in meinen Umſtänden iſt.

Ich halte die Geſellſchaft der geplagten Männer für eine Pflanzſchule, in welcher man die geſchickteſten Leute zu den allerbeſchwerlichſten Aemtern antrifft. Ich finde hiervon einen ſtarken Beweis in der glaubwürdigen Reiſebeſchreibung des berufenen Klims, welcher unter andern vernünftigen Geſetzen der Einwohner des Planeten Nazars beſonders dieſes rühmet, daß ſie zu den beſchwerlichſten Verrichtungen die geduldigſten Ehemänner nehmen. Sie werden mir verzeihen, wenn ich Ihnen hier kein Verzeichniß von dergleichen mühſeligen Aemtern mache; dieſes einzige muß ich, mit ihrer Erlaubniß, erinnern, daß ſich, nach meiner Meynung, niemand beſſer zu einem Scribenten ſchicke, als ein geplagter Mann.

Bedenken Sie nur ſelbſt, was ein Autor ausſtehen muß. Er ſtellet ſich den Urtheilen aller Welt bloß; er geht durch gute und böſe Gerichte, und die letzten ſind gewiß häufiger, ſo lange es mehr Leute giebt, die leſen, als die ſchreiben können. Wie ſtandhaft wird hierbey ein geplagter Mann ſeyn. Haben ihnen die unfreundlichen und gehäßigen Blicke, das Schelten, die Schimpfreden, ja ſo gar die erbitterten Hände ſeiner Frau nicht zur Verzweifelung bringen können; ſo wird er gewiß auch alsdann gelaſſen bleiben, wenn die Leſer ſeine Schriften mit dem ſtrengeſten Eifer beurtheilen. Ich weis nicht, mein Herr, ob Sie verheirathet ſind; ich ſollte es aber faſt glauben, und ich bin begierig, ihre Frau kennen zu lernen. Den ſparſamen Wachsthum der ſchönen Wiſſenſchaften, ſchreibe ich keiner andern Urſache, als dieſer, zu, daß es unter uns eine ſo große Anzahl Scribenten giebt, welche entweder gar keine, oder doch keine böſen Weiber haben. Wenn dieſe ſchreiben, ſo haben ſie nicht das Herz, bey ihrer guten Abſicht ſtandhaft zu bleiben. Die geringſte Drohung, ein einziges Blatt erſchrecket ſie, und reißt ihnen die Feder aus der Hand; ſie geben bey dem erſten Feuer die Flucht. Ich finde eine große Aehnlichkeit zwiſchen den Actien, und den Schriften dieſer unabgehärteten Scribenten. Eine Schifferzeitung, ein Nordweſtwind, ein kleiner Seeſturm, ein Kaper iſt vermögend, zu machen, daß jene auf einmal fallen: Dieſe aber gerathen gleich ins Stecken, ſo bald ein Widerſacher aufſteht, der ihnen die Zähne weiſt.

Ich vermuthe, es werde Ihnen dieſe Erzählung eine Hochachtung für unſere Geſellſchaft beygebracht haben. Sie werden mich in dieſer Meynung beſtärken, wenn Sie die Anſtalt treffen, daß ich meine Trauerrede in dem nächſten Monate der Beluſtigungen leſen kann. Leben Sie wohl.

H. F. D. J.

* * * * * * * * * * * * * *

Trauerrede eines Witwers, auf den Tod ſeiner Frau.

Meine Herren,

Niemals habe ich die Geſetze unſerer Geſellſchaft mit mehrerm Vergnügen beobachtet, als itzo, da ich mit Ihnen von dem Verluſte reden ſoll, welchen ich itzo durch das Abſterben meines Weibes erlitten habe. Schon ſeit vielen Jahren wünſche ich mir dieſe Gelegenheit zu reden, und dieſes bloß darum, damit ich Ihnen in einem kurzen Abriſſe die ganz beſondern Eigenſchaften meiner Frau vorſtellen möchte, welche mich ein zehnjähriger Eheſtand deutlich genug hat kennen lehren. Sie wiſſen wohl, meine Herren, daß mir bey ihren Lebzeiten dieſes zu thun nicht vergönnet war; ſie konnte nichts weniger vertragen, als das Lob ihres Mannes, und alles, was ich von ihren Fähigkeiten erzählte, kam ihr verdächtig vor. Nunmehro befreyet mich ihr Tod auch von dieſem Zwange, und wenn Sie bedenken wollen, wie ſehr mich dieſer Verluſt ſchmerze: ſo werden Sie auch wohl einſehen können, wie groß mein Vergnügen ſeyn müſſe, da ich Sie von der Wichtigkeit desjenigen unterhalten kann, was ich verlohren habe. Finden Sie vielleicht nicht in meinen Augen die Blicke eines bekümmerten Wittwers: ſo wird Ihnen doch dieſer Trauermantel, und dieſer lange Flor von meiner Betrübniß zeugen können. Ich bin eben ſo ſehr gerührt, als andere, welche der Himmel in meine Umſtände verſeßet hat: Nur darinnen unterſcheide ich mich von jenen, daß ich meine Regungen durch kein Tuch zu verbergen ſuche. Gönnen Sie mir eine kleine Aufmerkſamkeit. Hierdurch machen Sie mich Ihnen ſo verbindlich, daß ich meine Wünſche verdoppeln werde, Ihnen bey einer gleichen Gelegenheit eben ſo gefällig ſeyn zu können.

Meine Liebe hat ſich mit einer Krankheit angefangen, womit die meiſten unſers Geſchlechtes befallen werden. Mir iſt es einerley, ob man ſie Milzſucht, oder Fieber, oder gar den verliebten Schwindel heißt; ſo viel weis ich noch, daß ich damals meine Freunde beredete, ich ſey bezaubert, und dieſes war allerdings nicht unwahrſcheinlich. Ein Blick, ein einziger Blick von einer Perſon, die ich meine Grauſame nannte, brachte mich in die äußerſte Verwirrung. Ich ſah, ich ſeufzete, und auf einmal empfand ich eine Gewalt in mir, welche mich alles Nachdenkens beraubte. Mein Geblüt kam in ein heftiges Wallen, ich ward unruhig, und ging des Tages wohl hundertmal, diejenigen Hände zu küſſen, welche mich, wie ich klagte, gefeſſelt hielten. Ich küßte ſie, und dieſes brachte meine Bezauberung aufs höchſte. Ich verlohr die Sprache, wenigſtens diejenige, welche man bey geſunden Leuten höret. Ich redete von nichts als Sterben, von Entzückungen, von Cometen, von Blitzen, von Sonnen, von Opfern; ja, ich habe nach der Zeit erfahren, daß ich ſo gar in Verſen geredet habe. Bald verwandelte mich meine Zauberinn in einen Schäfer, und ich beſchwur die Felſen; bald dünkte mich, ich ſey mehr, als alle Könige, und das Zepter war das geringſte, was ich zu den Füßen meiner Gebieterinn legen konnte. Endlich erbarmte ſich meine Grauſame. Sie gab mir ihre Hand, und dieſes endigte meine Bezauberung auf einmal. Meine Geſichter verſchwanden, und ich ſah meine Frau. Alle ſchmeichelnde Entzückungen verlohren ſich. Ich war weder Schäfer, noch König; nichts blieb mir übrig, als eine Gebietherinn. Sie werden es entſchuldigen, meine Herren, wenn ich in dieſer Beſchreibung zu weitläuftig geweſen bin. Sie haben ſich vielleicht mehr als einmal gewundert, wie ich mich entſchließen können, eine Frau, wie die meinige, zu heirathen: nunmehro werden Sie einſehen können, daß die Ueberlegung an dieſer Wahl keinen Antheil gehabt hat.

Ich habe Ihnen einen ganz kurzen Abriß von den ganz beſondern Eigenſchaften meiner Frau verſprochen: ich will dieſes Verſprechen erfüllen, und Sie werden finden, daß alles ganz beſonders geweſen iſt.

Mich dünkt, diejenigen ſehen den Nachdruck und Gebrauch unſerer Sprache nicht genugſam ein, welche das Wort: **Eheſtand** als einen Inbegriff alles desjenigen betrachten, was man durch zärtliche Liebe, durch den höchſten Grad der Freundſchaft, durch vernünftigen Umgang, durch eine edle Bemühung eines beyderſeitigen Vergnügens, und, ich weis nicht durch was für ſchöne Benennungen mehr, ausdrückt. Man findet vielleicht dieſe Bedeutung in den Wörterbüchern, oder in den Schriften philoſophiſcher Junggeſellen, dergleichen der Zuſchauer geweſen iſt: ich glaube aber nicht, daß eine ſolche Auslegung im gemeinen Leben einen großen Nutzen habe. Wenigſtens war derjenige Eheſtand ganz anders beſchaffen, in welchen mich das Verhängniß geſetzet hatte. Auch meiner Frau kann ich es nachrühmen, daß ſie ſich einen ganz andern Begriff davon machte. Sie war meine Frau, weil ich ihr Mann war; ſie hatte mich geheirathet, um ſich ernähren zu laſſen. Dieſes hielt ſie für ihre Pflichten des Eheſtandes; und ich muß es geſtehen, daß ſie dieſelben niemals gebrochen hat.

Ich bewundre ihre Einſicht, wenn ich daran gedenke, wie nachdrücklich ſie die Meynung derjenigen zu behaupten wußte, welche glauben, daß die Herrſchaft der Männer in den Geſetzen der Natur nicht den geringſten Grund habe. Den Anfang zu ihrer unumſchränkten Macht legte ſie durch Blicke, und ſchmeichleriſche Minen; ich ward erweicht, und gab mit Vergnügen nach. Sie ging weiter; ſie befeſtigte ihre Gewalt durch Worte, und ein ernſthafteres Verlangen: ich ſchwieg, und ließ mir alles gefallen, um wenigſtens den Reiz der eingebildeten Herrſchaft zu erhalten. Endlich machte ſie ihren Sieg vollkommen; ſie befahl, ſie drohete, und ich wußte durch nichts, als einen blinden Gehorſam, mein Schickſal erträglich zu machen.

Meine Frau war viel zu edel geſinnt, als daß ſie ihre Gemüthsruhe durch die Sorgen der Nahrung hätte unterbrechen ſollen. Sie überließ ſich der Vorſehung des Geſindes. Sie befürchtete, ſie möchte die Natur beſchimpfen, wenn ſie diejenigen ſchönen Hände in der Küche beſudelte, welche ich ehedem recht abgöttiſch geküßt hatte, und von denen ihre Verehrer noch itzo zweifelhaft waren, ob ſie den Schnee, oder den Alabaſter überträfen.

Ich war ſo glücklich, daß ſich beſtändig Kenner fanden, welche meine Wahl vollkommen billigten. Sie wußten es meiner Frau auf das verbindlichſte vorzuſagen, daß ſie die artigſte Perſon von der Welt wäre. Sie beneideten das Glück desjenigen Sterblichen, welchem vergönnet wäre, eine ſo anbethenswürdige Göttinn zu lieben. Meine Frau nahm Antheil an meinem Glücke; ſie konnte dieſe Schmeicheley wohl leiden, und war allemal erfreut, ich weis aber nicht, ob über ihre göttlichen Eigenſchaften, oder darüber, daß man ihr ſagte, ich ſey ein Sterblicher. Dieſes muß ich noch zum Ruhme meiner Freunde erinnern, daß ſie dergleichen Lobeserhebungen niemals in meiner Anweſenheit vorbrachten; ſelbſt meine Frau war hierinnen vorſichtig. Eine ſolche Erklärung hätte mich hochmüthig machen können, und ich würde es nicht ohne Erröthung angehöret haben, wenn man dieſes in meiner Gegenwart hätte ſagen wollen.

Meine Frau war bemüht, ihre natürliche Schönheit durch einen prächtigen Aufputz noch mehr zu erheben. Sie wußte, daß die Kleidung noch zu etwas weiter, als zur Bedeckung der Blöße, dienlich wäre. Ich kann nicht leugnen, daß mir dieſe ihre

Einſicht ſehr theuer zu ſtehen kam. Ich weis, wie viel es mir gekoſtet hat, nur ihren Reiſenrock in baulichem Weſen zu erhalten, und es iſt mehr als einmal geſchehen, daß ſie dasjenige an einen einzigen Kopfputz gewandt, was ich binnen vier Wochen, nicht ohne ſaure Mühe, erworben hatte. Sie hatte etwas geleſen, das ſie für einen ſinnreichen Scherz hielt, und mit Vergnügen auf ſich deutete, wenn ſie ſagte: es wären ihr alle vier Theile der Welt zinsbar: der Perſer ſpinne für ſie; der Mohr fange ihr die Perlen; der Americaner durchwühle die Erde, ihr den nöthigen Putz zu ſchaffen; der Europäer wage ſein Leben, alles dieſes herzubringen; ihr Mann aber ſey nur um deswillen erſchaffen, daß er die nöthigen Koſten dazu verdiene. Ich weis nicht, ob dieſer Gedanke wohl ausgeſonnen iſt: daß er aber allerdings gegründet geweſen, ſolches habe ich merklich genug empfunden.

Sie dürfen nicht denken, meine Herren, als wäre der Endzweck dieſes prächtigen Ausputzes der geweſen, daß ſie ihrem Manne hätte gefallen wollen. Keinesweges. Hierinnen war ſie unbeſorgt, und ſie gehörte unter die Zahl derjenigen Weiber, welche alles für überflüßig halten, was ihren Männern zu gefallen geſchieht, und welche in ihrem Anzuge alsdann am unachtſamſten ſind, wenn ſie niemanden, als ihre Männer, um ſich haben. Die ganze Stadt ſollte Zeuge von ihrer wohl ausgeſonnenen Pracht ſeyn. Sie beſuchte Geſellſchaften, welche ihr zu dieſer Abſicht dienlich waren, und kehrte allezeit mit einer triumphirenden Mine zurücke, wenn ſie merkte, daß ſie den ſchmeichleriſchen Beyfall eines artigen Herrn erhalten, und eine eiferſüchtige Nachbarinn in Unruhe geſetzet hatte.

So koſtbar dieſer Aufwand fiel, ſo ſorgfältig war meine geſchickte Frau, denſelben durch verſchiedene Arten der Sparſamkeit einiger maßen zu erſetzen. Niemals ſchien ihr das Geſinde boshafter zu ſeyn, als wenn die Zeit heran kam, da es ſeinen Lohn fordern konnte. Sie war recht ſinnreich in Erfindung der Urſachen, ſolchen zu verkümmern, und konnte mit einer wunderbaren Standhaftigkeit anſehen, wenn ein Dienſtbothe mit leeren Händen von ihr ziehen mußte. Nichts auf der Welt war ihrer Natur ſo zuwider, als die flehende Stimme eines Armen. Hierinnen erzeigte ſie ſich, als eine gute Bürgerinn, indem der Befehl wider die Bettler das Geſetze war, welches ſie am liebſten mit einer unverbrüchlichen Sorgfalt beobachtete. Ich habe es nicht, ohne gerührt zu werden, anhören können, ſo oft ſie einen Dürftigen, der um eine geringe Gabe bath, mit dem heftigſten Eifer über ſeine Faulheit, ſein lüderliches Leben, und ſeine niederträchtige Aufführung von ſich ſtieß. Wenn ich zuweilen dieſes Bezeigen für unfreundlich halten wollte; ſo wußte mir meine gute Wirthinn die ſchweren Zeiten ſehr lebhaft zu Gemüthe zu führen.

Aus dieſer Erzählung können Sie wohl ſehen, daß unter den Tugenden meiner Frau das thätige Chriſtenthum nicht die kleinſte geweſen iſt. Ich kann es Sie, meine Herren, im Ernſte verſichern, daß ihre Andacht jedermann in die Augen fiel. Die ganze Woche hindurch war nichts vermögend, ihre erquickende Ruhe zu unterbrechen, und ſie ſchlief ungeſtört ſo lange, bis ſie ihre Berufsarbeit zum Coffeetiſche nöthigte. Deſto munterer hingegen war ſie an den Feyertagen. Sie bereitete ſich etliche Stunden lang vor dem Spiegel zu ihrer Andacht, und wußte ihren Anzug mit einer ſehr genauen Sorgfalt einzurichten, weil, wie ſie ſagte, die geringſte Unordnung ihren Nebenchriſten in der andächtigen Beſchäfftigung ſtören könnte. In der Kirche waren ihre Augen ohne Unterlaß in Bewegung. Sie hat mich verſichert, es geſchähe dieſes nicht aus Neugierigkeit, ſondern darum, weil ſie ein Vergnügen empfände, an einem Orte ſo viel gläubige Seelen beyſammen zu ſehen, welche allerſeits mit ihr aus einerley Abſicht dahin gekommen wären.

Es erfordern, wie Ihnen bekannt iſt, die Statuten hieſiges Orts, daß das Frauenzimmer des Nachmittags, nach geendigter Andacht, zuſammen komme. Wer niemals die Ehre gehabt hat, dabey zu ſeyn, der könnte glauben, es geſchähe dieſes wegen des Coffees und Spielens; allein, dieſe Meynung iſt falſch; es geſchiehet lediglich in der Abſicht, dasjenige zu wiederholen, was man in der Kirche gehöret und geſehen hat. Auch hierinnen übertraf meine Frau ihr ganzes Geſchlechte. Ich habe bey dieſer Gelegenheit mit Verwunderung gehört, wie aufmerkſam ſie in der Kirche geweſen war. Ihre Beredſamkeit war erſtaunend, wenn ſie den Inhalt desjenigen beurtheilte, was an heiliger Stäte gere-

det

dert worden war. Sie machte die ganze Geſellſchaft dadurch aufgeräumt, und hätte wegen ihrer witzigen Spötterey billig den Namen eines ſtarken Geiſtes verdienet, wenn ſie eine Mannsperſon geweſen wäre. Die reichſte Materie wird endlich erſchöpft, und die Ordnung der Gedanken führte meine ſtrenge Richterinn auf die andern Perſonen, welche zugegen geweſen waren. Es ſchien etwas übernatürliches zu ſeyn, wenn man ſie die geheimſten Nachrichten ihrer Nachbarn erzählen hörte. Sie erklärte die verſtohlnen Blicke jener Freundinn, welche die Eiferſucht ihres Mannes ſo behutſam gewöhnt hatte. Sie wußte von dem Fächer eines Frauenzimmers, welches ihr gegen über geſeſſen, einen weitläuftigen Roman zu erzählen, und ſchwur, daß vier wohlhabende Männer vergebens ſeufzeten. Sie ſtellte ihren Feinden mit einer ungemeinen Zuverſicht die Nativität, wobey ſie mit vieler Wahrſcheinlichkeit anzeigte, warum es dieſer oder jener unglücklich gehen müßte. Der ſündliche Hochmuth einer Frau, welche ihr acht Tage vorher den Rang ſtreitig gemacht, war die einzige Urſache, warum ſie der Himmel zween Tage darauf augenſcheinlich gezüchtiget, und durch einen Verluſt gedemüthiget hatte, welchen ihr Mann in ſeiner Nahrung erlitten. Jedes Strafurtheil, das ſie fällete, endigte ſich mit dem chriſtlichen Seufzer: ſie wolle niemanden nichts Böſes nachgeredet haben.

Nunmehro wird mir es leicht fallen, Ihnen einen genauern Begriff von der Kinderzucht meiner verſtorbenen Frau beyzubringen. Sie wiſſen, meine

Herren, daß ich der Vater einer Tochter bin, und wenn Sie es nicht glauben wollen, ſo kann ich es Ihnen aus dem Kirchenbuche beweiſen. Dieſe Tochter hat mir in den erſten ſechs Wochen mehr, als die ganze folgende Zeit über, gekoſtet. Ich will von dem prächtigen Auſputze des Wochenzimmers nichts gedenken, welcher allerdings verſchwenderiſch würde geweſen ſeyn, wenn er nicht zu Ehren meiner Frau, und ihrer Nachkommen alſo eingerichtet worden wäre: nur dieſes muß ich erinnern, daß mir damals die guten Wünſche unzähliger neugieriger Freundinnen mehr Schaden an meinen Einkünften gethan haben, als jemals die Flüche meiner Feinde. Meine Frau hatte dieſe Tochter zur Welt gebracht, und alſo alles verrichtet, was man von einer Mutter fordern kann. Der Wohlſtand nöthigte ſie, eine Amme zu wählen, welche die Pflichten der Ernährung über ſich nähme. Schon im andern Jahre zeigte das Kind, zum unausſprechlichen Vergnügen ſeiner wertheſten Mama, die deutlichſten Proben eines durchdringenden Verſtandes, da es mit der größten Heftigkeit dasjenige verlangte, was ihm einfiel, und mit Händen und Füßen ſeinen Unwillen bezeugte, wenn jemand ſo unbedachtſam war, und ihm widerſprach. Schläge gehören nur für die Kinder gemeiner Leute; meine Frau hielt es für eben ſo grauſam, ihr Kind zu ſchlagen, als wider ihr eigenes Eingeweide zu wüthen. Man war ſehr ſorgfältig, meine Tochter zu unterweiſen. Das erſte, was ſie von ihrer Mutterſprache lernte, war dieſes: ſie ſey ein artiges

Kind, und wenn ſie fromm wäre, ſo ſollte ſie auch einen hübſchen Mann bekommen. Dieſe wichtige Vermahnung war nicht ohne Nutzen. Die Hoffnung, einen Mann zu bekommen, hatte ſo vielen Nachdruck in dem Gemüthe dieſer Tochter, daß ſie alles faßte, was meine Frau für Tugenden ihres Geſchlechts hielt. Im vierten Jahre verſtund ſie die Wirkung des Spiegels; im fünften erlangte ſie einen Geſchmack von ſchönen Kleidern; im ſechſten war ſie vermögend, über ihre Geſpielinnen zu ſpotten; im ſiebenten faßte ſie die Regeln des Lombers, und andern Zeitvertreibes; im achten unterwies man ſie in der Kunſt zärtlich zu blicken, und artig zu ſeufzen, und nunmehro war meine Frau eben im Begriffe, ihr eine kleine Kenntniß von demjenigen beyzubringen, was der gemeine Mann Chriſtenthum und Wirthſchaft nennet, als eine unverhoffte Krankheit dieſe ſorgfältige Mutter von ihrer hoffnungsvollen Tochter trennete.

Ich komme itzo auf denjenigen Umſtand meiner Ehe, an welchen ich nicht ohne die empfindlichſte Rührung gedenken kann. Was bey einem Trauerſpiele die Aufwickelung des Knotens heißt, das iſt in dem Eheſtande der Tod unſerer Weiber. Je verwirrter, je betrübter bey jenem das widrige Schickſal der aufgeführten Perſonen vorgeſtellet wird; deſto wichtiger ſcheint uns die Aufwickelung. Ich ſehe dem Tode meiner Frau getroſt entgegen, weil ich dadurch aufhöre, eine beſchwerliche Rolle zu ſpielen, und weil ich ihr diejenige Ruhe von Herzen gönne, welche die Weltweiſen, ſo lebhaft zu rühmen wiſſen. Meine Frau fiel in eine Krankheit, wobey gleich die erſten Anzeigen tödtlich waren. Sie nahm ihre Zuflucht zum Arzte, welcher ſie in ſeiner Sprache ſehr umſtändlich verſicherte, daß ſie ſich nicht wohl befände. Er hatte Recht; denn das Uebel nahm in wenigen Stunden dergeſtalt zu, daß er an nichts weiter gedachte, als ſie nur nach gehöriger Ordnung zu ihren Vätern zu verſammlen. Man kann das Gemüthe eines Menſchen niemals beſſer einſehen, als in demjenigen Augenblicke, wenn die Seele anfängt, ſich von der Beſchwerlichkeit des Leibes frey zu machen. Dieſes habe ich an meiner ſterbenden Frau beobachtet. Sie forderte einen Spiegel; ſie ſah ſich an, und erſchrack. Ich ſterbe, rief ſie, ich ſterbe zu früh! Meine Schuldigkeit war, ſie zu tröſten. Ich redete ihr zu, ſie ſollte nur freudig ſterben; aber ein zorniger Blick unterbrach meine Vermahnung; ſie ſtieß mich mit den Worten von ſich: ſchweig, Verräther! Dieſes war ihr letzter Wille, welchen ſie in dem Augenblicke mit ihrem Tode verſiegelte.

Ich bin nicht vermögend, meine Herren, Ihnen dasjenige deutlich genug zu beſchreiben, was ich damals in meinem Gemüthe empfand. Stellen Sie ſich einen Menſchen vor, welchen ein fürchterlicher Traum beunruhiget. Er befindet ſich auf der See, wo ihn ein heftiger Sturm von der größten Höhe in den tiefſten Abgrund wirft; ſein Schiff ſcheitert; er glaubet, nun ſey alles verlohren, und erwachet. Mein Eheſtand hatte zehn Jahr gedauert, die ſchärfſten Proben einer ſtrengen Geduld hatte ich ausgehalten, noch ſah ich nicht die geringſte Hoffnung, als meine Frau ganz unvermuthet ſtarb.

Dieſes wird genug ſeyn, Ihnen, meine Herren, einen hinlänglichen Begriff von den ganz beſondern Eigenſchaften meiner Frau beyzubringen. Nunmehro werden Sie überzeugt ſeyn, daß ich der Ehre, ihr Mitglied zu heißen, nicht ganz unwürdig geweſen. Ich beſcheide mich deſſen gar wohl, daß ich nur die unterſte Stelle verdiene, da mir diejenigen Vorzüge nicht unbekannt ſind, welche ihre Weiber noch vor der meinigen haben.

* *

An Se. Excellenz
den Herrn Grafen von S.
nach Schleſien.

Sey groß durch die Geburt, und durch dein Blut bekannt,
Noch bleibt dein edles Herz viel größer, als dein Stand.
Sey ſtets beglückt, mein Graf, ſey vor der Welt erhaben!
Der Umfang deines Glücks weicht dennoch deinen Gaben.
Verſchleuß das weiße Band; deck Wund und Narben zu!
Noch kennt man dein Verdienſt; dein größter Schmuck biſt Du!
Verleugne deinen Ruhm, verleugne deine Thaten!
Die Weisheit, die dich ziert, wird deinen Glanz verrathen.

O Graf, den Wiſſenſchaft und tiefe Wahrheit ſchmückt,
Dem Phöbus ſeine Glut ſelbſt in das Herz gedrückt,
Nicht ſuch ich deinen Ruhm durch dieſes Blatt zu mehren;
O nein! ich ſtille nur den Trieb, dich zu verehren.
Das Lob der Einſamkeit, ein Lied von deiner Hand,
Ein Bild von edler Kunſt, das du mir zugeſandt,
Läßt mich, bey ſtillem Neid, die ſtärkſte Sehnſucht fühlen,
So feuerreich, wie du, am Helikon zu ſpielen.

Wie ſelten, theurer Graf, wie ſelten iſt ein Geiſt,
Der groß im Cabinet, und groß im Kriege heißt,
Und noch die Weisheit kennt, wodurch die klugen Alten
Das Recht zur Ewigkeit verdient und auch erhalten?
Wie glücklich preis ich dich; du ſiehſt in weiſer Ruh,
Zufrieden mit dir ſelbſt, nunmehr den Zeiten zu,
Und ſuchſt kein ander Glück, als ruhig im Gewiſſen,
Die Wolluſt kluger Kunſt, vor andern, zu genießen.

O Muſen, ſeht ihm zu! Ein Landgut ſchließt ihn ein,
Und läßt ihn einſam zwar, doch ſtets beſchäfftigt ſeyn;
Sein reicher Bücherſaal, den Fleiß und Mühe warten,
Wird ſeinem Auge ſtets zu Epikurens Garten.
Hier ſieht er in das Licht, das Griechenland verklärt,
Den Römern Witz und Kunſt durch ſeinen Glanz gewährt,
Und das Athen zuerſt, in ſeinen Finſterniſſen,
Vom heißen Orient ſich hat erborgen müſſen.
Hier forſcht ſein ſcharfer Blick, wie uns das Alterthum
Den Kern der Wiſſenſchaft, der Künſte Bau und Ruhm,
Durch Bilder, Stein und Bley, durch Wachs und Schrift hat faſſen,
Mit ihm uns helle ſehn, noch öfter fehlen laſſen.

Wie bald der Weiſen Mund die Wahrheit halb entdeckt,
Bald in ein düſtres Heer von finſtern Worten ſteckt,
Und wie ſie durch Beweis, durch Forſchen und Erklären,
Uns, ſtatt des höchſten Guts, oft Wolken nur gewähren:
Wie jeder, in wie weit ihn ſeine Neigung trieb,
Sich eine Tugend ſchuf, die jener ähnlich blieb,
Und ſtets, nachdem ſein Geiſt froh oder traurig dachte,
Die Tugend bald zur Luſt, bald zur Tyranninn machte:
Wie jener hohe Sinn, und Welſchlands größter Geiſt,
Die Pflichten oft vergißt, wenn er die Pflichten preiſt,
Und den, der ohne Recht das Leben ſich entziehet,
Und ſeinen Cato doch halb göttlich ſterben ſiehet.
So dringt des Grafen Blick, der nie zu teuſchen iſt,
Durch alle Dämmerung, die jenes Licht umſchließt,
Das uns das Alterthum von dem zufriednen Leben,
Von Tugend, Ehr und Treu, und Pflicht und Recht gegeben.
Denn wie des Künſtlers Witz, wenn er ein ganzes Land
Auf eine Karte trägt, das, was er nicht gekannt,
Mit Bäumen bald verziert, und bald in Sand verſtecket,
Bald unter Waſſer ſetzt, und bald mit Felſen decket:
So hat der Alte ſonſt, wenn er die große Welt
Der Wahrheit und der Kunſt dem Auge vorgeſtellt,
Die Lücken der Vernunft in Irrthum eingehüllet,
Mit Göttern, Traum und Tand, und Wundern ausgefüllet.

O Muſen, rührt euchs nicht, wenn ſich der Graf verſchließt,
Mit Wolfen bündig denkt, mit Archimedes mißt?
Den Himmel näher rückt, und ſein Gebäu ergründet,
Und in der Sterne Heer Gott, Welt und Wunder findet?
Auf, Muſen, hört ihm zu, er legt den Meßſtab hin.
Horaz, ſein liebſtes Buch, entflammt des Dichters Sinn,

Und hilft ihm auf ein Lied, das erſt das Ohr ergötzet,
Und dann auch den Verſtand in ſüße Mühe ſetzet.
So braucht der theure Graf das Glück der Einſamkeit:
So theilt er ſeine Luſt; ſo theilt er ſeine Zeit;
So ſucht er ohne Reu, durch aufgeklärte Sinnen,
Des Vorzugs werth zu ſeyn, den wir durch uns gewinnen.

Beneidenswerther Graf, ſey ſtets durch dich beglückt!
Ich ſchätze dein Verdienſt, und ehre dich gebückt,
Und wird mir Phöbus einſt den Geiſt der Dichter geben:
So ſoll ein Lied auf dich die Nachwelt überleben.

C. F. Gellert.

* *

Gedanken

über eines zürchiſchen Kunſtrichters Beurtheilung der Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes.

Dritter und letzter Theil.

Da der Herausgeber der Beluſtigungen entſchloſſen iſt, künftig nichts mehr einzurücken, was ſich auf die vorgefallenen Sachen zwiſchen den ſchweizeriſchen und ſächſiſchen witzigen Köpfen beziehen möchte: ſo habe ich mit dem dritten Theile der Eröffnung meiner Gedanken über die zürchiſche Beurtheilung der Beluſtigungen eilen müſſen. Denn ich wollte doch nicht gern die Gelegenheit verſäumen, noch etwas von demjenigen auszuſchütten, was ich auf dem Herzen hatte. Daher hieß es bey mir:

Pelle moras; breuis eſt magni fortuna fauoris.
Sil. Ital. Libr. IV.

Zuerſt geht es mir ein bißchen nahe, daß mir einer von meinen muthwilligen Freunden zugerufen:

I, demens, et ſaeuas curre per Alpes,
Vt pueris placeas et declamatio fias. *Iuuen. Sat. X.*

gerade, als wenn die ſo witzigen Graubündter, die Brettigöwer und die nach der Höflichkeit ſtrebenden Entlibucherbauren Kinder wären. Sollten ſie auch gleich nur gemeine Leute ſeyn: ſo handle ich doch nicht thörichter, mich zu bemühen, daß ſie von mir reden, als Alexander der Große, zu dem jener Weiſe ſagte:

Du rennſt in tauſend bloße Säbel,
Nur daß der Griechen müßger Pöbel
Am Tiſch von deinen Thaten redt. Haller 35 Seite.

Sie ſind ſolche ehrliche Leute, als die Griechen; und ich hoffe mit meinem liebwertheſten Herrn Collegen, dem berühmten Herrn Conr. Erlenbach, bey ihnen dereinſt noch in der Nachwelt zu leben. Dieß machet, daß ich dieſe kleine Spötterey gern ertrage. Man erkaufet die Ewigkeit ohne dieß nicht um einen geringen Preis.

Per varios caſus, per tot diſcrimina rerum
Tendimus in Latium, ſedes vbi fata quietas
Oſtendunt.

ſaget dort Aeneas zu ſeinen Gefährten, welches ich wohl ſo verändern möchte:

Tendimus ad vitam, quae nec poſt funera ceſſat,

und alsdann die darauf folgende Ermunterung auf mich deuten wollte:

Durate, et vosmet rebus ſeruate ſecundis. *Virg. Aen. Lib. I.*

Denn es wird mir keine Schande ſeyn, wenn dereinſt von mir geſaget wird:

Multa tulit, fecitque *ſenex*, ſudauit et alſit.

Man wird daraus wenigſtens ſehen, daß ich meine Tage nicht mit Müßiggange habe beſchließen wollen.

Nach dieſem aber geht es mir weit näher, daß einige etwas zu weit ſehende Leute, die überall eine Schlange im Graſe finden wollen, meine Gedanken, wider meine ausdrückliche Erklärung, für eine Streitſchrift ausgegeben haben. Können ſie mir denn das bißchen Freude nicht gönnen, das ich in der Freundſchaft des Herrn Erlenbachs ſuche? Was haben ſie doch davon, daß ſie uns wider einander aufhetzen wollen, indem ſie vorgeben, ich ſchriebe wider ihn? Zeiget nicht der Augenſchein das klare Gegentheil? O wie geht es doch in der Welt zu!

Terra malos homines nunc educat. *Iuuen. Sat. X.*

Es ſcheint zwar, daß ſie es dadurch gewiſſer maßen gut mit mir meynen, indem ſie mich für fähig erklären, oder doch für herzhaft genug halten, es mit einem ſo muthigen Kämpfer aufzunehmen, der gewiß ein Ritter von der Dieſtel ſeyn, und die Sinnſchrift auf ſeinem Schilde führen könnte: Nemo me impune laceſſit, **Niemand reibe ſich an mir.** Allein, ich mag keinen Preis haben, nach welchem ich nicht gerungen. Zu dieſen meinen Lobrednern mag ich daher wohl ſagen:

> Non ego ſum laudi, non natus idoneus armis.
>
> *Propert. I. 6.*

verſteht ſichs von ſolchem Lobe, womit ſie mich gegenwärtig beehren. Bald, bald hätten ſie gemacht, daß ich gar nicht wieder zum Vorſcheine gekommen wäre; und es rühret bloß von ihnen her, daß ich, wider mein Verſprechen, ſo lange außengeblieben. Sie mögen alſo ſehen, wie ſie dieſe Scharte bey meinen Gönnern wieder auswetzen, die mich oftmals ermahnet:

> Suſceptum perfice munus. *Virg. Aen. Lib. VI.*

Ein ehrlicher Mann hält ſein Wort, und ich möchte außerdem nicht gern, daß Herr Effinger, welcher gewiß eine Poſt in die chimäriſchen Welten angeleget haben muß, weil er ſo ſichre Zeitungen daraus weis, dereinſt von mir ſagen ſollte: **Es habe ein ungeſtümer Queerwind den dritten Theil meiner Gedanken noch vor ſeiner Geburt in den Limbo der Eitelkeit getragen, wo er im Wirbel herum flattert, bis ein deutſcher Aſtolfo dahinfliegt, ihn aufzufangen;** wie er ſolches bereits von einigen andern verſprochenen Schriften gemeldet hat*. Denn

---

* Complot der herrſchenden Poeten, 185 Bl.

ob er gleich daſelbſt vermuthlich in guter Geſellſchaft ſeyn; und des Herrn Bodmers und Breitingers Abhandlungen von dem, was in den Reden und Schriften geiſtreich oder ſcharfſinnig iſt; worinnen der gute Geſchmack in Anſehen aller Gattungen der Dichtung beſtehe; von den verſchiedenen Gattungen der Poeterey; von dem Erhabenen; die Unterſuchung des Longins u. d. g. antreffen würde: So gefällt mir doch dieſer Aufenthalt eben ſo wenig, als dem Herrn Addiſon, wiewohl aus einer ganz andern Urſache. Ihm gefiel er als einem Kunſtrichter nicht; mir aber deswegen nicht, weil er zu geſpenſtermäßig iſt, und ehemals, wie Milton ſaget, von dem Satan beſuchet worden. Mein armer Aufſatz möchte daſelbſt auch wohl vergebens auf einen Aſtolfo warten; denn nach Arioſts Berichte reiſet ſolcher nur nach dem Monde, und holet den verlohrnen Verſtand wieder. Ich wage daher lieber alles, und ſchicke noch den dritten Theil von meinen Gedanken in die wirkliche Welt, wobey ich ihm den Wunſch mitgebe:

> I, decus, i noſtrum; melioribus vtere fatis!
>
> *Virg. Aen. Lib. VI.*

Wie viel ich itzo auch noch zur Beſtärkung meiner Gedanken anbringen könnte, daß es dem Herrn Erlenbach bey ſeiner Beurtheilung der Beluſtigungen kein Ernſt geweſen: ſo werde ich mich doch dießmal ganz kurz faſſen. Ich bin gewiß verſichert, daß meine unparteyiſchen Leſer mir ſchon aus dem, was ich in den erſten Theilen meiner Gedanken geſagt habe, beypflichten. Ich werde alſo nur noch einige

Hauptſachen herausnehmen, und dadurch die Gewißheit meiner Meynung feſter ſetzen.

Hier kömmt mir nun gleich wieder der Bär vor. Mein Herr College muß eine ſonderliche Neigung zu dieſem wilden Thiere haben, daß er ſo gern damit ſpielet. Wenn ich ein Bißchen loſe ſeyn wollte: ſo könnte ich deswegen ein wenig mit ihm ſcherzen, und zu ihm ſagen: er hätte ſich gut zu einem Bärenleiter geſchickt, welche dieſe Thiere zahm machen, ſie im Lande herumführen, fürs Geld tanzen und ſich von ihnen mit ihren Pfoten die Haare kämmen laſſen. Allein ſo muthwillig bin ich nicht.

Non haec mihi vis, non tibi talium
Res eſt, aut animus. *Hor. Od. VII. Lib. IV.*

Er meynet, es habe der Herausgeber der Beluſtigungen dieſes emblematiſche Bild erſonnen, dadurch die beſondere Abſicht ſeiner Schrift vorzuſtellen, und den eigenthümlichen Reichthum, und die Fruchtbarkeit des deutſchen Witzes anzuzeigen. Wer wollte dieſes im Ernſte von ihm geſagt zu ſeyn glauben? So muß man einen ſo gelehrten Mann, als der Herr Erlenbach iſt, nicht beſchimpfen. Wie wäre es möglich, daß er nicht wiſſen ſollte, daß dieſer Bär das breitkopfiſche Handlungszeichen wäre? Sollte er es nicht vorher auf einigen andern Büchern aus dem breitkopfiſchen Verlage geſehen haben?

Credat Iudaeus Apella. *Horat.*

Würde ich nicht eine große Unbeſonnenheit begehen, wenn ich ernſtlich vorgäbe, der Stock, welcher vor dem erſten Theile der critiſchen Dichtkunſt des Herrn Breitingers ſteht, wäre von dem Herrn Verfaſſer erſonnen worden, und ſollte die beſondere Abſicht ſeines Buches anzeigen? Ein böſer Menſch könnte wohl ſagen: es wäre wahr; denn woher würde ſonſt Herr Erlenbach dem Herausgeber der Beluſtig. einen ſolchen Witz zutrauen? Nun glaube ichs zwar nicht, doch will ich einmal nach dem Beyſpiele meines ſcharfſinnigen Herrn Collegen davon reden.

> Aggrediar; quamuis curam non iſta ſenilem
> Sollicitent. *Auſon. Epiſt. IX.*

„Die beſondere Abſicht dieſer Dichtkunſt, worinnen
„man den Geſchmack der Deutſchen zu verbeſſern
„willens iſt, ſtellet uns der Herr Paſtor auf dem
„Titelblatte in einem nachdenklichen Bilde vor Augen;
„wenn er ſich ſelbſt in einem feinen Holzſchnitte,
„unter dem Sinnbilde eines fliegenden Adlers
„abbildet, der den Schnabel aufſperrt, und Blitze
„und Donnerkeile in den Klauen führet; wobey ſich
„die pietſchiſchen Verſe gut hätten gebrauchen laſſen:

„Der Adler zeiget ſich, ihr Feinde, könnt ihn ſchauen;
„Der Donner wälzet ſich in den geſchärften Klauen;
„Er trennt die finſtre Luft; ſucht, was euch retten kann;
„Er ſchießt voll Grimm herab, und ſchickt den Blitz voran.

„Dadurch entdecket der Verfaſſer auf eine recht edle,
„lebhafte und ſinnreiche Art ſeinen Ehrgeiz, der
„Oberſte unter den Kunſtrichtern zu ſeyn. Denn
„warum wählte er ſich ſonſt das Sinnbild, welches
„den Jupiter, den oberſten unter den Göttern, bezeichnet?
„Drohet nicht der herrſchſüchtige Verfaſſer
„dadurch, diejenigen zu zerſchmettern, welche nicht
„ſeine Herrſchaft erkennen, und ihm Weihrauch

„ſtreuen wollen? Will er nicht die ganze deutſche „Nation damit in Schrecken ſetzen, daß ſie wenig„ſtens aus Furcht, ſeine Ausſprüche für göttliche Ora„kel halten ſolle?„ So würde ich etwa ſchließen, wenn ich nach dem ſinnreichen Muſter meines ſonſt unnachahmlichen Herrn Collegen ſchreiben wollte. Es ließe ſich auch auf eben dieſen Fuß, nach dem Witze ſeines geehrteſten Herrn Mitbruders, gar fein dichten: es hätte ſich der Geiſt der falſchen Critik oder des ſchlimmen Geſchmacks in der Geſtalt eines Herolds gezeiget, und auf ſeiner Bruſt dieſen Blitz und Donner führenden Adler gehabt; welches auch noch wohl ein wenig ordentlicher geweſen, als wenn man den Bär auf dem Arme trägt. Allein würde ich nicht bey allen zürchiſchen Buchdruckerjungen zum Mährlein werden, wenn ich dem Verfaſſer etwas zugeeignet, welches von ihrer Wahl hergekommen? So viel Hochachtung ich auch für den Herrn Erlenbach habe, und ſo gern ich ihm, als meinem Meiſter, zu folgen wünſche: ſo wird er doch nicht verlangen, daß ſein Freund und ſein Amtsbruder ſich ſo zum Gelächter mache; wenn er gleich, wider alles Vermuthen, das obige im Ernſte geſagt hätte.

Hoc quidam non bellè; numquid ego illi
Imprudens olim faciam ſimile? *Horat. Sat. IV. Lib. I.*

Es ſey aber fern von mir, daß ich ſolches denken ſollte. Denn was wäre das für eine ernſtliche Critik, die ſich auf Stöcke und Buchdruckerzeichen gründete?

Eben ſo wenig kann es ihm ein Ernſt ſeyn, was er von der Veranlaſſung und der Abſicht dieſer Monatsſchrift ſaget. Er ſtellet ſich zwar dabey recht ernſtlich, wie es denn auch bey einem rechten Spaße ſeyn muß: allein er will nur ſehen, ob es die Leſer nicht merken werden; daher ſinnt er ſo was aus:

Ipſi ſibi ſomnia fingit. *Virg. Ecl. VIII.*

Man darf nur die Vorrede vor den Beluſtigungen ſelbſt leſen; ſo wird man finden, daß der zaghafte Herausgeber derſelben ſich keine ſo muthigen und hohen Gedanken einkommen laſſen. Denn wo ſaget er, daß der Verfaſſer der franzöſiſchen Briefe ihm Anlaß gegeben, ſeine Monatſchrift anzufangen; oder aus welchen Worten läßt ſich ſolches richtig herausbringen? Wo ſteht es, daß ſeine Hauptabſicht vornehmlich dahingeht, durch wohl ausgearbeitete Proben kund zu machen, wie viel der deutſche Witz vermag?

Querelis
Haud iuſtis aſſurgis et irrita iurgia iactas. *Virg. Aen. Lib. X.*

Solche hochmüthige Abſichten darf er noch nicht haben. Er wird doch wiſſen, daß nur die großen Herren zürchiſchen Kunſtrichter und Poeten dazu fähig ſind, deren jedem er zurufen muß:

Sume ſuperbiam
Quaeſitam meritis - *Horat. Lib. III. Od. 30.*

Es iſt wahr, daß es auf der 14 S. heißt, **man will hier kund machen, wie viel der deutſche Witz vermag.** Allein in der Verbindung, darinnen dieſe Worte ſtehen, haben ſie, meinem Bedünken nach, keine ſo prächtige Bedeutung, als außer derſelben, und werden nichts mehr heißen, als: **man will hier nur dasjenige drucken laſſen, was witzige**

Köpfe in Deutſchland eignes hervorbringen werden. Ich habe immer dafür gehalten, und halte auch noch dafür, wie ſehr ſich auch mein ſcherzhafter Freund Mühe giebt, mich eines andern zu belehren, daß die Abſicht dieſer Monatſchrift keine andre geweſen und noch iſt, als allerhand artige Stücke in gebundner und ungebundner Rede von geſchickten Perſonen zu ſammlen, die Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften allgemeiner zu machen, und die muntern und verſtändigen Köpfe unter uns hervorzuziehen: wie denn eben dieſe letztere Abſicht mir itzo zum Vortheile gereichet. Man darf mir ſolches nicht auf mein Wort glauben. Hier ſind die eignen Worte des Vorredners: „Man hält ſichs daher für keine Schande, daß man „mit dieſer Monatſchrift den Franzoſen und Engländern nachahmet. Es ſcheint, daß die Liebe zu den „ſchönen Wiſſenſchaften, vermittelſt ſolcher Schriften, „unter dieſen beyden Völkern allgemeiner gemacht „worden; und aus dieſer Urſache iſt man auf den „Einfall gerathen, einmal zu verſuchen, ob man „nicht ſolches auch unter unſern Landesleuten bewerkſtelligen könne,„ 10 S. Iſt das nicht verzagt und kleinmüthig genug geſchrieben? Ich würde gewiß etwas hochmüthiger geredet haben; ſo wie es einem Jünger der geprieſnen Kunſtmeiſter in Zürch zukömmt, die allein die Deutſchen unterweiſen ſollen *. Er hätte das Geſtändniß von der Nachahmung, und das Wort verſuchen immer weglaſſen, und aus einem höhern Tone ſchreiben können.

Te quoque dignum
Finge Deo. *Virg. Aeneid. VIII. v. 364.*

---

* S. Compl. der herrſch. Poeten, 165 S.

Wenn man ſich gar zu ſehr bücket, ſo will ein jeder über einen wegſpringen. Auf der 12 S. der Vorr. heißt es: „Man iſt geſonnen, allerhand wohlgerathene kleine flüchtige Stücke — in dieſer Monatſchrift zuſammen zu tragen.„ Und auf der 15 S. „Es iſt eine mit von den Abſichten dieſer Unternehmung, viele geſchickte Köpfe unter uns (nämlich den Deutſchen überhaupt) welche weder Gelegenheit haben, noch deren Umſtände es zulaſſen, ganze Bände von Schriften zu verfertigen, hervorzuziehen, und bekannter zu machen.„ Sind dieſe Worte nicht klar und deutlich genug? Sollte ſie mein wertheſter Herr Collega nicht geſehen haben? Er iſt, dem Himmel ſey Dank! noch kein Homer, noch kein Milton, und noch kein Kittel, welche alle dreye blinde Poeten ſind; wenn er ſich hier gleich ſo aufführet. Man muß es alſo nur für einen höflichen Scherz annehmen, was er von einer andern Abſicht ſaget. Dieſe Andichtung war nöthig, damit er dem Herausgeber der Beluſtigungen ein großes **Vorhaben** beylegen, und viel davon reden könnte. Denn ſo, wie ich hier deſſen Abſicht entdecke, ſo iſt das Vorhaben nur ſehr klein, und verdienet nicht, daß man ſo viel Redens davon mache.

Tanti non erat, eſſe te diſertum. *Mart. Epig. 43. Lib. XII.*

Allein Hr. Erlenbach iſt es gewohnt, von lauter großen Vorhaben unter ſeinen zürchiſchen Zunftgenoſſen, reden zu hören; wenn ſolche zuweilen gleich ſehr klein ſind. Jedoch abſit inuidia verbo. *Liu. Lib. XI. c. 19.* Ganz Deutſchland klug machen, und ſich zu eigenmächtigen Herren der geſunden Critik aufwerfen, und zu alleinigen Beſitzern des guten Geſchmacks machen wollen, iſt wahrhaftig ein großes Vorhaben. Und das iſt das Werk der zürchiſchen Kunſtrichter; wozu ihnen auch der Himmel ſein Gedeyen geben wolle.

Der Himmel ſegne dich, du Zier von unſerm Haus,
Daß deine Herrſchaft nie mög ihres gleichen haben,
Und ſich vom Schweizerland erſtrecke bis in Schwaben;
Daß Wahn und Eigenlieb umzingle deinen Thron!

Wernicke, Verſuch in e. Heldeng. 413 Seite.

Indeſſen iſt es doch bey der gedachten Andichtung **eine rechte Luſt anzuſehen, mit welcher Geſchicklichkeit** mein Herr College **die Worte des** Vorredners **verdrehet ihm falſche Gedanken andichtet, und mit welchem Eifer er dieſelbigen widerleget.** Er machet es gewiß weit ſchöner, als es der Herausgeber der Beluſt. wie er vorgiebt, mit **dem guten Franzoſen** ſoll gemacht haben. Dieſer iſt viel zu unvermögend dazu, und es wird nur von Hr. Bodmern und Hr. Breitingern geſaget *, **daß ſie mit allerley Liſt, mit Vernunftsränken und Kunſtgriffen wohl verſehen ſind, welche ſie zu ihrem beſten Vortheile anzubringen wiſſen;** denen ich meinen verſchlagenen Herrn Collegen wohl an die Seite ſtellen darf. Man ſehe nur aus folgenden Exempeln, wie geübt er in dieſen ſo geprieſnen Vernunftsränken iſt,

Quo pulchrior alter
Non fuit. *Virg. Aen. Libr. VII.*

Wenn er den Grund von der Benennung der Beluſtigungen anzeigen will. So ſaget er: „Er könne es „aus dem Munde des Herrn Magiſters berichten, daß „ſolcher dieſe Monatsſchrift vielmehr auf die Form,

---

* Compl. der herrſch. Poet. 203 S.

„ als in Abſicht auf die Materie u. den Inhalt derſelben „ mit dem Titel der Beluſtigungen ausgezieret habe. „ Dieſes zu beweiſen, und ſeinen Leſern auf eine geſchickte Art einen blauen Dunſt vorzumachen, als wenn er es recht aufrichtig mit ihnen meyne, führet er dieſe Worte von der 17 S. der Vorrede an: „ Beluſtigungen müſ„ ſen keine Arbeiten ſeyn, und nicht ermüden, und man „ theilet allhier ſolche Schriften mit, von denen man „ dieſes nicht ſagen kann. „ Hierüber machet er denn recht ſchalkhaft ſeine höchſtſinnreichen Gloſſen. Wer ſollte nun da nicht denken, er verfahre ganz aufrichtig? Allein er iſt dabey ſo liſtig geweſen, und hat gerade diejenigen Worte weggelaſſen, welche auf die Materie und den Inhalt gehen, und worinnen ich den Grund dieſer Benennung gefunden. Sie gehen auf der 16 S. unmittelbar den angeführten Worten vorher, und ich mag ſie nur nicht abſchreiben, um meinem Herrn Collegen die gehabte Freude,* wegen ſeines ſo klug angebrachten Kunſtſtreichs, auf einmal zu verderben.

Ein anderer von dieſen ſeinen Vernunftsränken findet ſich in der Beurtheilung des 7 Stücks in denen Beluſt. vom Heum. 1741. Der Hr. Conr. würde dieſes Stück ſchwerlich beurtheilet haben, wenn es ihm mit der ganzen Sache ein Ernſt geweſen. Denn hätte er es nicht aus Liebe gegen ſeinen Amtsgenoſſen, vermöge des alten Sprüchworts: Clericus clericum non decimat, unterlaſſen wollen: ſo würde er es doch gewiß aus Liebe zu ſeiner eigenen Ehre nicht beurtheilet haben. Er hätte ja befürchten müſſen, man möchte ihn für neidiſch halten, und für einen ausgeben,

Quem gloria Turni
Obliqua inuidia ſtimulisque agitabat amaris.

Virg. Aen. Lib. XI.

wie ſolches ſchon einige böſe Leute von dem Herrn Bodmer und Breitinger ſagen, wowider ich aber ſehr eifere. Seine ganze Critik würde da verdächtig geweſen ſeyn, weil das Sprüchwort figulus figulum odit auf ihn würde ſeyn gezogen worden, doch es iſt ausgemacht, daß er nur ſo zur Luſt böſe thut. Ich will alſo nur immer ſeine hierbey ausgeübte kleine Liſt anzeigen,

Ni refugis, tenuesque piget cognoſcere curas.
M. Georg. Lib. I.

Der Herr Rect. Herbart hatte behauptet, alle gute Künſte und Handwerke wären Abſichten und Erfindungen Gottes. Hier läßt nun mein loſer Herr College das Wörtchen gute mit großer Verſchlagenheit weg, und machet folgende Anmerkung: „Ich wollte nicht gerne ſagen, daß die Kunſt, Spielkarten zu machen, das Seiltanzen ꝛc. in den göttlichen Abſichten gegründet wäre u. ſ. w.„ Hätte er das aber wohl ſagen können, wenn er das Beywort gute behalten hätte? Würde man ihn da nicht gefraget haben, ob denn das auch gute Künſte wären? Von dieſen aber war hier nur die Rede.

Mit einem eben ſo ſchönen Kunſtgriffe iſt auch die Critik über des Herrn Profeſſor Gottſcheds Ueberſetzung dieſer Stelle aus dem Horaz gemacht worden:

Nil tanti eſt, ergo fungar vice cotis, acutum
Reddere quae ferrum valet, exſors ipſa ſecandi.

Er ſetzet davon nur dieſe zweene Verſe hin:

Doch Grillen! weg damit! Ich trachte den Poeten
Hinfort ein Sporn zu ſeyn, ein Wetzſtein ihrer Flöten,

und läßt den dritten, der auch noch mit dazu gehöret,

Wie dieſer Eiſen ſchärft, und ſelbſt nicht ſchneiden kann,

ganz weg; damit er nur davon ſagen könne: „Das exſors ipſa ſecandi, welches doch der Grund von dieſer horazianiſchen Vergleichung iſt, iſt gänzlich aus der Acht gelaſſen worden.„ Dieſe Worte ſind ganz wahr: ſie gelten aber nur von meinem lieben Herrn Collegen, und nicht von dem Ueberſetzer. Denn nicht dieſer, ſondern er hat ſie aus der Acht gelaſſen. Sind das indeſſen nicht rechte Meiſterſtücke von wohlausgeführten Kunſtſtreichen?

chen? Kann man nicht von meinem klugen Freunde ſagen: Dicenda tacendaque calles? *Perſ. Sat. IV.* oder

Tandem nequitiae fige modum tuae. *Hor. Od. XV. Lib. III.*

Wer wird ſich dergleichen wohl von einem Manne vermuthen, der im rechten Ernſte ein wahrer Kunſtrichter ſeyn wollte? Gewiß, wenn Hr. Erlenbach dieſes Willens geweſen, er würde wohl an Popens Vorſchrift gedacht haben, daß ein Kunſtrichter auch moraliſche Tugenden haben müſſe, und daß die bloße Wiſſenſchaft nur die Hälfte ſeiner Pflichten ſey; daß es nicht genug ſey, Witz, Kunſt und Gelehrſamkeit zu verbinden, ſondern daß er auch in allem, was er ſage, Wahrheit und Redlichkeit zeigen müſſe.

Learn then, what Morals Critics ought to ſhow,
For 'tis but half a judge's task to know;
'Tis not enough, wit, art and learning join,
In all you ſpeak let truth and candor ſhine,

Eſſay on Criticiſm.

Es konnte ihm nicht unbekannt ſeyn, was Herr Bodmer ſaget*: „ein Criticus müſſe einem reinen Spiegel gleichen, „der die Sachen ſo vorſtellet, wie ſie ſind :: nicht wie „die falſchen Spiegel thun, alles verkehrt und verſtellt.„ Ich will ihm eben nicht Schuld geben, wie es wohl ſeine Feinde thun möchten, daß er hier ein ſolcher falſcher Spiegel geweſen. Nein, er hat ſich noch immer wie ein reiner Spiegel aufgeführet; jedoch wenn er zerbrochen iſt. Denn alsdann ſtellet er auch nicht mehr das Ganze, ſondern bald den oberſten, bald den mittelſten, bald den unterſten Theil vor, ſo wie es mein Freund hier auch machet. Er wußte wohl, daß ſolches nicht recht wäre, und daß ein ſolches Verfahren wider Vernunft und Billigkeit lieſe; und ich zweiſle nicht, daß es ihm nicht wie dem Virgil gegangen ſeyn ſollte. Cinthius aurem

Vellit et admonuit. *Ecl. VI.*

Es hat ihm wohl oft genug die Warnung vor den Ohren geklungen: Thue es nicht; denn du würdeſt andere heftig ſchelten, wenn ſie es thäten.

Stat contra ratio et ſecretam garrit in aurem,
Ne liceat facere id, quod quis vitiabit agendo. *Perſ. Sat. V.*

---

*In der Vorr. vor dem 1 Th. der crit. Dichtk. d. ſ. Hn. Breitingers.

Allein er wollte nur ſcherzen, und war verſichert, daß er es mit Freunden zu thun hatte, die ihm deswegen kein böſes Herz oder boshafte Abſichten zuſchreiben würden. Er wollte uns andern einfältigen Leſern nur etwas aufheften. Solche witzige Köpfe, wie Herr Erlenbach, machen ſich keine Sünde daraus, arme unſchuldige Leute zu berücken, wenn ſie ſich ſelbſt dadurch nur ein Anſehen geben können.

S'ils peuvent ſe donner du credit, de l'eſtime;
L'erreur des abuſés n'eſt pas pour eux un crime.
St. Evrem. les Academ. A. I. S. 1.

Er müßte der ungerechteſte Menſch von der Welt ſeyn, wenn er im Ernſte ſo mit denen Leuten umginge, die er beurtheilte. Daher ſieht man augenſcheinlich, daß es nur Spaß ſeyn müſſe.

Wie könnte er es dem Vorredner der Beluſtigung. ſonſt auch wohl zur Laſt legen wollen, daß er in ſeiner weitläuftigen Vorrede mancherley Ausſchweifungen gemacht? Sollte er nicht wiſſen, daß dieß die Eigenſchaft der größten Geiſter ſey? Wahrhaftig, dieß iſt ein Lob, das dem Herausgeber der Beluſtigungen eben ſo wenig zukömmt, als daß er ein Wahrſager ſeyn ſoll. Dadurch machet er ihn wiederum den zürchiſchen Kunſtrichtern gleich; denn was hat er mehr gethan, als daß er dem großen Lehrer der Deutſchen, dem Herrn Breitinger, gefolget iſt; und

Quis dubitet nomina tanta ſequi? *Ovid. Lib. II. Triſt.*

Er iſt aber bey weitem nicht ſo glücklich geweſen, dieſem unnachahmbaren Manne in der Kunſt von ſeiner Hauptmaterie abzuweichen, nur im geringſten gleichzukommen,

Sequiturque patrem non paſſibus aequis. *Virg. Aen. L. II.*

Dieſem Meiſter bleibt noch ein weiter Vorſchritt vor ſeinem Nachtreter voraus. Es würde auch eine gar zu große Kühnheit für ihn geweſen ſeyn, wenn er ſich die Gewalt angethan, und in ſeinem Aufſatze ſo wie dieſer vollkommene Kunſtlehrer geſagt hätte*: Ich würde dieſen Anlaß ergreifen, mich hier über die Sache einzulaſſen, wenn ich nicht zu der Materie, von welcher ich mich entfernt habe, zurück eilen müßte: Und wenn er dem ungeachtet doch noch, wie dieſer große Mann, ganzer vier Seiten von andern Dingen geredet hätte, zuletzt hinzuſetzen müſſen: Damit ich endlich wieder auf mein Vorhaben komme*. So verwegen darf er noch nicht ſeyn; ich wollte ſagen, ſo geſchickt iſt er noch nicht. Vielleicht thäte ers zuweilen:

---

* Crit. Dichtk. 2 Th. 152 Seit.

Sed cohibet vires ingeniumque pudor.

Mart. Epigr. LXIX. Lib. VIII.

Könnte der Vorwurf der Ausſchweifungen alſo ernſtlich, oder die Anwendung derſelben im geringſten verwerflich ſeyn: ſo wäre Herr Breitinger gewiß ſehr ſtrafbar. Dieß letzte kann mein lieber Herr College in alle Ewigkeit nicht zugeben; und daher ſchließe ich, daß er ſolches auch nicht dem Herausgeber der Beluſtigungen zum Nachtheile, ſondern vielmehr zur Ehre, geſaget hat.

Accipite ergo animis atque haec mea figite dicta.

Virg. Aen. Lib. X.

Eben ſo iſt auch die verſtellte Verachtung gegen die Mercures und die Leſer derſelben beſchaffen. Im Ernſte kann nichts Nachtheiliges auf den Herausgeber der Beluſtigungen daher fallen, daß er dieſelben zur Nachahmung gewählet. Es können in der That keine ſchlechte Schriften ſeyn, und die Leſer derſelben müſſen gewiß einen feinen Geſchmack haben; weil die Freunde des Herrn Conrectors und der andern berühmten zürchiſchen Kunſtrichter ſolche leſen und ſelbſt Theil daran haben. Dieſe ſind unſtreitig der Kern des guten Geſchmacks. Nun hat ja einer von ihnen eine Nachricht von dem überſetzten Bayle; ein anderer von dem eingebildeten Kriege zwiſchen den Sachſen und Schweizern, und von des Herrn Profeſſor Gottſcheds Vorrede vor ſeiner critiſchen Dichtkunſt einrücken laſſen. Würden ſich dieſe Hn. nicht ſchämen, in eine nichtswürdige Geſellſchaft zu treten, oder die Ehre des zürchiſchen Witzes vor Leuten von grobem Geſchmacke zu vertheidigen; oder welches ihre Hauptabſicht geweſen, den zürchiſchen Herren Kunſtrichtern bey unerfahrnen und mit den ſchönen Wiſſenſchaften nicht bekannten Leſern ein großes Anſehen und einen ausnehmenden Vorzug vor den ſächſiſchen zu erwerben, welches ihnen dieſe gern gönnen? Das würde eine herrliche Sache für die Feinde dieſer großen Männer ſeyn. Sie würden es gern ſehen, daß meines Herrn Collegen Verirrerey wahr wäre. Da würden ſie bald mit ihren höhniſchen Spöttereyen aufgezogen kommen: Es wäre eben keine ſonderliche Geſchicklichkeit unwiſſende Leute zu überreden, man beſitze einen angenehmen und gründlichen Witz und unſre Gegner einen eitlen und lächerlichen Stolz. Denn ſo hieße es ja in dem Schweizer-Mercur: Cela ſerviroit pour vous donner une connoiſſance plus parfaite tant de l'Eſprit agreable & ſolide des Suiſſes, que de la preſomption vaine et ridicule de leurs Antagoniſtes. Sie möchten ſich immer bey dieſen Leutchen in Anſehen ſetzen und ihnen gefallen. Sie ſollten dieſe Glückſeligkeit unbeneidet genieſſen. Denn; Iam olim imperitiae argumentum fuit, vulgo placere. *Athenaeus Lib. XIV. c. 7.* Sie hätten mit dem Perrault einerley Schickſal, der auch den Mercur auf ſeiner Seite gehabt, da die andern Götter auf der Seite ſeiner Gegner geweſen.

---

* Crit. Dichtk. 2 Th. 155 S.

Perrault, craignez enfin quelque triſte avanture,
Comment ſoûtiendrez-vous un choc ſi violent?
Il eſt vrai, Viſé vous aſſure,
Que vous avez pour vous Mercure;
Mais c'eſt le Mercure Galant. *Boil. Epigr. XXIV.*

Um nun dieſen Leuten nicht die Waffen wider ſich in die Hand zu geben, wird mein Herr College keine Schwierigkeit machen, zugeſtehen, daß er nur aus Spaß die Mercures beſchimpfet. Und da habe ich ein neues Zeugniß von der Wahrheit meiner Meynung.

Noch ein beſſeres nehme ich aus der Bezüchtigung wegen der Ungeſchicklichkeit der ſächſiſchen Kunſtrichter in der Ironie zu ſchreiben. Ehe ich aber ſolches aus einander wickele, wollte ich meinem theuren Herrn Collegen wohl noch einmal rathen, nicht immer alle Leute nach ſeiner Elle zu meſſen. Er liebet die Ironie ſo ſehr, daß er ſich rechte Gewalt anthut, ſie überall von ſich zu geben, auch wenn man ſichs am wenigſten verſieht. Aber deswegen iſt ihm der Herausger der Beluſtigungen nicht gleich. Er darf alſo ſeiner Muthmaßung nicht trauen, und es bedünkt ihm unrecht, daß der Herr Magiſter dieſes Bekänntniß, daß er ſeine Monatſchrift bey den Franzoſen abgeſehen, nur in der Ironie abgelegt. Es iſt ſein purer klarer Ernſt, und dieſer Mann ſcheuet ſich ein wenig zu ſehr, öffentlich Unwahrheiten zu ſagen. Er läßt einem jeden gern ſeine Verdienſte, und ſchämet und ſcheuet ſich nicht, ſolche auch an ſeinen Feinden zu erkennen und zu rühmen. Herr Erlenbach würde es erfahren, wenn er ihm auch gleich auf das allerfeindſeligſte begegnete. Mein ſcharfſinniger Freund hat auch den Ungrund ſeiner Muthmaßung wohl gemerkt; daher er ſie in den folgenden ſelbſt zweifelhaft machet. Allein, weil ſie ihm zu einer niedlichen Spötterey Anlaß gab: ſo durfte er ſie nicht übergehen. Es iſt dieſes ſeine Art ſo; er ſchreibt gern, was ihm einfällt, es mag wahr oder falſch ſeyn; und was er einmal ſo geſchrieben, das läßt er gern alle Welt leſen, wenn er es gleich hintennach für ungewiß oder ganz ungegründet erklären ſollte.

> - - Quodcunque ſemel chartis illeuerit, omnes
> Geſtiet a furno redeuntes ſcire, lacuque
> Et pueros et anus. *Horat. Sat. IV. Lib. I.*

Zum offenbaren Beweiſe davon, darf man nur ſeine Echo des deutſchen Witzes nachleſen. Die artige Spötterey aber, wozu ihn dieſe ſo falſche Muthmaßung vermocht, iſt folgende: „Dieſe geiſtreiche Herren ſind in der Anwendung dieſer ſpottenden Figur ſo ſubtil und unbeſtändig, daß man öfters nicht recht wiſſen kann, ob ſie im Ernſte reden, was ſie ſagen: es wäre darum wohl zu wünſchen, daß man dieſelben verpflichten könnte, daß ſie nach dem Beyſpiele der Mathematiker (die ihre Sätze abſonderlich mit ihren Taufnamen benennen und unterſcheiden) ſo oft ſie dieſe Figur der Ironie brauchen wollen, die ironiſche Rede allemal abſonderlich unter ihrem Titel ſetzen müßten, damit unſchuldige Leſer wiſſen könnten, wo die Ironie anfange, und wo ſie

„ſich endige.„ Damit dieſe ſcharfſinnige Bezüchtigung einen Schein der Wahrheit bekomme, und wie eine hundertmal wiederholte Unwahrheit endlich für wahr gehalten werde; der damit verknüpfte gute Rath auch deſto mehr Eingang finde: ſo muß Herr Effinger ſolchen in dieſen Worten wiederholen*: „Es ware gut, wenn dieſe ſcharfſinnigen Scribenten uns allemal ſo warneten, wenn ſie „in der Ironie reden; denn ſie thun dieſes öfters ſo fein, „daß man es ohne eine ausdrückliche Erinnerung nicht „wahrnimmt.„ Man darf es dieſen Herren nicht für ungut nehmen, daß ſie einander ſo ihre Gedanken nachbethen. Es iſt die Gewohnheit ſo unter den zürchiſchen Kunſtrichtern, daß des einen Gedanken auch des andern ſeine ſind. Jedoch ohne Schande; denn amicorum bona ſunt communia; warum nicht auch die Einfälle? Da ſie bisher keiner für ſich, ſondern zuſammen und gemeinſchaftlich, gearbeitet, das heißt: aus einem Herzen und mit einer Feder geſchrieben, ſo wird auch wohl keiner für ſich allein denken. Das Gleichniß z. E. von dem langen Rocke eines Rathsherrn, auf welchen man etliche Stücke von einem Pickelheringskleide geflicket, kömmt zuerſt bey dem de la Mothe vor. Herr Bodmer überſetzet dieſe Stelle in dem Wunderbaren 103 S. Herr Breitinger bedienet ſich deſſelben in dem 2 Th. der crit. Dichtk. 243 S. Herr Effinger bethet es in dem Compl. der herrſchenden Poeten 210 Seite nach; ob wohl allezeit ein wenig verändert. Was für eine Unterſuchung könnte nicht ein muthwilliger Vogel darüber anſtellen, ob die Copien das Original erreichet oder übertroffen hätten; ſo wie es dieſe Herren zu thun pflegen. Es giebt ſolche leichtfertige Köpfe, deren einer mir von meines Herrn Collegen ſcherzhaften Spötterey ſo ſchon ſagte, daß er, bey Anbringung derſelben, wider ſeine eigene Regel gehandelt, und ſich alſo mit ſeinem eigenen Schwerdte ſchlüge

Turpe eſt doctori, ſi culpa redarguit ipſum.

Denn er habe ſich herausgelaſſen, er wolle ſich „derjenigen Art der Vertheidigung nicht bedienen, die in lauter

---

* In der Note (V) zu dem Compl. der herrſch. Poet. 189 S.

„Gegenbeſchuldigungen beſtünde; allermaßen dieſelbige bey Verſtändigen jederzeit für ein Zeichen einer verlohren gegebenen Sache angeſehen worden, und allein bey den erboßten Trödelweibern für rechtskräftig gehalten wird, die fertig ſind, eine Hure ſ. v. mit einer Hexe quit zu machen.

„Nil agit exemplum, litem quod lite reſolvit. *

Indeſſen habe er doch hier, meynen ſie, nichts beſſers gethan. Denn wenn nicht der M. Pitſchel ihm gewieſen, daß er nicht in der Ironie ſchreiben könne: ſo würde er wohl nicht auf die Beſchuldigung gefallen ſeyn; zumal er die Urſache dazu, wie der Wolf in der Fabel, vom Zaune gebrochen, und er alſo denjenigen gleiche,

Qui fictis cauſis innocentes opprimunt.

Phaedr. Fab. I. Lib. I.

Allein dieſe lieben Leute erwägen nicht, daß der Hr. Conrect. dieſes erſt eine geraume Zeit nach jenem geſaget, und man ihn alſo nicht nach ſeinem ſpätern Geſetze richten dürfe. Zu geſchweigen, daß ſie eben daraus erkennen ſollten, daß dieſe Beſchuldigung und der damit verknüpfte gute Rath, ihm nicht von Herzen gegangen. Denn ſollte wohl Herr Erlenbach ſich und ſeine verſchmitzten Zunftgenoſſen, die ſo viele bisher unbekannte Minen des Schönen in den Werken des Witzes ausgeſpühret haben wollen, für ſo unſchuldige Leſer halten, daß ſie nicht wüßten, wo eine Ironie anfange und ſich endige? Das wäre dem Himmel zu erbarmen! Sie haben ja längſt gewieſen, daß ſie wohl verborgenere Dinge erkannt haben. Die ſchwächſte Anſcheinung einer Sache hat ihnen ja ſonſt leicht zu einer ſtarken Gewißheit gedienet. Wie hatten ſie ſonſt den Herausgeber der Bel. zum Verfaſſer des Briefes von der Unnützlichkeit ſeines Vorhabens und des Schreibens der Wahrheit machen können? Alle Welt ſaget hier zwar, er ſey es nicht, und der Hr. M. Käſtner bekennet ſich zum Vater des erſten, ſo wie eine ganz andere Wahrheit, als die ſchwäbiſche, das Schreiben abgehen laſſen. Indeſſen glaube ich doch meinem vielwiſſenden Freunde hierinnen faſt mehr, als der Urheber dieſer Schriften ihrer eignen Ausſage.

Nouit

---

* Echo des deutſchen Witzes 50 S.

Novit namque omnia vates
Quae ſint, quae fuerint, quae mox ventura trahantur.
Virg. Georg. Lib. IV.

Er iſt ja wohl ſo gewiſſenhaft, daß er keinen Unſchuldigen aus einem leichtſinnigen Verdruſſe mit einigen Anzüglichkeiten angreifen wird. Er beſtrafet eine ſolche ſtolze Wuth nachdrücklich, wenn er ſie gleich hernachmals und beſonders nach Verlauf einiger Zeit in dem Echo des deutſchen Witzes vollkommen auszuüben ſcheint. Doch dergleichen Kleinigkeiten vergeſſen ſich leicht, vornehmlich wenn es einem mit Nichts, was man ſaget, ein rechter Ernſt iſt. Daraus kann man nun auch ſchließen, was man von dem Rathe halten muß, welchen mein liebreicher Freund den geiſtreichen Herren ertheilet. Was für eine Beſchimpfung für den Witz der zürchiſchen Kunſtrichter würde es nicht ſeyn, wenn ſie ſo leichtfertig wären, und ihnen zum Beſten dieſem Rathe folgten? Sie würden ja alsdann auch die Namen zu den andern Figuren ſetzen, und z. E. ſagen müſſen: Dieß iſt eine Frage. Denn was hätte dieſe Figur vor den andern voraus? Wie unwiſſend müßten ſie ſich nicht alsdann ihre Leſer einbilden? und ich möchte gewiß keiner davon ſeyn. Ich erinnere mich, in einer von den zürchiſchen Schriften geleſen zu haben, man müſſe nicht ſo ganz deutlich ſchreiben, ſondern der Scharfſinnigkeit ſeiner Leſer etwas zu rathen überlaſſen, damit ſie ein Vergnügen haben, etwas ſelbſt zu erfinden. Wie kann dieſe Lehre bey dem gegebenen Rathe beſtehen, wenn er ernſtlich wäre? Doch ich mag mich hierbey nicht länger aufhalten; ich habe zur Beſtärkung meiner Meynung ſchon genug geſagt, und man kann mit mir zufrieden ſeyn.

Claudite nunc rivos, pueri, ſat prata biberunt. *Virgil.*

Ich hätte zwar noch ſehr vieles und nichts gemeines zu ſagen, ſonderlich wenn ich auf die Beurtheilung der Stücke ſelbſt gekommen wäre. Allein, da der Herausgeber der Bel. ſchon ungehalten auf mich iſt, daß ich ſo viel geredet habe: ſo habe ich ihn durch mein längeres Reden nicht noch unwilliger machen, oder mir gar den Weg verſperren wollen, dieß letztemal zu erſcheinen. Er hatte ſchon große Luſt darzu, und gab mir nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſeine Leſer meynten, ich ſchadete der ganzen Sammlung.

- - Grex totus in agris
Vnius ſcabie cadit. *Iuuen. Sat. II,*

welches ich mir aber doch nicht einbilden konnte. Ich habe ſie viel zu lieb, als daß ſie mich nicht wieder lieben ſollten. Allein ich muß ſie verlaſſen; der Eigenſinn wills, und einen hartnäckigten Geiſt kann man nicht brechen:

- - Tenacem propoſiti virum
Non ciuium ardor praua iubentium
Non vultus inſtantis tyranni
Mente quatit ſolida *Hor. Od. III. Lib. III.*

Sie wiſſen indeſſen, wie die Sachen beſchaffen ſind, und ich habe ſie nur um Verzeihung zu bitten, wenn ich es ihnen nicht recht gemacht habe. Ich habe es doch immer gut gemeynet:

Factis ignoſcite noſtris,
Si ſcelus ingenio ſcitis abeſſe meo. *Ouid. Faſt. Lib. III.*

Mein Abzug kömmt hier mit gutem Willen unerwartet, und man kann mit beſſerm Rechte von ihm ſagen, er ſey unvermuthet, als von dem Ende der erſten Vorrede vor den Beluſtigungen. Allein da uns die zürchiſchen Kunſtlehrer, ohne die wir nichts können noch vermögen, noch keine Regeln gegeben, wenn wir in einem Aufſatze ſchließen ſollen; und ich es am natürlichſten halte, daß man aufhöre, wenn man nichts mehr zu ſagen hat, oder nichts mehr ſagen will; ſo wird man mich wegen meines unvermutheten Schluſſes hier nicht ſchelten. Denn ich habe nichts mehr ſagen wollen. Mein lieber und theurer Herr College, deſſen ich mich auch noch bey meinem Abſchiede erinnere, wird es mir gleichfalls gütigſt verzeihen, daß ich ihn nunmehr verlaſſe. So will es mein Schickſal, und er verliert wenig dabey.

Namque ſuper tibi erunt, qui dicere laudes,
Vare, tuas cupiant, & triſtia condere bella.

Virgil. Ecl. VI.

J. F. Zötſche.
Schulhalter in Leipzig.

Der

Der Bach und die Weyden.

Eine Fabel.

Durch eine Flur beblühmter Wieſen,
Die man vor andern ſchön geprieſen,
Wand ſich ein ziemlich breiter Bach;
An ſeinem Ufer grünten Weyden;
Die wolltens länger nicht mehr leiden,
Daß er an ihrem Fuß ſich brach.

Sie fingen an, ſich zu beſchweren,
Und ließen ſich oft murrend hören:
Dein Strom wird uns nun bald zur Laſt;
Du ſchlägſt nicht nur an unſre Rinden;
Du läßt die Wurzeln Schmerz empfinden,
Weil du viel Kieſel bey dir haſt.

Könnt ihr aus ſolchen Kleinigkeiten,
Fragt er, den Vorwurf mir bereiten,
Wenn ſonſt mein Strom nur heiter fließt?
O hättet ihr dafür bemerket,
Wie ſehr ſich euer Wuchs verſtärket,
Da ſich mein Naß an euch ergießt.

* * *

Iſts billig, ſoll man ſolche Schriften,
Die noch im ganzen Nutzen ſtiften,
Um kleine Fehler ſpöttiſch ſchmähn?
Ihr Meiſter in der Kunſt zu richten,
O möchtet ihr an unſerm Dichten
Geringe Flecken überſehn!

Schwabe.

Verzeichniß

der in dieſen ſechs Monaten enthaltenen Stücke.

Im Heumonate.

1 Vorrede von M. Joh. Joachim Schwaben.
2 Das Lob der Lobſucht von C. F. Gellert 1 Seite.
3 Abhandlung von dem Einfluſſe der theoretiſchen Philoſophie in die Geſellſchaft von M. Abr. Gotth. Käſtner 7
4 Hirtenlied 35
5 Der junge Herr, letztes Stück 37
6 Sinngedichte auf die Schlacht bey Chotuſitz 46
7 An die Nachtigall Ebendaſ.
8 Patriotiſches Verlangen nach Satiren von C. 47
9 Antipope, oder Verſuch von den wahren Eigenſchaften eines Kunſtrichters von Erlenbach dem Jüngern 51
10 Auf die geſchminkte Roſette von C. 66
11 Lob⸗ und Trauerode auf einen verſtorbenen Mopshund von J. F. Zernitz 67
12 Ein Traum von M. n. b. m. 71
13 Die Elſter u. der Sperling, eine Fabel v. C. F. Gellert 78
14 Schreiben an ein junges Frauenzimmer in Leipzig von C. F. H. 80
15 Eine anakreontiſche Ode 88

Im Auguſtmonat.

1 Fehler einiger Rechtsgelehrten von J. F. Zernitz 91
2 Sendſchreiben von der Zuläßigkeit der Satire und deren Einrichtung von X. 100
3 Lob der Blattern von C. 111
4 Gedanken über die chriſtl. Tragödien v. M. Käſtnern 116
5 Die Vortheile eines verſchwiegenen Liebhabers von Joh. Elias Schlegeln 125
6 Unterſuchung ob die Ehrbegierde der Bewegungsgrund zu unſern Handlungen ſeyn ſolle? von J. C. G⸗⸗e. 129
7 Einladung zur Landluſt von Harting 142
8 An Doris von O 144
9 Schreiben an den Herrn von *** in welchem unter andern

dern eine Vergleichung zwiſchen dem itzigen und dem vorigen Adel angeſtellet wird von J. C. W. 145
10 Ode an Chriſtianchen von C. F. G. 157
11 Gedanken über eines zürchiſchen Kunſtrichters Beurtheilung der Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes von J. F. Zötſchen 159
12 Schreiben an den Herausgeber der Beluſtigungen von dem Herrn Conrect. Erlenbach 188
13 Der Täuber, eine Fabel von C. F. Gellert 191

Im Herbſtmonate.

1 Die engen Schranken der menſchl. Wiſſenſchaft 195
2 Betrachtung des Erdbodens, als einer zur Nothdurft, Bequemlichkeit u. zum Vergnügen für Menſchen u. Thiere, wohl eingerichteten Wohnung von J. M. Herbart 200
3 Die Dorfgeſellſchaft von J. F. Z. 223
4 Schutzrede für die Beredſamk. von M. Schilling 229
5 Wider die poet. Ueberſetzungen von M. Käſtnern 238
6 Briefwechſel etlicher Liebhaber der Dichtkunſt über ein Sinngedichte auf Ludwig den XIV. 245
7 Auf das in Halle den 15 Jul. gefeyerte Friedensfeſt 253
8 Einige Briefe von Calliſten und Silvandern 254
9 Der Dachs u. der Hund, eine Fabel von C. F. Gellert 261
10 Gedanken über eines zürch. Kunſtrichters Beurtheilung der Beluſtigungen, anderer Theil von J. F. Zötſche 163

Im Weinmonate.

1 Gedanken über die unendliche Strafgerechtigkeit des ſeligen Gottes von W. 292
2 Der Garten des Glücks 296
3 Das Gewiſſen, von J. F. Zernitz 308
4 Zweyerley Geſtalten in einer Perſon 314
5 Erzählung, von C. 327
6 Das angenehmſte und ſicherſte Mittel recht tugendhaft zu werden von M. Käſtnern 330
7 Ode vom Schickſale von A. P. L. Carſtens 340
8 Auf die Phyllis von J. F. Z. 343
9 Ein paar Briefe, wie ſich das Frauenzimmer angenehm machen könne? 344
10 Die Freundſchaft von C** 352

11 Briefwechſel zwiſchen Calliſten u. Silvandern fortgeſetzet 356
12 Verſuch in einer patriotiſchen Nachahmung von C. F. v. M. 361
13 Die Sonne, eine Fabel, von C. F. Gellert 366
14 Von Unterweiſung der Jugend 368
15 An Climenen, von C. 375
16 An den Herausgeber von Cynthia 375

Im Wintermonate.

1 Die Zufriedenheit von O. 387
2 Schreiben an einen Freund bey Ueberſendung eines Briefes von einem Freygeiſte, worinnen gezeiget wird, daß man die Religion mit willkührlich angenommenen Sätzen beſtreiten müſſe, von M. Pitſcheln 393
3 Die unverfolgte Religion von C. A. Gebhardi 418
4 Das allgemeine Recht der Schriftſteller, aus den Gründen der Vernunft und Billigkeit erwieſen von J. A. C. 420
5 Die Weisheit von J. G. Harrer 428
6 Des deutſchen Dichterkrieges drittes Buch von N. H. D. 434
7 Letzte Frühlingsgedanken an die Phyllis von Silvandern 463
8 Antwort der Phyllis 469
9 Commentarius über nachſtehende Ode, Chloris, oder die korinthiſche Seule von M. Käſtnern 470
10 Irus 475
11 Das Schaf, eine Fabel, von C. F. Gellert 478
12 Der Schäfer und das Echo, eine Fabel, von C. 479

Im Chriſtmonate.

1 Lob des einſamen Landlebens von D. 483
2 Beweis, daß unſere Seele ein einfaches Ding ſey, von Joh. Chriſtoph Kühne 488
3 Die Gränzen der menſchlichen Vernunft, von M. G. 492
4 Von der Bewegung in dem vollen Raume von C. F. H. 496
5 Gedanken bey angenehmen Herbſttagen von C** 512
6 Ueber die Unſterblichkeit der Seele, von M. Käſtnern 516
7 Vortreflichkeit des Thees, in einer Krankheit, von Heinrich Joh. Carſtens 535
8 Nachricht von einer Geſellſchaft geplagter Männer, nebſt der Trauerrede eines Wittwers, von F. D. J. 538
9 An Se. Excellenz, den Herrn Grafen von S. nach Schleſien, von C. F. Gellert 555
10 Gedanken über eines zürchiſchen Kunſtrichters Beurtheilung der Beluſtigungen, dritter und letzter Theil 558
11 Der Bach und die Weyden, eine Fabel, von M. Schwaben 563

STAATS- BIBLIOTHEK

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Biblioth. Oberalt.

Eſt iocus in noſtris, ſunt ſeria multa libellis. *Auſon.*

Auf das Jahr 1743.
Jenner.

Zweyte Auflage 1744.

Leipzig,
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Die gütige Aufnahme, welche dieſe Sammlung bey den meiſten ihrer Leſer gefunden, hat mich angefriſchet, gegenwärtig einen neuen Band derſelben anzufangen. Ich hoffe, daß derſelbe mit eben ſo günſtigen Augen werde angeſehen werden, als ſich die vorigen größtentheils rühmen können; wenn gleich nicht alle Stücke darinnen eines jeden Beyfall verdienen ſollten. Ich habe mich bereits zu unterſchiedenenmalen erkläret, daß es faſt unmöglich ſey, in einer Schrift von dieſer Art es ſo einzurichten, daß alle Stücke einem jeden gefallen könnten. Die Neigungen der Menſchen ſind unterſchiedlich; und wie kann man hoffen, ſie alle zu befriedigen, wenn man einer jeden etwas vorzulegen ſuchet, welches ihr angenehm ſeyn ſoll? So lange man ſich nicht eine gewiſſe Claſſe von Leſern ausſuchet, für die man ſchreiben will, ſo lange wird man auch den Vorwurf befürchten müſſen, daß man es keinem in allen Stücken recht gemacht habe. Man kann ſich dabey aber auch leicht beruhigen, wenn etwa einige nicht gar zu vortheilhafte Urtheile über dieſes oder jenes Stück von einem und dem andern ſollten gefället werden. Denn vielleicht hat eben das verurtheilte Stück den Beyfall eines andern erhalten, der ſich gleichfalls die Liebe zu der geſunden Vernunft und dem guten Geſchmacke nicht wird wollen abſtreiten laſſen.

Es kann nicht anders ſeyn, als daß ein jeder dasjenige lobet, was ſeiner Art zu denken und zu ſchreiben am nächſten kömmt, und dasjenige verwirft, was derſelben unähnlich iſt. Ein aufgewecktes Gemüth will gern etwas munteres und ſcherzhaftes haben; und ein ernſthafter Geiſt will ſich lieber mit tiefſinnigen Betrachtungen und philoſophiſchen Wahrheiten beſchäfftigen. Dieſer wird alſo ſehr leicht geneigt ſeyn, dasjenige, was jenem gefällt, für poßierlich auszugeben, und jener dasjenige, woran dieſer ein Belieben findet, für trocken auszuſchreyen. Wer fließend und leicht ſchreibt, der wird demjenigen gar bald matt und ſchläfrig vorkommen, der ſich zu einer ſchweren und körnigten Schreibart gewöhnet hat; dafür er aber jenem eben ſo bald gezwungen und dunkel, wo nicht gar unverſtändlich und ſchwülſtig, zu ſeyn ſcheinen wird. Indeſſen können ſie doch alle beyde wahrhafte Liebhaber des guten Geſchmacks ſeyn, und ein jeder in ſeiner Art wirkliche und große Schönheiten haben. Wer von beyden aber wird berechtiget ſeyn, die Schrift, die nicht ſeiner Gemüthsart gemäß iſt, ſogleich als nichtswürdig und tadelhaft zu verwerfen, da die Kunſtrichter noch uneins ſind, welche Schreibart das meiſte Lob verdienet? Denn haben die ſcharfſinnigen und gekünſtelten Briefe des Plinius und die ſpruchreichen Schreiben des Seneca ihre Bewunderer gefunden: ſo haben die natürlichern und ungekünſteltern Briefe des Cicero gleichfalls ihre großen Anhänger gehabt.

Ich wollte dahero wünſchen, daß alle meine Leſer dieſes ein wenig in Erwegung zögen; und wenn ihnen etwas in dieſer Sammlung nicht anſtünde, nicht alſobald ein allgemeines Urtheil ſprächen. Sie können mit aller Zuverſicht ſagen: Dieſes oder jenes gefällt mir nicht; ob ſie aber mit eben dem Grunde überhaupt ſagen können; das kann keinem vernünftigen Menſchen gefallen; oder, das tauget ganz und gar nichts, das will ich ihrer eignen Ueberlegung anheim ſtellen.

Die Billigkeit erfordert es, daß man eine jede Schrift nach ihrer Abſicht beurtheile, und nicht mehr von ihr verlange, als was man ſich darinnen zu leiſten vorgeſetzet hat. Ich bin bisher der Meynung geweſen, daß ich in der erſten Vorrede zu dieſer Sammlung, meine Abſichten dabey hinlänglich angezeiget hätte. Weil ich aber erfahre, daß einige meiner Leſer ſolche ein wenig aus der Acht gelaſſen, oder ſich doch eine ganz andere Vorſtellung davon machen: So wird es meine Schuldigkeit ſeyn, ihnen dieſe Abſichten hier zu wiederholen, damit ſie nicht wider ihren Willen zu einigen falſchen Urtheilen verleitet werden.

Erſtlich habe ich verſuchen wollen, ob man nicht auch unter unſern Landesleuten die Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften, durch eine ſolche Sammlung, allgemeiner machen könne*. Es ſchien mir, als ob ſolches unter den Franzoſen und Engländern, die ſeit vielen Jahren her dergleichen Monatſchriften gehabt, geſchehen wäre. Ich leugne es nicht, daß ſie mich auf dieſen Einfall gebracht, und ich ihnen nachgeahmet habe.

Hieraus folgete die andere Abſicht, allerhand wohlgerathene kleine flüchtige Schriften, welche die Franzoſen pieçes fugitives zu nennen pflegen, in gebundner und ungebundner Rede, ſie mögen gedruckt oder ungedruckt ſeyn, wenn ſie nur deutſch geſchrieben worden, zuſammen zu tragen, und allhier mitzutheilen**. Dieſe können von einer Materie handeln, von welcher ſie wollen und aus allen Theilen der Weltweisheit und von allen Arten der freyen Künſte ſeyn. Die Beredſamkeit und Dichtkunſt mögen ſich hier in allen ihren Arten zeigen. Ich habe dabey ſowohl auf den Verſtand, als auf den

---

* Siehe die Vorrede des erſten Bandes 10 Seite.

** Ebendaſ. 12 S.

Witz ſehen und für beyde etwas ſammlen wollen. Die meiſten Arten von dieſen Schriften findet man in gedachter Vorrede benennet, wo ich mich auch über die Beſchaffenheit dieſer Schriften erkläret habe. Dem übeln Geſchmacke habe ich niemals einigen Vorſchub thun wollen; und wo ſich ja etwa ein mattes Stück mit eingeſchlichen hätte: ſo kann es den andern, wie ein Mohr einem ſchönen Frauenzimmer, zu mehrer Verſchönerung dienen.

Drittens hat man allen geſchickten Köpfen in Deutſchland, welche weder Gelegenheit haben, noch deren Umſtände es zulaſſen, ganze Bände von Schriften zu verfertigen, eine Gelegenheit anzeigen wollen, ihre kleinen ſcharfſinnigen Aufſätze, die ſonſt unbekannt bleiben, oder gar verlohren gehen würden, der Welt vorlegen zu können *. Ein jeder aufgeweckter und verſtändiger Kopf hat die Freyheit, an dieſer Sammlung Theil zu nehmen, und ſie durch ſeinen Beytrag zu befördern. Sie iſt kein Werk einer beſondern und geſchloſſenen Geſellſchaft, die zu einer gewiſſen Fahne geſchworen; und derjenige, der nur ein Stück darinnen hat, iſt ſo gut ein Mitarbeiter, als diejenigen, welche mehrere beygetragen, und davon die wenigſten ſich hier in Leipzig aufhalten. Ich erſuche hier auch nochmals einen jeden Liebhaber der freyen Künſte und Wiſſenſchaften, welcher deren Ausbreitung unter unſern

---

* Siehe am angeführten Orte 15 Seite.

Landsleuten gern ſieht, uns die Proben von der Gründlichkeit ſeines Verſtandes, und von der Stärke ſeines Geiſtes zur Bekanntmachung anzuvertrauen.

Dieſes ſind die Abſichten bey gegenwärtiger Sammlung. Andere habe ich niemals gehabt; und ſehe dasjenige daher, was man von einem größern und patriotiſchern Vorſatze dieſer Sammlung etwa ſagen möchte, nur als gute Wünſche an, welche zu erfüllen ich mich nicht anheiſchig gemacht: daher ich denn auch nicht nöthig habe, mich deswegen zu rechtfertigen oder zu entſchuldigen. In wie weit ich aber jene ausgeführet, das mag ein jeder Leſer beurtheilen. So viel kann ich mir ſchmeicheln, daß die erſte und die letzte Abſicht noch ſo ziemlich erfüllet worden; wie ich denn allen Freunden dieſer Beluſtigungen für Dero bisherige Gewogenheit und Zuneigung den gehörigen Dank abſtatte, und ſie erſuche, ihnen ſolche noch ferner zu gönnen.

Denjenigen Freunden aber, welche zuweilen noch wohl glauben, daß ich, bey der andern Abſicht, meiner Pflicht nicht allezeit, wie ſichs gehöret, ein Genügen gethan habe, und nicht zufrieden mit mir ſind, daß ich dieſes oder jenes Stück mitgenommen, und es nicht vielmehr als ſchlecht und verwerflich weggelaſſen habe, kann ich itzo mit nichts weiter, als einer Fabel, antworten. Ich habe die Erfindung dazu aus dem Complimente genommen, welches man den jungen du Londel, bey der Eröffnung des franzöſiſchen Theaters zu Haag, den 6 Apr. 1739 hat halten laſſen. Sie heißt:

Der Gärtner.

Ein Gärtner legte ſich einſt Blumenfelder an,
Und freute ſich der Frucht, die nun ſein Fleiß gewann.
Die Blumen zeigten ſich in reizend ſchönen Farben;
Es wurden neue jung, ſo bald die alten ſtarben.
Kein Monat floß dahin, daß nicht ein neues Heer,
In unterſchiednem Schmuck, hervorgeſproſſen wär.
Jedoch es reizt nur halb, ein Gut allein genießen;
Drum ſollt auch ſeine Luſt auf andre ſich ergießen.
Er rief, in ſich vergnügt, die Nachbarſchaft herbey,
Zu ſehn; wie ſchön beblühmt ſein neuer Garten ſey.
Sie kam, ſie ſah es an; der Gärtner war zufrieden,
Und hörte ſchon das Lob, das jeder ihm beſchieden.
Wer ſchmeichelt ſich wohl nicht, daß das, was ihm gefällt,
Des Beyfalls würdig iſt, und andrer Lob erhält?
In dieſem Selbſtbetrug trat er zu ſeinen Gäſten.
Iſt, fragt er, dieſes Beet nicht eines von den beſten?
Wo könnte wohl der Schmuck mehr abgewechſelt ſeyn?
Die Mannigfaltigkeit muß aller Aug erfreun.
In Königsgärten kaum kann man ſie beſſer hoffen.
Was dünkt euch, hab ich nicht die ſchönſte Wahl getroffen?

Ein Alter, der nicht gern den blätterreichen Mah
In ſeiner bunten Pracht ſo luſtig blühen ſah,
Fing an: Dein Garten iſt zwar lieblich ausgeſchmücket,
Nur dünkt mich, daß ſich hier der ſchlechte Mah nicht ſchicket.
Wär ich an deiner Statt, ich riß ihn gleich heraus;
Er gleicht dem Harlekin, und ſieht zu ſcheckige aus.

Er ſchwieg, und alſobald ließ ſich ein andrer hören:
Freund, dein Geſchmack ſteht ſonſt bey mir in allen Ehren:
Doch darinn haſt du ihn nicht eben kund gemacht,
Daß du mir auf das Beet Ficoides gebracht.
Ihr Flor iſt ihnen hier nie von Natur gelungen;
Verwirf ſie; nichts ergötzt, was bloß die Kunſt erzwungen.

Ein ſtrenger Tulpenfeind ergriff ſogleich das Wort:
Mich dünkt, du jagteſt auch die ſtolzen Tulpen fort;
Denn ob ſich jede gleich mit andrer Miſchung malet,
Die eine dunkel glüht, die andre heller ſtralet:
So wird doch das Geſicht nur durch den Glanz erfreut;
Allein für den Geruch bleibt wenig Lieblichkeit.

So ſprach er; und darauf ward ſelbſt den Roſenſträuchen
Der Unglücksfall gedroht; ſie ſollten gleichfalls weichen.
Dein Garten, hörte man, iſt artig angelegt;
Doch ſcheint mirs wunderlich, daß er auch Roſen hegt.
Vorzeiten haben ſie noch wohl das Haar bekränzet,
Und oft in einem Strauß an ſchöner Bruſt geglänzet;
Itzt ſind ſie zu gemein, daher nichts mehr geſchätzt,
Kaum daß man ſich daran in Dörfern noch ergötzt.
Ihr kräftiger Geruch mag zwar das Hirn erquicken:
Nur dienen ſie nicht mehr, ein Beet damit zu ſchmücken.

Kaum ſchloß er ſeinen Mund, als eines andern Rath,
Der Lilje zum Verderb, den ſtrengen Bannſpruch that:
Sie mag noch eins ſo ſtolz ihr ſilbern Haupt erheben,
Hieß es, ich hätt ihr doch hier keinen Platz gegeben.
Ihr Duft iſt gar zu ſtark, und ſchafft dem Haupte Pein;
Das Beet würd ohne ſie voll größrer Anmuth ſeyn.

Wahrhaftig! hob darauf ein andrer an zu ſagen:
Der Garten iſt recht ſchön; nur kann ichs nicht vertragen,
Daß, bey ſo mancher Zier, ſich dort Levkojen blähn.
Ich weis zwar nicht, warum? die Wahrheit zu geſtehn:
Jedoch die Blumen ſind mir in den Tod zuwider;
Drum rieth ich wohlgemeint, du riſſeſt ſie darnieder.

Kurz, in der ganzen Schaar blieb keine Blume frey.
Der Urtheilsſpruch war gleich; der Vorwurf mancherley.
Der ſchalt den Amaranth, den ärgerten Narciſſen;
Der will von Iris nichts, der nichts von Nelken wiſſen.
Wo iſt auch wohl ein Ding in aller Augen ſchön?
Das reizendſte Geſicht wird einer mindſtens ſchmähn.
Hier fand ſichs, und es wär kein Blümchen ſtehn geblieben,
Hätt unſer Mann gefolgt, und was man ſchalt, vertrieben.
Voll-Unmuth, daß ſein Werk, ſo ſtückweis ausgeſetzt,
Ihm ganz getadelt ward, erklärt er ſich zuletzt:
Ihr habt zuſammen recht; ich muß mich des beſcheiden,
Und will, was ihr verwerft, auch nicht im Garten leiden.

Mit einer Sichel ward gleich ſeine Hand bewehrt.
Die Blumen hielten ſich ſchon jede für verheert.
Durch ſo viel Tadel war er ihnen feind geworden,
Und kam nunmehr heran, ſie alle zu ermorden.
Doch ſeht hier des Geſchmacks ſo großen Eigenſinn!
Verſchone wenigſtens der Blumen Königinn,
Rief ihm ein Richter zu: ein andrer ſchrie von weiten:
Halt ein! und wag es nicht, die Liljen auszureuten.
Laß die Ficoides, redet ihm der dritte zu,
Die gar zu ſchwächlich ſind, in ihrer zarten Ruh.

Ein andrer ſchmeichelt ihm: Biſt du mir noch gewogen:
So wird dem ſtrengen Schluß, o Freund, die Tulp entzogen.
Kannſt du ſo grauſam ſeyn, ward er darauf befragt,
Daß deine wilde Fauſt den ſchönen Mah verjagt?
Trifft die Levkojen auch, ſetzt in dem Augenblicke
Noch einer ſorgſam zu, dieß klägliche Geſchicke?

Wie jede kurz vorher erſt ihren Kläger ſah;
So ſtund für jede nun ein ſtarker Beyſtand da.
Der ſchützt den Amaranth, den Nelken ſonſt beleidigt,
Und von der Iris Feind wird die Narciß vertheidigt,
Und der, der ſie verwarf, nimmt ſich der Iris an.
Der Gärtner war erfreut: So viel ich ſehen kann,
Sprach er, ſo werd ich wohl, um euch vergnügt zu wiſſen,
Mein Werk, ſo wie es iſt, geruhig laſſen müſſen.

Ich habe nichts mehr hinzu zu ſetzen, als daß ich mich und dieſe Sammlung der Gewogenheit des Leſers beſtens empfehle.

Leipzig,
den 14 des Chriſtmonats
1742.

Der Herausgeber.

Unter=

* *

Unterſuchung,

ob es verſtändig und vorſichtig gehandelt ſey, wenn man die Gottesverleugner und Religionsſpötter ſtarke Geiſter nennet.

Nichts iſt gewöhnlicher, als daß die Verächter Gottes, ſeines Dienſtes und ſeiner Offenbarung ſich anmaßen, man ſolle ſie **ſtarke Geiſter** nennen. Unter uns Deutſchen iſt es ihnen beſonders angenehm, wenn man ihnen dieſen Titel nicht ſowohl in ihrer Mutterſprache giebt, ſondern denſelben in der franzöſiſchen ausdrücket. Sie pflegen dieſe Sprache zu lieben. Wie viel bilden ſie ſich darauf ein, wenn man von einem unter ihnen dieß Urtheil fället: C'eſt un eſprit fort. Auch diejenigen, welche entweder in Schriften für die Ehre Gottes eifern, oder ihre Beredſamkeit mündlich zu dieſem Endzwecke gebrauchen, ſind oft ſo unbehutſam, daß ſie ihre Gegner ohne Noth und Grund groß machen. Sie ſchreiben von den Einwürfen der **ſtarken Geiſter**, und ſuchen ſie zu widerlegen. Sie geben ihrem mündlichen Vortrage alle Kraft und allen Nachdruck, um dieſe eingebildeten Helden zu beſtreiten. Oft wird zugleich der unſchuldigen Vernunft darüber ein Queerhieb angebracht.

Ich weis nicht, was man ſich immer von einem ſtarken Geiſte für einen Begriff machen mag, wenn man dieſen edlen Namen einer ſo ſchwachen Seele, als ein Gottesverleugner und Religionsſpötter iſt, beyleget. In einer ordentlichen Bedeutung heißt **ein ſtarker Geiſt**, ein Geiſt, der mit ſeiner Einſicht bis auf die erſten Gründe der Wahrheit durchdringen kann, und der ſeinen Willen unter dem Gehorſame einer gereinigten Vernunft, zur Erlangung des Guten, zu bändigen weis. Die Stärke des Geiſtes zeiget ſich ſowohl im Verſtande, als im Willen. Das wird ein ſtarker Verſtand ſeyn, der alle ſeine Kräfte ſo weit anwendet, als es ihm ſeiner Natur nach immer möglich iſt. Mit dem Willen verhält es ſich eben ſo. Das Ziel, welches dem Verſtande zur Erreichung vorgeſtecket iſt, iſt die Erkenntniß der Wahrheit. Der Wille ſtrebet nach einem Genuſſe des Guten. Wer beyder Kräfte nicht ſo weit anſtrenget, als er kann, der wird nimmermehr den Namen eines **ſtarken Geiſtes** verdienen; es ſey denn, daß man mit Fleiß (catachreſtice) misbrauchungsweiſe reden wollte: ſo wie viele ſich gegen die Vernunft feindſelig erklären, da ſie doch in der That die Unvernunft meynen.

Im gemeinen Leben iſt freylich die Bedeutung der Wörter ſo genau nicht beſtimmet. Die Gewohnheit muß uns ſehr oft entſchuldigen, wenn wir einer Perſon, oder einer Sache einen Namen beylegen, welcher für ſie im eigentlichen Verſtande gar nicht gehöret. Man kann ſich bald herauswickeln. Man ſaget: Es iſt eine gewöhnliche Art zu reden. Wer z. E. einen unwiſſenden Tropf einen **Gelehrten**, ja wohl gar nach der gemeinen Titulatur, einen

nen **Hochgelehrten** nennet; oder wer von einer ungeſtalten Frauensperſon ſaget, ſie gehöre zum **ſchönen Geſchlechte**, der redet unverſtändig und wider die Wahrheit. Aber man bekümmert ſich um dieſen Fehler der Rede wenig, weil er keine gar zu ſchädliche Wirkung nach ſich zieht. Ganz anders verhält es ſich mit dem Namen eines **ſtarken Geiſtes**, wenn er denjenigen Perſonen beygeleget wird, die deſſelben am allerwenigſten würdig ſind.

Mein Vorſatz iſt hier im geringſten nicht, eine ernſthafte und ſtrenge Widerlegung der Gottesverleugnung und Religionsſpötterey zu verfertigen. Die unſelige Bemühung der niedrigſten und ſchwächſten Geiſter hat zufälliger Weiſe viel Gutes nach ſich gezogen. Männer von der größten Einſicht haben in allen Ländern, wo Wiſſenſchaften blühen, um die Wette gearbeitet, die Sache des oberſten Regenten gegen ſeine raſenden Unterthanen zu retten. Das freye England iſt der rechte Hauptſitz der ſogenannten Freydenker. Aber wo hat man auch mehrere Schriften zur Vertheidigung der Religion verfertiget, als eben in dieſem Lande? Die Stiftung des vortrefflichen **Boyle** iſt bisher auch ein Sporn dazu geweſen. Der geſchickte **Gilbert Burnet** hat eine recht edle Arbeit unternommen, da er uns die Auszüge aller nach dieſer Stiftung gehaltenen Reden geliefert hat. Wer die Blöße der Gottesverleugner und Religionsſpötter auf mannigfaltige Weiſe aufgedecket finden will, der ſehe dieſe Auszüge an. Ich übergehe alle übrige wirkliche ſtarke Geiſter, welche in Schriften die Menſchen zur Ueberführung von der Wahrheit der chriſtlichen Religion haben bringen wollen. Doch kann ich nicht unterlaſſen, den vortrefflichen baſeler Gottesgelehrten, **Samuel Wehrenfels**, hier beſonders anzuführen. Seine lateiniſchen Abhandlungen **von der Vortrefflichkeit der geoffenbarten Religion, von den Wunderwerken, von dem Eifer der heiligen Schrift für die Ehre Gottes**, ſind wegen ihrer Gründlichkeit, und wegen des deutlichen und angenehmen Vortrages, vielen andern vorzuziehen. Sie verdieneten gewiß, daß ein geſchickter Ueberſetzer ſie in einer reinen deutſchen Ueberſetzung für jedermann brauchbar machte.

Ich habe bloß mit den vorgegebenen **ſtarken Geiſtern** zu thun, in ſo fern ſie ſich dieſen Namen mit Unrecht zueignen; oder andere aus Unvorſichtigkeit ihnen denſelben verwilligen. Ich will nur ganz kurz einige Gedanken entwerfen, weswegen ich ſie dieſer Benennung unter allen Menſchen am wenigſten werth ſchätze. Ich will nachher zeigen, was es für ſchädliche Folgen nach ſich ziehe, wenn man mit dieſem Ehrenworte gegen ſie gar zu freygebig iſt.

So lange menſchliche Handlungen aus gewiſſen Bewegungsgründen der Seele entſtehen, ſo lange iſt es gewiß, daß eine Urſache da ſeyn müſſe, weswegen ein Menſch gegen das allgemeine Zeugniß ſeiner Mitbürger ſaget: Es iſt kein Gott: Oder, wenn er ſo tollkühn nicht iſt, daß er doch mit denen Dingen, die den Gottesdienſt betreffen, und auf die göttliche Offenbarung ſich gründen, ein Geſpötte treibt. Diejenigen, die das Leben der Menſchen kennen, die Acht gehabt haben, aus welchem Antriebe ihre verſchiedene Aufführung herrühre, finden eine gedoppelte Art dieſer niedrigen Geiſter.

Die erſte iſt in aller ſinnlichen Wolluſt verſtricket. Dieſe wollen vergnügt ſeyn: ſie wenden alle Gedanken darauf, wie ſie von dem Genuſſe einer ſinnlichen Luſt zu der andern ſchreiten können. Dieſe ſtellen niemals eine ernſthafte Ueberlegung an. Sie gehen nicht auf das innere Weſen der Dinge. Sie bleiben bloß bey der äußern Fläche, weil ihre Sinne dadurch gerühret werden. Die Religion iſt eine ernſthafte Sache. Der Verſtand muß in derſelben arbeiten, wenn das Herz gebeſſert werden ſoll. Unſere bloß ſinnlichen Geiſter lieben dieſe Arbeit nicht. Ihre Sinne müßten inzwiſchen ruhen; und ſo hörte die ganze Glückſeligkeit auf, welche ſie kennen. Oder ſie merken gar ſchon zum voraus, ihre Begierden würden eingeſchränket, ihre ſüßen Empfindungen in bittere Gewiſſensbiſſe verwandelt werden. Sie erblicken ſchon von ferne die häßliche Geſtalt, in welche ſie verwandelt ſeyn würden. Dieß ſchrecket ſie ab, die Stärke des Verſtandes anzuſtrengen. Sollten ſie ſich ſelbſt Bande anlegen, welche ſie für vermeidlich halten? Sie wollen frey bleiben, und ſich beluſtigen. Aber wie? der ernſthafte Verſtand muß nicht mit ins Spiel kommen. Es würde verderbet werden. Ihre Sinne ſollen ihr Zeitvertreib ſeyn. Geſchieht noch etwas mehr, ſo ſuchen ſie dabey eine Beluſtigung des Witzes. Sie pflegen oft einen ziemlichen Grad deſſelben zu beſitzen: ſie laſſen ihn aber nicht durch den Verſtand regieren. Wie ſchweifet er alsdann aus? Man wendet ihn an, Kurzweile zu treiben, und Spöttereyen vorzubringen. Die Religion muß nicht verſchonet bleiben. Nein; dieſe ſcheint ihnen vieler Urſachen wegen dazu am geſchickteſten zu ſeyn. Wenigſtens erhalten ſie dieß dadurch, daß ſie niemals die ernſthafte Geſtalt derſelben erblicken. Sie ſcherzen, ſie ſpotten alſo mit allem, was ſie von derſelben wiſſen.

Wer nun einige Fähigkeit des Witzes beſitzt, und dabey keine Einſchränkung und Regierung des Verſtandes hören will, der kann über alles ſpotten. Nichts iſt leichter, als den Namen eines Spötters zu erlangen. Ja je wichtiger, je ernſthafter die Dinge ſind, deſto eher und deſto mehr rühret und kützelt es unverſtändige Augen und Ohren, wenn man ihnen eine wunderliche Geſtalt giebt, oder ſie lächerlich vorträgt. Man nehme aus den menſchlichen Wiſſenſchaften, welche man will; ich will ſie zum Geſpötte machen; doch nur bey denen, welche mir mit dem Urtheile ihres Verſtandes nicht hinderlich ſeyn wollen. Auch die gewiſſeſte unter allen, die Mathematik, ſoll ſelbſt nicht verſchenet bleiben. Die Lehrart der Meßkünſtler, ihre Figuren, ihre Aufgaben ſollen ſo kurzweilig erſcheinen, daß der Unwiſſende mit lautem Munde über die eingebildete Thorheit zu lachen anfangt. Man nenne mir aus allen andern Dingen, die man für groß und ehrwürdig hält, eins nach eigenem Gefallen. Will ich meinen Witz dabey verſchwenden; es ſoll verächtlich werden. Aber ich fordere wiederum, daß meine Arbeit nicht in die unbarmherzigen Hände eines wirklich

lich ſtarken Geiſtes gerathe. Was iſt es Wunder, wenn die Religion ein gleiches Schickſal erfahren muß?

Verſuchet es nur mit unſern Religionsſpöttern: Ihr werdet bald erfahren, was ſie für Helden ſind. So lange ihrem Spotten durch keine ernſthafte Perſon Einhalt geſchieht; ſo lange man nur Kurzweil treiben will: ſo lange iſt ihnen Gott und ſein Wort, Offenbarung und Glaube, Himmel und Hölle ein Gelächter. Sie ſcherzen, und freuen ſich, wenn andere dadurch ſo, wie ſie ſelbſt, aufgemuntert werden. Aber fanget an im Ernſte zu reden, richtige und beſtimmte Begriffe zu fordern, unwiderſprechliche Sätze zum Grunde zu legen, aus denſelben weiter zu ſchließen, und haltet euren Gegenpart dazu an, daß er das, was er eben zugegeben hat, nicht alsbald wieder leugne, wo werden ſeine Poſſen bleiben? Er verſtummet entweder alsbald; oder er wird doch nach einem kurzen Verſuche gar leicht zu ſchanden werden. Doch dieſe wollüſtigen Poſſenreißer ſind ſo klug, und hüten ſich vor dem Umgange mit ſolchen Männern, vor deren Stärke ſie ſich zu fürchten haben. Oder wenn ſie ihre Gegenwart nicht vermeiden können, ſo enthalten ſie ſich ſo lange ihrer Spöttereyen. Sind ſie hingegen in ihren gewöhnlichen Geſellſchaften, worinnen man wenig Ehrerbiethigkeit gegen die Religion heget, ſo reden ſie ungeſcheut alles, was ihnen einfällt; denn ſie wiſſen, es ſey kein Widerſpruch zu beſorgen. Sind ſie mit Einfältigen und Unwiſſenden umgeben, ſo leben ſie verſichert, es ſtehe ihnen gar keine Gefahr bevor. Da thun ſie ihren unverſchämten Mund weit genug auf, und vergnügen ſich, wenn ihnen niemand antworten kann. Noch dreiſter ſind ſie, wenn ſie ja den unglücklichen Vorſatz gefaſſet, Schriftſteller zu werden. Denn bey der Ausarbeitung ſelbſt haben ſie keinen Widerſtand. Die Cenſur geſchickter Männer werden ſie gewiß nicht ſuchen. Schleicht ihre elende Schmiererey durch die Beſorgung eines gewinnſüchtigen Verlegers ans Licht; ſo wird entweder kein wirklich ſtarker Geiſt mit ihrer Züchtigung die Zeit verderben wollen; oder, wenn jemand dieſe oft unnöthige Mühe über ſich nimmt, ſo werden unſere elenden Scribenten gewiß ſeine Arbeit nicht einmal anſehen, und inzwiſchen meynen, ſie hätten eine würdige Stelle unter den Schriftſtellern, weil ihre Blätter von thörigten Leſern häufig gekaufet werden.

Soll ich frey heraus ſagen, was ich von dieſer Art der Spötter halte: So vergleiche ich ſie mit **muthwilligen Knaben.** Dieſe ſind munter und geſchäfftig, ſo lange ihnen ohne Zucht und Aufſicht alles Spielwerk, alle Thorheiten und Bubenſtücke vergönnet ſind. Da lachen, raſen und toben ſie, und meynen, Wunder, wie glücklich ſie ſind. Lehrer, Schulen, Fleiß, Gehorſam, alles iſt ihnen ein Spott. Sie ſchreyen, ſie ſpringen wie ungebändigte Thiere. Aber haltet ſie zu einer nützlichen Arbeit an, ſchreibet ihnen eine gewiſſe Odnung vor, beſchneidet ihre Ausſchweifungen, drohet ihnen mit der nöthigen Zucht: ſo entlaufen ſie, ſo bald ſie können; oder, wenn ſie feſt gehalten werden, ſo iſt alle ihre Lebhaftigkeit vorbey. Sie taugen zu nichts. Wollen wir muthwillige Knaben **ſtarke Geiſter** nennen?

Doch ich ſehe eine andere Art von Feinden Gottes und der Religion; ich meyne die hochmüthigen Verächter und Spötter. Sehet, wie finſter und ernſthaft ſind ihre Geſichter! wie abgemeſſen ihre Schritte! wie ehrwürdig ihre Kleidung, ihr Stand ihr Geſchlecht! Hier werden wir doch ſtarke Geiſter antreffen. Allein tretet etwas näher, ihr fürchterlichen Helden. Wir wollen ſehen, ob ihr das wirklich ſeyd, was ihr euch zu ſeyn einbildet.

Ein Hochmüthiger kann am allerleichteſten auf die Verachtung der Religion gerathen; und je größer der Hochmuth iſt, deſto ſchwerer hält es, ihn auf geſundere Gedanken zu bringen. Ein unbändiger Ehrgeiziger ſieht mit Verdruß einen jeden an, der höher iſt, als er ſelbſt. Er will gern ganz frey von aller Oberherrſchaft ſeyn. Die Verehrung eines allerhöchſten Weſens, welchem wir alles Gute zu danken haben, fordert zugleich von uns, daß wir uns allem Willen deſſelben, ſo bald er uns bekannt gemacht wird, unterwerfen. Der Hochmüthige will aber ſeinen Sinn nicht brechen. Er will ſich keine Geſetze vorſchreiben laſſen. Wie kann er denn den Pflichten der Religion Gehör geben? dieſe wären für ihn ein unerträgliches Joch. Er findet keinen äußerlichen Zwang zu derſelben. Dagegen treibet ihn ſein innerlicher Hochmuth. Alſo ſieht er die ganze Religion mit Verachtung an, und meynet, ſie ſey ein Werk knechtiſcher Seelen.

Hierzu kömmt, daß in der geoffenbarten Religion viele Dinge vorkommen, welche einem Hochmüthigen verächtlich und niederträchtig zu ſeyn ſcheinen. Er ſtößt ſich an die geringe Herkunft vieler heiligen Schriftſteller, an ihr ſchlechtes Anſehen vor der Welt, welches frey bekannt wird. Ihr Vortrag iſt nicht nach allen Kunſtregeln abgefaſſet, welche er ſelbſt für die beſten hält. Viele Lehren, welche in den göttlichen Schriften vorgetragen werden, ſind ihm ein neuer Anſtoß. Hieher gehöret inſonderheit das große Werk der Erlöſung der Menſchen, die Niedrigkeit, das Leiden des im Evangelio verkündigten Heilandes. Auch die Sittenlehre deſſelben widerſpricht ganz und gar dem, was ihm wohlgefällt. Man ſoll alle Menſchen, als Brüder, lieben und hochhalten; man ſoll nicht nach hohen Dingen trachten; man ſoll ſich ſelbſt keine Ehre anmaßen, ſondern ſie Gott allein geben; man ſoll ſich für einen Sünder bekennen, und bey der göttlichen Erbarmung ſeine Zuflucht ſuchen ꝛc. Wie ſtimmet dieß alles mit den Gedanken eines Hochmüthigen überein? Er ärgert ſich daran. Er bekömmt alſo einen Abſcheu gegen die ganze geoffenbarte Religion, weil ſie ihm bey der erſten Erblickung nicht prächtig genug zu ſeyn geſchienen.

Zugleich ſieht ein Hochmüthiger es als ein Mittel an, ſich über andere zu erheben, wenn er von der gemeinen Spur abgeht. Die Religion gehöret nicht allein für die Großen der Erde; die Niedrigſten des Landes haben gleiches Recht daran. Einerley Pflichten! einerley Seligkeit! Hier iſt kein

Unterſchied. Der Hochmüthige will aber vom Pöbel, von der ordentlichen Welt unterſchieden ſeyn. Was iſt zu thun? Er leugnet das, was alle andere für wahr halten. Er übet das nicht aus, was alle andere ausüben. Nun hat er etwas beſonders. Nun bildet er ſich ein, er könne über alle andere wegſehen. Nun iſt er in ſeinen eigenen Augen groß.

Der Hochmuth ſcheint mir einem dicken Nebel gleich zu ſeyn, welcher verhindert, daß man nicht die wahre Geſtalt eines Gegenſtandes erblicken kann. So lange derſelbe währet, urtheilen wir ungereimt und falſch von denen Dingen, welche dariñen verſtecket ſind. Laß es ſeyn, daß ein Hochmüthiger von vielen Dingen, in welche ſein Hochmuth keinen Einfluß hat, ſchöne und richtige Gedanken haben kann: So verhält es ſich doch ganz anders, ſo bald ſein Hochmuth angegriffen wird. Alsdann ſteiget ein dicker Nebel auf. Er ſieht nicht mehr mit offenen Augen. Alles iſt vor ihm blind. Der Hochmuth wird nirgends ſchärfer angegriffen, als in der Religion. Was iſt es Wunder, wenn ein Hochmüthiger von derſelben ſo verkehrte Urtheile fället? Was verdienet er aber alsdann für Namen? Ich weis keine beſſere, als daß man ihn einen **Kurzſichtigen**, oder gar einen **Schwindelgeiſt** nenne.

So ſieht die wahre Geſtalt der Religionsverächter und Spötter aus. O elende, ſchwache, verächtliche Geiſter! und doch nennet man euch **ſtarke Geiſter**. Es iſt unverſtändig gehandelt. Doch laß es ſeyn! Man muß viel unverſtändiges in der

Welt dulden. Aber wird durch dieſen Unverſtand nicht großer Schaden geſtiftet? Ich will es alſofort zeigen.

Wenn der Name eines ſtarken Geiſtes derjenigen Gattung von Leuten, welche ich bisher beſchrieben, beygeleget wird: ſo handelt man ſehr unvorſichtig, ſowohl in Anſehung dieſer elenden Geiſter ſelbſt; als auch in Abſicht auf andere Menſchen.

Die Religionsverächter und Spötter ſelbſt ſuchen nichts mehr, als daß ſie entweder ihrer ſinnlichen Luſt ſich ungehindert ergeben, oder ihren ungereimten Hochmuth ausüben können. Was wird ihnen angenehmer ſeyn, was wird ſie mehr in ihrer Thorheit beſtärken, als wenn man ſie für ſtarke Geiſter ausſchreyet. Ein Wollüſtiger fährt gewiß mit deſto größerm Vergnügen fort, zu ſpotten. Ein Hochmüthiger freuet ſich in ſeiner Seele, daß ihm ſein Vorſatz ſo vortrefflich gelinget, und verachtet deſto dreiſter Gott und Religion. Warum? Man heißt alsdann ein **ſtarker Geiſt**. Heißt dieß nicht Oel ins Feuer gießen, und einen Raſenden in ſeiner Wuth noch mehr anfriſchen?

Eben ſo ſchädlich ſind die Folgen von dieſer Unvorſichtigkeit für andere, ſonderlich für die Einfältigen und Schwachen. Was müſſen dieſe gedenken, wenn man die Spötter ſtarke Geiſter nennet? Sie bekommen alsdann einen hohen Begriff von ihnen, und werden deſto leichter durch ihre Exempel geärgert. Sie fangen wohl gar an, zu zweifeln, ob die Sache des oberſten Regenten ſo richtig, ob ſein Dienſt ſo nothwendig, ob ſeine Offenbarung ſo glaubwürdig ſey. Sind ſie ſelbſt zur Ruchloſigkeit geneigt, ſo haben ſie Luſt, ſo ſtark beſchriebenen Geiſtern völlig zu folgen. Iſt aber ihr Herz redlicher, ſo folget gemeiniglich aus dieſer Unvorſichtigkeit, daß man auf die unſchuldige Vernunft, auf die Weltweisheit, auf menſchliche Wiſſenſchaften losſtürmet. Man bildet ſich ein, es ſey gefährlich, die Stärke ſeines Geiſtes zu gebrauchen, ſeine Vernunft aufzuklären, und ein Gelehrter zu werden. Warum? ein ſtarker Geiſt iſt ein Religionsſpötter. Laſſet uns ſo gefährliche Dinge vermeiden, laſſet uns lieber einfältig bleiben; ſo werden wir nicht verleitet.

Wer die Welt kennet, der wird finden, daß ich nichts ſage, als was die Erfahrung genug beſtätiget. Um deſto mehr wird er den Vorſatz faſſen, den edlen Namen eines **ſtarken Geiſtes** behutſamer zu gebrauchen. Er gehöret im geringſten nicht für eine ſo elende Gattung von Menſchen. Vielmehr thue man dieß: Man nenne ſie niemals anders, als **elende, kleine, ſchwache Geiſter.** So redet man verſtändig und vorſichtig. Man ſtelle bey aller Gelegenheit ihre Thorheit vor: wie unvernünftig es gehandelt ſey, wenn man ſeinen großen Urheber nicht erkennen und verehren will; wie derjenige raſe, der die Hand des allgemeinen Weltregierers, die beſtändig über ihn ausgeſtrecket iſt, nicht merket, oder ſich ihr widerſetzet; was es für eine niederträchtige Seele ſey, welche auf nichts weiter geht, als was ihr in die Sinne fällt. Ich leſe allemal mit dem größten Vergnügen die Ueberſchrift der heiligen Rede des vortrefflichen Herrn Abt Mosheims, welcher von der **Thorheit der Religionsſpötter** handelt.

Ja, ich will mich noch lebhafter ausdrücken. Man ſpotte, man lache über dieſe elenden Geiſter. Ich würde Bedenken haben, dieß zu ſagen, wenn mir nicht die bekannten Worte aus dem Bibelbuche einfielen: **Der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr ſpottet ihrer.** Gewiß, verdienet eine Gattung von Menſchen, recht zum allgemeinen Gelächter und Geſpötte ausgeſtellet zu werden, ſo ſind es **die Thoren, welche ſprechen: Es iſt kein Gott**; oder die, wenn ſie einen Gott glauben, über den Dienſt deſſelben ſpotten wollen. Das Recht der Wiedervergeltung würde in dieſem Falle mit dem größten Rechte gebrauchet.

So oft ich alſo von jemand ſehe oder höre, er habe keine tiefe Ehrerbiethung gegen ſeinen Gott, keine vollkommene Hochachtung gegen ſeinen Dienſt, ſo wird mein erſter Gedanke ſeyn: O ein kleiner, ein ſchwacher Geiſt! o eine niederträchtige Seele! o ein verachtungswürdiger Menſch! Ich wünſche, daß meine Leſer allemal mit mir ein gleiches gedenken mögen.

A. P. L. C.

* *

Zufällige Gedanken
über die Tadler.

Haller.
Im weiten Labyrinth wahrſcheinlicher Begriffen;
Kann auch der Klügſte ſich in fremde Bahn vertieffen.

Ihr, die ihr auch mit Kunſt des Nächſten Thaten richtet,
Und mit geheimer Luſt des Urtheils Grund erdichtet;
Ihr, die ihr kühnlich ſchließt, wenn ihr noch zweifeln ſollt,
Euch ſelbſten offenbart, und wachend träumen wollt,
Habt ihr die Einfalt nicht dem Pöbel abgepachtet?
Die Sorge für euch ſelbſt, wird die zu klein geachtet?
Sagt, wird es ſchändlich ſeyn, zu ſchweigen, wenn es nützt?
Hat vor dem Irrthum euch je die Geburth beſchützt?
Sagt, wollt ihr Götter ſeyn? Was ſonſt? ihr kennt die Stände;
Mit ungeſchicktem Witz findt ihr der Dinge Ende.
"Wo iſt denn der Beruf, der bündige Beweis?
"Glaubt man denn kräftiger, je weniger man weis?
Sagt, iſts zum Recht genug, durch Kunſt die Laſter nennen,
Und ſich den Mann erſehn, aus denen, die wir kennen?
Sprecht nicht: Ich bin der Mann. Verbergt den Stolz aus Liſt,
Weil Scherz und Höflichkeit anitzo Demuth iſt.

Erfülle

Erfüllt im Schwindel nur mit Fehlern eure Bogen:
Nur macht, daß jeder fühlt, was euch dazu bewogen.
Sprecht im Gewiſſen nicht: Ich ſchlage minder fehl.
Gäb ſchon Juſtinian noch zweymahl den Befehl:
Man müſſe nie aus Luſt des andern Ehre kränken:
Was brauchts? ich kann behend die reine Warheit denken.
Haß, Strafe, Ruhm, und Luſt, und manche tückſche Liſt,
Sind mir doch ſtets ſo lieb, als mir der Irrthum iſt.
Der muß nicht witzig ſeyn, der das will Sünde heißen,
Wenn man, wohl tauſendfach das Laſter abzureißen,
Sich einſt geſchickt gemacht. Man weis ja, was man ſpricht:
Kennt man das Urbild ſchon ſo ſehr genau noch nicht.
Schweig, Splitterichter, ſchweig! woraus kennſt du die Thaten?
Welch ſichres Zeichen hat dir ſtets den Fehl verrathen?
Sieh! wenn dein Geiſt erhitzt, die Aehnlichkeit erwiſcht;
Und mitten in dem Zorn, wie glühend Eiſen, ziſcht,*
Und voller Heiligkeit im Feuer dichtend ſchreibet;
Beſinnt er ſich denn ſtets, eh er im Irrthum bleibet?
Wird denn ſtets durch ein Blatt voll Ziffern offenbar,
Was man noch nicht gewußt, eh es beflecket war?
Und du willſt ſo behend dem Schein der Farben trauen:
Der Dinge langes Band in kleinen Spiegeln ſchauen;
Der Thaten Werth beſehn, wenn Zweck und Grund dir fehlt;
Der Umſtand ſich verbirgt; und dein Verſtand nicht zählt?

---

* Wenn dieß Homer geſagt; die Nachwelt würd es preiſen.
Wie iſt denn nun ein Geiſt, der glühet, wie das Eiſen?
Ich aber ſchreib es nun vielleicht aus Einfalt hin,
Weil ich ja Davus nur und nicht Homerus bin.

Hat je ein trübes Glas die Sternenwelt entblößet?
Hat dir, o Saul! ein Blitz das Denken eingeflößet?
Hat man im Zeitvertreib ſo Pflicht als Recht erkannt?
Hat das Unendliche ein flüchtger Geiſt benannt?
Der, dir nicht gleich zu ſeyn, das Gut an andern lobte,
Und, nur den Weiſen gleich nie bey der Schwachheit tobte.
Die Zeit mißt Sachen aus, die uns die Welt verſteckt.
Der Pöbel ſieht es nicht; er wird auch nicht erweckt.
Uns iſt noch manche Pflicht und manches Recht verborgen.
Der Tadler hat nicht Zeit, das kleine zu beſorgen.
Er könnte wohlgeübt in wenig Stunden Friſt
Entdecken, was ihm itzt nur halb verborgen iſt.
Den Hochmuth des Silen, den Geiz, der Baven ſchändet,
In kurzem einzuſehn, das iſt ja bald vollendet.
Doch laß die Namen weg. Die Laſter auszuſchmähn
Erfordert wenig Witz; von Bauren kanns geſchehn.
Dann aber preiſe nie des Laſters Häßlichkeiten,
Wenn Fehl und Tugend ſich in deinem Kopfe ſtreiten.
Den Grund, der dir noch fehlt, legt keine Zeitung dar;
Die ſüße Hoffnung trügt, die Wahrheit wird nicht klar.
Auch Eid und Zeugen ſind der Schwachheit ſichre Zeugen.
Man muß zufrieden ſeyn, und klug, mit recht zu ſchweigen.
Ein Arzt, der klüglich ſorgt, und wohl den Puls bemerkt,
Wird in dem Wiſſen kaum, im Glauben oft geſtärkt.
Der Schmerz iſt Arzt und Cur; wenn iſt darauf zu bauen?
Und was verſchreibt der Mann? Alleine das Vertrauen,
Ja urtheilt er zu ſchnell, ſo träumt er, wenn er ſpricht.
Thut es ein Juvenal, indem er urtheilt, nicht?
Ein Kirchenlehrer ſelbſt, der vom Verborgnen ſtammlet,

Und eingedenk des Amts ſo Böck als Schafe ſammlet:
Kennt doch wie Paulus nicht die Lämmer ſeiner Zucht;
Und oft zu ſchnell geſagt, hat er ſich ſelbſt verflucht.
Dieß weis und glaubt er nicht, Gott kann die Herzen prüfen.
Ein endlich Weſen mißt im Zweifel nur die Tiefen.
Noch mehr! Wer drohende die Laſter furchtſam macht;
Wer nie aus Kenntniß fehlt, wenn er das Recht bedacht;
Der herrſchet nach der That, verwirft was nicht mag taugen,
Und ſchläget kühn, doch wie? oft mit verbundnen Augen.

Wahr iſts, ein weiſer Mann, der ſtets mit Zuverſicht,
Und wie ein Jüngling nicht, von hohen Sachen ſpricht;
Kennt, was ihm möglich iſt; er weis es zu beſtärken
Mit ewigem Beweis. Und doch wird er nicht merken,
Ob ihm das Urtheil fehlt, wenn ihn die That verirrt,
Durch die ein wahres Gut zum alten Laſter wird.
Wie langſam wird er gehn, wie weislich wird er ſagen:
Ich muß den Thäter ſelbſt um manchen Umſtand fragen.
Vielleicht bewegt ihn wohl ein unbekannter Trieb,
Der gut am Anfang war, und es am Ende blieb.
Vielleicht erkenn' ich nur, was außen ſich beweget,
Und nicht die innre Kraft, die das Verborgne reget;
Vielleicht entwickelt ſich der unumſchränkte Schein;
Vielleicht kann noch die That den Nächſten nützlich ſeyn;
Und was dergleichen mehr. Du, Spötter, mußt es hören,
Du wirſt ſonſt fremde Schmach mit deiner eignen mehren.
Sprich: Ey! wie groß bin ich! und bleib gewiß ein Zwerg;
Sprich: Pfuy der Prahlerey! und denk nicht an dein Werk.

Ja mache lächerlich, was jener weislich ſagte,
Und daß es auch wohl bleibt, ob man dich ſchon nicht fragte.
Löſcht dann, du Menſchenfeind, zuletzt dein Heiligthum
Die Flecken an dir aus? Laß dein Gewiſſen ruhn,
Ja überſieh dich nur, wenn du die Sätze bindeſt,
In deren einem du den Platz beſtellet findeſt.
O! ſchreib doch im Pasquill die Worte oben an;
Ich wandre morgen ſelbſt auf eben dieſer Bahn.
Dann zeige den Beruf, und hüte dich vor Lügen;
Du wirſt viel muthiger und viel beherzter kriegen.
Laß die Bedingung dir nie aus den Augen gehn,
Und bleib ſtets mit Geduld, da, wo du zweifelſt, ſtehn.
Im Denken geht es an, wenn nichts zum Wirken zwinget:
Dann aber frag die Kunſt, die durch die Zweifel dringet.
Sagt man der Stadt nicht an, wie ſelig Stax verſchied?
Und der es thut, irrt nicht, wenn ein Befehl ihn zieht.
Wenn Tadler unſrer Zeit Sybillen ähnlich wären:
So glaubte man getroſt, und ließ ſich wohl bekehren.
Doch itzo überſteigt das Aug' die Sehkunſt nicht;
Man weis, was man erkennt, nach der Natur Bericht.
Allein wie oft wird nicht die Grenze überſchritten.
Denn unverdiente Schmach hat jeder Menſch gelitten.
Ja wär nicht Straf und Furcht des Pöbels Hinderniß,
Sie würden Teufel ſeyn, und rauften ſich gewiß.
O ſchade! daß auch die der Einfalt opfern ſollen,
Die mit dem Vorurtheil beſtändig ſtreiten wollen.
Zwey Heere ziehen oft in einen Federkrieg;
Sie fechten mit ſich ſelbſt, und hoffen keinen Sieg.
Was hilfts, wenn zween ſich um einen Zierrath zanken?

Hat denn der Architect den Maaßſtab in Gedanken?
O ſelig! der ſich ſelbſt die eignen Schranken ſetzt,
Und nie den fremden Werth nach ſeinem eignen ſchätzt,
(Die Weisheit geht voran und zeiget ihm die Pflichten,
Nach welchen er ſich muß und nie ein andrer richten.)
Der, wenn ein Schwätzer redt, ihn ſich ſelbſt nutzbar macht,
Und Galle, Neid und Schmach, verbeißt, verhöhnt, verlacht;
Der, wenn ein andrer ſagt: O Freund! dieß wird dir fehlen;
Nicht gleich bey ſich beſchließt, wohlan, ich will es wählen;
Der nach der Abſicht ſich die Mittel auserſieht,
Damit die Weisheit nie erzürnet von ihm flieht.
O Spötter! ſpotte nicht des Stillen in dem Lande,
Der ſich vor dir verbirgt; vermeide ſeine Schande;
Verkleiner ihn nicht frech durch deine ſeichte Kunſt;
Verkehre dein Gehirn, und füll es nicht mit Dunſt.
Fehlt ihm der äußre Putz, die ungewiſſe Bürde:
Schreib deſſen Mangel nicht zu deiner eignen Würde.
Miß doch mit ſtarkem Witz des Nächſten Abſicht ab;
Sieh, was ihm die Vernunft für Rath und Mittel gab.
Die, die das Glück erhöht, und die das Ruder führen,
Die ſich bey Oel und Nacht im eignen Wohl verlieren,
Die tadle beyde nicht, verſchlucke Red und Wort,
Und warte mit Geduld auf Umſtand Zeit und Ort.
Das Glück und auch den Werth vermiſche nie im Tadeln,
Warum? der Zufall nur, die Weisheit kann nicht adeln.
Das Glück iſt von der That die ſichre Folge nicht.
Die Welt verbirgt in ſich ein unbekannt Gewicht.

Wir ſelbſten ſind ein Rad von andern aufgezogen,
Wer hat die Wirkung je nach Würden abgewogen?
Oft bleibt im Wirklichen das Mögliche verſteckt.
Wie weit die Pflichten gehn, hat noch kein Menſch entdeckt.
Ein Menſch vergißt oft ſelbſt den Urſprung ſeiner Thaten;
Und du, o Spötter! willſt nur wiſſen und nicht rathen?
Uebt denn ſtets jeder aus, das, was er ſicher weis?
Setzt ihm das Glück kein Ziel? giebt Gott nicht den Geheiß?
Verſchmäht er deſſen Wink, und du wirſt es bezeugen:
O! ſo erinner ihn; die Schuld bleibt dann ſein eigen.
Denn dein gewaffnet Aug', das die Erfahrung ſtärkt,
Macht die Empfindung zart, die jeden Fehl bemerkt.
Doch ſieh ein Widerſpruch! fang nicht gleich an zu ſchreyen!
Der Blinde ſieht nicht wohl, es muß ihn einſt gereuen.
Ihm iſts vielleicht bekannt; vielleicht fühlt er die Kraft,
Die, bey des Zufalls Macht, dem Zweifel Luft verſchafft;
Vielleicht weis er die Kunſt, vergnügt und wohl zu ſterben,
Wenn einſt das Vaterland ſein Glück von ihm muß erben;
Vielleicht ſetzt er ſein Glück nie einzeln Menſchen nach,
Und fechtend für ſich ſelbſt tilgt er des Ganzen Schmach.
Sprich tauſendmal vielleicht in eben ſo viel Stunden.
Berechne meine Schuld, wie haſt du mich gefunden;
Fehlt zur Gewißheit noch die unbenannte Zahl:
So rechne $a + b$: du findſt ſie nicht einmal.
Doch wiſſe, daß allein die größte Zahl dir nützet,
Weil ſie dich ſchweigen heißt, und dich im Fehlen ſchützet.

Erlern die Zeichenkunſt, erlerne den Gebrauch;
Erkenne das Geſetz; denn Wiſſen nützet auch.
Sieh auf die Wiſſenſchaft, doch weit mehr auf die Thaten;
Denn jene langt nicht zu, den Umſtand zu errathen.
Kennſt du die Eigenſchaft, den Grad, Maaß und Gewicht?
Selbſt der, der ſie beſitzt, fühlt ſie oft ſelbſten nicht.
Nun, Spötter! zeige mir, wie groß ſind unſre Fehler?
Zieh nur die Flecken ab, die Narben und die Mähler,
Die dir auch eigen ſind; dann ſollſt du Richter ſeyn.
Ich aber ſchließe dich in meine Zunft mit ein.
Jedoch umſonſt geſagt; wer mag den Wahn verderben?
Die Bosheit bleibt ſtets jung, ſie wird auch nimmer ſterben,
Und ſchnitt die Lungenſucht den Lebensfaden ab,
Die Nachwelt ehrt vielleicht des ärgſten Spötters Grab.
Bleib dann, du junge Welt, im Rath der Spötter ſitzen.
Erfahrung macht dich alt, mich ſoll die Weisheit ſchützen.
Verderbt ſchon Mops die Zeit, wenn er die Narren zählt.
Wer unberufen ſchweigt, hat weniger gefehlt.
Wie ſchwer erweiſt man doch, der iſt zum Schelm geworden,
Und der es unternimmt, tritt oft in dieſen Orden.
Was zwingt dich, Spötter, wohl, zu ſagen, was du ſiehſt?
Beweiſe durch die That, daß du den Irrthum fliehſt.
Wer ſelbſt geſchäfftig iſt, bleibt gern in ſeinen Schranke;
Ihm macht der Müßiggang nicht neidiſche Gedanken.
Er iſt kein Richter nicht, dem viele wenig traun,
Und führt den Schutt nicht weg, wenn andre ämſig baun.
Er ſucht dem Satyr nie die Peitſche zu entwenden;
Zerſtampft die Thoren nicht, ſie einſtens umzuwenden.

Die Zeit iſt ihm wie Gold, von gleicher Schätzbarkeit;
Sein Fleiß iſt ſeine Pflicht; ſein Zweck die Ewigkeit;
Nutzt, wenn das Glücke will, und hofft zu jenem Leben
Sich ſchon in dieſer Welt den erſten Stoff zu geben.
Wer ſich mit Geißeln ſchleppt, und mit der Ruthe ſpielt,
Und wie Demokritus ſein eigen Müthchen kühlt,
Sucht ſeine Fehler auf in andern Menſchenkindern;
Doch bald vergißt er ſich und ſeinen Feind im Plündern.
  Ein Mann, der voller Muth, was einſt geſchehen, merkt,
Prüft ſich bey fremdem Licht; ſein Wiſſen wird geſtärkt,
Die Klugheit angefacht, den Todten ohne Schaden.
Doch mancher zeigt, o Wahn! den Kopf nur zu entladen,
Den Unflat auszuſpeyn, und mit Gewißheit an,
Was die verſtrichne Welt für Sünden einſt gethan.
Allein, er ſagt es nicht; er wird aus Vorſicht ſchweigen,
Und wie ein Tadler nie der Welt die Klugheit zeigen.
  Wohlan ſo richtet denn, verkauft um Geld die Schmach,
Sterbt als die Märtyrer, und freßt das Ungemach.
Der Zeiten Unbeſtand verändert nie die Pflichten.
Schafft eine neue Welt, zeigt eure Kunſt im Dichten;
Erhebt euch ſelbſt durch Witz, braucht Haß u. Gunſt u. Liſt,
Sagt, daß der Dinge Werth in euren Köpfen iſt,
Dann klaget, daß die Welt euch nicht nach Würden lohne,
Klagt, daß man ohne Noth der ärgſten Bosheit ſchone,
Schmält, ſtraft, verdam̃t, verflucht die ſo verderbte Welt;
Nein! macht ſie lächerlich, weil es doch mehr gefällt.

M. n. b. m.

* * *

* *

Kurzer Beweis,

daß der Gebrauch der mathematiſchen Lehrart in der Rechtsgelehrſamkeit möglich ſey.

Ein Landesherr iſt außer allem Zweifel bey Einrichtung der Geſetze auf die Wohlfahrt ſeines Staats zu ſehen verbunden. Das, wozu er ſeine Unterthanen durch die Geſetze verbindlich machet, muß ein nöthiges Mittel zur Erlangung des gemeinen Wohls ſeyn; daher man auch die Geſetze für Mittel zur Erhaltung der gemeinen Ruhe und Glückſeligkeit eines Staats anzuſehen hat. Solche erhalten dadurch gewiſſe Eigenſchaften, welche bey denſelben in allen beſondern Fällen müſſen anzutreffen ſeyn. Will man alſo ein richtiges Urtheil von der Beſchaffenheit der Geſetze in einem Staate, ob ſolche wohl oder übel abgefaſſet ſind, fällen: ſo muß man allezeit vorerwähnte Eigenſchaften zum Grunde legen. Worinnen aber dieſelben eigentlich beſtehen, das lehret uns die Politik. Dieſe giebt uns Regeln an die Hand, durch deren Beobachtung ſich das gemeine Weſen heilſame Verordnungen verſprechen kann. Mit dieſen müſſen alſo die Geſetze eines jeden wohleingerichteten Staats genau übereinſtimmen. Dieſe Uebereinſtimmung machet die Richtigkeit oder Moralität der Geſetze aus, und indem man ſolche gründlich zeiget, ſo demonſtrirt man die Geſetze.

Diejenigen, welche ihren Verſtand in Erkenntniß der Wahrheiten geübt haben, werden mir leicht zugeſtehen, daß man hierbey die mathematiſche Lehrart, oder natürliche Ordnung zu denken, beobachten könne. Es iſt aber ſolche Wahrheit aus unterſchiedenen Gründen beſtritten worden. Solcher Streit iſt, wie ich glaube, aus einem Mangel der Uebereinſtimmung der Begriffe hergekommen. Man hat ſich andere Jdeen von den Wörtern gemacht, und nach denſelben dieſe Wahrheit beurtheilet. Einige haben nicht verſtanden, worinnen die mathematiſche Lehrart beſtehe, und daher ſolcher außer der Mathematik nirgends einigen Platz einräumen wollen. Andere haben geglaubet, man wolle damit behaupten, daß man allezeit in dem Stande wäre, hinreichende Urſachen von der wirklichen Einführung der Geſetze in einem Staate anzuzeigen. Weil nun die Gränzen unſers Verſtandes hierzu viel zu enge ſind: ſo haben ſie aus dieſem Grunde die angeführte Möglichkeit beſtritten. Jch habe nie einiges Bedenken getragen, ſolche als wahr anzunehmen. Folgende Gründe haben mich davon überzeuget.

Die Erkenntniß von der Richtigkeit der Geſetze in Anſehung des Staats, in welchen ſolche eingeführet ſind, iſt ein Werk unſeres Verſtandes; und die eigentliche Beſchaffenheit derſelben, ob ſie eigentlich dem gemeinen Weſen zuträglich ſind oder nicht, iſt eine Wahrheit, die wir uns einzuſehen bemühen.

Ein jeder erkennet daher, daß ſich in gegenwärtigem Falle, unſer Verſtand mit der Erkenntniß einiger Wahrheiten beſchäfftiget. Soll alſo der Beweis von der Richtigkeit der Geſetze in einem Staate in unſerer Gewalt ſeyn, ſo muß ſolche Erkenntniß die Kräfte unſeres Verſtandes nicht überſteigen. Es müſſen uns folglich diejenigen Wahrheiten bekannt ſeyn, welche uns bey dieſem Beweiſe zum Grunde dienen. Wir müſſen ferner die Fertigkeit im Beweiſen und Erfinden, in einem ſolchen Grade beſitzen, als hierzu erfordert wird. Nun erwäge man dieſes alles mit einer ſcharfen Aufmerkſamkeit, ſo wird jedem die Möglichkeit, die Geſetze zu beweiſen, oder in Erklärung der Rechtsgelehrſamkeit nach den Regeln einer ſcharfen Logik zu verfahren, ſogleich in die Augen fallen.

Die Wahrheiten, die wir hierzu vonnöthen haben, ſind die Geſchichte von der Beſchaffenheit des Staats, deſſen Geſetze wir unterſuchen; ferner die Politik, das Recht der Natur, und endlich deutliche und vollſtändige Begriffe, von den zu erklärenden Geſetzen ſelbſt. Die Erkenntniß aller dieſer Wahrheiten zu erlangen, iſt ganz wohl möglich. Den Liebhabern der Wiſſenſchaften iſt ja mehr als zu bekannt, wie durch den vortrefflichen Verſtand berühmter Männer, ſowohl die Politik, als auch das Recht der Natur, den Wiſſenſchaften einverleibet; und alſo die dahin gehörigen Wahrheiten gründlich dargethan, und der Welt vor Augen geleget worden. Deutliche und vollſtändige Begriffe zu machen, lehret uns die Logik. Die Beſchaffenheit aber eines Staats zu jeden Zeiten, können wir aus den Geſchichten erlernen. Iſt nun unſer Verſtand eines ſolchen Grades im Beweiſen und Erfinden fähig, als hierzu nöthig iſt: ſo laſſet uns nicht mehr an der Sache ſelbſt zweifeln.

Dieſes letztere wird, wie ich glaube, niemand in Zweifel ziehen. Die Erfahrung kann einen jeden ſattſam überzeugen, daß wir uns durch fleißige Uebung dergleichen Fertigkeit zuwege zu bringen, im Stande ſind; und je mehr wir uns üben, deſto gröſſer wird dieſe Fertigkeit. Es ſind ja andere Wahrheiten erfunden worden, welche, weil ſie viel allgemeiner ſind, auch ſchwerer zu ergründen ſind. Denn diejenigen, welche die Metaphyſik in ſich faſſet, erfordern ſonder Zweifel eine weit größere Geſchicklichkeit, als die, welche in der Rechtsgelehrſamkeit vorkommen. Iſt alſo jener Erfindung in unſerer Gewalt: ſo überſteigt die Erkenntniß von dieſen gewiß um ſo viel weniger die Kräfte unſers Verſtandes. Hierzu kömmt noch, daß dergleichen Unterſuchung der Geſetze nichts anders, als ein Urtheil von den freyen Handlungen der Menſchen iſt, nach der Beſchaffenheit der daraus entſtehenden Folgen, in einem Staate; aus welchen man leicht urtheilen kann, ob es in unſerer Gewalt ſey oder nicht.

Ich erinnere mich hierbey noch eines Einwurfs, welchen zu beantworten, ich nach meiner gegenwärtigen Abſicht, für nöthig halte. Es enthält aber ſolcher folgendes in ſich. Derjenige, welcher die Beſchaffenheit der Geſetze auf das ſchärfſte unterſuchet, unterfängt ſich, das Unternehmen des Landesherrn zu tadeln; dieſes aber würde eine nicht geringe Beleidigung, und daher hart zu beſtrafen ſeyn. Ferner ſo würde auch das Anſehen des Regenten ſehr dadurch geſchwächet werden. Denn, wenn man ein Geſetz für ein unzureichendes Mittel halten wollte, die gehörige Abſicht zu erlangen, ſo nehmen andere daher Anlaß, zu glauben, als ob ein Geſetzgeber entweder nicht verſtünde, was dem Staate zuträglich wäre, oder daß er aus beſonderen Abſichten, das gemeine Wohl aus den Augen ſetzte. In beyden Fällen aber würde das Vertrauen zu ihm geſchwächet, und man machte die Unterthanen misvergnügt, ſo daß ſie die Verordnungen nicht mehr ſo genau beobachteten. Alles dieſes ſind Folgen ohne Zuſammenhang. Die Beurtheilungen der Geſetze gereichen keinesweges zum Nachtheile eines Landesherren. Sind die Geſetze mit Verſtande gegeben worden, ſo kömmt durch einen deutlichen Beweis von ihrer Richtigkeit, vielmehr die Weisheit, Güte und Gerechtigkeit eines Landesherrn an den Tag. Dieſes wird wohl, wie ich glaube, für keine Beleidigung deſſelben anzuſehen ſeyn. Iſt man ferner von der Vollkommenheit der Geſetze überzeuget, ſo wächſt auch zugleich die Verbindlichkeit, ſolchen gemäß zu leben, um ein merkliches, und ſolches vergrößert das Anſehen eines Regenten. Ein vernünftiger Landesherr fordert keinen blinden Gehorſam; dieſer iſt alsdann nöthig, wenn man ſich nicht ſicher weis, und unbillige Geſetze giebt. Geſetzt aber auch, man zeigte benöthigten Falls, daß die Geſetze einiger Verbeſſerung nöthig hätten, ſo würde auch dieſes einem Urheber der Geſetze nicht nachtheilig ſeyn können, wenn er ſich nur ſonſt auf andere Art nicht verdächtig gemacht. Die Erkenntniß, welche zu vollkommener Einrichtung der Geſetze erfordert wird, iſt ſo weitläuftig, daß ſie oftermals nicht in unſerer Gewalt ſteht. Hier muß man alle Veränderungen erwegen, welche ſolche nach ſich ziehen können, und wie ſich ſolche gegen die gemeine Wohlfahrt verhalten. Nun fällt es uns aber ſehr ſchwer, ja oft gar unmöglich, alle Fälle vorher zu ſehen, die ſich zutragen können. Wenn alſo auch gleich die Geſetze ſo vollkommen nicht ſind, als man vielleicht anfangs gedacht, ſo iſt dem Landesherrn nicht die geringſte Schuld deswegen beyzumeſſen, und ſein Anſehen leidet darunter keinen Abfall. Dergleichen Erkenntniß iſt ihm vielmehr nützlich; denn er bekömmt dadurch Leute, welche er zu geſchickten Staats- und Juſtitzräthen brauchen könnte. Ueber dieſes alles ſo iſt hierbey noch zu bedenken, daß ſich der Zuſtand eines Staats oftermals gar ſehr ändert, welche Veränderungen denn machen, daß ſonſt heilſame Geſetze nunmehro die größte Unbilligkeit verurſachen. Wer wollte aber dergleichen Unbilligkeit einem Landesherrn zuſchreiben?

Ehe ich gegenwärtige Unterſuchung ſchließe, ſo halte ich für nöthig, noch etwas von denen bey uns eingeführten römiſchen Geſetzen insbeſondere zu erinnern. Bey deren Erklärung kann man auch auf unterſchiedene Art verfahren. Man kann entweder allein die Verbindung ſolcher Geſetze, untereinander zeigen, indem man aus den allgemeinen, die beſondern herleitet; oder man kann über dieſes die allgemeinen mit den politiſchen und andern Wahrheiten verbinden. Ferner ſo kann man bey deren Erklärung, entweder auf den römiſchen Staat allein ſehen, oder auch zugleich auf diejenigen, in welchen ſolche zu unſern Zeiten eingeführet ſind. Will man dieſe Gelehrſamkeit in einen Zuſammenhang bringen, ſo wird zuförderſt hierzu erfordert, daß die Einrichtung des einen in der Beſchaffenheit des andern gegründet ſey. Ob nun ſolche da ſey oder nicht? davon kann man nicht eher urtheilen, als bis man ſolches genugſam unterſuchet hat. Solche Unterſuchung erfordert einen nicht geringen Grad des Verſtandes; daher ſie auch niemand eher unternehmen kann, als bis der Verſtand geübt und genugſam geſchärft worden. Man würde ſich aber hierbey in ſeinem Urtheile ſehr übereilen, wenn man ſolches deswegen beſtreiten wollte, weil man ſolchem Unternehmen entweder ſelbſt nicht gewachſen, oder weil viel Rechtslehrer ſolches für unmöglich anſehen. Ja es würde noch nicht einmal genug ſeyn, einige einander zu widerlaufende Verordnungen zu entdecken, in denen ſich in dieſem Falle nichts weiter mit gutem Grunde behaupten ließe, als daß nicht alle von dieſen Geſetzen in einer ſolchen Ordnung untereinander ſtünden. Es laſſen uns aber die bereits vorhandenen ſchönen Proben von dieſer Sache, an deren Möglichkeit keinesweges zweifeln. Wenn man zwar die vielen Schriften der Rechtslehrer durchgeht: So findet man in denſelben eine Menge von legibus obſtantibus; ſieht man aber die Sache genau an, ſo iſt es nur ein kleiner Widerſpruch, ja oft auch dieſer nicht einmal.

Bey der Möglichkeit der übrigen Fälle, die hierbey erwähnet worden, brauche ich nichts mehr zu erinnern. Das vorhergehende machet ſolche ſchon deutlich genug. Diejenigen aber, welche mit vielem heiligen Eifer dawieder fechten, tadeln, was ſie an andern loben. Man leſe nur die Schriften der berühmteſten Juriſten, ſo wird man davon überzeuget werden. Denn wenn ſolche eine in einem Geſetze enthaltene Verordnung erklären und rechtfertigen, ſo legen ſie allezeit ein ander Geſetz in dem Corpore Iuris zum Grunde, und nehmen aus dieſem den Grund von jenem her. Es fehlet alſo hierbey an nichts, als daß die angegebene Verbindung ihre Richtigkeit habe, und dabey die Ordnung beybehalten werde, vermöge deren die Sachen ſo nacheinander vorgetragen und abgehandelt werden, wie ſie auseinander fließen, die Begriffe genau beſtimmt und vollſtändige Kennzeichen darinnen angegeben werden; überhaupt, daß man die Regeln der Logik dabey in Acht nehme.

Dieſes wird genug ſeyn, einen aufmerkſamen Leſer von der behaupteten Möglichkeit zu überführen, wenn er nur die angezeigten Gründe mit genauer Aufmerkſamkeit prüfet; und damit wir ihm durch unnöthige Weitläuftigkeit nicht beſchwerlich fallen mögen, ſo ſchließen wir gegenwärtige Abhandlung.

D. C. G. W.

◆

* *

Die entweihte Poeſie.

Faſt ſollten ſich die Klugen ſchämen,
Den Abtrag der ſonſt edlen Müh
Von dir gelaſſen anzunehmen,
Von dir beſchimpfte Poeſie!
Die ganze Welt fängt an zu reimen,
Und jeder, der kaum deutſch verſteht,
Läßt ſich bey Grab und Myrthen träumen:
Er ſey der Welt ihr Hofpoet.

Sonſt ſpahrte Phöbus ſeine Chöre
Nur für die Thaten tapfrer Hand,
Und Tugend, Weisheit, Lieb und Ehre,
War ſeiner Lieder Gegenſtand.
Itzt werden unſre Tage heiter,
Und, daß man Phöbus Lob erwirbt,
Bedarf der Menſch itzt kaum was weiter,
Als daß er lebt, und freiht, und ſtirbt.

Sonſt weihte ſich nur der den Muſen,
Der Kunſt und Witz durch Fleiß verband,
Und in dem feuerreichen Buſen
Den Geiſt der Poeſie empfand.
Itzt lacht man ſolcher ſtolzen Schwätzer;
Was fragt man nach der Muſen Gunſt?
Man ſinnt; nein! ſchreibt, und geht zum Setzer;
Dieß iſt nunmehr Apollens Kunſt.

Wie oft beſchimpft die größten Männer
Ein fieberhaft gereimtes Lied,
Das, bey dem Mitleid kluger Kenner,
Des Pöbels Tadel kaum entflieht?

Wie oft wird dieſer zum Poeten,
Und wagt ſich an den größten Mann,
Der ungebunden, ohn Erröthen,
Drey Worte kaum vereinen kann?

Ein Weiſer, der das Wohl der Zeiten
Im Auge, wie im Herzen, trägt,
Und den ſein Fleiß den Ewigkeiten
Schon würdig ins Gedächtniß prägt:
Ein Mann, den längſt die Klugen kannten,
Wird itzt bey jedem Feſte roth,
Weil ihn die Schaar der Gratulanten
Lebendig zu vergöttern drohe.

Ein Geiſt, der, aus beſcheidnem Weſen,
Nichts ſtärker, als den Lobſpruch, ſcheut,
Soll ſich zur Strafe ruhig leſen,
Was ihm des Dichters Unſinn beut:
Soll bey dem Ruhme ſich verweilen:
Er ſey der klügſt und beſte Mann,
Vom Ganges bis zu Herkuls Seulen,
Vom Nordcap bis nach Matapan!

Und jener, der Verdienſt und Pflichten
Kaum nach dem Namen weis und kennt,
Wird in den fliegenden Gedichten
Des Nachruhms Augenmerk genennt;
Und muß im Leben oft erſchrecken,
Und ſtutzt bey ſeines Namens Preis,
Den er an ſich ſchwer zu entdecken,
Der Dichter leicht zu finden weis.

Die entweihte Poeſie.

Zwey Uebel machen unſre Tage
Den Klugen ſchwer, und lächerlich.
O daß die Reimſucht, unſre Plage,
Doch bald vom deutſchen Pindus wich!
O möchte doch die Kunſt verſchwinden,
Durch die nunmehr der kleinſte Geiſt
Das, was er will, aus erſten Gründen,
Methodiſch in der Eil erweiſt!

Kann den Gebrauch der Misbrauch ſchänden?
Das Feuer ſtärkt und wärmt das Blut;
Doch brennt es in verwegnen Händen:
So ſetzt es Haus und Hof in Glut.
Die ſtarken Säfte von Lyäen
Behalten dennoch Werth und Kraft;
So viel Verdruß, ſo viel Vergehen
Ihr Misbrauch bey den Thoren ſchafft.

Entweiht auch oft ein Ungeſtümer
Der Dichtkunſt eigenthümlichs Recht:
So werden Phöbus Heiligthümer
Durch dieſen Unfug nicht geſchwächt,
Der Körper muß den Schatten leiden;
Genug, daß uns der Blick entdeckt:
In wem allein von dieſen beyden
Das Weſen wahrer Größe ſteckt.

C. F. Gellert.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die geſchützten Ehrengedichte

an

Herrn M. Gottlieb Wieland.

Verwerſt doch nicht, zuſtrenge Richter,
Die Wünſch und Lieder junger Dichter
Auf Freunde, die die Weisheit ehrt.
Straft nicht mit allzuharter Strenge
Die eingeführten Lobgeſänge,
Wenn ihr der Dichtkunſt Misbrauch lehrt.

Sie zeigt zwar ihre größte Stärke,
Wenn Maro wunderbare Werke
Der ſpäten Nachwelt anvertraut.
Doch können auch gebundne Schriften
Ein Denkmaal andrer Dinge ſtiften,
Das Hochachtung und Lieb erbaut,

Man kömmt ja nur mit Müh und Schweiße,
Bey eifrig angehaltnem Fleiße,
Zur gründlichen Gelehrſamkeit.
Der muß die Triebe zum Vergnügen,
Den ſtarken Reiz der Ruh, beſiegen,
Wer ſich den edlen Künſten weiht.

Iſt dieß Bemühn noch nicht zu loben:
So überdenkt die Weisheitsproben;
Vielleicht ſind die von größrer Kraft:
Vielleicht vermag, euch zu bekehren,
Der große Nutzen weiſer Lehren,
Die wohlerlernte Wiſſenſchaft.

Verſteht nicht ein gelehrter Meiſter
Das dunkle Weſen edler Geiſter,
Den Wunderbau der großen Welt,
Die in das Herz geſchriebnen Rechte,
Der Thaten gut und bös Geſchlechte,
Und was die Weisheit in ſich hält?

Ihn gnügt nicht bloß die ſchlechte Wahrheit;
Er ſieht ſie ein in großer Klarheit,
Und im Verſtand iſt helles Licht.
Scheint dieß Erkenntniß vieler Dinge
Zu einem Lied euch zu geringe?
Verdients der Dichtkunſt Lobſpruch nicht?

Wollt ihr ſein Antlitz nicht erröthen,
Und ſcheint es euch ſonſt unvonnöthen:
So rühr euch der Bewegungsgrund.
Sich an der Freunde Ruhm ergetzen,
Bey ihrem Wohl ſich glücklich ſchätzen,
Heiſcht ja der treubeſchworne Bund.

Was eifert ihr auf ſolche Lieder?
Was ſchlagt ihr Muth und Feuer nieder,
Und hebt das Recht der Freundſchaft auf?
O! tadelt nicht die edlen Triebe
Der tugendhaften Wechſelliebe!
Laßt der Gewohnheit ihren Lauf!

Beſchimpft nicht ſelbſt die deutſchen Sayten;
Sagt nicht, als folgten unſre Zeiten
Den alten Dichtern gar nicht nach.
Gereicht ſolch Lied zu unſrer Schande:
So ſang auch ſeinem Vaterlande
Heraz ein Freundſchaftslied zur Schmach.

Geſetzt, daß wegen dieſer Töne
Der Name mancher Muſenſöhne
Nach tauſend Jahren nicht mehr blüht.
Kann eure Kunſt ein ſtetes Leben
Den Thaten großer Fürſten geben:
So ſchreibt ein feurig Heldenlied.

Zujung und ſchwach zu höhern Dingen,
Freund! wollen wir den Tag beſingen,
Der Dir den Weisheitskranz verehrt.
Dich ziert, vom Anfang deiner Jugend,
Das Lob der Wiſſenſchaft und Tugend;
Du biſt dieß Ehrenzeichen werth.

R.

* * * * * * * * * * * * * *

Unterſuchung,
ob es erlaubt ſey, bloß zu ſeinem Vergnügen zu ſtudiren.

Die Begierde, etwas neues zu erkennen, ſcheint uns von der Natur eingepflanzt zu ſeyn. Man bemerket ſie bey Kindern, deren vieles Fragen oft von unwiſſenden Wärterinnen, ja auch von gleich dummen Lehrmeiſtern, mit verdrüßlichen Antworten belohnet wird. Man bemerket ſie auch bey Erwachſenen unter verſchiedenen Geſtalten. Dieſer ſuchet, ihr zu gefallen, eine beſtändige Abwechſelung in dem Vergnügen, das er ſeinen Sinnen machet;

jener iſt immer begierig, neue Zeitungen zu hören. Bey niemanden aber zeiget ſie ſich lebhafter, als bey einem Gelehrten. Dieſen beſchäfftiget eine Menge von Wahrheiten beſtändig, ohne daß er ſeine Bemühung nach Erkenntniß mit was anders belohnet ſähe, als mit dem Vergnügen, das aus dieſer Erkenntniß entſpringt.

Aber eben dieſe Neugierde, die bey dem Gelehrten ſo wirkſam iſt, machet auch vielleicht ſeine Bemühungen oft ſtrafbar. Denn ſie treibt ihn an, unnütze Wahrheiten zu unterſuchen, bloß, weil die Erkenntniß davon ihn ergötzet. Er bekümmert ſich nicht, ob er durch ſeinen Fleiß den Vortheil ſeiner Mitbürger befördert; genug, wenn dieſer Fleiß ihn durch Erforſchung unbekannter Dinge vergnügt. Ich will itzo einen Gelehrten annehmen, von dem man dieſes ſagen kann, und unterſuchen, ob ſich nicht dem ungeachtet ſeine Lebensart rechtfertigen läßt. Hierbey fordere ich nur noch dieſes von ihm, daß es wirkliche Wahrheiten ſind, mit denen er ſich beſchäfftiget, und daß er nicht etwa durch leere Wörter ſich und andere betrügt. Einen großen Theil der ſcholaſtiſchen Philoſophie, nenne ich unnütze, nicht weil er im gemeinen Leben unbrauchbar iſt, ſondern weil er die gemeinſten Sätze mit den barbariſchten Kunſtwörtern prächtig verdunkelt.

Ich ſage mit Fleiß, daß ich einen ſolchen Gelehrten annehmen wolle; denn wie vortheilhaft öfters diejenigen Bemühungen eines Gelehrten ſind, die am meiſten als unnütze ausgeſchrien werden, das fällt einem eben in die Augen, der in Erkenntniß der Wahrheit ein wenig geübt iſt, und ſieht, wie aus den trockenſten Sätzen oft die fruchtbarſten Folgerungen flieſſen.

Ich habe eine Probe davon zu anderer Zeit von dem Einfluſſe der theoretiſchen Philoſophie in die Geſellſchaft gegeben. Ich will das nicht wiederholen, was ich damals geſagt habe: Aber die Anmerkung gehöret hierher, daß uns eine Menge von Wahrheiten, die in den Vortheil, der menſchlichen Geſellſchaft viel Einfluß haben, verborgen bleiben, wenn wir nur ſolche Wahrheiten ſuchen wollen.

Der größte Theil von unſerer irrdiſchen Glückſeeligkeit, kömmt darauf an, das wir die Kräfte, die in der Natur liegen, zu brauchen wiſſen. Wenn wir alſo dieſe Kräfte aus einer bloßen Neugier unterſucht und kennen gelernt haben, ſo iſt es hernachmals leicht, ſie zu unſerm Dienſte anzuwenden. Aber ohne die Entdeckung, welche die Neugier gemacht hatte, hatten wir im geringſten keinen Begriff von dieſen Kräften, und mußten alſo auch des Vortheils, den ſie uns geben konnten, entbehren. Ein gemeiner Handwerker, der nur dasjenige fleißig nachmachet, was er von ſeinem Lehrmeiſter gelernet hat, bringt es nimmermehr ſo weit, als ein anderer, der ſelbſt nachdenkt, ſich öfters mislungene Verſuche nicht abſchrecken läßt, immermehr zu künſteln, und hierdurch öfters eine Verbeſſerung hervorbringt, die anfänglich ein bloßes Spielwerk ſeiner Neugier geweſen war. Eben ſo glaube ich, daß ein Brodtgelehrter, von einem andern muß unterſchieden werden. Der erſte, wenn er noch gewiſſenhaft handelt, treibt ſein Studiren als ein Handwerk. Er lernet ſoviel, als er glaubet, daß ihm zu dem Amte werde nöthig ſeyn, dem er ſich beſtimmt. Aber wie öfters rächen ſich hernach die Wiſſenſchaften an ihm, die er als unnütze verachtet hat! Wie öfters wünſchte ein Advocat, der ſeinen Proceß ganz wohl verſteht, daß er ſich um die Meßkunſt, um die Anatomie, mehr bekümmert hätte, wenn er eine Grenzſtreitigkeit ausmachen, oder Perſonen, denen man eine Mordthat ſchuld giebt, vertheidigen ſoll! Wie nützlich würde einem Arzte einige Uebung in der deutſchen Sprache ſeyn, der einem deutſchen Kranken, von der Beſchaffenheit ſeines verderbten Körpers mit griechiſchen Kunſtwörtern unterrichtet; und wie viel Vortheile haben diejenigen, die zur Ausbreitung der Religion in entfernte Länder gereiſt ſind, davon empfunden, wenn ſie ſich durch einige Kenntniß in der Naturlehre und Sternkunſt, die Verwunderung der Barbaren zuziehen konnten. Wie alſo ein Gelehrter nicht allemal wird voraus ſehen können, was ihm für eine Erkenntniß, auch zu ſeiner Hauptwiſſenſchaft, werde nützlich ſeyn: ſo folget, daß ihm öfters etwas fehlen wird, wenn er glaubet, alles gelernet zu haben, was er nöthig hatte. Aber wie ſoll man ſich hier helfen? Soll man ſich von dergleichen Sachen nur ſo viel Kenntniß erwerben, als zu ſeiner Hauptwiſſenſchaft erfordert wird? Es wäre gut, wenn man dieſes thun könnte. Allein die in andern Theilen der Gelehrſamkeit brauchbaren Sätze einer Wiſſenſchaft ſind oft mit den übrigen Wahrheiten ſo genau verbunden, daß man ſie nicht abgeſondert erlernen kann, zugeſchweigen, daß die Wahl und Abſonderung dieſer Sätze ſehr ſchwer iſt. Es bleibt alſo kein Mittel übrig, als dieſes: die Gelehrſamkeit nicht handwerksmäßig zu treiben, ſondern aus dem Studiren überhaupt ſich ein Vergnügen zu machen, und für den Fleiß, den man auf verſchiedene Wiſſenſchaften wendet, keine andre Belohnung zu fordern, als die Ergötzung, welche uns dieſer Fleiß ſelbſt giebt. Wer ſo geſinnt iſt, der läßt keinen Theil der menſchlichen Erkenntniß ganz mit Verachtung vorbey; er ſuchet ſich von allen Wiſſenſchaften einige Grundſätze bekannt zu machen, und wird hierdurch fähig, wenn er eine gewiſſe Wiſſenſchaft bey ſeinem Hauptwerke nöthig hat, aus ihren ihm bekannten Grundſätzen, die Folgerungen, die er brauchet, herzuleiten, oder wenigſtens einzuſehen, wie die Lehrer dieſer Wiſſenſchaft die Folgerungen herleiten. Es iſt eine bekannte Wahrheit, daß alle Wiſſenſchaften eine gewiſſe Verbindung mit einander haben, und daß niemand fähig iſt, in einer groß zu werden, der nicht in vielen andern eine Einſicht hat. Aber dieſe Einſicht erwirbt ſich keine von denen kleinen Seelen, die, ſo bald ſie ſich bemühen ſollen, was zu lernen, gleich fragen, wozu nützet mir das?

Wenn man alſo auch in ſolchen Wiſſenſchaften, deren Nutzen unleugbar iſt, groß werden will: So gehöret dazu ein ſolcher Geiſt, der bloß zu ſeinem Vergnügen zu ſtudiren fähig iſt. Was ſind es denn aber für Wiſſenſchaften, die Nutzen bringen, und was für welche ſind an ſich unnütze, und vielleicht nur in ſoweit zu gebrauchen, in ſoweit ſie in jene einen Einfluß haben? Dieſes zu entſcheiden, muß ich zu-

vor

vor die Begriffe von dem, was nützlich und unnütz heißt, auseinander ſetzen.

Wir nennen diejenigen Sachen nützlich, die unſere Lebensart bequemer oder vergnügter machen. Viele von dieſen Sachen ſind eine geraume Zeit von den Menſchen entbehrt worden, und doch fanden ſie bey ihrer Entdeckung allgemeinen Beyfall, und wurden dadurch nothwendig. Dieſe Nothwendigkeit, dieſer Nutzen, kömmt öfters nur auf eine Einbildung an. Das Alterthum hat ſeine Dankbarkeit gegen die Erfinder des Ackerbaues und des Weines, bis zur Vergötterung getrieben: werden aber diejenigen Völker wohl von eben dieſer Religion ſeyn, die noch itzo ohne das Korn und den Traubenſaft leben? Die Lebensart dieſer Völker iſt elend, wird man ſprechen: Aber das Elend beſteht bloß in der Einbildung. Dem Grönländer iſt es eben ſo verdrüßlich, hinter einem Pfluge herzugehen, ſo beſchwerlich es dem geſitteten Europäer iſt, eines Seehundes wegen, ſich durch Eis und Wellen zu wagen. Der Amerikaner hat vor dem Salze einen Abſcheu, und in Frankreich hat ſich ein Aufſtand erregt, wenn der König eine Theurung des Salzes verurſacht hat. Hieraus fließt, daß von dem Nutzen einer einzigen Sache, in verſchiedenen Ländern ganz anders wird geurtheilet werden. In jedem Lande aber wird man dasjenige nützlich nennen, was zu dem Vergnügen und der Bequemlichkeit der Einwohner etwas beyträgt.

Die meiſten Menſchen ſind für die Sinne eingenommen; daher iſt kein Wunder, daß ſie nur ſolchen Dingen Nutzen beylegen, die ihren Körper rühren.

Aber ich ſehe nicht, warum der Verſtand nicht hier auch in Betrachtung kommen ſoll? Auch er iſt gewiſſer Vergnügungen fähig, und zwar auch ſolcher, die mit den Sinnen keine große Verbindung haben. Iſt denn dasjenige unnütz, was zu dieſen ſeinen Vergnügungen etwas beyträgt? Warum nennt man denn dasjenige nützlich, was die Sinne ergötzet?

Ein gewiſſes Kraut iſt nützlich; denn es heilet unſern Körper von einer gewiſſen Krankheit; kann denn eine Wahrheit unnütze heißen, die meinen Verſtand vom Irrthume befreyt? Der Fleiß des Ackermannes iſt nützlich; denn er verſchaffet unſerm Körper Nahrung; nutzet denn der Fleiß des Philoſophen nichts, der meine Seele mit Wahrheit, der Nahrung der Geiſter, verſorgt? Es iſt wahr, nicht alle Geiſter verlangen dieſe Nahrung, aber das verringert den Werth des Philoſophen ſo wenig, ſo wenig es den Werth des Feldbaues verringert, wenn der Grönländer ſich mit ſtinkenden Fiſchen ſättiget.

Ich weis nicht, ob ich billiger ſeyn kann. Ich vergönne es denen, die an Unterſuchung der Wahrheit kein Vergnügen finden, daß ihnen andere Sachen nützlich ſind: aber ich fordere das von ihnen, daß ſie die Bemühungen des Gelehrten nicht als überhaupt unnütz ſchmähen ſollen, weil ſie ihnen unnütz ſind. Sonſt wird der, der keinen Toback rauchet, den Kaufmann mit rechte, als ein unnützes Mitglied des Staats betrachten, deſſen größtes Gewerbe im Toback beſteht, und derjenige, der nur Tuchkleider zu tragen gewohnt iſt, wird dem Samtmacher und den Seidenhändler, aus der Republik vertreiben dürfen.

Wer die Entdeckungen unnütze nennt, die nur den Verſtand ergötzen, der ſetzet zum Voraus, daß der Verſtand uns nur gegeben iſt, den Körper zu verſorgen. Vielleicht iſt dieſe Beſchäfftigung für ſeinen Verſtand wichtig genug; aber deswegen ſoll er andere nicht tadeln, die, ohne dieſe Pflicht zu vergeſſen, ihren Verſtand noch auf andere Art zu brauchen wiſſen.

Denn das fordere ich vor allen Dingen, daß bey dem Vergnügen, welches uns die Wiſſenſchaften geben, die Pflichten nicht müſſen verſäumt werden, die man ſich und andern ſchuldig iſt. Unſere Seele iſt an den Körper gebunden, und wird, wenn er Noth leidet, auch an den reineſten Wirkungen des Verſtandes gehindert. Selbſt alſo die Abſicht, die ein Liebhaber der Wahrheit hat, nöthiget ihn, ſich in ſolche Umſtände zu ſetzen, daß er ſeinen Unterſuchungen nachhängen kann. Oefters beruhet die Wohlfahrt anderer auf unſern Bemühungen, und da darf man das geringere Vergnügen, das man aus Erkenntniß der Wahrheit hat, nicht der ganzen Wohlfahrt ſeines Mitbürgers vorziehen. Ein Arzneygelehrter verfolge die Aeſtchen eines Gefäſſes, bis ſie für die kleinſten Kügelchen des Queckſilbers zu enge werden: vielleicht hat die Heilungskunſt keinen Vortheil davon; doch ſeine Beſchäfftigung vergnügt ihn; ſie erweitert unſer Erkenntniß von dem Baue des Körpers, und das iſt genug. Aber wie ſtrafbar würde er nicht ſeyn, wenn er darüber einen Kranken wollte ſterben laſſen, dem ſeine zeitigere

Gegenwart das Leben erhalten hätte. Eben ſo wird man da unrecht thun, ſeinen Betrachtungen nachzuhängen, wenn man der Republik in der Ausübung wichtige Dienſte leiſten könnte, und kein anderer dazu fähig wäre. Aber wo ein anderer Geſchicklichkeit und Luſt beſitzt, dem Staate einen Dienſt zu leiſten, dazu ich nur Geſchicklichkeit ohne Luſt habe; da wird er mir gerne mein ruhiges Glück laſſen, wenn ich ihm die Ehre, die er erwirbt, gönne.

So ſoll alſo ein Theil von dem Vergnügen des Gelehrten allemal dem ganzen Glücke des Ungelehrten weichen, nicht deswegen, weil der eine gelehrt, und der andere ungelehrt iſt; ſondern weil der Theil weniger iſt, als das Ganze. Wo aber nur Vergnügen mit Vergnügen ſtreitet, da ſehe ich nicht, warum gerade derjenige das Seinige entbehren ſoll, der den meiſten Verſtand beſitzt?

Man ſieht, daß ein Gelehrter ſich viel mit Dingen beſchäfftiget, die ſeinen und anderer Verſtand ergötzen: man fordert von ihm, er ſolle etwas nützlichers thun. Was will man damit ſagen? Er ſolle Sachen vornehmen, welche die Sinne ſeiner Mitbürger mehr vergnügten. Der Mathematikverſtändige hat eine neue Eigenſchaft einer krummen Linie entdeckt, das heißt ſeine Zeit verdorben; aber er würde dieſe Zeit viel beſſer angewandt haben, wenn er einen neuen Springbrunnen erdacht, oder ein Luſthaus angegeben hätte. Warum? Könnte man den Springbrunnen und das Luſthaus nicht eben ſo wohl entbehren, als die krumme Linie? Nein, denn den erſten Verluſt vermiſſen die Sinne, und den andern nur der Verſtand. Ich möchte aber doch das Recht wiſſen, das dem ſinnlichen Theile meiner Mitbürger mehr Anſpruch auf meine Bemühungen ertheilt, als dem Verſtändigen? Es giebt Leute genug, die für die Sinne arbeiten; ich tadele ſie nicht; aber was verbindet denn mich insbeſondere, eben dieſer Arbeit die Vergnügungen meines Verſtandes aufzuopfern? Iſt denn meine Ergötzung, iſt die Ergötzung von einem andern, der mir gleicht, nicht eben ſo viel werth, als von einem Bürger?

Vielleicht wird dieſer Schluß vielen Leuten ſehr verwegen vorkommen, die, wenn man ein Wortſpiel im Scherze wagen darf, könnten Publiciſten genennet werden; weil ſie ſich einbilden, kein Menſch ſey für ſich ſelbſt, ſondern für die ganze Welt, oder wenigſtens für das heilige römiſche Reich deutſcher Nation gebohren. Das prächtige Lob nimmt ſie ein, das ein Poet, der ein Spanier und Stoiker war, dem Cato beylegt:

Non ſibi ſed toti natum ſe credere mundo.

Doch wo finden ſich Verbindlichkeit und Kräfte für eine ſo große Pflicht? Die vernünftige Sittenlehre ſowohl, als die chriſtliche, verbinden uns, unſern Nächſten nur ſo ſehr als uns ſelbſt zu lieben. Heißt dieß, wir ſollen unſer ganzes Glück dem Glücke des Nächſten aufopfern? Geſetzt, es hieße ſo viel, ſo verbindet ihm eben dieſe Regel, ſein Glück geringer zu ſchätzen, als das unſrige. Er darf alſo das unſrige nicht annehmen, und es wird ſich zwiſchen ihm und uns ein Complimentirſtreit erheben, wer den andern glücklich machen ſoll?

Doch niemand hat ſich zu befürchten, daß ihn ein paar ſolche Menſchenfreunde etwa zum Schiedsrichter erwählen möchten. Denn ſo ſchön dergleichen Reden klingen, ſo wenig werden ſie ausgeübt. Jedweder Menſch ſorget am meiſten für ſein Glück, und wenn er dadurch zufälliger Weiſe das Glück anderer wirket, ſo geſchieht es, weil es mit dem Seinigen genau verbunden iſt. Ein Kaufmann ernähret eine Menge armer Arbeitsleute, nicht daß er ſie ernähre, ſondern daß ſie ihn reich machen. Ein Sachwalter übet ſich in der Wiſſenſchaft, ohne die kein Staat beſtehen kann; aber wird er auch wohl mit dem italieniſchen Rechtsgelehrten, Alexander Tartagna, ſagen: Ich habe die Geſetze gelernt, ſie zu wiſſen, und nicht zu verkaufen. Selbſt die Lehrer heiliger Wahrheiten wiſſen ſich darauf zu berufen, daß ein Arbeiter ſeines Lohnes werth ſey. Ich tadele keinen, der auf dieſe Art ſein Glück mit dem Glücke anderer zu verbinden weis; ich fordere nur von ihnen, die Quelle ihrer Thaten zu unterſuchen; es wird ihnen rühmlicher ſeyn, dieſelbige in einer vernünftigen Selbſtliebe, als in einem eingebildeten Eifer für das gemeine Beſte, zu finden. Die Vorſicht erhält das Beſte der ganzen Welt, indem ſie in jeden Theil den Trieb für ſeine Erhaltung geſenkt hat. So iſt bey einem Baue jeder Arbeiter mit dem ihm angewieſenen Stücke beſchäfftiget, und überläßt es dem Baumeiſter, die Verbindung des Ganzen zu beſorgen. Man ſtelle ſich aber einen patriotiſchen Mäurergeſellen vor, der es für ſeine Pflicht hält, ſeinen Mitarbeitern überall zu helfen. Hier ſetzet er am

Ende des Gebäudes einen Stein für einen ſeiner Gehülfen ein; nun eilet er nach dem andern Ende, um dem zweyten eine Kelle Kalk zuzureichen; er findet unterwegens das Senkbley, das der dritte hat liegen laſſen, und ſuchet ihn auf, ihm ſolches zu überbringen; aber indem er ſich in alle dieſe wichtigen Pflichten zerſtreuet, ſo verſäumet er darüber ſeine ihm vorgeſchriebene Arbeit. Handeln die Publiciſten wohl anders, wenn ſie ſo handeln, wie ſie reden? Doch zu allem Glücke nehmen ſie ſich wohl in Acht, daß man ihren Thaten den Vorwurf nicht machen kann, den ihre Lehren verdienen: ſie ſähen es vielleicht gerne, wenn andere Leute dieſem Satze Glauben beymäſſen, ſo wie gewiſſe orientaliſche Prieſter ihren Völkern die Seeligkeit noch ſehr lebhaft vorzuſtellen wiſſen, welche die freywillig Armen nach dem Tode zu hoffen haben, und dabey ſo liebreich ſind, die irrdiſchen Güter von jedem anzunehmen, der ſich davon, zur Erlangung der zukünftigen, entledigen will.

Ich würde das, was ich bisher geſagt habe, als eine Ausſchweifung anſehen, wenn ich nicht dieſe Betrachtungen zu Behauptung des Satzes nöthig gehabt hätte: Daß der Gelehrte mit Recht am meiſten für ſein Vergnügen ſorgen, und ſolches dem Vergnügen ſeiner Mitbürger vorziehen könne. Er handelt hierinnen nicht anders, als ſeine Mitbürger ſelbſt, und es iſt keine Pflicht vorhanden, die ihn ſtärker verbinden ſollte, als ſie.

Werde ich denn alſo den Gelehrten zu einem Menſchenfeinde machen, der aufs höchſte nur mit einigen tiefſinnigen Geiſtern ſeiner Art in Verbindung ſteht, und ſonſt dem ganzen menſchlichen Geſchlechte unnütz iſt? Im geringſten nicht. Der Gelehrte brauchet ja in vielen Stücken einerley Nothwendigkeiten mit den Ungelehrten. Es giebt ja ganze Profeßionen und Künſte, die nur von dem Fleiße des Gelehrten leben. Und überdieß mag ſich der Gelehrte auf eine Wiſſenſchaft legen, auf welche er will, ſo wird ſie niemals ganz und gar ohne Einfluß auch in den Vortheil ungelehrter Mitbürger ſeyn; ungeachtet es Wahrheiten darinnen geben kann, wo dieſer Einfluß nicht merklich iſt. Es iſt aber den Gelehrten eben ſo erlaubt, ſich an dieſen Wahrheiten zu vergnügen, ſo erlaubt es dem Kaufmanne iſt, einen Theil ſeines Reichthums bloß zu ſeiner Ergötzung anzuwenden, wenn er mit dem übrigen dem Staate Nutzen bringt.

Aber iſt es nicht beſſer, ſolche Bemühungen vorzunehmen, deren Nutzen in die Sinne fällt, und daran alſo viele Theil nehmen, als durch tiefſinnige Wahrheiten nur wenige erhabene Geiſter zu vergnügen? Hierbey merke ich erſtlich dieſes an, daß man denjenigen noch nicht allemal nützlich heißt, der andern, geſetzt, daß deren auch viele wären, Vortheile verſchafft. Man ſtelle ſich den einzigen Erben eines reichen Vaters vor. Man ſetze, er theile ſeine Einkünfte ſo ein, daß er bloß von denſelben lebet, ohne das Vermögen zu verringern. In ſo weit verdienet ſeine Haushaltung Lob. Aber man gebe ihm nun keine andere Lebensart, als ſchlafen, eſſen und trinken. Wird man dieſen Menſchen für nützlich halten, ungeachtet vielleicht eine Anzahl Bediente und andere Leute von ihm Unterhalt und Vortheile haben? Die bloße Verſorgung anderer alſo machet unſere Lebensart noch nicht nützlich; ſondern es werden gewiſſe Beſchäfftigungen dazu erfordert, die eines Menſchen würdig ſind; denn die ich nur erzählt habe, ſind uns auch mit den Thieren gemein. Kann man wohl aus der Zahl dieſer Beſchäfftigungen, die man nützlich nennt, die bloße Uebung des Verſtandes ausſchließen, da der Verſtand uns am allermeiſten von den Thieren unterſcheidet? Derjenige, der ihn uns gegeben hat, ſchiene mir in der That etwas Ueberflüßiges gethan zu haben, wenn er wollte, daß wir ihn nicht weiter ausbeſſern ſollten, als es zur Erhaltung unſers Körpers nöthig iſt, da die Thiere ohne eine ſo vortreffliche Fähigkeit ſich in die Erhaltung ihres Körpers eben ſo glücklich finden, als wir. Iſt uns aber der Verſtand deswegen gegeben, weil wir künftig zu einer Glückſeligkeit beſtimmt ſind, die den Thieren verſagt iſt, und die weniger auf die Sinne ankömmt: ſo wird es auch nicht unnütze ſeyn, ſich ſchon gegenwärtig an etwas andere als ſinnliche Vergnügungen zu gewöhnen.

Vielleicht aber verbindet die Dankbarkeit einen Gelehrten, ſeine Kräfte dem Staate aufzuopfern, der ihn nähret. Allein er genießt ja die Vortheile, die er von dem Staate zieht, nicht umſonſt. Er erhält von andern nicht mehr, als er ihnen vergilt. In ſo fern er alſo von ſeinen Mitbürgern leben muß, in ſo fern wird er freylich ſich mit ſolchen Dingen beſchäfftigen müſſen, darein ſie einen Werth ſetzen. Weiter

ter aber ſehe ich nicht, warum er ſeine Zeit andern aufopfern ſoll, da der ſchlechteſte Bürger dieſes nicht thut, als in ſo weit ihn ſeine Umſtände dazu nöthigen.

Was findet man alſo Strafbares in dem Fleiße eines Gelehrten, in dem **Zeitvertreibe von recht vernünftigen Leuten**, wie **Haller** ſaget; überhaupt, und warum will man ihm nicht das Glück gönnen, das er darinnen ſuchet? wenn er nur nicht dabey vergißt,

> Was wahr und falſch, was Tugend, Prahlerey,
> Was ſtetes gut, was bös, was Gott und jeder ſey.

Es iſt auch nicht zu befürchten, daß er dieſes dabey vergeſſen werde, wenn man nur überlegt, daß zur Erkenntniß dieſer Dinge Verſtand gehört, und daß der Gelehrte ſeinen Verſtand ſchärfet.

Was ich bisher geſagt habe, rechtfertiget die Bemühungen der Gelehrten, in ſo weit ſie als unnütz von Ungelehrten getadelt werden. So gemein dieſer Tadel iſt, ſo würde er doch ohne Zweifel noch höher getrieben werden, wenn ein Ungekehrter zum Unglücke hinter die Zänkereyen kommen ſollte, die unter den Gelehrten ſelbſt, wegen des Nutzens ihrer Wiſſenſchaften, im Schwange gehen. Da erkläret der Sachwalter die Bemühungen des Philoſophen für unnütze; der Philoſoph urtheilet eben ſo von dem Fleiße des lateiniſchen Critici, und der Criticus giebt dieſen Tadel an den deutſchen Wortfoſcher weiter.

> Torua leaena lupum ſequitur, lupus ipſe capellam
> Florentem cityſum ſequitur laſciua capella. *Virg.*

Der Methaphyſicus hält ſich über den Poeten auf, und beyder Unterſchied beſteht doch größtentheils darinnen, daß des einen Erdichtungen tiefſinnig, und des andern aufgeweckt ſind. Einer glaubet der Rechtsgelehrſamkeit einen wichtigen Dienſt geleiſtet zu haben, wenn er die Geſetze des Romulus ſorgfältig von den Verfaſſungen des Numa unterſcheidet; und der andere meynet, die Rechte mathematiſch zu demonſtriren, wenn er aus der Ontologie weitläuftig darthut: Ein römiſcher Bürger habe das Bürgerrecht verlohren, ſobald ihm die Freyheit genommen werde.

Ich gönne einem jeden von dieſen Leuten die ſüſſen Einbildungen, die er ſich von der Wichtigkeit ſeiner Beſchäfftigungen machet, wenn er nur darüber andere nicht verachtet; doch wenn er ſich, wie ein irrender Ritter, mir in den Weg ſtellet, mich zu zwingen, daß ich ſeine Prinzeſſinn unbekannter Weiſe für die ſchönſte unter der Sonnen erklären ſoll: ſo habe ich auch noch das Herz, da mich meine Beherrſcherinn geſtärkt, einen Gang mit ihm zu wagen.

Nicht alle Wiſſenſchaften haben an einem Orte den Beyfall, den ſie an andern Orten finden. Die Vornehmſten in England und Frankreich machen ſich eine Ehre daraus, Beförderer und Kenner von gewiſſen Theilen der Gelehrſamkeit zu ſeyn, die man in andern Ländern den Schulfüchſen überläßt. Und wenn eine Wiſſenſchaft nur beliebt iſt, ſo nennet man es ſchon nützlich, ſich darauf zu legen; denn man kann dadurch, wie wir reden, ſein Glück machen. Aber ein anderer, dem dieſe Wiſſenſchaft nicht ſo gefällt, iſt deswegen nicht zu tadeln, daß er Beſchäfftigungen

erwählt, die ihm vielleicht anderswo ebenfalls mehr äußerliche Vortheile erwerben könnten: genug, daß er mit dem Vergnügen, welches ihm ſeine Wiſſenſchaften geben zufrieden iſt, und weder Ehre noch Reichthum verlangt.

> Quod ſatis eſt cui contigit hic nihil amplius optet.
>
> *Hor.*

Denn man ſieht bey der Belohnung der Wiſſenſchaften und Künſte, nicht allezeit darauf, wie wenig man ſie entbehren kann. Welcher Künſtler würde ſonſt vor einem Ackersmanne den Vorzug fordern können. Vielmehr mißt man den Werth einer gewiſſen Bemühung nach der Geſchicklichkeit und nach dem Verſtande ab, die dazu erfordert werden; insbeſondere, wenn die Wirkung dieſer Bemühung auch in die Sinne fällt, und hierdurch Leute ergötzen kann, die ihren Verſtand, ſich zu vergnügen, nicht anſtrengen wollen. Darum finden der Maler, der Bildhauer, ſo viel Hochachtung. Eben dieſen Grund habe ich einem Freunde gegeben, der in verſchiedenen gelehrten Wiſſenſchaften ſo geſchickt iſt, als in der Tonkunſt. Er verwunderte ſich, warum die Muſik durchgehends ſo hoch geſchätzt, und oft der Tonkünſtler dem Gelehrten vorgezogen werde? Außer dem, ſagte ich, daß der erſte den Sinnen ein ſehr lebhaftes Vergnügen verſchafft, ſo verfahren die, die ihn dem letztern vorziehen, vielleicht unwiſſend, der Gerechtigkeit inſoweit gemäß, daß ſie eine größere Geſchicklichkeit auch mehr belohnen. Denn der Componiſte iſt ordentlich ein Erfinder, wenn der Gelehrte oft nur ein Abſchreiber iſt.

Wenn man alſo dem Gelehrten nicht allein das Recht rauben will, das man jedem Menſchen zugeſteht, ſein eigen Glück, ſo weit es ohne die Verletzung anderer geſchehen kann, zu befördern; wenn man nicht den Grundſatz annehmen will, daß uns der Verſtand nur den thieriſchen Nothwendigkeiten zu gefallen gegeben ſey; wenn man ſich nicht den Weg zu den nützlichſten Erfindungen verſchließen will, die oft die Frucht von den ſogenannten müßigen Betrachtungen ſind: ſo wird man einem Gelehrten verſtatten müſſen, daß bey ſeinem Studieren das Vergnügen ſein Hauptwerk ſey.

Alles, was ich bisher geſagt habe, würde unnöthig ſeyn, wenn ich dem athenienſiſchen Sachwalter gleichen könnte, der an ſtatt ſeine Clientinn zu vertheidigen, ihr den Schleyer vom Geſichte riß, und ihre Schönheit mit der Strenge der Richter ſtreiten ließe; wenn es mir möglich wäre, den Feinden der Gelehrſamkeit ein lebhaftes Bild von dem Vergnügen, das uns die Wiſſenſchaften geben, zu zeigen; von dem Vergnügen, das aus uns ſelber quillt, und uns durch kein Alter ekelhaft, durch keine Unluſt vergällt, durch keinen Unglücksfall ganz geraubet wird. Sollten ſie nur einen Schatten davon empfinden: ſo würden ihnen ihre Bemühungen nicht unnütze, ſondern thöricht zu ſeyn ſcheinen. O Vorſicht, was für Dank iſt dir ein Sterblicher ſchuldig, den du eines Vorſchmacks von den reinen Ergötzlichkeiten würdigeſt, welche Geiſter höherer Art genießen!

M. Käſtner.

Der

Der Mangel der Gründlichkeit in den Wiſſenſchaften

an

Herr Zernitzen.

Freund, deſſen Weſen ich nicht ſchöner denken kann,
Als ſeh ich dich im Bild als einen Weiſen an,
Gib Acht! ich ſinge dir des Zweifels bittre Wellen,
Den Schein der Gründlichkeit, und ihres Mangels Quellen.
Sieh dort den weiſen Mann, den Wahn und Dummheit blehn,
Ihm heißt vernünftig ſeyn das ſchändlichſte Vergehn;
Voll blinder Zuverſicht wird er auf Fabeln ſterben,
Die Wahrheit ſcheinet ihm ein Irrlicht zum Verderben.
Die Dummheit, die niemals der Gottheit Spur entdeckt,
Im Heucheln ängſtlich thut, und, wenn ſie ſeufzt, erſchreckt,
Schiebt Wahrheit und Verſtand zu Ketzern ins Regiſter,
Und machet der Vernunft die Bosheit zur Geſchwiſter.

Wenn ein geübter Geiſt der Welten Bau erklärt,
Und unſre Sonne nicht mit fernerm Lauf beſchwert,
Den Aberglauben tilgt, beweiſt, daß die Cometen
Aus ihres Wirbels Luft verirrete Planeten,
Nicht Drohungszeichen ſind; weñ ihm der Wahrheit Schein
Ein beßrer Führer muß, als bloß die Sinne, ſeyn;
Und wenn ihm die Vernunft, die ohne Grund nichts findet,
In andern Sphären auch bewohnte Kugeln gründet;

Was hält alsdann ein Geiſt, den blinder Wahn genährt,
Der für ſich ſelbſt zu groß, nicht ſeiner Mühe werth?
Wer Gott zu kennen ſucht, den ſchätzt er für verlohren:
Den Weiſen nennt er blind, und zählt ihn zu den Thoren.
Umſonſt entweicht bey uns des Irrthums trübe Nacht,
Wenn Läſtern und Gewalt die Wahrheit ſchweigen macht:
Die Sonn erhellt zu ſchwach der Körper obre Flächen,
Wenn ihre Stralen ſich an Zwiſchenſtänden ſchwächen.
O Blindheit! die den Preis der Wahrheit ganz entblößt,
Und triſtger Zweifel Grund mit Wahn und Schelten löſt,
Des Glaubens innern Werth nur allzuſehr entehret,
Mehr läſtert, als vermahnt, mehr ärgert, als bekehret.

Ihr Männer, deren Fleiß Vernunft und Schrift vergleicht,
Nie durch der Andacht Schein des Pöbelsgunſt erſchleicht,
Die Wahrheit nicht vermißt, wenn die Vernunft ſchon ſchweiget,
Und ihr vermeyntes Licht durch ächte Gründe zeiget,
Von euch entfernt ſich zwar der blinden Führer Schwarm,
Der, reich am Vorurtheil, und nur am Wiſſen arm,
Vernünftge Lehren ſchimpft, und darinn ihre Schwächen
Erblickt, daß ſie den Tand der Fabeln widerſprechen:
Allein, erklärt uns auch, wenn ihr, was wahr iſt, kennt,
Wie ächte Tugend ſich von feilen Laſtern trennt?
Warum entdeckt ſich Gott durch zwey verſchiedne Lichter?
Bleibt er bey einem denn nicht unſrer Thaten Richter?
Doch wo gerath ich hin? wohin iſt der verirrt,
Dem Weisheit lacherlich, und Thorheit artig wird?
Von innrer Dunkelheit iſt nie ein Menſch geneſen;
Die Gottheit bleibt gerecht, doch unerforſcht ihr Weſen.

Vergebens forſcht der Menſch, ſein Wunſch trifft nie das Ziel;
Er merkt die Wahrheit nur, des Irrthums bleibt zu viel.

Dem Gut und Böſen ſtehn noch nicht gewiſſe Schranken
Wie oft muß die Vernunft bey unſerm Vorwitz wanken!
Halb zweifelnd, halb gewiß betritt ſie noch die Bahn,
Nach der das Alterthum den Sündern weh gethan;
Die Wahrheit bleibt verdeckt: Ein Bürger dieſer Erden
Muß öfters Unrecht thun, und oft beleidigt werden.

Geſchenke, Vorurtheil, Anſehn, und blinder Wahn
Erklären unſrer Zeit oft den Juſtinian;
Gerechtigkeit muß ſich von unſerm Recht entfernen,
Der Erdenbürger Haß erhob ſie zu den Sternen.
Vielleicht, daß dort ein Volk, als wir, vollkommner iſt,
Und ohne Schädlichkeit den Menſchenfeind vermißt,
Daß dort kein falſches Gut dem Geiſt als wahr erſcheinet,
Und keines Richters Trotz der Unſchuld Schutz verneinet.

Auf welchen Grundſatz baut Tribonian das Recht?
Zu oft iſts die Vernunft, die ſein Geſetze ſchwächt;
Sie läßt ſein Lehrgebäud in zweifelhaften Gründen,
Zu mangelhaft, zu ſchwach, und voller Fehler finden.

Wenn mein entfernter Blick ſich zu den Völkern lenkt,
Die mein Begriff ſich nie als wahre Menſchen denkt:
So ſieht mein furchtſam Aug, in ſchattigten Gefilden,
Ein ungezähltes Heer von fürchterlichen Wilden,
Bey denen kein Geſetz ein Laſter unterſagt,
Das ſich mit grimmer Fauſt ans Fleiſch der Feinde wagt:
Da möcht ich aus Verdruß die Wuth der Cannibalen,
Der Ewigkeit zum Greul mit grauſen Farben malen:

Allein bemerkt mein Geiſt, wie mancher Federheld
Der armen Vorrath frißt der Unſchuld Netze ſtellt,
Spitzfündig zum Betrug der Rechte Sinn verdrehet,
Sich auf Geſetze ſteift, die ſein Gewiſſen ſchmähet,
Und Reichen gern bedient, vor Waiſen nie beglückt,
Die richtende Vernunft durch Schwelgen unterdrückt:
So fragt ſichs: wer bleibt wohl an Menſchenliebe größer,
Ein ſolches Ungeheur, und dann ein Menſchenfreſſer?

Dort herrſcht der Weiſen Reich, das heitres Licht
umſchränkt,
Ein ſtetig denkend Volk, das ſich der Weisheit ſchenkt.
Sein forſchender Verſtand naht ſich den Himmelskreiſen,
Und laßt den kühnen Blick zu fernen Monden reiſen;
Es mehrt der Welten Zahl; es wiegt des Waſſers Laſt;
Wie dick der Luftkreis ſey, der unſre Erd umfaßt;
Die unnenbare Meng von unterſchiednen Größen
Hat ſein Verſtand durchdacht, ſein Zirkel abgemeſſen.
Der Erdball wälzet ſich; es leget ihm die Bahn
Des nimmer ſtillen Laufs durch einen Thierkreis an,
Erhöht den ſtolzen Maſt zum Trutz des wilden Belten,
Sucht Wahrheit in der Welt, und im Verſtande Welten.
Genug! wenn gleich ein Geiſt zur Gottheit Throne ſteigt,
Und unſrer Blödigkeit, was Gott, was gut ſey, zeigt;
Wenn gleich des Körpers Laſt die Denkungskraft nicht
mindert,
Und keine Sinnlichkeit erhabne Geiſter hindert:
Das meiſte bleibt dennoch den Weiſen unbekannt:
Umſonſt wird Fleiß, und Müh, und Wachen angewandt,
Der Geiſt iſt eingeſchränkt, die Wahrheit iſt unendlich.
Kein endlicher Verſtand macht uns ihr Weſen kenntlich.

Der Menſch, ſich ſelbſt bewußt des längſtverlohrnen Lichts,
Sucht vorge Herrlichkeit, und findet ſie im Nichts;
Und nimmer ſatt vom Licht, und vom erlangten Wiſſen,
Verirrt er ſich vom Pfad in ſchweren Hinderniſſen.
Die Wahrheit flieht uns nach, wenn man den Irrthum merkt,
Oft trügt uns noch ein Satz, den nur ein Wahn beſtärkt;
Ein Vorurtheil verführt. Wir wiſſen, daß wir irren.
Viel Lehrer dienen nur, uns noch mehr zu verwirren.
Dennoch, o Freund, ſoll uns die Wahrheit Führer ſeyn:
Durch ſie erblaßt in uns der Thorheit falſcher Schein.
Und werden wir dereinſt uns untern Todten wiſſen:
So ſoll mein Geiſt doch dich und alle Wahrheit küſſen.

Carl Aug. Gebhardi.

* *

Der Dieb.

Ein epiſches Gedichte.

Fortunam Priami cantabo, et nobile bellum.
Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu?
Horat.

Erſtes Buch.

Ich will von dem Schrecken einer groſſen und zahlreichen Familie dichten, und den daraus entſtandenen Streit erzählen. Ich will den Ruhm der Kämpfer und den Preis des Siegers bekannt machen, welchem auch Rom nicht den Triumph abgeſprochen hätte, wenn ihn das unvermeidliche Schickſal einige Jahrhunderte eher hätte laſſen gebohren werden. Ich will von dem Streite dichten, in welchem endlich der gefährlichſte Dieb ſeinen Untergang gefunden hat.

Wundert euch nicht, ihr Muſen; ja zürne nicht, Apollo, daß ich zu einem ungewöhnlichen Liede euren Beyſtand erbitte. Laſſet mich vielmehr durch eure Eingebung die beſondern Umſtände erfahren, welche bey dieſem ſo wichtigen Streite vorgefallen ſind. Ja ſendet mir vielmehr den Geiſt desjenigen großen Dichters, der durch eure Hülſe das Pferd des Achilles beſchrieb, und helfet mir meine unternommene ſchwere Arbeit vollbringen. Du aber, mächtiger Morpheus, beſtrafe du die unzeitigen Spötter, und diejenigen, welche ihre Wolluſt zum Lachen zwingt, und laß ſie durch einen ängſtlichen Traum, alles das zweymal ſo ſchwer empfinden, was ich itzo erzählen will.

Phöbus hatte bereits ſeine güldenen Haare zuſammen gebunden. Er hatte ſchon ſeine von der geſchwinden Reiſe ermüdeten Roſſe in ihre Ställe gebracht. Es war Nacht; und die Einwohner der Erdkugel waren im Begriffe, ihre verminderten Lebensgeiſter, durch neue Nahrung, wieder zu vermehren.

Die fleißige Barbar, die liſtige Johannette, und die verſtändige Margaretha, die dienſtbaren Gehülſen einer wohlhabenden Familie, die, welche unter währender Mahlzeit ihrer Herrſchaft beyſammen ſaſſen, hatten ihren Kreis, wegen der fürchterlichen Erzählungen der weiſen Urgande, ſchon dreymal in einen engern Zirkel gebracht. Sie beſchrieb ihnen eben den Ort, wo der erſchrecklich Mönch aus der Erde geſtiegen, welcher ihrer Urgroßmutter, auf die unbarmherzigſte Weiſe aufgehuckt, da ſie eben in der Mitternachtsſtunde, noch einmal nach dem Brunnen gegangen, ſich den letzten Schlaftrunk zu holen; als ein über ihren Köpfen entſtandenes Geräuſche alle ihre noch übrige Herzhaftigkeit auf einmal verjagte. Der Zirkel wurde mit einem einſtimmigen Geſchreye zerriſſen; und eine jede ſuchte ſich auf das beſte vor dem vermuthlichen Geſpeinſte in Sicherheit zu ſetzen, und erwartete alle Augenblicke die erſchrecklichſte und furchtbarſte Erſcheinung.

Guſtav, ein munterer junger Herr, der gekommen war, ſeiner Selinde ſchönen Hände zu küſſen, ſaß mit den übrigen der Familie in dem Zimmer und ſpeiſete, als dieſes vorging. Er ſpeiſete, ſage ich, und wußte von dem äußern Schrecken nichts, als die Decke des Gemachs erſchüttert wurde. Dieſe Erſchütterung ſagte etwas großes vorher. Die ganze ſpeiſende Geſellſchaft gerieth dadurch in Erſtaunung. Kein anderer Sterblicher aber, als Guſtav, ward gewahr, daß ſich die Decke eröffnete: ſo wie dort Achilles, als er in dem Zanke mit dem Agamemnon ſein Schwerdt zuckte, auch nur allein die Pallas ſah, welche ihn bey ſeinen gelben Haaren zurück zog.

Ein blendendes Licht brach durch die Oeffnung, und verkündigte die Ankunft einer großen Gottheit. Ja dieſe erſchien ſelbſt kurz darauf in einem prächtigen Aufzuge, als eine Amazoninn, welche fertig zu ſeyn ſchien, einen neuen Angriff der Feinde, den trojaniſchen Mauren zum Beſten, zu wagen.

Man hatte ſich noch nicht von ſeinem Erſtaunen erhölet, als ſie ſich zu Guſtaven wandte, und ihn mit dieſen Worten anredete:

„O Guſtav, reiß dich einmal aus deiner Verwunderung heraus, und vernimm, was ich dir itzo entdecken will. So du jemals in deiner Jugend, „oder auch itzo in deinen männlichen Jahren gehöret haſt, daß einem jeden Menſchen ein beſonderer „Geiſt zugeordnet iſt, welcher auf ſeine Handlungen „genau acht haben muß, und den man gemeiniglich „mit dem Namen eines Schutzgeiſtes beleget: ſo „vernimm itzo die Beſtätigung deſſelben; ja erkenne „in mir den Schutzgeiſt, welcher dir zugeordnet iſt, „dich nicht allein zu bewahren, daß du in keinem Unfalle unterliegſt, ſondern dich auch ſo zu führen, daß „du zu Gelegenheiten gelangeſt, wo du Ehre und „Ruhm erjagen kannſt.

„Ich bin ſchon alt, und habe einsmals die Körper der tapfern Frauen, der Semiramis und Tomiris bewohnet, und nach dieſem bin ich zu dem „Schutzgeiſte ſolcher Perſonen beſtimmt worden, deren Herz dem deinen gleich geweſen. Sollte „ich alle diejenigen bekannt machen, welche durch „meine Führung berühmt geworden ſind: ſo müßte ich „dir, die größten Helden nennen, die jemals die „Welt getragen hat. Du würdeſt mit einem Hektor, einem Romulus, einem Cäſar, und vielen „andern in Verwandtſchaft kommen. Daß ich aber

„itzo dir vielmehr, als einem großen Prinzen zu geordnet bin, das haſt du allein deinem tapfern Herzen zuzuſchreiben, welches allemal für mich beſtimmt iſt, ob es gleich nicht ſtets von einem Purpur bedeckt wird. Du haſt ſchon öfters meinen Beyſtand genoſſen, ob du ſolches ſchon nicht gewahr geworden biſt. Ich ſtund dir bey, als dich in deiner Jugend, die große engliſche Dogge beynahe erwürget hätte, die von deiner Herzhaftigkeit angegriffen worden. Ich half dir glücklich die Rabenneſter auf den höchſten Bäumen ausnehmen, und führte dich beſtändig, zum Verdruſſe deiner Cameraden, zu den beſten Krebslöchern. Glaube alſo nur nicht, daß ich dich vergebens hieher geführt habe. Nein, Guſtav, ich habe dieſen Ort auserleſen, eine That zu verrichten, welcher deine Herzhaftigkeit würdig iſt. Rüſte dich alſo darzu. Das ganze Haus iſt in äußerſter Bewegung. Die Furcht vor einem Geſpenſte hat es in ein heftiges Schrecken geſetzt. Dieſes geſtattet ihnen nicht einmal, euch Nachricht davon zu geben. Aber fürchte dich nicht, es iſt kein Geſpenſt, ſondern ein furchtbarer Dieb; dieſen ſollſt du beſtreiten. Verlaß dich auf meinen Beyſtand. Sey muthig, und zeige, daß du meines Schutzes würdig biſt. Dieſes ſagte der Schutzgeiſt des Guſtavs, und verſchwand.

Einem andern würde dieſe Erſcheinung erſchrecklich geweſen ſeyn. Ein anderer wirde über dieſe Nachricht gebebet, und ſich weit von hier gewünſchet haben. Allein Guſtav nicht. Nur Guſtav, der heldenmüthige Guſtav nicht.

So wie ein tapferer, und auf ſeine Beute begieriger Huſar kaum die Nachricht aushöret, die er aus dem Munde ſeines unerſchrockenen Anführers, von dem vorhandenen Feinde erfährt, da er nicht ſchon ſeinen ſchlanken Säbel aus ſeinem Behältniſſe hervor zieht, und ihn mit einem drohenden doch zuverſichtlichen Geſchrey und Mine, um ſeinen Kopf ſchwingt, und ſchon wirklich ſeinen Feind überwunden zu haben glaubet, ja nicht den Wink erwarten kann, welcher ſeinen Aufbruch gut heißt: darauf aber als ein Pfeil von einem angezogenen Bogen, auf ſeinem geſchwinden Pferde dahin rennet, den Feind ſuchet, ihn in der größten Furie angreift, und beynahe in demſelben Augenblicke überwindet: ſo und nicht anders war es auch mit dem Zuſtande unſers Guſtavs beſchaffen.

Er ſtund mit einem edlern Zorne entflammt, den ihm ſein Schutzgeiſt zurück gelaſſen hatte, von ſeinem Stuhle auf, auf welchem er in einer mehr als halben Entzückung, den Befehl angehöret hatte. Er ſprang auf, und lief hin, ſeinen unvergleichlichen Degen zu holen, dazu der beſte Silberarbeiter in Paris das Gefäß aus lauter harten Thalern gemacht hatte, worauf das Bildniß des XIV Ludwigs, der ſo viele Siege geſucht, geſtanden.

Der Knopf hatte die Geſtalt eines Herzens, welches ſeine Glut nicht mehr bey ſich behalten kann, ſondern in hellen Flammen von ſich ſtößt. Dieſer wurde von einem Griffe unterſtützet, welcher des Cupidens Kocher voller Pfeile, die alle gegen das Herze zu ſtecken, auf das künſtlichſte vorſtellte. Der

Biegel aber ſchien nichts anders, als der dazu gehörige Bogen, zu ſeyn. Ein Stichblatt war an denſelben nicht, gleichſam als ob der Verfertiger dieſes ſchönen Gewehrs gewußt hätte, daß die Hand ſeines Beſitzers dergleichen Beſchützung nicht nöthig hätte, weil kein Feind jemals vor ihm Stand halten würde.

Doch in dieſem ſchönen Gefäſſe ſteckte eine noch weit ſchönere Klinge. Der Glanz ihrer Flächen, der von vielen verguldeten Zügen und Figuren, die bis an die Spitze lieſen, noch erhöhet wurde, mußte einen jeden blenden, gegen den ſie gezogen wurde: ſo wie der angenehme Geruch, den ſie von ſich gab, dem, welcher ſie in ſeiner Hand hatte, die beſte Stärkung zuhauchte. An ihrer Stirne ſtund der mächtige Wahlſpruch des Guſtavs: Amor vincit omnia: gleichſam dadurch zu erkennen zu geben, daß, ob er ſchon Gewalt genug hätte, ſeinen Feind zu überwinden, er dennoch erſt die Güte brauchen wollte, um zu verſuchen, ob er ſich auf Gnade und Ungnade ergeben wollte.

Doch welche Gütigkeit ſeines Schutzgeiſtes, der keine Gelegenheit vorbey gehen ließ, den Muth unſers Guſtavs zu vermehren! Indem Guſtav nach ſeinem Degen greifen wollte, der an der Wand hing, ſiehe, ſo fiel die Scheide von ſich ſelbſt davon ab, und Guſtav bekam ihn alſo bloß in die Hand.

Niemals hat ein General größern Muth bekommen, wenn ihn die Hand ſeines gebiethenden Monarchen, einen mit Diamanten ſchimmernden Degen, bey ſeinem letzten Abſchiede übergiebt, deſſen Glanz auch ſchon vermögend iſt, ſeine Feinde zu ſchrecken, ob er ſchon von der Armee eines zu ſiegen begierigen Feldherrn erſt ſeinen gehörigen Nachdruck bekömmt, als hier unſer Guſtav. Er ſah dieſes als eine unfehlbare Vorbedeutung ſeines bevorſtehenden Sieges an. Er glaubte, ſein Schutzgeiſt hätte ihm die Waffen ſelbſt in die Hände gegeben, und verließ ſich dahero deſto kräftiger auf deſſen Beyſtand.

„Sehet, redete er die gegenwärtigen Freunde an, „die noch in ſtiller Beſtürzung den Ausgang einer „ſo wunderbaren Sache erwarteten: Sehet, ſprach „er, die Waffen, womit ich den Feind überwinden will. „Ein ſtarker Arm giebt mir ſie ſelbſt in meine Hand. „Nunmehro kann ich mich eben ſo gewiß darauf verlaſſen, als Achilles auf diejenigen, die ihm ſeine „Mutter Thetis ſelbſt brachte, und die in der unterirdiſchen Schmiede des Aetna, von dem Vulcanus „ſelbſt, waren verfertiget worden. Fürchtet euch alſo nur „nicht vor eurem Feinde, der eure Ruhe zu ſtöhren „ſich erkühnet. Kommet vielmehr mit mir und verſtärket meine Macht. Oder ſo ihr nicht Herz genug darzu habet, ſo ſeyd zum wenigſten Zeugen „meines Sieges.„ Als er dieſes geſagt, ging er mit drey großen Schritten zur Thüre, und die andern folgten ihm langſam nach.

Fahre wohl, großer Held, eile, dein Schutzgeiſt wartet ſchon auf dich. Komme bald mit Lorbern gekrönt zurücke.

* * *

Die Gelaſſenheit.

In einem Thale, wo nur Zephyr ſcherzen,
Das nie der wilde Sud entweiht,
Da wohnet mit zufriednem Herzen
Die ruhige Gelaſſenheit.
Hier ſproßt in ungeſtörter Stille
Der kleinen Veilchen holde Fülle,
Die nie ein feindlich Wetter beugt.
So ſchön glänzt hier das Grün der Fluren,
Als nie von Proſerpinens Spuren
Trinacrien ſich ſonſt gezeigt.
Hier an dem Hügel, in den kühlen Büſchen
Hört man des Taxus dunkles Laub
Nicht brauſend, nein nur murmelnd ziſchen,
Nie wird es rauher Stürme Raub.
Hier ſchlängeln ſich, bekrönt mit Bäumen,
Gelinde Bäche ſonder Schäumen,
Wie Ganges rein, ſanft wie der Nil.
Man weis ſeit hundert Manneszeiten,
Daß nie ein Aar, was zu erbeuten,
Schnell auf ihr Waſſer niederfiel.
In deinen Auen, Tempe der Gefilde,
Iſt die Gelaſſenheit vergnügt!
O reizte ſie in meinem Bilde
So wie ſie ſelbſt mich jüngſt beſiegt.
Ihr Antlitz gleichet ihrem Himmel,
Wo ohne Schatten und Getümmel
Nieunterbrochne Klahrheit lacht!
Sie lächelt, doch mit einer Mine,
Die ſelbſt einſt bey dem Weltruine,
Kein Fall, noch Krachen furchtſam macht.

Die Gelaſſenheit.

Der Gott der Dichter, der die Seelen kennet,
Hat mir ihr edles Herz gezeigt,
In dem kein Ehrfurchtsfeuer brennet,
Kein Durſt nach Gütern ſich eräugt.
Haß, Feindſchaft, Zorn, und ein Begehren,
Durch andrer Harm ſich aufzuklären,
Beſaſſen ihre Geiſter nie.
Nur Triebe, Menſchen zu beglücken,
Nur Huld und Lieb in ſanften Blicken,
Nur Tugenden beherrſchten ſie.

Die edle Unſchuld, die im weißen Kleide
Der jüngſten Lämmer Wolle ziert,
Die Redlichkeit, die ſtille Freude,
Die Scherz und Spaaß im Reihen führt,
Die Anmuth, Herzen zu gewinnen,
Umgeben, als Begleiterinnen
Voll Wonne, die Gelaſſenheit.
Die Demuth, die mit Schaam entzücket,
Den Hut blöd in die Augen drücket,
Weicht nie von ihrer Seite weit.

Dort von den Hügeln, die allmählich ſteigen,
Und ſich von ihrer Flur erhöhn.
Sieht ſie mit freundlichem Bezeigen
Den Edelmuth oft zu ihr gehn.
Hier, Delius, Sohn der Latonen,
Gefiel es dir ehdem zu wohnen,
Als Zevs dich vom Olympus ſtieß.
Hier war die Landſchaft vom Admeten,
Hier, wo dein Mund auf holden Flöten
Den Hirten zur Verwundrung blies.

Zeigt euch, ihr Männer, die ihr dorten wallet,
Euch möcht ich gern ein Loblied weihn;
So ſchwach auch meine Cyther ſchallet,
So tönend ſoll ſie von euch ſeyn.
Hier ſeh ich die, die längſt verſchieden,
Ich ſeh den frommen Ariſtiden:
Der Nam iſt ewger Dauer werth!
Er iſts, den Nemeſis erhoben,
Der nie bey falſcher Bürger Toben
Erſchrocken, nur ſich mehr verklärt.

Dich, edler Cimon, den Athen bekettet,
Athen, die undankbare Stadt,
Die denen, die ſie oft errettet,
Mit Grauſamkeit gelohnet hat.
Dich, Regul, der für Rom gebürget,
Dich, den die Wuth Antons erwürget,
Verfluchte Hand, die das gethan!
Euch ſeh ich hier in ſtillen Auen,
Euch kann ich noch gelaſſen ſchauen;
Beglückt, wer mit euch wandeln kann!

Sey mir gegrüßet, Chor verlebter Weiſen,
Das du der Weisheit Licht geſucht
Und dem man, ſtatt den Trieb zu preiſen,
Mit roher Läſterung geflucht!
Den, der noch lebt, weil er verſchieden,
Den ſeh ich dort noch ſo zufrieden,
Als da ſein Mund den Schierling trank:
So unbewegt, als die Ceraunen,
Die vor dem Nordwind nicht erſtaunen,
Die nie der Wellen Trotz bezwang.

Hört zu, ihr Fluren, nunmehr will ich ſpielen;
Itzt merk auf mich, du ſtiller Wald!
Nun ſollſt du meine Wolluſt fühlen,
Wenn Echo mir entgegen hallt.
Mag mich doch Stolz und Dünkel haſſen;
Ein edler Geiſt iſt ſich gelaſſen;
Ein Weiſer fürchtet keinen Feind:
Ein Weiſer : : doch : : Hier kömmt die Schöne,
Die Schöpferinn beliebter Töne;
Mit ihr ſind Witz und Geiſt vereint.

Hier iſt die Stille; fliehe du, Geräuſche:
Itzt regt die Dichtkunſt meinen Sinn.
Itzt, da ich höhre Saiten heiſche,
Werf ich mein heiſer Schilf dahin.
Vom wilden Streite der Giganten,
Die voller Grimm und Tollheit brannten,
Stimm ich ein feurig Lied itzt an.
Ich ſeh ſie den Olympus ſtürmen,
Den Pelion auf Oſſa thürmen:
Bethörte Wuth, die nichts gewann!

Wem iſt ſie ähnlich? dem erzürnten Winde,
Der dort zwar tobt, dieß Thal nicht ſchreckt.
O Schrecken, das ich itzt empfinde,
Grauſvolles Feld, das ſich dort ſtreckt!
Du Wüſte voller Ungeheuer,
Durch dich fährt hier ein rauchend Feuer,
Und dort bedeckt dich Finſterniß.
Den Greul von deinen Schreckenbildern
Will ich der Welt zum Abſcheu ſchildern,
Weil er mir itzt viel Luſt entriß.

Dort iſt der Argwohn: Schwarze Haare fliegen
Um ſein erbittertes Geſicht:
Wie droht der Störer vom Vergnügen
Hier dieſen frohen Fluren nicht!
Ein Wurf von unſichtbaren Pfeilen
Soll die Gelaſſenheit ereilen;
Der Neid blickt ſcheel auf dieſes Thal:
Allein hier muß er fruchtlos weichen,
Kann dieß Bezirk niemals erreichen;
Sie ſiehts, und regt ſich nicht einmal.

Lehrreiches Vorbild für erhabne Geiſter!
Ein ungegründeter Verdacht
Wird nie von ihrer Neigung Meiſter,
Auf edlern Vorwurf hat der Acht.
Nur niedre Seelen, ſonder Feuer,
Erblicken oft da Ungeheuer,
Wo klügre nur Pygmäen ſehn;
Seht, wie der Neid den nicht bezwinget,
Der ſich auf höhern Fittig ſchwinget,
Noch über ihn ſich zu erhöhn.

Dort flucht die Schmähſucht mit geſpaltnen Zungen,
Ein Weib, das Natternjäſcht ernährt.
O wär ihr Schmähn hieher gedrungen;
Was hätt ihr Geifer nicht verſehrt?
Wer iſts, der dort die Geißel reget,
Der Wolluſt ſich zun Füßen leget,
Wie dünkt mich recht? iſts Aretin?
Der, der die Fürſten ſpöttiſch höhnet,
Selbſt aber allen Laſtern fröhnet?
Ich irre nicht, dort ſeh ich ihn.

Seht Gnomen eilen, Geiſter aus der Erde,
Die Neid und Schmähſucht wütig treibt,
Daß dieſe Flur entweihet werde,
Die aber unentheiligt bleibt;
Sie rüſten ſich, das zu verdunkeln,
Wo ewig Licht und Schimmer funkeln;
Seht ihre Kleider aufgeſchürzt;
Nun eilen ſie nach dieſen Grenzen;
Doch ſchaut, wie jede vor dem Glänzen
Zurück in einen Abgrund ſtürzt.

Ein Donner rauſchet, und die Blitze theilen
Der grauſen Wolken finſtre Luft;
Ich ſehe Glut auf Feuer eilen,
Und Schlag auf Schlag trifft in die Kluft.
Es konnt, als dieſes wilde Wetter,
Beym Zevs, dem Gott der falſchen Götter,
So ſtark der erſte Keil nicht ſeyn.
Wo iſt die greuelvolle Wüſte,
Das Chaos ſonder Wonn und Lüſte?
Hier fährt der Blitz, hier ſinkt es ein.

Das Thal bleibt ſicher, ſicher vor dem Blitze:
Gelaſſenheit, ſo ſoll es ſeyn.
Hier in dem anmuthsvollen Sitze
Will ich dir Herz und Cyther weihn.
Wenn Neid und Schmähſucht weiſe Seelen
Zur Peinigung ſich frech erwählen,
Stärkt ſich in dir ihr edler Sinn;
Und die das Läſtern frevelnd wagen,
Von denen wirſt du ſelbſt einſt fragen;
Wo iſt ihr Trotz, wo ſind ſie hin?

C. * *

Schrei-

Schreiben von der Stärke der einmal angenommenen Meynungen.

Wertheſter Freund,

Sie thun mir unrecht, wenn Sie vermuthen; daß ich es werde überdrüßig werden, mich von Ihnen immer um Betrachtungen und philoſophiſche Gedanken mahnen zu laſſen, und Ihnen ſtatt der Briefe kleine Abhandlungen zu ſenden. Es ſcheinet zwar etwas hochmüthig geſprochen zu ſeyn, wenn ich Ihnen ſage, daß ich hierinnen niemals werde müde werden: und es hat das Anſehen, als wenn man ungemein für ſich ſelbſt eingenommen wäre, wenn man ſich anſtellet, als werde man eben ſo unausgeſetzt von Weisheit überlaufen, als die Felsquellen von Waſſer. Ich meines Orts, erkenne auch die Dürftigkeit meiner Einſichten viel zu wohl, als daß ich glauben ſollte, daß man eine Sammlung auserleſener neuer Wahrheiten haben würde, wenn man meine Briefe herausgäbe. Indeß, da nicht eben von Erfindung unerkannter Wahrheiten, ſondern mehr von der Beſchäfftigung mit den bekannten, und einer nützlichen Erneuerung derſelben in dem Verſtande und dem Herzen zwiſchen uns die Rede iſt; ſo müßte man ein unwürdiger Bürger der menſchlichen Geſellſchaft ſeyn, wenn man ſich ſchlechterdings nicht zutrauen wollte, ſo viel nützliche

Gedanken im Vorrathe zu haben, als manchmal zu einer kurzen Unterhaltung mit einem Freunde erfordert werden. Beſonders muß dieſes Urtheil ſtatt haben, wenn das Verlangen, einige Gedanken ſeines Freundes mitgetheilt zu bekommen, mit ſo billigen und gemäßigten Bedingungen eingeſchränkt wird, als Sie anzunehmen ſich erkläret haben: da ſie alle Arten von Betrachtungen gelten laſſen; da ſie kein Maaß vorſchreiben, und auch mit wenigem zufrieden ſind, und da ſie alle Fälle ausnehmen, welche mich zu einer andern Beſchäfftigung berufen. Ich habe alſo Vortheile genug. Es iſt unter uns verglichen, daß nichts eine Ausſchweifung heißen ſoll, ich mag in meinen Briefen reden, wovon ich will. Ich bin auch nicht genöthigt, den Titel und Inhalt der Abhandlung über meine Briefe zu ſchreiben: und ich kann alſo in einem Briefe die eine Betrachtung halb, in dem andern das übrige, und zugleich von noch zwey ganz davon unterſchiedenen Dingen meine Gedanken ſagen.

Unter dieſen Umſtänden iſt ihre Anforderung keine Laſt für mich, und für Sie ein Lob: ich ſetze hinzu, ein Theil von dem Grunde meiner Hochachtung gegen Sie. Denn ich halte nichts für anſtändiger; (es führet uns aber auch nichts einen nähern Weg zu unſerer Glückſeligkeit) als die Seele ſtets zur Betrachtung zu gewöhnen. Und aus dieſem Grunde beantworte ich ihre Briefe mit mehrerer Bereitwilligkeit, als einiger anderer von meinen Freunden, welche mich unaufhörlich plagen, daß ich ihnen Neuigkeiten ſchreiben ſoll.

Dieſes letztere iſt mir zwar nicht darum zuwider, als ob ich es tadelte, ſich um Neuigkeiten zu bekümmern, und einer Begierde genug zu thun, die uns eben ſo natürlich iſt, als die Neigung zu eſſen und zu trinken. Wenn ich meine Meynung ſagen ſoll, als welches mir in einem Schreiben an Sie, als auf einem allgemeinen Richtplatze, erlaubt iſt: ſo bekenne ich vielmehr, daß ich einen ſchlechten Begriff von denen habe, welchen es gleichgültig iſt, ob ſie von allem, was in der Welt vorgeht, etwas wiſſen oder nicht. Und Leute, welche Verſtand haben wollen, und doch mit einem gähnenden Munde ſagen können, daß es ihnen zu verdrüßlich ſey, Zeitungen zu leſen, ſolche Leute ſind in meinen Augen ſehr wunderbare, und gewiſſermaßen verächtliche Geſchöpfe. Mich dünkt, es ſind eben diejenigen, die nichts lernen wollen, und ſich gleichſam fürchten, klug und weiſe zu werden. Sie berauben ſich des vortrefflichſten Lehrmeiſters; und für ſie iſt der Schauplatz der Welt ſtumm. Man kann es für ziemlich gewiß annehmen, daß ſie die Pſalmen in ſehr zarter Jugend gelernt, das iſt, ſehr zeitig vergeſſen haben, da ſie ſich allem Anſehen nach der Ermahnung gar nicht mehr zu erinnern wiſſen, die Werke des Herrn zu ſchauen, der auf Erden ſolch Zerſtören anrichtet. Denn ich ſehe nicht, wie man die Führungen und Abſichten des Schöpfers beſſer erkennen, und man mag gelehrt oder ungelehrt ſeyn, einen vollſtändigern und edlern Begriff von der Weisheit deſſelben erlangen kann; oder wo allgemeinere, ſichere und nützlichere Klugheitsregeln für unſre Aufführung in Anſehung des Zukünftigen, und daß ich ſo rede, deutlichere Prophezeyungen darinnen anzutreffen ſind, als in der Abmerkung der geheimen Triebfedern der Vorſicht in den Zeitläuſten, und in der Nachſpürung der Reihe von Folgerungen, die oft ein geringſcheinender Umſtand in Glücklichmachung und Stürzung einzelner Perſonen, ganzer Häuſer, verbundner Gemeinen und Städte, und weitläuftiger Reiche nach ſich zieht. Ich urtheile alſo von einem Menſchen, der in Anſehung der Begebenheiten in der Welt ganz gleichgültig, und ohne alle Neugierigkeit iſt, faſt eben das, was die Aerzte von demjenigen urtheilen, der ganz u. gar keinen Appetit zum Eſſen hat, ob er gleich im übrigen geſund zu ſeyn ſcheint. Und folglich, damit ich wieder auf das vorige komme, iſt mir die Begierde meiner Freunde nicht an ſich ſelbſt zuwider. Indeß wird ſie mir darum verdrießlich, weil man die meiſten Neuigkeiten, die ich ſchreiben kann, um einen nähern Preis haben könnte: Ich will ſagen, weil man ſie aus den Zeitungen ſehen, und meine Feder einer Arbeit, die keinen Nutzen ſtiftet, überheben könnte.

Ihnen, wertheſter Freund, muß ich alſo das Recht wiederfahren laſſen, zu geſtehen, daß Sie mir die Arbeit leichter machen. Sie ſchließen zwar von unſerm Briefwechſel neue Nachrichten auch nicht aus, zumal wenn ſie auch leicht zu Betrachtungen Anlaß geben. Ich bin indeß nicht gebunden, und habe ein weiteres Feld vor mir. Und dieſes machet mich geneigt, wenn es die Umſtände zulaſſen, ihren Forderungen deſto vollkommner genug zu thun.

Ihnen zu zeigen, wie willfährig und erkenntlich ich dießfalls bin, ſo will ich Ihnen auch in dieſem Briefe eine Betrachtung (oder wenigſtens eine Anleitung dazu) und auch eine Neuigkeit mittheilen. Denn da, wo ich kein neu Blatt anfange, der größte Theil von meinem Papier nunmehr voll geſchrieben iſt: ſo können Sie vermuthen, daß ich nun bald zur Sache kommen werde, wovon ich Ihnen habe ſchreiben wollen: ſo, wie man von einem gewiſſen Geſandten wiſſen konnte, daß er nunmehr von dem Hauptzwecke ſeines Beſuches zu reden anfangen würde, wenn man ihn wieder bis bald an die Treppe begleitet hatte. Ich werde alles kurz ſagen; allein vielleicht iſt die Betrachtung, auf die ich ſie leiten will, wichtiger, und die Erläuterung derſelben bequemer, ſolche zu erſchöpfen, als viele andere.

Ich habe ſeit einiger Zeit zu verſchiedenen malen meine Gedanken über die Meynung der Menſchen von ſich und ihrer Einſicht gehabt. Es iſt etwas bekanntes, daß Leute, die einen gewiſſen Zeitraum auf die Ausarbeitung und Bereicherung ihres Verſtandes gewandt haben, und diejenigen überhaupt, welche, vor andern, Menſchen ſeyn wollen, mehrentheils von andern dieſes gleichſam als eine Pflicht des Naturrechts fordern, daß man ihnen recht geben, und geſtehen ſoll, daß ihre Einſicht die beſte, und ihr Urtheil das klügſte ſey. Allein man hält dieſe Eigenſchaft vielleicht nicht für ſo allgemein, als ſie iſt; und glaubet, daß nicht allein eine große Anzahl der wirklich Verſtändigen, ſondern auch der ganze Haufe des Pöbels von derſelben frey ſey, als welcher ſich ſonſt gar nicht mit großer Einſicht zu ſchmeicheln begehret. Nichts deſtoweniger iſt es die gewiſſeſte Wahrheit von der Welt, daß die allermeiſten von Gelehrten und Ungelehrten, von Hohen und Niedern für die Unfehlbarkeit ihrer Meynungen eingenommen ſind. Gar ſelten finden wir eine Furchtſamkeit im Urtheilen, und einen Zweifel, ob man es auch wirklich mit der

Wahrheit halte: nichts aber iſt geläufiger, als die Einbildung, oder daß ich recht rede, die innerliche Ueberzeugung von eigner Klugheit und von der Gewißheit der eignen Grundſätze. Und nichts hat mit wenigerm Grunde ſich dennoch mehr eingeniſtet und feſtgeſetzt. Das, was man glaubet, hält man für wahr, weil man es glaubet. Man hat ja ſowohl Menſchenverſtand, als ein anderer. Man hat es ſo lange geglaubt: es iſt unmöglich, daß man ſo lange ſollte geirrt haben. Ein anderer denkt zwar anders: allein er hat unrecht: denn wir haben recht. Und dieſe Vorſtellung, wertheſter Freund, verſchaffet dem Irrthume ſo thätige und eifrige Anhänger, als je die Wahrheit hat. Unter den Verfechtern von beyden finden ſie keinen andern Unterſchied, als dieſen, daß noch allezeit die Verfechter des Irrthums die erpichteſten, und die einfältigſten und unverſtändigſten Eiferer die hitzigſten ſind.

Die ewigen Gezänke unter verſchiedenen Arten der Gelehrten, und der blinde Religionseifer ſo vieler Menſchen ſind Wirkungen und Beweiſe der gedachten Eigenſchaft des menſchlichen Geſchlechts, die ſo häufig, als bündig und traurig ſind. Ich will ſie aber itzt nicht auf das zurück führen, was alt iſt; ſondern ihnen die neue Begebenheit erzählen, die dieſe Betrachtung bey mir erneuert hat. Ich beſuchte vor einiger Zeit meinen Bruder, und ſah bey demſelben verſchiedene kleine Geſchäffte durch einen Mann in einem ſchwarzen Camiſole verrichten, deſſen Geſichte mir ziemlich betrübte Glücksumſtände und Gedanken zu verrathen ſchien. Ich fragte meinen Bruder nach deſſen Namen, und erhielt zur Antwort, daß es der Schulmeiſter aus ſeinem Filiale wäre. Dieſen hatten, wie ich ferner erfuhr, die Bauren dieſes Dorfes in ſeiner Wohnung überfallen, ihm die Kirchenſchlüſſel abgenommen, unter Bedrohung derber Schläge, ſammt Weibe und Kinder, die Hausthüre gewieſen, die Zurückbehaltung ihrer Kinder aus der Schule und ſeiner Beſoldung angekündigt, und kurz um, ihn eigenmächtig abgedankt: und in ſolchem Zuſtande gab ihm mein Bruder indeß Brodt und Aufenthalt. Ich war begierig, die Urſache eines ſo hitzigen Verfahrens zu wiſſen, und fragte meinen Bruder im Scherze, ob der wunderliche Mann etwa, wie der Cantor in Orlamünde, bey einer Brautmeſſe das Lied: Wer weis, wie nahe mir mein Ende, geſungen hätte. Nein, verſetzte er mir, ſo eitel ſind meine Bauren nicht, daß ſie ſich um einer Spötterey willen ſo ſehr aufbringen laſſen ſollten. Critik und Rechtgläubigkeit ſind es, die ſie in Harniſch gebracht haben. Und von dieſen gab er mir folgende Nachricht. Der Schulze aus dieſem Dorfe, den er um die Urſachen dieſes Executionsproceſſes befragt, hatte ihm die Rechtfertigung deſſelben vorgelegt. Sein, des Schulzens, älteſter Sohn, welcher zwar erſt 12 Jahre alt, aber nun ſchon ſo ein wenig politiſch wäre, ſey nun ſchon mehr als einmal aus der Schule gekommen, und habe es gemerkt, daß der Schulmeiſter ſie nicht recht lehre. Und nachdem er ſich nun durch dieſen ſeinen Sohn alles, was vorgegangen, recht deutlich auslegen laſſen; ſo ſehe er und die Gemeine, daß der Junge darinnen recht habe. Denn erſtlich lehre der Schulmeiſter die Kinder,

der, nicht, wie der vorige Schulmeiſter gelehrt hätte, und ſie bisher alle zu ſprechen gewohnt geweſen wären, wie es auch wirklich heißen müſſe, **ſelbeſt**, ſondern **ſelbſt** ſprechen. Hernach wollte er auch mit Gewalt von den Kindern haben, daß ſie in dem dritten Artikel entweder ſo bethen ſollten: **am dritten Tage wieder auferſtanden von den Todten, aufgefahren gen Himmel**, oder aber bloß: **am dritten Tage wieder auferſtanden, aufgefahren gen Himmel**, da ſie doch alle in der Gemeine bisher ſo gelernt und gebethet hätten; **am dritten Tage wieder auferſtanden, von den Todten aufgefahren gen Himmel.** Der Schulmeiſter ſpreche zwar, daß man um des Athems willen den Verſtand nicht zerreißen müßte; allein ſie hätten nun die reine Lehre ſo lange gehabt, und wollten ſich nun gewiß nicht davon abbringen laſſen. Mein Bruder, der heimlich über die Thorheit dieſer Rechtfertigung ergrimmt war, hatte nichts deſtoweniger durch freundliche Vorſtellung und das Beyſpiel ſeiner eignen Ausſprache, dem Herrn Schulzen ſeinen Irrthum, und die eingebildete Unwiſſenheit und Ketzerey des Schulmeiſters auszureden geſucht. Allein alle Vorſtellungen waren vergebens geweſen: und ſogar auch dieſe, daß dieſes eigenmächtige Verfahren, wenn es ferner gehöriges Orts berichtet werden müßte, üble Folgen haben würde. Man glaubet ſonſt, es ſey unmöglich, daß ein Menſch einen Irrthum hartnäckig verfechten könne, wenn es nicht um eines Vortheils willen geſchehe; und daß die Wahrheit gewiß durchbreche, wen̄ ihr nicht der Eigennutz im Wege ſtehe. Allein weit gefehlt. Hier war ſogar das Gegentheil geſchehen. Der Irrthum hatte ſo kräftig gewirkt, daß, wie ich nachgehends von meinem Bruder erfuhr, der Herr Schulze und ſeine Nachbarn eine anſehnliche Strafe gaben, um auf ihrem Kopfe bleiben, und den Schulmeiſter nicht wieder annehmen zu dürfen. Sie mußten ihm zwar zur Noth die Stelle vergönnen: Allein es war eher keine Ruhe, und der Critik und Rechtgläubigkeit der Gemeine kein Genüge geſchehen, als bis es ſich vor einiger Zeit fügte, daß der arme Ketzer, durch Vorſorge ſeines rechtſchaffenen Superintendenten, einen dreymal beſſern Schuldienſt bekam, und ſich den Augen der erbitterten Bauern nunmehr mit Freuden entziehen konnte. Ich habe von meinem Bruder noch nicht erfahren, ob der neue Schulmeiſter in ſeinem Filiale nach dem Geſchmacke des politiſchen Schulzenſohnes und derer, die davon abgehangen, ſey; oder ob ſich dieſer Geſchmack vielleicht, mit der Veränderung der Perſon, endlich ſelbſt geändert habe. Ich habe aber das wirkliche Vergnügen gehabt, den Ausgeſtoßenen hier bey der Abholung ſeiner Beſtätigung, mit der Mine eines Menſchen zu ſehen, der ſich nach dem Schiffbruche an ein fruchtbares Ufer geworfen ſieht.

Bedauren Sie hier die Thorheit des menſchlichen Geſchlechts. Denn es iſt gewiß, es wohnen auch außerhalb meines Bruders Filiale Bauren. Indeß erkennen Sie auch der ſpielenden Vorſehung Gerechtigkeit. Leben Sie wohl, und lieben Sie

Leipzig,
den 20. des Winterm.
1742.

Ihren gehorſamſten D.
M. Pitſchel.

Die

* *

Die Gans.

Eine Fabel.

In Städten wird doch noch etwas aus mir gemacht!
So ſprach die fette Gans, die man zu Markte bracht.
Im Dorfe wußte man von nichts, als mich zu reiſen,
Hier ſucht mich manche Hand behutſam anzugreifen;
Man hebt mich lachend auf, und ſetzt mich wieder hin,
Weil ich ſo weiß, als Schnee, an meinem Leibe bin.
Und keines, das mich ſieht, kanns übers Herze bringen;
Es greift mir an die Bruſt und unter meine Schwingen.
Ich muß ein artig Thier und wohl gewachſen ſeyn.
Ja, das verwünſchte Dorf ſah meinen Werth nicht ein;
Was gäb ich itzt darum, wenn ich, zu meiner Ehre,
Nie auf die Gänſetrift getrieben worden wäre!
Die Gans ward eingekauft, und endlich eingethan:
Es wohnte neben ihr ein kalekutſcher Hahn.
Nun, ſprach ſie, ſeh ich doch, daß man Verdienſte ſchätzet,
Weil mich der Köchinn Hand an deſſen Seite ſetzet.
Im Dorfe hatt ich nichts, als was ich ſucht und fund;
Hier ſteckt man mir ſo gar das Eſſen in den Mund;
Man ſtopft mich auf der Schooß, und bringt mir Brodt bey Haufen,
Und giebt mir auch ſo gar, aus Liebe, Milch zu ſaufen.
Aus Liebe, ſprach die Magd, daß ich nicht lachen kann!
Man liebt nicht dich, dein Fett, dein Fett nur lockt uns an,
Und ehſtens werd ich dieß auch meiner Jungfer ſagen;
Denn hätte ſie kein Geld, wer würde nach ihr fragen?

C. F. Gellert.

* *

Die Einſamkeit.

In dir, der Seelen glückſeligen Stille,
Findet ein Weiſer das Kleinod der Welt.
Tauſend reizt Wolluſt, Pracht, Ehrgeiz und Fülle,
Welche der Irrthum im Wünſchen erhält.
Ich ſehe Sclaven zu,
Und leb in ſtiller Ruh,
Wo mir die einſamſte Gegend gefällt.

Hügel und Thäler, Feld, Wieſen und Garten,
Kennen mich ſonder Verſchwendung und Pracht.
Mag doch die Hoheit das Fallen erwarten,
Wenn auch in Schlöſſern viel Hinterliſt wacht.
Der mir nicht ferne Wald,
Wo meine Flöthe ſchallt,
Iſt mir nach Wünſchen zum Eden gemacht.

Unter den Menſchen herrſcht Falſchheit und Richten;
Hat auch wohl dieſes die Tugend verſchont?
Billig entweich ich zu Birken und Fichten,
Wo mir kein Undank die Treue belohnt.
Klag ich hier, was mich rührt,
Bleib ich doch überführt,
Daß die Verſchwiegenheit neben mir wohnt.

Wollen die Stunden zu langſam verſchwinden,
Wenn ſich mein Eifer im Leſen verliehrt;
Schnitz ich verzogen ein C. in die Rinden,
Daß dieſer Name viel Gegenden ziert.
Dort ſcherz ich: faules Glück,
Bring doch mit heiterm Blick
Mir meine Chloris perſönlich geführt.

Siegende Streiter, ihr Helden im Kriegen!
Ziehr nur den Kampfplatz der Einſamkeit für.
Weis ich der Leidenſchaft Macht zu beſiegen,
Faß ich die Palmen ſo würdig, als ihr.
Vor Ruhm und Lorberkranz,
Und vieler Kronen Glanz,
Wähl ich mir Roſen zum Hauptſchmuck und Zier.

Sorgen und Klagen vereitelter Herzen
Stattet mein Zimmer den Eintritt nicht zu,
Wo ich nicht etwan, bey zärtlichen Schmerzen,
Um das Geliebte die Seufzer verthu.
Und wenn die ſtille Nacht
Den Erdkreis ruhig macht:
Träumet mir einzig von Eintracht und Ruh.

Drum ſo begehrt hier mein Herz zu verbleiben,
Wo ſichs gleich Anfangs der Ruhe verband.
Jener Welt will ich den Scheidebrief ſchreiben,
Weil durch ihr Stöhren mein Wohlſeyn verſchwand.
Sterb ich auch mit der Zeit,
Bleibt doch mein Staub erfreut;
Denn hier bedeckt ihn ein ruhiger Sand.

J. F. Zernitz.

Ende des Jenners.

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Eſt iocus in noſtris, ſunt ſeria multa libellis. *Auſon.*

Auf das Jahr 1743.

Hornung.

Leipzig,
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Die
tugendhafte Ruhmbegierde.

Die reine Ruhmbegier, die den gebundnen Geiſt
Aus ſeinen Feſſeln los, zu edlen Thaten reißt,
Will ich aus Dankbarkeit in ihrer Hoheit zeigen,
Und allen widerſtehn, die ihre Rechte beugen.
Ihr Werth verdient ein Maal, das Zeit u. Sturm verlacht,
Das langer Jahre Reih nicht ſtürzt, noch ſchadhaſt macht.
Ihr, die ihr ſie entehrt, und ihren Namen ſchändet,
Sie ein bethörend Nichts, das niedre Seelen blendet,
Sie einen Schimmer nennt, ein gleißend Unding heißt,
Und tauſend Opfer ihr durch dieſen Hohn entreißt,
Verächter ihres Reichs, kommt mit gebeugten Knien,
So wird dem Frevel noch, den ihr begeht, verziehen.
Verſchonen will ſie noch, weil ihr aus Schwachheit irrt,
Wenn euer Fehler nur dadurch gebeſſert wird.

Die Tugend wird durch ſie beliebt und ausgebreitet;
Bekriegt ihr nicht ihr Reich, indem ihr ſie beſtreitet?

Was ruft ihr, ihr zur Schmach, doch euren Brüdern zu:
„Entziehet euch der Welt, lebt in verborgner Ruh,
„In Einſamkeit verſteckt, von allen abgetrennet,
„Ihr greift nach dünnem Wind, wenn ihr nach Ruhm
entbrennet?
Die ihr auf ſolche Art ihr zum Verdruſſe ruft,
Weswegen ſchweigt ihr nicht, wenn ſie nur Rauch u. Luft,
Kein wirklich Gut nicht iſt? Lebt ſelbſten erſt verborgen:
Nach euren Lehren habt ihr bloß für euch zu ſorgen.
Werbt nicht um ihre Gunſt ſo tückiſch und verdeckt.
Sie liebet Licht und Tag, der blöde Blicke ſchreckt;
Sagt lieber: flieht die Nacht, lebt kennbar u. im Freyen,
So wird der Tugend Reich zu größerm Wuchs gedeyen.
In Wahrheit, wagte ſich das Laſter an das Licht:
Es ſchadete gewiß dem Tugendreiche nicht.
Es möchte nur Rufin nicht im Verborgnen ſchlemmen,
Noch in geſchwärzter Nacht Gorgon die Gurgel ſchwem̃en,
Die Eimer in ſich ſchluckt: ſo heilte ſie vielleicht
Das ſchwätzige Gerücht, das durch die Gaſſen ſchleicht,
Und als ein Herold ſagt, wenn irgend was geſchehen,
Das ſein ſtets wacher Blick entdeckt und angeſehen.
Gleichwie das Laſter nun ein ekelnd Grauen macht,
Wenn ſeine Häßlichkeit der Tag ans Licht gebracht:
So heftig wird man auch vom Tugendreiz entzücket,
Wenn ihn die Ruhmbegier mit ihren Stralen ſchmücket.
Ich ſchwöre bey ihr ſelbſt, wenn nicht ein höhers Licht
Der Herzen Nacht erhellt, die faule Trägheit bricht,
Die in den Menſchen ſchläft ſie aus dem Schlum̃er bringet;
Wer wäre ſonſt, als ſie, der feige Herzen zwinget
Und zu der Tugend lenkt, als die ſie nur allein
Mit wahren Gütern kaum belohnen und erfreun?

Sehr

Seht jenen Weiſen an, der die verruchten Sitten,
Der Völker Peſt und Tod, durch ihren Arm beſtritten,
Und glücklich obgeſiegt, der durch ſein eiſern Geld
Der erſten Zeiten Gold in Sparta hergeſtellt;
Wie er die Laſter bog, die ſich, gleich Nattern, rächen
Und den, mit Gift erfüllt, in Fuß und Ferſe ſtechen,
Der ihren Kopf zermalmt: Er zwang ihr Ungeſtüm;
Sie reizeten dafür der Reichen Zorn zum Grimm.
Sie hat ſelbſt zugeſehn, wie ſie auf ihn gedrungen,
Und ihn mit toller Fauſt zur Flucht vom Markt gezwungen,
Die Hand an ihn gelegt; wie ihm ein Böſewicht
Ein Auge ſo verderbt, daß es das Sonnenlicht,
Nie fernerhin erhellt; ſie ſah ihn wütend ſchlagen,
Und dich, Lykurgus, doch es mit Geduld ertragen.
Du ſtrafteſt, als man dir den Mörder übergab,
Mit Wohlthun und Geduld den Mann des Todes ab.
Und beſſerteſt ſein Herz. Hat ſie dich nicht entzündet
Zu ſo erhabner That, die keines gleichen findet?
Dich hat ihr Sporn gereizt: dich lüſtete nach ihr;
So ſtieg der Tugend Glanz zugleich mit deiner Zier.
  Ihr Helden, deren Geiſt nicht in dem Staub geblieben
Und höher ſich geſehnt, wer hat euch angetrieben,
Daß euch bey Glut und Stal, bey Flammen und Geſchoß,
Die Tapferkeit nicht floh, nicht Muth und Herz entfloß?
Könnt eurem Körper doch die Ruhmbegier das Leben,
Gleichwie es euer Geiſt von ihr erhalten, geben!
O kämt ihr itzo doch aus Moder, Graus, und Grab,
Ihr legtet ihr gewiß das ſchönſte Zeugniß ab.
Durch euch hat ihre Hand ſtets wieder heben müſſen,
Was Unvernunft und Wahn oft thöricht eingeriſſen.

Stund ſie nicht manchem Volk in Kampf und Schlachten bey,
Und ward nicht manches Land durch ſie vom Umſturz frey?
Wer ſchickte den Camill, Roms Freyheit zu erretten,
Camill, den Zorn und Haß zurückgehalten hätten?
Wer hat den Regulus, der Scaurer Muth entflammt,
Daß ſie Gefahr und Tod mit großem Geiſt verdammt?
Hört, die ihr unbedacht der Ruhmbegierde fluchet,
Und voller Eigenſinn ſie zu verbannen ſuchet,
Geſetzt des Himmels Schluß verhängte, was ihr ſchreyt:
Ihr Trieb entzündete kein Glied der Sterblichkeit,
Sie lebten insgeſammt im Finſtern und in Sträuchen,
Wo nur der rauhe Pan und wilde Faunen ſchleichen:
Fiel da ein Ungemach, ein ſtürmend Wetter ein;
Wer würde wohl für euch beſorgt und wachſam ſeyn?
Umſonſt verlangtet ihr, beym Mangel edler Triebe,
Die Rettung in der Noth, in Ruhe Gunſt und Liebe.
Wer leitete daſelbſt, wärt ihr der Tugend hold,
Euch auf den rechten Weg? Glaubt, denkt auch was ihr wollt,
Der ſchönſte Tugendtrieb wird nimmermehr vollkommen,
Wenn nicht die Ruhmbegier in andern ſchon entglommen.
Die Tugend, ſagt man zwar, braucht fremden Beyſtand nicht;
Sie iſt ſich ſelbſt genug, und glänzt mit eignem Licht,
Wird durch ſich ſelber groß: doch folgende Geſchichte
Macht dieſen Einwurf ſchwach und wankend und zunichte;
Die Dichtkunſt, welche ſie, wie eine Schweſter liebt,
Und deren Kinder Dienſt, weil ſie ſich ihr ergiebt,
Ihr Altar fleißig krönt, hat mir ſie einſt geſaget.
  Als die Geſchöpfe ſich zu reden noch gewaget,

Durch Sprüche voll Vernunft den klugen Geiſt gezeigt,
Der menſchlichen Verſtand oftmals weit überſteigt,
Verdammte, wie man ſagt, die ſchlechte Kümmelblume
Bey einem Crocus einſt den edlen Trieb zum Ruhme,
Als deſſen ſchimmerndes und flammendes Gewand
Den Gärtner reizete, der Chloris Auge band.
O, rief ſie, was bemühſt du täglich, dich zu ſchmücken,
Und voller Ehrbegier den Gärtner zu entzücken.
Dein innrer Werth iſt groß: dein eigen Weſen muß
Dich ſchon genug erhöhn: du machſt dir viel Verdruß:
Folgt, weñ du dich geſchmückt, die Unruh dir nicht immer?
O wachſe durch dich ſelbſt, entziehe deinen Schimmer,
Verbirg dich, dir zur Ruh, wie ich verborgen bin,
Wenn jeder zu dir naht, wie bald biſt du dahin,
Wie leicht vertritt man dich! der Crocus läßt ſich thören,
Und übt voll Unverſtand der Kümmelblume Lehren.
Sein Glanz verſteckt ſich nun, u. glänzt u. reizt nicht mehr,
Der Gärtner ſieht es an, und achtet es nicht ſehr,
Begießt ihn nicht, wie ſonſt, und läßt ihn ſo verderben.
Der Crocus welkt und muß in kurzem kläglich ſterben.
Doch hat er, eh er ſtarb, die Thorheit noch bereut,
Und traurig noch geſagt: ihr Brüder, wer ihr ſeyd,
Erkennet ihr euch ſelbſt, ſo laßt euch nicht verführen,
Und ſucht den iñren Werth durch äußern Schmuck zu zieren.
Die Deutung macht euch ſelbſt, die ihr den Ruhm nicht ſchätzt,
Merkt, daß die Ruhmbegier in ſtärkre Flammen ſetzt,
Was von der Tugend glimmt; o möchtet ihr nicht irren,
Noch mit dem Lobgeſchrey des Pöbels ſie verwirren,
Das auch ein Böſewicht ſich leicht erſchleichen kann,
Wenn er, dem Scheine nach, was Göttliches gethan.

Ich kenne leider wohl das Thier von tauſend Zungen;
Durch dieſen Götzen hat das Laſter oft gerungen,
Der Tugend, die ſie liebt, den Zepter zu entziehn.
Allein die Ruhmbegier hat noch durch ihr Bemühn
Sie vor dem wilden Feind geſichert und beſchützet,
Die Seulen ihres Reichs befeſtigt und geſtützet.
Die Kränze, die es flicht, verwelken wie ein Kraut,
Worauf ein giftig Naß mit blauen Tropfen thaut,
Da ihrer Lorbern Pracht nie welkt, und nie vergrünet,
Als deren Glanze ſelbſt die Flucht der Zeiten dienet.
Die Aeltern dieſes Thiers ſind Dünkel, Wahn u. Nacht,
Als der der Pöbel nur Altar und Tempel macht.
Das Licht hat ſie gezeugt, die Wahrheit ſie gebohren.
Wen habt ihr, Sterblichen, zu eurem Dienſt erkohren,
Die Wahrheit und das Licht, wie oder Nacht u. Wahn?
Seht dieſer Häßlichkeit und jener Schönheit an.
Was hör ich? ruft ihr nicht: wir zittern in dem Dunkeln,
Und ſind belebt und froh, wenn Licht und Sonne funkeln.
So kommt und ehrt ſie denn. Wer, blöden Eulen gleich,
Sie und die Sonne ſcheut, mag in dem Schattenreich,
Aus blinder Thorheit, ſich zu Nacht und Wahn geſellen,
Und ihnen gleich, ſich ſelbſt und ſeine Wohlfahrt fällen.
Denn, der ſo unter euch des Tages Vater flieht,
Aus blöder Furchtſamkeit dem Lichte ſich entzieht,
Und alles heimlich thut, die Ruhmbegier verlaſſen,
Scheint mir ſein Daſeyn ſelbſt und ſich allein zu haſſen.
Verſammlet euch hieher, ihr Völker, opfert ihr;
Hier ſeht ihr ihren Kranz: laßt euch durch ſeine Zier,
Die edle Seelen krönt, zum Tugenddienſt entzünden;
Denn nur bey ihr allein könnt ihr ihn ſehn und finden.

* *

Eine Todtenliſte

von Nicolaus Klimen, Küſtern an der Kreuzkirche zu Bergen in Norwegen.

Ich habe unter dem Büchervorrathe meines Vaters den Aufſatz gefunden, welchen ich itzo meinen Leſern mittheile. Unſer berühmte Klim hat ihn geſchrieben; ich kenne ſeine Hand genau, und es wird wohl niemand zweifeln, daß es ſeine eigene Arbeit ſey, wenn man nur dieſes bedenken will, daß er ein Mann war, welcher auf ſeinen unterirdiſchen Reiſen die Gemüther der Menſchen vollkommen einzuſehen gelernet hatte. Als Küſter beſaß er noch eben die Fähigkeiten, welche ihn als Kaiſer in Quama anſehnlich und beliebt gemacht hatten. Ich berufe mich auf ſeine unterirdiſche Reiſebeſchreibung, in welcher man die deutlichſten Spuren finden wird, daß er als ein Philoſoph gedacht hat.

Gegenwärtiger Aufſatz iſt ein Verzeichniß unterſchiedener Perſonen, welche Zeit ſeines Küſteramts in Bergen geſtorben ſind. Er ſaget von einer jeden ſeine Meynung, und die Liebe läßt uns hoffen, er werde in ſeinen Characteren unparteyiſch geweſen ſeyn. Es wäre zu wünſchen, daß in allen Städten dergleichen Todtenliſten gehalten, und beym Schluſſe des Jahres zum Drucke gegeben würden. Hierdurch erlangte man Gelegenheit, viele ſeiner Mitbürger nach ihrem Tode beſſer kennen zu lernen, als man ſie in ihrem Leben gekannt hat. Manche werden auf den Kanzeln als hochedle, hochgelahrte, hochweiſe, ehrſame und tugendbelobte abgekündiget, welche bey ihrer Unwiſſenheit, bey ihrer niederträchtigen, und lächerlichen Aufführung, keinen von dieſen Titeln verdienet haben. Es iſt unbillig, daß wir denjenigen im Grabe loben, welcher ſich auf der Welt um einen guten Namen nicht bekümmert hat. Durch eine Todtenliſte von der Art, wie gegenwärtige iſt, würden wir die Ehre der Wahrheit retten; und ich zweifele nicht, daß unſere Bürger dadurch wenigſtens eben ſo ſehr erbauet werden dürften, als durch die jährlich gedruckten Nachrichten, wie viel Communicanten geweſen, oder unehliche Kinder gebohren worden. Ich will es dem Urtheile der Leſer überlaſſen, ob meine Hoffnung gegründet ſey. Vielleicht bedauren ſie mit mir, daß gegenwärtige Liſte nicht vollſtändig, ſondern durch die Unachtſamkeit der klimiſchen Erben, der Anfang, und vermuthlich ein großes Stück davon verlohren gegangen iſt.

Bergen in Norwegen
am $\frac{10}{21}$ des Wintermo-
nats 1724.

B. Abelinſon.

. . . .

. . . . geizig,

. . . . geizig; er hatte es aber lediglich dem ehrwürdigen Anſehen ſeines langen Rocks zu danken, daß niemand an ihm diejenigen Fehler tadelte, welche an andern würden unerträglich geweſen ſeyn.

Guſtav Trolle. Durch den Tod dieſes Mannes verlohr unſere Stadt mehr, als ſie glaubte. Er war ein Dichter von einem ehrlichen Gemüthe; er nahm jederzeit an dem Glücke und Unglücke ſeiner Mitbürger vielen Antheil, und wünſchte allen Leuten Gutes. Seine Feinde nennten ihn nur ſpottweiſe den Gratulanten. Kein Namens- oder Geburtstag ward begangen, an welchem er nicht gedruckte Merkmaale ſeiner Ehrfurcht überreichte. Unaufhörlich ließ er die Häuſer ſeiner Gönner, und Freunde mit Freude und Wonne überſchatten; und wenn der Himmel ſeine chriſtlichen Wünſche erhört hätte, ſo würden alle Rathmänner in Bergen vom Bürgermeiſter an, bis auf den Stadtſchreiber, wenigſtens Neſtors Jahre erreichet haben. Bey jedem Todesfalle tauchte er ſeinen Kiel in bittere Salſen und herben Wermuth ein. Er ſchien ganz untröſtbar über den Tod des Capellans, welcher drey Vornamen hatte, und alſo dem Berufe unſers Dichters ſehr einträglich war. Die Muſen unterhielt er in beſtändiger Bewegung. So bald er die Feder eintunkte, ſo bald ſtunden ſie alle neune auf ſeinem Zeddel. Sie hatten auch Urſache, gehorſam zu ſeyn; denn er war ein ſehr hitziger Mann. Wenn ſie nicht gleich kamen, und ihm bey ſeiner ſauren Arbeit vorſpannten: ſo ſchimpfte er ſo lange auf ſie, bis der Bogen voll war. Er machte ein Sinngedichte auf mich, als ich zum Küſter an der Kreuzkirche erwählt ward; es war wenigſtens acht Groſchen werth, und ich und meine Frau haben es niemals ohne Thränen durchleſen können. Bey Hochzeitgedichten war er ſehr ſcherzhaft. Der Name des Bräutigams oder der Braut mochte noch ſo verwirrt klingen, ſo mußte er ihn doch ſo lange herum zu zerren, bis er in demſelben einen Gedanken fand, der ſich zur Wiege ſchickte. Die Deutſchen haben ihm die Erfindung der Leberreime zu danken, welche er zum erſtenmale an des Stadtſchulzens Geburtstage, aus dem Stegereife machte, da er ſo trunken war, daß er von ſeinem Verſtande nicht wußte. Er war weder eigennützig noch geizig, und für 16 Ggr. ſchüttete er ſein ganzes Herze aus. Er ſtarb auch in großer Armuth und hinterließ nichts, als einen Lorberkranz, und einen zerriſſenen Mantel.

Suante Stuve, verwaltete das Stadtſchulzenamt zwanzig Jahre lang; ſeine Frau aber hatte das Directorium actorum. Dieſe machte auch die Abſchiede, und die Parteyen mußten in ihrer Küche gegen einander verfahren. Wer daſelbſt nicht erſchien, der ward ſachfällig; wer aber den größten Braten ſchickte, der hatte das größte Recht. Schienen die Sachen gar zu zweifelhaft zu ſeyn, ſo mußten die Parteyen würfeln; derjenige gewann den Proceß, der die meiſten Augen warf. Der Stadtſchreiber war ſein Schwiegerſohn, und hatte bey ihm freyen Tiſch.

Peter Brahe, ein witziger Kopf, ein Wunder der ſpielenden Natur, ein Greis von zwanzig Jahren. Alles war frühzeitig an unſerm Brahe. Schon im ſiebenten Jahre war er klüger, als ſeine Aeltern und Lehrmeiſter; im vierzehnten verwickelte er ſich in gelehrte Streitigkeiten, und ſchrieb critiſche Anmerkungen über die philoſophiſchen Bücher ſeiner Zeit, welches in Norwegen einen großen Lärmen machte. Er war heftig in ſeinen Meynungen, in ſeiner Schreibart ſpöttiſch, und wenn ihn ſein Witz überfiel, welchem Uebel er oft ausgeſetzet war, ſo ſchonte er keines Menſchen. Auf ſeinen leiblichen Vater machte er Satyren. Er hatte eine ſo herzliche Neigung gegen ſich und ſeine Einfälle, daß er ſich lieber würde den Staubbeſen haben geben laſſen, als einen artigen Gedanken auf ſeinem Herzen und Gewiſſen behalten. Er ſchrieb einen zierlich gedruckten Vers, welcher aber dem geneigten Leſer ſchwerer zu verſtehen war, als ihm zu machen. Die Proſodie war ſein Leibſtudium nicht, und die Grammatik für ſeine hohe Gelehrſamkeit zu niedrig. Im zwanzigſten Jahre ſpürte er eine merkliche Abnahme ſeines Verſtandes, und ward ſo kindiſch, als ein Greis von neunzig Jahren. Man glaubet, er habe ſich damals ſelbſt gefühlt, und ſein herannahendes Ende vermuthet; dieſes will man aus einer Ode ſchließen, welche er unter dem Titel des Schwanengeſangs der Nachwelt hinterlaſſen, und worinnen er von ſeiner muthwilligen Leſer Abſchied genommen hat. Er ſtarb auch wirklich kurz darauf, und hinterließ eine große Anzahl Titel zu Büchern, die er hat ſchreiben wollen.

Guſtav Gripp, ein Rathmann, und eine gutherzige Seele; er hat in ſeinem Leben nicht widerſprochen, und ſagte zu allem, ja. Nirgends ſchlief er ſanfter, als auf der Rathsſtube, beſonders, wenn die Rathshändel vorgetragen wurden. Kam die Reihe an ihn, ſein Gutachten zu ſagen: ſo weckte ihn ſein Nachbar auf, und alsdann votirte er allemal, wie der regierende Bürgermeiſter.

Hanns Erichſon, ein fleißiger Mann. Er war in Sammlung und Leſung alter Bücher unermüdet, lebte in ſeiner Studierſtube zwey und ſiebenzig Jahre, und ward nach ſeinem Tode nicht vermißt, weil er in ſeinem Leben der Welt mit nichts genutzet hatte. Unter ſeinen Papieren hat man einen Aufſatz gefunden, welcher den Titel führet: Unumſtößlicher Beweis, daß ein gründlich Gelehrter nicht für andere Leute, ſondern nur für ſich, erſchaffen ſey.

Jugo Alricus, ein geſchickter Arzt. Wer unter ſeinen Händen ſtarb, der ſtarb dogmatiſch. Er konnte aus dem Uringlaſe beſſer wahrſagen, als ein Zigeuner aus der Hand. Wenn er jemanden an den Puls fühlte, ſo war dieſes ein ſicheres Zeichen eines herannahenden Todes. Er war Leibmedicus von allen denen, welche alte geizige Witwen, oder ſolche Weiber hatten, die ſich nicht wieder aus der Welt finden konnten; und er verwaltete ſein Amt redlich. Alle ſeine Patienten curirte er auf griechiſch; wie ich denn nachgerechnet habe, daß binnen dreyen Jahren über vierhundert Leute am Hippokrates geſtorben ſind. Man kann leicht glauben, daß die Geiſtlichkeit, ich, der Küſter, und unſer Todtengräber, dieſem fleißigen Manne viel zu danken haben.

Chriſtian Tywede hatte auf der hohen Schule zu Abo ſeine Wiſſenſchaften erlernet, war von einem unerſättlichen Hochmuthe, und doch dabey geizig, in ſeiner Freundſchaft unbeſtändig, gegen Vernehme niederträchtig, gegen Geringe tyranniſch, in allen Arten wollüſtig, in ſeiner Religion leichtſinnig, im übrigen aber ein Philoſoph.

Claeß Horn, war ein Sohn des reichen Johann Horns, und ein Enkel des berühmten gelehrten Elrich Horns. Ich nenne ſeine Vorfahren um deßwillen, weil ſein eigener Name nicht gar zu bekannt iſt. Er hatte einen natürlichen Abſcheu vor aller Arbeit. Seine Tugenden beſtunden in 10000 Thalern Einkünften. Hätte ihn die weiſe Vorſehung nicht mit dieſem Vorzuge begabet, ſo würde er ſeinem Vaterlande zur Laſt gereichet haben. Seine Berufsarbeit war dieſe, daß er aus dem Bette aufſtund und ſich wieder niederlegte. Er lebte neun u. funfzig Jahre; zieht man aber davon diejenige Zeit ab, in welcher er ſchlief, ſo hat er ſein Alter nicht höher, als auf neunzehn Jahre gebracht. Man muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er einſah, wie wenig Antheil er an dem Vermögen hatte, welches nicht er, ſondern ſeine Voraltern durch ihren Fleiß verdienet. Um deßwillen betrachtete er ſich nicht anders, als einen Verwalter fremder Güter, von welchen er einmal Rechnung ablegen müßte. Was er zu ſeiner höchſten Nothdurft brauchte; das nahm er davon; weiter nichts. Hätte er durch ſein Vermögen nothleidenden Freunden unter die Arme greifen ſollen: ſo würde er dieſes für einen Eingriff in fremde Güter angeſehen haben. Endlich ſtarb er, und hinterließ ſeine Schätze einem Vetter, welcher unſerm Horn die Augen mit Freuden zudrückte. Seinem letzten Willen zu Folge mußte ihm ein Leichenſtein geſetzet werden, auf den dasjenige kommen ſollte, was er in ſeinem Leben rühmliches gethan hatte. Es ſteht alſo weiter nichts darauf, als dieſes, daß er geſtorben ſey.

Nilſon Scribbens. Dieſer gelehrte Mann hatte eine ganz beſondere Natur. Unter andern war merkwürdig, daß bey ihm ſeine Gelehrſamkeit den Sitz im Magen hatte. So bald ihn hungerte, ſo bald fing er auch an, Bücher zu ſchreiben. Aus der Größe ſeiner Schriften konnte man deutlich abnehmen, wie lange er gefaſtet hatte. Ein Tractätgen von zween oder dreyen Bogen war ein untrügliches Merkmaal, daß er binnen vier und zwanzig Stunden nichts zu eſſen gehabt, und wenn der Hunger recht nagend war, ſo ſchrieb er auch Werke zu ganzen Alphabeten. In der großen Theurung im Jahre 1689, ſchrieb er die Univerſalchronicke aller Nordſcheine, welche ſich ſeit dem Tode König Knuts hatten ſehen laſſen, in 12 Bänden, Großquart, mit Figuren, nebſt einer Vorrede wider die unbußfertigen Atheiſten. Dieſes gelehrte Werk fängt ſchon an, rar zu werden, weil es gleich in den erſten Jahren ſtark verbraucht worden iſt.

Johann Ryle, ein Advocat, und geübter Mann, welcher alle caſus in terminis gehabt hatte. Seinen Clienten konnte er es gleich an den Kleidern anſehen, ob ſie gerechte Sache hatten, oder nicht. Die Armen ermahnete er ſehr ernſtlich zum Frieden, und ſchlug ihnen ſeinen Beyſtand ſchlechterdings ab; denn ſie hatten kein Geld, und folglich Unrecht. Weſſen er ſich aber einmal annahm, den verließ er nicht, ſo lange dieſer noch einen Groſchen im Beutel hatte. Sein größter Vortheil beſtund im Schwören. Er war auch ſelbſt vermögend, in einem Athem drey falſche Eyde zu thun. Er verſtund ſich ſehr wohl auf die Kunſt, Zeugen zu machen. Der Schelme und Diebe nahm er ſich recht väterlich an, und weſſen Sache er vertheidigte, den redete er gewiß vom Galgen los.

Steen Dalekerl, ein gelehrter Renommiſte. Er war ein Todfeind, von allen denen, welche nicht ſo dachten, als er. Kein Gelehrter durfte ſich blicken laſſen, den er nicht mit der Feder in der Fauſt anfiel. Eigentlich hatte er ſich auf nichts gelegt; aber eben um deßwillen glaubte er, er ſey geſchickt, alles zu beurtheilen, es möchte ſeyn, aus welcher Diſciplin es wollte. Er war aus Northolm gebürtig, und hielt alle diejenigen für Idioten, welche nicht ſeine Landsleute waren. Beſonders in Druckfehlern hatte er eine ſtarke Einſicht, worüber er ſich oftmals ſehr luſtig machte. In ſeiner Schreibart war er ſo ſpöttiſch, wie ein Bootsknecht, und konnte ſchimpfen, wie ein Kunſtrichter. Hätten ihn die unterirdiſchen Einwohner der Stadt Keba gehabt: ſo würde er auf ihrem gelehrten Kampfjagen der beſte Masbakus geweſen, und wenigſtens für 30000 Ricatu verkauft worden ſeyn.

Urſel Sigrid. Wollte künftig jemand die Gemüthsbeſchaffenheit dieſer Frau beſchreiben, der würde in einer Perſon ſo viele verwirrte, und einander entgegen laufende Characktere finden, daß es unmöglich ſcheint, dieſelben auseinander zu wickeln, woferne man nicht in ihrem Lebenslaufe beſonders drey Zeitpuncte feſte ſetzet.

Der erſte geht, bis in ihr dreyßigſtes Jahr. Was die Ausländer galant, und wir nach unſrer einfältigen Mutterſprache verbuhlt nennen, das fand man damals in der größten Vollkommenheit an ihr. Ihr Haus wimmelte von jungen Herren, die daſelbſt zuſammen kamen, ihre verliebte Andacht zu verrichten, welche in einer ſehr ſtrengen Abgötterey beſtund. Sie ließ ſich anbethen, und ſchien doch unempfindlich dabey zu ſeyn. Man mochte ſie einen Tyger, oder einen Engel, ihre Augen Sonnen oder donnerſchwangere Wolken heißen, ihre Bruſt mit hartem Marmor, oder mit kaltem Schnee vergleichen, bey allen that ſie gleichgültig. Die Seufzer ihrer Anbether bewegten ſie nicht; ſie ſah dieſelben als einen Tribut an, welchen ihr ihre Sclaven ſchuldig wären, und dieſe hielten es ſchon für ein großes Glück, wenn ſie nur in ihrer Gegenwart ſeufzen konnten. Viele brachte dieſe angenommene Sprödigkeit bey nahe zur Verzweiflung. Sie ſchwuren, daß ſie nicht länger leben wollten, redeten von Gift und Dolche; ſie leben aber noch alle, dem Himmel ſey Dank, bis auf dieſe Stunde friſch und geſund. Man wird an dieſer Erzählung keinen Zweifel tragen, wenn ich verſichere, daß ich in meiner Jugend ſelbſt einer von denen

gewe

geweſen bin, welche unter dieſen verliebten Feſſeln geſchmachtet haben. Ich will glauben, daß mir dieſes Geſtändniß eben nicht zur Ehre gereicht; vielleicht aber wird man mich entſchuldigen, wenn man bedenkt, daß ich damals noch nicht Küſter an der Kreuzkirche, ſondern nur ein junger Menſch und Baccalaureus Philoſophiä war. Der Umgang, den ich auf Schulen mit griechiſchen und lateiniſchen Frauenzimmern gehabt hatte, wirkte in mir die gewiſſe Zuverſicht; die norwegiſchen Schönen würden eben ſo wohl mit ſich reden laſſen, als jene. Ich wählte bey meiner erſten Anrede an dieſelbe die zärtlichſte Stelle aus dem Anakreon: Es ſchien aber nicht, als würde ſie dadurch ſehr gerührt. Ich ſtrich meine Verdienſte heraus, und erzählte ihr, daß ich drey Diſputationen von den Pantoffeln der alten europäiſchen Völker gehalten hätte; dennoch blieb ſie gleichgültig. Ich wies ihr die Zeugniſſe, welche ich zu Coppenhagen, meines Fleißes und meiner Gelehrſamkeit wegen, von der philoſophiſchen und theologiſchen Facultät bekommen hatte: Allein, ich glaube, ich würde den Greif, welcher mich auf den Planeten Nazar riß, eher dadurch beweget haben, als dieſe Unempfindliche. Ich beſchwur ſie bey dem Rocken der Parcen, ſie möchte mit mir Erbarmung haben: Aber umſonſt; ſie nennte mich einen Schulfuchs, und dieſer Name war mir ſo unerträglich, daß ich halb raſend von ihr ging. Kurz darauf geſchah es, daß ich in die Gruft fiel, welche mich, bekanntermaßen, zu den unterirdiſchen Einwohnern brachte. Dieſen Umſtand führe ich um deßwillen hier an, weil er die wahre Urſache meiner damaligen Tiefſinnigkeit iſt, welche ich nicht einmal dem redlichen Abelin, und meinem guten Freunde, Magiſter Eduarden, vertraute; denn ich ſchämte mich, wie ein Gelehrter, wenn er einen Donatſchnitzer gemacht hat. Ich komme wieder auf unſere Sigridin. Dieſe bezeigte Grauſamkeit war ihrer Natur ſo ſehr zuwider, als der Abſchied vieler von ihren Anbethern. Ihr Herz war eben ſo wohl vom Fleiſche, als die Herzen anderer Frauenzimmer. Allein, Seufzer, verliebte Flüche, zärtliche Verzweifelungen und Diſputationes von Pantoffeln, waren freylich die Mittel nicht, durch welche man dieſelbe gewinnen konnte. Ein Band, ein Kopfputz, eine neue Mode aus Hamburg, konnte dieſe Spröde ſo zahm machen, als ein Lamm. Ich verſchweige es nur aus Hochachtung gegen meine ehemalige Schöne, und kraft tragender Amtspflicht, was ich in unſerm Kirchenbuche gefunden habe. Der hollſteiniſche Edelmann iſt noch vielen bekannt; er hätte freylich ſein Wort halten ſollen; doch hat er auch allemal bezahlt, als ein ehrlicher Cavalier. Doch genug! wäre ich nicht Küſter, ſo dürfte ich mehr reden.

Was ich bisher erzählt habe, das machet den Lebenslauf meiner Heldinn bis in ihr dreyßigſtes Jahr aus. Nunmehr kömmt der andere Aufzug, und die Rolle, welche ſie darinnen bis in ihr vierzigſtes Jahr geſpielt hat, iſt nicht weniger merkwürdig, als die vorige. Mich dünkt, das dreyßigſte Jahr ſey bey der Schönheit dasjenige, was im menſchlichen Leben das große Stufenjahr heißt. Man wird wenig

Schönen finden, welche daſſelbe überleben; ich beweiſe dieſes mit dem Exempel unſerer Sigridin. Um dieſe Zeit verlohr ſich das Feuer ihrer Blicke, welches ſo viele Herzen in Flammen geſetzet hatte. Ihre Anbether verſchwunden, mit ihren Reizungen; man konnte ſie anſehen, ohne den Verſtand zu verlieren, und wenn ſie gleich unempfindlich that, ſo wollte doch niemand verzweifeln. Nunmehro kam die Reihe zu ſeufzen an ſie. In öffentlichen Geſellſchaften war ſie bemüht, den Reſt ihrer Reizungen an den Tag zu legen, um wenigſtens einen zu gewinnen, der ihr diejenigen Schmeicheleyen vorſagte, welche ſie ſeit langen Jahren gewohnt war; aber umſonſt. Man rechnete ſie unter die galanten Alterthümer, welche man nicht anſehen kann, ohne an die Flüchtigkeit der Zeit zu gedenken. Dieſe bezeigte Kaltſinnigkeit machte ſie unruhig; ſie ſuchte ihren Zweck zu erlangen, es koſte auch was es wolle. Ihre verſtellte Sittſamkeit verlohr ſich gänzlich; ihre Blicke wurden frech, ihr Umgang unverſchämt; ſie ſuchte dasjenige mit Sturm zu erobern, was ſie nicht mit Liſt hatte erlangen können. Nunmehro fing ſie an, verächtlich zu werden. Ein Dichter, welcher ehedem ihr zu Ehren, alle Geſtirne und Mineralien in ſeinen Verſen verſchwendet hatte, dieſer leichtſinnige Dichter, war ſo boshaft, daß er ſie die Chronicke von Bergen nennte, und ihre ungezäumte Aufführung dergeſtalt lächerlich machte, daß die ganze Stadt mit Fingern auf ſie zeigte, und ſie nur die verliebte Alte hieß.

Dieſe allgemeine Verſpottung brachte ſie in diejenigen Umſtände, in welchen ſie bis an ihren Tod geblieben iſt. Sie ſah ſich in ihren Abſichten betrogen, und hatte alle fleiſchliche Hoffnung verlohren; deßwegen gerieth ſie in Verzweifelung und ward fromm. Die Welt, die abtrünnige Welt, ſchien ihr ein Abſcheu, und eine Mördergrube zu ſeyn; ſie ſeufzete, wenn ſie ein ſchönes Frauenzimmer ſah, ſie eiferte wider die unſchuldigſten Gefälligkeiten, die man artigen Perſonen erzeigte; denn dieſes, ſagte ſie, ſey der gerade Weg zur Höllen. Reinlichkeit und Putz, hielt ſie für Eitelkeit und Lockungen des Satans. Die Haare ſtunden ihr zu Berge, wenn ſie tanzen ſah; Schwefel und Pech würde das geringſte geweſen ſeyn, das ſie auf dieſe verſtockte Rotte würde haben herab fallen laſſen, wenn ſie im Himmel etwas zu befehlen gehabt hätte. Nach ihrer Meynung war der jüngſte Tag vor der Thüre, als um ſelbige Zeit die Weiber einiger Rathmänner in Bergen anfingen, die ſündlichen Fontangen zu tragen. Von keinem Menſchen redete ſie Gutes, und verdammte die ganze Stadt, beſonders aber das Frauenzimmer bey lebendigem Leibe. Widerfuhr jemanden ein Unglücke an ſeinem Körper oder an ſeiner Nahrung, ſo waren dieſes allemal augenſcheinliche Zorngerichte, welche über das böſe Geſchlechte hereinbrachen. Den Dichter, welcher, wie ich gedacht habe, an ihrer andächtigen Verwandelung die vornehmſte Urſache war, ſah ich ſchon in der Hölle brennen, und er ſollte ſchlechterdings nirgends anders, als auf dem Miſthauſen ſterben; denn er war ein

Greuel vor ihren Augen. Auf der Welt wollte niemand mehr auf ſie ſehen; darum ſah ſie beſtändig gen Himmel. In Geſellſchaften mochte ſie niemand haben; drum ging ſie einſam, und verſchloß ſich in ihr Kammerlein, und beſeufzete vor ihrem Spiegel die Hinfälligkeit aller Dinge. Sie ſtarb endlich alt und lebensſatt, und hinterließ in den Naſen ihrer Mitſchweſtern einen ſtarken Geruch der Heiligkeit. Thue ich ihr durch dieſe Erzählung zu viel, ſo bin ich gewiſſer maßen zu entſchuldigen; denn ſie hat mir es in meiner Jugend auch ſauer gemacht, als ich noch ein verliebter Baccalaureus war.

Humulfo Humblus, ein lateiniſcher Mann, und geſchworner Feind ſeiner Mutterſprache. Nichts kam ihm niederträchtiger vor, als die Bemühung einiger Gelehrten, welche die norwegiſche Sprache in Aufnahme bringen, und gewiſſe Regeln der Schreibart feſte ſetzen wollten. Ihm war es einerley, ob er **Duyter**, oder **Titer** ſchriebe, und wer ihn bereden wollte, nur das erſte ſey recht, den hielt er wenigſtens für einen Grillenfänger; wenn er aber ſah, daß jemand im Lateiniſchen ein D für ein T ſetzte, ſo ſchlug er die Hände über den Kopf zuſammen, und vergoß die bitterſten Thränen über den Verfall der ſchönen Wiſſenſchaften. Keinen Gedanken hielt er für artig, den man nicht aus dem Cicero beweiſen konnte. Niemand verdiente, nach ſeiner Meynung, den Namen eines Gelehrten, der nicht zum wenigſten einen autorem Claſſicum edirt hatte. Er ſchrieb eine critiſche Unterſuchung der Frage: Ob Horaz die triefigten Augen von dem Rauche ſeiner

Oellampe, oder von dem geſalzenen Fleiſche bekommen habe, das er in der Jugend bey ſeinem Vater gegeſſen. Er behauptete die erſte Meynung; und weil ſein College, der ehrliche Conrector, der letztern Meynung zugethan war, ſo warf er einen ſo tödtlichen Haß auf ihn, daß er ſich auch nicht einmal auf dem Todbette mit demſelben verſöhnen wollte. Ueber jeden Schnitzer wider die Grammatik konnte er ſich ärgern, daß er das Podagra bekam; und als ſein College, der Conrector, ein Programma in ſeiner Mutterſprache ſchrieb, ſo eiferte er ſich dergeſtalt darüber, daß ihm das Podagra in den Leib trat, woran er auch ſtarb.

Stephan Wäderhat, ein friedfertiger Soldate, welcher vor den Augen ſeiner Mutter als ein gehorſamer Sohn gewandelt hat, bis an ſeinen Tod. Er wünſchte für ſein Vaterland zu ſterben, und kam deßwegen niemals aus Bergen. Er hat Zeit ſeiner Kriegsdienſte vielen Belagerungen und Schlachten beygewohnt, aber nur von Haus aus. Etlichemal geſchah es, daß er mit ins Feld rücken ſollte; ſo bald er aber Ordre bekam, ſo überfiel ihn eine ſtarke Engbrüſtigkeit, und er überſchickte an ſeiner Stelle ein Atteſtat vom Stadtphyſicus, daß er im Leibe nicht richtig wäre, und an dieſer Krankheit vermuthlich nicht eher, als nach geendigtem Feldzuge, geheilet werden dürfte. Deßwegen aber war er zu Hauſe nicht müßig; denn er trank alle Tage die Geſundheit des commandirenden Generals, und ſeiner übrigen Cammeraden, die im Felde ſtunden, deren Wohlſeyn er dergeſtalt zu Herzen nahm, daß er vielmals von ſeinen Sinnen nichts wußte. Es gereichte ihm auch auf dem Todbette zu ſonderbarem Troſte, daß er ſeine Hände niemals mit Blute beflecket hatte. Im übrigen war er kühn und unerſchrocken, und machte ſich weder aus Bürgern noch Bauern etwas, die er oftmals ſeinen kriegeriſchen Beruf empfinden ließ. Es iſt eine bloße Verleumdung, daß ihm unſer Pfarrer Schuld gab, er ſey ein rechter Atheiſte und glaube weder Himmel noch Hölle. Es geſchieht ihm zuviel; denn ich habe es ſelbſt gehört, daß er allemal über das andere Wort ſagte: hohl mich der Teufel! und daß er zu jeder Lügen ſchwur. Das Frauenzimmer mochte er gerne leiden; doch war er dabey nicht ekel. Er gerieth einmals beym Spielen mit einem ſchwediſchen Officier in Händel, welcher ihn herausforderte. Allein unſer ſanftmüthiger Wäderhat war im Mutterleibe verwahrloſet, daß ihm allemal Hören und Sehen verging, wenn er einen bloßen Degen erblickte; deßwegen ſchlug er die Ausforderung vorſichtig ab, unter dem Vorwande, er ſey der einzige Sohn ſeiner Mutter, und der Stammhalter des Wäderhatiſchen Geſchlechts; wenn ein Unglück geſchähe, ſo könnte die Nachwelt um ſeine Kinder kommen, worüber er ſich ein Gewiſſen machte, und mit einer Hand voll Blut ſey ihm auch nicht gedient. Heuer im Frühjahre bekam er Befehl, ſich ſchlechterdings Marſchfertig zu halten, und weder ſeine Engbrüſtigkeit, noch andere natürliche Fehler vorzuſchützen. Dieſes war ein Donnerſchlag in ſeinen Ohren, und die Tapferkeit fuhr ihm dergeſtalt in alle Glieder, daß er bis an ſein ſeliges Ende zitterte, welches vier Tage darauf erfolgte, da er in den Armen ſeiner gebeugten Mutter ſtarb, und im Friede zu ſeinen Vätern verſammlet ward.

Curt Stemhill. Dieſer Mann hatte in ſeiner Jugend hohe Abſichten, und eine vornehme Einbildung von ſeinem künftigen Glücke. Als er noch auf der Stadtſchule zu Bergen ſtudierte, dachte er wenigſtens regierender Bürgermeiſter in ſeinem Vaterlande zu werden: In dieſen ſchmeichelhaften Gedanken beſtärkte ihn der Aberglaube ſeiner Mutter, welcher damals, als ſie mit dieſem Sohne ſchwanger gegangen war, geträumt hatte, ſie brächte einen Knaben mit einer ernſthaften Mine, und einem ſehr dicken Bauche zur Welt. Auf der hohen Schule zu Coppenhagen lernte er mehr Menſchen kennen, als er in ſeiner Vaterſtadt jemals geſehen hatte. Dieſes verringerte ſeine Hochachtung gegen ſich ſelbſt, und er erklärte ſich bey ſeiner Heimkunft, daß er allenfalls mit dem Stadtſchreiberdienſte vorlieb nehmen wollte. Allein, auch in dieſer Hoffnung ſah er ſich betrogen, und mußte es noch für ein unverdientes Glücke rechnen, daß er bey zunehmenden Jahren, als Mägdleinſchulmeiſter an der Barfüßerkirche ſein Brodt verdienen konnte, welchem Amte er auch, bis an ſein Ende mit der größten Ernſthaftigkeit, und unermüdeten Fäuſten vorgeſtanden hat. Dem ungeachtet glaubte er, der Traum ſeiner Mutter ſey erfüllet; denn ein regierender Bürgermeiſter habe höchſtens nur über Hals und Hand die Gewalt, ein Schulmeiſter hingegen herrſche mit unumſchränkter Macht über den ganzen Körper ſeiner Schulkinder.

Veit Segherſell, war aus einem adelichen Geſchlechte, und ein Todfeind aller Haſen und Füchſe. Mit Hunden und Pferden ging er um, als mit ſeines gleichen, und liebte ihre Geſellſchaft am meiſten, weil er unter ihnen die vernünftigſte Creatur war. Aus dem Umgange mit Menſchen machte er ſich nicht viel; denn ſie redeten allemal von Sachen, die er nicht verſtund. Mit der Bibel konnte er ſich gar nicht behelfen, deſto beſſer aber mit dem Erbregiſter, welches ſeine Bauern nachdrücklich erfahren haben. Auf den Nimrod hielt er große Stücke, weil ihm ſein Pfarrer geſagt hatte, er würde ein gewaltiger Jäger genennet, er wollte ſich es auch nicht ausreden laſſen, daß dieſer Nimrod ein Landedelmann in Aſſyrien geweſen wäre. Um die Geſchichte auswärtiger Völker und ſeines Vaterlandes bekümmerte er ſich nicht; doch hatte er ein vortreffliches Gedächtniß, wenn er auf ſeine Ahnen zu reden kam. Einen Bürger roch er auf zwanzig Schritte weit. Nichts war ihm unbegreiflicher, als wenn er hörte, daß ein Mann wegen ſeiner Tapferkeit, wegen ſeiner Staatserfahrenheit, oder wegen anderer Verdienſte, die er dem Vaterlande erzeigt hatte, in den Adelſtand erhoben ward; denn er ſagte, wenn ſolche Verdienſte einen Edelmann machten, ſo wäre ihm und ſeines gleichen Vater und Mutter, und die ganze Sippſchaft, nichts nütze. Seine Wirthſchaft ward ſehr unordentlich beſtellt. War er nicht auf der Jagd, ſo ſaß er bey Tiſche, und alsdenn war er vermögend, ſeine ganze hochadeliche Narbarſchaft zu Boden zu ſauſen. Seine Bauern machte er arm, und jagte ſie durch Proceſſe zum Dorfe hinaus. Er folgte ihnen aber ſelbſt bald nach, weil er, wegen Schulden, ſeinen Verwalter das Gut überlaſſen, und den Reſt ſeines Lebens in Bergen zubringen mußte.

Nicolaus Andreä, handelte anfangs mit gedörrten Fiſchen, und war zugleich ein Wechsler. Dieſe Lebensart ſtund ihm aber nicht länger an; er bemühte ſich alſo, Capellan in der ſanvenſiſchen Kirche, nicht weit von der Stadt, zu werden, welchen Dienſt er auch, wider aller Vermuthen, erhielt. Kein Menſch konnte begreifen, wie es zuging; er ſagte aber: wer in Bergen einen Dienſt haben wollte, der müßte entweder der Vetter eines Rathmannes, oder ein Laquey, oder ein Hahnrey ſeyn; folglich habe er einen dreyfachen Beruf zu ſeinem Amte. Wer nur einen ſolchen Dienſt ſuche, zu dem er ſich ſchicke, der würde ſeinen Zweck nimmermehr erlangen. Ein Kutſcher könne ein Amtmann, ein Amtmann Superintendent, ein Superintendent hingegen ein Geldmäkler, und folglich dieſer gar leichte ein Capellan werden. Er habe eine gute Lunge; er könne ſchmälen, und mit ſeinem Willen ſolle ihn niemand um den Decem betrügen; mithin ſähe er nicht, was man an ihm ausſetzen wolle.

Uffo Suanvita, eines Schneiders Sohn. Anfänglich wollte der Vater, er ſollte ſein Handwerk lernen; er ſtellte ſich aber ſo dumm dabey an, daß man gar bald ſah, er habe weder Witz noch Verſtand

ſtand genug, ein Schneider zu werden. Der betrübte Vater erzählte dieſe große Blödigkeit des Sohnes einigen ſeiner Collegen, welche alle der Meynung waren, er ſchicke ſich zu gar nichts weiter, als zu einem Gelehrten. Dieſer Entſchluß ward ins Werk gerichtet. Der dumme Sohn mußte ſtudiren; er lebte auch wirklich ſechs Jahre lang auf der niedern Schule zu Bergen, und drey Jahre auf der Univerſität zu Coppenhagen; ſodann abſolvirte er mit Ehren, und kehrte zu den werthen Seinigen zurücke, zwar älter, aber nicht klüger. Nunmehr wußte ſein Vater ſo wenig, als andere Leute, was mit dem gelehrten Herrn Sohne anzufangen ſey. Er behielt ihn bey ſich, und war zufrieden, daß er ihn wenigſtens in der Küche brauchen konnte. Er vertraute ihm zugleich die Aufſicht über ſeine Hüner an, welche er in der That mit vieler Sorgfalt fütterte. Endlich ſtarb der Vater, und die übrigen Freunde erbarmten ſich über unſern Suanvita, damit er nicht verhungern durfte. Dieſe kümmerlichen Umſtände änderten ſich auf einmal. Ein lübeckiſcher Kaufmann, welcher ſein Vetter war, ſtarb unvermuthet, und hinterließ ihm ein anſehnliches Vermögen. Kaum war er in dem Beſitze deſſelben, als er einen innerlichen Beruf empfand, ein großer Mann zu werden. Was er in ſeinem Kopfe vermißte, das fand er in dem Geldkaſten ſeines Vetters. Der Titel eines Strandraths hatte ihm von Jugend auf gefallen. Er glaubte, wer die Fähigkeiten beſitze, jährlich 3000 Thaler Renten zu heben, und ein ſammtnes Kleid zu tragen, der habe Geſchicklichkeit genug, ein Strandrath zu werden. Um deßwillen fand er kein Bedenken, ſich dieſen Titel zu kaufen. Die Laſt, welche nunmehr Ihro Excellenz, der Herr Strandrath, auf ſeinen Schultern fühlte, druckte ihn viel zu ſehr, als daß er länger vermögend geweſen wäre, ſich auf den Füßen zu erhalten. Er ſetzte ſich alſo in einen Wagen, und zwey muntere Pferde ſchienen recht ſtolz zu ſeyn, daß ihnen die Ehre gegönnet ward, dieſen theuern Mann, dieſe Zierde des Vaterlandes, durch die Gaſſen zu ſchleppen. Er hatte ſich eine ernſthafte und tiefſinnige Geſichtsbildung zugelegt; in ſeinem Umgange that er ſehr geſchäfftig; er hatte aber in der That itzo viel weniger zu thun, als ehedem in ſeines Vaters Hauſe, weil er damals eine ganze Heerde Hüner füttern, nunmehro aber nur ſeinen Mops abrichten mußte, an dem er einen guten natürlichen Verſtand zu verſpüren glaubte, welchen er niemals ohne eine kleine Eiferſucht zu empfinden, bewunderte. Die Gelehrten nennete er nur Grillenfänger und Pedanten. Er verſicherte, daß er niemals an den Wiſſenſchaften einen Geſchmack gefunden, und gleich Anfangs bey ſich gemerkt habe, daß er zu etwas größerm, als zu einem Schulfuchſe gebohren ſey. Durch die viele Berufsarbeit, die er zu verwalten hatte, war ihm das Gedächtniß dergeſtalt geſchwächt, daß er ſich derjenigen Freunde gar nicht mehr erinnern konnte, bey denen er ehedem, nach ſeines Vaters Tode, das Gnadenbrodt gegeſſen hatte. Das konnte er ſich gar nicht einbilden, daß ſein Vater ein Schneider geweſen wäre; Adler zeugten nur Adler, und kein Schneider einen Strandrath. Er bedauerte das frühzeitige Abſterben ſeiner Mutter, welche ihm in dieſer Sache ein großes Licht würde gegeben haben. Die Poeten mochte er gerne leiden: er las aber von denen Gedichten, die ihm in Demuth, zur Bezeigung unterthänigſter Devotion, überreicht wurden, weiter nichts, als den Titel. War dieſer recht anſehnlich und weitläuftig, ſo ſagte er, es ſey ein Carmen von einem guten Geſchmacke, und er zahlte die Gratulationsgebühren willig. Sein Tod iſt auch niemanden ſo nahe gegangen, als den bergiſchen Muſen. Wäre alles dasjenige wahr geweſen, was in den Leichenverſen ſtund; ſo würde der Verluſt unerſetzlich geweſen ſeyn, welchen das Vaterland durch das Abſterben dieſes Mäcenaten erlitten hätte: man hat aber eben nicht gehört, daß durch ſeinen Tod eine merkliche Veränderung im norwegiſchen Reiche vorgegangen wäre.

Carl Hunding, dieſer Mann hatte durch das Glücke und ſeinen unermüdeten Fleiß ein anſehnliches Vermögen erworben; gleichwohl ſeufzete er beſtändig über die nahrloſen Zeiten und die erhöhten Abgaben, welche ihn noch zum Bettler machen würden. Mit ſeinem Schöpfer war er gar nicht zufrieden, daß er ihm einen Magen gegeben hatte; denn er glaubte, der Menſch würde viel erſparen können, wenn ihn nicht hungerte. Er konnte ſich gewaltig ereifern, wenn er auf die Kleiderpracht zu reden kam, und eine geſtickte Weſte hielt er für eine Todſünde. Seiner Meynung nach waren die Kleider zu nichts nütze, als daß ſie uns an den kläglichen Fall der erſtern Aeltern, und an den Verluſt derjenigen Glückſeligkeit

ſeligkeit erinnern ſollten, da wir keine Kleider würden nöthig gehabt haben. Um deßwillen flickte er ſich weder Strümpfe noch Hoſen; und je mehr dieſe zerlöchert waren, deſto näher glaubte er dem Stande der Unſchuld zu kommen. Alle ſeine Ausgaben rechnete er nach Procenten, und bethete nicht einmal ein Vater Unſer umſonſt; denn die Gottſeligkeit, ſagte er, ſey zu allen Dingen nütze. Ward er ja einmal aufs äußerſte gebracht, und genöthiget, Ehrenhalber einen Thaler Geld zu verthun, ſo brach er es gewiß dem Pfarrer am Beichtgelde, oder ſeinem Geſinde am Lohne wieder ab. Die Haut ſchauerte ihm, wenn ihn ein Dürftiger um einen Biſſen Brodt anſprach. Nichts war ihm unbegreiflicher, als die Langmuth des Himmels, welche dieſe nichtswürdigen Müßiggänger auf dem Erdboden duldete. So oft ihm ſeine Frau ein Kind zur Welt brachte, ſo oft klagete er, daß er in ſeiner Nahrung einen empfindlichen Stoß erlitte; denn Kinder wären freſſende Capitalien. Als ſie zum fünftenmale, und zwar mit einer Tochter in die Wochen kam, ſo ſchien er ganz untröſtbar; da er aber gar hörte, daß es eine Tochter wäre, ſo gerieth er in eine ſolche Verzweifelung, daß er Bonis cediren wollte, weil er glaubte, wer Töchter hätte, und ſie nach der Mode erziehen ſollte, der müßte banquerot werden, er ſey auch ſo ehrlich, als er wolle. Starb ihm ein Kind, ſo war er allemal ſo vergnügt darüber, als wäre ihm eine ungewiſſe Schuld eingegangen. Seine Frau gewöhnte er zu allen Arten der Mäßigkeit, und ſie würde ſich haben ſehr elende behelfen müſſen, wenn ſie nicht ſchön ausgeſehen

ſehen hätte, auf ſolche Weiſe aber fanden ſich verſchiedene Liebhaber ihrer Waare, und ſie verſtund ihren Handel vortrefflich. Der Mann wußte dieſes; er ſchien aber nicht eiferſüchtig zu ſeyn: denn er meynte, es müſſe jedermann mit ſeinem Pfunde wuchern, ſo gut er könne; ſeine Frau thue nichts umſonſt, und was ihm dadurch an der Ehre abginge, das komme ihm am Gelde wieder zu gute; er gewinne alſo mehr dabey, als er verliere. Er war mit ſeiner Tochter unglücklich; er konnte auch in der That ſeine Betrübniß darüber nicht bergen, doch zog er ſich nicht ſo wohl die Schande, als die Vermehrung ſeiner Familie zu Gemüthe. Er wollte dieſe ungerathene Tochter enterben, als er hörte, daß ſie bloß aus Neigung gegen ihren Liebhaber dieſen Fehltritt gethan hätte; da aber dieſer ſich erklärte ſie zu heirathen, und zwar ohne Mitgift, ſo kam er auf einmal wieder zu ſich ſelbſt, und hielt dieſe Begebenheit für die glücklichſte in ſeinem Leben. Sein älteſter Sohn war ſehr lüderlich, und verſchwendete mehr Geld, als der Vater erſparen konnte. Weil ihm dieſer keines gab, ſo borgte er bey andern Leuten; und wie der Vater niemals weniger, als 15 pro Cent nahm, ſo mußte auch der Sohn allemal ſo viel geben. Er wies alle Schuldner auf des Vaters Leiche an, welcher ihm auch das Vergnügen machte, und ſtarb. Denn er fiel in ein hitziges Fieber, welches ihm den Verſtand noch verwirrter machte, als er bey geſunden Tagen geweſen war. Er redete von nichts, als Intereſſen, von böſen Schuldnern, und ſeinen Handelsbüchern.

Sein Beichtvater war bemüht, ihn von dem Irdiſchen abzuziehen, u. ihm Todesgedanken beyzubringen; er wies ihn auf das theure Löſegeld aller Welt: Nein, rief der Kranke, dafür kann ich es nicht brauchen, es thut nach itzigem Cours nicht mehr, als ein und drey Quart! Dieſes waren ſeine letzten Worte, und er verſchied.

Stine Frogerta, ein frommes Weib. Sie hatte ſehr oft andächtige Entzückungen, welche die Kinder dieſer Welt ihrer verdorbenen Milz und dem ungeſunden Geblüte zuſchreiben wollten. Wenn ſie bethete, ſo bethete ſie mit Händen und Füßen, und man konnte die Wirkung ihres gläubigen Herzens an allen Gliedern ſehen; wie ſie denn über die Unbußfertigkeit der verſtockten Welt ſich dergeſtalt betrübte, daß ſie rothe Augen, und einen krummen Hals bekommen hatte. Die dunkelſten Worte, und ſolche Formeln, welche etwas verwirrtes in ſich faßten, waren ihre Kern und Troſtſeufzer; ſie hielt dasjenige für die Sprache des Geiſtes, was die ſich ſelbſt gelaſſene Vernunft nicht verſtund. Die Liebe des Nächſten rechnete ſie zwar nur unter das Ceremonialgeſetze, gleichwohl that ſie den Armen im Urſelinerkloſter viel gutes; weil es allemal von der Kanzel abgekündiget, und dem chriſtlichen Wohlthäter vor öffentlicher Gemeine gedanket ward. Ihr Mann mußte ſehr viel bey ihr ausſtehen; denn wenn ſie nicht bethete, ſo zankte ſie, und es iſt mehr als einmal geſchehen, daß ſie ihm ſo gar mitten in der Andacht ein Bund Schlüſſel an den Kopf geſchmiſſen hat. Ihr Ehrgeiz war unerſättlich, wenn ſie auch bey dem Gottesdienſte auf die Knie niederfiel, ſo mußte es doch nach der Rangordnung geſchehen. Sie hatte die Gabe zu wahrſagen, und Geſichter zu ſehen. Das Geſchrey einer Krähe war ihr ſo verſtändlich, daß ſie allemal wußte, wer davon ſterben würde. Heulte ein Hund unter ihrem Fenſter, ſo ward ſie dadurch weit mehr gerührt, als wenn unſer Capellan eine Bußvermahnung hielt. Wenn ſich ein Stern ſchneuzte, ſo fuhr es ihr in die Seele; und als ihr von faulen Eyern träumte, erſchrack ſie dergeſtalt darüber, daß ſie das Teſtament machte, und ſich zu ihrer Heimfarth bereitete. In dieſer Einbildung ſtärkte ſie ihr Mann auf alle erſinnliche Weiſe, und war dabey ſo glücklich, daß ſie einige Wochen darauf ſtarb.

Fridlev Frothon. Dieſes hoffnungsvolle Kind hat ſein Leben nicht höher gebracht, als auf ein Jahr und drey Tage. Sein Vater, der Apotheker in Bergen, kann ſich über den frühzeitigen Verluſt dieſes tugendhaften Söhnleins noch itzo nicht tröſten. Er fand einen recht männlichen Verſtand an demſelben, welches ihn vielmals auf die zweifelhaften Gedanken gebracht hat, ob es auch wirklich ſein eigner Sohn wäre. Alle Handlungen dieſes Kindes verriethen, ſeiner Meynung nach, eine große Seele. Wenn es auf ſeinem Stühlchen ſaß, ſo machte es eine ſo ernſthafte Mine, als ein Arzt, welcher bey dem Krankenbette ſitzt, und zweifelhaft iſt, ob er den Patienten an Pulvern oder an Tropfen will ſterben laſſen. Eben dieſe ernſthafte Mine hielt der aufmerkſame Vater für einen untrüglichen Beruf, daß ſein Sohn in Doctorem medicinae promoviren müßte; nur war er noch zweifelhaft, ob es zu Upſal, oder zu Coppenhagen geſchehen ſollte, welche Ungewißheit ihm viel ſchlafloſe Nächte machte. Schon im Geiſte ſtellte er ſich vor, wie anſehnlich der junge Herr Doctor Frothon in einer ſammtnen Weſte einher treten, und den Glanz ſeines väterlichen Hauſes empor bringen würde; Aber auf einmal verſchwand dieſe ſüße Einbildung durch den Tod des hoffnungsvollen Knabens, und der unglückliche Vater hatte weiter keinen Troſt, als dieſen, daß er unter ſeinen Händen ſtarb; denn er war eben im Begriffe, ihm das letzte Clyſtier zu ſetzen, als er verſchied. Sein Vaterland bedauerte er ſo ſehr, als ſich ſelbſt. War noch etwas vermögend, ihn zu beruhigen, ſo waren es die vielen Exempel kluger Kinder, welche eben dieſe frühzeitige Klugheit unter die Erde gebracht hatte: Er prophezeyte ſich um deßwillen ein hohes Alter, und die ganze Stadt glaubet es, daß er über hundert Jahr leben kann, wenn der Verſtand der Geſundheit ſchädlich iſt.

Sivard Stärcoter, ein Aſtronomus, welcher am Tage die Sonne, und des Nachts den Mond mit ſo unermüdetem Fleiße beſchaute, daß er zu nichts weiter geſchickt war, als an die Geſtirne zu ſehen. Bey den unaufhörlichen Betrachtungen des Himmels, hatte er niemals Zeit gehabt, dasjenige zu lernen, was auf der Erde, und in dem Umgange mit Menſchen, zu wiſſen nöthig iſt. Er war dadurch ſo tiefſinnig geworden, daß er ſeiner ſelbſt vergaß.

gaß. Mehr als einmal geſchah es, daß er des Morgens im Schlafpelze, und ohne Hoſen, ausging. Wer ihm begegnete, dem ſah er ſtarr in die Augen, ſchüttelte mit dem Kopfe, und redete nicht ein Wort. Aber von allem dieſen wußte ſeine Seele nichts; denn der Körper bewegte ſich nur mechaniſch. Kurz vor ſeinem Tode ſah er mich in der Kirche; er ging auf mich los, packte mich bey der Halskrauſe an, und ſagte mit einer zerſtreueten und mathematiſchen Mine zu mir: Die eccentriſche Anomalie iſt der Bogen des eccentriſchen Zirkels, zwiſchen der Linea Apſidum; das ſollte er lange wiſſen, und ich ſchäme mich, daß ich es ihm erſt itzo ſagen muß. Darauf ging er wieder von mir, und ließ mich voller Schrecken ſtehen; denn ich hatte geglaubt, er würde mich zum wenigſten erwürgen wollen. Er hat ſich vielmals des Nachts aus den Armen ſeiner Frau geriſſen, wenn ihm eine aſtronomiſche Speculation einfiel. Anfangs kam ihr dieſes ſehr unerträglich vor, und ſie hat zu gewiſſen Zeiten mehr über die Sterne geſeufzet, als mancher Liebhaber nicht thut. Endlich aber fand ſie Gelegenheit, die Abweſenheit ihres Mannes durch den Zuſpruch ſolcher Leute zu erſetzen, welche irdiſcher geſinnt waren, als jener. Je geſtirnter der Himmel war, deſto ungeſtörter blieb ſie in ihrem Vergnügen; und wenn der Mann eine Mondenfinſterniß zu beſorgen hatte, ſo konnte ſie gewiß glauben, daß er an ſie nicht denken würde.

Die Fortſetzung folget im Jenner
des künftigen Jahres.

Einige Gegenſtände der neuen Dichtkunſt.

Von Muſen hohl ich keine Pracht;
Für Dichter iſt die Welt gemacht,
Die muß uns Muth und Feuer bringen.
Natur und Wahrheit ſeh ich an,
Ich mag vom reichen Indoſtan,
Von Helden oder Doris ſingen.

Mich hat man zwar vom Hippokren
Nie taumelnd und bezecht geſehn;
Ich kenne nicht des Pindus Spitzen:
Ich habe nie darauf geträumt,
Auch nie geſchwitzt, auch nie geſchäumt,
Wie Trax wohl ſchäumt, und Stümper ſchwitzen.

Der Helikoniaden Ruhm
Trägt in Pireniens Heiligthum
Nur großer Dichter Ehrenſeulen;
Der Epheu ſchlingt ſein Laub allein
Um der Poeten Marmorſtein,
Die ihren Ruhm mit Göttern theilen.

Homerens dichtende Vernunft
Schwingt ſich bis in der Götter Zunft,
Und ſteigt in Eliſeens Gründe;
Itzt ſiegt durch ihn Achill, ſein Held,
Itzt ſchafft er eine neue Welt;
Er thuts: wer macht es ihm zur Sünde?

Er ſinget, daß ſich Theben baut,
Der Wald erſtaunt, dem Löwen graut,
Ein Hügel bebt, ein Fels zerſplittert;
Der Mond kömmt her, Zevs wird zum Schwan;
Ihm folgt der wilde Ocean,
Der Erdkreis horcht, Olympus zittert.

Jedoch wird gleich ſein Ruhm und Lied,
So lange Witz und Menſchheit blüht,
Von unſern Enkeln noch erhoben:
So wird drum doch manch ſpätes Jahr
Den unnachahmlichen Pindar,
Horatz und Steſichoren loben.

Des Tejers freye Zärtlichkeit
Lehrt noch die Dichter unſrer Zeit
Mit liederwürdgen Schönen ſcherzen;
Der todten Sappho weichlich Lied
Streut in Aeoliens Gebieth
Noch Luſt in aller Weiber Herzen.

Auf! die ihr Ruhm und Lorber tragt,
Auf! und euch dieſen nachgewagt;
Wer iſts, der ſolch ein Feuer ſchimpfe?
Noch itzt wird, will man muthig ſeyn,
Ein ſprödes Herz zum Marmorſtein,
Ein Schiff zum Drachen und zur Nympfe.

Euch öffnet die Natur ihr Reich,
Apollens Prieſter, waget euch
Nach Kreiſen undurchforſchter Sphären;

Laßt euch von Bürgern aus dem Mond,
Und da, wo man in Sonnen wohnt,
Noch Wunder über Wunder lehren.

Da, wo der höchſte Fixſtern brennt,
Die Gegend, die kein Menſch mehr kennt,
Kann eure Scheitel noch berühren;
Um da der Myriaden Zahl
Verſchiedner Welten noch einmal
Mit kühnen Blicken nachzuſpühren.

Da werdet ihr erſtaunend ſehn,
Wie Welten ſich um Welten drehn,
Wie Welten dort in Welten wirken;
Wie Wirklichſeyn der Möglichkeit
Dort wohl getreure Hände beut,
Als hier in unſern Erdbezirken.

Ein Traum ſteht der Erfindung bey,
Und macht den Geiſt des Dichters frey,
So hoch er will ſich aufzuſchwingen.
Was für ein Wirbel treibt euch fort,
Was ſtürzt ſich hier, was wälzt ſich dort,
Hier hört ihr wohl ſchon Engel ſingen?

Durchdringt, ſo bald es euch gefällt,
Den Mittelpunct der Feuerwelt,
Und laßt die Flammen um euch krachen;
Der wildſten Ungeheuer Heer,
Der Elemente wüſtes Meer,
Könnt ihr euch zahm und wirthbar machen.

Des Nichts ſich ſelbſt bekriegend Reich
Zeigt, oder thut, als zeig es euch,
Noch Stoff zu tauſend Weltbezirken:
So wie der einſt in Ohnmacht ſchlief,
Den dort der Gottheit Machtſpruch rief,
In dieſen Bau ſich einzuwirken.

Den Abend der zerfallnen Zeit,
Den Morgen der Unendlichkeit,
Seht ihr dort ſchon aus Bildern ſtralen.
Wie ſich der Himmel Kraft bewegt,
Wie ſich der Erden Band zerſchlägt,
Das muß ſich euch zum voraus malen.

Bringt euch denn euer Saitenſpiel
Bis an das unbeſchrittne Ziel,
Am Ufer ſtiller Ewigkeiten:
So ſingt, daß Feuer, Muth und Fleiß
Der Gottheit unbegriffnen Preis
Durch aller Himmel Himmel breiten.

J. G. Harrer.

Elegie

eines Frauenzimmers, auf ihrem Todbette, an ihren Freund.

Ich ſterbe, liebſter Freund, und ſehe meine Bahre,
So nahe ſie mir ſteht, doch ganz gelaſſen ſtehn;
Deñ zählt mein Alter gleich nur wenig kurze Jahre;
So ſterb ich doch bereit, u. darum ſterb ich ſchön.
Nichts hält mich in der Welt, dieweil ich nichts verliehre,
Dein Angedenken nur nimmt mich noch zärtlich ein.
Und wenn ich halb verweſt, halb ſterbend dich noch rühre:
So laß mein redlich Herz dir nie entfallen ſeyn.
Ich habe dich verehrt, und wenn ich Kräfte hätte:
So ſagt ich dir noch mehr, ich habe dich geliebt.
Nimm dieß Bekenntniß an, das auf dem Sterbebette
Mein Mund, ſo wie mein Herz dir treu u. zitternd giebt.
Mit Thränen bitt ich dich, gedenke meiner Ehre,
Verfolgung, Neid und Haß ſind ſtets auf mich ergriñt:
Schmäht man mich noch entſeelt, o theurer Freund, ſo wehre,
Daß man der Aermſten nicht Vernunft und Unſchuld nimmt.
Mit Zittern ſag ich dieß. O Unglück bey dem Ende,
Wenn uns des Neides Mund kein ruhig Lager gönnt!
Der Tod erſchreckt mich nicht; doch ring ich meine Hände,
Wenn mich der Läſtrer gar Schuld an dem Tode nennt.
Du, Treuer, kennſt mich wohl, du kennſt mein redlich Herze;
Der Mund, geliebter Freund, den du vordem geküßt,
Der fleht und bittet dich itzt, bey dem letzten Schmerze,
Denk meiner Tugend noch, wenn ſie die Welt vergißt.

Ich Aermſte liege hier, wer glaubt, wie ſehr verlaſſen?
  Ich wünſche mir kein Glück, als nur den Tod allein:
Jedoch auch dieſes Glück ſcheint meinen Wunſch zu haſſen;
  Das Ende meiner Qual dringt gar zu langſam ein.
Bedaure doch dein Kind, das unaufhörlich leidet,
  Das kaum mit kalter Hand die Feder führen kann:
Die Nacht köm̃t mir zur Qual u. wenn ſie kläglich ſcheidet;
  So bricht mir auch der Tag zu neuer Marter an.
Fühlt ſonſt ein banges Herz noch Ruh in ſeinen Klagen:
  So fällt doch meiner Bruſt auch gar das Klagen ſchwer.
O Hiñel! welcher Schmerz! O Ziel von meinen Tagen,
  O Tod, mein liebſter Wunſch, entferne dich nicht mehr!
Ihr Augen, wollet ihr nicht endlich kraftlos brechen?
  Wie lange ſeht ihr doch dem größten Schmerze zu?
Ach Freund, ich fühle mich. Ich kann nicht weiter ſprechen;
  Ich ſterbe, lebe wohl! Ich ſterbe, lebe du!

G.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

An Dorimenen.

Wie oft ſehnt ſich, o Dorimene!
  Mein traurig Auge doch nach dir!
  Wie oft ſtellt ſich, geliebte Schöne!
Mein Geiſt dein reizend Weſen für!
Kaum rührt der Schlaf die matten Glieder:
So find ich dich wohl oftmals wieder;
So ſeh ich . . doch, ich ſeh dich kaum:
Gleich kömmt der Tag mit ſeinem Lichte,
Dann fliehſt du mir aus dem Geſichte,
Und was ich ſah, war nur ein Traum.

O Träume, voller Süßigkeiten!
Geliebte Störer meiner Pein!
Ihr ſchenkt mir tauſend Luſtbarkeiten;
Doch eure Dauer iſt zu klein.
O, daß ihr doch nicht ewig währet!
O, daß der Tag die Wolluſt ſtöret,
Wenn mir von meiner Schönen träumt!
Verwünſchter Tag, eil doch zurücke!
Ich haſſe dieſe Augenblicke,
Die mich an meiner Luſt verſäumt.

Komm, Morpheus! kürze meinen Kummer,
Komm und erwecke meiner Bruſt
Doch einſt, durch einen langen Schlummer,
Die allerangenehmſte Luſt;
Komm! laß mich meine Schöne ſehen:
Doch ja! du höreſt ſchon mein Flehen;
Ich ſeh mein Kind und bin entzückt;
Ach ſtöre niemand mein Vergnügen!
Doch, warum willſt du mich betriegen?
Der Schlaf iſt mir ſchon weggerückt.

Dieß iſt, o Morpheus! ſtets die Klage,
Du teuſcheſt immer meinen Geiſt,
Da dein Betrug der langen Plage
Die allergrößte Luſt verheißt.
Willſt du mir wahre Freude machen,
So laß mich doch nicht mehr erwachen;
Gieb nichts! wo nicht, ſo gieb genug!
Doch nein! fahr fort, mich zu betrügen;
Giebſt du mir ſchon ein falſch Vergnügen,
So lieb ich auch ſelbſt den Betrug.

Zwar du vergebſt im Augenblicke,
Und laſſeſt nur Begier nach dir;
Doch zieh ich dieß mein kurzes Glücke
Der ganzen Erde Kronen für;
Du zeigeſt mir bey dunkelm Lichte,
In Dorimenen Angeſichte,
Wie zärtlich ihre Reitzung ſpielt;
Das Feuer von belebten Blicken
Setzt meinen Geiſt in ſolch Entzücken,
Das man nicht nennen kann, nur fühlt.

Ich ſeh mit innigem Vergnügen,
Wohin ſich nur mein Auge lenkt,
Was die Natur, in allen Zügen,
Für holde Anmuth eingeſenkt;
Ich ſehe mit erſtauntem Blicke,
Mein Kind! dich als ein Meiſterſtücke
Des uns gewognen Himmels an;
Doch will ich, meine Pein zu mildern,
Dein angenehmes Weſen ſchildern,
So iſts ſchon um den Traum gethan.

Zwar kennet man die ſüßen Triebe
Der unverfälſchten Liebe kaum;
Man ſaget insgemein, die Liebe
Kennt niemals weder Schlaf, noch Traum;
Das Bildniß der vollkommnen Schönen
Erfüllt den Geiſt mit bangem Sehnen,
Der alle Ruh auf ewig ſtört;
Den niemals unterbrochne Kummer
Hat nie dem Schäfer einen Schlummer,
Auch in der längſten Nacht, gewährt.

O ja! die Thorheitsvolle Rotte,
Die nur mit den Romanen fühlt,
Die, gleich dem albern Don Quiſchotte,
Mit ihren Dulcineen ſpielt,
Führt immer ihre letzte Stunde
In dem von Pein erblaßten Munde;
Denn Schlaf und Ruh miskennet ſie.
Sie will ohn Speis und Trank verderben,
Und drohet tauſendmal zu ſterben,
Doch ſtirbet ihrer keiner nie.

Allein, mein Kind! die edle Liebe
Die mir von deiner Anmuth ſtammt,
Hat nichts, als nur vernünftge Triebe
In meinem Herzen angeflammt;
Man ſieht mich nicht in Wäldern weinen,
Ich klage nicht den tauben Steinen,
Das Echo ſchweigt von meiner Pein;
Allein der Liebe ſanfter Schmerzen
Herrſcht deſto ſtärker in dem Herzen,
Und nimmt die ganze Seele ein.

Sie ſuchet nie mit falſchem Schrecken,
Und mit verlarvtem Angeſicht,
Sich vor der Weisheit zu verſtecken;
Nein, meine Sehnſucht liebt das Licht;
Sie hat nie die Vernunft zu ſcheuen,
Ich werde nie mit Schaam bereuen,
Was deine Reizung in mir thut;
Selbſt der Verſtand wird für dich ſtreiten;
Die Größe deiner Trefflichkeiten
Heißt meine Liebe ewig gut.

B.

* *

Beweis,

daß Chloris gelehrt iſt.

Vor allen Dingen werden wohl meine Leſer wiſſen wollen, wer die Chloris ſey; denn das iſt natürlich. Ein guter Freund von mir hatte das Stücke von den Beluſtigungen, darinnen Calliſtens Lob von einem Ungenannten beſungen wird, einem Frauenzimmer geliehen; ſie ſchickte es mit der Frage wieder: Wer die Calliſte wäre? Er antwortete der Jungemagd: Ich kann es ihr re vera nicht ſagen. Die Nachricht, die ich meinen Leſern von der Chloris geben will, ſoll nicht ſo gelehrt ſeyn. Chloris iſt die jüngſte Schweſter der Iris, deren Lebenslauf der junge Herr beſchrieben hat; ſie wohnet in eben der Gaſſe, darinnen Doris, Phyllis, Magdalis und ein ganzer Heiligerchriſtmarkt voll Schönen in is wohnen. Ihr Bruder endlich iſt der galante kleine artige Menſch, der allein ſo viel Gebietherinnen hat, ſo viel ſeine beyden Schweſtern zuſammen Verehrer haben. Kenntlicher kann ich ſie in der That nicht beſchreiben; und es iſt auch nicht nöthig; denn wenn von einem Frauenzimmer die Anverwandten und die Gaſſe, darinnen ſie wohnet, bekannt ſind, ſo lehret die Erfindungskunſt der Liebhaber alles übrige, was ſie angeht, herausbringen. Doch muß ich von dem perſönlichen Charakter der Chloris noch etwas erwähnen. Sie iſt gar keine Freundinn vom Leſen; auch ſo gar die Romane überläßt ſie ihrer älteſten Schweſter allein, (wofern anders der junge Herr nur die Wahrheit berichtet, wenn er uns die Iris als eine fleißige Romanleſerinn vorſtellet; denn ich habe auch dergleichen Bücher niemals bey ihr zu ſehen bekommen). Selbſt in der Kirche, wenn Chloris die Lieder aus dem Geſangbuche ſingt, zeiget ſich gar deutlich, daß ihre Augen zu höhern Abſichten gemacht ſind, als auf ſchwarze Buchſtaben angeheſtet zu ſeyn. Eben ſo wenig ſchreibt ſie gern; und wenn ſie dann und wann für die Mama einen Wäſchzeddel ſchreiben muß, ſo iſt derſelbe ſo beſchaffen, daß man gleich daraus ihre Gelehrſamkeit ſehen kann. Denn nicht nur die Züge ihrer Buchſtaben ſtimmen mit dem Sprichworte überein: daß die Gelehrten übel ſchreiben; ſondern auch in der Rechtſchreibung zeiget ſich die edle Nachläßigkeit der großen Gelehrten, die es ſich für eben ſo ſchändlich halten, ſich zu bekümmern, ob man **Luft** oder **Lufft** ſchreiben ſolle, ſo ſehr ſie ſich im Gegentheil kränken würden, wenn ſie uva ſtatt vua geſchrieben hätten. Es iſt auch leicht zu ſehen, daß es für Chloris eine ſehr unnütze Bemühung ſeyn würde, ſich um ein richtiges Schreiben und Ausſprechen ihrer Mutterſprache zu bekümmern. Konnte Günthern das Pohlniſche gefallen, wenn es von den Lippen ſeiner Schönen kam:

> Dein Polniſch, das mir ſonſt ſo rauh u. widrig klingt,
> Beſchämt durch deinen Mund den Wohllaut welſcher Zungen.
>
> An Phyllis 687 Blatt der N. A.

ſo iſt kein Zweifel, daß jeder Verehrer der Chloris ihr Leipzigſch für das ſchönſte Deutſch halten werde.

Doch davon kann ich nichts ſagen, ob der Chloris gelehrter Haß gegen ihre Mutterſprache ſich ſo weit erſtreckt, daß ſie es auch ſchilt, wenn man ſich bemühet, dieſelbige richtig zu reden. Dieſes iſt die Art unſerer, römiſchgeſinnten Deutſchen. Niemand darf ſichs bey ihnen merken laſſen, daß er ſeine Mutterſprache hochhalte: niemand darf denen das Wort reden, die ſich darinnen üben; gleich ſuchen ſie dieſe verwegne That zu beſtrafen, und es hilft ihm nichts, wenn er gleich in den Schriften und Sprachen der Alten ſich eben ſo beleſen und geübt gezeigt hat, als ſie. Wenn Chloris nicht eben ſo handelt, ſo kömmt es daher, weil ſie ein klein wenig unwiſſender iſt. Sie weis es nämlich nicht einmal, daß ihre Mutterſprache Regeln hat, und daß es Leute giebt, die ſich mit dieſen Regeln beſchäfftigen. Wenn ihre gelehrten Landsleute dieſes auch nicht wüßten, ſo würden ſie ſtille ſchweigen; aber weil ſie es wiſſen, und doch von den Regeln ſelbſt, und dem Nutzen, den es bringt, ſich damit zu beſchäfftigen, keinen Begriff haben, ſo ſpotten ſie darüber. Vielleicht iſt der Chloris ihre Unwiſſenheit nicht ſo gar ſchädlich. Es iſt beſſer, daß einem eine Sache ganz unbekannt iſt, und man davon ſchweigt, als daß man etwas davon weis und ſich durch ungegründete Urtheile darüber lächerlich machet.

Aus dem, was ich von dem Leſen und Schreiben der Chloris geſagt habe, wird man leicht auf ihre übrigen Wiſſenſchaften einen Schluß machen. Sie gedenkt nicht daran, ob die Verzierungen des Fenſters, von dem ſie täglich die Grüße der jungen Herren einnimmt, von der doriſchen oder joniſchen Ordnung ſind; ſie bekümmert ſich nichts darum, ob ihr Plaiſant eine Menſchenvernunft oder nur einen Hundeverſtand hat; und woferne ſie es nur der Mühe werth hält, ſo wird ſie demjenigen eben ſo ſtandhaft widerſprechen, der ſie bereden will, daß die Kirchenlieder Oden, und die Verſe davon Strophen wären, ſo heftig ſich ein anderes Frauenzimmer einsmals mit mir zankte, daß ich etwas für eine Portechaiſe erklärte, das doch eine Sänfte war. Doch darf man ſie ſich nicht ſo unwiſſend vorſtellen, als Philander von der Linde die Agneſe beſchreibt:

: : Agneſe kann nicht ſchreiben, auch nicht leſen,
Iſt nie mit einem Mann in Compagnie geweſen,
Liebt nur die Sklaverey und ihren bunten Rahm
Und iſt der Eitelkeit von ganzem Herzen gram.

Nein, ſo dumm müſſen ſich meine Leſer die Schweſter der Iris nicht einbilden; Sie iſt in den galanten Wiſſenſchaften eines Frauenzimmers vollkommen wohl erfahren.

Sie tanzt, ſie ſpielt, ſie ſingt . . . .

Rachel.

Dieſer Poet ſetzet zwar zu vorhergehendem Charakter, den er von einer Chloris ſeiner Zeiten machet, verächtlich hinzu: **Sonſt weiter kann ſie nichts.** Aber ich will gleich itzo zeigen, wie viel diejenige könne, die ſo viel kann, indem ich darthun will, **daß Chloris gelehrt ſey.**

Man wird leicht ſehen, daß der Satz, den ich behaupten will, nicht mit demjenigen gleichgültig iſt, **daß Chloris Latein könne**; denn wider den gleichgültigen Gebrauch der Redensart, **gelehrt ſeyn, und lateiniſch können**, haben ſchon viele redliche deutſche Gelehrte geeifert: Ich will alſo nur zeigen, man treffe bey der Chloris eben das an, warum man verſchiedene Perſonen unter die Gelehrten zählet, und ſie habe alſo ein gleiches Recht, gelehrt zu heißen.

Es zweifelt doch wohl niemand daran, daß ein Dichter unter die Gelehrten zu zählen ſey. Aber was giebt ihm denn dieſen Vorzug? Fordert man von ihm, daß er ſehr tiefſſinnige und unbekannte Wahrheiten vortragen ſoll? Wenn ich recht berichtet bin, ſo giebt es Kunſtrichter, die dieß an ihm für einen Fehler erklären. Worinnen beſteht alſo die Gelehrſamkeit eines Dichters, als darinnen, daß er ſich mit Witz und Feuer von bekannten Sachen ausdrucket? Denn daß Sylbenmaaß und Reim den größten Vorzug des Dichters nicht ausmachen, behaupten ja ſelbſt diejenigen, die ſich ſo ſehr ärgern, wenn ein gedankenvoller Vers oder ein neuer Reim ihre Ohren etwas verletzet.

> - leur ſavoir ne s' etend ſeulement
> Qu' à regrater un môt douteux au jugement
> Prendre garde qu'un qui ne heurte une diphtonge
> Epier ſi des vers la rime eſt breve ou longue,
> Ou bien ſi la voielle à l'autre s'uniſſant,
> Ne rend point à l'oreille un vers trop languiſſant.
>
> *Regnier.*

Aber warum ſollen denn Witz und Munterkeit dem Dichter einen Rang geben, wenn ſie eben denſelben Rang nicht auch der Chloris ertheilen? Sie weis eben ſo ſcharſſinnige Satiren zu machen, als ein Dichter; und ſie hat noch den Vortheil, daß ſie bloß aus einem reinen Eifer für den guten Geſchmack, einen altmodiſchen Putz ihrer Freundinn, einen ungeſchickten Gruß ihres Verehrers, aufs lebhafteſte durchzieht, da unſere ſatiriſchen Dichter ordentlich nicht eher witzig werden, als bis ſie böſe ſind. Der Poet ſuchet eine große Geſchicklichkeit darinnen, daß er einen Affect vorſtellen kann, den er wirklich nicht fühlet: aber weicht ihm Chloris, wenn ſie die Mannsperſonen durch vorgeſtellte Tugenden einnimmt, die ſie niemals gehabt hat? Wenn ſie dieſen mit der Unſchuld einer Schäferinn und jenen mit der Majeſtät einer Königinn regiert? Vielleicht wird man glauben, Chloris ſey hierinnen einer Komödiantinn ähnlicher, als einem Dichter: Nein; denn ſie erfindet die Worte und die Handlungen ſelbſt, die der Komödiantinn vorgeſchrieben ſind. Sie iſt dem Sophokles zu vergleichen, der die von ihm verfertigten Stücke aufführte; und ihr Witz, die Aeltern zu betrügen, iſt erfindungsreicher, als der Witz manches Komödienſchreibers. Endlich, wenn ja der Dichter ſich auf ſeinen abgemeſſenen und klappenden Ausdruck ſo viel einbildet; was fehlet denn der Chloris, daß ſie dieſe ſogenannte **Sprache der Götter** nicht kann, da ſie in der Kunſt mit den Augen zu reden, in der **Sprache der Göttinnen** deſto geübter iſt. Zwar wie ſie alle neue Moden ſehr liebet, ſo bekam ſie einmal Luſt, Verſe zu machen, weil ſie hörte, daß es unter dem Frauenzimmer Mode werden dürfte: Aber ſie ließ ſich von einem ihrer Verehrer durch folgende Zeilen abhalten:

Was wollt ihr, eitle Dichterinnen,
Allein den kleinen Ruhm gewinnen,
Erhabnen Dichtern gleich zu ſeyn?
Den Muſen ſelbſt gleicht meine Schöne;
Kein Sterblicher hört ihre Töne,
Doch flößt ſie Dichtern Feuer ein.

Vielleicht iſt der Poet darinnen ein groß Stück gelehrter, daß Chloris von der Critik, von der Wiſſenſchaft, eine poetiſche Schrift zu ſchätzen, nichts verſteht. Aber wenn ſo viel darzu gehöret, den Werth der Gedichte zu beurtheilen; warum thun ſich denn die Herren Poeten auf den Beyfall der Schönen ſo viel zu gute? die doch ſelten wiſſen, ob Longin περι ὑψους geſchrieben, und ob eine Poetik vom Ariſtoteles in der Welt iſt? Ohne Zweifel halten die Poeten ſelbſt dafür, daß eine zärtliche Empfindung und ein unverderbter Verſtand fähig ſind, auch ohne gekünſtelte Regeln ein Gedichte zu beurtheilen, ſo wie uns unſere Vernunft zeiget, ob ein Schluß richtig ſey, oder nicht, geſetzt, daß wir nicht wiſſen, ob er in cElArEnt oder cEsArE wäre. Bey einer Vorſtellung, die man hier von einem berühmten Stücke eines franzöſiſchen Komödienſchreibers machte, kam ich neben einem neun- oder zehnjährigen Frauenzimmer zu ſitzen, die zum erſtenmale einen Schauplatz ſah. Sie wußte nichts von der **dreyfachen Einheit**, und es ärgerte ſie nicht, daß in Athen ein König und um Athen Bäre waren. Dem ungeachtet wurde ihr die Zeit ſo lang, als mir. Die Unwiſſenheit hatte bey ihr eben die Wirkung, welche die Critik bey mir hatte. Am Ende des Stücks kömmt ein Prinz vor, der größtentheils nur nöthig iſt, eine Prinzeßinn zu tröſten, die ſonſt von Sr. athenienſiſchen Majeſtät war geliebt worden, und nun verlaſſen wird; dieſer Prinz ſteht lange Zeit auf dem Theater, ohne daß er was zu thun hat: Meine Nachbarinn bemerkte dieß, und fragte mich: warum er ſo lange ſtille ſtünde? Hatte ſie wohl die Regel geleſen, die von den dramatiſchen Kunſtrichtern mit großer Sorgfalt eingeſchärft wird: Man ſolle keine Perſon lange auf dem Theater laſſen, ohne ihr etwas zu thun zu geben? Noch eine andere Aehnlichkeit muß ich anmerken, welche Chloris mit dem Grafen Buſſy Rabutin, dem Freygeiſte St. Evremond, und ich weis nicht wieviel andern witzigen Köpfen in Frankreich beſitzt. Man hat es dieſen Herren als ein großes Lob angerechnet, daß ſie eine Gaſterey nach allen Regeln des eigentlichen und verblümten Geſchmacks haben einrichten können. Iſt dieſes eine Geſchicklichkeit, die Witz und wenigſtens poetenmäßiges Nachdenken erfordert, ſo hat Chloris das Recht, dieſes Lob mit jenen großen Geiſtern zu theilen.

Ich habe alſo genug gezeigt, daß, wenn Poeſie und Critik jemanden gelehrt machen, ein Frauenzimmer, wie Chloris, eben auch das Recht hat, gelehrt zu heißen, und vielleicht noch einigen Vorzug beſitzt. Ich befürchte mich nicht, daß ich mir dadurch den Zorn der Dichter zuziehen werde; denn ich habe noch nicht erfahren, daß man einen von dieſen Herren böſe gemacht hätte, wenn man ihm ein Frauenzimmer zur rechten Hand geſtellt, ſie hat mögen gelehrt oder ungelehrt ſeyn. Alle demüthigen ſich, mit dem großen Opitz,

Vor einer, die nicht viel nach unſern Künſten fragt.

Doch es würde zu wenig ſeyn, der Chloris nur eine Art von Gelehrſamkeit beyzulegen. Sie beſitzt auch eine große mathematiſche Erkenntniß. Wenn ich dieſes nur im Scherze beweiſen wollte, ſo würde ich mich eines Einfalls vom Philander von der Linde bedienen und ſagen: Sie verwandelt jede Fenſterſcheibe in ein Brennglas, wenn ſie dahinter tritt. Doch meine Beweiſe ſollen ernſthafter ſeyn. Der ganze Putz eines Frauenzimmers iſt ja eine Art der Baukunſt. Proportion und Symmetrie werden von niemanden mehr in Acht genommen, als von den Schönen. Und es iſt auch kein Wunder. Denn was die Baumeiſter von der Schönheit wiſſen, das haben ſie ja dem griechiſchen Frauenzimmer abgelernt. Es iſt wahr, die Moden des Putzes ſind veränderlich und das Schöne in der Baukunſt gefällt immer. Aber hat nicht auch dieſe Kunſt verſchiedene zufällige Zierrathe, da man vieles ändern kann, ohne gothiſch zu werden? Ein gewiſſer Kunſtrichter machet die Anmerkung, daß unſere Vorfahren, die uns in ſo vielen Steinhaufen die Ueberbleibſel ihres gothiſchen Geſchmacks hinterlaſſen haben, gleichwohl in ihren Kleidungen einen viel beſſern Geſchmack, als wir, gehabt hätten. Ich weis nicht, ob er zu den Kleidungen von beſſerm Geſchmacke auch die langen ſpitzigen

Schnäbel an Schuhen, und die Schellen an den Kleidern rechnet; mit denen ſich die jungen Herren vor Alters putzten?

Doch ich entferne mich von meiner Gelehrten allzuweit. Es wird mir endlich gleichviel gelten, ob man ſie wegen der künſtlichen Anordnung ihres Putzes für eine Baumeiſterinn halten will oder nicht. Die Baukunſt wird ohnedem nur aus Gnaden unter die mathematiſchen Wiſſenſchaften, aufgenommen, weil kein anderer Gelehrter ſie vortragen kann, als ein Mathematikverſtändiger. Doch ich will itzo darthun, daß Chloris in der Wiſſenſchaft, die man für den Gipfel der mathematiſchen Wiſſenſchaften erklärt, in der Algebra, erfahren ſey. Wie ich ſchon angemerkt habe, ſo iſt ſie eine Liebhaberinn vom Spielen; und zwar nicht von dem einfältigen Zeitverderbe mit **Täuſſern** und **Wenzeln**, ſondern von den Erfindungen, die wir dem tieſſinnigen Spanien und dem witzigen Frankreich zu danken haben. Aber ſind nicht dieſe Spiele eine natürliche Algebra? Der Herr von Fontenelle behauptet wenigſtens dieſes an mehr als einem Orte ſeiner Lobreden; insbeſondere aber in der, die er dem Marquis d' Angeau, als einem Mitgliede der pariſiſchen Academie der Wiſſenſchaften, gehalten hat. Er weis nichts von der tiefen Einſicht dieſes Herrn in die Meßkunſt zu ſagen, als daß er ſehr geſchickt ſpielte. Vielleicht verdienet Chloris mit eben dem Rechte eine Stelle in dieſer gelehrten Geſellſchaft. Wenn mir meine Leſer noch nicht glauben wollen, ſo will ich ihnen nur die leichteſte Aufgabe herſetzen, die Chloris faſt augenblicklich berechnen muß, wenn ſie Lombre ſpielet.

Auf-

Aufgabe.

Aus der gegebenen Zahl aller Trümpfe in einer Farbe und der Zahl derer, die ich in der Hand habe, die Zahl derer zu finden, die mir noch fehlen.

Auflöſung.

Es ſey die Zahl aller Trümpfe $= n$, derer, die ich habe $= m$, die geſuchte $= x$ ſo iſt $n = m + x$ (Wolf. Ar. Lat. §. 68.)

alſo wenn man beyderſeits abzieht $m = m$ (Wolf. Ar. Lat. §. 81.)

$$\overline{}$$

$n - m = x$ (Wolf. Ar. Lat. §. 91.) W. Z. E.

1. Zuſatz.

Weil die Trümpfe nicht pflegen weggeworfen zu werden, (per princ. artis ludendi) ſo ſind nach geſchehenem Kaufe $n - m$ Trümpfe unter meinen beyden Mitſpielern vertheilet.

2. Zuſatz.

Wenn alſo einer von beyden keine Trümpfe hat, ſo hat der andere $n - m$

Exempel.

Man ſetze, ich ſpielte in einer rothen Farbe und habe 5 Trümpfe, ſo iſt $n = 12$, $m = 5$ alſo $x = 7$.

Man ſiehet hier wohl, daß meine natürliche Algebraiſtin ſo viel weis, als mancher, der ſich einbildet, die Lehre von Gleichungen gelernt zu haben. Es benimmt auch ihrer Geſchicklichkeit nichts, daß ſie ihre Rechnungen nicht mit a, b, und x fürchterlich machen kann. Denn Verſtändige wiſſen wohl, daß die Buchſtabenrechenkunſt ungefähr das in der Algebra iſt, was die Proſodie in der Dichtkunſt vorſtellt. So wenig ein Versmacher ſich unter die Dichter zählen darf, ſo wenig werden von den Algebraiſten die mathematiſchen A b c ſchützen für Mitgenoſſen erkannt. Ich glaube auch nicht, daß Chloris eine ſehr große Anſtrengung ihres Verſtandes ſollte nöthig haben, um ſich vorzuſtellen, daß m und n ein paar Zahlen überhaupt bedeuten, ohne daß man dabey an 12 und 5 oder 11 und 4 gedenkt. Denn die Poeten, die, wie ich vorhin gewieſen habe, meiner Heldinn ſo ähnlich ſind, beſingen ja oft eine Galathee oder Irene in der Luft, ohne einen beſondern Gegenſtand ihrer Lieder zu haben. Können ſie ſich alſo bey dem Namen Galathee und Irene ein Frauenzimmer überhaupt vorſtellen, ohne eben an ein paar Schönen, die in der und der Gaſſe, in dem und dem Hauſe wohnen, zu denken; warum ſollte Chloris nicht was ähnliches thun können?

Nicht nur ihr Verſtand, auch ihr Gehör, auch ihr ganzer Körper iſt mathematiſch. Daran wird niemand zweifeln, der ſie hat tanzen ſehen, und der da weis, daß ſich das Tanzen auf die Mechanik gründet. Sie hat ſelten die Geduld, ihre Clavierübungen nach dem Notenblatte einzurichten; aber ohne daß fünf Linien ihr den Werth und die Ordnung der Töne anweiſen dürfen, iſt ſie fähig, ein Stück nachzuſpielen, das ſie nur ein paarmal gehört hat. Ich beſorge, mich allzulange bey der Mathematik aufzuhalten, ſonſt würde ich noch ausführen, wieviel höhere Geometrie, die Spirallinien ihrer Haarlocken und die paraboliſchen Krümmungen der Flügel ihres Nachtzeuges weiſen; wie ſie bey der Wahl und Verbindung der Farben bey ihrer Kleidung mehr Geſchicklichkeit zeiget, als mancher Naturlehrer aus Newtons Optik lernet; wie ihr in Begleitung eines jungen Herrn ein heiterer Abend und ein geſtirnter Himmel eben ſo viel Vergnügen geben, als einem Sternkündiger. Doch es iſt Zeit, daß ich auch einmal ihre Kenntniß in andern Wiſſenſchaften zeige.

Wenn eine Geſchicklichkeit in der Vernunftlehre dazu gehöret, andere von ſeiner Meynung zu überzeugen: ſo iſt Chloris ohne Zweifel eine Meiſterinn in der Logik. Hagedorn hat ſchon angemerkt, daß das Frauenzimmer hierinnen manchen Gelehrten übertreffe.

Mein Mägdchen macht oft falſche Schlüſſe,
Doch überzeugt ſie mich durch Küſſe,
Das iſt der Lauf der Welt.

Will man aber dieſes lieber zur Redekunſt rechnen, ſo bin ich auch nicht ſo ſehr dawider; denn die Redekunſt ſetzet doch die Vernunftlehre zum Voraus. Aber in der Metaphyſik iſt Chloris eine vollkommene Leibnitianerinn. Nimmermehr wird ihr ein Zimmer mit Newtons leerem Raume gefallen; und nichts vergnügt ſie mehr, als die Ordnung einer Menge ſich beyſammen befindender guter Freunde und Freundinnen. Die beſte Welt glaubet ſie ſo gewiß, daß ſie allezeit lachet, ſo oft ſie alte Leute über die heutige verderbte Welt klagen höret; Und von der vorherbeſtimmten Harmonie überzeuget ſie ihre innere Empfindung, an ſtatt, daß andere Leute ſich durch dieſe Empfindung vom phyſikaliſchen Einfluſſe zu überzeugen glauben. Denn wenn in der Kirche der Schall des Lehrers ihre Ohren rühret, ſo wirket ſolches nichts in ihrer Seele; ſondern dieſe wickelt indeß aus ihrem Weſen die Vorſtellungen von dem Vergnügen heraus, das ſie, nach dem Stande ihres Körpers, um 4 Uhr haben wird. Wie iſt es aber mit der praktiſchen Philoſophie beſchaffen? Sie ſorget aufs beſte für ihre Vollkommenheit; ſie bemühet ſich ſoviel, als möglich, daß das Mannigfaltige in ihrer Kleidung, in ihren Geberden, in ihrer Aufführung, zu der gemeinſchaftlichen Abſicht, zu gefallen, übereinſtimme. Sie beſitzt in der Kunſt die Gemüther zu erkennen; eine Geſchicklichkeit, die man aus allen davon geſchriebenen Büchern nicht erlernt: und ſie weis, ohne daß ſie die Staatskunſt gelernt hätte, eine Menge von Unterthanen zu regieren und zu vermehren.

In den Geſchichten bekümmert ſie ſich in der That nicht darum, ob Fleury oder Tencin am franzöſiſchen Hofe Premierminiſter iſt: Aber wenn ihr dieſe Unwiſſenheit Schande bringen ſollte, ſo müßte man es auch an einem Pufendorf oder Gundling tadeln, daß der die Reihe der Yncas nicht aus dem Stegreiſe herſagen können. So ungereimt ein Deutſcher handeln würde, der ſich um die Geſchichte von Siam bekümmerte und darüber die Reichshiſtorie vergäße, eben ſo ſehr wäre Chloris zu tadeln, wenn ſie die Zeitungen läſe und darüber die Hiſtorie der Stadt aus den Gedanken ließe. Es iſt ein geringerer Irrthum für ſie, zu ſagen, daß die Franzoſen Prag noch inne haben, als daß die Frau . . . mit einem jungen Sohn niedergekommen, da es doch eine junge Tochter iſt. Aber die Nachrichten, die Chloris erhält, höret ſie nicht bloß mit einer müßigen Neugier an, ſondern ſie übet ihren Verſtand, darüber Betrachtungen anzuſtellen. Sie hat es in Betrachtungen dieſer Art und in Unterſuchung der Urſachen davon ſehr weit gebracht, ohne daß ſie Rüdigers Gedanken de probabilitate Hiſtorica oder Hofmanns Schrift de ratiocinatione cauſſali geleſen hätte. Sie höret: der Herr * * hat mit der Jungfer * * * Gevatter geſtanden. Gleich iſt ihr Schluß; die Jungfer * * * hat es angeſtellt, um mit ihm bekannt zu werden. * * zieht in jenes Haus: warum wollte er es ſonſt thun, als der Perſon wegen, die gegenüber wohnet?.

Ich kann die Antiquitätenhelden der künftigen Zeiten verſichern, daß Chloris einen großen Theil deſſen gewußt habe, was ſie gelehrt machen wird. Sie werden mit allen gelehrten Abhandlungen, die ſie von den Kleidungen und Gebräuchen der alten Leipziger ſchreiben, nicht ſoviel Moden kennen lernen, als Chloris vergeſſen hat. Wollen ſie aber Chloris deßwegen für ungelehrt erklären, weil ſie nur die Moden der gegenwärtigen Zeiten und nicht der vergangenen weis, ſo wird die Definition eines Gelehrten nach dem Begriffe dieſer Herren, folgendergeſtalt klingen: Ein Gelehrter iſt ein Mann, der ſich um das bekümmert, darum ſich vor einigen Jahrhunderten nur Ungelehrte bekümmerten.

Ich weis, was der Chloris noch fehlet, um recht gelehrt zu heißen: Sie hat noch keinen alten Schriftſteller herausgegeben. Denn man mag zu unſern Zeiten in ſeiner Landesſprache ſo vernünftig ſchreiben, als man will; man mag auch für die Gelehrten aus dem lateiniſchen Lande, die keine andere, als ihre Mutterſprache können, ſchreiben, ſo hilft doch dieſes alles nichts, wenn man nicht etwa einen alten Poeten wieder hat abdrucken laſſen. Doch, damit meine Heldinn auch in dieſem Stücke ihren Rang behaupten könne, ſo bedenke man nur, daß ſie die Geſchichte, die ſie höret, wieder ausgiebt, die verſchiedenen Lesarten davon ſorgfältig ſammlet, die Lücken aus ihrem Kopfe erſetzet, und Anmerkungen darüber machet, die ſich wahrhaftig vor den Anmerkungen manches Gelehrten über ein altes Buch nicht ſchämen dürfen; und daß endlich der Inhalt dieſer Geſchichte eben ſo wichtig iſt, als der Inhalt manches Schriftſtellers, deſſen Ausgabe einen zum Gelehrten machet.

Chloris gleicht nicht nur den Meßkünſtlern, Philoſophen, Geſchichtkundigen und Alterthümerforſchern. Die Gelehrten höherer Facultäten, die jene Arten von Wiſſenſchaften als unnütze verwerfen, müſſen ſie auch in ihre Zahl aufnehmen. Ich habe meine Urſachen, warum ich dieſes von den Gottsgelehrten nicht zeigen will, ungeachtet ich es leicht thun könnte. Was die Kenntniß der Rechte anbetrifft, ſo iſt es wahr, daß Chloris keine große Beleſenheit in den geſchriebenen Geſetzen beſitzt: Aber wer ihr alle juriſtiſche Erkenntniß deswegen abſprechen wollte, der müßte ſich nicht auf die weiſen Gewohnheiten beſinnen, welche die Schönen unter ſich eingeführet haben und unverbrüchlicher halten, als die Geſetze von den Männern beobachtet werden. Denn was Tacitus von den alten Deutſchen ſaget: **Gute Gewohnheiten gelten bey ihnen mehr, als bey andern Völkern gute Geſetze**, das trifft von unſerm Frauenzimmer vollkommen ein; wie ich denn überhaupt finde, daß der edle Charakter, den uns Tacitus von den alten Deutſchen giebt, großentheils noch bey unſern Schönen ſey erhalten worden, und ich werde dieß vielleicht einmal in einer beſondern Schrift ausführen. In dieſem Reichsherkommen der Schönen nun, iſt Chloris ungemein erfahren. Sie weis vollkommen die ſtrengen Regeln des Wechſelbeſuchs; wenn man bey einem Beſuche kommen müſſe; welche Zeit die Jungemagd müſſe beſtellt werden, und wie lange man ſie könne warten laſſen; wieviel Taſſen Caffee man ohne Weigerung annehmen dürfe, und wie viel man ſich noch könne einnöthigen laſſen, nachdem man ſchon das Löffelchen querüber gelegt gehabt, und was dergleichen wohlhergebrachte Gebräuche mehr ſind, die man weder aus dem Sachſen- noch Schwabenſpiegel auswendig lernen kann, ſondern ſich nur durch lange Uebung muß bekannt machen. Sie verdienet alſo mit eben ſo vielem Rechte einen Platz unter den Rechtsgelehrten, als ein franzöſiſcher Advocat aus dem Pais coutumier.

Ich könnte es vielleicht entſchuldigen, wenn ich meiner Heldinn alle mediciniſche Gelehrſamkeit abſpräche: denn ich dürfte nur ſagen, ſie wäre allezeit zu ekel geweſen, ſich um die Anatomie zu bekümmern. Doch wie es Leute giebt, die man in der Heilungskunſt für ſehr geſchickt hält, ungeachtet ſie Blut- und Pulsadern nicht zu unterſcheiden wiſſen: ſo wird auch Chloris in einigen Jahren eben ſo geſchickt von Mitteln für verſchiedene Krankheiten reden können, als ihre Mutter es itzo thun kann. Man weis, daß das Frauenzimmer allezeit Neigung und Geſchicke zur Medicin hat; nur ſind ſie ſo gewiſſenhaft und fangen ihre Curen allezeit erſt in einem Alter an, in welchem mancher Doctor ſchon einen Todtengräber reich gemacht hat.

Iſt es alſo wohl möglich, daß man der Chloris den Ruhm, gelehrt zu ſeyn, abſprechen könne, da ich ihre Aehnlichkeit mit ſo viel Arten von Gelehrten gezeiget habe?

Sie beſitzt auch die lobenswürdigen Eigenſchaften, welche Lehrern von verſchiedenen Facultäten mit einander gemein ſind. Die Ungeduld, mit der ſie es anhöret, wenn man ihr widerſpricht, iſt ein Zeichen, daß ſie nichts eher behauptet, als bis ſie recht feſte davon überzeugt iſt. Einige ihrer Liebhaber haben ihr wollen Schuld geben, daß, ſo ſtandhaft ſie in Behauptung ihrer Meynungen wäre, wenn ſolche von andern beſtritten werden, ſo pflegte ſie ſich doch öfters ſelbſt von freyem Stücke zu ändern. Wenn dieſes auch wahr iſt, ſo bringt es ihr keine Schande. Auch die berühmteſten Männer haben gefehlt: Auch ein Leib-

nitz

niß hat bey reiferen Jahren nicht alles geglaubt. Seinen Fehler durch eigenes Ueberlegen zu erkennen, und es öffentlich zu zeigen, daß man ihn erkannt hat, das ſind Unternehmungen, zu denen der Verſtand und Wille eines großen Geiſtes gehöret.

Was ſoll ich aber von ihrem Eifer für die Ehre ihrer Zeiten und ihres Vaterlandes ſagen? Die witzigſten Vertheidiger der Neuern in dem weltberühmten franzöſiſchen Dichterkriege, haben nicht ſo viel Lächerliches an den alten Schriftſtellern gefunden, als ſie an einer weit jüngern, und doch ſchon mehr verachteten Mode antreffen wird. Ein Deutſcher wird öfterer von dem Franzoſen witzig, und ein Franzoſe von dem Deutſchen gründlich genennet werden, als ſie von einem auswärtigen Frauenzimmer urtheilen wird, daß es ſchön und galant ſey; wenn ſie gleich in ihren Kleidertrachten größtentheils von den Fremden lernet. Will man dieſes eine Undankbarkeit gegen die Fremden nennen, ſo wird es doch eine lobenswürdige, eine patriotiſche Undankbarkeit ſeyn.

Iſt es alſo wohl möglich, daß man der Chloris den Ruhm, gelehrt zu ſeyn, abſprechen könne, da ich ihre Aehnlichkeit mit den Gelehrten ſo ausführlich gezeigt habe?

Von einer einzigen Aehnlichkeit wünſchte ich, daß ich ſie übergehen könnte. Es ſcheint, als ſollte nichts dem Alter weniger unterworfen ſeyn, als die Gelehrſamkeit; und gleichwohl weis man, daß das Alter vielen Gelehrten die Kräfte geſchwächt oder gar benommen hat, in deren Uebung ſie ihr größtes Vergnügen geſucht. Ich gedenke mit Schmerzen daran, daß es der Chloris auch ſo gehen wird. Doch hier kann ſie zweyerley tröſten. Einmal kann ſie dieſe betrübte Zeit ziemlich weit hinaus ſchieben; denn wenn ſie ihr fünf und zwanzigſtes Jahr antritt, ſo hat ſie das Recht, ſich wünſchen zu laſſen, daß ſie ihren fünf und zwanzigſten Geburtstag noch ſehr öfters erleben möge. Ueberdieß wird ſie ihre Gelehrſamkeit niemals ganz verlieren. Käme ſie allenfalls in den galanten Wiſſenſchaften etwas zurück, ſo wird ſie, wie ich ſchon erwähnet habe, in der Medicin geübter werden, und in der Hiſtorie wird ſich ihre Kenntniß immer vermehren. Wenigſtens wird ihr Witz mit den Jahren nicht abnehmen; ein Schickſal, das ſonſt die alten Dichter befürchten müſſen, die eben ſo von den Muſen, als die alten Schönen von den Dichtern verlaſſen werden. Denn da ihr Witz großentheils ſich in Entdeckung des Tadelhaften zeiget, ſo kann der ſich leicht vorſtellen, wie dieſe edle Fähigkeit bey ihr immer zunehmen werde, wenn die Veränderung, die bey dem Frauenzimmer mit den Jahren vorzugehen pflegt, ihr immermehr Gelegenheit geben wird, mit der Welt misvergnügt zu ſeyn.

- - laudatrix temporis acti. *Hor.*

Bey dieſem allem iſt der größte Vorzug der Chloris, daß ſie nicht glaubet, gelehrt zu ſeyn, und es auch nicht einmal in Willens hat. Denn man muß zwo Abtheilungen des gelehrten Frauenzimmers machen; die, die gelehrt ſind, und die, die es nur ſeyn wollen. Ich bin nicht der Erfinder dieſer Eintheilung; mein Ovidius hat ſie gemacht:

Eſt etiam doctae rariſſima turba puellae,
Altera non doctae turba, ſed eſſe nolunt.
Art. Am. Lib. II. v. 281.

Die unter die erſten Claſſe gehören, erkläret er ſelbſt für ſehr ſelten. Die von der andern ſind nach ſeiner Anmerkung wenigſtens dazu gut, daß ein Poet bey ihnen ſein Glück ohne große Unkoſten machen kann; denn ſie nehmen ein Gedichte, ſtatt eines Geſchenkes an.

- - - vigilatum carmen in ipſas
Forſitan exigui muneris inſtar erit.

Man bilde ſich nicht etwa ein, ich ſey in Chloris verliebt, und ſuche nur deßwegen, ſie zur Gelehrten zu machen, weil ich die Gelehrſamkeit für eine große Vollkommenheit eines Frauenzimmers halte, und alſo meiner Geliebten gern dieſe Vollkommenheit beylegen wollte. Ich muß dieſen Verdacht von mir abwenden; denn er könnte machen, daß meine Leſer von meinen bisher geführten Beweiſen nicht überzeugt würden. Ich erkläre mich alſo erſtlich, daß ich nicht in die Chloris verliebet bin. Das kann ich nun freylich niemanden beweiſen; aber man wird es mir doch wohl deßwegen glauben, weil ich ſoviel von der Chloris in Proſa geredet habe. Man weis, daß die Verliebten öfters in Verſen ſprechen. Zum zweyten muß ich erinnern, daß ich eine Schurmannin oder Dacier ſehr hochſchätze, aber nicht deßwegen, weil ſie ein gelehrtes Frauenzimmer, ſondern, weil ſie gelehrt iſt. Es ſcheint mir lächerlich, aus einem Frauenzimmer ein Wunderwerk zu machen, weil es Bücher geleſen, und Wiſſenſchaften gelernet hat. Was gehöret hierzu anders, als Verſtand, Neubegierde und Zeit, nebſt einiger Anführung ? Iſt es denn ſoviel wunderbarer, dieſe Umſtände bey einem Frauenzimmer anzutreffen, als bey einer Mannsperſon? Wenn eine Mannsperſon nur Menſchenverſtand und gehörigen Fleiß brauchet, bey verſchiedenen andern Beſchäfftigungen ſich auch eine Kenntniß von mancherley Theilen der Gelehrſamkeit zu erwerben; warum ſoll denn dieſe Kenntniß bey einem Frauenzimmer etwas übernatürliches ſeyn? Geſteht es nur, ihr Lobredner des gelehrten Frauenzimmers, ihr trauet dem ſchönen Geſchlechte nicht Kräfte genug zu, in Wiſſenſchaften einige Einſicht zu erhalten: daher verehret ihr in derjenigen einen mehr als gemeinen Geiſt, die ſich hierinnen über ihre Mitſchweſtern erhoben hat. Wenn eure Heldinnen bedenken, daß ſo niederträchtige Begriffe von ihrem Geſchlechte an der Hochachtung, die ihr für ihre Perſon habet, ſchuld ſind: ſo weis ich nicht, ob ſie euch für eure Lobſprüche ſehr danken werden. Aber, daß ſo wenig Schönen ſich in der Gelehrſamkeit umgeſehen haben,

> Das dank euch Männern ſonſt jemand, euch, die
> ihr nach verdammter Mode
> Der Mägdchen Geiſt mit Fleiß erſtickt.
>
> Günther.

Es würde hierzu nichts weiter nöthig ſeyn, als den Verſtand und die Neugier, die jedes Frauenzimmer von Natur hat, auf die Wiſſenſchaften zu lenken, ſo wie ſie itzo dieſe Fähigkeiten nur aus Mangel anderer Beſchäfftigung auf eitlere Dinge lenken.

Man ſchließe aus dem, was ich geſagt habe, nicht etwa, daß ich ein Feind von dem Frauenzimmer ſey, das in einem andern Verſtande, als Chloris, gelehrt iſt. Ich laſſe es den Verfaſſer der nachfolgenden Verſe verantworten, wie weit eine unwiſſende Hauswirthinn gleichen Rang mit ihrem gelehrten Ehemanne fordern könne:

Hier ſucht ein weiſer Mañ bey Nacht und ſtillem Oele,
Des Körpers innre Kraft, das Weſen ſeiner Seele.
Wenn dort mit ſchwächerm Licht, gleich nützlich in der That,
Ein Weib ſein Haus beherrſcht und Kinder zieht dem Staat.

Soviel ſehe ich wohl, daß die Muſe des Dichters, ſo gelehrt ſie auch ſelber iſt, verdienet, daß das gelehrte Frauenzimmer auf ſie böſe wird. Was mich anbetrifft, ſo habe ich mich nur erkläret, daß ich die Einſicht in viele Wiſſenſchaften, als nichts übernatürliches, anſehe. Hieraus folget eben nicht, daß ein Frauenzimmer, das dieſe Einſicht hat, mir nicht gefallen werde. Was mir gefällt, darf nicht eben allemal übernatürlich ſeyn. Soll ich aber eine Schöne wegen ihrer Gelehrſamkeit hochſchätzen, ſo werde ich eben ſoviel Kenntniß von ihr fordern, als von einem Mannsbilde, das ich ſeiner Wiſſenſchaften wegen, verehren ſoll. Weil ich einen Vers, in welchem eine vernünftige Sittenlehre durch poetiſches Feuer rühret, höher halte, als verliebte Tändeleyen: ſo werden wenige Zeilen von dem erſten Character mir mehr Hochachtung für ihre Dichterinn beybringen, als ich für alle galante Poetinnen habe, die nach Lehmſens Zeiten entſtanden ſind. Und wie Leibnitz von mir Opitzen vorgezogen wird: ſo werde ich auch eine Chatelet höher halten, als eine Des Houlieres. Ich finde, daß andere Leute eben ſo geſinnet ſind. Das gegen die Schönen ſo höfliche Frankreich, hat über der Dacier Unterſuchung, von den Urſachen des verfallenen Geſchmacks, eben ſo ſehr gelacht, als ob der Verfaſſer des Buches ein Pedant geweſen wäre, da die Verfaſſerinn ſich als eine Pedantinn aufgeführet hatte. Die Scudery iſt eben ſo wenig von Boileaus Spöttereyen verſchonet geblieben, als Perrault; und Mairan hat nicht geglaubt, daß es die Galanterie erfordere, ſeiner Gegnerinn nicht zu widerſprechen, die doch von einem Dichter, wie Voltäre iſt, vergöttert wird. Auch in Deutſchland werden die Reime der . . . . innen ſo wenig geleſen, als die Geburten elender Reimer. Es iſt auch nicht nöthig, den Witz und die Geſchicklichkeit des Frauenzimmers zu unterſtützen, daß man über ihre ſchlechteſten Sachen gleich Wunder! ſchreyt. Denn man brauchet ja dergleichen Aufmunterung bey dem männlichen Geſchlechte nicht. Vielleicht würde manches aufgeweckte Frauenzimmer eine Dichterinn geworden ſeyn, wenn ihre erſten Verſe von einem ernſten Kunſtrichter wären durchſtrichen

worden

werden, an ſtatt, daß ein verliebter Thor dieſelbigen erhoben hat. Der Witz iſt ſo fähig, ein Frauenzimmer vor andern angenehm zu machen, als die Schönheit; aber beyde verlieren ihre Kraft, wenn ſie von Eitelkeit begleitet werden. Der Beyfall eines Franzoſen, und eines Franzoſen, wie Fontenelle iſt, wird mich wieder rechtfertigen. Unter denen Vollkommenheiten, die er einem Fräuenzimmer, das ihm gefallen ſoll, fordert, und die er nur bey Claricen antrifft, iſt auch

Ein Geiſt, der, wenn er gleich weit über andre ſteiget,
Doch glaubt, daß er nichts mehr, als was gemeines zeiget,
Ohn Urſach ſchüchtern iſt, und dadurch mehr gefällt,
Reizt, wenn er ſich entdeckt, und wenn er ſich verſtellt.

Bin ich alſo wohl eigenſinnig, wenn ich mancher Schönen, die, wie man ſpricht, **für ein Frauenzimmer ſehr gelehrt iſt**, öfters die **gelehrte Chloris** vorziehe? **Phaon.**

* *

Die Matrone von Epheſo.

Du Richter des Geſchmacks der Wolluſt alter Zeiten,
Du Meiſter in der Kunſt gelehrter Luſtbarkeiten,
Petron, der fein und ſcharf geſchrieben und gedacht,
Wenn ſein geſalzner Scherz die Thorheit ausgelacht!
Erlaube, daß ich dich mir itzt zum Muſter wähle,
Wenn ich der deutſchen Welt das noch einmal erzähle,

Was du ſchon längſt erzählt! mein Zweck iſt deinem gleich;
Ich wünſche ſo, wie du, an Luſt und Nutzen reich,
Und angenehm zu ſeyn: O möchte mirs gelingen,
So wie Fontäne that, dir glücklich nachzuſingen!
Was acht ich, daß man ſpricht: Die Fabel iſt ſchon alt!
Vielleicht verliehrt dein Bild die reizende Geſtalt
Durch meinen Abriß nicht. Man kann in unſern Tagen,
Der Welt nicht oft genug das Gute wiederſagen.

Dort, wo das Wunderhaus der keuſchen Göttinn ſtand,
Das Aſien verehrt, und Heroſtrat verbrannt,
Dort lebt ein junges Weib, ein Ausbund edler Frauen,
Mit ihrem Ehemann in zärtlichſtem Vertrauen.
Reiz, Tugend und Verſtand verbanden ſich in ihr;
Vornehmlich aber war die Keuſchheit ihre Zier;
Durch die war ſie berühmt, und weit und breit geprieſen;
Wenn ſie ſich ſehen ließ, ſo ward auf ſie gewieſen;
Ganz Epheſus erhub dieß Beyſpiel ſeltner Zucht,
Und wer die Stadt beſah, von dem ward ſie beſucht.
Was Wunder, daß der Mann die fromme Seele liebte?
Was Wunder, daß er ſie mit Willen nie betrübte,
Als bis er ohne Schuld zuletzt ihr Jammer ward?
Er ſtarb! O welcher Fall! Dieß Unglück war zu hart!
Ihr Schmerz war viel zu groß, ſie nur gemein zu rühren;
An ſtatt der Traurigkeit ließ ſie Verzweiflung ſpühren.
Sie klagte nicht allein den ſchmerzlichen Verluſt
Mit Thränen, mit Geſchrey, mit Stößen an die Bruſt,
Mit ausgerauftem Haar und öfterm Händeringen;
Im Trauern wollte ſie es noch weit höher bringen.
Sie folgte bis ins Grab der liebſten Leiche nach,
Und that, ſo viel man auch zu ihrem Troſte ſprach,

Mit einem Schwure kund, ſie wollte hier erblaſſen,
Und ihren Ehmann ſelbſt im Tode nicht verlaſſen.
Umſonſt beſtritt das Volk, nebſt ihrer Freunde Schaar,
Den traurigen Entſchluß, der unumſtößlich war;
Umſonſt vermahnten ſie, mit Ernſt und weiſen Lehren,
Die Väter ihrer Stadt; Sie wollte niemand hören.
Je mehr man widerſprach, je größer war ihr Schmerz;
Der Troſt verſtockte nur noch mehr ihr zärtlich Herz;
Die Gründe wirkten nichts, als doppeltes Gewimmer.
Wer kennt den Eigenſinn nicht bey dem Frauenzimmer?
Und alſo machten ſich die Tröſter endlich fort,
Und überließen ihr den neuerwählten Ort.

Nur ihre treue Magd wich nicht von ihrer Seite;
Die Freundinn, die ſich ihr in Glück und Unglück weihte,
Die treue Freundinn blieb, und theilte Weh und Gram
Mit der, der ſie faſt gleich an Sinn und Neigung kam.
Dort ſaß die ſchöne Frau mit Augen voller Thränen,
Und ſah den offnen Sarg wer weis mit was für Sehnen
Und bangen Wünſchen an; Ihr Ach! drang durch die Luft,
Und mehrte noch den Graus der ſtillen Todtengruft.
Hier ſaß die treue Magd, und ließ ihr zu Gefallen
Ein gleiches Angſtgeſchrey, ein gleiches Ach! erſchallen;
Auch putzte ſie das Licht, und goß, wenn Oel gebrach,
Was friſches auf den Tocht der leeren Lampe nach.
So brachte dieſes Paar in ſeiner Grabeshöhle,
Mit Seufzen und Geſchrey zu der entwichnen Seele,
Stets ohne Speiſ' und Trank, ſtets ohne Schlaf und Ruh,
In lauter Traurigkeit bereits drey Tage zu.
Das Volk ſah ganz erſtaunt dieß Beyſpiel ſeltner Treue;
Die junge Witwe war itzt überall das Neue,

Davon die Rede ging; Man ſprach von nichts, als ihr,
Und jedermann geſtund, ſie wär allein die Zier
Des weiblichen Geſchlechts, und ſonſt in keinen Landen,
Ein Muſter ſolcher Treu und Liebe mehr vorhanden.

Indeſſen da der Ruf das allgemeine Lob
Der tugendhaften Frau bis in den Himmel hob,
Ward ungefehr ein Dieb, der Raub und Mord begangen,
Nicht weit von dieſer Gruft am Galgen aufgehangen.
Ein römiſcher Soldat hielt bey dem Körper Wacht,
Und nahm ihn auf Befehl der Obrigkeit in Acht,
Damit er nicht vielleicht, weil ihm der Lauf der Rechte
Kein Grab genießen ließ, geſtohlen werden möchte.
Der Abend führte ſchon die finſtre Nacht herbey,
So merkte der Soldat ein klägliches Geſchrey,
Das in der Näh erſcholl. Er horcht und hört was wimmern,
Und ſieht zugleich ein Licht mehr als die andern ſchimmern.
Der Fehler, welcher ſtets dem Menſchen eigen iſt,
Die Neubegierde, macht, daß er ſein Amt vergiſſt!
Er nähert ſich der Gruft, aus der der Schall gekommen;
Und als er ihn daſelbſt noch deutlicher vernommen,
So ſteiget er hinein, und ſieht den todten Leib,
Den Sarg und neben ihm das junge ſchöne Weib.
Er ſieht ſie ganz erſtaunt, mit Heulen, Schreyn und Klagen,
Sich bald ins Angeſicht, bald an die Brüſte ſchlagen;
Er ſieht, wie ſie ſich Haar, Geſicht und Bruſt zerreißt,
Und wie zugleich ihr Blut mit ihren Thränen fleußt.
Ihr Jammer jammert ihn; Der Urſprung ihrer Schmerzen,
Den er vermuthen kann, geht ihm ſofort zu Herzen;
Er merkt, woher es kömmt, daß ſie den Mann beweint.
Und daß ihr ſein Verluſt ſo unerträglich ſcheint.

Er ſpricht ihr tröſtlich zu; doch den verſtockten Sinnen,
Kann ſein zu ſchwacher Troſt erſt nicht viel abgewinnen:
Sie richtet nicht einmal nach ihm die Augen auf,
Und was er ſagt, das mehrt nur ihrer Thränen Lauf.
Sie ſchreyt noch heftiger, und rauft ſich bey der Bahre,
Noch ſtärker, als zuvor, den Schmuck der ſchönen Haare,
Mit vollen Händen aus, und ſtreut ſie höchſtbetrübt
Auf den entſeelten Leib, den ſie ſo zärtlich liebt.
Jedoch der Kriegsmann läßt die Hoffnung nicht verſchwinden,
Die Widerſpenſtigkeit des Weibs zu überwinden:
Er geht hinaus und hohlt ſein kleines Abendmahl,
Und macht aus ihrer Gruft ſich einen Speiſeſaal.
Was thut das Eſſen nicht bey hungrigen Perſonen!
Die beyden Traurigen, die in dem Grabe wohnen,
Sehn ſchon nicht mehr allein nach Sarg und Leiche hin,
Doch wehrt ſich noch die Frau mehr als die Dienerinn.
Er ißt, und nöthigt ſie zu ſeinem Abendeſſen:
Die Magd fängt endlich an, den Kummer zu vergeſſen,
Und langt am erſten zu, und giebt der Wahrheit ſtatt,
Daß es vortrefflich ſchmeckt, wenn man gefaſtet hat.
Die Frau giebt kläglich Acht, u. ſcheint gerührt zu werden:
Sie läßt ſchon etwas nach, ſich troſtlos zu geberden;
Das Heulen und Geſchrey vermindert ſich ſchon ſehr,
Die Thränen fließen auch ſchon nicht ſo häufig mehr.
Der freundliche Soldat bemühet ſich inzwiſchen
Die Zweifelnde noch mehr zum Eſſen anzufriſchen,
Und bringt, ſo gut er kann, ihr klar und deutlich bey,
Was für ein köſtlich Ding es um das Leben ſey,
Wie klug man handelte, wenn mans zu brauchen wüßte,
Weil man es doch zuletzt einmal verliehren müßte.

Die ſattgewordne Magd ſetzt endlich noch hinzu:
Was hilft dir doch der Tod, und was gewinneſt du,
Wenn du hier Hungers ſtirbſt, und wenn du, weil du lebeſt,
Im Grabe deines Manns dich vor der Zeit begräbeſt?
Vermeynſt du, weñ dein Schmerz ſo ſeufzt, ſo ſchreyt, ſo klagt,
Daß dieſer Körper was nach deinem Jammer fragt?
Wie? oder kannſt du ihm vielleicht dadurch das Leben,
Dem Schickſal ſelbſt zum Trotz, aus Liebe wiedergeben?
Nein! das iſt nicht mein Rath, daß man ſo jung verdirbt;
Es iſt noch Zeit genug, daß man im Alter ſtirbt!
Komm her, und iß mit uns, und laß den Irrthum fahren,
Der nur die Weiber täuſcht! Das Lebē muß man ſpahren,
Bis der verhaßte Tod ſo ſpät als möglich ſiegt!
Das räth dir ſelbſt der Leib, der dir vor Augen liegt!

Die fromme Witwe läßt ſich dieß zu Herzen gehen;
Sie kann der ſtarken Kraft nicht länger widerſtehen:
Des Lebens ſüßes Bild fällt ihr von neuem ein,
Und was noch fehlt, das thun die Speiſen und der Wein.
Der liebliche Geruch vollbringt, ſie zu verführen;
Sie wollt und wollt auch nicht das, was ſie ſieht, probieren;
Der höfliche Soldat ergreift ſie bey der Hand;
Sie ſchweigt, ſteht auf, u. folgt, und thut nicht Widerſtand.
Er legt ihr vor; Sie nim̃ts, und ſcheint den erſten Biſſen
Halb traurig, halb beſchämt, und zitternd zu genießen;
Doch da die Noth gar bald des Zwangs Geſetze bricht,
So weicht ſie ihrer Magd an Eßbegierde nicht.
Itzt giebt ihr Speiſ u. Trank die Schönheit völlig wieder,
Itzt heitern ſich an ihr die trüben Augenlieder

Allmählich wieder auf; Itzt macht das Rebenblut
Die blaſſen Wangen roth, den matten Geiſt voll Gluth.
Der ſchöne Gaſt fängt an dem Wirthe zu gefallen;
Der Kriegsmann fühlt ein Blut in ſeinen Adern wallen,
Das etwas anders wünſcht, als eine wilde Schlacht:
Und was war Schuld hieran, als, Amor, deine Macht?
Du ſchlauer Liebesgott, du ſchlichſt dich zwiſchen beyde,
Und druckteſt ihm und ihr, mit deiner Schadenfreude,
Den ſcharfen Pfeil ins Herz, dem auch der klügſte Mann,
Dem auch die Keuſchheit ſelbſt nicht widerſtehen kann!
Itzt ſuchte der Soldat ſein lüſternes Begehren,
Durch kluge Schmeicheley, der Witwe zu erklähren:
Er war zwar nicht beredt, doch das, was ihm gebrach,
Ward reichlich gnug erſetzt, weil ſeine Liebe ſprach.
Die Schöne ſah ihn an, und merkte ſolche Gaben,
Die nur die Edelſten von Amors Helden haben.
Ach! ſagte ſie, und ſchwieg, und warf noch einen Blick
Auf ihren todten Mann und ſeinen Sarg zurück.
Nun! ſprach die treue Magd, die gerne haben wollte,
Daß ihrer Frau die Luſt zur Gruft vergehen ſollte,
Mich däucht, ein todter Mann iſt doch wohl nicht ſo gut,
Als einer, der noch lebt, und ſeine Dienſte thut!
Erinnerſt du dich wohl, was du bey ihm genoſſen,
Eh ihm ſein früher Tod die Augen zugeſchloſſen?
Und du beſinnſt dich noch, wenn dir an ſeiner ſtatt,
Ein andrer ſo gefällt, als er gefallen hat?
Was ſäumſt du, ſeinen Platz aufs neue zu beſetzen?
Es liegt ja nur an dir, dich ferner zu ergötzen!
Geneuß die Gegenwart, wie die vergangne Zeit!
Die Liebe giebt dir ſelbſt darzu Gelegenheit!

Die Liebe billigte der klugen Freundinn Worte;
Der Kriegsmann that hierbey zugleich an ſeinem Orte,
Was jeder Kämpfer thut, der bald zu ſiegen ſucht;
Allein was that die Frau, das Muſter keuſcher Zucht?
Was halt ich mich noch auf? Sie that mit dem Soldaten,
Was ihr die Redlichkeit der treuen Magd gerathen.

Der Sieger freute ſich des Glücks, das er genoß,
Und achtete dabey, wie er ſein Bündniß ſchloß,
Den nahen Zeugen nichts, der ihm vielleicht ſein Bette,
Vor kurzem nicht ſo ſtill, als itzt, gelaſſen hätte.
Bey ſolcher Luſt verging die neue Hochzeitnacht,
Und auch der andre Tag ward alſo zugebracht;
Man ſchloß die Thüre zu, damit, wenn Leute kämen,
Sie nicht zur Unzeit Theil an ihrem Feſte nähmen.
Dieß mehrte noch den Ruf, mit dem das Tugendbild,
Die Frau von ſeltner Treu, die ganze Stadt erfüllt:
Man meynte, weil nunmehr die Jammertöne ſchwiegen,
Sie wird unfehlbar todt bey ihrem Manne liegen.

Indeſſen, da das Volk die theure Witwe pries,
Und dieſe jenes gern bey ſeiner Meynung ließ,
So war der Dieb des Nachts vom Galgen weggekommen,
Weil ihn die Seinigen dort heimlich abgenommen.
Der arme Wächter ward dieß Unglück kaum gewahr,
So ſah er ſchreckensvoll ſein Leben in Gefahr,
Und eilte ganz beſtürzt mit Zittern und mit Zagen,
Der Freundinn in der Gruft den Zufall vorzutragen.
Ach! ſprach er, als er ihr den Diebſtahl kund gethan,
Das koſtet mich den Hals! Was fang ich Aermſter an?
Nichts anders, als der Tod, gehört für mein Verbrechen!
Jedoch die Obrigkeit ſoll nicht mein Urtheil ſprechen!

Viel beſſer, daß mein Schwerdt mir hier das Leben raubt!
Ich ſterbe, wird mir nur dabey von dir erlaubt,
Daß ich dein andrer Mann in deines erſten Grabe,
Von nun an einen Platz an ſeiner Seite habe.

Nein! fiel das froñe Weib voll Schmerz u. Mitleid ein;
Wie? ſollt ich künftig hier, zu Häufung meiner Pein,
Zwo Leichen auf einmal vor meinen Augen ſehen,
Die ich ſo ſehr geliebt? Ach! das ſoll nicht geſchehen!
Nein, nein! Viel beſſer iſts, den Todten aufgehenkt,
Als daß des Lebenden Verluſt mich auch noch kränkt!

Geſagt und auch gethan! Dem traurigen Soldaten,
Ward von der klugen Frau vortrefflich wohl gerathen:
Man hing den todten Mann des Nachts an Galgen hin;
Die Frau half ſelbſt darzu nebſt ihrer Dienerinn,
Und niemand wußte früh, wie das doch zugegangen,
Daß ſich der Todte ſelbſt am Galgen aufgehangen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Pätus und Arria.
Eine Erzählung.

Ein an des Nero Hof ſonſt wohl gelittner Mann,
Der dieſes Prinzen Gunſt nicht mehr behauptē kañ,
Erfährt die Grauſamkeit, mit der Tyrañen quälen,
Ihm wird der Dolch geſchickt; ſich ſelber zu entſeelē.
Ein Stummer bringt den Stahl, den Pätus unſchuldsvoll,
Sich, nach des Kaiſers Wink, ins Herze ſtoßen ſoll;
Ein Stummer bringt den Stahl, u. darf nicht eher weichen,
Er ſähe Pätus denn durch dieſen Dolch erbleichen.

Man bringt ihm dieſe Poſt noch da er Tafel hält,
Und mit der treuſten Frau, der beſten von der Welt,
Ein reizendes Gezänk von Zärtlichkeit und Lieben,
Zur Wolluſt des Geſchmacks, in ſüßer Ruh getrieben.
Vor Angſt ſtirbt Pätus faſt, eh er den Dolch ergreiſt,
Die Liebe zu der Frau, die ihm die Marter häuſt,
Der Abſcheu vor dem Tod, die Liebe zu dem Leben,
Verſagen ihm den Dolch, den Nero ihm gegeben.
Kaum merkt dieß Arria: ſo ſtößt ſie voller Luſt,
Das mördriſche Gewehr ſich ſelber in die Bruſt,
Und zieht es bald heraus, und ſpricht aus treuem Herzen:
Mein Mann, es thut nicht weh; doch der Stich wird mich ſchmerzen,
Der deine Bruſt durchbohrt. Hier haſt du deinen Stahl,
Stirb ſo getroſt, als ich. Dieß that auch ihr Gemahl.

C. F. Gellert.

* * *

Abhandlung,

daß die wahre Freundſchaft ein Mittel ſey, unſere Glückſeligkeit zu befördern.

Da Gott der Welt durch ſeine Kraft ihr Daſeyn verliehen: ſo hat er derſelben Einwohner nebſt andern heiligen Abſichten auch beſonders darum hineingeſetzet, daß ſie glücklich werden möchten. Es war dannenhero ſeiner Weisheit gemäß, eine Begierde zur Glückſeligkeit der Natur des Menſchen einzuprägen. Dieſer Trieb wird uns allen angebohren, und wir dürfen nur wenige Monate unſers Alters zurück geleget haben, ſo äußert ſich bereits bey uns ein Verlangen nach Dingen, die uns ein ſolches Vergnügen gewähren, deſſen wir alsdenn fähig ſind. So wie ſich unſere Jahre mehren, ſo viel ſtärker empfinden wir dieſes Verlangen; und dieſes Bemühen, das höchſte Gut zu erhalten, iſt der letzte Endzweck aller menſchlichen Handlungen. Je mehr der Menſch dieſes Verlangen nicht allein zu unterhalten, ſondern auch zu vermehren ſuchet; deſto mehr lebet er dem Geſetze der Natur und dem ihm eingepflanzten Triebe gemäß.

Die Vernunft, die Fähigkeit unſerer Seelen, die uns zu Menſchen machet, und die uns ſo mannichfältige Vorzüge vor andern Geſchöpfen gewähret, entdecket uns nebſt andern fruchtbaren Lehren, dieſe wichtige Wahrheit: daß wir mit unſern freyen Handlungen auch dieſen Bewegungsgrund verknüpfen ſollen, daß ſie unſere und unſerer Mitbürger Vollkommenheit befördern.

c)

Iſt die Natur der Dinge ewig und unveränderlich, ſo erhellet daraus, daß, vermöge ihres Weſens, das Gute gut, und das Böſe bös ſey; mithin bleibt auch dieſe Vorſchrift, die uns anbefiehlet, die an ſich ſelbſt ſchon guten Handlungen zu thun, und die gegenſeitigen zu vermeiden, zu aller Zeit und bey allen Umſtänden eine ewige und unveränderliche Wahrheit. Schließt dieſelbe alle mögliche Handlungen der Menſchen ohne Unterſchied in ſich, ſo erhält dieſes Geſetze dadurch ſeine Vollſtändigkeit.

Je weniger nun der Menſch dieſes Geſetze aus der Acht läßt, und je fleißiger er ſeine freyen Handlungen darnach abmißt; je unermüdeter er bey ſeinen Handlungen alle Umſtände betrachtet, alle Kleinigkeiten deutlich und geſchwind überſieht: deſto vollkommener wird er ſeyn, und deſto größerer Glückſeligkeit wird er theilhaftig werden. Dieſes iſt, worinnen der Begriff der wahren Glückſeligkeit, der freudenvolle Zuſtand eines beſtändigen Vergnügens liegt.

Lehret mich der Satz des zureichenden Grundes, daß nichts ohne Urſache ſey: ſo können auch unſere menſchlichen freyen Handlungen nicht ohne Grund und Abſicht geſchehen. Was nun den Grund entweder ganz oder zum Theil in ſich faſſet, warum die Abſicht erreichet wird, das heißt ein Mittel.

Hat es dem weiſen Schöpfer gefallen, die Einrichtung der Welt alſo zu machen, daß der Menſch für ſich allein, ohne anderer Beyhülfe, zu dieſer Glückſeligkeit nicht gelangen kann; müſſen wir die Erhaltung unſers Lebens, müſſen wir dasjenige, was uns unſere Bequemlichkeit gewehren ſoll, müſſen wir, damit ich alles in eines zuſammen faſſe, alles, was unſer Leben erſt zu einem rechten Leben machet, in der Beyhülfe anderer ſuchen: ſo müſſen wir auch ihren Umgang, ihren freundſchaftlichen Umgang, zu einer Abſicht gebrauchen, unſer Glück zu befördern. Verfähret der Menſch hierinnen klüglich, ſo wird er auch zu ſeinem großen Vergnügen wahrnehmen, daß die wahre Freundſchaft ein dienliches Mittel ſey, unſere Glückſeligkeit zu befördern.

Nimmt man das verſchiedene Betragen der Menſchen, welches mit dem Ausdrucke der Freundſchaft beleget wird, in genaue Obacht, ſo wird man ganz deutlich daraus abnehmen können, daß im gemeinen Leben verſchiedene Arten der Freundſchaft angetroffen werden.

Mit dem Namen eines Freundes pfleget man denjenigen anzudeuten, der uns niemals zu nahe getreten, und dieſes geſchieht in Abſehen auf denjenigen, der uns und unſern Zuſtand unvollkommen zu machen trachtet, welche Perſon wir alsdenn mit dem Namen eines Feindes belegen.

Wir halten ferner gemeiniglich denjenigen für unſern Freund, der durch Höflichkeiten ſich bey uns beliebt zu machen ſuchet, der mit vielen ausgeſuchten Worten ſein bereitwilliges Gemüthe uns zu erklären bemühet iſt, der durch gewiſſe äußerliche Zeichen und Leibesſtellungen ſeine Ergebenheit uns glaublich zu machen ſuchet, der uns mit häufigen Grüßen ſchmeichelt, der ſeine Worte nach unſern Begierden abmißt, der uns das vorſaget, was wir gerne hören.

Man pfleget auch demjenigen ein Recht an dieſer Ehre zuzueignen, der uns zu dem wirklichen Genuſſe ſeiner Glückſeligkeit einladet, der ſo wenig Mühe als Koſten ſparet, unſer Gemüth und unſern Körper, mit dem Genuſſe ſinnlicher Dinge, welche gemeiniglich einen tiefen Eindruck zu machen pflegen, zu unterhalten. Und was iſt gemeiner, als daß man diejenigen für

Herzensfreunde hält, die von einerley Begierden getrieben werden, deren gleiches Naturell ſie zur Ausübung einerley Thaten veranlaſſet. Hier giebt das Glas Gelegenheit, daß dieſe gleiche Gemüther ein ewiges Bündniß aufrichten. Dort ſind zweene Splitterrichter ſich die allerliebſten, deren liebloſen Urtheilen, auch der Beſte herhalten muß.

Dieſe Arten der Freundſchaft, welche des Namens ganz unwürdig ſind, ſind nicht der Gegenſtand meiner itzigen Gedanken. Mein Freund iſt ganz anders beſchaffen; er iſt eine Perſon, die bereit iſt, aus meiner Glückſeligkeit Vergnügen zu ſchöpfen, der bey aller Gelegenheit ſich nur dahin beſtrebet, mein Wohl auf alle mögliche Weiſe zu befördern, und mein Misvergnügen abzuwenden. Die wahre Liebe iſt alſo hierbey die lautere Quelle, woraus alles herfließt.

Die allgemeine Menſchenliebe, welche ich allen und jeden zu erweiſen verpflichtet bin, befindet ſich bey ihrer Ausübung zwar ungemein wohl, und empfindet den daraus folgenden Nutzen aufs allerdeutlichſte: allein, die einzige Stifterinn und Erhalterinn der wahren Freundſchaft, die Liebe gegen meinen Freund, geht viel weiter. Sie erfordert nebſt dieſer noch weit mehrere Pflichten; ihr Nutzen und Vortheil aber iſt auch mit jener in keinen Vergleich zu ſtellen. Hat die wahre Freundſchaftsliebe auch wahre Vollkommenheiten zu ihrem Grunde und Endzwecke, ſo wird zuförderſt ein Freund den andern zu beſſern ſuchen. Ein Weiſer iſt völlig überführet, was Unverſtand und Vorurtheil für ſchädliche Folgen haben, mithin wird er ſich angelegen ſeyn laſſen, ſeinen Freund entweder davon zu befreyen oder ſorgfältig zu verwahren. Eine brünſtige Liebe zur Wahrheit und ihren heilſamen Lehren wird er in ſeiner Seele zu erwecken ſuchen, und alle mangelhafte Begriffe, alle Unrichtigkeit im Urtheilen und unüberlegte Vernunftſchlüſſe wird er als Hinderniſſe der Wahrheit aus dem Wege zu räumen trachten. Eine gründliche Erkenntniß des wahren Guten und Böſen, wird er als kräftige Bewegungsgründe ſeines Willens ihm zu verſchaffen bemühet ſeyn.

Unſer Freund mag es zu einer nur immer möglichen Vollkommenheit gebracht haben, ſo wird er dennoch ſehen, daß, vermöge der menſchlichen Schwachheit, ihm immer einer oder der andere Fehler dennoch anklebe; hieran arbeite nun der andere beſtändig, daß auch dieſe, wo nicht gänzlich gehoben, dennoch verringert werden: dieſe mit Liebe und Sanftmuth begleiteten Erinnerungen werden ihm zu einer fleißigen Beſſerung ſeiner ſelbſt kräftigſt verhelfen.

So ſehr er nun alle betrügliche Schmeicheleyen und falſche Erhebungen auf das ſorgfältigſte zu vermeiden hat, ſo ſehr muß er auch dahin ſehen, daß Zeit, Ort und Gelegenheit in Betrachtung gezogen werden, und ſich äußerſt bemühen, wenn ſeine Vorſtellungen erwünſchte Wirkung haben ſollen, darzuthun, daß die unter ihnen waltende Aufrichtigkeit und Liebe hier den größten Antheil habe. Die Wahrheit, die man gemeiniglich ſonſt nicht gerne höret, wird hier eine helle Sonne ſeyn, die ſein Erkenntniß erleuchtet, und den Nebel der Eigenliebe zertheilet. Auch hierdurch wird der Vortheil erhalten, daß der ſchädliche Argwohn, wodurch das Freundſchaftsband getrennet, und Freunde ſich in Feinde verwandeln, aus dem Mittel geſchaffet werde. Die Verſchwiegenheit hält er in beſonderer Obacht, und ſuchet ſeinem Freunde immer Gegenheit zu geben, ſich nicht zu fürchten, was in ſeinem Herzen verborgen iſt, frey und ungehindert zu offenbaren. Seines Freundes äußerliche Umſtände läßt er ſich nicht weniger angelegen ſeyn. Hierbey gehen die Abſichten dahin, ſeine Perſon und deſſelben Vermögen vor bevorſtehendem Unglücke zu warnen, ſonderlich aber dieſes auch zu vermehren, und allem Anfalle dienliche Maaße und Mittel zu verſchaffen.

Sollten denn aber auch einige Umſtände ſich hier einmiſchen, die den äußerlichen Zuſtand unvollkommen machten, ſo iſt er auch dahin bedacht, dieſem Uebel durch ſeinen wirklichen treuen Beyſtand baldigſt abzuhelfen. Doch hierzu iſt nicht ein durch äußerliches Bezeigen an den Tag gelegtes Mitleiden hinlänglich, ſondern That und Wahrheit müſſen dieſem Beyſtande den größten Nachdruck geben.

Dieſer Genuß der wahren Freundſchaft, dieſes große und unſchätzbare Gut, wird uns mit unausſprechlicher Freude beſtändig begleiten, und wir werden zu unſerm größten Vergnügen wahrnehmen, wie groß und glücklich der ſey, der ſich dieſes Vortheils mit Recht rühmen kann. B.

Fabel.

Der junge Citronat.

Mag doch Ungeduld und Zagen
Hundert ſchöne Kinder plagen,
Wenn ſie ſechzehn Sommer ſehn;
Eh nach ihrem offnen Herzen
Noch mit ſehnſuchtsvollen Schmerzen
Ein gewünſchter Sturm geſchehn.

Uebereilte Jugendflammen,
Die nur aus der Neugier ſtammen,
Bald der Mutter gleich zu ſeyn,
Sind ſchon öfters ausgeglommen,
Eh die rechte Zeit gekommen,
Unverwerflicher zu freyn.

Täglich thun betrogne Schönen,
Aus zu unerfahrnem Sehnen,
Was ein junger Citronat,
Den, bis Sonn' und Frühling hitzte,
Ein getreues Glashaus ſchützte,
Aus zu frühem Vorwitz that.

Halt mich doch nicht mehr gefangen!
Rief dieß Bäumchen voll Verlangen,
Als es kaum den Frühling fühlt;
Sieh doch, Gärtner, wie befliſſen,
Wie begierig, mich zu küſſen,
Zephir um die Fenſter ſpielt.

Jener Lorber prangt im Freyen,
Und es wird ihn nicht gereuen;
Sieh! wie ſtolz erhebt er ſich.
Warum willſt du mich verheelen?
Denn er hat doch, recht zu zählen,
Kaum vier Jahre mehr, als ich.

Endlich muß der Gärtner hören.
Unter Warnen und Verwehren
Wagts der junge Citronat,
Der nun aus des Glaſes Decken,
Zephirs linden Kuß zu ſchmecken,
An die freyen Lüfte trat.

Zephirs unbeſtändig Lieben
Folgte nicht ſtets gleichen Trieben;
Er entwich die erſte Nacht.
Und das junge Grün der Aeſte
Schwärzte ſich durch harte Fröſte,
Die der Winter nachgebracht.

Endlich, als die Zeiten ſchwinden,
Und von den erwärmten Winden
Man ſich mehr Beſtand verſprach.
Kamen dieſes Baums Geſellen,
Sich an freye Luft zu ſtellen,
Aus der warmen Hütte nach.

O wie iſt mein Schmuck vergangen,
Seufzt der Baum, als er das Prangen
Ihres grünes Haupts erblickt.
Hätt ich,da ich warten ſollen,
Nicht zufrüh beglückt ſeyn wollen:
O ſo wär ich itzt beglückt.

E.

Anakreontiſche Ode.

Schnee und Eis, des Winters Spuren,
Decken Garten, Wald und Fluren,
Nur der Chloris Wangen nicht.
Roſen, ſchöne Frühlingszeichen,
Kommt und ſeht hier eures gleichen
Auf der Chloris Angeſicht.

O! ihr Wangen! laßt euch küſſen;
Laßt mich eure Kraft genießen,
Da ihr noch ſo lieblich blüht:
Ehe noch bey längerm Warten
Euch, wie Fluren, Wald und Garten,
Auch der Winter überzieht.

Doch nur mir gönnt dieß Vergnügen;
Andre laſſet ſich begnügen,
Euch bewundernd anzuſehn.
Thut ihrs, ſo wird meine Flöte
Eure reizendſchöne Röthe
Täglich mehr und mehr erhöhn.

L. B.

* *

Philoſophiſches Schreiben von der Empfindlichkeit.

Mein Herr,

Die angenehmen Unterredungen, welche wir öfters von ernſthaften Dingen gehabt haben, verſichern mich, daß ſie nicht von der Art dererjenigen ſind, welche gleich überdrüßig werden, wenn ein Brief nur den Verſtand, nicht aber die Einbildung, beluſtiget. Ja, wenn auch dieſes nicht wäre, ſo würden ſie es ſich ſelbſt beyzumeſſen haben, daß mein Schreiben nicht aufgeweckter gerathen, da ſie mir befohlen haben, eine philoſophiſche Materie abzuhandeln. Ich ſoll ihnen meine Gedanken von der Empfindlichkeit eröffnen, einer Sache, darinnen ſie durch die Erfahrung beſſer, als ich unterrichtet ſind. Ich bedaure ihr Unglück, beſtändig mit empfindlichen Geiſtern umgeben zu ſeyn. Allein eben deswegen würde ich berechtiget ſeyn, dieſe Abhandlung von mir abzulehnen, da ich ihnen nichts neues werde ſagen können. Doch ich will lieber ihren Befehlen nachzukommen ſuchen, als zugeben, daß man den Vorwurf des Ungehorſams mit Recht auf mich bringe. Mein größtes Glück hiebey iſt dieſes, daß ich es mit ihnen zu thun habe, und alſo nicht die halbe Geiſterlehre ausſchreiben darf, dieſe Sache auseinander zu ſetzen. Sie wiſſen, h. Herr, daß wir zum öftern die

Schwachheit dererjenigen in der Stille belacht haben, welche nicht glauben, daß etwas erwieſen ſey, wenn ſie nicht den Satz des Widerſpruchs und des zureichenden Grundes vorher angeführet haben, und alsdenn erſt auf ihr Vorhaben kommen, wenn ſie die Metaphyſik meiſtens ausgeplündert. . Dürſte ich ihnen mit der Wiederhohlung bekannter Sachen verdrießlich fallen, ſo würde ich wenigſtens bey dem Begriffe der Affecten anfangen und daraus die vornehmſten Folgerungen herleiten müſſen. Dieſes ſchien wenigſtens zu meinem Zwecke nicht ganz überflüßig zu ſeyn. Da ich aber die Grenzen eines Briefes nicht überſchreiten darf, ſo ſetze ich dieſes mit Bedacht zum Voraus, um deſtomehr Platz zu gewinnen, ihnen meine Gedanken von der Empfindlichkeit mitzutheilen. Die Erfahrung belehret uns, daß man dieſes Wort auf verſchiedene Art zu gebrauchen pflege. Der gemeine Hauſe verknüpfet ſelten deutliche Begriffe mit ſeinen Ausdrücken. Und dieſes iſt auch die Urſache der Unordnungen und Schwierigkeiten, welche wir bey dieſer Sache antreffen. Man brauchet den Ausdruck der Empfindlichkeit bald im weitern bald im engern Verſtande. Im weitern Verſtande bedeutet er eine Fertigkeit, ſich leicht in einen Affect ſetzen zu laſſen, und ein Empfindlicher iſt nach dieſer Bedeutung ein ſolcher, der leicht in Affect gerathen kann. Ein Unempfindlicher iſt alſo, vermöge des Gegenſatzes, derjenige, in dem die Leidenſchaften ſo bald nicht entſtehen können. Zwar weis ich wohl, daß man ſich von ihm gemeiniglich einen ſolchen Begriff machet, daß in ihm gar keine Affecten anzutreffen ſind. Da aber dieſes, wie ſie wiſſen, unmöglich iſt: ſo muß dieſer Begriff nothwendig falſch ſeyn, was auch Zeno und ſeine Schüler, die Stoiker, davon ſollen geträumet haben. Ein gar bekanntes Exempel beſtätiget meine Erklärungen. Was iſt gewöhnlicher, als daß die Dichter über die Unempfindlichkeit ihrer Schönen klagen? Und warum? Sie werden mir gleich antworten, weil ſie den Affect der Liebe oder auch des Mitleidens nicht ſo bald, als ſie gewünſchet und gehoffet, in ihnen haben rege machen können. Der Dichter ſelbſt aber iſt durch einen Blick ihrer Augen empfindlich gerühret worden, weil ſo gleich eine thörigte Leidenſchaft dadurch in ihm entſtanden iſt. Wenn von der Liebe oder auch von andern angenehmen Affecten die Rede iſt, ſo wird dieſe Fertigkeit auch mit dem Namen der **Zärtlichkeit** ausgedrückt, welcher man in dieſem Falle die **Gleichgültigkeit** entgegen ſetzen möchte. Bey den widrigen Leidenſchaften aber würde dieſes erſtere Wort höchſt unbequem ſeyn. Ich habe wenigſtens noch nie gefunden, daß man einen Menſchen, der leicht in Zorn gebracht wird, einen zärtlichen zu nennen pflegt. Hier wird ſich alſo der Ausdruck der Empfindlichkeit beſſer ſchicken; doch mit der Einſchränkung, daß er im eignen Verſtande eine Fertigkeit anzeiget, über Kleinigkeiten zu zürnen, die man ſich für ſchimpflich hält. Philinde wird zornig, daß ihr Mirandor ohne Handſchuhe die Hand gebothen, da er ſie zum Tanze aufgefordert. Dieſes iſt eine Kleinigkeit; weil aber Philinde darüber zornig geworden, ſo wird ihr niemand den Namen einer Empfindlichen abſprechen können. Nach dieſer Erklärung beſteht das Weſen dieſer Gemüthsbeſchaffenheit in dem Zorne, welcher aus Vorſtellung des Unrechts entſteht, das uns von jemanden entweder in der That, oder unſerer Einbildung nach, zugefüget worden. Doch kann nicht ein jeder Zorniger in dieſem Verſtande empfindlich heißen. Hierzu gehöret noch, daß er ſich über Kleinigkeiten erzürne, von welchen er in den Gedanken ſteht, daß ſie ihm nachtheilig ſind.

Sie ſehen leicht, daß der Ehrgeiz die ſchädliche Wurzel dieſer verdrießlichen, ja zum Theil unleidlichen Leidenſchaft ſeyn müſſe. Doch iſt nicht zu leugnen, daß der Argwohn, oder die Bereitwilligkeit, von jemanden das ärgſte zu gedenken, viel Theil daran nehme. Woher käme es ſonſt, daß Criſpus ſo gleich empfindlich wird, wenn Chloris nur die geringſte Scharfſinnigkeit ſaget, die er für anzüglich hält, da er doch in eben dem Falle entweder lachen oder gleichgültig bleiben würde, wenn ſie Damon oder Iris hervorgebracht hätte? Ein Empfindlicher wird alſo von ſeiner Krankheit nicht eher können befreyet werden, als bis der Ehrgeiz wenigſtens in ſo weit in ihm gedämpfet iſt, daß er in eine lobenswürdige Ehrliebe verwandelt worden, oder bis man ihm die vorgefaßte Meynung gegen eine Perſon, woraus der Argwohn entſtanden, benommen hat. Doch wenn ich ihnen meine offenherzigen Gedanken ſagen ſoll, ſo halte ich dieſes Uebel mehrentheils für unheilbar; weil ein Empfindlicher das für unerhört große Fehler anſieht, welches alle Vernünftige für Kleinigkeiten halten, darüber man eher lachen, als zürnen müſſe. Und weil er überdem eine hohe Meynung von ſeinem durchdringenden Verſtande zu haben pflegt, ſo wird er ſich deſto ſchwerer überzeugen laſſen. Wo ich nicht ganz irre, ſo werden die empfindlichen Geiſter, worüber ſie in ihrem Briefe klagen, ſo beſchaffen ſeyn. Wenn ich ein Dichter wäre, ſo würde ich dieſes Schreiben mit einer lebhaften Abſchilderung dieſer Geſchöpfe beſchließen. So aber muß ich ihnen dieſes Geſchäffte überlaſſen, als deren Stärke in der Satyre ſchon bekannt iſt. Gewiß, wo noch ein Mittel vorhanden iſt, dieſe ſo ſtark eingeriſſene Krankheit zu vermindern, ſo muß es das ſeyn, daß man das Lächerliche und Ungereimte dieſer Leidenſchaft in ſeinem völligen Umfange vorſtelle. Es wäre Schade, daß man wider eine ſo niederträchtige Sache mit ſo ernſthaften Waffen, als die Philoſophie iſt, ſtreiten ſollte. Dieſes iſt auch wohl ihr Zweck nicht geweſen, da ſie mir aufgetragen haben, ihnen hierüber meine Gedanken zu eröffnen. Sie werden mir erlauben, nur noch eine Anmerkung zu machen, ehe ich dieſes Schreiben endige. Man pflegt nämlich ſonderlich dem andern Geſchlechte die Empfindlichkeit Schuld zu geben. Allein, es iſt dieſes ein Vorurtheil, welches ſich auf den Irrthum von der Schwäche ſeines Verſtandes gründet. Und ob ich gleich nicht alle und jede in dieſem Stücke rechtfertigen will, ſo glaube ich doch, daß es unter den Mannsperſonen nicht wenige giebt, welche ihnen den Vorzug ſtreitig machen. In Ihnen aber, hochzuehrender Herr, habe ich das Glück, einen zwar zärtlichen, aber keinen empfindlichen Freund zu umarmen und zu ſeyn Ihr gehorſamſter Diener

J. A. C.

* *

Nachahmung.

der XI Ode des I Buchs des Horaz.

Tu ne quaeſieris, ſcire, nefas &c.

Such, Freundinn, nicht, dein Schickſal ferner Jahre
Mit eitelm Fleiß und ängſtlich einzuſehn:
Was nützt es dir, die Zeit von deiner Bahre
Und meinen Tod, durch Ziffern, auszuſpähn?

Den Menſchen bleibt doch ihr Geſchick verdecket:
Nimm du für dich das beſte Theil heraus.
Wär auch dein Ziel noch weit hinaus geſtecket:
Doch ſetze nicht dein Hoffen weit hinaus.

Verſteh dein Glück; ergreif vorhandne Stunden;
Itzt liebe mich; die neidſche Zeit verfliegt.
Ein Theil von ihr iſt, da man ſpricht, verſchwunden;
Trau nicht, daß dich der Morgen noch vergnügt.

S.

* *

Anakreontiſche Oden.

I.

Der halben Erden ſtille Nacht
Verbirgt mir meiner Doris Pracht,
Und deckt ihr Bild mit dunkeln Schatten.
Allein daß Doris in mir lebt,
Und mir ihr Bild vor Augen ſchwebt,
Soll auch die dickſte Nacht verſtatten.

Doch iſt die Nacht mir mehr geneigt,
Als wie der Tag, der Doris zeigt;
Er ſtöhrt mein Lieben am Genuſſe.
Nur wenn die Nacht die Welt verhüllt;
So bringt ſie mir der Doris Bild,
In ſanftem Traum, zum holden Kuſſe.

Drum ſetz ich auch den ſchönſten Tag
Der Gunſt geſchwärzter Schatten nach;
Und ſoll ich je den Tag erheben:
So muß ich einſt auf ihn am Strand,
Wo Doris jüngſt mich dichtend fand,
Die Wahrheit jenes Traums erleben.

J. F. Z.

II.

Der Weſtwind reizt mich oft zum Neid,
Wenn mich nur Doris Blick erfreut:
So ſcherzt er in der Abendſtunde,
Mit manchem Kuß, auf ihrem Munde.

Ihr Götter, geht es itzt noch an,
Daß eure Macht verwandeln kann?
So möcht ich, Doris Mund zu küſſen,
Mich in den Weſt verwandelt wiſſen.

J. F. Z.

Ende des Hornungs.

* * *

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Eſt iocus in noſtris, ſunt ſeria multa libellis. *Auſon.*

Auf das Jahr 1743.
Märzmonat.

Zweyte Auflage 1744.

Leipzig,
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Der Tod,
bey Beſuchung eines Kirchhofs.

Umſonſt, mein Herz. Empöre dich!
Doch will ich einmal überwinden,
Und Hoffnung, Ruhe, Gott und mich
Hier ganz verliehren, oder finden.
Was rührt, was ſchreckt dich hier? Der Tod?
Der Fäulniß und Vernichtung droht?
Wir wollen ihn geſetzt betrachten.
Es lernt vielleicht der freye Geiſt
Das Bild, das erſt ſo ſchrecklich heißt,
Gewohnen, und zuletzt verachten.

Bezirk, wo Nacht und Einſamkeit
Die aufgelöſten Glieder decket.
Wo ihre Ruh kein frecher Neid,
Kein Ehrgeiz der Tyrannen ſchrecket.
Von Menſchenknochen ſchwangres Feld!
Wo iſt, wo bleibt, wo rauſcht die Welt?
Iſt ſie ſchon ganz vor mir verſchwunden?
O nein, entſetzliches Revier!
Sie wird den Augenblick in mir,
Durch Ekel, Furcht und Graus, empfunden.

Mein Herz erbebt, ich fühle mich.
Der Ort iſt der Natur zuwider.
Ach Gott! die Gräber öffnen ſich!
Wie ſcheußlich iſt der Reſt der Glieder!
Verweſung, Staub, Geſtank und Duft
Durchwühlen die geſchwärzte Luft.
Faſt wird mein Auge ganz gebrochen.
Doch ſieht es leider noch zuviel;
Es ſieht der Zeiten wildes Spiel
An Millionen morſchen Knochen.

O! Schauplatz voller Greul und Wuſt!
Mit was für ekelhaften Bildern
Weiſt du des Menſchen ſtolzer Bruſt
Sein künftig Schickſal abzuſchildern!
Vielleicht war dieſer Staub ein Held!
Der Knochen hat wohl ſonſt die Welt
Geſtützet, oder auch erſchüttert!
Vielleicht liegt morgen deſſen Pracht
In dieſer ſchreckensvollen Nacht,
Vor dem die Unſchuld heute zittert!

Verſteckt beglückter Laſter Heer
In prächtig übertünchten Wänden!
Laßt euch zum Schaden übers Meer
Das Gift von fremden Zonen ſenden!
Seyd, Thoren, eine kurze Zeit
Die Sklaven wilder Sinnlichkeit!
Laßt euer Blut von Lüſten trennen!
Wünſcht, ſtehlt der Titel leeren Schall,
Amt, Schmeichler, Güther und Metall!
Dann fault hier! Wird man euch auch kennen?

Doch euer Grab iſt wohl entfernt?
Betrügt euch nicht! Hier ſteht es offen.
Ihr könnt ja, wie ihr täglich lernt,
Mit Grund auf keine Stunde hoffen.
Ein jeder Pulsſchlag rückt die Zeit
Um einen Grad zur Sterblichkeit:
Was braucht denn Gott, euch zu verheeren?
Ein Schlag, ein Blitz, ein Augenblick
Kann euch und euer gaukelnd Glück
In Leichen, Graus und Nichts verkehren.

Doch braucht der Himmel Blitz und Sturm,
Und rauſcht ſein Arm wohl ſtets in Wettern,
Um einen aufgeblaſnen Wurm
In ſeinem Staube zu zerſchmettern?
O nein! Kein Stäubchen iſt ſo matt,
Das nicht die Kraft zu tödten hat,
Wenn das beſtimmte Ziel erſcheinet;
Und wer den Bau der Glieder kennt,
Sieht, daß ſich jedes Element
Zu ſeinem Untergang vereinet.

Nicht dieſer Ort, nicht er allein
Gehorcht dem Tod und ſeinem Willen;
Die Welt, die ganze Welt iſt ſein;
Er kann ſie ganz mit Gräbern füllen.
Ein Trunk, ein Tanz, ein Freudenmahl,
Luft, Feuer, Waſſer, Stein und Stahl,
Sand, Winde, Blätter, Traum und Schatten,
Verwegner Aerzte Wahn und Fleiß,
Und was man nur zu denken weis,
Kömmt dieſes Würgers Wuth zu ſtatten.

Ihr zittert, Frevler? Nein. Ihr lacht.
Ihr wollt mein feiges Herz beſchämen,
Und euch der allgemeinen Macht
Mit ſtoiſcher Geduld bequemen.
Man muß. Das iſt euch ſchon genug.
Nun ſoll ich euch für groß und klug,
Für tapfer und beglückt erkennen?
Der Trotz, der ſo verwegen ſpricht,
Verſchmäht den Feind, und kennt ihn nicht;
Wie ſoll ich dieſe Größe nennen?

Ja, ja, ſie iſt Verwegenheit,
Sie iſt der Zuſtand ſchwacher Seelen.
Sie ſehn nach keiner Ewigkeit;
Sonſt würden ſie ſich ewig quälen.
Den Tod, und ſein verhaßtes Bild,
Das Schrecken, Furcht und Zweifel füllt,
Erſchöpft man nicht mit wenig Blicken.
Nur dieſen, der ihn ernſtlich ſieht,
Sein Graun entdeckt, und doch nicht flieht,
Den wird ſein ſtarker Geiſt beglücken.

Seht, Sokrates ergreift das Gift
Mit männlichem, mit frohem Muthe;
Der Stahl, der Catons Buſen trifft,
Verbirgt ſich faſt in kaltem Blute.
Bey Weiſen iſt kein Schrecken da.
Mit Lachen öffnet Seneca
Dem Geiſt die Fluth aus rothen Bächen.
Sind dieſe Lehrer nicht geſchickt,
Dem, der vor Grab und Nacht erſchrickt,
Muth, Troſt, und Hoffnung einzuſprechen?

Sie ſind zu ſchwach. Ihr zitternd Licht
Durchdrang mit Noth die nächſten Schatten.
Weil ſie von unſrer letzten Pflicht
Nur ſchwankende Begriffe hatten.
Wenn der den Ausgang aus der Welt
Für ewige Vernichtung hält,
Wo Leben, Hauch und Geiſt verſchwindet:
So nimmt des andern ſtolzer Wahn
Gott, Richterſtuhl und Himmel an,
Wie ſie ſein kühner Witz erfindet.

Wer dringt auf Mauer, Thurm und Wall
Trotz aller mördriſchen Geſchütze?
Wer ſucht ſo eifrig ſeinen Fall?
Es iſt ein Held, voll edler Hitze.
Ja wohl. Er ficht, wenn alles droht,
Er kennt den Ruhm, doch nicht den Tod,
Er ſchmeichelt ſich mit Lorberkronen.
Er hofft, wenn ihn des Sieges Pracht
Der Dichter Opfer würdig macht,
Den Opfern ſelbſt mit bey zu wohnen.

So kann der Ehrſucht Selbſtbetrug
Das Bild des letzten Gangs verſtecken,
Und uns, durch einen ſtarken Zug,
Ganz fühllos in die Grube ſtrecken.
So bleibt uns jenes Feindes Hand
Geſchmückt, bedeckt und unbekannt,
Der unſre Lebenszeit verkürzet.
Iſt dieſer Muth bewundernswerth:
So rühmt doch auch ein raſches Pferd,
Das zügellos in Abgrund ſtürzet!

Nein, nein: man braucht kein kleines Herz,
Durch dieſe Finſterniß zu dringen,
Und den erkannten Todesſchmerz
Auch ſchon im voraus zu bezwingen.
Der Rath der taumelnden Vernunft
Giebt zwar hierzu der Weiſen Zunft
Nicht wenig, doch zuſchwache Waffen.
Den Sieg muß uns ein höhrer Geiſt,
Den die Natur als Schöpfer preiſt,
Durch Hülf und Offenbarung ſchaffen.

Nicht daß der Staub den Mund bedeckt,
Und Hirn, und Haupt, und Blut vermodert;
Nicht dadurch wird mein Geiſt erſchreckt,
Wenn die Natur die Trennung fodert.
Das dichte Finſtre, das er ſieht,
Das ſich um jene Zukunft zieht,
Das macht ihm um ſein Schickſal bange.
Er fühlt, gebt auch ſein Wohnhaus ein,
Doch noch den ſüßen Hang, zu ſeyn,
Und fragt aus Zweifel oft: wie lange?

Doch endlich folgt auf den Verſuch
Von der Natur, von dieſem Weſen,
Das in mir hofft, kein Widerſpruch:
Daß es zur Ewigkeit erleſen.
Es fühlt, begreift, und denkt und ſchließt,
Und zeigt, daß es untheilbar iſt;
Was hülf es Gott, es zu verheeren?
Nein, nein! Sein Trieb zur Wiſſenſchaft
Wird ſich gewiß mit neuer Kraft,
Auch nach dem Grabe ſelbſt, ernähren.

Unzählig iſt die Seeligkeit,
Die unſre Seele kann empfinden,
Wovon wir doch in dieſer Zeit
Die Reizung nimmermehr ergründen.
Nur Muth! Es iſt noch eine Welt,
Wo, wenn der Sinnen Ihon zerfällt,
Der Geiſt mit größrer Wolluſt fühlet.
Wo er in ſtolzer Ruhe prangt,
Und alle Güther ganz erlangt,
Wornach er hier vergebens zielet.

Herr, deſſen unumſchränkte Kraft
Viel Millionen Creaturen
Seyn, Nahrung und Vergnügen ſchaffe!
Wo mangeln deiner Güte Spuren?
Feld, Wolken, Abgrund, Wald und Meer,
Der Welten ungezähltes Heer
Beſtrömen deiner Liebe Bäche.
Wer iſts, der mich verwegen heißt,
Woſern ich künftig meinen Geiſt
Sein Glück von deiner Huld verſpreche?

Vergnügen! das kein Sinn erreicht!
Nur du kannſt Furcht und Tod bemeiſtern.
Du führſt die Seele, die entweicht,
Zu muntern, zu beglückten Geiſtern;
Ihr Aufenthalt iſt Glanz und Licht,
Vollkommnes Wohlſeyn ihre Pflicht;
Kein Umſtand feſſelt ihren Willen.
O! Stand, wo Schwachheit und Verdruß
Nicht weiter möglich werden muß,
Wer kann nach dir die Sehnſucht ſtillen?

Was braucht man, ſich die letzte Noth
Durch dieſe Hoffnung zu verſüßen?
Und was entwaffnet ſelbſt den Tod?
Ein froh und unbefleckt Gewiſſen.
Wer dieſes Richters Beyfall weis,
Dem bricht der kalte Todesſchweis
Aus einem ruhigen Geſichte.
Er macht das Schwerdt des Würgers ſtumpf,
Sein letzter Blick wird ein Triumph,
Sein Grab ein Eingang zu dem Lichte.

Wo bleibt die Furcht, die meine Bruſt
Auf dieſem Platz zuerſt befallen?
Jetzt kann ich mit geſetzter Luſt
Durch dieſes Land voll Gräber wallen.
Mein Abtritt folge, wenn er will!
Ich wünſch ihn nicht, doch halt ich ſtill,
Und will mich hoffnungsvoll beſtreben,
So ſehr mich Welt und Ehrgeiz lockt,
Eh noch mein Blut vor Kälte ſtockt,
Schon hier für jene Welt zu leben

C.

* *

Abſchiedsrede der Complimente,

aus einem Manuſcripte mitgetheilet

von

H. C. J.

Ich liefere dem Leſer anitzt eine Anekdote, wozu ich durch einen Zufall unvermuthet in den Stand geſetzt worden. Mein Freund in einer benachbarten Stadt überſandte mir vor einigen Tagen, nebſt andern in meinem Namen bey einem öffentlichen Bücherverkaufe erſtandenen Büchern, auch einen, mehr als zwo Hand hohen Band, dem ſein voriger Beſitzer den Titel gegeben, **allerhand kleine curieuſe Piecen.** Er ſchrieb mir, weil eben kein Bücherliebhaber gegenwärtig geweſen, ſo hätte ſich dieſer Band an das nächſtvorhergehende Buch, das ich für mich zu kaufen gebethen hatte, als eine unnütze Laſt mit angehänget. Er verſtund darunter das, was man ſonſt in den Auctionen einen Appendix zu nennen pfleget. Bey einer müßigen Stunde durchſuchte ich dieſen von ungefehr erhaltenen Schatz; da waren Trauermuſiken, Hochzeitverſe, Leichenſermonen, Einladungsſchreiben, Entwürfe von Proceßionen, Leichenpredigten, Nachrichten von feyerlichen Handlungen, Trauergedichte, Beförderungsglückwünſche, und dergleichen, auf gewöhnliche Art verfaßte und gedruckte Stücke, durch einander gebunden. Zuletzt fanden ſich ein paar geſchriebene Bogen, unter dem Titel: **Abſchiedsrede der Complimente.** Aus der Ueberſchrift merkte ich gleich die Abſicht, warum der Sammler dieß Manuſcript mit in dieſen Band von lauter gedruckten Sachen gebracht hatte. Ich las es durch, und entſchloß mich, zur Beluſtigung anderer, es ans Licht zu ſtellen; zumal da ich in allen Verzeichniſſen von Manuſcripten, die ich zu dem Ende mit Fleiß durchſah, es nicht angemerkt fand, und mit Recht ſchloß, es ſey noch nie im Drucke erſchienen. Ich wünſchte, daß ich im Stande ſeyn möchte, einen hiſtoriſchen Vorbericht von dieſer kleinen Schrift mitzutheilen. Allein da ich den vorigen Beſitzer dieſer artigen Sammlung nicht erfahren; aus dem Manuſcripte ſelbſt aber nichts zu entdecken iſt, ſo kann ich weiter nichts, als einen aufs ſorgfältigſte mit dem Originale verglichenen Abdruck, liefern. Ob die Rede ſchon gehalten; wo und wann es geſchehen; oder ob ſie jemand im prophetiſchen Geiſte zum Gebrauche künftiger Zeiten entworfen; davon kann ich nicht einmal Muthmaßungen vorbringen. Es wird mir lieb ſeyn, wenn Kenner der Bücherſeltſamkeiten ſich ermuntern laſſen, die Geſchichte dieſer zum erſtenmale ans Licht tretenden Rede genauer zu unterſuchen. Hier iſt ſie.

Abſchiedsrede der Complimente.

Dieß iſt das letzte mal, ihr Lebendigen, daß wir uns in eurer Verſammlung befinden; itzt wird unſre Stimme zum letzten male vor euren Ohren erſchallen. Eine einzige Feindinn dringt auf unſre Verweiſung, und durch eure Einwilligung iſt unſre ganze zahlreiche Geſellſchaft außer Stand geſetzet, ſich zu ſchützen. Dieß anſehnliche Heer ſteht in Bereitſchaft, aus euren Gränzen zu weichen. Nur noch einmal will ich im Namen unſrer ganzen Zunft euch anreden, und unſer Schickſal erzählen.

Doch, wie finde ich aller Anweſenden Augen abgewandt! Wie kömmts, daß ihr itzt die Ohren zuſtopfet? Wegert ihr euch, uns zu hören, weil wir nicht vorher um Erlaubniß bitten, euch anrufen zu dürfen? O! tadelt die Grobheit nicht, daß wir das ſagen, wozu uns die Wahrheit gezwungen hat, da ihr ja unſre Höflichkeit lobetet, als wir durch künſtliche Stellungen euch hintergingen. Damals waren wir gewiß recht unartig, unhöflich, und unbeſcheiden. Als Sklaven mußtet ihr uns dienen; itzt wollen wir euch von dem Joche frey machen. Nur einen Augenblick ſollet ihr uns die Ohren leihen, da ihr vormals Ohren, Mund und Herz uns zu eigen geben mußtet. Vor unſerm Falle, da wir euch wirklich am meiſten unbekannt geblieben, kanntet ihr uns ſehr wohl. Wie wollet ihr uns denn itzt nicht kennen, da wir uns recht zu erkennen geben wollen?

Doch erlauben ſie uns, hochgeſchätzte Anweſende, allerwertheſte Freunde, unſere natürliche Sprache zu gebrauchen, um aufrichtig zu ſeyn. Wir ſchätzen es uns allerdings für eine große Ehre, uns Ihnen noch einmal zeigen zu dürfen, weil ſie uns doch hernach von ſich ſtoßen werden. Höchlich und vom Grunde der Seele ſind wir über dero werthes Wohlergehen erfreuet, ungeachtet ſie ſich an unſerm Falle ergötzen. Wir halten es für ein großes Glück, die Erlaubniß zu erhalten, mit ihnen reden zu dürfen; weil wir ihnen etwas noch Unbekanntes entdecken können. Ihre unterthänigſten Verehrer machen ſich alſo ein wahres Vergnügen daraus, Ihnen mit einer kleinen Nachricht von unſern geringen Perſonen aufzuwarten.

Wir ſind die **Complimente.** Sie werden die Geneigtheit haben, ſchon aus dem Namen zu erſehen, daß wir nicht vom deutſchen Geblüte ſind. Ein benachbartes Land hat uns erzeuget. So gerne wir auch unter dero gütigen Erlaubniß mit unſerm Geſchlechtregiſter aufwarten wollten: ſo bedauren wir doch gar ſehr, daß wir dazu nicht im Stande ſind. Das iſt wohl ausgemacht, daß die von jedermann geprieſene **Höflichkeit**, die erſtgebohrne Tochter der **Liebe**, die aus einem uralten, und vom Himmel ſelbſt herſtammenden Hauſe entſproſſen, unſere Mutter iſt. Von Vaters Seite iſt es nicht ſo gewiß; wie denn auch die eigentliche Zeit unſrer Geburth ungewiß iſt. Auf unſern weiten Reiſen, bey den vielen Veränderungen der Oerter, ſind die Nachrichten verlohren gegangen. Man iſt auch niemals bemüht geweſen, unſre Herkunft ſo genau zu beſtimmen. Einige muthmaßten, ſie wäre für uns und unſre Liebhaber nicht gar zu vortheilhaft. Andre, (ſo hieß es) wollten unſre alte, im kümmerlichen Zuſtande noch lebende Großmutter nicht quälen, durch erneuerte Erinnerung des Unglücks ihrer ſchönen Tochter. Wir wollen aufrichtig erzählen, wie man die Sache vorträgt. Man ſaget, der **Betrug**, ein alter, ſchlauer, und bey Hofe in anſehnlichen Verrichtungen ſtehender Herr, habe ſich in die Schönheit der **Höflichkeit** verliebet. In Hoffnung, ſich durch ſie in der Gunſt des Hofes, und der vornehmſten Häuſer, mit welchen ſie in genauer Bekanntſchaft war, recht feſt zu ſetzen, habe er ſie zur Ehe begehret; nach erhaltener abſchlägigen Antwort aber mit Liſt hintergangen und genothzüchtiget. Man ſuchte die That mit allem Fleiße geheim zu halten. Unſre Mutter kam mit vielen Kindern auf einmal nieder. Man weis ja, wie geneigt der **Betrug** iſt, ſich zu vermehren, und unſre Mutter iſt gewiß auch nicht aus einem unfruchtbaren Hauſe. Sonſt hieß es, das Wochenbette ſey unglücklich geweſen. Man ſagte, unſre Mutter ſey über der Geburt ſo ungewöhnlich vieler Kinder geſtorben. Doch wir haben gar kürzlich gehöret, ſie ſey dem **Betruge** entwiſchet, und halte ſich in der Stille an einigen Oertern auf, wo er nicht hinkommen dürfe. Wir blieben da, als Misgeburten; bey andern wurden wir als unzeitige Geburten angeſehen. Die Großmutter wollte uns durchaus nicht für ihre Kinder erkennen. Der Vater übergab uns ſeinen beyden Schweſtern, die mit ihm ſehr einig in einem Hauſe lebten, der **Verſtellung** und der **Schmeicheley**. Weil er uns für ſeine mit der **Höflichkeit** rechtmäßig erzeugte Kinder ausgab: ſo ließ er uns nach ihrem äußerlichen Weſen mit allem Fleiße erziehen, damit wir unſerer abweſenden Mutter Stelle vertreten könnten. Weder im Lehren noch Lernen ward einiger Fleiß geſparet.

Dürfen wir uns die Freyheit nehmen, ſo wollen wir ihnen einen kurzen Entwurf von der Art, uns zu erziehen, vorlegen. Der allererſte Unterricht gieng auf die **Leibesübungen.** Durch Beugung der Knie ſich von ſeiner natürlichen Höhe herunter zu laſſen; Mund und Hände in Bereitſchaft zu haben, Küſſe zu ertheilen und anzunehmen; das Geſicht in allerley Stellungen zu bringen; einem Ehrerbiethigen oder Liebkoſenden, einem Ernſthaften oder Scherzenden, einem Weinenden oder Lachenden ähnlich zu ſeyn. Alles mußte in der Geſchwindigkeit, auf den erſten Wink, geſchehen; und die oftmalige Uebung brachte uns bald zu einer Fertigkeit. Das bloße Beugen und Stellen unſers Leibes war ſchon lobenswürdig, wenn es nur regelmäßig war; und dieſe ſtumme Redekunſt zeugte ſchon von vieler Fähigkeit.

Man führte uns auch zu den Wiſſenſchaften an. Bey der **Sprachlehre** ward billig der Anfang gemacht. Die Wörter mußten wir auswendig lernen. Viele waren von ſeltner Bedeutung; ein großer Theil gehörte unter die Claſſe der **Ueberflüßigen** (abundantium.) Ihre Beugungen und Veränderungen geſchahen auf mancherley Weiſe; am zierlichſten im **höchſten Grade** (gradu ſuperlatiuo) und der **unbeſtimmten Zeit** (tempore indefinito); kunſtmäßig wurden ſie unter einander zuſammengekettet; mit **Fragwörtern**, und ſolchen **Zwiſchenwörtern**, die eine Verwunderung, einen Beyfall oder eine Klage anzeigen, ausgeſchmücket, und nach beſondern Sätzen der **Tonlehre** bald wundernswürdig lang gedehnet, bald mit behutſamer Geſchwindigkeit abgekürzet.

Unſre innerliche Bildung ward fortgeſetzet. Verſtand und Witz ward geſchärfet, und der Wille in eine bequeme Richtung gebracht. **Der Verſtand muß nach dem Sinnlichen urtheilen.** Dieß war der wichtige Grundſatz unſrer **Vernunftlehre.** Der Witz war ſo geſchärft, daß wir die allerkleinſten Dinge bemerken, und vergrößert uns vorſtellen konnten. Man zeigte uns gewiſſe Mittel, die wir als Ferngläſer brauchten, und weit von uns entfernte Dinge in der Nähe betrachteten. Hierdurch kamen wir in den Stand, neue Wahrheiten zu erfinden. Die machten wir zu Förderſätzen, und brachten Schlüſſe heraus, welche wir wollten. Gleich aber wußten wir ſie wieder umzukehren, und in mancherley **Formen** zu bringen. Wer war geſchickter zum Diſputiren, als wir? Doch man gab uns hierbey die nöthige Regeln der Klugheit, **ja nicht zu heftig zu ſeyn, allemal mit gebücktem Angeſichte, und freundlichen Geberden zu widerſprechen, und vorher noch dazu um Erlaubniß zu bitten, unſere Wahrheiten vortragen zu dürfen.**

Der Bewegungsgrund hierzu ward aus unſrer **Sittenlehre** gehohlet, die man ſo gleich mit der

Vernunftlehre verband. Sie zeigte uns: **das höchſte Gut ſey, jedermann zu gefallen.** Das Mittel es zu erlangen: **alles für erlaubt zu halten, was anſtändig ſey.** Das **Anſtändige** richtete ſich nach eines jeden Willen, und litte unzählige Veränderungen, nach den Umſtänden der Zeit, des Orts und der Perſonen. Unſer Wille ward alſo zeitig gewöhnet, **jedermanns Wille zu werden.** Doch wir hatten eigentlich einen **doppelten Willen**, den **innerlichen** oder **natürlichen**, und den **äußerlichen** oder **gekünſtelten**. Jenen konnten wir ganz ſicher zu unſerm Gebrauche behalten, wenn wir nur dieſen gegen andere ausübten. Beyde hatten zwar einen ganz widrigen Vorwurf: doch ſie vertrugen ſich mit einander ganz künſtlich; wir konnten zu einer Zeit eben das wollen, und nicht wollen; und in der geſchickten Verbergung dieſes Mangels der Uebereinſtimmung beſtund unſre Vollkommenheit.

Verwundern ſie ſich nicht, höchſtwerthgeſchätzte Anweſende! Beliebt es ihnen zu wiſſen, wie dieſes möglich ſeyn können? Wir haben die Ehre, ihnen zu ſagen, daß unſer Vater uns hierzu geſchickt gemacht. Weil unſer ganzes Glück hierauf beruhete, ſo übernahm er ſelbſt, ſeiner vielen Geſchäffte ungeachtet, die er täglich, bey Hofe, in den Angelegenheiten der Vornehmen, ſehr oft auch bey Perſonen von geringem Stande hatte, uns hierinnen zu unterweiſen. Er hatte eine **geheime Kunſt** erfunden, wie man äußerlich anders ausſehen könnte, als innerlich. Dieſe nannte er **die Kunſt zu leben.** Sie beſtund in einer **Fertigkeit**, ſeine **wahren Abſichten zu verbergen, und andern eine beſſere Meynung von ſich beyzubringen, als die Wahrheit lehrte.**

Die **Wahrheit**, ein unverſchämtes Weib, das durch keine Kunſt ſich zu ſchmücken verlangte, hatte unſerm Vater, und ſeinen beyden Schweſtern, manchen Schimpf und Schaden verurſachet. Wider dieſe hatte unſer Vater eigentlich, nach ſeinem ſcharſen Verſtande und Witze, dieſe Kunſt erſonnen und eingerichtet.

So war der Weg zur **Redekunſt** gebähnet. Dieß war die Hauptwiſſenſchaft, der wir unſre ganze Lebenszeit widmen ſollten. Man beſchrieb ſie uns, als **eine Fertigkeit, Worte zu machen.** Die Wörter und ihre Veränderungen machten wir aus **unſrer Sprachlehre**, die Schlußſätze aus **unſrer Vernunftlehre.** Beydes brauchten wir nach dem Endzwecke, den **unſre Sittenlehre** zeigte, und richteten es nach **unſrer geheimen Kunſt** ein. Den Vortrag verbunden wir geſchickt mit den **Leibesſtellungen**, darinnen man uns geübet hatte. Vornehmlich hieß man uns **den Schall der Worte genau bemerken.** Er mußte immer mit dem Ohre des Zuhörers übereinſtimmen: ſelten mit unſern Gedanken. Die größeſte Fertigkeit war, Weniges mit Vielem zu ſagen. Stille ſchweigen; oder in der Rede ſtocken, war der gröbſte Fehler. Eine dreiſte Ehrerbiethigkeit, eine Kühnheit, ſeine Furcht und Blödigkeit zu geſtehen, ward für eine große Zierde gehalten. Der Anfang unſrer Rede war allemal eine **Bitte um Erlaubniß, reden zu dürfen**; der Schluß, eine **Verſicherung unſers Gehorſams**. Doch warteten wir ſo wenig die Erhörung, als die Befehle, ab. Jene glaubten wir ſo ungezweifelt, als wir ſo gleich unmittelbar zum Vortrage ſchritten. Dieſe durfte uns niemand mit Recht aufdringen. Wir übten uns, **ein Theil für das Ganze**, und **das Ganze für ein Theil** zu ſetzen, und machten uns die Figur der **Vergrößerung** und der **Verkleinerung** geläufig. Die **Wiederhohlung**, das **Ausrufen**, das **Ueberflüßige** ſchmückte unſre Reden allenthalben aus. Und dadurch waren wir im Stande, bey aller Gelegenheit mit Affect zu reden. Um auch außer Landes unſer Glück zu machen, lernten wir die Sprachen anderer Länder. Doch blieb es eine Zierde, dieſelbe mit Wörtern aus allerhand Sprachen, die uns bekannt waren, zu vermiſchen, oder eigentlich zu verbinden. So wohl unterwieſen begaben wir uns auf Reiſen.

Doch um Vergebung! wir haben von **unſrer Religion** noch nichts erwähnet. Wir ſind allerdings auch darinnen unterrichtet worden. Der Wohlſtand, und unſer Nutzen erforderte es. Man ſetzte einige Nebenſtunden dazu aus, und verhütete, daß wir uns ja kein verdrießliches gezwungenes Weſen dabey angewöhnten. Streitigkeiten haſſeten wir; doch machten wir ſie uns beyläufig mit bekannt, wenn man etwan im Scherze mit jemanden zu ſtreiten für gut fand, oder Gelegenheit ſuchte, durch höfliches Nachgeben, ſich andern gefällig zu machen. Die

Toleranz in der Religion war das Hauptwerk; übrigens laſen wir erbauliche Schriften, auch ſelbſt die Bibel. Zween wichtige Vortheile erwuchſen unſrer Redekunſt daraus, ein **großer Vorrath zum Wünſchen**, und **ganz auserleſene Ironien.**

Doch wir misbrauchen vielleicht ihre Geduld, höchſtzugebietende Herren, und beleidigen die gnädigen Ohren, die Sie uns bisher zu leihen geruhet haben, durch allerhand Kleinigkeiten von unſern geringen Perſonen. Gönnen ſie uns nur noch einige wenige Augenblicke, um ihnen zu melden, wie es uns auf der Reiſe ergangen. Wir bemerkten alles nach unſern Grundſätzen. Den Körper übten wir in den gewöhnlichen Beugungen jedes Orts. Die daſelbſt wohl gelittenen Wörter prägten wir unſerm fähigen Gedächtniſſe feſte ein, ſo daß wir ſie auch im Schlafe gebrauchen konnten. Sonderlich richteten wir unſer Augenmerk auf das Anſtändige. Je mannichfältiger daſſelbe war, deſto mehr mußten wir an unſerm äußerlichen Willen künſteln, denſelben darnach zu richten; und deſto beſſere Dienſte that uns unſers Vaters geheime Kunſt, unſern natürlichen Willen zu verbergen, daß er innerlich blieb. Insgeheim und öffentlich, ſchriftlich und mündlich ſtelleten wir Redübungen an, und brachten uns in kurzem eine völlige Fertigkeit zuwege.

Wir ſuchten Beförderung. **Die Höflichkeit**, unſere Mutter, war ſchon einige Zeit vermiſſet, die Großmutter **Liebe** war auch an vielen Orten vergebens geſuchet. Wir gaben uns für beyder Töchter aus, ſagten, wir hätten das Unglück, daß unſre

Mutter bey unſrer Geburt verſtorben. Sie wäre in der Stille beygeſetzet. Die Großmutter fände an der Einſamkeit, und bey den Alten, ihre Beruhigung. Wir wären zum Beſten der jungen Welt abgeſchicket, und würden es für unſer größeſtes Glück halten, wenn uns erlaubet würde, in derſelben Dienſten unſere ganze Lebenszeit zuzubringen. Zuerſt ließen wir uns bey dem Frauenzimmer melden. Sie hatten unſre Mutter jederzeit werth gehalten, und viele Geneigtheit gegen die Großmutter blicken laſſen; unſre Sprache, Stellung und Freundlichkeit gefiel ihnen. Man erlaubete uns den Zugang.

Eben war der **Hochmuth** und **Ehrgeiz**, zween angeſehene Herren, die ſich oft in des Frauenziminers Geſellſchaft befunden, zugegen. Unſre Demuth und Ehrerbiethung mußte ihnen nothwendig gefallen. Wir gelobten zum öftern Gehorſam und Unterthänigkeit an; verſprachen Ehre, Hochachtung und Dienſte; gaben es auch ſchriftlich von uns. Die Herren nahmen uns mit nach Hauſe, und gewonnen uns lieb. Wir wurden mit in die anſehnlichſten Geſellſchaften gezogen. Ging man zum Frauenzimmer, ſo warteten wir allemal auf, und wurden mit ſehr freundlichen Minen und großer Bewunderung aufgenommen. Wir erinnerten uns bey jeder Gelegenheit unſerer Schuldigkeit, und betheurten ſie mit vielen Wiederholungen, wenn andre nicht wußten, wodurch ſie uns ſich verbindlich gemacht. So ſanft und zärtlich unſre Liebe war, ſo brennend und unerſättlich war unſre Dienſtbegierde. Das Auge war auf alles gerichtet, es aufs witzigſte zu bemerken.

ken. Der Mund blieb unermüdet geſchäfftig. Hände und Füſſe arbeiteten mit. Vornehmlich wußten wir mit den **Titeln** unvergleichlich umzugehen. Wir machten Herren und Diener, auch Knechte und Sklaven. Ja wir konnten Engel und Götter, vornehmlich aber Gottinnen, erſchaffen, und zwar da, wo ſie niemand vermuthen war. Glück und Unglück wußten wir zu beſtimmen, und ſo gleich allen Veränderungen uns gemäß zu bezeigen. Allemal die ſchönſten **Wünſche** erfinden, und mit unſrer Redekunſt alle Fälle feyerlich begehen. Dieß Amt trug man uns öffentlich auf, und beſtimmte zu unſern Verrichtungen beſondere Tage und Gelegenheiten. Der erſte Tag im Jahre war der allerfeyerlichſte, und für uns der mühſamſte. Bey Verlöbniſſen, Hochzeiten, Kindtaufen, Beförderungen, Leichenbegängniſſen, und tauſend andern Fällen mußten wir das Wort führen.

Ich bitte unterthänigſt um Vergebung, daß ich ſo viel von den Verrichtungen unſrer Geſellſchaft rede. Sehen Sie es ja für keine unerlaubte Prahlerey an, wenn ich verſichere, daß die Gränzen unſers Amts nicht zu beſchreiben ſind, und wir zu keiner Verrichtung ungeſchickt befunden worden. Vielleicht gedenken ſie, ſey unſer Witz endlich erſchöpft, und wir durch vieles Nachſinnen, und ſo ſehr unterſchiedene Gemüthsbewegungen ſtumpf und entkräftet geworden.

Ich habe die Ehre, ihnen zu entdecken, daß die Ausübung der geheimen Kunſt unſers Vaters, und die Fähigkeit unſers Gedächtniſſes, welche durch Erlernung der Sprachlehre auf den höchſten Grad gebracht, dieß alles verhütet. Sie werden auch die Güte haben, des bey uns gebildeten doppelten Willens annoch eingedenk zu ſeyn. Der Aeußerliche ward allein beweget. Der mechaniſch zubereitete Mund ermüdete nie, eben ſo wenig als unſer ganzer Körper, den die Leibesübungen von Jugend auf ungemein beugſam gemacht hatten. Nun wird es ihnen auch nicht unglaublich zu ſeyn ſcheinen, wenn ich melde, daß dieſe Geſchicklichkeit, unſre Liebhaber ſo ſehr bezaubert, daß ſie ſich in ein genaues Bündniß mit uns eingelaſſen. Es ſchien, als wenn ſie ohne uns nicht leben, oder ihren Zuſtand recht vollkommen machen könnten. Da war unſer Glück aufs höchſte geſtiegen. Und o! wäre es nur dadurch dem itzigen Falle nicht ſo nahe gekommen!

Hier werden Sie mir erlauben, meine Rede abbrechen zu dürfen, und nicht fordern, daß ich durch lebhafte Vorſtellung unſers Unglücks, die ſchmerzhafte Empfindung verdoppele. Jedoch ich beſinne mich, daß ich mich anheiſchig gemacht, unſer Schickſal ganz zu erzählen. Es würde mir ein bitterer Vorwurf ſeyn, wenn ich itzo zum erſtenmale meine Schuldigkeit aus den Augen ſetzte, und die letzte Gelegenheit, unſre Dienſtbegierde zu bezeigen, ungenützt vorbey ließe. Ihre Gegenwart iſt ein gnädiger Wink zum Reden, und Dero Stillſchweigen ſehe ich als einen Befehl an, unſers Glücks mit einiger Zuverſicht zu gebrauchen. Mit ihrer Erlaubniß gehe ich alſo zur Erzählung der Folgen des genauen Verbündniſſes mit unſern Liebhabern.

Wir waren ungemein fruchtbar, und mehrten uns jährlich häufiger, als bisher unter dem menſchlichen Geſchlechte gewöhnlich war. Sie werden gedenken, dieſe vielen Liebespfänder haben uns in der Gunſt unſrer Liebhaber recht feſt geſetzt. Ich bitte gehorſamſt um Vergebung! Eben hierdurch ward der Weg zum Falle recht gebahnet. Unſre Liebhaber konnten dieſe Kinder nicht alle behalten. Sie wählten die ſchönſten aus; und die jüngſten hatten das Glück, daß ſie dafür gehalten wurden. Dieſe behielten ſie, und liebten ſie zärtlich. Die Aelteſten wurden in die Fremde geſandt. Was war zu thun? Ihnen fehlte der Aufenthalt. Aus Noth mußten ſie ſich allenthalben eindringen. Ihre heftige Neigung zur Ausübung der Redekunſt drang ſie, alle Geſellſchaften zu ſuchen, um nur ihre brennende Begierde zu ſättigen. Ihre Dienſtbegierde war ihrer Natur nach unerſchöpflich, und hatte itzt gar keine Beſchäfftigung. Sie machten einen jeden zum Herrn, um ſich nur bey ihm in Dienſte begeben zu dürfen. Sie bathen herzlich, zu befehlen, bejammerten ihr Unglück, wenn ſie nicht erhöret wurden. An Abweſende ließen ſie ſich ergebenſt, gehorſamſt, unterthänigſt empfehlen. Auch Unbekannte nannten ſie ihre Freunde, Gönner, Beförderer, um ſie zu gewinnen, daß ſie ihnen nicht feind würden. Es iſt bekannt, daß nichts koſtbarer und beliebter iſt, als die Geſundheit. Ein Theil von uns ſuchte daraus ſeinen Vortheil. Sie liefen herum, erkundigten ſich nach dem Befinden, und verhüteten allen Schaden durch Anwünſchung eines ſelbſtwählenden

Wohlergehens. Wir begegneten uns oft unter einander, kannten uns, und verſtunden unſers Sprache: Doch ſcheueten wir uns, uns zu erkennen zu geben, um uns nicht ſelbſt zu beſchämen.

Unſre großen Liebhaber verdroß es, daß unſre Kinder außer unſerm Stande ſich in Dienſte begaben, ob ſie gleich ſelbſt Schuld daran waren, indem ſie ſelbige bey jedermann zur Aufwartung gebraucht, und zuletzt gar aus ihrem Hauſe geſtoßen hatten. Doch unſer Unglück wäre vielleicht nicht ſo groß geworden, wofern ſich nicht einige mit dem **Unverſtande**, einem Ungeheuer, mit dem unſre großen Herren durchaus keinen Umgang haben wollten, gegattet hätten. Aus dieſer unglücklichen Verbindung erfolgten die ungeſtalteſten Geburten. Dieſe ſind es! dieſe waren die Gelegenheit, daß wir verrathen wurden, und um unſer Anſehen kamen! Unſere Liebhaber ſtelleten ſich zwar, als wenn ſie jene gar nicht kannten, vielweniger wollten ſie von einiger Verwandtſchaft wiſſen: Allein einige, die ſich einer beſondern Scharfſinnigkeit rühmeten, entdecketen doch einige Aehnlichkeit zwiſchen uns und ihnen; beſannen ſich auch, daß ſie ihre Aeltern in ihre Jugend in unſerm Hauſe geſehen hätten. Unſre Liebhaber theilten ſich. Einige behielten uns noch an ihrer Seite. Die Urſachen ihrer Beſtändigkeit können mancherley geweſen ſeyn. Einige thaten es allerdings aus großer Neigung zu unſerm Vater und zu ſeinen beyden Schweſtern; andere aus Irrthum. Sie hielten uns noch für ächte Kinder der **Höflichkeit**. Andere aus Gewohnheit, weil ſie ſo lange Umgang mit uns gepflogen. Allein, das iſt auch ausgemacht, daß viele nur aus Kurzweil

weil uns bey ſich führten, um die Zeit zu vertreiben und eine Geſellſchaft mit uns luſtig zu machen. Theils unſre natürliche Gefälligkeit, theils die Vorſicht, nicht ganz verſtoßen zu werden, bewog uns, daß wir uns zu allem brauchen ließen.

Viele im Gegentheil von unſern anſehnlichſten Liebhabern warfen uns einen bittern Haß zu; wir waren ihnen zu gemein geworden. Sie gaben uns einen Scheidebrief, befahlen uns, ihre Häuſer zu meiden, und zürnten, wenn wir uns wieder einſchmeicheln wollten. Sie ſpotteten überdieß unſrer noch zärtlichen Liebhaber. Andere, die uns ganz wohl kannten, aber von gütigerm Weſen waren, bathen bey Zuſammenkünften, man möchte uns doch zu Hauſe laſſen, man könnte unſrer Dienſte ganz füglich entbehren; geſtunden auch wohl offenherzig, wenn ſie ſich ſo dreuſte herauslaſſen durften, ſie hätten einen rechten Misfallen an unſerm Geſchwätze. Es iſt leicht zu erachten, daß viele, die ſonſt für ſich ein ganz getreues Herz hatten, dadurch abſpänſtig geworden. Sie liebten uns nicht mehr ſo inbrünſtig, als ein nothwendiges Theil ihrer Vollkommenheit; ſchämten ſich, uns mit in alle Geſellſchaften zu nehmen, um für ſie das Wort zu führen, und gewöhnten ſich an, ohne uns ſelbſt zu reden.

Von den Undankbaren unter unſern Freunden getraue ich mir kaum zu reden. Ich fürchte, daß ich ihre zarten Ohren beleidige: Doch erlauben ſie uns, unſre Erzählung durch ein paar Exempel zu beſtätigen. Wie manchem haben wir mit äußerſter Mühe den Zugang bey ſeiner Schönen gemacht! Hatte er ihre Gunſt erlangt, ſo gieng er von uns ab.

Uns mußte er untreu werden, wenn er jener ſeine Treue beweiſen wollte. Ihre Liebe ward durch unſern Haß beſtätigt. Das war die höchſte Probe ſeiner Redlichkeit, wenn er keine **Complimente** mehr brauchte. Und überhaupt, wo man unſrer Großmutter einen recht freyen Zutritt verſtattet, da mußten wir gewiß den Abtritt nehmen. Die größeſte Geſellſchaft, der wir durch unſre Gegenwart erſt recht eine Annehmlichkeit gegeben hatten, verband ſich oft, durch unſern Abſchied ihr Vergnügen recht vollkommen zu machen. Oben an ſetzte man uns beym Anfange des Gaſtmahls. Zuletzt ſah man uns nicht einmal an, wenn die Gäſte unter ſich, wie ſie ſagten, eine recht gute Freundſchaft errichtet. Ja der, dem wir am meiſten gütlich gethan, ſpie uns oft am erſten ins Angeſicht. O! vergeben Sie unſerm gerechten Schmerze, daß wir zu einem ſo unangenehmen Ausdrucke verleitet werden. Zuweilen trat der **Zorn**, dem wir von Jugend auf tödtlich feind geweſen, ungebethen, und unvermuthet ins Zimmer. Dieſer Schreyhals überſtimmete alle unſre wohlklingenden Töne, und unſre zärtlichen Glieder konnten ſeiner gewaltſamen Stärke keinen Einhalt thun.

So gieng es uns, Geehrteſte! Wir haben Freunde und Feinde. Beyde mußten Behutſamkeit brauchen. Jene, weil man anfing, unſre Natur und Abſicht zu erkennen. Dieſe, weil wir von der **Gewohnheit** einen Freyheitsbrief erhalten hatten. Dieß ungleiche Schickſal hätten wir noch ertragen. Wir waren durch unſers Vaters geheime Kunſt auch zur

Geduld angeführet, und hatten mancherley Kunſtgriffe, uns noch in einiger Liebe und Anſehen zu erhalten.

Ach aber! ach! eine Feindinn! die hat uns verrathen! um Ehre und Anſehen gebracht! die iſts, die uns itzt ins Elend gehen heißt! Darf ich die Kühnheit haben, ſie zu nennen? Ich weis, einige unter ihnen, Geehrteſte, ſetzen derſelben einen ſehr hohen Werth. Ich will es wagen. Sterbenden hält man leicht ihre Reden zu gut, und die zu einer ewigen Verweiſung verbannet ſind, können ja nicht anders, als Sterbende angeſehen werden. Die **Wahrheit** iſt es! die entdeckte unſre unächte Herkunft, die Quellen unſrer Wiſſenſchaft, unſre heimlichen Abſichten. Woher ſie es erfahren, das iſt uns unbekannt. Man ſaget ja, daß ſie ungemein vieles, wo nicht gar alles, wiſſen ſoll. Alles unſer Anſehen fiel. Man bekam einen Haß gegen uns, und ſtieß uns von ſich. O mit welchem Eifer haben wir Stadt und Land durchwandert, und unſere Dienſte angebothen! wie viel Unterthänigkeit haben wir unter den heiligſten Betheurungen angelobet! doch allenthalben funden wir Häuſer und Ohren für uns verſchloſſen: jedermann hieß uns das Land räumen. Sie wiſſen es ſelbſt, geehrteſte Anweſende, wie ſie gegen uns vormals geſinnet geweſen, und wie ſie itzt von uns denken.

Nun ihr Wille iſt ein Befehl für uns. Unſre Schuldigkeit iſt, in unterthänigſter Ehrerbiethung zu gehorſamen. Dieß iſt das letztemal, daß wir das Glück gehabt, ihnen aufzuwarten. Wir danken unterthänigſt für die gütigſte Erlaubniß. Ich kann mich unter unſrer ganzen Geſellſchaft ins beſondere der großen Ehre rühmen, daß ich ſie zuletzt angeredet habe. So lange noch eine Bewegung in mir iſt, will ich dieſe genoſſene Gnade ausbreiten. Wir weichen auf ihren Wink, empfehlen uns aber zu ihrem beſtändigen Andenken, ob wir gleich erkennen, es geſchehe zu unſerm Unglücke. Sie werden ſich unſrer erinnern, um uns zu meiden. Doch wir ſtellen alles dero hohem Belieben anheim. Und da ſie es itzo befehlen, ſo hören wir auf, in Unterthänigkeit und Gehorſam ihnen zu dienen. Doch bitten wir uns noch zuletzt dieſe Ehre aus, daß wir bis an den letzten Hauch unſers Athems, ſie, Hochgeehrteſte, unſre Herren nennen, und unter lauter herzlichen Wünſchen ihres beſtändigen Wohlergehens unſer Leben endigen dürfen. Das wird das einzige Labſal unſers Elendes ſeyn.

* *

Auf die Dichtkunſt.

Mein Geiſt! ins achte Jahr drückt dich das Dichterjoch:
Du trägſt es ruhig fort, und es gefällt dir noch?
Die Laſt nimmt immer zu; o laß es endlich bleiben,
Das, was du mühſam denkſt, noch ſchwerer aufzuſchreiben!
Als dort der erſte Ton von deinem Saytenſpiel
Dir in der Welt allein, ſonſt niemand, wohlgefiel,

Da war es gute Zeit: da blieſen deine Flöten,
Der wahren Kunſt zum Spott, dich zehnmal zum Poeten.
Du dachteſt nichts; du ſchriebſt: der Reim flog aufs Papier:
Das liebe Wort: Apoll, war deiner Werke Zier:
Sonnet und Madrigal und Blumen mancher Arten,
Die ſtahlſt du freudenvoll aus Männlings buntem Garten.
Dein Rector lobte dich; das war dir ſchon genug:
Ein Mann, der ſich zum Ruhm die Naſe griechiſch trug;
Im Gang ein Römer war; im Anzug ein Chaldäer:
An Minen und Geſtalt ein wirklicher Hebräer:
Der, weil er doch ſein Weib Tobias gleich beſchritt,
Aus Treu fürs Alterthum vorher ſich ſelbſt beſchnitt.
Nicht wahr, mein Geiſt, das Lob ſchlich reizend in den Buſen,
Das ſolch ein Herold gab? Du warſt ein Kind der Muſen,
Du ſangſt viel hundertmal ein nettes Schäferlied;
Das klang dir zärtlicher, als jetzt beym Theokrit.
In Oden konnte dich dein Flaccus nicht erreichen.
Und in der Epope mußt auch Virgil dir weichen.
Ein Glück für deine Kunſt! daß nicht ein Weiſer kam,
Und dir bey guter Zeit den tollen Dünkel nahm.
Dein Irrthum rührte dich mit würdigerm Vergnügen,
Als wärſt du grades Wegs bis zum Homer geſtiegen.
   Als ehmals Jupiter der Welt Geſetze gab;
Fiel ihm ein Unterthan von ſeinem Zepter ab.
Die Rache wußt ihm gleich die Strafe zuzuſchicken,
Und ließ ihm unvermerkt Verſtand und Witz verrücken.
Des Kranken Leben wird ein Leben voller Luſt!
Die Venus kömmt zu ihm; ſie drückt ihn an die Bruſt,
Und weis ihn, durch den Scherz verliebter Buhlergrillen,
Den ſchwärmeriſchen Kopf mit Lügen anzufüllen.

Nach Paphos ſchickt er oft Befehl und Schiffe hin.
Die Antwort macht er ſelbſt. Sein aufgebrachter Sinn
Küßt den erhaltnen Brief, und zittert vor Verlangen,
So bald der Morgen kömmt, Dionen zu umfangen.
Der thörigte Phantaſt erwacht noch eh, als er;
Die Däm̃rung graut noch nicht; doch rennt er an das Meer,
Und klettert voll Begier auf ſteile Felſenhöhen,
Die Göttinn ſeiner Bruſt von weitem anzuſehen.
Allein ſein wilder Lauf, ſo wie dein eigner Schmerz,
Bricht dir, o milder Zevs, dein redlich Vaterherz.
Du willſt ihn nicht im Zorn in wilder See ertränken,
Und lieber die Vernunft und alles wieder ſchenken.
Jetzt dankt er dir vielleicht mit zärtlichem Gemüth,
Er, der jetzt wiederum der Dinge Weſen ſieht!
O nein: der Frevler murrt, fängt an mit dir zu ſtreiten,
Und ſegnet, ſich zum Fluch, den Irrthum aller Zeiten.
„Wo iſt mein vorig Glück? Wo iſt der Göttinn Pracht?
„Und wo das weite Reich, das mich zum König macht?
„So muß ich nur mit dir, verhaßtes Schickſal, zanken?
„O wär ich wie vorher; alsdann wollt ich dir danken!
Die Wuth ergreift darauf das angereizte Schwerdt:
„Du biſt nicht der Vernunft, auch nicht der Menſchheit werth:
So ruft der Gottheit Zorn; fährt fort ihn zu verwirren.
Den Kranken ſieht man jetzt nah an den Ufern irren.
Die Fabel ſpricht von dir, gezwungener Poet,
Der ſich in Bavens Leib, dem Witz zum Schimpf, erhöht.
Die Reimſucht, die dich drückt, erweckt dir gute Stunden.
Du haſt jetzt als ein Thor dein ſcheinbar Glück gefunden.
Man ſagt zwar ſtets von dir: du ſeyſt der Klugen Spott;
Gar wohl! was küm̃erts dich? dir bleibſt du doch dein Gott.

Du reimſt: die Weisheit ziſcht. Sie ziſche zehnmal ſchlim̃er!
Komm, führe ſie nur einſt in dein vergnügtes Zimmer,
Wo dein erſtaunter Mund dir ſelbſt ſein Herold iſt,
Ein Heldenlied auf dich, mit lauter Sprache, lieſt.
„Freund! ruft ſie, bleib du nur, bleib immer bey dem Singẽ,
„Und laß dir dein Gehirn ja nicht in Ordnung bringen!
Als noch das zwölfte Jahr mein Leben prächtig ſchalt,
Da war mein Dichterherz auch in der Jugend alt;
Da hatt ich als ein Kind den Pegaſus beym Zügel;
Er flog, und ich mit ihm: und beyde ſonder Flügel.
Der Opitz war mir ſchwach: beym Wenzel fand ich Kraft:
Die Sprache der Natur war mir zu pöbelhaft;
Bis Gottſched mir zuletzt den Vorhang weggezogen.
Sonſt, glaub ich, hätt ich mich noch jetzt entzückt betrogen.
O Zeiten guter Art! ihr ſeyd mir, wie ein Traum!
Wie, kennt ihr mich noch jetzt? o nein! ihr glaubt es kaum,
Daß dem, den ihr vorher der Dichtkunſt Liebling hießet,
Jetzt keine Zeile mehr nach ſeinem Willen fließet;
Und daß der Eigenhaß, der mir das Herz vergällt,
Die Schriften künftger Hand zum voraus ſchimpflich hält.
O Muſe, darf ich dich noch anders Muſe nennen?
Verſuch es denn einmal, dich ſelbſt recht zu erkennen.
Und eh dein frecher Mund ein Lied zu blaſen wagt:
So forſch, ob etwan nicht dein Athem dich verklagt;
Wie ſonſt den kühnen Mund, der ſich zur Flöte dringet,
Selbſt die Natur beſtraft, ihn durch die Schwindſucht zwinget,
Den Frevel ſchwacher Bruſt geſchwächter zu befreyn,
Und endlich noch den Tod zum Retter anzuſchreyn.
Dieß alles muß ich dir, getreue Muſe, ſagen:
Wir leben jetzt nicht mehr in den zufriednen Tagen,

März 43

Wo ſonſt am Oderſtrand ein ungewiſſes Lob,
O ſchäme dich des Ruhms! das, was du ſchriebſt, erhob.
Durch welchen ſchlauen Griff haſt du dort wohl gefallen?
Nicht wahr? du ließeſt oft des Satyrs Peitſche knallen;
Dem Flaccus borgteſt du die ſchärfſten Ruthen ab:
Und wenn denn deine Hand den Narren Streiche gab,
So ſah dir jeder zu; nicht etwa deinetwegen:
Nein, bloß aus eitler Luſt, an ſeines Nächſten Schlägen.
Der Menſchen Bosheit war die Nahrung deiner Kunſt.
Durch dich ward jeder Rauch zu einer Feuersbrunſt:
U. wo ein Wölkchen ſtund; da ſchrieſt du ſtracks: ein Wetter!
So zog dich nach u. nach die Ruhmſucht bloß zum Spötter,
Bey dem ſo Freund als Feind in ähnlicher Gefahr,
Und der gezwungne Zorn ein Trieb des Phöbus war.
Geſteh es, was du weiſt. Du darfſt dich gar nicht ſchämen,
Dir ſelbſt zur Beſſerung die Larven abzunehmen.
Was war dein Vortheil mehr? Ein Freund, der Dichtkunſt Sohn;
Er ſang dir lehrend vor und half dir in den Ton,
Der witzerfüllte Geiſt, der für die Tugend wachte,
Und als der Thoren Feind die Thoren ſchamroth machte,
Ein Beyſpiel; nicht für dich! Er lachte von Natur,
Wie du mit ſchwerer Kunſt. Sein Affe warſt du nur:
Umſonſt erhebſt du dich! Wer war es, der dich lobte?
Ein aufgebrachtes Volk, das bey den Gläſern tobte;
Bey Schönen manchesmal ein Wort franzöſiſch ſchwur;
Den Sommer auf das Land, den Winter Schlitten fuhr:
Mehr für das Setleva, als für die Bücher, ſorgte;
Den Gläubiger zum Schelm; ſich zum Betrüger borgte;
Der Jugend erſten Luſt den Zügel ſchießen ließ;
Den Purſchen königlich; dich einen Dichter hieß:

Dieß Volk, dieß ſchlaue Volk, dieß hat dich ſo erhoben?
Wohlan! So laß dich gar von Veltens Knechten loben!

Poet! o glaub es mir, daß dir auf kurze Zeit
Der Mund der halben Welt bewundernd Vivat ſchreyt,
Das iſt dir kein Verdienſt. Gefällt dein Dichten allen:
So kannſt du ganz gewiß den Weiſen nicht gefallen.
Weil eben dieſer Ton, den Bav im Staube hört,
Nicht bis zur Oberwelt erhabner Geiſter fährt:
Wie gegentheils das Lied, das dieſer Ohr durchdringet,
Nicht bis zum Pöbel ſchallt, und, träfs ihn, widrig klinget.

Iſt irgend eine Kunſt ein Mährchen aller Welt,
Davon ſich jeder Kopf zum Urtheil fähig hält;
So iſt es dieſe Noth, die Wort und Sylben zählet:
Und was ſie wählen mag, nie ſchön genug erwählet.
Zur Critik iſt hier ſchon des Großen Dummheit recht;
Ein weiſer Bettelvogt zur Critik nicht zu ſchlecht:
Und jeder ſagt und ſchwört, daß Noran richten könnte,
Dem ich aus Redlichkeit den Sitz im Tollhaus gönnte.
Ein Mägdchen, das die Laſt gar oft zum Fluch bewegt,
Das lieber einen Mann, als ihren Zuber, trägt,
Beurtheilt voller Geiſt, (die Noth iſt zu erbarmen!)
Dort, wo der Brunnen rauſcht, das neue Hochzeitcarmen.
Wenn jedem in der Stadt ein großer Schuldner ſtirbt;
Wenn dort der Kaufmann weint, weil der mit ihm verdirbt:
So flucht der liebe Sohn, weil der Poet nicht klaget,
Daß jetzt das Heil der Welt der Erden abgeſaget:
Da niemand leugnen kann, daß doch die halbe Stadt
Viel Thränen milder Art um ihn vergoſſen hat.
Der Vers kann auch ſogar ein Trödelweib entrüſten.
Ein Carmen und kein Wunſch? Fort mit dem Atheiſten!

Ein Carmen ohne Wunſch? Das iſt wohl nie erhört!
So gehts, wenn man einmal des Höchſten Wort entehrt!
Verwehr es ihr doch nur, den Cubach aufzuſuchen;
Sonſt wird ſie ganz gewiß ſo geiſtlich dich verfluchen,
Daß der vor aller Welt verdammte Antichriſt
In deiner Gegenwart ein reiner Engel iſt.
Verdients ein Patriot, daß ihn die Dichter loben:
So hat ihn gegentheils die Schmeicheley erhoben.
Da gehts den Augenblick zur Frau Gevatterinn,
O Name, der entzückt! zur lieben Waaſe hin:
Und keiner glaubt es leicht, daß, wo die Rocken lärmen,
Die Dichterinnen auch bey Flachs und Hecheln ſchwärmen.
O Dichter! wünſch es dir, daß der und jene ſpricht:
Verbrennt die ganze Schrift! das Zeug begreif ich nicht!
Vermeide ja das Lob, daß viele dich erheben;
Dann kannſt du einſt vielleicht nach tauſend Jahren leben!
Wie ſelten ſeyd ihr nicht, ihr Richter weiſer Art,
Als hätt euch die Natur aus Mühſamkeit geſpart.
Ich find es gar zu wohl, und weis es, wie michs quälet,
Daß mir kein Mund mehr ſagt: hier, Freund, haſt du gefehlet:
Hier denkſt du fälſchlich hoch; dort aber zu gemein:
Hier iſt das Beywort ſchwach; und hier der Vers nicht rein.
Wie ämſig würd er mich bey ſeinen Lehren finden!
Umſonſt! ich lebe hier bey , , , , ,
Der, eh er ſchlafen geht, das Wirthshaus zwar bezahlt,
Und in vergoßnem Moſt den guten Morgen malt;
Der aber, wenn er früh das letzte Maas verſchlinget,
Zum Abſchied nicht einmal ein frölich Liedchen ſinget.
Hier, Bruder! iſt ein Glas! das fordre immerhin;
Nur nicht den Perſius: und käm es dir in Sinn,

Hier etwan ungefehr den Perſius zu kaufen;
Du müßteſt ganz gewiß das ganze Land durchlaufen.
Gut! wag es: frage nach. Nur frage nicht zu frey:
Man meynte ſonſt vielleicht, daß dieß ein Schimpfwort ſey.
Und ob die Mägen gleich den Vater Bacchus kennen;
So darfſt du ihn doch nicht bey ſeinem Namen nennen.
Nun, Naſo, glaub ichs dir, wie ſcharf der Kummer nagt,
Wenn dort kein Barbar hört, was ihm dein Elend klagt:
Und wenn man dieſes Ohr, das ſelbſt die Verſe zählet,
Aus Mangel andern Raths, zum eignen Richter wählet.
Du fliehſt von Haus und Hof: dieß aber kränkt dich nicht:
So wenig als mich dieß, daß mir ein Heerd gebricht.
Der Scythe quält dich nur: er hörts mit kalten Sinnen,
Und rühmteſt du ihm gar die Anmuth von Corinnen.
Du übertäubſt zuletzt den herrſchenden Verdruß.
Ich folge dir darinn, und will, nicht weil ich muß,
Nein, um dir nachzugehn, bey deinen weiſen Lehren,
Das Schickſal, das mich drückt, noch deinetwegen ehren.
Hier ſitz und ſpiel ich oft den Fenſtern etwas vor.
Der Dichter kömmt in Glut; erblickt der Neune Chor;
Erhitzt, entwickelt ſich, geräth zuletzt ins Schwärmen;
Fühlt die Begeiſterung. Der Nachbar hört das Lärmen,
Und meynt aus jedem Wort von ferne zu verſtehn:
Ich wollte nächſter Tags mit ihm nach Lappland gehn,
Um dort das blinde Volk der Heiden zu bekehren,
Die etwa die Vernunft nach Art der Alten ehren.

So bin ich immerhin mir mein Poet allein.
O könnt ich nur dabey ein ſolcher Dichter ſeyn,
Der, wenn er ungefähr ſechs Bogen ausgehecket,
Den Kopf gelehrter trägt, und zu den Wolken ſtrecket.

So aber bück ich mich zur Erde niedrig hin.
Und da ich ehedem ſo groß geweſen bin;
So will ich, um mir jetzt den beſten Tag zu machen,
Der Jugend erſte Zeit und meinen Wahn verlachen.
So wie, wenn Phyllis ſonſt mit zärtlichem Gemüth,
Den von des Buhlers Hand geſchenkten Ring beſiehe,
Der, da die Mutter kömmt, ihr aus den Händen ſchießet;
Das aufgebrachte Blut ihr durch das Antlitz fließet:
So ſchamhaft, und noch mehr, als ſie ſich kränken kann,
Ficht mich der edle Trieb der alten Thorheit an;
So kümmernd dringt mir jetzt der Nachruf vorger Lieder,
Durch die vom Dichterblut nunmehr befreyten Glieder.

Du, der du nur allein mein Herz ſo ſtark bewegſt;
Der du dem Franzmann jetzt den Blitz entgegen trägſt:
O König, ſchone doch! und wär es meinetwegen;
Du möchteſt ſonſt aufs neu mein ſittſam Blut erregen.
O da vergäß ich mich vielleicht zu meiner Schaam!
Du ſiegteſt ganz gewiß, doch allzeit mir zum Gram:
Hier, weil mirs die Natur aus Ohnmacht ſchon verſagte,
Daß ſich mein trockner Kiel je an das Bildniß wagte:
Dort aber, wenn mich ja der Eiſer ſchreiben hieß,
Der Eiſer zehnmal trieb, und zehnmal auch verließ.

Unterſuchung,

Ob uns die Philoſophie zu Zweiflern in der Religion mache?

Die Wahrheiten der Offenbarung durften nicht ſo beſchaffen ſeyn, daß, ſie zu verſtehen und ihnen Beyfall zu geben, große natürliche Kräfte des Verſtandes nöthig wären. Die Abſicht des Urhebers der Offenbarung war, allen Menſchen die Mittel zu ihrer ewigen Glückſeligkeit zu entdecken, und er wollte nicht ſo ungerecht ſeyn, diejenigen hiervon auszuſchließen, die zu tiefem Nachdenken weder Fähigkeit noch Uebung genug beſaßen. Es war auch dieſes nicht nöthig. Die Geheimniſſe der Religion hängen in der That mit denen Wahrheiten zuſammen, die uns die Vernunft lehret; denn alle Wahrheiten ſind Glieder einer einzigen Kette; aber nur der unendliche Geiſt überſieht dieſen Zuſammenhang. Ueber unſere natürliche Einſicht ſind dieſe Sätze ſoweit erhoben, daß wir ihnen gleich nahe ſind, wir mögen am Gipfel oder am Fuße der menſchlichen Erkenntniß ſtehen. Es iſt alſo ſowohl dem ſchärfſten, als dem ungeübteſten Geiſte ein übernatürlicher Beyſtand zum Erkenntniſſe und zur Ueberzeugung von dieſen Wahrheiten nöthig; und dieſer Beyſtand machet, daß zwiſchen beyden Kräften kein Unterſchied zu bemerken iſt. Vielleicht mache ich hier meine Gedanken durch ein Gleichniß von den Begleitern des Jupiters

piters und Saturns etwas deutlicher. Sie ſind bloßen Augen unſichtbar, man mag ein ſehr ſcharfes Geſicht oder ein blöderes haben. Eben weil ſie uns nur das Fernglas entdecket, ſo iſt kein allzugroßer Unterſchied, wie ſie ſich durch dieſes Glas einem ſcharfen oder einem blöderen Auge zeigen.

Was iſt denn zwiſchen einem Weiſen und einem Ungelehrten alſo für ein Unterſchied in dem wichtigſten Zwecke, den jeder haben kann, in der Erkenntniß, auf die ſich beyder ewiges Wohl gründet? Brauchen nicht beyde den Einfluß einer höhern Kraft, und iſt nicht dieſe Kraft über beyde gleich mächtig? Aber die Hitze der Sonne iſt ja gleich mächtig, wenn ſie einen dichten Stein und wenn ſie eine lockere Wolle beſcheint, und doch wird die Wolle weniger erwärmt, als der Stein. Die Uebung unſeres Verſtandes wird nützlich genug ſeyn, wenn ſie uns nur für die Wirkung, welche die Offenbarung in uns haben ſoll, vorbereitet und empfindlicher machet. In dieſer Abſicht verwerfen ſelbſt Gottesgelehrte den Beyfall nicht, den man den Lehren des Glaubens aus vernünftigen Gründen giebt. Es iſt aber nicht unter die vernünftigen Gründe zu zählen, wenn wir ein Buch für göttlich halten, nur weil wir es von Jugend auf ſo haben verehren lernen; wenn wir aus gewiſſen Sprüchen dieſes Buchs gewiſſe Lehrſätze beweiſen, nur deßwegen weil man uns beſtändig geſagt hat, daß dieſe Lehrſätze aus dieſen Sprüchen fließen: ſo muß aber ein Ungelehrter nothwendig verfahren. Für den Philoſophen gehört es, die Nothwendigkeit einer Offenbarung, die Merkmaale einer göttlichen

lichen Schrift zu erkennen, den Zuſammenhang zwiſchen dem Lehrſatze und Beweiſe zu ſehen. Man wird ihm alſo ſeine Vernunftſchlüſſe rauben müſſen, wenn man ihm die Offenbarung und Religion rauben will, da man dem Ungelehrten zu dieſem Endzwecke nur die vorgefaßten Meynungen ſeiner Kinderjahre benehmen darf.

Doch vielleicht vermindert dieſen Vorzug des Philoſophen die Betrachtung, daß ihn auch öfters ſeine Ueberredungen auf Einwürfe führen, die dem Ungelehrten nicht beyfallen, der nur einfältig glaubet. Dieſer Gedanke hat einen Schein vor ſich, und er wird öfters von Eiferern nur allzuweit getrieben. Man pfleget dieſen Leuten insgemein ſpöttiſch zu antworten: ich glaube, daß es eben ſo gut ſeyn würde, ihnen einmal ernſthaft den Ungrund ihrer Gedanken zu zeigen. Vielleicht iſt der Muthwillen ihrer Gegner eben ſo übel angebracht, als ihr heiliger Eifer.

Derjenige irret ſich ſehr, der ſich einbildet, nur eine tiefſinnige Philoſophie ſey fähig, Einwürfe wider die geoffenbarten Wahrheiten zu machen. Es iſt vieles in der Religion, deſſen Vortrefflichkeit nur der erkennet, der viel Vernunft beſitzt, und daß einem weniger Ueberlegenden ungereimt zu ſeyn ſcheint: ein ſolcher wird vielleicht glauben: das Leben unſeres Heilandes hätte mehr irrdiſche Pracht und Gewalt zeigen ſollen; aber wenn man deßwegen behaupten wollte, die ſchlechten und verachteten Umſtände, in denen ſich des Menſchen Sohn den Jüden gezeigt, enthielten etwas, das der Vernunft ärgerlich iſt, ſo würde man hier durch die Vernunft, nicht die Kraft der Seelen verſtehen, mit deren Ausbeſſerung der Weltweiſe beſchäfftiget iſt; denn für dieſe Vernunft iſt ein einziges Wunderwerk, das ſie wirklich dafür erkennen muß, was größers, als die Eitelkeit aller Könige. Ich glaube auch nicht, daß man aus gewiſſen Nachrichten hat, ob die Griechen, denen das Evangelium eine Thorheit war, alle Philoſophen geweſen ſind. Wenn alſo dem Unwiſſenden ſo gut Zweifel einfallen können, als dem Gelehrten; welcher wird wohl am geſchickteſten ſeyn, ſich ſolche aufzulöſen? Ohnſtreitig der, der von der Stärke eines Vernunftſchluſſes zu urtheilen, und bey einem ſcheinbaren Einwurfe den verdeckten Fehler wahrzunehmen weis

Nicht nur die Geſchicklichkeit, ſondern auch die Begierde, ſich Zweifel, die einem bey der Offenbarung einfallen, aus dem Wege zu räumen, ſetzet einen philoſophiſchen Geiſt zum voraus, das iſt einen Geiſt, der an der Erkenntniß der Wahrheit ſein größtes Vergnügen findet. Wer nicht ſo geſinnt iſt, der ſchlägt ſich vielleicht die Zweifel auf eine Zeitlang aus dem Sinne, und glaubet, zu ihrer Widerlegung ſey ſchon dieſes genug, daß ſie einem Satze, den er für wahr hält, widerſprechen: aber er kann nicht wiſſen, ob ſie ihm vielleicht nicht noch mit mehrerer ſcheinbarer Stärke, zu einer Zeit vorgeſtellt werden, da er am meiſten wünſchte, von der Wahrheit ſeiner Lehre recht feſte überzeugt zu ſeyn? Und kann man alsdenn hoffen, daß ihm eine übernatürliche Kraft in Auflöſung dieſer Einwürfe werde behülflich ſeyn, wenn man bedenkt, daß dieſe Kraft ihre Wirkungen nicht bey

Gele=

Gelegenheiten verſchwendet, wo natürliche Kräfte zureichend ſind?

Und gleichwohl iſt der Zuſtand eines ſolchen Menſchen noch beſſer, als der Zuſtand, in welchen ein anderer verfallen kann, bey dem dergleichen Zweifel zwar kein philoſophiſches Gemüth, aber auch weniger Hochachtung für den Glauben antreffen. Dieſer wird ſich vielleicht freuen, daß er einen ſcheinbaren Einwurf wider die Sätze gefunden hat, von denen er wünſchet, daß ſie falſch ſeyn möchten. Wie man leicht glaubet, was man wünſchet: ſo wird ihm ſein Einwurf ſtatt eines Beweiſes gelten; und wie die Begierde, Proſelyten zu machen, bey dem Ungläubigen eben ſo ſtark und unbändig iſt, als bey dem Abergläubiſchen, ſo wird er ſeinen neuerfundenen Beweis überall bekannt zu machen ſuchen, ſollte er auch nur den Vortheil davon haben, daß er ſich von dem Pöbel durch Verſpottung der Lehren unterſcheidet, die der Pöbel verehret. Man ſieht leicht, daß ich hier den Character der Freydenker mache, wenn man anders eine Art Leute vom Denken benennen kann, die viel zu ſchwatzen und nichts zu denken gewohnt iſt. Man findet öfters Leute, die ſich aus dieſem Character eine Ehre machen, unter Studierenden, bey denen ſich die Hitze der Jugend mit der Begierde, klüger, als andere zu ſeyn, vereiniget. Man laſſe einen Menſchen von dieſer Gemüthsart etliche halbverſtandene philoſophiſche Sätze ins Gedächtniß faſſen, ſo iſt der Freydenker fertig, und er iſt ſeiner Weisheit alsdenn ſo voll, daß er zerberſten würde, wenn er ſich nicht in allen Geſellſchaften davon zu entledigen ſuchte. Der ſpitzfindige Ausdruck in des Seneca Trojanerinnen: nach dem Tode iſt nichts, und der Tod ſelbſt iſt nichts.

> After Death Nothing is, and Nothing, Death.
> *Rocheſter*

wird ihm ſtatt eines bündigen Schluſſes ſeyn; er wird die Auferſtehung der Todten geradeweg für ungereimt erklären, weil es ihm ungereimt zu ſeyn ſcheint, daß alle die Theilchen, die den Körper einer gewiſſen Seele ausgemacht, ſich wieder zuſammen finden ſollten, ohne ſich darum zu bekümmern, ob dieſes wirklich ſo ungereimt ſey, und ob die Auferſtehung der Todten es einmal zum voraus ſetze; er wird von den Begebenheiten der Welt die Vorſicht ausſchlieſſen, weil er gehört hat, daß dieſe Begebenheiten natürlicher Weiſe geſchehen; und wird nicht ſoweit nachdenken, daß die Einrichtung der Natur von der Vorſicht herrühre. Aber nichts iſt luſtiger zu hören, als wenn ein ſolcher Menſch ſich mit der Mathematik furchtbar machen kann. Ich habe einen gekannt, der den gemeinen Einwurf erſchnappt hatte, der ſich bey den Größen des ehernen Meers, wie ſie die Schrift in Beſchreibung des Salomoniſchen Tempels angiebt, machen läßt; die Breite querdurch wird uns zehn Ellen, und der Umkreis dreyßig Ellen angegeben. Wenn das eherne Meer ein vollkommener Zirkel geweſen iſt, ſo muß bey dem Durchmeſſer von 10 Ellen der Umfang beynahe 31½ Elle ſeyn. Man kann nicht glauben, wie ſehr mein Mathematicus mit dieſem wichtigẽ Einwurfe alle Studioſos Theologiae ängſtigte, mit denen er zu ſprechen kam. Er konnte in der That es nicht beweiſen, daß der Durchmeſſer eines Zirkels zum Umkreiſe ſich beynahe verhalte wie 100: 314, er hatte es nur gehört, und wenn ſeine Gegner ſo unverſchämt geweſen wären, als er, ſo hätten ſie es ihm nur leugnen dürfen; aber wenn einer davon auch nur ſo viel Geometrie gekonnt hätte, ein Sechseck zu zeichnen, ſo hätte er ihm eine Figur des ehernen Meers weiſen können, bey der das angegebene Maaß aufs ſchärfſte eintrifft; denn wie uns die Schrift von dieſer Figur nichts genau beſtimmt, ſo läßt ſich der angeführte Einwurf ſo wohl auf dieſe als auf andere Arten auflöſen.

Der Philoſoph, dem wider geoffenbarte Lehren Zweifel beyfallen, wird ſich ganz anders aufführen. Weil er Gründe hat, die Offenbarung hochzuſchätzen, ſo werden ihm ſeine Zweifel dawider verdächtig vorkommen. Er wird ſich alſo enthalten, ſie vielen mitzutheilen: denn da er wenigſtens es als möglich anſehen muß, daß ſie falſch wären, ſo könnte er allzuviel Schaden ſtiften, wenn er ſie Ungeübten beybrächte, die ſie für unwiderleglich anſähen. Wem er ſeine Gedanken mittheilet, von dem verſpricht er ſich auf gewiſſe Maaße eine Auflöſung derſelben.

Man muß in der Philoſophie ohne Einſicht, in den Geſchichten ohne Beleſenheit ſeyn, wenn man nicht zugeben will, daß das Buch, welches die Chriſten als göttlich verehren, ſehr viel vortreffliches in ſich halte. Wenn wir alſo in dieſem Buche eines und das andere antreffen, das mit den uns bekannten Grundſätzen der Vernunft zu ſtreiten ſcheint; wird es denn wohl vernünftig ſeyn, dieſen Streit gleich als ausgemacht anzunehmen? oder wird uns nicht vielmehr die bloße Vernunft anbefehlen, aufs ſchärfſte zu unterſuchen, ob der Widerſpruch nicht vielleicht nur ſcheinbar iſt? Iſt denn der Schluß ſo gar unrecht, welchen Sokrates von den Büchern eines Weltweiſen machte? **Was ich verſtehe**, ſagte er, **iſt vortrefflich, ich glaube auch, das wird ſo beſchaffen ſeyn, was ich nicht verſtehe.**

Dieſer Schluß läßt ſich mit deſto mehrerm Rechte bey den heiligen Büchern machen, weil die Sätze, die uns darinnen zu glauben anbefohlen werden, gar nicht ſo beſchaffen ſind, daß wir ihre Unmöglichkeit zeigen könnten. Alles, was uns bey ihnen anſtößig ſeyn kann, iſt dieſes: wir begreifen nicht, wie ſie möglich ſind. Man gehe die größten Geheimniſſe durch, man wird nichts anders darinnen antreffen. Wie iſt man mit der Offenbarung von der Zahl der Perſonen in der Gottheit verfahren? Alle Ungläubige, die bis auf dreye zählen können, haben ihr den Satz entgegen geſetzt, daß dreye mehr ſey als eins, oder, daß $3x > x$; wie ſich diejenigen unter ihnen ausdrucken, die aus der Algebra ſchon ſoviel gelernt haben, daß man für was unbekanntes den Buchſtaben x ſetzen könne: aber welcher unter den reinen Gottesgelehrten hat wohl die Dreyeinigkeit ſo erklärt, daß ihr ein ſolcher Einwurf entgegen ſtünde? Dieſes zum Voraus geſetzt, daß die Zweifel, die wir wider geoffenbarte Wahrheiten haben können, nur daher entſtehen, weil wir ihre Möglichkeit nicht einſehen, nicht weil wir was Widerſprechendes in ihnen finden: ſo behaupte ich, daß dergleichen Zweifel bey niemanden weniger Eindruck machen werden, als bey einem Philoſophen. Denn dieſem ſind eine Menge von Sachen bekannt, von deren Richtigkeit er überzeugt iſt, ungeachtet er ihre Möglichkeit nicht einſieht. Es brauchet dergleichen Sachen zu finden, nicht, daß er ſich weit in der Erkenntniß der Natur und der Dinge, die außer ihm ſind, vertiefe; er darf nur ſolche Unterſuchungen anſtellen, die ihn ſelbſt zum Gegenſtande haben, und alſo dem erſten Anſehen nach am leichteſten fallen ſollten. Er darf nur ſeinen eigenen Geiſt fragen:

> Was biſt du? ſag es dir; ein Leib, der mehr verdünnt,
> Was ihm an Laſt entgeht, an Trefflichkeit gewinnt?
> Was iſts, womit du pralſt, Empfindung, Urtheil, Schlüſſen?
> Sinds zärtre Fibern nur, von gröbern abgeriſſen?
> Nur Stäubchen, die regiert von Newton und Hugen,
> Itzt vor dem Stoße fliehn, itzt nach dem Zuge gehn?

Wie weit haben es wohl hier die tiefſinnigſten Philoſophen gebracht? Haben ſie uns wohl noch überwieſen, ob unſere Seele einfach oder zuſammengeſetzt ſey? Worauf kommen alle philoſophiſchen Gründe, die man den ſo verhaßten Materialiſten entgegen geſetzt hat, an, als darauf: wir können nicht begreifen, wie ein Körper denken kann; alſo iſt dieſes nicht möglich; wer ſo ſchließt, der iſt ohne Zweifel verbunden, zu erklären, wie ein einfaches Weſen denken kann; aber dergleichen Erklärung iſt mir bisher noch nicht vorgekommen. Was kann uns nun wohl die Vernunft von den Eigenſchaften unſerer Seele entdecken, von deren Weſen ſie ſo unwiſſend iſt? Nichts, als einige Schlüſſe von den Wirkungen der Seele, die wir wahrnehmen, ohne, daß wir von ihrem Urſprunge zulängliche Kenntniß hätten. Wir wiſſen ja ſelbſt nicht einmal, wie die Seele mit dem Leibe verbunden iſt, wir mögen unſere Gedanken davon durch die Wörter Einfluß oder Harmonie erklären: der Unterſchied kömmt nur darauf an, daß wir in dem erſten Falle gar keinen Begriff von der Kraft haben, die aus dem Leibe in die Seele, und rückwärts, geht; in dem andern Falle hingegen zwar verſtehen, was es heißt: die Seele bringt ihre Wirkungen für ſich ſelbſt hervor, aber deßwegen noch nicht ſehen, wie das zugeht.

Wenn alſo der Philoſoph ſo viel Unbegreifliches nur bey ſich ſelbſt antrifft, ſo wird das gewiß kein Grund für ihn ſeyn, ein Geheimniß zu verwerfen, weil es unbegreiflich iſt. Nur der kann ſo verfahren, der noch von den Geheimniſſen der Natur nichts weis. Dieſer kann ſeinen Verſtand oder vielmehr ſeine Vorurtheile zur Richtſchnur aller Wahrheiten annehmen: aber zu erkennen, wie wenig unſere Begriffe, die in natürlichen Dingen ſo enge eingeſchränkt ſind, für höhere Lehren zureichen, dazu iſt nur der fähig, der

. . nach reifer Müh und nach durchſchwitzten Jahren
Erſt ſelbſt, wie viel uns fehlt, wie nichts man weis, erfahren. **Haller.**

Die Einfalt lachet, wenn man von der Weite der
Sonnen

Sonnen oder von dem Gewichte der Planeten redet. Wer hat die Meßkette bis an die Sonne ausgeſpannt, fraget ſie; und wo iſt die Wage, in der man die Erdkugel wiegen kann? Der Einwurf ſcheint wichtig zu ſeyn. Wie hilft ſich der Sternkündiger daraus? Iſt er fähig, die Wahrheit ſeiner Säze dem Zweifler begreiflich zu machen? Im geringſten nicht. Was iſt es, damit er ſich Glaubwürdigkeit erwirbt? Er verkündigt eine Mondfinſterniß viele Jahre vorher; er beſtimmet, welchen Tag, welche Stunde, wie lange, das Sonnenlicht uns ſoll entzogen werden. Der Unwiſſende ſieht dieſe Prophezeyungen erfüllt. Er ſchließt: wer ſo viel weis, dem kann ich auch in denen Sätzen Glauben beymeſſen, von deren Wahrheit er mich nicht ſinnlich überzeugt.

Eben ſo müſſen wir mit den Lehren der Religion verfahren. Die Uebereinſtimmung, die ein großer Theil von ihnen mit den vernünftigen Gründen hat, muß uns auch den Theil wahrſcheinlich machen, deſſen Uebereinſtimmung wir nicht ſo leicht einſehen. Wer dieſen Theil verwerfen will, weil er ihn nicht begreift, der handelt eben ſo ungereimt, als ein Schüler der Meßkunſt, der die Entdeckungen des großen Newtons verwerfen wollte, die er aus Wolfs Auszuge nicht verſtehen lernen. Die erfüllten Prophezeyungen in der Schrift, die Wunder, die ſie uns erzählet, und die wir nach allen Vorſchriften der hiſtoriſchen Glaubwürdigkeit als wahr annehmen müſſen, die Ausbreitung und Erhaltung einer Religion, die einen ſo unanſehnlichen, einen ſo gedruckten Anfang hatte, und andere dergleichen Dinge, ſind für die Offenbarung Beweisgründe von der Art, wie die Vorherverkündigungen der Finſterniſſe für den Sternkündiger.

Doch brauchet es denn etwa wohl ſo viel Philoſophie, Sätze zu glauben, die man nicht begreift? Iſt es nicht eben das Wunderbare in einer Lehre, welches den Pöbel öfters reizet, dieſelbe anzunehmen? Und hat nicht ſchon ein alter Kirchenvater, deſſen Philoſophie ſonſt eben nicht gar zu tiefſinnig ſeyn ſoll, die Lehren der Religion eben deswegen für glaubwürdig und gewiß erklärt; weil ſie, nach ſeinem Ausdrucke, unwahrſcheinlich und unmöglich ſind?

Man kann mir dieſen Einwurf machen, wenn ich behaupte, der Philoſoph werde deswegen weniger Widerſtand bey ſich finden, dasjenige anzunehmen, was in der Religion über die Vernunft iſt, weil er in natürlichen Sachen viel Unbegreifliches kennet. Aber es iſt ja wohl ein großer Unterſchied, ob man einen unbegreiflichen Satz aus Dummheit oder aus Ueberlegung annimmt? Iſt die Bekehrung eines Indianers wohl ſo wichtig, der die Lehren unſerer Religion ohne großes Widerſprechen annimmt, weil er zuvor die ungereimteſten Begriffe von ſeinen Götzen hatte verdauen können? Wenn er nicht die Thorheit ſeiner vorigen Meynungen, wenn er nicht den Vorzug der chriſtlichen Religion erkannt: ſo wird es wohl einerley ſeyn, ob er mit gleichem Aberglauben, mit gleich unrichtigen Gedanken von der Gottheit erfüllt, ein Crucifix oder ein Götzenbild anbethet. Es iſt wahr, der Beyfall, den der Aberglaube

glaube erzeuget, entſteht ſchnell und iſt heftig; aber weil er keinen feſten Grund hat, ſo iſt er von keiner oder wenigſtens von ſehr unſicherer Dauer. Das Volk, welches zweene Apoſtel kaum ſtillen konnten, daß es ihnen nicht opferte, ließ ſich bald hernach bereden, ſie zu ſteinigen, und als todt zur Stadt hinaus zu ſchleifen. Man ſtelle ſich im Gegentheile einen Philoſophen vor, der von dem chriſtlichen Glauben das erſtemal höret: der menſchliche Beyfall wird vielleicht nicht ſo plötzlich in ihm erzeugt werden; denn er kann bey ihm ohne Ueberlegung nicht entſtehen: aber wenn er erzeugt iſt, ſo wird er auch deſto beſtändiger, und eine deſto beſſere Vorbereitung zu dem göttlichen ſeyn.

Iſt doch der Unwiſſende nicht einmal im Stande, zu unterſcheiden, ob das, was man ihm vorſaget, über die Vernunft oder wider dieſelbe iſt. Er wird ungereimte Lehren mit eben derjenigen Ehrfurcht annehmen, die man nur unbegreiflichen Geheimniſſen ſchuldig iſt. Dieſes iſt unſtreitig der Grund, warum die Thorheiten der Schwärmer, die auch Leuten von mittelmäßigem Verſtande lächerlich ſind, ſich ſo ſehr unter dem Pöbel ausbreiten. Wie elend ſind nicht allezeit die Völker daran geweſen, bey denen Wiſſenſchaften und Künſte entweder gar unbekannt, oder nur das Erbtheil boshafter Prieſter, waren? Sie haben die thörichteſten Mährchen als heilige Geheimniſſe, die gemeinſten Taſchenſpielerſtückchen, als erſtaunenswürdige Wunderwerke verehret. Wie viel kann uns hier die Philoſophie nicht helfen! Sie lehret uns, das Evangelium vom Alcorane, Geheimniſſe von Fabeln, und Wunderwerke von Betrügereyen, unterſcheiden. Ohne ſie, wiſſen wir nicht, wie weit unſere Vernunft fähig iſt, uns glücklich zu machen; wir können alſo nicht urtheilen, ob uns eine Offenbarung nöthig ſey, unſerm Mangel abzuhelfen, und wie dieſelbe müſſe beſchaffen ſeyn. Es ſind viel Sätze, auf deren Richtigkeit unſer ganzes Glück ankömmt, und die uns gleichwohl die Philoſophie mit großer Wahrſcheinlichkeit, aber nicht mit völliger Gewißheit lehret. Ich rechne die Wahrheit hieher, daß unſer Geiſt unſterblich ſey; eine Wahrheit, die nach Cicerons Ausſpruche von jedem Geiſte deſtomehr gewünſchet wird, je vortrefflicher er iſt; die Einigkeit des unendlichen Weſens, die Möglichkeit und die Art, ſich mit dem beleidigten Gotte zu verſöhnen, und andere ſolche Wahrheiten, die die größten Philoſophen beſtändig nur geſucht, oder aufs höchſte geglaubt und gewünſcht haben, aber die nur Chriſten wiſſen. So wird uns denn die Philoſophie, indem ſie uns von ſoviel Dingen nur zweifelhaft unterrichtet, nicht etwa zu Freygeiſtern machen; ſondern uns im Gegentheile eben dadurch mehr Hochachtung für die Religion beybringen.

Zu ſtammelnd für den Schall geoffenbarter Lehren,
Soll die Vernunft hier Gott mit eignem Lallen ehren.

Haller.

Nur das iſt vielleicht zu befürchten, daß der, der mit einer philoſophiſchen Spitzfindigkeit über Sachen, die die Religion angehen, nachdenkt, dadurch allzuleichte in gefährliche Irrthümer verfällt? Doch ein ſolches Verfahren muß man ſich von einem wahren Weiſen nicht vermuthen. Eben weil dieſer weis, wie viel dazu nöthig ſey, von einer Sache vollſtändige Begriffe und ein feſtes Lehrgebäude zu haben; weil ihm bekannt iſt, wie leicht auch der tiefſinnigſte Geiſt irren könne: ſo wird er furchtſam ſeyn, in Dingen, die unſere Vernunft überſteigen, etwas auszumachen, davon ihn nicht die Offenbarung verſichert. Nur die Leute, die nicht zum Nachdenken gewohnt ſind, können ihre Einfälle für Glaubensartikel annehmen und andern auf dringen. Nur ſie können mehr verlangen zu wiſſen, als uns Gott geoffenbaret hat, und das, was ihnen zu fehlen ſcheint, aus ihrer eigenen Einbildung hinzuſetzen, und ihre Träume werden ihnen das gründlichſte Lehrgebäude zu ſeyn ſcheinen, weil es ihnen an Vernunft fehlet, die Schwäche ihrer Schlüſſe zu erkennen. Den Philoſophen lehren ſehr viele Beyſpiele in natürlichen Dingen, daß der Schöpfer unſerer Erkenntniß gewiſſe Gränzen vorgeſchrieben hat, die großentheils darauf ankömmt, daß wir die Sachen zu gebrauchen wiſſen, ohne eben ihr inneres Weſen zu erkennen. So wiſſen wir die Eigenſchaften, an denen wir das Gold vor ſchlechtern Metallen kennen, die Arten, es von andern Körpern, mit denen es vermiſcht iſt, abzuſondern, und andere Dinge, welche uns nöthig ſind, das Gold zu gebrauchen; aber die Art, die Figur und die Verbindung ſeiner Theile iſt uns unbekannt; denn wir können das Gold gebrauchen, ohne dieſes zu wiſſen. So beobachten wir die Geſetze, nach denen ſich die Sterne bewegen, und theilen unſere Zeit darnach ein, ohne daß wir eine vollkommene Erkenntniß von dem Urſprunge dieſer Bewegungen hätten. Die Wiſſenſchaften erhalten nach und nach immer einen neuen Zuwachs, wenn derſelbe den Menſchen nöthig wird. Die Richtung des Magnets nach Norden iſt nicht viel eher entdeckt worden, als man ſie zur Verbeſſerung der Schiffahrt und zur Erfindung eines neuen Welttheiles brauchte.

Wenn es erlaubt iſt, Geheimniſſe mit Wahrheiten der Naturlehre zu vergleichen, ſo finde ich mit dem, was ich bisher erzählet habe, etwas ähnliches in der Offenbarung. Auch hier wird uns nur ſo viel entdeckt, als unſere Glückſeligkeit zu glauben erfordert. Wir wünſchten vielleicht von verſchiedenen Sachen vollſtändigere Begriffe; aber ſie ſind itzo für uns zu hoch und uns unnütze.

Ein Vater hatte jeden von ſeinen beyden Söhnen mit einer Uhr beſchenkt. Er wies ihnen, wie ſie ſich beym Aufziehen, bey der Verwahrung vor äußerlichen Zufällen, bey der Hülfe, die eine kleine Unrichtigkeit im Laufe vonnöthen hatte, verhalten ſollten; der älteſte richtete ſich genau nach dieſen Vorſchriften, und gebrauchte ſeine Uhr lange Zeit: für den andern war dieſe Aufführung zu einfältig; er machte ſeine Uhr alle Augenblicke auf; er drehete an den Rädern; er bewunderte das Gebäude und die verſchiedenen Bewegungen; am begierigſten war er, das Geheimniß der Trummel zu entdecken; er ruhete nicht eher, als bis er dieſes Behältniß ausgemeiſtert hatte; aber nun war ſeine Uhr verderben, und er hatte gleichwohl durch ſeine Mühe nicht ſoviel gelernt, daß er ſie wieder hätte machen können. War ſeine Aufführung wohl vernünftig? Nein, denn er hätte bedenken ſollen, daß er von allen ſeinen Unterſuchungen ſich nichts verſprechen dürfe, weil ihm die Gründe der Uhrmacherkunſt ganz unbekannt waren. So geht es insgemein demjenigen, der von den Geheimniſſen des Glaubens mehr wiſſen will, als ihn der Schöpfer zu lehren für gut befindet. Auch er

> kriegt oft für wahres Licht und ewig helle Luſt
> Nur Würmer in den Kopf und Dolche in die Bruſt.
>
> Haller.

Der Philoſophie aber lege man weder die Einwürfe des Freygeiſtes, noch die Irrthümer des Grüblers zur Laſt; und woferne man ja behaupten will, daß viel Vernunft zu beſitzen, dem Glauben ſchädlich ſey, ſo rechtfertige man doch das Verfahren des Urhebers der Offenbarung, daß er ſie vernünftigen Geſchöpfen und nicht den dümmſten unter den Thieren entdecket hat.

M. Käſtner.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Chloris
im Kleiderſchmucke.*

Nicht Chloris Schönheit zu beſingen,
Werd ich vom eitlen Wunſch verführt;
Der Dichtkunſt will kein Bild gelingen,
Als: wer ſie ſieht, der bleibt gerührt.
Kaum daß mein Kiel, nach ſchüchtern Blicken,
In der mir jetzt gewählten Schrift,
An ihr, den Wohlſtand ſich zu ſchmücken,
Mit ungewiſſen Zügen trifft.

Ein ſterbend Blau färbt jene Seide,
Die dieſer Schönen Glieder deckt,
Die von der Bruſt, im langen Kleide,
Sich ſenkend um den Reifrock ſtreckt.
Der Wirker läßt auf dieſem Grunde
Mit Laub vermengte Roſen blühn,
Um ſo das Roth, auf Chloris Munde,
Den todten Farben vorzuziehn.

Zwar ſchimmern keine Diamanten
Auf ihres Hauptes leichtem Schmuck;
Reich Band, und fliegend zarte Kanten
Sind braunen Haaren ſchön genug.

---

* Die Schöne ſoll im Schmucke prangen.
Hiervon: ob ſie bereits vergangen,
Bloß möglich, oder wirklich ſey?
Steht eins zu glauben, Leſern frey.

Vom Nacken ſanft hinauf geſchlagen,
Nur ſeitwerts flach und mäßig kraus,
Ziert ſie, nicht ſchon den Kranz zu tragen,
Zur Jugend noch ein Blumenſtraus.

Nach Gründen, die die Schöne zwingen,
Verdeckt ihr Haupt der Kappen Flor;
Stets hängt, an kleinen goldnen Ringen,
Ein rarer Stein am zarten Ohr.
Des aufgeführten Halſes Mitte
Mißt dreyfach eine Perlenſchnur;
Die Spitzen ſtehn im holen Schnitte
Vom Rücken zu des Buſens Flur.

Hier fügt der Streif ſich ſchön zuſammen,
Hier, wo wohl nie des Liebſten Hand
Unſchuldger Gutheit zarte Flammen,
Mit leichtem Schier verbreitet, fand.
O Nadel! unverdient zum Glücke,
Die auf der Bruſt das Halstuch fügt;
Warum entziehſt du unſerm Blicke
Den Reiz, der alle Kunſt beſiegt.

Den Raum, wo ſich die Seufzer häufen,
Die halb erſtickt von dort entfliehn,
Die tiefe Bruſt bedecken Schleifen,
Die ſich zur Leibes Mitte ziehn.
Gewiß, ein Vorwurf zum Vergnügen,
Wenn hier ſich Schultern breit erhöhn,
Woran ſich ſtolze Arme fügen,
Bey denen wir um Feſſel flehn.

Es ziehn ſich um den Arm Manchetten,
Die Braband auf dem Saume ſchmückt,
Die kurz vorher die Künſt zu plätten
In breite Falten ſchön gedrückt.
Noch näher zu den weichen Händen
Krümmt ſich voll Perlen ſchwarzes Band;
Das bey dem Schwur, ſich zu verpfänden,
Einſt Damon küſſenswürdig fand.

Ein aus Rubin geſchnittnes Herze
Faßt ihres Fingers ſchmales Gold.
Hiervon ſagt Chloris oft im Scherze:
Es ſey nur jungen Herren hold.
Des Fächers eingeſchlagne Blätter
Trägt ſie, der Schönheit zum Gebrauch;
Die Röthe ſteigt bey warmem Wetter,
Und weicht durch jener kühlen Hauch.

O! ſeht den Anzug ſchlanker Glieder,
Den Chloris zum Bewundern trägt.
Sie geht im Saal itzt auf und nieder;
Seht! welche Kunſt den Fuß bewegt.
Den Fuß, den weißer Atlas decket,
Der an der Strümpfe Bluhmwerk grenzt,
Auf dem ſich breites Silber ſtrecket,
Das unter jedem Tritte glänzt.

Sie lehnt ſich itzt am Fenſterrahmen,
Wo Lieb, auf Glas, in Reimen ſpricht,
Und merkt, bey Deutung Damons Namen,
Den Hochverrath des Reifrocks nicht.

Die Wand beugt ihn ſanft in die Höhe,
O Zufall! welcher Schreck! o Wand!
Sie merkts, er ſinkt; jedoch ich ſehe
Geblümten Stoff im Silberrand.

Und überhaupt, in Chloris Trachten
Herrſcht Ordnung, die zum Ganzen ſtimmt.
Man wird die Fehler ſelbſt nicht achten,
Die kluge Wahl zur Zierde nimmt.
Sie mag den Anzug von ſich legen,
Und nur im Regenkleide gehn:
Sie wird uns doch zum Spruch bewegen;
Sie ſey in jedem Kleide ſchön.

Ihr Schönen, unter deren Reihen
Man manche gleiche Chloris ehrt,
Dieß Lied will ich euch fragend weihen:
Iſt Chloris auch wohl liebenswerth?
Bedenkt euch, holde Leſerinnen,
Bevor ein Ausſpruch Antwort giebt.
Kennt erſtlich Chloris Schmuck von innen,
Ein Herz, das Witz und Tugend liebt.

J. F. Zernitz.

* *

Ode an Doris.

Entweder meine Sinne trügen,
Wo nicht: ſo biſt du zum Vergnügen,
Zur Lieb und Poeſie gemacht;
So viel ich großes von dir dachte,
Eh dich ein Tag mir kenntlich machte,
So wenig hab ich doch gedacht.

Hat jemals noch ein Kind verdienet,
Daß ſein Verdienſt in Liedern grünet;
So halte dich für dieſes Kind;
Und ſchätze deſſen Kunſt verlohren,
Der nicht den Beyfall kluger Ohren,
Durch manches Lied auf dich, gewinnt.

Das Auge kann nicht mehr verlangen,
Als die Natur auf deinen Wangen
Von holder Anmuth eingeprägt.
Und deſſen Herz muß gar nichts fühlen,
Den deiner Augen feurig Spielen
Nicht auch zur Lieb und Glut bewegt.

Dein Mund muß ungeſchildert bleiben;
Ich hab, ihn reizend zu beſchreiben,
Zwar lange, doch umſonſt gedacht;
Ich ſpar es, bis auf eine Stunde,
Wenn mich ein Kuß von dieſem Munde,
Ihn zu entwerfen, feurig macht.

Doch, Kind, es ſey dir zugeſchworen,
Ging morgen auch dein Reiz verlohren,
Womit dich die Natur beglückt:
So blieb ich doch an deiner Seite,
Nach zwanzig Jahren, ſo wie heute,
In dich und deinen Geiſt entzückt.

O Doris, Schmuck der Pierinnen!
Erwirb dir ſtets, durch kluge Sinnen,
Den Beyfall der geſchickten Welt.
Begehre nicht die Gunſt von allen;
Den Klugen wirſt du doch gefallen,
So lange Witz und Geiſt gefällt.

Sey ſtets der edlen Kunſt ergeben,
Wodurch wir nach dem Tode leben,
Und der Vergeſſenheit entfliehn;
Das Grab mag unſern Leib zernichten,
Der Lorber, unſer Lohn im Dichten,
Bleibt ewig, uns zum Ruhme, grün.

Schon hör ich, nach viel tauſend Tagen,
Des Enkels Enkel prächtig ſagen,
Wie reizend meine Doris ſingt.
Schon ſeh ich Dichter ſpäter Zeiten,
Die noch der Klang von deinen Sayten,
Dich in der Gruft zu lieben, zwingt.

Lies, was den Opitz ewig machte,
Was Flemmings Kunſt in Anſehn brachte,
Und Beſſern aus dem Staube hob.
So lange Canitz dich noch führet,
Und Neukirchs Schäferlied dich rühret,
So lange ſteh ich für dein Lob.

Nicht dieſe liebſt du nur alleine;
Die klugen Dichter an der Seine
Sind, wie die Deutſchen, dir bekannt.
Du liebſt, was Boileau gelehret.
Wer dieſen lieſt, und dieſen ehret,
Hat, ohne mehr Beweis, Verſtand.

Doch, weiſt du noch, was er geſchrieben?
Zum Dichten, * ſingt er, muß man lieben;
Kind, folge dieſem weiſen Rath;
Und wirſt du dich hierzu entſchließen,
So brenn ich ſchon, um bald zu wiſſen,
Wen ſich dein Herz erleſen hat. G.

---

* C'eſt peu d'étre Poëte, il faut étre amoureux.

* *

Gedanken
über die Stammbücher.

Wofern ich die Wahrheit ſagen ſoll; ſo weis ich den Urſprung desjenigen Dinges nicht, wovon ich meine Gedanken mittheilen will. Und ich kann weder den Vater, noch den Geburtsort der Geſchöpfe angeben, die man Stammbücher nennet. Sonſt iſt dieſes tadelhaft, von einer Sache zu reden, deren Geſchlechtsregiſter man nicht weis; und man ſcheint in dem Falle etwas von der Vollſtändigkeit ſeiner Betrachtungen zu verlieren. Aber von mir bin ich, in Anſehung meiner Abſicht bey den Stammbuchsgedanken, die ich hier liefern will, anderer Meynung. Vielleicht könnte ich das wiſſen, was ich nicht weis: indem ich die Aufſätze einiger Gelehrten, welche der Welt von den Stammbüchern einige Anmerkungen mitgetheilt haben, hätte nachſchlagen können. Allein, da ich die Stammbücher nicht auf ihrer theoretiſchen Seite, ſondern auf der ſittlichen anſehe: ſo kann meine dießfalls gebrauchte Bequemlichkeit meinen Leſern wenig verſchlagen. Denn ich mache mich nicht anheiſchig, die Stammbücher in ihrem erſten Urſprunge, ſondern in ihrer itzigen Geſtalt zu zeigen.

Wenn man indeſſen nicht ſo wohl die erſte Gelegenheit zu allen Stammbüchern, als nur etwa die Art und Weiſe wiſſen will, wie ein jedes Stammbuch ins beſondre entſtehe: ſo thut man vielleicht am beſten, wenn man die demokritiſche Lehrverfaſſung zum Grunde leget. Ich will zwar kein Stammbuch geſchimpft haben: allein von den meiſten iſt es wahr, daß ſie, wie eine Welt dieſes Weltweiſen, ohne Verſtand und Abſicht, aus vielen einzelnen Theilchen in ein Ganzes zuſammen gelaufen ſind; welches, wenn es fertig iſt, ein Sammelplatz vernünftiger, unvernünftiger, und auch ganz lebloſer Dinge heißen kann. Ich könnte die Aehnlichkeit dieſer zweyerley Arten von Welten von Stücke zu Stücke zeigen; allein man wird ſie am Ende meiner Anmerkungen ohne mein Zuthun wahrnehmen können.

Mehr von der Art, wie Stammbücher entſtehen, zu wiſſen verlangen, als aus dieſer Aehnlichkeit fließt, das kann billig neugierig genennet werden:

da ordentlicher Weiſe die Beſitzer derſelben ſelbſt nicht mehr davon wiſſen. Ich kenne einige davon; und von denen, die ich kenne, ſind die meiſten mit mir in gleicher Unwiſſenheit. Ich weis mich zu erinnern, daß vor einiger Zeit einer meiner Bekannten von dem Buchbinderjungen ein neues Stammbuch erhielt, als ich gleich zum Beſuche bey ihm war: und er ſagte, daß er es ſchon vor vierzehn Tagen beſtellet hätte. Aber ſagen ſie mir einmal, fuhr er gegen mich fort, warum läßt man ſich Stammbücher machen? Ich antwortete: ſeit vierzehn Tagen haben ſie keine Ehre mehr, alſo zu fragen. Er verſtund mich, und verſetzte darauf: ja, es iſt wohl wahr, daß man vieles aus keinem andern Grunde thut, als weil es andere thun.

Ich bin verſichert, wenn dieſe meine Gedanken in einer Geſellſchaft von Leuten vorgeleſen werden ſollten, welche Stammbücher beſäßen: ſo ſollte vielleicht mancher darunter ſitzen, welcher heimlich bey ſich ſelbſt dächte: wenn mich itzt mein Nachbar fragte: warum ich mir mein Stammbuch hätte machen laſſen: ſo wüßte ich es in der That auch nicht zu ſagen. Dieſen Herren zu Liebe, damit ſie inskünftige wenigſtens etwas auf eine ſo wunderliche Frage zu antworten wiſſen, will ich doch noch zwo wirkende Urſachen der Stammbücher herſetzen, ob ſie gleich kein wirklich zureichender Grund ſind.

Ich habe angemerket, daß ſich viele ein Stammbuch machen laſſen, weil ſie Liebhaber von Zeichnen und Malerey ſind. Man hat ein Stammbuch geſehen, in welches ein und anderes Stück gezeichnet geweſen,

weſen: dieſes hat gefallen; denn es hat bunt ausgeſehen. Man hat nicht umhin gekonnt, gleich auf der Stelle zu erklären, daß man ſich auch ein Stammbuch müſſe machen laſſen: und wer der nächſte bey der Hand geweſen iſt, der iſt gebethen und beſchworen worden, wenn es fertig ſeyn werde, etwas hinein malen zu laſſen. Ich tadle es endlich nicht, wenn man einmal ein Stammbuch hat, daß man ihm auch durch ſeine Zeichnungen eine Zierde zu geben ſuche. Ich habe nur in ſolchen Fällen bedauert, daß man einen ſo gar ſchlechten Geſchmack dabey verrathen hat. Denn man iſt nicht durch die wahre Stärke und Schönheit der Malerey gereizet worden; ſondern ſo viel ich aus denen Meiſterſtücken urtheilen können, durch welche man manchmal zur Entſchließung, künftig ein Stammbuch zu haben, gebracht worden, ſo würde ich vielleicht auch Beyfall erhalten und Dank verdienet haben, wenn ich einen ganzen nürnberger Kaſten mit ſeinen Muſchelfarben und Penſeln hineingeleimet hätte. Ja ich habe geſehen, daß wohl eher eine ſitzende Pallas, von der Frau Wernerinn, welche grau in grau geweſen, obenhin angeſehen, und öfters gleichgültig überblättert worden; ein eingeleimter Zwerg aber eine begierige Betrachtung erweckt, und Beyfall gefunden hat, welcher in Kupfer geſtochen, und darauf bey der ſein tollen und ſcheckichten Ausmalung mit einem mit Silber eingefaßten Barte verſehen war.

Ich könnte noch etwas davon beybringen, wie fern ſich der Geſchmack mancher Leute bey den Malereyen verrathe: allein es kann kommen, daß ich noch einmal im folgenden daran gedenke; und ich will alſo zuförderſt hier noch ein Wort von den Urſachen der Stammbücher ſagen. Man giebt vor, man will dadurch das Andenken ſeiner Freunde und Gönner erhalten. Und vielleicht werde ich hier und da in Gedanken geſcholten, daß ich nichts von dem zureichenden Grunde der Stammbücher wiſſen will: da doch dieſer Grund öfters auf dem Tittelblatte in einer zierlichen Aufſchrift erſcheine, und mir alſo nicht unbekannt ſeyn könne.

Nun fehlet in der That ſo viel, daß ich dieſen Grund einiger Stammbücher nicht wiſſen wollte, daß ich ihn vielmehr denen zu Gefallen ganz dienſtfertig hier mittheile, die bisher nicht gewußt haben, warum ſie Stammbücher beſitzen; damit ſie ſich deſſelben künftig auch bedienen können. Und es wundert mich, wie dieſe Herren es nicht eher gemerkt haben, warum ſie ihren Freunden ihre Stammbücher zum einſchreiben überreichen, da ſie es doch a poſteriori aus dieſen Unterſchriften: Vedendo cio V. S. ſi ricordi &c. *En regardant ces lignes ſouvenés vous &c.* Haec in perpetuam ſui memoriam &c. **Dieſes ſchrieb zu beſtändigem Andenken ꝛc.** gar wohl hätten merken können. Allein, was ich bey der Sache zu erinnern finde, das iſt nur dieſes, daß ich nicht weis, ob alle Leute dieſen vorgegebenen Grund für einen zulänglichen Grund werden gelten laſſen. Denn ich weis nicht, ob man ſich eben, um das Andenken ſeiner Gönner und Freunde zu erhalten, Stammbücher zulegen müſſe. Sollte dieſes ſeyn: welch eine Menge von Schändlichvergeßnen und Undankbaren entdecke ich da nicht, die ich bisher für rechtſchaffene und dankbare Leute gehalten habe.

Wahr iſt es, daß die Stammbücher ordentlich in den Schul- und Univerſitätsjahren, und alſo in dem flüchtigſten Lebenstheile ihrer Beſitzer wachſen. Allein zu geſchweigen, daß es nicht eben die vortheilhafteſte Anmerkung für die Stammbücher iſt, daß man, in Anſehung ihrer, wenig oder gar keine ὀψιμαθεῖς oder Leute von 40 und 50 Jahren ſieht, die ſich Stammbücher machen laſſen: ſo iſt es in der That auch keine Ehre für ihre Herren Beſitzer, wenn ſie ſich nicht zutrauen, in den ferneren Jahren, ohne Hülfe ihres durchblätterten Stammbuchs, an diejenigen zu gedenken, welche ihnen Liebe, Dank und Ehrfurcht auf ewig ins Herz graben ſollten. Und ich bedaure, in dem Falle, Freunde, Lehrer und Gönner, welche ihre Gefälligkeit und Mühe bey ſo vergeßlichen Gehirnen verſchwendet haben. Es iſt gewiß genug, daß ich mit meinen ſo freymüthigen Urtheilen bey den allzugroßen Freunden der Stammbücher ſchlechten Dank verdiene. Allein ich weis es nicht anders zu machen. Hält man den Begriff dererjenigen, die man in ſein Stammbuch ſchreiben läßt, nicht für ſo kräftig, daß er, ohne Zuthun des Stammbuchs, für ſich ſelbſt einen beſtändigen Platz in unſrer Seele behaupten könne: ſo wird es keine Sünde ſeyn, wenn man ihn allenfalls gar fahren laſſen ſollte. Sind es aber Leute von Verdienſten; ſind es redliche Freunde; ſind es treue und geſchickte Lehrer;

ſind es wirkliche und thätige Gönner: ſo bin ich zu ungläubig dazu, mir einzubilden, daß, wenn uns das Stammbuch verlohren gehen ſollte, ihr Bild alsdenn in dem Gemüthe, auch währendem größten Zeitraume, nur einiger maßen verlöſchen könnte. Vielmehr ſcheint mir, wenn ich mich des Gleichniſſes bedienen darf, daß dieſes Bild in einem wirklich menſchlichen Herzen eben ſo feſt haften müſſe, als in dem meißniſchen Porcellain die Malerey deſſelben eingebrannt iſt, als welche auch in den zerſchlagenen Stücken deſſelben noch mit aller ehmaligen Schönheit erſcheint. Von mir wenigſtens bin ich ſo ſtolz, dieſes zu behaupten. Ich beſitze kein Stammbuch. Ich habe aber z. E. in meinen zarten Jahren unter andern einen Lehrer gehabt, der anietzt ein Prediger in Pommern iſt; und vor einer gewiſſen Zeit habe ich einen klugen und redlichen Freund durch den Tod eingebüſſet: Deren Erinnerung und Liebe getraue ich mir auch bis über die Grenzen meines Grabes mit hinüber zu nehmen.

Ich weis nicht, ob man nicht in Betrachtung der Stammbücher etwas bedachtſamer ſeyn ſollte, wenn das wahr iſt, was ich jetzt ſagen will. Ein jeder, der beſorgt iſt, ein Stammbuch zu haben, und es vollſtändig zu machen, ſchreibt gleichſam einen Valerius Maximus, und giebt gewiſſe Dinge für merkwürdige Reden und Thaten wackerer Leute aus. Wenn er nun da nicht eine ſorgfältige und kluge Wahl hält, ſonderlich mit denen, die ſich unterſchreiben: Des Herrn Beſitzers aufrichtiger, alter, treuſter, unveränderter, ergebenſter, vertrauteſter Freund ꝛc:

Freund :c: ſo ſetzet er den Begriff von ſeiner Einſicht und von ſeinem Herzen in Gefahr; und muß ſichs gefallen laſſen, daß man ihm weder eine allzugeſchickte, noch eine allzuunſchuldige Seele zuſchreibe. Eben dieſes kann mit gehöriger Aenderung auch von ſeinen Gönnern, Lehrern, und von andern berühmten Leuten verſtanden werden. Ja es fehlet nicht viel, daß ich nicht behaupte, man könne aus dem Stammbuche einer Perſon, eine ziemlich wahrſcheinliche Vermuthung davon machen, ob ſie ihrem Studieren die gehörige Art und erforderliche Vollſtändigkeit gegeben habe.

Vielleicht iſt dasjenige eine ſchlimme Anwendung dieſer Gedanken, was man bey einigen andern wahrnimmt, die auf einer andern Seite ſündigen, und bey denen der Grund ihrer Stammbücher in einer Pralerey zu liegen ſcheint. Man könnte dieſe Herren gewiſſermaßen mit dem Senkbleye der Schiffer vergleichen, welches von dem ihm unbekannten Grunde, dahin es geworfen wird, ohne Einſicht und Wahl in ſeinem Unſchlitte eine Menge von allen den verſchiedenen Theilchen und Körpern, die es unten angetroffen hat, nach keiner andern Regel, als nach dem Maaße ſeiner Oberfläche, mit ſich in die Höhe nimmt. Denn eben ſo werden viele Stammbücher denen, die ſich einſchreiben, aus keinem andern Grunde mitgetheilt, als weil ſich die Beſitzer derſelben zu der Zeit mit ihnen an einem Orte befinden. Es iſt keine Bekanntſchaft, als eine höchſtzufällige, und keine Freundſchaft vorhanden; keine Verbindung mit den da befindlichen berühmten Leuten, und öfters

ters kein genauers Band zwiſchen dem Beſitzer, und dem, der ſich als Lehrer unterſchreiben muß, als daß jener etwa zwo oder drey Lehrſtunden bey dieſem beſucht, und um die Schande zu vermeiden, dennoch das ganze Collegium bezahlet hat. Und wenn es oft wahr wäre, daß ſo viele des Beſitzers vertraute und ſeinen Abſchied beklagende Herzensfreunde wären, als ſich auf dieſe Art unterſchreiben: ſo wäre es allein Beweis genug, daß der Herr Beſitzer nichts tauge und nichts verſtehe, ſondern ſeine ganze Zeit verſchleudert und in Geſellſchaft zugebracht haben müſſe. Und deswegen iſt es eine ſehr unbedachtſame Praleren, bloß darauf zu ſehen, daß das Stammbuch nur fein dicht voll geſchrieben werde.

Es iſt eine Gattung von Stammbüchern übrig, welche aus noch einer andern Abſicht gebunden und angewandt werden. Aber ich muß den übrigen Beſitzern der Stammbücher die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und einen niederträchtigen Misbrauch nicht überhaupt unter die gemeinen Gründe der Stammbücher ſetzen: geſetzt, daß dieſer verwerfliche Zweck die erſte Gelegenheit davon geweſen wäre. Es giebt nichtswürdige Geſchöpfe, die der Erde zur Laſt ſind, und ſich Stammbücher machen laſſen, um ſie als Bettelbriefe zu brauchen. Es iſt ihnen nicht an dem Namen und Andenken deſſen, der ſich einſchreibt, gelegen, ſondern an einigen Groſchen, zu deren Empfange ſie die Hand bey Zurücknehmung ihres Brandbuchs hohl in Bereitſchaft haben. Man darf nicht ſorgen, daß man ihre Abſicht nicht errathen werde. Sie haben eine beſondere Gabe, ihr

Anliegen mit einer höflichen Verblühmung bey der Ueberreichung zu entdecken. Und man kann ſie eben ſo leicht verſtehen, als es ein gewiſſer Prinz an den andächtigen Eingängen des Vortrags ſeines Staatsbedienten gleich merken konnte, wenn ihm dieſer eine unangenehme Bothſchaft zu bringen hatte. Sollte ſie aber der Herr ja etwa nicht recht verſtehen wollen: ſo wiſſen ſie es in der Dankſagung für die Gütigkeit ſeines Einſchreibens ſehr geſchickt mit einfließen zu laſſen, wem ſie kurz vorher ihr Stam̃buch auch zu überreichen die Gnade gehabt, und wie viel Viergroſchenſtücke oder Achtgroſchenſtücke ſie von ihm erhalten. Meines Erachtens thut man Sünde, wenn man durch eine übelangebrachte Freygebigkeit, dem gemeinen Weſen zur Plage, ſolche Misgeburten erhalten hilft, die hernach, wenn ſie ſich einmal an einem Orte oder in ſolchen Umſtänden befinden, wo das Stammbuchgewerbe nicht recht gehen will, die abſcheulichſten Bosheiten vorzunehmen bereit ſind. Und man ſollte ihnen entweder gar nichts, oder, was man gäbe, wenigſtens mit einem Verweiſe, und mit der Bezeugung geben, daß man ſich ſchäme, mit ihnen unter einerley Gattung von Thieren gerechnet zu werden. Was ich ehedem dießfalls gethan habe, das büſſe ich nunmehr mit Nimmerthun. Vor einiger Zeit war ich von einem Taugenichts um meinen Namen in ſein Stammbuch, und was dem anhängig iſt, überlaufen. Ich ſchrieb ihm etwas hinein, und ſtellte mich, als ob ich auch etwas Geld an den Ort legte, den ich mit einem Ohre bezeichnete. Er nahm ſein Buch mit vielen Freundlichkeiten und Verbeugungen zurück, und ſuchte das Schöne, das ich ihm eingeſchrieben haben würde, begierig auf, um das Geld zu finden. Anſtatt deſſen aber fand er mehr nicht, als dieſes:

Graben mag ich nicht; ſo ſchäm' ich
mich zu betteln.

Hiermit verſichert ſich von des Hrn.
Beſitzers beſtändigem Andenken, ein wahrer
Freund, der ſich hier unterſchreibt

Arbeit+Tugend=Brodt+Ehre.

Er veränderte hierbey die Farbe noch ein wenig, und nahm, weil ſich ſeine bereitgehaltne Dankſagungsrede nun nicht anbringen ließ, einen ſehr kurzen Abſchied. Um der wenigen Scham willen, die ich alſo noch bey ihm fand, ſchickte ich ihm noch vier Groſchen nach, und ließ ihn erſuchen, daß ich der letzte geweſen ſeyn möchte, den er auf dieſe Art beſchweret hätte. In meiner Unterſchrift würde er dieſe Aufgabe aufgelöſet finden.

Ich würde meinen Leſern verdrießlich fallen, wenn ich mich bey dieſen allgemeinen Betrachtungen über die Stammbücher noch länger aufhalten wollte. Aus dieſer Urſache will ich alſo das übergehen, was ſich bey den verſchiedenen Arten von Portalen der Stammbücher ſagen ließe; welche bald aus dem bloſſen Namen des Beſitzers, bald aus Aufſchriften, die bald poetiſch, bald proſaiſch ſind, bald aus Wapen, bald aus Gemälden, deren eines eine Bedeutung hat, das andre keine hat, bald aus Kupferſtichen und Zeichnungen des Ortes beſtehen, wo man die erſte oder reichſte Sammlung gemacht hat. So habe ich zum Exempel an der Stirn vieler Stammbücher die Stadt Jena mit der Ueberſchrift gefunden: Iena Muſarum Salanarum ſedes. Ich führe dieſes Exempel deßwegen an, um beyläufig einigen einen Irrthum zu benehmen, den ich ſehr häufig angetroffen habe. Es iſt nämlich manchmal das Blatt wegen des niedrigen Formats des Stammbuchs unten etwas kurz abgeſchnitten geweſen. Und da haben Leute, welche von Malerey Zeichnen und Kupferſtechen keinen Geſchmack haben, geglaubt, es ſey dieſe Abbildung der Stadt, mit Reißkohle oder mit Röthel gezeichnet. Ich kann aber mit der gewiſſen Hoffnung des Beyfalls aller Kenner verſichern, daß ſie von Junghanſen daſelbſt in Kupfer geſtochen worden. Zum Ueberfluſſe berufe ich mich auf die Exemplare, in welchen ſein Name unten nicht weggeſchnitten iſt.

Aber nunmehr habe ich an meine Leſer eine recht große Bitte zu bringen: und ſie können ſich verſichern, daß ich die Regungen der Ehrfurcht, die ein Schriftſteller und ein Redner den Leſern und Zuhörern ſchuldig ſind, anietzt in aller ihrer Stärke empfinde. Denn indem ich mich mit ihnen ferner unterhalten werde, ſo ſehe ich mich genöthiget, gewiſſe Sachen zu ſagen, welche, wenn man gleich davon, als von verwerflichen Dingen redet, dem ungeachtet kaum ohne Beleidigung reiner Ohren geſagt werden können; wofern ſie nicht entweder bloß unter vier Augen geſagt werden, oder, wenn man ſie ja öffentlich vorbringt, mit der ausdrücklichen Bitte um Verzeihung, begleitet ſind. Da ich indeß dasjenige, wovon ich ein Theilchen anführen werde, nicht wohl ganz ungeſagt laſſen kann: ſo hoffe ich, bey ihnen entſchuldigt zu ſeyn, wenn ich es dießfalls nicht höher bringen kann, als andere Schriftſteller, die vor mir in meinen gegenwärtigen Umſtänden, und genöthigt geweſen ſind, etwas ſonſt Unanſtändiges mit unterlaufen zu laſſen: weñ ich nämlich vorher eben um Erlaubniß bitte; und in der Sache ſelbſt zeige, daß ich vielmehr für die Tugend zu eifern, als ſie zu kränken, willens bin. Man wird mir wenigſtens ſo viel Gerechtigkeit, als einem Theophraſt und ſeines gleichen, wiederfahren laſſen, welche Bilder von den Sitten und Gemüthsarten gemacht haben; und wird nicht gleich glauben, daß, wenn ich von gewiſſen Zeichen, auf gewiſſe Charactere der Seele ſchließe, und dieſe verwerflich ſind, ich an dem Verwerflichen ein Vergnügen haben müſſe.

Ich werde meine fernern Anmerkungen zwar nicht gleich mit demjenigen anfangen, was die Schamhaftigkeit rege machet: allein es ſchien mir gut ſeyn, durch eine zeitige Erinnerung den Leſern die Vorbereitung dazu, und mir die Erlangung der Verzeihung deſto leichter zu machen.

Ordnung, Einrichtung und Verhältniß übrigens wird man nicht allzugenau bey mir ſuchen dürfen. Da meine Betrachtungen ein Weſen ſind, welches ſich auf ein anders beziehet: ſo kann man mich nicht höher treiben, als dieſe Beziehung zuläßt. Weil ich nun noch keine ſyſtematiſch geſammleten Stammbücher geſehen: ſo würde ich, wenn ich allzukünſtlich in der Ordnung ſeyn wollte, vielleicht eben ſo angeſehen werden können, als wenn ich in Erzählung einer Coſmogonie, die ich nicht erdacht, die Folge der Begebenheiten nach meinem Gutachten verſetzen wollte.' Es wird genug ſeyn, daß ich noch in ſo fern gleichſam eine Art von Capiteln mache, inſofern ich den Leſer nicht mit vielen Sachen von einer Gattung beſchweren, ſondern von einer Art Erſcheinungen immer nur etwas vorbringen werde. Ich würde ohnedem das Angenehme der Abwechſelung einbüßen, wenn ich anders handeln wollte; und die Stammbücher um eine von denen Eigenſchaften bringen, die ſie noch erträglich machen.

Wovon ich indeß anfangen ſoll, darüber darf ich mir den Kopf nicht zerbrechen. Wenn ich ein Rechtsgelehrter wäre, und mich alſo auf vorhergegangene Urtheile ſteifte: ſo wäre die Sache ohnedem ſchon ausgemacht. Denn ich habe das Urtheil vor mir, welches einſt die verſtorbene durchlauchtige Statthalterinn und der hohe Rath in Brüſſel fälleten. Man weis, zwo vornehme Frauen, welche einander den Rang ſtreitig machten, ſtiegen zu gleicher Zeit bey der Kirchthüre aus der Kutſche, und jede ſuchte der andern beym Eingange zuvorzukommen. Die eine drang indeß durch, und die andere hätte ihr nunmehr nachgehen müſſen. Allein um nichts von ihrem Rechte zu verlieren, ſo proteſtirte dieſe, ſtieg wieder in den Wagen, fuhr nach Hauſe zurück, und machte dieſe Rangſtreitsſache anhängig. Und die Entſcheidung fiel dahin aus: die größte Närrinn ſollte den Rang haben. Dem zufolge müßte ich alſo nach meiner Einſicht den Anfang mit der Anmerkung machen, daß viele Leute ihren Hochmuth in den Stammbüchern verriethen. Denn vermöge dieſer meiner Einſicht, iſt, ob ich gleich die Sorgfalt für ſeine Ehre einem jeden anpreiſe, der Hochmuth unter den drey Hauptthorheiten die größte und niederträchtigſte; indem er unter allen das wenigſte Weſentliche zum Grunde und zum Gegenſtande hat. Allein geſetzt, ich wüßte von dem gedachten Urtheile nichts: dieſe Anmerkung würde nichts deſtoweniger die erſte ſeyn. Die Herren, welche ſich etwas zu ſeyn dünken, da ſie nichts ſind, ſtellen ſich ſchon ſelbſt voran. Dank ſey alſo dem, der mich zuerſt gelehrt hat, daß man in allen Stücken, um nicht zu fehlen, nur der Natur nachgehen müſſe: und wer alſo den Vortritt verlangt, der ſoll ihn von mir haben.

Ich habe in allen kaum drey Stammbücher geſehen, in welchen ich nicht Leute gefunden, welche durch Zuſammenhaltung des Ortes im Stammbuche, an welchem ſie ſich eingeſchrieben hatten, und des Standes, in welchem ſie, vermöge ihrer Unterſchrift lebten, Gelegenheit gegeben hätten, den ſicherſten Schluß von der Welt zu machen, daß ſie hochmüthig wären. Bey einem Falle leuchtet nur die Folge deutlicher, als bey dem andern, in die Augen. Und da ſo viele Arten von Zeichen dieſes Hochmuths ſind: ſo iſt nur immer die eine etwas fratzenhafter, und die andre etwas ſtandesmäßiger. Wird man wohl auf etwas anders, als auf den einfältigſten und abgeſchmackteſten Hochmuth ſchließen können, wenn man ſieht, daß ſich ein ſchlechter Candidat der Rechte vor zwey drey Grafen aus alten Häuſern einſchreibt? Kann man ihn entſchuldigen, daß ſich vielleicht die Grafen erſt nach der Zeit eingeſchrieben, und er ohne ſeine Schuld ſo in die Rangordnung geſtellet worden; wenn ſeine Tagesunterſchrift zeiget, daß er ſich erſt ein paar Jahr nach ihrem Einſchreiben zwiſchen ſie gepflanzt hat? Oder kann er etwa die Kürze der Zeit, und die daraus folgende Uebereilung und Unterlaſſung des Blätterns zur Ausflucht annehmen, da er, wie man ſieht, gleichwohl Zeit gehabt, ſeinen werthen Namen künſtlich und zierlich genug einzumalen?

Ich ſetze hinzu, daß in dem Falle, welchen ich hier anführe, der Beſitzer des Stammbuchs noch dazu unvermerkt beleidigt war. Denn nach meinem Begriffe, nimmt ein jeder einen um ſo viel über den Beſitzer erhabnen Rang ein, um ſo viel weiter vor, er ſich in ſein Stammbuch ſchreibt: indem es ſcheint, daß, wenn man ſich bloß unter die Freunde deſſelben zählen will, man die vordern Plätze, als welche für ſeine Gönner beſtimmt ſind, auch für dieſelben leer laſſen werde. Wenn nun der Herr, der ſich einſchreibt, Iuris vtriusque candidatus, und der Beſitzer I. V. C. das iſt, einer dem andern ganz gleich iſt, ſo iſt es eine unverſchämte Beleidigung, wenn jener dieſen ſeiner hohen Gewogenheit verſichert.

Der Leſer urtheile, ob ich mit Rechte oder mit Unrechte auch das für einen Hochmuth halte, wenn man ſich mit dem Range, den man wirklich hat, gar zu breit machet, und ſich allzuviel darauf zu gute thut, daß man etwa vier Arten von Menſchen unter ſich hat, ohne zu bedenken, daß auch wohl noch acht bis zehen Gattungen über uns ſind. Wenigſtens ſieht es einem Hochmuthe ſehr gleich, was man bey dem folgenden an ſich kurzen, aber mit einem langen Schweiſe begleiteten Dreyfußſpruche gedenken muß, bey welchem ich weiter nichts erinnern will, als daß ich von Leuten, die es wiſſen können, erfahren habe, daß die beyden von mir mit Sternchen bezeichneten Namen nicht Rittergüter, ſondern eine Mühle und eine Schenke bedeuten.

Honeſtè, decorè, juſtè.

Haec memoriae cauſa adſcripſit
D - - H - - - X - - -
Haereditarius in F * * * et B * * *, ICtus,
Sereniſſ. - - - - Duc - - - Conſil. Aul. Facult.
Iurid. et Scab. Praeſes Ordinarius, Curiae Prouinc.
- - - Aſſeſſor et Anteceſſor Primarius in
Academia - - - - -.

Man beſchuldiget mich hierbey vielleicht einer Frechheit und unanſtändigen Tadelſucht. Und ich muß mir es gefallen laſſen. Ich begnüge mich aber damit, daß ich für mich überzeugt bin, daß ich, ohne ie einer Perſon beſchwerlich zu fallen, hierbey keine andere Abſicht habe, als der Wahrheit Genüge zu thun, und, wenn es ſeyn kann, zu Verbeſſerung eines Fehlers etwas beyzutragen.

Eine gewiſſe Gattung eines Schülerhochmuthes iſt es, daß gewiſſe Leute ſich nicht entbrechen können, ein Denkſprüchlein in derjenigen Sprache einzuſchreiben, in der ſie am wenigſten wiſſen. Es hat mancher den Sprachmeiſter kaum drey Stunden auf die Stube kommen laſſen, wenn er ſeinem Bekannten ein italiäniſches Sprüchwörtchen einſchreibt. Man würde eine Sache nicht tadeln, und als die Wirkung eines kahlen Stolzes anſehen, welche gewiſſer maßen als ein Zeichen einer Lehrbegierde und einer Freude über etwas Neuerlerntes, entſchuldigt werden könnte; wenn nur nicht mehr hingeſchrieben würde, als ſolche gute Leute wirklich verſtehen, und wenn ſie nicht durch die Zerſtümmelung des Denkſpruchs und durch die ſchnitzervollen Unterſchriften zeigten, daß ſie aus einer ſehr einfältigen Eitelkeit den Leuten die Meynung beybringen wollten, als wüßten ſie eine Sprache, die ſie doch nicht wiſſen. Ich werde hernach an einige Umſtände gedenken, welche dieſe ſtolze Unwiſſenheit noch ſchändlicher machen. Hier erinnere ich nur ſo viel, daß ſolche Herren es nicht übel nehmen müſſen, wenn man ſie mit einem jeden Lügner in gleichen Ehren hält. Für meine übrigen Leſer habe ich Beyſpiele von dieſer Sorte beyzubringen nicht nöthig. Allein wenn ungefähr dieſe Gedanken auch ſolchen unter die Hände kommen ſollten, von welchen hier die Rede iſt: ſo halte ich es für eine Sache, die nicht ohne Nutzen für ſie ſeyn wird, wenn ſie ſich an den paar Exempeln, die ich herſetzen will, üben wollen, ob ſie die Fehler der Herren Collegen entdecken können.

Per non eſſer ingannati, biſogna ſtar ſemper
in timore di poſſerlo eſſere.

Per raccommandarſi alla di Lei
buona grazia ſcritto di
L. di G - - -

Silence and thougth can hurt no body.

Written for tho remembre of him by

John Andreas W - - -

Ich will zu dieſen beyden Exempeln noch ein griechiſches geſellen, bey welchem mir die Erinnerung an einem meiner Freunde Gelegenheit gegeben, meine Betrachtung über die ſo gar große Verſchiedenheit der menſchlichen Gemüthsarten und Neigungen anzuſtellen. Dieſem habe ich vor einer gewiſſen Zeit einen Verweis geben müſſen, daß er, an ſtatt ſich mit etwas breit zu machen, etwas von ſich geleugnet hatte, das er wirklich beſaß. Er hatte nämlich einige junge Leute in einer gewiſſen Wiſſenſchaft zu unterrichten, welche zur Gründlichkeit in derſelben das Griechiſche nöthig zu haben glaubten, und ſich gleichwohl damals in Umſtänden ſahen, da ihrer Unwiſſenheit darinnen nicht wohl abgeholfen werden konnte. Damit dieſe nicht niedergeſchlagen werden ſollten: ſo ſagte er ihnen vor, daß man die ganze Wiſſenſchaft, ohne die geringſte Kenntniß dieſer Sprache, vollkommen faſſen könnte; und aus Uebereilung ſetzte er dazu, daß er ſelbſt faſt kein Wort davon verſtünde. Dieſes hatte in ſo fern anfangs eine gute, aber hernach eine ſchlimme Wirkung. Denn die lieben Leutchen erzählten dieſes mit Freuden weiter, und ich ſah hernach die Folge, daß drey andere ihres gleichen die Liebe zu dieſer Sprache gar bald aus dem Vorurtheile fahren ließen, welches das Anſehen meines Freundes, in Anſehung der Unnützlichkeit derſelben bey ihnen hervorgebracht hatte. Wegen dieſer Folge ſchalt ich meinen Freund deſtomehr, weil es noch dazu die Unwahrheit war, daß er kein Griechiſch verſtünde; indem er, mit Anwendung einiger Mühe, die Griechen, die ihm nöthig waren, endlich ſchon noch verſtehen konnte; und weil ich es meines Orts zur Gründlichkeit in einer jeden Wiſſenſchaft für nothwendig halte, die Erlernung ſo vieler Hülfsmittel anzupreiſen, als nur möglich ſind, und die Nothwendigkeit derſelben lieber etwas zu viel, als zu wenig einzuprägen. Ich ſetzte ſo gar dazu, daß ich es hätte lieber ſehen wollen, wenn er, unter Anwendung andrer Aufmunterungsgründe, ſich geſtellt hätte, als könnte er mehr Griechiſch, als in der That wahr wäre. Er antwortete mir, es ſey ſeiner Gemüthsart zuwider. Aber gewiß, die Herren Stammbuchsgelehrten, von denen ich hier rede, müſſen empfinden, daß ſo etwas ihrer Gemüthsart nicht zuwider ſey. Und der Herr, von welchem ich die folgende Zeile eingeſchrieben gefunden:

Ἡ ἐυσέβεια πρὸς πᾶντα ὀφέλιμος.

(Die Gottſeligkeit iſt zu allen Dingen nütze.)

hätte gewiß mehr, als mein Freund, darum gegeben, wenn wir es ihm glauben wollten, daß er Griechiſch könnte.

Wie ich aber (doch beyläufig geſagt) die Schwachheit bedaure, daß ſich ein gewiſſer Weltweiſer mit einer griechiſchen Zeile auf eine ähnliche Art aufgeführt hat, welcher berühmt ſeyn würde, wenn er gleich für keinen Griechen angeſehen ſeyn wollte: ſo bin ich hingegen erzürnt worden, als ich ſah, daß bey dem angeführten Exempel die Unterſchrift einen Candidaten der Gottesgelahrtheit anzeigte. Denn wenn dieſer Art von Leuten die Kenntniß der griechiſchen Sprache fehlet; ſo kann ich ſie unmöglich für anders als höchſt nichtswürdig halten. Und wenn ſich Unwiſſende, welche Gelehrte ſeyn ſollten, mit der Gottſeligkeit breit machen: ſo glaube ich es ihnen auch nicht, daß ſie fromm ſind. Die Gottſeligkeit iſt zu allen Dingen nütze; aber das Griechiſche iſt auch gut. Und ſo groß ſonſt jene Wahrheit iſt: ſo wird ſie in dem Munde eines ſolchen Taugenichts zur Lügen, indem ſie bey ihm nicht dazu nütze wird, daß ſie ihn antreibt, ſeine Perſon in denjenigen Eigenſchaften, die er nöthig hat, geſchickt zu machen.

Indeſſen leugne ich nicht, daß mir dieſe Art von nichtswürdigen Gottesgelahrtheitsbefliſſenen noch erträglicher iſt, als diejenigen Schandflecke ihres Ordens, welche als zukünftige Diener des Tempels, in denen Jahren, darinnen ſie ſich vorbereiten ſollen, die Vorſtellung ihres künftigen Standes nicht ein deſto unſträflicheres Bezeigen, ſondern eine deſto unſödigere Aufführung bey ſich wirken laſſen, je mehr ſie ihr thieriſcher Character eilen heißt, um in den wenigen Jahren, die ſie außer der Kappe noch zu leben vor ſich haben, eben ſo viel Ausſchweifungen zu begehen, als Leute von anderm Stande etwa in ihrer ganzen Lebenszeit, ihrer Rechnung nach, begehen werden. Für ſolche Leute iſt es freylich eine Heldenregel, anſtatt des Worts fama ein anderes zu ſetzen, wenn ſie ſchreiben:

Omnia ſi perdas, c.. ſeruare memento.

Der Herr Bruder beliebe ſich der Kohlgärten zu erinnern.

Nobiliſſimo Dno. Poſſeſſori, amico ſuo intimo, in memoriam ſui adiecit

P -- R -- M -- S. S. Theol. Stud.

Und wofern es in dieſer Abſicht nicht gänzlich wahr iſt, was einer meiner ehmaligen Lehrer ſagte, daß die Gottesgelahrtheitsbefliſſenen die ärgſten wären; ſo iſt es wenigſtens richtig, daß ſie keinem andern etwas nachgeben. **Die Fortſetzung folgt künftig.**

* *

Der Einſiedler.

Eine Erzählung.

Ein Menſchenfeind von roher Zucht,
Der aller Freud und Wolluſt flucht,
Ein Timon, floh zu Wald und Thieren,
Daſelbſt die Tugend auszuſpüren:
Die Tugend, die er da nicht fand,
Wo man ſich reine Luſt vergönnte;
Wo man, was Leben ſey, verſtand;
Kurz, nicht die Schwermuth Tugend nennte.

Zwar oftmals will die Lüſternheit,
Nach nie empfundner Zärtlichkeit,
Des Weiſen träge Seele wecken;
Oft will auch er die Wolluſt ſchmecken:

Doch reizten Beyſpiel und Natur
Vergebens ſeine ſtrenge Tugend:
Indem er, noch bey friſcher Jugend,
Gefühl und Lieb und Sinn verſchwur.

Ein härnes Kleid reibt ſeinen Leib,
Kaſteyn war ihm ein Zeitvertreib;
Dadurch ward er zur Andacht tüchtig,
Der Körper matt, die Seele züchtig.
Oft peitſchet er, mit frommer Hand,
Bis auf das Blut den dürren Rücken:
So bald ſein Herz der Geilheit Stricken,
Mit munterm Muthe wiederſtand.

Doch, wird er ewig fühllos ſeyn?
Er ſchwurs; Doch ſprach die Liebe: Nein.
Denn ihm war ſie, der er entwichen,
Auch in die Wüſten nachgeſchlichen.
Aus Rache, wird ein ſchönes Kind,
Mit Reiz und Anmuth ausgezieret,
Durch ihre Fügung hingeführet,
Wo er die Felſen lieb gewinnt.

Ein Kind, aus dem der Liebreiz lacht,
Der ſelbſt die Götter trunken macht!
Furchtſame Schalkheit, loſe Minen,
Die lockten, und doch erbar ſchienen.
Kaum, als der Tropf die Dirne ſah:
Entzückt ihn auch die junge Dirne;
Die Runzeln flohn von ſeiner Stirne;
Starr, ſtumm, bezaubert ſteht er da.

Erſt denkt er: Ach das gute Kind!
Das noch die Welt zu lieb gewinnt!
Sie iſt es werth; ich will ſie lehren,
Und von der Welt zum Himmel kehren.
O ſtolzer Ibor! was prahleſt du?
Du willſt die Eitelkeit beſiegen;
Und mußt doch ſelbſt ihr unterliegen;
Und opferſt ſelbſt ihr deine Ruh.

Er ſtutzt, begafft ſie, fühlt mit Luſt,
Er weis nicht, was, in ſeiner Bruſt;
Er ſieht, verliebt ſich, und empfindet,
Daß ſich ſein kaltes Herz entzündet.
Er läuft ihr nach; ſchnell ſteht er ſtill.
Bald will er ſich der Schönen zeigen;
Bald will er ihr die Glut verſchweigen;
Er will; und weis nicht, was er will.

In ihm kämpft Stolz und Menſchlichkeit;
Doch, die Natur ſchließt bald den Streit:
Er ſagt der Chloe ſeine Triebe;
Er ſagts, und ſeufzt um Gegenliebe.
Und glaubt mit toller Zuverſicht,
Ihm werd ihr Ohr gleich offen ſtehen.
„Kind, laß uns in die Wüſten gehen,
„Da ſtört die böſe Welt uns nicht.

„Du biſt zwar ſchön, mein Kind, jedoch
„Zu weltgeſinnt und eitel noch.
„Was macheſt du mit ſchnöden Schätzen?
„Ich bin genug, dich zu ergötzen

So macht die Eigenliebe blind!
Dieß bleibt den Thoren ewig eigen,
Daß die den größten Dünkel zeigen,
Die am Verdienſt die ärmſten ſind.

Die Schöne lacht. Er wird gequält;
Läßt Wald und Kluft, die er erwählt;
Er fleht um ihren Kuß vergebens;
Sie wird die Marter ſeines Lebens.
Die Liebe, die jetzt deſſen lacht,
Der, eh ſein ſchläfrig Blut erwachte,
So ſtolz und frech der Liebe lachte,
Hat ſeine Chloe taub gemacht.

Sein Liebesantrag wird verhöhnt;
Denn ihr Geſchmack iſt zu verwöhnt,
Und allzeit haben rohe Sitten
Ein ſchönes Herz umſonſt beſtritten.
Doch ſeht, was Liebe wirken kann!
Seht einen Klotz zur Puppe werden!
Der Wilde nimmt Gang und Geberden,
Und Schmuck und Putz von Stutzern an.

Er geht ihr nach, und ſeufzt, und girrt,
Je ſpröder er empfangen wird:
Je demuthsvoller lernt er bitten.
So wirkt die Lieb in unſre Sitten!
Zuletzt nimmt ſein Beſtand ſie ein;
Zuletzt wird er ihr Ueberwinder.
Sie liebt ihn. Können ſchöne Kinder
Wohl ewig hart und grauſam ſeyn?

Einſt ſchmecket er in Sicherheit
Die Wolluſt keuſcher Zärtlichkeit;
Vergilt mit Küſſen Chloens Küſſe;
Kürzt ſeine Zeit, und macht ſie ſüſſe.
Er ſpricht: „Verſchwur ich nicht den Brand,
„Von dem kein Herz noch frey geblieben?
„Wozu? um heftiger zu lieben.
Natur wird nur umſonſt verbannt. A.

* *

Der Dieb.

Das zweyte Buch.

So, wie ehemals der liſtige Ulyſſes ſeine durch die gefährliche Circe zerſtreuten Reiſegefährten mit Mühe zuſammen las, da er ſich von neuem auf die Reiſe begeben wollte: ſo und nicht anders gieng es hier auch unſerm Guſtav. Kaum hatte er mit einem fliegenden Schritte, die Schwelle des Zimmers, aus welchem er kam, verlaſſen, als ſeine Stim̃e, mit ziemlicher Heftigkeit, die Wände wiederſchallen lehrte, wodurch er als mit einer hellen Trompete das Zeichen gab, daß man ſich zu ihm verſam̃len ſollte. „Wo ſeyd ihr Verzagten? ſchrie er, wo ſeyd ihr Feigherzigen hingekrochen? Kommet aus euren Löchern hervor, in welchen ihr euch ſichrer zu ſeyn erachtet, als hier. Verlaſſet eure vermeynten Freyſtädte, und zeiget, daß ihr annoch die Funken einer kleinen Herzhaftigkeit bey euch habet. Kommet hervor, Guſtav rufet euch, der euch beſchützen will. So ſehr ſchallte nicht die Stimme des Orpheus in den unterirrdiſchen Wohnungen der abgeſchiedenen Seelen, da er ſeine von ihm gewichene Euridice rief; als hier die Stimme des Guſtavs, in dem Saale, worauf ſich die höchſterſchrockene Geſellſchaft verſteckt hielt. Aber die Wirkung war auch ganz unvergleichlich. Eine Perſon nach der andern ließ ſich kurz darauf ſehen. Sie naheten ſich zwar ihrem Beſchützer, aber ihr fleißiges und öfteres Umſehen, und ihr Fuß, der noch bey jedem Schritte zitterte, und ungewiß war, wo er hintreten ſollte, verrieth nur mehr, als zu ſehr, wie groß das Herz war, welches in ihrer Bruſt wohnte.

Guſtav, der zu viel Muth beſaß, als daß er lange der Ruhe genießen konnte, wollte ſich kaum zurück halten laſſen, daß er nicht ſogleich im Zorne, welchen dieſe Verzagten bey ihm noch mehr angefacht hatten, hinlief und ſeinen Feind ſuchte. Doch da er ſeinem Körper ſchon die erſte Bewegung gegeben hatte, welche denſelben forttragen ſollte, ſo hielt er ſich plötzlich zurück. „Glaubet nicht, ſprach er zu denen, welche nicht wußten, warum ſich ſeine Herzhaftigkeit plötzlich in eine Zaghaftigkeit zu verwandeln ſchien, „glaubet nicht, daß mein Muth bey mir nach„läßt. So ſehr man eine kühne That eines Gene„rals erhebet, wenn ſie glücklich abläuft, ob ſie „ſchon ohne genugſame Ueberlegung unternommen „worden; eben ſo ſehr tadelt man ſolche, wenn er „das Unglück hat, daß ſie ihm fehlſchlägt. Ver„denkt es mir alſo nicht, wenn ich auch in dieſem „Stücke einem klugen und vorſichtigen Anführer nach-

„ahme, der ſich erſt um die Beſchaffenheit ſeines
„Feindes genau erkundiget, ſeine Schwäche und
„Stärke, und den Ort ſeines Standes erforſchet.
„Hiernach muß ich meine eigenen Kräfte und die Anzahl
„meiner Gehülfen abwägen, und ſehen, ob ich
„jenem gewachſen bin. oder nicht. Saget alſo ach,
„ihr, die ihr die erſten Zeichen von dem Einbruche
„und Daſeyn des Feindes empfangen habet, und
„gebet mir Nachricht, was ihr von ihm wiſſet, was
„eure Furcht erwecket, und was ihr geſehen habet.

Guſtav hatte dieß letzte Wort noch nicht völlig ausgeſprochen, als die ganze vorhero erſchrockene Geſellſchaft zu ſchreyen anfing. Nichts, rief die eine; ein Geſpenſte, ſchrye die andere; ein entſetzliches Gepolter, ſagte die dritte; wie Wagen und Pferde, verſetzte die vierte. Wo war es denn, verſetzte Guſtav? Allein hierauf erfolgte keine Antwort. Sie ſahen einander an, und geſtunden einmüthig, daß ſie es nicht wüßten. „Elende Verzagte, ſagte Guſtav, keine
„von euch allen weis, wovor ſie erſchrocken iſt. Aber
„erfahret es nunmehr von mir. Ein Dieb iſt es,
„der eure Furcht erregt hat. Ja, ein Dieb, ein
Dieb, ſchrye die ganze Geſellſchaft, laſſet uns ihn todt
ſchmeiſſen! wo iſt er? heraus damit! Geduld, rief
„Guſtav, mäßiget euren Muth, entdecket vorhero,
„wo er ſich aufhält. Durchſuchet den Saal, er muß
„hier ſeyn; entdecket den Winkel, wohin er ſich verkrochen
„hat. Gefälliger Schutzgeiſt, warum haſt
„du mich nicht auch den Ort wiſſen laſſen, wo ſich das
„Ungeheuer aufhält, welches ich durch deine Anführung
„beſtreiten ſoll, da du mir ſeine Gegenwart anſag-

„teſt? Wer hat demnach unter euch den größten „Muth, der gehe hin und gebe auch dießmal einen „liſtigen und ſorgfältigen Kundſchafter ab, und bringe uns Nachricht von unſerm Gegner zurücke.

Wer hilft mir doch hier die Beſtürzung genau genug beſchreiben, welche bey dieſem Vortrage ſich aufs neue, auf den Angeſichtern der Herumſtehenden malte. Wie vor dem die lang genug geängſtigten Trojaner, da ihnen der ſo unvermuthete Abzug der ſo viele Jahre vor ihren Mauren gelegenen Griechen angeſagt wird, ſich gleichwohl nicht einer alleine getrauen, hinaus zu gehen, um Gewißheit von der Sache zu hohlen, ſondern als Leute, die ſich einer Hinterliſt verſehen, bald hier, bald da furchtſam über die zerſtoſſenen Mauern hervorgucken, bis ſie mit hellem Haufen zu den Thoren hinausdringen, und die Wahrheit des Gerüchts mit weniger Gefahr erkennen, da ihnen ihre große Anzahl mehr Sicherheit vor einem hinterliſtigen Ueberfalle verſpricht: eben ſo ſah es, nach dieſem Vortrage Guſtavs, bey unſerer Geſellſchaft aus. Niemand wollte ſich zu dieſem gefährlichen Vorhaben finden. Guſtav, der ſich bishero in einem Kreiſe befunden hatte, ſtund in kurzer Zeit vor der Spitze ſeines kleinen Heeres. Einer nach dem andern verließ ganz ſtillſchweigend ſeinen bisherigen Platz, und ſah ſich mit einer ziemlich furchtſamen Mine auf allen Seiten herum, und ſtellte ſich ſo weit hinter die andern, als es ihm möglich war. „Nun! ſagte Guſtav, iſt niemand da, der das Amt „eines Kundſchafters auf ſich nehmen will? Ich danke, ſagte Johannette; ich bin nicht ehrgeizig, rief

Barbar; mich, ſagte Margaretha, wird der Himmel davor bewahren, daß ich ſo verwegen ſeyn ſollte, Händel zu ſuchen: für mich wird es ſich nicht ſchicken, erwiederte Urgande. „Und für mich noch weniger, ſprach Guſtav. Dieß iſt nicht das Amt eines Generals, ſich in ſolche Gefahr zu begeben. Es iſt zu ſchimpflich für ihn, wenn er ſeine Armee verläßt, und das Amt eines Spions ſelbſt übernehmen will. Man leget es ihm für einen großen Fehler aus, auf dieſe Art die Seinigen dem ungefähren Angriffe eines ſchleichenden Feindes auszuſetzen, die gar bald als eine Heerde ohne Hirten, aus einander ſtäuben würde. Ganz ein anders iſt es, wenn der Feind gegenwärtig iſt. Da iſt es Zeit, ſeinen Muth ſehen zu laſſen, und durch ſeine Tapferkeit die Seinigen noch mehr anzufriſchen. Es muß ſich alſo jemand anders zu dieſem Vorhaben finden. Laſſet uns denn alle zuſammen gehen, rief jemand aus dem Haufen. Laſſet uns alle zuſammen gehen, rief die ganze Schaar einhellig nach; laſſet uns alle zuſammen gehen, und unſern Feind aufſuchen, ſo kann er uns deſto weniger entgehen.

Wehe dir armſeligen Diebe! bereue deine Verwegenheit, und gieb dich nur gutwillig einer unüberlegten That ſchuld. Komm her, und gieb dich gutwillig gefangen. Komm her, und bitte um Gnade; vielleicht laſſen ſich deine erzürnten Feinde erweichen, und ſchenken dir das Leben. Du biſt viel zu ſchwach, ihnen zu widerſtehen. Beſinne dich nicht lange. Jeder Augenblick wird für dich gefährlicher. Säume nicht. Eile. Du trotzeſt? wehe dir! dein Untergang iſt vor der Thüre.

Ein Feind, welcher ſicher iſt; ein Feind, welcher auf ſein Glück trotzet! ein Feind, welcher ſich auf ſeine große und zahlreiche Menge verläßt, mit einem zuverſichtlichen Vertrauen auf ſeine Macht einherzieht, und ſeinen Gegner als etwas geringſchätziges, kaum würdig achtet, zu beobachten, noch mehr aber als etwas überflüßiges hält, ſich um ſeine Beſchaffenheit zu bekümmern; ein ſolcher Feind, ſage ich, iſt weniger zu fürchten, als ein ſolcher, der ob er ſchon in geringer Anzahl erſcheint, aber dagegen, ſo viel Köpfe er hat, eben ſo ſcharfſichtige und gefährliche Kundſchafter und Ausſpäher darſtellt, die alle begierig ſind, alles ſo genau zu beobachten, daß ihnen nichts unbemerkt vorbeyfahren kann, und welche ſich alles auf das beſte zu Nutze machen wiſſen. Der Sieg iſt dieſem allezeit gewiß und entgeht ihnen ſchwerlich.

Siehe, in dieſen gefährlichen Umſtänden befindeſt du dich, elender Dieb. Der Vorſchlag ward einhellig beliebt. „Man ehre den Erfinder, rief „Guſtav. Ihm iſt man einen Theil des zukünftigen Sieges ſchuldig. Man eile zum Waffen. Ohne dieſe iſt es zu verwegen, zu erſcheinen.„ Man gehorchte. Die Verſammlung lief auseinander, und ein jeder ſuchte ſich zu bewaffnen, wie es ihm die Gelegenheit an die Hand both, und wie es ihm gut deuchte.

Hier will ich dießmal ſtehen bleiben, o Muſe, und mich von meinem Singen wieder in etwas erholen, um im Stande zu ſeyn, das Wichtigſte dieſer wichtigen

tigen Begebenheit recht, und mit gehöriger Stärke zu beſchreiben. Begleite ſie indeſſen, und laß nichts Merkwürdiges vorbey gehen, was du mir nicht entdeckeſt. Ja, entdecke mir alles, was den Kämpfern Ehre, und mir Ruhm zuwege bringen kann.

* *

Die Nachtigall.

Eine Fabel.

Aus Neigung gegen Philomelen,
Kann ich das Schickſal kaum erzählen,
Das dieſe Sängerinn erfuhr.
O Leſer, willſt du mich verbinden;
So laß dich voller Mitleid finden;
Denn ſie verdients; beklag ſie nur!

In dichten und bewachsnen Büſchen,
Die durch den Schatten erſt erfriſchen,
Und durch Geruch uns auch erfreun;
In dieſen Büſchen ſang die Kleine,
Beym Morgenroth, beym Abendſcheine,
Unendlich ſtark, unendlich fein.

Früh, wenn noch alle Vögel ſchwiegen,
Früh, eh der Thau noch aufgeſtiegen,
Drang ſchon ihr Ton ins Thal herab:
Nie ſchien der Thau ſich aufzuſchwingen,
Als bis ſie durch ihr reizend Singen,
Ihm gleichſam die Bewegung gab.

Ich ſelber konnte deutlich ſchauen,
Wie jener Bach, in nahen Auen,
Stets früh und Abends ſachte ging;
Um nur den Ton mit an zu hören,
Der, wie er ſchloß, bloß ihm zu Ehren,
Sich itzund an zu heben fing.

Die Kunſt aus Philomelens Munde
Hat auch das Echo, manche Stunde,
In Eiferſucht und Scham gebracht;
Weil dieſes in den ſteilen Klippen,
Nur ſtets zu ſpät, mit ſchweren Lippen,
Die letzten Töne nachgemacht.

Was regten ſich für ſanfte Triebe,
Wenn ſie mit Kunſt und auch mit Liebe
Die ferne Freundinn ſchamhaft rief;
Und wenn bey Locken, Flehn und Zagen,
Noch ſtets ein zärtliches Verklagen
Mit unter ihre Töne lief!

Dem Vogelſteller muß es glücken,
Einſt dieſe Sängrinn zu berücken;
Er fängt ſie durch Betrug und Liſt.
Dir, ſpricht ſie, ſing ich tauſend Lieder;
O gieb mir meine Freyheit wieder,
Wenn du nicht unerbittlich biſt.

Die Bitte wird ihr abgeſchlagen.
O! fängt ſie zärtlich an zu klagen:
Gern gäb ich meine Freyheit hin;

O ſollt ich nur, bey meinem Grämen,
Noch von der Freundinn Abſchied nehmen,
Der ich ſo treu gewogen bin.

Dich noch einmal mit ihr zu laben,
Dieß, ſprach der Fänger, ſollſt du haben,
So ungerecht verfahr ich nie.
Ich will dich hier, bey dieſen Hecken,
In einen grünen Bauer ſtecken;
Hier lockſt du ſie mit leichter Müh.

Und daß ich nicht zu ſtrenge ſcheine:
So laß ich dich mit ihr alleine.
Er geht. Drauf klagt die Nachtigall;
Das Weibchen hört die bangen Klagen,
Und naht ſich ſchüchtern und mit Zagen
Zu ſeinem Gatten, und zum Fall.

Sie letzen ſich mit treuen Küſſen;
Der Fänger iſt indeß befliſſen
Und legt ſich liſtig auf den Bauch.
Nichts ſehen beyde vor Entzücken,
Er weis ſein Netz verſteckt zu rücken,
Und kurz, er fängt die Freundinn auch.

Ein ohne Vorſicht zärtlichs Herze,
Liebt vielmals zu des andern Schmerze,
Aus welchem ſeine Glut entſpringt:
O Vorwurf für die ſüßen Triebe,
Daß man aus allzugroßer Liebe
Sein Liebſtes oft ins Unglück bringt!

C. F. Gellert.

Eine

* *

Eine anakreontiſche Ode.

An den Maler.

Wer entwirft in klugen Bildern
Mir die Göttinn, die mich führt?
Wer wird mir die Liebe ſchildern,
Die in meiner Bruſt regiert?

Maler, nimm die Kunſt zuſammen,
Miſche Dunkelheit und Licht:
Gieb ihr Pfeile, gieb ihr Flammen,
Und vergiß der Flügel nicht.

Hüte dich, daß ihre Wangen
Kein betrübter Zug verſtellt;
Mal auf ihnen ein Verlangen,
Das mit Lachen ſich geſellt.

Laß ſie tanzen; laß ſie ſingen,
Doch nicht geil, nicht wie ein Kind,
Und noch eins vor allen Dingen;
Male mir ſie ja nicht blind.

Hundert Augen laß ſie ſchmücken,
Deren jedes wacht und ſieht,
Damit ja ſo vielen Blicken
Nichts von Chloris Reiz entflieht.

Ende des Märzmonats.

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Biblioth. Heraltae.

Eſt iocus in noſtris, ſunt ſeria multa libellis. Auſon.

Auf das Jahr 1743.
Aprilmonat.

Zweyte Auflage 1744.

Leipzig,
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Philoſophiſche Gedanken über die göttliche Weisheit bey dem Sterben der Menſchen.

Aus allem, was Gott wirkt, ſtralt Weisheit nebſt der Macht.
O Menſchen! gebet doch auf dieſe Wahrheit acht,
Und würdigt der Natur nebſt Augen auch Gedanken!
Ihr Bilden iſt an ſich der Wechſel in den Schranken.
Gott hat der Dinge Form ſchon alſo angelegt,
Daß andre neu entſtehn, wenn eine ſich zerſchlägt.
Daß nicht aus einem Bild dem Geiſt Gewohnheit quille;
So hat der Weltraum ſtets Veränderung die Fülle.
Gott, der nach ſeinem Rath der Dinge Daur erhält,
Baut aus dem alten Stoff ſtets eine neue Welt.
Denn aller Dinge Zeug, der einſt vom Nichts entſtanden,
Und aller Weſen Kraft iſt noch bis itzt vorhanden.
Kein Staub verfällt in Nichts; kein Theil wird ganz verbraucht,
Er dient zu fernerm Zweck. Was von dem Meer verraucht,
Erhält das trockne Land, zur Fruchtbarkeit, durch Regen;
Was aus der Sonne ſtralt, dient, Lüfte zu bewegen;

Es fällt der Zweige Schmuck und eilt zum erſten Staub,
Und wird vielleicht noch oft dem Baum ein künftig Laub.
Gott will im Bau der Welt ein wechſelnd Glück erhalten,
Drum läßt er die Natur in ſtetem Zirkel walten.
Tritt an des Meeres Rand, und ſieh mit weiſem Blick,
Zu dieſer Tieſe läuft der ferne Strom zurück;
Es wird zum Sonnenfeur, dem Lebensquell von allen,
Das ausgeſtralte Licht vielleicht zurücke fallen;
Sieh doch, wohin die Laſt den mürben Eichbaum beugt,
Den die Natur vor dem ſo ſtark und hoch erzeugt!
Der alte Tempel bricht in halb bemooßten Steinen,
Die mit dem Zeugungsſchooß ſich wiederum vereinen.
Vom Erden-Mittelpunct bis zu der Sonnenbahn
Iſt, was nur Theile trägt, der Trennung unterthan.
Und du, o Sterblicher! mußt nur, mit Widerwillen,
Im Laufe der Natur den alten Raum erfüllen?
Der Dinge Wechſelkraft behält ihr Gleichgewicht;
Der einen Mindrung ſtimmt mit Gottes Abſicht nicht.
Entſtünd ein ſchwächer Naß, als Feur, in Elementen:
Wo wär die Weisheit da, weil alle Dinge brennten?
Durch Welt- und Himmels-Kreis theilt Gott der Kräfte Maas,
Daß er vom Engel an des Wurmes nicht vergaß.
Der Körper, als er kaum vom Nichts zu ſeyn begonnte,
Empfing das, was der Geiſt in ſich nicht faſſen konnte.
Das menſchliche Geſchlecht, gemacht zu ſeinem Heil,
Nimmt aus der Kräfte Zahl den ihm beſtimmten Theil.
Wie, wenn nun die Natur beſtändig Menſchen baute,
Bey deren Dauer ſich der Tod bezwungen ſchaute?
So würde ſie zuletzt am Bauſtoff ausgeleert.
Wie, oder iſt der Menſch von Gott des Vorrechts werth,

Daß er allein an ihm den Schöpfungszweck vollende,
Und aller Dinge Kraft an Menſchen nur verwende?

Schweig, ſtolze Creatur! der Zeugung rege Hand
Löſt weislich deinen Leib, wie ſie ihn vormals band.
Die Körpertheile ſind vor ihr, im Raum, verbreitet;
Von dieſen wählt ſie nur, wenn ſie dich zubereitet.
Du ſelbſt verbleibſt im Raum und in der Dinge Zahl:
Wählt ſie nun auch von dir; was tadelſt du die Wahl?
Aus dreyen Reichen iſt dein Leib von ihr erleſen;
Sie nimmt auch ihn mit Recht zu einem andern Weſen.
Bey Gott verbleibt der Grund zur Schöpfung allgemein.
Du, Menſch, mußt noch der Stoff zu vielẽ Würmern ſeyn.
Gerecht und billig wird dein Lebensziel beſchloſſen:
Sollt auch ein Iſop nur aus deinem Grabe ſproſſen.

O Menſch! was dich verführt, iſt deiner Sinne Traum:
Du wünſcheſt Ewigkeit, und biſt ein Punct im Raum.
Wie, weñ doch deinẽ Wahn die Allmacht nicht mehr kränkte,
Und den trennbaren Leib mit ewger Form umſchränkte?
So würde ja dein Geiſt mit ewger Laſt beſchwert,
Der Menſchen Zahl zugroß, daß ſie kein Erdball nährt.
Wie, oder meyneſt du: Soll Gott aus dieſem Leben
Dich, mit dem groben Leib, zum Engelchor erheben?
O nein, es iſt dein Aug aus irdſchem Stoff erbaut,
Und taugt nicht, daß es Gott im ewgen Lichte ſchaut.
Du kannſt von Gliedern los, in jenen Himmelskreiſen
Am Geiſte glücklich ſeyn, Gott ſonder Lippen preiſen.
Bedenke! wenn dein Leib, der hier in manchem Bild,
Bey Dingen neben ihm den Weltraum mit erfüllt,
Sich außer der Natur, zu Gottes Thron erhübe,
Daß dann ein leerer Raum allhier zurücke bliebe,

Und daß der ſchwere Druck von mancher obern Welt,
Die fernes Gleichgewicht in ihren Sphären hält,
Die endlich leichte Erd, der täglich Schweer entgienge
Ohn allen Widerſtand aus ihrer Laufbahn drünge.

So bleibet Gottes Zweck, der in dem Sterben ruht,
Der oft beweinet wird, im großen Weltbau gut.
Und wird mit der Natur die Sittlichkeit verbunden:
So iſt oft im Tyrann der Länder Noth verſchwunden;
Und weiſer Fürſten Sarg hat Völker oft belehrt:
Es war nur der ein Menſch, den ſie als Gott verehrt.
Wie ſoll ſich nicht das Haupt des Philoſophen ſenken,
Weil es nicht Schranken wünſcht, für menſchlich ſchwaches
Denken?
Den Vorwitz nur beſchwert, und Stolz zum Zürnen bringt,
Daß ſein Verſtand nicht hier zum Thron der Gottheit
dringt.
O mäße Gott ſein Ziel doch nach Cometenjahren;
Er hätt im Sternbild längſt die Bahn voraus erfahren!
Soll Gott nicht den Braman erretten von der Pein,
Weil er faſt ſtirbt im Stehn, bey heiſſem Sonnenſchein?
Soll er nicht dem Benjan die blöden Sinne rauben,
Weil er die Zeit verlebt in Wahn und Aberglauben?
Wie ſoll im Orient kein Selim von der Welt,
Weil er der Weiber Haus für ſeinen Himmel hält?
Und ſoll Olympia nichts Sterbliches gebähren,
Durch Ehrgeiz in dem Sohn die Erde zu verheeren?
O daß der Parthen Schwarm den Craſſus überwand,
Der ſeinen Durſt nach Gold im Tod gelöſchet fand!
Allein ſetzt man auch gleich, ſtatt aller dieſer Thoren,
Den wirklich weiſen Mann, zur Tugend faſt gebohren,

Den ſtarker Wahrheit Licht, ſo Geiſt, als Sinn, verklärt,
Der Gott durch dummen Dienſt nicht Grund zum Zorn gewährt,
Der nur dem höhern Rath, nicht ſeiner Neigung, lebet,
Der durch des Nächſten Heil nach ſeinem Glücke ſtrebet,
Der Thoren nicht gefällt, ſie doch als Menſchen liebt,
Der nur geruhig bleibt, ſo weit er Pflichten übt:
Wo iſt, wo wallt gleichwohl der Sterbliche, der Weiſe,
Der nie den Pfad verliehrt, auf ſeiner Lebensreiſe,
Den Irrthum nim̃er täuſcht, u. Wahrheit zweifeln macht,
Dem Tugend ſtets gefällt, kein Laſter Reu gebracht,
Den Beyfall und Verdienſt zum Hochmuth nie erheben?
Der Tod wird ihm vielleicht die wahre Größe geben!
Du aber, der du nie, mit gar zu kurzem Blick,
Die ferne Hoffnung ſiehſt, raub dir dein künftig Glück.
Der Satz, die Möglichkeit; daß Seelen ewig bleiben,
Wird deinen ſtarken Geiſt oft in die Enge treiben.
Wenn hier dein Wille nicht des Herzens Rath erfüllt,
Weil Schmerz dem Böſen folgt, aus Gutem Ruhe quillt;
Wie zähmte Gott dem Thor die ſtark- und wilden Lüſte,
Wenn er einſt nach dem Tod nicht Strafe fürchten müßte?
Und du, dieweil dein Leib nach kurzer Dauer fällt,
Sprich nicht aus Eitelkeit: O kurzes Glück der Welt!
Zuſelig, daß du nicht in längern Jahren leideſt,
Und noch das Leben hoffſt, indem du wirklich ſcheideſt.
So merk auch jedermann: Der Menſch, ſo lang er lebt,
Sucht ſeine Ruh umſonſt, ſo ſehr er wünſcht und ſtrebt;
Es wechſelt ſtets in ihm die Unluſt mit Vergnügen;
Er bildet ſich ein Glück mit ſchmeichleriſchen Zügen;
Ein Gut, das er empfängt, gebiert ihm kurze Luſt,
Zum wünſchen dehnt er nur die kummervolle Bruſt;

Er will Zufriedenheit in einer Welt beſitzen,
Wo Lieb und Zürnen ihm das laue Blut erhitzen,
Wo ihm, verſchrenkt im Raum, ein Körper, der ihn rührt,
Durch Nerven, Schmerz und Luſt bis in die Seele führt.
Wird ihm nur einſt der Tod der Dinge Werth entrücken,
Kein Eiſen feſſelt ihn, kein Gold wird ihn beglücken.
O Gott! im Zeitpunct groß; und groß in Ewigkeit!
Dein Zweck am Menſchengeiſt geht ferner, als die Zeit.
Ich glaube, daß dein Rath ihn an den Körper binde,
Damit ſein irdiſch Glück mit deſſen Tod verſchwinde,
Und er, nachdem er hier, von mancher Noth gekränkt,
Von Neigung oft verführt und im Verſtand umſchränkt,
Dir dort, im ſelgen Reich, bey ungleich gröſſern Schranken,
Für ſein unendlich Glück auch ſoll unendlich danken.

J. F. Zernitz.

* *

Brief

über den leeren Raum, bey Zurückſendung der Naturlehre der Marquiſe von Chatelet.

Mein Herr!

Hier haben Sie ihr philoſophirendes Frauenzimmer wieder. Wenn ich ſagen ſollte, daß ſie mir nicht gefallen hätte: ſo müßte ich meine Empfindung verleugnen. Sie hat zweene Vorzüge, die ihr für einen Menſchen von meiner Nation und von meiner Gemüthsart viel Reizungen geben, weil ſie eine Fremde und eine Gelehrte iſt. Daß ſie mich indeſſen gänzlich ſollte eingenommen haben, das kann ich auch nicht ſagen. Sie beſitzt zu viel Deutſches darzu. Sie würde mir mehr gefallen, wenn ſie eine Engelländerinn wäre. Doch ich muß ohne Metaphore reden; ſonſt werde ich die wenige Gunſt, die ich noch bey den deutſchen Schönen zu haben glaube, vollends verlieren. Ich wünſchte, daß der Marquiſinn Newton mehr gefiele. Allein ſie iſt Herrn Leibnitzen und Herrn Wolfen zu treu. Das zeiget in der That wenig Galanterie bey ihr an.

Ich verlange dadurch eben nicht, daß ſie ſo eine Hochachtung für den großen Engelländer haben ſollte, als Herr Voltäre hat, der ordentlich, in ſeinen Anfangsgründen der Newtoniſchen Philoſophie, Beweiſe machet, die voll poetiſcher Freyheit ſind, und ihnen nachdem die größte Stärke damit giebt, daß er auf diejenigen ſchilt, die es nicht glauben wollen. Ich muß geſtehen, die Marquiſinn iſt viel gründlicher, ungeachtet ſie auch bisweilen à la Françoiſe demonſtriret. (Machen ſie mir nicht etwa über dieſen freyen Ausdruck von der Gründlichkeit eines ganzen Volkes eine querelle d'Allemand.) Sie würde insbeſondere ſich bey mir nicht in den Verdacht geſetzt haben, daß ſie von verſchiedenen mathematiſchen Sätzen, ſo wenig richtige Begriffe hätte, als von der Schärfe im Demonſtriren, wenn ſie im letzten Hauptſtücke nicht glaubte, das Leibnitziſche Kräftenmaaß bewieſen zu haben. Dem ungeachtet hat ſie vor Voltären im Beweiſen den Vorzug; noch mehr, ſie übertrifft ihn auch im Witze, einer Eigenſchaft, darinnen ihr der

Poet nicht weichen ſollte. Die Kupfer, die ſie über den Anfang eines jeden Hauptſtücks geſetzt, ſchicken ſich weit beſſer zu dem Inhalte, und ſind alſo weit artiger, als Voltärens kleine Jungen, die immer Zirkel auf die Erde ausſchütten, oder ſonſt mit mathematiſchen Inſtrumenten auf eine Art umgehen, an der man ihr Alter erkennet.

Doch ich muß aufhören, Voltären zu beurtheilen. Er hat ſich ohnedem ſchon durch ſeine ungütigen Urtheile von Leibnitzen, den Haß und die Verfolgung aller redlichen deutſchen Patrioten, nach Verdienſt auf den Hals gezogen. Man bemüht ſich ohne dieß nur vergebens, ihn deutſch zu widerlegen, da er die Gründe wider ſeine Meynungen lange hätte können Franzöſiſch leſen, wenn ſie ihn überzeugt hätten.

Sie wiſſen, mein Herr, daß Voltäre der Marquiſinn ſeine erwähnten philoſophiſchen Anfangsgründe zugeeignet hat, und ſie in der Zuſchrift eine Schülerinn von dem nennt,

Was Newton und die Wahrheit ſchreiben.

Denn ich glaube doch, daß man nicht böſe darüber werden wird, wenn ich in dieſem Verſe Herrn Hagedorns **Newton** ſtatt **Haller** ſetze, um Voltärens

Diſciple de Neuton et de la verité

auszudrucken. Doch entweder Herr Voltäre hat die Lehrmeiſter der Marquiſinn nicht alle gekannt, oder Mairans Vorwurf iſt gegründet, daß ſie nach der Zeit neue Lehrmeiſter angenommen, oder endlich,

lich, durch die Wahrheit, welche mit einem Newton zugleich ihre Lehrmeiſterinn geweſen, ſind Leibnitz und Wolf zu verſtehen. Denn von dieſen iſt ſie eine getreuere Schülerinn, als von dem Engelländer. Ich tadele ſie deswegen nicht durchgängig; ich müßte für die Ehre meines Deutſchlands unempfindlich ſeyn, wenn ich nicht den Inbegriff der Wolfiſchen Metaphyſik, den ihre erſten Capitel enthalten, mit Vergnügen geſehen hätte. So zweifelhaft ich bey vielen von des Herrn Wolfens Sätzen bin, ſo gewiß bin ich, daß ſeine Logik und Metaphyſik Deutſchland zur Ehre gereichen, wenn auch gleich nicht alle metaphyſiſche Lehrſätze bey mir Beyfall erhalten. Er iſt nicht von allen Wahrheiten der Erfinder. Man weis die Quellen, aus denen er ſo wohl in dieſen Wiſſenſchaften, als in der Mathematik geſchöpft hat, und nur jemand, der die Deutſchen ſo wenig kennet, und ſo unverſchämt iſt, als ein gewiſſer Franzoſe, den ich itzo nicht nennen will, weil ich ſonſt ſchon Verdienſte genug um ihn habe, zu ſagen

> Non ego te meis,
> Chartis inornatum ſilebo *Hor.*

kann uns ſchuld geben, wir hielten Herr Wolfen für den Erfinder aller Wiſſenſchaften, die wir aus ſeinen Schriften lernen. Doch wenn uns dieſer Herr unſere allzugroße Verehrung von dem Herrn Wolfen vorwirft: ſo können wir ihn verſichern, daß kein Wolfianer ein philoſophiſches Lehrbuch herausgegeben, in welchem er des Hrn. Wolfens Sätzen getreuer gefolget, als die Marquiſe in ihrem Werke. Ich habe das Buch nicht mit genug Aufmerkſamkeit geleſen, daß ich die Frage beantworten könnte: ob ſie nirgends von Leibnitzen und Wolfen abgeht? wenigſtens erinnere ich mich nicht ein Urtheil über dieſe beyden Männer von der Art geleſen zu haben, als ſie über den Newton fällt. **Ich wundere mich, wenn ich den Ariſtoteles leſe,** ſaget ſie im 10 Abſatze des Eingangs, **daß ich bisweilen in einigen Stücken der allgemeinen Naturlehre ſo vernünftige Gedanken, an der Seite der größten Ungereimtheiten antreffe; und ich empfinde eine Verwunderung von einer ganz entgegengeſetzten Art, wenn ich einige von den Fragen leſe, die Newton an ſeine Optik angehängt hat.** Die Vergleichung gereicht ohne Zweifel dem Newton zu mehr Ehre, als dem Ariſtoteles. Sie kömmt mir ungefehr ſo vor, wie Horazens Einfall:

. . . . Choerilus ille,
Quem bis terque bonum cum riſu miror, at idem
Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus.

Chörilus,
Bey deſſen Verſen ich verwundernd lachen muß,
Wenn er zuweilen noch was Leidliches getroffen.
Hingegen ſchmerzt es mich, weñ wider Wunſch u. Hoffen
Homer einmal entſchläft. **Gottſched.**

Ich will es der Frau Marquiſe aus Höflichkeit glauben, daß ſie den Ariſtoteles ſehr fleißig geleſen hat; allein ſie hat wohl den Brief an Jacob Thomaſen nicht geleſen, der vor des Hrn. Leibnitzens Ausgabe von Nizolii Antibarbaro ſteht, und darinnen gezeigt wird, wie ſich Ariſtoteles mit den Neuern vereinigen laſſe. Leibnitz hält dafür, man könne die 8 Bücher des Ariſtoteles, darinnen von der Bewegung gehandelt wird, ganz und gar bey der verbeſſerten Philoſophie beybehalten; er erkläret alles für gewiß und bewieſen, was Ariſtoteles von der Materie, der Form, dem Mangel, der Natur, dem Orte, dem Unendlichen, der Zeit, der Bewegung, urtheilet. Ich weis wohl, daß Leibnitz ſeine Gedanken nach der Zeit in einigen Stücken geändert hat: allein, wenn die Frau Marquiſinn wüßte, daß er den Ariſtoteles ſo gelobt, ja, daß er an eben dieſem Orte geſteht, er billige mehr in des Ariſtoteles Schriften, als in des Carteſius ſeinen, ſo würde ſie vielleicht gegen den armen Griechen nicht ſo unbarmherzig ſeyn, daß ſie erſtaunt, wenn er einmal was kluges ſaget.

Ich habe erwähnet, daß der Herr von Leibnitz ſeine Begriffe nach der Zeit in einigen Stücken geändert. Er ſaget an eben dieſem Orte: Ariſtoteles habe den leeren Raum nicht bewieſen, und es ſcheine ihm weder nothwendig, daß ein leerer Raum, noch daß alles voll ſey. Sie wiſſen wohl, mein Herr, was für eine Meynung er nachgehends dießfalls ergriffen. Die Frau Marquiſinn gibt ihm Beyfall, und beſtreitet ſo, wie er, den leeren Raum mit Beweisthümern, die meiſtentheils aus dem Satze des zureichenden Grundes hergenommen ſind. Da ſie ſich an metaphyſiſchen Betrachtungen vergnügen, ſo werden ſie vielleicht über einige dieſer Beweisthümer ſchon nachgedacht haben, ſowohl wie man dieſelben von dem Hn. Leibnitzen und Wolfen als von der Marquiſe vorgetragen findet. Ich weis nicht, ob dieſe Beweiſe ſie mehr überzeugt haben, als mich. Was den leeren

Raum außer der Welt anbetrifft, ſo geſtehe ich, daß ich darüber nicht gerne nachdenke. Ich finde in der Welt ſo viel zu lernen, daß ich nicht Zeit habe, an das zu denken, was außer der Welt iſt. (Ich nehme das Wort hier im philoſophiſchen Verſtande, und nicht ſo, wie es jemand nehmen würde, der mich dieſer Erklärung wegen für einen irrdiſchgeſinneten Weltmenſchen halten wollte. Ich würde unverdienter Weiſe die Ehre haben, dem Sokrates ähnlich zu werden, den man wegen des Spruchs: Was über uns iſt, geht uns nichts an, zum Gottesleugner machte.) Aus dieſem Grunde kann es vielleicht kommen, daß ich über die Beweisthümer, die man wider den leeren Raum außer der Welt anführet, nicht mit genugſamen Nachdenken urtheile. Ich überlaſſe es andern Leuten, die ſich mit philoſophiſchen Werken berühmt machen müſſen, davon getroſt nachzuſchreiben, was Leibnitz und Clark einander entgegen geſetzt haben; mir iſt es hier einerley,

> Empedocles an Stertinii deliret acumen. *Hor.*

Doch für den leeren Raum in der Welt ſelbſt, bin ich nicht ſo gleichgültig, und ich will ihnen eben itzo meinen Zweifel wegen eines Beweisthumes, den die Frau Marquiſinn dawider führet, entdecken. Man findet dieſen Beweis auch in des Hrn. Wolfs Schriften. Es kömmt darauf an; (ich behalte ihn hier ſo, wie ihn die Chatelet im 5 Capitel vorträgt): Wenn die kleinſten Theilchen der Materie in dem leeren Raume ſo zu reden, ſchwimmen, ſo werden ſie keinen zureichenden Grund ihrer Geſtalt und Größe haben. Denn der leere Raum enthält keinen Grund, warum die Theilchen vielmehr dieſe Geſtalt und Größe, als eine andere, haben. Man muß alſo einen ſolchen Grund in den außen herum befindlichen Körpern ſuchen, welche die ausgedehnten Theilchen umſchränken und ihnen eine gewiſſe Geſtalt geben.

Dieſen Beweis habe ich ſelbſt von tiefſinnigen Philoſophen, die ihn bey Herrn Wolfen geleſen hatten, wegen ſeiner Dunkelheit anklagen hören. Vielleicht kömmt die Dunkelheit daher, daß man glaubet, die Folge, die darinnen iſt, ſey ſehr tief verſteckt, da doch wirklich gar keine da iſt. Was nöthiget uns, den Grund, warum ein Körper die und die Figur hat, in Körpern zu ſuchen, die ſich ringsherum auf das genaueſte an ihn anſchließen? Ich will annehmen, daß ein Körper ſeine Geſtalt und Größe durch die Wirkung äußerer Körper in ihn erhalte, und daß dieſe Wirkung mit der unmittelbaren Berührung verknüpft ſey; dem ungeachtet folget noch nicht, daß um dieſen Körper alles gepfropft voll Materie ſeyn müſſe. Wenn der Drechsler ein Stück Holz rund drehet: ſo bleibt ſeine Hand mit dem Eiſen an einem Orte; die verſchiedenen Theile des Holzes kommen nach und nach an dieſen Ort und werden alſo abgeſtoßen, bis die gehörige Figur heraus kömmt. Hier möchte ſonſt nirgends keine Materie um das Holz ſeyn, ſo würde es doch einen Zirkel bekommen. Man ſetze alſo einen Körper, auf deſſen einer Seite Materie, auf der andern Seite ein leerer Raum iſt; man laſſe ſich dieſen Körper herumwälzen, ſo können gewiſſe Theile, die ihre Figur von der angrenzenzenden Materie erhalten hatten, auf die Seite kommen, wo der leere Raum iſt, ohne daß man deswegen behaupten dürfte, der Grund dieſer Figur ſey in dem leeren Raume enthalten.

Aber vielleicht wird man ſagen: da es dem leeren Raume einerley iſt, was der Körper, deſſen Theile er in ſich nimmt, für eine Figur hat; ſo kann man doch keinen Grund angeben, warum z. E. die Hälfte einer Kugel rund iſt, die ſich nach dem leeren Raume zukehret, da doch daſelbſt eben wohl Platz für etwas viereckichtes wäre? Allein dieſer Gedanke läßt ſich aus dem Grundgeſetze der Natur beantworten, daß ein Körper in dem Stande bleibt, in den er einmal iſt geſetzt worden, wenn keine äußere Urſache ihn darinnen ſtöret. Die Kugel iſt rund; nicht deswegen, weil einige Theile von ihr von keinen Körpern berühret werden; ſondern weil ſie bey ihrer Zeugung iſt rund gemacht worden. Wenn die Seite des Holzes, die das Drechslereiſen berühret hat, herumgedrehet wird, ſo behält ſie ja ihre Figur, die ihr in der Berührung gegeben wurde, und der Grund ihrer Figur iſt nicht etwa in der Luft, die ſie umher berühret, zu ſuchen; und die Figur wird alſo bleiben, wenn keine Luft und keine andere Materie, als bloß das Eiſen vorhanden wäre.

Verſteht man durch den Grund den Endzweck, warum einem Körper die oder jene Figur iſt gegeben worden, ſo geſtehe ich es gern, daß die Theile eines Körpers, die niemals von andern ſollen berühret werden, keine gewiſſe Figur brauchen. Allein es iſt die Frage, ob es wirklich ſolche Theile gebe. Denn wenn ein Körper gleich itzt von keiner Materie berühret wird, ſo kann er doch durch die Bewegung in die Nachbarſchaft und Berührung von andern Körpern kommen, und da wird ein Endzweck vorhanden ſeyn, warum er eine gewiſſe Figur haben muß. Wenn jemand fragte: warum ſind denn an dem Theile des Mühlrades, der itzo oben ſteht und kein Waſſer ſchöpfet, viereckichte Schaufeln; die doch nur an demjenigen Theile etwas nützen, den das Waſſer treiben ſoll? ſo würde die Antwort ganz natürlich ſeyn, weil dieſer Theil bald ins Waſſer kommen und der viereckichten Schaufeln nöthig haben wird.

Man ſtelle ſich einen Körper vor, deſſen kleinſte Theile lauter Kügelchen ſind, wie etwa der Carteſianer ihr zweytes Element; zwiſchen dieſen Kügelchen, wenn man ſie aufs nächſte zuſammen bringt, müſſen nothwendig leere Zwickel überbleiben, wie etwa zwiſchen den runden Fenſterſcheiben. Wenn nun gleich dieſe Zwickel mit keiner andern Materie erfüllet würden, ſo könnte man doch nicht ſagen, daß kein Grund vorhanden ſey, weswegen die Theile der Kügelchen, die einen ſolchen Zwickel einſchließen, rund ſind; denn dieſer Grund würde in der Natur des Körpers liegen, der zu ſeinen kleinſten Theilchen Kügelchen verlangte.

Newton glaubet, daß eine jede Art von Körpern aus Theilchen von einer gewiſſen Figur und Größe beſtehe, und daß dieſe Theilchen ſo feſte ſind, daß ſie durch keine natürlichen Kräfte einige Veränderung leiden. Die Elemente des Waſſers z. E. unterſcheiden ſich durch ihre Geſtalt und Größe von den Elementen der Erde, und zwar ſo, daß keine Bewegungen, keine Kräfte der Natur ihnen eine andere Geſtalt geben, oder ſie zertheilen können. Wäre dieſes möglich, ſo würden die Theilchen des Waſſers itzo anders beſchaffen ſeyn, als ſie beym Anfange der Dinge waren, und alſo hätte das Waſſer itzo andere Eigenſchaften, als beym Anfange der Welt; denn der Satz iſt unleugbar, daß die Eigenſchaften eines Körpers von ſeinen Theilchen herzuleiten ſind. So ſchließt Newton in denen Fragen, die er ſeiner Optik angehängt hat. Urtheilen ſie nun, mein Herr, ob die Frau Marquiſinn, wofern ſie im 7 Hauptſtücke dergleichen Elemente mit unter den Atomen verſteht, das Recht hat, zu behaupten, daß ihnen der Satz des zureichenden Grundes zuwider ſey? und ob man nicht zugleich die Monaden glauben und doch dieſe Meynung als wahrſcheinlich anſehen könne. Ich will eben nicht behaupten, daß Newton beydes zugeben würde; ich ſehe aber nicht, daß eines das andere aufhebt. Wenn ich mir ſolche Elemente vorſtelle, ſo ſind ſie an ſich theilbar, und können vielleicht aus einfachen Weſen beſtehen; aber man ſieht auch keinen Widerſpruch, warum nicht eine gewiſſe Menge von einfachen Weſen, vom Anfange der Welt an, könne in eben der Art der Verbindung beyſammen geblieben ſeyn, ein Element eines gewiſſen gröbern Körpers auszumachen; und wenn ich mir zwey ſolche Elementartheilchen eines Körpers, des Waſſers z. E. vorſtelle, ſo können ſie unter ſich unterſchieden ſeyn, ungeachtet das, was in der Zuſammenſetzung erfordert wird, die Eigenſchaften des Waſſers zu zeugen, in beyden anzutreffen iſt.

Ich bin gar einmal auf den Einfall gerathen, als ob aus dem Satze, daß alle Körper aus einfachen Dingen beſtehen, die Nothwendigkeit des leeren Raums fließe. Die Geometrie hat mich darauf gebracht. Sie wiſſen, mein Herr, daß dieſelbe uns überzeuget, es ſey unmöglich, einen Körper aus Puncten zuſammen zu ſetzen, die keine Ausdehnung haben. Ich konnte dieſes mit der Zuſammenſetzung der Körper aus Monaden nicht vereinigen. Ich weis wohl, daß die Vertheidiger der Monaden, ſo bald man ihnen dieſen Einwurf machet, anfangen, uns eine Lection von dem Unterſchiede des mathematiſchen und phyſikaliſchen Körpers zu halten: aber ich behaupte, daß dieſer Unterſchied zur gegenwärtigen Sache nichts thut. Die Geometrie beweiſt, daß kein Körper aus Puncten beſtehen könne; nicht deswegen, weil alle Puncte einander ähnlich ſind, ſondern deswegen, weil kein Punct eine Ausdehnung hat: und dieſes iſt dem Puncte mit der Monade gemein. Hierbey aber nimmt die Geometrie an, daß die Ausdehnung ſtetig (continua) ſey, d. i. daß innerhalb den Grenzen eines ausgedehnten Dinges kein Ort könne angenommen werden, wo nicht wirklich etwas von ſeiner Ausdehnung vorhanden ſey. Halbiren ſie eine gewiſſe Linie; nehmen ſie die Hälfte der Hälfte, die Hälfte des vierten Theiles, des achten, des ſechszehnten Theiles u. ſ. f. ſie werden niemals damit zum Ende kommen: weil ſie nämlich überall zwiſchen den beyden Enden der Linie etwas von der

Ausdehnung antreffen, aus der die ganze Linie beſtehet, und alſo kann in dieſem Falle die Linie nicht aus Puncten beſtehen, ſie mögen einander ähnlich oder unähnlich ſeyn. Aber bilden ſie ſich ein, daß z. E. 8 Monaden in gleichen Weiten von einander, gerade hinter einander geſetzet werden, und daß zwiſchen den zwo nächſten nichts wirkliches iſt, ſo wird aus ihnen eine Linie entſtehen, die ſiebenmal ſo lang iſt, als die Weite von einer Monade zu ihrer nächſten, z. E. ſieben Zoll, wenn jede Monade von der nächſten einen Zoll weit ſtünde. Von dieſer Linie kann man die Hälfte nehmen, welche vier Monaden in ſich begreift, und den vierten Theil der zwo Monaden und den achten der einen in ſich faſſet. Weiter wird die Theilung nicht gehen; denn es iſt nichts mehr zu theilen da. Aber woher kömmt dieſes, als weil die Monaden von einander abſtehen; denn füllen ſie nur die Zwiſchenweiten auch aus, ſo haben ſie immer etwas zu theilen, ohne daß ſie zum Ende kämen. Wofern ich mir alſo vorſtellen ſoll, daß die Ausdehnung aus Monaden beſteht: ſo werde ich mir dabey die Erlaubniß ausbitten, mir zwiſchen dieſen Monaden leere Zwiſchenräume einzubilden.

Herr Wolf und die Frau Chatelet mit ihm, beweiſen, wie etwas ausgedehntes aus Dingen beſtehen kann, die nicht ausgedehnt ſind. Die Ausdehnung entſpringt, ſagen ſie, wenn wir uns viele Theile außer einander vorſtellen, die zuſammen ein Ganzes ausmachen. Allein ein halsſtarriger Gegner wird ihnen leugnen, daß Puncte Theile einer Linie oder eines andern ausgedehnten Dinges ſeyn können; er wird ihnen leugnen, daß Puncte, die keine Entfernung von einander haben, außer einander ſeyn können, und ſein Leugnen wird ſich auf den Mangel der Ausdehnung, der bey allen Puncten iſt, gründen, ſie mögen ſonſt einander ſo unähnlich ſeyn, als ſie wollen. Denn **außer einander** ſeyn und **unterſchieden** ſeyn, wird er nicht als gleichgültige Redensarten annehmen, weil man z. E. nicht zu ſagen pflegt, daß der Magen außerhalb des Körpers iſt, ungeachtet beyde unterſchieden ſind, und überhaupt jeder Theil von dem Ganzen **unterſchieden**, aber gleichwohl nicht **außer** dem Ganzen iſt. Es kömmt mir vor, als ob man ſich hier auf die Art, wie ich vorhin erwähnet, helfen könnte. Wenn ich mir meine Linie von ſieben Zollen, die aus acht Monaden beſteht, vorſtelle; ſo kann ich ſie auf eine doppelte Art betrachten; einmal, wenn ich ſo reden darf, metaphyſiſch, inſofern ſie nämlich aus acht einfachen Weſen beſteht, und zum andern geometriſch, als die bloße Weite von der erſten Monade zu der letzten. In dieſem zweyten Falle ſind unendlich viel Theile in ihr möglich, und würden nicht nur möglich, ſondern auch wirklich ſeyn, wofern alles in der Linie mit wirklichen Dingen ausgefüllet wäre. Stellen ſie ſich einen Strich vor, den ich mit Dinte mache, und nehmen ſie an, daß überall, wo ich einen Ort in dem Striche annehme, Dinte befindlich ſey, oder daß jedes Theilchen von dieſem Striche Dinte in ſich enthalte, geſetzt dieſes Theilchen wäre 999999 Millionenmal kleiner, als der kleinſte Fuß des Thierchens mit vier und zwanzig Beinen, deren ſieben und zwanzig Millionen auf ein Sandkörnchen gehen; mit einem Worte, ſetzen ſie, der Strich ſey ein Continuum von Dinte, alſobald werde ich im Stande ſeyn, ihnen zu beweiſen, daß dieſer Strich unendlich viel Dintentheilchen in ſich enthält: doch wenn ſie verſchiedene Orte des Striches nur unter ein mittelmäßiges Vergröſſerungsglas bringen, ſo wird ihnen die Falſchheit des angenommenen Satzes in die Augen fallen. Wir finden in der Natur keine Körper, in denen die ihnen eigene Materie ſtets in einem Stücke fortginge. Das Glas, welches ſo viele unſchuldige Thiere auf der Luftpumpe damit ums Leben gebracht hat, daß es keine Luft durchläßt, hat gleichwohl für das Licht und vielleicht für noch andere Materien, Oeffnungen. Wenn ich alſo die Monaden als die Elemente aller Körper betrachte, ſo urtheile ich von ihnen eben ſo, wie ich von der eigenen Materie eines Körpers von gewiſſer Art, urtheile, daß ſie nämlich nicht in einem Stücke fortgehen. Die Ausdehnung alſo entſteht nicht nur daraus, daß verſchiedene Monaden ein Ganzes ausmachen, ſondern auch daraus, daß dieſe Monaden in verſchiedenen Entfernungen von einander ſtehen. Dieſe Entfernungen können ihre Größe verändern, aber nicht ganz und gar wegfallen. Sie werden mich fragen, mein Herr, wie dieſes mit der Berührung verſchiedener Körper übereinſtimme, die ich im vorhergehenden erwähnet habe, da ich zeigen wollte, wie ein Körper eine gewiſſe Figur erhalte? Ich antworte ihnen darauf, daß ich mich damals nach denen Begriffen erkläret, die man insgemein hat. Dieſe Begriffe ſind ſelbſt nach den bekannten Leibnitziſchen Sätzen nicht vollkommen richtig. Denn da wirket kein Körper in den andern, weil kein einfaches Ding in das andere wirket. Wenn ich auf dem Billard meines Mitſpielers Ball ſprenge, ſo kann ich nicht ſagen, daß mein Ball in dem andern eine Veränderung hervorbrächte; denn mein Ball iſt eine Sammlung von Monaden und der andere ebenfalls, und keine einzige Monade in meinem Balle kann den Zuſtand einer Monade in dem andern verändern. Anſtoßen, ins Loch treiben, Sprengen, das ſind bloß die Namen von gewiſſen Erſcheinungen, die ſich unſern Sinnen vorſtellen, wenn in der That etwas ganz anders geſchieht, davon wir gar keinen Begriff haben. Man bilde ſich eine große finſtere Höle ein, in der nur von oben her durch ein enges Loch, ein gewiſſer kleiner Fleck ſchwach erleuchtet wird. Man ſetze, daß an verſchiedenen Orten in dem dunkeln Theile Menſchen von ihrer Kindheit an, ſind angeſchmiedet geweſen, ſo daß keiner den andern oder ſich ſelbſt wegen der Dunkelheit ſehen kann, und daß ihnen auch die Hände ſo befeſtigt ſind, daß ſie nicht einmal von der Figur ihres eigenen Körpers durch befühlen, ſich einigen Begriff machen können. Nun laſſe man oben bey dem Loche Menſchen und Thiere vorbey gehen, und Sachen von allerley Geſtalt und Größe vorbey führen, die ihre Schatten in den erleuchteten Theil der Höle werfen. Dieſe Schatten ſehen unſere armen Gefangenen. Was werden ſie davon urtheilen? werden ſie nicht dieſelben für wirkliche Dinge halten, die ſich auf verſchiedene Art bewegen?

werden ſie nicht das Geräuſche, welches oben gemacht wird, die Reden, welche etwa von den vorbeygehenden geführet werden, und die ein Echo im Berge zurücke wirft, für Töne von den Schatten halten? Werden ſie ſich einen Begriff von denen Dingen machen können, die oben vorgehen? und wenn ſie in dieſer traurigen Finſterniß noch ſo glücklich wären, eine Art von Sprache unter ſich zu haben, würde ſich nicht mancher mit ſeinem ihm unſichtbaren Nachbar über die eigentliche Figur oder andere Eigenſchaften eines ſolchen Bildes zanken? Was für Betrachtungen wird nicht ein ſolcher unterirrdiſcher Deſcartes über die Natur der ſchwarzen Weſen, die er ſieht, anſtellen; wie würde er ſich nicht freuen, wenn er nach vielem Kopfbrechen erkläret hätte, woher der Ton entſtünde, den ſie von ſich geben.

Dieſe Erfindung ſteht beym Plato im 6 Buche von der Republik; denn ſie müſſen wiſſen, mein Herr, daß Plato, ſo ein tiefſinniger Philoſoph und Meßkünſtler er war, doch auch Fabeln und ſelbſt verliebte Gedichte machen konnte. Aber bedauren ſie nicht das Schickſal dieſer Einwohner der Finſterniß? laſſen ſie ſich nur das Mitleid nicht zu ſehr einnehmen, ſonſt kränken ſie ſich zugleich über unſern Zuſtand. Denn wieviel ſind wir wohl beſſer, wir, die wir Körper, Bewegungen, Figuren, da ſehen, wo der vollkommenſte Verſtand nur Puncte erblickt, in deren jedem ſich die beſte Welt ſpiegelt? Jener einzige Gegenſtände, die Schattenbilder, haben in der That mit denen Sachen, von denen ſie herkommen, mehr Aehnlichkeit, als die Begriffe, die wir uns von den Sammlungen einfacher Subſtanzen machen, mit dieſen ſelbſt.

Hier haben ſie, mein Herr, mehr Metaphyſik, als ich ungefehr in drey Jahren geſchrieben habe. Denn ich muß ihnen geſtehen, daß mich die Mathematik dieſer Königinn der Wiſſenſchaften einiger maßen abſpenſtig gemacht hat. Ich bin deswegen, über die neue Entdeckung von Zuſammenſetzung der Körper aus Monaden, noch furchtſam: vielleicht rächet ſich die Metaphyſik an mir, und machet, daß ich glaube, etwas Wunderſchönes herausgebracht zu haben, da es doch ein handgreiflicher Irrthum iſt; vielleicht aber hat ſie mich wirklich etwas Neues finden laſſen, mich damit wieder an ſich zu reißen. Wie wäre es, wenn ich alsdenn wieder zu ihr, von der Mathematik zurücke kehrte?

Si flaua excutitur Chloe
Reiectaeque patet ianua Lydiae. *Hor.*

Wie, wenn ich Leonoren haßte,
Wie, wenn ich dich, mein erſtes Licht,
Mit neuer Lieb und Huld umfaßte. **Günther.**

Aergern ſie ſich nicht, daß mir ein verliebter Vers bey dieſer Gelegenheit einfällt. Ein Verehrer der Gelehrſamkeit, der ſein Glück ſonſt eben nicht beym Frauenzimmer machen will, hat das Recht, von ſeiner Wiſſenſchaft, als von einer reizenden Schöne, zu reden; ſie möchte auch noch ſo trocken und unangenehm ſeyn: Eben ſo hat im Gegentheile ein Poet, der ordentlicher Weiſe ſein Glück eben nicht bey dem tiefſinnigſten Theile der Gelehrſamkeit machen will, das Recht, ſeine Schäferinn, als gelehrt zu beſingen, wenn ſie gleich kaum einen Vers ihres Liebhabers buchſtabiren könnte.

Hanc veniam petimusque damusque vicissim. *Hor.*

Den Reſt meines Briefes haben ſie geſchrieben geleſen, aber ich habe meinen zureichenden Grund, warum ſie ihn nicht ſollen gedruckt ſehen.

M. Käſtner.

* *

Die Großmuth.

Mag mir der Spott doch widerſtehn;
Ich will dich, Großmuth, itzt erhöhn,
Und deines Namens Ruf erneuern:
Da, wo ſich Pracht und Hoheit zeigt,
Die über Staub und Erde ſteigt,
Wird mich der Himmel ſelbſt befeuern.
Ich ſinge ſeiner Tochter Ruhm:
Noch höher als ſich Pindar wagte:
Er ſtieg nicht in ihr Heiligthum,
Er, der von Kämpfern ſang, den Streit der Roſſe ſagte.

Als in Saturns beglückter Zeit
Die Töchter der Vollkommenheit
Sich Sitz und Wohnungen erwählten,
Erſah die Großmuth ſich ein Schloß,
Daß es den Haß und Neid verdroß,
Die ſich, um ſie zu martern, quälten.

Die ſichre Burg umſchloß ein Fluß,
Den ſie nicht überſchiffen mögen;
An ſeinen hohen Ufern muß
Ihr fruchtbar Dräuen ſich ohnmächtig niederlegen.

Dieß Schloß ſtürzt nicht der wilde Sud,
Wenn ſeine kiegeriſche Wut
Von den Gebürgen ſich erhoben,
Dem Nord, den Kält und Froſt bewehrt,
Der auf beſchäumten Wogen fährt,
Und hierum brauſet, gleich zu toben.
So feſt ſteht das geprieſne Haus,
Das ſich der Großmuth Arm gegründet;
Sie ſah im Geiſte ſchon voraus,
Was itzt der Menſchen Trotz ſich frevelnd unterwindet.

Fels, den der reinſte Schimmer ſchmückt,
Itzt wird mein Geiſt auf dich gerückt,
Aus dieſem Kerker losgeriſſen:
Wie Dädal, den ein kühner Flug
Vom Minos durch die Lüfte trug,
Dem er gefeſſelt dienen müſſen.
Nun wird mir Land und Erde klein;
Bedaurenswerthe Gegenſtände!
Nichts ſcheint mir itzo groß zu ſeyn,
Worauf ich irgends auch die freyen Augen wende.

Ich überſeh den Erdball itzt,
Bis wo die Glut die Mohren hitzt,
Bis wo das Eis die Länder decket:
Werd ich durch einen Traum geirrt?
Ich ſeh, was war, und iſt, und wird,
Und meinem Blick ſcheint nichts verſtecket.

Rom ſteht vor mir, das Haupt der Welt;
Da ſeh ich großmuthsvolle Helden.
O Dichtkunſt, wenn es dir gefällt,
Ich will itzt ihren Ruhm auf höhern Säiten melden.

Hier läſtert ein verwegner Schwarm;
Es reißt des frechen Pöbels Arm
Den langen Rock von Catons Gliedern:
Dem Weiſen ſchadet keine Schmach,
Er ſieht dem blinden Wüten nach,
Und will mit Wohlthun es erwiedern.
Man ſchleppt ihn fort: es jauchzt Vatin,
Der ſich in Laſtern Macht erworben:
Allein Roms Freyheit ſtund durch ihn;
Sobald als Cato ſtarb, iſt ſie auch mitgeſtorben.

Was ſchreckt mich? bloßer Schwerdter Schein?
Stoßt nicht: Tyrannen! haltet ein,
Man ſchwingt blutdürſtige Gewehre:
Man würget Cäſarn: Cäſar zeigt,
Daß, was ſonſt niedre Seelen beugt,
Nicht großer Geiſter Ruhe ſtöre.
Da ſeine Seele flüchten ſoll,
Blickt er voll Großmuth noch zurücke,
Und ruft zum Brutus liebensvoll:
Und du-und du-mein Sohn? u. ſchweigt u, ſenkt die Blicke,

Daß ſie vom Pöbel ſich gewandt,
Und daß ihr Eifer nicht entbrannt,
Das that die Großmuth, die ſie krönet.
So ward vor Troja ſonſt Pelid,
In dem der ſtärkſte Zorn geglüht,
Durch ſie mit dem Atrid verſöhnet.

So ward in des Columbus Welt
Durch ſie auch Gusmans Grimm gebrochen;
Aus einem Wütrich ward ein Held,
Indem er dem Zamor das Leben zugeſprochen.

Ihr kennt die Großmuth hier noch nicht?
Ihr Haupt beſtralt ein göttlich Licht,
Da Lorbeern Stirn und Schläf umkränzen:
Weit reiner blitzt ihr himmliſch Kleid,
Als Flocken die der Hornung ſtreut,
Mit ihren weißen Schimmern glänzen.
Ihr Lächeln welches Gunſt verlangt,
Ihr zärtlich Wenden milder Augen,
Die Sanftmuth, die im Antlitz prangt,
Muß dem, wer Menſchheit hat, zur ſtärkſten Freude taugen.

Es ſitzen nah um ihren Thron
Des Mitleids und der Liebe Sohn,
Der Tugend Enkel, das Erbarmen;
Die Wangen ſind annehmlich blaß;
Es netzet ſie ein reizend Naß;
Er hält die Gunſt in holden Armen.
Auf goldnen Seſſeln thronen hier
Die Sorge, ſeinen Feind zu beſſern,
Die Mäßigung, und Ruhmbegier;
Doch ſteht kein Pöbel da, ihr Anſehn zu vergrößern.

Der Großmuth Lippen regen ſich!
Ihr Winde, ſie gebeut durch mich,
Durch Brauſen nicht ihr Wort zu ſtören:
Du Meer, ihr Waſſer, ſchweigt itzt ſtill,
Wenn eine Gottheit reden will,
Muß, was ſich reget, darauf hören.

Ihr, meine Diener, fängt ſie an,
Das Laſter ſey von euch gehaſſet;
Indem nur der mir opfern kann,
Der keine Bosheit kennt, und nicht aus Schuld erblaſſet.

Dann wird ein Geiſt von beßrer Art
In wahrer Hoheit offenbart,
Wenn Feinde wider ihn ſich rotten.
Sein Todfeind wird von ihm geliebt,
Der ihn durch wilden Haß betrübt,
Die rühmt er, die ihn frech verſpotten.
Nur Seelen von gemeinem Werth
Erzürnt der Widerſacher Pochen.
Sein Blick bleibt ſtets gleich aufgeklärt,
In ihm herrſcht die Vernunft, durch Huld wird er gerochen.

Des Feindes Glück hat ihn ergötzt;
Nie muß, ſo ſtark er ihn verletzt,
Sein Eingeweide ſich entflammen.
Nie kocht der Grimm ſein edles Blut;
Voll Jachzorn, der Megära Brut,
Knirſcht er die Zähne nie zuſammen.
Und ſo darf er hieher zu mir;
So war mein Regulus beſchaffen.
Ihr Menſchen, haßt die Rachbegier,
Nehmt Lieb u. Freundlichkeit von mir, ſtatt Schild u. Waffe.

Die Großmuth ſchweigt; wen rührt ſie nicht?
Iſt jemand, dem das Herz nicht bricht?
O Greuel! ja, dort wüten Thoren:
Der Haß in funkelnder Geſtalt,
Im Antlitz roth, von Runzeln alt,
Hat ſie zu ſeinem Heer erkohren.

Der Frevel ſpringt dem Hauſen bey;
Die Läſterung gebietet ihnen:
Zween Weiſen plagt die Tyranney;
Sie bleiben ſtandhaft ſtehn, mit Großmuth in den Minen.

Da, wo ſich dort von hier nicht weit
Die Thäler der Gelaſſenheit,
Die ſeeligen Gefilde, ſtrecken;
Da nehm ich Huld und Liebe wahr,
Der Liebreiz ſchmückt das treue Paar,
Die eilen, um ſie zu bedecken.
Die Liebe bringt ein Füllhorn mit,
Ein Horn mit angenehmen Früchten;
Schon weicht des Haſſes frevler Tritt;
Was kann die Liebe nicht? So Trotz als Zorn zernichten.

Des Zorns aufwiegelndes Geſchrey
Ruft ſchon verzweifelnd Schutz herbey;
Sonſt wird nicht Sieg noch Kranz errungen,
Die Läſtrung kömmt, ein tückiſch Weib;
Ein fleckigt Kleid bedeckt den Leib;
Ich ſeh den Hals voll Natterzungen.
Es ſchäumt ihr Mund mit blauem Gift,
Und ſucht die Weiſen dort zu ſchänden;
Sie, die kein Pfeil des Haſſes trifft,
Seh ich voll größern Muth, und Fackeln in den Händen.

Sie ſchütteln ſie: und auf einmal
Glänzt ein verſchiedner heller Stral,
Der macht der Thoren Augen heiter.
Es öffnet ſich der Früchte Horn;
Nunmehr entfliehen Haß und Zorn,
Und die Verleumdung ſchreyt nicht weiter.

Mitlei-

Voll Mitleid ſah die Großmuth zu;
Das Wohlthun kam und brachte Güter;
Zu ihrer eignen Luſt und Ruh
Errötheten nunmehr die thörichten Gemüther.

Gedächtniß, ich beſchwöre dich,
An meine Luſt errinnre mich,
Entweich ich dieſer Burg einſt wieder.
Doch! merket, was von fernen ſingt;
Seht! wie ſich dort ein Jüngling ſchwingt;
Wie ſtolz erhebt er ſein Gefieder!
Es iſt der Ruhm; ich kenn ihn ſchon;
Er naht ſich jenen edlen Weiſen;
Er trägt ſie zu der Großmuth Thron
Auf leichtem Fittig fort, um ihr Verdienſt zu preiſen.

Ich kann den reinen Glanz nicht ſehn;
Was fehlt mir? wie iſt mir geſchehn?
Wo ſoll ich Burg und Großmuth finden?
Ein Blitz, den ſchwüler Sonnen Macht,
Bey trüber Luft, in Brand gebracht,
Vermag ſo plötzlich nicht zu ſchwinden.
Wo wichen die zween Weiſen hin?
Wer ſind ſie? darf ich ſie erkennen?
Ich will, wenn ich ihr Herold bin,
O Wahrheit, darf ich? Nein. Die Nachwelt ſoll ſie neñen.

C. * *

* *

Das Land der Schmähſucht:

Ein Traum.

Ich irrte in den Feldern des Schreckens. Der Himmel war über mir mit ſchwarzen Wolken verhüllet, welche nur hier und da zu einem deſto größern Entſetzen ein dämmrichtes Licht durchfallen ließen. Das Schrecken, eine lange ungeheure Perſon, von fürchterlichem Anſehen, deſſen Augen an allen Gegenſtänden etwas ſchreckliches entdeckten, griff mich an; es blies ſeinen Athem auf mich, und ein kalter Schauer erſchütterte meine Glieder. Ich wünſchte mich aus dieſer Wüſte, als ich von ferne den Schein eines ſchwachen Lichtes gewahr wurde. Ich, als ein furchtſamer Pilgrim, ließ mich von dem dunklen Glanze leiten, ohne zu überlegen, ob er mich vielleicht in ein größeres Unglück führen möchte. Das Schrecken verſchwand aus meinem Geſichte, und ich gelangte dahin, wo ich den Schimmer wahrgenommen hatte. Den Himmel umgab ein blaulichtes Licht, ob ihn gleich keine völlige anmuthige Heiterkeit bekleidete. Ich hörte von weitem ein lautes Gelächter, und ich bildete mir voll Vergnügen ſchon ein, daß ich in das Land der Freude müßte gekommen ſeyn. Allein, Leute mit ſpitzigen Naſen und freyen Blicken, welche mit einer frechen Verwegenheit umherſtreifeten, umgaben und betrachteten mich ſehr neugierig. Ohne Zweifel kam ich ihnen als ein Geſchöpfe aus einer andern Welt vor; ihre ſpöttiſche Verwunderung entriß mir die gute Meynung von dieſer Landſchaft wieder, welche ich ſchon gefaſſet hatte. Plötzlich umleuchtete mich ein himmliſches Licht von einer außerordentlichen Klarheit, und das gegenwärtige Volk verließ mich mit einem muthwilligen Hüpfen. Die Weisheit ſtund vor mir. Ihren göttlichen Leib bedeckte eine Sternenkleidung, ihr Haupt ein Helm mit dem heiligen Hahne, und ihre Bruſt der furchtbare ägidiſche Schild. Unglücklicher Wanderer, hub ſie an, wofern dich ein frevelhafter Vorwitz hieher getrieben hätte! Allein ich kenne deinen Unfall. Hier iſt das Land der Schmähſucht. Du ſollſt unter meinem Schutze ſeine Sitten und Gebräuche bemerken, und den Sterblichen davon Nachricht geben. Die Einwohner ſtammen von dem Haſſe und der Misgunſt ab, welche ehedem in den glückſeligen Zeiten, da die Tugend den Zepter noch führete, hieher vertrieben worden. Allhier haben ſie die Schmähſucht gezeuget, und ihre Nachkommen verehren ſie nunmehro als Götter. Sie haben auch auf deine Erde Colonien geſetzet, und du wirſt viele von ihren Kindern daſelbſt antreffen. Der Eigendünkel iſt König unter ihnen; Unwiſſenheit, Stolz, und ein unbändiger Haß gegen alles, was vollkommen iſt, ſind ſeine geheimen Räthe. Sieheſt du von weitem ihre Götzentempel liegen? Hier nahebey iſt ein Haus, in welchem ſie gewiſſe Gläſer für ihre Augen arbeiten, welche an einer Sache alles verkehrt und lächerlich vorſtellen. Unter meinem Schilde ſollſt du unſichtbar ſeyn. Allein ich lege dir ein daurendes Stilleſchweigen auf, welches du nicht brechen darfſt, ohne dieſem Volke überlaſſen zu ſeyn. Ich verſprach es, und ſie verließ mich. Ich konnte ohne einige Gefahr dieſes Volk kennen lernen. Der Erdboden war unfruchtbar und leer, außer daß hier und da noch einige Blumen hervorſproßten, die jedoch unter dem Wachſen noch verwelkten. Dürres Geſtrüppe, und hier und da ſpitzige Dornen, waren die fruchtbaren Bäume dieſes Landes. Die Einwohner hüpften ſorglos hin und her; ihre Leiber waren dicke und aufgebläht. Ich wurde auch die gedachten Gläſer, als große Brillen, vor ihren Augen gewahr. Sie wurden von fleckigten und unreinen Kleidern bedecket, welche aber an vielen Orten zerriſſen waren, daß man ihre Blöße dadurch ſehen konnte. Sie hatten in ihrer rechten Hand Ruthen, mit welchen ſie auf gewiſſe Bilder, welche ſie in der linken Hand trugen, loshieben, und dabey auf eine anzügliche Art lacheten. So viel ich wahrnehmen konnte, ſollten es die Abbildungen der Tugend, der wahren Gelehrſamkeit, der Großmuth, und der Vernunft ſeyn. Allein, ſie waren unter ihren Händen voll Flecken und Unreinigkeiten geworden. Viele ſchütteten ihre Läſterungen mit einem grimmigen Angeſichte, und andere mit einer lachenden Stirne heraus. Hier und da erklungen auch Spottgeſänge. Die Verleumdung, wie ich ſie dafür hielt, begegnete mir. Es war ein ſchwarzes Weib, welches das Angeſicht nach dem Rücken zugekehret hatte, und alles heimlich heraus murmelte. Alle Einwohner haben ein blödes Antlitz, aus welcher Urſache viele, ſo flach auch der Erdboden war, Fehltritte thaten, und ſtrauchelten. Hier und da verſammleten ſich einige ganze Haufen, welche einander mit ihren Ruthen die Flecken auf ihren Bildniſſen wieſen, die ſie mit ihrem darauf geworfenen Geifer verurſachten, und darüber eine gemeinſchaftliche Freude bezeugten. Unterdeſſen war ich ihrem Götzentempel nahe gekommen, einem alten Gebäude von einer unordentlichen und gothiſchen Baukunſt. Tauſend Faunen und Waldgeiſter, welche um daſſelbe herumſtunden, bewunderten ſeine Schönheit, und ſchütteten über diejenigen, welche ſie nicht erkennen konnten, allerhand Schmähungen aus. Vor dem Eingange des Tempels zur Rechten ſtund ein häßliches Weib, welches in ihren Händen eine Schale voll weißen Schaums hatte, aus welcher alle, die in den Tempel traten, trunken und ſich beſpritzeten. Zur Linken der Pforte lag ein vierfüßiges Thier, welches die Lippen von einander gezerret, und auf dem Kopfe krummhervorragende Hörner hatte, mit welchen es auf eine vor ihm ſtehende zerbrochene Bildſeule losſtieß. Ich bemerkte auch verſchiedene dreyfach getheilte Zungen in ſeinem Halſe. Das Inwendige des Tempels erhellte ein blauer Schein von brennendem Schwefel, und erfüllte es zugleich mit einem erſtickenden Geſtanke. Ueber dem Altare waren die Bilder des Haſſes, der Spötterey, und der Schmähſucht aufgerichtet. Der Haß, ein alter Mann, hatte funkelnde Augen: Flammen floſſen um ſein Haupt, und ein ſchwarzer Bart fiel von ihm auf die Erde. Die Dräuungen in flammenden Kleidern, ſtunden hinter ihm. Ihn ſah die Spötterey mit einem lachenden Antlitze an: verwirret fielen ihre krauſen Haare auf ihre blaugeſchwollenen Brüſte. Um den Leib der Schmähſucht wand ſich, ſtatt eines Gürtels, eine giftige Schlange. Neben dem Altare war ein Loch, aus welchem anſteckende Dünſte aufſtiegen. Statt eines Dreyfußes lag ein Roſt über der Oeffnung, damit die Einwohner des Landes den ausdünſtenden Geiſt der Läſterung an dem ganzen Leibe empfangen könnten. Schwarze Raubvögel , unglückliche Eulen und Raben flogen durch den Tempel. Ich eilete beſtürzt wieder nach der Pforte, als ich eine Tafel mit grober Schrift erblickte, welche ich bey dem Eingange nicht wahrgenommen hatte. Auch an dem Vollkommenſten ſuche Flecken zu finden. Ueber jedes, das du haſſeſt, ſchlage ein lautes Gelächter auf. Läſtre mit einer unerſchrockenen Dreuſtigkeit. So lautete der kurze Inhalt dieſer Geſetze. Wie mich dünkte, ſo befand ich mich wiederum außer dem Tempel. Das blaue Licht an dem Himmel hatte ſich verlohren; ich ſah keine Einwohner mehr, und es überfiel mich ein neues Schrecken. Ich erkannte hier und da geſtreifte Kröten; ich hörte Nattern ziſchen und Wölfe heulen. Voll Entſetzen brach ich in ein ängſtliches Geſchrey aus; als verſchiedene gräuliche Thiere ſich herannaheten. Der Erdboden ſchien mir nunmehr uneben und voll Hügel zu ſeyn. Ich war in das äußerſte Erſchrecken geſetzt. Indem ich mich alſo furchtſam auf die Flucht machete, ſtieß ich an einen Hügel und erwachte. C. * *

* *

Der Weiſe
auf dem Sterbebette.
Elegie.

Es ſey, zu welcher Zeit, ein Weiſer ſtirbt gelaſſen;
Was andre zitternd macht, erſchreckt ſein Herze nicht.
Das, was ihm leben half, das hilft ihm auch erblaſſen;
Die Tugend ſtärkt ihm noch, indem ſein Auge bricht.
Er läßt ſich ſeinen Sarg getroſt vors Bette bringen,
Er ſieht ihn ruhig an; o, ſpricht er, hoffnungsvoll:
Iſt dieß der enge Raum, der mich nunmehr umſchlingen,
Und, wenn mein Geiſt entflieht, den Körper faſſen ſoll?
Willkommen ſey mein Tod, geſegnet ſey mein Ende!
Beglückt ſey auch der Tag, der mich zur Welt gebracht!
Dir, Weſen, das mich ſchuf, dir falt ich meine Hände,
Und danke deiner Huld, die mich bis itzt bewacht.
Dir dank ich für die Welt, in der ich tauſend Spuren
Von deiner Macht geſehn, von deiner Lieb erblickt;
Dir dank ich tauſendfach für alle Creaturen,
Womit du dieſe Welt beſetzt und ausgeſchmückt.
Du winkſt: mein letzter Tag erſcheint nunmehr auf Erden,
Hier, Vater, bin ich ſchon, nimm meine Seele hin.
O Gott, ich ſoll nunmehr noch viel beglückter werden,
Als ich auf dieſer Welt durch dich geweſen bin.
Was werd ich künftig ſeyn; was werd ich dort erblicken?
Mein Fleiſch bleibt hier zurück, mein Körper wird zerſtäubt.

Ich ſeh die Ewigkeit, und weine vor Entzücken,
  Weil ich verſichert bin, daß meine Seele bleibt.
O gönnt mir doch mein Glück, ſo ſpricht er zu den Seinen,
  Und macht kein Auge naß, da dieſer Leib erbleicht.
Was klagt ihr ſo beſtürzt? wie, wollt ihr darum weinen,
  Daß meine Hoffnung ſchon ihr letztes Ziel erreicht?
Kommt, küßt mich noch zuletzt und lernt aus meinem Munde,
  Daß nichts zufrieden macht, als die Gewiſſensruh.
Liebt Gott und Tugend treu, und ſchließt mit jeder Stunde
  Das Auge ſchon im Geiſt vor eurem Grabe zu.
Zum Sterben braucht man nichts, als wohl gelebt zu haben,
  Ein rein und frommes Herz beſiegt den Tod allein.
Halb ſterbend ſag ich dieß, und bin ich längſt begraben:
  So laßt euch dieſes Wort noch im Gedächtniß ſeyn.
Mein Lager läßt mich itzt den größten Troſt genießen,
  Bringt alle Reiche her, ich tauſche nicht mit euch.
Merkt, Freunde, meinen Tod; ein unverletzt Gewiſſen
  Iſt mehr, als Land und Volk, als Kron und Königreich.
Ich laß euch keinen Schatz; denn was ich mir erworben,
  Iſt Tugend und Verſtand, und dieſe folgen mir.
Mein Beyſpiel bleibt euch bloß, dem folgt, weñ ich geſtorbē;
  Ein Erbtheil hilft euch nichts, denn euer Glück ſeyd ihr.
Ihr lebt auch, wo ihr lebt, ſo ſucht euch zu beſiegen;
  Denn euer größter Feind iſt euer eignes Herz.
Begehret nie zu viel, und habt ihr ein Vergnügen,
  So denkt: auf jede Luſt folgt unvermerkt ein Schmerz.
Des Menſchen erſte Pflicht iſt treu und redlich leben;
  Doch bey der Redlichkeit ſeyd auch im Wandel klug.
Den Feinden müßt ihr viel, euch aber nichts vergeben;
  Bleibt von der Misgunſt frey; ſo habt ihr ſtets genug.

Dieß, Freunde, ſag ich euch mit überzeugter Seele,
Lebt wohl, lebt ewig wohl! Sorgt, daß man mich begräbt,
Und wehret, daß man nichts zu meinem Ruhm erzähle,
Als daß ich freudig ſtarb, nachdem ich wohl gelebt.

C. F. Gellert.

* *

Gedanken
bey der Anſchauung vieler Welten.

Im weitẽ Erdenraum, der durch die Macht entſtand,
Wo Gott zum fernen Zweck der Dinge Reihen band,
Erſieh, du Menſch, den Grund des Daſeyns vieler Weſen,
Die Gott der Sternenwelt zu Bürgern auserleſen.

Gott, der du herrlich biſt, durch vieler Körper Reihn,
Wie groß muß unſer Geiſt bey deiner Größe ſeyn!
Zu deiner Hoheit nahn ſich bloß erhabne Seelen;
Und Blöde müſſen oft des großen Endzwecks fehlen.

Wie groß war deine Macht, da aus der Dunkelheit
Du ſo viel Welten rieſſt, zu ihrer Wirklichkeit,
Die durch den innern Druck, und durch der Lüfte Regen,
Im ungleich weiten Kreis, ſich auf dein Wort bewegen!

Und du, o Sterblicher, du bildſt dir thöricht ein:
Du ſeyſt zu dieſem Bau bey Gott der Grund allein.
Schuff er das Ganze denn um ſeiner Theile willen?
Und konnteſt denn nur du der Schöpfung Zweck erfüllen?

Der Dinge Möglichkeit, der allgemeine Zeug
War eben, wie bey Gott der Grund zur Schöpfung, reich;
Gott, deſſen Eigenſchaft iſt, Weſen zu beglücken,
Muß auch noch andre mehr, als uns, mit Wohlthun ſchmücken.
Wenn vieler Kugeln Heer ſich unbewohnet dreht:
Was iſts, warum nicht auch der Erdkreis wüſte ſteht?
Wie? oder ſoll etwan der Menſch aus dieſen Sternen
Der Gottheit weiſe Macht zuerſt erkennen lernen?

Auch die ward nicht zuerſt aus dem Saturn entdeckt.
Stets iſt im kleinſten Wurm die größte Welt verſteckt;
Der Gottheit Daſeyn ſtralt aus kleineren Geſtalten;
Sie kann durch wenige ſchon dieſen Zweck erhalten.
Wo ſucht man den, den nicht das Vorurtheil beſtrickt,
Der Gottes ewge Macht in jedem Stern erblickt?
Der nicht mit trägem Blick beym Wähnen ſtille ſtehet,
Und deſſen reiner Wunſch nach größrer Klarheit gehet!
Kaum daß dem Weiſen noch, der ſeine Kräfte wagt,
Der Wahrheit fruchtbar Licht in halber Dämmrung tagt,
Und kaum, daß ihn erſtaunt ſo viele Wunder lehren
In tauſend Welten dort die Gottheit ſehn und ehren.

Des Menſchen Stolz hat ihn den Sternen zugewendt;
Er, der aus Erde war, verläßt ſein Element;
Unglücklich, wenn alsdann ein eifriges Erkühnen
Dem aufgebrachten Stolz noch muß zur Nahrung dienen,
Und er, wenn ihm zuletzt der Wahrheit Führung fehlt,
Zum Leitſtern ſich niemals die weiſe Gottheit wählt.
Durch die Natur umſchränkt, betrogen von dem Herzen,
Wird oft der tiefſte Geiſt ſein eigen Wohl verſcherzen.
Was hilfts uns, wird zuletzt der Jahre ſchneller Schluß
Der Anfang zu der Pein und ewigem Verdruß!

Was nützt es, wenn das Herz, der Werth von unſern Sitten,
Zur innern Beſſerung noch keine Reu gelitten?
Und wenn ein groſser Geiſt, der ſeiner Bahn verfehlt,
Für ein vergnügend Glück des Glückes Schatten wählt;
Und wenn wir, unbekannt in möglichern Begriffen,
In unermeßne Höhn der Himmel irrend ſchiffen?

Doch warum ſchelt ich wohl ein rühmliches Bemühn?
Heißt nicht ein innrer Trieb uns von der Erd entfliehn?
Iſt denn Vollkommenheit das Vorrecht groſser Meiſter?
Stralt nicht der Gottheit Licht zu uns durch dieſe Geiſter?

Allein, erhält auch gleich der Tauſendſte im Staat
Den Beyfall der Vernunft für eine jede That:
Iſts billig, daß er drum von Gott Belohnung fodert,
Für Tugend, die in ihm mit ſchwachen Flammen lodert?
Iſts möglich, daß Gott drum für uns die Welten ſchmückt;
Weil er der Wahrheit Licht zuerſt zu uns geſchickt?
O läge doch das Volk der wilden Iroqueſen
Vergeſſen in dem Nichts der unmöglichen Weſen!
Warum hat denn nicht dort, wo von der Sonnenhitz
Ein ſchwüler Sand entbrennt, die Weisheit ihren Sitz?
Hat für die heißre Stimm des unterdrückten Mohren
Der Gottheit ewge Lieb auch ihr Gefühl verlohren?

Und warum iſt ein Stern ſo weit von uns entfernt,
Wenn Gott ihn darum ſchuff, damit ein Menſch was lernt?
O Gott! wie ſtolz wird nicht, beym Ausfluß deiner Güte,
Die ſchlechte Creatur, ein niederes Gemüthe!
Und deine Mildigkeit, die Sorgfalt für ſein Heil,
Macht, daß es gar vergißt: es ſey der Welten Theil.
Zu niedrig für ſein Glück, zu ſtolz für wahre Ehre,
Wählt ſichs zum Oberherrn im weiten Sternenheere.

Doch ein vernünftigs Volk giebt Wahrheit bald Gehör;
Der wahren Ehre Sporn reizt ſeine Bruſt zu ſehr.
Vertieſet in den Höhn von neu erfundnen Welten
Wird ſein geläutert Herz der Menſchen Hochmuth ſchelten.
Wie ſich zum Jupiter ein jeder Mond verhält;
Wie ſein geborgter Schein auf jenes Flächen fällt;
Wie durch den Sonnenſtral, verſtreut gleich Hebebäumen,
Nah eine Welt verbrennt, fern junge Saaten keimen;
Wie ſich im groben Zeug ein himmliſch Licht verſenkt;
Wie jede Kraft den Stoff von der Natur empfängt;
Wie in unendlichen und gränzenloſen Höhen
Der Himmel Lüfte ſich in tauſend Wirbeln drehen;
Wie den erregten Trieb der Schwere einer Welt
Das Gleichgewicht der Luft im erſten Gleis erhält,
Das bleibt ſein Gegenſtand. Das Maaß ſcheinbarer Größe
Wird er auch nach dem Aug des Mondenbürgers meſſen;
Er weis: daß ſich vor ihm noch manche Welt verſteckt,
Die kaum ein Fernglas noch in künftigem entdeckt;
Und, ungewohnt der Luft von andern Atmoſphären,
Wird er bey tiefem Fleiß der Welten Anzahl mehren.

So dringt ein Sterblicher bis zur Unſterblichkeit,
Die ihm hier viel verſpricht, nicht minder dort verleiht.

Wenn denn ein Weiſer auch, den die Natur gelehret,
Der ſeine Schranken kennt, auf ſich ſein Denken kehret:
So ſchilt und fliehet er der Thoren wilde Zunft,
Und unterſtützt den Bau der Weisheit mit Vernunft;
Er ſucht ſein Glück, durch Gott, in ſich und in den Dingen,
Sein Wiſſen wird er nie vor Gott in Anſchlag bringen;
Er macht ſich, durch Vernunft, zu einer Welt geſchickt,
Wohin ihn einſt der Tod, der Freund der Weiſen, rückt.

Kañ dir, o ewger Gott, die Schwachheit wohl misfallen,
Womit wir Sterbliche von deiner Größe lallen?
Und daß ſich die Vernunft jetzt zu der Einſicht reift,
Wodurch ſie künftighin der Dinge Grund begreift,
Wenn uns der Wahrheit Licht, das dann viel heller ſtralet,
Der Welten Grundriß einſt mit wahren Farben malet,
Der dem vollkommnern Geiſt, dem ſich die Welt aufklärt,
Der Fälle Kenntniß dann im ächten Lichte gewährt;
Wo du, o Pöbel, wirſt bey deinen ſeichten Schlüſſen
Das meiſte lernen noch, und viel entbehren müſſen,

Glückſelig, der ſich ſelbſt zum wahren Ruhm beſtimmt,
Dem Wahrheit Richtſchnur wird, der Theil am Ganzen
nimmt.

O welch Vergnügen fühlt die Bruſt der wahren Weiſen!
Wer von den Sinnlichen kann ſich ſo glücklich preiſen?
Dieß Glück genießet nie der Einfalt blödes Haupt,
Das ſchärfer ſieht, als ſchließt, u. ſchwächer ſieht, als glaubt.
Gewiß ein Hypokrit, der falſchen Andacht Götze,
Der Erbfeind der Vernunft, verkennt der Weisheit Schätze.
Er ſucht durch ſchlauen Stolz der Welt ſich zu entziehn,
Sein eitles Herze wähnt! ſie ſey nur bloß für ihn;
Und noch wird ſein Verdienſt, erhöht durch heilge Mienen,
Der Nachwelt Sittenlehr einſt zu Exempeln dienen.

Carl Aug. Gebhardi.

* *

Fortſetzung der Gedanken
über die Stammbücher.

Um nicht die Menge und Weitläuftigkeit meiner Anmerkungen zu vermehren, wenn ſie zumal aus einerley Grundſatze fließen: ſo erſuche ich meine Leſer, immer dieſen Begriff in den Gedanken zu behalten, daß man nämlich aus den Stammbüchern gewiſſermaßen die menſchlichen Gemüther erkennen, und zum Theile auch, denjenigen Vortheil erlangen könne, welchen man ſonſt bey den Reiſen ſuchet. Das letztere wird man in der Folge ſehen: In Anſehung des erſtern bemerke ich nur, daß man auch aus den Stammbüchern ſehen kann: in ſeiner Maaße ſey beydes wahr, ſowohl, daß das menſchliche Herz für ſich betrachtet, in der ganzen Welt ſich ähnlich ſey, und bey aller Verſchiedenheit doch immer einander nahe kom̃e; als auch, daß eine und eben dieſelbe herrſchende Leidenſchaft, nachdem ſie viel oder wenig, ſtarke oder ſchwache Zuſätze von andern Neigungen, und dieſe oder jene Umſtände des Lebens von außen bekömmt, immer andere Geſtalten und andere Wirkungen habe.

Wenn man auch überlegt, zu welcher Zeit des Lebens die Stammbücher ordentlich angeſchafft und angefüllet werden, und in welchem Alter und Glücke der größte Theil ſich darein ſchreibt; ſo findet man, ohne dergleichen geſucht zu haben, eine Erläuterung der bekannten Anmerkung, die die Zeitabtheilungen in dem Leben beſtimmt, welche eine jede von den drey ſogenannten Hauptneigungen in ihrer Reihe einnimmt. Man trifft in dieſem Felde wenig oder keine Spuren von dem Geize an. Und zwiſchen Ehrgeize und Wolluſt iſt es ſo getheilt, daß dieſe die größte Hälfte bekommen hat. Ich will indeß erinnern, daß ich dieſe Wörter in demjenigen Verſtande annehme, in welchem ſie zu gewiſſen Zeiten nach einer unverwerflichen Erklärung genommen werden. Man möchte mich ſonſt in Anſehung des folgenden manchmal für einen allzuſtrengen Richter halten. Denn ich weis z. E. zwiſchen einer Jugendthorheit, an der mehr flatterichtes und leichtſinniges, als ſtrafbares, iſt, zwiſchen einem ſtrafbaren Fehler, und zwiſchen einer Schändlichkeit, welche Abſcheu erwecket, einen Unterſchied zu machen.

Man weis den bekannten Reim:

Gottes Wort und Luthers Lehr
Vergehen nun und nimmermehr.

Auf dieſe Worte habe ich in einem Stammbuche dieſe Art von Parodie gefunden:

Studentenſchuld und Luthers Lehr
Vergehen nun und nimmermehr.

Man wird es ohne mein Zuthun gleich ſehen, daß dieſes ein Student geſchrieben haben müſſe. Und wenn etwas Leichtſinniges darinnen hervorſcheint, ſo iſt es wenigſtens kein außerordentliches Wunderzeichen, daß man dergleichen bey einem jungen Menſchen antrifft.

trifft. Ich meines Orts kann aber auch nicht ſo ſtreng mit dem Urheber davon verfahren, daß ich ihm eine ausnehmende Abſcheulichkeit Schuld geben ſollte. Seit einiger Zeit gilt mein Urtheil von dem Scherzen mit Sachen, die an die Religion angrenzen, nicht viel. Sonſt würde ich ſagen, daß ich lieber wollte, man hätte die Gelegenheit zum Einfalle von etwas anderm hergenommen. Denn um es beyläufig zu ſagen, ſo halte ich dafür, daß die Scherze von dieſer Art zweyerley ſind, und daß man von einigen zu urtheilen habe, daß es gänzlich tadelhaft und unanſtändig ſey, ſo zu ſcherzen; von andern aber nur, daß man es lieber hätte bleiben laſſen ſollen. Es glaube alſo ein jeder von dieſem Scherze, inſofern er theologiſch iſt, was er will. Indeß iſt ſo viel gewiß, daß er, dieſen Umſtand beyſeite geſetzt, ſcharfſinnig iſt. Denn die Wahrnehmung der Aehnlichkeit zwiſchen den beyden benannten Dingen iſt unerwartet: und der Grund derſelben iſt richtig, oder, kunſtmäßig zu reden, der Scherz iſt wahr. Ich glaube, daß ſelbſt die meiſten Glieder der römiſchen Kirche die Dauer der lutheriſchen Lehre, da ſie ſich einmal ſo weit ausgebreitet hat, mit der Dauer des Erdbodens gleichlang abmeſſen. Und was die Studentenſchulden betrifft, ſo hat vielleicht der Urheber der Parodie eine praktiſche Erkenntniß davon gehabt, die ihn genug von der Wahrheit ſeines Satzes, nicht allein in Anſehung ſeiner, ſondern auch ſeiner Mitbrüder überzeugen können. Dem ſey, wie ihm wolle: ſo will ich es zwar für keinen Studententroſt angeſehen wiſſen, daß alle Studenten

Schulden machen müſſen: indeß iſt ſo viel gewiß, daß ſo lange Studenten ſeyn werden, wohl auch Studentenſchuld ſeyn wird; indem, wenn man einen Haufen junge Leute annimmt, die ohne Erfahrung in der Haushaltung ſind, es ſehr natürlich iſt, daß immer eine Anzahl darunter angetroffen werde, welche ſich verrechnet, und am Ende findet, daß mehr zu bezahlen ſey, als eingenommen worden. Man könnte alſo in einem gewiſſen Verſtande ſagen, dieſe Parodie lehre, daß die Studenten jung wären.

Ueberhaupt trifft man von dieſer Wahrheit viel Beweiſe in Stammbüchern an; und ich bin nicht ſo unbillig, von allen Leuten zu fordern, daß ſie gleich alt ſeyn ſollen, ohne vorher jung zu ſeyn; wenn ſich nur weiter kein tadelhafter Begriff damit verbindet. Munterkeit, eine noch eingeſchränkte Flüchtigkeit, einige Gran Leichtſinn, der ſich indeß niemals vergißt, und eine Aufführung, bey welcher das noch nicht zum Joche einer ſtets anhaltenden Wirkſamkeit gewöhnte Gemüth, durch die untermiſchten Ergeßungen, zur neuen Arbeit munter gemacht wird, ſind Sachen, welche zwar nicht unumgänglich nothwendige Eigenſchaften der Jugend ſind; indem wir männliche Jünglinge haben, in deren Leben dieſer Zeitabſatz fehlet; welche aber doch in ihrer Maaße einem Jünglinge zu gute zu halten, und ohne ihre heterogeniſchen Theile betrachtet, als Wohlthaten des Schöpfers anzuſehen ſind. Ich kann deswegen nicht zürnen, wenn ich Denkſchriften von folgender Art finde:

Il y a du tems, où le ſage trouve ſon conte,
en faiſant le fou.

A ces lignes ſouvenés - Vous,
Symb. Mr. de Vôtre &c.

Honny ſoit, qui mal y penſe.
Auf Deutſch: Vivat meine Stiefmutter hoch!

Um dieſes zu verdollmetſchen, ſo heißt das erſtere: Zu gewiſſen Zeiten findet der Weiſe ſeine Rechnung dabey, ſich auch einmal als einen Thoren anzuſtellen; wobey man Horazens: Dulce eſt, deſipere in loco, in Gedanken gehabt zu haben ſcheint: das andere aber iſt die bekannte Auſſchrift des blauen Hoſenbandes: ein H . . denkt übel davon; aus der ſo querfeld ein gemachten Ueberſetzung des Subſcribenten ich wetten wollte, recht zu ſchließen, daß derſelbe ſagen wollen: er habe nicht die beſte Stiefmutter; er ſuche aber, mit ihr gut durchzukommen. Wenn man nun die ganze Evrhythmie, oder vielmehr Dysrhythmie dieſer Gedanken zuſammen anſieht: ſo entdecket man, daß der Zuſammenſetzer derſelben, ſo fern er ſich hier entdeckt hat, unſchuldig jung geweſen.

Der Verfaſſer redet zwar auch von Thorheit. Allein mich deucht immer, eben deswegen, weil er ſelbſt Thorheit bey ſich antrifft, habe man vielleicht deren weniger bey ihm zu ſuchen, als bey der folgenden Art von Leuten, welche dergleichen gar nicht an ſich wahrzunehmen ſcheinen. Ich pflege ſonſt die verliebten Gedichte ſo zu beſchreiben, es ſeyn Beweiſe, daß man auch einmal jung geweſen ſey. Und von der folgenden Art Denkſchriften in den Stammbüchern kann man eben das ſagen, ohne ein Wort zu ändern. Es hat nur meines Erachtens mit beyden den Umſtand, daß man es bey vielen davon dahin geſtellt ſeyn laſſen, bey vielen aber mit Rechte ſehr zweifeln muß, ob ihre Urheber auch vollkommen unſchuldig jung geweſen ſeyn. So viel iſt gewiß, daß, wenn dieſes auch ſeyn ſollte, wenigſtens, wie ich geſagt habe, bey ihnen mehr Thorheit, oder, um etwas ſanfter zu reden, mehr Eitelkeit in ihre Jugend gemiſcht ſey, als bey den vorigen. Ich habe Leute gekannt, die ſich einbildeten, daß es unmöglich ſey, ein Poet zu werden, ohne verliebt zu ſeyn; und die folglich alle Mühe anwandten, verliebte Thorheiten in ſich rege zu machen, und andern zu zeigen. Und mancher, der ſich in ein Stammbuch ſchreibt, nähme auch nicht Geld, um etwas anders darein zu ſetzen, als, wobey ein Stückchen ſeiner kleinen Thorheit durchguckte. Nun bin ich zwar dieſen lieben Leutchen nicht zum Richter beſtellt. Doch wünſchten andre, die eine eben ſo kleine Milz, als ich, haben, daß, wenn man eitel ſeyn wollte, man es andern nur nicht allemal gleich ſchriftlich geben möchte, daß man es wäre. Man ſchreibt zwar öfters etwas ganz Gutes dazu; ich bezeuge auch auf das feyerlichſte; daß ich keinen allgemeinen Verdammungsſpruch deswegen fälle. Denn ich habe ſchon zugegeben, daß es auch artige und unſchuldige Thorheiten giebt. Allein man machet zuweilen eine ſo bedenkliche Miſchung, daß ich zweifle, ob die Urheber derſelben allezeit das Gleichmaaß ſo treffen können, daß keines von den Ingredienzen den Geſchmack des andern verderbe. Der Leſer ſoll wieder urtheilen, ob ich recht denke, oder nicht. Das erſte Exempel dazu mag dieſes ſeyn:

Spes mea prima Deus, ſpes altera verus amicus,
Tertia ſpes gladius, quarta puella manet.

Wer es Deutſch leſen will, der muß mit dieſer Ueberſetzung vorlieb nehmen:

Die Stücke, die mein Wunſch in ihrer Reihe ſind,
Sind Gott, ein wahrer Freund, das Schwerdt, ein
ſchönes Kind.

Gleichwie man ſich nun hier nicht wundern darf, warum eben der Degen dabey ſtehe, da es ein Edelmann geſchrieben hatte, der vielleicht auf ſeine übrige Lebenszeit den Krieg zur Abſicht gehabt: ſo findet man dagegen von dieſen vier Stücken mehr oder weniger weggelaſſen, nach dem der Verfaſſer viel oder wenig flüchtigen oder ſchweren Zuſatz gehabt hat. Ich habe gefunden, daß manche in ihren Wünſchen ſo gemäßiget geweſen ſind, daß ſie ſie nur ſo ins Kleine gebracht haben:

Chriſtus im Herzen, ein Mägdchen im Arm,
Der eine macht ſelig, das andre macht warm.

Ehe ich meine Leſer von dieſen jungen Leutchen und ihrem wunderlichen Lehrgebäude wegführe, ſo muß ich ihnen noch ſagen, daß, wie öfters ein und eben derſelbe Menſch bald auf einen armen Studenten, bald auf einen reiſenden Handwerksburſchen bettelt, alſo ich auf gleichen Fuß Leute in Stammbüchern gefunden habe, welche oben in dem Sinngedichte

Künſtler, und in der Unterſchrift Studenten geweſen ſind, und z. E. geſchrieben hatten:

Gebt mir Jungfern, Mehl und Trauben:
So könnt ihr gewißlich glauben,
Daß, wenn Weiber, Brodt und Wein
Einmal ſollten alle ſeyn,
Ich aus dieſen dreyen Sachen
Weiber, Brodt und Wein kann machen.

Nun achte ich es für ſehr gut, wenn man mehr, als einerley kann; und halte, weil mir dieß Gleichniß einfällt, einen Menſchen, der Meiſter auf der Querflöte, aber ſonſt nichts iſt, für ſehr zu bedauern; indem er der geſchlagenſte Menſch von der Welt iſt, wenn ich mir ihn in den Gedanken durch einen unglücklichen Schnitt mit zehenthalben Fingern vorſtelle. Indeß hat man auch ein Sprüchwort, welches heißt: viel Künſte verderben den Meiſter. Und es iſt alſo meinen Künſtlern zu rathen, daß ſie ſich vorſehen, das Sprüchwort nicht an ſich wahr werden zu laſſen. Denn ich wollte wetten, daß die meiſten von ihnen das Brodtbacken nicht recht können: und da ſie ſich doch einmal dafür ausgeben; ſo könnten ſie doch wahrhaftig das Weibermachen nicht eher mit Ehren und gutem Gewiſſen vornehmen, als bis ſie das Backen ſo könnten, daß kein Beckenknecht im Brodte bliebe.

In dieſes Capitel gehöret auch nachfolgendes:

J'aime ce qui m'aime, c'eſt ma deviſe,
Sans cela l'amour n'eſt qu'une ſotiſe.

Das iſt:

Mein Wahlſpruch iſt: ich liebe, was mich liebt,
Der iſt ein Thor, der Lieben anders übt.

Ich ſetze nichts dazu, als dieſes: wenn der Verfaſſer von der Liebe redete, von der im Catechiſmus gehandelt wird: ſo wollte ich ihn gehorſamſt erſucht haben, andere ehrliche Leute, die in dieſem Stücke der Sittenlehre anderer Meynung ſeyn möchten, nicht gleich Narren zu heißen. Da ich ihm aber zutraue, daß er über die Jahre weg iſt, wo man den Kopf noch voll Catechiſmusbegriffe hat; und daß er die Liebe der erwachſenen Welt meynet, deren D. Luther nur einmal in einer Randgloſſe gedacht hat: ſo gebe ich ihm völlig recht, daß das ein poßirliches Geſchöpfe ſey, welches ewig klaget, daß es ewig ohne Gegengunſt ſchmachten,

Und voll Sehnſucht und Verdruß
Waſſer ſehn und dürſten muß.

In dem Falle iſt in der That die tartariſche Religion die beſte, nach welcher ein verliebter Anbether den Götzen im verblümten Verſtande wacker abpeitſchet, der ſich ohne Gewährung der Erhörung ſo lange vergebens mit Pferdefette ſchmieren laſſen.

Es ließen ſich von der Gattung, von der ich bisher geredet habe, noch unzählige Exempel und Betrachtungen beybringen. Allein ich würde ins Unendliche verfallen: und meine Abſicht, von der Kenntniß der mannigfaltigen Gemüthsarten, kann ohne fernere Weitläuſtigkeit erreicht werden. Ich weis nicht, wie meine Leſer urtheilen. Von mir aber weis ich, da mir ſchon bekannt iſt, was ich im nächſt folgenden ſagen will, daß das bisherige, in Anſehung deſſen, noch ungemein erträglich iſt. Denn an dieſe Stelle hauptſächlich gehöret die Entſchuldigung, die ich zuvor an meine Leſer gemacht, und, um mir ihrer Verzeihung auszubitten vorausgeſandt habe. Ich wollte zwar wünſchen, daß ich die folgenden Exempel nicht anführen könnte, und daß der Gemüthscharacter, welcher Urheber davon geweſen, gänzlich in der Welt fehlen möchte. Und vielleicht meynen einige, daß es am beſten geweſen ſeyn würde, wenn dieſer Abſatz auch hier gar weggeblieben wäre. Allein ſo gewiß es iſt, daß es gut und nöthig iſt, in gewiſſen Fällen das Laſter zuzudecken; ſo gewiß iſt es auch, daß es in andern Fällen gut und nöthig iſt, es aufzudecken. Zuweilen hat die Beſchauung, daß ein tugendhafter Mann ein Zeuge einer Thorheit geworden, eine gute Wirkung in Anſehung der folgenden Zeiten gehabt. Was habe ich nicht zu hoffen, wenn mancher ausſchweifender Jüngling, welcher zwar frech und unverſchämt genug iſt, wenn er ſich bloß unter dem beſudelten Getümmel ſeiner ſchändlichen Mitgeſellen zu regen glaubet, aber ſonſt das Licht ſcheuet; wenn ein ſolcher Jüngling, ſage ich, eine Schändlichkeit, die der Seinigen ähnlich iſt, nicht vor einem einzigen ehrlichen Manne, ſondern vor einem ganzen weitläuftigen Schauplatze von Leuten, welche Empfindungen der Tugend und Ehre haben, entdecket und unehrlich gemacht ſieht. Indeß da für den, der nicht fühllos iſt, ein Exempel ſo gut als zehn iſt: ſo werde ich mich zu beſcheiden wiſſen, nach meinem Verſprechen, Ohren, welche Werkzeuge einer reinen Seele ſind, ſo wenig, als möglich, zu kränken. Aus dieſer Urſache laſſe ich gleich von folgendem die erſten Zeilen weg, um ſo viel mehr, weil darinnen beyläufig das ſchöne Geſchlecht unſrer Stadt ohne Unterſchied unanſtändig angegriffen war, für deſſen tugendhaften Theil ich ſo viel Hochachtung habe.

. . . .

. . . .

Nur bleibet dieſer Unterſcheid
Die Jungfer hält nicht Wochenzeit.

Symb.

Contentement ſurpaſſe richeſſes.

Bey Leſung dieſer Zeilen erinnern Sie ſich
Dero ungeſchminkten, und Ihre Freundſchaft unſchätzbar haltenden ꝛc.

Obgleich die Worte, welche hier ſtehen, ein Enthymema ſind: ſo iſt doch ſchon von dem ungemeinen Herrn Verfaſſer, welchen wir die Ehre haben, weder zum Bürger, noch zum Landsmanne zu haben, genug darinnen geſagt, um zu entdecken, daß er in einem thieriſchen Kützel und einer Kette von Ausſchweifungen ſein höchſtes Gut ſuche, und daß das Vergnügen, welches er, laut ſeines Wahlſpruchs, dem Reichthume vorzieht, ein ſolches ſey, wozu es in der That nicht nöthig iſt, ein Thier zu ſeyn, das zählen kann. Ich weis ihm alſo keinen beſſern Helden an die Seite zu ſetzen, als den, welcher Unverſchämtheit genug gehabt, ſo einzuſchreiben:

Mein Freund, ein jeder ſchreibt das Sitten-Lehren ein,
Darum ſo will ich auch nicht aller Affe ſeyn;
Ich ſchreibe. Iß und trink und ſpiele nach Vergnügen;
Nach dieſem Leben wirſtu wenig Gutes kriegen.

Wahlſpruch:

Es lebe denn die beſte ꝛc.

Mit dieſen ſchlechten Zeilen wollte ſich dem Herrn Beſitzer dieſes Stammbuchs zu gütigem Andenken ꝛc.

Das Beſte an dieſer Entdeckung eines regelloſen Herzens iſt noch dieſes, daß der mehr als hundemäßige Wahlſpruch des Schreibers, welchen Michael Hubert als ein Werk des taumelnden Günthers der Vergänglichkeit entriſſen hat, nicht ganz ausgeſchrieben iſt. Und ich erſuche meine Leſer, denen er entweder entfallen oder gar nicht bekannt iſt, ſich nicht die übel angewandte Mühe zu geben, und ihn aufzuſuchen. Denn ich bin verſichert, daß ſelbſt Hubert, welcher der ſo oft unſaubern güntheriſchen Muſe den Paßzettel in die Hand gegeben hat: **Prüfet alles, und das Gute behaltet:** die niederträchtige Unfläterey, von der die Rede iſt, nicht unter das zu behaltende gezählt, viel weniger ſich eingebildet hat, daß ſie ein ſchmutziger Ritter zu ſeinem Sinnbilde auf ſeiner Rüſtung machen würde. Was die erſten Zeilen betrifft, durch welche der Verfaſſer zu Sardanapals Ueberſetzer geworden, ſo hat er vollkommen recht, daß er ſie ſchlechte Zeilen nennet. Denn ſie ſind in der That ſo ſchlecht, als man ſichs von einem vernünftig heißenden Weſen nur einbilden kann. Ich weis indeß nicht, wie es kömmt, daß man, wo ich ſo reden darf, auch in allen Kehrichtwinkeln der menſchlichen Natur noch Wahrheit antrifft, und kein Mund ſo ſcheußlich iſt, daß er ſie nicht unwiſſend zuweilen rein ſagen ſollte. Was kann richtiger ſeyn, als dieſes, daß die Schüler dieſes Lehrers, wenn ſie anders ächt ſind, nach dieſem Leben wenig gutes haben werden? Ich wenigſtens verſpreche ihnen nichts. Und wer ein wirklich rechtſchaffner Mann iſt, dem will ich rathen, daß er das, was er mit dieſen Herren zu reden hat, in dieſem Leben mit ihnen ſpricht; denn nach dieſem Leben dürfte er wohl ſchwerlich mit ihnen in Geſellſchaft kommen.

Damit man ein Kleeblatt von ſolchen ſchönen Sachen habe: ſo werde es durch folgende Weisheit eines Ausländers vollgemacht. Diejenigen von meinen Leſern, die es nicht verſtehen, mögen glauben, daß ich es nicht überſetzen kann. Denen aber, die es verſtehen, traue ich, aufs mindſte ihrem gröſſern Theile nach, einen ſo männlichen Geiſt zu, daß es keine andern Leidenſchaften, als Zorn, Abſcheu und Verachtung, in demſelben rege machen wird. Denn es wäre nicht gut, wenn keine Tugend ſo ſtark mehr wäre, die Stimme des Laſters hören zu können, ohne gereizt zu werden. Ich will alſo herſchreiben, was ich gefunden habe.

Amico gionto ſono al' Laboratur
& omnia oſſa mia male Torquetur
Coſi auviene, a chi Troppo Fornicatur
Ché in quanto al Male mio qui mal Sanetur.

Cunt is above
any other things.
Lipſia 15 Xbre 1741.
Con anſietà grande
attendo La Lavandara, Perche il Cazzo mi Tira.

Quando ch'il Proprietario di' queſto aura Intenſione di Vagheggigiarſi con una Figla non deve ſare altro che Legger il di ſopra è Ricordarſi del Caro amico & obligm^{mo} ſer^{te} Michel d' Angeli di Livorno.

Ich erinnere nichts dabey, als dieſes, daß ich die Schreibart dieſer Inſchrift unverändert gelaſſen habe, und alſo, wenn auch darinnen etwas anſtößiges iſt, ohne Schuld bin: wiewohl es eine allgemeine Anmerkung iſt, daß die lockern Herren ordentlich den Donat der Sprache, in welcher ſie ſudeln, nicht inne haben, und ihre Machtſprüche auch in ihrer Mutterſprache ſelten ohne Schnitzer vorbringen können. Weil man alſo in keiner Abſicht weder Ehre noch Vergnügen davon hat, ſich allzuſtark mit denſelben einzulaſſen: ſo will ich meine Leſer weiter führen, und ihnen hiermit die Verſicherung geben, daß ſie auf dem übrigen Theile des Weges keinen Schlamm mehr zu vermuthen haben.

Hocker und Steine müſſen ſie ſich indeſſen noch gefallen laſſen. Ich rechne es hieher, wenn ich ihnen Leute zeige, welche zwar nicht die Schändlichkeit, aber doch die Unwiſſenheit der bisher betrachteten Unverſchämten beſitzen, und in einer ſo gar großen Armuth deſſen ſtecken, was man doch mit Rechte von ihnen fordern kann. Man erhebt zuweilen ein ſo großes Frohlocken über das Blühen der Wiſſenſchaften in der jetzigen Welt, und prediget von dem Steigen der Gelehrſamkeit: aber ich kann bezeugen, daß ich oft wahrhaftig erſchrocken bin, wenn ich mich gezwungen geſehen habe, aus dem, was ich in Stammbüchern gefunden, einen ſo ſchlechten Schluß auf den gegenwärtigen und vielleicht auch bevorſtehenden Zuſtand der gelehrten Republik zu machen. Und die Haut hat mir geſchauert, wenn ich mir die Folgerungen vorgeſtellt habe, welche die Beſetzung der Aemter im gemeinen Weſen mit ſo gar erbärmlichen Nichtswiſſern haben muß. Ich habe ſchon oben etwas von der griechiſchen Sprache geſagt: aber ich muß hier auch, mit Erlaubniß derer Herren, die es betrifft, von der lateiniſchen und deutſchen Sprache reden; oder ich will nicht ſowohl davon reden, als ein paar Exempel anführen, welche die Blöße und Armſeligkeit jener entdecken. Einer von ihnen hat ſich ſo gezeigt;

Ich lebe iezund recht vergnügt,
Weil mich ſehr oft das Buch beſiegt.

Jena,
S. Gedult.

Mit dieſem wenigen wollte ſich dem Edlen
Herrn Beſitzer beſtens empfehlen J. W.
B. aus Nürnberg wirklich befindlich.

Ein andrer hat ſo buchſtabirt:

Wer Zucht und Redligkeit in ſeinem Herzen heget,
Die Muſen liebt, dem wird der Lorber beygeleget.

Ein dritter hat ſein Andenken ſo geſtiftet:

Ich wünſche dir viel Glück kürzlich vor meiner Reiſe,
Und bleibe über dieß auf alle Art und Weiſe

Symb.
Als flögen wir davon ꝛc.
Erfurt 11. menſ. Maji. 1739.

Deſſen Beſitzer
ergebenſter Freund
J.G.R.D. der GGel. Beſſ.

Den Wahlſpruch des Verfaſſers nehme ich ſo an, daß er das Davonfliegen der Stunden verſteht, in denen er etwas hat lernen ſollen, Lateiniſche Blumen aber ſind folgende:

Hic murus aheneus eſto, nil conſcire ſibi nulla
paleſcere culpa.

Haece levia officio commotus Dm. Poſſeſſori, Nobiliſſimi Doctiſſimique perennem ſui memoriam precatus addere haud diu dubitavit dedidiſſimus &c.

ingleichen:

Nec te paeniteas duros ſubiiſſe labores.
A. N. P. Tundera-Holſ.

und noch eine:

Per varios caſus per tot pericula rerum
Tendimus in patriam Jenamque relinquimus almam
Erfordiae d. 10. Sept. 1740. Haece ſunt quae &c.

Eine vortreffliche Grammatik haben dieſe Herren alle inne. Der Erſte und der Dritte haben nur noch dieſen Vorzug, daß man auch ſieht, ſie haben es in der lateiniſchen Dichtkunſt hochgebracht. Der Erſte aber hat billig von mir ſeinen Rang ſo bekommen, indem er das noch beſonders voraus hat, daß er, um nun nicht mehr ironiſch zu reden, nicht allein nicht gewußt zu haben ſcheint, daß die Worte, die er ſchreibt, anderthalb Verſe ſind, ſondern auch nicht einmal gewußt haben muß, was dieſe Worte bedeuten. Bey allen zuſammen hat man indeß die Bequemlichkeit, ſich nicht lange den Kopf zu zerbrechen, um den Schluß zu finden, der ſich aus ihren Vorderſätzen machen läßt. Denn es fällt gleich klar in die Augen, daß es Ignoranten ſind, und daß ein Amt, dazu ein Gelehrter gehört, geſchändet wird, wenn ſie ihm vorſtehen ſollen.

Es laſſen ſich auch bey dieſem Capitel von der Unwiſſenheit, die ſich durch Stammbücher zeiget, noch gewiſſe beſondre Anmerkungen machen, welche es gleichſam in gewiſſe Abſchnitte eintheilen. Und öfters giebt ein einziger Spruch, der hier in ſeiner rechten Schönheit erſcheint, zu vielerley guten Gedanken Anlaß. Denn da zum Exempel ein Menſch, wegen gewiſſer Fehler der Erziehung, in den Sprachen unwiſſend ſeyn, aber doch wegen des ſonſt angewandten eignen und fremden Fleiſſes einen guten Geſchmack erlangt haben kann: ſo kann ich hingegen mit Stammbüchern belegen, daß mancher zum erſten ein Ignorant in Sprachen, zum andern aber auch von einem ſchlechten Geſchmacke ſeyn muß; und daß, da ſonſt viele, die nicht klug ſind, ſich auch nicht klug dünken, mancher hingegen der elendeſte Witz von der Welt iſt, und doch etwas zu ſeyn glaubet. Ich will jetzt nur erſt einige Exempel von ſeinem Geſchmacke herſetzen, und dann ſchon noch ein paar beſondre Anmerkungen dazuſetzen.

Mein Jena iſt ein Wald, allwo man pflegt zu jagen,
Monſieur le Prorecteur eſt Grand-Foretier,
Der wilde Jäger Thiel muß ſich am meiſten wagen,
Les plus mechans chiens ſont les Grenadiers,
Der Schnurren Corporal muß Gränzen-Schütze heiſſen,
Mais le garcon de Chaſſe eſt le Filou Plinton,
Die Purſche ſind das Wild, worauf die Hunde beiſſen,
Quand le chaſſeur Thiel crie: Allons, courage, allons.

J. E. v. K. Livonien.

Ich hoffe, dieſe Allegorie wird ſo gefallen haben, daß man die andere auch mit Danke annehmen wird:

Die

Die Jenaiſche Seeräuberey.

Die Gaſſen ſind das Meer, die Schnurren die Corſaren,
Schiff-Capitain Herr Thiel, ProK. Admiral,
Malteſer-Ritter ſind der Holden Muſen Schaaren,
Auf ſelbe Creuzet man des Nachtes überall,
Corſar du biſt bewehrt, mit ſcharf behackten Stangen
Ich aber als ein Purſch bin ſolcher Waffen frey
Werd ich nun attaquiret zum Unglück gar gefangen,
Iſt Geld die ranzion aus dieſer Sclaverey.

dieſes ſchrieb
A. J. C. T. J - - ſis.

Nun will ich auch mit etwas aufwarten, welches ohne Gleichniß iſt. Es heißt ſo:

Mein Leſer ſtehe ſtill! ich will dir was entdecken,
Drey Stücke wollen mir die gröſte Luſt erwecken,
(1) Minervens Wiſſenſchaft, (2) des Phoebi groſſe Kunſt,
(3) Und endlich, ja zuletzt, des Amors Huld und Gunſt.

Allein ich bleibe auch Herr Bruder ſtets dein Freund.
Der es bis in das Grab recht Treu und Redlich meynt,
S. Zween Namen führe ich, ich heiße
Ich Liebe Beſtändigkeit B - - und H - - - . (Goth. LL. C.)
Mein Leſer wundre nicht, die Meynung iſt heraus.

Mich dünkt, was die Erweckung der Luſt bey dem Herrn Verfaſſer betrifft, ſo mögen wohl vielleicht alle drey Stücke gewollt haben; aber zum Unglücke hat das dritte ſo gut gekonnt, daß die Erſten nicht recht gekonnt haben. Mein Leſer wundere ſich übrigens auch nicht, daß ich manchmal ſo viel Exempel herſetze: denn wer ſie mit recht erleuchteten Augen anſieht, der bemerket, daß ein jedes ſeine beſondre Vollkommenheit, und einen Grund einer neuen Anmerkung zu meinen Zwecken in ſich hat. Der Demant, der Rubin und der Smaragd ſind alles Edelgeſteine; gleichwie aber ein jeder davon ſeine beſondere Farbe hat, alſo auch meine Stammbücherkleinode. Man halte gegen die vorigen zum Beweiſe dieſes:

Lipſia vult exſpectari.

Haec in bonae amicitiae notam Honormo
Dno. poſſeſſori ſumma cum veneratione diſcedens reliquit eius obſervantiſſimus Jo. E. S. -, Halſus, S. S. Th. S. honoratiſſimi affinis in ſpe
nahe bey der Spree, adieu! adieu! adieu!

Und weil ich einmal im Exempelſchreiben bin: ſo will ich aus mir beywohnenden Urſachen noch folgendes Paar zu gütiger Aufnahme empfehlen.

Perfice te, quantum potes.

Simbolum
La vertu ſavoriſe
ceux qui ſ'y
adonnent.

En ſummam regulam Jur. Natur. quam Tibi in memoriam commendat, Nominis Tui, Cultor devotus

* *

Alium perfice,
ſed
ne te ipſum imperficias.

Jenae, d. V. Jdibus Jul.
A. S. N. R. 1738.

Haece levia, et officio et pietate commotus Dn. Poſſeſſori hujus
S. Perſer

S. Perfer et obdura.

Albi nobiliſſimi, honeratiſſimi
doctiſſimique, perennem ſui
memoriam demiſſe precatus
addere haud diu dubitavit dediſſimus J. G. Z.

Welch eine Menge von Vortrefflichkeiten iſt nicht hier beyſammen! Allein wo des Guten zu viel iſt, da achtet man es nicht ſehr. Ich werde mich mit wenigen begnügen. Denn ich kann mir die Bequemlichkeit machen, und den Leſer auf einige Anmerkungen zurück verweiſen, die ich ſchon vorher bey andern Exempeln gemacht habe. So wird man z. E. hier und da eine anſehnliche Stärke in der Sprachlehre wahrnehmen, und ſich meiner Freude darüber erinnern. Hier ſetze ich alſo nur dazu, daß in einigen von den itzigen Exempeln Licht und Schatten recht wohl in Acht genommen ſind, und es deſto ſchöner abſticht, wenn zur Linken ein an den Fingern rückwärts zählender Römer, und zur Rechten ein flinker Donatritter erſcheint.

Die übrigen Betrachtungen, die ich herſchreiben werde, bitte ich den Leſer, wenn er will, ohne Abſicht auf die vorhergehenden Exempel anzunehmen; und ſich lieber andere dazu in den Gedanken vorzuſtellen. Wie müßte man thun, wenn ich überall gar keine beygebracht hätte, ſondern ſie alle hätte denken laſſen?

Das übrige folget künftig.

* * *

Selinde und Menalcas

Ein Hirtengedicht.

In jenen anmuthsvollen Gründen,
Wo Unſchuld, Luſt und Veilchen blühn,
Umgiebt ein Kranz erhabner Linden
Ein Thal, das Neid und Misgunſt fliehn.
Der Nord weicht hier den ſanften Weſten;
Kein Schall bewegt die ſtille Luft,
Als nur wenn, auf belaubten Aeſten,
Die Nachtigall den Gatten ruft.

Ein Bach, der Ausfluß naher Hügel,
Durchſtrömt dieß holde Luſtrevier,
Und ſtellt auf ſeiner Fläche Spiegel
Den umgekehrten Schauplatz für.
Sein Waſſer gleicht den zarten Quellen,
Worinn Narciß ſein Bild geſehn,
Und tränkt, nach unterſchiednen Fällen,
Die Blumen, die den Strand erhöhn.

Hier, ſagt man, ſaß vor wenig Tagen
Menalcas, der ſein Leid erwog,
Als Phöbus ſeinen Feuerwagen
Dem rothen Horizont entzog.
Sein Rohr erklang von ſeiner Liebe,
Und von Selindens Grauſamkeit,
Der er mit ganz vergebnem Triebe
Bisbieher Gluth und Herz geweiht.

Der Kummer des getreuen Hirten
Schien auch den Schafen eingeprägt,
Die traurig hin und wieder irrten,
Als ob ſie gleiches Leid bewegt.
Hylactor wich von ihren Spuhren,
Und ſah den Schäfer winſelnd an,
Der endlich den verſchwiegnen Fluhren
Sein innres Leiden kund gethan.

Wenn, ſprach er, wird doch mein Geſchicke
Nicht mehr ſo ſehr erbittert ſeyn?
Wenn bricht doch einſt, zu meinem Glücke,
Der längſtgewünſchte Tag herein?
Wenn wird mir jene Wolluſt grünen,
Die Schäfern ihren Stand verſüßt?
Vielleicht alsdenn, wenn Milch von Bienen,
Und Honig von der Heerde fließt.

Der Damon ſcherzt mit ſeinem Kinde,
Den Thyrſis labt der Phyllis Kuß,
Da ich, o grauſame Selinde!
Zu dir vergebens ſeufzen muß.
Wenn Seladon bey kühlen Lüften
An Doris Buſen ſich erfreut,
So folgen mir auf meinen Triften
Nur Kummer, Schlaf und Einſamkeit.

Ihr Hügel! ihr belaubten Hayne!
Wo mich die erſte Gluth gequählt,
Ihr rührt mich nur mit eklem Scheine,
So lange mir Selinde fehlt.

Was nützt den Hirten Fluhr und Weide,
Wenn ſie der Kummer öde macht?
Menalcas weis von keiner Freude,
Als wo zugleich die Liebe lacht.

Beglückter Schäfer! ſey zufrieden,
Dein Schickſal hat ſich umgekehrt;
Selinde, die dich ſonſt gemieden,
Hat deine Seufzer angehört.
Der Vorwitz hat ſie hergezogen,
Ein naher Buſch hat ſie verſteckt;
Dein Klagen hat ihr Herz bewogen,
Das nun die erſte Regung ſchmeckt.

Sie tritt hervor, da Schaam und Röthe
Von den beliebten Wangen ſtralt,
Die auch der trefflichſte Poete
Mit unvollkommnen Zügen malt.
Der Augen Reiz entdeckt die Regung
Und das Gefühl der zarten Bruſt,
Und zeugt mit feuriger Bewegung
Von einer nie empfundnen Luſt.

Mein Schäfer! ſprach ſie, deine Tugend,
Dein mir ſo ſehr ergebner Sinn,
Beſiegt die Schwäche meiner Jugend
Und reißt den ſteifen Vorſatz hin.
Biſher verwarf ich Lieb und Flammen,
Jetzt fühl ich keinen Abſcheu mehr;
Denn ewig ihren Reiz verdammen,
Fällt Schäferinnen viel zu ſchwer.

Geneuß demnach den Lohn der Treue,
Ein Herz, das nur dein Wohl vergnügt,
Ein Herz, das ich dir einzig weihe,
Und das kein andrer noch beſiegt.
Ich ſchwöre dir bey dieſen Flüſſen,
Daß meine Liebe niemals weicht.
Hier ſchwieg ſie, und ein zärtlich Küſſen
Beſiegelt, was ihr Mund bezeugt.

Menalcas ſtutzt bey ſolcher Güte;
Sein Auge traut ſich ſelber kaum.
Wie? ſprach er, giebt denn dein Gemüthe
Der Liebe wirklich Platz und Raum?
Doch zeigt die Oeffnung jener Blätter
Mir bloß ein leeres Traumgeſicht;
So ſtöhret nur, ihr Liebesgötter!
Den angenehmen Schlummer nicht.

Selinde ſchlägt die Augen nieder,
Der Schäfer wird in Brand geſetzt.
Er küſſet ſie, ſie küßt ihn wieder,
Weil beyde gleicher Trieb ergetzt.
Nie ſah man ſo beredte Blicke,
Nie war ein paar ſo reizend ſchön;
Doch den Erfolg von ſeinem Glücke
Hat nur Hylactor angeſehn.

J. A. P. G.

* * * * * * * * * * * * * * * * *

Urſachen von Verachtung der lateiniſchen und griechiſchen Litteratur.

Wie kömmt es wohl? Warum ſieht Blödigkeit und Wahn
Das Alterthum für blind, Critik für Thorheit an?
Warum gilt der faſt nichts, der alles ſonſt gegolten?
Warum wird deſſen Fleiß für nutzenlos geſcholten,
Der uns Athens und Roms Gelehrſamkeit erklärt,
Der ihre Schriften prüft, und ſie verſtehen lehrt,
Und ihre Schönheit zeigt und ſie zu Muſtern ſetzet,
Nach welchen man den Werth der neuen Weisheit ſchätzet?

Die Dummheit meiſtert oft, was ſie doch nicht verſteht,
Und dünkt ſich dann recht klug, wañ ſie den Klugen ſchmäht.
Das, was ſie ſelber nicht durch Fleiß erjagen können,
Wird ſie aus Zorn und Neid des Fleißes unwerth nennen.
Den Trägen hat vielleicht die Schwierigkeit geſchreckt,
Dem itzt ein griechiſch Buch nach roher Einfalt ſchmeckt.
Der ſchätzt die Müh verderbt, die Stunden für verſchwendet,
Die man dem Plato weiht und auf den Maro wendet;
Dieweil ſein dicker Kopf nicht ihre Sprachen faßt;
Und, was an ihm nur liegt, legt er der Kunſt zur Laſt.
Hat auch ſein langer Schweiß die Schwierigkeit bezwungen:
So hat er ſich doch nichts, als ſeinen Schimpf, errungen.
Selbſt ſeine Wiſſenſchaft dämpft ſeine Prahlerey.
Denn was erlernet er? Nichts, als wie klein er ſey.

Doch nicht den Pöbel bloß wird Wahn u. Dünkel lenken;
Auch der Gelehrte wird oft wie der Pöbel denken.
Der Weg zur Ewigkeit, glaubt er, aus Vorurtheil,
Sey ihm allein gebähnt und allen andern ſteil.
So wie der Schatten muß dem Licht mehr Schimmer
geben:
So ſucht er ſeinen Ruhm durch andrer Schmach zu heben.
Von Ruhmſucht ganz berauſcht, von Eigenliebe voll,
Glaubt er, daß jeder das, was er weis, wiſſen ſoll.
So geht es. Niemand glaubt, daß nur die Demuth adelt,
Und jener tadelt den, da dieſer jenen tadelt.
So rühmt der Philoſoph allein ſich des Geſichts,
Und neñt den Dichter blind; der ſchätzt den Arzt für nichts;
Und der hält alles das für thöricht und verkehret.
Was nicht Hippokrates und nicht ſein Boerhaav lehret.
So wie der, der ſein Ohr im alten Rom verwöhnt,
Die deutſche Sprache ſchimpſt, und ihre Lehrer höhnt,
Und dieſe wiederum die Thorheit des belachen,
Der ſeinen Cicero ſich will zum Abgott machen.
Der Sieg der einen Kunſt iſt drum der andern Fall.
Herrſcht die Philoſophie, ſo wird man überall
Den Ruhm der Ewigkeit nur im Beweiſen ſuchen,
Der Sprachkunſt, der Critik und ihren Schülern fluchen.
Doch hebet dieſe ſich durch neuen Sieg empor:
So gehet fremder Witz dem eignen Witze vor.
Doch muß vor dem Verfall die Weisheit feſt zu ſchützen,
Nicht eine Wiſſenſchaft die andre helfen ſtützen?
Und ſtöſſe dieſe Kunſt in jene Kunſt nicht ein;
Was würd anitzt ihr Wuchs und ihre Gröſſe ſeyn?
Und läſe Gallien Virgilen und Homeren
In ſeiner Sprache nicht; wo hätten wir Voltären?

Als Fremdling im Latein, als Fremdling in Athen
Kennt er die Schönheit nicht, durch die ſie nie vergehn.

Doch wie? weñ ſich der Thor nicht klug zu nennẽ ſcheuet;
Wie wenn der Schüler ſelbſt durch ſich die Kunſt entweihet,
Der, da ſein leerer Kopf ſich für ein Wunder ſchätzt,
Was ihm an Wiſſen fehlt, an Pralerey erſetzt.
Den ein vergeßner Strich ſo patriotiſch findet,
Daß er ſein ſtreitbar Herz zu Kampf und Krieg entzündet,
Der jenem, wenn er ihm nicht in Gehorſam glaubt,
In prächtigem Latein den guten Namen raubt.
Nicht träumen wollen, heißt ihm; Einfalt und Vergehen.
Er weis Homerens Sinn geſchicklich zu verdrehen,
Den ein erzürnt Geſchick zu ſeinem Liebling macht,
Und den er denken läßt, wie er oft nicht gedacht.
Hört, wie er, wenn man ihm die Ewigkeit verſaget,
Die Blindheit unſrer Zeit, der Künſte Fall beklaget.
Und der verſtockten Welt, die nicht mehr ſehen kann,
Sagt er die Barbarey für unvermeidlich an;
Und glaubet feſt, es ſey der neue Witz verdorben,
Und mit der alten Welt die Weisheit ausgeſtorben.

Nein, dieſer ſchändet nur der Künſte Heiligthum.
Ein Sprachverſtändiger erwirbt ſich dann nur Ruhm,
Wenn er der Sprachen Schatz nicht ungebraucht beſitzet,
Zuerſt ſich ſelber nützt, und dann auch andern nützet.
Der Wörter Nachdruck wägt, weis was die Theile ſchmückt,
Doch auch die Schönheit kennt, die aus dem Ganzen blickt;
Fühlt, warum Oedipus den Hörer rührt und ſchrecket;
Sieht, was in Pindars Lied für edle Kühnheit ſtecket;
Die Kunſt erräth, der ſich Demoſthenes bedient,
Wenn er ein flüchtig Volk zu lenken ſich erkühnt.

Und der geſchicklich weis, die Schriften kluger Alten
Der jüngern Welt zum Sporn und Muſter vorzuhalten;
Die alten Sprachen kennt, doch auch die eigne faßt;
Athen u. Rom zwar liebt, doch nicht ſein Deutſchland haßt;
Nächſtdem auch ſeinen Fleiß auf andre Weisheit wendet;
Und niemals ſeine Kunſt durch Wahn und Dünkel ſchändet.
Der iſt es, deſſen Ruhm ſich über andre hebt,
Und der durch klugen Witz ſich ſelber überlebt.
Der Prahler aber wird ſtatt Lobes Schmach erwerben;
Und mit dem Mann zugleich wird auch der Name ſterben.

Johann Adolf Schlegel.

* *

Der vernünftige Freygeiſt.

Als ich mich neulich in einer Geſellſchaft befand, worinnen man unter andern von Freygeiſtern ſprach: ſo hörte ich, wie ſich einige, die ſich auch vielleicht dazu rechneten, ungemein beſchwerten, daß die Religionsvertheidiger keinen genugſamen Unterſchied unter denſelben machten, ſondern wider alle, die nur die Offenbarung leugneten, mit gleicher Heftigkeit loszögen. Dieſe Unterredung und die öftere Gelegenheit, welche ich habe, mit Freygeiſtern umzugehen, hat mich zu gegenwärtiger kurzen Abhandlung bewogen. Ich kam auf die Gedanken, ob man nicht in der That vielen Unrecht thue, wenn man alle Freygeiſter für nichtswürdige Zweifler halte, die ohne Grund die Religion zu beſtreiten, und durch alberne Scherze lächerlich zu machen ſuchten. Ich habe dannenhero der Sache weiter nachgedacht. und gefunden, daß man die Freygeiſter füglich in drey Arten eintheilen könne, wovon die erſte allerdings für eine ſchändliche Misgeburt des menſchlichen Geſchlechts zu halten; die andere als eine Anzahl kindiſcher Spötter zu verachten; die letzte aber, wo nicht gänzlich zu billigen, doch auch nicht unter die kleinen und verwirrten Geiſter zu rechnen iſt. Ich will mich anitzo bemühen, den Unterſchied dieſer drey Arten zu zeigen.

Si modo vera mihi fas eſt impune profari. *Petr.*

Man pflegt bisweilen diejenigen unglückſeligen Menſchen, welche nicht nur über die Religion bey aller Gelegenheit ſpotten, ſondern auch ſo gar an dem Daſeyn eines göttlichen Weſens zweifeln, Freygeiſter zu nennen. Dieß ſind gemeiniglich allen Lüſten ergebene Leute, die ſich durch dieſe thörichte Meynung von allem Zwange los zu machen hoffen. Wer ſollte wohl anſtehen, dieſe den elendeſten Geſchöpfen an die Seite zu ſetzen, und ſie für faule Glieder des Staats zu halten? Sie ſind nicht im Stande, weder ihr eigenes, noch das gemeine Beſte zu befördern. Sie haben zu keinem von beyden tüchtige Bewegungsgründe. Denn ſie lieben weder ſich ſelbſt, noch ihren Nebenmenſchen recht. Die Erfüllung ihrer ungezähmten Begierden, läßt ſie ihre und anderer Vollkommenheiten nicht gehörig wahrnehmen. Die Freundſchaft, das feſteſte Band menſchlicher Geſellſchaft, findet alſo bey ihnen nicht Statt. Da ſie ihre Wirklichkeit einem ungefähren Zufalle zuſchreiben: wie ſollten ſie ſich edle und gewiſſe Zwecke vorſetzen können? So ungefähr ſie entſtanden zu ſeyn glauben, ſo ungefähr ſind auch ihre Handlungen, d. i. ſie unterſuchen nicht lange, ob ſie wirklich gut oder böſe ſind. Sie erkennen daher nichts mit Gewißheit; und ſtreben ſie nach einem Gute, ſo geſchieht es ohne Leben. Weil ihnen das Edelſte, die Liebe des Schöpfers, fehlet: ſo liegt auch ihre Seele in einem beſtändigen Schlummer. Dieſe ſchwachen und elenden Geiſter ſind zu bedauren. Man iſt verbunden, ihnen ihren groben Irrthum zu zeigen, und ſie, ſo viel als möglich iſt, zurechte zu weiſen.

Die andere Art der Freygeiſter ſcheint mir nicht ſo ſchlimm zu ſeyn. Sie ſuchen zwar gleichfalls die Religion lächerlich zu machen; aber ſie leugnen deshalb nicht ein göttliches Weſen. Sie erdichten ſich nur daſſelbe nach ihren Neigungen. Dieß ſind gemeiniglich muntre und witzige Köpfe, welche die Sinnlichkeit über die Vernunft herrſchen laſſen. Es iſt kein Zweifel, auch dieſe ſind zu ſchelten. Sie machen ſich durch ihre Spöttereyen ſelbſt lächerlich. Denn was iſt närriſcher, als über alles zu lachen? Was iſt thörichter, als das für falſch zu halten, welches ein witziger Einfall lächerlich vorſtellen kann? Die erſten Grundwahrheiten der Weltweisheit wären nach dieſem Satze zu verwerfen. Denn ſollte es einem mit vielem Witze begabten Menſchen wohl ſo ſchwer fallen, darinnen dem Anſehen nach, etwas lächerliches zu finden? Ihr Verfahren hat gleichfalls, wie der Erſtern ihres, ein freyeres Leben zum Grunde, als die Religion erlaubet. Dieſe giebt ihnen zu ernſthafte Begriffe von Gott. Sie halten ſie deswegen für eine Erdichtung der Pfaffen, wie ſie reden. Doch gänzlich ohne Gott zu leben, ſind ſie zu gewiſſenhaft: ſie glauben alſo ein unendliches Weſen, aber ſie legen ihm wunderliche Eigenſchaften bey. Sind ſie dem Frauenzimmer ergeben; ſo muß auch dieß ihr Gott billigen, und ſollten ihre Ausſchweifungen noch ſo ſtark ſeyn. Iſt der Trunk ihre Hauptneigung; iſt es das Spiel; iſt es eine andere tadelhafte ſinnliche Luſt: ſo gefällt dieſes alles, nach ihrer Meynung, auch Gott. Ja endlich ihr Gott iſt eben ſo wie ſie geſinnet. Wer ſieht nicht, daß es dieſen Leuten an einem rechten Gebrauche der Vernunft fehle? Es ſind ſeichte Geiſter, welche nicht drey Wahrheiten in gehöriger Verbindung überdenken können; denn ſonſt ſähen ſie leicht den Ungrund ihrer Sätze ein. Sie ſind den kindiſchen Wilden gleich, die ſich am Puppenwerke vergnügen, und Flittergold für ächtes halten. Sie denken nicht, ihrer Menſchheit gemäß, auf das Künftige, ſondern nur auf das, was ſie heute vergnügen kann, und auch dieß wird ohne Ueberlegung erwählt. Ihre Lebensregel iſt:

> Gaudia non remanent, ſed fugitiua volant.
> Sera nimis vita eſt craſtina: viue hodie.
>
> *Martialis.*

Es ſind daher dieſe Freygeiſter für thörichte Spötter zu halten, und ein gelehrter Religionsvertheidiger dürfte ſich vielleicht kaum die Mühe nehmen, ſich mit ihnen abzugeben. Er könnte wohl ohne Prahlerey ſagen:

Praeda &c.
Non timeas Dacus Caeſaris arma puer. *Martialis.*

Nachdem ich dieſe zwo Arten der Freygeiſter durchgegangen bin: ſo komme ich auf die dritte und letzte derſelben. Ich hoffe dieſe aus eben dem Geſichtspuncte vorzuſtellen, aus welchem ſie ſich mir bisher gezeigt hat. Es iſt eine Art Leute, welche ſich die Unterſuchung der Wahrheit mit Ernſte angelegen ſeyn läßt. Sie hat ſich zu triſtigen und bündigen Beweiſen dergeſtalt gewöhnet, daß ſie zwar nicht bey allen, denn dieß wäre lächerlich, ſondern nur bey wichtigen Wahrheiten, ohne dieſelben nicht zufrieden iſt. Zu dieſen wichtigen Wahrheiten zählet ſie beſonders die Art und Weiſe, Gott zu verehren. Sie bemühet ſich daher mit Fleiß, den Gottesdienſt auf ſolche Gründe zu bauen, die aus deutlicher Erkenntniß hergeleitet werden. Sie kann ſich nicht entſchließen, Gott Dinge zuzuſchreiben, welche die geſunde Vernunft, dieſe edle Gabe des gütigſten Schöpfers, nicht billiget. Dieß iſt, ſo viel ich aus dem Umgange dieſer Leute merken können, die Urſache, warum ſie einige der wichtigſten Wahrheiten der Schrift in Zweifel ziehen. Doch dieſe Zweifel bewegen ſie nicht, alles, was darinnen enthalten iſt, ohne Unterſchied zu verwerfen. Nein, ſo unbeſonnen iſt ihr Verfahren nicht. Sie ſchätzen vielmehr die Bibel als ein ſehr nützliches Buch ſehr hoch. Ja ſie halten ſo gar dafür, daß darinnen die beſten und nützlichſten Wahrheiten enthalten wären. Dem ungeachtet aber habe ich immer aus ihren Reden angemerkt, daß ſie keine unmittelbare Offenbarung Gottes dabey zugeben; wiewohl ich kein freyes Bekenntniß von ihnen herausbringen können. Aus vielen Umſtänden aber, die hier anzuführen zu weitläuftig wäre, ſchließe ich, daß ſie glauben: man könne alle Pflichten, die uns die Schrift lehret, aus der Vernunft erkennen, nur einige ausgenommen, die ſie aber auch für unrichtig halten. Die Bibel ſey aus den Lehren derjenigen erwachſen, die ſich nicht nur vor andern die Beförderung der menſchlichen Glückſeligkeit angelegen ſeyn laſſen, ſondern auch darinnen durch die göttliche Vorſehung, doch ohne Offenbarung, ſehr weit gekommen wären.

So viel Irrthümer ſie aber auch der Religion Schuld geben, ſo ſehen ſie dieſelbe doch als ein Mittel an, nicht allein das geſellſchaftliche Leben in Ruhe zu erhalten, und die vortrefflichſten Tugenden unter den Menſchen fortzupflanzen, ſondern auch dieſelben, wenn nur ihre Abſicht gut iſt, ewig glücklich zu machen. Sie ſchließen ſich alſo nicht, wie die andern zwo Arten der Freygeiſter gemeiniglich thun, von den öffentlichen Bethverſammlungen aus. Sie halten es für viel zu übereilt und unbedachtſam, um einiger Irrthümer wegen alles übrige Gute zu verwerfen. Sie ſagen: da die Abſicht iſt, in den Kirchen den Schöpfer zu loben, ſo wäre es unrecht, dieſe Oerter zu vermeiden. Sie ſind auch von ſich ſelbſt ſo eingenommen nicht, daß ſie glauben ſollten, ſie allein wären von allem Irrthume befreyt. Deshalb übertragen ſie das Irrige bey andern, und hoffen ein Gleiches von ihnen. Beſonders muß ich an ihnen loben, daß ſie mit ihren Zweifeln ungemein geheim ſind. Dieß unterſcheidet ſie auch noch von den andern Arten der Freygeiſter. Sind ſie nicht bey ſehr guten Freunden, und bey ſolchen, durch deren Unterredung die Wahrheit ein größeres Licht bekommen kann, ſo wird an kein Zweifeln in Religionsſachen gedacht. Vornehmlich hüten ſie ſich, Leute von ſchlechter Einſicht und Erkenntniß irrig zu machen. Sie ſpotten auch über keine Sätze der Schrift; ſondern ſie bemühen ſich, durch Gründe das Falſche zu zeigen. Im übrigen bemüht ſich ein ſolcher Freygeiſt, nach den Regeln der philoſophiſchen Tugend und Frömmigkeit zu leben. Er iſt nicht einer,

> Qui loquitur Curios, aſſertoresque Camillos.
>
> *Martialis.*

d. i. ſeine Tugend beſteht nicht in tugendhaften Reden, in einer finſtern Stirn, und verkehrten Augen. Nein, dieß überläßt er den Heuchlern. Er geht vielmehr auf die Ausübung, und ſuchet im Aeußerlichen nichts anders zu zeigen, als was die innerliche Tugend erfordert. Lächerlich angenommene Geberden ſind ihm verhaßt. Der Hauptbewegungsgrund aber zu allen ſeinen Handlungen iſt die Liebe zu ſeinem Schöpfer. Alle andere Bewegungsgründe ſieht er in Abſicht auf dieſen für ſehr gering und ſchlecht an. Vollkommenheiten werden allezeit von ihm geſchätzt, doch ſo, daß er ſich durch dieſelben zu dem Schöpfer führen läßt. Er ſaget:

Ich liebe mich nur, Herr, um deinetwillen.
Du liebeſt mich; drum bin ich liebenswerth.
Und könnt ich nur der Pflichten Reih erfüllen,
Darum mich noch ſo mancher Wunſch beſchwert.

Gebhardi.

Er erkennet, daß die künftige wahre Glückſeligkeit in einem weniger als hier gehinderten Fortgehen in der Erkenntniß und Liebe Gottes beſtehen wird. Darum ſuchet er zu dieſer Erkenntniß aus Liebe ſchon hier einen glücklichen Anfang zu machen: er ſtrebet aber ſo viel möglich nach Deutlichkeit. Denn er weis, je deutlicher man die Vollkommenheiten Gottes erkennt, deſto größer iſt die Liebe zu ihm.

Sollte man einen ſolchen Freygeiſt auch wohl mit Recht für einen unbeſonnenen und aberwitzigen Zweifler ſchelten können? Es iſt wahr, er kömmt mit den andern darinnen überein, daß er die Offenbarung leugnet. Aber wem leuchtet der Unterſchied zwiſchen ihm und jenen, nicht in die Augen? Iſt denn einer zu tadeln, der zweifelt? Ich glaube nicht, daß es Vernünftige behaupten werden, wenn nur der Zweifel nicht aus ſchlechten Abſichten, ſondern aus Liebe zur Wahrheit entſpringt. Ich trage alſo kein Bedenken, einen ſolchen Freygeiſt vernünftig zu nennen. Ich ſchließe mit folgenden:

Inter vtrumque bene . . .
. . . . Medio tutiſſimus ibis.

Ouid.

* * *

Die

* *

Die Sprache der Augen.

An die Liebe.

Die du ſo viele Wunder thuſt auf Erden,
Laß mich, o Liebe, doch nun inne werden,
Wie du mit Blicken, wenn du ſtille kriegeſt,
Herzen beſiegeſt.

Glückliches Reden! Sprache ſonder Ohren,
Liebe! du haſt ſie mir zum Troſt gebohren,
Uns zu beglücken, die wir deinen Willen
Heimlich erfüllen.

Heimlich erfüllen, daß die ſtillen Freuden
Grämiſche Herzen nicht ſobald beneiden,
Die ſich, indem ſie an die Wolluſt denken,
Jämmerlich kränken.

Zärtliche Triebe reizen mehr verhohlen;
Sie zu verſchweigen, haſt du uns befohlen;
Sie zu entdecken, haſt du uns gelaſſen,
Blicke zu faſſen.

Oeffne den Vorhang Flaviens zur-Seele,
Daß mir ihr Auge nicht ihr Herz verhöhle;
Dieſes iſt fahig, wenn die Lippen ſchweigen,
Alles zu zeigen.

Alles, was jemals Reiz und Freude giebet,
Alles, was jemals martert und betrübet,
Wagen und fürchten, Unfall oder Glücke
Schaffen die Blicke.

Ja tauſend Tode, doch auch tauſend Leben
Haſt du den Augen Flaviens gegeben,
Die ſie vertheilet, wenn ſie lockt und ſchrecket,
Tödtet und wecket.

Fürchten und Hoffen, Haſſen und Verlangen
Sind aus den Augen Flaviens gegangen.
Werd ich ſie ſehen: o! ſo laß mir geben
Blicke zum Leben.

Laß mich bemerken, wenn ſie ſich bewegen,
Was ſie gedenken an den Tag zu legen;
Sollte ſie etwas über mich beſchlüſſen,
Laß mich es wiſſen.

Leite mein Auge, daß es mich erkläre;
Daß mir auch ihres keinen Ausdruck wehre,
Wenn wir, gehindert von verhaßten Zeugen,
Kümmerlich ſchweigen.

Zu deinem Ruhme, Flavien zu Ehren,
Sollſt du die ſchönſten, reinſten Lieder hören;
Und dieſe Sprache ſoll auf deutſcher Erden
Kenntlicher werden.

Giebt mir das Auge Flaviens noch Feuer,
O ſo erhebt mich, Sappho, deine Leyer;
Und ſie beſing ich glücklich, und der Liebe
Heimliche Triebe.

b. n. e.

* *

Elegie
an die Dichtkunſt.

O Dichtkunſt, der ich ſchon, ſeit meinem zwölften Jahre,
So manchen Tag geſchenkt, ſo manche Nacht geweihe!
Belohne mich nunmehr, damit auch ich erfahre,
Wie ſehr ein ſüßes Glück von deiner Hand erfreut.
Du denkſt, ich will vielleicht berühmt in Liedern leben,
Und durch des Lorbers Schmuck gekrönt und ewig ſeyn:
Doch wiſſe, dieſes Glück, wornach ſo viele ſtreben,
Geht über mein Verdienſt und nimmt mich ſelten ein.
Du glaubſt, daß ich vielleicht auf Mäcenaten denke:
Nein, liebe Poeſie, auch dieſe ſuch ich nicht.
Der Großen ihre Gunſt ſey mir ein fremd Geſchenke,
Wenn nur ein kluger Freund von meinem Wetthe ſpricht.
Nicht Lorbern um mein Haupt, nicht Titel, Stand und Schätze,
Dieß alles ſey mir nicht von deiner Hand gegönnt!
Das, was ich über Ruhm und Stand und Lerber ſetze,
Iſt ein getreues Herz, das zärtlich liebt und brennt.
Dieß, theure Poeſie, dieß hilf mir noch gewinnen:
So trifft mein größter Wunſch und auch mein liebſter ein:
So werd ich auf der Welt, bey ſtets zufriednen Sinnen,
Dem Neide nicht bekannt, und dennoch glücklich ſeyn.

Du kennſt das ſchöne Kind, du kennſt die kleine Spröde,
Die, wenn mein Herze ſpricht, mich doch nicht hören will.
Denn, wenn ich nur ein Wort von meiner Liebe rede:
So macht ihr finſtrer Blick mich durch ſein Drohen ſtill.
O Dichtkunſt! ſchaffe du, daß ich dieß Kind bewege,
Und bring ihr das Gefühl der ſüßen Neigung bey;
Und lehre ſie verſtehn, was ich zu ſagen pflege,
Daß ohne Zärtlichkeit kein Herz recht glücklich ſey.
Nur dieſer wünſch ich noch, ſonſt keiner mehr, zu taugen,
Wenn ihre Sprödigkeit nur meiner Liebe wich.
Euch red ich ſelber an, geſteht, ihr ſchwarzen Augen!
Wieviel ich hoffen darf. Liebt oder haßt ihr mich?

G.

* *

Sendſchreiben an einen guten Freund, worinn muthmaßlich gezeiget wird, warum die einſylbichten Reime in der Dichtkunſt männliche und die zweyſylbichten weibliche Reime genannt werden.

Mein Herr!

Sie haben mich neulich mit einem Schreiben beehret, und mir darinnen folgende Frage zur Beantwortung vorgeleget: warum man in der deutſchen Dichtkunſt die einſylbichten Reime männliche, die zweyſylbichten aber weibliche Reime nenne? Sie melden dabey, daß ſie in der gemeinen Urſache, die man davon angiebt, daß nämlich die zweyſylbichten Reime etwas weicher und weibliſcher klingen, als die einſylbichten, die da etwas hartes und männliches an ſich haben ſollen, nicht dasjenige finden können, was man daraus beweiſen will; und daß ihnen alſo der angegebene Grund weder hinreichend zu ſeyn ſcheine, noch ein vollkommenes Genüge leiſte. Ich muß geſtehen, daß ich hierinnen mit ihnen vollkommen übereinſtimme, und daß es mir jedesmal lächerlich vorgekommen, wenn meine ehemaligen Lehrer dieſe Urſache von dem Urſprunge der Benennung der männlichen und weiblichen Reime angeführet haben. Ich habe noch einen gar zu undeutlichen Begriff von dem, was männlich oder weiblich klingen ſoll; und vielleicht dürfte es auch noch lange Zeit dauern, ehe ich davon einen deutlichen Begriff erlangen werde. So wenig man von dem Geſchmacke der Speiſen deutliche Beſchreibungen geben kann; ſo wenig glaube ich auch, daß man von dem Gehöre und von dem Schalle, der in die Ohren fällt, imgleichen von dem, was männlich und weiblich klingt, vollſtändige Erklärungen mittheilen kann. Wenigſtens iſt unſere Erkenntniß in dieſer Sache noch lauter Stückwerk; und es fehlet noch ſehr viel, ehe aus dieſen unbearbeiteten Stücken ein vollkommenes Gebäude kann aufgeführet werden. Wir wollen es indeſſen unſern Nachkommen herzlich gern gönnen, wenn ſie dereinſt hierinnen zu einer gründlichen Wiſſenſchaft gelangen werden. Gleichwie es aber eine unnütze Unternehmung iſt, wenn man ſich über die Frage: ob etwas gut, oder nicht gut ſchmecke? in einen Streit einläßt: alſo ſcheint es mir auch eine vergebliche Arbeit zu ſeyn, wenn man ſich unterfängt, zu beweiſen, daß etwas männlich oder weiblich klinge. Nach meinem Gehöre haben die Worte: Krachen, Donner, Strafen u. d. g. einen männlichen, dieſe aber: Licht, nein, ey u. d. m. einen weiblichen Klang, und vielleicht ſind ſie mit mir hierinnen gleicher Meynung. Man müßte alſo jene männliche und dieſe weibliche Reime nennen. Allein nach den Lehren der Dichter muß man den erſten den Namen der weiblichen, und den letzten die Benennung der männlichen Reime beylegen. Es iſt alſo offenbar, daß die angegebene Urſache, warum man die einſylbichten Reime männliche, und die zweyſylbichten weibliche Reime nenne, nicht überall Stich halte.

Doch vielleicht liegt der Grund der Benennung darinnen: man ſieht, daß die weiblichen Reime zwo Sylben, und alſo eine Sylbe mehr, als die männlichen, haben. Nun iſt ja bekannt, daß das weibliche Geſchlecht, nach dem gemeinen Vorgeben, in der Schwatzhaftigkeit größtentheils das männliche Geſchlecht übertreffen ſoll. Es plaudert ohne Unterlaß, daß einem oftmals die Ohren wehe thun; und es höret niemals auf zu ſchwatzen, als wenn es Athem holet oder ſchläft. Nach dieſer Vorausſetzung ſcheint es auch, als wenn die Natur eben deswegen die Weiber mit dem Barte verſchonet, weil es ſonſt, da ihr Mund einem Perpetuo Mobili gleicht, niemals ohne Wunden abgehen würde, wenn ſie unter dem

Scheermeſſer des Barbiers ſitzen müßten. Daher auch ein gewiſſer Dichter ſehr artig ſchreibt:

Erkennet der Natur beſorgte Gütigkeit,
Ihr plauderhaftes Volk! daß ihr nicht bärtig ſeyd.
Da eure Zungen nicht den kleinſten Stillſtand leiden!
Wie würde der Barbier das arme Kinn zerſchneiden!

Es iſt alſo gar wohl möglich, daß derjenige, welcher zuerſt die zweyſylbichten Reime weibliche Reime genennet, auf die vorgegebene Schwatzhaftigkeit des weiblichen Geſchlechts ſein Abſehen gehabt, weil ſie gemeiniglich mehr Worte, und folglich auch mehr Sylben zu machen wiſſen, als die Männer; und daß er aus dieſer Urſache die einſylbichten Reime männliche genennet. Lachen ſie nicht, mein Herr! über dieſen Einfall. Ich gebe ihn für keine unwiderſprechliche Wahrheit aus, ſondern für eine bloße Muthmaßung. Die Sache iſt möglich, und ich kann mit einer großen Dreuſtigkeit ſagen, daß niemand, er ſey auch wer er wolle, darinnen jemals einen Widerſpruch entdecken werde. Es iſt möglich, daß der Urheber, der zuerſt den zweyſylbichten Reimen den Namen der weiblichen Reime beygeleget, ein Feind des unaufhörlichen Plauderns des weiblichen Geſchlechts geweſen. Es kann auch ſeyn, daß er vor vielen andern ein ſchwatzhaftes Uebel am Halſe gehabt, und eben daher Gelegenheit genommen, die zweyſylbichten Reime, ſo und nicht anders zu nennen. Könnte man die beyden erſten Sätze aus ſichern hiſtoriſchen Gründen erweislich machen, ſo würde meine

Muthmaßung ganz gewiß den größten Grad der Wahrſcheinlichkeit überkommen.

Doch weil ich nicht geſonnen bin, den Haß des weiblichen Geſchlechts, noch auch die Eiferſucht derer, welche das ſogenannte ſchöne Geſchlecht anbethen, und, wie alle ihre Unarten für unverwerfliche Tugenden, alſo beſonders ihre Schwatzhaftigkeit, für eine angenehme und lobenswürdige Beredſamkeit ausgeben, mir zuzuziehen; weil ich auch zum voraus merke, daß ſie meinen Beweis nur für ſcherzhafte Gedanken halten werden: ſo will ich ihnen im Ernſte eine andere Muthmaßung mittheilen, welche vielleicht nicht ohne alle Wahrſcheinlichkeit iſt, und von der ich mir gewiß verſpreche, daß ſie ihren Beyfall erhalten werde.

Es iſt ihnen vermuthlich bekannt, daß Pythagoras nicht nur in den Gedanken geſtanden, daß man durch die Zahlen wunderbare Dinge verrichten, und ſo zu ſagen, Berge verſetzen könne; ſondern, daß er auch in denſelben große Geheimniſſe wolle gefunden haben, und den Zahlen mancherley wunderliche und ſeltſame Bedeutungen beygeleget. In den folgenden Zeiten, hat dieſe Zahlweisheit ihre Liebhaber gefunden, und man hat weder Fleiß noch Mühe geſparet, dieſelbe mit häufigen und anſehnlichen Zuſätzen zu vermehren. Sind ſie begierig, hiervon etwas ausführliches zu leſen: ſo geben ſie ſich die Mühe, in dem Buche des berühmten Cornelius Agrippa, welches er occultam philoſophiam nennet, das erſte und die folgenden

Capitel des zweyten Abſchnitts nachzuſchlagen. Daſelbſt werden ſie finden, was einer jeden Zahl für Kräfte, für Wirkungen, für Geheimniſſe und Bedeutungen zugeſchrieben werden. Ich will nun hier nicht weitläuftig unterſuchen, ob dasjenige, was Pythagoras, und andere nach ihm, von den Zahlen behauptet, gegründet und vernunftmäßig ſey; oder ob man es zu dem verworrenen Krame müßiger Grillen rechnen müſſe. Genug, die männlichen und weiblichen Reime finden bey einem gewiſſen Satze in dieſer verborgenen Weisheit, welche ich bald anführen werde, ihre Rechnung. Laſſen ſie ſich, mein Herr, nicht irre machen, daß ich meine Muthmaßung auf etwas gründen werde, wovon ich nicht zuerſt erwieſen, daß es ſelbſt gegründet und vernunftmäßig ſey. Halten ſie die Zahlweisheit der Alten, wie ich ſie zu nennen pflege, für thörichte und abgeſchmackte Grillen; meine Muthmaßung ſoll dennoch nichts von ihrem Werthe verlieren. Es iſt ihnen ja bekannt, daß eine Sache höchſt ungegründet ſeyn kann, und gleichwohl kann ſie einen hinreichenden Grund zu einer andern Sache abgeben. Ich würde dieſen Satz mit Beyſpielen erläutern, wenn ich vermuthen könnte, daß ihnen daran gelegen wäre, und wenn ich nicht vielmehr wüßte, daß ſie mir denſelben ohne alle Schwierigkeit einräumen. Damit ich ihnen aber alle Gelegenheit benehme, meine folgende Muthmaßung zu verwerfen; ſo will ich ihnen ein einziges Beyſpiel geben, welches meinen Satz beydes erläutern und rechtfertigen wird. Die römiſche Kirche behauptet dieſen höchſt ungegründeten, und ſich ſelbſt widerſprechenden Satz: daß durch die Einſegnung, die Hoſtie, wahrhaftig in den Leib Chriſti verwandelt werde. So unvernünftig dieſe Lehre auch iſt, und ſo wenig ſie aus der heil. Schrift kann erweislich gemacht werden; ſo iſt ſie dennoch der hinreichende Grund, warum man einer geſegneten Hoſtie im Pabſtthume göttliche Ehre erweiſt, vor derſelben ſeine Knie beuget, und ſie anbethet.

Ich ſchreite nun zur Sache ſelbſt. Es ſchreibt Agrippa in ſeinem angeführten Buche im 8 Cap. daß die ungleiche Zahl den Mann, und die gleiche Zahl das Weib bedeute, und daß die Arithmetiklehrer jene den Vater, dieſe aber die Mutter nennen, Wollen ſie ſeine eigenen Worte leſen? Hier ſind ſie: Impar numerus mas eſt, par vero femina. Arithmetici quidem illum patrem, hunc vero matrem vocant. Sie ſehen alſo, daß die Alten einer ungleichen Zahl die Bedeutung eines Mannes, und einer gleichen Zahl den Namen eines Weibes beygeleget haben. Die Urſache hiervon hat Agrippa nicht beygefüget; und ich werde mir auch nicht die Mühe geben, dieſelbe zu ergründen. Ich beſorge, daß meine Arbeit am Ende fruchtlos ſeyn würde. Was heißt aber eine gleiche und ungleiche Zahl? Es iſt kaum nöthig, daß ich ihnen ſolches erkläre, da ich weis, daß ſie in den mathematiſchen Wiſſenſchaften nicht unerfahren ſind. Doch da die Erklärung von beyden in wenigen Worten enthalten iſt; ſo will ich ſie allhier kürzlich beyfügen. Eine gleiche Zahl nennet man diejenige, welche in zwey gleiche

Theile, oder welches einerley iſt, die durch Zwey vollkommen kann getheilet werden. Eine ungleiche Zahl aber iſt die, welche nicht alſo kann getheilet werden. Nehmen ſie nun die männlichen und weiblichen Reime vor ſich. Jene beſtehen aus einer; dieſe aus zwo Sylben. Zwey iſt, vermöge der gegebenen Erklärung eine gleiche Zahl; denn ſie kann in zwey gleiche Theile getheilet werden. Eins aber iſt eine ungleiche Zahl. Denn ſie kann nicht alſo getheilet werden. Durch einen Bruch geht es zwar an; allein hier iſt die Rede von einer vollkommenen Theilung, ohne Bruch. Da nun nach der Meynung des Agrippa und überhaupt derer, welche den Zahlen Bedeutungen beygeleget, die ungleiche Zahl der Mann, die gleiche aber das Weib iſt; was iſt wahrſcheinlicher, als daß man von dieſen Benennungen Gelegenheit genommen, einen einſylbichten Reim einen männlichen, und einen zweyſylbichten einen weiblichen Reim zu nennen?

Was dünket ihnen, mein Herr, bey dieſer Muthmaßung? Sollte ſie nicht wahrſcheinlicher ſeyn, als alle andere, die man von dieſer Sache vorbringen kann? Ich überlaſſe meine Meynung Dero Prüfung, und verbleibe mit aller Dienſtbefliſſenheit,

Mein Herr,

Dero

ergebenſter Diener,

H.

Achreſt.

Achreſt.

Dort ſteht Achreſt. Seit dem der Morgen angefangen,
Iſt er ſchon hundertmal durch Schloß und Stadt gegangen.
Die Sonne läßt ſich itzt im Mittagszirkel ſehn:
Er fühlt des Tages Laſt; und doch iſt nichts geſchehn.
Wie finſter ſieht er aus! Sinds Sorgen, die ihn nagen?
Wie? zürnt er mit ſich ſelbſt? Doch hört ſein eignes Klagen:
„O Himmel! Biſt du mir (ſo ſeufzt er) abgeneigt,
„Da mir mein Schickſal nichts, als Unglücksſterne, zeigt?
„Ich wünſche; doch umſonſt. Mich plagt ein täglich Hoffen;
„Wo aber ſteht der Weg mir zur Erreichung offen?
„Wie billig iſt der Grund von meiner Ungeduld!
„O widriges Geſchick! liegt bloß an dir die Schuld?
„Nein! nein! Erfahrung lehrt, ich ſey nicht recht erzogen,
„Mich hat des Vaters Zucht, des Lehrers Mund betrogen.
„Ich ſelbſt, der Welt Natur, und jener Unterricht;
„Wo hab ich je geſehn, was mehr ſich widerſpricht?
„Bedenkt, was hat man mir für Regeln vorgeſchrieben,
„In Einfalt lernt ich dieß: Man ſoll die Wahrheit lieben.
„Allein der Himmel weis, wie oft ich mich betrübt,
„So oft ich dieß Geſetz mit Schaden ausgeübt.
„Ja kom̃t mit Wahrheit an; man läuft mit hellem Haufen.
„Was ſonſt, als Neid und Haß, wird euch ihr Dienſt erkaufen?

„Man ſprach: Bewirb dich da um Zutritt, Gunſt u. Rath,
„Wo Witz, wo Weisheit herrſcht, wo Tugend Wohnung hat.
„Wo find ich dieß Geſchlecht? Helft, helft mirs doch erfragẽ!
„Hier der, dort jener iſts: Man hörts die Leute ſagen.
„Nun wohl! doch wenn ich den, und jener mich erkañt,
„So ſehn wir zwiſchen uns die dickſte Scheidewand.
„Mein Urtheil, Wunſch und Werk will jenem gar nicht ſchmecken:
„Auch ich kann nichts bey ihm, was mir gefällt, entdecken,
„Noch eins. Man hat mich gar ſo überklug gelehrt:
„Geſchicklichkeit u. Kunſt macht glücklich, groß und werth.
„Ja Grillenfängerey ſoll mein Gehirn zerbrechen?
„Sollt ich mir ſelbſt mit Fleiß mein eignes Leben ſchwächẽ?
„Mein ärgſter Henker ſeyn? in ſtrengen Feſſeln ziehn?
„Und, grauſam gegen mich, Luſt, Freyheit, Ruhe fliehn?
„Iſts wohl der Mühe werth, daß ich mich täglich quäle,
„Damit ein kleines Reich mich als ſein Mitglied zähle;
„Ein Reich, wo Eigenſinn zur ſtrengſten Arbeit zwingt,
„Wo nichts, als eigne Kunſt, der Kenner Beyfall bringt?
„Wenn würd ich Bürgerrecht in dieſer Zunft erlangen?
„Der Weg iſt viel zu weit: was hilfts, ihn anzufangen?
„Unglücklicher Achreſt, wie hat man dich verführt!
„Du ſiehſt der Unluſt Quell, ſo bald du nachgeſpürt.
„Ergreif das Gegentheil, ſo lebſt du froh auf Erden.

* * *

Sprich, Jugend, ſoll Achreſt dein Sittenlehrer werden?

A. P. L. C.

◆

Die
Biene und der Sommervogel.
Eine Fabel.

Zur holden Mutter von uns allen,
Zur gütigſorgenden Natur,
Sah man die kleine Biene wallen,
Und dieſes zwar aus Unmuth nur;
Denn vom Pallaſt zur Bienenhöle,
Vermißt man oft Zufriedenheit;
Und ſo gering iſt keine Seele,
Sie liebet ihre Kleinigkeit.

Die Blumen in den ſchönen Tagen
Und ihrer Blüthen ſüßer Saft,
Und alles, was für Weh und Klagen
Den Bienen ſonſt wohl Rettung ſchafft:
Ein künſtlich Haus mit vollen Scheiben,
Die Witz und Fleiß zuſammen trug,
Ließ nicht dieß Thierchen ruhig bleiben;
Warum? es war nicht ſchön genug.

Einſt ſucht es in dem Blumenlande
Die Koſt, die ihm der Lenz verhieß,
Als ſich, im ſprenklichten Gewande,
Der bunte Sommervogel wies.
Das lichte Blau der ſchlanken Glieder,
Und hundert ſchöner Farben Spur,-
Dieß alles ſchlug die Biene nieder
Und trieb ſie murrend zur Natur.

O! rief ſie, Mutter aller Dinge,
Du handelſt nach Parteylichkeit.
Wie iſt mein Anſehn ſo geringe,
Wie ſtolz des Sommervogels Kleid!
Sein Schmuck fällt ſchöner in die Augen,
Als faſt die bunten Anger blühn;
Ich muß zu manchem Nutzen taugen,
Und bin nur Armuth gegen ihn.

O Tochter! war die Gegenrede,
Sieh ſelbſt, ob ich parteyiſch bin.
Dieß ſchöne Thier iſt träg und blöde,
Dir gab ich einen muntern Sinn;
Du dienſt der Welt mit Fleiß und Witze,
Und hörſt gar, wie dein Lob erſchallt;
Des andern Thun iſt wenig nütze,
Und was er hat, das iſt Geſtalt.

* * *

Zürnt nicht mit des Himmels Schlüſſen
Köpfe voll Verſtand und Geiſt!
Daß die Thoren pralen müſſen,
Und ein größrer Thor ſie preiſt.
Eine Mutter vieler Kinder
Hält das Blöde ſtets gelinder,
Und erſetzt den ſchlaffen Muth
Oft mit reichem Erbſchaftsgut.
So muß Thrax, ſtatt klügrer Gaben,
Stand und ſchöne Kleider haben.

C.

Ein paar anakreontiſche Oden.

Der Hund.

Schöner Hund, beliebtes Thier,
Sage mir,
Woher kömmſt du voll Erfreuen?
Aus der holden Chloris Schooß
Riß ich los,
Satt von ihren Schmeicheleyen.

Ihr hat mich der Liebe Hand
Zugeſandt,
Und als ein Geſchenk verehret.
Ihre Bruſt vergnüget ſich,
Wenn ſie mich
Tauſend ſchöne Künſte lehret.

Sie befiehlt, ſo tanz ich ihr,
Und dafür
Lohnt ſie mich mit Leckerbiſſen.
Mich und ſie ſpeiſt ein Confect;
Was mir ſchmeckt,
Darf ich nie voll Sehnſucht miſſen.

Oft ſtellt ſich mein kühner Zahn
Beiſſend an,
Wenn ſie mich zur Unzeit ſtreichelt.
Oft leck ich von Dank entbrannt,
Ihre Hand,
Die dem glatten Rücken ſchmeichelt.

Oftmals, bin ich gleich ein Hund,
Sucht mein Mund,
Ihre Lippen zu erlangen.
Zuckt ſie gleich; ſo küß ich oft
Unverhofft
Lüſtern ihre ſchönen Wangen.

Nun ſo weiſt du, wer ich bin;
Laß mich hin,
Daß ich wieder zu ihr eile;
Weil ſie mich zu ſuchen pflegt;
Ja ſie ſchlägt,
Wenn ich mich zu ſehr verweile.

II.

Baum, der in geheizten Hütten
Uns Neapels Frucht gebiert!
Zier der Gärten, gieb die Blüthen,
Die dein Haupt zum Schmucke ziert.

Gieb den Ausbund deiner Gaben,
Frühling, zeige deine Pracht.
Laß mich Hyacinthen haben,
Deren Blau voll Anmuth lacht.

Gieb Aurickel, gieb Narciſſen;
Liefre willig deinen Zoll;
Denn das darfſt du nicht vermiſſen,
Was die Schönen ſchmücken ſoll.

Ende des Aprilmonats.

⁂

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Eſt iocus in noſtris, ſunt ſeria multa libellis. *Auſon.*

Auf das Jahr 1743.
Maymonat.

Zweyte Auflage 1744.

Leipzig,
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Ode.

Die Gemüthsruhe.

Mein Geiſt! entreiße dich dem Stricke,
Der Thoren nur gefeſſelt hält,
Und kehre die verwöhnten Blicke
Auf das, was Weiſen wohlgefallt.
Sey nicht an jenes Gut gebunden,
Das nur den Leib mit Wolluſt rührt,
Und doch, wenn Dunſt und Wahn verſchwunden,
Nur Pein und Kummer mit ſich führt.

Ein Glück, das Weiſe ſoll vergnügen,
Entſpringet nicht aus eitler Pracht.
Die Kunſt, ſich ſelber zu beſiegen,
Iſt das, was groß und glücklich macht.
Den blendet nur ein eitler Schimmer,
Der ſich nach einem Gute ſehnt,
Das ſtetig reizt, und dennoch nimmer
Die Sehnſucht des Erlangers krönt.

Ein reicher Schwelger ſucht im Praſſen
Die ſanfte Ruhe, die ihm fehlt;
Doch wenn ihn Wein und Rauſch verlaſſen,
Und wenn ihn Schmerz und Unluſt quält,

Wenn Haupt und Hirn die Dünſte feſſeln,
Der Schweiß die matten Glieder netzt,
Verwünſcht er nun, auf weichen Seſſeln,
Den Saft, der ihn vorhin ergetzt.

Der Mittag ſetzt der Speiſen Menge
Ihm in gethürmten Schüſſeln für,
Und ihr gekünſteltes Gedränge
Erhebt der ſtolzen Tafel Zier.
Indeſſen wächſt in ſeinem Magen
Der Ekel mit dem Ueberfluß,
Der in den nächſten Folgetagen
Der Zunge Kützel büßen muß.

Ihr Thoren! die ihr das erhebet,
Was Wolluſt und Begierden nährt,
Sagt, ob ein ſocher glücklich lebet,
Sagt, iſt ſein Stand beneidenswerth?
Nein, ſich mit ruhigem Gewiſſen
Geſund bey wenig Schüſſeln freun,
Iſt beſſer, als durch ſeltne Biſſen
Des Leibes eigner Henker ſeyn.

Das Glück verſagt mir große Güter;
Und dennoch leb ich auch vergnügt.
Der Abgott niedriger Gemüther
Hat meinen Geiſt noch nie beſiegt.
Denn iſt gleich kein beſchlagner Kaſten
Von meiner Gelder Laſt beſchwehrt:
So kann ich deſto ſichrer raſten,
Weil mir kein Dieb den Schlummer ſtöhrt.

Mein Lager dünkt mir ſanft und leichte,
Das keines Goldes Pracht erhebt,
Wozu kein Schwan die Federn reichte,
Kein Perſer die Tapeten webt.
Hier währt mein ungeſtöhrter Schlummer
Bis Titans Stral den Tag erneut;
Warum? ich ruhe ſonder Kummer
Und träume von Zufriedenheit.

Mein Wunſch verlanget auf der Erden
Kein Glück, das andre neidiſch ſehn,
Nicht jenen einmal gleich zu werden,
Die Fürſten an der Seite gehn.
O nein, mit wenigem zufrieden
Seh ich des Himmels Führung zu,
Und was mir ſeine Gunſt beſchieden,
Erwart ich in gelaßner Ruh.

Ich zweifle nicht, daß ſeine Güte
Auch ſchon auf meine Wohlfahrt denkt,
Die jetzt mein ruhiges Gemüthe
Zu Wiſſenſchaft und Tugend lenkt.
Drum ſeh ich mit zufriednem Blicke
Der Titel Rang und Vorzug an,
Und glaube doch, daß mein Geſchicke
Mich noch weit mehr vergnügen kann.

Und wenn gleich oftmals meinem Herzen
Ein leichtes Weh die Ruh entzieht,
Vertreib ichs durch Geduld und Scherzen,
Und durch ein ungekünſtelt Lied.

Zwar klingt mein Rohr noch matt und heiſer,
Doch dieß gebiehrt mir wenig Pein,
Weil Ruh und Luſt, nicht Lorberreiſer,
Der Vorwurf meiner Lieder ſeyn.

O ſanfte Ruh zufriedner Geiſter!
Entweiche nie aus meiner Bruſt.
Du machſt mich meines Schickſals Meiſter,
Und ohne dich gilt keine Luſt.
Bleibt nur dein Reiz, erhabne Tugend!
Das höchſte Gut, das mich entzückt:
So folget der zufriednen Jugend
Ein Alter, das noch mehr beglückt.

J. A. P. G.

* *

Einige vernünftige Urſachen, von der Beſchwerlichkeit bey dem Unterrichte junger Leute.

Unangenehm pflegen unſere heutigen Gelehrten dasjenige zu nennen, was das Vergnügen, welches aus einer anſchauenden Erkenntniß wahrer Vollkommenheiten ſeinen Urſprung nimmt, verringert und ſchwächet. Daß dieſe Reihe zufälliger ſo wohl zugleich gegenwärtiger, als auf einander folgender Dinge die mehreſten Vollkommenheiten beſitze, iſt eine Sache, die ihre Richtigkeit hat, und zu deren Befeſtigung manche, ſo wohl große, als auch kleine Geiſter, das Ihrige beyzutragen, ſich angelegen ſeyn laſſen. Daß unſer Vergnügen manchen Veränderungen, ſo wohl Vermehrungen als Verminderungen, unterworfen ſey, iſt eine Sache, die ſich durch vernünftige Schlüſſe ſo wohl, als aus der Erfahrung, darthun läßt. Nun aber möchte ich gerne wiſſen, ob denn bey der eben angezeigten Vollkommenheit dieſer Welt, auch wohl unangenehme Empfindungen, oder ein Misvergnügen ſtatt finden könne, und ob dieſe Sätze ſich nicht widerſprechen? Ich habe mir ſagen laſſen, daß das die beſte Welt ſey, in der die größte Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen in einem anzutreffen ſey. Wer wollte nun aber ſo kühn ſeyn, und alle Ehrerbiethung gegen unumſtößliche Grundſätze der Weltweisheit aus den Augen ſetzen, zu behaupten, das Misvergnügen ſey auch eine Vollkommenheit? Ich würde einem ſolchen gleich beweiſen, daß er nicht anders anzuſehen ſey, als ein metaphyſiſches verneinendes Nichts; indem er eben das, was er bejahet, durch eben die Worte wieder verneinet. Ein Misvergnügen ſetzet nach meiner Meynung allezeit eine Einſicht der Unvollkommenheiten zum Grunde. Doch wird ſich vielleicht jemand damit behelfen, und das Schild zu ſeiner Beſchützung in den leibnitziſchen Gedanken ſuchen, wenn er behaupten will, daß daſſelbe per concomitantiam etwas zur Vollkommenheit des Ganzen mit beytragen müſſe. Es iſt das nur eine ſo ſchlimme Sache, daß man in der beſten Welt nicht anders ſoll angeſehen ſeyn, als ein Handlanger, oder höchſtens ein Tafeldecker, der ſeiner Herrſchaft gute Aufſätze machet, aber ſelbſt nichts davon zu ſchmecken bekömmt.

Doch dem ſey, wie ihm wolle, ich will ſolches nicht weitläuftig unterſuchen. Ich muß ihnen aber, mein Herr, die Gelegenheit anzeigen, die den Entſchluß bey mir hervorgebracht hat, ihnen dieſe Gedanken zu entdecken. Ich befinde mich in ſolchen Umſtänden, daß ich andere unterrichten muß, und zwar ſolche, die da nicht mehr in einem gar zu großen Reiche der Finſterniß ihren Aufenthalt finden, ſondern die ſchon im Begriffe ſind, in das Reich des Lichts überzugehen. Ich unterweiſe ſie täglich in den morgenländiſchen Sprachen; doch unterlaſſe ich nicht, ihnen zuweilen dabey, obgleich nur als von ungefähr, einen Vorſchmack von den Süſſigkeiten und Annehmlichkeiten der höhern Wiſſenſchaften zu geben. Es iſt bekannt genug, daß bey jungen Gemüthern ein Begriff, der einmal lebendig geworden, einen großen Eindruck hat. Da nun meine Untergebene einmal die ſüße Hoffnung von mir hegen, ich ſey ihnen hinlänglich gewachſen: ſo verhalten ſie ſich ſo gegen mich, wie es ſichs gebühret. Ein anderer Freund, der ſich in faſt ähnlichen Umſtänden befindet, erſuchte mich neulich durch ein Schreiben, ihm doch die Urſachen zu entdecken, warum es ihm bey ſeinem Unterrichte der Jugend ſo ſchwer falle, da ich es doch mit ſo großem Vergnügen thun könnte? Das Verhältniß, welches ſich zwiſchen uns beyden befindet, verſtattete nicht, ihm dieſe Bitte abzuſchlagen. Ich antwortete ihm alſo und offenbarte ihm meine Gedanken, ſo viel meine ſehr eingeſchränkte Zeit es zuließ. Und nun habe ich kein Bedenken getragen, dieſelben bekannt zu machen.

Ich habe es allezeit für ein Stück einer gar zu pedantiſchen Schreibart gehalten, wenn man beſtändig bey dem Anfange einer Schrift, ſich mit weit hergeholten Worterklärungen ſolcher Dinge aufhält, die einem jeden ſogleich bekannt ſind; indem ſolches bisweilen überflüßig iſt, bisweilen aber auch eine gar zu große Eigenliebe verräth. Denn ein ſolcher, der eine Schrift leſen will, darinnen nicht Worte für Sachen verkauft werden, und eine und eben dieſelbe Sache durch unnütze und abgeſchmackte gleichgültige Redensarten ausgeſprochen wird; muß ſchon ſo viel Witz und Einſicht beſitzen, daß er im Stande iſt, die Worte, die darinnen vorkommen, ohne die Erklärungen des Verfaſſers zu verſtehen; ja er muß ſich ſelbſt welche machen können. Ich werde in meiner Meynung geſtärkt, wenn ich das Grundgeſetz der Logik mir einfallen laſſe, daß ein jeder vernünftiger Schriftſteller verbunden iſt, die Worte ſo zu gebrauchen, wie es die Gewohnheit zu reden, und die unter den Gelehrten feſtgeſetzte Bedeutung der Worte zulaſſen. Und ſo werde ich auch nicht irren, wenn ich behaupte, daß es zuweilen eine große Verrätherey einer übertriebenen Eigenliebe ſey. Denn ſo bilden ſich viele ein, es ſey jedermann verbunden, auf ihre Worte zu ſchwören, oder es ſey niemand im Stande, ohne ihre Erklärungen, dergleichen zu verfertigen. Ich bin von ſolchem Hochmuthe weit entfernet, weis auch, daß meine Leſer im Stande ſind, auch ohne große Erklärungen meine Worte zu verſtehen, und will demnach gleich zu meinem Vorhaben ſchreiten.

Es iſt beſtändig ſo gehalten worden, daß Leute ihre Lebenszeit damit zugebracht haben, das ungeſchickte, und den Menſchen unanſtändige Weſen, welches ſich bey der Jugend befindet, zu unterdrücken, und ſie hingegen zu einem höhern Grade der Menſchlichkeit zu bringen. Es iſt auch ſchon von alten Zeiten her die Gewohnheit geweſen, daß Leute, die ſich mit den Wiſſenſchaften einigermaßen bekannt gemacht haben, durch den Unterricht der Jugend ſich eine Geſchicklichkeit zu erwerben geſucht, das, was ſie ſelbſt gelernet, andern wieder beqvem beybringen zu können. Doch werde ich nicht wider die Wahrheit reden, wenn ich behaupte, daß dieſe Gewohnheit vordem nicht ſo ſtark geweſen, als heute zu Tage, da ein jeder ſich darauf verläßt, nach ſeinen geendigten Univerſitätsjahren ſich in den Schulſtaub hinunter zu laſſen. Die Urſachen davon ſind nicht ſchwer zu errathen, und liegen theils an den Lehrern ſelbſt, theils in der Beſchaffenheit derer, die ſolche Lehrer halten wollen. Dort ſitzt einer im Winkel, der nichts weiter aufzuweiſen hat, als Bücher und Kinder. Er iſt verdrüßlich, ſein Amt länger zu verrichten, und da muß denn ein junger Burſch, unter dem Vorwande, ſeine Kinder zu unterrichten, zugleich nicht nur den Vater unterrichten, ſondern auch ſeine Stelle in ſeinen Amtsverrichtungen vertreten. Dort iſt einer von höherm Stande überdrüßig, ſeine Kinder beſtändig um ſich zu haben; er ſuchet demnach jemanden, der unter denenſelben ſein Leben zubringen, und ſeiner Gnade leben muß. Jene Hausfrau darf nicht mehr als eine Magd halten, und ſuchet demnach ihren Mann zu überreden, daß er ſeinen Kindern einen Lehrer halte, der bey ihr der Magd Stelle vertreten ſoll. Doch haben unſere heutigen jungen Gelehrten auch einen großen Theil dieſer Schuld zu tragen, indem ſie, in der Hoffnung, einmal in dergleichen Umſtände ſich zu begeben, öfters ihr Studieren gering achten, und hernach nothwendig dergleichen thun müſſen.

Doch ich weis, daß ſie nicht auf eine ſolche Art zum Unterrichte der Jugend ſind beſtellet worden; denn ſonſt würde ich ihnen die Urſache vieler Beſchwerlichkeiten, die ſie betreffen, ſelbſt zuſchreiben; ihre Arbeit iſt auch nicht von der Art. Derowegen will ich mich bemühen, mit vernünftigen Gründen ihnen einige Urſachen vorzuſtellen.

Die erſte ſoll aus der Beſchaffenheit der Sachen genommen werden, darinnen man die Jugend zu unterrichten pfleget. Was das für welche ſeyn, iſt ihnen mehr als zu gut bekannt, und ich werde ihnen zeigen, wie ſie den Grund eines Misvergnügens, und der daher entſtehenden Beſchwerlichkeit enthalten können. Sie geſtehen mir zu, daß zu denen Sachen, worinnen die Jugend pflegt unterrichtet zu werden, nicht ſo wohl eine große Vernunft, als vielmehr eine gute Gedächtnißkraft erfordert werde. Wer wollte aber zweifeln, daß nicht die Vernunft ein viel edleres Vermögen ſey, als das Gedächtniß? Ich geſtehe es ihnen zu, daß daß letztere bey dem erſten ſeyn müſſe, und verlange nur, daß ſie ſuchen, eine mathematiſche Erkenntniß der Güte beyder Stücke zu erlangen. Das Gedächtniß kann man den unvernünftigen Thieren nicht abſprechen, da man ihnen doch ganz ſicher die Vernunft ſtreitig machen kann. Es folget alſo daraus, daß durch die Schulwiſſenſchaften zwar eine Verbeſſerung des Gedächtniſſes, aber nicht der Vernunft, hervorgebracht wird. Zu einem Vergnügen wird eine anſchauende Erkenntniß wahrer Vollkommenheiten erfordert. Dieſe ſetzet eine Einſicht in den Zuſammenhang der Sachen, und ihrer guten Folgen zum Grunde, und alſo eine Vernunft. Je größer alſo die Vernunft iſt, deſto größer und häufiger muß das Vergnügen ſeyn, welches ſich bey einem Menſchen befindet. Sie ſehen alſo, daß bey einem ſolchen, der ſehr mit Schularbeit überhäuft iſt, nicht leicht ein Vergnügen ſtatt finden könne. Ja, da ein ſolcher wahrnimmt, daß es ihm an dem Beſitze möglicher Vollkommenheiten fehle, ſo ſtellet er ſich ſolches nothwendig als ein Uebel vor, und muß daher bey ihm ein Misvergnügen entſtehen, welches hernach ſeine Beſchwerlichkeit vermehret. Mancher Schulmann würde nicht auf ſeinen Untergebenen als ein Orbilius losſchmeißen, wenn ihn nicht das öftere Herſagen der Namen und Wörter ſo misvergnügt gemacht hätte. Sie finden, daß ich recht habe, wenn ſie auf ſolche Schulleute Achtung geben, die da mit höhern Sachen ihr und ihrer Schüler Gemüth beluſtigen, bey denen nicht ſo viel Verdruß, und Misvergnügen angetroffen wird.

Die andere Urſache der Beſchwerlichkeit ſetze ich in die Beſchaffenheit der Lernenden. Ich rede nicht von ſolchen, die da vorſetzlich ihren Lehrern Verdruß machen, und dieſelben zu betrüben, ſich auf eine unverantwortliche Weiſe angelegen ſeyn laſſen; ſondern es ſind auch ſolche hieran Schuld, die ſich ſonſt gut gegen ihre Vorgeſetzte verhalten. Denn was die erſten anlanget, ſo ſind ſolche den dummeſten Thieren zu vergleichen, ja noch in eine geringere Claſſe zu ſetzen; weil ein unvernünftiges Thier ſeinem Wohlthäter nach ſeiner Art danket: ſolche aber alle Liebe ihrer Wohlthäter, und folglich alle Dankbarkeit aus den Augen ſetzen. Ich muß Ihnen zeigen, wie auch die letzten eine Urſache des Misvergnügens der Lehrer ſeyn können. Sie wiſſen, daß wir von unſerer Geburt ſehr wenig, was unſere Seelen betrifft, von denen übrigen Arten der Thiere unterſchieden ſind. Unſere Menſchlichkeit muß erſt nach und nach erhalten werden. Dasjenige aber, was uns gleichſam natürlich zu ſeyn ſcheint, indem wir es vom Anfange an bey uns antreffen, lieben wir, und ſuchen alſo daſſelbe zu erhalten. Daher denn leicht zu begreifen iſt, daß auch jungen Leuten ſolches etwas hart ankommen müſſe, wenn ſie die ihnen faſt natürliche Sinnlichkeit, die mehr viehiſch, als menſchlich iſt, ſollten ablegen; daher es denn rühret, daß ſie die ihnen von ihren Lehrern gegebenen Erinnerungen gering achten, und denenſelben dadurch ein Misvergnügen erwecken. Ein Lehrer, der ſich beſtändig damit beſchäfftiget, ſeine Untergebenen vollkommener zu machen, hat mit nichts, als mit Vollkommenheiten, zu thun, und alſo verurſachet ſolches auch ein Misvergnügen. Daher werden ſie gewahr werden, daß, je kleiner die Untergebenen ſind, deſtomehr Verdrießlichkeit wird er bey ſeinem Unterrichte antreffen: je verſtändiger aber ſeine Zuhörer ſind, deſto leichter wird ihm ſeine Arbeit.

Die dritte Urſache der Beſchwerlichkeit wird nicht vergeblich in der Entkräftung der Seele, und des Leibes, die daher zu entſtehen pflegen, geſucht. Wir ſind Menſchen, und alſo Bewohner dieſer Erde; Theile der Welt, und alſo endliche Dinge. Die Kraft unſerer Seele iſt auch eingeſchränkt, und kann folglich ſehr leicht geſchwächt, und durch eine allzugroße Menge zu verrichtender Handlungen vergeringert werden. Die maſchinenmäßige Einrichtung unſers Körpers kann entweder durch das viele Reden, oder durch übermäßiges Sitzen in eine Zerrüttung gerathen; und da das allergenaueſte Verhältniß zwiſchen unſern beyden weſentlichen Theilen iſt, ſo müſſen aus ſolchen unnatürlichen Bewegungen der Körper, unangenehme Empfindungen in der Seele entſtehen, die durch das Abnehmen der Kräfte derſelben, als durch eine Unvollkommenheit, von der wir die lebendigſte Erkenntniß haben, vermehret werden. Hierinnen liegt der Grund, warum Leute, die in dem Schulſtaube mehr als 30 Paar Schuhe vertreten, mehrere Verdrießlichkeiten bey ihren Verrichtungen empfinden, als ſolche, die da noch in der Blüthe, und in der vollkommenen Größe ihrer Kräfte ſtehen.

Es würde mir nicht ſchwer fallen, Ihnen noch mehrere Urſachen zu entdecken, welche aber meiſtentheils in unſern Umſtänden ihren Grund haben, und zu deren Unterſuchung nichts weiter, als eine ſorgfältige Aufmerkſamkeit einzelner Fälle erfordert wird. Die Gründe aber, die ich ihnen kurz angeführet habe, ſind von der Art, daß ſie faſt nothwendig bey dieſer Lebensart zu ſeyn ſcheinen. Doch ich weis, daß es

Ihnen nicht unangenehm ſeyn wird, wenn ich meine ſichern Sätze, etwas fruchtbarer zu machen ſuchen werde. Ich werde kurz ſeyn, damit ich nicht das Anſehen habe, als wollte ich etwas zur Verbeſſerung der Welt, welche von ſo vielen vergeblich vorgenommen wird, mit beytragen. Doch, ſie haben mir die Freyheit gegeben, ihnen meine Gedanken zu eröffnen, und mir alſo zugleich die Verſicherung ertheilet, ſie anzuhören.

Ein Lehrer, der bey ſeinem Unterrichte nicht wie auf der Folter leben, ſondern es auch in der That, und aus der Erfahrung wiſſen will, daß dieß die beſte Welt ſey, kann unmasgeblich folgende Vorſchläge in reifere Ueberlegung ziehen.

Sollen unſere Jahre vergnügt ſeyn, ſo müſſen wir nicht nur ſuchen, unſern Untergebenen Worte zu verkaufen, ſondern ſie müſſen bey Zeiten gewöhnet werden, vernünftig zu denken, ordentlich zu ſchließen, und über eine Sache ein richtiges Urtheil zu fällen. Ich glaube ganz gewiß, daß, wenn dieſes Mittel wird gebraucht werden, vieles verdrüßliche bey dem Schulamte wegfallen wird. Soll aber dieſes geſchehen, ſo iſt nöthig, daß die Herren Schulleute ſelbſt nicht eitle Sprachkündige ſeyn, ſondern daß ſie das Angenehme in den Wiſſenſchaften ſelbſt kennen, und geſchmeckt haben. Es ſcheint, als werde in dieſem Stücke zu unſern Zeiten ſchon eine Beſſerung gemacht.

Da ſich aber die Natur ſchwerlich wird erbitten laſſen, daß ſie uns gleich vom Anfange vernünftige Menſchen gäbe, weil ſie in allen ihren Verrichtungen ſehr ſparſam verfährt, ſo haben wir uns keine Hoffnung

nung zu machen, als werde die Schularbeit auch alsdenn angenehmer, wenn junge Leute nicht mehr ſo viele Vollkommenheiten an ſich hätten. Derowegen will ich einen andern Vorſchlag thun, der vielleicht nicht ohne allen Nutzen ſeyn wird. Ein Lehrer ſehe die Jugend nicht allezeit auf der ſchlimmſten Seite an, ſondern ſtelle ſich die beſte Seite derſelben vor. Denn da alle endliche Dinge theils gut, theils böſe ſind, ſo wird er auch auf das Gute zu ſehen haben, das ſich bey der Jugend befindet. Er ſuche beſtändig eine lebendige Erkenntniß von den Vollkommenheiten zu erlangen, welche er bey der Jugend hervorgebracht, welche ihm gewiß ein reines Vergnügen wird verſchaffen können, wenn er ſich als den Grund derſelben betrachten wird. Folglich wollte ich keinem, der nur ein Auge hat, gerathen haben, ſich in das Schulamt zu begeben; weil ich ihm alsdenn nicht viel gutes würde vorherſagen können.

Das Abnehmen der Kräfte bey der Schularbeit zu verhüten, ſcheint eine vergebliche Sache zu ſeyn. Doch wollte ich bey ſo bewandten Umſtänden gerathen haben, den Rath des gelehrten Verfaſſers der hamburgiſchen gelehrten Zeitungen zu folgen, und junge Gelehrte eine Zeitlang in die Schule zu ſtecken, damit ſie darinnen ihren Muth abkühlen können, Leute aber, die eine Zeitlang ſich darinnen befunden, aus dieſem Joche auszuſpannen. Würde ſolches geſchehen: ſo würde nicht nur der Jugend beſſer gerathen ſeyn, indem es nicht nur eine ausgemachte Sache iſt, daß ein Menſch, der den höchſten Grad ſeiner Kräfte beſitzet, mehr arbeiten kann, als ein abgematteter Greis; ſondern es würde auch denen Gelehrten ſelbſt dadurch ein großer Dienſt geſchehen, indem theils die Alten in Ruhe würden ſterben können, und jungen Leuten ihre hochtrabenden Gedanken von ſich ſelbſt würden benommen werden.

Sie ſehen, mein Herr, daß ich ihnen meine Gedanken ſo eröffnet, als ſie mir eingefallen. Sind dieſelben im Stande, einige gute Folgen bey ihnen hervorzubringen, ſo wird ſolches bey mir ein aufrichtiges Vergnügen erwecken, und ich werde dadurch angeſpornet werden, auf die andere mir von ihnen vorgelegte Frage mit nächſtem zu antworten.

Leben ſie wohl.

* *

Die Vorzüge der Wahrheit und der Tugend.

Unſchätzbar Gut der Tugend und der Wahrheit,
Das mancher Thor beym Ueberfluß vermißt;
Vergönne mir das Urbild deiner Klarheit,
Davon der Welt itzt wenig übrig iſt.
O innres Glück, nothwendigs Gut der Weiſen,
Das kein Geſchick in ihm zufällig macht;
O Tugend, laß dich einſt die Wahrheit preiſen!
Die nun verklärt der Thoren Wahnwitz lacht.
Der Wahrheit Licht führt die vernünftgen Geiſter
Vom irrgen Pfad des Aberglaubens ab;
Ein Weiſer dient, voll Ehrfurcht, einem Meiſter,
Der ihm die Welt, und der das Daſeyn gab.

Er fürchtet Gott; er jagt vor keinem Teufel;
Ihn ſchreckt kein Nichts, das Thoren Furcht gebiert,
Den wahren Troſt verdringt bey ihm kein Zweifel,
Weil er ſich nie von ſeinem Zweck verliert.
Als Menſchenfreund, und keines Laſters Gönner
Wird er der Welt ein nützlich Mitglied ſeyn.
Die Weisheit hat an ihm den ächteſten Kenner;
Er ſieht von ihr den Quell, und Vorzug ein.
Ihn quält kein Heer verwöhnter Leidenſchaften;
Nur Laſter hält er ſeines Zornes werth.
Nie bleibt ſein Blick am Schein der Dinge haften;
Sein Geiſt iſt ſtark, der durch die Weſen fährt.
Theilt gleich kein Fürſt mit ihm des Zepters Bürden,
Beruht auch nicht des Landes Wohl auf ihn;
Ein Weiſer flieht mit Vorſatz größre Würden,
Und weis ſein Glück der Hoheit vorzuziehn.
Heißt er auch nur ein ſchlechtes Theil der Welten,
(Geſetzt, daß man der Weisheit Ruhm vergißt)
Die Wahrheit läßt nie dieſen Vorwurf gelten,
Weil dieſe Welt ohn ihn nicht möglich iſt.
Nicht Luſt, nicht Ruhm, nicht Gold rührt einen Weiſen,
Vom Sinnlichen reißt ihn die Tugend los.
Im mäßgen Brauch wird er die Lüſte preiſen;
Bey Thoren macht ihn keine Thorheit groß.
Mit dem vergnügt womit die Tugend lohnet,
Verſchmäht er Geld, daran ein Seufzer klebt;
Wenn andrer Geiz, der keines armern ſchonet,
In Träumen ſelbſt verborgne Schätze gräbt.
Der Stolz mag ſich in blanken Kleidern brüſten;
Er findet nie die Ruh, des Glückes Werth.

Ein Geizhals ſchläft, mit Furcht, bey vollen Kiſten,
Die oft viel Fluch und minder Gut beſchwert.
Ein eitler Menſch, ein Sklave frecher Lüſte,
Erkaufet ſich, mit Luſt, den ſiechſten Leib.
Dem dünkt die Welt zur Bosheit ein Gerüſte,
Und Sinnlichkeit iſt bloß ſein Zeitvertreib.
Ein Cleveland, ein weiſer Selbſtbezwinger,
Gönnt Thoren Glück, das ihrer unwerth grünt,
Bemerkt, erſtaunt, der Gottheit Wunderfinger,
Und hat niemals des Pöbels Mund verdient;
Er überſieht die Mängel niedrer Geiſter,
Und dünkt ſich groß, wenn ihn die Dummheit ſchilt;
Die Weisheit macht ſich ſeiner Menſchheit Meiſter,
Die Großmuth iſts, die ſeine Klagen ſtillt.
Wird nicht ein Thor der Dinge Weſen ändern,
Wenn er die Wuth des Cromwels tapfer heißt?
Den treibt ſein Feur zum Sieg nach fernen Ländern;
Doch edler denkt im Cleveland ſein Geiſt.
Macht den Verſuch! laßt dieſe Welt zerſtäuben!
Der Dinge Lauf hat nie ſein Herz beſtimmt:
Doch Cromwel wird nicht mehr ein Cromwel bleiben,
Wenn man ihm Glück, und Gold, und Ehre nimmt.
Ein Weiſer braucht, was Gottes Zweck ihm gönnte,
Und ſchenkt von fern dem Tode Blick und Hand;
Er kennt den Trieb ungleicher Elemente,
Zur ewgen Daur den innern Widerſtand.
Er eilt getroſt, zur Kenntniß jener Sphären,
Darinn uns izt noch manche Welt entflieht,
Und iſt vergnügt, die Wahrheit zu vermehren,
Darum man ſich hier oft umſonſt bemüht.

Carl Auguſt Gebhardi.

* *

Durch die Erfahrung bewährte Regeln, von Sachen, von denen man wenig oder nichts weis, gelehrt und gründlich zu ſchreiben.

Das, was ich vortragen werde, überſteigt die Künſte die Raymund Lullus, Janus Cäcilius Frey, Quirin Kuhlmann und andere mehr gelehret haben. Sie haben zu zeigen verſprochen, wie man von verſchiedenen Sachen ohne große Wiſſenſchaft reden könne: aber es iſt längſt angemerkt worden, daß ihre Regeln ſchon eine Erkenntniß von denen Sachen voraus ſetzen, von denen man reden will; und daß ſie nur gewiſſe topiſche Fächer ſind, die unſerm Gedächtniſſe helfen, das, was wir ſchon wiſſen, in einige Ordnung zu bringen. Meine Regeln ſind dieſer Einſchränkung nicht unterworfen. Ich verlange nur, daß man leſen und ſchreiben könne, daß man von der lateiniſchen Sprache und andern erſten Gründen der Gelehrſamkeit einige Begriffe überhaupt habe, ſo viel als man etwa auf Schulen, und in den erſten Univerſitätsjahren faſſen kann. Wer ſo beſchaffen iſt, den ſollen meine Regeln in den Stand ſetzen, das zu thun, was ich in dem Titel verſprochen habe.

Die Werke, mit denen ſich ein Gelehrter berühmt machet, ſind von zweyerley Art. Es kann in ihnen **Beleſenheit** oder **Nachdenken** herrſchen. Für jede Art will ich eine beſondere Regel geben.

Bey den Werken der Beleſenheit fordre ich noch eine beſondere Eigenſchaft, die bey den andern nicht nöthig iſt. Man muß nämlich das A B. C. auswendig können; ich verſtehe das lateiniſche, und nicht das α. β. γ. oder א. ב. ג.

Erſter Abſchnitt.

Bey den Werken, darinnen ſich Beleſenheit zeigen ſoll, gebe ich dieſe Vorſchrift: **Man ſchreibe alles hin, was einem bey Gelegenheit der Sache einfallen kann, von der man redet.** Ich nenne dieſe Regel in einer meiner ungedruckten Schriften, darinnen ich die Vorzüge der Gedächtnißgelehrten gezeiget habe, die Regel der **Einbildungskraft**. Den Grund dieſer Benennung wird der geneigte Leſer ſehen, wenn ich das angeführte Werk herausgeben werde. Ich will meine Regel durch ein Exempel erläutern. Ich lebe auf einer Akademie, und habe die Staatskunſt weder aus Erfahrung, noch aus Büchern gelernet. Es könnte mir aber dem ungeachtet einfallen, daß ich von der Kunſt zu herrſchen etwas ſchreiben wollte, und ins beſondere könnte ich mein Augenmerk auf die unerlaubten Arten von Liſt richten, mit denen herrſchſüchtige Regenten ihre Gewalt immer mehr auszubreiten und zu befeſtigen ſuchen. Ich würde davon unſtreitig lateiniſch ſchreiben, und alſo den Titel meiner Schrift de ſtrategematibus politicis machen. Hier wäre ich alſo genöthiget, von dem Worte ςρατός und ςρατηγός zu handeln, bey welchen Wörtern ich nicht vergeſſen müßte, wenn ich ſie aus dem Lexico abſchriebe,

ſchriebe, auch die Accente mit abzuſchreiben, damit man mir nicht vorwürfe, ich wüßet die Accente nicht zu ſetzen. Weil nun ϛρατηγός durch Praetor überſetzt wird, ſo müßte ich nothwendig zeigen, daß das Wort Praetor ſo wohl von einem Feldherrn, als von einer obrigkeitlichen Perſon in der Stadt gebraucht worden. Dabey würde erfordert, den Unterſchied zwiſchen ϛρατηγόν und ἡγεμόνα, der bey den Alten ſelbſt noch ungewiß iſt, ſorgfältig zu beſtimmen; und damit würde ich endlich ſo weit gekommen ſeyn, daß ich mir mit Virgils Worten:

> Dolus an virtus, quis in hoſte requirat?

den Weg bahnen könnte, von den Kriegesliſten, die man ſtrategemata nennt, zu handeln; da mir denn niemand glauben würde, daß die Alten dieſelben für erlaubt gehalten hätten, wenn ichs nicht aus dem Polyänus, Vegetius, Thucydides, Plutarch, Pacuvius, Pindar, Polybius und Xenophon bewieſe. Wenn ich alſo endlich zu meinem Hauptzwecke von den Herrſchungskünſten gelanget wäre, und davon zween oder drey Abſätze gemacht hätte, ſo würde mir gar bald einfallen, daß hieher auch das Verfahren der Römer gehöre, welche in den beſiegten Ländern ihre Geſetze eingeführet, ſich dadurch des Gehorſams der Ueberwinder zu verſichern. Dabey beſönne ich mich nun, daß eben dieſes Verfahren zu des Varus Niederlage in Deutſchland Gelegenheit gegeben. Und nun hätte ich alſo Gelegenheit, von der Tapferkeit der alten Deutſchen zu reden; zu bedauren, daß ihre Heldenthaten von ihnen ſelbſt nicht aufgeſchrieben worden: von denen Geſchichtſchreibern, die uns noch etwas

was davon aufbehalten haben, zu reden; den Tacitus zu erwähnen, und ihn mit den andern zu vergleichen; die Kriege der Deutſchen, ihre berühmten Gelehrten und Helden zu erzählen; von den Barden und Wahrſagern, und endlich von den Fehlern der Deutſchen zu handeln. Hiemit wäre meine Schrift fertig, ohne daß ich weiter etwas von den Herrſchungskünſten ſagte, ungefähr wie in der italieniſchen Comödie der Vorhang zufällt, indem ſich Harlekin und Skaramuz herumprügeln, ohne daß man ſieht, wie dadurch der Knoten des Stückes aufgelöſt werde. Wollte aber jemand meine Schrift für gefährlich anſehen, weil ich großen Herren unerlaubte Herrſchungskünſte entdecken, und ſie dadurch zu Tyrannen machen könnte, ſo würde ich antworten: Ich habe von den Staatsſtreichen geſchrieben und auch nicht geſchrieben. Dieſe Antwort wäre derjenigen ähnlich, die Ariſtoteles einmal wegen ſeiner Schriften dem großen Alexander gegeben, und die man bey dem Verfaſſer der Noctium Atticarum, im 5 Cap. des 20 B. findet. Man könnte mich unmöglich tadeln, da ich das Beyſpiel eines Alten vor mir hätte.

Vielleicht bildet man ſich ein, eine ſolche Art zu ſchreiben, erfordere viel Beleſenheit; aber dieſes iſt falſch, wenn anders Beleſenheit ſo viel heißt, als daß man viel Bücher geleſen habe. Ich ſetze freylich zum Voraus, daß man die gemeinſten Sachen wiſſen müſſe; aber alsdann giebt ſich das übrige von ſich ſelbſt, wie das Griechiſche. Es iſt einer z. E. kein großer Held in der deutſchen Geſchichte, wenn er gleich weis, daß Varus von den Deutſchen iſt geſchlagen werden; hat er aber dieſes nur einmal gehört, ſo darf er nur dieſe Begebenheit z. E. in Struvii ſyntagmate rerum germanicarum nachſchlagen, wenn er die daſelbſt angeführten Schriftſteller weiter aufſchlägt, ſo müßte es nicht gut ſeyn, daß er nicht davon etwas ſehr gelehrtes zu Markte bringen ſollte.

Hier äußert ſich hauptſächlich der Nutzen desjenigen, was ich im Eingange geſagt habe, daß man nämlich das A. B. C. wohl auswendig können ſolle. Denn man hat öfters nöthig, die Regiſter der Bücher nachzuſehen, ob von der Materie etwas darinnen befindlich iſt, die man zu wiſſen verlangt.

Damit man aber auch die im Regiſter angeführten Stellen geſchwinde finden könne, ſo lerne man die Ziffern wohl kennen. Man muß alſo etwas von der Rechenkunſt verſtehen. Hieronymus Boſſius hat in ſeiner Schrift von den Neujahrsgeſchenken der Alten, die in Sallengeri Theſ. Antiquit. Tom. II. befindlich iſt, von dem Lobe der Rechenkunſt und dem Nutzen, den ein Philologus von ihr hat, gehandelt, um ſich dadurch den Weg zu bahnen, von der Zahl drey, und den Geheimniſſen, welche die Alten darinnen geſucht, und den Gelegenheiten, wo ſie vorkömmt, zu handeln, um endlich darauf zu kommen, daß Strena, nach Scaligers Gedanken, von der Zahl drey, qſ. trena könnte abgeleitet werden. Dem gelehrten Manne iſt gewiß dieſer Nutzen der Rechenkunſt nicht eingefallen; er würde ihn ſonſt nicht außen gelaſſen haben.

Es gehöret auch zur Beobachtung meiner Regel eben kein ſo weitläuftiger Büchervorrath. Denn über dieß, daß man ſich öffentlicher Bibliotheken und der Bücher ſeiner Freunde bedienen kann, ſo findet man ja die Stellen aus verſchiedenen Büchern ſchon in andern abgeſchrieben, die man alsdenn nur in ſein Werk übertragen darf. Dieſes geht insbeſondere mit den alten römiſchen und griechiſchen Schriftſtellern an. Wenn ich z. E. um zu beweiſen, daß die Vielweiberey unerlaubt ſey, die Verſe des Euripides anführte:

οὐδὲ γὰρ καλὸν
Δυοῖν γυναικοῖν ἄνδρ' ἓν' ἡνίας ἔχειν
Ἀλλ' εἰς μίαν βλέποντες ἐυνείαν κύπριν
Στέργουσιν, ὅστις μὴ κακῶς ὀικεῖν θέλει.

In Andromach.

ſo bilde ſich bey Leibe niemand ein, daß ich ſie im Euripides ſelbſt geleſen. Nein, ich habe ſie in Grotii Iur. Bell. et Pac. L. II. cap. V. §. 9. not. f. gefunden. Aber ich glaube dem Grotius, daß ſie im Euripides ſtehen, ſo gut, als ich Hübnern in ſeiner Geographie glaube, daß Paris in Frankreich liegt. Derjenige hat hier einen großen Vortheil, der lateiniſch ſchreibt; denn wenn er eine griechiſche Stelle anführet, ſo hat man meiſtens ſchon eine lateiniſche Ueberſetzung davon, die er hinſchreiben kann. Wer deutſch ſchriebe, von dem würde man eine deutſche Ueberſetzung fordern; und er würde ſich genöthiget ſehen, ſie ſelbſt zu machen. Es iſt keine Schwierigkeit, von der angeführten Stelle die Ueberſetzung hinzuſchreiben, die auch Grotius hingeſchrieben hat:

Non etenim decet
Vnum imperare foeminis geminis virum
Contentus vno coniugis viuat toro
Quicunque cupiet rite curatam domum.

Aber es würde nicht ſo leicht ſeyn, eine deutſche Ueberſetzung davon zu machen. Ich würde z. E. ſehr zweifelhaft ſeyn, ob die letzte Zeile des Euripides das ſagen wollte, was im Lateiniſchen ſteht, oder ob es nicht vielmehr heißen ſolle: Wer nicht Unruhe in ſeinem Hauſe haben, und unzufrieden leben wolle, ſolle nicht zwey Weiber nehmen. Wenn man nicht glaubet, daß zwey Weiber einem das Leben ſehr vergällen können, ſo erinnere man ſich nur, daß Ovidius misvergnügt war, als er zugleich zwey Mägdchen hatte:

Quid geminas Erycina meos ſine ſine dolores
Nonne erat in curas vna puella ſatis?
Amor. II. Eleg. X.

Eben dieſes aber läßt ſich auch von zwey Weibern ſagen. Denn das Wort puella wird auch von verheirathetem Frauenzimmer gebraucht, welches ich jetzo nur mit einer Stelle aus des Plinii Briefen Lib. IV. Ep. 21. beweiſe. Er ſaget daſelbſt von zwo Schweſtern, die beyde in Kindesnöthen geſtorben ſind: PVELLAS honeſtiſſimas in flore primo foecunditas abſtulit. Wer aber dem ungeachtet noch glauben wollte, daß Plinius dieß auch könnte von unverheirathetem Frauenzimmer geſagt haben, der wird erſtlich durch das Beywort honeſtiſſimas, und zum andern dadurch widerlegt, daß Plinius im folgenden gleich angorem maritorum erwähnt.

Weil ich dieſes bey Gelegenheit der Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen vorgebracht habe, ſo kann ich nicht umhin, noch etwas ähnliches hinzu zu ſetzen, das ich in des Octavii Ferrarii gelehrten Abhandlung de mimis & pantomimis bemerket habe. Es wird im 8. §. daſelbſt ein Sinngedichte auf einen verſtorbenen Pantomimen angeführt, welches ſich ſo ſchließt:

Τεὴ δ᾽ ὄλβιςε σιωπὴ
Νῦν ςυγερὴ τελέθει τῇ πρὶν ἐθελγόμεθα.

und die Ueberſetzung heißt:

tuum autem beatiſſimum ſilentium,
Nunc triſte eſt, quo antea delectabamur.

Man müßte der griechiſchen Sprache ganz unwiſſend ſeyn, wenn man nicht ſehen ſollte, daß es heiſſen müſſe beatiſſime. Ich vermuthe zwar, daß es ein Druckfehler iſt; aber ich weis, daß die großen Gelehrten einen Theil ihrer Gröſſe der Bemühung zu danken haben, daß ſie die Fehler der Abſchreiber eines alten Schriftſtellers ſammlen; alſo wird ein Druckfehler eines neuern Schriftſtellers, der aber doch von den Alterthümern handelt, nach Proportion eben ſo viel Ehre für einen kleinen Gelehrten, wie ich bin, ſeyn.

Ungeachtet wir itzo keine Pantomimen mehr haben, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß auch Deutſchland Comödianten aufweiſen kann, die in der Vorſtellungskunſt ſehr geſchickt ſind. Ich will bey dieſer Gelegenheit eine Grabſchrift mittheilen, die ein Freund von mir, auf einen derſelben gemacht hat.

> Der Thoren Spiegel bald, bald groſſer Herren Bild
> Trat hier vom Schauplatz ab, und hat dieß Grab erfüllt.
> Bedauret Kohlhards Kunſt, und rühret euch ſein Ende,
> So klatſcht bey ſeiner Gruft noch einmal in die Hände.

Eine hiſtoriſche Anecdote hiervon aber darf ich nicht vergeſſen. Mein Freund, als er einmal ſein Sinngedichte herſagen wollte, hatte die letzten anderthalb Verſe vergeſſen, und mußte bey den Worten inne halten:

> Bedauret Kohlhards Kunſt,

Ein witziger Kopf erſetzte das, was mangelte, folgender Geſtalt aus dem Stegreiſe:

> und ſeinen Eigenſinn,
> Die eine macht ihn groß, der andre riß ihn hin.

denn der Verſtorbene war ſehr eigenſinnig und ärgerlich geweſen.

Ohne daß ich daran gedacht habe, habe ich meinen Leſern ein vollkommenes Muſter gegeben, wie ſie meine Regel in Uebung bringen können. Und es iſt kein Wunder; denn wenn man ſo ſchreiben will, ſo muß man nicht an das gedenken, was man ſchreibt. Ich will noch ein Wort wegen der Stellen alter Schriftverfaſſer ſagen. Ich habe ſchon erwähnt, daß es eben kein Fehler ſey, wenn man dieſelben nicht aus den erſten Quellen hat. Es iſt vielmehr eine Tugend. Denn je öfterer eine Stelle von andern iſt angebracht werden, deſto ſchöner muß ſie ſeyn, weil ſie ſo vielen gefallen hat. Was bey dem Adel die Menge der Ahnen iſt, das iſt bey einer ſolchen Stelle die Menge derer, die ſie gebraucht haben.

Zweyter Abſchnitt.

Ich wende mich nun zu den Werken des Nachdenkens. Bey dieſen, welche meiſtentheils philoſophiſch ſind, will man keine große Beleſenheit zeigen. Man hält es im Gegentheile für gefährlich, die Sätze verſchiedener Weltweiſen mit einander zu vermengen; weil ihre Gedanken, die aus verſchiedenen Gründen hergefloſſen ſind, ſich ſelten mit einander vereinigen laſſen. Daher erwählet man ſich hier die Lehre eines einzigen Weltweiſen, zu der man ſaget: Tu mihi ſola places. Bey dieſer Wahl kann ich keine Regel vorſchreiben. Vielleicht iſt es nicht unrecht, ſich nach der Mode zu richten; doch bisweilen kann man einen Vortheil davon haben, daß man von der Mode abgeht, und denkt:

> Populus me ſibilat, at mihi plaudo
> Ipſe domi. — — —

Eine Begebenheit, die ich ſelbſt erlebet, wird dieſes deutlich machen. In einer gewiſſen philoſophiſchen Diſputation hielt einer von den Opponenten dem Präſes eine lange Lobrede, daß er in ſeiner Schrift ſich nicht als einen ſectiriſchen Philoſophen, ſondern eclectiſch aufgeführet hätte. Der Präſes kam ganz unſchuldig zu dieſem Lobe: denn ſo geſchworne Verehrer andere, die der Opponents anſtechen wollte, von Herrn Wolfen ſeyn ſollen, ſo ein treuer Anbether war der Präſes von einem andern Philoſophen, der aus gewiſſen Urſachen, die noch itzt fortdauren, nicht ſo berühmt geworden iſt, als Herr Wolf. Er philoſophirte alſo ſo wenig eclectiſch, als der ſtrengſte Wolfianer.

> Das macht uns noch nicht frey, daß wir nur Meiſter ändern.
> Haller.

Allein er hatte ſeinen Ruhm nur dem Opponenten zu danken, welcher den ſchönen Grundſatz annahm: Wer nicht auf Wolfen geſchworen hat, der philoſophirt eclectiſch.

Wenn man nun einmal mit der Wahl ſeines Anführers fertig iſt, ſo ſchreibe man nur von allen Sachen, von denen man ſchreiben will, den Lehrſatzen deſſelben gemäß. Man wird ſich ohnedem nicht über Dinge machen, davon er ganz und gar geſchwiegen hat. Wenn ich z. E. von dem Magneten ſchreiben wollte, ſo würde ich die Sache einmal ſo gründlich ausführen, als das andere; ich möchte der alten Sympathie, oder die carteſianiſchen Schräubchen, oder die magnetiſche Materie, oder die Anziehung annehmen. Wenn man ſeine Sätze allezeit auf die Gründe des großen Mannes bauet, von dem man ſich nennt, oder daß ich beſſer ſage, wenn man die Sätze des großen Mannes etwas anders einkleidet und ausdehnet, ſo iſt man allezeit ſicher, das Lob der Gründlichkeit davon zu tragen, wenigſtens bis ſein ganzes Lehrgebäude altfränkiſch wird.

Will man ſich, wie ich vorhin vorſchlug, nach der Mode richten, ſo wird man, um recht gründlich zu ſeyn, dieſe Regel in Acht nehmen müſſen: Man ſetze bey jeder Abhandlung, die von einer ganz beſondern Materie redet, die erſten Gründe aller Wahrheiten hin, und ziehe ſo lange Schlüſſe daraus, bis man auf die Sätze kömmt, die man vornehmlich zur Hauptabſicht hat. So habe ich in einer metaphyſiſchpolitiſchen Abhandlung von der beſten Einrichtung eines Staates, erklärt gefunden, was **das Weſen, die Eigenſchaften, und die Zufälligkeiten** ſind, und in einer Schrift, welche bewies, daß unſere Handlungen von Natur, auch ohne Abſicht auf einen göttlichen Befehl, gut oder böſe ſind, war der erſte Satz: Die Dinge, die ſich in der ſichtbaren Welt befinden, ſind veränderlich. Man wird vielleicht glauben, es ſey als ein Grundſatz angenommen worden; aber nein, es war aus der Ontologie bewieſen. Denn, vermöge der Erfahrung, ſind dieſe Dinge ſo beſchaffen, daß ſie jetzo das ſind, was ſie zuvor nicht geweſen, und das nicht ſind, was ſie zuvor waren. Solche Dinge aber heißen veränderlich. (Wolf. Ontol. §. 290) folglich ꝛc. W. Z. E. W.

Ich pflege die Regel, die ich bisher erklärt habe, **die Regel der Gründlichkeit** zu nennen. Ich gebe ihr auch bisweilen einen andern Namen. Schriftſteller nämlich, die nicht ſo gütig gegen ihre Leſer wären, würden ſich nicht für verbunden halten, ihnen ſolche Dinge zu erklären, die jeder weis, der geſunde Vernunft beſitzt, und die auch jeder in der philoſophiſchen Sprache verſteht, der einen curſum philoſophicum nur halb gehört hat. Weil alſo die Schriftſteller, von denen ich rede, ſo gütig ſind, ſich bis auf ganz unwiſſende Leſer herunter zu laſſen: ſo heiße ich ihre Regel **die Regel der Unwiſſenheit.** Man könnte ſie auch **die Regel des ſchwachen Verſtandes nennen;** denn ſie ſetzet bey den Leſern ſo wenig Verſtand voraus, daß ſie ihnen nicht zutraut, einen ausgelaſſenen Vorderſatz zu einem Schluſſe zu erſetzen. Ein ſolcher gründlicher Schriftſteller z. E. wird nicht ſchließen: Die Sonne ſcheint, alſo iſt es Tag; ſondern er wird ſagen: Wenn die Sonne ſcheint, ſo iſt es Tag (§. praec.) die Sonne ſcheint itzo, (per exper.) alſo iſt es Tag.

Durch dieſe Art zu ſchreiben, werden die philoſophiſchen Grundwahrheiten vor ihrem Untergange verſichert. Taubmann meynte, wenn die Zierlichkeit der lateiniſchen Sprache verlohren gienge, ſo könnte man ſie aus dem corpore iuris wieder herſtellen.

Credo ego, ſi linguae Ciceronis imago periſſet,
E iuris poſſet corpore reſtitui.

Und wenn der Theil von des Herrn Wolfs Ontologie, darinnen der Satz des Widerſpruchs und des zureichenden Grundes ſtehen, verlohren gienge, ſo würden unter 100 J = = = Diſputationen wenigſtens 91 ſeyn, daraus er könnte erſetzet werden.

Man bilde ſich aber nicht ein, daß eine ſolche ſtrenge Art zu ſchreiben viel Kopfbrechens erfordere. Denn erſtlich werden die Gründe, von denen man anfängt, nebſt ihren Beweiſen, nur abgeſchrieben, und zweytens, iſt es erlaubt, in dem Beweiſe des Hauptſatzes, den man vor hat, ſo leichte Schlüſſe zu machen, ſo ſcharf man in dem vorhergehenden verfährt. Hiebey muß man auch nicht vergeſſen, öfters mathematiſch zu reden, und Dinge durch Zirkel und Triangel deutlicher zu machen, die man mit den gemeinſten Exempeln erklären könnte. Insbeſondere iſt dieſes nöthig, wenn man von der ganzen Mathematik weiter nichts weis, als ſo viel Arithmetik und Geometrie in des Herrn

Wolfs Auszuge ſteht. Dieſes Buch, welches der Verfaſſer nur zum Gebrauche niedrer Schulen verfertigt, iſt die mathematiſche Rüſtkammer groſſer Philoſophen geworden. Wenn man dieſe Vorſchriften in Acht nimmt, ſo wird es leicht ſeyn, von Sachen, die man oft noch ſchlechter weis, als andere, viel gründlicher, als ſie, zu ſchreiben. Wie ich von der Schreibart nach den Regeln der Einbildungskraft, ein Exempel gegeben: ſo muß ich auch wohl von der gegenwärtigen eines geben. Es folget nach dem Beſchluſſe meiner Abhandlung, und iſt die Arbeit eines jungen Menſchen, der drittehalb Jahr Philoſophie, Mathematik und Rechtsgelehrſamkeit getrieben hat, und beſonders in der Algebra ſo geübt iſt, daß er, wenn er des Herrn Bellnagels Erläuterungen der Wolfiſchen Algebra zu Hülfe nimmt, alle Rechnungen nachbuchſtabiren kann. Seine Inauguraldiſputation, die er in einem halben Jahre halten wird, liegt auch ſchon fertig da, und er läßt ſich itzo durch einen guten Freund die Schnitzer wider die lateiniſche Sprachkunſt darinnen verbeſſern.

Noch einen Vortheil muß ich zuletzt erwähnen. Man kann die Regeln der **Einbildungskraft** und der **Unwiſſenheit** mit einander verbinden. Hiezu wird das gebraucht, was man itzo Scholia nennt; ein Name, den die Liebhaber dieſer Schreibart von den Mathematikverſtändigen erborgt haben; denn dafür wollte ich die Gewähr leiſten, daß unter zehn von unſern gründlich ſchreibenden, ihrer ſieben von den griechiſchen Scholiaſten nichts wiſſen; ungeachtet auch die alten Mathematikverſtändigen nicht den Begriff von einer Anmerkung oder von einem Scholio hatten, den wir itzo haben, daß es nämlich ein Ort ſey, darinnen man allerley ſagen kann, was einem bey dem vorhergehenden Satze einfällt, und unſere Gelehrſamkeit dabey zu zeigen dienet. So machen ein halber Philoſoph und ein halber Criticus ein vortreffliches Ganzes aus, darauf man aber des Grafen Rocheſter Verſe nicht deuten muß.

> Made up of all theſe halfs thou canſt not paſs
> For any thing intirely but an *Aſs*.

Beſchluß.

Und ſo hätte ich aufs treulichſte die Auflöſung der Aufgabe gewieſen, die ich in der Ueberſchrift meines Werks erwähnet habe. Ich zweifle nicht, daß mir junge Schriftſteller, die durch eine oder die andere Art von Werken berühmt werden wollen, für meinen offenherzigen Unterricht danken werden. Im Gegentheile wird es vielleicht manchen ſchmerzen, daß ich dieſe Geheimniſſe ſo offenbar an den Tag gelegt habe: doch, wenn mich dieſe Herren böſe machen, ſo will ich zum beſſern Unterrichte der Anfänger, eine Bibliothek gelehrter und gründlicher Schriften, deren Verfaſſer weder ſehr gelehrt, noch ſehr nachdenkend geweſen, herausgeben. Darinnen wird man alsdenn alle die großen Muſter erwähnt finden, nach denen man ſich in einer oder der andern Art bilden kann.

Phaon.

* * *

Mathematiſcher Beweis,

Daß die ältere Schweſter allezeit dem Bruder, der jünger iſt, als ſie, gehorchen müſſe.

§. 1.

Jedes Ding iſt das, was es iſt, und kann nicht daſſelbe zugleich nicht ſeyn. Z. E. Ein Triangel iſt ein Triangel, und kann nicht zugleich ein Quadrat ſeyn.

§. 2. Alles, was iſt, hat ſeinen zureichenden Grund, warum es vielmehr iſt, als nicht iſt.

§. 3. Der Menſch beſteht aus Leib und Seele. Zwiſchen dieſen beyden Theilen treffen wir eine Verbindung an, welche zu erklären die Weltweiſen dreyerley Meynungen, nämlich den phyſikaliſchen Einfluß, die Gelegenheit gebenden Urſachen, und die vorherbeſtimmte Harmonie erdacht haben. Es iſt uns hier einerley, welche von dieſen dreyen Meynungen man hier annimt, wenn man nur zugiebt, daß beyde Theile mit einander übereinſtimmen, und ſich alſo von der Beſchaffenheit des einen, auf die Beſchaffenheit des andern ſchließen läßt.

§. 4. Ich nehme an, daß meine Leſer klare Begriffe haben, was wir durch die Wörter: **Mannsbild** und **Weibsbild** andeuten; denn es würde zu weitläuftig fallen, die Erklärungen von beyden zu geben. Man ſehe übrigens Kulmuſens Tabellen nach. Man gebraucht auch als gleichgültige Wörter

Mannsperſonen und Weibsperſonen, und in Leipzig Mannſen und Weibſen.

§. 5. Es iſt ferner eine ausgemachte Erfahrung, daß in vielen Stücken der Körper der Mannsbilder von dem Körper der Weibsbilder unterſchieden iſt. Der Körper der Mannsbilder z. E. iſt nach Proportion nicht ſo zart, als der Körper der Weibsbilder.

Anmerkung. Meine Leſer müſſen aus der Naturlehre wiſſen, was ein zarter Körper heiße. Ich ſage aber nach Proportion. Denn ich weis wohl, daß z. E. einer Bauermagd ihr Körper nicht ſo zart iſt, als der Körper eines Bürgersſohnes. Aber man muß Mannsbilder und Weibsbilder von einer Art nehmen. So verhält ſich z. E. die Bauermagd zum Bauerknechte wie die Bürgerstochter zum Bürgersſohne.

§. 6. **Der Verſtand iſt ein Vermögen der Seele.** Denn er iſt das Vermögen, das Mögliche deutlich vorzuſtellen (Wolf. Met. §. 277): aber die Seele kann deutliche Vorſtellungen haben; denn in der Logik wird gezeigt, wie man zu deutlichen Begriffen komme (Wolf. Log. 1 Cap. §. 29.). Begriffe und Vorſtellungen aber ſind einerley, (Wolf. Log. §. 14.): alſo hat die Seele das Vermögen, deutliche Begriffe zu haben; das iſt Verſtand.

§. 7. Der Verſtand iſt ein Vermögen der Seele (§. 6.); und da der Körper der Mannsbilder (§. 4.) von dem Körper der Weibsbilder (§. 4.) unterſchieden iſt, (§. 5.) ſo ſind auch die Seelen der Mannsbilder, von den Seelen der Weibsbilder unterſchieden (§. 3.); folglich iſt **der Ver-**

ſtand der Mannsbilder, von dem Verſtande der Weibsbilder unterſchieden.

§. 8. Wenn man zugleich von Mannsbildern und Weibsbildern reden will, ſo drücket man es durch den Namen **beyde Geſchlechter** aus.

§. 9. **Der Verſtand iſt in beyden Geſchlechtern unterſchieden.** (§. 7. 8.)

§. 10. Wer die Mittel, ſeine Abſichten zu erreichen, entdecken, und die Abſichten ſo verbinden kann, daß die eine ein Mittel der andern wird, der iſt **weiſe**; und wer weislich erwählte Mittel wohl auszuführen weis, der iſt **klug**.

§. 11. **Weiſe und klug zu ſeyn, iſt Verſtand nöthig.** Denn wenn man die Mittel zu ſeinen Abſichten entdecken und ausführen will, ſo muß man von den Abſichten deutliche Begriffe haben (Wolf. Mech. Lat. §. 968. ed. nou.): deutliche Begriffe aber zu haben, iſt Verſtand nöthig. (§. 6.)

Anmerkung. Man wird mich nicht tadeln, daß ich in einer moraliſchen Abhandlung, wie die gegenwärtige iſt, Herrn Wolfs Mechanik angeführt habe: erinnere ich mich doch, daß jemand den bekannten Satz beweiſen wollte, den die Juriſten, ohne ihn zu verſtehen, bald behaupten, bald verwerfen, daß nämlich die austheilende Gerechtigkeit die geometriſche Verhältniß in Acht nähme; und ſich in dieſer Abſicht auf den Abſatz von Herrn Wolfs Rechenkunſt berief, wo die Geſellſchaftsrechnung vorgetragen wird. Indeſſen iſt daſelbſt kein Wort von dem angeführten Satze zu finden. Die Geſellſchaftsrechnung ſetzet ihn als einen Lehnſatz des geſellſchaftlichen Naturrechts zum voraus; alſo ſoll ihn der Sittenlehrer beweiſen, und nicht der Rechenmeiſter. Hingegen wird man meinen Satz am angeführten Orte der Mechanik deutlich antreffen.

§. 12. Weiſe und klug zu ſeyn, iſt Verſtand nöthig (§. 11.). Der Verſtand iſt in beyden Geſchlechtern unterſchieden (§. 9): **alſo ſind beyde Geſchlechter nicht gleich weiſe und klug.**

§. 13. Beyde Geſchlechter ſind nicht gleich weiſe und klug (§. 12.): **alſo muß eines von beyden weiſer und klüger ſeyn:** denn wenn zwey Dinge nicht gleich ſind, ſo iſt eines von beyden größer.

§. 14. Diejenige von zwo Perſonen, die ſich am liebſten putzet, hat am wenigſten Verſtand. Denn der Putz iſt etwas äußerliches, das in die Sinne fällt. Bey der Perſon alſo, die ſich am liebſten putzet, haben die Sinne mehr Gewalt. Da nun Verſtand und Sinne einander entgegen geſetzt werden (per princ. pſychol.); ſo folget unwiderſprechlich, daß die Perſon, die ſich am liebſten putzet, den wenigſten Verſtand hat.

Anmerkung. Ich kann nicht umhin, die Fruchtbarkeit des nur erwieſenen Satzes, durch ein Beyſpiel zu zeigen. Es fließt nämlich daraus, daß der Schriftſteller den wenigſten Verſtand beſitze, der ſich am meiſten um eine gute Schreibart bemüht. Denn wir können durch eine fictionem heuriſticam, eine ſchöne Schreibart, als den Putz einer Schrift betrachten.

§. 15.

§. 15. Diejenige von zwo Perſonen, die ſich am liebſten putzet, hat am wenigſten Verſtand (§. 15.) Wir können aber zwey Geſchlechter als zwo Perſonen anſehen; eben ſo, wie man in dem geſellſchaftlichen Naturrechte zwey Völker, als zwo Perſonen betrachtet. Folglich hat dasjenige von zwey Geſchlechtern, das ſich am liebſten putzet, den wenigſten Verſtand.

§. 16. Dasjenige von zwey Geſchlechtern, das ſich am liebſten putzet, hat den wenigſten Verſtand (§. 15.). Das weibliche aber putzet ſich am liebſten (verm. der Erf.): alſo hat das weibliche Geſchlecht den wenigſten Verſtand. Und folglich die Mannsperſonen den meiſten.

Anmerkung. Daß dieſer Beweis bündig ſey, daran wird niemand zweifeln, der von Beweiſen urtheilen kann: daß ich aber der Erfinder davon bin, wird auch niemand leugnen können. Wie man mir geſagt hat, ſo wird ein gewiſſer Gelehrter eine neue Auflage von des Polydori Vergilii Buche de rerum inuentoribus, mit vielen Zuſätzen veranſtalten. Ich erſuche ihn alſo, meinen Namen wegen dieſer Erfindung zu verewigen.

§. 17. Wer weniger Verſtand hat, iſt weniger weiſe und klug. Denn weiſe und klug zu ſeyn, iſt Verſtand nöthig (§. 11.). Wer alſo weniger Verſtand hat, dem fehlet etwas, das zur Weisheit und Klugheit nöthig iſt, und ein anderer beſitzt. Alſo iſt er weniger weiſe und klug.

Zuſatz.

§. 18. Wer mehr Verſtand hat, iſt weiſer und klüger.

§. 19. Wer alſo mehr Verſtand hat, iſt weiſer und klüger (§. 18.): Die Mannsperſonen haben mehr Verſtand (§ 15.). Alſo ſind die Mannsperſonen weiſer und klüger.

§. 20. Die Mannsbilder ſind weiſer und klüger (§. 19.). Dem weiſern und klügern aber ſoll die Perſon gehorchen, die weniger weiſe und klug iſt. **Alſo ſollen die Weibsbilder den Mannsbildern gehorchen.**

Anmerkung. Ich nehme es als einen Lehnſatz aus der Politik an, daß man dem Weiſern und Klügern gehorchen müſſe. Die Kürze, die ich mir vorgeſetzt habe, entſchuldiget mich, daß ich es nicht weitläuftiger zeige. Wo zwo Perſonen gleich weiſe und klug ſind, da darf keines dem andern gehorchen (§. 2.)

§. 21. Zwo oder mehrere Perſonen, die einen Vater, oder eine Mutter, oder einen Vater und eine Mutter haben, heißen **Geſchwiſter.**

§. 22. Unter den Geſchwiſtern (§. 21.) heißen die Mannsbilder **Brüder**, und die Weibsbilder **Schweſtern.**

Anmerkung. Wenn ich den gemeinen Schriftſtellern nachahmen wollte, die nur ſo was zuſammen ſchreiben, ohne ſich um deutliche Begriffe zu bekümmern, ſo würde ich nicht erklärt haben, was Geſchwiſter ſind, ſondern den verwirrten Begriff davon

von, als bekannt brauchen. Wer aber weis, wie nöthig es ſey, deutlich zu denken, und zu erklären, der wird mein Verfahren nicht misbilligen. Ja, es wird nicht unnütze ſeyn, daß ich meine Leſer belehre; ein Vater ſey eine Mannsperſon, die mit einer Weibsperſon Kinder gezeuget hat, und eine Mutter ein Weibsbild, das von einer Mannsperſon Kinder gebohren hat. Ich finde es deſto nöthiger, dieſes zu erwähnen, weil ich bey einem großen Philoſophen eine falſche Erklärung der Mutter gefunden habe. Es iſt dieſes der wertheimiſche Bibelüberſetzer. Er ſaget in ſeiner 910 Anmerkung zum 3 Buche Moſ. 18 Cap. 6. v. oder nach ſeiner Eintheilung, zum 241. §. der Geſetze der Jiſraelen: **Eine Mutter ſey eine Frau, welche in Geſellſchaft eines Mannes Kinder erzeugt und auferzieht.** Man ſieht wohl, wie weit dieſer würdige Gelehrte von aller Unkeuſchheit entfernet iſt, da er nicht einmal an diejenigen Mütter gedenkt, die ohne Geſellſchaft eines Mannes ihre Kinder auferziehen, und die, ſo lange ſie mit dem Mannsbilde in Geſellſchaft waren eben nicht zum Zwecke der Geſellſchaft hatten, Kinder zu erzeugen. Ich erwähne dieſes nicht, um den Ruhm des großen Mannes zu ſchmählern; aber die philoſophiſche Freyheit erlaubet mir, auch meine Zweifel gegen ſeine Meynungen zu entdecken.

§. 23. Unter den Geſchwiſtern heißen die Mannsbilder Brüder, und die Weibsbilder Schweſtern (§. 22.). Die Brüder ſind alſo Mannsbilder und die Schweſtern Weibsbilder (§. 1.). Da nun die Weibsbilder den Mannsbildern gehorchen ſollen (§ 20.): **ſo ſollen die Schweſtern den Brüdern gehorchen.**

§. 24. Die Schweſtern ſollen den Brüdern gehorchen (§. 23.). Die ältere Schweſter iſt eine Schweſter, und der Bruder, der jünger iſt, als ſie, iſt ein Bruder (§ 1.): alſo **ſoll die ältere Schweſter dem Bruder, der jünger iſt, als ſie, gehorchen.** W. Z. E.

Anmerkung. Daher kann nach den ſächſiſchen Rechten, wenn ein Bruder und eine Schweſter zugleich Erben ſind, die Schweſter zwar die Erbſchaft theilen; aber ſie muß dem letztern die Wahl laſſen, welchen Theil er nehmen will, wie ich dieſes in meinen Elementis iuris Saxonici methodo ſcientifica conſcriptis, die ich bald herausgeben werde, ausführlich aus der Ontologie und Arithmetik beweiſe.

* *

Gedanken

bey angenehmen Märztagen.

Mit der Anmuth und der Freude
Wall ich hier, befreyt vom Leide,
Und umarme beyder Hals.
Zephyr folget mir im Rücken,
Scheint mich neidiſch anzublicken,
Kömmt und küßt ſie ebenfalls.

Kleiner Schalk, was ſoll das werden?
Sieh die eifernden Geberden;
Das iſt mir allein vergönnt.
Laß mich, ſagt er, ſcherzend ſpielen;
Denn mein Fittig ſoll dich kühlen,
Wenn des Phöbus Glut dich brennt.

Hier, wo ſich die Linden gatten,
Und wo ihre dunkeln Schatten
Dort und hier die Sonne bricht,
Letz ich mich mit ihrem Kuſſe,
Und vom nagenden Verdruſſe
Fürcht ich keinen Anfall nicht.

Tauſcht ich wohl mit jenen Thoren,
Welche die Vernunft verlohren,
Blinkend Erzt dafür zu ſehn?
Soll ich bey beſchwertem Kaſten
Kniend ſeufzen und nicht raſten,
Oder hier den Geiz verſchmähn?

Soll ich mit bethörten Großen
Die Zufriedenheit verſtoßen,
Um geehrt und ſtolz zu ſeyn?
Soll ich in erhitzten Kriegen
Ueber tauſend Länder ſiegen,
Und mich mit mir ſelbſt entzweyn?

Lieber winde mir die Tugend
In dem Flore muntrer Jugend

Blumen in mein friſches Haar.
Lieber komm, o Euphroſyne,
Lächelnd und mit holder Mine
Stelle dich den Schweſtern dar.

Sag, o Anmuth! und du, Freude,
Kömmt ſie dort in einem Kleide,
Das die Wieſen ſchamroth macht:
Wieſen, die im erſten Lenzen
Frühe noch vom Thaue glänzen,
Von dem Sohn der ſtillen Nacht?

Ja ſie iſts, die ich geheiſchet;
Aber wie? bin ich getäuſchet,
Weil ihr Bild entwichen iſt?
Liebliche Betrügerinnen,
Täuſcht doch mehrmals meine Sinnen
Mit ſo angenehmer Liſt.

Blau des Himmels, Kind vom Lichte,
Würdeſt du doch nie zunichte;
Ewig reiz und bleibe ſtehn;
Nein nur heute, dann verſchwinde,
Wenn ich dich einſt wieder finde,
Wirſt du mir gedoppelt ſchön.

Wenn es doch der Pöbel wüßte,
Daß der Kützel ſteter Küſſe
Endlich auch nicht mehr ergötzt!
Wie die Sonne, die hier funkelt,

Würde ſie nicht einſt verdunkelt,
Uns in kein Vergnügen ſetzt.

O wie rein ſind ihre Stralen,
Welche Luft und Erde malen!
O wie lauter glänzt ihr Licht!
Und doch kann ein Hevel Flecken
An dem reinſten Glanz entdecken;
Denn ganz heiter iſt ſie nicht.

An den ſchönſten Creaturen
Sind unangenehme Spuren
Einer Unvollkommenheit?
An dem Beſten auf der Erden
Können Fehler ſichtbar werden?
O das wirkt ja Gram und Leid!

Da ich ſo mit düſtrer Stirne
Ueber unſer Schickſal zürne,
Und die Schwermuth mich beſiegt:
Hemmt die Anmuth meine Klage,
Klopfet mich mit ſanftem Schlage,
Macht mich munter und vergnügt.

In ein kleines Luſtgebäude
Eines Gartens hat die Freude
Unvermuthet mich gebracht.
In den durchgeheizten Zimmern
Seh ich Lenz und Sommer ſchimmern,
Trotz der rauhſten Winde Macht.

Seht in bunten Töpfen Roſen,
Die, der Freude liebzukoſen,
Itzund eher aufgeblüht.
Hier ſchaut mein entzückt Geſichte
Bäumchen, voll der ſchönſten Früchte,
Die Neapel ſonſt erzieht.

Aus dem Garten auf die Felder,
Von den Fluren in die Wälder,
Trägt mich itzt mein muntrer Fuß;
Hier, wo in gekrümmten Gängen,
Sich die falbe Pleiße drängen,
Und den Wald begrüßen muß.

Tauſend kleine Sänger ſchwingen
Ihren Fittig, fliehn, und ſingen;
Steht der Wald gleich ohne Zier:
Bald auf Büſchen, bald auf Hecken,
Die noch keine Blätter decken,
Hüpfen ſie und tönen hier.

Sollen dieſe mich beſchämen?
Nein, ich will mich niemals grämen,
Schmückt mich auch kein außrer Schein:
Schmücken mich nicht reiche Kleider:
O! ich kann mich, ohne Neider,
Auch in armer Tracht erfreun.

Fürſten will ich nicht beneiden,
Wenn der Frühling Bäume kleiden

Und mich hier entzücken wird!
Wenn hier unter grünen Buchen,
Um ein junges Lamm zu ſuchen,
Manche braune Phyllis irrt.

Dort läßt auf bekränztem Wagen
Sich der Frühling zu uns tragen;
Sieh! die dürre Flur wird grün.
Seine jugendlichen Wangen
Sind mit Heiterkeit umfangen;
Pracht und Hoheit ſchmücken ihn.

Wer ſind die, die ihn begleiten?
Seh ich nicht an ſeinen Seiten
Hier die Blumengöttinn gehn?
Liebliche Gerüche düften
In den ausgekühlten Lüften,
Die die Weſte zu mir wehn.

Mit dem aufgeklärten Maye
Tanzen in der ſchönſten Reihe
Nymphen mit entblößter Bruſt.
Da ſie ihren Reigen führen,
Miſchen lüſterne Satiren
Hüpfend ſich in ihre Luſt.

Möchte doch dieß Luſtſpiel dauren!
Doch ich fühl ein widrig Schauren,
Das der Abend mit ſich führt.
Auf geſchwärzetem Gefieder

Läßt ſich dort die Nacht ſchon nieder,
Die den Schlaf und Traum gebiert.

Kommt, Begleiterinnen, eilet;
Ehe, wenn wir uns verweilet,
Sich ein Ungeheuer regt;
Das oft unter finſtern Sträuchen
Voll Betrug umherzuſchleichen
Und uns zu erſchrecken pflegt.

C**

* *

Fortſetzung der Gedanken über die Stammbücher.

Wenn man Gelegenheit hat, viele, oder wenigſtens reiche Stammbücher in die Hände zu bekommen: ſo laſſen ſich gewiſſe Erſcheinungen ſehen, welche das Auge nicht reizen, wenn man eine einzelne Inſchrift von einer gewiſſen Sorte anſieht. Es geht damit zu, wie mit den Sternbildern auf der Himmelskugel. Wenn man die Sterne an dieſer einzeln anſieht, ſo bedeuten ſie nichts. Ein Theil aber davon zuſammen genommen, machet bald das Bild eines Widders; bald eines Stiers, bald einer Jungfer aus. Und ſo wird in den Stammbüchern durch Zuſammenhaltung mehrerer Stellen öfters ein Begriff erwecket, der uns dieſe und jene muthmaßliche Kenntniß von gewiſſen Schulen, Univerſitäten und Nationen giebt, welche wir ſonſt nicht haben würden. Wenn man z. E.

das Gymnaſium A betrachtet, und findet, daß unter vierzig Blättern, deren Ueberſchriften zur Rechten, oder zur Linken, oder an beyden Orten dieſes A aufweiſen, ſieben und dreyßig Blätter ſolche Inſchriften aufbehalten, aus welchen Unwiſſenheit, Ausſchweifung und rohes Weſen deutlich hervorleuchten: ſo läßt ſich der zwar nicht gewiſſe, aber auch nicht unwahrſcheinliche Schluß machen, daß es zu A entweder mit dem Unterrichte, oder wenigſtens mit der Zucht verſehen, und den jungen Leuten daſelbſt mehr Freyheit, als zuträglich iſt, verſtattet werde. Aus ähnlichen Gründen läßt ſich von der Landsmannſchaft B ſchließen, daß in ihrem Vaterlande die Gelehrſamkeit in ſchlechtem Zuſtande und Anſehen ſeyn, und daß der daſelbſt ſchon für ein halbes Wunder gelten müſſe, welcher griechiſch leſen, und lateiniſch richtig ſchreiben kann; weil es ſo viel Leute von B giebt, welche dieſes nicht zum beſten können, und doch auch keine Dummköpfe zu ſeyn bezeigen. Und wenn ſich einmal der Fall eräugen ſollte, daß viele Unterſchriften von der hohen Schule C ſolche Leute aufweiſen, aus deren Ausgeburten eine Miſchung von grober Unwiſſenheit in nicht weniger, als allen Wiſſenſchaften, und von einem pedantiſchen Kützel erſchiene, welcher ſich mit einer papageyenhaften Ausſchreyung philoſophiſch-barbariſcher Sprüchelchen breit machen wollte: ſo bin ich verſichert, es würden ſich Leute finden, welche daraus auf die dortige Wahl der Wiſſenſchaften, oder auf die Art, ſie vorzutragen, oder auf die Weiſe, ſie zu faſſen und anzuwenden, welche daſelbſt zu vermuthen ſtünde, einen in der That nicht gar vortheilhaften Schluß zu machen, bereit wären. Es iſt ſchwer, die Grade der Wahrſcheinlichkeit dieſer Schlüſſe abzumeſſen. Und es wäre mir auch in der That leid, wenn ſie eine vollkommene Richtigkeit und Allgemeinheit haben ſollten. Dieſes kann ich aber nicht leugnen, daß, weil ich ſie doch auch nicht ganz widerlegen kann, ſie eine Gattung von Zweifel und Mistrauen bey mir hinterlaſſen, und faſt ſo einen Eindruck, wie die Plejaden bey den alten Schiffern, machen.

Wenn ich in der vortrefflichen Sternallegorie fortfahren wollte: ſo könnte ich hier auf einzelne Sterne kommen, und einen Abſatz von den Wirkungen des Hundsſterns in Stammbüchern machen. Ich will aber vom Himmel wieder auf die Erde kommen; und wenn ich es ja nicht laſſen kann, mit Bildern zu reden, irdiſche Bilder erwählen, um mich auszudrücken. Ich habe von dem übeln Geſchmacke, in ſo fern er bey einzelnen Perſonen anzutreffen iſt, ſchon etwas geſagt. Von dieſem will ich noch etwas hinzuſetzen. Ich glaube, daß man den ſchlechten Geſchmack ſymboliſch nicht beſſer, als durch den Harlekin, vorſtellen kann. In dieſem bildlichen Ausdrucke nun, könnte ich meinen Leſern noch viel Harlekine in meinem Schauſpiele zeigen. Allein, da ſich auf der wirklichen Schaubühne die Trachten ändern, und ſich nicht allemal ein ſcheckigter Harlekin, ſondern auch wohl ein Scaramutz oder Scapin in ſchwarzer Kleidung ſehen läßt: ſo will ich meinen Leſern auch hier keinen förmlichen Harlekin, ſondern nur noch ein wenig Scaramuz und Scapin zeigen. Wer wird mir aber nicht Recht geben, wenn er dieſe Zeilen findet:

Vive celle,
Qui fait ſentinelle
A la citadelle
De vôtre coeur fidelle;

daß es ſcapiniſiret ſey? Denn es iſt nichts darinnen, als etwas läppiſches und klappendes. Wie indeß für den übeln Geſchmack nichts zu niedrig iſt, was ihm den Schein des Witzes geben kann; und man faſt ſeit Menſchengedenken angemerkt hat, daß er vor allen Dingen die Spielwerke und Zweydeutigkeiten, wenn ſie auch ſchmutzig ſind, ſich zueignet und liebet: ſo trifft man dieſes auch in Stammbüchern an. Und wie er, vermöge ſeiner Armſeligkeit, nicht im Stande iſt, immer ein neues Klapperwerkchen zu ſchaffen: ſo behelfen ſich öfters mit einem dergleichen, viele von ſeinen Anhängern. Man muß mir verzeihen, wenn ich von einer ſchmutzigen Sache ein unappetitliches Gleichniß gebe. Von meinen ſchönen Leſerinnen, wenn ich dergleichen haben ſollte, hoffe ich es wenigſtens darum, weil mein Gleichniß aus der Haushaltung kömmt. Wenn ich zuweilen nach Tiſche am Fenſter ſtehe: ſo kömmt an die Ecke der Goſſe, wo die Köchinnen den Unrath der Küche hin zu ſchütten pflegen, ein ausgehungerter Hund, und zieht, nachdem er ſich mit den abgebrüheten Hünerfedern den Bart grau gewühlt, endlich einen ungeſauberten Darm nach ſeiner ganzen Länge hervor, und fängt an, an demſelben mit einem herabhängenden wedelnden Schwanze ſeinen Hunger zu ſtillen. Kaum hat er den ſaftigen Fund gethan, ſo findet ſich ein dürrer Gefährte mit noch zählbarern Ribben, und läßt ſich mit ihm zugleich eben das Gerichte ſchmecken. So oft ich dieſes geſehen, ſo oft iſt mir die Dürftigkeit eines unausgearbeiteten Witzes eingefallen, welche ſich auf das, was Vernünftige verwerfen, noch ein Feſt machet, und, wenn ſie in vielen zu wirken anfängt, ſich um eine nichtswürdige Brocke wohl noch reißt. So oft ich hingegen geſehen, daß ein ekelhaftes Spielwerk mehrern gefallen: ſo habe ich auch an jene Hunde gedacht. Und eben dieſe ſind mir eingefallen, da ich vor einiger Zeit, nun wohl zum ſechſtenmale, die abgeſchmackte Zweydeutigkeit fand.

c. 14. X. de Sponſal.

Virginem deponere licet.

Ich brauche, wie oben bey der Stiefmutter, in Anſehung der Jugend, alſo auch hier, in Anſehung der Art von Wiſſenſchaft, nicht durch die Unterſchrift zu beweiſen, daß dieſes ein Juriſte geſchrieben habe: indem man weis, daß der üble Geſchmack auch ſeine Topik hat, und faſt ordentlich ſeine Spitzfündigkeiten für den Theologen aus der Bibel und Religion, für den Juriſten aus der Rechtsgelehrſamkeit, und für den Arzt aus der Zergliederungs- und Heilungskunſt hernimmt. Dieſes aber bin ich verſichert, daß ich den meiſten von denen Herren, welche mit dieſer rechtsgelehrigen Zweydeutigkeit witzig thun, das Corpus Juris Canonici in die Hand geben, und ohne Gefahr wetten wollte, daß ſie mir ſolche nach der beygefügten Anführung fertig darinnen aufzuſchlagen, nicht im Stande ſeyn ſollten; ob ich gleich mit der Aufſuchung der Sache zufrieden ſeyn, und nicht darauf dringen wollte, daß, genau zu ſprechen, vom Sequeſtriren die Rede ſey.

Jch darf nicht vergeſſen, daß ich manchmal den einen Hund ein Stück von dem Darme abreißen, und im Schleudern, da er davon gelaufen, einen und andern Vorbeygehenden damit beflecken ſehen. Und wenn ich zuweilen zum Fenſter herein ins Stammbuch geſehen, ſo habe ich oft eben das, und manchmal noch mehr wahrgenommen. Man findet ſehr oft folgendes ſehr geſittetes Sinngedichte:

Alles heißt ein Junggeſelle,
Was noch unbeweibet iſt.
Glaubs der Teufel in der Hölle,
Daß der Beſitzer einer iſt.

Nach dem zuerſt von mir gegebenen Bilde kann man ſagen, daß dieſes nicht ſcapiniſiret, ſondern ein Streich von dem Kilian ſey. Denn es riecht allzuſehr nach dem Dorfe, und zeiget eine ziemlich ungereinigte und bäueriſche Art von Scherze an. Allein, ich habe einen Witz gefunden, der noch eine vermehrte und verbeſſerte Ausgabe von dieſem Gedichte beſorgt hat. Sie lautet ſo:

Alles heißt ein Junggeſelle,
Was noch unbeweibet iſt;
Aber daß du einer biſt,
Der du dieſe Zeilen lieſt,
Glaubt der Teufel in der Hölle.

Mein Gott! Wer iſt endlich vor ſolchen Leuten ſicher? Ich weis nicht, wie ein ehrlicher Mann dem Schimpfen ſolchergeſtalt entgehen ſoll, wenn ihm ein Stammbuch von der Art gereichet wird. Vielleicht wäre es nicht unrecht, wenn man ſolchen frechen Muthwillen im Stammbuche brandmarkte. Uebrigens ſehe ich nicht, was man anders thun will, als daß man es machet, wie die ſittſamen Studenten, wenn ſie zur Vorſtadt hinaus reiten, und die ungezogenen Knaben ihnen nachrufen: drey Batzen, drey Batzen; das iſt, daß man ſie die muthwillige Kehle ausſchreyen läßt, und es nicht achtet.

Dieſe Betrachtungen allezuſammen, die ich bisher über die Freunde und Sachwalter der Buhlerey und der damit verknüpften Ausſchweifungen, und über die Spielwerke derſelben in Stammbüchern gemacht habe; dieſe Betrachtungen, ſage ich, will ich auch mit einem Spielwerke beſchließen. Man fraget, woher es denn komme, daß junge Leute doch gar zu gern von Leckereyen und Eitelkeiten der Liebe denken und ſprechen. Einer meiner alten Lehrer antwortet, es komme daher, daß die Conjugationen im Donate verkehrt ſtünden, und Amo, Doceo. Lego, Audio in der Reihe geſetzt wären, da doch billig dieſe Sache ganz anders, und zuerſt Hören, hernach Leſen, Lehren und Lieben auf einander folgen ſollten.

Eine allgemeine Betrachtung indeß, welche nicht bloß den Ruhm der Näſchereyen eitler Jünglinge, ſondern überhaupt alle Thorheiten betrifft, die man in Stammbüchern entdecken kann, und ein paar Worte von Gemälden will ich noch hieherſe-

tzen,

zen, und von den letztern den Anfang machen. Ich weis faſt keine Art von Sachen, welche in Stammbüchern vorkommen, welche ich nicht auch durch Gemälde ausgedrückt gefunden, und dabey bemerkt hätte, daß, wie bey jenen, ſo auch hier die Anzahl der ſchlechten die guten ordentlich übertroffen hätte. Es brauchet auch keiner beſondern Erinnerung, daß man ähnliche Wirkungen von denſelben zu vermuthen, und ähnliche Schlüſſe daraus herzuleiten habe. Die einen verrathen von ſelbſt einen unwiſſenden und ungeſchickten, andere einen leichtſinnigen, andre einen ernſthaften, einen ehrbaren, einen frechen, einen eiteln, einen thörichten Menſchen. Und man wird mich davon losſprechen, Exempel hierzu in Kupfer ſtechen und illuminiren zu laſſen; wenn ich bloß ſage, daß man oft die Unverſchämtheit beſitzt, und Dinge, von welchen man ſich die Namen gerade heraus zu nennen, ſonſt noch ſcheuet, nichts deſtoweniger gar in Bildern vorzuſtellen kein Bedenken trägt. Das Hauptſächlichſte, was ich hier nur beobachten will, iſt dieſes, daß diejenigen, welche mit Gemälden fehlen, einen Grad von überlegtem Weſen mehr zeigen, als die, welche ſich nur mit dem Schreiben bloß geben. Denn wie eine Bildhauerarbeit in Boſens Garten mehr reizet, als ein Holzſchnitt in des Ovidius Verwandlungen: ſo reizet auch ein Gemälde von einer nackenden Nymphe allezeit mehr, als wenn man eine nackende Nymphe nennt, oder auch wohl beſchreibt. Und woſern es alſo ſchändlich iſt, woſern es Verantwortung auf ſich hat, woſern es auch nach dem Tode des Urheders ſchadet, etwas Tadelhaftes ſchriftlich bekannt zu machen: ſo gilt aus dem angeführten Grunde eben dieſes von Gemälden noch vielmehr; und ſo ſollte man ſich mit dem Pinſel noch vielmehr, als mit der Feder hüten, Begriffe in den Seelen anderer zu erwecken, welche ohnedem auch wider unſern Willen nur allzuoft in uns rege gemacht werden. Ich kann auch nicht leugnen, daß ich ein beſonders Vergnügen gefühlt, und eine gewiſſe Hochachtung gegen einen meiner Bekannten gefaßt, da ich ihn einſt antraf, wie er im Begriffe war, mit neuen Farben eine gewiſſe allzufreye Schilderey in einem Stammbuche zuzudecken, welche er eine Zeitlang zuvor unüberlegt damit befleckt, und itzt durch einen Zufall wieder in die Hände bekommen hatte.

Dieſe Reue findet ſich öfters auch überhaupt bey andern, welche mit Thorheiten ein Andenken in Stammbüchern gemacht haben. Sie kömmt nur meiſtens zu ſpät, und wenn man entweder jene nicht mehr in ſeiner Gewalt hat, oder der Schade zum Theil ſchon geſchehen iſt; es mag nun dieſer die eigne Ehre, oder die Güte eines fremden Gemüths treffen. Mancher wünſchet, daß er dieſes oder jenes ehemals nicht geſchrieben haben möchte: indeß kann er nun nicht hindern, daß ſein Sohn, der es von ungefähr in die Hände bekommen, nicht dadurch gereizt, und ſeine Jugend auch ſo zuzubringen geneigt werden ſollte, wie der Vater, der itzt gleichwohl ein gelehrter und rechtſchaffener Mann iſt. Dieſer hat vielleicht ſeine Jugendfehler bisher ſorgfältig vor den Augen und Ohren des Sohnes verborgen; und dadurch

durch den guten Zweck erhalten, daß es ihm der Sohn geglaubt, daß man auch in der Jugend ſchon unſträflich ſeyn müſſe, wenn man ein wackerer Mann werden wollte. Allein der Anblick einer Zeile hat alle die Vorſtellungen des Guten nunmehr ausgelöſcht; und der Sohn, der voller Leidenſchaften iſt, iſt nun nicht mehr im Stande, des Vaters Ermahnungen für Wahrheiten zu halten; weil er in der Vergleichung der Jugendhitze und Jünglingsaufführung, und des gegenwärtigen Lebens und Anſehens deſſelben gerade den Gegenſatz antrifft; und nun getroſt ſchließt, daß er ſeine jungen Jahre recht mitnehmen müſſe. Der Vater hat hierbey das Herzeleid, daß er ſeine Mühe am Sohne nun fruchtlos ſieht; und der Sohn hat vielleicht das Unglück, ſich nicht ſo erwünſcht, als der Vater, annoch zeitig den Eitelkeiten zu entreißen, ſondern ein ſteter Sklave ſeiner Begierden, und Beförderer ſeines eigenen Wahns, zu bleiben.

Von Exempeln will ich nur eines mittheilen, welches den Schaden in Anſehung der eignen Ehre betrifft, und wovon ich bereits die Wirkung erlebt habe. Denn die von der andern Claſſe ſind ſo ſchmerzend, als daß ich irgendwo eine Wunde damit aufreißen ſollte. Man hatte eingeſchrieben:

Nihil ex his, quae videmus, manet.

(Unter dieſen Worten war ein Kupfer von einem bucklichten Paare eingeleimet.)

Symb.

et omnia ſunt vana. C. D. G. S. S. Th. St.

Excipe Bärbchen.

Dieſe beyden letzten Worte waren zwar von einer fremden Hand hinzugeſetzt. Allein, in gewiſſer Abſicht beweiſen ſie doch, was ich will, daß ſich nämlich der Herr C. D. G. in die Karte ſehen laſſen, und man etwas darinnen erblicket habe, das nicht zu ſeiner Ehre gereicht iſt. Was ich alſo in Abſicht auf viel tauſend andere Dinge oft gewünſcht habe, das wollte ich auch in Abſehen auf die Stammbücher wünſchen. Man möchte doch ſuchen, nichts zu thun, ohne vorher zu überlegen, ob es einen auch wohl einmal gereuen könnte, und ob man nicht ſchon ſelbſt Leute wiſſe, welche itzt wünſchten, ehemals dergleichen nicht gethan zu haben. Ich bin überzeugt, es würde ein guter Theil von Unanſtändigkeiten aus der Welt wegbleiben. Und o! wie dreymal und drüber beglückt wollte ich mich ſchätzen, wenn meine gegenwärtige Vorſtellung in gewiſſen Gemüthern auch nur einige Wirkung haben ſollte.

Ich habe ſchon oben beyläufig geſagt, daß ſich durch unanſtändige Inſchriften ihrer Freunde auch die Beſitzer der Stammbücher verdächtig machen: und ich will die Erinnerung, dieſen Verdacht zu vermeiden, hier noch einmal wohlmeynend wiederholen. Denn wahrhaftig, die unter ſchändlichen Sachen oft gegen die Beſitzer bezeigte allzugroße Verbindlichkeit und Vertraulichkeit kann in Anſehung ihres Begriffs bey andern unmöglich allzu gute Folgen haben. Ich leugne zwar nicht, daß man unſchuldig ſeyn kann, wenn man gleich das Schickſal hat, die Bekanntſchaft roher Leute zu haben, und dadurch verdächtig zu werden. Was kann man oft dafür, wenn man in einer groſzen Geſellſchaft von einem Trunkenen mit noch naſſem und ekelhaftem Munde geherzt, und ſtammelnd, Brüderchen, genennet wird? Und es giebt Leute, welche ſich wohl ohne des Beſitzers Gebeth ins Stammbuch einzuſchreiben anerbiethen: und weil er es nicht wohl abſchlagen kann, hernach eine Unanſtändigkeit hineinpflanzen. Allein, dieſer Fall hat gewiß ſelten ſtatt; und einmal für allemal thut der, welcher für ſeine Ehre behutſam ſorget, am beſten, ſich auf alle Weiſe vorzuſehen, daß er nicht Gelegenheit gebe, daß die Leute in ſo einem Puncte, die Anwendung von der alten Regel auf ihn machen können: wen man nicht für ſich genug kennt; den kann man durch ſeinen Freund kennen lernen.

Man trifft Stammbücher an, wo hier und da ein Blatt herausgeſchnitten iſt. Und wenn man nach den Urſachen fraget, ſo kömmt ordentlich dieſes heraus, daß eine Unfläterey darauf geſtanden habe. Ich muß geſtehen, daß dieſes einen noch ziemlich vortheilhaften Begriff von dem Beſitzer giebt, und den Schein eines rechtſchaffenen Weſens und einer ſchamhaften Stirn hat, wenn er ſich auf ſolche Art von unanſtändigen Sachen losſaget, und er gleichſam ein Glied von dem Ganzen ablöſt, welches angeſteckt iſt. Ich muß aber auch ſagen, daß eine ſolche Ausſchneidung wenigſtens noch kein unumſtößlicher Beweis von der innern Güte des Beſitzers iſt. Denn es läßt ſich dreyerley dabey denken. Entweder er iſt niemals laſterhaft geweſen, und hat nie an etwas ein Vergnügen gehabt, welches der Religion, Tugend und Ehrbarkeit zuwider läuft. Und dieſes iſt wohl der vortheilhafteſte Schluß für ihn. Oder er iſt eine Zeitlang Ausſchweifungen ergeben geweſen, aber doch wieder zu ſich ſelbſt gekommen. Und es hat das Anſehen, als ob ihm die Wiederkehr zum Guten ein rechter Ernſt ſey: weil er ſich auch des Andenkens von einem Gefährten ſeiner vorhergegangenen Eitelkeiten zu ſchämen ſcheint, und ſo viel an ihm iſt, die Spuren eines vorherbetretenen unrechten Weges auslöſchen will. Auch dieſes iſt edel: Und ob es gleich gewiß iſt, daß derjenige der glücklichſte iſt, der die Laſter niemals in der Nähe hat kennen lernen: ſo kann ich doch nicht leugnen, daß ich manchmal zweifelhaft bin, für welchen von beyden ich mehr Liebe und Hochachtung haben ſoll, ob für den ganz unſträflichen, oder für den, welcher ſich die Leidenſchaften und Reizungen der Eitelkeit einmal hinreißen laſſen, aber doch den Ruf der Tugend wieder gehört hat, und ohne hinter ſich zu ſehen, zu ihr umgekehrt iſt. Oder, welches die dritte Möglichkeit iſt, der Herr Beſitzer ſtellet ſich nur tugendhaft. Sein Herz iſt vielleicht nicht ſo rein, als ſein Aeußerliches. Er hält vielleicht nicht auf Tugend, wohl aber auf Ehre. Weil er weis, daß die Wollüſte eben ſo gut ſchmecken, wenn man gleich nicht viel Zeugen dazu ruft: ſo will er Leuten, an deren guten Meynung von ſich ihm gelegen iſt, ein Bild aus den Augen entziehen, welches jener ſchaden könnte. Und wie ſich jener Grieche nicht ſchämte, in ein übelberufenes Haus zu gehen; wohl aber, von einem ſtrengen Weltweiſen darinnen geſehen zu werden: ſo ſcheint es, daß man ſich auch hier nicht ſchäme, mit regelloſen Leuten Geſellſchaft zu machen, ſondern nur, es merken zu laſſen. Man will einen Gönner, einen angeſehenen Lehrer ins Stammbuch einſchreiben laſſen: und was würde der ſagen, wenn er die Verſicherungen der Vertraulichkeit mit Leuten fände, welche voller cyniſcher Unverſchämtheit ſind? Indem ich dieſes ſage; ſo beſchuldige ich niemand: ſondern ich führe bloß die verſchiedenen Arten von Schlüſſen an, die ſich hier machen laſſen. Iſt die Frage, welcher davon bey mir der wahrſcheinlichſte ſey? So antworte ich: überhaupt geredet, keiner. Will man aber ja wiſſen, wie man in vorkommenden Fällen wenigſtens einige Vermuthung machen könne; ſo ſage ich dieſes: Sind der ausgeſchnittenen Blätter viel; und man findet hernach noch viele Inſchriften von anſehnlichen Leuten im Stammbuche: ſo iſt es bey mir eine große Verſuchung zu dem Schluſſe, daß der Beſitzer, wo nicht zur dritten, doch wenigſtens zur andern Claſſe gehöre. Wem ich mit dieſer Vermuthung zu nahe trete, den bitte ich um Verzeihung. Und gehöret der Beſitzer itzt wirklich zur andern Claſſe: ſo habe ich ſchon geſagt, daß er dem ungeachtet meine Hochachtung hat. Eines muß ich noch gedenken. Wie das Ausſchneiden in Stammbüchern eine Anzeige iſt, daß ein Gemüth wenigſtens Ehre beſitzt: ſo es im Gegentheile eine Anzeige des unbedächtigſten und unverſchämteſten Sinnes von der Welt, wenn ſich Leute unterſtehen, rechtſchaffenen Männern ein Stammbuch zum Einſchreiben anzubiethen, in welchem noch wirklich eine Menge von Schändlichkeiten befindlich iſt.

Es ſind mir auch Stammbücher vorgekommen, in welchen die Beſitzer die Gewohnheit gehabt haben, zu den Namen ihrer Freunde, welche etwa nach der Zeit geſtorben ſind, ein Kreuzchen und die Zeit ihres Todes zu ſetzen. Ich will den Leſer nicht damit aufhalten, daß ich dabey öfters Urſache gefunden, an Horazens Worte zu gedenken:

Miſta ſenum ac iuuenum denſantur funera.
Zu Alten miſcht der Tod gleich häufig Jünglingsleichen.

und daß dieſe Gewohnheit vielen Gelegenheit geben könnte, einmal an ſich ſelbſt zu gedenken. Ich will nur ins beſondere meine Gedanken über die Liebe des Lebens mittheilen, die ich in dem folgenden Exempel gefunden habe.

Vt diameter ſiue dimetiens ſic ab angulo ad . . .
ita iudex in neutram partem debet eſſe propenſior.
Caſſiod.

Ienae, d. 15 Aug. 1740. Haec etc.
S. Geſundheit iſt beſſer, d. 26 † Mart.
denn königl. Schlöſſer. 17 41.
I. C. M. L L C.

Die Zuſammenhaltung dieſer beyden Tage mit dem Wahlſpruche, hat mich auf die Vermuthung gebracht, daß der Urheber wohl nicht die beſte Geſundheit gehabt hat. Ich kann nicht für gewiß ſagen, ob er zu Verderbung derſelben ſelbſt Gelegenheit gegeben hat, oder nicht. Dieſes aber ſieht man wohl, daß er ihren Werth ſpät erkannt haben mag, und, da ſie verderbt geweſen, darnach geſeufzet hat.

Dieſer Wunſch nach Geſundheit iſt an ſich nicht tadelnswerth; und wo ſich bey einem geſchwächten Körper doch eine Begierde, in der Welt noch etwas gutes zu thun, findet, da iſt er ganz natürlich. Und da es meiſtentheils ſo zutrifft, daß man ſelbſt einen Theil der Schuld dabey hat, wenn man über verlohrne Geſundheit klagen muß; wiewohl manchmal die Schuld ſo beſchaffen, und ſolche Urſache dieſes Verluſts da ſeyn kann, daß man ſich deren eben nicht zu ſchämen hat: ſo iſt, wenn weiter nichts zu thun iſt, meines Erachtens die beſte Art von Büßung des Fehlers dieſe, daß man andere treulich warne, ſich vor demjenigen in Zeiten zu hüten, was dem Körper Schaden bringen kann, und daß man ſich zum Exempel vorſtelle, wie es zu ſpät ſey, ungläubig mit der Verhütung des Schadens, und der Sorgfalt für den Leib zu warten, bis man ſchon jenes Ankunft und dieſes Schwäche ſieht. Es iſt wahr, daß faſt in keinem Puncte weniger, als in dieſem, denen geglaubt und gefolgt wird, welche aus praktiſcher Erkenntniß reden. Allein deswegen ſind ſolche Vorſtellungen nicht gar nachzulaſſen. Denn wer allenfalls nicht auch das für eine gute Frucht ſeiner Bemühung halten will: daß er wenigſtens eine Pflicht der Menſchlichkeit erfüllet, und ſo zu reden dem Schöpfer an ſeinen Abſichten hat arbeiten helfen; der muß noch lange warten, bis er Dank verdient, und das menſchliche Geſchlecht gebeſſert ſieht.

> Ruſticus expectat, dum defluat amnis.

Ich weis übrigens nicht, ob ich recht denke, daß aus der Seite, die ich hieher abgeſchrieben, ein gewiſſer allzugroßer Grad der Liebe des Lebens hervor leuchtet. Wenn es meinen Leſern eben ſo vorkömmt: ſo muß ich ſagen, daß mir dieſelbe tadelhaft ſcheint. Sind wir einmal, es ſey durch unſre Schuld, oder durch die Regierung der Vorſehung in ſolchen Geſundheitsumſtänden, daß wir mehr einen nahen Tod, als eine Wahrſcheinlichkeit eines langen Lebens, vor uns ſehen: ſo iſt es in dem erſten Falle unanſtändig, unter dem Namen eines Bedauerns, welches, Gott weis, ob unſern Fehler, oder nur das daraus folgende Uebel angeht, unter ſolchem Namen, ſage ich, dem Schöpfer zuzumuthen, daß er unſer Verſehen durch ein Wunder gut machen ſoll; in dem letztern Falle aber iſt es tadelhaft, wider ſeine Vorſehung zu murren, und zu verlangen, daß er um einer Hand voll Tage willen, die wir uns zugeleget haben wollen, die ganze Reihe der Dinge entweder anders einrichten, oder als böſe eingerichtet tadeln laſſen ſoll. Wer ſind wir denn, daß wir unſer Daſeyn in der Welt für ſo wichtig halten, und daß wir beſſer wiſſen wollten, als er, was gut iſt?

Meine Stammbuchsgedanken ſind mir unvermerkt unter der Hand höher angewachſen, als ich es Anfangs geglaubt habe. Ich will alſo, um nicht ekelhaft zu werden, zum Schlüſſe eilen. Bisher iſt der größte Theil der aus Stammbüchern mitgetheilten Auszüge und meiner Anmerkungen darüber ſo beſchaffen geweſen, daß man nunmehr vielleicht überhaupt einen ſchlechten Begriff von ihnen bey mir vermuthet. Und da es am Tage liegt, wie dieſe Bücher größten Theils beſchaffen ſind: ſo kann ich nicht leugnen, daß ich von dieſem größten Theile gerade ſo, wie von dem größten Theile des menſchlichen Geſchlechts, das iſt, nicht zum Beſten, denke. Man wird mir indeß ſo viel Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und, da man mir jenes glaubet, auch dieſes glauben, daß ich auch ſolcher Stammbücher Daſeyn annehme, an denen ich nichts auszuſetzen finde. Man darf nicht meynen, als ob ich den Leſer bereden wollte, daß ich in denen Stammbüchern, aus denen ich die vorhergehenden Auszüge beygebracht habe, gar nichts gutes gefunden hätte; oder als ob meine Abſicht wäre, die Sache verhaßt zu machen, und das Gute mit Fleiße zu unterdrücken. Nein, ich erkläre hiermit, daß ich mitten unter dem vielen ſchlechten und böſen, auch manches gutes gefunden habe. Fraget man, warum ich hier nicht einen größern Theil davon beygebracht hätte? ſo dienet zur Antwort: Meine erſte Abſicht war, die verſchiedenen Geſtalten der menſchlichen Seele zu zeigen, ſo fern ſie ſich aus den Stammbüchern erkennen ließen. Dieſes konnte ich zwar auf der einen Seite, aber nicht gleichmäßig auf der andern bewerkſtelligen. Wenn man elend denkt, freygeiſteriſch redet, und ſchändlich thut: ſo geht es aus Herzensgrunde. Denn mit Vorſatze ſtellet ſich in dieſem Puncte niemand ſchlechter an, als er iſt. Wenn man aber einen andächtigen Spruch hinſchreibt: ſo kann ich nicht gleich ſprechen, daß das Herz da auch offenbaret iſt. Und wer ſich dieſes einbilden wollte, der würde ſo gut neben der Wahrheit hin denken, als wenn er ſagen wollte, daß alle Leute fromm wären, die in die Kirche gehen; oder daß jede Schöne ihrem Ehegatten treu wäre, welche ihm äußerlich ſchmeichelt. Da ich alſo meine Abſicht hierinnen durch das Herſchreiben vieler ſchönen Exempel nicht befördert haben würde: ſo muß man mit der Erklärung zufrieden ſeyn, daß ich doch dergleichen geleſen habe. Ich ſetze hinzu, daß ich, ohne mich zu bekümmern, ob das Herz allezeit rede, mich ſo gar freue, wenn ich einen guten Denkſpruch eingeſchrieben finde. Ich will zuerſt folgendes Exempel mittheilen, worüber ich ein beſonderes Vergnügen gehabt zu haben, mich erinnere.

Ποίει, ἃ κρίνεις εἶναι καλὰ, κἂν μέλλεις ἀδοξήσειν.

Das iſt: Thue, was du für gut und löblich hälſt, und wenn du auch dabey ungeehrt bleiben ſollteſt. Ich hatte dieſe Worte zuvor unter den Sentenzen eines neuern platoniſchen Weltweiſen geleſen, welche an das Büchelchen des platoniſchen Salluſtius hinten an gedruckt waren: Und ich hatte damals bey mir ſelbſt dazu gefragt, ob es unter uns, die wir noch etwas beſſer ſeyn wollen, als ein heidniſcher Platoniker, wohl auch noch viel Leute geben möchte, die ſo geſinnt wären? Da ich es alſo wieder gebraucht fand, ſo war ich erfreut, daß ich bey dem, der ſich deſſen bedienet, wenigſtens ſeinen Beyfall für den Salluſtius und guten Vorſatz zu finden ſchien. Denn geſetzt, daß es mit einer ſo gar ſtrengen Tugend nicht allemal ſo böſe gemeynt ſey; ſo wollte ich doch lieber ſolche verſtellte Schönheiten, als aufrichtige Unfläthereyen leſen; und ſo iſt doch allezeit von jenen eher, als von dieſen, eine gute Wirkung zu vermuthen. Auch das folgende hat mir wohl gefallen:

> Toûjours caché, toûjours content,
> Jamais faché, jamais mechant. I.T.C.

welches ich, ſo gut ich gekonnt, ſo überſetzt habe:

> Stets zufrieden, ſtets verſteckt,
> Nie verdrießlich, nie befleckt.,

Ich bin Willens, in den künftigen Zeiten, meine Kinder bey dem Morgen- und Abendſegen nebſt der Bibel den Zuſchauer leſen zu laſſen. Allein, wenn ich genug Stammbücher auftreiben könnte, worinnen außer den unſchuldigen Scherzen lauter ſolche gute Grundſätze ſtünden: ſo würde ihnen der Zuſchauer zuweilen weichen müſſen. Wiewohl ich mache nicht Staat darauf, und hoffe nicht auf viel ſolche Stammbücher. Denn wenn ich gleich einmal geglaubt, eine Reihe ſchöner Blätter hinter einander zu finden: So iſt doch gar bald ein Umſtand gekommen, der mir das Vergnügen wieder etwas gemäßiget hat. Neulich glaubte ich einmal eine Kette von rechten Kleinodien gefunden zu haben, bis eine Seite kam, auf welcher ich las:

> Vita et fama pari paſſu ambulant.

Auch bis hieher gieng es gut: Und ich machte anfangs die Auslegung ſo, daß ich es für die Sprache einer zärtlichen Tugend hielt, welcher es gleich ſchmerzlich fallen würde, ihre Ehre zu beflecken, und ihr Leben zu verliehren: Allein, da ich vollends bis zu Ende las, und die Unterſchrift dabey fand: W. Z: ô M. magiſter armorum, welchen ich in . . gekannt hatte: ſo wurde mir dieſer tugendhafte Satz in dem Munde dieſes Fechtmeiſters gleichſam zu der Fackel eines Mordbrenners, der eine ſichere Stadt in Flammen ſetzen will. Und ſolcher geſtalt wurde ich ganz anders davon gerührt.

Meine Leſer werden vielleicht fragen, warum ich doch unter allem dem, was ich angeführt, nichts beygebracht haben möge, welches vom Frauenzimmer herrühre; da man doch wiſſe, daß ſich auch genug Frauenzimmer in Stammbücher einſchreibe? Die eine Urſache davon iſt dieſe, daß ſich viele von dem weiblichen Geſchlechte nur mit den großen Anfangsbuchſtaben unterzeichnen; indem ſie nicht allezeit gekannt ſeyn wollen: und alſo kann man bey mancher Inſchrift bloß von dem Beſitzer erfahren, ob ſie weiblich oder männlich ſey. Die andere Urſache wollte ich gern verſchweigen, wenn ich nicht fürchten müßte, daß man ſich eine falſche an ihrer ſtatt denken würde. Mit gütigſter Erlaubniß des hochgeſchätzten andern Geſchlechts geſagt; ich geſtehe, daß dieſes Geſchlecht ſchön iſt: aber von dem größten Theile ihrer lieben Schweſterchen habe ich nicht viel ſonderbares in Stammbüchern gefunden. Und da ich ſie nicht beſchämen wollen, ſo habe ich lieber nichts davon angeführt. Denn ich hätte dieſe Hauptanmerkung machen müſſen, daß man in den Stammbüchern einen augenſcheinlichen Beweis von dem ſchlechten Geſchmacke, und daß ich ſo rede, von der brachliegenden Seele der meiſten Schönen ſehe, und daß man daraus den richtigſten Schluß auf eine meiſtentheils ungemein ſchlechte Erziehung derſelben

ſelben machen kann. Ich ſchwöre bey allem dem, was heilig iſt, daß ich weit davon entfernet bin, dieſem Geſchlechte die von uns geforderte Ergebenheit zu entziehen: aber aller dieſer Ergebenheit ungeachtet bekenne ich mich frey heraus zu denen, welche ſagen, daß die meiſten Perſonen deſſelben nur ſo lange ſchön ſind, bis ſie anfangen zu reden. Und da man ſonſt die Geſellſchaft der Schönen ſo hoch ſchätzet, und ſo ſehr ſuchet: ſo leugne ich aus dieſer Urſache doch nicht, daß ich ſie allezeit lieber aus der Kirche kommen, oder ſpazieren fahren, als mit mir in Geſellſchaft ſehe. Denn wenn ich mir da manchmal auf den Umgang mit fünf Schönen voraus etwas zu gute thue: ſo finde ich oft nur zwo, wenn ſie ein wenig geredet haben. Denke ich aber von dem großen Theile ſo, wie mein Bekenntniß lautet: ſo wird man doch auch, ſowohl aus den bisher von mir gebrauchten Ausdrücken, als aus den folgenden, erkennen, daß ich nicht allgemein rede. In Betrachtung des Mitleidens, welches ich bey manchem Stammbuchsſpruche mit der lieben Schreiberinn gehabt habe, kann ich das Vergnügen ungemein nennen, welches ich neulich über folgendes Sinngedicht eines männlich denkenden Frauenzimmers in dem Stammbuche eines gelehrten Freundes empfunden. Und ich geſtehe es, daß ich um deſſelben willen, ohne den Rechten eines engeren Bandes Eintrag zu thun, eine beſondre Hochachtung gegen die Verfaſſerinn gefaſſet habe. Es ſind dieſe 6 Zeilen:

Man lebt in dieſer Welt auf einer ſteten Flucht.
Erhaſcht, was man verſchmäht, verſchmäht, was man geſucht.

Verändert, hofft, bereut, ſein Ziel, ſein Glück, ſein Leben,
Pflegt eigner Thorheit Frucht dem Himmel ſchuld zu geben,
Wird unter Wünſchen grau, mehrt durch die Zeit die Noth:
Was bringt uns denn zur Ruh? das, was wir fliehn, der
Tod.

Den Schönen, welche ſo zu denken gewohnt ſind, überlaſſe ich es, an meiner ſtatt Anmerkungen zur Verbeſſerung ihres Geſchlechtes zu machen. Für mein Theil erinnere ich beyläufig dieſes, daß das Stammbuch, aus welchem ich dieſe Zeilen abgeſchrieben, bis hieher das einzige geweſen ſey, welches ich ſo gar ohne alle Flecken angetroffen, und der einzig guten möglichen Abſicht der Stammbücher gemäß befunden habe. Und da ich ſonſt furchtſam bin, mich in gewiſſe Stammbücher einzuſchreiben: ſo machte ich mir hier eine Ehre daraus, in die kleine, aber ausgeſuchte Geſellſchaft eingeladen zu ſeyn, welche ich hier antraf.

Will man nunmehr meine Meynung hierüber wiſſen, ob man ſich Stammbücher machen laſſen ſolle? So antworte ich: Ich weis es nicht. Und ob ich mir noch eines werde verfertigen laſſen, darüber will ich mich bedenken. Wer aber bereits damit verſorgt iſt, dem will ich keinesweges rathen, es zu verbrennen; ſondern, iſt es ſchmutzig, ſo darf er es ohnmaßgeblich nur niemand ſehen laſſen. Iſt es aber von ſo reiner Art, als das itztgedachte; und ſo, wie dieſes, eine Sammlung von Perſonen, welchen man Verſtand, oder Tugend, oder beydes zutrauet, und die ſich dieſem Vertrauen auch gemäß bezeigen: ſo ziehe er daſſelbe getroſt hervor, und ſehe, wie hoch er die Anzahl derer bringen könne, deren Bekanntſchaft und Freundſchaft man ſich nicht zu ſchämen hat. Denn wenn man von dieſer Gattung redet: So fällt alle die Strenge des Urtheils weg, welche vielleicht meine vorhergehenden Betrachtungen zu entdecken ſcheinen. Und an der Stelle dieſer Betrachtungen würde etwas ganz anders ſtehen, wenn alle Stammbücher von dieſem Stoffe wären. Denen Herren aber, welche ſich nicht ſo enge einſchränken zu laſſen geſonnen ſind, will ich einen andern Vorſchlag thun. Sie können ſich Stammbücher machen, und wenn ſie ſie haben, ſolche auch ohne eine ekele Wahl vollſchreiben laſſen. Sie dürfen ſie nur etwa in zween Hauptabſchnitte eintheilen. Dem einen würden ihre Gönner, und den andern ihre Freunde einnehmen. Bey dieſem letztern laſſen ſich wieder Unterabtheilungen anbringen, welche gar nicht ausgekünſtelt ſind, ſondern ſich ganz natürlich ſelbſt zeigen. Die erſte kann diejenigen Inſchriften in ſich faſſen, welche moraliſch ſind. In der andern können witzige und luſtige Sachen ſtehen. Als ein Einſchiebſel muß ich hier erinnern, daß, wenn man etwa den Herrn von Maupertuis einſchreiben laſſen will, man hier auch eine kleine Abtheilung für die machen muß, welche ihre eignen Entdeckungen anpreiſen wollen, indem derſelbe gewohnt iſt, einzuzeichnen, wie viel Ruthen auf einen Grad des Mittagszirkels er unter dem Polarkreiſe gefunden hat. Und die letzte, welches die größte ſeyn muß, iſt für Ausſchweifungen und Zoten aufzubehalten. Einen jeden kann man zur Beqvemlichkeit des Aufſchlagens mit einem Stückchen Pergamente, wie im Corpus Juris bezeichnen, und ſolchergeſtalt allezeit eine Menge von derjenigen Art beyſammen finden, welche man jedesmal zu ſuchen Luſt hat. Wird aber auch dieſer Vorſchlag von meinen hochzuehrenden Herrn verworfen: ſo zerreißen ſie ihre Schuhe und meine Anmerkungen geſund.

M. Steudnitzer,
der andere.

* *

Sendſchreiben,

an den jungen Herrn von H ⸗ ⸗ ⸗

Sey froh, mein H ⸗ ⸗ ⸗ der Lorber wartet dein!
Die Dichtkunſt wird dein Schmuck, und du ihr Liebling ſeyn;
Behalte deinen Fleiß, du wirſt, durch Kunſt und Singen,
Mich, und zehn größre noch, um Ruf und Anſehn bringen.
O danke der Natur! Sie hat dich wohl bedacht,
Zum Dichten feuerreich, zum Denken ſtark gemacht;
Die Gaben ſind in dir; nun liegts an deinem Wollen,
Wie weit von deinem Ruhm die Grenzen gehen ſollen.
So hoch Geburth und Blut vor andern dich erhob;
So hoch erhebe du durch eignen Werth dein Lob.
Verdiene ſtets das Glück, das dir dein Stand gegeben,
Den Adel erbt man nicht, durch den wir ewig leben!
So lange weiter nichts, als deiner Ahnen Pracht,
Als deines Vaters Glanz der Welt dich kenntbar macht:

So lange haſt du nichts, das recht dein eigen wäre;
Denn deines Vaters Ruhm bleibt deines Vaters Ehre.
Dein Stand, mein H ⸗ ⸗ ⸗ iſt die geringſte Zier,
Die mich dich ſchätzen heißt. In deiner Bruſt, in dir
Erblick ich ſo viel Werth, der mich zur Lieb entflammte,
Auch wenn dein feurig Blut aus niederm Blute ſtammte.
Dich ſchätz ich darum hoch, weil das dein Herz ergötzt,
Was Wahrheit und Vernunft verehrungswürdig ſchätzt.
Dir bin ich darum hold, weil das, was mich vergnüget,
Und Dichter ewig macht, dir ſchon im Blute lieget.
Freund, merke dir mein Wort, der Dichtkunſt ganze Kraſt
Beſtehet in Natur, Geſchmack und Wiſſenſchaft!
Wem eins von dieſen fehlt, wird niemals göttlich ſingen;
Und wer dieß dreyes hat, dem muß ſein Lied gelingen.
Vergiß die Alten nicht; ſie lehren ſtets die Welt;
Der hat es weit gebracht, wem ein Horaz gefällt;
Und wer den Maro lieſt, und fühlt nicht Glut im Buſen,
Dem ſteh ich alles zu, nur nicht die Gunſt der Muſen.
Lis, Freund, und bleibe ſtets bey ſtarken Stellen ſtehn,
Bis dich der Neid erhitzt; ein ſolcher Neid iſt ſchön,
Und wird dir unbermerkt ein neu Vermögen ſchenken,
Einſt, wenn du dichten willſt, im Dichten ſchön zu denken.
Auch, Freund, empfehl ich dir der deutſchen Dichter Schaar;
So lang ich nicht gewußt, wer unſer Opitz war;
So lange Flemmings Geiſt mich nicht die Ode lehrte,
Mir Beſſer nicht gefiel, ich keinen Canitz ehrte;
Und Neukirchs reifer Witz mir nicht die Kunſt verrieth:
So lange hab ich auch manch Blatt, durch manches Lied,
Geſchmack und regellos, bey feurig wilden Trieben,
Der Poeſie zur Schmach, u. mir zum Schimpf beſchrieben.

Erhitzt dich, wenn du liſt, des Dichters hoher Sinn:
So greiſe nach dem Kiel, und wirf den Dichter hin,
Und ſuch, durch ihn geſtärkt, ihn ſelber zu erreichen;
Wer nicht mit Helden ficht, lernt niemals Helden gleichen;
Geſetzt, daß dir die Kunſt im Anfang oft verſagt:
So wart auf beſſer Glück. Genug, es war gewagt!
Eh du die Laute lernſt, muß manche Seite ſpringen;
Wer niemals unrein ſingt, lernt niemals künſtlich ſingen.
Ein Freund, bey dem Geſchmack und Prüfung alles gilt,
Der mit Gewiſſen lobt, und nie mit Ungrund ſchilt,
Dem zeige jedes Blatt. Sey emſig im Verbeſſern,
Bis dir der Ausputz fehlt, das Schöne zu vergrößern.
O! Dichter, weiche nie von deines Vaters Spur!
Verſtärke deinen Fleiß, und folge der Natur;
Denn, fährſt du muthig fort, ihr edles nachzuahmen:
Gut, ſo verſprech ich dir den Kranz in Phöbus Namen!

C. F. Gellert.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Sendſchreiben,
an den Herrn von B** in H**
über einige Stücke der Aufführung eines Studenten, auf der Akademie.

Mein Herr!

Sie verlangen von mir zu wiſſen, wie ſich ein junger Menſch auf der Univerſität aufführen müſſe. Ihre verbindliche Schreibart zwingt mich, ſie von einigen Stücken zu unterrichten

ten. Folgendes hat mich die Erfahrung gelehret. Daher will ich ſie auch daſſelbe leſen laſſen. Allein, in keiner andern Ordnung, als die mir einfallen wird. Ich werde auch nicht alle und jede Dinge, ſondern eines und das andere hinſetzen. Glauben ſie nur, es werden dieſe meinen Brief allzuſehr vergrößern. Wozu iſt aber das viele Geſchmiere nütze? Würden ſie nicht über dem Leſen verdrießlich werden? Es iſt demnach beſſer, wenn ich mich bemühe, kurz zu ſeyn. Nur bitte ich mir aus: halten ſie ſich über meine erwählte Ordnung nicht auf. Sie gefällt mir; und wo ſie dieſe verwerfen, ſo werde ich ein andermal alles durch einanden ſchmeißen, wie Kraut und Rüben. Nun leſen ſie, und hören nicht auf, bis ſie fertig ſind! Merken ſie ſich aber dieſes noch: Ich will ihnen zeigen, wie ſich ein Student in Anſehung ſeines Studierens verhalten müſſe.

Ein Student muß vor allen Dingen unordentlich ſeyn. Die Mode iſt itzo nicht anders; dieſe aber muß man mitmachen. Es geht auch nicht anders an. Eine Geſellſchaft, wenn ſie auf unſerer Stube ſchmauſet, wirft alles durch einander. Hier iſt die Perücke unter dem Bette; dort liegt ein Strumpf; an einem andern Orte iſt wieder etwas anders. Wer würde ſich denn, nach ihrem Abſchiede, die Mühe nehmen, alles wieder an ſeinen gehörigen Ort zu bringen? Es iſt genug, wenn man die Lomberkarten auf die Bibel leget, denen Pfeifen auf den Ofen einen Platz gönnet, und den Caffeetiſch in die Ecke ſtellet. Würde nicht ein großer Hochmuth hervorleuchten, wenn ein jedes ſeine gehörige Stelle hätte? Gewiß!

wiß! entweder man würde von uns denken, wir hielten eine eigene Viſitenſtube; oder man würde glauben, wir lebten, wie geſetzte Männer pflegen. Aeltere Perſonen mögen immerhinn ſprechen, die unordentliche Aufführung, zeige wenig Verſtand an. Sie geben uns durch ihr ſchlechtes Urtheil zu erkennen, daß ſie nicht wiſſen, wie man leben muß. Solle man ſich denn nicht in die Zeit und Leute ſchicken? Bey vielen würden wir uns verächtlich machen. Wie? würden ſie nicht ſprechen, ſieht es hier nicht eben ſo aus, als in Cynthiens Putzſtube? Dieſe Zimmer ſind einander vollkommen ähnlich; nur der Tobacksrauch unterſcheidet ſie. Sie ſehen alſo, mein Herr, wie nothwendig die Unordnung auf unſern Stuben iſt. Es wird Ihnen zwar etwas ungereimt vorkommen; allein es will ſich nicht allemal alles nach unſerm Sinne ſchicken. Sieht es bey uns gleich verwirrter aus, als bey denenjenigen Bauren, welche Menſchen und Vieh in einen, ſoll ich ſagen Stall oder Stube? bringen; pflegen gleich die Aufwärterinnen unſere Zimmer mit s. h. Schweinſtällen zu vergleichen: ſo liegt doch nichts daran. Wenn man nur ſprechen kann: es iſt ſtudentikos, ſo hat man ſich genug gerechtfertiget, und dieſes Wort allein giebt uns das Recht, ſo zu ſeyn, wie wir ſind.

Ein Student muß ſehr oft ſchmauſen. Wie man überhaupt ohne Geſellſchaft nicht leben kann, ſo geht es auf Akademien noch weit weniger an. So bald wir aber mit einem Studenten geſellig zu leben anfangen, ſo bald werden wir auch auf ein Schälchen Coffee gebethen. Wir kommen, wir treffen mehrere Perſonen an; wir machen uns mit ihnen bekannt. Die Höflichkeit erfordert, den Wirth zu uns zu bitten. Wie fangen wir es nun an? Darf man die gegenwärtigen Perſonen ausſchließen? Nimmermehr. Wir würden für grob und unhöflich geſcholten werden. Wir machten uns verhaßt. Demnach bitten wir die anweſenden Herren; keiner bleibt weg, und alle geben uns die Ehre, uns zu ſich zu bitten. Auf dieſe Art müſſen wir faſt alle Tage ſchmauſen. Hierdurch erlangen wir eine Fertigkeit zu eſſen, zu trinken, zu rauchen, zu ſpielen, zu ſingen und zu lärmen. Man machet uns beherzt; man fängt an, uns hochzuachten; man hält uns für reich und für vornehm. Wir können auch endlich viel unordentlicher leben. Sind dieſes nicht herrliche Früchte der Schmäuſe? Noch mehr! mit wie viel Perſonen kommen wir nicht zuſammen! Grafen, Barons, Edelleute lieben und ehren uns. Es iſt wahr, es koſtet viel Geld, und mein Beutel hat mehrmalen nichts, als Wind. Allein, was ſchadets? Der Jude muß herausrücken, ſo bald ich ihm Gevattern ſchaffe. Der Mutter mache ich ſo angſt und bange, daß ſie eine willige Zulage zum Wechſel ſchicket." Unſere Lehrer nennen dieſes zwar gottlos, erſchrecklich, und prophezeyen uns, ich weis ſelbſt nicht was für Böſes. Sie ſprechen: wer die Aeltern auf dieſe Art belüge und betrüge der ſey höchſt undankbar zu nennen. Ein Undankbarer aber ſey die laſterhafteſte Perſon auf der Welt. Sie ſprechen: man gewöhne ſich ein arges Leben an; man verderbe ſich, durch ſo vieles Freſſen und Saufen Leib und Seele; man mache ſich bey Gott und Menſchen verhaßt; unſere ſo genannten Freunde werden unſere Feinde, ſo bald ihnen die Augen aufgegangen, und was dergleichen mehr iſt. Allein, ſagen ſie mir, mein Herr, was richten denn unſere Lehrer mit ihren Strafpredigten aus? Hat ſich ein einiger, der unter den Studenten zu leben weis, etwas darum bekümmert? Wie viele haben ſich hierauf geändert? So lange wir auf der Akademie leben, ſo lange müſſen wir mit machen. Kommen wir in einen andern Stand, ſo nehmen wir auch andere Sitten an. Die wenigſten von uns werden berühmte Leute; warum ſollen wir uns denn ganz beſonders aufführen? Es bleibt dennoch dabey; ſchmauſen ſteht an einem Studenten gut! Es iſt nothwendig! Mucker, Grillenfänger, ſind alle diejenigen, welche es unterlaſſen!

Nun komme ich auf eine Tugend, welche eben nicht ein jeder für zuträglich hält. Viele unter den Studenten ſelbſt verachten ſie. Und ich würde ſie nicht fordern, wenn ich ihren Nutzen nicht ſelbſt täglich ſpürete. Worinnen meynen ſie, wird dieſes nothwendige beſtehen? Im Umgange mit Weibsperſonen, im Lieben. Dieſe Tugend iſt mit vieler Luſt verbunden. Sie lehret mit Leuten umgehen; ſie machet artig und beliebt. Vielen iſt ſie leicht auszuüben, und viele ſind von Natur dazu aufgelegt. Sie, mein Herr, ſind von der Art, daß ihnen ein ſolcher Umgang wohl etwas ſchwer fallen ſollte. Allein, merken ſie nur meine Lehren. Vor allen Dingen machen ſie ſich mit ihrer Aufwärterinn bekannt. Dieſe Perſonen führen auf die erſte Stuſe der Artigkeit. Die Fuchshülle iſt das erſte, was ſie uns benehmen. Sie ſchaffen die Blödigkeit von uns weg, und lehren uns, durch ihr Beyſpiel, recht dreuſte ſeyn. Sie unterrichten uns in den Anfangsgründen der Complimenten, in der Kunſt, bey allen Gelegenheiten, mit Minen und Geberden wohlanſtändig zu handeln. Wir ergreifen von ihnen die Geſchicklichkeit, wohl zu dahlen; und erfahren die nöthigſten Stücke, ohne Mühe. Alle dieſe Dinge können durch ein und andere Geſchenke bezahlet werden. Es wird ihnen auch lange nicht ſo hoch zu ſtehen kommen, als, wenn ſie der Aufwärterinn irgend ein blaues Auge geſchlagen hätten. Und dieſes kann doch leichte geſchehen, in ſo fern wir mit derſelben nicht genau genug bekannt ſind. Es darf nur irgend unſer Wille nicht recht vollzogen werden, ſo wird unſere Gleichgültigkeit gehoben, und wir werden vom Zorne übereilet ſeyn. Was kann aber ein zorniger Menſch nicht ausüben? Allein, ſie haben vielleicht Bedenken, ſich mit der Magd ſo gemein zu machen; was iſt da zu thun? Gehen ſie aufs Dorf. Die Dorfnymphen ſind eben ſo geſchickt, uns die Kunſt zu lieben beyzubringen, als andere. Dabey lernen wir etwas, welches bey den Aufwärterinnen nicht angeht. Es iſt dieſes. Wenn das Dorf, worinnen unſere Lehrmeiſterinn wohnet, etwas weit entfernet iſt; und wenn wir einen geheimen Zug, ſie zu ſprechen, empfinden: ſo bekommen wir auch Verlangen, bald bey ihr zu ſeyn. Wir entſchließen uns deswegen, dahin zu reiten. Es geſchiehet dieſes öfters; und wir lernen durch das Reiten etwas, das uns in dem ganzen Leben viele Dienſte thun kann. Vieles Vergnügen und großer Nutzen ſind nicht auszuſchlagen, und dieſe Stücke erlangen wir, durchs Reiten. Sie wiſſen, daß ein Studente brav ſingen und ſaufen muß, wenn er ſich in die Gunſt ſeiner Herren Spießgeſellen feſte ſetzen will. Beydes kann man auf dem Dorfe am beſten, und zwar von den Geliebten, lernen. Dieſe ſaufen und ſingen ganze Nächte durch, troß dem älteſten unter uns. Man kann alſo auf eine gedoppelte Art und Weiſe Nutzen hiervon haben. Einmal erlanget man eine Fertigkeit in der Kunſt, dem ſchönen Geſchlechte zu gefallen; und hernach kann man ſich auch bey den Herren Muſenſöhnen in Ruhm ſetzen. Aber warum ſchreibe ich ſo viel? Ich ſehe ſie, mein Herr, bereits meinem Rathe folgen. Ich erfreue mich über das Lob, welches ſie aller Orten davon tragen. Sie wagen ſich nun an die Engel, an die Göttinnen unſeres Ortes, und werden wohl aufgenommen. Sie ſchmauſen öfters, und werden gerühmt. Allein die Meſſe kömmt; die Schönen wollen beſchenket ſeyn. Bringen ſie was Ungemeines; oder die Liebe wird in Haß verwandelt. Kleiden ſie ſich nach der neueſten Mode; oder ſie gefallen nicht mehr! Führen ſie ihre Gebietherinnen ſpatzieren; oder ſie verliehren die Gunſt! Machen ſie ihre tägliche Aufwartung; oder ſie werden vergeſſen! Wie? ſcheuen ſie ſich ſo viel Geld und Zeit lüderlich zu verſchwenden? Fürchten ſie ſchlimme Folgen? Wollen ſie die Ungnade Gottes, den Zorn der Aeltern, die Schmerzen der Krankheiten und

künſtikünftige Gewiſſensbiſſe vermeiden? Wünſchen ſie künftig geſunde Erben zu küſſen? Dieſe Fragen, mein Herr, welche nicht viel zu bedeuten haben, muß ich deswegen an ſie thun, weil uns unſre Aeltern, Lehrer und Prediger dergleichen Dinge einzuprägen wiſſen. Laſſen ſie ſich aber keine graue Haare wachſen. Alle dieſe Dinge ſagen nichts. Mein Vater hat eben ſo gelebet, und ich bin doch geſund. Er fühlet keine Krankheiten, und hat viele gute Folgen von ſeinem Studentenleben genoſſen. Nur die alten Geizhälſe ſehen das Geld lieber im Kaſten, als anderswo. Wir aber müſſen ganz anders denken. Laſſen ſie uns dahero fleißig mit Frauenzimmern umgehen; laſſen ſie uns die Schönen lieben. Es wird gewiß unſern künftigen Ehegatten gefallen, wenn wir auf gut akademiſch mit ihnen dahlen. Hier ſehen ſie, mein Herr, diejenigen Stücke, welche ich ihnen in Anſehung des Lebens anpreiſen wollen. Halten ſie ſich darnach, ſo werden ſie mir für den Unterricht danken.

Noch eins, mein Herr! Es giebt Leute, welche ſich mit einem Frauenzimmer wirklich verloben, ehe ſie noch von den niedrigen auf die hohen Schulen ziehen. Ich führe dieſes nicht um ihrentwillen, ſondern nur deswegen an, damit ſie von denenjenigen recht zu urtheilen wiſſen, welche ſich auf eine ſolche Art beweiben. Ihnen iſt nicht unbekannt, daß dieſe Mode bey uns ſehr eingeriſſen iſt, und daß die wenigſten von unſern Landesleuten, ohne etwas Liebes zu hinterlaſſen, von Hauſe gehen. Es iſt dahero allerdings der Mühe werth, eine Unterſuchung davon anzuſtellen. Meine Gedanken ſind folgende. Alles, was man vornimmt, muß nach dem Nutzen abgewogen, und nach dem gefundenen Ausſchlage geſchätzet werden. Je tiefer die abzuwiegende Sache die Wagſchale des Nutzens drücket, deſto vortheilhafter iſt ſie. Ich habe die Verlobung eines Schülers mit einem Frauenzimmer, auf dieſe Weiſe, ſehr nützlich gefunden, und werde ihnen, mein Herr, hierinnen die Vortheile nach einander erzählen. Denken ſie ja nicht, daß ich ſelbſt unter die Zahl ſolcher Verlobten gehöre; ſondern, daß ich alles aus anderer Leute Munde genommen, und durch Nachdenken erlernet habe. Aus dem vorhergehenden erhellet, daß der Umgang eines Studenten mit dem andern Geſchlechte, ihn höflich und artig machet. Wer würde nun ſo blind ſeyn, und nicht ſehen, daß eine Verlobte eben ſo geſchickt machen könnte? Niemanden iſt unbekannt, daß die Schönen gerne wollen gelobt ſeyn. Welche unter ihnen würde ſich denn wohl vorwerfen laſſen, daß ſie im Lieben einen ſchlechten Geſchmack beſitze? Wird nicht eine jede an ihrem Ergebenen in denen Stücken zu beſſern ſuchen, wo ihm noch etwas fehlet? Sehen ſie, mein Herr, wie viel der erſte Vortheil ſchon zu ſagen hat! Machen uns dergleichen Perſonen gleich eitel, hoffärtig, ſtolz; lernen wir gleich nichts wirkliches von ihnen: ſo werden wir doch nett und artig, höflich und manierlich. Wir erlangen auch dadurch diejenigen Vortheile, welche wir durch einen genauen Umgang mit feinen Weibsperſonen erhalten können. Faſt alles, was ich von dieſen geſaget habe, läßt ſich von jenen ausdrücken.

drücken. Reiſen wir hernach aus dem Vaterlande, ſo fehlet es uns niemalen am Briefwechſel. Wir lernen etwas ertragen, und üben uns alſo in der Schule der Geduld. Kann wohl etwas ſchmerzlicher ſeyn, als von der Geliebten entfernet zu leben? Dennoch muß es geſchehen. Tag und Nacht wird uns ihr Andenken, ach das ſüße Andenken! beunruhigen, bis wir uns, nach und nach, an dieſen Verluſt gewöhnen. Werden wir gleich dadurch abgehalten, an andere Dinge zu denken; was ſchadet es? Das angewohnte geduldig leiden bezahlet alles. Kommen wir nach vollendetem Studieren nach Hauſe; wie⸗viel Vergnügen erwartet uns allda? Der Sieg über große Verdrießlichkeiten iſt das geringſte, was wir antreffen. Wir hören, daß unſere Liebſte, Zeit unſrer Abweſenheit, andere geliebet; wir ſehen, daß ſie anfängt, alt zu werden; wir haben täglich weit angenehmere Gegenſtände vor unſern Augen; wir ſind überzeugt, daß wir uns in unſrer Wahl geirret haben. Endlich kommen wir in den Stand, wirklich zu heirathen. Wir haben ein ſchönes Amt; wir erhalten ein gutes Auskommen; die ſchönſten, die artigſten, die reichſten unter den Töchtern der Stadt, werden uns zu Gehülfinnen angebothen; aber wir ſind verkauft. Wir erfahren, daß wir beſſere Schmiede unſers Glücks ſeyn können, und was dergleichen Dinge mehr ſind; aber alle dieſe großen Verdrüßlichkeiten überwinden wir, und halten unſer Wort: **Weil wir müſſen.** Heißt dieſes nicht über ſich ſelbſt ſiegen? Iſt aber ein Sieg nicht werth, daß man ſich darüber erfreue? Ich verſchweige billig die übrigen Vortheile, welche man im ledigen und im Eheſtande erhalten kann, wenn man ſeinen künftigen Ehegatten erwählet, zu der Zeit, da man noch keinen Verſtand von denen Zufällen beſitzt, die ſich dabey einfinden. Der einige Sieg, der erfreuliche Sieg, machet die Sache anpreiſenswürdig. Ich lobe demnach alle diejenigen, welche ſich alſo berathen. Wollen ſie, mein Herr, es nicht auch thun? Wollen ſie Perſonen von dieſer Art nicht klug nennen? Weil ſie ſo denken, wie ich, ſo werden ſie auch ein ſolches Urtheil fällen. Haben es alſo diejenigen nicht zu bereuen, welche als freye Leute von Hauſe gehen? O ja! Ich werde über mich ganz ungehalten, wenn ich erwege, daß das ausländiſche Frauenzimmer nicht erſt artig machen ſoll; daß ich dieſe Gelegenheit verſäumet, mich ſelbſt zu überwinden. Jedoch, ich halte mich allzu lange auf. Ich habe noch einige Erinnerungen anzuführen, welche das Studieren betreffen. Ich fahre dahero fort, ihnen folgendes zu ſagen.

Ein Studente ſolle die einmal erwählten Lehrſtunden ſeiner Lehrer unausgeſetzt beſuchen; er ſolle ſich dazu allemal vorbereiten, und ſelbige allemal wiederholen; er ſolle die auf Schulen erlernten ſchönen Wiſſenſchaften nicht vergeſſen, und alſo derſelben ſich mehrmalen wieder erinnern; er ſolle vor allen Dingen die Weltweisheit ſtudieren, ehe er zu höhern Wiſſenſchaften geht; er ſolle endlich alles überdenken; er ſolle alles prüfen. Hier haben ſie, mein Herr, diejenigen Dinge, welche insgemein von Studierenden gefordert werden, Allein, glauben ſie nicht, daß dieſes die rechte Art zu ſtudieren ſey. Alſo würden wir ja die liebe Zeit ganz mit Wiſſenſchaften zubringen, und einen guten Theil derſelben verderben. Wenn würden wir ſchmauſen, wenn würden wir an das Lieben gedenken können? Dinge, die uns eben ſo nöthig als nützlich ſind. Von neun bis zwey Uhr in die Hörſäle laufen, kann endlich nicht ſchaden. Wir müſſen doch, wenn wir nach Hauſe kommen, erzählen können, wie dieſer und jener Lehrer ausſieht, was er für eine Sprache, was er für Gewohnheiten hat, und was dergleichen mehr iſt. Allein, was das Vorbereiten ſagen will, weis ich nicht. Kann man denn vorher wiſſen, was der Lehrer vorbringen wird? Soll man vielleicht vergebliche Dinge leſen? Zum Hören aber bin ich bereit genug, wenn ich des Morgens die Ohren gereiniget habe. Die Wiederholung des Gehörten iſt noch weit lächerlicher, als die Vorbereitung zum Hören. Ich ſoll mich aller der Worte erinnern, die der Lehrer geſprochen hat; ich ſoll ſie vielleicht gar aufſchreiben, gerade als wenn ſie heilig wären. Ich ſoll mich ſelbſt für ein Kind halten, das man fraget, was es in der Predigt gelernet hat. Glaubet man denn, ich ſey ſo vergeßlich, daß mir alles aus dem Gedächtniſſe falle, was ich gehöret habe? Pfui, das wäre eine Schande! Was ich einmal gelernt, das vergeſſe ich ſo leicht nicht. Warum ſollte ich alſo die ſchönen Wiſſenſchaften noch einmal durchgehen? Vielleicht, damit ich mich der häufigen Schläge erinnere, die ich ihrentwegen mehrmalen gefühlet habe? Nein! das laſſe ich bleiben. Wenn wir hier oder da davon reden müſſen, ſo wird uns ohne dieß alles wieder in den Sinn kommen.

Wenn etwa der Wechſel ausgeblieben, ſo kann man, zur Vertreibung der Grillen, dieſen Schlendrian ein wenig anſehen; aber man muß ſich ja hüten, etwas dabey zu gedenken. Denn ſonſt wäre alſobald die Zeit, welche man dazu anwendet, verlohren.

Unter der Weltweisheit, welche man vor allen Wiſſenſchaften lernen ſolle, verſtehen die Herren Rathgeber gemeiniglich die Logik und Metaphyſik. Allein ſie haben nur den Endzweck, einige Thaler von uns zu erhalten. Bedenken ſie es ſelbſt, mein Herr! hat denn nicht ein jeder Menſch ſeine natürliche Logik von Gott zu einem Geſchenke erhalten? Hat er ſie denn nicht bey ſich? Kann er denn dieſelbe nicht nach der Freyheit gebrauchen? Iſt dieſes; warum ſolle man ſie denn erſt durch eines andern Geſchwätze erlernen? Ich habe ſie gehöret, und bin doch nicht klüger. Kluge Leute haben einen Abſcheu vor ihr. Sie will haben, man ſolle immerzu richtig ſchließen. Allein, wenn man bey einer Geſellſchaft immerfort ihr lahmes, **alles, das, nun aber, derohalben**, vorbringen wollte; würde man uns nicht für Narren halten? Allerdings! Es iſt nichts verdrüßlichers, als die Logik. Alle Worte ſollen nach ihr abgewogen werden; ein jedes ſoll ſeine Beſtimmung haben. Eine jede Sache ſoll erkläret werden, ehe man von ihr redet. Die Lehrer der Logik geben vor, man verfalle in Wortgezänke, wo man obige Regeln nicht beobachte; man bringe leere Töne hervor, ohne Verſtand, und wie die Einfälle mehr lauten. Allein, zu geſchweigen, daß die Lehrer ſelbſten ihre Lehren nicht ausüben, ſo betrachten ſie nicht, daß ihre Forderungen unanſtändig und anſtößig ſind. Wenn ich z. E. das Wort Erkenntniß ausſpreche, ſo weis jedermann, was ich damit haben will. Warum ſoll ich denn erſt erklären, was ich darunter verſtehe? Nicht wahr, damit man mir meine Blöße aufdecken könne? Das geht nicht an! Ich bleibe bey meiner Art! Ich kann einer Sache, ohne Gefahr, Dinge beylegen, die ihr nicht zukommen, wenn ich ſie nicht erkläre. Zudem, ſo werde ich für weit gelehrter gehalten, wenn ich von einer Sache mehr zu ſagen weis, als einer, der ihrem Begriffe die gehörigen Schranken geſetzet hat. Laſſen ſie uns dahero immer bey der natürlichen Logik bleiben, die künſtliche aber verwerfen! Der Schade der letztern, und Nutzen der erſtern iſt allzugroß, als daß wir anders davon denken ſollten.

Die Metaphyſik iſt eben ſo unnöthig, ja recht gefährlich! Sie beſteht aus lauter Grillen. Abgemeſſene Worte und Sachen, woraus alles, was von ihnen gelehret wird, hergenommen werden muß, ſind nur darinnen anzutreffen; Dinge, die den Kopf verwirren, welche man nicht anhören muß. Sie ſprechen, nichts könne zugleich ſo und nicht ſo ſeyn, und alles müſſe einen zureichenden Grund haben. Dieſe ſind ihre zween Sätze, worauf ſie die ganze Gelehrſamkeit bauen wollen. Ueberlegen ſie ſelbſten, mein Herr, was dieſes für Schaden mit ſich bringt. Man ſoll von allem ſagen können, warum es es vielmehr ſo, als anders iſt. Iſt denn dieſes möglich? Wir würden uns krank, ja gar todt ſtudieren müſſen, wenn wir einer jeden Frage genug thun ſollten. Wer würde ſich unterſtehen, einen öffentlichen Lehrer abzugeben, wenn die Zuhörer allemal den Grund, oder den Beweis der Sachen fordern könnten? Ein Zuhörer muß ja glauben, was ihm der Lehrer ſaget.

Artifici in arte ſua credendum.

Ich weis, wie es mir gegangen iſt. Ich hörte die Metaphyſik; ich ſtund in den Gedanken, man müſſe von allem den Grund geben können; ich gewöhnte mir daher an, bey allen Dingen zu fragen: **Warum?** Hierdurch wurde ich ſo verhaßt, daß ich mir es gerne wieder abgewöhnte. Nun bin ich von dieſem Laſter befreyet; ich denke ganz umgekehrt, und werde daher wieder geliebet. Dieſe Anmerkung allein, mein Herr, wird ihnen genug ſeyn, die Metaphyſik zu verachten. Ich will ihnen daher nichts mehr von ihr vor Augen legen. Und deswegen verſchweige ich auch, daß man durch die Metaphyſik ſcharf und tiefſinnig wird, die Fehler der Lehrer entdecket, dadurch dieſelben vor den Kopf ſtößt, wenn es ihnen bekannt wird, und alſo ihren Haß auf ſich zieht. Es entſpringen noch vielmehr gefährliche und ſehr ſchädliche Folgen aus ihr; aber damit ich mein Verſprechen halte, ſo will ich nichts davon anführen. Nur ein einiges Vorgeben muß ich ihnen noch darlegen. Es beſteht darinnen: Es ſind in der Welt nicht zwey vollkommen ähnliche Dinge vorhanden. Dieſes ſage ich ihnen deswegen, weil ſie im Stande ſind, den Satz des nicht zu unterſcheidenden auf das Beſte zu widerlegen. Ich erinnere

innere mich nämlich, daß ihre werthe Frau Mama durch einen Künſtler ſich abſchildern laſſen. Als dieſes Gemälde fertig war, ſo mußte jeder bekennen, daß es ihr vollkommen ähnlich ſey. Denn das Bild hatte eben eine dergleichen Mütze, eben ein dergleichen Kleid ꝛc. wie ihre Frau Mama. Ohne Zweifel beſitzen ſie dieſes Gemälde noch. Wenn ſie nun dieſes Kunſtſtücke in der Welt bekannt machten; ſo würden ſie den ſo ſchlechten Grund dieſes Satzes leicht einreißen können. O! wie viel Lob würden ſie bey der gelehrten Welt davon tragen! Gewiß! ich erſtaune, wenn ich an den Ruhm gedenke, der von ihnen überall ausgebreitet wird. Jedoch ich gehe weiter.

Zu der Philoſophie gehöret auch die Phyſik. Weil aber ihnen das meiſte, was ich von ihr ſchreiben könnte, bekannt iſt: ſo will ich mich nicht lange bey ihr aufhalten. Nur merke ich an, daß ſie uns ſehr ungläubig machet, und uns verbindet, in vielen Stücken unſere glaubwürdigen Mütter zu Lügnerinnen zu machen. Iſt aber wohl etwas greulichers, als wenn wir uns klüger zu ſeyn dünken, als unſere Aeltern? Es wird alſo ſehr wohl gethan ſeyn, wenn wir uns in dieſer Wiſſenſchaft nicht allzuſehr vertiefen.

Uebrigens, mein Herr, kann ihnen dasjenige, was ich bisher geſchrieben, Anleitung geben, von dem Ueberdenken und von dem Prüfen ein richtiges Urtheil zu fällen. Wenn es nicht nöthig iſt, ſich auf die Leſeſtunden vorzubereiten, das, was man gehöret zu wiederholen, von allem den Grund anzuzeigen, und von dem Lehrer Beweiſe zu fordern: ſo ſehen ſie ſelbſt, daß Ueberdenken und Prüfen etwas überflüßiges heißen müſſe. Ich würde mir angelegen ſeyn laſſen, dieſes weitläuftig auszuführen, wo ich die Grenzen eines Briefes nicht ſchon lange überſchritten hätte. Meine Gedanken haben ſich über Vermuthen vermehret, ob ſie ſchon durchgehends mehr als zu trocken erſcheinen. Vergeben ſie mir, mein Herr, wenn ich nicht artig genug geſchrieben habe. Weil ich weis, daß ſie mein Freund ſind, ſo habe ich auch mich ſo ſehr nicht bemühen wollen.

Wünſchen ſie nun endlich alles in der Kürze beyſammen zu ſehen, was ich von einem rechtſchaffnen Studenten fordere? Hier iſt es? Unordentlich ſeyn; öfters ſchmauſen; mit Frauenzimmer umgehen; die Leſeſtunden wenig beſuchen; ohne die Weltweisheit zu lieben, die höhern Wiſſenſchaften zu ergreifen ſuchen; den Lehrern, ohne vorhergegangene Prüfung, blindlings glauben; ſich niemalen vorbereiten; weder das auf Schulen gelernte, noch das auf Univerſitäten gehörte, wiederholen: dieſes ſind diejenigen Stücke, welche ein ſtudirender junger Menſch fleißig auszuüben, verpflichtet iſt. Ueberlegen ſie, mein Herr, alles genau, und folgen ſie meinen Lehren, ſo wird ihnen auch alles nach Wunſche gelingen. Ich bin indeſſen in der That

Mein Herr

H.

Ihr

wohlmeynender Freund

Merkander.

Das

Das Händedrücken.

Entweicht, ihr Feinde ſüßer Freuden,
Die ihr uns keinen Scherz vergönnt,
Und reiner Liebe ſanftes Leiden
Nur Phantaſey und Thorheit nennt,
Vergebens zwingt ihr uns, zu glauben,
Daß ſie der Tugend Eintrag thut;
Was Schöpfer und Vernunft erlauben,
Das heißt auch wahre Weisheit gut.

Als Thyrſis in verwichnen Tagen
An Amaryllis Seite ſaß,
Und ihre Bruſt bey ſeinen Klagen
Schon halb erweicht ſich ſelbſt vergaß;
Stieß ihre Hand ihn zwar zurücke;
Zuletzt wird jeder Schäfer kühn;
Jedoch, wer kennt des Schickſals Tücke?
Anſtatt des Stoßes drückt ſie ihn.

O ſeltner Reiz erzürnter Liebe,
Die ſelbſt im Weigern glücklich macht!
Der zarte Druck verräth die Triebe,
Eh das beſchämte Kind erwacht.
Beliebter Irrthum unter allen,
Wie ſoll der Schäfer dich erhöhn?
Die Schöne fehlt, ihm zu gefallen;
Kein Weiſer fehlet leicht ſo ſchön.

Wie war dir, Thyrſis, da zu Muthe,
Als dich das holde Kind gedrückt?
Die Geiſter wurden in dem Blute
Von nie gefühlter Luſt entzückt?
Die Seele ſpührte ſanfte Züge,
Das Herz ſchlug noch einmal ſo ſtark;
Die Wirkung von dem ſchönſten Siege
Durchdrang ſo fort das innre Mark.

Erröthet nicht, ihr jungen Schönen,
Wenn einſt in euch ein Brand entſteht,
Und eure Hand das ſtille Sehnen
Des ſtolzen Herzens hintergeht;
Entdeckt uns immer wider Willen,
Wenn euch geheime Regung plagt;
Und laßt die Hände das erfüllen,
Was uns der blöde Mund verſagt,

Der Schäfer drückt die Hand indeſſen
So zärtlich, als man drücken kann;
Er ſchwört, die Gunſt nicht zu vergeſſen;
Er ſpricht, und ſieht ſie ſehnlich an:
Kann deine Hand mich ſo entzünden;
Wenn mir ihr Druck dein Herz entdeckt;
Was würd ich nicht alsdann empfinden,
Hätt ich erſt deinen Kuß geſchmeckt?

Hamburg

J. C. W.

* * *

Die Liebenswürdige.

Geprieſen ſey der Trieb vor allen,
Durch den wir andern wohlgefallen,
Und uns der andre wohlgefällt!
Geprieſen ſey der Zug zum Lieben,
Den in den feuerreichen Trieben
Vernunft und Tugend unterhält!

Nicht Schönheit, die den Körper zieret,
Nicht Anmuth, die das Auge rühret,
Macht unſre Flammen dauerhaft;
Der Glieder Reiz und Seltenheiten
Sind durch die Hand der flüchtgen Zeiten,
In wenig Jahren hingerafft.

Wird einſt mein Kind nichts mehr beſitzen,
Als Augen, die vom Feuer blitzen,
Als zarte Haut auf Stirn und Hand;
Was werd ich denn zu lieben haben,
Wenn ihr ein Fieber dieſe Gaben
Aus Augen und Geſicht entwandt?

Sie muß mich nicht allein mit Blicken,
Sie muß mich auch durch Geiſt entzücken,
Wenn mir ihr Körper wohlgefällt.
Ein ſolches Kind preis ich vollkommen,
Das mir durch Reiz mein Herz genommen,
Und durch Verſtand es feſte hält.

Die Liebenswürdige.

Den Mund an volle Lippen ſchließen,
Die feurig, ſüß und ſchmachtend küßen,
Iſt tauſend Wolluſt für den Mann;
Allein, wie viel wird er vermiſſen,
Wenn dieſer Mund zwar zärtlich küſſen,
Nicht aber zärtlich reden kann!

Ein treues Herz iſt ein Geſchenke,
An das ich ſtets mit Ehrfurcht denke,
Und jeder nehm es wohl in Acht;
Allein es iſt nur halbes Glücke,
Wenn mir, durch Klugheit und Geſchicke,
Mein Kind dieß Herz nicht koſtbar macht.

Nicht iſt es Weisheit aus den Schulen,
Wornach wir bey den Schönen buhlen,
O nein, es iſt ein feiner Geiſt;
Ein Geiſt, den die Natur belebte,
Und der nach edlern Dingen ſtrebte,
Als Mode, Staat und Putzwerk heißt.

Zwar werd ichs herzlich gerne leiden,
Wenn ſie die Kunſt, ſich ſchön zu kleiden,
Nach dem Befehl des Wohlſtands übt;
Doch wird mich dieß weit höher rühren,
Wenn ſie nicht nur die Kleider zieren,
Nein, ſie den Kleidern Anſehn giebt.

Laßt vieler Jahre Lauf verſchwinden,
Sie muß mich auch noch ſpät entzünden;

Ihr Werth entgeht durch keine Zeit;
Denn, flieht der Frühling ihrer Jugend:
So bleibt ihr doch, bey Geiſt und Tugend,
Ein Herz voll holder Zärtlichkeit.

Wenn zwanzig Jahre froh verfliegen,
Wird mich ihr Kuß noch ſo vergnügen,
Als mich ihr erſter Kuß vergnügt.
O Liebe! gieb nach deinen Trieben,
Daß ſo ein Kind, als ich beſchrieben,
Einſt meiner Freunde Herz beſiegt.

C. F. Gellert.

* *

Die Biene.

Eine Fabel.

Sprich, wozu dir der Stachel diene?
Fragt einſt ein Käfer eine Biene;
Er macht, daß jedem vor dir graut.
Die Antwort war: Er iſt mir nütze;
Denn, wenn ich ihn nicht mehr beſitze:
Wird auch kein Honig mehr gebaut.

Was dieß für Deutung bey ſich führe,
Mein R**, Liebling der Satire,
Das ſieht dein ſcharfer Geiſt leicht ein.
O pflegte nicht ein beißend Spotten
Noch manche Thorheit auszurotten;
Wer würde da nicht thöricht ſeyn?

J. J. Schwabe.

Anakreontiſche Ode.

Der großen Geiſter Königinn,
Der hohen Seelen Herrſcherinn,
Die Weisheit, reizte mein Beſtreben:
Ihr Glanz erfüllte meinen Sinn;
Ich lief zu ihrem Tempel hin;
Sie rief: Ich wollte mich ihr geben.

Der zarten Triebe Königinn,
Der weichen Seelen Herrſcherinn,
Die Liebe zeigte ſich von weiten.
Der Zulauf ihres Volks war groß;
Ihr Zug drang ein; ich riß mich los,
Und ließ mich ihr Gefolge leiten.

Der Lehrer, den Europa preiſt,
Zu dem die Lehrgier weit gereiſt,
Der große Wolf, ſing an zu lehren:
Da drangen ganze Völker zu;
Die Weisheit rief: Wo bleibſt denn du?
Ich ſtutzt, ich lief, ich wollt ihn hören.

Schnell rührte mich der Doris Blick,
Ich ſtund, ich ſah, ich blieb zurück;
Die Bruſt empfand ein brennend Feuer.
Die Liebe ſieht mich an, und ſchweigt,
Ich wünſche, was ſie mir gezeigt.
O Lieb, o Doris, ich bin euer.

St.

Ende des Maymonats.

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Eſt iocus in noſtris, ſunt ſeria multa libellis. *Auſon.*

Auf das Jahr 1743.
Brachmonat.

Zweyte Auflage 1744.

Leipzig,
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Lobgeſang
des Frühlings.

Wie lang hat meine Muſe ſchon,
Die Witz und edle Einfalt ehret,
Am blumenvollen Helikon,
Den Muſen Griechenlands begierig zugehöret!

Nun aber will ſie ſelbſt einmal
Die hochgeſtimmte Cyther ſchlagen,
Doch Mavors blutbefleckter Stal
Verbeut ihr, ſich ins Feld, voll Furchtſamkeit, zu wagen.

Sie ſchlich ſich zwar, mit ſeltnem Muth,
Jüngſthin in dicke Kriegsgedränge,
Und ſann auf Leichen und auf Blut
Und in erhitztem Dampf, auf kriegriſche Geſänge.

Sie drang mit Zittern an den Ort,
Wo, trotz der Gluth, die donnernd krachte,
Durch Muth und durch ſein mächtig Wort
Sich Brandenburgs Monarch das Kriegsglück
dienſtbar machte.

Doch Phöbus riß ſie aus dem Brand,
Und bracht, durch ihre Furcht gerühret,
Sie in das ſonnenreiche Land,
Allwo der Wahrheit Fauſt den ſanften Zepter führet.

Hier, ſprach er, wo kein Mörſel wühlt,
In dieſen ungeſtörten Gründen,
Verſuche, wie dein Finger ſpielt;
Du kannſt auch hier den Stoff zu hohen Liedern finden.

Dort, in der Göttinn Heiligthum,
Wo Licht und reiner Schimmer lachen,
Da thront ihr Liebling und ihr Ruhm,
Wolf, der für Eifer glüht, die Wahrheit groß zu machen.

Sie reicht, auf unſchätzbarem Gold,
Ihm necktarreiche Götterſpeiſe,
Die jener fette Weinſtock zollt,
Der um den Tempel kriecht, gepflanzt von ihrem Fleiße.

Wolf reicht es nun dem Grafen dar,
Der Philurenens Fluren ſchmücket;
Den ſchon die frohe Muſenſchaar,
Die ſeine Rechte ſchützt, bis an die Sterne rücket.

Der hat, von hoher Glut entbrannt,
Den lorbernwerthen Bund errichtet,
Der durch ein neugeknüpftes Band,
Der Wahrheit beyzuſtehn, jedweden Freund verpflichtet.

Was kömmt da für ein kühner Held?
Es fliegt der Sieg an ſeiner Seite;
Die Klugheit iſt ihm beygeſellt;
So ſieht der Kriegsgott aus, erhitzt vom ſcharfen Streite.

Wer kann es ſonſt, als Friedrich ſeyn?
Der iſt es, ja, des Feindes Schrecken.
Er hängt in jenem Palmenhayn
Die güldnen Waffen auf, die Staub und Blut bedecken.

Ihn küßt der Göttinn holder Mund;
Es ruht auf ihm ihr ganzes Glücke:
Er thut ihr ſeine Liebe kund,
Und ſchaut auf Wolken hin, mit gnadenvollem Blicke.

Nun ſieh ihn an, nun gleicht er mir;
Die Flöte reizt in ſeinen Händen,
Es ſchweigt das lüſterne Revier
Bey ſeiner Töne Pracht, die meinen Ruhm entwenden.

Drum fliehen die Muſen öffentlich
Zu dieſem weiſen Ueberwinder;
In Friedrichs Arme flüchten ſich
Geſchmack und ächter Witz, der Wahrheit ſchönſte Kinder.

Nun, da ſein Anblick ſie belebt,
So ſpringt in freudenvollen Tänzen,
Dort, wo ein kühler Schatten ſchwebt,
Die feſt verſchlungne Schaar, geziert mit Roſenkränzen.

O laß dir dieſe güldne Zeit
Noch mehr, als Friedrichs Muth, gefallen:
Hiervon, und nicht von Krieg und Streit,
Du junge Muſe! laß die neuen Saiten ſchallen.

So ſprach er! und die Muſe brennt,
So hohe Dinge zu beſingen;
Doch, weil ſie ihre Schwäche kennt,
So läßt ihr Mund vorher ein niedres Lob erklingen.

* * *

Ich will vom Weine berauſcht, die Luſt der Erde beſingen,
Ich will die Zierde der Auen erhöhn,
Den Frühling, welcher anitzt, durch Florens Hände bekränzet,
Siegprangend unſre Gefilde beherrſcht.

Fangt an! was ſaumet ihr euch? Fangt an, holdſelige Saiten!
Entzückt der Echo begieriges Ohr!
Auch ich entbrenne bereits: da ſtehn ſchon lauſchende Nymphen,
Nur halb durchs junge Geſträuche bedeckt.

Was ſeh ich? Blicket hinauf! die Luft wird plötzlich erheitert;
Es grünt der Erde befruchtete Schooß;
Wohin mein Auge geräth, da ſproſſen frühe Violen;
Was ſoll hier dieſe beflügelte Schaar?

Wer zieht im Pompe daher? Du, Lenz, Geſchenke des Himmels!
Du haſt die ſchreckliche Kälte beſiegt,
Und nun, o liebliches Haupt der nicht mehr traurigen Auen!
Dein lang verlaſſenes Erbe beſuchte.

Der Reiz, den Hebe gebahr, ſchwebt vom Cupido begleitet,
Der ſiegbegierige Pfeile bewegt,
Bey dir geſchäfftig umher, bey dir, dem Freunde Cytherens
Dem Glanz die ſelige Stirne beſtralt.

Ein Chor der Freuden ereilt des Zephirs flüchtige Söhne,
In Tänzen, welche die Flöte belebt.

Rings um den Wagen herum, worinnen die gütige Sonne
Dich, Kind derſelben! auf Erden geſandt.

Durchzeuch nicht länger, o Nord! verheerend unſre Gefilde!
Flieht wieder, ſtürmiſche Winde! zurück.
Der Frühling herrſchet hieſelbſt, den, in beſchwerlicher Hitze,
Der Weſt durch ſänftere Fittige kühlt.

Wie reizt mich eure Geſtalt, ſeitdem der prächtige Frühling
Euch, anmuthsvolle Gefilde! bewohnt!
Erlaubt mir, ewig in euch, durch Laub und Blüthe beſchattet,
Um lieblich murmelnde Bäche zu ruhn.

Hier lacht die heitere Luft und droht durch keine Gewölke;
Es lacht die ganze ſchmaragdene Flur,
Sie iſt, vom Thaue beperlt, ein Sitz der ſchmeichelnden Anmuth,
Und lädt zum Kuſſe, den Amor erhitzt.

Da ſtehn die Blumen umher und düften kräftigen Ambra;
Die ſüßen Früchte der ehlichen Huld,
Womit der zärtliche Weſt, in holder Stille des Abends,
Um Florens reizende Brüſte geſcherzt.

Sey itzt, o Flora gegrüßt, dieweil du liebliche Kinder,
Zumal die göttliche Roſe, gebahrſt,
Die ſelbſt der Gratien Hand zum ſtolzen Throne geführet,
Und durch bedornte Geſträuche beſchützt;

Und mit der Könige Tracht, dem Purpurkleide, geſchmücket,
Womit, durch artige Hände geraubt,

Sie Amors güldenes Haar, der Nymphen Schläfe bekränzet,
So oft ſie fröliche Feſte begehn.

Wohlan, bekränzet anitzt auch mich, o göttliche Roſen!
So flieht die traurige Sorge dahin;
So naht kein Kummer heran; ſo wird der prächtige Frühling
Mit Luſt durch meine Geſänge gerühmt.

Er hat durch himmliſche Gluth euch, meine Töne, begeiſtert;
Durch ihn ſind alle Geſchöpfe beſeelt,
Und ſelbſt das todte Gehölz und Thal und alle Gebürge
Und euch, bevölkerte Lüfte! belebt.

Drum iſt die Stille geflohn und herrſcht in wenigen Oertern;
Der Lärm regieret im heiligen Häyn,
Wo bald das ſichere Wild, das Luſt und Liebe gejaget,
Mit Brüllen raſche Gebüſche beſtreicht:

Bald tönt durchs ganze Revier die Brunſt entzündeter Heerden;
Dann girrt die zärtliche Taube dazu,
Und tief im Buſche beſeufzt Pandions einſame Tochter
Den Brand, der ihre Gebeine bekämpft.

Denn alles fühlet anitzt des Frühlings mächtige Triebe;
Nun hat der Liebe gefürchteter Arm
Was lebt, im Waſſer, auf Erd und in den ewigen Höhen;
Nur dich nicht, ſtolze Dorinde! beſiegt.

Wie haſt du, Schönſte! gewagt, mit dieſem Feinde zu ſtreiten?
Ich ſehe ihn; eile geſchwinde davon!
Er kömmt, zum Kampfe bereit, und hat die Pfeile geſchärfet,
Und ſchon die blutige Sehne geſpannt.

Vor ſeinem ſtreitbaren Arm iſt noch kein Herze beſtanden:
Auch du wirſt, ſtolze Dorinde! beſiegt,
Wann itzt der feurige Lenz ihm hilft im Streite gewinnen,
Der allzeit ſeine Triumphe gemehrt.

Genug voritzo geſcherzt; genug der Liebe geſchmeichelt!
Nun ſind mir größre Geſchäffte beſtimmt.
Hört auf! was ſäumet ihr euch? Hört auf, holdſelige Saiten!
Ich bin auf höhere Töne bedacht.

* *

Ob es einem Philoſophen erlaubt ſey, ein Verächter der ſinnlichen Luſt zu ſeyn?

Unſere ganze Philoſophie ſoll den Endzweck haben, uns den Weg zur Glückſeligkeit zu entdecken, und uns zum Genuſſe derſelben zu bringen. Der Menſch forſchet mit ſeinem Verſtande den Urſachen der Dinge nach; er unterſuchet die Natur und Abſicht einer jeden Sache; er will erkennen, wie etwas zugehe, und auf was für Weiſe es möglich ſey. Warum? Bloß deswegen, damit man die Thorheit der Nichtphiloſophen auslachen, und ſich über dieſelben in Gedanken weit wegrücken könne? Ein elender Vorſatz! Wer bloß aus Hochmuth den Wiſſenſchaften oblieget, der pfleget das Beſte darinnen zu verſäumen. Er erwählet oft die allertrockenſten theoretiſchen Dinge, und grübelt in denſelben nach; weil er hierinnen wenige ſeines gleichen hat. Dabey vergißt er aber vielfältig das allernächſte und nützlichſte. Er bedenket nicht, wie er ſich ſelbſt durch die Weltweisheit in ſolchen Zuſtand ſetzen möge, daß ihm die Erlangung ſeiner eigenen Glückſeligkeit erleichtert werde, und er ein größeres Vergnügen erhalte, als diejenigen kennen, welche nicht mit unter der Zahl derer ſind,

die der Gedanken Preis aus Grund und Urtheil ſetzen.

Ein wahrer Philoſoph folget der Weisheit vor allen andern darinnen nach, daß er ſein eigenes Leben durch ſeine Wiſſenſchaft vollkommener zu machen ſuchet. Der Nutzen ſeines Nachforſchens muß ſich inſonderheit bey ihm ſelbſt zeigen. Sein Gemüth wird ruhiger, ſeine Aufführung ordentlicher: er iſt eine Zierde der menſchlichen Geſellſchaft.

Felix, qui potuit rerum cognoſcere cauſas,
Atque metus omnes et inexorabile fatum
Subiecit pedibus, ſtrepitumque Acherontis auari.

Unter den Nichtphiloſophen wird man ſchwerlich viele Verächter der ſinnlichen Luſt antreffen. Dieſe kleben ſtark an den Sinnen. So wenig ſie ihre Gedanken ſo hoch erheben können, daß ſie ſich allgemeine Wahrheiten deutlich vorſtelleten, und auch demjenigen nachforſchten, was ſie nicht mit körperlichen Augen ſehen, oder durch ihre übrigen ſinnlichen

Werkzeuge empfinden: So wenig werden ſie oft gerühret, wenn man von einer andern, als ſinnlichen Luſt, redet. Bey ihnen ſind es unverſtändliche, oder doch unangenehme Worte, wenn man ſaget:

Du ſchwinge ſelbſt vielmehr des Geiſtes Kräfte los,
Nicht ewig für die Zeit, nicht für die Erde groß,
Und höhrer Sorgen werth. Was dich der Welt verbindet,
Der Glieder träge Macht, das ganze Thier, verſchwindet.

Gewiß bey dem größten Haufen der Menſchen hat man im geringſten nicht nöthig, ein Lobredner der ſinnlichen Luſt zu ſeyn. Vielmehr müßte man ſie davon abzuziehen ſuchen, und es ihnen beſtändig vorhalten, daß ein vernünftiges Weſen einer noch höhern Luſt fähig ſey. Daraus würde von ſelbſt folgen, daß ſie ihr ſinnliches Vergnügen mäßigten, und ſo einrichteten, als es ſich für einen vernünftigen und unſterblichen Geiſt ſchicket.

Bey einem Philoſophen verhält ſich die Sache ganz anders. Dieſer hat ſich bey Erlernung ſeiner Wiſſenſchaften weit mehr der Sinnlichkeit entzogen. So viele Stunden ſeines Lebens ſind hingebracht, in welchen er ſo wohl den lebenden als todten Lehrern ſeine ganze Aufmerkſamkeit geſchenket. Er hat mit Fleiß alle ſinnliche Zerſtreuungen vermieden, und mit ſeinem Verſtande gearbeitet. Daher erlanget er eine gewiſſe Gewohnheit, ſeine Sinne ruhen zu laſſen, und ſich in der Einſamkeit bey ſeinem Nachſinnen zu vergnügen. Hierzu kömmt, daß ein Weltweiſer mit ſeinem Verſtande viel weiter dringt, als die Sinne reichen. Er forſchet nach, bis auf das innerſte Weſen der Dinge. Da denket er weit mehr, als die äußere Fläche zu empfinden giebt, welche ſeinen Körper berühret. Die Erkenntniß der überſinnlichen Wahrheiten erwecket bey ihm das allergrößte und empfindlichſte Vergnügen. Alle übrige Luſt wird dagegen ſchwach, und rühret ihn nicht ſo ſtark, als dieſe. Ja, was noch das wichtigſte iſt, ein Philoſoph iſt überführet, es wohne in ſeinem ſinnlichen Leibe eine unſterbliche Seele. Mit dem größten Rechte fordere ich dieß von einem jeden wirklich ſtarken Geiſte. Er muß ſo weit mit ſeinem Forſchen durchgedrungen ſeyn, daß er ſeine eigene Unvergänglichkeit erkennet, und ſo viel Eifer für eine ſo ſchätzbare Wahrheit beſitzen, daß er ein elendes Volk zu Schanden machet,

Das gern das Hoffnungsrecht zur Ewigkeit vermißt,
Weils zum Unſterblichſeyn zu blöd und furchtſam iſt:

Was folget aus dieſer Uberzeugung bey einem Weltweiſen? Er trachtet nach einem Erkenntniſſe, welches ihn in die Ewigkeit begleitet. Er ſieht ſchon von fern auf die Dinge, welche er nach der Zerſtörung ſeines Körpers in der Nähe betrachten wird.

Hier iſt uns nur ein Raum gegeben,
Drauf unſers Geiſtes Kindheit ſpielt;
Dann öffnet ſich nach kurzen Zeiten
Der Schauplatz großer Ewigkeiten.

Ein zukünftiger Mitbürger derſelben gedenket oft daran, was ihm übrig bleiben werde, wenn er den Erdboden verlaſſen, und aus der Verbindung mit dem Körper treten muß. Er kann ohne allen Hochmuth ſagen:

Non eſt mortale, quod opto.

So iſt ein Philoſoph beſchaffen. Daraus folget, daß ſein Urtheil von dem Werthe der Dinge oft ganz anders ausfällt, als tauſend anderer, deren Erkenntniß nicht ſo weit geht. Jhm iſt vieles ein kindiſches Glück, ein thörichtes Spielwerk, was von andern, als etwas ganz vortreffliches gewünſchet und geſuchet wird. Er bleibt ungerühret, wenn ſchwächere Gemüther in die ſtärkſte Gemüthsbewegung gerathen. Sein Verlangen, ſein Vergnügen iſt oft von anderer Beſchaffenheit, und geht auf beſſere Dinge, als die Begierde des gemeinen Haufens, als die Luſt der bloß irdiſch geſinnten Seelen. Ein Weltweiſer hat alſo auch andere Gedanken von der ſinnlichen Luſt, von den angenehmen Empfindungen des Körpers, als der gewöhnliche Theil der Menſchen. Die ſinnliche Luſt machet nicht ſeine ganze Glückſeligkeit aus, ſondern er hat noch viel höhere Dinge über ſich.

Aber man kann auch hierinnen zu weit gehen. Man kann, anſtatt, daß man einer jeden Sache den ihr gehörigen Werth laſſen ſollte, gar ein Verächter von ihr werden. Was geht leichter an, wenn man nicht alle Vorſichtigkeit gebrauchet, als daß man von einem Abwege auf den gegenſeitigen Abweg geräth, und um einen Jrrthum zu vermeiden, in den andern verfällt? Ein Philoſoph hat billig einen Abſcheu gegen die gar zu heftige Begierde des ſinnlichen Vergnügens. Aber was gilts, er wird dagegen zur gänzlichen Verachtung deſſelben verführet? Vielleicht bemühet er ſich, ſo zu leben, als wenn ihm alles Gefühl vergangen wäre. Er will bey allem, was ſeine Sinne rühret, ganz gleichgültig ſeyn. Die Augen ſollen durch keine irdiſche Schönheit erheitert, die Ohren durch keinen äußerlichen Wohlklang ergötzet, Naſe und Zunge durch keinen angenehmen Eindruck gekützelt, der ganze Leib in einer Art der Unempfindlichkeit beſtändig erhalten werden. Eſſen, Trinken, Schlafen, müſſen zwar geſchehen. Die Natur zwingt uns dazu, durch eine unvermeidliche Nothwendigkeit. Aber alle ſinnliche Luſt ſoll davon getrennet, und, ſo viel immer möglich iſt, vermieden werden. Doch die Ausübung eines ſo ſtrengen philoſophiſchen Lebens, iſt ſo leicht und gewöhnlich nicht. Viel eher geht es an, daſſelbe mit dem Munde zu preiſen; wenn auch gleich unſer eignes Beyſpiel gegen uns zeugete. Man ſchreibt alſo die allerſchärfſten Regeln vor, und treibt die Sache ſo hoch, daß man die Menſchlichkeit überſchreitet. „Die Sinnlichkeit (ſo ſaget unſer philoſophiſcher Einſiedler), muß ganz abgeleget werden. Ein Geiſt, der auf etwas höhers gedenket, achtet ſeines ganzen Körpers nicht. Der iſt noch viehiſch, der bey den Empfindungen deſſelben ein Vergnügen ſchöpfet. Ein Philoſoph muß alle ſinnliche Luſt, als eine ihm unanſtändige und ſchimpfliche Sache verachten.„

Ich bewundere es gar nicht, wenn ein Philoſoph aus dem älteſten Heidenthume ſo übermenſchliche Dinge vorgetragen. Gewiſſe falſche Grundſätze von der Natur des Menſchen waren hieran Schuld; und da dieſe ſo vortrefflich dem Hochmuthe zu ſtatten kamen, ſo wurden ſie begierig ergriffen. So lange ein alter griechiſcher und römiſcher Weltweiſe in den

Gedanken ſtund, die Seele des Menſchen ſey ein Ausfluß von der Gottheit, ſie ſtamme als ein Theil von dem göttlichen Weſen, und könne wieder mit demſelben vereiniget werden: ſo konnte er nicht vortheilhaft von dem Körper urtheilen. Die ganze platoniſche und ſtoiſche Schule lehrete alſo, der Körper ſey ein Gefängniß des vom Himmel ſelbſt abſtammenden Geiſtes. Er würde durch die Laſt des Leibes unterdrücket, und verhindert, ſich zu ſeinem Urſprunge wieder hinauf zu ſchwingen. Er hätte aber Hoffnung, von dieſen Bürden wieder befreyet zu werden, und zu ſeiner vorigen Glückſeligkeit von neuem zu gelangen, wenn er von der trägen und ungeſchickten Materie getrennet worden. Hieraus floß von ſelbſt: alſo muß ein Weiſer, der ſich ſeines göttlichen Urſprunges erinnert, ſich ſchon hier dem Körper, an welchen er gebunden iſt, auf alle Art zu entreißen ſuchen. Die Sinnlichkeit muß ruhen, und die Seele zu höhern Betrachtungen angeführet werden. Alle äußerliche Dinge vergnügen und beunruhigen einen Weiſen nicht. Er achtet alſo nicht auf dieſe Kleinigkeiten. Je unempfindlicher er, ſeinem Leibe nach, wird; deſto mehr mehret ſich ſeine Weisheit, deſto näher tritt er zur Gottheit. Aus dieſen Lehrſätzen floß auch die von den alten Weltweiſen behauptete Erlaubniß des Selbſtmordes. Wer nicht von einer gar zu großen Verehrung des Alterthums eingenommen iſt, der wird finden, daß faſt alle guten Lehren der alten Weltweiſen, auf dieſe irrigen Sätze gebauet worden. Und ſo lange man bey dieſem Wahne bleibet, muß man nothwendig ein Verächter aller ſinnlichen Luſt ſeyn.

Itzt haben wir nicht nöthig, unſere Philoſophie in der Schule des Plato oder des Zeno zu lernen. Eine ſorgfältigere Betrachtung der Natur des Menſchen lehret uns, nach ſo vielen ſchon entdeckten Abwegen, ein richtiger Urtheil fällen. Was erkennet denn ein verſtändiger Philoſoph von ſeinem eigenen Weſen, um zu beſtimmen, wie er alle ſinnliche Luſt anſehen müſſe? Ich will itzt nicht darauf dringen, daß wir einen zur Ewigkeit erſchaffenen Geiſt in uns ſelbſt wahrnehmen. Ich will auf leichtere Dinge gehen. Der Körper, den wir an uns tragen, iſt nicht ein Werk unſerer Hände. Seine Bildung und Zuſammenſetzung ſteht nicht in unſerer Freyheit. Die erſte Anlage zu allen ſeinen Theilen iſt bey der wunderbaren Zeugung des Menſchen ſo gleich da. Dieſe wickelt ſich nach und nach immer deutlicher und ordentlicher aus einander. Der Menſch wird in die Welt geſetzet, ohne daß er das allergeringſte dazu beygetragen, wie er wolle gebildet ſeyn. Er wächſt nachher auf, ohne daß er ſelber weis, wie ſein Wachsthum unvermerkt fortgehe. Er kann nichts weſentliches an ſeinem ganzen Leibe verändern, ſondern muß alles der Ordnung der Natur überlaſſen. So lange wir kein ungereimtes Ungefehr behaupten, oder die bloße Natur zu unſerer Göttinn machen wollen, bleibt für einen Weltweiſen kein anderer Urheber der Bildung des Menſchen übrig, als der große Schöpfer. In deſſen Willen finden wir allein ein Ende unſers Nachfragens. Der Wille des Schöpfers wird von uns am ſicherſten aus der Wirkung erkannt. Gott hat alſo gewollt, der Menſch ſolle ſo gebildet ſeyn, als er wirklich gebildet iſt. So betrachtet euch denn, ihr Menſchen! wie ſieht der Bau eures Leibes aus? Ihr ſeyd allenthalben an demſelben ſinnlich. Die ganze äußere Fläche eures Körpers gleichet nicht einem harten Metalle, ſondern iſt empfindlich. Ueber dem ſind gewiſſe Theile eures Hauptes noch zu einer beſondern Gattung der Empfindungen beſtimmet, welche bey den übrigen Theilen eures Leibes nicht ſtatt haben. Zugleich ſind wir uns ſelbſt bewußt, daß die Eindrücke von äußerlichen Dingen in unſere ſinnlichen Werkzeuge nicht von gleicher Art ſind. Einige ſind uns angenehm, andere widrig: einige erwecken Luſt, andere Unluſt. So wenig man verhindern kann, daß das Brennen der Neſſeln einer zarten Haut nicht ſchmerzhaft ſey; eben ſo wenig kann man verwehren, daß eine warme Frühlingsluft nicht den Körper auf eine angenehme Weiſe berühren ſollte. Wer dieſe Ordnung des Schöpfers tadelt, verachtet oder ſich ihr widerſetzet, der maßet ſich ein Recht an, welches ihm nicht gebühret.

Sein eignes Weſen zu zerſtören,
Fällt Raſenden, fällt Thoren ein.
Ruft die Natur; die Weiſen hören:
Dieß heißt Gott ſelbſt gehorſam ſeyn.

Die Betrachtung des ganzen Erdkörpers, den wir Menſchen bewohnen, überführet uns, daß ein ſinnlicher Bewohner in demſelben nothwendig erfordert ward. Was ſollte eine ſo mannigfaltige Zubereitung und Ausſchmückung der Materie nützen, wenn nicht ein vernünftiges Weſen aus demſelben die Vollkommenheiten des großen Schöpfers erkennete? Wie kann aber ein denkendes Geſchöpfe ſtärker hierzu angetrieben werden, als wenn es ſelbſt der körperlichen Dinge auf mannigfältige Weiſe genießet? Sind erſchaffene Geiſter da, (ich rede als ein bloßer Weltweiſer), die entweder gar keine ſinnliche Werkzeuge, oder doch einen ſo ſubtilen Leib haben, daß zwiſchen ihm und den materiellen Dingen des Erdraums eine gar zu entfernte Verhältniß iſt: ſo ſchicken ſich dieſe Geiſter nicht zu dem Wohnhauſe der Menſchen. Der Weltbürger muß ſo beſchaffen ſeyn, daß er die Körper, mit welchen er allenthalben umgeben iſt, gebrauchen kann. In ſeinen Augen muß die Geſtalt, die Größe, die Farbe, die Ordnung der auswärtigen Dinge abgebildet werden können. Seine Ohren müſſen die mancherley Bewegungen der Luft wahrnehmen; ſeine Naſe die verſchiedenen Ausdünſtungen der Körper unterſcheiden; Gaum und Zunge bey Auflöſung der ſchmackhaften Dinge gerühret werden, und die übrige ganze Haut des Leibes empfindlich ſeyn, um einen Eindruck bey Berührung eines andern Körpers zu empfangen. Man ſtelle ſich den Menſchen blind, taub, ohne Geruch und Geſchmack, ganz fühllos vor: was nutzet er alsdenn in der Welt, und was wird ihn von einer lebloſen Statue unterſcheiden?

Was ſoll die übertriebne Lehre:
Empfindlichkeit ſey ganz verwehret?
Sagt, Menſchen, ſagt: Was ſoll die Ehre,
Die euch in Holz und Stein verkehrt?

So lange wir kein anders Wohnhaus haben, als das gegenwärtige, in welchem wir den lebendigen Athem zuerſt empfangen, müſſen wir ſo ſinnlich ſeyn, als uns unſer Urheber durch die Natur gebildet hat.

Er wars, der Schöpfer unſers Lebens,
Der uns mit Fleiſch und Blut verband.
Gefühl und Sinn ſind nicht vergebens
Den Erdbewohnern zuerkannt.
So wird die Körperwelt genoſſen,
Das Haus gebraucht, drinn wir geſchloſſen.
Wer fühllos ſchon den Todten gleicht,
Hat ſchlecht des Lebens Zweck erreicht.

Hieraus folget, es ſey ein Theil der Glückſeligkeit, welche uns der weiſe und gütige Schöpfer in dieſer Welt zugedacht hat, daß wir durch die Sinne vielfältig vergnüget werden ſollen. Denn unſer Körper iſt nicht nur mit ſinnlichen Werkzeugen von Natur verſehen; ſondern wir ſind auch mit unzähligen Dingen umgeben, deren Eindruck in die Sinne uns angenehm iſt. Die ſinnliche Luſt kann alſo für ſich nicht unerlaubt ſeyn, ſondern ſie gehöret zum Weſen des Menſchen, und ſie folget aus der ganzen Ordnung der erſchaffenen Dinge. Wer das ſinnliche Vergnügen an ſich ſelbſt, als niederträchtig, als viehiſch anſieht, und ganz und gar ein Verächter deſſelben ſeyn will, der verwirft ein Gut, welches ihm von dem Urheber ſeines Lebens verwilligt iſt, und hindert ſich ſelbſt an dem Genuſſe einer Glückſeligkeit, der er theilhaftig werden könnte. Ein Weltweiſer ſuchet aber ſeinen eigenen Zuſtand ſo vollkommen zu machen, als es immer möglich iſt. Hat er alſo richtige Begriffe von der Natur des menſchlichen Körpers,

pers, als er nothwendig haben muß, wenn er mit Wahrheit ein Philoſoph heißen will: ſo kann er ſich unmöglich gegen alle ſinnliche Luſt feindſelig erklären. Er läßt ſie in ihrem Werthe. Er ſuchet ſelbſt, ihrer auf alle erlaubte Weiſe zu genießen.

Zweyerley Einwürfe können uns hierbey einfallen, und dieſe werden, wenn man ſeine Scharfſinnigkeit dabey verſchwenden will, eine große Stärke zu haben ſcheinen. Einmal kann man ſagen: „Ein „Philoſoph kennet größere Güter, als diejenigen ſind, „deren ſein Körper genießt. Ein ſtärkeres Vergnügen, als alles ſinnliche iſt, findet in ſeiner Seele „Platz. Er iſt weit über den ordentlichen Theil der „Menſchen erhaben, und verlachet, als ein kindiſch „Spielwerk, was dieſe hochſchätzen. Laſſet andere ihr „Geſicht, ihr Gehör, ihren Geruch, ihren Geſchmack, „und ihr Gefühl verſorgen; ſie ſind vom Viehe nur „in der äußerlichen Geſtalt unterſchieden. Ein Philoſoph hält ſich mit höhern Dingen auf, und verachtet den ſinnlichen Pöbel.“ Ich weis nicht, ob bey dieſen Gedanken nicht ein unerträglicher Hochmuth ſpreche, der uns zu halben Unmenſchen machet. Doch ich will das, was dieſer Einwurf wahres in ſich hält, gelten laſſen. Es iſt dieß: die ſinnliche Luſt iſt nicht die einzige, nicht die höchſte, der ein Menſch fähig iſt. Mit völliger Beyſtimmung räume ich dieß ein. Aber folget daraus etwas mehr, als, daß man der ſinnlichen Luſt gewiſſe Schranken ſetzen müſſe? Kann man daher wohl ſchließen: alſo muß ſie ganz verachtet werden? Behält ein ſilbernes Schauſtück nicht ſeinen ihm gehörigen Werth, wenn es gleich nicht an die Koſtbarkeit eines gleich großen goldenen reichet? Gehöret ein zarter Knabe nicht dennoch zur Anzahl der Menſchen, wenn er gleich nicht die Stärke eines erwachſenen Mannes hat? Soll alſo nicht das ſinnliche Vergnügen dem ungeachtet ein den Menſchen zugedachtes Gut heißen, wenn gleich ein noch weit größeres Vergnügen möglich iſt?

Ein anderer Einwurf wird von dem vielfältigen Misbrauche der ſinnlichen Luſt hergenommen. „So viel tauſend Menſchen werden bloß durch ihre Sinne regieret. Die Vernunft thut nichts bey ihnen. Ihre ſinnliche Begierde treibt ſie ohne die geringſte Ueberlegung. Wer ſich einmal in die Schönheit einer Chloris vergaffet hat, der wird oft einem Wahnſinnigen gleich, und verfällt in die lächerlichſten Thorheiten, von welchen der Herr von Hagedorn eine Gattung in der Ode, **die verliebte Verzweifelung**, unverbeſſerlich vorgeſtellet hat. Ein feuchter Bachusbruder iſt nicht mehr Herr über ſich ſelbſt, ſo bald er den Wein im Glaſe ſieht; er greift zu, und trinket mit der größten Luſt, wenn ihm gleich ſein Leibarzt das nahe Todesurtheil verkündiget. Wie raſet das Heer der bloß ſinnlichen Menſchen, um ſeine Begierde zu ſtillen, wenn es gleich ſein eigenes Verderben ſchon vor Augen ſiehet! Iſt es alſo nicht am beſten, wenn man alle ſinnliche Luſt, als unvernünftig, verachtet?“ Ich zweifle ſehr, daß dieß ein geſchicktes Mittel zur Bekehrung der Wollüſtigen ſey. Sie werden den, der alſo lehret, als einen im Gehirne verrückten verlachen, und als einen Menſchenfeind anſehen. Ueber dieſes muß man, um eine Thorheit zu vermeiden, nicht in die andere gerathen. Was iſt eine für ſich gute und erlaubte Sache daran Schuld, wenn ſie unrecht gebrauchet wird? Iſt dann das Schwerdt, womit man ſeinen Leib beſchützen ſoll, ein verfluchtes Werkzeug, weil ein Wütender es zum Morden anwendet? Sind Silber und Gold daher einer allgemeinen Verachtung würdig, weil eine ungerechte Hand damit Schaden ſtiftet? Wer will die unſchuldige Philoſophie deswegen verwerfen, weil ein verrückter Schwindelgeiſt etwas aus derſelben zur Beſtreitung der Wahrheit und Verletzung der Tugend erhaſchet? Soll die ganze ſinnliche Luſt der Menſchen deswegen verworfen werden, weil viele durch dieſelbe zu Ausſchweifungen verleitet werden?

Ein Philoſoph, der bedenket, er ſey ein Menſch, und er ſolle nach der Ordnung ſeines Schöpfers in der Welt allemal ein Menſch bleiben, vermeidet alle übermenſchliche Einbildungen. Er gebrauchet alſo ſeine ſinnlichen Werkzeuge auf alle vergönnte Weiſe. Ihn rühret eine jede ſinnliche Schönheit eben ſo wohl, als die tiefſinnigſte metaphyſiſche Wahrheit. Er genießt ſein Brod mit Freuden; er dehnet ſeinen Körper mit Vergnügen aus, wenn er ſich zu einem ſanften Schlafe anſchicken will. Er iſt ſich ſeiner ſelbſt bewußt, wenn er an ſeinem Körper eine angenehme Empfindung verſpüret, und bedenket, auch dieſe ſey etwas Gutes, deſſen er froh werden ſoll. Durch ſeine eigene Ueberlegung wird ſeine ſinnliche Luſt vernünftig. Zugleich ſchränket er alles

bey

ben derſelben ſo ein, daß ſie ihm ſein übriges noch größeres Vergnügen nicht ſtöre. Alſo beobachtet er Maaß und Ordnung genau. So bald er ſieht, ſein übriger entweder innerlicher oder äußerlicher Zuſtand werde durch eine ſinnliche Luſt unvollkommener werden, ſo herrſchet ſeine Vernunft und ſein Urtheil über ſeine Begierden. Aber ſo lange dieß nicht zu beſorgen ſteht, folget er dem nach, was ihm Vergnügen erwecket. Auf dieſe Weiſe ſchenket er ſich ſelbſt manche höchſt zufriedene Stunde, mitten unter den ſinnlichen körperlichen Dingen, und gebraucht ſich derſelben. Dabey iſt ſein Herz voll Verehrung des gütigen Schöpfers, der uns ſeine liebreiche Vorſorge und ſein Wohlgefallen an unſerm Vergnügen auf unzählige Art zu empfinden giebt. Er wird zum Preiſe deſſelben immer durch neue Bewegungsgründe angetrieben, und erfährt, was das irdiſche Vergnügen in Gott ſey, wozu ein genug berühmter Dichter unſerer Zeiten in ſeinen Gedichten die Menſchen beſtändig ermuntert.

Je mehr ich dieſen Gedanken nachſinne, deſto mehr werde ich überführet, daß die ſinnliche Luſt allein bey einem Philoſophen im höchſten Grade ſtatt finde. Niemanden wäre es alſo weniger zu vergeben, wenn er von ihr ein Verächter ſeyn wollte, als dem, der alle Mittel in Händen hat, durch einen vernünftigen Gebrauch ſeiner Sinne, ſeine Glückſeligkeit am meiſten zu befördern.

A. P. L. C.

* * *

* *

Urſachen,

warum auf den Aberglauben Unglaube, und auf den Unglauben Aberglaube folge?

An den Herrn von L** in W.

Du, L** ſchämſt dich nicht, in deinem Wandel rein,
Zugleich aus edlem Stamm, und doch ein Chriſt zu ſeyn.
Dir iſt dein Adelsbrief kein Freybrief frecher Sitten.
Den pöbelhaften Wahn hat längſt dein Herz beſtritten,
Daß der recht edel ſey, der ſich aus Stolz verkennt;
Der Gott ein Hirngeſpinſt u. Andacht Schwermuth nennt;
Der die Begierden ſich zu ſejnen Göttern wählet;
Und Tolands Raſerey mit zu Verdienſten zählet.
Dein Herz verabſcheut ihn, ſo wie es der verlacht,
Der ſich mit Vorſatz blind, Gott zum Tyrannen macht;
Der willig ſich ein Joch auf ſeinen Nacken leget,
Das er mit ſaurer Müh und doch vergebens träget;
Und, wenn ſein blöder Geiſt ſich der Vernunft beraubt,
Den Schöpfer der Vernunft dadurch zu ehren glaubt.
Mein L**, der du zwar nicht die Vernunft verſchmäheſt;
Jedoch auch auf den Thron der Gottheit nicht erhöheſt;
Sprich doch (denn dein Verſtand iſt ohne Frechheit frey,
Dem Glauben unterthan, doch ohne Sclaverey,)
Sprich doch: Warum der Menſch in ſein Verderben flieget?
Warum der rechte Weg ſtets öd und wüſte lieget?

Und unſer blöder Geiſt ſtets hin und wider irrt;
Und bald ein Götzenknecht und bald ein Freygeiſt wird;
Und ſuchet, wie er ſich vom Abgrund retten könne,
Damit er alſobald in einen tiefern renne?
  Der menſchliche Verſtand urtheilet oft verkehrt.
Nie überſieht ſein Blick der Dinge ganzen Werth.
Der ſchwächſte Schimmer iſt, ihn zu betrügen, mächtig:
Denn er iſt feurig, wild, im Richten unbedächtig,
Von Neugier nimmer ſatt, blöd, und veränderlich.
Kaum zeigt ſich ihm ein Ding, ſo gleich entſchließt er ſich.
Seht, wie er itzt aus Furcht nicht ſeinen Schlüſſen trauet;
Itzt ſich zum Abgott macht, und ſelbſt Altäre bauet:
Itzt auf der Erde kriecht; itzt in den Lüften ſchwebt;
Itzt ſich erhebt und trutzt; itzt wieder zaghaft bebt;
Itzt etwas göttlich nennt; itzt wieder thöricht ſchätzet;
Heut ekelt ihm vor dem, was geſtern ihn ergetzet.
Itzt nimmt die Thorheit ihn mit ſüßen Träumen ein;
Itzt wird ſie ſeinem Blick ein Greul und Abſcheu ſeyn.
Denn er betrachtet nie ein Bild von allen Seiten;
So wäget er auch nicht die Zahl der Aehnlichkeiten.
Oft iſt ihm Frömmigkeit und Einfalt einerley;
Oft hält er, weiſe ſeyn, für eine Sklaverey;
Oft glaubt er, daß er ſich weit übern Pöbel ſchwinget,
Wenn er der Lüſte pflegt, und kein Geſetz ihn zwinget.
Der Freygeiſt fühlet ſich, ſieht, wie er ſich bethört,
Da ſeine Keckheit ſich ſelbſt gegen den empört,
Durch den er etwas ward und wieder nichts kann werden.
Er ſiehts, entſetzt ſich, zagt, und ſchmieget ſich zur Erden,
Giebt jene Thorheit auf, und wird ein neuer Thor,
Glaubt, was die Furcht ihn lehrt, und prüft es nicht zuvor.

Sein frommer Aberwitz ſchnitzt ſelbſt ſich ſeine Götter;
Und odenloſen Stein ehrt er als Schutz und Retter.
Jedoch kaum hat man ihm die Augen aufgethan,
So liebt er auch ſchon mehr, als erſt den alten Wahn;
Sucht ſich aufs neu der Macht des Schöpfers zu entziehen.
Sein Witz beſtürmt den Gott, der ihm den Witz verliehen;
So daß ſein frecher Trutz mit jener Allmacht ficht,
Die Blitz und Donner lenkt und aus den Wettern ſpricht.
Sein Vorwitz wird ihm nie Bedenkzeit gnug verſtatten,
Und ſelten ſcheidet er die Tugend von dem Schatten.
Er wählet und verdammt, doch beydes übereilt,
Und denkt doch, daß er ſich von ſeinen Uebeln heilt.
Wird aber nicht der Arzt und ſeine Kunſt verlachet,
Der zwar den Kranken frey von ſeiner Krankheit machet;
Doch, wenn er die Gewalt des ſchwächern Fiebers kürzt,
Den ausgezehrten Leib in ein weit ſtärkers ſtürzt?
Selbſt die Gelehrſamkeit, die unſre Geiſter nähret,
Wird oft zu einem Gift, das unvermerkt verſehret;
Und, wenn ſie Aberglaub und Finſterniß verbannt,
Giebt ſie dem Freygeiſt oft den Zepter in die Hand.
So folgt das Vorurtheil der Zeiten Eigenſinne,
Und ändert die Geſtalt ſehr oft, ſich zum Gewinne.
Unglaub und Wiſſenſchaft ſteigt drum und ſinkt zugleich,
Der Künſte Fall vermehrt des Aberglaubens Reich.
Doch ſeine große Macht iſt alſobald verſchwunden:
So bald die Wiſſenſchaft die Dummheit überwunden.
Kaum als das Chriſtenthum die Frechheit ſchweigen hieß,
Die nach Lucrezens Zeit nichts unentheiligt ließ;
Da mit des Heidenthums geweihten Gaukelſpielen
Zugleich Religion und Andacht gänzlich fielen,

Und da durch Selbſtbetrug manch überkluger Thor
In ſeiner Götzen Schwarm den wahren Gott verlohr:
So ſah man auch die Nacht mit ihrem Einbruch drohen.
Warum? Geſchmack und Witz war von der Erd entflohen,
Die Einfalt war geliebt; die Klugheit war gehaßt.
Der blöde Weltkreis trug der Erden faule Laſt,
Und mäſtete die Zunft der frommen Müßiggänger.
Man lebt in Klöſtern wohl, ſchien ihre Zucht gleich ſtrenger.
Für Andacht hatte man die Sinnlichkeit nur lieb.
Der Gottesdienſt fiel hin. Nur Putz und Blendwerk blieb.
Die fette Prieſterſchaft zog Geld aus ihren Ranken;
Und wußte ſich zum Nutz mehr Lehren zu erdenken.
Der Menſch hielt feſt daran und ward bey Märchen alt.
Was ſchied ihn da vom Vieh? Faſt nichts als die Geſtalt.
Doch da die Wiſſenſchaft ihn aus dem Schlafe weckte,
Und Luthers edler Zorn Rom, Wahn u. Irrthum ſchreckte,
Misbrauchte man das Licht, dem Irrweg nachzuziehn.
Bald ſucht ein Pomponaz, bald Tyndal, bald Vannin,
Und bald Spinoſens Geiſt durch Raſen groß zu werden.
So wechſelt immerdar die Bosheit auf der Erden.
Oft iſt die Neigung ſchuld. Den treibt der Eigennutz,
Der Leichtſinn treibet den, und den verzagter Trutz,
Daß ſich ſein Wankelmuth bald da bald dorthin drehet,
Daß bald ſein Witz entſchläft, bald ausſchweift und ſich blähet.
Oft hört der Freygeiſt auch die Stimme der Natur.
Er ſpricht umſonſt: Ich ſeh vom Schöpfer keine Spur;
Mein Herz ſagt mir: Es ſey kein Gott, als mein Vergnügen.
Ihm widerſpricht ſein Herz und ſtraft ihn heimlich Lügen.

Doch glaubt er, daß darauf ſein Nam allein beruht.
Er ſucht im Prahlen Ruhm, im Trutzen Edelmuth.
Doch ſuchte man dereinſt in anderm Wahnwitz Ehre;
So wißt, daß er dabey der erſte Jünger wäre.
Wie? kömmt es denn, daß du mit Luſt am Joche ziehſt?
Die Augen feſt verſchleußt, und nur mit fremden ſiehſt?
Bald aber andrer Rath und Leitung gar nichts achteſt,
Und einen neuen Weg dir zu erſinnen trachteſt?
So haſt du die Vernunft, nur daß ſie dich entehrt;
Und daß nur jeder ſeh, du ſeyſt nicht ihrer werth?
So öffneſt du, o Menſch! der Weisheit nicht die Ohren,
Wenn ſie dich leiten will? So gleichſt du jenem Thoren,
Den ſein Geſicht betrog? Der Augen blödes Paar
Stellt ihm das Nahe fern, das Ferne doppelt dar.
Oft blendet' es der Schein. Unähnliche Geſtalten
Sah man ſein Urtheil oft für gleich und ähnlich halten.
Voll Zorn beraubt der Thor ſich ſeines Augenlichts.
Doch beſſert er ſich wohl? Erſt ſah er ſchlecht, itzt nichts.
Den zweifelhaften Fuß muß nun ein Führer leiten.
Er ſorgt bey jedem Schritt voll Angſt: ietzt werd ich gleiten.
Er geht nicht, wie er will. Er weis oft nicht, wohin?
Und es regiert ihn bloß des Führers Eigenſinn.
Jedoch bald ward ſein Herz des Zwanges überdrüßig,
Und, von des Führers Arm ſich loszudrehn, entſchlüßig.
Er faſſet den Entſchluß, und er vollführt ihn auch.
Doch bald verwickelt ſich ſein Fuß in Buſch und Strauch;
Bald ſchlägt ſein blutig Haupt an Bäum und ſpitze Steine.
Er fällt bey jedem Tritt; zerſplittert Arm und Beine,
Bis ſein gelähmter Leib in einen Abgrund ſchießt,
Und er der Thorheit Rath mit ſeinem Leben büßt.

Menſch, deſſen Wankelmuth oft ändert und doch fehlet!
Gieb auf die Fabel Acht. Sprich nicht, was ich erzählet,
Entfern ſich von dem Schein der Wahrheit allzuweit.
Du, du beweiſeſt ſelbſt der Fabel Möglichkeit.

Johann Adolf Schlegel.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die Vorzüge
der Gedächtnißgelehrten.

Tantum ſcimus, quantum quisque memoria tenemus. Dieſer ſo wahre als nachdrückliche Spruch, den man etwa folgender Geſtalt deutſch ausdrücken könnte:

Was wir wiſſen iſt nur zu nennen
So viel, als wir auswendig können.

war zu den Zeiten unſerer weiſen Vorfahren der Grundſatz, nach welchem das Studieren eingerichtet wurde. Er machet ſich durch ſein graues Alter ſo ehrwürdig, daß man ſich auf ſeinen erſten Urheber nicht mehr zu beſinnen weis, und nur allenfalls ſo viel mit Gewißheit ſagen kann, daß derſelbe nach Entſtehung der lateiniſchen Sprache müſſe gelebt haben, weil der Spruch lateiniſch abgefaßt iſt. Doch weder ſein graues Alter, noch die Sprache, in der er abgefaßt iſt, in der nichts, als was kluges, und außer der nichts kluges kann geſagt werden, haben ihn vor den verderblichen Anfällen der alles zerſtörenden Zeit ſchützen können. Seitdem Carteſius das Gift ſeines Zweifels in die Weltweisheit, und aus dieſer in alle übrige Wiſſenſchaften ergoſſen hat, ſeit dem hat unſer Satz nicht nur ſein voriges Anſehen verlohren, ſondern iſt auch gar als ungereimt und lächerlich angeſehen worden. Ohne Zweifel hat ſelbſt die Hochachtung, in welcher er ſo viele Jahre geſtanden, die Gelehrten wider ihn aufgebracht, die es für beſſer halten, ihre Vernunft zur Erfindung neuer Grillen zu ſchärfen, als ihr Gedächtniß zu Behaltung der herrlichſten Lehrſprüche der Alten zu ſtärken. Es iſt wahr, dieſe Gelehrte machen eben nicht den größten Haufen aus.

> So weit hat uns noch nicht der Himmel übergeben. **Haller.**

Doch die theuren Reſte der göldnen Zeit, die ſich ihnen mit Lehren und Beyſpiel widerſetzen, nehmen nach und nach immer mehr ab, und der Gegner Scheingründe, die durch falſchen Witz unterſtützet werden, erwerben ſich immer mehr Beyfall. Ich habe mich ſelbſt unter dieſen verführten Haufen befunden; es war eine Zeit, da ich von mir ſagen muß,

> Inſanientis dum ſapientiae
> Conſultus erro. *Horat.*

und eben dieſes verbindet mich aus Antriebe meines Gewiſſens, die Vertheidigung der Gedächtnißgelehrten über mich zu nehmen, über die ich ſo oft unverdienter Weiſe gelacht habe, und im Gegentheile den Vernunfthelden die falſchen Begriffe, die ſie ſich von ihren Vorzügen machen, zu benehmen. Ich halte meine Verbindlichkeit dazu für deſto größer, weil ich, vermöge deſſen, was ich von mir ſelbſt erzählt habe, den Vernünftlern, unter denen ich ſelbſt vor Zeiten geſteckt,

ſteckt, ihre Schwäche am beſten zeigen kann, eben ſo wie nirgends den Römiſchgeſinnten, oder den Juden ihre Irrthümer beſſer gezeigt werden, als in denen Schriften, die jeder entſprungene Mönch oder getaufte Beſchnittene zum Unterpfande ſeiner Bekehrung herausgiebt.

Denn ich kann nicht leugnen, daß meine itzigen Freunde, die Gelehrten, die ſo viel wiſſen, als ihr Gedächtniß faſſet, mit aller Hochachtung von ihnen zu reden, nicht allezeit wiſſen, wie ſie mit ihren Gegnern umgehen, und wie ſie ſich vertheidigen ſollen. Wenn einer von ihnen z. E. unternähme, die Vorzüge ſeiner Partey vor der andern zu zeigen, ſo würde er ungefähr folgender Geſtalt anfangen:

Das Gedächtniß iſt von den Griechen Mnemoſyne genannt, und für eine Mutter der Muſen gehalten worden, zum deutlichen Beweiſe, daß das Gedächtniß der Quell aller unſerer Gelehrſamkeit ſey. Denn die Muſen werden hier nicht nur für die Göttinnen der Dichtkunſt, ſondern überhaupt für die Göttinnen der Gelehrſamkeit genommen. Der Dichter Afranius erklärte ebenfalls die Weisheit für eine Tochter des Gedächtniſſes, wie der Verfaſſer der Noctium atticarum im 13 B. im 8 Cap. erwähnt; ob dieſer Verfaſſer Gellius oder Agellius geheißen, will ich itzo nicht ausmachen. Cicero oder wer ſonſt Verfaſſer des Werks an den Herennius iſt, nennet das Gedächtniß theſaurum inuentorum, atque omnium partium Rhetoricae cuſtodem, einen Schatz der Erfindung und eine Bewahrerinn aller Theile der Redekunſt

kunſt. Plato hat dafür gehalten, daß wir nichts neues lernten, ſondern uns nur desjenigen erinnerten, was wir zuvor gewußt haben, und daß alſo nothwendig alle unſere Erkenntniß vom Gedächtniſſe herrühre. Man findet ſehr viel berühmte Leute bey den Alten, die ein vortreſſliches Gedächtniß gehabt haben. So ſchreibt Seneca von ſich, er habe 2000 Wörter in eben der Ordnung; wie ſie ihm vorgeſagt worden, wieder herſagen können. Doch den Seneca übertraf noch jener Corſicaner, den Muretus als einen Studenten zu Padua gekannt, und der nicht nur 2000, ſondern 46000 Wörter in der Ordnung, wie ſie ihm vorgeſaget worden, nachgeſprochen. Von dem Themiſtokles wird erzählet, daß er ein ſo vortreſſliches Gedächtniß gehabt, daß er ſich eine **Kunſt zu vergeſſen**, gewünſcht, damit er nicht ſo ſehr an die Beleidigungen ſeiner Feinde gedenken möchte.

Ich gebe hier nur einen Entwurf und gleichſam das Gerippe von dem Anfange einer Schrift, die ein ſolcher Gelehrter, wie ich ihn hier annehme, aufſetzen würde. Man muß alſo von mir nicht fordern, daß ich die Beweisthümer deſſen, was ich geſagt, anführen, oder durch eine weitläuftigere Gelehrſamkeit meinen Vortrag unterſtützen ſollte. Schriftſteller anzuführen, Anmerkungen hinzuzuſetzen, gelehrte Ausſchweifungen zu machen, das iſt itzo mein Werk nicht, da ich glaube, daß eine ſolche Art zu ſchreiben, ſo ſchön und gelehrt ſie auch ſonſten iſt, gleichwohl zur gegenwärtigen Abſicht nicht diene. Die Vertheidigung muß nach der Art des Angriffs eingerichtet

tet werden, * wo alſo die Gegner mit Schlüſſen und Philoſophie angreifen, da darf man ſich nicht mit Schriftſtellern und Gelehrſamkeit beſchützen. Und dieſes iſt der Grund, warum ich itzo die Vernunftshelden mit Waffen angreifen will, die denen ähnlich ſind, deren ſie ſich bedienen; ich will ihre Art von Gründen, ihre Art von Vernunftſchlüſſen gebrauchen, und einem Bonneval ähnlich werden, der die Türken gelehrt hat, die europäiſche Kriegsart wider die Europäer ſelbſt zu gebrauchen. Ich finde dieſes deswegen für nöthig, zu erinnern, damit diejenige Parthey, welche ich vertheidigen will, nicht etwa einen Verdacht wider mich ſchöpfen möge, wenn ſie ſieht, daß meine Art zu ſchreiben, der ihrigen etwas unähnlich iſt. Meine Schrift ſoll auf gewiſſe Art ein Scheidebrief an die Vernunft ſeyn; es iſt alſo ſo nothwendig, daß er etwas vernünftig ſey, ſo nothwendig es war, daß Caniß in einem ſchönen Gedichte von der Dichtkunſt Abſchied nahm, oder daß Boileau die Verſe, in denen er ſich wegen ſeiner Stachelſchriften beſtrafte, ſo ſtachlicht machte.

Ein Vortrag der Wiſſenſchaften, der ſie leicht zu faſſen und angenehm zu lernen macht, iſt ohne Zweifel demjenigen vorzuziehen, durch den ſie ſchwer und verdrüßlich werden. Giebt man mir dieſes zu, ſo iſt auch klar, daß es beſſer ſey, die Wiſſenſchaften mit dem Gedächtniſſe, als mit der Vernunft, zu lernen. Sich bey einem jeden Satze um deutliche und voll-

ſtändige

---

* S. Herrn Wolfs Auszug aus den Anfangsgründen aller mathematiſchen Wiſſenſchaften, p. m. 565.

ſtändige Beweiſe zu bekümmern, nichts zu glauben, was man nicht aus den erſten Gründen unſerer Erkenntniß hergeleitet ſieht, zu dem Beweiſe des kleinſten Satzes eine Kette von zehn bis zwölf Schlüſſen zu ſchmieden, was für eine beſchwerliche Arbeit iſt dieſes nicht? Wie viel Fleiß und Zeit gehören nicht dazu? Und wie thöricht handeln nicht alſo diejenigen, die ſich dieſer Lehrart bedienen, ſelbſt etwas zu faſſen, oder andere zu unterrichten? Ars longa, vita breuis, ſaget ſchon Hippokrates zu ſeinen Zeiten Aphor. 1. Da nun unſer Leben ſo kurz iſt, da die Wiſſenſchaften ſo weitläuftig ſind, ſo ſollte man ſie nicht ohne Noth noch weitläuftiger machen. Wie viel koſtbare Zeit verderbt man nicht mit dem Durchgehen unnützer Erklärungen und überflüßiger Beweiſe, die man weit beſſer anwenden könnte, immer etwas neues zu lernen.

Hiezu kömmt noch, daß die Pflicht der Gelehrten iſt, die Wiſſenſchaften ſo bekannt, als möglich, zu machen. Dieſe Pflicht geben wenigſtens die Verehrer der Vernunft größten theils zu, und führen ſie ordentlich zu ihrer Entſchuldigung an, warum ſie in ihrer Mutterſprache ſchreiben, ungeachtet ich nicht ausmachen will, ob ſich dabey ſagen ließe:

> Ach kennte nur die Welt das Herze wie den Mund,
> Wie wenig gleichen oft die Thaten ihrem Grund,
>
> Haller.

Wenn ich alſo dieſe Verbindlichkeit hier als ausgemacht annehmen kann, ſo überlege man doch, wieviel Leute ſo viel Verſtand und Nachdenken beſitzen, als die Wiſſenſchaften auf vorerwähnte Art zu lernen, erfordert wird? Gedächtniß beſitzen wir alle von Natur, und üben es von Jugend auf. Unſere Wärterinn, oder auf attiſch unſere Muhme, und unſer Informator, fordern nicht von uns, Vernunftſchlüſſe zu machen, ſondern auswendig zu behalten. Nur dieß iſt nöthig, wenn wir von der erſten deutſch und von dem andern lateiniſch lernen. Ein kleiner Unterſchied iſt noch zwiſchen beyden: Die erſte bringt uns mit den Wörtern zugleich Begriffe bey; denn ſie weiſt uns die Sachen, und ſaget uns zugleich, wie ſie genennt werden; das Kind hat durch mehr, als einen Sinn, den Confect kennen lernen, ehe es ſeinen Namen ſagen kann. Der andre läßt uns eine Menge Vocabeln auswendig lernen, bey denen wir weiter nichts denken können, als daß dieſer lateiniſche Ton zu dieſem deutſchen gehöre. Man ſieht wohl, daß bey dieſer Unterweiſung das Gedächtniß noch mehr herrſchet, als bey den vorigen: und das iſt billig: denn hier unterweiſt ein Gelehrter, und dort eine Ungelehrte.

Aus dieſer Betrachtung ſieht man, daß es uns leichte werden müſſe, wenn uns die Lehrer höherer Wiſſenſchaften nach eben der Art unterrichten, nach der uns die Muhme und der Informator unterwieſen, und daß im Gegentheil uns unnöthige Schwierigkeiten gemacht werden, wenn wir den Kopf ganz in neue Falten legen, und mit dem Verſtande ſtatt des Gedächtniſſes anfangen ſollen, zu arbeiten. Wenn man alſo eine leichte Art gelehrt zu werden der unbequemern vorziehen muß, ſo wird auch das Gedächtniß den Vorzug vor der Vernunft behaupten.

pten. Ich weis wohl, was die Verehrer der Vernunſt hier einwenden. Nur ſie ſind gründlich gelehrt; nur ſie können von ihren Lehrmeiſtern nicht betrogen werden, und ihre Schüler nicht betrügen, weil ſie nichts, als was aufs ſchärfſte bewieſen iſt, annehmen. Im Gegentheil iſt man allezeit in Gefahr, etwas falſches zu hören und nachzuſprechen, wenn man nur das nachſpricht, was man gehört hat. Man kann nicht glauben, wie viel ſich dieſe guten Leute auf dieſen Vorzug zu gute thun. Aber entweder ich muß nicht wiſſen, was Schärfe und Gründlichkeit im Beweiſen iſt, oder ſie müſſen den Gedächtnißgelehrten den Vorzug laſſen. Iſt denn das die hochgerühmte Gründlichkeit, daß man die Erklärungen und Grundſätze ohne Beweis annimmt, und nachdem zu jedem Lehrſatze ein Demonſtratiönchen von 6 bis 8 Zeilen hinſchreibt? Nein. Das Gedächtniß macht es hier weit beſſer. Ich will dieſes nur von den Rechtsgelehrten zeigen, weil ich dieſe am beſten habe kennen lernen; ich habe aber dann und wann bey Gelegenheit geſehen, daß ſie vor den Gedächtnißgelehrten in andern Wiſſenſchaften eben keinen großen Vorzug haben. Ich will alſo erſtlich zeigen, wie deutlich und vollſtändig die Erklärungen der Juriſten ſind. Man frage nur einen unter ihnen, was ein Rechtsgelehrter ſey, und man laſſe ihm entweder Zeit, ſich auf das, was er antworten will, vollkommen zu beſinnen, oder man ſetze bey ihm ſo viel Gelehrſamkeit zum voraus, daß ihm alles gleich einfälle. Er wird ungefähr antworten: die Rechtsgelehrten werden von den Lateinern Icti in l. 17. §. 1. Si ſeru. vind. Iurisperiti, und beym Plinio l. 4. Ep. Conſulti Iuris und periti iuris genannt. Sie heißen iuris auctores in l. 13. π. de A. E. V. l. 17. de iur. patron. l. 23. C. de procurat. et ap. Cuiacium in lib. 2. pand. de exc. tut. circa finem; Studioſi und Iurisperiti aber beym Vulteio in methodo iur. Rom. in proleg. Die wahren Rechtsgelehrten ſind nicht die Beutelräumer, Federfechter, Schriftſchmiede und Anhetzer, die Farbkrämer, Bundmacher, Haarkläuber, Renk- und Schwenkführer, Wehner in obſ. pract. tit. von Iuſtiz Weſ. p. 207. Io. Brandes de vera et ſimulata Ictor. philoſ. c. 2. p. 15. et c. 4. p. 61. welche in l. 6. π. de exc. tut. circulatores genennt werden, ſondern ein Rechtsgelehrter ſey derjenige, der veram non ſimulatam philoſophiam, nach dem Cicerone lib. 1. de legibus und l. 1. de I. et I. profitire, nicht wie die alten Weltweiſen, die ſich durch den Mantel, den Bart und eine fürchterliche Stimme von dem Pöbel zu unterſcheiden ſuchten; Gellius oder wie ihn andere ſchreiben, Agellins Noct. Att. L. V, c. 10. 9. c. 12. 10. §. 22. 17. c. 19. und Seneca ep. 49. wo einige für affectantes, aſſectantes leſen; ſondern der ſich von allen Sophiſtereyen, und beſonders von dem betrügeriſchen Sorites enthalte; Goedd. ad l. 175. de V. S. und l. 56. de R. I. die Rechte aufrichtig erkläre, l. 2. §. 5. d. o. I. der Kirche, dem Staate und ſich ſelbſt gebe, was iedem gehöret, nach den princ. de act. Filius T. 2. de I. et I. c. 2. n. 29. Struu. S. I. C. Ex. 1. th. 18. Brandes d. l. c. 9 p. 204. Meine Leſer werden leicht ſehen, wie deutlich und ausführlich dieſe Erklärung eines

Rechtsgelehrten iſt, ungeachtet ich noch vieles außengelaſſen habe, das ein ſolcher gelehrter Mann dazu ſagen wird. Wie dunkel hingegen iſt es nicht, wenn uns ein anderer, der ſich recht philoſophiſch erklären will, ſaget: ein Rechtsgelehrter ſey ein Mann, der die allgemein abgefaßten Geſetze auf beſondere vorkommende Fälle anzuwenden weis. Wäre es wohl möglich, aus dieſen zwo Zeilen ſo viel zu lernen, als vorhin aus einer ganzen Seite? Zu geſchweigen, daß die letztere Erklärung in dem Gehirne ihres Erfinders entſprungen, oder aufs höchſte nur a. l. 1. §. 1. de l. et l. kann bewieſen werden; da ſich bey der erſten auf iedes Wort durch die Bank ein Geſetze oder ein bewährter Rechtsgelehrter rechnen läßt.

Eben ſo vollſtändig werden die Beweiſe, die das Gedächtniß die Rechtsgelehrten machen lehret. Ich will von ihnen kein Exempel geben; denn ſie ſind der vorhin angeführten Erklärung vollkommen ähnlich. Wer ſich aber ja noch keinen Begriff davon machen kann, dem rathe ich, einmal die rationes decidendi in einem Urtheile durchzugehen, die zuweilen 6 bis 7 Bogen ſtark, und doch aufs kürzeſte in einer Periode zuſammen gefaßt ſind. Man hat öfters nöthig, einen mathematiſchen Beweis mehr als einmal durchzuleſen, ehe man ſeinen Zuſammenhang recht einſieht: aber ich bin verſichert, wer dieſes mit der größten Geduld zu thun fähig iſt, der wird jenen juriſtiſchen Beweis nicht mehr als einmal leſen.

Indeß darf man ſich nicht einbilden, als ob ſo viel Ausführlichkeit und Gründlichkeit ſehr viel Mühe koſte. Nein; dem Philoſophen wird der kürzeſte

Beweis mehr Mühe machen, als dem andern der längſte. Denn dieſer hat vielleicht ein einziges Buch nachgeſchlagen, und darinnen alle von ihm angeführte Geſetze und Schriftſteller angeführt gefunden, ohne vielleicht zu wiſſen, ob beſonders die letztern, alle in der Welt geweſen ſind. Man verläßt ſich hierinnen auf die Ehrlichkeit desjenigen, von dem man die Schriftſteller angeführt findet, und bringt hiermit der Nachwelt den Vortheil, daß, wenn man z. E. 15 Schriftſteller angeführt hat, derjenige, der ſie zuerſt aus uns abſchreibt, uns dazu und alſo 15 + 1 = 16 Schriftſteller anführen kann. So kann man von der Gewißheit eines Satzes, die nur auf dem Beyfalle bewährter Schriftſteller beruhet, ſagen vires acquirit eundo, und ſie wächſt wie ein kleiner Schneeball, der im Fortgehen immer mehr Schnee an ſich nimmt; dergleichen Schneeball, wenn er auf dieſe Art wächſt, noch itzo in der Schweiz, eine Schneeleuin genannt wird, wie eine ſolche bald einmal den edlen Theuerdank erſchlagen hätte.

Als der knecht ſah den Teuren mann,
  Behend er macht einn balln von ſchnee
Derſelbig lieff hinab, und eh
  Er halben Weg gelauffen was,
Der ball wurd von dem ſchnee ſo groß
  Het mögen mit der größe ſein
Bedecken gar ein dörfelein,

Theuerdank folio mihi XXXI. ſub rubrica: Wie Vnfalo Teurdank in ein andre geferlichait füret, Vnder ein ſchnee leen.

Die Vernünftler werden ohne Zweifel über das, was ich itzo geſagt habe, als über eine zur Sache nicht gehörige Ausſchweifung lachen. Allein ſie ſollen wiſſen, daß, wenn ich Luſt hätte, auszuſchweifen, ich eine Ausſchweifung machen wollte, die ſich anders gewaſchen hätte. Ich würde von der Natur des Schnees handeln, den Philoſophen anführen, der behauptet hat, daß der Schnee ſchwarz ſey, unterſuchen, ob man Schneeleuinn, Schneelöwinn, oder Schneelehne, ſchreiben ſolle, beweiſen, daß auf den Schweizergebürgen viel Schnee ſey, weil Haller ſie **Schweizerlands beſchneyte Mauren** nennt, und Glareanus in Deſcr. Heluet. ſagt Aeternis alpes niuibus, welches auch der Geſchichtſchreiber Herodian bekräftiget wo er gar behauptet, daß die Alpen ihren Namen von dem Worte ἄλφος, wegen der Weiße des Schnees erhalten. Und dieſes wäre noch kaum die Hälfte von dem, was ich nur ſagen könnte, ehe ich an den Theuerdank komme. Hier müßte ich nun unterſuchen, ob der Theuerdank ein Heldengedicht ſey, was **Vnfalo** für eine myſtiſche Bedeutung habe, ob dieſes Buch von Melchior Pfinzingen oder von einem andern gemacht ſey, wie viel Auflagen wir davon haben u. ſ. f. ja ich würde endlich noch anführen können, daß ich in meiner Jugend den Theuerdank ſehr fleißig geleſen, welches wenigſtens ſi parua licet componere magnis, in die gegenwärtige Schrift ſich eben ſo gut ſchicket, als wenn ein berühmter Rechtsgelehrter in einem koſtbaren Werke einen Befehl anführet, daß die Studenten einer gewiſſen Akademie nicht jagen und Vögel fangen ſollten, und den beweglichen Seufzer hinzu ſetzet: Es wäre zu wünſchen, daß darüber noch ietzo gehalten würde, ſo würden mir von meinem Landgute nicht ſo viel Vögel weggefangen werden.

Ich habe nur zeigen wollen, daß ich ausſchweifen könnte; aber ich will es, ſo beliebt auch dieſe Art zu ſchreiben bey den Gedächtnißgelehrten iſt, jetzo doch nicht thun, weil ich mich ſchon erklärt habe, daß ich mich nach der Mode der Vernunfthelden richten will, welche die Ausſchweifungen haſſen. Sie ſehen unterdeſſen nicht ein, wie viel Vortheile ſie ihren Schriften durch dieſen Haß benehmen. Denn was iſt vortheilhafter für eine Schrift, als wenn man von ihr urtheilet: es ſtehe vieles darinnen, das man nimmermehr da geſucht hätte, und was bringt dem Verfaſſer mehr Ehre, als wenn er zeiget, er habe bey ſeinem Werke Bücher gebraucht, von denen kein Menſch vermuthet hätte, daß ſie bey gegenwärtigem Werke zu gebrauchen wären.

Wenn ich meinen Leſern erzähle, daß in der Tartarey die wilden Mauleſel Junge werfen ſollen; und daß alſo die unſrigen vielleicht unfruchtbar ſind, weil ſie eingeſchloſſen werden: ſo werden ſie darauf wetten, ich hätte es in einem phyſikaliſchen oder mediciniſchen Buche gefunden. Aber nein, ich habe es aus des gelehrten Cupers Abhandlungen de elephante in numis gelernt und der Zuſammenhang iſt ganz natürlich. Es wird unterſucht, ob in Italien Elephanten Junge geworfen haben; und wie war es einem Gelehrten da möglich, von der Fruchtbarkeit der Mauleſel zu ſchweigen? So ließ unlängſt ein guter Freund Eulers Mechanik von mir borgen; ich erwartete mit Verlangen, wozu er ſie brauchen würde:

Bald darauf gab er eine Schrift von den Gemüthsbewegungen heraus, und da war es allerdings nöthig geweſen, die erſten Gründe, auf welche man in der Mathematik die Lehre von der Bewegung bauet, abzuſchreiben.

Die Regel, nach welcher man ſich hier richtet, iſt **die Regel der Einbildungskraft.** Denn man ſchreibt hin, was einem einfällt. Ich weis wohl, daß die ſtrengen Weltweiſen dieſes tadeln: Aber ich befinde mich im Stande, ihnen aus ihren eingenen Grundſätzen κατ᾽ ἄνθρωπον, zu zeigen, daß ſie unrecht haben. Wenn ſie uns die mathematiſche Lehrart anpreiſen, ſo iſt ihr Hauptgrund dieſer, weil man darinnen der natürlichen Art zu denken folge: Herr Wolf giebt ſich die Mühe, zu zeigen, wie wir unſere gemeinſten Handlungen, die wir des Tages über vornehmen, eben ſo durch Schlüſſe mit einander verbinden, als die Mathematikverſtändigen ihre tieſſinnigſten Beweiſe. Nun bedenke man doch, ob eine natürlichere Art zu denken iſt, als nach der Regel der Einbildungskraft. Man laſſe ſich nur eine alte Frau, die niemals ihren Verſtand durch eine gekünſtelte Vernunftlehre verderbet hat, etwas erzählen und bemerke, wie ſie immer von einem aufs andere fallen wird. Wenn ſie uns den Namen einer Perſon nennet: ſo wird ſie uns die Familie dieſer Perſon, und die Schickſale aller Anverwandten herſagen, eben ſo, wie Daviſius in einer Anmerkung über Cicerons Bücher, von der Natur der Götter, eine Stelle aus Anakreons Oden verbeſſert, und dabey Gelegenheit nimmt, noch eine halbe Mandel

Stellen aus dem Anakreon zu verbeſſern, bloß deswegen, weil er angefangen hatte, eine zu verbeſſern. Selbſt die poetiſchen Kunſtrichter befehlen uns, in die Schäfergedichte verſchiedene kleine Umſtände einfließen zu laſſen, weil nämlich die Natur die Schäfer ſo reden lehret.

Ich nehme hier den Grundſatz meiner Gegner an, daß ein Gelehrter der natürlichen Art zu denken folgen ſolle: im Ernſte aber habe ich ſehr viel dabey zu erinnern. Man überlege nur, was es für eine Schande für einen Gelehrten ſey, ſich in allem dem Pöbel gleich zu ſtellen. Warum tragen denn die Gelehrten Degen, wenn gleich unter zehen, neune nicht fechten können? Warum halten ſie ein ſchlechtes lateiniſches Buch höher, als ein gutes deutſches? Warum ſchreiben ſie übele Hände? Bloß ſich vom Pöbel zu unterſcheiden. Wenn Seneca uns befiehlt, unſer äußerliches nach andern zu richten, ſo erlaubet er uns doch ganz anders zu denken. Intus omnia diſſimilia ſunt, frons populo conueniat. Hieraus wird man ſehen, daß der Grundſatz der Gegner nicht ſo gar richtig iſt. Wie es aber dem ungeachtet eine Ehre für die Gedächtnißgelehrten iſt, nach der Regel der Einbildungskraft zu ſchreiben, und wie ſie hierinnen dem Pöbel zugleich ähnlich und unähnlich ſind; das wird in eine beſondere Schrift einſchlagen, die ich unter dem Titel: Vernünftige Gedanken, über den Grund des Widerſpruchs herausgeben werde. Ich zeige in dieſer Schrift, daß ſo viel gelehrte, tiefſinnige, witzige und eifrige Gegner der wolfiſchen Philoſophie, die wider den Satz des zureichenden Grundes geſchrieben haben, auch den Satz hätten angreifen ſollen: daß kein Ding zugleich ſey und nicht ſey; welcher Satz eben ſo unerwieſen und eben ſo gefährlich iſt, als der andere.

Bey ſo vielen Vorzügen, die, wie ich bisher gewieſen habe, den Gedächtnißgelehrten von den Vernunfthelden zukommen; muß man ſich noch wundern, daß die letztern ſich ſo ſehr darauf ſteifen, daß ihre Erkenntniß allezeit gewiß, und der Gegner ihre beſtändig zweifelhaft wäre. Wenn es ſich auch in der That ſo verhielte; ſo wären die Gedächtnißgelehrten deswegen ſo wenig unglücklich, ſo wenig wir uns in unſerm ganzen Leben für unglücklich halten, weil wir von dem Erfolge unſerer Handlungen, ſelten oder niemals völlige Gewißheit haben. Aber es iſt auch nicht an dem. Die Gewißheit iſt vielmehr bey den Gedächtnißgelehrten. Welcher unter ihnen zweifelt wohl im geringſten an der Wahrheit ſeiner Sätze? Das W. Z. E. W. womit der Meßkünſtler ſeine Beweiſe ſchließt, zeiget ein viel zu kaltes Geblüte an, als daß man von ihm glauben dürfte, er ſey ſeiner Sache gewiß. Aber wenn der Criticus den für einen Stock und Kloß, oder wie es in der Grundſprache beſonders nachdrücklich klingt, ſtipitem et truncum ſchilt, der ſeine Leſart nicht für die rechte hält, ſo zeiget dieſes einen Geiſt an, der von der Richtigkeit ſeiner Gedanken überzeugt, und die Wahrheit ohne einzige Menſchenfurcht, bis auf den letzten Dintentropfen zu vertheidigen beherzt iſt.

Man ſetze mir hier nicht die bürgerlichen Uneinigkeiten unter der Art von Gelehrten entgegen, die ich lobe,

. . . . . populumque ferocem
In ſua victrici conuerſum viſcera dextra. *Lucan.*

Denn es ſind ja in allen Wiſſenſchaften, und ſelbſt in der Meßkunſt, die ſo gewiß ſeyn ſoll, Streitigkeiten; und man überlegt die Sachen nicht genugſam, wenn man ſich einbildet, daß dieſe Streitigkeiten die Gewißheit hindern. Zweifelt man deswegen an ſeiner Meynung, weil andere derſelben widerſprechen? Im geringſten nicht; dadurch entſteht vielmehr eine größere Hitze, ſie zu vertheidigen, und folglich, wie ich vorhin bewieſen habe, eine lebhaftere Ueberzeugung.

Hiezu kömmt, daß die critiſchen Streitigkeiten größtentheils über Wörter entſtehen, ob dieſes Wort gut ſey oder nicht; ob der Schriftſteller an dieſem Orte dieſes Wort, oder ein anders gebraucht habe; ob die Alten dieſes Wort in dieſer Bedeutung, oder in einer andern genommen, u. ſ. f. Aber behaupten nicht die größten Weltweiſen, daß da kein wahrer Widerſpruch, und folglich auch keine Ungewißheit in den Sachen ſelbſt ſey, wo bloße Wortſtreite ſind?

Bin ich doch ſo gar im Stande, zu zeigen, daß ſelbſt in der Philoſophie, mit welcher unſere Vernunfthelden ſich ſo breit machen, alle Gewißheit bloß aufs Gedächtniß ankomme. Carteſius, deſſen unglückliches Zweifeln ich ſchon im vorhergehenden erwähnet habe, kam gewiß nicht durch das Gedächtniß auf ſo ungereimte Einfälle. Zwar ſcheint es ſo, indem er deswegen zu zweifeln anfing, weil er ſich erinnerte, wie oft ihn ſeine vorigen Urtheile betrogen hatten; aber wie viel Leute beſinnen ſich nicht ebenfalls darauf, und werden deswegen doch keine Zweifler. Es war alſo bloß die unterſuchende Vernunft, die ihn verführete.

Iſt es mir erlaubt, unmittelbar nach dem Carteſius mich zu nennen, ſo kann ich durch mein Beyſpiel bezeugen, wie gewiß das Gedächtniß unſere philoſophiſche Erkenntniß machet. Als ich das erſtemal die Philoſophie hörte, faßte ich ſie mit dem Gedächtniſſe. Da hatte ich nicht die geringſten Zweifel. Ich wußte die Immaterialität der Seele aufs gründlichſte zu beweiſen; ich hätte mein Leben für die vorherbeſtimmte Harmonie gelaſſen, und von den ſchlafenden Monaden war ich ſo gewiß überzeuget, daß ich mich nur darum bekümmerte, ob ſie auch träumten. Ich konnte die Erklärungen und Sätze aus der Philoſophie alle von Wort zu Wort auswendig, und war an die deutlichen und vollſtändigen Begriffe ſo gewöhnt, daß ich von der Aufwärterinn Abends niemals ein Licht forderte, ſondern ein Ding, das die umſtehenden Körper ſichtbar machet, und ich hatte ſo hohe Begriffe von mir, daß ich glaubte, in meiner Seele ſey keine Ordnung des mannigfaltigen, oder mit dem Pöbel zu reden, kein Raum für mehr Wahrheiten. Aber ach! mitten in der Empfindung ſo vieler Vollkommenheiten ſtörte mich die Vernunft, eben als ich beſchäfftiget war, eine Abhandlung von dem Beweiſe der Exiſtenz Gottes aus dem andern Theile von Herrn Wolfs lateiniſcher natürlicher Gottesgelahrtheit, aufs gründlichſte abzuſchreiben. Dieſe Feindinn aller Gewißheit zeigte mir in den Schlüſſen, mit denen man die Wirklichkeit des vollkommenſten Weſens, aus ſeiner Erklärung, herleiten will, ſehr viel unrichtiges, das weder Wolf noch Leibnitz bemerkt hatten. Sie würde mir es nicht gezeigt haben, wenn ich der lobenswürdigen Gewohnheit anderer großen Philoſophen gefolgt wäre, und weiter nichts, als was Herr Wolf und wer dem anhängig iſt, geſchrieben haben, geleſen hätte. Allein dieſes ſchien mir allzu Gedächtnißmännermäßig verfahren, daß ich glauben ſollte, ein Mann habe alle Wahrheit erſchöpft. Ich bekümmerte mich alſo um das, was andere z. E. Cudworth, Werenfels, Mosheim, von eben der Sache gedacht hatten. Und o! wie ungewiß wurde ich nicht da von der Richtigkeit des abzuſchreibenden Beweiſes! Doch wenn es nur dabey geblieben wäre, ſo möchte es noch gut ſeyn. Aber die verwünſchte Vernunft bediente ſich dieſer Gelegenheit, mich auf den Einfall zu bringen, daß ich verſchiedene andere Sätze, die ich zuvor als himmelfeſte Wahrheiten angenommen hatte, von neuem überlegen wollte. Wie erſtaunte ich nicht, als ich alles voller Ungewißheit fand. Es wäre um mein zukünftiges Glücke gethan geweſen, wenn ich der herrſchſüchtigen Vernunft mehr eingeräumet hätte. Denn ich würde nicht mehr ſo viel Wahrheiten übrig behalten haben, daß ich hätte nur eine philoſophiſche Diſputation ſchreiben, oder ein metaphyſiſches Collegium leſen können. Ich unterdrückte alſo ihre ſo gefährlichen Wirkungen; ich ergriff alle Wahrheiten, die ſie mir entreißen wollte, mit einer ſtandhaften Hartnäckigkeit; und ich habe gefunden, daß die Philoſophen, wenn ſie ihrer Sachen recht gewiß ſeyn wollen, gewiſſen Leuten nachahmen müſſen, die man ſonſt als Erbfeinde des Reichs der Weltweisheit anzuſehen pflegt. Sie müſſen nämlich eben wie dieſe Leute ihre Vernunft unterdrücken, und auf die allzuvorwitzigen Einwürfe, die ſie ihnen macht, antworten: ſo muß man nicht fragen.

Dadurch wird nicht unterſagt, ſich des Namens Vernunft zu bedienen, und dieſe Fähigkeit unſerer Seelen anzupreiſen. Denn das iſt überhaupt ein Vorzug der Gedächtnißgelehrten, daß ſie mit denen Dingen am meiſten pralen dürfen, die ihnen am unbekannteſten ſind. Der führet zehn Schriftſteller an, von denen er ſieben nicht geſehen und neune nicht geleſen hat, und der andere

prahlt ſtets mit der Vernunft, doch er gebraucht ſie nie.

Denn die Gelehrten, die das Gedächtniß zeuget, haben alle eine Aehnlichkeit mit einander, weil vermöge der Grundwiſſenſchaft, Wirkungen von einerley Urſache einander ähnlich ſeyn müſſen. Sie ſind alle, wie Haller von den Gottheiten der Heiden ſaget,

Am Weſen einerley, nur an Geſtalt verſchieden.

Wie die Hitze der Sonne, in dem Schlamme der Flüſſe Fröſche, und in den Raupenneſtern auf den Bäumen Schmetterlinge ausbrütet: ſo bringt das Gedächtniß bey jenen Gebürgen einen Philoſophen, und in dieſer Ebene einen Antiquitätenhelden hervor.

Es iſt der Sonne noch in einer andern Abſicht ähnlich. Durch die Wirkung der Sonne brachte jenes lebloſe Wunderbild in Aegypten eine Menge vernehmlicher Töne hervor, und durch den Beyſtand des Gedächtniſſes reden ſo viele Gelehrte von Dingen, von denen ſie keinen Begriff haben.

Doch muß man ſich des Gedächtniſſes recht zu bedienen wiſſen, wenn es uns leicht und gründlich gelehrt machen ſoll. Ich will dieſes durch einige Exempel zeigen. Wenn man z. E. ein großer Philoſoph werden will, ſo erwähle man ſich Einen Weltweiſen. Deſſen Schriften mache man ſich durch fleißiges Leſen bekannt, ſo daß man ſeine Sprache zu reden, und mit ſeinen Kunſtwörtern und Sätzen um ſich zu werfen weis. Das heißt ein Syſtema in den Kopf kriegen. Man darf nicht eben alles auswendig behalten. Noch vielweniger darf man ſich mit Nachdenken über den Zuſammenhang der Sätze ermüden. Andere Weltweiſen lerne man in ſo weit kennen, als ſie von ihm angeführt werden. Weiter ſich mit Unterſuchung ihrer Gedanken zu verwirren, iſt nicht rathſam; denn da ihre Schlüſſe ſich auf unterſchiedene Grundſätze ſtützen, ſo würde man ſich dadurch in ſeinem Lehrgebäude ſtören. Indeß kann man ſich groß machen, wenn man nur das anführet, was man von ihnen angeführt geleſen hat. Die Leute glauben doch wohl, daß wir Baylens Wörterbuch geleſen haben, wenn wir nur den Artikel Rorarius erwähnen, und daß wir über Newtons philoſophiſche Anfangsgründe lange weg ſind, wenn wir uns über die anziehende Kraft aufzuhalten wiſſen.

Will man aber ſich mit den Sitten und Geſchichten der Alten groß machen: ſo darf man nicht etwa die Schriften der alten Griechen und Römer ſelbſt leſen. Das Gedächtniß würde dabey ſchlecht zu rechte kommen.

Derjenige, der die Schriften der Alten mit Fleiß und Aufmerkſamkeit lieſt, kann ſo wenig ein Gedächtnißbild werden, ſo wenig die wohl riechen können, die in der Küche wohnen. Meine Leſer werden mir dieſes Gleichniß verzeihen; ich brachte es nur an, um zu zeigen, daß ich Phraſes aus dem Petron wüßte, und folglich gelehrt wäre. Denn, (daß ich mich des Ausdrucks eines andern alten Schriftſtellers bediene) wie diejenigen, die in der Sonne herumgehen, nothwendig etwas ſchwarz werden, ſo werden auch diejenigen, die fleißig mit den alten Schriftſtellern umgehen, nothwendig einigermaßen vernünftig; ungeachtet ich nicht leugne, daß des einen Haut von der Sonnen leichter geſchwärzt wird, als des andern. Man hat es auch gar nicht nöthig, daß man ſich in die Gefahr begebe, mit der Vernunft der Heiden angeſteckt zu werden. Denn man hat ja genug neuere Schriftſteller, die aus den alten das purlautere Gedächtnißwerk herausgezogen, und von allem Unrathe der Vernunft geſäubert haben. Ich habe gehöret, daß die Weltweiſen von einem reinen Verſtande reden, der von allen ſinnlichen Bildern abgeſondert ſeyn ſoll: aber gewiß, er kann davon nicht ſo abgeſondert ſeyn, als das reine Gedächtniß gewiſſer Gelehrten von aller Vernunft gereiniget iſt. Wenn man ihre Werke brauchet, ſo kann man aus ihnen häufige Stellen der alten Weltweiſen, Dichter und Redner anführen, ohne daß man ſich befürchten dürfte, daß uns die erſten zum Nachdenken gewöhnten, die andern einen guten Geſchmack beybrächten, und die dritten lehrten: es ſey zu einer Rede mehr nöthig, als ein gutes Phraſesbuch. Und aus den Geſchichtſchreibern werden wir, durch die Beyhülfe ſolcher Männer, die *Coſſ.* die trib. pl. die A. V. C. und dergleichen lernen, ohne daß wir die Urſachen und die Wirkungen der Begebenheiten anmerkten, und in der Staatskunſt im geringſten klüger würden. Eben auf dieſe Art können wir die zärtlichſten und freyeſten Stellen der alten Dichter anführen, ohne daß wir uns vor dem darinnen ſteckenden Gifte fürchten ſollten: denn wir führen ſie an, nicht, weil uns das Lebhafte und Natürliche in denſelben gefällt, ſondern weil ſie etwa einen alten Gebrauch erläutern. Manche von meinen Freunden haben ſich darüber aufgehalten, wenn ſie geſehen haben, daß man den Ovidius, den Martial, den Petron, fleißig in ſolchen Schriften angeführt, deren Inhalt mit den Gegenſtänden dieſer Dichter ganz keine Aehnlichkeit hatte, und deren Verfaſſern eine Beleſenheit von der Art nicht rühmlich zu ſeyn ſchien. Was hievon zu urtheilen ſey, das wird man aus dem vorhergehenden ſchließen können.

Hier wende man mir nicht ein, daß kein Vortheil dabey ſeyn werde, ſtatt der Schriften der Alten, die Arbeiten der Neuern zu leſen: man darf ſich vor den iuſtis voluminibus nicht fürchten, welche die neuern Gelehrten, aus den in Vergleichung wenigen und kleinen Werken, der Alten gemacht haben. Denn es iſt bekannt, daß ſie ordentlich mit guten Regiſtern verſehen ſind, in denen man dasjenige leicht finden kann, was man zu wiſſen verlangt.

Ich muß noch eines beſondern Vortheils erwähnen, den die Gedächtnißgelehrten beſitzen, daß ſie nämlich ihre eigenen Schlüſſe haben, in denen nur das Gedächtniß, aber nicht die Vernunft die Folge einſieht. Ein Rechtsgelehrter von dieſer Art, wird ſeine Meynung mit zwölf Geſetzen beſtätigen, davon zehne kein Wort, das für ihn wäre, enthalten, und die übrigen beyden bey den Haaren dahin gezogen werden: Ein Philoſoph wird ſich auf den Satz des Z. G. berufen, wenn gleich dieſen Satz gegenwärtig anzuführen, kein anderer zureichender Grund vorhanden iſt, als der, in welchem ſich die Ordnung unſerer Vorſtellungen in Träumen gründet. So wollte unlängſt ein Gelehrter beweiſen, es ſey vorzeiten ſehr gebräuchlich geweſen, einander in Stückchen zu zerhacken, und berief ſich in dieſer Abſicht auf das, was Horaz von einem Geizhalſe erzählet:

. . . . liberta ſecuri
diuiſit medium:

und ein gewiſſer Herausgeber des Anakreons ſchließt, Anakreon ſey von einem unſträflichen Leben geweſen, was man auch etwa für Gründe dawider aus ſeinen Gedichten nehmen könnte; denn es hätten ja auch andere Dichter geſagt

vita verecunda eſt, muſa iocoſa mihi,

und Caſtum atque eſſe decet pium poëtam,
Ipſos verſiculos nihil neceſſe eſt.

Solche Folgerungen können wohl nicht Vernunftſchlüſſe genennt werden; daher heiße ich ſie Gedächtnißſchlüſſe, und ſie entdecken uns öfters Wahrheiten, darauf uns die Vernunft nimmermehr würde geführt haben.

So beſitzen denn die Gedächtnißgelehrten nicht nur die leichteſte Art, dasjenige zu faſſen, was andere vor ihnen geſagt haben, ſondern auch eine eigene Erfindungskunſt. Was iſt es nun wohl, damit ſich die Vernunfthelden breit machen, und darinnen ſie den Gedächtnißgelehrten nicht den Vorzug laſſen müßten?

Ich ſehe daher mit Vergnügen, daß, ungeachtet alle Bemühungen der Freunde der Vernunft, das Gedächtniß noch immer ſeine Verehrer findet. Und ich prophezeye ſeinen Feinden nach und nach einen völligen Untergang. Meine Wahrſagung gründet ſich darauf, weil ſie den Wachsthum ihrer Macht hauptſächlich auf die Ausbreitung der Philoſophie gründen, da ich doch im vorhergehenden gezeiget habe, wie viel bey der Philoſophie auf das Gedächtniß ankomme. Wolf, Bilfinger, Canz, und etliche wenige Geiſter ihres gleichen, werden ſich umſonſt bemühen, das Reich der Vernunft zu erweitern, wenn ſie nicht verbiethen können, daß eine Menge von Seelen anderer Art, ihre Schriften auswendig lernet, das Reich des Gedächtniſſes zu vergrößern. Es iſt doch ein liſtiger Streich, den das Gedächtniß gemacht hat, daß es die Bemühungen der größten Freunde und Beförderer der Vernunft zu ſeinem Vortheile zu gebrauchen weis, und daß es eine Menge von Gelehrten beredet, ſie gehörten zu der Partey der Vernunft, da ſie doch zu der ſeinigen gehören.

* *

Die Weisheit.

Blinde Thoren! frecher Laſter Knechte,
Fluchet der Weisheit göttlichem Geſchlechte,
Tobt und raſt nur, ſpeyt aus tollem Eiſer
Schäumenden Geiſer.

Dennoch ſteigt ſie, dennoch wird ſie ſiegen,
Und den Läſtrern niemals unterliegen;
Ihrer Hoheit anmuthreicher Schimmer
Schwächet ſich nimmer.

Wie der Spiegel, den ein Thor behauchet,
Sich zu heitern keiner Hülſe brauchet,
Und zum Trotze des, der ihn verdunkelt,
Prächtiger funkelt:

Alſo wird auch durch der Läſtrer Toben
Nur der Weisheit reiner Glanz erhoben,
Der die Grenzen, die ſein Stral erheitert,
Täglich erweitert.

Sie, der Ausfluß von dem reinſten Lichte,
Reizt und lockt uns durch die ſchönſten Früchte,
Und bereitet denen, die ihr frohnen,
Ewige Kronen.

Sie, ſie lehrte Sophroniſkus Erben
Glücklich leben, noch beglückter ſterben,
Und den Giftkelch, den die Mörder brachten,
Lächelnd verachten.

Eh die Theile noch ihr Daſeyn fühlten,
Die des Weltbaus erſten Stof enthielten,
Eh die Schatten vor dem Tage ſchwanden,
War ſie vorhanden.

Sie durchforſchte, an der Allmacht Seiten,
Aller Welten ewge Möglichkeiten;
Wahn und Irrthum wich vor ihrem Blicke
Gänzlich zurücke.

Sie erwählte, und der Allmacht Schlüſſe
Folgten willig ihrem weiſen Riſſe,
Und ertheilten dem, was ſie erleſen,
Dauer und Weſen.

Mit wie reizend prächtigem Gepränge
Stund der Welten neu erſchaffne Menge!
Die, o Weisheit! deiner Einſicht Proben
Schweigend erhoben.

Daß in tauſend weitgedehnten Kreiſen
Jene Ballen unermüdet reiſen,
Und die Kräfte, die ſie wirbelnd ſpühren,
Nimmer verlieren;

Daß, wenn Titans Gluth und Stral ſich neigen,
Nacht und Schatten ihren Thron beſteigen,
Und den Erdkreis mit gekühlten Blicken
Schlummernd erquicken;

Daß der Winter Wuth und Kraft verlieret,
Wenn der Zephyr ſeine Flügel rühret,
Und die Kinder des beblühmten Lenzen
Felder bekränzen.

Daß der Sommer Frucht und Aehren reichet,
Und dann wieder vor dem Herbſte weichet,
Der nicht minder mit gehäuften Schätzen
Pflegt zu ergötzen;

Dieß, o Weisheit! dieß iſt dir zu danken:
Du beſtimmteſt Ordnung, Maaß und Schranken;
In des Erdballs kleinſten Creaturen
Sieht man die Spuren.

Fallt, ihr Völker! fallt mit Ehrfurcht nieder;
Singt der Göttinn feurighohe Lieder,
Die für alles, was euch glücklich machte,
Dergeſtalt wachte.

Täglich wird noch ihre Gunſt verſpühret,
Wenn ſie herrſchend Steur und Ruder führet,
Und durch Fürſten, die ſie krönt und ſchmücket,
Staaten beglücket.

Ihre Herrſchaft macht, daß aus den Reichen
Krieg und Zwietracht, Fluch und Qual entweichen,
Daß ſie Aufruhr, Mordſucht und Empören
Nimmer zerſtören.

Fleiß und Künſte werden da befodert,
Wo ihr Weihrauch unverlöſchlich lodert;
Ihrem Winken eilt der volle Seegen
Blühend entgegen.

Hier ergießt ſich in beglückten Wällen
Flor und Reichthum aus gehäuften Quellen,
Und der Bürger Ueberfluß und Freude
Trotzet dem Neide.

Dort verſammlet in zufriednen Heeren
Jener Landmann ſeine ſichern Aehren,
Den die Hoffnung der beglückten Beute
Längſtens erfreute.

Drum, Monarchen! laßt in euren Grenzen
Stets der Weisheit heilge Tempel glänzen;
Baut und widmet, zu der Göttinn Ehre,
Tauſend Altäre!

Stürzt die Säulen, die in Marmorbildern
Jene Henker ganzer Völker ſchildern!
Um, ſtatt ihrer auf den leeren Plätzen
Weiſe zu ſetzen.

J. A. P. G.

* *

Daß die Tadler mehr Dank verdienen, als die Schmeichler.

Wer gewohnt iſt, zuweilen in große Geſellſchaften zu gehen, dem iſt nicht unbekannt, daß in dem Umgange der Menſchen nichts gewöhnlicher iſt, als Tadeln und Schmeicheln. Man darf ſich nur, um hievon überzeuget zu werden, an einem öffentlichen Orte einfinden. Man wird hier einen antreffen, der von den Fehlern des andern ein ungeſcheuetes Urtheil fället. Und dort wird man ein Paar von ferne ſehen, deren einer dem andern ſo viele Vollkommenheiten beyleget, daß dieſer kaum ſo viel Beugungen dagegen machen kann. Und mich deucht, ſo angenehm dem letztern die beygemeſſenen Lobeserhebungen ſind, ſo verdrießlich würde es jenem fallen, wenn er dem Tadler zuhören ſollte. Die Urſachen dürfen wir nicht weit ſuchen. Der Meuſch wäre vielleicht anders geartet, wenn ihm nicht ſeine Eigenliebe gleichſam zu einem Spiegel dienete, worinnen er eine vollkommene Schönheit ſeines ganzen Weſens zu erblicken vermeynet.

Die verſchiedenen Wirkungen, welche das Tadeln und Schmeicheln in unſerm Gemüthe hervorbringt, haben mich etlichemal zu der Unterſuchung bewogen: ob in dem Verhalten, welches wir in beyden Fällen pflegen merken zu laſſen, nichts unbilliges ſey? Und ich bin endlich auf die Gedanken gerathen, **daß die Tadler in der That mehr Dank verdienen, als die Schmeichler.**

Es iſt gewiß, daß das Tadeln auf mehr, als eine Art, geſchehen könne. Denn wer ſieht nicht, daß der verliebte **Coridon** mit Recht getadelt werde, wenn er ein beflecktes Strumpfband, welches er ſeiner Göttinn geſtohlen, alle Augenblicke aufs feurigſte küſſet? Aus ſeinem Bezeugen leuchten ſo viele Arten der Thorheit hervor, daß es uns ſchwer fallen würde, ſie ohne Lachen aus einander zu ſetzen. Wer findet hergegen ein Wohlgefallen daran, wenn jemand der unſchuldigen **Chloris** ſpottet? Denn was kann dieß arme Frauenzimmer dafür, daß die gar zu gütige Natur ihren Rücken höher, als die Bruſt, erhoben hat?

Man kann dennoch auf eine gegründete, und ungegründete Weiſe tadeln. Selbſt, wenn ein hinlänglicher Grund zum Tadeln da iſt, ſo kann es doch auf eine vernünftige und unvernünftige Weiſe geſchehen. Denn ich halte denjenigen Tadler ſelbſt für tadelhaft, der bey ſeinem Tadeln nicht die Verbeſſerung des andern zum Endzwecke hat. Ich ſchließe daraus: niemand muß denjenigen lächerlich zu machen ſuchen, von deſſen Fehlern zu urtheilen, er gnugſamen Grund hat. Allein wie wenig wird dieſe Regel beobachtet, ob ſie gleich höchſt billig iſt!

Criticus, ein **Erzgelehrter**, machet einen Verſuch, und handelt in einem Buche eine Sache ab, in welcher er ſich ſonſten nicht ſattſam geübet hat, ob es ihm gleich ſonſten nicht an einer gründlichen Wiſſenſchaft fehlet. **Muscatus** beſitzt zwar ſonſt nicht die Hälfte von ſeiner Gelehrſamkeit; iſt aber eben zum Unglücke in dieſer Sache beſſer bewandert, als der unglückliche **Criticus**. Er ſetzet ſich alſo nieder. Er ſpitzet ſeine Feder. Er machet jenen als einen verächtlichen Abcſchützen herunter. Das iſt zwar mit Grunde getadelt. Aber wer wird es mit Vernunft getadelt nennen? Ich kann es nicht ſo heißen.

Was aber? wird man denken. Was ſollte man denn ſolchen Leuten wohl zu danken haben? Solchen Leuten, die unſere Fehler ausrufen? Solchen, die den Mantel der Liebe gar nicht gebrauchen wollen? Darf ich aber antworten: ſo ſage ich: Sehr vieles.

Mich deucht, daß der getadelte **Coridon** ſich beſinnen werde. Er wird ſich hüten, daß ſeine verliebte Thorheiten hinführo keine Zuſchauer haben. Er wird, wo anders noch ein Funken von Vernunft in ſeiner Seele iſt, gedenken, daß er klüger handele, wenn er das, was ihn vor allen Leuten lächerlich machet, auch nicht einmal heimlich thäte. Iſt er nun ein wenig ehrgeizig, ſo wird er lieber ſeine **Phyllis** vergeſſen, als ſich länger zum allgemeinen Vorwurfe des Geſpöttes machen. **Coridon** hat alſo durch das Tadeln ſeiner Aufführung ſehr viel gewonnen.

Die unſchuldige **Chloris** hat Gelegenheit, in die Schule der Gelaſſenheit zu gehen, wenn ſie erfährt, daß ihr hoher Rücken hier und da zum Gelächter dienen müſſe. Sie grämet ſich. Sie glaubet, daß ſie durch alle Schminke, durch alle ihre gekünſtelten Schnürleiber, durch alle koſtbare Kleidungen, dem **Jctus**, auf welchen ſie ſich bis itzo viele Hoffnung gemacht, die Augen nicht länger werde blenden können. Sie verfällt alſo auf den chriſtlichen Entſchluß, eine andächtige Schweſter zu werden. Sie will dem Vaterlande mit ihrer jungfräulichen Seele dienen, da ſie für untüchtig angeſehen wird, mit ihrem ungeſtalten Körper der Welt die gewöhnlichen Dienſte zu leiſten. Die arme **Chloris** kann alſo ebenfalls durchs Tadeln klüger, und vielleicht auch glücklicher werden.

Und mich deucht, dem ehrlichen **Criticus** ſind von ſeinem Gegner auch nicht ohne Nutzen ſeine Fehler entdecket worden. Denn er zieht itzt aus ſeiner

Begebenheit den vernünftigen Schluß: daß derjenige übel handele, der ſich höher ſchwingen will, als ihn ſeine Flügel tragen können. So unvernünftig alſo das Tadeln an Seiten des **Muscatus** war, ſo heilſame Wirkungen hat es bey dem **Criticus** hervorgebracht.

Alle dieſe Beyſpiele zeigen zur Gnüge, daß das Tadeln unſere Vollkommenheit befördere. Ich werde meiner Abſicht alſo eine Gnüge thun, wenn ich noch erweiſe, daß **die Schmeichler** uns im Gegentheile ſchaden. Denn daraus wird natürlicher Weiſe folgen; daß wir den Tadlern mehr, als den Schmeichlern, zu danken haben.

Ich bin überzeuget, daß das Schmeicheln auf keine Weiſe könne gerechtfertiget werden. Denn es ſetzet allezeit eine Falſchheit des Gemüths voraus. Und dieſe iſt ſchon wider das Recht der Natur, welches uns die Liebe des Nebenmenſchen einſchärfet, und erſtlich verbeut, ohne Noth Unwahrheiten zu reden.

Philedus ſitzt bey ſeiner **Lesbia**, und küſſet ihr in einer Viertelſtunde 99mal die Hände. Er bewundert alles, was nur einen kleinen Theil ihres Leibes ausmachet. Ihre Augen ſind zwo Sonnen; ihre Wangen ſind mit Milch und Blut beſärbet; ihr Mund muß den Roſen die Röthe ſtreitig machen. Ihre Hände beſchämen den Alabaſter. Ihr Leib muß wohlgewachſen ſeyn, wenn auch gleich ihre Schnürbruſt zwo Ellen weit iſt. Kurz, er ſchmeichelt ſeiner Lesbia aus allen Prädicamenten. Sie iſt zu klug, als daß ſie anfänglich alles für Wahrheiten annehmen ſollte. Der Wohlſtand erfordert, daß ſie alle unverdiente Lobeserhebungen mit Höflichkeit ablehnet. Allein ſie iſt doch in der That verliebt. Sie ſieht den **Philedus** zu aufrichtig an, als daß er ihr gar zu unverſchämte Lügen vorſagen ſollte. Sie glaubet alſo von Tage zu Tage mehr von den ſchönen Sachen, womit ihr Liebhaber ihre Eigenliebe gekützelt hat. Sie tritt vor den Spiegel. Sie unterſuchet den Werth ihrer Geſtalt. Und indem ſie mit gar zu vieler Zärtlichkeit dabey an den Geliebten gedenket, ſo überredet ſie ſich endlich, daß alles wahr ſeyn müſſe. Sie läßt ſich dieſes zu weit mehrern Thorheiten verleiten. Kurz, ſie hat von den Schmeicheleyen des **Philedus** keinen andern Vortheil, als daß ihr Hochmuth wächſt, daß ihre Eigenliebe zunimmt, und daß unzählige Thorheiten in ihrem Gemüthe einen ſchönen Wohnplatz finden.

Vetula, welche ſich bisher kein Recht angemaſſet, ſich zu den Schönheiten dieſer Stadt zu zählen, iſt neulich mit dem jüngeren **Satiricus** in Geſellſchaft. Dieſer Menſch findet ein beſonderes Vergnügen daran, wenn er Leute, die mehr Einfalt, als Argliſt, in ihren Minen haben, aufziehen kann. Seine überfließende Fertigkeit im Plaudern machet, daß die Leichtgläubigen ſelten an dem, was er ſaget, zweifeln können. Er kömmt an gedachtem Orte bey der **Vetula** zu ſitzen. Er preiſt ihre ausnehmende Schönheit, obgleich ihre gefaltene Stirn ſie in das Regiſter der betagten Jungfern ſetzet. Er erhebet ihren durchdringenden Verſtand, ob ſie gleich in ihren Unterredungen ſelten mehr, als Ja und Nein, aus dem verborgenen Schatze ihrer Weisheit hervorbringen kann. Er merket ihre Schwäche im Urtheilen. Er überredet ſie alſo, daß **Creon**, ein benachbarter Patricius, ſie zu ehlichen geſonnen ſey. Sie iſt in der That ſo einfältig, daß ſie glaubet, **Creon** habe ſich in ihre Runzeln verliebt. Ihr Vater hat ſich bereits entſchloſſen, ſie mit einem angeſehenen Bürger zu verbinden, welchem mehr mit einer begüterten und häuslichen Gattinn, als mit einer armen Schönheit, gedienet iſt. Allein der ehrliche Mann muß itzt zurücke ſtehen, und ſie erwartet noch dieſe Stunde den Augenblick mit unzähligen Schmerzen, da der vermeynte Creon die Anwerbung um ſie thun werde. Wie ſehr aber ſteht ſich das arme Mägdchen nicht im Lichte! und wie viel geruhigere Tage hätte ſie nicht in den Armen des ehrlichen Bürgers zählen können, wenn ſie dem ſchmeichelnden **Satiricus** kein Gehör gegeben hätte!

Man darf nicht meynen, daß ſich der Schaden, welchen die Schmeichler anrichten, nicht gleichermaßen auf das männliche Geſchlecht erſtrecke. Es giebt Mannsperſonen, welche den Namen der Weltweiſen ſo wenig verdienen, daß ſie wohl eben ſo ſehr in ſich ſelbſt verliebt ſind, als irgend eine von dem ſchönen Geſchlechte. Ich kenne einen Menſchen, welcher böſe werden würde, wenn man ihn anders, als einen Candidaten des Miniſterii betiteln wollte, weil er länger, als vor neun Jahren, die Matrikel gelöſet hat; ob er gleich weniger von den ſchönen Wiſſenſchaften, geſchweige denn von der Gottesgelahrtheit und andern Theilen der Gelehrſamkeit, gefaſſet hat, als ein anderer, der in etlichen Jahren noch nicht willens iſt, den Degen abzulegen. Sein Vater war

Sutor bonus ſapiens. *Horat. I. Sat. 3, 125.*

Und er verdienet dieſe zwey Beywörter um ſo viel mehr, weil er fleißig an die weiſe Ermahnung gedachte, die **Apelles** einem ſeiner Handwerksgenoſſen ehedem bey einem bekannten Gemälde gegeben hat. Ich zum wenigſten bin völlig verſichert, wäre der ehrliche Mann nicht ſo frühzeitig geſtorben, er würde ſeinen Sohn ohne Zweifel angehalten haben, eben das Handwerk zu lernen, wovon er ſeine Nahrung eine geraume Zeit gehabt hatte. Allein, die Gedanken ſeiner Mutter giengen weit höher. Das geringſte, wozu ſie ihn beſtimmte, war ein **Doctor und Conſiſtorialrath**, und, um dieſen großen Endzweck zu erreichen, ſparte ſie ihrer Meynung nach, keine Koſten. Sie lebte in einer Stadt, in deren Mauern die Muſen einen Sitz haben. Und wie mancher iſt nicht bloß durch dieſe glückliche Gelegenheit in der That zu einem großen Manne frühzeitig zubereitet worden? Ich weis aber nicht, ob ich es der Flüchtigkeit des **Florindo**, und der gar zu vortheilhaften Meynung von ſich ſelber, oder dem nachläßigen Unterrichte ſeiner Lehrmeiſter beymeſſen ſoll, daß er nichts ſonderliches lernte. Vielleicht urtheile ich aber nicht ohne Grund, daß ſeine liebe Frau Mutter ihn, wie in andern Dingen, ſo auch hier verzärtelt habe. Sie ſelbſt konnte von ſeiner Fähigkeit wenig oder nichts urtheilen. Sie hatte aber, werden meine Leſer denken, andere bitten ſollen, daß ſie die Geſchicklichkeit ihres Herrn Sohns unterſuchen möchten. Und dieß iſt auch geſchehen. Allein zum Unglücke ſetzte ſie ihr Vertrauen auf einen Mann, der zwar viel wußte, aber ein vollkommener Schmeichler war, und gern jemanden lobte, wenn er nur Vortheil davon hatte. **Florindo** mußte alſo bey demſelben wohnen, und ſeinen Hörſal etlichemal beſuchen. Es währete aber nicht lange, als ſeiner Frau Mutter das Vergnügen ankam, den lieben Sohn auf der Kanzel zu ſehen. Er predigte alſo. Und weil ſeine Mutter, ſein Lehrer, und vielleicht auch andere, aus bloßer Kurzweile, dem Stümper ſchmeichelten, und ſeinen Vertrag lobten, ſo glaubte er endlich (und ich wette, daß er mit dieſen Gedanken auch noch ſterben werde), daß derſelbe keine Verbeſſerung leide. Dieſes ſchließe ich daraus, weil er, als ein alter Candidat, ſo ſchlecht und einfältig redet, als nur ein Anfänger thun kann; ob er gleich faſt täglich Gelegenheit hat, die ſchönſten Muſter geiſtlicher Reden zu hören; ob er gleich unter allen Candidaten der einzige iſt, der die beſondere Geſchicklichkeit beſitzt, die meiſten Zuhörer zum Tempel hinaus zu predigen. Und wer will ihm aus eigenem Antriebe ſeine Fehler zeigen, da er ſich einbildet, untadelhaft zu ſeyn? Man fürchtet ſich vor ihm. Denn er läſtert gern. Und vielleicht möchte er alsdenn ſeine unvergleichliche Arbeit zu hoch im Preiſe halten, und nicht mehr den letzten Augenblick bereit ſeyn, die Herren Prediger im Nothfalle abzulöſen. Man fürchtet ſich vor ſeiner Frau Mutter. Denn dieſe kluge Frau hat zugleich ein Amt, weswegen das Frauenzimmer ſie nicht gar wohl entbehren kann. Weil man alſo beyden ſchmeichelt, ſo wird **Florindo** wohl bis an ſein Ende ein höchſt unangenehmer Schwätzer bleiben. Ein jeder verſtändiger Leſer mag aber urtheilen, ob dieſer bedaurenswürdige Menſch nicht glücklich, und ſchon längſt von einem unter den vielen Patronen, die er vergebens um ein Amt geflehet hat, befördert wäre, wenn er nicht durch die vielen Schmeicheleyen gehindert würde, ſeine Fehler zu erkennen?

Dieß ſind beſondere Fälle, womit ich meinen Satz zu rechtfertigen geſuchet habe. Mich deucht aber, es ſey überhaupt wahr, daß die Tadler mehr Dank verdienen, als die Schmeichler; obgleich die Falſchheit der letztern in der That oft mehr belohnet wird, als die gute Meynung der erſtern. Inzwiſchen gefällt es mir ungemein, daß große Herren, nebſt der ſtarken Anzahl derer, welche ihren Speichel lecken, auch gemeiniglich einen Hofnarren haben, der ihnen die Wahrheit trocken ſagen darf. Es kann ſeyn, daß dieſes an den wenigſten Höfen die Abſicht iſt, weswegen ſolche Leute daſelbſt ordentlich beſoldet werden. Vielleicht hat ein Vergnügen an lächerlichen Einfällen und kurzweiligen Ausdrückungen den Grund dazu geleget. Dem ſey nun endlich wie ihm wolle, ſo wird doch der obberührte Zweck ſehr oft erhalten, und dieſe Art von Leuten hat oft mehr Nutzen geſtiftet, als zehn Räthe, welche die Begierden des Regenten in ihren Anſchlägen bloß zu vergnügen geſuchet haben.

H.

* *

Schreiben,

an den Herrn von Hagedorn.

Was meynſt du, Hagedorn, wie glücklich iſt ein Mann,
Der Wiſſenſchaft beſitzt u ſie verleugnen kann?
Der zwar die Bücher liebt, doch nicht an ihnen klebet,
Bey aufgeräumtem Witz zugleich ſtudiert und lebet,
Den Tag mit Billigkeit in Fleiß und Freude theilt,
Bey beyden ſtets genug und nie zuviel verweilt,
Weit glücklicher, als der, der bey den Grillen wachet,
Und, ſchärfet er den Geiſt, die Sinnen ſtumpfer machet,
Und wenn ihn ingeheim ein todtes Wort ergetzt,
Geſellſchaft, Freud und Glück für Kleinigkeiten ſchätzt.
Ein Weiſer, ſagt man zwar, ſorgt nicht für ſchlechte Dinge.
Was auch ein Thore kann, das iſt ihm zu geringe.
Was groß und edel iſt, nur dem iſt er geweiht,
Und ſein geringſter Zweck iſt die Unſterblichkeit.
Doch, wenn der weiſe heißt, der Glück u. Luſt verachtet:
Wo iſt das Wichtige, nach dem der Weiſe trachtet?
Was der Pedant erhebt, das iſt dem Hofmann klein;
Was dieſer richtig nennt, ſcheint jenem ſchlecht zu ſeyn.
Die Sachen ſind uns groß, die uns am nächſten ſtehen,
Und die uns ferne ſind, pflegt man als klein zu ſehen.
Frag jeden, was er wohl der Mühe würdig hält?
Der nennt dir ſein Latein, und der die beſte Welt;
Dem iſt ein gut Gericht ſein eifriges Verlangen;
Der weis nichts wichtigers, als Phyllis Herz zu fangen;

Und vor dem Spiegel macht Climene dieſen Schluß:
Sonſt niemand hat zu thun, als wer ſich putzen muß.
Ein halber Advocat und dunkler Grillenfänger
Rückt den Poeten auf, ihr ſeyd nur Müßiggänger,
Wenn er bey Zwiſtigkeit, die er erſt ſelbſt entſpinnt,
Dem Bauer den Proceß und ſich das Geld gewinnt,
Und, da er manchen Dieb von Rad und Galgen lüget,
So gar die Raben ſelbſt ums Ihrige betrüget,
Und ſchwört noch, daß ohn ihn, den Rechtsgelehrten Mann
Kein Bauer ſeine Kuh in Frieden melken kann.
Mir aber ſcheint die Müh noch hoch genug zu ſchätzen,
Durch kluger Verſe Geiſt die Leſer zu ergötzen,
Zu ſorgen, daß, was ich zum Zeitvertreib gedacht,
Auch ihnen Zeitvertreib, wo mir nicht Ehre macht.
Mir iſt ein kluges Haupt, das ich durch Witz vergnüget,
Mehr als ein Urtheil werth, in dem ich obgeſieget.
So uneins denket man von dem, was wichtig heißt.
Selbſt das gelehrte Volk, das ſich um Kränze reißt,
Sucht die Unſterblichkeit durch ganz verſchiedne Dinge,
Und einer macht den Ruhm des andern ſelbſt geringe.
Wer ſteht mir nun dafür, daß ein beſpritztes Blatt
Mehr Wichtigkeit an ſich, als Welt und Umgang, hat?
Daß ein vermodert Wort in Pergamenten leſen,
Daß zählen, wie vielmal ein Buch gedruckt geweſen,
Daß bilden, wie vor dem Jeruſalems Altar,
Wie Iſis ausgeſehen, wie Krodo ſchrecklich war,
Daß unſrer Vater Stamm im tiefſten Norden ſuchen,
Den Wolf vertheidigen, wo nicht den Wolf verfluchen,
Erforſchen, ob ein Geiſt gezwungen oder frey,
Entſcheiden, ob der Raum ein wirklich Weſen ſey,

Ein römiſches Geſetz, das nicht mehr gilt, erklären,
Und den Tribonian geſcheuter denken lehren,
Daß alle das Bemühn der hochgelahrten Welt,
Das ich nicht tadeln kann, und ſie für göttlich hält,
Von größerm Werthe ſey, als ungelehrtes Wiſſen,
Wo gut zu reden iſt und wo wir ſchweigen müſſen,
Wie man die Wahrheit ſagt, und nicht zu meiſtern ſcheint,
Im Nothfall ſich verſtellt, und es doch redlich meynt,
Bey Vorſicht ohne Zwang nicht eilet und nicht zaudert,
Nicht ſchweigt, nicht murriſch ſpricht, viel redet, doch nicht plaudert,
Der Arbeit Runzeln ſich durch edlen Scherz vertreibt,
Und alle Luſt gebraucht und doch in Schranken bleibt,
Und was der alten Welt bejahrte Schriften ſagen,
Weis als ſein Eigenthum im Scherze vorzutragen.
Gewiß, der Umgang giebt die beſte Wiſſenſchaft,
Die mehr die Herzen trifft, als Schriften ohne Kraft,
Und wenn man Lehrer wählt, ſein Wohl in Acht zu nehmen,
Kann oft Aſpaſia den Sokrates beſchämen.
Wie kann es edel ſeyn, von aller Welt entfernt
Und nur für ſich gelehrt, nicht brauchen, was man lernt,
Und unter Buch und Staub im Leben ſich begraben,
Damit man einſten ſagt, daß wir gelebet haben?
Was iſt ein Büchergeiſt, der keine Luſt genießt?
Ein Geizhals, der ſich ſtets zu ſeinen Schätzen ſchließt,
Mit Sammeln ohne Furcht ſich ganze Nächte quälet,
Und ſeine Wiſſenſchaft nur immer überzählet.
Dieß weißt du, Hagedorn, und übſt es mit Bedacht.
Die Wiſſenſchaft iſt nichts, die uns nicht glücklich macht,
Und jeder hat umſonſt den Büchern ſich ergeben,
Der nicht vergnügter lebt, als andre Leute leben.

J. E. S.

Der Dieb.

Drittes und letztes Buch.

Wie ſo ſchüchtern, o Muſe? Welche Furcht hat dich eingenommen? Doch was ſehe ich? Welch ein furchtſamer Anblick? Meine Streiter kommen zurücke. Sie ſind mit gefährlichen Waffen bewaffnet. Vor ſolchen Waffen müſſen auch die Acheronten erſchrecken. Wo aber ſoll ich anfangen, dieſelben zu beſchreiben? Ich werde die Götter ſelbſt zu Hülfe nehmen müſſen.

Barbar, die fleißige Barbar, hatte, in der Abſicht ihrem allgemeinen Feinde einen deſto ſtärkern Widerſtand zu leiſten, ein Gewehr ergriffen, das ſich wegen ſeiner Macht und Stärke ſchon bekannt genug gemacht hatte. Herkules hatte ſich ſchon damit einen Namen erworben, und die Ställe des Augias zeugten von deſſelben Kraft. Neptunus ſelbſt hat es bis hieher als ſeinen Regimentsſtab und Zepter geführet. Hiermit drohete er den raſenden Winden, die auf den Befehl einer rachſüchtigen Juno, einen gekränkten Aeneas verfolgten. Hiermit bezwang er ſie auch, und ſchickte ſie in ihre Höle zurück. An dem Kopfe dieſes koſtbaren Gewehrs waren noch die ſchrecklichen Worte zu leſen: Quos ego.

Die verſtändige Margaretha folgete dieſer auf dem Fuße nach. Sie hatte ein Gewehr, welches nicht geringer, aber weit künſtlicher gemacht, und viel ſchöner anzuſehen war, als jenes. Sein Schaft, der um ſo viel mehr er an Dicke zunahm, je länger er wurde, war aus vielen Stücken zuſammen gebunden; oben aber breitete er ſich in unzählige Aeſte, und in eben ſo viele gefährliche Spitzen und Spieße aus; und bekam beynahe die Geſtalt eines vom Laube entblößten Baums, oder beſſer, er ſah als der Schwanz eines erſchrecklichen Cometen aus. Ehemals ſah man dieſe Figur am Himmel ſtehen, dahin ſie zur Warnung war geſetzt worden, als die rebelliſchen Rieſen, mit den Aeltern dieſes Gewehres, ſelbſt den Himmel zu ſtürmen, ſich unterſtanden hatten. Seit einiger Zeit aber hat man ſie am Horizonte vermißt; und vielleicht iſt ſie von unſerer Heldinn von da entführet worden.

Noch gefährlicher aber war das Gewehr, welches die weiſe Urgande durch das Schickſal in die Hände bekommen hatte. Wer kann widerſtehen, wenn die Waffen der Parcen ſelbſt wider uns ins Feld ziehen? Clotho, eine der unerbittlichen Schweſtern, hatte dasjenige Inſtrument hergegeben, damit ſie ſonſt ſo geſchäfftig iſt, den Sterblichen ihre Lebenszeit immer zu verlängern. Welch eine ſchlechte Anzeige für unſern armſeligen Dieb! Kann es wohl gefährlicher um dich ausſehen? Müßte ſich nicht auch Herkules vor dieſen Waffen ſchmiegen? Denke nicht zu widerſtehen.

Doch nunmehro tritt die liſtige Johannette hervor. Ihre Hand war mit einem ſtarken Eiſen bewaffnet. Sie iſt damit überaus gewandt, und hat durch deſſen öftern Gebrauch und ſtarke Uebung gelernet, ſehr geſchickt damit umzugehen. Sie iſt damit vermögend, Dinge, welche von Natur in einer geraden Linie liegen, in einen Zirkel zu krümmen, und alſo den Lauf der Natur, auf eine gewaltſame Weiſe zu hemmen und in eine andere Ordnung zu bringen. Der Gott Vulcanus leiſtet ihr hiebey beſondern Beyſtand, und ſtärket dieſes Gewehr durch ſeine Macht, ſo oft ſie ſolches gebrauchen will, und verleihet ihm erſtlich dadurch ſeine ſtärkſte Kraft. Alsdenn aber muß alles in Trümmern gehen, wenn ihm nicht durch die Zeit ſeine Kraft nach und nach wieder entzogen wird.

Hier ſteht nun die gewaltige Armee. Dieß ſind nun ihre Waffen. Hier ſteht ſie nun in Ordnung, weit beherzter, als vormals, ehe ſie ihre Hände mit dieſem köſtlichen Gewehre noch unüberwindlich gemacht hatte. Hier wartet ſie nun auf den Befehl ihres Anführers, auf den Feind loszugehen, und ihn zu überwinden.

Kaum kann der plötzliche Anblick, der mit ganzen Wäldern bewaffneten Rieſen, die auf einen Schlag ganze Armeen zu zerſchmeißen dräuen, ſchrecklicher geweſen ſeyn; kaum kann der zum erſtenmale erſcheinende Haufe der geſchwinden Centauren gefährlicher geſchienen haben; kaum können die zuerſt ans Licht kommenden beweglichen Thürme, die von den Rücken der rieſenmäßigen Elephanten, mit ſo zuverſichtlicher Sicherheit getragen worden, fürchterlicher gelaſſen haben; ja, daß ich alles in einem ſage: kaum können die reiſenden Argonauten, wenn ſie ihr berühmtes Schiff, ihren treuen Gefährten, welches ſie durch das Waſſer getragen, wiederum auf ihren Schultern über die höchſten Berge ſchleppen, entſetzlicher gelaſſen haben, als hier unſere neuen, und auf eine ganz beſondere Art bewaffneter Amazonen in die Augen fielen; ja, ich zweifele, ob die ungeheuren deutſchen Schlachtſchwerdter den Römern das erſtemal gefährlicher vorgekommen ſind, ehe ſie ſolche gefühlet, und empfunden haben.

Doch genug, o Muſe, höre auf, uns die Waffen zu beſchreiben, und uns durch dieſe fürchterliche Beſchreibung noch furchtſamer zu machen; ſage uns vielmehr einmal, wie denn dieſer gefährliche Krieg ablief, oder vielmehr, wenn er ſich denn anfing?

„Wohlan denn, unverzagte Gehülfen meiner
„kühnen Unternehmung, ſagte unſer Guſtav, wohl
„an denn, ſäumet nicht länger, eurem Anführer
„mit gehörigem Muthe nachzufolgen; beobachtet eure
„Pflicht genau; glaubet nur, daß ihr eurer eigenen
„Sache wegen ſtreitet, bildet euch ein, daß ihr
„eurer eigenen Ehre wegen kämpfet, ſo werdet ihr
„nichts verſehen, was euch dienlich, rühmlich und
„nützlich ſeyn kann. Es wird alles glücklich ablaufen.
„Verlaſſet euch eben ſo ſtark auf mich, als ich
„mich auf euch verlaſſe, ſo werden wir doppelt muthig,
„und zwiefach glücklich in unſerem Vorhaben
„ſeyn; ich will nichts vor euch voraus haben, ſondern
„eben ſo wohl, und eben ſo muthig fechten, als
„ihr ſelbſt, ob mich gleich das Schickſal zu eurem
„Haupte erwählet hat, außer nur dieſes einzige, daß
„ich euch mit guten Beyſpielen zeigen will, wie ihr
„tapfer genug ſeyn müſſet, wenn ihr anders Sieg
„und Lorber davon tragen wollet.

So ſprach er, als er zugleich mit dem letzten Worte mit ſeinem kühnen Degen ſeine rechte Hand bewaffnete, ſolchen dreymal um den Kopf ſchwang und dreymal damit vor ſich hin hieb. Hierauf ergriff er mit ſeiner linken Hand ein Licht, gab mit einem ſtarken Schritte das Zeichen zum Aufbruche, und zog alſo hin, ſeinen Feind zu ſuchen; und ſeine Gefährten folgten ihm beherzt nach.

Aber wie eine einherziehende Armee immer kühner, muthiger und beherzter wird, wenn ſie merket, daß ſich ihr Feind vor ihr verſtecket, und ſich nicht ſehen läßt, ob man ſchon ſeinetwegen da iſt, und ſeiner mit ziemlichem Eifer begehret: ſo geſchah es auch hier bey unſern Streitern. Es fehlete ihnen weiter nichts, als nur an dem, der ſich zeigen, ſich ihnen widerſetzen, und ſich für ihren Feind erklären wollte. Sie ſahen ſich genau um; ein jedes von ihnen bemerkte alle Oerter ſorgfältig; man forderte ihn heraus, aber niemand war, der ſich melden wollte; niemand war, der ſich zu erkennen geben wollte, daß er ihr Feind ſey.

Unſer Heer war nunmehro ſchon bis zum Ende des großen Saales gekommen, bis zu dem Orte, welcher einen Weg zeiget, wie man von demſelben bis in einen höhern, ja den höchſten Ort des Hauſes kommen konnte. „Hier laſſet uns Halte machen,“ ſagte Guſtav zu ſeinen Begleitern. „Unſer Feind „iſt zwar ziemlich dreuſte, ſich hören zu laſſen; aber „er ſuchet gleichwohl ſeine Sicherheit in höhern Orten, „daß wir ihn mit mehrerer Gefahr angreifen müſſen; „doch ſoll es ihm auch hier nicht gelingen. Aber, o

„mächtiger Schutzgeiſt, beweiſe doch deine Macht, „und ſey uns, die du uns bis hieher geholfen haſt, „auch itzo günſtig; zwinge unſern Feind, daß er ein „Zeichen von ſich geben muß, daß wir ſeinen verborgenen Aufenthalt endlich einmal entdecken, und ihn „nach Verdienſt beſtrafen können!

Guſtavs wachſamer Schutzgeiſt erhörete ihn. Kaum war das letzte Wort aus Guſtavs Munde geflogen, als ſich ſchon dasjenige fürchterliche Getöſe zum zweytenmale hören ließ, welches, da es das erſtemal ertönete, unſere kriegeriſche Geſellſchaft in ſolches Schrecken geſetzet hatte. „Willkommen „ſtarker Feind!“ rief hier Guſtav voller Freuden aus. „Willkommen! komm hernieder, und zeige „dich uns nun auch von Perſon. Nachdem wir „dein Daſeyn erfahren, ſo möchten wir auch gern „deine Kräfte verſuchen und prüfen.“ Anſtatt der Antwort aber entſtund ein abermaliges Gepolter, welches das erſte weit übertraf. Wäre unſer Guſtav nicht zugegen geweſen, unſer tapferes Heer wäre längſt davon gelaufen; ſo aber hielt ſie der Muth ihres Anführers dießmal noch auf.

„Nun denn, ſprach Guſtav weiter, ſo laſſet uns „denn einen Angriff wagen; ihr ſehet, wie wenig Herz „er hat. Er verkriecht ſich itzt oben ſo ſehr vor „euch, als ihr es nur vor kurzem vor ihm thatet. Doch „nein, bleibet hier; ich will allein hinauf, und den „Kampf antreten. Bleibet ihr hier ſtehen, und „gebet nur genau Acht, daß er uns nicht etwan entkomme.

Als er dieß geſaget hatte, ſtieg er voller Herzhaftigkeit die Stufen hinauf, wo das Ende ſeiner Unternehmung auf ihn wartete; ſeine Gefährten aber ſtunden mit ihrem Gewehre bereit, den flüchtigen Feind entweder lebendig zu fangen, oder auch ihm durch wiederholte Stöße in den Sand zu legen.

Aber ſo wie ein für Lohn gedungener Fechter zwar mit kühnen Schritten den Fechtplatz betritt, ſein Gewehr mit einer ſtolzen Mine bald auf ſeiner Schulter daher trägt, bald ſolches verwegen um den Kopf ſchwingt, bald aber in einem geſtreckten Lager vor ſich hin ſtrecket, und ſchon mit ſeinem Gegner zu fechten ſcheint, ehe ſelbiger noch auf dem Sande erſcheinet; ſo bald ſich aber ſolcher ſehen läßt, und er kaum die erſten Streiche in der Luft blitzen ſieht, ſchon ſein Gewehr zu ſeinen Füſſen liegt, er ſelbſt aber ſeine Sicherheit, die Flucht, ſuchet: ſo gieng es auch hier bey unſern Streitenden zu. Hier ſtund unſere Barbar, und hielt ihr Gewehr vor ſich hinaus, ihrem Feinde den erſten Fang zu geben; hier hatte die Margarethe ſchon zu dem gefährlichſten Hiebe ausgeholt; dort ſchien Urgande den heftigſten Schlag zu verſuchen, und hier drohete die Johannette die nachdrücklichſten Merkmaale ihres Zorns geben zu wollen. Aber kaum ließ ſich die Stimme des in der Höhe fechtenden Guſtavs hören: „Hier iſt der Dieb: als ihre ſo ſtarken Waffen ſchon auf der Erde lagen, und ſie vor großer Eilfertigkeit und heftigen Furcht, ihren Platz auf einem Haufen, wenige Schritte davon, fanden. Schlechte Gefährten eines unerſchrockenen Muthes! Sie hatten ſich noch nicht wieder erholet, als die ſiegreiche Stimme unſers Guſtavs zum zweytenmale erſchallte; und als ein anderer Cäſar das Veni, vidi, vici ausrief. „Kommet herauf, ſagte er, „hier liegt unſer Feind; er iſt überwunden; „kommet herauf und empfahet die Lorber unſers „Sieges, der Feind liegt geſtreckt; der Dieb, der „fürchterliche Dieb, iſt in eurer Gewalt. Kommet, „und holet ihn zum Triumphe ab.

Hier ſtieg nunmehr unſere ſiegreiche Armee hinauf, und nahm die Wahlſtatt mit einer freudigen Mine ein, und genoß nunmehro die angenehme Ruhe, die auf einen langwierigen und beſchwerlichen Krieg folget. Sie zogen mit Lorber bekränzt wieder heim; und die Waffen wurden zum ewigen Denkmaale in Siegeszeichen gebunden, und auf der Wahlſtatt aufgerichtet.

Habe Dank, o Muſe! daß du mir alle Umſtände dieſer merkwürdigen That haſt mittheilen wollen; ſey mir noch ferner hold, und entdecke mir noch ferner dergleichen Geſchichte. Wer war denn aber dieſer gefährliche Dieb, deſſen Untergang du uns beſungen haſt?

Der, den uns Phädrus ſchon voll Liſt und Bosheit zeigt,
Der bald zum Neſt des Schweins, bald zu dem Adler ſteigt;
Der, wie la Mothe ſagt, ein Vögelchen zerſtückte,
Daß er Fidelen nur ins Reich der Todten ſchickte.
Wer über Dunkelheit ſich hier annoch beſchwert,
Iſt Feind und Siegern gleich, nicht beſſern Schickſals werth.

Parturiunt montes, naſcetur ridiculus mus. *Horat.*

N. B. F.

* * *

Die

Die Bienen.

Eine Fabel.

Bey warm- und ſchwüler Sommerszeit
Entſponn ſich in dem Bienenheer.
Ein nie erregter Vorzugsſtreit:
Wer beſſer oder ſchlechter wäre;
Ob jene, die durch ihr Bemühn
Den Saft aus Kraut und Blumen ziehn;
Ob dieſe, die aus nahen Flüſſen
Dem Stocke Waſſer bringen müſſen?

Der Vorzug, war der erſten Wort,
Fällt jedem leichtlich in die Augen,
Uns bleibt er, die wir hier und dort
Das Mark aus ſüßen Blumen ſaugen;
Uns, die wir ſtets beſchäfftigt ſind,
Daß unſer Roſt von Honig rinnt,
Wenn wir mit Kunſt bey warmen Tagen
Die Höschen in die Zellen tragen.

So, fielen hier die andern ein,
Ihr haltet uns für ſchlechtre Bienen?
Wo wird denn euer Honig ſeyn,
Wofern wir nicht mit Waſſer dienen?
Dieß ſchadet unſerm Anſehn nicht,
Daß euer Stachel uns gebricht;
Genug, daß wir das Amt verwalten,
Wozu man uns geſchickt gehalten.

So klein itzt unſre Mühe ſcheint,
So ſoll euch doch der Ausgang lehren:
Daß wir mit euch zugleich vereint
Zum ganzen Bienenſtaat gehören.
Sie trugen drauf kein Waſſer mehr,
Bald ward der Stock von Bienen leer,
Und alle mußten faſt verſchmachten,
Die in der Brutzeit Honig machten.

Der Weiſer rief in kurzer Zeit
Den Reſt von ſeinen Unterthanen,
Um ſolchen zur Geſelligkeit
Und zur Gemeinſchaft anzumahnen,
Der Unterſchied in eurer Pflicht
Gebiehrt, ſprach er, den Vorzug nicht;
Nur die dem Staat am treuſten dienen,
Die ſind allein die beſten Bienen.

C. F. Gellert.

* *

Fortgeſetzter Briefwechſel, zwiſchen Calliſten und Sylvandern,

Nebſt einem Traume.

Der fünfte Brief.

Nur noch eine ſolche Geſellſchaft: ſo werde ich ihnen untreu. Wie wenig müſſen ſie mein Herz achten, Calliſte, weil ſie die Gefahr, ſolches zu verliehren, ſelbſt befördern. Ich würde es unfehlbar geſtern einigen von denen ſchönen Händen, welche auf dem Pochbrette ſo fleißig waren, übergeben haben, wenn mich die immerwährenden Erinnerungen, zuzuſetzen, und auszuzahlen, zu einem beſtändigen Schluſſe hätten kommen laſſen. Wie viel Dank iſt man doch dem Erfinder dieſes Spiels ſchuldig? Der menſchliche Verſtand zeiget ſich darinnen, nicht nur wegen der tiefſinnigen Regeln, in aller ſeiner Stärke, ſondern auch wegen der häufigen, und unerwarteten Veränderungen von der ſchönſten Seite. Ueberdieſes glaube ich, daß man nach einem dreyſtündigen Genuſſe dieſes Vergnügens, ſo gut, als ein Handlanger, welcher Steine hin und wieder getragen hat, von dem Beſitzer des Pochbretts ſeine drey Groſchen fordern kann. Es wundert mich nur, daß uns die Ausländer die Erfindung davon nicht ſtreitig machen. Doch im Ernſte, Calliſte, werden Sie dieſes Spiel künftig bey ſich einführen? Ich will es nicht hoffen. Das Pochen iſt recht gut, und ein Geſetz, daß man bey Wochenbeſuchen pochen müſſe, würde nicht das abgeſchmackteſte ſeyn. Nur bey Ihnen iſt mir dieſer Lärm unerträglich. Ueberlegen ſie es nur: Ich komme ja nicht zu Ihnen, um Handarbeit zu verrichten. Wenn ich ja mit Ihnen, ſchöne Calliſte, nicht von meiner Liebe reden ſoll: ſo will ich doch mit Ihnen reden. Geſtern habe ich faſt nichts von Calliſten, als ihre Armbänder, geſehen. Gleichwohl ſchmeichle ich mir, daß ich mich recht gut dabey aufgeführet habe, und Sie können mir eine kleine Belohnung unmöglich verſagen. Ein Liebhaber, der wider ſeinen Willen, ſeiner Geliebten zu gefallen, eine halbe Stunde im Pochbrette ſpielet, muß, deucht mich, heut zu Tage noch mehr Verdienſte haben, als vor alten Zeiten ein Ritter, der ſich ſeinem Fräulein zu Liebe auf allen Turnierplätzen herumtummelte, den Rieſen die Arme brach, und einem Drachen den Kopf abriß. Sie bleiben doch dieſen Abend zu Hauſe?

Der ſechſte Brief.

Ja, mein Herr, ich bleibe den ganzen Tag zu Hauſe, ich traue Ihnen aber ſo viel Beſcheidenheit zu, daß Sie mich nicht beſuchen werden. Sie haben mir geſtern bey allen denenjenigen, welche in der Meynung ſtehen, daß ich Sie nicht haſſe, ſehr viel Ehre gemacht. Wer wird ſich denn beſtändig nach Ihrem Kopfe richten? Bey unſern Unterredungen waren Sie meiſtentheils ſtumm, und ſo ernſthaft, als ob ſie eine Sonnenfinſterniß ausrechneten; und als wir zu ſpielen anfingen, wurden ſie ſo verdrießlich, als ein Dichter, den man unter dem Leſen ſeiner Reime, bey den ſchönſten Stellen, durch ein Gewäſche ſtöret. Gewiß Sylvander, ich hätte Ihnen etwas mehr zugetraut. Kann ich, Ihnen zu gefallen, meinen Fiſchbeinrock eine halbe Elle enger tragen, als es mir die Mode erlauben würde: ſo könnten Sie auch mir zu Liebe eine halbe Stunde, mit einer guten Art im Pochbrette ſpielen, wenn es gleich Newton nicht erfunden hat. Das Spiel iſt ſo uneben nicht, und wird nur alsdenn langweilig, wenn eigenſinnige Mannsperſonen dabey nicht lachen wollen. Ich weis nicht, was meine geſtrigen Gäſte von Ihnen und Ihrem Verſtande denken werden; wenigſtens wollte ich wohl wetten, daß mich keine einzige um den Beſitz Ihres Herzens beneiden wird. Was meynen Sie, mein Herr, ſollten unſere Geſellſchaften nicht klüger werden, wenn das ernſthafte Geſchlecht dem ſchönen Geſchlechte ein wenig nachgeben, und uns von den Fehlern unſrer Erziehung, unſers Geſchmacks, und der kleinen Vorurtheile, die wir nicht allemal verbergen, durch etwas anders, als finſtre Stirnen und bittre Spöttereyen, überführen wollte? Ich rede gar nicht von den Stutzern. Die poßierliche Gefälligkeit dieſer Reverenzmacher und Handſchuhküſſer, welche über alles lachen, was wir ſagen, iſt uns weit ſchädlicher, als der Eigenſinn, daß wir auf die Ausarbeitung unſers Verſtandes weniger Koſten, als ſie auf den ihrigen, verwendet haben. Dieſe critiſchen Leute ſollten bedenken, daß es ihnen rühmlich iſt, einen feinen Geſchmack zu haben, und doch in Geſellſchaften verdrüßlich und unangenehm zu ſeyn. Wer weis, Sylvander, ob ſie nicht meinen geringſten Freundinnen einen Ekel vor dem Pochen, oder wenigſtens eine Gleichgültigkeit gegen daſſelbe erweckt hätten, wenn es ihnen nicht gefällig geweſen wäre, in lauter einſylbichten Wörtern zu antworten. So aber war das Pochbrett weit geſelliger und artiger, als ſie. Wenn ich wüßte, daß ſie nicht von neuem böſe würden: ſo wollte ich ihnen wohl erzählen, was mir dieſen Morgen geträumt hat. Doch wer wird nach ihrem Zorne fragen? Vielleicht kann ich Sie, durch meine Erſcheinungen, bekehren. Ich will meinen Traum aufſchreiben, und dabey auf keine andere Ordnung ſinnen, als die ich ſchlafend bemerket habe.

Es mochte bald Morgen ſeyn, als ich mich in einer unbekannten Gegend, vor einem entſetzlichen Gebäude befand, welches ich, wegen ſeiner Größe nicht überſehen konnte. Ich ſah wohl, daß es ſehr viel Eingänge hatte; doch war ich noch unentſchloſſen, ob ich mich, durch einen derſelben wagen ſollte, als mich eine ziemlich wunderliche Figur anredete. Du biſt ein Fremder, ſagte ſie; folge mir nach! Ich will dir den **Palaſt des Zeitvertreibs** zeigen. Allein ich blieb ſtehen; dieſe Geſtalt war gar nicht fähig, mir ein Vertrauen zu erwecken. Man ſtelle ſich ein kleines Ungeheuer vor, welches aus lauter Augen und Ohren zuſammen geſetzet iſt, und nur einen einzigen, durch allerhand Häute bedeckten Mund hat: ſo ſieht man meine Führerinn. Ich bin die Aufmerkſamkeit, hörte ich ſie von neuem reden, als ſie meinen Zweifel bemerkte; laß dich meine Unform nicht abhalten, meiner Freundſchaft zu trauen. Du würdeſt mich gar nicht ſehen, wenn ich dich nicht beſonders hochhielte; denn da meine Geſtalt in allen Geſellſchaften ärgerlich iſt: ſo beſitze ich von Natur die Gabe, mich und meine Freunde unſichtbar zu machen. Folge mir! Man ſoll dich nicht inne werden. Die Neugierigkeit machte mir hierauf ſo viel Muth, daß ich meiner neuen Freundinn, die mir ſchon nicht halb ſo häßlich, als zuvor, vorkam, hitzig an die Seite trat, und mich mit ihr in den Palaſt verfügte.

Dieſes Gebäude, ſagte ſie, iſt mit entſetzlichen Koſten von dem Zeitvertreibe aufgeführet werden. Er iſt ein angenehmer und liebenswürdiger Mann, allein, man ſieht ihn ſelten in ſeinem eignen Hauſe; da ſich hingegen ein Verwalter von ihm, der Verdruß, beſtändig unter dem Geräuſche der größten Geſellſchaften befindet. Es iſt merkwürdig, daß die unzähligen Eingänge dieſes Orts nur den Kindern zum Ausgange wieder offen ſtehen. Ein Frauenzimmer, welches über zwölf, und eine Mannsperſon, die über funfzehn Jahre alt iſt, kann ſehr ſelten durch das Thor wieder herausgehen, durch welches ſie hereingekommen ſind. Der große Palaſt hat für erwachſene Leute nur einen Ausgang, welcher von einem hämiſchen Weibe beobachtet wird. Sie heißt Reue, und ihre Erfindung, womit ſie die Ausgehenden martert, iſt unerſchöpflich und grauſam. Der Verſtand, ein ernſthafter doch angenehmer Herr, den man aber in dieſer Gegend nicht allemal leiden kann, hat einen andern Ausgang entdeckt, wodurch er die Anzahl ſeiner wahren Freunde ganz ſicher zu führen pfleget. Mitten unter dieſen Reden befanden wir uns in einem großen Hofe, welcher von unſchuldigen Kinderſpielen ertönte. Hier fragte mich meine Führerinn, ob ich die Geſellſchaften des Frauenzimmers, oder der Mannsperſonen zuerſt ſehen wollte. Wir wollen die erſtern wählen, verſetzte ich aus Liebe zu meinem Geſchlechte; ſie ſind doch wohl ohnedem nicht beſtändig alleine. Gut! antwortete die Aufmerkſamkeit, ſo will ich dir vor allen Dingen das neue Gebäude zeigen, welches nur vor einiger Zeit, dem ſchönen Geſchlechte zu Liebe, aufgeführet worden iſt.

Sie brachte mich hierauf in einen Garten, bey deſſen Eingange ich die Statuen des Müßiggangs, der Neugierigkeit, der Misgunſt, und der Verleumdung in einem Vierecke, und zum Ende deſſelben, ein mittelmäßiges Haus erblickte. Wir waren durch einen langen ſchnurgleichen Gang demſelben bis auf ungefähr 100 Schritte nahe gekommen, als mich ein verwirrtes Getöſe zu der Frage brachte: ob dieſes eine Mühle ſey? Nein! ſagte meine Begleiterinn; es iſt der Aufenthalt der Sechswöchnerinnen. Das Frauenzimmer, ſonderlich die Weiber, haben dieſen Palaſt, ſo lange dieſe Zeitverkürzung gefehlet, für ſehr unvollkommen gehalten. Der Zeitvertreib unterhält alſo aus Großmuth, ein Dutzend Sechswöchnerinnen, und man ſaget, daß ſie ihm mehr, als der ganze Palaſt, koſten ſollen. Ich glaube nicht, daß die Beſuche, die man an andern Orten vor Wochenbetten abſtattet, mit gegenwärtigen einige Gleichheit haben. Die Tugend, eine nahe Anverwandtinn des Zeitvertreibs, welche wegen ihres Eigenſinns nicht allemal mit ihm zufrieden geweſen iſt, und nur ein abgelegnes Zimmer bewohnt hat, ſoll, wenn man dem heimlichen Murmeln trauen darf, ſeit der Erbauung dieſes Orts ganz und gar ausgezogen ſeyn. Allein, ich glaube, daß ſie ſich nur etliche Zimmer weiter entfernt hat, weil ich ſie wirklich, ſeit einem Jahre ſchon dreymal in einigen Geſellſchaften, die ſich ihrer doch ein wenig zu ſchämen ſchienen, geſehen habe; du wirſt finden, daß die Frechheit ‒ ‒ ‒ Ach! wir wollen umkehren, ſagte ich; dieſer Ort kann nur denen gefallen, die nicht mehr roth werden. Meine Freundinn war ſo höflich, mich ohne Widerrede, durch den Garten zurück zu führen. Ich lief entſetzlich, weil es mir vorkam, als ob mir einige trunkne Weibsbilder nacheilten.

Kaum hatte ich die Gartenthüre hinter mir zugeſchlagen; als ich zur rechten Hand derſelben eine Weibsperſon innen ward, welche eine ziemliche Heerde zuſammen gekuppelter Mopshunde aus einer Hütte heraus ließ. Ganz gewiß ſind die Liebhaberinnen dieſer artigen Geſchöpfe angekommen, ſagte meine Führerinn. Dieſes Weib, fuhr ſie fort, welches ſie mit Vergnügen wartet, heißt Unwiſſenheit. Sie hat über dieſes die Aufſicht über ein Dutzend indianiſche Vögel, über etliche Affen, und über einige außerordentlich verliebte Leute, welche bey dem Zeitvertreibe in Pflicht ſtehen, in allen Frauenzimmergeſellſchaften zu ſeufzen. Es iſt wahr, daß ſich einnige von deinem Geſchlechte dieſer Zeitverkürzungen ſehr mäßig zu bedienen wiſſen, und derentwegen dürfte man ſo viel Unkoſten nicht anwenden. Andere hingegen ſind etwas erhitzter dabey. Ich will itzt nur von dieſen Hunden reden. Es giebt Väter und Liebhaber, ſonderlich aber eine anſehnliche Menge Ehemänner, welche die größte Urſache haben, über die artigen Thiere eiferſüchtig zu ſeyn. Dieſer hier, mit dem blauen Halsbande, iſt Flaviens Liebling; alle ihre Aufwärter müſſen erſt ſein Herz gewinnen, ehe ſie einen freundlichen Blick von ihr erhalten. Man könnte einen ziemlichen Band von denen Verſen herauszeben, welche nur auf ihn gemacht ſind; und wie ich gewiß weis: ſo ſteht Seladon noch mit einem Poeten in Tractaten, wobey ſie nur noch um acht Groſchen uneins ſind, daß er ihn mit Jupiters Adler

ler, mit dem Pfau der Juno, mit der Pallas Nachteule, und Alexanders Pferde vergleichen ſoll. Dieſer Poet iſt überhaupt in ſeinen Ausdrücken ſehr beſcheiden, und hat letzthin bey dem Tode des kleinen Farouche, der von einem unglückſeligen Biſſe in die Schnauze von dem ſchönen Munde der hitzigen Melinde geblieben iſt, nichts weiter gethan, als daß er das Schickſal einigemal unbeſonnen, doch nicht mit eigentlichen Worten, genennet hat. Unter dieſen Nachrichten hatte ſich die Unwiſſenheit mit ihrem luſtigen Haufen aus unſerm Geſichte verlohren. Wir ſelbſt aber hatten eine Treppe erſtiegen, und ſahen verſchiedene Zimmer vor unſern Augen. Wo ſind ſie denn? fragte ich; wir hätten ihr gleich nachfolgen ſollen, verſetzte meine Führerinn. Wir haben ein ſehr bewegliches Schauſpiel verſäumet. Niemals iſt der Reſt der Helden, welche Troja und ihr Unglück überlebt hatten, von dem griechiſchen Frauenzimmer mit größrer Inbrunſt umarmt worden, als man vor einigen Minuten dieſen Thieren begegnet, die man doch nur ſeit geſtern aus den weichen Armen gelaſſen hat. Doch wir wollen ſie in ihrem Zimmer beſuchen.

Wir waren gleich im Begriffe, darauf zu zugehen, als mich der angenehmſte Anblick von der Welt zu einem andern Entſchluſſe brachte. Es öffnete ſich eine Thüre, und ich ſah einen Bücherſaal. Einige Frauenzimmer ſaßen, mit untergeſtützten Armen, an verſchiedenen Tiſchen und ſtudierten. Ich begab mich, ohne meiner Führerinn ein Wort zu ſagen, in das Zimmer; allein, wie erſtaunte ich nicht, als ich unter den Weibsperſonen nur eine einzige lebendige antraf, welche die Schriften des Zuſchauers vor ſich hatte. Alle übrigen waren geſchnitzte Bilder, welche zur Auszierung des Zimmers dienten. Die Bibliothek ſelbſt war in ziemlicher Unordnung. Ich erblickte die Titel vieler guten Bücher; der Staub aber, der ſie bedeckte, gab mir ſattſam zu erkennen, wie oft ſie gebraucht würden. Verſchiedene große Schränke waren ganz und gar leer. Die Bücher, die hieher gehören, ſagte die Aufmerkſamkeit, ſind entwendet worden. Ich will ſie aber aus Hochachtung gegen dein Geſchlecht nicht nennen. Der Zeitvertreib hat ſie oft von neuem angeſchafft, aber vergebens. Aus dieſer Urſache ſieheſt du hier die **Kunſt ſchön zu werden, den Nachttiſch der Phryne, das Lächerliche der Unſchuld, die Taxe der Gunſtbezeugungen**, und andere beliebte Schriften mehr an Ketten liegen. Ein Folioband, welcher den Titel führte: **Univerſal-Lexicon aller nichts bedeutenden Wörter in der Liebe**, machte mich ſo neugierig, daß ich das Buch aufheben, und das Wort vernünftig aufſchlagen wollte: es war mir aber ſo ſchwer, daß ich es fallen ließ, und erwachte.

Doch meine Seele war noch zu ſehr von den bisherigen Gegenſtänden eingenommen. Ich ſchlief wieder ein, und befand mich wieder mit meiner Wegweiſerinn in einem Gemache voller Spielerinnen. Sie machten ein ſehr wildes Getöne, welches mich auch auf den Verdacht brachte, daß es verkleidete Mannsperſonen wären. Ich bath alſo meine Freundinn, mich an einen andern Ort zu begleiten.

In dem erſten Zimmer, in welches wir traten, herrſchte eine ungemeine Stille, ob ſich gleich eine ziemliche Geſellſchaft von Weibsbildern und einigen Mannsperſonen darinnen befand. Die letztern ſuchten zwar die erſten, durch allerhand angefangene Geſpräche, von ihren Stricknadeln abzuhalten; allein die Antworten waren allezeit ſo eingerichtet, daß es auf einmal wieder ſtille wurde. Sieheſt du jene Grube mitten in den Tiſchen, woran ſie ſitzen? ſagte meine Führerinn. Sie iſt auf Unkoſten des Zeitvertreibs mit Schnupftaback angefüllt. Man bedienet ſich deſſen; man nießt; man ſpricht: Gott helf! Man bedanket ſich, und zeiget doch, durch dieſes Mittel, daß man nicht gar ſtumm iſt. Gleichwohl beſitzen die ſchönen Geſchöpfe, welche itzt ſo gar beſcheiden ſind, die Gabe, zu lachen und zugleich zu reden, im höchſten Grade. Du ſollteſt nur warten: ſo würden diejenigen, die einander anitzt nicht antworten, einander alle Minuten ins Wort fallen. So ſehr werden ſie ſich ſelbſt unähnlich. Vor einigen Tagen wäre bald ein großes Unglück von ihrem Gelächter entſtanden. Es erhob ſich auf einmal ſo ein entſetzlicher Sturm davon, daß er den Schnupftaback bis auf das letzte Stäubchen in die Luft, und von dar in die zarten Naſen trieb, und ein gefährliches Nießen verurſachte. Die Urſache dieſer Erſchütterung ſollen ein par krumme Beine einer Mannsperſon geweſen ſeyn, welche die einzige Florette durch die Fenſterſcheiben erblickt hat, doch ſagen auch einige, daß man eigentlich keine Urſache wüßte.

Eine allgemeine Bewegung in dem ganzen Palaſte, machte uns hier aufmerkſam. Wir hörten mit den Thüren ſchlagen; unſre eigene Geſellſchaft verließ das Zimmer, und wir eilten mit ihr in einen groſſen Saal. Eine erſtaunende Menge Volks von beyderley Geſchlechte zerſtreute meine Gedanken; meine Führerinn aber entdeckte mir, daß der Verſtand zugegen wäre. Man hatte einige Mühe, ihn unter der Menge zu finden, doch wenn man ihn einmal erblickte: ſo war es auch ſchwer, ihn wieder zu verliehren. Seine Geſtalt war ſehr anſehnlich; ſein Anzug war ſehr reichlich, und zeigte eine männliche Nachläßigkeit. Eine ſittſame Freude heerſchte in ſeinen Augen, und der Wohlſtand in allen ſeinen Geberden. Ich erblickte ihn bey der Phyllis, welche, da er ſich nach der Seite wendete, mit größter Geſchwindigkeit ein Pfläſterchen von ihren Wangen riß. Dieſer Mann, redete meine Freundinn, iſt ſich, durch einen gewiſſen Eigenſinn, eine Zeitlang ſelbſt hinderlich geweſen, in dieſen Palaſt zu kommen. Er hatte zwo Feindinnen. Sie ſind itzo in dem Saale. Betrachte die Weibsperſon in dem Kleide von lauter bunten Bändern, und die andere, welche nach allen Spiegeln ſchielet, und ſich bisweilen ſelbſt die Hand küſſet. Es iſt die Eitelkeit und Eigenliebe. Es iſt wahr: ſie ſind nur Dienerinnen in dieſem Palaſte; allein ſie haben bey beyden Geſchlechtern etwas zu ſagen. Der Verſtand wollte ſie anfangs gar nicht leiden, und drang ſo gar auf ihren Abſchied. Allein er begehrte zu viel; es war nicht eine Perſon, welche ſie nicht beſchützte. Die beyden Aufwärterinnen kannten ihre Gewalt, und machten den Verſtand in allen Geſellſchaften ſo verhaßt und abgeſchmackt, daß man ihn beſtändig von allen Thüren abwies. Endlich ſah er ſelbſt ſeine Uebereilung und die Unmöglichkeit ein, ſie abzuſchaffen. Er ſagte ihnen Schmeicheleyen vor; und ſeine Schmeicheleyen gefallen allezeit. Itzt bedienet er ſich ihrer zu ſeinen Abſichten ſehr glücklich. Sie ſelbſt erleichtern ihm den Zutritt in tauſend Herzen, und man iſt zufrieden, wenn er zugegen iſt.

Der Saal ward von der immer mehr und mehr zunehmenden Anzahl des Volks, immer enger; dennoch bemerke ich mit Vergnügen, daß keiner den andern hinderte. Der Verſtand gieng bald zu dieſer, bald zu jener Geſellſchaft, und die Mäßigkeit, die er bey verſchiedenen Zeitverkürzungen einführte, machte ſie ſchmackhaft und dauerhaft. Er war gefällig, und man war es wieder. Chloris ſtreichelte in ſeiner Gegenwart ihren Hund mit Kaltſinnigkeit, und Strephon zog ſeine goldne Uhr in einer halben Stunde nur dreymal aus der Taſche. Niemand ſchien über ſeinen Anblick verdrießlich zu ſeyn, als ein gewiſſer alter junger Herr. Meine Führerinn nennte ihn **Wortſpiel**. Er hat vor dieſem, ſagte ſie, einige Annehmlichkeiten gehabt; und da er ſich ſehr ſtark und auf mancherley Art zu ſchminken weis: ſo gefällt er noch itzo in einigen Zuſammenkünſten. Allein der Verſtand muß nicht zugegen ſeyn. Du ſiehſt, daß er ſich itzt mit den Bedienten unterhält, die ihm doch ſchon verächtlich begegnen. Doch er verdienet nicht, daß wir uns bey ihm aufhalten. Betrachte den Zeitvertreib und die Tugend, welche itzt in der größten Vertraulichkeit beyſammen ſind. Ich war ſo haſtig, dieſes erwünſchte Paar mit meinen Augen anzutreffen, daß ich zu meinem Verdruſſe darüber aufwachte.

Kurz darauf, Sylvander, brachte man mir ihren Brief. Er beſtärkte mich in dem Entſchluſſe, meinen Traum aufzuſchreiben. Sie können nunmehr zufrieden ſeyn, wenn ich ihnen einen Monatlang ihre Briefe nicht beantworte.

* *

An Phyllis.

Erhabne Phyllis, fordre nicht
Ein Lied von meiner Freundſchaftspflicht;
Ich werde nicht den Frevel wagen,
Was mich nicht reizt, dir vorzuſagen.
Umſonſt haſt du bisher gemeynt,
Sylvander ſey von dir ein Freund.
Nein, Gunſt, die dich im Irrthum ſtärket,
Hat ſein Verſtellen nicht bemerket,
Straf nur an mir den leichten Sinn;
Genug: daß ich dein Freund nicht bin;
Denn nur mit Männern, groß von Wiſſen,
Werd ich der Freundſchaft Bündniß ſchließen.
Doch, Schöne, ſey nur wieder gut;
Mein Herze fühlt weit zärtre Glut.
Es wählt dich nicht in Freundſchaftstrieben;
Denn dich, o Phyllis muß ich lieben,

J. F. Z.

Ver-

Verzeichniß
der in dieſen ſechs Monaten enthaltenen Stücke.

Im Jenner.

1 Vorrede nebſt einer Fabel, der Gärtner 3
2 Unterſuchung, ob es verſtändig und vorſichtig gehandelt ſey, wenn man die Gottesverleugner und Religionsſpötter ſtarke Geiſter nennet von **A. P. L. C.** 13
3 Zufällige Gedanken über die Tadler von **M. n. b.m.** 27
4 Kurzer Beweis, daß der Gebrauch der mathematiſchen Lehrart in der Rechtsgelehrſamkeit möglich ſey von **D. C. G. W.** 36
5 Die entweihte Poeſie von M. **C. F. Gellert.** 44
6 Die geſchützten Ehrengedichte von **R.** 47
6 Unterſuchung, ob es erlaubt ſey, bloß zu ſeinem Vergnügen zu ſtudieren von M. **Käſtner.** 49
8 Der Mangel der Gründlichkeit in den Wiſſenſchaften von **Carl Aug. Gebhardi.** 67
9 Der Dieb, ein epiſches Gedichte, erſtes Buch 71
10 Die Gelaſſenheit von C** 79
11 Schreiben von der Stärke der einmal angenommenen Meynungen von M. **T. L. Pitſchel** 85
12 Die Gans, eine Fabel von M. **Gellert.** 94
13 Die Einſamkeit von **J. F. Zernitz.** 95

Im Hornung.

1 Die tugendhafte Ruhmbegierde, von C** 99
2 Eine Todtenliſte von Nicolaus Klimen, Küſtern an der Kreuzkirche zu Bergen in Norwegen 105
3 Einige Gegenſtände der neuen Dichtkunſt von J.G.Harrer . 134
4 Elegie eines Frauenzimmers auf ihrem Todbette, an ihren Freund, von G. 138
5 An Dorimenen 139
6 Beweis, daß Chloris gelehrt ſey, von M. Käſtn. 143
7 Die Matrone von Epheſo. 167
8 Pätus u. Arria, eine Erzählung von M. Gellert 175
9 Abhandlung, daß die wahre Freundſchaft ein Mittel ſey, unſere Glückſeligkeit zu befördern. 176
10 Der junge Citronat, eine Fabel 183
11 Anakreontiſche Ode von L. B. 189
12 Philoſophiſches Schreiben von der Empfindlichkeit von J.A.C. 190
13 Nachahmung der 11 Ode des 1 B. des Hor. von S. 195
14 Anakreontiſche Oden von J. F. Z. 195

Im Märzmonate.

1 Der Tod, bey Beſuchung eines Kirchhofes 199
2 Abſchiedsrede der Complimente von H. C. J. 207
3 Auf die Dichtkunſt 226
4 Unterſuchung, ob uns die Philoſophie zu Zweiflern in der Religion mache? von M. Käſtnern. 235
5 Chloris im Kleiderſchmucke von J.F.Zernitz. 252
6 Ode an Doris von C.F.G. . 256
7 Gedanken über die Stammbücher von M. Pitſcheln. 258

8 Der

8 Der Einſiedler, eine Erzählung 279
9 Der Dieb, das zweyte Buch 283
10 Die Nachtigall, eine Fabel von M. Gellert 289
11 An den Maler 292

Im Aprilmonate.

1 Philoſophiſche Gedanken über die göttliche Weisheit, bey dem Sterben der Menſchen von J. F. Zernitz 295
2 Brief über den leeren Raum, bey Zurückſendung der Naturlehre der Marquiſe von Chatelet, von M. **Kästnern** 300
3 Die Großmuth, eine Ode von C** 318
4 Das Land der Schmähſucht ein Traum von C** 325
5 Der Weiſe auf dem Sterbebette, von M. Gell. 330
6 Gedanken bey Anſchauung vieler Welten von **Carl Aug. Gebhardi** 332
7 Fortſetzung der Gedanken über die Stam̃bücher 337
8 Selinde und Menalcas, ein Hirtengedichte von J. A. P. G. 357
9 Urſachen von Verachtung der lateiniſchen und griechiſchen Litteratur von **J. A. Schlegel** 391
10 Der vernünftige Freygeiſt 364
11 Die Sprache der Augen von **b. n. e.** 372
12 Elegie an die Dichtkunſt von C. F. G. 374
13 Sendſchreiben, an einen guten Freund, worinnen muthmaßlich gezeiget wird, warum die einſylbichten Reime in der Dichtkunſt männliche und die zweyſylbichten weibliche Reime genannt werden 375
14 Achreſt, von A. P. L. C. 383
14 Die Biene und der Sommervogel, eine Fabel von O. 385
16 Ein Paar anakreontiſche Oden 387

Im Maymonate.

1 Die Gemüthsruhe von J. A. P. G. 391
2 Einige vernünftige Urſachen von der Beſchwerlichkeit bey dem Unterrichte junger Leute 394
3 Die Vorzüge der Wahrheit und der Tugend von Carl Aug. Gebhardi. 405
4 Durch die Erfahrung bewährte Regeln von Sachen, von denen man wenig oder nichts weis, gelehrt und gründlich zu ſchreiben, nebſt einem mathematiſchen Beweiſe, daß die ältere Schweſter allezeit dem Bruder, der jünger iſt, als ſie, gehorchen müſſe, v. M. Käſt. 408
5 Gedanken bey angenehmen Märztagen von C** 530
6 Fortſetzung über die Stammbücher v. M Pitſcheln 436
7 Sendſchreiben an den jungen Herrn von Holzendorf, von M. Gellert. 460
8 Sendſchreiben an den Herrn von B:: in H:: über einige Stücke der Aufführung eines Studenten, auf der Akademie von Merkandern 462
9 Das Händedrücken von J. C. W. 479
10 Die Liebenswürdige, eine Ode, von M. Gellert. 481
11 Die Biene, eine Fabel, von M. Schwaben. 483
12 Anakreontiſche Ode, von St. 484

Im Brachmonate.

1 Lobgeſang des Frühlings 487
2 Ob es einem Philoſophen erlaubt ſey, ein Verächter der ſinnlichen Luſt zu ſeyn, von A. P. L. C. 489
3 Urſachen, warum auf den Aberglauben Unglaube, und auf den Unglauben Aberglaube folge, von J. A. Schlegel. 504
3 Vorzüge der Gedächtnißgelehrten von M. Käſt. 509
5 Die Weisheit, eine Ode von J. A. P. G. 537
6 Daß die Tadler mehr Dank verdienen, als die Schmeichler 537
7 Schreiben an den Herrn von Hagedorn von J. E. S. 547
8 Der Dieb, das dritte Buch von N. B. F. 550
9 Die Bienen, eine Fabel von M. Gellert. 558
10 Fortgeſetzter Briefwechſel zwiſchen Calliſten und Sylvandern, nebſt einem Traume 559
11 An Phyllis, von J. F. Z. 572

Ende des vierten Bandes.

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Biblioth. Obcraltae.

Eſt iocus in noſtris, ſunt ſeria multa libellis. *Auſon.*

Auf das Jahr 1743.

Heumonat.

Leipzig,
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Noch bin ich nicht müde, eine Sammlung fortzuſetzen, die den Beyfall ſo vieler vernünftigen Perſonen erlanget hat. Ich ſollte zwar billig von einer Bemühung abſtehen, welche hin und wieder einige nicht gar zu günſtige Richter findet, und mir verſchiedene nachtheilige Urtheile zuzieht. Allein da ich von den meiſten die Triebfedern kenne, und verſichert bin, daß ſie nicht ſo wohl aus Liebe zur geſunden Vernunft, und Ausbreitung eines guten Geſchmacks, als vielmehr aus Parteylichkeit oder Tadelſucht, ſchreiben,

——— die, Neidern zu gefallen,
Nach Splittern ſieht, nur fremde Fehler merkt,
In deren Ton hier auch oft Kinder lallen,
Die noch kein Mark der Wiſſenſchaften ſtärkt. **Hagedorn.**

auch von manchem mit gutem Grunde geſagt werden kann:

Man glaubet oft, Orakel anzuhören,
Und höret nichts, als einen Wiederhall; **Ebenderſ.**

So würde ich gar zu wenig Vertrauen auf meine gute Sache zeigen, wenn ich mich von ihren kahlen und ungegründeten Spöttereyen viel anfechten, oder durch ihre dictatoriſchen Machtſprüche irre machen ließe. Dieſe Herren ſitzen noch nicht auf dem Richterſtuhle, von welchem man nicht appelliren dürfe. Sie ſind auch keine Päbſte, daß man ihnen eine Unfehlbarkeit in ihren Urtheilen zutrauen müſſe. Ein ohne Grund und Beweis in den Tag hineingeſchriebenes: **Das iſt ſchülermäßig; das iſt elend; das tauget nichts**, machet die Sache nicht aus. So kann auch der allerungelehrteſte urtheilen, und von dem vollkommenſten Werke eben dergleichen mit einem zuverſichtlichen Tone ſagen. Ich bin nicht ſo für dieſe Sammlung eingenommen, daß ich alle darinnen vorkommende Stücke für unverbeſſerlich hielte; ich will ſie auch gar nicht alle vertheidigen; es mag manches darunter mittelmäßig ſeyn: Indeſſen dünkt mich doch, daß ein rechtſchaffner Kunſtrichter nicht ſo unbeſtimmt und allgemein davon urtheilen ſolle. Jedoch ich mag mich mit dieſen Herren in keinen Streit einlaſſen, und ſie weder zur Rechtfertigung ihrer Urtheile fordern, noch mich der getadelten Stücke wider ſie annehmen.

Nemo poteſt verſus (nec tanta potentia regum)
Vel ſeruare malos, vel iugulare bonos. *Owen.*

Die Welt mag davon urtheilen, und ſie entweder verdammen oder losſprechen. Sie iſt eine unparteyiſche Richterinn, welche ſich weder für eine Partey einnehmen noch beſtechen läßt. Sie urtheilet nach ihrer eignen Einſicht, und nicht nach den Leidenſchaften oder Vorſtellungen anderer. Sie leget aber ihre Urtheilsſprüche keiner einzelnen Perſon in den Mund; wenn auch dieſe gleich von einer andern Privatperſon, die ſich, wie ein andrer Sulla, zum Dictator aufgeworfen, eigenmächtigerweiſe, als ein characteriſirter Kanzler der Nation vorgeſtellet würde. Ihr Urtheil beſteht aus den Stimmen der meiſten; und dieſe ſind ſo redliche Patrioten, daß man ſie unmöglich erkaufen, oder aufwiegeln kann. Sie loben und tadeln, lieben und verachten eine Schrift, nachdem ſie ſolche finden, und richten ſich darinnen nach keines andern Vorſchrift. Sie ſind gegen einen Schriftſteller unbarmherzig oder gütig, wie er es nach ihrem Gutbefinden verdienet. Noch zur Zeit habe ich Urſache, mit ihnen zufrieden zu ſeyn. Alle die einzelnen widrigen Urtheile, welche man hier und da wider die Beluſtigungen ergehen laſſen, ſind durch anderſeitige Lobſprüche widerſprochen, und vergütet worden. Sie haben weiter zu nichts gedienet, als daß ſie deren Abgang nur mehr befördert, und ſie deſto beliebter gemacht haben. Boileau ſaget an einem Orte in der Vorrede: Tout ce bruit, tous ces Ecrits, qui ſe font ordinairement contre des Ouvrages où l'on court, ne ſervent qu'a y faire encore plus courir, & à en mieux marquer le merite. Il eſt de l'eſſence d'un bon Livre d'avoir des Cenſeurs; & la plus grande diſgrace, qui puiſſe arriver à un Ecrit qu'on met au jour, ce n'eſt pas que beaucoup de gens en diſent du mal, c'eſt que perſonne n'en diſe rien. Ich kann es alſo gewiſſer maßen als ein Verdienſt von dieſer Sammlung anſehen, daß man nicht von ihr geſchwiegen, ſondern auf ſo mancherley Art böſes von ihr geſaget hat. Eine vernünftige

Vorrede.

Critik iſt mir nicht zuwider; und wie ich mich auch der unvernünftigen zu Nutze zu machen, und wenns möglich, daraus zu beſſern ſuche, ſo nehme ich jene um ſo viel mehr mit dem gehörigſten Danke an. Ich erkenne mich alſo demjenigen Freunde für verbunden, der mir vor einiger Zeit nachſtehendes Schreiben an ihn zugeſchicket hat. Der Verfaſſer deſſelben ſoll ein Vornehmer von Adel ſeyn, welcher die Stelle eines Miniſters an einem der anſehnlichſten Höfe in Deutſchland bekleidet, beſonderer Verrichtung wegen aber ſich itzo in Straßburg befindet. Der Character, welcher mir von dieſem Herrn gemacht worden, iſt, daß er nebſt einer gründlichen Gelehrſamkeit, welche er in der Rechtsgelahrheit, beſonders dem Staatsrechte hat, noch eine große Kenntniß in den ſchönen und ſogenannten freyen Künſten und Wiſſenſchaften beſitzt, und eine beſondere Liebe bezeiget, ſie je mehr und mehr ausgebreitet zu ſehen. Weil mich nun dieſer Freund, an welchen gedachter Brief gerichtet iſt, erſuchet, öffentlich darauf zu antworten, und mich wegen einer angefochtenen Stelle in meiner erſten Vorrede zu erklären: So habe ich nicht umhin gekonnt, deſſen Bitte allhier zu willfahren; zuvor aber erſt den Brief von Wort zu Wort mitzutheilen, damit man ſehe, worauf es bey dieſer Beurtheilung ankömmt. Er lautet ſo:

Mein Herr,

Dieſelben haben mir ſchon vor geraumer Zeit unter andern ans Licht getretenen Proben der deutſchen Gelehrſamkeit, auch die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes zugeſchickt. Allein, da ich etliche Monate nicht einheimiſch geweſen bin: ſo hat ſich das Durchleſen dieſer Werke bis itzo verzogen. Ich pflege, wie ihnen bekannt iſt, die Abſichten deſſen, welcher ein Buch herausgiebt, oder gelehrte Schriften ſammlet, jederzeit aus ſeiner Vorrede zu erkundigen, wenn es ihm ſolche darinnen anzuführen gefallen hat. Und es hat der Herausgeber vorbenannter Beluſtigungen meiner Begierde nichts mangeln laſſen. Er will durch monatliche Sammlungen unterſchiedener Stücke der deutſchen Dichtkunſt und Beredſamkeit zeigen, daß auch wir für die Schönheit unſrer Sprache nicht ganz ohne Sorge ſeyn. Und das iſt löblich. Er läßt andern Völkern die Ehre, daß ſie es hierinnen den Deutſchen zuvor gethan, auch eher, dann wir, eine ſo nützliche Sache vorgenommen haben; Und das iſt eine Wirkung der Liebe zur Wahrheit. Gleichwie ich aber dieſer edlen Tugend je mehr und mehr ergeben zu ſeyn mich ſelbſt befleißige: alſo kann ich ihnen, mein Herr, nicht bergen, daß ich gleich in den erſten Blättern obangezogener Vorrede, eine Aeußerung gefunden habe, bey welcher mir die Wahrheit zu leiden geſchienen hat. Und weil ich den Verfaſſer ſelbſten, nicht die Ehre habe zu kennen: ſo werden, mein Herr, erlauben, daß ich mich mit meinen Zweifeln an ſie halte, als welche von ihm die Erläuterung gar bald erlangen können. Er behauptet nämlich, die Deutſchen dürften ſich nicht ſchämen, es in der Ausbreitung guter Wiſſenſchaften erſt den Franzoſen nachzumachen. Denn unter dieſen wären derjenigen ſehr wenige, die etwas von ſich ſelbſt erfänden. “Und ihr berühmteſter Satirenſchreiber Boileau habe die Gedanken des Horazs und Juvenals ſo gut zu überſetzen, und für ſeine eigene auszugeben gewußt, als es ein deutſcher Satirenſchreiber gekonnt habe.“ Dieſer Satz ſcheint mir ſchwer zu beweiſen. Ich habe die Werke des Boileau mehr dann einmal mit ziemlicher Achtſamkeit durchgeleſen, muß aber aufrichtig bekennen, daß mir nie eine Spur vorgekommen iſt, als ob derſelbe, die aus guten alten Meiſtern der Dichtkunſt nicht eben ſo ſchlechterdings überſetzte, ſondern geſchickt nachgeahmte Gedanken, für ſeine eigene ausgegeben habe. Vielmehr gedächt ich eine und die andern Gründe der Wahrſcheinlichkeit des Gegentheils, wo nicht unumſtößliche Beweisthümer, davon beyzubringen. Denn wer ſich dieſen Satirenſchreiber vorſtellt, wie er gegen die tadelhaften Dichter ſeiner Zeit, losgezogen iſt, und wie er, bey ihrem einmal aufgebrachten Unwillen, ſich auch wieder an ſeinem Orte gegen ihre Einwürfe mit aller möglichen Behutſamkeit waffnen müſſen; der wird ſchwerlich glauben, daß er den Horaz und Juvenal überſetzt, und dieſe Gedanken für ſeine eigene ausgegeben haben ſollte, weil er ſonſt in das gerechteſte Urtheil ſeiner Feinde verfallen ſeyn würde. Hiernächſt iſt nicht unbekannt, daß die Tadler oder Beneider, der ſo ſehr beißenden Feder des ſatiriſchen Boileau ſchon damals auf den Vorwurf gekommen; er habe das ſchönſte in ſeinen Schriften den alten Dichtern abgeborget. Inmaßen er ſie in der neunten Satire alſo redend einführet:

Mais luy, qui fait icï le regent du Parnaſſe,
N'eſt qu'un gueux revetu des depouilles d'Horace,
Avant luy Juvenal avoit dit en Latin,
Qu'on eſt aſſis a l'aiſe aux Sermons de Cotin.

Allein es findet ſich nicht, daß ſie ihn beſchuldiget, er hätte dergleichen für ſeine eigenen Gedanken ausgegeben. Ja es ſcheint dem noch weiter ſchnur ſtracks entgegen zu treten, wann vielgedachter Boileau eben in der neunten Satire in folgenden Worten ſelbſt bekennet, er habe dem Horaz und andern die Anleitung ſeiner Arbeit zu danken.

C'eſt ainſi que Lucile, appuyé de Lelie
Fit juſtice en ſon tems des Cotins d'Italie,
Et qu'Horace, jettant le ſel à pleines mains,
Se joüoit aux depens des Pelletiers Romains.
C'eſt elle, qui m'ouvrant le chemin qu'il faut ſuivre,
M'inſpira des quinze ans la haine d'un ſot Livre,
Et ſur ce Mont fameux, où j'oſai la chercher,
Fortifia mes pas, et m'apprit à marcher,

Welches unmöglich beſtehen könnte; dafern er das von ihnen überſetzte, für ſein eigen Werk ausgegeben hätte, oder nur dafür gehalten wiſſen wollen. Endlich ſind noch bey ſeinem Leben unterſchiedene Ausgaben aller ſatiriſchen Werke zum Vorſchein gekommen, denen ſolche Stellen der alten Dichter beygedruckt ſind, wo Boileau die Schönheit ihrer Gedanken glücklich an den Mann zu bringen gewußt. Und er fängt die von ihm ſelbſt verfertigte Vorrede einer Ausgabe des 1702 Jahres, darinnen nur berührter maßen alle Stellen der Alten beygefüget ſind, mit dieſen bedenklichen Ausdrückungen an: Comme c'eſt icy vraiſemblablement la derniere Edition de mes ouvrages que je reverrai. etc. Welches ſattſam zu urtheilen giebt, daß weil derſelbe noch etliche Jahre darnach bis 1711 gelebet, ihm ſothane Ausgabe des 1702 Jahres nothwendig zu Geſichte gekommen ſeyn, und er ſich ſehr geſchämet haben müßte, wenn er die Gedanken der alten Dichter wider ſeinen Willen unter den von ihm verfertigten Satiren gefunden hätte, die er für ſeine eigene auszugeben keinen Scheu getragen. Ich geſchweige billig der Zeugniſſe verſchiedener Gelehrten; welche ihre Meynung über die Schriften des Boileau entdeckt und geglaubt: der Vorwurf, daß er aus des Horazs und Juvenals Brunnen geſchöpft, gereiche mehr zu ſeiner Ehre, denn zu ſeiner Schande. Solchem nach halte ich bis auf des Herrn Ausgebers der Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes deutlichere Erklärung dafür, daß eines theils zwiſchen ſeinen Gedanken und deſſen Ausdrückungen ein merklicher Unterſchied geblieben, wenn er geſchrieben: Boileau habe die Stellen des Horazs und Juvenals nur überſetzt, inmaßen der Augenſchein ſolches wiederleget; andern theils aber ihm zu erweiſen ſehr ſchwer ſeyn werde: ob Boileau irgends ſelbige für die ſeinigen ausgegeben. Und in dieſer Abſicht, nämlich den Beweis ſeines Vorgebens, nebſt der Widerlegung meiner kürzlich entworfenen Zweifelsurſachen, von nur gedachtem Herausgeber zu erlangen, bitte ich ſie, mein Herr, hierdurch inſtändig, dieſelben laſſen ſich nicht entgegen ſeyn, ihn dahin zu bewegen, daß er entweder in ſeinen öffentlichen Sammlungen meinem Einwurfe begegne, oder aber ſeine Meynung beſonders entdecke, indem ich nicht gemeynet bin, dem Boileau eine gelehrte Abbitte und Ehrenerklärung zu bewirken, der ich übrigens in Erwartung ihrer gütigen Antwort beharre,

Straßburg
den 3. Nov. 1742.

Mein Herr

Dero Diener ꝛc.
E.

Der mir in dieſem Briefe gemachte Vorwurf bezieht ſich auf zwey Stücke. Erſtlich hätte ich den Boileau mit Unrecht beſchuldiget, er habe die Gedanken der Alten überſetzet. Zum andern thäte ich ihm Unrecht, daß ich geſagt, er habe ſolche für ſeine eigenen ausgegeben.

Was das erſte betrifft, ſo mag ich mich nicht damit ſchützen, daß ihm ſchon ſolches Desmarets und andere vorgerücket, und noch dazu behauptet haben, daß er die entlehnten Stellen übel überſetzet. Mein Herr Gegner könnte dieſe letzte Beſchuldi-

gung

gung vielleicht zu ſeinem Vortheile brauchen, und ſie wider mich anwenden. Er könnte daraus ſchließen, eben dieſes bewieſe, daß Boileau nur den Stellen der Alten nachahmen wollen; und es ſey eine Bosheit der Tadler dieſes Dichters, daß ſie dasjenige für eine ſchlechte Ueberſetzung ausſchreyen, was niemals eine Ueberſetzung, ſondern bloß eine Nachahmung habe ſeyn ſollen, als bey welcher letztern dasjenige eine Schönheit ſey, wenn man nicht ſo genau bey den Worten des Grundtextes bliebe, ſondern veränderte, ausließe und zuſetzte, welches doch bey dem erſtern ein Fehler ſeyn würde. Ich beziehe mich zur Rechtfertigung meines Vorgebens auf die meiſten von denjenigen Stellen ſelbſt, welche in den neuen Auflagen der Werke dieſes Franzoſen, als Nachahmungen angemerket ſind. Mich dünkt noch immer, wenn man ſie unparteyiſch mit den darunter geſetzten lateiniſchen Stellen vergleicht, daß man ſie wohl für etwas mehr, als bloße Nachahmungen halten muß. Zur Probe will ich nur ein Paar Stellen davon herſchreiben: Gleich in der 1 Satire heißt es in dem 29 u. f. Verſen

Tandis que libre encor, malgré les deſtinées
Mon corps n'eſt point courbé ſous le faix des années;
Qu'on ne voit point mes pas ſous l'age chanceler,
Et qu'il reſte à la Parque encor dequoi filer.

Saget dieſes wohl etwas anders, als was Juvenal in der 3 Satire mit dieſen Worten ausdrücket?

Dum noua canities, dum prima & recta ſenectus,
Dum ſupereſt Lacheſi quod torqueat, & pedibus me
Porto meis; nullo dextram ſubeunte bacillo.

und kann man das Dum ſupereſt Lacheſi quod torqueat, wohl wörtlicher überſetzen, als es in der letzten franzöſiſchen Zeile geſchehen iſt. Eben ſo verhält ſichs auch mit dem horazianiſchen Gleichniſſe aus der 3 Sat. des 2 Buchs, im 48 u. f. Verſen

— — — Velut Syluis, vbi paſſim
Palantes error certo de tramite pellit.
Ille ſiniſtrorſum, hic dextrorſum abit: vnus vtrique
Error, ſed variis illudit partibus.

Dieſes klinget im Franzöſiſchen in der 4 Satire ſo:

Comme on voit, qu'en un bois que cent routes ſeparent,
Les voyageurs ſans guide aſſez ſouvent s'egarent,
L'un à droit, l'autre à gauche, & courant vainement
La meme erreur les fait errer diverſement,

wo ein jeder gleich wahrnimmt, daß es aus dem vorhergehenden überſetzet iſt. Ich geſchweige des Gleichniſſes von dem Tantalus, welches ſich in den erſten Ausgaben gleich nach dem 64 Verſe eben dieſer Satire befunden hat, in den letztern aber weggelaſſen worden, weil, wie der Verfaſſer der Anmerkungen ausdrücklich ſaget, l'Auteur ne trouva pas, que ſa *traduction* fut aſſez ſerrée &c. Hiermit glaube ich denn genug dargethan zu haben, daß ich dem Boileau nicht mit Unrecht aufgebürdet, er habe Gedanken der Alten überſetzet.

Nun muß ich auch auf den andern Punct kommen, da mein Herr Gegner es für ganz unerweislich hält, daß er dieſe Gedanken für ſeine eigenen ausgegeben. Ich weis nicht, ob wir mit einander in dem Begriffe einig ſind; ich werde mich alſo erklären müſſen, was ich unter dem Ausdrucke jemandes Gedanken für ſeine eigenen ausgeben verſtehe. Dieß heißt bey mir nichts anders, als wenn ich eines Fremden Gedanken nehme, und ſie ſo anwende und vorbringe, daß ich dem andern, der ſie höret und lieſt, durch nichts zu erkennen gebe, wie ſolche nicht in meinem Gehirne erzeugt ſind, ſondern ich ſie entlehnet habe. Es braucht nicht, daß ich von ſolchen angenommenen Gedanken ausdrücklich ſage, ſie ſind mein eigen: Ich darf ſie nür ſo einkleiden und ſie mit den wirklich meinigen in eine ſolche Verbindung bringen, daß ſie einer, der kein genauer Kenner iſt, oder der ſich nicht erinnert, ſie ſchon anderwärts geſehen zu haben, nicht von einander zu unterſcheiden weis. Wenn ich nicht ſo aufrichtig bin und ihm melde, daß ich dieſen oder jenen Gedanken geborgt habe: ſo wird er ihn ganz natürlicherweiſe für meinen eigenen halten; und wenn er hernachmals das Gegentheil erfährt, mich mit allem Rechte beſchuldigen können, ich habe ihn für meinen eigenen ausgegeben: So wie man einen Juwelirer, der in einen reichen Brautſchmuck einige falſche Steine an geſchickten Orten unter die orientaliſchen zu ſetzen gewußt, anklagen wird, daß er ſie alle für ächt ausgegeben, wofern er mich nicht vorher von dieſer Vermiſchung unterrichtet. Oder wie jener Vormund ſich mit Recht über ſeinen Mündling beſchweren konnte, der ihm eine große Bibliothek zeigte, in derſelben aber viele entlehnte Bücher unter die Seinigen, und ordentlich mit in die Reihe geſtellet hatte, daß er ſie alle für ſeine eigenen ausgegeben. Nach dieſer Erklärung nun, glaube ich, laſſe ſich dasjenige leicht darthun, was ich von dem Boileau geſagt habe. Man ſehe nur die erſten Ausgaben ſeiner Gedichte an, und ſage mir, ob man wohl die geringſte Anzeige darinnen findet, daß er dieſen Gedanken von dem Horaz, jenen von dem Juvenal, und einen andern von dem Perſius genommen habe? Sind ſie nicht alle ſo künſtlich in die ſeinigen eingeflochten, daß man alles von einerley Zeuge gewebt zu ſeyn glaubet? Die Einwendung, daß man dieſe entlehnten Stellen doch in den ſpätern Ausgaben angezeiget, hebet die Sache nicht. Es geſchah dieſe Anzeige erſt, nachdem man dem Dichter vorgeworfen, daß er ſich mit fremden Federn geſchmückt. Und da war es eine Klugheit von ihm, daß er eine unleugbare Sache öffentlich bekannte, und durch dieſes Bekenntniß ſeinen Feinden die Gelegenheit benahm, ſich weiter in dieſem Puncte über ihn luſtig zu machen. Doch damit er ihre Beſchuldigung auch nicht völlig einräumte, ſo wurden dieſe Stellen nur für Nachahmungen erkläret; und ſo kam er mit Ehren aus einer Sache, die man ihm zur Verkleinerung wollte gereichen laſſen.

Daß ich indeſſen dieſes hier wieder von ihm geſagt, iſt gar nicht in der Abſicht geſchehen, ihn dadurch beſchimpfen zu wollen. Ich würde ſonſt auch zugleich unſern Rachel haben beſchimpfen müſſen, welches mir aber gar nicht in den Sinn gekommen. Eine ſolche Anwendung der Gedanken der Alten iſt, wie Opitz ſaget:

Ein Diebſtahl ſonder Schimpf;

Und ich werde denjenigen Dichter allezeit hochſchätzen, in welchem ich viele dergleichen Spuren eines fleißigen Leſens der Alten antreffe. Ich hoffe auf dieſe Art dem Boileau keine Ehrenerklärung thun zu dürfen, und mich doch auch zugleich wegen meines Urtheils ſattſam gerechtfertiget zu haben. Ob der vornehme Verfaſſer des Briefes damit werde zufrieden ſeyn, das muß ich erwarten.

Weil ich einmal auf die Ablehnung einiger Vorwürfe gekommen bin: ſo will ich hier noch auf einen antworten, den uns ein gewiſſer Kunſtrichter neulich auf die höflichſte Art gemacht hat. Er betrifft die Einrückung der Ode des Herrn von Hagedorns, der Weiſe genannt, in dieſe Sammlung. Es meynet dieſer Kunſtlehrer, daß wir, als **verwegene** Leute, ſolche **aufgefangen**, und daran **eine unbillige und corſarenmäßige Caperey** begangen hätten. Wenn ſich dieſer große Richter des guten Geſchmacks nicht ſcheuet, aus Furcht, ſeinen geläuterten Geſchmack zu verderben, oder von der Unwahrheit einer Beſchuldigung überführet zu werden, die er ſchon für wahr angenommen, und darnach ſeinen Bannſpruch wider uns ergehen laſſen, von ſeiner Höhe die Augen auf die **monatlichen Geburten** einiger **ſchalen Köpfe**, wie er uns und dieſe Sammlung zu nennen beliebt, großmüthigſt zu werfen; und wenn er dieſe Vorrede eines gnädigen Anblicks zu würdigen geruht: So wollte ich ihn wohl erſuchen, ſich mit aller Demuth vortragen zu laſſen, wasmaßen uns durch die obgedachte Bezüchtigung zu viel geſchehen ſey; ſintemal wir uns gar nicht im Stande befinden, wenn wir gleich an einem andern Orte, wiewohl mit eben dem Unrechte, un-

ter die Buſchklöpfer ſollten gerechnet werden, etwas aufzufangen, oder uns einer corſarenmäßigen Caperey ſchuldig zu machen. Es iſt mir die Ode auf die allerrechtmäßigſte Art in die Hände gekommen. Sie iſt mir durch die ordentliche Poſt zugeſchickt worden, wie ich ſolches förmlich darthun könnte, wenn mich dieſer Herr deswegen gerichtlich zu befragen befugt wäre. Ich muß dieſes hier öffentlich melden, damit man den Ungrund dieſer Beſchuldigung, die vielen andern gleich iſt, welche aus einem aufgebrachten Gemüthe herrühren, und welche zu wiederlegen es nicht der Mühe werth iſt, auf das deutlichſte einſehe. Wenn nun dieſes, auffangen und eine unbillige, corſarenmäßige Caperey begehen heißt: So weis ich nicht, wie man dasjenige benennen muß, was der Herr Sammler critiſcher, poetiſcher und anderer geiſtvollen Schriften verübt hat? Denn dieſer hat es, wie er ſaget, nicht für gut befunden, uns dieſe Beute zu laſſen, ſondern hat ſie uns wider abgenommen; da er doch eben ſo wenig Eigenthumsherre davon iſt, als ich. Allein Dat veniam coruis, vexat cenſura columbas.
Ueberdieß müßte ich einer von den ärgſten Corſaren in der gelehrten Welt ſeyn; weil mir faſt die meiſten Stücke auf ſolche Art zugeſtellet werden. Und wenn dieſes wäre, ſo wundere ich mich, warum man nicht ſchon lange auf mich, als auf einen ſo verwegenen Caper, hat kreuzen laſſen. Was braucht es aber, daß ich mich noch länger dabey aufhalte? Die Beſchuldigung an ſich iſt von ſo großer Erheblichkeit nicht, und iſt bloß durch

den Vortrag ſo fürchterlich gemacht worden; wie denn dieſes überhaupt die Eigenſchaft aller Anklagen der zürchiſchen Herren Kunſtrichter und ihrer Spießgeſellen wider uns iſt.

Nunmehr muß ich auch mit denjenigen Gönnern und Freunden dieſer Sammlung reden, welche ſolche theils durch ihren geneigten Beyfall, theils auch durch ihren gütigen Beytrag wohlausgearbeiteter Stücke bisher unterſtützet haben. Ich erkenne mich ihnen hiermit höchlich verbunden, und erſuche ſie, auch künftig nicht die Hand abzuziehen, ſondern noch ferner eine Schrift aufrecht zu erhalten, die ihren bisherigen guten Lauf bloß ihnen zu danken gehabt hat. Sie wiſſen, daß keine ordentliche und gewiſſe Verfaſſer dieſelbe ausfertigen. Bald trägt dieſer, bald jener, bald ein Einheimiſcher, bald ein Auswärtiger ein Stück darzu bey; und in dieſer Einrichtung kann es denn, wenn ſo viele daran Theil zu nehmen belieben, eben kein Wunder ſeyn, alle Monate ſechs Bogen zu liefern. Wollen ſie nun die Fortſetzung dieſer Sammlung noch weiter hinaus erſtrecken: So werden ſie in keiner von ihren bisherigen Gewogenheiten müde werden dürfen. Sie werden uns noch neue Gönner und Freunde erwecken müſſen, die mit gleichem Eifer eine Schrift lieben, in der ſich geſchickte und muntere Köpfe, welche geſunde Vernunft, und guten Geſchmack in der Dichkunſt und Beredſamkeit lieben, zu zeigen, und ihre einzelnen Aufſätze der Welt vorzulegen, Gelegenheit haben. Leipzig, den 16 des Brachmonats 1743.

Wider die Reimſucht,

an

Hrn. M. Chriſtian Fürchteg. Gellert.

VIRG. *Aeneid. VI.*
- - - Fungar inani
Munere.

Freund, wär dein edles Herz nicht einer Freundſchaft werth,
Die deinen Ruhm verſchweigt, der ſie doch mit ernährt,
Und hoffte Deutſchland erſt auf deines Geiſtes Proben,
Die es ſchon häufig lieſt: ſo taucht ich, dich zu loben,
Doch auch einmal den Kiel mit edler Kühnheit ein;
Du würdeſt wenigſtens der Linden Phädrus ſeyn;
Ich ließ des Dichters Bild durch alle Sphären funkeln,
Und deinen reichen Witz Fontänens Witz verdunkeln.
Doch ſo ein Zauberton rührt dich und mich nicht ſehr;
Ein Lobſpruch, der ſich reimt, iſt faſt kein Lobſpruch mehr,
Und ſoll ich dieſen Tag ja was vergeblichs machen:
So laß mich böſe thun! Kannſt du mich doch verlachen.

Sieh, Freund, in jenes Thal des ſichern Bathos hin!
Und frage mich nicht erſt, warum ich zornig bin?

Du ſiehſt, ſo weit ſich auch die kalte Gegend ſtrecket,
Was für ein ſtolzer Schwarm die Felder überdecket!
Vergebens rüſten ſich Vernunft, Geſchmack und Witz,
Der Stümper Heiligthum, der Reimſucht dunkeln Sitz
Durch der Satiren Heer, durch Strafen zu zerſtören;
Man muß um den Parnaß ihr wildes Faſeln hören.
Sie ſind in ſich verliebt, in ihren Sümpfen froh;
Ein ſchrecklicher Horaz, ein harter Deſpreaux,
Und Opitz mag erhitzt mit Racheln drohn und ſchelten!
Ein Gulden wird doch mehr, als jener Beyfall, gelten.
Zwar, wenn Gewinnſucht gleich ſo manches Blatt verbraucht,
Und gleich den Pindus ſtürmt, wenn eine Küche raucht:
So fließt doch jeder Vers, der unſern klugen Tagen
Oft zum Vergnügen dient, nicht eben aus dem Magen.
Nein, nein; von reiner Gluth, von der Natur entbrannt
Reimt mancher weite Kopf bloß für das Vaterland;
Schreibt bloß für deſſen Ruhm; ergetzt, durch ſeine Lieder,
Bald den Trimalchio, bald muntre Sonnenbrüder;
Schickt oftmals den Apoll zum Näthermägdchen hin;
Verträgt der Spötter Hohn, verachtet den Gewinn,
Und ſucht ſein Quodlibet an Leſer zu verſchenken,
Die wie des Reimers Herz, und nie erhabner denken.
Wer zählt zur Sommerszeit der Mücken gaukelnd Heer?
Doch, ſeh ich anders recht: ſo ſind der Stümper mehr,
Die um Apolls Altar, gleich frechen Fliegen, ſchwärmen,
Und, wie die Gänſe dort am Capitole, lärmen.
Freund, glaubſt du, daß die Zeit in Zukunft möglich iſt,
Da nicht ein jeder Thor halb ſchlafend Sylben mißt?
Ich zweifle faſt daran; es müßten denn auf Erden
Vernunft, Geſchmack und Kunſt einſt allgemeiner werden.

Wer kennt den Inbegriff, wer fühlt die innre Kraft?
Wer ſcheut die Schwierigkeit der ſchönen Wiſſenſchaft,
Wodurch in Thracien, wenn Orpheus Finger ſpielten,
Die wilden Tyger ſelbſt des Dichters Sanftmuth fühlten?
Wodurch Amphion ſonſt, wenn er mit Anmuth ſang,
Bis in das Innerſte verwachsner Steine drang,
Sie mächtig nach ſich zog, und mit Vergnügen ſchaute,
Wie ſich von ungefähr ſelbſt Thebens Mauer baute?
Wer, ſag ich, ſieht den Werth der wahren Dichtkunſt ein?
Wird es der Reimer ſelbſt, wird es ſein Richter ſeyn?
Wer folget der Vernunft? Nicht einer von den beyden;
Sonſt würden ſie gewiß den eignen Schimpf vermeiden.

Daß man den ſüßen Hang, der uns zur Reimſucht reißt,
Gar öfters den Beruf zu Phöbus Tempel heißt;
Nie ſeine Kräfte prüft; auf ſeinem Stolz beharret;
Nach ſelbſterwählter Art auf ſeinen Saiten ſcharret;
Daß man geſchwinder ſchreibt, als richtig denken lernt,
Der Klugen Urtheil flieht, die Schmeichler an ſich körnt;
Des Pöbels Ausſpruch ehrt, dieweil er bald vergöttert,
Und für manch leeres Haupt den Helikon entblättert;
Daß man gleich jedes Lied, das Froſt und Raſerey,
Gewinnſt und Wahn geheckt, von aller Kleinmuth frey
Zur Druckerpreſſe trägt; dieß ſind die erſten Gründe,
Warum ich jedes Land an Stümpern fruchtbar finde.

Zwar wär noch mancher Kopf, den nie ein Lorber ſchmückt,
Zu Phöbus ſchwerer Kunſt nicht gänzlich ungeſchickt,
Brächt er nur nicht zufrüh die rohen Jugendfrüchte,
Die der Camin erzeugt, den Käufern zu Geſichte.

So aber macht ihn bald die Eigenliebe blind;
Er nennt die Verſe ſchön, die noch erträglich ſind,
Und glaubt, wenn ſeine Hand nur mittelmäßig ſchreibet;
Daß er unendlich weit von magern Reimern bleibet.
Doch biſt du ihnen nah! Dein Kiel wird ſtets verlacht,
Wenn das ſein Gutes iſt, daß er nicht Fehler macht;
Und niemand kann mit Recht vom mittlern zu dem ſchlimmen,
In dieſer Wiſſenſchaft, nur einen Grad beſtimmen.
O! lauf den Schmeichlern nicht bis in die Kirchen nach!
Was macht dich ſo erhitzt? Haſt du, zu Phöbus Schmach,
Der gegen dich ſtets karg mit ſeiner Glut geweſen,
Ein froſtiges Sonnet, ein krankes Lied zu leſen?
Umſonſt! Er hört es an. Du lieſeſt; er erſtarrt;
Lobt den erhabnen Schwung, des Witzes Gegenwart;
Setzt Hallern unter dich, dich ſelbſt in das Geſtirne,
Und ſchwört: es ſey dein Hirn aus Jupiters Gehirne.
Du haſt, da dich dein Herz mit keinem Zweifel quält,
Schon für ein neues Werk acht Sylben abgezählt.
Getroſt! Du darfſt es nur in alle Läden bringen;
Du wirſt die halbe Stadt dadurch zu gähnen zwingen.
O! Dichter! ſuchet euch doch einen ſtrengen Freund!
Der euren Ruhm erhält, wenn er gleich grauſam ſcheint,
Der unerbittlich iſt, wenn ihr, vom Wahn erbitzet,
Die Fehler eures Blatts gleich wider ihn beſchützet.
Geſetzt, daß euch ſein Ernſt von jener Lorbern Pracht,
Die ihr euch ſelbſt ertheilt, die Scheiteln öde macht;
Geſetzt, daß euch ſein Mund die ſchönen Stellen tadelt,
Die die Vernunft verwirft, die Mode ſchützt und adelt,
Ihr ſelbſt recht zärtlich liebt; geſetzt, daß er euch zeigt,
Daß ihr am klügſten thut, wenn ihr noch lange ſchweigt;

So nehmt ſein Urtheil an! Denn lobt' er eure Proben:
So würde man euch oft, doch nie mit Rechte, loben.
Legt dieſe Schwachheit ab, daß ihr aus Angſt erbleicht,
Wenn euch ſein kühner Kiel ein koſtbar Wort durchſtreicht!
Scheint euch gleich euer Werk auch noch ſo viel zu taugen:
So wißt, die kluge Welt ſieht nicht mit euren Augen.

Ein Freund voll Wiſſenſchaft bringt, was Natur und Zeit
An Dichtern ſchätzbar macht, erſt zur Vollkommenheit.
Ihn kann kein Trieb der Furcht, kein träges Mitleid ſchrecken,
Die Fehler aller Art gelaſſen aufzudecken.
Ihm iſt es nicht genug, daß euer leichter Fleiß
Die Regeln obenhin, und ohne Gründe weis.
Er will euch auch davon mit Nachdruck überzeugen,
Bis euchs unmöglich wird, ihr altes Recht zu beugen.
Ihr Recht aus der Vernunft; nach der er alles mißt,
Was ſinnreich, zärtlich, ſtark, tief, neu und edel iſt.
Nach der er euch belehrt, wenn ihr auch dichten wollet,
Was ihr, nach eurer Glut, für Stoff erwählen ſollet.

Der Irrthum in der Wahl macht hundert Lieder matt;
Der, deſſen Mund gewiß den rechten Anſatz hat,
Ein zärtlich Hirtenlied durch dünnen Schilf zu blaſen,
Verſchmäht den kühlen Bach, verläßt den kleinen Raſen,
Wo Amaryllis ſchläft, und martert unſer Ohr,
Und bläſt uns Hektors Streit auf der Trompete vor,
Die ihm doch ſtets verſagt. Ein andrer, deſſen Töne,
Wie dort Anakreons, für muntre Bacchusſöhne
Vielleicht beſtimmet ſind, ſchwingt ſich mit Frechheit auf,
Und zwingt in einen Vers der Wandelſterne Lauf;

Doch läßt ihn gleich ſein Reim um tauſend Sonnen ſchweben:
So ſieht man ihn doch bald an unſrer Erde kleben.
Man merkt, daß ſich ſein Kiel in Wirbeln bald verirrt,
Daß ihm das Haupt zu ſchwer und zeitig ſchwindlicht wird,
Und daß in jenem Raum für ihn kein Glück zu hoffen,
Den Kepler und Hugen mit Röhren angetroffen.
Vergebens häuft Reptil, durch Spotten, ſeine Quaal;
Ihn macht ſein kaltes Blut zu keinem Juvenal;
Wollt er der Kaiſer Zahl nach ihrer Ordnung ſingen:
So würd es ihm vielleicht, vielleicht auch nicht, gelingen.

Doch bin ich bey mir ſelbſt? Iſt denn der Ruhm ein Gut,
Nach dem der größte Theil der Dichter ämſig thut?
Sonſt war es freylich ſo. Apoll wies ſeinen Söhnen
Nichts, als ein Lorberblatt, um ihren Fleiß zu krönen.
Dieß war für ſie genug. Der göttliche Virgil
Schlug, bloß um dieſen Preis, ſein ewig Saitenſpiel,
Und Naſo faßte ſich, am kalten Bär zu ſterben,
Weil er verſichert war, dieß Kleinod zu erwerben.
Doch weil des Mangels Hand die Niederträchtigkeit
Auf den Parnaß geführt, vergißt die neue Zeit
Den Adel dieſes Orts, und ſchickt die Pierinnen
Gleich Jahrmarktſängern aus, ein Frühſtück zu gewinnen.
Man ſchreibt, und läßt mit Fleiß die gröbſten Fehler ſtehn;
Sie werden ja bezahlt; drum werden ſie auch ſchön.
Ein regelmäßig Lied wird dem nicht ſo gefallen,
Für deſſen Mildigkeit die feilen Saiten ſchallen.

Ja, Thoren, ihr habt Recht. Entehrt die Poeſie!
Doch findt ſich ein Mäcen, der jedem Daſſouci,
So ſehr ſein grober Scherz auch nach dem Staube ſchmecket,
Und die Vernunft beſchimpft, die Tafel willig decket.
Kein Lied iſt itzt ſo toll, ſo regellos und matt,
Das nicht zum wenigſten ein Dutzend Gönner hat,
Und ſollt es nur ein Koch bey ſeinem Mägdchen ſingen,
So wird es doch gewiß dem Dichter Nutzen bringen.

So trillert denn getroſt auf jeden Namenstag!
Und hunzt das Schickſal aus, ſo bald des Todes Schlag
Ein reiches Haus beſlohrt! Verbannt die Amouretten,
Auch ſelbſt bey Hekaten, in alle Hochzeitbetten!
Sorgt, daß kein junger Herr ein Ehrenamt erreicht,
Den ihr nicht wenigſtens mit dem Lykurg vergleicht!
Und kurz: Bedienet euch der Liſt von unſern Tagen,
In Wörtern voller Schwulſt, ein tönend Nichts zu ſagen!
Seyd eurer Kunſt gewiß, daß ihr den Leſer rührt,
Wenn nur ein ſchlüpfrig Wort die leeren Zeilen ziert;
Darf doch ſein eitles Herz nur von Begierden ſchäumen:
So ſieht er Glut und Gott in euren kalten Reimen.
Lobt frech! Man lobt euch auch! Die Ehrſucht dieſer Zeit
Verſchluckt des Schmeichlers Gift mit viel Bequemlichkeit;
Man lieſt des Schmierers Lob mit höchſtzufriednen Minen,
Seit man zu ſchläfrig iſt, was beſſers zu verdienen.
So ſprichſt du, fragt mich Bav, dem Helden, den das Grab
Durch mich verſchonen wird, den wahren Vorzug ab?

Nein; Bav, ich ſeh ihn auch; allein er wird vermindert,
Wenn nicht ſein Eifer bald in dir die Lobſucht hindert.
Wär er wie jener Held, der durch ſein Schwerdt den Phrath,
Und des Hydaſpis Strand beglückt erfochten hat!
So würde ſein Verboth den Stümpern unterſagen,
Sein ſchlechtgetroffnes Bild beſtändig feil zu tragen.

O! wär es noch, wie ſonſt, den Dichtern itzt vergönnt,
Den, der den Juden gleich durch alle Gaſſen rennt,
Und ſeinen Reim verkauft, empfindlich auszulachen,
Ja gar dem Namen nach der Welt bekannt zu machen:
Vielleicht verſcheuchte man die unverſchämte Schaar,
Und Deutſchland machte wohl die lange Hoffnung wahr,
Einſt durch ein Heldenlied, das ſelbſt die Britten ehren,
Der Franzen Uebermuth in Misgunſt zu verkehren.

Nun haſt du, ſpottet Bav, ein wichtig Werk vollbracht!
Dein Satir hat ſich doch hier in ein Feld gemacht,
Das ſtarke Feinde zeigt! Bav! dich nicht mehr zu quälen,
Geb ich dir völlig Recht; doch laß mich was erzählen!
Im Sommer, der der Bluth mit manchen Räubern droht,
Trat einſt Amyntas Fuß drey Schmetterlinge todt;
Als Damon, der es ſah, nicht ohne Bosheit fragte:
Ob er ſich an den Wolf mit gleichem Muthe wagte?
Freund, ſprach Amynt geſetzt, die That war wirklich klein:
Doch ſoll dadurch mein Muth auch nicht bewieſen ſeyn.
Die Würmer ſchaden ja; ſonſt ſäh ich mit Vergnügen,
Dieß Volk, das ſo bald ſtirbt, um unſre Bäume fliegen.

⁂

* * *

Unterſuchung

der Frage,

Ob die Mathematici die größten Atheiſten ſind?

So alt die Gewohnheit iſt, den Wiſſenſchaften Einhalt zu thun, wenn man ihren Beförderern verhaßte Namen beylegt; ſo böſe dieſes Verfahren iſt: ſo wohl hat man es bis auf unſere Tage beyzubehalten gewußt. Ja wir zweifeln gar nicht, daß nicht unſere Zeiten den vergangenen den Vorzug hierinnen ſtreitig machen ſollten.

Man mag denenjenigen, die dergleichen unſelige Bemühungen über ſich nehmen, vorſagen, was man will: ſo werden wir ſie doch nicht von ihrem Vorhaben abwendig machen können. Wir mögen ihnen ihr Unvermögen in Beurtheilung der Wahrheiten vor Augen ſtellen; wir mögen ihnen rathen, daß ſie doch auch einige Zeit auf die Verbeſſerung ihres Willens wenden wollten: ſo werden wir dadurch ſo viel erhalten, daß ſie gegen uns mit neuen Läſterungen deſto freygebiger ſeyn. Gleichwohl aber können wir keinen andern Grund ihres Verfahrens angeben, als einen ungeübten Verſtand, oder eine ausnehmende Bosheit.

Es hat uns oft auf eine ganz empfindliche Art gerühret, wenn wir Leute eben dieſe Sprache haben reden hören, die ſich, wegen ihres Amtes, das ſie bekleiden, bey der Welt in ein großes Anſehen geſetzet haben. Man glaubet nicht, wie ſtark der Eindruck in die Gemüther ihrer Schüler iſt, als welche nicht darzu angeführet werden, eine Sache zu prüfen, ſondern nur ſo anzunehmen, wie ſie von ihren Lehrern iſt vorgetragen worden. Wir können hiervon mehr als eine Probe in dem täglichen Umgange haben. So leicht ſich dergleichen Leute einnehmen laſſen: ſo ſchwer iſt es hernach, ſie eines beſſern zu belehren. Ein ſolcher eifriger Anbether hält die Träume ſeines Lehrers höher, als andere Wahrheiten. Ein Wort von ihm gilt bey ihm mehr, als alle Beweisgründe, die ein anderer, der ſich nicht ſo gleich von dem äußerlichen Scheine einnehmen läßt, ſeinem Vorurtheile entgegen ſetzet.

Man mag ihm vorhalten, was man will; ſo wird er ſich beſtändig auf ſeinen Mann berufen. Er ſchreibt kein Wort, er bemerket denn zugleich, daß es viele in eben dem Verſtande gebraucht haben. Er führet mehr als einen an, der eben ſeiner Meynung iſt. Er ſpricht von einigen verdienten Männern ſehr verkleinerlich. Fragen wir nach der Urſache: ſo bekommen wir die Antwort, daß jener große Mann, dem er vieles zu danken hätte, es eben ſo gemacht hätte. Er erſchrickt, wenn er nur dergleichen Bücher nennen höret, die ſein Lehrer für ſo gefährlich gehalten hat. Er nimmt ſich in acht, daß er keines zu Geſichte bekomme, weil er meynet, daß das Gift, welches in dergleichen Schriften enthalten iſt, auch nur von dem äußerlichen Anſehen anſtecke.

Haben wir es bey unſern Schülern nur einmal ſo weit gebracht: ſo haben wir gewonnen. Wir haben ſie in unſerer Gewalt, und wir können ihnen weiß machen, was wir nur wollen. Wir ſetzen ſie durch dieſes Bezeigen in ſolche Umſtände, daß ſie ſich von dem Wahren und Falſchen niemals einen vollſtändigen Begriff machen können. Wir haben unſere Abſicht vollkommen erreicht, eine Wiſſenſchaft, der wir nicht geneigt ſind, in Verachtung zu bringen. Wir erhalten unſern Endzweck, ihren Liebhabern nichts, als alles Unanſtändige, nachzuſagen. Wir dürfen uns nicht einbilden, als wenn dieſes einmal mit uns aufhörte; nein, wir haben ſchon ſo viel Leute hinter uns gelaſſen, die ganz treulich in unſere Fußſtapfen treten.

Dergleichen Schickſale hat ſonderlich die Mathematik über ſich müſſen ergehen laſſen; eine Wiſſenſchaft, die unſern Verſtand auf eine ungemeine Weiſe ſchärfet, die den Menſchen ſehr behülflich iſt, ordentlich und richtig zu denken, und auf das, was ſie vor ſich haben, recht Achtung zu geben. Es haben ſich verſchiedene Leute gefunden, die ſie ihren Untergebenen, aus eben ſo verſchiedenen Abſichten, widerrathen. Und da ihre Gründe nicht zureichend genug waren: ſo haben ſie den Liebhabern der Mathematik allerhand Schuld gegeben. Man hat ihnen endlich einen Namen beygelegt, wodurch man dasjenige erhalten hat, was man durch Gründe nicht würde erlangt haben. Ein Atheiſte und ein großer Mathematicus iſt bey ihnen einerley. Sie meynen wunder, wie glücklich der Einfall iſt, wenn ſie einen an des andern Statt ſetzen. Sie thun ſich was rechts darauf zu gute, wenn ſie den Mathematicis was anhängen können; wenn ſie in ihren Schriften oder auch in ihren Hörſälen von den Atheiſten in der Lehre reden. Ihre Stimme iſt oft ganz beweglich, und wenn ſie eine ganze Menge dergleichen böſe Leute angeführet haben, ſo können ſie die Worte kaum vor Seufzen herausbringen: und hierunter ſind auch die größten Mathematici zu rechnen. Es iſt wahr, einem Gemüthe, das es redlich mit ſeinem Gott meynet, und welches ſich von Jugend auf ſo viel Gutes von dieſem Weſen hat vorſagen laſſen, iſt nichts fürchterlicher, als ein Atheiſte. Machet man ihn nun vollends eine Wiſſenſchaft bekannt, deren Liebhaber dergleichen Leute ſeyn ſollen: ſo iſt ja nichts natürlicher, als daß er ſie auf alle nur mögliche Art verabſcheue.

Wir wollen ſehen, ob dieſe Benennung Grund hat, oder ob ſie nicht vielmehr von eingenommenen Gemüthern gegen dieſe Wiſſenſchaft erſonnen worden, und ihren Liebhabern zu einer Laſt geleget wird.

Sie nennen einen Atheiſten eine Perſon, welche keinen Gott glaubet. Sie wiſſen nicht genug die ſchlimmen Folgerungen, die aus einer ſolchen Lehre fließen, zu erzählen. Sie thun recht daran, und wir haben mehr, als eine Urſache, daß wir das letztere billigen. Nur wollen wir erinnern, daß alle Theile der Mathematik nichts mit Gott zu thun haben. Wollen wir eine Erklärung von ihr geben, ſo müſſen wir ſie als eine ſolche Wiſſenſchaft anſehen, die von den Größen handelt. Es ſind zwar alle Wahrheiten in dem Verſtande Gottes möglich, und durch ſeinen Willen erhalten ſie ihre Wirklichkeit. Allein ein Mathematicus hat nicht Urſache, ſich ſo weit zu verſteigen. Er kann zu einer Gewißheit gelangen, ohne dieſes zu wiſſen. Wir finden, daß einige dieſes gar wohl einſehen. Sie geben der Mathematik und ihren Liebhabern ihr gebührendes Lob; ſie ſchränken es aber ſogleich ein, und bitten, daß ſie ſich nicht über ihre Grenzen hinauswagen möchten. Wenn wir nun dieſe beyden Erklärungen von der Atheiſterey und von der Mathematik gegen einander halten: ſo werden wir keinen Grund angeben können, warum aus der letztern die erſtere fließen ſollte. Wir müſſen alle bekennen, daß dieſe Wiſſenſchaft an und für ſich betrachtet, unſchuldig ſey. Und dieſes müſſen auch ſelbſt ihre Verächter geſtehen, oder ſie müſſen darthun, daß eine aus der andern könne begreiflich gemacht werden. Allein dieſes werden ſie ſich wohl müſſen vergehen laſſen. Wir haben die Mathematik rein befunden. Wir müſſen nun ſehen, ob nicht der Grund in den Liebhabern dieſer Wiſſenſchaft liege, warum man ihnen dergleichen ſchöne Titel gegeben hat. Es iſt bekannt, daß einige die Mathematik bloß als ein Handwerk, andere hingegen als eine Wiſſenſchaft anſehen. Die erſten verlaſſen ſich bloß auf ihren Zirkel und ihren Maasſtab: die letztern laſſen es nicht dabey bewenden; ſondern ſie wollen auch gründliche Beweiſe davon haben, warum die Sache ſo, und nicht anders ſey. Mit den erſtern mögen wir hier nichts zu thun haben. Sie ſind des Namens nicht werth, den man ihnen beylegt. Die Leute, mit denen

nen wir hier zu thun haben, ſehen auch nicht auf ſie. Sie haben ſich an die letztere Gattung gemacht. Die größten Mathematici ſollen nur Atheiſten ſeyn. Dieſe haben was an ſich, woran ſich viele ärgern. Ob dieſes ein gegebenes oder genommenes Aergerniß ſey, wollen wir hier nicht ausmachen. Zumal da wir dieſen Unterſchied eben nicht für gegründet halten.

Was iſt denn das Anſtößige, das ſich an dieſen Leuten befindet? Wenn wir es ſagen ſollen; ſo müſſen wir ihre Lehrart nennen. Dieſe beſteht darinnen: Man ſoll dasjenige vorausſetzen, wodurch das folgende verſtanden werden kann. Will man dieſem nachkommen, ſo muß man den Anfang von Erklärungen machen. Wir ſollen kein Wort ſetzen, wovon wir nicht deutliche und ausführliche Begriffe gegeben haben. Hierdurch bahnet man den Weg zu den Erwegungs- und Ausübungsſätzen. Von dieſen bekommen wir wieder neue Sätze, die entweder aus einer Erklärung, oder aus vielen Erklärungen zuſammen genommen, hergeleitet werden. Alle dieſe Sätze müſſen durch ordeytliche aneinanderhangende Schlüſſe erwieſen werden. Dieſe ununterbrochene Ordnung der Schlüſſe machet, daß wir keine Vorderſätze annehmen, die nicht vorhero wären ausgemacht worden, und hierdurch erlangen wir eine Verknüpfung zwiſchen den folgenden und vorhergehenden Sätzen.

Dieſes iſt die Lehrart, die ein Mathematicus liebet. Er will nicht, daß man ihm was ſchenken ſoll. Er ſuchet ſeine Sätze nicht zu erſchleichen. Er brauchet auch nicht viel Nachſinnen, wie er ſchöne Worte finden will, um anderer Leute Beyfall zu gewinnen. Er hält nicht viel auf Betheurungen. Er ſuchet nicht durch Fluchen und Schwören ſeine Sätze wahr zu machen. Er bittet ſich nicht mehr als eine Aufmerkſamkeit aus. Wenn man dieſe mitbringet, ſo werden wir finden, daß ſeine Sätze bey uns eine ſolche Ueberzeugung wirken, die andere durch alle ihre Kunſt nicht zuwege bringen können.

Wer ſollte nun meynen, daß man ſich durch dergleichen Lehrart den Haß anderer Leute zuziehen ſollte? Es lehret uns dieſes ja unſere Natur, und wir thun ſehr unrecht, wenn wir dieſe Methode nur den Liebhabern der Mathematik eigen ſeyn laſſen wollen. Es iſt in der That zu viel Ehre für ſie. Sie ſelbſten wollten dieſes nicht haben. Sie wollten nicht eitler Ehre geizig ſeyn. Sie machten ſich dieſerwegen mit ihrer Lehrart über andere Bücher, die eben nicht in ihre Wiſſenſchaft eingeſchlagen ſind. Sie wollten auch ihre Brüder ſtärken. Allein dieſes ihr gutes Vorhaben iſt ihnen gar übel belohnet worden. An ſtatt des Danks, den man ihnen ſchuldig war, ſtieß man unerhörte Läſterungen wider ſie aus, und es wäre uns was leichtes, mehr als einen Bogen mit dergleichen ſchimpflichen Wörtern anzufüllen. Jedoch dieſes alles achteten ſie nicht; ſie giengen in ihrem Vorſatze weiter. Sie machten ſich an eine Lehre, die einer genauern Unterſuchung wohl werth war. Sie prüften die Beweiſe, die einige Leute von Gott gaben, und da funden ſie freylich, daß dieſe wichtige Materie noch gar nicht ausgeführet wäre. Sie trafen Beweiſe an, dabey ſie oft ſo viel Fehler bemerkten, als ſie Wörter in ſich faßten; ja ſie würden oft nicht gewußt haben, daß es Beweiſe ſeyn ſollten, wenn es nicht wäre dabey gedruckt geweſen. Ein einziger Schluß ſollte zureichend genug ſeyn, die gerechte Sache Gottes zu behaupten, da doch die Förderſätze noch nicht einmal erwieſen waren.

Wir dürfen nicht meynen, daß es ihnen in dieſer Sache beſſer ergangen iſt, als das erſtemal. Man hat ſie noch weit härter angelaſſen. Man hat ſie für Leute gehalten, welche die Beweiſe, die man von dem wirklichen Daſeyn Gottes gegeben hätte, entkräfteten, da ſie doch ihnen aufzuhelfen, bemühet waren, und der meiſte Hauſe ſchrie ſie für Atheiſten aus. Man ſah gar nicht auf das, was ſie vorbrachten, ſondern man war wider ſie ſo eingenommen, daß man ſie, wenn es ihnen freygeſtanden, zum Scheiterhauſen verdammt hätte. Man ſtellte ſie als Kinder am Verſtande vor, und man wußte nicht verächtlich genug von ihnen zu ſprechen. Man konnte ſich nicht einbilden, daß es kein gutes Zeichen einer gerechten Sache ſey, wenn man ſeine Gegner ſo dumm vorſtellte. Gleichwohl aber hat man es gethan, um nur hernach recht auf ſie losziehen zu können; und damit hat man verurſachet, daß kein Theil ſeine begangenen Fehler einſehen lernen. Die Beſchuldigung blieb beſtändig: Ein großer Mathematicus wäre ein Atheiſte. Wir können zwar nicht leugnen, daß einer oder der andre unter ihnen, dieſen Namen verdienet habe: allein darum wird man den

Schluß nicht auf alle machen können. Wir müſſen geſtehen, wie groß oft unſere Betrübniß geweſen iſt, wenn wir in ihren Lebensbeſchreibungen die Urſachen geleſen haben, warum ſie auf dergleichen gottloſe Meynungen verfallen ſind.

Einige Leute, die außer der Hitze des Streits ſtunden, haben dieſes ſehr wohl eingeſehen. Sie haben dafür gehalten, daß die Irrthümer nicht durch Schmähungen, ſondern durch Vernunft müßten vertrieben werden; und hierinnen waren ſie klüger, als alle ihre Brüder. Wir wollten wünſchen, daß ſie auch nur die rechte Art getroffen hätten, mit ihnen umzugehen. Sie ſchrieben zwar ganze Bücher wider dieſe Leute; aber wenn ſie doch nur auch gewußt hätten, es auf der rechten Seite anzugreifen. Man fieng nicht von vorne an, ein Buch eines ſolchen Mannes zu widerlegen; ſondern man nahm bald in der Mitte, bald am Ende einige Sätze heraus, und man hielt dafür, daß dieſes ſehr wohlgethan wäre. Allein hier hat man des rechten Weges verfehlet. Ein Liebhaber dieſer Lehrart brauchet ſich nicht zu vertheidigen, ſo lange man ihn nicht in ſeinem Zuſammenhange angreift. Folgen wir ihm nicht Fuß vor Fuß; laſſen wir ihm ſeine Erklärungen ſtehen, und nehmen nur einige Sätze aus ſeinen Werken: ſo richten wir ihm ein Lachen zu. Wir mögen noch ſo ſchlimme Folgen daraus ziehen: ſo achtet er es nicht. Wir mögen immer ſchreiben, daß man uns auf unſere Einwürfe nicht geantwortet hätte, wir werden hiermit nichts ausrichten. Laſſen wir uns nun vollends verleiten, und kommen auf die Gedanken, daß wir recht haben müßten: ſo bringen wir es endlich dahin, daß er in einer Schrift ſein Mitleiden über uns bezeiget. Mehr können wir von ihm nicht fordern. Es iſt bloß ſeiner Höflichkeit zuzuſchreiben, wenn er dieſes thut. Man würde es ihm ſehr für übel nehmen, wenn er weiter gienge, und noch etwas zu ſeiner Vertheidigung hinzu ſetzte.

Dieſes konnten die damaligen Vertheidiger der gerechten Sache Gottes nicht einſehen. Sie meynten, ein ſolcher Mann müßte in verſtockten Sinn dahin gegeben worden ſeyn. Wir geſtehen, daß wir dieſes gleichfalls gedacht haben würden, wenn wir nicht ſeine Lehrart beſſer eingeſehen hätten.

In dieſen Umſtänden iſt die Sache dazumal geblieben, und wir würden nichts weiter anführen können, wenn nicht die Mathematici ſelbſten wieder Hand an das Werk gelegt hätten. Sie kehrten ſich an die Unart der Welt nicht, welche alle Gelehrte in Ruhe läßt, die nicht klüger, als ihre Lehrer, ſeyn wollen, oder andere, welche auch in öffentlichen Aemtern ſtehen, ſie mögen nun die allerungereimteſten Meynungen, und die ſchändlichſten Irrthümer hegen. So bald aber einer kömmt, der mehr wiſſen will, als ſie, der dasjenige, was ſie ſo lange als wahr geglaubt, verwirft, da fällt mehr als eine Partie über ihn. Ein jeder will ihn fühlen laſſen, was er thun kann? Man bringt die härteſten Beſchuldigungen wider ihn auf; und wenn man ihn ſo gar auf das Leben anklagen könnte, ſo würde ſeiner nicht geſchonet werden. So hart dieſes Verfahren iſt; ſo wenig haben ſich Leute, die Verſtand und Tugend unter den Menſchen gemein machen wollten, daran gekehret. Sie haben es auch um ihrer ſelbſt eigenen Ueberzeugung thun müſſen. Sie nahmen die Beweiſe von der Exiſtenz Gottes wieder vor; ſie prüften ſie von neuem nach der möglichſten Schärfe, ſie behielten, was ſie gegründet fanden, ſie thaten weg, was zu leichte befunden worden. Durch dieſe Bemühungen haben wir endlich erlangt, was wir ſo lange gewünſchet haben. Wir wiſſen gewiß, daß ein ſolches Weſen, welches wir Gott nennen, nicht nur möglich, ſondern auch wirklich vorhanden ſey.

Hat es niemals an Leuten gefehlet, die auch die allerreinſten Abſichten zu verunglimpfen wiſſen: ſo dürfen wir uns nicht wundern, daß auch ein gleiches die Liebhaber der Mathematik, und ihre Lehrart, betroffen habe. So gut ſie es meynten, uns einen Beweis zu liefern, der auch die ſtärkſten Geiſter zu einer Ueberzeugung bringen ſollte: ſo ſchlimm kamen ſie bey einigen an, welchen doch am meiſten daran gelegen geweſen, daß dieſe Sache zu einer Gewißheit kommen möchte. Man hat ſich auf einer Seite mit vielen Ungeſtüm dawider aufgemacht. Man hat geläſtert, verſchmäht, verfolgt; man hat alles gethan, um zu zeigen, wes Geiſtes Kind man ſey. Auf der andern Seite hat man ſich ſo aufgeführet, als es nöthig geweſen, ſeinen ſchwachen Brüdern zu rechte zu helfen. Man hat ſie mit vieler Geduld ertragen; man hat eine Ausnahme von der Regel machen müſſen; man hat ihnen geantwortet, wenn ſie auch noch ſo unordentlich in ihren Streitſchriften verfahren ſind; man hat ihnen geſagt, wie ſie ſich anſtellen müßten, wenn ſie ſich dieſen oder jenen Satz begreiflich machen wollten; man hat ihnen die Methode bekannt gemacht; man hat ihnen einige Vortheile gewieſen, wie ſie es anzufangen hätten, wenn ſie auch ſo verfahren wollten; man hat ſie endlich gebethen, ſie möchten ſich ſelbſt darüber machen, und einen Beweis nach der vorgeſchriebenen Lehrart aufſetzen. Auf dieſe Weiſe hat man alles gethan, was man zu thun ſchuldig geweſen, und gleichwohl hat man bey einigen Leuten nichts ausrichten können. Man fährt noch immerfort, die Liebhaber der mathematiſchen Lehrart zu beläſtigen. Sie ſind in ihren Augen Atheiſten, und müſſen Atheiſten bleiben. Sie bedienen ſich noch der Höflichkeit gegen diejenigen, welche ihnen hierinnen nicht Beyfall geben wollen, daß ſie ſie für unverſtändige Leute halten, für ſolche, die noch Kinder in einer Wiſſenſchaft wären.

Können Gründe bey dergleichen Perſonen nichts ausrichten: ſo iſt nichts anders zu thun, als daß man ihnen die Ehre gönnet, die ſie durch Schimpfen und durch Beylegung verhaßter Namen zu erhalten ſuchen. Unſer Troſt iſt, daß ſie uns unverſchuldeter Weiſe treffen. Wir fragen nun nicht mehr, ob die mathematiſche Lehrart auch in andern Theilen der Gelehrſamkeit könnte gebraucht werden. Wir haben mit vielem Vergnügen ſchon mehr, als eine Probe geſehen. Der Philoſoph hat nach dieſer Lehrart einen Zuſammenhang ſeiner Lehren gewieſen.

Der Rechtsgelehrte mag auch kein Handwerk, ſondern eine Wiſſenſchaft lernen. Und wie viel Ehre hat dieſes einem Manne gebracht, der dieſe Arbeit übernommen hat! Der Gottesgelehrte hat ſich gleichfalls nicht ſaumſelig hierinnen erwieſen. Er war einer mit von den erſten, dem dieſe Lehrart gefiel, und der es nicht haben wollte, daß ſie bloß den Mathematicis eigen ſeyn ſollte. Wer iſt vermögend, die Vortheile eines Buchs alle zu zählen, das uns ein Mann in unterſchiedenen Theilen liefert. Wie glücklich werden die Zeiten ſeyn, in welchen man die göttlichen Wahrheiten in einem Zuſammenhange antreffen wird, und wenn wird denn einmal das ſo ſehnliche Hoffen vieler Leute geſtillet werden?

Friedrich David Stübner.

* *

Lob der Politik.

Ihr, die ihr durch verknüpfte Schlüſſe
Die Gründe trockner Lehren führt,
Erfinder magrer Schattenriſſe,
Die ihr mit neuen Zeichen ziert;
Ihr Freunde tiefer Dunkelheit,
Auf! weicht einmal der Sinnlichkeit:
Sie ſoll die Staatskunſt mir erheben;
Sie haßt der harten Regeln Zwang,
Und wünſcht ſich Muſen und Geſang,
Und ihrem Einfall Geiſt und Leben.

Und können denn erwieſne Sätze
Nicht lebhaft in Gedichten ſeyn?
Ein Leibniz rühmt des Phoſphors Schätze
In Marons prächtigem Latein.
Die Weisheit lenkte ſeinen Trieb
Daß er im Vortrag ſinnlich blieb,
Und dennoch gründlich in Gedanken:
Den Dichter ſtützt ihr ſtarker Arm;
Dann werden ihm die Adern warm,
Dann öffnen ſich die weiten Schranken.

Da kömmt die Klugheit mir entgegen,
Der Anfang der Geſelligkeit,
Rathgeberinn bey den Verträgen,
Und Urſprung ſtiller Sicherheit.
Sie zückt nicht nur das Schwerdt und Beil;
Ihr Zweck iſt treuer Bürger Heil,
Das Recht muß ihrer Weisheit dienen.
Seht, wie ſie Haupt und Glieder knüpft,
Wie neben ihr die Freude hüpft,
Wie unter ihr die Felder grünen.

Da zeigt ſie die vermiſchten Triebe
Der Völker, die ein Bündniß paart:
Den führt der Witz, den Waffenliebe,
Und den der Schiffe reiche Fahrt.
Den täuſcht ein eingebildet Gut;
Er opfert Reichthum, Kinder, Blut,
Um einen Theil der höchſten Würde.
Der hält die Knechtſchaft für beglückt;
Er liebt ein Joch, das andre drückt,
Und ehret die erkaufte Bürde.

Was ſitzen da für weiſe Väter,
Als Prieſter eines Heiligthums,
Der Gottheit würdige Vertreter,
Der Laſter Schrecken, Schutz des Ruhms?
Der Erdkreis ſieht bewundernd zu,
Und holt ſich Rath und Bund und Ruh,
Erbittet und erlangt Geſetze;
Der beſte Bürger ſchützt den Staat,
Iſt Rathsherr, Redner und Soldat,
Empfängt, bewahrt und theilt die Schätze.

Mit einmal ſeh ich andre Bilder;
Luſt, Tugend, Ruh und alles fort.
Hier blutge Fahnen, Helm und Schilder,
Dort bürgerlichen Brudermord:
Hier ſitzt der ſchadenfrohe Neid
Und facht den angeglommnen Streit
Und ſtürzt die grauen Ariſtiden;
Ein Räuber kriegt die Oberhand,
Wenn er die Redlichſten verbannt,
Dann herrſcht er und erpreßt den Frieden.

Seht dort die ungezählten Haufen,
Die Ehrbegier und Unruh quält,
Nach Plätzen und Gerichten laufen,
Ein jeder ſpricht und folgt und wählt.
Allein ein widriges Geſchick
Dreht Hoffnung, Einigkeit und Blick,
Die Brüder fechten wider Brüder.
Dann folgt ein hämiſcher Tyrann,
Bläſt Zwietracht bey den ſchwächſten an,
Und wirft den Freund und Anhang nieder.

Lob der Politik.

Der Friede wird nicht lange däuren,
Die Bosheit iſt der Bosheit Feind.
Siehſt du nicht da den Hochmuth lauren?
Er untergräbt und ſchlägt den Freund.
Den Phocion, den Schutz der Stadt,
Stürzt man durch falſchen Hochverrath
Und unterwirft ſich ihren Mördern.
Der Eigennutz hebt ſein Geſchlecht;
Verdienſt und Fleiß verliehrt das Recht,
Um blöde Schmeichler zu beſördern.

Wie majeſtätiſch und wie heiter
Iſt jener, den der Purpur ziert?
Um ihn ſind glänzende Begleiter,
Die jeder Blick und Wort regiert.
Ein fertig und gehorſam Heer
Führt für ihn eifernd das Gewehr,
Und legt es ihm gebückt zu Füßen;
Verſchiedner Diener große Zahl
Folgt blindlings des Gebiethers Wahl,
Und will ſein Blut für ihn vergießen.

O! welch ein Schauſpiel! o wie blutig!
Hier wütet Nero und Buſir;
Die Marter macht die Sclaven muthig,
Sie ſpotten nur der Rachbegier.
Da ſtürzt ein wohlverdienter Strick
Mistrauiſcher Tyrannen Glück,
Den zehrt ein Trunk von ſtrengem Gifte.
Hier ſchleift ein Unterthan den Stahl,
Drängt ſich in ſeines Henkers Saal,
Und bohrt ihn raſend durch die Hüfte.

Da habt ihr ja den Lohn der Thaten,
Ihr Schänder meiner Monarchie!
Weg, Wütriche! von meinen Staaten,
Ein ſtolzer Frevel dauret nie.
Ein Todtfeind des Pygmalions
Iſt der Beſitzer meines Throns;
Er folgt dem Beyſpiel grauer Ahnen;
Er kennt der Länder kleinſten Theil;
Die Liebe wünſcht und ſucht ihr Heil,
Und freut ſich ſeiner Unterthanen.

Hier iſt ein ämſiges Gedränge,
Kein Platz iſt von Bewohnern leer.
Wie läuft der zarten Kinder Menge
Um die bejahrten Greiſe her?
Da zieht ein jugendlicher Schwarm,
Reißt ſich aus blaßer Mütter Arm,
Und eilt erhitzt nach fernen Reichen.
Dort kömmt ein Volk in fremder Tracht,
Das Ruf und Eifer hergebracht,
Und Luſt an zierlichen Gebräuchen.
Wer ſchwitzt doch da bey jenem Pfluge?
Es iſt ein müder Ackersmann;
Das Erdreich weicht dem ſcharfen Zuge,
Und nimmt durchwühlt den Saamen an.
O! wie vergnügt ſieht man ihn mähn,
Wenn ſich die ſtolzen Garben blähn,
Und Wagen und Geſpann belaſten!
Da kömmt ein ſiegend Kriegesheer,
Nimmt Senſ' und Sichel zum Gewehr,
Und kann in vollen Scheuren raſten.

Und ihr, Verehrer ſtiller Künſte!
Ihr übt bey Büchern Kiel und Geiſt.
Nie frohnend niedrigem Gewinnſte
Dient ihr der Nachwelt, die euch preiſt.
Da ſingt ein fröhlich Dichterchor;
Der ſucht Geſchicht und Blatt hervor;
Der will der Hörer Gunſt erpreſſen;
Der zeigt der Dinge Zweck und Grund,
Der Menſchen Zuſtand, Recht und Bund;
Der will der Sterne Gränzen meſſen.

Die Tugend geht und führt die Triebe
Nach ähnlicher Erkenntniß an.
Den hält Gewalt, den reine Liebe,
Zwar ungleich, doch auf gleicher Bahn.
Nicht nur am Altar macht ihr Mund
Der Geiſter ewgen Zuſtand kund,
Sie lacht auch in beliebten Scenen.
Der Laſter wohlgetroffnes Bild
Wird hier in Fabeln eingehüllt,
Um eigne Fehler zu verhönen.

Die Jugend mehrt und übt die Kräfte,
Der ficht und ringt und lenkt das Pferd.
Dieß Vorſpiel kriegriſcher Geſchäffte
Iſt mehr, als jenes Elis, werth.
Man füllt ein Rohr und treibt das Bley,
Da geht die feſtgeſchloßne Reih,
Entfernt, verliehrt und findt ſich wieder.
Den reizt ein zärtlicher Geſang,
Verändert, ziert und miſcht den Klang
Und ſpringt darnach und ſenkt ſich nieder.

Hier ſieht man, wie die reichen Maſten
Der fernen Inden Reichthum drückt,
Die hier gefüllt mit eignen Laſten
Der frohe Kaufmann wieder ſchickt.
Der Fleiß erwirbt den Ueberfluß,
Und der vermehret den Genuß,
Und kann die Schätze nicht verſchließen.
Er ziert ſein Haus, und malt die Wand,
Und übt geſchickter Künſtler Hand
In Säulen und im Bildergießen.

Da iſt das Rathhaus! o! wie fleißig
Wird jener Unſchuld zugehört!
Vergebens iſt die Bosheit beißig,
Kein Theil wird durch Geſchenke werth.
Der giebt, beſtimmt und ſtärkt das Rechte,
Gewinnſt und Liſt wird hier geſchwächt;
Man ſucht die Klagen zu vermindern.
Die Fälle ſpäter Folgezeit
Erwägt die kluge Wachſamkeit
Und ſorgt ſchon itzt vor ihren Kindern

Doch machen der Geſetze Bücher
Und ein beſchützter Richterplatz
Allein die bange Unſchuld ſicher?
Und ſtürzen ſie den Feind des Staats?
O! wenn ihr nicht das Haus verſchanzt,
Geſchütz und Krieger um uns pflanzt,
Und hundert Archimeden bringet?
So wird wohl einſt ein Pyrrhus ſeyn,
Der, weil ihm ſeine Welt zu klein,
Uns überfällt und bald verſchlinget.

Die Gottesfurcht ſteht an der Stäte
Und regt der Andacht ſtille Gluht,
Zerknirſcht im eifrigen Gebethe,
Gleich zeigt ſich Eifer, Geiſt und Muth.
Die Armuth findet hier das Brodt;
Die Dürftigkeit vergißt der Noth,
Da Lieb und Huld ihr aufgetiſchet.
Die Faulheit ſchleicht hinzu und klagt;
Den Augenblick wird ſie verjagt,
Und nun zur Arbeit angefriſchet.

Vergeßt nicht der Akademien;
Bewundert doch der Künſte Flor!
Seht! wie da ganze Schaaren ziehen,
Und einer läuft dem andern vor.
Doch eben dieſer edle Brand
Reizt und erhält den niedern Stand,
Und lehrt die Künſte klüglich wählen.
Ein wohlgetroffner Unterſcheid
Nährt Ordnung, Trieb und Munterkeit,
Und übertrifft noch das Befehlen,

Und du, o Frucht der ſtillen Geiſter,
Beneidenswerthe Einigkeit;
Hier biſt du aller Herzen Meiſter;
Du jagſt und ſcheuchſt und drängſt den Streit.
Sie knüpfen ſich ein ſanftes Band,
Durch Blick und Minen, Kuß und Hand,
Beſuch und Feſt muß es erhalten.
Die Macht braucht hier das Anſehn nicht,
Und zeiget ein vertraut Geſicht,
Entfernt von angenommnen Falten.

Man richtet ſich nach ſeines gleichen,
Und holt nicht eitler Moden Tand,
Für theures Geld, aus andern Reichen.
Das Geld bleibt hier und hebt das Land.
Ein jeder unterſtützt den Staat,
Giebt ohne Sold den beſten Rath,
Und dient dem König ungedungen.
Und wenn ihn gleich die Laſt gedrückt:
Wird doch die Ehrfurcht nie erſtickt,
Und der Verdruß wird bald verdrungen.

O ſelig, wem der Klugheit Lehre
Den feſten Stuhl beſchützt und hält!
Und wenn auch einſt die Hemiſphäre
Vor blöden Fürſten niederfällt:
So hat ſich ihnen kurze Zeit
Des knechtſchen Glückes Arm geweiht,
Ihr weites Reich wird plötzlich enge:
Heut ſchwärmt die Wolluſt um den Thron,
Und morgen theilt und raubt man ſchon
Der unbewahrten Länder Menge.

Ja, ſeht den Flor von jenen Ländern,
Der durch der Vorſicht Ordnen blüht;
Und wo ihr Fürſt durch weiſes Aendern
Sich wachend um ſein Volk bemüht.
Dir, Preußen, iſt das Glück vergönnt,
Die Klugheit führt dein Regiment
Und Weiſe ſind der Staatskunſt Lehrer:
O nimm zu Hütern deines Heils,
Bey fernerm Wachsthum jedes Theils,
Der Weisheit würdige Verehrer! G.

Vergleichung der alten Deutſchen, mit dem itzigen Frauenzimmer angeſtellt,

Von dem Verfaſſer des Beweiſes, das Chloris gelehrt iſt.

In dem Beweiſe, daß Chloris gelehrt iſt, habe ich die Gütigkeit gehabt, meinen Leſern zu der Schrift Hoffnung zu machen, die ich ihnen gegenwärtig vorlege. Ich erwähnte nämlich damals im Vorbeygehen, daß, wie es mir ſchien, unſer meiſtes heutiges Frauenzimmer noch in vielen Stücken den edlen Character erhielte, den uns Tacitus von den alten Deutſchen überhaupt ſchildert, und ich verſprach, dieſes zu anderer Zeit ausführlicher zu zeigen. Wenn ein Verſprechen verbindlich ſeyn ſoll, ſo wird nach den Rechten erfordert, daß der, dem es geſchieht, es annehme: indeß rechtfertiget das Sprüchwort, Zuſagen macht Schuld, auch öfters ſolche Verfaſſer, deren verſprochene Werke noch niemand verlanget hat. Es iſt dieſes eine beſondere Höflichkeit der Schriftſteller, daß ſie ein Verſprechen erfüllen, zu deſſen Erfüllung ſie niemand weder zwingen wollte, noch könnte, und daß ſie dabey ſo großmüthig ſind, von dieſer Höflichkeit ſich ſo auszudrücken, als wäre es ihre Pflicht. Ich bin ganz von einer andern Gemüthsart. Ich wollte gerne meinen Leſern die gegenwärtige Beobachtung meines vorerwähnten Verſprechens, als eine große Gefälligkeit anrechnen; allein ich muß leider geſtehen, daß es meine Schuldigkeit iſt. Der Herausgeber der Beluſtigungen, hat mich an meine Zuſage erinnert; und ich war folglich verbunden, mein Wort zu halten. Ich werde alſo einige Aehnlichkeit zwiſchen den alten Deutſchen und unſerm Frauenzimmer bemerken. Niemand wird eine vollkommene Aehnlichkeit verlangen; denn nach den Grundſätzen der Metaphyſik, können zwey Dinge nicht vollkommen ähnlich ſeyn. Eben ſo wird man nicht etwa eine Uebereinſtimmung der Sitten und Gebräuche fordern; denn dieſe habe ich nicht verſprochen, ſondern nur eine Uebereinſtimmung der Gemüthsart. Endlich erinnere ich auch, daß der Raum mir hier nicht erlaubet, alle Aehnlichkeit, die ich etwa bemerkt habe, auszuführen, ſo wenig als es mir die Zeit verſtattet, über das, was Tacitus von den Sitten unſerer Vorfahren erzählet, ſo ſorgfältige Betrachtungen anzuſtellen, daß einem andern keine Aehnlichkeit in die Augen fallen ſollte, die ich überſehen hätte. Endlich werde ich mich an keine ſchulfüchſiſche Ordnung binden. Mein Vortrag kann nicht ſchöner ſeyn, als wenn er den Haarlocken meiner Chloris ähnlich iſt, die nach der Mode in einer künſtlichen Unordnung ihren Nacken bedecken.

Chès elle un beau deſordre eſt un effet de l'art.

Boil.

Ehe ich aber meine Ausführung anfange, muß ich noch zeigen, daß ich ſo viel Nachrichten von dem deutſchen Frauenzimmer habe, als dazu nöthig ſind. Unlängſt habe ich mit einem guten Freunde geredt, der an unterſchiedlichen Orten herumgereiſet war, um das Frauenzimmer kennen zu lernen. Ich geſtehe es, daß ich dieſes nicht gethan habe; ich befinde mich aber an einem Orte, deſſen Einwohnern beyderley Geſchlechts, man wegen ihrer Lebensart vor vielen andern einen Vorzug zuzuſchreiben pflegt. Ich werde alſo den deutſchen Schönen nicht unrecht thun, wenn ich mir ſie, nach den mir bekannten Muſtern bilde. Ueberdieß iſt es bey uns nichts ſo ſeltenes, Einwohnerinnen von andern Theilen unſers Vaterlandes zu ſehen. Die Abſichten, weswegen ſie unſerer Stadt dieſes Glück gönnen, ſind unterſchieden, und darunter iſt auch öfters eine mit, hieher tamquam ad aliquam bonarum artium et elegantiae mercaturam zu kommen. Denn man darf ſich nicht einbilden, daß nur Mannsperſonen reiſeten, um geſittet zu werden: Wir haben eben dieſe Gewohnheit an den Schönen unſerer benachbarten Städte bemerket, noch ehe die Prinzeßinn Chetimi aus der Tartarey nach Rußland gieng, daſelbſt die europäiſche Lebensart zu lernen.

Hieraus wird man ſehen, ob ich das deutſche Frauenzimmer ſo genau kenne, als es zu meiner gegenwärtigen Unternehmung nöthig iſt; oder ob ich es mache, wie gewiſſe Ausländer, die einmal vor Deutſchland vorbey gereiſet ſind, und nachdem vortreffliche glaubwürdige Nachrichten über den Character der Deutſchen aufſetzen.

Es iſt bekannt, daß das erſte, was Tacitus von den alten Deutſchen anmerket, nachdem er ihre Leibesgeſtalt beſchrieben hat, darinnen beſteht, daß ſie Froſt und Hunger beſſer, als Hitze und Durſt, vertragen können. Auf dieſe Nachricht gründen ſich diejenigen, die uns noch ietzo die Liebe zum Trunke, als einen angeſtammten Fehler vorwerfen. Ich habe nicht nöthig, die Mannsperſonen von meinen Landsleuten gegen dieſen Vorwurf zu vertheidigen; es iſt ſchon genug von andern geſchehen. Was das Frauenzimmer anbetrifft, ſo wagen es ſelbſt diejenigen nicht, ihm dieſen Fehler aufzurücken, die damit gegen die Mannsperſonen am freygebigſten ſind. Der Verfaſſer der Amuſemens des Eaux de Spaa z. E. verſichert uns, daß die deutſchen Cavalliers nicht eher für das Frauenzimmer empfindlich würden, als nach der Tafel, wenn ſie betrunken wären: daß aber die Damen an dieſer Galanterie keinen Gefallen hätten, und daß eben deswegen ein Fremder, der eine beſſere Aufführung beſäße, in Deutſchland ſein Glück leicht machen könnte. Als ich dieß zum erſtenmale las, habe ich nichts mehr gewünſcht, als daß dieſer Herr aus Franken, weiter in Deutſchland möchte gekommen ſeyn, und eine hübſche Frau mitgebracht haben; vielleicht hätten ſich Patrioten gefunden, die aus Eifer für die Ehre ihres Vaterlandes ihm gezeigt hätten, ob die Deutſchen mit Frauenzimmer umzugehen wiſſen.

Es iſt mir indeſſen nicht unbekannt, daß man einigen von unſern Schönen den Vorwurf machet, als ob ſie von gewiſſen Arten der Getränke größere Liebhaberinnen wären, als es ſich geziemte. Doch wenn auch dieſer Vorwurf gegründet iſt, ſo zeiget eben das ihren Verſtand und guten Geſchmack an, daß ſie ordentlich ſolche Geiſtvolle Getränke erwählen, da in einem Gläschen mehr Kraft iſt, als in ganzen Flaſchen

ſchen voll anderes Gewäſſers. Und durch die Koſtbarkeit dieſer Getränke unterſcheiden ſie ſich von dem Pöbel ihres Geſchlechts, der öfters auch ähnliche Säfte, aber von weit ſchlechterer Art liebet. Eben ſo unterſcheiden ſich ja bey den Mannsperſonen der vornehme und geringe Tobacksraucher, durch Knaſter und Schiebböcker.

Wenn die Begierde, ſich mit unſern Vorfahren verglichen zu ſehen, mir einiges Frauenzimmer ſollte zu Leſerinnen verſchafft haben, und wenn dieſelbigen die Geduld gehabt haben; bis hieher zu leſen: ſo zweifle ich nicht, ſie werden einigermaßen über mich misvergnügt ſeyn. Es iſt auch in der That von mir unüberlegt, daß ich die erſte Aehnlichkeit der alten Deutſchen mit einigen unſerer Schönen, in einer Sache finde, die man insgemein für einen Fehler erklärt. Allein ich kann mir leichte helfen. Meine Abſicht iſt gar nicht geweſen, noch eine vollkommene Vergleichung zu machen. Sonſt hätte ich auch die Erduldung der Kälte und des Hungers nicht vergeſſen müſſen. Nun hätte ich zwar, was das erſte anbetrifft, mich auf die Fächer berufen können, und ſchließen, daß diejenigen, die dergleichen Abkühlungsmaſchinen den ganzen Winter tragen, wohl nicht ſehr frieren müſſen: allein, alsdenn würde man mir die verſchiedenen Kleidungen von Pelzwerke entgegen ſetzen, die hieher, wo der Winter gleichwohl noch nicht ſo ſtrenge iſt, von Polen und Rußen geborgt werden. Und wegen des Hungers kann ich keinen allgemeinen Satz abfaſſen: denn wie ich Frauenzimmer kenne, die bey ihren nicht allzuvortheilhaften

Glücksumſtänden, dem Magen einen Theil desjenigen entziehen, was ſie auf den Putz wenden: ſo weis ich im Gegentheil andere, die, wenn ſie in einer vertrauten Geſellſchaft ſpeiſen, wo man ſein Vergnügen einem gezwungenen Erbarthun nicht aufopfern darf, ſich nicht allzuenge zu ſchnüren pflegen.

Geſetzt aber, daß man die erſten Eigenſchaften, die Tacitus den alten Deutſchen beylegt, nicht ſo vollkommen bey unſern Schönen anträffe, ſo findet man ſie doch noch unter einer gewiſſen Art Mannsperſonen. Es giebt gewiſſe Mannsbilder, die viel Hunger ausſtehen, die größtentheils kalter Natur ſind; die von ſich ſelbſt ſagen, daß ſie zu nichts tüchtig ſind, wenn ſie nicht getrunken haben, und die endlich von der kleinſten Hitze, die in ihnen erreget wird, ſo zu reden wiſſen, als wäre es ein trojaniſcher Brand. Habe ich wohl noch nöthig, darzu zu ſetzen, daß eben dieſe Mannsbilder bey dem Frauenzimmer ſehr beliebt ſind? und würden meine Leſer nicht ohnedieß errathen, daß ich die Poeten meyne? Wenn man hierauf Achtung giebt, ſo wird ſich die Sympathie, die ordentlich zwiſchen dem Frauenzimmer und den Poeten iſt, leicht erklären laſſen: denn unſere Schönen lieben eben die Dichter deswegen, weil dieſelben ſo viel deutliche Merkmahle ihrer Verwandſchaft mit den alten Deutſchen zeigen.

Die Aufführung der alten Deutſchen, in Abſicht auf die koſtbaren und ſeltnen Metalle, iſt auch merkwürdig. Gold und Silber haben ſie nur von den Römern kennen lernen. An die Bergwerke, die man nach der Zeit entdeckt, iſt damals noch gar nicht gedacht worden. Ich kann dieſe Nachrichten auf eine myſtiſche Art anwenden. Gold und Silber laſſen ſich mit den Vollkommenheiten der Seele, mit Verſtand und Witz vergleichen. Unſere Schönen ſind damit beſtändig ſo gut verſehen geweſen, als die Mannsperſonen: allein ſie haben ſich um dieſelbigen eben ſo wenig bekümmert, als die alten Deutſchen um den Inhalt ihrer Gebirge, und ſie haben deren Gebrauch erſt von den Mannsbildern gelernt, eben wie die alten Deutſchen den Gebrauch des Geldes von den Römern. Iam et pecuniam accipere docuimus heißt nach meiner Ueberſetzung: Nun haben wir auch das Frauenzimmer zu Poetinnen gemacht. Gewiſſe eigenſinnige werden vielleicht fragen, ob das auch eine myſtiſche Bedeutung habe? daß Tacitus zweifelt, ob unſern Vorfahren die Kenntniß des Goldes und Silbers aus Zorn oder aus Gnade der Götter verborgen geweſen. *

Allein wenn ich auch die nur erwähnte Nachricht in eigentlichem Verſtande nehme, ſo bleibt noch eben die Verhältniß zwiſchen dem andern und erſten Geſchlechte, die zwiſchen den Deutſchen und Römern war. Warum wünſchen ſich wohl die Schönen am meiſten Vermögen zu beſitzen, als damit ſie ſich ſich putzen können? Und warum putzen ſie ſich als der Mannsperſonen wegen? Sind es nicht alſo die Mannsperſonen, die ſie Gold und Silber und andere Koſtbarkeiten gebrauchen lehren? Ich muß hier einen Einwurf aus dem Wege räumen, den man mir

aus

---

* Argentum et aurum propitii [illegible] irati Dii negaverint dubito.

aus einer gewiſſen Stelle des Ovidius machen könnte. Er erwähnt, daß ſie ſich putzten, wenn ſie auch ſchon von keinen Mannsbildern geſehen würden, daß es ſie genug ergötzte, ſich ſelbſt zu gefallen.

Rure latent finguntque comas, licet arduus illas
  Celet Athos, cultas altus habebit Athos,
Eſt etiam placuiſſe ſibi quotacunque voluptas
  Virginibus cordi grataque forma ſua eſt.

Ouid. in Medicamin. Faciei

Aber bey einer kleinen Ueberlegung wird ſich dieſer Einwurf ſelbſt heben. Das Frauenzimmer weis, daß es durch den Putz den Mannsperſonen gefällt: Eine Geſchicklichkeit im Putzen aber wird nur durch viele Uebung erlangt; daher dürfen ſie nicht allezeit die Gelegenheit dazu erwarten, daß ſie von Mannsperſonen geſehen werden, ſonſt würden ſie handeln, wie jener, der verſchwur, ſich ins Waſſer zu begeben, ehe er ſchwimmen könnte. Wenn ſich meine Chloris mit einer neuen Mode in eine Geſellſchaft begiebt, da kein Mannsbild zugegen iſt, ſo bilde man ſich bey Leibe nicht ein, daß ſie ſich ihren Freundinnen zu gefallen geputzt hat; geſetzt auch, daß ſie ihre Reizungen nicht einmal unterwegens zeigte, ſondern des übeln Wetters wegen, in eine Sänfte einſchlöſſe. Der Schluß würde ſo ungereimt ſeyn, als wenn man ſich beredete, ein Poet hätte nur ſeinen critiſchen Freunden zu gefallen ein Gedichte gemacht, das er in ihrer Verſammlung vorlieſt. Noch eine andere Betrachtung wird zeigen, warum das Frauenzimmer beſtändig geputzt bleibt, geſetzt, daß es keine Hoffnung hätte, von Mannsperſonen geſehen zu werden. Sie wiſſen nämlich nicht, ob dieſes nicht dem ungeachtet unvermuthet geſchehen kann, und die Klugheit lehret ſie, ſich auf alle mögliche Fälle gefaßt zu machen. Es giebt Leute, die aus der Erfahrung wollen haben, daß ſich die Hochachtung für die Gebieterinnen verliehre, wenn man ſie ungeputzt zu ſehen bekömmt.

> Proderit et ſubito, cum ſe non finxerit vlli
> Ad dominam celeres mane tuliſſe gradus
>
> *Ouid. Rem. Am.*

Zu der Art, wie unſere Vorfahren das Gold und Silber betrachtet, gehöret auch noch, daß ſie Gefäſſe, die aus Erde gemacht worden, ſo hoch gehalten haben, als güldene und ſilberne: Trifft dieſes nicht nach dem Buchſtaben bey den heutigen Liebhaberinnen des Porcellans ein? *

Daß die Liebe ſich mit dem Kriege vergleichen laſſe, iſt bekannter, als daß ich nöthig hätte, es weitläuftig auszuführen. Und es würde alſo nicht ſchwer fallen, zu beweiſen, daß unſere Schönen in der Art zu kriegen, die für ſie gehört, den alten Deutſchen ſehr glücklich nachahmen. Man würde bey ihnen die Wurfpfeile antreffen, deren jeder von dem Fußvolke eine große Menge bey ſich führte, und damit ſehr weit zu werfen wußte: * Man würde finden, daß auch ſie, mehr aus Liſt, als aus Furchtſamkeit, ſich vor ihrem Gegner flüchtig zu ſtellen, und ſie hernach deſto ſtärker anzugreifen wiſſen [†]. Ja, wenn ein rechter allegoriſcher Ausleger über den Tacitus kömmt, ſo wird er die Schilder, die mit den auserleſenſten Farben geſchmückt wurden, [††] von den buntgenäheten Röcken verſtehen, und er wird die Geheimnißvolle Stelle aufs deutlichſte zu erklären wiſſen: Seinen Schild zu verlieren, iſt das ſchändlichſte Verbrechen; wer dieſes begangen hat, darf ſich weder bey dem Gottesdienſte noch bey den öffentlichen Verſammlungen einfinden, und viele, nachdem ſie die Schlacht überlebt, haben ſich aus Scham ſelbſt umgebracht. Doch weil ich keinen genugſam coccejaniſchen Geiſt habe, ſo will ich die weitere Ausführung dieſer Aehnlichkeit andern überlaſſen.

---

* argentea vaſa . . . non in alia vilitate quam quae humo fingunt,

** et miſſilia ſpargunt, pluraque ſinguli atque in immenſum vibrant.

Aber das kann ich nicht vorbeygehen, daß das Frauenzimmer der alten Deutſchen ſehr viel zu derſelben Tapferkeit beygetragen hat. Sie haben die Ehemänner und die Söhne zum Fechten aufgemuntert, die Verwundeten gewartet, und öfters die Weichenden und Flüchtigen wieder gegen den Feind zurück getrieben. Man urtheile nun, ob es die Schuld unſeres itzigen Frauenzimmers ſey; wenn die jungen Herren, ihnen zu gefallen, weichlich werden. Im Vorbeygehen will ich auch noch etwas erwähnen, das die wichtige Frage in der Erdbeſchreibung und im Staatsrechte entſcheiden kann, ob Böhmen zu Deutſchland gehö-

---

[†] Cedere loco dummodo rurſus inſtes, conſilii quam formidinis arbitrantur.

[††] Scuta lectiſſimis coloribus diſtinguunt.
Scutum reliquiſſe praecipuum flagitium, nec aut ſacris adeſſe aut concilium inire ignominioſo fas, multique ſuperſtites bellorum infamiam laqueo finierunt.

gehöre. Wenn eine deutſche Landſchaft ſich unterworfen hatte, und man ſich ihrer Treue recht verſichern wollte, ſo forderte man unter den Geiſſeln vornehmes Frauenzimmer. Nun aber haben die Franzoſen, als ſie letztens aus Prag zogen, unter den Geiſſeln kein Frauenzimmer mitgenommen, alſo folget unwiderſprechlich, daß Böhmen nicht zu Deutſchland gehöre. Ich bin der erſte, der dieſen triftigen Beweis entdeckt hat, und wofern es ſonſt die Umſtände erforderten, ſollte es mir leichte fallen, ihn aufs gründlichſte und weitläuftigſte in einer Deduction von einigen Bogen in Fol. auszuführen.

Unter den Gottheiten, denen unſere Vorfahren gedient, war der Mercur, dem ſie auch Menſchen opferten. Mercur iſt der Gott der Beredſamkeit, und wer weis nicht, wie viel Menſchen unſere Schönen ihrer Beredſamkeit aufopfern. * Auch die Aufmerkſamkeit auf Vorbedeutungen und Wahrſagungen ** haben ſie von ihren Vorältern großen theils geerbt. Von der Religion der Deutſchen, von dem Tuiſton und Mannus u. d. g. mag ich hier nichts ſagen, weil die Nachrichten, die uns Tacitus davon giebt, theils unvollſtändig, theils zweifelhaft ſind. Herr Reimmann z. E. in ſeiner gelehrten Geſchichte der Deutſchen, Tom. II. §. 39. behauptet, daß das was Tacitus uns davon erzählt, daher gekommen, daß die Römer der Deutſchen Lieder mit lateiniſchen Ohren angehört, und alſo etwas etwas verſtanden, an das die

---

* Mercurium colunt, cui . . . humanis quoque hoſtiis litare fas habent.

** Auſpicia ſortesque vt qui maxime obſeruant.

Deutſchen nicht gedacht. Iſt das wahr, ſo iſt es den Römern gegangen, wie den Verliebten, die öfters von ihren Gebieterinnen Dinge zu hören glauben, welche dieſen nicht in den Sinn gekommen ſind.

Ich übergehe die Staatsformen unſerer Vorfahren, indem ich nicht Frauenzimmerpolitik genug beſitze, ſie zu meiner Abſicht zu gebrauchen, und mir gleich in meinem Exemplare des Tacitus eine Stelle in die Augen fällt, die einer der vorigen Beſitzer unterſtrichen hat. Sie enthält einen ſcheinbaren Widerſpruch, den wir aber dem Tacitus von den alten Deutſchen glauben können, weil uns die Erfahrung von ihren Töchtern lehret: daß ſie eben ſolche Freundinnen ihrer Bequemlichkeit, als Feindinnen der Ruhe ſind, *

Man wirft uns itzigen Deutſchen überhaupt, und unſerm Frauenzimmer ins beſondere vor, daß wir in den Kleidertrachten ſo unbeſtändig wären: Aber man muß gewiß den Tacitus nicht geleſen haben, ſonſt würde man ſehen, wie viel noch bey unſerm Frauenzimmer von der Kleidung ihrer Vorfahren bleibt. Haben ſie nicht noch die engen Kleider, die glatt an den Aermen anliegen? Tragen ſie nicht noch das Pelzwerk von ſolchen Thieren, die der entfernte Nord zeuget? Iſt nicht ein Oberkleid ohne Ermel die neueſte Wintertracht? und gehen ſie nicht oft mit den Theilen des Körpers, die zunächſt unter dem Halſe liegen, eben ſo unbedeckt, als ihre Vorfahrinnen? **

---

* Cum iidem homines ſic ament inertiam, oderint quietem.

** . . . veſte diſtinguuntur . . . . ſtricta & ſingulos artus exprimente.

. . . pelli-

Der unlängſt in Göttingen verſtorbene Herr Treuer hat in einer 1729 zu Helmſtädt herausgegebenen Schrift ein ſeltenes Ueberbleibſel der Deutſchen Alterthümer erklärt. * Es iſt eine aus Metall gegoſſene Abbildung eines Mannes und einer Weibsperſon, die man unweit Potsdam in einem Aſchenkruge unter andern Alterthümern gefunden hat. Die Kleidung ſtimmt ziemlich mit der Beſchreibung des Tacitus überein, und die Tracht des Weibesbildes vergleicht Herr Treuer ſelbſt mit derjenigen, die man ietzo ein Adrienne nennt. Ja auf Herrn Treuers beygefügtem Kupferbilde hat einer meiner Freunde recht deutlich geſehen, daß der linke Arm des Weibesbildes auf dem Gueridon ihres Reiſenrockes ruhete; doch ich bin noch zu furchtſam, es ihm für gewiß nachzuſagen, weil ich noch nicht die ſcharfſichtigen Augen der Römiſchen Antiquitätenhelden habe, mit denen ſie auf den alten Münzen und Statuen Dinge ſehen können, die niemand, als ein Sonntagskind, ſieht.

Ich habe mich bey der Kleidertracht etwas lange aufgehalten: Aber mich deucht, die Uebereinſtimmung der alten Kleidertracht mit der ietzigen, iſt wichtig genug, mich zu entſchuldigen.

Ich komme nunmehro auf eine Stelle, bey der ich unſerm Frauenzimmer eine Sache werde offenbaren müſſen, die gewiß den Mannsperſonen nicht wird

lieb

. . . pellibusque belluarum, quas exterior Oceanus atque ignotum mare gignit.
partemque veſtitus ſuperioris in manicas non extendunt,
ſed & proxima pars pectoris patet.

* Anaſtaſis veteris germani germanaeque feminae cum integro veſtitu comparentis.

lieb ſeyn. Bey den alten Deutſchen brachte nicht die Frau dem Manne, ſondern der Mann der Frau die Mitgabe zu * Wie ſehr ſind wir nicht von den lobenswürdigen Sitten unſerer Vorfahren abgewichen. Nun iſt es zwar wahr, daß die Geſchenke, welche die Verlobten unſerer Vorfahren erhielten, nicht nach dem Geſchmacke der gegenwärtigen Zeiten ſeyn dürften. Ein Joch Ackerochſen, ein gezäumt Pferd, Schild, Spieß und Schwerdt wären wahrhaftig artige Galanterien für eine Leipziger Braut. Aber wer ſich als einen würdigen Nachkommen der tapfern Deutſchen aufführen will, der muß das beobachten, was man bey allen wohlhergebrachten Gebräuchen in Acht nimmt: Man behält nämlich das Weſentliche bey, und ändert nur gewiſſe Nebenumſtände, die ſich ietzo nicht mehr ſchicken: Er ſetze an die Stelle der vorerwähnten Geſchenke, Kutſche und Pferde, eine goldne Uhr, einen Demantſchmuck, u. d. g. doch ſey er ſo gut, und gebe es ihr als ein Geſchenk, und nicht etwa, wie manchmal die Mode iſt, auf Abſchlag auf ihr Vermögen.

Man weis die Stelle des Tacitus, deren eigentlicher Verſtand die Ausleger ſo ſehr bekümmert hat: litterarum ſecreta viri pariter ac feminae ignorant. Ich kann nicht leugnen, daß der Zuſammenhang der Stelle mich für diejenigen einnimmt, welche ſie ſo erklären, daß es heißt: die Mannsperſonen ſowohl als die Weibsperſonen hätten nichts von Liebesbriefen gewußt. Und auch hierinnen werden ihnen unſere Schönen größtentheils ähnlich ſeyn, deren ſehr

viele

---

* Dotem non vxor marito ſed vxori maritus offert.

viele durch die weiſe Vorſicht ihrer Eltern ſo ſchöne auferzogen werden, daß ihre Liebesbriefe, geſetzt, daß ſie deren ſchreiben wollten, keine gefährliche Folgen haben könnten: denn die Schriftzüge und die Schreibart würden ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie die Liebe gegen ihre Urheberinn eher dämpften, als anfeuerten.

> & nocuit formae barbara lingua bonae
>
> *Ovid. Art. III. 481*

Mich deucht, ich habe Proben genug von der Aehnlichkeit gegeben, die ſich zwiſchen unſern Schönen und ihren Voraltern befindet, und meine Arbeit iſt bereits ſo weitläuftig geworden, daß ſie die Grenzen einer beluſtigenden Schrift überſchreiten würde, wenn ich nach dieſer Art das ganze hieher gehörige Werk des Tacitus durchgehen wollte. Ich werde alſo nur noch hin und wieder einige Dinge bemerken, die von den alten Deutſchen bekannt ſind, und ich traue meinen Leſern und Leſerinnen ſo viel Witz zu, daß ſie die Anwendung ſo leicht machen werden, ſo leicht ſie die allgemeine Beſtrafung eines Laſters, auf eine beſondere Perſon zu deuten wiſſen.

Unſere Vorfahren nahmen gern Geſchenke; aber ſie glaubten nicht, durch das, was ſie erhielten, zu großen Gegengefälligkeiten verbunden zu ſeyn: doch waren ſie auch ſo großmüthig, und rechneten das nicht ſo gar hoch an, was ſie gegeben hatten. Sie ſchliefen ziemlich lange, und wuſchen ſich, ſo bald ſie aufſtunden, mit warmem Waſſer. Sie waren große Liebhaber vom Spielen. Man hat öfters über ſie triumphiert, ohne ſie beſiegt zu haben. Sie wußten ihre Feinde gleich durch ihr äußerliches Anſehen zu überwinden; denn, nach der Anmerkung des Tacitus, werden in allen Treffen die Augen zuerſt beſiegt. Ihre Sklaven verrichteten bey ihnen keine knechtiſche Dienſte; die ganze Unterwürfigkeit beſtund darinnen, daß ſie dem Herrn gewiſſe Einkünfte an Dingen, die zum Unterhalte gehören, oder an Kleidern zinſeten. Sie haben niemals einen Knecht durch Grauſamkeit und Strenge getödet. Auch das muß ich nicht vergeſſen, daß ſie nur drey Jahreszeiten, den Frühling, Sommer und Winter, gehabt.

Ich muß aufhören, noch mehr von den alten Deutſchen herzuſetzen; denn ich befürchte, daß meine Leſer Anwendungen machen könnten, die wider meine Abſicht wären. Der Himmel weis, was man z. E. bey folgenden gedenken wird: gens - - - - aperit ſecreta pectoris licentia loci, und: Noctes computant non dies. Ich ſetze dieſe Stellen mit Fleiß nur lateiniſch her, denn wenn ich ſie nach meiner Art überſetzen wollte, ſo würde man gar zu deutlich ſehen, wie ſie ſich für das Frauenzimmer ſchicken, und des Vergnügens, ſeinen Witz zu üben, beraubet werden.

So wird alſo mein Verſprechen einigermaßen erfüllt ſeyn. Ich will mich nicht einlaſſen, aus andern Schriftſtellern das aufzuſuchen, was etwa zu meiner Abſicht dienen könnte, denn ich dürfte ſonſt zu weitläuftig werden. Daß dieſes die wahre Urſache meines Aufhörens ſey, und daß es mir nicht etwa an dazu nöthiger Beleſenheit fehle, wird man mir leicht glauben, wenn man nur weis, daß das was in den alten Schriftſtellern zu den Geſchichten der Deutſchen

ſchen gehört, in neuen Büchern ſchon ſo zuſammen getragen iſt, daß ich ein ganz Alphabet alter Schriftſteller würde anführen können, ohne einen geſehen zu haben. Aber eben die Erinnerung dieſer Schriftſteller, giebt mir zum Schluſſe die Betrachtung an die Hand, daß unſer Frauenzimmer eben ſo unglücklich iſt, als die alten Deutſchen, deren Geſchichte nicht von ihnen ſelbſt, ſondern von Leuten, die entweder ihre Feinde waren, oder doch ſie nicht recht kannten, ſind aufgezeichnet worden.

* *

Schreiben an den Herrn B⸗⸗

Daß die Zufriedenheit nicht an das Land gebunden ſey.

Mein B⸗⸗ weñ mein Geiſt die wahre Ruh betrachtet,
Wornach ſich mancher ſehnt, und doch vergebens ſchmachtet,
Die eines Weiſen Herz mit ſanfter Luſt erfüllt,
Alsdann erſcheint mir ſtets dein liebenswürdig Bild.
Daß deinen muntern Geiſt der wichtigſten Geſchäffte
Gehäufte Menge nicht erſchöpfe noch entkräfte,
Daß nicht des Neides Spott, nicht Schmähſucht, noch Verdacht,
Noch ein geringes Leid dich unzufrieden macht,
Das find ich nur bey dir, das mangelt kleinen Seelen,
Die, wenn kein Harm ſie quält, ſich ſelbſt voll Thorheit quälen.
Daß niemals das Geräuſch der unruhvollen Stadt
Dir die Zufriedenheit noch unterbrochen hat,

Daß du ſo ruhig lebſt, als auf den ſtillſten Fluren,
Darzu erkennt allein ein Geiſt, wie du, die Spuren.
Voll Zorn, daß doch das Volk, daß ſich Poeten heißt,
Wenn ſeine Phantaſey die Seelenruhe preiſt,
Sie auf die Dörfer ſetzt, und in die Haine bannet,
Schelt ich, indem mich dann der Eifer übermannet.
Der, den des Himmels Arm von beſſerm Stoff erbaut,
Lebt mit der Tugend nur, und ſich allein vertraut,
Iſt keinem Laſter hold, klein in der Neider Blicken,
Und groß vor ſeinen Gott, und allen, die ſich ſchmücken,
Doch nicht mit Stolz und Pracht, mit Tugend u. Vernunft;
Den Künſtler rühren nur die Meiſter ſeiner Zunft.
Er fürchtet ſich vor nichts, vor keinen innern Biſſen,
Kennt nichts, was ihn erſchreckt, nicht Striemen im Gewiſſen,
Sein Wohl beruht in ihm. Lacht ihm des Glückes Blick
Er lacht gelaſſen mit; und kehrt es ſich zurück,
Und hebet ſich von ihm auf flüchtigen Gefiedern,
So ſchaut er ihm wohl nach mit trocknen Augenliedern,
Und hüllet ſich in ſich und ſeine Tugend ein,
Vermag ein ſolcher Geiſt noch ruhiger zu ſeyn?
Laßt ihn auf einer Flur in ärmſten Hütten ſitzen,
Die Moos und Ried bedeckt, und ſich auf Eichen ſtützen,
Die Ruhe bleibt bey ihm, ſie trinkt mit ihm den Bach;
Er eile nach der Stadt, ſo folgt ſie treulich nach,
Und geht ſtets neben ihm, da bey den Laſterknechten
Der Schmerz zur Linken geht, die Unruh zu der Rechten.
Er ſchauet das Geräuſch um ſich beruhigt an,
Und freut ſich, daß es ihn nicht taumelnd machen kann.
Aus tugendhaftem Stolz ſagt er oft in Gedanken
O mag durch Aufruhr gleich der weite Weltkreis wanken,

Wenn nur mein Geiſt nicht wankt, und ungeſtöret ſteht,
Sich täglich über Neid und Laſter ſich erhöht!
Mein B⸗⸗⸗ iſt dein Geiſt nicht eben ſo geſinnet,
Der ſtets zufriedner wird, und gröſſer Glück gewinnet,
Wenn anders noch jemand, den Witz und Einſicht ſchmückt,
Und den mit ihrer Gunſt die Tugenden beglückt,
Beglückter werden kann? Du lebeſt hier in Mauren,
Wo dort der Stolz ſich bläht, dort freche Neider lauren,
Wo manches Schmeichler Heer mit einer Zunge lobt,
Und mit der andern ſchmäht: Wo hier der Hochmuth tobt,
Und dort das Unrecht raſt, wo, wie Poeten ſchreiben,
Getös und Lermen faſt die wahre Ruh vertreiben.
Noch wohnet ſie bey dir im Herzen und Geſicht;
Dich ſtört der Sorgen Laſt und mancher Anlauf nicht.
Ein Adler edler Art an tauriſchen Gebürgen,
Den wilde Jäger drohn, durch ihr Geſchoß zu würgen,
Schwingt ſich von Niedern los, dort, wo die Sonne glüht
In die, ſo ſtark ſie flammt, ſein muntres Auge ſieht,
Verlacht er unter ſich der matten Pfeile Sauſen,
Und hört gelaſſen an, wie Sturm und Wetter brauſen.
Noch höher ſteigeſt du, wenn ſich ein kleiner Geiſt,
Der an dem Staube klebt, dem Niedern kaum entreißt.
Du wirſt, mein B⸗⸗⸗ hier nicht durch mein Lied erhoben,
Der Richter in der Bruſt wird dich gewiſſer loben.
Zwar ſcheint ein ſtilles Land, das Neid und Stolz nicht kennt,
Das einen freyern Blick am Himmel uns vergönnt,
Da man das kalte Naß, das auch im Holze blinket,
Noch mehr gereinigter, als in den Mauren, trinket,
Beglückter, als die Stadt: Ein ſtrohern niedrig Dach,
Wohin das Laſter nicht, nicht Pracht noch Hochmuth brach,

Ein Garten, welcher blüht, ein Wald, in deſſen Aeſten
Kein Wind aus Norden rauſcht, wo nur der Hauch von Weſten
Die Blätter ſauſelnd regt, vergnügt und reizet zwar,
Doch nur ein ruhig Herz, das ſelbſt ſein Glück gebahr.
Sind denn die Fluren nur allein werth zu beneiden?
In Städten findet man auch Quellen ſüßer Freuden.
Wenn du dort einſam biſt, und keinen Damon haſt,
Der dich ermuntern kann: wirſt du dir ſelbſt zur Laſt:
Komm in die Stadt zu uns; hier unter tauſend Seelen
Wird doch noch einer ſeyn, den du zum Freunde wählen
Und dir vertrauen kannſt: die Luſt wird noch verſüßt
Wenn man ſie theilen kann, und nicht allein genießt.
Wenn du die Thoren ſiehſt, die heimlich ſich bekümmern,
Ob Glücksgeſtirne gleich zu ihren Häuptern ſchimmern:
So wird ſich deine Luſt bey ihrem Gram erhöhn,
Wie uns das Licht mehr reizt, wenn wir auch Schatten ſehn.
Alsdann, wenn um dein Schiff des Nereus Töchter ſcherzen,
Und an dem Himmel ſich nicht grauſe Wolken ſchwärzen;
Wenn in der ſtillen Flut des Zephyrs Odem weht,
Sanft auf den Waſſern fährt, und deine Segel bläht;
Was braucht es da für Kunſt, bey den zufriednen Wellen,
Gleichfalls zufrieden ſeyn, und ſich gelaſſen ſtellen?
Allein es ſtürmt der Nord, hier brauſen Oſt und Sud,
Die Wogen ſchwellen auf, es wälzt ſich Flut auf Flut,
Schon bricht das Vordertheil, die bangen Schiffer zittern,
Bleibt dein beherzter Geiſt bey ſolchen Ungewittern
In einer ſtillen Ruh, und glänzt das erſte Roth
Auf deinen Wangen fort: ſo biſt du ein Pilot,

Der wahren Ruhm verdient, wie die, die ſich vergnügen,
Geſetzt auch, daß Geräuſch und Lermen ſie bekriegen.
Das heftigſte Getöß muß ihnen Ruhe ſeyn.
Hat, wer den Laſtern fröhnt, des Glücks ſich zu erfreun?
Dem thörichten Sejan, der, um beglückt zu leben,
Dem Unglück und dem Gram zu eigen ſich ergeben,
Fehlt bey dem Ueberfluß im weiteſten Palaſt,
Den Fürſtenpracht erhebt, Zufriedenheit und Raſt.
Sein Wink gebietet Ruh; er wirft ſich zweifelnd nieder,
Wünſcht ſich den Schlaf, umſonſt; er ſchließt die Augenlieder,
Das Heer der Diener ſchweigt, man ſieht die Schmeichler gehn,
Die ſich herbeygemacht, ihn trüglich zu erhöhn.
Sejan fährt träumend auf, hört in dem halben Schlummer
Etwas, und hört doch nichts, klagt über Lerm und Kummer,
Schläft ein, wacht ängſtlich auf, fragt, wo die Unruh ſey?
Und denkt nicht an ſich ſelbſt, und an die Tyranney,
Womit das Laſter herrſcht, durch innre Meutereyen,
Mit welchen es ihn plagt, die Freude zu zerſtreuen.
Man bring ihn auf das Land: in ſtiller Einſamkeit
Macht ihn die Unruh nur mehr traurig, mehr zerſtreut.
In einem düſtern Hain, wo unter friſchen Schatten
Verbuhlte Buchen ſich mit nahen Birken gatten,
Wo bey dem Ahornbaum dort eine Fichte ſteht,
Die ihre Zweige ſenkt, ſich ſelbſten ſtolz erhöht,
Stund einſt ein Tannenbaum, der über andre ragte,
Und den gefaßten Schmerz der ältſten Eiche klagte:
Hier iſt ein übler Ort; der kleinſte Wind darf wehn,
So wird im ganzen Forſt Geräuſch und Lerm entſtehn.

Sieh nur mein Ungemach, die unruhvollen Zweige,
Wie ich mich misvergnügt, bald hier bald dorthin neige.
Dort die zufriedne Flur, wie reizet ſie mich an!
Zevs, gieb doch, daß ich mich dorthin bewegen kann,
Ihr Bäume jener Flur, wißt, daß ich euch beneide,
Dort iſt kein Brauſen nicht, nur Ruh und ſichre Freude.
Zevs thats; ſie gieng dahin; die Eiche, die kein Krieg
Der Winde ie bewegt, blieb da, ſah hin, und ſchwieg.
Die Tanne jauchzte ſchon dort auf den ſtillen Feldern;
Der Boreas erhob ſich ſtürmend aus den Wäldern,
Der Wind aus Lybien, der Sudwind, ſtritt mit ihm;
Die Tanne fühlte ſchon ihr brauſend Ungeſtüm.
Sie wankte mehr, als ſonſt; die Wuth der Winde kürzte
Den hohen Wipfel ab; ſie neigte ſich und ſtürzte.
Die Eiche, die ihr Haupt auch über andre trägt,
Blieb im erſchrocknen Forſt, wie vormals, unbewegt.
Mein B = = ſage mir, was die Geſchichte lehre,
Und ob die Flur an ſich die Seelenruhe mehre?

C**.

Damon und Flavia.

Eine Erzählung.

Von Gram und Noth beſtürzt ſaß Damon ganz zerſtreut,
Und hing den Klagen nach. Denn bis auf dieſe Zeit
War alle ſein Bemühn, ſein Hoffen, Wünſchen, Wagen,
Mehr widrig in der Welt, als glücklich ausgeſchlagen.
Was hilft es, fing er an, daß man nach Tugend ſtrebt,
Vernünftig in der That, im Herzen weiſe lebt?
Der Thore ſchilt mich dumm, belohnt mich mit Verachten,
Der Reiche ſieht mich kaum, u. läßt mich Arme ſchmachten.
O Schickſal, fuhr er fort, iſt dieß verdiente Pein?
So rief er und indem trat Flavia herein,
Und ſprach: Erſtaune nicht, ich folge meinen Trieben,
Erkläre dich nur kurz, gedenkſt du, mich zu lieben?
Dich hab ich in der Welt ein einzigmal erblickt,
Mir blieb dein Bild ſeit dem tief in das Herz gedrückt;
Jtzt will des Vormunds Geiz mich dem zur-Seite legen,
Der kein Verdienſt beſitzt als ein geraubt Vermögen.
Entdecke mir nur bald, ob mich dein Herz auch liebt?
Jch bin die Deine ſtets, und über nichts betrübt,
Als daß Geburt und Stand mir keinen Thron gewähren,
Um dich zugleich zum Mann und König zu erklären.
Und wenn dein Suchen noch der Meinen Wort erhält,
Und du ihr Herz gewinnſt: ſo haſt du in der Welt,
Bey deiner treuſten Frau, nach meines Vetters Sterben,
Nebſt einer Tonne Golds ein Rittergut zu erben.

Entſchließe dich nur bald, denn ich bin in Gefahr.
Wer kann beſtürzter ſeyn, als unſer Damon war?
Ja ſprach er, Flavia, ich liebe dich; doch höre,
Ich wünſche mir dein Herz, allein zu deiner Ehre!
Wenn deiner Freunde Hand, mich dir zur Ehe giebt:
So ſieh hier deinen Mann, der dich verehrt und liebt;
Doch ohne dieſes Ja entſteh ich, deinen Willen,
Aus Liebe gegen dich, ſo plötzlich zu erfüllen.
Ein Herz, wie deines iſt, muß durch Beſtand allein,
Noch mehr von mir verdient, als mir geſchenket ſeyn:
Ich komm und ſuch es ſelbſt, laß nur das Schickſal walten;
Denn bin ich deiner werth: ſo werd ich dich erhalten.
Mit Thränen ohne Zahl eilt unſre Schöne fort,
Und Damon folget nach, und ſucht des Vormunds Wort;
Doch dieſer hörte nichts. Sie muß ſich nur bequemen,
Den kargen Selimor nach kurzer Zeit zu nehmen.
Der Zwang vereint dieß Paar; den andern Hochzeittag
Rührt unſern Selimor bey Tanz und Luſt der Schlag;
Er ſtirbt noch dieſe Nacht, und bittet im Erblaſſen,
Dem Damon ſeine Frau nunmehr zu überlaſſen.
Sein Guth, ſein ganzer Schatz, wird Flavien vermacht,
Und Flaviens Beſitz dem Damon zugedacht.
O Damon, ſey vergnügt, die Tugend weis zu ſchützen,
Sie läßt dich Flavien, und auch ihr Glück beſitzen.
Mein Leſer, glaube mir, ſie leben beyde noch.
O liebe dieſes Paar, gönn ihm ſein Glücke doch;
Sie ſind einander werth, und daß ich dirs geſtehe,
Ein Beyſpiel reiner Glut, und auch vollkommner Ehe.
Die Hälfte ſeines Guts hat Damon nicht geſchätzt,
Für arme Schönen gleich zur Mitgift ausgeſetzt.

Und manchem armen Freund ein recht gemächlich Leben,
Den armen Witwen Brodt, den Wayſen Häuſer geben,
Iſt ſeine liebſte Pflicht, und auch ſein Lebenslauf.
Sein Landgut ſteht der Welt, ſo wie ſein Mitleid auf.
Er ſchützt den Unterthan, und ſucht durch Gunſt u. Wachen
Das ärmſte Hirtenhaus froh, wie ſein Gut, zu machen.
Wo Damon ſteht und geht, iſt Glück und Ordnung da:
Er zieht die Söhne ſelbſt, die Töchter Flavia,
Und alle treten ſchon, bey glücklichen Naturen,
In ihres Vaters Gleis und ihrer Mutter Spuren.
Beneidenswerthes Paar! dein Glück iſt endlich voll.
O daß dein Eheſtand nicht ewig dauern ſoll!
Auf, Freunde, ſeyd vergnügt, wer weis, in welchen Landen
Noch eine Flavia für eure Ruh vorhanden!

C. F. Gellert.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Als Chloris ſagte, daß ſie die Laute lernte, um ihm den melancholiſchen Geiſt zu vertreiben.

Du lernſt die Laute meinetwegen,
Weil Saulens Geiſt vor Saiten floh.
Mich wirſt du leicht zur Luſt bewegen,
Mich machen deine Töne froh;
Doch, Kind, ich lernte gar auf jedem Inſtrumente,
Wenn ich den Flattergeiſt dir nur vertreiben könnte.

Gellert.

◆ ◆ ◆

Kurzer

Kurzer Erweis,

Daß die Beförderung der menſchlichen Glückſeligkeit der vollkommene Gottesdienſt ſey.

In einem Sendſchreiben an den Herrn C. E. B. von Th**.

Mein Herr!

In dieſem Schreiben hoffe ich mein Verſprechen, das ich Ihnen gethan habe, zu erfüllen. Sie glauben, daß ich Ihnen ſagen könne, wodurch wir Gott den vollkommenſten Dienſt leiſten können. Sie wiſſen, daß ein Gott iſt, daß er die Welt, und folglich auch die Menſchen erſchaffen hat; daß er ſie erhält, und daß ohne ihn nichts beſtehen kann. Sie ſchließen daher, daß die vernünftigen Geſchöpfe demſelben etwas ſchuldig ſind. Allein ſie denken von ſich ſelbſt, daß ſie nicht herausbringen werden, worinnen es eigentlich beſteht. Sie ſetzen aber ein Vertrauen auf mich, und begehren von mir zu wiſſen, welches der eigentliche Gottesdienſt ſey? Dieſes alles ſagten Sie mir mündlich. Ich verſicherte Sie, daß ich mich deswegen bemühen, und Ihnen das gefundene überſchreiben wollte. Hier können Sie nun meine Gedanken leſen. Ich unterfange mich, Ihnen, mein Herr, etwas vorzuſagen, das Sie vielleicht ſchon lange wiſſen. Es ſcheint faſt, als wenn Sie mich verſuchen wollten. Kann ich denn wohl anders von einem ſolchen Philoſophen gedenken, als ſie ſind? Jedoch es liegt nichts daran! Trage ich nur ihren Beyfall davon, ſo bin ich ſchon zufrieden. Das Urtheil eines Kenners des guten Geſchmacks gilt mir mehr, als hundert andere, von Leuten, die ihre Vernunft wohl im Munde, aber nicht in der Seele haben. Allein, wenn werde ich ihr Urtheil erfahren? Wie lange wird es anſtehen, bis Sie meinen Brief bekommen? Sie ſind auf der Reiſe, und ich kann Ihnen mein Sendſchreiben nicht überſenden. Ich weis nicht, wo Sie in dieſem Augenblicke, in dieſer Stunde, ja gar in dieſer Woche anzutreffen ſind. Sie werden alſo wohl meinen Brief ſehr ſpät zu ſehen bekommen. Jedoch, Sie leſen die Beluſtigungen; ich weis, daß Sie ſich vorgenommen, dieſelben auf der Reiſe zu kaufen und durchzugehen. Demnach darf ich nur meinen Brief in dieſe Monatſchrift einrücken laſſen, ſo bin ich verſichert, daß er von Ihnen geleſen wird. Ich handle ohnedem von Dingen, die alle Welt wiſſen ſoll, und daran wird Ihnen, mein Herr, wenig gelegen ſeyn, daß man erfähret, daß ein Juriſt, daß ein Edelmann ſich um den Gottesdienſt bekümmert. Sie nehmen ſich, nebſt vielen andern, von der Zahl dererjenigen aus, welche glauben, ein Weltmann müſſe Dinge, die in die Theologie einſchlagen, ſeiner Aufmerkſamkeit nicht würdigen. Ich habe daher die Freyheit, meine Gedanken drucken zu laſſen, und ich gebrauch mir auch derſelben. Und alſo werden Sie dieſen Brief nicht geſchrieben in die Hände bekommen, und ihn dennoch als ihr eigen betrachten. Denn ich rede nur mit Ihnen, und ſchließe alle andere aus. Hieraus folget, daß ich auch nur von Ihnen eine Antwort haben will; daß ich nur ihr Urtheil hören will. Aber Sie müſſen auch wiſſen, was ich Ihnen vorzuſagen habe. Ich will Ihnen darthun, daß die Beförderung der menſchlichen Glückſeligkeit der vollkommene Gottesdienſt ſey. Und ob ich gleich einen Brief ſchreibe, ſo will ich meinen Erweis doch ſo einrichten, daß er einer Demonſtration ähnlich ſieht. Wie würden Sie mit mir zufrieden ſeyn, wenn ich dieſes unterließe? Würden Sie mich der geringſten Gunſt würdig ſchätzen, die Sie bisher für mich geheget haben? Die Leute mögen über mich lachen, ſie mögen mich ſchelten, es ſchadet mir nicht! Wenn Sie mich lieben, ſo habe ich vieles voraus. Nun ich ſchreite zur Sache ſelbſt, und werde Sie zu überzeugen und alſo ihren Beyfall zu gewinnen ſuchen.

§. 1. Sie wiſſen, mein Herr, daß man die Handlung, welche der Menſch, vermöge des Geſetzes, in Anſehung Gottes, vornimmt, Pflichten gegen Gott zu nennen pfleget. Ueberhaupt heißt eine jede Handlung, die dem Geſetze gemäß iſt, eine Pflicht; und daher müſſen wir alles das ausüben, was eine Pflicht von uns erfordert. Alle Handlungen des Menſchen geſchehen entweder in Anſehung Gottes, oder in Anſehung anderer Menſchen, oder in Anſehung ihrer ſelbſt. Will der Menſch in Anſehung Gottes etwas thun, ſo muß er nothwendig einen Gott glauben und ſich von demſelben gewiſſe Begriffe machen. Dieſe Begriffe geben die Regeln an die Hand, nach welchen der Menſch ſeine freyen Handlungen, in Anſehung Gottes einzurichten verbunden iſt. Und alſo ſehen ſie, mein Herr, daß wir die Pflichten gegen Gott, aus dem wahren Begriffe von Gott herleiten müſſen. Wie gut iſt es demnach, mein Herr, daß wir von Gott gleiche, daß wir die richtigen Begriffe von dieſem independenten Weſen haben? Wie bald werden ſie einſehen, was dasjenige iſt, das der Menſch ſeinen Schöpfer ſchuldig iſt?

§. 2. Sie ſelbſt haben mir zuerſt beygebracht, daß ein gewiſſes Hauptgeſetz vorhanden ſey, nach welchem alle andere müßten beurtheilet werden. Es heißt: Thue, was dich und deinen, oder anderer Zuſtand vollkommner machet; unterlaſſe hingegen, was ihn verſchlimmert. Ich habe ihr Vorgeben unterſucht, und befunden, daß es wahr ſey, daß dieſes Geſetze der Grund von allen andern iſt. Laſſen ſie uns demnach die Pflichten, die Handlungen, die dem Geſetz gemäß ſind, die wir gegen Gott ausüben ſollen, nach dieſer Regel beurtheilen! Sie haben mir längſt zugeſtanden, daß Gott alle Vollkommenheiten im höchſten Grade beſitze, und vornehmlich, daß er unveränderlich ſey. Wie iſt es demnach möglich, daß dieſem vollkommenſten Weſen auf einige Art etwas zuwachſen könnte? Was könnte ihn vergrößern, was ſollte ihn herrlicher machen? Würde er durch einen Zuſatz nicht verändert? Sie geben mir alſo willig zu, daß der Menſch zur Vermehrung der göttlichen Vollkommenheiten nichts beytragen kann; folglich, daß für ihn nichts übrig bleibt, das Hauptgeſetz, die allererſte Pflicht gegen Gott zu erfüllen. Sie werden nichts finden, das der Menſch zu thun vermögend iſt, als daß er die Vollkommenheiten des vollkommenſten Herrn erkennen, und ſein Thun und Laſſen darnach einrichten kann. Worinnen glauben ſie nun, daß die Pflichten gegen Gott beſtehen? Werden es nicht ſolche Handlungen ſeyn, die ihre Bewegungsgründe in Gott haben, die, vermöge des Geſetzes, in Anſehung Gottes vorgenommen werden? (§. 2.)

§. 3. So oft ſie, mein Herr, um meinetwillen etwas thun oder unterlaſſen, ſo oft ehren ſie mich. Könnten ſie dieſe Handlungen wohl durch etwas anders, als durch das Wort Ehren, ausdrücken? Nehmen ſie alle Fälle, bey welchen dieſes Wort gebrauchet wird; unterſuchen ſie alle genau: ſie werden es allemal auf dieſe Art erklären können. Wenn wir demnach das Gute, was wir an einem finden, uns bewegen laſſen; wenn wir daſſelbe zu unſerm Bewegungsgrunde machen: ſo ehren wir den, der das Gute an ſich hat. Können ſie errathen, was ich hiermit ſagen will? Dieſes; die Pflichten gegen Gott ſind Handlungen, welche in der Ehre Gottes, in ſeiner Verherrlichung beſtehen. Sehen ſie den vorhergehenden Abſchnitt an: ſo werden ſie von ſelbſt alſo ſchließen. Denn wir können in Anſehung Gottes keine andere, als ſolche Handlungen vornehmen, die ihre Bewegungsgründe in dem höchſten Weſen haben. Und alſo gereichen die Pflichten gegen Gott zur Ehre Gottes, und alle Handlungen, die zur Ehre Gottes gereichen, machen, zuſammen genommen, die Pflichten gegen Gott aus.

§. 4.

§. 4. Der Gottesdienſt beſteht in Handlungen, welche man in Anſehung Gottes vornimmt, und unterlaſſen würde, wofern man keinen Gott glaubte. Würde ich wohl eben dieſen Brief an ſie, mein Herr, ſchreiben können, wenn ſie mir die Gottheit nicht zugeſtanden hätten? Würden ſie mir die Frage vorgeleget haben, welches der vollkommenſte Dienſt ſey, den man Gott leiſten kann, wenn ſie keinen Gott glaubt?. Mit nichten! Man muß alſo einen Gott glauben, wenn man einen Gottesdienſt verrichten will; dieſer iſt von der Verehrung Gottes nicht unterſchieden (§. 1. 2.); und beſteht demnach in den Pflichten gegen Gott. Ich will es ihnen noch klärer machen. Wenn wir jemandes Ehre und Nutzen befördern: ſo ſprechen wir, wir haben ihm gedienet. Aus (§. 3.) iſt klar, daß die Pflichten gegen Gott die göttliche Ehre befördern; und demnach ſehen ſie leicht, daß Gott dadurch gedienet wird, daß man dieſe Handlung mit Recht den Gottesdienſt nennen kann. Da auch alle Handlungen entweder innerlich oder äußerlich ſind, nach dem ſie nämlich in bloßen Gedanken der Seele, oder in Bewegungen des Leibes, welche von dem Willen abhängen, beſtehen: ſo theilet ſich auch der Gottesdienſt in einen äußerlichen und innerlichen. Beyde Arten von Handlungen müſſen alſo zuſammen kommen, wenn der Gottesdienſt vollkommen ſeyn ſoll. Wie können wir Gott in der That dienen, wenn wir nur für uns gedenken würden? Seine Ehre würde durch unſere bloßen Gedanken wenig Zuwachs bekommen, oder eigentlich zu reden, das Gute, was an ihm iſt, würde niemand mehr bekannt werden. Mit was für Aufmerkſamkeit würden wir handeln, wenn wir auf unſere Leibesbewegungen nicht genau Acht hätten? Würden wir die Ehre Gottes nicht mehr hindern, als befördern? Der vollkommene Gottesdienſt muß alſo durch Gedanken und durch Worte und durch Werke vollbracht werden.

§. 5. Die Glückſeligkeit iſt nichts anders, als der Zuſtand einer ununterbrochenen Freude. Sie wiſſen, daß die Freude ein hoher Grad der Luſt iſt, der auch die gegenwärtige Unluſt überwieget. Jemehr demnach Gutes zugegen iſt, deſtomehr Freude entſtehe auch. Je weniger Gutes vorhanden, deſto größer iſt die Unluſt. Wo nichts oder wenig Gutes iſt, da kann auch keine Freude ſeyn. Nun ſehen ſie, mein Herr, mit mir, unſere Erde, unſere Nebenmenſchen an, und urtheilen, ob eine wahre Glückſeligkeit bey ihnen zu finden ſey? Ich ſpreche nein! Wie vielerley Rollen muß nicht der Menſch auf dem Theater der Welt ſpielen? Gewiß! wo wir nur an dem, was ein Menſch auf der Erde antrifft, hängen bleiben: ſo iſt die Glückſeligkeit nimmermehr zu hoffen. Für Perſonen, die ihr Vergnügen nur allein in dem Sinnlichen finden, iſt ſie verlohren, ja ein Unding. Ja wer auch ſeinen Verſtand herrſchen läßt, der trifft ſie hier nicht an. Iſt denn ein Menſch vermögend, den Zuſammenhang aller Dinge deutlich einzuſehen? Iſt er nicht Glücks- und Unglücksfällen unterworfen? Muß er nicht geſellſchaftlich leben, und daher viele Unluſt ertragen? Bringet er es denn ſo weit, daß er die Affecten in ſeiner Gewalt hat, und alſo von Ihnen

nen niemalen verblendet und in die größeſte Unruhe geſetzet wird? Wie iſt es, mein Herr? ſuchen ſie die Glückſeligkeit noch bey uns? Wo erblicken ſie eine unaufhörliche Freude? Dasjenige Weſen, welches die Welt gemacht hat, wird wohl das ſeyn, was uns ohne Aufhören und unendlich erfreuen kann. In ihm iſt der Inbegriff alles Guten, und eine endliche Creatur wird immer mehrere Vollkommenheiten an ihm wahrnehmen, je mehrere ſie ſchon gefunden hat. Laſſen ſie, mein Herr, demnach uns unſern Schöpfer anſchauen und erkennen, ſo werden wir glückſelig werden. Durch dieſen werden wir erfahren, daß das, was uns in eine ununterbrochene Freude verſetzet, uns glückſelig, uns ewig vergnügt machet. Und alſo ſehen ſie, daß glückſelig ſeyn, und ſich ohne Aufhören erfreuen, einerley iſt.

§. 6. Die Beförderung beſtehet in der rechten Anwendung der Mittel. Mittel ſind, wie ſie, mein Herr, wiſſen, dasjenige, wodurch wir unſere Abſicht erreichen. Es iſt daher unmöglich, daß wir einen Zweck ohne Mittel erlangen könnten. Allein wie ſiehet es aus, mein Herr, wenn wir wohl Mittel haben, aber ſie nicht anwenden, wenn wir ſie anwenden, aber nicht recht? Wie bald werden wir die Abſicht erfüllen? Es iſt ihnen wohl bekannt, daß man von demjenigen, das da machet, daß wir unſere Abſicht auf das baldeſte erreichen, zu ſprechen pflegt, es habe uns befördert. Wie kann aber unſer Vorſatz geſchwinder erfüllet werden, als durch die rechte Anwendung der Mittel? Nehmen ſie ein Beyſpiel von ihrer Reiſe! Sie wollen z. E. heute noch in Hamburg ſeyn.

Dieſes iſt ihre Abſicht. Ohne Mittel werden ſie gewiß nicht dahin kommen. Sie fahren daher auf der Poſt, und verſprechen dem Poſtillion wohl ein Trinkgeld, wenn er ſie befördert. Dieſer muß demnach geſchwind fahren, und darf die Poſtkutſche niemals umſchmeißen, vielweniger über zerrüttete Straßen fahren, und Irrwege erwählen, wenn er zu rechter Zeit in Hamburg ſeyn will. Auf dieſe Art werden ſie durch die rechte Anwendung der Mittel, zu vorgeſetzter Zeit, da anlangen, wo ſie wollen. Beliebt es ihnen, mein Herr, ſo unterſuchen ſie mehrere Fälle; ſie werden dieſe Erklärung allemal anwenden können.

§. 7. Sie, mein Herr! Ich und überhaupt alle Menſchen, wollen glückſelig ſeyn. Wir machen alſo die Glückſeligkeit zu unſerer Abſicht. Denn eine Abſicht heißt das, was wir durch unſer Wollen zu erhalten gedenken. Ohne Mittel können wir keinen Zweck erhalten, und ohne die rechte Anwendung derſelben, geht es entweder ſehr ſpät oder auch gar nicht an (§. 6.). Wir erreichen demnach unſere Abſicht, wenn unſere Glückſeligkeit befördert wird. Die Beförderung der menſchlichen Glückſeligkeit verſetzet alſo die Menſchen in eine unaufhörliche Freude, (§. 5.) und durch ſie werden wir glückſelig ſeyn. O, was gehöret demnach dazu, glückſelig zu werden! Verſtand, Vernunft, Weisheit und Klugheit ſind die Dinge, welche auf unſerer Seite erfordert werden, wenn man glückſelig ſeyn will. Können ſie, mein Herr, mir einen Menſchen nennen, der dieſe Stücke in einem ſolchen Grade beſitzet, daß er die wahren

ren Mittel ſo wohl finden, als auch ausüben kann? Iſt ein Menſch ohne göttliche Offenbarung, ohne göttliche Hülfe im Stande . . .? Jedoch, mein Herr, wo gerathe ich hin? Ich will ihnen keine Sätze aus der natürlichen Gottesgelahrheit erweiſen. Und dieſe zeiget auch vernünftige Mittel, vernünftige Wege, die Glückſeligkeit zu erhalten.

§. 8. Das anſchauende Erkenntniß der Vollkommenheit iſt dasjenige Mittel der Glückſeligkeit, welches alle andere in ſich begreift. Denn glückſelig ſeyn, heißt ſo viel, als viel Vollkommenheiten in einer ununterbrochenen Reihe ſich ſo vorſtellen, wie ſie ſind; (§. 5.) und dieſes nenne ich eine anſchauende Erkenntniß. Sie ſehen daher leicht, daß zu der Glückſeligkeit wahre Vollkommenheiten und richtige Vorſtellungen gehören. Von jenem muß man richtige Begriffe, dieſe aber in ſeiner Gewalt haben. Ich darf ihnen keine beſondern Fälle anführen, ich würde theils wider meinen Zweck handeln; und theils ihnen durch ſo viele Umſchweife verdrießlich fallen. Zu dem iſt es eben nicht ſchwer, alles gehörig anzuwenden. Wer demnach die Mittel zur Glückſeligkeit finden, wer ſie recht anwenden will, der muß ein Philoſoph, ein Mathematikverſtändiger, überhaupt ein Gelehrter ſeyn, der ſeine Logik, Metaphyſik, Phyſik, Moral, Politik und Mathematik nicht nur wohl verſteht, und lehret, ſondern der auch alle dieſe Wiſſenſchaften, täglich, ſtündlich, ja augenblicklich ausübet. Laſſen ſie uns demnach die Philoſophie in allen ihren Theilen immerfort lieben; laſſen ſie uns dieſelbe immer beſſer kennen; laſſen ſie uns dieſelbe immer mehr ausüben, ſo werden wir glücklich ſeyn. Wollen ſie, mein Herr, die Philoſophie, mit jenem großen Lehrer, nicht die Wiſſenſchaft von der Glückſeligkeit des Menſchen nennen? Vergeſſen ſie nicht, mir hierauf zu antworten, ſo will ich ihnen hernach auch eröffnen, wie ich hierinnen geſinnet bin. Aber ich komme zu weit ab. Gott iſt dasjenige Weſen, welches alle Vollkommenheiten im höchſten Grade und eigenthümlich beſitzt, alſo daß ſie in Ewigkeit von ihm nicht können getrennet werden. Und der Menſch muß ewig an ihrer Erkenntniß zubringen, und kann ſie doch nicht völlig erſchöpfen. (§. 5.) Es iſt demnach gewiß, daß nur dieſes Weſen eine unendlich fortdaurende Freude gewähret, in ſo ferne man von deſſen Vollkommenheiten eine anſchauende Erkenntniß hat. Da nun der Menſch, wie wir aus der natürlichen Theologie wiſſen, Gott nicht anders, als durch die Creatur erkennen kann: ſo iſt klar, daß die Naturlehre auch nur deswegen eine der wichtigſten iſt. Dieſe wichtige Lehre erfordert ſo wohl Erfahrung, als gewiſſe allgemeine Grundſätze, aus welchen dieſe oder jene Fälle zu beurtheilen ſind. Die Grundſätze müſſen aus der Metaphyſik, und die Beurtheilungskunſt aus der Logik erlernet werden. Man hat daher zu der Erkenntniß Gottes ſo wohl Gedanken, als auch Bewegungen des Leibes nöthig. Und ohne dieſe werden wir unſern Zweck nimmermehr erlangen. Wer wird demnach leugnen können, daß die Beförderung der menſchlichen Glückſeligkeit, ſo wohl aus innerlichen als äußerlichen Handlungen beſtehet, daß dieſe zweyerley Handlungen nicht getrennet werden können, wenn man glückſelig werden will.

§. 9. Das Urtheil von den Vollkommenheiten oder dem Guten, das jemand an ſich hat, nennet man Ehre, und die deswegen vorgenommenen Handlungen, Ehrenbezeugungen. (§. 3.) Wollen wir alſo jemand wahre Ehrenbezeugungen abſtatten: ſo müſſen wir zuvor ſeine Vollkommenheiten erkennen; das iſt, wir müſſen klare Begriffe von dem Guten, das er an ſich hat, in unſerm Verſtande haben. Klare Begriffe von vielen Vollkommenheiten erwecken die Freude; und wenn ſie immerfort dauren, ſo gar die Glückſeligkeit. (§. 5.) Es fällt ihnen, mein Herr, hieraus nicht ſchwer, zu ſchließen, daß man niemand wahrhaftig ehren kann, ohne Freude, und daß man ſich über niemand erfreuen kann, ohne ihn zu ehren. Wie angenehm muß es demnach ſeyn, mein Herr, wenn wir mit ſolchen Perſonen umgehen, die wir wahrhaftig ehren müſſen? Kann wohl eine vergnügendere Beſchäfftigung gefunden werden, als dieſe iſt, wenn wir Ehrwürdige wirklich ehren? Ich habe dergleichen Vergnügen genoſſen, ſo oft ſie mich ihres Umgangs gewürdiget. Ich genieße noch täglich dieſe Freude, ſo oft ich nämlich an ſie, mein Herr, gedenke. O dürfte ich mir die Hoffnung machen, daß auch ſie ſich über mich erfreuten; wie viel Ehre würde mir dieſes bringen! Aber das Sprüchwort, daß die Menſchen voller Fehler ſind, wird wohl an mir am beſten eintreffen. Betrübte Erfahrung! Mochteſt du doch, ſtatt der Menge Unvollkommenheiten, mehr Gutes an unſerm Thun und Laſſen weiſen.

Möchteſt du doch unſere Glückſeligkeit nicht ſo ſehr verhindern!

§. 10. In dem 7 §. habe ich ihnen, mein Herr, erwieſen, daß die Beförderung der menſchlichen Glückſeligkeit, die Menſchen in eine ununterbrochene Freude verſetzet, und in dem 5 §, daß die Freude aus dem klaren Begriffe von der Vollkommenheit entſteht. Je mehr Vollkommenheiten man anſchauend erkennen kann, deſto größer muß die Freude werden; und je weniger dieſe Erkenntniß unterbrochen wird, deſto dauerhafter muß ſie ſeyn. Aus dem Begriffe von Gott und von den Creaturen erhellet, daß in Gott alle Vollkommenheiten im höchſten Grade, in dem Menſchen aber nur einzeln und in einem niedrigen Grade anzutreffen ſind, folglich, daß das Betrachten Gottes eine unaufhörliche Freude, das Anſchauen eines Geſchöpfes aber, eine Freude gewähret, die da aufhöret. Da man ſich nun über niemand erfreuen kann, ohne ihn durch dieſe Freude zu ehren: (§. 9.) ſo muß auch durch die Beförderung der menſchlichen Glückſeligkeit, weil ſie in der That nur durch die Erkenntniß Gottes erhalten wird, Gott wirklich geehret werden. Und demnach muß auch dasjenige, was dem Menſchen glückſelig machet, die Ehre Gottes befördern. Das heißt: das, was den Menſchen glückſelig machet, wendet die Mittel recht an, wodurch Gott in der That geehret wird.

§. 11. Die Hauptabſicht Gottes bey Erſchaffung der Welt, folglich auch des Menſchen, als eines Theiles dieſer Welt, war ſeine Ehre und Verherrlichung. Gott hat alle Vollkommenheiten im höchſten Grade, und hat alſo durch die Welt weiter nichts erhalten können, als daß dieſes Werk ſeinen Meiſter lobte. Er kann auch itzo dadurch nichts mehr erlangen, als daß die Welt ſeine Vollkommenheiten wie in einem Spiegel darſtellet. Aus dieſem Spiegel können die vernünftigen Geſchöpfe Gottes Majeſtät erkennen, das höchſte Gut in ihm betrachten, eine immerdaurende Freude dadurch empfinden, und folglich ihm die gebührenden Ehrenbezeugungen abſtatten. Und hieraus können ſie, mein Herr, leicht begreifen, daß dasjenige, was die Ehre Gottes befördert, die Hauptabſicht Gottes bey Erſchaffung der Menſchen erfüllen muß. Wie ſollte es nun anders möglich ſeyn, als daß auch dasjenige, was den Menſchen glückſelig machet, die Hauptabſicht Gottes, des vollkommenen Schöpfers, erfüllen müßte? (§. 10.)

§. 12. Ein Ding, das durch die Kraft Gottes ſeine Wirklichkeit hat, heißt eine Creatur. In dieſer Welt iſt nichts, auch nicht das geringſte Stäubchen anzutreffen, das durch ſich ſelbſt, oder überhaupt durch eine geringere Kraft, als die Kraft Gottes iſt, hätte hervorgebracht werden können. Ich glaube nicht, mein Herr, daß ich ihnen dieſen Satz erſt erweiſen darf. Sie ſind längſt davon überzeuget. Und ich habe nicht Urſache, zu zweifeln, daß ſie ſelbigen annehmen werden. Ich ſchließe aber daraus, daß alles von Gott herkommen muß, es mag ſo klein oder ſo groß ſeyn, als es immer will. Denn Gott iſt ja ein einiger Gott, und vermöge obigen Satzes, wird die Kraft dieſes Gottes zu der Schöpfung auch der unendlich kleinen Dinge unumgänglich erfordert. Ein Ding, das durch die

Kraft eines andern entſteht, heißt ein Werk. Es wird demjenigen zugeeignet, aus deſſen Kraft es wirklich wird, und die Creaturen ſind daher Werke Gottes. Es ſind aber alle Werke Gottes zu dieſes großen Meiſters Ehre und Verherrlichung gemacht (§. 11.), und daher geſchickt, dieſelbe zu offenbaren. Sie thun dieſes auch wirklich, obwohl auf unterſchiedene Art. Lebloſe Geſchöpfe ſind gleichſam Spiegel, aus welchen das Bild des großen Gottes hervor ſtralet. Unvernünftige, aber doch belebte Creaturen erzählen uns die Wunder derjenigen Kraft, welche ſie hervorgebracht, auf die Art, wie etwa die türkiſchen Stummen, die zugetragenen Neuigkeiten einander beyzubringen pflegen. Vernünftige Weſen aber thun beydes zugleich, und können und ſollen ihren Gott auch mit Worten und Werken einander bekannt machen. Sie ſind dazu aufgelegt, Gottes Ehre durch ihre Handlungen zu befördern. Hieraus ſehen ſie, mein Herr, daß nichts die Ehre Gottes offenbaren kann, als ſeine Werke; und daß ein jedes Ding, welches zur Verherrlichung Gottes etwas beyträgt, nothwendig ein Werk Gottes ſeyn müſſe. Wie? könnten ſie hiebey gedenken, alſo iſt eine geſchriebene göttliche Offenbarung unmöglich, alſo fällt ja die heil. Bibel über den Haufen! Nein, mein Herr; Ich will ihnen nur dieſe Frage vorlegen. Kann die heil. Schrift ohne Gottes Kraft eingegeben werden? Kann man ſie nicht unter ſeine Werke zählen?

§. 13. Da Gott den Menſchen zu ſeiner Ehre geſchaffen, und ihn ſo zugerichtet, daß er durch ſeine freyen u. vernünftigen Handlungen die Ehre Gottes befördern kann (§.12.): ſo iſt klar, daß Gott durch Hervorbringung des Menſchen, freye Handlungen, die zu ſeiner Verherrlichung gereichen, zu erhalten gedacht. (§. 7.) Und alſo ſind alle Handlungen, woraus die Majeſtät Gottes zu erkennen iſt, zuſammen genommen, die Abſicht Gottes bey der Erſchaffung des Menſchen. Dieſe Abſicht wird demnach von demjenigen erfüllet, das die Handlungen, daraus Gott zu erkennen, genau erfüllet. Und umgekehrt; was dieſe Abſicht erfüllet, das beſteht aus Handlungen, woraus Gott zu erkennen, die zu ſeiner Ehre gereichen. Ferner, mein Herr! Da alle Handlungen, die zur Ehre Gottes gereichen, ſolche Handlungen ſind, die um Gottes willen geſchehen, oder die ihre Bewegungsgründe in Gott haben (§. 2.): ſo iſt klar, daß das, was die Hauptabſicht Gottes bey Erſchaffung des Menſchen erfüllet, in Handlungen beſtehe, die ihre Bewegungsgründe in Gott haben.

§. 14. Handlungen, deren Bewegungsgründe aus Gott genommen, ſind Pflichten gegen Gott (§. 3.) und befördern die Ehre Gottes (§. 10.). Was die Geſetze, die auf Gott gehen, erfüllet, das beſteht aus den Pflichten gegen Gott (§. 1.), und daher aus Handlungen, die ihre Bewegungsgründe in Gott haben. Was demnach die Ehre Gottes befördert, das erfüllet auch die Geſetze, welche auf Gott gehen; und das, was die Hauptabſicht Gottes bey Erſchaffung der Menſchen erfüllet, muß die Geſetze, welche auf Gott gehen, erfüllen (§. 13.). Die Ehre des Schöpfers iſt alſo der Zweck der Menſchen, und die Ehre des höchſten Geſetzgebers das Hauptgeſetze, das auf Gott geht. Die Ehre Gottes enthält ſo wohl das, was Gott von denen Menſchen fordern kann, als das, was dieſe ihm geben können. Und wer die Ehre

Gottes befördert, der thut, was er thun kann und ſoll.

§. 15. Was die auf Gott gehenden Geſetze erfüllet, befördert die Ehre Gottes, und erreichet die Hauptabſicht Gottes, bey Erſchaffung der Menſchen (§. 14.). Was die Menſchen gluckſelig machet, erfüllet ebenfalls dieſe Abſicht (§. 11.), und befördert daher die Ehre Gottes, und thut denen Geſetzen, die auf Gott gehen, Gnüge (§. 14.). Da nun die Beforderung der menſchlichen Glückſeligkeit, die Ehre Gottes befördert (§. 10.): ſo muß auch dieſe, die auf Gott gehenden Geſetze erfüllen.

§. 16. Handlungen, welche die Pflichten gegen Gott erfüllen, heißen der Gottesdienſt, und machen ihn vollkommen, wenn ſie aus innerlichen und äußerlichen zugleich beſtehen (§. 4.). Dieſe befördern die Ehre Gottes (§. 3.), und erfüllen die Hauptabſicht Gottes, warum er die Menſchen erſchaffen (§. 14.). Da nun die Beförderung der menſchlichen Glückſeligkeit die auf Gott gehenden Geſetze erfüllet (§. 15.), aus innerlichen äußerlichen Handlungen beſteht (§. 8.), und die Ehre Gottes bekannt machet: ſo muß auch eben dieſe Beförderung der Glückſeligkeit des Menſchen, der vollkommene Gottesdienſt ſeyn. W. Z. E.

Hier haben Sie, mein Herr, meinen Beweis. Ich wünſche, daß Sie von dieſem Satze eben ſo überführt ſeyn mögen, als ich bin. Ich wünſche, daß ihn alle Menſchen als Wahrheit erkennen mögen. Wie viel Gutes würde daraus folgen! Alle wollen glückſelig ſeyn, und alle müſſen, vermöge dieſes Satzes, Gott rechtſchaffen dienen. Ohne Gott zu ehren können ſie keine ununterbrochene Freude genießen, ohne Gottes Willen zu vollbringen,

bringen, kann man nicht beſtändig vergnügt heißen. Die Grenzen eines Briefes, welche ich ohnedieß ſchon überſchritten, erlauben mir nicht, auf einzelne Fälle zu denken, und meine Abſicht leidet nicht, daß ich meine Gedanken mit der geoffenbarten Theologie vergleiche. Gienge es hier an, ſo wollte ich Ihnen, mein Herr, deutlich zeigen, wie ſich der Menſch als ein Chriſt aufzuführen habe. Jedoch ich habe dieſes nicht nöthig. Sie ſind ja ſelbſt geſchickt genug, dieſen Satz auf alle Fälle anzuwenden. Und es kann einem geſunden Verſtande nicht ſchwer fallen, die Uebereinſtimmung dieſes Satzes mit der Schrift einzuſehen. Aber, wie gefällt Ihnen meine Demonſtration, mein Herr? Iſt ſie nicht in ihre ordentliche Abſätze eingetheilt? Kann man aus denen Buchſtaben W. Z. E. nicht leicht abnehmen, daß es ein mathematiſcher Beweis iſt? Dieſes ſind ja, wie ich denke, die wahren Kennzeichen und Eigenſchaften einer ſolchen Ueberführung. Oder wiſſen Sie, mein Herr, andere? Mir ſind wohl noch einige bekannt; aber ich wollte nicht gerne, daß mein Beweis darnach geprüfet würde. Ich fürchte, er möchte die Probe nicht aushalten. Man fordert darinnen zu viel. Darum, mein Herr, haben Sie ſo viele Gutheit für mich, und glauben Sie, daß mein Erweis richtig iſt. Was wollen Sie die Zeit mit unterſuchen verderben? Jedoch ich ſehe ſchon, ſie trauen mir nicht. Ich bitte mir demnach aus, daß Sie denken, ich habe keine Demonſtration, ſondern nur einen ihr ähnlichen Erweis in einem Briefe ſchreiben wollen. Uebrigens nehmen Sie, mein Herr, nich ungütig, wenn ich manche Sätze mehrmalen wiederholet habe. Die Anzeigung eines Abſatzes wäre freylich für Sie ſchon hinlänglich geweſen, die Richtigkeit eines Schluſſes einzuſehen. Aber ich habe Ihnen, mein Herr, die Mühe des öftern Umblätterns zu erſparen geſucht. Dieſes habe ich noch erinnern ſollen. Antworten Sie mir mit dem früheſten, und machen Sie mir ihr unparteyiſches Urtheil bekannt. Bleiben Sie mir aber auch ohne Aufhören gewogen, und denken, daß ich bin Mein Herr

Ihr ergebenſter Diener,
Halle den 8 Junii 1743. Merkander.

* *

Cupido und die Thorheit.

Eine Fabel.

Warum wird oft ein kalter Greis
Von geiler Brunſt auf einmal heiß,
Und wünſcht, ein junges Weib zu küſſen?
Warum will Meps an ſeiner Braut,
Eh Sittſamkeit, als glatte Haut,
Eh Witz, als rothe Wangen, miſſen?
Warum wird nur durch Gang und Kleid,
Und durch des Schuhes Nettigkeit
Corinnens Kaltſinn überwunden?
Warum ſetzt nur ein Doctorhut
Der Iris ſprödes Herz in Glut,
Das weder Reiz noch Witz gebunden?
Warum iſt denn der Venus Kind
Im Rathen blöd, im Wählen blind?
Warum ſchließt Thorheit meiſt die Ehen?
Hört, was die kluge Fabel ſpricht;
So lehret euch vielleicht ihr Licht
Den Wunderlauf der Welt verſtehen.

Ein Götterpaar, das alle Welt
In Trunkenheit gefeſſelt hält,
Und das die Stutzer knechtiſch ehren.
Die Thorheit und der Cypripor
Nahm ſich bey müßgen Stunden vor,
Dem Ekel durch ein Spiel zu wehren.

Doch bald zerfällt die Einigkeit;
Ihr Spiel verwandelt ſich in Streit,
Ihr Streit in hitziges Gezänke.
Die Thorheit giebt voll Ungeduld
Dem ſpottenden Cupido Schuld,
Daß er das Recht der Götter kränke.

Nächſt dem beweiſt die Thorheit ihm
Mit Zorn, Geſchrey und Ungeſtüm,
Daß ſeine Gründe gar nichts taugen.
Doch da ſie zörnt und widerſpricht,
Und ſchreyt, und mit den Händen ficht:
So trifft ſie Amor in die Augen.

Der blauen Augen heller Stral,
Der manchem Kind das Herze ſtahl,
Verliſcht und wird mit Nacht umgeben.
Nach Licht und Tag blickt ſein Geſicht;
Jedoch umſonſt; kein Tag, kein Licht
Kann dieſen todten Sinn beleben.

Der Venus mütterliches Herz
Verräth das Mitleid und den Schmerz,
Durch Weinen, Schreyn und Händeringen.
Durch ihrer Thränen ſtarke Macht
Ward Erd und Himmel aufgebracht;
Die Götter eilen, beyzuſpringen.

Bedräng.

Bedrängte Schönheit ſieget leicht.
Welch hartes Herz kann unerweicht
Ein ſchönes Auge weinen ſehen?
Und ſollte Zevs wohl fühllos ſeyn,
Der ſich ſo mancher Jo Pein
Vordem ſchon ließ zu Herzen gehen?

Zevs pfleget mit den Göttern Rath,
Hört die Parteyen, prüft die That,
Und ſchlichtet dann die Zwiſtigkeiten.
Der Rath beſchließet insgeſammt:
Die Thorheit ſey hinfort verdammt,
Der Venus blinden Sohn zu leiten. **A.**

* * *

Phyllis an Sylvandern.*

Getreuer Sylvander.

Ich wollte wünſchen, daß ich mit ihnen einerley Gemüthsbeſchaffenheit beſäße; ich würde meinen aufrichtigen Geiſt in ihren Armen mit Vergnügen aufgeben. Allein da jenes nicht iſt, ſo erlauben ſie mir, daß ich dieſes ſo lange aufſchieben darf, bis es nicht mehr in meinem Willen beruhet. So oft ich einen Brief von ihnen erbreche, ſo oft hüpft mir auch ihr Cupido aus dem Umſchlage entgegen; ja ich verſichre ſie, daß ich hinführo allemal eine eiſerne Schnürbruſt anlegen werde, damit ich nur ihre Zuſchriften ſicher durchleſen kann. Jedoch vielleicht irre ich mich; vielleicht wollen ſie mich nur deswegen haben, damit ſie mit mir diſputiren können.

* Siehe den April 1742. p. 382. und den May 1742. p. 478.

können. Ihre letzte Zuſchrift ſcheint mir faſt dieſes deutlich zu ſagen. Nehmen ſie es nicht übel, wenn ich Ihnen ihre Theſes wieder zurück ſende. Ich bin ein Frauenzimmer, das ſich nicht gerne mit Mannsperſonen überwirſt; darum will ich auch mit Stillſchweigen ihren gelehrten Streitigkeiten ein Ende machen, und ſie nur unbeantwortet bewundern. Leibnitz und die andern Philoſophen haben bey mir ein ſchlechtes Schickſal zu gewarten. Ich leſe ſie; ich verſtehe ſie nicht, und werde ihrer überdrüßig. Lieben ſie mich alſo nicht, Sylvander; und wenn ſie noch in ihrem Leben keine That bereuet haben, ſo machen ſie nicht erſt mit ihrer Liebe, die ſie gegen mich tragen, den Anfang. Glauben ſie nicht, daß meine geringe Einſicht an dem Rathe, den ich ihnen gebe, Schuld iſt. Ich halte ſie für den artigſten, geſchickteſten und liebenswürdigſten Menſchen aller möglichen Welten; allein die Natur muß mir gewiß nach der Sonnen Untergange meine Neigung eingepflanzet haben, daß ich zur Liebe zu kalt, und für die Sylvanders zu unempfindlich bin. Ich würde ihnen dieſes nicht ſo frey geſtehen, wenn ich nicht wüßte, daß ſie zwo Perſonen zugleich mit einerley Stärke lieben, und ſich alſo leicht wegen des Verluſts der einen tröſten könnten. Ja, weil ſie nur die Vollkommenheiten lieben, ſo weis ich ihnen an meiner ſtatt keinen annehmlichern Gegenſtand, als den Cardinal Fleury, vorzuſchlagen. Sie dürfen ſich nicht an ſein Alter kehren; denn die vielen Erfahrungen, die ſich dieſer Greis dadurch zu wege gebracht hat, machen keinen geringen Theil der Vollkommenheiten aus.

Sie dauren mich, Sylvander, daß ich ihre Treue muß hungrig von mir gehen laſſen; ſie ſind doch ſo redlich in ihrer Liebe, daß ſie nicht müde werden, mir mit jeder Poſt ein Zeichen davon zu überſchicken. Ich ſehe alſo nicht, daß es nöthig wäre, mir erſt ihre Treue zuzuſchwören; ich habe ſie längſt aus dem Inhalte ihrer Briefe geſchloſſen. Haben ſie mehr geſchrieben, als ſie gewollt, ſo ſetzen ſie nicht mich, ſondern ihre Feder zur Rede. Jedoch ſie ſind dadurch noch nicht mein Sklave geworden. Ich lobe ihre Treue nur deswegen, damit ich ſie einem andern Frauenzimmer wünſchen kann. Entziehen ſie mir dieſelbe von dieſem Augenblicke an. Weil ich ſie nicht angenommen habe, ſo kann ich ſie auch nicht verlieren. Es könnte mir und ihnen kein ärgerer Streich wiederfahren, als wenn ich ſie, wie ſie behaupten, lieben müßte. Ich will aber dem Schickſale getroſt Trotz biethen, und erwarten, ob es mehr Herrſchaft über meinen Willen, als ich ſelber beſitze. Ich verwehre es ihnen nicht, daß ſie mich beſuchen; aber verſprechen ſie ſich nicht zu viel Beyſtand von dem Ovidius; ich will es zwar auf ſeinen Ausſpruch ankommen laſſen; was ſie das erſtemal aufſchlagen werden, das ſoll das Glück ihrer Liebe beurtheilen. Doch weil ich ihnen die Bücher, die er in ſeinem Elende verfertiget hat, und die ich in einem beſondern Bande beſitze, vorlegen werde: ſo ſchließen ſie ſelber, wie ſehr ihnen dieſer römiſche Dichter das Wort reden wird. Sie ſchmeicheln ſich, es werde heißen: Ich bin gekommen; ich habe ſie geſehen; ich habe ſie überwunden. Allein ich will es nur ein wenig verändern und die Prophezeyung ſo einrichten: Ich bin gekommen; ich habe ſie geſehen, und bin gegangen, wie ich gekommen war. Leben ſie wohl, mein Herr, und kommen ſie bald, damit ſie nicht lange auf das Weggehen warten dürfen. Bitten ſie mir es ab, wenn ich ſie beleidiget habe. **Phyllis.**

* *

Der Vorzug des Frühlings vor den übrigen Jahreszeiten.

Schönſte Jahrszeit, Frühling, Wunſch der Erden!
Du läßt alles froh und lebhaft werden,
Ueber alles ſcheint mir dein Ergetzen
Theuer zu ſchätzen.

Zwar im Sommer reifen alle Früchte,
Und die Sonne prangt im ſchönſten Lichte,
Wenn den Menſchen kühle dunkle Schatten
Labſal verſtatten.

In dem Herbſte ſcheint mit vollen Zweigen
Sich der Reichthum zu uns herzuneigen,
Und vom Weinſtock ſieht man, uns zu tränken,
Reben ſich ſenken.

Auch im Winter kann man ſich ergetzen,
Wenn wir ruhig uns zum Feuer ſetzen,
Und voll Liebe zwey ergebne Herzen
Kummerlos ſcherzen.

Aber allen biſt du vorzuziehen:
Du läßt alles, ſchöner Frühling, blühen,
Schwängerſt alles, machſt zum Paradieſe
Garten und Wieſe.

Ein

Ein Schäferlied.

Sylvander, der für ſeine Schöne
Die reinſte Zärtlichkeit empfand;
Und manche Folgen ſanfter Töne
Mit Doris Saitenſpiel verband.
War letztens durch ein Schäferlied,
Um Doris holden Kuß bemüht.
Er ordnete die Reih der Noten;
Und gab jedweder ihren Rang;
Der dieſe kleinen Liebesboten
Zur Harmonie, zum Wohllaut zwang,
Und da er ſich der Doris weiht,
Schilt er die Sänger unſrer Zeit:
Warum legt ihr denn denen Tönen
Die Namen von den Lettern bey?
Borgt doch den Namen meiner Schönen,
Daß er der Grund der Lieder ſey;
Daß, wenn die Flöthe reizend ſpielt,
Der Schall mir Doris Namen ſtiehlt.
Und warlich unter allen Schäfern
Hat keiner nie ſo ſchön geliebt.
Den Muth der Schönen einzuſchläfern,
War niemand ſo, wie er, geübt.
Und küßt ihn Doris gleich zweymal:
So log er: es wär nur einmal.
Er will darauf ſein Lied probieren,
Und nimmt ſein neues Rohr zur Hand:
Doch dieſes macht, ſtatt ihn zu rühren,
Ihm nichts, als Leid und Schmerz, bekannt.

Doch gab er ſich nur ſelbſt die Schuld
Und ſprach vor Zorn und Ungeduld:
Zum Schäfer bin ich nicht gebohren;
Mein Lied klingt mir niemalen ſchön.
Ihr Götter, ſchafft mir andre Ohren:
Sonſt heißt mich noch mein Schmerz vergehn.
Denn nur mein Ohr iſt ſchuld daran,
Daß mir kein Lied recht klingen kann.

C. A. Gebhardi.

* *

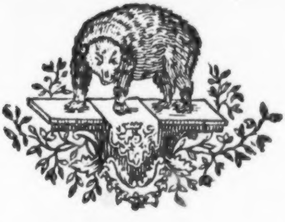
An die Nachtigall.

Hier, wo Schwätzer mich nicht ſtören,
Setz ich mich im Graſe hin,
Deinen Liedern zuzuhören,
Angenehme Sängerinn.
Tief verſteckt im dunklen Schatten,
Wirbelſt du den hellen Schall.
Dich erweckt das Lied des Gatten,
Und dein Lied den Wiederhall.
Wie du ſingſt, ſingt meine Schöne;
Und darum gefällſt du mir.
Ihr gefallen deine Töne,
So wie ihre Töne dir.
Möchten nur einſt auf mein Singen,
Das ihr Lieb und Sehnſucht weiht,
Gleiche Lieder wieder klingen,
Lieder voller Zärtlichkeit!

Ende des Heumonats.

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Eſt iocus in noſtris, ſunt ſeria multa libellis. *Auſon.*



Auf das Jahr 1743.
Auguſtmonat.

Leipzig,
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Der Menſch,
in Abſicht
auf die Selbſterkenntniß.

Wie glücklich hat der Menſch nicht Sinnen und Verſtand,
Bey Dingen außer ihm, im Forſchen, angewandt?
Jedoch ſein eignes Herz, der Grund zum ächten Heile,
Bleibt nur der Gegenſtand gewohnter Vorurtheile.

Er ſtreckt mit ſtarker Hand zum Stern das Seherohr;
Des Donners Wiederſchall entdeckt ſein kluges Ohr;
Ihn lehrt die Scheidekunſt, das, was wir dunkel ſchmecken,
Den Salztheil und das Oel, bey ſtiller Glut entdecken;
Er ſcheidet im Geruch der Roſ- und Liljen Duft,
Und wieget durchs Gefühl die warm und kalte Luft.

Wohin iſt der Verſtand des Menſchen nicht gedrungen?
Der fernen Welten Bau iſt ſeiner Hand gelungen.
Von der Planeten Lauf beſtimmt er jeden Grad,
Und beugt mit weiſer Müh die Himmelsſphär aus Drat.

Er ahmt dem Schöpfer nach; des Bogens bunten Schim̃er,
Den der in Wolken zeugt, macht er im dunkeln Zimmer:
Und wie des Körpers Laſt nach Regeln ſich bewegt,
Hat ſein Verſuch vorlängſt ihm gründlich dargelegt.
Sein Witz und Zirkel mißt Zeit, Größen, Raum u. Flächen.
Ihm ſtärkt ein Glas den Stral, den Luft und Ferne ſchwächen.
Er unterſucht voll Fleiß der Weſen innre Kraft,
Und bringt, was er entdeckt, in Lehr und Wiſſenſchaft.
Luft, Feuer, Erd und Meer, Metall und Thier und Pflanze,
Und wo es möglich wär, durchforſcht er gar das Ganze.

Doch ſolche Wahrheit reizt nicht einzig ſeinen Geiſt,
Die um des innern Werths der Müh noch würdig heißt.
Auch Bosheit, falſcher Witz, der Schein unächter Güter
Gefällt der Leidenſchaft, und locket die Gemüther.

Viel Ränke ſind erdacht, wo man, nach ſolcher Art,
Wie dort Algier den Raub, das Gold ſucht und bewahrt.
Ein Thor zerbricht den Kopf, um Moden zu erfinden.
Venedigs Larvenſpiel wird ſich auf Regeln gründen.
Es ſtieß vielleicht der Geiz das erſte Schiff aufs Meer,
Und die Gewalt entdeckt das Eiſen zum Gewehr.
Die Ehrſucht läßt den Sohn des Adels Blendwerk erben,
Wenn Tugend und Verdienſt mit ihrem Anherrn ſterben.
Geſtärkte Wolluſt ſtimmt die Töne bey dem Mahl,
Und ziert mit Seid und Gold den Marmor in dem Saal.
Gewohnter Müßiggang lehrt uns auf Mittel denken,
Durch nahe Luſt das Herz mit ferner Reu zu kränken.

Es hat der Staatskunſt Griff manch Volk ins Joch gebracht,
Und Könige beherrſcht des Nachbars Kriegesmacht.

Oft werden unſerm Geiſt tieſſinnger Weiſen Lehren
Des innern Zweifels Grund und Ungewißheit mehren.
Zu Göttern ward einſt Gott; ihm dienen war Gebrauch;
Der Tempel ward geſchmückt; ihn füllten Wahn und Rauch.
Ohnlängſtens tobte noch, bey aufgeklärterm Lichte,
Ohn Ordnung und Vernunft, ein geiſtlich Blutgerichte.
Noch wird dem From̃en oft, weil er nach Gründen glaubt,
Vom Orthodox, der meynt, Gott und Gerücht geraubt.
Das ſtrafende Verboth, und das Geheiß der Rechte
Iſt oft des Zwietrachts Grund beym menſchlichen Geſchlechte.
Oft machts der Aerzte Kunſt, die Kranken Rath ertheilt,
Daß durch des Mittels Gift der Tod geſchwinder eilt.
Dieß alles weis der Menſch nach unbelohnten Sorgen;
Nur er, ſein Gegenſtand, bleibt ewig ihm verborgen.

Verblendte Sterbliche, im großen Zweck belebt!
Daß euch Vollkommenheit zum wahren Glück erhebt.
Kunſt, Arbeit, Wiſſenſchaft wird unter Schweiß erlernet,
Daß ſie den Vorwitz ſtillt, vom Mangel euch entfernet.
Ihr habt der Seelen Wohl den Sinnen nachgeſetzt,
Ihr meßt das Glück ſo groß, als Wolluſt euch ergötzt.
Bey eurem äußern Stand wird nur der Krieg vermieden,
Und um ein ſcheinbar Glück brecht ihr den innern Frieden.
Die Eigenliebe wirkt, und treibt in eurer Bruſt.
Was je der Menſch vollbringt, vollbringt er ſich zur Luſt.
Allein, o Sterblicher, wird dein erlangt Vergnügen
Den irrenden Verſtand nicht oft mit Schein betrügen?

Die Selbſterkenntniß zeigt den Grund von unſerm Wohl,
Wenn dort kein Laſter wohnt, wo Tugend herrſchen ſoll.
Auch innre Häßlichkeit, die Fehler unſrer Herzen
Entdecket uns ihr Ernſt, und wirkt zur Beßrung Schmerzen.
Es bleibet unſre Bruſt mit Gründen angefüllt,
Aus welchen jede That im ganzen Leben quillt.
Wie ſollte doch der Menſch des Guten ſich erfreuen,
Das er in ſich nicht kennt; und was ſoll er bereuen?
Dort wird er einem Stral des Lichtes ähnlich ſeyn,
An dem, ihm unbewußt, die Augen ſich erfreun,
Dem Irrwiſch hier, der nie zur hohen Luft ſich hebet,
Der Reiſende verführt, und nur auf Sümpfen ſchwebet.
Es wird ein ſolcher Menſch im Staate ſchlecht genützt.
Er kennet keinen Zweck, iſt müßig, wenn er ſchwitzt;
Ihn kann nicht Lob, nicht Schmach vergnügen u. verletzen,
Denn er weis ſeinen Werth und Unwerth nicht zu ſchätzen.
In ſtets verwirrtem Traum, ſich ſelber unbekannt,
Erkennt er weder Gott, noch ſich, noch Vaterland.
Er hoffet ohne Grund; iſt blind, indem er wählet;
Er weis nicht, was er hat, und was ihm annoch fehlet.

Betrübter Selbſtbetrug, des Irrthums erſte Frucht!
Mit dir hat ſich der Menſch vergeblich unterſucht.
Dein ſchmeichleriſches Bild zeigt unſrer Eigenliebe,
Die dem Verſtande traut, an uns nur lautre Triebe.

Des Menſchen Erbtheil iſt der Wunſch, beglückt zu ſeyn;
Und eigne Tugend wirkt ſolch kraftiges Erfreun:
Wie könnte doch der Menſch zu dieſem Glück begehren,
Was in ihm Laſter iſt, für Laſter zu erklären?

Den Catilin verdammt umſonſt der Römer Rath,
Gereizte Rache ſcheint ihm keine Frevelthat.
Wenn Cato widerſteht, und Eunus ſich empöret,
War jeder kein Rebell, weil jeder Freyheit ehret.
Und wenn dort Cäſars Stolz der Römer Hochmuth
ſchwächt;
Empfand der Römer Stolz bereits ein jeder Knecht.
Des Alba Tyranney, gedrücktes Volk zu quälen,
Wird er, für Menſchlichkeit, ſich zum Verdienſte zählen.
Unedle Kriegeskunſt! zur Wüſten wird die Welt:
Kaum war es Photion, nur Tilly war ein Held.
Ein Geiſt, den blinder Wahn und Aberglauben nähren,
Der Wahrheit ärgſter Feind, denkt, andre zu bekehren.
Was will beym Weltmann doch der ſo geſetzte Gang,
Der Pferde leiſer Zug, beym Gruß der ſpäte Dank?
Warum wird er den Schwarm der Diener prächtig
kleiden?
Es ſoll ihn dieſes nur vom Pöbel unterſcheiden.
Der Weichling, deſſen Herz nur Lieb und Wein erfreut,
Bedünkt ſich, keuſch zu ſeyn, nennt Wolluſt Zärtlichkeit.
Der flüchtge Unbeſtand, die Eitelkeit der Schönen
Wird ſie zu dem Begriff der Artigkeit verwöhnen.
Der Wuchrer, der aus Furcht vor ferner Noth erſchrickt,
Lobt Sparſamkeit und Gold, das ſeine Kaſten drückt.
Es ſucht ein andrer Thor ſein Glück in offnen Händen,
Und ſeine Mildigkeit heißt Klügern ſchon verſchwenden.
Wenn dorten Curtius ſich in den Abgrund ſtürzt;
Der wilde Scävola den Arm durchs Feuer kürzt;
Und ein Horatier, nach wohlgeführten Streichen,
Die Schweſter, welche weint, noch läßt durchs Schwerdt
erbleichen:

Meynt nicht ein jeder Thor, daß von der Raſerey,
Des Vaterlandes Lieb und Großmuth Urſach ſey?
Sieh! weñ ein König nicht der Pfaffen Blendwerk glaubet,
Doch klügern Gottesdienſt dem freyen Volk erlaubet;
Wenn er zu ſeinem Staat und Kriege Geld begehrt;
Auch, wenn ſein gut Geſetz des Volkes Frechheit wehrt:
Der Königsmörder wird alsdenn gerecht ſich ſprechen;
Er, ein erkaufter Schelm, ſoll Volk und Kirche rächen.
Dem Räuber und dem Dieb ſcheint ſeine That verziehn,
Weil ihm das Glück kein Gold im Ueberfluß verliehn.
Mit Wahrheit ſchmeichelt ſich der ärgſte Landsverräther:
Und nur des Teufels Liſt verflucht ein Miſſethäter.
Der Schwelger denkt vom Wein, wenn er betrunken lacht,
Durch Freude brech' er nur geheimer Sorgen Macht.
So lebt der blöde Menſch bey Laſtern ſich gelaſſen,
Und ſeine falſche Ruh ſtöhrt endlich fremder Haſſen.

Jedwede Leidenſchaft, und Regung unſrer Bruſt,
Steht in der Tugend Dienſt, und ſtreitet uns zur Luſt;
Sie werden wohlvereint der Laſter Heer beſiegen,
Nur alle müſſen ſie einander ſelbſt bekriegen.
Durch aller Herrſchbegier, die jede ſchwierig macht,
Durch ihren Zwiſt wird uns Zufriedenheit gebracht.
Die Tugend iſt von Gott in uns alſo gegründet,
Daß ſie nicht möglich bleibt, wenn Leidenſchaft verſchwindet.

Allein der Menſch folgt nicht, wenn die Vernunft ihm winkt.
Es ſteigt in ihm der Wahn, indem die Wahrheit ſinkt.
Die weiſen Mittel, ſich auf Erden zu beglücken,
Wird er in Leidenſchaft, die ihm gefällt, erblicken.

Und wie etwan ſein Blut ſich miſchet und bewegt,
Wird Zweifel, Hoffnung, Wunſch, und Luſt, und Schmerz
erregt.
Die Wolluſt und den Geiz hat er gemein mit Thieren;
Soll er denn die Vernunft durch Hochmuth nur verlieren?
O königlicher Menſch! vor deinem Unterthan
Gebührt dir größres Recht, als Ehrgeiz oder Wahn.
Macht jede Leidenſchaft, die ſtärkſte, die dich bindet,
Daß deine Freyheit nie dein wahres Wohlſeyn findet?
Laß uns itzt unſern Geiſt mit edlem Stolz erhöhn,
Und zu des Hochmuths Fall des Hochmuths Thorheit ſehn.
An ſtatt der Achtſamkeit auf Gründe wahrer Ehre,
Erfüllt der Menſch mit Stolz des blöden Geiſtes Lehre.
Der Philoſoph bleht ſich, und denkt im engen Kreis:
Was einen Helden macht, iſt oft des Pöbels Preis.
O nie gewünſchtes Glück! der ſchätzet ſich erhoben,
Den auf dem Thron, der wankt, bezwungne Völker loben;
Der heut in Tempeln noch der Opfer würdig heißt,
Da deſſen Seulen ſchon der Morgen niederreißt.
Der Macedonen Fürſt wünſcht, bey verheerten Reichen,
Im Himmel ſeinen Sitz, und will den Göttern gleichen.
Es wird Unfehlbarkeit des Pabſtes Wahn erfreun,
Und mancher Prieſter denkt hierinn auch Pabſt zu ſeyn.
Dem Thoren wird der Stolz den Mangel leicht erſetzen.
Hierdurch ſieh Dumme ſich im Dünkel weiſe ſchätzen.
Ein Schulfuchs dünkt ſich klug, zur Herrſchaft einer Welt,
Der Feige ſonder Feind ſo tapfer, als ein Held;
Der Dichter, einſt gekrönt, beglückt durch Lorberreiſer,
Voll hoher Wiſſenſchaft, der ſtaubigte Kalmäuſer;
Die kluge Weiberzunft, beym neuen Wochenbett,
Im Urtheil gründlicher, als den, der prediget.

Ein Schwätzer wird hierdurch vor Rednern ſich erheben,
Ein Witzling gründlich ſeyn, der Mönch bemühet leben;
Die Ungeſtalte denkt, ſie ſey der Schönheit Kron;
Der Bauer glaubt ſich groß zum Adel; der zum Thron.

O wollte nur der Stolz zu Gott ſich nimmer wagen!
Dort rechnet er Verdienſt, und ſtatt Belohnung Plagen.
Aus Langmuth ſtraft Gott nicht den undankbaren Knecht.
Der Menſch verbleibt ein Thor, und Gottes Rath gerecht.
Was will man mehr von dem, der alles giebt, begehren?
Soll er zum Leben noch uns Schätz und Ruhm gewähren?
Soll dann der tiefe Nord in Nacht und Kälte ſtehn,
Damit der Mohr nicht dürf in heißem Sande gehn?
Soll ganze Länder nicht der Wind mit Regen tränken,
Weil er mit Kaufmannsgut drey Schiffe muß verſenken?
Welch Recht wünſcht der, der kriegt, vor dem, der pflanzt und ſät,
Daß der um Sonnenſchein, wenn der um Regen fleht?
Nach Regeln wirkt Natur; der Menſchen Kreuz iſt Wähnen,
Und man verklaget Gott, und meiſtert ihn durch Thränen.
Du Thor! des Höchſten Zweck iſt groß und allgemein:
Er, aller Weſen Gott, ſoll er dein Sklave ſeyn?
Was dein Gebeth begehrt, was dich ohn Urſach quälet,
Iſt blinder Ueberfluß, der dir zur Wolluſt fehlet.
Glaub, als Gott ehedem den Bau der Welt erwog,
Daß er dein wahres Glück mit in den Rathſchluß zog.
Und bändige dein Herz, ſich weiter zu beklagen;
Er lacht bey deinem Stolz, und will nicht dein Verzagen.

Wie bild ich dich doch, Menſch? Dein Herz faßt klugen Rath;
Auf innre Billigung folgt nicht die äußre That.
Du irrſt, und liebſt gleichwohl des Irrthums ſtille Lügen;
So gar der Widerſpruch erweckt dir ein Vergnügen.
Du ſchweigſt, wie Schüler einſt, beym lauten Pythagor,
Hemmſt ewig die Vernunft, und brauchſt allein das Ohr:
Und wenn ein Klügrer dich mit ſeinen Zweifeln plaget;
So iſt dein ganzer Grund: Er hat es ſelbſt geſaget.
Ohn innern Rath von dir, bey Fabeln und Betrug,
Iſt Weisheit Ueberfluß, und Glauben ſchon genug.
Was dir dein Wille giebt, das ſtellt dich nur zufrieden;
Doch das vergnügt dich nicht, was dir das Glück beſchieden.
Es achtet drum ein Thor der Weisheit Gründe nicht,
Weil mit geübtem Leib er reitet, tanzt und ficht:
Und wenn ein Annius Geſchichten Wahrheit raubet,
Verehrt er ſeinen Witz, dem mancher Leſer glaubet.
 Wenn uns zum Laſter oft die Kraft und Neigung fehlt:
So wird der Mangel gleich zur Tugend mit gezählt.
Wer ſelbſt nicht ſchwelgen darf, bey ſeinem ſchwachen Magen,
Der wird zu eignem Ruhm des Säufers Weh beklagen.
Vom Alten, der zuletzt ſein Glück im Golde ſucht,
Wird, bey ſchon kühlem Blut, der Wolluſt Reiz verflucht;
Die Jugend überläßt das Herz der Liebe Flammen,
Und wird, da ſie ſich lobt, des Alten Geiz verdammen.
Vom Stum̃en würd umſonſt ſichs zum Verdienſt geſchätzt,
Daß er des Nächſten Ruhm durch Läſtrung nie verletzt.
Der Blinde wär ein Narr, wenn er um Blindheit klaget,
Doch meynt, er habe ſich der Augen Luſt verſaget;

Auch der, den Armuth drückt, wenn er verdienſtlich glaubt,
Sein Wucher habe nie der Armen Schweiß geraubt.
Die Großmuth zeigt den Held, Verſuchung einen Weiſen;
Der Fehler Mangel iſt für Tugend nicht zu preiſen.
Die äußre That entſteht oft nicht aus innrer Pflicht;
Was die Natur verſagt, verſagen wir uns nicht.
Nur der allein iſt ſtark, der Reizung kann bezwingen;
Nicht der, den Schwachheit hält, kein Laſter zu vollbringen.
Den alten Geizhals triegt für Wolluſt Tugendſchein.
Es kann des Stummen Herz voll von Verläumdung ſeyn.
Aus Blut und Zwang kann nie wahrhafte Tugend qvillen;
Der Handlung innrer Werth kömmt nur von unſerm Willen.

Noch mehrern Hindrungen ſey itzo nachgedacht,
Wodurch des Menſchen Herz unkenntlich wird gemacht.

Wir ſehn in unſrer Bruſt nur Finſterniß regieren;
Oft wird ein Vorurtheil ein ganzes Volk verführen.
Vom Gut und Böſen kennt es nicht den Unterſcheid.
Dort qvält der Sklavenſtand und Geilheit, Weiberneid.
Hier wird man oft mit Schimpf nothwendge Zünfte kränken.
Des Wohlſtands Regel kañ den Wilden nicht umſchränken.
Vermeynte Dankbarkeit hat Göttern, nach der Schlacht,
Zum Opfer, beym Geſang, der Feinde Blut gebracht.
In Pflichten unbekannt und nur bereit zum Fehlen,
Wird man für Tugenden die Laſter ſelber wählen.

Gewohnheit muß zu oft der Thaten Richtſchnur ſeyn;
Und vielmal ſtützt ſie ſich bloß auf des Guten Schein.
Man leitet ihren Werth von Würdigkeit der Alten;
Und wie man ſie ererbt, ſo wird ſie beybehalten.

Ihr Neid verſagt uns oft, was die Natur gebeut;
Sie macht aus Thorheit Witz, aus Zwange Sittſamkeit.
Ohn innre Prüfung wird der Menſch durch ſie verführet,
Wenn der Chineſer ehr den Kopf, als Bart, verliehret.
Ein blindes Glauben hat oft die Vernunft erſtickt,
Wenn Bosheit den Betrug mit Offenbarung ſchmückt.
Ein Numa ſchützet ſich durch ſeiner Göttinn Willen.
Das große Rom gehorcht den Fabeln von Sybillen.
Wenn Othins Mordbegier im Nord ſich Macht erwirbt:
Giebt er nur Seeligkeit dem, der im Kriege ſtirbt.
Wird Mahomed, im Traum, durch ſieben Himmel reiſen:
O hört das dumme Volk die Offenbarung preiſen!
Was iſt der Glaube Roms zur itzt verklärten Zeit?
Wo iſt Aegeria und wo Roms Seeligkeit?
Was kann doch bey dem Bau, von Millionen Welten,
Der angenommne Wahn von ſieben Himmeln gelten?
Wenn der Japaner dort, den ſeine Sünde beugt,
Die ferne Wallfahrt thut, viel Klippen überſteigt,
Und voll von Reu und Angſt ſich auf die Wagſchal ſetzet;[*]
Mit welcher Zuverſicht wird nicht der Thor ergötzet,
Wenn unterm Beichten ſich die Zunge ſenkrecht zeigt,
Die, wie der Pfaffe will, bald gleich ſteht, bald ſich neigt?
Erſt kam der arme Menſch, betrübt im Geiſt und Blicke;
Itzt reiſet er vergnügt mit falſchem Troſt zurücke,
Und ſchätzt durch Gaukeley, die ihm ſein Urtheil ſchwächt,
Mehr als mit guter That, ſich einſt vor Gott gerecht.
Dort wird ein redlich Herz, durch vieler Beyfall, ſicher,
Und wählt für ferne Pein hier dumme Glaubensbücher;
Es ſtellt aus innrer Furcht nie ſtarke Prüfung an,
Und Fürſt und Pfaffen Macht ſtützt auch den Alkoran

---

[*] Auf einem Berge in Oſacka.

Und lebt ein Türk gerecht nach Mahomeds Geſetzen,
Die er für göttlich hält; wornach ſoll er ſich ſchätzen?
Es. hat ihm ſein Prophet die Seeligkeit verſagt,
Wofern er forſchen will, und ſich zur Wahrheit wagt;
Nach ſeinem Glaubensbuch wird er ſich nur erkennen,
Im Himmel glücklich ſeyn und in der Hölle brennen.
Zu ſchwer wird ſolcher Menſch, den Vorurtheil verführt,
Dem Zweifeln ſündlich iſt, vom Wahrheitsſtral gerührt.
Doch, Gott! wenn Völker hier in Wahn und Irrthum
wallen;
Kann falſche Zuverſicht zu Lügen dir gefallen?
Bloß Furcht und Eigennutz lobt manche böſe That;
Und doch führt Schmeicheley uns von der Tugend Pfad.
Das Bild des Borgia und Hobbes lehrt den Fürſten,
Nach Hoheit, Volk und Macht, nach Blut u. Golde dürſten.
Demoſthenes betrügt die Bürger zu Athen.
Der Dichter wird den Held zum Stolz noch mehr erhöhn.
Ein häßlich Weibesbild am Geiſt und im Geberden,
Wird ſich, wie er ſie ſchafft, zu einer Göttinn werden,
O Freunde, zeiget nicht ein niederträchtig Herz
Bey wilder Heldenlob und im verbuhlten Schmerz;
Seyd nützlicher der Welt, die Tugend zu verklären,
Als nur dem Arioſt des Schauſpiels Scherz zu mehren.
Wer ſich nur nach dem Spruch des Schmeichlers
kennen lernt,
Bleibt ſtets ſich unbekannt, von Wahrheit weit entfernt,
Wird andern ein Geſpenſt, wenn er ſich wirklich meynet,
Von dem man viel erzählt, und das doch nie erſcheinet.
Ihm klingt die Schmeicheley als Beyfall voller Grund.
Hemm Furcht und Eigennutz; und hör des Schmeichlers
Mund,

O Held! dein erſtes Lob, dein Nichts gerühmter Thaten
Läßt ihm zu deiner Reu ein Lehrgedicht gerathen.
Von Klugen nur allein iſt Beyfall wahrer Ruhm,
Und den erlangeſt du, wird Pflicht dein Eigenthum,
Verdienſt und Redlichkeit giebt uns nur wahre Gröſſen;
Umſonſt wird ſich ein Thor nach Gold und Titeln meſſen.
Zu wahrer Ehr und Fleiß, wird niemals der gereizt,
Der ſeinen Stand erſchleicht, und der ſein Geld ergeizt.
Auch der glaubt ohne Grund, ſein Anſehn zu erwerben,
Der zum Verdienſt nichts braucht, als bloß Geburt und erben.
Auch falſches Beyſpiel reizt das ſchon verderbte Blut;
Weint Cäſar nicht um ſich, bey Alexanders Wuth?
Und Sylla folgt Pompil, Geſichter zu erdichten;
Nach ſchlechten Königen ſieht man ſich Länder richten.
Wie aber, wenn ein Mann der Seele Nacht beſiegt,
Und täglich unverzagt mit der Gewohnheit kriegt,
Das blinde Glauben haßt, den Schmeicheleyen fluchet,
In Titel, Gold, Geburt nicht Ruhm und Anſehn ſuchet,
Der die Gemüther prüſt, den wahre Würde ziert;
Hat den ſein eigner Werth zum Hochmuth nie verführt?
Iſt ſein Erkenntniß nicht nur oft unthätigs Wiſſen?
Und wird er nicht etwan von Wolluſt hingeriſſen?
Verdirbt bey ſtillem Reiz, vom Laſter, das er flieht,
Kein unbemerkter Sproß ihm ſein dort groß Gemüth?
O der, der andre kennt, aus Worten und Geberden,
Wird durch Unachtſamkeit ſich ſelbſt unkenntlich werden.
Aus dieſem Grunde ſieh den groben Diogen
In niederträchtgerm Stolz des Plato Stolz verſchmähn;
Den, der dem Kirchſpiel droht, vom Geiz es abzuſchrecken,
Durch reiches Opfer ſich ſelbſt Augenluſt erwecken.

Ohn eigne Prüfung kömmts, daß, wer Satyren ſchreibt,
Dem Laſter, das er ſtraft, oft ſelbſt ergeben bleibt.
So kann auch ein Orbil mit ſeinen Schulanſtalten,
Im Reich der Wiſſenſchaft ſich für den Colbert halten.
Wenn auch ein Patriot, ein Biedermann, ein Swift,
Und ein Bewunderer der Menſchen Laſter trifft,
So lieſt der, den man meynt, ſich einzig zum Vergnügen
Und glaubt, ſein Nachbar ſey das Vorbild zu den Zügen.
Wofern die Prüfung dir dein Herze nicht entdeckt:
Ziehſt du den Nutzen nicht, wonach dein Lehrer zweckt;
Dir bleibt die Sittenſchrift, was Wohlklang tauben Ohren,
Und ohne Prüfung fällt der Weiſ in Wahn der Thoren.
Oft wird im Zeitgebrauch der beſte Zweck verfehlt,
Zur Kenntniß ſeiner ſelbſt kein Mittel klug erwählt.
Der kömmt nicht in die Welt; der eilt, auf fernen Reiſen;
Der bleibt beym erſten Wahn; der irrt nach fremden Weiſen.
Voll Klugheit läßt ein Xun* die Tafel drum erhöhn,
Die Fehler ſeiner ſelbſt darauf entdeckt zu ſehn.
Und Sparta läßt den Knecht im Trunk ſich übernehmen,
Damit die Jugend ſich des Schwelgens lerne ſchämen.
Doch warum ſoll der Menſch um Tugend ſich bemühn,
Die ihm nicht Reichthum giebt, doch heiſcht, die Luſt zu fliehn,
Die nicht die Leuctra läßt den ſchweren Brautſchatz erben,
Und die zur Urſach wird, daß Sokrates muß ſterben.
O hätte mancher nicht die Wahrheit frey bekannt,
Verläumdung hätt ihn nie aus Stadt und Reich verbannt!
Und liebte nur mein Herz ein unvernünftig Dichten:
So würde mich kein Wahn der Zeitungsſchreiber richten.

---

* Kaiſer in China.

Und freylich, weil oft nicht die Tugend prächtig wohnt,
In Ehrenämtern prangt, kein Scheinglück ſie belohnt,
Und Schwachheit Menſchen oft, bey ihrem Troſt, betrübet:
Wird drum ihr hoher Werth von Kennern nur geliebet.
Doch, tritt ſie nach dem Tod dereinſten vors Gericht,
Wo Gott nach Würden lohnt: ſo bebt, ſo wankt ſie nicht;
In Demuth fleht ſie nur, die Schwachheit loszuſprechen,
Wenn dort der Heilge wird allein den Frevel rächen.
Hier aber, wo ein Thor aufs Sinnliche nur geht,
Und um ein ſchädlichs Glück mit ſtarken Wünſchen fleht,
Kann ſich ein weiſer Mann, auch ohne Gold, im Stillen,
Vergnügt von eignem Werth, in eigne Tugend hüllen.*

Begehreſt du demnach, o Menſch, dein wahres Heil,
Das hier den Anfang nimmt, doch nur im mindſten Theil:
So ſey in jeder That um Tugenden befliſſen,
In Kenntniß deiner ſelbſt errege dein Gewiſſen.*

Doch weil man ſich zu oft im Wahr- u. Falſchen täuſcht,
Und unſer ſinnlich Herz, ſtatt Guten, Böſes heiſcht:
So merk durch Zeit u. Raum die Ordnung in den Dingen,
Den Zweck, der Gott bewog, ſie einſt hervor zu bringen.
Sieh, wie der Weſen Zahl ſo wohl und weislich ſtimmt,
Das Itzige den Grund von dem Vergangnen nimmt.
Die Größe des Verſtands wirſt du darinnen finden,
Sähſt du nur alles ein, und könnteſt es verbinden.
Betrachte keinen Theil vom Ganzen abgetrennt,
Obgleich dein kleiner Geiſt allein nur Theile kennt.
In dem Zuſammenhang läßt ſich nur Gutes richten;
Dieß gilt in der Natur, dieß gilt auch in den Pflichten.

---

* ——— ——— ——— mea
virtute me inuoluo . . *Hor. od. III.*

Zwar iſt des Menſchen Sinn und ſein Verſtand umſchränkt,
Daß er nicht alles fühlt, nicht alles überdenkt.
Denn zu dem dunkeln Stand, und uns nicht zu erheben,
Sind ſie zu Führern uns, zu Feſſeln auch gegeben.
Gleichwohl zeigt uns ihr Dienſt die Welt, und unſre Pflicht;
Und größre Weisheit nützt dem Erdbewohner nicht:
Und was ſie beyde dir nicht deutlich offenbaren,
Das ſoll vielleicht dein Geiſt im zweyten Stand erfahren.
Das Auge trägt der Menſch zur Hut vor Stoß und Fall,
Das Ohr zum Unterſcheid vom mannigfaltgen Schall.
Doch weil die Sinne nicht der Thaten Grund entſcheiden;
So gab Gott die Vernunft, die böſen zu vermeiden.
Drum hat der Menſch ſie nicht, daß er bloß irren ſoll;
Gebrauche beyde recht, du triffſt dein wahres Wohl.
Es muß alſo der Stolz mit Gottes Weisheit ſtreiten,
Wenn er auf gleiche Bahn den Menſchen noch ſoll leiten.
Dem Menſchen nützte nicht zum Guten innrer Hang;
Es wirkte ſonder Wahl unmittelbarer Zwang.
Hat Menſchheit keine Kraft; ſo muß Gott Laſtern ſchonen,
So, wie er eignes Werk wird im Gerechten lohnen.
O Glück! daß die Vernunft die Kenntniß uns erwirbt,
Daß, wer unſträflich lebt, der nicht unſelig ſtirbt.
Wir ſehn gnug von der Welt, von ihr auf Gott zu ſchließen,
O möchten wir die Pflicht auch gegen beyde wiſſen.
Dein Vorwurf ſey demnach zuerſt der höchſte Geiſt,
Der alles einſt erſchuf, und annoch bleiben heißt,
Den ſuch, ſo weit es dir die Schwachheit wird vergönnen,
Die nichts Unendlichs faßt, im Weſen zu erkennen.
Der Menſch bleibt endlich doch bey einem Urſprung ſtehn;
Und über die Natur muß er noch Gott erhöhn.

Gott, der durch ſich beſteht, iſt auch dadurch vollkommen;
Hiervon ſey gegen ihn dein Dienſt dann hergenommen.
  Denk nicht, daß er nur dort, wo Blut von Thieren fließt,
Auf dem geweihten Platz, den ihm der Menſch erkieſt,
Wo güldenes Gefäß die Pracht der Tempel mehret,
Wo oft Gewohnheit fleht, im Geiſte wird verehret.
Er, der unendlich iſt, er, aller Erden Herr,
Hält nicht ein Mauerwerk vor Wäldern heiliger;
Die große Welt iſt ihm der Tempel ſeiner Ehre;
So viel Planeten ſind, ſo viel ſind auch Altäre.
Wenn du, o Heiliger! den Himmel prächtig wölbſt,
Die Erde weislich zierſt, ſchmückſt du dein Wohnhaus ſelbſt.
Dort ſtralt der Himmel Licht, hier muß die Erde grünen,
Und jedes heiſcht von uns, mit Ehrfurcht dir zu dienen.
O werthrer Gegenſtand! als wenn der Lay ſich neigt,
Wenn ihm ein eitler Mann weiß Brodt im Glaſe zeigt.
Nichts kann den Menſchen mehr zu Gottes Größe leiten,
Als Körper ſonder Zahl in ewig fernen Weiten.
Vernunft zeigt uns, was iſt; Gedächtniß, was geſchah;
Man fühlet, was man ſieht; und was man fühlt, iſt da.
Hier hat kein Zweifel ſtatt, von Wahrheit der Geſchichte;
Kein fortgepflanzt Geſpräch, kein fälſchliches Gedichte,
Kein falſch Erklären tilgt der Wahrheit tiefe Spur,
Kein unterſchobner Satz verdrehet die Natur.
Gott gab ſie uns zum Buch, vor Völkern aller Welten,
Vor Menſchen aller Zeit. Beweis aus ihr muß gelten.
Umſonſt ſtralt nimmermehr dieß allgemeine Licht,
Wer alle ſelig wünſcht, zeigt allen ihre Pflicht.
Menſch, ſieh du nur in ihr der Allmacht Wunderwerke,
Zu deiner Zuverſicht, und Lieb, und Glaubensſtärke.

Schätz nicht den Gottesdienſt nur bloß nach Tage Zahl,
Nach Neumond, Erndtezeit, nach Feſt von Menſchenwahl,
Durch Rechtthun, wahre Furcht, durch jede Pflicht auf Erden
Wird Gott in jedem Punct der Zeit verherrlicht werden.
Und hätte Menſchen nur kein Glaube je verkehrt,
Wo man den Heiligen durch falſchen Dienſt entehrt:
So könnte Gott dereinſt, bey dem Beſchluß der Zeiten,
Der dummen Unvernunft nicht ferne Qual bereiten.

Man ſtreite, wie man will: Der beſte Glaube heißt
Bey mir der, der auf Gott kein Widerſprechen weiſt,
Mit der Natur wohl ſtimmt, uns wahre Ruh gewähret;
Kurz: welchen die Vernunft vor allen gut erkläret.

Oft heiſcht der Menſch von Gott der Wunderwerke Macht,
Zu deſſen Wirklichkeit, was ſich ſein Wahn erdacht.
Es ſcheint ihm Grund genug, daß Gott, um Gold und Ehre,
Um Luſt, und was ihm fehlt, den Lauf der Welt verkehre.
Fleh Gott um Eitelkeit ſo ungerecht nicht an;
Gehorſam iſt die Pflicht vom wahren Unterthan.
Gieb mit Zufriedenheit dich in der Weisheit Willen;
Sie kann nur ihren Rath, nicht deinen Wunſch, erfüllen.
Der dich aus Liebe ſchuf, läßt nicht im Wohlthun nach,
Das Zeugniß biſt du ſelbſt; du dankſt ihm nur zu ſchwach.
Ein jeder Theil an dir giebt dir dein Wohl zu kennen;
Dein Seyn, dein Leben iſt ein ſtetes Glück zu nennen.
So lieb ihn denn, o Menſch, und leb in Zuverſicht,
Erwart ein Glück, das dir die Ewigkeit verſpricht:
Und wenn du betheſt, ſieh auf ſchon erlangte Güther,
Dieß ſtärkt den innern Ernſt, die Andacht der Gemüther.

Entwickle, dir zur Ruh, die ſchon verlebte Zeit,
Mit ihr kam wahre Luſt und Schatten nur vom Leid.
Such voller Schwermuth nicht die Zukunft durchzuſchauen;
Auf den, der alles hält, auf Gott ſetz dein Vertrauen.
Geh aber auch vor ihm, dem Herrn von Erd und Meer,
Vor dem gerechten Gott, in ſteter Furcht einher:
Und wird dein falſches Herz vom Tugendweg dich führen;
So laß die Qual der Reu, dich auszuſöhnen, ſpüren.
So weit reicht die Vernunft. Gott kennt das Gleichgewicht
Der Strafen und der That, wodurch der Menſch verbricht.
Gnad und Gerechtigkeit ſind beyd in ihm zuſammen;
Gerecht beſeligt er, gerecht wird er verdammen.
Ob man ein böſes Werk durch Reu genug verſühnt?
Ob Sünden in der Zeit ein ewigs Weh verdient?
Das laß in Gottes Rath. Du wirſt geſichert ſterben,
Suchſt du nach Menſchenkraft dir Tugend zu erwerben.

Dieß iſt der Dienſt, wodurch Gott hier verehret wird;
Und Wahrheit ruht in ihm, wobey der Menſch nicht irrt.
Wir handeln ungerecht, wenn wir uns Weg erdenken,
In ungeheiſchtem Dienſt das Leben uns zu kränken.
Vom Wahn und Eigennutz wird nur ein Recht erdacht,
Das aus unſchuldger That ein ſchwer Verbrechen macht.
Im Herzen diene Gott, und ſchätze von Gebräuchen
Die, die vernünftig ſind, als innrer Wahrheit Zeichen.

Nunmehro ſieh zugleich auf dich und auf die Welt.
Und da die Liebe nur gemeines Wohl erhält:
So ſuche, ſie für dich und alle zu erlangen,
Die hier im Erdenſtaat mit dir zuſammen hangen.

Zuförderſt ſtärk in dir des Geiſt- und Leibes Kraft,
Wähl Tugend dir zum Glück, zum Fleiß die Wiſſenſchaft;
Erkenn der Menſchen Theil von ungezählter Wahrheit;
Gebrauch der Sinne Dienſt zu des Verſtandes Klarheit;
Lenk deines Willens Kraft ſtets auf ein wahres Gut;
Zeig, daß in deſſen Wahl die rechte Freyheit ruht;
Flieh jedes Vorurtheil, und Wahn und Aberglauben,
Und laß vom Irrthum dir nicht Sinn und Denken rauben.
Erhalt des Leibes Kraft, den Mäßigkeit verpflegt,
Theil dein Geſchäfft, daß er bald ruht, bald ſich bewegt.
Laß ihn, dem Geiz zum Dienſt, ſich nicht durch Arbeit ſchwächen;
Der angebohrne Tod wird ihn doch ſchon zerbrechen.
Mach ihn geſchickt und ſtark, und ſchütz ihn vor Gefahr;
Vom Alter fordre nicht, was deine Jugend war.
Man wird durch Uebermaaß in Sinnlichkeit und Denken,
Durch Sorgen oder Luſt, ſo Leib als Seele kränken.
Wohl dem, dem wahre Ruh mehr, als der Reichthum, wiegt,
Und den kein blendend Nichts von Ehr und Stand betrügt;
Der nur für ſich beglückt, und von der Welt getrennet,
Die Wolluſt und die Welt mit innerm Abſcheu kennet.
Wohl dem! Weil aber doch Gott ſolchen ſelgen Stand
Mit itzger Einrichtung der Erden nicht verband:
Und Güter dieſer Welt, die Thoren nur bethören,
Der Weiſen Zierrath ſind, zum Wohlſeyn mit gehören,
Der Menſch auch ſparſam wirkt, wenn kein Affect ihn treibt,
Ein Eremitenſtaat ein Hirngeſpinnſte bleibt:
So ſuch dein äußres Glück, doch durch gerechte Wege,
Und ſtets zum guten Zweck; Gold zu der Armen Pflege,

Und Hobeit und Gewalt zum Schutz für Kirch und Recht,
Für andre, eigne Luſt, die keines Zuſtand ſchwächt,
Ruh und Beqvemlichkeit, der Welt vergnügt zu dienen,
Und Ruhm, noch manchem Geiſt zur Folg u. zum Erkühnen.
Der Menſch, zur Welt beſtim̃t, köm̃t in dieß ferne Reich,
Sieht Weſen mancher Art, verſchiedne ſind ihm gleich.
Was thut er? ſoll er ſie verfolgen oder haſſen?
Und ſollen dieſe ihn kein Mitglied werden laſſen?
Dich bringt zum Haß zu ſchwach, o Menſch, der Mutter Schooß,
Und ihre Liebe war für deinen Tod zu groß.
Auch Bürger, die dich nicht als Freund u. Landsmañ kennen,
Sind allerſeits bereit, dein Daſeyn dir zu gönnen.
In allgemeiner Pflicht liebt jedes Mitglied dich,
Der, als ein Seyn wie er, der freund-der väterlich.
Laß dann auch deine Lieb auf alle ſich erſtrecken,
Und brauch ſogar das Vieh nach Lieb und wahren Zwecken.
Sey allen zugethan, und ſonder Heucheley;
Sey voll von Redlichkeit, von Großmuth, Rath und Treu,
Schon aller Eigenthum, und Ehre, Ruh und Leben,
Hilf nach Glückſeligkeit, für alle Bürger, ſtreben.
Betrug iſts, daß man dem nicht Glauben halten darf,
Den eines Landes Satz vom Gottesdienſt verwarf,
Er kann ja doch darum ein guter Bürger bleiben;
Und zu der Heucheley führt Feuer und Vertreiben.
Um Rache ſchreyt annoch der Mexicaner Blut,
Auf innerlichen Geiz, und äußre Glaubenswuth.
Der Rath zur Seligkeit iſt keinem zu verborgen;
Hilft ihm nicht dein Beweis: ſo laß ihn ſelber ſorgen.
In Sittlichkeit hat hier ein jeder ſeinen Stand;
Der iſt ein Unterthan, und der regiert das Land;

Den wird Knecht, Kind und Weib als Haupt des Hauſes ehren,
Der handelt, jener kriegt, der hört, wenn andre lehren.
Der wird ein Richter ſeyn, und der ſteht vor Gericht;
Der iſt ein Freund, der Feind. An allen übe Pflicht.
Denn, ſo viel Unterſchied die Noth jemals erfunden;
So vielmal hat ſie auch durch Pflichten uns verbunden.
Ein Ganzes iſt der Staat, wo das gemeine Wohl
Ein jedes einzle Glied zum Endzweck haben ſoll.
Es lieb ein Fürſt ſein Volk, und beßre mit Geſetzen,
Er zieh der Bürger Geld nicht bloß zu ſeinen Schätzen.
Weih Gut und Blut für den, der Landesvater iſt.
Im Hausſtand herrſche nicht Neid, Ungehorſam, Zwiſt,
Beym Handel kein Betrug, bey Kriegern kein Verzagen.
Des Lehrers Sorge ſey, ſtets Wahrheit vorzutragen,
In dem, was Ländern nützt, und Gott zu dienen, führt.
Der Hörer folge gern, ſo bald ihn Wahrheit rührt.
Dem Rechte nur allein gehört des Richters Stimme;
Der du verurtheilt wirſt, ſag ab geheimem Grimme.
O daß kein Eigennutz der Freundſchaft ſchädlich wär,
Und jeder Feind ſich bald verſöhnte und verlöhr.
Man muß nach ſeinem Stand auch ſeine Pflicht erwegen;
Des Staates Harmonie wird aller Pflicht erregen.
Sey, was du jedermann im Leben werden mußt,
Gott, jedem Bürger hier, und dann auch deine Luſt.
Die Selbſterkenntniß wirkt dein ſeligſtes Geſchicke,
Die Tugend wähleſt du mit ihr zu deinem Glücke.

Johann Friedrich Zernitz.

* * *

* *

Vom Eheſtande.

Negotii ſibi qui volet vim parare, nauem et mulierem
Haec duo ſibi comparato: nam nullae magis res duae
Plus negotii habent. *Plaut. in Poen.*

Seitdem ich mich habe überreden laſſen, daß die gegenwärtige Welt unter allen möglichen für die beſte zu halten ſey; ſeitdem habe ich auch geglaubt, daß in derſelben eine jede Verknüpfung der Dinge gut ſeyn müſſe, wenn die Ehre der beſten Welt ſoll erhalten werden. In den erſten Tagen der Schöpfung bleibt davon kein Zweifel übrig. Die Hiſtorie der Schöpfung belehret uns, daß alles, was erſchaffen worden, gut geweſen ſey. Pflegen wir nun dasjenige gut zu nennen, was zu den Abſichten eines freyen Weſens etwas beyträgt: ſo muß die erſchaffene Welt und ein jeglicher Theil derſelben ſo eingerichtet geweſen ſeyn, daß Gott dadurch ſeine Abſicht, die Offenbarung ſeiner göttlichen Eigenſchaften, auf die vollkommenſte Art habe erhalten können. Die gegenwärtige Welt iſt eben diejenige noch, die damals ihrem Schöpfer Ehre machte. Gleichwohl meynen einige Einwohner derſelben, etwas darinnen anzutreffen, welches nicht den geringſten Schein des Guten an ſich habe, ſondern offenbar nicht gut, oder böſe ſey, und alſo wider die Abſicht Gottes ſtreite. Ich bin nicht willens, mich jetzt als einen Freund oder Feind dieſer Meynung zu erklären: Nur wird mir erlaubt ſeyn, beyläufig zu erinnern, wie es längſtens erwieſen ſey, daß ein jeglicher

Theil dieſer Welt, wenn er gegen den Zuſammenhang der Dinge, von dem er ein Theil iſt, gehalten wird, allerdings geſchickt ſey, die göttlichen Eigenſchaften zu offenbaren, und alſo den Zweck der Schöpfung zu erfüllen. Genug, daß ich hier mit der gröſſeſten Gewißheit ohne Widerſpruch behaupten kann, daß in den erſten Tagen der Welt alles gut geweſen. Die Verknüpfung der Dinge war durch die unendliche Weisheit des Schöpfers auf die ordentlichſte Art eingerichtet. Sie faßte ſo wohl lebloſe, als belebte Creaturen in ſich. Beyderley Arten richteten ſich zwar nach verſchiedenen Geſetzen; alles aber ſtimmte zu einem Zwecke überein, und zeugte von den majeſtätiſchen Eigenſchaften und unendlichen Vollkommenheiten eines allerhöchſten Weſens, worinnen der Grund ihres Daſeyns zu finden war. Und alſo war überhaupt alles gut. Zuletzt wurde auch der Menſch erſchaffen. Der Stof, daraus er gemacht wurde, war Erde. Gott legte ihm aber beſondere Vorzüge vor andern Geſchöpfen bey. Er blies ihm ſelbſt einen lebendigen Athem ein, und verknüpfte dadurch den Körper mit einer vernünftigen Seele, welche das Ebenbild ihres Schöpfers hatte. Hierdurch erhielt der Menſch ganz ungemeine Vollkommenheiten. Wer könnte daher wohl zweifeln, daß nicht das Gute, welches ſchon vorher in der Welt war, durch ein ſo vortreffliches Geſchöpf auf eine ausnehmende Art vermehret ſey? Gleichwohl findet ſich nach ſeiner Erſchaffung ſeinetwegen ein Mangel an der Vollkommenheit der Welt. Das geoffenbarte göttliche Wort überzeuget uns davon, und meldet uns zugleich, daß

Gott ſelbſt geurtheilet habe, es ſey etwas in Abſicht auf den erſchaffnen Menſchen nicht gut. Heutiges Tages wird dieſe Sache von uns als ganz bekannt angenommen, weil ſie gar zu gemein iſt; ich weis aber nicht, ob man ſie ſo leicht würde errathen haben, wenn uns nicht durch die Schrift das Verſtändniß geöffnet wäre. So viel kann man ſich leicht einbilden, daß die Sache, daran es fehlete, von Wichtigkeit müſſe geweſen ſeyn, da ſo gar dieſe Welt ohne dieſelbe nicht als die beſte Welt beſtehen konnte. Und was war denn eigentlich der Gegenſtand? was war es denn im Zuſammenhange und dem Verhältniſſe der Dinge untereinander, welches das nicht gut ſeyn verurſachte? Ach! es war das Alleinſeyn des Menſchen; die einſame Lebensart; das Leben ohne Umgang, ohne Geſellſchaft, ohne Gehülfinn. Oder wenn ich der Einſicht und Erklärung großer Schriftverſtändigen folgen ſoll, ſo darf ich mich nur kurz ſo ausdrucken: der Eheſtand fehlete. Gewiß, ein Vorfall, welcher die Aufmerkſamkeit des ganzen menſchlichen Geſchlechts verdienet; und welcher würdig iſt, um ſo vielmehr in Betrachtung gezogen zu werden, je mehr er zur Erhaltung dieſes Geſchlechts hat müſſen Gelegenheit geben. Niemand darf hierbey auf den Einfall gerathen, ob auch das Wort Gehülfinn mit einer Ehegattinn einerley Bedeutung habe? Ich wenigſtens möchte mich nicht gern unterſtehen, ſolches in Zweifel zu ziehen. Denn zu geſchweigen, daß die Vertheidiger dieſer Meynung die gegenſeitige Partey weit übertreffen: ſo wiſſen ſie das Wort Gehülfinn ſo vortheilhaft zu erklären, daß es ſchwer fallen würde, den Beweis des Widerſpruchs aufs höchſte zu treiben. Als ich darauf dachte, welcher Partey ich mit gutem Gewiſſen Beyfall geben könnte: So machte ich mir folgende Vorſtellung.

Der erſchaffene erſte Menſch befand ſich in einem ſehr glückſeligen Zuſtande. Er war nach dem allervollkommenſten Bilde Gottes erſchaffen; er hatte eine vernünftige Seele; er beſaß eine überaus große Erkenntniß aller Dinge. Der Bau ſeines Körpers war nach einer unbegreiflichen Weisheit, nach der ſchönſten Uebereinſtimmung eingerichtet. Alles dieſes konnte ihm nebſt der Betrachtung der göttlichen Vollkommenheiten eine wahre Beluſtigung und ein dauerhaftes Vergnügen verſchaffen. Merkte er auf die Geſchöpfe, die außer ihm waren, ſo machte theils die Vielheit, theils das Mannigfaltige und die verſchiedenen Arten ſeinen Sinnen die angenehmſte Veränderung. Ein jedes war um des andern willen; alles aber ſchien um des Menſchen willen da zu ſeyn. Bey allen dieſen glücklichen Umſtänden fehlte ihm ein Geſchöpf von ſeiner Art. Die übrigen lebendigen Geſchöpfe hatten ihres gleichen: Nur der Menſch war allein. Er wußte nichts um ſich, womit er genauen Umgang haben könnte, oder womit er ſeine Glückſeligkeit und ſein Vergnügen theilen, und gemeinſchaftlich genießen möchte. Vielleicht wirkte dieſes ein Verlangen nach einer ihm anſtändigen Geſellſchaft. Gott ſelbſt ſah, daß es nicht gut war, den Menſchen allein zu laſſen. Er brachte allerley lebendige Geſchöpfe vor ihn; allein es wurde keine Gehülfinn gefunden, die um ihn wäre. Sollte er dergleichen haben, ſo mußte ſie durch die Allmacht Gottes hervorgebracht werden.

Gott nahm daher einen Theil von dem Menſchen, und machte daraus ein ihm ähnliches Geſchöpf; ein Geſchöpf, welches ihm in der weitläuftigen Wohnung, die ihm Gott eingegeben hatte, zur Geſellſchaft dienen ſollte. Der Mangel an Vollkommenheit war alſo durch dieſe neue Schöpfung gehoben, und der Menſch hatte, was er ſich wünſchen konnte; er hatte ſeines gleichen, eine Gehülfinn, eine Geſellſchafterinn.

Ich weis nicht, was man etwa an der Unſchuld und Richtigkeit dieſer Sätze ausſetzen möchte. Ich bin den Nachrichten, welche Moſes von der Schöpfung gegeben hat, gefolgt. Ich habe mich bemühet, die Sache in ihrem Zuſammenhange vorzuſtellen; und ich hoffe nicht, etwas übergangen zu haben, welches dahin gehöret. Ich habe aber auch keine Zuſätze gemacht, die nicht ein jeder von ſelbſt als Folgerungen ohne vieles Nachdenken faſſen könnte. Gleichwohl will man mit ſolcher Erklärung nicht zufrieden ſeyn. Man will die Bedeutung des Worts Gehülfinn viel weitläuftiger nehmen, als ich im vorhergehenden gethan habe. Der Begriff von einer Geſellſchafterinn in der Einſamkeit des Adams ſoll viel zu enge ſeyn. Man behauptet vielmehr, der Hauptzweck ihrer Hervorbringung ſey die Vermehrung der Menſchen geweſen. Ich mag mir die Mühe nicht machen, dieſe Meynung nach der größten Schärfe zu unterſuchen. Würde ich gleich ihr nicht alle Wahrſcheinlichkeit abſtreiten können; ſo würde ich mir doch vielleicht dabey einfallen laſſen, ob auch eben zu dieſem Zwecke ſchlechterdings die Schöpfung einer Gehülfinn nöthig geweſen ſey? Ein gelehrtes oder begeiſtertes Frauenzimmer, die Jungfer Bourignon, hat ſchon längſtens den Gegenſatz durch viele Gründe beſtätigen wollen. Plato und andere von den ältern Weltweiſen mögen vielleicht Gelegenheit darzu gegeben haben. In den neuern Zeiten ſind nicht weniger gelehrte Männer bekannt, welche das Lied der Bourignon nachgeſungen haben. Und wer weis nicht, was Thomaſius in dieſem Stücke geglaubt hat? Nur neulich noch ſind dieſe faſt vergeſſenen Einfälle von einem berühmten Rechtslehrer wider rege gemacht, und in einer beſondern Abhandlung vertheidiget worden. Ich mag mich hierüber nicht weitläuftiger erklären. Denn ſolchen Männern zu widerſprechen, ſteht mir aus vielen Gründen nicht an. Geſetzt aber, daß mir ihre Meynung gefiele, ſo würde ich doch ſolches nicht öffentlich geſtehen dürfen. Man möchte Luſt bekommen, mich für einen Ketzer zu halten. Und dieß würde für mich allzu gefährlich ſeyn. Ich will es daher lieber andern überlaſſen, dieſe Sache nach der Strenge zu beurtheilen. So viel iſt gewiß, daß Gott nach ſeiner allervollkommenſten Weisheit einſah, es ſey dem erſten Menſchen nicht gut, daß er allein ſey. Gott gab ihm daher eine Geſellſchafterinn. Der Menſch nahm ſie an, und machte mit ihr eine ſolche Verbindung, die nicht allein auf einen nahen Umgang, auf ein geſellſchaftliches Leben, und auf eine gemeinſchaftliche Beförderung beyderſeitiger Glückſeeligkeit, ſondern auf die Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts gerichtet war. Hierdurch entſtund unter ihnen eine Art der Geſellſchaft, welche wir zu unſern Zeiten den Eheſtand zu nennen gewohnet ſind. Damals hatte ſie noch kein Beyſpiel einer ſolchen Geſellſchaft vor ſich. Sie konnten alſo durch keine Nachahmungsbegierde gereizet werden. Eben daher will man ſchließen, daß ſie nach eingeprägten natürlichen Trieben gehandelt hätten; und weil dieſe Triebe Gott zum Urheber hatten: ſo ſchließt man weiter, daß Gott bey der Schöpfung der Eva die Fortpflanzung der Menſchen müſſe zum Zwecke gehabt haben. Dieſe Art zu ſchließen gefällt denenjenigen gar zu wohl, welche ſich zu unſern Zeiten nach einer Gehülfinn, oder wie ſie es nennen, nach einer Ehegattinn umſehen. Sie meynen, der Eheſtand habe der Welt noch zuletzt den höchſten Grad der Vollkommenheit geben müſſen, und alſo ſey derſelbe noch itzo für ein unentbehrliches Theil der beſten Welt zu halten. Freylich, wenn man den Eheſtand aus dieſem Grunde beurtheilen will, ſo möchte er wohl ſehr wichtige Vorzüge haben: Allein wer weis nicht, daß die Regeln zuſammengeſetzter Vollkommenheiten öfters wider einander ſtreiten? und daß es eben daher gewiſſe Ausnahmen in der Vollkommenheit der beſten Welt gebe? Vielleicht gehöret der Eheſtand unter dieſe Ausnahmen. Doch nein; er machet vielleicht nur zuweilen einige Unvollkommenheiten in dem Ganzen. Es ſind ja nicht alle Vortheile, Beqvemlichkeiten, Vergnügungen und andere Arten der Glückſeligkeit ſchlechterdings von dieſem Stande ausgeſchloſſen. Nur zuweilen oder meiſtentheils werden dieſe Zufälligkeiten durch den Schaden, durch Unbequemlichkeiten, Verdrießlichkeiten, Misvergnügen und andere widrige Umſtände überwogen. Es mag nun ſeyn, daß die Perſonen ſelbſt daran ſchuld ſind; oder daß ſolches alles anders woher rühret: So bleibt doch der Eheſtand die Urſache, warum ſie ſolches empfinden und erfahren müſſen.

Man wird es mir aus dieſem Grunde leicht verzeihen, wenn ich den Eheſtand oder das Heirathen für die wichtigſte Veränderung im menſchlichen Leben halte. Iſt aber dieſe Sache von ſolcher Wichtigkeit, ſo wird man mich auch leicht entſchuldiget halten, daß ich hier meinen Leſern eine beſondere Abhandlung davon entworfen habe. Es wird niemanden daran gelegen ſeyn, ob ich aus Erfahrung rede oder nicht. Noch zur Zeit hat man es nicht für rathſam halten wollen, junge Leute, welche ſich des Studierens wegen auf Univerſitäten aufhalten, zu verheirathen; ſonſt würde vielleicht die Reihe auch an mich gekommen ſeyn. Jedoch ſchmeichele ich mir, daß ſich niemand daran ſtoßen werde, wenn ich mich auch gleich hiermit erkläre, daß ich ohne Erfahrung ſchreibe. Wollte man aber deshalb ſich durch Vorurtheile einnehmen laſſen, und etwa glauben, daß dieſer Entwurf aus Mangel hinlänglicher Einſicht in die Heimlichkeiten des Eheſtandes nicht vollſtändig gerathen, oder ſonſt mangelhaft wäre: So laſſe ich einem jeden Leſer die Freyheit, Zuſätze und Verbeſſerungen nach ſeinem eigenen und beſten Geſchmacke zu machen. Ich werde mich glücklich ſchätzen, wenn ich auch nur einigen Perſonen, wenigſtens den verliebten Candidaten des Eheſtandes, etwas zur Erbauung angemerket habe. Es ſcheint dem Menſchen ſehr natürlich zu ſeyn, daß er dasjenige, was er an andern ſieht, und nach ſeiner Erkenntniß für gut hält, ſelbſt gern thun will. Man pfleget dieſe Neigung, ſich nach dem Exempel anderer Menſchen zu richten, Nachahmung zu nennen. Die äuſſerliche Aufführung, Reden, Schriften, und alle Arten der Unternehmungen können uns überführen, wie gemein dieſe Nachahmung ſey. Woher kommen die vielen Gebräuche, Gewohnheiten und Moden? Woher kommen ſogar die Uebereinſtimmungen verſchiedener Völker in ihren Handlungen? Sollten ſie wohl nicht größtentheils in der Neigung nachzuahmen ihren Grund haben? Faſt ſollte ich glauben, daß auch am Eheſtande die Nachahmung vielen Antheil hätte. Adam und Eva haben denſelben in der Welt eingeführet. Sie ließen ſich angelegen ſeyn, die Vermehrung der Geſchöpfe ihrer Art zu befördern. Ihre Kinder bemerkten ſolches. Sie machten ſich davon lauter Vorſtellungen des Guten. Sie nahmen ihre Aeltern zum Muſter, und folgten ihnen. Ihre Nachkommen ahmeten ihnen auf eben die Art nach, ſo daß dieſer Stand in einer unüberdenklichen Reihe bis auf unſere Zeiten fortgeſetzt worden; und ſo lange die Nachahmungsgewohnheiten den Menſchen nicht verlaſſen, ſo lange darf man nicht zweifeln, daß der Eheſtand bis ans Ende der Welt werde beybehalten werden. Man ſieht hieraus, wie die Dauer des ehelichen Lebens vom Anfange der Welt bis itzo ſich gar leicht aus der Neigung des menſchlichen Gemüths zur Nachahmung erklären laſſe. Ich will mir aber nicht den Vorwurf machen, als ob ich die Nachahmung für die einzige Triebfeder zum Heirathen hielte. Nein; ich weis viel zu wohl, daß die Menſchen auch noch durch andere und verſchiedene Bewegungsgründe dazu gereizet werden. Es freyen viele,

Der eine freyt zum Zeitvertreib,
Der andre bloß aus Luſt zum Spiele,
Der dritt' aus Sorge für den Leib,
Der vierte, weil es ihm befohlen,
Der fünfte, weil es andre thun,
Der ſechſte, ſich ein Amt zu holen,
Der ſiebente, recht auszuruhn,
Der achte, neunte, zehnte, zwölfte,
Die wiſſen ſelbſt noch nicht, warum?

Es käme auf die Offenbarung einiger Ohrenbeichten an, ſo könnte ich die Claſſen dieſer Freyer noch vollſtändiger machen. Ich glaube aber, man könne ſchon aus dieſer kleinen Anzahl wahrnehmen, daß es bey vielen um den Eheſtand ziemlich lächerlich ſtehen müſſe. Die von der letztern Art ſind des Mitleidens würdig. Man erwege nur einmal, wie ſehr gefährlich es ſey, eine Frau zu nehmen, und nicht zu wiſſen, warum? Sie ſcheinen es den Philoſophen zu überlaſſen, bey allen Dingen nach dem zureichenden Grunde zu fragen. Gleichwohl behaupten eben dieſe Philoſophen, daß ein vernünftiges Weſen nie eine Handlung ohne zureichenden Grund unternehme. Iſt dieſe Regel ohne Ausnahme, ſo kann man dergleichen Leute mit der Unfähigkeit ihrer Seelenkräfte vielleicht am beſten entſchuldigen. Den Verehrern der Grundlehre fällt es deſto leichter, ſich bey dieſer Sache herauszuwickeln. Sie wollen nicht bey der angebohrnen Neigung zur Nachahmung ſtehen bleiben. Es ſind weit ſtärkere Gründe, womit ſie den Eheſtand rechtfertigen wollen. Und ſie wiſſen denſelben dadurch eine ſolche Geſtalt zu geben, daß er ein beſonderes Anſehen, ja die größten Vorzüge vor andern Geſellſchaften gewinnen muß. Könnten wohl triftigere Bewegungsgründe und Anpreiſungen gebraucht werden, als wenn man annimmt, daß die Einſetzung des Eheſtandes göttlich, der Trieb zu demſelben dem Menſchen natürlich, und der Zweck lobenswürdig ſey? Ich kann mir leicht einbilden, daß es den Freunden des ehelichen Lebens nicht unangenehm ſeyn werde, wenn ich mich ſelbſt, als einen Vertheidiger dieſer drey wichtigen Grundſätze, aufführe. Um ihnen nun zu zeigen, daß ich willig ſey, ihnen ſolchen Dienſt zu leiſten, ſo will ich einige Erklärungen dieſer Sätze machen.

Adam und Eva waren die erſten Perſonen, welche mit einander in ehelicher Geſellſchaft lebten. Soll nun Gott der Urheber dieſer Geſellſchaft ſeyn, ſo muß er ſie gleich damals bey dieſen erſten Eheleuten geſtiftet haben. Im vorhergehenden iſt bereits erinnert, daß die Eva um Adams willen von Gott erſchaffen, und zu dem Adam gebracht ſey. Adam merkte, daß es Fleiſch von ſeinem Fleiſche ſey. Er ſah, daß ſie viele Annehmlichkeiten und andere Vollkommenheiten an ſich hatte. Dieſe Erkenntniß wirkte bey ihm die größte Zuneigung und Liebe gegen die Eva. Hierzu kam, daß Gott ihnen beyderſeits den Segen gab, und ihnen befahl, fruchtbar zu ſeyn, ſich zu mehren, und die Erde zu erfüllen. Ob nun wohl Adam nicht eher an dieſe Pflicht gedacht haben mag, als bis er und ſeine Frau das göttliche Verboth übertreten hatten: So finden wir doch, daß er die Eva als ſein Weib gehalten und erkannt habe. Aus dem ertheilten göttlichen Segen und Befehle kann man ſchließen, daß Gott ſolches gewollt habe. Iſt es aber der göttliche Wille geweſen, ſo kann man auch niemand anders, als Gott, den Stifter des Eheſtandes unſrer erſten Aeltern nennen. Wie ſah es aber in den folgenden Zeiten aus? War denn etwa der Wille Gottes dadurch ſattſam erfüllet, wenn Adam und Eva allein auf der Welt den Eheſtand führten? oder wollte Gott, daß er auch von ihren Nachkommen fortgeſetzt würde? Das letztere iſt wohl am wahrſcheinlichſten, weil die Erde ſollte erfüllet werden. Kann man aber wohl hoffen, daß Adam und Eva ſolches allein würden verrichtet haben? War es wohl nicht weit leichter und beſſer, wenn ihre Nachkommen mit ihnen zugleich daran arbeiteten, und dazu den Eheſtand, als das beſte Mittel, brauchten? Es war nicht allein leichter und beſſer, ſondern höchſtnothwendig, da Gott, zu Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts, einmal kein ander Mittel, als die Beyhülfe der Weiber, geordnet hatte. Allein ein jeder ſieht leicht, daß es damit in vielen Stücken eine andere Beſchaffenheit haben muſte, als bey den erſten Ehegatten. Allen und jeden Kindern des Adams ein Weib unmittelbar zuzuführen, war der göttlichen Weisheit nicht anſtändig. Unſer aller Stammvater iſt nur allein dieſes Glückes gewürdiget worden. Es hat aber auch

Gott nicht gefallen, den Eheſtand durch ein ausdrückliches Geſetz zu einer nothwendigen Pflicht zu machen. Dem ungeachtet hat er ſeine Abſicht auf eine andere Art zu erhalten gewußt. Er hat einem jeden Menſchen gewiſſe Triebe eingeprägt, nach welchen er in ſeinem beſten Wachsthume und Alter von ſelbſt eine ſtarke Neigung bey ſich empfindet, mit einer Perſon vom andern Geſchlechte in Geſellſchaft zu treten, und mit ihr die Bevölkerung des Erdbodens zu beſorgen. Dieſe Neigung, dieſe Begierden, dieſe ſinnlichen Triebe finden ſich bey allen Thieren auf dem ganzen Erdboden; weil Gott überhaupt wollte, daß die Geſchöpfe, welche er auf den Erdboden geſetzt hatte, nicht ausſterben, und die Erde leer werden ſollte. Darinnen aber iſt der Menſch von den Thieren ſehr unterſchieden, daß die Thiere bloß die ſinnliche Begierde zur Triebfeder ihrer Handlungen haben; dagegen iſt bey dem Menſchen etwas viel edlers, nämlich die Vernunft, durch welche er die ſinnlichen Triebe einrichten und einſchränken muß. Reizen alſo dieſe Triebe den Menſchen, ſein Geſchlecht fortzupflanzen: So zeiget die Vernunft ihm die Regeln und die Ordnung an, wie es geſchehen müſſe.

Das menſchliche Geſchlecht überhaupt beſteht aus einfachen und zuſammengeſetzten Geſellſchaften. Beyderley Arten müſſen die Beförderung ihrer Wohlfahrt zur Abſicht haben. Unter den zuſammengeſetzten Geſellſchaften iſt das gemeine Weſen die vornehmſte. Alle einfache aber ſind zu unſern Zeiten ſo beſchaffen, daß ſie nicht anders, als Mitglieder dieſer großen Geſellſchaft, ich meyne, des gemeinen Weſens, angeſehen werden. Fließt nun aus den natürlichen Regeln der Geſellſchaft, daß die allgemeine Wohlfahrt von allen einzeln Mitgliedern müſſe befördert, und zur Abſicht genommen werden: So iſt auch gewiß, daß es von ſolchen Perſonen geſchehen müſſe, welche in eine einfache Geſellſchaft treten, ihr Geſchlecht fortzupflanzen. Und daher iſt nothwendig, daß dieſe kleinen Geſellſchaften ſo eingerichtet werden, wie es der Wohlfahrt des gemeinen Weſens am vortheilhafteſten iſt. Dieſes aber bringt dem gemeinen Weſen den größten Vortheil, wenn darinnen gute und tugendhafte Bürger ſind. Soll nun hierinnen ein beſtändiger Zuwachs ſeyn: So müſſen die erzeugten Kinder gleich von zarter Jugend an durch gute Erziehung dazu vorbereitet werden. Niemand aber iſt verpflichtet, dergleichen Laſt zu übernehmen, als die Aeltern. Kein Theil hat hierinnen vor dem andern ein Vorrecht, ſondern ſie müſſen beyderſeits dießfalls gleiche Sorgfalt und gleiche Treue anwenden. Und eben aus dieſem Grunde ſind ſie ſchuldig, in eine ſolche genaue Verbindung mit einander zu treten, in welcher ſie am leichteſten, am ſicherſten, und am beſten dieſe Pflichten ausüben können. Die eheliche Geſellſchaft iſt von ſolcher Beſchaffenheit. In wohleingerichteten Republiken iſt auch dieſelbe als das einzige und anſtändigſte Mittel eingeführet, wodurch die Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts darf geſuchet werden. Empfindet demnach der Menſch die natürlichen Triebe, und befürchtet, daß er nicht Stärke genug beſitze, dieſelben zurückzuhalten, oder zu unterdrücken: So muß er ſich die Ordnung des geſellſchaftlichen Lebens gefallen laſſen, und ſtatt wilder und ſträflicher Ausſchweifungen, was beſtändiges wählen, und ſich lebenslang zu einer unzertrennlichen ehelichen Verbindung beqvemen. Hier iſt es ihm erlaubt, denen ihm eingeprägten natürlichen Trieben zu folgen, und ſie auf die Erhaltung ihres Zwecks zu richten. Der eigentliche Hauptzweck des Eheſtandes iſt die Bevölkerung des Erdbodens. Gott hat ſelbſt hierauf ſeine Abſichten gerichtet. Er hat dem menſchlichen Geſchlechte dieſen Theil der Welt zur Wohnung eingegeben. Er hat ihn räumlich genug gemacht, und mit ſolchen Dingen im Ueberfluſſe begabet, die zur Erhaltung einer unzählbaren Menge Menſchen nöthig ſind. Machet nun Gott nichts umſonſt: ſo kann man es gar wohl als eine Folge des göttlichen Willens annehmen, daß das menſchliche Geſchlecht ſolle vermehret werden. Hierzu kömmt noch dieſes: die Menſchen verdienen unter allen Geſchöpfen auf Erden den größten Vorzug, und ſie ſind am meiſten fähig, die majeſtätiſchen Eigenſchaften des göttlichen Weſens zu betrachten, zu erkennen, und daſſelbe darüber zu verherrlichen. Je größer nun die Anzahl der Menſchen iſt, deſto mehr kann dieſer Zweck der Schöpfung erfüllet werden. Und alſo iſt auch deshalb die Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts durch den Eheſtand ſehr löbenswürdig zu nennen. Zu geſchweigen, daß durch dieſe Zeugung unvollkommene kleine Geſchöpfe zu vernünftigen Menſchen werden, und der Seelen nach aus dem Zuſtande dunkler Vorſtellungen zu größern Vollkommenheiten gelangen können. Hat aber der Eheſtand ſo viel vortreffliches und lobensbenswürdiges zum Zwecke: So erhellet daraus von ſelbſt, daß eben dadurch dieſer Stand ſelbſt vor andern Geſellſchaften beſonders ſchätzbar werden und ſeyn müſſe. Sollte man ſich wohl nicht durch ſolche annehmliche Gründe blenden laſſen? Wäre es wohl zu bewundern, wenn man ſich gleich den Augenblick zum Heirathen entſchlöſſe? Nur gemach, mein Freund! Eile nicht auf der Poſt zu deiner Heirath, du möchteſt keinen guten Wirth und eine ſchlimme Herberge finden. Die Gefahr, welche damit verknüpft iſt, iſt vielleicht größer, als man ſichs einzubilden pflegt. Wären im Eheſtande weiter keine Pflichten zu beobachten, als das Kinderzeugen: So würde es damit ſo viel nicht zu bedeuten haben. Aber ach! der Eheſtand iſt von ganz beſonderer Beſchaffenheit. Er kann nur unter zwo Perſonen von verſchiedenem Geſchlecht aufgerichtet werden. So bald dieſelben einander dießfalls eine ernſtliche Erklärung gethan haben: So bald nehmen ſehr viele gegenſeitige Verbindlichkeiten ihren Anfang. Wird hierauf die Heirath ſelbſt nach der Mode vollzogen: So wird vollends das Maaß dieſer Verbindlichkeiten recht gehäuft und überflüßig gemacht. Alle weſentliche und zufällige Bedingungen, welche gemeiniglich zu dergleichen Verträgen gerechnet werden, werden ihnen alsdenn zu Geſetzen. Sie müſſen nicht allein den Hauptzweck ihrer Geſellſchaft beſtändig in Acht nehmen; ſondern ſie müſſen überhaupt ihr ganzes Bemühen und alle ihre Handlungen ſo einrichten, wie es ihrer gemeinſchaftlichen Wohlfahrt und Glückſeligkeit am zuträglichſten ſeyn kann; das iſt, ſie müſſen gemeinſchaftlich ſuchen, ihren Zuſtand vollkommener zu machen. Beyde Ehegatten müſſen daher in recht vertraulicher Einigkeit mit einander leben. Keine Einigkeit kann beſtehen, wenn ſie nicht auf eine beſondere herzliche Liebe gegründet iſt. Folglich müſſen Ehegatten eine ſolche innige Liebe und zärtliche Freundſchaft gegen einander hegen, daß ſie einander dadurch von allen übrigen Menſchen unterſcheiden. Die Liebe entſteht aus dem anſchauenden Erkenntniſſe der Vollkommenheiten eines andern, in ſo weit man darüber ein Vergnügen empfindet. Sollen alſo Ehegatten einander lieben, ſo müſſen ſie Vollkommenheiten und Annehmlichkeiten beſitzen. Wenigſtens müſſen ſie ſich die Vorſtellungen davon machen. Außer dieſer ſo nöthigen Liebe müſſen ſie ſich auch gefallen laſſen, Lebenslang in dieſer Geſellſchaft zu bleiben. Ihr Bündniß iſt nach den bürgerlichen Geſetzen ſo feſt, und unzertrenlich, daß nichts als eine überwieſene Verletzung der ehelichen Treue, und eine augenſcheinliche Untüchtigkeit zur Erhaltung des Hauptzweckes, ſolches trennen und auflöſen kann. Alle dieſe Umſtände ſind von der größten Wichtigkeit. Und ich ſollte faſt glauben, daß eben deshalb keine Veränderung im menſchlichen Leben mit größerer Gefahr verknüpft ſey, als das Heirathen. Nicht alle Perſonen beſitzen die Geſchicklichkeit, ſich lange an einerley Art der Vollkommenheit zu vergnügen. Bisweilen läßt man ſich auch wohl anfangs durch den Schein der Vollkommenheit blenden, und findet hernach mehr als zu viel Unvollkommenheiten. Wie leicht kann es geſchehen, daß vor der Heirath ein Theil ſich gegen den andern verſtellet. Wird nun ſolcher Betrug nachmals durch einen nähern Umgang entdeckt und offenbar: So kann daraus nichts anders, als Haß, Feindſchaft, Verdruß und Widerwärtigkeit entſtehen. Wie unglückſelig aber muß nicht alsdenn dergleichen Perſonen der Eheſtand ſeyn? Und wo bleibt die Einigkeit, die Liebe, die Vertraulichkeit? Wer dieſes alles in Erwegung zieht, der wird leicht erachten, wie nöthig es ſey, bey der Wahl eines Ehegatten Vorſicht und Ueberlegung zu gebrauchen. Hat man einmal gewählet, und die eheliche Verbindung vollzogen: So bleibt der Fehler, der dabey etwa begangen worden, unverbeſſerlich.

Geſetzt alſo, man habe den Vorſatz gefaßt, zu heirathen, und wolle mit Vorſicht und Klugheit eine Perſon wählen; wie ſollte ſie denn wohl beſchaffen ſeyn? Da ich von der Wahl eines Ehegatten Erwähnung thun will: So muß ich zum voraus noch etwas erinnern. Ich bin eine Perſon vom erſten Geſchlechte. Folglich bin ich kein Frauenzimmmer. Denn dieß gehöret zum andern Geſchlechte. Es iſt längſtens in der Welt zur Mode geworden, daß eigentlich die Mannsperſon als die Hauptperſon bey der Wahl eines Ehegatten angeſehen werden muß. Soll es im Reiche der Liebe, worunter auch das Heirathen gehöret, ordentlich zugehen, ſo muß der Mann die Frauensperſon, welche er zur ehelichen Geſellſchafterinn gewählet, zur Einwilligung auffordern; er muß den Angriff thun. Er muß ſich bemühen, ſich bey ihr auf alle mögliche Arten gefällig und angenehm zu machen. Und wenn ich alles kurz faſſen ſoll, ſo muß er ſie überfühführen, daß er ſie liebe, und daß er nichts ſehnlicher wünſche, als von ihr wieder geliebet zu werden. Pflegt nun gleich die Frauensperſon ſich zweifelhaft zu ſtellen; wehret, vertheidiget ſie ſich, um dadurch die Eroberung ihres Herzens etwas koſtbar zu machen, oder auch das Vergnügen, welches ſie aus der Verdoppelung des Eifers ihres geliebteſten Gegenſtandes empfindet, deſto länger zu genießen: So pflegt ſie ſich doch zu ergeben, und der Mannsperſon als ihrem angenehmen Ueberwinder den Sieg zu laſſen.

Ich will hierdurch nur ſo viel zu meiner Rechtfertigung angezeigt haben, daß ich der Ordnung der Dinge gemäß handle, wenn ich theils aus Liebe gegen mein Geſchlecht, theils wegen der Mode, nicht dem Frauenzimmer, ſondern der Mannsperſon, auch hier die Wahl überlaſſe.

Dasjenige, was in die Sinne fällt, pflegt einen ſtärkern Eindruck in die Seele des Menſchen zu machen, als was bloß mit dem Verſtande begriffen werden muß. Es iſt daher nicht zu bewundern, daß das äußerliche auch bey der Wahl im Heirathen ſo großen Antheil, und wohl gar viele Vorzüge hat. Die Fähigkeiten der Seele, die Gemüthsgaben, die Liebe zur Tugend und andere innere Vollkommenheiten ſollten hier am meiſten in Erwegung gezogen werden. Aber wie wenig ſind deren, die darauf achten? Das Aeußerliche, Schönheit, Reichthum, Stand und Anſehen verdienen weit eher, einer beſondern Aufmerkſamkeit gewürdiget zu werden. Ich laſſe mirs gefallen, mich nach dieſer Art des Geſchmackes zu beqvemen, um zu ſehen, wie weit er ſich entſchuldigen laſſe.

Wenn ich geizig wäre, ſo würde ich gezwungen ſeyn, dieſer Neigung zu folgen, und von dem Reichthume den Anfang zu machen. Man hat mir aber noch nie den Vorwurf gemacht, daß ich von dieſer Neigung geplagt würde; und von einer innern Ueberzeugung weis ich nicht. Ich will daher dießmal der Schönheit den Vorzug gönnen. Fraget man mich um die Urſache; ſo mag man ſich mit der Antwort begnügen laſſen, daß es mir ſo, und nicht anders beliebet habe. Die Vollkommenheiten, welche durch unſere Sinne empfunden werden, nennen wir Schönheit. Faſt ein jedes Werk der Natur, und beſonders der menſchliche Körper, hat Vollkommenheiten an ſich, welche in die Sinne fallen; folglich iſt bey einem jeden Menſchen Schönheit anzutreffen.

So richtig dieſer Schluß gemacht zu ſeyn ſcheint, ſo wenig pflegt er im gemeinen Leben zu gelten. Man darf nur auf die Erfahrung acht haben. Machet man nicht überhaupt einen Unterſchied unter ſchönen und nicht ſchönen Menſchen? Woher iſt aber dieſer Unterſchied eingeführet? Sollte wohl nicht eine verwöhnte Einbildungskraft, oder der Mangel der Einſicht in die Regeln der Uebereinſtimmung daran ſchuld ſeyn? Jedoch, dem ſey, wie ihm wolle, ſo iſt es gewiß, daß man nur ſehr wenig Perſonen der Ehre würdiget, ſie für ſchön zu erklären. Das weibliche Geſchlecht iſt in dieſem Falle ſehr glücklich. Es iſt ſeit langer Zeit in dem Beſitze des Rechtes, daß es das ſchöne Geſchlecht genennet wird. Die Sache würde allzu kützlich ſeyn, wenn man unterſuchen wollte, ob es dieſe Benennung allein, und vor den Mannsperſonen vorzugsweiſe verdienete? Hat etwa die Natur die Mannsperſonen ausgeſchloſſen? Iſt ſie etwa gezwungen, ihre Gaben an den Frauensperſonen allein zu verſchwenden? Oder was würde ſie wohl dazu für hinlänglichen Grund haben? Das ſo genannte ſchöne Geſchlecht ſelbſt pfleget darüber ganz anders zu urtheilen. Denn wer weis nicht, daß ihnen nur gar zu oft die Betrachtung dieſer oder jener Mannsperſon das Geſtändniß abdringt, daß ſie ſchön ſey? Und gewiß, die Mannsperſonen haben eben ſo viel Recht zur Schönheit, als die Frauensperſonen. Vielleicht würde auch die Schönheit unter ihnen eben ſo gemein ſeyn, wenn ſie gewohnt wären, in dem Beſitze derſelben beſondern Ruhm zu ſuchen; oder wenn es ihnen natürlich wäre, in denenjenigen großen Kleinigkeiten, welche zu ihrer Erhaltung gehören, gar zu ſorgfältig zu ſeyn. Alles dieſes ſchicket ſich weit beſſer für das Frauenzimmer. Die Mannsperſonen aber ſind ſchuld daran, daß ſie ſich das Recht zur Schönheit faſt allein zueignen. Sie ſind nur immer gar zu gutwillig gegen das weibliche Geſchlecht. Sie pflegen ſich den Genuß eines beſondern Vergnügens dabey einzubilden, wenn ſie viele Gewogenheit von dieſem Geſ[illegible]te beſitzen. Da ſie nun nicht leichter hierzu gelangen können, als wenn ſie ihnen viele Schmeicheleyen machen: ſo bemühen ſie ſich gleichſam um die Wette, ihnen bald dieſe, bald jene Art der Schmeicheley vorzuſagen. Sind ſie etwas gewiſſenhaft und wollen von innern Vollkommenheiten nichts ungemeines rühmen: So fallen ſie auf das Aeußerliche, oder auf die Geſtalt. Und da muß ein jedes Frauenzimmer, welchem man aus gewiſſen Abſichten auf das zärtlichſte ſchmeicheln will, ſchön ſeyn, wenn es gleich ſich ſelbſt bey aller ihrer Eigenliebe niemals für eine Schöne hat erklären können. Jedoch, nicht allen Mannsperſonnen will dergleichen poetiſche Freyheit gefallen. Es giebt unter ihnen auch eine gewiſſe Art der Eigenſinnigen, welche in Austheilung der Schönheit ſehr ſparſam ſind.

Eine wohleingerichtete Verhältniß, und eine gute Stellung der Theile gegen einander, ſind ihnen nur gemeine Vollkommenheiten, dadurch ihre Sinne eben nicht ſtark gerühret werden. Sie haben ſich durch das Vorurtheil einehmen laſſen, daß eine zarte und und weiße Haut das vornehmſte Stück der Schönheit ſey. Die Regel der Uebereinſtimmung; daß eine fortdaurende Fläche keine Höhen und Tiefen haben müſſe, ſcheint für ihre Meynung ſehr vortheilhaft zu ſeyn. Aber gewiß ein verdrießlicher Antrag für das Frauenzimmer! Können ſie ſich etwa dieſe Annehmlichkeit bey der Geburt ſelbſt geben? Wenn man noch glauben dürfte, daß die Seele der Mutter oder die Seele des Kindes ihren Körper bildete, ſo würde man mit derſelben böſe thun können, wenn ſie nicht mit der genaueſten Ueberlegung auch dieſe Art der Vollkommenheit beſorget hätte. Allein es iſt nicht mehr Mode, dieß zu glauben. Wem iſt denn die Schuld beyzumeſſen? Giebt es nicht ohnedem unzählige Zufälle, wodurch die kleinen Scheibchen der Haut auch noch bey Erwachſenen in eine ſolche Verhältniß gerathen kännen, daß die Weiße, die Zärtlichkeit verändert wird? Und was kann ein

Frauenzimmer dafür, wenn es, ungeachtet aller mütterlichen Vorſicht, von dem größten Feinde des weiblichen Geſchlechts, ich meyne den Blattern, angefallen wird? Wer kann ihnen die Gewehr leiſten, daß dieſer Verderber keine Merkmaale der Verwüſtung zurück laſſen werde? Wie unglücklich aber würden nicht unzählige Frauensperſonen ſeyn, wenn ſie in dieſem Falle nicht mehr für ſchön ſollten gehalten werden? Der beſte Troſt, den ſie hierbey faſſen können, iſt, daß nicht das ganze menſchliche Geſchlecht von dieſem Eigenſinne beherrſchet wird. So verſchieden die Perſonen ſind, ſo verſchieden werden auch die Beſtimmungen von der Schönheit gemacht. Ein jeder folget ſeinem Geſchmacke und ſeiner Neigung. Silvander glaubet daher, eben ſo viel Recht zu haben, ſeine Phyllis ſchön zu nennen, obgleich an ihr ein jeder Geſichtspunct in der Nähe eine Pockengrube vorſtellt; als es Lycidas bey ſeiner Lucinden hat, welche von der Sonne verbrannt zu ſeyn ſcheint. Bald ſollen es ſchwarze Augen, bald weiße Farbe, bald weiß und roth vermiſcht, bald dieſes bald jenes ſeyn, was den Namen der Schönheit verdienen ſoll. Iſt aber der Geſchmack hierinnen ſo verſchieden; ſo mag ich dießfalls kein Urtheilsverfaſſer ſeyn, und die Einrichtung der Theile, der Minen, der Farbe und der Haut eines Frauenzimmers nicht genau beſtimmen; ſondern es ſoll mir dasjenige ſchön ſeyn, welches nach dem allgemeinen Beyfalle vernünftiger Leute für ſchön gehalten wird. Im vorhergehenden iſt bereits geſagt worden, daß die Schönheit eine Vollkommenheit ſey. Iſt ſie eine Vollkommenheit: ſo verurſachet das Anſchauen

ſchauen derſelben in unſerer Seele ein Vergnügen. Wir haben davon Vorſtellungen des Guten. Der Gegenſtand gefällt uns. Er erwecket in uns eine Luſt, und zugleich ein Verlangen, dieſes Vergnügens beſtändig theilhaftig zu ſeyn, das heißt, wir lieben ihn. Es iſt daher nicht allein leicht, ſondern ganz natürlich, eine ſchöne Perſon vor andern zu lieben. Folglich iſt es auch nicht zu bewundern, wenn jemand bey dem Vorſatze zu heirathen, eine ſchöne Frau, einer andern, die nicht ſo ſchön iſt, vorzieht. Es läßt ſich dieſer Vorzug alsdenn um ſo vielmehr rechtfertigen, wenn man die Beſtändigkeit in der Liebe bey der Wahl zum Bewegungsgrunde gebraucht hat. Man weis, daß die ehelichen Geſellſchaften von beſtändiger Dauer ſind. Es iſt alſo nöthig, daß auch die eheliche Liebe und Zuneigung von eben dieſer Art ſey. Wie kann man ſich aber dazu Hoffnung machen, wenn man nicht eine Frau hat, welche annehmlich iſt, welche gefällt. Eine ſchöne Frau aber macht ſich durch ihre Schönheit angenehm. Iſt alſo wohl etwas leichter zu entſchuldigen, als wenn man eine ſolche wählet, und ſich dabey vernünftiger weiſe ſchmeichelt, daß man ein zärtlicher Ehemann lebenslang bleiben werde?

Bisher habe ich die Schönheit auf ihrer beſten Seite vorgeſtellt. Ich habe ſie beſchrieben als eine Eigenſchaft, die gleichſam eine anziehende Kraft beſitzt, welcher eine Mannsperſon nicht gar zu wohl widerſtehen kann. Ich habe ſie endlich auch ſo abgebildet, als wenn ihr Nutzen in Abſicht auf den Eheſtand vortrefflich ſeyn könne. Man wird mir aber erlauben, daß ich die Schönheit nun auch auf ihrer verdächtigen Seite zeigen darf. Ich hege alle ſchuldige Hochachtung für ein ſchönes Frauenzimmer. So oft ich aber eine ſeltene Schönheit erblicke: ſo oft beſeufze ich ihr Schickſal, welches ſie nach einer gewiſſen Zeit erfahren muß. Ein einziges rauhes Lüftchen, eine kleine Unpäßlichkeit, Bekümmerniß, Unruhe des Gemüths, und ein paar ſchlafloſe Nächte können den Spiegel des Geſichts ganz unvermerkt dunkel machen und verderben. Die angenehme Farbe, die Zärtlichkeit der Haut wird verändert. Die Augen, welche ſonſt ſo feurig waren, geben ießt nur matte Blicke. Die Lippen werden blaß. Der Reiz, womit ſie vorher die Herzen überwinden konnte, iſt geſchwächet; er verlieret ſich, er iſt nicht mehr da. Dieſe Zufälle erfolgen gewiß; wo nicht eher, doch wenigſtens im Alter. Das Alter iſt ein unvermeidliches Grab der Schönheit. Geſeßt aber, daß man den Verluſt der Schönheit nicht ſo leicht zu befürchten hätte: ſo finden ſich dennoch andere Umſtände, welche uns anrathen, nicht gar zu viel auf die Schönheit zu bauen. Es iſt bekannt, daß das Urtheil von der Schönheit einer Perſon aus der ſinnlichen Empfindung ihrer äußerlichen Vollkommenheiten entſtehe. Die ſinnlichen Empfindungen haben ihren Urſprung aus undeutlichen Vorſtellungen. Vollkommenheiten, welche aus undeutlichen Vorſtellungen beurtheilet werden, ſind nicht allemal wahre, ſondern meiſtentheils nur ſcheinbare und vermeynte Vollkommenheiten. Sind ſie von dieſer Art, ſo darf man nicht hoffen, daß das Vergnügen, welches ſie erwecken, dauerhaft ſeyn werde. Fällt aber das Vergnügen weg, ſo fällt auch das Vergnügen weg, warum man geliebet hat. Wenn man alſo eine Frau liebet, und deshalb heirathet, weil ſie ſchön iſt, ſo hat man zu befürchten, man werde einſt eine Frau haben, die man nicht liebet.

Die Vorſtellungen in unſerer Seele ſind ohnedem ſehr veränderlich, weil die Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe von einer Sache nicht immer einerley Stärke behält. Wenn man alſo gleich an der Schönheit ſeiner Frau wahre Vollkommenheiten fände: So kann es leicht geſchehen, daß ſich das anſchauende Erkenntniß, womit man ſich ſelbige vorgeſtellet hat, verändert, und daß man davon kaum noch undeutliche oder gar nur dunkele Vorſtellungen hat. Der Grad des Vergnügens über eine Sache, iſt allezeit nach der Stärke der Vorſtellungen, die man ſich davon machet, eingerichtet. Werden nun dieſe unmerklich, ſo verlieret ſich auch das Vergnügen. Man weis daher aus der Erfahrung, daß alle Luſt der Sinnen und alles ſinnliche Vergnügen nach Verlauf einer gewiſſen Zeit ſeine Stärke verlieret. Wir werden es gewohnt; es rühret uns nicht mehr. Die Schönheit iſt eben dieſem Schickſale unterworfen. Haben alſo die zärtlichen Neigungen eines Ehemannes gegen ſeine Frau ihren Grund bloß in den Liebreizungen des Geſichts: So dauren ſie nicht länger, als er darauf aufmerkſam iſt. Dieſe Aufmerkſamkeit verlieret ſich nach gerade. Die Gewohnheit machet ihn gegen dieſe Reizungen gleichgültig. Er kömmt der Unempfindlichkeit täglich näher, bis endlich alle Zärtlichkeit ein Ende nimmt. Ein ſolches Bild hat die Schönheit. Es iſt ihr leicht, Eroberungen zu machen; allein ſie iſt nicht fähig genug, ſie zu erhalten. Wo bleibt aber ſolchergeſtalt derjenige Vortheil, den man ſich damals eingebildet, als man wegen der Schönheit heirathete? Bey dem allen möchte dieſes noch am verdrießlichſten ſeyn. Gefällt uns eine Perſon, weil ſie ſchön iſt, und wir heirathen ſie, ſo gefällt ſie auch wohl andern, aus eben dieſer Urſache, weil ſie ſchön iſt. Sie gleichet einer ſchönen Waare, welche auf dem Jahrmarkte von allen Seiten her eine große Anzahl Käufer an ſich zieht. Kann man aber alsdenn gewiß verſichert ſeyn, daß ſie als ein ſchwaches Werkzeug bey allen Arten der Verſuchung unempfindlich und unüberwindlich bleiben werde? Sollte man nicht vielmehr zu befürchten haben, daß es gefährlich ſey, ſich einzubilden, daß man das Herz einer ſchönen Frau allein beſitze? Könnte aber wohl irgendwo das getheilte unangenehmer fallen, als hier? Jedoch es möchte dem ſchönen Geſchlechte allzuſehr misfallen, wenn ich die Schönheit aus dieſem Grunde im Ernſte beſtreiten wollte. Man wird ohnedem aus dem vorhergehenden ſchon wahrnehmen können, wie gefährlich es ſey, wenn man bey der Wahl einer ehelichen Geſellſchafterinn bloß auf die Schönheit ſieht.

Vielleicht trifft man es beſſer, wenn man eine Perſon wählet, welche reich iſt. Vielleicht hat man dabey ſo viele Weitläuftigkeiten nicht zu überlegen oder zu befürchten. Und vielleicht darf man ſich wohl gar in dieſem Falle mit größerer Wahrſcheinlichkeit auf viele Beqvemlichkeiten und Vortheile Hoffnung machen. Es iſt ausgemacht, daß der Beſitz zeitlicher Güter faſt nothwendig iſt, wenn man im Eheſtande leben will. Ein geſchickter, fleißiger und tugendhafter Menſch möchte noch wohl Gelegenheit und Mittel finden, ſich allein für ſich ſelbſt zu unterhalten. Heirathet er aber, ſo muß er auch auf den Unterhalt der Frau bedacht ſeyn. Durch verliebte Unterredungen, durch Umarmungen, durch Küſſe und andere Dinge von dieſer Gattung wird weder Hunger noch Durſt geſtillet. Folgen hernach aus ſolcher Verbindung Kinder, woran man eben nicht zweifeln darf: So wollen auch dieſe ernähret ſeyn. Sie müſſen erzogen, ſie müſſen unterrichtet, ſie müſſen zu Tugenden angeführet werden. Leiden die Umſtände der Eltern nicht, daß ſie ſolches ſelbſt und allein beſorgen: So müſſen ſie Hülfsperſonen gebrauchen. Aber hilf Himmel! wie weitläuftig wird alsdenn der Umfang von Perſonen, welche alle wollen unterhalten und ernähret ſeyn! Gewiß, wenn man dieſe und andere Nebenumſtände erweget, und zum voraus ſetzet, daß der Vorrath und Erwerb des Mannes nicht hinlänglich genug ſey: So ſcheint wohl nichts vortheilhafter, als eine reiche Perſon zur Frau zu wählen; das iſt, eine ſolche, die ein größer Vermögen hat, als er gebrauchet. Allein man laſſe ſich nur nicht durch den äußern Schein blenden. Der eingebildete Vortheil möchte vielleicht durch andere ſchädliche Folgen überwogen werden. Wie bald kann ein großer Reichthum durch einen Unglücksfall verlohren gehen? Oder nimmt man eine Frau auf gut Glück wegen ihres Reichthums: So läßt ſich ein großes Vermögen in weniger Zeit verſchwenden; und wenn beyde Ehegatten gleich geſinnet ſind: So ſieht man, wie ſie beyde mit Freuden arm werden. Geſetzt aber die Frau wäre auch haushältig: So kann der Mann dem ungeachtet vielen Verdruß von dem Reichthume haben. Das Natur- und Völkerrecht eignet dem Manne aus vernünftigen Gründen die Herrſchaft zu; der Frau aber die Verbindlichkeit zu folgen und zu gehorchen. So ordentlich und richtig dieſe Eintheilung iſt, ſo ſchwer pflegt ſie alsdenn in der Ausübung zu werden, wenn die Frau den Mann reich gemacht hat. Entweder der Mann verlieret ſeine Freyheit, und muß wegen der Mitgift ein Sclave ſeiner Frauen werden; oder wenn er allenfalls die Dreuſtigkeit hat, ſich davor in Acht zu nehmen, ſo muß er ſich doch gefallen laſſen, von ſeiner Frau täglich die allerempfindlichſten und unangenehmſten Vorwürfe anzuhören. Wie muß aber einem Ehemanne dabey zu Muthe ſeyn? und ſollte er wohl eine vergnügte Stunde in einem ſo unglückſeligen Eheſtande haben können?

Faſt ein gleiches wird man zu befürchten haben, wenn man eine Frau nur deshalb nimmt, weil ſie von höherm Stande und einer angeſehenen Familie iſt. Man pflegt an dergleichen Perſonen wahrzunehmen, daß ſie gemeiniglich vom Eigenſinne und Hochmuthe eingenommen ſind. Sie erinnern ſich bey jeder Gelegenheit ihrer alten Vorzüge. Und da ihr Ehemann ihnen ungleich iſt: So entſteht daraus eine Verachtung. Dieſe Verachtung aber wirket nach gerade Haß und Feindſchaft, bis ſie endlich ſeiner gar überdrüßig wird.

Hat es aber ſo wohl mit der Schönheit, als mit dem Reichthume, dem Stande und Anſehen eine ſo gefährliche Beſchaffenheit: Was wird denn übrig bleiben, worauf man bey der Wahl einer Ehegattinn ſehen darf? Ich würde mich eines großen Fehlers ſchuldig halten müſſen, wenn dieſe Frage ſo eingerichtet wäre, daß ſie aus den vorhergehenden richtig folgete. Habe ich denn etwa alles dieſes ſchlechterdings verworfen? Habe ich nicht vielmehr nur ſo viel zeigen wollen, daß ein jedes insbeſondere an und für ſich ein ſolcher Gegenſtand nicht ſey, der würdig wäre, daß man darauf ſeine Abſicht allein richtete? Es bleibt alſo noch ſehr viel übrig, was man wählen kann. Ich habe noch gar nichts von den innern Vollkommenheiten der Perſonen, die man wählen kann, geſagt. Dieſe aber verdienen am meiſten, in Erwegung gezogen zu werden. Die beſten Vollkommenheiten, die ein Frauenzimmer beſitzen kann, ſind Verſtand und Tugend. Dieſe vortrefflichen Eigenſchaften ſind nicht allein vermögend, das Herz einer Mannsperſon abzugewinnen und einzunehmen; ſondern ſie ſind auch am meiſten fähig, die einmal eingeprägte Liebe durch ungezwungene Reizungen zu erhalten. Iſt eine Perſon tugendhaft: So iſt ſie geneigt, alle ihre Handlungen nach den natürlichen und göttlichen

Geſetzen einzurichten. Sie wird ſich daher im Eheſtande nichts mehr angelegen ſeyn laſſen, als ihre eigene und ihres Ehemannes Glückſeligkeit zu befördern. Iſt ſie dabey zugleich vernünftig, verſtändig und klug, ſo wird ſie ſo wohl wiſſen, wie ſie ſich gegen ihren Ehemann aufzuführen hat, als auch jederzeit die beſten Mittel wählen und gebrauchen, dadurch die zärtlichſte Freundſchaft, die innigſte Liebe und Vertraulichkeit unter ihnen unverrückt erhalten werden kann. Und ſo kann es nicht fehlen, wenn anders der Mann ſelbſt vernünftig und tugendhaft iſt, daß nicht die Ehe mit einer ſolchen Perſon glücklich ſeyn müſſe. Jedoch nehme ich hierbey an, daß ſie beyderſeits ein ſolches Vermögen beſitzen, als ſie zur Nothdurft, zum Wohlſtande und zur Bequemlichkeit nöthig haben. Und wenn noch darzu alles dieſes mit einer guten Bildung und einem wohlgebauten Körper vergeſellſchaftet wäre: So weis ich nicht, ob man eine beſſere Wahl, als dieſe, anpreiſen könne. Eines wird alsdenn dem andern beſtändig und wechſelsweiſe gute Dienſte leiſten. Verliehret ſich etwa die Schönheit, oder rühret ſie nicht mehr: So wird doch die erſte zärtliche Neigung nicht verringert werden, weil ſie nicht ſo ſehr hierauf, als vielmehr auf andere Eigenſchaften gegründet war. Der Geiſt, als das Hauptwerkzeug zur Erhaltung der Liebe, wird allezeit geſchäfftig ſeyn, dasjenige in Ausübung zu bringen, was zur Beſtändigkeit etwas beytragen kann. Und ſo wird ſich die Frau täglich durch neue Gefälligkeiten, Reizungen und Liebkoſungen, ihrem Ehemanne beliebt und angenehm machen.

So ſollte es eigentlich mit allen ehelichen Geſellſchaften beſchaffen ſeyn. Aber man findet dergleichen Beyſpiele nur gar zu ſelten. Das macht, weil man ſich bey der Wahl nicht behutſam genug verhält. Man beſitzt vielleicht nicht Fähigkeit genug, die nöthigen Eigenſchaften eines guten Ehegatten zu beurtheilen. Man trauet ſich ſelbſt und ſeinen Neigungen gar zu viel zu. Man läßt ſich durch den äußerlichen Schein blenden, und glaubet, daß diejenige Perſon einer beſondern Liebe und Zuneigung werth ſey, welche etwa in dieſen oder jenen ſinnlichen Dingen etwas vollkommenes an ſich hat. Man denkt aber nicht daran, ob ſie auch die nöthigen Annehmlichkeiten des Geiſtes beſitze; ob ſie bey ihrer Schönheit, bey ihrem Reichthume verſtändig und tugendhaft ſey? Jedoch, wo wird man dergleichen Frauenzimmer antreffen, bey welchem alle dieſe guten Eigenſchaften verbunden ſind? Ich weis hierauf keine beſſere Antwort zu geben, als dieſe: Man muß ſuchen. Es würde vielleicht aus dieſer Urſache für die Mannsperſonen ſehr vortheilhaft ſeyn, wenn ſie in mehrerm Umgange mit dem ſchönen Geſchlechte leben dürften. Sie würden dadurch nicht allein Gelegenheit bekommen, in näherer Bekanntſchaft ihre Eigenſchaften und Neigungen kennen zu lernen; ſondern ſie würden auch ausforſchen können, ob dieſe oder jene Frauensperſon geneigt ſey, ſie ohne den geringſten Zwang, oder andere ungleiche Abſichten, zu lieben. Allein die Welt iſt viel zu neidiſch, viel zu argwöhniſch, und viel zu eiferſüchtig. Weil ſie alles nach ſich ſelbſt abzumeſſen gewohnt ſind: So iſt ihnen auch die geringſte Bekanntſchaft, der allerunſchuldigſte Umgang der Mannsperſonen mit artigem Frauenzimmer verdächtig. Und ſo kann es freylich wohl nicht anders ſeyn, als daß es ſchwer fallen muß eine gute Ehegattinn nach vernünftiger Erkenntniß zu wählen. Jedoch man muß nur ſuchen; vielleicht wird man finden. Findet man ſie aber nicht; ſo möchte wohl am rathſamſten ſeyn, daß man gänzlich unbeweibet bliebe. Man wird ſolchergeſtalt weniger Nachtheil zu befürchten haben. Denn es bleibt doch gewiß, daß der uneheliche Stand vor dem ehelichen ſeine beſondern Vorzüge hat. Man lebet in völliger Freyheit. Man weis von keiner Verbindlichkeit, mit einer gewiſſen Perſon in beſtändigem Umgange und in unzertrennlicher Geſellſchaft lebenslang zu leben. Man weis auch von unzähligen nothwendigen Pflichten nichts, die ſonſt den Eheſtand zu begleiten pflegen. Man iſt von tauſend Sorgen, Beſchwehrden und Verdrießlichkeiten befreyet, welche damit, als ordentliche Folgen, verknüpft ſind. Endlich darf man auch nicht die Gefahr übernehmen; man darf es nicht wagen, ob man die Wahl im Heirathen ſo treffe, daß man lebenslang in vergnügter Ehe leben könne. Denn man kann auch bey der ſorgfältigſten Vorſicht betrogen werden, weil das weibliche Geſchlecht ſich gar zu leicht verſtellen kann.

Sollten dieſe Vortheile wohl nicht hinlänglich genug ſeyn, die Mannsperſonen überhaupt vom Heirathen abzuhalten? Ja, ſollte es nicht faſt zu bewundern ſeyn, daß die Gelehrten, bey denen ſich außer dieſen allgemeinen Vortheilen auch noch beſondere finden, dennoch ſo oft den Eheſtand vorziehen können? Sollte man wohl glauben, daß ſie bey ihrem Studieren, Bücherleſen und Nachdenken über ernſthafte Wahrheiten ſo viel Zeit übrig hätten, daß ſie alle die Dinge abwarten könnten, welche in der ehelichen Geſellſchaft vorzufallen pflegen? Faſt wollte ich ſagen, daß bloß die Vorbereitungen zum Heirathen, einen Gelehrten davon abſchrecken könnten. Denn wenn er vernünftig dabey handeln will, ſo muß er ſich zuförderſt nach einer ihm anſtändigen Perſon umſehen. Er muß ſich alsdenn bemühen, ihr gefällig und angenehm zu werden. Hierbey ſind tauſenderley große und kleine Sorgfältigkeiten nöthig. Auch das geringſte Verſehen, der kleinſte Fehler iſt in dieſem Falle von der größten Wichtigkeit. Und wenn ich alles kurz faſſen ſoll, ſo muß er nach allen Förmlichkeiten verliebt thun und verliebt ſeyn. Aber eben dieſes verliebt ſeyn kann bey ihm die ſchädlichſten Folgen haben. Werden nicht Sinne und Gemüth dadurch eingenommen? Uebertäubet nicht die Lebhaftigkeit der ſinnlichen Vorſtellungen das Vermögen, andern Wahrheiten nachzuſinnen? Und ſollte er wohl fähig ſeyn, bey den Empfindungen der Liebe auf etwas anders zu denken, als auf die Reizungen, die der geliebte Gegenſtand in ihm wirket? Oder ſollte er wohl ſo viel Gewalt über die Sinnlichkeiten beſitzen, daß er alle die Begierden, den Vorſchmack der Wolluſt, und andere unzählige Veränderungen unterdrücken könnte, welche bey ſolchen Umſtänden in ihm entſtehen? Wie will er aber bey dergleichen Gemüthsunruhen die nöthige Aufmerkſamkeit zum Studieren anwenden können?

Kömmt es ferner zur ehelichen Verbindung ſelbſt, ſo erwege man nur einmal, wie gar ungleich das Verhältniß ſey, zwiſchen einem Gelehrten und einer Frau, oder den Folgen, welche aus der Geſellſchaft mit ihr ordentlicher Weiſe zu fließen pflegen. Wie ſchicket ſich eine philoſophiſche Ernſthaftigkeit mit dem Tändeln eines Frauenzimmers, das Studieren und das Schwatzen, das Denken, das Leſen und das Küſſen, die Schreibzeuge und die Wiegen, die Bücher und der Rocken, die Feder und die Spindel zuſammen? Oder ſollte man wohl bey dem Weinen der Kinder, bey dem Plaudern und Singen ihrer Wärterinnen, und bey andern unruhigen, beſchwerlichen und verdrießlichen Umſtänden der Haushaltung, ſeine philoſophiſchen, juriſtiſchen und theologiſchen Betrachtungen ungeſtört und mit gehöriger Aufmerkſamkeit fortſetzen können? Die Antwort ſcheint mir daher vortrefflich zu ſeyn, welche Cicero dem Hirtius gab, da er ihm ſeine Schweſter zur zweyten Ehe vorſchlug. Er ſagte: Er werde ſich dazu nie entſchließen, weil er ſeine Sorgen nicht unter der Weltweisheit und einer Frau theilen könne.

Da ich mich unterſtehe, alles dieſes ſowohl wider das eheliche Leben überhaupt, als insbeſondere derer Gelehrten anzuführen: So hoffe ich nicht, daß man ſo grauſam gegen mich ſeyn, und mich für einen Marcioniten, Eucratiten, Saturnianer, Manichäer, oder für einen Anhänger des Origenes halten werde. Dergleichen Titel ſind mir allzufürchterlich. Mein Zweck iſt nicht, das eheliche Leben gänzlich zu verdammen, ſondern nur zu zeigen, daß es mit vielen

Beſchwerlichkeiten und Unbeqvemlichkeiten verknüpſt ſey. Stellet man ſich nun dieſelben erträglich vor, ſo hat man völlige Freyheit, ſo zu handeln, wie man es für gut beſindet. Hat man aber wirklich eine deutliche Einſicht in die Beſchwerlichkeiten des Eheſtandes: So wird man ſich auch kein Gewiſſen zu machen haben, wenn man ſich davon enthält. Das natürliche, göttliche und bürgerliche Recht hat nie den Eheſtand zu einer allgemeinen Pflicht gemacht. Wollte man ſich etwa auf die Einſetzungsworte: Seyd fruchtbar und mehret euch; berufen: So würde man dadurch eine große Unwiſſenheit zu erkennen geben; weil man Segensworte zu einem allgemeinen Geſetze und Befehle machte. Die nöthige Erfüllung der Erde kann ebenfalls keine allgemeine Verbindlichkeit einführen. Heutiges Tages fehlet es der Erde nicht an Einwohnern. Und wenn auch gleich einige wenige Perſonen ſich vom Eheſtande aus guten Bewegungsgründen enthalten: So ſind unzählige andere Menſchen, welche dieſe Verſäumniß reichlich erſetzen.

Vielleicht aber giebt es ſolche zärtliche Seelen, welche ſich zwar vor dem Eheſtande fürchten, die aber mit dieſen Erklärungen noch nicht zufrieden ſind, ſondern wohl aus andern Urſachen noch dieſen oder jenen Zweifel übrig behalten, ob es erlaubt ſey, ehelos zu bleiben? Dergleichen Gemüthern ihren Zweifel zu benehmen, behaupte ich nicht allein, daß es ihnen erlaubt, ſondern daß es auch gut, und folglich nothwendig ſey. Man erſchrecke nur nicht vor dieſem Einfalle; man möchte ſonſt ſchamroth werden, wenn ich den Beweis davon hinzuſetze. Iſt es nicht wahr, daß wir für das geoffenbarte göttliche Wort alle Hochachtung hegen müſſen? Und ſind wir nicht ſchuldig, alle unſre Handlungen nach denjenigen Regeln ſorgfältig einzurichten, welche uns darinnen eingeſchärfet werden? Wie, wenn ich nun meine Meynung aus der Schrift rechtfertigte? Ein hocherleuchteter Apoſtel hat darinnen die Frage entſchieden, ob das Heirathen gut ſey? Er berufet ſich nicht auf die erſten Tage der Schöpfung, da es dem Menſchen nicht gut war, allein zu ſeyn. Er giebt eine ganz andere Lehre. Er ſaget: Es iſt dem Menſchen gut, daß er kein Weib berühre. Gewiß, ein Machtſpruch, der alle Vertheidiger des ehelichen Lebens auf einmal blöde machen muß. Denn iſt es dem Menſchen gut, kein Weib zu berühren: So iſt es ihm auch gut, nicht zu heirathen. Würde man wohl eine Frau nehmen, mit dem Vorſatze, ſie nie zu berühren? Oder würde man wohl dergleichen Vorſatz ausüben und erfüllen können? Es iſt alſo dem Menſchen gut, ehelos zu bleiben; folglich gehöret es zu ſeinen Vollkommenheiten; und nach dem Gegenſatze machet ihn das Heirathen unvollkommen. Gott und die Natur verbinden uns, das Gute zu wählen, und unſere Vollkommenheit zu befördern; dagegen alles zu unterlaſſen, was uns unvollkommener machen kann. Der Eheſtand gehöret nach dem gegründeten Urtheile des Paulus zu dem letztern. Würde man alſo wohl nicht ſeine eigene Glückſeligkeit haſſen müſſen, wenn man ſich verehlichte? Scheinet dieſe Sittenlehre gar zu ſtrenge zu ſeyn: So begnüge man ſich mit der Antwort des Sokrates, die er einſt einem jungen Menſchen gab: Heirathe, oder heirathe nicht, ſo kann es nicht fehlen, du wirſt eines oder das andere bereuen.

Excute virgineo conceptas pectore flammas,
Si potes, infelix; ſi poſſem, ſanior eſſem;
Sed trahit inuitam noua vis: aliudque Cupido,
Mens aliud ſuadet. Video meliora proboque,
Deteriora ſequor. *Ouid.*

* *

Die Liebe.

Euch, euch, ihr anmuthsreichen Triebe!
Euch ſinn ich itzt ein Lied zu weihn;
Du, niemals gnug geprieſne Liebe,
Sollſt meiner Töne Vorwurf ſeyn.
Mein Mund, der nie dein Lob beſungen,
Erhebt anitzo jene Macht,
Die ſchon in Adams Bruſt gedrungen,
Als Evens Blick ihn angelacht.

Wie aber ſoll ich dich denn ſchildern?
Wie mal ich dich entzückend ſchön?
Komm, zeige dich in jenen Bildern,
Worinn dich Sappho einſt geſehn!
Umſonſt; Gedanken und Erfindung,
Und Reim und Ausdruck fliehn den Kiel,
Da ich, o Liebe, die Entzündung
Von deiner Gluth entwerfen will.

Kein Wunder, dein gefährlich Scherzen,
Das mancher ſo entzückend glaubt,
Hat niemals noch in meinem Herzen
Der Freyheit ihren Thron geraubt.
Nur der kann von der Liebe ſingen,
Dem ſich die Liebe ſelbſt entdeckt;
Nur denen wird ihr Lob gelingen,
Die vormals ihren Reiz geſchmeckt.

Doch itzt kömmt Doris hergegangen;
Ihr feuerreiches Auge ſpielt;
Der holde Frühling muntrer Wangen
Entdeckt mir, was ich nie gefühlt.
O laß nur ihre zarten Triebe
Nicht meinem Wunſch entgegen ſeyn:
So will ich dir, gefühlte Liebe!
Empfindungsreiche Lieder weihn.

J. A. p. G.

* *

Oſmar.

Eine Erzählung.

Bis in Arabiens von Gluth zerborſtnen Sand
War Oſmars großer Geiſt, und frommes Herz bekannt;
Und wo ein Perſer lag, und vor der Sonne kniete,
Lag auch ein Unterthan, der ſich erhitzt bemühte,
Des weiſen Regiments in etwas werth zu ſeyn,
Und für des Fürſten Wohl die Schickung anzuſchreyn.
Sein Werth verdient es auch; er war voll Recht u. Gnade.
Einſt ſchlug er für ſein Heer, am caſpiſchen Geſtade,

Gleich wo des Oxus Fluth, durch einen ſtillen Lauf,
Das ſüße Meer erreicht, ein leichtes Lager auf.
Des Landes-Sicherheit im Voraus zu beſchützen,
Ließ er der Waffen Scherz auf ſichern Feldern blitzen.

Ein Krieger ſeines Heers, den Anſehn, Stand u. Pracht
Vor vielen andern hebt, dringt einſt bey ſchwarzer Nacht
Mit ſtürmender Gewalt in eines Landmanns Hütte.
Naidens naſſer Mund, und demuthsvolle Bitte:
Ihr doch kein Leid zu thun; des Mannes Widerſtand
Macht ihn nur mehr erhitzt. Er jagt mit frecher Hand
Den armen Zephis fort, und kühlet ohn Erbarmen,
Die aufgebrachte Brunſt in halb erſtorbnen Armen.

Kaum hat das Licht den Tag von neuem hergeſtellt,
So wirft ſich Zephis ſchon vor Oſmars offnes Zelt.
Er klagt ihm was geſchehn; allein, bey allen Klagen,
Kann er nur ſeinen Schimpf, doch keinen Thäter, ſagen.
Der fromme Fürſt erblaßt: „Geh, ſpricht er, ruhig hin!
„Die helle Sonne weis, wie ich betroffen bin.
„Soll einſt die Nachwelt nicht mit Abſcheu von mir ſprechen:
„So muß ich dich, und mich, und die Geſetze rächen.
„Geh! dieſes Bubenſtück wird leider mehr gethan.
„So bald der Frevler kömmt: So komm, und zeig es an.

Wie ſchwerlich kann ein Menſch von ſcheinbar ſüßen Sünden,
Die er einmal verſucht, den Weg zur Tugend finden.
Wo iſt ein ſolches Herz, dem, wenn es einmal irrt,
Das Laſter weiter nicht, als einmal, reizend wird?
Drey Tage gehn vorbey; dann zeigt des Kriegers Liebe
Von neuem die Gewalt der zügelloſen Triebe.

Sein Arm erbricht das Haus; Raidens Blut erſtarrt;
Und Zephis ſieht, voll Grimm, des Schänders Gegenwart,
Der ſeine Flucht erzwingt, mehr durch ein troſtlos
Schweigen,
Als Thränen und Geſchrey, dem Fürſten anzuzeigen.

Was kann in Oſmars Bruſt, als tapfre Wuth, entſtehn?
Er faßt den edlen Schluß, gleich ſelber mit zu gehn.
Haß, Mitleid, Rach und Zorn, befördern ſeine Schritte
Bis zu der ſtrohernen und faſt zerrißnen Hütte.
„Hier löſcht die Fackeln aus. So ſpricht er ganz erhitzt
„Zur Wache, die ihm folgt: Geht! greift, und ſtraft
gleich itzt
„Den frechen Böſewicht. Soll ich mit Ehren leben:
„So muß ſein geiles Blut an euern Schwerdtern kleben.
Sein Wort iſt ein Befehl. Der Lärm erfüllt das Haus;
Der Frevler ſtößt den Geiſt durch hundert Wunden aus,
Und Oſmar fühlet ihn, nach wenigen Minuten,
Da er ihn ſelbſt begreift, zu ſeinen Füßen bluten.

Hierauf befiehlt ſein Mund: „Nun ſteckt die Fackeln an!
„Und ſchließt hier einen Kreis.“ Sein Wille wird gethan.
Der vielen Kerzen Gluth macht Platz und Wunden lichte;
Der Fürſt ſieht voller Ernſt dem Todten ins Geſichte,
Betrachtet es genau, ſieht, ob ihm Blut und Nacht
Nicht bey den Fackeln ſelbſt vielleicht ein Blendwerk macht?
Doch nach verſicherten und recht entdeckten Zügen,
Zeigt er den Augenblick ein Auge voll Vergnügen.
Er wirft ſich auf das Knie, erhebt ſein Angeſicht,
Als ein entzückter Menſch, der mit den Göttern ſpricht,
Und kniet voll heiſſer Brunſt, faſt eine Viertelſtunde,
Auf dem befleckten Sand vor dem erblaßten Munde.

Kaum hebt er ſich empor, ſo ſpricht er, ganz erfreut:
„Geh! Zephis, hohle mir, was deine Dürftigkeit
„An Lebensmitteln hat! Itzt will ich, daß die Erde
„Bey der geſunden Koſt zu meiner Tafel werde.„
Der Bauer eilt und bringt, was ſeine Hütte hat;
Sein Herr ißt ſich vergnügt an groben Speiſen ſatt,
Er macht den Vorrath klein, und läßt mit irdnen Töpfen
Den Trank für ſeinen Durſt aus einem Bache ſchöpfen.
Sein ſtarker Appetit macht, daß es Zephis wagt,
Und Oſmarn demuthsvoll um das Bezeigen fragt,
Das er bisher bemerkt. „Herr! ſpricht er, darf ich wiſſen,
„Warum die Deinen erſt das Licht vertilgen müſſen,
„Eh ſie ihr Schwerdt gezückt? warum befahl dein Wort
„Mit ſo viel Haſtigkeit, ſo bald, als dieſer Ort
„Des Kriegers Blut verſchlung, die Fackeln anzuzünden?
„Was wollteſt du alsdenn in dem Geſichte finden,
„Als du es ſteif befahſt? weswegen ſchickteſt du
„Dem Himmel dein Gebeth mit ſolcher Andacht zu?
„Und was bewegt dich itzt, dich in das Gras zu ſtrecken,
„Wo dir, dem Scheine nach, die ſchlechten Speiſen ſchmecke?
Ein Geiſt, der durch den Wahn der falſchen Hoheit bricht,
Vergißt, bey ſeiner Macht, die Menſchenliebe nicht.
Sie wohnt in Oſmars Bruſt; er muß den Vorſatz faſſen,
Die Neugier ſeines Wirths nicht unvergnügt zu laſſen.
„Freund, ſpricht er, als du kamſt, und deinen Schimpf und Schmerz
„Mir zu erkennen gabſt, durchbohrteſt du mein Herz.
„Wer, dacht ich, kann das Recht ſo frevelhaft verhöhnen?
„Ach! Oſmar -- ganz gewiß -- ſelbſt unter deinen Söhnen
„Steckt dieſer Böſewicht. Wer wäre ſonſt ſo kühn?
„Er denkt, durch die Geburt der Strafe zu entfliehn.

„Ich trat auf dieſen Platz, den Zorn, durch Blut, zu
dämpfen:
„Doch fühlt ich in mir ſelbſt Natur und Pflichten
kämpfen.
„Was war gefährlicher, als dieſer Fackeln Schein?
„Wie bald nimmt uns ein Zug geliebter Kinder ein?
„Ich furchte, daß mich nicht die zarte Vaterliebe
„Zur Ungerechtigkeit bey der Verzeihung triebe.
„Kaum aber war der Glanz der Fackeln wieder da,
„Als ich, doch zweifelsvoll, mit Luſt den Irrthum ſah;
„Ich ſuchte, ward gewiß, und endlich voll Entzücken,
„Nicht meinen eignen Sohn im Blute zu erblicken.
„Ja, Zephis, dieſe Luſt .. doch man beſchreibt ſie nicht.
„Ein ernſtliches Gebeth war nun die erſte Pflicht,
„Die ich für nöthig hielt; mit brünſtigem Gemüthe
„Dankt ich der obern Macht die unverhoffte Güte.
„Und daß mir itzt dein Tiſch ſo wohl, ſo köſtlich ſchmeckt,
„Kann wohl kein Wunder ſeyn. Du haſt mich ſo erſchreckt,
„Daß ich, da ich die That mit Heftigkeit verfluchte,
„Vor Schmerz, ſtets nüchtern blieb, und keine Nahrung
ſuchte.
„Itzt, Zephis, ſorg ich bloß, daß, eh der Tag erwache,
„Auch meine Huld dein Herz in etwas ruhig mache.
„Des Todten Gut ſey dein! für dich hat ers ver-
lohren.„
Sagt, Völker! hielt der Fürſt ſein Land für ſich
gebohren?

C.

* * *

Der Autor.

Erſtes Stück.

Tendebat grauitas vterum mihi, quodque ferebam
Tantum erat, vt poſſes AVCTOREM dicere. *Ouid.*

Ich glaube gewiß, daß ich den Beluſtigungen mit meiner Arbeit Ehre machen werde. Ich beſitze einen ziemlichen Büchervorrath; ich habe eine gute geſunde Hand, womit ich abſchreiben kann, was mir vorfällt; alles, was ich abſchreibe, gefällt mir, und was mir gefällt, iſt, ohne Ruhm zu melden, nach dem beſten Geſchmacke. Ueberdieſes habe ich ſo mancherley geleſen, und bin ſeit einiger Zeit mit einem ſo heftigen Schwindel, mit Reißen in allen Gliedern, beſonders mit einem ſo entſetzlichen Krampfe über den Magen beſchwehrt, daß ich nothwendig etwas ſchreiben muß, wenn ich einer großen Krankheit zuvor kommen will.

Dieſe Bewegungsgründe ſind, deucht mich, ſtark genug, mich zu einem Schriftſteller zu machen. Ich will ein Monatsblatt verfertigen, das ſich gewaſchen haben ſoll. Es ſoll **der Autor** heißen, und ich bedaure nur den Verleger des engliſchnn Zuſchauers. Aber ich kann mir nicht helfen. Warum ſind Addiſon und Steele nicht ſo gelehrt geweſen, als ich bin? Muß ich mir doch auch gefallen laſſen, daß mich ein anderer über lang oder kurz verdunkelt. Was die Einrichtung meines Werks betrifft: ſo ſollte ich nun freylich meinen Leſern davon einige Rechenſchaft geben. Ich ſollte ihnen den Plan zeigen, welchem ich zu folgen gedächte, und ſie gleich in dem erſten Blatte belehren, was ſie in allen übrigen zu hoffen hätten. Allein ich habe wichtige Urſachen, warum ich gleich Anfangs von den Fußtapfen meiner Vorgänger abweiche. Ich weis nicht, wovon ich ſchreiben werde. Dieſes aufrichtige Bekenntniß wird billige Leſer nicht abſchrecken. Ich mag nun vorbringen, was ich will: ſo wird mir doch niemand den Charakter eines Autors ſtreitig machen können. Ich habe das vernünftige Vertrauen, daß ſich meine geſchriebenen Buchſtaben ſo gut, als anderer Leute ihre, werden abdrucken laſſen, und es würde ſehr leer in den Buchläden ausſehen, wenn man von einem rechtſchaffenen Autor mehr fordern wollte.

Ich bin alſo der Autor. Ich habe ſchon mehr, als zu viel geſagt, daß ich der Sache gewachſen bin, und man hat kein Recht, mehr Beweiſe von meiner Fähigkeit zu begehren.

> Chacun à ce métier
> Peut perdre impunement de l'encre et du papier. *Boil.*

Gleichwohl bin ich nicht beherzt genug, meine Blätter allein drucken zu laſſen. Die Welt iſt gar zu undankbar; und ich kenne viel geiſtreiche Schriften, welche nicht geleſen werden. Die größten Leute fallen oft mit ihrer Wahl auf Bücher, die wir unſrer Aufmerkſamkeit nicht würdigen, und wiſſen kaum das Daſeyn dererjenigen, welche wir ſelbſt verfertigen. Der Cardinal Richelieu liebte Barclajs Argenis, und der große Leibnitz ſoll dieſes Buch ſo fleißig geleſen haben, daß ihn ſo gar der Tod dabey übereilet hat. Nichts deſto weniger iſt es nur ein Roman, und ein Roman, der, wie ich ſchon in meinem zwölften Jahre gewußt habe, in ſchwülſtigem Lateine verfaſſet iſt. Sollte man glauben, daß ein Buch von dieſer Art die Seele eines ſo großen Staatsmannes, und eines ſo tiefſinnigen Philoſophen unterhalten können, da doch zu ihren Zeiten die Schriften des ‥ und ‥ in den Buchläden waren? doch es giebt gar zu wenig Kenner;

Numerus vix eſt totidem, quot
Thebarum portae, aut diuitis oſtia nili. *Iuuenal.*

Ich glaube auch nicht, daß die beyden Leute ſo gar groß geweſen ſind. Wenigſtens iſt es mir, als dem Autor, höchſt anſtändig, gleich in meinem erſten Blatte ein paar anſehnliche Männer, und zwar ohne fernern Beweis, zu verkleinern. Ich werde dieſes auch künftig thun.

- - - legem ſancimus iniquam. *Horat.*

Man muß, ſeinen Ruhm zu erlangen, oft Mittel anwenden, die man, wenn der herrſchende Geſchmack der unſrige wäre, großmüthig verachten könnte. Ich habe mich alſo entſchloſſen, die Beluſtigungen mit meiner Feder zu bereichern. Ich weis leider, daß dieſe Kleinigkeiten in Deutſchland an mehr, als an einem Orte, mit Vergnügen geleſen werden, und ein Menſch, der ein ſo gutes autormäßiges Herz hat, als ich, kann unmöglich ruhig dabey bleiben. Es iſt kein niederträchtiger Neid, was mir in dem Kopfe liegt, ſondern eine patriotiſche Furcht, daß Deutſchland in eine Bar-

barey

baren verfallen wird, weil es ſo viel witzige Sachen lieſt, die ich nicht ſelbſt gemacht habe. Ich erhalte daher zween wichtige Vortheile, wenn ich meinen Autor in dieſe beliebten Blätter einrücken laſſe. Ich rechtfertige das Lob, welches ſie erlangen, und bediene mich (welches mir ein wenig ſchwer zu geſtehen ankömmt) der glücklichen Vorurtheile, die man davon hat, zu meinem eignen Anſehen. Ueberdieſes bemerke ich, durch dieſes Mittel mit Entzückung, daß ich eine gute Zeit als Autor werde leben können; denn die Beluſtigungen wollen ja gar nicht aufhören.

Ich hoffe, daß die Verfaſſer dieſer Monatſchrift meinen Autor recht haſtig ergreifen werden, ob ich gleich meine Meynung von ihren Bemühungen ſo aufrichtig geſagt habe.

> Minuti
> Semper et infirmi eſt animi exiguique voluptas
> Vltio. *Iuuenal.*

Und das wäre gewiß die grauſamſte Rache, wenn ſie mich nicht drucken ließen. Sie werden dieſen Vorwurf vermeiden, wollen ſie anders bey Ehren bleiben. Sollte ich aber ja wider Vermuthen, durch ihre Weigerung das erſte Autorkreuz fühlen müſſen: So werden ſie ſich die Wirkungen meiner Empfindlichkeit auch gefallen laſſen. Ich will nicht auf ſie ſchimpfen; denn das hilft gar nichts bey dieſen Leuten, ſo gelehrt man es auch einrichtet. Ich will alsdenn ſelbſt Beluſtigungen ſchreiben. Dieſes, deucht mich, iſt das einzige Mittel, ſie zur Verzweiflung zu bringen.

Doch ich werde dieſe Gewaltthätigkeiten nicht nöthig haben, und ſie würden mir auch, die Wahrheit zu ſagen, ein wenig mehr Mühe koſten, als der Autor. Ich will ohne Zittern der ſüßen Hoffnung Platz geben, daß man mich in einem Monate in dem halben Deutſchlande kennen wird. Ich fürchte mich gar nicht vor den Urtheilen der Kunſtrichter; ſie mögen ſagen, was ſie wollen, wenn ich nur den erwünſchten Tag erlebe, da ich in den Buchläden nach dem Autor fragen kann.

> Hic dies vere mihi feſtus atras
> Eximet curas, *Horat.*

Man muß mich entweder loben, oder tadeln, oder keines von beyden thun. Thut man das erſte: So geſchieht es aus Ueberzeugung; entſchließt man ſich zu dem andern: So müßte ich blind ſeyn, wenn ich nicht den Handwerksneid entdecken wollte; läßt man es aber bey dem dritten bewenden: So handelt man aus Ehrerbiethung oder Verzweiflung.

So muthig, ſo geſetzt bin ich. Iſt das nicht der innerliche Beruf, ein Autor zu werden? Ich ſehe deine Ungeduld, geneigter Leſer. Du brenneſt für Verlangen, mich näher kennen zu lernen. Es wäre etwas unmenſchliches, wenn ich dir dieſes Vergnügen länger entziehen wollte. Ich wende mich alſo, ohne weitere Vorrede, zu meinem Vorhaben.

Da ich die Welt von der angenehmſten Sache unterhalten will: So muß ich wohl von mir reden. Ich thu es nicht gern; aber ich bin der Autor, und es wäre ſehr lächerlich wenn ich beſcheiden thun wollte. Man hat mich von meiner Kindheit an für einen ſtarken Geiſt gehalten, weil ich ein geſchwindes Gedächtniß hatte, und über alles, ohne im geringſten nachzudenken, meine Meynung ſagte. Meine Frau Mutter hatte ſo gar in ihrer Schwangerſchaft mit mir einen merkwürdigen Traum. Es kam ihr vor, als ob ſie mich in einer Papiermühle zur Welt brächte, und gleich nach der Geburth in einem gedruckten Regalbogen einwickelte. Ich führe dieſes an, um zu zeigen, daß ich wohl noch gar vermögend bin, ein Autor in Folio zu werden. Lehrmeiſter habe ich eigentlich nicht gehabt, wohl aber einige treuherzige Leute, die ich ſchon in meiner zarteſten Jugend überſehen konnte. Ich habe alles von mir ſelbſt begriffen. Meinen Catechismus wußte ich bereits im eilften Jahre, und im dreyzehnten hatte ich ihn ſchon glücklich vergeſſen, welches Vortheils ſich andre erſt ohngefehr in dem zwanzigſten rühmen können. Ich habe ohne alle Ordnung ſtudieret; denn es war mir gleich viel, was ich vornahm, und es gieng mir eines ſo gut von ſtatten, als das andere. Die Alten ſind ein beſtändiges Ziel meiner Verachtung geweſen, und den Ariſtoteles habe ich, wegen ſeines Griechiſchen, ganz und gar nicht leiden können. Wäre mir Petrus Ramus nicht zuvor gekommen: So würde ich dieſen Mann um alle ſeine Ehre gebracht haben. Nichts deſto weniger habe ich doch auch die neuern nicht geleſen, ob ich mir gleich ſchmeichle, daß ich ihnen vollkommen gleich komme, ſo wie Charpentier in der franzöſiſchen Akademie in einer Rede von dem Herrn von Benſerade ſagte, er hätte die Schönheiten der Alten erreicht, ohne ſie jemals gekannt zu haben. Es iſt zu bewundern, daß ich von mir ſelbſt ſo erſtaunlich weit gekommen bin! Doch ich muß aufrichtig ſeyn. Ich muß geſtehen, daß ich bisweilen in den Regiſtern der Bücher leſe. Da dieſes die Seelen der Bücher ſind, ſo kann ich ohne Hochmuth verſichern, daß ich mich um die Körper derſelben nicht ſehr bekümmere. Auf dieſe Art bin ich ein allgemeiner Gelehrter, ein Mann der ſich auf nichts gelegt hat, und doch in jeder Wiſſenſchaft einen Autor abgeben kann. Aus der Philoſophie weis ich die mathematiſche Lehrart, den Widerſpruch, den zureichenden Grund, die Monaden, die Harmonie, die beſte Welt, und andre ſolche Wörter, womit ich bey Gelegenheit mehr Lärm anfangen kann, als Nicolaus Storch, und Thomas Münzer unter den Wiedertäufern anfiengen. Dem Newton gebe ich einen Vorzug über den Carteſius; nicht als ob ich ihre Schriften geleſen hätte, ſondern weil ich überhaupt den Engländern günſtiger, als den Franzoſen, bin. Alles, was ich ſchreibe, hat einen gewiſſen Schwung, der nur mir gleich iſt, und es koſtet mich doch nicht die geringſte Mühe. Eben ſo brachte die Mutter des größten Helden, Alkmene, den Herkules, nach des Plautus Verſicherung, ohne die geringſten Schmerzen zur Welt, ob ſie gleich ſieben Tage zu ihrer Entbindung nöthig hatte. Ich bin unerſchöpflich an Witze; und wenn ich mir gleich, andre nicht zu beſchämen, öfters Mühe gebe, nicht ſo ſcharfſinnig zu ſeyn, als ich wirklich bin: So übereilt mich doch meine gute Natur, daß ich beſtändig über meine Einfälle lachen muß. Da ich das Artige meiner Gedanken allezeit tiefer einſehe, als andre Leute: So lache ich aus Ueberzeugung oft ſo heftig, daß die übrigen nicht zum Lachen kommen können. Dieſe Eigenſchaft könnte mich bisweilen in Geſellſchaften verdrüßlich machen, wenn ich es nicht auf einer andern Seite wieder einbrächte. Ich lache nämlich gar nicht, wenn ein andrer etwas witziges ſaget, und laſſe der ganzen Welt Raum genug darzu. Doch ich werde faſt roth, daß ich mich ſo ſehr lobe. Quod magnificum referente alio, fuiſſet, ipſo, qui geſſerat, recenſente euaneſcit. *Plin.* Ich muß auch etwas Böſes von mir ſagen, wenigſtens etwas Böſes, nach der Einbildung einiger kurzſichtigen Leute, und einiger Schönen. Ich bin, ungeachtet meines vielen Witzes, doch kein Poet. Es ſollte mir ſehr leicht ſeyn, dieſen kleinen Titel zu verdienen, weil ich ein vollſtändiges Reimregiſter beſitze; allein ich habe meine Urſachen, warum ich mir keine Mühe geben will. Ich werde auch, ohne den Lorberkranz, noch allemal genug an mir zu bewundern haben, ne pilo quidem minus me amabo. *Cic.* Ich bin auch nicht der Menſch, der einen Grundſatz ohne Ueberlegung annimmt, und ich habe einen Grundſatz, daß alle Poeten und Maler Narren ſind. Ich weis nicht, ob mehr Leute dieſen Grundſatz haben; es hat mich aber ziemlich verdroſſen, daß Doris auf erhaltene Nachricht, daß ich keine Verſe machen könnte, ſo gleich geantwortet hat: **So muß er vortrefflich malen können.**

Indem ich, wider meine Gewohnheit, mein letztes Geſtändniß wieder überleſe: So befürchte ich, eine gute Anzahl Leſer, ſonderlich von dem ſchönen Geſchlechte, zu verliehren, wenn ich ihnen nicht in meiner Monatſchrift bisweilen etwas poetiſches vorlege. Ob ich mich gleich alſo ſelber niemals ſo weit herunter laſſen, und ſelbſt etwas verfertigen werde: So gebe ich doch allen Poeten in Deutſchland die Erlaubniß, ſich meiner Blätter zu ihrem Ruhme zu Nutze zu machen. Ich bitte mir aber aus, daß man mir nichts, als hübſche Hochzeit- Leichen- Geburts- und Namenstagsgedichte ſchicken möge. Denn dieß ſind die einzigen Fälle, wo die Dichtkunſt auf ihrem Grund und Boden iſt, und die anderweitige Anwendung derſelben, bringt mich, nebſt vielen groſſen Männern, die mit mir gleiche Urſachen haben, nicht zu dichten, auf die gründliche Meynung, daß wir heut zu Tage nicht das mindeſte mehr von dem Weſen der Poeſie wiſſen.

Da ich den Poeten meinen Autor zu ihrem Tummelplatze angebothen habe: So will ich auch hiermit zu wiſſen thun, daß ich Briefe annehmen werde, nur müſſen ſie auf der Poſt frey gemacht werden. Ich ſehe zum voraus, daß man mich, wie gewöhnlich, mit Lobeserhebungen überſchütten wird: Ich bitte aber recht demüthig, meine Beſcheidenheit nicht allzuheftig auf die Probe zu ſetzen. Auch werde ich nach Gelegenheit allerhand neue Bücher beurtheilen, und die Verfaſſer derſelben loben; es verſteht ſich aber, daß es gegen die Gebühren geſchehen muß. Was das ſchöne Geſchlecht betrifft: ſo werden ſie künftig einen rechten Nachtiſch voll Galanterien in meinem Autor antreffen, und aus meinen kurzen Blättern mehr Vergnügen und Nutzen ſchöpfen, als wenn ſie des Franciſcus und Hermolaus Barbarus Bücher de Re Vxoria leſen wollten.

Siehe, geneigter Leſer, ſo habe ich das erſte Blatt zu Stande gebracht, ohne zu wiſſen, was ich ſchreiben wollte. Du wirſt aber auch liſtig genug ſeyn, ſchon itzo einzuſehen, daß dieſe von mir ſelbſt bekannte Unwiſſenheit mehr aus einem Reichthume, als aus einem Mangel der Gedanken entſtanden iſt. Sorge nicht, womit ich dich künftig unterhalten werde. Bilde dir das ſchönſte, das nützlichſte ein! doch wird der Autor deine Hoffnung übertreffen. Vergnügſt du dich indeſſen an dem, woran ich mich vergnüge: ſo kann ich dir keinen beſſern Rath geben, als den, welchen jener Liebhaber bey dem Terenz ſeinem Mädchen mittheilte:

Dies noctesque me ames, me deſideres,
Me ſomnies, me exſpectes, de me cogites,
Me ſperes, me te oblectes!

* *

Die Vernunft.

Dir, Bild der Gottheit, Hauch zum Leben,
Dir, Siegel der Unſterblichkeit,
Stral, der die Menſchheit zu erheben,
Des Irrthums Nacht vor uns zerſtreut;
Kraft, die ſich durch die Wolken ſchwinget,
Die wilde Sinnlichkeit bezwinget,
Dem Willen alten Adel beut:
Vernunft! der Geiſter reiche Krone,
Du Schmuck von manchem Muſenſohne,
Du Mutter aller Kunſt, dir ſey mein Lied geweiht.

Auf, zeige dich mir, ohne Tadel,
In deiner unbefleckten Pracht,
In deinem Glanz, in deinem Adel,
Der Trug und Einfalt ſchüchtern macht;
Behaupte deines Vorzugs Rechte,
In einem würdigen Geſchlechte,
Das von der Allmacht Weſen ſtammt,
Und bald aus Irrthumsvollen Sätzen,
Bald um ein nichtiges Ergötzen
Den Trieb erſtickt, den ihm die Gottheit angeflammt.

Wohl mir, o Freundinn jener Höhen,
Wie wurd ich da ſo froh und dreiſt,
Und ſchwur, ſo bald ich dich geſehen,
Daß du der Gottheit Tochter ſeyſt;
Wie ſtiegſt du dort, im reinſten Lichte,
Bis vor der Allmacht Angeſichte,
Und rührteſt ihr dein Saitenſpiel:
Und legteſt Früchte deiner Heere
Auf ihre heiligſten Altäre;
Ein Donner wies darauf, daß es ihr wohlgefiel.

In was für ungemeßne Tiefen
Warfſt du nicht da dein Forſchgewicht?
Und ſtreuteſt ehrfurchtsvoll im Prüfen,
Durch Dunkelheit, gewiſſes Licht.
Was ſich die Gottheit vorbehalten,
Sahſt du, mit heilgem Händefalten,
Und jauchzendem Erſtaunen an;
Bis dir das, was der Glaube malte,
Beruhigende Blicke zahlte,
Von dem, was kein Verſtand, kein Denken faſſen kann.

Kenne

Kennt ihr Vernunft auch, ihr Verächter?
Ihr Barden neuer Barbarey,
Der Einfalt eifrige Verfechter,
So klug, wie jeder Papagey?
Laßt alle Zünfte grauer Alten
Nur über ſie das Standrecht halten,
Verbannt ſie gänzlich aus der Welt;
Wo nicht; ſo legt ſie an die Kette,
Beſchließt, verdammt, raſt um die Wette,
Bis drauf der größte Thor den erſten Platz behält.

Und ihr mögt, wilde Laſterknechte,
Mit unglückſeligem Bemühn,
Dem Geiſte ſeine ewgen Rechte
Im Schlamm der ſchmutzgen Luſt entziehn:
Ihr mögt den Zug der Gottheit hemmen:
Ihr mögt den Reichthum nur verſchlemmen,
Der euch zum Wucher anvertraut:
Ihr mögt euch ſelbſten nie gebrauchen,
Laßt Zeit, laßt Glück und Kraft verrauchen;
Doch wißt, daß mir ſchon itzt vor euren Straſen graut.

Komm, Freundinn, die ich mir beſinge,
Ergründe mir Natur und Welt,
Bis uns der Grund vom erſten Dinge
In ewig dunkle Tieſen fällt;
O ſäh ich dann in deinem Lichte
Die Macht, die aller Welt Gewichte,
Und weiter Himmel Wölbung hält:
So ſäh ich auch in ihren Zügen
Den Saamen meines Wohlſeyns liegen,
Das ewig grün verbleibt, und nie verdorrend fällt.

Wie mancher Held von griechſchen Weiſen
Sah ſchon vorlängſt durch dich ſo weit;
Der ſucht in Sternen, der auf Reiſen
Die Spuren zur Unſterblichkeit;
Selbſt in des Todes Schattengründen
Des Lebens lichte Flur zu finden,
Faßt jeder deine Leitſchnur an.
Wie herzhaft lehrſt du manchen ſterben,
Ob jeder gleich der nahen Erben
Die zweifelnd bange Furcht des Herzens ſehen kann.

Folgt Tullius auch den Exempeln,
Roms größter Geiſt mit größerm Glück:
So hemmt der Rauch von Götzentempeln
Doch ſeiner Seele weitern Blick.
Er bringt entheiligtes Geräthe,
Mit dreiſtem Schritt zur heilgen Städte;
Drum ſieht er Gott und Wahrheit nicht;
Drum muß ihm beyder Licht verſchwinden;
Da mir, ihr wahres Bild zu finden,
Ein morgenrother Glanz aus Zions Mauern briche.

Komm, Freundinn, jener Macht entgegen,
Die dort auf Wolken niederfährt,
Bis ſie auf ihren ſelgen Wegen
Den nächſten Anblick uns gewährt.
Durchſchaue da der Welt Geſetze,
Und erndte dir der Wahrheit Schätze,
Zum ewgen Glück der Menſchheit ein.
Auf, Menſchen! : : doch genug; ich ſchweige;
Du biſt dir ſelbſt der größte Zeuge:
O! möchte dir mein Lied im kleinſten ähnlich ſeyn!

J. G. Harrer.

Schreiben an den Herrn M. Käſtner, wegen ſeines Schreibens von dem leeren Raume. *

Mein Herr!

Sie erhalten hier einen Brief von einem Menſchen, den ſie wegen ſeiner Begierde, in die Geheimniſſe der Philoſophie und der Mathematik einzudringen, auf der hohen Schule zu Leipzig der Ehre ihrer Bekanntſchaft werth geſchätzet haben. Erlauben ſie mir, daß ich ihnen im übrigen nicht nur meinen Namen, ſondern auch andere Umſtände, die mich kennlicher machen dürften, für dieſesmal verſchweige. Ich glaube, genug geſagt zu haben, um bey ihnen Verzeihung zu verdienen, daß ich mir itzt die Freyheit nehme, mir die Erklärung einiger Stellen, in Dero Briefe über der Frau von Chatelet Naturlehre, von ihnen auszubitten.

Meines Erachtens haben Sie auf eine überzeugende Art dargethan, daß man den leeren Raum gar nicht mit den Gründen der Frau Marqviſinn beſtreiten könne. Man kann es beynahe als ein Zeichen einer beſondern Eigenliebe anſehen, wenn ein Verfaſſer einen Satz bloß deswegen verwerfen will, weil ihm ſeine Einſicht, bey Annehmung deſſelben, den zureichenden Grund von einem gewiſſen Dinge nirgendwo erblicken läßt. Und das iſt eben der Fehler, den dieſe gelehrte Franzöſinn in ihrem Werke, unter andern auch bey Vertheidigung des

---

* Siehe den Aprilmonat dieſes 1743 Jahres auf der 300. S.

des vollen Raumes begeht, und der bey verſchiedenen großen Schriftſtellern bereits zur Gewohnheit geworden iſt.

So wenig Schwierigkeit ich in dieſem Theile ihres Briefes gefunden habe: ſo dunkel hat mir das Folgende geſchienen. Aus dem Satze, daß die Körper aus einfachen Dingen beſtehen, ſoll, nach ihrer Meynung, die Nothwendigkeit des leeren Raumes ſelbſt fließen. Sie nehmen, zur Ausführung ihrer Gedanken, die Geometrie zu Hülfe, und legen den Satz aus derſelben zum Grunde, daß es unmöglich ſey, einen Körper aus nichts als Puncten zuſammen zu ſetzen. Von den Puncten wollen ſie hernach auf die Monaden ſchließen. Sie ſehen zum voraus, daß man ihnen hier den Unterſchied der phyſikaliſchen und mathematiſchen Körper vorwerfen werde. Dieſem Einwurfe ſuchen ſie dadurch abzuhelfen, daß ſie behaupten, dieſer Unterſchied thue hier nichts zur Sache, da nach der Geometrie die Körper nicht etwa deswegen aus keinen Puncten beſtehen könnten, weil die Puncte alle einander ähnlich wären, ſondern deswegen, weil kein Punct eine Ausdehung habe: und dieſes ſey der Monade mit dem Puncte gemein. Hier geht mein Zweifeln an.

Ich geſtehe, daß mir die Reihe der Schlüſſe unbekannt iſt, womit die Geometrie die Unmöglichkeit der Zuſammenſetzung der Körper aus Puncten daher beweiſen ſoll, weil dieſen Puncten die Ausdehnung fehlet. Nach meinen Gedanken aber kann man den Grund, warum es unmöglich iſt, daß ein Körper aus Puncten beſtehe, weder in der Aehnlichkeit derſelben noch in dem Mangel der Ausdehnung ſetzen. Nein. Eben die Urſache, warum ein Körper weder aus Flächen, noch aus Linien beſtehen kann, da doch die Geometrie beyden von dieſen Dingen eine Ausdehnung giebt, eben dieſe Urſache, ſage ich, machet auch, das kein Körper aus Puncten beſteht. Ich will mich gleich deutlicher erklären.

Die Körper halten in ihrer Ausdehnung gewiſſe Gränzen. Dieſe Gränzen ſtellet ſich die Geometrie auch als ſtetig ausgedehnte Dinge vor. Das ſind die Flächen. Die Flächen haben in der Ausdehnung, die man bey ihnen annimmt, wieder ihre Schranken, bey welchen man ſich ebenfalls eine Ausdehnung einbilden muß. Das ſind die Linien. Die Linien haben auch in der ihnen zugeeigneten Ausdehnung Gränzen, in welchen man aber keine Ausdehnung weiter gedenket. Und das ſind die Puncte. Da nun die Gränzen eines Dinges niemals als deſſen Theile angeſehen werden können: ſo beſteht kein Körper aus Flächen, keine Fläche aus Linien, keine Linie aus Puncten. Um ſo viel mehr würde man Unrecht thun, wenn man behaupten wollte, daß ein Körper aus Puncten beſtehen könnte. Mit einem Worte: Flächen, Linien, Puncte ſind nur Gränzen, bloße Begriffe, nichts wirkliches.

Hier ſehen ſie nun die Urſache, warum kein Körper aus Puncten beſtehen kann; nicht, weil die Puncte keine Ausdehnung haben, nein, weil ſie nur Gränzen ſind, weil ſie bloß in der Einbildung beruhen, weil kein Punct jemals geweſen, noch itzt iſt, noch in alle Ewigkeit ſeyn wird. Verdenken ſie mirs auf die Art nicht, daß mir ihr Schluß von den Puncten auf die Monaden verdächtig und dunkel bleibt. Die einfachen Dinge ſollen nicht bloße Begriffe, ſondern wirkliche Dinge ſeyn. Und ſo lange dieſer Unterſchied zwiſchen Puncten und Monaden richtig iſt: ſo lange wirket ihr Beweis, wodurch ſie aus dem Satze, daß die Körper aus einfachen Dingen beſtehen, die Nothwendigkeit des leeren Raumes herleiten wollen, in mir noch keine Ueberzeugung. Sie werden mich alſo unendlich verbinden, wenn ſie hier meiner Unwiſſenheit zu Hülfe kommen, und mir die Irrthümer, die ich vielleicht in dieſer Materie hege, benehmen wollen.

Unterdeſſen fahre ich, mit ihrer Erlaubniß, fort, Ihnen das zu entdecken, was mir in Dero Briefe weiter bedenklich vorgekommen iſt. Dieſes ſind die Einwürfe, welche in dem folgenden, Herrn Wolfens und der Frau Chatelet Beweiſe, von der Möglichkeit einer Ausdehnung in Körpern, die aus einfachen Dingen beſtehen, entgegen geſetzet worden. Sie ſcheinen mir, wenn ich ſo frey reden darf, nicht hinlänglich zu ſeyn.

Daß ein Körper ein zuſammengeſetztes Ding iſt, davon liegt der Grund in ſeinen Theilen. So lange als man ſich dieſe Theile wieder als zuſammengeſetzte Dinge vorſtellen muß, ſo wird auch der vollkommenſte Verſtand den völligen Grund der Zuſammenſetzung einzuſehen nicht vermögend ſeyn. Es müſſen ſich alſo endlich bey der Zergliederung eines zuſammengeſetzen Weſens Theile gedenken laſſen, die wirklich da ſind, und die doch aus keinem andern Theile mehr beſtehen. Dieſes ſind nun die **einfachen Dinge**. Man brauchet ſich deswegen nicht zu bekümmern, ob es auch der Natur möglich ſey, in der Zergliederung des Zuſammengeſetzten bis auf das einfache zu kommen. Vielleicht iſt keine Monade in der ganzen Welt, die nicht mit vielen andern verknüpft wäre, und nebſt ihnen etwas Zuſammengeſetztes ausmachte. Genug, Monaden ſind wirklich in den Körpern da; keine iſt ein Theil von der andern, ſie ſind von einander unterſchiedene Dinge: ſie ſind alſo **außer einander**, und über dieſes Theile des Körpers. Das iſt der Begriff von der **Ausdehnung**. Die Ausdehnung im Ganzen ſtreitet demnach gar nicht mit dem Einfachen in den Theilen. Daß ich mich kurz erkläre: Die Wirklichkeit des Einfachen im Zuſammengeſetzten iſt erwieſen: die Möglichkeit alſo, daß etwas Ausgedehntes aus Dingen beſtehen kann, die nicht ausgedehnt ſind, iſt nicht in Zweifel zu ziehen.

Laſſen ſie nun tauſend halsſtarrige Gegner, wie Sie ſie nennen, hervortreten; laſſen Sie ſie leugnen, daß Puncte Theile einer Linie oder eines andern ausgelehrten Dinges ſeyn können: ich gebe ihnen Recht. Laſſen Sie ſie leugnen, daß Puncte, die keine Entfernung von einander haben, außer einander ſeyn können: ich bin auch ihrer Meynung. Dieſes alles aber beunruhiget mich nicht. Denn aus dem Mangel der Ausdehnung bey den Puncten, wird der Beweis dieſer Einwürfe nimmermehr geführet werden können, und meine Monaden haben im übrigen im Reiche der Natur etwas mehr zu ſagen, als ein bloßer Punct, und wenn er auch ein Punct im Aeqvator und im Thierkreiſe zugleich wäre.

Doch ich müßte ſehr für mich eingenommen ſeyn, wenn ich mir einbilden wollte, daß ich in einer Materie, die allezeit mit einem ſo dicken Nebel umhüllet ge-

geweſen, ſo helle ſähe, daß ich keinen Fehltritt thun könnte. Die Beyſpiele der größten Männer erinnern mich vielmehr an meine Schwäche. Ich wiederhole daher die Verſicherungen, die ich Ihnen ſchon oben zu geben die Ehre gehabt habe, daß ich es für eine beſondere Wohlthat anſehen werde, wenn Sie mir, woferne ich irre gehen ſollte, auf den rechten Weg zu helfen belieben wollen. Sie beſitzen die Kräfte dazu vollkommen, und ich ſollte nicht meynen, daß es ihnen am Willen fehlen werde, ſich einem alten Bekannten verbindlich zu machen, der ihre Verdienſte beſtändig hochachten und allezeit mit der größten Ergebenheit ſeyn wird.

Dreßden,
den 1. des Heumonats 1743. Mein Herr ꝛc.

* *

Der Knabe und die Mücken.

Eine Fabel.

Mein Vater eilt zur Jagd, wie ich gemerket habe.
So ſprach der kleine Juſt, ein aufgeweckter Knabe,
Und ging zu gleicher Zeit, indem er dieſes ſprach,
Dem Vater voller Luſt, ob wohl von weitem, nach.
Er ließ den kleinen Fuß vergnügt durchs Grüne ſtreifen,
Fing oft zu ſingen an, und öfter noch zu pfeifen;
Sein Rohr, ſein heißres Rohr, aus grünem Weidenholz,
Klang, weil ers ſelbſt gemacht, in ſeinen Ohren ſtolz;
Kein Ton erſcholl ſo rauh, den er nicht trefflich nannte,
Denn alles ſchien ihm Kunſt, weil er die Kunſt nicht kannte.

Er geht am Felde hin und bückt ſich oft im Gehn,
Bricht große Blumen ab, und reyht die Stengel ſchön,
Und ſchätzt ſich ſo beglückt in ſeiner Blumenkette,
Als ob das goldne Vließ daran gehangen hätte.
  O Wolluſt ſonder Reu, wer ſchmeckt dich, als ein Kind?
Wie ruhig ſind wir nicht, wenn wir noch unſer ſind,
Und frey von Sorg und Gram, bey Unſchuld, Scherz und Spielen,
Das Glück zwar nicht verſtehn; allein dafür es fühlen.
  Kaum tritt der muntre Juſt noch in den Buſch hinein,
So fühlt er manchen Stich und manche kleine Pein,
Und ſieht ſich von dem Schwarm der Mücken ganz umzogen,
Die bald an ſeiner Hand, bald an der Stirne ſogen.
Er läuft, und denkt dadurch dem Haufen zu entfliehn;
Allein je mehr er läuft, je mehr verfolgt er ihn.
O Thiere, fängt er an, euch will ichs itzo lehren,
Den, der euch nichts gethan, nicht weiter zu verſehren.
Ihr Mücken, fürchtet euch, hier ſeht ihr euer Grab.
Was thut der kleine Juſt? er bricht ſich Ruthen ab,
Sucht allen ſeinen Muth auf einmal an zu feuern
Und haut, als ſchlüg er ſich mit kleinen Ungeheuern.
Nicht alle Kühnheit hilft, nicht alle Stärke ſchützt.
Juſt macht die Feinde nur noch deſto mehr erhitzt;
Denn ſtachen ſie zuvor, aus bloßer Luſt zu ſtechen:
So ſtachen ſie nunmehr, um ſich zugleich zu rächen.
Von Wunden im Geſicht und auf den Händen roth,
Trifft er den Vater an und klagt ihm ſeine Noth,
Und zeigt ihm Stirn und Hand. Hier ſpricht er, kannſt du ſchlieſſen,
Wie viel ich von der Wuth der Mücken dulden müſſen.

Ich habe mit Gewalt zu retten mich geſucht,
Ich lief, ich ſchlug um mich; doch alles ohne Frucht.
Geh ſachte, hub hierauf der Vater an zu ſprechen,
Sie werden nicht ſo ſehr, als wenn du ſchlägſt, dich ſtechen.
Denn wiß: ein kleiner Feind muß durch Geduld allein,
Ermüdet, nicht verfolgt, auch nicht beſtrafet ſeyn;
Erſpahre dir die Müh, ihm lange nach zu trachten,
Der Sieg iſt dir gewiß: du darfſt ihn nur verachten.

C. F. Gellert.

* *

Schreiben an einen guten Freund,
die Religion betreffend.

Werthgeſchätzter Freund.

Es hat Ihnen, zu meinem großen Vergnügen, gefallen, die auf Schulen mit mir angefangene Freundſchaft, auch auf hieſiger Akademie fortzuſetzen. Ich ſage mit Grund zu meinem großen Vergnügen: Denn ihre Liebe zur Wahrheit, und ihr ungemeiner Fleiß, machen ihren Umgang allen, die deſſelben zu genießen das Glück haben, höchſt angenehm und nützlich. Ich meines Theils rede aus der Erfahrung; dieweil ich mehr als zu gut einſehe, wie ſehr ſchon meine Erkenntniß, durch die öftere Unterredung mit Ihnen, verbeſſert worden iſt. Sie wiſſen, daß unſere Unterſuchungen meiſt die Religion betreffen: nicht nur, weil ſie ſich ſelbſt auf die Gottesgelahrtheit legen, ſondern weil wir auch beyde darinnen einig ſind, daß die edelſte Beſchäfftigung eines deutlich denkenden Weſens ſey, die Vollkommenheiten ſeines

Schöpfers nachdenkend zu erforſchen, und daraus die rechte Art ſeiner Verehrung zu beſtimmen. Es iſt Ihnen ferner bekannt, daß ſie bisher einen Vertheidiger, ich aber einen Beſtreiter der bibliſchen Sätze abgegeben; nicht eben deshalb, weil ich wirklich an der Wahrheit derſelben zweifele, ſondern auf dieſe Art von einer ſo wichtigen Sache deſto gewiſſer und überzeugter zu werden. Das letztemal als ich das Vergnügen hatte, Sie bey mir zu ſehen, bemühte ich mich, zu behaupten, daß, wenn man nach reiflicher Ueberlegung, in unſerer Religion unauflösliche Zweifel fände, man völlig recht thäte, wenn man derſelben ſeinen Beyfall verſagte, und der bloßen Vernunft in der Verehrung des Schöpfers folgte, ja die ganze Sache ſo lange unentſchieden ließe, bis wir einmal mit größerer Deutlichkeit von ſolchen Dingen würden urtheilen können. Dieß brachte ſie mit einmal wider ihre Gewohnheit in einen ſehr heftigen Eifer. Sie dräueten dem, der auf ſolche Art verführe, mit ewiger Strafe und Verdammniß. Ich wollte eben meine Meynung vertheidigen, und Ihnen zeigen, daß wir keine Strafe, ſondern vielmehr Belohnung künftig von Gott zu gewarten hätten, wenn wir die bibliſchen Wahrheiten weder läugneten, noch behaupteten, ſofern uns nämlich, nach gründlicher Unterſuchung, unauflösliche Zweifel dabey übrig blieben: eben dieß, ſage ich, war ich zu beweiſen willens, als wir durch jemandes Ankunft geſtöret wurden. Ich habe mich deswegen entſchloſſen, es ſchriftlich zu thun. Doch ich ſchicke ihnen keine eigentliche Vertheidigung dieſes Satzes; ſie finden hier nur eine Erzählung, die ich zu meinem Zwecke geſchickt erfunden. Ich habe dieſelbe aus einem lateiniſchen Manuſcripte genommen, welches mir von meinem Vater hinterlaſſen worden. Es enthält daſſelbe einige Stücke von der allerälteſten chineſiſchen Geſchichte. Es iſt mit alter Mönchsſchrift geſchrieben, und ſieht von außen und innen ſo alt aus, daß ich glaube, ein rechter Liebhaber der Alterthümer könnte durch das Anſchauen deſſelben leicht in eine vergnügte Entzückung gerathen. Ein ſolcher würde auch leicht, obgleich darinnen keine Jahrzahl vorhanden iſt, durch den Geruch beſtimmen können, daß es vor etlichen hundert Jahren müßte verfertigt ſeyn. Ich aber, der ich nicht mit einer ſo guten Naſe verſorget bin, mag von ſeinem Alter nicht urtheilen; doch ſo viel ſchließe ich aus ſichern Merkmaalen, daß es ein kurzer Auszug aus einem glaubwürdigen chineſiſchen Geſchichtsbuche iſt. Ich habe die in dieſem Manuſcripte befindliche Erzählung nicht von Wort zu Wort überſetzet, ſondern nur den Inhalt in meiner Schreibart vorgetragen.

Tauſend zweyhundert Jahr vor der Sündfluth regierte in China der König Tam-Ty, welcher unter die erſten Beherrſcher dieſes Reichs, und zwar unter diejenigen zu zählen iſt, die noch vor den acht Königen regieret haben, von welchen man in der chineſiſchen Geſchichte Meldung thut. Dieſer Herr beſaß viel Verſtand und eine ſeltne Tugend. Er ordnete in ſeinem Reiche alles auf das beſte und weiſeſte an; er ſuchte es ſo wohl durch Ausbreitung guter Sitten zu befeſtigen, als auch ſich ſelbſt durch Wohlthun und Güte ſeinen Unterthanen beliebt zu machen. Seine Mühe war auch nicht vergebens: denn das ganze China war unter ihm von Unruhe und Krieg befreyet, und er wurde als ein Vater, ja als ein Gott von ſeinen Unterthanen geliebt und verehret. Nicht nur die, welche nahe bey ihm und um ihn waren, liebten ihn, ſondern auch bey den entfernteſten ſeiner Unterthanen, erweckte der Ruf ſeiner Tugend, und die Spuren ſeiner Güte, die man allenthalben antraf, Liebe und Ehrfurcht.

Unter dieſen letztern entfernten Unterthanen des Königes war einer mit Namen Xun. Dieſen hatte Xam-Ty über eine Landſchaft geſetzet, die an den äuſſerſten Gränzen von China liegt. Dieſer Xun liebte ſeinen König dergeſtalt, daß er, nebſt dem gemeinen Volke, ihn für einen Gott würde gehalten haben, wenn ſeine Einſicht und Klugheit, der Hochachtung gegen ihn nicht Schranken geſetzt hätte So groß aber auch ſeine Liebe zu dem Xam-Ty war, ſo hatten doch nur bloß der Ruf von ſeiner Tugend, und die Wohlthaten, womit er auch ihn überhäufte, ſolche in ihm erreget. Er ſchätzte und verehrte nur die durch das Gerücht erkannten Vollkommenheiten des Königes; ihn ſelbſt aber hatte er niemals geſehen, und alſo von ſeinen eigentlichen Umſtänden keine genaue Nachricht einziehen können. Wem die Größe von China bekannt iſt, der wird leicht einſehen, daß es einem Stadthalter an den äußerſten Gränzen dieſes Reichs, als Xun war, nicht leicht möglich geweſen ſey, ſeinen König von Perſon zu kennen. Ja es würde ſo gar ſchwer gehalten haben, etwas von ſeinen Sitten daſelbſt zu erfahren, wenn ſich nicht der Ruf eines tugendhaften Regenten, und die Früchte ſeiner weiſen Regierung, in den entlegenſten Gegenden und entfernteſten Staaten ausbreiteten.

Schon eine geraume Zeit hatte unſer Xun ſeinen König in der Ferne verehret, und ſich bemüht, demſelben in der Tugend nachzufolgen, als ihm das unvermuthete Gerüchte zu Ohren kam: es habe ſich Xam-Ty einen Mitregenten erwählet, und denſelben in allen Stücken ſeiner Hoheit theilhaftig gemacht. Deshalb wurde auch zugleich ausgeſprengt, die Stadthalter ſollten künftig bey dem Cam-Te (dieß war der Name des neuerwählten Mitherrſchers) die Hälfte der Einkünfte von den Landſchaften einſenden, und ihn als ihren König verehren. Alle diejenigen, welche weniger vorſichtig und geringere Verehrer des alten Königes waren, als Xun, ließen ſich durch dieſes Gerüchte ſogleich aufbringen. Sie legten dem Cam-Te alsbald die verbindlichſten Glückwünſche ſchriftlich ab, und verſicherten ihn ihrer Unterthänigkeit. Nur Xun allein blieb zurück. Er wußte zwar wohl, daß es den chineſiſchen Königen nichts ungewöhnliches ſey, ſich Mitherrſcher an die Seite zu ſetzen, aber von des Xam-Ty Vollkommenheiten hatte er viel zu große Begriffe, als daß er glauben ſollen, es könne jemand würdig ſeyn, ihm gleich geſchätzt zu werden, und gleicher Ehre und Macht mit ihm zu genießen. Dieſerwegen hielt er das ausgebreitete Gerüchte für falſch, ob er gleich unter dem Namen des Xam-Ty ſelbſt, demſelben beyzupflichten, einige Befehle erhalten hatte. Er kannte die Ränke der Hofleute viel zu gut, als daß er nicht befürchten ſollen, es möchten dieſe Befehle untergeſchoben ſeyn. Auf dieſer Meynung blieb er auch ſo feſt, daß er ſich davon nicht abbringen ließ, ſo viel Gefahr ihm auch andre deshalb voraus ſagten. Sie ſtellten ihm vor, daß das, was von ſo vielen Leuten beſtätiget würde, nicht falſch ſeyn könnte, und daß ja ſogar ſchriftliche Zeugniſſe vorhanden wären. Dieß wird die Sache nicht ausmachen, gab er zur Antwort; denn wie manche offenbare Lügen ſind ſchon durch vieler tauſend Mund ausgebreitet worden. Wollten uns nicht alle, unter der Regierung unſers vorigen Königes, einbilden, daß ſeine Gemahlinn, da ſie auf der Jagd geweſen, von dem Gotte des Himmels geſchwängert worden, welches doch hernach völlig falſch befunden wurde? Es iſt mit den Nachrichten, die von der weit entlegenen Wohnung unſers Königes kommen, eben ſo beſchaffen, als mit unſern alten Geſchichtbüchern. Was bey dieſen die Länge der Zeit zweifelhaft machet, das wird bey jenen durch die Weite des Orts ungewiß. Und was die ſchriftlichen Zeugniſſe betrifft, fuhr er fort, ſo kann man ihnen in wichtigen Sachen wenig Glauben beymeſſen. Denn nicht alle Bediente unſers großen Tam-Ty ſind, wie er ſelbſt, tugendhaft. Wir haben ja von ihrer Bosheit Beweisthümer genug. Geſetzt aber auch, daß die Sache ihre Richtigkeit hätte: was kann es mir ſchaden? Iſt Tam-Ty in der That ſo tugendhaft, als man ſaget, ſo wird er meine Vorſicht nicht tadeln, oder ſtrafen können. Denn ich verſage meine Hochachtung und meinen Gehorſam dem nicht, den er ſich zum Mitherrſcher erwählet; ich weigere mich nicht, meines gütigen Königes Befehle ein Genüge zu thun; ich will nur, um keinen Fehltritt wider ſeine Hoheit zu begehen, von ſeinem Entſchluſſe gewiß ſeyn. Wie ſollte unſer großer Tam-Ty ſo ungerecht ſeyn, und einen Irrthum beſtrafen können, der, aus Hochachtung und Ehrfurcht gegen ihn, entſtanden iſt?

Mit dieſen geſetzten Worten wies der vernünftige Xun diejenigen ab, die ihm furchtſam zu machen ſuchten. Um aber den gewiſſeſten Weg zu gehen, ſo ſchickte er einen von ſeinen treueſten Bedienten an den König mit einem Schreiben ab, darinnen er denſelben bath, ihm die Erlaubniß zu geben, ſelbſt zu ihm zu kommen; dieweil er aus Liebe und demüthiger Ehrfurcht für ihn, einer ſo wichtigen Sache, die, wenn ſie falſch ſeyn ſollte, dem Könige ſehr nachtheilig ſeyn könnte, nicht eher Glauben beymeſſen würde, als bis er davon des Königes mündlichen Befehl eingehohlt hätte. Nach langer Zeit kam dieſer Abgeſchickte mit dem Befehle zurück, daß ſich Xun unverzüglich an den königlichen Hof begeben ſollte. Er trat dieſe Reiſe mit Vergnügen an, ſo viele ihm auch weiſſagten, daß er ſeine Ungläubigkeit mit ewigem Gefängniſſe würde bezahlen müſſen. Er langte endlich in dem weit entlegenen königlichen Sitze des Xam - Ty an, und wurde ſogleich zum Gehör geführet. Hier vergnügte er ſich nicht nur über die Vollkommenheiten des Königes, die aus allen ſeinen Geberden und Worten abzunehmen waren, ungemein; ſondern er freuete ſich auch beſonders, daß ſeine Muthmaßungen ſo richtig eingetroffen hatten. Denn ſo bald der König nach einigen Fragen, des Xun ehrliche und treue Abſichten erkannt hatte, ſo lobte er ſeine Vorſicht aufs beſte, und befahl ihm nun mündlich, den Cam - Te als ihn ſelbſt zu ehren. Er verſicherte, daß er ſich denſelben wirklich als einen Mitherrſcher an die Seite geſetzt hätte, weil es ſeine ungemeine Tugenden verdienten. Dieſem Befehle kam auch Xun aufs eifrigſte nach. Er trug nun weiter kein Bedenken, alles zu glauben, da er gewiß ſeyn konnte, und deshalb begehrte er den Cam-Te zu ſprechen. Als er vorgelaſſen wurde, entſchuldigte er ſeine Ungläubigkeit mit der Treue gegen den Xam-Ty und gelobte ihm nunmehro mit den verbindlichſten Worten die Unterthänigkeit an. Cam-Te, der ſo tugendhaft als Xam-Ty war, billigte gleichfalls ſein Verfahren aufs gnädigſte, und rechnete es ihm als einen großen Verdienſt an, daß er bey dieſer höchſt wichtigen Sache vorſichtiger, als andre, geweſen wäre. Deine Treue gegen deinen König, ſagte er, iſt größer, als anderer. Andere haben aus Furcht der Strafe mich als einen Mitherrſcher alsbald erkannt, ohne viel Unterſuchungen anzuſtellen; ſie haben einem ungewiſſen Gerüchte geglaubt, und einige ſchriftliche Befehle ſogleich für richtig gehalten, von denen man doch mehr als zu wohl weis, wie viel Betrug damit in unſerm Reiche vorgeht. Du aber haſt auch aus Liebe für deinen König Strafe und Gefahr verachtet. Andere haben kleinmüthig und niderträchtig gehandelt; du aber haſt etwas großes und edles gezeigt.

Unſer Xun reiſete nun mit völliger Gewißheit, und von beyden Königen wohlbeſchenkt zurücke. Seine Vorſicht hatte ihm nicht ewige Gefängniß, ſondern beyder Könige Gnade zugezogen.

Dieß iſt der Inhalt der verſprochenen Erzählung. Verſtehen Sie, werther Freund, was ich damit ſagen will: ſo bitte ich mir eine mündliche Antwort aus. Verſtehen Sie mich nicht, ſo wird eine kleine Unterredung mit mir, Ihnen alles deutlich machen. Ich bin

Dero beſtändiger Freund
M.

Sittenlehre der Schäfer.

Nachahmung des 18 Trinkliedes des Hrn. Deſtouſches.

Bachus weiche der Cythere!
Phyllis gilt mir mehr, als Wein.
Wenn ich meine Neigung höre,
Lädt ſie mich zum Lieben ein.
Nur von Liebe trunken ſeyn;
Das iſt meine Sittenlehre.
Doch ſey ihrer Ketten Schwere
Mir auf ewig unbewußt!
Daß mich Eiferſucht bethöre,
Das ſey fern von meiner Bruſt;
Denn ich liebe nur zur Luſt;
Das iſt meine Sittenlehre.
Wenn auch Phyllis grauſam wäre;
Hätt ich mir den Gram verdacht.
Daß mich Leid und Harm verzehre,
Darzu bin ich nicht gemacht.
Wer recht liebt, iſt froh und lacht;
Das iſt meine Sittenlehre.
Wenn ich küß und nie entbehre;
Ekelt mir vor dem Genuß.
Wenn ich immer ſcherzen höre,
Wird es mir zum Ueberdruß.
Drum ſo wechſle Scherz und Kuß;
Das iſt meine Sittenlehre.
Gold iſt nicht, was ich begehre;
Großem Ruhme bin ich feind.
Weg du Schatten eitler Ehre!
Du verſchwindeſt, eh mans meynt.
Nur die Wolluſt iſt mein Freund.
Das iſt meine Sittenlehre.

A.

Ende des Auguſtmonats.

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Eſt iocus in noſtris, ſunt ſeria multa libellis. *Auſon.*

Auf das Jahr 1743.
Herbſtmonat.

Leipzig,
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Die verſchiedene Art zu lieben.

Du liebſt ···· und liebſt, wie tapfre Seelen,
Die zwar voll Sehnſucht ſind, doch ohne ſich zu quälen;
Bey denen Zärtlichkeit und Muth beyſammen wohnt,
Und Venus mit dem Mars in einem Herzen thront.
Ein Herz, das edel iſt, das bleibt es auch im Lieben,
Und wird von ſeiner Art durch keinen Blick getrieben,
Der weiche Herzen ſchmelzt, Verzagte noch mehr beugt,
Den Wütrich wütender, doch Tapfre tapfrer zeigt.

Der Liebe ſtarke Macht verändert kein Gemüthe;
Sie zeiget es nur mehr und prüfet ſeine Güte,
Verräth des Menſchen Witz, Treu, Tugend, Einſicht, Muth.
Man liebt ſo, wie man ficht, ſcherzt, handelt, geht und ruht.
Im Lieben herrſchet nicht, nur ein Gott ſüßer Schmerzen,
Er iſt ſo mancherley, als mancherley die Herzen.
Vergebens ſtellet man ihn ſtets mit Flügeln dar;
Bey Trägen zaudert er, und kriecht, und hinkt ſo gar.
Er flattert hin und her bey unentſchloßnen Seelen,
Und fliegt gerade zu, wenn Weiſe ſtandhaft wählen;
Bey Blöden iſt er ſtumm, bey blinden Herzen blind,
Und ſieht bey denen ſcharf, die ſelber ſehend ſind.

Ein wankelbarer Geiſt, der niemals ſtille ſtehet,
Und den ein jeder Wind nach andern Zwecken drehet,
Liebt, wenn er ſich einmal zu übertreffen meynt,
Und nun bloß einer treu und nicht mehr wankend ſcheint,
Bald ſeiner Schönen Mund. Bald rühren ihn die Wangen;
Bald wirkt ihr muntrer Blick ſein feuriges Verlangen.
Bald hat es ihre Stirn; bald ihre Hand gethan,
Bald feſſelt ihn der Hals; bald ihre Locken an.
Bald reizet ihn der Wuchs von dem geſchlanken Leibe.
Bald ſagt er: mich vergnügt nur Witz an einem Weibe.
Stets liebt er eben die, doch nicht ſtets einerley,
Und ſo vermählt er noch den Wechſel mit der Treu.
Der Finger muß der Hand, die Augenbraun den Augen
Zur Nebenbuhlerinn an ſeiner Liebſte taugen.
So liebt er nach und nach vom Fuße zum Geſicht,
Und findet alles ſchön; nur ihre Tugend nicht.

Ein halber Menſchenfeind voll ungeſtümer Triebe
Will den Gehorſam faſt noch eher, als die Liebe.
Eh ſie noch Ja geſagt; gebiethet er, als Mann.
Sie iſt noch nicht ſein Weib und er ſchon ihr Tyrann;
Und wenn er ſie kaum ſieht, befiehlt er ganz gelaſſen,
Das alles, was er haßt, das iſt die Welt, zu haſſen.
Die Fehler merkt er auf; erzählt ſie nach der Reih,
Und Tadeln gilt bey ihm für eine Schmeicheley.
Sein Lieben iſt ein Haß. Sein Bitten iſt ein Streiten,
Verweiſe ſind bey ihm die größten Zärtlichkeiten.
Und wenn ſie dieß erzürnt; ſagt er: Mein ander Ich,
Du biſt von Fehlern voll und dennoch lieb ich Dich.

Ein andrer voll Verdacht, der ſich kaum ſelber trauet,
Und ſelbſt in ſeiner Bruſt ſich eine Hölle bauet;

Glaubt nimals, daß man liebt, und fordert Schwur auf Schwur;
Lauſcht auf der Liebſten Tritt, wie Jäger auf die Spur;
Verſtellt ſich; ſtiftet an; und flicht verſchlagne Schlingen
Um ein geheimes Werk durch Liſt herauszubringen.
Das dennoch nirgends iſt. Wenn ſie gelaſſen ſpricht;
So ſagt er: Ach! du kennſt der Liebe Flammen nicht.
Bezeigt ſie ſich vergnügt; ſo ſchreckt ihn ihr Vergnügen;
Und wenn ſie freundlich thut; ſo will ſie ihn betrügen.
Wer Scherz in Reden ſucht, und Salz in Worten liebt:
Scherzt auch, wenn er ſein Herz in ſchöne Bande giebt.
Er redet nur von Luſt, und ſpricht er ja von Plagen:
So wird er nur davon mit Spott und Lachen ſagen.
Wenn jener, dem das Haupt nach einer Schulter fällt,
Der Freyheit ganz betrübt die Leichenrede hält,
Mit ach! den Anfang macht, und auch mit ach! beſchließet,
Und ſeiner Schönen Hand mit Thränen übergießet.
Ein Weichling, dem die Furcht im tiefſten Herzen ſteckt,
Wird durch der Schönen Blick, u. durch den Feind geſchreckt.
Er bebet, wenn er ſpricht; er zittert, ſeufzt und weinet,
Wenn ſie nicht hören will, und wenn ſie zornig ſcheinet.
Ihr Weigern macht ihn krank, und tödtet ihn gewiß,
Und er verzweifelt ſchon bey jedem Hinderniß.
Dieß Zaghaftſeyn gebahr bey Venus Unterthanen
Das ſeufzende Gewäſch, die Sprache der Romanen,
Als erſtlich ein Scribent, den ſeine Glut bethört,
Die Helden, die er ſchrieb, ihm ähnlich ſeyn gelehrt.
Doch dieſes feige Herz, das ſeufzend überwindet,
Wird kühn, ſo bald es nur den Gegner blöde findet;
Es fordert, was es will; nimmt mehr, als man erlaubt,
Und geht und rühmt ſich dann noch mehr, als es geraubt.

So liebt ein Tapfrer nicht, der fürchtet, doch nicht zaget;
Der, wenn er klagen muß, noch immer edel klaget,
An der Verzweiflung ſtatt auf Gegenmittel denkt,
Noch andre treffen kann und nicht ſich ſelber kränkt.
Wer zweifelt, ob der Muth mit Liebe ſich geſelle,
Der wiſſe, Lieb und Muth kömmt hier aus einer Qvelle.
So wie man Ehre ſucht, wenn man die Feinde dämpft,
So ſucht man Ruhm dadurch, wenn man ein Herz erkämpft,
Das Länder übertrifft. Dort wünſcht man, von der Erden,
Und hier von einer Bruſt für groß geſchätzt zu werden,
Die wahre Tugend kennt, und ihr Geſetz erfüllt,
Und deren Lob ſo viel als die Geſchichte gilt.
So zeigt die Liebe nicht des ſchwachen Herzens Blöße;
Sie öffnet ſelbſt ein Feld zur Prüfung ſeiner Größe.
Da, was man ſchönes thut, gedoppelt Lohn erhält,
Zuerſt von werther Hand und dann auch von der Welt.

J. E. S.

* *

Gedanken
über den Carteſianiſchen Beweis
von der Wirklichkeit Gottes.

1 §.

Ich verſtehe unter dieſem Beweiſe denjenigen, der ſich auf die Erklärung des vollkommenſten Weſens gründet, und der in dem zweyten Theile von Hrn. Wolfs natürlichen Gottesgelahrtheit ausgeführet wird. Dieſes muß ich erinnern, um eine Zweydeutigkeit zu verhindern. Carteſius hat nämlich noch einen andern Beweis von der Wirklichkeit Gottes gegeben: Er ſchließt, daß der Begriff von einem unendlichen Weſen, den wir haben, ohne dergleichen in der Natur oder bey uns ſelbſt zu empfinden, nothwendig von dem Weſen ſelbſt, das ſein Gegenſtand iſt, in uns erzeuget werde. Dieſer letztere Beweis hat nicht ſo viel Aufſehens gemacht, als der vorhergehende, welcher insbeſondere ſeitdem iſt bekannter geworden, nachdem Herr Wolf ein ganzes Lehrgebäude von den Eigenſchaften Gottes darauf gegründet. Ich werde einige Gedanken über dieſen Beweis vortragen, welche mich wegen ſeiner Richtigkeit noch etwas zweifelhaft machen. Damit man mich hier zulänglich verſtehe, ſo wird nöthig ſeyn, die Art kurz zu erklären, auf welche Herr Wolf die Sache angegriffen. Denn ich glaube doch, daß ich wenigſtens vielen Beyfall erhalten werde, wenn ich behaupte, daß, wer wider dieſen Beweis Erinnerungen machen will, ihn ſo nehmen müſſe, wie er bey Herrn Wolfen ſteht. Die Billigkeit erfordert es, daß man den Beweis, den man unterſuchen will, bey demjenigen Schriftſteller betrachte, der am geſchickteſten geweſen iſt, ihm ſeine gehörige Stärke zu geben. Die Zweifel, die ich vorbringen werde, ſind nicht neu; man hat ſie bald nach der Zeit erregt, da Carteſius dieſen Beweis aufs Tapet gebracht: Ich glaube indeß nicht, daß ich übel thun werde, wenn ich dieſelben hier erwähne. Herr Wolf hat gar nicht an ſie gedacht, und einige Herren, die den Beweis aus dem Herrn Wolfen nachgeſchrieben, auch nicht. Es muß alſo eines von beyden ſeyn; entweder man weis davon nichts, oder man glaubet, es verlohne ſich nicht der Mühe, ſie zu heben. Das letztere iſt mir nicht wahrſcheinlich; weil ich, wenigſtens nach meiner Einſicht, denke, daß die Einwürfe, die ein Werenfels, ein Cudworth, und ein Mosheim machen, noch wohl verdienen, überlegt zu werden; zumal da man ſich ſonſt eben nicht Zeit und Papier dauren läßt, auf die ſchlechteſten Einwürfe öfters wiederholte Antworten zu wiederholen, und vielleicht ein großer Theil von ihnen etwas ähnliches mit dem Juvenal denkt:

— — Stultum eſt, cum tot vbique
Vatibus occurras, periturae parcere chartae.

Ich verfalle alſo auf die erſte Muthmaßung, daß die Bücher, aus denen ich meine Zweifel geſchöpft habe, denen, die nach Herrn Wolfen den Beweis vortragen, nicht ſo gar bekannt ſeyn müſſen; ungeachtet ich ſchwer an dieſe Muthmaßung gehe, weil ich glaube, daß die Bücher, die ich bisher geleſen, eben ſo gar unbekannt nicht geweſen.

2 §. Herr Wolf nennt eine Realität dasjenige, wovon man deutlich einſieht, daß es einer Sache wahrhaftig zukomme. Dergleichen iſt der Verſtand in unſerer Seele. Man muß die Realitäten von den Erſcheinungen unterſcheiden, die ſich bloß unſern undeutlichen Begriffen darſtellen, dergleichen z. E. die Farben ſind (Th. Nat. P. II. §. 5). Dieſen Begriff vorausgeſetzt, ſo heißt Herr Wolf das vollkommenſte Weſen dasjenige, welches alle Realitäten, die beyſammen ſtehen können, im höchſten Grade beſitzt (Th. N. P. II. §. 6). Er erweiſt, daß jede

Realität für ſich im höchſten Grade möglich iſt (§. 12), und daß das vollkommenſte Weſen auch möglich ſey (§. 13). Ferner, daß die Wirklichkeit eine Realität, und die nothwendige Wirklichkeit der höchſte Grad davon iſt (§. 20). Dieſes alles vorausgeſetzt, ſchließt er im 21 §. folgendergeſtalt: Gott, oder (welches einerley iſt) das vollkommenſte Weſen, enthält alle Realitäten im höchſten Grade (verm. der Erkl.), und iſt möglich (§. 13). Da nun jedes mögliche Ding wirklich ſeyn kann: So gehöret die Wirklichkeit unter die Realitäten, die in dem vollkommenſten Weſen beyſammen ſtehen können. Gott beſitzt ſie alſo, und zwar die nothwendige, weil dieſe der höchſte Grad davon iſt.

3 §. Carteſius hatte ſchon den Beweis auf eben dieſe Art vorgetragen, nur daß er den Begriff des vollkommenſten Weſens nicht ſo deutlich erklärt, und daran nicht einmal gedacht, zu erweiſen, daß es möglich ſey. Der Herr von Leibnitz urtheilte, daß der Beweis vollkommen richtig ſeyn würde, wenn man nur dargethan hätte, daß ein ſolches Weſen möglich ſey.

> Und Wolf, dem die Natur die Wahrheit vorgezählet,
> Kann nichts darinnen ſehn, das ſich ſelbſt widerſpricht.
>
> Bodmer.

Viele werden alſo glauben, daß ſich entweder nichts mit Grunde einwenden laſſe, oder daß man die Schlüſſe, die Herr Wolf für die Möglichkeit des vollkommenen Weſens machet, angreifen müſſe. Allein ſie irren ſich. Ich werde dieſe Schlüſſe alle in ihrem Werthe laſſen. Ich geſtehe, daß mir hin und wieder verſchiedenes nicht überzeugend genug geſchienen hat; allein, ich ſehe auch meine Zweifel nicht für wichtig genug an, ſie hier vorzubringen. Eigentlich werde ich bey dem, was Herr Wolf ſaget, gar nichts erinnern: Meine Erinnerung kömmt auf etwas an, das er nicht geſagt hat. Deswegen aber gebe man mir nicht Schuld, daß ich bloß den Herrn Wolfen zu tadeln, ihn hierein gemiſcht: Es zeiget vielmehr dieſes meine Hochachtung gegen ihn an. Denn, wenn man einen Schriftſteller deswegen anführet, weil man glaubet, daß er die Sachen am beſten abgehandelt habe: So hat man ohne Zweifel Hochachtung für ihn; ich habe aber den Hrn. Wolf aus dieſem Grunde angeführt. Man darf ſich alſo nicht einbilden, als gehörte ich unter die Feinde der metaphyſiſchen Gedanken des Hrn. Wolfs. Stünde ich mit dieſen Herren in einiger Vertraulichkeit: So hätte ich ihnen gerathen, verſchiedenes zu verſchweigen, das ſie vorgebracht; und verſchiedenes vorzubringen, was ſie verſchwiegen haben.

4 §. Ehe ich anfange, meinen erſten Zweifel vorzutragen, ſo muß ich meine Leſer an einen gewiſſen metaphyſiſchen Satz erinnern: Nämlich, daß ein Ding, welches bloß möglich iſt, nur ein Begriff des Geiſtes iſt, der ſich dieſes Ding vorſtellet, und ſich nicht auſſer den Gedanken dieſes Geiſtes befindet. Wenn ich mir eine vernünftige und feurige Dichterinn vorſtelle, die zugleich eine große und gründliche Erkenntniß in der Philoſophie, der höhern Mathematik, den Sprachen, und den Geſchichten beſitzt: So enthält mein Begriff wohl nichts widerſprechendes; aber wenn eine

ſolche Perſon noch nicht zu der Thüre herausgegangen iſt,

Die aus der düſteren letheiſchen Revier,
Wo das Vergeſſen herrſcht, ans offne Tagslicht führet.

Bodmer.

So wird man nicht ſagen, daß ſie etwas anders ſey, als ein bloßer Begriff, den ich mir mache. Das Reich der Möglichkeiten giebt in der Dichtkunſt zu ſchönen Ausdrückungen Gelegenheit: Aber wer ſich deswegen ein ſolches Reich von dem Verſtande, der die Möglichkeiten denkt, abgeſondert einbilden wollte, der würde mich an jenen ehrlichen Bürger erinnern, der durch fleißiges Leſen der Todtengeſpräche ſich feſt in den Kopf geſetzt hatte, es ſey eine ſolche Gegend, wo die Verſtorbenen Zuſammenkünfte hielten. Ich weis nicht, ob ich dem großen Carteſius unrecht thue, wenn ich ihm einige ſolche Gedanken Schuld gebe. Meine Leſer mögen aus folgenden ſeinen eigenen Worten * urtheilen. Er hatte zuvor von einer geometriſchen Figur geredt. „Wenn auch gleich eine ſolche Figur, „fährt er fort, nirgends außer meinen Gedanken iſt, „noch geweſen wäre: So hat ſie doch wahrhaftig „eine beſtimmte Natur, oder Form, oder Weſen, das „unveränderlich und ewig iſt, das von meinem Verſtande nicht erdichtet iſt, und von ihm nicht abhängt, „wie man daraus ſieht; weil von dieſem Triangel „verſchiedene Sätze können erwieſen werden.“ Wie weit dieſe Ausdrückungen des Carteſius mit ſeiner ſonſt bekannten Meynung, daß die Weſen der Dinge nicht nothwendig ſind, übereinſtimmen, das will ich

itzo

---

* Med. V.

itzo nicht unterſuchen: Ich wollte nur, daß er mir deutlicher geſagt hätte, was das beſtimmte **Etwas** ſeyn ſoll, davon er ſo wankende Begriffe hat, daß er nicht einmal weis, mit was für einem Namen er es belegen ſoll. Was iſt das aber für ein Schluß? Wir beweiſen die Eigenſchaften einer Sache: Alſo iſt ihr Weſen ein von unſern Begriffen unterſchiedenes Etwas. Wenn ich eine gewiſſe willkührliche Sammlung von Begriffen annehme, und dieſelbe mit einem Namen belege: So habe ich das Weſen einer Sache in meinem Verſtande. Mit dieſen Begriffen ſind nachdem andere nothwendig verknüpſt; das heißt: Ich ſehe gewiſſe Eigenſchaften von ihr ein. Will man wiſſen, woher dieſe Begriffe mit einander verknüpſt ſind: So zweiſle ich, ob es verſtändlich geantwortet ſey, wenn ich ſpreche, es iſt etwas, das ich nicht nennen kann, das nicht wirklich, aber doch außer mir iſt, und mich nöthiget, dieſe Begriffe mit einander zu verknüpfen. Wenn ich mir einen Menſchen vorſtelle, der aus der Schule entlauſen iſt, gerade wie er in der lateiniſchen Grammatik bis auf Amo gekommen war, der dabey weder viel natürlichen Verſtand, noch viel Fleiß beſitzt, aber eine große Begierde, von gelehrten Sachen zu urtheilen, und viel Einbildung von ſich hat: So ſetze ich hier bloß gewiſſe Begriffe, die einander nicht widerſprechen, willkührlich zuſammen. Ich will dieſen Menſchen, oder dieſe Sammlung von Begriffen, D heißen; ich könnte ihn eben auch A oder B nennen. Ich ſehe gleich ein, daß die Urtheile, die D von gelehrten Sachen fällen wird, öfters ungereimt ſeyn werden. Dieſer

Begriff iſt mit den vorhergehenden nothwendig verknüpft. Werde ich aber zu dieſer Verknüpfung durch ein Ding genöthiget, das ſich außer meinem Verſtande aufhält, wenn gleich der Herr D nicht wirklich in der Welt iſt? Oder, iſt es nicht vernünftiger, dieſes als eine Erfahrung anzunehmen, daß es gewiſſe Begriffe giebt, die unſer Verſtand nicht trennen, und andere, die er nicht verbinden kann? Doch was halte ich mich auf, eine ſo klare Wahrheit zu zeigen, als dieſe iſt: Daß die Weſen bloß möglicher Dinge von denen Begriffen, die wir uns von den Dingen machen, nicht unterſchieden ſind? Wenigſtens kann ich es itzo annehmen, da es Herr Leibnitz und Herr Wolf zugeben, welche behaupten, daß die Wahrheiten, die man ewig nennt, nicht ſeyn würden, wenn kein Verſtand da wäre, der ſie dächte *; daß ohne Gott nichts möglich wäre; daß der göttliche Verſtand der Quell der Weſen ſey **. Wenn ich die Gedanken des Carteſius recht verſtehe: ſo ſcheinen ſie mir einen neuen Beweis von dem Vorwurfe abzugeben, den man ihm ſonſt gemacht, daß, was er geſagt, ſchon von alten Weltweiſen geſagt ſey. Denn wie genau ſtimmen ſie nicht mit dem übereln, was Plato von ſeinen Ideen ſoll geglaubet haben, die Gott zum Muſter bey Anordnung der Welt, und unſerm Verſtande zum Grunde ſeiner Erkenntniß dienten. Allein, man weis auch, daß ſich Leute finden, die dem Plato dieſe Meynung deswegen abſprechen wollen, weil ſie ihnen ſo ungereimt vorkömmt. Dieſe Leute haben ohne Zwei-

fel

---

* Theod. Part. I. art. 184.

** WOLF Th. Nat. P. I. §. 192.

ſel unrecht. Cicero ſollte ſie gelehrt haben, daß nichts ſo ungereimt ſey, welches nicht von einem Weltweiſen wäre vertheidigt worden.

5 §. Wenn ich alſo dieſen Satz annehme, ſo fällt mir, wider den vorhabenden Beweis, ein Zweifel, aus dem Satze des zureichenden Grundes ein, von dem ich gewiß, nach meinen Begriffen, ſehr beſcheiden urtheile, wenn ich ihn nur verſchiedenen andern ſchönen Beweiſen an Schärfe gleich ſetze, die man aus dem zureichenden Grunde hergeleitet hat, z. E. daß es keinen leeren Raum gebe; daß die anziehende Kraft unmöglich ſey, u. d. g. Ich ſchließe ſo: Die Wirklichkeit des vollkommenſten Weſens muß einen zureichenden Grund haben; wenn man nun dieſelbe erſt erweiſen will, ſo ſetzet man bloß ſeine Möglichkeit zum voraus; und darinn müßte ſich alſo die Wirklichkeit gründen. Wie kann aber eine Wirklichkeit auſſer mir ſich in etwas gründen, das, wie ich im vorhergehenden Abſatze gezeiget habe, nichts anders, als ein Begriff, nicht außer meinem Verſtande iſt? Ich begehre den Satz nicht zu läugnen, den Herr Wolf anderswo erwieſen hat, daß ſich die Wirklichkeit Gottes in ſeiner Möglichkeit gründe: Allein ich habe von dieſem Satze nur alsdenn Begriff und Ueberzeugung, wenn ich durch einen andern Beweis, z. E. von der Zufälligkeit, bin überführet worden, daß ein Gott wirklich außer mir ſey; alsdenn erkenne ich deutlich, daß möglich und wirklich ſeyn, ſich in dieſem Weſen nicht von einander trennen laſſen Und in dieſem Verſtande ſpreche ich, ſeine Wirklichkeit gründe ſich bloß in der Möglichkeit: Aber alsdenn iſt die Möglichkeit

nicht ein bloßer Begriff, ſondern mit der ſchon erkannten Wirklichkeit außer meinem Verſtande verknüpft. Wenn ich aber die Sache umkehren ſoll, wenn ich einſehen ſoll, daß eine Möglichkeit, ein bloßer Begriff, den zureichenden Grund einer Wirklichkeit außer mir enthalte: So geſtehe ich, daß mir dieſes zu ſchwer wird. Wo ich Herrn Mosheims* Gedanken in den Anmerkungen, die er ſeiner lateiniſchen Ueberſetzung des Cudworths beygefüget, recht einſehe: So haben ſie mit den meinigen einige Aehnlichkeit. Ich gerathe faſt auf die Meynung, man könne überhaupt einſehen, es laſſe ſich die Wirklichkeit eines Dinges gar nicht aus ſeinem Weſen oder ſeiner Möglichkeit beweiſen. Beweiſe müſſen aus deutlichen Begriffen hergeleitet werden; und wie undeutlich iſt nicht unſer Begriff von dem Verhältniſſe des Möglichen zum Wirklichen, der doch in einen Beweis dieſer Art nothwendig einfließen müßte. Denn, daß man nicht beſſer wiſſe, wie ſich Möglichkeit und Wirklichkeit unterſcheiden, wenn man gleich nachzuſagen weis, die letztere ſey die Erfüllung der erſtern, das haben ſelbſt ſcharfſinnige Verehrer des Hrn. Wolfs längſt angemerket **.

6 §. Ich komme nunmehr zu einem andern Einwurfe, den ich für deſto wichtiger halte, je mehr ich finde, daß ſchon andere nachdenkende Männer ihn getrieben haben. Wenn ich einem Dinge gewiſſe Eigenſchaften beylege, ſo kommen ihm dieſe Eigenſchaften nur alsdenn wirklich zu, wenn es wirklich außer mir iſt. Sonſt ſind dieſe Eigenſchaften bloß ge-

---

* Cudw. Syſt. int. Cap. V. Sect. I. §. 100. not. 1, num. 3.

** WINKLERI Inſtit. Philoſ. ed. 2. §. 44.

gewiſſe Begriffe, die ich mit dem Begriffe verbinde, den ich das Weſen des Dinges nenne. Hieraus fließt, daß ein Satz, wie z. E. dieſer: Der Pegaſus iſt ein geflügelt Pferd; einen doppelten Verſtand hat. Entweder ich ſetze, daß ſich der Pegaſus außer meinen Gedanken unter den wirklichen Dingen befinde, ſo werden auch ſeine Flügel wirklich ſeyn; oder ich ſetze, daß er bloß möglich ſey, ſo heißt der Satz weiter nichts, als daß zu dem Begriffe, den ich mir vom Pegaſus mache, auch der Begriff der Flügel gehöre. Denke ich richtig, ſo hat eben dieſes Herr Wolf behauptet, in deſſen lateiniſcher Logik ich, wo ich mich recht erinnere, geleſen habe, daß in allen categoriſchen Sätzen eine Bedingung verſteckt ſey, und daß der Satz: Die drey Winkel eines Triangels ſind zweyen rechten gleich; dieſem gleichgültig ſey: Wenn ein Triangel da iſt, ſo iſt eine Figur da, deren drey Winkel zweenen rechten gleich ſind. Man ſieht alſo, daß ſich der Satz: Das vollkommenſte Weſen iſt das, welches alle Realitäten hat; auf zweyerley Art auslegen läßt. Man ſetze, dieſes Weſen ſey wirklich, ſo heißt er: Das vollkommenſte Weſen hat wirklich alle Realitäten; man ſetze, es ſey nur möglich, ſo will er weiter nichts ſagen, als: Ich verbinde mit dem Begriffe des vollkommenſten Weſens die Begriffe aller Realitäten.

7 §. Zwiſchen dieſen beyden Bedeutungen einerley Ausdrucks iſt ein großer Unterſchied; und da man bey gegenwärtigem Beweiſe die erſte nicht annehmen darf, indem man erſt darthun will, daß das vollkommenſte Weſen wirklich ſey: So muß man die andere

behalten. Was weis man alsdenn, wenn man noch dazu nimmt, daß die Wirklichkeit eine Realität iſt? Dieſes, daß man verſichert iſt, die Begriffe des vollkommenſten Weſens und der Wirklichkeit ſind mit einander verknüpft. Alſo iſt es nun wohl ohne Zweifel, daß das vollkommenſte Weſen wirklich iſt? Denn wenn der Begriff einer Eigenſchaft mit dem Begriffe einer Sache verknüpft iſt, ſo zweifelt niemand, daß die Eigenſchaft der Sache zukomme: Allein ich bin noch zu furchtſam, ſo zu ſchließen. Denn ich kann aus der Verbindung meiner Begriffe, nur alsdenn die Verbindung der Dinge außer mir folgern, wenn ich weis, daß Dinge außer mir wirklich ſind. Wenn ich mir gleich niemals den Pegaſus ohne Flügel denken kann: So wird es doch nicht folgen, daß der Pegaſus und Flügel außer meinen Gedanken verknüpft ſind, wo ich nicht annehme, daß der Pegaſus außer mir wirklich iſt. Man ſetze nun ſtatt des Pegaſus das vollkommenſte Weſen, und ſtatt der Flügel die Wirklichkeit. Die Begriffe des vollkommenſten Weſens und der Wirklichkeit laſſen ſich ſo wenig trennen, als die Begriffe des Pegaſus und der Flügel. Allein, wie die Flügel nur alsdenn, außer meinen Gedanken mit dem Pegaſus verbunden werden, wenn der Pegaſus wirklich iſt: So wird auch die Wirklichkeit nur alsdenn, mit dem vollkommenſten Weſen außer meinen Gedanken verbunden ſeyn, wenn das vollkommenſte Weſen wirklich iſt. Eine Wahrheit, welche uns zu entdecken kein Carteſius nöthig war.

8 §. Doch vielleicht iſt die Vergleichung des Pegaſus mit dem vollkommenſten Weſen etwas zu leichtſinnig. Ich will mich alſo gelehrter ausdrücken, und zwar nach dem Geſchmacke derjenigen Philoſophen, welche die Geſchicklichkeit beſitzen, Sachen ſehr ſchwer vorzutragen, die man durch eine kleine Veränderung einem Frauenzimmer, ja ſelbſt einem Poeten, verſtändlich machen könnte. Ich will alſo ſo ſprechen: Wenn mit dem Begriffe des Dinges A der Begriff der Eigenſchaft B nothwendig verknüpft iſt: So kann man nicht eher annehmen, daß die Eigenſchaft B und der Begriff A außer unſerm Verſtande beyſammen ſind, als bis man voraus ſetzet, daß A außer unſerm Verſtande wirklich ſey. Woferne man die Allgemeinheit dieſes Satzes zugiebt, wie man ſie zugeben muß: So frage ich, warum er nicht da gelten ſoll, wenn man für B die Wirklichkeit ſetzet? Warum gilt der Satz überall, als in dieſem beſondern Falle? Sollte man ſich nicht etwan hier einigermaßen auf die Art betrügen, wie ich im im vierten Abſatze erwähnt habe? Wenn man ſchließt, mit dem Begriffe des Dinges A iſt der Begriff der Wirklichkeit verknüpft; alſo hat das Ding A die Wirklichkeit: Nimmt man da nicht unvermerkt an, daß das Ding A etwas von dem Begriffe, den wir uns von ihm machen, unterſchiedenes ſey? und daß außer unſerm Verſtande ſich zwiſchen dem Dinge A und der Wirklichkeit eben die Verhältniß befindet, die zwiſchen unſerm Begriffe von beyden iſt? Aber, wie kann man dieſes annehmen, wenn man A als bloß möglich anſieht, und folglich nicht als etwas außer unſerm Verſtande betrachten darf?

9 §.

9 §. Es iſt mir dieſer Schluß noch aus dem Grunde verdächtig, weil man auf dieſe Art, wie es mir ſcheint, die Wirklichkeit eines jeden möglichen Dinges beweiſen könnte, wenn man ſie nur in ſeine Erklärung mit ſetzte. Ich will annehmen, daß ein Körper, deſſen Obertheil Menſchengeſtalt, und der untere Fiſchgeſtalt hat, nichts widerſprechendes ſey. Wenn ich nun ſpräche: Eine Sirene iſt ein **wirkliches** Geſchöpfe, deſſen Obertheil einem Menſchen, der untere einem Fiſche ähnlich ſieht, wäre es nicht vortrefflich geſchloſſen? Vermöge der gegebenen Erklärung laſſen ſich die Begriffe einer Sirene und der Wirklichkeit nicht trennen; alſo iſt die Sirene wirklich. Man nehme ſtatt der Sirene ein jedes anderes Ding, von deſſen Möglichkeit man deutlich verſichert iſt; man ſetze zu dieſem Begriffe den Begriff der Wirklichkeit, wie ich bey der Sirene gethan habe, der dem vorigen nicht widerſprechen wird, weil alles mögliche wirklich ſeyn kann. Auf dieſe Art erhält man den Begriff eines möglichen Dinges, in welchem der Begriff der Wirklichkeit ſtecket. Wird man aber wohl hieraus ſeine Wirklichkeit folgern? Man überlege, ob nicht bey den Schlüſſen wegen des vollkommenſten Weſens was ähnliches vorgehe? Es iſt wahr, die Wirklichkeit ſteht nicht ausdrücklich in ſeiner Erklärung; ſie ſtecket aber unter den Realitäten, die man ihm beylegt: Was iſt es alſo Wunder, daß man ſie aus der Erklärung herauswickelt, in die man ſie zuvor hineingewickelt hat? Und was hat dieſer Fall für einen Vorzug vor meinem Exempel von der Sirene, oder vor jedem andern möglichen Dinge,

in deſſen Erklärung man die Wirklichkeit nicht verſtecket, ſondern offenbar hinein bringt.

10 §. Das ſind die vornehmſten Zweifel, die mich wegen der Richtigkeit dieſes Beweiſes noch ungewiß machen. Vielleicht können ſie gehoben werden; allein, auch alsdenn wird der Beweis dem andern, den man aus der Natur der zufälligen Dinge hernimmt, weit nachſtehen, weil man bey dieſem nicht ſo viele Erinnerungen aus dem Wege zu räumen hat. Ich glaube, daß, meine Einwendungen von dem Verdachte zu befreyen, als ob es ungegründete Spitzfündigkeiten wären, nur nöthig wäre, einige von den Gelehrten zu nennen, die dieſelben ſchon vorlängſt gemacht haben. Ich will aber meine Leſer nur auf Baylens Wörterbuch in der Anmerkung G zum Artikel Zabarella verwieſen haben. Denen daſelbſt angeführten Schriften kann man noch eine von la Montre, im Journ. des Savans vom 31 Jan. 1701 beyfügen, ſo wie wegen dieſer Zweifel auch Cudworth in Syſt. Int. Cap. V. S. I. §. 99. verdienet, nachgeleſen zu werden. Wenn ich mich in den Umſtänden befände, die manchmal einen Gelehrten nöthigen, mit wenig Materie viel Bogen anzufüllen, ſo würde ich nicht ermangeln, die Gedanken dieſer Leute alle her zu ſetzen, und zu unterſuchen. Allein itzo begnüge ich mich, für mich aus ihren Schriften gelernt zu haben, was ſich von dieſem Beweiſe denken läßt, und meinen Leſern ſo viel zu ſagen, als genug iſt, ihnen zu zeigen, daß er noch nicht könne als unzweifelhaft gebraucht werden, ehe man ihn von dieſen Einwürfen befreyet hat. Eine weitläuftigere und gelehrtere Aus-

führung iſt meinen gegenwärtigen Abſichten nicht gemäß. Indeß will ich noch eine kurze Nachricht von den Gedanken des Anſelmus, den man insgemein als den erſten Erfinder dieſes Beweiſes anſieht, und des Thomas Aquinas geben: Denn ich merke, daß nicht eben alle, welche dieſe Männer bey gegenwärtiger Gelegenheit anführen, ihre Schriften geleſen haben; wie ich denn im Vorbeygehen noch erwähnen will, daß ich verſchiedenen von den Verehrern des Herrn Wolfs, nach der Menge und Wichtigkeit der Schriften, die ſie anführen, einen ſehr ſchönen Büchervorrath zugetrauet, bis ich alle von ihnen angeführte Stellen bey dem Herrn Wolfen angeführt gefunden.

11 §. Man hat es, wo ich nicht irre, ſchon dem Carteſius vorgeworfen, daß die Schlüſſe, mit denen er die Wirklichkeit des vollkommenſten Weſens unterſtützt, vorlängſt von einem Anſelmus wären gemacht worden. Dieſer Anſelm iſt aus einem Abte eines engliſchen Kloſters, Biſchof von Canterbury geworden. Noch als Prior ſeines Kloſters hat er ſich um einen Beweis bemühet, durch welchen das, was von Gott gelehrt und geglaubet wird, könnte kurz dargethan werden. Er hat dieſer Betrachtung ſo nachgehangen, daß ſie ihn öfters ſelbſt unter der Verrichtung des Gottesdienſtes geſtöret; daher hat er geglaubet, es ſey eine Verſuchung des Teufels, und ſich davon abzuziehen getrachtet: Allein dieſes iſt ihm nicht möglich geweſen. Im Gegentheile hat er endlich jählinge Licht bekommen, und das gefunden, was er geſucht. Er hat ſeine Gedanken zuerſt in einer Schrift vorgetragen, vor welche er ſeinen Namen nicht geſetzt.

Dieſes Werk iſt öfters abgeſchrieben worden; und endlich haben ihn viele genöthiget, ſeinen Namen hinzuzuſetzen, da er denn auch den Titel des Werks geändert, und es Proslogium genannt. Dieſes erzählet Eadmer, in der Lebensbeſchreibung Anſelms, welche Anſelms Werken, ſo wie ſie Gerberon herausgegeben, vorangeſetzt iſt. Anſelms Schluß ſelbſt kömmt darauf an: Er nennet Gott ein Weſen, welches das größte ſey, das ſich denken läßt, (illud quo maius cogitari nequit.) Ein ſolches Weſen, folgert er, kann nicht bloß in dem Verſtande ſeyn; denn ſonſt ließe ſich noch ein größeres denken, nämlich ein Weſen, das auch wirklich außer dem Verſtande iſt. Das Weſen alſo, das nur im Verſtande iſt, würde nicht das größte ſeyn, das ſich denken läßt, wenn es nicht zugleich außer dem Verſtande wäre. Es iſt alſo kein Zweifel, daß das größte Weſen, das ſich denken läßt, nicht nur im Verſtande, ſondern auch außer ihm wirklich ſey. Er fährt weiter fort, zu zeigen, daß man ſich nicht einmal gedenken könne, daß Gott nicht ſey. Denn, ſpricht er, wir können uns ein Ding vorſtellen, das ſo beſchaffen iſt, daß man ſich nicht einmal gedenken kann, es ſey nicht. Ein ſolches Weſen iſt ohne Zweifel größer, als ein anderes, von dem man gedenken kann, daß es nicht ſey. Es iſt alſo ein Widerſpruch, das größte Weſen, das man denken kann, ſich ſo vorzuſtellen, als ließe ſich von ihm denken, daß es nicht wirklich ſey.

12 §. Mich deucht, es iſt leichte einzuſehen, daß des Anſelms größtes Weſen, mit dem, was man itzo das vollkommenſte nennt, einerley Begriff ſey, und

man wird alſo aus dem vorhergehenden urtheilen können, was ich wider dieſe Schlüſſe zu erinnern habe. Indeß ſchienen ſie dem Anſelm ſo klar, daß er glaubte, wenn nach dem Ausdrucke des Pſalmes, der Thor in ſeinem Herzen ſpräche, es ſey kein Gott: So käme es bloß daher, weil er keinen Begriff von der Bedeutung des Wortes Gott habe; ſonſt würde er ſo wenig den Satz: Gott iſt nicht, für möglich halten können, ſo wenig jemand, der da verſteht, was die Worte Feuer und Waſſer, bedeuten, denken kann, daß das Feuer Waſſer ſey. Allein ſchon damals hat er Widerſpruch bey einem Mönche, Gaunilo, gefunden, der ſeinen Einwürfen den Titel einer Vertheidigung des Thoren gegeben *. Dieſer Gegner, nachdem er erinnert hat, daß der Begriff von Gott, der in uns iſt, ſowohl könnte erdichtet ſeyn, als viele andere Begriffe; ſo fährt er fort: Man kann die Wirklichkeit des Weſens, welches das größte ſeyn ſoll, das ſich denken läßt, gar nicht daraus ſchließen, weil es größer iſt, als alle andere Dinge. Man muß erſtlich ausmachen, daß ein ſolches Weſen außer meinem Verſtande ſey; alsdenn folget, daß es von ſich ſelbſt ſey, weil es größer iſt, als alle andere Dinge **. Er erläutert ſeinen Einwurf durch ein Gleichniß. Wenn mir jemand von einer Inſel erzählte, ſaget er, die an allen Reichthümern und Ergötzungen einen

---

* Reſponſio pro inſipiente.

** Prius enim certum mihi neceſſe eſt fiat, re vera eſſe alicubi maius ipſum, et tum demum, ex eo quod maius eſt omnibus, in ſe ipſo quoque ſubſiſtere, non erit ambiguum.

Ueberfluß hätte, und vortrefflicher wäre, als alle andere Länder: So würde es ein ſehr wunderliches Verfahren ſeyn, wenn er nun folgern wollte, es müßte eine ſolche Inſel wirklich ſeyn, weil ſonſt jede wirkliche vortrefflicher wäre. Anſelm hat wider dieſe Einwürfe des Gaunilo eine Schutzſchrift aufgeſetzt, mit deren weitläuftiger Erzählung ich mich nicht aufhalten will, weil ich nichts finde, welches den Gegner zu widerlegen zulänglich wäre, und weil mir durchgehends der oben erwähnte Fehler einzufließen ſcheinet, daß ein bloß mögliches Ding, als etwas, das außer dem Verſtande iſt, betrachtet wird.

13 §. Unter denjenigen Philoſophen, deren Urtheile von dieſem Beweiſe Herr Wolf anführet, iſt auch der berühmte Thomas von Aqvin. Von ſeinen Gedanken gehöret hieher, was in ſeiner Summa theol. contra gentibus im 10 Hauptſt. des 1 B. anzutreffen iſt. Er erzählet daſelbſt, daß einige glaubten, die Wirklichkeit Gottes ſey ein Grundſatz, der ſich wegen ſeiner Klarheit nicht erweiſen ließe. Dieſe Leute, ſaget er, brächten drey Schlüſſe vor, durch welche ſie zeigen wollten, daß man dieſen Satz gleich zugeben müſſe, ſo bald man die Bedeutungen der Wörter verſtünde. Die erſten beyde ſind Anſelms, welche ich im vorhergehenden Abſatze angeführt, nämlich, daß das größte Weſen, das ſich denken läßt, wirklich ſeyn müſſe, und daß man nicht einmal denken könne, daß es nicht wirklich ſey. Der dritte Schluß nimmt an: Das Weſen Gottes ſey einerley mit ſeiner Wirklichkeit. Die Frage: Was Gott iſt? und die, ob Gott iſt? haben einerley Antwort. Die Gedanken

des engliſchen Lehrers über dieſe Schlüſſe, ſind folgende: Daraus, daß wir einen Begriff haben, wenn wir das Wort Gott nennen, folget nur, daß Gott in unſerm Verſtande ſey. Hieraus fließt nicht, daß ein ſolches größtes Weſen, das ſich denken läſſet, in der Natur ſelbſt ſey. Es iſt nicht ungereimt, allezeit ein größeres Weſen zu gedenken, als jedes gegebene Weſen in unſerm Verſtande oder außer uns iſt: Nur alsdenn iſt dieſes ungereimt, wenn man ſchon annimmt, daß etwas wirklich ſey, über welches nichts größers könne gedacht werden[*]. Eben ſo wenig folget in dem andern Schluſſe, daß Gott nicht das größte Weſen ſeyn würde, was ſich denken läßt, wenn man ſich vorſtellen könnte, daß er nicht wäre. Denn daß man dieſes ſich vorſtellen kann, zeiget nicht ſeine eigene Unvollkommenheit, ſondern die Schwäche unſers Verſtandes an, der Gott nicht ſelbſt erkennet, ſondern aus ſeinen Werken ſchließen muß. Eben dieſes läßt ſich auf den dritten Beweis antworten. Gleichwie es bey uns, ein für ſich klarer Grundſatz iſt, daß das Ganze größer ſey, als der Theil: So wird auch die Wirklichkeit Gottes denen für ſich

---

[*] Eodem modo neceſſe eſt, poni rem, et nominis rationem. Ex hoc autem, quod mente concipitur, quod profertur hoc nomine Deus, non ſequitur, Deum eſſe, niſi in intellectu - - - et ex hoc non ſequitur, quod ſit aliquid in rerum natura, quo maius cogitari non poſſit, et ſic nullum inconueniens accidit, ponentibus Deum non eſſe. Non enim inconueniens eſt, quolibet dato, vel in re, vel in intellectu, aliquid maius cogitari poſſe, niſi ei, qui concedit, eſſe aliquid, quo maius cogitari non poſſit, in rerum natura.

klar ſeyn, die das göttliche Weſen ſelbſt anſchauen. Weil dieſes aber von uns nicht geſchieht: So können wir die Wirklichkeit Gottes nicht aus ihm ſelbſt, ſondern nur aus ſeinen Werken erkennen.

15 §. Dieſe Erinnerungen ſcheinen mir viel Aehnlichkeit mit dem zu haben, was ich im vorhergehenden an dem Beweiſe ausgeſetzt habe. Man ſieht wenigſtens deutlich, daß Thomas dergleichen Art zu ſchließen nicht für überzeugend hält, und an dieſem Orte überhaupt leugnet, daß die Wirklichkeit Gottes aus unſerm bloßen Begriffe von ihm könne erwieſen werden. Ob dieſes ſo viel heiße, als daß ſich der vorhabende Beweis auf die Natur unſerer Seele gründe, und daher kein Beweis a priori könne genannt werden, wie Herr Wolf* die Gedanken des Thomas auslegt, will ich nicht ausmachen. So viel aber iſt wohl klar, daß er an dieſem Beweiſe nicht bloß das getadelt, daß die Möglichkeit des größten Weſens noch müſſe erwieſen werden.

M. Käſtner.

---

* Praefat. ad P. II. Th. N.

Das Lob der Schauſpiele.

Ihr, die ihr Welt und Sitten kennet,
Die Anmuth nicht vom Nutzen trennet,
Die Tugend liebt, das Laſter ſcheut;
Ihr, die ihr längſt, als Patrioten,
Der Weisheit Hülf und Hand gebothen,
Des wahren Glückes Stützen ſeyd:
Sagt, wie man, wenn ein Volk verwildert,
Wenn es Vernunft und Gott verlacht,
Des Laſters Antlitz häßlich ſchildert,
Die Tugend ſchön und reizend macht?
Prägt ſtrenger Ernſt den Trieb zum Guten,
Mit Bitterkeit, mit Schlag und Ruthen,
In die verderbten Herzen ein?
Soll man mit ſtörriſchem Geſichte,
Durch Zwang, durch Wuth, durch Strafgerichte,
Der Bosheit Feind und Störer ſeyn?
Nein, eure Weisheit kennt die Herzen,
Sie weis, was ihre Härte rührt;
Nicht die Empfindung herber Schmerzen
Iſts, was zur wahren Tugend führt.
Mit kluger Liſt und ſanften Ketten
Muß man Vernunft und Tugend retten,
Und böſen Sitten Einhalt thun;
Den Abſcheu vor der Thorheit Sünden
Muß Aug und Ohr und Herz empfinden;
So kann ſein Grund auf Felſen ruhn:
So, wie ein Wild noch kein Verlangen
Nach ſeines Falls Vermeidung trägt,
Wenn es kein Bild von Netz und Fangen
Sich durch Erfahrung eingeprägt.

Wo iſt der Schauplatz aller Sitten
Vom Phaſis an, bis wo die Britten
Die Flut des Oceans umringt;
Von Japan bis an Peru Grenzen,
Vom Nil, bis wo viel Dünſte glänzen,
Wo Tornens Eis den Sund durchdringt?
Ihr niemals gnug geprieſnen Bühnen,
Stellt uns Furcht, Schrecken und Gefahr,
Zank, Thorheit, freventlich Erkühnen,
Mord, Tyranney und Blutſchuld dar.

Wo Theſpis einſt auf ſchlechten Bretern
Der Tugend frechen Uebertretern
Des Laſters Häßlichkeit gezeigt:
Da hat der Weisheit zum Vergnügen,
Nachdem ihr Werth ſo hoch geſtiegen,
Des Schauſpiels Kraft ſich ſchon eräugt.
Noch mehr hat Aeſchylus Erfinden
Der Bühnen Nutz und Pracht vermehrt,
Da er, die Reden zu verbinden,
Durch glücklichen Verſuch gelehrt,

Als Sophokles ihm Geiſt und Leben
Und den ſo hohen Werth gegeben,
Der es den Weiſen ſchätzbar macht:
Ward, durch ein künſtliches Verſtellen,
Der Bosheitstrieb, das Kind der Höllen,
Durch ſcharfe Waffen umgebracht.
Er wußte Sinn und Herz zu rühren,
Ihm war der Lauf der Welt bekannt;
Er lehrte, ſonder Ueberführen,
Und beſſerte ſein Griechenland.

Wie? ſeh ich dort nicht ſeine Bühne,
Wo Oedipus mit ſtarrer Mine,
Den kühnen Vatermord bereut?
Wo er den Götterſpruch vollendet;
Da er die Mutter ſelbſt geſchändet,
Sein eignes Glück und Leben ſcheut.
Der Mutter Schimpf, des Vaters Leiche,
Beſlecken ſein erhabnes Haus;
Er ſteigt vom Thron, weicht aus dem Reiche,
Und ſticht ſich ſelbſt die Augen aus.

Voll Mitleid und voll Furcht und Schrecken
Seh ich die Straf an ihm vollſtrecken,
Die ihm ſein Ausſpruch auferlegt;
Ich ſeh ſein doppeltes Verbrechen
Durch den erzürnten Himmel rächen,
Der auch der Fürſten Bosheit ſchlägt.
O Vorſicht! denk ich, wie vergebens
Trotzt mancher Thor auf Stand und Glück!
Kennt er die Folge ſeines Lebens?
Weis er den letzten Augenblick?

Wie? iſt die Bühne ſchon verſchwunden?
Wo ſind die, welche vor mir ſtunden,
Die Furcht und Angſt in mir erregt?
Nur hin! der Abſcheu vor den Thaten,
Des Oberhaupts von Thebens Staaten
Iſt doch, und bleibt mir eingeprägt.
Hinfort wird mir im ganzen Leben,
Wenn andre mancher Reiz berückt,
Dieß Schreckensbild vor Augen ſchweben,
Das ich am Oedipus erblickt.

Dieß war der Griechen Sittenſchule;
Die Bühne gab dem Lehrerſtuhle
Der neuern Völker wenig nach;
Indem die Kraft der Trauerſpiele,
Bey höchſt empfindlichem Gefühle,
Der Herzen Zärtlichkeit zerbrach.
Durch ſie ward dort im Alterthume,
Wo Themis ihre Kraft geſchaut,
Der Dichtkunſt zum verdienten Ruhme,
Athen, ja Griechenland erbaut.

Als man durch ſpottende Satiren
Die Thorheit auf den Schauplatz führen,
Und ſie mit Schimpf verlachen ließ;
Als Epicharm, nach Theſpis Zeiten,
Durch mögliche Begebenheiten,
Der Laſter Ungereimtheit wies;
So war ein neues Gift erfunden,
Ein Gift, den Laſtern zur Gefahr;
Weil, als man Lehr und Scherz verbunden,
Des Luſtſpiels Anblick reizend war.

Mich dünkt, ich ſeh Menanders Bühnen,
Wo ſich, in lächerlichen Minen,
Der Thorheit wahrer Abriß zeigt;
Wo dieſer muntre Luſtſpieldichter,
Wo er als kluger Sittenrichter,
Bey keiner Ungereimtheit ſchweigt.
Sein Scherz reizt ganz Athen zum Lachen,
Und ganz Athen erbaut ſich doch.
Sollteſt du itzt für die Tugend wachen,
O großer Dichter! ſchriebſt du noch!

Mein Blick kehrt ſich nach Remuls Mauern,
Wo Furcht und Schrecken und Bedauern
Der Römer Schauplatz oft erfüllt.
Hier zeigt ſich auch in Trauerſpielen,
Die auf der Sitten Beßrung zielen,
Der Tugend und des Laſters Bild:
Hier, wo durch des Aeſops Geberden
Vergnügen, Lachen, Zorn, Verdruß
Faſt in ganz Rom empfunden werden;
Wo ſelbſt ein Cato weinen muß.

Was römſcher Dichter Fleiß geſchrieben,
Hat manche Thorheit noch vertrieben,
Als ſie der Moder ſchon verzehrt;
Des Plautus ſcherzend muntres Lehren
Blieb ſtets zu Rom in Werth und Ehren,
So fern es manche Frucht gewährt;
Und du, du Liebling großer Männer,
Den Witz und Dichtkunſt ſo erhob,
Terenz, du kluger Sittenkenner,
Dich preiſt noch itzt der Kenner Lob!

Mein Blick ſchaut in die neuen Zeiten,
Wo man, die Tugend auszubreiten,
Der Sittenlehre Bühnen baut;
Wo man die Schauſpielkunſt der Griechen,
Nachdem ſo manche Zeit verſtrichen,
In ihrer alten Schönheit ſchaut;
Wo Spott und Hohn, wo Furcht und Schrecken,
Mit Luſt und angenehmer Kraft,
Der ſeltnen Tugend Trieb erwecken
Und Spiel und Scherz viel Nutzen ſchafft.

Seh ich des Cato ſtarke Triebe
Nach ſeines Vaterlandes Liebe,
Nach deſſen Ehr und Freyheit an;
Seh ich ſein Haupt ſich willig neigen,
Um Roms Verfolgern anzuzeigen,
Er ſey nicht Cäſarn unterthan:
So fällt mir Deutſchlands Glück und Ehre
Bey Frankreichs Wut und Herrſchſucht ein;
Und, wenn ich auch den Geiſt verlöhre:
So möcht ich deſſen Retter ſeyn!

Wenn Sigmars Muth und Hermanns Waffen
Den Deutſchen Sieg und Ruhm verſchaffen,
Und ihres Volks Verfechter ſind;
Wenn ſelbſt Thusnelde kämpft und ſchläget;
Wenn Siegmund Varus Macht erleget,
Und Deutſchlands Freyheit wiederfindt:
So klopft mein Herz, ſo brennt mein Eifer,
So wallt mein deutſchgeſinntes Blut,
Und wünſcht, für ſtolzer Feinde Geifer,
Wiewohl vergebens! Hermanns Muth.

Mit reiner Luſt, und lauterm Lachen,
Seh ich den Stolz verächtlich machen,
Wenn Ahnenſtolz ſich Wapen malt;
Wenn er mit ſeinem Anherrnrechte,
Leer vom Verdienſt, mit dem Geſchlechte
Und Heinrichs Bärenſchwänzen pralt.
Der Ahnenſtolzinn Adelſitten
Lacht, wer ſie ſieht, als Thorheit, aus;
Den Schimpf, den Wilibald erlitten,
Erwägt man und erbaut ſich draus.

Wenn der geſchäfftge Müßiggänger,
Je mehr er thut, je mehr und länger
Doch Pflicht und Amt und Glück verſäumt;
Indem er bald die Saiten rühret,
Bald ſeine Schönheit küßt und führet,
Bald tanzt und reitet, malt und reimt:
So ſeh ich wie ein flüchtigs Weſen,
Durch Müh und Arbeit, Stümper macht.
Der Lauf der Welt läßt deutlich leſen:
So wird die meiſte Zeit vollbracht.

So können unſre Dichter ſchildern,
So ſtellen ſie in wahren Bildern
Die deutſchen Sitten lebhaft vor.
Ihr Witz iſt der Verkehrten Zügel,
Manch Schauſpiel zeigt oft, als im Spiegel,
Der größte Klügling ſey ein Thor.
Dieß wirkt weit mehr, als Fluch und Seegen,
Weit mehr, als Straf und ſtrenge Zucht,
Wenn man, die Tugend einzuprägen,
Das Laſter zu vertilgen ſucht.

Euch, die ihr längſt, der Welt zum Nutzen,
Den Werth der Bühnen aufzuputzen
Kunſt, Witz und Einſicht angeſtrengt!
Die ihr die Freunde böſer Sitten
Mit Anmuth und mit Luſt beſtritten,
Und mancher Laſter Schwarm verdrängt;
Du Stagirit, o Fürſt der Weiſen,
Und du, Horaz, der Römer Zier,
Euch muß Europa ewig preiſen;
Die Tugend wünſcht: O lebtet ihr!

Du, o der deutſchen Dichtkunſt Lehrer,
Der Einſicht und der Kunſt Vermehrer,
Der alten Weisheit Ebenbild;
Dein Ruhm, o Gottſched! ſcheut die Grenzen,
Ganz Deutſchland hat ſein helles Glänzen,
Was Deutſchland? noch weit mehr erfüllt.
Der Bühnen Pracht wird dich erheben,
Die du in Deutſchland hergeſtellt:
So weicht dein Ruhm, ſo fliehe dein Leben
Nicht eher, als die ganze Welt!

Chriſtlob Mylius.

* *

Der Autor.

Zweytes Stück.

> Mediis videor diſcumbere in aſtris
> Cum Ioue, et Iliaca porrectum ſumere dextra
> Immortale merum. *Stat.*

Nunmehr habe ich den erſten Schritt zur Unſterblichkeit gethan. Es kennen mich bereits drey Drucker; und Chloris hat aus meinem Autor, ohne ſich unterbrechen zu laſſen, ſchon eine halbe Seite geleſen. Da ich aber nicht ſo niederträchtig bin, daß ich bey meinen Handlungen mehr auf meinen Ruhm, als auf die Ehre des gemeinen Weſens, die Augen richten ſollte: So wünſche ich vor allen Dingen meinem Vaterlande Glück, weil es, durch meine Geſchicklichkeit, einen ziemlichen Anſpruch

ſpruch auf die Hochachtung der Nachwelt erhalten hat. Ich würde nicht ſo geeilet haben, den auswärtigen Scribenten mit dieſer Erklärung zuvorzukommen, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß ich es unter allen mit meiner Freude darüber am aufrichtigſten meynte. Nach dieſer bezeigten Uneigennützigkeit wird es mir erlaubt ſeyn, theils zu meinem Vergnügen, theils zur Aufmunterung junger Leute, welche zum Bücherſchreiben noch zu verzagt ſind, ein paar Worte von meinen eigenen Empfindungen zu reden, ſeitdem ich mein erſtes Blatt gedruckt erblicket habe.

Es hat ein gewiſſer Philoſoph geſagt: Es ſey keine Glückſeligkeit zu leben, wenn man nicht vergnügt leben könnte. Ich aber getraue mir, zu behaupten, daß man nothwendig ein Autor ſeyn muß, wenn man ſeines Lebens recht genießen will. Es ſollte mir leicht ſeyn, dieſes aus der Pſychologie zu beweiſen, wenn ich nicht, wie viele große Bücherſchreiber, vor den Beweiſen einen natürlichen Ekel hätte. Plutarch erzählet uns von dem Ageſilaus, einem Könige der Lacedämonier, folgendes: Man habe ihn einsmals überraſchet, da er mit ſeinen Kindern auf dem Stecken geritten wäre. Hierauf hätte er den Ankommenden ganz ernſthaft zugerufen: **Redet nicht eher davon, als bis ihr Väter geworden ſeyd!** Wenn mir alſo jemand verdenken wollte, daß ich meinen Autor beſtändig in der Taſche trage, ihn allemal über die andre Stunde leſe, darüber herzlich lache, in allen Geſellſchaften davon zu reden anfange, und die Buchdruckerey als die herrlichſte Erfindung des menſchlichen Verſtandes preiſe, wenn jemand, ſage ich, dieſes

Vergnügen für abgeſchmackt, oder wenigſtens für mittelmäßig halten wollte: So würde ich ihm mit einer kleinen Veränderung antworten: **Urtheile nicht eher davon, als bis du ein Autor biſt!** Es ſey ferne, daß ich allen Scribenten eben den Grad des Vergnügens über ihre gedruckten Schriften, den ich bey den meinigen empfinde, zutrauen ſollte. Leute, welche ihre beſten Jahre mit einem müßigen Nachdenken vorbeyſtreichen laſſen, erſt nach langer Erfahrung zu ſchreiben anfangen, und alle Worte auf die Goldwage legen; Leute, welche ſo phlegmatiſch ſind, daß ſie alle ihre Sätze zu beweiſen, Zeit haben; Leute, welche in der Hochachtung gegen ſich ſelbſt allezeit zu viel zu thun glauben, ſind nicht fähig, das zu empfinden, was ich mit meines gleichen empfinde. In der Jugend muß man ein Autor werden, wenn man Lärmen in der Welt anrichten, und die Früchte ſeines Ruhmes ſchmecken will.

Maxima debetur puero reuerentia. *Iuuenal.*

Je jünger man ſchreibt, deſto gelehrter ſchreibt man; und ich ärgere mich recht über meine Furchtſamkeit, daß ich mit der erſten Geburt meines Witzes ſo lange gewartet habe, bis ich noch einmal ſo alt bin, als Achilles war, da er den Pyrrhus zeugte. Aber was ſchreibe ich? Werde ich nicht bey meinen Leſern einen anſehnlichen Theil ihrer Bewunderung verliehren, wenn ſie hören, daß ich nicht nur älter, ſondern auch noch einmal ſo alt bin, als ein Menſch, der der Welt dergleichen wirkliche Dienſte leiſten kann? Wenn ich mir nicht ein unverbrüchliches Geſetz gemacht hätte, niemals ein Wort, geſchweige denn etliche Zeilen, in meinen Schriften wieder auszuſtreichen: So würde ich ohnfehlbar mein letztes Geſtändniß wieder auslöſchen. Allein dieſen Mord kann ich unmöglich an meinen Gedanken begehen, zumal da ich die Sache durch eine Erklärung wieder gut zu machen hoffe. Vielleicht büße ich nicht ſo gar viel ein, wenn ich meine ungelehrten Leſer belehre, daß Achilles nur neun Jahre alt war, als er Deidamien auf ſo eine überzeugende Art von ſeiner Liebe überführte. Es wäre freylich beſſer geweſen, wenn ich in eben dem Alter meinen Autor zur Welt gebracht hätte; ich glaube aber doch, daß ein Scribent von meinen Jahren noch nicht zu ſpäte kömmt. Wenigſtens kann ich ſagen, daß es mir noch nicht an Bewunderern fehlet. Es iſt wahr, daß man mich noch nicht öffentlich gelobt hat: Allein ich kann leicht denken, daß man in allen Geſellſchaften von mir redet, und daß ich eheſtens in den gelehrten Zeitungen ſtehen werde. Ich bin mit meinen Verdienſten ein wenig bekannt, und weis, was es heißt:

Nocte dieque ſuum geſtare in pectore teſtem. *Iuuen.*

Es wird mir alſo gar nicht ſchwer, zu errathen, was es zu bedeuten hat, daß man alle Fenſter aufreißt, nach den Ferngläſern greift, und einander in die Ohren ziſchelt, wenn ich auf der Gaſſe gehe. Wollte ſich zu unſern Zeiten ein Cardan finden, und in ganz Europa zwölf erhabene Geiſter ausſuchen, die es in den Wiſſenſchaften vor allen andern am höchſten gebracht hätten: So weis ich am beſten, wen er zuerſt ſetzen müßte. Ich habe zwar nur ein einziges Stück drucken laſſen. Wie aber Pythagoras, nach des

A. Gellius Ausſage, die Größe des Herkules nach der gegebenen Länge ſeines Fußes genau zu beſtimmen wußte: So werden auch ſcharfſinnige Leſer ſchon aus dieſen wenigen Blättern ausziffern, wie groß der Umfang meines Geiſtes ſeyn muß.

Doch ich halte mich zu lange bey dem Vergnügen eines Autors auf, welches er aus der Vorſtellung ſeines Ruhmes ſchöpfen kann. Es iſt ungemein angenehm, wenn man mit mir das Recht hat, ſich alle Minuten die kleine Vorſtellung zu machen:

Tu verras Poetes, Orateurs,
Rhéteurs, Grammairiens, Aſtronomes, Docteurs,
Degrader les Héros, pour te mettre en leurs places,
De tes titres pompeux enfler leurs dedicaces,
Te prouver à toi-même, en Grec, Hebreu, Latin,
Que tu ſais de leur art, et le fort, et le fin. *Boil.*

Allein es iſt für einen Menſchen, der ſo wenig ehrgeizig iſt, als ich bin, noch nicht der größte Vortheil, den ihm ſeine gedruckten Schriften bringen können. Iſt die Erkenntniß der Menſchen, mit welchen wir umgehen, fähig, unſere Glückſeligkeit in der Welt zu befördern: So muß das Mittel, welches uns zu dieſem Zwecke hilft, der größten Hochachtung würdig ſeyn. Wer hat aber mehr Gelegenheit, in die Herzen ſeiner Mitbürger einzudringen, als ein Autor? Ich ſetze zum voraus, daß es der Verſtand iſt, wodurch ſich die Menſchen vor andern ſichtbaren Geſchöpfen am meiſten unterſcheiden. Ich nehme ferner an, daß ſich die Entſchließungen des Willens nach den Vorſtellungen des Verſtandes richten. Wenn ich nun den Verſtand vieler Menſchen unter verſchiedene Claſſen bringen, und nach gewiſſen Graden beſtimmen kann: So kann mir niemand abſprechen, daß ich viel Menſchen kenne. So mühſam dieſe Beſchäfftigung auch ſeyn mag: So kann ich mich doch rühmen, daß ich es ſeit kurzer Zeit ſehr weit darinnen gebracht habe. Man laſſe mich itzt ja in keine Geſellſchaft kommen. Ich will den Augenblick wiſſen, wie es mit dem Verſtande der Anweſenden ausſieht. Ich beſitze, wie ich ſchon geſagt habe, die kleine Geſchicklichkeit, die Unterredung auf den Autor zu lenken. Dieſer iſt ein unbetrüglicher Probierſtein, der mir die Güte eines jeden Verſtandes angiebt. Ich habe gefunden, daß diejenigen Perſonen, welche den Autor loben, von der Natur mit allen Gemüthsgaben reichlich verſehn ſind. Ich muß es auch der Stadt, wo ich mich aufhalte, zum Ruhme nachſagen, daß ich viele Einwohner derſelben als rechtſchaffene vernünftige Leute gefunden habe. Beſonders verkündige ich hiermit, daß ein gewiſſes Frauenzimmer einen ſeraphiniſchen Verſtand haben muß, weil ſie mir über drey Stellen aus dem Autor auswendig geſagt hat. Wie es aber immer ein Fehler von großen Geiſtern iſt, daß ſie von ihrem Nächſten mehr Gutes denken, als er wirklich beſitzt: So muß ich auch zu meinem Verdruſſe erfahren, daß überhaupt in der Welt nicht ſo viel Verſtand iſt, als ich ihr aus gutem Gemüthe zugetrauet habe. Man hat mich freylich gelobt; allein man hätte nichts dabey verlohren, wenn man mich auch noch mehr gelobt hätte. Daß es Leute giebt, welche meinen Autor hier und da getadelt haben, daran kann ich aus

Liebe gegen das menſchliche Geſchlecht faſt nicht denken. Ich hätte große Luſt, dieſen Unglücklichen den Verſtand glatt abzuſprechen. Ich hätte auch in dieſem Falle große Vorgänger, die ich der Kürze wegen nicht nennen will. Allein ich will es nicht thun. Ich will Geduld haben, und auf ihre Beſſerung warten: Ja ich will noch weiter gehen. Ob ich gleich als Autor befugt bin, mich bey dem geringſten Tadel recht unbändig zu ſtellen: So will ich mich doch, wider alles Vermuthen, meiner Gerechtſamen begeben, und meine Feinde ſo gar loben, wenn ſie nur ihren Tadel mit einer gewiſſen Geſchicklichkeit anbringen. Ich erinnere mich hier einer bekannten perſianiſchen Geſchichte, wovon ich die hieher gehörigen Umſtände kürzlich erzählen muß. Denn ich ſchreibe alles hin, was mir einfällt. Der betrunkene Cambyſes ſchoß, ſeine Geſchicklichkeit im Schießen zu beweiſen, einem jungen Perſer einen Pfeil in das Herz, daß er todt zur Erden fiel. Preraſpes, der Vater des Getödteten, war zugegen. So weh ihm auch dieſer Schuß thun mochte, ſo erhielt er doch ſo viel Gewalt über die Natur, daß er ſo gar der Hand des gekrönten Mörders ſchmeicheln konnte. Apollo ſelbſt, ſagte er zu dem Cambyſes, würde nicht richtiger geſchoſſen haben. Dieſer perſianiſchen Höflichkeit will ich nachahmen. Ich werde es in allen Gliedern fühlen, wenn unruhige Tadler meinen lieben Sohn, den Autor, (daß ich ſo reden mag) mit ihren Pfeilen anfallen: Ich werde ſie aber doch wider die Gewohnheit meiner Mitbrüder vor aller Welt preiſen, wenn ſie nur nicht plump ſind. Man wird ſich wundern, warum ich mir auf einmal ſolche traurige Vorſtellungen mache, da ich ſonſt ſo muthig bin. Allein wer kennt das menſchliche Herz nicht! Allerdings habe ich von rechtswegen nichts als Lobſprüche zu gewarten. Aber, aber

> Terra malos homines nunc educat. *Iuuen.*

Und ich kann den Spruch des Seneca gar nicht vergeſſen: Quam multa non exſpectata venerunt, quam multa exſpectata numquam comparuerunt.

Ich will nur mit der Sprache herausgehen. Man hat mich ſchon unter der Hand bereden wollen, daß ich alles, wie Kraut und Rüben unter einander würfe, und zuviel von mir ſelbſt redete. Aber mit Leuten, die mir ſolche Vorwürfe machen, muß ich Mitleiden haben. Das iſt eben das beſte, daß ich ohne Ordnung und Wahl ſchreibe; denn hierdurch erlange ich den Vortheil, viel zu ſchreiben, und das iſt meine Abſicht. Ich erkläre mich auch nochmals, daß ich bey meinen Schriften keine andere Regel in Acht nehme, als dieſe: Daß ich gar keine Regel haben will. Geiſter von meiner Sphäre binden ſich an ſolche Kleinigkeiten nicht. Es wird vielen auf dieſe Art ſehr leicht ſcheinen, ein Autor zu ſeyn; mir kömmt es auch gar nicht ſauer an: Allein man verſuche ſeine Kräfte, vielleicht findet man mehr Schwierigkeit, als man ſich eingebildet hat.

> Sibi quiuis
> Speret idem: ſudet multum, fruſtraque laboret
> Auſus idem. *Horat.*

Dieſes ſage ich aus Ueberzeugung, weil ich den Unterſcheid zwiſchen mir und andern Leuten ganz wohl kenne. Was aber den andern Einwurf betrifft: Als ob ich zu viel von mir ſelbſt redete: So iſt er noch abgeſchmackter, als der erſte. Dieſes iſt die vornehmſte Pflicht eines Autors, und ich bitte meine Leſer tauſendmal um Vergebung, daß ich noch nichts von meinen werthen Aeltern, von meinen Taufpathen, von meinem Geburthsorte, und andern angenehmen Umſtänden geſagt habe. Man kann ſich nicht zerreißen, und an alles auf einmal denken. Ich werde mir aber noch zu einer gewiſſen Zeit, eine umſtändliche Vorrede zu meinem Autor machen und dieſelbe mit etlichen Stammbäumen auszieren laſſen. Bis dahin werden meine Gönner und Freunde Geduld haben müſſen.

Ehe ich itzo an etwas anders denke, muß ich geſchwind etliche Worte mit meinem Verleger reden. Es dauert mich ſchon, daß ich mich mit den Beluſtigungen vermenget habe; ich will aber doch noch nicht abtreten. Indeſſen erſuche ich den Verleger zu ſeiner und meiner Ehre zwey Dinge reiflich zu überlegen. Der Monat von den Beluſtigungen koſtet 2 Groſchen. Dieſes iſt bisher nicht zu wenig geweſen. Iſt es aber nun nicht höchſt billig, daß der Preis erhöhet wird, ſeit dem der Autor darinnen ſteht?

Magis illa iuuant, quae pluris emuntur. *Iuuen.*

Wenn ich den Ueberſchlag mache, daß das Stück von meinem Autor ungefehr einen Dreyer koſtet: So gehe ich noch einmal ſo demüthig auf der Gaſſe. Zum andern wollte ich wohlmeynend gerathen haben, ſich je eher, je lieber am Hofe um ein Privilegium über meine Blätter zu bemühen. Ich fürchte, ich fürchte, ſie werden an mehr, als an einem Orte nachgedruckt werden. Es iſt augenſcheinlich, daß der Eigennutz des Verlegers in dieſem Falle leidet. Meine Ehre leidet aber auch dabey, und dieſe iſt mir unſchätzbar. Wer weis nicht, wie ſehr die Originale bey einem Nachdrucke leiden müſſen? Man hat gefunden, daß die Geſchichte des Davila und des Strada, welche in den Niederlanden gedruckt worden, der italieniſchen Ausgabe nicht gleich ſind. Die flandriſchen Buchhändler haben aus Gefälligkeit gegen vornehme Häuſer gewiſſe Stellen verändert, oder gar ausgelaſſen. Ob ich nun gleich aus dieſem Grunde nichts zu befürchten habe, weil ich faſt von niemand, als von mir ſelbſt, rede: So könnte man doch, ſonderlich in ausländiſchen Druckereyen, bloß aus Neid unterſchiedliches ändern, damit nicht ſo viele Schönheiten, und ſonderlich von einem Deutſchen, in einen ſo engen Raum kommen möchten. Man kann mich fragen, wie ich wohl von ſolchen Leuten eine Misgunſt vermuthen kann, welche nicht gezwungen werden, eine Schrift drucken zu laſſen, ſondern ſich freywillig dazu entſchließen? Hierauf antworte ich, daß es wohl möglich iſt, auf den Einfall zu gerathen, den Autor nachdrucken zu laſſen, weil er dem gemeinen Weſen höchſt nützlich iſt, ohne daß man die Abſicht hat, alle Schönheiten deſſelben beyzubehalten. Denn er hat in dieſem Stücke etwas zu verliehren.

Nachdem ich dieſer Sache, wenigſtens durch meinen heilſamen Rath, vorgebauet habe: So kann ich dem gemeinen Weſen nicht länger verſchweigen, daß ich, wie ich überhaupt beſtändig für ſein Beſtes arbeite, beſonders itzo einen gewiſſen Anſchlag im Kopfe habe, den man mir nicht genug verdanken kann. Ich weis nicht, ob meine witzigſten Leſer darauf fallen werden. Ich will mich in Kupfer ſtechen laſſen. Da ich aber, wegen meiner Bildung Urſache habe, eben ſo eigenſinnig zu ſeyn, als Alexander der Große war, und die Ausführung der Sache nicht dem erſten dem beſten Künſtler anvertrauen mag: So erſuche ich alle Maler und Kupferſtecher in Deutſchland, bey dem Verleger meiner Blätter, ehſtens einige Proben ihrer Geſchicklichkeit einzuſenden. Ich hatte Anfangs willens, nach Italien zu ſchreiben; allein ich mag doch mein Vaterland nicht übergehen. Damit indeſſen die Künſtler, die ich aufbiete, doch eine Aufgabe haben mögen, woran ſie ihre Fähigkeit verſuchen können: So ſchlage ich ihnen den Kupferſtich des franzöſiſchen Mathanaſius vor. An dieſem können ſie ſich üben, und gewiß glauben, daß ſie mich ſchon halb getroffen haben, wenn ſie die darinnen befindliche gelehrte Mine recht auszudrücken wiſſen. Noch etwas will ich im voraus erinnern, daß ich mich, nämlich, in meiner Schlafmütze werde ſtechen laſſen. Ich will nicht hoffen, daß man mich in dieſem Stücke einer Eilfertigkeit beſchuldigen wird. Ich weis leider! daß ich noch keinen Folianten geſchrieben habe. Wenn ich aber nur einmal recht in das Abſchreiben komme: So ſoll mir dieſes ſo wenig, als andern Leuten, ſauer werden, welche mit dem Pappiere, als der ſeufzenden Creatur, nicht das geringſte Mitleiden haben.

Nec me labor iſte grauabit. *Virg.*

Ueberdieſes kann man eine gute Sache nie zu früh thun. Wir ſind auch ſterbliche Menſchen, und ich glaube nicht, daß ich mir wegen meiner vielen Wiſſenſchaften ein langes Leben verſprechen kann.

Da ich auf dieſe Betrachtung komme: So wünſche ich mir vor meinem Ende noch ein Vergnügen zu erleben. Ich wollte nämlich, daß ſich ein geſchickter Kopf vornähme, eine Geſchichte der Wochen- und Monatſchriften zu verfertigen. Es iſt ausgemacht, daß ich oben an ſtehen müßte, wenn er die Wichtigkeit der abgehandelten Materien zu dem Grunde ſeiner Ordnung machen wollte. Sollte es ihm aber auch an gehöriger Einſicht fehlen, oder ſollte er den Rang der Scribenten, nach der Zeit, in welcher ſie geſchrieben, beſtimmen wollen: So würde ich doch in dem Regiſter, wo nicht der erſte, doch der andre, oder der dritte ſeyn. Die Wahrheit zu ſagen, ſo iſt mir nicht viel daran gelegen, ob ich in das Buch ſelbſt komme, oder nicht, wenn ich nur in dem Regiſter nicht ausgelaſſen werde. Ich bin verſichert, daß ich alsdenn mit jenem deutſchen Dichter werde ſagen können:

Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Gluth dieß Alles wird zerſtören.

Aber was für Sorgen! Was für unerſättliche Begierden! Wenn iſt doch das menſchliche Herz zu befriedigen? Vor einigen Wochen ſehnte ich mich nach nichts mehr, als ein Blatt von mir gedruckt zu leſen. Ich ſah es; noch vor einer Stunde habe ich mich daran gelabt; aber itzt werde ich ſchon von hundert andern Wünſchen hingeriſſen. Ich merke wohl, daß ich berühmt werden muß, allein es wird etwas langſam zugehen. Alle Monate ein Blatt! Das will ſo viel nicht ſagen. Wie leicht kann man auf die böſen Gedanken kommen, als ob ich nicht mehr ſchreiben könnte? Ach! die verdammten Beluſtigungen bringen mich in dieſes Unglück! Wenn ich nur die Einkünſte hätte: So wollte ich, wie der Cardinal du Perron, eine eigne Druckerey auf meiner Studierſtube unterhalten. Doch was helfen mich meine Klagen? Vielleicht hat das gemeine Weſen ſchon beſchloſſen, mir ehſtens auf meinen Autor eine anſehnliche Pränumeration antragen zu laſſen. Ich will in dieſem Falle alle diejenigen, welche ſich mit Schreiben ein Stück Geld verdienen wollen, an meinen Verleger weiſen: Denn ich werde alsdenn nicht mehr ſchreiben; ſondern bloß dictiren.

Itzt will ich mich beruhigen. Dieſes kann ich nicht eher thun, als wenn ich an das ſchöne Geſchlecht denke. Ich habe verſprochen, daß die angenehmen Kinder nicht überall bey meinen Blättern gähnen ſollen, ich muß alſo mein Wort halten. Wenn ich des Heinrich Cornelius Agrippa Abhandlung von der Vortrefflichkeit des Frauenzimmers, welche er der Regentinn der Niederlande, Marien von Oeſterreich, zu Gefallen verfertiget hat, bey der Hand hätte: So wollte ich eine Seite daraus abſchreiben. Weil ich aber das Werk nur in meinen Regiſtern beſitze, und ohnedem niemand an dieſer Sache zweifeln wird: So muß ich auf etwas anders denken. Ich würde viele liebenswürdige Geſchöpfe beleidigen, wenn ich ſagte, daß das Heirathen die angenehmſte Sache wäre, wovon man ſich mit ihnen unterhalten könnte.

Ich will daher nur von der Kunſt zu gefallen reden; denn ſie können doch nicht mit gutem Gewiſſen einräumen, daß ſie jemand misfallen wollen. Was kann ich aber für ein beſſer Mittel vorſchlagen, alle Vollkommenheiten zu erlangen, als den Umgang mit einem Autor zu ſuchen? Es iſt wahr, daß dieſer Vorſchlag eigennützig zu ſeyn ſcheint; allein ich kann nicht wider meine Ueberzeugung reden. Man pflegt gemeiniglich die Hauslehrer bey unſern itzigen Zeiten, für ihre kleine Arbeit, überaus großmüthig zu belohnen. Da man ſich nun bey ſeinen Forderungen an dieſelben, wie es höchſt vernünftig iſt, ohnedem nicht die engſten Grenzen ſetzet: So ſollte man auch, ſonderlich zur Erziehung der Töchter, keinen Menſchen annehmen, der nicht gerichtlich erweiſen könnte, daß er ein Buch geſchrieben hätte. Solche Leute ſind am erſten im Stande den natürlichen Hang des Frauenzimmers zu Kleinigkeiten, durch ihre gravitätiſchen Unterredungen zu mäßigen; ſie haben viel geleſen, weil ſie etwas geſchrieben haben; ſie reden von Büchern, und ſelbſt wie Bücher, und führen die Schönen den nächſten Weg zur Artigkeit. Denn die Gelehrten beweiſen es alle Tage, daß man bloß aus den Büchern recht galant wird.

Hier iſt es Zeit, mich zu erklären, daß ich mir nicht allein von einigen wenigen unter dem Frauenzimmer, welche ganze Stunden auf ein Buch wenden können, ſondern von den meiſten ſchönen Augen geleſen zu werden, wünſche. Dieſe nun haben, wegen verſchiedner Verrichtungen, nicht Zeit, viel zu leſen. Ich muß mich daher darnach richten. Vielleicht entſchließe ich mich ein andermal, die Vortheile, welche das herrſchende Geſchlecht aus dem Umgange mit einem Autor ſammeln kann, nach Anleitung des Alphabets auszuführen, und mit gehörigen Regiſtern zu verſehen. Itzt will ich nur noch eines einzigen gedenken. Ein edles Gemüthe wünſchet ſich, doch auch noch bey der Nachwelt bekannt zu ſeyn. Was für anſehnliche Dienſte kann hier ein Autor meines gleichen leiſten? Ich weis wohl, daß ſich die Herren Poeten allein in dem Beſitze zu ſeyn glauben, für ein Billiges, mit der Ewigkeit zu ſchalten und zu walten, wie ſie wollen. Es iſt keiner ſo kleinmüthig, daß er nicht ſeiner Gebieterinn um einem Kuß etliche tauſend Jahre, nach ihrem Tode verheißen ſollte. Allein wer glaubet den Leuten? Sie ſind auch ſo flatterhaft, und wiederholen ihre weit hinausgeſetzten Verſprechungen gegen ſo viele Perſonen, daß die Nachwelt von nichts anders, als von ihren Eroberinnen reden könnte, wenn ihre Empfehlungsſchreiben von einiger Kraft wären. Ein Autor in Proſa iſt allzeit geſetzter und behutſamer. Man trauet ihm zu, daß er mit kaltem Geblüte ſchreibt, und wenn er ſonderlich, wie ich, von ſich ſelbſt ſo ziemlich beſcheiden redet: So wird man auch ſeine Lobſprüche von andern mit ehrerbiethigen Augen betrachten.

Abſchieds-

* *

Abſchiedsode an Phyllis.

Der Abſchied kömmt; ich ſoll zurücke,
Wie ſchwer will dieß mein Herz verſtehn!
Verziehet, ihr ſchnellen Augenblicke,
Und heißt mich nicht ſo ſchleunig gehn:
Ihr legt mir auf, mein Kind zu miſſen,
Gebiethet mir, ich bin bereit;
Nur laßt mir noch zu tauſend Küſſen,
Zu hundert tauſend Küſſen Zeit.

Mein Wunſch, mein Ruhm und mein Vergnügen,
Mein Kind, mein Liebſtes auf der Welt!
O Phyllis, laß dich doch beſiegen,
Wenn dir ein redlich Herz gefällt.
Wie ſehr dich meines liebt und ehret,
Dieß, hörſt du tauſendmal von mir.
O hört ich, was du oft gehöret,
Nur auch ein einzigmal von dir.

Iſts möglich, Freundinn, kannſt du lieben?
O ſo gehorche doch der Zeit;
O ſo verwehre deinen Trieben
Doch nicht den Weg zur Zärtlichkeit.
Dich hab ich allen vorgezogen,
Und lieb ich dich nicht itzt allein:
So ſoll kein Stern mir mehr gewogen,
Und jedes Glück mein Unglück ſeyn.

Auf, holde Phyllis, liebe wieder,
Und liebe den empfindungsvoll,

Durch deſſen Kunſt, durch deſſen Lieder
Dein Werth noch ewig glänzen ſoll.
Den Dichtern iſt kein Glück gegeben,
Als daß ſie unvergänglich ſind;
Und dieſes Glück, nebſt meinem Leben,
Theil ich mit dir, erwünſchtes Kind.

Wahr iſts, daß mich kein Stand erhaben,
Und auch kein Amt begütert macht,
Ich habe nichts, als wenig Gaben,
In mir mit auf die Welt gebracht.
Und forſcht jemand nach größerm Gute,
Als nach Verſtand und treuem Sinn:
So ſag ich ihm mit ſtolzem Muthe,
Daß ich nicht reich; doch ruhig bin.

Hier iſt mein Herz! Kind, darf ichs wagen:
So reich ich dirs, o nimm es an!
Dieß iſt es alles, was ich ſagen,
Und alles, was ich wünſchen kann.
Verwirfſt du dieß: ſo will ich ſchweigen,
Und ohne Klagen über dich,
Dir durch Geduld und Großmuth zeigen,
Du ſeyſt zu ſtrenge gegen mich.

Der Aufbruch iſt nunmehr erſchienen!
O Freundinn, handle nicht ſo ſcharf;
Geſteh mir wenigſtens durch Minen,
Wie viel ich künftig hoffen darf.
Ich gehe fort mit tauſend Sehnen.
O laß mich bald von deiner Hand,
Sonſt macht mein Auge noch durch Thränen
Dir meine Schwäche zu bekannt.

G.

Conra-

Conradins

Schreiben an ſeine Mutter, kurz vor ſeiner Enthauptung.

Kaiſer Conrad der vierte hatte mit ſeiner Gemahlinn Eliſabeth einen einzigen Prinzen, Conradin, erzeuget. Dieſem hoffnungsvollen Sohne ward der Vater durch einen frühzeitigen Tod entriſſen, ehe er ſeine männlichen Jahre erreichete. Indeſſen nahm ſich die Mutter, die ſich wieder an den Grafen Maynhard von Tyrol vermählet hatte, ſeiner Erziehung an, und ſpahrete bey derſelben keine Sorgfalt. Wie der junge Prinz erwachſen war, faßete er den Vorſatz, ſich ſeiner väterlichen Reiche, Neapel und Sicilien, die Carl von Anjou unrechtmäßig an ſich gebracht hatte, wieder zu bemächtigen, und fiel zu dem Ende mit einer anſehnlichen Macht in Italien ein. Carl widerſetzte ſich, ſo viel es ſeine Kräfte erlaubten; und im 1268. J. den 24. Auguſt gab die Schlacht bey Palenza den Ausſchlag. Conradin ward in derſelben, größten theils, durch die Unerfahrenheit ſeiner Leute, genöthiget, die Wahlſtatt zu räumen, und ergriff in Geſellſchaft des Prinzen Friedrichs von Oeſterreich, die Flucht, um ſich nach Piſa zu begeben. Sie ſetzten ſich zu dem Ende zu Aſtura auf ein kleines Schiff, fielen aber einem Admirale von Carln in die Hände, und wurden nach Neapel gebracht. Carl faßte alſobald, auf Zureden des

Pabſtes, den Schluß, dieſe ihm ſo gefährlichen Feinde aus dem Wege zu räumen, und ließ ſie dannenhero den 29 Octob. zu Neapel auf öffentlichem Markte enthaupten. Die Hiſtorie ſaget, daß ſich der junge Conradin ungemein gelaſſen dabey verhalten, und ſein Todesurtheil mit einer ſeltenen Großmuth angehöret habe. Dieſe Gemüthsverfaßung habe ich in folgendem Briefe des Conradins an ſeine Mutter mich bemühet, einigermaßen abzuſchildern,

Conradin an ſeine Mutter.

Nimm, theure Mutter! noch zuletzt von deinem Sohne
Dieß thränenfeuchte Blatt, dieß Pfand der Wehmuth hin.
Das Glück verſperrt mir ietzt den Weg nach jenem Throne,
Zu dem ich ehemals von dir gebohren bin.
Ein Kerker ſchließt mich ein, von Macht und Reich verdrungen,
Mein Zepter iſt geraubt, mein Purpur iſt verbleicht,
Seitdem dem ſtolzen Carl der letzte Streich gelungen,
Wovon Palenza noch die rothen Felder zeigt.
Jetzt aber ſinnet er, von Zorn und Wuth ergriffen,
Mit brennender Begier auf meinen jähen Tod.
Jetzt wird, auf ſein Geheiß, das blanke Beil geſchliffen,
Das meinem Nacken ſchon die blutge Trennung droht.
Soll meine Jugend denn in ihrer Blüte ſterben?
Verhängniß! ändre doch den garzuharten Schluß;
Laß eines Frevlers Haupt die Erde blutig färben,
Vor deſſen Grauſamkeit die Tugend zittern muß.

Umſonſt, mein ſchwacher Ruf iſt in den öden Mauren
Des Kerkers ohne Kraft, und Carls geſtählte Bruſt
Bleibt unempfindlich hart, und lacht bey meinem Trauren,
Denn ſeiner Heerſchſucht dient mein Jammer nur zur Luſt.
Halt, übereilter Mund! und hemme deine Klagen,
Bedrängten Fürſten ſteht kein feiges Winſeln an.
Die Großmuth weis den Schmerz gelaſſen zu ertragen,
Und der iſt nur ein Held, der lachend ſterben kann.
Wohlan, ſo mag der Tod ein feiges Herz erſchüttern,
Ich reich ihm meinen Hals mit heitrer Mine dar;
Und wenn auch andre gleich vor Gruft und Baare zittern,
So trotzt doch Conradin der drohenden Gefahr.
Kein Schrecken, keine Furcht vermag den Zweig zu beugen,
Den Friedrichs Heldenſtamm als einen Sproſſen führt.
Drum ſoll Neapel noch der ſpätſten Nachwelt zeigen,
Daß keine Todesangſt den letzten Stauffen rührt.
So nimm denn, ſtolzer Carl! die jetzt erſtrittnen Reiche;
Aus meinem Blute keimt dein ſchwarzes Glück hervor.
Und wenn du nun regierſt, ſo denk an deſſen Leiche,
Der einſt durch deine Fauſt den letzten Hauch verlohr.
Jedoch, betrogner Prinz! was hilft dir dein Regieren!
Dein racherfülltes Herz beſtürmen Weh und Pein.
Und ob dein falſches Haupt gleich Kron und Binde zieren:
Wird dein Gewiſſen doch dein ſteter Henker ſeyn.
Der ungerechte Thron muß dir zur Folter dienen;
Dein Mund verwünſcht die Pracht, womit dein Purpur ſtralt.
Ja, ja, ich ſeh bereits, wie ſich in deinen Minen
Verzweiflung, Scham u. Reu mit grauſen Zügen malt.
Beſetze deine Burg, verdopple deine Wachen;
Der Kummer dringt dennoch bis in dein Schlafgemach.

Mein fürchterlich Geſpenſt wird dich erzittern machen,
Es folgt dir, wo du gehſt, an deiner Seite nach.
So fühlte Brutus einſt ſein folterndes Gewiſſen,
Nachdem die freche Fauſt in Cäſars Blut gewühlt.
So wird auch Carl dereinſt die Quaal empfinden müſſen,
Weñ mein verſprützter Saft ihm Rach und Zorn gekühlt.
Mich aber krönt anjetzt, nach überſtandnem Kummer,
Ein ewig grünes Glück, bey nie geſtöhrter Ruh.
Der Tod ſcheint mir bereits ein angenehmer Schlummer,
Drum eil ich, ſonder Furcht, dem Blutgerüſte zu.
Die Weisheit lehrte mich vorlängſt ein Gut verachten,
Das den Beſitzer nur mit kurzer Luſt erfreut.
Wie? ſollt ich dann anjetzt nach eitler Ehre ſchmachten,
Anjetzt, da Carl und Tod mir den Genuß verbeut?
Nein, mein entbundner Geiſt erhebet ſein Gefieder
Mit ſchnellem Fluge ſchon nach jener Oberwelt.
Kein Anblick irdiſcher Luſt zieht ſeine Schwingen nieder,
Weil ſeine Wahl nunmehr auf höhre Güter fällt.
Jedoch, was für ein Schmerz, was für ein plötzlich Kränken
Quält wieder meinen Geiſt, der ſchon entfeſſelt war?
Dich, theure Mutter, ſtellt ein traurig Angedencken,
O Schmerz, dem keiner gleicht, jetzt meinen Augen dar.
Mich deucht ich höre dich mit ſchwacher Stimme flehnen;
Ich ſeh dich halb entſeelt, von Leid und Weh umringt.
Dein trübes Auge fließt in ungehemmten Thränen,
Kein Wunder, wenn dein Schmerz auch meine Bruſt durchdringt.
Dein Trauren iſt gerecht, gerecht ſind deine Zähren,
Denn deine Treu beweint ein gar zu frühes Grab.
Doch willſt du deinem Sohn ſein letztes Flehn gewähren,
So laß von deiner Quaal mit edler Großmuth ab.

Nur denke dann und wann hinfort an den zurücke,
Der jetzt ſein junges Haupt auf Block und Baare legt.
Dein Bild bleibt wiederum, bis mein entblößt Genicke
Das Beil mit Blute färbt, in meine Bruſt geprägt.

J. A. P. S.

* *

Philoſophiſche Betrachtung, über den Nutzen der Weltweisheit im zukünftigen Leben.

Eine geläuterte Weltweisheit gebiert allerdings die wichtigſten Vortheile, welche in unſer gegenwärtiges Leben, und Wohlbefinden einen ungemeinen Einfluß haben. Sie iſt eine vorſichtige Führerinn in unſerm Wandel, eine Erforſcherinn der Tugend, eine Feindinn der Laſter; ſie hat die Städte erbauet: die zerſtreuten Menſchen zu einem geſellſchaftlichen Leben bewogen: Geſetz und Ordnungen erfunden, und ſie iſt es, die den Menſchen zufriedner und glückſeliger macht, als er ohne dieſelbe geweſen ſeyn würde. Denn weil wir durch ihre Hülfe in den Stand geſetzet werden, einen größern Theil der Welt, und der darinnen erfolgenden Begebenheiten zu überſchauen: ſo ſind wir auch vermögend, unſere Umſtände, wenn wir wollen, mit den andern Umſtänden in eine genauere Uebereinſtimmung zu bringen, und ſolche Endzwecke und Mittel zu erwählen, welche von den Erfolgen in der Welt nicht ſo leicht können gehindert, oder rückgängig gemacht werden. Denn gleichwie ein Wandersmann in der Dunkelheit der Nacht und in finſtern Wäldern wo er keinen Weg weis, durch welchen er ſich in Sicherheit bringen kann, eher bey dem hellen Glanze einer brennenden Fackel, als bey dem matten Schimmer, den die Sterne durch die ſchattigten Aeſte fallen laſſen, einen Weg wird finden können; eben ſo iſt es mit den Weltweiſen beſchaffen, welche durch ein gründliches Erkenntniß erleuchtete Augen haben, durch welche ſie alle Hinderniſſe, die ihnen zuwider ſind, leichter überſchauen und heben können. Die Weltweisheit verdienet daher alle Lobſprüche, die ihr vom Cicero und Seneca ſind gegeben worden, welche faſt alle ihre Rednerkünſte erſchöpfet haben, ihren Werth wohl zu erheben. In unſern Tagen ſind auch wenige ſo blind, daß ſie dieſelbe für eine ſchädliche und verdrüßliche Grillenfängerey anſehen ſollten, ſondern ſie wird von den meiſten in der Würde gehalten, die ſie unter den Alten behauptet hat. Da man alſo von ihrer Nutzbarkeit im gegenwärtigen Leben, worein uns die Natur geſetzet hat, völlig überzeugt iſt; was iſt natürlicher, als auf die Gedanken zu kommen, ob ſie nicht auch in unſern künftigen Umſtänden nach dem Tode uns noch nützlich ſeyn werde. Die Ueberredung, die wir von den Vortheilen einer Sache haben, die uns lieb iſt, verleitet uns leicht, ihren Nutzen ſo weit zu erſtrecken, als es nur möglich iſt. Es iſt Lob genug für die Philoſophie, wenn ſie einem Strome gleicht, deſſen fruchtbares Waſſer ganze Dörfer, Städte, und Provinzen befeuchtet: Aber es wird weit prächtiger, wenn ſie gar dem Weltmeere ähnlich iſt, von welchem alle Erdenkreiſe ihre Brunnen und Ströme herbekommen.

Die Weltweisheit lehret uns: unſere Seele werde nicht in ihr Nichts zurücke fallen, weil ſie ein einfaches Weſen iſt, welches nur die Macht der Gottheit zerſtören kann: ſie wird ſich von dem groben Leibe trennen; aber vielleicht nicht ganz empfindungslos, und des Zuſtandes deutlicher Gedanken, nicht gänzlich beraubet werden. Wie ſie itzo ihre Verehrer und Liebhaber weit über den gemeinen Pöbel ſetzet: ſo giebt ſie ihnen vielleicht auch alsdann einen Vorzug über die Layen. Ein Metaphyſicus ſchmeichelt ſich: Vielleicht ſetzet mich meine itzige Erkenntniß in den Stand, näher in das Weſen einfacher und zuſammengeſetzter Dinge hineinzuſchauen: Vielleicht werden mir durch ihre Hülfe die Monaden, die allgemeine Einrichtung einer jeden Welt, die Natur meiner Seele, das eigentliche Weſen der klaren, deutlichen und vollſtändigen Vorſtellungen, die Vereinigung meiner Seele mit dem Körper, die Vollkommenheiten der übrigen endlichen Geiſter, und die herrlichen Eigenſchaften der verehrungswürdigen Gottheit bekannter. Ein Sternſeher hoffet, er werde den Lauf der Wandelſterne, die Beſchaffenheiten der Cometen, die Eigenſchaften aller himmliſchen Körper, die Einwohner der Sterne, durch ſeine itzige Wiſſenſchaft beſſer kennen lernen, wenn er ſich aus dem Gefängniſſe, worinnen ſeine Seele ſeufzet, in die Höhe geſchwungen haben werde. Ein Naturforſcher giebt gleichen ſüßen Gedanken Raum: Itzo, denkt er, erkenne ich nur die Oberflächen von den Körpern; ihren Bau und ihre Zuſammenſetzung kann ich noch nicht völlig einſehen: Aber meine Bemühungen werden nicht fruchtlos ſeyn;

ſie werden mir den Weg zu einer größern Wiſſenſchaft bahnen. Das Weſen der Blumen, Pflanzen, Kräuter, Bäume, aller Metalle, des Waſſers, der Luft, des Blitzes, des Donners, aller Lufterſcheinungen, kurz alles, was itzo meinen Sinnen verborgen und verſteckt iſt, wird mir in Zukunft bloß und aufgedeckt ſeyn. Ein praktiſcher Weltweiſe hoffet gleichfalls dereinſt in der Erkenntniß der Sittlichkeit der Handlungen, der Glückſeligkeit, der Natur der Geſetze, der Tugenden und Laſter, vermöge ſeines itzigen Fleißes, glücklicher zu werden, als er itzo nicht allezeit iſt. So angenehm und ſchmeichelnd dieſe Vorſtellungen denen ſeyn müſſen, die ſich mit allen Kräften der Unterſuchung der Wahrheit aufgeopfert haben, ſo ſtark würden ſie viele läßige Gemüther anreizen, ſich ernſtlicher der Philoſophie zu widmen, wenn man darthun könnte, daß ſie nicht verführeriſche Einbildungen, ſondern gegründete Hoffnungen wären. Weil es daher gemeiniglich ſehr verdrüßlich und unangenehm iſt, eine Meynung, die uns gefallen hat, zu verlaſſen, ſo dünkt es mich der Vernunft gemäß zu ſeyn, auch dieſe Meynung, von der Vortrefflichkeit der Lehren der Weltweisheit in dem zukünftigen Leben, genauer zu unterſuchen, damit man ſich nicht vergebens ſchmeicheln möge. Wir müſſen zwar den Erdbeſchreibern nicht gleich ſeyn, welche in die noch unbekannten Welttheile lauter Einöden und Wildniſſe ſetzen, und ſich nicht einbilden können, daß dort vielleicht noch vieles anzutreffen ſeyn werde, welches in unſern Ländern vorhanden iſt; dennoch müſſen wir auch denen nicht ähnlich werden, welche ſich in ihrer ſchwachen Phantaſie keine andern Bilder machen können, als die ſie in ihren Provinzen wahrgenommen haben. Was wird demnach unſer Erkenntniß, ſo weit es philoſophiſch genennet werden kann, uns künftig für Früchte tragen? Der große Leibnitz lehret uns, daß das Erkenntniß der Begebenheiten in der Welt uns künftig ſo viel nützen werde, als die Wiſſenſchaft von den Gaſſen der Stadt London, welche nur ſo lange vortheilhaft iſt, als wir uns daſelbſt aufhalten. Soll man dieſes Urtheil etwan auch von der Weltweisheit ablegen? Wir wollen es unterſuchen: Nicht, ob ſie nur einen bloßen Einfluß in unſer künftiges Leben, ſondern ob ſie von einem unmittelbaren Nutzen ſeyn werde, und ob ſie gleichſam die Grundſätze von einem größern Erkenntniſſe enthalten werde.

Wenn wir das Zukünftige überſchauen könnten: ſo würden wir im Stande ſeyn, etwas gewiſſes davon zu behaupten. Unterdeſſen wollen wir uns die wenigen Blicke, die uns die Vorſicht hinein thun läßt, zu Nutze machen, und aus den itzo ſchon erkannten Wahrheiten urtheilen, oder wenigſtens muthmaßen, welches der Nutzen ſeyn werde, deſſen uns die Weltweisheit dereinſt theilhaft machen wird. Der Tod wird uns zu einem andern Leben leiten, welcher eine Trennung der freundſchaftlichen Vereinignng des Leibes mit der Seele iſt. Das Band, welches beyde Theile des Menſchen mit einander verbunden, ſoll zerriſſen werden. Wir gedenken itzo, wir ſind unſrer bewußt, wir wiſſen, daß Dinge außer uns ihr Daſeyn haben, die von uns unterſchieden ſind, und von welchen wir uns klare und deutliche Vorſtellungen machen. Gewiß, ein angenehmer Zuſtand für Geiſter, welche der

Gottheit ähnlich zu ſeyn wünſchen, die in lauter Klarheit und Lichte lebet! Körper und Seele haben ihren Antheil an demſelben: Der Tod trennt ſie: Werden nicht auch die klaren und deutlichen Empfindungen dabey aufhören, die ſowohl in der Seele, als auch im Körper ihren zureichenden Grund hatten? Das iſt in der That eine Frage, die ſchwer zu beantworten iſt: Verneinet man ſie; ſo wird der Beweis mit einigen Schwierigkeiten verknüpfet ſeyn: Will man ſie bejahen, ſo würde uns das größte Misvergnügen daraus erwachſen. Ein ſogenannter Epikurer, welchem an ſeiner Unſterblichkeit, die in einem Zuſtande des Bewußtſeyns hauptſächlich beſteht, wenig gelegen iſt, weil er ſich den Wollüſten, die ſeine Sinne kützeln, aufgeopfert hat, könnte vielleicht folgende Schlüſſe machen, um die verdrüßliche Sorge, wegen des Zukünftigen, aus ſeinen Gedanken zu bringen. In meiner Kindheit war meine Erkenntniß ungemein ſchwach: Mit der Vollkommenheit des Körpers wuchs die Vollkommenheit der Seele: Die Erfahrung lehret mich, daß die Seele mit dem Körper wieder abnehme: Bey einbrechendem Alter werden nicht nur Hände und Füſſe, ſondern auch der Verſtand träge, läßig, und matt: Die Augen werden ſtumpf, etwas zu erkennen: Die Einſicht der Seele verſchwindet auch allmählig. Was hindert mich alſo, zu glauben, daß ich nach meinem Tode wiederum in den Schlaf fallen werde, in welchem ich vor meiner Geburt begraben lag? Vielleicht gleiche ich und alle Menſchen den Blumen, welche erſt Körner waren, alsdann aufkeimten, blühten, und endlich wieder verwelkten? Mit ſolchen Gedanken möchte ſich ein Laſterhafter in ſeiner Bosheit ſtärken. Allein, könnte ſich nicht auch ein Weltweiſer mit ſolchen Zweifeln beunruhigen, da zumal faſt alle Beweiſe für die Unſterblichkeit der Seele, nur Beweiſe der Unverweslichkeit derſelben ſind, wie von andern gründlich dargethan worden. Wenn wir alſo in den Zuſtand bloß dunkler Vorſtellungen zurück fielen, welches keinen Widerſpruch leidet, wie es möglich iſt, daß ein großer und blühender Baum zerſplittert werde, und verfaule: ſo würde uns unſere Weltweisheit wenig Nutzen bringen. Doch dieſes ſind untröſtliche Gedanken. Wir lieben das Licht, und es iſt nicht glaublich, daß uns die Gütigkeit Gottes nur einen Geſchmack von dieſem herrlichen Gute geben, und uns deſſelben wieder rauben werde. Wird uns auch gleich der Tod betrüben, ſo werden wir doch nicht in einem unempfindlichen Schlafe bleiben, ſondern wiederum Klarheit und Deutlichkeit in den Gedanken erlangen, wie ein Baum, wenn er im Herbſte alle ſeine Blätter verlohren, im Frühlinge wieder Knoſpen gewinnen und blühen kann. Ja, wenn wir alle Veränderungen, die mit uns ſchon vorgegangen ſind, genau erwägen, ſo wird unſere Hoffnung geſtärket. Folgen wir den Lehrſätzen des großen Leibnitzens, ſo müſſen wir glauben, daß die Seele vom Anfange der Creaturen vorhanden geweſen. Sie war vom Anfange der Welt, nach deſſen Meynung, in dem Zuſtande dunkler und finſterer Vorſtellungen; bis ſie endlich nach vielen Veränderungen im Mutterleibe klare Empfindungen bekam, welche in der Jugend und im männlichen Alter immer zu einer größern Klarheit und Deutlichkeit gediehen. Sie gleichet einigermaßen den Wanderern, welche in finſtern Thälern, ſo viel Höhen und Klippen überſteigen, bis ſie immer in ein größers Licht kommen: Eben ſo iſt die Seele ſo viel Stellungen und Lagen in der Welt durchgegangen, bis ſie endlich zur Deutlichkeit in den Vorſtellungen gelanget iſt. Man könnte hierbey auf die Gedanken kommen, als ſey dieſes vielleicht der erſte Verſtand der berufnen Seelenwanderung, nicht wie ſie von den meiſten philoſophiſchen Secten erklärt worden iſt; ſondern wie ſie der erſte Erfinder angenommen hat, es mag nun ſolches der Pythagoras, oder einer von den allerälteſten aegyptiſchen Weltweiſen geweſen ſeyn. Doch dabey wollen wir uns nicht verweilen, ſondern wir ſchließen nur aus dem Steigen und Zunehmen unſrer deutlichen Vorſtellungen; daß auch unſere Erkenntniß in jenem Leben werde vollkommner werden. Eine Quelle, welche zuerſt trübes und nicht ganz helles Waſſer voranſtößt, hernach auch reines und lauteres Waſſer hervorſtrömen läßt, welches nicht herausgequollen ſeyn würde, wenn das erſte nicht vorangefloſſen wäre, iſt in dieſem Stücke ein vollkommenes Bildniß unſrer Seele. Aus allem, was wir bis hieher geſaget, ergiebt ſich aufs klärſte, daß wir nicht von dem zukünftigen Leben reden, von welchen uns die heilige Offenbarung, und die ehrwürdigen Lehrer derſelben, Nachricht geben; ſondern daß wir unter dieſem Namen bloß die Umſtände bezeichnen, in welchen wir uns nach dem Tode befinden werden, ſo weit die ſich ſelbſt gelaſſene richtige Vernunft eine Kenntniß davon haben kann. Wir werden alſo nach dem Tode noch deutliche Vorſtellungen haben: Wird alsdenn unſer philoſophiſches Erkenntniß, das wir gegenwärtig beſitzen, von einem unmittelbaren Nutzen ſeyn? Dieſe

Frage recht zu beantworten, wird eine Eintheilung unſres Erkenntniſſes nöthig ſeyn: Einiges hängt von der Lage und Stellung unſers organiſchen Körpers in der Welt ab, und iſt alſo nur in dieſem Leben beſonders vortheilhaft, anderes iſt ſo allgemein, daß wir es brauchen können, wir mögen uns an einem Orte in der Welt befinden, wo wir wollen. Von der erſten Gattung ſcheint größten theils der Theil unſerer Wiſſenſchaft zu ſeyn, welchen wir hauptſächlich durch die Sinne erkannt haben; dieſe ſtellen uns nach der Verſchiedenheit ihrer Werkzeuge Körper vor, die nicht einerley Eigenſchaften haben; wir entdecken die Aehnlichkeiten derſelben unter einander, wir ordnen ſie unter gewiſſe Gattungen und Arten; und ſuchen eines jeden Cörpers Eigenſchaften zu beſtimmen. Aber wir bleiben dennoch nur auf den äußerſten Flächen und Seiten derſelben. Wir ſind unvermögend, in das Weſen der Körper, oder in die Monaden ſelbſt, aus welchen ſie zuſammen geſetzt ſind, einzudringen: Wir nehmen in unſern Gedanken und Vorſtellungen einen Klumpen, oder wenn man will, eine gewiſſe geordnete Anzahl von ihnen zuſammen, woraus die Begriffe der Körper erwachſen, und unterſuche in der Weltweisheit die Eigenſchaften, die ſie haben, wenn wir ſie uns zugleich vorſtellen. Daraus entſteht ein Theil der Weltweisheit, welcher die Naturlehre genannt wird. Es iſt mit den Vorſtellungen der Körper, und den itzigen philoſophiſchen Lehren davon, wie mit der Abbildung eines Kriegsheeres, in den Augen eines entfernten Zuſchauers, und deſſen Betrachtungen darüber, beſchaffen. Von fernen ſteht ein zahlreiches Heer; ein jeder Soldate iſt von dem andern unterſchieden, und nimmt ſeinen beſondern Platz ein, ein jeder wendet und bewegt ſich für ſich. Ein aufmerkſamer Zuſchauer, welcher auf alles von weitem acht hat, ſtellet ſie ſich als einen einzelnen Körper vor, welcher gewiſſe Bewegungen hat, weil die allzugroße Entfernung den Raum zwiſchen jeden Kriegsmann verdecket. Er machet vielleicht Betrachtungen darüber, und, wenn wir ſetzen, daß nicht weit von dieſem Kriegsheere ein anderes befindlich ſey, ſo wird er vielleicht die Eigenſchaften dieſer vermeynten einzelnen Körper, wie er ſie ſich einbildet, beſtimmen, ihre Aehnlichkeit unterſuchen, und alſo gleichſam darüber philoſophiren. Wenn er aber näher kommen, oder durch einen Zufall aus dieſer Stellung gebracht wird; was werden ihm alle ſeine Betrachtungen über dieſen eingebildeten Körper helfen, wenn ihm jeder Soldat von dem andern abgeſondert, vorgeſtellet wird? Wir wollen, ſtatt der Kriegsleute, Monaden, und ſtatt des entfernten Zuſchauers, einen Naturkündiger ſetzen: ſo wird einem ieden die Aehnlichkeit zwiſchen beyden in die Augen leuchten. Wenn ihn der Tod aus ſeiner itzigen Stellung reißt; werden ihm wohl ſeine allgemeinen Vorſtellungen und Begriffe von den Körpern, welche nach der Lehre des Herrn Leibnitzens Erſcheinungen ſind, die Einſicht in die Natur der einfachen Weſen, aus welchen die Körper entſtehen, erleichtern? Ein beſonderer Fall ſoll es deutlicher machen. Wir haben von einem Baume einen deutlichen Begriff: Die Phyſik lehret, daß er Saft und Luftröhren habe, die zu ſeiner Erhaltung nöthig ſind; alle dieſe allgemeinen Vorſtellungen, die uns die Naturlehre von einem Baume machet, können zur Erkenntniß der Monaden ſelbſt nichts beytragen; ſo wenig die Wiſſenſchaft von einem Tiſche überhaupt mir dient, wenn ich das Holz betrachte, aus welchem er zuſammengeſetzt iſt. Oder wollen wir noch etwas allgemeiners aus der Naturlehre nehmen, nämlich die Lehre von der Bewegung, ſo wiſſen wir, daß ſie nichts anders iſt, als gewiſſe Veränderungen des innern Zuſtandes der Monaden, welche wir uns aber verwirrt und zuſammen vorſtellen. Wie aber das Bild vieler Dinge, zugleich etwas anders iſt, als die Vorſtellung einzelner Dinge, ſo wird daraus klar, daß die Wiſſenſchaft von der Bewegung zur Erkenntniß der innerlichen Veränderungen einfacher Subſtanzen nichts beytragen könne. Es wird hierinnen mit den Naturlehrern, wie mit denjenigen beſchaffen ſeyn, welche die Milchſtraße mit bewaffneten Augen anſehen, die ſie erſt mit bloſſen Augen beſchauet. Das Bild, welches viele Sterne zugleich begriff, dienet ihnen zu nichts, wenn ſie dieſelben als von einander unterſchieden betrachten. Oder können die Begriffe eines Wanderers von vielen Bergen als von einem einzelnen und zuſammenhangenden Gebürge, ihm wohl einen Dienſt leiſten, wenn er ſie in der Nähe als voneinander abgeſonderte Höhen betrachtet? Die allgemeinen Begriffe vom Lichte, vom Blitze, von allen Lufterſcheinungen, von den verſchiedenen Farben, und allen Schauſpielen, welche ſie hervorbringen können, vom Schalle, und allen denen Bewegungen, die die Ohren rühren, vom Geſchmacke, vom Gefühle, wird zur beſondern Erkenntniß der Monaden, aus welchen ſolche Körper erwachſen, keinen Vorſchub thun. Indem ich aber alles dieſes behaupte, ſo ſieht man leicht, daß ich vorausſetze, daß die äußerlichen Sinne nach dem Tode verſchwinden werden. Es lehret zwar eine gründliche Weltweisheit, daß eigentlich die Seele ſehe, höre, fühle, rieche, und ſchmecke: Allein eben dieſe Lehrerinn überzeugt uns, daß ſich dieſe Kräfte der Seele nicht äuſſern, wenn die äußerlichen Werkzeuge mangeln, ſondern daß ſie ſich auf eine andere Art geſchäfftig und thätig erweiſen. Ich für meine Perſon glaube nicht, daß wir in einem andern Leben, Bäume, Kräuter, Blumen, und andre dergleichen Dinge ſehen, Ambra und andre Düfte riechen werden, u. ſ. w. Es wird eine große Glückſeligkeit der Naturforſcher ſeyn, wenn ſie die einfachen Dinge, aus welchen alle ſolche Körper beſtehen, einſehen werden.

Man wird mir zwar einwenden und ſagen: Wir haben gleichwohl eine Erinnerungskraft, und ein Vermögen, abweſende Dinge, als gegenwärtig uns vorzuſtellen.* Dieſe Kräfte werden uns in den Stand ſetzen, alle allgemeinen Ideen in der Seele hervorzubringen, die wir uns von den Körpern ehedem erworben haben. Dieſer Einwurf verliert ſeine ſcheinbare Stärke, wenn man erwägt, daß ich itzo nicht läugne, daß wir uns dereinſt unſrer vormaligen Empfindungen und Gedanken von den Körpern werden erinnern können, indem ich nur behaupte, daß ſie uns die Einſicht in die Monaden ſelbſt nicht erleichtern werden, welche die Glieder dieſes oder jenes Körpers waren, welchen uns unſre Sinne alsdann nicht werden abbilden können, weil wir ſie nicht mehr im Beſitze haben. Vielleicht ſcheine ich den Naturkündigern dadurch etwas zu rauben; allein ſie dürſen ſich noch nicht über mich erzürnen.

zürnen. Die Schmetterlinge, die ſie ſo fleißig betrachtet, werden ſie ſelbſt nicht ſehen: Aber die Monaden, welche dieſelben ausmachen, ihre Ordnung und Verhältniß untereinander werden ſie erkennen, und ſie werden gleichſam einen Begriff a priori, wie man in den Schulen redet, davon erhalten. Denn was verlangen ſie wohl ſehnlicher, als das Weſen einfacher Subſtanzen einzuſehen, und iſt nicht ſolches eine von den Hauptabſichten der ſubtilſten und feinſten Zergliederungen, die ſie anſtellen? Was kann es ihnen wohl für Kummer machen, wenn ſie die Lehren vom Körper überhaupt bey der Einſicht in die Monaden ſelbſt nicht gebrauchen können? eben ſo wenig, als ſie ſich grämen, daß ſie die Werkzeuge, die ihnen einen groben Körper zu zerſchneiden, nützlich waren, bey der Zergliederung ſubtiler Theile deſſelben nicht anwenden können. Doch dadurch will ich noch nicht ganz für unwahrſcheinlich halten, daß wir unſre Sinne wieder bekommen werden; denn es könnte ſolches vielleicht geſchehen, ob uns gleich die Weltweisheit ſolches nicht muthmaßen läßt. Die heilige Schrift läßt es uns ſchließen; allein ſie lehret uns doch auch, daß ein mittlerer Zuſtand darzwiſchen ſeyn werde. Geſetzt aber, daß alles ſo erfolgen werde, könnte wohl dieſes unſre behaupteten Sätze umſtoßen?

Wir haben oben erinnert, daß nicht alles philoſophiſches Erkenntniß von der Lage unſers organiſchen Körpers in der Welt abhange. Es giebt Wiſſenſchaften, welche der Seele ganz eigen ſind. Sie iſt mit einem reichen Fürſten zu vergleichen, welcher Güter zur Lehne hat, aber auch eigene Länder beſitzet, über welche fremde Herren nichts zu gebieten haben. Jener kann er verluſtig werden, ſo bald der Lehnsherr will: Dieſe bleiben ihm, wenn ſie ihm nicht von einem mächtigern Fürſten mit Gewalt entriſſen werden. Die Wiſſenſchaft von den allgemeinſten Eigenſchaften, die eine jede Creatur hat, wird allerdings einen Weltweiſen dereinſt in den Stand ſetzen, leichter in die Natur eines jeden Dinges einzudringen. Darüber iſt die Seele Meiſter. Sie erzeugte dieſes Erkenntniß aus ſich ſelbſt, der Körper ſtund ihr nicht darinnen bey: Er verhinderte ſie vielmehr oftmals an einem glücklichern Fortgange. Ein Weltweiſer erkennt die allgemeinſten Beſchaffenheiten der Dinge; er erkläret das Weſen der Nothwendigkeit und Zufälligkeit, ohne daß er der Augen dabey nöthig hat: Er findet die Aehnlichkeit, welche die Dinge unter einander haben, ohne daß gewiſſe Bewegungen der Luft ſeine Ohren erſchüttern: Er ergründet die Ordnung, und beſtimmt die Regeln der Vollkommenheiten, ohne daß Geſchmack und Geruch ſeine Gehülfen ſind, und erforſchet die allgemeinen Begriffe vom Orte, von der Zeit, vom Raume, ohne daß ihm das Gefühl beyſteht. Zwar könnte man ſagen; es ſtimmen mit allen Veränderungen in der Seele einige Veränderungen in dem Körper überein, ob wir ſie gleich nicht merken. Der Körper wird uns verlaſſen, und wie wird es alsdann mit unſerm Erkenntniß ſtehen; werden wir es nicht gar verlieren? So viel hat man noch nicht zu befürchten. Daraus eben, daß die Veränderungen im Leibe, welche mit den Veränderungen der Seele verbunden ſind, von uns nicht können bemerket werden, ſchließen wir, daß ſie ſich nicht in dem groben Theile unſers Körpers zutragen müſſen, ſondern in dem Körperchen, das vielleicht im Tode ſich mit der Seele in die Höhe heben wird. Es iſt alſo nichts, was uns unſrer

Erkenntniß berauben könnte, als die Macht Gottes. Die verehrungswürdige Gottheit hat uns aber zu einem edlern Endzwecke hervorgebracht. Wir ſollen ſeine herrlichen Eigenſchaften erkennen und bewundern lernen. Seine Geſchöpfe ſind Spiegel derſelben: Je mehr wir dieſelben einſehen lernen, deſto größer werden die Begriffe von der Majeſtät Gottes. Ein Weltweiſer ſetzte ſich ſchon in ſeinem Leben ein ſolches Ziel: Er wagte ſich aus ſeinem Körper gleichſam heraus, um mit den Monaden bekannt zu werden: Er lernte ſie auch überhaupt kennen, und ihre allgemeinen Beſchaffenheiten begreifen. Wie ſehr hat er ſich ihnen durch dieſen Weg nicht genähert, wenn er ihre beſondern Eigenſchaften dereinſt anſchauen, und die Größe des Schöpfers daraus recht erkennen wird. Ein ſolches gründliches Erkenntniß iſt den Schlüſſeln nicht ungleich, welche den Eingang zu allen Zimmern im Hauſe öffnen, und alſo die ſchönſte Gelegenheit an die Hand geben, uns darinnen umzuſehen. Im gegenwärtigen Leben giebt es ſo unglückſelige Creaturen, welche die Welt nicht weiter überſehen, als ihr enger Geſichtskreis geht, und daher die Thorheit begehen, und den Höchſten einer Unweisheit in dem Baue der Welt zu beſchuldigen, die frevelhafte Kühnheit beſitzen. Ein ſolches unſeliges Geſchöpfe, welches ſich nicht nach ſeinem Eigenſinne und Dünkel in der Stelle befindet, darinnen es in der Welt zu ſeyn wünſchet, entehret die höchſte Weisheit durch die unbilligſten Klagen. Ein vernünftiger Weltweiſer, welcher von dem vollkommenſten Weſen nichts Unvollkommnes vermuthen kann, giebt ſich Mühe, die allgemeine Einrichtung einer Welt einzuſehen. Anaxagoras wurde vormals gefragt: worzu er gebohren wäre: Den Himmel, die Sonne, und den Mond zu betrachten, gab er zur Antwort. Ein Philoſoph, wie wir ihn itzo abbilden, würde auf eine ſolche Frage antworten: Ich bin gebohren die Vollkommenheiten der Welt und des Schöpfers einſehen zu lernen, und ſie gegen ihre Feinde zu vertheidigen. Seine Bemühungen, die er im gegenwärtigen Leben deßhalber gehabt, werden nicht ohne Frucht bleiben: Sie werden der Leitfaden ſeyn, welche ihn zu einer größern Einſicht in die Vollkommenheit der Welt leiten. Er wird ſich mit Hülfe ſeiner erlangten Wiſſenſchaft in die Höhe ſchwingen, einen größern Theil des Weltgebäudes zu überſehen, wenn ſich hingegen ein niedriger Geiſt nur mit wenigen Gegenſtänden beſchäfftigen wird. Eine ſolche Weltweisheit weis keine andern Schranken, als das Unendliche. Wie vergnügt wird ein ſolcher Philoſoph ſeyn, wenn er erkennt, daß die Uebereinſtimmung in der Welt die größte iſt, welche nur möglich iſt, und daß die Welt das beſte Gebäude iſt, in welchem alle kleinen Fehler zu einem deſto größern Glanze und Anſehn im Ganzen gereichen. Das Vergnügen wird deſto empfindlicher ſeyn, wenn er wahrnimmt, daß er zu dieſer Einſicht ohne das philoſophiſche Erkenntniß, das er ſich hier noch zu erwerben geſuchet, nicht gekommen wäre. Die Lehre, welche an dem Tempel zu Delphos mit goldenen Buchſtaben geſchrieben war: **erkenne dich ſelbſt**; hat niemand im gegenwärtigen Leben beſſer, als ein wahrer Philoſoph ausgeübet. So träge ſonſt die Menſchen ſind, ihre Seele, und die Krankheiten derſelben zu kennen; weil wir die Krankheiten des Körpers mit der Seele empfinden, die Krankheiten und Seuchen der Seele aber an dem Körper nicht fühlen: So unermüdet iſt dennoch ein wahrhafter Weltweiſe, in Erforſchung derſelben. Von ihm kann man mit Rechte ſagen, daß er mit ſich ſelbſt umgegangen ſey. Er hat ſeine obern Seelenkräfte, die untern Vermögen derſelben, den Willen, die Neigungen, die Leidenſchaften zu ergründen gelernet. Wenn er darinnen nicht glücklich fortkommen kann, ſo erhebt er ſich zu andern Geiſtern, und ſuchet ihre Natur einzuſehen. Denn es iſt faſt andem, daß wir andre Dinge, außer uns, faſt beſſer, als uns ſelbſt kennen lernen. Unſre Augen erblicken tauſend Gegenſtände: Sich ſelbſt ſehen ſie nicht: Unſre Seele iſt von gleicher Beſchaffenheit. Ein Weltweiſer erforſcht, was unſre Pflichten ſind, die wir im Reiche der Natur, der bürgerlichen Geſellſchaft, gegen uns, und andre gegen das höchſte Weſen zu beobachten haben. Er ſuchet ſie der menſchlichen Natur zu erweiſen. Ohne Zweifel werden wir, in einem andern Leben, in allen dieſen erzählten Stücken, zu einem größern Erkenntniſſe gelangen, wenn die Lücken in demſelben werden ausgefüllet werden: Allein zu einem vollkommenen Erkenntniſſe können wir keinen Sprung thun: Unſre itzigen Wiſſenſchaften werden die Stufen zu demſelben ſeyn müſſen. Der Menſch, und alſo jeder Philoſoph, iſt zum Vergnügen und zum Beſitze des höchſten Gutes erſchaffen worden. Er ſoll glückſelig ſeyn. Was iſt aber das Vergnügen anders, als ein anſchauendes Erkenntniß der Vollkommenheit und des Guten? Je mehr wir alſo Vollkommenheiten erkennen, deſto größer wird unſre Wolluſt; wie wenig aber würde der fortkommen, welcher gleichſam ein Pilgrim im Lande der Vollkommenheiten iſt? Alles, was gut und vollkommen iſt, ſteht in der freundſchaftlichſten Verbindung, eine Vollkommenheit leitet zur andern. Die Weltweisheit beſchäfftigt ſich aber mit ihrem Erkenntniſſe ſchon in dieſem Leben: Jemehr ein Weltweiſer alſo weis, deſtomehr wi[illegible] er lernen können. Durch eine Vollkommenheit kann man zur andern gelangen, wie man in einem ordentlichen Palaſte, aus einem Zimmer in das andre gehen kann. Wir ſind vernünftige Geſchöpfe, welche zum Beſitze des höchſten Gutes beſtimmt ſind, das in der Vereinigung mit dem allervollkommenſten Weſen beſteht, welches die verehrungswürdige Gottheit iſt. Solches lehret uns ſchon eine geſunde Weltweisheit, ob ſie uns gleich die eigentliche Art und Weiſe dieſer Vereinigung nicht erklärt, worinnen die heilige Offenbarung unſrer Unwiſſenheit zu ſtatten kömmt. Beſitzet aber wohl derjenige ein Gut, welcher ſein Gut nicht kennet, und könnten wir im Genuſſe des höchſten Gutes ſeyn, wenn wir es nicht kennten. Wer kennt aber die Eigenſchaften der Gottheit, in dem natürlichen Zuſtande, ohne die höhere Gottesgelahrtheit, vortrefflicher, als ein Weltweiſer, welcher ſich mit der Erkenntniß Gottes im gegenwärtigen Leben am liebſten beſchäfftiget hat, welcher ſeine Unendlichkeit, ſeine Ewigkeit, ſeine Größe und Macht, ſeine Majeſtät, ſeine höchſte Güte und Weisheit einzuſehen geſuchet? Iſt nicht der Höchſte unveränderlich? bleiben ſeine Eigenſchaften nicht einerley? Wenn alſo ein Weltweiſer dereinſt ein größres Maaß der Erkenntniß Gottes empfängt; wird ihm ſeine itzige Wiſſenſchaft davon nicht den augenſcheinlichſten Nutzen dabey leiſten? Die Weltweisheit, die dieſe Beſchaffenheiten hat, wird dereinſt alſo übrig ſeyn, und mit uns leben. Könnte ſie aber wohl mit uns leben, wenn ſie itzo nicht

leben.

lebendig, ſondern todt und erſtorben wäre? Ein Gedächtnißwerk darf ſie nicht ſeyn, bey welchem der Verſtand im Finſtern, und der Wille im Verderbniſſe bleibt. Soll ſie in jenem Leben thätig und wirkend ſeyn, ſo muß ſie itzo ſchon ihre Kräfte an dem Weltweiſen zeigen. Er darf im künftigen Leben keinen Vorzug über einen Unwiſſenden hoffen, wenn er ſich durch ſein Erkenntniß nicht hier über ihn empor gehoben, wenn er nicht beſſer, und nicht tugendhafter durch dieſelbe geworden iſt. Vorzeiten ſagte man zu den Leuten, die ſich rühmten, daß ſie auf der Inſel Rhodus die größten Luftſprünge gethan, und ſolche noch thun wollten, wenn ſie daſelbſt wären: Hier iſt Rhodus, hier ſpringe. Könnte man den Philoſophen, die ſich ſchmeicheln: Meine Erkenntniß wird mich im künftigen Leben über den Pöbel ſetzen, nicht mit Recht zurufen: Bilde dir ein, du ſeyſt ſchon im zukünftigen Leben, und erhebe dich ſchon itzo über die, die weniger verſtehen, die Tugend weniger kennen, und ſie dennoch ausüben. Demjenigen wird die Weltweisheit künftig keinen Nutzen ſchaffen, der ſie itzo bloß beſitzt, ſondern demjenigen wird ſie nützen, der ſie itzo ſchon gebrauchet: Sie iſt gleichſam ein Werkzeug, welches uns deſtomehr nützt, ie fertiger wir es gebrauchen können. Wenn alſo die Weltweisheit den Verſtand erleuchtet, die Neigungen zum Guten lenket, den Willen zur Tugend treibet, die Leidenſchaften ausrottet, und uns die Vollkommenheiten Gottes nicht allein kennen, ſondern auch lieben und verehren lernet, ſo wird ſie einen Philoſophen fertig machen, die Welt, die endlichen Geiſter, uns ſelbſt, und die Gottheit, beſſer zu erkennen, und zu bewundern.

C. * *

Der Streit der Leidenſchaften
und der Vernunft.

Ihr Weiſen, die ihr ſtets von jenem Adel ſprecht,
Durch deſſen Eigenſchaft das menſchliche Geſchlecht
Die Wahrheit unterſucht, der Dinge Grund erkennet,
Das Gute liebenswerth, das Böſe ſchädlich nennet,
Nach jenem, das es liebt, ſich unverrückt bemüht,
Und deſſen Gegentheil, ſo viel ihm möglich, flieht,
Kommt, laßt uns izt einmal nach der Erfahrung fragen,
Vielleicht wird uns ihr Mund ein andres Urtheil ſagen.

Sagt, was iſt jener Zug, der ſich in uns erregt,
Und der den Klügſten ſelbſt nicht zu verſchonen pflegt,
Nach welchem wir ſo oft das Unvollkommne lieben,
Das, was uns ſchädlich iſt, nicht was uns nüzet, üben?
Wo bleibt die Meiſterſchaft gebietriſcher Vernunft,
Wenn man den Laſtern fröhnt? Wo iſt die kluge Zunft,
In deren Herzen nie die Triebe blöder Sinnen
Der Einſicht der Vernunft den Vortheil abgewinnen?

So iſts, ein innrer Krieg ſchwächt die gerühmte Kraft,
Wodurch ſich unſer Geiſt den größten Vorzug ſchafft,
Sein Weſen ungleich weit von Thieren unterſcheidet,
Stets nach der Freyheit ſtrebt, die Knechtſchaft ungern leidet,
Den Feſſeln ſich entreißt. Und dennoch ſieht man ihn
Zum öftern an dem Joch der Leidenſchaften ziehn;

Man ſieht ihn ſelbſt den Schein der Sklaverey verachten,
Und doch im härtſten Zwang verworfner Ketten ſchmachten.

Es regt ſich der Verſtand, er ruft den matten Sinn
Aus dieſem Labyrinth zur edlen Freyheit hin;
Der Wille merkt es kaum ſo iſt er ſchon geſchäfftig:
Doch der Begierden Schwarm verdoppelt ſich ſo heftig,
Daß ſchon der erſte Kampf den Angriff unterdrückt,
Und was ſich kaum geregt, mit leichter Müh erſtickt,
Bis endlich Kraft und Muth, ja ſelbſt der Vorſatz ſchwindet,
Und ihre Tyranney den Sklaven überwindet.

So wie dem Reiſenden ein ungetreues Licht,
Bey angebrochner Nacht, den größten Dienſt verſpricht,
Doch ſoll es ihn durch Wald und dunkle Oerter führen,
Durch den geringſten Hauch ſein Glänzen zu verliehren,
Und zu verlöſchen pflegt; ſo wie ſich der Comet
Bald zu der Sonne kehrt und bald ſich abwärts dreht:
So pflegt ſich auch der Menſch von ſeinem Ziel zu lenken,
So pflegt ihn ſtatt des Lichts die Dunkelheit zu kränken.

Und woran liegt die Schuld? Man giebt zu zeitig nach,
Der Vorſatz waffnet ſich, allein er iſt zu ſchwach.
Kaum darf die Leidenſchaft ſich in der Bruſt empören,
Kaum darf man den Befehl verwöhnter Sinne hören:
So iſt er ſchon geraubt. Ein blinder Afterſchein,
Ein Etwas, das uns reizt, nimmt die Begierden ein,
Ein ungewiſſes Gut verſpricht uns zu vergnügen,
Sogleich muß der Entſchluß, ſo ſtark er war, verfliegen.

Wer kennt Meandern nicht, der niemals ungeſtäupt,
Zu Deutſchlands Schimpf und Hohn, die Federn müde ſchreibt,

Der ſich noch jüngſt vermaß, im klugen Stilleſchweigen
Der undankbaren Welt die Großmuth zu bezeugen?
Was reizt Meandern doch, daß er den Schwur vergißt,
So bald der erſte Schmerz ein wenig über iſt?
Wie kömmt es, daß er ſich nicht vor dem Schreiben ſcheuet,
Das ihm mehr als zu klar mit vorgen Folgen dräuet?

Ludine, die verlängſt bey manchem Matador
Nebſt ihrem Capital des Gatten Gunſt verlohr,
Faßt den beherzten Schluß, hinfort nicht mehr zu ſpielen.
Die Karten zeigen ſich; ein Trieb, der ſich nur fühlen
Und nicht beſchreiben läßt, bezaubert ihren Geiſt;
Was Wunder? daß er gleich den Vorſatz niederreißt;
Sie ſetzt von neuem an, das Schickſal zu bewegen,
Und muß ſich wiederum mit Schulden niederlegen.

Seht, dieſes iſt der Riß, den die Erfahrung malt;
Sagt, ob die Aehnlichkeit aus ſeinen Augen ſtralt?
Sonſt ſoll euch der Satyr in wohlgetroffnen Bildern
Die thörigte Geſtalt verkehrter Triebe ſchildern;
Doch ſchildert euch nur ſelbſt, ſo werdet ihr geſtehn,
Nichts Widerſprechenders ſey auf der Welt zu ſehn,
Als wie des Menſchen Herz. Wer kann ſich darinn finden?
Wer kan ſein eignes Thun, ſo wie er wünſcht, ergründen?

Zerbrich, Pythagoras, die Riegel deiner Gruft,
Komm wieder, ewger Geiſt, in unſre Oberluft,
Lehr uns durch Prüfungen den ſtarken Zug vermeiden,
Durch den wir uns ſo oft von ächter Tugend ſcheiden,
Sprich, ſo wie ſonſt dein Mund die Vorderwelt belehrt,
Wie man in ſich den Ruf des innern Richters hört,
Und wie man jederzeit demſelben folgen ſolle,
Wofern man die Gewalt der Lüſte dämpfen wolle.

O Weisheit, zeige ſelbſt die ſo verdeckte Spur
Zu deinem Heiligthum, eröffne die Natur
Des Triebes, der uns lenkt, ja, zeige ſelbſt die Waffen,
Wodurch wir uns den Sieg und Kranz und Ruhm verſchaffen,
Du lehrſt, man ſolle nur mit eifrigem Bemühn
Den Zunder erſter Luſt aus allen Kräften fliehn,
Und wenn ſie doch erregt, niemalen was beginnen,
Bevor man Zeit gehabt, der Wahrheit nachzuſinnen.

Ja, warlich, du haſt Recht, dein Mittel iſt bewährt;
O! wäre nur der Geiſt beſtändig aufgeklärt,
Den Vorwurf, der ihn reizt, ſo lange zu vergeſſen,
Bis er ſein wahres Wohl bedächtig abgemeſſen,
Wie glücklich wird er denn in ſeinem Suchen ſeyn!
Wie heilig wird er ſich der ſtrengſten Tugend weihn,
Und Lieb und Ehrfurchts voll die ungemeinen Lehren,
Die ihm dein Mund ertheilt, zu ſeinem Vortheil ehren!

J. A. Carſted.

* * *

M. Käſtners Antwort auf den im vorigen Monate an ihn gerichteten Brief.

Wertheſter Freund,

Ich würde mir die Erlaubniß ausbitten, Ihnen dieſen Titel zu geben, wenn ich auch keine nähere Verbindung mit Ihnen hätte, als daß ſie ſich die Mühe genommen, Ihre Gedanken über meine metaphyſiſchen Einfälle, mir auf eine ſo höfliche Art mitzutheilen. Ich halte mich aber dazu deſtomehr berechtiget, weil Sie ſich erklären, daß Sie ſonſt mit mir umgegangen ſind. Sie haben Bedenken getragen, mir nähere Umſtände von ſich zu eröffnen; ſo ſehr ich auch dieſes wünſchte. Haben Sie dieſes gethan, meinen Witz in Erforſchung Ihrer Perſon zu üben, ſo bedaure ich, daß Sie Ihre Abſicht nicht erreichen werden: Denn ich habe zu nichts weniger Luſt, als die Theatra Anonymorum et Pſeudonymorum detectorum zu vermehren, und wenn auch die Aufgabe: aus dem was Sie mir von ſich angegeben haben, Ihre Perſon herauszubringen, beſtimmt wäre: ſo würde ich doch ſo wenig Geduld haben, mich an ihre Auflöſung zu machen, als die Wurzel aus einer Gleichung von 20 oder 30 Dimenſionen zu ſuchen. Es wird auch meine Hochachtung gegen Sie nicht verringern, ob ich gleich Ihren Namen itzo noch nicht weis. Sollten Sie aber finden, daß die Art, wie ich Ihnen antworte, mich dieſes Vergnügens nicht unwürdig machet, ſo bitte ich mir eine freywillige Entdeckung Deſſelben ins künftige aus, ehe mir vielleicht eine Luſt ankömmt, die Kräfte meiner Algebra in Erfindung Deſſelben zu prüfen.

Ich erfreue mich, daß in einem Aufſatze, der wider mich gerichtet zu ſeyn ſcheint, gleichwohl ein ſehr großer Theil meine Meynung billiget. Ich traue nunmehr meinem Zweifel, wider der Fr. Chatelet Beweis, deſtomehr Stärke zu, da ich ſehe, daß Sie eben dieſen Zweifel hegen. Und die allgemeine Anmerkung, von dem Misbrauche des Satzes des zureichenden Grundes, die Sie bey der Gelegenheit machen, iſt vollkommen richtig, und man wird nur allzuoft Beyſpiele dazu unter den heutigen Weltweiſen antreffen.

Auch in dem Begriffe, daß Flächen die Gränzen der Körper, Linien die Gränze der Flächen, und Punkte die Gränzen der Linien ſind, bin ich mit Ihnen vollkommen eins. Ich vergnüge mich, daß Sie von dieſen Dingen ſich nicht nach der gemeinen und undeutlichen Art, da man von einer Länge, Breite, und Dicke redet, ausdrücken, ſondern ſich die Sache eben ſo vorſtellen, wie ſie vermuthlich uns beyden, von einem Lehrer der Mathematik iſt vorgeſtellet worden, deſſen zu frühzeitigen Tod Leipzig und Deutſchland bedauret, und noch mehr bedauren würden, wenn es nicht in dieſem Falle dem größten Theile von Leuten, die in Deutſchland glauben, Mathematik zu wiſſen, ſo gienge, wie unerzognen Kindern, die bey dem Verluſte eines Vaters gelaſſener ſind, weil ſie nicht recht verſtehen, wie viel ihnen entriſſen wird. Allein, M. H. bey den Folgerungen, die Sie daraus ziehen, kann ich nicht mit Ihnen eins ſeyn; und das ſoll eben die Antwort werden, die ich Ihnen entgegen ſetzen will.

Flächen, Linien, Puncte, ſind nur Gränzen, ſagen Sie, **bloße Begriffe, nichts wirkliches.** Ich weis nicht, ob ich Ihre Gedanken recht verſtehe. So viel kann es wohl nicht heißen, daß Flächen, Linien, Punkte nichts wären. Denn ſonſt wären Linien, die nach Ihrem Grundſatze Gränzen der Fläche ſind, Gränzen eines Nichts, und dieſe Gränzen des Nichts hätten wieder andere Gränzen an den Puncten. Ich glaube nicht, daß man etwas bey dieſen Sätzen denken kann; und daher kann ich mich nicht überwinden, Ihre Worte ſo auszulegen, daß ſo etwas daraus fließt. Allein bey dieſer Gelegenheit muß ich Sie an die wahren Sätze erinnern, die im Ausdrucke mit dieſen eine Aehnlichkeit haben. Die Fläche nämlich, enthält nichts von der körperlichen Ausdehnung, die Linie nichts von der Ausdehnung der Fläche, und der Punct nichts von der Ausdehnung der Linie. Warum? Weil von dieſen Dingen eines die Gränze des andern iſt. Die Fläche iſt da, wo die körperliche Ausdehnung aufhöret: Hätte die Fläche noch was körperliches in ſich, ſo hätte bey ihr der Körper nicht aufgehört, und ſie wäre keine Fläche. Eben ſo geht es weiter fort. Hieraus fließt daß der Körper nicht aus Flächen beſtehen kann. Man nehme eine Fläche, ſo hat man nichts von der körperlichen Ausdehnung; die andere dazu, ſo hat man auch nichts, und ſo nehme man hundert tauſend Flächen, ſo hat man hundert tauſend Dinge, deren jedes nichts von der körperlichen Ausdehnung enthält; vermuthlich werden alſo alle hundert tauſend zuſammen auch nichts davon enthalten, und alſo keinen Körper ausmachen.

Wenden Sie eben dergleichen Vernunftſchlüſſe auf die Puncte an, M. H. Die Linie iſt die letzte Art der Ausdehnung, die wir uns vorſtellen können. Der Punct iſt ihre Gränze; alſo höret in dem Puncte alle Ausdehnung auf. Ein Punct enthält nichts von der Ausdehnung, und jeder von den 999999 andern, die ich zu ihm ſetzen kann, auch nichts. Die ganze Million zuſammen, wird alſo auch nichts davon enthalten. Das iſt der Beweis, daß die Ausdehnung nicht aus Puncten beſtehen kann, ſo wie man ihn aus der Betrachtung herleitet, daß den Puncten die Ausdehnung fehlet. Sie ſtellen ſich, als wäre er Ihnen unbekannt. Wie leichtfertig ſind ſie nicht? Sie wollen mich nur verſuchen, ob ich eine Sache noch wiſſen werde, die Sie ſo gut, als ich, in den Anfangsgründen der Geometrie, gelernet haben.

Noch etwas muß ich wegen des Unterſchiedes dieſer beyden Beweiſe, von Flächen und Puncten, anmerken. Der Punct hat überhaupt gar keine Ausdehnung, die Fläche nur nicht in Abſicht auf den Körper. Darum können viele Puncte nie etwas Ausgedehntes machen; viele Flächen aber machen wohl eine größere Fläche, nur keinen Körper.

In was für einem Verſtande aber, M. H. ſollen Flächen, Linien und Puncte nur bloße Begriffe, nichts wirkliches ſeyn? Wenn Sie ſetzen, daß ein Körper wirklich außer unſerm Verſtande in der Welt da ſey; wenn Sie ſetzen, er ſey nicht unendlich, ſondern habe ſeine Gränzen; iſt etwas klärers, als daß die Flächen, die ſeine Gränzen ſind, wirklich da ſeyn müſſen? Und müſſen die Gränzen dieſer Flächen nicht auch da ſeyn? das iſt, muß es nicht Linien geben? Ja endlich müſſen nicht auch die Gränzen der Linien, die Puncte, vorhanden ſeyn? Wollten Sie wohl behaupten, daß das letzte an einem Dinge, der Ort, wo es aufhöret, nichts wirkliches wäre? Und wofern Sie dieſes behaupten wollten, würden Sie wohl, wie ich vorhin erwähnt habe, die Linien als Gränzen eines Nichts, und die Puncte als Gränzen der Gränzen eines Nichts betrachten? Und würden Sie dieſem Nichts Größen zuſchreiben, und ſie abzumeſſen ſuchen?

Ich gebe Ihnen gerne zu, daß Flächen, Linien und Puncte ſolchergeſtalt keine, für ſich, auſſer dem Körper beſtehende Weſen ſind. Allein will man ſie deßwegen aus der Zahl wirklicher Weſen ausſchließen ſo werden Verſtand, Tugend, Vernunft, u. a. d. Eigenſchaften unſerer Seele auch aus dem Reiche der Wirklichkeit verwieſen werden; denn dieſe Dinge können ſo wenig da ſeyn, wenn keine Seele da iſt, als Flächen, Linien und Puncte, wenn kein Körper vorhanden iſt. Mich deucht, **wirklich ſeyn**, und **für ſich beſtehen**, ſind nicht gleichgültige Ausdrückungen. Das letzte kann man den Gränzen der Ausdehnung nicht beylegen, aber daraus folget nicht, daß man auch berechtigt ſey, ihnen das erſte abzuſprechen. Der Mathematikverſtändige zwar, kann von Triangeln reden, ohne eben daran zu gedenken, daß ſie die Schranken eines dreyeckichten Körpers ſind; allein dieſes iſt ihm ſo wenig für übel zu nehmen, als wenn der Vernunftlehrer von dem Verſtande, oder der Sittenlehrer von der Tugend redet,

det, ohne an die Geiſter zu denken, die dieſe Vollkommenheiten in ſich haben. Wir können nicht allzuviel Dinge auf einmal faſſen; wir müſſen alſo gewiſſe Eigenſchaften der Dinge, als von den Dingen abgeſondert, betrachten, ohne daß wir deßwegen glauben, dieſe Eigenſchaften könnten wirklich ohne die Dinge beſtehen.

Wenn indeß die Gränzen der Ausdehnung vorhanden ſeyn ſollen, ſo muß ein Körper von der Art, wie ihn die Geometrie zum Grunde ſetzet, vorhanden ſeyn, nämlich ein ſtetig ausgedehnter Körper. Wenn man keinen leeren Raum zugiebt, ſo iſt man genöthigt, anzunehmen, daß die Körper, die in der Welt wirklich vorhanden ſind, eine ſtetige Ausdehnung haben, und alſo die Gegenſtände der Geometrie, die Gränzen der ſtetigen Ausdehnung, auch unter die wirklichen Dinge ſetzen. Ich aber, der ich dieſe Art der Ausdehnung den wirklichen Körpern abſpreche, kann in einem andern Verſtande ſagen, daß Flächen, Linien, Puncte, nicht auſſer uns, ſondern nur Begriffe ſind, weil ſie nämlich eine ſolche körperliche Ausdehnung zum voraus ſetzen, dergleichen meinen Gedanken nach nicht vorhanden iſt. Sie ſehen aber wohl, M. H. daß wenn ich gleich hier einen Satz behaupte, der eben ſo klingt, wie der Ihrige, ſo bin ich deßwegen ſo wenig Ihrer Meynung, ſo wenig die alten Philoſophen, welche Gott und die Welt für einerley gehalten haben, bey ihren prächtigen Ausdrückungen von der Allgegenwart und andern Eigenſchaften Gottes eben das gedacht haben, was wir dabey denken.

Urtheilen Sie nun ſelbſt, M. H. mit was für Rechte Sie nach ihren Begriffen den armen Puncten alle Wirklichkeit in der vergangenen, gegenwärtigen und zukünſtigen Zeit abſprechen? Könnten Sie es mir wohl verdenken, wenn ich, aus Rache, wiederum ihre **einfachen Dinge** aus dem Reiche der Wirklichkeit verwieſe? Der bekannte Beweis, den Sie anführen, beruhet auf dem Satze des zureichenden Grundes. Sie haben ihm mit vieler Ueberlegung ſo vorgetragen, daß ihn die Anmerkung, die Sie bey einem etwas ähnlichen Falle, im Anfange ihres Aufſatzes, gemacht, nicht zu treffen ſcheint. Sie ſprechen nicht: Wenn zuſammengeſetzte Dinge beſtändig aus zuſammengeſetzten beſtehen, ſo können wir keinen zureichenden Grund der Zuſammenſetzung einſehen; ſondern, ſo kann der vollkommenſte Verſtand dieſes nicht thun. Das heißt eben ſo viel, als es iſt keiner da. Erlauben Sie mir unterdeſſen, daß ich Ihrem Beweiſe noch nicht Beyfall gebe; nicht, als ob er mir ſchlechter vorkäme, als manche andere, denen ich Beyfall gebe, ſondern nur aus einer kleinen Rache, wegen Ihres unbarmherzigen Verfahrens mit den Puncten. Sie ſchließen ohne Zweifel ſo: Der Grund der Zuſammenſetzung eines großen Körpers, iſt in ſeinen Theilen enthalten; und der Grund von der Zuſammenſetzung der Theile, in andern kleinern Theilen. Wenn nun die Theile beſtändig zuſammengeſetzt bleiben, ſo kann man immer weiter fragen, worinnen der Grund der Zuſammenſetzung, auch dieſer kleinen Theile, enthalten iſt, und kömmt niemals auf Theile, da man aufhören, und nicht weiter fragen könnte. Allein wenn Sie aus dieſen Gründen folgern wollen, es könne auch der vollkommenſte Verſtand alſo keinen zulänglichen Grund der Zuſammenſetzung entdecken; ſo leugne ich Ihnen einen Satz, den Sie annehmen, ohne einmal für nöthig zu halten, daß er ausdrücklich erwähnt werde. Das gebe ich Ihnen zu; wenn wir nach und nach von einem kleinen Theile, zu den kleinern, aus denen er beſteht, gehen, und von dieſen kleinern, zu noch kleinern, u. ſ. f. ſo finden wir beſtändig den Grund der Zuſammenſetzung in kleinern Theilen, und kommen damit nie zum Ende; hieraus ſchließen Sie: Alſo giebt es keinen Grund, der hinlänglich wäre, dabey ſtehen zu bleiben; allein, eben dieſes leugne ich Ihnen. Daß wir nie aufhören können, den Grund zu ſuchen, kömmt daher, weil wir nicht alle Theile deutlich auf einmal überſehen, ſondern nach und nach von großen Theilen zu kleinern gehen. Woher wiſſen Sie aber, ob ſich dem Verſtande kein zureichender Grund entdecken werde, der alle Theile auf einmal aufs deutlichſte erkennt? Meine Einfälle kommen Ihnen ohne Zweifel ſehr dunkel vor. Ich will ſie alſo durch ein Gleichniß erläutern, das mich eben darauf gebracht hat. Wenn Sie die Theile einer Irrationalwurzel in der Rechenkunſt, nach und nach ſuchen, ſo kommen Sie damit nie zum Ende; haben Sie die Zehentheilchen erhalten, ſo fehlen Ihnen noch die Hunderttheilchen; finden Sie auch dieſe, ſo ſind noch die Tauſendtheilchen unbekannt, u. ſ. f. Wenn Sie aber durch Erfindung der mittlern Proportionallinie, oder durch den pythagoriſchen Lehrſatz eben dieſes in der Geometrie verrichten, ſo haben Sie alle dieſe Theile auf einmal da. Das Unendliche läßt ſich nicht nach und nach erſchöpfen; wer es haben will, muß es ganz auf einmal erhalten. Vielleicht ſtellet ſich alſo auch der Grund der Zuſammenſetzung in den Körpern, dem Geiſte ganz anders vor, der alles auf einmal überſieht, als uns, die wir ihn nach und nach erforſchen wollen.

Ich ſage, vielleicht, M. H. denn ich habe mich ſchon erklärt, daß ich es mit meinem Einwurfe nicht ſo gar ernſtlich meyne. Daß ich nicht ungeneigt bin, die Körper aus einfachen Weſen zuſammen zu ſetzen, können Sie daraus ſehen, weil ich verſucht habe, dieſe Zuſammenſetzung auf eine neue Art zu erklären. Bin ich aber nicht ein rechter halsſtarriger Gegner? Sie haben mich noch nicht überzeugt, daß die Erklärung, welche Herr Wolf, nebſt der Marquiſe, von dem Urſprunge der Ausdehnung aus dem Unausgedehnten gegeben hat, begreiflich genug wäre. Denn in der Schrift, die Ihnen zu gegenwärtigen Gedanken Gelegenheit gegeben hat, habe ich mich ſchon erklärt, daß ich Dinge noch nicht, außer einander, nennen kann, die von einander unterſchieden ſind, und dieſes nehmen Sie gleichwohl, als was für ſich klares an. Ich behaupte aber, daß zwo Monaden, die man ſo nahe brächte, daß zwiſchen ihnen keine Entfernung wäre, nicht außer einander ſeyn würden. Sie würden zuſammenfließen, wie zweene Waſſertropfen, die in die Berührung kommen, nur mit dem Unterſchiede, daß der Monadentropfen, der aus beyden zuſammen entſtünde, nichts größer wäre, als eine allein. Lachen Sie nicht über die körperlichen Bilder, die ich mir hier mache. Ich gebe Ihnen gern zu, daß jede Monade, in dem Zuſammenfluſſe, wenn ich ſo reden darf, ihr eigenes Weſen behält, und, wenn Sie wollen, daß jede ſich ein anderes dunkeles Bild von der Welt machet: Allein, hier iſt die Frage, ob mehr Größe, mehr Ausdehnung vorhanden ſey, wenn ich zwo oder mehr Monaden, als wenn ich nur eine habe? Das iſt mir noch nicht klar. Sie ſchließen von der Wirklichkeit der Monaden in den Körpern auf die Möglichkeit, daß das Ausgedehnte aus dem Unausgedehnten entſtehen könne: Wenn die Art, wie Sie den Urſprung der Körper aus Monaden erklären, die einzige wäre, die möglich iſt, ſo würde ich gezwungen werden, Ihnen recht zu geben, ſo ungern ich wollte: Da ich mir aber eine andere Art ausgedacht habe, da wider derſelben Möglichkeit von Ihnen nichts eingewand worden iſt, ſo ziehe ich dieſelbe vor, weil ſie mir weniger Schwierigkeit zu haben ſcheint.

Puncte können keine Theile einer Linie ſeyn. Dieſes geben Sie mir zu; aber Monaden können Theile eines Körpers ſeyn. Wenn alſo ein Körper eine Elle hoch iſt; wie viel Theilchen einer Elle kommen auf die Höhe einer Monade, deren unzählig viel über einander geſetzt, die Höhe des Körpers ausmachen? Soll etwa die Höhe des Körpers eine bloße Erſcheinung ſeyn? Sie werden doch wohl nicht leugnen, daß die letzte Monade des Körpers von der erſten entfernt ſey, und ſo was iſt es ja, das man die Höhe nennet. Allein, wie bringen Sie wohl dieſe Entfernung heraus? Unmittelbar bey der erſten Monade iſt die andere. Beyde ſind nicht von einander entfernt. Wären es zwey Körperchen, z. E. zwey carteſianiſche Elementarkügelchen, ſo würden ſie einander berühren, und zuſammen eine Weite ausmachen, die ſo groß iſt, als ihre beyden Durchmeſſer. Allein es ſind Monaden. Sie haben alſo keine Durchmeſſer; wo die erſte anfängt, höret ſie auch auf; und wo die andere anfängt, höret ſie auch auf. Wenn nun beyde nicht von einander entfernt ſind, ſo fängt die andere an, wo die erſte aufhöret, das iſt, wo die erſte anfängt, und weil die andere auch aufhöret, wo ſie anfängt, ſo höret ſie auf, wo die erſte anfängt. Nehmen Sie noch ſo viel Monaden, als Sie wollen, dazu, M. H. ſie hören alle auf, wo die erſte anfängt, und es wird niemals eine Elle Entfernung herauskommen.

Mache ich nicht ein ſchönes Gewäſche von Anfangen und Aufhören, M. H.? Und widerleget ſich nicht dieſes alles, bloß durch den deutlichen Begriff der Ausdehnung, daß ſie entſtehe, indem verſchiedene Theile eines Ganzen, außer einander, d. i. nach ihrer Erklärung, von einander unterſchieden ſind? Ich wollte nur wünſchen, daß dieſer Begriff von der Ausdehnung mir recht deutlich wäre. Denn ich kann nicht leugnen, mir ſcheint es, als forderte man noch etwas zur Ausdehnung, das nicht in dieſer Erklärung ſteht. Ich will mir z. E. einbilden, daß ich die Ehre habe, mit Ihnen M. H und verſchiedenen andern ehrlichen Leuten, in einer Geſellſchaft zu ſtehen. Unſere Geſellſchaft iſt ein Ganzes, die Mitglieder ſind Theile, und zwar Theile, die ſich außer einander befinden. Wollten Sie aber wohl die Geſellſchaft ein ausgedehntes Weſen nennen? Als eine Zahl kann ich ſie betrachten, und in dieſer Abſicht, hat ſie eine Größe, die ſich durch den Beytritt neuer Mitglieder vermehren,

ren, durch den Abſchied alter, vermindern läßt. Allein was für eine Art der Ausdehnung ſollten wir ihr wohl beylegen?

Ein Freund, dem ich dieſen Zweifel vortrug, fand dieſen Unterſchied, zwiſchen der Geſellſchaft und einem ausgedehnten Weſen, daß die Theile bey jener nicht zuſammen hingen. Ich war darinnen mit ihm eins, und mich deucht, das iſt der Begriff, den man ſich von der Ausdehnung machet, daß die Theile eines Ganzen außer einander befindlich ſind, und in einem Stücke fortgehen, ſo daß ein jeder da anfängt, wo der nächſtvorhergehende aufhöret. Aber, M. H. hier verfalle ich wieder auf mein Anfangen und Aufhören. Und dieſer Begriff ſoll ja, glaube ich, ein bloßes Spiel der Einbildungskraft ſeyn. Allein, wer ſaget uns dieſes, als eben diejenigen Weltweiſen, die keinen leeren Raum zugeben, und dadurch alſo in der Natur die Stetigkeit antreffen, die Newton und andere, welche den Kopf voll mathematiſcher notionum imaginariarum haben, leugnen?

Doch ich halte mich zu lange mit Ihnen auf M. H. und Sie verdienen es nicht einmal; denn Sie haben ja, eigentlich zu reden, meine Meynung, von Zuſammenſetzung der Körper aus untheilbaren Weſen, gar nicht angegriffen, ſondern nur das zu widerlegen geſucht, was ich wider eine andere Meynung eingewandt habe. Eigentlich alſo iſt der Angriff von mir geſchehen, und Sie vertheidigen nur. Da läßt es gewiß ſehr hartnäckigt, daß ich Ihrer Vertheidigung ſo viel entgegen ſetze. Ich muß mich indeſſen damit entſchuldigen, daß Sie es verlangt haben.

Zwar haben Sie am Ende Ihres Briefes noch mehr von mir verlangt; aber daß dieſes nicht erfüllt wird, daran ſind Sie ſelbſt ſchuld. Einmal haben Sie zuviel gefordert. Ich bin derjenige nicht, deſſen Unterricht Sie nöthig haben. Und zum zweyten hat es mich auch ein wenig verdroſſen, daß Sie bloß bey meinen Einwürfen ſtehen geblieben, und mein eigenes Syſtema der Unterſuchung nicht gewürdiget. Ich würde mir davon viel Vortheil verſprochen haben, geſetzt auch, daß Sie es ganz umgeſtoßen hätten. Denn ſo lange mich noch keine Umſtände nöthigen werden, ein philoſophiſches Lehrbuch herauszugeben, ſo lange werde ich mir noch die Freyheit vorbehalten, meine Gedanken von dergleichen Sachen zu ändern.

Quo me cunque rapit tempeſtas, deferor hoſpes. *Hor.*

Sie können alſo verſichert ſeyn, daß wofern Sie glauben, meine Gedanken laſſen ſich mit noch ſtärkern Gründen widerlegen, ich kein Bedenken werde tragen, zu ſprechen:

Iam iam efficaci do manus ſcientiae. *Hor.*

Ich geſtehe es aber mit Ihnen ganz gern, daß dieſe Materie für uns noch mit einem dichten Nebel umzogen iſt. Ich habe das Gleichniß von den platoniſchen Schattenbildern in meinem vorigen Briefe im ganzen Ernſte in dieſer Abſicht angebracht. Vielleicht iſt eine deutliche Erkenntniß dieſer Dinge nur den Geiſtern vorbehalten, bey denen

- - Wie ſich unſer Aug am Kleid der Dinge ſtößt,
Vor ihrem ſcharfen Blick ſich die Natur entblößt. Haller.

Und wenn ich manchmal daran gedenke, wie dieſen Geiſtern die Streitigkeiten, eines Leibnitz und Clark, über dergleichen Sachen mögen vorgekommen ſeyn, ſo fällt mir Kunzens und Veltens Diſputation, über die Irrwiſche ein. Scheint Ihnen dieſe Ausdrückung zu frey M. H. ſo bedenken Sie, daß Pope einen Newton gegen höhere Geiſter, gar einem Affen vergleicht.

Dieſes iſt es, was ich auf Ihren Brief zu antworten habe, und wovon ich Ihrem eigenen Urtheile überlaſſe, wie weit es gegründet ſey. Nur eines habe ich noch zu erinnern. Ich muß mich nämlich mit Ihnen von Geiſtern, Schattenbildern, Erſcheinungen, und ſolchen fürchterlichen Dingen unterreden. Vermehren Sie doch meine Angſt nicht noch dadurch, daß ich mit Ihnen reden ſoll, ohne Sie zu ſehen, wie manche Leute mit den Geſpenſtern reden. Sie werden aus meinen Lehrſätzen ſehen, daß meine Begriffe noch ſehr ſinnlich ſind: Ich weis alſo nicht, ob ich mit Ihnen eine platoniſche Freundſchaft möchte unterhalten können, bey der man gar an nichts körperliches, von dem Gegenſtande ſeiner Hochachtung, gedächte. Sie mögen mich indeſſen, desjenigen, warum ich Sie hiedurch erſuche, gewähren oder nicht, es mag der Ort Ihres Aufenthalts, oder deutlicher zu reden, Ihr modus coexiſtendi, Dresden ſeyn oder nicht; ſo werde ich doch mit der Hochachtung, die ich ſchon im Anfange meines Briefes erklärt habe, verharren,

Hochzuehrender Herr,

Ihr Ergebenſter

M. Käſtner.

N. S. Aber über eine Sache bin ich recht böſe auf Sie, und wenn ich es nicht itzo erſt bemerkte, ſo hätte ich Sie gar nicht meiner Antwort gewürdiget. Sie treiben ihre Ungerechtigkeit gegen die Puncte gar zu hoch. Wie? die ſchläfrigſte Monade, das Ding, das ſelbſt nicht recht weis, ob es in der Welt iſt, ſoll etwas mehr im Reiche der Natur zu ſagen haben, als die weltberühmten Puncte, in denen der Aequator die Ekliptik durchſchneidet, als ○ ♈ und ○ ♎, die uns Tag und Nacht gleich machen, die uns den angenehmen Frühling und den traubenreichen Herbſt bringen? Ja! Sie wären werth, daß man Ihnen querelas et vindicias punctorum entgegen ſetzte, und daß ſich alle Puncte am ganzen Himmel, bis auf den Drachenkopf und Drachenſchwanz wider Sie verſchwüren!

* * *

Der Wein.

Nach den Roſen, die auf Wangen
Reizend prangen,
Soll die Rebe mich erfreun!
Füllt die Gläſer, werthe Brüder,
Meine Lieder
Sollen euch geheiligt ſeyn!

Reich bekränzt mit Epheublättern,
Schenkt den Göttern
Ganimed den Nektar ein.
Wenn ſie dieſen Trank nicht hätten,
Wollt ich wetten,
Alle Götter tränken Wein.

Geiſter ſchöpfen in der Höllen
Letens Quellen
Und vergeſſen Welt und Pein.
Freunde, glaubt es, daß ichs wiſſe:
Letens Flüſſe
Sind nichts, als ein ſtarker Wein.

Hippokrene hebt die Buſen
Kluger Muſen.
Wer ſieht nicht die Fabel ein?
Nur die Wolluſt ſtimmt die Flöten
Der Poeten;
Den Geſchmack giebt nur der Wein.

Mahomets berufne Lehren,
Die bethören,
Wenn ſie Evans Lob beſchreyn.
Unſre Väter wußtens beſſer;
Wer war gröſſer
In den Kämpfen und beym Wein?

Wahrheit iſts, was Dichter preiſen,
Und die Weiſen
Wollen Wahrheitslehrer ſeyn.
Brüder, ihre Bücher trügen;
Laßt ſie liegen!
Wahrheit findt man nur im Wein.

Diogen trinkt, ſie zu finden,
Stets nach Gründen,
Denkt, und ſäuft ſich denkend voll.
Tejus Dichter ſingt die Triebe
Zarter Liebe;
Doch, nur taumelnd ſingt er wohl.

Sagt

Der Wein.

Sagt, wer raubt ſo viele Seelen
Orcus Hölen?
Wer führt Schatten redend ein?
Faßmann, der das Reich der Todten
Aufgebothen,
Wer belebt ſie, als dein Wein?

Ceres nährt, durch rege Triebe,
Scherz und Liebe,
Doch kann Bachus mehr erfreun;
Doris pflegt der Mutter Lehren
Zu verehren,
Und ihr Buhler ehrt den Wein.

Friſche Roſenblätter krönen
Alle Schönen.
Venus liebt das Mirthenblatt.
Mich ergötzt ein Kranz vom Laube,
Deſſen Traube
Erſt mein Glas gefüllet hat.

Junger Schönen reife Küſſe
Schmecken ſüſſe!
Venus, wirſt du mirs verzeihn?
Wenn ich itzt vom Bachus brenne,
Und bekenne,
Süßer ſchmecke mir der Wein?

Drum ſo laßt den Gott der Reben
Uns erheben!
Brüder, ſchenkt die Becher ein!
Schreibt dieß in der jungen Linden
Zarte Rinden:
Nichts ſey reizender, als Wein.

Wie? ſind dieß nicht Doris Wangen
Die dort prangen?
Ja, die Schöne tritt herein.
Ach, vergieb es, o Silene,
Meine Schöne
Iſt noch reizender, als Wein.
S. B. N. aus Berlin.

* *

Die Raupen,

Eine Fabel.

Zum Gärtner fiengen einſt die Raupen ſchalkhaft an:
„Sieh, deines Nachbars Baum wächſt mit Gewalt heran,
„Und Früchte, die vordem bey dir noch Sonne hatten,
„Erſticken, wie du ſiehſt, durch dieſes Baumes Schatten.
„Itzt iſt dein Nachbar tod, bediene dich der Zeit,
„Und fäll Philemons Baum; doch dieſes geht zu weit;
„Die Erben ſind noch da und würden dirs verwehren,
„Verbinde dich mit uns, wir wollen ihn verheeren.
„Doch dieſes ſiehſt du ſelbſt, wir kommen nicht hinein,
„Dein Garten muß uns erſt zum Durchzug offen ſeyn.
„Genug, wir ſchwören dir ſelbſt bey Pomonens Ehren,
„Bey allen Lilien, kein Blättchen zu verſehren.

Zuſpät bereut man oft, was man zu zeitig glaubt!

Der Gärtner geht es ein, der Durchzug wird erlaubt;
Sie kom̃en an Wahr iſts, der Schwarm der ſaubern Gäſte
Fällt auf Philemons Baum, und frißt bis auf die Aeſte.

Sie halten Treu u. Wort. Gewiß, der Dienſt ſcheint ſchön;
Allein er kömmt gar bald dem Gärtner hoch zu ſtehn.
Denn eh er ſichs verſiehe, wird Schwur und Eid vergeſſen,
Und bey Philemons Bluth auch ſeine mit zerfreſſen.
Doch endlich nimmt der Zorn Philemons Tochter ein:
O Schwarm, durch mich, ruft ſie, ſollſt du vertilget ſeyn!
Sie nimmt mit eigner Hand ein Faß mit ſcharfem Rauche,
Und eilt zu jedem Baum, und auch zu jedem Strauche.
Ein Freund, der ehedem Philemon wohl gekannt,
Kam aus der Ferne her, und both ihr ſeine Hand,
Und ſo gelung es ihr, mich deucht nach dreyen Tagen,
Was nicht vom Rauche ſtarb, durch Rauch doch zu verjagen.
Flieht, ruft ſie ihnen nach, und kehrt beſchimpft zurück,
Und lernt: **Wer unrecht thut, hat ſelten Stern und Glück.**

C. F. Gellert.

* *

Auf eine alte Jungfer.

Liebt, Freunde, wen ihr wollt, Canidien nur nicht,
Weil euch ihr feſter Schwur gewiß den Korb verſpricht.
Ihr denkt, es kann vielleicht ihr Haß dereinſt erkalten,
Weil man durch Zärtlichkeit der Schönen Herz beſiegt,
Und öfters Eid und Haß der Liebe unterliegt,
Doch wißt, ſie hat den Schwur ſchon 50 Jahr gehalten.

F. G. von Holzendorf.

Ende des Herbſtmonats.

* * *

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Biblioth. Oberaltac.

Eſt iocus in noſtris, ſunt ſeria multa libellis. *Auſon.*

Auf das Jahr 1743.
Weinmonat.

Leipzig,
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Windſucht.

Strenge Tugend, wer iſt dein Verehrer?
Nunmehr hat man angenehmre Lehrer,
Nunmehr ſind die Künſte, groß zu werden,
Leichter auf Erden.

Bey den Büchern ganze Nächte ſitzen;
Bey dem Grunde künftger Wohlfahrt ſchwitzen;
Einer Wahrheit ämſig nachzuſinnen;
Thöricht Beginnen!

Hüllet euch nur, abgedankte Bücher,
Hüllt euch immerhin in Leichentücher;
Denn man will uns von Kalmäuſereyen
Billig befreyen.

Welcher Vortheil hänget an dem Wiſſen?
Was erlangt man wenn, man ſich befliſſen?
Oefters folget rühmlichem Beſtreben
Klägliches Leben.

Theure Männer, Helden, reich von Winden,
Reich vom Lobe, glücklich im Erfinden,
Sucht die Künſte, immer groß zu bleiben,
Höher zu treiben.

Laßt den Grund der Dinge ungeſehen,
Und beruhigt euch, ſo weit zu gehen,
Bis ſie Stoff genug zum Plaudern geben,
Euch zu erheben.

Hält man Sachen würdig zu betrachten;
Eure Großmuth muß ſie doch verachten,
Nennt ſie immer, ſie recht zu verſtellen,
Nur Baggatellen.

Aber wenn ihr, was kaum werth zu nennen,
Werdet als was neues zeigen können,
So iſts billig, ſolches zum Erſtaunen
Auszupoſaunen.

Schöner Vortheil theur erſtrebter Ehren!
Holde Weisheit, eile zum Zerſtören;
Eile, laß doch die muthwillig Blinden
Rache empfinden!

H. F. Delius.

* *

Die
Glückſeligkeit eines Leichtgläubigen.

So oft ich die Bücher leſe, in welchen die Lehre von der Zufriedenheit, nach Verſprechung des Titelblatts, abgehandelt iſt, ſo oft wundere ich mich, und es verdrießt mich, daß dieſe Schriftſteller einen höchſtmangelhaften Unterricht von den Mitteln ertheilen, wodurch wir uns glücklich machen und alſo zufrieden werden können. Vielleicht iſt ein guter Theil dieſer Bücher für die Einwohner einer andern Welt geſchrieben; oder die Verfertiger haben doch die uns angeerbte Welt noch lange nicht genug gekannt. Daher iſt ihre Anweiſung für unſern Planeten entweder ganz unbrauchbar, oder doch wenigſtens ſehr unvollſtändig.

Ich will dieſen Ausſpruch itzt nur mit einem Exempel beweiſen, und es mir vorbehalten, zu einer andern Zeit mehrere Mängel zu entdecken. Man verſchone mich hierbey, welches ich gleich im Anfange erinnern muß, mit dem Vorwurfe, ich ſey ein unberufener Schriftſteller. Ich habe das Recht, dem, der mich mit dieſer Verrückung ſchrecken will, auf gleiche Weiſe eben ſo gebietheriſch zu befragen: wer ihm den Beruf ertheilet, mich um meinen Beruf zu verhören? Und wer wird alsdenn unſer Richter ſeyn? Ich folge meinem innerlichen Berufe, und will die Glückſeligkeit der Menſchen befördern. Man höre meine Entdeckung.

In allen Schriften von der Zufriedenheit gedenket man nicht mit einem Worte des vortrefflichen Mittels, von vieler Mühe und Unluſt frey zu bleiben, wenn man willig iſt, ohne großen Anſtand alles, was uns vorkömmt, zu glauben. Ich ſcheue mich nicht, alſofort den wahren Namen zu gebrauchen. Ich ſage: **Wer glücklich in der Welt leben will, der muß leichtgläubig ſeyn.** Iſt jemand mit einem unzeitigen Vorurtheile gegen das Wort **Leichtgläubig** eingenommen, der habe nur einen Augenblick Geduld. Ich will ihm bald näher kommen. Vorhero aber habe ich noch etwas nöthigers zu erinnern.

Eben habe ich geſaget, die Lehre von der Leichtgläubigkeit fehle in Schriften, welche der Welt öffentlich vor Augen geleget werden. Der rechte Hauptſitz davon aber wäre meines Erachtens in den Anweiſungen von der Zufriedenheit; ſie mögen geſchrieben ſeyn, unter welchem Titel ſie wollen. Bücher gehören für Gelehrte, auch wenn ſie nur in der deutſchen Sprache abgefaſſet ſind. Wer gelernet hat, auf andere Weiſe ſeine Zeit hinzubringen, der bekümmert ſich wenig um die Weisheit, welche in todten Lettern ſtecket. Kein in ſeiner angebohrnen Unſchuld aufgewachſener Weltmann, kein Kriegesmann, der ſeinen Heldenmuth durch die Muße, welche die Leſung der Bücher erfordert, nicht aufhalten will, kein ehrlicher Bürger, der um ſeiner Nahrung willen lebet, muß ſich in gedruckte Grillen vertiefen. Auch das hochlöbliche Frauenzimmer iſt zu einem wichtigern Endzwecke erſchaffen, und von Jugend auf meiſt dazu angeführet

führet werden. Man verſchonet es alſo billig mit der ſtummen Geſellſchaft der Bücher. Die kurze Lebenszeit muß nicht unnützer Weiſe verſchwendet werden. Das ſchöne Geſchlecht hat die beſten Tagesſtunden mit ſeiner Ausſchmückung ſchon genug beſetzet. Die übrigen müſſen dem Umgange mit lebenden Perſonen nicht geraubet werden. Es bleibt alſo dabey: Bücher gehören für niemand, als für ſolche, die ſich der Gelehrſamkeit aufopfern wollen. Doch ſind die Liebesbücher ausgenommen, als welche für das ganze menſchliche Geſchlecht geſchrieben ſind. Denn ſollen wir nicht alle, ſo lange wir Menſchen heißen wollen, Liebe haben und ausüben?

Die Gelehrten ſind es auch, welche allein nöthig haben, zur Leichtgläubigkeit in Schriften angeführet zu werden. Die übrigen Erdbürger arten nicht ſo leicht von den Meynungen ihrer Vorältern aus; und ihre Zucht, in welcher ſie von den Verführungen der Gelehrten frey geblieben, hat ſie vor der Leichtgläubigkeit verwahret. Man trifft alſo unter ihnen noch größtentheils die erſte Unſchuld an, welche uns an den Kindern wohlgefällt. Sie glauben leicht. Inſonderheit muß man es zum Ruhme des zarten Geſchlechtes melden, daß dieſes, einige wenige Abtrünnige ausgenommen, beſtändig bey der Bereitwilligkeit zu glauben geblieben, welche ihm von mütterlichem uralten Geblüte eingepflanzet iſt. Bey nahe hätte das männliche Geſchlecht Urſache, neidiſch auf das andere Geſchlecht zu ſeyn, da dieß letztere, wenn man ſein Urtheil in Betrachtung des größten Theils fället, das erſtere in dem Grade der Leichtgläubigkeit weit übertrifft. Wiewohl wir leben in einem ſo wohl geſitteten und höflichen Lande, daß wir die Vollkommenheiten des ſchönen Geſchlechtes nicht mit ſcheelen Augen anſehen. Wir bemühen uns vielmehr mit allem Eifer, demſelben viele Vorzüge freywillig zuzuſchreiben, und dieſe an ihnen mit unſerer eigenen Verkleinerung zu bewundern.

Aber wie ſieht es um die Gelehrten aus? Dieſe leben in einem gefährlichen Zuſtande. Mancher geräth ſchon in ſeiner erſten Kindheit unter ſo ſchlimme Leute, welche ihm ſeinen ganzen Glauben verderben, und ihm ſchädliche Lehren von allerhand ängſtlichen und ungläubigen Unterſuchungen einflößen. Wäre auch jemand ſo unglücklich nicht, ſo werden doch in der gelehrten Republik viele Schriften öffentlich geduldet, in welchen man alles mit dem Verſtande ausmachen will, und der Leichtgläubigkeit beynahe nicht das geringſte Recht überläßt. Wie iſts möglich, daß man einen angehenden Gelehrten, wenn man ihn auch noch ſo ſorgfältig einſchränket, für alle dieſe Bücher verwahren könnte? Kein hundertäugiger Argus iſt zu dieſer Aufſicht geſchickt genug.

Nitimur in vetitum ſemper, cupimusque negata.

Wie leicht fallen uns von dieſen ſchädlichen Büchern einige in die Hände, und wie bald können wir von ihnen angeſtecket werden? Das beſte Gegenmittel wäre, wenn alle Schriften, welche uns an der Leichtgläubigkeit, und eben deswegen, wie ich bald näher zeigen werde, an unſerer Glückſeligkeit hindern, auf einem Haufen verbrennete, oder ſie zum Dienſte des gemeinen Weſens in allen Kramläden austheilete. Es müßte aber mit der ausdrücklichen Bedingung geſchehen, ſie alſofort im Handel zu verbrauchen. Ein bloßer Index expurgatorius, nach der Art der Kirchenverſammlung zu Trident, würde mehr ſchädlich, als nützlich ſeyn. Denn alle verbothene Bücher heißen alsbald rare Bücher. Alsdenn ſuchet die Neugierde der Menſchen, ſie noch weit mehr als vorher. Sie müßten ſchlechterdings, wenn es nach meinem Eifer gehen ſollte, aus der Welt geſchaffet werden. Ich wünſchte, daß ein Liebhaber der Glückſeligkeit der Menſchen einen geſchickten Vorſchlag angäbe, wie dieſe große Reinigung in der gelehrten Welt am leichteſten erhalten werden könnte. Ich ſelbſt traue es mir nicht völlig zu, mit meiner Klugheit ſo weit zu ſteigen; ſondern ich tröſte mich, nebſt der ganzen Geſellſchaft meiner wertheſten Herren Mitbrüder, mit der Hoffnung beſſerer Zeiten. Inzwiſchen haben wir nun einmal eine verdorbene gelehrte Welt, in welcher die Hartgläubigkeit immer mehr überhand nimmt.

Doch zu meiner Herren Mitbrüder und meiner eigenen Beruhigung, muß ich auch nicht verſchweigen, daß ich mit vielen Freuden verſichern kann, es ſey noch manches Mitglied der gelehrten Welt, welches der Leichtgläubigkeit im geringſten nicht abgeſchworen hat. Nein! es giebt noch eine Menge von Gelehrten, und zwar von großen Gelehrten, ſonderlich von denen, die eine ſtarke Gedächtnißkraft beſitzen, die ſich bey ihren Studien ſorgfältig vor Abwegen hüten. Sie wiſſen, daß ein jeder Gelehrter mit dem übrigen Theile des menſchlichen Geſchlechts in vielen Stücken eine Aehnlichkeit behalten müſſe. Unter dieſe rechnen ſie inſonderheit mit die Leichtgläubigkeit. Ich ergetze mich billig, ſo oft ich in der gelehrten Republik ein ſo würdiges Mitglied antreffe, von welchem ich mit Wahrheit ſagen kann:

> Sein eigner Beyfall iſt ſein bündigſter Beweis.
> Er gläubet kräftiger, je weniger er weis.
>
> Haller.

Dieſe Männer vertheidigen mit dem größten Eifer, was die Vorfahren bis ins dritte und vierte Glied geſaget, und lachen über die Thorheit der Neulinge, welche ihnen Zweifel erwecken wollen. Und je mehr ſie an Jahren Großväter in der Gelehrſamkeit geworden, deſto feſter ſtehen ſie bey ihren einmal angenommenen Meynungen:

> Quia turpe putant, parere minoribus, et quae
> Imberbes didicere, ſenes perdenda fateri.

Aber eine böſe Art von Aftergelehrten iſt eine rechte Peſt des menſchlichen Vergnügens. Sie ſind ſo unbekannt nicht. So wohl die vormalige als die itzige Welt, hat mit ihnen zu ſtreiten gehabt. Dieſe wollen nichts annehmen, ehe ſie nicht begreifen, wie es möglich ſey. Sie fragen beſtändig nach einem zureichenden Grunde; ſie wollen, es ſolle ſich kein Widerſpruch bey einer Sache finden, und ſie preiſen eine ſchädliche Wiſſenſchaft vor allen andern hoch, welche ſie die **Vernunftlehre** nennen. Aus dieſer Vorrathskammer holen ſie einen Pfeil nach dem andern gegen die Leichtgläubigkeit her. Ich habe einmal

mal einen ſolchen Lehrer gehabt, (welchem ich aber gewiß keinen beſſern Dank vergelten werde, als gemeiniglich die Lehrer zu hoffen haben,) der mich auch mit ſeiner Vernunftlehre zu verführen ſuchte. Beynahe wäre ich von ihm angeſtecket werden, wofern ich mich nicht bald nachher an einen andern Ort begeben hätte. So viel ich mich beſinne, brachte er mir den ſchädlichen Satz bey: Ich ſollte nichts eher annehmen, als bis ich es aufs allerſchärfſte unterſuchet hätte. Er ſprach mir vieles von Förderſätzen vor, welche den Grund eines Schlußſatzes in ſich faſſen ſollten. Ja er war damit nicht zufrieden, ſondern verlangte, ich ſollte die Förderſätze von neuem zu beweiſen ſuchen, und ich weis ſelbſt nicht, wo ich zuletzt hinkommen ſollte. Inſonderheit quälete er mich mit ſeinen Regeln von der Glaubwürdigkeit eines Zeugniſſes. Ich bin froh, daß ich ſeinen Unterricht ſchon mehrentheils vergeſſen habe. Denn ich ſah ſchon in meinen jungen Jahren ein, daß, wenn ſeine Unterweiſung richtig wäre, ich an vielen Dingen zweifeln, ja ſie wohl leugnen müßte, welche doch ein langes Bürgerrecht in der Welt haben; und ich würde ein unglücklicher und verhaßter Menſch in unſerm Planeten ſeyn. So viel aber habe ich doch nachher noch immer erfahren, daß dieſe Art von Leuten, welche ſich ſelbſt den Namen der **Philoſophen** beylegen, beſtändig neue Unruhe in der Welt anrichten. Sie ſollen eben ſo oft und heftig von Reliquien des Aberglaubens und der Leichtgläubigkeit ſprechen, als vormals der Herr Thomaſius von Reliquien des Papſtthums redete.

Wider dieſe Verführer muß ſich ein Gelehrter mit allem Fleiße verwahren, wofern er nicht einen großen Theil ſeiner Glückſeligkeit verlieren will. Und nun komme ich wieder auf mein erſtes Vorhaben, daß nämlich ein Gelehrter in Büchern, welche, wie ich ſchon gezeiget habe, allein für die gelehrte Welt geſchrieben werden, gewarnet werden müſſe. Ich habe zum Hauptſatze dieſes Unterrichts, die Bücher vorgeſchlagen, welche inskünftige von der Zufriedenheit werden geſchrieben werden. Ich bin nicht ſo ungläubig, daß ich die Erfüllung meines Vorſchlages nicht noch zu erleben hoffen ſollte. Weil ich ihr aber noch entgegen ſehe, ſo will ich meinen gleichgeſinneten Leſern zur Beruhigung, der ſchädlichen Philoſophie aber zum Abbruche, einige Gedanken von der Glückſeligkeit eines Leichtgläubigen mittheilen.

Worinnen beſteht die Leichtgläubigkeit? Dieß wird die erſte Anfrage ſeyn; nicht bey meinen Herren Mitbrüder: denn bey dieſen erlange ich bald Beyfall, ohne daß ich nöthig habe, ihnen an den Fingern her zu erzählen, was es für eine Sache ſey, von der ich rede; ſondern bey den ungläubigen Philoſophen. Ich wills ſagen. Die **Leichtgläubigkeit** iſt eine **Leichtigkeit zu gläuben**, und ein **Leichtgläubiger** iſt **ein ſolcher Menſch, der leicht gläuben kann.** Da habet ihr Herren Philoſophen die allereigentlichſten Wörtererklärungen, welche wenigſtens, nach euren eigenen Forderungen, kurz genug, ferner ganz deutlich, und endlich mit dem täglichen Gebrauche übereinſtimmend ſind. Das Vermögen zu dieſer Leichtigkeit zu gläuben wird uns angebohren. Die erſte Auswickelung geſchieht durch die allererſte Zucht, welcher wir genieſſen: Und zu einer rechten Fertigkeit gelangen wir durch eine anhaltende Uebung.

Ich beſinne mich noch aus der Unterweiſung meines vormaligen Lehrers, deſſen ich ſchon gedacht habe, daß er von dem weitläuftigen Umfange ſeiner Philoſophie viel Weſens machte. Er beſchrieb ſie mir als eine Wiſſenſchaft **aller möglichen Dinge**, und er wollte mich inſonderheit damit locken, ihm Gehör zu geben, daß er mich in ein ſo groſſes Gebieth einführete, in welchen ich mich unverwehrt herumtummeln könnte. Hätte ich damals ſchon ſo viel geglaubet, als itzt, ſo würde ich ihm ſeinen Hochmuth bald eingetrieben haben. Seit dem ich ein Nachfolger der Leichtgläubigkeit bin, ſehe ich noch einen gröſſern Raum vor mir. Die Leichtgläubigkeit geht auf **alle Dinge**. Sie leidet nicht, durch das ketzeriſche Wort **möglich**, eine verhaßte Einſchränkung. Folglich iſt ſie allgemeiner, als die Philoſophie; und ſo wird auch aus jener ein gröſſerer Nutzen flieſſen, als aus dieſer.

Die Leichtgläubigkeit geht auf alle Dinge, ohne einmal zu bedenken, ob ſie möglich ſind. Dieß große Gebiethe will ich zu meinem beſondern Endzwecke in vier Haupttheile zerlegen. Es gehören dazu: 1) alle Dinge, zu deren Erkenntniß wir zwar zuerſt eine Anleitung von andern Menſchen gebrauchen, in welchen wir aber nachher mit unſrer eigenen Vorſtellung ohne fremde Hülfe fertig werden können; 2) alle Dinge, welche bloß auf das Zeugniß anderer Menſchen beruhen; 3) alle Dinge, welche wir durch unſere eigene Empfindung an uns ſelbſt, oder außer uns wahrnehmen, oder doch wahrzunehmen meynen; 4) alle Dinge, die noch in die zukünftigen Zeiten gehören. Scheint dieſe Eintheilung noch zu dunkel; ſo glaube man nur eine kurze Zeit, daß ſie richtig ſey. Wir wollen uns bald beſſer verſtehen. Ich muß aber meine Leſer erſt recht vorbereiten. Sie ſollen bald von großer Glückſeligkeit hören. Vorher berühre ich noch vier Heiſcheſatze, welche ſich auf meine gegebene Eintheilung beziehen. Ich habe das Vertrauen zu meinen Herren Mitgenoſſen, ſie werden willig ſeyn, und mir glauben. Doch ich will zum Ueberfluſſe einen jeden Satz nach meiner Art kurz beweiſen.

Der erſte Heiſcheſatz: **Der menſchliche Verſtand iſt eingeſchränkt. Alſo würde es der unerträglichſte Hochmuth ſeyn, wenn man von vielen Dingen den Grund wiſſen wollte.** Sind wir nicht allwiſſend, und können auch nicht allwiſſend werden; nun, was haben wir denn nöthig, uns damit zu quälen, damit wir etwas vollſtändig erkennen und aus unumſtößlichen Gründen beweiſen mögen. Man ſehe nur das Exempel derer an, die ſich anmaßen, daß ſie bis in das innerſte Weſen der Dinge hinein ſchauen, und nicht anderer Worten glauben wollen. Was für Uneinigkeit herrſchet unter ihnen! Man ſieht, daß ſie, wie einer unſrer größten Dichter ſaget,

> Wie Kinder, (wer iſt nicht in einem Stück ein Kind?)
> Oft um ein ſtreitig Nichts ſich in den Haaren ſind.

Die Vernunft ſoll zwar unſer beſtändiger Leitfaden ſeyn, und die Verächter der Leichtgläubigkeit wiſſen nicht genug zu rühmen, wie hoch ſie zu verehren ſey. Aber wie falſch iſt dieß Vorgeben! Wie viele verſichern das Gegentheil! Man muß vielmehr von der Vernunft ſagen;

> O blinde Richterinn! wen ſoll dein Spruch vergnügen?
> Der oft ſich ſelbſt betriegt, und oft ſich läßt betriegen!

Wäre die Vernunft eine ſo nützliche Sache, und wäre ſie das edelſte, was an den Menſchen iſt; wie wäre es denn möglich, daß ſo viele ſich dieſes angebohrnen Vorzuges ſchämen, ja ihn wohl gar verleugnen könnten? Welcher Edelmann in der menſchlichen Geſellſchaft iſt wohl jemals ſo ungerecht gegen ſich ſelbſt geweſen, daß er ſeinen angeerbten Adel heimlich gehalten, oder gar auf ihn Verzicht gethan hätte? Was alſo von der Vortrefflichkeit der Vernunft von den Philoſophen geſagt wird, das muß nichts, als ein bloßer Vorwand ſeyn.

Der andre Heiſcheſatz: **Wer kein Menſchenfeind ſeyn will, der muß willig ſeyn, den Worten andrer Menſchen zu trauen.** Was würde für ein kläglicher Zuſtand in der Welt ſeyn, wenn wir ſo ungläubig wären, und ein jedes Zeugniß anderer, ich weis ſelbſt nicht auf was für eine Goldwage erſt legten? Außer Zweifel iſt deswegen in Gerichten eingeführet, daß man oft ein iuramentum credulitatis ablegen muß. Denn durch dieſe edle Eigenſchaft wird man erſt ein nützliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft. So oft wir an der

Glaubwürdigkeit unſerer Mitbrüder zweifeln, ſo oft rücken wir ihnen die allergehäßigſten Dinge vor. Denn entweder bilden wir uns ein, unſer Zeuge ſey zu einfältig und dumm geweſen, und habe ſich ſelbſt betrogen. Iſt das aber nicht ein abſcheulicher Hochmuth? Sind wir denn nur allein klug? haben andere nicht eben ſo wohl menſchliche Sinnen, als wir? Oder wir vergreifen uns gar an die Redlichkeit deſſen, an deſſen Worten wir zweifeln. Wie kann aber jemand auf eine empfindlichere Weiſe beleidiget werden, als wenn man ihn für einen Lügner und Betrieger hält? Weg mit den ungläubigen Friedensſtörern! Sie ſind die allerſchädlichſten Einwohner des Erdkreiſes. Wer der beſten Welt hülfreiche Hand leiſten will, der muß zum Glauben geneigt ſeyn. Er ſetze ſich nur alſofort an die Stelle des andern, und bedenke, wie es ihm gefallen würde, wenn man anfinge, bey ſeinen Worten mistrauiſch zu ſeyn.

Der dritte Heiſcheſatz: **Die Sachen ſelbſt richten nicht ſo viel bey uns aus, als unſere eigene Vorſtellung von den Sachen.** Dieß iſt ein uralter Satz ſelbſt der Philoſophen. Schon der Stoiſche Weltweiſe legte ihn in ſeinem Lehrgebäude zum Grunde. Weil nun der Philoſoph hier nicht zweifelt, ſo brauche ich mich in keinen weitern Beweis einzulaſſen. Denn meine Herren Mitbrüder verſichre ich nur mit recht zuverſichtlichen Worten, daß mein Heiſcheſatz ſeine völlige Richtigkeit habe.

Der vierte Heiſcheſatz: **Ein Gut, welches wir uns mit einer ſtarken Hoffnung vorſtellen, bringt uns ſchon ein großes Vergnügen,** ja oft ein empfindlichers, als wenn wir den wirklichen Genuß erhalten. So lange wir eine Sache noch hoffen, betrachten wir ſie allein von der beſten Seite. Wir bilden ſie uns ſo vortreſflich ab, als es uns wohlgefällt. Die Freude, welche daraus fließt, daß wir ihren Genuß dereinſt erlangen werden, iſt unbeſchreiblich. Hingegen ſo bald wir ſie erhalten, ſo fallen uns auch alsbald ihre Fehler in die Augen. Sie wird uns deswegen unangenehm. Unſer Vergnügen iſt geendiget, ſo bald unſere Hoffnung ihr Ende erreichet, oder wenigſtens iſt es lange ſo empfindlich nicht mehr, als vorher. Einen unleugbaren Beweis dieſes Satzes hat mir noch neulich Thyrſis gegeben. Er bemühete ſich um die Gunſt der Phyllis, welche er für die liebenswürdigſte Perſon hielt. Das Schickſal war ihm geneigt. Die Hoffnung nahm von Tage zu Tage zu, er würde nicht nöthig haben, in die verliebte Verzweifelung zu gerathen. Wer war glücklicher und zufriedener, als Thyrſis? Allenthalben rühmete er die Vollkommenheiten ſeiner Phyllis? und verſprach ſich eine recht königliche Glückſeligkeit in ihrem zukünftigen Umgange. Kaum hatte er ſeine Göttinn als ein Eigenthum erhalten, ſo war er ihrer ſchon überdrüßig. Er wünſchte, daß es ihm erlaubt wäre, von neuen, an ſtatt des Genuſſes, mit einer andern Hoffnung ſich zu vergnügen.

Ich bin froh, daß ich mit meinen Heiſcheſätzen fertig bin. Nun kann ich meinen Leſern die Glückſeligkeit, welche ich ihnen verſprochen, wenn ſie leichtgläubig ſeyn wollen, ohne fernere Schwierigkeit zeigen. Ich führe ſie auf die vier Claſſen von **allen Dingen**, auf welche die Leichtgläubigkeit geht, zurücke.

In die erſte Claſſe gehöret alles, was wir als Gelehrte lernen müſſen, alle Wiſſenſchaften, ſie mögen einen Namen haben, welchen ſie wollen. Ein Leichtgläubiger iſt glücklich, wenn er ſich ihnen gewidmet hat. Er kann am allerleichteſten dazu angeführet werden; denn bey ihm iſt keine Widerſpenſtigkeit. Sein Lehrer ſpricht ihm vor. Der Schüler nimmt alles mit Gehorſam an, und ſparet die edle Zeit, welche durch eigene Unterſuchung deſſen, worinnen man unterrichtet wird, verſchwendet würde. Er kann am geſchwindeſten in allen Wiſſenſchaften fertig werden. Denn er plaget ſich nicht mit unnützen Zweifeln, ſondern überläßt das mistrauiſche Nachgrübeln den langſamen Köpfen, welche bey einem jeden Schritte, den ſie in den Wiſſenſchaften thun, nicht geſchwinder als die Schnecken fortkommen. Der Leichtgläubige wird eher, als er es ſich ſelbſt verſieht, ein Gelehrter, wenn er ſonſt nur eine mittelmäßige Gabe des Gedächtniſſes hat, und er hat dabey noch manche Stunde übrig, welche er zu ſeinen Nebenveränderungen anwenden kann. Sind die Jahre der Unterweiſung geendiget, ſo kann er mit ſeiner geglaubten Gelehrſamkeit auf ſeine ganze Lebenszeit zufrieden ſeyn, und hat nicht nöthig, ſich um mehrers zu bekümmern. Er gebrauchet, was er einmal eingeſammlet hat, und folget des Qvinctilians Worten im XI Buche: Omnis diſciplina memoria conſtat. Man kann hierbey nachleſen, was von der Vortrefflichkeit der

Gedächtnißgelehrten hin und wieder geſchrieben iſt. Doch ein Leichtgläubiger kann auch ſeine Studien bis an ſeines Lebens Ende ohne Stillſtand fortſetzen, und alle Tage darinnen weiter gehen. Alsdann hilft ihm eine große Beleſenheit. Er nimmt ſich aber ſorgfältig in acht, daß er bey ſeinem Leſen nicht durch die Regeln der ſchädlichen Vernunftlehre der Philoſophen irre gemacht und aufgehalten werde. Nein! er lieſt, um noch mehreres zu glauben. Er kann auch mit ſeiner eigenen Erfindungskraft arbeiten, neue und in den vorigen Zeiten unerhörte Sätze angeben, ja als ein Eſprit createur, wie der Herr von **Mauvillon** fordert, in ſeiner Einbildung viel mehreres erſchaffen, als in dem ganzen Raume der wirklichen Welt anzutreffen iſt. Alsdann gläubet er ſich ſelbſt, und zwar ſehr leicht und willig. Denn es wäre der äußerſte Grad des Unglaubens, wenn wir unſerer eigenen Einſicht nicht einmal trauen wollten, ſondern beſorgt wären, wir möchten uns ſelbſt gegen alle Natur der Eigenliebe, betriegen. Wie ruhig, wie zufrieden, wie glückſelig iſt aber der bisher beſchriebene leichtgläubige Gelehrte! Ich wüßte keinen Einwurf gegen ſeine Glückſeligkeit, als den einigen, daß er, wenn er ſein Wiſſen nach den Regeln der Leichtgläubigkeit treibt, in Gefahr ſey, ohne Unterlaß zu irren. Aber dieſen Einwurf habe ich ſchon durch meinen erſten Heiſcheſatz beantwortet. Was iſt mehr menſchlich, als daß wir je zuweilen irren? Will man uns deßwegen Thoren nennen? Gut! Aber ſo ſind wir es in der größten Geſellſchaft.

Tous les hommes ſont foux, et malgré tous leurs ſoins,
Ne different entre eux, que du plus et du moins.

Ein zweifelhafter Kopf hingegen iſt der unglücklichſte Gelehrte, welchen man erdenken kann. Er hindert und beunruhiget ſich ſelbſt, und pfleget auch andern einen mannichfältigen Verdruß zu erwecken. Wäre Günther nicht glücklich geweſen, wenn er gegen ſein Ende nicht der Leichtgläubigkeit wäre abtrünnig geworden? da er erſt anfing von ſich ſelbſt, als ein Ungläubiger, zu gedenken, und ſagte:

Izt lern ich nach und nach mich und die Wahrheit kennen,
Und lache, wenn mich viel noch einen Dichter nennen;

ſo war er einmal unglücklich genug. Ich glaube, er ſey bloß deswegen ſo frühzeitig in ſeinen beſten Jahren geſtorben.

Die andere von mir geſetzte Claſſe faſſet alle Dinge in ſich, welche auf anderer Zeugniß beruhen, und welche ich unter dem allgemeinen Namen der Geſchichte begreiſe, wenn ich dieß Wort in einer ganz weitläuftigen Bedeutung nehme. Hier iſt der rechte Hauptſitz der Leichtgläubigkeit. Wohl dem, der hier glauben kann! alsdenn iſt man im Stande, nicht nur unzählige Schriftſteller nützlich zu gebrauchen; ſondern man iſt auch zum Umgange mit lebenden Perſonen am allergeſchickteſten. Man bedenke nur, was es für ein Unglück ſeyn müſſe, wenn man die Erzählungen anderer ohn Unterlaß mit den zweifelhaften Gedanken anhöret, ob ſie auch völlig wahr ſeyn mögen? Wie vieler Unluſt können wir aus dem Wege gehen, wenn wir die verhaßten Regeln von der Glaubwürdigkeit niemals gehöret, oder ſie doch wenigſtens nie weiter, als in der Theorie, gelten laſſen? Wie manches Wunderbuch bleibt uns angenehm und koſtbar, wenn wir an der Wahrhaftigkeit des Verfaſſers nie zu zweifeln angefangen? insonderheit iſt der glücklich, welcher ſelbſt Geſchichtbücher verfertigen will, wenn er die Gabe der Leichtgläubigkeit in einem ſtarken Maaße empfangen hat. Er ſchreibt in gutem Vertrauen auf die Worte anderer viel eher einen Folianten voll, ehe ein Ungläubiger etliche Bogen angefüllet. Und doch geht es dem Letztern bey aller ſeiner Vorſichtigkeit oft nicht beſſer, als es beym Plautus heißt;

> Qui cauet, ne decipiatur, vix cauet, cum etiam cauet:
> Etiam cum cauiſſe ratus, ſaepe is cautor captus eſt.

Gewiß! ich wüßte keine größere Strafe auszuſinnen, als wenn jemand dazu verdammet würde, er ſollte ein Geſchichtſchreiber ſeyn, und man ihm zugleich alles Recht zur Leichtgläubigkeit abſpräche. Ein Leichtgläubiger hingegen kann in einer jeden Geſchichte ungehindert fortkommen. Was er erzählet oder ſchreibet, das wird auch Beyfall genug finden. Seine Leſer oder Zuhörer ſind ſo hartgläubig nicht:

> Arrectis auribus adſtant.
> Ille regit dictis animos et pectora mulcet.

Die Leichtgläubigkeit hat drittens ein Recht auf alle Dinge, welche zu unſern eignen Empfindungen gehören. Ich bitte hierbey meine Leſer, daß ſie meinen dritten Heiſcheſatz wieder nachſchlagen wollen.

Ich müßte, wenn ich hier alles vollſtändig ausführen wollte, viele Fälle berühren, welche zu dieſem Abſatze gehören. Aber ich habe das gute Vertrauen, meine nicht gar zu ungläubige Leſer werden von einem Falle, welchen ich allein anführen will, leicht nach der Aehnlichkeit auf die andern ſchließen können. Ein Leichtgläubiger empfindet bey ſich ſelbſt viele Vollkommenheiten. Seine Eigenliebe ſpüret ſie auf, und bringet ihn zu einem ſo wohl äußerlichen, als innerlichen Gefühle derſelben. Weil er nun zum Glauben geneigt iſt, ſo trauet er ſeiner Empfindung und der daraus entſtandenen Vorſtellung mit der allergrößten Zuverſicht. Man ſehe nur die mit ſich ſelbſt höchſtvergnügte Chloris an. Ihre Verehrer verſichern ihr mit vielen rhetoriſchen Figuren, ſie ſey die Krone ihres Geſchlechts. Chloris iſt viel zu redlich, als daß ſie jemanden der Schmeicheley beſchuldigen mag. Sie glaubet, ſie ſey ſchön; doch nicht bloß deswegen, weil es ihr geſaget wird. Sie verläßt ſich inſonderheit auf ihre eigenen Empfindungen, welche von der Eigenliebe begleitet werden:

Credula res amor eſt.

Sie beſchauet ſich alle Stunden wenigſtens dreymal von den Haarlocken an, bis auf die Fußſolen, und findet immer neue Schönheiten. Inſonderheit wird ſie in ſich ſelbſt recht entzückt, wenn ſie ſich gegen ihren großen Spiegel ſtellet,

Eburnea colla, decusque
Oris, et in niueo miſtum candore ruborem
Cunctaque miratur.

kann wohl eine größere Glückſeligkeit ausgeſonnen werden, als diejenige iſt, welche Chloris daraus ſchöpfet, daß ſie glaubet, ſie ſey eine andere Helene, und es könne noch wohl einmal ein trojaniſcher Krieg ihrentwegen entſtehen? Würde aber nicht ihr ganzes Vergnügen auf einmal geſtöret werden, wenn ſie anfinge, hartgläubig zu werden, und ihrer erſten Vorſtellung nicht mehr zu trauen? Wie leicht möchte Chloris alsdenn in eine niedrige Stelle der mittelmäßig Schönen gehören? Gewiß! ich rathe allen, die ihrer eigenen Zufriedenheit nicht feind ſeyn wollen, daß ſie bey ihren erſten Empfindungen dem Exempel der Chloris nachfolgen. Ich gebe noch dieſe einzige Erinnerung, daß nicht die Schönheit allein, ſondern alle unſere Vollkommenheiten nach der Leichtgläubigkeit beurtheilet werden müſſen.

Auch die zukünftigen Dinge und unſere Vorſtellungen davon ſind ein reicher Stoff der glückſeligen Leichtgläubigkeit. Mein vierter Heiſcheſatz dienet hierbey zur Erläuterung. Der Gerngläubige müßte gar arm an Erfindungskraft ſeyn, wo er nicht, er mag leben in welchem Stande er will, unzählige Arten zu erſinnen wüßte, wie er ein Erbe des allergrößten Glückes werden könnte. Weil ihn nun kein Unglaube plaget, ſo freuet er ſich auf ſeine noch künftigen Tage, und richtet ſchon ſeine Rechnung darnach ein. Man höre nur, was Cajus, der ſchon den letzten Groſchen ausgegeben hat, für eine Eintheilung ſeiner großen Güter machet. Er hat ſein ganzes Vermögen einem Looße in einer benachbarten Lotterie anvertrauet, mit der gewiſſen Ueberzeugung, er werde wenigſtens hundert tauſend Thaler damit gewinnen. Er fraget ſchon nach, wo ein Rittergut ledig ſey, um Beſitzer davon zu werden. Wie vergnügt iſt Cajus bey ſeiner Hoffnung! hat Croeſus bey ſeinen gegenwärtigen Schätzen wohl ſo zufriedene Stunden haben können? Ich will mehrere Fälle zur Erläuterung anführen. = =

Sed ohe iam ſatis eſt!

* *

An den H. Baron G. F. von S‥ nach Schleſien.

Vergebens wünſch ich mir in dieſem Augenblick
Auch nur den zehnten Theil von jener Zeit zurück,
Die mich, ihr Linden wißts, an meines Freundes Seite,
Oft durch die Wiſſenſchaft, und oft durch ihn erfreute.
O Freund, den meine Bruſt nur gar zu bald verlohr,
O ſtelle dir einmal die ſüße Wolluſt vor,
Die wir, durch uns gerührt, in unſerm Blute fühlten,
Wenn wir auf Phöbus Wink die ſanfte Laute ſpielten.
Kein Buhler, der voll Glut der Phyllis erſten Kuß
Den Augenblick ſich wünſcht und Tage warten muß,
Kann, wenn er ihn erhält, kaum ſo viel Luſt erfahren,
Als wir, wenn uns, o Freund, die Muſen günſtig waren.
Wie ämſig ging dein Fleiß der Spuhr der Alten nach!
So viel ich mir von dir ſchon zum voraus verſprach:
So reichlich ſah ich doch in kurzer Zeit mein Hoffen
Durch dein Geſchick erfüllt, und auch noch übertroffen.

So glückt es, wenn ein Kopf, bey Witz und Fähigkeit
Der ſtolzen Poeſie den Witz nicht eher weiht,
Als bis er mit Vernunft die Wiſſenſchaft begriffen,
Wodurch Athen und Rom ſich den Verſtand geſchliffen.
Wie oftmals lachteſt du der niedern Dichter Schaar,
Die das für Lieder hielt, worinn gereimet war,
Die das für Dichtkunſt ſchalt, wenn Zeilen voller Poſſen,
Wenn Worte ſonder Kraft ſanft aufeinander floſſen.

O Reimer, kann es ſeyn, ſo lernt es doch verſtehn,
Weil ihr nicht ſinnreich denkt; ſo ſingt ihr auch nicht ſchön,
Und ſeyd ihr nicht gemacht, die Klugen nur zu kränken,
So kehret vom Parnaß, und lernt erſt bündig denken.
Geſtehts, wer war Homer, und wer war Sophokles?
Wer Pindar, Euripid, wer Ariſtophanes?
Wodurch gelung es doch, daß ſie ſich ewig machten?
Sie ſungen! dieß iſt wahr; doch ſetzt hinzu, ſie dachten!
Was macht Horazen ſchön; was giebt Virgilen Kraft?
Sie kannten die Natur und Kunſt und Wiſſenſchaft;
Sie ſchrieben nicht aus Luſt, den Pöbel zu gewinnen,
Und darum leben ſie durch aufgeklärte Sinnen.
Um Juvenal zu ſeyn, ſucht Juvenals Verſtand;
Hätt' er und Boileau den Menſchen nicht gekannt,
Wie hätten beyde wohl der Zeiten böſe Sitten
So lebhaft aufgedeckt und ſo geſchickt beſtritten?
Hätt' Opitz nicht gewußt, was Kunſt und Weisheit ſey:
So wärs ihm nicht geglückt, die blinde Barbarey,
Als Orpheus ſeiner Zeit, durch ein vernünftig Singen,
Vom deutſchen Helicon auf einmal zu verdringen.
Verwünſchtes Vorurtheil, verliehre dich einmal!
Wer nicht ein Weiſer iſt, ſchmückt nie der Dichter Zahl;

Liebt dich die Göttinn nicht aus Jupiters Gehirne:
So wohnet kein Apoll in deiner leeren Stirne.
Ein Lied auf Strephons Glück, auf meines Nachbars Schmaus,
So fließend, als ein Strom, macht keinen Dichter aus:
Der Dichter hat die Pflicht zu nützen und zu laben,
Zu beyden mußt du Geiſt, Geſchmack und Wahrheit haben.

Doch zürnt man auch mit Recht auf ein zu ſchweres Lied,
Das zwar Gedanken hat, und doch ſo finſter ſieht,
Daß man den Dichter oft erſt möchte bitten laſſen,
Den Ausdruck ſeines Sinns was leichter abzufaſſen.
O Misbrauch böſer Art, du ſchleichſt am Pindus ein,
Man ſchreibt mit Willen ſchwer, um recht gelehrt zu ſeyn,
Und glaubt, man werde ſich durch ein Gedicht erhöhen,
Bey dem der Leſer ſchweigt, es völlig zu verſtehen.
Man will das Matte fliehn, und thut der Anmuth Tort.
Verträgt ein voller Vers kein rein und ſchönes Wort,
Was ſingt man denn mit Zwang? Vergeßt vielmehr der Lieder,
Und laßt euch zu der Welt in netter Proſa nieder.
Was nützt ein ängſtlich Lied, als daß ich mit Verdruß
Des Dichters ſeine Pein im Leſen fühlen muß?
Seyd ämſig, wenn ihr ſchreibt, den Ausdruck zu beleben,
Und den Gedanken ſtets den beſten Schwung zu geben.
Sinnt, dichtet, malet neu, verbeſſert hier den Sinn,
Verändert jenes Wort, ſetzt hier ein ſtärkers hin,
Und brauchet alle Kunſt, allein in euren Werken
Muß doch der Leſer nicht die viele Mühe merken,
Ihm ſcheinet alles leicht, er lieſt vergnügt und lacht,
O denkt er, wenn er lieſt, ſo hätt ich auch gedacht;

Der Dichter hat Natur, aus allen kann man ſchließen,
Wie ſchnell ihm, ohne Zwang, die beſten Verſe fließen.
So irrt der Leſer ſchön; wenn er dein Blatt durchlieſt
Dieß, denkt er, ſey recht leicht, was recht natürlich iſt;
Doch dieſes iſt die Kunſt, der Dichter weis es, beſſer,
Denn nichts, als eben dieß, macht ihm die Mühe gröſer.

Ein Beyſpiel zeigt vielleicht die ganze Sache klar:
Die Mutter fühlte Schmerz, indem ſie dich gebahr;
Doch wird an der Geburt nicht ſelber wahrgenommen,
Wie viel ſie da gefühlt, als du zur Welt gekommen.
Freund, von Geſchmack und Kunſt, fahr fort durch kluge Müh,
Natur und Wiſſenſchaft in unſrer Poeſie
So glücklich, wie vordem an den berühmten Linden,
Auch noch in Schleſien, mit Nachdruck zu verbinden.
Dieß Land hat dich gezeugt. Sieh dieſen Vorzug an!
Wir danken Schleſien den beſten deutſchen Schwan;
Schon zählt man hundert Jahr ſeit dieſes Dichters Leben,
O! möcht es uns doch bald noch einen Opitz geben.

C. F. Gellert.

De

* *

Der Autor.

Drittes Stück.

> Non equidem hoc ſtudeo, bullatis vt mihi nugis
> Pagina turgeſcat. *Perſ.*

Ob ich mich gleich ſchämen würde, wenn man von meinen Blättern, wie von des Demoſthenes Reden ſagte; olent lucernam: ſo bin ich doch, ſchon ſeit einer halben Stunde in der Wahl meiner Gedanken weit unſchlüßiger und eigenſinniger, als ich es, wegen meiner Fähigkeit zu ſchreiben, Urſache habe. Ich will nicht hoffen, daß dieſer Anfall von Furcht, Beſcheidenheit oder Vernunft, wie man es nennen will, lange anhalten, oder gar bey mir einwurzeln ſoll; ich würde ſonſt manchen Papierhändler bedauern, der ſich mir, und meines gleichen zu gefallen, in einen guten Vorrath geſetzet hat. Gleichwohl muß ich auch bekennen, daß ich itzo in ſo mühſeligen Umſtänden bin, worein ich mir nicht oft zu gerathen wünſche. Ich befinde mich, bey einem meiner Anverwandten auf dem Lande, welcher, als ein guter Hauswirth, außer etlichen geiſtlichen Büchern, kein Buch in ſeinem Hauſe hat. Ich ſchäme mich faſt, daß ich ihn meinen Anverwandten genennet habe; allein er hat mir verſprochen, ſich alle Bücher anzuſchaffen, die ich künftig noch ſchreiben werde. Man frage mich ja nicht, was ich auf dem Lande mache? Cicero, und andere gelehrte Männer, von welchen ich leicht einen Bogen voll ſchreiben könnte, ſind auch nicht immer in der Stadt geweſen; und ich mache mir (wie viele andere Leute,) eine Ehre daraus, dem Cicero nachzuahmen. Indeſſen hätte ich freylich etwas von meinem Büchervorrathe mitnehmen ſollen; denn hier habe ich, nach Durchſuchung aller Winkel, nichts, als eine Sammlung von Kalendern, finden können. Ich bitte alle meine Mitbrüder, daß ſie ſich mit mir in gleiche Umſtände ſetzen. Wie wird ihnen zu Muthe werden? doch ich will ihnen ſo viel, als mir ſelbſt zutrauen. Gelehrte unſerer Art werden nicht ſo gleich traurig. Man verſchließe uns unſere Studierſtuben! wir ſind freylich außer unſerm Elemente; allein wir ſind deswegen nicht verlaſſen.

- - - Spoliatis arma ſuperſunt.
Iuuen.

Wir haben unſer Gedächtniß, und das läßt uns gewiß nicht fallen, weil wir mit allen zufrieden ſind, was es darreichet.

Ich war allſo erſt willens, dasjenige, was ich in meinen erſten Blättern ſchon geſagt habe, mit andern Worten zu wiederholen. Mit Rechte hätte mich niemand deswegen tadeln können, weil dieſes Verfahren unter den Scribenten heutiges Tages ſchon längſt, durch die Gewohnheit gerechtfertiget iſt. Ich gerieth aber bald auf einen andern Einfall, dem ich ſehr ernſthaft nachgedacht habe. Ich wollte nämlich aus einem von den Kalendern einen kurzen Auszug machen, die Druckfehler deſſelben anmerken, verſchiedene Lesarten anführen, einige Perioden umſchmelzen, allerhand critiſche, moraliſche, politiſche und aſtronomiſche Noten beyfügen, und das ganze Werk mit einer Zueignungsſchrift und Vorrede herausgeben. Ich würde auf dieſe Art auf einmal ein Geſchichtſchreiber, ein Kunſtrichter, ein Sittenlehrer, Staatsmann und Sternkündiger geworden ſeyn.

Ich wählte mir den Kalender von dem 1742ſten Jahre. Der Einwurf, den ich mir machte, daß dieſer vermuthlich in der Welt noch nicht verlohren wäre, war bald gehoben. Wenn es unter den Gelehrten eingeführet wäre, nur ſolche Bücher herauszugeben, welche ſelten, und nicht in jedermanns Händen ſind: ſo würden wir weit weniger Ausgaben von den Schulautoribus aufzuweiſen haben, wovon ſich die meiſten durch nichts, als durch einige Lesarten, ängſtliche Anmerkungen, und barmherzige Seufzer über den Verfall der wahren Gelehrſamkeit, von einander unterſcheiden. Warum ich aber eben auf das vergangene Jahr gefallen bin, das werden meine ſcharfſinnigen Leſer vielleicht errathen. Der Komet, welcher im Märzmonate ſo viele gelehrte Augen beſchäfftiget hat, iſt ſchuld daran. Ich verſtehe wenig, oder gar nichts von der Aſtronomie; deswegen wollte ich in der Vorrede ſehr weitläuftig davon handeln. Ich wollte erſt überhaupt von den Kometen reden, ob ſie bloße aus Dünſten geſammelte Lufterſcheinungen, oder ausgezehrte Fixſterne, oder verirrte oder untergehende Planeten, oder ſonſt etwas wären. Ich wollte ihre Größe, ihre Farbe, die Richtung ihres Schwanzes oder Bartes, nach dem Stande der Sonne, und ihren Lauf vom Morgen gegen den Abend, oder auch umgekehrt genau beſtimmen. Ich hatte mir vorgeſetzt, ihre Geſchwindigkeit, da ſie oft in einem Tage über funfzehn Grade zurück legen, mit den heutigen Scribenten meiner Art zu vergleichen. Ich hatte die gute Meynung von mir, allen Sternkündigern zum Poſſen, eine merkliche Paralaxin derſelben ausfündig zu machen, und ihre Bewegungen auf alle Tage, ohne die trigonometriſche Rechnung, und höhere Geometrie, feſt zu ſetzen. Ich wollte beweiſen, daß es aus der Sympathie herkäme, wenn verſchiedene Kometen zu verſchiedenen Zeiten, durch einerley Sternbilder wandern, und die Ekliptik und den Aequator unter gleichen Winkeln, und in eben den Puncten durchſchneiden. Die Pythagoräer, Ariſtoteliker, Kepler, Hevelius, Hugen, Carteſius, Newton, Tycho von Brahe, Caßini, Hallei, Whiſton, Gregori, und andere hübſche Namen ſollten allemal über die dritte Zeile erſcheinen. Nach langen Umſchweifen, wollte ich auf unſern letzten Kometen kommen, und ihm eine Lobrede halten, daß er ſich unſerer Erde nicht mehr genähert hat, weil man ſchon ſehr nachtheilig von ihm zu reden anfing. Hier wäre es unverantwortlich geweſen, wenn ich die Gelegenheit von dem Einfluſſe der Geſtirne zu reden, aus den Händen gelaſſen hätte. Ich wollte alſo aus allerhand Erfahrungen, z. E. aus dem in einem Punct geſammelten und auf Weingeiſt gerichteten Mondlichte . . Aber was ſoll ich meinen Leſern den Mund wäßricht machen? Ich habe aus wichtigen Urſachen meinen Vorſatz fahren laſſen.

Denn erſtlich würde dieſes Werk für die Beluſtigungen zu groß, und in der That zu gut ſeyn; und über dieſes bin ich auch nicht ſo ungewiſſenhaft, daß ich eine ſo wichtige Arbeit in einer andern, als in der Mutterſprache der Gelehrten, unternehmen ſollte. Ich will mich alſo gedulden, bis ich in meine vier Pfähle komme. Ich kann alsdenn nicht nur einen magern Auszug, ſondern den ganzen Kalender herausgeben, und wenn mir alle Kalenderſchreiber von dieſem Jahre ihre Namen und Lebensbeſchreibungen einſchicken wollen: ſo getraue ich mir einen guten Quartband fertig zu machen, und mich, und ſie zu verewigen.

Itzo will ich einer Schuldigkeit Genüge thun, an welche ich ſchon längſt hätte denken ſollen. Es iſt die Mode, daß Blättchenſchreiber ihre Bekannten der Vergeſſenheit entziehen. Ob ich nun gleich wenig Freunde habe, weil ich mit meiner Vertraulichkeit nicht verſchwenderiſch umgehe, und dabey eben ſo viele Verdienſte ſuche, als ich, ohne eiteln Ruhm zu ſagen, wider meinen Willen an mir ſelbſt wahrnehme: ſo will ich doch denen wenigen, welche ich, meines Umgangs würdige, wenn ich nicht leſe und ſchreibe, meine Größe zu gute kommen laſſen. Ich erinnere aber gleich im Voraus, daß ſie mir bey meinen Arbeiten nicht helfen, und, daß ich ihrer nicht aus Dankbarkeit, ſondern allein aus Großmuth, gedenke.

Der erſte heißt Frangiſius Tenebroſus. Ich würde ſagen, daß er der gelehrteſte Mann in ganz Europa wäre, wenn ich nicht einen gewiſſen Scribenten kennte, mit welchem er in keine Vergleichung zu ſetzen iſt. Er weis alle Perioden, aus dem güldenen und ſilbernen Zeitalter, die ſich mit quamquam anfangen. Er träumet lateiniſch, und hat ſich vor einem Monate, aus Scham, drey Tage vor keinem Menſchen ſehen laſſen, weil ihm ſein Junge geſaget hat, daß ihm im Schlafe drey deutſche Wörter entfahren ſind. Er iſt indeſſen gegen die andern Gelehrten nicht ſo ſtrenge, als gegen ſich ſelbſt. Er erlaubet ſehr großmüthig, daß man Deutſch ſchreiben darf, ob er ſich gleich ſelbſt niemals ſo tief erniedrigen wird; nur behauptet er, daß ein lateiniſcher Vortrag allezeit den Vorzug habe. Er hat Recht, denn Cicero hat auch lateiniſch geſchrieben, und wenn die Beluſtigungen nicht das niederträchtige Geſetz hätten, daß alles Deutſch ſeyn müßte: ſo wüßte ich am beſten, in was für einer Mundart ich meinen Autor hätte auftreten laſſen. Doch vielleicht ziehe ich ihn einmal ſelbſt, durch eine lateiniſche Ueberſetzung aus dem Staube. Mein Freund hat mir in dieſem Falle ſchon aus ſechs Folianten bewieſen, daß ich alsdenn nicht Autor, oder Author ſondern Auctor ſetzen müßte. Es geht nichts über ſeine Kenntniß in den Alterthümern. Er weis, welchen Fuß die Dido zuerſt in die Höle geſetzt hat, als ſie ſich mit dem trojaniſchen Fürſten nach der Jagd erfriſchen wollen. Er hat eine Diſſertation von zwey Alphabeten fertig, in welcher er alle diejenigen für Barbaren erkläret, welche glauben, daß Thetis den Achill mit beyden Händen gehalten, als ſie ihn in den Styx getaucht hat. Sein koſtbarſtes Werk iſt eine gründliche Anweiſung, wie man die Hauptwörter; et, ac, etiam, und quoque an ſeine rechten Stellen ſetzen ſollte. Er hat ſich die Mühe gegeben, alle Redensarten, in welchen die größten Gelehrten, ſeit zehn Jahren wider ſeine Regeln geſündiget haben, zu ſammlen, um die augenſcheinliche Gefahr einer herannahenden Finſterniß den ſichern Weltweiſen zu Gemüthe zu führen. Er will aber nichts drucken laſſen. Alle ſeine Schriften ſollen, wie er ſaget, mit Griffeln in wächſerne Tafeln gegraben werden. Er hoffet, durch dieſes Mittel, den Kunſtrichtern in den künftigen Jahrhunderten mehr zu thun zu geben, und auch ſelbſt berühmter zu werden. Er will ſich nicht eher entſchließen zu heirathen, als bis er ein Frauenzimmer antrifft, welches der Sappho ähnlich ſieht, ob ſie gleich nach des Ovidius Ausſpruche nicht ſchön geweſen ſeyn ſoll. Wäre ich nicht ſein Freund: ſo würde ich ihn nunmehr loben. Aber ich kenne dich, Frangiſius! du erſpahrſt deinen Freunden dieſe Mühe: du lobeſt dich ſelbſt, und willſt auch in dieſem Stücke dem Cicero ähnlich werden, ob du gleich weit andere Urſachen darzu haſt, als jener hatte. Ueber dieſes würde ich deines Haſſes würdig ſeyn, wenn ich dich in deutſcher Sprache loben wollte.

Ich komme zu meinem andern Freunde. Dieſes iſt der unvergleichliche Herr Vielwitz. Man wird ihn kennen, da ich ihn nur genennt habe, und ich könnte ſeinen Charakter hier füglich ſchließen, wenn ich nicht für auswärtige Augen, und ſelbſt für die Nachwelt ſchriebe. Vor einigen Jahren wollte ihm noch niemand glauben, daß er etwas gelernt hätte, ob er gleich eine anſehnliche Summe Geldes verthan hatte. Allein ſeit dem man von ſeines Vaters großem Reichthume, und von ſeiner künftigen Erbſchaft gewiß verſichert iſt: ſo kann man ihm den Beſitz aller Wiſſenſchaften nicht länger ſtreitig machen. Man kann die Wirkungen ſeiner Gelehrſamkeit in allen Geſellſchaften hören. Er hat in ſeiner Ausſprache alle Kennzeichen eines Menſchen, der ſeiner Sache gewiß iſt. Er ſchreyt, und ſchwöret im Falle der Noth ſo nachdrücklich, daß man ganz unchriſtlich ſeyn würde, wenn man ihm widerſprechen wollte. Er hat eine ungemeine Gabe zu ſchreiben; denn er hat mir mehr als einmal geſtanden, daß er niemals nachdächte. Von allen Büchern, die ihm vorkommen, lieſt er nur eine halbe Seite, und alsdenn weis er den ganzen Inhalt. Er will einige große Philoſophen unſrer Zeit, die ihm, wie er ſaget, zu groß werden, demüthigen, ſo bald er nur ein artiges Gaſſenliedchen pfeifen kann, welches ihm nach ſeinem Geſtändniſſe ſchwerer, als die Algebra vorkömmt. Er trägt das Bild des Desbarreaux in ſeiner Schnupftabackdoſe, und drängt ſich zu allen Gelegenheiten, der Welt ſeine Gleichgültigkeit gegen die Religion zu zeigen. Indeſſen iſt er ein rechtſchaffener Menſch. Den Spinoſa nennet er den braveſten Kerl von der Welt, ob er gleich keine Zeile von ihm geſehen hat; wie ſehr muß er ſich nicht derjenigen annehmen, die er ſo genau, als mich kennet? Er hat eine natürliche Fähigkeit zur Dichtkunſt. Vielleicht würde ich deswegen einen Theil meiner Hochachtung gegen ihn verlieren, wenn ich nicht wüßte, daß er ſich dieſes kleinen Vortheils zu meinem eignen Ruhme einmal bedienen würde. Er iſt indeſſen weit ſtärker, als Homer und Virgil; denn er kann über beyde unendlich ſpotten. Er hat in einem franzöſiſchen Buche von ungefähr gefunden, daß in der Odyſſee etwas von dem Fußwaſchen des Ulyſſes ſteht, und daß Theokrit, in einer Idylle, die Venus vorſtellet, wie ſie den Eber, welcher den Adonis getödtet, vor ſich bringen läßt, ihm einen bittern Verweis giebt, und ein langes Geſpräch mit ihm führet. Hierüber kann er ſich unbeſchreiblich luſtig machen. Man darf in keiner Zuſammenkunſt von den Dichtern der Alten reden, wenn man nicht dieſe beyden Beweiſe ihres hölzernen Witzes, daß ich mich ſeines Ausdrucks bediene, anhören will. Ich kann mich ſehr wohl mit ihm vertragen, und verſichere, daß ſeine Feinde Unrecht haben, welche ſeine Vernunſt in Zweifel ziehen; denn er lobet meinen Autor. Ueberhaupt kann ich von unſerer Freundſchaft verſichern, daß ſie ſehr edel, und angenehm iſt. Er ſieht keine Fehler an mir, und ſo lange dieſes geſchieht, kann ich auch an ihm keine wahrnehmen. Wenn er zu der Zeit, wenn ich meinen Kalender herausgebe, einen friſchen Wechſel erhält: ſo kann es leicht kommen, daß ich die Zueignungsſchrift, an ihn richte. Ich werde dieſes nicht deswegen thun, als ob ich etwas von ihm verlangte, ſondern, weil ich ihm ein Merkmaal geben will, daß ich an allen ſeinen Glücksfällen Theil nehme.

Damit meine Leſer nicht auf die Gedanken fallen, als ob ich in der Freundſchaft ein Schmeichler wäre: ſo will ich meinen bisherigen dritten Freund abmalen, und ihm vor aller Welt den Kauf aufſagen. Er iſt ein verdrüßlicher Grillenfänger, und heißt Modeſtus Ernſtlich. Er hat beſtändig an meiner Art zu ſtudieren etwas auszuſetzen gehabt, und, nach ſeiner Meynung weis ich gar nichts, ob ich gleich meine Gelehrſamkeit mit gedruckten Zeugniſſen belegen kann. Er iſt ein wahrhafter Antipode von dem lebhaften Herrn Vielwitz. Ob er gleich beſtändig über ſeinen Büchern liegt, und einen guten Theil der Nacht mit Nachdenken zubringt, ſo höret man ihn doch in Geſellſchaften kaum laut werden. Er ſcheuet ſich zu ſagen, welches der gröſzte Philoſoph in Deutſchland iſt, und ich weis doch gewiß, daß er die meiſten philoſophiſchen Schriften unſerer Zeit geleſen hat. Meine Leſer können hieraus von der Schwachheit ſeines Verſtandes urtheilen. Ich weis nicht, ob die Buchführer von ſolchen Gelehrten viel zu hoffen haben. Ich mag ihnen wenigſtens nicht ähnlich ſeyn.

> . . Longe mea diſcrepat illis
> Et vox et ratio. *Horat.*

Er iſt, die Wahrheit zu ſagen, die einzige und wahre Urſache, daß ich kein Poet geworden bin. Denn wenn ich ihm etwas von meinen Gedichten vorlas, deren ich auf Schulen, wo ich eben in ſeine verdrüßliche Bekanntſchaft gerathen bin, verſchiedene verfertiget habe: ſo ſtellte er ſich entweder ſchläfrig, oder ungebehrdig an, und ſchwur mir zu, daß ich eher würde hexen, als dichten lernen. Es iſt mir lieb, daß ich ſeinen neidiſchen Vorſtellungen nur in dieſen einzigen Stücke gefolget habe. Wäre es nach ihm gegangen: ſo würde ich noch lange Zeit kein Autor, und eben ſo unbekannt ſeyn, als er iſt. Er hat ſehr wunderliche, und zu unſern Zeiten ſehr unanſtändige Vorurtheile vom Bücherſchreiben. Er glaubet, daß man nichts ſchreibt, wenn man nur ausſchreibt, und begieng vor acht Tagen, den Frevel an mir, mir unter die Augen zu ſagen: daß ich mich wohl zu einem Copiſten, aber zu keinem Autor ſchickte. Er rieth mir an: ich ſollte mich ſelbſt kennen lernen. Ein ſchöner Rath! lache doch mit mir, geneigter Leſer! da hätte ich viel zu thun, wenn ich mich in dieſes Feld trauriger Gedanken wagen wollte. Wo wollte ich denn die Zeit zum ſchreiben hernehmen? Itzo ſorge ich, daß mich andere kennen lernen, und denke von mir, wie ein Autor denken ſoll.

> Nihil eſt, quod credere de ſe
> Non poſſit, cum laudatur. *Iuuen.*

Ich überlaſſe meinen ungeſtümen Freund den Folgen ſeiner Blödigkeit. Er mag leſen, nachdenken, und die Wahrheit, zur Beförderung der Tugend, mühſam ſuchen. Ich will ſchreiben, und, wenn es möglich iſt, keinen Gedanken von mir für geſund halten, den ich nicht drucken laſſe. Uebrigens aber kündige ich ihm hiermit meine Freundſchaft auf; denn ich will nur mit berühmten Leuten zu thun haben.

Soll ich hier die Reyhe meiner Freunde ſchließen? Soll ich meine Leſer bereden, daß ich bey dem ſchönen Geſchlechte gar keinen Zutritt habe? Wer würde mir glauben, wenn ich auch aus Beſcheidenheit dieſes Bekenntniß ablegen wollte? Vielleicht haben mich meine wenigen Blätter ſchon verrathen. Vielleicht

entdeckt

entdecket man darinnen eine gewiſſe Artigkeit, die man nicht allein aus dem Umgange mit Büchern und Mannsperſonen, ſondern groͤßtentheils bey dem Frauenzimmer erlernet. Ich kann auch nicht beſtändig ſchreiben, ob ich gleich außer dieſem Monatsblatte, noch viele wichtige Werke unter der Feder habe; wer wird es mir alſo verargen, daß ich dann und wann bey einer Schönen, meine faſt in alle vier Theile der Welt zerſtreueten Lebensgeiſter zu ſammlen ſuche?

Und wer iſt auch meiner Verehrung würdiger, als die geiſtreiche Philippine Felſenhartinn? Ich will ſie nennen, damit der Welt keine mühſame Unterſuchung überbleibe, welches bey einem verdeckten Namen leicht geſchehen könnte. Aber ich will mich wohl hüten, ſie weitläuftig zu beſchreiben. Soll ein Geſchichtſchreiber gegen ſeine Helden weder mit Haß noch mit Liebe eingenommen ſeyn: ſo könnte ich itzo leicht nicht alle darzu erforderlichen Eigenſchaften haben. Alcäus hielt ein Maal an dem Daum eines Knaben für eine Schönheit. Naeuus in articulo pueri delectat Alcaeum, ac eſt corporis macula naeuus, illi tamen hoc lumen videbatur. *Cic.* Wie leicht könnte mich, bey den kleinen Fehlern meiner Philippine, ein gleiches Vorurtheil überfallen? Indeſſen kann ich auch ihre Vorzüge nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen. Sie iſt über ihre gute Geſichtsbildung nichts weniger, als hochmüthig. Es giebt ſehr aufrichtige Leute, welche ſie beſtändig erinnern, daß ſie unbeſchreibliche Reizungen hat. Sie ſcheint gar nicht daran zu denken, und geht des Tages wohl hundertmal vor den Spiegel, um nicht, durch eine beſcheidne Verleugnung, ganz und gar aus der Selbſterkenntniß zu kommen. Sie hat unendlich viel Verſtand; denn ſie will immer Recht haben, und wenn ſie nicht die Blattern kriegt, oder heirathet: ſo wird auch niemand leicht in den erſten funfzehn Jahren ſo barbariſch ſeyn, und ihr widerſprechen. Wenigſtens bin ich noch niemals bey ihr in die Verſuchung gerathen, ſolches zu thun, und ich zweifle nicht, daß ſie aus dieſem Umgange großen Nutzen ſchöpfen wird. Ihre Augen ſind ein wenig loſe, und machen ſich ein Vergnügen, die Zahl ihrer Anbether wenigſtens alle Monate zu vermehren. Sie thut es aber bloß, um die Menſchen kennen zu lernen, in welcher Bemühung man, wie ſie ſaget, niemals auslernen kann. Sie hält ſich deswegen eine geſchriebene Liſte ihrer Liebhaber, wo ſie verſchiedene Charactere ſammlet, und mit ihren Anmerkungen begleitet. Vielleicht mache ich meinen Leſern einmal das Vergnügen, und theile ihnen die nachdrücklichſten davon in einem meiner Blätter mit. Man ſieht hieraus, daß Philippine ſchreiben kann, und die Zärtlichkeit eines Autors vor hundert andern ihres Geſchlechts verdienet. Ich will die Abſichten, die ich bey dieſem artigen Kinde habe, nicht eben aller Welt entdecken; ſondern nur itzo zum Schluſſe ein Sinngedicht herſetzen, deſſen ich mich, wie es mir vorkömmt, nicht zu ſchämen habe, ob ich gleich kein Poet ſeyn ſoll.

Als ſie auf der Laute ſpielte.

Neun Muſen ſpielten dort, und waren ziemlich klug;
Ein Phöbus war für ſie und ihren Staat genug.
Du ſchönes Kind ſpielſt auch; doch ſollten deine Gaben
Bloß zur Bewunderung neun ſolche Phoebus haben.

Indem ich dieſe Verſe hinſchreibe, erinnere ich mich an etliche wunderliche Reime, auf welche ich in Philippinens Namen eine Antwort machen ſoll. Ich habe den Liebesbrief, in welchem ſie ſtehen, bey mir, und dürfte ihn bald drucken laſſen. Warum nicht? Ich bin dem Menſchen, wegen ſeiner lächerlichen Furchtſamkeit ohne dem nicht gut, und bey Philippinen will ich dieſen kleinen verwegenen Streich ſchon verantworten. Vielleicht verjage ich durch dieſes Mittel einen Nebenbuhler, der mit der Zeit muthiger werden könnte. Wenigſtens wird es ihn kränken, daß ich ſeinen Brief beſitze. Ich edire ihn hiermit.

An die Phyllis.

Ich ſoll ihnen ſchreiben, Phyllis, und ſoll ihnen nichts von meiner Liebe ſchreiben? In dem letzten Stücke muß ich ihnen ungehorſam ſeyn. Warum laſſen ſie mir auch des Nachts nicht Ruhe? Leſen ſie dieſen kleinen Traum, und melden ſie mir, was ſie wohl geſagt hätten, wenn es mit meinen Drohungen, die ſie am Ende finden werden, zur Wirklichkeit gekommen wäre?

Phyllis hier! Im Hirtenkleide!
Welche nie gefühlte Freude,
Was für Hoffnung, Furcht und Schmerz
Ueberfällt mein zärtlich Herz!

O, was hat ſie hergetrieben,
Und zur Schäferinn gemacht?
Wird ſie den in Wäldern lieben,
Den ſie in der Stadt verlacht?

Eile nicht zu jenem Schwarme!
Komm zuerſt in Thyrſis-Arme!
Schönes Kind, entſchließe dich:
Dieſesmal umarme mich.
Dürften es die Lippen wagen = =
Nein = = Erzürne dich nur nicht!
Will ich dir doch niemals ſagen,
Was mein ſchmachtend Auge ſpricht.

Du biſt allzeit auserleſen,
Aber nie ſo ſchön geweſen,
Als dich itzt die grüne Tracht,
Unter freyem Himmel, macht.
Darf ich dir noch etwas rauben,
Das den ſchönſten Ort bedeckt:
Wirſt du mir den Strauß erlauben,
Der an deinem Buſen ſteckt.

Uebe doch die ſchlanken Füſſe!
Phyllis! Geh an alle Flüſſe!
Daß dein Auge nur erblickt,
Wie dich dieſer Strohhut ſchmückt.
Doch verbleib in dieſen Schatten,
Dem, der dich ſo treu verehrt,
Ohne Zeugen zu verſtatten,
Daß er dir ſein Herz erklärt.

Phyllis! willſt du ewig ſchweigen?
Willſt du auch nicht einmal zeigen,
Daß dein Herz den Trieb erkennt,
Der für dich mit Ehrfurcht brennt?
Dieſen Stolz will ich beſtrafen . .
Wie? Du fliehſt = = Was für Verluſt!
Kann ich nicht ſo lange ſchlafen,
Bis du dich beklagen mußt?

Thyrſis.

* *

Die Liebe.

Laßt uns ſcherzen! laßt uns lieben!
Laßt uns nicht die Luſt verſchieben,
Bis zur Luſt die Kraft gebricht.
Klugheit iſt es, ſich vergnügen;
Eh uns Froſt und Tod beſiegen.
Lieben iſt der Jugend Pflicht.
Kömmt der letzte Reſt des Lebens;
Sind die Sinne ſtumpf und ſchwach:
So beſeufzt man, doch vergebens,
Seines Alters Ungemach.

Den nur wird kein Unglück ſchrecken;
Der nur kann das Leben ſchmecken:
Wer der Liebe Wolluſt ſchmeckt.
Muß der nicht ſein Glück beſtreiten,
Den die Macht der Zärtlichkeiten
Nie ſein kalt Geblüte weckt?
Immer hart und fühllos bleiben;
Iſt der Schwermuth Eigenthum.

Hier die Sinne nicht betäuben;
Hier ein Menſch ſeyn, bringet Ruhm.

Doris in die Arme drücken,
Giebt ein ſanfteres Entzücken,
Als des Hofes prächtger Schein.
Sich, ſein Reichthum zu bewachen,
Aus dem Herrn zum Hüter machen;
Heißt der Menſchheit unwerth ſeyn.
Zwar auch Kluge ſehn nach Schätzen;
Sie auch reizt der Ueberfluß:
Doch was wär er ohn Ergötzen?
Was Ergötzen ohne Kuß?

Nur, o Tugend! deinem Triebe
Weiht die Macht der reinen Liebe
Unſre Herzen zum Beſitz.
Zänkern kann ſie Sanftmuth geben,
Wilde lehrt ſie ſittlich leben;
Auch den Thoren ſchenkt ſie Witz.
Laßt es ſeyn, daß vom Geſchicke
Uns nur Leid beſchieden iſt:
Selbſt das Leid wird uns zum Glücke,
Das ein ſchöner Mund verſüßt.

Zwar im Lieben unerfahren,
Könnt ich das nicht offenbaren,
Was ich niemals ſelbſt erfuhr:
Doch dem ungeübten Herzen
Zeigt der Liebe ſüße Schmerzen
Damons Glück und die Natur;
Damons, dem, nach langem Sehnen,
Nun ſein Glück in Aeglen blüht;

Damons, der bey tauſend Schönen,
Einzig Aeglen ſucht und ſieht.

Seht in dieſem Paar zwo Seelen,
Die ſich um ſich ſelber wählen,
Die kein Geld kein Hofglück lockt.
Damon fühlt, wenn er erblicket,
Was ſein lüſtern Aug entzücket,
Daß für Luſt die Rede ſtockt.
Blicke, die zum Herzen zielen,
Zeigen ſeiner Aeglen an,
Was ſein feurig Herz zwar fühlen,
Doch ſein Mund nicht ſagen kann.

Zärtlich; aber doch voll Tugend;
Zeiget Aeglens ſanfte Jugend
Wangen, die voll Sehnſucht glühn;
Augen, die zu reizen trachten;
Lippen, die nach Küſſen ſchmachten,
Die ſie doch zum Scheine fliehn . . .
Doch was wag ich? Solch Entzücken,
Sagt nur ein verliebter Kuß;
Welches lebhaft auszudrücken,
Man erſt ſelber lieben muß.

Möcht ich doch dem Damon gleichen!
Doch wer nahet ſich dieſen Sträuchen?
Seh ich nicht, o Phyllis, dich?
Luſt und Neid und Wunſch wird rege,
Und noch dreymal ſchnellre Schläge
Fühlt mein ſchmachtend Herz an ſich.

Stets die Phyllis zu verehren,
Reizt mich heimlich die Natur.
Phyllis wird dich lieben lehren;
Sagt ſie; und zwar Phyllis nur.

Phyllis! ſieh auf Aeglens Liebe,
Und verſuch auch ſelbſt die Triebe,
Welche jene ſo erfreun.
Komm! willſt du mein Glück auf Erden,
Komm! willſt du mir Aegle werden:
So will ich dein Damon ſeyn.
Macht den Anblick fremder Freuden,
Herz und Sinne ſo entzückt:
Wie wird man nicht uns beneiden,
Wenn die Lieb uns ſelbſt beglückt?

A.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Anmerkungen über die Beweiſe
von der
Immaterialität der Seele,
bey Gelegenheit
des im Chriſtmonate vergangenen Jahres auf der 488ſten Seite eingerückten Beweiſes.

Es iſt was wunderbares, daß unſere Seele ſich ſelbſt ſo unbekannt iſt, und die Weltweiſen erſtlich genöthiget ſind, zu unterſuchen, ob ſie einfach oder zuſammengeſetzt ſey. Den andern Satz zu beſtreiten, und den erſten darzuthun, haben ſich die Gottesgelehrten mit den Philoſophen vereinigt. Nicht aller Bemühungen ſind gleich glücklich geweſen. Ja ich kann ſagen, daß von den bloß philoſophiſchen Beweiſen mir keiner genug gethan hat, ſeitdem mich Euklides gelehret, was demonſtriren heiße, ein Wort, damit ſich viel junge Gelehrte lächerlich machen, ſo bald ſie aus Herrn Wolfs Auszuge haben das Quadrat vom Rhombus unterſcheiden lernen.

Wenn ſich ſo viel und ſo geſchickte Leute über einen Satz bemühet haben, als im gegenwärtigen Falle geſchehen iſt: ſo ſollte man faſt furchtſam werden, ſich nach ihnen daran zu wagen. Denn, entweder einer oder etliche von ihnen haben der Sache genug gethan, ſo iſt unſere Bemühung überflüſſig: oder es hat es keiner von unſern Vorgängern getroffen; ſo wird allen Regeln der Wahrſcheinlichkeit nach auch unſere Arbeit vergebens ſeyn.

Doch was vergebens iſt, darf deswegen nicht gleich als unnütz verworfen werden. Wir kommen doch durch viele Unterſuchungen der Wahrheit immer näher; wenn wir ſie auch gleich niemals vollkommen erreichen können, und wir entdecken gleichſam im Vorbeygehen eine Menge von Wahrheiten, die uns unbekannt geblieben wären, wenn wir dieſen Weg nicht genommen hätten. Insbeſondere iſt es vortheilhaft, Unterſuchungen über die Natur unſerer Seele anzuſtellen, geſetzt, daß wir damit niemals was gewiſſes entdecken können. Es iſt wahr, wenn man ſich dabey zum feſten Endzwecke vorgeſetzt hat, etwas Unwiderſprechliches herauszubringen; wenn man ſich auf ſeine Entdeckung was einbildet, oder vielleicht auch nur andern Leuten nachſpricht, was ſie uns vorgeſagt haben: ſo bringen ſolche Bemühungen keinen großen Vortheil. Wenn man ſie aber als eine angenehme Beſchäfftigung anſieht, die uns unſere Seele beſſer keñen u. auf ihre Wirkungen mehr Achtung geben lehret, und dadurch uns alſo zu Erhaltung gewiſſer Nebenwerke dienlich iſt, geſetzt, daß wir wegen des Hauptzweckes unſers Wunſches nicht gewähret würden: ſo kann ich ſie nichts anders als für würdige Bemühungen eines Philoſophen erklären.

Aus dieſem Grunde verdienet der Herr Verfaſſer desjenigen Beweiſes, welcher auf der 488ſten Seite dieſer Sammlung zu Ende des vorigen Jahres befindlich iſt, Lob, daß er nicht ſchlechterdings nachſchreiben wollen, was andere vor ihm geſchrieben, ſondern durch eine aufmerkſame Betrachtung der vorſtellenden Kraft unſerer Seele zu beſtimmen geſucht, von was für einer Natur dieſelbige ſey. Er wird ſich aber auch noch von der Zeit, da ich das Vergnügen ſeines Umganges genoſſen, erinnern, was für ein Zweifler ich in metaphyſiſchen Dingen bin; und es mir daher nicht übel nehmen, daß ich einige meiner Zweifel bey Gelegenheit ſeiner Abhandlung entdecke; denn er iſt ein Philoſoph und mein Freund, und die Anmerkungen, die ich bey ſeinem Beweiſe insbeſondere mache, treffen ihn nicht weiter, als daß er mir Gelegenheit gegeben, meine Gedanken wegen dergleichen Beweiſe überhaupt zu entdecken.

Sollte der Schluß des 6 Abſatzes nicht dadurch verdächtig werden, daß es wenigſtens ſcheint, als könnte man ihn eben ſo leicht umkehren? Was haben die Veränderungen, die in einem einfachen Dinge vorgehen, für Aehnlichkeit mit Größen, Figuren, Bewegungen, die in einem zuſammengeſetzten Weſen befindlich ſind? Wie kann alſo das Zuſammengeſetzte im Einfachen vorgeſtellt werden? Vielleicht auf die Art, daß ein einfaches Weſen ſich eine Menge einfacher Weſen vorſtellet, deren Verbindung einen Körper ausmacht? Aber kann ich alsdenn nicht mit eben dem Rechte ſagen: Der Körper iſt fähig, ſich einfache Dinge vorzuſtellen, denn er beſteht aus einfachen Elementen? Bildete ich mir gleich ein, ich könne begreifen, wie ein einfaches Weſen ſich eine Aehnlichkeit von einem andern einfachen Weſen machen könnte: ſo ſehe ich doch nicht, wie in ihm, in einem einzelnen Dinge, eine Aehnlichkeit von einer ganzen Sammlung einfacher Dinge und den Verhältniſſen, die ſie zuſammen haben, entſtehen könne: Zumal da das Bild von dieſer Sammlung ſich ſo verſtellt, daß keine Seele, wenn ſie Körper empfindet, ſich Aehnlichkeiten von einfachen Dingen machet, woferne ſie nicht durch die Philoſophie daran erinnert wird. Aber Leibnitzens Monadologie vorauszuſetzen, wenn man die Immaterialität der Seele beweiſen will, wäre ungefehr ſo viel, als die Regeln der gemeinen Rechenkunſt aus der Differentialrechnung beweiſen.

Allgemeine Begriffe ſind nichts anders, als Stücke von einzelnen. Wir ſtellen uns einen Kriegshelden überhaupt vor, ohne an den Alexander oder Julius Cäſar zu denken. Was thun wir hier? Laſſen wir nicht verſchiedene Gedanken, die uns bey dem Namen Alexander oder Julius Cäſar einfallen würden, weg, und erinnern uns nur gewiſſer Dinge, die uns bey dem einen wie bey dem andern einfallen? Woferne man alſo nicht überhaupt darthun kann, daß Bewegungen keine Begriffe hervorzubringen fähig ſind, ſo wird man ihnen auch nicht die Fähigkeit abſprechen können, gewiſſe Theile eines Begriffes von dem Ganzen abzuſondern, und ohne das Ganze insbeſondere hervorzubringen, das iſt, das zu thun, was die Scholaſtiker praeſcindere und abſtrahere nennen.

Es kömmt mir vor, als hätte ich einmal bey einem Schriftſteller, der ebenfalls die Immaterialität der Seele auf die allgemeinen Begriffe gründete, noch folgenden Zuſatz geleſen: bey allgemeinen Begriffen muß ein Weſen ſeyn, das die verſchiedenen einzelnen mit einander vergleicht und das ähnliche in ihnen abſondert; dieſes aber glaubet er, könne durch keine Bewegung bewerkſtelliget werden. Doch wird nicht ein hartnäckiger Materialiſt ſagen: jedweder Begriff wird durch eine beſondere Bewegung ausgedrückt. Wenn Begriffe etwas gemeines haben, ſo iſt in den für ſie gehörigen Bewegungen etwas ähnliches, und dieſes, was in allen ähnlich iſt, wird allein von neuem erregt, wenn man einen allgemeinen Begriff denkt. Daraus läßt ſich auch vortrefflich erklären, warum manche Leute ſo ungeſchickt ſind, abſtract, oder wie es im Deutſchen heißen ſoll, **abgezogen** zu denken. Die Theile ihrer Seele nämlich ſind nicht ſo beſchaffen, daß einer ohne den andern ſich leicht bewegen ließe, daher iſt es nicht möglich, das Aehnliche in verſchiedenen Bewegungen allein hervorzubringen, ohne daß zugleich eine gewiſſe beſondere Bewegung entſtehe. Ein Metaphyſicus von der Art könnte dieſe zuſammenhängende Eigenſchaft der Theile einer Seele vielleicht die **Seelenzähigkeit** nennen, und ſeinen Ausdruck mit eben der Tiefſinnigkeit rechtfertigen, mit der man ſonſt zeigen kann, was die Redensart heißt: es wird Licht in unſerer Seele.

Ich weis nicht, ob der Herr Verfaſſer im 7ten Abſatze ſeiner Ausführung nicht etwas leugnet, davon uns die Empfindung alle Augenblicke überführet. Er meynet, aus einer Menge dunkler Vorſtellungen könne unmöglich eine einzige klare entſtehen. Indeß iſt dieſes ein Satz, den diejenigen deutlich genug erwieſen haben, die ſeiner zur Vertheidigung der vorherbeſtimmten Harmonie benöthigt waren. Man ſehe unter den Briefen, die Herr Bülfinger mit Herr Hollmannen über dieſes Syſtema gewechſelt, den letzten von Herrn Bülfingern nach. Wenn ich z. E. in der Kirche eine ganze Gemeine ſingen höre: ſo iſt kein Zweifel, daß dieſe Empfindung aus den geſammleten Empfindungen entſtehe, die jeder ſingender ins beſondere in mir erregt: allein ich unterſcheide keinen, als etwa meinen nächſten Nachbar. Von den Tönen derer, die nur entfernter von mir ſind, empfinde ich nur das, was aus ihnen zuſammengenommen entſpringt. Dieſe klare Empfindung alſo entſpringt aus einer Menge dunkler. Ein klarer Begriff iſt die Summe von vielen dunkeln, wie ein deutlicher die Summe von vielen klaren iſt. In dem Sonnenlichte empfinde ich zugleich ſieben Farben. Aber ich würde mich keiner von dieſen ſieben Farben bewußt ſeyn, wenn es mir Newton nicht geſagt hätte. Ich empfinde jede von ihnen dunkel, wenn ich ihre Summe, das Sonnenlicht, klar empfinde.

Doch ich entferne mich zu weit von den Beweiſen für das einfache Weſen der Seele. So viel ich mich aller Beweiſe davon erinnere, die es noch der Mühe werth ſind, daß man ſich ihrer erinnert, ſo kommen ſie darauf hinaus: wir können nicht erklären, wie ein zuſammengeſetztes Ding denken kann, alſo kann es nicht denken; wir ſehen den Zuſammenhang zwiſchen Bewegungen und Begriffen nicht; alſo iſt ein Widerſpruch zwiſchen beyden. Daß dieſer Schluß viel Wahrſcheinlichkeit habe, das will ich nicht leugnen: für eine Demonſtration aber kann ich ihn nicht halten, ſo lange die Erfahrung mich von unzähligen Wirkungen der Körper verſichert, die man gleichwohl noch nicht erklären kann.

Ein gewiſſer Philoſoph, der ſich eben dieſes Schluſſes für das einfache Weſen der Seele bedient, ſetzet hinzu: jedweder würde ſeine Schärfe einſehen, wer nur von Beweiſen urtheilen könnte. Ich geſtehe es, ein ſolcher Trumpf bey einem Beweiſe machet mir ihn gleich überzeugend. Denn ich bin gerade ſo geſinnt, wie die Zuhörer eines gewiſſen Naturforſchers, die durch ſein Vergröſſerungsglas Dinge ſehen ſollten, die nur ſeiner Einbildungskraft ſichtbar waren.

Keiner von ihnen erblickte das verlangte; er ſtellte das Glas von neuem, ſah durch, und ſagte nachdem: der müßte blind ſeyn, der es nun nicht ſehen wollte.

Man nehme eine Materie ſo ſubtil, als man will; man laſſe ſich dieſelbige bewegen wie man will; nimmermehr ſieht man, wie Gedanken herauskommen. Es iſt wahr, man ſieht dieſes nicht; aber man ſchneide doch von einem Körper den letzten Punct ab; man ſetze dieſen Punct in einen organiſchen Leib: ſieht man nunmehr, wie er zu denken anfängt?

Zwiſchen Gedanken und Bewegungen einen Widerſpruch oder einen Zuſammenhang zu zeigen, wäre nöthig, daß wir vollkommen wüßten, was Gedanken und was Bewegungen ſind. Allein beydes iſt uns unbekannt. Wir verwundern uns nicht, daß ein Körper einen andern, an den er anſtößt, forttreibet. Allein, nur deßwegen verwundern wir uns nicht, weil wir es täglich ſehen. Denn wie es mit der **Erbſchaft der Bewegung** zugehe, davon begreifen wir ſo wenig die Möglichkeit, als von der anziehenden Kraft, welche die Theile der Körper verbindet.

Und was für eine Erkenntniß haben wir denn von dem, was man einen Begriff, eine Vorſtellung, ein Bild in unſerer Seele heißt? Wenn wir dieſe Wörter gebrauchen, ſo machet die Empfindung eines jeden ſie ihm deutlich genug: aber uns iſt das, was dadurch angedeutet wird, nicht ſo bekannt, daß wir mit Gewißheit urtheilen könnten, ob es eine Wirkung bewegter Theile ſey.

Denn ich weis nicht, ob es genug iſt, einen Begriff durch eine Aehnlichkeit zu erklären, die ſich die

Seele von Dingen außer ihr machet. Ich ſehe keine Aehnlichkeit zwiſchen dem, was in meiner Seele vorgeht, wenn ich ein Stücke losbrennen höre, und zwiſchen der Erſchütterung, darein das Pulver die Lufttheilchen ſetzet. Es iſt eine bekannte Sache, daß ſchärfere Sinne uns die Sachen ganz anders vorſtellen würden, als ſie uns itzt erſcheinen. Ein Tropfen todter Feuchtigkeit verwandelt ſich unter dem Vergröſſerungsglaſe in eine Menge lebhafter Würmchen: ein beſſeres Auge und Glas würden in dieſen Würmchen Blutgefäße und Nerven unterſcheiden: einem vollkommenern Verſtande verſchwinden Feuchtigkeit, Würmchen, Blutgefäße und Nerven, und er erkennt bloß Puncte, in deren jedem ſich die beſte Welt ſpiegelt. Wie viel Aehnlichkeit haben Begriffe, die unter ſich ſo unähnlich ſind, mit ihrem Vorbilde?

Die Bilder, die wir uns von Dingen außer uns machen, ſind ihnen ſelten ſo ähnlich, als die verzerrten Abſchilderungen unſeres Geſichts, die uns ein gebogener Spiegel zurücke wirft. Es iſt wahr, das Bild, das der Spiegel von einer gewiſſen Sache macht, wird durch ſeine Figur und Lage gegen den Gegenſtand beſtimmt, eben ſo, wie der Begriff, der in einem Geiſte entſteht, ſich nach der Kraft des Geiſtes und ſeiner Verbindung mit gewiſſen Theilen der Welt richtet. Aber daraus ſehe ich nur ſo viel: mit gewiſſen Veränderungen in der Welt ſind andere in meinem Geiſte verknüpft. Daß beyde Veränderungen einander ähnlich ſind, das ſehe ich noch nicht. Woher die Verknüpfung rühre? wie die Veränderungen in meiner Seele entſtehen?

das hat der, der uns ſchuf, vor uns verbergen wollen.

Haller.

Ich habe in dem bisherigen nur von dem geredet, was die Vernunft mit Gewißheit lehret, ohne Abſicht auf die Offenbarung und auf wahrſcheinliche Gründe. Ich will nur nicht, daß man, bey philoſophiſchen Sätzen, die in die Religion einen Einfluß haben, wahrſcheinliche Beweisthümer für Demonſtrationen ausgebe. Man machet ſonſt leichtſinnigen Gemüthern dieſe Wahrheiten, und ſelbſt die Religion verdächtig, die doch feſte ſteht, wenn auch kein Satz in der ganzen Pſychologie recht bewieſen wäre. Man wird dieſe meine Erklärung zu leſen belieben, ehe man mich etwa mit dem Titel eines Materialiſten beehret. Ich verdiene denſelben nicht, meine Begriffe von der Seele ſind, wie man hieraus ſehen wird, geiſtlich genug.

M. Käſtner.

Antwort auf das Vorhergehende.

Ich ſollte mich faſt fürchten, mich mit einem ſolchen Gegner in einem Streit einzulaſſen, der als ein Meßkünſtler gewohnt iſt, alle Begriffe, Sätze und Schlüſſe auf das genaueſte zu prüfen, und nichts gelten zu laſſen, das nicht eben ſo gewiß iſt, als der pythagoriſche Lehrſatz in der Geometrie; dem es auch nicht an Geſchicklichkeit fehlet, ſeine Einwürfe auf das lebhafteſte und wahrſcheinlichſte vorzutragen. Weil ich aber glaube, von der Richtigkeit meines Beweiſes überzeugt zu ſeyn, und über dieſes weis, daß der Herr Verfaſſer des vorhergehenden nicht nur ein Weltweiſer, ſondern auch ſo gütig iſt, mich ſeinen Freund zu nennen: ſo iſt es mir ein Vergnügen, mich mit der Unterſuchung ſeiner Zweifel zu beſchäfftigen. Ich habe ehedeſſen die Ehre gehabt, mich bey ihm in philoſophiſchen Streitigkeiten zu üben, und ich bin verſichert, daß ich niemals ſeine Einwürfe wider meine Sätze gehöret habe, ohne dadurch in der Erkenntniß der Wahrheit ein neues Licht zu erhalten. Und ſeine itzigen Anmerkungen geben mir Gelegenheit, meinen Beweis, welchen ich vorher ganz kurz gefaſſet hatte, etwas deutlicher zu machen.

Ich weis nicht, ob mein Herr Gegner die Bemühung, die Einfachheit der Seele zu beweiſen, mit Recht vergebens oder überflüßig nennen kann, wenn auch gleich dasjenige gewiß ſeyn ſollte, was er von den bisherigen Beweiſen in dieſer Sache vorausſetzet. Könnte man es nicht aus eben dem Grunde für eine überflüßige Arbeit halten, wenn ſich ein Gelehrter vornimmt, die Gründe von der Unſterblichkeit unſeres Geiſtes in ein größeres Licht zu ſetzen? Die Wahrheit von der Immaterialität der Seele iſt ſchon ſo wichtig, daß ſie ihre Vertheidiger vollkommen rechtfertiget, und wo ſie nicht den Beweis von der Unſterblichkeit unſerer Seele gewiß machet, ſo machet ſie ihn doch wenigſtens leichter und wahrſcheinlicher.

Ob es einige unſerer Vorgänger in dieſer Sache getroffen haben, oder nicht, das mögen diejenigen unterſuchen, deren Urtheilskraft dazu geſchickt iſt. Ich glaube, ſie haben eine Wahrheit bewieſen; daß ſie aber dieſelbe ſo ſollten bewieſen haben, daß ſie zugleich allen Einwürfen, welche nach der Zeit von ſcharfſinnigen Feinden vorgebracht worden, begegnet hätten, will ich nicht behaupten. Man würde zu viel von einem Weltweiſen, der noch ein Menſch iſt, fordern, wenn man ſolche Beweiſe von ihm verlangen wollte.

Der erſte Einwurf des Herrn Käſtners wider meinen Beweis, beſteht in folgendem Schluſſe: Wenn in einem zuſammengeſetzten Dinge keine Aehnlichkeit von einem einfachen ſeyn kann, ſo kann auch in dieſem keine Aehnlichkeit von jenem ſeyn. Den erſtern Satz habe ich in meinem vorigen Aufſatze bewieſen; folglich ſoll ich auch den' letztern zugeben. Allein, ich läugne den Oberſatz dieſes Schluſſes. Sollte derſelbe gelten, ſo müßte man erſt beweiſen, daß in beyden Fällen, wenn ſich nämlich ein zuſammengeſetztes Weſen ein einfaches vorſtellen, und wiederum, wenn ein einfaches einen Begriff von einem zuſammengeſetzten haben ſoll, einerley Grund oder einerley Schwierigkeiten wären. In dem Letztern wird man keinen Widerſpruch zeigen können, von dem Erſtern aber habe ich die Unmöglichkeit bewieſen. Ich habe im 6ten Abſatze meiner Abhandlung alſo geſchloſſen. Die Veränderungen eines zuſammengeſetzten Dinges, in ſo fern es bloß als ein Ganzes betrachtet wird, beſtehen entweder in Bewegungen, oder in demjenigen, was aus der Bewegung entſpringt, nämlich in der Ordnung der Theile. Die verſchiedene Ordnung der Theile in einem Körper, kann keinen Begriff von einem einfachen Dinge ausmachen, weil ſie ſelbſt etwas Zuſammengeſetztes iſt; wir gedenken uns aber die einfachen Dinge, als einfach. Die Bewegungen eines Körpers können eben ſo wenig Begriffe von einfachen Dingen ſeyn, weil ſie mit denſelben nichts gemein haben, und weil auch die Bewegungen des Körpers ſelbſt etwas zuſammengeſetztes ſind. Demnach kann ein Körper, in ſo fern er in der Zuſammenſetzung betrachtet wird, keine Bilder oder Begriffe von einfachen Dingen haben. Dieſer Schluß aber: der Körper iſt fähig, ſich einfache Dinge verzuſtellen, denn er beſteht aus einfachen Elementen, iſt in dem 7ten Abſatze meines Beweiſes ſchon wiederlegt worden. Entweder man ſetzet viele Elemente voraus, welche zuſammengenommen ein Einfaches gedenken, oder man ſaget es nur von einem einzigen. Iſt dieſes, ſo giebt man zu, daß dasjenige, was in uns denkt, ein einfaches Weſen ſey, und wir haben ferner nicht Urſache, zu ſtreiten. Nimmt man aber das Erſte an, ſo widerſpricht man ſich ebenfalls; denn eine Abbildung von einem einfachen Dinge, in welcher ſich viele Theile, die wirklich von einander abgeſondert werden können, unterſcheiden laſſen, iſt ein Unding. Der Schluß meines 6ten Abſatzes kann auch deswegen nicht umgekehret werden, weil ich in den einfachen Dingen nur Aehnlichkeiten von zuſammengeſetzten behaupte, in den Körpern aber iſt kein Bild von einem andern Dinge möglich, das nicht ſelbſt eine wirkliche Zuſammenſetzung in ſich enthielte. Eine Aehnlichkeit oder ein Bild von dem großen Goliath, läßt ſich wohl auf eine Octavſeite bringen, aber den Rieſen ſelber kann ein ganzes Buch Papier nicht faſſen.

Ich kann mir auch nicht einbilden, daß es ſo gar widerſprechend ſeyn ſollte, wenn man bey dem Beweiſe von der Immaterialität der Seele die Monadologie zum Grunde legen wollte. Nimmt man es doch einem Mathematikverſtändigen nicht übel, wenn er ſich der Algebra bedienet, um zu zeigen, wie es möglich ſey, daß ein Brennſpiegel die vorgehaltenen Sachen anzündet, ob gleich ein jeder Bauer aus der Erfahrung erkennen kann, daß er es zu thun vermögend ſey. Man hat ſich nur bey dergleichen Beweiſen vorzuſehen, daß man nicht etwas vorausſetze, das man erſt beweiſen will.

Mein Herr Gegner glaubet, allgemeine Begriffe wären nichts anders, als Stücke von einzelnen. Mich däucht, daß dieſer Satz zwar ein Stück von einer Wahrheit in ſich habe, aber ſo allgemein und ohne Einſchränkung kann ich ihn nicht annehmen. Man ſondere doch von der franzöſiſchen Armee alles dasjenige ab, was vollkommen beſtimmt iſt; man laſſe alle einzelne Soldaten nach Hauſe gehen, und ſehe, wie viel von derſelben übrig bleibt. Die Armee, welche durch dergleichen Abſonderung entſtehen wird, wird nicht einen einzigen Huſſaren überwinden können. Ein anders iſt, wenn man zeigen will, wie wir durch die Abſonderung zu allgemeinen Begriffen gelangen, ein anders aber, wenn man fraget, wie allgemeine Begriffe eigentlich beſchaffen ſind, und was dazu gehöret, wenn in einem Dinge dergleichen ſeyn ſollen. Wenn in einem Körper durch die Bewegung ein allgemeiner Begriff ausgedrückt werden ſoll, ſo müſſen deſſelben Theile, vermöge der Bewegung, in ein ſolches Verhältniß geſetzet werden, daß ſie zuſammengenommen der allgemeinen Sache ähnlich ſeyn. Ein ſolches Bild aber iſt etwas wirkliches und einzelnes, weil es nach allen ſeinen Theilen vollkommen beſtimmt iſt; es kann alſo unmöglich eine Aehnlichkeit von etwas allgemeinem abgeben. Zu einem allgemeinen Begriffe wird eine Kraft erfordert, welche nach Anleitung der daſeyenden einzelnen Dinge ſich das bloß mögliche und unbeſtimmte gedenken kann.

Mein Herr Gegner giebt mir Schuld, daß ich in dem 7ten Abſatze meiner Ausführung etwas leugnete, welches uns die Erfahrung alle Augenblicke lehrete. Er beſchuldiget mich aber meines Erachtens mit Unrecht. Ich habe niemals geleugnet, daß in unſerer Seele aus vielen dunkeln Vorſtellungen eine einzige klare entſtehen könne. Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen einer Menge dunkler Begriffe in einem einzigen denkenden Weſen, und zwiſchen den verſchiedenen dunkeln Vorſtellungen in verſchiedenen Elementen. Aus dieſen letztern kann ja unmöglich ein einziger klarer Begriff eines einzigen denkenden Weſens entſtehen, weil man ſelber verſchiedene denkende Subſtanzen vorausſetzet, und zwar alſo, daß eine jede für ſich nur dunkel denket. Es kömmt mir eben ſo vor, als wenn viele verſchiedene Menſchen, welche alle nur klar und ſinnreich denken, einen einzigen deutlichen und ausführlichen Begriff dadurch zuwege bringen ſollten. Ob im übrigen der Satz, daß eine klare Vorſtellung die Summe von vielen dunkeln ſey, ganz unwiderſprechlich bewieſen worden, oder nicht, das will ich hier nicht unterſuchen.

Was hierauf in den Einwürfen folget, das geht mich eigentlich nicht an. Jch ſchließe nicht ſo: weil ich nicht begreifen kann, wie ein zuſammengeſetztes Ding denke, ſo iſt es unmöglich, daß es denke; ſondern mein Schluß iſt dieſer: weil es unmöglich iſt, daß ein Körper denke, ſo denket er nicht. Das übrige ſind luſtige und ſpitzige Einfälle, welche mich noch weniger treffen. Doch wird mir erlaubt ſeyn, eine gegenſeitige Vorſtellung zu thun. Es kann niemand zeigen, wie es möglich ſey, daß ſich ein Element bewegen ſollte, wenn man aber viele Millionen ſolcher Subſtanzen zuſammen ſetzet; können ſie ſich da wohl leichter bewegen? Kann man aber deswegen die Bewegungen der Körper leugnen? Jch muß meinen hochgeehrteſten Herrn Gegner bitten, mir noch eine ſcherzhafte Vergleichung zu gute zu halten. Es wäre ſchade, wenn der ſcharfſinnige Einfall verlohren gehen ſollte. Jch ſehe nicht, wie ein Elephante fliegen könne, das iſt wahr; aber man nehme ihrer doch etliche tauſend zuſammen, und ſage mir alsdenn: wie ſie fliegen können?

Jch muß allerdings geſtehen, daß ein recht bündiger Beweis von der Jmmaterialität der Seele ſchwerer iſt, als es wohl manchem ſcheinen möchte. Die Erklärungen, welche man von der Vorſtellungskraft giebt, ſind freylich nicht allzuvollſtändig; man kann in Zergliederung derſelben nicht weit gehen. Jedoch iſt es genug, daß wir von den Wirkungen unſerer Seele ſolche Begriffe haben, die zu unſerm Beweiſe hinreichend ſind. Die Zweifel, welche der Herr M. Käſtner wider meine Erklärung von der Vorſtellungskraft vorbringt, ſind nicht ſo ſtark, daß ſie dieſelbe umſtoßen ſollten. Der Begriff, welchen wir uns überhaupt von einem Helden machen, enthält alles dasjenige in ſich, was man bey dem großen Alexander, beym Julius Cäſar, und bey allen andern Helden, in ſo fern man ſie Helden nennet, antrifft. Was folget hieraus anders, als daß unſer Begriff eine Aehnlichkeit von der vorgeſtellten Sache ſey? Eben ſo iſt es auch mit einzelnen Dingen beſchaffen. Man laſſe einen Künſtler einen Riß von einer Veſtung machen: man gebe ihn alsdenn einem andern Kunſtverſtändigen: die Vorſtellung, welche er bey Anſchauung des Abriſſes in ſeiner Seele haben wird, wird eben dieſelben Linien, eben dieſelbe Anzahl der Abtheilungen, und eben dieſelbe Verhältniß derſelben in ſich faſſen, welche der vorige entworfen hat. Wenn ich ein Stücke losbrennen höre, ſo habe ich einen klaren Begriff von der Erſchütterung der Luft überhaupt; allein die Veränderung eines jeden Lufttheilchens ins beſondere ſtellet ſich meine Seele nur dunkel vor. Daher iſt es nicht zu verwundern, daß ich hier die Aehnlichkeit zwiſchen den Wirkungen meiner Seele und den verſchiedenen Bewegungen der Luft nicht deutlich zeigen kann.

Erzeigen ſich die Körper durch das Vergrößerungsglas anders, als vorher, ſo entſteht auch in unſerer Seele ein anderes Bild von denſelben. Es ſind ganz andere Veränderungen, welche in unſerm Auge vorgehen, wenn wir die Körper durch geſchliffene Gläſer anſehen, als wenn wir ſie bloß betrachten, und folglich gehöret auch eine ganz andere Wirkung oder Veränderung unſerer Seele dazu, wenn ſie ſich eine Aehnlichkeit davon machen ſoll. Wenn die Körper in unſere ſinnliche Werkzeuge verſchieden wirken, ſo muß auch die Seele auf verſchiedene Art wirken, ſonſt würde keine Aehnlichkeit zwiſchen ihren Vorſtellungen und zwiſchen den vorgeſtellten Veränderungen in der Welt ſeyn. Es fehlet alſo ſo viel, daß dieſer Einwurf meine Erklärung umſtoßen ſollte, daß er vielmehr dieſelbe beſtärket.

J. C. Kühne.

* *

Die Eigenſchaften der Freundſchaft.

Einſt ſah man bey verklärten Zeiten,
Im Lande der Vollkommenheiten,
Die Weisheit mit der Freundſchaft gehn.
Man müßte ſelbſt Apollo werden,
Den Reiz holdſeliger Geberden,
An ihnen würdig zu erhöhn.

Die Freundſchaft warf die zarten Arme,
Mit Anmuth, frey von Schmerz und Harme,
Vertraulich um der Weisheit Hals.
Die ſchien mit zärtlichem Bezeigen,

Ihr Haupt zur Freundſchaft hinzuneigen,
Ihr Arm umſchlang ſie ebenfalls.

Die Sonne, die dieß Paar erblicket,
Schien itzt mit vollem Licht geſchmücket,
Mit allen Stralen ausgeziert.
An dem vollkommen heitern Himmel
Ward nicht der Winde wüſt Getümmel,
Und keiner Wolke Dunſt verſpürt.

Sie wandelten an einem Fluße,
Der nicht den Auen zum Verdruße,
Voll Stolz, die Ufer überſteigt.
Man ſah ihn, frey von groben Kieſeln,
Mit einem linden Laufe rieſeln,
Der kein beſchwerlich Brauſen zeigt.

In keinem fließenden Gewäſſer
Hat ſich der Sonnenbild je beſſer,
Als hier in dieſem Fluß, gemalt.
Er war umkränzt von jungen Weiden,
Er blieb dem Nymphenvolk zur Freuden,
So lauter, wie ſein Urſprung ſtralt.

Er windet ſich durch grüne Fluren,
Worauf die angenehmſten Spuren
Von ſeinem fetten Waſſer ſind.
Man ſpüret neben ſeinen Gängen,
Sich tauſend Blumen freudig drängen,
Und er fließt noch, wie erſt, gelind.

Die Weisheit wand mit ſanftem Lachen,
Hier ihre Freude kund zu machen,
Voll Anmuth ſich zur Freundſchaft hin.
Daß dieſer Fluß ſich rein ergießet,
Und ſonder Schlam und Unrath fließet,
Macht, daß ich voll Vergnügen bin.

Gedenkeſt du mir zu gefallen,
So mußt du, Freundſchaft, ihm vor allen
An lauterm Weſen ähnlich ſeyn.
Ein Freund, der Liebe ſoll verdienen,
Zeig ſich im Herzen und in Minen,
Stets ohne Falſchheit, treu und rein.

Die Tugend mag das Herze zieren,
Eh es durch ſeine Gunſt zu rühren,
Durch Treue zu entzücken ſucht:
Mit Laſtern darf ſichs nicht beſchmitzen:
So nimmt der Fluß von finſtern Pfützen,
Von faulen Sümpfen hier die Flucht.

Es ſey ihm Huld und Demuth eigen,
Es ſey zu ſtolz, ſich ſtolz zu zeigen:
Ein ſolcher edler Stolz iſt ſchön:
Die Liebe mag ſich thätig weiſen,
Und ſtets erröthen, ſich zu preiſen,
Und ſich dem Freund zum Gram zu blähn.

C * *

* * *

Der pedantiſche Weltweiſe.

Werdet nicht unwillig, meine Leſer, daß vor den ehrwürdigen Namen eines Weltweiſen ein ſo verächtliches Beywort geſetzet werden. Zürnet nicht, ihr wahren Liebhaber der Weisheit! ihr könnet ohne Nachtheil dieſe wenigen Blätter durchleſen. Eine ſo verwegene That will ich nicht begehen, daß ich einer ganzen Art von Leüten etwas beymeſſe, welches nur von wenigen unter ihnen kann geſaget werden. Meine Abſicht iſt dieſe, euch, meine Leſer, eine Begebenheit zu erzählen, die ſich vor kurzem mit einem unwürdigen Philoſophen zugetragen. Dieſer Nichtswürdige, von dem ich rede, iſt keines beſſern Beynamens würdig. Durch ihn wird die Ehre der Weltweisheit bey Leuten gekränkt, welche die Fehler des Weltweiſen der Weltweisheit zuzurechnen gewohnt ſind: ihre heiligen Lehren werden in dem Munde dieſes Pedanten abgeſchmackt. Ich will demnach zur Rettung der beſchimpften Ehre der Weltweisheit dieſe Geſchichte aufſetzen, und am Ende darthun: unſer Weltweiſe ſey ein Feind der Wiſſenſchaften und ein Pedante. Gönnet mir, meine Leſer, eine kurze Aufmerkſamkeit, und zweifelt nicht an der Wahrheit dieſer Erzählung.

Vor kurzem ließ mich einer meiner liebſten Freunde zu ſich bitten, mit der Verſicherung, daß ich ſehr ſeltſame Dinge bey ihm hören und ſehen würde. Die Neigung ſo wohl zu meinem Freunde, als auch der

Trieb, ſeltene Dinge zu erfahren, waren bey mir viel zu ſtark, als daß ich den Beſuch hätte ausſchlagen ſollen. Ich ſtellte mich alſo gehörig ein, fand aber zu meiner größten Verwunderung meinen Freund ganz einſam in ſeinem Zimmer. Iſts möglich, ſagte ich zu ihm, daß ſie mich mit Unwahrheiten zu hintergehen ſuchen? Wo ſind die ſeltſamen Dinge? Ich bemerke ja nichts außerordentliches? Mein Freund lachte, und verſprach ſein Wort endlich zu erfüllen. Bald, bald, ſprach er, ſollen ſie ein philoſophiſch Abentheuer zu ſehen bekommen, welches ihnen vermuthlich mehr Vergnügen erwecken wird, als ein poßirlicher Pavian. Iſt ihnen Herr Stiefel der Jüngere nicht bekannt? Er iſt ein Bruder des Magiſter Stiefels, der mit dem Bramarbas ſo viel lächerliche Streiche vorgenommen. Dieſer Stiefel iſt ein ſehr wunderlicher Kopf; alle Kleinigkeiten ſuchet er zu beweiſen; ſeine Anreden ſind Schlüſſe, und ſeine Reden ſollen überhaupt mit philoſophiſchem Salze, wie ers zu nennen pfleget, gewürzet ſeyn. Man darf ihn kaum anſehen, ſogleich fängt er an von der Optick zu reden. Mein Freund wollte noch mehr von ihm anmerken: allein ſeine Ankunft unterbrach unſere Unterredung. Er trat ins Zimmer, und nach einigen gemachten Verbeugungen, lies er ſich alſo hören: die Beweiſe der Sittenlehre ſind mir viel zu einleuchtend, als daß ich ihrem angenehmen Zwange hätte widerſtehen können. Sie lehret uns Freunde zu ſuchen, und die bewährt gefundenen dürfen nach ihren Vorſchriften nie beleidiget werden. Ich hätte nothwendig das Leztere thun müſſen, wenn ich ihren Befehl, hieher zu kommen, nicht erfüllet hätte. Denn zwiſchen zwey widerſprechenden Dingen läßt ſich kein drittes gedenken. Es iſt wahr, verſetzte mein Freund, ihre Schlüſſe ſind bündig; ich kann nichts dagegen aufbringen: allein dergleichen Umwege ſind bey guten Freunden nicht nöthig. Ich gedenke wenigſtens ſie ohne Schlüſſe zum ſitzen zu bewegen. Herr Stiefel war ſogleich folgſam und meynte: die Befehle meines Freundes wären als Schlußſätze anzuſehen, die aus den Urtheilen von der wahren Freundſchaft unwiderſprechlich flöſſen, und alſo nicht unerfüllt bleiben könnten. Er ſetzte ſich auch wirklich nieder, und damit er ſeine weitläuftige Gelehrſamkeit zeigen möchte, lies er ſeinen Handſchuh fallen. Niemand, als Herr Stiefel iſt geſchickt, aus dieſer Begebenheit Nutzen zu ſchöpfen. Wer hätte ſichs einfallen laſſen, daß ſein etwas naß gewordener Handſchuh ſeine Gedanken auf die Naturlehre bringen würde? und dem ungeachtet geſchah es. Sie, meine Herren, ſagte Herr Stiefel, werden ohne Zweifel gehöret haben, daß zwene Körper, wenn ſie ſich berühren, zuſammen hängen. Mein Handſchuh muß ein Körper ſeyn, weil die Erklärung davon ſich auch auf ihn deuten läßt; alſo muß er, wenn er einen andern berühret, mit ihm zuſammen hängen. Dieſe Wahrheit, die auch in der Metaphyſik vorkömmt, wird in der Naturlehre mit großem Nutzen abgehandelt. Doch damit ich meine Herren nicht zu lange auf dasjenige warten laſſe, was ich eigentlich zu ſagen willens bin: ſo will ich jene Wahrheiten beyſeite ſetzen, und nur ſo viel anmerken; weil mein Handſchuh naß geworden, ſo müſſen die Waſſertheilchen mit der Oberfläche des Leders feſter zuſammen hängen, als untereinander. Ich verſah es bey Anhörung dieſer Reden, daß ich etwas lächelte. Herr Stiefel allein wußte den Grund meiner freudigen Geſichtsſtellung. Das Vergnügen, ſprach er, welches man aus den Vollkom̃enheiten eines andern ſchöpfet, äußert ſich zuweilen durch ein beſcheidenes Lächeln. Ich habe keinen hinlänglichen Grund, das Gegentheil von ihrer freundlichen Geſichtsſtellung zu muthmaßen: derowegen danke ich für ihren unverdienten Beyfall, den ich bey ihnen erworben zu haben ſcheine. Ihre Urtheile ſind untrüglich, war meine Antwort, weil ſie auf unumſtößlichen Gründen beruhen. Mein Freund, der eben recht aufgeräumt war, und bey einem Närriſchen mit Fleiß närriſch ſeyn wollte, bewies aus dem Satze: mache dich vollkom̃ener, daß Herr Stiefel verbunden ſey, ein Schälchen Coffee und eine Pfeife Taback anzunehmen. Es thats auch unſer Stiefel ohne den geringſten Widerſpruch, außer daß er nur anmerkte, der Ueberfluß von beyden ſey höchſt ſchädlich. Sein Beweis, den er auch hier nicht vergaß, war dieſer: alle Dinge in der Welt ſind theils nützlich; theils ſchädlich: beyde Stücke, die mir überreicht worden, gehören mit in die Reihe der endlichen Dinge; alſo iſt der Schluß ohne Einwendung anzunehmen. Die Unmäßigkeit verderbt eine jede Sache, wie aus der Erfahrung leicht dargethan werden könnte: alſo muß der Ueberfluß von Coffee und Taback Schaden anrichten. Vielleicht ſind meinen Herren die nachtheiligen Folgen dieſer beyden ausländiſchen Waaren unbekannt; daher bin ich verbunden, ihnen dieſelben anzuzeigen, u. dieſes rechtfertiget zugleich mein Verhalten, mich als einen Lehrer aufzuführen. Der Coffee beſteht unter andern auch aus einer leichten Erde, die ſich beym unmäßigen Gebrauche dieſes Trankes in die Schweißlöcher ſetzet, ſie verſtopfet, und einen Ausſchlag verurſachen kann. Ich will von dem Zittern der Glieder und andern beſchwerlichen Zufällen nichts gedenken, die ſeine allzugroßen Liebhaber zu befürchten haben. Ueber dieß machet er auch eine gelbe Haut, wie ſolches das (hier lachte unſer Stiefel erſt gewaltig) Leipziger Frauenzimmer gar deutlich beweiſet. Der Taback verurſachet gleichfalls viele Beſchwerlichkeiten. Das narcotiſche Oel, welches er bey ſich führet, iſt den Zähnen überaus ſchädlich: daher iſt eine gar zu alte Pfeiſe gefährlich. Es war nothwendig, daß er auf den Speichel kam. Er beſchrieb demnach die Speicheldrüſen, ihren Nutzen, ihre Lage, das Aufſchwellen und Verſtopfen derſelben, als der erfahrenſte Zergliederer: dieſe Anmerkungen hatten auch bey dem Herrn Stiefel einen ſolchen Eindruck, daß er nicht mehr als drey Taſſen Coffee, und eine Pfeiſe Taback annehmen wollte. Wir wurden endlich dieſes wunderlichen Geſchwätzes müde, und ſuchten unſer Geſpräch auf andere Gegenſtände zu lenken. Allein alle Bemühung war vergebens. Redeten wir von den Armeen in Deutſchland: ſo fand Stiefel Gelegenheit, zu beweiſen: eine von beyden müßte in der erſten Schlacht nothwendig ſiegen. Mein Freund berichtete unter andern, daß ſich heute ein Soldat erhängt hätte. Stiefel machte hier auch

Anmerkungen, und zeigte die Gründe an, warum auf die Hemmung der Luſt der Tod erfolgte. Doch ich befürchte, meinen Leſern verdrießlich zu fallen, wenn ich alle Kleinigkeiten ferner anmerken wollte. Allein den Abſchied kann ich dem ungeachtet nicht verſchweigen. Man muß, ſagte er im Aufſtehen, ſich allezeit nach den Vorſchriften der Klugheit richten. Würde ich nun nicht gewaltig wider jene verſtoßen, wenn ich auch nur einen Augenblick hier noch verweilen wollte? Wir erſchracken beyderſeits über dieſe Worte. Wir glaubten, Herr Stieſel hätte von ungefehr eine ſpöttiſche Miene an uns wahrgenommen. Allein unſer Schrecken war vergebens; er erklärte ſich deutlicher. Meine Herren, fuhr er fort, die Klugheit zu leben befiehlet uns, mit unſerem Beſuche niemanden beſchwerlich zu fallen. Bey ihnen, mein Wohlthäter! habe ich zwar dergleichen nicht zu beſorgen: doch iſts immer am klügſten gehandelt, wenn man ſich nach dem Geſetze richtet, je kürzer, je beſſer. Wohlthaten verdienen Dank, ihre Gütigkeit hat mich jeßt damit überhäufet, folglich bin ich ihnen dafür verbunden. Meine Pflicht werde ich auch nicht eher für erfüllt halten, als bis ſie mich wieder werden beſucht haben. Und das war eine Einladung in Forma. Beym Weggehen bewies er auch noch kürzlich, aus dem Grundſatze des nicht zu unterſcheidenden, daß er ſeinen rechten Hut unter den übrigen heraus geſucht hätte. Lebe wohl, Herr Stieſel! Muſter der Weisheit! Zierde deines Vaterlandes! du Stütze der Wiſſenſchaften.

Ich fragte meinen Freund, der Herr Stieſeln genau kannte: ob derſelbe beſtändig ein ſolcher Narre, oder nur zuweilen mit ſolchen philoſophiſchen Entzückungen befallen würde? Beſtändig, verſetzte mein Freund, ſpucket es in ſeiner Seele, und ſeitdem er auf die höheren Schulen gekommen, befindet er ſich in dieſer Art von Wahnwitz. Nicht allein bey Perſonen, welche Wiſſenſchaften treiben, ſondern auch ſo gar bey dem geringſten Pöbel packet er ſeinen philoſophiſchen Kram aus. Vor acht Tagen hatte ich das Unglück, eine kleine Reiſe mit ihm zu thun. Wir kamen in ein Wirthshaus, das ganz voller Bauren ſaß. Was geſchah? Stiefel bemerkte neben ſich einen Bauren, der ſeine Pfeife mit Taback füllete. Wie, Landsmann, geht es zu? fragte er ihn, daß euer Taback immer weniger wird, ſo oft ihr eine Pfeife davon ſtopfet? Der Bauer ſtutzte etwas und antwortete: Herre! wenn ich etwas dazu thäte, ſo würde es mehr werden, ſo aber wird der Haufen beſtändig kleiner, weil ich immer etwas davon verrauche. Gut, Schwager! verſetzte Stiefel, aber euch iſt der Zirkel in Beweiſen unbekannt, ſonſt würdet ihr bald einſehen, daß ihr ſo viel als nichts geſaget hättet. Ich nehme etwas von Taback, alſo wird er weniger: der Haufen wird kleiner, weil ich was nehme. O! ein handgreiflicher Zirkel! Landsmann! ein andermal müſſet ihr ſo antworten: der Tabackshaufen iſt ein Ganzes; ein Ganzes beſteht aus Theilen; ich verringere ein Ganzes, wenn ich einige Theile davon nehme: alſo folgt unwiderſprechlich, daß euer Taback immer abnehmen muß, ſo oft ihr eine Pfeife rauchet. Hierüber entſtund ein gewaltiges Gelächter unter den halb beſoffenen Bauren, und einer, welcher der Schulze des Dorfs ſeyn mochte, eröffnete mir im Vertrauen: jener Herr müßte wohl ein bißgen überſtudiert ſeyn, welches ſo viel als eine Verrückung anzeigen ſollte. Und ſo machet ers überall; bey allen, die ihn kennen, iſt er lächerlich. Ja dadurch zieht er den Wiſſenſchaften ſelbſt bey ihren Feinden zufälliger Weiſe, noch mehr Verachtung und Geringſchätzung zu.

Ich verſprach meinem Freunde, dieſe lächerliche Begebenheit aufzuſetzen, und in die Beluſtigungen drucken zu laſſen, weil wir wußten, daß ſie von dem Herrn Stiefel geleſen würden. Vielleicht, ſprach ich, ſiehet er auf dieſe Art ſeine Thorheit ein, und wird verſtändiger. Darauf verließ ich meinen Freund und brachte noch denſelben Abend dieſe Begebenheit zu Papiere.

Meine Leſer werden mir nur noch erlauben, mein Verſprechen zu erfüllen. Ich will beweiſen, daß Herr Stiefel ein Feind der Wiſſenſchaften ſey; ich will darthun, daß er ein Pedant ſey. Ein wahrer Weltweiſer richtet ſich allezeit, ſo viel ihm möglich, nach den Vorſchriften der Philoſophie. Sie lehret ihn, daß man ehrbiethig mit den Wahrheiten umgehen müſſe. Seine Bemühung muß demnach allezeit dahin gerichtet ſeyn, daß ſie auf keinerley Weiſe durch ihn verächtlich werden. Eine jede Kunſt und Wiſſenſchaft hat ihre Feinde, und die Erfahrung lehret uns, wie verkehrt ſolche Perſonen urtheilen. Die Wiſſenſchaft muß allezeit Schuld haben, wenn jemand, der ſie zu beſitzen vorgiebt, fehlerhaft handelt. Sehet! ſprechen ſie, was war Cajus nicht für ein artiger

Menſch, ehe er die Metaphyſik erlernete. Warum iſt er denn itzt ein ſo unerträglicher Geſellſchafter? Alle Kleinigkeiten beweiſt er aus dem Satze des Widerſpruchs, des zureichenden Grundes, und des nicht zu unterſcheidenden. O! wäre doch die Metaphyſik aus allen geſitteten Republiken verbannet! ſie machet Narren und alberne Köpfe. Wer iſt Schuld an dieſem verkehrten Urtheile? Iſts nicht bloß der einfältige Cajus, der ſein Wiſſen ſo ſchlecht an den Mann bringet? Cajus iſt alſo ein Widerſacher und Feind der Metaphyſik, die er doch hochzuhalten vorgiebt. Und ſo iſt es überhaupt mit allen Arten der Wiſſenſchaften beſchaffen. Wer ſie nicht zu rechter Zeit vorbringen kann, und wer ohne Unterſchied des Ortes und der Perſonen mit ſeinem Wiſſen groß thut: der iſt in Wahrheit der gefährlichſte Feind ſeiner eigenen Kunſt. Stellet euch, meine Leſer, unſern Stiefel einmal recht lebhaft vor! wie iſt er geſinnet? Iſt er ein Freund oder Widerſacher der Weltweisheit? Es geſchähe ihm Unrecht, wenn man das Erſte von ihm gedenken wollte. Er macht aber ihre Sätze und Wahrheiten lächerlich. Unwiſſende bekommen dafür einen Abſcheu, und ihren Feinden wird Gelegenheit zur Läſterung gegeben. Was kann der ärgſte und boshafteſte Feind wohl mehr thun? Herr Stiefel iſt alſo ein Schänder des ſonſt ſo reizenden Namens der Weltweisheit.

Geſchicht ihm aber wohl zuviel, wenn ich denſelben auch einen Pedanten, einen unerträglichen Menſchen nenne? Keinesweges. Ich will dannenhero kürzlich zeigen, daß niemand mit mehrerm Rechte dieſem Namen verdiene, als unſer Stiefel. Pedanten ſind Leute, die ihren Vollkommenheiten, die ſie etwan beſitzen mögen, einen größern Werth beylegen, als ſie wirklich verdienen. Dieß Verhalten rühret alſo allezeit aus einem unerträglichen Hochmuthe her. Sie haben etwas begriffen: ſogleich werden ſie aufgeblaſen, und glauben, niemand verſtehe die Sache beſſer, als ſie. Ihre Mitbürger ſind einfältige Köpfe, von geringer Fähigkeit. Nächſtdem ſo verachten ſie auch alle die Wiſſenſchaften, die mit der Ihrigen keine nähere Verwandſchaft haben. Die Ihrige iſt die beſte, und dieſe verſtehen ſie auch, ihrer Meynung nach, unter allen Menſchen allein. Daher glauben ſolche Egoiſten, ein Recht bekommen zu haben, allgemeine Weltverbeſſerer vorzuſtellen. Und dieſer ſüße Traum öffnet ihnen bey aller Gelegenheit den Mund; ihre Begierde andere, die klüger ſind, als ſie, vernünftiger zu machen, läßt ihnen keinen Augenblick Ruhe. Und dieſe Vorſtellung enthält auch den Grund, warum ſie alles beweiſen wollen, wenn es nämlich philoſophiſche Pedanten ſind. Was thut unſer Herr Stiefel? Wie iſt ſein Verhalten beſchaffen? Iſt er nicht ein unerträglicher Pedante? Ja, mit höchſtem Rechte. Und um dieſer Ehre willen, werde ich warlich nicht eiferſüchtig, bejammernswürdiger Stiefel! lebe wohl! ich will wünſchen, daß der Nachfolger dieſes ehrwürdigen Herrn ſo wenig ſeyn mögen, als der lebendigen Paradiesvögel zu unſern Zeiten.

Halle.

Caroli C. M.

Die

* *

Die Ehre.

Wie glücklich lebt ein Mann, der in ſich ſelbſt vergnügt,
Mit dem zufrieden iſt, was Glück und Vorſicht fügt,
Und der von dem Geräuſch der Großen abgeſchieden,
Der Ehre glänzend Nichts, des Neides Wuth vermieden,
Der Gott, die Welt, und ſich, und ächte Freunde kennt,
Der nicht von Ehrbegier und eitler Ruhmſucht brennt,
Der ſich zuförderſt ſelbſt, dann andre mit, verbeſſert,
Und ſo der Weisheit Reich durch ſein Bemühn vergröſſert.
Ein ſolcher Freund des Rechts iſt wahrlich höchſt beglückt,
Kein Wechſel rühret ihn, der jene Sclaven drückt,
Die ſich dem Unbeſtand des Glückes überlaſſen,
Und, um geehrt zu ſeyn, ihr eignes Wohlſeyn haſſen.

Ein Weiſer nennt daher die Ehre, Rauch und Dunſt,
Der wenig Wahrheit hegt. Wer durch des Hofes Gunſt,
Durch Liſt und Trügerey, dem Glücke weis zu heucheln,
Dem pflegt es wiederum mit ſeiner Huld zu ſchmeicheln.
Zwar weis er ebenfalls, daß itzt die blinde Welt
Mehr auf ein flüchtig Gut, als Recht und Tugend, hält,
Daß ſie nur den beglückt und voller Weisheit ſchätzet,
Den oft des Himmels Schluß aus Zorn in Anſehn ſetzet.
Er weis, wie ſehr man ſich deshalb darum bemüht,
Eh man auf ſein Verdienſt, Geſchick und Kräfte ſieht.

Wie würde ſonſt Caſen nach Ehrenſtufen klettern,
Und ſich bey ſolcher Müh das kühne Haupt zerſchmettern,
Wenn ihm kein böſer Geiſt die Thorheit eingeprägt,
Daß dieſe ſchnöde Bahn zum wahren Glücke trägt?

Dieß weis der Weiſe zwar, doch läßt er bey dem allen
Den obberührten Satz nicht im geringſten fallen,
Indem ihn jedes Jahr, ja, jeder Tag belehrt,
Wie ſehr der Ehrendunſt die Sterblichen bethört,
Und daß man deſtomehr ſo Schmerz als Sehnſucht reizet,
Jemehr ein raſend Herz nach ſolchen Gütern geizet:
So wie ein Schiffersmann, den Noth und Mangel preßt,
Sich das geſchäumte Naß der See gefallen läßt,
Und mit Neptunens Salz den dürren Schlund erfüllet,
Statt daß er ſich dadurch die herbe Sehnſucht ſtillet,
Noch immer mehr begehrt, bis der gequälte Geiſt
Sich endlich mit Verdruß aus ſeinen Banden reißt.

Chryſander iſt beglückt, ſo ſchließt der große Haufen,
Warum? Er kann für Geld ſich ſechzehn Ahnen kaufen.
Die Ehre ſucht ihn recht, drum heißt man ihn geſchickt,
Verſtändig, tugendhaft, beliebt, geehrt, beglückt.
So ſpricht die ganze Welt, hier muß die Weisheit weichen,
Und vor des Pöbels Schluß die blöden Segel ſtreichen.

J. A. C.

* *

Von den Urſachen
der unanſtändigen Grobheit.

Mein Herr.

Ein edler Trieb, der ſich in mir befindet, allezeit nach höhern Vollkommenheiten zu ſtreben, war die Triebſeder, daß ich mir jüngſt die Freyheit genommen, mich mit ihnen mündlich zu unterreden. Die Gedanken, die ich von ihnen aus ihren gelehrten Schriften mir einmal in den Kopf geſetzet, ſind nicht nur höchſt gegründet geweſen: ſondern es iſt ihnen ein merklicher Zuwachs geſchehen; da ich die Ehre gehabt, mich ſelbſt von dero tiefem Einſicht in die Wiſſenſchaften zu überzeugen. Sie erinnern ſich, daß ich in meiner letzten Abhandlung auf die andere, mir von einem meiner guten Freunde vorgelegte Frage, zu antworten verſprochen. Ich bin bis hieher daran gehindert worden: will aber nunmehr meinem Verſprechen ein Genüge thun. Ein Freund, dem ich geneigt zu ſeyn die höchſte Urſache habe, befindet ſich in ſolchen Umſtänden, daß er mit Leuten umzugehen verpflichtet iſt, welche die Regeln der Wohlanſtändigkeit nicht gar zu gut ſtudieret haben. Er hat mir daher den Antrag gethan, bey müßigen Stunden einige Quellen zu unterſuchen, woraus eine ſolche Unanſtändigkeit ihren Urſprung nehmen könnte. Ich habe ihm willfahren müſſen. Urtheilen ſie nun aber ſelbſt, mein Herr, ob ich glücklich in dieſer Entdeckung geweſen.

Ich will anitzo nicht weitläufig unterſuchen, worinnen das decorum oder die Wohlanſtändigkeit zu ſetzen ſey: ſondern will ſolches in einer beſondern Abhandlung bey gelegener Zeit mit eheſtem zeigen. Meine Abſicht iſt vielmehr, mich zu bemühen, dem ſogenannten Grobianiſmum in ſeiner wahren Geſtalt vorzuſtellen.

Wenn es die Umſtände erlauben wollten: ſo wollte ich diejenigen Stücke anführen, die mir mein Freund aufrichtig zu berichten die Güte gehabt. Allein ich befürchte, daß ich dadurch bey meinen Leſern einen Ekel erwecken möchte, der durch das Folgende nicht würde können gehoben werden. Wer die Secte der Cyniker nur einigermaßen kennt, der wird ſich von dieſen Leuten auch einen Begriff machen können, unter welchen mein Freund zu leben das Unglück hat.

Doch, damit man wiſſen könne, was ich eigentlich unter dem Grobianiſmo wolle verſtanden wiſſen: ſo muß ich mich kürzlich darüber erklären. Es iſt ein Laſter, nach welchem man die Regeln der Höflichkeit übertritt, und hingegen ſolche Verhaltungsgeſetze annimmt, die mit der Geſellſchaft der Menſchen nicht beſtehen können. Sie erlauben, daß ich dieſe Art von Beſtimmungen mit unter die Laſter rechne. Es fällt mir gar nicht ſchwer, ſolches darzuthun, und ich glaube nicht, daß jemand daran zweifeln werde. Was gegründeten Regeln widerſpricht, das iſt ein Laſter: nun wird niemand zweifeln, daß die Regeln der Höflichkeit ihren Grund in dem

Willen Gottes, und alſo der Wohlfahrt des Menſchen haben. Gott hat eine ganze Geſellſchaft von Menſchen auf dieſem Erdboden hervorgebracht, und zwar damit ſie unter einander ihre Wohlfahrt befördern könnten. Denn eben dadurch, daß einer ſuchet den hinreichenden Grund von des andern Beſten zu enthalten, wird er ſelbſt vollkommen, und machet ſich zu einem edlen Einwohner der vollkommenſten Welt. Wer ſollte alſo wohl auf die Gedanken kommen, daß jemand ſo gewiſſenlos handelte, dieſe Geſetze zu übertreten ? Wem ſollte ein ſo unverantwortliches Verfahren, als recht vorkommen ? Und doch fehlet es nicht an ſolchen Leuten, welche dieſe Regeln nicht nur übertreten, ſondern ſolches mit Grunde zu thun das Anſehen haben wollen. Es iſt das bey allen Irrthümern das Schlimmſte, daß man meynet, Grund dazu zu haben. Denn ſo lang, als man das denket, iſt es ſchwer, einen von ſeinem Irrthume zu überführen. Geht ein Irrender noch weiter, und denkt, ſeine Gründe könnten ihm nicht umgeſtoſſen werden: ſo iſt es vollends gefährlich, ſich mit ihm in einen Streit einzulaſſen. So furchtſam es aber Anfangs ſcheint, einem ſo trotzigen Sinne entgegen zu gehen: ſo luſtig iſt es hernach, wenn man ihm ſeine Blöße entdecken, und ihn ganz nackend ſich ſelbſt darſtellen kann. Meine Unternehmungen ſind von der Art. Ich habe Widerſacher, denen es nicht an Scheingründen, ihre Meynung zu beſtätigen, fehlet. Wie angenehm würde es aber für mich ſeyn, wenn ich ihnen ihre Schwäche lebhaft vor Augen ſtellen könnte. Ich will es verſuchen. Vielleicht geht es an, daß ich mir für dießmal ein ſolches Vergnügen mache. Ich achte daſſelbe für eines der gröſſeſten, und ich werde mich glücklich ſchätzen, wenn ich mich in dieſer Meynung nicht betrogen habe. Erlauben ſie, daß ich unſern Herrn Grobian in ſelbſt eigener Perſon aufführen dürfe. Ich will ihn ſelbſt reden laſſen, und hernach prüfen, in wie weit ſeine Worte recht oder unrecht ſind. Hören ſie ihm zu, er redet alſo: ich wundere mich gar ſehr, daß ihr Leute ſo viel Weſens von der Höflichkeit machet: hättet ihr die Einſicht, deren ich mich rühmen kann, ihr würdet im geringſten nicht auf ſolche Thorheiten verfallen. Warum laſſet ihr euch eure Freyheit durch ſo viele Geſetze, und Vorſchriften nehmen? Wiſſet ihr nicht, daß die größte Vollkommenheit des Menſchen darinnen beſtehe, von allen Geſetzen frey zu ſeyn? Warum wollet ihr euch denn eurer Wohlfahrt ſelbſt verluſtig machen! ihr ſeyd Thoren. Ich beſtimme mich nach einem andern Grunde, und der iſt dieſer: man ſuche ſich an ſo wenig Regeln zu binden, als es nur immer möglich iſt.

Dieſes iſt die erſte Stütze, worauf ſich unſer Herr Grobian verläßt. Wir wollen ſehen, ob ſie Stand hält, oder nicht. Er beruft ſich auf die Freyheit, und denket, die Höflichkeit ſtreite wider die Freyheit des Menſchen.

Unterſuchen wir dieſen Einwurf genauer, ſo läuft derſelbe auf den unrichtigen Begriff der Freyheit hinaus, der ſo wohl in der Theologie, als in der geſammten praktiſchen Weltweisheit ſehr vielen Schaden angerichtet hat. Ich brauche dieſes nicht weitläufig darzuthun; denn ein jedweder, der ſich in dieſen beyden Stücken nur mittelmäßig umgeſehen, wird mir ſolches zugeſtehen. Es iſt alſo zur Widerlegung dieſes Irrthums nichts weiter nöthig, als zu zeigen, daß dieſes nicht der richtige Begriff von der Freyheit ſey. Ich berufe mich hier zuförderſt auf die unter den Gelehrten eingeführte Art zu reden; da man unter der Freyheit ein Vermögen verſteht, ſich nach deutlicher Erkenntniß in ſeinen Begierden, und Verabſcheuungen zu beſtimmen. Kann nun ferner dieſe Freyheit nicht mit den Geſetzen gar wohl beſtehen? Wir wiſſen ja, daß bey der größten Vollkommenheit, die ſchönſte Ordnung müſſe angetroffen werden. Wo aber die ſchönſte Ordnung iſt, da müſſen die mehreſten Regeln ſeyn. Soll alſo die Freyheit des Menſchen zu ſeiner Vollkommenheit etwas mit beytragen: ſo muß ſie auch auf gewiſſen Vorſchriften beruhen. Und was brauchen wir dieſelben lange zu ſuchen? Die deutliche Erkenntniß, die bey der Freyheit allezeit ſtatt finden muß, kann nach dem richtigen Begriffe einer Vorſchrift ſo genennt werden. Ich will alſo den Einwurf, unſers Herrn Grobians umkehren, und ſagen: je mehr deutliche Erkenntniß, folglich je mehr Vorſchriften jemand beſitzt, deſto größer iſt die Freyheit. Und wer wollte mir dieſen Satz in Zweifel ziehen, da er bey Gott als richtig kann angenommen werden. Warum ſchreiben wir Gott die größte Freyheit zu? Weil er alle mögliche Dinge in ihrem Zuſammenhange überſieht, und nach dieſer erſtaunend weitläuftigen Erkenntniß ſein Verhalten einrichtet. Sage alſo nicht, grober Freund, daß dir die

Regeln der Höflichkeit ſo wie einem Gefangenen ſeine Ketten, oder wie einem Vogel ſein Gefängniß werden beſchwerlich ſeyn. Laſſe dich in eine genaue Unterſuchung derſelben ein, ſo wird dadurch nicht nur deine Erkenntniß vermehret, ſondern auch der Umfang deiner vernünftig freyen Handlungen erweitert werden.

Doch was machet ſich unſer Bauer daraus? Iſt ihm ein Stock zerbrochen: der Zaun hat noch mehrere. Er ſchneidet einen andern ab. Er iſt eben ſo freudig bey ſeiner Meynung, als er vorher war. Er bringt einen andern, obgleich eben ſo ſchlechten, Grund vor. Was an ſich erlaubt iſt, iſt in allen Umſtänden, an jedwedem Orte, zu jeder Zeit erlaubet. Wer wollte wohl ſo wunderlich handeln, das für unerlaubt zu halten, den Kopf mit einem Hute zu bedecken? Wer wollte mir das für eine Sünde anrechnen, wenn ich meiner Arbeit mit Fleiß obliege. Geht nun dieſes an, was brauchts denn, daß ich mit entblöſſetem Haupte allezeit andern Leuten begegne? Was iſt es nöthig, daß ich mich bey andern Leuten aufhalte, und darüber meine Arbeit verſäume? Ich laſſe ſie ſtehen, ſo lang ſie wollen, und gehe wieder zu meiner Arbeit.

Ein vortrefflicher Schluß! es iſt nur zu bedauren, daß es ihm an dem nöthigen Zuſammenhange fehlet. Erlauben ſie, grober Freund, daß ich ihnen eine Frage vorlege. Iſt es nicht an ſich erlaubet, nackend zu gehen? Warum bedienen ſie ſich denn ihrer Kleidung? Würden ſie nicht manchen einen Gefallen damit thun, wenn ſie dieſelben ablegten? Doch, was ſtehen ſie auf einmal ſo erſchrocken? Sie haben nicht Urſache, ihren Muth ganz ſinken zu laſſen. Ich will ihnen lieber nach und nach die Unwahrheit ihres Satzes entdecken. Erſtlich ſo deucht mich, wo ich nicht irre, daß ſie die Logik nicht gar zu gut müſſen ſtudieret haben: denn ſie ſchließen mit der Sprache der alten Logiker zu reden, von dem dicto ſecundum quid auf das dictum ſimpliciter tale, und ich will ihnen itzo gleich zeigen, daß ſolches nicht angeht. Wäre es nicht an ſich möglich, daß ihnen ihre angebohrne Grobheit durch eine erlernete Höflichkeit wäre benommen worden? Und doch ſieht man an ihnen jetzo nichts weniger, als die Spuren einer Menſchlichkeit. Zum andern ſo bilden ſie ſich ein, eine Handlung könne ſchon an ſich gut genug ſeyn, ohne daß zu ihrer Güte und Vollkommenheit nöthig ſey, daß ſie in den ganzen Zuſammenhang geſetzet werde. Ich widerſtreite ſolches, und behaupte, eine Handlung werde alsdenn erſt recht gut, wenn ſie von der Vollkommenheit aller Umſtände begleitet wird, und ſich alſo an ihrem Orte in der Reihe der Verhältniſſe der Welt recht paſſet.

Bisher bin ich meiner Meynung nach glücklich geweſen, und ich kann es nicht ausdrucken, was darüber in dem Grunde meiner Seele für eine heimliche Freude entſteht. Man gönne mir dieß mein Vergnügen: denn es hat eine reine Quelle, und es gereichet niemanden zum Nachtheile. Doch wie wird es nun ergehen? Ich ſehe, mein grober Freund hat einen andern Schild genommen, womit er ſich wider meine ihm nun ſchon fürchterlichen Pfeile zu bedecken ſuchet. So geht es. Es iſt keine Sache in der Welt ſo falſch, daß man nicht Decken genug finden ſollte, worunter man ihre Unwahrheit verhüllen könnte. Es zeiget ſolches von einem Eigenſinne, der auch unter den Gelehrten herrſchet, daß keiner gern den Schimpf haben will: er habe Unrecht gehabt. Manche bilden ſich ein, es würde das eine ehrenrührige Sache ſeyn, wenn ſie ſagten: ich habe für dießmal gefehlet. Ich bin ganz anderer Meynung. Ich weis, und empfinde mit dem lebhafteſten Gefühle, daß ich ein Menſch bin, und geſtehe alſo auch, daß ich irren könne. Ja wer weis, wie viele nicht von mir bey Leſung dieſer Schrift ſagen werden, ich habe geirret. Vielleicht mögen ſie recht haben. Ich laſſe es der gelehrten Welt, und ihrem unparteyiſchen Urtheile über, mich unter die Zahl der ausſchweifenden Köpfe, oder der verſtändigen zu ſetzen. Ich bleibe der ich bin.

Mein grober Freund hat indem ich dieſen Gedanken nachgegangen bin, ſeinen Einfall höher treiben können, und es ſcheint, als wolle er zerplatzen, ehe er denſelben vorbringt. Wir wollen ihm mit der gütigen Erlaubniß eine Zeitlang unſern Ohren leihen. Noch nicht verlohren! mein itziger Grund ſoll alle vorige Einfälle auf einmal übern Haufen werfen. Natürliche Dinge ſind nicht ſchädlich. Wer wollte ſo unvernünftig ſeyn, und mir dieſen Satz nicht zugeben? Sie haben einen edlen Schöpfer, die Natur, zu ihrem Vater. Und wer wollte ſo Gottesvergeſſen handeln, dieſelbe einer Schandthat zu beſchuldigen. Und alſo iſt es mir wohl erlaubet, mich derſelben, und ihres Gebrauchs zu bedienen. Der muß alſo gewiß einen Schuß haben, der dieſes für Unrecht halten will. Was hindert mich demnach, daß ich ſolche Dinge verrichte, die man unter die natürlichen rechnen kann. Wie viel Exempel haben wir nicht aufzuweiſen, daß auch große Gelehrte durch eine ſolche unnütze Höflichkeit ſo gar ihr Leben verlohren. Sind aber die Regeln der von ihnen ſo genannten Höflichkeit, und ihre Beobachtung dem Leben vorzuziehen? Keinesweges. Wer wollte mir es doch verdenken, wenn ich theils für ſie redete, theils mich ihrer bedienete. Ich glaube nicht, daß ſie dagegen was Erhebliches werden anbringen können.

So tiefe Wurzeln kann ein auch falſcher Gedanke in der Seele ſchlagen. Eine Wahrheit, davon man überzeugt iſt, machet einen mehr Muth, als ein gutes Glas Wein, und man denket, ſie bey allen vier Zipfeln gefaſſet zu haben, da ſie einem doch, ehe man es ſich verſieht, entwiſchet.

Wäre ich von furchtſamer Gemüthsart, ich hätte mich gewiß durch die Drohungen dieſes ſo beherzten Mannes abſchrecken laſſen. Allein es iſt Schade, daß ich nicht gleich laufe, wenn man mit einer Büchſe von gelehrtem Winde hinter mir her iſt. Ich unterſuche, und prüfe alles, und das Beſte behalte ich. Natürliche Sachen ſind allerdings an ſich nicht ſündlich. Ich habe mir ſolches niemals einfallen laſſen. Das iſt aber eine andere Frage, ob ſie nicht alsdenn ſchändlich werden, wenn man ſie wider die Regeln der Höflichkeit gebraucht. Wer mir dieſen Satz ganz und gar leugnen wollte, der müßte in den vorigen Irrthum zurück fallen, den ich doch hinlänglich widerleget habe. Es iſt wieder eine andere Frage, ob Handlunlungen, welche mit natürlichen Dingen vorgenommen werden, nicht können ſchändlich ſeyn, obgleich die Dinge an ſich nicht ſchändlich ſind. Ich will ſolches mit einem Exempel erläutern: es iſt was Natürliches, die Werke der Natur zu verrichten. Würde es aber nicht auf eine cyniſche Weiſe gethan ſeyn, wenn man in einer Verſammlung vornehmer Leute, die Luft auf eine ſo grobe Art verderben wollte? Ich muß deutſch reden; denn ſonſt verſteht mich mein Gegner nicht; denn er iſt von grober Art. Wenn man alſo dieſe zwey Stücke in acht nimmt; wird denn der Einwurf noch wohl können Beſtand haben? Meines Erachtens kann ſolches ſchwerlich geſchehen. Und o möchte dieſe Beantwortung von vielen Perſonen beobachtet werden; wie würden ſo viele faſt viehiſche Reden unterbleiben; wie würden ſo viele faſt ſäuiſche Handlungen nicht begangen werden. Ich weis ſelbſt nicht, woher es kömt. Es giebt Leute, die eine beſondere Geſchicklichkeit darinnen beſitzen, alles auf die natürlichſte, lebhafteſte Weiſe ausdrücken zu können. Sie denken, weil ſie einen ſo verderbten Geſchmack haben, daß ſie von dergleichen Sachen ſo gern hören, andere würden auch ihren Magen verdorben haben. Allein ein jeder Vernünftiger hat an dergleichen Dingen einen billigen Ekel und Abſcheu. Es erfordert die Erwähnung ſolcher Dinge allezeit eine große Behutſamkeit, und wo man nicht bey andern in den Verdacht einer Grobheit kommen will, ſo hat man ſich hier beſonders in acht zu nehmen. Viele von unſern Landesleuten haben ſich ſolches wohl zu merken, indem es ihnen doch von andern Nationen pflegt vorgeworfen zu werden. Ein ehrliebendes

Gemüth iſt einer Geſellſchaft, wo dergleichen Reden geführet werden, ganz niedergeſchlagen. An ſtatt, daß ſich andere über ihre ſiñreichen Einfälle ergetzen: ſo lachet es auch zwar mit, aber nicht über eben das, ſondern über die Grobheit, und verderbte Sitten ſolcher Menſchen.

Doch wie iſt mir! ſehe ich nicht meinen Widerſacher in neuen Waffen aufziehen? Ganz gewiß. Seine verderbte Einbildungskraft hat ihm den Stoß zu einem neuen Gedanken gegeben. Eine übertriebene, und daher unvernünftige Art der Gottesfurcht muß dießmal für ihn reden. Was erdenken wir nicht, um unſere ſchlimme Sache gut zu machen? Er ſchließt ſo: ey! werden wir doch nicht um der Unhöflichkeit willen verdammet, wird doch Gott nicht dadurch beleidiget. Was machet es alſo! es hat doch nichts zu bedeuten, und ich werde mir nie in den Sinn kommen laſſen, mich zu ändern, weil die Zeit, die wir zu leben haben, doch ſo gar kurz iſt.

Werden ſie nicht müde, mein Herr, unſern Herrn Grobian noch länger zuzuhören. Weil ich itzo abgehalten werde, ihm zu antworten, ſo belieben ſie in dem Folgenden, meine Antwort auf dieſen und noch mehrere Einwürfe von mir zu erwarten. Sie aber, grober Freund, bitte ich noch ferner, uns ihre Gedanken zu offenbaren, daher ich ihnen Zeit laſſen will, ſich darauf zu bedenken: und damit ſie ſich mit der angenehmen Hoffnung unterhalten können, ſie werden den Sieg davon tragen, ſo habe ich für dießmal ihren letzten Einwurf ohne Antwort gelaſſen.

D.

Zween Bauherren.

Eine Fabel.

Ein weiſer Bauherr, welcher nie,
Als erſt nach langen Zweifeln, wählet;
Und Koſten, Nutzen, Platz und Müh,
Erſt mißt, und wägt, und überzählet;
Und den nichts ſchreckt, noch müde macht;
Der, was er anfängt, auch vollſtrecket;
War auf ein haltbar Haus bedacht,
Das ihn vor Sturm und Winden decket.

Er baut mit kluger Langſamkeit,
Und läßt ſich Zeit und Schweiß nicht dauren;
Gräbt tief, und ſtützt, zur Sicherheit,
Auf feſten Fels die Laſt der Mauren.
Wer iſts, der dieſen tadlen darf?
Ein Prahler, der ſich alles traute;
Bald, was er baute, niederwarf;
Bald, was er umwarf, wiederbaute.

Er höhnt den weiſen Zaudrer aus,
Und wagt ein gleiches Unternehmen.
Geſchwind erhebet ſich ſein Haus,
Und ſoll Corinthens Kunſt beſchämen.
Zwar ihm gebricht ein ſichrer Grund;
Wer baut auf Sand wohl jemals feſte?
Doch zierts die Gegend, wo es ſtund,
Und übertrifft an Schmuck Paläſte.

Er freut ſich; doch des Wetters Wuth,
Macht ſeiner Freude bald ein Ende.
Der Himmel ſtürzet Fluth auf Fluth;
Der Schwall ſchlägt an des Hauſes Wände;
Umringt und preßt es überall;
Durchwäſcht den Sand, und wirft es nieder.
Des Klugen Haus entgeht dem Fall;
Die Fluth ſtößt an; doch es hält wieder.

Was dieſem Bauherrn wiederfährt,
Lehrt euch der Chriſten Schickſal richten.
Der eine thut das, was er hört;
Der andre kennt bloß ſeine Pflichten.
Jedoch ihr Glücke kehrt ſich um.
Seht! jener wankt in keinem Leide;
Doch der verzweifelt gleich. Warum?
Der Grund fehlt ſeinem Lehrgebäude.

Schlegel, der jüngere.

* *

Schreiben an Herrn K**

Ob es auch anatomiſche Beluſtigungen gäbe.

Sie bemühen ſich vergeblich, mein Wehrteſter, mich von einer Arbeit abzumahnen, die ich für ſo nützlich als angenehm halte. Ich habe ihre Vorſtellungen geleſen; ſie haben aber keine Ueberzeugung bey mir zuwege gebracht. Ich werde mich künftig nicht mehr daran kehren, wenn ſie ſagen werden: hören ſie noch nicht auf, zu ſudeln? Glauben ſie, ich bin eben ſo gleichgültig bey meinem Zergliedern, als ſie herzhaft ſind, bey Tiſche gebratene Tauben zu zerlegen, bey welchen ſie kaum bedenken, durch welche Wege ſie gehen müſſen, ehe ſie in Blut und Säfte verwandelt werden. Wenn ich ihnen aber dieſes handgreiflich zeige, ſo kann es ihnen nicht anders, als angenehm und nützlich ſeyn. Ja, ſagen ſie, wenn ihre Arbeit nur reinlicher, und mit weniger Unluſt verknüpft wäre. Mir deucht, dieſe unangenehmen Empfindungen rühren alle fünf Sinne, und die Bewegungen, die den Empfindungen zu folgen pflegen, ſind ihnen proportional. Aber haben ſie nur Geduld. Sie werden noch über ihre Empfindungen Meiſter werden, und dieſe Zärtlichkeit ablegen. Sie wiſſen wohl, daß Empfindungen und lebhafte Vorſtellungen mit einander in gleichem Grade ſtehen. Vorſtellungen können andere verdunkeln, wenn die Stärke und Lebhaftigkeit derſelben das Uebergewicht über andere bekömmt. Ziehen ſie alſo den Nutzen der Erkenntniß des Körpers den Empfindungen vor, was gilts, ſie werden den Ekel verlieren. Es wird alſo auf ſie ankommen, die Geſetze der Vorſtellungskraft beſſer in Uebung zu bringen. Ihre Zärtlichkeit iſt nicht nothwendig, und kein weſentliches Stücke von ihnen; ſonſt würde ich zweifeln, ob ſie dieſelbe ablegen würden. Nehmen ſie mir zu gefallen an, daß wir ſelbſt Schuld an der Unluſt ſind, welche wir empfinden, und legen dieſelbe fälſchlich Dingen bey, welche ſie nicht haben. Hatten ſie wohl recht dazu, über ihr Clavierſpielen verdrießlich zu werden, als es ihnen im Anfange nicht gleich gehen wollte? hatten ſie ſich nicht die Sache ſchwerer vorgeſtellt, als ſie wirklich war; aber was für Beluſtigungen rührten ſie nicht, als ſie in den ſchwerſten Stücken die angenehmſte Uebereinſtimmung fanden? Wollen ſie mir nun noch die anatomiſchen Arbeiten als verdrießlich verwerfen? Ich habe ihnen das Werkzeug des Gehörs einigemal gezeiget, und ſie haben die beſondere Zuſammenſetzung deſſelben nicht genug bewundern können. Wie angenehm war ihnen die Betrachtung des Vorhofs, des Irrgangs, der Schnecke, der Fenſter, der Trommel, des Hammers, Ambos, und Steigbügels und der übrigen Meiſterſtücke der Natur? Hätte man ſich nun nicht die Mühe gegeben, ſolches vorher auszuarbeiten; würden ſie ſich auch darüber haben beluſtigen können? Freuen ſie ſich ja mit mir über die Glückſeligkeit unſerer Zeiten, da wir Gelegenheit haben, dasjenige deutlich zu erkennen, wovon unſere Vorfahren entweder Muthmaßungen oder gar Erdichtungen hinterlaſſen. Es graucte ihnen theils vor den Todten, theils war die Zerlegung derſelben nach den Umſtänden ihrer Religion verbothen. Ja man hielt gar dieſelben für unſinnig, die ſich unterſtunden, dergleichen fürchterliche Arbeit zu unternehmen. Man holte einsmals den Hippokrates aus der Inſel Cos, den nach des Pöbels Meynung wahnwitzigen Demokritus wieder zurecht zu bringen, der täglich in den Körpern der Thieren wühlte, und gar des Nachts unter den Aeſern ſchlief. Dieſer Altvater aber bedeutete die Leute: Demokritus wäre klüger, als ſie zuſammen. Der kaiſerliche Leibarzt in Rom, Galenus, hat den vornehmſten Römern, die Zerlegung des Körpers ſo anmuthig zu machen gewußt, daß ſie öfters ſeinen Schauplatz beſucht, ſeine Vorleſungen mit dem empfindlichſten Vergnügen angehört, und ſeine Arbeiten ſo gern angeſehen, als etwan heute zu Tage große Herren die Naturalienkammern und Inſectencabinette beſuchen. Ich muß ihnen das Beluſtigende in der Anatomie noch recht ſinnlich vorſtellen. Ein aufgeſtelltes Gerippe eines erwachſenen Menſchen, ſieht ihnen zu fürchterlich aus. Sehen ſie aber einmal ein Kind an, wenn es eine geſchickte Hand gehörig eingeſprützet, und auch die zarteſten Gefäße der äußern Haut erfüllet hat. Oefters bekömmt ein ſolch Körperchen eine lebhafte rothe Farbe, und es verſchwindet die, dem Anſehen nach, gräßliche Farbe der Todten. Gehen ſie aber weiter und ſehen die Hölen der Bruſt und des Unterleibes eröffnen. Sehen ſie, wie ſchön ſich die Pulsadern ſchlängeln, und die mit einer grünen oder blauen Materie eingeſprützten Blutadern ſie begleiten. Sehen ſie das bewundernswürdige Netz, welches in dem Darmfelle von dem dadurch laufenden Gefäſſen, gleichſam gewebet wird. Noch eins; laſſen ſie ſich die Waſſergefäße, die unter der äußern Haut der Leber ſonderlich ſich häufig befinden, mit Queckſilber erfüllen, ſo werden ſie gleichſam eine Kette zu ſehen bekommen, deren Gelenke lauter Herzen vorſtellen. Nehmen ſie aber auch bey dieſer Arbeit die Vergröſſerungs-Gläſer zu Hülfe, und denken ſie an mich, es wird eine Beluſtigung auf die andere folgen; zumal wenn ſie es über ihr Herz bringen können, einen lebendigen Froſch aufſchneiden zu laſſen, um in deſſen Eingeweide, den Umlauf des Geblüts zu betrachten. Wollen ſie aber die Ausarbeitung, der ſo ſauber ausgeſpritzten Gefäße in ihrer Vollkommenheit ſehen: ſo werden ſie bey dem Herrn D. Liebekühn, dem glücklichſten Nachahmer des vortrefflichen Ruyſch, dieſelben finden. Was meynen ſie, wenn ſie daſelbſt die Gefäße der Leber in Geſtalt eines Baums erblicken, und die Pulsadern roth, die Pfortader grün, die Gallengänge gelb eingeſpritzt, und von ihrem häutigen Faſern entblößet wahrnehmen, und von der Vermiſchung dieſer Farben, die angenehmſten Empfindungen, und aus der Sache ſelbſt eine fruchtbare Erkenntniß haben werden? Wir haben beyde für den Herrn Haller eine beſondere Hochachtung, und ſie müſſen mir zugeben, daß man aus der Anatomie ein beſonderes Vergnügen ſchöpfen müſſe, da ſolches dieſer große Arzt und Dichter unter die Vergnügungen aus den Wiſſenſchaften rechnet:

Die Weisheit öffnet unſern Sinn,
Sie ſieht ins innre Weſen hin;
Und lehret aus Erkenntniß wählen . .
Bald öffneſt du die Wunderuhr,
Das Meiſterſtücke der Natur,
Bewegt von ſelbſt geſpannten Federn;
Du ſiehſt des Herzens Unruh gehn,
Und lernſt ſein Eilen und Beſtehn,
Und die Vernutzung ſeiner Rädern.

Ich muß ihrer Zärtlichkeit noch etwas entgegen ſetzen, welches ſie vielleicht ſchamroth machen wird. Sie werden doch nicht zugeben, daß unter dem ſchönen Geſchlechte herzhaftere Perſonen zu finden ſind, als ſie ſind. Ich weiſe ſie nur auf die Töchter des D Bachſtroms, welche unter Anführung eines klugen Vaters nicht ſelten die Nehnadel mit dem Zergliedrungsmeſſer verwechſelt, und ſich dadurch eine ſolche Kenntniß des menſchlichen Körpers erworben, die nicht gemein iſt. Schönes Beyſpiel für diejenigen, die ſich gleich brechen wollen, ſo bald ſie einen Menſchenknochen ſehen, oder davon reden hören! Sehen ſie, mein Wehrteſter, wie viel ſie beantworten müſſen, ehe ſie behaupten, daß die Beluſtigungen aus der Anatomie nicht weit her wären. Sie glauben den Satz des zureichenden Grundes; iſts ihnen alſo nicht angenehm, die Theile zu kennen, die zur Erhaltung ihres Körpers unentbehrlich ſind, und den Grund ſo vieler Veränderungen enthalten? Wer aber den Zweck will, der muß auch die Mittel anwenden, die zu dem Zwecke führen. Machen ſie die Zueignung auf die Zergliederungskunſt. Ich werde ſehen, ob ſie mir morgen werden die Hand geben, wenn ſie mich bey Unterſuchung der Nieren antreffen werden. Leben ſie wohl.

Berlin. H. F. Delius.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der Affe, eine Fabel. *

Ein alter Affe, dem vor allen
Die menſchliche Geſtalt gefallen,
Wollt auch dem Menſchen ähnlich ſeyn:
Dieß ſchlaue Thier, voll Trug und Ränke,
Schlich in des Herren Kleiderſchränke
Geſchickt und unvermerkt hinein.

---

* Siehe Fables choiſies, die andere vom Ende.

Hier fand er große Statsperücken,
Die manchen leeren Scheitel ſchmücken;
Die größte nahm er ſich heraus:
Mit einem reichbeſetzten Rocke,
Hut, Schuhen, Degen, Muf und Stocke,
Ziert er ſich wie ein Stutzer aus.

Was nur der Thoren Sinne rühret,
Und Frankreichs Moden eingeführet,
Das ſtellte dieſer Affe dar;
Dem Menſchen dacht er ſo zu gleichen,
Und lief, den Spiegel zu erreichen,
Und ward darinn nur ſich gewahr.

Er mochte ſich mit Muſchen zieren,
Die gelbe Haut mit Schminke ſchmieren,
Die dürren Augen lieblich drehn:
So mußt er doch von allen Seiten,
Bald in der Nähe, bald von weiten
Ein deutlich Affenbildniß ſehn.

Drauf fing er an, ſich auszukleiden,
Und dieſe falſche Pracht zu meiden,
Die ſeinem Leib umſonſt bedeckt.
Er hing den Kopf mit dieſer Klage:
Wenn ich gleich Menſchen-Kleider trage,
Wird doch der Affe nicht verſteckt.

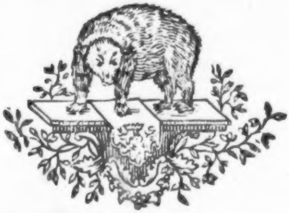
F. G. v. Holzendorf.

Ende des Weinmonats.

* * *

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Eſt iocus in noſtris, ſunt ſeria multa libellis. *Auſon.*



Auf das Jahr 1743.

Wintermonat.

Leipzig,
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Gründe zur Vertragſamkeit in der Religion.

An des Herrn Abt Mosheims, hochwürdige Magnificenz.

Dort in der unermeßnen Höh,
Dort in durchſtralten Sterngezelten,
Vertheilt und ſchickt Euſebie
Den Blick umher auf tauſend Welten.
Dort wohnt, dort ſieht ſie auf einmal,
Der runden Körper rege Zahl,
In Weiten ſonder Schranken ſchweben.
Dort lenket und verkläret ſich
Ihr heitrer Blick, abſonderlich
Hieher, wo Adams Enkel leben.

Ein Archimedes würde nie
So ſchnell den Erdball überſchauen;
Gelüng ihm gleich die kühne Müh,
Sein Hebzeug in die Luft zu bauen.
Vom Hekla bis nach Borneo,
Bis China, Japan, Mexico
Sind kurze Straßen ihrer Augen;
Die bis zum Pol und wieder her,
Wie wenns ein Riß der Maler wär,
In einem Nu zu wandern taugen.

Ihr Anblick muſtert Reich für Reich
Allhier auf unſerm Wandelſterne.
Doch nicht den Menſchenblicken gleich,
Nicht oben hin und in der Ferne.
Von Gottes Lichte ſelbſt geſtärkt,
Hat ſie von je her angemerkt,
Was jede Völker thun und denken.
Sie ſchaut in Herzen Trieb und Geiſt:
Und was dem Klügſten ſich verſchleußt,
Kann ihre Prüfung nicht umſchränken.

In aller Welt vernimmt man ſchon,
So ließ ſie ſich vor kurzem hören,
Den niemals unbeſeelten Ton
Von offenbarten Himmelslehren.
Der Wilde, wie der Malabar,
Der klugen Indianer Schaar,
Der ſanderfüllte Strich der Mohren
Iſt, nächſt Europa, ſchon zum Theil,
Zu Tugend, Wahrheit, Licht und Heil,
Durch Schrift und Predigt neugebohren.

Du läßt, gebenedeytes Licht,
Die Stralen deiner Gottheit glänzen,
Wo nur durch Menſchen was geſchicht
Und Länder an einander grenzen.
Vermehre deiner Wirkung Macht;
Erheitre die erhabne Pracht,
Die deinen Adel herrlich ſchildert;
Weil ſelbſt Erkenntniß und Verſtand,
Bleibt deine Führung nicht zur Hand,
In Nacht und Irrthum ſich verwildert.

Gottlob! der Lehren ſüße Kraft
Erzeugt bereits belobte Triebe.
Wo herrſcht Vernunft und Wiſſenſchaft?
Wo ſiegt die holde Menſchenliebe?
Wo kämpft man wider Stolz und Neid?
Wo nennet die Vertragſamkeit
Die Menſchen eines Körpers Glieder?
Wo legt man eure wahre Pflicht
Euch deutlich vor das Angeſicht?
Ihr eines großen Hauſes Brüder!

Nur du, du edles Chriſtenthum,
Erhälſt die Tugend in dem Laufe.
Hier zeigt ſich eines Schöpfers Ruhm,
Ein Herr, ein Glauben, eine Taufe.
Ein Vater der geſammten Welt,
Der ſeinen Zorn nicht ewig hält,
Weil er verſöhnt iſt mit der Erden;
Der bloß auf Fried und Wonne zielt,
Und ſeinen Kindern anbefiehlt,
Ihm an der Güte gleich zu werden.

So lehrt die Schrift. So glaubt die Schaar,
Die des Erlöſers Name nennet.
Dieß nimmt man als das Zeichen wahr,
Woran man ſeine Jünger kennet.
Dieß merkt, die ihr durch Stahl und Glut
Dem Herrn vermeynte Dienſte thut;
Dieß merkt, ihr geiſtlichen Tyrannen;
Ihr Schwärmer, Träumer, Einſiedler,
Und was noch ſonſt für Arten mehr,
Die Sanftmuth aus der Kirche bannen.

In Sachſen fing ein neues Licht
Vor wenig Zeiten an zu ſtralen.
Dieß zeigte vollends jede Pflicht,
Wie die Apoſtel ſie befahlen.
Wie hell, wie ſchimmernd geht noch itzt
Ein Glanz, der in die Augen blitzt,
Von Saal und Elbe bis nach Norden!
Geſegnet biſt du, werthes Land,
Das, nächſt des Höchſten Wunderhand,
Durch Luthern ſo erleuchtet worden.
Der Schein verbreitet ſich umher
Und dringt durch mehr als eine Gegend:
Und iſt bis an das Abendmeer,
Ja ſelbſt nach Welſchland hin vermögend.
Nur Schad! Er könnte ſtärker ſeyn,
Schlöß ihn ſo vieler Wahn nicht ein,
Die man wie Kinder eingenommen;
Wofern ein Mann nicht zünftig iſt,
So ſey er nimmermehr ein Chriſt,
Wär er ein Muſter aller Frommen.
Sie ſetzte noch vielmehr hinzu,
Und fleht um ihres Reiches Mehrer.
Ihr letzter Vorwurf wareſt du,
O Mosheim, Zier und Schmuck der Lehrer!
Dein Muſtervolles Glimpflichſeyn
Macht Licht und Beſſrung allgemein
Und war verlängſt von ihr erleſen.
Sie hat dich ſelber aufgeſtellt:
Und wo ſonſt einem auf der Welt,
So iſt ſie dir ſtets hold geweſen.

Johann Daniel Overbeck,
Conr. des hochf. Gymn. in Quedlinburg.

Be=

* *

Betrachtungen über die Majeſtät Gottes,

inſofern ſie ſich durch fleißige Anſchauung und Erforſchung der Natur offenbaret.

Wir Menſchen können niemals, ſo lange wenigſtens die Seele an den Körper gebunden iſt, ein anſchauendes Erkenntniß Gottes erlangen. Wer ſich das Gegentheil zu behaupten unterſtehen wollte, der würde, ſeiner abgeſchmackten Meynung wegen, verdienen, öffentlich lächerlich gemacht zu werden, und wenn er es auch auf der philoſophiſchen Catheder thäte. Es iſt mein Vorhaben itzo nicht, dieſes zu beweiſen; und ich glaube auch, daß ich meinen Namen nicht verewigen würde, wenn ich den Beweis einer längſt ausgemachten und ſonnenklaren Wahrheit, unzähligen Weltweiſen und Gottesgelehrten nachbethen wollte. So wenig man aber von Gott ſelbſt ein anſchauendes Erkenntniß erlangen kann, eben ſo wenig iſt dieſes auch mit deſſen Vollkommenheiten möglich. Man kann demnach das allervollkommenſte Weſen ſammt deſſen Vollkommenheiten nicht anders, als ſymboliſch, erkennen. Da nun alle Menſchen verbunden ſind, ſich ein ſo deutliches Erkenntniß von Gott und deſſen Eigenſchaften oder Vollkommenheiten zuwege zu bringen, als es bey Menſchen möglich iſt: ſo müſſen ſie ſich auch nothwendig diejenigen Zeichen, aus welchen man zu ſolcher Erkenntniß gelangen kann, auf das ſorgfältigſte bekannt machen. Eine jede Eigenſchaft Gottes hat ihre beſondern Zeichen; und auf alle dieſe muß ein würdiger Weltbürger beſtändig acht haben. Da er aber nicht jede ins beſondere betrachten kann, bevor er nicht die göttlichen Eigenſchaften hiſtoriſch erkennet: ſo muß er erſtlich dieſe letztere Art der Erkenntniß zu erlangen ſich bemühen, und alsdenn bey allem, was er in der ſittlichen und körperlichen Welt wahrnimmt, ſtille ſtehen, und mit Aufmerkſamkeit nachdenken, in welchem Stücke ſich dieſe, oder jene göttliche Eigenſchaft, welche er bereits hiſtoriſch erkennet, offenbaret. Wenn er darinnen beſtändig fortfährt: ſo wird endlich ſeine Erkenntniß von Gott und deſſen Eigenſchaften bey ihm zum höchſten Grade der Deutlichkeit ſteigen.

Unter den Eigenſchaften Gottes iſt ſeine Majeſtät nicht die geringſte. Und wenn wir ihn mit einer ſolchen Ehrfurcht, welche ein Menſch dem allervollkommenſten Weſen ſchuldig iſt, begegnen wollen: ſo müſſen wir dieſe in genaue Betrachtung ziehen. Dieſe entdecket uns die unerſchöpflichen Quellen, aus welchen die ungezwungenſten und ſtärkſten Triebe nach dieſer ſo edlen, nach dieſer ſo nöthigen Pflicht entſpringen. Die deutlichſten Spuren dieſer herrlichen Eigenſchaft unſers Schöpfers zeigen ſich unſtreitig in der körperlichen Welt. Da dieſe ſehr wichtig, und die meiſten höchſtmerkwürdig ſind, ſo hoffe ich, keine unnöthige Sache zu unternehmen, wenn ich gegenwärtig einige Betrachtungen über die Majeſtät Gottes anſtelle, inſofern ſie ſich durch fleißige Anſchauung und Erforſchung der Natur offenbaret.

Hierdurch mache ich mich nicht anheiſchig, über alle Werke der Natur Betrachtungen anzuſtellen. Dieſe Beſchäfftigung würde für mich, ja ſelbſt für die größten Naturforſcher, weil ihnen doch unzählige Dinge in der Natur verborgen bleiben, viel zu wichtig und weitläuftig ſeyn. Ich unterſtehe mich auch nicht, alle wichtigen Stücke aus der Natur anzumerken, welche zur deutlichſten Erkenntniß der Majeſtät Gottes führen: ſondern nur einige der wichtigſten ſollen die Gegenſtände meiner Betrachtungen ſeyn. Ehe ich ſie aber noch anſtelle, muß ich mich erklären, was ich unter der Naturlehre und unter der Majeſtät Gottes verſtehe.

Die Naturlehre iſt eine Wiſſenſchaft der Körper, aus welchen die ganze Welt beſteht. Sie erkläret uns, wo es möglich iſt, aus unumſtößlichen, außer dem aber aus wahrſcheinlichen Gründen, das Weſen und die Eigenſchaften der Körper. Sie zeiget uns die Beſchaffenheit, den Grund und die Größe ihrer Bewegungen und Kräfte in allen möglichen Veränderungen, und entdecket uns die wundervollen Wirkungen des Feuers, des Lichtes und des Schalles. Sie bringt uns von der Erdkugel, deren Bewohner wir ſind, unzählige ausführliche und vollſtändige Begriffe bey. Sie machet uns das Weſen der Luft, des Waſſers und der Erde, nebſt der Vermiſchung, der Zuſammenhängung und der Trennung verſchiedener Körper begreiflich. Sie lehret uns die Eigenſchaften und Begebenheiten des Dunſtkreiſes unſerer Erdkugel, als die Urſachen und Wirkungen der Dünſte, des Nebels, der Wolken, des Regens, der Wolkenbrüche, der Schloſſen, des Schnees, des Thaues, des Reiſes, der Morgenröthe, des Regenbogens, der Nebenſonnen, der Nebenmonden, des Blitzes, des Donners, der Nordlichter, der Winde, und vieler andern Veränderungen einſehen, welche in der Luſt vorgehen. Sie unterrichtet uns von der Bewegung und Größe unſerer Erdkugel; von ihren feſten und flüßigen Theilen; von der Wärme und Kälte, wie auch von der Erzeugung, dem Wachsthume, dem Baue der Empfindung und dem Leben der Pflanzen und Thiere. Sie lehret uns endlich die unendliche Menge der ungeheuern Weltkörper, als der Planeten, der Fixſterne und der Kometen, nach ihrer Größe, nach ihrem Laufe, nach ihrer Entfernung von einander, nach ihrem Lichte, nach ihren wichtigen Veränderungen und Wirkungen, betrachten und erkennen.

Dieſes ſind meine Begriffe, welche ich von dieſer vortrefflichen Wiſſenſchaft, der Naturlehre, habe. O welch ein unbeſchreiblicher Umfang derſelben iſt das! Alles, was um und an uns iſt; alles, was wir ſehen, hören, ſchmecken, riechen und fühlen, alles dieſes begreiſt die Naturlehre in ſich, und alles iſt ein deutlicher Beweis von der Majeſtät des Schöpfers.

Ich muß demnach auch meine Begriffe, welche ich von dieſer herrlichen Eigenſchaft Gottes habe, mittheilen. Ich halte ſie für eine Verbindung der göttlichen Macht und Weisheit. Worinnen beſteht aber die göttliche Macht? und worinnen beſteht die göttliche Weisheit? Ein aufmerkſamer Betrachter der ſo vielen, ſo mannichfaltigen und ſo großen Werke Gottes nimmt bey Anſchauung derſelben wahr, daß zur Hervorbringung derſelben eine weit mehr, als menſchliche Kraft, erfordert werde. Er iſt überzeugt, daß kein endliches Weſen auch nur das allergeringſte derſelben hervorzubringen fähig iſt. Da er nun eine unendliche Menge, nicht allein dem Anſehen nach, kleiner, ſondern auch wirklich überaus großer Werke, anſchauet: ſo ſchließt er hieraus, daß der große Werkmeiſter der Natur der unendliche Schöpfer des unendlichen Weltgebäudes, eine Kraft beſitzen müſſe, vermöge welcher er das Daſeyn aller möglichen Dinge hervor bringen kann. Und dieſe Kraft, dieſes unendliche Vermögen iſt es, worinnen die Macht Gottes beſteht. Wer hernach in der Betrachtung der göttlichen Werke weiter geht; wer die Leitungen und Regierungen des allervollkommenſten Weſens bedächtig erwäget, der wird in den Folgen der Dinge eine ſolche Ordnung antreffen, daß allezeit der eine Zweck eines andern Zweckes Mittel, und, daß alles, was in der Welt geſchiehet, eine untrennbare Kette iſt, deren Glieder aus lauter Mitteln und Zwecken beſtehen, welche endlich auf einen allgemeinen und letzten Zweck hinaus laufen; und dieſes iſt die göttliche Weisheit. Wendet man endlich ſein Gemüth auf eine noch genauere Betrachtung der göttlichen Werke; beobachtet man in denſelben die Macht und Weisheit zugleich; bemerket man endlich den Einfluß dieſer beyden göttlichen Eigenſchaften in einander: ſo ſieht man, daß dieſelben in einer genauen Verbindung mit einander ſtehen, und überall die eine ihre Kraft in den Werken der andern ausübet, und ſie alſo auf den höchſten Grad einer bewundernswürdigen Vollkommenheit bringet. Und dieſe Verbindung dieſer zwo göttlichen Eigenſchaften, dieſer Einfluß der Macht und Weisheit in einander, iſt die göttliche Majeſtät. Ueber dieſe will ich nunmehr meine Betrachtungen anſtellen.

Unfehlbar muß ſich da die göttliche Majeſtät am deutlichſten offenbaren, wo man die größte Verbindung der Macht und Weisheit Gottes antrifft. Da ich nun überzeugt bin, daß ſich dieſe am meiſten in der körperlichen Welt eräuget: ſo habe ich auch dieſe vor andern dazu erwählen wollen, die Größe der göttlichen Majeſtät daraus herzuleiten und dabey zu zeigen, daß nur ein fleißiger und aufmerkſamer Naturforſcher zur deutlichſten Erkenntniß der Majeſtät Gottes gelangen kann.

Zum Voraus muß ich noch etwas erinnern, welches mir im Nachfolgenden viele Worte erſparen wird. Kein vernünftiger Menſch wird in Abrede ſeyn, daß auch nicht das kleinſte Sonnenſtäubchen durch die Macht eines endlichen Weſens aus Nichts hervorgebracht werden kann. Er wird vielmehr überzeugt ſeyn, daß alle Gegenſtände ſeiner Sinne, vom größten bis zum kleinſten, vom prächtigſten bis zum unanſehnlichſten, aus einer göttlichen Allmacht herſtammen. Dieſe Wahrheit iſt ſo gegründet, daß ich ſie nicht erſt beweiſen darf. Es enthalten daher alle und jede Werke der Natur untrügliche Spuren der Allmacht des Schöpfers. Ich werde alſo nicht allezeit nöthig haben, die Macht Gottes mit Worten anzuzeigen, wo ich die Weisheit deſſelben preiſen werde; ſondern die Verbindung beyder Eigenſchaften miteinander wird deutlich genug erhellen, wenn ich das Daſeyn und die Größe der einen ſattſam werde gezeiget haben.

Und wie vielfältig, wie deutlich, wie unwiderſprechlich zeiget ſich in der ganzen Natur dieſe Verbindung, und in derſelben die Majeſtät Gottes! Wer da leugnet, daß man durch die Anſchauung und Betrachtung der körperlichen Welt zur deutlichſten Erkenntniß dieſer herrlichen Eigenſchaften Gottes gelangen kann, der muß ſich noch wenig in derſelben umgeſehen haben. Er muß nicht wiſſen, daß ein recht begieriger und aufmerkſamer Anſchauer und Betrachter der Natur ſie auf einer ganz andern Seite betrachtet, als er und alle, welche an der Naturlehre keinen Geſchmack finden. Ein Naturforſcher dringt nämlich in das Innere der Körper; er bemerket ihre Zuſammenſetzungen, Bewegungen und Veränderungen; er ergründet die Möglichkeit ihres Daſeyns, ihres Weſens und ihrer Eigenſchaften; und kurz, er ſchauet ſie um ihrer ſelbſt willen an, da ſich ein anderer der Empfindungen von denſelben nicht anders, als zu ſeinem Nutzen und bloß ſinnlichem Vergnügen bedienet.

Wie kann es demnach anders ſeyn, als daß ein ſolch edles Gemüth von dem Anſchauen zur Neugier, von der Neugier zur Nachforſchung, von der Nachforſchung zur Aufmerkſamkeit, von der Aufmerkſamkeit zur Bewunderung, und von der Bewunderung zur lebendigen Erkenntniß der Majeſtät Gottes geleitet wird? Wer kein Liebhaber natürlicher Dinge und Begebenheiten, wer kein Naturforſcher iſt, der wird die bewundernswürdigen Werke der Natur und die Veränderungen, welche darinnen vorgehen, ohne Neugier, ohne Nachforſchung, ohne Aufmerkſamkeit, ohne Bewunderung und ohne Erkenntniß der Majeſtät Gottes anſchauen. Donner und Blitz, Regen und Schnee, Wind und Sturm, Nebel und Sonnenſchein wird er zwar allezeit theils mit Zittern und Beben, theils mit Vergnügen und Freude empfinden: niemals aber wird er die Urſachen, die Wirkungen und die Abſichten dieſer natürlichen Begebenheiten bemerken, mit deren Ergründung hingegen ein Naturkündiger unermüdet beſchäfftiget iſt. Wo dieſer in der Menge, in der Mannichfaltigkeit, in der Größe und in der höchſtweiſen Ordnung der Theile natürlicher Dinge, tauſend Spuren der göttlichen Majeſtät antrifft, da findet jenes Unachtſamkeit nicht eine. Wie ſehr muß demnach ein Menſch, welcher die Natur aufmerkſam betrachtet und erforſchet, alle übrigen Menſchen, welche die Verbindung der Macht und Weisheit Gottes nicht an ſo ſinnlichen Gegenſtänden wahrnehmen, an Erkenntniß der göttlichen Majeſtät übertreffen! wie deutlich, wie vollkommen muß nicht dieſelbe ſeyn!

Ich will mich nicht länger bey allgemeinen Ausſprüchen aufhalten, ſondern durch Anführung unleugbarer und augenſcheinlicher Exempel zeigen, wie deutlich man die Majeſtät Gottes kann erkennen lernen, wenn man ſich mit neugierigen Augen in der körperlichen Welt umſieht. Alsdenn wird erhellen, um wie viel ſchärfer die Augen eines Naturforſchers ſehen, als die Augen eines unachtſamen Weltbeſchauers. Was haſt du nicht, ſcharfſichtiger Leeuwenhoeck, du Argus unter den Naturforſchern, du unermüdeter Betrachter erſtaunenswürdiger Kleinigkeiten, du glücklicher Entdecker der verborgenſten Spuren der göttlichen Majeſtät, was haſt du nicht, durch Hülfe deiner unvergleichlichen Vergrößerungsgläſer, an den unanſehnlichſten Werken des Schöpfers, welche viel tauſend Menſchen des Anſchauens nicht würdigen, ja auf das verächtlichſte mit Füßen treten, für unendliche Mannichfaltigkeiten, Figuren und geheimnißvolle Ordnungen und verbindungen ihrer Theile wahrgenommen! Ihr alle, die ihr euch auf die Wiſſenſchaft der kleinſten und verſteckteſten Theile der Natur gelegt habt, wie ſehr haben eure Bemühungen die Größe des Schöpfers im Kleinen erhoben! wie deutlich habet ihr die Spuren ſeiner Weisheit in den Werken ſeiner Macht entdecket! Euſtachius Divinus beſchäfftiget ſich mit Betrachtung ſo kleiner Gegenſtände, die den bloßen Augen unſichtbar ſind, durch ein Vergrößerungsglas, welches die Körper in die 290000mal vergrößert. Und was erblicket er durch daſſelbe? Ein Thierchen, welches ihm nicht größer, als das kleineſte Sandkörnchen, welches man mit bloßen Augen ſehen kann, erſcheinet. Was folget hieraus? Dieſes, daß das Thierchen faſt 300000mal kleiner geweſen iſt, als das kleinſte Sandkörnchen. Würde wohl ein anderer, als ſo ein merkwürdiger Naturforſcher, dieſes Thierchen geſehen haben? Würde wohl ein anderer die faſt unermeßliche Kleinigkeit deſſelben wahrgenommen haben? Würde wohl ein anderer, auf dieſe Art, und ſo deutlich erkannt haben, daß ſich die Majeſtät des Schöpfers im Kleinen ſo wohl, als im Großen, offenbaret? Erfahrung und Vernunft leugnen dieſes. Ein Menſch, welcher die Gegenſtände ſeiner Sinne nicht anders betrachtet, als wie ſie dieſelben unmittelbar berühren, zählet die Thiere nur von dem Elephanten bis auf die Mülbe. Er weis nicht, daß noch eine eben ſo große und mannichfaltige Menge derſelben lebet, unter welchen die Mülbe der Elephante iſt, und, daß ein Thierchen von der kleinſten Art, wenn es um ein Baumblatt herumgekrochen iſt, ein eben ſo wichtiges Werk verrichtet hat, als ein Menſch, welcher unſere ganze Erdkugel einmal umſchiffet hat.

Was für einen engen Begriff machet ſich nicht ein ſolcher von einem ſeidenen Faden, ſo, wie ihn der künſtliche Seidenwurm verfertiget! Ein Naturforſcher hingegen, führet ſich bey Erblickung deſſelben ganz anders auf. Er denket der Zuſammenſetzung deſſelben nach; er bewaffnet ſein Auge; er betrachtet ihn aufmerkſam; er zertheilet ihn mit einem ſubtilen Werkzeuge, und befindet mit Erſtaunen, daß er aus einer unzähligen Menge kleiner Fäden zuſammen geſetzet iſt. Was denket ein in der Natur Unerfahrner bey dem Geruche eines duftenden Körpers? Er empfindet und denket nichts. Ganz anders macht es hier der Naturforſcher. Weil dieſer die Natur und Möglichkeit des Geruches einſieht: ſo ſchließt er von ſeiner Empfindung auf die unendliche Menge der ausdunſtenden Theilchen des Körpers, welche alle, auch die allerkleinſten Pünctchen in der Luft umher erfüllen. Kömmt er auf die ganz unbegreifliche Kleinigkeit der Theilchen, aus welchen das Licht beſteht: ſo geräth er vollends bey ſeiner Betrachtung in die äußerſte Verwunderung. Denn da er die unermeßliche Weite des Himmelskreiſes bedenket; da ihm auch die erſtaunenswürdige Größe der ſo vielen Sterne wohl bekannt iſt; da er weis, daß auch von dem allerſubtilſten Pünctchen der Fläche eines Körpers, welchen er ſieht, Stralen in ſein Auge fallen müſſen: ſo urtheilet er, wenn er gleichwohl den völligen halben Himmel, einen Umkreis von viel 1000 Millionen Meilen, wie auch viele 100 Fixſterne, wovon eines jeden Halbkugel viel 1000 Meilen beträgt, durch eine kleine Oeffnung, einer Nadelſpitze groß, anſchauen kann, von der unbegreiflichen Subtilität der Lichtſtralen. Er rechnet die Menge derſelben nicht zu tauſenden; denn durch dieſe würde er noch nicht ein Milliontheilchen eines Fixſternes wahrnehmen. Er rechnet ſie auch nicht zu Millionen; denn durch dieſe würde er kaum den tauſenden Theil eines Fixſternes erblicken: auch nicht zu millionenmal Millionen; denn dieſe würden ihm noch lange nicht einen Fixſtern vorſtellen: ſondern er denkt an eine unausſprechliche, ja unendliche Menge von Lichtſtralen, welche durch einen ſo engen Weg dringen, und, was das wunderbarſte iſt, in ſeinem Auge ein Bild von der ganzen Halbfläche des Himmels und der ſo vielen Sterne machen, ohne ſich im geringſten miteinander zu vermiſchen und die unzähligen Gegenſtände ſeines Auges, außer ihrem ordentlichen Stande, vorzuſtellen. Hier machet ihn die Anſchauung der Natur recht aufmerkſam! hier entzücket ihn die Betrachtung der göttlichen Macht und Weisheit! hier geräth er in die tiefſte Bewunderung der Größe des majeſtätiſchen Schöpfers! Und wenn machet ſich denn ein anderer, welcher ſich kaum die Mühe nimmt, des Nachts die Schönheiten des geſtirnten Himmels einmal anzuſchauen, geſchweige denn, auf eine ſolche Art, und mit ſolchem Nachdenken zu betrachten, wenn machet ſich der, ſage ich, von den Werken Gottes ſo deutliche Vorſtellungen? Wenn gelanget er zu einer ſo empfindlichen Erkenntniß der Majeſtät des Schöpfers, und wenn empfindet er in ſeiner Seele ſo ſtarke Regungen, die Größe deſſelben in tiefſter Ehrfurcht zu bewundern? Es iſt ganz unmöglich, daß ihm jemals dergleichen wiederfahren kann. O armſeliges! o unglückliches Geſchöpfe! o unwürdiger Bewohner der Erden!

Ich will die Werke Gottes im Reiche der Natur etwas näher betrachten. Zuerſt will ich einen Blick in das Innere der Erden thun, und mit den aufmerkſamen Naturforſchern die Eingeweide derſelben beſchauen. Und o welch eine Menge, welch eine Mannichfaltigkeit der ſchönſten, der vortrefflichſten und der wunderbarſten Geſchöpfe zeiget ſich meinen Augen in dieſer wundervollen Tiefe! welch eine unendliche Anzahl wunderbar zuſammengeſetzter und geſtalteter Erzte und Steine entdecket mir dieſer finſtere Abgrund! ein Abgrund, in welchem die Augen derjenigen, welche nicht Liebhaber der Naturlehre ſind, und beſonders, wie Athanaſius Kircher, die Geheimniſſe des Erdenſchooßes zu entdecken ſich bemühen, niemals dringen, und worinnen ſie noch viel weniger ſo viel wunderbares wahrnehmen. Um wieviel weiter geht hier nicht die Einſicht des Naturforſchers, welcher ſo gar, aus dem Zuſammenfluſſe verſchiedener unterirdiſcher Materien und Feuchtigkeiten, die Zuſammenſetzung des Goldes, des Silbers, des Kupfers und anderer Metalle, und den Urſprung, die Kräfte, die Wirkungen der Brunnen und der Flüſſe einſieht, ja welcher die verborgenſten Schätze des Oceans kennet, und in denſelben eben ſo eine Menge und eben ſo eine Mannichfaltigkeit der Geſchöpfe antrifft, als er in dem Innern der Erde, auf der Oberfläche, und in dem Dunſtkreiſe derſelben bewundert hat.

Noch deutlichere Zeugniſſe der göttlichen Majeſtät enthält der faſt unendliche Vorrath der Pflanzen, mit welchem der große Urheber der Natur die Fläche unſeres Erdbodens bedecket hat. Hier frage ich einen unermüdeten Tournefort, einen forſchenden Malpighius, einen aufmerkſamen Rivin, einen erfahrnen Linnäus, ja alle, welche die meiſte Zeit ihres Lebens auf die Bekanntmachung und Erforſchung der Zuſammenſetzung des Baues, der Erzeugung und des Wachsthumes der Pflanzen gewendet haben, alle dieſe frage ich, ob ſie nicht in denſelben die unfehlbareſten Spuren einer unendlichen Macht, einer unendlichen

Weisheit, einer göttlichen Majeſtät entdecket haben? Dieſe haben von der weiſen Ordnung ihrer Theile, deren immer einer ein Mittel zum Wachsthume und zum Gedeihen des andern iſt; von dem überaus künſtlichen Baue der Saft- und Luftröhren, der Blumen, der Samengefäße, des Samens und der ſo vielfältigen Arten nützlicher und angenehmen Früchte, und von der ſo viel tauſendfachen Vermehrung eines einzigen Körnchens auf die Größe des Schöpfers ſchließen können. Aus ſolchen Merkmaalen haben ſie nicht allein das Daſeyn, ſondern auch die Majeſtät eines unendlichen Weſens ſo deutlich und ſo vollkommen eingeſehen, daß ſie, wenn auch gleich viel tauſend andere Beweisthümer in der Natur nicht vorhanden wären, dennoch in Ewigkeit nicht daran würden haben zweifeln können. So voll iſt das Reich der Pflanzen von Zeugniſſen der göttlichen Majeſtät!

Was ſoll ich von dem weisheitsvollen Baue des thieriſchen Körpers ſagen? und was ſoll ich inſonderheit für einen Abriß von den Theilen des menſchlichen Körpers, und deren Ordnung, machen, bey deren Zergliederung und Betrachtung die Sinne ſich verlieren, und das Gemüth erſtaunet? Die Wichtigkeit, die Menge und die Mannichfaltigkeit der Sachen eröffnen meinen Betrachtungen ein ſo weites Feld, daß ich, wenn ich es ganz durchgehen wollte, mich mit denenſelben ſo lange darinnen verweilen müßte, bis ich mein vergeſetztes Ziel zehnfach überſchritten hätte. Ich bin daher genöthiget, nur wenig davon zu ſagen, weil der Gegenſtände meiner

Betrachtungen allzuviel ſind. Ein Menſch, deſſen Einſicht von der Naturwiſſenſchaft entfernet iſt, verrichtet alle thieriſche Handlungen. Er ißt, er trinkt, er ſchläft, er empfindet, er bewegt ſich; und dieſes thut auch das unvernünftige Vieh. Aber wie er ißt, wie er trinkt, wie er ſchläft, wie er empfindet, wie er ſich beweget, zu was Ende er dieſes alles thut, und was jede dieſer Handlungen zum Leben, zum Wachsthume, zur Vollkommenheit ſeines Körpers beyträgt, das iſt ihm gänzlich unbekannt, und niemand weis es, als ein fleißiger Naturforſcher. Dieſer kennet den ganzen Bau ſeines Körpers, und aus dieſem weis er ſeine Handlungen, nach welchem ſeine Gliedmaßen von dem weiſen Schöpfer höchſtbequem eingerichtet ſind, zu erklären. Er weis, was für ein künſtliches Gebäude im Auge zum Sehen, und im Ohre zum Hören dienet, und wie die Naſe zum Geruche, die Zunge zum Geſchmacke und die ganze Haut zum Gefühle vollkommen wohl eingerichtet ſind. Er weis, daß ſein ganzer Körper nichts anders iſt, als ein Zuſammenfluß von viel 1000 Millionen Nerven, welche insgeſammt ihren Urſprung aus dem Gehirne nehmen, worinnen ein Quadratzoll, wie die erfahrenſten Zergliederer wahrgenommen haben, 49 Billionen kleine Gefäßchen heget. Er weis, daß er durch eben dieſe Nerven und die darinnen enthaltenen Lebensgeiſter alle ſeine Empfindungen hat, und, daß er durch die Kraft derſelben ſeine Gliedmaßen, mit Hülfe der nicht weniger künſtlich gebauten Muskeln, beweget. Er weis, daß durch die Verdauung der verzehrten

Speiſen und Getränke der Nahrungsſaft ſeinen Zuwachs bekömmt, welcher in die, vermöge ihres höchſtwunderbaren Baues, ſich ſelbſt bewegende Maſchine, das Herz, dringt, ſich mit dem Blute vermiſchet und ſelbſt in Blut verwandelt wird. Er weis, daß das Blut, nach den Geſetzen ſeines Umlaufes, aus den großen Pulsadern in die allerkleinſten Gefäßchen durch den ganzen Körper dringt, von dar aus den kleinen Blutadern in die großen und wieder zurück nach dem Herze läuft, und während ſeines Umlaufs, zum Theil in ganz beſonders und nach ihren Abſichten zubereiteten Maſchinen, hier den Verdauungsſaft, da die Galle, dort die Thränen, hier die Lebensgeiſter, da den Stoff zum künftigen Menſchen, dort die überflüßigen Theile der verzehrten Koſt, und überall die zum Wachsthume des Körpers gehörigen Theilchen abſondert. Er weis endlich, daß bey ſo viel tauſend unſichtbaren Maſchingen, aus welchen ſein Körper beſteht, und deren viele, als natürliche Hebel, in und an den Muskeln eine Kraft von 30, 60, ja oft beynahe 400000 Pfunden beſitzen, faſt nicht die ſubtilſte Figur, Erhöhung und Vertiefung vergebens vorhanden iſt; ſondern, daß jede ins beſondere ihren gehörigen Nutzen hat, welcher hernach, ſo vielfältig er auch iſt, doch in einem allgemeinen und letzten Zwecke, in dem Leben des Körpers, zuſammen trifft, und alſo einen unumſtößlichen Beweis von der Macht und Weisheit des Schöpfers vor die Augen leget. Von der ganz beſonders wunderbaren Beſchaffenheit der Erzeugung und dem Untergange der thieriſchen

Körper und tauſend andern Merkwürdigkeiten derſelben, kann ich hier nichts gedenken; ſondern ich muß mich abermals auf das einmüthige Zeugniß aller Naturforſcher, und ſonderlich derjenigen, berufen, welche ſich beſonders dieſer Art der natürlichen Wiſſenſchaft gewidmet haben. Dieſe geſtehen insgeſammt, daß man an nichts die Majeſtät Gottes mehr bewundern könne, als an dem Baue und an den Handlungen der Körper der Thiere.

Nur noch einen Umſtand, welcher mir bey Betrachtung des Baues dieſer Körper ein unmittelbares Merkmaal der göttlichen Weisheit zu ſeyn geſchienen hat, kann ich nicht vorbeygehen. Wenn wir an verſchiedenen Thieren eben dieſelben Gliedmaßen betrachten: ſo befinden wir, daß ſie nicht durchgängig einerley Theile, Lage, Geſtalt und Anzahl haben. Woher rühret aber dieſes? Etwan von einem ungefehren Zufalle? Hat der Urheber der Natur dieſe Mannichfaltigkeit ohne Abſicht in dieſe Art natürlicher Dinge gelegt? Fraget die Naturforſcher, ihr, die ihr die Natur nicht weiter kennet, als ſie euch in die Sinne fällt; fraget die Naturforſcher! dieſe werden euch aus der Beſchaffenheit der übrigen Glieder, aus den Bewegungen und aus den Verrichtungen verſchiedener Thiere, die Nothwendigkeit der verſchiedenen Gliedmaßen derſelben erweiſen, und aus der Gegenwart derſelben die Verbindung der göttlichen Allmacht und Weisheit deutlich machen. Sie werden euch vor allen Dingen den großen Unterſchied der Glieder an den menſchlichen und an den viehiſchen Körpern zeigen, nnd ihn daher leiten, daß die menſchlichen Körper, da ſie mit einer vernünftigen

Seele verbunden ſind, und gleichſam von ihr regieret werden, zu vielen ſonderbaren Bewegungen und Handlungen geſchickt ſeyn müſſen, zu welchen eine viehiſche Seele ihren Körper weder beſtimmen kann, noch ihn dazu zu beſtimmen nöthig hat. Sie werden euch auf die faſt unzähligen Arten der Künſte und Handwerke Achtung geben heißen, und euch daraus urtheilen laſſen, ob dieſe von viehiſchen Seelen erfunden und ausgeübet werden können? und ob nicht die Menſchen allein diejenigen Gliedmaßen, welche für ſolche Verrichtungen gehören, nöthig haben? da es indeſſen für die unvernünftigen Thiere ſchon genug iſt, wenn ſie nur mit ihren Gliedmaßen diejenigen Handlungen verrichten können, welche unmittelbar zur Erhaltung ihres Lebens nöthig ſind, und welche ſie, zum Nutzen der Menſchen, verrichten müſſen. Sie werden euch ferner den vielfachen Unterſchied, ohne Abſicht auf die menſchlichen und viehiſchen Handlungen, welchen ſie bey Betrachtung der Thiere an den Gliedmaßen derſelben antreffen, zeigen, und die Nothwendigkeit deſſelben darthun. Denn man erwäge nur einmal die unterſchiedene Art, auf welche unterſchiedene Thiere ihr Leben erhalten müſſen. Der Adler iſt darum mit einem krummen Schnabel verſehen, weil er ihn zu Erlangung derjenigen Speiſe, welche ſein Körper nöthig hat, gebrauchen muß. Aus gleichen Abſichten haben andere Vögel ſpitzige Schnäbel. Ein Bär, ein Eichhorn, ein Maulwurf und andere Thiere, welche durch Hülfe ſcharfer Klauen und breiten Achſelbeine ihre Koſt an denjenigen Oertern ſuchen müſſen, wo ſie ſolche, ohne mit denenſelben verſehen zu ſeyn, nicht erlangen könnten, ſind nicht weniger untrügliche Zeugen von der weiſen Vorſorge ihres Schöpfers. Die Vögel müſſen um der Erhaltung ihres Lebens willen in kurzer Zeit an unterſchiedenen Oertern ſeyn können: würden ſie aber wohl dem Winke der Natur zu folgen vermögend ſeyn, wenn ſie von dem weiſen Urheber derſelben nicht mit Flügeln verſehen worden wären? Das Wild würde von dem Froſte des Winters dahin geriſſen werden, wenn es nicht durch ſeine warmen Felle dawider geſchützet würde. Das Geziefer würde den liſtigen Nachſtellungen einer unzählichen Menge kleiner Feinde, und der größten Lebensgefahr, beſtändig ausgeſetzet ſeyn, wenn nicht ihr Schöpfer den Mangel des Gelenkes am Kopfe durch eine Menge Augen, deren Anzahl ſich bey manchem über 20000 erſtrecket, erſetzet hätte. So zeiget ſich denn auch in dieſem Stücke die Majeſtät Gottes, in einer verehrungswürdigen Größe! Betrachtet man über dieſes noch den einem jeden Thiere natürlichen Trieb, ſein Leben zu erhalten, und zwar auf eben die Art, auf welche es, vermöge des Baues ſeines Körpers, allein geſchehen kann, nebſt der angebohrnen Begierde, ſein Geſchlecht zu vermehren, als ohne welchen doppelten Trieb vorlängſt kein lebendiges Geſchöpf mehr auf der Welt geweſen ſeyn würde: ſo wird man in der Erkenntniß dieſer göttlichen Eigenſchaft ſo ſtark, daß man keiner fernern nöthig zu haben ſcheint.

Doch, weit gefehlt! daß man ſie nicht wenigſtens um die Hälfte erweitern ſollte, wenn man unſere ganze Erdkugel in ihrer Schönheit u. Größe betrachtet. Plato, welcher zwar mit den damaligen Bewohnern derſelben ihre Größe nur von dem Phaſis an, bis an Herkuls Säulen, rechnete, verglich dennoch die Menſchen, in Anſehung ihres geringen Verhältniſſes gegen dieſelbe, nur mit den Ameiſen, welche ſich um ihre Haufen, und mit den Fröſchen, welche ſich um das Meer aufhalten. Es iſt noch itzo mehr, als zu wahr, daß die allermeiſten Menſchen von der ganzen Erdkugel einen ſo ſchlechten Begriff haben, als die Fröſche vom Ocean. Sie ſind ſtets im Verborgenen; ſie ſehen ſich nicht weiter um, als ihr austapezierter Geſichtskreis reichet, und kleben an dem Niedrigen. Ein Menſch hingegen, welcher einen etwas edlern Geiſt beſitzt, erhebt ſich mit einer ruhmwürdigen Kühnheit; er ſchwingt ſich durch Luft und Wolken, und ſchauet mit ſeinen geſchäfftigen Gedanken von einer unermeßlichen Höhe herab, auf die Halbfläche der Erdkugel. Hier ſieht er etwas mehr, als ein niederträchtiger Zärtling, welcher ſich in ſein Zimmer verſteckt und ſeine Augen an prächtigen Spielwerken weidet. Er ſieht die feſten und flüßigen Theile der Erde, die Berge, die Wälder und alles, was ſich auf derſelben befindet, in ihrer weitläuftigen und ſchönſten Ordnung, Lage und Verbindung, und erſtaunet über den Umkreis derſelben, welcher ſich auf etliche 1000 Meilen erſtrecket. Welch ein Vorzug eines Naturforſchers, vor unzähligen andern Menſchen! Welch eine Deutlichkeit ſeiner Erkenntniß der göttlichen Majeſtät!

Das Uebrige folget künftig.

Von

* *

Von
der Verſtellung der Menſchen,
inſofern ſie der Aufrichtigkeit entgegen geſetzet iſt.

Verräther unſrer ſelbſt! dem Schwan gleicht dein Geſicht,
Dem Mohren gleicht dein Herz. Noch ſchämeſt du dich nicht?
Wie lange willſt du doch der Menſchen Sinn bethören?
Wie lange ſoll das Ohr von deinem Greuel hören?
Wer hat, aus Rache, dir den Weg zu uns gezeigt?
War es der Vorſicht Schluß? War der uns abgeneigt?
Und biſt du, Scheuſaal, denn den Erdkreis durchgeflogen?
O wärſt du nur allein in Wälder hingezogen!
O hätteſt du, anſtatt daß uns dein Spiel ergetzt,
Uns, wie ein reißend Thier, in Furcht und Angſt geſetzt!
O zögſt du noch von uns bis in die fernſte Weite,
Und ſtünde für dein Joch die Freyheit uns zur Seite!
Jedoch! wen red ich an? Was iſt mein Gegenſtand?
Vielleicht erkenn ich es? Vielleicht bleibts unbekannt?
Des Scheuſaals Weſen ſelbſt iſt Qualm, und Dampf, und Schatten,
Und kann auf einmal ſich mit hundert Farben gatten.
Es zeigt nicht, was es iſt. Es ändert die Geſtalt,
Wie ein Chameleon, mit Blick und Aufenthalt;
Doch, halt! Ich will vielleicht es an der Stirn erkennen;
Ich will es ohnverdeckt Trug und Verſtellung nennen.

Man ſagt, und meynt mit Recht, von unſrer Creatur,
Der Körper ſchicke ſich zu ſeiner Seele nur;
Und daß von jenem Bild, das Gott in uns gepräget,
Die Eintracht ihres Thuns ein lebhaſt Zeugniß träget.
Doch! wer dieß blindlings glaubt, betriegt ſich gleich ſo oft,
Als Phyllis kalter Kuß auf ihren Liebſten hofft,
Den Cleliens Roman und der Ziegeuner Segen,
Nach dreyßigjährger Treu, ihr an die Seite legen.
Wer anders denkt, als ſpricht, und nach der Mode lügt,
Den ſichern Nächſten äfft, und ſich mit Luſt betriegt,
Jſt nicht der Zunge werth, noch ſeiner Seele Gaben,
Die durch des Körpers Schild der Schalkheit Deckel haben.
Die Thorheit ſtellt ſich nie mit ihren Fehlern bloß,
Sie nährt ſie an der Bruſt, und zieht ſie ſorgſam groß,
Bis ſie geſchickter ſind, viel andre auszuhecken,
Und als ein ſchleichend Gift die Herzen anzuſtecken.
Ach! lernte doch der Menſch ſein eignes Glück verſtehn;
So würd er nicht ſo oft nach fremden Helfern ſehn.
Die außen freundlich thun, im Herzen ihn verlachen,
Bis er zuletzt bereut, daß Thoren Thoren machen.
Und wäre nur die Kunſt; die von den Minen ſchließt,
Was aus dem innern Geiſt und deſſen Neigung fließt,
Nicht noch ſo unerforſcht: ſo würden die Geberden
Dem, der verrathen will, zu Selbſtverräthern werden.
Doch, welcher Oedipus hier glücklich klügeln kann,
Der fängt beym wilden Thier, und nicht vom Menſchen an;
Beym Thier, das Menſchen Witz, ſo wie es uns gelungen,
Von ſeiner Freyheit Wuth, durch Zucht zum Dienſt gezwungen.

Neid, Trägheit, Unvernunft, Furcht, Schalkheit, Grauſamkeit
Stralt aus der Thiere Blick. Und alle ſind bereit,
Dem Triebe der Natur in Einfalt nachzuſtreben,
Und, wo mit andern nicht, mit ſich vergnügt zu leben.
Geh in den nächſten Wald; der Löwe brüllt und ſchreckt:
Der Haſe rennt vor dir, bis er ſich wo verſteckt:
Sieh jenem Wolfe zu, wie er mit offnem Rachen,
Nach vollen Triften eilt, ſich einen Raub zu machen:
Er merkt, daß dort der Hirt bey ſeiner Heerde liegt,
Da ihn ein heitrer Tag in ſüßen Schlaf gewiegt.
Hier ſiehſt du die Natur. Der Thiere innres Weſen,
Giebt Stirn, Geſtalt, Bemühn, und Stimme dir zu leſen.
Hier heuchelt dir kein Blick. Hier wird dir niemand flehn;
Hier wird kein Diener dir gebückt entgegen gehn;
Hier hörſt du keinen Freund des andern Meineid fluchen.
Du kannſt der Seelen Art in ihrem Körper ſuchen.
Wie aber machts der Menſch? Wo bleibt die Aehnlichkeit?
Ja, ſprichſt du, die Vernunft macht hier den Unterſcheid.
O heilige Vernunft! o daß doch dein Geſetze
Der Narren wilder Schwarm nicht freventlich verletze!
Iſt denn das ſchöne Volk, das die Vernunft regiert,
Dort, wo ein Haſenherz den großen Kriegsmann ziert?
Dort, wo ein Wolfsgemüth im Schafpelz ſich verhüllet,
Und von der Schwachen Blut den leren Magen füllet?
Iſts dort, wo Einfalt ſitzt, und Stirn und Naſe dreht,
Um ein hebräiſch Tau, das nicht gerade ſteht?
Dort, wo dem Heiligen kein Ort zu heilig ſcheinet,
Der mit des Nachbarn Weib ſo ſpät im Winkel weinet?
Herrſcht etwan da Vernunft, wo keiner keinen ſchont,
Und der beredte Mund mit Blitz und Donner lohnt?

Regiert ſie etwan da, wo man den Fuchsſchwanz ſtreichelt,
Und andre um das Brodt, bis zum Gelächter, ſchmeichelt?

Kaum ſieht man hier u. da noch ein recht deutſches Blut,
Nur an der Redlichkeit, nicht an dem Heldenmuth.
Wir ſind ſchon ganz verwöhnt in Sitten und Geberden.
Die Welt bleibt was ſie iſt, und kann doch ärger werden!
Sie iſt nicht, was ſie war, nicht deutſch, nicht redlich, treu,
Nicht liebreich ſonder Schein, nicht dienſtbar ſonder Reu.
O Laſter dieſer Zeit! wer euch beſitzt, muß ſterben,
Und ſeinen ganzen Platz wird ſchon ein ärgrer erben.

Es hat einſt Jupiter, auf unſrer Unterwelt,
In reizender Geſtalt zu Menſchen ſich geſellt.
Des Wandrers Wille war, die allzuträgen Sinnen,
Die dennoch flüchtig ſind, mit Güte zu gewinnen.
Er kam, die Sterblichen, die alle Strafe fliehn,
Durch Unterricht und Rath zu ihrem Heil zu ziehn.
Allein es fehlt ihm eins: er konnte nicht betriegen;
Und dennoch hört er oft die Klügſten ſinnreich liegen.
Man ſprach nicht vom Geſtirn, nein, gar vom Jupiter.
Wer iſt doch, fragte man, der mehr betriegt, als der?
Des Tags ſind Wolken da, die Sonne zu verſtecken,
Des Nachts erſcheint der Mond, mit Schattẽ uns zu ſchreckẽ.
Sein Doñer tobt und dräut, doch fährt ſein Blitz in Schlam.
Was gab er uns einmal, das er nicht wider nahm?
Der Fremdling widerſpricht. Doch wird er ſtets verhöhnet.
Die Thorheit hatte ſchon der Menſchen Witz verwöhnet.
Er ward erhitzt. Wo nicht Mercur die Poſt gebracht,
Daß Juno unterdeß im Himmel Lärm gemacht;
So hätte Blitz und Fluth die Menſchen bald verheeret.
Denn ſeine Rachbegier hatt immer ſich gemehret.

Zwar war die Juno nicht durch Menſchenflehn bewegt,
Sie hatte nur aus Stolz der Götter Chor erregt.
Sie ſchrie: O daß doch der der Götter König heißet,
Der erſt die Menſchen äfft, und drauf darnieder ſchmeißet!
Hört was die Fabel ſagt: Sollt aller Mund geſtehn,
Wie Stirn und Auge ſich aus falſchem Sinn verdrehn;
So würde Scheu und Furcht der Menſchen auf der Erden
Nicht kleiner, als der Lerm, den Juno machte, werden.
Man ſpräche Könige nicht von der Thorheit los.
Der Liebling fiele ſelbſt aus ſeines Fürſten Schooß,
Und tauſend, deren Lob ein Dichterrohr beſungen,
Die würden mit ihm ſelbſt ein Spott auf Kinderzungen.
Was iſt das Richteramt bey jenem? Müßig ſeyn,
Den Dieben zwanzig Jahr im Kerker Brodt verleihn,
Die denn in Ruh und Luſt zu grauen Jahren kommen,
Und frölich ſchreyn: Wir ſind der Arbeit Laſt entnommen.
Was ſoll ich weiter gehn? die Erde ſcheint zu klein
Für unſre Greuel theils, theils für die Quaal zu ſeyn;
Und Doris möchte ſelbſt den größten Flecken gleichen,
Wenn Schmink und Lebensart vom alten Anſehn weichen.
Sie ſtünde ſcheuslich da; ſie wünſchte ſich den Tod,
Wenn erſt die Heimlichkeit, die in der letzten Noth
Vielleicht des Prieſters Ohr vertraulich hören ſollte,
Bereits durch jeden Mund, durch Städt und Länder rollte.

Ich weis nicht, was den Geiſt und was die Feder treibt,
Daß ſie der Modewelt die deutſche Wahrheit ſchreibt,
Und daß ich, wenn ich gleich die Heuchler erndten ſeh,
Mit dieſer, wie man ſpricht, doch lieber betteln geh.
Kaum daß ein Augenfreund mir Hand und Wangen drückt;
So wird, ich weis nicht wie? mein ganzer Sinn verrückt,

Der Puls ſchlägt heftiger, die ſchweren Schenkel wanken,
Das Wort erſtirbt im Mund, es fliehen die Gedanken,
Die Bruſt wird athemlos, die kalte Stirne ſchwitzt,
Die Nerven dehnen ſich, bis ſich ihr Saft verſpritzt,
Und ich bin endlich matt, und weis doch nicht zu ſagen,
Wie viel der Henker ſind, die mich ſo heimlich plagen?
Ich bin kein Träumender, den oft ſein ſchleimig Blut
Bis in den Abgrund führt, wo er die Höllenbruth
Um ſich verſammlet ſieht, die ihn zur Marter ziehen,
Da Angſt und Furcht ihn treibt, dem Teufel zu entfliehen.
Erwecket ihn die Angſt, wie matt er auch erwacht,
So weis ich, daß er doch zuletzt den Traum belacht.
Nur ich, ich mache mir hier tauſend Widerwillen,
Und wünſche mir die Ruh, ſo Schmerz als Blut zu ſtillen.
Jedoch! was wünſcht du dir? du haſt ſie, blöder Sinn,
Wirf nur den tollen Zwang von deinen Trieben hin.
Sprich: fliehe, Schlange, flieh! Ich fürchte Gift und Beulē,
Wird dein gekrümmter Leib noch länger hier verweilen.
Geh! rede was du willt den tauben Ottern vor.
Hier hat die Redlichkeit allein ein offnes Ohr.
Mein Sinn, ſo kömmt die Ruh, nach der ein jeder rennet,
Da ſie kaum einer doch von unſern Weiſen kennet!
Ein Narr, der närriſcher, als ſieben Brüder iſt,
Vertraut ſein Seelenheil der Minen Trug und Liſt,
Und lebet misvergnügt. Wer ſich die Ruh erworben,
Der hat vergnügt gelebt, und iſt vergnügt geſtorben.
Wer klug, wer närriſch iſt, reich, arm, und jung und alt,
Sucht ſeine Ruh, und zwar in allerley Geſtalt,
Der eine nennt ſie Ruhm, der andre Gold und Schimmer,
Der dritte Müßigang. Der vierte wählt noch ſchlimmer.

Ich aber finde mich nicht in den Unterſcheid,
Und nenne ſie nur kurz: Die Luſt zur Redlichkeit.
Sie iſt es, die allein der Unſchuld Thaten zierte,
Als noch der erſte Menſch die Welt allein regierte.
Und ohne ſie zerfiel auch Augenblicks die Welt,
Da man ein Stück von ihr nur noch in Augen hält.
Geht, fragt die ganze Stadt, ihr werdet dieſes finden:
Man ſucht, gerecht zu ſeyn, man ſucht zugleich zu ſchinden.
So gehts, daß auch ein Ort, den keine Mauer ſchließt,
So fruchtbar, wie Paris, des Tags an Dieben iſt.
Was machts? Von außen her ſucht jeder Ruh und Glücke,
In ſich kehrt niemand ein. Warum? Er findet Tücke.
Doch ſpricht das Richterſchwerdt, man ſolle redlich ſeyn,
Und weil mans denn ſeyn muß; ſo iſt mans ſo zum Schein;
So wird ein jeder klug, daß er zu andern gehet,
Und einen Mantel borgt, der nach der Luft ſich drehet.

M. E. F. Schmerſahl.

* *

Gedanken
über den hiſtoriſchen Vortrag der Wiſſenſchaften.

Wenn man ſich nur bemühet, die Wahrheiten, die man abhandelt, verſtändlich zu machen, ohne ſie zu beweiſen, ſo heißt dieſer Vortrag hiſtoriſch. Er iſt von der Geſchichte der Lehren, die man abhandelt, noch unterſchieden. Denn bey dieſer erkläret man die Gedanken verſchiedener Gelehrten, und vergleicht ſie mit einander. In dem erſten

Falle hingegen, iſt man meiſtentheils mit den Meynungen eines gewiſſen Mannes, dem man folget, zufrieden, und ſuchet bloß dieſe auf eine leichte Art ſeinen Leſern beyzubringen, wo man nicht etwa Gelegenheit nimmt, den Vorzug derjenigen Lehrſätze, die man erklärt, vor dem, was ein und der andere berühmte Mann eben davon gedacht hat, zu zeigen. Wenn ich auf dieſe Art dasjenige erzählte, was Newton von den Bewegungen der himmliſchen Körper erwieſen, ſo könnte ich wohl bemerken, daß des Carteſius Wirbel zur Erklärung derſelbigen nicht angingen: allein da wäre meine Hauptabſicht nicht, des Carteſius und anderer Weltweiſen Meynungen in dieſer Sache, zu erzählen, ſondern blos den Newtoniſchen Vorzug zu zeigen.

Es läßt hier zweyerley unterſuchen, **einmal**, ob man dabey Abſichten haben kann, die ihn zulänglich rechtfertigen, und zum **zweyten** wie er anzuſtellen ſey. Vielleicht kann nicht alles, was ich ſagen werde, noch bisher unerhört und ungeſchrieben ſeyn: doch ich werde mich befriedigen, wenn nur nicht alles dem größten Theile meiner Leſer, durch öftere Ueberlegung, bekannt und ekelhaft iſt.

Der Endzweck, welchen diejenigen haben, die einen ſolchen Vortrag der Wiſſenſchaften belieben, iſt ohne Zweifel, die Wahrheiten bekannter zu machen. Nicht alle Menſchen haben ſo viel Geduld und Fähigkeit, als zu der Ueberzeugung gehört, die ein ſcharfer Beweis hervor bringen ſoll. Daher wünſchen ſie lieber die Sätze auf Treu und Glauben anzunehmen, die ſie zu wiſſen verlangen. Soll man aber ſolchen Leuten wohl genug thun? Das iſt die erſte Frage, die ich auszumachen habe.

Wenn eine ſtrafbare Trägheit lieber glauben, als nachdenken will; wenn ein ungeſchickter Kopf mit Sätzen pralen will, deren Gründe er nicht einzuſehen fähig iſt: ſo wäre es, deucht mich, unrecht, beyde zu verſtärken. Und ich befürchte, daß dieſes durch den hiſtoriſchen Vortrag nur gar zu oft geſchieht. Wieviel Leute nehmen ſich die Mühe, die Gründe von den Regeln der Rechenkunſt zu überdenken, wenn ſie es in dieſen Regeln einmal, durch fleißige Uebung, zu einer Fertigkeit gebracht haben? Wieviel Gelehrte halten ſich nicht über die Verwirrung, die in dem tychoniſchen Weltbaue ſeyn ſoll, auf, die doch vielleicht ſchwerlich im Stande wären, zu zeigen, wie leicht und natürlich die Erſcheinungen ſich aus den copernicaniſchen Grundſätzen erklären laſſen? Wenn die Ausbreitung der Wahrheit nur ſolche Früchte bringen ſoll: ſo halte ich es für beſſer, daß die Wahrheit nicht ſo ausgebreitet werde. Es iſt beſſer, allein unwiſſend, als zugleich unwiſſend und eingebildet zu ſeyn. So erbärmlich es klingt, wenn die fromme Einfalt auf die vorherbeſtimmte Harmonie und die beſte Welt ſchmählet: ſo klingt es mir doch noch viel erbärmlicher, wenn ein Menſch als ein Philoſoph reden will, der nichts als dieſe auswendig gelernten Wörter herzuſagen weis.

Zeugte der hiſtoriſche Vortrag der Wiſſenſchaften nothwendig dergleichen Folgen, ſo würde ich ihn durchgehends verwerfen. Allein mich deucht, ſolche Wirkungen ſind nicht allezeit zu befürchten, wenn man gleich Sätze ohne Beweis lehret. Man kann zwo Abſichten dabey haben, welche beyde Lob verdienen. Man kann die Wahrheiten gewiſſen Leuten bekannt machen, denen ihr Gebrauch nöthig iſt, ohne daß ſie fähig wären, die Beweiſe davon einzuſehen; man kann auch durch einen leichten und angenehmen Vortrag, die Gemüther nur ermuntern wollen, ſich an eine genauere Unterſuchung ſolcher Lehren zu machen, die ſie ſonſt mit Verdruß und Ekel wegwerfen würden, an ſtatt ſie aus einem Haufen trockener und tiefer Schlüſſe heraus zu ſuchen.

Wenn eine von dieſen beyden Abſichten gehörig erhalten wird, ſo hat man an dem Nutzen, den eine ſolche Ausbreitung der Wahrheit bringt, nicht zu zweifeln, oder, daß ich recht ſage, man muß ſie verſtatten, weil es nicht der Nutzen, ſondern die Nothwendigkeit erfordert. Man ſetze, es erhielte niemand Unterricht von der göttlichen Weisheit, Allmacht, Gerechtigkeit u. ſ. ſ. als wer im Stande iſt, ſo ſcharfe Beweiſe von dem Weſen und den Eigenſchaften Gottes zu begreifen, als die Größe und Wichtigkeit dieſer Dinge erfordert: wieviel Menſchen würden alsdenn durch die Furcht vor einem allwiſſenden Richter, von Sünden zurück gehalten, oder zur Verehrung des vollkommenſten Weſens angetrieben werden? Und wieviel Gelehrte haben gleich Anfangs die Wiſſenſchaften nach der gründlichſten Lehrart erlernet, in denen ſie hernachmals groß geworden ſind?

Mich deucht, es wird etwas zur Beförderung dieſer Abſichten beytragen, wenn man zwar ſeinem Endzwecke gemäß, die meiſten Sätze nur ohne Beweis

erzählt,

erzählet; aber doch auch diejenigen nicht ohne Beweis vorbey läßt die aus den vorher angenommenen, oder aus bekannten Wahrheiten ſehr leichte fließen. Eine Schrift, die vollkommen nur Sätze zum Auswendiglernen vorträgt, wird meinen Beyfall nie erhalten. Ich werde ſie nicht werth ſchätzen, daß ſie vernünftige Menſchen, auch von der geringſten Claſſe, zu Leſern bekömmt, und wenn es auch gleich eine Philoſophie hieße. Niemand hat von Natur einen ſo ſchwachen Verſtand, daß er nicht fähig wäre, einige Folgerungen, eine kurze Reihe von Schlüſſen zu überſehen; aber durch ſolche ſchöne Schriften kann ſich die Seele verwöhnen, nachgehends nie den Verſtand, ſondern bloß das Gedächtniß zu brauchen. Die noch geringen Kräfte des Geiſtes müſſen durch eine ihnen gemäſſe Uebung nach und nach geſtärket werden. Hierzu finde ich alſo das bequem, daß man ſich die Beweiſe von allzuſchweren Sätzen erſparet, aber deswegen nicht unterläßt, dem Lernenden zu zeigen, wie daraus, wenn man ſie als wahr annimmt, verſchiedene Folgerungen ſehr leicht fließen.

Verlangte man von mir, zu beſtimmen, wie leichte die Folgerungen einzuſehen ſeyn ſollen, die ich ungeübten Lehrlingen vorzulegen geſtatte: ſo wird man wohl ſehen, daß eine ſo genaue Beſtimmung der Leichtigkeit, überhaupt ſich nicht angeben laſſe. Es iſt ſchon lange, daß ich des Algarotti newtonianiſche Philoſophie für das Frauenzimmer, und noch länger, daß ich Fontenellens Geſpräche von mehr als einer Welt geleſen habe; ich weis alſo nicht, ob ich mich auf alles, was ich itzo davon ſagen werde, noch recht beſinne; es wird aber doch als ein Exempel dienen, meine Gedanken zu erläutern. Beyde von dieſen Schriftſtellern haben Frauenzimmer zu unterrichten, ich glaube noch dazu, daß es bey beyden Marquiſinnen ſind; aber wo ich mich noch recht beſinne, ſo machet die Italienerinn vielmehr Schlüſſe als die Franzöſinn. Ich kann alſo nicht vorſchreiben, wieviel Folgerungen und wie leicht ſie, in den Schriften, von denen ich rede, ſeyn ſollen. Man muß bey ſeinen Leſern eine gewiſſe Fähigkeit voraus ſetzen, und ſich nach derſelben richten.

Aber wenn man dergleichen leichte Beweiſe mit anbringen will, ſo halte ich dabey für unumgänglich nöthig, daß ſie ihre vollkommene Richtigkeit haben, daß kein Satz darinnen, als wahr angenommen wird, der nicht aus der gemeinen Erkenntniß klar, oder im vorhergehenden vorausgeſetzt iſt: daß keine Folgerung gemacht wird, deren Falſchheit einem noch ungeübten Geiſte entwiſchen kann. Es iſt beſſer **gar nicht**, als **nicht recht** zu beweiſen. Ich finde dieſe Erinnerung nöthig, weil ich angemerkt habe, daß man öfters, an ſtatt leichter Beweiſe, falſche machet. So wenig Lob es verdient, aus ſeinen Leſern bloße Gedächtnißmänner zu machen; ſo iſt es doch noch viel ſtrafbarer, ihnen beyzubringen, als wüßten ſie Beweiſe, da ſie doch keine wiſſen. Euklides und Archimedes haben verſchiedene geometriſche Sätze ſehr weitläuftig bewieſen; und ungefähr vor zweyhundert Jahren mögen wohl ſelbſt viele Lehrer der Mathematik, ſtatt dieſe Beweiſe zu leſen, die Sätze mehr **geglaubt** als **gewußt** haben. Jetzo können faſt alle Lehrlinge Beweiſe davon geben, aber ſolche, die größtentheils ſo beſchaffen ſind, daß man von denen, die ſie brauchen, ſagen muß; ſie **glauben**, die Sätze **zu wiſſen**. Wenn ich jemanden um den Grund frage, warum er es für wahr hält, daß eine Kugel zwey Drittheile von einem eben ſo hohen und weiten Cylinder iſt, ſo will ich lieber die Antwort hören: Archimedes habe es bewieſen, als die ſo genannte Demonſtration, die nach Art des Cavalerius die Körper aus übereinandergelegten Flächen zuſammen ſetzet, und von vielen Verfertigern mathematiſcher Handbücher, aus den Anfangsgründen eines großen Wißkünſtlers, getreulich nachgeſchrieben wird. Herr Wolf vergleicht Anfänger in gründlichen Wiſſenſchaften mit Leuten, die in der Finſterniß geſteckt haben, und Licht bekommen: Er hat recht, wenn er glaubt, es wäre das ſichere Mittel, ſie blind zu machen, wenn man alles um ſie herum alſobald recht ſehr helle machen wollte; allein deßwegen muß man ihnen auch kein faul Holz für eine Lichtflamme zeigen.

Durch dasjenige Mittel, das ich vorgeſchlagen habe, können viele Vortheile zugleich erhalten werden. Man machet verſchiedene Sätze aus Wiſſenſchaften Leuten bekannt, die nur einige Nachricht davon haben wollen, ohne ſich um eine gründliche Einſicht zu bekümmern; man gewöhnet die Leſer unvermerkt, und ſo zu reden, wider ihren Willen, zu Schlüſſen, und zum Gebrauche ihrer Vernunft an, und endlich erregt man in ihnen eine Begierde, das gründlich zu lernen, was ſie nur obenhin gefaßt haben, oder wenigſtens eine Hochachtung für die Leute, die es gründlich verſtehen. Solchergeſtalt nütze, meinen Gedanken nach, ein Buch, das eine Wiſſenſchaft nur hiſtoriſch vorträgt, vielmehr, als ein kurzer Begriff dieſer Wiſſenſchaft, der wohl methodo ſcientifica auf dem Titel ſtehen hat, und ſeine Leſer doch nur mit falſchen Schlüſſen betriegt, und ihren Fleiß weiter zu gehen unterdrücket, weil er ihnen nicht entdeckt, wie viel ihnen noch fehle. M. Käſtner.

* *

An Phyllis.

Phyllis, wächſt und blüht vor allen!
Schäfer, ſucht ihr zu gefallen!
Folget Amors Wink und Scherz!
Sucht der Phyllis edles Herz!
Sucht ſie ſelbſt auf unſern Matten!
Sucht ſie ſtets, ſo bald es tagt,
Bis ihr Herz, in kühlen Schatten,
Ueber ſüße Sorgen klagt.

Sollten wir nicht lüſtern werden!
Seht die Unſchuld der Geberden!
Merkt der Augen reine Gluth,
Und der Wangen frommes Blut.
Laßt ſie reden! laßt ſie lachen!
O! wie wird ihr voller Kuß
Jene Lippen glücklich machen,
Die ſie einſt erhitzen muß.

Streitet doch um dieſe Schöne!
Uebt der Flöten holde Töne,
Bis die Nachtigall betäubt,
Für Entzücken ſtumm verbleibt;
Windet Kränze! tanzt und ringet!
Euer Eifer mehre ſich!
Bis ſie ſelbſt voll Unſchuld ſinget:
Dieſer Schäfer rühret mich.
Junge Phyllis! lerne lieben!
Folge den gerechten Trieben,
Deren Zug der Tugend Pracht
In den Menſchen ſichtbar macht.
Die geſchwinden Augenblicke,
Die ein zartes Herz genießt,
Sind der Erden ganzes Glücke,
Das der Misgunſt würdig iſt.
Wähle dir ein treu Gemüthe!
Deſſen Neigung, deſſen Güte
Sich durch jeden Blick erklährt,
Und ſonſt nichts, als dich, begehrt.
Gieb dein Herz um keine Krone,
Gieb es dieſem, der dich liebt!
Gieb es, Phyllis, dem zum Lohne,
Der dafür ein Herze giebt.
O! wie will ich mich ergetzen,
Wenn dein Mund von Amors Schätzen
Trunken und verwegen wird,
Und nach ſeinem Schäfer girrt.
Sollt ich ſelbſt = = Jedoch ich ſchweige,
Mir fällt alle Hoffnung hin;
Denn dein Herz iſt ſelbſt mein Zeuge,
Daß ich dir zuwider bin. C.

* * *

Der Autor.

Viertes Stück.

- - - Facies non omnibus vna,
Nec diuerſa tamen - - - *Ouid.*

Ich habe ſchon, ſeit acht Wochen keinen Briefträger auf der Gaſſe ſehen können, ohne mir die ſüße Vorſtellung zu machen, daß er einige Lobſprüche auf mich zu meinem Verleger tragen würde. Wie oft iſt meine Einbildung ſchon hintergangen worden! Endlich erhalte ich, nach einer ängſtlichen Hoffnung, etliche Zuſchriften, die ich meinen Leſern, ohne weitere Vorbereitung, vorlegen will.

Mein Herr.

Sie haben vielleicht nichtsweniger verhofft, als einen Brief von mir zu bekommen. Sie würden zu frohlocken Urſache haben, wenn es geſchähe, ihre Ausarbeitungen meines Beyfalls zu würdigen. Ein Menſch, der den Geſchmack alles klugen Frauenzimmers in ſeiner Gewalt hat, und nach ſeinem Belieben lenket; ein Menſch, der wohl mehr, als einmal, über den Putz der Schönen den Ausſpruch gethan hat; und ein Urtheil über die Wohlanſtändigkeit einer Bandſchleiſe, wird doch wohl wichtiger ſeyn, als ein Urtheil über den Werth einer Schrift. In Wahrheit! ein ſolcher Menſch verdienet noch wohl, daß man ſich auf ſein Lob ein wenig viel weis. Zudem wiſſen ſie wohl, wie verhaßt mir alles iſt, was nur den Schatten des Studierens hat, und wie pedantiſch mir das Bücherſchreiben verkommt: und ſie würden alſo eine neue Urſache haben, über meinen Brief vergnügt zu ſeyn.

Doch, mein Herr, ihre Hoffnung ſchlägt ihnen fehl, wenn ſie ſich mit ſolchen ſüßen Einbildungen ſchmeicheln. Ich ſtehe vielmehr als ein Widerſacher wider ſie auf, und will ſie ihrer Verwegenheit wegen zur Rede ſetzen. Sie ſchlagen dem Frauenzimmer, zu Beſſerung ſeiner Sitten, den Umgang mit einem Autor vor. Hilf Himmel! Was für ein Vorſchlag? Was Teufel!* ſie wollen die Schönen zu Pedantinnen machen? Lieber hätten ſie ihnen den Tod wünſchen ſollen. Ein Autor iſt für das ſchöne

---

* Ich weis gar wohl, daß nur ein franzöſiſcher Fluch recht artig ſtehe, und daß in einem deutſchen noch etwas ungeſchliffenes ſtecke: wie es in einer ſolchen Bauerſprache nicht anders zu vermuthen iſt. Doch ich kenne ſchon den Eigenſinn des Herausgebers von den Beluſtigungen, und ich habe mich wohl tauſendmal bey meinen Blättern darüber geärgert, daß er alle franzöſiſche Worte, die doch die deutſche Sprache noch ein wenig geſchmeidig und gelenkig machen, aus ſeiner Monatsſchrift ausmärzt. Ich habe mich alſo genöthigt geſehen, lieber deutſche Flüche zu wählen, als aller der Lieblichkeit zu entbähren, mit welcher ein wohlangebrachter Fluch eine Schrift gleichſam würzet.

Geſchlecht etwas weitärgers, als die Peſt. Und beſſer wäre es für ein Frauenzimmer, daß ihr Geſicht ganz von Pockengruben überſäet würde, als daß ſie ſich von den Sitten eines Autors anſtecken ließe.

Sie werden mir vorwerfen: ich wäre ja ſelbſt gewiſſermaßen ein Autor. Doch ſie haben dadurch nichts gewonnen. Zwiſchen uns beyden bleibt dem ungeachtet noch ein unendlicher Unterſchied. Sie ſind ein Autor, oder welches einerley iſt, ein Pedant von Profeſſion. Ich bin es nicht anders, als gezwungen, nicht anders, als auf Befehl einer von meinen Göttinnen, welchem zu widerſtreben, das größte Verbrechen wäre, und zu keinem andern Endzwecke, als den Pedanten meinen Abſcheu zu bezeugen, und dem übeln Geſchmacke einmal öffentlich zu widerſtehen. Dieſem Einwurfe wäre alſo kräftig begegnet.

Nun werden ſie unfehlbar wiſſen wollen, durch was für Mittel ſich ein Frauenzimmer zur Vollkommenheit verhelfen ſolle. Doch kaum traue ich ihnen dieſe einfältige Frage zu. Ihr Gewiſſen wird es ihnen nur mehr als zu wohl ſagen, daß ſie durch ihren Vorſchlag einen unverantwortlichen Eingriff in unſre Rechte gethan haben. Ein junger Herr muß das einzige Blatt des zarten Geſchlechtes ſeyn, aus welchem es alle Artigkeit und Galanterie lernet. Er muß das Orakel ſeyn, von welchem alle Schönen die Götterſprüche über ihre Kleidungen einholen. Er muß der Richter über alle Moden ſeyn, von welchem weiter nicht appellirt werden darf. Und in dieſer Schule muß ein junges Frauenzimmer fleißig geweſen ſeyn, wenn es zu einem artigen Geſchöpfe werden will. Beyläufig kann ich mich nicht genug wundern, daß ſie in ihren Blättern auch einer Chloris gedenken. Wo ſie dieſelbe nicht bloß erſonnen haben; ſo muß dieſe Chloris entweder häßlich, oder etwas noch weit ärgers, nämlich gelehrt ſeyn. In beyden Fällen iſt ſie eines jungen Herrn nicht werth. Sie, mein Herr Autor, haben alſo auf den Beyfall eines ſolchen Frauenzimmers gar nicht zu trotzen, das auch ein Anfänger unter uns nicht von der Seite anſehen würde.

Ich glaube, aus innerlicher Ueberzeugung werden ſie, bey dem Umgange mit Frauenzimmer, Leuten meines gleichen gern den Vorzug laſſen. Doch ſie werden verlangen, daß die jungen Herren den Anſpruch auf die Stunden, die dieſelben nicht haben mögen, aus Gütigkeit an die Herren Autores abtreten ſollen. Aber auch dieſes wäre unverantwortlich. Ueberlegen ſie ſelbſt, was für ein ſchändlicher Zeitverderb es ſeyn würde, wenn ſich die ſchöne Corinne den Kopf mit Künſten und Wiſſenſchaften anfüllen wollte. Es wäre in Wahrheit noch ärger, als wenn ſie arbeiten wollte. Eine Schöne hat ganz andere Künſte und Wiſſenſchaften zu lernen, von denen ich in meinen Blättern wohl hundertmal geredet habe. D[illegible] gibt es die Kunſt zu liebäugeln, die Kunſt zu kü[illegible], die Kunſt, die räzelhafte Sprache der Liebe, einen Wink, einen Druck, einen Blick zu verſtehen, die Wiſſenſchaft, Liebesbriefe zu leſen, die Wiſſenſchaft mit dem Fächer zu ſprechen, die Wiſſenſchaft in ihrer Kleidung alle Geſtalten der Liebe nachzuahmen, und diejenigen, welche ſie ſehen, durch ihren Aufputz bald ſchmachtend, bald zärtlich, bald ſittſam, bald wild und verwegen zu machen; die Kunſt mit jungen Herren ſchön zu thun, die Kunſt gegen die Herren Autores und Leute gleichen Schlages ſpröde zu thun; und wenn wollte ich fertig werden, dieſelben alle zu erzählen?

Nebſt Erlernung dieſer Künſte und Wiſſenſchaften, muß ſie ihre Zeit wohl anzulegen, täglich einige Stunden auf den Anzug zu verwenden wiſſen. Eine Schöne, die ſich putzet, und ein Gelehrter, der ſeinen Verſtand beſſert, unternehmen einerley Verrichtung. Doch auch die Stunden, welche ihr die wichtigen Geſchäffte, deren ich gedacht habe, müßig laſſen, müſſen ihr koſtbar ſeyn; und ſie muß in denſelben an das Fenſter treten, ihre Reizungen betrachten, und ſich bewundern laſſen. Ich habe meiner Chloris einen Beſuch verſprochen, und ich weis, daß ihre Lippen nach meinen Küſſen ſchmachten. Ich weis alſo noch nicht, ob ich Geduld haben werde, einen Beweis herzuſchreiben, den ich aus dem gelehrten Gewäſche der Philoſophen geſchöpft habe; und durch welchen ich darthue, daß es die Pflicht eines Frauenzimmers ſey, ſich täglich einige zeitlang am Fenſter zu zeigen. Zu dieſem Ende habe ich die entſetzliche Geduld gehabt, eines ihrer ſyſtematiſchen Lehrbücher zu leſen. Wenn ſie aus dem Beweiſe ſelbſt ſehen werden, daß ich nicht weiter als ungefähr auf die vierte Seite gekommen bin: ſo wird mir dieſes zu deſto größerem Ruhme gereichen. Eines theils bin ich deſto weniger Gefahr gelaufen, ein Schulfuchs zu werden. Andern theils werden ſie meine Geſchicklichkeit bewundern müſſen, vermöge deren ich mir alles zu Nutze machen kann. Nicht wahr? Die ganze Philoſophie befiehlt dem Menſchen; er ſolle ſich glückſelig zu machen ſuchen. Fraget man die Weltweiſen, was ſie denn unter ihrer Glückſeligkeit verſtehen: ſo antworten dieſelben; ſie entſteht nicht nur aus dem Anſchauen eigner, ſondern auch fremder Vollkommenheiten. Hier kann ich nicht umhin, eine Anmerkung einzuſchieben. Man hat mir geſagt: das Wort: **Vollkommenheit**: ſey das Kennzeichen, an welchen man eben, wie an dem Worte **London**, die engliſchen Uhren, einen neuangehenden philoſophiſchen Scribenten zu erkennen pflege. Ich will alſo hiermit auf das feyerlichſte proteſtirt haben, daß man hiebey nicht auf die argwöhniſchen Gedanken verfallen ſolle, als ob ich die Thorheit begehen, und ein Philoſoph werden wolle. Die Vollkommenheit, ſagen die Weltweiſen weiter, ſey eine Uebereinſtimmung des Ganzen. Wo iſt aber dieſelbe beſſer und vollſtändiger anzutreffen, als in dem Geſichte eines Frauenzimmers. Das Frauenzimmer trägt alſo das meiſte zur Glückſeligkeit der Menſchen bey, wenn ſie denjenigen Theil, an welchem die vollkommenſte Uebereinſtimmung des Ganzen herrſchet, denenſelben zur Schau ausſtellet. Es iſt aber die Pflicht eines jeden, dasjenige zu thun, was zur Glückſeligkeit der andern das meiſte beyträgt. Sie ſehen alſo, daß es die Pflicht eines ſchönen Frauenzimmers iſt, durch das Herausſehen zum Fenſter andre Leute glückſelig zu machen.

Man wird nun gar leicht glauben, daß dieſer Beweis bey mir nichts gilt, und daß ein Wort von meiner Chloris für mich die ſchärfſte Demonſtration iſt. Doch vielleicht glücket es mir, einige Schulfüchſe zu bekehren, die dieſes elende Gewäſch recht abergläubiſch anbethen, und der Sieg iſt alsdann deſto gröſſer, wenn ich dieſe Gegner mit ihren eignen Waffen erlege.

Endlich, wenn ich Ihnen, mein Herr Autor, die Erlaubniß auch zugeſtehen wollte, in Frauenzimmergeſellſchaften zu kommen: ſo würde es ihr größter Schade ſeyn: denn ſie würden ſich lächerlich machen. Wie erbärmlich würde es nicht anzuſehen ſeyn, wenn ein Schulfuchs einem Frauenzimmer zärtliche Schmeicheleyen vorſagen wollte. Und wo wollten ſie denn den Verſtand hernehmen, eine Schöne artig zu unterhalten? Ich will auch ſetzen, daß ſie nach ihrer Art Verſtand hätten. Derſelbe iſt ihnen hier ganz und gar unnütze. Der Verſtand eines jungen Herrn liegt nicht etwan in Worten, ſondern nebſt dem Anputze, in den Stellungen und Geberden; und der iſt in Frauenzimmergeſellſchaften der ſinnreichſte Kopf, der den artigſten und ungezwungenſten Reverenz machen, und allen Wohlſtand auf die geübteſte und geiſtreichſte Weiſe übertreten kann.

Sie ſehen alſo wohl, Ihre Zumuthung iſt für das Frauenzimmer ehrenrührig, und ſie werden ſichs gefallen laſſen, dem geſammten ſchönen Geſchlechte in ihrem künftigem Blatte eine öffentliche Ehrenerklärung zu thun. Sie wiſſen auch nunmehr die Urſache meiner

ner ungewöhnlichen Geduld, mit der ich ſie widerlegt habe. Denn ob ich es mir gleich ſonſt zu einem Lobe anrechne, der ungeduldigſte Menſch von der Welt zu ſeyn: ſo bin ich doch alsdann geduldiger, als ein Autor, der ſich um Reime den Kopf zerbricht, wenn ich zur Vertheidigung des ſchönen Geſchlechts die Feder ergreiſe; ja, wenn ich auch nur überhaupt etwas ſchreibe, werinnen des ſchönen Geſchlechts gedacht wird; wie wollte ich aber etwas ſchreiben können, darinnen ich deſſelben nicht gedächte? und ich bin fähig, einen Liebesbrief von einem ganzen Folianten aufzuſetzen.

Ich weis, mein ſaurer Fleiß bleibt niemals unbelohnt, und ich habe noch dazu das Glück, den ſüſſeſten Lohn deſſelben, durch die Küſſe einer Chloris, Iris, Corinne, Phyllis ꝛc. zu erlangen. Ich brenne auch itzo vor Begierde, von ihnen belohnt zu ſeyn, und laufe, den Weihrauch, den mir dieſe artigen Prieſterinnen, als ihrem Schutzgotte, anzünden werden, zu genießen. Kaum nehme ich mir noch die Geduld ihnen zu ſagen: Ich ſey

der junge Herr.

Bey Durchleſung dieſes Schreibens glaubte ich immer, daß es ſich mit einer Ausforderung zu einem Zweykampfe endigen würde. Allein mein ſchöner Gegner ſuchet ſeinen Zorn auf eine bequemere Art zu ſtillen; er waffnet ſich, zu küſſen, und erlaubet mir, zu ſchreiben. Noch wird unſer Streit ohne Blut beygelegt werden. Die Dichter dürfen noch nicht daran denken, wie ſie mich, in einer Grabſchrift, unter die Sterne verſetzen wollen, und die Schönen haben noch nicht nöthig, die Trauer, wegen ihres Lieblings, einzukaufen. Ich weis auch nicht, wie es zugeht, daß ich über meinen Widerſacher nicht einmal böſe werden kann. Man wird meine Galle nicht in Zweifel ziehen, weil ich der Autor bin.

> Qui me commorit (melius non tangere clamo)
> Flebit, et inſignis tota cantabitur vrbe, *Hor.*

Allein dießmal bin ich ſo ſanftmüthig, als ob man die Dinte theurer, als das trinkbare Gold, kaufen müßte. Nach einer ernſthaften Unterſuchung finde ich, daß eine brüderliche Zuneigung gegen den jungen Herrn an meiner Mäßigung ſchuld iſt. Ich und er haben ſo viel Gleichheit in unſrer Aufführung, daß ich mir meine Leſer zu überzeugen getraue, daß alle Autores meiner Art junge Herren, und alle junge Herren ſolche Autores ſind.

Die Sache iſt ſo wichtig, daß ich mir ſo gar die Aufmerkſamkeit meines flüchtigen Gegners verſpreche. Ich gehöre unter die wunderlichen Leute, welche glauben, daß er ſeine Blätter nicht ſelbſt verfertiget hat. Auch ſein letzter Brief an mich iſt zwar aus ſeiner Feder, aber nicht aus ſeinem Kopfe gefloſſen. Ich weis, daß ihm überhaupt, außer bey Liebesbriefen, vor der Dinte grauet, und daß er außer den Wörtern: ich, und, gleichwie, lieben, küſſen, Entzückung, verzweifeln, ſterben, und einigen andern nichts recht ſchreiben kann. Nichts deſtoweniger will ich ihm die Ehre erweiſen, ihn mit einem Autor, und mich mit ihm zu vergleichen.

Ein Autor iſt ein Menſch, welcher ſchreibt, und ſeine Schriften drucken läßt. Ein junger Herr iſt ein Menſch, welcher liebet, und ſeine Liebe in der Welt auspoſaunet. Dieſe Erklärungen ſind um deswegen außerordentlich richtig, weil ſie auf jedes Alter der beſchriebnen Perſonen paſſen, und aus meiner Hand kommen. Daß wir Menſchen ſind, wird uns wohl niemand leugnen, weil wir eſſen, trinken, ſchlafen, ſchimpfen, weit vernehmlicher als die Lachtauben lachen, und vielmehr, als einige Vögel reden können. Die übrigen Theile meiner Erklärungen werden in folgenden gerechtfertiget werden. Ein Autor brauchet Feder, Dinte, Papier, zwölf Foliobände, wenigſtens noch einmal ſo viel Quartbände, ungefähr tauſend Stück kleinere Bücher, und einen Drucker. Ein junger Herr brauchet Feder, Dinte, Papier, α) wenigſtens zwölf Spiegel, (denn weniger,

---

α) Der Einwurf, daß er ſich ſeine Liebes- und andere Briefe von treuherzigen Leuten kann verfertigen laſſen, wäre, weil er die Sachen doch zum Abſchreiben, und wenigſtens zum Scheine nöthig hat, in keine Erwägung zu ziehen, wenn ich nicht gern eine Note machen wollte. Ich bin ſchon ein vierteljähriger Autor, und dieſes iſt die erſte. Ich ger, als ſo viel, ſind nicht fähig, ihn von ſeinen Annehmlichkeiten zu überführen,) ſo viel Schönen, als Farben in einem Sonnenſtrale ſind, ungefähr dreymal ſo viel Romane, einen Nachttiſch mit tauſend Kleinigkeiten, und eine bewohnte Gegend. Schreiben, heißt: ſich aller der, dem Autor nöthigen Sachen auf gehörige Art bedienen. Die gehörige Art aber iſt diejenige, wobey man das wenigſte Nachſinnen gebraucht. Denn durch dieſelbe gelangt man am geſchwindeſten zu ſeinem Zwecke. Z. E. Man ſetzet ſich an einen Tiſch, ſticht mit dem Meſſer in

etliche

---

würde mich aus Scham vor keinem Menſchen mehr ſehen laſſen, wenn ich nicht ein ungeheures Buch unter der Feder hätte, welches mein Verſehen ſattſam gut machen wird. Es heißt: Obſequium κατολικὸν: oder Univerſal-Recept zu allen Wiſſenſchaften, und beſteht aus lauter Noten ohne Text. Ich bin der erſte, welcher auf dieſe Erfindung geräth, und hoffe die Ausländer dadurch recht ſchamroth und kleinmüthig zu machen. Nun könnte ich meine Note mit Ehren ſchließen, wenn ich nicht zu einer böſen undankbaren Zeit lebte, welche ſich bey Betrachtung gelehrter Arbeiten, der eilfertigſten Augen bedienet. Sollten alſo unachtſame Leſer, den Buchſtaben, womit ich dieſe Note bemerke und ein gewiſſes Wort nur obenhin angeſehen haben: ſo will ich ſie mit aller Beſcheidenheit an den ſichern Schluß erinnern: daß ich auch Griechiſch ſchreiben kann. Ey! wie wird mir das Frauenzimmer gut werden!

etliche Bücher, oder blättert, in dem Regiſter herum, gähnet, uud ſchreibt getroſt ab, was ſich unſern Augen darſtellet. Lieben heißt: ſich aller der dem jungen Herrn nöthigen Sachen, auf gehörige Art bedienen. Was die gehörige Art iſt, habe ich ſchon eben geſagt. Z. E. Man muß alle Schönen einer Gegend kennen, ihnen nachlaufen, einigen davon die Handſchuhe küſſen, und Böſes von ihnen reden, um ſich groß zu machen. Was drucken laſſen, und auspoſaunen heißt, das wiſſen alle Schüler, und ich darf mich bey dieſen Erklärungen nicht aufhalten.

Werden ſie bald einſehen, angenehmer Widerſacher, daß wir in unſre Eingeweyde wüthen, wenn wir gegen einander zu Felde ziehen? Merken ſie noch nicht, daß ſie an mir einen jungen Herrn verfolgen, und daß ich, wenn ich rachgierig wäre, in ihnen einen Autor bekriegen würde? Sie müſſen mir einräumen, daß wir beyde zu unſerm Handwerksgeräthe wenig, oder gar nichts eignes nöthig haben. Wir können alles borgen, und alles, was uns andre zu unſerm Zwecke nicht verſtrecken können, iſt ein Herz voll ſchmeichelhafter Einbildungen, und ſüßer Träume von unſern unendlichen Verdienſten. Ich brauche hauptſächlich meine Hände, und ſie, wie ſie in ihrem Briefe an mich ſelbſt geſtehen, ihre Füße. Wenn ich weitläuftig ſeyn wollte: ſo könnte ich hier ein artiges Gewäſche von der vielfältigen Aehnlichkeit zwiſchen Händen und Füſſen machen, und daraus die unſrige beſtimmen. Allein ich habe weit wichtigere Gründe. Ueberlegen ſie es nur, ob ein Autor nicht den größten Lärmen machen, und doch ſo unwiſſend, als der junge Herr ſeyn kann, und ob der junge Herr vor den Augen ſeiner Göttinnen, und bey der Erzählung ſeiner Siege nicht eben ſo großſprecheriſch ſeyn darf, als der Autor? Sie laſſen ſich ihre Liebesbriefe machen, ſchreiben ſie ab, und kramen ſie vor allen Leuten aus, und die meiſten Autores würden die unglückſeligſten Geſchöpfe ſeyn, wenn nicht andere Leute das vor ihnen geſchrieben hätten, was ſie der Welt, durch die Druckerpreſſe als ihre eigne Arbeit aufdringen. Sie ſchwören ihrer Chloris tauſendmal zu: daß ſie ſie lieben, daß ſie ſie anbethen, und doch reden ſie die Wahrheit nicht. Sie können niemand, als ſich ſelbſt lieben, und das artigſte Frauenzimmer würde in ihren Augen keine Reizungen haben, wenn ſie ihr nicht ihre eigne Art zu denken zutraueten. Führet ſich aber ein rechtſchaffener Autor anders auf? Er mag der Welt vorſchreyen, wie er will, daß er ihr zu Liebe, ihr zum Beſten die Feder ergriffen habe; er hintergeht ſie. Er iſt, wie der junge Herr; er verehret nur ſich in ſeinen Schriften; er ſuchet nur ſeinen Ruhm und Nutzen, ob er gleich, wie jener, ſo großmüthig iſt, der Welt zu erlauben, auf alle mögliche Art aus ſeinen Handlungen einen Vortheil zu ziehen.

Es iſt unmöglich, mein lieber junger Herr, daß ſie noch mein Feind ſeyn ſollten. Ich glaube, daß ſie die Stärke meines Beweiſes, ihrer Blödigkeit ungeachtet, eingeſehen haben. Ich will unſre Vergleichung nicht höher treiben. Ich könnte ſonſt von unſrer gemeinſchaftlichen Liebe und Ehrerbiethung gegen die Mode, von unſrer edlen Ungeduld bey unſern Arbeiten, von untergeſchobenen Liebesbriefen, und Lobeserhebungen, und von andern Dingen mehr reden, die aus unſern Charactern faſt nur einen einzigen machen. Warum wollen wir, durch Uneinigkeiten vor der Welt unſer Anſehen ſchwächen, und nicht lieber, mit zuſammengeſetzten Kräften wider die böſen Leute kämpfen, die uns lächerlich zu machen ſuchen. Ich bin ein aufrichtiger Verehrer ihrer Verdienſte, und ſehe dieſelben ſehr genau ein.

. . Vous avez cet air de confiance,
De bonne opinion, qui charme une beauté.
Rien n' eſt ſi ſeduiſant, que la fatuité.

Destouches.

Aber ich bitte ſie nur, uns Autores nicht über die Achſel anzuſehen, und uns wenigſtens einige von dieſen Annehmlichkeiten zuzutrauen. Es wird hieraus von ſich ſelbſt folgen, daß ſie uns nicht allen Umgang mit dem ſchönen Geſchlechte unterſagen können. Ob die Chloris, deren ich in meinen Blättern Erwähnung gethan habe, heßlich, oder gar gelehrt iſt, mögen ſie ſelbſt beurtheilen. Erſchrecken ſie nur nicht! Es iſt ihre Chloris, diejenige Schöne, welche itzo in ihrem Herzen vor vielen andern den Vorzug zu haben ſcheint, weil ſie ſie einmal allein, und einmal unter der Liſte ihrer Prieſterinnen, die mit dem Weihrauche ſo freygebig ſind, zuerſt genennet haben. Ich kenne ſie nicht nur, ſondern der andere Brief, den ich meinen Leſern heute vorlegen will, iſt von ihrer eignen ſchönen Hand, welche der Autor ſo gut, als der junge Herr, küſſen kann.

Hochgeehrteſter Herr Autor.

Warum kriegt man ſie nicht einmal zu ſehen? Bald werde ich auf Philippinen böſe werden, weil ſie den Autor beſtändig gefangen hält, und mir die Mühe macht, an ihn zu ſchreiben, da ich nicht mit ihm reden kann. Es ſchwebet ein großes Ungewitter über ihrem gelehrten Haupte, und ſie müſſen mein ewiger Schuldner werden, wenn ich auch nur einige Schläge davon abwenden kann. Da ſie bey mir nicht ſo ernſthafte Abſichten, als bey Philippinen, zu haben ſcheinen: ſo habe ich ihnen niemals ein Geheimniß daraus gemacht, daß ich von dem jungen Herrn beſucht werde. Es iſt ſchon über vier Wochen, daß er beſtändig auf ſie geflucht und gedonnert hat. Dieſer Figuren in ſeiner Rede bin ich ſchon gewohnt; und da ich überhaupt auf das wenigſte von dem, was er ſaget, Achtung gebe: ſo iſt mir die Urſache ſeines Zorns ganz unbekannt geweſen, ob es gleich möglich iſt, daß er mir dieſelbe etlichemal erzählet hat. Allein geſtern Nachmittage waren ſeine Manſchetten ſo voller Dintenflecke, daß ich ihn nothwendig fragen mußte, was er gemacht hätte? Ich habe an den Autor geſchrieben, ſagte er. Le miſerable! Er ſoll ma foi - - Mit einem Worte, mein Herr Autor, ich erfuhr die ganze Sache. Ich verlangte den Brief mit einer gebieteriſchen Mine; er war aber ſchon bey ihrem Verleger. Ich ließ den jungen Herrn vor meinem Spiegel pfeiſend ſtehen, und begab mich verdrüßlich in mein Cabinet. Ich bekenne ihnen, daß mir Angſt wurde. Man hatte mir geſagt, daß die

Herren Autores, wenn man ſie angriffe, weit hitziger, als die Huſaren, wären. Gerathen ſie in Streitſchriften, dachte ich bey mir ſelbſt: ſo werden die Leute einander ſo lange ſchimpfen, bis man von ihren Beſuchen weiter keine Ehre haben wird. Ich zitterte für den jungen Herrn, und zitterte auch für ſie. Die Wahrheit zu ſagen, ſo mag ich keinen von beyden von meiner Hoffſtat verliehren. Der junge Herr iſt ſo artig abgeſchmackt, daß er mir manche Grille vertreibt, und ſie, Herr Autor, will ich nicht in das Geſichte loben. Ich ſann alſo auf ein Mittel, die weit ausſehende Gefahr durch meine weibliche Klugheit abzuwenden. Die Forderungen des jungen Herrn ſind allerdings muthwillig, und ohne eine billige Einſchränkung höchſt ungerecht, ja ſelbſt wider die Abſichten des Frauenzimmers. Der Herr Autor kann uns ſchon einige Stunden beſuchen; wir werden deswegen noch nicht in Gefahr ſtehen, unſere guten Namen durch die Gelehrſamkeit einzubüßen. In dieſer Abſicht habe ich einige Friedensartikel aufgeſetzt, wo beyde Parteyen von ihren entweder unſtreitigen, oder auch nur vermeyntlichen Rechten, einander etwas abtreten, und ſich alſo vertragen ſollen. Hier ſind ſie.

Friedensartikel zwiſchen dem Autor und dem jungen Herrn.

1. Der junge Herr ſoll ſich aller Arten von Schriften enthalten, ausgenommen der Geſchäffts- und Liebesbriefe, und Sonnette.

Hingegen ſoll der Autor bey keinem Frauenzimmer über eine Stunde bleiben, außer bey Philippinen, welche der junge Herr nicht leiden kann, weil ſie ſo große Luſt zum Schreiben hat.

2. Es iſt dem jungen Herrn erlaubt, von allen Büchern, ohne ſie geleſen zu haben, ſein endliches Urtheil zu fällen, und alles Böſe zum Zeitvertreibe davon zu reden, die Schriften des Autors ausgenommen.

Gegentheils ſoll der Autor befugt ſeyn, in ſeiner Stunde bey dem ſchönen Geſchlechte ſo verliebt und albern zu thun, als er es für gut befindet, nur bey mir nicht.

3. Der junge Herr ſoll die Werke des Autors bey dem Frauenzimmer einführen, und loben. NB. Wir bitten ihn ſelbſt darum, weil er, die Wahrheit zu ſagen, bey aller ſeiner Munterkeit bisweilen ganz ſprachlos iſt.

Dafür ſoll der Autor über alle kranke und matte Einfälle des jungen Herrn, wenn ſie ihm von den Schönen erzählt werden, ſo herzlich lachen, als ob es ſeine eigne wären, und ihn in ſeinen Schriften loben.

4. Der junge Herr ſoll zuhören, und ſtille ſeyn, wenn ihm der Autor ſeine Sachen vorlieſt, wenn es auch Verſe ſeyn ſollten; ja er ſoll binnen der Zeit nicht einmal Schnupftoback nehmen, geſchweige denn ſingen, und tanzen.

Hingegen iſt der Autor gehalten, wenn es dem jungen Herrn einfällt, ſeine Liebesbegebenheiten zu erzählen, die ſich niemals zugetragen haben, ſo hübſch aufmerkſam zu ſeyn, als ob man ihn lobte.

Er ſoll nicht einmal den Kopf ſchütteln, wenn der junge Herr auch von Philippinen etwas erdichten ſollte.

5. Der junge Herr muß den Autor ſchlechterdings im Tanzen unterrichten; denn er machet wirklich unförmliche Reverenze.

Dafür ſoll der Autor ſorgen, daß der junge Herr binnen einem Monate, lateiniſch leſen lernet. Er braucht es doch bisweilen bey einer Deviſe.

6. Der junge Herr ſoll alle Wochen einmal die Perücke des Autors nach ſeinem Geſchmacke friſiren und pudern laſſen.

Zur Dankbarkeit ſoll der Autor, weil er nicht ſelbſt gar zu ſtark in der Poeſie iſt, dem jungen Herrn einen billigen Poeten zu weiſen, der ihm die Sonnette auf die feyerlichen Tage ſeiner Huldgöttinnen durchſieht.

7. Bey dem Frauenzimmer hat der junge Herr, und in dem Buchläden der Autor den Rang.

Dieſes, mein Herr, ſind die Hauptpuncte, welche ſie bey dem erſten Beſuche auf meiner Stube unterzeichnen werden, wenn ihnen meine Freundſchaft lieb iſt. Ich ſtehe für den Gehorſam des jungen Herrn, und erwarte alles von ihrer Einſicht und Gefälligkeit.

Chloris.

Antwort.

Meine Schöne.

Ich bekräftige alle dieſe Artikel, indem ich ſie drucken laſſe, und bin mit aller Unterwürfigkeit

Der Autor.

Mein Herr Beluſtiger.

Wer hat ihnen die Erlaubniß gegeben, meine Briefe und Verſe drucken zu laſſen? Ich will alle ihre Blätter, und die ganzen Beluſtigungen zu vertilgen ſuchen.

Thyrſis.

Antwort.

Dieſe Rache wird ein wenig beſchwerlich ſeyn.

* *

Die Menſchenliebe.

Wie ſeelig lebt ein Mann, der ſeine Pflichten kennt,
Und, ſeine Pflicht zu thun, aus Menſchenliebe, brennt,
Der, wenn ihn auch kein Eid zum Dienſt der Welt verbindet,
Beruf, und Eid und Amt ſchon in ſich ſelber findet.
Ihm wird des andern Wohl ſein eignes Himmelreich,
Er fühlet meine Noth, als träf ihn ſelbſt der Streich,
Und das, was ihn beherrſcht, iſt ein gerecht Beſtreben,
Der ganzen Welt ſo treu, als ſelber ſich, zu leben.
Daß ſeine milde Hand dir Glück und Ruhe ſchafft,
Iſt kein erzwungner Trieb von deiner Thränen Kraft,
Er ſieht, du biſt es werth, er ſieht, er kann dir nützen,
Und mehr, als du gehofft, wirſt du durch ihn beſitzen.
Sein Wohlthun wartet nicht, bis ihn dein Lob entzückt,
Aus niedrer Menſchenzahl ins Reich der Götter rückt,
Und deines Weihrauchs Gluth, den er geopfert findet,
Sein Herz mit Lieb entflaũt, mit Großmuth erſt entzündet.

Nicht macht er dich beglückt, daß du ſein Sclave ſeyſt,
Und aus Erkenntlichkeit ihm dein Gewiſſen leyhſt,
Und, weil er dein gedacht, ihm dich auf ewig ſchenkeſt,
Und, wie er denkt und glaubt, auch mit ihm glaubſt
und denkeſt.
Auch hilft dir nicht ſein Herz nur bloß aus Weichlichkeit,
Indem es jede Noth aus innrer Wolluſt ſcheut;
Viel minder wird er dich mit ſeiner Gunſt beglücken,
Um, was er einmal that, dir zehnmal vorzurücken.
Nicht darum wird dein Glück von ſeiner Huld vermehrt,
Von ſeinem Arm beſchützt, damit man öfters hört:
„Ich hob ihn aus dem Staub in den beglückten Orden,
„Ich ſprach: er werde groß, ſo iſt ers auch geworden.
Nein, weñ der Menſchenfreund ſich um dein Wohl bemüht:
So glaub, er wartet nicht, bis es der Erdkreis ſieht,
Er bittet dich vielmehr, die Wohlthat zu verſchweigen;
Gott, und ſein eignes Herz, ſind ihm die liebſten Zeugen.
Kein Stolz noch Eigennutz wirkt ſeine Gütigkeit.
Was die Natur befiehlt, was die Vernunft gebeut,
Was dein Bedürfniß heiſcht, dieß reizet ſeine Triebe,
Auch ohne Ruhm und Lohn, zu wahrer Menſchenliebe.
Nie hält er ſich zu ſchwach, dir hülfreich beyzuſtehn,
Sein Anſehn und ſein Freund, ſein Stand, ſein Wohlergehn,
Sind Mittel deines Glücks; u. kann er nicht durch Thaten,
So wird er durch Verſtand, und durch Erfahrung rathen
O ſpricht er bey ſich ſelbſt, mir gab der Allmacht Hand,
Bey Gütern und Gewalt, auch Willen und Verſtand;
Die letzten wend ich an, damit die erſten Gaben,
Indem ſie mir genützt, der Welt genützet haben.
Was ſoll der reiche Schatz? Wie ſoll er nur allein
Des Moders halber Raub und meine Marter ſeyn?

Und ſoll ich, als ein Thor, mein Herz und mein Gewiſſen,
Vergnügen und Verſtand zugleich mit ihm verſchließen?
Welch Elend iſt mein Glück, wenn ich von Unruh voll
Als meines Schatzes Herr, den Schatz nur hüten ſoll!
Und hat ihn meine Hand denn darum nur geerbet,
Damit er, wenn ſie zählt, ſie ſtets mit Schmutz befärbet?
Wenn dieß der Nutzen iſt, der an dem Golde klebt,
Daß man mit ſeinem Werth die Freyheit auch vergräbt:
So fluch ich auf mein Glück, und nenn es eine Bürde,
Und hielt ein Freudenfeſt, wenn ſie geſtohlen würde.
Die nächſte Feuersbrunſt verzehr den Ueberfluß,
Bey dem ich überreich, aus Liebe hungern muß.
Der Fröhner geht mir vor; den Schweis im Angeſichte
Verliehrt er doch noch ſatt durch Brodt und Hülſenfrüchte.

Zwar ſeh ich, wie Gargil ſein reiches Gut gebraucht,
Wenn ſtets ſein Speiſeſaal von zwanzig Schüſſeln raucht.
Nie hebt die Tafel an, ſo zeigen neue Trachten,
Daß ihm die Väter nicht umſonſt ihr Geld vermachten.
Wahr iſts, Gargil lebt wohl, komm auch um Mitternacht!
Da kömmt kein Gaſt zu ſpät, wo ſtets der Mundkoch wacht.
Dich wird der liebſte Wirth mit Speiſen überladen,
Mit Gläſern auf dich gehn, und dich mit Weine baden.
Je mehr du ißſt und trinkſt, je mehr Gargil ſich freut,
Du taumelſt, taumle recht, ihm iſts Zufriedenheit;
Er lacht den andern Tag, wenn du die Stirne ſtreicheſt,
Und krank durch ſeine Huld, aus ſeinem Hauſe ſchleicheſt.
So braucht Gargil ſein Gut und legt der Schwelgerey
Das Wort der Sittlichkeit, der Großmuth Namen bey,
Und meynt, er lebe klug, und lebt, und ſchwelgt bethöret,
Bis ſein Palaſt für Schuld der ganzen Stadt gehöret.

O! denkt der Menſchenfreund, Suſſen mag Häuſer baun,
Und ſich, beym Leben ſchon, durch Stein verewigt ſchaun;
Was nüzt die ſtolze Wand, als daß von ſeinem Seegen
Die Enkel einſt, in ihr, der Wolluſt ſanfter pflegen?
Haut ganze Wälder um, legt theure Gärten an,
Viel habt ihr für die Pracht, nichts für die Welt gethan;
Schmückt Gärten, Haus und Hof mit Bildern und
mit Säulen,
Den Künſtlern wird die Welt, nicht euch, den Ruhm
ertheilen.
Ich will mit meinem Gut, das mir das Glück verliehn,
Mein reinliches Gemach nicht glänzend überziehn,
Es iſt bequem genug, mich und den Freund zu faſſen;
Wer ruhig zu mir kömmt, wohnt ſtets bey mir gelaſſen.
Den Fremden, und dem Freund ſey ſtets mein Tiſch gedeckt.
Wenn ein geſund Gerücht mir und den Gäſten ſchmeckt;
Was ſoll der Ueberfluß aus Feldern, Wald und Seen,
Dem Tiſch und mir zur Laſt, vor meinen Augen ſtehen?
Macht mich ein kluger Freund, durch Reden voller Geiſt,
Bey wenig Speiſen ſatt, ſo hab ich wohl geſpeiſt,
Und tauſche nicht mit dem, der hundert Schüſſeln zählet,
Und doch bey jeder klagt, daß ihm der Hunger fehlet.

Die Welt hat recht genug zu meinem Wohlergehn.
Was ich nicht ſelbſt bedarf, muß ihr zu Dienſte ſtehn.
Für alle ſchuf der Herr die Güter dieſer Erden,
Für alle, die da ſind, und noch gebohren werden.
Daß mancher Fromme darbt, manch redlich Herz verdirbt,
Und der zum Greis verſehn, vor Noth als Jüngling ſtirbt;
Daß mancher Vater ächzt, ſich Tag und Nacht bemühet,
Und doch nicht Brodt genug für ſeine Kinder ſiehet,

Thut dieſes die Natur? Giebt ſie nicht reich genug?
Verſchwendung, Hoffart, Geiz, Liſt, Eigennutz, Betrug,
Dieß macht den Erdkreis arm. O ſteinern Herz des Böſen,
Zum retten haſt du Kraft, und willſt doch nicht erlöſen!
So lange ſiecht Philet von Weh und Schmerz gehemmt,
Warum? weil noch bis itzt kein Samariter kömmt.
Er leidet ohne Schuld, und wäre längſt geneſen,
Wärſt du zum Mitleyd nicht zu kalt und karg geweſen.

So denkt der Menſchenfreund; er denkt nicht nur, er thut,
Er theilt mit Klugheit aus und freut ſich, daß ſein Gut
Die Zahl der Frohen mehrt, die Zahl Entblößter mindert,
Und, iſt er längſt verweſt, noch manches Elend hindert.
Er hilft der Wiſſenſchaft, weil, wenn er die beſchützt,
Er auch der Wahrheit hilft, und auch der Tugend nützt,
Zugleich der Blindheit wehrt, in der die meiſten Seelen,
Nach grober Sinnen Luſt, für Tugend, Laſter wählen.
Ein Kopf, dem die Natur mehr Geiſt, als Glück, verliehn,
Iſt ſeiner Achtung werth; er ſucht ihn aufzuziehn,
Durch Beyſpiel, durch Verſtand, durch Großmuth, Hülf und Wachen,
Klug, edelmüthig, treu, groß, und beglückt zu machen.
Was kann er edlers thun, als daß er, für die Welt,
Ein nicht von ſeinem Blut entſproßnes Kind erhält?
Er ſchenkt ihm Zucht, und Kunſt, der Vater gab ihm Leben,
Wer hat für dieſen Sohn das meiſte hergegeben?
Er ſetzt das ganze Jahr gewiſſe Gelder aus,
Für wen, frißt ſie vielleicht der Schmeichler und der Schmaus?
Erkauft er ſich damit der Dichter Lorberreiſer?
O nein! erröthet nicht, er baut den Witwen Häuſer,

Wird zarter Wayſen Gott, und ſchätzt ſich dann beglückt,
Wenn ſie durch ſeine Huld zum Dienſt der Welt geſchickt,
Den Zeiten nützlich ſind. O ſpricht er, dieſer Saame
Sey, wenn ich nicht mehr bin, mein Preis und ſpäter Name.

So wie der Wuchrer zählt, wenn itzt ein Jahr verläuft,
Wie hoch ſein baares Geld ſich durch die Zinſen häuft:
So zählt der Menſchenfreund mit jedes Tages Ende
Den Wucher ſeines Guts, das Wohlthun ſeiner Hände.
Er lacht des eitlen Staats; für das verſchmißne Geld,
Wovon Marull ein Haus unnützer Diener hält,
Die ihm im Wege ſtehn, und ihm und ſeinen Pferden
Am Müßiggange gleich, und gleich an Geilheit werden;
Für dieß verpraßte Geld weis unſer Menſchenfreund
Dem, der mit Jammer wacht, und auf dem Lager weint,
Aus Liebe zur Natur, aus regen Menſchenpflichten,
Als Bruder beyzuſtehn, als Retter aufzurichten.
Zum Prinzen fehlt ihm nichts, als durch Geburt ein Land.
Kommt Völker, reichet ihm den Zepter in die Hand,
Er wird als Antonin das Ruder weislich führen,
Gelinde, wie Trajan, groß, wie Auguſt, regieren.
Er hält nicht Glück und Volk für ſich allein gemacht,
Sich hält er für die Welt vom Schöpfer vorgebracht,
Ihm will er, als ſein Bild, durch wahre Hoheit gleichen,
Durch Liebe ſucht er dieß, und wirds durch Lieb erreichen.
Kein Undank ſchreckt ihn ab, dir noch ſein Herz zu weihn,
Verſuch es, ſey ſein Feind, du wirſts nicht lange ſeyn,
Durch Wohlthun wird er bald Haß u. Verfolgung ſchwächẽ
Und wenn du ihn bedrängſt, ſich nur durch Großmuth rächẽ.

Wo aber bleibt die Frucht von allem, was er gab?
O Freund, ſprich ſeiner Huld nicht gleich den Nutzen ab;

Der Landmann pflegt im Herbſt den Acker feiſt zu bauen,
Und ſein erſpartes Korn den Hufen zu vertrauen,
Itzt ſieht er keine Frucht, vielmehr nach kurzer Zeit
Sein reich geſtreutes Korn vergraben und verſchneyt.
Und doch verzagt er nicht; nach wenig Frühlingstagen
Zeigt ſich ſein Feld bereit, im Sommer reich zu tragen.
Itzt kömmt das Grüne vor, die Saat fängt an zu blühn,
Der Stengel eines Korns, ſo klein er erſtlich ſchien,
Wird vielfach ſchon ein Halm; dann trägt in vollen Aehrẽ
Ein einzig Korn oft Brodt, dich Tage zu ernähren.
So zeigt der Wohlthat Frucht ſich nicht im Augenblick;
Itzt leget ſie den Grund zu eines Wayſen Glück,
Dieß ſcheint nicht viel gethan; was hilfts wenn einer blühet,
Und doch die Welt dafür noch tauſend elend ſiehet?
Doch warte wenig Zeit, der Wayſe wird ein Mann,
Der durch Verſtand und Kunſt und Güter dienen kann,
Er hilft, er dient, er nützt, ſorgt, wachet und verbeſſert
Und mehrt des andern Wohl, ſo, wie man ſeins vergrößert.
So keymt aus einem Glück oft ganzer Häuſer Heil,
Und ganzer Häuſer Wohl wird ganzer Länder Theil:
So nützt des erſten Hand, die dem das Glück gegeben,
In ihm noch oft der Welt nach eines Mannes Leben.
O wollte doch der Menſch des andern Schutzgott ſeyn:
So wär das meiſte Weh noch unbekannte Pein!
Belebte jedes Herz der Geiſt der Menſchenliebe:
So wären Neid und Haß noch ungezeugte Triebe.
Als Glieder ſchuff uns Gott, als Bürger einer Welt,
In der des einen Hand die Hand des andern hält.
Wir trennen dieſes Band, und bleiben fühllos ſtehen,
Und bauen unſer Glück auf andrer Untergehen.

Sey klüger, als Marcill, verdienter, als Criſpin,
Berühmter, als Aegeſt, und reicher, als Brantin,
Genug, ſie haſſen dich, und ſchlafen nicht, vor Grämen,
Dir Klugheit und Verdienſt und Ruhm und Glück zu nehmẽ.

Ein treu und redlich Herz wohnt bey Vernunft in dir;
Allein du denkſt, du ſprichſt, du glaubſt nicht ſo, wie wir:
So ſiehſt du deine Qual in blinder Eifrer Händen,
Die redend heilig ſind, und Gott durch Thaten ſchänden.
Aus Eifer für den Gott, der nichts als Liebe beut,
Verfolgt und drängt man dich und ſtößt aus Heiligkeit
Dich ſchäumend von ſich aus, und ſuchet durch Verheeren,
Durch Martern des Barbars dich chriſtlich zu bekehren.
Hält nicht noch manches Land, aus nie befohlner Pflicht,
Rechtgläubig vor dem Herrn, ein heilig Blutgericht,
Zum Bau des Chriſtenthums und Ketzern zum Verderben,
Die doch weit ſeeliger, als ihre Henker, ſterben?

So lieblos macht der Menſch den Menſchẽ unglücksvoll,
Statt, daß er ihn als Freund mit Sanftmuth tragen ſoll.
Komm wieder, glücklich Jahr, du goldne Zeit der Alten,
Da Wahrheit, Treu und Recht und Menſchenliebe galten!

C. F. Gellert.

Der junge Gelehrte.

Unſer Deutſchland hat wohl ſchwerlich jemals mit ſo vielen jungen Gelehrten gepranget, als itzo. Es iſt auch nicht zu leugnen, daß einige darunter es wirklich manchem Alten an gründlicher Einſicht nicht nur völlig gleich, ſondern wohl gar zuvor thun. Ohne Zweifel hat man dieſes der großen Menge der ſchönſten Anleitungen und der auserleſenſten Hülfsmittel mit Recht zuzuſchreiben.

Aber o wie ſtark wird dieſer Glanz unſerer Zeiten durch einen, faſt zugleich mit dem Anbruche deſſelben, entſtandenen Nebel verdunkelt! Welch ein Schwarm der niederträchtigſten Geiſter, welch ein Unrath der erbärmlichſten Schriften hat ſich überall ausgebreitet! Weil es itzo leichter als vor dieſem iſt, etwas zu lernen; ſo will auch ein jeder, der nur kaum die Gelehrſamkeit von fernen erblicket hat, gleich ſelbſt als ein Gelehrter verehret werden. Kaum hat mancher ſelbſt die erſten Gründe einer Wiſſenſchaft eingeſogen; ſo hält er ſich bereits ſo wohl verpflichtet, als fähig, alle Freunde der wahren Weisheit durch einen nagelneuen und nach der allervollkommenſten Lehrart eingerichteten Lehrbegriff zu erbauen. Kaum hat er geſtern gelernet, aus zween längſtbekannten Sätzen den dritten als eine Folgerung herzuleiten: ſo darf er heute unmöglich ſäumen, dieſe unentdeckte, obgleich an ſich alte Wahrheit der ganzen gelehrten Welt zur längſterwünſchten Erquickung öffentlich mitzutheilen: wofern er anders die bevorſtehende Nacht ruhig und ungeſtöhrt ſchlafen ſoll.

So bejammernswürdig die Einfalt ſolcher eingebildeten Klüglinge iſt; ſo unverſchämt iſt zugleich ihre Frechheit. Weil eben keine Zeugen dabey geweſen, als ſie dieſes oder jenes geleſen oder gehöret, oder ſelbſt von ungefehr gedacht und begriffen haben; ſo ſcheuen ſie ſich nicht, dasjenige als eine ganz neuerfundene Seltenheit auszupoſaunen, was doch vorlängſt von tauſend andern vollkommen ausgemacht iſt. Doch das wäre noch leidlich. Ihre Kühnheit machet es ärger. Die hochmüthige Verachtung derer, die ſie billig noch als Lehrer verehren ſollten, ſoll ihnen den größten Ruhm der Weisheit erwerben. Was ſie nicht verſtehen, das wird als abgeſchmackt ausgeſchrien. Ein Buch, woraus ſie keine Predigt zuſammenſtoppeln, kein Klaglibell verfertigen, und kein Recept fürs Fieber, Kopfweh und Bauchgrimmen aufſetzen können, wird, als eine nichtswürdige Sammlung leerer Grillen, ganz großmüthig von ihnen verworfen. Oder ſoll ihnen ja noch etwas anders gefallen; ſo muß es lauter neue und ſeltene Sachen lehren. Von ſich ſelber ſind ſie ganz gewiß überzeuget, daß ſie an dem Himmel der Klugheit, zu den Sternen erſter Größe gehören: weil der erſte Stral ihrer Einſicht ſchon ſo durchdringend iſt, daß ſie ſich fähig befinden, den berühmteſten und geübteſten Gelehrten ihrer Zeit, die gröbſten Schnitzer, die gefährlichſten Grundirrthümer zu zeigen.

Sollte es bey ſolchen Umſtänden nicht wohl zu wünſchen ſeyn, daß ein Pythagoras wieder aufſtehen möchte, der die Schüler der Weisheit das Stillſchweigen lehrte; und ſie, nachdem ihr Mutterwitz entweder ziemlich zahm, oder auch ſehr unbändig wäre, zwey, drey, vier, fünf, oder auch noch mehr Jahre, bloß lernen und zuhören ließe? Wiewohl vorerſt auch wohl manche Alte mit in dieſe Schule geſchickt werden müßten, die in ihrer Jugend gar zu ſehr in dieſem Stücke verſäumet ſind, und die itzo zum allgemeinen Verdruſſe der Klugen, und der geſunden Vernunft ſelbſt zum Trotze, ſo viel Unruhe ſtiften.

An dem ungemeinen Nutzen einer ſolchen Schule iſt gar nicht zu zweifeln. Wie manche rechtſchaffene Gelehrten könnten ihre Zeit und Mühe zum allgemeinen Beſten, zur Ausbreitung der wahren Weisheit und Gottesfurcht, viel edler anwenden, die ſie itzo mit Belehrung und Abfertigung einfältiger und aufgeblaſener Tadler verſchwenden müſſen. Und vor wie mancher hernachmals oft unauslöſchlichen Schande könnten nicht die jungen Helden der Gelehrſamkeit ſelber glücklich bewahret bleiben: wenn man ſie mit allem Ernſte zurück hielte, ſich mit ihrer Weisheit ja nicht eher zu brüſten, als bis wirklich etwas dergleichen bey ihnen vorhanden wäre.

So lange man dergleichen eigene Schulen des Stillſchweigens und der Beſcheidenheit noch nicht hoffen darf, können ſowohl die Aeltern, als die erſten Anführer eines künftigen Gelehrten, dieſen Mangel am beſten erſetzen. Sie ſind ſchuldig, ihren Kindern oder Schülern, ja ſich ſelbſt, dieſe Liebe zu erweiſen: woſern ſie nicht, zu ihrer eigenen Schande, anſtatt rechtſchaffener Gelehrten, lauter unnütze Zänker oder aufgeblaſene Praler daraus ziehen wollen. Bey aller Gelegenheit müſſen ſie dieſelben erinnern, daß ihr Verſtand noch ſehr ſchwach und eingeſchränkt ſey: und, daß ſie alſo ihrer eigenen geringen Einſicht nicht viel trauen dürfen. Sie müſſen ſie gewöhnen, erſt viel von andern zu hören, ehe ſie ſich ſelbſt hören laſſen; und erſt lange in der Stille nachzudenken, ehe ſie das Wort öffentlich führen.

Keinen einzigen jungen Menſchen kann eine ſolche Anleitung zur Beſcheidenheit ſchädlich ſeyn. Den meiſten iſt ſie ganz unentbehrlich. Und bey den aufgeweckteſten Köpfen hat man insgemein die größte Behutſamkeit nöthig, um ſie vor einer unordentlichen Selbſtliebe, und vor dem Vertrauen auf ihre natürliche Fähigkeit zu bewahren. Nur einige wenige Gemüther haben gleichſam von Natur eine ſo edle Beſcheidenheit, daß ſie ſich ſelbſt die Schranken ſetzen, in welchen man andere mit vieler Mühe kaum halten kann. Von ſolchen kann man ungemein viel Gutes erwarten. Ihre Demuth wird ſie allezeit ermuntern, in ihrem Fleiße niemals müde zu werden. Und der Himmel pflegt die löblichen Unternehmungen derer beſonders zu ſegnen, die bey den redlichſten Abſichten, und bey dem täglichen Wachsthume ihrer Vollkommenheiten, ſich doch nicht auf ſich ſelbſt verlaſſen, oder über andere hochmüthig erheben.

Herr **Tiefdenker** iſt ein ſolcher junger Gelehrter, von beſonders ſcharfer Einſicht und von ganz ſeltener Beſcheidenheit. Die ihn vor einigen Jahren nur dem äußerlichen Anſehen nach gekannt haben, hätten nie geglaubt, daß er jemals eine ſonderlich merkwürdige Perſon in der gelehrten Welt, oder im gemeinen Weſen vorſtellen würde. Aber eben die Aufführung, welche damals ſo ſchlecht in die Augen fiel, hat ihn noch zu weit höhern Dingen fähig gemacht, als er itzt zu verwalten hat.

Das Beyſpiel und die Aufmunterung eines gelehrten und tugendhaften Vaters brachten die faſt angebohrnen Triebe zur Weisheit und Tugend bey ihm zuerſt in Bewegung. Ob nun gleich die Geſchäffte deſſelben ihm nicht erlaubten, ſeinen Sohn zu den nöthigen Wiſſenſchaften ſelbſt anzuführen: ſo ließ er es ihm doch an treuen Rathſchlägen und weiſer Aufſicht nicht fehlen. Der lehrbegierige Sohn wußte ſich die Einſichten ſeines Vaters bey aller Gelegenheit vortrefflich zu Nutze zu machen. Und er hielt es für ſein angenehmſtes Vergnügen, wenn er den Geſprächen deſſelben mit andern erfahrnen Männern bisweilen in der Stille mit beywohnen durfte. Hier ſammlete er aus Reden und Exempeln mancherley ein, deſſen Erkenntniß ihm noch itzo in ſeinen eigenen Unternehmungen, und in dem Umgange mit andern, ſehr nützliche Dienſte leiſtet.

Er hat nicht immer das Glück gehabt, lauter ganz vollkommene und untadelhafte Lehrer zu ſeinen Anführern zu haben. Allein durch ſeine beſondere Aufmerkſamkeit, durch fleißiges Leſen und Forſchen

im

in den gründlichſten Schriften; und vornehmlich durch ein unermüdetes Nachdenken, und durch allerley ſtille Betrachtungen über alles, was er ſah und hörete, wußte er manche Mängel ſelbſt zu erſetzen, die eine unvollkommene Anleitung bey ihm übrig ließ. Seine Beſcheidenheit aber iſt dabey ſo ungemein, daß er auch derjenigen Lehrer, deren Fehler er einſieht, nicht ohne Ehrerbiethung erwähnete. Auch für ſolche Dinge, die ihm ziemlich dunkel und verwirrt beygebracht waren, hielt er ſich ihnen verpflichtet: weil er Mittel wußte, ſie aufzuklären und in Ordnung zu bringen, und ſie an gehörigem Orte mit Nutzen zu brauchen. Um deſto ſtärker und unvergänglicher aber iſt ſeine Verbindlichkeit gegen diejenigen unter ſeinen Lehrern, die ihn durch gründlichen Unterricht und ein nachahmungswürdiges Beyſpiel, zur wahren Weisheit, und Tugend, zur rechten Erkenntniß und heiligen Verehrung des wahren Gottes und Erlöſers treulich angeführet haben.

Als die Veränderung ſeines Aufenthalts ihm Gelegenheit gab, aus vielen Lehrern allezeit die beſten zu wählen; ſo bedienete er ſich dieſes Vortheils mit beſonderer Klugheit, und mit eben ſo großer Beſcheidenheit. Seine eigenen Lehrer verehrete er mit beſonderer Hochachtung. Allein auch andere, denen er eben nicht zu folgen, für rathſam fand, hielt er niemals verächtlich. In Gegenwart ſeiner Lehrer, gab er einen ſtillen und lehrbegierigen Zuhörer ab. Zu Hauſe machte er durch fleißiges Wiederholen, durch reifes Ueberlegen, durch ſorgfältiges Nachſchlagen, ſich das Gehörte vollkommen eigen. Auch in Geſellſchaften, im Spatzierengehen, und wo ſonſt unterſchiedene Menſchen zuſammen kommen, war er zwar nicht ganz ſprachlos, aber doch mehr ſtill als geſchwätzig, und allezeit aufmerkſam: und wußte ſich aus allem, was vorfiel, allerley nützliche Regeln der Klugheit zu ziehen. Je mehr Perſonen oder Sachen er um ſich ſah, deſto ſparſamer und behutſamer war er im Reden, und deſto eifriger in der Betrachtung. Er war weder ſeinen Lehrern mit einem eigenſinnigen Widerſpruche, noch andern, die mit ihm umgingen, mit einer eingebildeten Weisheit beſchwerlich. Er wollte lieber anderer Meynung hören, als ſeine eigene ſagen. Nur bey ſeinen vertrauteſten Freunden war er bisweilen aufgeweckt: ſonderlich, wenn er merkte, daß ſie einer Aufmunterung nöthig hätten. Und nur dieſe kannten etwas von ſeinen ausnehmenden Eigenſchaften: wiewohl er auch ihnen immer noch vieles verbarg. Wenn ſie ihn aber bewegen konnten, von gewiſſen Dingen ſeine Meynung aufrichtig und freymüthig zu ſagen; ſo fanden ſie mehrentheils ſein Urtheil ſo gegründet, daß ſie nichts daran auszuſetzen vermochten. Auf die ſpitzigſten Zweifel wußte er ſo kurz und bündig, und dabey ſo gelaſſen zu antworten, daß man augenſcheinlich ſpüren konnte, er müſſe dieſelben ſchon längſt bey ſich ſelbſt erwogen, geprüfet und überwunden haben. Merkte er aber, daß jemand von ſeinen eigenen Einfällen gar zu ſehr eingenommen war; ſo widerſetzte er ſich ihm gar nicht heftig. Doch pflegte er einem ſolchen wohl das Mittel vorzuſchlagen, das er ſelber oft mit Nutzen gebraucht hat. Wenn ſich bey ihm bisweilen auch Zweifel regen; ſo iſt er nicht gewohnt, mit andern weitläuftig darüber zu zanken. Er überleget ſie erſt lange bey ſich ſelbſt in der Stille. Und ſo geht ihm oft unverhofft in der Vernunft oder Offenbarung ein angenehmes Licht auf, das den Nebel zerſtreuet. Sieht er aber, daß ſein Geiſt für ſich allein, ſich aus dem Irrgarten nicht herausfinden kann; ſo entdecket er ſeine Schwierigkeiten einem Lehrer von bewährter Einſicht, Redlichkeit und Erfahrung. Er vernimmt deſſen Antworten mit beſcheidener Ehrerbiethung, ohne viele Widerrede, aber auch ohne blinden Gehorſam. Und wenn die Wahrheit ihm auch nur etwas heller geworden; ſo iſt es ihm ſchon genug, auch ſeinen noch übrigen Zweifel gar nicht für unüberwindlich zu halten, und ihn hernachmals einer reifern Ueberlegung und der Zeit zu empfehlen.

Die Lehrer des Herrn **Tiefdenkers** wurden endlich von ſeiner Geſchicklichkeit ebenfalls überzeuget. Sie meynten, daß er einer Aufmunterung nöthig hätte. Sie beredeten ihn alſo, nicht nur vor ihnen, ſondern auch öffentlich eine Probe ſeiner erlangten Wiſſenſchaft abzulegen. Allein wie groß war nicht ihre Verwunderung, als ſie fanden, daß ſeine erſten Proben, unverwerflichen Meiſterſtücken nicht ſehr unähnlich waren. Ja ſie konnten die Möglichkeit dieſer Sache nicht eher begreifen, als bis ihnen ſeine vortreffliche Gemüthsbeſchaffenheit und ſeine Art zu leben und zu ſtudieren genauer bekannt wurde.

Um beſondere Gönner und Beförderer bemühete ſich unſer junge Gelehrte faſt gar nicht; weil er nach ſeiner ausnehmenden Demuth beſtändig glaubte, daß ihm noch gar viel fehle. Doch verſäumte er keinesweges die ordentlichen Mittel, ſich ſeinen Obern bekannt zu machen. Dieß geſchah durch alle mögliche Ehrerbiethung, vornehmlich aber durch allerley unleugbare Proben ſeiner Tugend und ſeiner Geſchicklichkeit, die er bey unterſchiedenen Fällen abzulegen Gelegenheit hatte. Er blendet niemand durch einen eiteln Schein, oder durch eine windichte Pralerey. Aber je genauer man ihn kennen lernet; deſto gewogener muß man ihm werden. Der Fürſt ſelbſt iſt von ſeinen Verdienſten bereits überzeuget und eingenommen. Er würde auch nicht ſäumen, dieſelben mit einer anſtändigen Beförderung zu belohnen: wenn nicht Herr **Tiefdenker** ſelber wünſchte, daß man ihm noch etwas Zeit laſſen möchte, um ſich noch beſſer dazu vorzubereiten.

Seine itzigen Umſtände ſind vollkommen nach ſeinem Wunſche. Er dienet einigen hoffnungsvollen jungen Leuten zum Führer und Gehülfen ihres Studierens. Er kann ſie um ſo viel ſicherer leiten, weil er ſelber richtig zu wandeln gewohnt iſt. Er führet ſie zum Theil zu eben den Lehrern, die ihn ſelbſt ſo wohl unterwieſen. Er weiſet ſie auf eben die Quellen, aus welchen er ſelbſt ſo viel Gutes geſchöpfet hat. In einigen Wiſſenſchaften, werinnen er ſich ſonderlich wohl umgeſehen, giebt er ihnen und andern, die ſich zu ihm verſammlen, ſelbſt

Unterricht. Dieſe Uebung machet ſeine eigenen Einſichten immer vollkommener. Er verſäumet aber auch ſonſt an dem erwünſchten Orte ſeines Aufenthalts keine Gelegenheit, aus dem lehrreichen Umgange anderer erfahrnen Männer immer mehr zuzunehmen.

Bey der Unterweiſung ſeiner Untergebenen und anderer Zuhörer, bedienet er ſich der bequemſten Handbücher, die bereits von andern geſchrieben ſind. Was er etwa bey dieſem oder jenem auszuſetzen, oder hinzuzuthun findet, das erinnert er kurz, beſcheiden und gründlich. Er unterwindet ſich keinesweges alle Künſte ſelbſt, in ganz neue Formen zu gießen: weil er weis, daß man eine Wiſſenſchaft vorher in ihrem ganzen Umfange völlig einſehen muß, ehe man den kurzen Abriß derſelben andern richtig vorlegen kann: und weil es viel zu beſcheiden iſt, ſich bey ſeinen Jahren, dergleichen vorzügliche Einſicht vor andern ſchon öffentlich anzumaßen. Er verlanget auch ſonſt durch vieles Bücherſchreiben keinen Ruhm zu erjagen. Mit längſt abgedroſchenen Dingen wird er ſich nicht ohne Noth aufs neue bemühen. Aber eben ſo wenig wird er ſich mit wunderlichen Einfällen, und ſeltſamen Meynungen brüſten. Zu gelehrten Zänkereyen, die er als eine Beſchäfftigung müßiger und eigenſinniger Thoren anſieht, wird ihn niemand bewegen. Doch wird er, wenn die Ehre der Wahrheit es erfordert, allezeit bereit ſeyn, ſich mit Nachdruck und Beſcheidenheit zu vertheidigen. Niemals aber wird er etwas ans Licht treten laſſen, das er nicht erſt ſelber lange überlegt und ſorgfältig geprüfet hat. Die gelehrte Welt hat alſo nicht gar viele und weitläuftige Werke; aber auch lauter nützliche und wohlausgeführte Schriften, von ihm zu erwarten.

Diejenigen, deren Jugend ihm itzo anvertrauet iſt, wiſſen ihr Glück nicht hoch genug zu ſchätzen, da ihre Söhne an ihm einen Wegweiſer gefunden, der ſie mit Klugheit und Liebe ſo wohl zu einer vernünftigen Gottesfurcht, als zu einer chriſtlichen Gelehrſamkeit anführen kann. Sein ganzes Vaterland wird ſich ſeiner zu rühmen und zu erfreuen haben, wenn er dereinſt den wichtigſten Aemtern vorgeſetzt werden wird. Und alle Muſenſöhne können an ſeinem Exempel lernen, daß begierig hören und willig ſchweigen; eifrig forſchen und behutſam urtheilen; viel denken und wenig reden, der ſicherſte Weg zu einer recht gründlichen und nützlichen Gelehrſamkeit ſey. **M. G. C. J.**

* *

Mordgeſchichte.

Ihr Völker von Europa, zittert;
Ihr Königreiche, bebt und ſchüttert,
Erbebet bis zum großen Belt.
Vom Blute triefende Huſaren,
Dort an dem Rhein ſiegreiche Schaaren,
Erſchreckt, erbebt, es kömmt ein Held;

Ein Held der gar kein Feuer ſcheuet,
Dem ſich der Siegesgott geweihet,
Und kurz, ein Held, der feſter ſteht,
Als Guſtav*, der zum Siegen geht.

Du, Muſe, die den Held beſungen,
Der Hektors Tapferkeit bezwungen,
Die den Aeneas ewig macht;
Du, Muſe, laß mich durch dich ſingen,
Bis an der Sternenhöh zu dringen,
Wo ſelbſt des Phöbus Klahrheit lacht.
Du, Phoebus, magſt mich ſelbſt bekränzen,
Du mußt in meiner Feder glänzen;
Denn wenn mein Kiel nur menſchlich ſpricht:
So lob ich meinen Helden nicht.

Ihr Völker, bebt vor meinem Helden;
Ich muß von ſeinen Thaten melden;
Er kömmt, er nimmt ſchon das Gewehr.
So wie ein Löwe grimmig ſchnaubet,
Wenn man ihm ſeine Zucht geraubet;
So ſchrecklich tritt mein Held daher.
Ihr Menſchen könnt nicht widerſtehen,
Der Erdkreis muß nun untergehen;
Die Götter in dem finſtern Wald
Verliehren ihren Aufenthalt.

Die Thiere beben in den Klüften,
Die Vögel fliegen aus den Lüften,
Der Wald befürcht den Untergang.
Der Geiſt des Pulvers hüpft vor Freuden,

---

* S. den Dieb in den Beluſtigungen Jenner 1743. a. d. 78. S.

Die freche Grauſamkeit zu weyden,
Jedoch mein Held machts ihm zu lang.
Die Schickung trotzet ſeinem Wüthen,
Die kann es auch allein verbiethen.
Ein Wurm zernagt den Flintenſtein [*];
Wie kann mein Held nun ſiegreich ſeyn? L.

* *

Die Ruhe in der Genügſamkeit.

Ode.

Ihr Sorgen ſchweigt, es iſt beſchloſſen,
Den Wünſchen ewig feind zu ſeyn.
Sie machen Sinn und Geiſt verdroſſen,
Und nähren Kleinmuth, Furcht und Pein.
Mag ſich ein eitler Thor doch quälen,
Und tauſend bange Wünſche zählen,
Ich ſuch in dieſer Eitelkeit,
Kein Gut, als die Zufriedenheit.

Und dieſes will ich leichtlich finden;
Es liegt ja ſelbſt in meiner Bruſt.
Ein ſtiller Ort, in kühlen Gründen,
Gebiert mir tauſendfache Luſt.
Hier wähl ich dieſe grünen Aeſte,
Und laſſe Schlöſſer und Paläſte,
Als ein zufriedner Diogen,
Für andre ruhig offen ſtehn.

---

[*] Er war von Holz, wie man den Neuangeworbenen aufzuſchrauben pfleget, wenn man ſie die Fertigkeit zu ſchießen lehret.

Die Misgunſt wohnet unterm Dache
Und ordnet unſrer Zeiten Lauf.
Der Neid hält vor dem Zimmer Wache,
Und nimmt nur ſeine Sklaven auf.
Dort kennt man keinen frohen Morgen,
Und ringt mit Schwermuth nach den Sorgen;
Man lebt ſich ſtündlich zum Verdruß,
Und klagt noch, wenn man ſterben muß.

Mein Herz verſpottet das Gepränge,
Wodurch der Neid ſich Knechte macht.
Es flieht das ängſtliche Gedränge
Nach Hoheit, Reichthum, Ruhm und Pracht.
Es kömmt, bey dieſem Gaukelſpiele,
Kein einziger zu ſeinem Ziele.
Je mehr man läuft, je mehr es flieht,
Bis man das Grab im Wege ſieht.

Beliebter Ort, vergnügte Schatten!
Ich weiche nimmermehr von euch.
Hier, wo ſich Ruh und Wolluſt gatten,
Hier blüht mein Glück, hier bin ich reich.
Hier werden die zufriednen Sinne,
Die angenehmſten Güter inne,
Die Güter, die man nicht erkennt,
Wenn uns ein eitles Scheingut blendt.

Hier find ich die verſteckten Spuren,
In jene faſt vergeßne Welt,
In der man den Genuß der Fluren
Noch jedem völlig frey geſtellt.

In der man bloß zur Nothurft ſpahrte,
Und nichts aus Neid und Geiz verwahrte,
Da, was hernach den Stolz gebahr,
Der edlen Einfalt eigen war.

Hier ſtört kein Zug der Eitelkeiten
Den ewig forſchenden Verſtand.
Ein banger Wunſch nach beſſern Zeiten
Bleibt meiner Seelen unbekannt.
Der Menſch baut ſelbſten alle Tage
An ſeiner, und der Nachwelt Plage,
Weil er der Wolluſt und der Pracht
Die Schranken ſtündlich weiter macht.

Mein Reichthum iſt des Höchſten Güte,
Mein Wunſch, was deſſen Rath beſchleußt;
Mein Schatz ein ruhiges Gemüthe,
Mein Ruhm ein unermüdter Geiſt.
Die Wolluſt find ich, im Beſtreben,
Stets der Natur gemäß zu leben.
Kurz! alles was ich wünſchen kann,
Das treff ich ohne Wünſchen an.

Damon.

Reiſe nach dem Tempel der Freundſchaft.

Es war bereits Mitternacht, als ich den mir neulich überſchickten Tempel der Freundſchaft mit flüchtigen Augen durchſah. Eine gewiſſe Neigung, welche mir die Natur eingepflanzt, verdoppelte ſich durch die Hoffnung, denjenigen Preis zu erlangen, von welchem uns der Dichter verſichern will, daß ſich noch niemand deſſelben würdig gemacht habe. Ich war im Begriffe, die Urſachen dieſer Nachläßigkeit und die Beſchaffenheit eines wahren Freundes mit philoſophiſcher Schärfe zu unterſuchen. Allein die Müdigkeit beraubte mich dieſes Vergnügens; doch war meine Seele bemüht, dieſen Mangel durch eine ſinnliche Vorſtellung einigermaßen im Traume zu erſetzen.

Kaum war ich in einen ungewiſſen Schlummer gerathen, ſo kam es mir vor, daß ich in eine Gegend verſetzt wäre, wo nichts als Unfrieden herſchte, ohne daß ein öffentlicher Feind das Land verwüſtete. Man ſah Brüder mit Brüdern zanken, welche nicht etwa eine wichtige Erbſchaft, ſondern ein kleiner Rangſtreit in Glut und Flammen ſetzte. Man hörte nichts, als Seufzer der Unterdrückten, und Klagen über liſtige Verſtellungen vermeynter Freunde. Es brauchte nichts weiter, mich zu überführen, daß ich mich in dem Gebiethe derjenigen Göttinn aufhielt, welche den Schönheitsapfel ehemals ausgeworfen. Aus Furcht, ein Unterthan dieſer gefährlichen Göttinn zu werden, griff ich zu dem Fernrohre, und hoffte dadurch eine glücklichere Gegend zu entdecken, welche Hoffnung noch dadurch unterſtützt wurde, weil ich an dem Orte, wo ich ſtund, weit um mich ſehen konnte. Nach langer Bemühung entdeckte ich endlich einen Wald, welcher ganz beyſeits lag, und aus welchem ein hohes Gebäude hervor zu ragen ſchien, das aber die weite Entfernung mir ganz unkenntlich machte. Ich kann nicht ſagen, warum ich den ſo oft geprieſenen Tempel der Freundſchaft zu ſehen glaubte, und ſo eilend ſchlüßig ward, mich dahin zu begeben. Die Furcht auf verſchiedene Abwege zu gerathen, konnte mich von der Vollziehung dieſes Vorſatzes nicht abhalten, weil ich durch Hülfe des Fernrohres, leicht dahin zu kommen dachte, und lieber eine Reiſe zu den Zwiſchenwelten des Epikurs angetreten, als mich in dem bisherigen Aufenthalte länger verweilet hätte. Ich hatte mich ſchon durch den dickſten Pöbel durchgedrungen, als ich eine vertraute Geſellſchaft ſitzen ſah, welche, wie ich vermerkte, von nichts als Brüderſchaft und Liebe ſchwatzte. Wie leicht glaubet man doch, was man wünſchet! Ich näherte mich dieſer Geſellſchaft, und glaubte wenigſtens ſchon auf der Gränze des Reichs der Freundſchaft angelangt zu ſeyn. Einige Tafeln, welche mit dem ſtärkſten aus- und inländiſchen Getränken beſetzt waren, dieneten zu deutlichen Merkmaalen einer unverbrüchlichen Freundſchaft. Man brauchte die größten Deckelgläſer, denen Verbundenen alles Wohlergehen anzuwünſchen, und ſuchte

da

dadurch die Größe ſeiner Zuneigung anzuzeigen. Selbſt die abweſenden Herren Brüder und zukünftigen Frau Gemahlinnen wurden mit eingeſchloſſen. Sie wollten mich überreden, daß Bacchus und Ceres die Thüre zu dem Tempel der Freundſchaft eröffneten; und ich war eben im Begriffe, dieſer vergnügten Verſammlung mit beyzutreten, als ſich unvermerkt ein kleiner Lärm unter ihnen anfing, welcher immer ſtärker wurde, bis endlich die Waffen durch Verſprützung des getreuen Blutes den Ausſchlag gaben, und der kurz vorher beſchwornen Freundſchaft ein Ende machten.

Wer war hierüber beſtürzter, als ich, der ich dem Gebiethe der Eris ſchon entflohen zu ſeyn glaubte? Ich nahm, ohne ein Wort zu ſagen, Abſchied, und war noch nicht allzuweit gegangen, als ich eine ſittſamere Geſellſchaft erblickte. Es war eine Anzahl wohlgekleideter Perſonen beyderley Geſchlechts, welche ſich, nach Bezeugung vieler Höflichkeit, an drey- und fünfeckigten Tiſchen, niederließen, und ſich daſelbſt mit einigen buntgemachten Blättern beſchäfftigten. Das einnehmende Weſen dieſer Perſonen entzückte mich. Ich hielt ſie Anfangs für Herrenhüter, weil ſie ihre Güter gemein zu haben ſchienen, und einer dem andern das Seinige willig mittheilete. Allein mein Betrug währte nicht lange. Denn als ich mich ihnen näherte, ſo ſah ich an denen, die das Geld hingaben, ſolche Züge, welche das Misvergnügen nicht ganz verbergen konnten, da hingegen in den Augen derer, die es einnahmen, die Freude gemalet zu ſeyn ſchien. Dieſes nöthigte mich, meinen

nen Weg weiter fortzuſetzen. Ich glaube, daß meine Unwiſſenheit ein gewiſſes Frauenzimmer, welches ich bald darauf antraf, gerühret hatte; und wie erſtaunt war ich, als ich an demſelben alle Aehnlichkeiten bemerkte, welche das Alterthum der Tochter des Jupiters beygelegt, die aus ſeiner Stirne hervorgekommen? Das Feuer, welches ſich in den blauen Augen zeigte, und der Panzer, welcher eine hohe Bruſt verdeckte, zeigte genugſam, daß es eben diejenige ſey, welche den Sohn des Ulyſſes in der Perſon des Mentors geführet hatte. Kurz, es war die wenig verehrte Göttinn, deren Lieblinge diejenigen am erſten zu ſeyn glauben, welche ſie am wenigſten ihrer Freundſchaft würdiget. Ich nahete mich ihr, mit einer nicht geringern Ehrfurcht, als ehemals der trojaniſche Held der Venus, und erſuchte ſie, mich zum Tempel der Freundſchaft zu führen. Sie reichte mir darauf die Hand, und verſicherte mich, ſie wollte mich auf die rechte Spur bringen. Wir verkürzten uns die Beſchwerlichkeit des Weges mit den angenehmſten Geſprächen, worinnen ſie mir einige Helden des Alterthums, ſonderlich einen Cicero und Atticus, als Muſter einer wahren Vertraulichkeit, anpries.

Auf beyden Seiten waren wir von einer Menge ſolcher Leute umgeben, welche ſich mit Masken geputzt hatten, als wenn ſie zur Redute gehen wollten. Sie umarmten ſich aufs zärtlichſte, und ſagten ſich die verbindlichſten Worte von der Welt. Bey allem dem merkte ich etwas überaus Gezwungenes, ſo, daß es mir vorkam, als wenn ſie ſich unter einander ſelbſt nicht traueten. Einige ließen aus

Unachtſamkeit ihre Masken fallen, und hilf Himmel! welche abgemergelte Geſichter kamen da zum Vorſcheine. Sie waren ſcharfſichtig genug, die Artigkeiten derer, die um ſie waren, zu ſehen. Eine große Ehrſucht aber, welche von niemanden überwunden ſeyn wollte, zwang ſie, die Augen zu verſchließen. Ja, ſie bemüheten ſich, auch andere in dieſem Stücke blind zu machen, ſonderlich wenn ſie glaubten, daß ein anderer mehr Theil an der Gunſt eines Obern hatte, als ſie ſelbſt. Im Fortgehen ſtießen wir auf eine kleine Anzahl ſolcher Perſonen, welche, wie ich aus ihren Reden ſchließen konnte, mit uns einerley Abſicht hatten. Sie hatten faſt alle etwas ehrliches im Geſichte; doch fanden ſich einige darunter, welchen dieſe Bildung nicht natürlich war, ſondern nur darum angenommen zu ſeyn ſchien, damit man ihnen deſto eher trauen möchte. Ihre Masken waren ſo natürlich zugeſchnitten, daß ſie von den andern nicht konnten erkannt werden, welche durch eine gewiſſe Blödigkeit des Geſichts verhindert wurden, die angenommene Ehrlichkeit von der wahren zu unterſcheiden. Meine Führerinn ſagte mir, daß wir itzo in der Gegend der Leichtgläubigkeit wären, welche an das Land der Unerfahrenheit angrenzte, und mit demſelben in großer Verbindung ſtünde. Ihre Einwohner könnten leicht zu ihrem Zwecke kommen, wenn ſie nur ihrer Hülfe ſich bedienen, und die Augen beſſer gebrauchen wollten. Wir ſahen unterdeſſen einige, welche ohne Zweifel ihre Rechnung bey der bisherigen Aufführung nicht gefunden hatten, mit ſchnellen Schritten davon eilen, und wie beſtürzt war ich, als ich ſie nicht lange darauf in einer ganz andern Geſellſchaft antraf. Sie hatten ſich mit den vortrefflichſten Vergrößrungsgläſern verſehen, womit ſie ihre eigenen Vollkommenheiten, und die Fehler anderer, die etwa ihren Umgang ſuchten, betrachteten. Man ſah nichts, als Mistrauen und ein melancholiſches Weſen, an ihren Stirnen. Eine ehemalige Einwohnerinn der reichen Inſel Atlanthis, welche ſich Manley nennete, wollte mich gar überreden, daß der Tempel der Freundſchaft ein Hirngeſpinnſte und der Name eines Freundes nunmehr ein nichts bedeutendes Wort wäre. Hätte ich meine Begleiterinn nicht bey mir gehabt, ſo würde ſie mich vielleicht gewonnen haben. Dieſe aber brachte mich durch das Thor der **Beurtheilung**, auf einen ſchmalen Weg, der durch die Tempel der **Wahrheit** und **Aufrichtigkeit** führte, von welchen ich den Tempel der Freundſchaft in einer nicht gar zu großen Entfernung ſchon liegen ſah. Hier verdoppelte ſich meine Begierde, bald dahin zu kommen. Indeſſen verſchwand meine Göttinn und ich erwachte. J. A. C.

* *

Sendſchreiben
an den Herrn M. Käſtner.

Freund, tadle meine Kunſt, nur tadle nicht dieß Blatt,
Das Tadler ſchon genug in ſeinen Fehlern hat,
Das keinen Ruhm verlangt und allen Schmuck vermeidet,
Wodurch der Dichter lebt, die Freundſchaft aber leidet!

Ich räume meine Kunſt dem kleinſten Dichter ein;
Doch an der Zärtlichkeit will ich der größte ſeyn.
Die Freundſchaft muß man nicht mit vieler Schminke
malen;
Wer eignen Werth vermißt, mag mit geborgtem pralen.
Den treibt ein falſcher Zweck, der ſeinen Freund beſingt,
Damit er ſich dadurch die Ewigkeit erzwingt;
Von dieſem wird dereinſt die ſpäte Nachwelt leſen:
Ein Dichter ſey er zwar, jedoch kein Freund geweſen.
Wer bey des Freundes Lob, und ſeinem Vorzug träumt,
Der iſt ihn gar nicht werth, und hat ihn ſchon verreimt,
Der wird, weil ſeinen Kiel erhabne Grillen treiben,
Sich ſeinen eignen Schimpf in fremdem Ruhm erſchreiben.
Die Freundſchaft haßt das Lob; denn Loben giebt Verdacht.
Was hat die Alten wohl berühmt und groß gemacht?
Nicht daß ein bloßer Ruhm in ihren Schriften grünet,
Nein daß ſie ſolchen Ruhm erſtritten und verdienet.
Wie mancher Dichter macht aus Niedrigkeit ums Geld,
Den ärgſten Narren klug, den kleinſten Geiſt zum Held,
Das Alter Hekubens zur Blüte friſcher Jugend,
Den Atheiſten fromm, das Laſter gar zur Tugend.
Er ſieht der Sterne Lauf und ihren Einfluß ein;
Er ſchwört, ſein Gönner wird gewiß ein Neſtor ſeyn,
Und kann die Ewigkeit, wornach ſo viele ſtreben,
Um ſechzehn Groſchen Geld, auf einem Bogen geben.
Der eine wird Mäcen und unſrer Zeiten Licht;
Er rühmet ſeinen Werth und jener hat ihn nicht;
Im andern kann er bald was göttliches ergründen,
In dem doch Weiſe kaum den bloßen Menſchen finden.
Ein Kuß, mit dem ihn nächſt der Chloris Mund entzückt,
Macht, daß man ſie anitzt als ein Geſtirn erblickt.

Doch wenn das Soñen ſind, was Dichter Sonnen nennen,
So muß in kurzer Zeit die ganze Welt verbrennen.

Ihr, die ein leeres Lob, nicht das Verdienſt erfreut,
Und die ihr nicht beſchämt den innern Zeugen ſcheut,
O laßt euch, wollt ihr ja zu eurer Schande leben,
Durch abgekauften Ruhm, doch ungereimt, erheben.
Apollens Heiligthum wird endlich noch entweiht,
Wenn man von ſeinem Werth den Thore-Weihrauch ſtreut;
Und ſein ſonſt edler Trieb bey Klugen gar erkalten,
Wenn wir des Reimers Geiz für Dichterfeuer halten.

Das Herz macht nur den Held u. nicht der Lobſpruch groß;
Ein Weiſer hat ſein Glück in ſeiner Weisheit bloß;
Und eine höhre Luſt wird deren Herz entzücken,
Die das Verdienſt in ſich, im Dichter nicht, erblicken.
Die Tugend iſt ein Gut, das deſſen Geiſt erhebt,
Der um den innern Werth nach ihrem Vorzug ſtrebt;
Ein Schein wird dieſe nur und keine Tugend treiben,
Die ſie auf Buch und Blatt und nicht ins Herze ſchreiben.

Doch, wie beglückt iſt der, der fleißig nachgedacht,
Was ihn im Wiſſen groß, dem Staate brauchbar macht!
Er wird ſein wahres Lob auf Fleiß und Künſte gründen,
Er ſucht es in ſich ſelbſt, und wird es in ſich finden.
Sein aufgeklärter Blick klebt nicht am äußern Schein;
Er ſieht der Sachen Grund und ihren Nutzen ein,
Gott, Vorſicht und Natur, Recht, Wahrheit und Geſetze,
Sind ſeiner Einſicht Zweck und ſeines Willens Schätze;
Er ſieht und prüft und wählt, erkennt, begreift und ſchließt,
Weis, was ein wahres Licht und was ein Schatten iſt,
Das Ganze ſieht er durch und unterſucht die Glieder,
Und giebt uns, unterſucht, die Wahrheit ſchöner wieder.

So ſehr du, Käſtner, dich durch ſolchen Vorzug hebſt,
Nach einem höhern Gut, als Wind und Schatten, ſtrebſt:
So wenig kann auch dich des Hungerleiders Lügen
Und ein bezahltes Lob dein edles Herz vergnügen.
O lehre fernerhin, mit glücklichem Bemühn,
Die Kunſt, durch die wir uns der Dunkelheit entziehn,
Durch Größen, Zahl und Maaß, in aufgeklärten Schlüſſen,
Das, was wir blind geglaubt, mit Deutlichkeit zu wiſſen.
Entdecke die Natur und ihrer Wirkung Kraft,
Wie jede Kleinigkeit der Ordnung Nutzen ſchafft,
Und wie wir, da wir uns Begriff und Geiſt erheitern,
Durch emſigen Verſuch der Wahrheit Reich erweitern.
Die Dichtkunſt, die ich ſtets mehr als mich ſelbſt geliebt,
Und die von deinem Preis mir viel Beweiſe giebt,
Kann auch die Trefflichkeit der höchſten Weisheitslehren
Mit ihrem eignen Schmuck noch reizender vermehren.
Die Muſen ſind entzückt, wenn du ihr Feuer fühlſt,
Bald wie Euklides zählſt und bald wie Flaccus ſpielſt,
Und Kenner werden es mit recht in Zweifel ſetzen,
Worinnen deine Kunſt am meiſten hoch zu ſchätzen.
Verdienſte krönt der Ruhm; auf Arbeit folgt der Lohn,
Ich kenne deinen Werth und ſeh die Muſen ſchon
Zu einem Lorberkranz verdiente Blätter tragen;
Wem iſt er wol beſtimmt? Wie? darf ich das erſt fragen?

Friedr. Gottl. von Holzendorf.

* * *

Ein

* * *

Ein Paar Briefe.

Silvander an Germanen.

Mein Herr,

Auf die Frage, wes Glaubens biſt du? ſteht in meinem kleinen Catechiſmus die Antwort: ich bin ein Chriſt. Dieſes iſt die Loſung, welche wir alle von uns geben müſſen; aber in dem großen Catechiſmus der Welt ſteht mirs frey, auf alle Fragen zu antworten, wie ichs für gut befinde. Wenn ſie mich alſo fragen: iſt der Herr ein Philoſoph? So darf ich nicht gerade zu antworten, ja ich bins; ſondern ich kann ſie bitten, mir zu erlauben, daß ich mich bemühen möge, meine Schwäche in derſelben zu erkennen; ja ich kann ungefragt hinzufügen, daß ich zugleich dasjenige faſſen wolle, welches mich geſchickt machet, auf die Frage zu antworten: wie liebeſt du? damit man ſich über meine Unwiſſenheit nicht beſchweren dürfe. Halten ſie mich alſo für keinen Ketzer, wenn ich nicht ausdrücklich zur Fahne der Weltweiſen ſchwöre, ſondern zugleich einigen Lehrſätzen aus der Secte der Liebhaber anhänge. Es ſcheint mir nicht übel gethan zu ſeyn, wenn man ein wenig auf beyden Achſeln trägt. Wenn die Weltweiſen einmal eine eigne Republik haben werden: ſo dürfen wir es in dem letzten Stücke nicht ſo genau nehmen, und uns in dem erſten deſto ſtärker machen. Aber wie würde die Welt beſtehen? Man würde die Weltweiſen für Carthäuſer halten, und unſer ganzes Geſchlecht würde in funfzig Jahren nicht mehr ſeyn. Ich hoffe alſo, daß ſie ſelbſt in ſich gehen, und bedenken werden, wie übel ſie thun, daß ſie der Philoſophie ſo nachhängen, als wenn ſie zu ſonſt nichts geſchaffen wären. Dieſes ſoll mein Neujahrswunſch werden, den ich an ſie recht herzlich ablegen will. Wenn ich im künftigen Jahre die Erfüllung deſſelben erlebe, ſo will ich auf die Wünſche mehr halten, als bisher geſchehen iſt. Denn ich habe ſie mit den Prophezeihungen der Calendermacher allemal in eine Claſſe geſetzt. Ich verharre ꝛc.

* *

German an Silvandern.

Mein Herr,

Auf beyden Achſeln tragen: ein wenig auf beyden Achſeln tragen; dieſes iſt nach ihrer Lehrart unterſchieden; jenes iſt ein altes deutſches Sprichwort, und hat ein vor allemal ſeine feſt geſetzte Bedeutung. Dieſes aber kann gar nicht Stich halten. Sie können es noch beſſer als ich beweiſen, daß auch durch wenig das Gleichgewichte aufgehoben wird. Wie können die Feſſel der Sklaven mit dem ſanften Joche der Weltweisheit das Gleichgewichte halten? Aus dieſem allein werden ſie ſehen, wie weit ihre letzte Entſchuldigung gegründet iſt.

Glauben ſie nicht, mein Herr, daß ich ihre Leidenſchaft tadle. Glauben ſie nicht, daß ich behaupte, ein Menſch könne davon befreyt ſeyn. Nur dieſes haben ſie mir ſollen zugeſtehen, ein Weltweiſer könne niemals nach dem Aeußerlichen mit Kunſt und Beyfall lieben. Streiten ſie nicht wider die Erfahrung. Fragen ſie die Schönen. Erkundigen ſie ſich, ob nicht mancher Stutzer mehr, als der ſcharfſinnigſte Kopf, gelitten wird? Woher kömmts? Er kann ſich nicht überwinden, unſägliche Tändeleyen in gehöriger Figur nachzumachen, welche eine Liebe nach der Mode erfordert. Ich will ihnen doch einige Lehrſätze der neuern Liebhaber mittheilen, ſo wie ich dieſelben angemerkt habe. Vornehmlich muß man in einer Secunde dreymal wenigſtens lachen. Man muß alle Aehnlichkeiten der Nadel auf ein Haar wiſſen. Man muß die Aufführung der neuern um uns herum lebenden Leute ſehr genau kennen, damit man auf Befragen, bald von jenes ſinnreichen Einfalle, bald von dieſes ſeiner Mine, und bald von eines andern wohl angebrachtem Scherze ſo gleich Rede und Antwort geben könne. Man muß ſich beſonders bemühen, die Beugung, welche itzund Mode iſt, in Acht zu nehmen. Zu einer Zeit wiſſen, ob die Geſellſchaft mit einem Handkuſſe, oder mit einer Beugung gegen die beyden Wangen, oder gar mit einem Kuſſe eröffnet wird. Man würde es einem Liebhaber nicht vergeben, wenn er ſich nicht darauf verſtünde, wie vielmal er in der Zeit, da er ſeine Lomber-Carte aufhebt, lachen müßte. Man muß bey aller Gelegenheit einen edlen Aufwand zu machen wiſſen. Sehen ſie, mein Herr, wieviel ich Grund habe, zu ſagen: daß ein Weltweiſer ſich faſt unmöglich ſo weit erniedrigen könne. Ein Herkules hat geſponnen. Ich bin aber doch der Meynung, er hätte näher wegkommen können. Ich zweifle nicht, daß ihre Leidenſchaft groß ſey. Allein ich leugne auch dieſes nicht, daß ich ſie bejammere, wenn ich ſehe, daß ſie die Sklaven beneiden. Sorgen ſie nicht für mich. Die Welt wird nach meinen Lehrſätzen nicht ausſterben. Dis Republiken mögen auch eingerichtet werden, wie ſie wollen: ſo werden die Philoſophen doch allezeit auf ihre Vermehrung bedacht ſeyn. Sokrates, Plato und Epikur ſind in dieſem Puncte einig. Wer hat ihnen geſagt, daß ich Nein antworten werde, wenn mich einſtens der Geiſtliche fragen wird: ob ich die = = zu einem ehelichen Gemahl begehre. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der Geizhals.

Eine Fabel.

Ein Wuchrer, der um Gold ſich ſelbſt und Gott vergaß,
Der Tugend und Verdienſt allein nach Gelde maß,
Ein Feind der Armen war, Gequälte noch mehr quälte,
Und ſtets nach Stundenfriſt ſein Reichthum überzählte;
War froh, da er ſein Feld in vollem Seegen fand.
Doch meynt ihr, daß hiebey ſein Wünſchen ſtille ſtand?
O nein!

O nein! er überſtieg das Maas der ſpätſten Zeiten;
Sein kecker Geiz ging gar bis in die Ewigkeiten.
Vergebens fand er das, was er begehrt, erfüllt.
Die Sehnſucht ward doch nie ermüdet und geſtillt;
Sie wuchs, ſo wie ein Strom aus einer engen Quelle:
Drey Wünſche traten ſtets an eines Wunſches Stelle.

Auf ſeine Güter ſtolz, ſprach der entzückte Thor:
Das Land bringt ſeine Frucht nur mir ſo reich hervor.
Die Keller ſind dem Wein; dem Korn die Scheunen enge;
Der Ställe weiter Raum faßt nicht der Heerden Menge.
Für meinen Ueberfluß ſind ſelbſt Paläſte klein;
Ich will mir größre baun, die ſollen fürſtlich ſeyn,
Und ihren Umfang ſoll kein menſchlich Auge meſſen;
Ich will nicht Feſtigkeit, nicht Pracht daran vergeſſen.
Sind dieſe nur erfüllt; und ſeh ich nun vergnügt,
Wie von der Früchte Laſt ſich Deck und Boden biegt:
So will ich mich erfreun; von Sorgen Ruhe haben;
Nichts ſparen, was ergetzt; und mich mit Wolluſt laben.
Dann will ich bey dem Schmaus die ganze Welt verſchmähn;
Dann ſoll mein Aug entzückt die Tugend hungern ſehn;
Und dann ſoll meine Luſt die Allmacht ſelbſt nicht ſtören.

Die Allmacht ſchien den Stolz mit Mitleid anzuhören,
Gab der Verachtung nur und nicht dem Zorne ſtatt:
Du Narr! wer lebt davon, daß er viel Güter hat?
Was trutzeſt du? ſprach ſie. Sieh! heute wirſt du ſterben
Du ſammleſt ohne Ruh. Wem? Undankbaren Erben.

Johann Adolf Schlegel.

Ende des Wintermonats.

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Eſt iocus in noſtris, ſunt ſeria multa libellis. *Auſon.*

Auf das Jahr 1743.
Chriſtmonat.

Leipzig,
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Die Vorſtellung des Todes,

als ein Mittel,

den gegenwärtigen Jammer zu beſiegen.

Abgefaſſet

von

Frauen D. F.

O Zeit! die mir die Nacht des dunkeln Nichts verdecket,
Die noch vor meinem Blick verborgen und verſtecket
Und unerkenntlich iſt, doch aber nach dem Schluß
Des Höchſten, meinem Lauf ein Ende machen muß:
O komm! entreiße dich der finſtern Macht der Schatten;
Laß meinen Kummer ſich mit deiner Freyheit gatten;
Und ſtelle dich mir vor, entfernet oder nah:
Du biſt ja doch vielleicht in kurzem wirklich da.
Jetzund dring durch den Schwall der unterirrdſchen Düſte,
Und hebe dich empor, hoch über jene Klüſte,

Die zwiſchen mir und dir viel oder wenig ſtehn;
Und laß zu meinem Troſt dich einmal vor mir ſehn.
Quell, Urſprung, Süßigkeit von dem, was mich vergnüget!
Der Seelen ächtes Glück, das all mein Leid beſieget!
Du letzter Lebenstag! du angenehme Zeit!
Die mich einſt führen wird zur langen Ewigkeit.
Mein Geiſt, mein müder Geiſt der vor Verlangen brennet,
Und in der Eitelkeit ſein Weſen ſelbſt nicht kennet,
Wünſcht ſonder Unterlaß dein güldnes Morgenlicht,
Und hofft alsdann die Ruh, die ihm noch ſtets gebricht.
Laß deinen heitern Schein mein ewig Leid verſtören
Und die geringe Luſt in meiner Bruſt vermehren.
Des Irrthums ſchwarze Nacht verhüllt den Lebenstag,
Und dieſer folgen Reu, und Furcht, und Wehmuth nach.
Im Wiſſen ſchwach u. matt, im Forſchen ganz verblendet,
Wird Zeit, und Müh, und Fleiß vergeblich angewendet.
Der nie entſchlafne Trieb, der in dem Innern lebt,
Der ewig ohne Ruh nach wahrer Freude ſtrebt,
Quält des Verſtandes Kraft mit feurig heißen Gründen,
Um einen ſichern Weg zu dieſem Glück zu finden.
Er bringt die Sinnen auf, und dieſe ſchmeicheln ſich,
Dieß wäre für ſie gut, und jenes hinderlich;
Bald ſey hier im Palaſt, bald dort in jenen Hütten
Der Stand, worinn gewiß dieß Kleinod wird erſtritten.
Sie ehren ohne Grund, durch zweifelhaften Rath,
Das, was nichts weniger, als dieſen Vorzug hat:
Sie ſind verwirrt, empört, und jagen nach dem Schatten,
Bis daß ſie ſich zuletzt ohn alle Frucht ermatten.
Nie ſatt beym jetzgen Wohl, iſt's gleich in ihrer Macht,
Stets auf das Künftige und ihren Wunſch bedacht,

Miſcht ſich die Bitterkeit in dem, was ſie umgeben;
Und alles flieht und läuft, wornach ſie ſich beſtreben.
Der Geiſt, bey dieſem Streit in äußerſter Gefahr,
Nimmt mit Verdruß und Qual die Thorheit deutlich wahr;
Er quält und ängſtet ſich; er ſucht ſich zu erretten:
Allein! o welche Macht! o welche ſtrenge Ketten
Benehmen ihm die Kraft, und hemmen ſeinen Lauf?
Ihn hält in fremder Welt das Band des Körpers auf;
Und dieſes hindert ihn, das, was er haßt, zu ſchmähen,
Und läßt ihn, was er liebt, nur in der Ferne ſehen.
Es ſchließen zwiſchen Wahn und Irrthum ihn, zur Pein,
Die Welt und Eitelkeit im finſtern Kerker ein.
Hier hat ihn ſeine Noth bedränget und umgeben;
Er ſchaut ſich hülflos um, und kann ſie doch nicht heben.
Er wünſcht und hofft umſonſt: Denn alles, was er ſieht,
Iſt ekelhafte Koſt, wovor er billig flieht.
Gefeſſelt und gedrückt, von Qual und Angſt gebeuget,
Wird Traurigkeit aus Pein, und Furcht aus Schmerz gezeuget;
Und endlich nimmer froh, ja ſich ſelbſt unbekannt,
Verſchmachtet er faſt ganz in ſeinem Sklavenſtand.
O unglückſelge Macht! die ihn alſo beſtricket,
Und aus der ſtillen Ruh ins Meer der Unruh rücket.
O Nacht! die, wie es ſcheint, nie keinen Morgen kennt;
Worinn ein ſchwaches Licht, ſchon halb verlöſcht, nur brennt.
Bleibt meinem armen Geiſt die Kraft denn ganz benommen,
Einſt durch geſchickten Flug dem Uebel zu entkommen?
Muß denn ſein matter Wunſch und nichtiges Bemühn
Halb ſehend und halb blind ihn zum Verderben ziehn?

Und ſoll er unbeglückt, bey brennendem Verlangen,
Für ein wahrhaftes Gut nur Schattenwerk empfangen?
Muß bey der Niedrigkeit, die er empfindlich merkt,
Kein einzig Labſal ſeyn, das ſeine Schwachheit ſtärkt?
Unendlich großer Gott! du Urſprung aller Geiſter!
Du unſers Lebens Quell! und unſrer Sinnen Meiſter!
Wie? floß nicht einſt mein Geiſt von deinem Geiſte her?
Ach ja, er kam von dir, und nicht von ungefehr.
Du ſchloſſeſt ihn im Stoff der niederträchtgen Erde;
Du ſahſt es ſchon vorher, daß Kummer und Beſchwerde
Ihm, wie ein ſchwer Gewicht, an ſeinen Flügeln hing,
So bald er, als ein Gaſt, in dieſes Wohnhaus ging.
Du ſahſt es, daß in ihm ein Trieb zum höhern Weſen,
Nebſt einem Hoffnungsſtral, als wär er einſt erleſen
Zu einer beſſern Welt, als dieſe Eitelkeit,
Ihm immer übrig blieb, auch bey dem größten Leid.
Du ſahſt es, Strom und Glut von recht verkehrten Trieben,
Die würden Henker ſeyn, und ihn nur ſtets betrüben;
Er würde bald voll Kraft, und bald voll Schwachheit ſeyn.
Sich oftmals ſchnell vergehn und es ſogleich bereun.
Ach, Vater! war nun dir dieß alles unverborgen,
Warum hilft deine Hand ihm nicht aus ſeinen Sorgen?
Warum muß er geprüft noch länger furchtſam flehn?
Und ſich bedrängt, verfolgt, gehaßt, beſtritten ſehn?
Ach! ſoll ihn denn die Qual zernagen und verzehren?
Und ſoll das Ungeſtüm ohn alles Ende währen?
Nein: Deine Gütigkeit, die nie kein Ziel umſchränkt,
Geht weiter, als ein Menſch in ſeinem Unmuth denkt.
Es wird dein ewig Recht auch über unſer Leben
Mit Gnade, Huld und Treu begleitet und umgeben.

Und dein Erkenntniß ſelbſt, daß Staub dein Eigenthum,
Befördert unſer Glück und deinen großen Ruhm.
Ja ewig fern von dem, was Sterbliche empöret,
Wird deines Weſens Bild von deiner Hand beehret.
Du ſorgſt für unſer Wohl : : :
Und o welch güldner Blick
Treibt alle Dunkelheit, und Nacht, und Dampf zurück!
Ich ſeh es, wie mein Geiſt einſt ohne Jammer lebet,
Und wie ihn deine Hand aus allen Nöthen hebet;
Ich ſeh es, wie der Leib ins erſte Nichts zerfällt,
Und den befreyten Geiſt nicht mehr gefeſſelt hält.
Ich ſeh es, wie er ſich beherzt durch alles dringet,
Und einem Adler gleich ſich nach der Sonne ſchwinget.
Ich ſeh ihn unbeſiegt vom Streit und Kampfplatz ziehn,
Und ſeiner Feinde Schaar mit Furcht und Schrecken
fliehn;
Wie er mit Sicherheit an das zurücke denket,
Was in verſtrichner Zeit ihn inniglich gekränket;
Wie ihn die ſtille Pracht der tiefen Ewigkeit
Mit frohen Palmen krönt, ihm nichts als Freude beut,
Wie er vom Glanz und Stral der Gottheit ganz
entzücket
In ruhigem Genuß die Majeſtät erblicket;
Wie er des Himmels Rath, der ihm vorhin verſteckt,
Mit heller Deutlichkeit ſieht offen und entdeckt;
Und endlich, wie ihn nicht die Furcht des Wechſels ſtöret:
Weil ſeine Ewigkeit ohn alles Ende währet.

◆

* *

Fortſetzung der Betrachtungen über die Majeſtät Gottes.

Es würde zu nicht geringer Verherrlichung dieſer Eigenſchaft Gottes gereichen, wenn alle, oder doch wenigſtens mehr Menſchen, auf dasjenige Acht hätten, was in dem Dunſtkreiſe unſerer Erdkugel vorgeht. Es würde manche erſtaunenswürdige Begebenheit in der Natur nicht der göttlichen Allmacht allein, ſondern zugleich der göttlichen Weisheit zugeſchrieben werden; und man würde da die ſicherſten Spuren eines allweiſen, eines majeſtätiſchen Weſens antreffen, wo man außerdem nur ein allmächtiges Weſen erkennet. Wer den Gebrauch der geſunden Vernunft nicht mit der blinden Welt zu verwerfen, geſonnen iſt, der wird mir zugeſtehen müſſen, daß diejenigen Erklärungen der Begebenheiten, welche in der Natur vorgehen, die beſten ſind, aus welchen erhellet, daß nicht nur ein allmächtiger, ſondern auch ein majeſtätiſcher Urheber derſelben vorhanden ſeyn muß. Ich kann mich demnach nicht genugſam verwundern, daß es noch ſo viel eifrige Verfechter ſolcher Begebenheiten giebt, die bloß von einer unmittelbaren Allmacht Gottes herſtammen. Dieſe Blöden wollen die Gröſſe des Schöpfers durch ihren unzeitigen Eifer erheben, und in der That verringern ſie dieſelbe doch. Und wie ſehr iſt es zu bedauern, daß dieſe Leute gemeiniglich ſolche ſind, welchen, ſonderlich um anderer willen, eine deutliche Erkenntniß aller göttlichen Eigenſchaften höchſtnöthig iſt. Woher kömmt aber dieſes Uebel? Und was iſt denn ſonderlich einer deutlichen Erkenntniß der Majeſtät Gottes ſo ſehr zuwider? Nichts anders, als eine blinde Verachtung der Naturlehre. Dieſe letztere zeiget uns, gleichwie überhaupt in der ganzen körperlichen Welt, alſo, wie ich bereits gedacht habe, beſonders in dem Dunſtkreiſe unſerer Erdkugel, allerley Veränderungen und Begebenheiten auf einer ſolchen Seite, auf welcher wir die Majeſtät Gottes in ihrer Größe deutlich wahrnehmen können; da wir hingegen, wenn wir die Naturlehre verachten, bey derſelben kaum einen Stral der Gottheit erblicken. Ich könnte viele dergleichen Begebenheiten anführen, welche fälſchlich der göttlichen Allmacht allein zugeſchrieben werden, da ſich doch die göttliche Weisheit zugleich auf eine ausnehmende Art in der vortrefflichſten Verbindung mit jener, und alſo die göttliche Majeſtät, dabey zeiget. Allein vieler Urſachen wegen will ich nur einer einzigen gedenken.

Wer in der Naturlehre ein Fremdling iſt, ja ich will noch mehr ſagen, mancher geſchickte Naturforſcher hält es für unmöglich, daß, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, der Schatten an einem Sonnenzeiger, wenn dieſer unbeweglich bleibt, zurück gehen kann. Er glaubet daher, Gottes Allmacht habe es unmittelbar gewirkt, daß ehemals zu Jeruſalem, zu den Zeiten des Hiskias, der Schatten am Sonnenzeiger Ahas einige Linien zurückgegangen iſt. Wer hingegen auf die Natur, und beſonders auf die Luftbegebenheiten, etwas genau Acht hat, der wird befinden, daß ſich dergleichen mit dem Schatten natürlicher Weiſe zutragen kann, und daß es ſich auch damals unfehlbar, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, durch die höchſtweiſe Fügung ihres großen Meiſters, zugetragen hat. Er weis, daß die Sonnenſtralen, wenn ſie aus einer dünnen Materie in eine dichtere, und aus einer dichten in eine dünnere fahren, ſich brechen, und alſo eine andere Richtung bekommen, als ſie vorher hatten, da ſie in einerley Materie herab bis auf die Erde fuhren. Es iſt ihm aus öfterer Erfahrung bekannt, daß vielmals ſubtile Dünſte und dünne Wölkchen unter der Sonne hinfahren, ohne ihren Schein gar merklich zu verhindern. Beydes nimmt er zuſammen, und ſchließt daraus, daß die in das Dunſtwölkchen einfallenden Sonnenſtralen ſich brechen, eine andere Richtung bekommen, und bey allen Körpern, welche unter demſelben befindlich ſind, eine andere Werfung des Schattens, als ſie außerdem haben, verurſachen müſſen; welcher Schatten, nachdem nun das Dunſtwölkchen von dieſer oder jener Gegend hergezogen kömmt, entweder vorwärts oder rückwärts geht. Geſchieht dieſes, urtheilet er weiter, an dem Schatten überhaupt: ſo geſchieht es auch an dem Schatten der Sonnenzeiger. Endlich machet er den Schluß: Alſo hat auch ehemals zu den Zeiten des Hiskias ein ſubtiler Dunſt, oder ein dünnes Wölkchen, die Zurückgehung des Schattens am Sonnenzeiger Ahas verurſachen können; ja ſie iſt auch höchſtwahrſcheinlicher

Weiſe wirklich daher gekommen; weil Gott, nebſt ſeiner Allmacht zugleich ſeine Weisheit dabey gezeiget, wenn es ſich alſo begeben hat.

Ein phyſikaliſcher Verſuch, welchen ich oft gemacht, und allezeit richtig befunden habe, kann die Möglichkeit dieſer Begebenheit in ein groſſes Licht ſetzen. Man ſchlage einen Stift entweder in eine liegende Fläche ſenkrecht, oder in eine Wand horizontal ein. Man nehme ein mit Waſſer gefülltes Glas, und fahre, von einer Seite her, zwiſchen der Sonne und dem Stifte hin: ſo wird man ſehen, daß alsbald der Schatten davon entweder vor- oder rückwärts geht, nachdem man das Glas beweget. Das Glas wirft zwar, nebſt dem darinnen enthaltenen Waſſer, über den Stift und den Ort ſeines Schattens auch einen Schatten: allein dieſer iſt weit ſchwäer, als der Schatten des Stiftes, als eines undurchſichtigen Körpers. Wenn man alſo das Dunſtwölkchen, welches unter der Sonne hinfährt, noch ſubtiler und durchſichtiger annimmt, als das Glas mit dem Waſſer war; wie denn dergleichen Dunſtwölkchen, welche ſo gar bey uns unſichtbar ſind, die Brechung der Sonnenſtralen leicht verurſachen können: ſo kann man ohne Schwierigkeit begreifen, wie ein Dunſtwölkchen zwiſchen uns und der Sonne ſeyn kann, ohne den Schein derſelben merklich zu verhindern und zu verurſachen, daß man die Schatten undurchſichtiger Körper mit dem ſeinigen, welcher allzu ſubtil iſt, vermenget.

Wer in der Naturlehre nicht weiter gekommen iſt, als bis auf die Empfindungen der Verſuche, könnte mir vielleicht einwenden, daß dieſes alles zwar mit dem Glaſe, aber nicht mit dem Dunſtwölkchen möglich wäre. Ich will daher aus **Parents phyſikaliſchen und mathematiſchen Unterſuchungen** eine Begebenheit anführen, welche der zu den Zeiten des Hiskias vollkommen ähnlich iſt. Im Jahre 1703 den 7 des Brachmonats gieng zu Meß der Prior des Convents, P. Romuald, mit dem F. Lucian im Garten ſpaziren. Als dieſer leztere ſah, daß der Sonnenzeiger auf 12 Uhr wies, ſo gieng er, nach ſeiner Pflicht und Gewohnheit, zu läuten. Alsbald ſchlug es auch auf den Thürmen der Cathedral- und S. Vincenzkirche zwölfe. Der P. Romuald ſah den Sonnenzeiger an, und bemerkte, daß der Schatten bis auf ein Viertel auf zwölf Uhr zurück gegangen war. Indem er ihn beſtändig anſah, gieng der Schatten noch weiter, bis halb eilf Uhr zurück. Er rief den F. Lucian zurück, ſie ſahen es beyde mit einander an, und als ſie ihre Augen in die Höhe nach der Sonne richteten, ſahen ſie einige dünne Wölkchen, ohne Regen, vom Winde unter der Sonne vorbey wehen. Hierauf gieng der Schatten allmählig wieder an ſeinen Ort zurück, und es war von ſeinem Rückgange weiter nichts zu ſpüren. Niemand, als derjenige, welcher alle ſeltene Erzählungen ohne Grund zu verwerfen gewohnt iſt, wird es nunmehr in Zweifel ziehen, daß der Schatten eines Sonnenzeigers natürlicher Weiſe zurück gehen kann, wenn nämlich ein Dunſtwölkchen zwiſchen ihm und der Sonne vorüber fährt. Kann alſo in Lothringen eine ſolche Begebenheit in dem ordentlichen Laufe der Natur ihren

Grund haben; ſo geht dieſes auch im gelobten Lande an: und nicht nur zu Metz, ſondern auch zu Jeruſalem iſt es beſſer, daß Gott nebſt ſeiner Allmacht, auch ſeine Weisheit wirkſam ſeyn läßt.

Dieſes, was vor langen Zeiten zu Jeruſalem, und in dem itzigen Jahrhunderte zu Metz iſt geſehen werden, hat ſich ohne allen Zweifel, außer dieſen zweyen malen, noch gar öfters zugetragen. Ich ſelbſt habe das Glück gehabt, dergleichen Begebenheit letzthin wahrzunehmen. Denn als ich mich mit dem beſchriebenen Verſuche beſchäfftigte, ſo klärte ſich gleich der Himmel auf, welcher zuvor voller Regenwolken geweſen war. Indem ich nun genau auf den eingeſchlagenen Stift ſah, um den völligen Sonnenſchein nicht zu verſäumen; ſo gieng der Schatten deſſelben, als die Sonnenſtralen ſo zu reden nur halb leuchteten, ohne daß ich das Glas dazwiſchen hielt, einen guten Theil zurück, kehrte aber ſogleich wieder an ſeinen Ort. Dieſes kam daher, weil, wie ich gar wohl ſah, noch dünne Wölkchen unter der Sonne vorbeyzogen. Ich freute mich nicht wenig darüber, daß ich eben das geſehen, was Hiskias und Eſaias zu Jeruſalem, und Romuald und Lucian zu Metz geſehen haben. Sie ſahen den Schatten zurückgehen; ich auch. Und dieſes iſt das weſentliche Stück dieſer Begebenheit. Die Ziffern und die Geſtalt eines Sonnenzeigers machen hierinnen keinen Unterſchied aus.

Ich habe mich, ſo viel möglich, bemühet, die Sache durch beyſtehende Figuren deutlicher zu machen.

I. Figur.

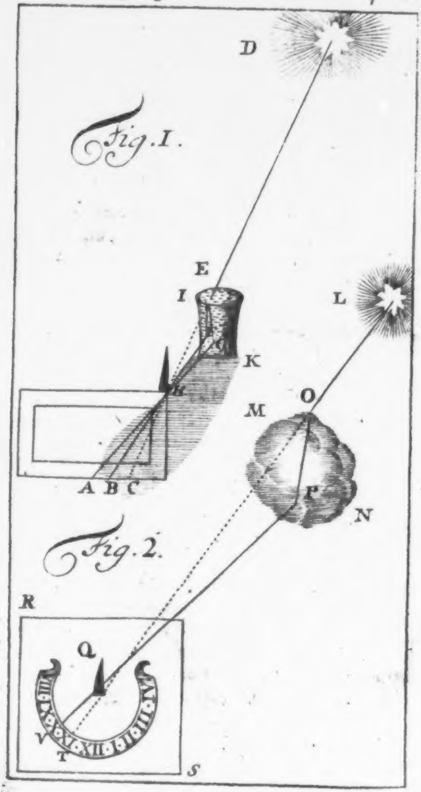
In H ſey ein Stift eingeſchlagen, welchen die Sonne aus D beſcheint. Da wird nun der Schatten davon, welcher mit dem Strale DC in HC gränzet, nothwendig in C fallen, wenn zwiſchen D und H eine Materie von einerley Dichtigkeit iſt. Komme ich aber mit dem mit Waſſer angefüllten Glaſe IK von I gegen K gefahren: ſo wird ſich der Stral, welcher in E einfällt, wie aus der Optik bekannt iſt, von ſeiner ordentlichen Straße wegbrechen, und etwan in F fahren, worauf er in gerader Linie in H anfährt, und alſo fortfahren, und in B einfallen muß. Da nun mit dieſem Strale der Schatten des Stifts gränzet: ſo iſt zugleich der Schatten aus C in B zurück gefahren. So wird auch, wenn ich das Glas weiter führe, der Stral aus E durch die Brechung in G fahren, woraus er in A kommen, und, aus nur itzt angegebenen Urſachen, den Schatten noch weiter zurück, aus B in A bringen muß.

II. Figur.

Nimmt man nun für die unbeſtimmte Fläche mit dem Stifte einen Sonnenzeiger R S, und für das mit Waſſer angefüllte Glas ein Dunſtwölkchen M N an: ſo wird der Zeigeſtift Q, wenn die Sonne in L ſteht, ſeinen Schatten in T werfen, wenn zwiſchen Q und L eine Materie von einerley Dichtigkeit befindlich iſt. Wird aber das Wölkchen von M gegen N gewehet: ſo wird der in O einfallende Stral ſich nach P brechen, und alſo den Schatten des Zeigeſtiftes in V zurück führen. Ich bin kein ſolcher

Anti-

Zu den Beluſtigungen Chriſtmonat 1743. p. 478.


D
Fig. I.
E
I
L
K
H
O
M
A B C
P
N
Fig. 2.
R
Q
V
T
S

Antiquarius, habe auch Lundii jüdiſche Heiligthümer nicht ſo fleißig durchſtudieret, daß ich im Stande geweſen wäre, den Sonnenzeiegr Ahas in Lebensgröße herzuzeichnen. Es iſt auch dieſes nicht nöthig. Denn was von einem Sonnenzeiger hierinnen geſagt wird, das gilt von allen; es wäre denn, daß in dem ahaſiſchen ein beſonderes Heiligthum verborgen ſteckte.

Wider meine Erklärung dieſer Begebenheit könnten vielleicht einige einwenden, ſie würde kein Zeichen der Wiedergeneſung des Hiskias geweſen ſeyn, wenn ſie auf dieſe Art erfolget wäre, indem ſie nothwendig erfolget ſeyn müßte. Ich ſehe nicht, was dieſer Einwurf meiner Erklärung ſchaden kann. Sie mag nothwenig oder zufällig geweſen ſeyn, ſo geſchah ſie doch zu einer Zeit, da ſie Eſaias vorhergeſagt hatte, und da ſie den Hiskias von ſeiner Geneſung überzeugen ſollte. Ueberdieſes ſo iſt die Nothwendigkeit, aus welcher ſie erfolget iſt, nur bedingt geweſen. Gott hat nämlich vorhergeſehen, daß ſie dereinſt nöthig ſeyn würde. Er hat demnach den Lauf der Natur alſo geordnet, daß zu der beſtimmten Zeit ein Dunſtwölkchen unter der Sonne hinfahren, und ſie verurſachen müſſen. Wir ſehen alſo aus dieſem Beyſpiele, wie vortrefflich Gott öfters ſeine Weisheit mit ſeiner Macht zu verbinden, und durch eine im Anfange aller Dinge von ihm geſchehenen Beſtimmung vieles in der Natur ſo zu ordnen weis, daß es ſolche Wirkungen hervorbringet, welche zur Erhaltung ſeiner weiſen Abſichten nöthig ſind.

Ich komme nunmehr auf die Betrachtung des ganzen Weltgebäudes. O wenn doch hier mein Witz im Stande wäre, die zu einer ſo hohen Materie gehörigen Ausdrückungen zu erfinden! O wenn ich doch nicht im Voraus geſtehen müßte, daß ich durch alles das, was ich ſagen werde, noch lange nicht die Hälfte des Erſtaunenswürdigen, welches man in der Betrachtung der körperlichen Welt im Ganzen antrifft, werde entdecken können! Nichts kömmt hier der Schwäche meiner Kräfte beſſer zu ſtatten, als eine gründliche Einſicht in den Bau der Welt. Wer dieſe beſitzt, dem wird ſie allezeit aus eigner Ueberzeugung beweiſen, was ich nur werde beweiſen wollen. So unvollkommen aber auch meine Betrachtungen ſeyn werden, ſo deutlich wird dennoch aus denſelben erhellen, daß die Erkenntniß der Majeſtät Gottes, welche aus der Betrachtung unſerer Erdkugel, und der auf und in derſelben enthaltenen Körper herfließt, nur ein Schatten gegen diejenige zu nennen iſt, welche uns die Erforſchung des ganzen Weltgebäudes beybringt.

Wie hoch erhebt ſich nicht hier ein Naturforſcher über den Pöbel! und um wie viel vollkommener iſt nicht ſeine Erkenntniß der göttlichen Majeſtät, wenn er den Himmel in ſeiner Pracht beſchauet, als aller derjenigen ihre, welche ihn mit eben der Kaltſinnigkeit anſchauen, mit welcher ſie eine blaue Decke in einem Zimmer ſehen, an welche goldene Sterne gemalet ſind! Ein verſtändiger Naturforſcher, und ein in natürlichen Dingen ganz unwiſſender Menſch kommen mir nicht anders vor, als zween Reiſende, deren einer in einer ſehr weiten Entfernung mit ſeinen ſcharfen Augen, unterſchiedene Thurmſpitzen erblicket, da jener, welcher gar blöde Augen hat, noch nichts, als Dunſt und Nebel, ſieht. Kommen ſie dem Orte näher: ſo ſieht jener auf das deutlichſte, daß ſie eine große Stadt vor ſich haben, da dieſer kaum mit Noth einige Thurmſpitzen mit ſeinen Augen erreichen kann. Welcher von beyden wird ſich nun hier den deutlichſten Begriff von dieſer Stadt machen können? Und welcher wird die Geſchicklichkeit desjenigen, welcher den Bau der prächtigen Gebäude, die er vor ſich ſieht, angegeben hat, am meiſten bewundern und hochſchätzen können? Es iſt kein Zweifel, daß nur der erſtere hierzu fähig iſt. Eben alſo iſt auch nur ein Naturforſcher im Stande, bey Anſchauung des geſtirnten Himmels ſich zugleich den deutlichſten Begriff von der wahren Größe und Beſchaffenheit der glänzenden Himmelskörper zu machen, und hiervon auf die Majeſtät des Schöpfers am untrüglichſten zu ſchließen, da ſie ein anderer indeſſen für nichts, als leuchtende Puncte anſiehet. Denn ein Naturforſcher läßt es bey der Anſchauung mit bloßen Augen nicht bewenden; ſondern er erblicket durch Hülfe der vortrefflichſten Ferngläſer daſelbſt eine unzählige Menge Sterne, wo jener kaum blaſſe Streife, oder kleine Dunſtwölkchen am Himmel gewahr wird. Unzählige Menſchen ſehen die Milchſtraße und die neblichten Sterne: aber, daß beyde nichts anders ſind, als eine Menge von viel tauſend Millionen Fixſternen, welche uns nur wegen ihrer großen Entfernung von uns, als ſchwache

Dünſte erſcheinen, das weis er nicht; nur der Naturforſcher weis es. Dieſer wird auch am ganzen Himmel, wo ein Unwiſſender nichts, als ein leeres blaues Feld, ſieht, viel tauſend Sterne gewahr, und machet endlich nach ſo häufiger Erblickung derſelben, und nach fernerem Nachdenken, den Schluß, daß der Sterne am Himmel ſo viel, als des Sandes am Meere, ja eine unendliche Menge, ſind. Er geht in ſeinen Betrachtungen weiter; er mißt die Größe derſelben, und befindet, daß die meiſten darunter eine Million Meilen in ihrer Größe betragen. O unbegreifliche Macht des majeſtätiſchen Schöpfers! wer ſollte nicht hier bey deiner Betrachtung in eine entzückende Verwunderung ausbrechen? Wer ſollte hier nicht aus deinen Werken deine Größe erkennen?

Doch ich muß weiter gehen, und mit den Naturforſchern die Entfernung dieſer ungeheuren Himmelskörper von einander ausmeſſen. Ein einfältiger Heſiodus, und mit ihm alle in der Natur Unwiſſende, halten den Himmel für erſtaunend hoch, wenn ſie glauben, ein Mühlſtein müſſe 9 Tage Zeit haben, wenn er von dar bis auf die Erde fallen wollte. Wie billig nennet dieſes ein großer Weltweiſer unſerer Zeiten kindiſche Gedanken von dem erſtaunend großen Weltbaue! Ganz anders ſind hierbey die Gedanken des Naturforſchers beſchaffen. Er weis, daß eine Stückkugel, ſo geſchwind auch ihr Lauf wäre, dennoch 25 Jahre fliegen müßte, ehe ſie, wenn ſie auf unſerer Erdkugel abgeſchoſſen würde, in die Sonne käme. Aus dieſer ſo großen Entfernung der Sonne von unſerer Erdkugel ſchließt er auf die noch weit größere Entfernung der Fixſterne von einander. Da er jene auf 20 Millionen Meilen befunden hat, ſo rechnet er ferner aus, daß der Saturn wenigſtens 70 Millionen Meilen von unſerer Sonne entfernet iſt, und befindet bey fernerem Nachforſchen mit Erſtaunen, daß dieſe ungeheure Entfernung, dennoch nur den 2880ſten Theil von der Entfernung des nächſten Fixſternes von unſerer Sonne ausmachet, und, daß dieſe weit über 200000 Million Meilen beträgt. Welch eine erſtaunungswürdige Entfernung iſt das! Iſt nun unter einer unendlichen Menge von Fixſternen ein jeder ſo weit, und ſind viele noch weiter von einander entfernet; was für einen ungeheuren, was für einen unbegreiflich großen Raum muß nicht das ganze Weltgebäude einnehmen! Der Naturforſcher vermehret in ſeinen Gedanken die viele 1000 millionenfachen Entfernungen der Fixſterne, ſo vielmal, als ihm ſein endlicher Verſtand zu zählen erlaubt. Er ſchwingt ſich durch unendliche Sonnenwirbel in die Höhe, und findet dennoch nicht die geringſte Urſache, dem Weltgebäude irgendwo einige Grenzen zu ſetzen, ſein ferneres Nachdenken überzeuget ihn vielmehr von der Unendlichkeit deſſelben.

Bisher habe ich mit dem Naturforſcher nur die unbegreifliche Anzahl, Größe und Entfernung der Fixſterne erwogen und bewundert. Nun will ich mit demſelben die noch weit größere Anzahl der dunkeln Weltkörper, der Wohnungen aller beſeelten Geſchöpfe, der Planeten, betrachten. Hier geräth mein Geiſt in eine Entzückung, welche mir die unendliche

Menge derſelben in ihren ungeheuern Laufkreiſen, in voller Bewegung um ihre Sonnen vorſtellet. Ich ſehe, wie ſich um jeden Firſtern eine gewiſſe Anzahl von Planeten, und um einige Planeten wiederum einige Nebenplaneten, mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit, herumſchwingen, und eben durch dieſes Umdrehen, und durch den Umſchwung, welchen ſie um ihre eigne Achſe haben, von ihren Sonnen Licht und Wärme, Sommer und Winter, Tag und Nacht bekommen. Ich erblicke auf einem jeden derſelben eine eben ſo große, ja auf vielen eine noch weit größere Menge und Mannichfaltigkeit belebter und unbelebter Geſchöpfe, als ich auf dem Planeten, welchen wir bewohnen, wahrgenommen habe. Ich ſehe Berge, Meere, Flüſſe, Gewächſe und Thiere von ſo verſchiedner Art, Geſtalt und Größe, als die Planeten ſelbſt ſind. Dieſe Mannichfaltigkeit, dieſe unendlich vielen Arten der Geſchöpfe werde ich auf ſo viel 1000 Millionen erſtaunend großen Weltkörpern gewahr, wenn ich einen nach den andern ins beſondere betrachte. Ueberſehe ich aber das ganze Weltgebäude auf einen Blick: ſo zeiget ſich mir alles in der genauſten und ſchönſten Uebereinſtimmung, ſo, daß ich die Vollkommenheit deſſelben mit innigſtem Vergnügen bewundern muß, und dem Schöpfer deſſelben in verehrungsvoller Demuth, in vollem Glanze ſeiner Majeſtät, erkennen kann. Die höchſtweiſe Ordnung dieſer Weltkörper, in Anſehung der Geſchwindigkeit ihres Laufes und der Entfernung ihrer Laufkreiſe von ihrer Sonne, machen meine Erkenntniß noch deutlicher. Ein jeder Planet läuft ſo geſchwind, und iſt ſo weit von ſeiner Sonne entfernet, als es die Beſchaffenheit der Geſchöpfe erfordert, welche er in ſich halten, tragen und ernähren muß. Der Saturn würde augenblicklich, mit allen ſeinen Geſchöpfen, vor Hitze in Dunſt und Dampf zerfliegen, wenn er an die Stelle des Mercurs kommen ſollte, und dieſer würde vor Kälte zu einem Steine werden, wenn er einmal an jenes Stelle rücken müßte. Sollte einmal ein Bewohner unſerer Erdkugel in den Mercur verſetzt werden, wie ſehr würde er ſich entſetzen, und wie unmöglich würde es ſeyn, daß er daſelbſt leben könnte, wenn er, anſtatt des hier gewöhnlichen Waſſers, aus Quellen und Strömen, welche nicht anders ſind, als geſchmolzenes Bley, trinken, und ſo ſein Leben erhalten ſollte! Iſt es alſo nicht ein untrügliches Zeichen der Majeſtät des Schöpfers, daß er die größte Weisheit mit den größten Werken ſeiner Macht ſo genau verbunden hat?

Ich ſehe nunmehr auch eine Menge fürchterlicher Kometen mit ungeheuren Dampfſäulen, durch viele Sonnenwirbel herum ſchweifen, und bald hier, bald da, bald dort einem Planeten, wo nicht ſeinen gänzlichen Untergang, doch ſein Verderben auf eine Zeit lang, verurſachen. Zu was für weitläuftigen und fruchtbaren Betrachtungen geben mir nicht der Urſprung, die Beſchaffenheit, der Lauf und die Verrichtungen dieſer allgemeinen Schreckensboten Gelegenheit! O könnte und dörfte ich hier meine Gedanken von der Schöpfung, von dem Untergange und von den Hauptbegebenheiten der Welt frey entdecken: ſo wollte ich bey allen dieſen, die Grundurſachen und Abſichten aus der weiſen Vorſehung und Anordnung Gottes herleiten; ſo wollte ich aus der Lehre von den Kometen, eine ſolche Erklärung von dieſen wichtigen Weltbegebenheiten machen, welche die Macht und Weisheit, und folglich die Majeſtät Gottes weit mehr erheben ſollte, als es der gemeine Wahn thut, nach welchem man den Anfang und das Ende der Welt in die engen Grenzen der Dauer unſerer Erdkugel, in welcher ſie von beſeelten Geſchöpfen bewohnt werden kann, einſchließt. Ich wollte die dunkeln Weltkörper bald als bewohnte und geſchmückte Planeten, bald aber als wüſte, brennende und düſtere Kometen zeigen, und aus der Betrachtung ſolcher immerwährender Abwechſelungen, die Größe des majeſtätiſchen Schöpfers und Erhalters der ganzen Welt nicht wenig verherrlichen. Doch da bereits unterſchiedene dreiſte und gelehrte Männer, und unter dieſen ſonderlich der gelehrte Herr Rector Heyn ihre Gedanken hierüber zum Theil ziemlich freymüthig entdecket haben, und nunmehr ein jedweder, welcher bey dem hellen Lichte der Wahrheit nicht mit Willen blind ſeyn will, ſelbſt weiter nachdenken kann: ſo habe ich meinen Zweck bereits erreichet, da ich aus der unendlichen Menge der großen Weltkörper aus ihrer ungeheuern Entfernung von einander, aus der höchſtweiſen Ordnung ihrer Laufkreiſe, und aus den wichtigen Abſichten des Schöpfers bey den Kometen, die ſtärkſten Beweiſe der Majeſtät deſſelben hergeleitet habe. Meine Sinne verlieren ſich, meine Gedanken werden irre, ſo oft ich mich in die Betrachtung des Weltgebäudes vertiefe. Die Menge, die Größe, die Mannichfaltigkeit, der Glanz, die ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ Ich muß aufhören, die Werke der göttlichen Macht und Weisheit zu betrachten; denn ich würde damit nimmermehr zum Ende gelangen.

Wer zweifelt nun wohl daran, daß derjenige, welcher die Natur fleißig anſchauet und erforſchet, zu einer ſehr deutlichen Erkenntniß der Majeſtät Gottes gelangen kann? Gedenket ihr etwan, die ihr euch aus Faulheit vor der Unterſuchung natürlicher Dinge ſcheuet, hierwider etwas erhebliches vorzubringen? Wollet ihr etwan den Naturforſchern die Ungewißheit ihrer Lehrſätze vorwerfen, als welche nur auf wahrſcheinlichen Gründen beruheten, und alſo zu keiner deutlichen Erkenntniß der Majeſtät Gottes führen könnten? Schweiget, Unwiſſende! und verrathet es nicht, durch dieſen gegründeten Vorwurf, daß ihr noch keinen Blick in die Naturlehre gethan habet! Hättet ihr euch in der körperlichen Welt beſſer umgeſehen: ſo würdet ihr gefunden haben, daß man in der Naturlehre mehr Gründlichkeit hat, als ihr glauben könnet, und, daß man diejenigen Werke des Schöpfers, welche die beſten Zungen ſeiner Majeſtät ſind, mit ſolcher Deutlichkeit und Ueberzeugung kennet, als es zur Erkenntniß dieſer göttlichen Eigenſchaft nöthig iſt.

Ihr aber, die ihr aus einer angebohrnen Trägheit, die größten Werke des Schöpfers ohne die geringſte Verwunderung, ohne die geringſte Ehrfurcht anſehen könnet, ſaget einmal, können denn eure ſteinernen Herzen auch durch die Betrachtungen, welche ich itzo angeſtellet habe, nicht erweichet und beweget werden? Könnet ihr die Größe des Schöpfers, welche er in den allerkleinſten und verborgenſten Theilen der Natur gezeiget hat, nicht finden? Könnet ihr ſeine unendliche Macht und Weisheit nicht aus den unzähligen Geſchöpfen, welche in der Erde und im Meere verborgen ſind, erkennen? Sehet ihr nicht an den Pflanzen des Erdbodens die deutlichſten Spuren ſeiner Majeſtät? Kann euch der Bau des menſchlichen Körpers, und können euch die vielfältigen Proben ſeiner Weisheit, welche er in der Natur und an den Gliedmaßen der Thiere gezeiget hat, zu keiner Verwunderung bewegen? Seyd ihr unempfindlich, wenn ihr den ganzen Umkreis unſerer Erdkugel, und die ſo vielfältigen Theile derſelben, in ihrer ſchönen Verbindung auf einmal überſehet? Setzet euch nicht die Betrachtung des erſtaunenswürdigen Weltgebäudes, mit ſeinen unzähligen Fixſternen, Planeten und Kometen, mit ſeinen unendlichen mannichfaltigen beſeelten und unbeſeelten Geſchöpfen, und mit ſeiner höchſtweiſen Ordnung und Uebereinſtimmung im Ganzen, in die äußerſte Entzückung? Und gelanget ihr nicht durch alles dieſes, zur deutlichſten Erkenntniß der Majeſtät Gottes? Es kann nicht anders ſeyn. Wofern noch eine vernünftige Seele in euch wohnet: ſo müſſen euch dieſe Betrachtungen die Augen aufthun.

Habet Dank, ihr, die ihr eure Bemühungen, eure Kräfte, euer Leben auf die Erforſchung der Natur gewandt habet, und noch wendet! habet Dank, ihr, die ihr inſonderheit die Größe und Pracht des Weltgebäudes, durch unermüdete Beobachtungen, in ein ſo helles Licht geſetzt habet! Copernicus, Hevel, Hugen, Newton, Whiſton werden, um ihrer Verdienſte willen, unſterblich ſeyn; und dein Ruhm, großer Wolf! wird ſich zu keiner Zeit in einige Grenzen einſchließen laſſen.

Chriſtlob Mylius.

* *

Der Hochmuth.

Mich ſollte Stolz und Wahn bemeiſtern,
Dem nur das Pöbelvolk von Geiſtern,
Das Gott und Welt und ſich verkannt,
Ein knechtiſch Opfer angebrannt?
Den Hochmuth will ich ewig haſſen,
Und lieber Erd und Welt verlaſſen,
Das Wohnhaus ſtolzer Eitelkeit.
Die mögen von dem Triebe brennen,
Die nie ihr Nichts empfinden können,
Indem ihr Dünkel es verbeut.

Ihr Winde, denn euch iſts gegeben,
Die Sterblichen empor zu heben,
Die gerne von dem Eiteln flöhn,
Eilt, mich von hinnen zu erhöhn.
O Glück! ich ſchweb auf ihren Flügeln,
Die Berge werden ſchon zu Hügeln:
Der Iſter flieht: der Ströme Fürſt.
So muß das Weltmeer ſelbſt verſchwinden;
O Seele, wenn du auf den Winden
In höhre Gegend fliegen wirſt.

Hier ſchweb ich in entfernten Höhen,
Der Erdball ſcheint mir zu vergehen,
Und was ich erſt für groß erkannt,
Wird kleiner, als der kleinſte Sand.
Sind hier die mächtigen Provinzen,
Um die die Wuth ergrimmter Prinzen
In tödtlichen Gefechten kämpft;
Bis einſt den Stolz ergrimmter Krieger
Der Ueberwinder aller Sieger
Mit Furcht und Schrecken ewig dämpft?

Hier, wo um tauſend Feuerballen
Noch nie gezählte Welten wallen,
Verliert ſich mein erſtaunt Gemüth,
Das hier ſein Nichts zu deutlich ſieht.
Und dort bläht ſich ein Heer der Thoren,
Das Einſicht und Gefühl verlohren,
Und dünkt ſich mehr als eine Welt?
O Weisheit, möcht ich doch erblicken,
Mit welchen unſichtbaren Stricken
Der Hochmuth ſie gefeſſelt hält?

O wie! der Himmel wird zertheilet?
Die Weisheit kömmt herabgeeilet:
Wer iſt die, die mit Sittſamkeit
Ihr ihre Rechte ſchamhaft beut?
Sie wendet die beſcheidnen Blicke
Voll Furchtſamkeit von ſich zurücke,
Sie auf die Weisheit hinzudrehn:
Wie am Altar vermählte Schönen
Auf ihren Freund mit keuſchem Sehnen,
Doch ſeitwärts und erröthend ſehn.

Du ſollſt den Hochmuth kennen lernen,
Damit du dich von ihm entfernen,
Und, weil du Demuth lieb gewannſt,
Auch ſeine Feſſel meiden kannſt.
Du flüchteſt zwar von ſeiner Seite;
Doch wenn ich dich dabey nicht leite:
So nahſt du dich dem Stolze nur.
Oft will jemand dieß Laſter fliehen,
Und wird doch ſtolz durch ſolch Bemühen:
Sprach die Regentinn der Natur.

Als in den erſten goldnen Zeiten
Sich unter die Vollkommenheiten
Das Laſter, das auch mich verdrängt,
Noch nicht aus Frevel eingemengt:
Da gieng, mit freudigem Vertrauen,
Die ſittſamſte der Tugendfrauen,
Die Demuth, mit den Menſchen um.
An fremdem Werth ſich zu ergötzen,
Und andre mehr, als ſich zu ſchätzen,
War dazumal der Menſchen Ruhm.

Wie war der Menſchen Geiſt erhaben,
Als ſich die Kenntniß eigner Gaben,
Die keine Mängel ſich verhält,
Zur Neigung für ſich ſelbſt geſellt!
Man pflegte nicht, ſich hochzuachten,
Den Werth der andern zu verachten:
Die Tugend war an allen ſchön;
Das nennte man ſich zärtlich lieben,
Die Tugend, die die andern trieben,
Von ſich auch ausgeübt zu ſehn.

Vor andern ſtolz hervorzuragen,
Das Haupt ſteif aufgereckt zu tragen,
Und was der Wahn hernach erfand,
War damals allen unbekannt.
Man wußte nur mit holden Blicken
Voll Sanftmuth andre zu entzücken,
Und nicht, ſie ſpöttiſch anzuſchaun:
So wie zween Freunde noch auf Erden
Mit holden zärtlichen Geberden
Die Herzen wechſelnd ſich vertraun.

Da hatte noch der Haß, zu toben,
Die wilde Fauſt nicht aufgehoben,
Da führte man, von ihm entbrannt,
Noch keine Schwerdter in der Hand.
Den Krieg mit fürchterlichen Minen,
Dem tauſend grauſe Geiſter dienen,
Sah man in keinen Grenzen drohn:
Man wußte nichts von Streit und Siegen:
Da war nur Eintracht und Vergnügen;
O Zeit, wo biſt du hin entflohn?

Die Bosheit ſah der Demuth Glücke
Mit einem haßerfüllten Blicke:
Sie ſah es, und der wilde Neid
Erfüllte ſie mit Grauſamkeit.
Sie rief den grimmſten Ungeheuern,
Um ſie zur Rachgier anzufeuern,
Und lud ſie, Rath zu pflegen, ein.
Sie riethen, und oft bis zum Streiten:
Wie kann bey Unvollkommenheiten
Einträchtiges Betragen ſeyn?

Zuletzt trat aus den wüſten Schaaren,
Um ihren Rath zu offenbaren,
Als man nur Müh und Zeit verlohr,
Die Liſt voll Zuverſicht hervor.
Ihr, ſprach ſie, müßt die Menſchen äffen,
Wenn Tugenden ein Unglück treffen,
Und ſich ihr Anſehn mindern ſoll.
Laßt uns vereint ein Bild erbauen,
Es ſey anmuthig anzuſchauen,
Und doch von allen Laſtern voll.

Es ſchwieg die Liſt: und durch den Haufen
Sah man ein freudig Murmeln laufen;
Es ſtellt ſich jeder aus der Schaar
Geſchäfftig zu dem Baue dar.
Das Herz, die Wohnung eitler Triebe,
Ward von der blinden Eigenliebe,
Der Wannſt vom Wahn hervorgebracht.
Die Phantaſey ſchuf das Gehirne,
Es ward die aufgeworfne Stirne
Durch der Verachtung Fleiß gemacht.

Die Augen, die ſich flüchtig wenden,
Entſtunden von der Neugier Händen,
Die Lippen, die die andern ſchmähn,
Hab ich die Läſtrung ſchaffen ſehn.
Die Zähne, die zuſammen beißen,
Wenn andere beglückter heißen,
Hat der vergällte Neid erbaut;
Durch der Verſtellung Zauberkünſte
Bekam hernach dieß Windgeſpinnſte
Die angenehmſte Farb und Haut.

Die Jugend hat von fern erbebet,
Als es der Bosheit Hauch belebet:
Es that der wüſten Hölle Schlund
Die Luſt durch lautes Jauchzen kund.
Der Hochmuth ward nun ausgeſchicket:
Der hat der Menſchen Herz berücket:
Die Demuth floh; die Eintracht wich;
Ein jeder fing ſich an zu brüſten,
Als wenn ihm alle fröhnen müßten,
Ihn hob ſein Wahn ſelbſt über mich.

Man ſah am Wagen der Tyrannen
Seitdem beſiegte Fürſten ſpannen:
Seitdem ward einem eitlen Mann
Der halbe Weltkreis unterthan.
Ein ſtolzer Fürſt ließ Sebel zücken:
Gleich mußten ſich die Völker bücken,
Die ihn im Herzen doch verflucht.
O was entſtund vom Uebermuthe!
Oft floß ein Meer von deren Blute,
Die ihn zu ſättigen geſucht.

Rom, die Beherrſcherinn der Erden,
Sah man mit Blut gegründet werden,
Das der, dem es zur Rache floß,
Aus wilder Herrſchſucht nur vergoß.
Sieh, Cäſar litt kaum ſeines gleichen;
Und dem Pompejus ſollte weichen,
Was ihm an Macht und Hoheit glich.
Man ſah die Römer Römer dämpfen,
Und Brüder gegen Brüder kämpfen,
Indem der Stolz dem Stolz nicht wich.

Einſt wohnte man in ſtrohern Hütten,
Die Einfalt ward allda gelitten,
Die Tugend fand hier vor dem Trutz
Der ſchnöden Laſter ſichern Schutz.
Nun ward der Wahn der Menſchen gröſſer:
Der Hochmuth baute ſtolze Schlöſſer,
Auf ſteilen Felſen angelegt;
Sie heben ſich auf prächtgen Seulen,
Und drohn den Himmel zu ereilen,
Deß Donner ſie oft niederſchlägt.

Es ward vor der Paläſte Menge,
Der Raum der größten Stadt zu enge,
Es eilte ſtolzer Rathsherrn Haus
Seitdem zu ihrem Thor hinaus.
Man trug den Werth von reichen Städten
Auf üppiger Gewande Näthen,
Woran das Gold mit Blitzen ſchien.
Auch wies der Stolz ſich in den Speiſen,
Drum mußten faſt aus allen Kreiſen,
Die Speiſen auf die Tafel ziehn.

Von Schlöſſern bis zun kleinſten Häuſern
Sieht man, wie Stolz und Wahn ſich äuſern,
Vom Fürſten bis zum Unterthan
Iſt niemand, der ihn meiden kann.
Der Bettler unter den Iberen
Läßt ſich als einen Herrn verehren,
So ſtolz als eines Grafen Geiſt.
Kaum kann ein Weiſer ſich ermannen,
Der ſich dem herrſchenden Tyrannen
Durch meine Führung noch entreißt.

Du ſollſt nicht meinen Worten trauen,
Du ſollſt die Welt ſelbſt überſchauen.
Die Weisheit ſchwieg; und mein Geſicht
Ward heitrer durch ihr göttlich Licht.
O Himmel! von den kalten Lappen,
Die, in den Finſterniſſen tappen,
Bis zu den Mohren geht ſein Reich;
Von Norder bis zun Süderzonen,
Wo noch vernünftge Menſchen wohnen
Schätzt jeder ſinnlos ſich nichts gleich.

Was iſt, o Weisheit, jene Höhe,
Wie heißt der Tempel, den ich ſehe,
Ein jeder klimmt bemüht hinan:
Der Ehre Tempel, fängt ſie an;
Siehſt du nicht tauſend, die hier klettern,
Durch einen jähen Fall zerſchmettern?
Ein tiefer Abgrund ſchlingt ſie ein.
Sie ſchweigt: ich ſeh ein Heer von Sorgen,
Erſt war es meinem Blick verborgen,
Um ſtolze Thoren grimmig ſeyn.

Ich ſeh die Furcht um hohe Fürſten,
Die nur nach Ehrerbiethung dürſten:
Ein Weib, das um ihr Antlitz irrt,
Und augenblicklich größer wird.
Hier ziſchen drohende Gefahren;
Es zittern, die erſt trotzig waren,
Und es erblaßt manch ſtolz Geſicht.
Seh ich nicht Cäſars Blut dort fließen,
Den Caſca, ſtatt ſein Kleid zu küſſen,
Mit andern dürſtiglich durchſtiche?

Ich fühle mein Geblüte ſtocken;
Ich fühle meinen Geiſt erſchrocken;
Ich ſeh den ſchreckenvollen Tod,
Deß dürrer Arm den Hochmuth droht.
Vor ihm ziehn tauſend wilde Seuchen:
Ich ſeh den Stolzen ſchon erbleichen,
Er ſenkt ſein aufgeworfnes Haupt.
Die Hoheit, die er ſich gegeben,
Wird ihm mit dem verruchten Leben
Auf ewig plötzlich weggeraubt.

C**

* *

Der Autor.

Fünftes Stück.

Cedite Romani ſcriptores, cedite Graeci.
Propert.

Ich ſehe mit Vergnügen, daß ſich die Anzahl derer Scribenten täglich vermehret, welche ſich, bey Verfertigung ihrer Werke, nach meinen Regeln richten, und ihren Meiſter bald übertreffen. Meine beyden Correſpondenten, deren Briefe ich meinen Leſern in dieſem Stücke vorlegen will, ſind nicht die einzigen,

Quos tulit in ſcenam ventoſo gloria curru. *Hor.*

Wer den Meßcatalogum geleſen hat, wird am beſten wiſſen, wie viel anſehnliche Glieder nur ſeit kurzer

Zeit, zu meiner Fahne getreten ſind. Da ſie aber meiner, als ihres Anführers, nicht mit einem Worte gedacht haben: ſo will ich ihnen auch nicht die Ehre erweiſen, ſie hier mit Namen zu nennen. Ich will nur noch ein Wort von folgenden Sendſchreiben reden. Wem ſie nicht gefallen ſollten, der bedenke nur, daß man mich gelobt hat. Er bedenke, daß mich zween angehende Autores gelobt haben.

> Principibus placuiſſe viris, non vltima laus eſt.
>
> *Horat.*

Habe ich ihre Schriften wohl unterdrücken können? Ich weis nicht eigentlich, was darinnen ſteht; denn ich habe nichts, als meine Lobſprüche, geleſen. Das übrige wird ſich doch aber auch leſen laſſen, weil es mein Herr Verleger an einem deutlichen Drucke nicht ermangeln läßt. Ich bin willens, einen von meinen Correſpondenten, öffentlich zu meinem Nachfolger zu erklären. Daher erſuche ich einen jeden, mir mit der nächſten Poſt aufrichtig zu melden, wie viel er zu ſeinem Aufſatze Zeit gebraucht hat? Hierauf kömmt alles an.

Mein allerliebenswürdigſter Herr Autor!

Ich wünſche von Herzen Glück zu der Ehre, und dem glücklichen Zuſtande, wornach ſo viele die Zeit ihres Lebens vergeblich trachten, und welches beydes ſie ſo bald und völlig erreichet haben. Den nenne ich erſt einen vollkommen glücklichen Weiſen, der ſeine Abſichten gänzlich erreichet hat. Was aber ſuchet ein Autor mehr, als daß er von ſeinem Namen, und von ſeinen Gedanken eine anſchauende Erkenntniß haben könne, um ſich recht völlig daran zu vergnügen, und daß andere von ihm ſagen und ſchreiben, er habe ſich auch als einen Autor öffentlich bewieſen? Nun dieſe haben ſie erhalten. Sie ſind nicht **titulär**, wie viele angeſehene Männer in der Welt, welche zu ihren Schriften nichts als den Namen hergeben, ſondern ein **wirklicher** Autor. Noch mehr! Sie ſind ein wohlverdienter Autor; nicht durch öfters Anhalten, durch Bitten und Drohungen ihrer guten Freunde und Gönner, ſondern ihre eigenen Verdienſte und Entſchließungen haben ſie erhoben. Sie ſind alſo ein durch ſich ſelbſt gewordener Autor.

Dieß könnte ſchon genug ſeyn, mich zu bewegen, ein gelehrtes Schreiben an ſie abzuſenden, und wenn ich auch darinnen ſonſt weiter nichts ſagte, als daß ſie ein Autor geworden wären, und mich dadurch vergnügt hätten. Allein ich habe noch einen andern kräftigern Grund. Ich habe von ihnen vieles gelernet. Muß ich ihnen nicht deswegen meine Dankſagung abſtatten?

Mein Herr! Sie ſind ohne Vorrede ein Autor geworden. Etwas ſeltenes! ohne Vorrede haben ſie ihre Abſicht entdeckt. Das heißt deutlich und aufrichtig ſeyn! Die Vorreden ſind gleichſam das Antlitz des Autors. Man glaubet vernünftig zu handeln, wenn man einem Menſchen zuerſt in das Geſicht ſieht, und dann ſeinen ganzen Körper bis auf die Füße betrachtet. Einige Hochweiſe unterſtehen ſich aus dem Geſichte den ganzen Menſchen zu beurtheilen: und die können aus einem Blicke in die Vorrede den ganzen Autor kennen lernen. Einige haben die **Metoposcopie** zum eigenen Theile der **Phyſiognomie** gemacht. Dieſe **Antlitzwiſſenſchaft** und **Geſichtswahrſagung** wird ſo gar auch bey den Autoren gebraucht. Zwar dieſe letzte Art der **leichtgläubigen Antlitzkündigen**, iſt in der itzigen klugen Welt ſchon lächerlich geworden: aber die von der erſten Gattung ſind noch ſehr häufig da; und, was mich am meiſten verdreuſt, ſo werden ſie für ſehr kluge Leute gehalten. Aber wie erbärmlich betriegen ſie ſich, da man ja ſein Geſicht auf tauſenderley Art in andre Falten rücken, oder gar, wo nicht unter einer Maske verbergen, doch wenigſtens deſſen natürliche Züge mit Schminke überdecken kann; mein allerliebſter Herr Autor haben dieſe eingebildeten Menſchen auf eine ganz neue Weiſe mit ihrer Kunſt beſchämet. Sie haben ſogleich ihren ganzen Körper hingeſtellet, ohne ihr Antlitz erſt lange zuvor allein ſehen zu laſſen: dieß erforderte ſchon von mir eine Dankſagung, da ſie mich aufs künftige von der Furcht, vor ſolchen mir ſehr verhaßten überweiſen Leuten, völlig befreyet haben. Doch ich will ihnen nicht gleich Anfangs die Vorſtellung von mir machen, als wenn ich rachgierig wäre. Ich habe ihnen weit wichtigere Dinge zu danken. Sie haben gemacht, daß ich mich ſelbſt nunmehro erſt recht kenne. Durch ihren Unterricht bin ich in den Stand geſetzet, allemal ein ſolcher Mann zu werden, dergleichen ſie ſind, wornach ich mich ſchon von meiner zarten Kindheit an geſehnet habe.

Kaum hatte ich mein zehntes Jahr erreichet, da man es mir als eine Schuldigkeit auflegte, einen alten Autorem zu leſen. Der größte Ruhm für mich war, wenn es hieße: ich könnte ihn beynahe völlig auf Deutſch verſtehen. Ja von andern, die gleiches Alters mit mir waren, hörte ich gar, ſie müßten des Mittags hungern, wenn ſie ihren Autor nicht fleißig, oder nicht recht gelernt hätten. Wiewohl ich ſelbſt bin ſo haushälteriſch nicht erzogen worden. O! wie oft habe ich damals ſchon bey mir überlegt, ob es nicht möglich wäre, daß ich auch einmal ein Autor hieße, da ich doch gleichfalls alt zu werden hoffte: zumal da mir die ſo berühmten Autores ſo klein und leicht vorkamen, weil ich immer elzeviriſche, plantinianiſche, janſonianiſche Ausgaben brauchen mußte, damit ich für mich nachſinnen lernte. Als ich älter ward, bemerkte ich, daß außer denen, die ich in meinen erſten Jahren geleſen hatte, noch eine große Menge Männer wären, die alle Autores hießen. Am meiſten erſtaunete ich, als ich erfuhr, es würde alle halbe Jahre ein Meßcatalogus von mehrern Bogen gedruckt, darinnen immer neue und junge Autores vorkämen. Hiedurch ward meine Begierde, wenigſtens zuerſt ein junger Autor zu werden, immer mehr angereizet.

Frühzeitig nahm ich mir den Vorſatz, mich an meinen eigenen Einfällen zu ergötzen. Doch ich kann eigentlich nicht ſagen, daß ich mir ſolches vorgeſetzet habe. Die Empfindung, das Gefühl des Angenehmen, kam von ſelbſt, und iſt alſo natürlich. Einige Leute, die bald zu befriedigen ſind, rechtfertigten meine muntern und aufgeweckten Blicke damit: **ich ſpielte beſtändig mit meinen Gedanken.** Als ſich meine Einfälle täglich mehrten, und ich billich befürchtete, es möchten einige durch Vergeſſen verlohren gehen: ſo fing ich an, ſie aufzuſchreiben. Mein Herr, Sie können nicht glauben, wie mir die Hefte unter der Hand zunahmen, da ich einmal zu ſchreiben angefangen hatte. Ich habe dieſelben bis itzt unter meinen liebſten Sachen aufs ſorgfältigſte aufgehoben, und manchesmal wieder durchgeleſen, da ich denn allemal ein erneuertes Vergnügen daran gefunden, ſo, daß ich ſicher ſchließen konnte, mein hypochrondriſcher Zuſtand, den ich mir durch Leſung alter und neuer, großer und kleiner Autoren zugezogen, ſey aufs höchſte gekommen, wenn ich nicht einmal Luſt hatte, meine eigenen Hefte durchzuleſen.

So erwünſcht dieſer Anſatz geweſen, frühzeitig ein Autor zu werden, und zwar ein ſolcher, der ſich bewußt iſt, er ſey ein Autor, wie ich itzt erſt erfahren habe, da ich die Ehre gehabt, ſie, mein wertheſter Herr Autor, kennen zu lernen: ſo wenig iſt er doch vermögend geweſen, mich in den glücklichen Stand eines Autors, und in die angenehme Empfindung über dieſen Zuſtand zu ſetzen. Hören ſie doch einmal, was mich gehindert hat.

Erſtlich war ich, ich weis nicht, entweder gar zu vergnügſam, oder zu blöde. Meine Einfälle ergötzten mich allein in der Stille, und machten mir meine einſamen Stunden überaus angenehm. Dieß war genug. Ich behielt meine Gedanken für mich. Das wußte ich nicht, daß einer, der Autormäßig geſinnet

ſinnet ſeyn will, nicht eher ruhen muß, als bis er ſelbſt ſeine Gedanken ſichtbarlich herum wandeln ſieht, und bis jederman mit Augen ſehen kann, was der Autor denket, oder jemals gedacht hat: ſo wie der erſt eigentlich ein Vater heißt, deſſen insgeheim empfangenes Kind durch die Geburt ans Licht der Welt geſetzt iſt. Dabey war ich auch zu furchtſam, mit meinen Gedanken heraus zu rücken. Der Grund davon war allerdings die wunderliche Einbildung: was man öffentlich redete oder ſchriebe, das müßte öffentlichen und allgemeinen Beyfall finden, und dieſen könnte man ohne Zeit, Fleiß und langes Nachſinnen unmöglich erwerben. Ich ward daher, wenn ich mich einmal in Geſellſchaft mit meinen vorräthigen Sachen heraus wagte, und nicht allen, die es hörten, den völligen Beyfall an den Augen abſehen konnte, zornig: aber nur auf mich, daß mir die gütige Natur zwar den Autortrieb gegeben, aber das Nöthige, denſelben zu erſättigen, verſagt hätte. Mir verging manchesmal auf einige Wochen die Luſt auf meine Einfälle zu merken. Wenigſtens hielt ich mit denſelben mit aller Behutſamkeit an mich.

Fürs andere fand ich, daß die Autores beynahe eben ſo entſtünden, wie ein Schneeball, den man von einem Berge herab wälzet, der ſeine Größe eben dadurch erlanget, daß er allen Schnee, den er berühren kann, aufnimmt, und zu ſich ſelbſt hinzuſetzet. Die allergrößeſten Autores ſtelle ich mir vor, als ein Meer, welches das Waſſer von allen benachbarten Flüſſen in ſich ſchlingt. Hier fand mein Autortrieb eine gewaltige Hinderung. Ich beſaß wenige Bücher, und hatte die wunderliche Gewohnheit an mir, ein Buch völlig, und mit langem Nachdenken durchzuleſen. Mehr als zwölf Jahre hatte ich ſchon in meinem kleinen Büchervorrathe, der ſich in allem ungefehr auf dreyhundert Stücke beläuft, geleſen, und war doch noch nicht damit zu Ende. Ich hatte mir vorgenommen, mir nicht eher mehrere Bücher anzuſchaffen, als bis ich dieſe, nach meiner damaligen Meynung, mir durch Leſen erſt recht brauchbar gemacht hätte. Aber wie unzureichend wäre doch dieſer kleine Haufe für jemanden, der ſich gern im Stande ſähe, allemal ein Autor werden zu können, wenn er wollte, da jährlich zweymal ein Meßcatalogus gedruckt wird?

In dieſen übeln Umſtänden befand ich mich, mein Herr, da ich die Ehre hatte, ſie kennen zu lernen. O welch eine helle und fruchtbare Frühlingsſonne iſt mir mit ihnen aufgangen! Itzt theilet ſich der Nebel, der meine Augen hinderte, und ich bekomme einen recht klaren und deutlichen Begriff von einem Autor. Itzt wird meine ganze Natur gleichſam belebet. Alles fängt an zu treiben. Die ganze Welt ſoll es in kurzem ſehen, wie ich in einen Autor ausbreche, und von allen Seiten neue Schößlinge ausbreite.

Wie klein iſt doch das Vergnügen eines Gelehrten, wenn er den Stoff zu demſelben nur allein in ſeinem kleinen Schreibtiſche eingeſchloſſen hält! wie weit beſſer iſt es, alle Buchläden damit anzufüllen! Beym Spazierengehen in der Ferne, auf der Gaſſe, ſeinen Namen, mit großen Lettern gedruckt, auf der allgemeinen Autorenparade anſchauen; denſelben beym Beſuche auf dem Tiſche liegend, in den Händen eines vornehmen, eines gelehrten Mannes, ja wohl gar einer holden Schönen, oder in der Bibliothek ſtehend, verguldet im rothen Felde erblicken: in den Zeitungen, Bücherverzeichniſſen, in den Noten oder Regiſtern angeführter Schriftſteller bey andern Autoren, denſelben mit gröberer Schrift gedruckt antreffen: das heißt erſt ein wahres, mannichfältiges, daurhaftes, vollkommenes Vergnügen! und was wird denn zum Genuſſe deſſelben erfordert? Weiter nichts, als dieſes: man ſchreibe nur, ſey dreuſt und unerſchrocken, ſuche einen Verleger, oder werde auf ſeine eigenen Koſten ein Autor.

Abſonderlich, mein Herr Autor, bin ich ihnen unendlichen Dank ſchuldig für den entdeckten Kunſtgriff, durch Beyhülfe des Regiſters, bald und leicht die Bücher zu nutzen. Hierinnen beſteht recht die Kunſt, leicht und bald ein Autor zu werden. Ach wie viel edle Zeit iſt mir verlohren gegangen, da ich denſelben nicht gewußt habe! doch ich will das Verſäumte nachholen. Der Anfang iſt ſchon gemacht. Die zwölfjährige Arbeit bey meinen Büchern iſt nicht allein im verwichenen Monate glücklich geendiget; ſondern ich habe nun auch ſchon zwo zahlreiche Bibliotheken allhier mir vollkommen brauchbar gemacht, indem ich das Verzeichniß davon beſitze.

Wie unterſchieden ſind doch die Menſchen in Anſehung der natürlichen Fähigkeit! Hätte ich dieſe heilſame Entdeckung nicht für mich machen können! Gelegenheit und Handleitungsmittel dazu habe ich an einem meiner guten Freunde und Mitbrüder gewiß gehabt. Wir beredeten uns wegen der Unterweiſung junger Leute. Er tadelte es an mir gar ſehr, daß ich meinen Untergebenen den Ovidius und Virgilius leſen ließ, ohne ihm vorher eine ſyſtematiſche Kenntniß der Alterthümer, wie er es nannte, beyzubringen. Und er hatte wirklich vorher des Grävens und Gronovens Alterthumsſchätze der Griechen und Römer aus einer öffentlichen Bücherſammlung, einige Tage auf ſeine Stube holen laſſen, ehe er ſeinem zwölfjährigen Gelehrten erlaubt hatte, einen von den alten Schriftſtellern weiter als äußerlich anzuſehen. Hier hätte ich ja faſt mit Händen greifen müſſen, wie die Bücher auf eine geſchwinde und folglich vortheilhafte Weiſe zu nutzen wären.

Allerdings gehöret eine gewiſſe Behendigkeit dazu, wenn man in der Bücherwiſſenſchaft, das heißt, in der Gelehrſamkeit, was Rechtes thun will. Keiner iſt dazu ungeſchickter, als der ſich lange bey einem Gedanken verweilet. Unſere gelehrten Reiſen in der Studierſtube, und der Umgang mit todten Gelehrten, können ja eben ſo vortheilhaft eingerichtet werden, als die eigentlich ſo genannten gelehrten Reiſen, und die perſönliche Kenntniß der Gelehrten. Ein paar Sommer, (welche ohnedem am bequemſten zur Reiſe ſind) ſind ja nur nöthig, mit eigenen Augen das gelehrte Italien, Frankreich, England und Holland kennen zu lernen. Man hat gleichſam gewiſſe Richtwege entdecket, bald ein anſchauendes Erkenntniß von den größeſten Gelehrten zu überkommen. Man ſtatte bey ihnen auf ihrer Bibliothek einen Beſuch ab, oder laſſe unſre Freunde die Verfügung machen, daß wir mit ihnen in einer Geſellſchaft ſeyn können: ſo haben wir ſchon das Recht, uns zu rühmen, daß wir ſie, ſo gut, als uns ſelbſt kennen.

Dieſer Richtweg, zur geſchwinden Kenntniß der Perſonen zu gelangen, iſt ſo bewährt und bekannt, daß man denſelben auch außer der gelehrten Welt gebrauchet. Ein halbſtündiger Beſuch, eine Zuſammenkunft am dritten Orte, eine gemeinſchaftlich eingenommene Mahlzeit oder Caffee iſt ja ſchon genug, ſich zu überführen, ein Frauenzimmer beſitze ſo viel Vollkommenheiten, daß es unſerer Hochachtung, Liebe und vertrauten Umgangs vor allen andern Schönen, auf die ganze Zeit unſers Lebens würdig ſey.

Mein Herr, alle dieſe Gelegenheiten habe ich gehabt, auf eine, für meine Neigung ſo unentbehrliche Entdeckung zu kommen. Und doch bin ich blind geweſen, bis ſie mir die Augen geöffnet haben. Ich ſage dieſes nicht, um ſie zu beneiden. Ich verwundere mich über die Sache ſelbſt. Sonſt beſcheide ich mich ganz wohl, daß bey meiner Geburt ſolche Vorbedeutungszeichen ſich nicht zugetragen haben, und daß ſie alſo zu etwas beſonderm auserſehen ſind. Glück genug iſt es für mich, daß ich an ihren Vorzügen Theil nehmen kann.

Den Vortheil haben ſie mir aufs künftige verſchaffet. Allein ich genieße ſchon itzt ein Gut, zu deſſen Genuſſe, ſo, daß ich mir deſſelben bewußt bin, ſie mir verholfen haben. Ich bin wirklich ſchon ein Autor ſeit mehrern Jahren: Ich habe es nur nicht gewußt. Sie ſind ein Autor geworden, weil etwas von ihnen gedruckt iſt; und eben dieſes Vergnügen habe auch ich, in mehr als einem Blatte erlebet. Sie verſprechen es ſich als etwas Großes, das ihnen aber wegen ſeiner Wichtigkeit noch ungewiß zu ſeyn ſcheint, einmal ein Autor in Folio zu werden. Sie gründen inzwiſchen ihre Hoffnung auf einen Traum. Allein, mein werthеſter Herr, ohne dieſe Vorbedeutungszeichen bin ich ſchon ein ſolcher Autor in Median-Folio. Vor drey Jahren, und drüber, habe ich ein lateiniſches Gedicht auf zween Bogen abdrucken laſſen. Meiner andern deutſchen und lateiniſchen Gedichte, die auf einem Bogen zwar, aber doch alle in Folio gedruckt worden, will ich weiter nicht gedenken. Aber ein Gedicht ſchreiben, iſt nach ihrer Erklärung ſchon autormäßig, wenn das Gedicht nur gedruckt wird.

Und doch hätte ich, ohne ihre Aufmunterung nicht gewußt, daß ich Recht habe, mich eines Titels anzumaßen, der ſo bezaubernd iſt. Dieſe Betrachtung über mich ſelbſt, wird der gelehrten Welt zu einem Werke verhelfen, welches eheſtens in Druck kommen wird, ſo bald es mein Herr Verleger, ein beſonders freundlicher Mann gegen die ſchreibenden Gelehrten, beurtheilet hat. Es iſt philoſophiſch. Ich werde den Satz, den ich aus meiner Erfahrung wahr befunden, ausführen: **Man kann ſeyn, ohne ſich des bewußt zu ſeyn.** Es ſollte freylich heiſſen: **Man kann etwas ſeyn, ohne ſich des bewußt zu ſeyn.** Allein auf dieſe Art würde mein Satz zwar wahr ſeyn, aber nicht ſonderlich klingen; und ich möchte gern das ganze wolfiſche Lehrgebäude auf einmal von Grund aus umſtürzen. Vielleicht ſchreibe ich auch ein Werk: de doctis per impetum; das iſt: **Von denen durch einen unvermutheten Anſatz gewordenen Gelehrten.** So kann ich auch eine weitläuftige Abhandlung **vom gelehrten Zuſchuß** voranſetzen. Ich werde darinnen zeigen: Wenn die Gelehrten Einfälle haben, ſo verhalte es ſich damit faſt eben ſo, als wenn einer geſunden Mutter, bey Anlegung ihres Kindes an die Bruſt, die Milch zuſchießt. Mit Freuden empfindet ſie dieſen Zuſchuß. Er gereichet ihr aber zur großen Qual, ja zum Schaden ihrer Geſundheit, wenn das Kind ſie von dem Vorrathe nicht befreyen will.

Sie ſehen, mein Herr Autor, daß ich ein Bruder von ihnen bin, und werden meinen redlichen Vorſatz, mich als einen rechtſchaffenen Bruder aufzuführen, erkennen. So werden ſie mir denn auch eine brüderliche Erinnerung zu gute halten. Doch es iſt eigentlich nur ein Zweifel, der mir eingefallen iſt, und itzt von mir nicht kann unterſuchet werden, weil ich mit meinen andern Werken beſchäfftiget bin.

Sie haben, wie ich ſchon mit dankergebenem Herzen gerühmet habe, den rechten und bequemen Gebrauch der Bücher gezeiget. Bey dieſer Gelegenheit nennen ſie das Regiſter **die Seele des Buchs.** Unvergleichlich ſinnreich! Von Stunde an habe ich meine Bücher in die **beſeelten** und **unbeſeelten** eingetheilet, und meſſe nunmehro die Verhältniß des Werths nach dem Vorzuge ab, den man Menſchen vor Holz und Steinen einräumet. Allein, mein allerliebſter Herr Bruder, warum haben ſie ſich denn unbeſeelt gelaſſen, indem ſie ein Autor ohne Regiſter geworden? Doch vielleicht werden ſie zuletzt, wenn ſie ſich zum äußerſten Grade der Vollkommenheit erheben, die Seele noch hinzuthun.

Der Endzweck dieſer Erinnerung iſt nicht, ſie zu tadeln, oder ihnen zu widerſprechen. Sie ſind mein allerliebſter Herr Bruder; und da ich von ihnen gelernet habe, ein mir bewußter Autor zu ſeyn: ſo bin ich ihnen unendlichen Dank ſchuldig.

> Totum hoc muneris Tui eſt,
> Quod monſtror digito praetereuntium,
> — — — — —
> Quod ſpiro, et placeo (ſi placeo) Tuum eſt.

Dieſe Dankſagung des großen Horaz an die Melpomene werde ich alsdenn erſt recht völlig auf ſie und mich deuten können, wenn ich die wahre Leſart herſtelle. Ich beſitze nämlich einen ſehr alten und raren Codex von des Horazens Liedern, in welchen ausdrücklich ſteht: Correctus ad mentem Horatii. In demſelben leſe ich nam placeo anſtatt ſi placeo. Das iſt ſo recht nach Horazens Art zu denken; ſo muß ein Autor von ſich denken, und ſo bin ich auch geſinnet.

Schließlich wünſche ich ihnen ferner ein mannichfaltiges Vergnügen an ihren Schriften, und würdige Nachfolger, deren gelehrte Körper und vornehmlich geſchickte Hände durch das häufige Schreiben nicht ab-

abgemattet werden, und nenne mich mit aller Hochachtung gegen mich ſelbſt

Meines allerliebſten Herrn Autors

Schreibſtadt,
den 1 Septemb. 1743.

getreueſten Freund und Bruder

Autor der Andere.

Mein Herr,

Ich habe nicht die Ehre, ſie zu kennen. Sie werden ohne Zweifel den beſondern Anfang meines Briefes für ein Räthſel anſehen, und vielleicht eher darüber böſe werden, als ſolches aufzulöſen ſuchen. Alle Monate, werden ſie ſprechen, theile ich der gelehrten Welt die Früchte meines Fleißes mit; und es finden ſich dem ungeachtet in Deutſchland noch Leute, welche mich nicht kennen? Erzürnen ſie ſich nicht, mein Herr! Verfluchen ſie ihre gelehrten Kinder nicht, und laſſen ſie ſich ihren Eifer nicht verleiten, meinen Brief zu zerreißen! Ich will ihnen dieſes Räthſel auflöſen. Meine Unbekanntſchaft erſtrecket ſich nur auf ihre Perſon, keinesweges aber auf ihre Verdienſte. Dieſe ſind mir ſchon ſeit langer Zeit bewußt; und derjenige müßte wohl mehr als blind, und mehr als taub ſeyn, der ihre Schriften nicht geſehen, oder zum wenigſten nicht eimal etwas davon gehöret hätte, da ſie gegenwärtig bey allen denenjenigen, welche ſich dereinſt, wie ſie, im Schreiben hervor zu thun wünſchen, die wichtigſte und nützlichſte Uebung ausmachen: Sie können, mit allem Rechte, von ihren Schriften behaupten

Ibit ad occaſum, quidquid dicemus ab ortu. *Ouid.*

Ich bin ſchon längſt ein unbekannter Verehrer ihrer Geſchicklichkeit, und eben dieſes läßt mich an meiner Fähigkeit, und an den erforderlichen Gaben zu ihrer Freundſchaft, nicht im geringſten zweifeln. O was muß das wohl für eine angenehme Empfindung erwecken, ein Autor zu ſeyn, da ich ſchon einen Autor nur zu verehren, einen ſo ſüßen Trieb fühle!

Felices ter et amplius. *Horat.*

Ich habe von dem gütigen Geſchicke einige Glücksgüter erhalten. So ſehr dieſe manches niedrige Herz einnehmen können; ſo wenig werden ſie doch über eine Seele, welche mit ihren Gedanken nach höhern Dingen ſtrebet, Gewalt haben; und gleichwie viele Leute, bey dem Vergnügen zu ſchreiben, ſo gar ihre Ehre auf das Spiel ſetzen, ſo wollte ich die Zinſen von einer anſehnlichen Summe gern hingeben, wenn ich mir nur damit den Namen eines Autors erwerben könnte.

Bilden ſie ſich ja nicht ein, daß ich ihnen den Rang ſtreitig machen will. Sie haben nichts zu befürchten: Ich bin mit wenigem zufrieden: Ich wünſche mir nur ein Autor zu ſeyn, wenn ich auch niemals ſo berühmt, als ſie, werden ſollte. Ich will auch gern das Unglück vieler Scribenten ertragen, daß die Leute meine Schriften aus Neid und Unverſtand auslachen, wenn ich nur noch bey dieſem Unfalle ihre Großmuth und Gemüthsruhe erlangen kann. Ich werde mit Gelaſſenheit ſagen:

Populus me ſibilat, at mihi plaudo
Ipſe domi. *Horat.*

Ich habe einen Verſuch gethan, und eine Stelle aus ihrem Blatte in deutſche Verſe überſetzet. Entweder ich muß mich auf die Schönheiten der Poeſie wenig verſtehen, oder ſie iſt mir ziemlich gelungen. Mich deucht, ich habe nicht die ſchlechteſten Hülfsmittel, meinen Endzweck zu erlangen, erwählet; da ich vom Ueberſetzen, und dabey von ihren Schriften, die nöthigen Eigenſchaften eines Autors zu erlernen angefangen habe. Fortes creantur fortibus. *Horat.*

Doch ſie könnten denken, ich hätte zu einem angehenden Scribenten keine andern Eigenſchaften, als die Eigenliebe, wenn ich ſage, daß mir Apollo bey meinem erſten Verſuche nicht ganz ungünſtig geſchienen hat. Ihnen dieſes Vorurtheil zu benehmen, habe ich meine Ueberſetzung in dieſen Brief eingerückt; und ich hoffe, dieſe wird ſtark genug ſeyn, ſie von dem Gegentheile zu überzeugen. Sie ſind ungeduldig: Sie verlangen ſie zu leſen: Hier iſt ſie:

Ueberſetzung.

Da ich nun geſonnen bin, von den angenehmſten Dingen
Meine Meynung aller Welt, durch dieß Monatsblatt, zu bringen;
So wird von mir ſelbſt zu reden meine Pflicht und Abſicht ſeyn,
Und ich gehe dieß Verſprechen zwar mit Widerwillen ein:
Doch

Autor 1 Stück 7 Abſatz.

Da ich die Welt von der angenehmſten Sache unterhalten will: ſo muß ich wohl von mir reden. Ich thue

Doch da ich der Autor bin, wär ich würdig auszulachen,
Wenn von der Beſcheidenheit ich mein Handwerk wollte machen.
In der allerzärtſten Jugend hat man ſchon bey mir erblickt,
Wie mich die Natur mit Gaben, und mit ſtarkem Geiſt beglückt:
Die Gedächtnißkraft war ſtark, alles ſehr geſchwind zu tragen,
Und ſchon, ehr ich noch gedacht, konnt ich meine Meynung ſagen.
* Meine vielgeehrte Mutter hatte, ehr ſie mich gebahr,
Träumend eine Vorbedeutung, welche ſehr bedenklich war:
Eine Mühle war der Ort, wo ſie mich zum Leben brachte,
Welche der Gelehrſamkeit ihre Lebensmittel machte;
Und

Grundtext.

thue es nicht gerne; aber ich bin der Autor, und es wäre ſehr lächerlich, wenn ich beſcheiden thun wollte. Man hat mich von meiner Kindheit an für einen ſtarken Geiſt gehalten, weil ich ein geſchwindes Gedächtniß hatte, und über alles, ohne im geringſten nachzudenken, meine Meynung ſagte. Meine Frau Mutter hatte ſo gar in ihrer Schwangerſchaft mit mir einen merkwürdigen Traum. Es kam ihr vor, als ob ſie mich in einer Papiermühle zur Welt brächte, und gleich nach der Geburt in einem gedruck-
ten

---

* Sie werden mir verzeihen, daß ich das Wort Frau auslaſſen müſſen. So viel ich Ehrerbiethung für eine Frau Mutter eines Autors habe, ſo wenig hat ſich doch dieſes Wort in meinen Vers ſchicken wollen.

Und gleich als ſie mich gebohren, nahm ſie ein gedrucktes Blatt,
Welches von Regalpapiere mich ganz eingewickelt hat;
Dieſes führ ich darum an, nur die Möglichkeit zu zeigen,
Daß wohl noch dereinſt mein Ruhm kann durch Folianten ſteigen.

Wie hat Ihnen meine Ueberſetzung gefallen? Habe ich wohl dadurch ihren Ruhm verkleinert, oder mir zur Schande geſchrieben? Finden ſie nicht, daß ich einige Anlage zu einem Dichter habe? Ja müſſen ſie mich nicht loben, daß ich mich, mit meiner Ueberſetzung eher an den Autor, als an den Homer gewagt habe? Ich hoffe, meine Geburtsſtadt ſoll in kurzer Zeit faſt eben ſo hochmüthig werden, als es die Ihrige iſt! In einem Stücke bin ich ihnen nunmehr gleich, weil ich in dieſem Briefe beſtändig von mir ſelbſt geredet habe; ja ich habe ſie beynahe ſchon übertroffen; denn ich bin vielleicht noch jünger, als ſie; und wenn es wahr iſt, daß die alten Poeten, wie ſie ſich ſelbſt nennen, Vates ſind; ſo glaube ich, Ovidius mag wohl mich unter ſeinem Bilde gemeynet haben, da er ſaget:

Carmina quum primum populo iuuenilia legi,
Barba reſecta mihi bisue ſemelue fuit.

Werfen ſie aber deswegen ja keinen Neid auf mich: bemühen ſie ſich vielmehr, mich durch ihre beſtändige Freundſchaft in meinem Vorſatze zu beſtärken. Sie

Grundtext.

ten Regalbogen einwickelte. Ich führe dieſes an, um zu zeigen, daß ich wohl noch gar vermögend bin, ein Autor in Folio zu werden.

werden ſelbſt den Nutzen, der daraus erfolgen wird, einſehen. Wir werden alsdann mit vereinten Kräften die gelehrteſten Schriften in großem Ueberfluſſe der Welt zu leſen geben: und meine Ueberſetzungen werden ſie, ſo ſehr ſie es ſchon ſind, dem ungeachtet noch berühmter machen. Die Meynung der Leute ſind allezeit getheilt: der eine verachtet alle proſaiſche, der andere alle poetiſche Schriften. So ungerecht die Parteylichkeit dieſer beyden Meynungen iſt: ſo gewiß iſt meine Ueberſetzung das Mittel, daß ihr Autor künftig aller Welt gefallen muß. Den Beyfall der Proſaiſchgeſinneten hat er allezeit gehabt, und die Verehrung der poetiſch geſinnten wird er erlangen, ſo bald er durch das Sylbenmaas und durch die Schönheit der Reime etwas angenehmer und wohlklingender den wollüſtigen Ohren ſchmeicheln wird. Sie ſehen, daß ich nicht für meinen Ruhm allein beſorgt bin. Da ich mir ihre Freundſchaft verſpreche, ſo werde ich als ein würdiges Mitglied der Autorzunft den meinen allezeit in dem Ihrigen erlangen. Ich bin u. ſ. w.

v. H.

N. S. Dieſen Augenblick habe ich ein groß Unglück. Da ich im Begriffe bin, in meiner Ueberſetzung fortzufahren, kommen zween Gratulanten zu mir, welche mich verſichern, daß ihre ganze Zunft von meinem Vorhaben unterrichtet ſey, und mich demüthig bitte, mein poetiſches Talent zu vergraben, und ſie ja nicht in ihrer Nahrung zu ſtören. Sie befürchten, wie ſie ſagen, daß ich mir, durch mein Verſemachen, die Poeſie ſo eigen machen würde, daß ich, mit der Zeit ſehr leicht, durch gereimte Glückwünſche, in ihre Rechte einen Eingriff thun könnte. Ich bin zweifelhaft, was ich thun ſoll. Indeſſen, lieber Herr Autor, laſſen ſie ja das Stückchen von der Ueberſetzung drucken, ſonſt bin ich meines Lebens überdrüßig. Ich bin eben nicht ruhmſüchtig; ſie werden es doch aber auch merken, warum ich ſie ſo gelobt habe. Manus manum lauat.

* *

Der Geiſt der Religion.

an Herrn M. Simeon Friederich Rues,

aus Schwaben,

bey deſſelben Abreiſe von Helmſtädt.

Die Bahn, gelehrter Rues, die deine Sorgfalt wählt,
Die iſt der Segensweg, auf der kein Wandrer fehlt;
Sie iſts, die unſern Fuß dem Strick und Fall entreißet,
Und bloß der Wahrheit folgt, dieweil ſie richtig heißet.
Kein Hochmuth der Vernunft, die oft mehr ſagt, als weis;
Kein blindes Vorurtheil geräth auf dieſes Gleis.
Kein Geiſt voll ſchnödes Wuſts willkührlicher Gedanken
Sieht ſeinen Vortheil ab und läuft in dieſen Schranken.
Die Einfalt hat dieß Glück. Die Einfalt, die ſich feſt
Am wahren Lehrer hält und unterrichten läßt;
Die in die Bücher ſchaut, vom Höchſten ſelbſt geſchrieben,
Worinn das Heil der Welt ihr nie verdeckt geblieben.

Da fängt die Weisheit an. Da wird der Unverſtand
In dem, was himmliſch iſt, ſich ſelber erſt bekannt.
Da wird ein Sehnſuchtstrieb nach Licht u. Stärkung rege
Und findet Sättigung. Die Schwachheit naht dem Wege,
Der ihr zur Ruhe hilft. Sie merkt, ſie findet ihn
Und erndtet reichen Lohn auf inniges Bemühn.
Ein Buch, durch Blut und Tod der Heiligen bekräftigt;
Ein Buch, worinn der Herr ſich ſelbſt mit ihr beſchäfftigt;
Ein Buch voll Majeſtät in Ausdruck, Sinn und Kraft:
Das bringt es leicht ſo weit, daß es Genüge ſchafft.
Und zeigt es nicht die That? das Herze zeugt Gedanken,
Von Zank und Hader frey, und höret auf zu wanken.

Ein ſo verklärter Geiſt geht immer richtig fort.
Es ſtört ihn kein Geſchick; es hindert ihm kein Ort.
Durchaus begleitet ihn das ruhige Gewiſſen,
Das ſeinen Bürgen hat, wenn Furcht und Finſterniſſen
Und Schulden mancher Art ſich noch ſo ſehr erhöhn.
Wer zweifelt? Gott für uns! nichts kann uns widerſtehn!

O Weisheit! edler Schatz! verborgen vor den Klugen,
Die ſich mit eitlem Tand gelehrter Götzen trugen,
Als Wahrheit, Licht und Recht bey unberühmter Schaar
Und unſer Glaube noch kein Schulgezänke war.
Wie ſelig! wärſt du ſtets der Einfalt eigen blieben,
Und hätte dich der Menſch aus irdiſchem Belieben
Nicht, als ein Schattenſpiel, das keine Kraft enthalt,
In falſch berühmter Kunſt den Schulen vorgeſtellt!
Die Blöße, die dich ziert, die ungezwungne Schöne
Schien bald verachtungswerth. Ein heidniſches Gehöhne;
Ein Reiz, den man am Witz verdorbner Menſchen fand;
Gewohnheit, Neuerung, Verzagtheit, Misverſtand,

Und viele mit ſich ſelbſt faſt hadernde Begierden,
Gebahren dir die Laſt verkehrt benahmter Zierden.
Dein ganzes Weſen ſtund entehret und verſtellt:
Und Gottes Weisheit ward zur Weisheit dieſer Welt.
Das heißt: ſie ward ein Bau von Stoppeln aufgeführet;
Ein kühner Lehrbegriff, der ſich zu oft verlieret;
Ein Weſen, das nur bloß den Schein des Weſens hat,
Dem oft ein Wahn, ein Traum des Grundes Dienſte that.
Der Weiſe ſetzte ſie in dem Gemach auf Schrauben:
Das Volk thats öffentlich durch tollen Aberglauben.

Wie Newtons heller Geiſt Welt, Körper und Natur
Weit klärer aufgedeckt, als die, die auf der Spur
Gelehrter Dichtungen, eh er dazu gekommen,
Sich durch dieß weite Feld zu wandern vorgenommen;
Wie er manch Vorurtheil und übereilten Wahn
Und Schlüſſe ſonder Kraft behutſam abgethan,
Der Schulgelehrſamkeit aus klugem Rath vergeſſen,
Selbſt allem nachgeforſcht, ſelbſt alles ausgemeſſen,
Bis er es überall im Dunkeln licht gemacht,
Und ſo der Wahrheit Grund recht in den Stand gebracht:
So macht es Luther dort. Ihm war, ſtatt der Erfahrung,
Die jener ſtets gefragt, die Schrift und Offenbarung.
Durch dieſe trieb er Dunſt und Menſchenſatzung fort,
Beſtimmt er jeder Lehr und Weisheit ihren Ort,
Verlacht er das Geſchrey von Stagiritens Schätzen
Und widerſetzt er ſich Lombardens Spruch und Sätzen.
Was ſeine Bibel hielt, das reichte den Beweis.
Sie ſprach. Das war genug. Dieß nährte ſeinen Fleiß.
Von hieraus konnt er ſich den Feinden rüſtig zeigen,
Und ſelber ungeſtört das wahre Licht eräugen.

Dieß ſcheint uns itzo noch. Wir kennen unſer Heil,
Uns bleibt die Zuverſicht und das gepriesne Theil,
Daß wir ein theures Gut, ein wahres Wort bekennen,
Das Klug und Thörichte gleich ſeligmachend nennen.
Euch Kindern an Vernunft, euch Einfaltsvoller Schaar
Zeigt ſich der wahre Weg des Himmels offenbar.
Wir ſehn euch hoffnungsvoll auf Gnade, Licht und Leben;
Was aller Welt gehört, das war auch euch gegeben.
Und dennoch wirft der Witz, durch ſeiner Schlüſſe Schein,
Dem Glauben, den ihr hegt, noch keinen Zweifel ein,
Der irgend Redlichen unwiderleglich wäre.
So mancher Spötterzunft, ſo manchem Ketzerheere
Thut unſre Zuverſicht wehrhaften Widerſtand,
Und windet ihrem Groll die Schwerdter aus der Hand.

So vieles liegt daran, in dem Bezirk zu bleiben,
Den die Erklärungen des Höchſten uns beſchreiben,
Was hell darinnen iſt, lebendig einzuſehn,
Und bey dem Höheren voll Ehrfurcht ſtill zu ſtehn!

Ein ſo beſcheidner Glimpf gereicht dem Lutherthume,
Wofern man es nur kennt, zum längſt erworbnen Ruhme.

Allein wer preiſt es wohl? Wer ſieht es klärlich ein?
Fürwahr nicht jene Schaar, die unter Fluch und Dräun
Der Sachen eignen Werth in bloße Wörter ſetzet,
Und, wenn ſie dieſe ſucht, oft jene ganz verletzet;
Nicht dieſe, deren Sinn aus Trägheit hinten bleibt,
Und, was er nicht verſteht, bloß aus Gewohnheit gläubt;
Nicht dieſe, die zum Schein ſich zu den Frommen zählen
Und ſtatt der innern Frucht das Aeußerliche wählen;
Nicht dieſe, deren Geiſt nicht weiter denkt und ſieht,
Sich nie um deren Stand, die drauſſen ſind, bemüht,

Des Höchſten Urtheilsſpruch nach ſeinem Dünkel miſſet,
Des Menſchen Herz nicht kennt, der Liebe gar vergiſſet,
Den Weltkreis nie beſchaut, nicht weiter, als er denkt,
Aus kindiſchem Begriff das Himmelreich umſchränkt,
Nur du, gelehrter Rues, nur du und deines gleichen,
Vermögen dieſes Maaß der Einſicht zu erreichen.
Von erſter Jugend an warſt du Beſtrebungsvoll
In allem, was man itzt verſtehn und wiſſen ſoll.
Allein, dein letztes Ziel war doch gelehrt zu werden,
So Glaub als Liebe ſey das Edelſte der Erden.
Dein Leitſtern ward die Schrift, die treulich unterwies,
Nachdem der Sprachen Schatz dich alles faſſen ließ;
Nachdem du Weltweisheit und ihre Schwäch und Stärke,
Natur und Menſchenart und beyder Wunderwerke
Zum Theil bewundrungsvoll, zum Theil betrübt erkannt,
Und dein erfahrner Sinn, nächſt jener Gnadenhand,
Die du in dir verehrſt, dich immer weiter brachte
Und blöder vor der Welt, dem Himmel klüger machte.
Aus Klugheit mußte drauf in dir der Schluß entſtehn,
Der Nachbarn Sinn und Art und Sitten zu beſehn,
Und, was ſich um uns her für Leute Chriſten nennen,
Nach ihrer Eigenſchaft vom nahen zu erkennen.
Durch Klugheit wirſt du einſt, wo unſer Wunſch gewinnt,
Was Weismann, Pfaff und Canz dem Schwabenlande ſind;
Die einen Ruhm erkämpft, der nun und ewig grünet,
Und der auch dir vorlängſt zum Muſterbilde dienet.
Du ehreſt ihr Verdienſt: und aus Beſcheidenheit
Nennſt du ihr fernes Ziel für deinen Geiſt zu weit.
Und recht: was Gott u. Glück dir längſt beſchieden haben.
Das wird dennoch kein Fall noch Neid dir untergraben.

Drum zeuch, geſchätzter Mann, wohin der Herr dich lenkt,
Der dir den heitern Blick von ſeiner Gnade ſchenkt.
Zeuch hin und bringe denn in deinem Vaterlande
Das, was du ſchon beginnſt, zu vieler Heil zu Stande.

Johann Daniel Overbeck,
des hochfürſtlichen Gymnaſii in
Quedlinburg Conrector.

* *

Fortſetzung der Gedanken
von den Urſachen
der unanſtändigen Grobheit.*

Ich bin ihnen, mein Freund, noch eine Antwort auf ihren letzten Einwurf ſchuldig: den ſie nach ihrer Art wider die Höflichkeit vorgebracht haben. Ich habe mir ſagen laſſen: daß ich ihnen neulich das letzte Wort gelaſſen. Sie ſind darinnen meiner Abſicht völlig nachgekommen: denn ich wünſchte, daß ſie mit jenem auch ſagen könnten:

Sublimi feriam ſidera vertice.

Nun aber im Ernſte zu reden: iſt ihre übermäßige Freude gegründet, oder beruhet ſie auf einem Scheine, der da verſchwindet, ſo bald man ihn genauer betrachtet? Dieß iſt der Vorwurf meiner itzigen Beſchäfftigung: und ſie erlauben mir, ihnen ſolches handgreiflich zu machen; damit ſie wieder zu ſich ſelbſt kommen mögen.

---

* Siehe Weinmon. dieſes Jahres 348 S.

Sie werden ſich noch erinnern, daß die ganze Stärke ihres Einwurfs darauf beruhete: weil wegen der Grobheit niemand verdammet würde: ſo ſey es nicht nöthig, ſich in die Schranken einer anſtändigen Höflichkeit zu begeben. Ich muß bey dieſem Gedanken noch anmerken, daß er ein Einfall iſt, den ich mir von ihnen kaum vermuthet. Wie können ſie ſo dreuſte ſeyn, und Gott mit in unſere Streitſache flechten, da davon ganz und gar keine Rede iſt? Wenn ich nicht eines beſſern von ihnen überzeugt wäre: ſo glaubte ich, ſie wären ein Deiſt. Doch es iſt ihnen an ihre Stirn geſchrieben, daß ſie niemals ſich zu dieſer Secte gehalten haben. Es iſt dieſes keine Ablehnung ihres Einwurfs; ſondern ich habe mir vorgenommen, denſelben nunmehr genauer zu überlegen.

Da ich ihnen neulich ſchon die Erkenntniß einer geſunden Logik abgeſprochen: ſo mache ich mir kein Gewiſſen daraus, ihnen nunmehr die Abweſenheit aller mathematiſchen Erkenntniß ganz treuherzig beyzulegen. Könnten ſie von den Größen der Dinge auch nur mittelmäßig urtheilen: ſo würden ſie leicht finden, daß nicht ein jedwedes Vergehen die Verdammiß verdiene. Es muß ein Verhältniß zwiſchen dem Vergehen und der Strafe ſeyn. Die Strafe kann entweder als eine nothwendige, oder von dem Willen eines andern herrührende Folge einer unrechtmäßigen Handlung angeſehen werden. Die Verdammniß kann keine nothwendige Folge eines jedweden Vergehens ſeyn, und noch vielweniger eine willkührliche; da der ſtrafende die allerproportionirteſte

Erkenntniß beſitzt. Glauben ſie alſo ja nicht, daß alles das erlaubt ſey, was an ſich nicht die Verdammniß verdienet. Eine an dem unrechten Orte angebrachte unanſtändige Handlung machet noch keinen zu einem Grobian. Läßt er aber eine ganze Reihe derſelben von ſich blicken, ſo verdienet er mit Recht dieſen Ehrentitel. Ein Vergehen kann mannigmal an ſich die Verdammniß noch nicht verdienen: kommen ihrer aber mehrere zuſammen, ſo iſt die Strafe, die darauf erfolgt, ſchon wichtiger. Denken ſie aber ja nicht, daß ſie ſich ſo vieler Freyheit bey ihrer Unhöflichkeit zu rühmen haben. Sie thun ſich ſelbſt Schaden damit: denn ſie verrathen, daß ihr Geſichtskreis ſehr klein ſey.

Die Geſetze der Höflichkeit ſind in der Geſellſchaft der Menſchen gegründet, wie ich ihnen im vorhergehenden gezeiget habe. Die Geſellſchaft der Menſchen aber rühret von Gott her: und wenn alſo die Geſetze derſelben übertreten werden; ſo verſündiget man ſich dadurch an Gott. Iſt nun Gott aber höchſt gerecht: ſo kann er auch ſolche Vergehungen nach ihrer Art nicht ungeſtraft laſſen.

Es ſcheint, mein Freund, ſie müſſen ſich die Höflichkeit auf der ſchlimmſten Seite vorgeſtellet haben: ja ſehr niederträchtig ſeyn, daß ſie durch die Vorſtellung der Strafen dazu wollen angetrieben ſeyn. Es iſt dieſes nicht meine Abſicht. Die Beſchaffenheit der Sache ſelbſt, und ihre Einſicht muß ſo viel reizendes enthalten, daß, wenn ſie als ein vernünftiger Menſch handeln wollen, ſie ihr ihren Beyfall nicht verſagen können. Glauben ſie mir nicht, ſo will ich ihnen einen

nen guten Rath geben, deſſen ſie ſich als eines Hülfsmittels zu ihrer vorzunehmenden Gemüthsveränderung bedienen können. Leſen ſie des ſinnreichen und witzigen Moliere ſeinen Bourgeois gentil-homme. Ich verſichere ſie, ſie werden dadurch einen ganz andern Geſichtspunct bekommen, die Sachen auf einer andern Seite zu überſehen.

Ich habe ihnen Zeit gelaſſen, ſich auf noch mehrere Einwürfe zu beſinnen. Ich weis nicht, ob ihr guter Witz ihnen die Quellen darzu angezeiget hat; denn daß ſie denſelben beſitzen, habe ich mehr als einmal von ihnen gehöret: Rien n'eſt à ſi bon marché aujourd hui, que le bel Eſprit. Doch ich höre, ſie fangen wieder an zu reden, und ich ſehe, daß meine bisherigen Beweisgründe ihnen den Mund noch nicht verſtopfet: Doch bin ich damit zufrieden, daß ſie dargegen nichts einzuwenden im Stande ſind, ſondern ſich allezeit auf neue beſinnen. Sie ſagen: Was nicht wider das Gewiſſen iſt, das kann ich mit gutem Fuge thun. Nun aber empfinde ich keine Gewiſſensbiſſe, wenn ich einmal die Regeln der Höflichkeit übertreten, und alſo kann ich ſolches immerhin thun. Es iſt wunderbar, auf was für Einfälle ein Menſch in der Angſt gerathen kann! Verlaſſen uns alle Dinge, die außer uns ſind; verſagen ſie uns ihre Hülfe und ihren Schutz: ſo befindet ſich in uns ſelbſt eine Quelle, daraus wir Hülfe zu ſchöpfen vermeynen. Ich bemerke hierbey nicht ohne Vergnügen, daß ſolches von einem edlen Beſtreben unſerer Seele ſeinen Urſprung genommen, welches aber gar leicht von vielen Unvollkommenheiten kann begleitet werden. Es beſteht nämlich dieſes Beſtreben darinnen, daß unſer Geiſt ſuchet, ſeine Independenz von endlichen Dingen zu beweiſen, daß es ohne ſie ſelbſt hinlänglich ſey, als ein für ſich beſtehendes Ding fortzudauern.

Vorher zogen ſie die Kleidung eines übertriebenen Heiligen an; nun aber wollen ſie den Namen eines gar zu großen Gewiſſenhaften führen. Es iſt wahr, ich gebe es ihnen zu, daß Handlungen, die mit unſerm Gewiſſen ſtreiten, zuweilen unrechtmäßig ſind. Denn das Gewiſſen iſt der innere Richter unſerer Handlungen, und daſſelbe iſt am erſten im Stande, von den Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten derſelben zu urtheilen. Wir ſind uns unſerer ſelbſt am mehreſten bewußt; wir erkennen die Bewegungsgründe, welche uns verleiten, eine Handlung zu unternehmen. Die Umſtände, unter welchen ſie unternommen werden, ſind uns nicht unbekannt. Die Folgen, die daraus entſtanden, werden wir bey uns ſelbſt am erſten gewahr; und wir ſind daher am leichteſten im Stande, von ihnen ein billiges Urtheil zu fällen. Doch da wir endliche Geiſter, und alſo Irrthümern unterworfen ſind; was ſollte es denn hindern, daß unſer Gewiſſen nicht zuweilen überſpringen, und ſich in ſeinen Urtheilen betrügen ſollte? Es geſchieht ſolches ſehr oft; und mich deucht, daß es anitzo bey ihnen eben auch geſchehen ſeyn müſſe. Hat unſer Gewiſſen einmal einen ſolchen Sprung gethan; ſo folget daraus nicht, daß die Handlung entweder gut oder böſe ſey. Sie ſehen alſo, daß ihre ganze Ausflucht darauf beruhet, daß ſie mir zeigen, daß ihr Gewiſſen nicht irre, ſondern recht urtheile.

Hernach ſo nehmen ſie an, daß es viele Arten der Veränderungen eines Menſchen gebe. Man könnte alſo ein vielfaches Gewiſſen annehmen. Alle Handlungen ſind entweder theologiſch gut, oder ſie ſind philoſophiſch gut. Das Gewiſſen, welches von der theologiſchen Vollkommenheit einer Sache urtheilet, könnte das theologiſche Gewiſſen; das andere aber, welches ſich mit der philoſophiſchen Vollkommenheit beſchäfftiget, das philoſophiſche genennet werden Kann es alſo nicht wohl mit einander beſtehen, daß eine Sache vor dem Richterſtuhle des theologiſchen Gewiſſens freygeſprochen wird, die aber von dem philoſophiſchen Machtſpruche verdammet wird? Wenn ich alſo auch gleich zugeben wollte, daß dergleichen Handlungen, in deren Ausübung ſie mit Recht die Oberſtelle verdienen, in Abſicht des theologiſchen Gewiſſens gleichgültig wären; meynen ſie deswegen, daß ſie von dem philoſophiſchen ſo frey werden durchgelaſſen werden? Gewiſſensbiſſe nenne ich die Ausſprüche von der Unrechtmäßigkeit unſerer Handlungen. Und mich deucht, daß ein philoſophiſches Gewiſſen ſo ſtark beißen wird, daß man darüber in eine philoſophiſche Ohnmacht möchte geſetzet werden.

Sie verrathen alſo mit dieſem ihren Einwurfe, entweder, daß ſie kein philoſophiſch Gewiſſen haben, oder daß es bey ihnen ſchläft. Iſt das letzte wahr, ſo denke ich meiner Abſicht nicht ganz zu verfehlen, da ich mir für dießmal Mühe gegeben, ſie aus dieſem Schlafe aufzuwecken. Iſt das erſte, ſo weis ich ihnen keinen beſſern Rath zu geben, als, gehen ſie fleißig mit ſolchen Leuten um: ſo wird nach und nach bey ihnen etwas, das ihnen noch ein Unding zu ſeyn ſcheinet, ſich hervorthun.

Itzo empfinde ich eine Regung bey mir, die außerordentlich iſt. Ich kann nicht umhin, ſie meinen Leſern mitzutheilen. Es iſt mir bisher geglückt, meinem Widerſacher auf alle ſeine Einwürfe zu antworten. Und ich beſorge nun nicht, daß er noch etwas erhebliches werde vorbringen können, daß ich nicht ſollte im Stande ſeyn, ihm darauf zu antworten. Wie glücklich ſchätze ich mich aber, daß ich mich rühmen kann, einen Feind, der bisher ſo lange an ſo vielen Orten die Oberhand gehabt, erlegt zu haben: ich bilde mir ein, was daraus für eine Vollkommenheit unter den Erdbürgern entſtehen wird. Und wären die Verſuche derer zu Stande gebracht, die auf einem Luftſchiffe haben nach den andern Planeten eine Reiſe anſtellen wollen: ſo würde ich mit großer Freude, den übrigen Weltbürgern davon Nachricht gegeben haben.

Dieſes iſt demnach der hinreichende Grund meines Muths und meiner Stärke, auf die noch übrigen ſinnreichen Gedanken unſers Herrn Grobians zu antworten. So viel mir aber an Muth zuwächſt, ſo viel ſcheint ihm an Munterkeit abzugehen: denn ſeine Beweiſe werden immer ſchwächer. Meine Leſer ſeyn ſo gütig, und vergönnen uns ihre Aufmerkſamkeit noch in zweenen Einwürfen, und darauf gehörigen Antworten. Ich rühme mich zwar nicht, daß ich ſolche Sachen ſchreibe, die ihnen einige Art der Beluſtigung zu wege bringen könnten; doch wiſſen ſie, daß ich mir einen lautern Endzweck vorgeſetzet habe;

und

ſie werden mir denſelben befördern helfen, wenn ſie fortfahren, das Angefangene durchzuleſen.

Bisher hat mein Gegner ſolche Beweisgründe gebraucht, die von einer ſehr ſchlechten Einſicht ein unverwerfliches Zeugniß abgeleget. Und ich hätte mir daher faſt einfallen laſſen, daß das Laſter der beſtrittenen Grobheit nur unter den Ungelehrten im Schwange gienge. Allein itzo möchte ich faſt auf die Gedanken gebracht werden, daß auch einige unter den Gelehrten davon nicht gänzlich befreyet ſeyn. Ich weis von vielen, die da vorgeben, große Beförderer des guten Geſchmacks zu ſeyn, daß ſie ſolchen in ihrem Umgange ein wenig blicken laſſen. Und was iſt das zu bewundern? Ihre Erkenntniß iſt eine todte Erkenntniß, und ſie muß erſt durch die Uebung lebendig gemachet werden. Gelehrte müſſen andern mit guten Exempeln vorgehen, theils weil ſie am erſten dazu geſchickt ſind, theils, weil man es ſich von ihnen am mehreſten vermuthet. Sie ſehen den Zuſammenhang der Dinge beſſer ein, als ein Ungelehrter; ſie wiſſen eher von den Vollkommenheiten der Dinge zu urtheilen: und es wird alſo billig von ihnen verlanget. Denn obgleich das Abſtrahiren bey dem Studieren eine unentbehrlich nöthige Sache iſt: ſo iſt es, meinem Bedünken nach, eben doch nicht gut gethan, wenn man ſo von allen Dingen abſtrahiret, daß man es einem gleich an der Perücke anſehen kann, was für ein Abſtractum er ſey. Er nimmt ſeinen Beweis aus dem Rechte der Natur her, und ſaget: es hat niemand ein ius perfectum, ein vollkommenes Recht, mich zu der Höflichkeit zu zwingen: folglich

lich bin ich nicht ſchuldig, ihm mein Recht abzutreten, und mein ſuum dadurch verringern zu laſſen. Sie haben ganz recht, mein Freund; es hat niemand ein vollkommenes Recht, ſie zu dergleichen Handlungen zu zwingen. Wenigſtens bekenne ich ſolches frey, und mich deucht, ich würde wenig bey ihnen ausrichten, ja wohl gar den ganzen Handel verderben, wenn ich ſie ſo lange wollte faſten laſſen, bis ſie ſich zur Höflichkeit bequemten.

Sagen ſie mir doch aber, guter Freund, müſſen wir denn ſonſt keine Pflichten beobachten, als wozu wir mit Gewalt können gezwungen werden? Es würde das gewiß eine ſchlechte Sache für uns ſeyn, wenn wir uns zu nichts anders beſtimmen ſollten, als wozu wir durch unangenehme Empfindungen des Leibes könnten gezwungen werden. O nein! wir tragen das Bild der Gottheit, die Vernunft, noch an uns. Und ich habe mich niemals entſchließen können, derſelben ſo den Kauf aufzuſagen, wie manche thun, indem ich befürchtet, ich möchte dadurch unvernünftig werden; welches ich doch nicht gern ſeyn wollte. Dieſe edle Gabe eines noch edlern Schöpfers treibt uns zu manchen Veränderungen ſtärker, als die ſtrengſten Zwangsmittel. Und meines Erachtens, ſind die Befehle der Vernunft viel durchdringender, als ein Dutzend Stockſchläge.

Wo ich nicht irre, ſo leuchtet auch aus ihrem itzo vorgebrachten Einwurfe eine ziemliche Gabe des Geizes hervor. Sie wollen den Umfang deſſen, was ihren Zuſtand vollkommener machet, nicht gern verringern. Und eben damit zeigen ſie an, daß ſie weder

der in einer chriſtlichen, noch philoſophiſchen Verleugnung ſtehen. Denn dieſelbe fordert von uns, daß wir unſerm Rechte bisweilen weichen ſollen, wenn wir dadurch eine größere Vollkommenheit hervorbringen können.

Sie verſichern mich, daß ihnen nur noch ein Einwurf übrig ſey, und wenn ich ihnen den würde gehoben haben, daß ſie alsdenn völlig auf meine Seite treten wollten: und ich bin deswegen ſehr begierig, deſſen Stärke zu vernehmen: damit ich wiſſen könne, ob ich ihm gewachſen ſey oder nicht. Sie ſprechen: ich habe doch von aller meiner Grobheit keinen andern Schaden, als daß andere Leute von mir übel urtheilen: was gehen mich aber andere Leute an? ich kehre mich an ihre Urtheile nicht; und alſo iſt aller unſer Streit umſonſt.

Glauben ſie, mein Freund, ich empfinde itzo, wie einem zu Muthe ſey, der von einer großen Furcht befreyet wird. Ich ſtellete mir ihren Einwurf ſehr gefährlich vor, aber itzo erfahre ich, daß er nichts weniger, als Gefahr, zu bedeuten hat. Denn erſtlich wiſſen ſie ja aus unſern vorhergehenden Reden, daß das nicht der Schade allein ſey, den man von der Grobheit zu befürchten hat, daß andere Leute übel von uns urtheilen: ſondern daß, da wir die Gebothe Gottes übertreten, noch ein anderes Uebel rückſtändig ſey, ja daß wir uns vor dem Richterſtuhle unſerer Vernunft als ſchuldig erklären müſſen. Hernach ſo iſt das eine höchſt falſche Meynung, man habe ſich an das Urtheil anderer Leute nicht zu kehren. Wir leben in der Welt, und wenn ſie ihre Grobheit nicht in eine Art der Entzückung verſetzet, ſo werden ſie ſolches zugeben müſſen. Ehrliebende, und verſtändige

Leute machen doch noch, obgleich einen kleinen Haufen unter den Einwohnern der Erden aus. Sie ſind im Stande, unſere Wohlfahrt auf eine uns höchſtnützliche Weiſe zu befördern. Denn einen inneren Beruf beſtändig zu erwarten, iſt eine Sache, die vielen Gefährlichkeiten unterworfen iſt; und ich glaube, daß kaum einer unter zehnen, die ſolchen vorgeben, richtig geurtheilet habe. Iſt uns alſo nicht allerdings viel daran gelegen, wie verſtändige Leute von uns urtheilen. Ich kann ſie aufrichtig verſichern, daß das eine mit von meinen Sorgen iſt, daß ich mich ſo einſchränken möge, daß ich bey Vernünftigen den Namen eines Tugendhaften erlangen könne. Doch bey allen verlange ich ihn nicht. Die Finſterniß hat keine Gemeinſchaft mit dem Lichte.

Ich bin völlig mit ihrer Antwort zufrieden, und verſichere ſie, daß ich mir die Freyheit nehmen werde, inskünftige bey ihnen ein Collegium über die Höflichkeit zu hören, indem es heut zu Tage doch ſtark Mode wird, daß man über dergleichen Sachen Collegia höret. Und ſie haben es, wie ſolche Lehrer gemacht, welche, damit ſie deſto mehrere Zuhörer in ihren Lehrſaal bekommen, zu Anfange des halben Jahres allezeit einige Gedanken drucken laſſen, dadurch ſie die Gemüther wollen an ſich locken, indem ſie mich durch ihr Geſpräch völlig vergnüget. Unterdeſſen iſt dieſes mein Wunſch, daß viele von denen, welche bisher meine Vorgänger und Nachfolger in der Grobheit geweſen, ſich mit mir entſchließen mögen, aus einem ſo verhaßten Lande ſich in die höfliche Welt zu begeben, allwo ſie nicht ohne das größte Vergnügen ihren Aufenthalt finden werden. D.

Gedanken bey Betrachtung der untergehenden Sonne.

Euch, ihr wundervollen Stralen,
Dich, o Sonne, will ich malen,
Da dein bald verſchwundnes Licht
Noch aus hellen Kreiſen bricht;
Möcht' ich nur bey meinem Spielen
Die noch nie gedämpfte Glut
Und den ſtarken Einfluß fühlen,
Der im Dichten Wunder thut.

Doch hinweg mit jenen Träumen,
Die ſich nicht zur Wahrheit reimen,
Wenn das Heidenthum geglaubt,
Du ſeyſt unſer Oberhaupt;
Deines Glanzes Pracht und Weſen,
Und das Schöne, das uns rührt,
Heißt uns darum auserleſen,
Weil es uns zum Schöpfer führt.

Ohn Empfindung, ohn Entzücken
Dich, du Lichts Monarch, erblicken,
Zeigt des Geiſtes Schwachheit an,
Die ſich nie ermuntern kann.
Kleine Geiſter, finſtre Seelen
Mögen ſich umſonſt bemühn,
Jenes Nichts, das ſie erwählen,
Deinem Glanze vorzuziehn.

Durch viel Millionen Meilen
Muß dieß Licht zu Körpern eilen,
Wo ihr Kreis ſo manche Welt
In den Lüften ſchwimmend hält.
Und wie weit ſtreckt ſich die Ferne,
Wo ihr Feuer zitternd glänzt,
Wo die Menge weiter Sterne
Noch mit neuen Welten gränzt?

Nicht nur wenn Aurorens Wangen
Mit verjüngter Reizung prangen,
Und die Dunkelheit der Nacht,
Ihrer Anmuth Platz gemacht;
Selbſt bey ihrem Untergehen,
Wenn ſie ſich allmählig neigt,
Kann man ſolche Schönheit ſehen,
Der nichts irdſches ſich vergleicht.

Seht, wie ihre Stralen blinken,
Die ſie auch bey Fall und Sinken
Mit der größten Heiterkeit
Noch zum Abſchied von ſich ſtreut.
Seht ihr glänzendes Geſichte,
Das ſich nach und nach entzieht,
Und wie ſie mit vollem Lichte
Aus der Oberwelt entflieht.

Schönes Bild erhabner Geiſter,
Die ihr ſtets des Schreckens Meiſter,
Und dem Schickſal, das euch dräut,
Allzeit überlegen ſeyd;

Die ihr mit geſetzter Seele,
Voller Großmuth, Gruft und Nacht
Und des Grabes dunkle Höhle,
Bey dem letzten Stoß, verlacht.

Welch ein Schauſpiel will von neuen,
Augen und Gemüth erfreuen?
Welch ein heitrer Wiederſchein
Kleidet dort den Himmel ein?
An dem prächtigen Gewölbe,
Miſcht ſich Seladon und Grau,
Helles Roth erhebt das Gelbe,
Und das Weiße ſchimmernd Blau.

Doch wie lange wird es währen:
So wird es die Nacht verheeren;
Zieht ihr dick gewebter Flor
Sich nicht ſchon den Augen vor?
Holder Reiz von ſchönen Zügen,
Dem ſich ſo viel Herzen weihn,
O, wie bald mußt du verfliegen,
Und dem Wechſel dienſtbar ſeyn!

Alles eilt zum Untergange;
Warum iſt denn uns ſo bange,
Wenn Vergänglichkeit und Tod,
Mit nothwendgen Folgen droht?
Freunde, laßt uns von den Sternen
Und der Sonnen Untergehn,
Mit geſetzter Seele lernen
Unſern Abſchied anzuſehn.

Carſted.

* * *

Das Kind mit der Scheere.

Eine Erzählung.

Kind, hub der Vater an, eins mußt du mir verſprechen,
Laß dieſes Meſſer ſtehn, wie leicht könntſt du dich ſtechen.
Kaum hat das Kind gehorcht, kaum er ſich weggewandt:
So nimmt es ſchon dafür die Gabel in die Hand.
Auch die gebeut er ihm nicht weiter anzufühlen:
O darf ich, rief das Kind, nicht mit der Nadel ſpielen!
Nein ſag ich dir hiermit, du ſiehſt, die Nadel ſticht.
Die Scheere? rief das Kind, denn dieſe ſticht wohl nicht;
Sie iſt an Ecken ſtumpf. Doch, ſprach er, kann ſie ſchneiden;
Woferne du mich liebſt, mußt du dieß alles meiden.
Iſt nicht dein ganzer Schrank für dich von Spielwerk voll?
Gnug, daß zu deiner Luſt dir nichts gebrechen ſoll.
Du ſiehſt, ich liebe dich, drum folge meinem Willen,
Ich will den deinen auch, ſo oft dirs dient, erfüllen.

Das Kind verſpricht es zwar; doch wider ſeinen Trieb;
Der Scheere war es gut, und dieſe blieb ihm lieb:
Das Meſſer ließ es ſtehn, die Gabel ließ es liegen,
Die Scheere nur allein blieb dieſes Kinds Vergnügen.

Der Vater trifft es an. Du, ſpricht er, haſt ſie doch?
Ach Vater, fleht das Kind, vergieb mir dießmal noch,
Ich will = = der Vater geht. Hier regt ſich in dem Kinde,
Ein doppeltes Gefühl; es haßt und liebt die Sünde.

Mit Thränen hat es ſich an einen Stuhl geſtemmt,
Bald ſieht es nach der Thür, ob auch der Vater kömmt,
Bald, wo die Scheere liegt. So theilten ſeine Triebe
Sich, wie das Auge gieng, itzt bald in Furcht, bald Liebe.
Halb langt es mit der Hand, halb zieht es ſie zurück,
Es will und will auch nicht; allein mit jedem Blick
Fällt etwas von der Furcht im zitternden Gewiſſen;
Es nimmt die Scheere nicht, doch pflegt es ſie zu küſſen.
Es hält die Hände weg, damits nicht greifen kann;
Es küßt und rührt ſie nur mit einem Finger an,
Bald folgt der andre nach. Halb gern und halb mit Schämen
Siegt endlich doch die Luſt, die Scheere gar zu nehmen.

Schon iſt der Vater da. Er ſieht und zürnt und dräut.
Kind, ſpricht er, meide mich und meine Zärtlichkeit,
Du liebſt die Scheere mehr, als mich und meinen Willen,
Biſt zum Verſprechen ſchnell und langſam im Erfüllen.
O! rief das Kind gerührt, du weiſt ja, wie ich bin,
Drum, Vater, höre mich, und nimm die Scheere hin,
Zerbrich ſie ganz und gar: ſo werd ich ſie nicht lieben,
Mich weiter nicht vergehn, dich weiter nicht betrüben.
Hier iſt ſie, nimm ſie doch. Nein, ſprach der Vater, nein!
Ich will, die Scheere ſoll vor deinen Augen ſeyn.
Kannſt du das Meſſer fliehn, die ſpitzge Nadel haſſen:
So biſt du auch geſchickt, die Scheere ſtehn zu laſſen.
Denn nehm ich dieſe weg: ſo fehlſt du zwar nicht mehr;
Allein was wäre Zwang, wenn dieß Gehorſam wär?
Wie leichte könnt ich dir die tollen Hände binden!
Frey, will ich, ſollſt du ſeyn, und frey dich überwinden.

* * *

O Menſch, verſchone ja dieß Kind mit deinem Spott.
Wir Klugen machen es viel thörichter mit Gott.
Schrift und Vernunft verbeut. Was pflegen wir zu laſſen?
Was jedem von Natur am leichtſten fällt zu haſſen.
Ein ſtill und träges Herz, das nichts von Thaten hält,
Erſtickt den Hochmuth gern; denn ſeine Luſt iſt Geld.
Der fühlt den Wolluſttrieb, doch will er Tugend üben,
Er flieht den Geiz, warum? Er pflegt kein Geld zu lieben.
Der Stolze, deſſen Zweck nicht Wolluſt leiden kann,
Steht auf und kündigt ihr den Krieg mit einmal an.
Setzt unſer Kind hieher. Sagt, handeln jene beſſer?
Die Scheere liebt das Kind und läßt dafür das Meſſer.

Zerbrich die Scheere doch, fleht nicht allein das Kind.
Sagt, ob die Menſchen oft im Bethen klüger ſind?
Was heißt: bewahre mich! in vieler tauſend Seelen,
Als: ändre die Natur und wehre mir das Wählen?

Doch warum läßt uns Gott zum Böſen Stoff und Kraft?
Freund, wenn kein Böſes wär, wo wärſt du tugendhaft?
Brauch Wahrheit und Vernunft, dieß ſind der Freyheit Waffen,
Wo nicht: ſo bitte Gott aus dir ein Klotz zu ſchaffen.

C. F. Gellert.

Fernere

* *

Fernere Nachricht von dem Leben und den gelehrten Arbeiten des großen Norwegiſchen Scribenten, Nilſon Scribbens.

Ich glaube, daß ich der gelehrten Welt einen großen Dienſt thun werde, wenn ich ihr von dem Leben eines ſolchen Mannes, als mein ſeliger Großvater, Nilſon Scribbens, geweſen iſt, eine nähere Nachricht gebe. Ich habe gefunden, daß der ehemalige unglückſelige Küſter an der Kreuzkirche zu Bergen in Norwegen, Nicolaus Klim, etwas von ſeinen Umſtänden hat hinterlaſſen wollen, und ich würde ihm für ſeine Todtenliſte[*] gedanket haben, wenn ich nicht wahrgenommen, daß er in ſeinen Nachrichten ſehr parteyiſch geweſen wäre, und ſehr nach ſeinen Leidenſchaften geſchrieben hätte. Der gute Mann wollte noch immer etwas von dem ehemaligen, kaiſerlichen Anſehen auch als Küſter anbringen, und daher kam es, daß er allen denjenigen feind war, welche es nicht über das Herz bringen konnten, ihm anders, als einem Küſter, zu begegnen. Seine angebohrne Rachgier haben deswegen alle diejenigen empfinden müſſen, welche in ſeiner Todtenliſte vorkommen. Ich würde mich aber gleichwohl meines Großvaters wegen nicht zufrieden gegeben haben, wenn ich nicht ganz unvermuthet genugſame Nachricht von der Urſache des Haſſes, welchen der Küſter Klim gegen ihn geheget, gefunden hätte. Die ganze Nachricht aber von ſeinen Lebensumſtänden habe ich ungefehr gefunden, als ich unter den Papieren meines Vaters herumſtöhrte; und wo ich mich nicht irre, ſo hat er ſie ſelbſt aufgeſetzt.

---

*) Man ſehe in dieſer nicht fein patriotiſch abgefaßten Todtenliſte das Leben unſers Nilſon Scribbens, welches nicht ſo gewiſſenhaft beſchrieben worden, als es wohl eine geiſtliche Perſon von rechts wegen hätte thun ſollen, in dem 4 Bande der Beluſtigungen; oder dem Hornung des Jahrs 1743 auf der 112 Seite.

Nilſon Scribbens wurde 1660 zu Fleckeroe gebohren, wo ſein Vater einer der beſten Lachsfänger war. Sein guter Kopf äußerte ſich gar bald; deswegen ihn auch ſein Vater ſogleich dem Studieren widmete, und nach Bergen in die Schule ſchickte. Er hatte auch daſelbſt das Glück, daß, nachdem er in großer Geſchwindigkeit die unterſten Claſſen durchgelaufen, er den Unterricht des großen Gelehrten ſelbiger Zeit, des M. Humulſo Humblus[b], genoſſen. Dieſer große Mann, der gar wohl einſah, wie wenig die norwegiſche Sprache geſchickt war, etwas gelehrtes darinnen zu denken, vielweniger mit vielen Worten und ſchönen Redensarten nichts zu ſagen; war, wie in ganz Norwegen bekannt iſt, ein geſchworner Feind ſeiner rauhen Mutterſprache, und ſuchte deswegen in allen ſeinen Schülern, dieſen ſeinen Haß fortzupflanzen, und eine eigene Secte aufzurichten, die ſich von andern ehrlichen Leuten, oder wie ſie ſagten, dem unlateiniſchen Pöbel, den ſie nur nouos et illiberales homines nannten, in ihren Sitten und Gedanken unterſchieden.

Son-

---

b) Mehrere Nachricht findet man von ihm in dem angeführten Monate der Bel. auf der 119 u. f. Seite.

Sonderlich glaubte er aus ſeinen Schülern rechte Cicerones zu machen, wenn er ſie ihre Perioden mit deſſelben Verbindungswörtern anfangen, oder mit einem eſſe videtur ſchließen lehrte. Unſer Nilſon hatte auch anfangs dieſe Lehren trefflich eingeſogen; aber ich weis nicht, wie es gekommen, daß er nach dieſem gänzlich davon abgegangen iſt. Da er dieſe Schule mit Ruhm verlaſſen, ſo zog er auf die Akademie nach Coppenhagen, ſich vollends in den Wiſſenſchaften vollkommen zu machen. Er hatte ſich einen großen Begriff von einer hohen Schule gemacht; allein er fand ſie ganz anders. Er war viel zu gelehrt aus den Armen ſeines großen Lehrmeiſters gegangen, als daß er nicht ſogleich die Schwäche und die gelehrte Armuth der meiſten daſigen Lehrer hätte einſehen ſollen. Vornehmlich ärgerte er ſich, nach den Lehrſätzen, die ihm ſein Ciceroniades eingeeifert hatte, über die Ungelahrtheit einiger daſigen Profeſſoren, welche ſo gar, aus Unerfahrenheit in der lateiniſchen Sprache, gezwungen waren, in ihrer Mutterſprache zu lehren. Alle die Sachen, welche dieſe Männer vortrugen, waren ihm viel zu ſchlecht; denn er verſtund ſie mit leichterer Mühe, als die Lehren ſeiner ehemaligen Schulmonarchen; und gleichwohl hatte er immer von den höhern Lehren auf der Akademie gehöret. Nach vielem Auskoſten traf er endlich einen Mann an, der ihm recht war, und welcher im ſchönſten Lateine Sachen vortrug, die wegen ihrer Dunkelheit ihn zwangen, ſich den Kopf zu zerbrechen, ohne daß er etwas ordentliches heraus bringen konnte. Seine ſchon mit nach Coppenhagen gebrachte und die bey dieſem Manne noch erlangte Gelehrſamkeit nöthigten ihn, daß er noch im erſten Jahre Baccalaureus philoſophiae werden mußte; ja er hätte ſich gezwungen geſehen, mit eheſtem Lehrer der freyen Künſte, oder auf lateiniſch magiſter artium zu werden, wenn nicht zu ſeinem Unglücke kurz zuvor ſein Vater geſtorben wäre.

Er mußte alſo gar geſchwind, ehe er noch von ſeiner hohen Schulgelehrſamkeit zu ſich ſelbſt kommen konnte, die Akademie verlaſſen, und nach Hauſe kehren. Sein Vater hinterließ ihm nicht viel, und er hatte alſo deſto beſſer Gelegenheit, ſein Studieren fortzuſetzen. Er ſann ſich auch bey dieſer Gelegenheit die ſchönſten und vortrefflichſten Titel zu den Büchern aus, mit denen er der gelehrten Welt künftig einmal dienen wollte. Er gab ſich mit ſeinen Freunden alle nur erſinnliche Mühe, eine Bedienung zu bekommen; er zeigte ſich ſelbſt den Großen ſeiner Stadt, und both ihnen ſeine Dienſte an, ſo gut er konnte; ſo ſehr er aber ihnen zu Dienſten war, ſo waren ſie dennoch, ich weis nicht, ſoll ich ſagen ſo undankbar, oder ſo wenig einſehend, daß ſie ſeine Bemühungen nicht belohneten. Es war alſo alle ſeine Mühe vergebens, und er mußte zu ſeinem Verdruſſe erfahren, daß ein Prophet in ſeinem Vaterlande immer am wenigſten gelte. Deswegen nahm er ſich auch vor, demſelben zu zeigen, was es an ihm verſchmähet. Damit ihn nun inskünftige nicht mehr die Nahrungsſorgen daran ſtören möchten, ſo ſuchte er ſich eine Gehülfinn, und trat in den Eheſtand.

Nunmehro führte er ſeine großen Abſichten aus, und lieferte der gelehrten Welt in kurzer Zeit eine ziemliche Anzahl, ſowohl der angenehmſten kleinen, als der wichtigſten großen Werke, welche noch von ſeinem Eifer und ſeiner Gelehrſamkeit zeigen.

Aber wie dergleichen muntere Köpfe ſelten ihr Leben hochbringen, ſo mußte auch unſer Nilſon Scribbens in ſeinen beſten Jahren dahin. Er ſtarb, da er noch eben an einem ſeiner wichtigſten Werke arbeitete; mit der Feder in der Hand, im Jahre 1693, da er ſein Leben nicht höher, als auf 33 Jahre, 5 Monate, 12 Tage, 16 Stunden, und 48 Minuten gebracht hatte, und hinterließ nebſt ſeiner Gemahlinn nur einen einzigen Sohn, meinen Vater.

Er war mitteler Statur, von guter Bildung, ob er gleich wegen ſeines ſteten Fleißes etwas hypochondriſch ausſah. Er war kühn und beherzt in ſeinen Unternehmungen, ſonderlich in ſeinen erſten fruchtbringenden Jahren; geſchwind in Erfindung, und hurtig in Ausarbeitung ſeiner Sachen; und ſeine Werke haben ihm niemals viele Mühe gekoſtet. Bey allem dem war er etwas furchtſam, ſonderlich in ſeinen letzten Jahren, da er nicht gern ſah, wenn man entdeckte, daß er von etwas Urheber war; und daher auch ſo liſtig, daß er es allemal mit denen am gewaltigſten herrſchenden Kunſtrichtern ſeines Vaterlandes hielt, und ihr Freund war. Zuweilen aber, wenn er glaubte, daß er ſeinen Feind überſehen konnte, war er auch muthig, und wenn ſeine Freunde, die Kunſtrichter, ſchimpften, ſo ſchimpfte er tapfer mit. Seine Gelehrſamkeit war ſehr weitläuftig; daher er auch in omni ſcibili etwas geſchrieben. Aus allem aber läßt ſich ſchließen, daß er ein großer Mann ſeiner Zeit geweſen.

Ver-

Verzeichniß aller herausgegebenen Schriften Nilſon Scribbens, in hiſtoriſcher Ordnung abgefaßt.

Da große Leute ſelten gleich durch große Werke berühmt werden, ſondern anfangs nur kleine fliegende Werkchen, auch wohl unter verdecktem Namen herausgeben, ob ſie es gleich ihren guten Freunden entdecken, die es anſtatt ihrer genugſam ausbreiten: ſo bediente ſich auch unſer Scribbens dieſes Kunſtgriffes ſehr glücklich. Ich habe nur kürzlich geſagt, daß er anfangs, da er erſt von der Akademie kam, ſo beherzt, als ein Bär, wegen ſeiner Wiſſenſchaften war. Um nun bald berühmt zu werden, ſo ergriff er den beſten und bewährteſten Entſchluß, Satyren zu machen. Er war ſo verſchmitzt und ſchalkhaft, daß er es erſt mit Leuten aufnahm, die ohnedem ſchon als kleine Geiſter verachtet waren, und er folglich nicht viel von ihnen zu beſorgen hatte. Unter der Hand aber, da er glaubte, daß man ſich nunmehro vor ihm fürchten würde, packte er auch hin und wieder einen ſtärkern an; und zuletzt wurde er gar ſo beherzt, daß er ſeinem Lehrmeiſter Fehler zeigen wollte. Er that ſich Anfangs viel darauf zu gut, weil ihm ſeine Büchlein eine Zeitlang bey den Liebhabern ſolcher Sachen Unterhalt verſchafften; aber da er verſtändiger wurde, weil die Leute nichts mehr darnach fragten, ſo hat er ſie nicht groß mehr geachtet. Eben deswegen will ich ſie auch nicht beſonders benennen. Er hat ſie aber laſſen zuſammen drucken, und hier iſt der Titel davon: Nugae venales. Eine Sammlung geiſtvoller Schriften, Hasnelfort in Island 1690 in 8. Sie verdienten dieſen Namen mit Rechte, weil er darinnen die erſte Kraft und die rechte Quinteſſenz ſeines ſpitzigen Geiſtes ausgegoſſen hatte.

Die andern kleinen flüchtigen Werkchen, deswegen der Herr Küſter Klim ſo ſpöttiſch thut, waren Schriften, welche die Alterthümer ſeines Vaterlandes unterſuchten, und handelten von den Geldbeuteln der alten Norren. Sie ſind nach dieſem ebenfalls unter dem Titel zuſammen gedruckt: Nilſon Scribbens zehn Schriften von den norriſchen Geldbeuteln mittler Zeit, Bergen 1686. in 4. mit Kupfern.

Damit man aber auch von dem boshaften Vorgeben des Küſters Klims, und im Gegentheile von der guten Aufnahme ſeiner Schriften bey denjenigen, welchen er ſie zugeſchrieben hatte, überzeugt werde: ſo will ich einen Auszug aus der Vorrede zu dieſer Sammlung herſetzen, welche von der Erkenntlichkeit dieſer Herren, für die Ehre, die ihnen unſer Scribbens angethan hat, deutliche Proben giebt:

Die erſte Schrift, welche von den drontheimiſchen Geldbeuteln handelte, war dem Herrn Niels Anderſens, Stockfiſchhändlern in Drontheim, zugeſchrieben, wofür er zur Dankbarkeit drey däniſche Kronen bekam.

Die zweyte von Nordland empfing der Herr Jep Tummelen, Bürger und Gaſthalter zu Bergen, welcher ihm dafür 50 Skilling Danſke reichte.

Für die dritte empfing er von dem damaligen Strandreuter zu Fleckeroe, Jorgen Worms, 1½ Krone.

Die vierte ſchrieb er dem damaligen Küſter Klim an der Kreuzkirche zu Bergen zu, bekam aber, weil dieſer ein ſehr geiziger Mann war, von ihm nichts, ja nicht einmal einen Dank. Weil nun Scribbens deſſen Grobheit in dieſer Vorrede ſo öffentlich meldete, ſo wurde Klim dadurch ſo aufgebracht, daß er ſich in der berührten Todtenliſte deswegen zu rächen gedachte.

Die fünfte bekam Herr Gregers Weckenhorn, Bürgermeiſter zu Tellemark in Weſterland, der ihm ein treffliches Schauſtück dafür überſendete.

Die ſechſte wurde noch beſſer belohnet, indem ihn der Herr Chriſtopher Krage, vornehmer Handelsmann zu Bergen, 2 Ducaten dafür einhändigte.

Die ſiebente und achte brachten ihm von dem Herrn Iver Ammerling, Wallfiſchfänger zu Skolholt in Island, 3 Tonnen Fiſchthran.

Die neunte und zehnte empfing Herr Holger Mattſen, berühmter Lachsfänger in Fleckeroe, und Anverwandter unſers Scribbens, der ihn dafür 3 geräucherte Lachſe verehrte. Auch ſo gar diejenigen, welchen er nur ein Exemplar ſchenkte und zukommen ließ, beſchenkten ihn trefflich, darunter ſonderlich der Herr Hans Weſtphaler zu rühmen iſt, der ihn mit drey Stück der beſten holländiſchen Käſe, und Herr Ove Corſir, der ihn mit 2 Rieß Schreibpapier verſah, imgleichen die Frau Ingeborg Chriſtianſche, welche ihm zwey Bund vortreffliche Federſpuhlen verehrte, denn ſie handelten damit.

Unſers Nilſon Scribbens Hauptwerke ſind noch zurücke:

Lexicon Sartorium, hiſtorico-criticum, d. i. Ausführliches Schneiderlexicon, darinnen ſowohl ihre Gebräuche, Sitten, Gewohnheiten und Misbräuche beſchrieben, als auch deren Kunſtwörter, Handwerksgeräthſchaften und Inſtrumente erkläret, und wo es nöthig, nach dem verjüngten Maasſtabe in Kupfer geſtochen ſind; dem noch beygefüget iſt, ein Verzeichniß aller berühmten Schneider und Schneiderinnen, von Adam, dem erſten Stammvater, bis auf die iztlebenden fortgeführet, alles in alphabetiſche Ordnung, nicht ohne große Mühe und Unkoſten gebracht. Bergen 1688, gr. fol. m. Kupf. Unſer Scribbens, der den häufigen Abgang dieſes Buches ſah, beſchloß, alle Handwerker auf dieſe Art durchzugehen; und er würde es auch wirklich ausgeführet haben, wenn ihn nicht der Tod daran verhindert hätte. Doch habe ich unter den Papieren das Lexicon Sutorium, oder vollſtändiges Schuſterlexicon angetroffen, welches ich jedem Liebhaber, der es zu verlegen Luſt hat, hiermit gegen ein billiges honorarium angebothen haben will.

Gründliche Anweiſung zu allen Zeiten ohne viele Mühe bons mots zu erfinden, Fleckeroe, 1689. 8. Er ſchrieb dieſe Unterweiſung ſonderlich ſeinen guten Freunden, den wöchentlichen Kunſtrichtern in Stavangern und Bergen, zu gefallen, welche ihn darum erſucht hatten, da es ihnen in der Länge der Zeit an Einfällen fehlen wollte; ihre Sprüchelchen aber niemand gern öfter, als einmal hören mochte. Er theilte ſeine Anweiſung in topos ein, und lehrte auf eine rechte leichte Art, wie ſolche a nomine auctoris, a titulo li-

libri, a loco impreſſionis, etc. etc. zu finden. Kurz hierauf ließ er ihnen zu gefallen auch folgendes drucken.

Unterſuchung der Frage, zu welcher Zeit man am beherzteſten, das iſt, am beſten Bücher und Schriften beurtheilen könne? ob nämlich ſolches Vormittags, wenn man noch nüchtern iſt; oder Nachmittags, wenn man ſich einen herzhaften Rauſch getrunken hat, von ſtatten gehe? worinnen die Frage mit Bejahung des letzten Falles aus der Erfahrung beantwortet wird. Fleckeroe 1690 in 8.

Panarium Vniuerſale, das iſt, Anleitung, wie man ohne Verſtand witzig, berühmt, und ſatt werden könne. Die ganze Anleitung beſteht in der einzigen Regel, daß man diejenigen Stände lächerlich machen ſolle, welche andern Leuten ehrwürdig ſind. Er hat ſelbſt eine Probe davon beygefügt, welche von ſeiner unerſchöpflichen Fähigkeit zu ſchreiben zeuget, und die Prieſter auf dem Dorfe in der luſtigſten Geſtalt aufführet. Aus der Vorrede ſchließe ich, daß dieſes Werkchen gleich nach der Univerſalchronicke aller Nordſcheine zu Anfange des Jahrs 1690, geſchrieben worden, als der Scheffel Korn bis auf 13 Mark Lübbiſch geſtiegen war *.

Neues Strandrecht, oder Erweis, daß die Leute, die hinter den Bergen wohnen, gleiches Recht mit denjenigen haben, welche an den Seeküſten wohnen, zu plündern und zu rauben, was ihnen verſtößt, ohne erſt zu fragen, noch zu bekennen, wem es gehöret. Fleckeroe 1691. 8. Sein ſtärkſter Beweis iſt von der mit ſolchen Gegenden verbundenen Ar-

muth

---

* Siehe die Todtenliſte auf der 113. Seite.

muth der Einwohner hergenommen, da ſie ſelbſt nichts eigenes haben, und alſo aus Noth ſtehlen müſſen.

Unumſtößlicher Beweis, daß Scherzen und Schimpfen einerley ſey. 1692. 8.

Rabbi Ben Hen von der Kunſt berühmt zu werden, ſamaritaniſch und norriſch 8. Dieſes in ſeiner Grundſprache ſonſt ſo angenehme Buch hatte das Unglück, daß es niemand kaufen wollte. Vier Verleger bey einer Auflage hintereinander, und der Ueberſetzer wieſen alle ihre Künſte, es dem Schickſale aus dem Maculaturſache zu entreißen. Ich habe dahero auch keinen Ort des Drucks bekannt machen können, weil ich nicht wußte, welchen von allen ich heraus nehmen ſollte. Aber alle Künſte, neue Titel, neue liſtige, ſanftmüthige, fromme, böſe, derbe Vorreden und Kupferſtiche waren vergebens; auch durch das Wort 1. 2. und 3. Auflage, wollten ſich keine Käufer anlocken laſſen, und unſer Herr Scribbens mußte das Unglück noch erleben, daß man ihm einen Hering darinnen eingewickelt brachte. Doch die böſen Leute werden es zu verantworten haben. Die Welt war eines ſolchen Schatzes nicht werth.

Frage: ob der Schüler klüger ſeyn könne, als ſein Meiſter? Die Erörterung der Frage bewies, daß ſolches gar wohl per enthuſiaſmum angehen könne.

Die Kunſt, die menſchlichen Gemüther zu lenken. Stavangern 1692. NB. Dieſes war eine Satyre auf diejenigen, welche ihre Lobſprüche durch Geld erkaufen. Man darf es mir nicht übel nehmen, daß ich es darzugeſetzet habe, weil es zuweilen nöthig iſt, es zu ſagen, und es auch Mode werden will, daß man es bekannt machen läßt, was man für eine Satyre angeſehen haben möchte, weil man ſonſt öfters in den Verdacht kommen könnte, als ob man Pasquille gemacht hätte.

Erweis, daß derjenige, welcher lange Zeit bey niemand anders, als bey Sudelköchen geſpeiſt, nicht im Stande ſey, von dem guten Geſchmacke ein Urtheil zu fällen. Bergen 8. 1692. Dieſe Schrift ſchrieb er ſeines Vaterlandes wegen, da in derſelben der Misbrauch der franzöſiſchen und italieniſchen Miſchmaſchköche zum Verderben der guten norriſchen Natur, einreißen wollte.

* * * * * * * * * * * * * * * * * Wardhuys in Lappland 8. 1693. Dieſes war abermals eine Satyre wider einen ſonſt gelehrten Mann in Coppenhagen. Weil ſie aber etwas zu arg gerathen war, und er ſich fürchtete, es möchte der Verfaſſer heraus kommen, ſo war er ſo verſchmitzt, daß er alt verlegen und angelaufenes Pappier aufkaufen, und es auf ſolchen abdrucken ließ, damit man es als ein altes Werkchen anſehen möchte, welches ſchon lange Zeit den Laden gehütet hätte. Dieſe Erfindung iſt allein vermögend, den gelehrten Namen meines Großvaters unſterblich zu machen. Sie iſt ſo witzig, daß ich mich vielmals gewundert habe, warum ſich in den nachfolgenden Zeiten derſelben niemand bemächtiget hat. Beſonders würde ſie, wo ich nicht irre, den ſatyriſchen Juvaliden zu ſtatten kommen, welche

bey zunehmendem Alter gar öfters aus dem Witzigen ins Plumpe fallen, jedoch nicht allemal ſo unverſchämt ſind, daß ſie ſich öffentlich zu ihren Schriften bekennen ſollten, und dahero alle Mühe anwenden, ſich verborgen zu halten. Die Leſer hätten auch noch einen Vortheil davon; denn, wenn ſie ſo unglücklich wären, für ihr Geld keinen ſatyriſchen Witz zu bekommen, ſo erhielten ſie doch wenigſtens ſatyriſches Papier. Ich erfreue mich, daß der jüngere Herr Steen Dalekerl* mir verſprochen hat, dem Vaterlande binnen wenig Wochen auf dergleichen Art, eine Menge critiſcher Wahrheiten zu liefern, von denen man wegen ihres Ausdruckes und des alten Papiers glauben ſollte, daß ſie wenigſtens zu Thomas Münſters Zeiten das Licht der Welt zum erſtenmale erblicket hätten.

Dieß wäre demnach das Verzeichniß der mehreſten Schriften unſers großen Nilſon Scribbens, deren Zahl ſich noch vermehren könnte, wenn ich das, welches Nicolaus Klim in ſeiner Todtenliſte berühret, wiederhohlen, und ſeine annoch ungedruckten Werke, welche ich unter ſeinen Papieren gefunden habe, erwähnen wollte. Gleichwohl muß ich noch eins und das andere anführen, welches er bey ſich beſchloſſen hatte, und woran ihn der Tod verhindert hat. Er hatte ſich vorgeſetzt, einen ſeiner ehemaligen liebſten Lehrer auf der Akademie, einen gelehrten Mann, auch wider deſſen Willen zu verewigen. Dieſer Mann, der nicht geſonnen war, er-

---

* Siehe die Todtenliſte auf der 113 Seite.

etwas unter ſeinem Namen herauszugeben, welches er nicht wohl überlegt, hatte ſehr wenig Bücher der gelehrten Welt geſchenket, zumal da er ſehr frühzeitig ſtarb. Dieſen Fehler wollte unſer Scribbens erſetzen; deßwegen kaufte und trieb er alle Collegia auf, die er jemals geleſen und welche theils er ſelbſt, theils andere ſeiner Mitſtudierenden aufgeſchrieben hatten, mit dem Vorſatze, ſie alle mit gelehrten und großen Anmerkungen heraus zu geben. Doch der Tod hat es nicht gewollt, und dieſer Schatz der Wiſſenſchaften iſt leider wieder zerſtreuet worden.

Ferner war er willens, die Lebensbeſchreibungen aller berühmten lebenden Generale, von den Gränzen America bis nach Lappland, und von Nova Zembla bis an die Spitzen von China aus glaubwürdigen Urkunden, und geheimen Nachrichten zu beſchreiben. Dieſes Unternehmen würde von erſtaunlichem Nutzen, und großem Beyfalle, begleitet worden ſeyn, wenn er nicht geſtorben wäre, eben da er den Anfang mit dem Leben des großen Pem-Leh, Generals der Irroiques machen wollte. Ich will alſo hier die Nachricht von meinem Großvater beſchließen, und ſonſt nichts mehr noch zu ſeinem Ruhme ſagen, als daß er einige griechiſche und lateiniſche Autores wiederum abdrucken, und von andern zuſammengetragene verſchiedene Leſarten, nebſt allen vorhandenen Anmerkungen dazu ohne Wahl und Unterſchied beyfügen laſſen, welches in Wahrheit alles auf einmal geſagt iſt, was man nur großes von einem großen Gelehrten ſagen kann. Sollte nun meine Nachricht, wie ich hoffe, durch den Beyfall der

ein

einſehenden Urtheilsſprecher, und durch ein verdientes Lob gehörige Belohnung empfangen, ſo werde ich keinen Anſtand nehmen, die gelehrte Hiſtorie meines Vaterlandes noch weiter ins Licht zu ſetzen.

Henric Scribbens.

* *

Das Heupferd, oder der Grashüpfer.

Eine Fabel.

Ein Wagen Heu, den Veltens Hand
Zu hoch gebäumt und ſchlecht beſpannt,
Konnt endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.
Des Fuhrmanns Leib- und Sittenſpruch,
Ein zehnmal wiederholter Fluch,
War eben, wie der Peitſche Schlagen,
Zu ſchwach bey dieſem ſchweren Wagen.
Ein Heupferd, das bey der Gefahr
Zu oberſt auf dem Wiesbaum war,
Sprang itzt herab und ſprach mit Lachen:
Ich wills dem Viehe leichter machen!
Drauf ward der Wagen fortgerückt.
Ey, rief das Heupferd ganz entzückt,
Du Fuhrmann, wirſt an mich gedenken;
Fahr fort! den Dank will ich dir ſchenken.

* * *

Der weder hilft, noch helfen kann,
Maßt ſtets den meiſten Ruhm ſich an;
Wie mancher möchte in unſern Tagen
Dieß Sinnbild in dem Wapen tragen.

C. F. Gellert.

* * *

Die Amſel.

Eine Fabel.

Dort in den Anmuthsvollen Wäldern,
Wo mancher frohe Vogel ſang,
Und wo ſich aus den grünen Feldern
Ein Bach durch bunte Wieſen ſchlang;
Dort war Betrug und Liſt und Tücke
Der Creatur noch unbewußt,
Und aus des einen Luſt und Glücke
Entſprang des andern Glück und Luſt.

Hier hörte man in ſanften Tönen
Den Vorzug der Zufriedenheit:
Und alle Gaben ſonſt verhöhnen,
Die nicht Natur und Unſchuld beut.
Der Vogel ſang in freyen Liedern
Von Eintracht, Freundſchaft, Lieb und Treu:
Die Gattinn ſchien ihm zu erwiedern,
Wie redlich ihre Neigung ſey.

Kein Haß verfälſchte die Gemüther:
Die Misgunſt war hier unbekannt;
Weil bey dem Brauch gemeiner Güter
Kein Wunſch nach Ueberfluß entſtand;
Das Feld both, mit den fetten Aehren,
Die Nahrung jedem reichlich dar,
Weil hier der Trieb ſich zu ernähren,
Und nicht der Trieb zu ſammlen war.

Ein Vogelſteller, dem von weiten
Die kleinern Thiere Neid erweckt,
Der hatte, ſie ins Garn zu leiten,
Sich unter Stroh und Mooß verſteckt;
Er pflanzte bey dem falſchen Netze
Zum Scheine rothe Beeren ein;
Und pflegte ſchlau die ſchlimmſten Plätze
Mit friſchem Saamen zu beſtreun.

Kaum hatte noch die bunten Beeren
Die Amſel halb und halb erblickt;
So lobte ſie, wie ſchön ſie wären,
Sie kam und fraß und ſchien beglückt;
Dieß kurze Glück, dieß Scheinvergnügen
Benahm ihr Freyheit Luſt und Ruh:
Sie fraß und wollte weiter fliegen:
Hier zog der Schalk das Netze zu.

O! wollt ihr euer Glück erhalten;
Genießt es allzeit mit Bedacht:
Weil unter ähnlichen Geſtalten
Betrug und Misvergnügen wacht;
Ein jedes Glück wird euch zum Netze,
Wenn ihr dabey zu ſicher ſeyd:
Selbſt den Genuß vergönnter Schätze
Begleitet oft Gefährlichkeit.

J. G. von Holzendorf.

* * *

Der junge Kirſchbaum und der Klettenſtrauch.

Eine Fabel.

In einem wohlgebauten Garten
Ward nebſt viel Bäumen mancher Arten
Ein junger Kirſchbaum mit erblickt.
Das Pfropfreis war an ihm beklieben;
Auch das, was es zuerſt getrieben,
Ihm ſchon zum Beſten abgepflückt.
Dieß Stämmchen zeugt' itzt neue Früchte
Und niemand machte ſie zunichte;
Sie färbten ſich und reiften ſchön.
An ihm gränzt' eine Roſenhecke,
In dieſer ſah man in der Ecke
Den Klettenſtrauch ſich ſtrotzend blähn.
O Kirſchbaum, hub er an zu ſprechen,
Wer wird doch deine Früchte brechen?
Du biſt zum tragen noch zu jung.
Es werden ſich an deinen Gaben
Nur unerfahrne Kinder laben,
Und für die biſt du gut genung.
Du mußt noch erſt am Alter ſteigen,
Eh du es wageſt, was zu zeugen,
Das nutzbar, lieblich, ſchmackhaft iſt.
Du wirſt den Kenner nicht betrügen;
Es iſt zu zeitig, zu vergnügen,
Da du noch nicht recht ſtammhaft biſt.

Des Kirſchbaums Gegenworte waren:
Du warſt ja noch von jüngern Jahren,
Bey Zeugung deiner erſten Frucht;
Vermuthlich iſt dirs nicht gelungen,
Weil nur der Muthwill loſer Jungen
Sie von dir eifrig abgeſucht.
Nicht ärgre dich an meiner Jugend;
Hat meine Frucht nur ihre Tugend:
So trag ich ſie wohl nicht zu früh.
Indem ſo kömmt der Herr gegangen,
Und ſieht den Baum voll Kirſchen hangen;
Er bricht und iſſt und lobet ſie.
Lernt hier, geſtrenge Bücherrichter,
Daß nicht die Jugend einem Dichter
Ein gründlichſtarker Vorwurf ſey.
Wenn ſeine Lieder reizend ſchallen:
So werden ſie der Welt gefallen;
Das Alter trägt dazu nichts bey.

Joh. Joach. von Kreuzberg.

* *

Die geſchminkte Blaſſe.

Eine Grabſchrift.

Wart, Wandrer, löſe hier ein leichtes Rätzel auf,
Denn du erfährſt dadurch Pallidens Lebenslauf,
Und lernſt ihr ganzes Thun, womit ſie ſich bemühte:
Sich ſchien ſie wie verweſt, und andern doch wie Blüthe.

Hornburg.

* * *

Ver-

Verzeichniß
der in dieſen ſechs Monaten enthaltenen Stücke.

Im Heumonate.

1 Vorrede des Herausgebers
2 Widet die Reimſucht von C. 1 Seite.
3 Unterſuchung der Frage, ob die Mathematici die größten Atheiſten ſind, von **Friedr. David Stübnern** 9
4 Lob der Politik, von G. 21
5 Vergleichung der alten Deutſchen, mit dem itzigen Frauenzimmer, von M. **Käſtnern** 30
6 Schreiben an dem Herrn B**, daß die Zufriedenheit nicht an das Land gebunden ſey, von C** 46
7 Damon und Flavia, eine Erzählung, von M. Gellert 52
8 Kurzer Erweis, daß die Beförderung der menſchlichen Glückſeligkeit der vollkommene Gottesdienſt ſey, von Merkandern 55
9 Cupido und die Thorheit, eine Fabel, von A. 73
10 Phyllis an Sylvandern 75
11 Der Vorzug des Frühlings vor den übrigen Jahrszeiten 78
12 Ein Schäferlied von **C. A. Gebhardi** 79
13 An die Nachtigall 80

Im Auguſtmonate.

1 Der Menſch, in Abſicht auf die Selbſterkenntniß, von **Joh. Friedr. Fernitz** 83
2 Vom Eheſtande, von J. A. C. 105
3 Die Liebe, von J. A. P. G. 227
4 Osmar, eine Erzählung, von C. 143
5 Der Autor, erſtes Stück 148
6 Die Vernunft, von J. G. Harrer 157
7 Schreiben an den Hrn. M. Käſtner, wegen ſeines Schreibens von dem leeren Raume 161
8 Der Knabe und die Mücken, eine Fabel, von M. Gellert 166
9 Schreiben an einen guten Freund, die Religion betreffend 168
10 Sittenlehre der Schäfer, von A. 176

Verzeichniß der Stücke.

Im Herbſtmonate.

1 Die verſchiedene Art zu lieben, von J. E. S. 179
2 Gedanken über den cartesianiſchen Beweis, von der Wirklichkeit Gottes, von M. Käſtnern 182
3 Lob der Schauſpiele, von Chriſtlob Mylius 203
4 Der Autor, zweytes Stück 210
5 Abſchiedsode an Phyllis, von M. G. 225
6 Conradins Schreiben an ſeine Mutter, kurz vor ſeiner Enthauptung, von J. A. P. G. 227
7 Philoſophiſche Betrachtungen über den Nutzen der Weltweisheit im zukünftigen Leben, von C** 231
8 Der Streit der Leidenſchaften und der Vernunft, von J. A. Carſted 250
9 M. Käſtners Antwort, auf den im vorigen Monate an ihn gerichteten Brief 245
10 Der Wein, von N. B. S. 268
11 Die Raupen, eine Fabel, von M. Gellert 271
12 Auf eine alte Jungfer, von F. G. von Holzendorf 272

Im Weinmonate.

1 Die Windſucht, von H. F. Delius 275
2 Die Glückſeligkeit eines Leichtgläubigen 277
3 Schreiben an den Herrn Baron G. F. von S. nach Schleſien, von M. Gellert 296
4 Der Autor, drittes Stück 300
5 Die Liebe, von A. 315
6 Anmerkungen über die Beweiſe von der Immaterialität der Seelen, von M. Käſtnern 318
7 Antwort darauf, von J. C. Kühnen 327
8 Die Eigenſchaften der Freundſchaft, von C** 335
9 Der pedantiſche Weltweiſe, von Caroli C. M. 336
10 Die Ehre, von J. A. C. 346
11 Von den Urſachen der unanſtändigen Grobheit, von D. 348
12 Zween Bauherrn, eine Fabel, von Schlegeln 359
13 Schreiben an den Herrn K**, ob es auch anatomiſche Beluſtigungen gäbe, von H. F. Delius 360
14 Der Affe, eine Fabel, von F. G. von Holzendorf 365

Im Wintermonate.

1 Gründe zur Vertragſamkeit in der Religion von Joh. Dan. Overbeck 369

2 Be

Verzeichniß der Stücke.

2 Betrachtungen über die Majeſtät Gottes, von **Chriſtlob Mylius** 373
3 Von der Verſtellung der Menſchen, von M. E. F. **Schmehrſahl** 393
4 Gedanken über den hiſtoriſchen Vortrag der Wiſſenſchaften, von M. **Käſtnern** 399
5 An Phyllis, von C. 406
6 Der Autor, viertes Stück 408
7 Die Menſchenliebe, von M. Gellert 426
8 Der junge Gelehrte, von M. G. C. J. 434
9 Mordgeſchichte, von L. 444
10 Die Ruhe in der Genügſamkeit, von **Damon** 446
11 Reiſe nach dem Tempel der Freundſchaft, von J. A. C. 449
12 Sendſchreiben an den Herrn M. Käſtner, von F. G. von **Holzendorf** 454
13 Ein paar Briefe 460
14 Der Geizhals, eine Fabel, von **Joh. Adolf Schlegel** 463

Im Chriſtmonate.

1 Die Vorſtellung des Todes, als ein Mittel, den gegenwärtigen Jammer zu beſiegen, abgefaßt von Frau D. F. 467
2 Fortſetzung der Betrachtungen über die Majeſtät Gottes, von **Chriſtlob Mylius** 472
3 Der Hochmuth, von C** 489
4 Der Autor, fünftes Stück 497
5 Der Geiſt der Religion, von Joh. Dan. Overbeck 517
6 Fortſetzung der Gedanken von den Urſachen der unanſtändigen Grobheit, von D. 522
7 Gedanken bey Betrachtung der untergehenden Sonne, von **J. A. Carſted** 533
8 Das Kind mit der Scheere, eine Erzähl. von M. Gellert 536
9 Fernere Nachricht von dem Leben und gelehrten Arbeiten des großen norwegiſchen Scribenten, Nilſon Scribbens 539
10 Das Heupferd, eine Fabel, von M. Gellert 553
11 Die Amſel, eine Fabel, von F. G. von Holzendorf 554
12 Der junge Kirſchbaum und der Klettenſtrauch, eine Fabel, von Joh. Joach. von Kreuzberg 556
13 Die geſchminkte Blaſſe, eine Grabſchrift, v. **Hornburg** 557
14 Verzeichniß 558

Ende dieſes fünften Bandes.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

— Amant alterna Camoenae. *Virgil.*

Auf das Jahr 1744.
Jenner.

Leipzig,
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorzüge
der Werke des Verſtandes und des Witzes.

Dichtkunſt und Beredſamkeit!
Euer Ruhm muß ewig währen,
Und bethörter Sinne Neid
Trotzend ſeinen Fehl gebähren.
Eh der Schulſtolz eitler Seelen
Manch gelehrtes Nichts erſann,
Fing ſich ſchon in Buſch und Hölen
Eure ſüße Wirkung an.

Laß der Spötter trockne Zunft
Euren Stral ein falſches Gleißen,
Und ihr Träumen die Vernunft,
Ihren Zank die Wahrheit heißen.
Maro lacht, wenn Averroen
Ihm ergrimmt ins Auge ſehn.
Keines Scotus Spott und Drohen
Schreckt den Redner aus Athen.

Noch erſchallt das kühne Lied,
Das Dircäens Schwan geſungen,
Wenn die edle Bruſt geglüht,
Und den Fittig aufgeſchwungen;
Wenn ihn Luſt und Wolken trugen,
Und an der durchflognen Bahn
Die Betrachtungen der Klugen
Deutlich ſeinen Adel ſahn.

Hört man nicht den Tullius
Die beredte Zunge rühren,
Und bey jedem Satz und Schluß
Raſche Donnerkeile führen?
Rom erſtaunt. Mit ſtarren Sinnen
Schaut es ſeinen Herrſcher an,
Der es durch ein Wort gewinnen,
Schrecken, drohen, feſſeln kann.

Nicht ſo ſtolz, o Thetysſohn,
Daß dein Name gar nicht ſtirbet!
Nur des Dichters Wunderton
Jſts, der dieſen Ruhm erwirbet.
Jhn verehrt man. Seine Gaben
Lobt man noch und nie zu ſehr.
Daß die Zeit dich nicht begraben,
Macht dein göttlicher Homer.

Jſt dem Weiſen von Stagir
Jemals ſolch ein Ruhm gelungen?
Unſrer Zeiten Glanz und Zier
Hat ihn längſt mit Hohn verdrungen.

Er erfährt, daß die ihn tadeln,
Die auch ſeine Schüler ſind.
Red und Dichtkunſt muß ihn adeln, (*)
Wenn er ja den Preis gewinnt.

Seit des Schöpfers Wunderhand
Körper an die Seelen fügte,
Und ein menſchlicher Verſtand
Durch die Sinne ſich vergnügte;
Ward die Rede nebſt dem Dichten
Sein beſtimmtes Eigenthum,
Ja die Abſicht ſeiner Pflichten,
Und ſein allerbeſter Ruhm.

Hört ihrs? Nach der Ewigkeit
Stündlich ringende Gemüther!
Hiermit nährt den edlen Neid!
Hier erblickt ihr eure Güter!
Uebt den Mund, den Kiel, die Leyer;
Setzt euch Wette, Kampf und Lohn.
Warlich, ſo ein ſchönes Feuer
Führt euch hin zum Ehrenthron.

Schwindelnd ſeh ich auf das Ziel
Gar zu hoch verſtiegner Geiſter.
Schwache Muſen! garzuviel
Kämpft ihr gegen euern Meiſter.

(*) Seine Bücher von der Redekunſt und Dichtkunſt ſind die einigen, die ſich den Beyfall unſrer Zeiten annoch erwerben.

Selbſt die Schaar erhabner Engel
Forſcht ſo weit nicht, als ihr denkt;
Da die Menſchheit eurer Mängel
Euch doch weit herunter ſenkt.

Hundert werden dieſe Bahn,
Aber nur mit Straucheln wallen.
Hundert werden ihren Wahn
Endlich ſehn und jählings fallen.
Schrecken und zu ſpätes Schämen
Iſt der Lohn, der niemals fehlt,
Wenn verwegnes Unternehmen
Gar zu hohe Dinge wählt.

O. C. J. Q.

* *

Antwort
auf Herrn M. Käſtners Brief
vom vorigen Herbſtmonate.

Hochzuehrender Herr,

Glauben ſie nicht, daß ich bey Verſchweigung meines Namens die eitle Abſicht gehabt habe, ihren Witz in deſſen Erfindung zu üben. Ich müßte nicht würdigere Proben ſeiner Fähigkeit geſehen haben, wenn ich ihn mit einem ſo geringen Gegenſtande beſchäfftigen wollte. Es ſind ganz andere Urſachen geweſen, die mir verbothen haben, mich zu nennen. Und wofern ſie mir nur nicht mit der Algebra gedrohet hätten, ſo würde ich mich auch noch nicht entſchlieſſen, mich ihnen zu entdecken. Bloß die Furcht, meinen Namen unter ihren algebraiſchen Händen zu ſehen, ändert meinen Vorſatz. Ich habe aber dabey das Vertrauen zu ihrer Freundſchaft, daß ſie mir verzeihen werden, wenn ich, meinem kleinen Eigenſinne dennoch einige Genüge zu thun, mich ihnen nicht durch meine Unterſchrift, ſondern durch eine dritte Perſon bekannt mache.

---

* S. Herbſtm. 1743. 254. S.

Ich wollte im übrigen wünſchen, daß die Furcht, die mir ihre Drohungen eingejaget haben, die einzige wäre, in die mich dieſer Briefwechſel geſetzet hat. Die Antwort ſelbſt, die ſie meinen Einwürfen entgegen zu ſtellen beliebet haben, machet mich ganz verzagt. Sie haben ſich die Mühe gegeben, dieſelben ſo weitläuftig, ſo wahrſcheinlich und ſo ſcharfſinnig zu beſtreiten, daß ich völlig zweifle, meine Sätze nur halb ſo gut vertheidigen zu können, als ſie von ihnen angegriffen werden. So viel weis ich zum wenigſten gewiß, daß ich nicht zu meinem Zwecke gelangen würde, wenn ich ihnen nachahmen und die Gründe, womit ich etwa meine Meynungen unterſtützen kann, ſowohl einzukleiden ſuchen wollte. Meine Kräfte gehen nicht weiter, als die Wahrheiten, ſo gut als ich ſie erkenne, nackend vorzuſtellen. Sie werden mir alſo erlauben, mein Herr, daß ich auf ihren Brief kürzer antworte, als es ſonſt die Gütigkeit, die ſie gehabt haben, mir ſo ausführlich zu ſchreiben, erfordern würde.

Die erſte Sache, worüber wir nicht einig ſind, iſt der Beweis, den die Geometrie von der Unmöglichkeit der Zuſammenſetzung der Körper aus Puncten, nach ihrer Meynung, aus dem Mangel der Ausdehnung in den Puncten herleitet. Ich habe gleich zu Anfange meines Briefes geſtanden, daß er mir unbekannt ſey. Sie legen mir ihn in ihrer Antwort vor Augen. Ich erinnere mich ſehr wohl, ihren Schluß von meinen Lehrern der Geometrie gehöret zu haben. Allein ich habe ihn niemals für einen Beweis annehmen können. Denn man ſetzet darinnen zwo Sachen voraus, die beyde falſch, oder wenigſtens, wenn ich zu viel einräumen will, unerwieſen ſind: „nämlich daß viele Puncte können zuſammengeſetzet werden und daß viele Dinge, deren jedes an „und für ſich ſelbſt keine Ausdehnung hat, unmöglich durch ihre Verbindung etwas ausgedehntes hervorbringen können.“

Die zweyte Stelle, worinnen ſie mir wiederſprechen, iſt der Satz, den ich von den geometriſchen Flächen, Linien und Puncten behaupte. Ich ſage von allen dieſen dreyen Dingen, daß ſie **nur Gränzen, bloße Begriffe, nichts wirkliches** ſind. Wenn die Geometrie bey den Flächen weiter nichts betrachtete, als daß ſie die Gränzen der Körper ſind: ſo thäte ich unrecht, wenn ich ſie aus dem Lande der Wirklichkeit verbannen wollte. Sie geſtehen mir aber ſelbſt zu, daß die Geometrie in dem Begriffe der Flächen auch eine Ausdehnung annimmt. Da nun eine Ausdehnung in den Gränzen eines Körpers nicht wirklich, ja nicht einmal möglich iſt: ſo glaube ich nicht allein, mit Recht geſagt zu haben, daß die Flächen (an und für ſich) **nur Gränzen**, (und in der Geometrie) **bloße Begriffe, nichts wirkliches** wären: ſondern ich kann auch über dieſes ohne einen Irrthum zu begehen, noch hinzuſetzen, daß es (in geometriſchem Verſtande) **falſche Begriffe** und **leere Einbildungen** ſind. Die Linien und die Puncte ſind dieſem Urtheile um ſo viel mehr unterworfen, da jene die Gränzen der Flächen und dieſe die Gränzen der Linien ausmachen. Das einzige will ich noch hierbey erinnern, daß ich bey dieſen Betrachtungen im geringſten nicht auf die Art der Ausdehnung in den Körpern ſehe. Und alſo behalten die geometriſchen Flächen, Linien und Puncte alle die ſchönen Namen, die ich ihnen beygelegt habe, die Ausdehnung der Körper mag ſtetig ſeyn oder nicht.

Die Wirklichkeit der einfachen Dinge oder vielmehr der Beweis, den ich davon angeführet habe, iſt der dritte Punct, wider welche ſie ihre Einwendungen machen. Sie behaupten, wenn gleich ein zuſammengeſetztes Ganze aus nichts als zuſammengeſetzten Theilen beſtünde, ſo könnte doch vielleicht der vollkommenſte Verſtand einen hinlänglichen Grund der Zuſammenſetzung entdecken: weil er alles deutlich auf einmal einſähe. Allein die Vollkommenheit der Einſicht kann die Natur der Dinge ändern. Der vollkommenſte Verſtand ſieht alle Theile des Zuſammengeſetzten deutlich und auf einmal. Wenn aber keine als zuſammengeſetzte Theile da ſind, ſo kann er auch nichts anders ſehen, und alſo weis er nicht, woher die völlige Zuſammenſetzung des Ganzen entſteht. Mit einem Worte, der vollkommenſte Verſtand würde in gegenwärtigem Falle auf einmal deutlich ſehen, daß es vergeblich ſey, einen zureichenden Grund von der Zuſammenſetzung zu ſuchen, da hingegen ein unvollkommener Verſtand ſich ſehr lange martern müßte, ehe er zu dieſer Erkenntniß gelangte. Das Gleichniß von der Irrationalwurzel ſcheint mir im übrigen ihre Meynung nicht vollkommen zu erläutern. Denn hier iſt von der deutlichen, von der gründlichen Erkenntniß der Zuſammenſetzung die Rede. Unerachtet ich aber die Irrationalwurzel durch Hülfe der Geometrie in einer Linie auf einmal vor meine Augen bringe, ſo kann ich mir doch die einzelnen Theile, aus welchen ſie beſteht, eben ſo wenig deutlich vorſtellen, als die einzelnen Theile eines Körpers, den ich vor mir ſehe. Und ich habe weiter keinen Vortheil, als daß ich das Ganze auf einmal finde, welches ich ſonſt nach der Rechenkunſt, von Theilen zu Theilen, durch ein unaufhörliches Rechnen ſuchen müßte. Doch ich darf mich hierbey nicht länger aufhalten, weil ſie mich ſelbſt verſichern, daß ſie es mit dieſem Einwurfe nicht ſo gar ernſtlich meynen.

Endlich kommen ſie auf meinen Begriff von der Ausdehnung und auf den Beweis von der Möglichkeit der Ausdehnung in einem Körper, der aus Dingen beſteht, die nicht ausgedehnt ſind. Ich erinnere hier zum Voraus, daß es ein großer Unterſchied iſt, beweiſen, daß etwas möglich ſey, und beweiſen, wie es möglich ſey. Ich glaube nicht, daß Hr. Wolf und die Frau von Chatelet durch die Erklärung der Ausdehnung die Art und Weiſe haben begreiflich machen wollen, wie aus einfachen Dingen eine Ausdehnung entſtehen könne. Zum wenigſten kann ich von mir ſagen, daß es mir niemals in den Sinn gekommen: und ſie werden auch in meinem Briefe nicht eine einzige Stelle finden, da ich es unternommen hätte. Aber das habe ich erwieſen, daß die Körper aus Monaden beſtehen und daß daher der Urſprung des Ausgedehnten aus Dingen, die nicht ausgedehnt ſind, möglich ſey. Ich kann demnach auf alle diejenigen Fragen, die ſie mir über dieſen Punct vorlegen und die insgeſammt auf die einzige hinaus laufen: Wie iſt es möglich, daß Dinge, die keine Ausdehnung haben, durch ihre Verbindung etwas ausgedehntes hervorbringen können? auf alle dieſe Fragen, kann ich nichts weiter antworten, als daß ich die Art der Möglichkeit hievon eben ſo wenig weis, ſo wenig ich dieſelbe in meinem Briefe habe erklären wollen. Unterdeſſen kömmt mir der Wolfiſche Begriff von der Ausdehnung vollſtändig genug vor, und das Exempel von der Geſellſchaft ſcheint mir deſſen Richtigkeit nicht zweifelhaft zu machen. Denn ſo bald ſie eine Geſellſchaft als ein Ganzes betrachten und die Mitglieder als Theile, die außer einander ſind, ſich beyſammen in einem vorſtellen, ſo iſt die Geſellſchaft wie ein Körper; ſie nimmt einen Raum ein und hat ihre körperliche Ausdehnung. Selbſt der Gebrauch im Reden beſtätiget dieſes. Wie oft ſaget man nicht; das Zimmer iſt für dieſe Geſellſchaft zu klein? Wie könnte man ſich aber dieſer Redensart bedienen, wenn nicht in dem Falle wirklich eine körperliche Ausdehnung zugegen wäre?

Ich muß mich noch zuletzt wegen des Verweiſes rechtfertigen, den ſie mir zu Ende ihres Briefes geben. Sie beſchuldigen mich, als ob ich ihr eigenes Syſtema keiner Unterſuchung gewürdiget hätte, ſondern nur bey ihren Einwürfen ſtehen geblieben wäre. Sie thun mir in der That Unrecht, mein Herr. Ich habe daſſelbe genau geprüfet. Darinnen aber habe ich einen Fehler begangen, daß ich ihnen meinen Beyfall zu entdecken unterlaſſen habe. Die Furcht, bey ihnen in den Verdacht der Schmeicheley zu fallen, hat mich davon abgehalten. Ihr Vorwurf überzeuget mich nunmehr, daß meine Furcht zu unzeitig geweſen, und ich mache mir ein Vergnügen, ſie mit ihrer Erlaubniß hierdurch verſichern zu können, daß ich noch kein Syſtema gefunden habe, bey welchem man ſich die Art und Weiſe, wie die Ausdehnung der Körper aus Monaden beſtehe, beſſer und leichter einbilden könne, als bey dem ihrigen.

Ich hoffe vielleicht noch dieſes Jahr die Ehre zu haben, ſie mündlich von dieſer Materie weiter zu unterhalten und verharre unterdeſſen mit aller Hochachtung

Hochzuehrender Herr,

Dreßden d. 21. des
Winterm. 1743.

Ihr ergebenſter
* * *

Die

* *

Die Vernunft.

Zu allem, was er wünſcht, glaubt ſich der Menſch gemacht,
Und jeder hat den Grund von ſeinem Seyn erdacht.
Der Pöbel iſt nur da zum ſinnlichen Empfinden;
Gewiſſer Wahrheit Trieb wird Thoren nicht entzünden.
In Mitteln zu dem Zweck der nicht gewünſchten Reu
Glaubt jeder, daß ihm hier ſein Glück beſchieden ſey;
Ein Alexander weint bey ſeines Vaters Kriegen,
Und ſucht der Ehre Ziel in eingebildten Siegen.
Es ſoll der edle Moſt, der Alikanten Wein
Bloß für des Schwelgers Gaum zur Luſt gewachſen ſeyn.
Der Geizhals, der ſonſt nichts, als Güter häufen wollen,
Spricht: wir ſind darum da, damit wir ſparen ſollen.
Allein, wo iſt der Mann, der, wenn er ſich entſchließt,
Mit wahrer Eigenlieb nie die Vernunft vergißt?

Zwar alles, was uns reizt, das dient, uns zu erhalten;
Uns täuſcht zu unſerm Wohl die Schönheit der Geſtalten.
Auch zu dem ſtrengen Fleiß, der Weiſe nur entzückt,
Macht ihres Körpers Stand ſehr viele ungeſchickt;
Der Reiz in der Natur lockt uns, ihn zu beſitzen;
Die Mittel zum Genuß ſind Mittel uns zu nützen;
Doch hat ſich allem dem, was uns zufrieden ſtellt,
Geld, Ehre, Wolluſt, Glück, der Misbrauch beygeſellt;
Verachtung der Vernunft krönt uns zu falſchen Siegern,
Wir werden an uns ſelbſt durch Wähnen zu Betrügern,

Bis ſich der Laſter Zweck in unſerm Weh erzielt,
Der Leib im innern Mark der Lüſte Nachwehn fühlt,
Und Anmuth falſcher Luſt, die unſern Fall beſchleunigt,
Die Strafen der Natur zu unſrer Noth vereinigt.

Verachtung der Vernunft iſt dieſes Unheils Grund;
Und unſer meiſtes Thun macht dieſen Wahnwitz kund;
Das Vorurtheil beruht mit trägem Blick beym Wähnen;
Nie werden Wünſche ſich nach größrer Klarheit ſehnen;
Ein ſchmeichelnd Auge ſcheun, dem jeder ſicher glaubt,
Und das den Menſchen doch der Menſchen Vorrecht raubt.
Es kennt den Schöpfer nicht, und glaubt ihn doch zu lieben,
Es widerſpricht ſich ſelbſt mit widerwärtgen Trieben;
Sein Denken bleibt entfernt von aller Deutlichkeit,
Und ſeine Vorſtellung iſt voller Dunkelheit.

Nur die Vernunft lehrt uns dieß Schreckbild überwinden;
Sie ſchätzt der Sätze Werth nach ausgemachten Gründen,
Für ſie verheelt die Welt nichts, was begreiflich macht:
Warum ſie aus dem Nichts zum Seyn hervorgebracht;
Sie lehrt der Dinge Grund mit weiſer Müh umſchränken,
Von Stafeln der Natur bis zu dem Schöpfer denken.
Wie von dem großen Licht, im Brennpunct unſrer Welt,
Der Körper grober Zeug ſo Glanz als Farb erhält:
So läßt auch dieſes Licht, nach wahr befundnen Gründen,
Und mit erleuchter Müh, uns Gott und Wahrheit finden.
Sie hat allein Gefühl an Ordnung und Natur:
Zum mindſten bleibt ihr doch der Wahrheit tiefe Spur.
Jedwedem iſt davon ſein Antheil zugemeſſen;
Wer hat zu wenig Witz und wer zu viel beſeſſen?

Bey keinem Weſen trifft man etwas mehrers an,
Als es zum wahren Nutz des Ganzen dienen kann.
Gott überſah die Reih von den Begebenheiten;
Er gab uns die Vernunft, uns durch die Welt zu leiten,
Er theilte Seelen aus, nach jedes Körpers Stand,
Den ſeiner Weisheit Rath für ihn einſt billig fand.

So bleibt des Menſchen Glück, ſo bleibt die Welt vollkommen;
Gott hat, zu größerm Glück, uns etwas Gut benommen.
Zwar unſrer Sinne Trug macht alles ungewiß,
Des Menſchen Eigenthum iſt ſtete Finſterniß;
Der Elemente Zwiſt, die Urſach unſrer Bildung
Täuſcht unſer Vorurtheil mit äußerer Vergüldung.
Was der Verliebte jetzt den Grund der Seufzer nennt,
Iſt eben das, was einſt des Körpers Band zertrennt.
Allein die Sinne ſind der Quell von unſerm Wiſſen;
Wer ſchlechte Gründe hat, vermag der wohl zu ſchlieſſen?
Verwirretes Gebäu, das ſich auf Sätze ſteift,
Davon der eine dieß, der andere das begreift,
Der Satz des Widerſpruchs, der Quell von aller Wahrheit,
Erhält durch Sinne nur den größten Grad der Klarheit;
Den richtigſten Verſtand umgränzt des Zweifels Nacht
Und unſer Geiſt ſcheint faſt zum Forſchen nicht gemacht:
Selbſt der Natur ihr Kleid iſt noch für uns verborgen,
Und läßt uns bis jetzund für ſpäten Nachruhm ſorgen;
Und welches Land hat je den Mann hervorgebracht,
Den zweifeln nicht verwirrt und forſchen froh gemacht?
Kein Weiſer hat jemals der Wünſche Ziel getroffen.
Zum Irren leben wir und ſterben doch im Hoffen;

Sieh jenen Erdſtrich durch; macht ein ererbter Wahn
Der Mohren weites Volk nicht Götzen unterthan?
Wird auch wohl die Vernunft bey eklen Mittagsſpeiſen
Dem Wilden ſeine Koſt und Raſerey verweiſen?
Es bleiben in der Welt, verſchieden im Bemühn,
Der Afrikaner dumm, der Europäer kühn:
Zwar aller Völker Witz hat ſich um Gott bekümmert,
Doch auch ein kluges Rom hat Gott aus Holz gezimmert.

Allein wird Aberwitz uns allen eigen ſeyn,
Sieht der der Dinge Grund nicht zu dem Ganzen ein?
Der Thor, der ſinnlich lebt und dennoch weislich denket,
Hat der durch Thorheit wohl der Menſchen Kraft umſchränket?
Iſt keine Körper-Welt, wenn ein Idealiſt
Ihr Daſeyn nicht begreiſt, des Körpers Zeichen mißt?
Und haben wir wohl recht, uns ſelber blind zu nennen,
Die wir, wie Newton, nicht den Stral zerſpalten können?
Nun ſage, wer von euch der Wahrheit Eintracht kennt,
Ob unſer Weſen nicht Allweisheit von uns trennt?
Drum, Menſch, durchſchau die Welt, der größten Weisheit Ehre,
Betrachte die Natur, gib ihrem Ruf Gehöre.

Gott iſt, und jedes Theil des Ganzen unſrer Welt
Iſt von der Gottheit Seyn zum Zeugen aufgeſtellt;
Soll der Zuſammenhang von ungezählten Welten
Zu wenig zum Beweis von ihrem Daſeyn gelten?
Das kleineſte Geſchöpf, den Augen zu verſteckt,
Hat uns durch Fleiß und Kunſt der Weisheit Macht entdeckt;

Im allerkleinſten Raum, darinn ſich Thierchen paarten,
Herrſcht hier ein Wurmgeſchlecht in Millionen Arten;
Es iſt kein Thier ſo klein, es folgt, wenn es ſich regt,
Den Regeln, wornach ſich des Körpers Kraft bewegt.
Uns muß ein größers Gut aus kleinen Uebeln flieſſen,
Gott ſchuf uns zum Gewinſt, und nicht uns zum Verdrieſſen.
Das Böſe ſetzen wir in der Abweſenheit
Von Wolluſt, Stand und Gold und aller Sinnlichkeit.
Drum, Menſch, bemühe dich, die Thorheit zu bekriegen,
So wird dein Zuſtand reich an Gründen zum Vergnügen.

Carl Aug. Gebhardi.

* * *

Beſcheidene Vertheidigung der Bankerottirer.

Ich unternehme den Schutz einer Art von Leuten, die man insgemein mit den ärgſten Vorwürfen zu beſchimpfen pflegt. Ich will nichts thun, als ihre Unſchuld aufs gründlichſte zeigen. Es wäre mir eben ſo leicht, weiter zu gehen, und gar vieles zu ihrem Ruhme vorzubringen. Allein ich halte dafür, dieſes würde ihnen nicht ſo viel Ehre machen, als das, was ich thun will. Es iſt leicht, wo man will, einige lobenswürdige Eigenſchaften anzutreffen; aber es iſt viel ſchwerer, Vorwürfe, die von den meiſten Leuten für ſehr bündig gehalten werden, aus dem Wege zu räumen.

Ich muß mich erklären, wer meine Clienten ſind. Ich rede nicht von denen treuherzigen Seelen, die ſich von andern um ihr Vermögen haben betriegen laſſen, nicht von den unglücklichen, die durch Zufälle, welche ſie weder voraus ſehen, noch vermeiden konnten, um das Ihrige gekommen ſind. Der erſten ihre Einfalt, und der andern ihr Unglück, machet, daß ich es nicht der Mühe werth halte, an ſie zu gedenken; denn wer weder Verſtand noch Vermögen beſitzt, der verdienet nicht, daß man ihm etwas zu gefallen thue. Ich rede von denen, die Witz, Geſchicklichkeit und Glücke genug gehabt, mit fremdem Gelde eine Zeitlang groß zu thun und vergnügt zu leben, und endlich, mit den geringen Ueberbleibſeln, die ihr Wohlleben gelaſſen hat, eine Menge wichtiger Gläubiger zu befriedigen. Man ſieht dieſe Leute insgemein als die ärgſten Betrieger an; man behauptet, daß ſie ſich und andere unglücklich machten, und dadurch die ſchädlichſte Peſt des States würden. Auf dieſe Beſchuldigungen will ich jetzo antworten.

Ich will zuerſt unterſuchen, wie weit ſie die Pflichten gegen ſich ſelbſt, und gegen ihre Familie verletzen, und wie groß das Elend ſey, in welches ſie ſich hiedurch ſtürzen. Ich habe ſchon zuvor angenommen, daß dieſe Leute eine Zeitlang mit anderer Vermögen ſich vergnügte Tage gemacht. Dieſer vergnügten Tage hätten ſie entbehren müſſen, wenn ſie den Zufall vermeiden wollen, der ſie, wie man meynet, ins Elend ſtürzet. Geſetzt alſo ſie kamen dadurch in einige unangenehme Umſtände. Wäre es nicht eben ſo viel, wenn ſie ſich des vorherigen Angenehmen hätten berauben ſollen? Vielleicht hätten ſie bey einer andern Aufführung ihre ganze Lebenszeit, mittelmäßig vergnügt zubringen können: allein wer ſie deswegen für unverſtändig erklären will, weil ſie nicht ſo gewählt haben, der verſteht nicht, wie man die Größe der Glückſeligkeit ſchätzen muß. Ein Vergnügen, das von kurzer Dauer iſt, kann ſehr ſtark ſeyn, und dadurch den Vorzug vor einem andern verdienen, das länger währet, aber auch den Geiſt weniger einnimmt. Was findet man alſo daran zu tadeln, daß meine Clienten kein Belieben an einer ſo ſchläfrigen Lebensart getragen, bey der ſie beſtändig hätten auskommen können? Viele Arten von Ergötzlichkeiten hätten ihnen alsdann ganz unbekannt bleiben müſſen; ſie wären nicht in die vornehmſten Geſellſchaften gezogen, und von dem Pöbel verehret worden; ſie hätten andere ihres gleichen nicht trotzen, und denen, die höher ſind, als ſie, es nicht gleich, oder gar zuvor thun können. Dauert dieſes eben nicht bis ans Ende ihres Lebens, ſo können ſie nichts dafür. Wenn man ein gewiſſes Maaß von Vergnügungen zu genieſſen hat, ſo iſt es ja wohl einerley, ob man daſſelbe in der Mitte ſeiner Jahre oder zuletzt empfängt.

Aber man bedauert die Familie; Anverwandte, denen ſie Schande machen; Kinder, die ſich eine ganz andere Auferziehung müſſen gefallen laſſen, als der ſie in ihren erſten Jahren gewohnt ſind. Hierauf antworte ich folgendes: Wenn eine Handlung überhaupt nicht ſtrafbar iſt, ſo kann ſie dem keine Schande machen, der ſie unternimmt, und noch viel weniger ſeinen Anverwandten: was die Kinder betrifft, ſo ſchadet es denſelben nichts, wenn ſie in ihren erſten Jahren ſich in den Glückswechſel ſchicken lernen, und hierdurch beyzeiten an Großmuth ihren Aeltern gleich kommen. Denn wenn ich mich nicht ſchon erklärt hätte, daß meine Abhandlung nur eine Schutzſchrift, und keine Lobrede seyn ſoll, ſo würde ich mich nicht enthalten können, die Großmuth und Beſtändigkeit meiner Clienten zu loben, die bey einer ſo großen Veränderung ihrer Umſtände, ordentlich noch alle die edlen Neigungen behalten, zu deren Ausführung ihnen nur die Kräfte fehlen. Heißt das nicht großmüthig, wenn ſie ihre Gläubiger oft durch Trotz zur Unterſchrift des Vergleichs zu zwingen wiſſen, anſtatt ſie durch niederträchtiges Flehen dazu zu bewegen? Heißt das nicht großmüthig, wenn ſie das Herz haben, ihren Gläubigern und andern, von denen ſie verachtet und verabſcheuet werden, vor den Augen herumgehen, ohne daß ſie die geringſte einfältige Schamhaftigkeit dabey bezeigten? Heißt das nicht großmüthig, wenn ſie ſich in ihre ſchlechtere Umſtände, mit einer recht philoſophiſchen Gelaſſenheit, zu ergeben wiſſen, wenn ein ſolcher Menſch jetzo mit eben der Beſtändigkeit die Härte des Winters im Schilderhauſe ausſteht, mit der er ſonſt gewohnt war, der Kälte zu trotzen, wenn er vornehmes Frauenzimmer auf dem Schlitten fuhr? Man wird mir vielleicht einwenden, eine ſolche gezwungene Gelaſſenheit, bey misvergnügten Umſtänden, in die man ſich ſelbſt gebracht, verdiene kein Lob:

In der Unſchuld nur, verehr ich die Geduld.

Haller.

Allein, ich behaupte gerade das Gegentheil. Das iſt gar keine Kunſt, bey einem Unglücke gelaſſen zu ſeyn, wo unſer Gewiſſen uns frey ſpricht, wo der Troſt anderer, und die Hoffnung ihres Mitleides und ihrer Beyhülfe uns aufrichtet: aber da nicht kleinmüthig werden, wenn alles das, was uns niederſchlagen kann, zuſammen kömmt, wenn unſer Gewiſſen uns anklaget, der Haß anderer uns verfolget, und die, die uns noch heimlich gewogen ſind, ſich doch unſerer ſchämen, das zeiget erſtlich eine große Seele an.

Doch ich komme von meiner Ausſchweifung zurücke. Ich nenne es eine Ausſchweifung, weil das, was ich bisher geſagt habe, meiner Abſicht zuwider, und keine Vertheidigung, ſondern ein Lob iſt. Ich muß noch ein paar Worte, wegen des Vorwurfs, mit deſſen Widerlegung ich beſchäfftiget war, hinzuſetzen. Es iſt grundfalſch, wenn man ſich einbildet, daß die Umſtände, in die ſich meine Clienten bringen, allezeit für ſie ſo elend ſind. Weis man denn nicht, daß ſehr viele unter ihnen die Geſchicklichkeit beſitzen, ſich auf eine Art, die ihnen ſehr vortheilhaft iſt, mit ihren Gläubigern zu vergleichen, und daß ſie öfters, wenn ſie ihr Vermögen alles abgetreten haben, dem Phönix gleich werden, der ſich nur verbrennt, um verjüngt wieder aufzuleben?

Aber ich muß mich zu einem andern Vorwurfe wenden. Eine Menge ehrlicher Leute werden um ihr ſauererworbenes Vermögen gebracht: Wittwen und Waiſen wird ihr Unterhalt geraubet! Ich geſtehe es, dieſes klingt verhaßt. Aber vielleicht läßt ſich auch hier eines und das andere antworten.

Wer ſein Vermögen glaubet ſicher untergebracht zu haben, der hat ein Vergnügen darüber. Er empfängt die jährlichen Zinſen mit Freuden. Will er denn, daß ſein Schuldner ſich umſonſt die Mühe geben ſoll, ihm dieſes Vergnügen zu machen? Will er die Höflichkeiten, die Freundſchaftsbezeugungen, die er von demſelben empfangen hat, für nichts rechnen? Doch ich muß ernſthafter reden. Man machet ja denjenigen nicht unglücklich, den man um ſein Vermögen bringt. Man befreyet ihn von einer ſcheinbaren Glückſeligkeit, die in der That viel beſchwerliches mit ſich führte. Wie vieler Sorgen iſt er nicht überhoben, wenn er nicht ſorgen darf, wem er ſein Geld anvertrauen wolle? Wie viel Tugenden lernet er nicht dabey ausüben? Er wird recht auf die Probe geſetzt, ob das Mitleiden und die allgemeine Menſchenliebe bey ihm ſtark genug ſind. Das heißt nichts, einen Bedürftigen, der ſich noch vielleicht unſere Gewogenheit durch ſeine Verdienſte erwirbt, etwas mitzutheilen, das man kaum vermißt: aber eine Summe, deren Verluſt uns ſehr empfindlich iſt, demjenigen großmüthig zu ſchenken, den wir nur hochſchätzten, weil wir glaubten unſer Vermögen wäre bey ihm ſicher, und der nunmehro mit dieſem Vertrauen alle Hochachtung bey uns verliert, das iſt etwas, daraus man die Stärke ſeiner Tugend beurtheilen kann. Wer empfindet die Wahrheit, daß man ſich nicht auf Menſchen verlaſſen ſolle, lebhafter, als ein Gläubiger bey dergleichen Gelegenheiten? und wer wird ſtärker an die Vergänglichkeit aller irrdiſchen Güter erinnert? Wie mancher würde noch nicht an die Regierung der Vorſicht gedacht haben, wenn er nicht bey ſolcher Gelegenheit getröſtet würde, die Vorſicht könne ihm ſeinen Schaden anderwärts erſetzen! Wie viele werden nicht hiebey an die Lehre erinnert: Heute mir, morgen dir; und laſſen ſich dieſelbe zu einem Bewegungsgrunde dienen, mit dem Schuldner gelinder umzugehen? Glaubet man wohl daß dieſe Vortheile von den Gläubigern mit ſo wenigem Gelde zu theuer bezahlt werden?

Die Pflichten gegen andere werden alſo von meinen Clienten nicht verletzt. Aber ich gehe noch weiter, und zeige, daß der Staat von ihnen keinen Schaden leide. Man erkennet bey einer geringen Aufmerkſamkeit, wie ungegründet dieſer Vorwurf ſey. Dem Staate verſchlägt es ja nichts, ob dieſer oder jener Bürger das Geld beſitzt. Wenn der Schuldner nur im Stande iſt, den vierten Theil ſeiner Schulden zu bezahlen, ſo ſind ja deswegen die übrigen drey Viertel nicht aus der Welt. Der Staat beſitzt ſie noch durch andere Bürger, wenn ſie gleich die Gläubiger nicht wiederbekommen. Und vielleicht iſt dieſes vortheilhafter für den Staat. Hier iſt ein Erbe, der ſich nicht bemühen würde, was nützliches zu lernen, wenn er ſich einſt auf ſeinen Reichthum verlaſſen könnte; dort ein Geizhals, der ſein Geld, ohne ſich und dem Staate zu nützen, verſchlieſſen würde; dort ein Hochmüthiger, der ſein Vermögen zu Unterdrückung anderer misbrauchen würde, und wer kann alle die Arten von Leuten erzählen, die unnütze und ſchädliche Bürger des Staats werden würden, wenn niemand ihnen die Kräfte dazu auf eine geſchickte Art einſchränkte? Denn den Zweifel wird man mir hoffentlich nicht erregen, ob die Austheilung des Reichthums, auf die Art, von der ich rede, allezeit mehr nach den Regeln der Billigkeit und zum Nutzen des Staates geſchehe, als wenn es ſeinem erſten Beſitzer bliebe: wer ſo denken wollte, dem müßte der Satz der beſten Welt unbekannt ſeyn. Was in dieſer Welt, die unter allen möglichen die beſte iſt, wirklich geſchiehet, iſt ohne Zweifel beſſer, als die Unterbleibung davon ſeyn würde.

Ich könnte noch viel mehrers zur Vertheidigung einer Art Leute anführen, die faſt von allen Menſchen, ohne die geringſte Barmherzigkeit verurtheilt wird. Ich könnte erwähnen, daß ihr Verfahren nicht allen durchgängig Schaden thut; daß es ordentlich, wenn die große Veränderung ſich ihnen nähert, vortheilhaft iſt, ihnen abzukaufen; daß ſie die Billigkeit beſitzen, diejenigen von ihren Gläubigern im Voraus zu bedenken, deren Forderungen ſie für die gerechteſte erkennen, u. ſ. f. Aber ich glaube, das, was ich bisher geſagt, iſt ſchon zureichend. Ich will nur noch zum Schluſſe eine verhaßte Vergleichung aus dem Wege räumen. Man behauptet öfters, diejenigen, welche aufborgen, da ſie wüßten, daß ſie nicht wieder bezahlen könnten, wären ſo boshaft, als Diebe, und wohl noch ärger. Ich will alſo nur noch ganz kurz zeigen, was für ein großer Unterſchied zwiſchen beyden ſey. Wenn hat man wohl gehört, daß die Diebe von dem Geſtohlenen Zinſen geben?

Daß ſie ſo großmüthig ſind, den ſechſten oder vierten Theil, ja wohl gar die Hälfte, wieder zu bezahlen? Welcher Richter, welcher Sachwalter, hat wohl eine Diebsinquiſition ſo gern, als einen Concursproceß? und daß ich den wichtigſten Unterſchied nicht vergeſſe, in welchem andern Lande, als in der Barbarey, werden die Bankerottirer, wie die Diebe, am Leben beſtraft?

* *

Der Selbſtbetrug bey der Tugend.

Lehrgedichte

an Herrn J. A. Heermannen

in Merßeburg.

Mein Heermann, wird in dir kein edles Mitleid rege,
Wenn dein betrübter Blick des Laſters glatte Wege,
Worauf der Selbſtbetrug uns zum Verderben zieht,
Von Irrenden ſtets voll; die Tugend einſam ſieht?

„Die Tugend iſt allein der Zweck, nach dem ich laufe.
Dieß ſagt zwar jeder Menſch; doch fehlt der größte Haufe.
Vom Vorurtheil getäuſcht, ſieht ſein verirrter Wahn,
Das Weſen für den Schein, den für das Weſen an.
Oft glaubet er dem Reich der Tugend beyzutreten;
Und iſt doch nur bemüht, das Laſter anzubethen.

Der Irrthum ſchwächet oft der Wahrheit ſtarke Kraft.
Von Tauſenden iſt wohl kaum einer tugendhaft;
Und immer ſucht der Menſch ſein ſüſſeſtes Vergnügen
Nur in der Raſerey, ſich ſelber zu betrügen.

Wie zu der blinden Zeit, da eines Künſtlers Hand
Der Gottheit Schöpfer war, die ſich ſein Witz erfand;
Da jeder ſeinen Gott nach ſeinem Wunſch erdachte;
Und ſündlicher, als ſich, der Sünde Richter machte;
Der Räuber den Mercur, den Mavors der Tyrann,
Des trunknen Bacchus Bild der Säufer ſich erſann;
Der Künſtler vor dem Stein, dem Schutzgott ſeiner Lüſte,
Sich zitternd niederwarf, des Altars Schwellen küßte;
Und glaubte, daß der Gott, den doch ſein Werkzeug ſchuf,
Dem er die Ohren gab, auf ſeiner Stimme Ruf,
Nach ſeinem Eigenſinn, bald gnädig ſey, bald zürne:
So machts noch itzt der Menſch. Es bildet ſein Gehirne
Sich eine Tugend ſelbſt, wie ſie das Herz verlangt;
Die mit dem äußern Schmuck der wahren Tugend prangt,
Jedoch das Weſen ſelbſt von ſeiner Neigung borget;
Beym Jüngling ſorglos lacht; beym Greiſe ſeufzend ſorget.
Er nennt ſein Hirngeſpinnſt des Himmels reines Kind.
Wer dem nicht opfern will, den ſchilt ſein Eifer blind;
Und oft beſeufzet er, daß der den Weg verkenne,
Und auf des Laſters Bahn frech in ſein Unglück renne,
Der doch vielleicht bisher der Tugend rechten Pfad,
Den jener ſtets verfehlt, noch nicht verfehlet hat.
So ſuchet ſich ſein Witz um andrer Wohl zu kränken;
Und ſollte doch allein an ſich mit Mitleid denken.

„Ich weis; ich irre nicht“, ruft dort ein Menſchenfeind,
Dem auf der Stirne ſchon der Haß geſchrieben ſcheint,
Der in der ſtolzen Bruſt der ganzen Erde fluchet;
„Ja! glücklich iſt, wer ſo, wie ich, die Tugend ſuchet!

Er malt den Steg zu ihr verwachſen, ſteinigt, wild,
Und ihren Anhang rauh, und rauh ihr ganzes Bild.
Ihr zornig Auge blitzt, und drohet durch Verheeren,
Durch Seuchen, und durch Peſt, den Böſen zu bekehren.
Ihr Odem hauchet Gift. Sie fühlet Durſt nach Blut,
Dem nur ein frommer Mord an Ketzern Gnüge thut.
Die Stimme der Natur iſt ihr des Satans Stimme.
„Erſticke, tödte ſie! So ſchreyt ſie ſtets im Grimme.
Nie lockt ihr freundlich Wort; nie lächelt ihr Geſicht;
Und heitre Munterkeit verklärt ihr Anſehn nicht.
Es iſt, was ſie umgiebt, die Geiſſel aller Lüſte;
Ihr Thron von Dorn umzäunt, die Wohnung eine Wüſte,
Wo traurig Schweigen herrſcht; des Grauſes Aufenthalt,
Wo bange Schwermuth ächzt, wo ängſtlich Winſeln ſchallt,
Wo ewig Unglück quält, das Elend ſtets gebiethet;
Das Schrecken ſelbſt erbebt, und bleicher Abſcheu wütet.
Allhier erblickt man nie der Freude ſanfte Spur.
Vom Schauer ſchnell verjagt, entfliehet die Natur.
Die Tugend foltert ſich; ſie ſeufzt; ſie heult; ſie klaget;
Sie wird von Quaal verzehrt, von iñerm Harm zernaget.
Ihr Anhang gleichet ihr, der ihr zu Füßen liegt,
Sich in dem Staube krümmt, und niederträchtig ſchmiegt.

Sein fruchtbares Gehirn wird ſo in düſtern Bildern
Sich eine Furie, ſtatt wahrer Tugend, ſchildern.
Doch macht das ſchwarze Blut, das ihm in Adern ſchleicht,
Den Weg, der andre ſchreckt, ihm angenehm und leicht.

Ein unaufhörlich Ach! fährt aus dem rohen Munde,
„Denk! ſeufzt er; Unglückskind! denk an die erſte Stunde!
„Mit Wimmerm ſaheſt du das Licht zum erſtenmal.
„Dieß war dir ein Prophet von Kreuz, von Angſt, von
Qual.
„Dieß Wimmern ſagte dir: Hier ſteht kein Glück dir offen!
„Du kannſt in dieſer Welt auf nichts, als Jam̃er hoffen!
„Die Seele muß hier oft durchs Prüfungsfeuer gehn;
„Eh ſie zum Durchbruch köm̃t, im langen Bußkampf ſtehn;
„Geängſtigt durch ſich ſelbſt, geplagt von tauſend Teufeln,
„Schäzt ſies für einen Troſt, erſt heilſam zu verzweifeln.
„Aus Zorn verſtieß dich Gott in dieſes Kummerland.
„Aus Strafe hat er dich in deinen Leib gebannt.
„Menſch! du mußt immerdar in dieſem Leben büßen;
„Mit Thränen fing es an; mit Thränen wird es ſchließen;
Im Frühling wird das Jahr für ihn vergebens jung.
Ihn reizet nichts zur Luſt; nichts zur Verwunderung.
Es ſcheinet ihm ſogar verdammlich, zu empfinden;
Wer lacht, iſt ihm ein Greul; u. Scherze ſind ihm Sünden.
Sein gottesfürchtig Haupt ſinkt immerdar herab.
Ihn gilt das Vorrecht nicht, das die Natur uns gab,
Mit aufgehabnem Haupt den Himmel anzublicken.
Ihm ſoll es Andacht ſeyn, den Kopf zur Erde bücken.
Doch Böſewichtern iſt dieß Recht mit ihm gemein,
Die ihr Gewiſſen quält, die Tag und Anblick ſcheun,
Und die zur Erde ſehn, aus Furcht, die frechen Thaten,
Die Bosheit ihrer Bruſt, möcht ihre Stirn verrathen.
Zwar nim̃t er, wie er ſpricht, an andrer Wohlfahrt Theil;
Und er erbethet, bloß zu unſrer Seelen Heil,
Mit fromm gefaltner Hand vom Himmel Feuerregen,
Die nicht ſind, ſo wie er, in Aſch und Staub zu legen.

Aus Liebe wünſcht er dir: der Abgrund öffne ſich!
Er ſey dein frühes Grab, und ſo bekehr er dich.

Nein. hebt ein Zärtling an: „ſo redet nicht die Tugend.
„Nein! buhlend wie der Weſt und blühend, wie die Jugend,
„Lockt ſie die Menſchen nur, und ſpricht: Genieß der Zeit.
Doch an der Tugend ſtatt malt er die Weichlichkeit.
Ihm iſt der ebne Weg, der zu dem Tempel gehet,
Vom Lenze ſtets erquickt, von Blumen bunt beſäet.
Der Tempel ſelber gleicht Cytherens Heiligthum.
Von hier entflieht der Fleiß; es flieht der Trieb nach Ruhm.
Ein weicher Sitz von Sammt vertritt des Altars Stelle,
Und die Verzärtelung ſitzt an des Eintritts Schwelle,
Die mit verbuhltem Blick und lächelnd allen winkt.
Die Tugend ſuchen ſtets der Gott, der gehend trinkt,
Der zügelloſe Scherz, das ſchlüpfrige Vergnügen,
Die Luſt, die taumelnd hüpft, in ſanfte Ruh zu wiegen.
Ihr Prieſter iſt Catull, und Ariſtipp lehrt hier.
Die Schöne liebet ſie. Der Jüngling räuchert ihr.
Das Weinglas in der Hand; und um die Schläfe Kränze,
Verehrt der Jünger Zunft ſie froh durch geile Tänze.
Es ſtutzet mein Verſtand auf dieſer ſeltnen Bahn.
Ich ſuch ein Gotteshaus und treff ein Paphos an.
„Was? ruft mein Führer aus, mich ſieghaft einzutreiben:
„Gab Gott die Sinne nur, ſie fühllos zu betäuben?
„Sprich doch! warum hat denn der Allmacht milde Hand
„Durch deinen ganzen Leib die Nerven ausgeſpannt;
„Dieß künſtliche Geſpinnſt, das, was es kützelnd rühret,
„Auch kützelnd zum Gehirn mit ſchnellem Fleiße führet?
„Warum fühlt oft die Bruſt in ſich geheime Glut?
„Wozu ermahnet dich ein feurigrollend Blut?

„Warum hat Gott die Welt, die er dem Nichts entrücket,
„Nicht nur zum Nutz erbaut; nein, auch zugleich geſchmücket?
„Weswegen ſchenkt er denn der muntern Nachtigall
„Der Wirbel ſchnelle Kunſt, der Kehle ſüßen Schall?
„Geh! frage die Natur! Dir ſagt die ganze Erde:
„Was willſt du, daß dein Herz dein eigner Henker werde?
„Und jeder Vogel ſingt, und jede Blume ſpricht:
„Die Lieb iſt dein Beruf; Vergnügen deine Pflicht.
Zu ſeinem Fall beredt, ſich zum Verderben witzig,
Vertheidiget in ihm ſich ſeine Neigung hitzig.
Er mag nicht deutlich ſehn, und nur zur Thorheit klug,
Verfinſtert er ſich ſelbſt noch mehr durch Selbſtbetrug.

Cartes ſey groß vor ihm; vor ihm mag Leibnitz ſchlüſſen.
Er iſt gelehrt genug, kann er nur ſchmachtend küſſen.
Und labet ihn in Ruh Tokayens theurer Wein:
Wird er von Wolfens Ruhm kein Nebenbuhler ſeyn.
Des Newtons Hand mag ſelbſt den Sonnenſtral zerſpalten;
Ein Mosheim bey der Welt der Weisheit Amt verwalten:
Ihm iſts genug, ſteht nur ſein Tiſch mit dem bedeckt,
Was dem gelehrten Sinn der geilen Kehle ſchmeckt.
Die Arbeit iſt ſein Feind; ihn wird kein Glücke reizen.
Er wird nach Ewigkeit und Ruhme niemals geizen.

Mein Heermann, laß ihn nur in weicher Trägheit ruhn.
Stets mag er ämſig ſeyn, um immer nichts zu thun.
Laß nur die Ueppigkeit ſtets ſanfte Betten drücken.
Freund, ſchlemmen und ſich freun, wen kann das wohl beglücken?
Wer ſo nach Tugend ſtrebt: bemüht ſich ſonder Frucht.
Der irret, deſſen Witz im Wolluſt Tugend ſucht.

Der wahren Tugend Zug verrathen ihre Triebe.
Sie wirkt in unſrer Bruſt zwar Furcht; jedoch auch Liebe;
Und beyde ſtets gleich ſtark und beyde ſtets zugleich.
Die Tugend macht das Herz zwar zärtlich: doch nicht
weich.
So auch verfinſtern nie die Runzeln ihr Geſichte.
Sie ſcheut zwar nicht den Tag; doch flieht ſie das Ge-
richte;
Sieht ernſthaft, doch nicht rauh; ſieht lockend, doch nicht
geil.
Ihr Weg iſt nicht gebähnt; jedoch auch nicht zu ſteil.
Sie haßt nicht Einſamkeit; doch iſt ſie auch geſellig;
Des Schmeichelns Feindiñ zwar; doch höflich und gefällig;
Sie liebt zwar feſten Muth; doch flieht ſie Zank und Streit;
Kurz; iſt nicht Menſchenhaß, doch auch nicht Weichlichkeit.

Ja wohl! ſeufzt andachtsvoll ein Greis, der ſchon erkaltet,
Des Schlemmens Luſt verläßt, und Stirn u. Hände faltet;
Den itzt der Jahre Laſt, die Laſt des Schwelgens, bückt,
Und deſſen zitternd Haupt die Krankheit niederdrückt.
Er ſieht, wie ſchnell ſein Fuß zum Grabe näher trete.
Der Anblick macht ihn fromm, und ruft ihn zum Gebethe.
Die Stunde kömmt, da ihn der Jugend Luſt gereut.
Bußfertig ſeufzet er: „ach! Eitel iſt die Zeit!
„Zerbrechlich alles Glück! Den Tod rührt keine Thräne!
„Drum iſts der Himmel nur, nach welchem ich mich ſehne!
Doch wie der ſchlaue Fuchs oft ſchmachtend rückwärts ſah,
Und ſo gar bald verrieth: die Traube geh ihm nah,
Die ſeine Großmuth itzt für noch nicht reif erklärte,
Weil ihm des Weinſtocks Höh, die Frucht zu ſchmecken,
wehrte:

So wirft der Schwelger auch oft den verſtohlnen Blick
Nach der verlaßnen Luſt mit Lüſternheit zurück.
Ihn reizen immer noch der Wolluſt Süßigkeiten,
Der Schmäuſe lange Pracht, die ihn vordem erfreuten,
Die das erſchmauſte Weh, die Gicht und Stein ihm wehrt.
Sein Herz betrüget ſich, und hält ſich für bekehrt.
Ihn zwingt der ſtumpfe Sinn, die Weltluſt zu verlaſſen;
Und dennoch glaubt er ſie, aus Frömmigkeit, zu haſſen.

„Kein Alter beſſert ſich; und er verſchlimmert nur.
„Gewohnheit wurzelt ein, und ſie wird zur Natur.
„Wer hat die böſe Luſt als Greis noch unterdrücket?
„Darum ſo werde jung des Unkrauts Keim erſticket.
„Zum Laſter reizet nur des Laſters Wiſſenſchaft.
„Benimm dem Kinde die: ſo bleibt es tugenhaft.
So lehrt der Kluge dort, der ſeine Vorſicht preiſet;
Dem Molierens * Witz des Anſchlags Thorheit weiſet.

Die eingerißne Peſt des Laſters ſchrecket ihn.
Er will nach ſeinem Sinn ſich eine Gattinn ziehn;
Er hält Agneſen ſtets in ihrem Haus gefangen;
Er lenkt ſie, wie er will. Sein Wunſch iſt ihr Verlangen.
Damit auch fremder Witz nicht ſchlimme Wirkung thu,
Geſellt er ihr ein Volk von gleicher Einfalt zu.
Durch Dummheit will er ſie zur Tugendliebe zwingen,
Und alles das, wonach der Menſchen Wünſche ringen,
Verſteckt er ihrem Blick; Ruhm, Geiz, der Liebe Brand,
Sind ihr auch nicht einmal dem Namen nach bekannt.
Ihr Witz liegt ungebaut, von Finſterniß umgeben;
Es ſoll an ihr der Leib, und nicht die Seele leben.

Für

---

* In dem Luſtſpiele: die Weiberſchule.

Für Weisheit hält er ſie mehr, als für Gift, verwahrt;
Und dieß ſoll Tugend ſeyn. Doch Tugend ſchwacher Art,
Die drum kein Laſter liebt, weil ſie kein Laſter kennet!
Da in Agneſens Bruſt ein heimlich Feuer brennet,
Das ſchwach und unbekannt bisher in ihr ſich regt,
Doch, fachts Verführung an, in volle Flammen ſchlägt.
Ein Stutzer zeigt ſich kaum: ſo wird die Untreu ſiegen.
Die Liebe giebt ihr Witz und lehret ſie betrügen.
Sie übertrifft ſo gar den Schlauen ſelbſt an Liſt,
Der ſich zur Qual geſteht, daß er beſtrafet iſt.

Die Einfalt ſchätzt man falſch für Unſchuld keuſcher Seelen.
Man hält, zur Tugend Schimpf, Agneſen für Pamelen.
Iſts Tugend, wenn ein Dieb, mit räuberiſcher Hand
Den Schatz, den er nicht weis, dem Nächſten nicht entwandt?
Iſts Frömmigkeit, wenn die ſich nicht zu Götzen kehren,
Die ihren Gott geerbt, und darum ihn verehren?
Die Handlung wird umſonſt der Tugend beygezählt,
Wobey der reine Zweck, der Tugend Seele, fehlt.

Ja! iſt die Finſterniß aus dem Verſtand vertrieben:
So wird ihr dieß ein Sporn, das Laſter mehr zu lieben.
Sie hälts für Misgunſt bloß, daß man es ihr verbarg.
So iſt der Geizige ſich ſelbſt zum Schaden karg.
Je mehr die Sorgfalt wächſt, die Schätze zu verſtecken,
Je größre Lüſternheit wird er darnach erwecken.
Der Schlöſſer Feſtigkeit, das Eiſen, das ſie ſchützt,
Lockt nur den Räuber an, und macht ihn mehr erbitzt.
So wird die Einfalt auch nur mehr nach Gütern ſtreben,
Die man mit Fleiß verſteckt, und nur den Lüſten leben.

Nein! Wiſſen, was für Reiz in Ruhm und Hoheit ſteckt,
Wie blendend Gold entzückt, wie ſüße Wolluſt ſchmeckt;
Und doch das Glück verſchmähn, und doch die Lüſte fliehen,
Und doch ſo herzhaft ſeyn, die Tugend vorzuziehen;
Dieß, Heermann, heißt allein mit hellen Augen ſehn,
Nur dieß heiß unverirrt den Weg zur Tugend gehn.

Johann Adolf Schlegel.

* *

Gedanken

über eine neu angegebene Urſache von Newtons allgemeiner Schwere.

Die Philoſophen haben ſich ſchon lange und viel, aber doch vergebens bemüht, die Urſache nur von derjenigen Kraft zu finden, vermöge welcher die Körper gegen unſere Erde zugetrieben, und daher ſchwer genannt werden. Da indeſſen nach Newtons Meynung zweene Körper, die in einer nicht zu großen Entfernung von einander geſetzt ſind, ſich einander noch mehr zu nähern ſuchen, ſo kann man dieſes ebenfalls eine Schwere der Körper gegen einander nennen, welche einen viel allgemeinern Begriff hat, als die vorhergehende, und deren Urſache auch noch viel tiefer verborgen zu ſeyn ſcheint. An dieſe Urſache nun hat ſich Hr. George Andreas Müller, Med. Lic. gemacht, und uns vor kurzem eine Unterſuchung der wahren Urſache von Newtons allgemeiner Schwere, wie auch der bewegenden Kräfte der Körper, geliefert. Eine Unternehmung von dieſer Art verdienet ſchon

Lob, und dieſes deſto mehr, wenn ſie gut ausgeführet wird. Hat der Herr Verfaſſer nicht Muthmaſſungen für Gewißheit, unwahrſcheinliche Erdichtungen für gründliche Beweiſe ausgegeben, hat er die Sätze der Meßkunſt gehöriger maſſen angebracht, und wider die erſten Gründe der Naturlehre nicht verſtoßen, und die große von ihm vorgenommene Aufgabe, auf eine einfache und natürliche Art aufgelöſt:

> So ſag ich: **Müller** iſt von göttlichem Geſchlecht,
> Die Menſchheit mißt an ihm ihr allgemeines Recht,
> Undankbarn! ſteht ihr an, ein Denkmaal ihm zu bauen?
> Sein Bild in Marmorſtein, und in Porphyr zu hauen?
> Bodmer.

Gegenwärtige Erinnerungen haben gar nicht die Abſicht, dem Herrn Verfaſſer ſeinen verdienten Ruhm zu ſchmälern, oder eine gelehrte Streitigkeit mit ihm anzufangen. Vielleicht kommen ſie ihm nicht einmal zu Geſichte. Ihr Endzweck iſt nur, theils ſelbſt das vornehmſte von ſeinen Gedanken etwas bekannter zu machen, theils zu einigen Ueberlegungen darüber Gelegenheit zu geben.

Der Grund ſeines ganzen Gebäudes beruhet auf einer zarten Luft, welche den weiten Raum ausfüllet,

> . . in deſſen lichten Höhen
> Sich tauſend Welten drehn und tauſend Sonnen ſtehen.
> Haller.

Da ich nicht etwa, wie in einem zur gelehrten Geſchichte gehörigen Tagebuche, einen Auszug aus ſeinem Werke zu geben habe; ſo kann ich es mir erſparen, das meiſte zu erzählen, was er, die Wirklichkeit dieſer ätheriſchen Materie zu beweiſen, vorbringt. Ich will nur erwähnen, was er ſaget, einem Einwurfe dawider zu begegnen, der von verſchiedenen Leuten als eine geometriſche Demonſtration angeſehen wird. Wenn in dem Raume, wo ſich die Planeten bewegen, eine merkliche Menge Materie befindlich iſt, ſpricht man, ſo muß ſie der Bewegung dieſer Körper widerſtehen, und ſie alſo nach und nach vermindern. Da dieſes nicht geſchiehet, da die Planeten ungehindert ihren Lauf eben ſo fortſetzen, als ob ſie ſich in einem leeren Raume bewegten, ſo folget, daß nichts körperliches da ſey, welches ihnen widerſtehe.

Hr. Müller lachet über dieſe **grauſame Schwierigkeit**! Jeder Anfänger in der Naturlehre kann ſie ſeinen Gedanken nach heben; denn er kann ſie heben, und er hält ſich nur für einen Anfänger. Er ſollte indeſſen bedenken, daß, was **ein** Anfänger thun kann, deswegen nicht **jedem** möglich iſt. Es giebt Schüler in der Naturforſchung, die in ihren Lehrjahren mehr wiſſen, als ihre Meiſter; es giebt andere, die

> nach reiſer Müh und nach durchſchwitzten Jahren
> Erſt ſelbſt, wieviel uns fehlt, wie nichts man weis, erfahren.
> Haller.

Man ſtelle ſich vor, ein gewiſſer Körper z. E. eine Kugel, bewege ſich von der linken Hand nach der Rechten, in einem Raum, wo ſich die vorerwähnte Himmelsluft befindet. Dieſe Kugel verliert beſtändig eine gewiſſe Kraft, ſo viel ſie nämlich anwenden muß, die vor ihr befindliche Himmelsluft aus dem Wege zu treiben. Warum merket man aber an ihrer Kraft keinen Abgang? Deswegen, weil ihr gerade ſo viel neue Kraft mitgetheilet wird, als ſie verliehrt. Die Himmelsluft dehnet ſich nämlich nach allen Seiten gleich ſtark aus. Diejenige, die vor der Kugel iſt, will die Kugel zurück treiben: die hinter der Kugel iſt, ſtößt ſie vorwärts. Dieſe beyden gleichen, und entgegen geſetzten Kräfte heben einander auf. Die Kugel hat ſo zu reden keinen Wiederſtand, die vor ihr befindliche Himmelsluft zu überwinden, weil die hinter ihr befindliche ſchon derſelben das Gleichgewicht hält. Eben ſo iſt ein Körper auf unſerer Erde nicht ſchwerer in die Höhe zu heben, weil eine gewaltige Laſt von Luft auf ihn von oben herunter drücket, da die unterſte Luft mit gerade ſo ſtarker elaſtiſcher Kraft von unten hinauf drücket.

So leichte löſet Hr. Müller den Zweifel auf, der einem Newton unauflöslich zu ſeyn ſchien. Doch ich wollte wünſchen, daß er noch Etwas deutlicher erkläret hätte, das vielleicht von ihm in einem Augenblicke überſehen wird, aber ſolchen Anfängern in der Naturlehre, wie ich bin, eine grauſame Schwierigkeit machet. In dem Gleichniſſe von der Luft, das er ſelbſt gebraucht, weis ich zwar wohl, daß man aus der angeführten Urſache nicht ſo viel Kraft brauchet, einen Körper in die Höhe zu führen, als die Schwere der Luft, die auf ihn herunter drücket, zu überwinden nöthig wäre: allein ich weis doch auch, daß, ſo gleich auch die Luft nach allen Seiten durch Schwere und elaſtiſche Kraft drücket, dennoch die Bewegung eines Körpers in der Luft ſich ganz anders verhält, als in einem luftleeren Raume.

Ich glaube auch, die Urſache davon ſey leicht zu entdecken. Daß ein Körper, den ich in der Luft gerade in die Höhe werfe, nicht mit ſo großer Geſchwindigkeit ſteigt, als er in einem luftleeren Raume ſteigen würde, das kömmt, ſo viel ich von der Phyſik verſtehe, nicht daher, weil die ſchwere Luft von oben herunter drücket. Denn die Wirkung dieſes Druckes wird durch die Kraft, mit der ſich die unterſte Luft in die Höhe ausdehnt, gehoben. Es iſt eine andere Urſache, welche ſtatt finden würde, wenn die Luft auch nicht ſchwer wäre, wenn ſie nur Materie bliebe. Denn ſo würde ſie doch noch die Eigenſchaft der Materie, die **Trägheit**, behalten. Ihre Theile würden ſich doch noch ohne Anwendung einiger Kraft nicht aus dem Wege räumen laſſen, und die Kraft, die hier aufgeht, wird durch keine hinten nach drückende Luft erſetzet.

Eben ſo ſtelle ich mir auch die Umſtände des Planeten in der Himmelsluft vor. Es ſey, daß die Luft, die vor ihm ſteht, vermöge ihrer elaſtiſchen Kraft, ihn gerade ſo ſtark zurücke ſtoßen will, als ihn die hinter ſie fortſtößt: alsdenn brauchet er freylich keine Gewalt, dieſe elaſtiſche Kraft zu überwinden; allein wie überwindet er denn die Trägheit der Himmelsluft? Bleibt ſie kein Körper mehr? Verlichrt ſie die Eigenſchaft, daß Gewalt nöthig iſt, ihre Theile aus ihrer Stelle zu treiben? Durch den Druck der ihr entgegen geſetzten Luft wird nur das verhindert, daß ſie ſich nicht weiter ausdehnet; es iſt alſo eben ſo viel als wäre ſie nicht **elaſtiſch**; aber folget hieraus, daß es eben ſo viel ſey, als wäre ſie nicht **materialiſch**? Denn das glaube ich, wird man mir zugeben, daß **widerſtehen**

ſtehen jedem Körper weſentlich iſt, das iſt, daß man eine gewiſſe Kraft brauchet, ihn aus ſeiner Stelle zu treiben, er mag elaſtiſch, ſchwer, u. ſ. f. ſeyn, oder nicht.

Wie mich alſo Newtons Einwurf immer noch zurücke hält, den Himmelsraum mit einer merklichen Menge Materie zu erfüllen, ſo kann ich auch nicht einmal abſehen, wie aus einer ſolchergeſtalt angenommenen Materie folge, daß Körper, die einander nahe kommen, zuſammengehen ſollen. Ich will hier, wiederum erſtlich des Hn. Verfaſſers Gedanken, und alsdenn meinen Zweifel vortragen.

Man ſtelle ſich zweene himmliſche Körper vor, z. E. die Sonne und die Erde. Die Erde wird von der Seite, die von der Sonne abgekehrt iſt, mit der ganzen Kraft der in unmeßlicher Weite ausgebreiteten Himmelsluft gedrückt. Allein auf die Seite, die nach der Sonne zugekehrt iſt, drücket nicht eben ſo viel. Denn die Sonne fängt den größten Theil dieſes Druckes auf, und läßt alſo nur ſo viel auf die Erde drücken, als zwiſchen ihr und der Sonne enthalten iſt. Folglich wird die Erde von einer ſehr großen Menge Himmelsluft, auf der Seite, die von der Sonne abgekehrt iſt, nach der Sonne zugedrückt; im Gegentheil drücket auf ihre der Sonne zugekehrte Seite nur ſoviel rückwärts, als zwiſchen ihr und der Sonne Raum hat. Da dieſes viel weniger iſt, ſo folget, daß der erſte Druck überwiegt, und folglich die Erde nach der Sonne zugeht.

Ich geſtehe es, wenn dieſe Erklärung mir nicht genug thut, ſo liegt es gewiß nicht daran, daß die angegebene Urſache mir nicht ſtark genug zu ſeyn ſcheint, dieſe Wirkung hervorzu bringen. Im Gegentheil, da Erde und Sonne beyderſeits von zwo unermeßlichen Himmelsluftſäulen an einander gedrückt werden, und in der Mitten nur ein kurzes Stückchen zwiſchen ihnen iſt, ſo wundere ich mich, warum ſie nicht ſchon lange zuſammengelaufen ſind. Allein ich habe doch noch ein anderes Bedenken dabey. Man lege eine Reihe elaſtiſcher Kugeln an einander, wie etwa die Naturkündiger hinzeichnen, wenn ſie die Theilchen des Lichtes nach dem Leben abmalen wollen; man drücke dieſelben mit einer gewiſſen Kraft zuſammen, ſo daß ſie ſich wieder auszudehnen bemüht ſind und alſo eine die ander. preſſet. Wird nicht die letzte die Ausdehnung aller vorhergehenden empfinden? Wenn ihrer z. E. zehn ſind, würde man wohl ſagen: die zehnte wird nur von dreyen nämlich der 9. 8. 7. gedrückt, der übrigen Druck fängt die ſechſte auf. Es iſt wahr, die ſechſte wird von den vorhergehenden fünfen gedrückt, aber ſie pflanzet dieſen Druck weiter auf die folgenden fort.

Nun betrachte ich die Sonne und die Erde. Eine unermeßliche Menge Himmelsluft drücket hinter der Sonne gegen die Erde zu. Dieſer Druck wird von der Sonne aufgefangen, aber nicht vernichtet. Die Sonne iſt vielmehr das Mittel, durch das er ſich weiter in den Theil fortpflanzt, der auf der andern Seite der Sonne nach der Erde zu liegt. Nach des Hrn. Verfaſſers Meynung ſoll die Sonne wie ein Damm ſeyn, der einen anlaufenden Strom zurück hält, daß ſolcher nicht auf die andere Seite dringen kann; allein die Feſtigkeit mit welcher der Damm widerſteht, muß alsdenn ſo groß ſeyn, daß die Kraft, womit das Waſſer an ihn anſchießt, für nichts zu achten iſt. Mit der Sonne verhält es ſich nicht ſo in Abſicht auf die Himmelsluft. Sie iſt nirgend in den Grund des Himmels eingemauert oder eingepfählet, wie ein Damm in dem Strome. Nähme man die Himmelsluft auf einer Seite von ihr weg: ſo müßte ſie von der auf der andern fortgeſtoßen werden. Die Himmelsluft alſo, die hinter ihr iſt, drücket vermittelſt der Sonne auf diejenige, die ſich auf der andern Seite nach der Erde zu befindet. Doch wir wollen auch annehmen, es ſey der Himmelsluft ſtatt der Sonne eine unbewegliche Mauer entgegen geſetzt. Dem ungeachtet halte ich mich im Stande, zu zeigen, daß die Gedanken des Herrn Verfaſſers nicht angehen. Wenn ſie richtig wären, ſo hätte man, deucht mich, wenigſtens auf unſerer Erdkugel, nicht nöthig, zu Erklärung der anziehenden Kraft einen Aether anzunehmen; unſere eigene Luft würde dazu genug ſeyn. Sie iſt elaſtiſch, ſie drücket gegen alle Seiten gleich ſtark. Zweene Körper, die einander nahe ſind, haben wenig Luft zwiſchen ſich; hingegen wird jeder auf der Seite, die von dem andern abgekehrt iſt, von einer ſehr großen Menge Luft gedrückt: alſo müſſen ſie zuſammengehen. Ich befürchte aber, jeder, der nur einmal ein Collegium Experimentale gehört, würde mir widerſprechen. Er würde mir einwenden, daß eine geringe Maſſe Luft der Kraft der ganzen übrigen das Gleichgewicht halte. In der Maſchine, die man auf der Luftpumpe braucht, Glasſcheiben zu zerbrechen, leget man zwo Scheiben über einander, ſo daß zwiſchen beyden nur wenige Luft eingeſchloſſen iſt; wenn man die Luft wegpumpt, ſo zerſpringt die unterſte zuerſt: Sie würde, ohne zu zerbrechen, ein viel größer Gewichte tragen, als die wenige Luft ausmachet, die zwiſchen ihr und der oberſten enthalten iſt: allein die ausdehnende Kraft dieſer wenigen Luft iſt ſo ſtark, als das Gewichte der ganzen Athmoſphäre. Ich erinnere mich, daß einige Naturforſcher das Anziehen des Magnets und der elektriſchen Körper von der äußern Luft herleiten, welche das Eiſen zum Magnet, die Goldblättchen zum Glaſe hinſtoſſen ſoll: aber keiner ſpricht, die äußere Luft thue dieſes deßwegen, weil zwiſchen den anziehenden und angezogenen Körper weniger Luft vorhanden iſt, ſondern weil dieſe Luft, durch die magnetiſche Materie, oder durch die Wärme des geriebenen Glaſes iſt verdünnt worden.

Man wende nun das, was ich geſagt, auf die vielvermögende Himmelsluſt an. Bey ihr, als bey einem flüßigen elaſtiſchen Körper, iſt nothwendig, daß jeder Theil in ſeinem natürlichen Zuſtande allen übrigen, die ringsherum auf ihn drücken, mit ſeiner ausdehnenden Kraft das Gleichgewichte halte. Iſt er ſtärker, ſo wird er ſich weiter ausbreiten; iſt er ſchwächer, ſo wird er mehr zuſammengedrückt. Der Himmelsluft alſo, die zwiſchen der Sonne und Erde enthalten iſt, geſchieht groß Unrecht, wenn man von ihr verlangt, ſie ſoll derjenigen, die von auſſen auf dieſe Körper drücket, nachgeben. Nein, ſie hat das Herz, es mit beyden Theilen anzunehmen, mit der, die auf die Sonne, und mit der, die auf die Erde drücket, und weicht keiner einen Fuß breit; es wäre denn daß die gewaltige Hitze der Sonnen ſie verdünnte. Allein davon wird man eher keine Gewißheit haben können, als bis man eine Schweinsblaſe, in der etwas Himmelsluft iſt, feſte zubinden, an ein Kohlfeuer halten, und ſehen kann, ob ſie ſich ausdehnet.

Dieſes iſt mein Zweifel, wenn ich dem Herrn Verfaſſer gleich ſeine Himmelsluft mit denen ihr beygelegten Eigenſchaften zugebe. Ich kann aber noch auſſerdem nicht leugnen, daß es mir ſchwer wird, mir von derſelben einen deutlichen Begriff zu machen. Bey unſerer Luft iſt die ausdehnende Kraft aus der Erfahrung klar; und weil dieſelbe durch die Schwere ringsherum an unſere Erdkugel angedrückt wird, ſo bleibt ſie beyſammen und bringt ſolche Wirkungen hervor, die der Schwere und ausdehnenden Kraft gemäß ſind. Würde ſie nicht ſo von der Schwere zuſammengehalten, ſo breitete ſie ſich, vermöge der ausdehnenden Kraft, in einen unermeßlichen Raum aus, und bliebe nicht um die Erde herum. Warum thut die Himmelsluft nicht alſo etwas ähnliches? Sie iſt von nichts eingeſchloſſen; keine Schwere drücket ſie nach einem gewiſſen Puncte zu. Sie ſollte alſo ſich immer weiter und weiter ausbreiten und von den Gegenden, in denen ſich die uns ſichtbaren Weltkörper befinden, immer weiter weggehen; wo nicht etwa rings um den ganzen Raum, der alle Fixſterne mit ihren Weltgebäuden enthält, ein cœlum empyreum gewölbt iſt, das ihr nicht vergönnt, ſich weiter auszubreiten. Denn daß z. E. die Materie in unſerm Sonnenſyſtema etwa durch den Druck derjenigen ſollte zuſammengehalten werden, die in dem Weltgebäude der Firſterne, die das unſrige umringen, befindlich iſt, das käme ungefähr ſo heraus, wie Cartes ſich der Erhaltung eines Sonnenwirbels durch den Druck der anliegenden vorgeſtellt; es lieſſen ſich eben die Einwürfe dawider machen, die dem Cartes gemacht worden, und die Materie in den Weltgebäuden der äußerſten Firſterne, die von keinen andern umgeben werden, zu erhalten, würde allezeit noch eine Mauer oder ſonſt ſo was nöthig ſeyn.

Doch die wenige Neigung, die ich zu den willkührlich angenommenen Sätzen habe, daraus man die wichtigſten Begebenheiten in der Natur zu erklären gedenkt, machet vielleicht, daß ich in den Gedanken des Hrn. Müllers mehr zweifelhaftes finde, als andere. Ich bin gar der Meynung, er habe zu Erklärung der Schwere etwas angenommen, das von neuem erklärt zu werden brauchet. Woher kömmt denn ſeiner Himmelsluft die ausdehnende Kraft? Verſchiedene Naturkündiger leiten dergleichen Kraft aus dem Eindringen einer ſubtilen Materie in die Zwiſchenräumchen des elaſtiſchen Körpers her. Allein Bernoulli und andere haben ſchon gezeigt, daß dieſe Erklärung nicht ſtatt finde. Will ſich alſo der Hr. Verfaſſer nicht zu einer Unterſuchung der Urſache, der Urſache von Newtons allgemeiner Schwere verbindlich machen, ſo wird er die ausdehnende Kraft ſeiner Himmelsluft als eine Eigenſchaft von ihr annehmen müſſen, davon er keinen Grund weiter angiebt. Man fraget: warum ziehen die Körper einander an? Er antwortet, weil ſie von einer elaſtiſchen Himmelsluft zuſammengedruckt werden.

den. Man fraget weiter, woher iſt dieſe Himmelsluft elaſtiſch? Er antwortet: das weis ich nicht. Konnte er dieſe Antwort nicht gleich auf die erſte Frage geben? Mir fällt hiebey eine Stelle aus des Fontenelle Schrift vom Urſprunge der Fabeln ein. Die Fabeln ſind, nach Fontenellens Gedanken, die Phyſik der Alten. Man war begierig zu wiſſen, woher es komme, daß ein Strom beſtändig fließt. Es iſt kein Wunder, ſagte ein Cartes der damaligen Zeiten; oben im Gebürge, wo der Strom entſpringt, ſitzt ein Waſſergott, der beſtändig Waſſer aus einem großen Kruge herausgießt: aber wo bekömmt der Waſſergott das Waſſer her? So weit, ſpricht Fontenelle, hatte der Grübler nicht nachgedacht.

Hr. Müller wird mir nicht übel nehmen, daß ich dieſen Einfall hergeſetzt. Ich hätte ihn wohl in der Grundſprache anführen können, weil ich aus den vielen franzöſiſchen Stellen und einzelnen Redensarten, mit denen er ſein Werk geſchmückt hat, ſchlieſſe, daß er ein Freund vom Franzöſiſchen ſeyn muß: allein ich hielt es mir für eben ſo erlaubt, Fontenellens Gedanken nur deutſch vorzutragen, als es ihm iſt, die franzöſiſche Ueberſetzung von Lockens Buche vom menſchlichen Verſtande zu gebrauchen, wenn er Lockens Worte anzuführen verſpricht.

Ich glaube, daß mich dieſe Schwierigkeiten, die ich bey Hrn. Müllers Gedanken gefunden, genugſam entſchuldigen werde, daß ich nicht eben meine Zeit anwende, ſeine mathematiſchen Schlüſſe zu unterſuchen, mit welchen er zu zeigen bemüht iſt, daß ſeine Erklärung der Schwere den Geſetzen, nach welchen dieſe

Kraft wirket, genug thue. Er verſchwendet in dieſer Bemühung viel Mathematik; allein der größte Theil ſeiner Schlüſſe würde ohne Figuren nicht können verſtanden werden, und ich kann nicht ſelbſt in Holzſchneiden, will auch das Geld nicht daran wagen, ſolche ſaubere Holzſchnitte machen zu laſſen, wie die ſeinigen ſind. Ueberdiß befürchtete ich, meine Zweifel möchten ſich allzuſehr häufen; denn ich traf überall Dinge an, die mich, nach meiner wenigen Einſicht in der Mathematik, in Erſtaunen ſetzten. Z. E. wenn er in einer Anmerkung zum 187 §. zeiget, warum ein Körper, der in einer gewiſſen Zeit durch einen gegebenen Raum fällt, in der folgenden eben ſo großen Zeit dieſen Raum dreyfach, in der dritten fünffach, in der vierten ſiebenfach u. ſ. f. machet. Hr. Müller fraget: „Warum der Raum nicht nach folgender Proportion „zunähme. 1, 2, 3, 4, ſolches wäre ja auch ein motus „vniformiter acceleratus, und er geſtehet, daß dieſe „Objection, welche er ſich ſelbſten formiret, ihn terribel „aufgehalten, und einige Zeit faſt gänzlich confus „gemacht, zumalen da ihm kein Autor, den er hierü„ber zu Rathe gezogen, ſelbige gänzlich benommen.“ Er beweiſt indeſſen nach dieſem, daß die Räume, wie die ungleichen Zahlen zunehmen müſſen. Ich bedaure, daß ich dieſen Beweis nicht herſetzen kann, einmal, weil ich ihn nicht verſtehe, zum zweyten weil er zu weitläuftig iſt. Sonſten habe ich mit dem Hn. Verfaſſer Mitleiden und bin auf ſeine Lehrer der Mathematik böſe, daß ſie ihn in einer ſo jämmerlichen Unwiſſenheit gelaſſen, als zu Formirung eines ſo terriblen Einwurfs, und zu den Gedanken, daß bey einer gleichförmig beſchleunigten Bewegung die Räume wie 1, 2, 3, 4 ꝛc. zunehmen könnten, erfordert wird.

Eben die ſchon angeführten Urſachen halten mich ab, Hrn. Müllers weitere Gedanken von dem Weſen des Körpers und andere Dinge, die er mit beygefügt hat, zu unterſuchen. Er wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich meine Betrachtung mit den Worten Cicerons ſchließe, die er auf ſein Titelblatt geſetzt: Opinionum commenta delet dies, Naturae iudicia confirmat.

M. Käſtner.

* *

Der Renommiſte,

Ein komiſches Heldengedichte.

Erſtes Buch

von J. F. W. Za**.

Mein Lied beſingt den Held, den Degen, Muth und Schlacht
In Jena fürchterlich, in Leipzig frech gemacht.
Der, wenn man ihn erzürnt, ein ganzes Heer bekriegte,
Und wenn er focht, auch ſchlug, und wenn er ſchlug, auch ſiegte.
Ich ſinge, wie er hat ſo manchen Feind bekämpft;
Wie ſein berühmter Stal des Stutzers Stolz gedämpft,
Den er, als er ihn ſah, erſt höhnte, dann beſtritte,
Und da er ihn bezwang, voll Furcht aus Leipzig ritte.

Wirf einen Blick auf mich, du Geiſt der Schlägerey,
Damit mein Heldenlied des Helden würdig ſey:
So wird die Nachwelt noch aus dieſen Blättern leſen:
Wie ſchön ſein letzter Sieg, wer Raufbold einſt geweſen.

Da, wo die Pleiße ſich mit krummen Fluthen ſchlingt,
Und durch das ebne Feld und grüne Flächen dringt,
Liegt eine ſtolze Stadt, die ſich wie Tyrus zeiget,
Die durch die Muſen prangt, und durch den Handel ſteiget;
Von der nahm man bereits der Thürme Spitzen wahr;
Die Dächer ſtellten ſich erſt Raufbolds Augen dar,
Darauf kam ihm die Pracht von einzeln Häuſern nahe,
Bis er zuletzt die Stadt in vollem Glanze ſahe.
Ein Spornſtich und ein Fluch beflügelten ſein Roß;
Der großen Peitſche Knall macht, daß es fliegend ſchoß;
Er jagt es ſchäumend fort, und faſt im Augenblicke
Legt er den halben Theil des letzten Wegs zurücke.
Es war ein jeniſch Pferd. Es flog mehr, als es lief;
Ihm war kein Weg zu ſchmal, kein Graben war zu tief;
Es ſprengt ihn muthig durch; im Laufen und im Setzen
Erfüllt es Wink und Ruf, dem Reuter zum Ergetzen.
Sechs Meilen war es ſchon in vollem Lauf gerennt;
Es rauchte vor Begier, ſein Fuß lief noch behend,
Die Mähnen flatterten, als es in ſeinem Traben
Auf einmal ſtutzig wird. Es ſetzt durch Buſch u. Graben,
Schlägt wiehernd hinten aus; ein weißer dicker Schaum,
Der ſein Gebiß bedeckt, fließt auf den rothen Zaum.
Und ſchnaubend ſteht es ſtill. Halt, Raufbold, laß es ſtehen,
Sein klärers Auge ſieht, was deines nicht geſehen.
Ein Kobold ſteht vor ihm. Ein jeder Renommiſt
Hat dieſen Geiſt um ſich, der ihm zum Schutzgeiſt iſt.

Auch

Er war auch Raufbolds Schutz. Auf allen ſeinen Wegen
Sah man ihn um ihn her die leichten Schwingen regen.
Da er aus Jena wich, hat er die dünne Luft
Um ihn herum verdickt in einen dunkeln Duft.
Ein Nebel war um ihn, der ihn dem Blick verſteckte,
Damit kein Feind von ihm den fernen Weg entdeckte.
Nun ſah er, doch zu ſpät, das ſeltne Leipzig nah;
Er merkt, daß Raufbolds Blick mit Luſt die Thore ſah.
„Ha! dacht er bey ſich ſelbſt, du denkſt daſelbſt zu bleiben?
„Nein, Feiger, meine Liſt ſoll dieß ſchon hintertreiben.
„Wie leicht vergäſſeſt du den Renommiſtenſtand!
„Wie leicht wärſt du verführt, wie leicht wärſt du galant!
„Nein! dieß erlaub ich nicht„! Er ſagts, und lähmt dem Pferde
Den ſonſt zu ſchnellen Fuß. Es ſtürzt und fällt zur Erde.
So gleich ſpringt Raufbold ab. „Vermaledeytes Thier!
„Und du auch fällſt mir um? ſchrie er voll Rachbegier.
Er ſchwört, er ſchreyt, er peitſcht und ſchlägts mit eignen Händen,
Doch es lag, wie es fiel, entkräftet, lahm an Lenden.
Dieß ſah er Unmuthsvoll. Er flucht auf dieſen Fall:
„Wärſt du, o Beſtje! nur in des Philiſters Stall,
„Und hätt ich ſeiner Hand dich erſtlich übergeben;
„So möchteſt du hernach verrecken oder leben.

Indem ſo ſah es ihn mit matten Blicken an,
Als ſpräch es: ſchone mich, da ich nicht laufen kann!
Sein Finger ſtreichelt es, bis es zu ſtehn begonnte,
Doch war es ſo geſchwächt, daß es kaum ſchreiten konnte.
Geſpornt geht Raufbolds Fuß mit Unmuth neben her;
Er führt den müden Gaul. Wie wird das Gehn ihm ſchwer!

Die Stiefeln drücken ihn; doch er muß ſich bequehmen,
Bis dicht an Leipzigs Thor den Weg zu Fuß zu nehmen.
Hier flicht zuletzt die Schmach, die ihn begleitet hat;
Hier wendet ſich die Noth, kurz vor der großen Stadt.
Das Schickſal wollte nicht, daß den das Gehn verletzte,
Der wie ein Menzel ritt und Gehn für Schande ſchätzte.
Er ſah kaum, daß ſein Roß in etwas wieder ſprung,
Als er ſich ganz erfreut auf deſſen Rücken ſchwung;
Und da er wieder frey ſich in den Sattel wagte,
Frey in den Biegeln ſtund und durch die Thore jagte.

Mit klatſchendem Geräuſch ritt er in Leipzig ein.
Die Schatten herrſchten ſchon, doch heller Lampen Schein
War an den Wänden hier, was an den Himmelsſphären
Beſtralte Sterne ſind, die Nacht und Dunſt verklären.

Ein Gaſthof, dem ein Hecht ein blauer Zierrath war,
Stellt ihm Wirth, Lagerſtatt, ein eignes Zimmer dar.
Er ſetzte ſich und warf mit grimmiger Geberde,
Den Degen auf den Tiſch, die Handſchuh auf die Erde.
„Armſelger! rief er aus: in Leipzig biſt du nun.
„Ja hier, wo alles ruht, wird auch dein Degen ruhn.
„Wer wird dich, Renommiſt, allhier zu nennen wagen;
„Hier, wo man faſt nicht weis, daß Purſche Degen tragen.
„Ach! Jena, denkt mein Herz an deine Luſt zurück:
„O! wie beſeufz ich nicht mein widriges Geſchick!
„O! Schickſal, war denn dieß dein mir geneigter Wille?
„O! Schnurren, o Pedell„! Hier ſchwieg er plötzlich ſtille,
Und warf ſein ſchweres Haupt in die gehöhlte Hand;
Die ſtarren Augen ſahn verwirret nach der Wand.
Der Huth, den er bald hoch, bald tief, bald anders rückte,
Und jeder Blick verrieth, daß ihn die Schwermuth drückte.

Drauf greift er mit der Fauſt an den geſchärften Stahl,
Der auf dem Tiſche lag, zieht ihn und wetzt dreymal,
Haut dreymal in die Luft und ſchleudert ihn im Grimme
Entblößet von ſich weg, doch ohne Wort und Stimme.

Indem tritt voller Furcht die Jungemagd herein;
Ihr Angeſicht erblaßt bey ſeines Degens Schein;
Ihr Herz klopft voller Angſt vor ſeinen trotzgen Minen,
Die ihr zum Unglück ſchnell, zum Tödten willig ſchienen.
„Geht hin, ſpricht er zu ihr, hohlt mir von Jena drey;
„Sprecht, daß ein guter Freund hier angekommen ſey,
„Der ſie zu ſehn verlangt; ihr findt ſie in der Krone,
„Doch ſeyd gleich wieder da, ſonſt geb ich euch zum Lohne –
Sie eilt mit Schrecken fort; die Stimme, die es ſprach,
Ließ in der feigen Bruſt nichts, als Entſetzen, nach;
Die Drohung machte ſie, ſtatt ihrer Neigung, flüchtig;
Sie richtet alles aus, zwar voller Furcht, doch richtig.

Dieß Kleeblatt, das er ſchon in Jena wohl gekannt,
Mit welchem er vorlängſt ſich Brüderchen genannt,
Das ihm die Jungemagd ſo ſchleunig rufen ſollte,
Und er in ſeiner Noth am erſten ſprechen wollte,
War itzt in Leipzigs Zucht; doch blieb es roh und wild;
Ihr mürriſch Angeſicht war der Verzweiflung Bild.
Wer ſich nur unterſtund, ſie kühnlich anzublicken,
Dem drohte ſchon ihr Zorn von Sterben und Zerſtücken.
Ihr Stichblatt, das die Hand an ihrem Degen deckt,
War, wie Meduſens Schild, der jede Feinde ſchreckt.
In Leipzig blieben ſie von Jena treue Glieder;
Bey ihnen fand man nichts, als Bier, Tabak und Brüder.
Drey Naſen waren ſtets vom Wurznernaſſe voll;
Bey ihnen hieß vergnügt ſo viel, als wild und toll.

Sie tranken nicht aus Durſt. Ihr Trinken war ein Saufen,
Ihr Spiel war ein Gezänk und ihre Freude Raufen.

Die Dirne traf ſie gleich, nach edler jenſcher Art,
Auf einem Zimmer an. Die Thüre war verwahrt.
Sie klopft. Man ruft: herein! man macht ihr auf u. fraget,
Und jeder zieht ſich an, und thut, was ſie geſaget.
Doch daucht es ihnen fremd, und jeder fragt und rieth:
Wer nach dem blauen Hecht ſie wohl ſo ſpät beſchied.
Doch keiner traf den Zweck; ſie forſchten, doch verdroſſen;
Des Schickſals ewigs Buch blieb unerklärt verſchloſſen.

Sie gehn, und finden bald was erſt verborgen war;
Man öffnete die Thür und Raufbold ſtellt ſich dar.
So gleich ſprang jeder zu: Herr Bruder! ſchrie ein ieder;
Und jeder ſchlug den Arm um ſeines Freundes Glieder.
„Welch Schickſal führt dich her? rief endlich einer aus;
„Wie bleich, wie blaß biſt du? kömmſt du von einem Schmauß?
„Du köm̄ſt von Jena? Ja! was machen die Scharmanten?
„Bringſt du auch einen Gruß von ieglichem Bekannten?
„Was Teufel, wie verwirrt liegt alles um dich her!
„Warum das Schwerdt entblößt? Was ſoll dieß Mordgewehr?
Doch Raufbold nöthigt ſie: laßt euch zuſammen nieder.
Sie thatens und er ſprach: „Ihr wißt es, werthen Brüder,
„Ihr wißt, wie oft mein Stal für Jena ſich gewagt;
„Wie oft ich ganz allein der Schnurren Heer gejagt;
„Ihr wißt, wie ſorgſam ich für eure Freyheit wachte,
„Wenn ſie ein neu Edict uns zu entreißen dachte.
„Dafür hab ich den Lohn. Wißt, ich bin relegirt.
„Warum? weil ich mein Amt mit Ehr und Ruhm geführt.

„Dreymal hatt ich mich nun auf offnem Markt geſchlagen,
„Und dreymal hatt ich auch den Ruhm davon getragen;
„Ich war bereits berühmt, in Stoß und Hiebe ſchnell;
„So ſtörte meine Luſt Prorector und Pedell.
„Man forderte mich vor; wie, Brüder, mußt ich ſchwitzen!
„Ich both zwölf Thaler an; nichts konnte mich beſchützen.
„Ich ſollt, ich mußte fort; ein Zettel an der Thür
„Und der am ſchwarzen Brett, die beyde riethens mir.
„Nun bin ich, wie ihr ſeht, in dieſes Neſt gekommen;
„Jedoch recht mit Verdruß hab ich den Weg genommen.
„Was iſt nunmehr zu thun? Ihr Brüder, rathet mir,
„Verlaß ich dieſen Ort, wie? oder bleib ich hier?

Wie, wenn ein großes Volk von Rednern wird beweget,
Sich der zu der Partey, der zu der andern ſchläget;
Ein murmelndes Getöß die ſtille Luft durcheilt,
Die Zwietracht drauf das Volk in zwo Parteyen theilt,
Davon die eine will, was jener Mund verneinet,
Bis ſich zuletzt das Heer der Streitenden vereinet:
So war auch hier der Streit in Raufbolds Gegenwart.
Der eine ſprach, zieh fort, dem andern ſchien dieß hart,
Und Raufbold war auch ſelbſt, doch insgeheim, entſchloſſen,
Von Leipzig nicht zu gehn, bis er es recht genoſſen.
Zuletzt fing einer an: „Hört, was mein Anſchlag iſt;
„Herr Bruder, höre zu. Du biſt ein Renommiſt.
„Dieß iſt genug, bleib hier; es wird dich nicht gereuen,
„Man wird dich eher hier, als dort in Jena, ſcheuen.
„Bleib da, dieß iſt mein Rath, beſieh erſt dieſen Ort.
„Gefällt er dir, ſo bleib; wo nicht, ſo reiſe fort.
„Seht, ſprach der Dritte drauf, ſeht doch die großen Thaten
„Könnt ihr der Dinge Reih und ihren Zweck errathen?

„Verhindert euer Rath des künftgen Schickſals Wuth,
„Daß das, was es beſchließt, unwiedertreiblich thut?
„Nein, dieſes könnt ihr nicht; und doch ſeyd ihr befliſſen,
„Durch einen magern Schluß das Künftige zu wiſſen.
„Ein jeder thue das, was ihm erlaubt bedünkt,
„Der allerbeſte Rath iſt dieſer: Brüder, trinkt!

So ſprach er und ihm wird der andern Wort gegeben:
„Ja, Bruder, du haſt recht, du und dein Rath ſoll leben!
Sogleich rief Raufbold laut: ſchafft Bier! der Hausknecht kam,
Der in den krummen Arm zwo grüne Laſen nahm;
Er brachte Bier, Tabak, zwo Karten und vier Pfeifen,
Und dañ das ſchönſte Stück, ein Paßglas mit zween Greifen.
Zween Vögel, die ſo oft die Chronicken geziert,
Zween Vögel, welche ſtets mit Rittern Krieg geführt,
Die zierten dieſes Glas, wie ſie ein Pfeil verfehlet,
Und dann der Ritter ſie mit ſeiner Lanz entſeelet.
„Nun, Brüder, rief der Wirth, zieht eure Kleider aus,
„Denn heute geb ich euch den jenſchen Abſchiedsſchmaus.
Er ſagts, und man gehorcht; ſogleich lag auf dem Tiſche
Stock, Kleider, Handſchuh, Huth, in ſeltſamem Gemiſche.
„Gebt Achtung, rief er aus, gebt Achtung, folget mir!
Und alſobald füllt er das große Glas mit Bier;
Er ſäuft dem erſten zu, aufs Wohlſeyn der Scharmanten,
Und leert es eher aus, als ſie ſich dankbar nannten.
Es war den Augenblick von neuem angefüllt,
Daß der gethürmte Schaum bis in die Höhe quillt.
Man folgt ihm treulich nach; man leert es auf zween Züge,
Und wer am beſten zog; gewann in dieſem Kriege.

Das Bier bewies die Kraft; es ward nun frey erzählt,
Was man vor kurzer Zeit noch insgeheim verhehlt.
Toback und Saufen macht, daß die ſich Freunde nennen,
Die vor und nach dem Schmaus ſich nur als Feinde kennen.
„Fürwahr, hub einer an, den Ruhm hat dieſe Stadt,
„Daß ſie bey Pracht u. Schmuck auch ſchöne Mägdchen hat.
„Kennt ihr die Rothmündinn? die iſt ſo ſchön zu nennen,
„Daß wer ſie nur erblickt, gleich muß in ſie entbrennen.
Drauf malt er ihr Geſicht mit ſolchen Farben ab,
Daß eines jeden Kopf ihm nickend Beyfall gab.
Raufbolden hatte ſelbſt ihr Bild vor andern allen,
Die er noch je geſehn, auch unbekannt gefallen.
Doch er verſtellte ſich, und ſprach nur: Iſt ſie ſchön?
Wohlan! ſo lebe ſie! und trank ihr Wohlergehn.
Die andern riefen: hoch! daß das Gemach erſchüttert,
Und auf dem naſſen Tiſch das grüne Paßglas zittert.
Wie, nach Homers Bericht, wenn in dem Trojerſtreit,
Mars, gleich zehntauſend Mann, aus Schmerz der Wunde ſchreyt,
Das ganze Heer erbebt, nebſt Bergen, Thal und Felſen:
So bebt auch hier der Saal von vier Studentenhälſen.
Es ſteigt zu gleicher Zeit ein blauer Tabacksduft
Aus dem gefüllten Rohr und balſamirt die Luft;
Die Wirbel drehen ſich auf wunderbare Weiſe,
Wie in Carteſens Luft die länglicht runden Kreiſe.
Der Wächter rief Ein Uhr, o unbarmherziger Ton!
O neidſcher Seigerſchlag, warum ſtörſt du ſie ſchon?
Recht, man gehorcht dir nicht; ein Hoch, ein Lomberſpielen
Macht, daß die Augen nicht den Trieb zu ſchlafen fühlen.

Man trank nach alter Art und jenſcher Eigenſchaft,
Auf die Beſtätigung der alten Brüderſchaft.
Dieß daurte, bis das Aug, am rothen Horizonte,
Des grauen Morgens Licht geſchwächt erblicken konnte.
„Nun, Brüder, iſt es Zeit, brecht auf, es iſt vier Uhr:
So ſprach man, als man auf und von den Stühlen fuhe;
„Laßt uns nach Hauſe gehn, der Schlaf ſcheint ſich zu regen.
Man taumelt auf, und ſucht Stock, Kleider, Huth und Degen.
Doch eh man gänzlich ſchied, ſo füllte man das Glas
Noch einmal und recht voll mit braunem Gerſtennaß.
Es lebe Bier und Wirth! er trank, im Augenblicke
Zerdrümmert er das Glas, es zitterten die Stücke.
Ein andrer nimmt den Reſt der Pfeifen in die Hand,
Und wirft auf einen Tackt ſie krachend an die Wand,
Daß der zerbrochne Thon faſt alle Winkel füllte,
Und das bethörte Herz durch ſein Zerdrümmern ſtillte.

Die wüſte Lebensart erweckt ſelbſt einen Scheu
In der Verwüſter Herz. Sie gehen alle drey
Halb taumelnd, halb verwirrt; bey jedem krummen Schritte
Erbebt der volle Leib und wankt bey jedem Tritte.
Man geht, man eilt zur Ruh, da andrer Aug erwacht,
Und ruft noch einmal aus: Herr Bruder, gute Nacht!

Schreiben

an den

Herrn D. H. F. Delius,

wider die anatomiſchen Beluſtigungen *.

Sie ſind gewiß ſehr artig, wertheſter Freund; ſie ſagen aller Welt, was ſie mir nur allein hätten ſagen ſollen. Halten ſie etwa meine Seele für eine ſo ſchläfrige Monade, daß ſie ſich alsdann einen widerſprochenen Satz ſchlechterdings aufdringen laſſe, wenn er ihr gedruckt vorgelegt wird? Habe ich denn jemals den anatomiſchen Bemühungen alle Arten der Beluſtigung abgeſprochen? Ich habe ihnen ja nur geſagt, daß mir das beſtändige Sudeln und das Schmutzige bey dieſer Arbeit zuwider ſey. Ihr Schreiben aber ſollte faſt einen jeden, der mich kennet, überreden, als wenn ich gegen mich ſelbſt ſo gleichgültig wäre, daß ich mich um die Erkenntniß der innerlichen Beſchaffenheit meines Körpers im geringſten nicht bekümmerte. Und was könnte man nicht daher für andere Folgerungen machen, die doch größtentheils wider die Wahrheit ſeyn möchten? Haben ſie denn nicht befürchtet, daß ſie mich durch eine ſolche ungleiche Abbildung böſe machen würden? Faſt würde ich Urſache haben, es als eine Beleidigung anzuſehen, wenn ſie nicht noch die glückliche Vorſicht gebraucht hätten, meinen Namen unent-

---

* Siehe den Weinmonat 1743 a. d. 360 u. f. S.

unentdeckt zu laſſen. Wäre die Sternwahrſagerey noch Mode, ſo könnte es doch wohl noch gefährlich für mich ſeyn. Allein ich denke nicht, daß jemand auf den Einfall gerathen, und etwa durch dieſe, oder die Deſchifrirkunſt meinen Namen aus den Sternchen aufzulöſen ſuchen werde. Sie hätten es nur immer mit ihrem Namen auch ſo machen ſollen. Vielleicht haben ſie aber noch nicht überlegt, was man eigentlich dabey für Vortheile haben könne. Ich bin eben nicht gewohnt, aus meinen Entdeckungen große Geheimniſſe zu machen. Ich will mir daher das Vergnügen geben, ihnen das Nützliche, das ich bey dieſer Sache finde, bekannt zu machen. Wenn in einer Schrift der Name des Autors nur mit dem erſten Anfangsbuchſtaben ausgedruckt wird: ſo pflegt der Raum, welcher den folgenden Buchſtaben zugehörte, nach der neueſten Mode mit einem oder mehrern Sternchen angefüllt zu werden. Hierdurch wird eine kleine Abwechſelung in dem übereinſtimmenden Ganzen gemacht. Eine kleine wohlangebrachte Veränderung in dem übereinſtimmenden Ganzen erwecket eine Beluſtigung. Folglich muß es den Augen angenehm fallen, wenn ſie auf einer ganzen Seite voll neben einander geſetzter Buchſtaben, bisweilen einige Sternchen untermiſcht, erblicken. Je zierlicher und ordentlicher nun die Züge eines Sternchens zu ſeyn pflegen, deſto größer muß auch dadurch die Beluſtigung werden. Die Figur deſſelben entſteht aus vielen gleich langen Linien, welche zuſammen in der Mitten ein Pünctchen durchſchneiden, und daher eine Abbildung von lauter Dreyecken machen. Ein Dreyeck aber ſtellet eine vollkommene Figur vor. Vollkommenheiten welche in die Sinne fallen, ſind Schönheiten; und alſo gehören die Sternchen mit unter die Schönheiten, und unter die Zierden einer gedruckten Schriſt, wenn ſie darinnen befindlich ſind. Nun hat man nicht allzuwohl Gelegenheit, die Sternchen auf eine bequeme Art anzubringen, als bey den Namen. Folglich iſt es gut, wenn man ſich überwinden kann, ſeinen Namen nur mit dem erſten Buchſtaben drucken, anſtatt der übrigen aber Sternchen einrücken zu laſſen. Der Schriftſteller kann ſich in ſolchem Falle zu weit gröſſerer Ehre Hoffnung machen, als wenn ſein ganzer Name ausgedruckt ſtünde. Ein jeder, der die Abkürzung gewahr wird, und etwa in der Abhandlung etwas findet, das ihm gefällt, empfindet ſogleich ein Verlangen, den ungenannten Verfaſſer entdecken zu können. Iſt es nicht wahr, daß ſie, wertheſter Freund, ſelbſt öfters in Geſellſchaft geweſen, wo man z. E. von den Beluſtigungen geredet, daß man gleich die Unterredung auf die Ausforſchung dieſes oder jenes mit Sternchen bezeichneten Schriftſtellers gewendet hat? Man hat gemuthmaſſet, man hat gerathen, und man hat endlich eine beruhigende Zufriedenheit ſpüren laſſen, wenn man etwa aus einigen Umſtänden auf eine gewiſſe Perſon wahrſcheinlich hat ſchlieſſen können. Mir deucht, daß dieſes demjenigen Ehre gnug mache, welcher dergleichen Unterſuchung verurſachet hat. Ganze Geſellſchaften können dabey Gelegenheit haben, ſich auf eine angenehme Art die Zeit zu verkürzen. Und was empfindet man nicht für Vergnügen, wenn man etwa ſelbſt gegenwärtig iſt, und ohne erröthen zu dürfen, Tadel und Lob von ſeiner eigenen Arbeit anhören, und ſelbſt einen Theil dazu beytragen kann?

Ich würde dieſes vortheilhafte noch weitläuftiger ausführen, wenn ich nicht zu befürchten hätte, daß ſie, wertheſter Freund, durch eine längere Vorbereitung ungeduldig werden möchten. Ich werde ſie alſo wohl nicht länger aufhalten dürfen, ſondern vielmehr ihnen die Beantwortung ihres Schreibens ſelbſt vorlegen müſſen.

Ich finde aber nöthig, ihnen zum voraus zu melden, daß ſie ſich nur keine Hoffnung machen, daß ich ihnen heute die Hand geben werde, da ich ſie bey Unterſuchung der Nieren antreffen ſoll. Ein Freund der Reinlichkeit pflegt ſich nicht leicht mit Vorſatz beſchmutzen und beſudeln zu laſſen; zumal mit einem ſo widrigen Naſſe, als in den Nieren abgeſondert wird, und womit ſie bey ſolcher Arbeit ihre Hände überall anfeuchten müſſen. Gewiß, ein ſchöner Anblick! wobey ich nichts weniger, als etwas beluſtigendes antreffen kann. Bleiben ſie nur bey ihrer Gleichgültigkeit. Gehen ſie nur allenfalls auch zu Tiſche mit ihren ſaubern fettigen Händen. Nehmen ſie nur auch den Zierrath mit, welchen die an ihrer Weſte hangenden Ueberbleibſel von geronnenem Blute geben. Haben ſie auch bey Tiſche Appetit, warme Semmel in gebratenes Menſchenfett getunkt zu eſſen, und etwa, anſtatt eines Bechers, aus einer Hirnſchale zu trinken: ſo wird der Mantel der Gleichgültigkeit alle dieſe Freyheiten überdecken können. Ich kenne Zergliederer von dieſer Art. Ich weis auch, daß einige unter ihnen auf noch weit unanſtändigere Ausſchweifungen gerathen, dadurch ſie endlich zu einer gewiſſen Art der Grauſamkeit gewöhnet werden. Von den Scythen berichten uns die Geſchichtſchreiber, daß ſie die Hirnſchädel ihrer überwundenen Feinde zu Trinkbechern gebraucht haben. Welche wohlgeſittetete Nation hat aber wohl dieß Verfahren der Scythen gebilliget? Waren ſie nicht auch aus dieſem Grunde allen Völkern verhaßt, und haben nicht die Heiden ſelbſt in ihren Schriften einen gerechten Abſcheu dagegen bezeuget? Wir tadeln an den Kanibalen, daß ſie mit todten und lebendigen menſchlichen Körpern ſo übel umgehen, ſie zerſtücken, am Feuer braten, und mit vielem Appetite verzehren. Wir pflegen ihnen ſolches als etwas unmenſchliches und widernatürliches vorzuwerfen. Wie würden wir uns aber rechtfertigen können, wenn ſie die Lüſternheit und Ausſchweifungen einiger unſerer Körperzergliederer zu ſehen bekämen? Solten ſie wohl nicht darinnen öfters einige Aehnlichkeiten wahrnehmen, und daher Gelegenheit ſuchen, den gemachten Vorwurf auf uns zurück zu ſchieben? Erwegen ſie nur einmal die Geſchichte des Veſalius. Die Umſtände, welche dariñen vorkommen, ſcheinen mir ſo merkwürdig zu ſeyn, daß ich ſie nicht unberührt laſſen kann. Er war ein Anatomicus, und liebte die Zergliederungen ſo ſehr, daß er darüber alle Pflichten gegen ſeinen Nebenmenſchen vergaß. Die oft wiederhohlte Zergliederung todter Körper rührte ihn nicht mehr; oder er fand dabey, nach ihrer Schreibart, diejenige ſinnliche Beluſtigung nicht mehr, an welche er ſich ſonſt gewöhnet hatte. Er war daher auf einen andern Gegenſtand bedacht, wodurch er dieß ſinnliche Vergnügen wieder erneuern, und lebhaft machen könnte. Ein unſchuldiger Spanier mußte darüber zum Schlachtopfer werden. Er hatte denſelben in ſein Haus als einen fremden Gaſt aufgenommen. Des Nachts aber zog er ihn in den Keller, und ſchnitt ihn nach aller anatomiſcher Luſt und Kunſt lebendig in Stücken. Eine unvergleichliche Beluſtigung! So ſehr verderbt kann oft der Geſchmack der Menſchen werden, daß ſie ſelbſt darüber ihre Menſchheit verlieren.

Stoßen ſie ſich aber nur nicht, wertheſter Freund, an dieſes Exempel. Ich habe es gar nicht deswegen angeführt, daß ſie ſich darüber erzürnen ſollten. Nein, ich weis viel zu wohl, daß ſie bey aller ihrer Gleichgültigkeit dennoch nie zu einer ſolchen unnatürlichen Unempfindlichkeit gelangen werden. Wäre ich davon nicht gnugſam überzeugt, ſo würde ich gewiß ihre Stube nie betreten haben. Sie ſollen aber noch heute ſehen, wie groß mein Vertrauen zu ihnen, und wie weit ich von aller Furcht entfernt ſey. Nur dieſes habe ich damit anzeigen wollen, wie man ſich oftmals Beluſtigungen einbilde, wo doch wirklich und vernünftiger Weiſe keine mögen gefunden werden. Geſetzt aber, daß bey einer vernunftmäßigen Zergliederung menſchlicher Körper, wegen ihres Zwecks, eine Art der Beluſtigung anzutreffen ſey: ſo wird ſie doch nimmermehr die Stärke und die Vorzüge haben können, welche ſie davon rühmen. Ich bin ſelbſt mehr, als einmal, bey dergleichen Arbeiten gegenwärtig geweſen, um die innere Structur meines

Körpers kennen zu lernen. Wäre ich ſo zärtlich, ſo ekelhaft, als ſie mich abgebildet haben, ſo würde ich gewiß zum zweytenmale nicht wiedergekommen ſeyn. Ich muß aber geſtehen, daß das Vergnügen, welches ich dabey empfunden, nur gar zu gering geweſen ſey. Nicht der Zweck, ſondern die Arbeit iſt vielleicht Schuld daran. Sie meynen es zwar recht herzlich gut mit mir, und ſchreiben mir ein Mittel vor, wie ich zur Einſicht in das Geheimniß, größerer Beluſtigungen fähig zu werden, gelangen könne: allein wenn dieſes das einzige Mittel dazu iſt, ſo befürchte ich, daß ich ſchwerlich das Glück haben möchte, zur Ausübung und Erfahrung ihrer Lehren zu kommen. Ueberlegen ſie nur ſelbſt, was ſie von mir fordern. Ich ſoll die Geſetze der Vorſtellungskraft beſſer in Uebung bringen, damit ſie das Uebergewicht über die Empfindung haben können. Unterſtehen ſie ſich denn wohl die Möglichkeit dieſes Satzes hinlänglich zu beweiſen? Wie, wenn ich ihnen das Gegentheil zeigen würde? Aus denen uns gegenwärtigen Dingen entſtehen die Empfindungen, und aus den Empfindungen die Vorſtellungen. Beyde werden uns, nach Beſchaffenheit des Gegenſtandes, entweder angenehm oder unangenehm. Das Angenehme fließt aus dem Guten, das wir an der Sache wahrnehmen; das Unangenehme aber aus den Unvollkommenheiten. In ſo fern nun die Erkenntniß des Guten, die Erkenntniß der Unvollkommenheiten übertrifft, in ſo fern kann auch das Uebergewicht des Vergnügens ſtatt finden. Wenn aber das Unvollkommene mehr in die Sinne fällt, als das Gute, ſo wird die

Seele verhindert, die Vorſtellungen des Guten ſo lebhaft zu machen, daß dadurch die Erkenntniß des Unvollkommenen unterdrückt würde. Ordentlicher Weiſe beſchäfftiget ſich alſo die Seele am meiſten mit dem, was die ſinnlichen Werkzeuge gegenwärtig vorſtellen. Geſetzt nun, daß dieſer Gegenſtand ſehr unvollkommen iſt, und durch ſeine Wirkungen in unſern Körper uns ſelbſt unvollkommener machen kann: ſollte ſich wohl dieſes nicht zugleich mit der materialiſchen Abbildung der Sache in unſer Gehirn eindrücken, und in der Seele einen Abſcheu dagegen wirken? Belieben ſie nun nur einmal einen todten Körper zu betrachten. Es werden ihnen gleich bey dem erſten Anblicke, wenn ſie nicht von Vorurtheilen eingenommen ſind, Unvollkommenheiten gnug in die Augen fallen. Durch die Auflöſung des Bandes mit der Seele hat er aufgehört, ein Menſch zu ſeyn. Die ſämmtlichen Gliedmaßen ſind ganz unbrauchbar gemacht, die Bewegungen der Lebensgeiſter gehemmet, und überhaupt iſt alles an ihm unwirkſam und erſtarret. Seine Theile gehen in die Fäulung; und hieraus folget endlich die gänzliche Verweſung. Sind dieß nicht die größten Unvollkommenheiten, die man nur denken kann? Und ſollte wohl nicht durch die damit verknüpften Folgerungen ein gerechter Abſcheu in uns dagegen gewirket werden? Wenigſtens müſſen natürlicher Weiſe dieſe unangenehmen Empfindungen ſo lange in unſrer Seele dauren, als wir den Körper ſehen, und deſto lebhafter werden, je genauer wir ihn betrachten. Iſt nun die Seele hierdurch ſo ſehr eingenommen, ſo wird ſie wegen ihrer eingeſchränkten Denkungskraft nicht wohl geſchickt ſeyn, gegenſeitige Vorſtellungen hervorzubringen, oder dasjenige, was ſie empfindet, ſich ſo vorzuſtellen, als empfände ſie es nicht. Sie werden hieraus abnehmen können, wertheſter Freund, wie unzulänglich ihre gegebene Vorſchrift ſey. Und ich ſollte faſt zweifeln, ob ſie ſelbſt ſo viel Gewalt über ſich hätten, ſie in Uebung zu bringen. Ich muß es nur öffentlich bekannt machen, was ich an ihnen wahrgenommen habe, als ich ſie vor einiger Zeit bey der Zergliederung eines todten Körpers antraf. Erinnern ſie ſichs noch, daß ſie damals mit der einen Hand in dem Körper manſchten, und mit der andern ein Schnuptuch vor die Naſe hielten? Meynen ſie denn etwa, daß ich nicht wiſſe, daß ſie jeden Morgen, ſo lange die Anatemie währet, ihre Doſe mit gutem Rappe anfüllen laſſen? Sollte man hieraus wohl etwas anders ſchließen können, als daß ihre Vorſtellungskraft allein nicht fähig ſey, die lebhaften unangenehmen Empfindungen zu hemmen? Sie würden ſonſt gewiß nicht nöthig haben, ihr durch den Gebrauch äußerlicher Mittel zu Hülfe zu kommen. Ich kann ihnen ſolches auch mit Recht nicht verdenken. Die Structur unſers Körpers iſt ſo eingerichtet, daß die uns ſchädlichen Sachen eine unangenehme Empfindung in uns hervorbringen, welche uns nöthiget, dieſelbe zu vermeiden. Ich erinnere mich dergleichen Exempel, da ganze Geſellſchaften, welche der Zergliederung eines etwas lange gelegenen Körpers beygewohnt haben, von den ſchädlichen Ausdünſtungen in die gefährlichſten Krankheiten verfallen ſind. Wenn ich nun dieſes Uebel vermeide, ſo rühret ſolches nicht aus einer eigenſinnigen Zärtlichkeit her, welche ſie von mir abgelegt wiſſen wollen; es iſt vielmehr eine Sorgfalt, die ein jeder vernünſtiger Menſch für ſeinen Körper zu tragen ſchuldig iſt. Jedoch will ich ſie deshalb von der Fortſetzung ihrer beluſtigenden Arbeiten nicht abrathen. Ich merke wohl, daß die Zergliederer dazu gemacht ſind, ſich durch geduldige Ertragung eines nothwendigen Uebels um das gemeine Weſen verdient zu machen. Sie könnten es aber mit größerer Bequemlichkeit thun, wenn ſie ſich gewöhnen wollten, bey ihrem Zergliedern den ehrwürdigem Altvater der Aerzte, dem Galenus nachzuahmen. Dieſer pflegte nicht allein die dazu beſtimmten Körper durch die Salbung und andere damit verknüpfte Umſtände vor der Verweſung zu bewahren, ſondern er pflegte auch die Anatomie ſelbſt auf eine ſo ſaubere Weiſe vorzunehmen, daß auch bey zärtlichen Gemüthern kein Anſtoß oder Ekel erwecket wurde. Und auf ſolche Art würden ſie ebenfalls auch über mich weit mehr gewinnen, als wenn ſie mir das Beluſtigende in der Anatomie durch gedruckte Worte noch ſo ſinnlich vorzuſtellen ſuchen. Ich will ihnen aber noch ausführlicher ſagen, was ich davon gedenke. Ein aufgeſtelltes Todtengerippe iſt mir zwar nie fürchterlich geweſen; es iſt mir aber auch eben nicht annehmlich. Und ein roth ausgeſpriztes Kind erwecket in meinen Augen ſo wenig Beluſtigung, als etwa ein häßliches Frauenzimmer, welches ſich das Geſicht mit Schminke überzogen hat. Die gräßliche Todtenfarbe ſcheint doch an allen Ecken hervor, wenn man es gleich noch ſo ſehr durch die Kunſt hat verhindern wollen. Was aber das rothe, grüne, gelbe und blaue Farbenſpiel betrifft, ſo verſichere ich ſie, daß es mir weit annehmlicher ſeyn würde, ein Farbenclavizimbel nach der neuen Erfindung zu ſehen, wie es der Hr. Prof. Krüger in ſeiner Naturlehre beſchrieben hat.' Jedoch ſie führen mich auch auf den Hn. Haller. Sie verſuchen mich durch die Hochachtung, welche ich gegen dieſen großen Dichter hege, und meynen, ich ſollte mich dadurch verführen laſſen, auf ihre Seite zu treten. Allein ſo leicht laſſe ich mich nicht durch bloße Zeugniſſe überreden. Und wenn ich die Wahrheit geſtehen ſoll, ſo finde ich dasjenige in den angeführten Verſen nicht, wovon ſie mich überführen wollen. Nach meiner Einſicht hat er darinnen nur ſeine Bewunderung über die Werke der Natur, nicht aber die daher fließende Beluſtigung zeigen und ausdrücken wollen. Vielleicht haben ſie ſelbſt eben dieſes zum voraus bemerket; die Folge ihrer Zuſchrift ſcheint mir darnach eingerichtet zu ſeyn. Ich finde darinnen einen doppelten Anhang, wodurch ſie ihren Sätzen noch den ſtärkſten Nachdruck geben wollen. Sie verweiſen mich zuförderſt auf das Beyſpiel einiger Perſonen vom ſchönen Geſchlechte. Allein ich muß ihnen nur geſtehen, daß mich auch dieſes nicht rühret. Bey einem andern, der mehr Zeit hat, als ich, ſich um die Gewogenheit der Schönen verdient zu machen, hätten ſie vielleicht hierdurch mehr ausrichten und mehrern Beyfall erhalten können, als durch die triſtigſten Beweisgründe. Bey mir hat dieſe Vorſtellung ſo wenig Eindruck, als ich mich habe bewegen laſſen, Taback zu rauchen, ungeachtet ich weis, daß ſolches unter dem ſchönen Geſchlechte nach gerade Mode wird. Der weibliche Vorwitz übertrifft öfters den männlichen. Und vielleicht haben die Töchter des D. Bachſtroms den Vorſatz gefaßt, die Anatomie als Profeſſorinnen öffentlich zu lehren nach dem Exempel der Baßi. In dieſem Falle habe ich die Ehre, ſie zum voraus zu verſichern, daß es ihnen an Lernenden und Zuſchauern nicht leicht fehlen werde.

Der zweyte Anhang iſt von der artigſten Erfindung. Sie wollen aus dem Satze des zureichenden Grundes ihre anatomiſchen Beluſtigungen beweiſen, und mir dadurch unwiderſprechlich zeigen, daß ich nothwendig die Anatomie treiben müſſe, wenn ich die Theile meines Körpers wolle kennen lernen. Giebt es denn aber nur ein einiges Mittel zur Erlangung dieſes Zwecks? Sollten nicht auch noch andere übrig ſeyn? Man weis ja von dem berühmten Boerhave, daß er die Anatomie mehr aus Büchern, als aus todten Körpern erlernet habe. Gleichwohl iſt er einer der größten Arzneygelehrten geweſen. Sollte es mir denn wohl nicht möglich ſeyn, auf eben dieſe Art durch Betrachtung guter anatomiſcher Tabellen meinen Körper ſo weit kennen zu lernen, als es mir dienlich ſeyn möchte? Ich ſehe nicht ab, warum ich eben ſtark daran zu zweifeln Urſach hätte. Außer andern Bequemlichkeiten, welche ich bey dieſem Mittel wahrſcheinlich hoffen kann, werde ich wenigſtens zweyerley Arten des Misvergnügens vermeiden können. Einmal darf ich nicht befürchten, daß die in Kupfer geſtochenen Tabellen ſo leicht eine ſchädliche Wirkung in meinen Korper verurſachen möchten, als die todten Leichname. Sodann wird mir auch die Sittlichkeit der Zergliederung todter Körper in meinem Gemüthe keinen Vorwurf machen können. Beydes ſcheint mir von Wichtigkeit zu ſeyn. Es wird ſich aber auf folgende Weiſe noch deutlicher einſehen laſſen. Ein jeder Körper geht nach dem Tode in die Verweſung. Die inwendige flüßige Materie wird getrennt, und die flüchtigen ölichten und alcaliſchen Theile werden zur Oberfläche des Körpers herausgetrieben. Sie berühren alſo auch die feſten Theile deſſelben, und weil ſie anſteckend ſind, ſo müſſen eben dieſe feſten Theile dadurch in eine Fäulung gerathen. Dieſe Fäulung dauret fort, ſo lange noch Materie übrig iſt. Folglich iſt kein Zweifel, daß nicht die Luft um einen todten Körper beſtändig mit ſolchen ausgetriebenen Theilchen angefüllt ſey. Halten ſich nun lebendige Menſchen in dieſer Gegend auf, ſo werden die herumſchweifenden Theile durch den Othem eingezogen. Sie vereinigen ſich alſo mit ihrem Körper; ſie ſtecken die geſunden Theile an, ſo, daß dadurch eine gleiche Fäulung und Verweſung, folglich die heftigſten Krankheiten und oft der Tod ſelbſt verurſacht werden kann. Alle dieſe unangenehme Folgen können bey anatomiſchen Tabellen vermieden werden; ich habe auch geſagt, daß man dadurch den Vorwurf vermeiden köñe, welchen man wegen der Sittlichkeit der Zergliederung menſchlicher Körper zu machen pflegt. Die Heiden haben es ſchon für einen wichtigen Grundſatz ihrer Religion gehalten, daß man für die Todten eine gewiſſe Art der Ehrerbiethung hegen und bezeigen müſſe. Sie haben daher die Pflicht, die Todten zu begraben, für eine der heiligſten gehalten, und geglaubt, daß man die menſchliche Natur nicht mehr empfinden müſſe, wenn man die Ausübung dieſer Pflicht verhinderte. Aus dieſem Grunde ſind die ſchärfſten Geſetze gegeben worden, ſowohl wider diejenigen, welche wider die Begräbniſſe etwas vornahmen, als auch wider die, welche die todten Gebeine ſelbſt in ihrer Ruhe ſtören würden.

Die Heiden, als Heiden, haben dieſe Bewegungsgründe bleß aus der Vernunft hergenommen. Denen Chriſten aber kann das geoffenbarte göttliche Wort außer dieſem noch weit mehrere an die Hand geben. Es würde mir nicht ſchwer fallen, die vornehmſten davon hier anzuführen und zu erklären, und ſie dadurch von der Ungerechtigkeit der Zergliederungen menſchlicher Körper deutlich zu überzeugen; allein ich muß befürchten, daß ich dadurch ſowohl ſie, als ihre Kunſtverwandten, beleidigen, und wider mich aufbringen möchte. Gnug, daß wir wiſſen, daß Gott den todten Körpern einen ordentlichen Weg zur Verweſung beſtimmt, und gewollt habe, daß der Körper in einer anſtändigen Ruhe wieder zur Erden werden ſolle, daraus er gemacht war. Sie werden nun ſelbſt leicht urtheilen können, wertheſter Freund, was die Zerſtückung, Zerfleiſchung und Zergliederung, und alſo die ganze Anatomie der todten menſchlichen Körper, gegen die ordentliche Ruhe, gegen den Wohlſtand, und überhaupt gegen die Sittlichkeit, für ein Verhältniß habe. Ich werde bey Tiſche auf ihre Minen Acht geben, und daraus ſchließen, ob ihnen meine Antwort gefallen habe. Vergeſſen ſie aber nur über dem Leſen nicht, ihre Hände fein reinlich abzuwaſchen; ſie möchten ſonſt ihrer Tiſchgeſellſchaft den Appetit verderben. Leben ſie wohl.

K.**

* * *

Der

Der Krieg.

Gott! der du die Welt regiereſt,
Gott! der du die Welt bewegſt,
Frieden macheſt, Kriege führeſt,
Völker ſegneſt, Völker ſchlägſt;
Gott der Fürſten! Gott der Krieger!
Der Beſiegten und der Sieger!
Herr! wenn läſſeſt du dich ſehn?
Oder willſt du nicht gebiethen?
Oder ſoll der Krieg nur wüten?
Und dann alles untergehn?

Ueberall ſieht man den Sebel,
Und das tödtliche Geſchoß,
Tod und Blut und Dampf und Nebel,
Zelte, Waffen, Heer und Roß.
Durch die umgewühlten Fluren
Fliegt die Zwietracht; ihren Spuren
Folget die Verwüſtung nach.
Wenn der Krieg ſo unverwehret
Deine Werke, Gott! verheeret;
Biſt du gegen ihn zu ſchwach?

Siehſt du nicht die Länder ſchmauchen,
Die der Flammen Wuth verderbt?
Sieheſt du das Blut nicht rauchen,
Das hier deinen Boden färbt?

Soll der ganze Kreis der Erden
Wen'ger Menſchen Opfer werden?
Iſt die Rache nicht mehr dein?
Soll der Menſch, ſoll das Geſchütze
Schrecklicher, als deine Blitze,
Stärker, als du ſelber, ſeyn?

Dieß Schwerdt, das mit Tod und Schmerzen
Gierig aus der Scheide fährt,
Und denn erſt durch tauſend Herzen
Stumpf und blutig wiederkehrt;
Dieſer blutbegier'ge Degen
Straft, geringrer Fehler wegen,
Schärfer, göttlichs Schwerdt! als du.
Dieſen dringt die tolle Rechte
In ihr eigenes Geſchlechte;
Höchſter! und du ſchweigſt dazu?

Der das erſte Heer geſchicket,
Und den erſten Krieg geſucht,
Der das erſte Schwerdt gezücket,
Herrſchſucht! ſey mit dir verflucht!
Du brauchſt wider uns die Waffen,
Die zu unſerm Schutz erſchaffen,
Löw und Tyger ſonſt gefällt;
Und die Kunſt, des Himmels Krachen
Zum Verderben nachzumachen,
Herrſchſucht! lehrteſt du die Welt.

Heere, ſolgt! der Sieger winket;
Macht euch fertig! Blaſt zur Schlacht!
Fahnen, flieget! Schwerdter, blinket!
Trommeln, lärmt! Geſchütze, kracht!
Aeltern, Kinder, Brüder, Freunde!
Werdet hier mit einmal Feinde;
Greift euch an, und tödtet euch!
Ja, die Wuth macht ſie ſchon dreiſte,
Hebt und waffnet tauſend Fäuſte,
Und der Tod vollführt den Streich.

Seht den Schauplatz eures Krieges,
Wo euch dieß noch rühren kann,
Seht die Früchte dieſes Sieges,
Helden, ſeht die Wahlſtatt an.
Da ſind eures Muthes Zeichen,
Blutige, zerquetſchte Leichen,
Glieder, die zerſchmettert ſind;
Und wo euer Fuß ſich ſetzet,
Blut, das jede Spur benetzet,
Und aus tauſend Wunden rinnt.

Jenen höret ihr noch röcheln,
Seht, er wälzt ſich noch im Blut,
Sieht euch, wünſcht und hofft mit Lächeln
Die Vollendung eurer Wuth.
Seht, wie jener aus Erbarmen
Selbſt halb todt mit ſtarren Armen,
Seinen todten Freund umfaßt.
Dieſer, der ſein Haus beklaget,
Und ihm gute Nacht geſaget,
Seufzet, flucht euch, und erblaßt.

Sagt, was hat euch, wilde Sieger;
Dieſes arme Volk gethan,
Daß es der gedungne Krieger
Plündern, quälen, tödten kann?
Die von ihrer Mörder Schaaren
Nun erſt, wie der heißt, erfahren,
Welcher ſie dazu geſandt;
Die für euch ſchon ſterben mußten,
Eh ſie, daß ihr waret, wußten,
Eh ihr ſelber ſie gekannt.

Iſt dieß Heer durch euch geworden?
Und gehört es euch allein?
Iſt es da, für euch zu morden,
Und für euch ermordt zu ſeyn?
Gab der Himmel euch deswegen,
Daß ihr, wenn ihr wollt, den Degen
In ihr Eingeweide taucht?
Hat er über unſer Leben
Euch vielleicht mehr Macht gegeben,
Als er ſelbſt darüber braucht?

Dieſem nehmet ihr ſein Leben,
Dem ſein Glücke, der noch lebt,
Dinge, die ihr nicht gegeben,
Und auch niemals wieder gebt.
Gott! wenn wir von deinen Ruthen,
Die wir ſelbſt gereizet, bluten,
Ja, ſo ſind wir es ſo werth.
Dennoch werden unſre Wunden
Wieder von dir ſelbſt verbunden,
Wenn wir uns zu dir bekehrt.

Wenn du Wolken voller Schloſſen
Und vom Sturm getriebne Fluth
Ueber Länder ausgegoſſen,
Worauf Fluch und Eifer ruht:
Wenn dein Donner gnug gewettert,
Felſen, Wälder gnug zerſchmettert,
Und die Erde gnug gebebt:
Winkſt du; Sturm und Donner ſchweigen,
Waſſer fliehen, Saaten ſteigen,
Bäume blühn, und alles lebt.

Doch ich merke deine Rechte;
Höchſter, ja, du biſt gerecht.
Iſt das menſchliche Geſchlechte
Nicht, wie Sturm und Blitz, dein Knecht?
Du bekriegſt die Menſchenkinder,
Du brauchſt Sünder gegen Sünder,
Deinem Zorn zur Linderung.
Ja, die Welt muß ihr Verbrechen
Und dich an ſich ſelber rächen,
Bis du ſprichſt: Es iſt genung!

Du rufſt oft zu Thron und Reichen
Menſchen aus dem Nichts hervor,
Hebſt ſie über ihres gleichen,
Ueber andern Staub empor;
Läſſeſt ſie darauf den Erden
Deines Armes Werkzeug werden,
Das den, der es führt, nicht kennt;
Bis ſie endlich auf dein Winken
In den Staub zurücke ſinken,
Von dem du ſie erſt getrennt.

Ja

Der Krieg.

Ja du lenkſt der Fürſten Denken,
Wie du Erd und Himmel lenkſt.
Du kannſt ihre Macht beſchränken,
Du, der du das Meer beſchränkſt.
Wie mein Hauch die Luft beweget,
Tauſend Sonnenſtäubchen reget,
Und ſie durch einander drängt:
So leicht werden durch dein Schelten
Fluten, Heere, Länder, Welten
Aufgebracht, bewegt, gemengt.

So wie deine Hand die Wellen
Oft im Oſt und Weſt erregt,
Und bis an des Himmels Schwellen
Aus der Erde Tiefen trägt,
Wenn die andre Hand die Meere
Auf der andern Hemiſphäre
Eben hält und niederdrückt:
So erweckt dein weiſer Wille
Dort den Krieg, und hier die Stille,
Macht dort elend, hier beglückt.

Der die ganze Welt beweget,
Läßt den Türken itzo ruhn;
Der ſonſt ſtets zu toben pfleget,
Deutſchland! ſieh, der ruhet nun.
Herr! dieß ſind nur deine Werke;
Herr! du ſchwächeſt ſeine Stärke,
Ja, du ſelbſt haſt auf ihn Acht:
Wie ein Löwe, deſſen Wüten
Kälte, Holz und Menſch verhüten,
Kennt er itzt nicht ſeine Macht.

Stille ſo doch alles Wetter,
Das kaum Froſt und Winter ſtillt;
Herr! ſey du itzt Deutſchlands Retter,
Du ſiegſt, wenn du ſiegen willt.
Blut und Krieg hat dich gewieſen,
Und bisher genug geprieſen;
Laß dich nun die Ruh erhöhn.
Laß uns künftig ohne Grauen
Dich in vollen Feldern ſchauen,
Dich in grünen Wieſen ſehn.

J. A. Ebert.

* *

Der Autor

Sechſtes Stück.

. . . Eheu! nunc premor arte mea. *Tibull.*

Bald werde ich meine Herrſchaft in der gelehrten Welt zum wenigſten mit Rom vergleichen müſſen. Ich werde faſt berühmter, als ich mir eingebildet habe; allein ich bemerke auch, daß ich meine ganze Klugheit anwenden muß, wenn mich meine eigne Größe nicht ſtürzen ſoll. Man wird mir Recht geben, wenn ich meinen Leſern entdecke, daß ſich die Anzahl meiner Correſpondenten von Tage zu Tage vermehret. So ſehr dieſe Leute auch äußerlich an meinem Ruhme zu arbeiten ſcheinen, ſo gewiß iſt es doch, daß ſie ihn untergraben können, wenn ich nicht fleißig auf meiner Hut ſtehe. Ich ſchreibe dieſes nicht, als ob mir einige von denen Schriften, welche man mir zugefertiget hat, misfielen. Ich bin ſo ekel nicht; und man darf mich nur hin und wieder loben: ſo hat man ſich in der Wahl der Mittel, meinen Beyfall zu erhalten, nicht geirret. Allein, durch eben dieſe Wege kann man meine Neider auch erbitterter machen, die man doch ſo viel ſchonen muß, als es möglich iſt. Ich müßte von meinen Wiſſenſchaften, und von meiner Hoheit ſehr ſchlechte Gedanken hegen, wenn ich mir einbildete, wenig Feinde zu haben. Ich weis wohl, daß ſie auch, wider ihren Willen, meine Größe anbauen helfen; ich weis aber auch die Staatsregel, daß ich ſie in dieſer Arbeit nicht zur Verzweiflung bringen muß.

Dieſe Betrachtung iſt eine von denen Urſachen, warum ich einige Briefe von meinen Correſpondenten unterdrücke, andere aber wenigſtens bis auf künftige Zeiten verſparen werde. Ich will auch gern einmal ſchreiben, und mir den Platz in meinen Blättern nicht ganz und gar wegnehmen laſſen, ſonderlich da ich meinen Leſern, wie es mir vorkömmt, ſehr wichtige Sachen zu ſagen habe.

Ich erſuche alle zärtliche Gemüther, welche den Verluſt großer Leute in der Welt fühlen, und nicht ohne die ſchmerzlichſte Bewegung anhören können; ich erſuche ſie, ſage ich, meine Blätter hier wegzulegen, und ſie nicht weiter zu leſen. Mein Freund Franziſcus Tenebroſus iſt todt. Mit was für Beſtürzung ſchreibe ich dieſe Worte hin, da ich ohnedem mit dem Ovid ſagen muß:

Ego ſum tibi funeris auctor.

Wenn ich nicht ſo aufrichtig wäre, ſo würde ich meine Leſer hier rathen laſſen; ſo aber will ich ihnen gerade zu bekennen, daß mein letztes Blatt, und zwar die Ueberſchrift deſſelben, an dem Tode dieſes unſterblichen Gelehrten ſchuld iſt.

Cedite Romani ſcriptores, cedite Graeci.

Dieſes ſind die unſeligen Worte, bey deren Erblickung er ſo gleich in eine ſtarke Ohnmacht fiel, wovon er ſich erſt, nach drey Stunden erhohlte. Nicht die Kräfte köſtlicher Waſſer und Arzeneyen, ſondern die berühmteſten Namen des Alterthums, die ich ihm beſtändig in die Ohren rief, waren fähig, ihn wieder ein wenig zu ſich ſelbſt zu bringen. Ach! was haben ſie gemacht, ſagte er, in lateiniſcher Sprache, als er die Augen aufſchlug. Dieſe Worte über eine deutſche Schrift zu ſetzen - - das iſt zu viel - - Ich hatte ſie zur Aufſchrift über meine Werke beſtimmt - Nun ſind ſie gänzlich entweihet worden - - Ach! Herr Autor - - Ich hätte ihnen mehr Ehrerbiethung für den Properz zugetraut - - Ich hoffte ſie noch von der deutſchen Sprache zu bekehren - - O fruſtra ſuſcepti mei labores - - O ſpes fallaces - - O cogitationes inanes meae - - Und was iſt es denn, daß ſie in ihrer Schrift abgehandelt haben? Hierauf betrachtete er, zu ſeinem Unglücke, das fünfte Stück des Autors von neuem. Hier erblickte er erſt den Fehler, da Graeci, für Graii, geſetzt worden war. Er erblaßte, und nach wenigen Minuten, gieng ſeine unwillige Seele, durch einen grauſamen Blutſturz, aus dem zitternden Körper.

Da ganze Monarchien und Königreiche untergehen, und da ich ſelbſt von der Vergänglichkeit nicht ausgeſchloſſen bin: ſo muß ſich das gemeine Weſen über den Tod dieſes Mannes auch zufrieden geben. Hätte ich dieſe Folgerung vorausgeſehen, und wäre ich an dem Orte, wo meine Schriften gedruckt werden, gegenwärtig: ſo würde ich nicht allein den Schreibfehler geändert, ſondern wohl gar die ganze Ueberſchrift, mit einer andern vertauſcht haben. Allein ſo kann ich mir nicht helfen. Der Verluſt iſt ohnedem ſo groß nicht, als man ſich einbildet, und ſo lange ich noch lebe, werden ſo gar viel Wiſſenſchaften nicht ausgeſtorben ſeyn. Frangiſius Tenebroſus iſt ein ganz guter Mann geweſen; ich kann aber, als ſein Freund, am beſten wiſſen, daß es ihm an Fehlern, und zwar an großen Fehlern, nie mangelte. Er glaubte, daß er ſeine Hochachtung gegen die Arten der Wiſſenſchaften, die er ſich gewählt hatte, niemals genug zeigen könnte, wenn er nicht alle andere verachtete. Wer einen Fehler wider die lateiniſche Sprache begieng, war in ſeinen Augen abſcheulicher, als ein Vatermörder, oder Landesverräther, und wer, zum Unglücke, ein einziges, bey den Römern gebräuchliches Förmelchen nicht wußte, den hielt er nicht würdig, ein Menſch, geſchweige denn ein Gelehrter zu ſeyn. Gleichwohl ſage ich, und zwar ohne fernern Beweis, daß er ſelbſt nicht viel von allen dieſen Sachen verſtanden hat, und daß ich ihn in meinem Herzen beſtändig, für einen unwiſſenden Pedanten gehalten habe. An ſeine übrige Fehler kann ich faſt, ohne Ekel, nicht gedenken. Seine Stirn iſt mir allzeit zu ſchmal, und der eine Arm länger, als der andere vorgekommen. Seine

Haare ſchienen mir zu dunkel, und ſeine Schuhſchnallen zu klein zu ſeyn. Es roch ihm aus den Halſe, und des Nachts redete er, wie ich ſchon einmal erinnert habe, beſtändig im Schlafe. Er war ein großer Freund von abgezognen Waſſern; und man murmelt, daß er in ſeiner Jugend mit einer gewiſſen Jüdinn ſehr vertraut gelebt habe. Seine Schweſter ſoll ſehr abergläubig, und ſein Bruder ſo gar arm ſeyn.

Sit mihi fas, audita loqui . . . *Virg.*

* Ich muß nothwendig einen Theil meiner Leſer für ſehr unerſahren in der gelehrten Hiſtorie halten, wenn ich mich, wegen der, meinem erblaßten Freunde aufgebürdeten Beſchuldigungen, rechtfertigen ſoll. Es iſt wahr, ich rede böſes von meinem Freunde. Ich erzähle Fehler von einem Manne, den ich ſonſt und nur noch zuvor in dieſem Blatte gelobet habe. Ich zeige der Welt Flecken an ihm, die in den Charakter eines Gelehrten nicht gehören, und welche ein Gelehrter ſeiner Aufmerkſamkeit nicht würdigen ſollte. Ich gebe Dinge für Fehler an, die eigentlich keine ſind, oder die ihn nichts angehen, und bin ſo großmüthig, alle unſinnige Reden des gedankenloſen Pöbels, für bündige Beweiſe, anzunehmen. Alles dieſes kann der Welt ſehr ungleiche Gedanken von mir beybringen. Aber was für einer Welt? Nur der unwiſſenden. Nur denenjenigen Leuten, welchen die ſchönſten und angenehmſten Schriften, unſers artigen Jahrhunderts, und die edlen Freyheiten eines rechtſchaffenen Autors unbekannt ſind. Nach dieſen einfältigen Geſchöpfen frage ich nicht viel. Feine Geiſter, meines gleichen, werden ſchon einſehen, daß ich nichts gethan habe,

wozu ich nicht befugt geweſen bin. Es iſt ganz gut, daß man ſeine Freunde lobet. Ich habe es, bey dem Frangiſius auch gethan, und es dauret mich nicht; allein man kann doch nicht immer loben. Man muß eine Abwechſelung in ſeinen Schriften haben, und es geſchieht nicht eben aus Bosheit, wenn man ſeine Freunde auch bisweilen von ihrer ſchwachen Seite betrachtet. Ich habe zum Exempel itzo, durch dieſes Mittel, etliche Seiten vollgeſchrieben. Sie werden bezahlt, und folglich hat man nichts wider mich einzuwenden. Was aber die Art der Fehler betrifft, die ich angemerket habe: ſo würde es lächerlich ſeyn, wenn ich in der Wahl derſelben ſehr eigenſinnig, und gewiſſenhaft ſeyn wollte. Dieſes würde mich am Vielſchreiben hindern. Wie wir Autores bey dem Lobe verfahren, ſo verfahren wir auch bey unſerm Tadel. Wir loben die Leute, daß ſie reich, ſchön und glücklich ſind, und man iſt mit unſern vernünftigen Opfern zufrieden. Nun fällt es uns einmal ein, unſern Nächſten zu tadeln, daß er kurzen Athem, und einen Landmann zum Verwandten hat; daher fordern wir, mit gleichem Rechte, daß man über unſere Einfälle lachen, und unſern Tadel billigen ſoll.

Wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, dieſes ganze Stück mit meiner eignen Arbeit anzufüllen: ſo würde ich hier einige Trauergedichte einrücken, womit man meinen Freund beehret hat. Ich glaube, daß ſie ihre Schönheiten haben; ſie werden aber doch nicht beſſer, als meine Gedanken ſeyn, und wenn ich ſie auch einmal in einem Traume vortragen ſollte. Ich habe wirklich geſtern ein Geſicht gehabt, welches ich, ſeiner Artigkeit wegen, meinen Leſern nicht verbergen darf. Es iſt mir bekannt, daß man den Autoribus, bey ihren Träumen, wie Virgil den Liebenden, beſtändig vorwirft:

- - - Ipſi ſibi ſomnia fingunt.

Allein wenn dieſes wahr iſt: ſo iſt es nicht wider mich. Hat ein Autor nöthig, auf ſeine Träume viel Mühe zu wenden: ſo hat er deſto mehr Recht, dieſelben der Welt aufzudringen. Hier ſteht der meinige! Ich mache mir wachend nichts aus der Ordnung; alſo darf ſie mich noch weniger in meinen Träumen irre machen.

Ich dachte geſtern an die Glückſeligkeit unſerer Zeiten, in Anſehung ſo vieler braven Scribenten; ich ſuchte meine eignen Blätter hervor, ich las darinnen, und ſchlief, vor großem Vergnügen, dabey ein. Den Augenblick befand ich mich unter einer Menge Leute, welche ich für Gelehrte hielt, weil ſie ſich entſeßlich untereinander zankten. Sie wandelten auf verſchiedenen Wegen, welche doch nahe an einander lagen, und, ſtatt der Blumen, mit Titeln und Regiſtern von allerhand Büchern, mit Vorreden, Zueignungsſchriften, und allerhand luſtigen und traurigen Gedichten überſäet waren. Ich fragte einen Menſchen, welcher ſo ziemlich ruhig, aber ſehr tiefſinnig neben mir her ſtolperte: wo alle dieſe Leute hin wollten? Ich bin gleich fertig, antwortete er. Hierauf verzog er das Geſicht etlichemal, ſchrieb etwas in ſeine Schreibtafel, kam auf mich zugelaufen, und fing zu leſen an: **Madrigal, auf ſeinen Mecänaten, als er ſich die Nägel abſchnitt.**

O! Göttinn! die der Donnergott
Aus göttlichem Gehirn : : :

Das iſt recht göttlich, fiel ich ihm in die Rede; aber ich möchte wiſſen, wornach alle dieſe Leute eilten? O! Sie ſind kein Kenner von ſchönen Wiſſenſchaften, verſetzte er, ſehr kaltſinnig, und machte ſeine Schreibtafel zu. Was für eine wunderliche Frage treibt ſie an, mich zu unterbrechen? Wiſſen ſie denn nicht, daß wir nach dem Tempel der Schreibſucht gehen, um daſelbſt unſere Dintenfäſſer mit unvergänglichem Naſſe zu füllen? Ich bekannte ihm meine Unwiſſenheit, und bath ihn, mich, wegen meiner Uebereilung, nicht ſo grauſam zu beſtrafen, und von meiner Seite zu weichen. Ich mußte, zu unſerer Ausſöhnung, ſein Madrigal aushören und loben. Ich würde es meinen Leſern unfehlbar mittheilen, wenn ich es nicht vergeſſen, oder die Wahrheit zu ſagen, wenn ich darauf Achtung gegeben hätte. Hierauf waren wir die beſten Freunde. Dieſe Herren, ſagte mein Führer, welche ſo viel Lärm machen, ſind über den Weg, welcher nach dem Tempel führet, uneins. Ihre Uneinigkeiten ſind ſehr überflüßig. So verſchieden auch die Wege ſcheinen: ſo kömmt man doch auf allen zu ſeinem Zwecke. Ich weis dieſes aus der Erfahrung. Denn ich habe mir mein Dintenfaß ſchon mehr als einmal angefüllt. Iſt aber der Tempel weit von hier? fragte ich ihn. Nichts weniger, war ſeine Antwort. Wir werden ihn bald erblicken. Die ganze Gegend, in welcher er ſich befindet, hat, durch eine zauberiſche Kraft, das Vermögen, ſich denen zu nähern, welche ſie ſuchen.

Unter dieſen Reden befand ich mich in einem ſumpfichten Thale, und erblickte, kaum hundert Schritte von mir, ein Haus, deſſen Theile mir von einem grauen Nebel bedeckt wurden. Zu gleicher Zeit bemerkte ich einige Perſonen, welche ſich viel Mühe gaben, einen Theil der Reiſenden zurückzuführen. Ich zerbrach mir eben den Kopf darüber, wer ſie ſeyn müßten, als mich mein Poet benachrichtigte, daß es die Liebe zur Ruhe, und die Furcht vor der Schande wären. Sie ſehen, fuhr er fort, daß die erſte noch am glücklichſten iſt. Es folgen einige wenige ihren Vorſtellungen. Die letzte aber hat ſchon lange ihre Beredſamkeit vergebens verſchwendet. Vormals waren auf dieſen Wegen noch mehr Verhinderungen. Die Selbſterkenntniß beſtrebte ſich, mit dem größten Eifer, den erhitzten Haufen zurück zu treiben. Allein da man ſie bisher nicht im geringſten angehöret hat: ſo läßt ſie ſich jetzo gar nicht mehr ſehen. Wir hoffen, die Furcht vor der Schande bald eben ſo los zu werden. Hierauf zeigte mir mein Führer einige Leute, welche den Weg mit vielem Verdruſſe zurück zu legen ſchienen. Unter dieſem Hauſen, ſagte er, befindet ſich mancher proſaiſcher und poetiſcher Autor, welcher niemals zu dieſem Tempel kommen würde, wenn ihn nicht der Mangel, ein ſehr unbarmherziger Mann, mit verborgenen Seilen dahin ſchleppte. Seine Grauſamkeit = = Er wollte weiter reden, als wir uns plötzlich vor dem Eingange des Tempels ſahen.

Es war alles ſo dunkel um mich herum, daß ich das Gebäude von außen nicht betrachten konnte.

Ein ziemlich geſchminktes Frauenzimmer ließ mir, und allen Ankommenden, auch ſehr wenig Zeit dazu. Sie ſtreckte uns die Arme entgegen, und nöthigte uns, mit ſinnreichen Schmeicheleyen, in den Tempel zu treten. Mein Führer ziſchelte mir in die Ohren, daß es die Eigenliebe wäre. Ich folgte ihr ganz willig, und bemerkte, daß ſie mir die Hand drückte, als ich bey ihr vorbey gieng. Allein, wie erſtaunte ich nicht, als ich den Tempel von innen betrachtete. Was für ein ſeltſames Gebäude, und welche wunderliche Göttinn erblickte ich nicht! Das ganze Haus war von verſchiednen großen und kleinen Büchern zuſammengeſetzt, und beſtund aus nicht mehr, als vier Wänden, und einem platten Dache. Ich bemühte mich, die Titel dieſer Bücher, welche auf dem herausgekehrten Rücken ſtunden, zu leſen; allein der Schein einiger Lampen, welche in den Tempel brannten, war ſo zitternd, daß es mir unmöglich fiel, und meine Muthmaßungen will ich lieber für mich behalten. Die Wände droheten, an unterſchiedenen Orten einzufallen; ſie wurden aber von allerhand Pöbel ſehr gutwillig unterſtützet. Einige Kramerjungen waren ſo glücklich, hier und dar eine Lücke, durch ihre muthwilligen Hände zu machen; allein den Augenblick wurden ſie, durch einige leichtſinnige Bücherhändler wieder ausgefüllt. Die Bildniſſe vieler verſtorbenen und noch lebenden Autoren dienten zur Zierde dieſes Tempels. Ich würde aber die Lebenden und die Anhänger der Todten nur zum Hochmuthe verleiten, wenn ich ſie nennen wollte.

Mein

Vorrede.

Gegenwärtigen neuen Band der Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes hätte ich ganz füglich ohne eine weitere Vorrede in die Welt ſchicken können. Ich finde bey dem Anfange deſſelben ihren Freunden, Gönnern und Beförderern nicht viel mehrers zu ſagen; als was ich Ihnen bereits zu verſchiedenen malen geſagt habe; und ihre Gegner und Feinde haben mir auch in dem verwichnen halben Jahre nicht viel Gelegenheit gegeben, mich über ſie zu beklagen oder wider ſie zu vertheidigen. Meine Abſichten bey dieſer Sammlung ſind auch bereits, wie ich hoffe, der unparteyiſchen Welt genugſam erkläret; und es würde itzo vielleicht zu ſpät ſeyn, wenn ich ſie noch erſt weitläuftig erklären müßte.

Dieſem allem ungeachtet, habe ich doch dieſen Band nicht ſo unbegleitet von mir laſſen dürfen. Ich habe unſern Freunden denjenigen Dank wiederholen müſſen, den die Gewogenheit verdienet, womit ſie diejenigen Stücke gütigſt aufgenommen, die ich Ihnen bis hieher habe liefern können. Sie haben ſich ſolche gefallen laſſen, ſo gut ſie geweſen ſind; und wenn zuweilen etwas mittelmäßiges mit untergelaufen, ſolches entweder geneigt überſehen, oder wohl gar geglaubt, daß ſolches durch das Beſſere einigermaßen wiederum vergütet worden.

So unverdient dieſe Gefälligkeit einigen mag geſchienen haben, ſo hat ſie doch andern zur Aufmunterung gedienet, verſchiedene wohlgerathene Proben ihres Verſtandes und Witzes der Welt vorzulegen; und bloß ihr iſt es zuzuſchreiben, daß dieſe Monatſchrift bis auf dieſe Stunde unverrückt hat fortdauren mögen. Wenn ſolche nur von gewiſſen Perſonen, die ſich mit einander dazu verbunden hätten, wäre ausgefertiget worden: ſo würde ſie ſich vielleicht nicht ſo lange, noch ſo ordentlich erhalten haben. Da ſie aber gewiſſermaßen ein allgemeines Werk iſt, und ein jeder vernünftiger und geſchickter Liebhaber der Dichtkunſt und Beredſamkeit daran Theil nehmen kann, auch deren eine anſehnliche Anzahl wirklich daran Theil hat: ſo iſt ihre Fortſetzung ſo gar unbegreiflich eben nicht, und kann noch weniger gegründeten Anlaß geben, gewiſſen Perſonen eine unerſchöpfte Zeugungskraft vernünftiger Weiſe vorzuwerfen; welches im Grunde nicht einmal ein ſchimpflicher Vorwurf ſeyn kann. Hieraus mag denn ein patriotiſcher ungenannter Mann, der gar nicht ſchimpfen wollen, ſchließen, daß es ein bloßes Hirngeſpinnſt ſey, was er ſich von einem Leipziger Complote und deſſen Rädleinsführer einbildet. Es iſt eine ſolche Bande eben ſo wenig in Leipzig anzutreffen, als Miltons Lob in Warneckens Gedichten, welches doch dieſer ſcharfſichtige Mann mit eben ſo großer Zuverſicht vergiebt.

Es haben ſich einige andere Herren gewundert, warum die Beluſtigungen nicht aufhören, da ſie es doch der Welt ſo oft geſagt, daß ſolche nichts taugten. Ich bedaure dieſe Herren aufrichtig, daß ſie bey der Welt nicht in dem Anſehen ſtehen, daß ihnen ſolche auf ihr Wort glaubet. Es iſt in der That ein Ungehorſam, daß weder die Verfaſſer ſich an ihre Ermahnungen kehren, und zu ſchreiben nachlaſſen, noch die Leſer etwas nach ihren Vorſtellungen fragen, und dieſe Sammlung zu kaufen abſtehen. Faſt alle Tage finden ſich neue Liebhaber von beyderley Arten; und die gedachten Herren haben das Unglück, daß ſie gerade das Gegentheil von demjenigen geſchehen ſehen, was ſie mit ihrem eifrigen Reden abgezielet. Doch damit ſie ſich nicht länger wundern mögen, warum dieſe Sammlung noch nicht aufhöret, ſo kann ich nicht umhin, ihnen die Urſache davon zu entdecken. Es geſchieht darum, weil ſich noch mehrere Leute, als ſie, wundern würden, warum doch ſolche aufhörte, da ſie noch nicht müde würden, ſolche zu leſen und durch ihren Beytrag zu unterſtützen. Einen beſſern Grund kann ich davon nicht angeben: Ich verſichere ſie aber, daß ſo bald man keine Luſt mehr bezeugen wird, nach dieſer Sammlung zu fragen, auch das Ende derſelben da ſeyn ſoll; denn ich möchte nicht gern der Welt mit einer Sache beſchwerlich ſeyn, wovon ich ſähe, daß ſie wenig oder gar kein Vergnügen daran fände. Doch kann es wohl geſchehen, daß man eher damit ſchließt, als es unſere Freunde und Feinde vermuthen; indem ich es eben ſo wohl für eine Regel der Klugheit halte, daß man mit einem Werke aufhöre, wenn die Begierde darnach am größten iſt, als es eine Geſundheitsregel iſt, daß man zu eſſen einhalte, wenn es am beſten ſchmecket. Indeſſen läßt ſich es itzo noch nicht beſtimmen, ob ſich der Schluß dieſer Sammlung über kurz oder lang eräugen werde. Vielleicht wäre er ſchon vorlängſt da geweſen, wenn man ihn nicht ſo eifrig gewünſchet hätte; und vielleicht kömmt er, wenn man ihn ſich am wenigſten einbildet.

Diejenigen Beförderer dieſer Monatſchrift, welche ſich ihrer bis hieher angenommen, und ſie durch ihre Vermittelung aufrecht erhalten haben, werden inzwiſchen erſuchet, in ihrem Eifer noch nicht nachzulaſſen. Sie ermuntern dadurch nicht allein geſchickte Köpfe, ihnen nachzueifern, ſondern ſie machen ſich auch dieſelben verbindlich, und befördern ihre eigene Ehre, da ſie ſich angelegen ſeyn laſſen, nach ihren Kräften etwas zur Ehre unſerer Mutterſprache, Poeſie und Beredſamkeit beyzutragen. Ich wollte wünſchen, daß ich alle diejenigen wüßte, welche mir ihre Aufſätze zur Bekanntmachung anvertrauen wollen; vielleicht würde ich ihnen zuweilen beſſer dienen können, als es bisher geſchehen iſt. Ich muß geſtehen, es bleibt mancher Aufſatz liegen; nicht weil er ſo ſchlecht iſt, daß er vor den Augen der Welt ſich nicht ſehen laſſen dürfte, ſondern bloß weil einiges Bedenken oder eine kleine Anſtößigkeit dabey vorkömmt, die ſich leicht heben ließe, wenn ich den Verfaſſer davon zu kennen die Ehre hätte, und ihm meine Zweifel oder Gedanken darüber eröffnen könnte. Verſchiedene Stücke ſind auch gar nicht bey mir eingelaufen, um deren Einrückung man durch einige nachfolgende Briefe Anſuchung gethan hat. Dahin gehöret z. E. was der Herr Verfaſſer der Gedanken vom Eheſtande, von den Aerzten; der Herr T. B. von der Nutzbarkeit, den Urtheilen des Pöbels zu folgen; und ein Amyntas von der Unruhe der Verliebten, in einem Schäfergedichte, aufgeſetzet hat. Wären mir die rechten Namen dieſer Herren und der Ort ihres Aufenthalts bekannt geweſen, ſo würde ich Ihnen vorlängſt hiervon Nachricht gegeben haben. Ich ſähe daher gern, daß, wenn man nichts Wichtigers dabey zu bedenken hätte, als daß man nicht ſeinen Namen unter das eingeſandte Stück geſetzt wiſſen wollte, man mir ſolchen im Vertrauen entdeckte; und ſich dabey alle mögliche Verſchwiegenheit von mir verſicherte. Doch will ich auch hierinnen einem jeden ſeine völlige Freyheit laſſen, und mir dagegen mit der Hoffnung ſchmeicheln, daß niemand einigen Unwillen auf mich werfen werde, wenn er ſeinen Aufſatz nicht gedruckt ſieht, indem er mir ſelbſt die Gelegenheit benommen, ihm die Urſache davon zu entdecken.

Außer dieſem hoffe ich auch, es werde niemand deswegen ungehalten auf mich werden, wenn er ſein eingeſandtes Stück nicht gleich in dem erſten Monate, wie er es wohl wünſchet, zum Vorſcheine kommen ſieht. Es will ſich ſolches nicht allezeit füglich thun laſſen. Zuweilen kömmt es zu ſpät; zuweilen ſind auch ſchon lange andere Stücke da geweſen, die gleichfalls das Licht zu ſehen wünſchen; zuweilen ſind bereits verſchiedene von der Art in dem verhabenden Monate; zuweilen will es ſich auch nicht recht in den noch übrigen zu dieſer Sammlung beſtimmten Raum ſchicken, u. w. dergl. mehr iſt. Indeſſen darf man nicht gleich glauben, daß, wenn es auch einige Monate ausbleibt, es gänzlich hindan geſetzet werden. So bald ſichs nur ſchicken wird, wird es vielleicht hervortreten.

Schließlich nehme ich mir wiederum die Ehre, ſo wohl dieſe Sammlung und deren Verfaſſer, als auch mich der Gewogenheit des geneigten Leſers beſtens zu empfehlen.

Joh. Joach. Schwabe.

Mein Führer hatte nicht nöthig, mir die Göttinn dieſes Orts anzuzeigen. Die Schreibſucht machte ſich gleich, durch ihre wunderliche Figur, kenntlich. Sie nahm, wegen der Dicke ihres Körpers, wenigſtens den halben Tempel ein, welcher doch ziemlich groß war. Sie hatte keinen Kopf, aber hundert Hände, welche ich richtig überzählt habe. Auf einer jeden, dieſer Hände, befand ſich an der Spitze des Zeigefingers ein kleines Auge. Sie ſaß auf einem Throne ohne Lehnen, welcher die Form eines ungeheuern Dintenfaſſes hatte. Vor ihren Händen ſtunden kleine Tiſche; denn ſie ſchrieb beſtändig mit neun und neunzigen derſelben, und die hunderte war bloß müßig, den Handkuß der Ankommenden anzunehmen. Der Platz, worauf der Thron mit den Tiſchen ſtund, war einer Inſel gleich. Ein pechſchwarzer Strom, welcher doch ſo ſchmal war, daß man ihn, mit leichter Mühe, überſchreiten konnte, floß um ihn herum. Der Poet ſagte mir, daß es die köſtlichſte Dinte wäre. Die Schmähſucht und Pedanterey, welche beſtändig mit Federſchneiden für die Göttinn beſchäfftiget waren, ſpuckten ſehr fleißig hinein; und ich bemerkte, daß das ſchwarze Naß von dieſem Zuwachſe allezeit zu ziſchen anfing.

Ich hatte kaum Zeit gehabt, alle dieſe Merkwürdigkeiten nur obenhin zu betrachten, als die Schamloſigkeit, ein Weib, welches mit entblößter Bruſt in dem Tempel herumlief, auf den ganzen Haufen zukam, um uns, wie ſie ſagte, die Geſetze ihrer Göttinn beſchwören zu laſſen. Man that alles, ohne die geringſte Widerſetzung. Die Geſetze ſelbſt, die ſie uns von einer kleinen Tafel ablas, waren ſo kurz, deutlich, und in ſo geringer Anzahl, daß ich ſie, ohne Mühe, behalten habe. Das erſte heißt: **Denke nicht!** Das andere: **Schreib!** Und dieſes waren ſie alle. Die Schamloſigkeit benachrichtigte uns aber, daß ſie künftig wohl um das dritte dürften vermehret werden, und dieſes ſollte gleichfalls in dem einzigen Worte beſtehen: **Schimpfe!**

Nachdem wir ſolchergeſtalt unſern Gehorſam, gegen dieſe Verordnungen, eidlich verſprochen hatten, war es uns erlaubt, über den Dintenſtrom zu ſchreiten, der Schreibſucht die müßige Hand zu küſſen, und alsdann unſere Dintenfäſſer, aus dem reichen Ueberfluſſe anzufüllen. Einige von den Reiſenden waren ſehr genügſam, indem ſie nur kleine Arzneygläſerchen damit anfüllten. Andere hingegen hatten Gefäſſe, von mehr als einer Kanne. Ich ärgerte mich, daß ich mein Dintenfaß nicht bey mir hatte; gleichwohl entſchloß ich mich, der Schreibſucht die Hand zu küſſen. Als ich ſolches gethan hatte, war ich ſo neugierig, einige von ihren Arbeiten zu betrachten. Ich mußte ihre Geſchicklichkeit bewundern. Mit einem Dutzend ihrer Hände edirte ſie verſchiedene alte und neuere Schriftſteller. Mit andern ſchrieb ſie Syſtemata für alle Wiſſenſchaften, mit einigen Romänen, und mit den meiſten machte ſie Verſe. Ich beobachtete ſehr genau, daß die Augen an den poetiſchen Händen meiſtentheils geſchloſſen

ſchloſſen waren. Nichts deſtoweniger arbeiteten die Hände ſo hurtig, als die andern. Ich wollte mich weiter umſehen, als mich die Anweſenden, durch ihr lautes und verwirrtes Reden, daran verhinderten.

Sie waren an einer Ecke an den Nachttiſch der Eigenliebe gerathen; ſie hatten ſich in ihrem Spiegel betrachtet, und waren alle in ſich ſelbſt verliebt. Ein Theil lobte den andern, um wieder gelobt zu werden. Sie gaben einander wechſelsweiſe die Namen der alten Schriftſteller. Andere waren ſehr unwillig, weil man ſie für diejenigen nicht halten wollte, für welche ſie ſich ausgaben. Mitten unter dieſem Getümmel erhob ſich eine ſanfte Luft, welche die Lampen in dem Tempel auslöſchte. Ein ſtarkes Licht drang von auſſen durch die lockern Mauern. Wir hörten ein Geſchrey, daß ſich die Critik näherte. Sie flog über den Tempel der Schreibſucht, und das ganze Gebäude erbebte gewaltig, riß ſich an verſchiedenen Orten weit von einander, wurde aber durch den Fleiß unzähliger Arbeiter gleich wieder zuſammen gefüget. Ich erſchrack, als ich durch die heftige Erſchütterung mit andern ſo lebendig begraben zu werden, fürchtete, erwachte aber gleich, und lag mit dem Kopfe auf meinen Autor.

* * *

* * *

Die geizige Claudia.

Eine Erzählung.

Die karge Claudia, verſtändig in Procenten,
Arm ihrem Geize nach, doch gräſlich reich an Renten,
Die das fürs beſte Jahr in ihrem Leben ſchalt,
In dem der Scheffel Korn ſechs Gülden, rheiniſch, galt;
Dieß arme Weib ward krank und ließ den Doctor hohlen.
Er kam und ordnete, was ihm die Kunſt befohlen;
Doch unſre Claudia, die ſicher vor Gefahr,
Und auch im Tode noch dem Spiele günſtig war,
Fiel ihm ins Wort und ſprach: Sie müſſen bey mir bleiben,
Und durch ein Kartenſpiel mir Zeit und Schmerz vertreiben.
Sie ſpielten ziemlich hoch; der Arzt verlohr ſein Geld.
Gut, ſagte Claudia, wenns ihnen ſo gefällt,
Sie ſehn, wie krank ich bin, ich kann mein Ende fühlen,
Wir wollen um den Werth der Leichenkoſten ſpielen.

O böſes Kartenglück, wie ungerecht biſt du!
Dem einen nimmſt dus ab, dem andern wirfſt dus zu.
Der arme Mann verliehrt; ſchnell weis ſie zu ſummiren,
Was ihr Begräbniß kömmt; der Doctor muß quittiren.

Nun, rief ſie, ſterb ich gern, mein Haus iſt wohl beſtellt,
Mein Leichbegängniß auch. Und um das bare Geld,
Das ich von ihnen zog, wohl angewandt zu wiſſen:
So ſolls das Armuth einſt durch ein Legat genießen.

Drey Tage lebt ſie noch, und bringet dieſe Friſt
Mit ſtetem Leſen zu, weil ſie ihr Schuldbuch lieſt.
Sie rechnet auf ein Haar die eingetragne Beute,
Das blutige Procent in Noth gerathner Leute.
Sie ſchlug die Zinſen noch zum baaren Capital,
Und zählte tauſend ſchon zum vierten hundertmal;
Hier aber ward ſie ſchwach, ſie wollte noch was ſagen;
Allein man hörte nichts, als: Schuld = = wo nicht = = verklagen.
Sie ſtarb. Ihr Zimmer ward mit Trauer angefüllt,
Und durch ein Stücke Tuch ſtandsmäßig ſchwarz verhüllt,
Darum die Seelige den Meiſter einſt gepfändet,
Weil er den Erbzins nicht zu rechter Zeit geſendet.
Die Lichter fackelten bey Haufen um den Sarg,
Als ſich, ich weis nicht wie, ein Funk ins Tuch verbarg,
In kurzem um ſich griff und eine Glut erregte,
Die Leiche, Schuldbuch, Haus und Hof in Aſche legte.
Das Löſchen war umſonſt. Des Leichengangs Gewinn,
Den ſie durchs Spiel erhielt, fiel von ſich ſelber hin.
Dank ſey der Feuersbrunſt, die ſo viel wackre Leute
Von Schuld und Wechſelſchrift in einer Nacht befreyte!

C. F. Gellert.

* * *

Das junge Wieſel.

Eine Fabel.

Ein Wieſel, das den Fang am Tage ſtehen ſah,
Kam bey der finſtern Nacht dem Fange niemals nah.
Ja, fing es einſtens an, dich Eiſen kenn ich eben,
Mein Vater ſtarb durch dich, mich bringſt du nicht ums Leben.
So jung ich auch noch bin: ſo bin ich dir zu klug.
Wer den Betrug erkennt, den fället kein Betrug.
Ich geh den Eyern nach und habe das Vergnügen,
Wenn mir der Totter ſchmeckt, die Falle zu betrügen.
Allein, du ſchlaues Thier, das ſich geborgen ſchätzt,
Und ſtets die Falle flieht, wie gieng es dir zuletzt?

Einſt da es ſich ſein Ey läßt gar zu herrlich ſchmecken,
So bleibt es mit dem Kopf im Eye ſelber ſtecken,
Und ihn heraus zu ziehn, iſts nicht vor Angſt geſchickt;
Die Hausfrau kömmt dazu: ſo ward das Thier berückt.

* * *

Zwo Strafen findeſt du, die auf die Wolluſt wachen,
Theils ſtrafet das Geſetz, theils die Natur der Sachen;
Der erſten zu entgehn, lehrt dich die Wolluſt zwar,
Doch bey der andern Art verbirgt ſie die Gefahr.

C. F. Gellert.

Ende des Jenners.

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

— Amant alterna Camoenae. *Virgil.*

Auf das Jahr 1744.
Hornung.

Leipzig,
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Ode
auf die Buchdruckerkunſt.

Wie? Nacht! Wohin entfernſt du dich?
Du fliehſt mit deinen Finſterniſſen.
Dein Schauplatz, Himmel! öffnet ſich,
Durch ein geſchwindes Licht zerriſſen.
Wie durch den oft gekrümmten Blitz
Sich Nacht und Licht und Stralen miſchen:
So leuchtet hier und da der Götter hoher Sitz.
Ein Luſtgeſchrey ertönt darzwiſchen.
Vernunft! Glück zu! du haſt geſieget.
So ziehſt du, Göttinn, im Triumpf,
Und deines Feindes Schwerdt iſt ſtumpf,
Der in ein ſchweres Joch den ſtolzen Nacken ſchmieget.

Dein Kleid, von ſanfter Luft bewegt,
Bedeckt die Klarheit reinrer Stralen,
Als die, womit die Sonne pflegt
Auf glatter See ihr Bild zu malen.
Den holden Ernſt der Stirne ſchmückt
Ein Zeuge des geſchloßnen Krieges.
Ein froher Lorberkranz, der deine Schläfe drückt,
Iſt Herold des erfochtnen Sieges.
Der freche Freygeiſt wird geblendet,
Der ſtarr in deine Fackel blickt.
Die Dummheit, die davor erſchrickt,
Hält von der reinen Gluth die Augen abgewendet.

Vorhin ſprang Guttenberg dir bey;
Von Band und Feſſeln dich zu retten.
Itzt trägt mit Schmerz die Barbarey
Die Laſt von den betrübten Ketten.
Ihr Mund iſt ſtumm; ihr Blick iſt wild;
Sie ſcheint den Streit noch zu verlangen.
Ein unerſchöpfter Fluß, der aus den Augen quillt,
Beſtrömt der Wolluſt weiche Wangen.
Die Faulheit ſchleicht auf Schneckenfüſſen,
Und klagt um die geſtörte Ruh;
Der Schlaf drückt ihr die Augen zu;
Sie öffnet ſie nur halb, und läßt zween Tropfen flieſſen.
Doch wer biſt du? Wer krümmt ſich dort,
Und ſchlägt die Augen ſchüchtern nieder?
Die Niederträchtigkeit kriecht fort,
Und ſchleppet nach die faulen Glieder.
Den Aberglauben fällt der Sieg.
Zerquetſcht ſchnaubt noch der Aberglaube.
Er ſchnaubt, und ſchäumt, und knirſcht, droht Zorn und Rach, und Krieg,
Daß er dir noch den Lorbeer raube.
Der Irrthum, blöde Vorurtheile,
Wahn, Thorheit, Einfalt, Unvernunft,
Der Barbarey verſchworne Zunft,
Ziehn vor dem Wagen her mit gräßlichem Geheule.
Ein doppelt Schallen füllt mein Ohr.
Hier hör ich ſeufzen, winſeln, brüllen.
Dort ſteigt ein Jubelklang empor,
Und dampft den regen Widerwillen;
Ihr jauchzt, ihr Töchter der Vernunft!
Da euch der Sieg mit Freude nähret,

Die

Dieweil die Flucht der Nacht, des Tages Wiederkunſt,
Den Witz euch eifrig lieben lehret.
Kunſt, die du durch ein reges Feuer
Des Redners Mund und Wort belebſt,
Die du auf Mosheims Lippen ſchwebſt!
Und du, o muntre Kunſt mit der beredten Leyer!

Wen gilt dieß jauchzende Geſchrey?
Auf wen ſcheint ſich ihr Blick zu wenden?
Wer hält denn dort ein ſchreibend Bley
In kunſtreicharbeitſamen Händen?
Wie blitzt ihr weiſſes Atlaskleid?
Seht die ſchnurgleich geſchränkten Zeilen,
Womit die Schwärze dort den hellen Rock beſtreut,
Und zwar in gleichgeſchiednen Theilen.
Sie ſitzet der Vernunft zur Seiten,
Und ſchmeckt der Heldinn erſte Gunſt.
Du biſts, du biſt es, Druckerkunſt,
Und würdig, ſie allein ſo nahe zu begleiten!

Sie war es, die ſo muthig focht,
Die Faulheit ſiegreich zu bekämpfen.
Ihr tapfrer Arm allein vermocht
Der rauhen Schaaren Stolz zu dämpfen.
Sie war --- doch wie? Ein eitler Traum?
Die Schaaren, die ſich ſehen lieſſen!
Wo ſind ſie plötzlich hin? Wo ſind, die Gift und Schaum
Aus dem verdammten Rachen flieſſen?
Sie ſind hinweg! Sie ſind verſchwunden!
Doch nein! Kein leeres Schattenbild
Hat Augen und Gehör gefüllt:
Ein lehrender Betrug hielt meinen Sinn gebunden.

Durch ſie, durch ihre Hülf allein
Haſt du, Vernunft! den Feind bezwungen.
Ihm wird nur Schimpf. Der Sieg wird dein.
Ihn hat dein Licht und ſie verdrungen.
Die Liſt, die dir den Fall gedroht,
Schlägt auf ſein ſtolzes Haupt zurücke.
Die Welt, die ihm den Hals zur Knechtſchaft willig both,
Sieht itzt mit aufgeklärterm Blicke.
Die Künſte flohn von unſren Hütten,
Da Barbarey für Andacht galt,
Da man Vernunft für Frechheit ſchalt;
Itzt hat die neue Kunſt den wüſten Geiſt beſtritten.

Du lägſt noch itzt, o Alterthum!
In unbekannter Nacht begraben.
Wo wär Unſterblichkeit und Ruhm,
Die dir die treuen Söhne gaben?
Sie wären noch der Motten Raub,
Des frechem Ungeziefers Speiſe.
Umhüllte nicht noch jetzt, Virgil, ein ewger Staub
Die Frucht von deinem langen Fleiſſe?
Entzückt uns wohl, was Rom entzückte,
Da deinen Mund, mein Cicero,
Ein frecher Catilina floh?
Wofern es nicht der Druck dem Geiz der Zeit entrückte.

Umſonſt hätt euch des Glückes Gunſt
Vor langobardſcher Wuth verſtecket;
Hätt euch nicht itzt die Druckerkunſt
Vom Tode wieder aufgewecket.
Wem ſang Homer? Wen rührtet ihr?
Vom Epheulaub umſchlungne Stirnen?

Kein Leſer würde jetzt, Demoſthenes! mit dir
Auf des Philippus Herrſchſucht zürnen.
Wie oft hat euch der Tod bedrohet,
Der euren Fall durch Krieg geſucht?
Der Krieg zwang euch zu neuer Flucht,
Ihr Künſte, da ihr noch der erſten Wuth entflohet!

Rom, ſelbſt des Glücks Beſiegerinn;
Rom, das die Tyber ſtolz durcheilte;
Rom, aller Völker Königinn,
Die Fürſten ſelbſt Geſetz ertheilte;
Rom war die Stadt, in deren Schooß
Man Griechenlandes Töchter nährte;
Die Künſte, denen dort, von nährer Hülfe bloß,
Der Waffen Wuth die Wohnung wehrte.
Die Misgunſt ſah mit Misvergnügen,
O Tyber! dort an deinem Strom,
Der Künſte Schutz, das träge Rom,
Der Wolluſt und der Ruh in feigen Armen liegen.

Gleich trug an das befrorne Meer
Ihr neidſcher Flug ſie zu Barbaren.
Sie griff nach Panzer und Gewehr,
Und führte ſelbſt die wilden Schaaren.
Die Runzeln fliehn ihr Angeſicht;
Ein Helm muß ihre Schlangen decken.
Die Hand regiert ein Schwerdt, das Muth und Sieg verſpricht.
Ihr folgt der Tod. Voran geht Schrecken.
Rom ſieht nur Leichen, Blut, und Flammen.
Der Mütter Winſeln füllt die Luft.
Die Wolluſt weint. Die Rache ruft:
Dieß Unglück ſchlägt mit Recht, Rom! über dir zuſammen.

Doch wie? verwegner Barbarſchwarm!
Auch Blätzer ſind nicht vor dir ſicher?
Halt ein! Halt ein! ergrimmter Arm!
Warum zerſtörſt du ſchwache Bücher?
Durch die zum Mord gewohnte Hand
Muß auch die Frucht des Witzes ſterben.
Dieß, Gothe! dieß verräth dein wildes Vaterland.
Du lebſt, was lebet, zu verderben.
Umſonſt rühmt dich der Muth der Krieger.
Der ſcheele Neid verzehrt auch dich.
Warum? Der dir im Kriege wich,
Der Römer, war allein an Geiſt und Witz dein Sieger,

Die Weisheit ſieht es und erſchrickt;
Von Mitleid wird ihr Herz bezwungen.
Sie flieht den Barbar, der ſie drückt,
Den Blutdurſt, Geiz und Neid gedungen.
Sie flieht. Der Klöſter enger Raum
Soll ihre letzte Zuflucht werden.
Auch hier wird ſie bekriegt. Das Kloſter ſah ſie kaum;
So floh ihr Fuß den Kreis der Erden.
Vom Himmel wieder eingenommen,
Bewohnte ſie ihr Vaterland:
Bis ſie ein maynziſcher Verſtand
In die betrogne Welt bewog zurück zu kommen.

Wie? Weisheit, und ſo fliehſt du ſchon?
Der ſchwächre Feind beſiegt den Stärkern.
Unwiſſenheit baut ſich den Thron
In träger Klöſter frommen Kerkern.
Ein Nebel dämpft aus ihrem Sitz,
Den trunknen Weltkreis zu umhüllen.

Nur Finſterniß, nur Nacht fühlt der gefangne Witz,
Den Furcht und Aberglaub erfüllen.
Wie, wann der Mond den Tag entwendet,
Der Pöbel ſtutzt, erbleicht, und zagt:
So, Maynz, ſchreckt, da es plötzlich tagt,
Den Mönch dein helles Licht, das Nord und Süden blendet.

Schon dreymalhundertmal ſiehſt du
In ſeinen länglichrunden Krümmen
Den leichten Erdball ſonder Ruh
Um dich, bewegte Sonne! ſchwimmen:
Seitdem auch den gelehrten Reſt,
Der, Hunne! Deiner Fauſt entronnen,
Ein neuer Schmuck geziert, der ewig leben läßt,
Und den ein deutſcher Witz erſonnen.
Dem Tode ſetzt mein Deutſchland Schranken,
Daß itzt der Nachruhm feſter ſteht.
Dem Witze, den dein Stolz verſchmäht,
Muß, eitles Frankreich, doch dein Witz ſein Leben danken.

Laßt andre Städte nur voll Stolz
In dem, was gleiſſet, ſich vergeſſen;
Den Ruhm nach Gold und Zedernholz
Und marmornen Paläſten meſſen.
Laßt auch den Griechen ſein Athen,
Sein Vaterland den Römer loben.
Laßt hier die Wiſſenſchaft in frohem Flore ſtehn.
Sie fällt, da ſie ſich kaum gehoben.
In jenen traurigen Ruinen
Sieht ſie das Grabmaal ihres Ruhms.
Der Schmuck des klugen Alterthums;
Athen und Rom verfällt, und ſie verfällt mit ihnen.

Wer aber hat der Wiſſenſchaft
Stets feſte Sicherheit geſchenket?
Nur Maynz, das durch des Erzes Kraft
Ein durſtig Blatt zuerſt getränket.
Maynz nur giebt der Gelehrſamkeit,
Und ſich zugleich, ein ewig Leben.
Ihr Städte! fürchtet ihr nie die Vergeſſenheit!
Sah euch der Tod nie vor ſich beben!
Sagt, [illegible]ſſen Lied in unſren Jahren
Vom Schutt Peluſiums ertönt!
Doch Maynz, das Fluth und Flammen höhnt,
Wird, weil die Erde ſteht, der Dichter Gunſt erfahren.

Der Nachruhm, deſſen heller Mund
Dich, Fauſt! ſchon oft erſtaunt beſungen,
Thut, Mainz! Dich ſchon den Inden kund,
Preiſt deine Kunſt mit tauſend Zungen.
Nein! Ihren Ruhm dankt ſie nur ſich.
Sie ſelbſt tritt an des Nachruhms Stelle.
Ein tauſendfacher Mund ziert, Druckerkunſt, nur dich.
Und wird des Nachruhms reiche Quelle.
Durch ihn wird Weisheit nur erhoben,
Und der beſchimpft, der dieſe flieht.
Doch ſchweige nur, zu mattes Lied!
Er braucht kein fremdes Lob; er kann ſich ſelber loben.

Johann Adolf Schlegel.

Die

Glückſeligkeit der Hochzeitdichter,

ſo bündig,
daß eine Demonſtration daraus könnte gemacht werden, erwieſen

von Marx Wünſchler,

wohlbekanntem und vieljährigem Hochzeitdichter
in Roſtock.

Hochedles und hochvergnügtes Brautpaar!

Mein günſtiges Schickſal hat mich in die angenehmen Umſtände geſetzet, daß ſchon ſeit vielen Jahren nicht leicht eine nur etwas anſehnliche Hochzeit allhier vollzogen worden, an welcher ich nicht, durch meine Geſchicklichkeit und Feder, Theil genommen hätte. Es würde daher unverantwortlich ſeyn, wenn dieß ihr gegenwärtiges Hochzeitfeſt ohne mich ſolte gefeyert werden. Und ich würde gewiß dieſen Tag für verlohren ſchätzen, wenn mein Kiel nicht an demſelben eine neue Probe ſeiner Fruchtbarkeit darlegen dürfte. Nur eben ein wenig habe ich ſolches bey mir überleget; als der Schluß gleich fertig war, ich müßte ihnen wenigſtens einen gedruckten Bogen zur Hochzeit ſchicken: und daß ich ſolchen wirklich vollzogen habe, daran werden ſie nun wohl nicht mehr zweifeln. Denn eben dieſe Blätter ſelbſt ſollen meine Zeugen ſeyn. Es iſt wahr, die Hochzeitdichter entlehnen die Gelegenheiten zu unſern Arbeiten gemeiniglich gerne von der Freundſchaft und Verwandtſchaft mit dem Brautpaare, deren wir uns zu rühmen haben, oder auch von der Dankbarkeit, die wir demſelben für Liebe, Gewogenheit und Wohlthaten ſchuldig ſind. Allein ich will von dieſer unſrer Mode für dießmal etwas abgehen, und mich dieſes Vorwandes nicht bedienen. Sie wiſſen ſelbſt am beſten, was für eine Art der Verbindung ſich unter uns findet, und wie weit ſolche gehet. Genug! ich will mich gegenwärtig einzig und allein auf das Rechte berufen, welches ich auf alle vornehme Hochzeiten habe, und welches ich nunmehro ſchon ſeit langer Zeit geruhig beſitze. Noch niemals habe ich demſelben nur das geringſte vergeben: und damit ich es auch jetzt behaupten möchte; ſo haben dieſe Blätter unter die Preſſe gemußt. Es werden ihnen ſolche auch unmöglich misfällig ſeyn können. Man hat ſich noch allemal gegen mich für jeden Bogen bedanket, den ich auf eine Hochzeit geliefert habe. Nun will ich zwar nicht ſagen, daß auch ſie ſich dafür bedanken ſollen: allein, die Wahrheit zu geſtehen, ſo hoffe ich es doch. Und daraus ſchließe ich zum voraus, daß ihnen meine Arbeit werde angenehm ſeyn. Auf ſolche Art wäre es zwar nicht nöthig, um eine geneigte Aufnahme derſelben zu bitten. Jedoch, um den Wohlſtand zu beobachten, und mich ein wenig kleiner auszugeben, als ich wirklich bin: ſo erſuche ich ſie hiemit gehorſamſt, meine wenigen Bemühungen mit geneigten Augen, und als ein Zeichen meiner aufrichtigen Ergebenheit anzuſehen; den zahlreichen Fehlern aber eine liebreiche Verzeihung wiederfahren zu laſſen.

In ſo weit wäre der Eingang alſo gemacht: hochvergnügtes Brautpaar! aber damit noch nicht geſchloſſen. Denn ehe ich mich anſchicke, den Erweis zu führen, welchen ich ihnen auf dem Titel verſprochen habe: ſo werde ich mich noch vorher erſt über einige Stücke zu erklären haben. Vermuthlich wird ihnen ſowohl, als den ſämmtlichen vornehmen Hochzeitgäſten, ein Hochzeitdichter in Proſa, und ich mit einer Schrift ohne Reimen, ziemlich zweydeutig anſcheinen. Vermuthlich werden ſie ſich wundern, daß ich von der Glückſeligkeit der Hochzeitdichter, und nicht vielmehr von den Vortheilen des Eheſtandes handele. Meine Schuldigkeit erfordert alſo, ſie aus aller Verwirrung herauszuziehen, und die Urſachen zu entdecken, warum ich mich entſchloſſen habe, in ungebundener Rede bey einer Hochzeit zu ſchreiben; da ich mich doch ſonſt mein Lebetage noch nicht ſo weit heruntergelaſſen: und dann, warum ich mir eben den Hauptſatz gewählet, welchen ſie in den folgenden werden ausgeführet finden. Von dem letztern will ich den Anfang machen.

Schon wieder eine Hochzeit vor der Thüre! und noch dazu eine vornehme Hochzeit! So gedachte ich, als ich hörete, daß ihr Hochzeitfeſt auf den 15ten November angeſetzet ſey; und darauf folgten meine Gedanken in der zierlichſten Ordnung alſo auf einander. Schon wieder eine vornehme Hochzeit! Schon wieder ein offnes Feld für deine Muſe! Wahrlich! Es wird doch kein Handwerk häufiger und eifriger getrieben, als das Hochzeitmachen. Und welch ein Glück für die deutſche Poeſie! Eben dadurch wird ſie auf dem Gipfel erhalten, den ſie bisher rühmlichſt behauptet hat. Eben dadurch bekömmſt du und ſo viele Dichter reichliche Arbeit. Gleich verfiel ich in eine tiefſſinnige Betrachtung über die Verdienſte der Hochzeiten um die Dichtkunſt der Deutſchen: und dieſe ſchien mir ſo erbaulich zu ſeyn, daß ich mich beynahe entſchloſſen hätte, alle dieſe Verdienſte der Hochzeiten mit lauter Reimen zu erzählen. Jedoch, als ich denſelben ein wenig weiter nachdachte: ſo befand ich, daß wir Hochzeitdichter davon den größten Ruhm und die wichtigſten Vortheile hätten, und daß ſolche mit unſerer Glückſeligkeit nur garzugenau verknüpft wären. Und alſo kam ich mit meinen Gedanken von den Verdienſten der Hochzeiten auf die Glückſeligkeit der Hochzeitdichter. Zween allerliebſte Hauptſätze! von welchen einer nothwendig mußte ausgeführet werden. Und welchen ſollte ich wählen? Ich entſchloß mich gar bald, dem letztern den Vorzug zu geben, und ſolchen abzuhandeln. Und dieſen Entſchluß beförderte eine kleine Eitelkeit, die mir niemand verdenken kann; oder, damit ich dem Kinde einen beſſern Namen gebe, ein recht edler Ehrgeiz. Jedermann muß aus eigener Empfindung wiſſen, daß nichts das Vergnügen übertrifft, welches man daraus ſchöpfet, wenn man ſich in Gedanken mit der Abbildung ſeiner eignen Glückſeligkeit beſchäfftigen, wenn man ſich mit andern darüber beſprechen, und wenn man Leuten, die ſolche entweder nicht wahrnehmen,

men, oder doch nicht einſehen wollen, davon einen klaren Begriff und eine zulängliche Ueberzeugung beybringen kann. Mit mir iſt es nicht anders beſchaffen. Kein Menſch kann ſich ſo große und ſüße Vorſtellungen, als ich, von der Glückſeligkeit machen, deren ich und alle Hochzeitdichter genieſſen. Ich hänge denſelben begierigſt nach, und freue mich herzlich darüber, und ſehe es als eine beſondere Gunſt des Himmels an, daß er mich zum Hochzeitdichter hat laſſen gebohren werden. Allein ich wünſchte auch dabey, daß auch ſie, daß alle, daß inſonderheit einige Sauertöpfe, die den Hochzeitdichtern nicht gut ſind, und wieder ſolche beſtändig murren, eben ſo überzeugt, als ich, von unſerer Glückſeligkeit ſeyn möchten. Was würde mir das nicht für ein Ruhm ſeyn, wenn mich die ganze Welt für einen glückſeligen Menſchen erkennen müßte? Wie könnte ich aber dieſe Abſichten beſſer erhalten, als durch eine eigne Abhandlung von dieſer meiner und aller Hochzeitdichter geprieſenen Glückſeligkeit? Es blieb alſo dabey, daß ich ſolche gleich bey der erſten Gelegenheit dieſes Ihres Hochzeitfeſtes vornehmen wollte. Dennoch aber bin ich nicht geſonnen, Ihnen, hochvergnügtes Brautpaar! die Ausführung des andern Hauptſatzes zu entziehen. Sie haben zu deſſen Erfindung durch Ihre heutige Verbindung Anlaß gegeben: daher bleibt Ihnen billig auch die Abhandlung deſſelben von mir vorbehalten. Heute über funfzig Jahre, an dem Jubeltage Ihrer Hochzeit, werden ſie unfehlbar von mir die Verdienſte der Hochzeiten um die Dichtkunſt der Deutſchen zu leſen bekommen.

Sie wiſſen nunmehr, vergnügt⸗verliebtes Paar! warum ich von der Glückſeligkeit der Hochzeitdichter handle. Nichts iſt mehr übrig, als daß ich ihnen auch entdecke, warum ich ſolche nicht nach meiner alten Gewohnheit beſinge, ſondern in ungebundener Rede erweiſe. Ich leugne nicht, daß es mir ſehr ſchwer gefallen, mich ſelbſt und die Reime ſo weit zu verleugnen; allein ich ward beynahe dazu gezwungen. Der Schluß ſtund einmal bey mir feſte, die Glückſeligkeit der Hochzeitdichter ſo vorzutragen, daß ich zugleich ſie alle davon überzeugen und unſere Feinde zu ſchanden machen möchte. So etwas bin ich aber nicht im Stande auszurichten. So bald meine Arbeiten Reime und Füſſe bekommen, da pflege ich mich in der Wahl und Anordnung meiner Gedanken gänzlich den Reimen zu überlaſſen. Alsdenn aber folgen ſolche auch in ſolch einer allerliebſten Ordnung auf einander, daß der beſte Logicus aus dem ganzen Gedichte nicht einen einzigen förmlichen Schluß herausbringen möchte; ungeachtet zuweilen wohl zehn⸗ und mehrmal mit ausdrücklichen Worten **Denn** und **Weil** darinnen ſteht. Ich ſah alſo ſchon zum voraus, daß ein gereimter Erweis von der Glückſeligkeit der Hochzeitdichter wenig Erbauung und gar keine Ueberzeugung ſtiften; den Spöttern der Hochzeitdichter aber, anſtatt ſolche zu bekehren, nur neue Gelegenheit zur Satyre geben würde. Füſſe, Sylbenmaaß und Reime mußten daher, ſo ſauer mir ſolches auch eingieng, nur zurücke ſtehen, uud mein Erweis ganz frey und ungebunden einher treten.

Jetzt iſt es hohe Zeit, daß ich dazu den Anfang mache. Ohne Zweifel wird ihnen die Vorrede ſchon gar zu lang zu ſeyn dünken; und vielleicht haben ſie Recht, mir ſolches vorzuwerfen. Allein bedenken ſie nur, daß ich ein Hochzeitdichter bin; daß wir Hochzeitdichter insgeſammt gerne lange Vorreden lieben; und daß es mir alſo nicht möglich geweſen, von einer Methode abzugehen, dazu ich mich ſchon von langen Jahren her gewöhnet habe. Die herzbrechenden Seufzer an den **Phöbus**, die Zänkereyen mit den neun Schweſtern, die Ermunterung des **Pegaſus**, die Beſchreibung meiner poetiſchen Armuth, womit ich gemeiniglich in meinen Hochzeitgedichten die Scene eröffne, füllen mir allezeit drey bis vier Strophen: der übrige Theil des Gedichtes aber wird nicht leicht über eine Strophe länger. Sie ſehen hieraus, daß bey den Kindern unſers Geiſtes ordentlich der Kopf beynahe ſo groß, als der Körper ſelbſten, iſt. Und warum ſollte ich denn ietzt verbunden ſeyn, eine Misgeburt mit einem kleinern Kopfe zur Welt zu bringen? Nach unſerer alten hergebrachten Gewohnheit ſollte derſelbe billig noch größer ſeyn, als er wirklich iſt. Allein ich will mich für dießmal bezwingen, und ihnen die Glückſeligkeit der Hochzeitdichter nunmehr in ihrem hellen Glanze zeigen. Ich will ihnen die Hochzeitdichter als heldenmüthige Verfechter des deutſchen Ruhmes, als Leute, die bey einer Arbeit ohne Ende der Bequemlichkeit zu genieſſen wiſſen, als Stützen wider den gänzlichen Verfall des Policeyweſens, ſchildern. Und wer weis, was ich noch hinzu ſetze, dadurch ſie ſich werden genöthiget finden, mit einer ehrerbiethigen Verwunderung auszurufen: Glückſelige Hochzeitdichter!

Ich verſpreche ihnen vieles; aber ich gedenke auch vieles zu halten: und vielleicht leiſte ich noch mehr, als ich verſpreche. Laſſen ſie mich nur vorher eine vollſtändige Abbildung von einem Hochzeitdichter machen. Denn ob ich gleich gerne glaube, daß ſie bey dem zahlreichen Schwarme von Hochzeitdichtern, der um ſie her wimmelt, ſchon einen ziemlich klaren Begriff von uns haben werden: ſo iſt mir doch bange, ſie möchten das eigentliche Weſen eines Hochzeitdichters nicht deutlich genug einſehen; und darauf beruhet doch die Stärke meines Beweiſes. Ich will ihnen ſolches daher ſorgfältig aufdecken, und zu dem Ende von meiner eigenen Perſon eine kleine Beſchreibung geben. Ich kenne mich ſelbſt, ohne Ruhm zu melden, vollkommen gut; ich kenne auch meine Collegen und Mitarbeiter bey Hochzeiten. Ich weis, daß dieſe mir, was die Hochzeitgedichte anbetrifft, vollkommen ähnlich ſind, und ſich einerley Methode mit mir bedienen. Wenn ich mich alſo characteriſire; wenn ich ihnen erzähle, wie ich es mit meinen Hochzeitgedichten mache: ſo iſt es eben ſo gut, als wenn ich ſagte: das iſt der Character der Hochzeitdichter überhaupt, und ſo machen ſie es alle. Dieß iſt aber mein Character.

Ich bin ein Menſch von ſehr liebreichem und gutem Gemüthe, der einen jeden, inſondeit aber junge Eheleute vom Stande, gerne glücklich ſähe, und den die Vorſicht ausdrücklich dazu in die Welt geſetzt hat, daß er mit unzähligen Wünſchen, die von lauter

Glück ſchwanger ſind, vornehme Bräute und Bräutigams zu Bette ſingen ſoll. Es fehlet mir auch weder an Muth noch Fleiß, noch Geſchicklichkeit, dieſe Abſichten des Himmels und meine Pflichten zu erfüllen. So bald nahet ſich nicht der Tag einer etwas anſehnlichen Hochzeit heran: ſo ſinge ich ſchon mit heller Kehle; und wenn mich gleich die Reihe nicht trifft, zu ſingen: ſo laß ich mich doch von andern dazu beſtellen, und ſinge in fremdem Namen. Das Hauptwerk aber, und der weſentliche Theil meines Geſanges iſt der Wunſch: und dieſer kann unmöglich wegbleiben; und dafür ſorge ich vor allen Dingen. Doch ungeachtet die Hochzeitwünſche eine ganz beſondere Art der Wünſche ausmachen; ſo koſtet es doch keine große Künſte, ihn zu finden. Auf den Hochzeittag folget die Brautnacht; auf dieſe die beſtändige Vereinigung beyder Perſonen und ihrer Schickſale; und alsdann bleibt nach dem ordentlichen Laufe der Natur die Vermehrung des Geſchlechtes auch nicht aus. Ich weis alſo den Augenblick, was mein Wunſch für Gegenſtände hat. Ich wünſche dem Brautpaare eine ſüße Nacht, und in derſelben ein volles Maaß von Wolluſt. Ich wünſche einen friedfertigen und vergnügten Eheſtand: und überdem noch wenigſtens ſo viel Glückſeligkeit, daß der dritte Theil des menſchlichen Geſchlechts ſich zur Noth damit begnügen könnte. Ich wünſche endlich auch eine Anzahl glaubwürdiger Zeugen ihrer Fruchtbarkeit, volle Wiegen, Kinder und Kindeskinder; und dieſen dabey zum Voraus, daß ſie wohl gerathen, und ihrer Aeltern mögen würdig werden. Dieß iſt meine

Hauptarbeit bey einem Hochzeitgedichte: dennoch aber findet ſich neben her noch ſehr vieles zu beobachten. So trocken und gerade zu kann ich mit meinem Wunſche nicht hervorrücken; ich würde ſonſt gar zu bald zu Ende kommen, und das Carmen ziemlich kurz werden. In einem paar Strophen, oder auch in zehn bis zwölf Reihen von ſechs Füſſen, läßt ſich ſchon ſehr vieles wünſchen: und ein Hochzeitgedicht von zwo Strophen oder zwölf ſechsfüßigen Zeilen, würde doch nur gar zu mager und unanſehnlich ausſehen, und eben keine beſſere Parade machen, als Don Quichottens Roßinante; zugeſchweigen, daß auf ſolche Weiſe die Hochzeitgedichte ziemlich einförmig und alleſamt auf einen Schlag gerathen würden. Daher muß ich denn mit meiner Hauptabſicht noch andere Nebenabſichten, die hauptſachlich auf die Beluſtigung des Brautpaares und der Gäſte hinaus laufen, verbinden, um meine Gedichte etwas weitläuftiger und prächtiger zu machen: und dazu fehlet es mir nimmer an Kunſtgriffen. Entweder ich halte mich an das Lob des Brautpaares, und ihrer beyderſeitigen Wahl, und ergreiſe die Gelegenheit, ihnen unvermerkt einen Haufen von angenehmen Schmeicheleyen vorzuleyern; oder ich bringe einige Nachrichten aus dem Reiche der Liebe bey, und erzähle, was ſich **Venus** und ihr Sohn für Mühe gegeben, bis ſie den Bräutigam verliebt gemacht, und die Sprödigkeit der Braut bezwungen haben; oder ich vertieſe mich in einige Anmerkungen über die Liebe und den Eheſtand; oder ich mache ein ſchematiſch Hochzeitgedicht, und ſtelle das Hochzeitmachen unter irgend einem Bilde vor; oder ich rufe auch eine gelehrte Unterſuchung einer Frage, die ſich etwa einigermaßen auf eine Hochzeit ziehen läßt, zu Hülfe. Bald verwandle ich die Braut in eine Schäferinn, und den Bräutigam in einen Schäfer; mich ſelbſt aber in ein paar Hirtenleute, die über die Verbindung des Schäfers und der Schäferinn ihre Gloſſen machen. Bald verkleide ich mich in einen Waldteufel, und mache entweder ſo feine Satyren, daß ſich niemand dadurch getroffen findet, oder gar Paſquille. Bald krahme ich mit Quodlibeten, die deſto eher beluſtigen, und ein Gelächter nach ſich ziehen, je mehr ich mich hüte, nur einen Satz dahinein zu bringen, der nicht im höchſten Grade abgeſchmackt iſt. Bald raſet mein Gedicht, wie eine Ode; bald iſt es ſo bunt, wie eine Cantate; bald jammert es, wie eine Elegie; bald ſieht es ſo gelaſſen und natürlich aus, wie eine Epiſtola ad Familiares. Auf allen Seiten aber iſt es mit Reimen und Füſſen gezieret, und den Schluß machet allezeit der Wunſch, das Weſen eines Hochzeitgedichtes.

Nach dieſem Begriffe wird man uns Hochzeitdichter beurtheilen müſſen: wenn man ein gegründetes Urtheil von uns zu fällen gedenket. Es iſt wahr, meine Beſchreibung iſt prächtig genug abgefaſſet: allein ich habe die Wahrheit dabey auf meiner Seiten. Ich bin viel zu aufrichtig, als daß ich mir ſelbſt, oder meinen Mitbrüdern, auch nur in dem geringſten Stücke ſchmeicheln könnte Daher habe ich mich, und in meiner Perſon zugleich alle Hochzeitdichter ohne alle Vergröſſerung ſo abgeſchildert, wie wir wirklich beſchaffen ſind. Wenn ich alſo dieſe Abbildung von uns zum Grunde meines Erweiſes lege: ſo werde ich nun ja wohl aus unleugbaren Gründen die Glückſeligkeit der Hochzeitdichter erweiſen.

Zuerſt berufe ich mich auf die Ehre, welche die Hochzeitdichter der ganzen deutſchen Nation, wo nicht erwerben, doch wenigſtens erhalten. Wer weis nicht, wie weit der Engländer ſeinen Hochmuth, und der Franzoſe ſeine leichtſinnigen Spöttereyen in Verachtung unſerer Landsleute treibt? Wer weis nicht, daß wenn der Ausſpruch derſelben gelten ſollte, die Deutſchen das dummeſte Volk unter der Sonnen ſeyn müßten? Und worauf gründen ſie ſolchen? Auf nichts, als auf die Armuth der Deutſchen an Werken des Geiſtes und der Scharfſinnigkeit; inſonderheit auf den Mangel tüchtiger Dichter unter ihnen. Die Läſterung iſt hart und unverantwortlich; und unſere Deutſchen thun recht, daß ſie ſolche nicht an ſich kommen laſſen. Das Beſte iſt, daß wir eine recht große Menge von poetiſchen Schriften, und die noch dazu größtentheils recht ſtarke Bände ausfüllen, aufweiſen können. Denn darauf kömmt es eben an, und dadurch können wir am beſten den Verdacht der Armuth an Werken des Geiſtes von uns ablehnen. Wir häufen aus den Schriften unſrer Dichter einen Wall zuſammen, den die ſtolzen Britten nicht überſehen können, und der uns bedecken muß, daß uns die franzöſiſchen Verleumdungen nicht treffen können: auf ſolche Art wird der Ruhm der Deutſchen auch von der Seite in völlige Sicherheit geſetzet. Wem wird man ſolches aber mehr zu verdandanken haben, als uns Hochzeitdichtern. Wodurch ſind die Schriften unſrer Dichter, dieſe einzigen Retter der deutſchen Ehre, ſo zahlreich und ſo vollſtändig geworden? Man nehme die Sammlungen ſolcher Dichter zur Hand, die ſich entweder an die Hochzeitgedichte nicht gewaget, oder ſolche doch nicht ihren übrigen Gedichten haben beydrucken laſſen. Was iſt **Canitz**? Was iſt **Haller**? Was iſt **Hagedorn**? Kleine unanſehnliche Bände ſind es, die kaum eines Fingers Dicke haben. Man ſondere in Gedanken von den andern die Hochzeitgedichte ab: was übrig bleibt, das wird eben ſo unanſehnlich, als die vorigen, ſeyn. Und wer weis, ob nicht alsdann eine ziemliche Anzahl unſrer handfeſteſten Dichter beynahe gänzlich werde unſichtbar werden. Wir! wir Hochzeitdichter ſind die Leute, die poetiſche Schriften erſt recht ausfüllen und ſtarke Bände verſchaffen. Und das iſt ganz natürlich zu begreifen. Ein Dichter erwähle eine Art von Gedichten, welche er wolle: ſo wird er doch allemal erſt auf Fälle warten müſſen, die ſeine Muſe aufwecken, und ſeinen **Pegaſus** anſpornen; und das geht bisweilen nur langſam zu. Uns Hochzeitdichtern hingegen fehlet es nie an Gelegenheit. Die Helden, die löblichen Regenten, die Weiſen, die Tugendhaften, die Eroberungen, die Siege, die Friedensſchlüſſe, und alles, was ſonſt noch Dichtern Stof zum Singen geben muß, wenn man es gleich zuſammen rechnete: würde doch lange nicht an die Zahl der Hochzeiten reichen, die alle Jahre vollzogen werden; geſetzt auch, daß die Rede bloß von vornehmen Hochzeiten ſey. Was Wunder denn? da da wir Hochzeitdichter uns einzig und allein an die Hochzeiten halten; und dennoch aller Orten um uns her eine Menge von Hochzeiten vorfinden: was Wunder? daß unſre Muſe in beſtändiger Arbeit, und unſer Feuer in voller Gluth bleibt? Was Wunder? daß wir allein der deutſchen Nation dreymal mehr Gedichte, als alle übrige Dichter zuſammen genommen, liefern, und die Sammlungen deutſcher Poeten erſt recht ausſtopfen? Was Wunder? wenn wir Hochzeitdichter mehr, als ſonſt jemand, die Stärke der Deutſchen in der Poeſie handgreiflich darthun, und durch die Menge unſerer Gedichte das großſprechende Engelland ſtumm, und das leichtſinnige Frankreich ſchamroth machen?

Doch vielleicht iſt es nicht genug, daß Deutſchland ſeine Poeten in ganzen Ballen Papier aufweiſen kann. Frankreich und Engelland fordern auch Geiſt, und Witz, und Feuer. Ich weis dieß alles, aber ich weis auch, daß die Deutſchen glauben, es fehle ihren Dichtern an nichts weniger, als Witz und Feuer. Indeſſen bin ich doch verſichert, wenn ſie ſolches behaupten wollen: daß ſie von allen andern zu uns Hochzeitdichtern ihre Zuflucht nehmen müſſen. In dieſen Gedanken beſtärket mich nichts ſo ſehr, als meine eigene Empfindung. So oft ich Hochzeitgedichte leſe: ſo iſt mir allezeit, als wenn ich etwas aufgewecktes und munters dariñen anträfe. Sind ſie aber gar ſchematiſch: ſo wollte ich ſchwören, daß ich den Witz des Dichters mit leiblichen Augen ſähe. Andere Gedichte ſind hingegen nach meinem Geſchmacke größtentheils kalt, wäſſericht und ſchläfrig. Will jemand meiner Empfindung nicht trauen: ſo leſe er nur **Günthern**, die Krone der deutſchen Dichter; und ſage mir alsdann ob nicht ſeine Hochzeitgedichte die geiſtlichen an Witz und Feuer bey Weiten übertreffen. Und muß man denn dieſes geſtehen: ſo wird man mir ja wohl auch einräumen, daß wir Hochzeitdichter eben die deutſchen Dichter ſind, die Geiſt und Feuer zeigen, und Deutſchlands Ruhm, wider die Franzoſen und Britten, ſchützen.

Was man wider dieſen Beweis einwenden könnte, und was die Verächter und Feinde der Hochzeitdichter wirklich dagegen einwenden, das wird von keiner Wichtigkeit ſeyn. Indeſſen will ich mir doch die Mühe nicht verdrießen laſſen, ſolche Gegner kurz abzufertigen. Man wirft mir vor, daß unter Europens aufgeklärten Völkern die Hochzeitdichter gänzlich unbekannt ſind, und daß ſolche durch ganz andere Arten von Gedichten Proben ihres Geiſtes und Witzes ablegen. Ja ſelbſt, was mich am meiſten verdreuſt, ſelbſt unter den deutſchen Dichtern hat ſich einer eingefunden, der ohne roth zu werden, die Frage aufgeworfen:

Wer ſingt zur Hochzeit bey den Britten?

Wo ich nicht ſehr irre; ſo ſchließt man hier: weil die Franzen und Britten keine Hochzeitdichter haben; ſo ſolten auch wir Deutſche billig nichts von Hochzeitgedichten wiſſen. Wahrlich! ein trefflicher Schluß! Gerade, als wenn dieſe hochmüthigen Völker uns wären zum Muſter gegeben worden. Gerade, als wenn wir nichts thun dürften, was ſolche unterlaſſen. Entweder ich muß mich ſehr betriegen, oder die Engelländer glauben nicht, daß **Leibnitz** eine gewiſſe Rechnung, die ich bey Hochzeitgedichten nicht brauchen kann, erfunden habe; und die Franzoſen wollen nicht zugeben, daß ihr **Carteſius** ſchlechter ſey, als unſer **Wolf.** Woferne wir uns ſo genau nach dieſen Völkern richten müſſen, daß wir nichts thun dürfen, was ſie nicht thun: ſo werden wir uns auch wohl nicht einbilden dürfen, daß **Leibnitz** der Erfinder ſeiner Rechnung, und **Wolf** beſſer als **Carteſius** ſey. Und ehe ich mich dazu bequemte, möchte ich lieber kein Deutſcher ſeyn. Sind die Engelländer und Franzoſen bloß auf Heldengedichte, auf Gedichte, die für die Schaubühne gehören, und dergleichen mehr, erpicht, und ſuchen ſie darinnen ihren Ruhm: was fragen wir darnach? Man laſſe ihnen denſelben, und wenn ſie ihn auch ganz alleine behielten. Denn geſetzt, daß wir in der Art von Gedichten nicht das geringſte aufweiſen könnten; ſo können ſie uns doch auch kein einzig Hochzeitgedicht von ihrer Arbeit vorlegen, und wir bleiben alſo ihre Meiſter in Hochzeitgedichten.

Jedoch das iſt eine Kleinigkeit. Der Einwurf hat mehrern Schein: wenn man vorgiebt, daß die Hochzeitgedichte den Ruhm der Deutſchen mehr beflecken, als zieren; und wenn man ſie zu dem Ende beſchuldigt daß ſie nichts, als gedankenloſe Reime ſind. Ich kann mich dieſes Einwurfs nie anders, als mit Aergerniß, erinnern; und ich glaube auch, daß nie ein Einwurf unverſchämter und verleumderiſcher ſeyn könne, als dieſer iſt. Der Wunſch, der das Weſen des Hochzeitgedichtes ausmachet, kann ja nimmer ohne Gedanken ſeyn. Gedanken von der Brautnacht, vom Eheſtande, von der Glückſeligkeit, von Kindern, ſind ja Gedanken; und ich will mich ſelbſt zum Pfande ſetzen, daß man ſolche in jedem Hochzeitgedichte antrifft. Allein ich ſehe ſchon, worauf man zielet. Man ſticht die Ausführung des Gedichtes an, die vor dem Wunſche hergeht. Und da geſtehe ich gerne, daß ſolche mehrentheils leer von Gedanken iſt. Ich ſelbſt mache zehnmal ein Gedichte, da ich nicht eher weis, was ich haben will, als bis ich auf den Wunſch komme. Allein ich zweifle ſehr, ob daran eben was gelegen ſey. Das übrige, was außer dem Wunſche in einem Hochzeitgedichte vorkömmt, ſoll doch nur dazu dienen, den Wunſch einzukleiden, und geſchickt an den Mann zu bringen. Geſetzt alſo, daß das ganze Gedicht, bis auf den Wunſch, keinen einzigen Gedanken in ſich faſſe; wird das eine Urſache ſeyn, das Hochzeitgedicht ſelbſt zu verwerfen? Gewiß! ſo müßte unſre artige Braut auch mit dem Schneider zanken, daß er ihr das Brautkleid nicht aus eben dem Stoffe gemacht, woraus ſie ſelbſt beſteht; und mit dem Koche, daß er die Paſtete nicht in einer andern Paſtete aufgeſetzt. Nein! es iſt falſch! es iſt grundfalſch! daß die Hochzeitgedichte gedankenlos ſind; noch falſcher aber, daß ſie dadurch dem Ruhme der Deutſchen einen Schandfleck anhängen. Sie geben vielmehr durch ihre Menge einen unleugbaren Beweis, daß Deutſchland noch überflüßigen Vorrath an Dichtern habe, und Köpfe, voll Witz und Geiſt zeuge. Und das iſt ein Vorzug für die Hochzeitdichter, der nicht hoch genug kann geſchätzet werden, und der allein ſchon eine ziemliche Glückſeligkeit derſelben ausmacht.

Eben dieß wird man auch von der Bequemlichkeit urtheilen müſſen, deren ſie mitten unter ihren häufigen Arbeiten genieſſen. Alle Vortheile, ſie mögen Namen haben, wie ſie wollen, Ehre, Ruhm, Anſehen, Schätze, Gönner und Gönnerinnen, Freunde und Freundinnen, heißen nichts: wenn Sorgen, und Nachſinnen, und die mühſamſten und beſchwerlichſten Arbeiten, und ein ſaurer Schweiß, der unaufhörlich über Hände und Geſicht fließt, den Genuß derſelben verſalzen. Ein ſtilles, und ruhiges, und bequemes Leben geht über alles; und darnach ſtrebet ein jeder; und denjenigen preiſet man erſt glückſelig, der ſeine Tage zurück legen kann, ohne daß er an ſich erfahren dürfe, was die ſaure Mühe der Arbeit, und der Schweiß im Angeſichte zu bedeuten habe. Man ziehe dieſes auf uns Hochzeitdichter. Frey von Arbeiten können wir freylich unſer Leben nicht nennen. Unſere Hochzeitgedichte ſind eben unſere Arbeiten, und ſolche gehen ohne Aufhören immer in einem fort. Denn alle Augenblick, da eine vornehme Hochzeit vollzogen wird; da rüſtet auch ſchon ein vornehmes Paar wieder zu einer neuen zu: und ſo können auch wir nicht ſobald ein Hochzeitgedichte unter die Preſſe ſchicken; als wir ſchon wieder zur Verfertigung eines friſchen die Feder ſpitzen müſſen. Daher finden ſich unſre Arbeiten eben ſo häufig ein, als die Hochzeiten; und was iſt wohl häufiger, als dieſe? Aber das machet unſere Tage glückſelig, daß wir die unſchätzbare Kunſt verſtehen, uns die Arbeit leicht zu machen, und daß uns kein einziges Hochzeitgedicht die geringſte Mühe verurſachet. Ein wenig

Witz und wenig Feuer, Alltagsgedanken, die man nicht weit ſuchen darf, ſelbſt eine abgedroſchene Erfindung des grauen Alterthums, wenn ſie nur ein neues Kleid bekommt, eine kleine Nachricht von den Geheimniſſen der Brautnacht, ein wenig Beleſenheit in dem Albertus Magnus, einige Betrachtungen über die Erzeugung des Menſchen und die Wiege, nebſt etlichen Zweydeutigkeiten, die, Leuten vom Sperlingsnaturelle nimmer dunkel, nimmer unangenehm klingen, ſind ſchon genug, ein ziemlich Hochzeitgedicht zu machen, das ſeine Leſer vergnügen kann. Wie leicht gelangt man zu dieſem allen? Und dennoch iſt dieß alles, womit unſere Hochzeitdichter ſtutzen. Daraus wird man denn leichtlich einſehen, daß wir bey unſern Arbeiten aller nur erſinnlichen Bequemlichkeit genießen; und daher wird man aufhören, ſich zu wundern, daß wir ſo hurtig mit unſern Gedichten fertig werden, und daß wir deren ſo eine große Anzahl liefern können. So bald wir zur Arbeit ſchreiten: ſo ſprechen wir unſern Geiſt von aller mühſamen Ueberlegung frey; wir entſchlagen uns aller Tiefſinnigkeit; wir hüten uns gar ſehr, in das innere Weſen der Dinge hinein zu dringen, und ſolches durchzugrübeln; es fällt uns nicht einmal ein, daß wir zu einem Gedichte Gelehrſamkeit brauchten, und lange darauf ſtudieren ſollten. Wir ſind nicht ſo eigenſinnig, daß wir weitläuftige Vergleichungen der Gedanken anſtellen, und ſo dann erſt mit Sorgfalt unter denſelben wählen, und ſolche ordnen ſollten. Die Reime, die allerliebſten Reime ſind alles, was wir ſuchen dürfen. Und ſo bald wir ſolche gefunden haben; ſo iſt es nicht anders, als wenn wir zu einer Quelle gelanget wären, aus welcher ſich ein Strom ergießt, der einen Reichthum und Ueberfluß von Gedanken und Erfindungen gerade auf uns zutreibt, wobey alle unſre Arbeit im Einſammlen beſteht. Mit einem Worte, woferne unſere Hochzeitgedichte noch einige Mühe verurſachen: ſo trifft ſolche doch nur unſern Kiel und die Hand, welche ihn führet; da hingegen der Kopf in ſeiner ſtolzen Ruhe bleibt.

Ich leugne indeſſen nicht, daß ich zuweilen, wiewohl ſehr ſelten, Hochzeitgedichte antreffe, die ganz anders ausſehen, und die ihren Verfaſſern vermuthlich nicht ſo leicht, als mir die meinigen, ankommen. Ich bemerke weit mehr Geiſt, weit mehr Feuer, weit mehr Kunſt, weit neuere Erfindungen weit reichern Putz in denſelben. Ich finde darinnen die größte Zärtlichkeit, und die feurigſte Liebe, nach allen ihren Zügen, und nach ihren verborgenſten Reizungen abgeſchildert: allein es iſt nicht anders, als wenn die Tugend ſelbſt das Bild entworfen hätte; und als wenn ich die Sprache der ſchamhaften Keuſchheit aus allen Zeilen läſe. Der Dichter denkt beſtändig ſo ſcharf und tiefſinnig, als ein Philoſoph, und iſt in allen ſeinen Sätzen ſo ſtrenge, als ein Moraliſt. Und da möchte vielleicht mancher behaupten, daß billig alle Hochzeitgedichte alſo beſchaffen ſeyn ſollten. Allein man wird mir erlauben, in dieſem Stücke ganz andrer Meynung zu ſeyn. Ich ſehe leicht ein, wie ein Gedichte von der Beſchaffenheit die Kräfte des Dichters angreifen müßte. Wie viel Wiſſenſchaft, und Kenntniß des Menſchen, und Ueberlegung, und

Witz, und Nachſinnen wird ſolches nicht erfordern. So ſauer habe ich es mir bey meiner vieljährigen Praxi nimmer werden laſſen. O nein! ich weis die denkenden Kräfte meines Geiſtes beſſer zu ſchonen, als daß ich ſolche bey Hochzeitgedichten vor der Zeit verzehren ſollte; und bin dennoch auch kein ungeſchickter Hochzeitdichter; und verdiene dennoch mit meinen Hochzeitgedichten Dank. Wer mehr Fleiß und Mühe, als ich, auf Hochzeitgedichte verwendet, von dem muß ich mir nothwendig nur ſehr ſchlechte Gedanken machen. Denn entweder er ſtürmet mit Gewalt auf ſeine Seele ein, und wird ein poetiſcher Selbſtmörder; oder er verſteht nicht, wie er ſich der Vortheile und Freyheiten eines Hochzeitdichters bedienen, und mit Bequemlichkeit arbeiten kann; oder endlich auch, er hat noch nicht gelernet, was für einem Schickſale Hochzeitgedichte unterworfen ſind. In wenig Tagen werden ſie von den Hochzeitgäſten in der Haushaltung verbraucht: und vielleicht würde nicht eine Zeile davon übrig bleiben, noch jemalen wieder zum Vorſcheine kommen, wenn nicht Braut und Bräutigam etwa noch ein Exemplar zur Nachricht für ihre Kinder und Kindeskinder, und als ein Document, daß ihre Hochzeit nicht im Winkel gefeyert, ſondern öffentlich beſungen worden, beylegten; oder wenn nicht der Poet ſelbſt die preiswürdige Sorge trüge, daß er jedes Hochzeitgedicht, welches er gemacht, alſobald ins Reine in ſeine Sammlung einſchriebe, und daſelbſt ſo lange im Manuſcripte, bis zum Drucke ſeiner poetiſchen Werke aufbehielte. Zu viel Mühe auf Gedichte verwenden, denen es nicht beſſer ergeht, und die ſich nur eine ſo kurze Zeit unter ehrlichen Leuten können ſehen laſſen, das kann nichts anders, als eine ſchändliche Unbeſonnenheit und eine ausſchweiſende Uebereilung, heiſſen. Ich bleibe alſo dabey, daß niemand weniger, als ein Hochzeitdichter, verbunden ſey, ſeine Gedichte mit beſondern Fleiße und nach den beſchwerlichen Regeln der Kunſt auszuarbeiten. Vielmehr iſt es klar und offenbar, daß die Hochzeitdichter insgeſammt, bis auf wenige Eigenſinnige, eben dadurch einer recht großen Glückſeligkeit fähig werden, daß ſie von ihren Arbeiten Mühe und Beſchwerden zu trennen wiſſen.

Und was wird man denn von den Hochzeitdichtern gedenken müſſen? wenn ich zu jenen beyden nun auch noch den dritten Grund hinzuſetze, und mich auf ihre Verdienſte um das Policeywesen berufe? Wer weis nicht? Wie viel in wohl eingerichteten Republiken an einer guten Policey gelegen iſt. Wer weis aber auch nicht, daß dieß die eigentliche Abſicht dabey ſey, daß die verſchiedenen Stände eines Staats auch durch äußerliche Zeichen von einander ſollen unſchieden werden, und der Unterſchied unter denſelben gleich bey dem erſten Anblicke in die Augen fallen ſoll? Dahin haben denn auch die erſten Stifter der Staaten gleich anfangs ihre Sorge gerichtet; und die Kleiderordnungen inſonderheit haben ihnen lange Zeit dabey zum Mittel dienen müſſen. In der That iſt auch wohl nichts geſchickter, einen Stand von dem andern zu unterſcheiden, als eben ein Unterſchied in den Kleidungen. Allein, was iſt ſeit dem Verfalle des Policeyweſens davon übrig geblieben? Da es einem jeden nunmehr freyſteht, ſich nach ſeinem Dünkel zu kleiden; und da unſre Dienſtmägdchen eben ſo wohl, als das vornehmſte Frauenzimmer in Reifröcken und engliſchen Mänteln einhertreten: Wer wird jetzt von dem Stande eines Menſchen ſicher nach ſeiner Kleidung urtheilen können? Mit einem Worte: Von dem Unterſchiede der Stände iſt faſt gar keine Spuhr mehr übrig; und darüber ſeufzen alle rechtſchaffene Patrioten; und keiner iſt doch im Stande, denſelben wieder herzuſtellen. Die Hochzeitdichter ſind die einzigen, die durch die That ſelbſt das Ihrige redlich dazu beytragen, und der eingeriſſenen Unordnung doch in ſo weit ſteuren, daß man noch bey Hochzeiten einigen Unterſchied der Stände wahrnimmt. Denn da ihre Muſe nur bey fetten Hochzeitſchmäuſen vornehmer Bräutleute ſchwärmet: ſo ſind und bleiben Hochzeitgedichte ein untriegliches Kennzeichen, daß allerdings das eine vornehme Hochzeit ſey, bey welcher Gedichte ausgetheilet werden. Daraus kann man gleich ſehen, daß die jungen Verliebten in Anſehen und Würden ſtehen, zu weitläuftigen und großen Geſchlechtern gehören, und viele gehorſame Diener haben, die ihrer Gunſt und Gewogenheit bedürfen. Denn wer würde wohl Leute, die nichts bedeuten, die ihm nichts angehen, von denen er nichts zu hoffen hat, und die ihm ſo wenig ſchaden, als helfen können, mit Hochzeitgedichten beehren? Indem aber die Hochzeitdichter alſo durch ihren Eifer den Vorzug vornehmer Hochzeiten vor geringen kenntlich machen, und in dieſem Stücke noch den Unterſchied der Stände aufrecht erhalten: ſtiften ſie denn nicht in Republiken einen Nutzen, den ihnen der Staat nicht genug verdanken kann, und wofür ihnen das ganze Geſchlecht der Brautleute muß verpflichtet bleiben?

Ich würde dieſen Beweis für bündig und unüberwindlich ausgeben; und ich würde darauf wider jeden pochen, der mir ſtreitig machte, daß die Hochzeitdichter nützliche und brauchbare Glieder des Staats, und bey jetzigen Umſtänden in Republiken unentbehrlich ſind: wenn mir nicht noch ein Einwurf im Wege ſtünde, der ſo ſcheinbar und blendend iſt, daß er mir leicht allen Beyfall verderben könnte. Ich habe angenommen, daß Hochzeitgedichte ein Kennzeichen vornehmer Hochzeiten ſind: allein mich dünkt, ich höre ſchon die ſpöttiſche Stimme unſrer Feinde dagegen kreiſchen. Wie? rufen ſie, ſind Schneider- und Schuſterhochzeiten denn auch vornehme Hochzeiten? oder hat man kein Exempel, daß auch ſolche mit Hochzeitgedichten gepranget haben?

Der Gratulanten Schwarm kömmt ſtets vermehrter wieder;
Wenn wo ein Schneider freyt, ein Schuſter Hochzeit macht,
Erſcheint das Heldenrohr. **von Nelle.**

So ſchreibt ein junger Dichter, den ich für meinen Freund halten würde, wenn er ſich nicht ſelbſt öffentlich für einen Feind aller Hochzeitdichter erklärte. Der Einwurf iſt mir indeß gefährlich; daher muß ich ſuchen, ihn hinweg zu räumen, und meinen Beweis in Sicherheit zu ſetzen. Und ich zweifle nicht, daß es mir darinnen gelingen ſolle. Das getraue ich mir nicht, zu leugnen, daß jemalen auf Schneider- und Schuſterhochzeiten Gedichte gemacht werden: aber das leugne ich, daß Hochzeitgedichte zur Unterſcheidung der Stände keine Kraft haben, und keine vornehme Hochzeit vor einer geringern ſollten kenntlich machen. Leiſten ſie ſolches gleich nicht ſelbſt: ſo leiſten ſie es doch durch ihre Menge. Wenn auf Schneider- und Schuſterhochzeiten zwey Gedichte gemacht werden, ſo iſt es ſchon ſehr vieles. Aber was heißen zwey Gedichte bey einer vornehmen Hochzeit? Da finden ſie ſich in weit größerer Anzahl ein, und je vornehmer die Hochzeit iſt, deſto zahlreicher ſind auch immer die Hochzeitgedichte. Bis auf zwanzig und dreyßig vermehren ſie ſich nicht ſelten bey einer einzigen Hochzeit; wenigſtens in unſern glückſeligen Gegenden. Eben darauf, eben auf ihre Menge ziele ich; und darauf zielet auch jedermann, der Hochzeitgedichte als ein Kennzeichen vornehmer Hochzeiten annimmt. Wie ſollte es ſonſt zugehen, daß man beſtändig forſchet, nicht ob wohlgeſetzte, ob regelmäßige, ob ſchöne; ſondern nur, ob viele, und wie viele Gedichte denn auf dieſer oder jener Hochzeit geweſen? Und würde das Brautpaar mit ſeinen Angehörigen wohl mit Recht auf einen Menſchen zürnen, der ihnen ein Hochzeitgedicht ſchuldig geblieben: wenn nur andere ihrer Schuldigkeit beſſer nachgekommen ſind? Wahrlich nicht: woferne dieſen

ſen nicht eben an der Menge gelegen wäre; und woferne jene nicht einzig und allein nach der Vielheit der Gedichte die Würde des Hochzeitfeſtes abwögen. Es hindert alſo nichts, daß auch Schneider- und Schuſterhochzeiten mit Gedichten gekrönet werden. Vornehme Hochzeiten werden dem ungeachtet von jenen genugſam unterſchieden, und über dieſelbe durch ein reiche Anzahl von Hochzeitgedichten erhaben.

Ich muß hier mitten in meinen Beweiſen abbrechen, hochvergnügtes Brautpaar! Ich habe noch weit mehr Gründe für die Glückſeligkeit der Hochzeitdichter zurücke; als ich bisher ausgeführet habe. Es ſind liebliche und verſohnliche Leute: denn ſie ſehen nicht auf Freundſchaft oder Feindſchaft; ſondern bloß auf den Rang und Stand des Brautpaares; und tragen kein Bedenken, auch auf ihre ärgſten Feinde Gedichte zu machen, und ſolchen alles Gutes zu wünſchen. Es ſind nothwendige und unentbehrliche Leute. Eine Menge von Unwiſſenden in der Hochzeitdichterey muß zu ihnen ihre Zuflucht nehmen, und ſie ſuchen, und ihnen die beſten Worte geben. Es ſind die untrüglichen Propheten unter allen, die wir zu unſern Zeiten noch haben. Denn was ihr Wunſch weiſſaget, das ſind größtentheils Dinge, die nach dem ordentlichen Laufe der Natur nicht leicht ausbleiben. Es ſind Dichter, die ſich mit ihrer Leyer redlich nähren, und bey denen es wenigſtens falſch wird, daß die Poeſie eine brodtloſe Kunſt ſey. Ich kenne an andern Orten Hochzeitdichter, denen jeder Bogen mit klarem Golde bezahlet wird. So gülden ſind nun zwar unſre Zeiten allhier noch nicht: aber deswegen arbeiten wir doch nicht umſonſt. Denn wer ein Hochzeitgedicht von uns erhalten hat, der bittet uns doch wenigſtens auf Coffee, Butterbrodt und ein Glas Wein zu ſich. Wie vieles ließe ſich noch von dieſem allen, und noch unzählig mehrerern, das ich noch auf dem Herzen habe, ſagen und zur Beſtätigung unſerer Glückſeligkeit beybringen? Wie geſchickt könnte ich meinen Erweis anwenden, um bey ihnen und den vornehmen Hochzeitgäſten Hochachtung, und Bewunderung, und Liebe gegen die Hochzeitdichter zu erwecken; alle übrige Dichter auf uns neidiſch zu machen, und auf unſere Fußſtapfen zu lenken, und endlich unſern Feinden und Verächtern eine Schaamröthe über die andere abzujagen. Allein ich muß beſorgen, daß, wenn ich allen dieſen Stücken genug thun, und zu dem Ende nur das nöthigſte aus einander ſetzen wollte: daß ich vielleicht gar mit einer Schrift, die auf die Hochzeittafel gehöret, vor dem Kindbette erſcheinen müßte. Daher will ich lieber allhier ſtille ſtehen, und indem ich mit einer innerlichen Zufriedenheit glaube, daß die Gründe, welche ich wirklich beygebracht, ihnen ſchon das Bekenntniß abdringen, daß wir Hochzeitdichter wahrhaftig glückſelige Leute ſind; nunmehr mit dieſem aufrichtigen Wunſche den Schluß machen.

Die Liebe kröne ſie, hochvergnügtes Brautpaar! den letzten ihrer Brautabende heute mit eigener Hand; und in dem Anfange ihres wirklichen Eheſtandes müſſe ſich alles Vergnügen vereinbaren, wovon Hochzeitdichter nur jemals geleyert haben! Unruhe und Misvergnügen müſſe ſich künftighin ſo wenig zu der Schwelle des Hauſes nahen, in welchem ſie von nun an vereinigt leben werden, als Hochzeitdichter ſich mit einer Muſe der **Homere** und **Virgilen** gemein machen. Kein wohlgerathenes Gedicht müſſe ſeinem Meiſter eine ſo große Selbſtzufriedenheit ſchenken; die Zufriedenheit über ihre Verbindung müſſe dennoch ungleich größer bleiben! Ihr Geſchlecht wachſe und blühe! und die Anzahl ihrer würdigen Nachkommen ſteige ſo hoch, daß die Ehrentage derſelben allen Hochzeitdichtern auf dem ganzen Erdkreiſe zu ſchaffen geben! Sie ſelbſt aber müſſen bis auf ſpäte Jahre unverrückt einer Glückſeligkeit genießen, die, damit ich ihnen was rechtes wünſche, die ſelbſt alle Glückſeligkeit der Hochzeitdichter unendlich weit überſteiget!

* *

Die Wirkungen des Umganges mit andern.

O daß die Freunde mir mit nützlichen Geſprächen
Stets Ekel und Verdruß in langen Stunden brächen,
Wenn in der Einſamkeit, die meine Neigung flieht,
Ein ungefährer Schmerz die Stirn in Runzeln zieht.
Vor ihr bebt meine Luſt, und iſt von kurzer Dauer,
Sie überſchüttet mich mit einem kalten Schauer,

Der Umgang treibt ihn fort, und klärt mein Antlitz auf,
Und das erſt träge Blut kam in geſchwindern Lauf.

Was die Natur erſchuff, die Sinne zu ergötzen,
Was man nur ſehen darf, um ſeinen Werth zu ſchätzen,
Was zur Entzückung reizt, durch Schönheit oder Pracht,
Die klugen Augen lockt, und ſie voll Wolluſt macht:
Was in dem jungen Lenz in lauen Lüften flieget,
Und durch Geſang u. Schall ein lauſchend Ohr vergnüget;
Fühlt auch den ſüßen Trieb, die Einſamkeit zu ſcheun,
Wo öde Stille herrſcht, und will geſellig ſeyn.
Die Bäume grünen mehr, wenn ihrer Zweige Schatten
Mit andern Bäumen ſich vertraut zuſammen gatten;
Die Rebe wird voll Luſt, die ſich um Ulmen ſchlingt,
Daß ſie im Herbſte dann mehr ſüße Trauben bringt.
Die Blumen, die im May die Schäferinnen pflücken,
Am Feſttag, wenn man tanzt, die weiße Bruſt zu ſchmücken,
Blühn in Geſellſchaft auf, und lächeln nicht ſo ſchön,
Wenn nicht auf ihrer Flur auch andre Blumen ſtehn.
Wie könnte denn ein Menſch in Wüſten einſam ſchweifen,
Wo niemals Blumen blühn, und niemals Früchte reifen:
Wo vor dem Ekel ihn kein Umgang je bewahrt,
Da ſelbſt das Rauhſte ſich mit gleicher Gattung paart.
Im Meere, welches doch oft Sturm und Wetter ſchwärzen,
Sieht man Delphinen gehn, und mit Delphinen ſcherzen,
Und wie der Fiſche Heer ſtets mit einander ſchwimmt,
Wenn ſie kein Schwerdtfiſch jagt, noch ſie zum Raube nim̃t.
Geh in den finſtern Forſt, du wirſt die Thiere ſehen,
Die wir erſt wild gemacht, in großen Haufen gehen,
Wenn nur des Jägers Grimm die Freyheit ihnen gönnt,
Und ſie voll Blutdurſt nicht durch Hund u. Jagdhorn treñt.

Der Trieb iſt allgemein: er wird in rauhen Geiſtern,
Wenn ſie noch Menſchen ſind, der Herzen ſich bemeiſtern,
Wenn ſeine Wolluſt ſie mit holder Macht erweicht,
Daß ihre Rauhigkeit bebend vor ihm entfleucht.
Ich ſchwöre bey der Kraft, die uns mit ihm beſeelet,
Daß dem bey der Geſtalt die Menſchlichkeit doch fehlet,
Der unter Menſchen lebt, und nie beleidigt wird,
Und doch von ihnen eilt und in die Wälder irrt.
Selbſt Timon dem der Zorn ein Kleid von rauhen Fellen
Um beyde Schultern warf, die Menſchheit zu verſtellen,
Verrieth den ſüßen Zug auch mitten im Entfliehn,
Er floh die Menſchen nicht, die Menſchen flohen ihn.
Die Schmeichler ſchlichen fort, die erſt zu ihm gedrungen,
Eh noch das leichte Glück ſich von ihm aufgeſchwungen,
Die er vom Staub erhöht, und die er groß gemacht,
Flohn neben ihm vorbey, als hätten ſie nicht acht.
Doch ward ſein menſchlich Herz noch, als er floh, verſuchet,
So zornig er den Trieb zum Umgang auch verfluchet;
Er nahm ein Thier mit ſich, das ihm nicht untreu ward,
Denn es war zum Entfliehn von allzuträger Art.
So mußte mancher oft in öde Wälder flüchten,
Doch nicht den ſchönſten Zug unmenſchlich zu vernichten.
Daß ihn der Trieb zur Flucht auf kurze Zeit erſtickt,
That der Tyrannen Wut, die ſtets den Stahl gezückt:
Wie bey entſtandnem Sturm das Volk der Tauben zittert,
Das auf den Feldern fliegt, wenn es den Habicht wittert;
Sie irren einſam um, und einzeln und zerſtreut
Fliehn ſie in Buſch und Wald zu ihrer Sicherheit.
Zwar andre zogen auch in unbewohnte Wüſten,
Sich wider Fleiſch und Welt allda beherzt zu rüſten,

Und in ſich ſelbſt gekehrt, verlaſſen, und allein
Sahn ſie nach Fels und Kluft und flüchteten hinein.
Den kein Tyrann verjagt, kein Krieg zur Flucht bewogen,
Ward in die Einſamkeit durch Hochmuth fortgezogen;
Den trieb ein falſcher Wahn von Frömmigkeit und Gott,
Und den ein krankes Blut, und den der Thoren Spott.
Doch wie den Zärtling oft, dem in der Wolluſt Händen,
Der Weingott, Scherz u. Kuß, der Jahre Lenz entwenden,
Bis ihn ein Donner einſt vom feigen Schlaf erweckt,
Und in dem geilen Schoos der Weichlichkeit erſchreckt,
Ein leerer Wahn betriegt, daß er ſich fromm bedünket,
Wenn er alsdann nicht ſcherzt, nicht üppig küßt, noch trinket,
Sein Herz kämpft wider ihn, wo noch die Wolluſt bleibt;
Er kehret ſchnell zu ihr, wenn ihn nichts mehr betäubt:
So wird die Neigung oft, die mehr als Erzt entzücket,
Und mehr als Wolluſt reizt, verborgen, nie erſticket.
Und ſelbſt ein Menſchenfeind verjagt, mit Ungeſtüm,
Den ſchönſten Zug umſonſt; er regt ſich doch in ihm.
Vergebens tobt der Grimm des wildeſten Tyrannen,
Zum Trotze der Natur die Menſchen zu verbannen,
Wenn ein erzürntes Schwerdt ihm tauſend Opfer würgt,
Daß jeder ihn verflucht, und zaghaft ſich verbirgt.
Er ſieht mit wilder Luſt, der Bürger Blut vergießen;
Der Blutdurſt ſteht um ihn, u. wehrt, weñ Thränen fließen,
Daß nicht das Mitleid ihm die Grauſamkeit entführt,
Daß ihn kein ſterbend Ach, kein brechend Auge rührt.
Doch alle würgt er nicht. Man ſieht an ſeinen Seiten
Gebückte Schmeichler gehn, die ſeine Wut beſtreiten,
Ein ſclaviſch Lob beſiegt mit zauberiſcher Kunſt
Des ſtrengen Wütrichs Stolz und raubt ſich ſeine Gunſt.

Zwar ſelbſten übt er nie der Freundſchaft ſüße Pflichten;
Allein er läßt ſie ſich von andern gern entrichten,
Er wird den Schmeichlern hold; der Umgang macht ihm Luſt,
So herrſchet [illegible]e Natur mit Macht in ſeiner Bruſt!
Doch laßt das Glück ihn auch mit ſchnellen Wüten haſſen,
Wie er die Menſchen haßt; die Luſt wird ihn verlaſſen.
Der Schmeichler wird ſein Feind, den er für redlich hält,
Und er erkennt in ſich den Abſcheu aller Welt.
Es ſitzt der bleiche Schmerz im bebenden Geblüte,
Und raubt ihm Ruh und Luſt, und foltert ſein Gemüthe,
Dann tröſtet ihm kein Freund und unter Furcht und Pein,
Wenn er geſtürzet liegt, wird er ſein Mörder ſeyn.
   So bebt Pygmalion, vor dem die Tyrer beben,
Die unter ſeinem Joch, noch mehr als ſclaviſch leben,
Was den Tyrann erblickt, erzittert und erblaßt,
Die Menſchen Lieb entflieht; er haßt und wird gehaßt!
Es wachet um das Schloß, wo nie die Scherze ſpielen,
Nie Luſt und Anmuth lacht, die ſelbſt ein Grauen fühlen,
Wenn ſie ſein Antlitz ſehn, ein Kriegsheer, das ihm gleicht,
Damit ſich niemand naht, noch den Palaſt erreicht.
Stets einſam, ſtets voll Furcht irrt er in öden Zimmern,
Hier ſieht ſein wilder Blick erpreßte Schätze ſchimmern;
Der Geiz iſt neben ihm: der trotzige Tyrann
Seufzt dreymal laut dabey, und ſieht ſie zitternd an.
Was half es, Wütrich, dir, daß du beglückt zu werden,
Der Tyrer Unglück wardſt, der Haß und Fluch der Erden,
Und daß dich, deſſen Hand nie mildreich Gutes übt,
Zwar jeder zitternd ehrt, doch niemand zärtlich liebt?
Beglückter ſind, als du, frey von der Krone Bürden,
Entfernt von Reich u. Furcht, die Schäfer bey den Hürden,

Sie widmen wechſelnd ſich ein unverſtelltes Herz,
Und theilen ihre Zeit in Zärtlichkeit und Scherz.
Von ihrem ſüßen Kampf muß bald die Flur erklingen,
Bald höret ſie der Buſch von ihren Schönen ſingen;
Du aber herrſcheſt ſtolz, und doch wirſt du geqvält.
O Strafe gnug für dich, daß dir der Umgang fehlt!
Es ſchuff uns die Natur unwiſſend, ſtumm, und blöde,
Und ohne Geiſt und Witz; der Umgang gab die Rede,
Und Einſicht und Verſtand, und unſre beſte Kraft
Erfüllt er allgemach mit größrer Wiſſenſchaft.
Die Kraft, durch die der Menſch von Thieren ſich entfernet,
Durch die er ſich und Welt und Gott erkennen lernet,
Läg in dem tiefſten Schlaf itzt noch in uns verſteckt,
Wenn die Geſelligkeit ſie nicht daraus erweckt.
Wie, wenn ein ſtolzes Haus aus feſten Gründen ſteiget,
Doch ohne Pracht u. Schmuck ſich noch den Augen zeiget,
Die Künſtler ämſig ſind, damit es ausgeziert,
Verwunderung erregt, und lüſtre Blicke rührt;
Durch blendendē Chryſtall fällt nun der Sonne Schim̄ern,
Tapeten prangen hier in übergipſten Zimmern;
Hier reizt der Seulen Pracht, dort eine Schilderey,
Und alles ſpricht alsdann, wie groß der Bauherr ſey:
So ziert der Umgan[illegible]s, und ſuchet zu ergänzen,
Was unvollkommen reizt, und läßt es ſchöner glänzen,
Durch ihn wird die Vernunft, die Gott in uns gedrückt,
Und auch ſein Bild mit ihr, erregt, und ausgeſchmückt.
Einſt ließ der Vorſicht Schluß ein Kind von wilden Thieren,
In einen finſtern Wald von ſichrer Flur entführen;
Hier nährt es wilde Koſt, bey Thieren wuchs es auf,
Und thieriſch kroch es erſt, und thieriſch war ſein Lauf.

Zwar menſchlich an Geſtalt, jedoch wild an Geberden
Erhob es nie das Haupt und ſenkt es ſtets zur Erden;
Ein holes Murmeln ſtieg aus ſeinem Mund empor,
Doch niemals brach daraus Verſtand und Geiſt hervor.
Dieß kam vor die Natur, und als ſie da erblickte,
Wie Rauhigkeit und Wald die Menſchlichkeit erſtickte:
Sand ſie die Menſchen hin, wo dieſer Thiermenſch irrt,
Er ſtutzt: indem der Trieb in ihm ſchon wirkſam wird.
Der Menſchen Mitleid kam und riß ihn aus dem Leben,
Vor welchem ekelvoll Vernunft und Menſchheit beben.
Zwar die Gewohnheit ſtritt erſt wider die Natur,
Doch endlich folgt er gern auf die bewohnte Flur.
Es regte ſich in ihm die allgemeine Liebe,
Er ſah die Menſchen gern, und fühlte ſüße Triebe.
Der Umgang macht ihn klug, der ihn zu denken zwang,
Daß auch der Wahrheit Licht in ſeine Seele drang.
Vergebens runzelt dort ein heiliger Betrüger,
Der Sünde größter Feind, der böſen Luſt Beſieger,
Die heuchleriſche Stirn, und ruft: ihr Menſchen flieht,
Damit euch nicht die Welt in das Verderben zieht.
Flieht in die Einſamkeit, in eine ſtille Wüſte,
Der Umgang macht verrucht, und macht das Herz voll Lüſte,
Daß ſich die Tugend ſelbſt vor ihm nicht ſchützen kann,
Man ſieht es: denn er ſagts, und geht doch nicht voran.
Die Tochter der Natur wohnt nicht in finſtern Haynen,
Wo durch die Tannen nie der Sonne Stralen ſcheinen,
Wo keine Nachtigall mit holden Trillern ſingt;
Die ſüße Freundinn ruft, und ſie zur Antwort dringt.
Nein, wo die Tugend geht, da geht an ihren Seiten
Ein himmliſches Gefolg von mehr Vollkommenheiten.

Den Umgang flieht er nicht; den Reiz, der ſie verklärt,
Macht er mit holder Kraft den rohen Menſchen werth.
Der Völker Raubigkeit wird nur durch ihn beſtritten;
Er giebt den Geten ſelbſt mehr Anmuth in den Sitten,
Den Wilden macht er ſanft und zärtlich und gerührt,
Der nie, was Mitleid ſey, in harter Bruſt geſpürt.

Einſt, lehrt das Alterthum, warf Zevs, der Herr der Blitze,
Den Dichtergott Apoll von dem geſtirnten Sitze,
Weil ſein verwegner Pfeil die Götter umgebracht,
Die im Véſuv den Blitz mit ſchwarzer Fauſt gemacht.
Man ſah die Sterblichen noch in den Wäldern ziehen,
Und irrend und zerſtreut vor andern Menſchen fliehen.
Ihr Kleid war eine Haut, ihr Blick und Antlitz wild,
Und furchtbar die Geſtalt und ſelbſt des Schreckens Bild.
In Klüften ſchlieſen ſie. Die Nahrung, die ſie hatten,
War wilder Bäume Frucht, und ihre Wolluſt, Schatten.
Sie fühlten nicht den Trieb, der Götter ſelbſt entbrannt,
Die Großmuth war hier fremd, das Mitleid unbekannt.
Gezwungen ward Apoll ein Schäfer bey Admeten,
Bezaubernd ſang er hier auf holden Götterflöten,
Wie der verjüngte Lenz mit Blumen ſich bekränzt,
Und was den Som̄er ſchmückt, u. was im Herbſte glänzt.
Wie, wenn ein Bienenheer, wenn unter Zephyrs Füſſen,
Die Blumen wiederum auf fetten Wieſen ſprießen,
Mit ſummendem Getös aus ſeinen Stöcken eilt,
Und auf den Wieſen ſchwärmt und irrend ſich zertheilt,
Der Schwarm ſich gleich vereint und ſchnell zuſammen dringet,
Wenn in des Wärters Hand ein tönend Erzt erklinget:

So drang ſich zum Apoll, der als ein Gott geſpielt,
Das hier zerſtreute Volk, das ſeine Macht gefühlt.
Er lehrte ſie die Luſt, die nur alsdann erſcheinet,
Wenn ein genaues Band der Schäfer Herz vereinet.
Wenn ſie der Umgang reizt, und wenn die Rauhigkeit,
Die glatte Stirn verläßt, die dem Vergnügen draut.
Die erſt einander flohn, ſieht man vereint itzt wallen,
Und um der Freunde Hals den Arm vertraulich fallen.
Der Menſchenhaß entwich und in der Schäfer Bruſt
Drang mit den Tugenden der Liebreiz und die Luſt.
Nun ward das Mitleid ſtark und mächtig in den Herzen;
Es ward der andern Schmerz der Quell von eignen
Schmerzen.
Jedoch der andern Wohl ward auch ihr eignes Glück;
Der Freunde froh Geſicht erhellt auch ihren Blick;
Die Sitten wurden hold, es näherten ſich ihnen
Die fromme Redlichkeit, die Sanftmuth in den Minen.
Man kennte keinen Kampf, als nur den ſüßen Streit
Der Freundſchaft und der Treu, der Lieb und Zärtlichkeit.

C**

Gedanken von Bons Mots.

Wenn unter bons mots ſolche Reden verſtanden werden, welche artig abgefaſſet und ſinnreich ſind: ſo kann man ſie wohl ohne Bedenken für gute Worte und Reden halten. Aber es iſt nicht jedermann gegeben, auf eine ſolche Art zu reden. Wer ſich darzu zwingen will, der bringt, an ſtatt bons mots, elende Worte zu Markte, und hat weiter nichts davon, als daß er ausgelachet wird. Bey denen aber, welche Geſchicklichkeit genug haben, ſind ſie anders nicht gut, als wenn niemand dadurch beſchimpfet wird; oder dieſelben von großen Leuten, welche zu befehlen haben, gegen die, ſo Geboth und Verboth von ihnen annehmen müſſen, gebrauchet werden.

Der Doge von Genua war Anno 1683 zu Paris, und mußte, nebſt etlichen Senatoren, bey dem Könige Ludewig dem 14. wegen eines ſeiner Republik beygemeſſenen ungebührlichen Bezeugens, um Verzeihung bitten. Da man ihm nun alle in Paris, Verſailles, Trianon, und andern Orten befindliche Herrlichkeiten gezeiget hatte, und zu wiſſen verlangte, wie ihm dieſes alles gefiele: ſo hätte er wohl nichts beſſers ſagen können, als daß ihm in ganz Frankreich nichts beſſers gefalle, als der Doge von Genua, mit ſeinen Senatoren. Der Cardinal Richelieu ſollte ſich von dem Könige Ludewig dem 13 eine Gnade ausbitten; er verlangte aber weiter nichts, als daß künftig in der Lebensbeſchreibung gedachten Königes ſeiner möchte erwähnet werden; jedoch nur, wenn Frankreich mittlerweile mit ſo viel Provinzen, als zu einem Königreiche gehörten, erweitert worden. Dem Abt Riviere, welcher bey dem Herzoge Gaſton Baptiſta von Orleans in Dienſten war, ſich ſolcher aber mit gehöriger Treue nicht unterzog, geſchah nicht zu viel, als man von ihm ſagte, er müßte ſehr genau wiſſen, wie viel ſein Herr wiege, weil er ihn ſo vielmal nach einander verkauſt hätte. Die Gräfinn von Suze ſollte ſagen, warum ſie ſich von der reformirten Religion zu der catholiſchen gewendet hätte; und ihre Antwort war, weil der Graf von Suze der erſtern Religion zugethan geweſen, von welchem ſie ſich ſcheiden laſſen; ſo habe ſie ſich zu der catholiſchen bekannt, damit ſie nicht in einen Himmel zuſammen kämen. Der Herzog von Conde wagte im Jahre 1674 bey Senneff drey Schlachten, verlohr aber dabey faſt eine kleine Armee. Wie er nun merkte, daß die Generale dieſerwegen mit ihm durchgehends nicht zufrieden waren, ſo gab er ihnen den Troſt, daß, wenn die Einwohner in Paris eine einzige Nacht fleißig wären, die geſammte Zahl der Verlohrnen wiederum könnte erſetzet werden. Kurz vor dieſer berühmten Schlacht beklagte ſich auf der andern Seite der Graf von Stahrenberg, daß man keinen guten Champagnerwein haben könnte. Der Prinz von Oranien, welcher die alliirten Truppen commandirte, verſicherte ihn, daß er bald nach Champagne kommen, und daſelbſt Gelegenheit finden würde, ſich den beſten Wein auszuſuchen. Da man ihn nun als einen Kriegsgefangenen nach Reims führte, ſo hatte ſeiner Meynung nach ſolches geſchehen müſſen, weil der Prinz von Oranien ſonſt kein rechter Wahrſager geweſen wäre. Als die hohen Fontangen noch Mode waren, konnte man mit Recht dem Frauenzimmer verwerfen, daß ſie ihre Köpfe mitten auf die Leiber geſetzet hätten; und ein gelehrter Spitzbube meynte der verdienten Strafe dadurch zu entgehen, weil er nach Maaßgebung der pythagoriſchen Weltweisheit dafür gehalten, daß nicht allein die Seele der Menſchen aus einem Leibe in den andern, ſondern auch das Geld aus einem Beutel in den andern gehen müſſe.

Große Herren haben abſonderlich Macht zu reden, und andern ihr unanſtändiges Weſen vorzurücken, wie es ihnen gefällt. Wenn es dergeſtalt im Scherze und mit artigen Worten geſchiehet, ſo iſt ſolches noch dazu eine Gnade. Kaiſer Auguſtus hätte die unverſchämten Schmeichler, welche vorgaben, daß auf dem ihm gewidmeten Altare ein Palmbaum gewachſen, nicht beſſer abweiſen können, als daß er ſagte: So müſſet ihr auf dieſem Altare gar ſelten geopfert haben. Und die Athenienſer, welche Marcum Antonium zu einem Gotte, die Göttinn Minervam aber zu ſeiner Gemahlinn machen wollten, hatten nicht Urſache, ſich zu beſchweren, da der Kaiſer gleich darauf zu deſto beſſerm Unterhalte einer ſo großen und göttlichen Gemahlinn, ſechsmal hundert tauſend Thaler forderte. Kaiſer Carl der 5, konnte ſeinen Verdruß nicht bergen, als er einen reichen Abt auf einem prächtigen Pferde, und mehr Leute, als zu ſeinem Staate nöthig waren, ihm folgen ſah, und ſagte deswegen

wegen zu denen, ſo neben ihm ſtunden: Sehet doch, wie ſich das Almoſen tummelt. Der franzöſiſche General, welcher ſich bey dem Könige Henrico dem rühmte, daß er auch zu denen Hölzern gehöre, aus welchen man Marſchälle machen könnte, mußte mit der Verſicherung vorlieb nehmen, daß, ſo bald man hölzerne Marſchälle machen würde, ſeiner auch ſollte gedacht werden. Als in dem dreyßigjährigen Kriege der berühmte Herzog von Weimar nach Paris berufen wurde, und man mit demſelben überlegte, was für Oerter in Zukunft könnten angegriffen werden; der verwegne Pater Joſeph aber faſt niemanden reden ließ, ſondern auf der Charte immer eine Feſtung nach der andern mit den Fingern wies; ſo konnte ſich der Herzog nicht enthalten, zu ihm zu ſagen, daß man in Deutſchland haltbare Oerter nicht mit den Fingern einnehme. Und als dem Prinzen von Conde eine nicht allzuwohl gerathene Grabſchrift auf dem berühmten Moliere gebracht wurde: ſo erklärete ſich der Prinz, daß es ihm lieber ſeyn würde, wenn Moliere noch am Leben wäre, und ihm ſeine, des Verfertigers, Grabſchrift gebracht hätte.

Dergleichen bons mots ſind öfters die beſten Mittel, für Leute von allen Ständen, ſich aus der Noth zu retten, wenn ſie ſich bey einem unvermutheten Vorfalle ſofort nicht zu einer unnachtheiligen Antwort entſchließen können. Der Herzog von Alba wurde befraget, ob an dem Tage, da Churfürſt Johann Friedrich bey Mühlberg geſchlagen und gefangen wurde, die Sonne länger, als gewöhnlich, am Himmel geſtanden habe. Da er nun durch eine Unwahrheit ſich ſelbſt, durch treuherziges Bekenntniß aber die großen Leute von ſeiner Religion, welche ſolches als ein Wunderwerk allenthalben ausgebreitet, nicht beſchimpfen wollte, ſo ſchützte derſelbe vor: Er habe an gedachtem Tage auf der Erden ſo viel zu verrichten gefunden, daß er gen Himmel nicht ſehen können. Der ſchottiſche Geſandte, von welchem die Königinn Eliſabeth in England wiſſen wollte, ob ihre, oder der Königinn Maria in Schottland Hände am ſchönſten wären, meynte: In England wären der Königinn Eliſabeth, und in Schottland der Königinn Maria Hände allen andern vorzuziehen. Als Grotius bey ſeiner Rückreiſe aus Schweden tödtlich krank darnieder lag, und von unterſchiedenen daſelbſt befindlichen Geiſtlichen beſuchet wurde, welche ihm die in ſeinen Büchern befindlichen Irrthümer vorhielten, ſo wollte er ſich mit denſelben in keinen Wortſtreit einlaſſen, ſondern ſagte beſtändig: Non intelligo. Man gab auf die Herzoginn von Valerie, die dafür wollte angeſehen ſeyn, daß ſie in ihrem Convente alle Leidenſchaften verlohren, und weiter über nichts Freude oder Betrübniß empfinde, genaue Achtung, wie ſie ſich bezeugen würde, da man ihr den Tod des mit dem Könige erzeugten Herzogs von Vermandois meldete. Man hörte ſie aber weiter nichts, als dieſes ſagen: Wenn ich ſeine Geburt zur Gnüge werde beweinet haben, ſo will ich auch über ſeinen Tod Thränen vergießen. Der Abt, welcher zum Könige gerufen. und als er nicht zeitig genug erſchienen, ſauer angeſehen wurde, entſchuldigte ſich damit, daß er im Gebethe begriffen geweſen, dieſemnach mit einem Herrn, der allen Königen in der Welt vorgehe, zu ſchaffen gehabt habe. Zu Landau war eine Nonne, welche von dem Teufel beſeſſen ſeyn, und alle Sprachen reden ſollte. Da ſie nun in dem mit ihr angeſtellten Examine ſich nicht beſinnen konnte, was man ihr auf die im Lateiniſchen gethane Frage zur Antwort aufgeſchrieben hatte, abſonderlich aber in der Ausſprache viel Fehler begieng; ſo ſagte einer, welcher den Pater Joſeph, als Urheber dieſer Hiſtorie, gerne bey Ehren erhalten wollte: Dieſer Teufel iſt gewiß nicht lange auf Schulen geweſen; er redet ſehr übel Latein. Heinrich der 4, welcher ſonderlich zu dergleichen Repliken ſehr geſchickt war, konnte ſich nicht gleich faſſen, was er einem holländiſchen Geſandten ſagen ſollte, der ihm von wichtigen Sachen einen langen und verdrießlichen Vortrag gethan hatte. Als nun der Geſandte gleichwohl zu wiſſen verlangte, was er ſeinen Principalen ſchreiben ſollte; ſo ſagte der König: Schreibet ihnen, daß ihr eine lange Rede gehalten, und ich, ſolche zu hören, hinlängliche Geduld gehabt habe. Faſt eben auf den Schlag wurde auch der Rector von der Univerſität zu Paris von ihm abgewieſen. Denn als dieſer von ſeinem Complimente das Ende nicht finden konnte, und abſonderlich von Alexandro M. viel einmiſchte; ſo fiel er demſelben in die Rede, und ſagte: Alexander M. hat zu Mittage ordentlich geſpeiſet, ich will es gleichfalls thun. Der Biſchof, welcher einen gar zu prächtigen Hausrath hatte, die Leute aber überreden wollte, daß er das meiſte davon den Armen ſchenkte, wurde befraget: warum dieſen nicht gleich anfangs der Werth davon in Gelde zugeſtellet, und das Macherlohn erſparet würde?

Große, und bey ihren Herren in außerordentlichen Gnaden ſtehende Bediente und andere Perſonen haben bisweilen das Glücke, durch dergleichen zu rechter Zeit und mit vieler Behutſamkeit angebrachte Worte was Gutes auszurichten. Der König in Frankreich, Ludwig der 11, welcher ſich und ſeinem Staate gar öfters merklichen Schaden zufügte, wenn er Sachen von äußerſter Wichtigkeit übereilt, und ohne Zuziehung ſeiner geheimden Räthe beſchloß, ließ ſichs gefallen, als einer von ſeinen Lieblingen das Pferd, ſo ihm zum reuten diente, mit einer beſondern Aufmerkſamkeit betrachtete, und auf Befragen, was ſolches zu bedeuten habe, ſich vernehmen ließ: Dieſes Roß müßte ohne Streit das ſtärkſte im ganzen Königreiche ſeyn, weil es einen ſo großen Monarchen nebſt ſeinem ganzen Staatsrathe tragen könne. Aubigny wurde es zu gute gehalten, da er Henricum den 4, welcher ihn, wenn ſeine Beſoldung gefordert wurde, mit dem Complimente, daß er ihm in Gnaden gewogen bleibe, abſpeiſen wollte, verſicherte, daß dieſes gefährliche Worte wären, weil Hund und Katze bey ihm davon geſtorben. Ein bey dem letztverſtorbenen Könige wohl angeſchriebener Bediente hatte ausgerechnet, wie viel Millionen derſelbe jährlich einzunehmen habe, und bath, ihm die Einnahme von einer Viertelſtunde zu ſchenken, welches auch nach vorgehender Mäßigung erfolgte. Es bekam auch eine Dame den von ihr geſuchten Unterhalt, weil dieſelbe in der Bittſchrift angeführet hatte, daß ſie jederzeit ſehr tugendhaft gelebet habe, dieſemnach die königliche Begnadigung von keiner ſchädlichen Folge ſeyn könne, weil wenig kommen würden, die ſich mit Grunde der Wahrheit auch rühmen könnten, daß ſie ſage gelebt. Und der Mönch, welcher im Ballſpiele ſehr geübt war, konnte, als der König ſagte, es wären von einem Mönche zu ſchöne Schläge, ſich dieſes Lob nicht beſſer zu Nutze machen, als daß er antwortete, ſo müchen doch Eure Majeſtät, daß es Coups oder Schläge von einem Abbé werden.

Hingegen iſt es allezeit ſtrafbar, wenn durch dergleichen bons mots die heilige Schrift gemisbrauchet, oder jemand dadurch angegriffen wird, welchen man fürchten und ehren ſoll. Dahin gehöret der Einfall von Mad. de Pons, Schweſter des unglücklichen Herrn de Thou, welcher nebſt dem Grandmaitre de Cinqmars, größtentheils durch die Härte des Cardinals Richelieu hingerichtet wurde. Denn ſie ſagte nachgehends bey deſſen Grabſtädte: Herr, wäreſt du hier geweſen, mein Bruder wäre nicht geſtorben. Und der Geſandſchaftsprediger des berühmten Grotii, welcher, da ihm dieſer verboth, auf die andern Religionsverwandten in ſeinen Predigten zu läſtern, dagegen einwenden wollte, daß man dem heiligen Geiſte das Maul nicht verbiethen könne, hatte eine weit größere Strafe, als die Erlaſſung ſeines Amtes, verdienet. Der Pabſt Sixtus der 5, konnte es nicht leiden, als man über ſeine Schweſter ſpottete, welche in ihrem vorigen ſchlechten Stande mit Waſchen das Brodt verdienet hatte, nach des Bruders Erhebung aber als eine vornehme römiſche Dame bedienet wurde. Man gab Marforio einen Zeddel in die Hand, in welchem Paßquin befraget wurde, warum er ein ſo beſudeltes

Hemde habe, und zur Antwort gab, daß er keines könne geſäubert bekommen, weil alle Wäſcherinnen Gräfinnen würden. Der Erfinder ließ ſich durch des Pabſts Verſicherung, daß er bey offenherzigem Bekänntniſſe eine große Summe Geldes bekommen, auch das Leben erhalten ſollte, verführen, und gab ſich ſelbſt an; er bekam auch das Geld, und erhielt das Leben. Es wurden ihm aber Zunge und Hände abgeſchnitten. Unter der Regierung Königs Heinrichs des 4, war Buzanval Reſidente in London; bey ſeiner Zurückkunft machte er der Königinn Eliſabeth über des Pleſſis mornay Tafel die Wiſſenſchaft von vielen Sprachen ſtreitig. Er ſagte unter andern, daß ſich bey ihr das Franzöſiſche nach dem Engliſchen in der Ausſprache richten müßte, indem ſie nicht par dieu und par ma foy, ſondern paar maa foy, paar Diieu ſpräche. Der Königinn Eliſabeth, welche in allen Dingen wollte geprieſen, und abſonderlich vor gelehrt angeſehen ſeyn, deſſentwegen auch dem holländiſchen Geſandſchaftscavalier, von welchem ſie erfuhr, daß er beynahe in ſie verliebt wäre, beym Abſchiede ein Geſchenke gab, welches noch einmal ſo viel betrug, als was der Geſandte bekommen hatte, blieb ſolches nicht lange verborgen. Als nun Buzanval zum andernmale nach London geſchickt wurde, und die Königinn um Hülfe wider die Ligiſter erſuchen ſollte, ließ dieſe ihm paar ſaa foy ſagen, daß er ſie nicht ſehen würde, zu großem Schaden ſeines Königes, welcher die geſuchte Hülfe nicht erhielt. Der Pabſt Innocentius der 11, war nicht leicht von ſeiner einmal gefaßten Meynung zu bringen. Man mochte ihm Vorſtellung thun, wie man wollte, ſo hieß ſeine Antwort einmal wie das andre: Minge. Nein. Die Königin Chriſtina, welche auch nicht allemal erlangte, was ſie wünſchte, hieß ihn deſſentwegen nur Minge. Allein ſie hat vielfache Urſache gefunden, ſolches zu bereuen, weil er in Anſehung ihrer ein rechter Minge war, und derſelben öfters bey den größten Bedürfniſſen zu helfen wenig Luſt bezeugte. St. Evremont und der Graf von Bußi wollten beyderſeits vor Leute angeſehen ſeyn, welche nicht allein vor ſich ſelbſt wohl zu leben wußten, ſondern auch andern ſagen konnten, durch was für Wege ein wahres Glücke in der Welt könne erlanget und befeſtiget werde. Aber wer hat ſein Glücke ſtrafbarer Weiſe wohl mehr unter die Füße getreten als eben dieſe beyden?

Der erſte konnte ſich damit nicht begnügen, daß er wegen gewiſſer wider die Großen am Hofe, abſonderlich den Cardinal Mazarin ausgeſtoßnen übeln Reden eine Zeitlang in der Baſtille haushalten mußte; er verſcherzte auch die ganz beſondere Gnade des Herzogs von Conde, von welchen er nebſt dem Grafen von Mioſens urtheilte, daß derſelbe faſt alle Leute lächerlich machen wolle und dadurch ſelbſt lächerlich würde. Das ärgſte war, daß er auch den von dem Cardinal Mazarin getroffenen pirenäiſchen Frieden durchziehen, und alle für Frankreich erlangte Vortheile als etwas ſchädliches für dieſes Königreich anſehen wollte. Was konnte hierauf wohl anders erfolgen, als daß man ihn aus dem Königreiche verbannte, und ins Elend nach Landau ſchickte? Der Graf von Buſſy machte es beynahe noch ärger, und verſcherzte durch ſein unbebedachtſames Spotten des Königs Gnade. Er mußte noch dazu öfters, wenn der Mund und die Feder geſündiget hatten, mit dem Degen vortreten. Es wurde ihm ein General nach dem andern vorgezogen. Er beſchwerte ſich darüber, und meynte, ſolches mit gutem Rechte zu thun, weil er länger, als viel andre, die ihm nun vorgiengen, gedienet: bekam aber ein bon mot zur Antwort, daß er auch viel länger anderer großen und wohlverdienten Männer geſpottet habe.

Dieſes alles rühret bey dergleichen Leuten daher, daß ſie in ihre eigenen Einfälle verliebt ſind, und in Gedanken ſtehen, daß etwas großes würde verlohren gehen, wenn ſolche entweder in ihrer Geburt erſticket, oder da ſie ſchon zur Welt gebracht worden, nicht hier und da bekannt werden ſollten.

Aber ein Lob und Beyfall von ſolcher Art iſt um einen allzuhohen Preis erlangt, wenn man Ehre, Glück und Leben dabey in Gefahr ſetzen muß. Ueberdieſes iſt auch weder Lob noch Beyfall anderer, die eine tiefere Einſicht haben, ſo leicht dabey zu erhalten. Sie lachen, das iſt wahr, aber Anfangs über die Fehler, ſo andern vorgerückt werden; und nachgehends über die Strafe, ſo die unbedachtſamen Wortkrämer ſich dadurch zugezogen.

Ovidius, einer von den erſten Märtyrern unzuläßiger Schriften, war noch vor vielen andern zu entſchuldigen. Die Verliebten können ſich in ihrer Leidenſchaft am allerwenigſten zwingen, und wie ſie meiſtentheils gutherzig ſind, ſo wünſchen ſie auch, daß andre ſagen können:

Eueniant medii ſic mihi ſaepe dies.

Und könnten ſich dergeſtalt nicht enthalten, ihnen die Gelegenheit dazu zu zeigen. Dieſes reizte den guten Ovidium, libros und remedia amorum zu ſchreiben. Er hatte dergeſtalt aus Liebe geſündiget, und wurde mit Haß und Feindſchaft davor belohnet. Ein bel Eſprit und Verfertiger der Schmähſchriften aber wird weder von der Wolluſt noch einer andern heftigen Leidenſchaft getrieben, dergleichen unnützer und ſtrafbarer Arbeit ſich zu unterziehen. Dieſemnach kann er ſich mit keiner Uebereilung dießfalls entſchuldigen, ſonderlich wenn der herrliche Einfall ſchriftlich zu jedermanns Wiſſenſchaft ſoll gebracht werden. Bey jedweder Zeile, ja faſt bey jedem Worte, ſo geſchrieben wird, hat er Zeit, ſich zu bedenken. Es wird ihm wider ſeinen Willen dabey einfallen, daß kein vernünftiger Menſch ſich in einer Sache Mühe geben ſolle, wovor er auf alle Fälle keinen Gewinnſt zu hoffen, gewiß aber, wenn ſie ſchlimm läuft, Strafe zu erwarten hat. Wenn er nun durch dieſes alles vom reden oder ſchreiben nicht abgehalten werden kann, ſo wird ihn auch hierauf niemand beklagen, wenn er wie Ovidius, Libros Triſtium verfertigen, nach St. Evremonds Exempel von fremden Höfen Penſion, ſo auf gut deutſch Almoſen heißet, erbetteln, eine Hortenſe, derer Leben nach der alten und neuen Sittenlehre nicht eingerichtet, durch übermäßige Lobeserhebung bey guten wieder erhalten, oder wie Buſſy auf dem Lande Bußlieder machen muß. Es ſind dergleichen bons mots nach der itztbeſchriebenen Art, ſo luſtig ſie auch von außen klingen, wenn man ſie eigentlich betrachten will, dennoch keine Geburten luſtiger und aufgereimter Köpfe, ſondern die unbetrüglichſten Merkmaale, daß ſie von einem Miſantrope und Menſchenfeinde herkommen. Da dieſer nun alles, was er ſieht, höret und lieſt, vor böſe und lächerlich ausgeben will; ſo folget, daß er ſich ſelbſt dadurch vor aller Welt böſe und lächerlich machet. Und St. Evremond hätte, was er von dem Prinzen von Conde geurtheilet, mit mehrer Richtigkeit von ſich ſelbſt ſagen können. Im übrigen wird man gemeiniglich finden, daß diejenigen, ſo mit bons mots gleichſam ein Gewerbe treiben, am erſten anfangen, ſich ſelbſt darinnen zu gefallen, und nicht aufhören, ſolche hundertmal andern zu erzählen. Dadurch werden ihre Einfälle, wenn ſie gleich ſonſt noch gut genug ſind, zu verlegnen Waaren, und jedermann bekömmt einen Ekel, ſo wohl vor denſelben, als auch der Werkſtadt, in welcher ſie ausgearbeitet worden. Und das von Rechtswegen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Flucht aufs Land.

Fern von der Stadt, die mich zur Welt getragen,
Empfang mich itzt. mir angeſtorbnes Feld.
O hätt ich doch in meinen jüngern Tagen
Mit friſcher Fauſt auf dir die Saat beſtellt!
Wie glücklich wär mein Leben hingefloſſen,
Hätt ich nur dich, verwachſner Hayn, gekannt,
Und falſch geglaubt, was dein Bezirk umſchloſſen,
Das ſey allein für mich ein wohnbar Land.

Was nützt es mir, daß ich mehr Länder kenne,
Den Towr erblickt, des Louvres Bau geſehn?
Dieß? daß ich leicht den Laſtern Zutritt gönne,
Und ſie mich ehr in ihren Wirbel drehn?
Dieß? daß ich weis, wie ſtark ein Huzza klinget,
Wie durch den Kuß man Frauenzimmer grüßt?
Wie, wenn ein Fyck * im blutgen Luſtkampf ringet,
Ein junger Lord aus Vorwitz Wetten ſchließt?

Ich weis auch noch, ſo, wie Achill vorzeiten,
Wie man vom Rind ein Bruſtſtück ſchmackhaft brät,
Und kann mir ſelbſt den ſtärkſten Punch bereiten,
Der meiner Kunſt nicht einmal ſchlecht geräth.
Ich weis geſchickt den Opern nachzuſingen,
Und wie man recht Champagner Trauben trinkt;
Weis im Geſpräch zu pfeifen, trillern, ſpringen;
Und wie man ſich für Schöne tödtlich ſchminkt. **

Zuviel, zuviel der ſchönerlernten Sachen,
Der theuren Reiſ und meiner Sorgfalt Frucht.
Was einen Staat berühmt und groß kann machen,
Das blieb mir fremd; das hatt ich nicht geſucht.
Doch lernt ich dich, mein Vaterland, verhöhnen,
War gleich dein Werth mir völlig unbekannt.
Mir dünkt es Witz, wenn ich, mit fremden Tönen,
Dich ungeſchlacht und ohne Witz genannt.

Wie manche Frucht die Süßigkeit verliehret,
So bald man ſie in fremdes Erdreich ſenkt:
So ward auch mir die reine Zucht entführet,
Die mich bisher zur Sittſamkeit gelenkt.

---

* Ein ehemaliger berühmter Klopfechter in London.
** Dieß iſt, was man in Paris heißt, ſe donner un air aſſaſſin.

Ich kam zurück mit ungezognern Sitten,
Und war beynah der Höflichkeit entwöhnt.
Doch ward um mich von Schönen ſelbſt geſtritten,
Ich mit dem Ruhm der Artigkeit gekrönt.

Unwürdig Lob, du Schimpf in weiſern Ohren;
Denn wahrer Ruhm folgt keiner Eitelkeit;
Erfreu fortan das blöde Herz der Thoren,
So wie du mich einſt ungerecht erfreut.
Itzt ſchwör ich dir, mit unverſöhntem Haſſe,
Was Hannibal den Römern ehmals ſchwur;
Und da ich das, was dich gebahr, verlaſſe:
So wittre du niemals von mir die Spur.

Der Winkel hier, wo ich auf viele Meilen
Von keiner Stadt die Spitzen finden kann,
Der wird vor dir mir Sicherheit ertheilen,
Und lachet mich vor andern Oertern an.
Sein grünes Thal, um das ſich Berge thürmen,
Vor denen man mein nahes Haus nicht ſieht,
Kann mich wohl leicht vor deinem Anfall ſchirmen,
Da noch ein Kranz von Birken es umzieht.

O neidiſch Glück, das mir ein Gut entzogen,
Das manchen labt, der ſeinen Werth nicht kennt;
Warum iſt doch ſo oft ein Jahr entflogen,
Das mir zu lang die Freyheit nicht gegönnt?
Es kennt ſie ja kein andres Leben beſſer,
Als wo man noch die alten Sitten übt;
Wo man die Pracht ſtolz aufgeführter Schlöſſer
Nicht würdig ſchätzt, daß man ſie wünſchend liebt.

Wars nicht genug, daß mir ein ſtrenger Weiſe
Der Kindheit Spiel durch ſeine Lehren ſtahl?
Was riß denn noch die Jugend aus dem Gleiſe,
Das die Natur, zu gehen, ihr befahl?
Des Vaters Rath, der eignen Ehrſucht Triebe
Verführten mich, des Hofes Knecht zu ſeyn.
So mußt ich ihm, mit halberzwungner Liebe,
Mir ſelbſt zur Laſt, des Lebens Blüthe weihn.

Verſteckte Flur, hätt ich dich ehr gefunden:
So fühlt ich itzt der Reue Geiſſel nicht.
Mein Leben wär in Einfalt zwar verſchwunden:
Doch mehr dabey in Uebung meiner Pflicht.
Da ich nunmehr zu meinen Hufen trete:
So fängt ſich ſchon mein männlichs Alter an;
Und ſo hab ich im Lärmen großer Städte
Die beſte Zeit faſt ungebraucht verthan.

Wenn gönnt uns recht der Hof an uns zu denken,
Der uns die Ruh mit kleinem Maaß erlaubt?
Zur Aufwartung muß man den Tag verſchenken,
Da Wein und Spiel uns dann die Nächte raubt:
So nimmt ein Sturm, weñ Meereswogen ſchwellen,
Dem matten Schiff ſein übrig Gut noch ab,
Das ſchon davon den aufgebrachten Wellen
Den halben Theil, ſich zu erleichtern, gab.

Bald nöthigt mich ein Staatsbeſuch zum gähnen,
Und ſtrafbar iſts, ſich ſeinem Zwang entziehn.
Mich lehrt die Furcht mein ſparſam Wort noch dehnt,
Damit mir nichts mög unbedacht entfliehn.

Bald winket mir der Wohlſtand, nachzuſchauen,
Ob den vom Wein ſein taumelnd Haupt noch ſchmerzt;
Bald fordern mich gedankenloſe Frauen,
Wo Dummheit lacht, und freche Thorheit ſcherzt.

Hab ich ſodann mich ſeitwerts abgeſtohlen,
So frißt die Zeit ein nöthger Handwerksmann.
Den lehrt mein Witz den beſten Schnitt der Sohlen,
Und jener hört vom Aufſchlag Lehren an.
Dann ſuch ich mir mit klügelndem Geſichte,
Bey ſchwerer Wahl, die neuſten Muſter aus;
Dem klügern Koch dien ich mit Unterrichte,
Was nöthig ſey zum angeſtellten Schmaus.

Wie kann ich ſo, belagert von Geſchäfften,
Einmal mit Ernſt in mich zurücke gehn?
Stets muß mein Geiſt ſich auf das Aeußre heften,
Im Müßiggang doch niemals müßig ſtehn.
Kein wichtig Werk erheiſchet ſeine Sorgen,
Doch dazu wird ihm jede Kleinigkeit.
Er kennt die Welt, und bleibt ſich ſelbſt verborgen,
Folgt andrer Wahn, nicht was ſein Herz gebeut.

Wohl mir! daß ich mich zeitig losgeſchwungen,
Der Freyheit Ruf in meiner Bruſt gehört!
Ich war ein Sclav, wenn gleich der Diener Zungen
Mit einem Herr mich tiefgebückt beehrt.
Itzt kann ich erſt nach eigner Willkühr leben,
Kein Dünkel wird für mich ein ſtreng Geboth.
Ich kann mich dem, was mir beliebt, ergeben,
Und fürchte nicht, daß drum ein Spott mir droht.

Hier leb ich frey von prächtigen Beſchwerden,
Und darf nicht mehr um Hofgunſt betteln gehn;
Ich darf nicht mehr der Großen Schmeichler werden,
Noch ſtundenlang im Vorgemache ſtehn.
Kein Gallatag gebeut mir ſtolze Trachten;
Kein Feſt erheiſcht der Moden Neuigkeit;
Es darf kein Koch mir Ortolanen ſchlachten
Für meines Gaſts verwöhnte Lüſternheit.

Ein klarer Bach ſpeiſt mich mit ſeinem Fiſche,
Den nie ſo gut die Marſchallstafel trägt;
Oft liefert mir der Buſch ein Wild zu Tiſche,
Wozu mein Hof ein junges Huhn noch legt.
So laß ich nie nach Trüffeln Jäger reiſen,
Auch wird mir nicht ein indiſch Neſt gebracht.
Mein Garten beut mir weit geſündre Speiſen,
Die Hunger würzt, und Arbeit ſchmackbar macht.

Der nahe Wald, voll dickbemooßter Eichen,
Aus deren Kreis ſich manche Tanne ſtreckt,
Muß mir ſein Holz vors Winters Kälte reichen,
Da mich ſein Laub vors Sommers Hitze deckt.
Hier wird mich oft der Frühling horchen finden,
Wie Philomel im Schatten reizend klagt;
Der Herbſt mich ſehn, wie auf bereiſten Gründen
Mein ſchnelles Roß ein flüchtig Wild erjagt.

So mach ich mir die Welt erſt zum Vergnügen,
Und nehme das, was die Natur verleiht.
Ich darf mich nicht durch falſchen Schluß betriegen,
Das ſey ein Gut, das im Genuß uns reut.

Beglückt iſt der, der ſo den Wunſch umſchränket,
Und weiter nichts, als was er hat, begehrt;
Der ſeinen Witz auf keine Sorge lenket.
Als wie ſein Pflug ein tragbar Feld durchfährt.

Ihm wächſt ſein Brodt aus der gebauten Erde,
Die eigner Schweiß, nicht fremdes Blut, gedüngt.
Dort grünt die Trift, wo ihm die feiſte Heerde
Zur Nahrung Milch, zur Kleidung Wolle bringt.
Es blühet ihm mehr ungeſuchte Freude,
Als mir die Stadt erkaufte Luſt gebahr;
Und war mir die nicht frey von tückſchem Neide,
So fürchtet er bey jener nicht Gefahr.

O Himmel! laß der Freud auch mich genießen,
Und ſolches Glücks mich unbelauſcht erfreun.
Des Lebens Reſt mag unbekannt verfließen,
Ich ungerühmt und ungetadelt ſeyn.
Kann ich mich hier vor aller Welt verſtecken,
Und lebe ſtill und ſterb einſt unbeklagt:
So ſoll den Leib kein ſteinern Grabmaal decken,
Das, wo er ruht, der Welt verrätheriſch ſagt.

Joh. Joach. von Kreuzberg.

* *

Der Autor.

VII. Stück.

Ne tamen ignores, vbi ſim venalis, et erres
Vrbe vagus tota: me duce certus eris. *Martial.*

Der Verfaſſer des folgenden Briefs beſitzt die Gabe, ſeine Meynungen ſo deutlich zu erklären, daß ich nichts überflüßigers thun könnte, als wenn ich eine lange Vorrede dazu machen wollte.

Schreiben des Gratulanten an den Autor.

Mein Herr,

Ich muß es ihnen ohne Schmeicheley geſtehen, daß ich mich niemals des Lachens enthalten kann, ſo oft ſie mir auf der Gaſſe begegnen. Sie ſind ein Autor; und da ich mit ihnen, wie ich bald erweiſen will, gleiches Recht zu dieſem prächtigen Titel habe: ſo glaube ich, ein Autor kann den andern ſo wenig, als vormals bey den alten Römern ein Vogeldeuter den andern, ohne Lachen anſehen. Sie ſchreiben aus Liebe zum Vaterlande; und ſo oft ich die Feder anſetze, ſo oft iſt dieſes meine erſte Sorgfalt, daß ich meine geneigten Leſer mit einer patriotiſchen Mine verſichere, bloß die Liebe gegen meine Mitbürger, und die zärtlichſte Neigung gegen das menſchliche Geſchlecht überhaupt, habe mich auf den rühmlichen Einfall gebracht, ihre Glückſeligkeit durch meine Schriften zu befördern. Sie, mein Herr, haben alle gebührende Hochachtung gegen ſich ſelbſt, und ich laſſe mir in dieſem Stücke alle Gerechtigkeit widerfahren; denn das Wohlwollen, welches ich gegen mich hege, iſt ſo ſtark, daß ich mich für die vollkommenſte Creatur unter der Sonnen halte, meine Schriften niemals ohne Bewunderung anſehe, und ihnen den billigen Vorzug einräume, welchen ſie vor allen andern haben. Ja ich beobachte die Pflichten meines Berufs ſo genau, daß ich niemals ohne Verachtung an diejenigen Werke gedenken kann, welche künftig die Preſſe verlaſſen werden. Sie ſchreiben, ohne zu denken, (wenigſtens ſuchen ſie uns dieſes zu bereden,) und ich muß ihnen zugeſtehen, daß ſie, nach meiner Einſicht, dieſen Character mit vieler Wahrſcheinlichkeit zu behaupten wiſſen. Mir aber läßt dieſes, ohne Ruhm zu melden, noch weit natürlicher, als ihnen. Wer mich kennt, und es kennen mich viel Leute, der giebt mir das Zeugniß, daß man gleich bey dem erſten Anblicke, bey den erſten Worten, die ich rede, auf die ſinnlichſte Art überführet werde, daß mich die Natur recht dazu erſchaffen zu haben ſcheint, ein Autor, nach ihrer Erklärung, zu ſeyn; denn ich bin im Stande, viele Stunden hintereinander eine ganze Geſellſchaft zu unterhalten, ohne daß man die geringſte Spur eines Nachdenkens an mir entdecket. Ich glaube, dieſes würde genug ſeyn, ihre Hochachtung zu verdienen; allein ſie wiſſen wohl, mein Herr, daß ein

Autor am liebſten von ſich ſelbſt redet, und um deswillen werden ſie es nicht ungütig nehmen, wenn ich ihnen noch ein kleines Verzeichniß meiner autormäßigen Fähigkeiten mittheile. Ich finde, wo ich mich nicht ſehr irre, daß ſie der Himmel mit aller derjenigen Herzhaftigkeit ausgerüſtet hat, welche ihnen und ihren Herren Collegen, in dieſem ſtreitbaren Jahrhunderte, ſo unentbehrlich iſt. Aber ſollten ſie nur die Ehre haben, mich genauer zu kennen; ſo würden ſie an mir einen deutſchen Burmann, einen critiſchen Panduren, mit einem Worte, einen ſolchen Kunſtrichter finden, der an Dreuſtigkeit, und wenn ichs ſagen darf, an Unverſchämtheit alle diejenigen übertrifft, welche bisher unſerm Vaterlande ſo manche vergnügte Stunde gemacht haben. Bey ihren Schriften, mein Herr, haben ſie keine andere Abſicht weiter, als daß ihr Name unſterblich, und die Bewunderung der ſpäteſten Nachwelt ſeyn möge. Dieſes iſt der einzige Umſtand, in welchem ich von ihrer Sittenlehre abgehe. Ich ſchreibe zwar auch für die Nachwelt; deswegen aber mag ich nicht für die Nachwelt hungern, und wenigſtens ſcheint mir derjenige eine ſehr betrübte Figur zu machen, welcher mit dem Lorbeer auf dem Haupte, und einem leeren Magen, der Unſterblichkeit entgegen ſehen muß. Ich bin für das Vaterland, und mein Vaterland iſt für mich gebohren. Die Pflichten gegen mich ſelbſt bleiben mir allezeit die ſtärkſten, und ich empfinde den innerlichen Beruf, ein Autor zu werden, niemals überzeugender, als wenn mich hungert. Ich will nicht hoffen, daß mir dieſes freye Bekenntniß bey ihnen zum Nachtheile gereichen wird; denn ich kenne meine Herren Collegen gar zu genau, und weis es, aus der Erfahrung, daß ſie niemals großmüthiger thun, als wenn ſie die Freygebigkeit des Buchführers zur Unſterblichkeit aufgemuntert hat. Es war nöthig, ihnen dieſes alles im Voraus zu ſagen; denn nunmehr werden ſie wohl einſehen, daß ich zwar ein Autor, aber ein ſolcher Autor bin, dem ſein Leben ſo lieb iſt, als ſein Nachruhm. Wollten ſie daran nur im geringſten zweifeln; ſo darf ich ihnen nur ein Wort ſagen: Ich bin ein Poet, und eigentlich ein glückwünſchender Poet; denn es darf es kein Mäcenat oder keine Mäcenatinn wagen, einen Namens- oder Geburtstag, oder ein anderes Feſt zu begehen, denen ich nicht auf einem großen Regalbogen mit vieler Lebhaftigkeit erzähle, daß ich mit der tiefſten Ehrfurcht, jedoch nicht ohne Urſache verharre, der unterthänigſt gehorſamſte Autor. Ich würde mich gegen ſie, mein Herr, nicht ſo aufrichtig erklären, wenn ſie nicht ſelbſt ein Bekenntniß von ihrem guten Geſchmacke in der Poeſie abgelegt hätten. Ich weis wohl, was für Poeten auf ihre Hochachtung einen Anſpruch machen dürfen. Leute, welche die Poeſie zu andern Dingen, als zum gratuliren und condoliren, anwenden, Leute, denen die Fundgruben der edlen Reimkunſt ſo wenig entdeckt ſind, daß ſie ihnen nicht, ſtatt aller Wiſſenſchaften, dienen können; Leute, welche das Amt zu wünſchen für ſo geringe halten, daß ſie dabey noch Zeit haben, etwas zu lernen; ſolche Leute, ſage ich, verdienen ihre und meine Betrachtung eben ſo wenig, als alle Autores überhaupt, welche noch unter dem Zwange der Vernunft ſtehen. Da ich aber hiervon völlig frey bin; ſo würden ſie gegen ihren Mitbruder ſehr barbariſch ſeyn, wenn ſie mir, bey meinen Umſtänden, die ich ihnen gleich entdecken will, ihr Mitleiden verſagen wollten. Ich finde nämlich an meinem eigenen Exempel, daß der Geſchmack zu den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften leider in großen Verfall gerathen iſt. Es verlohnet ſich beynahe nicht mehr der Mühe, daß man den Leuten alles erſprießliche Wohlergehen anwünſchet. Ich erinnere mich der glückſeligen Zeiten noch wohl, da Braut und Bräutigam noch nicht das Herz hatten, ſich ohne unſere poetiſche Einſegnung zu Bette zu legen. Kein Magiſter durfte ſich unterſtehen, mit gutem Gewiſſen den Ring zu tragen, wenn er nicht wenigſtens ein Duzend gedruckte Zeugniſſe von dem Beſitze der ſieben freyen Künſte aufzuweiſen hatte. Wir Poeten, (die Thränen treten mir in die Augen, wenn ich daran gedenke,) wir göttlichen Poeten, hatten an der Geburt, und an dem Abſterben unſerer Nebenmenſchen eben ſo viel Antheil, als die Hebammen und Aerzte. So bald ein Kind auf die Welt kam, ſo ſchwuren wir, ſo lange wir noch Athem und Reime hatten, daß es des theuren Vaters Ebenbild, und die Hoffnung des hohen Hauſes, ſo wie des ganzen Vaterlandes wäre. Starb aber jemand, ſo war keine Muſe auf dem Parnaſſe, welche nicht mit zu Grabe gehen mußte: denn es fehlte oftmals dem Wohlſeligen an betrübten Erben, und dem Dichter an Gelde. Bartholus und Baldus hatten keine ruhige Stunde; denn ſo bald ein gelehrter Herr Candidat, durch die weiſe Vorſehung ſeiner Mama, zum Prieſter der Gerechtigkeit eingeweihet wurde: ſo zog ich dieſe graubärtigen Rechtsgelehrten aus ihrer Gruſt hervor, und ließ ſie die Weisheit des jungen Herrn Doctors bewundern. Vergeben ſie mir, mein Herr, daß ich ſie mit Erzählung ſolcher Sachen aufhalte, die ihnen nicht fremde ſind, aber doch noch bekannter ſeyn würden, wenn ſie ſo, wie ich, unter Reimen und Wünſchen grau geworden wären. Ich bin niemals weitläuftiger, als wenn ich auf die Glückſeligkeit der vergangenen Zeiten zu reden komme, in welchen kein Handwerksmann lebte, der nicht auch zugleich ein Mäcenat war. Es geht mir, wie den alten Schönen, welche ſich derjenigen Jahre mit Wolluſt erinnern, da ſie der Gegenſtand verliebter Seufzer und zärtlicher Blicke geweſen, aber eben um deswillen ein gerechtes Misfallen empfinden, da ſie nunmehr ihre Schönheit verſchwunden, und ſich von der Menge ihrer Anbether verlaſſen ſehen. Wenn es ſo fortgeht, ſo muß ich der unglücklichſte Menſch auf der Welt werden. Niemand verlangt etwas von meiner Waare. Man freyt, man ſtirbt, man wird gebohren, und alles dieſes ohne mich. Nichts Böſes ſoll man den Leuten wünſchen; wünſcht man ihnen aber etwas Gutes, ſo wird es nicht bezahlt. Wo will hernach der Segen herkommen? Und ſind unſre verſtockten Mitbürger nicht ſelbſt Schuld daran, wenn ſie weder Stern noch Glück haben? Gewiß, mein Herr Autor, ich fürchte, es ſind itzo die letzten Zeiten, und die Atheiſterey, die Philoſophie, der Undank ‥ O mein Herr, die Haare ſtehen mir zu Berge, wenn ich daran gedenke. Halten ſie mir meinen Eifer zu gute! Ich eifre nicht für mich, ich eifre für das Vaterland, für mein undankbares Vaterland, welches ſich um tauſend gute Wünſche, und mich um manchen Gulden bringt. Ich habe vielmals den Einfall gehabt, ob es nicht billig wäre, daß die Obrigkeit für die alten Poeten meiner Art eben die Sorgfalt trüge, welche ſie für abgedankte Soldaten, oder für abgelebte Männer und Weiber hat. Sollte es nicht dem gemeinen Weſen ſehr vortheilhaft ſeyn, wenn ſie ein Gratulantenſpital errichtete? Wenigſtens ſollte es mir ein beſonderes Vergnügen ſeyn, wenn ich den vorüberreiſenden Fremden die Allmoſenbüchſe vorhalten, und ihnen, für ihre Gaben, Gottes reichen Segen anwünſchen ſollte. Denn ich bin das Wünſchen gewohnt, und um deswillen ſollte mir dieſe Arbeit nicht ſchwer fallen. Ich werde es aber wohl nicht erleben, daß dieſer gute Vorſchlag jemals zu Stande kömmt, und um deswillen wird es nöthig ſeyn, daß ich auf andere Mittel ſinne, welche zu meiner Erhaltung dienen können. Es hat mir ein vornehmer Gönner den Vorſchlag gethan, daß ich um die Stapelgerechtigkeit anſuchen ſollte, vermöge welcher nur ich allein, und ſonſt niemand, binnen zwanzig Meilen um meinen Aufenthalt herum, die Freyheit haben ſollte, meinem Nächſten etwas Gutes zu wünſchen. Allein zu geſchweigen, daß mir dieſer Vorſchlag etwas zu weitläuftig ausſieht, ſo befürchte ich mich auch der Sünde, da ich manche Seufzer und Thränen auf mich bringen, und die Menge meiner glückwünſchenden Mitbrüder in die erbärmlichſten Umſtände ſetzen würde. Ich habe noch einen andern Einfall. Sie ſind berühmt, mein Herr Autor; ſie ſind in den witzigſten Geſellſchaften bekannt, und ich höre, daß ihre Worte nicht ohne Nachdruck ſind. Thun ſie das Werk der Barmherzigkeit an einem unglückſeligen Collegen, an einem Autor, an einem Poeten, der vor guten Wünſchen berſten möchte; empfehlen ſie mich ihren Leſern zu freygebigem Wohlwollen! ſagen ſie ihnen, daß ich einen natürlichen Trieb zu ſingen habe; ſo werden ſich Gönner genug finden, welche eine natürliche Begierde beſitzen, beſungen zu werden. Umſonſt können ſie es freylich von mir nicht verlangen; aber ich will es doch gewiß billig machen. Ich will ſie alle loben; ich gebe ihnen mein Wort: und ob ich gleich die Verdienſte meiner Helden noch nicht weis; ſo gehöret dieſes doch nicht zur Hauptſache. Ich bin verſichert, ſie werden nicht unerkenntlich ſeyn, und ſchon dieſes iſt lobenswürdig genug. Damit ſie aber auch wiſſen mögen, wie viel ſie ſich von meiner Fähigkeit zu verſprechen haben: ſo will ich ihnen einige Proben davon bekannt machen. Ich habe einen ziemlichen Vorrath ſchöner Gedanken, wovon die meiſten bereits ausgearbeitet ſind, und nur auf den Titel warten. Wollte aber jemand das Carmen auf ſeine beſondern Umſtände eingerichtet haben, oder wäre er etwan gar ſo glücklich, einen Namen zu führen, welcher zu ſinnreichen und tröſtlichen Einfällen Anlaß giebt: ſo bitte ich, mir ſolches nur zu melden. Man darf nur nach dem Gratulanten fragen; es kennen mich alle Kinder. Ich werde nicht undankbar ſeyn, ſie können ſich darauf verlaſſen; und ich wollte nichts mehr wünſchen, als daß ich ihren Vornamen wüßte, ſo ſollten ein ganzes Dutzend Götter

ter zu ihrem Befehle ſtehen. Hier haben ſie ein kleines Verzeichniß meiner Gedichte! Die Taxe ſteht gleich dabey, und ſie werden finden, daß ſie billig iſt. Uebrigens verharre ich,

Mein Herr,

ihr bedrängter Freund und Diener

der Gratulant.

Liſte einiger bis auf den Titel fertigen Gedichte.

1.) Der gedrückte, aber erqvickte Apollo. 1 thl. 8 gr.

2.) Der jauchzende Pindus über die höchſt unvermuthete Ankunft des ꝛc. ꝛc. Dieſes iſt um den gewöhnlichen Marktpreis zu haben.

3.) Hiſtoriſch-genealogiſche Nachrichten, wie viele aus Verſehen den Gradum angenommen. Erſter Theil. Der andre Theil ſoll künftiges Jahr fertig werden, weil das Werk ſehr weitläuftig wird. 2 Thaler.

4.) Le jour ſans pareil, oder die Sonne in Galla, bey dem höchſterwünſchten Geburths- und Namensfeſte ꝛc. ꝛc. koſtet wegen des franzöſiſchen Titels 4 gr. mehr als gewöhnlich.

5.) Die träumende Clio. 1 thl. NB. Dieſes iſt eine ſpitzige Satyre, und muß ohne Cenſur gedruckt werden. Ich habe mich niemals in dieſes Feld gewagt, aber zu itziger Zeit brauchet man nichts, als Muth dazu.

6.) Der Eſelskopf, noch eine Satyre, nach dem heutigen Geſchmacke, in der ironiſchen Schreibart

art abgefaßt. Iſt nur für Leute, welche ſich meiner Geſchicklichkeit bey Streitſchriften bedienen wollen. 1 thl. 12 gr.

7.) Zwey Dutzend Sonnette von verſchiedenem Inhalte, in welchen der letzte Vers allemal der ſchönſte iſt, weil der geneigte Leſer daſelbſt aufhören kann. Das Stück 8 gr.

8.) Ein Dutzend dergleichen etwas feiner, weil ich die Pointen unterſtrichen habe. Das Stück 12 gr. Es kann aber auch nur in Batzen gezahlt werden.

9.) Wohlgemeynter Himmelsſturm bey dem glücklich erlebten Neuenjahre. 16 gr.

10.) Die erbärmliche Verzweiflung der Götter, bey dem Grabe u. ſ. w. Bey der Bezahlung richte ich mich nach der Leiche, nachdem ich ihr viel oder wenig Tugenden andichten muß.

11.) Hitziger Streit zwiſchen der Tugend und einer reichen Weſte, entſchieden von der liebenswürdigen N. N. bey ihrer Verbindung mit u. ſ. w. Ein Schäfergedichte, iſt unter Brüdern 2 thl. 2 gr. 6 pf. werth. Die 6 pf. gehen ab, wenn es baar bezahlt wird.

12.) Hymen und die **Reue**, bey der im Himmel geſchloſſenen Ehe ꝛc. ꝛc. Dieſes Stück will ich um 12 gr. laſſen, weil es mir ſchon lange auf dem Halſe liegt.

13.) Trauer, und Leichenrede über den gewaltſamen Tod der Wahrheit, oder wohlgemeynter Wunſch, als der Wohledle, Großachtbare, und Wohlgelahrte Herr, Herr = = von = = der = = eifrigſt Befliſſener, auf der hohen Schule zu = =

die ſchon längſt verdiente höchſte Würde der Weltweisheit, nach aller Gelehrten ſehnlichen Wünſchen, rühmlichſt erhielt ꝛc. Dieſes Stück wird umſonſt ausgegeben.

14.) Ungefärbtes Zeugniß von den Verdienſten des ꝛc. ausgeſtellt von Aretophilo, kaiſerlichem geſchwornen Notario. Es darf ſich niemand durch den Titel abſchrecken laſſen, denn es iſt poetiſch ausgeführt. 1 thl.

15.) Die Blindheit des Schickſals, ein Leichengedicht. Iſt durch und durch philoſophiſch, weil ich es ſelbſt nicht verſtehe, und wider die Anhänger der beſten Welt. Wird nach Belieben bezahlt.

Anmerkung.

Die Herren Ausländer müſſen die Preiſe doppelt bezahlen, denn ich ſchreibe bloß aus Liebe zum Vaterlande.

Der rechtſchaffne Mann! Wie ſehr würde ich dem guten Geſchmacke aufhelfen, wenn ich ihn bey der Welt in einiges Anſehen ſetzen könnte. Es iſt ohnedem aus mit unſrer Poeſie; es iſt ganz aus damit, denn man hat andre Begriffe von ihren Regeln, und Schönheiten, als ich davon habe. Die Vorſchläge, die er indeſſen von mir erwarten kann, ſind leicht vorauszuſehen. Ich bin der Autor; ich rathe alſo zum Drucke. Vielleicht thut die undankbare Welt die Augen auf, wenn ſie ſeine Wünſche beyſammen ſieht! Wenigſtens können doch die Einkünfte davon, auf einige Zeit ſeine Seufzer hemmen. Sollte ſich aber, weil der Geſchmack ſehr böſe iſt, kein Verleger finden: ſo will ich ihn eine Heirath vorſchlagen, die ich vielleicht ſelbſt ſuchen würde, wenn keine Philippine wäre. Folgende Liebeserklärung, welche ſchon vergangne Michaelmeſſe, bey meinem Verleger eingelaufen, aus Verſehen aber liegen geblieben iſt, wird ihm mehr Licht geben.

Allerſchönſter Herr Autor,

Als ich geſtern, meiner Gewohnheit nach, um die Zeit, wenn die jungen Herren und die Schriftſteller ſich in der Allee ſehen laſſen, auch daſelbſt ſpatzierte, um aus den Geſichtsbildungen die Gemüther der Menſchen zu unterſuchen, ſo begegnete mir eine ungemein artige Perſon, welche ſich vor den andern allen unterſchied. Der Herr hatte den linken Arm in die Seite geſtemmt, und ſah ſehr ernſthaft aus. Zuweilen lachte er auch, und ſchien ſehr zufrieden mit ſich ſelbſt zu ſeyn. Er redete mit dem Munde und den Händen, ob er gleich ganz allein war; er drehete den Hut in die Runde, und als er bey mir vorbey gieng, wäre er aus Tiefſinnigkeit beynahe hingeſtolpert. Ich bin von Stunde an in ihn verliebt geworden. Waren ſie es, allerliebſter Herr Autor? Ich bin eben nicht häßlich, und habe ein ziemliches Vermögen, daß ich ſie daher mit Tinte, Federn und Papier wohl verſorgen wollte. Ich ſterbe vor Ungeduld, ehe ich Nachricht erhalte. Ich bin

Allerſchönſter Herr Autor,

Ihre demüthige Dienerinn

Eliſab. Contuſch.

N. S. Da ich unter meiner eignen Gewalt und Aufſicht ſtehe: ſo mag ich, ob ich gleich ſchon Doctorinn und Licentiatinn heiſſen könnte, doch keinen andern, als den Autor heirathen. Ich laſſe mir alle Morgen, bey dem Nachttiſche, wenn ich mir die Haare, und das Geſicht zurichte, ein Stück von ihren Schriften vorleſen, welche ordentlich hinter dem Spiegel liegen. Es iſt, als wenn ich mir noch einmal ſo gut gefiele, wenn ich ſie ableſen höre. Wo ich mich erinnere, ſo hatte der Herr ein rund Geſicht, mit einer breiten Stirne.

Es iſt nichts gewiſſer, als daß ſich die Jungfer Contuſch in ihren Muthmaßungen geirret hat. Ich ſage es zum andernmale, daß mich meine Arbeit nicht ſo viel Mühe koſtet, daß ich nöthig hätte, dabey tiefſinnig auszuſehen. Ich pflege auch nicht nachzudenken, wenn ich ſpatzieren gehe, ſondern meine Schreibtafel ſetzet mich in Stand, auch da zu ſchreiben. Unfehlbar hat ihr alſo ein Poet begegnet. Und wie glücklich wäre der Zufall, wenn es mein Client geweſen wäre! Ich weis von guter Hand, daß das artige Kind noch nicht vor Ungeduld geſtorben iſt. Ich werde mir alſo ein beſonderes Vergnügen machen, zwo Perſonen zu vereinigen, die für einander gebohren zu ſeyn ſcheinen. Wie artig wird es nicht laſſen, wenn er ihr zu der Zeit, da ſie ſich das Geſicht zurichtet, ſeine Gedichte vorlieſt. Ich finde ohnedem in der Liſte ſeiner Werke nichts verliebtes, und es wäre Schade, wenn er der Welt ſein poetiſches Talent, von ſo einer gefälligen Seite verbergen wollte.

Vielleicht ſtillet er mein Verlangen, wenn er, wegen ſeines Magens in Sicherheit iſt. Weil aber ein gewiſſer berühmter Schriftſteller ſaget, daß man ſeit Erſchaffung der Welt ſchon einige Beyſpiele von dem Eigenſinne des ſchönen Geſchlechts aufzuweiſen hätte: ſo könnte es leicht kommen, daß die Jungfer Contuſch ihr Glück nicht erkennen, und eine Heirath ausſchlagen wollte, wodurch ſie alle Züge ihres Geſichts verewigen könnte. In dieſem Falle erſuche ich meinen Herrn Clienten, nur nicht zu verzagen. Ich will für ihn ſorgen. Nach dem Entwurfe, den ich mir von meiner künftigen Hoheit gemacht habe, iſt es nunmehr Zeit, Streitſchriften anzufangen. Eheſtens werde ich meinen erſten Feldzug antreten. Mein Herr Client ſcheint über Ehre und Schande weg zu ſeyn, und ſolche Leute ſind zu brauchen. Man frage mich nicht: wo meine Feinde ſind, und wodurch man mich beleidiget hat. Vielleicht werde ich böſe, daß mich niemand böſe machen will. Ich weis freylich noch nicht recht, was ich für eine Urſache, den Frieden zu brechen, ergreifen werde. Es iſt aber mein Troſt, daß es nur Kleinigkeiten ſeyn dürfen, weswegen wir Autores das Recht haben, uns unſinnig anzuſtellen. Crede mihi, leuia ſunt, propter quae non leuiter excandeſcimus, qualia quae pueros in rixam et iurgia concitant. Nihil ex his, quae tam triſtes agimus, ſerium eſt, nihil magnum. *Seneca.*

* * *

Der Renommiſte.

Andres Buch.

Der Morgenröthe Blick, der Glanz von einzel
Sternen,
Erhellte dort die Luft, wie hier den Marktlaternen,
Zu dem die Schwärmer gehn, die Bier und Nacht betriegt.
Ein ſchwirrendes Geſchrey, das von den Lippen fliegt,
Und von dem ſtolzen Bau der Häuſer rückwerts prallet,
Macht, daß der weite Platz ertönend wiederſchallet.
Des einen raſche Fauſt nimmt einen glatten Stein,
Und zielt mit dieſem Fels nach einer Lampe Schein,
Die, wie ein Sirius, an Schubarths Hauſe prahlte,
Und aller andern Glanz verdunkelnd überſtralte.
Sein Rieſenwurf durchfährt der Lampe gläſern Haus;
Er trifft das lichte Docht; es zittert und löſcht aus.
Wie, wenn der große Stern Orions ſchnell verſchwindet,
Ihn kein geſchärfter Blick, kein Seerohr wieder findet,
Den Ort, den er beglänzt, ein leeres Blau erfüllt,
Drauf ſich der kleine Raum in dunkeln Schatten hüllt:
So ſinkt der Luftkreis auch, den dieſe Lamp erhellet
Ins finſtre Schattenreich, da ſie ein Wurf zerſchellet.

So gleich da durch den Stein das kleine Haus zerſpringt,
Singt man ein Siegeslied, das man in Jena ſingt.
Ein wildes Luſtgeſchrey läßt gleich den Sieger leben,
Und dem gewagten Wurf wird nichts als Lob gegeben.
Er, der es freudig hört, wird mehr dadurch entzückt,
Als ſich ein Kämpfer freut, wenn ihn der Lorber ſchmückt.

Den Stein, den er gebraucht, ſieht man zum Angedenken,
Mit frölichem Geſicht in ſeine Taſche ſenken.

Es hebt nicht weit hievon Schellhafers ſtolzes Dach
Sich prangend in die Höh, um das manch zärtlich Ach
Und mancher Seufzer fliegt, der, wenn ſich Liebe härmet,
Hier in der Irre bleibt, und um die Ziegel ſchwärmet.
Dieß decket einen Saal, den längſten in der Stadt,
An deſſen Mauren Fuß man Leipzigs Graben hat,
Wo, wenn der freye Blick die Linden überſteiget,
Sich Boſens Garten Pracht in ſeiner Anmuth zeiget:
Sein kluger Bauherr hat ihn ſeit geraumer Zeit
Zur allgemeinen Luſt, zum Ball und Schmaus geweiht.
Hilf, Göttinn, daß mein Lied ihn ſo erhöht beſinge,
Daß, wenn er einſt zerfällt, ſein Ruhm den Staub durchdringe.
Der Fenſter lange Reih giebt ihm ein heitres Licht,
Das in verſchiedner Form durch reines Glas ſich bricht.
Man ſieht faſt keine Wand; und wo man ſie erblicket,
Iſt ſie durch Kunſt und Pracht mit Säulen ausgeſchmücket,
Mit Säulen, die zwar erſt Corinthens Witz erdacht,
Doch die des Deutſchen Hand beglückter nachgemacht,
Da ſie nach Marmor Art den groben Stein bezogen,
Und angenehm den Blick, der es erforſcht, betrogen.

Ein Chor, faſt wie der Mond, wenn er zur Hälfte ſteigt,
An dem manch Schnitzwerk ſich mit Liebesgöttern zeigt,
Hängt an der Seitenwand: ihm gegen über lieget
Ein Ofen und Camin, der Kält und Froſt beſieget.
Auf jenem hört man oft den kriegeriſchen Klang,
Der Pauken hohlen Schall, und oft den ſüßen Zwang,

Der uns gefeſſelt hält, wenn die geſpannten Saiten,
Den Wohlklang zu erhöhn, in tauſend Tönen ſtreiten,
Die Neugier ſieht beſtürzt oft aller Tanzkunſt Pracht,
Auf dieſem weiten Saal, in einen Ball gebracht;
Der Tänze Vaterland iſt er mit Recht zu nennen,
Und manches Ehpaar wird ihn noch im Alter kennen.
Auch itzt war hier ein Ball den Schönen angeſtellt,
Die man in Leipzig ehrt und für die Schönſten hält.
Trompet und Paukenſchall eröffnen Tanz und Reihen,
Und wer die Töne hört, kömmt, ſieht und muß ſich freuen.
Der leichtgehobne Fuß, durch ſtrengen Takt geführt,
Bewegt ſich, daß er kaum den ſchwanken Boden rührt;
Sein Sprung zertheilt die Luft, und mitten im Erheben
Scheint er, wie Dädals Fuß, in freyer Luft zu ſchweben.

Selbſt die Galanterie, die Göttinn, deren Macht
Der größten Städte Flor durch ſich empor gebracht,
Beſuchte dieſen Ball, und kam von Glanz und Schimmer
Unſichtbar überdeckt in dieß erfüllte Zimmer.
Zum flüchtigen Gewand dient ihr ein Silberſtück.
Der blauen Augen Glanz, der buhleriſche Blick,
Ihr lockigt weißes Haar, das ihre Stirn umgiebet,
Macht, daß ſie jeder kennt, und wer ſie ſieht, auch liebet.
Sie führt als Königinn zum Zepter einen Stab,
Zu dem ein Elephant die größten Zähne gab.
Er ſcheint aus einem Stück, und iſt doch oft geſpalten;
Zween ſtarke Stäbe ſinds, die zwanzig ſchwächre halten.
Die faßt ein güldner Stift; und zierlich eingekerbt
Sind ſie halb glänzend weiß, halb blau mit Gold gefärbt.
Bald breiten ſie ſich aus gleich einem Pfauenſchweife;
Bald ziehn ſie ſich in eins und bilden eine Streife,

Die unten ſchmäler iſt und oben breiter läuft.
Wenn eine Sterbliche ſolch einen Stab ergreift,
Wird ihm der Menſchen Mund den Namen Fächer geben:
Doch bey der Göttinn iſt's ein Stab zum Tod und Leben.
Es thut dieß Elfenbein, ſchweigt gleich ihr ſchöner Mund,
Des Herzens innern Trieb durch holde Zeichen kund.
Ein Wink, ein ſanfter Stoß, ein leichter Schlag erkläret,
Was der zu hoffen hat, der ihr ſein Herz gewähret.
Sie zaubert ſtets damit, wenn ſie es flatternd führt;
Facht ſie, ſo wird um ſie ein holder Weſt verſpührt,
Der die erhitzte Bruſt, und ihr Geſichte kühlet,
Und ſäuſelnd um ihr Haar und ihre Locken ſpielet.
Bey dieſer Oeffnung rührt den Blick ein künſtlich Bild;
Und dieß beſchämet ſelbſt Achills berufnen Schild,
In den der ſchwarze Gott Vulcan weit mehr geetzet,
Was das Gemüth erſchreckt, als was den Blick ergetzet.
Hier aber hat die Kunſt des Malers angebracht,
Was alle Welt entzückt, was alle dienſtbar macht,
Den kleinen Liebesgott mit ſchalkheitsvollen Blicken,
Den Bogen in der Hand, den Köcher auf dem Rücken,
Wie er mit ſtarkem Arm nach einem Schäfer zielt,
Der, da ſein Pfeil ihn trifft, die zärtſten Flammen fühlt.
Die Schöne, die er wünſcht, ſitzt unter einer Linde,
Im Schatten, der ſie deckt; der Hauch vom Weſtenwinde,
Der durch den kleinen Mund aus vollen Backen dringt,
Weht ihr die Seufzer zu, die ihm der Schäfer bringt.
Vor jugendlicher Schaam geht ihr auf jungen Wangen
Das innre Feuer auf; mit Sehnſucht und Verlangen
Wirft ſie auf ſein Geſicht den ihr getreuen Blick,
Doch da er ihn erreicht, flieht er beſchämt zurück.

So kam die Göttinn an, und des Gefolges Menge,
Das ſie gehäuft umringt, macht faſt den Saal zu enge.

Ihr Liebling iſt der Putz, ſein ſilbernes Gewand
Iſt reich mit Gold geſtickt; ſein Haar iſt farbigt Band,
Wie um Meduſens Haupt gekrümmte dürre Schlangen,
Mit ſcheußlichem Geziſch, ſtatt krauſer Haare, hangen,
So ſieht man um ſein Haupt, durch ſanfter Winde Wehn,
Mit flatterndem Geräuſch gefärbtes Band ſich drehn.
Die Göttinn kann ihn nur von Männern ſehn und leiden;
Denn niemand weis ſo ſchön, als er, ſie anzukleiden.
Ihm weihn, als einem Gott, die Schönen unſrer Stadt
Den Nachttiſch zum Altar, der ſie gefeſſelt hat.
Der Morgen iſt beſtimmt, ihm Stundenlang zu fröhnen,
Und was der Putz befiehlt, das wollen auch die Schönen,
Und dafür ziert er ſie; oft ſchießt er durch die Luft,
Verwandelt ſeine Form in einen weißen Duft,
Und ſenkt ſich ihnen dann, in einem zarten Staube,
Indem er ſie bereiſt, auf Locken, Stirn und Haube.
Des Nachts flieht er davon; drum ſind zur Morgenzeit
Der Schönen Locken weiß, des Abends nie beſtreut.
Nebſt dieſem zogen auch das Lachen und Vergnügen,
Zween Geiſter, welche ſtets mit freyen Schwingen fliegen;
Ein grad- und ſchlanker Geiſt, der Tanz, an Füßen leicht,
Der ſtets im Tacte geht, und Capriolen ſtreicht;
Noch andre traten hier auf den beſtäubten Boden,
Mit Schuhen von Brocat; ſie heißen neue Moden!
Ein ſchön gekleidet Heer, doch ſtets veränderlich,
An welchem die Geſtalt bey jedem Anblick wich.
Wie Londens Kleiderpracht ſich von Paris geſchieden,
Was Leipzigs Zärtlichkeit in beyder Tracht vermieden,

Stellt ihre Kleidung vor, die wie ein Mägdchen iſt,
Das jeder eifrig wünſcht und wenn ers hat, vergißt.
Die aufgeſchmückte Reih der Moden deutſcher Lande,
Zog ſich vor andern hier in reizendem Gewande,
Mit lächelndem Geſicht um die Galanterie,
Doch in verſchiedner Tracht. Die Göttinn liebet ſie.
Doch weñ im Kleiderſchmuck ihr Wahl und Urtheil fehlet,
Iſt Leipzigs Mode die, die ſie zur Räthinn wählet.
In Deutſchland iſt ſie fremd; ſie ſtam̃t von Frankreich ab,
Wo ihr ihr erſtes Seyn des Schneiders Werkſtatt gab.
Sie hat der Deutſchen Art, doch auch der Franzen Sitten;
Drum iſt ſie beyden werth, bey beyden wohl gelitten.
Komm, Ewigkeit, und ſieh, verewge dieſe Tracht,
Die dieſe Mode trägt, die auch ihr Witz erdacht!
Laß ihr gelocktes Haar bey ſpäter Nachwelt bleiben,
Laß es der blauen Luft der Sternen einverleiben,
Wo Berenicens Haar in lichtem Schimmer ſteht,
Und wo die Locke glänzt, die Popens Lied erhöht.
Laß die Verweſung nicht in ihren Reifrock dringen;
Du aber, Muſe, komm und hilf mir ſie beſingen!
Ein glänzend ſchwarzes Haar mit Puder vorn beſtäubt,
Das ein erhitzter Stahl in runde Locken treibt,
Macht ihren Nacken voll; die Scheitel bis zur Stirne
Bedeckt ein weißer Schmuck von zart gewebtem Zwirne,
Der vorne ſich erhöht in eine Tutel ſchlägt,
Zur Linken einen Strauß von Federblumen trägt,
Die einzeln und zerſtreut rund um das Haupt ſich winden,
Und hinten güldnes Band in einer Schleife finden.
Vorn ſchließt der Schmuck nicht an, ſteht frey aus dem Geſicht:
So, wie ein Stralenſchein ein heilig Haupt umflicht.

Um ihre Schultern liegt dicht auf dem ſtoffnen Kleide,
Die ſchmale Palatin, aus Neſſelgarn und Seide,
Auf der ſo, wie im Lenz, die Gartenbeete blühn,
In buntgefärbter Pracht ſich die Galanten ziehn.
Ein ſeidner Blumenbuſch von ungewohnter Größe
Beſchattet vor der Bruſt des halben Buſens Blöße;
Und von dem freyen Hals hängt bis zu deſſen Flur
Von Perlen größter Art die umgeſchlunge Schnur.
Sie trägt den weißen Arm in noch viel weißern Häuten;
Wo doppelt Spitzen ſich am Ellenbogen breiten,
Die ihn ſtets mehr und mehr bey längerm Abſtand fliehn,
Sich ſpitzig tief hinab in vielen Kräuſeln ziehn.
So wie ein Perſer ſich in langen Ermeln zeiget,
Wenn er im Trauerſpiel auf unſre Bühne ſteiget:
So hängt um ihren Arm, an einem zarten Flor,
Ein zärteres Geweb aus ihrem Kleid hervor.
Ihr Schuh iſt niedrig, ſtumpf, mit aufgeſteifter Laſche,
Und eine Schnalle deckt ihn ſtatt des Bandes Maſche.
So ſieht ihr Bildniß aus; die Leipzger lieben ſie,
Und jeder trägt ihr Bild; ſelbſt die Galanterie
Bemüht ſich, dieſer Tracht in allem nachzuahmen;
Wie dieſe Mode geht, geht ſie und ihre Damen.

Der Pauken letzter Schall verkündigte den Schluß
Des angeſtellten Balls; der Tänzer müder Fuß
Entzog ſich weil bereits der graue Himmel tagte;
Als die Galanterie dieß zu der Mode ſagte:
„Wie glücklich, Freundin̄ wächſt doch unſer beyder Reich!
„War Leipzigs Kleiderputz nicht unſern Kleidern gleich?
„Mein Anſehn hat den Trutz der Barbarey vertrieben,
„Auch ſchon der Mittelſtand fängt an, mich hier zu lieben.

„Beſieh die ganze Stadt, die meine Macht erhält,
„Dieß thut uns jeder nach, was mir und dir gefällt.
„Ich und du, Mode, wir, wir ſind in größtem Werthe,
„Warum? weil ich zuerſt drauf du, zu leben lehrte.
„Die Schönen folgen mir; die Stutzer ehren mich;
„Und da mein Anſehn wächſt, ſo ſieht man auch auf dich.
Die Mode ſprach bereits, nach einem tiefen Neigen:
Doch ein entſtandner Lerm zwingt ſie beſtürzt zu ſchweigen.
Ein plötzliches Geſchrey von Raufbolds voller Schaar
Schlägt ſchwirrend an ihr Ohr, da ſie im Reden war.
Wie, wenn in obrer Luft die letzten Himmelsſphären
Ein ſchnelles Licht beſtralt, die Welten zu verklären,
Die lichten Kügelchen im Augenblick ſich drehn,
Und auch im Augenblick die fernſten Welten ſehn:
So drang dieß Luſtgeſchrey von Raufbolds vollen Brüdern
Zu der Galanterie auf eines Nords Gefiedern.
Der blanke Degen klirrt; das Pflaſter ſpeyet Gluth,
Und von der Wächter Schaar entflieht ſogleich der Muth.
Dreymal bellt ihr Petit, der auf dem Schooße zittert,
Dreymal erbebt der Saal, dreymal wird ſie erſchüttert.
„Geliebte, hört dieß Schreyn, rief ſie, von Furcht verſtört,
„Iſt wohl in Leipzig je ein ſolcher Lerm gehört?
„Betäubt auch ein Barbar ſo ſehr die zarten Ohren?
„Hat Leipzig auf einmal die Artigkeit verlohren?
„Hört auch mein Ohr gewiß? o welch ein wild Geſchrey!
„Wie, Leipzig, wirſt du mir auf einmal ungetreu?
„Will der bebänderte nie bloß geſehne Degen,
„Ihr Burſche, nun auf mich den Zorn zu Tage legen?
Die Mode ſieht indeß mit aufgebrachtem Sinn,
Voll Unmuth, Furcht und Angſt ſtarr auf den Boden hin,

Sie weis nicht, was ſie ſoll zu dieſem Lermen ſagen,
Jetzt ſchweigt ſie, jetzt will ſie beherzt zu reden wagen.
Doch endlich hebt ſie an; „ o Göttinn, zürne nicht!
„Ich weis nicht, was mein Mund zu dieſem Rufen ſpricht.
„Mein Herz = = Jedoch die Furcht verbietet ihr zu ſprechen,
Ihr Angeſicht erblaßt, die ſchwarzen Augen brechen.
Ihr Stürmer, haltet ein, ſonſt iſts um euch gethan;
Schon köm̃t mit ſchnellem Flug der Schutzgott Leipzigs an.
Die Stirne zeigt bereits, was er von euch erfahren,
Die Moden machen Platz; er drängt ſich durch die
Schaaren,
Und ſchießt, als wie ein Pfeil, auf die Galanterie;
Sein Purpurfittig rauſcht; er regt das ſchnelle Knie,
Als ſeine flatternden zuſchnell bewegten Schwingen,
Durch den geſchwindẽ Schuß, vereint die Luft durchdringẽ,
Und machen, da ihr Hauch in ſein Gefieder blaſt,
Daß er am Budelkopf der holden Göttinn ſtößt.
Wie weñ ein Reuterſchwarm durch ſtreitbar muthge Pferde,
Die alle ſtampfend gehn, den Staub der dürren Erde,
Gleich einer Wolke, hebt, und in die Lüfte treibt,
Daß der erregte Staub das nahe Feld beſtaubt:
So ſahn die Moden hier, in runden zarten Theilen,
Den Puder aus dem Haar der Göttinn flüchtig eilen.
Der Locken Wunderbau, das rund gekrümmte Haar,
An dem ein halber Tag mit Müh verſchwendet war,
Dieß alles war dahin, und bloß durch ſein Verſehen.
So gleich hört er betrübt die Göttinn zornig ſchmähen.
Und da ſie auf ihn zürnt, fleht er ſie kniend an,
Den Schaden zu verzeihn, den ihr ſein Schwung gethan.
„ Dein Leipzig, rief er aus, wird ſich zum Unglück neigen;
„ Der Stürmer ſind ſchon da, die Furcht und Schrecken
zeigen.

„Ein wüſter Renommiſt, den Jena fortgejagt,
„Hat ſich durch mein Verſehn in unſre Stadt gewagt;
„Drey Brüder, die wie er, und er, wie ſie, beſchaffen,
„Die greifen voller Wuth nach ihren wilden Waffen.
„Mein Herz erzittert noch; jetzt hört ich ihr Geſchrey,
„Und wahrlich wir vergehn, ſteht mir dein Reich nicht bey.
„Vor ihnen bebt der Markt, ſie ſchreyen, wie Barbaren,
„Als ſcheuten ſie ſich nicht vor meinen Wächterſchaaren.
„Schon Jahre ſind ſie hier; allein der Schwarm verlacht,
„Mit ſpöttiſchem Geſicht, noch meiner Kinder Tracht.
„Dieß iſt der größte Schimpf, den ſie auf Leipzig bringen;
„Doch, Göttinn, hilf mir nur den Renommiſten zwingen.

Er ſchwieg; die Göttinn winkt, damit ſie niemand ſtört;
Die Stille ſchließt den Mund, ein jeder ſchweigt und hört.
„Es iſt ſchon, war ihr Wort, zu meinem Ohr gedrungen,
„Wie frech vorhin der Mund der Raſenden geſungen.
„Ich zürne faſt auf mich, daß dieſer Renommiſt
„Nach Leipzig ſich gewagt, und mir zuwider iſt.
„Jedoch er ſoll ſich noch zu unſerm Dienſt bekehren,
„Die Mode mag ihn gleich der Sitten Aendrung lehren.

So ſprach ſie, und ſie rief der nahen Mode zu:
„Geh, werthe Freundinn, geh, und ſtöre Raufbolds Ruh!
„Erſchein ihm, red ihm zu, ſein Jena zu verſchwören,
„Uns als ein Leipziger vernünftig zu verehren.
Die Mode ſprach darauf: „ſogleich ſoll es geſchehn,
„Sogleich ſoll Raufbold ſich von mir verändert ſehn.

Sie ſagts, und ſetzet ſich auf ihren güldnen Wagen,
Und läßt ſich durch die Luft nach ſeinem Zimmer tragen.
Ein großer Geiſterſchwarm, ein Complimentenheer,
Setzt ſich um ſie herum, und macht den Wagen ſchwer.

Sie werden, wenn der Mund der Menſchen ſie verhandelt,
Zuerſt in obrer Luft in Geiſterchen verwandelt.
Sie ſind verſchiedner Art, die meiſten trauren nie,
Sind ſtets voll Höflichkeit, und beugen Leib und Knie;
Und nieſt die Mode nur, ſo wünſcht ihr krummer Rücken,
Das Schickſal wolle ſie mit ſtetem Wohl beglücken.
Beynahe ſehen ſie wie Liebesgötter aus;
An ihren Häuptern ſteckt ein ewig grüner Strauß.
Ihr wolligt krauſes Haar rollt auf die Schultern nieder,
Und ihren Rücken deckt ein Himmelblau Gefieder.
Verſchiedner Herz iſt treu; man darf noch ihnen traun;
Die Höflichkeit half ſie mit zarter Hand erbaun;
Vom Umgang lernten ſie ſich zu den Städten wenden,
Und da ihr Wortgepräng geſchicklich zu verſchwenden.
Die andern, ſieht man ſie mit ſcharfen Blicken an,
Entdeckt man halb erſtaunt zweyköpficht wie den Jan:
Die vordre Stirn beherrſcht die Schmeicheley im Glücke,
Und auf der andern wohnt die Falſchheit und die Tücke.
Ihr vordres Antlitz weint, wenn oft das hintre lacht,
Mit dieſem loben ſie, mit jenem wird veracht.
Die erſtern ſiehet man zu ihrer Rechten ſinken;
Die letztern ſetzen ſich der Mode zu der Linken.

Der Wagen kam nunmehr vor Raufsbolds Zimmer an,
Den itzt der ſüße Schlaf, der Träume leichter Wahn,
Und auch der Schläger Geiſt auf ſeiner Streu bewachte,
Wo jeder ihm die Ruh mehr zu verſüßen dachte.
Die Mode ſtieg herab, die Geiſter warten hier;
Ihr luftger Körper gieng durch die verſchloſſne Thür.
Doch wie erſtaunte ſie; ein Schwindel kam ihr nahe,
Als ſie in Aſch und Staub ſich und das Zimmer ſahe.

Auf dem verſenkten Tiſch lag das verglimmte Kraut,
Das in Virginien der nackte Mohr erbaut.
Zerbrochner weißer Ton in länglichten Cylindern,
Und Bier und Aſche ſucht der Göttinn Fuß zu hindern.
Der Taback dampfte noch. Wie, wenn der Teukrer Pracht
In heißen Schutt zerfällt, der rothen Flammen Macht
Mit loderndem Geräuſch die laue Luſt zertheilet,
Drauf noch ein ſchwacher Dampf aus den Ruinen eilet:
So dampfte der Taback, den das geſchwärzte Rohr
Durchglimmt zurücke ließ, aus ſeinem Schutt hervor.
Sie floh vom Dampf erblaßt, der ihr Gewand befleckte,
Zu der verwirrten Streu, auf der ſich Raufbold ſtreckte.
Sie ſchüttelte den Kopf vor allem Ungemach,
Und trat noch ganz verwirrt, in jenes Schlafgemach.
Es war zur Morgenzeit; des Mondens falber Schim̃er
Schien, als wär er erblaßt, mit Trauren in das Zimmer.
Drauf ſprach ſie: „der du bier in ſüßem Schlum̃er liegſt,
„Und da kein Gram dich drückt, dich ſelbſten ruhig wiegſt,
„Die ſtille Nacht ſagt dir, was dir der Tag verhehlet,
„Und Träume melden dir, was deinem Glücke fehlet.
„Das Schreyen deiner Schaar hat unſre Luſt geſtört;
„Selbſt die Galanterie hat es erſtaunt gehört.
„Der Schutzgeiſt Leipzigs kam und hat mit vielen Klagen
„Dein allzujeniſch Thun der Göttinn vorgetragen.
„Sie hört es, und ihr Zorn fiel alſobald auf dich;
„Verlangſt du ſie verſöhnt, wohlan ſo liebe mich.
„Ich kann allein ihr Herz, wenn du es willſt, verſöhnen;
„Ich wills, wen̄ du verſprichſt, mich nicht mehr zu verhön̄.
„Sey nur ein Leipziger, verwirf die ſchlechte Tracht,
„Die dich mir fürchterlich, den Stutzern ſchrecklich macht.

„Dein Zopf verwandle ſich in einen ſchwarzen Beutel,
„Dein Huth bedecke nie die aufgeputzte Scheitel.
„In Jena ließ dir nur ein kurzer Ermel ſchön;
„Weit beſſer wird dir hier ein langer Aufſchlag ſtehn;
„Dich darf kein Oberrock vor Sturm u. Wind bewahren;
„Auch wenn es regnet, geh mit aufgeſchmückten Haaren.
„Die Weſte, die jetzt kurz um deine Hüften ſchlägt,
„Bau länger, aus Criſett und ſtark mit Gold belegt.
„Beym Reiten laß allein den Fuß die Stiefeln drücken;
„Solch eine wilde Tracht muß nur die Krieger ſchmücken.
„Verändre deinen Stal und knüpf um ihn ein Band,
„Zum Zeichen, daß du dich zu meinem Reich bekannt.
„Für Pfeifen wirſt du dir Pomad u. Puder handeln;
„Dein Paßglas müſſe ſich in Spiegelglas verwandeln;
„Statt gelben Rauchtabacks, der hier noch ſchmauchend glimmt,
„Sey dir der braune Staub von dem Rappe beſtimmt.
„Dann kannſt du dich beliebt zu jungen Stutzern ſchlagen;
„Dañ kañſt du dich vergnügt vor Leipzigs Schönẽ wagen.
„Eh dieſer Tag noch flieht, ſchick ich dir den Sylvan,
„An dieſem merke dir, was meine Macht gethan.
So ſprach ſie, u. entfloh. Er wirft mit trägem Wenden
Sich dreymal griñig um, greift mit den ſchweren Händen
Nach dem getreuen Stal, der zu dem Haupte lag,
Und ſpringt halb düſtern auf, durch einen Fechterſchlag
Ihr, die ſich unterſtund, die jenſche Tracht zu ſchelten,
Mit Hieben, wie er ſprach, die Mühe zu vergelten.
Doch, da er nichts verſpührt, ſo ſinkt er träg und matt
Von neuem in die Ruh auf ſeine Lagerſtatt.
Der Renommiſtengeiſt hört, doch mit innerm Grimme,
Der Mode lockend Wort, und die Sirenenſtimme.

Er lehnet halb beſtürzt ſich auf ein Fidibus,
Und ſtampft dreymal erzürnt mit ſeinem Fechterfuß.
„Nein, rief er trotzig aus: dich laß ich nicht verführen;
„Mod und Galanterie ſoll meine Stärke ſpüren.
Er flüſtert ihm ins Ohr: „O Raufbold! alle die,
„Die dich zu ſtürzen drohn, Mod und Galanterie,
„Die alle ſind zu ſchwach; ſo lang ich um dich ſchweben,
„Und dich beſchützen kann, muß alles vor dir beben.
„Ich bin der Heldengeiſt, durch den ein Renommiſt
„Stets Luſt zum Fechten hat, und nie erſchrocken iſt.
„Ich bin noch jetzt der Geiſt, ich wars, der dich entriſſe,
„Da ein behakter Stock dich faſt zu Boden ſchmiſſe.
„Ich bin dir nachgefolgt, ich bins, der vor der Stadt
„Dem dir getreuen Roß den Fuß gelähmet hat.
„Ich dachte, dich dadurch von Leipzig abzuhalten;
„Nun biſt du dennoch da, drum laß mich weiter
walten.
„Nimm nicht die Moden an, die hier im Anſehn ſind.
„So bald der Morgen graut, ſo ſetze dich geſchwind
„Auf dein geübtes Roß; ich will es wieder heilen,
„Es ſoll von dieſer Stadt mit ſchnellen Schritten eilen.
„Wie weit iſts, daß von hier das ſchöne Halle liegt,
„Wo noch die Freyheit herſcht, wo noch der Purſche ſiegt.
„Da wirſt du wieder Ruh und Ruhm und Ehre finden,
„Da wird kein Zwang dich mehr als Renom̃iſten binden,
„O eile ja geſchwind! ein Unglück droht dir hier,
„Den Ausgang weis ich nicht, jedoch es ahndet mir.
„Es ſey groß oder klein, vermeid es, geh auf Halle!
„Bleibſt du zwey Tage hier, ſo ſeh ich dich im Falle.
„Indeſſen ruhe wohl, ſchlaf ſüß und ſorgenfrey,
„Damit dein künftger Weg um deſto ſchneller ſey.

„Schlaf ruhig, ich will ſelbſt vor deinem Lager wachen.
„Wer dich verſtören wird, der ſoll mich zornig machen.
Er ſagts, und Raufbold wird verwegen, wieder froh,
Und ſchläft von Träumen voll auf dem geſtreuten Stroh.

* *

Phyllis.

Wenn Chloris mit brünſtigem Schmeicheln
Mir heimlich die Hände zerdrückt,
Und durch ein betrügliches Streicheln
Den froſtigen Freyer berückt:
So glaub ich, mein einziges Glücke
In ihrer Umarmung zu ſehn;
Und wünſche die Stunden zurücke,
Die unter den Küſſen vergehn.
Wenn Silvjens erröthende Wangen
Die Sprache der Augen erklärt;
Wenn ſie, ihren Hütern entgangen,
Mir Neigung und Treue bewährt:
So geb ich um Zepter und Thronen
Das mindeſte Küßchen nicht hin.
Es gnügt mir, in Hütten zu wohnen,
Wenn ich nur bey Silvien bin.
Sprich, Venus, was ſind dieß für Triebe,
In die ſich mein Herze verflicht?
Iſts Chloris vielleicht, die ich liebe?
Iſts Silvia? Iſt ſie es nicht?
Kaum zeiget ſich Chloris den Blicken,
So fliebt auch ſchon Silviens Bild,
Bis dieſe, bey wechſelnden Stricken,
Ihr gleiches mit gleichem vergilt.

Komm, Bacchus, du Vater der Wahrheit,
Komm, gieb mir den köſtlichen Saft,
Der unſern Begriffen die Klarheit,
Den Schlüſſen die Bündigkeit ſchafft.
Dir, Stifter der Freuden, zu Ehren
Sey Kummer und Sorgen verjagt.
Drey Flaſchen die werden mich lehren,
Was Venus aus Schalkheit verſagt.

Was ſeh ich? Wer kömmt dort gegangen?
Wer iſt doch das liebreiche Kind,
Dem Brüſte, Mund, Augen und Wangen
Voll Feuer und Zärtlichkeit ſind?
Ach Phyllis! So hegſt du Erbarmen?
Vergißt du dein Zürnen ſo ſehr?
Nun acht ich, bey deinem Umarmen,
Nicht Chloris noch Sylvien mehr.

Rk.

* *

Die Affen und die Bäre.

Eine Fabel.

Die Affen bitten bey den Bären,
Das Mittel ihnen zu erklären,
Wodurch ſie ohne viel Bemühn
Die Jungen ſtark und alt erziehn.

Vielleicht, ſprach eine von den Müttern,
Die ſtets vor Kinderliebe zittern,
Iſt unſre Milch und unſer Trank
Schuld, an der Kinder Untergang.

Viel

Vielleicht iſt manches unſrer Kinder
Aus dieſem Grunde nicht geſünder,
Weil Obſt, Gewürm, und was es frißt,
Ihm gar zu unverdaulich iſt.

Vielleicht, daß ſie durch Sprung und Schwänken
Sich etwas in der Bruſt verrenken;
Vielleicht iſt manches ſiech und matt,
Weil es die Luft getroffen hat.

Drauf nimmt ſie eines von den Kleinen,
Fängt an, es herzlich gut zu meynen,
Umarmt es brünſtig, küßt und drückt,
So lange, bis das Kind erſtickt.

Du, ſprach die Bärinn, kannſt noch fragen?
Nicht liegts an eurer Kinder Magen,
Nicht liegts an Milch, an Obſt und Brodt,
Ihr drückt ſie ſelbſt vor Liebe todt.

Gebt acht auf unſre jungen Haufen;
Wir nehmen ſie, ſo bald ſie laufen,
Mit auf den Raub durch Sumpf und Wald,
So werden ſie geſund und alt.

* * *

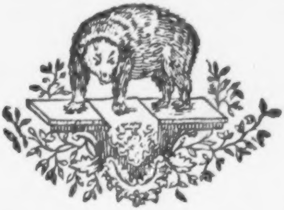
Was macht viel Kinder ſiech? vielleicht Natur u. Zeit?
Nein! reicher Eltern Gunſt und ekle Weichlichkeit.
O Reicher, ſoll dein Kind geſund in Stadten blühen:
So zieh es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehen!

C. F. Gellert.

Ende des Hornungs.

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

— Amant alterna Camoenae. *Virgil.*



Auf das Jahr 1744.
Märzmonat.

Leipzig,
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Das Band,
Ein Schäferſpiel,
In einem Aufzuge,
von
C. F. Gellert.

Perſonen.

Galathee. Daphne, der Galathee Mutter.
Montan, der Liebhaber der Galathee.
Doris. Myrtill.

Erſter Auftritt.

Galathee. Doris.

Doris.

Was machſt du, Galathee? du ſcheinſt mir nicht vergnügt.

Galathee.

Ich weis es ſelber nicht, was mir im Sinne liegt,
Ich bin nicht aufgeräumt.

Doris.

Du wirſt doch etwas wiſſen,
Was dir . . .

Galathee.

Ich wollt vorhin mein klares Garn begießen,
Das an der Sonne liegt, und nahm mich nicht in Acht,
Und ſtieß mich an das Holz, an dem ichs angemacht.
Da ſieh nur meine Hand.

Doris.

So geht es, wenn wir eilen.
Doch, dieß bedeutet nichts; der Schaden iſt zu heilen.
Allein, wo iſt Montan?

Galathee.

Und was mir weiter fehlt:
So hat die Mutter ſchon einmal auf mich geſchmählt.

Doris.

Die meine thut es auch, und oft bey Kleinigkeiten.
Allein, wo iſt Montan?

Galathee.

Sie ließ ſich kaum bedeuten.
Ich bringe Kräuter heim, und ſetz ſie offen hin,
Da kömmt mein Lamm dazu, dem ich ſo günſtig bin,
Und frißt ſie glücklich auf. Nun muß ich andre leſen.

Doris.

Wer weis, wie hungrig auch das arme Lamm geweſen!
Doch, gute Galathee, du willſt mich nicht verſtehn;
Wo iſt denn dein Montan?

Galathee.

Ach, Doris, laß mich gehn,
Ich weis nicht, wo er iſt; wer will die Schäfer hüten?
Er geht, wohin er will; ich kanns ihm nicht verbiethen.

Doris.

Verſtell dich nicht ſo ſehr: du zürnſt, ich ſeh dirs an.

Galathee.

Erwähn ihn weiter nicht.

Doris.

Was hat er denn gethan?

Galathee.

Mehr, als ich je gedacht! mir alſo mitzuſpielen?
Mir, ſeiner Galathee? Er ſoll es ſchon noch fühlen.
Bedenk es nur einmal, ich ſchenk ihm jüngſt ein Band,
Und knüpf es ihm dazu noch ſelber um die Hand:
Und geſtern ſeh ich gar ⸗ ⸗ Es iſt um mich geſchehen!
Ich habe dieſes Band um Phyllis Hals geſehen.

Doris.

In Wahrheit, Galathee, dieß iſt ein ſchlimmer Streich.
Allein du irrſt dich wohl, eins ſieht dem andern gleich.

Galathee

Ich kenn es gar zu gut. Ich trug es um die Stirne,
Der Eintrag war von Garn, der Boden war von Zwirne,
Zwey Fäden liefen grün, zwey roth, die andern blau,
So ſcheckicht, wie ein Specht; ich kenn es ganz genau.
Es war zwey Finger breit, und zackigt an den Seiten,
Es war mein ſchönſtes Band. Willſt du noch lange ſtreiten?
Ich hab es ſelbſt gemacht; drey Wochen ſind es kaum;
Mein Name ſteht darauf, und auch der Tannenbaum,
Bey dem mir einſt Montan den erſten Kuß genommen.
Doch, Kind, verſtecke dich, ich ſeh die Mutter kommen.

Zweyter Auftritt.

Galathee. Daphne.

Daphne.

Nun, meine Galathee, die Sonne meynt es gut.

Galathee.

Sie brennt faſt gar zu ſehr; man weis kaum, was man thut.

Daphne.

Jetzt ſchadt die Wärme nichts, ſie hebt vielmehr die Saaten,
Und wenn die Wittrung bleibt, wird alles wohl gerathen.
Ich ſahe meine Luſt itzt mitten in dem Gehn,
Der Lein ſteht ſchon ſo gut, er kann nicht beſſer ſtehn,
Und alles grünt u. blüht; doch wenn mirs nicht ſo ſcheinet,
So fehlt dir wohl etwas. Mich deucht, du haſt geweinet.

Galathee.

Geweinet? nein, dieß nicht.

Daphne.

Was ſoll dir dieſer Klee?

Galathee.

Ich bind ihn um den Kopf, er thut mir garzuweh.

Daphne.

Wie albern biſt du doch! gewiß, du ſollteſt dich ſchämen,
Klee hilft dir nimmermehr; nein, Poley mußt du nehmen.
Doch geſtern, weiſt du wohl, wer auf die Hitze trank?
Dieß iſt die Frucht davon.

Galathee.

Ach nein, ich bin nicht krank.
Ich weis, wovon es kömmt; es kömmt von Veilchen pflücken,
Wie vielmal muß man ſich um eine Hand voll bücken!

Daphne.

Wem ſoll denn dieſer Straus?

Galathee.

Hier iſt er.

Daphne.

Soll er mein?

Galathee.

Ja, darum band ich ihn.

Daphne.

Der Straus iſt wirklich fein,
Vielleicht hat ihn Myrtill von dir bekommen ſollen.

Galathee.

Er? Nein! da hätt ich ihn ſchon ſchlechter binden wollen.
Dieß unterbleibet wohl auch ohne dein Verboth.

Daphne.

Vielleicht hat ihn Montan ‒ ‒? Doch warum wirſt du roth?

Galathee.

Dieß werd ich garzuleicht.

Daphne.

Leicht, um Montanens Willen?
Doch warum wardſt dus nicht zugleich auch bey Myrtille?

Galathee.

Ich rede für mein Herz, dieß iſt nicht Schuld daran.

Daphne.

Doch hab ichs in Verdacht ſo gut, als den Montan.
Ich hab es wohl gemerkt, ihr könnt einander leiden.

Galathee.

Faſt täglich ſag ichs ihm, er ſoll mich gänzlich meiden.
Stets will er was von mir, ich heiß ihn freundlich gehn,
Und ſags ihm auch im Zorn, und dennoch bleibt er ſtehn,
Und redt mich wieder an, und giebt mir wohl die Lehre,
Es ſtünde gar nicht fein, wenn man ſo ſpröde wäre.

Daphne.

Was deine Schweſter ſagt, klingt anders.

Galathee.

Dieſes Kind?
Wer wollte Chloris traun? man weis, wie Kinder ſind.

Daphne.

Die Kinder reden wahr, und ſagen, was ſie ſehen.

Galathee.

Sie rede, was ſie will, mir iſt zu viel geſchehen.
Geſetzt, daß auch Montan zuweilen zu mir treibt,
Und auf dem Rohre bläſt, und mir die Zeit vertreibt;
Geſetzt, daß ich zugleich in ſeine Flöte ſinge,
Wird dieß wohl unrecht ſeyn?

Daphne.

Dieß ſind erlaubte Dinge.
Allein du ſagteſt ja, du hießt ihn öfters gehn.

Galathee.

Ja, dieſes thu ich auch; allein er bläſt ſo ſchön:
Ich bitt ihn nicht darum. Dem Echo zu gefallen,
Das in dem Buſche ruft, läßt er ſein Rohr erſchallen.

Daphne.

Du wirſt das Echo ſeyn. Das Singen wehr ich nicht;
Nur fürcht ich, daß Montan mit dir vom Lieben ſpricht.

Galathee.

Er denket nicht daran. Frey ſpricht er, will ich leben;
Es liebe, wer da will, mir iſt es nicht gegeben.

Daphne.

Doch warum ſagt er denn, daß du ſo ſpröde wärſt?

Galathee.

Itzt ſagt er dieß nicht mehr; es war nur in der erſt,
Wenn ich ihm dann und wann die Antwort ſchuldig bliebe.
Es iſt gewiß andem, er denkt an keine Liebe.
Nur Freundſchaft wünſcht er ſich, und dieſe ging ich ein;
Er kann ja wohl mein Freund, ich ſeine Freundinn ſeyn.

Daphne.

Was heute Freundſchaft war, kann morgen Liebe werden.
Indeſſen wär mein Rath, er blieb bey ſeinen Heerden.
Du aber, Galathee, nimm auf den Abend ein.

Galathee.

Ach! eh der Abend kömmt, wirds wohl vergangen ſeyn.

Daphne.

Und dennoch werd ich dir von meinen Kräutern geben.
Man ſorget nie zu ſehr für ſeiner Kinder Leben.
Ich gehe, komme nach, und nimm dich wohl in Acht,
Und bring mehr Veilchen mit.

Dritter Auftritt.

Galathee. Doris.

Doris.

Ich habe recht gelacht!
Die gute Mutter denkt wohl Wunder, was dir fehlet!

Galathee.

Nicht wahr? du haſts gehört, ſie hat nicht ſehr geſchmählet.

Doris.

Doch mit der Arzeney?

Galathee.

Da hab ich meine Noth;
Raut und Wacholderſaft hilft bey ihr für den Tod.

Doris.

Sie weis noch nicht genug. Mich ſollte ſie nur fragen,
Was für dein Kopfweh hilft; ich wollts ihr beſſer ſagen.
Montan nur hilft dafür.

Galathee.

Ach! quäle mich doch nicht.
Der falſche Schäfer, der! So ehrlich ſein Geſicht:
So ſchlimm iſt doch ſein Herz. Er ſoll mich nicht mehr fangen;
Wer einmal mich betrügt, hat ſtets mich hintergangen.

Doris.

Du thuſt ihm wohl zu viel.

Galathee.

Und du vertrittſt ihn noch?
Ich ſoll zufrieden ſeyn! Nicht wahr? bedenk es doch!
Ein Band, ein Band von mir, an Phyllis zu verſchenken?
Er liebt ſie. Dürft ich nur nicht weiter an ihn denken!
Mich dauert jeder Kuß.

Doris.

Haſt du ihn oft geküßt?

Galathee.

Ach mehr, als tauſendmal! Du weiſt ja, wie man iſt.
Das erſt- und andremal, da hielt er mir die Hände;
Ich drohte, doch zu ſchwach. Erräthſt du bald das Ende?
Ich litt es endlich gern, und gab ihm nach der Zeit,
Wenn er zu blöde ſchien, oft ſelbſt Gelegenheit.
Die Birken wiſſens noch. Wenn wir zuſammen kamen:
So ward gewiß geküßt, bis daß wir Abſchied nahmen.

Doris.

Und habt gar nicht geredt, ſo ſehr vergaßt ihr euch?

Galathee.

Ach ja, wir redten auch, und küßten uns zugleich.

Doris.

Allein, was ſpracht ihr ſtets?

Galathee.

Wie kannſt du doch ſo fragen?
Verliebe dich einmal; ſo darf ich dirs nicht ſagen.
Vom Lieben redten wir; er fiel mir um den Hals,
Und ſprach: Mein liebſtes Kind! dieß that ich ebenfalls.
Ich hieß ihn, mein Montan; er mich, mein Herz, mein Lebe;
So mußte, wie geſagt, ein Wort das andre geben.

Doris.

Ja, ja, dieß iſt ſchon gut; doch wurdet ihrs nicht ſatt?

Galathee.

Satt? Ja, da höret mans, wer nie geliebet hat.
Wir redten Tage lang, wenn wir beyſammen trieben,
Und wußten auf die Nacht kaum, wo der Tag geblieben;
So ſchnell verſtrich er uns.

Doris.

Nun, das begreif ich nicht,
Wie da ein Tag verſtreicht, wenn man nichts weiter ſpricht,
Als Kind, Montan, mein Herz!

Galathee.

Du bringſt mich nicht zum Lachen;
Ach! Doris, hör nur auf, du wirſt mich böſe machen.
Wir redten ſonſt noch viel, als vom beſtändig ſeyn;
Die Lieb und unſer Herz gab uns die Reden ein.

Doris.

Gut. Heute ſpracht ihr dieß, was ſpracht ihr aber Morgen?

Galathee.

Was liegt doch dir daran? dafür laß andre ſorgen.

Doris.

Erzähl mir immer mehr!

Galathee.

Auch war es was gemeins,
Wir zankten uns einmal, und wurden wieder eins.

Doris.

Gezankt?

Galathee.

Ja! wird nicht auch der Himmel öfters trübe?
Und wie das Wetter iſt, ſo wechſelt auch die Liebe.

Oft ſahen wir uns nur zu ganzen Stunden an;
Sein Auge hing an mir, und meines am Montan.

Doris.

So iſt die Liebe denn ein Spielwerk in Gedanken?
Ein Gutſeyn, Reden, Sehn, ein Küſſen und ein Zanken?

Galathee.

Das Tändeln fehlt dir noch.

Doris.

Das Tändeln? was iſt das?
Dieß hab ich nie gehört.

Galathee.

Es iſt nun ſo etwas.
Man ſtreichelt ſich die Hand, man kneipt ſich in die Backen,
Man ſchüttelt ſich am Kinn, und klopft ſich in den Nacken.

Doris.

Dieß habt ihr auch gethan?

Galathee.

Ja, das verſteht ſich ſchon.
Wie günſtig war ich ihm! nun hab ich meinen Lohn!

Doris.

Was wird denn nun daraus? willſt du den Schäfer
laſſen?

Galathee.

Die Liebe, ihn, das Band, und Phyllis will ich haſſen.
Sprich, warum käm er nicht, wenn er beſtändig wär?
Seit geſtern ſeh ich ihn mit keinem Auge mehr.
Da kömmt Myrtill, bleib hier, und ruf ihn zu der Heerde.
Ich will nach Veilchen gehn, damit ich fertig werde.

Vier-

Vierter Auftritt.

Doris. Myrtill.

Doris.

Was haſt du da, Myrtill? verſteck es nicht vor mir.

Myrtill.

Nichts, liebe Schäferinn; es iſt ein kleines Thier.

Doris.

Ein kleines Thier? Myrtill. Dieß brauchſt du nicht zu ſagen.
Denn Wölfe wirſt du wohl nicht in den Händen tragen.

Myrtill.

Hier iſt es, ſieh es an:

Doris.

Nunmehro will ich nicht.

Myrtill.

Du nimmſt es übel auf, was man im Scherze ſpricht?

Doris.

Nein, eine Kleinigkeit wird mich nicht gleich verdrüßen.
Es ſey auch, was es will, ich brauch es nicht zu wiſſen.
Gewiß, es kränkt mich nicht, daß du mirs nicht geſagt;
Dieß aber ärgert mich, daß ich dich gleich gefragt.

Myrtill.

Nun, ſey nur wieder gut; ich will dirs gerne zeigen;
Doch Doris, noch etwas: verſprichſt du mir zu ſchweigen?

Doris.

Ich ſchweige, wenn ich will.

Myrtill.

Wenn du verſchwiegen biſt:
So ſag ich dir, daß dieß Montanens Amſel iſt.
Von ſeiner Galathee hat ſie Montan bekommen,
Sie ſingt vortrefflich ſchön, ich hab ſie weggenommen.

Doris.

Was haſt du nun davon, daß du Montanen kränkſt?

Myrtill.

Ich, meine Schäferinn? gewiß mehr, als du denkſt.
Genug. Montan verdient, daß er auch einmal fühlet,
Was er mir ehedem für einen Streich geſpielet.
Denn weiſt du, wie er mich den letzten Herbſt geneckt,
Und mir drey Tage lang den ſchönen Staar verſteckt?
Dieß war ein rechter Staar; ich hatt ihn aufgezogen,
Und wer ihn einmal ſah, der war ihm auch gewogen.
So oft ich Hylax rief, ſo oft ich Chloris ſprach:
So rief er Hylax mit, und ſagte Chloris nach.
Oft flog er auf mein Lamm, und ließ zu halben Tagen,
Als hielt ichs nur für ihn, ſich von dem Lamme tragen.

Doris.

Ja, ich beſinne mich auf dieſen klugen Staar,
Der dir nur gar zu lieb, und gar zu theuer war;
Denn, weiſt du noch, Myrtill, als ich ihn haben wollte,
Daß ich für dieſen Staar zehn Küſſe geben ſollte?
Allein der Staar iſt todt, und dieß erfreut mich ſehr.
Wie theuer war er dir? Verkauf ihn doch nunmehr,
Und deine Amſel auch. Im Ernſt, du ſollteſt dich ſchämen,
Montanens Freund zu ſeyn, und ihm etwas zu nehmen.
Doch ich beſinne mich auf eine kleine Liſt;
Letzt ſagte Galathee, du hätteſt mich geküßt;
Sie gab mirs zweymal Schuld. Itzt könnten wir uns rächen,
Laß ihr den Vogel ſehn, und ſprich = = =

Myrtill.

Was ſoll ich ſprechen?

Doris.

Sprich, ſiehſt du, wie Montan an ſeine Freunde denkt,
Er hat mir heute früh die Amſel gar geſchenkt.
Doch nimm dich auch in Acht, und fang nicht an zu lachen.

Myrtill.

Verlaß dich nur auf mich, ich wills ſchon liſtig machen.

Doris

Sie hat ihn in Verdacht, und iſt voll Aergerniß;
Und wenn du ernſthaft ſprichſt: ſo glaubt ſies ganz gewiß.

Myrtill.

Schon gut, ich will es thun, vom kleinſten bis zum größten;
Mich hat das loſe Kind zuweilen auch zum Beſten.
Dort kömmt ſchon Galathee, ſie kömmt, Montan kömt auch.

Doris.

Geſchwind verſtecke dich hier hinter dieſen Strauch;
Ich will zur Phyllis gehn, ſie ſchläft dort in dem Garten.

Myrtill.

Allein Montan kömmt ja.

Doris

Er wird nicht lange warten.

Fünfter Auftritt.

Galathee. Montan. Myrtill verſteckt.

Montan.

Du läufſt ſo gar vor mir? was iſt dir, Schäferinn?

Galathee.

Ich bin beſtändig ſo, wenn ich nicht anders bin.

Montan.

Nie hab ich dich, mein Kind, noch ſo erzürnt geſehn.

Galathee.

Und nie geſchah vielleicht, was geſtern iſt geſchehen.

Montan.

Doch meine Galathee, was hab ich dir gethan?

Galathee.

Ich ſage, laß mich gehn, und ſieh mich nicht mehr an.

Montan.

Ich bitte, rede doch.

Galathee.

Du kannſt die Worte ſparen.

Montan.

Wenn du nicht reden willſt; wie ſoll ichs denn erfahren?

Galathee.

Nun, dieß gefällt mir doch, du haſt recht überley.

Montan.

Was iſt denn mein Vergehn? Geſteh es doch nur frey.

Galathee.

Es reut ihn nicht einmal, er kann noch gar verlangen,
Daß ich ihm ſagen ſoll, wie ſehr er ſich vergangen.

Montan.

Kind, ich erſtaune ganz; heißt dieß, du haſt mich lieb?
Wo bleibt dein letzter Schwur?

Galathee.

Er bleibt, wo deiner blieb?

Montan.

Wo bleibt dein treues Herz?

Galathee.

Gar auf mein Herz zu pochen?
Nur ſachte, mein Montan, dieß war zu viel geſprochen.

Montan.

Ach, meine Galathee, mein Herz, mein liebſtes Kind.

Galathee.

Man höre nur einmal, was dieß für Reden ſind!
Ich bin ja Phyllis nicht, du redſt vielleicht im Schlafe.

Montan.

Wer nichts verbrochen hat, den ſchmerzt dergleichen Strafe.
So hilft kein gutes Wort?

Galathee.

Nein, dießmal bin ich taub.

Montan.

So treffe denn das Gift Vieh, Fluren, Bäum und Laub,
Wofern ich untreu bin. Pan wird den Schwur erhören.

Galathee.

Ich hör es ſchon, Montan; du kannſt vortrefflich ſchwören.

Montan.

Hat Phyllis mich gerührt, ſo ſoll mich itzt ⸗ ⸗

Galathee.

Halt ein!
Liebſt du die Phyllis nicht: ſo will ich untreu ſeyn.

Montan.

Mit Phyllis quälſt du mich? Dieß ſoll ich auch vertragen?

Galathee.

Geh, Falſcher, geh nur hin, du kannſt ihrs wieder ſagen.

Montan.

Ich, meine Galathee, ich falſch! Dieß iſt betrübt.
Ich habe dich ſo treu, dich, wie mein Blut, geliebt,
Und nichts ſo ſehr gewünſcht, als ſtets um dich zu leben,
Und einſt in deinem Arm mein Leben aufzugeben.
Zwey Jahre ſind vorbey, ſeitdem kein Tag vergieng,
An dem ich dich nicht ſah, nicht ſprach, und nicht umfing.
Gern ließ ich alles ſtehn, vergaß mit Luſt der Heerden,
Und ließ oft Tag aus Nacht, dir zu gefallen, werden.
Zwey Stäbe hab ich dir mit eigner Hand geſchnitzt,
Und auch ein Trinkgeſchirr, auf dem der Waldgott ſitzt.

Dem ich, damit es dir in allem wohl gelinge,
Nun ſchon ſo manchen Bock gebückt zum Opfer bringe:
Der Becher quälte mich faſt auf ein halbes Jahr;
Oft haſt du meine Hand, die wund vom ſchneiden war,
Mitleidig abgewiſcht, bedauret und verbunden.
O Zeit! wo biſt du hin? du biſt zu ſchnell verſchwunden!
O Kind, ich bitte dich, beyn Göttern unſrer Flur,
Wer raubt mir deine Gunſt? wer iſts? geſteh es nur!
Denn dich mir treu zu ſehn, will ich das größte wagen.

Galathee.

O frage nur dein Herz, dieß wirds am beſten ſagen.

Montan.

Mein Herz, betrognes Kind, kennt keinen Unbeſtand.

Gelathee.

So, ſo; wo haſt du denn mein roth und blaues Band,
Das ich dir ehedem - -!

Montan.

Es iſt um wenig Schritte:
So hohl ich dir dieß Band; es liegt in meiner Hütte,
Gleich bey dem Nelkenſtrauß, den ich von dir empfing,
Als ich das erſtemal mit dir zum Tanze gieng.
Ich hohl es, warte hier, es iſt ja bald geſchehen.

Galathee.

Mein Herz glaubt weiter nichts, als was die Augen ſehen.

Sechſter Auftritt.

Galathee. Myrtill.

Myrtill.

Da ſiehſt du, Galathee, wie gut Montan es meynt,
Sein liebſtes ſchenkt er mir: dieß thut ſo leicht kein Freund.

Galathee.

Was hat er dir geſchenkt? Die Wachtel?

Myrtill.
Rathe beſſer!
Galathee.
Was denn? den Hänfling?
Myrtill.
Nein! Es iſt noch etwas größer;
Die Amſel. Siehſt du wohl?
Galathee.
Was gabſt du ihm dafür?
Myrtill.
Nichts, als ein gutes Wort. Genug, er gab ſie mir.
Galathee.
Er hat ſie ja von mir, wie kann er ſie verſchenken?
Wie? thut er dieß vielleicht, um mich dadurch zu kränken?
Myrtill.
Was fragſt du doch ſo ſchlimm? weswegen wird ers thun?
Mir zur Gefälligkeit, mir was zu ſchenken.
Galathee.
Nun!
Dir zur Gefälligkeit? Gereicht mir dieß zur Ehre?
Ich habe ſchon genug!
Myrtill.
Ich dachte, was dir wäre.
Wer wird den Augenblick gleich voller Argwohn ſeyn.
Wenn mir die Amſel wird, bleibt doch Montan noch dein.
Ich geh, und will den Hahn zur Sie in Bauer ſtecken;
Die Jungen bring ich dir, ſo bald die Alten hecken.
Galathee.
Weis her!
Myrtill.
Nimm dich in Acht, ſie fliegt dir ſonſt davon.
Galathee.
Ja, ja! ſie iſts, Myrtill; ſie iſts, ich ſeh es ſchon.

Das Thierchen iſt recht fett.

Myrtill.

Du mußt ſie nicht ſo drücken,
Ganz locker halte ſie, ſie möchte ſonſt erſticken.

Galathee.

(Sie giebt ihm die Amſel wieder.)

Die Amſel iſt erſtickt. Und dieß hab ich gewollt.
Ihr Schäfer wißt kaum mehr, wie ihr uns quälen ſollt.
Was denkt ihr denn von uns? Ach lernt euch doch beſinnen;
Denn wenn ihr Schäfer ſeyd; ſo ſind wir Schäferinnen.
Nun ſoll ſie dein, Myrtill; vergiß die Jungen nicht!
Ein Schäfer hält es ſtets, was er einmal verſpricht.

Myrtill.

Ach ehrlicher Montan, du biſt um viel gekommen!
Verſtohlen hab ich ihm die Amſel weggenommen.
Wie thöricht war ich doch, daß ich ſie nicht verbarg.
Wer hätte das geglaubt? Du biſt auch gar zu arg.
Ich weis mir keinen Rath, zeitlebens wird michs reuen,
Der Schaden iſt zu groß, er kann mirs nicht verzeihen.

Galathee.

Du nahmſt ſie heimlich weg?

Myrtill.

Ja freylich, heute früh,
Und da mich Doris ſah: ſo . .

Galathee.

Nun, was ſagte ſie?

Myrtill.

Sie hat mich angeſtellt, dich alſo zu betrügen.

Galathee.

Gut, merke dirs, Myrtill! dieß iſt die Frucht vom Lügen.

Myrtill.

So gar empfindlich ſeyn, das ſteht doch auch nicht ſchön;
Wer andre necken kann, muß wieder Scherz verſtehn.

Galathee.

Dieß geb ich alles zu. Wer heißt dich ſolche Sachen?
Es kann nicht anders ſeyn, du mußt mich böſe machen.
Ich war ſchon aufgebracht: drum glaubt ichs vom Montan.
Es reut mich. Sage mir, wo treff ich Doris an?

Myrtill.

Sie wird bey Phyllis ſeyn.

Galathee.

Bey Phyllis? bey der Stolzen!
So! jene ſpitzt ſie zu, und die verſchießt die Bolzen.

Siebenter Auftritt.

Montan. Myrtill.

Montan.

Glück zu! Myrtill, Glück zu! wie kömmts, ſo ganz allein?
Wo iſt denn Galathee?

Myrtill.

Sie wird bey Phyllis ſeyn.
Ich ſoll, bis daß ſie kömmt, bey ihrer Heerde warten.

Montan.

Iſt Phyllis weit von hier?

Myrtill.

Nicht weit, ſie iſt im Garten.

Montan.

Ach vorhin wünſcht ich dich! Es war ein rechter Zank;
Da ſollt ich mit Gewalt, und wider allen Dank,
Mein Band, das Galathee, als wir den Maytanz gaben,
Mir um den Arm geknüpft, ſo gar verſchenket haben.
Es war ihr ganzer Ernſt.

Myrtill.

Wer hätte das gemeynt!

Montan.

Allein . . .

Myrtill.

Ein Wort, Montan! ich bitte dich, mein Freund,
Bey allem, was du liebſt . . .

Montan.

Was willſt du? Mit Vergnügen,
Wenn ich dir helfen kann: ſo ſollſt du alles kriegen,
Nur meine Amſel nicht, um die du letztens . . .

Myrtill.

Nein!
Nein, ich verlange nichts, du ſollſt mir nur verzeihn.

Montan.

Myrtill, ſey doch kein Kind, was ſoll ich dir vergeben?
Du haſt mir nichts gethan.

Myrtill.

Verſprich bey deinem Leben,
Daß du nicht böſe wirſt, ich habe was gethan,
Das dir dein Lebelang kaum ſchlimmer träumen kann.
Ach deine Galathee . . .

Montan.

Nun werd ichs bald errathen;
Du haſt vielleicht gethan, was ich und ſie nur thaten!
Geküßt? drum wird ſie auch davon gelaufen ſeyn.
War dieß ein Scherz, Myrtill, und ich ſoll ihn verzeihn?

Myrtill.

Nein, dieß iſts nicht, Montan.

Montan.

So möcht ichs gerne wiſſen,
Was du für Räzel haſt.

Myrtill.

Ach laß dichs nicht verdrüßen.

Ich that es nicht allein, auch Doris iſt mit Schuld,
Und deine Galathee.

Montan.

Bald bricht mir die Geduld.
So ſags doch nur einmal, ich will nicht böſe werden.

Myrtill.

Ich ſelber würde mich recht ungeſtüm gebehrden,
Wenn mirs begegnet wär: Bedenke heute früh
Nehm ich die Amſel weg, und Doris ſiehet ſie;
Drauf ſpricht ſie, nimm ſie mit; und ſprich zu Galatheen,
Montan hat mich beſchenkt.

Montan.

Mich ſo zu hintergehen!

Myrtill.

O dieß iſt nicht genug!

Montan.

Was iſt denn noch dabey?

Myrtill.

Laß ſehn, ſpricht Galathee, obs auch die meine ſey?
Sie nimmt die Amſel weg.

Montan.

Und giebt ſie dir nicht wieder.

Myrtill.

Ach nein, ſie ſtreichelt ſie, geht einmal auf und nieder,
Ich ſeh mich um, ſie ſpricht, das Thierchen iſt recht feiſt,
Darauf = = =

Montan.

Ich merk es ſchon, ich weis, der Vogel beißt.

Myrtill.

Ach nein, ſie drückt ihn todt.

Montan.

Gern, oder wider Willen?

Myrtill.

Geh, ſprach ſie, armes Thier, geh, du gehörſt Myrtillen.

Ich gab nicht Acht darauf, und möchte faſt vergehn.
Ach ehrlicher Montan!

Montan.

Nun, dieß muß ich geſtehn.
Die Nachricht thut mir weh.

Myrtill.

Sie geht mir auch zu Herzen.

Montan.

Dieß heiß ich gar zu ſehr auf meine Koſten ſcherzen.

Myrtill.

Ich ſah es nicht voraus, ſonſt wär es nicht geſchehn.

Montan.

Wer Freunde necken will, muß auf die Sache ſehn.

Myrtill.

Nun ſey nur wieder gut. Ich habe Tauben fliegen,
So ſchön du ſie verlangſt, du ſollſt die beſten kriegen.
Ich ſchenke dir zwey Paar mit Kronen auf dem Kopf,
Am Bauche weis; und blau an Flügeln, Schwanz u. Kropf.

Montan.

Behalte, was du haſt, die Amſel iſt verlohren;
Ich bin zum Aergerniß und zum Verluſt gebohren.

Myrtill.

Damit du wirklich ſiehſt, daß mich die Sache kränkt;
So ſey der Bienenſtock zur Hälfte dir geſchenkt,
Für den mein Vater einſt ſechs Lämmer ausgeſchlagen.
Ja, lebte Damon noch, er könnts nicht anders ſagen.

Montan.

Ich bin ſo geizig nicht, und ſagte gern nichts mehr,
Wenn meine Galathee nur wieder freundlich wär.
Sie hat mich in Verdacht, und läßt ſich nicht bedeuten;
Ich habe ja das Band, was will ſie länger ſtreiten?

Myrtill.

Sie wird es auch nicht thun. Verlaſſe dich auf mich,
Sie liebt dich gar zu ſehr, und darum zankt ſie ſich.

Komm nur, wir ſuchen ſie.

Montan.

Wir mußten auch ſo zaudern!
Sieh, dort kömmt Daphne her, nun wird ſie mit uns plaudern.

Achter Auftritt.

Montan. Myrtill. Daphne.

Daphne.

Ihr Kinder, treibt das Vieh doch beſſer in den Klee.
Doch hier iſt kein Damöt, und keine Galathee,
Wo ſind ſie?

Myrtill.

Gar nicht weit. Wir bleiben bey den Schafen.

Daphne.

Damöt macht mirs zu bunt. Der faule Schelm wird ſchlafen.
Ich war vor kurzem da, und traf ihn auch nicht an.

Myrtill.

Ach nein, er iſt nicht weit, und das weis auch Montan.

Montan.

Er iſt dort an dem Fluß, und putzt und hackt die Weyden.

Daphne.

Dieß gienge ſchon noch an; allein ich kanns nicht leiden,
Daß er die Heerde läßt, und ſtets was anders thut.

Montan.

O ſchmähle nicht auf ihn. Damöt iſt warlich gut!
Er übertrifft uns ſtets an Fleiß und an Geſchicke.

Daphne.

Ja, red ihm nur das Wort!

Montan.

So oft ich ihn erblicke:
So wird er fleißig ſeyn. Bald flicht er Baſt und Stroh,
Bald pflanzt er einen Baum, bald rückt er dieſen ſo,

Damit er Sonne kriegt; bald ſchneidet er die Reben,
Und bald umpfählt er ſie. Bald zieht er kleine Gräben,
Und führt die Quellen ab, daß nicht das Gras erſäuft,
Und greift in allem zu, was in den Feldbau läuft.

Daphne.

Er iſt nicht ungeſchickt, ich muß es ſelber ſprechen,
Es geht ihm von der Hand. Letzt braucht ich einen Rechen:
Sogleich läuft mein Damöt, u. ſchnitzt ihn ganz geſchwind,
Daß oben Zinken ſtehn, und unten Zinken ſind.
Jüngſt bracht er einen Stab geſchnitzt auf beyden Seiten;
Damöt, ſo fang ich an, wen ſoll denn das bedeuten?
Stellts deine Schweſter vor? Nein, ſpricht er lächelnd, nein!
Dieß hier bin ich, und dieß ſoll meine Chloris ſeyn.
Ich macht ihn ziemlich aus, doch war mirs nicht ums Herze,
Wenn Mütter ſtrenge ſind: ſo ſind ſies oft im Scherze.
Er ſey ihr immer gut; und wenn er mit ihr ſpricht:
So iſts ihm unverwehrt. Nur lieben ſoll er nicht.

Montan.

Damöt iſt nicht verliebt.

Daphne.

Dieß hab ich auch erfahren.

Montan.

Doch günſtig war er ihr, ſeit ſeinen erſten Jahren.

Myrtill.

Iſt das ein Unterſcheid, verliebt und günſtig ſeyn?

Montan.

Ja, biſt du recht verliebt: ſo bleibſt du nicht mehr dein,
Du wünſcheſt, ſinnſt und denkſt u. träumſt bey hellem Tage,
Biſt andern eine Laſt, und dir die größte Plage;
Zur Arbeit träg und faul, bey guten Freunden ſtumm,
Und ſiehſt dich, wenn du ſiehſt, nur nach der Liebſten um;

Der erſte finſtre Blick ſchlägt deinen Muth darnieder;
Dann kömmt ein holder Blick, und der belebt dich wieder.
Du biſt Myrtill zugleich, und biſt auch nicht Myrtill,
Kurz um, du lachſt und weinſt, ſo, wie die Schöne will.

Daphne.

Ey, ey, Montan, Montan! du magſt die Liebe kennen!

Montan.

Ich kenne ſie, doch nur von hören und von nennen.

Myrtill.

Was iſt denn günſtig ſeyn?

Montan.

O günſtig ſeyn iſt ſchlecht;
Man iſt einander gut, und iſt es doch nicht recht;
Man ſieht einander gern, und wünſcht ſich oft zu ſehen;
Doch gehts nicht immer an: ſo läßt mans auch geſchehen.

Myrtill.

Wenn du und Galathee nun bey einander ſeyd,
Was iſts? Verliebt ſeyn?

Montan.

Nein. Nur bloße Zärtlichkeit.

Daphne.

Recht. Dieſes kann ich auch von meiner Tochter glauben,
Das Zärtlichſeyn iſt gut, dieß will ich euch erlauben.

Myrtill.

Bey mir iſt Zärtlichkeit das, was man Liebe nennt.

Daphne.

Ihr Schäfer, wißt ihr wohl, wie ihr euch helfen könnt?
Sprecht lieber günſtig ſeyn, ſprecht Freundſchaft und dergleichen.
Genug. Ich muß nun gehn, die Zeit wird mir verſtreichen.

Neun-

Neunter Auftritt.

Montan. Myrtill. Galathee. Doris.

Montan.

Myrtill, da kommen ſie, ich weis nicht, wie mir wird.

Galathee.

Ach ehrlicher Montan, ich habe mich geirrt,
Es war ein ander Band; die beſten Augen trügen,
Vergieb mir ein Verſehn!

Montan.

Ich thu es mit Vergnügen.

Galathee.

Mein Fehler, wie du weiſt, iſt Hitz und Eiferſucht.

Montan.

Den Fehler duld ich gern; er iſt der Liebe Frucht.
Ich weis, du thuſts nicht mehr, u. wirſt dich beſſer faſſen.

Galathee.

Ich hab es oft verſucht, und kann es doch nicht laſſen.

Myrtill.

Ja, für die Eiferſucht hilft nichts in unſrer Flur.
Euch Schäferinnen, euch, euch quält ſie von Natur,
Von außen haßt ihr ſie, und liebt ſie doch im Herzen,
Und würdet ihr ſie los, ich glaub, ihr ſtürbt vor Schmerzen.

Doris.

Myrtill, laß deinen Spott! Denn weiſt du = =

Myrtill.

Was denn, Kind,
Daß ſtille Waſſer gern am allertiefſten ſind?
Genung, ihr ſeyd = =

Doris.

Und was?

Myrtill.

Halb Eiferſucht, halb Liebe.

Doris.
Ich wollte, daß dir auch nicht eine günſtig bliebe!
Dir, der die Amſel nimmt.
Galathee.
Ach weiſt du denn, Montan,
Was ich und was Myrtill - -? Du ſiehſt mich ſauer an?
Montan.
Nein, Kind, ich zürne nicht. Myrtill hat ſcherzen wollen;
Der Schlaue hätts nicht thun, u. dus nicht glauben ſollen.
Drum traue nicht ſo leicht. Ich weis, du kenneſt mich,
Ein Herz, das redlich liebt, bleibt unveränderlich.
Du und Myrtill ſeyd ſchuld, du Doris auch nicht minder;
Doch laßts geſchehen ſeyn, ihr bleibt noch gute Kinder.
Und ſiehſt du, Galathee, hier iſt das böſe Band.
Galathee.
Montan, ich ſchäme mich; o thu es aus der Hand.
Ich ſprach mit Phyllis itzt, mein Band hat ihr gefallen,
Sie hat eins nachgemacht, und dieß iſt Schuld an allen.
Drum ſey nur wieder gut, ich bin Zeitlebens dein,
Mein Herz und dieſer Kuß, die ſollen Zeuge ſeyn.
Myrtill.
Wie? loſe Galathee, einander gar zu küſſen?
Galathee.
Es iſt ja mein Montan: wie kann dich das verdrüßen?
Myrtill.
Doch Kinder, wißt ihr was, treibt fein bey Zeiten ein.
Wir wollen auf den Streit auch heute luſtig ſeyn;
Wir eſſen eine Milch; dann wollen wir im Kühlen . .
Montan.
Ja nun, was wollen wir?
Myrtill.
Einmal um Pfänder ſpielen.

Montan.

Ich ſchließe mich nicht aus.

Doris.

Mir gilt es einerley.

Galathee.

Wenn mein Montan mit ſpielt: ſo bin ich auch dabey.

Myrtill.

Kannſt du das Spiel, Montan? Man fragt:
Was macht die Liebe?

Montan.

Sie zankt ſich, weil ſie ſonſt nicht neu und ſüße bliebe.

Myrtill.

Was macht ſie, Galathee?

Galathee.

Dieß weis mein Band ſo gar,
Verdacht, wo keiner iſt.

Myrtill.

Und dieſes Band redt wahr!

* *

Schreiben an einen guten Freund,
von
# dem Nutzen der zeitigen Erlernung
der Naturlehre wider den Aberglauben.

Hochzuehrender Herr!

Da ich weis, wie fleißig ſie ſind, die natürlichen Dinge und deren Begebenheiten genau zu unterſuchen: ſo glaube ich, daß ich ihnen kein Misfallen erwecken werde, wenn ich ihnen einen beſondern Nutzen dieſer ſo ſorgfältigen Unterſuchungen, oder überhaupt der Naturlehre, henne. Ich glaube nämlich, daß kein kräftiger Mittel ſey, den Aberglauben zu dämpfen, als daß man ſich zeitig und genugſam mit der Naturlehre und den natürlichen Dingen bekannt mache; ja ich möchte gar ſagen, daß dieſes das einzige Mittel ſey. Vielleicht bin ich zu verwegen, dieſes zu unternehmen? Vielleicht ſage ich ihnen nichts neues? Ich weis es wohl, daß viele große Männer dieſer und voriger Zeiten ſich genug beſchäfftiget haben, neue Kräfte der Natur zu finden, und uns dadurch zugleich neue Wunder zu zeigen; und ihr Fleiß wird dieſes weitläuftige Feld nicht ſo leer machen können, daß unſre Nachkommen nicht noch auch Urſache haben ſollten, ſich über neue Entdeckungen in demſelben zu erfreuen. Wie glücklich ſind wir nicht vor den Bewohnern des Erdbodens jener Zeiten, welche in dieſem Stücke mit ihrer Wiſſenſchaft als Kinder gegen erwachſene Männer zu achten ſind! Wären dieſe ſo erfahren geweſen, als wir jetzo ſind; vielleicht hätten wir nunmehro ſchon denjenigen Grad der Vollkommenheit in dieſer Sache erlangt, den wir an unſern Nachkommen zu beneiden Urſache haben. Vielleicht bekommen ſie nähere Nachricht von den andern Himmelskörpern, die um uns herumſchwimmen, und ihren Einwohnern. Vielleicht finden ſie noch Mittel, gar mit ihnen bekannt zu werden. Wie groß und weitläuftig wird alsdenn nicht ihre Wiſſenſchaft in dem Reiche der Natur werden, wenn ſie einander ihr Wiſſen mittheilen, das unſtreitig weit voneinander unterſchieden ſeyn muß, ob es gleich im Zuſammenhange einander ſehr dienlich ſeyn würde.

Doch ich vertiefe mich zu ſehr. Wir wollen unſern Nachkommen ihr Vergnügen über ihre weite Wiſſenſchaft gönnen. Laſſen ſie uns daran begnügen, m. H. daß ſie doch öfters wider ihren Willen werden ſagen müſſen: dieß haben wir unſern Vorfahren zu danken: ſo wie wir es gutwillig und mit vieler Luſt von vielen Dingen von den unſrigen thun. Hier will ich meine Vorrede ſchließen, damit ſie nicht durch deren Länge abgeſchreckt werden, den Brief, oder vielmehr meine Abhandlung ſelbſt zu leſen.

Ich wollte vom Aberglauben reden, und es ſcheint mir vorher nöthig zu ſeyn, daß ich mich deshalb etwas deutlicher erkläre. Da der Aberglaube nichts anders iſt, als eine einfältige Leichtgläubigkeit, vermöge der man gewiſſen Dingen eine Kraft oder Wirkung zuſchreibt, welche ſie gar nicht haben, oder haben können; die einen guten Grad der Unwiſſenheit zum Grunde hat: ſo werden ſie von ſelbſt ſehen, daß das Gegentheil davon, nämlich ein guter Grad der Wiſſenſchaft, der von einem klugen und vernünftigen Zweifel unterſtützt wird, das kräftige Mittel darwider ſey. O! deucht mich, höre ich ſie ſchon ausrufen, verdammt ſey dein Zweifel! Zweifle lieber, ob gar ein Aberglaube iſt, ſo wirſt du am allergewiſſeſten bewahrt werden. Weg mit dem Zweifel! Gewißheit, eine gründliche Gewißheit in allen Sachen iſt beſſer, und wird am allererſten den Aberglauben mit der Wurzel herausreißen, ſo bald wir nur zeigen, daß in ſolchem keine Gewißheit ſtatt hat. Recht ſo, m. H. ſie ſprechen wie ein Naturkündiger ſprechen muß; ja noch mehr, ſie reden als ein Mathematicus. Ich lobe ſie darum; denn es iſt ihnen ſehr nöthig. Ich aber rede, als einer, der mit Einfältigen zu thun hat, und mit ſolchen, die zum Aberglauben geneigt ſind; und wie froh will ich ſeyn, wenn ich bey ihnen nur erſt einen Zweifel erweckt habe. Alsdenn iſt gewiß die halbe Verändrung ſchon geſchehen, und alsdenn iſt es Zeit genug, ſie durch phyſicaliſche Gewißheiten vollends zu überführen. Da es aber ſcheint, daß mein Hauptſatz mehr auf Kinder gehe, die den Aberglauben erſt mit den Jahren in ſich ſaugen, als auf ſolche, die ſchon denſelben durch ihr ganzes Alter ernährt haben, ſo will ich mich auch deswegen rechtfertigen, wenn ich ſage: daß, ob man zwar mit einem gründlichen Unterrichte derſelben alles heben kann, ich dennoch von einem Kinde, das durch öftere

Fragen und Einwendungen noch zuweilen einen Zweifel blicken läßt, allezeit mehr halten und seiner Fähigkeit mehr zutrauen werde, als von einem ſolchen, welches mit dummem Stillſchweigen, alles, was man ſaget, ohne Widerrede annimmt; denn dieſes halte ich, alles Unterrichts ungeachtet, noch allezeit für fähig, den Aberglauben anzunehmen, ſo bald ſich die Gelegenheit dazu äußert.

Ich denke immer, ſie werden hier mit dem Kopfe ſchütteln, und wohl gar meinen Brief aus Verdruß hinwerfen oder ihn zu dem erſten phyſicaliſchen Experimente verdammen; denn ich weis, daß ſie mit ihrer Kunſt ſehr neidiſch ſind. Wie vortrefflich hätten ſie ſich in die große ägyptiſche Pyramide geſchickt, die ſo viele Geheimniſſe hatte! Sind ſie vielleicht nicht zufrieden, m. H. daß ich verlanget, daß man jedermann in die Geheimniſſe der Natur einführen ſoll? Meynen ſie, daß eine Wiſſenſchaft, etwas von ihrem Werthe vrrliehre, wenn auch die geringſten im Volke ſich ihre Wirkungen zu Nutze machen? Nein, m. H. den Vornehmen im Staate iſt es eine Schande, etwas nicht zu wiſſen, was ihnen ſo vielfältigen Nutzen ſchaffen kann; und bey Geringen iſt der Schade um deſto größer, je größer ihre Anzahl iſt. Und eben dieſes können wir, deucht mich, von der Lehre der Natur ſagen. Denn da uns dieſe die Natur, ſo viel es möglich iſt, erkennen läßt; da ſie uns ihre Macht, ihre Wirkungen, ihre Stärke, ja gewiſſermaaßen auch ihre Schwäche zeiget: ſo iſt es unmöglich anders, als daß wir in der Erkenntniß auch unſerer ſelbſt, immer vollkommner werden. Denn eben daher, aus eben dieſer Unvollkommenheit unſerer Vorfahren, kamen alle die wunderbaren Sätze und lächerlichen Meynungen der Alten, darüber wir uns noch itzo verwundern, wo nicht gar lachen müſſen, ſo oft wir dieſelben betrachten. Ueber nichts aber hat man Urſache, ſich mehr zu wundern, als wie doch bey ihnen alle die abgeſchmackten Einfälle entſtanden ſind, nachdem Archimedes und Euklides, welche wir noch itzo für unſere Anführer erkennen, ſchon eine ſo gute Bahne gebrochen hatten? Doch vielleicht waren ihre Schriften auch dieſen ſchon lauter Heiligthümer, die nach ihrem Tode lange Jahre vergraben gelegen.

Ohne Lachen kann man ſich wohl nicht in die Naturlehre unſerer Vorfahren von dreyen Jahrhunderten wagen; ja ich kann wohl ſagen, daß ich die Unterſuchung ihrer Lehrſätze für den beſten Zeitvertreib halte, den man nur haben kann. Denn gewiß, ihre Naturlehre iſt wenig von der Einrichtung des Weltbaues der Indianer unterſchieden, welche die Weltkugel am ſicherſten auf dem Rücken vier großer Elephanten zu ſeyn glaubten; noch viel lächerlicher aber den Grund bauten, worauf ſie dieſe ihre großen Maſchinen ſtellten. Unſre lieben Vorfahren machten die Luft über unſere Erdkugel, darinnen doch ſo viele gleiche Körper ſchwimmen zu einem Feuer, und ſchloſſen ſolches, bedenken ſie doch dieß Wunder, mit einem gefrornem Meere zu. Fragte man nach der Urſache dieſes Wunders: ſo war die Allmacht Gottes der allerkräftigſte Beweis ihres Satzes. Hieß dieſes nun die Natur erkennen, und die Kräfte derſelben wiſſen? Was war natürlicher, als daß Meynungen bey ihnen entſtunden, worüber wir uns noch itzo wundern? Ich meyne den Aberglauben, diejenige irrige Meynung, vermöge welcher ſie natürlichen Dingen und Wirkungen, übernatürliche, ja bey nahe gar göttliche Eigenſchaften zuſchrieben. Hier waren nichts als Wunder, und dieſe Wunder wurden wiederum durch andere Wunder zu Stande gebracht. Welche Verwirrung der Natur! Welche Unordnung in der ordentlichſten Einrichtung! Was iſt thörichter, als ſich von Dingen ein ſo großes Vermögen einzubilden, daß wir uns davor entſetzen und fürchten, zu deren Daſeyn wir doch öfters ſelbſt, ein nicht geringes beygetragen haben? In was für einer ſteten Furcht lebten nicht die Verehrer des Aberglaubens? Alles ſchien ihnen Tod und Untergang zu bringen? Wie ſicher und geruhig können wir deswegen leben! Ich kann mich nicht genug wundern, daß auch der ſo ſcharfſinnige Bayle (beſchuldigen ſie mich keiner Verwegenheit,) wegen des Aberglaubens eine Meymung, in der Abhandlung von Cometen, beybehalten hat, die kaum ohne Aberglauben anzunehmen iſt. Er ſchreibt den Teufeln eine Macht zu, Wunder nach ihrem Gefallen zu thun, dadurch den Aberglauben zu befördern. Welche Meynung war älter, als eben dieſe bey den Chriſten? Wer aber kann derſelben beypflichten, ohne zugleich zu bekennen, daß die Teufel Gewalt haben, die von Gott gemachte Ordnung der Natur nach ihrem Gefallen aufheben zu können?

Entdecken wir aber die Schändlichkeit des Aberglaubens, und die häßlichen Folgen deſſelben; was iſt natürlicher, als daß wir uns nach Mitteln dagegen umzuſehen haben? Doch was iſt ſchwerer, als ein einmal eingewurzeltes Uebel aus dem Grunde zu heben? und was iſt ſüßer zu glauben, als was wir uns ſelbſt einbilden? Wie viele von den klügſten Heiden ſahen und empfunden die Thorheit ihres Aberglaubens, und wollten denſelben doch nicht verlaſſen? Wie viele ſtellten ſich, als ob ſie ihn verachteten, und hingen ihm doch an? Der große Alexander ſchämte ſich, daß ſein Aberglaube offenbar geworden war. Ariſtander empfand ſeinen Zorn, da er in der öffentlichen Kriegsverſammlung ſagte, daß die Eingeweide nichts gutes prophezeiten. Er erkannte, daß es ſchändlich war, dem Aberglauben nachzuhängen, und daher entſtund ſeine Schaam. Eben dieſes kann man auch von den Anhängern und Liebhabern des Aberglaubens in unſern Tagen ſagen. Es giebt deren viele, die ihre Liebe darzu, bis in ein hohes Alter ſorgfältig vermehrt haben; niemand von ihnen aber wird geſtehen, daß er dem Aberglauben verehret; niemand wird von ihnen den Ehrentitel eines Abergläubigen mit Gelaſſenheit annehmen, ſondern mit aller Heftigkeit eines gerechten Zorns widerſprechen. Sieht man aber nicht hieraus, daß ſie von der Schändlichkeit ihrer Handlungen überzeugt ſind? Daher ſuchen ſie neue Benennungen derſelben; daher ſoll es ein kluge Vorſicht, eine von langen Jahren beſtätigte Erfahrung ſeyn. Aber eben das, daß ſie es ſchon von dem Großvater und der Aeltermutter geerbet haben, machet ſie zu blinden Anbethern ihrer vermeynten Weisheit, die keine Ueberzeugung noch äußerliche Gewalt davon abbringen würde.

Weil es denn nun ſo ſchwer iſt, bey bejahrten Perſonen eine Vertilgung dieſes Laſters zuwege zu bringen: ſo muß bey jungen Gemüthern ein ſo guter Grund gelegt werden, daß ſie nicht fähig ſind, ſo außer den Stand geſetzt werden, die Vorurtheile und Scheingründe des Aberglaubens anzunehmen. Sollte denn aber die Lehre von den Wirkungen und Kräften der Natur nicht das ſicherſte Mittel darwider ſeyn? Dieſe Wahrheit iſt ſchon ſehr alt. Cicero bezeuget ſchon: „Durch die Kenntniß der Dinge in der „Natur werden wir von dem Aberglauben befreyet; „es verſchwindet die Furcht vor dem Tode; und „wir werden nicht mehr durch die Unwiſſenheit in „den natürlichen Dingen verwirrt. Woher kam es denn aber, daß man dem Aberglauben noch immer nachhing, ungeachtet man dergleichen Meynungen hegte? Wollte man dem Pöbel dadurch im Zaume halten? Glaubte man, das Volk würde weniger gehorſam ſeyn, wenn es klüger in den natürlichen Dingen würde? Es kann ſeyn. Waren aber die Häupter des Volks klüger? zitterten ſie nicht eben ſo wohl, als die geringſten im Volke, wenn etwas in der Natur vorgieng, welches nicht ſo gewöhnlich war, als andere Dinge, die täglich geſehen werden, und eben ſo wunderbar ſind, ob wir ſie gleich aus Gewohnheit nicht achten? Freylich fehlte es auch dieſen an der Erkenntniß der Natur. Wie oft haben die größten Feldherren der Römer nicht ihr Kriegsheer, das ſchon in Schlachtordnung geſtanden, ſeinen Feind anzugreifen, wieder unverrichteter Sache in ihr Lager zurücke geführet, wenn ihnen zum Unglücke eine Krähe nicht ſo geflogen war, wie ſie es haben wollten, oder ſie ſich es einbildeten, daß ſie fliegen müßte, wenn ſie einen glücklichen Ausgang der Sachen haben ſollten?

Wie oft aber iſt ihnen ihre Vermuthung nicht fehlgeſchlagen, da ſie ihnen am glücklichſten flogen, und die Schlacht verlohren gegangen, da ſie ſolche vorher vielleicht würden gewonnen haben. Führeten ſie nicht zum Dienſte ihrer Wahrſagungen ganze Behältniſſe voller Vögel mit zu Felde? Ja, war es nicht ein Theil ihres Gottesdienſtes?

Es iſt alſo nichts nöthiger, als ſich mit der Natur je eher je lieber bekannt zu machen. Da aber nichts feſter bey einem Menſchen bleibt, als wozu er in der Jugend gewöhnt wird; ſo iſt es unleugbar, daß man es mit den Kindern vornehmen müſſe, ſo bald ſie nur darzu fähig ſind. Es gefällt mir daher gar nicht, wenn der ſonſt gelehrte Rollin, in ſeiner Naturlehre für Kinder, verlanget, die Kinder ſollen die Wirkungen der Natur betrachten und bewundern, ohne die Urſachen derſelben zu wiſſen. Sollte es wohl nicht beſſer ſeyn, wenn man ſie ihnen auf das deutlichſte auflöſte, und dadurch gleich im Anfange verwehrte, daß der ſchändliche Aberglauben Wurzel ſchlagen könnte? Der Aberglaube der Alten iſt unſtreitig aus keiner andern Urſache entſtanden, als eben daher, daß ſie die Wirkungen der Natur zu ſehr bewunderten, und darüber vergaßen, den Grund derſelben zu unterſuchen. Haben die Kinder nicht eben die Fähigkeit, dieſes, oder etwas anders zu faſſen? Hätten wir nicht Urſache, mit der Zeit einen Staat zu hoffen, der von allem Aberglauben gereiniget wäre? Wer wollte leugnen, daß ſich die Erkenntniß der Natur nicht eben ſo leicht fortpflanzen würde, als jener? Man wird noch allezeit Urſache haben, ihre Wirkungen zu bewundern, wenn man auch ſchon ihren Grund auf das ge-

genauſte eingeſehen hätte. Eine weiſe und ordentliche Einrichtung eines Dinges gefällt allezeit beſſer, und wir bewundern eine groſze Weisheit weit mehr, als eine groſze Macht.

Es iſt wahr, daß es unſern Vorfahren in dieſem Stücke mehr Schwierigkeit gemacht hat, als uns itzo. Die vielen Secten der Weltweiſen, bey welchen man Erläuterung holen ſollte, waren ſelbſt nicht einig, was ſie von den natürlichen Dingen glauben, und wem ſie ihre Wirkungen zuſchreiben ſollten. Eine jede von ihnen lehrete anders; das wußten ſie aber alle, daß durch die Naturwiſſenſchaft der Aberglaube gedämpft würde. Denn daher kam es, daß dieſe Weltweiſen und Kenner der Natur ſich weniger vor den Dingen in derſelben fürchteten, als andere Leute; daher kam es aber auch, daß ſie von dem andern Volke öfters für Gottloſe und Ohngötter gehalten wurden. Sokrates mußte gar deswegen ſterben, weil er wider den Aberglauben des athenienſiſchen Götzendienſtes geredet, welchen er aus der Kenntniß der Natur hatte kennen lernen. So ſchwer iſt es, einen alten eingewurzelten, und ſo oft fortgepflanzten Aberglauben zu vertilgen. Iſt es alſo hier nicht nöthig, ſchon bey Kindern, den erſten Anfang deſſelben zu hindern. Gehen wir noch weiter bis zu den älteſten Weltweiſen: ſo finden wir, daß auch dieſe erkannt haben, was die Naturlehre gegen den Aberglauben vermocht, ſo ſchlecht auch ihre Wiſſenſchaft darinnen noch war. Sie verhehlten ſie deswegen ſo ſorgfältig, daß niemand außer den Königen und Prieſtern, ſie wiſſen durfte. Sie ſahen den Aberglauben als eine Hülfe im Regimente an, das Volk im Gehorſame zu erhalten; darum gaben ſie ihm alles dasjenige unter den Fuß, was es ſo feſt glaubte. Es iſt auch nicht zu leugnen, daß es ihnen nicht zuweilen gute Dienſte ſollte geleiſtet haben. Auch Ageſilaus wußte ſich dieſes Kunſtſtückes bey ſeinen Lacedämoniern mit gutem Erfolge zu bedienen. Er ſah ihre Zaghaftigkeit, und ſchöpfte wenig Hoffnung zu einem Siege über ſeine Feinde daraus. Daher nahm er ihren Aberglauben zu Hülfe, und ſuchte ſie durch eine Prophezeihung beherzt zu machen. Er ließ ein Opfer ſchlachten, um aus deſſen Eingeweiden den Ausgang der Schlacht zu erforſchen. Er wußte dabey ſo geſchickt das Wort **Sieg**, welches er auf ſeine Hand geſchrieben hatte, unvermerkt auf die Leber des Opfers abzudrucken, daß das Volk dadurch auf einmal beherzt wurde, ſich auf dieſe Prophezeihung verließ, und den Sieg wider ſeine Feinde erzwang. Keiner aber von allen dieſen Beförderern des Aberglaubens bildete ſich ein, daß ihre ſorgfältig verborgenen Geheimniſſe, eben dieſes und noch weit mehr bey dem Volke würden ausrichten können! Sie glaubten nicht, daß die Kenntniß der Natur kräftiger von der Hoheit Gottes überzeugen würde, als aller ihr willkührlicher wunderlicher Aberglaube; deswegen machten ſie ſich ſolchen vielmehr zu Nutze, und vermehrten ihn täglich.

Man kann nicht gänzlich in Abrede ſeyn, daß diejenigen Heiden, welche man für die geſitteſten gehalten, mehr Aberglauben beſeſſen haben, als andere, welche man für die barbariſchten Völker gehalten hat Man kann auch nicht leugnen, daß nicht jene mehr Wiſſenſchaft von den natürlichen Dingen beſeſſen haben, als dieſe. Sollte man alſo nicht auf die Gedanken kommen, daß die Naturlehre vielmehr den Aberglauben beſtärke, als entkräfte? Nein, m. H. ich bin nicht, wie viele andere, der Meynung, daß der Aberglaube die dummſten Gemüther verlange. Ein Menſch, der auf gar nichts Acht hat, iſt nicht ſo gefährlich, als einer, der ſich ſchon in etwas um Dinge bekümmert. Man pfleget zu ſagen: ein Dummer wird kein Gottesleugner; und man kann gewiſſermaßen behaupten, daß keiner zu dem Aberglauben komme, welcher gar nichts von natürlichen Dingen weis, ſondern daß ihn nur ſolche ergreifen, welche dieſe Dinge zwar wahrnehmen, aber ihre Natur, Eigenſchaften, Wirkungen und Kräfte nicht wiſſen. Die dümmſten und unerfahrenſten Völker jener Weltalter ſind nicht auf den Einfall gekommen, den Thieren eine gewiſſe Kraft zuzueignen, daraus man zukünftige Dinge ſchließen könnte; aber die klugen Griechen und Römer waren es, die es glaubten. Hieran aber war keinesweges ihre Wiſſenſchaft in den natürlichen Dingen, ſondern ihre gar zu wenige Kenntniß der Natur ſchuld. Denn hätten ſie, wie nach dieſem geſchehen iſt, genugſam unterſuchet, woraus man dieſes und jenes ſchließen könnte; ob auch natürliche Urſachen vorhanden wären, warum ein Vogelflug zur rechten Hand glücklich, und zur linken unglücklich ſey; warum eine ungleiche Zahl ihnen Unglück brächte, das Geſchrey einer Eule zu dieſer Zeit gut und zu einer andern nicht gut wäre: ſo würden ſie eben ſo wohl, als wir, gefunden haben, daß dieſer Aberglaube bloß in ihrer Einbildung und nicht in der Natur gegründet ſey. Dieſe klugen Völker ſahen das Lächerliche dieſer Dinge nicht ein; aber welches

Kind würde nicht darüber lachen, wenn es hören, oder glauben ſollte: daß ein einziger Vogel ganze Kriegsheere geſchlagen, und ganze Städte zerſtöhret hätte? Wo waren die natürlichen Urſachen, daß den Römern dieſer oder jener Menſch nothwendig unglücklich ſeyn müßte, bloß weil er einen Namen führte, welcher nach ihrer Einbildung unglücklich war? War ihnen denn der Name Brutus allemal glücklich, und brachte ihnen der Name Auguſtus allezeit etwas gutes? Und wo ſind die Gründe in der Natur, daß dieſer Tag beſſer und glücklicher ſey, als der andere?

Keiner von den römiſchen Geſchichtſchreibern iſt wohl ſorgfältiger in Bemerkung dergleichen abergläubiſchen Sachen, Geſchäffte und eingebildeten Wunder geweſen, als Livius; welches auch unſtreitig eine von den vornehmſten Urſachen iſt, warum man ſeine hiſtoriſche Gewißheit für verdächtig hält, da er mehr aus der Sage und nach dem Wahne des Pöbels geſchrieben, als ſich um den Grund der hiſtoriſchen Sachen ſehr bekümmert hat, ob er ſchon ſelbſt einmal an einem Orte ſchreibt: Prodigia eo anno multa nunciata ſunt, quae quo magis credebant ſimplices ac religioſi homines, eo plura nuntiabantur. Haben ſie Luſt, mein Herr, ſich in einem Felde umzuſehen, wo nichts als erſtaunende Wunder und ungewöhnliche Dinge herumſchwärmen: ſo blättern ſie nur dieſes Geſchichtſchreibers Bücher durch; es werden ihnen auf allen Bogen wundernswürdige Dinge genug begegnen, welche das Geſchlechtskennzeichen des Aberglaubens auf der Stirne führen. So gefährlich ſie aber alle ausſehen; ſo viel Furcht dieſelben, vermöge eines dummen Aberglaubens erwecket haben: ſo brauchet es gleichwohl eben nicht die tiefſte Einſicht in der Naturwiſſenſchaft, ſolche alle aus natürlichen Urſachen zu erklären. Eine Begebenheit in der Natur geſchiehet ſehr öfters; einmal werden wir ſie gewahr, und da halten wir es für etwas ungewöhnliches, und der Unverſtändige für ein Wunder: ein andermal aber entgeht ſie unſerer Aufmerkſamkeit. Laſſen ſie es uns doch verſuchen, mein Herr, ob wir nicht durch Hülfe unſerer Naturkündiger einige von den Wundern des Livius auflöſen können? Im 214 Jahre vor Chriſti Geburt als Q. Fabius zum vierten-, und M. Marcellus zum drittenmale Bürgermeiſter waren, regnete es in Rom auf dem Markte, wo man das Rindvieh verkaufte, Blut; und zu einer andern Zeit hatten die Schilde zweener Soldaten Blut geſchwitzt. Hätten bey dieſen Wundern die unerſchrockenen Römer nicht furchtſamer werden ſollen, als bey Erblickung vieler hundert Legionen der Feinde? Wir haben dergleichen nichts gutes prophezeihende Blutregen auch zu unſerer und unſerer Väter Zeit gehabt. In Frankreich wurde vor nicht gar zu vielen Jahren das Landvolk ſo ſehr dadurch erſchreckt, daß es eiligſt das Feld verließ, und mit Schrecken die Häuſer ſuchte. Dieſes Wunder finden wir in Derhams Phyſico-Theologie erkläret. Die Erfahrung hat es nunmehro gewiß gemacht, daß es eine Art von Schmetterlingen iſt, welche dergleichen rothe und blutähnliche Tropfen fallen laſſen. Von einem heilſamen Regen, wenn er in der Wahrheit gegründet wäre, da der Meynung nach Hierſe und Weizen vom Himmel gefallen, finden wir in der ſchleſiſchen und engliſchen Geſchichte etwas; aber die genaue Unterſuchung hat auch dieſes Wunder zernichtet, und gewieſen, daß das erſte nichts anders, als Samen von einem Kraute, das unter dem Namen des Ehrenpreiſes bekannt iſt, und das andere Beeren von Epheu geweſen. Berger in dem Verſuche einer gründlichen Erläuterung merkwürdiger Begebenheiten in der Natur, giebt uns noch eine genauere Nachricht von einem vermeynten Schwefelregen, der im Jahre 1731 in Zelle gefallen. Jedermann hielt es für Schwefel; und man glaubte auch ſo gar, den Geruch und Dampf davon zu empfinden; ja einige wurden aus dieſer Einbildung gar krank davon. Aber da dieſer Schwefelſtaub mit einem großen Sturmwinde gekommen war, ſo entdeckte eine genaue Unterſuchung, daß er keinesweges die Probe ausſtund, und die Eigenſchaften des Schwefels nicht hatte, ſondern daß es ein ſamenartiger Staub war, welchen die Tannenzapfen in ſich halten, deren eine große Menge in dem Tannenwalde vor Zelle wachſen. Was für Furcht aber wird nicht dieſer Regen bey den mehreſten Leuten, die es geſehen und gehört hatten, erwecket, und was für erſchreckliche Folgen werden nicht die mehreſten von ihnen erwartet haben! Ich zweifele nicht, daß ein erfahrner Naturkündiger nicht alle andere noch mögliche Arten von ungewöhnlichen Regen ſollte entdecken können, und daß er nicht natürliche Urſachen darzu finden würde.

Livius erzählet uns ferner, daß die Ufer um Corſica öfters als Feuer geleuchtet. Wird dieſes unſern Seefahrern auch noch ein merkwürdiges Wunder ſeyn? Mich deucht, das Leuchten des bewegten Meerwaſſers iſt ihnen ſo etwas gewöhnliches, daß ſie nicht groß mehr darauf achten.

Auch das war den Römern etwas ſo erſtaunendes, welches ihnen unmöglich etwas gutes voraus ſagte, wenn ſie zwo Sonnen erblickten. Welcher von unſern Anfängern in der Naturlehre erſchrickt aber, wenn wir deren in unſern Tagen drey, ja viere und noch mehr ſehen. Allein dieß kömmt daher, weil wir ihre Möglichkeit in der Luft, und denen gefrohrnen Dünſten, die zuweilen in derſelben befindlich ſind, gefunden haben.

Es würde eben ſo leicht ſeyn, die noch übrigen vermeynten Wunder des Livius, zu möglichen Naturbegebenheiten zu machen, wenn ich mich länger dabey aufhalten wollte. Auf die Dinge, die täglich geſchahen, und eben ſo wundernswürdig waren, als ihre Wunder, ſahen ſie nicht. Der Regenbogen, eine der ſchönſten und angenehmſten Lufterſcheinungen, der Regen oder der Schnee, waren keine Sachen, welche der Aufmerkſamkeit eines einzigen großmüthigen Römers werth waren; aber wenn ein Bienenſchwarm auf den römiſchen Markt kömmt, wenn ein Ochſe einmal Luſt bekömmt, die Treppe hinauf zu ſteigen; wenn eine Säule umfällt; wenn ein Rabe an einem Tempel ein Neſt bauet; wenn ein heiliges Feuer auslöſchet; wenn der Hunger einen Wolf in die Stadt treibt; ein Stein ſchwitzt; der Donner wo einſchlägt, oder eine gefährliche Misgeburth gebohren wird: das ſind Sachen, um derentwillen das ganze kluge Rom vor Schrecken zuſammen lauft. Hier müſſen alle Altare rauchen, die Götter zu verſöhnen, und der Pfaffe ſtärket ſie ſeines Nutzens wegen, in ihrem Wahne. Allein ſo gehts: die Unwiſſenheit ſieht es, die Leichtgläubigkeit nimmt es an, und der Aberglaube hält es für untrüglich. Auch in dem vorigen Jahrhunderte hatten noch die Misgeburthen große Gewalt; und wo ich mich nicht irre, ſo hat ein Kind, das mit einem Stücke Fleiſche auf dem Kopfe und in der Seite mehr, als gewöhnlich, gebohren worden, die Zerſtöhrung der Stadt Magdeburg verurſachet.

Vielleicht möchten ſie mich, mein Herr, für einen Antiquitätenkrämer anſehen, wenn ich ſie länger in den Alten herumführte. Ich will etwas näher rücken, und mich noch etwas in unſerm Vaterlande umſehen. Aber ich bitte ſie zum Voraus, daß ſie ſich nicht fürchten, wenn ſie erſtaunende Sachen hören. Ich will nur einige Jahrhunderte vor uns zurücke gehen. War wohl eine Zeit fruchtbarer von Wundern u. ſchrecklichen Himmels- und Lufterſcheinungen? Ich glaube faſt, wenn nicht die Kenntniß der Natur mit Gewalt zugenommen hätte, man würde zuletzt vor Furcht und Schrecken gewünſcht haben, nicht gebohren, oder wenigſtens ohne Vernunſt gebohren zu ſeyn. Man war ſo ſorgfältig, ſo gleich ganze Beſchreibungen von dieſen Erſcheinungen drucken zu laſſen, damit ſie der Welt zu ihrer Warnung nicht vorenthalten würden. Wie kömmts denn aber, daß man von allen dieſen Dingen itzo ſchweigt? Hat ſich die Natur geändert, und iſt ſie mit ihren Schätzen neidiſcher geworden, oder haben wir es der vermehrten Kenntniß der natürlichen Dinge zuzuſchreiben? Freylich kann es nichts anders ſeyn. Man hat die Kräfte der Natur beſſer kennen lernen, und nun verrichten wir durch dieſes alles das, was ſonſt nichts als Wunder, oder wenigſtens Hexerey war. Wir ſehen nicht mehr die häufigen Wunder, nachdem wir wiſſen, daß die

Wunder die Ordnung der Natur ſtöhren, und daß zu deſſen Aufhebung ein neues Wunder vonnöthen ſey; ja nachdem wir ſelbſt die Urſachen dieſer eingebildeten Wunder gefunden haben. Ja ich denke nicht, eine Sünde zu begehen, wenn ich glaube, daß ſich auch Gott bey denen Wundern, welche uns die Bibel erzählet, vielmal natürlicher Urſachen zu ihrer Hervorbringung bedient hat, ob wir ſolche gleich größten Theils noch nicht wiſſen. Denn dieſe uns auch bekannten natürlichen Kräfte laſſen uns auch einen eben ſo mächtigen und eben ſo weiſen Gott, als er vorher war, da wir ihm allezeit bey Hervorbringung eines Wunders, einen gewaltſamen Eingriff in ſeine weiſe Einrichtung der Welt thun ließen. Ja dieſe Wunder werden noch allezeit Wunder bleiben, da ſie durch die allwiſſende Vorausſehung Gottes ſo geordnet worden, daß ſie eben zu der Zeit geſchehen, da ſie verlanget wurden, oder vonnöthen waren, ob wir gleich nicht wiſſen ſollten, wie ſie natürlicher Weiſe hervorgebracht worden ſind.

Doch ich muß näher zum Zwecke kommen. Die erſtaunendfürchterlichen Sachen des vorigen Jahrhundertes ſind die Lufterſcheinungen und Feuerzeichen. Bald erſchienen ganze Kriegsheere in der Luft, die noch weit blutigere Schlachten hielten, als auf der Erde. Bald ließen ſich auch Seeſchlachten ſehen. Hier erſchienen einmal Todtenbegängniſſe; dort erblickte man ein feuriges Schwerdt, und an einem andern Orte feurige Ruthen; und wer will alle Hirngeſpinſte wiſſen, welche in dem Gehirne der unwiſſenden Leute hervorgekommen ſind, und worzu ſie nichts anders, als ihr großer Aberglaube führte; und welche alle nichts gerinringers, als Krieg und Peſtilenz, vorherſagten. Aber dem Himmel ſey Dank! der uns von dieſen fürchterlichen Geſchichten befreyet hat. Unſer ſeit kurzem entdeckter Nordſchein hat uns vieles davon genommen; und es ſind nur noch wenige Leute, welche Spieße und Stangen, Reuter und Fußgänger, Schwerdter und Ruthen darinnen wahrnehmen, ob gleich der Aberglaube noch nicht ganz bey uns gedämpft iſt. Wie groß war nicht dieſer vor kurzem noch gegen die Irrlichter! Welcher fromme Wandersmann konnte ihren Verführungen entgehen? Es mußte ein Werk des Teufels ſeyn, dem nicht anders, als durch einen Fluch, als gleichſam einen Opfer für denſelben, konnte entgangen werden. Doch wer fürchtet ſich itzo noch davor, nachdem ihnen unſere Naturkündiger die Sümpfe und Pfützen zu ihrer Wohnung angewieſen haben?

Nur noch kürzlich ſind wir von einem nicht geringen Aberglauben befreyet worden, welcher lange genug unter uns gedauret hatte. Wer ſah nicht den Kometen für einen ſichern Unglücksbothen, oder für ein gewiſſes Kennzeichen der bevorſtehenden Strafe Gottes an, welcher durch ein Wunderwerk hervorgebracht worden? Er zeigte Krieg, Peſt, Sterben großer Herren und alle mögliche Landplagen an. Man machte ſchon im Voraus die ſchrecklichſte Auslegung davon. Und wenn wir mit Leuten reden ſollten, die im 1680 J. den großen Kometen geſehen, der in der That fürchterlich muß ausgeſehen haben, weil er ſo nahe bey unſerer Erdkugel vorbey gegangen; ſo würden wir mit Verwunderung die ſchreckliche Furcht erfahren, in welcher dazumal die meiſten Leute geweſen. Wenigſtens wird er damals den blutigſten Türkenkrieg, der auch wirklich ſchon im Gange war, angeſagt oder beſtätiget haben. Doch hat mir jemals eine Muthmaßung der Alten gefallen, warum die Kometen das Sterben großer Herren vor allen andern verurſachen, ſo iſt es dieſe geweſen: Weil die Fürſten herrlicher leben, als andere Leute, ſo werden ſie dadurch zärtlicher, und durch die verderbte Luſt eher angeſteckt, als gemeine Leute. Allein nachdem uns die Naturlehre verſichert, daß die Kometen unter die Himmelskörper gehören, welche ihren ordentlichen Lauf haben, und daß ihr Weſen nicht in das unſrige wirke, ja daß man voraus ſagen könne, wenn ſie erſcheinen werden, ſo iſt auch der Aberglaube in dieſem Stücke gefällt worden.

Noch ein klein wenig muß ich ſie, mein Herr, mit den gewaltigen Hexereyen unſers Vaterlandes in ältern Zeiten unterhalten. Denn auch dieſe machen einen nicht geringen Theil des Aberglaubens aus. Was deucht ihnen, wenn wir in der Dunkelheit dieſer Zeiten geblieben wären, ſollte man nicht aus vermeyntem Eifer die halbe Welt ausgebrannt haben? Meynen ſie aber wohl, daß die Unſchuld dieſer Leute zu retten wäre, wenn man die Naturlehre zu Hülfe nehmen wollte? Dem Himmel ſey Dank, daß die Hexereyen ſamt ihren Geſpenſtern verſchwunden ſind, ſeitdem man aus Klugheit aufgehöret hat, Hexenproceſſe zu machen. Fragen ſie aber nach der Urſache, warum dieſe Künſte, die man damals für unnatürlich, itzo aber für natürlich hält, ſo verborgen gehalten worden: ſo kann ich ihnen, deucht mir, keinen andern Grund angeben, als die Furcht, nicht unglücklich zu werden; denn eben ſo ſehr, als man dieſe wunderbaren Dinge als unnatürlich haſſete, eben ſo ſehr verfolgte man auch diejenigen, welche behaupteten, daß ſie natürlich zugiengen. Wie unglücklich gieng es nicht jenen Biſchof zu Regensburg, welcher behauptete, daß es Gegenfüßler gäbe! Hätten ſich dieſe Leute etwas beſſers prophezeyhen ſollen? Ja wer weis, wie erbärmlich es dem künſtlichen Manne in der Schweiz gegangen ſeyn möchte, der in unſern Tagen die ſo künſtliche menſchliche Maſchine gemacht hat, die nicht allein viele menſchliche Verrichtungen ausgeübet, ſondern auch vornehmlich gelacht und geredet haben ſoll; wenn er in jenen gefährlichen Zeiten gelebt hätte? Ich halte demnach den berufnen Albertus Magnus, den Paracelſus, und alle andere berühmte Hexenmeiſter für nichts anders, als für Männer, welche in der damals noch geheimen Lehre von den Kräften der Natur ſehr erfahren geweſen, durch deren Hülfe ſie ungewöhnliche obgleich ganz natürliche Dinge verrichtet, und daher für Hexenmeiſter gehalten worden. Wir können alle dieſe Dinge noch verrichten, und man hält uns dem ungeachtet für gute Leute, die des Feuers nicht werth ſind.

Der Taſchenſpielerkünſte mag ich hier nicht einmal erwähnen, weil ſolche niemals, auch kaum von dem Pöbel, für Hexerey angeſehen worden, ob ſie ſchon zuweilen ziemlich übernatürlich zu ſeyn ſcheinen.

Ich will noch einiger Verſuche und Inſtrumente erwähnen, durch welche wir in den Stand geſetzt werden, Dinge zu verrichten, die in der That allen nöthigen Schein einer nicht geringen Hexerey haben, ob ſie ſchon ganz natürlich zugehen; und ich denke keinesweges zu irren, wenn ich glaube, daß dieſelben den ſo ſehr berufenen Zauberern voriger Zeiten ſind bekannt geweſen, ob ſie die natürlichen Urſachen davon gleich ſehr geheim gehalten haben.

Die Palingeneſie, oder die chymiſche Kunſt, aus der Aſche der Körper die ehemaligen Geſtalten derſelben wieder hervor zu bringen, ſoll das erſte ſeyn, welches ich nennen will. Die große Mühe, die lange und große Arbeit hat dieſen koſtbaren Verſuch noch nicht ſo ſehr gemein gemacht, ſondern noch immer etwas verborgen gehalten. Der Pater Kircher hat in dem vorigen Jahrhunderte eine Probe davon gezeiget, und ihre Möglichkeit beſtätiget. Sollte man nicht glauben können, daß unſere berühmten Hexenmeiſter dieſe chymiſche Kunſt gewußt, und ſich derſelben bedient haben; da ſie vermögend geweſen, wie die Hiſtorien melden, nach ihrem Belieben, in den Zimmern Gärten, und allerley andere Figuren erſcheinen zu laſſen? Unſere Künſtler ſind itzo ſo freygebig, daß ſie ihre Künſte in Büchern zu erkennen geben, und ich habe nur noch letztens in einem dergleichen verſchiedene Zubereitungen von künſtlichen Brennöfen geleſen, durch deren Hülfe man im Stande ſeyn ſoll, nach Gefallen die ſchönſten Weinſtöcke wachſen zu laſſen, und die Leute ohne, und mit allerley abentheuerlichen viehiſchen Köpfen darzuſtellen. Sind dieß aber nicht die wunderbaren Geſchichte, die wir alle von D. Fauſten leſen? Und wenn obiges ſeine Richtigkeit hat; wer will zweifeln, daß wir ganz natürlich, und ohne Hülfe des Teufels, ſo gut ſollten hexen können, als Albertus Magnus und D. Fauſt?

Was für eine ſchreckliche und fürchterliche Zauberey konnen wir nicht ganz natürlicher Weiſe mit dem leuchtenden und brennenden Phoſphor verrichten? Welcher Unwiſſende ſollte nicht glauben, der ärgſte Teufel mit ſamt der Hölle wäre zugegen, wenn er ein Zimmer ſehen ſollte, das hin und wieder die feurigſten Flammen von ſich giebt, ganze feurige Schriſten an den Wänden darſtellt oder auch wohl Perſonen mit feurigen Köpfen, und Händen zeiget, die gleichwohl nicht verbrennen? Und alles dieſes thut doch der Phoſphorus.

Sollten ſie nicht glauben, mein Herr, daß die fürchterliche und entſetzliche Stimme des Sprachrohrs viele Zauber- und Hexenhiſtorien könnte verurſacht haben? Die Erfindung dieſes Inſtruments iſt ſehr alt; wir finden, daß ſich deſſen ſchon Alexander Magnus bedient habe. Wie oft mögen in den heidniſchen Zeiten die Pfaffen zu ihren Betriegereyen, bey den Orakeln redender Götzen und Bilder, ſolches nicht gebraucht haben! Auch ſo gar in unſern Tagen hat man noch fürchterliche Geſchichte, daran bloß ein Sprachrohr Schuld hat. Ich mag die Stadt, die in unſerer Nachbarſchaft iſt, nicht nennen, da die düſtere und ſtärkere, als eine menſchliche, Stimme eines Sprachrohrs ein großes Schrecken bey den Leuten verurſachet hat. Ja, man hat mich verſichern wollen, wiewohl ich ſolches nicht glaube, daß man öffentliche Vorbitten deswegen angeſtellt hat, um von dem Geſpenſte erlöſt zu werden, welches dieſe entſetzliche Stimme hätte. Und zu Anfange dieſes Jahrhunderts, hat in einer Stadt in Franken, ein Sprachrohr, welches leichtfertiger Weiſe die Todten auf dem Kirchhofe angerufen, ein ſolch Entſetzen bey den eben zum Gottesdienſte verſammleten Leuten erwecket, daß ſie eilends davon gelaufen, und mit Zittern den jüngſten Tag erwartet haben.

Die Geſpenſterhiſtorien, womit man ſich ſonſt ſo ſehr beſchäfftigte, müſſen ebenfalls als ein Theil des Aberglaubens berühret werden. Itzo aber gehen ſie durch ihren phyſicaliſchen Ungrund immer mehr und mehr zu Grunde. Und was hätten wir itzo noch viel Urſache, uns davor zu fürchten; da wir ſie täglich durch die Savoyarden in ihrer Zauberlaterne zur Schau herum tragen ſehen, die eine ſolche Gewalt über ſie haben, daß ſie nach ihrem Gefallen an der Wand erſcheinen müſſen. Sollte aber nicht heut zu Tage dem ungeachtet ein Unwiſſender in Schrecken gerathen, wenn er ungefehr dergleichen, und zumal die ſich bewegenden und vergrößerten Figuren, welche die Zauberlaterne an die Wand wirſt, zu Geſichte bekommen ſollte? Ja, würde er ſie nicht für Geſpenſter oder wenigſtens für Zauberey halten?

Bis itzo habe ich noch von nichts, als ſolchen abergläubiſchen Schrecken geredet, welche allgemein ſind, u. ganze Städte und Völker angeſteckt haben, und ich habe ſie noch lange nicht alle berühret. Ich würde aber eine große Arbeit vor mir haben, wenn ich alle kleine Haus- und Familien-Aberglauben erwähnen wollte. Aber ich laſſe dieſe vorbey, weil ſie weniger zu bedeuten haben als jene, und weil ſie von ſich ſelbſt aufhören, wenn dieſe ihren Untergang gehabt haben.

Ich glaube auch, daß ich genug Beyſpiele des Aberglaubens dargeſtellt, aber auch Gründe genug von ihrer Schwäche, und Exempel genug von ihrer Zerſtöhrung gegeben habe, ſo bald nur die Naturkunde dagegen auftritt. Nunmehro aber frage ich ſie, mein Herr, ob der Nutzen, welchen die Kinder von der zeitigen Erlernung der Naturlehre, oder deutlicher zu reden, der Kräfte und Wirkungen der Natur, nicht deutlich genug in die Augen fällt und unleugbar iſt? Wie wenig aber hat man bey aller der Wiſſenſchaft gleichwohl an einen ſo nöthigen Unterricht gedacht! Sollte ein Lehrmeiſter, wenn er ſeinen Untergebenen dergleichen natürliche Begebenheiten beybringt, nicht zugleich ein inniges Vergnügen haben, wenn er wahrnimmt, daß man ſie mit Aufmerkſamkeit annimmt und mit Luſt verlangt? Hieran iſt wohl nicht zu zweifeln! Auch die Kinder werden es mit vieler Begierde annehmen, wenn ſie damit, nach einem barbariſchen, widerlichen und 1000 mal widerholten ὁ, ἡ, τὸ und τύπτω, und gezwungenem auswendig lernen ſo vieler unbekannten und ihnen gleichgültigen Wörter, als mit einer angenehmen Sache, wieder ermuntert werden. Und es muß ihnen nothwendig angenehm ſeyn, weil dadurch auch ihr ob ſchon noch nicht entwickelter Verſtand etwas zu thun bekömmt, da bey aller der eingebildeten weiſen Einrichtung der Unterweiſung, dieſer als begraben liegt, und bloß das Gedächtniß, zur unvermeidlichen und hergebrachten Qval der Kinder, gemartert wird. Würde man aber dieſe nützlichen und ergötzenden Erqvickungen einführen, ſo würde endlich die Naturlehre allgemein werden; und dieſes will ich eben haben, wenn ich behaupte: daß die zeitige Erlernung derſelben, das kräftigſte Mittel wider den Aberglauben ſey. Nunmehro, m. H. glaube ich nicht mehr, daß ſie mit ihrer Wiſſenſchaft ſo neidiſch als vorher ſeyn werden, ſondern vielmehr, daß ſie der erſte ſeyn werden, der meiner Meynung beypflichtet, und meinen Vorſchlag in Ausübung bringt. Ich bin ꝛc.

J. G. J. Breitkopf.

Der Renommiſte.

Drittes Buch.

Die Luſt beglänzte ſchon der Sonne reger Schimmer;
Er warf den güldnen Stral in Raufbolds Ruhezimmer.
Der Vorhang, der ihn brach, und rauſchend vor ihn trat,
Zog an der weißen Wand ein länglichtes Qvadrat.
Des Degens Stichblatt ſchien, in falben Schattenbildern,
Der Schreckkometen Lauf elliptiſch abzuſchildern.
Ganz Leipzig hub ſich ſchon halb taumelnd in die Höh,
Und trank das ſchwere Naß, den bräunlichen Caffee;
An jedem Nachttiſch ward der Schönen Witz geſchäfftig,
Und macht erſt ihren Reiz durch fremden Anputz kräftig.
Der Spiegel, der allein ſonſt unparteyiſch war,
Stellt, die kaum häßlich ſchien, itzt jung und reizend dar,
Und ſieht, wie man ſich quält, durch einen ſchwarzen Flecken
Ein feindlich Blätterchen den Stutzern zu verdecken.
Nur Raufbold ruhte noch, und lag, von Sorgen frey,
Bis in den hellen Tag, auf einer harten Streu.
Zwar koſtbar ſchlief er nicht, doch ſchlief er ohne Kummer,
Und mancher wache Geiſt verſüßt ihm Ruh u. Schlummer.
Der Schlaf, den man nur meiſt in braunen Nächten ſieht,
Der, weñ der Morgen glänzt, die muntern Menſchen flieht,
Und wenn des Bauers Hand ihn aus den Augen reibet,
In bunte Zimmer flieht, und in den Städten bleibet;
Der fand bey Raufbolds Ruh, da er durch Spiel u. Schmaus
Die Nacht zum Tag gemacht, auch noch im Tag ein Haus.
Er ſchläft und ruht mit ihm, und nimmt die Augenlieder
Zu ſeinem ſanften Sitz, und drückt ſie ſinkend nieder.

Dieß ſieht ſein wilder Schutz, der Renommiſtengeiſt,
Sein Auge flammt vor Zorn, da er den Schlaf ſo dreuſt
Auf Raufbolds Augen ſieht; er ſchwört, ihn zu beſtrafen;
Doch läßt er auf ſein Flehn ihn und den Helden ſchlafen.
„Wie, Raufbold? ſeufzet er, du ſchläfſt? ach wüßteſt du,
„Wie ſehr bey deiner Streu, bey deiner ſüßen Ruh,
„Dein Schutzgeiſt ſich betrübt; wie würdeſt du erſchrecken;
„Die Wangen würden ſich mit edler Röthe decken.
„Wer weis, ob dich nicht ſchon der Mode Wort verführt?
„Wer weis es, ob nicht ſchon dein Herz die Neigung ſpürt,
„Die kurze leichte Tracht abtrünnig zu verändern,
„Und Hals, und Uhr, und Stock, und Degen zu bebändern?
„Wie oft nimmt uns der Glanz von der Verändrung ein . .
„Jedoch du biſt zu ſtolz, ein Leipziger zu ſeyn.
„Ein Stiefel reizt dich nur; wich er vor weißen Strümpfe,
„Du würdeſt Jena, dich, und deinen Stal beſchimpfen.
Er ſchwieg, und ſetzte ſich auf Raufbolds Degenknopf;
Sein ſonſt ſo kühner Arm ſtützt den gebeugten Kopf;
Sein Finger, den er ſtolz an ſeine Naſe legte,
Wies, daß ein herber Gram ſein kühnes Herz bewegte.
Jedoch die Freude kömmt, und heitert ſein Geſicht
Und ſeine Wangen auf; ein aufgeklärtes Licht,
Das von der Stirne ſchießt, prallt von der Wand zurücke,
Froh wird ſein Angeſicht, froh werden ſeine Blicke.
Wie, wenn vom Horizont der ſchwarze Dunſt entflieht,
Ein lächelnd heitres Blau die leere Luft bezieht,
Der Himmel ſich entwölkt, und auf den holen Flächen
Die freyen Stralen ſich mit regem Lichte brechen:
So floh von ſeiner Stirn, die erſt der Gram umhüllt,
Der Runzeln krumme Reih, der Sorge bleiches Bild.
„Wie, ſprach er, ſoll der Ruf von meinen tapfern Söhnen,
„Vom weiten Markt allein bis zu der Mod ertönen?

„Nein! mein bewieſner Muth verſtöhr ihr neues Reich,
„Mach ihre Hälſe ſchwach, und Leipzig Jena gleich.
„Den gelben Caffeegott will ich zuerſt verführen;
„Dann ſollen meine Liſt die andern Geiſter ſpüren.
   Sogleich macht er aus Luft, die er geſchwind verdickt,
Sich einen Oberrock, den keine Steiſe drückt.
Er macht ſich dieß Gewand, Jenenſern gleich zu gehen,
Und daß er jeniſch ſey, auch ſchweigend zu geſtehen.
Sein Fittig, der beynah dem großen-Handſchuh glich,
Macht, daß er, wie Mercur, die leichte Luft durchſtrich.
   Da, wo Schellhafers Haus die feſten Mauern endet,
Ragt, wenn man ſeinen Blick ſchief gegenüber wendet,
Ein glänzend Haus empor, das durch die neue Pracht
Faſt einem Schloſſe gleicht, Palaſte finſter macht.
So, wie im dicken Wald, ein Kranz bejahrter Eichen,
Durch ſeine Wipfel droht, den Himmel zu erreichen,
Ein ſchlanker Tannenbaum ſie ſämmtlich übereilt,
Und durch ſein grünes Haupt die Wolken faſt zertheilt:
So ſtreckt dieß ſtolze Haus den Giebel in die Lüfte,
Und hüllet oft das Dach in falben Rauch und Düfte.
Der Eingang zeigt ſogleich in einer Schilderey,
Daß dieß des Caffeegotts geweihter Tempel ſey.
Es liegt ein Araber an dieſes Gottes Baume;
Ihm bringt, in flachem Gold, von dem durchſüßten Schaume,
Den man aus Bohnen kocht, die die Levante ſchickt,
Ein nackter Liebesgott, der lächelnd auf ihn blickt,
Ein volles Köpfchen dar; er nimmt es, ſich zu laben;
Dieß iſt aus Stein gehaun, und durch die Kunſt erhaben.
Im Innern wird man gleich den rauchenden Altar,
Woſelbſt auf flachem Thron der Caffee ſitzt, gewahr.
Er muß ein Löffelchen, anſtatt des Zepters, führen,
Und ihn ein Zuckerhut ſtatt einer Krone zieren.

An ſeiner Seite brennt die Lamp in blauer Glut,
Auf der ſein trinkbar Gold in einem Keſſel ruht;
Das Waſſer ſprudelt auf, ſein Pulver ſchlägt es nieder,
Doch hebt ſichs, wie erzürnt, mit ſchwarzen Wellen wieder.
Er trinkt, indem er nichts, als nur die Lippen regt.
Sein luſtiges Gewand, das um die Hüften ſchlägt,
Iſt braun, wie ſein Geſicht. Es ſteht auf Nebentiſchen
Gebacknes Zuckerwerk, den Trank damit zu miſchen.
Der Renommiſtengeiſt trat kühn in das Gemach;
Er beugte ſich verſtellt vor ſeinem Thron, und ſprach:
„Du, deſſen brauner Trank die Leipziger belebet,
„Mein jeniſches Gewand, das um die Schultern ſchwebet,
„Zeigt, daß ein fremder Geiſt zu deinem Thron ſich naht,
„Der, deine Pracht zu ſehn, vergnügt aus Jena trat.
„Doch, wie bin ich erſtaunt! wie iſt dein Glanz verheeret!
„Die Tempel, wo man dich durch Knaſterdampf verehret,
„Wo man in Porcellan dir Opfer dargebracht,
„Hat einer Göttinn Wort vom Volk entblößt gemacht.
„Nur einzeln und zerſtreut ſieht man auf deinen Häuſern,
„In niederm Pöbelvolk, dein mächtig Reich ſich äußern.
„Die Stutzer dieſer Stadt ſind meiſt von dir getrennt,
„Da ihre ganze Schaar den Thee als Gott erkennt.
„Du weißt nicht, wie man dich und deinen Trank verſchmähet,
„Da Mittags auch ſogar Thee auf den Tiſchen ſtehet.
„Früh, wenn man ungeputzt vom Schlafe kaum erwacht,
„Wird, dir zum größten Schimpf, dein brauner Trank gebracht.
„Und hat die Mode nicht die Neuerung erſonnen?
„Hat die Galanterie nicht ſolches angeſponnen?
„Und dennoch bleibeſt du der falſchen Göttinn treu?
„Und dennoch ſtehſt du ihr und ihrem Reiche bey?

„Nein, Jena, das zu ſehn, nur Leipziger verſchwören,
„Weis, itzo zwar noch wild, doch treu, dich zu verehren,
„Es trinket nicht dein Naß mit vieler Zärtlichkeit.
„Hier ehrt man dich durch Furcht, in Jena, daß man ſchreyt,
„Folgſt du denn, als ein Gott, der Mode neuen Willen?
„Willſt du, was ſie befiehlt, auch als ein Sklav erfüllen?
Er ſchwieg. Der faule Gott ſetzt erſt mit träger Hand
Durch brennendes Papier die Lamp in neuen Brand;
Dreymal erhellt dieß Licht den Dampf durch lichte Stralen,
Und dreymal macht er erſt die angefüllten Schalen
Mit ſeinen Lippen leer, eh er das Schweigen brach.
Jedoch des Kobolds Fluch macht, daß er dieſes ſprach:
„Geiſt, warum ſuchſt du dich vergeblich zu bemühen,
„Mich durch ein kriegriſch Wort in deinen Streit zu ziehē?
„Zuerſt zeigt mir dein Fluch, daß du von Jena kömmſt;
„Dann, daß du auch den Lauf der beſten Moden hemmſt.
„Was ſchwächt es meine Macht, daß man am frühen Morgē
„Mein nährend Waſſer trinkt, wo man noch leer von Sorgen,
„Frey von Beſuchen iſt? Geh, dieß iſt, was ich will;
„Zum Krieg bin ich zu ſanft, zum Zank bin ich zu ſtill.
„O, rief der Kobold drauf, welch ein verzagt Gemüthe!
„So wallt denn auch in dir dieß weibiſche Geblüte,
„Das die Galanterie und alles zitternd macht,
„Wenn man von ungefähr an Krieg und Stal gedacht?
„Ja, ja, mehr als zu ſtill ‥ doch wirſt du meinen Streichen
„Darum entgehn ‥? er ſchwieg; der Zorn hieß ihm entweichen.
Er eilt, ſein wilder Schwung trägt ihn behend zurück;
Halb raſend, halb betrübt flammt ſein verdrehter Blick.
Die Mode, die indeß mit halb verworrnen Haaren
Zurückgekommen war, rief von den treuen Schaaren

Den aufgeſchmückten Putz; er kam, und ſie fing an:
„Geh, eile durch die Luft zu meinem Sohn, Sylvan!
„Erweck ihn, hilf ſein Haar durch heißes Eiſen beugen,
„Laß ihn im Feſtgewand mit voller Pracht ſich zeigen,
„Daß man ihn, als das Haupt der Stutzer prangen ſieht;
„Und wenn er denn geſchmückt die Augen auf ſich zieht:
„So laß ihn in den Hecht zum Renommiſten tragen,
„Der wird, wenn er ihn ſieht, der kurzen Tracht entſagen.
So ſprach ſie; und ihn trägt der Flügel flatternd Paar
Durch die zertheilte Luft; ſein buntgefärbtes Haar
Scheint von dem ſanften Weſt itzt flatternd, itzt zerflogen,
Und macht den Sterblichen den ſchönſten Regenbogen.
Sein halb mit Gold geſtickt, halb ſilbernes Gewand,
Das er mit weiſer Fauſt nachläßig um ſich band,
Wies in der obern Luft den allerreinſten Schimmer.
Indem erreicht ſein Fuß Sylvans geſchmücktes Zimmer.
Sogleich verweilt den Blick die aufgeputzte Wand,
An der er manch Gemäld auf bunten Tüchern fand.
Zween Spiegel, deren Laſt zwo große Schleiſen hielten,
Die neidiſch auf ſich ſelbſt mit gleichen Bildern ſpielten,
Entdeckten dieſem Geiſt, der ihre Ränder maß,
Sein oft geſehnes Bild durch ihr getreues Glas.
Dicht unter jedem mußt ein Armſtuhl ſich erhöhen,
Und an der Thüre ſah man zweene Seſſel ſtehen:
Doch konnt ihn dießmal nur die Ordnung halb erfreun;
Er ging geſchwind hindurch ins Schlafgemach hinein,
Woſelbſt ein Nachttiſch ſtund, mit Puder überzogen,
Von dem die Stäubchen noch um ſeine Fläche flogen.
Sylvan lag noch im Schlaf; dieß ſah der Putz, und ſprach:
„Auf! junger Herr, gieb itzt dem Schlummer nicht mehr nach!
„Auf! eine Gottheit ſelbſt befiehlt dir, zu erwachen;
„Die Mode ſchickt mich her, dich heute ſchön zu machen.

„Hör, Raufbold iſt ietzt hier, in Jena ſonſt dein Freund,
„Beſuch ihn doch, daß ihm dein Anzug reizend ſcheint.
„Er wohnt im blauen Hecht; geh hin, ihn zu bekehren,
„Ein Leipziger zu ſeyn, die Mode zu verehren.
Sogleich erwacht Sylvan; man hat ihn ſonſt geſehn,
Da er von Jena kam, Jenenſern ähnlich gehn:
Doch da er Stutzer ſah, lernt er ſein Kleid verachten;
Er ward ihr Oberhaupt, der erſte neuer Trachten.
So, wie ein Renegat weit mehr die Chriſten ſcheut,
Als der, dem die Geburt den Alcoran gebeut:
So ſchien er auch hernach Jenenſer mehr zu haſſen,
Als Leipziger nicht thun, die Leipzig nie verlaſſen.
Er warf den Schlafrock um, noch halb vom Schlaf entſtellt;
Und da der raſche Stoff von ſeinen Achſeln fällt,
Macht er ein ſanft Getön, indem die ſeidnen Falten
Mit ſchwirrendem Geräuſch von ihm zurücke prallten.
Wie, wenn von Chloens Hut das Band vom Damon hängt,
Der ſchalkheitsvolle Weſt ſich in denſelben fängt,
Es wirbelnd um ſich dreht, itzt rollend ſchnell vereinet,
Und wenn ers flatternd hebt, es zu entführen ſcheinet,
Die Schäferinn ſogleich ein reges Säuſeln ſpürt;
So rauſcht der Schlafrock auch, da ihn Sylvan berührt.
„Was, ſprach er, hab ich nicht in dieſem Traum geſehen?
„Iſts wahr, iſt Raufbold da; ſo muß ich zu ihm gehen.
„In Jena kannt ich ihn als Bruder und als Freund:
„Wer weis, er wird wohl hier den kurzen Kleidern feind,
„Und kleidet ſich, wie ich?“ So ſprach er voller Freuden;
Sein Diener trat herein, und half ihm zierlich kleiden.
Ein weißer ſeidner Strumpf umwickelte das Knie;
Die hohe Laſch am Schuh war durch des Schuſters Müh
Mit ſchmalem Band beſetzt, und auf den ſchwarzen Flächen
Sah man den breiten Riem tombackne Schnallen brechen.

Des Puders zarter Staub fiel wolkicht auf ſein Haar,
Dem ein erhitzter Stahl der Locken Urſprung war.
Der Putz half ſein Tupe mit klugen Fingern thürmen,
Und ſetzte ſich darauf, es tapfer zu beſchirmen.
Den weißen Hals umſchloß ein ſchwarzes ſeidnes Band,
Das ſich bey ſeinem Kinn in eine Schleife wand.
Ein neuer Modezeug aus roſenfarbner Seide,
Voll Laubwerk ſchön gewebt, dient ihm zum Oberkleide,
Das an der breiten Schooß ſich tief in Falten zog,
Und an der Bruſt geſteift halb rund ſich auswärts bog.
Der Leib war kurz im Schnitt, der Ermel lang geſtrecket,
Der den ſonſt freyen Arm bis an den Knöchel decket,
Um den in gradem Strich ein langer Aufſchlag liegt,
Der unten aufgeſchlitzt, gleich einem Viereck, fliegt,
Und nur bis ans Gelenk des Ellenbogens ſteiget,
Wo er in gleicher Reih fühf güldne Knöpfe zeiget.
Es deckt die kleine Hand der zärteſte Battiſt.
Der kraus in Falten liegt, und vorne bogicht iſt,
Durch glühend Eiſen krumm, macht er durch ſeine Länge
In einer Zirkelform ein flatterndes Gepränge.
Dieß iſt das obre Blatt, das an die Finger reicht.
Wenn es, vom Wind bewegt, etwas zurücke weicht:
So ſieht man ſeine Hand noch kleinre Krauſen decken,
Die ihre Falten kurz nach alter Mode ſtrecken.
Ein breitgewirktes Gold umgab der Weſte Rand;
Griſett hieß man den Stoff, aus welchem ſie entſtand;
Seit geſtern hatt er ſie; die Farbe glich den Lüften,
Wenn ſie der Frühling leert, von den geſchwärzten Düften.
Der Hüften enges Kleid war ſchwarzer Groditur,
Und die beglänzte noch das göldne Band der Uhr,
Die ſeine Taſche zwar halb zeigte, halb verhehlte,
Doch die er gänzlich wies, wenn er etwas erzählte.

Zuletzt ergriff er noch den leichten Stutzerſtal;
Er hatt um ſein Gewind, nach einer langen Wahl,
Ein bläulicht Band geknüpft, und um ſich nie zu ſchlagen,
Wollt er ihn ungeſchärft, und ohne Stichblatt tragen.
Sein Rohr aus Indien ziert ein beſondrer Knopf;
Er war aus Porcellan ein Frauenzimmerkopf;
Der unbelebte Ton ſchien lächelnd zu entzücken;
Der Reiz war auf der Stirn, der Muthwill in den Blicken.
Nunmehro ſtellt er ſich mit aufgebautem Haar,
In Kleidern, als das Haupt von Leipzigs Stutzern dar.
Eh die bemühte Hand den langen Anzug endet,
War zweyer Stunden Zeit, jedoch mit Ruhm, verſchwendet.
Wie, wenn die kühle Nacht die naſſen Felder flieht,
Und an dem Horizont die Morgenröthe glüht,
Die Roſe, deren Haupt der Thau zur Erde zwinget,
Es itzund freudig hebt, da ſie der Tag verjünget,
Die rothe Höhle ſich erſt nach und nach entſchließt,
Bis, wenn ein Sonnenſtral auf ihre Fläche ſchießt,
Der weichen Blätter Reih in runder Form ſich ſpreitet,
Und endlich auf einmal ſich auseinander breitet:
So wuchs bey jedem Stück der neuerfundnen Tracht,
Doch erſtlich nach und nach Sylvans gehäufte Pracht,
Bis, da ſich um den Leib die ſeidne Kleidung beugte,
Er ſich auf einmal ſchön, auf einmal reizend zeigte.
Der Tanz hub ſeinen Fuß; er gieng zum Spiegelglas,
Wo er Jupe und Haar noch einmal klügelnd maß.
Doch hätt ihn, da der Putz ihm allzuſchön geglücket,
Beynah ſein eignes Bild, wie den Narciß, entzücket.
„Ja, Raufbold, rief er aus, biſt du auch noch ſo wild:
„So reizt dich doch, wie mich, mein allzureizend Bild.
„Wärſt du auch ein Barbar, ſo muß ich dich vergnügen;
„Der Leipziger zeigt ſich in allen meinen Zügen.

Indeß trat ſein Lakay vergnügt in das Gemach:
„Herr, ſprach er, auf ihr Wort fragt ich im Hechte nach,
„Herr Raufbold iſt ſchon da; gleich wird die Sänfte kommen,
„Die ich zu ihrem Dienſt mit mir hieher genommen.
Sogleich war er bereit; jedoch, indem er geht,
So ſchickt er noch zuvor zur Mode dieß Gebeth:
„O Göttinn! der ich hier vor meinem Nachttiſch diene,
„O Mode! ſieh auf mich, doch mit geneigter Mine.
„Die Sänfte bringt mich itzt zu Raufbolds Zimmer hin:
„Hilf mir, daß ich ihm doch als Freund auch reizend bin!
„Laß dieſen Renommiſt durch meine Kunſt bekehren:
„Als Bruder liebt er mich, als Freund mag er mich hören.
„Wirf meiner Kleidung Reiz, den Haaren Schönheit zu,
„Und kurz, Geſicht und Tracht ſey, Göttinn, ſo wie du.
„Hilf, daß dieß lange Rohr ſein wildes Herz bewege!
„Mir mach Beſtändigkeit, und ihm Verlangen rege!
So ſprach er, und ſein Wort drang zu der Göttinn Höhn.
Die Mode ſah auf ihn, und hörte dieſes Flehn.
Sie winkt; ſogleich ſieht ſie der Geiſter rege Schaaren,
Die mit geſchloßner Reih und gaukelnd um ſie waren.
„Ihr Complimente, fliegt, ſtrengt eure Flügel an,
„Und ſchwebt mit ſtarker Kraft um meinen Sohn, Sylvan.
„Beſchützt ihn; denn er will zum Renommiſten gehen.
„Vielleicht kann ich durch ihn ſein Herz verändert ſehen,
„Da er vor kurzem mir ſehr ſchlechte Hoffnung gab.
So ſprach ſie, und der Schwarm ſtürzt ſich ſogleich herab.
Ihr Wort war von der Kraft, ſie ſämmtlich aufzuwiegeln.
Sie winkt, dieß war genug, die Geiſter zu beflügeln.
Sylvan ſtund in der Thür, die Sänfte war ſchon da,
Als ihn bereits von fern der Blick der Geiſter ſah;
Sogleich ſah man das Heer um ſeine Sänfte ſchweben;
Sogleich ward Lipp und Mund von ihrer Schaar umgeben.

Da der getreue Putz, der ſein Tupe geſchmückt,
Und auf der Spitze ſaß, ſie um ſich her erblickt,
Rief er gebietriſch aus: „Ihr Geiſter, kommt und höret,
„Was euch der Putz befiehlt, was euch die Mode lehret.
„Ich weis, ſie ſchickt euch her, um den Sylvan zu ſeyn;
„Drum nehmt auch euren Platz nach ihrem Willen ein.
„Du, zierlicher Brador, ſetz dich auf ſeine Schleiſe,
„So, daß um ſeinen Hals dein ſchwarz Gefieder ſtreife;
„Und wenn der Geiſt Podan die Füß ihm zierlich beugt;
„So mach du, daß ſein Haupt ſich gleichfalls höflich neigt.
„Du aber, Seladon, liebäugle mit den Blicken,
„Die Schönen, die ihn ſehn, betrügriſch zu beſtricken.
„Beredter Florimand, den Mund eröffne du,
„Wenn ſein Verſtand nicht denkt; u. denkt er, ſchließ ihn zu.
„Ihr andern Geiſter könnt auf ſeinem Hute ſitzen,
„Die Dreſſe ſoll ein Theil, ein Theil die Maſche ſchützen.
„Da, wo ſein ſchroff Tupe die höchſte Spitze macht,
„Seh ich auf euch herab; nehmt ihr mein Wort in Acht;
„Und wird Sylvan beſchützt: ſo werd ich euch beglücken;
„Wo nicht, ſo ſollen euch die ſchwerſten Strafen drücken.
„Der eine ſoll zwölf Jahr mit ſteifem Rücken ſtehn,
„Der andre ſoll niemals nach jungen Schönen ſehn,
„Der dritte, wenn er ſcherzt, ſoll ſtets vernünftig ſcherzen,
„Und Tobacksdampf ſoll euch die blauen Flügel ſchwärzen.

So ſprach er, und die Schaar wird durch die Ehr entflammt;
Mit ſtolzem Angeſicht eilt jeder an ſein Amt.
Indeſſen läßt Sylvan die Thür der Sänfte ſchließen,
Die Träger ſchreiten fort, mit weitgedehnten Füßen.
Und wie? der Renommiſt ſchließt noch die Augen zu?
Nein, der bemühte Tag verjagt die faule Ruh:

Und Raufbold hebt ſein Haupt dem hohen Tag entgegen,
Vom harten Stroh empor, auf dem er ſanft gelegen.
Da er an ſeinen Fuß den engen Stiefel zwang,
Erſcholl von ſeinem Mund ein jeniſcher Geſang:
„Dem Biere günſtig ſeyn, die Schnurren zu bekriegen,
„Im Zweykampf feſt zu ſtehn, den Bürger zu betrügen,
„Wenn man die Schuld ihm läßt, u. ohne Schuld entflieht:
Dieß ſang er männlich ab; dieß war ſein Morgenlied.
Drauf ſprach er, da den Fuß die harten Stiefel drücken,
Von Donner, Blitz und Tod, und Schlagen und Zerſtücken.
Er gieng nun in den Stall, ſein treues Roß zu ſehn.
Jedoch der Stutzer kam, und zwang ihn, ſtill zu ſtehn.
Sein Glanz war allzugroß; zwar hielt er nicht die Blicke,
Doch den gehobnen Fuß, und ihn zugleich zurücke.
Wie, weñ ein leichter Hirſch dem ſchnellen Hund entweicht,
In flüchtigem Entfliehn durch raſche Büſche ſtreicht;
Mit zackigtem Geweyh das leere Feld durcheilet,
Doch wenn das Horn ertönt, die Flucht etwas verweilet,
In ſeinem Laufe ſtutzt, die ſchlaffen Ohren ſpitzt:
So ſtutzt auch Raufbold erſt; doch gleich wird er erhitzt,
Da er ihn ſelber ſieht. Je mehr Sylvan ſich nahte,
Jemehr verdroß ihn auch der Glanz von ſeinem Staate.
Sein Renommiſtenblick, der ſeitwärts auf ihn flog,
Und prallend eine Form von ſpitzen Winkeln zog,
Vermochte ſeinen Zorn, auch da er ſchwieg, zu zeigen.
Der Stutzer ſah dieß an, und brach das lange Schweigen:
„Wie? Raufbold! rief er aus; wie? kennſt du mich
nicht mehr?
„Iſts möglich, fällt es dir, mich zu umarmen, ſchwer?
„O Freund! ſoll ich dein Herz, wie dein Geſicht betrachten;
„So kennſt du mich nicht mehr; ſo willſt du mich
verachten.

Nein, dachte Raufbolds Herz, ich weis wohl, wer du biſt;
Jedoch in ſolcher Tracht kennt dich kein Renommiſt.
Wo du, o Feiger, willſt an Jena untreu werden:
So kenn ich dich auch nicht in leipziger Geberden.
Er ſtellte ſich beſtürzt, und fragt ihn, wer er ſey:
O! rief der Stutzer drauf: „Freund, du biſt ungetreu,
„Hätt ich doch nur mein Haar vergeblich nicht gebogen;
„Müh, Fleiß und Putz ſind hin; ich ſehe mich betrogen.
„Ja, ja, umſonſt bin ich um neun Uhr aufgewacht;
„Und itzo wird nicht mehr, Sylvan, an dich gedacht?
Sylvan? ſprach Raufbold drauf, mit angenom̃ner Freude,
„Mein Seel! ich kannt dich nicht, in deinem ſtolzen Kleide.
„Obgleich dein Mund verſtellt, u. nicht mehr jeniſch ſpricht:
„So kenn ich doch nunmehr dein weißes Angeſicht.
„Da, geh in dieß Gemach, gleich werd ich dich umarmen;
„Jetzt, Bruder, muß ich mich des kranken Pferds erbarmen.
„Ich weis, du nimmſt es mir nicht übel, wenn ich geh,
„Und nach der Reis einmal den armen Gaul beſeh.
Er ſagts, und geht hinab, zu ſeinem kranken Pferde,
Der Stutzer ins Gemach, mit zorniger Gebehrde.
Was Raufbold itzt gethan, ſchien ihm ein ſolch Vergehn,
Daß er im Zorne ſchwur, ſein rieſelnd Blut zu ſehn.
Die Geiſter, die indeß theils auf des Hutes Dreſſen,
Theils auf dem weißen Haar um ihn herum geſeſſen,
Erſahen, daß er ſich zu ſetzen Willens war;
Und gleich den Augenblick flog von der wachen Schaar
Das Compliment herab, das, wenn es Stühle bringet,
Uns höflich, oft auch falſch, zum Niederlaſſen zwinget.
Gleich nimmt es einen Stuhl mit der geſchloßnen Hand,
Und bringt ihn unſichtbar dem Stutzer, der noch ſtand:
So, wie in dem Homer ein Dreyfuß Leben heget,
Der zu den Göttern ſich mit ſtolzem Gang beweget.

Syl.

Sylvan, der es nicht ſah, ſetzt ſich ergrimmt darauf,
Und noch vom Zorn erfüllt, läßt er den Klagen Lauf.
„Ach ſeufzt er, bin ich denn noch nicht genug verſchmähet,
„Daß er mich einſam läßt, und erſt zum Pferde gehet?
„Erſt machte, wie er ſprach, dieß leipziger Gewand
„Dem falſchen Raufbold mich verhaßt und unbekannt;
„Nun will er auch ſogar = = jedoch ich will mich rächen,
„Ich will = = Er ſchwieg; der Zorn verwehrt ihn, mehr zu ſprechen.
Der Augen funkelnd Paar verdrehte bald der Harm,
Und bald die bleiche Wuth; er bog den rechten Arm,
Schloß ſeine weiße Hand, droht mit galanten Fluchen,
Aus Rach an ihm dereinſt den Degen zu verſuchen.
Der Renommiſtengeiſt kam aus dem Stall zurück;
Die Neugier lenkt ſogleich auf den Sylvan den Blick;
Doch wie verdroß es ihn, da er den Puder wittert!
Sein Fluch macht, daß das Heer der Complimente zittert.
Der Putz, ihr Führer, bebt, und jeder wird erſchreckt,
Da dieſer wilde Geiſt mit Lachen ſie entdeckt.
Wie, wenn die Frösch im Lenz aus lauen Sümpfen fliehen,
Und aus dem dichten Schilf an grüne Ränder ziehen,
Die Schaar, wenn etwas rauſcht, vom Rand ins Waſſer hüpft,
Mit ſchlüpfrigem Geräuſch in ſchlanke Binſen ſchlüpft,
Bis auf den Boden ſinkt, und ſich erſt ſicher ſchätzet,
Wenn in dem Waſſergras das Heer vertraulich ſchwätzet;
Jedoch ſo bald die Fluth nicht mehr von Wellen bebt,
Der kühnſte Froſch zuerſt ſein dickes Haupt erhebt;
Und wenn ſein grüner Leib kein zitternd Waſſer fühlet,
Mit ſeinen Füßen ſteigt, und auf der Fläche ſpielet:
So bebt vor ſeinem Blick der Geiſter feige Schaar.
Der von der Furcht gejagt, verbirgt ſich in ſein Haar;

Der in den groſſen Hut, und jener in die Schatten,
Wo unter ſeinem Kinn ſich Hals und Schleiſe gatten.
  Dieß ſah der wilde Geiſt; er rief, indem er lacht:
„Hört, Geiſter, nehmt ihr auch den Stutzer ſo in Acht?
„Warum flieht ihr vor mir? ich werd euch nicht verderbē;
„Ihr ſeyd zu ſchön geputzt, und allzuklein zum Sterben,
„Allein euch iſts ein Schimpf, daß ihr hier knechtiſch ſitzt,
„Und mit ſo vieler Müh ein weibiſch Haar beſchützt.
„Wißt ihr, daß dieſer Staat ſehr ſchlecht den Stutzer zieret,
„Daß, wenn er ihn verliehrt, er auch ſein Gut verliehret,
„Daß er durch dieß Gewand mehr borgt, als er bezahlt,
„Und daß er oft mit Gold bey leerem Magen prahlt?
„Glaubt mir, ſein gröſter Fleiß kön̄t erſt nach zweyen Jahrē
„Mit Hungern ſich das Geld zu dieſem Kleid erſparen.
„Und ihr beſchützt ihn noch, und gaukelt noch um ihn?
„Es iſt der beſte Rath, ſogleich von ihm zu fliehn.
„Euch Geiſtern ſtehts nicht an, um ihn herum zu ſchweben;
„Er wird euch nicht, ihr ihm, ein würdig Anſehn geben.
  Dieß war ſein letztes Wort; er ſagt es, und geſchwind
Verwandelt ſich ſein Leib in einen Wirbelwind,
Der durch das Fenſter ſtieß, des Stutzers Haar verheerte,
Und ſeinen Lockenbau mit wildem Hauch zerſtörte.
Dieß ſah der treue Putz; von edlem Zorn gereizt,
Rief er dem Kobold zu, der durch die Haare kreuzt:
„Wieweit wirſt du doch noch den frechen Hochmuth treibē?
„Kann denn auch dieſes Haar nicht unzerſtreuet bleiben?
„Geiſt, bändige die Wuth! wem willſt du widerſtehn?
„Der Göttinn, die hier herrſcht, der Mode? welch Vergehn!
„Halt ein; ſonſt mußt du auch in meiner Stutzer Trachten,
„Weil Raufbold ſich bekehrt, den Renommiſt verachten.
  „So? Raufbold ſich bekehrt? ein herrlicher Bericht!
„Jedoch, du guter Putz, du kennſt Jenenſer nicht.

„Da kömmt er ſelbſt, gieb Acht. ob du ihn wirſt ergetzen.
Und alsbald ſah man ihn den Fuß ins Zimmer ſetzen.
„Freund, rief er, ach mein Pferd! wie ſehr iſt dieß nicht krank!
„Doch ward dir auch die Zeit ſeit meinem Wegſeyn lang?
Nein. ſprach Sylvan verſtellt; und ohne mehr zu ſagen,
Ward alſobald Caffee und Knaſter aufgetragen.
„Da, Bruder, lange zu! ſprach Raufbeld ſtopf dir ein!
Allein es bath Sylvan, ihm gütigſt zu verzeihn,
Er rauche jetzt nicht mehr. So? ließ ſich jener hören,
„Vermuthlich wirſt du mir es doch wohl nicht verwehren.
Nachdem er nun ſogleich ſein langes Rohr gefüllt,
Ward ſein geſtreubtes Haupt in dicken Dampf gehüllt,
Der auf den Stutzer zog; jedoch ein Geiſt verwehrte,
Daß dieſer ſcharfe Dampf die Augen nicht verſehrte.
Man trank, doch nicht vergnügt; im Raufbold macht der Haß
Und im Sylvan Verdruß, daß jeder ſich vergaß.
Ein jeder war bemüht, den andern zu bekehren;
Der will den Renommiſt, und der den Stutzer lehren.
Zuletzt hub dieſer an: „Freund, es iſt Zeit zu gehn;
„Man will den Mittag mich in einem Garten ſehn,
„In dem ich ſchmauſen ſoll; will mich dein Fuß begleiten:
„So zeig ich dir zugleich der Gärten Seltenheiten.
„Ja, bis in die Allee, ſprach der, begleit ich dich,
„Der Gärten Schmuck reizt nur die Leipziger, nicht mich.
Sogleich gieng er mit ihm nach den geſchmückten Thoren,
Ein jedes bebt vor ihm; der Schall der eiſern Sporen
Klirrt, wenn ſein Fuß ſich hebt, der einen Abſatz wies,
Der, wenn er niedertrat, die Steine zittern hieß.
Nicht fern vom Petersthor, auf deſſen vordern Theilen
Der Helden Rüſtung ruht, wo die verzierten Säulen
Die Laſt der Kugeln drückt, die wie Coloſſen ſtehn,
Wird man gevierte Reihn erhabner Linden ſehn.

Auf einer Seite glänzt des Waſſergrabens Breite,
Der weiße Mauren netzt; und auf der andern Seite
Hebt aus der trägen Fluth die Pleiße ſich empor.
Ihr naſſes Haupt bekränzt ein hellgrün junges Rohr.
Sie ſieht an ihrem Strand ein Volk aus fernen Ländern,
Die Franzen, welche flohn, die Lehre nicht zu ändern;
Sie hört ihr fremd Geſpräch, und ihr gekünſtelt Wort;
Sie hörts, und rauſcht entzückt auf ſtolzen Fluten fort.
Des Abends ſieht man hier geſchmückte Schönen wallen;
Den Stutzern ſuchen ſie, die ihnen zu gefallen;
Nur ſchimmernde Barons, die ihre Schönheit rührt,
Sind würdig, daß die Hand ſie in die Gärten führt.
Am Ufer gehn allein in ſich gekehrte Dichter;
Tiefſinnig iſt der Gang, tiefſinnig die Geſichter.
Die Reime, die als ſchlecht ihr Eigenſinn erſtickt,
Sind Geiſter, welche man um ihren Hut erblickt.
Hier iſts, wo oft ein Graf beſtäubt vorüber ſchießet,
Wenn er ſich an ſein Roß mit großen Stiefeln ſchließet,
Das itzt bald ſchüttelnd brauſt, bald vor Begierde ſchäumt,
Bald von der Erd entflieht, und bald ſich muthig bäumt.
Ihm folgt, zwar nicht ſo ſchnell, doch mit geſchmücktem Roſſen,
Die aufgezierte Reih vergüldeter Caroſſen
Auf rothen Rädern nach, die deſtomehr entzückt,
Wenn ſie ein reizend Paar von Leipzigs Schönen ſchmückt.
Hier, wo Natur und Kunſt, und beyde glücklich ſtreiten,
Sah man den Renommiſt, mit ihm den Stutzer ſchreiten.
Der erſte ſprach: „Iſts wahr, was hier mein Auge ſchaut,
„Hier hat die Weichlichkeit der Bänke Reih erbaut?
„O träge Leipziger! gewiß, ich wills noch ſehen,
„Daß der verwöhnte Fuß nicht mehr vermag zu gehen.
„Nein! Stiefeln trag ich doch faſt ganze Tage lang,
„Und niemals drückt den Fuß der angemeßne Zwang.

Er ſagts; ſein Fuß tritt auf, daß die Allee erzittert,
Daß jede Bank erbebt, und eine Linde ſplittert.
Die Pleiße hemmt dadurch beſtürzt den trägen Lauf,
Und ſelbſt der Paukenſchall im Garten höret auf.
Ja dieſer ſtarke Tritt heißt neue Geiſter wüten.
Die Bänke haſſet er, und ihn die Sybariten;
Dieß iſt ein Geiſterheer, dem Lindengang zum Schutz,
Der Leib iſt zart gebaut, ihr Daſeyn ſtammt vom Putz,
Ein rauſchendes Gewand, das die umſchürzten Lenden
Mit grünen Falten deckt, iſt ihren weichen Händen
Ein ſteter Zeitvertreib. Ihr lächelndes Geſicht
Bleibt ewig ſchön und jung, und kennt die Runzeln nicht.
Die holde Zärtlichkeit blickt aus den ſanften Zügen;
Man ſieht ſie ſtets vereint mit gelben Schwingen fliegen.
Die meiſten ſind zum Schutz des Frauenzimmers da.
Kömmt ihrem Lockenbau der rauhe Wind zu nah:
So heißen ſie ihn flieh'n; und will ein Band entfahren:
So machen ſie es feſt, an den geſchmückten Haaren.
Zwey ſchützen ihren Straus, der ihre Schläfe ziert,
Damit kein junger Herr leichtfertig ihn entführt.
Oft zeigt der Palatin, was er verſtecken ſollte,
Und dieſes macht ein Geiſt, der ihn zurücke rollte.
Ein Stutzer, ſetzt er nur in die Allee den Fuß,
Hat alsbald einen Geiſt, der ihn begleiten muß.
Ein kleiner Sybarit muß auf dem Aufſchlag ſitzen,
Und ihm ſein lockigt Haar und die Manſchetten ſchützen.
Seufzt er, ſo fliegt ein Geiſt von ſeinem langen Rohr,
Und bringt ſein zärtlich Ach der Göttinn liſpelnd vor.
Ihr Fächer ſucht zwar oft die Seufzer wegzuwehen,
Doch wenn ein Geiſt entflieht, hört ſie den andern flehen.
Bey jeder Bank ſteht auch ein loſer Sybarit.
Aus Schalkheit hemmt er oft den Gehenden den Schritt.

Er lockt ſie unſichtbar, und zwingt ſie, ſich zu ſetzen,
Und durch Geſpräch und Scherz ſich und ihn zu ergetzen.
„Euch, Geiſtern, rief beſtürzt ihr Führer, Lindamor,
„Euch, Geiſtern, ſtehe gewiß ein nahes Unglück vor.
„Wie? ſollen wir nicht mehr in den belaubten Linden,
„Der Stutzer ſtolze Reih, nein Renommiſten finden!
„In Stiefeln geht man hier! es klirrt der ſcharfe Sporn,
„Wo ſonſt der Fächer facht. So treffe denn mein Zorn
„Den wilden Renommiſt, und den, der ihn begleitet.
„Jedoch iſts nicht Sylvan? Ach Geiſter, ach beſtreitet!
„Beſtreitet meinen Sohn, bekehrt ihn, folgt mir nach!
Gleich dünkt es dem Sylvan, daß etwas in ihm ſprach:
„Wie, ſchöner Herr, du kannſt mit einem Fechter gehen?
„Ein Renommiſt ſoll dich an ſeiner Seite ſehen?
„Flieh, meid ihn! denn du weißt, daß dieſe kurze Tracht,
„Die ein Jenenſer ſchätzt, ein Leipziger verlacht.
„Sieh dort die Rothmündinn, wie ſehr biſt du zu ſchelten!
„Soll ein Jenenſer mehr, als deine Göttinn, gelten?
Die Schöne nahte ſich. Den Stutzern war ihr Blick,
Der freundlich auf ſie fiel, das allergrößte Glück.
Sie wars, ſie war die Macht, die alles dienſtbar machte,
Und alle, die ſie ſahn, in ihre Netze brachte.
Des Morgens, wenn ſie noch an ihrem Nachttiſch war,
Sah ſie ſchon vor der Thür der Diener lange Schaar.
Nie iſt ein Tag für ſie ſo ſehr betrübt geweſen,
Da ſie in Briefen nicht der Stutzer Schmerz geleſen.
Sylvan erblickte ſie; itzt, dacht er, iſt es Zeit,
Daß dieſer Schläger ſieht, wie ihn ein Stutzer ſcheut.
Sogleich verläßt er ihn. “Bleib! willſt du mich verſchmähẽ
„Schrie Raufbold auf ihn zu, willſt du mit mir nicht gehẽ?
Ein naher Garten wars, den dieſe Schöne ſucht;
Sylvan begleitet ſie, er geht, und Raufbold flucht.

Der Autor.

Achtes Stück.

Segnius irritant animos demiſſa per aurem,
Quam quae ſunt oculis ſubiecta fidelibus. *Horat.*

Da es gewiß iſt, daß wir durch den Sinn unſers Geſichts am lebhafteſten von einer Sache gerühret werden, und die Augen, nach dem Ausdrucke eines witzigen Scribenten, der Seele weit näher ſind, als die Ohren: ſo habe ich gleich bey meinem Auftritte in die Welt, als Autor, ſehr wohl eingeſehen, daß ich mich über lang oder kurz würde müſſen in Kupfer ſtechen laſſen. Man ſey ſo unermüdet, ſo fruchtbar, ſo unverſchämt, als man will, man dehne ſeine Wiſſenſchaften in ganze Folianten aus; die gelehrte Welt wird uns doch nur halb kennen, wenn nicht unſre Kupferſtiche den Buchläden ein Anſehen geben. Meine Leſer werden ſich erinnern, daß ich in einem meiner erſten Stücke alle Maler meines Vaterlandes aufgebothen habe, ſich, durch die Abbildung des Autors, zu verewigen. Meine Vorſtellungen ſind nicht vergeblich geweſen. Ich freue mich als ein Patriot, daß meine Landesleute gegen die Vortheile der Unſterblichkeit nicht unempfindlich ſind. Es ſind verſchiedene Abbildungen von mir, bey meinem Verleger, eingeſchicket worden. Ich will meinen Leſern das Vergnügen machen, und ihnen ein Dutzend davon vor Augen legen; denn, ſie alle der Welt zu zeigen, müßte ich einen ganzen Bilderſaal verfertigen. Ich hatte den Künſtlern den Vorſchlag gethan, ſich bey der Verfertigung meines Bildes, das Geſicht des Mathanaſius zum Muſter zu nehmen; allein ich habe gefunden, daß die Herren, aus einem löblichen Eifer, lieber Erfinder als Nachahmer ſeyn wollen, und ſich ihre Freyheit zu denken nicht einſchränken laſſen. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß mich kein einziger von denen, welche mich gemalet haben, mit Augen geſehen hat. Ich ſchließe alſo mit Recht, daß man meine Schriften mit Ueberlegung lieſt, oder, daß ſich in denen Gegenden, wo dieſe Maler leben, ſehr gute Originale von Autoren aufhalten müſſen. Man ſollte meynen, daß es unſre an allerhand Schriftſtellern ſo fruchtbare Zeiten einem Maler eben nicht ſauer machten, die Vollkommenheiten eines Autors in ein Gemälde zu bringen. Weil ich aber, durch meine ganz beſondern Gaben, vor allen andern ſehr merklich unterſchieden bin: ſo brauchet man keine geringe Aufmerkſamkeit, wenn man die wahrſcheinlichen Züge meiner Bildung aus meinen Schriften entdecken, oder von andern Scribenten, welche meine Vorzüge nur vertheilt beſitzen, ſammlen, daraus ein Ganzes verfertigen, und meinen Character in einem, nach der Natur getroffenen Bilde, vorſtellen will. Die Verſe des Deſpreaux ſind mir allzeit eingefallen, wenn ich an das zweifelhafte Schickſal der Maler, in Hervorbringung meiner Aehnlichkeit, gedacht habe:

La Nature féconde en bizarres portraits
Dans chaque Ame eſt marquée à de differens traits,
Un geſte la decouvre, un rien la fait paroitre;
Mais tout mortel n'a pas des yeux, pour la connoitre

Die Welt mag urtheilen, ob meine Maler in dieſem Falle Augen gehabt haben, und in wie weit ihnen das Glück, bey ihrer Geſchicklichkeit, beygeſtanden hat; ich werde mir aber auch die Freyheit nehmen, bey einem und dem andern Stücke meine unmaßgeblichen Gedanken zu entdecken. Itzo will ich die Gemälde, in der Ordnung, herſetzen, wie ſie mir in die Hände fallen werden. Dasjenige aber, welches den meiſten Beyfall erhalten wird, will ich mit nächſter Gelegenheit in Kupfer ſtechen laſſen.

Die Erfindung eines Künſtlers hat mir ſehr nachdenklich geſchienen, welcher mich mit einer alten griechiſchen Mine, einem kahlen Kopfe, langherabhangendem Barte, im übrigen aber in der völligen Rüſtung eines artigen und galanten Autors gemalet hat. Ich kann nicht leugnen, daß die Liniamente von meinem Huthe, den ich in den Händen habe, den großen Manſchetten, und meinem prächtig ausgeſteiften Kleide, völlig getroffen ſind; nur der Kopf ſieht mir nicht ähnlich. Ich bin noch zweifelhaft, was den Maler muß bewogen haben, eine ſolche Antiquität aus mir zu machen. Faſt dürfte ich auf die Gedanken gerathen, er ſey einer von denen Ketzern, welche glauben, niemand ſolle ſich anmaßen, ein Autor zu werden, der nicht ſchon einen Fuß im Grabe hat, oder wenigſtens durch Beybringung eines Taufſcheins erhärten kann, daß er diejenigen Jahre erreichet habe, in welchen, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, ein jeder, der auch eben nicht ein Scribent ſeyn will, ſeinen völligen Verſtand beyſammen hat. Allein die Liebe zu meinem Nächſten läßt mich das Beſte hoffen, und die ſchuldige Hochachtung gegen mich ſelbſt iſt die

Urſache, daß ich alles zu meinem Vortheile auslege. Sonder Zweifel hat der Künſtler, durch die neumodiſche Tracht anzeigen wollen, daß ich des Beyfalls und der Seufzer unſrer Schönen nicht unwürdig ſey, und dennoch, durch meine gelehrten und weisheitsvollen Schriften, der Welt deutlich genug zu erkennen gebe, daß ich die Philoſophen jener Zeit beſchäme. In der That iſt zwiſchen mir und dem Sokrates kein Unterſchied, als der Kopf. Mit einem Worte, ich küſſe, wie ein junger Herr, und denke wie ein Philoſoph. Unterdeſſen wollte ich doch nicht allen Leuten rathen, daß ſie ſich von meinem Maler abſchildern ließen. Wir dürften ſonſt Männer mit Reifröcken, Frauenzimmer mit Hüten, Soldaten mit Fächern, Geiſtliche mit Courszetteln, Advocaten mit Klauen, und Kunſtrichter mit Knitteln zu ſehen bekommen.

Ein unbekannter Gönner, welcher ſich J. A. M. pinxit unterſchreibt, hat einen ſonderbaren Einfall gehabt. Er hat ein Ovalſchild gemalet, und daſſelbe ganz leer gelaſſen, die Verzierung aber zeiget deutlich genug, daß ſich nichts, als das Bildniß des Autors darein ſchicke. Die Fama, mit welcher wir Autores, nicht ohne Eiferſucht, buhlen, bläſt aus vollem Halſe, und ich kann es, aus ihren runden Backen, ſehr deutlich ſchließen, daß ſie meinen Namen der Nachwelt verkündigen will. Der Schildhalter zur Rechten iſt ein handfeſter Satir, welcher ſo verwegen, und unverſchämt ausſieht, daß man ihn billig für einen Satir des achtzehnten Jahrhunderts halten muß. Zur linken Seite ſitzt ein Frauenzimmer, welches in einen Spiegel ſieht, und ich ſchließe aus ihrer lächelnden Miene, daß ſie mit ſich ſelbſt ſehr zufrieden zu ſeyn ſcheint. Unter dem Schilde liegt die Zeit, in einer ſolchen Stellung, welche viel Erbarmung bey mir erwecket hat. Der Künſtler hat ihr die Flügel auf das grauſamſte zuſammen geſchnüret. Die zerbrochenen Stücke von der Senſe liegen zerſtreuet herum, und ſo gar mit dem einen Fuße iſt ſie an das Bildniß angefeſſelt. Ich bin mit dem Herrn J. A. M. gar nicht zufrieden, daß er dergleichen Gewaltthätigkeiten ausübet. Für manche wäre es freylich ein großes Glück, wenn ſie ſich der Zeit auf eine ſolche Art bemächtigen könnten. Vielleicht wüßte man morgen noch, daß ſie heute geweſen ſind; aber meinetwegen kann er ſie immer auf freyen Fuß ſtellen. Ich kenne mich zu genau, als daß ich an dem Beyfalle der ſpäteſten Nachwelt zweifeln ſollte. Dieſes gefällt mir nur noch an dem Erfinder, daß er den Lorber nicht geſparet hat. Ich bin verſichert, daß in mancher Küche ſo viel nicht verbrauchet wird, als die Freygebigkeit des Malers, bey Verzierung des Schildes, großmüthig verſchwendet hat.

Ein kluger Kopf, ein Mann, der von meinen Verdienſten die gehörige Einſicht haben mag, hat es nicht für unmöglich gehalten, daß ſich dereinſt ein deutſcher Praxiteles, mit meiner Perſon, beſchäfftigen könnte. In dieſer Abſicht hat er, ohne alle Verzierungen, eine Statue auf ein plattes und viereckichtes Fußgeſtelle gemalt. Sie ſtellet einen jungen Menſchen vor, welcher, außer einem leichten Gewande, mit keinen Kleidern bedecket iſt. Bey dem erſten Anblicke dieſes Stücks fand ich ſo wenig Kennzeichen des Autors, daß ich mit mir ſelbſt nicht einig war, ob dieſe Statue eine Mannsperſon, oder ein Frauenzimmer vorſtellen ſollte. Allein eine kleine Betrachtung zerſtreute alle meine Nebel. Man darf nur auf die Hände der Statue Achtung geben: ſo kann man ſie leicht für den Autor halten. Die rechte Hand iſt in der Stellung abgezeichnet, daß man ſie in Gedanken ganz füglich mit einer Feder ausfüllen kann. Hierdurch giebt der Maler auf das deutlichſte zu verſtehen, daß ich geſchrieben habe. Die linke Hand iſt aufgehoben, und drohet alle diejenigen zu Boden zu ſchlagen, welche nicht meiner Meynung ſind. Ich bekenne, daß dieſe Erklärung etwas zweifelhaft, und die ganze Vorſtellung ſo ziemlich dunkel iſt; ſie ſoll aber auch, nach der Abſicht des Erfinders, nicht deutlicher ſeyn. Da es ausgemacht iſt, daß ich bis auf die ſpäteſte Nachwelt dauren werde: ſo iſt dieſes Bild den eifrigen Verehrern der künftigen Alterthümer zu gefallen entworfen worden. Wie wollten ſich einmal ein paar hitzige Gelehrte über die Bedeutung deſſelben, länger, als einen Monat, zanken können, wenn man in die rechte Hand nicht eben ſo gut einen Bleyſtift, als eine Feder ſtecken, und überhaupt nicht mehr, als eine Auslegung davon machen könnte; glückſelige Zeiten, welche dieſe gelehrten Kriege erleben werden! Beneidenswürdige Republik, wo ſich zwo Parteyen einen fürchterlichen Anhang machen werden, nach der erſtrittenen Gewißheit, daß dieſe Statue den Autor vorſtellet, doch noch den wichtigen Zweifel auszuführen: ob der Künſtler, durch die Augen des Bildes mehr die Handlungen der rechten, als der linken Hand beſeelet hat.

Ein andrer Künſtler hat ſich viel Mühe gegeben, einen anſehnlichen Turnierplatz, mit vielen Zuſchauern zu entwerfen. Er ſtellet mich zu Pferde, und in der Rüſtung eines irrenden Ritters vor. Ich kenne mich zu genau, weil er mir, ſtatt der Lanze, eine Feder gegeben hat. Ein anderer Ritter, welcher die Sturmhaube unter den Armen trägt, und mit reichlich gepuderten Haaren zu Pferde ſitzt, kömmt ſehr muthig auf mich los, und drohet mir, ſeine geöffnete Tobacksdoſe in die Augen zu ſchütten. Wir ſind ſchon nahe beyſammen; allein ein Frauenzimmer, welches zwiſchen uns ſteht, und mit ihrem Fächer mein Pferd ſcheu machet, verhindert alle Thätlichkeiten. Meine Leſer ſind viel zu witzig, als daß ſie eine Erklärung dieſes Gemäldes verlangen ſollten. Man ſieht wohl, daß der Erfinder ſein Abſehen, auf die Streitigkeiten mit dem jungen Herrn gerichtet hat. Ich weis nichts dabey zu erinnern, als daß mir mein Pferd nicht gefällt. Es ſieht dem Roſſinante ſo ähnlich, daß ich immer befürchte, es möchten muthwillige Leute, in der Vergleichung, nicht bey dem Pferde bleiben. Sollte aber der Maler die boshafte Abſicht gehabt haben, mich bey der Vorſtellung meines Feindes, an meine eigne Größe in der gelehrten Welt zu erinnern: ſo muß ich ſeine Unwiſſenheit in den Geſchichten der Schriftſteller bedauern. Man wird ja nicht dadurch allein berühmt, daß man mit fürchterlichen Gegnern Streitſchriften wechſelt. Dieſe Bemühung iſt allzubeſchwerlich, und der Ausgang ungewiß. Man darf nur Streitſchriften wechſeln, ſo hat man das Seinige gethan. Alexanders Ausſpruch: Armatus ſit, oportet, quem oderim, wäre ein unerträgliches Geſetz bey gelehrten Feldzügen. Ueberdieſes habe ich nicht Urſache, mich des jungen Herrn zu ſchämen,

men, ob ich gleich meine Pflicht wohl einſehe, daß ich mir in Zukunft mehrere Feinde machen muß. Er iſt noch lange nicht ſo klein, als er ohne Abgang meines Ruhms ſeyn könnte. Ob er gleich nicht gelehrt iſt, ſo iſt er doch noch nicht wahnwitzig. Und wenn er auch dieſes wäre: ſo ſind wir Autores aus hergebrachter Gewohnheit befugt, uns niemals mehr bey unſern Federkriegen zu brüſten, als wenn wir unſere Siege den Mangel der geſunden Vernunft von Seiten unſrer Feinde zu verdanken haben.

Das folgende Gemälde ſtellet mich noch kriegeriſcher, als das vorhergehende, vor. Ich bin begierig, den Namen des Freundes zu wiſſen, welcher mich vermuthlich nicht ohne Unkoſten, in Lebensgröße aber zugleich auf eine ſolche Art gemalet hat, daß ich mich ſelbſt nicht würde gekannt haben, wenn er nicht die Vorſicht gebrauchet, und mit großen Buchſtaben darüber geſchrieben hätte: DER AUTOR. Er hat mich mit einem ungeheuren Schnurrbarte begabt. Er läßt mich eine ſo fürchterliche Mine machen, daß man glauben ſollte, ich hätte die Franzoſen mit über den Rhein gejagt. In die rechte Hand hat er mir eine Hellebarde gegeben, welche mein martialiſches Anſehen um ein Großes vermehret, und das kurze Wams, die Pluderhoſen, nebſt der übrigen Tracht, zeigen, daß ich ſchlechterdings zu einer ausländiſchen Garde gehöre. Ich kann gar nicht einſehen, wie ſich dieſer Aufzug für mich ſchicken ſoll? Der Bart iſt ganz überflüßig; denn ich und Apollo haben noch keinen Bart. Ich bin zwar ein Autor, aber deswegen ſo grimmig noch nicht, daß der Erfinder Urſache gehabt hätte, mich mit einer ſolchen gefährlichen Mine vorzuſtellen.

len. Wäre ich etwan, meines Handwerks ein Kunſtrichter: ſo ließ ſich vielleicht dieſe geiſtvolle Erfindung noch eher entſchuldigen; und ich würde es ihm zu gute gehalten haben, wenn er mich noch blutdürſtiger abgebildet hätte. Aber da ich bisher nur ein ſolcher Autor geweſen bin, welcher bloß darum geſchrieben hat, damit er geſchrieben haben möge, und deſſen Hauptabſicht eben nicht iſt, andere mit ſeinen critiſchen Wahrheiten zu würgen: ſo würde der ehrliche Mann beſſer gethan haben, wenn er entweder eine Erklärung ſeiner Erfindung beygeſetzet, oder das Bild einem ſolchen Autor zugeſchicket hätte, welcher an dem Tempel des guten Geſchmacks Schildwache ſtehen muß. Unterdeſſen will ich mir doch ſeinen Einfall zu Nutze machen; und weil ich geſonnen bin, künftige Michaelmeſſe, von meinem Autor die zweyte Auflage in Medianoctav herauszugeben: ſo werde ich die Vorrede erſparen, und an deren Stelle dieſe grimmige Figur in Kupfer ſtechen laſſen. Denn ich glaube, der Leſer wird bey deren Erblickung alles dasjenige ſelbſt denken, was ich ihm und meinen Feinden in der weitläuftigſten, und nach dem neueſten Geſchmacke eingerichteten Vorrede nicht deutlicher machen könnte.

Meine Verehrer helfen mir immer mehr und mehr auf ſüße Vorſtellungen von meiner Größe. Ein tiefſinniger und ſehr richtig urtheilender Mann, hält alle Münzcabinette für unvollkommen, ſo lange ihnen eine Medallie von dem Autor fehlet. Er glaubet auch, daß zehn Kupferſtiche von mir die gelehrten Augen eines künftigen Antiquarii nicht ſo ſehr verdienen, als eine wohlerfundene Münze. In dieſer Abſicht hat er mir eine ſauberer Zeichnung überſchicket. Die eine Seite ſtellet einen Gelehrten vor, welcher im Schlafrocke an einem Tiſche ſchreibt, und in aufgeſchlagenen Büchern, welche theils auf dem Tiſche, theils auf der Erde liegen, halb vergraben iſt, mit der Ueberſchrift: Deficit alter. Die Gegenſeite iſt ganz leer. Der Erfinder erinnert aber am Rande, daß man meine Vaterſtadt, welche ihm nicht bekannt wäre, darauf ſetzen müßte. Seine Gedanken dabey ſind leicht zu errathen. Er ſieht im Geiſte voraus, daß ſich dereinſt viele Städte um mich zanken werden, und ſuchet durch eine kluge Vorſicht, einem weit ausſehenden Kriege vorzubauen. Allein er wird mir vergeben, wenn ich bey dieſem letzten Vorſchlage mit ihm nicht einig bin. Ich weis wohl, daß ich als ein guter Bürger das meinige zur Erhaltung der allgemeinen Ruhe beytragen muß; nur mein Ruhm muß nicht darunter leiden. Was will das ſagen, wenn ich eine Stadt durch mich berühmt mache? Das können Gelehrte thun, welche meine Größe niemals erreichen werden. Von mir würde es eine ſchlechte Kenntniß anzeigen, wenn ich nicht einen ganzen Welttheil verewigen wollte. Ich bin alſo willens, die geographiſche Zeichnung von Europa auf die leere Seite ſetzen zu laſſen; und ich ſchmeichle mir deswegen, auf die Dankbarkeit der geſitteſten Völker keinen geringen Anſpruch zu haben.

Ich muß nothwendig an Horazens bekannten Ausſpruch, von der Freyheit der Maler und Poeten denken, wenn ich mich nicht über den ausſchweifenden Witz eines Unbekannnten erzürnen ſoll, welcher eine Studierſtube malet, in welcher allerhand zu einem Menſchenkörper gehörige Glieder zerſtreut herum liegen. Ich will wünſchen, daß keiner von meinen

Leſern die Dunkelheit dieſes Gemäldes einſehen möge. Es ſoll mir auch lieb ſeyn, wenn alle Leute glauben, daß der Maler kein Blatt von meinen Schriften geſehen hat, oder doch keinen Verſtand beſitzt, von der Güte und dem Zuſammenhange eines Werks zu urtheilen. Ich will mich nicht länger dabey aufhalten. Es gefällt mir durchaus nicht.

> Infelix operis ſumma, quae ponere totum
> Neſcit. *Horat.*

Eben ſo wird es meinen Leſern ſo wohl, als mir, ein Rätzel ſeyn, wenn ich ihnen ſage, daß ſich ein anderer hat einfallen laſſen, mich ſo zu malen, daß mein Geſicht mit einem Tuche bedeckt iſt. Ich habe alle meine Freunde aufgebothen, und mir ihre Gedanken darüber ausgebethen. Sie ſind aber unterſchiedener Meynung. Einige ſagten: Weil ich mich in meinen Schriften nur der Autor, und niemals meinen Tauf- und Zunamen genennet: ſo würde der Maler mit vielen andern Leuten glauben, ich wollte unerkannt bleiben, und vielleicht hätte mich derſelbe am natürlichſten zu treffen gemeynet, wenn er mich mit verhülltem Angeſichte malte. Allein das iſt lächerlich. Eben deswegen ſchreibe ich, daß ich will bekannt werden, und da mein Name, durch meine Schriften, bekannt genug iſt; was habe ich denn nöthig, ihn drucken zu laſſen? Noch andere hatten dieſen Einfall: Es ſey ein großer Vortheil für einen Satirenſchreiber, wenn man ſeine kleinen gedruckten Bosheiten läſe, ohne zu wiſſen, von wem ſie kämen. Die Erfahrung habe es gelehret, daß der Werth einer Satire oft gefallen wäre, ſo bald man den Verfaſſer kennen lernen, und an ihm ſelbſt noch mehrere Thorheiten gemerket, als er an andern ge-

getadelt hätte. Um deßwillen ſey es nicht ganz unwahrſcheinlich, daß mir der Künſtler ſchmeicheln, und meinen guten Namen dadurch erhalten wollen, daß er mein Geſicht mehr zu verdecken als bekannt zu machen geſucht, da er mir vielleicht unverſchuldeter Weiſe die Ehre angethan hätte, mir unter den ſatiriſchen Köpfen dieſer Zeit eine Stelle einzuräumen. Ein Landsmann von mir, ein tückiſcher und hämiſcher Menſch, wollte dieſe Meynung dadurch bekräftigen, daß er ſagte: er glaube, mein Verleger ſelbſt habe dieſes Bild malen laſſen, um den guten Abgang der Beluſtigungen nicht zu hemmen, welcher gewiß fallen würde, ſo bald man mich nach dem Leben, gemalet ſähe. Ich kann es nicht leugnen, dieſer Einfall hat mich abſcheulich verdroſſen, und er verdiente eine recht autormäßige Züchtigung. Ich hätte große Luſt, dieſen Landsmann ſo zu ſchimpfen, daß er empfinden ſollte, was es auf ſich habe, einen Gelehrten zu erbittern; ich muß ihn aber ſchonen, denn er hat ſehr ſchöne Collectanea. Endlich bin ich auf eine Vermuthung gefallen, die die allerwahrſcheinlichſte iſt. Ich ſetze zum Voraus, daß der Maler für mich diejenige Hochachtung heget, die mir alle Welt ſchuldig iſt. Er wird in meinen Minen einen großen Geiſt entdecket haben, welchen recht lebhaft auszudrücken ſeine Kunſt viel zu unvermögend geweſen iſt. Ich lobe die Beſcheidenheit meines unbekannten Bewunderers. Er hat Recht, und ich müßte nicht der Autor ſeyn, wenn ich von mir ſelbſt anders denken wollte Zur Belehnung dieſes votrefflichen Mistrauens gegen ſich ſelbſt, will ich ihm hiermit die Verſicherung geben, daß ſein Gemälde, bey der klugen Nachwelt, alle diejenige Hochachtung erlanlangen wird, die wir für denjenigen hegen, welcher ſich für zu unvermögend hielt, die Betrübniß des Agamemnons, bey dem Opfer ſeiner Tochter, auszudrücken, und um deßwillen ſein Geſicht auf gleiche Weiſe unter einem Tuche verbarg. Timantes lebet ewig, und der Ruhm meines Künſtlers ſoll nicht eher untergehen, als bis man den Autor nicht mehr nennen wird.

Wenn mir auch an dem folgenden Gemälde nichts gefallen ſollte: ſo muß ich doch den Fleiß des Malers bewundern. Er hat ein Quadrat abgezeichnet, und deſſen Grenzen mit allen zum Schreiben gehörigen Materialien ausgezieret. Das Quadrat ſelbſt hat er in ſo kleine Felder abgetheilet, als wir ſie auf einem Dammbrete ſehen, und in jedes Feld das Bruſtbild eines anſehnlichen Schriftſtellers ſehr klein gemalet. Es iſt in der That nöthig geweſen, ihre Namen darunter zu ſetzen, weil man ſie ſonſt ſchwerlich kennen würde. Ich will ſie indeſſen nicht nennen. Genug, es ſind berühmte Leute, die ich in meinen Schriften theils angeführet, theils, wie mir mein Gewiſſen ſaget, auf andere Art gebrauchet habe. Will der Maler mit ſeiner Erfindung ſo viel ſagen, daß ich dieſen großen Männern ähnlich bin, und in meiner Bildung allein ſo viel geiſtreiches zeige, als ſie zuſammen beſitzen: ſo kann ſeine Sammlung von Geſichtern den Autor wohl vorſtellen. Will er mir aber verdeckt zu verſtehen geben, als ob ich in meinen Schriften nichts eigenes hätte: ſo kenne ich manchen Scribenten, welcher mir dieſes Bild abſtreiten kann.

Ein Liebhaber der Chiromantie hat meinem Verleger auf einem Kartenblatte eine abgezeichnete Hand zugeſchicket, in welcher man alle Liniamenten ſehr deutlich bemerken kann. Er verſichert in einem dabey gelegten Briefe, daß man aus den Linien dieſer Hand, unmöglich etwas anders, als einen Autor, erkennen könne, und ermahnet mich, mir dieſe neue Erfindung bey meinem Kupferſtiche, zu Nutze zu machen. Weil ich von allem, was zu meiner Größe etwas beytragen kann, Gewißheit haben will: ſo habe ich mich mit dieſer Hand zu einem Chiromanten verfügt, und mir ſeine Erklärung darüber ausgebethen. Allein, wie betrüglich müſſen die Regeln dieſer Kunſt ſeyn! Mein Wahrſager ſchwur mir mit einer ernſthafte Mine zu, daß dieſes die Hand eines Ziegeuners wäre. Er iſt ſehr boshaft, neidiſch, und zänkiſch, fuhr er fort. Er hat in ſeinem Leben ſchon manchen Diebſtahl begangen. Er iſt beſonders rachgierig, und :: Er würde noch weiter geredet haben, wenn ich ihn nicht mit einer verächtlichen Mine verlaſſen hätte. Meine Leſer ſehen indeſſen wohl, daß ſie ſich keine Rechnung machen dürfen, dieſe Hand in Kupfer zu erblicken. Denn wie reimen ſich dergleichen Auslegungen auf den Autor!

Ein hieroglyphiſcher Kopf hat mir die Ehre angethan, ein Bild einzuſenden, an dem mir die gute Abſicht beynahe beſſer gefällt, als das Gemälde ſelbſt, ungeachtet ich nicht leugnen kann, daß mich dieſer vor allen andern am natürlichſten getroffen hat. Es ſtellet ein Gerüſt oder Fußgeſtelle, oder welches mir am wahrſcheinlichſten iſt, einen Altar vor, welcher aber nicht aus Marmor, ſondern aus lauter Federſpulen beſteht. Am Fuße deſſelben liegt ein Mann ausgeſtreckt, welchem ein Fernglas in der Hand, und ein langer Bart ein ſo ehrwürdiges Anſehen machen, daß ich ſelbſt alle Hochachtung für ihn haben würde, wenn ich ihn nicht für den Verſtand hielte. Ein Knabe, welcher ſo muthwillig und verwegen ausſieht, daß ich darauf ſchwören wollte, ſein Vater wäre auch ein Autor geweſen, kniet dieſem vorwitzigen Alten auf dem Leibe, und verbindet ihm die Augen. Auf dem Altare ſteht mein Bildniß, welches mich in meiner völligen Pracht und Größe zeiget, und um ſo viel merkwürdiger bleibt, da es nicht ſo wohl dasjenige, was an mir verweslich iſt, ſondern das unſterbliche, das weſentliche, die Seele eines Autors, anzeiget. Meine Leſer werden es leicht errathen können, was ich darunter verſtehe, wenn ſie wiſſen, was das weſentliche, die Seele eines Autors, ausmacht. Mit einem Worte: es iſt ein ungeheuerer Foliante, welcher aufgeſchlagen daliegt, und auf dem die Worte ſtehen: INDEX. Ueber dem Folianten ſchwebet eine Frau, welche ich für die Fama halten würde, wenn ſie nicht, anſtatt der gewöhnlichen Trompete und des Lorberkranzes, zween Druckerballen in den Händen hielte. Ein anderes Frauenzimmer, mit einer verdrießlichen und eigenſinnigen Mine, ſcheint ſich dem Altare zu nähern. Sie hält in der einen Hand eine Wage, und in der andern einen Probierſtein. Sie ſtemmet ſich auf die Schulter eines Knaben, welcher ganz nackend und ohne allen Zierrath iſt. Er hat eine hohe Stirne, muntere und durchdringende Augen, in ſeiner Stellung etwas ungezwungenes, und ſeine Tritte ſcheinen ſehr ſicher und vorſichtig zu ſeyn. Sein Mund, ſeine Geſichtszüge = = = aber was halte ich mich auf? Mit einem Worte, es iſt ein Knabe, den ich durchaus nicht leiden kann, und welcher nebſt ſeiner tyranniſchen Begleiterinn meiner Natur ſo zuwider iſt, daß ich mir kein gröſſers Unglück für einen Autor einbilden kann, als dieſen Beyden in die Hände zu fallen. Der Schutzgeiſt, welcher über alle Autores meines gleichen unermüdet wachet, ſteht bey dem Altar Er iſt ganz vortrefflich geſchildert. Er hat vieles von der Geſtalt eines Athleten. Die Haare ſind unter einer Mütze verwirrt zuſammengeſteckt. Seine grimmigen Augen drohen Beulen und Wunden. Sein ſchäumender und weit aufgeſperrter Mund iſt ſo lebhaft gemalt, daß man glauben ſollte, man hörte ihn ſchimpfen. Er widerſetzet ſich der Annäherung dieſer beyden Perſonen, mit geballter Fauſt, und trägt an dem linken Arme einen Schild, auf welchem ein Menſchenkopf ohne Stirne gezeichnet iſt, im übrigen aber ſind ſeine Gliedmaßen ſo ſtammhaft, daß ich zuverſichtlich glaube, es werde es niemand Vernünftiges wagen, ſich mit ihm in ein Handgemenge einzulaſſen.

Es iſt noch ein Bild eingelaufen, das einen Tyroler vorſtellt, der gewöhnlichermaßen, auf ſeinem Buckel einen Kaſten trägt, an dem das Wort ſteht: Unſterblichkeit. So bald ich dieſes Wort erblickte, ſo merkte ich gleich, daß in der Aufſchrift des Briefes ein Irrthum vorgegangen war, und dieſes Bild meinem guten Freunde, und poetiſchen Waffenträger, dem Gratulanten, gehörte, welcher, wie bekannt iſt, Berufswegen mit der Unſterblichkeit hauſiren geht, und vor dem ſich kein Menſch auf der Gaſſe darf ſicher blicken laſſen, wenn er nicht will gewärtig ſeyn, um einen leidlichen Preis, unſterblich gemacht zu werden. Ich will mich in Beſchreibung dieſes Bildes nicht aufhalten, u. ich führe es nur um deswillen an, damit ſich der Verfertiger beruhigen kann, da er nunmehro weis, daß ſelbiges in die rechten Hände gekommen iſt.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Philoſophiſches Gedichte

von den Kometen.

Mein Lied beſchreibt den Stern, der weit von unſern Kreiſen,
Nur ſelten ſich uns naht, uns Kopf und Schweif zu weiſen;
Und wenn er ſich ſo tief in unſre Welt verirrt,
Des Weiſen Neugier reizt, des Pöbels Schrecken wird.
O möchte mir davon ein ſolches Werk gelingen!
Als, wenn es Opitz wagt, Veſuvens Brand zu ſingen,
Und durch ſein Beyſpiel zeigt, auch ſo ein Vers ſey ſchön,
Der nur Gelehrte reizt, den Kinder nicht verſtehn.

Das Volk, dem die Natur das Haupt umſonſt erhöhet,
Das ſtets den trägen Blick zur niedern Erde drehet,
Vergißt ſich doch manchmal, und ſieht den Himmel an,
Wenn ſeine Schläfrigkeit was neues reizen kann:
Bald, wenn es dunkle Nacht, am heitern Mittag, ſchrecket,
Da uns der ſchwarze Mond das Sonnenlicht verdecket;
Bald, wenn bey Phöbus Glanz, da jeder Stern vergeht,
Mit kühnem Schimmer noch die lichte Venus ſteht;

Bald, wenn gebrochnes Licht, das durch die Dünſte ſtralet,
Der Einfalt Sarg und Schwerdt und Todtenköpfe malet.
Doch kan̄ wohl nichts ſo ſehr der Dum̄heit furchtbar ſeyn,
Als Sterne, die um ſich die blaſſen Haare ſtreun,
Und wo man ſie erblickt, auf ſchreckensvollen Schweifen,
Krieg, Peſt, des Fürſten Tod, u. Hunger nach ſich ſchleifen.
O hätte dieſe Furcht den Pöbel nur gequält,
Wo Fleiß und Unterricht dem blöden Geiſte fehlt!
Wie aber, daß darinn ihn Männer ſelbſt beſtärkten,
Die auf des Himmels Lauf geſchickt und ämſig merkten?
So viel kann Vorurtheil, von Andacht unterſtützt!
Der Gottheit Rachſchwerdt droht, wenn ein Komete blitzt,
Dieß glaubt man, und genug, daß vor dem Wunderzeichen
Die Kenner der Natur, wie dum̄es Volk, erbleichen.
Doch iſt die Zeit itzt hin; kaum ſind es funfzig Jahr,
Da noch Chaldäens Wahn der Meßkunſt Schandfleck war;
Der Menſch iſt nicht der Zweck von Millionen Sternen,
Die er theils kaum erkennt, theils nie wird kennen lernen;
Und daß ein Ländchen nur ſein künftig Unglück ſieht,
Schickt Gott nicht eine Welt, die dort am Himmel glüht.
Der weiſe Stagirit, der Wolf vergangner Zeiten,
Der oft, der Meßkunſt treu, ſich ließ zur Wahrheit leiten,
Doch der auch öfters fehlt, wenn den verwöhnten Geiſt
Die Metaphyſik nur mit leeren Wörtern ſpeiſt,
Glaubt, daß ein Schwefeldampf, der aus der Erde ſteiget,
Und Blitz und Donner wirkt, auch die Kometen zeuget.
Voll Eifer kämpft für ihn der Schüler Unverſtand,
Fremd in Euklidens Kunſt, am Himmel unbekannt.
Doch weit aus unſrer Luft, zu den Planetenkreiſen
Führt Tycho den Komet, mit ſiegenden Beweiſen.
Nein, er iſt etwas mehr, als irrdiſcher Dämpfe Brunſt.
Kein, Ordnung, Laufkreis, Zeit, hält kein entflam̄ter Dunſt.
Vom bunten Nordlicht an, das das Zenith bekränzet,
Bis, wo im tiefen Sumpf ein feuchter Irrwiſch glänzet,
Der Drache, der den Brand weit durch die Lüfte ſchießt,
Sanct Telmo*, deſſen Schein der Troſt des Schiffers iſt,
Der

(*) Eine Flamme, die ſich auf den Maſten und Segelſtangen der Schiffe zeiget. Die Schiffer nehmen ſie als ein Zeichen an, daß

Der helle Balkenſtreif, die angeflammten Ballen,
Der ſchwarzen Wolken Heer, aus dem betäubend Knalle
Auf blendend Licht erſchreckt; dieß alles wird bewegt,
So, wie es innrer Trieb, und Wind und Schwere reg
Ganz anders iſt der Lauf, den ein Komete zeiget,
Der ſtets vom Morgen her am Horizonte ſteiget,
Die Sterne nie verläßt, wo er beym Aufgang ſtehe,
Und untern Horizont zugleich mit ihnen geht,
Und morgen wiederkömmt, verrückt zu andern Sternen,
Doch ordentlich verrückt, daß, ſeine Bahn zu lernen,
Der Himmelskündiger nach wenig Nächten wagt,
Und ſeinen künftgen Ort, kühn auf die Meßkunſt, sagt.
Wodurch wird eine Glut, die durch die Lüfte fähret,
So richtig fortgeführt? ſo lange Zeit genähret?
Wie kömmts, daß ihn zugleich der Erden Hälfte kennt?
Daß Schweden ihn erblickt, wo er in Welſchland brennt?
Umſonſt, ein falſcher Schluß, auf Vorurtheil gegründet,
Hat erſt in unſrer Luft Kometen angezündet.
Der Himmel, ſagte man, iſt unzerſtörlich, rein,
Und was vergänglich iſt, das muß auch irrdiſch ſeyn.
Den Irrthum müſſen wir der erſten Welt verſtatten;
Viel iſt uns helles Licht, ihr warens dunkle Schatten:
Ihr Fleiß verdienet Lob, der ſtets uns nützlich wird,
Lehrt, wenn er Wahrheit fand, und warnet, wenn er irrt.
So geht denn, weitentfernt von unſrer Athmoſphäre,
Der leuchtende Komet dort durch des Himmels Leere.
Du, der unendlich mehr, als Menſchen ſonſt gelang,
Ins Innre der Natur mit kühnen Blicken drang,
O Newton! möchte doch, erfüllt von deinen Sätzen,
Mein Lied der Deutſchen Geiſt belehren und ergötzen.
Zwar nicht von Rechnung voll, nicht in Beweiſen ſcharf,
Doch gründlich, wie man es in Verſen werden darf.
Daß ſechzehn Welten ſtets in unverrückten Kreiſen,
Im weiten Himmelsraum, um ihre Sonne reiſen;
Daß ein geworfner Stein, der durch die Lüfte dringt,
Im Bogen aufwärts ſteigt, im Bogen wieder ſinkt;
Macht

---

daß der Sturm ſich bald legen werde. S. des P. Tachards Reiſe nach Siam 1 Buch. 36. S.

Macht beydes eine Kraft. Es muß mit gleichen Trieben
Die Sonne, der Planet, der Stein die Erde lieben.
Der Schwung von unſrer Hand iſt, was den Stein erhebt;
Vom Schöpfer kam der Trieb, der den Planet belebt,
Stets mit dem Zuge kämpft, der ihn zur Sonne ſenket;
Durch beyde wird der Stern ins runde Gleis gelenket.
Ein ähnliches Geſetz beherrſchet den Komet,
Der nur in längrer Bahn auch um die Sonne geht,
Bald näher zu ihr kömmt, als kein Planet ſich waget,
Bald hinflieht, wo es nie von ihrem Lichte taget.

Was jeder Erdball braucht, vom Feuer und vom Licht,
Schickt ihm die Sonne zu, und mehr vertrüg er nicht.
Zu heiß wär es für uns, dort, wo die Venus gehet,
Zu kalt in jenem Raum, wo Mars ſich einſam drehet;
Obgleich, wie Lybien nebſt Grönland Menſchen ſieht,
Auch Weſen eigner Art, ſo Mars als Venus zieht.
Was aber würde wohl dort im Komet gebohren?
Ein widriges Gemiſch von Lappen und von Mohren,
Ein Volk, das unverletzt, vom Aeußerſten der Welt,
Wo Nacht und Kälte wohnt, in heiße Flammen fällt?
Wer iſt, der dieſes glaubt? Sind da beſeelte Weſen:
So iſt ihr Wohnplatz nur zu ihrer Quaal erleſen.
Vielleicht hat er vordem, Planeten gleich, geziert,
Den ordentlichen Lauf um einen Stern geführt,
Und itzo muß er erſt, aus ſeiner Bahn geriſſen,
Zerſtört, in Brand geſetzt, durch unſern Himmel ſchießen.
Des Sternes wahre Bahn blieb Keplern noch verſteckt;
Den Britten hat zuerſt ein Newton ſie entdeckt;
Noch vor ihm hatte ſie ein Deutſcher ſchon gemeſſen:
Doch Newton wird verehrt, und Dörfel iſt vergeſſen.

Ihr, die ihr ſtets den Blick nach jenen Höhen werft,
Ihr, den ein Glas das Aug, den Geiſt die Meßkunſt ſchärft,
Sagt, was Verſtand u. Sinn ſonſt mehr an ihm erblicket,
Als einen heißen Ball, der Dämpfe von ſich ſchicket.
Doch ſcheint uns keine Glut, die dicker Rauch verſteckt;
Es iſt entlehntes Licht, durch das er ſich entdeckt,
Das zeigt ſein matter Glanz, der jedem Sterne weichet,
Wenn er an Größe ſchon den gröſten Sternen gleichet.

Stark, heiter ſehn wir dort die ewgen Sonnen glühn,
Die allerkleinſten ſelbſt, die faſt dem Aug entfliehn,
Da er, dem Kraft gebricht, nur mit der Menge ſtreitet,
Und weit um ſich herum den lichten Nebel breitet.
Mich dünkt, er zeige mir des Dichters wahres Bild,
Der manches Alphabeth mit leeren Reimen füllt;
Die Zeit, die nach uns kömmt, weis kaum, daß er geweſen,
Doch Hallern wird man ſtets mit Hagedornen leſen.
Den hellẽ Wölkchen gleich, zeigt ſich des Hauptes Schein,
Und einen dichtern Glanz ſchließt er im Mittel ein:
Doch nicht, wie ein Planet, den man ſtets rund erblicket;
Nein, höckricht ungleich, rauh, ja öfters gar zerſtücket.
Was zeigt uns dieſes an, als einen Ball, der glüht,
Und den durch dicken Dampf kein Sternrohr deutlich ſieht?
Was wäre ſonſt der Schweif, als Rauch, der von ihm eilet,
Und ſich im weiten Raum von unſrer Welt zertheilet?
Weswegen wächſt er ſonſt, je näher der Komet
Vom froſtigen Saturn zur heißen Sonne geht?
Wie, daß er allemal am furchtbarſten ſich zeiget,
Wenn ſein erhitztes Haupt weg von der Sonne ſteiget?

Doch, wär er etwa wohl in reiner Himmelsluft,
Was er nicht hier ſoll ſeyn, nur ein entflammter Duft?
Vielleicht ſehn wir in ihm in einen Haufen fließen
Nur Dünſte, welche ſich Planeten einſt entriſſen.
Zu unſrer Väter Zeit ward dieſer Satz beſchützt;
Und fällt er wohl ſo leicht, da ihn ein Hevel ſtützt?
Da ihn ein Kepler glaubt? der, ohne deſſen Lehre
Ein Newton ſelbſt vielleicht nicht ganz ein Newton wäre?
Doch könnte wohl ein Dunſt ſo bey der Sonne ſeyn?
Wie plötzlich wird ſie nicht den leichten Dampf zerſtreun,
Da, wo die dichte Glut ſelbſt Schwedens Eiſen ſchmelzte,
Wenn unſer Erdenball ſich ihr ſo nahe wälzte?
Auch zeugt kein Sonnenſtral, der ſich im Haupte bricht,
Wie Apian geglaubt, des Schweifes blaſſes Licht.
Hat er daran gefehlt, ſo hat er auch entdecket,
Daß von der Soñe ſtets der Schweif ſich abwärts ſtrecket.
Und der iſt wenigſtens noch keines Tadels werth,
Der uns, ſo oft er irrt, auch neue Wahrheit lehrt.

Wie aber, könnte man wohl da ein Licht erblicken,
Wo keine Körper ſind, die es zur Erde ſchicken?
Füllt, ihr, die Newtons Schluß nicht überführen kann,
Den weiten Himmelsraum mit zartem Aether an;
Doch ſollt er uns ſo ſtark das Licht zurücke ſenden,
So würd ein ſteter Glanz die Augen uns verblenden.
Wird doch von uns kein Licht in grober Luft gefühlt,
Als wo im Sonnenſtral ein Haufen Stäubchen ſpielt,
Wie ſollte dorten wohl ein dünner Aether glänzen?
Ein Weſen dichtrer Art ſtralt in Kometenſchwänzen.
Auch wird deswegen nicht der Körper bald verſtäubt,
Weil er ſo weit, ſo ſtark, die Dämpfe von ſich treibt;
Ein ausgebreitet Heer von leicht- und zarten Theilen
Kann ohne viel Verluſt beſtändig von ihm eilen.
So wie virginiſch Kraut, ſoviel die Pfeife füllt,
Den ganzen Raufbold oft in dicke Wolken hüllt,
Der doch, wenn er darauf von neuem wieder ſtopfet,
Den unverrauchten Theil noch aus der Höhlung klopfet.
Welch Schickſal meynt man wohl, iſt einer Welt beſtimmt,
Wofern ſie ihren Weg durch dieſe Dünſte nimmt?
Gewiß, was ärgers noch, als was Sylvan verſpüret,
Wenn ihn ein Unglücksfall in Raufbolds Dampfkreis führet.
Die Ordnung der Natur wird ganz und gar geſtört,
Mit Dünſten fremder Art die reine Luft beſchwert,
Und wenn ſie haufenweis auf den Planeten ſinken,
Wird, wie in einer Flut, was Athem holt, ertrinken.
Die Kugel ſelbſten wird aus ihrer Bahn gerückt,
Wenn eingepflanzter Trieb ſie zum Kometen drückt;
Und muß vielleicht, wie er, ins Sonnenfeuer fallen,
Vielleicht kalt, unbewohnt, in größrer Ferne wallen.
Hier öffnet ſich ein Feld, euch Dichtern, deren Geiſt
So gern ins weite Reich der Möglichkeiten reiſt,
Beſingt die Wunder nur, die vom Kometen ſtammen,
Die Flut der erſten Welt, des letzten Tages Flammen,
Was Whiſton vorgebracht, was Cluver * uns gelehrt,
Und was der kühne Fleiß des muntern Heyns vermehrt.
Wie

(*) Dethlev Cluver hat Whiſtons Gedanken in einer Schrift vorgetragen, die den Titel führt: Geologia oder natürl. Wiſſenſchaft von Erſchaffung und Bereitung der Erdkugel ꝛc. Hamb. 1703.

Wie ſollt euch nicht davon ein prächtig Lied gelingen,
Wo alles möglich iſt, zum Beyfall nichts kann bringen.
So glaubte man denn ſonſt nicht gänzlich ohne Grund,
Es thu uns ein Komet den Zorn des Höchſten kund;
Und kann er gleich kein Land durch Krieg u. Peſt verheeren;
So könnt er wohl vielleicht die ganze Welt zerſtören.
Wahr iſt es, daß wir noch dergleichen nicht geſehn;
Allein, wie folgt der Schluß, drum könn es nie geſchehn?
Ich ſchelte nicht den Fleiß, der für die Wahrheit kämpfet,
Durch Gründe der Vernunft des Glaubens Feinde dämpfet,
Und zeigt, ihr kühner Spott ſey als unmöglich an,
Was leicht durch die Natur der Schöpfer wirken kann.
Doch glaub ich dieſes auch; der Erden Ziel zu kürzen,
Darf nicht die Vorſicht erſt Kometen auf uns ſtürzen.
Denn wäre der Komet, der uns verderben ſoll,
Zuvor auch eine Welt, von Sünd und Menſchen voll,
Und hätt ihn ein Komet aus dieſer Bahn verdrungen:
So frag ich weiter fort, wo dieſer her entſprungen?
Und endlich komm ich doch auf einer Erden Brand,
Der von was anders her, als vom Komet, entſtand.
Und viele ſind gewiß beſtimmt zu andern Zwecken,
Die friedlich ihren Schweif in unſern Kreiſen ſtrecken.
Das Feuer, das der Ball der Sonne ſtets verliert,
Wird ihr durch ſie vielleicht von neuem zugeführt,
Vielleicht, daß ſie den Dampf durch unſern Himmel ſtreuen,
Auf allen Kugeln ſtets die Säfte zu verneuen.
In feſte Körper wird viel Feuchtigkeit verkehrt,
Wofern uns die Natur recht, wie ſie wirkt, belehrt.
So ſehn wir feſten Schlamm in faulem Waſſer geben,
So ſehn wir hartes Holz aus Waſſer meiſt entſtehen;
Vielleicht daß ein Komet, wenn er zu uns ſich ſenkt,
Mit friſcher Feuchtigkeit die trocknen Welten tränkt.
So zweifelt Newton hier, und darf man es itzt wagen,
Wo Newton zweifelnd ſpricht, was ſichres ſchon zu ſagen?
Denn Himmel und Natur ſchleußt nach und nach ſich auf,
Nur wenig kennen wir von der Kometen Lauf,
Und ihren wahren Zweck, wohin ſie ſich entfernen,
Wie lang ihr Umlauf währt, das mag die Nachwelt lernen.

M. Käſtner.

Ende des Märzmonats.

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

— Amant alterna Camoenae. *Virgil.*

Auf das Jahr 1744.

Aprilmonat.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Celindens Sprödigkeit.

Eine Schäferode.

Vernehmt mein Leid, verſchwiegne Buchen,
Euch klag ich, was Celinde that!
Mich, eifrig ihre Huld zu ſuchen,
Verwarf ſie, als ich ſolche bath.
Bisher beklagt ich mich im Stillen;
Bisher verbarg ich euch mein Leid:
Itzt ſoll mein Ach! die Lüfte füllen;
Traurt mit, wofern ihrs fähig ſeyd.

Erſinnt ein Merkmaal des Bedaurens,
Und nennt mich eures Beyleids werth;
Seht auf die Arten meines Traurens;
Seht auf den Gram, der mich verzehrt.
Will Zephyr eure Wipfel küſſen:
So rauſcht ein unerzwungnes Ach!
Und laßt mich bey dem Liſpeln wiſſen,
Ihr ahmtet meinen Seufzern nach.

Ihr rauſcht und forſchet was mich kränket?
O wißts, die Spröde jener Flur,
Das Kind, dem ich mein Herz geſchenket . .
Hier ſtockt das Wort; ich ächze nur.

Den Namen weiſt euch jene Rinde,
Worein die Kunſt ihr C geätzt,
Das C der grauſamen Celinde,
Die mich in dieſe Wehmuth ſetzt.

Ihr Kaltſinn, ihr verhärtet Herze
Sieht meiner Angſt gelaſſen zu.
Sie lacht bey meinem größten Schmerze,
Und ſchilt mich, daß ich weibiſch thu.
Vergebens eil ich zu den Fluren,
Wo ſie den ſanften Klee betritt;
Vergebens folg ich ihren Spuren;
Sie flieht: ich ſeufze; ſeufzet mit!

Zu grauſam! Kind, laß dich erbitten,
Schenk mir zum Lohn für die Geduld,
Zum Lohn für das, was ich erlitten,
Dein edles Herz und deine Huld.
Pan ſoll mir nie ein Flehn erhören;
Nie liebe mich ein Hirtenkind:
Wofern mein Wunſch und mein Begehren
Nur im geringſten ſträflich ſind.

Dieß ſchwört die Treu; dieß ſchwört die Liebe;
O kannſt du länger ſpröde ſeyn?
Hier ſind die zärtſten, reinſten Triebe;
Sie lodern, und für dich allein.
Was nährt ſie? etwa deine Jugend?
Und was den Körper trefflich macht?
Nein! du, dein Geiſt und deine Tugend
Hat dieſe Flammen angefacht.

Nein! nicht das holde Roth der Wangen,
Nicht deiner Hürden ſeltne Zahl,
Nicht eigner Wieſen ſtolzes Prangen,
Nicht Hütten, oder Wald und Thal;
Ich preiſe nichts von dieſem allen,
Wodurch ein Schäfer glücklich hieß:
Celinde ſollte mir gefallen,
Auch wenn ſie nichts von allem wies.

So liebt mein Herz. Kannſt du es ſchelten?
Verſchmähſt du den getreuen Sinn?
Du, du kannſt meine Treu vergelten:
Vergilt ſie, liebſte Schäferinn.
Wenn biſt du nicht mehr unbeweglich?
Wenn höreſt du mein heißes Flehn?
Mein Schickſal fällt mir unerträglich;
Soll ich nicht bald mich glücklich ſehn?

Menalk umarmt die muntre Doris,
Und Phyllis küßt den Tityrus;
Damöt gefällt der ſchönen Chloris,
Und Sylvien liebt Sylvius:
Ich nur, ich ſeufze tauben Ohren;
Bloß mir iſt dieſes Glück verſagt.
Mir geht die Hoffnung ſelbſt verlohren,
Mir Aermſten ‥ ach! ‥ o Bäume, klagt!

Wen trifft das widrige Geſchicke?
Wer wird ſo ungerecht belohnt?
O den verachten ſpröde Blicke,
Der unter eurem Schatten wohnt.

Der nichts von Leid und Sorgen wußte,
Der nicht der Liebe Bittres ſah;
Der iſts, den ſie betrüben mußte:
Wen geht nicht dieſer Unfall nah?

Was ſoll ich? dieſe Fluren meiden?
Die Fluren, wo Celinde lebt?
Umſonſt! es folget mir mein Leiden,
Da ſie mir ſtets vor Augen ſchwebt.
Soll ich hinfort Celinden haſſen?
O Nymphen, lehrt mich dieſe Kunſt.
Soll ich aufs neu ein Herz mir faſſen?
Hoff ich, ſie ſpart mir ihre Gunſt?

Erneut euch, bange Klagelieder,
Der Mund der Wälder ſpricht durch euch;
Rollt hin, bringt mir zur Antwort wieder,
Nun iſt Celindens Härte weich!
Mich dünkt, ich hör es; darf ich hoffen?
Biſt du erweicht, Celinde, ſprich!
Mich dünkt, mein Wunſch iſt eingetroffen,
Celinde, ſage, liebſt du mich?

Umſonſt! Ich ſchmeichle mir vergebens;
Der Wiederhall ruft trotzig: Nein!
So will ich dann den Reſt des Lebens,
Der Menſchheit feind, dem Unmuth weihn.
Wild, einſam, ſchüchtern, flüchtig irren,
Verlaſſen, troſtlos, voll Verdruß,
Verzweifelnd ſtöhnen, winſeln, girren
Das kürze meiner Tage Fluß.

Nichts hält mich; Heerde, laß mich eilen!
Dein Freund, dein Lykas flieht von dir.
In öden Haynen will ich heulen;
Hier liegt der Stab; er ekelt mir.
Ich ſcheide. Folge keinem Hirten,
Dem meine Treu und Sorgfalt fehlt;
Gedenk an den, der ſtatt der Myrthen,
Und ſtatt der Luſt, Cypreſſen wählt!

Hamburg. H * *

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Gedanken
von der philoſophiſchen Erkenntniß der Sprachen.

Der Philoſophie iſt es eben ſo, wie allen übrigen Wiſſenſchaften ergangen: ſie hat ſich erſt in ihrer Kindheit, hernach in ihrem Jünglingsalter, und endlich in ihrer Männlichkeit befunden. Es würde zu weitläuftig werden, die Veränderungen derſelben unter den Heiden zu unterſuchen; ihre verſchiedenen Secten anzuführen; und meinen Satz in dieſen Zeiten zu beweiſen. Ich würde auch nicht ohne Grund befürchten, daß ich meinen Leſern verdrießlich würde, wenn ich dieſe Alter unter den Chriſten unterſuchen wollte. In den erſten chriſtlichen Zeiten wurde ſie gar nicht geachtet: und ich erinnere mich, geleſen zu haben, daß Tertullianus ſaget: Haereticorum patriarchae philoſophi. Nach der Zeit, als man die aus Arabien zurück gekommene ariſtoteliſche Philoſophie mit der chriſtlichen zu verbinden ſuchte, entſtund daraus der erbärmliche Miſchmaſch der Scholaſtiker, wobey einem alle Gedanken vergehen, wenn man ſich in denſelben einlaſſen will. Es konnte nicht anders ſeyn: es mußten ſich daher Leute finden, die ſolche Blindheit einſahen, und auf etwas beſſers bedacht waren. Die Begierde, von allen Sachen den Grund zu wiſſen, bewog einen Franzoſen, René Des-Cartes, ein ganz anderes Lehrgebäude in der Philoſophie zu ſchmieden; er war dabey ſo ämſig, daß er, wie einige erzählen, eine Gelübde ſoll gethan haben, eine Wallfahrt nach Loretto anzuſtellen, wenn ihm ſein Verhaben glücklich würde von ſtatten gehen. Doch, wie es ordentlich zu gehen pflegt, ſo kam dieſer Weltweiſe nicht gleich zu der ſo verſteckten Wahrheit: ſondern es mußten erſt unzählige Irrthümer überwunden werden, ehe man die Wahrheit ſelbſt erreichen konnte. Leipzig, die fruchtbare Mutter ſo vieler Gelehrten, brachte einen Mann hervor, deſſen Verdienſte die Nachwelt ſtets verehren wird. Ein Leibniß ſuchte eine geſündere Art zu philoſophiren einzuführen: und es iſt ihm auch allerdings geglücket. Er hatte dieſes beſonders, daß er nicht nur ſeine Verdienſte in der Philoſophie, ſondern auch in den ſo genannten ſchönen Wiſſenſchaften, ja ſelbſt in der Rechtsgelehrſamkeit beſaß. Ein beherzter Wolf ſcheuete ſich nicht, viele von ſeinen Sätzen öffentlich zu vertheidigen, und ſeine Anhänger ſind ihm darinnen rühmlich gefolget. Sollten wir alſo faſt nicht mit Recht behaupten, daß die Philoſophie ſich itzo bey uns in ihrem männlichen Alter befinde. Ich ſehe keinen Grund, warum man ſolches leugnen wollte. Es gehöret zu der Stärke, zu welcher die Philoſophie in unſern Zeiten geſtiegen, auch ins beſondere dieſes, daß man ſich nicht begnügen laſſen, die philoſophiſche Erkenntniß allein der Philoſophie vorzubehalten: ſondern man hat ſich auch Mühe gegeben, ſelbige in andere davon ganz verſchiedene Wiſſenſchaften einzuführen. In der Gottesgelahrtheit brauchet ſolches keines Beweiſes. Wie viele theologiſche Lehrbücher haben wir nicht ſchon, die nach mathematiſcher Lehrart geſchrieben ſind? Ja, man leſe andere zu unſern Zeiten geſchriebene theologiſche Bücher, man wird hier und da finden, daß man ſich bemühet, die philoſophiſche Erkenntniß darinnen anzubringen. In der Rechtsgelahrtheit iſt ſolches bisher noch etwas ſparſamer geſchehen: doch fehlet es auch da nicht gänzlich an Zeugniſſen. Haben wir nicht ſchon die Inſtitutiones nach philoſophiſcher Lehrart; das Ius Naturae et Gentium auf eine philoſophiſche Art eingekleidet? In den Pandekten hat man ſich auch ſchon bemühet, dieſe Erkenntniß anzubringen. Und wer weis, ob man nicht in den folgenden Zeiten in den noch übrigen Theilen der Rechtsgelahrtheit eben dergleichen verſuchen wird. Die Arzneykunſt hat eben durch dieſe Lehrart eine ſolche Veränderung bekommen, daß ſie itzo der Wahrheit weit gemäßer zu ſeyn ſcheint, nachdem man angefangen, mechaniſch darinnen zu philoſophiren. Ich komme itzo auf die ſchönen Wiſſenſchaften, und unterſuche, ob man dabey nicht auch ſchon einen Verſuch angeſtellet habe. Und dieſes wird um ſo viel weniger können geleugnet werden, je mehr ſolches die Bücher unſerer Zeit bezeugen. Wie ſuchet man nicht in denen Sachen, die den guten Geſchmack betreffen, ſo vernünftig zu denken! Wie unterſuchet man nicht einen jeden Gedanken nach den Regeln der Vernunftlehre! Ja in den Sprachen ſelbſt iſt ſolches ſchon hin und wieder verſuchet worden; und meine Abſicht erfordert es, daß ich meine Meynung von dieſem letzten Stücke kürzlich eröffne.

Ich will ſolches in zweyen Stücken zu thun ſuchen, ſo daß ich erſtlich unterſuche: ob dergleichen mit Nutzen geſchehen könne; hernach, ob die Einwürfe, die man dagegen anbringt, gegründet ſind.

Was das erſte Stück anlanget: ſo deucht michs, nothwendig zu ſeyn, eine Unterſuchung anzuſtellen, ob das Beſtreben nach einer philoſophiſchen Erkenntniß in den Sprachen bey ihrer Erlernung ſtatt finden müſſe; oder ob dergleichen nur zu ihrer Ausbeſſerung nöthig ſey. Ich will zwar nicht behaupten, daß es ſchlechterdings nothwendig ſey, wenn man eine Sprache erlernen will, dieſelbe allezeit aus ihren Gründen beurtheilen zu können. Denn erſtlich würde man ſich dadurch garzulange aufhalten: und da die Erlernung der Sprachen mehr eine Bemühung unſers Gedächtniſſes iſt, ſolche zu einem Gegenſtande unſerer Beurtheilungskraft machen. Iſt es aber eine Regel der Klugheit, allezeit den kürzeſten Weg zu erwählen: ſo ſehe ich nicht ein, warum man ſich hier in ſo große Weitläuftigkeiten einlaſſen wolle. Man erlernet eine Sprache zu dem Ende, damit man dieſelbe entweder

weder reden, oder darinnen ſchreiben, oder die in ſolcher Sprache geſchriebenen Bücher leſen könne. Alles dreyes kann geſchehen, ohne daß man bey der Sprache philoſophiren darf. Ich ſehe alſo keinen Grund ein, warum man ſich dieſe vergebliche Mühe geben wolle. Hernach, ſo haben es mit der Erlernung der Sprachen ſonderlich diejenigen zu thun, denen es noch an der völligen Reife ihres Verſtandes fehlet. Dieſes iſt die Urſache, warum wir in unſerer Jugend uns mit Erlernung der Sprachen beſchäfftigen; weil in derſelben unſere Gedächtnißkraft am munterſten, hingegen unſer Verſtand noch in ſeiner Kindheit iſt. Es haben dannenhero diejenigen, welche zuerſt für die Einrichtung der Schulen Sorge getragen, ganz recht gehandelt, daß ſie die Sprachen zum Gegenſtande der Beſchäfftigung der Jugend angenommen. Denn obgleich viele verſuchet, mit ihren Untergebenen gleich zu philoſophiren anzufangen: ſo hat doch der Ausgang bezeuget, wie wenig Nutzen ſie damit geſchaffet haben. Hiermit aber will ich nicht alles philoſophiren aus den Schulen verbannet wiſſen. Es giebt zuweilen muntere, witzige, aufgeweckte Köpfe unter der Schuljugend, welche dazu ſehr aufgelegt ſind. Solchen geſchiehet damit ein Dienſt, und ſie würden nur aufgehalten werden, wenn man nicht ſuchte, ihnen dieſes Licht aufzuſtecken. Hernach ſo muß man auch einen Unterſchied machen unter den Schulen, in Abſicht ihrer Jugend. Schulen, die von erwachſenen Leuten beſuchet werden, die gewiſſe Ordnungen unter ſich haben, worinnen die Glieder erwachſen ſind, haben allerdings das Recht, ſich in dieſes Feld einzulaſſen, und ſich darinnen zu üben, damit ihr Verſtand nicht ganz ſtumpf werde. Doch will ich auch nicht behaupten, daß außer dieſen Fällen das Philoſophiren ganz und gar zu verwerfen ſey. Ich halte es vielmehr um vieler Urſache willen für ſehr zuträglich. Denn erſtlich dienet es dazu, daß man die Jugend in der gehörigen, und nöthigen Aufmerkſamkeit und Munterkeit erhält. Die Erlernung der Sprachen, in ſo fern ſie, als ein bloßes Werk des Gedächtniſſes getrieben wird, iſt der Jugend endlich verdrießlich. Die mannigfaltigen Veränderungen der Wörter an ſich ſelbſt, ihre verſchiedenen Arten der Zuſammenſetzung, die ſie ſo blindlings faſſen müſſen, verurſachen einen Verdruß, der ſonſt unüberwindlich iſt. Suchet man aber, durch vielfaches unterſuchen und beurtheilen der Wörter und ihrer Zuſammenſetzung, die Sache lebhaſter vorzutragen: ſo wird dadurch dieſer Verdruß leicht gehoben. Ferner ſo wird auch durch eben dieſes Philoſophiren der Verſtand junger Leute etwas erweckt. Es iſt nicht allezeit nöthig, die ſchärfſten mathematiſchen Beweiſe hier zu gebrauchen; zuweilen iſt es genug, wenn es auch nur einem Beweiſe ähnlich ſieht. Genug, wenn ſie ſich dadurch gewöhnen, auch Gründe von Sachen anzugeben und nur einiger maßen eine Erkenntniß von den Gründen der Sachen bekommen. Man giebt ihnen dadurch den Vorſchmack zu einer ſo edlen Beſchäfftigung in ihrem künftigen Leben, wodurch ſie ihren Verſtand zu einem ſolchen Grade der Vollkommenheit bringen können, als es einem Menſchen möglich iſt. Der natürliche Trieb, der ſich in dem Menſchen befindet, allezeit zu fragen: warum? wird dadurch bey ihnen in ein ſolches Feuer geſetzet, daß die Seele davon ganz erleuchtet wird. Endlich, ſo halte ich dieſes für einen Nutzen, der zwar nicht eben ſo wichtig zu ſeyn ſcheinen möchte, doch aber nicht gänzlich zu verwerfen iſt. Man machet nämlich dadurch die Jugend geſchickt, nicht nur andern dasjenige, was ſie erlernt, leicht wieder beyzubringen: ſondern auch in der Geſellſchaft der Gelehrten eine vernünftige Rede von den Sprachen zu führen. Was das erſte anlanget, ſo ſcheint es mehr für diejenigen zu ſeyn, welchen ihre künftige Lebensart dieſes zu thun anbefielet: und muß es alſo bey ſolchen wegfallen, welche die Sprachen nur zu ihrem Vergnügen, oder als Hülfsmittel zu höhern Wiſſenſchaften zu gelangen, erlernen. Doch der andere iſt von weiterem Umfange: und findet bey einer jeden Abſicht ſtatt. Kommen junge Leute entweder mit einander in Geſellſchaft: ſo halte ich es für die edelſte Beſchäfftigung, wenn ſie ſich mit denen Sachen, unterhalten, die ſie erlernet haben. Denn dadurch wird die Zeit auf eine angenehme Weiſe zugebracht, und es entſteht daher ein merklicher Nutzen. Soll dergleichen aber auf eine fruchtbare Weiſe geſchehen: ſo iſt nöthig, daß ſie nicht nur Wörter und Regeln wiſſen, ſondern auch die Gründe davon: ſo daß ſie von ihrer Vollkommenheit oder Unvollkommenheit urtheilen können. Haben junge Leute die Ehre, mit verſtändigen in einer Geſellſchaft zu ſeyn: ſo haben ſie den Stoff zu einer angenehmen Unterhaltung. Denn von wichtigern Sachen mit ihnen ſich zu unterreden, leiden ihre Kräfte nicht. Gelehrte wiſſen ſolches auch, und ſuchen ſich alſo mit Fleiß derſelben zu enthalten. Ich wende mich nunmehro zu der Unterſuchung des andern Stücks der erſten Frage: in wie fern die philoſophiſche Erkenntniß bey der Ausbeſſerung der Sprachen nöthig ſey. Ich muß hier erſt einige Gedanken einrücken, die zum beſſern Verſtande des folgenden etwas beytragen können. Ich geſtehe ganz gerne zu, daß es bey der einen Sprache viel bequemer geſchehen könne, als bey der andern, daß man ſich bemühe, die Gründe von den Wörtern ſelbſt, und ihrer Ordnung anzugeben. Denn die eine Sprache iſt allezeit in dieſem Stücke vollkommener, als die andere. Je weniger eine Sprache heute zu Tage mehr gebraucht wird, deſto wenigerer Zerrüttung oder Veränderung iſt dieſelbe unterworfen. So getraue ich mir zu behaupten, daß bey der hebräiſchen Sprache ſolches am aller erſten und bequemſten geſchehen könne. Meine Meynung iſt meines Erachtens nicht ungegründet, ſondern beruhet auf folgenden Urſachen. Erſtlich, ſo haben wir nur die einzige Bibel, woraus wir das Hebräiſche zu erlernen ſuchen. Wir geben alſo nur Acht, wie die Worte da gebrauchet werden, und in was für einer Ordnung ſie ſich in derſelben befinden. Daraus abſtrahiren wir allgemeine Regeln, und machen dieſelben zu Grundgeſetzen in der ganzen hebräiſchen Sprache. Da wir alſo keine Bücher mehr in derſelben haben: ſo verurſachet ſolches keine Veränderung in den angenommenen Regeln, und es können alſo dieſelben um ſo viel eher bewieſen werden. Hernach ſo wird dieſelbe auch nicht mehr geredet: es bringt alſo die gemeine Art zu reden, keine Ausnahme mit ſich. Ungelehrte, wenn ſie eine Sprache reden, verurſachen in derſelben viele Veränderungen, die hernach allgemein, und wohl gar von den Gelehrten angenommen werden. Soll ein Philoſoph davon Grund angeben: ſo iſt ihm dieſes faſt unmöglich; und es kann daher eine ſolche Sprache nicht gründlich erkannt werden. Dieſes fällt alſo bey der Hebräiſchen gänzlich weg. Endlich ſo iſt, meiner Einſicht nach, dieſes auch eine Urſache, warum die hebräiſche Sprache vor andern zu einer philoſophiſchen Erkenntniß, geſchickt iſt; weil die erſten Erfinder derſelben noch nicht in ſo vielen andern Wiſſenſchaften verwickelt geweſen, als itzo die Gelehrten; und folglich mehrere Zeit auf die Ausbeſſerung ihrer Sprache wenden können. Ja nicht nur dieſes, ſondern ſie haben alles weit natürlicher, und den erſten Gründen weit gemäßer eingerichtet. Dieſes habe ich nicht zu dem Ende vorgebracht, als wollte ich leugnen, daß man nicht bey einer jeden Sprache philoſophiren könnte: ſondern ich habe nur darthun wollen, daß es bey einer allezeit füglicher geſchehen könne, als bey der andern. Denn man muß nothwendig annehmen, daß die Erfinder einer jeden Sprache vernünftige Leute geweſen, und alſo nicht ohne Grund werden gehandelt haben: obgleich einige allezeit mehr Grund gehabt, als die andern. Was nun die Sache ſelbſt anlanget: ſo halte ich es allerdings für nöthig, daß man bey der Ausbeſſerung einer Sprache philoſophire. Denn eine Sprache ausbeſſern, heißt nichts anders, als gewiſſe Vollkommenheiten, die in derſelben ſind, zu entdecken, oder Unvollkommenheiten, die man bey derſelben antrifft, wegzuſchaffen ſuchen. Eine jede Vollkommenheit wird durch gewiſſe Regeln beſtimmt, und alſo müſſen auch bey den Vollkommenheiten der Sprachen Regeln angenommen werden. Regeln ſind Sätze, wodurch gewiſſe Veränderungen in einer Sprache beſtimmt werden. Ein Satz iſt entweder wahr oder falſch. Die Wahrheit oder Falſchheit eines Satzes muß vernünftig beurtheilet werden. Die vernünftige Beurtheilung einer Sache beruhet auf der Einſicht ihres Zuſammenhangs. Der Zuſammenhang wird durch die Gründe, und das darinnen gegründete beſtimmt. Und alſo muß nothwendig eine Einſicht der Gründe hier ſtatt finden. Die Einſicht der Gründe einer Sache aber, machet die philoſophiſche Erkenntniß aus. Und folglich muß bey einer jeden vernünftigen Ausbeſſerung einer Sprache eine philoſophiſche Erkenntniß ſtatt finden. Man ſieht alſo gar leicht, was man ſich von ſolchen Sprachverbeſſerern gutes zu verſprechen habe, denen es an der nöthigen Einſicht in die Philoſophie fehlet. Sie können unmöglich etwas geſchicktes zu Stande bringen, ſo lange ſie die Philoſophie verabſäumen. Daher kann auch beurtheilet werden, was Horaz ſaget:

Grammatici certant, et adhuc ſub iudice lis eſt.

Denn ſo lange man keine gewiſſe Gründe feſtgeſetzet, wornach die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit einer Sprache beurtheilet werden ſoll: ſo lange ſtreitet man um nichts, und kann es zu keiner Gewißheit bringen. Was aber dieſes für Gründe ſind, das kann ich hier nicht ausmachen. Man leſe andere, die davon gründlich geſchrieben. Sonderlich Herrn M. Carpovs Diſſertation, als worinnen von der Vollkommenheit der Sprachen gründlich und nach mathematiſcher Lehrart geurtheilet wird. Daß aber die Ausbeſſerung der Sprachen keine ſo unnütze Sache ſey, iſt leicht zu erweiſen. Ich thue ſolches, mit der gütigen Erlaubniß meiner Leſer, mit einer Stelle, die ich in den Synonymes François par Mr. Abbé Girard in der Vorrede geleſen. Sie iſt etwas lang: doch iſt ſie ſo angenehm, daß ich ſie nothwendig anführen muß: Si la ſocieté ſe forme par la communication des idées, et des ſentimens, la Parole en doit être le lien le plus eſſentiel, et le plus gracieux: étant tout-à-la fois le pinceau de l' eſprit, l' image de ſes opérations, et l' interprete du coeur. Plus on eſt répandu dans le monde, et livré aux hommes, plus on ſent, qu'elle eſt le ſel de tous les plaiſirs, qu'on peut goûter dans la vie. Quand tous les autres nous manquent, ou que l' âge fait que nous leur manquons, celui de la converſation reſte pour fournir un amuſement à nos vieux jours: il devient même alors plus vif, et plus ſatisfaiſant; car comme on ne veut rien perdre, le diſcours s'empare de ce que l' exécution ne peut plus ſaiſir. Dans tous les tems, dans toutes les occaſions il eſt doux de parler: point de feſtin ſi les joyeux propos n'en ſont l' ame: point de fortune qu'on ne veuille publier: point de ſecret, dont on ne ſoit tenté de faire confidence: point de tendre ſentiment, dont on ne cherche à faire la déclaration: point de ſyſtême, qu'on ne ſouhaite d' expliquer : point de maux, dont on ne ſoit charmé de ſe plaindre: point de conſolation ſans le tendre langage de l' amitié: point de réputation ſans la voix de la renommée: en un mot rien ſans la parole, ou du moins rien de propre à flater les paſſions. Qui ſeroit donc aſſez indolent pour en negliger les graces, ou aſſez ingrat pour mépriſer un talent, qui donne de l' éclat à tous les autres? Cette façon de penſer ſi injurieuſe au bon goût, n'eſt pas d'une nation polie. Die Fortſetzung folget künftig.

D.

* *

Der
Misbrauch der Glücksgüter
bey dem Studieren.

An Herrn G**.

Mein G**! kannſt du es auch ſonder Unmuth ſehn,
Daß Thoren den Gebrauch von Stand und Glück verdrehn;
Der Wohlfahrt Mittel nicht auf wahre Wohlfahrt wenden,
Und, was den meiſten fehlt, entehren und verſchwenden?
Ja, Freund! du ſiehſt's, und zürnſt. Dir iſt es wohl bekannt,
Und ſelbſt dein Beyſpiel zeigt, wie kräftig Glück und Stand
Das ringende Bemühn des Fleiſſes unterſtützet,
Wenn ſie ein Weiſer braucht, und nach der Abſicht nützet.
Nie wirkt ein blinder Fall, was Gottes Weisheit thut;
Der Vorſicht Huld allein gewährt uns Ehr und Gut:

Nicht, daß wir dieſen Schatz der Thorheit anvertrauen,
Und auf den Marmorgrund ein Haus von Schilfe bauen;
Nicht, daß wir ihr Geſchenk den frechſten Laſtern weihn,
Und ihr ein Widerſtand in ihrer Abſicht ſeyn;
Nicht, daß wir Schimpf und Weh durch Ehr und Gut erkaufen,
Und unſerm Unglück ſelbſt in ſeinen Rachen laufen.
Nein, ihre Weisheit heiſcht vernünftigen Gebrauch:
Wenn ſie die Mittel reicht, zeigt ſie die Abſicht auch.
Kein Menſch ſoll Ehr und Gut nach eignem Wahne nützen;
So, wie die Vorſicht will, ſoll er ſein Glück beſitzen.
Wer ſich den Muſen weiht, der brauche Stand und Pracht
Zum Triebe, welcher ihn der Ehre würdig macht,
Womit die Weisheit lohnt, ſo bald es ihm gelungen,
Daß ſein gelehrter Fleiß des Denkens Laſt bezwungen.
Sein durch der Vorſicht Hand ihm reich beſchiednes Theil
Befördre ſeinen Lauf nach Weisheit, Glück und Heil.
Er ſuche durch ſein Gut, die Güter zu erlangen,
Die tauſend Redlichen, aus Dürftigkeit, entgangen.
    Doch, flieht denn nicht die Welt aus Wahn ihr eigen Glück?
Weicht nicht der größte Theil frech von der Bahn zurück,
Die ihm das Schickſal zeigt, wo ihn die Vorſicht leitet,
Und ihn, zur Sicherheit, durch Ehr und Gut begleitet?
O Wahn! o blinde Welt! mein reiner Eifer brennt,
Wenn mancher, den das Glück vom Pöbel zwar getrennt,
Und zu der edlen Schaar der Weisheitsforſcher zählet,
Den innern Werth verwirft, und nur den Schein erwählet!
Wenn er, da Ehr und Gut ſein ſtarker Beyſtand ſind,
Die Pracht der Eitelkeit, ſtatt Weisheit lieb gewinnt,
Den Müßiggang ergreift, der ſtrengen Wolluſt fröhnet,

Und, was ein Weiſer ſchätzt, aus Thorheit, nur verhöhnet!
Wie frech entweiht der Wahn der Weisheit Heiligthum,
Wenn er erhabnen Stand, und großer Aeltern Ruhm
Zu einem Mittel beut, ſich in den Staub zu ſtürzen,
Und ſeiner Ehre Lauf mit Schanden zu verkürzen!
Iſts möglich, daß ein Menſch ſo gar am Niedern klebt?
Licht, Ruhm und Weisheit flieht, in finſtrer Thorheit lebt,
Und, wenn die Vorſicht ihn durch die Geburt erhöhet,
Dem leitenden Geſchick und ſeinem Wohl entgehet?
O Weisheit! beſſert denn dein kluger Unterricht,
Durchdringt dein heller Stral Volk, Welt und Sitten nicht?
Soll denn der Thorheit Heer noch dein Beſieger werden?
Wie? oder fliehſt du gar aus Zorne von der Erden?
Ja, leider! alſo ſcheints? Der Thorheit Reich wächſt an.
Was du, o Weisheit, bauſt, das untergräbt der Wahn,
Die Bosheit ſtürzt es um. Was ſie erbaut, ſcheint prächtig;
Doch iſt es ohne Grund. So wird die Thorheit mächtig!
  Wohin verleitſt du mich, o aufgebrachter Sinn!
Die Thoheit ſchwächſt du nicht. Wirf Zorn und Eiſer hin,
Sieh es gelaſſen an, wie ſehr die Thoren ſtreben,
Durch Güter, Ehr u. Stand in Schmach u Angſt zu leben.
  Trax, den ſein Stand nur ſtolz, nicht edelmüthig macht,
Der wahrer Ehre Sporn, als Kinderſpiel, verlacht,
Statt Junons Reiz u Schmuck ein Wolkenbild umfaſſet,
Und, was ein Weiſer liebt, zu ſeinem Unglück, haſſet,
Flieht Hörſaal, Bücher, Fleiß und was den Geiſt bemüht,
Und ihm auf kurze Zeit der Sinnen Luſt entzieht,
Die ihn, durch falſchen Schein, bereits ſo ſtark geblendet,
Daß er ſein ganzes Herz der Wolluſt zugewendet.
Weg! ſpricht ſein frecher Stolz, weg mit Pedanterey!
Mich ſpricht Geburt und Stand von allem Zwange frey.

Der niedre Geiſter plagt, wenn ſie, durch Kunſt und Wiſſen,
Des Standes Niedrigkeit, mit Müh, erſetzen müſſen.
Was iſt der Arbeit Zweck, die düſtre Seelen plagt,
Wenn ihre Lehrbegier ſo rauhe Straßen wagt,
Die Freygebohrne gleich beym erſten Anblick ſchrecken,
Und vor Gelehrſamkeit den größten Scheu erwecken?
Iſt es nicht Ehr und Ruhm und angeſehner Stand?
Dieß aber hat das Glück mir alles zugewandt.
Der Aeltern Stand und Ruhm hebt mich zu ſolchem Range,
Durch den ich ohne Müh, als Wolf und Leibnitz prange.
O wär ich nicht ein Thor, wenn ich durch ſtrengen Fleiß,
Durch wachendes Bemühn, durch ſteter Arbeit Schweiß,
Ein ſchon erreichtes Ziel noch erſt erreichen wollte,
Als ob ich Rang und Stand mir erſt erringen ſollte!
Gelehrte Grübeley vermehrt mein Anſehn nicht.
Ein andrer ſuche ſich durch Fleiß, was ihm gebricht:
Ich will durch Ruh und Luſt Zeit, Sorg u. Müh vertreiben,
Und dennoch im Beſitz ererbter Ehre bleiben.

Cröſander, dem es nicht an Gut und Schätzen fehlt,
Dem ſeiner Aeltern Fleiß viel Kronen zugezählt,
Trotzt mit Verwegenheit auf ſeines Reichthums Kräfte,
Und was ihn weiſer macht, iſt niemals ſein Geſchäffte.
Durch Geld erkauft er ſich der Weisheit Bürgerrecht.
Durch Geld erwirbt er ſich, was Geiſt und Körper ſchwächt;
Die Weisheit kennt ihn nicht; er mag auch ſie nicht kennen;
Der Thorheit opfert er. Iſt er ein Menſch zu nennen?
Heißt das ſein Glück erhöht? Lehrt ihn das die Vernunft?
Wodurch reizt ſeinen Sinn der Thoren wüſte Zunft,
Zu der er ſich, als blind, mit Unvernunft geſellet,
Und ſeinem wahren Glück gewiſſe Netze ſtellet?

Mir, ſpricht er, fröhnt das Glück; der Reichthum iſt mein
Schutz.
Durch dieſen biet ich kühn des Schickſals Wettern Trutz.
Ein Brunn erſchöpfet ſich: mein Kaſten quillt von Schätzen,
Deß Quell und Ueberfluß den Abgang ſtets erſetzen.
Sollt ich wohl meines Glücks verkehrter Störer ſeyn?
Sollt ich mich, weil ich bin, nicht meines Guts erfreun?
Der muntern Jahre Lenz durch ſaure Müh verderben?
Des Reichthums unbewußt, zuletzt an Grillen ſterben?
Mich heißt Natur und Glück der Luſt entgegen gehn.
Hier iſt des Lebens Zweck; dem muß ich widerſtehn,
Was mein Vergnügen ſchwächt, mein zeitlich Glück nicht
mehret.
Fleuch, o Gelehrſamkeit! Fleiß, laß mich ungeſtöret!

Ja, Thoren! euch zum Schimpf wird ſie euch ewig
fliehn;
Auch wird die Weisheit nie der Thorheit Sitz beziehn.
In Schmach und Niedrigkeit ſollt ihr mit Reu erblicken,
Wie Kunſt und Wiſſenſchaft erhöhen und beglücken.

Pa=

* *

Yahoonoologie,

das iſt,

Philoſophiſche Abhandlung von dem Verſtande der Menſchengeſichter.

Ich weis nicht, ob ich meine Leſer für ſo unwiſſend in der Naturgeſchichte halten ſoll, daß ich ihnen erkläre, was für eine Art von Thieren die Menſchengeſichter ſind. Sie unterſcheiden ſich von den Menſchen weder durch einen Fiſchſchwanz, wie die Meerwunder, noch durch einen ſchlangenförmigen Unterleib, wie die ſchönen Meluſinen, noch durch einen Pferdefuß, wie der Geiſt, der ſonſt mit den Hexen Bündniſſe machte. Es ſind keine kleine Pygmeen, aus des göttlichen Homers Heldengedichte, und keine ungeheuere wilden Männer, aus den Ritterbüchern der barbariſchen Zeiten. Auch ſind es weder Faunen noch Dryaden, weder Incubi noch Succubi, weder Bergmännchen noch Waſſernixen, weder Elfen noch Feyen; nein, es ſind rechte ordentliche Thiere, die nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur gezeugt werden, und nichts an ſich haben, das einer Misgeburt im geringſten ähnlich iſt. Sie gleichen den wahrhaften Menſchen vollkommen, und haben eben die Kennzeichen, die Herr Linnäus in ſeinem Syſtemate Naturä, den Menſchen ähnlichen Geſchöpfen beyleget, nämlich vier Schneidezähne, oben und unten. Ihr einziger Unterſchied beſteht in der Seele; Verſtand und Vernunft, die den Menſchen eigen ſind, mangeln ihnen. Sie haben aber gleichwohl in dieſem Stücke einen gewiſſen Vorzug vor den übrigen Thieren. Und eben dieſer Unterſchied von den Menſchen und von den übrigen Thieren, ſoll der Gegenſtand meiner gegenwärtigen Abhandlung ſeyn.

Ich kann erſtlich a priori beweiſen, daß es Menſchengeſichter geben müſſe. Ich verſtehe nämlich durch ein Menſchengeſichte, ein Mittelding zwiſchen Menſchen und Vieh, ein Weſen, das geringere Seelenkräfte, als der Menſch, und höhere, als ein Vieh hat. Daß es ſolche Geſchöpfe gebe, fließt aus der Ordnung der Natur. Die Kräfte in den beſeelten Weſen müſſen nach und nach abnehmen. Es würde aber ein Sprung ſeyn, von ſo vollkommenen Weſen, als die Menſchen ſind, auf ſo geringe, als die Thiere ſind, zu kommen. Folglich muß es ein Mittel zwiſchen beyden geben, und dieſes ſind eben die Menſchengeſichter. Doch ich werde dieſen meinen Satz, aus der wirklichen Erfahrung, gleich noch mehr beſtärken.

Es iſt bekannt, daß man von vielen Menſchen ähnlichen Geſchöpfen ſaget: ſie handelten im geringſten nicht vernünftig; ſie bezeigten gar keinen Verſtand. Dieſes iſt aber eben ſo viel, als wenn man ſie nach meinem Ausdrucke für Menſchengeſichter erklärte. Denn ich will gleich zeigen, daß ſie darum noch nicht zu den Thieren herunter können geſetzt werden. Dieſe Geſchöpfe ſind alle von einer Art. Sie theilen ſich zwar, wie alle andere Thiere, in zwey Geſchlechter; allein ſie haben ſonſt keine Kennzeichen, daran man verſchiedene Claſſen von ihnen unterſcheiden könnte. Hiebey aber hat jedes ſeine beſonderen Neigungen. Das eine z. E. vergnügt ſich an ſchönem Putze, das andere an ſchweren Geldſäcken, das dritte an dem Klange gewiſſer Töne, die die Menſchen Ehrentitel nennen, und die Verſchiedenheit dieſer Neigungen iſt unendlich. Eben dieſes giebt mir einen Beweis, daß dieſe Geſchöpfe etwas anders, als unvernünftige Thiere ſind. Denn von unvernünftigen Thieren, haben alle diejenigen einerley Neigungen, die nach gewiſſen äußerlichen Kennzeichen, unter eine Claſſe gehören. Alle Hunde ſind geſinnt, wie

Phylax, der getreue Hund;

Gellert.

und alle Stieglitze haben die Neigungen des Stieglitzes, den Hagedorn beſchreibt:

Ein Stieglitz, deſſen Tracht
Die Vögel neidiſch macht,
Klagt ſeufzend ſeine Pein,
Und hofft erhört zu ſeyn.

Wären die Menſchengeſichter ganz unvernünftig, ſo würden ſie gewiſſen von der Natur ihnen eingepflanzten Trieben folgen, und alſo alle auf einerley Art, nach einerley Zwecken handeln. Aber ſie thun nicht nur dieſes nicht, ſondern ſie nehmen auch Handlungen vor, davon wir bey den Thieren nicht die geringſte Spur antreffen.

Es iſt alſo klar, die Menſchengeſichter ſind etwas mehr, als unvernünftige Thiere. Aber für vernünftig tige Weſen kann ich ſie nicht erklären; denn ich finde keine deutlichen Begriffe, und keine Einſicht in den Zuſammenhang der Dinge bey ihnen. Es iſt wahr, dieſe Geſchöpfe haben den Gebrauch der Sprache vor den Thieren voraus: aber das iſt es außer der Geſtalt auch alles, was ſie voraus haben. Gleichwohl werden ſie, wegen dieſer Eigenſchaft, unter die Menſchen gerechnet, und genießen vollkommen alle Vorrechte und Vortheile, die den Menſchen eigen ſind. Ich behaupte aber, daß viele unter ihnen nicht einmal zählen können. Zum Beweiſe dieſes Satzes führe ich zwo Arten von ihnen an. Die eine Art kand nicht begreifen, daß, wenn man von einem Haufen Geld immer wegnimmt, ohne dazu zu thun, derſelbe endlich alle werde; die andere ſammlet ſich einen Vorrath auf 200 Jahre ein, wenn ſie gleich nicht noch 20 leben kann.

Indeß iſt ſo viel gewiß, daß es eine Art von Menſchengeſichtern giebt, welche zu zählen, Schlüſſe zu machen, ja allgemeine Begriffe zu haben ſcheint. Man wird leicht urtheilen, daß dieſes die oberſte Claſſe von dieſen Geſchöpfen ſey; und es ſind diejenigen, welche die Spiele von den Menſchen gelernt oder theils ſelbſt erfunden haben. Es iſt gewiß, dieſe verhalten ſich zu andern Menſchengeſichtern, wie die Meßkünſtler zu andern Menſchen. Die, welche ſich im Contra, Pochen, in die Hölle fahren, u. d. g. geübet, ſind gemeine Rechenmeiſter, aber die Virtuoſen im Lombre, Baſſet, u. ſ. f. ſind Newtons und Varignons. Ich geſtehe es, man muß ſich über die Liſtigkeit dieſer Geſchöpfe verwundern. Aber man wird in des Rorarii ſehr brauchbarem Buche, quod animalia bruta ſaepe ratione vtantur melius homine, verſchiedene glaubwürdige Geſchichte von Thieren antreffen, die eben ſo ſchlau ſind, als Menſchengeſichter, die ein Solo ohne Matadors gewinnen. Man kann denenſelben noch eine wahrhafte Begebenheit von einem Affen beyſetzen, der ſehr künſtlich Schach geſpielt, die ich gewiß geleſen habe, ich weis aber nicht wo. Weil aber doch dieſe Ergötzungen ſo ſinnreich ſind, ſo iſt es kein Wunder, daß ſich öfters auch Menſchen ihrer bedienen. Ein vormaliger guter Freund von mir, wenn er ſich ein Vergnügen machen wollte, bey dem weder viel Witz noch Mühe ſeyn ſollte; machte einer Katze Nußſchalen mit Pech an die Pfoten, und klemmte ihr den Schwantz in ein Scheit Holtz ein; dieſes hieß er eine Bürgerluſt: und wenn vier vernünftige Seelen zuſammen kommen, ein paar Stunden mit einer Quadrille zu vertreiben, ſo kann man ſagen, daß ſie ſich eine Menſchengeſichterluſt machen. Wenn aber ein Sauveur oder Bernoulli auf das Baſſet und Triſchacken die tiefſinnigſte Meßkunſt anwenden, ſo ahmen ſie einigermaßen dem Pappus nach, der aus der Geometrie gezeiget, warum die Bienen ihre Zellen ſechseckig bauen.

Die Wirklichkeit der Menſchengeſichter, in dem Verſtande, wie ich ſie anfänglich erkläret, iſt außer Zweifel. Ja ich bin nicht etwa der erſte, der davon redet. Denn was ich in unſerer Mutterſprache Menſchengeſichter nenne, das ſind die leibhaftigen Yahoos, die der weitgereiſte Gulliver auf der Inſel der Houyhnhnms angetroffen hat. Nur finde ich, daß die Menſchengeſichter, die ſich in Städten aufhalten, nicht ſo rauch und wild ſind, als die Yahoos, die gröſtentheils in der Wüſte lebten. Aber wie glücklich waren die weiſen Pferde auf jener Inſel, daß ſie ſich gleich durch die Geſtalt von den Menſchengeſichtern unterſcheiden konnten! Was für Verwirrung macht ihr uns nicht, ihr verwünſchten Yahoos, daß ihr euch von eurer Inſel in einer menſchlichen Geſtalt unter uns gemenget habet!

> O recht! in ſeinem Zorn hat das gerechte Weſen
> Euch dieſen fernen Ort zum Wohnplatz auserleſen.

Denn da man es den Menſchengeſichtern nicht anſehen kann, ſo werden ſie öfters für Menſchen gehalten, und dieſes deſto mehr, weil ſie, durch die Gewohnheit, die Sitten und Reden der Menſchen nachzuahmen wiſſen. Beſonders geſchieht dieſes bey denen, die von einem etwas melancholiſchen Temperamente ſind; denn die Luſtigen kennt man allzubald an ihren Spielen. Dergleichen Verwechſelung aber zieht viel übels nach ſich. Ich will nur eine von dieſen Folgerungen anführen. Es geſchieht öfters, daß Menſchen und Menſchengeſichter ſich in einander verlieben: und zwar habe ich bemerckt, daß öfterer einem Menſchen männliches Geſchlechts eine Yahooinn, als einem Yahoo ein vernünftiges Frauenzimmer gefällt, und alſo gerade das Gegentheil von dem geſchiehet, was uns die Reiſebeſchreibungen von den Pavianen erzählen, die ſich in Weibsperſonen verlieben ſollen: aber es mag nun ſeyn, welches es will, ſo kann man ſich doch leicht einbilden, daß ein ſolch ungleich Paar einander das Leben nicht glücklich machen.

Man wird vielleicht noch wunderbarere Folgen wegen der Früchte, die von einem ſolchen Paar herkommen, befürchten, und ich geſtehe es, daß dieſe Furcht nicht ſo gar ungegründet iſt, insbeſondere da dieſe Baſtarden von Menſchen und Menſchengeſichtern nicht unfruchtbar ſind, wie die Mauleſel, ſondern ſich weiter fortpflanzen. Gleichwohl habe ich keinen ſichern Grund, zu behaupten, daß die Folgerungen ſo gar ſchlimm ablaufen müſſen. Denn man hat Exempel, daß ein wahrhafter Yahoo mit einer ächten orientaliſchen Yahooinn, gleichwohl einen Menſchen gezeuget hat, ob wohl dieſe Exempel nicht ſo häufig ſind, als die, wo ein paar vernünftige Menſchen ein Menſchengeſichte auferziehen.

Ich ſage **auferziehen**. Denn es iſt gewiß, daß ein großer Theil von Menſchengeſichtern nicht nur gebohren, ſondern auch auferzogen wird. Dieſer Anmerkung wegen hoffe ich einigermaßen wieder in die Gnade der Herren Poeten zu kommen, aus der ich, wie mir geſagt worden, etwas gefallen bin. Denn da ſie nach einem bekannten Sprüchworte alle **gebohren** werden, ſo iſt klar, daß die Poeten keine Menſchengeſichter und die Menſchengeſichter keine Poeten ſind. Das Auferziehen der Menſchengeſichter recht zu erklären, muß ich die Sache aus dem Grunde herholen. Ich ſage alſo, daß alle von Menſchen oder auch von Menſchengeſichtern gezeugte Kinder bey ihrer Geburt nur Menſchengeſichter ſind. Dieſes beweiſe ich daher, weil man bey den Kindern eine menſchliche Geſtalt, aber keine Wirkungen des Verſtandes und der Vernunft wahrnimmt. Wem es unbegreiflich vorkömmt, wie aus den Menſchengeſichtern vernünftige Menſchen werden können, der bedenke nur, daß, nach den Entdeckungen der neuern Naturkündiger, die größten Thiere, ja der Menſch ſelbſt, aus Würmchen werden, die Millionenweiſe in einem Saamentröpſchen herumſchwimmen, und daß der Geiſt eines Leibnitzes noch 9 Monate vor ſeiner Geburt ein Thierchen beſeelte, das ſich ſeiner ſelbſt kaum bewußt war. Wem dieſes begreiflich vorkömmt, der wird leicht einſehen, daß die Monaden, die in den Kindern herrſchen, durch einen mittlern Zuſtand durchgehen müſſen, ehe ſie aus Wurmſeelen Menſchengeiſter werden. Daß es aber doch noch auf gewiſſe äußerliche Umſtände ankomme, wenn dieſe Veränderung mit ihnen vorgehen ſoll, iſt daraus zu ſchließen, weil unter einer unzähligen Menge von jenen Thierchen, nur dasjenige eine Anwartſchaft auf die Vernunft bekömmt, welches vor ſeinen Brüdern das Glücke gehabt hat, ſich an einem bequemen Orte einzuniſten, wo es wachſen und nach einiger Zeit unter veränderter Geſtalt zum Vorſcheine kommen kann. Kann ein ſolcher Zufall, der bloß den Körper betrifft, ſoviel Einfluß in die Seele haben, wie vielmehr iſt zu folgern, daß die Umſtände, in welche ein Kind geſetzet wird, entſcheiden können, ob es ein vernünftiger Menſch werden ſoll oder nicht? Wenn ſich die Aeltern eines Kindes nicht bemühen, ſeiner Denkungskraft etwas mehr, als bloß ſinnliche Begriffe, ſeinem Willen etwas mehr, als bloß thieriſche Begierden beyzubringen, ſo iſt ſchwerlich zu hoffen, daß ein Menſch aus ihm werden wird. Ja man kann faſt das Gegentheil befürchten, wenn man bey dem Kinde ein unerſättliches und hitziges Beſtreben nach demjenigen, was ein Gegenſtand ſeiner Begierden ſeyn kann, wahrnimmt. Dieſes iſt ſo gewiß ein Kennzeichen eines Menſchengeſichtes, ſo gewiß in denen Zeiten, da es noch Wechſelbalge gab, eine unerſättliche und hitzige Begierde nach Speiſe und Trank, das Zeichen eines Wechſelbalges war.

Erwachſene Menſchengeſichter hingegen zu erkennen, iſt ein gut Theil ſchwerer. Denn nicht nur ihr äußerliches Anſehen iſt eben ſo artig und öfters noch artiger, als vernünftiger Menſchen ihres; ſondern ſie wiſſen auch dieſer ihre Handlungen vollkommen nachzuahmen. Ja eine Sache, welche ich nicht glauben würde, wenn ich es nicht ſelbſt erfahren hätte, iſt, daß ſie ſo gar ſtudieren. Ein großer Theil von ihnen legt ſich auf die Unterſuchung der Alterthümer, aber es fehlet unter ihnen auch nicht an ſolchen, die ſich mit der Philoſophie und ſelbſt mit der Meßkunſt beſchäfftigen. Ein guter Freund von mir hat eine Seſquicenturiam Yahoorum ſaec. XVIII. doctrina et ſcriptis clarorum zum Drucke fertig, in welcher mancher tiefſinnigen metaphyſiſchen Diſputation Verfaſſer enthalten iſt, und wo ich mich nicht irre, ſo iſt unter denen, die Hrn. Segners in Göttingen, wider Herrn Wolfens Geometrie gemachte Einwürfe, ſo gründlich, witzig, und beſcheiden, aufgelöſet haben, wenigſtens einer, ein wahrhaftiges Menſchengeſichte. Es iſt auch gar keine Schwierigkeit zu erklären, wie dieſes zugehe. Alles kömmt auf Gedächtniß und Einbildungskraft an. Wer dieſe beyde Fähigkeiten in einem hohen Grade be-

beſitzt, dem iſt es eben ſo leicht, eine Regel aus der Vernunftlehre, oder eine mathematiſche Demonſtration, als einen legem XII. Tabb. oder einen griechiſchen Vers, auswendig zu lernen.

Weil aber doch einem Staate daran gelegen iſt, vernünftige Bürger zu haben, ſo bin ich auf einen Vorſchlag gerathen, wie man wenigſtens die Einfuhre erwachſener Menſchengeſichter in ein Land verhindern könnte. Wenn dieſe Zahl verringert würde, und alſo die erwachſenen Bürger wenigſtens vernünftig wären, ſo würde es wegen der Kinder keine Noth haben. Mein Vorſchlag aber beſteht darinnen: alle Fremden, die ſich in einem Staate, entweder auf ihr Leben oder doch auf einige Zeit, niederlaſſen wollten, müßten zuvor eine Art einer Quarantäne halten. Dieſes müßte in einem Hauſe geſchehen, welches eine gute Ausſicht auf einen der beſten Plätze der Stadt hätte, mit Billardtafeln, Boſelplätzen, Karten u. d. g. wohl verſehen wäre. Jeder, der hierinnen eingeſperrt würde, hätte nebſt dem Gebrauche dieſer Dinge vollkommene Aufwartung in allem, was zur Nothwendigkeit und dem Vergnügen des menſchlichen Lebens gehöret. Zugleich aber wäre auch in eben dem Gebäude eine Sammlung von guten Büchern anzulegen, und verſchiedene zu Wiſſenſchaften und zum Nutzen des gemeinen Lebens dienliche Werkzeuge anzuſchaffen. Aus der Lebensart, welche die verdächtigen Geſchöpfe führen werden, wenn man ſie eine Zeitlang in einem ſolchen Gebäude behält, wird man leicht ſchließen können, zu was für einer Claſſe von Weſen ſie gehören; eben ſo wie man den in ein

Frauenzimmer verkleideten Achilles erkannte, da man ihm die Wahl zwiſchen Waffen und Nähzeuge vorlegte. Es könnte auch nicht ſchaden, wenn dabey auf gemeine Koſten etliche zahme Menſchengeſichter beyderley Geſchlechts unterhalten würden, theils, damit man ſähe, ob ſich die neuen Ankömmlinge zu ihnen, als zu Geſchöpfen ihrer Art geſellten, theils auch, damit man den wirklichen Menſchen männlichen Geſchlechts, unter dieſen neuen Ankommlingen gute Lehren geben könnte, wenn ſie ſich etwa, von den Weiblein unter den Menſchengeſichtern, allzuſehr einnehmen lieſſen. Die Unkoſten, welche darauf giengen, würden durch den Vortheil, lauter vernünftige Bürger zu haben, reichlich bezahlt werden. Zum Beſchluſſe aber muß ich erinnern, daß, wo in einer Stadt Meſſen angelegt ſind, dieſe Einrichtung während derſelben müſſe aufgehoben werden. **Einmal** bleiben die Fremden, die alsdann ankommen, nicht lange da, und fürs **andere**, würde, wenn man in dieſem Falle keine Meßfreyheit verſtatten wollte, die Zahl derer, die man einlaſſen dürfte, ſehr geringe werden.

M. Steudnizer, der dritte.

Doris.

Doris, dich will ich beſingen:
Flöß mir Kunſt und Nachdruck ein!
Laß die Töne zärtlich klingen,
Und des Beyfalls würdig ſeyn.
Zum Parnaß fleh ich nicht wieder;
Phöbus bleibe, wer er iſt:
Wenn du, Heldinn meiner Lieder,
Selbſt nur meine Muſe biſt.

Siebenmal hat man die Felder
Durch die Sichel ſchon beraubt;
Siebenmal ſieht man die Wälder
Durch den Nordwind ſchon entlaubt;
Siebenmal hat man die Reben
In den Bergen eingelegt:
Seit ſich dir mein Herz ergeben,
Seit es deine Feſſeln trägt.

O! was hab ich ausgeſtanden,
Eh dein Mund mich hoffen ließ,
Und dein Auge meinen Banden
Linderung und Troſt verhieß!
Doch der Schmerz, den ich empfunden,
Stärkt nur meine Zärtlichkeit,
Und die Quaal verſtrichner Stunden
Häufet die Zufriedenheit.

Iſt der Schiffer auf dem Meere
Mit Gefahr und Noth beſchwert:
So verliert ſich deren Schwere,
Wenn er in den Hafen fährt.
Und wer malt Ulyſſes Freude,
Da ſein Blick von Ithaka,
Nach dem überwundnen Leide,
Dach und Gipfel rauchen ſah?

Eben ſo ein ſanft Vergnügen,
Schönſte, reget ſich in mir,
Da dich Wunſch und Zeit beſiegen;
Wie belohn ich dich dafür?
Nähme mich ein Fürſt zum Sohne;
Bliebſt du eine Schäferinn:
Hoheit, Purpur, Volk, und Krone,
Alles gäb ich um dich hin.

Lacht nur, Spötter, meiner Treue,
Die den Jacob faſt beſchämt;
Lacht, daß ich mich ohne Reue
Bey dem Seufzen abgegrämt;
Nennet es ein thöricht Brennen,
Wenn man liebend ſich betrübt:
Solltet ihr die Doris kennen,
O! ihr würdet ſelbſt verliebt.

Von Geſtalt nicht ſtark, nicht mager;
Und an Gliedern zart und weich;
Im Geſichte nicht zu hager,
Nicht zu roth, und nicht zu bleich;

Augen, die zu ſcherzen wiſſen,
Doch mit Sittſamkeit erfüllt;
Und ein Mund voll Reiz zu küſſen:
Seht, dieß iſt der Doris Bild.

Dünkt euch dieſes Bild nicht ſchöne:
So bin ich nur ſchuld daran,
Der ichs durch die matten Töne
Nicht vollkommen zeigen kann.
Das, was uns das Herze ſtiehlet,
Was uns innerlich entzückt,
Dieſes wird allein gefühlet,
Und durch Kunſt nicht ausgedrückt.

Sie mag was aus Pflicht vollbringen,
Oder zum Vergnügen thun;
Sie mag tanzen, ſpielen, ſingen,
Scherzen, lachen, oder ruhn;
Sie mag reden, ſie mag ſchreiben;
Sie mag ſitzen, oder gehn;
Oder auch die Wirthſchaft treiben:
Alles wird ihr artig ſtehn.

Gebt ihr, was ihr wollt. für Kleider,
Stets wird ſie ſich ähnlich ſeyn:
Denn ſie handelt nicht vom Schneider
Ihres Leibes Anſehn ein.
Wollt ihr ſie mit Purpur decken:
Er erborgt den Glanz von ihr.
Wollt ihr ſie in Kittel ſtecken;
Glaubt, es bricht ihr Reiz herfür.

Freylich rühren dieſe Gaben
Nicht nur von der Glieder Pracht;
Auch ihr Witz wird Antheil haben,
Wenn ſie ſich gefällig macht.
Denn der Schöpfer aller Weſen,
Da er ihr das Seyn verliehn,
Hat ihr einen Geiſt erleſen,
Der des Körpers würdig ſchien.

Dieſer Geiſt zwäng uns zur Liebe,
Säh auch ſein bewohntes Haus,
Zur Erweckung zarter Triebe,
Nicht ſo ſchön und reizend aus.
Denn er denket ungezwungen,
Edel, ſtark und aufgeweckt,
Und hat längſt die Nacht verdrungen,
Die des Pöbels Auge deckt.

Doch iſt Doris nicht zufrieden,
Sondern ſtärkt noch den Verſtand,
Sitzt, und macht ſich ohn Ermüden
Menſchen, Gott und Welt bekannt.
O! wie oft, ob wohl verbothen,
Hat ſie manche ſtille Nacht
Im Geſpräche mit den Todten
Lehrbegierig zugebracht.

Hierdurch iſt es ihr gelungen,
Daß ſie ſelbſt der Klugen Geiſt
Durch die Kraft beredter Zungen
Rühret, zieht, und an ſich reißt.

Wenn ihr Mund die Herzen lenket,
Weis man, vor Verwundrung, nicht,
Ob ſie ſchöner ſpricht, als denket,
Oder ſchöner denkt, als ſpricht.

Kommt, ihr Schriften und Gedichte,
Kommt ihr Zeugen ihrer Kunſt,
Kommet aus dem Staub ans Lichte,
Und erwerbt ihr Ruhm und Gunſt.
Doch zwar, nein, bleibt nur verborgen!
Würdet ihr der Welt bekannt:
Nähmen meine Liebesſorgen
Mit den Buhlern überhand.

Dir, du Schmuck gelehrter Frauen,
Deutſche Gomez, dir allein
Will ich dieſen Schatz vertrauen;
Dein Verſtand ſoll Richter ſeyn.
Welche Luſt wird mich bemeiſtern,
Wenn dein Mund das Urtheil fällt,
Daß bey den erhabnen Geiſtern
Doris einen Platz erhält!

Doch wohin ſteigt mein Verlangen?
Freundinn, nein! beſorg es nicht:
Da dem kühnen Unterfangen
Deine Demuth wiederſpricht.
Einem Kind in Armen liegen,
Deſſen Haupt ein Lorbeer ziert;
Dieſes iſt ein ſtolz Vergnügen,
Dieſes hatte mich verführt.

Nicht der Ruhm, nur ſchöne Werke
Sind die Sorge, die dich drückt,
Welche keines Schmeichlers Stärke,
Keines Tadlers Haß erſtickt;
Und du hältſt dich für belohnet,
Wenn der Zeuge, der dich kennt,
Der in deiner Seele wohnet,
Dir nur ſeinen Beyfall gönnt.

Wie manch wohl vollbracht Geſchäffte
Setzt mich in Verwunderung,
Welches ohne deine Kräfte
Nimmermehr ſo ſchön gelung.
Der, der deinen Rath vollführet,
Spricht hernach: ich habs gethan;
Nimmt das Lob, das dir gebühret,
Und du hörſt es lächelnd an.

Deine Rechte ruft den Armen,
Der beſchämt von ferne tritt,
Und theilt ſolchem, aus Erbarmen,
Eh er fleht, die Gabe mit:
Deine Linke winkt dargegen,
Fällt den Dankenden ins Wort,
Und ſchickt ihn mit ſeinem Segen
Unter ſtillen Thränen fort.

Haus und Hof hat nie gelitten,
Wenn dich Spiel und Umgang hält,
Und die Schönheit deiner Sitten
Wird durch Wirthſchaft nicht verſtellt.

Meiſterlich verknüpfſt du beyde,
Nur dem Ruhm entſageſt du:
Müh und Fleiß decke Luſt und Freude
Und der Scherz die Sorgen zu.

Alſo pflegſt du zu verheelen,
Was ein Stolzer fälſchlich zeigt;
Dieſe Demuth hoher Seelen
Macht dir jedes Herz geneigt.
Rührt ein ſchönes Bild die Kenner,
Das die Kunſt mit Schatten füllt:
O! ſo wirſt du uns auch ſchöner,
Wenn ſich gleich dein Glanz verhüllt.

Fahre fort, dich groß zu zeigen;
Stärk in dir das innre Licht;
Sey der Tugend hold und eigen;
Doch vergiß der Liebe nicht.
Jetzo, da die Jahre grünen,
Jetzt vergönn ihr Raum und Ort.
Iſt der Herbſt einmal erſchienen,
Eilt ſie mit den Blättern fort.

Willſt du alle Luſt des Lebens
Stolz und eigenſinnig fliehn?
Hat der Himmel dir vergebens
Ein ſo zärtlich Herz verliehn?
Oder ſcheint dir kein Gemüthe
Deiner Gegenliebe werth?
Denke doch, daß deine Güte
Mich bereits dafür erklärt.

Schenkt mir gleich kein alt Geſchlechte
Vor den Menſchen Rang und Macht;
Sind mir durch die Erbſchaftsrechte
Keine Schätze zugedacht:
Hat der Meiſter meiner Jugend
Doch in mir ein Herz gelegt,
Das für Gott, und dich, und Tugend
Ewig Lieb und Ehrfurcht hegt.

T.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der Autor.

Neuntes Stück.

Pulcrum eſt, digito monſtrari & dicier: hic eſt. *Perſius.*

Mein Herr Autor,

So viel ſie auch bereits Einbildung von ſich und ihren Verdienſten haben mögen: ſo bin ich doch gewiß verſichert, daß ſie ſich auf dieſen Brief noch beſonders viel zu gute thun werden. Ich bin ein Frauenzimmer. Dieſes wird ihnen ſo auſſerordentlich nicht ſcheinen; aber Geduld, mein Herr Autor! Ich weis mehr, als zu wohl, daß ich weder durch ein parteyiſches Lob meiner Schönheit, noch durch ein beſchwornes Verzeichniß meines Vermögens, ihren Beyfall erlangen werde. Ich habe Vorzüge, welche ihnen nothwendig beſſer gefallen müſſen. Hören ſie nur einen davon! Ich bin, wie ich denke, die artigſte, unter meinen Schweſtern, und habe, weil ich lebe, weder eine moraliſche Schrift ſelbſt geleſen, noch leſen gehöret. Ich will dieſes alle Stunden, mit meinem Verſtande beweiſen, welcher, mit einem Worte, galant iſt. Denn eben ſo wenig, als ſie ſich den Kopf, mit der Vernunft, bey ihren Schriften, zerbrechen wollen, ſo wenig habe ich ſolches, bey dem Leſen und Hören, thun mögen. Gewiß, eine Gleichheit, welche die Aufmerkſamkeit eines Autors verdienet. Nun werden ſie wiſſen wollen, auf was für Art ich alſo etwas von ihren Schriften erfahren habe. Wie dächten ſie wohl? Etwan weil ich die Beluſtigungen einmal geleſen hätte? Nein, mein Herr, ſo theuer würde ich die Ehre, ſie kennen zu lernen, nicht erkaufet haben. Ich wollte lieber keine einzige neue Mode mit machen, (verzeih mirs der Himmel, daß ich ſo frevele) als dieſes thun. Nein! ſo weit bin ich noch nicht im Verfall, und fürchte auch nicht, dahin zu kommen, ſo lange das Lomberſpiel und die Beſuche Mode bleiben, und wir, welches wohl zu merken iſt, auf die Gaſſe heraus wohnen. Jedoch, ich laſſe ſie zu lange warten. Ich muß ihnen, vor allen Dingen, ſagen, durch welchen Zufall ich etwas von ihren Blättern entdeckt habe. Einer von meiner Freundinn ihren Brüdern bringt dieſe ſogenannten Beluſtigungen mit nach Hauſe, und läßt ſie auf dem Tiſche liegen, und zwar ſo, daß mir gleich der Name Eliſabeth Contuſch in die Augen fallen mußte. Hier überwand nun der wunderliche Name, und meine Neugierde allen Ekel für das Leſen. Es fehlte ohnedieß noch eine Perſon zum Spieltiſche; Ich las alſo dieſen Brief. In der Hoffnung, eine Antwort anzutreffen, fuhr ich fort, und fand endlich, daß ſie bey ihrer Arbeit niemals nachdächten. Wer war froher, als ich? Kurzum, ich las ihr ganzes Stück. Der arme Gratulant fing mich ſelbſt an zu dauern, bis ich ſeine Titel von ſchon fertigen Gedichten durchgeleſen hatte. Der wunderliche Menſch iſt ſelbſt an ſeiner Noth mit Schuld! Unter ſo vielen Gedichten, kein einziges Quodlibet! das iſt nicht zu vergeben. Ich fand auch, daß ſie von einer Philippine gedachten; aber dieſes rührte mich wenig. Ich ward fertig; wir ſpielten nach dieſem etliche Stunden, darauf giengen wir nach Hauſe, und endlich auch zu Bette. In dieſer Nacht habe ich mehr Ruhe verlohren, als ſie glauben würden, wenn ſie ſich nicht ſelbſt allzuwohl kennten. Mein Gemüthe mochte durch das Leſen, weil es ſo gar was ungewöhnliches bey mir war, eingenommen worden ſeyn, und die Abſchilderung der Eliſabeth Contuſch auch zugleich eine Neubegierde erwecket haben, ſie von Perſon kennen zu lernen. Ich fange an zu träumen, und zwar, als wenn ich bey dem Herrn Autor auf der Stube wäre. Aber was für ein Anblick, für ein reizender Anblick war folgendes für mich! Ich ſah nämlich einen Herrn, mit einer wohl accommodirten Perücke, mit einem feinen Schlafrocke angethan, der mir noch ganz jung zu ſeyn ſchien. Ein Geſichte mit den ordentlichſten Zügen von der Welt, verrieth durch ſeine muntern und aufgeräumten Minen ein ſehr vergnügtes Herz. Er ſas in einer nachläßigen Stellung, indem er ein Bein über das andre Knie gelegt, an einem Tiſche. Ich konnte in ſeiner ganzen Stube kein Buch gewahr werden. Ich war dahin gekommen, ohne daß er mich bemerket hatte. Anfangs fiel mir faſt der Muth. Er ſchrieb, und ich glaubte, daß er wider ſein Gewiſſen gehandelt, indem er verſichert hätte, daß er bey ſeinem Schreiben niemals nachdächte. Doch es währte kaum drey Minuten, ſo lebte ich ganz wieder auf; denn er pfiff mit der edelſten Freyheit, und ſchrieb immer fort. Zuweilen lachte er recht herzlich; endlich fing er an: das heiſſe ich gelehrt! und ſchlug mit der Hand auf den Tiſch, daß ich erſchrack, und davon aufwachte. Wie unzufrieden war ich doch, daß dieſes ein bloßer Traum war, und daß er nicht wenigſtens ſo lange daurete, bis ich den Herrn Autor angeredet hatte. Ich verließ das Bette, wider meine Gewohnheit, dieſesmal ſehr zeitig; und ſo bald ich angekleidet war, ließ ich mir die Beluſtigungen holen. Ich ſchlug ihre Arbeit auf. Mein Vorſatz war, ſie ganz durchzuleſen. Allein es war mir unmöglich. Ich las alſo nur, bald einige Zeilen auf dieſer, bald auf jener Seite. Ich bin verſichert, daß ſie damit zufrieden ſeyn werden, zumal wenn ich ihnen ſage, daß ich dieſen Tag, wenigſtens eine halbe Stunde weniger zum Fenſter hinaus geſehen habe. Sie werden mich bedauern, und glauben, daß ich folglich dieſen Tag, nur drittehalb Stunden am Fenſter geweſen ſey. Aber nein, mein Herr Autor, ſo arg iſt es noch nicht. Denn ihr Herr Correſpondent, der junge Herr, muß es auch noch nicht recht wiſſen, wenn er ſpricht, ein Frauenzimmer müſſe des Tages drey

Stunden zum Fenſter hinaus ſehen. Gewiß, ſie haben ihren Satz, daß ſie bey ihren Arbeiten nicht nachdenken, recht nachdrücklich bewieſen, indem ſie dieſes nicht wiederleget haben. Es muß ein Druckfehler ſeyn, und ſoll etwan heiſſen, Vormittags drey Stunden, und Nachmittags auch drey. So halte ichs und meine Schweſtern. Denn, wenn dieſes ein junger Herr behaupten wollte; was würde endlich daraus werden? Auf dieſe Art würden andere Leute eine halbe Stunde ſchon für zu viel halten. Unſre Nachbarn ſind ohnedieß ſchon alle böſe auf uns, und denken, wie ſehr ſie ſpotten können, wenn ſie uns das Wahrzeichen von unſrer Straſſe nennen. Aber dieſe guten Leute verſtehen es auch nicht beſſer. Wie ſchlecht würden ſie zu rechte kommen, wenn ſie gefragt würden, wer von neun bis zwölf, und von eins bis fünf Uhr, durch die Straſſe gegangen wäre? Was ſie angehabt hätten? Sie würden nichts wiſſen. Wir hingegen können es ihnen an den Fingern herſagen. Es iſt auch nichts kleines, bey der letzt geweſenen Kälte am Fenſter zu liegen. Aber was thut man nicht, um für artig in Geſellſchaften gehalten zu werden! Da fehlet es nun niemals an Materie zu reden; hingegen wiſſen wir auch die kleinſten Handlungen unſrer Nachbarn, ſo weit als wir ſehen können. Glauben ſie es nur, der Geſchmack wird alle Tage ſchlimmer. Es giebt ſchon unter unſerm Geſchlechte viele, welche behaupten, man müſſe zuvor überlegen, was man reden wolle. Aber man ſieht auch die ſchönen Folgerungen. Wenn ich und meines gleichen hundert Worte ſagen, ſo können ſie kaum zehn aufbringen. Aber woher kömmt es? Sie halten es für Unrecht, von ihrem Nächſten übel zu reden, ſie kommen ſelten an das Fenſter, und endlich ihr verdammtes Ueberlegen, und Nachſinnen. Mein Herr Autor, ſagen ſie es doch, ſo oft ſie können, daß ſie nicht einmal, als ein Autor bey dem Schreiben nachdenken, geſchweige denn bey dem Reden. Wiewohl mein Eifer führet mich zu weit von meinem Zwecke. Wirkt dieſer Brief bey ihnen, was er ſoll: ſo müſſen ſie eben ein ſolches Verlangen haben, mich kennen zu lernen, als ich bey mir, nach ihnen fühle. Aber zu mir ins Haus können ſie, eines gewiſſen Bedenkens wegen, unmöglich gleich kommen. Ich will ihnen ſolches entdecken; denn ich glaube, daß es mir zur Ehre gereichen muß. Ich bin ſo behutſam, daß ich mit Mannsperſonen, ohne eine genaue Prüfung derſelben, keine Bekanntſchaft anfangen will. Sie, mein Herr, kenne ich bloß aus etlichen Zeilen, die ich nur obenhin geleſen habe. Ueberdieſes halte ich das Mittel, einen Menſchen aus ſeinen Schriften kennen zu lernen, für ſehr unſicher. Ich lobe mir die Kleider. Sollten ſie mir nun in einem andern Aufzuge erſcheinen, als ich wünſche: ſo würde ich ihnen wider meinen Willen ſehr kaltſinnig begegnen. Hören ſie alſo meinen Vorſchlag. Gehen ſie einmal die vornehmſten Straſſen durch, und geben Acht, wo ſie einen Haufen Frauenzimmer gewahr werden, die diejenigen Leute, welche vorbey gehen, ganz laut nennen, wenn ſie ihre Namen wiſſen. Darunter nun ſehen ſie die jüngſte an! die bin ich, die an ſie geſchrieben hat. Sehen ſie ſo aus, wie ſie mir im Traume erſchienen ſind, und machet mir ihre Kleidung eine vortheilhafte Meynung von ihnen: ſo werde ich ſie alsbald erkennen, und ich bin entſchloſſen, alles auf der Welt zu wagen, um ihr Herz zu gewinnen. Ja ich will, weil ich einen rechten innerlichen Trieb dazu fühle, ihnen zu gefallen, und der Ehre wegen, in Zukunft mit ſchreiben helfen. Hingegen mache ich auch großen Staat auf ihre Höflichkeit, daß ſie die geſetzten Stunden mit mir zum Fenſter heraus ſehen werden. Wie ſehr freue ich mich nicht auf ihre Anmerkungen! Erfüllen ſie nur meine Bitte, ſo bald als es möglich iſt. Sorgen ſie nicht, daß ſie vergebens gehen möchten. Denn geſetzt, daß wir nicht gleich alle am Fenſter wären: ſo iſt doch eine da, und, ſo bald jemand kömmt, rufet ſie die übrigen, ehe noch drey Schritte können gethan werden. Ach! wie verlangt mich doch nach ihnen! Unmöglich aber kann ich ihnen wieder ſchreiben, und wenn ſie ſich auch nicht ſehen laſſen ſollten; denn ich will, weil ich lebe, an den Brief gedenken, wie ſauer er mir geworden iſt. Und dennoch muß ich, ehe ich ſchlieſſe, und, wenn es meiner Schönheit ſelbſt ſchaden ſollte, erſt ein paar Worte, von ihren Malern mit ihnen ſprechen. Sagen ſie mir doch, was dieß für Leute ſeyn müſſen, und was ihre Bilder ſeyn ſollen? Es gefällt mir kein einziges. Gilt mein Bitten nur etwas bey ihnen: ſo ſtehen ſie noch ein wenig an, ehe ſie ſich in Kupfer ſtechen laſſen; denn ich will ihnen ſelbſt einige Vorſchläge thun. Sie müſſen nothwendig von meiner Leibfarbe unterrichtet ſeyn, und ſich ordentlich illuminiren laſſen. Ich bin,

Mein Herr Autor

Leipzig, Ihre ergebene
den 24 Februar. Dienerinn
1744. **Caroline Fenſterſcheibinn.**

Was kann ich für meine Mühe mehr verlangen? Faſt dürfte ich gegen die Unſterblichkeit gleichgültig werden wenn der ſchönſte Theil der Welt, nur bey meinen Lebzeiten, mit dieſer Art von Weihrauche gegen mich freygebig bleibt. Indeſſen iſt es nichts weniger, als Eitelkeit, daß ich der Welt dieſen Brief mitgetheilet habe. Ich halte es für meine Pflicht, jede Zeile, die mir von einem Frauenzimmer in die Hände kömmt, der Vergeſſenheit zu entreiſſen. So ſehr ich auch in meine eignen Einfälle verliebt bin, ſo werde ich doch allezeit, den Witz einer artigen Schriftſtellerinn den meinigen vorziehen. Und wodurch könnte ich dem ſinnreichen Geſchlechte mehr Luſt zu Feder und Dinte machen, als wenn ich ihnen ihre Gedanken gedruckt vor die Augen lege? Ich weis, was dieſes bey mir für Eindruck gemacht hat. Wer weis, ob nicht jetzo, da ich dieſes ſchreibe, eine Hand mit Armbändern durch meine Aufmunterung bemüht iſt, dem Autor eine Autorinn an die Seite zu ſetzen. Die muntere Caroline kann wenigſtens an ihrem Fenſter ſo viel Erfahrungen geſammlet haben, daß ich ihr faſt rathen wollte, eine deutſche Zuſchauerinn zu ſchreiben. Ueber dieſes habe ich, durch Bekanntmachung dieſes Schreibens, zweenen Einwürfen begegnen wollen, daß ich mich nämlich, in meinen Schriften zu genau und pedantiſch an meinen Charakter bände, und dieſes Jahr zu wenig für den Geſchmack meiner Leſerinnen vorbrächte.

Doch warum bin ich ſo ſorgfältig, die Wahl meiner Schriften zu rechtfertigen? Iſt dieſe Demuth einem Scribenten anſtändig, welcher, durch das Alter ſeiner Autorſchaft, der Welt bereits das Recht entriſſen hat, ſeine Arbeiten zu beurtheilen? Iſt die Welt nicht glücklich genug, wenn ſie nur etwas zu Geſichte bekömmt, das durch meine Hände gegangen iſt, es ſey auch, was es wolle?

Indeſſen werden meine Leſer zu wiſſen verlangen, wie hoch ich mein Glück bey Carolinen getrieben habe? Allein ich werde ihre Neugierigkeit nur halb befriedigen. Ob gleich keine Handlung von einem Autor ſo geringe iſt, daß ſie nicht den Druck verdienen ſollte: ſo will ich doch dieſe Liebes- und Heldengeſchichte bey mir behalten. Nur dieß kann ich nicht verſchweigen, daß ich ihr zu Liebe, nicht nur unzähligemale, alle Gäßchen auf und nieder gegangen, ſondern auch geritten bin. Wie viel hätte ich unter dieſer Zeit ſchreiben können! Doch wie kann man die Zeit edler, als ſo verliehren. Genug, wir kennen einander, und ich habe itzo bisweilen die Erlaubniß, mit ihr zum Fenſter heraus zu ſehen. Wer uns beyſammen in Augenſchein nehmen will, dem kann ich keinen beſſern Rath geben, als welchen mir Caroline gegeben hat. Man gehe die vornehmſten Straſſen auf und nieder! Unſre Lebhaftigkeit wird uns nicht lange unerkannt laſſen. Meine Leſer dürfen nicht befürchten, daß mich dieſer neue Zeitvertreib am Bücherſchreiben hindern wird. Er wird mich vielmehr in den Stand ſetzen, ihre Aufmerkſamkeit, durch allerhand neue Vorwürfe zu ergötzen. Und wenn ich auch ſelbſt nicht allemal ſchreiben ſollte: ſo werde ich doch die ſüſſe Bequemlichkeit eines Autors genieſſen, und zu anderer Leute Schriften meinen Namen hergeben. Hier ſind gleich noch drey Briefe, welche mich weiter keine Mühe koſten, als daß ich mit einigen Zeichen bemerke, wo ſie in meinen Schriften ſtehen ſollen.

Mein Herr Vielſchreiber!

Wenn ſie ſonſt mit ihrem Autor aufhören wollten: ſo kann ich ihnen von einigen Leuten die Verſicherung geben, daß ſie es nicht übel nehmen würden. Man wird es gleichwohl ſatt, anderthalben Gedanken auf acht Bogen zu leſen. Ich denke nicht; ich habe nicht gedacht; ich werde nicht denken; das iſt die ewige Leyer. Ich weis wohl, was man ihnen für Complimente machen ſoll. Man ſoll ſagen: ihre Schriften beweiſen, daß dieſes Bekenntniß proteſtatio facto contraria ſey. Ich will es gern thun; aber hören ſie nur auf zu ſchreiben. Sie können ihren Blättern keine gröſſere Zierde geben. So denket ungefähr

Ihr
demüthigſter Diener.
L.

Dreßden,
den 2. März, 1744.

Ich behalte mir vor, dieſen Brief in einem ganzen Folianten zu beantworten.

Hoch-

Hochedler und Hochgelahrter
Herr Autor,

Welchergeſtalt ich ihre Schriften geleſen, und bisweilen darüber gelacht habe, ſo kann ich als ein ehrlicher Mann, verſichern, wie ich denn ſolches, wenn es nicht wahr wäre, nicht ſagen würde, daß ich ihre Schriften geleſen habe. Dieſelben werden ſich auch freun, wenn ſie hören, daß ſie mir fleckweiſe gefallen haben, wollte ambey nur wünſchen, daß ſie nicht ſo unverſtändlich ſchrieben, und mehr curioſes hineinbringen möchten. Ich habe zwar mein Handwerk redlich gelernet, und bin kein Liderati, indem aber in die zehn Jahre, meine Zeitungen leſe, bin ich doch Gottlob im Stande, einen Termini zu ſetzen, und einen Vers und eine deutſche Schrift zu beurtheilen, ja ich glaube, daß ich zur Noth ſelbſt Verſe machen wollte, wenn es nur etwas einbrächte, ambey überſende ich einige neue und curioſe Nachrichten von der Belagerung von Strahlſund, welcher ich ſelbſt beygewohnet habe, und welche ich bey müßigen Stunden aufgeſetzet. Sie können ſie in ihren Autor drucken laſſen, ſie werden ſehen, daß er noch einmal ſo gut abgehet. Wenn ſie meine Freyheit nicht übel vernehmen, ſo ſteht ihnen mehr dergleichen zu Dienſte, denn es geht mir gut von der Hand, und ich habe mir viel curioſes aus den Zeitungen und Kalendern abgeſchrieben, und ich verbleibe

Meines Hochgelahrten Hrn. Autors

Merſeburg
d. 10. März. 1744.

dienſtwilligſter Freund,
Peter Feldſchlacht.

An den Autor.

Mein Herr!

Ein Wort im Ernſte! Iſt es wahr, daß ſie ihre Monatsſchrift ſchließen wollen? Man hat ſich geſtern mit dieſer Nachricht herumgetragen, ich will aber hoffen, daß ſie erdichtet iſt. Sollten ſie indeſſen auf ſo böſe Gedanken gerathen ſeyn: ſo ſoll ich ſie im Namen einer ganzen Geſellſchaft erſuchen, ihren übereilten Vorſatz fahren zu laſſen. Es ſind Leute, deren Geſchmack = = doch ich habe keine Erlaubniß, ſie zu loben. Fahren ſie nur fort, zu ſchreiben! Die Fundgrube, woraus ſie die Materie zu ihren Blättern nehmen können, iſt ja unerſchöpflich. Wie können ſie befürchten, daß die Thorheiten der Scribenten, dieſes Jahr unfruchtbarer, als andere, ſeyn ſollten? Ich bin Ihr

fleißiger Leſer, und ergebner Diener.

N. N.

So getheilt ſind die Meynungen in der Welt! Einer verwirft meine Blätter ganz und gar, der andre nur hin und wieder, und der dritte erſuchet mich recht ängſtlich, ſie ja nicht zu beſchlieſſen. Wem ſoll ich folgen? Keinen. Ich werde am beſten thun, wenn ich mich auf den Ausſpruch meines Herzens verlaſſe.

Ne te quaeſiueris extra. *Perſius.*

Ich möchte wiſſen, wer ſolche Gottloſigkeiten von mir in der Welt ausſtreute, als ob ich aufhören wollte. Nein, nein, man brauchet gar keines Ermahnens. Ich weis meine Schuldigkeit beſſer.

Ich will ſchreiben, ſo lange ich noch eine Hand regen kann; und ſollte ich auch das Chiragra kriegen: ſo will ich doch mit den Füſſen ſchreiben lernen. Mit denen Leuten aber, die meine Schriften trocken, matt, ausgedehnt, und leer nennen, will ich ſchon zu rechte kommen. Auſtrigildes, die Gemahlinn Gontrans, des Königes von Burgund, wollte mit aller Gewalt, daß man bey ihrem Leichenbegängniſſe weinen ſollte. In dieſer Abſicht erſuchte ſie ihren Gemahl, alle Aerzte, die ihr nicht hatten helfen können, nach ihrem Tode erwürgen zu laſſen. Ich aber will, daß man bey meinen Schriften lachen ſoll, und alle diejenigen, welche ſich meinem Verlangen entziehen, ſollen meine Gewaltthätigkeiten ſchon fühlen. Einigermaſſen bin ich ſelbſt auf mich böſe, daß ich mich in der Welt noch nicht furchtbarer gemacht habe. Ich will auch anfangen, und nicht eher aufhören, als bis ſich einige von meinen Feinden, aus Verdruß, Neid, oder Misgunſt entleibet haben. Ich will auf künftigen Monat anfangen, und durch meine Streitſchriften ein Blutbad anrichten, daß die Buchläden erzittern, und die Nachwelt erſtaunen ſoll. Ich will den Gratulanten holen laſſen; er ſoll mir eine Satire aufſetzen; er ſoll mir die geiſtvollen Schriften bringen; ich will ſie ausſchreiben; ich will ſchimpfen; ich will . . Ach! wenn nur der neue Monat ſchon da wäre!

* * *

Der Renommiſte.

Viertes Buch.

Wie, wenn ein rauher Bär aus Lapplands kalten Wäldern,
Die ſtets der Nord entlaubt, zu den beſchneiten Feldern
Mit trägen Klauen kömmt, ſie halb erſtarrt bewegt,
Sich mit bereifter Haut durch öde Furchen trägt,
Die Menſchen zwar nicht flieht, jedoch ſie nicht verletzet,
Bis wenn die Lappen ihn durch ein Geſchrey gehetzet,
Er ſein befrohrnes Haupt unwillig aufwerts hebt,
Den lichten Schnee zerſcharrt, mit breiten Tatzen gräbt,
Doch wenn ſein feiger Feind auf ihn zu gehn verweilet,
Er wiederum zurück in finſtre Wälder eilet,
Mit brummendem Getöß zu ſeinen Höhlen irrt;
So murrt der Renommiſt, da er verachtet wird.
Er geht mit ſchwerem Tritt nachſinnend auf und nieder;
Doch da der Gram ihn quält, ſo wirft er ſeine Glieder
Auf eine nahe Bank, die er zuvor verſchmäht,
Und ſpricht: „Sieh, Raufbold, ſieh, wie ſchlecht es dir hier geht!
„Ein Stutzer, der aus Furcht vor Fechten, Streit und Schlachten
„Aus Jena ſich entfernt, der ſoll dich hier verachten?
„Der unterſteht ſich, dich und deinen Stal zu ſcheun,
„Dem ſoll ein Mägdchen mehr, als du ſein Bruder, ſeyn?
„Iſts möglich, konnteſt du bey dieſem Schimpf dich halten,
„Und konnte denn dein Stal den Sclaven nicht zerſpalten?

„Was hinderte mich denn, da er allein mich ließ,
„Daß ich ihn nicht ſogleich in meinem Grimm durchſtieß?
„Ach Jena! mußteſt du mich darum nur vertreiben,
„Von Stutzern hier verhöhnt, von Rach entblößt zu bleiben?
„Bin ich nicht mehr wie ſonſt den Feigen fürchterlich?
„Verhöhnt man jetzt den Arm dem man ſonſt zitternd wich?
„Ja, ja, mein großer Stal dient nur, mich zu verlachen;
„Er kann nicht mehr wie ſonſt die Stutzer zitternd machen.
„Doch nein; er kann es noch; ich zeig als Renommiſt,
„Daß Raufbold noch voll Muth, mein Stal noch furchtbar iſt.

Er ſchwieg, gleich ſah man ihn an ſeinen großen Degen
Die ausgeſtreckte Fauſt mit trüben Blicken legen.
Sein blankes Stichblatt ſchwirrt, ſein gelbes Ohrband bebt,
Da er den ſcharfen Stal aus brauner Scheide hebt.
Doch, Muſe, ſage mir, was macht ihn ſo erbittert?
Macht es Sylvan allein, daß alles vor ihm zittert?
Nein, eine Leidenſchaft, und nicht der Schimpf allein,
Macht ſeinen Muth geſchwächt und ihn im Unglück klein.
Er greift nach ſeinem Stal, da ihm der Muth entfliehet
Er raſt, da er ſich doch im Herzen furchtſam ſiehet.
O Liebe, machſt du ſtets die Tapferkeit verzagt?
Machſt du, daß auch ſogar ein Raufbold liebend klagt?
Soll man beym ſeltnen Muth von dieſem jenſchen Helden
Mit ſeiner Liebespein auch ſeine Schwachheit melden?
Rothmündin, dieß iſt groß, was hier dein Blick verübt,
Du zwingſt den Renommiſt; er ſieht und wird verliebt;
Der Held, der wüthend ſchwur, Sylvanen zu zerſtücken,
Sieht dir mit Zittern nach, und bebt vor deinen Blicken.

„Ach, Raufbold! rief er aus, biſt du ein Renommiſt?
„O fühlſt du, daß dein Herz auch zu bezwingen iſt?
„Der Hagel! nie hab ich ein ſolch Geſicht geſehen:
„Soll ich nicht ohne Scham die Leidenſchaft geſtehen,
„Die - - geh, o leichter Rock, nun biſt du mir zu klein;
„Mich zwingt ein ſchöner Blick, ein Leipziger zu ſeyn.
Dieß hört der Kobold an, der mit hieher gegangen;
Das Schrecken und die Wuth entfärben ihm die Wangen.
So wie der krumme Blitz, wenn er die finſtre Nacht
Durch rothes Feuer theilt, mit Schrecken lichte macht,
Und etwan vor den Fuß erſchrockner Wandrer fähret,
Durch den geſchwinden Stral ſie zwar nicht ſehr verſehret,
Doch durch den Schlag, der folgt, ihr zartes Ohr betäubt,
Daß die beſtürzte Schaar vor Schrecken ſtarre bleibt:
So und noch mehr erſtaunt ſchlägt er den Blick zur Erde;
Er hört, was Raufbold ſpricht, mit ängſtlicher Geberde.
„Iſts möglich, rief er aus, iſt der auch ſchon verführt?
„Ein Mägdchen macht ihn ſanft? dieß flieht er, was ihn ziert?
„Statt dieſes engen Kleids, das er bisher getragen,
„Soll ein geſteift Gewand um ſeine Schultern ſchlagen?
„O Geiſt der Schlägerey, ſieh, ſieh, ein Renommiſt
„Beſchimpfet deinen Thron indem er dich vergißt.
„Vermaledeyter Blick, vermaledeyte Schöne,
„Du machſt es, daß mein Held, der Liebſte meiner Söhne,
„Daß der, des kühner Stal nie, als mit Ruhm, geirrt,
„Zum Stuzer und zugleich zu einem Weibe wird.

Er ſagt es und ſpringt auf. Von ſeinen ſchnellen Schritten,
Wird die bewegte Luft mit Sauſen durchgeſchnitten.

Was erſt etheriſch war, läßt ſich jetzt menſchlich ſehn;
Er geht in ſolcher Tracht, wie Renommiſten gehn.
„Jenenſer, rief er aus, da er den Raufbold ſiehet,
„Jenenſer, da dein Fuß verjagt von Jena fliehet:
„So mußt du nicht auch fliehn, was dich in Jena hob,
„Ein Renommiſt zu ſeyn bringt auch in Leipzig Lob.
„Du ſiehſt in mir den Stamm, den erſten Renommiſten,
„Du folgſt mir; und du fliehſt, da ſich die Feinde rüſten?
„Wohl! thu es, ſey verzagt! verändre dein Gewand,
„Doch dieſes, wenn dus thuſt, bleibt feiger Unbeſtand.
„Und wie wirſt du dereinſt, wie ich, kühn in Geberden,
„Ein ewger Renommiſt, am Leib etheriſch werden?
„Denn ſiehſt du, wer wie ich ſein Jena nie verſchmäht,
„Stets renommiſtiſch flucht, in Leipzig jeniſch geht,
„Und keinen Sammt ſonſt trägt als den zu ſeinem Kragen,
„Der kann ſich als ein Geiſt auch nach dem Tode ſchlagen.
„Dem ſtärkſten Renom̃iſt, der ſchwarzen Schnurren Trutz,
„Der jeden Feind beſiegt, dem wirſt du dann zum Schutz,
„Den mußt du als ein Geiſt, ſo wie ich dich, begleiten,
„Siegt er, ſo ſiegſt du mit, ſchlägt er, ſo hilfſt du ſtreiten.
„O Raufbold, willſt du noch an Jena untreu ſeyn?
„Nim̃t dich nun noch ein Kleid, ein Blick, ein Mägdchen ein?
„Nein, thu es nicht, mein Sohn, verlaß, verlaß die Linden,
„Du kannſt das, was dich reizt, auch noch in Halle finden.
„Steig auf dein muthig Roß, begieb dich nach der Stadt,
„Die den Jenenſer ſchätzt, der ſie geſchätzet hat;
„Flieh Leipzig, ſo haſt dus, kannſt du es ſtandhaft haſſen,
„Als Renommiſt geſehn, als Renommiſt verlaſſen.

Er ſagt es, u. verſchwand. So wie, wenn durch den Wald
Das ſchwirrende Getön des muntern Hüfthorns ſchallt,

Mit wild geſtreubtem Haar ein aufgebrachter Hauer
Den dick verwachſnen Hayn, wo er im kühlen Schauer
Bemoßter Eichen lag, mit feſtem Zahn zerſtückt,
Und den beharzten Leib aus ſpröden Büſchen rückt:
So eilte Raufbold auch aus ſchattigten Alleen;
Man ſah ihn nach dem Thor mit wilden Schritten gehen.
„O Raufbold, rief er aus: ſo ſey es denn gewagt,
„Entweder flieh von hier, wo nicht, ſo ſey verzagt!
„Willſt du in Leipzig ſeyn, willſt du in Leipzig brennen:
„So biſt du mehr ein Sclav, als Renommiſt zu nennen.

Er ſagts, ein edler Zorn, der ſeinen Blick erfüllt,
Macht ihn von neuem ſtark, macht ihn von neuem wild;
Er eilt geſtiefelt fort, und kömmt, voll von Gedanken,
Vom ſtolzen Petersthor bis an die vordern Schranken.

Hier ſtund auf ſeiner Poſt ein ehrlicher Soldat,
Der noch die Flinte trug und auf die Wache trat,
Ob gleich ſein graues Haar, die abgelebten Hände
Und manche Runzel wies, daß ihm ein nahes Ende
Vier Jahr bereits gedräut; der ſein geladnes Rohr
Nie auf den Feind gekehrt, und deſſen altes Ohr
Kein Stückſchuß ſonſt betäubt, als der, der ihn erſchrecket,
Wenn der bepflanzte Wall mit dickem Rauch ſich decket.
An dem ſtieß, halb mit Fleiß, und halb aus Unvorſicht,
Der wilde Raufbold an, der mit ſich ſelbſten ſpricht.
Wie wenn man mit der Hand an die bejahrten Rinden
Gehöhlter Weiden ſtößt, die in den ſichern Gründen
Noch ſtehn, weil ſie ein Bach, der ſie benetzt, belebt,
Das zitternde Gebäu der alten Wurzeln bebt:
So wird von dem Soldat die dürre Bruſt erſchüttert;
Er wankt vom ſtarken Stoß, das ſchlaffe Haupt erzittert.

Bliz,

„Blitz, Donner, Hagel, Dampf, u. Schrecken, Tod u. Graus
„Sey dir auf deinem Köpf! rief Raufbold wüthend aus.
„Canalje, kannſt du mir nicht aus dem Wege gehen?
„Stehſt du nur darum da, mir zum Verdruß zu ſtehen?
Er ſagts und der Soldat, der ſich nicht ſchlagen will,
Großmüthig ihn verſchmaht, geht furchtſam, zitternd, ſtill
Ins falbe Schilderhaus, wo er mit Freuden ſiehet,
Wie Raufbold durch das Thor mit großen Sieſeln ziehet.

Er geht indeß geſpornt kühn mitten durch die Schaar,
Die zu der Mauren Schutz in dieſem Thore war;
Sein höniſches Geſicht wies in den ſchiefen Blicken,
Nichts als die größte Luſt, ſie ſämtlich zu zerſtücken.
„Seht! dachten ſie bey ſich, ſeht dieß iſt ein Student,
„Der wohl noch dieſe Nacht das feſte Thor berennt;
„Der Himmel ſteh uns bey, fängt dieſer an zu ſtürmen,
„So wird uns dieſes Thor vielleicht wohl kaum beſchirmen.

Sie fliehn. Der Renommiſt eilt mitten durch die Stadt.
Die Peitſche, die ſich wild um ihn geſchlängelt hat,
Sein aufgeſchlagnes Kleid, das in ein Dreyeck ſchläget,
Macht, daß ihn jeder flieht, wenn ſich ſein Fuß beweget.
Die Schönen, die zuvor im Fenſter ſich gezeigt,
Erzittern, da er kühn durch glatte Straßen ſteigt;
Man ſchlägt das Fenſter zu, die großen Scheiben klirren,
Und mitten in der Flucht muß ſich ihr Haar verwirren.
Dieß ſieht der Renommiſt, ſein wild Gelächter tönt;
Die Luft entweicht zurück, da er die Schönen höhnt
„O könntet ihr dieß ſehn, rief er, geliebte Brüder!
Indem erblickt er ſich im blauen Hechte wieder.
Ein kleiner Sybarit hört ſeines Schutzgeiſts Wort;
Und kaum war Raufbolds Fuß aus grünen Linden fort:

So ſah man ſchon den Geiſt die gelben Flügel ſchwingen,
Und das, was er gehört, zu ſeinem Führer bringen.
„O ſprach er: Lindamor, der Fechter, den wir ſahn,
„Mit fürchterlichem Schritt ſich unſern Linden nahn,
„Der wird nun ganz gewiß die kurzen Kleider haſſen;
„Denn ſonſten müßt er die, die er doch liebt, verlaſſen.
„Sein Schutzgeiſt nur hat Schuld, daß er ſich nicht bekehrt;
„Von dem wird er beſtraft, von dem wird er geſtört,
„Wenn er ſich ändern will. Iſt deſſen Stolz gedämpfet,
„So iſt auch Raufbolds Herz beſtritten und bekämpfet.

So ſprach er: Lindamor hört dieſes Geiſtes Wort;
Er hebt den ſchlanken Fuß, ſein Fittig trägt ihn fort.
Er war der ſchönſte Geiſt halbnackter Sybariten,
Hold war er an Geſtalt, und hold an Gang und Sitten.
Sein Haar glich dieſem Haar, das unſre Stutzer ziert,
Sein hoh und ſtark Tupe, ſteil in die Höh geführt,
Glich einem ſchroffen Fels; wie ſteter Schnee den decket:
So war dieß ewig weiß, vom Puderreif verſtecket.
An beyden Seiten wies des langen Haares Pracht,
Der Locken runde Reih, die dieſer Geiſt erdacht;
Denn dieſen hat zuerſt ein langes Haar geſchmücket.
Der Stutzer ahmt ihm nach, den man, wie ihn, erblicket.
Ein ſchwefelgelbes Paar von Flügeln decket ihn;
Sein rauſchendes Gewand iſt ohne viel Bemühn
Nachläßig aufgeknüpft; es flattert in den Lüften.
Ein himmelblauer Schurz ziert die gewölbten Hüften.
Er ſtürzt ſich in die Luft; ſein Flügel ſinket ſchon,
Und die Galanterie ſieht ihn vor ihrem Thron.

Da, wo Vincennens Schloß ſein altes Haupt erhebet,
Um das geſunde Luft in leichten Wolken ſchwebet,

Wo Staatsgefangne ſonſt ein klein Vergehn gebüßt,
Eh die Galanterie zur Wohnung ſichs erkießt,
Liegt ein verſchonter Wald von Zeit, und Sturm, u. Winden,
Den Zärtliche nur ſehn, und nur Verliebte finden.
Hier hat kein Winter noch den Baum vom Laub entblößt,
Kein Nordwird, der den Hauch aus wilden Backen ſtößt,
Hat je die Luft durchirrt; nichts darf den Hayn durchdringen
Als Schäfer, die von ſich die eigne Schwachheit ſingen.
In dem halbnackten Buſch, den nur die Blüthe deckt,
Steht manche Schäferinn durch junges Laub verſteckt.

In dieſem ſichern Wald hebt aus den feſten Gründen,
Sich ein Palaſt empor, ein Kranz erhabner Linden,
Der ſich um dieſen Bau mit tauſend Zweigen krümmt,
Macht ihn dem unſichtbar, der ſeinen Weg hier nimmt.
Die Thür beglänzt die Reih verzierter Marmorſeulen,
Um die mit krummem Zug geſchlanke Reben eilen.

Man ſieht an dieſer Thür ein Frauenzimmer ſtehn;
Bald iſt ihr Auge wild, bald furchtſam und doch ſchön.
Im Anfang ſcheint ſie frech; drauf zitternd, ſtill und blöde,
Und wenn man ſie beſiegt, iſt ſie am meiſten ſpröde.
Die Zärtlichen ſieht ſie auch zärtlich ſchmachtend an,
Und wilde macht ſie ſich durch Frechheit unterthan.
Verführung nennt man ſie; ſtets ſinnt ſie, ſich zu zieren,
Denn dieſes iſt ihr Amt, gefallen und verführen.
Sie ändert, wie das Herz, auch täglich das Gewand;
Die ſich dem Tempel nahn, führt ſie mit weiſſer Hand
Zu der Galanterie, die hier mit Blicken krieget,
Und was ſie ſieht, auch reizt, und was ſie reizt, beſieget.

Etwas entfernt von ihr ſieht man die Zärtlichkeit.
Was uns erträglich iſt, wird ſchon von ihr geſcheut;

Sie wird beym Pfänderſpiel oft ganze Nächte wachen,
Und alle, die ſie ſieht, will ſie zu Schäfern machen.
Gleich bey der Zärtlichkeit ſeufzt die Verzweiflung laut,
Stets droht ſie ſich den Tod, ſtets wird ihr Sarg gebaut,
Stets ſucht ſie ihren Schimpf durch Gift u. Dolch zu rächen:
Jedoch ihr Gift iſt ſchwach, ihr Dolch will niemals ſtechen.
Die Schwüre, die der Mund der Liebenden gethan,
Und die die That doch bricht, trifft man hier flatternd an.
Sie fliegen um den Hayn zu tauſend großen Heerden,
Und endlich müſſen ſie zu Nachtigallen werden.
So gleich wenn man den Fuß in Tempe ſelbſt geſetzt,
Wird der beſtürzte Blick auf tauſend Art ergetzt

Auf einem ſtolzen Thron, den theures Erzt beſchweret,
Sitzt die Galanterie, die man hier bückend ehret.
Zu ihren Füſſen ſchwingt der kleine Gott, Roman,
Den ſieggewohnten Pfeil. Ihn hat der Alten Wahn
Den Liebesgott genannt; mit ſeinen ſchwachen Händen
Regieret dieſes Kind das Glück von allen Ständen.

Auf beyden Seiten ſteht, mit aufgeziertem Haar,
In einer langen Reih, der Moden bunte Schaar.
Am Nachttiſch, welchen man dem Thron zur Linken ſchauet,
Sitzt unſre Leipziger, die ihr Tupe erbauet.
Der Franzen Mode ſitzt zur Rechten, welche lacht,
Daß unſre Leipziger ihr vieles nachgemacht.
Wie Türk und Perſer gehn, wie ſich Europa kleidet,
Was noch der ſchwarze Mohr um ſchwarze Lenden leidet,
Dieß alles ſieht man hier; man hält ſie nicht für neu,
Drum ſind ſie auch beynah die letzten in der Reih.
Ganz hinten, ganz verlacht, ſieht man, in finſtern Ecken,
Die abgelebte Reih der alten Moden ſtecken.

Die alte deutſche Tracht, die ſonſt ein Herrman trug,
Wenn er um ſeinen Leib ein rauches Stierfell ſchlug,
Die ſieht man oft betrübt nach ihren Töchtern ſehen,
Die zwar mehr tapfer nicht, doch mehr verzärtelt gehen.
Zu dieſem Tempel kömmt der zarte Lindamor;
Der Flügel gelbes Paar, der Himmelblaue Flor,
Der um die Hüften ſchlägt, und bald davon entweichet,
Macht, daß ſein leichter Fuß den dicken Hayn erreichet.
Hier hört er, was der Mund der Schäferinnen ſang,
Die ein Damöt zum Kuß, vom Kuß zur Liebe zwang,
Die bey der Heerde nur bloß darum ſchlafen wollten,
Damit die Schäfer ſie durch Küſſe wecken ſollten.
„O! rief er freudig aus, zwar zärtlich ſtellt ihr euch:
„Doch meine Leipziger ſind euch hierinnen gleich.
„Geht hin und fragt die Schaar von meinen liebſtẽ Söhnẽ,
„Ihr Auge, wenn es ſieht, ſieht es nach zarten Schönen.
Er ſagts; ſogleich war er dem Thron der Göttinn nah.
Als ſie ihn noch von fern mit trübem Antlitz ſah:
„So rief ſie ſchon beſtürzt: was quälen dich für Sorgen,
„Getreuer Sybarit, haſt du an dieſem Morgen
„Dein ſchönes Haar verbrannt? iſt es nunmehr zu kurz?
„Wächſt dein Tupe nicht mehr? verſchießt dein blauer
Schurz?
„Nein, Göttin, rief er aus; wirſt du betrübt mich finden,
„So macht es bloß allein der ſchwere Schutz der Linden.
„Du weißt, o Göttinn, ſchon, daß dort ein Renommiſt,
„Den Leipzigern zum Trutz, uns zur Beſchimpfung iſt;
„Du weiſt es, daß ihn noch ein Schlägergeiſt beſchützet,
„Der, ſtatt uns hold zu ſeyn, ihn gegen uns erhitzet.
„Sieh, dieſer Renommiſt wird zu bezwingen ſeyn;
„Er ſah die Rothmündin, und dieſe nahm ihn ein;

„Er war auch ſchon bereit, die kurze Tracht zu haſſen,
„Sein Jena zu verſchmähn, das Schlagen zu verlaſſen.
„Allein er ward verführt; ſein Schutzgeiſt hielt ihn ab;
„Der machte, daß er auch den Linden Abſchied gab.
„Doch, Göttinn, meynſt du wohl, daß, da er ſich entfernet,
„Er Leipzig, Lieb und ſich auch zu verſchmähn gelernet?
„Nein, große Göttinn, nein, du wirſt von ihm geehrt.
„Da er Sylvanen ſah, ward er bereits bekehrt;
„Sein glänzend Stutzerkleid hat ſeinen Stolz gedämpfet,
„Im Herzen liebt er es, ob er uns gleich bekämpfet.
„Jedoch die Rothmündin, die iſts, die iſt die Macht,
„Die, was dein Reich vermehrt, und ich gewünſcht,
vollbracht.
„Der, welcher wütend oft in ſeinen Feind gedrungen,
„Sieht ſich durch ihren Blick getroffen und bezwungen.
„O Göttinn, ſchickſt du nur den Gott Roman an ihn:
„So liebt er, und er muß ſein wildes Jena fliehn;
„So wird er ſich zu dir, o Leipzger Mode, wenden;
„Und wenn er ſich bekehrt, auch deine Sorgen enden;
„So wird der Renommiſt, der uns ſo lang getrutzt,
„Ein Stutzer, welcher ſich am Nachttiſch zärtlich putzt.
„Und wie hat dann der Geiſt, der unſern Raufbold führet,
„Ein ſolch gehärtet Herz, das keine Schöne rühret?
„Wie Göttinn? wenn man ihm die ſchönſte Mode ſchickt,
„Wer weis, ob er ſich nicht vor deinem Throne bückt?
Er ſchwieg; der Tempel tönt, die bunten Pfeiler beben,
Und alles ſucht den Geiſt durch Loben zu erheben.
Ein murmelndes Getös macht aller Beyfall kund.
Doch die Galanterie eröffnete den Mund.
„Sie ſpricht, die Stille herrſcht: ſo will deñ Raufbold ſiegen?
„Und dieſer Schläger ſoll euch ungeſtraft bekriegen?

„Iſts möglich, Lindamor, er trägt noch ſeine Tracht?
„Noch iſt er nicht bekehrt? noch ſchmäht er meine Macht?
„Wohl! will er, Mode, mich und dich o Geiſt, verſchmähen;
„So laß ihn du, Roman, die Macht der Liebe ſehen.
„Geh hin, geliebter Sohn, vielleicht daß dir es glückt,
„Du weiſt ſchon, wie man auch ein wildes Herz berückt.
„Du aber, deren Macht ein ganzes Land erkennet,
„Du Mode, die der Mund der Franzen reizend nennet,
„Geh hin, bezwinge du den Renommiſtengeiſt,
„Daß er in dich verliebt und mir gehorſam heißt.
Sie ſagts, der Gott Roman regt die gefärbten Flügel,
Und ſchwingt, wie Lindamor, ſich über Thal und Hügel.
Indem ſein ſchneller Flug durch leere Lüfte ſtieß,
Entdeckt er in der Näh das prangende Paris.
Er lachte, da ers ſah; ſo oft ein Stutzer küßte,
So oft empfand er auch was ihm den Weg verſüßte.
„O rief er, werthe Stadt, du biſt es würdig, blüh!
„So ſteigt mit deinem Flor auch die Galanterie;
„Sie konnt in dir zuerſt die neuen Moden pflanzen,
„Verehre ſie noch oft! Lebt wohl, geliebte Franzen!

Sogleich theilt er aufs neu die Luft, die ſauſend weicht;
Er fliegt, bis er zuletzt das Roſenthal erreicht.
„Hier, ſprach er, Lindamor, hier will ich von dir gehen,
„Sieg ich, ſo wirſt du mich vor meiner Göttinn ſehen.

Er ſagts und eilte fort. Ein unbekannter Duft,
Der ſeinen Leib umgab, floß in die heitre Luft.
Wer dieſen Duft empfand, ward reizend an Geberden,
Und mußte mit Gewalt verliebt und zärtlich werden.
So wie ſich ein Comet in dicken Dampfkreis hüllt,
Der, wenn er unſre Luft mit ſeinen Theilen füllt,

Uns Tod und Schrecken dräut ſo iſt ſein Leib umringet:
Mit einem Götterduft, der uns zur Liebe zwinget.
O Raufbold, nimm dein Herz und deinen Muth in Acht!
Der Gott Roman iſt ſchon auf deinen Fall bedacht;
Mit Pfeilen wird er nicht dein hartes Herz beſchieſſen;
Ein Dunſt, ein leichter Dunſt wirft dich zu ſeinen Füſſen.

Er gieng in das Gemach, wo Raufbold mit dem Arm
Sein ſchweres Haupt geſtützt; ſein innerlicher Harm
Verrieth ſich, ob er ihn gleich zu verbergen ſuchte;
Man ſah es, weil er oft ſich und ſein Glück verfluchte.
Indeß umnebelt ihn der Dunſt und die Gefahr;
Er ſpringt halb wüthend auf, da er getroffen war.
So wie ein ſichrer Hirſch aus ſeinem Lager ſetzet,
Wenn ihn in ſeiner Ruh ein wilder Pfeil verletzet,
Jedoch, indem er denkt, daß ſich die Wunde legt,
Er mit dem Pfeil den Tod auf rothem Rücken trägt:
So flieht der Renommiſt, jedoch indem er fliehet,
So macht er, daß der Dampf ſich ſtärker um ihn ziehet.
„Der Donner! rief er aus, verwandelt ſich mein Blut?
„Entflieht von mir die Kraft, entflieht von mir der Muth?
„Warum bin ich verzagt? „ Er ſchwieg, er ſetzt ſich nieder,
Die große Schleife bebt, es zittern ſeine Glieder.
So wie die Pythia die wilden Haare ſtreubt,
Wenn der geweihte Dampf ſie auf dem Dreyfuß treibt,
Den ſtarren Blick verdreht und erſt zu gehn ſich waget,
Bis der erblaßte Mund mit Schrecken wahrgeſaget:
So ſieht auch Raufbold aus; es ſchien um ihn gethan;
Die Liebe macht ihn ſtumm, doch endlich fieng er an:
„So bin ich denn beſiegt? ſo ſoll ich in den Linden
„Das, was mein kühnes Herz noch nie gefühlt, empfinden?

„Nein, nein, ich will noch nicht der Liebe dienſtbar ſeyn;
„Noch ſoll kein Renommiſt ſich ihn zum Sclaven weihn,
„Noch ſoll ihr ::: aber ach! wie ſoll ich ihr entgehen?
„Den Schnurren kañ ich zwar, nur der nicht widerſtehen.
„Das Mägdchen war zu ſchön, die ich zuvor erblickt;
„Da ich ſie einmahl ſah, ſo ward ich ſchon entzückt.
„Ich liebe, doch euch nicht, ihr Brüder, zu betrüben,
„So ſoll der Renommiſt auch renommiſtiſch lieben.

Er ſagts, der Geiſt Roman hört es und wird vergnügt.
„Nun, ſprach er, iſt es Zeit, daß ihn mein Arm beſiegt.
So gleich nahm er Geſtalt, und Gang und Tracht u. Minen
Von ſeinem Schutzgeiſt an, der ihm zuvor erſchienen.
„Mein Raufbold, war ſein Wort, wohlan! ich geh es ein;
„Da weder mein Geboth, noch mein erzürntes Dräun
„Dich abgehalten hat, ſo magſt du auch entbrennen,
„Geh, liebe, doch nur ſo, daß dich Jenenſer kennen.
„Es iſt die Rothmündin, womit dein Herz ſich quält,
„Die, die du geſtern dir zu der Charmant erwählt.

Kaum hat er dieß geſagt, als Raufbold auch entbrannte,
„So war, die ich geſehn, von mir gar die Charmante?
„O, rief er grimmig aus, unglücklicher Sylvan,
„Dein Tod iſt ſchon gewiß und du biſt Schuld daran.

Bey den Jenenſern iſt ein alt Geſetz in Ehren,
Das alte Burſche ſtets die junge Nachwelt lehren,
Das man mit Ehrfurcht ſagt und unverbrüchlich hält,
Bis in den ewgen Staub das alte Jena fällt.
Dieß iſts: ſo oft man ſich vor volle Gläſer ſetzet,
Wählt ſich der naſſe Burſch die Schöne, die er ſchätzet.
Er wählt ſie, und ſein Glas wird ihr zu Ehren leer,
Zu ihrer Ehre fällt ſein glänzendes Gewehr

Auf ſeines Feindes Kopf; und hat ſie ihm gefallen,
So wird ihr Name ſtets durch lange Straßen ſchallen.
Er trinkt ſich einen Rauſch bloß auf ihr Wohlergehn;
Er kennt ſie weiter nicht, als daß er ſie geſehn;
Und dennoch wird dr ſie mit ſeinem Blut beſchirmen,
Ja auf ihr Wohl allein die feſte Wache ſtürmen.
Die Renommiſten ſinds, die dieß Geſetz erhöht;
Ihr ſieggewohnter Stal macht, daß es ſtets beſteht.
Sie werden eh Taback und Ehr und Jena meiden,
Als dieß Geſetz verſchmäht und ſich verachtet leiden.
Ein alter Renommiſt, als er im Zweykampf ſtarb,
Und durch den letzten Stoß den letzten Ruhm erwarb,
Sprach noch mit blaſſem Mund zu ſeinem Secundanten:
„Beſchützet dieß Geſetz, beſchützet die Charmanten!
„Die Seel entflieht mir jetzt, doch nicht mein Muth zugleich
„Er und mein Degen kömmt nach meinem Tod auf euch.
„Braucht ihn, daß dieß Geſetz kein Feiger je verhöhne;
„Schimpft mans, ſo ſterbt mit Ruhm, wie ich, für eure Schöne.

Drum hielt es Raufbold auch, da ihn Sylvan verſchmäht,
Da er in der Allee mit dieſer Schöne geht,
Die er doch ungeſehn Charmante ſchon genennet.
War es wohl ungerecht, da ſeine Rach entbrennet?
„Zum Henker! rief er aus, was denkt Sylvan von mir?
„Denkt dieſer Jungferknecht, ich ſey nur darum hier,
„Von ihm verhöhnt zu ſeyn? Mein Degen ſoll ihm zeigen,
„Daß ſich ein Renommiſt nicht wird vor Stutzern beugen.
Er ſchwieg, der Gott Roman ſetzt durch die kleine Hand,
Die eine Fackel ſchwingt, ſein Herz noch mehr in Brand,
Die Eiferſucht ſucht ihn mehr Argwohn zu erwecken,
Die Stirn beherrſcht die Wuth, die Hand das falbe Schrecken.

„Mein Raufbold, lebe wohl! rief noch der Gott Roman,
„Daß du auch liebend brennſt, das, das hab ich gethan,
„Geh hin, ich bin vergnügt; auch Schläger zu bezwingen,
„Kann niemand ſonſt als ich mit ſolchem Glück vollbringen.
So gleich begab er ſich zu der Galanterie.
„O Göttinn, rief er aus, beglückt iſt meine Müh!
„Beglückt iſt auch dein Reich, beglückt biſt du, o Mode!
„Der Stürmer iſt geſtürzt, der uns zu ſtürzen drohte.
„Voll Feuer iſt der Blick, ſein Herz voll Eiferſucht,
„Dein liebſter Sohn Sylvan wird zwar von ihm verflucht;
„Er droht, ihn durch den Stal mit Schrecken zu verderben:
„Allein, er wird nicht gleich von ſeinem Drohen ſterben.
„Jedoch, wenn wird einmal der Franzen Mode gehn?
„Soll ſie den Schlägergeiſt nicht auch bezwungen ſehn?
„Ja, rief die Göttinn, ja, laß, Freundinn, deinen Wagen,
„Nunmehr dich durch die Luft zum Schlägergeiſte tragen.

Sie ſagts, die Mode thuts; ihr Wagen wird verziert;
Er wird mit ſanftem Schritt von Möpschen fortgeführt.
Ein Stutzer, der ſein Glück gedankenlos beſinget,
Iſt an des Kutſchers Statt, der ſie zum Laufen zwinget.
Ein ganzes Geiſterheer fliegt flatternd um ihr Haar.
Von weitem nimmt man es nicht um daſſelbe wahr:
Doch wenn ein Dichter nur den Blick dahin erhebet,
So ſieht er, daß die Luft von tauſend Geiſtern lebet:
So wie, wenn man den Blick nach dem Orion lenkt,
Und einen einzeln Stern nur zu erblicken denkt,
Doch wenn wir alſobald des Sehrohrs uns bedienen,
Dieß achzig Sterne ſind, was uns ein Stern geſchienen.
Die Mode ſelber ſitzt auf einem rothen Sammt,
Um den franzöſiſch Gold in krauſen Trotteln flammt.

Gleich über ihrem Haupt ſchwebt in dem lüftgen Kleide
Mit freyem Blick der Reiz, mit heitrer Stirn die Freude.
Es eilt von ihrer Stirn ein bogigtes Tupe,
Das keine Deutſche ſchmückt, gekünſtelt in die Höh.
Man hat es ſo gebaut, daß es in Locken ſchläget,
Daß ein Cylinder ſtets den andern zitternd träget.
Kein Puder hat noch je ihr ſchwarzes Haar durchirrt,
Damit die weiſſe Haut noch mehr erhaben wird;
Es flieſſet lang gerollt auf ihre Schultern nieder,
Und ſpielend hebt ſichs oft durch ſanfte Weſte wieder.
Dicht um den Hals ſchlingt ſich, doch fremd, das Palatin;
Im Anfang ſcheint es oft die weiße Bruſt zu fliehn,
Doch eine Schleife muß mit dünnem Flor verſtecken,
Was durch den muntern Blick die Stutzer gern entdecken.
Ein blaulichter Chryſett iſt meiſt ihr liebſt Gewand;
Den ausgezierten Stoff durchkreuzt ein weiſſes Band;
Es gleicht dem krummen Blitz, der in ſich ſelbſt verwirret,
Von dem geſchwärzten Pol bis zu dem andern irret.

Ihr Wagen theilt die Luft; vor Henolds Caffeehaus
Trat ſie, doch unſichtbar, aus ihrem Sitz heraus,
Sie wußte, daß dahin der Schlägergeiſt geflogen,
Weil ihn dahin ein Zank, den er gemacht, gezogen.
Sein Aug erblickte ſie. So wie ein Landmann ſteht,
Und ſeinen ſtarren Blick nach Apels Hauſe dreht,
Das durch den fremden Bau ihn ſtutzend an ſich ziehet:
So ſtutzt der Schlägergeiſt, da er die Mode ſiehet.
Sie geht; ſein Schritt wird ihr auch zitternd nachgerückt.
Kaum ſieht er ihr Geſicht ſo wird er auch entzückt.
„Wer mag das Mägdchen ſeyn? fragt er, was für Geberden!
„In die möcht ich verliebt auch noch in Jena werden,

„Doch nimmt mir nicht ein Wahn die trüben Augen ein:
„So ſcheint ſie als ein Geiſt etheriſch ſchön zu ſeyn.
„Mein Seel! mich triegt kein Schein.„ Er geht, ſein ſteifer Rücken
Muß voller Ehrfurcht ſich vor ſeiner Göttinn bücken.
Ein Lächeln, welches macht, daß er zu ſiegen glaubt,
Ein zierlich Sprödethun, das es ihm wieder raubt,
Ein ſchalkheitsvoller Blick erhitzet ſeine Triebe,
Er wird von ihr beſiegt, und ſagt ihr ſeine Liebe.
So wie ein alter Baum, der bey der Winde Wuth,
Die ihn umſonſt beſtürmt, ſtets unbewegt geruht,
Zuletzt dem wilden Hieb erzürnter Aexte weichet:
So wird der Schlägergeiſt, der einem Felſen gleichet,
Der alle Furcht verlacht, wenn er erzürnt gekriegt,
Von einer Leidenſchaft, die er nicht flieht, beſiegt.
„Geiſt, war der Mode Wort, Geiſt, ſoll ich dich nicht haſſen,
„So mußt du dieſe Tracht und deinen Stal verlaſſen,
„So ſey dein Held nicht mehr der jungen Stutzer Trutz;
„Du aber kleide dich, wie der beliebte Putz.
Sie ſagt es; und ſogleich ſah man ihn ſeinen Degen
Halb ungern, und doch auch halb willig von ſich legen.
Den Huth, und was ihn noch ein kriegriſch Anſehn gab,
Die großen Handſchuh ſelbſt, legt er bezwungen ab.
Indem ergriff der Scherz, der um die Mode ſpielte,
Den Degen, den ſo oft der Schnurr unſichtbar fühlte;
Er hielt den großen Stal in ſeiner ſchwachen Hand,
Vor deſſen Wirkung auch kein Renommiſt beſtand.
Mit ſpöttiſchem Geſicht verhöhnt er ihm die Klinge,
Das Stichblatt war zu groß, die Scheide zu geringe.
Der Tanz, ein loſer Geiſt, nahm ſeine Handſchuh wahr;
Er zog ſie an, und both ihm ſein paar weiſſe dar.

Von einem andern Geiſt ward ihm der Hut entführet,
Den die geſchickte Hand franzöſiſch ausſtaffieret.
Dieß ſah der Schlägergeiſt: „wie? dieſe nackte Schar
„Nimmt meinen Degen weg? ja ſie verhöhnt ihn gar?
„Canalljen! wollt ihr fort! geht mir aus dem Geſichte,
„Wo nicht, ſo macht euch noch mein wilder Zorn zunichte,
„Du aber, die du mich zu dieſer That verführt,
„Coquette, lebe wohl! ich bin nicht mehr gerührt.
„Ich will zu meinem Held, zum Renommiſten gehen;
„Fliehn iſt der beſte Rath, ſich nicht verliebt zu ſehen.
So ſprach er: und entwich. Die Mode ſieht ihn fliehn,
„Vergeblich iſt alſo mein Reiz und mein Bemühn?
„Schrie ſie vor innrer Wuth: mich faſt nicht anzublicken?
„Dieß, dieſes iſt zuviel und doch muß es ihm glücken?
„Sieh, o Galanterie! ſieh des Verwegnen Muth!
„O könnt ich nur. = = Sie ſchwieg, und ihr etheriſch Blut,
Das ſonſt in dem Geſicht mit Lächeln aufgegangen,
Entwich vor Zorn zurück, verlohr ſich von den Wangen.
Sie eilt mit Schrecken fort zu der Galanterie;
Der Renommiſtengeiſt zum Raufbold, welcher ſchrie:
„Ja, ja, es iſt gewiß, Sylvan, du mußt dich ſchlagen
„Willſt du nicht ſtets zum Spott des Feigen Namen tragen.
„Wie? ſchlagen? Recht mein Sohn, ſo machts ein Renommiſt,
„Der auch in Leipzig nicht ſich und ſein Amt vergißt.
„Bemühe dich ja wohl, ihm ins Geſicht zu hauen,
„So muß der Feige doch die Larve häßlich ſchauen.
Drauf lief der Renommiſt und rief die Jungemagd:
„Hohlt die drey Freunde her, die ich euch ſchon geſagt.
Sie geht, er wirft ſogleich die großen Handſchuh nieder,
Und voll vom nahen Kampf erwartet er die Brüder.

Schrei-

Schreiben
wegen des Zurückgehens der Sonne
an dem Zeiger Ahas.

Ich bin Eurer Hochedlen überaus vielen Dank ſchuldig, daß dieſelben die mir bisher unbekannt geweſene Abhandlung in den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, mir zuſchicken wollen, worinnen das von Gott dem Könige **Hiskia** gegebene Zeichen des zurückgehenden Schattens am Zeiger Ahas (Chriſtmonat 1743. S. 473 - 479.) erwogen und, wie ſolches ganz natürlich zugehen können, zu erweiſen geſuchet worden. Euere Hochedlen wiſſen, daß es meine Art nicht iſt, auf meinen Gedanken lediglich zu beruhen, oder es für eine Beleidigung anzuſehen, wenn man mir gegen dieſelben eine beſſere Einſicht, in einer Sache beyzubringen ſuchet. Ich habe daher dieſe Abhandlung um ſoviel weniger mit dem mindeſten Widerwillen geleſen; je löblicher es an derſelben iſt, daß ſie von der Unehrerbiethigkeit oder Spötterey keine Spur zeiget, welche ſonſt mehrentheils diejenigen Unterſuchungen begleitet, wo man die in der göttlichen Schrift erzählten außerordentlichen Dinge natürlich zu erklären ſuchet. Ja, ſie iſt mir deſto angenehmer geweſen, weil ſie mir von neuem die von zween Ordensleuten in Metz gemachte Anmerkung eines Zurückgehens vom Schatten, mit allen Umſtänden eingedenk machte, die mir bey meiner

ner Vorbereitung zu dem, was ich vorgeſtern von dieſer Sache auf der Kanzel vorgetragen, nur mit einer dunkeln Erinnerung im Gedächtniſſe ſchwebte, ohne, daß ich mit allem Nachſinnen damals darauf kommen konnte, wo ich ſie geleſen hatte: welches mich allein abgehalten, in meinem öffentlichen Vortrage dieſelbe zu berühren; weil ich den Ort nicht finden konnte, die Umſtände davon in der Quelle ſelbſt noch einmal zu leſen.

Der gelehrte Verfaſſer dieſer Abhandlung hält nun eben die gemeldete Begebenheit, die zu Metz im Jahre 1703, wahrgenommen worden, und ſeine eigenen darüber gemachten Verſuche, welche er erzählet, für hinlänglich, zu erweiſen, daß das Zurückegehen des Schattens zu Hiskiä Zeiten eben ſo wohl in dem ordentlichen Laufe der Natur, ſeinen Grund gehabt, als dieſes, was man in unſern Zeiten geſehen hat; ja, er ſetzet a.d.477 Seite faſt für ausgemacht, daß ſich ohne allen Zweifel außer dieſen zweyenmalen noch gar öfters ein gleiches zugetragen habe.

Bey dieſem letztern nehme ich mir die Freyheit, zuerſt ſtille zu ſtehen. Soll eine Zurückgehung des Schattens an den Soñenuhren eine nothwendige Folge ſeyn, ſo oft kleine Dunſtwölklein in der Luft ſind, welche die Sonnenſtralen nur brechen, ohne ſie ganz zu verdecken: ſo möchte man es bey nahe für unbegreiflich halten, wie einer ſolchen Sache, die ſolchergeſtalt recht unzähligemal vorgehen müßte, kein Menſch außer dieſen zweyen Exempeln gewahr worden ſey. So viel große, kluge, auch der Mathematik kundige Leute, haben von ſo vielen Jahren dieß

Zeichen in der Bibel geleſen. Täglich werden an ſo viel tauſend Orten Sonnenuhren zu aller Zeit, und zwar nicht allemal nur obenhin, ſondern mit Aufmerkſamkeit angeſehen. Iſt ein Zurückgehen des Schattens etwas ſo gar natürliches, wie der Herr Verfaſſer meynet, welches folglich bey dergleichen Dunſtwölklein allemal ſo unfehlbar geſchehen müßte, als bey denen Regenwolken, die der Sonne in gehöriger maaße entgegen ſtehen, ein Regenbogen am Himmel ſich unfehlbar zeiget: ſo muß es einem jeden faſt eben ſo ſehr zu einem Wunder werden, daß dieß niemanden ſchon längſt vorgekom̃en und eben bey dem Zeichen Hiskias beygefallen ſeyn ſolle; als dasjenige ein Wunder iſt, was man damit zu erläutern und natürlich zu machen ſuchet. Darf ich nicht auch darzu ſagen, es würde etwas ſo gar ordentliches und gemeines, ſich wenig zu einem Zeichen geſchickt haben, wie es ſeyn ſollte, wenn Hiskias in ſeinem Glauben dadurch ſollte geſtärket werden? und würde es die Mühe gelohnet haben, daß die Fürſten in Babel eine ordentliche Geſandtſchaft zu Hiskia geſandt hätten, ſich darum beſonders zu erkundigen, (2 Chron. 32, 31.) wenn es etwas allgemeines wäre, was man überall ſehen könnte? Da die Heiden ſehr viel gröſſere Dinge, die Gott bey ſeinem Volke that, ohne dergleichen Nachforſchung hingehen laſſen: ſo ſollte man wohl beynahe ſchließen, es müßte da etwas ganz außerordentliches wirklich geſchehen ſeyn, welches Leute, bey denen die Beſchauung des Himmels recht zu Hauſe war, rege gemacht, auch aus der Ferne ſich darum recht zu befragen. Zum wenigſten möchte ich nun wünſchen, und es faſt für billig anſehen, daß von nun an unter den Chriſten ein jeder, der der Sache fähig iſt, bey allen dergleichen Umſtänden des Wolkenhimmels, auf die Sonnenzeiger recht genau acht zu haben, und wo er wüßte und könnte, Erfahrungen darüber zu machen, bemühet wäre. Kein verſtändiger Gottesgelehrter wird darüber zürnen, wenn durch Erfahrungen die Sache in mehrere Gewißheit geſetzt wird. Keiner, der rechte Einſichten hat, wird glauben, der heil. Schrift damit einen Dienſt zu thun, wenn er mit Gewalt etwas zu einem Wunderwerke machet, was natürlich geſchehen kann: nur vorausgeſetzt, daß es zulänglich und gewiß erwieſen werde, daß es etwas Natürliches ſey. Denn in der Sache ſelber iſt das genug, den zurückgehenden Schatten bey Hiskia zu einem übernatürlichen Zeichen und Erweiſe der mit Jeſaia deßfalls geweſenen höhern Hand zu machen, was der Herr Verfaſſer ſelbſt auf der 479 Seite zugiebt; daß eben zu derſelbigen Zeit dergleichen dünne Wolke vor die Sonne ſich geſtellet, und eben auf ſo viel gemeßne Stafeln den Schatten zurücke gebrochen, wie es der Prophete vorher geſaget. So wenig als es ietzt der gröſte Mathematicus vorher wiſſen könnte, wenn ein ſolch Wölklein am Himmel ſich finden, und wie weit es die Sonnenſtralen brechen werde, wenn es auch alles natürlich wäre: Eben ſo wenig kann es der Prophet aus ſich ſelber vorher gewußt haben. Mithin iſt es Gott allein, der ihm ſolches hat anzeigen können. Und da es pünctlich ſo erfolget, wie es verkündiget worden, ſo würde damit

Jeſaias genug vertheidiget ſeyn, daß er es in dieſen Umſtänden als ein göttliches Zeichen angegeben; wenn es auch an ſich etwas natürliches wäre: Gleichwie vom Samuel ein ſonſt natürliches Donnerwetter, da es gleichwohl zu einer ungewöhnlichen Zeit, und eben zu der Stunde, da er es verkündiget hat, wo niemand ſonſt das vermuthen können, erfolgete, (1 Sam. 12, 17. 18.) für ein Zeichen von Gott, ohne einigen Betrug angegeben werden könnte.

Darf ich aber, bey meinem unter andern Arbeiten übrig gebliebenen kleinen Reſte einiger Erinnerung aus der Mathematik, mich wagen, meine Zweifel über die Meynung des Herrn Verfaſſers überhaupt zu eröffnen: ſo dünket mich, daß alle beyde von demſelben zum Grunde gelegten Exempel, noch lange nicht diejenige Aehnlichkeit mit dem haben, was am Zeiger Ahas vorgegangen, die darzu erforderlich wäre, wenn dieſe zu etwas bloß natürlichem dadurch werden ſoll. Das zu Metz von dem Pater Romuald wahrgenommene Zurückegehen des Schattens betrug nach ſeiner Erzählung mehr nicht, als anderthalb Stunden. Es war zwölf Uhr, und der Schatten gieng in der gröſſeſten Weite bis halb eilf Uhr zurücke; das heißt, wenn man an dem Sonnenzeiger Ahas, nach faſt aller Gelehrten einſtimmiger Meynung, die Staffeln auf halbe Stunden rechnet, auf drey ſolche Staffeln. Wieviel das Zurückgehen, welches der Herr Verfaſſer ſelbſt mit ſeinen Augen angemerket, ausgetragen habe, das hat derſelbe nicht beſtimmet, wie es wohl zu wünſchen wäre, wenn man eine zuverläßige Vergleichung mit dem Zeichen

Hiskias anſtellen wollte. Wenigſten iſt faſt zu muthmaßen, wenn es mehr betragen hätte, als damals zu Metz, ſo würde der Herr Verfaſſer ſolches, als etwas, das viel zur Sache gedienet, nicht übergangen haben.

Beſinne ich mich nun recht, ſo wird in der Optik für ausgemacht gehalten, daß, wenn die Lichtſtralen aus einem dünnern in einen dichteren durchſichtigen Körper, wie aus der Luft ins Waſſer oder in eine wäſſerichte Wolke fallen, die Brechung derſelben auf 20 Grade gegen den Senkel oder ungefehr um des Einfallwinkels geſchehe: dahingegen die aus einem dichtern ins dünnere fallenden Stralen auf den halben Theil des Einfallwinkels von dem Perpendicul hinweg gebrochen werden; welches aber zu dem gegenwärtigen Falle nicht gehöret. Zu einem ſolchen Zurückgehen des Schattens nun, wie er zu Metz geſehen worden, trifft dieſes Maaß vollkommen zu. Eine Abweichung von 2 oder aufs höchſte 3 halben Stundenſtaffeln würde ſich ziemlich ſo verhalten, wie das allgemeine Maaß der Brechung es angiebt. Aber wie will das zu einem Zurückgehen von zehn Staffeln, wie es in des Hiskias Zeichen geſchehen, zureichen; wo, wenn man auch nur ohne künſtliche Berechnung die Weite des Abweichens vergleichet, der Schatten noch völlige ſieben Staffeln weiter gehen müſſen? Sollte eine Brechung der Stralen, dadurch ſie ſo gar aus ihrer rechten Stelle verrücket und divariciret worden wären, natürlich geſchehen ſeyn: ſo müßte entweder der Sonnenſtral ganz ungemein ſchief auf das Dunſtwölklein und den darunter ſtehenden Zeiger gefallen ſeyn. Denn, wenn ich auf die Regeln der Dioptrik mich recht beſinne, ſo wird das Licht, je ſchiefer es einfällt, deſto ſtärker gebrochen. Wie ſchicket ſich aber ein ſolcher ſchiefer Einfall der Sonnenſtralen zu dem jüdiſchen Lande, wo die Sonne beynahe vertical iſt? Wie ſchicket er ſich zu der Mittagsſtunde, in welcher kurz zuvor oder nach derſelben das Zeichen Hiskiä geſchehen ſeyn muß? weil ſonſt, wenn es zur Nachmittagszeit geſchehen wäre, der Schatten nicht, wie der Prophet ſaget, hinauf, ſondern herunter hätte zurück gehen müſſen; und wenn es früh geſchehen wäre, noch nicht zehn Staffeln hätte können zurück geleget haben. Oder, wenn eine ſo ſtarke Brechung natürlich hätte geſchehen ſollen, ſo müßte die Wolke, wodurch der Stral gefallen wäre, von viel dichterer Art geweſen ſeyn, als der Verfaſſer ſie haben will. Wo bliebe aber da derſelben Durchſichtigkeit? Würde eine ſo dichte Waſſer oder Dunſtwolke nicht gar das Sonnenlicht verdunkelt, und den Schatten recht zu unterſcheiden entweder gar unmöglich, oder ſo zweydeutig gemacht haben, daß Hiskias daran ein ſehr zweifelhaftes Zeichen gehabt hätte?

Was mir hiermit, nach meiner wenigen Einſicht, gleich, da ich die Ausführung des gelehrten Herrn Verfaſſers geleſen, als wichtige Schwierigkeiten beygefallen; das habe ich hernach gefunden, daß es zum Theil bereits vor mir eben in Anſehung des zu Metz angemerkten Zurückgehens von zweenen gröſſern Kunſtverſtändigen in der Mathematik, als ich bin, erinnert worden. Der berühmte Herr Profeſſor Wiedeburg in ſeiner Matheſi biblica, (ſpecim. III.

Quaeſt. 43. p. 93 ſq.) und Herr Paſtor Schmidt im bibliſchen Mathematico, (P. VI. Sect. II C. II. §. 4. p. 537.) haben bey Vergleichung der metziſchen Begebenheit mit dem Zeichen Hiskias, auch nichts anders finden können, als daß eine ſolche Brechung der Sonnenſtralen auf 10 Linien, d. i. auf 75. Grade, wie ſie an dem Zeiger Ahas geſchehen, natürlicher Weiſe nach den Regeln der Optik nicht möglich ſey, mithin für ein wahres Wunderwerk Gottes erkannt werden müſſe?

Ich überlaſſe die Sache gern der Unterſuchung derer, die mehr Fähigkeit, Gelegenheit und Muße gehabt, in der mathematiſchen und Naturwiſſenſchaft eine darzu erforderliche Stärke zu gewinnen, als ich mir auf einige Weiſe anmaßen kann. Ich führe auch mit Fleiß allhier nichts an, was etwa bey genauerer Betrachtung der in der heiligen Schrift bey dieſer Geſchichte gebrauchten Ausdrückungen, den Sprachkundigen allerley Grund giebt, das, was bey Hiskia geſchehen, für ein unmittelbares Werk des höchſten Herrn der Welt anzuſehen: weil dieſe Gründe in ein ganz anderes Fach gehören, als woraus der Herr Verfaſſer ſeine Gedanken hergeleitet. Am allerwenigſten habe ich die Abſicht, demſelben mit einem unglimpflichen Urtheile oder Argwohne eines gegen die Schrift übelgeſinnten Gemüthes, wehe zu thun. Selbſt einer von denen in unſern Zeiten um die Schriftauslegung wohlverdienten holländiſchen Gottesgelehrten, Johannes Markius, hat in ſeiner umſtändlichen Unterſuchung dieſer Geſchichte (Exercitat. ſcripturar. XV. §.16. p. 819. ſq.) kein Bedenken getragen, von der Art, mit welcher Gott dieſes Zurückgehen der Sonne oder des Schattens geſchehen laſſen, die mehrere Erörterung den Naturkündigern und Mathematicis zu überlaſſen: wenn dieſe nur ſo geſinnt wären, daß ſie, Gott und ſeine Offenbarung auch ihren Muthmaßungen vorzuziehen, und gebührend zu verehren, für keine Schande achteten. Man findet keine Urſache, dem Herrn Verfaſſer der bisher von mir erwogenen Abhandlung einen andern, als dieſen löblichen Sinn, beyzumeſſen oder zuzutrauen. Man hat vielmehr demſelben Verbindlichkeit, daß er durch dieſe ſeine Gedanken wenigſtens den Spöttern ſo viel zeigen wollen, daß auch auf dieſe bibliſche Erzählung nichts widerſprechendes könne gebracht werden; ſondern, daß es der göttlichen Allmacht und Weisheit ganz nicht ungemäß ſey, was in kleinerem Maaße durch natürliche Urſachen etwa geſchehen kann, auch über der Natur Kräfte auf höhere wunderbare Art, als ein außerordentliches Zeichen anzugeben und zu bewerkſtelligen.

Der mehr, als ich Anfangs gedacht, mir weitläuftig gerathene Aufſatz meiner Gedanken bedarf ſehr viel Entſchuldigung. Die angenehme Gelegenheit aber, die Ew. Hochedlen mir gegeben, dieſer Sache noch weiter nachzuſinnen, als ich bey meinem öffentlichen Vortrage thun können, hat mich unvermerkt dahin gebracht; und Ew. Hochedlen Gütigkeit machet mir die Hoffnung, es werde dieſer Fehler mir nicht ſchwer verziehen werden. Ich bin ꝛc.

Breßlau den 8. Jan. 1744.

Joh. Friedrich Burg.

* *

An die Liebe.

Was? Liebe! dich ſoll ich beſingen?
Ich dich? O, ſpare deine Müh!
Du kannſt mich um mein Herz zwar bringen;
Allein ein Lied erhältſt du nie.
Zeig an mir alle deine Triebe;
Ja, fordre, was du willſt, o Liebe!
Nur, bitt ich, fordre kein Gedicht.
Ich brenne, ſeufze, ſchmachte, ſcherze,
Ich wünſche, hoffe, drück und herze;
Allein, vergieb, ich ſinge nicht.

Du kenneſt ſchon mein zart Gemüthe,
Und die, die mich in Feſſeln hält,
Du kennſt mein feuriges Geblüthe,
Du kenneſt dich; nur nicht die Welt.
Du ſiehſt mein Herze ſtürmiſch ſchlagen;
Du hörſt es, wenn ein Strom von Klagen,
Von Seufzern ſchwer, die Lippen bricht.
Du lachſt, und denkſt, ich werd ihn, zwingen,
Nun wird er einmal von mir ſingen:
Allein, du irrſt; ich ſinge nicht.

Du willſt mich Phyllis ſehen laſſen?
Ich ſeh ſie, ja, und ſiege noch:
Komm, Phyllis, laß mich dich umfaſſen = =
Nein, Phyllis, flieh! ſonſt ſing ich doch.

Entzückt iſt der, der dich erblicket;
Wer preiſt nicht das, was ihn entzücket?
Die Bruſt, dieß Auge, dieß Geſicht?
Ja, ja, ich muß, ich will auch dichten = =
Doch, wird mich denn die Welt nicht richten?
Nein, Phyllis, nein! ich ſinge nicht.

Du zeigſt mir Doris noch, o Liebe?
O welche reizende Geſtalt!
O was empfind ich itzt für Triebe!
Und o! wie thu ich mir Gewalt!
Ja, du verdieneſt meine Töne;
Ja, du = = doch denke nach, o Schöne,
Du weißt ja, was die Welt denn ſpricht.
Ach Doris! Doris! hab Erbarmen!
Ich will dich küſſen und umarmen;
Nur dich beſingen werd ich nicht.

Du zeigſt mir den Ovid, o Liebe!
Wie zärtlich, ſprichſt du, ſang nicht der!
Und ſang er nicht nach meinem Triebe?
Und fiel ihm wohl dieß Singen ſchwer?
Gefällt Corinne ſeinem Sinne,
So ſingt ſein Mund auch von Corinne.
Er fühlet und beſchreibt die Luſt.
Von ihr geküßt, von ihr gehöret,
Beſang er ſie, und ungeſtöret
Von Rom, der Welt, und von Auguſt.

Roms Jugend hat aus ſeinem Munde
Der Liebe hohe Kunſt gehört.

Er ſelbſt verſtund ſie aus dem Grunde;
Drum hat er ſie ſo gut gelehrt.
Er küßte zärtlich, oft und viele;
Allein, es klang auf ſeinem Spiele
Auch oft und zärtlich jeder Kuß.
Durch mich und durch daſſelbe Feuer
Entbrennt ſein Herz, ſpielt ſeine Leyer,
Und küßt und ſingt Ovidius.

Ich war die Muſe, die ihn führte;
Ich machte, daß ſein Lied gefiel;
Ich, die ihm Herz und Geiſt regierte,
Ich, ſeiner Lieder Quell und Ziel.
Zuerſt ließ er von mir ſich binden.
Drauf half ich ſelbſt ihn überwinden;
Für mich und ihn führt ich den Krieg.
Er kriegt, und ſinget ſeine Kriege;
Sein Lied verſchafft ihm neue Siege,
Und neue Lieder jeder Sieg.

Mit ſeinen zarten leichten Tönen
(Vielleicht rührt dieſer Vortheil dich)
Verewigt er beſungne Schönen,
Verewigt er zugleich auch ſich.
Noch lernen tauſend junge Schulen
Von ihm die holde Kunſt, zu buhlen;
Es lernt ſie von ihm der Pedant.
Er ſtutzt, vergißt zu buchſtabieren,
Vergißt die Lesart anzuführen,
Und ſucht zum erſtenmal Verſtand.

Hör auf, o Göttinn! mich zu plagen.
Das ſchlag ich dir und allen ab,
Was ich der Phyllis abgeſchlagen,
Und was ich nicht der Doris gab.
Ward Naſons Singen gleich geprieſen:
So ward doch Naſo ſelbſt verwieſen;
Was hilfts ihm, daß ſein Lied vergnügt?
O! hätt er nur von ſeinen Siegen
Die Luſt genoſſen und verſchwiegen:
So hätt er Lebenslang geſiegt.

Warum blies er in ſeine Flöten
Die Seufzer, welche du erregt?
Sonſt hätten ihn die wilden Geten
Zu andern Klagen nicht bewegt.
Vielleicht hätt' er dann nichts geſchrieben,
Wär' unbekannt, wie ich, geblieben;
Allein auch ſo beglückt, als ich.
Mit Myrten Lorbern zu verbinden,
Die Ehre, die er fand, zu finden,
Verlohr er Schönen, Luſt und dich.

Doch ſelbſt die Ehre folgt ihm ſpäter,
Als ers verdient und hoffet, nach.
Ihm folgt der Fluch erzürnter Väter,
Ihm folgt betrübter Mütter Ach.
Die Mägdchen, wo man überwunden,
Und ſeine Regeln gut befunden,
Verwünſchten ihn und ſein Gedicht.
Nein, nein! ich werde ſeine Lehren,
Nach ſeinem Beyſpiel, gleichfalls hören;
Nur ſie gegeben hätt ich nicht.

An die Liebe.

Wer hat Anakreon vertrieben,
Sprichſt du, der als ein Greis noch ſang?
Er ſang vom Trinken und vom Lieben,
Weil er als Greis noch liebt und trank.
Horaz hat beydes auch geprieſen;
Und wer hat den Horaz verwieſen?
Wer den muthwilligen Catull?
Was hat Properz für mich gewaget?
Und wer hat den Properz verjaget?
Und wer den zärtlichen Tibull?

Vielleicht, daß durch der Deutſchen Feuer
In dir dieſelbe Glut entglimmt.
Du weißt, wie Günther ſeine Leyer
Den Saiten Naſons nachgeſtimmt;
Du weißt, wie Hagedorn mich höret,
Der ſeinem Deutſchland, das ihn ehret,
Mir und dem Bacchus Ehre bringt;
Und der durch mich und ihn beſeelet,
Von mir bald, wie Fontain erzählet,
Bald, wie Horaz, von beyden ſingt.

Der ernſte Haller ſelber fühlet
Und ſingt und lehret meinen Scherz.
Sein Lied, das er von Doris ſpielet,
Iſt weich und zärtlich, wie ſein Herz.
Er ſeufzt, und mit ihm ſeine Töne,
Und mit ihm die erweichte Schöne,
Du ſeufzeſt ſelbſt; und ſahſt ſie nie.
Schweig, Liebe, mit ſo ſchwachen Gründen!
Ich fühle das, was ſie empfinden;
Sing ich darum ſo ſchön, als ſie?

D,

O, ſprichſt du, dem, der mich erwählet,
Und arm an Witz iſt, mehr ich ihn.
Und wenn Verſtand und Feuer fehlet,
So mach ich doch gewiß ihn kühn.
Vom Witze leer, durch mich getrieben,
Hat Hoffmannswaldau mehr geſchrieben,
Als Naſo, reich am Witze ſang.
Wird Beccau nach der Schönheit ringen?
Und braucht man Kunſt, um das zu ſingen,
Was vom Menantes oft erklang?

Zur Schande will ich dir nicht leben,
O Göttinn! und dein Lob entweihn.
Muß jeder Dichter dich erheben?
Und, wer nur liebt, ein Dichter ſeyn?
Von tauſend weit geſchicktern Zungen
Sind deine Thaten ſchon beſungen.
Singt Hagedorn; was brauchſt du mich?
Die Dichtkunſt hab ich längſt verſchworen;
Für ſie bin ich auch nicht gebohren;
Für dich nur, Liebe, nur für dich.

Geſetzt, ich ſinge meine Reime
Bloß für beſungner Schönen Ohr:
Ein Freund entreißt mir meine Träume,
Und lieſt ſie andern Freunden vor.
Criſpin, den Raub und Drucker nähren,
Wird ſie bald gar der Welt beſcheren;
Ein Alter ſiehts, beſeufzt die Zeit;
Sein heilger Grimm wünſcht mich zum Teufel;
Und nunmehr iſt bey ihm kein Zweifel,
Der jüngſte Tag ſey nicht mehr weit.

Und wenn ich kalt und ſchläfrig dichte:
(Geſetzt, mein Lied vergnügte dich)
So zieht die Schweiz mich vors Gerichte,
Und Schwarzens Schickſal trifft auch mich.
Nein, nein, ich werde meine Klagen
Nur den verſchwiegnen Wänden ſagen;
Vor ihnen will ich mich erfreun;
Und frey von der Verläumdung Biſſen,
Vor Spott und Tadel ſicher, küſſen,
Und unbeneidet glücklich ſeyn.

Was meynſt du? Bacchus ſoll mich zwingen!
Du rufeſt ihn, und er erſcheint.
Soll euch mein Lied vereint beſingen,
Weil euch mein Herz ſo oft vereint?
O Bacchus! kann man deine Reben
Nicht anders lieben und erheben,
Als daß man auch von Liebe ſpricht?
Nein! noch laß ich den Muth nicht ſinken.
Schenk immer ein! ich werde trinken;
Allein dir ſingen werd ich nicht.

Geh, Hagedorn zu überwinden,
Und laß die Liebe mit dir gehn.
Die Dichtkunſt wirſt du bey ihm finden,
Und euch wird er nicht widerſtehn.
Geh Liebe, bitt in meinem Namen
Auch Thyrſis, dieſem nachzuahmen.
Er folgt ja doch ſchon ſeiner Spur;
Lehr ihn auch deinen Ruhm vermehren:
Doch nein! du darfſt ihn nicht erſt lehren;
Er weis dieß ſchon; erweck ihn nur.

Geh hin, den Damon anzutreiben,
Doch nimm dir ja die Dichtkunſt mit.
Für dich wird er mit Freuden ſchreiben,
Er, der für dich ſo viel erlitt.
Es ſoll ihr Lied, dir zu Gefallen;
Aus meinem Munde wiederſchallen.
Ich ſelber dichte nichts von dir.
Du lachſt, und zeigſt mir dieſe Lieder.
Geh! du verführeſt mich nicht wieder.
Geh! geh! nur laß mir Bacchus hier.

V. H.

* *

Der Barmherzige.

Eine Erzählung.

Du, deſſen ſtolzer Geiſt dem Erdkreis Lehren giebt,
Des Mitleids Pflicht gebeut, und ſie doch ſelbſt nicht übt,
Rechtgläubig und beherzt des Höchſten Kriege führet,
Indeſſen, daß dein Fuß der Tugend Spur verlieret!
Die Weisheit rufet dir in dieſer Fabel zu:
„Oft übet mein Geboth der Ketzer mehr, als du.

Der Städte Königinn, die Feindinn aller Götzen,
Die in der Lehre rein und ſtreng in den Geſetzen,
Stolz, daß die Allmacht ſelbſt ſie ſich zum Sitz geweiht,
Durch Pracht geſtiegen war, doch mehr durch Heiligkeit;
Die Stadt, der Salomon ſo großen Glanz ertheilte,
Sah, daß ein Bürger einſt von ihr zum Jordan eilte.

Ein wüſter Mörder Schwarm, der ſich von Beute nährt,
Frech auf den Straßen ſtreift, raubt, würget und verheert,
Den auf die Unſchuld ſelbſt die Raubbegier erbittert,
Naht ſich dem Reiſenden, der nur vergebens zittert.
Kaum hat der Eigennutz der wilden Schaar gewinkt:
Als ſie mit Luſt gehorcht, den Wandrer ſchnell umringt,
Ihm abzwingt, was er hat; und als ſie ihn geplündert,
Durch Wunden ohne Zahl ihn an der Reiſe hindert;
Ja, bey den Bitten taub, die ihre Wuth erpreßt,
Unmenſchlich ihn verhöhnt, und ſterbend liegen läßt.

Ein Prieſter eilt vorbey, der ſich der Andacht weihte,
Oft nach der Satzung wuſch, durch Faſten oft kaſteyte.
Sein flüchtig Auge ſieht, was hier die Wuth gethan;
Es blickt ihn obenhin und ohne Mitleid an.
Das Blut, das als ein Quell aus ſeinen Wunden ſtürzte;
Das Röcheln, welches ihm den Athem ſchon verkürzte;
Die Seufzer, die er ſchon halb abgebrochen that;
Das Auge, das verloſch und ſterbend Hülfe bath;
Die Hände, die er noch dem Prieſter kläglich reichte;
Der Leib, der zitterte; der Mund, der ſchon erbleichte,
Und, da ſich itzund ihm der Tod von ferne wies,
Ein unvernehmlich Ach! aus kalten Lippen ſtieß;
Dieß alles hätte ſelbſt die Mörder ehr gerühret,
Als dieſen Heiligen, der kaum in ſich verſpüret,
Daß die Natur erwacht, daß es ihm nahe geht,
Als ihm der Geiz geſchwind die Augen ſeitwärts dreht.
Er traut ſich ſelber nicht. Die Menſchheit möchte ſiegen.
Das Schrecken jaget ihn. Er läßt ihn hülflos liegen.
Dem folget ein Levit von gleicher Härtigkeit,
Und ohne, daß ſein Arm dem Schwachen Hülfe beut.

So hat denn jederman ein Menſch zu ſeyn verſchworen!
So hat das Mitleid ſich aus aller Bruſt verlohren!
Nein, denn das ſchnöde Land, dem jeder Jude flucht,
In welchem er allein der Menſchen Abſchaum ſucht;
Der Abſcheu Iſraels, die Wohnſtatt aller Sünden,
Samarien, kann noch in ſich die Tugend finden,
Die nicht Jeruſalem, die nicht der Tempel zeigt.
Ein Samariter wird durch fremde Noth gebeugt.
Kaum hat ſein ferner Blick des Blutes Spur entdecket,
Als ihn der Anblick rührt, des Armen Unglück ſchrecket.
Er flieget ſchnell hinzu. Es fühlt ſein klopfend Herz,
Das ihm aus Mitleid bebt, in ſich des Andern Schmerz.
Er ſchlägt ſein eignes Kleid beſorgt um ſeine Wunden,
Die die geſchwinde Hand ihm erſt mit Fleiß verbunden.
Er hebt ihn auf ſein Thier, das ſelbſt empfindlich ſcheint,
Und itzt noch ſanfter trabt. Er pflegt ihn, als ein Freund,
Bringt ihn ins nächſte Haus, und in die todten Glieder
Ruft er durch Saft und Fleiß das erſte Leben wieder.

Johann Adolf Schlegel.

* *

An Sylvien.

Merke deines Schäfers Lehre:
Liebe, junge Schäferinn.
Liebe der Natur zur Ehre!
Sey ſo zärtlich, als ich bin.
Ach! du fliehſt die ſchönſten Triebe?
Kind! ſie ſind dir angeerbt.
Selbſt dein Herz ſpricht von der Liebe,
Wenn die Furcht die Wangen färbt.

Bey der Erden erſter Jugend
War der Zwang des Wohlſtands nicht.
Lieben hieß man eine Tugend,
Spiel und Scherzen eine Pflicht;
Keiner Mutter ſtrenge Sorgen
Stöhrten ein zufriednes Paar,
Wenn es an dem frühen Morgen
Schon von Luſt erfüllet war.
Iſt die güldne Zeit verflogen?
Kind, ich ſeh ſie noch in dir!
Wer hat uns ihr Recht entzogen?
Ihre Tugend wohnt noch hier.
Stifter ſchnell verküßter Stunden,
Euch zur Ehre blieb die Luſt.
Was der Väter Herz empfunden,
Fühlt noch itzt der Enkel Bruſt.
Willſt du nicht den Ruhm dir gönnen?
Kind, was iſt dir hinderlich?
Sollen wir dieß Glück nicht kennen?
Jeder Schäfer liebt, wie ich.
Kamſt du nie zu jenen Linden,
Wo der Unſchuld froher Trieb
Manchen Namen in die Rinden
Mit verbuhlten Händen ſchrieb?
Fühlſt du nichts von Zärtlichkeiten,
Wo ſonſt alles zärtlich iſt?
Wo man noch der alten Zeiten
In der neuern nicht vergißt.
Hier ſchallt noch in dichten Zweigen,
Manches Rohr und manches Lied.
Soll dir nie die Luſt ſich zeigen,
Die der Vorwelt ähnlich ſieht?

Wenn in ſcharfberauſchten Seelen,
Die Empfindung ſich verwirrt,
Wenn der Luſt die Worte fehlen,
Wenn der Blick halbſchüchtern irrt,
Wenn die Lippen ſchmachtend brennen,
Wenn der Wangen ſchnelles Roth,
Wenn = = o Liebe! dich zu kennen,
Iſt ein ewiges Geboth!

Kind, wie? trau ich deinen Blicken!
Sie verdoppeln ihre Glut.
Welch ein ſiegendes Entzücken,
Welche Wolluſt treibt mein Blut!
Ach! verzeih es meinem Triebe,
Daß der Mund itzt ſchweigen muß.
Deiner Unſchuld folgt die Liebe,
Meiner Liebe folgt ein Kuß.

S. v. L.

* *

Die Liebe und das Glück.

Eine Erzählung.

Einſt ſtritten Lieb und Glück, wer zu der Menſchen Ruhe
Das Meiſte ſtets gethan, und noch das Meiſte thue.
Das Glück ertheilte ſich mit eigner Hand den Preis;
Die Liebe hörte zu, und forderte Beweis;
Und Cleon ward gewählt, daß ſie gewiß erführen,
Wer mehr vermögend ſey, der Menſchen Herz zu rühren.

Das Glück both alles auf, wodurch es ſonſt ergötzt,
Was in die Sinne fällt und uns in Wolluſt ſetzt,
Wodurch man ſich erhöht und zur Bewundrung eilet,
Ward unſers Cleons Hand in wenig Zeit ertheilet.
Er ſah ſich groß und reich, von Freunden ganz umzirkt;
Denn dieß iſt eine Peſt, die unſer Reichthum wirkt.
Durch Pracht, Bequemlichkeit und Ueberfluß in allen
Beſtrebte ſich das Glück, dem Manne zu gefallen.
Ein Bau von ſtolzer Art ſchloß ihn in Marmor ein,
Sein Zimmer ſchien ein Thron, ſein Haus ein Schloß zu ſeyn,
Und täglich wuchs die Zier der ſchon geſchmückten Wände
Noch durch der Maler Witz, und durch der Künſtler Hände.
Von dem, was ſchmackhaft iſt, in Fluren, See und Wald,
War ſein beladner Tiſch ein reicher Aufenthalt,
Und zu dem beſten Trank, zu ſüſſer Weine Menge
Ein Schenktiſch ſtets zu klein, viel Keller oft zu enge.
Er ſchlief bey Wein und Scherz, bey Tanz u. Saiten ein,
Und ſtund am Morgen auf, von neuem froh zu ſeyn;
Sein Wink war ein Befehl, ſein Wünſchen war ſein Wille,
Je mehr ein Tag verthat, je mehr wuchs Gut und Fülle.
Er ſann auf weiter nichts, als ſich nicht zu bemühn.
Itzt fiel ein reiches Gut durch Erbſchaftsrecht auf ihn;
Kaum nahm er dieſes ein: ſo mußt ihn hier von neuen
Aus einer Lotterie das größte Loos erfreuen.
So ward ein neues Glück ihm täglich kund gemacht;
Bald, was ſein Kur geſchenkt, bald, was ſein Schiff gebracht.
Und ſo viel theure Gunſt aus ſeines Glückes Händen
Blieb Schmeichler, Freund und Pracht zu wenig, zu verſchwenden.

Unendlich ſchien der Mann bey ſo viel Luſt gerührt.
Wer zweifelt, ſprach das Glück, das mir der Ruhm gebührt?

Der Liebe kam es zu, durch ihre Zärtlichkeiten
Den ſo beglückten Mann nunmehro zu beſtreiten.
Der ſtark und ſüſſe Zug, der uns ins Herz geprägt,
Ward durch Serinens Blick in Cleons Bruſt erregt.
Er ſah dieß holde Kind und brannt in ſeinen Trieben,
Und beydes ſchien hier eins: ſie ſehen und ſie lieben.
Mehr ſchönes hatte noch kein ſterblich Aug erblickt,
Mehr Schönes, das zugleich, indem es reizt, beſtrickt.
Cithere ſelbſt geſtund, ſo viel vollkommne Gaben
An eine Sterbliche noch nie verſchenkt zu haben.
Ein Auge voller Ernſt, voll Anmuth und Vertraun,
Voll Scham und Zärtlichkeit, groß, feurig, hoch und braun,
Verrieth Serinens Herz, ein Herz voll edler Triebe,
Voll Großmuth, Unſchuld, Geiſt und nie geſchmeckter Liebe.
Ihr, dieſer Reizenden, der Liebe Meiſterſtück,
Gab Cleon beydes hin, ſein Herz und auch ſein Glück;
Und dieſes Paar genoß im Lieben und beſiegen
Ein durch die Rednerkunſt noch nie entdeckt Vergnügen.

Die Liebe, ſprach das Glück, ſcheint Cleon vorzuziehn;
Allein mehr, als zu bald, ſoll er Serinen fliehn.
So viel ich ihm geſchenkt, ſo viel ſey ihm genommen!
Reich hat er ſich vermählt, arm ſoll er von ihr kommen!
Das Glück verließ ihn drauf, und Cleons Gut verſchwand;
Kein Bergwerk half ihm mehr, kein Schiff kam mehr ans Land,

Sein allerreichſter Schatz ward frecher Räuber Beute,
Und wem er geſtern half, des Liſt betrog ihn heute.
So nahm ſein Reichthum ab. Dort brach ein Feuer aus,
Und fraß ſein Landgut auf. Nun blieb ihm noch ſein Haus.
Hier war die Glut zu ſchwach, den Marmor zu verheeren;
Doch was die Glut nicht kann, kann der Proceß verzehren.
Vier Freunden hatt er einſt viel Summen Geld geliehn,
Er fordert dieſes Geld, und ſie belangen ihn,
Und wiſſen ſeine Hand verſchlagen nachzumalen;
Nicht ſie bezahlen ihm: nein, er muß ſelbſt bezahlen.
Dieß kann Betrug und Liſt, Verwegenheit und Schwur;
Und wems nicht glaublich ſcheint, der ſtreit und rechte nur.
So arm floh Bias kaum, ein Weiſer von den Sieben,
Als Cleon, den der Streit von Haus und Hof vertrieben!

Was fängt nun Cleon an? verzweifelt ſeine Bruſt?
O nein! er bleibt getroſt. Sein Weib iſt ſeine Luſt,
Und er Serinens Glück. Der Fleiß erhält ihr Leben,
Und froh genießen ſie, was beyder Fleiß gegeben.

Das ſo beſchämte Glück both endlich dieſem Mann,
Wenn er Serinen ließ, noch zehnmal größers an.
Nein, ſprach er, eitles Glück, die Eintracht der Gemüther,
Der Zug der Zärtlichkeit iſt mehr, als alle Güter;
Dieß Labſal iſt zu klug, zu groß, zu ungemein;
Viel beſſer ohne Glück, als ohne Liebe, ſeyn!

C. F. Gellert.

Ende des Aprilmonats.

* * *

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

— Amant alterna Camoenae *Virgil.*

Auf das Jahr 1744.
Maymonat.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Lehrgedicht
von den Bewohnern der Kometen.

Du Meiſter der Natur, laß mir dieß Lied gelingen!
Ich will den regen Sinn durch unſern Wirbel ſchwingen,
In welchem um ihr Licht ſich ſechzehn Kugeln drehn,
Bis in den Raum, den ſelbſt Saturnus nie geſehn.
Mit Kühnheit will ich mich in jenen Kreis erheben,
Wo unterm Sonnenheer die dunklen Sterne ſchweben,
Vor deren langem Schweif, wenn einer zu uns rückt,
Mars, Venus und Mercur, und unſer Rund, erſchrickt.

Ihr, deren Witz ſchon oft Natur und Kunſt verbunden,
Und deren wacher Fleiß zuerſt den Weg gefunden,
Durch den man, was uns ſonſt der weite Raum verſteckt,
Als ſchwängen wir uns auf, am Sternenheer entdeckt;
Sagt, war es euch zu ſchwer, ein Mittel anzugeben,
Sich kühn, doch glücklicher, als Ikar, zu erheben,
Und bis in den Saturn ſich plötzlich zu erhöhn,
Ja dahin, wo entfernt die Nebelſterne ſtehn?

Schwer; doch unmöglich nicht. Die Kunſt wird noch erwachen,
Und durch geübten Witz den Dunſtkreis ſchiffbar machen,
Der unſer Rund umgiebt. Ja, ſie iſt ſchon bereit:
Nur hemmt noch ihr Bemühn des Werkes Koſtbarkeit.
Wer hätt es einſt gewagt, des Weltmeers grauſen Wellen
Ein ſchwimmend hölzern Haus, u. ſich mit bloß zu ſtellen?
Wer ſuchte weſtwärts einſt zur See das feſte Land:
Doch macht Columbus uns die neue Welt bekannt.
Wo mancher blöde Geiſt Unmöglichkeiten dichtet,
Und, was der Witz vermag, nach ſeinem Wahne richtet,
Den Einfalt, Unverſtand und Vorurtheil gebiert,
Da haben Kunſt und Fleiß das Werk oft längſt vollführt.
Iſt es der klugen Welt bis itzt noch nicht gelungen,
Daß ein erfundner Flug ſie in den Mond geſchwungen,
Ja in den weiten Raum des Sonnenheers gebracht:
So iſt dieß Glück vielleicht der Nachwelt zugedacht.
Doch, kann der Leib gleich nicht dieß ferne Land durchreiſen,
Bis Zeit und Witz und Kunſt ihm einſt die Straße weiſen,
Durch die er es erreicht: ſo ſchwingt ſich das Gemüth
Bis zu den Sonnen auf, die Hevel ſelbſt nicht ſieht.
Wohlan! ſo ſchwing dich denn, mein Geiſt, mit kühnem Fluge,
Durch tauſend Welten auf: ſo, wie im ſchnellen Zuge
Die Lerche ſich erhöht, dann hoch in Lüften ſchwebt,
Und durch Geſang und Schall des Schöpfers Macht erhebt.
Betrachte mit Verſtand in dieſer großen Ferne
Die ſeltſame Natur der langbeſchweiſten Sterne;
Schau durch den dicken Dampf, der ſie ſo dicht umhüllt:
Sag, iſt ihr weiter Raum mit Weſen angefüllt,

Die ihren Schöpfer, ſich, und auch die Welt erkennen,
Und ſind ſie denn ſo wohl, als wir, beglückt zu nennen?
Erforſche mit Bedacht der Sache Möglichkeit;
Sieh, ob zum Wirklichſeyn dein Witz dir Gründe beut.

Mit emſigem Bemühn, mit glücklichem Geſchäffte
Mißt Newtons Gründlichkeit bewegter Körper Kräfte,
Die ihm Hugen gezeigt, und macht den dreiſten Schluß,
Daß unterm Pole ſich der Erdball ſenken muß.
Der Umſchwung um ſich ſelbſt und ſeiner Theile Schwere
Lehrt ihn, daß dieſer Schluß nicht eine Dichtung wäre.
Caßini leugnet es; ganz Frankreich glaubt es nicht:
Doch bald zeigt Maupertuis, für wen die Wahrheit ſpricht.
Auf ſeines Königs Wink reiſt er nach fernen Landen,
Und wagt, was ohne Schutz ſich niemand unterſtanden.
Er kömmt dahin, wo ſich der groß' und kleine Bär,
Der Cepheus, und der Drach, und was ſonſt dort umher
Für Nordgeſtirne glühn, bald ſinken und bald ſteigen,
Und uns nie untergehn, am Scheitelpuncte zeigen.
Dort, wo das rohe Volk der feigen Lappen friert,
Vom Kittis, nah am Pol, wo man kein Feuer ſpürt
Das aus der Sonne fleußt, hat er den weiten Bogen,
Der Tag und Nächte theilt, bis Tornea gezogen.
Dort hat im Meßen ihm der Augenſchein gezeigt,
Daß unterm Pole ſich der Erden Fläche neigt,
Doch Newton wußte längſt, was Maupertuis geſehen,
So gut, als wär von ihm ſelbſt der Verſuch geſchehen.
O könnt ich ſo, wie er, auf ſichre Gründe baun,
Und, was kein Auge ſieht, mit meinem Geiſte ſchaun!

O daß die Nachwelt einſt, wie Maupertuis, erführe,
Ob meinen Schlüſſen auch des Beyfalls Preis gebühre!
Wiewohl im Sande wird kein feſter Grund gelegt;
Der muß auf Felſen ſtehn, der ſchwere Laſten trägt:
Er ſey wie Newtons Grund. Fehlt dieſer meinem Baue:
Was Wunder? wenn ich ſelbſt kaum meinem Grunde traue.
Sey du vergnügt, mein Geiſt, wenn dich ein ſüßer Traum
In die Kometen rückt, dir ihren weiten Raum,
Und was vielleicht da lebt, entzückt vor Augen ſtellet,
Wo ſeine Dunkelheit gebrochnes Licht erhellet.
Nur Newtons großer Geiſt iſts, deſſen wahren Schluß
Der Welt Verſuch und Zeit empfindlich machen muß.

Um unſrer Sonne Glut ſchwingt ſich ein Heer Kometen,
Das, wie uns Halley zeigt, die Anzahl der Planeten
Faſt dreyfach übertrifft; vielleicht faßt ihre Zahl,
Wer hat ſie ſtets erblickt? die letztern zwanzigmal.
Sagt, die ihr aus der Welt des Schöpfers Weisheit ſchließet
Und ihre Spur auch nicht in Wurm und Staub vermiſſet;
Sagt, ſollten ſie ein Heer von leeren Kugeln ſeyn,
Und nur ihr furchtbar Licht auf die Planeten ſtreun?
Wie? daß denn ein Hugen, und wer es ſonſt erkennet,
Wie frech der Unverſtand Gott, Macht u. Weisheit trennet,
Wenn er zu Ketzern macht, was Wahn und Einfalt flieht,
Der Wandelſterne Rund voll von Geſchöpfen ſieht?
Von ſolchen, die Vernunft und freyen Willen hegen,
Und wohl noch mehr, als wir, des Schöpfers Größ' erwägen.
Iſt es die große Zahl der großen Körper nicht,
Die, wenn man ſie erforſcht, für ihre Meynung ſpricht?

Warum läßt Gott, ſpricht man, in rundgebognen Wegen
Sie den gewiſſen Lauf beſtimmt zurücke legen?
Was hilft ein lichter Punct, der hoch am Himmel ſteht?
Was nützt der größte Stern, der ewig müßig geht?
Das Weſen unſrer Erd iſt der Planeten Weſen,
Nicht ſie allein hat Gott, bewohnt zu ſeyn, erleſen;
Auch dieſe reichen dar, was Leben giebt und nährt:
Iſt nun ihr Rund nicht auch beſeelter Weſen wehrt?
So urtheilt die Vernunft, und ſo ſchließt ſie mit Rechte.
Sind die Kometen nicht am Weſen und Geſchlechte,
Den Wandelſternen gleich? Es faßt ihr weiter Kreis
Manch lebendes Geſchöpf auf Gottes Machtgeheiß.
Doch, was die Allmacht kann, iſt nicht ſtets Gottes Wille.
Der Weisheit Rathſchluß giebt der Wirkung erſt die Fülle.
Was aber zeigt und preiſt des Schöpfers Weisheit mehr?
Ein groß Kometenheer, das von Geſchöpfen leer,
Todt und ein Chaos iſt? Wie? nicht ein Heer von Kreiſen,
Auf welchen Weſen ſind, die ſeine Größe preiſen?
Warum entvölkert man nicht der Planeten Rund?
Sie machen Gottes Macht und Weisheit klärer kund,
Wenn ſie bevölkert ſind. Das thun auch die Kometen;
Ja, wegen ihrer Zahl, noch mehr, als die Planeten.
Ohn Abſicht handelt ja ein kluger Bauherr nicht.
Sein prächtig Haus, dem es an Zimmern nicht gebricht,
Beſtimmt er zum Gebrauch und nicht für leere Räume;
So, wie des Gärtners Fleiß ſein Land für Kraut u. Bäume.
Und Gott, die Weisheit ſelbſt, ſolle ein Kometenheer,
Ohn Abſicht, ohne Grund, ganz von Geſchöpfen leer,

Im ſchönen Bau der Welt erleuchtend wärmen laſſen?
Nein, wer den Schöpfer kennt, kann dieß unmöglich faſſen.

Ihr, deren ſchneller Witz euch tauſend Zweifel beut,
Beſtreitet, wie ihr wollt, der Sache Möglichkeit.
Wenn ſich kein Widerſpruch in meinem Satze findet:
So iſt die Meynung falſch, die euren Zweifel gründet.
Entwerft mit Newtons Kunſt des Schwanzſterns weiten Lauf.
Durch des Saturnus Kreis führt ihn bis da hinauf,
Wo Sirius ſein Licht durch tauſend Wirbel ſtreuet,
Wo unſer Lichtquell ihm kaum hundert Stralen leihet.
Starrt nur, als wärt ihr dort, vor jener Kälte Wut;
Nennt Grönlands härtſten Froſt dagegen Hitz und Glut:
Ich widerſprech euch nicht: auch kann ich es begreifen,
Daß, wo in Nubien, ſich Hitz und Stralen häufen,
Das Feuer tauſendmal des Schwanzſterns Brande weicht,
Wenn er in ſeiner Bahn die Sonnennäh erreicht.
Stellt ſeines Winters Eis des Sommers Glut entgegen:
Fragt, ſollt auch ein Geſchöpf das von Natur vermögen,
Was ſo ein Wechſel heiſcht? Wem iſt es eingeprägt,
Daß er von Hitz und Froſt den höchſten Grad verträgt!

Wie ſchwach iſt euer Schluß, daß, was auf unſrer Erde
Nicht die Erfahrung lehrt, auch nirgends wirklich werde!
Die Mannichfaltigkeit der prächtigen Natur
Zeigt uns im Kleinen auch verſchiedner Weſen Spur,
Die, wenn ſie Hitz und Froſt in gleicher Stärke rühren,
In ihrer Körper Bau nicht gleiche Wirkung ſpüren.
Da, wo der Lappe ſchwitzt, friert der verbrannte Mohr.
Der eine ſtellt ſich kaum die Kraft als möglich vor,

Die jenes Körper ſtärkt, in heißen Sommertagen,
In rauher Winterszeit, die Wittrung zu ertragen.
Sind darum Nubien und Nevazembla leer?
Da die Erfahrung ſpricht, macht man den Schluß nicht mehr:
Weil wir die Witterung der Länder nicht vertragen,
So muß ſie andern auch den Aufenthalt verſagen.
Der Menſchen Körper ſind von ſehr verſchiedner Art.
Auch in Europa ſelbſt ſind ſie theils hart, theils zart.
Der kleinſten Theile Bau iſt in verſchiednem Stande:
Der trotzt dem heißeſten, und der dem kältſten Lande.
Was Wunder? daß, was ſich bey uns im Kleinen zeigt,
Im Großen größer wird, bis zur Bewundrung ſteigt,
Und faſt unglaublich wird, wenn es die Sinne fliehet,
Und durch Entfernung uns der Wahrheit Grund entziehet?
Doch, wer den Schlüſſen ſo, wie der Erfahrung, traut,
Nicht ſtets unmittelbar auf die Empfindung baut,
Glaubt alles, was er weis, und mehr, als er empfunden,
Wenn er der Schlüſſe Reih geſchickt und feſt verbunden.
Er weis, daß in der Welt Geſchöpfe möglich ſeyn,
Die uns faſt ähnlich ſind, und das, was uns zur Pein,
Ja zum Verderben dient, vielleicht bey beſſern Tagen
Als unſer Leben iſt, ohn allen Schmerz ertragen.
So ſieht er, was ihm zwar nicht Newtons Sehrohr zeigt;
Doch darum die Natur der Welt nicht überſteigt.

Sehn wir nicht manches Thier in Luft u. Waſſer leben;
Ein ſeltnes Fiſchgeſchlecht ſich aus der See erheben
Durch ſeiner Flügel Schwung ſich in die Luft erhöhn,
Und, wie der Fröſche Volk, doch nirgends untergehn?

Vielleicht vermag das Volk auf brennenden Kometen,
Das in der Luft ſonſt lebt, auch Feuer nicht zu tödten,
Wie jene Thiere nicht das Waſſer tödten kann;
Trifft man ſie lebend auch gleich in der Luft ſonſt an.
Der Salamander brennt; doch weis er ſich zu ſchützen.
Wenn Kohlen, Flamm und Glut ihn durch und durch erhitzen,
So bläht ſein Leib ſich auf; er ſpeyt und löſcht die Glut,
Eh ſie in ſeinen Leib mit Schaden Wirkung thut.
Nützt dieſer Vortheil denn nur unvernünftgen Thieren?
Muß, was vernünftig iſt, durch Glut den Geiſt verlieren?
Ein hartes Volk bewohnt vielleicht des Schwanzſterns Rund.
Die Möglichkeit thun ihm Vernunft und Einſicht kund,
Ja auch die Wirklichkeit, die er zwar nicht beſchwöret,
Doch darum nicht ſogleich der Gegner Zahl vermehret.

Geſetzt, daß kein Geſchöpf der Sonne Glut verträgt,
Die den Kometen brennt, wenn er ſich da bewegt,
Wo er ſie faſt berührt: wird Gott die Mittel ſparen,
Die ſeine Weisheit reicht, ſie ſicher zu bewahren?
Nicht weit vom Mittelſtrich, im fernen Malabar,
Zeigt ſich zweymal die Sonn am Scheitelpuncte zwar,
Eh ſie den Lauf vollführt, und droht, mit heißem Brennen,
Durch ſtets verſtärkte Glut, Saft, Blut u. Fleiſch zu treñen.
Doch, da ſie nur noch droht, ſteigt ſchon ein dicker Duft,
Ein regenſchwangrer Dunſt, in die erhitzte Luft.
Durch Wolken, Dunſt u. Guß wird, weil der Soñer währet,
Der Sonne Glut und Brand vom Erdreich abgekehret.
Muß nun nicht auch der Dampf, der die Kometen deckt,
Viel millionenfach ſich höher noch erſtreckt,

Als unſer Dunſtkreis reicht, der Sonne Stralen hindern,
Und um ein merkliches die innre Glut vermindern?
Je näher dieſer Stern dem Sonnenfeuer ſteht,
Je mehr ſich auch ſein Dampf verdicket und erhöht.
Warum? daß er ſein Volk dann vor der Sonnenhitze,
Wennn ſie am meiſten brennt, aufs kräftigſte beſchütze.

Wo man den härtſten Froſt bey uns erdulden muß,
Vertritt des Feuers Statt der Wälder Ueberfluß.
Des Schöpfers Güte läßt durch Froſt in den Kometen,
Derſelben Bürger ſo, wie Grönlands, auch nicht tödten.
Durch Macht und Weisheit hat ſein Arm hervorgebracht,
Was dem Kometenvolk den Froſt erträglich macht.
Muß mit der Sonne ſich von ihm die Wärme trennen?
Vielleicht muß vor den Froſt ein innres Feuer brennen.
Vielleicht währt nicht ein Jahr der Bürger Lebenslauf;
Und ſo hört jedes Seyn noch vor dem Wechſel auf,
Der auf Kometen herrſcht: vielleicht ⸗ ⸗ doch Möglichkeiten,
Zeigt man mit leichtrer Müh, als man ſie kann beſtreiten,

Noch einen Zweifel macht ihr allzu ſchwaches Licht,
Das ſich in Dunſt und Dampf ſtets beugt und ſchwächt und bricht.
Daß das Kometenvolk im Dunklen irren müßte,
Und von dem Tage kaum ein ſichres Merkmaal wüßte.
Der Sonne Bild mag ihm zwar etwas ſeltnes ſeyn:
Doch dringt ein Theil des Lichtes durch Dampf u. Nebel ein;
Und muß ein wenigs ſich Saturn gefallen laſſen:
So kann auch ein Komet ſich bey dem Schimmer faſſen.

In ſeinen Dünſten glänzt ein dampfender Komet,
Als auf der Fläche wohl kein nackender Planet.
Wie, wenn das Sonnenlicht ſich in dem Schützen zeiget,
Und nicht zum Horizont der fernen Lappen ſteiget,
Der Stral des Nordſcheins glänzt, und die zu lange Nacht
Durch Lichter in der Luft beynah zum Tage macht:
So kann auch ein Komet in ſeiner Sonnenferne,
Dort in dem großen Raum der uns ſo ſeltnen Sterne,
Wenn unſrer Sonne Stral ihn faſt nicht mehr erreicht,
Voll eines Lichtes ſeyn, das ihrem Lichte gleicht.

Macht die Kometen nun noch insgeſammt zu Höllen,
Auf deren Umkreis ſich die Böſen nur geſellen,
Ihr, die ihr ſie nicht kennt! Muß denn nur Schmerz und Pein,
Wie falſcher Wahn euch lehrt, auf den Kometen ſeyn?

Was Whiſtons Witz erfand, was Heyn noch mehr beſtärkte,
Als er ſelbſt in der Schrift des Grundes Spuren merkte,
Kann meiner Meynung nicht des Beyfalls Hindrung ſeyn.
Es mehrt des Schöpfers Ruhm; mein Urtheil räumt es ein:

O Schöpfer! hat mein Lied dein Lob mit Grund erhoben:
So wird dich, wers erkennt, mit neuer Regung loben.
Mein Irrthum giebt allein der Menſchen Schwäche bloß;
Du aber, Herr! bleibſt ſtets in deinen Werken groß.

Chriſtlob Mylius.

* * *

Fort-

Fortſetzung der Gedanken von der philoſophiſchen Erkenntniß der Sprachen.

Das andere Stück der Gedanken von der philoſophiſchen Erkenntniß der Sprachen betrifft die Unterſuchung einiger Einwürfe, welche man gemeiniglich dagegen zu machen pfleget. Ehe ich die Einwürfe ſelbſt anführe, will ich beweiſen, daß man bey den Sprachen aus gewiſſen Gründen die Regeln beweiſen könne, damit hernach die Einwürfe deſto leichter können gehoben werden.

Wenn ich etwas gründlich beweiſen will, ſo wird dazu erfordert, daß ich gewiſſe Vorderſätze habe, woraus ich meinen Satz als den Schluß herleite. Es fraget ſich alſo, ob man bey den Sprachen dergleichen haben könne. Die Anführung derſelben wird allen Zweifel daran gänzlich benehmen. Ich rechne zu dieſen Vorderſätzen erſtlich deutliche Begriffe, welche man aus der Erfahrung von denen Sachen, die bey den Sprachen vorkommen, hernehmen kann. Daß es dergleichen geben könne, und daß ſie auch wirklich vorhanden ſeyn, iſt außer allem Zweifel. Deutliche Begriffe aber, oder Erklärungen können zwar auf verſchiedene Arten gemacht werden: doch lehret uns die Logik, daß die mehreſten Erklärungen a poſteriori aus der Erfahrung genommen werden. Wenn man alſo ein Wort, oder ein gewiſſes Zeichen überhaupt hat, und bey allen einzelen Fällen bemerket, wo und wie es gebraucht wird, was es für Merkmaale an ſich habe: ſo kann man ſich endlich daraus eine Regel machen, und nothwendig folgern, daß, da die Merkmaale eines ſolchen Zeichens da ſind, auch das Zeichen ſelbſt müſſe angetroffen werden. Ich will dieſes durch ein Exempel aus der ebräiſchen Sprache erläutern. Ich habe dieſen deutlichen Begriff von einem שְׁוָא Schva, daß es ein Zeichen ſey, daß ein Buchſtabe, der keinen Lautbuchſtaben hat, wirklich ſolle geleſen werden. Eräuget ſich nun ein Fall, daß ein Buchſtabe, der keinen Lautbuchſtaben hat, ſoll geleſen werden: ſo muß nothwendig da ein Schva geſetzet werden, vermöge des Begriffes, den ich mir von einem Schva gemachet habe.

Hernach ſo gehören zu den Vorderſätzen auch Grundſätze (axiomata), die ſo bekannt ſind, daß ſie an ſich keines Beweiſes bedürfen, doch aber in der Reihe der Schlüſſe als Vorderſätze können gebrauchet werden, damit durch ihre Verbindung eine zu beweiſende Wahrheit könne erkannt werden. Daß dergleichen in den Sprachen anzutreffen ſind, iſt außer Zweifel. Ich will zur Deutlichkeit auch davon ein Exempel anführen. Es ſey dieſes ein Grundſatz: eine jede Sprache ſey ſo vollkommen, als es nur immer möglich iſt. Die Wahrheit und Richtigkeit deſſelben wird mir ein jeder leicht zugeſtehen. Verbinde ich denſelben nun mit andern Wahrheiten: ſo laſſen ſich daraus manche gute Regeln herleiten. Ich will aber ſolches nicht weitläuftiger ausführen.

Drittens ſo trifft man bey den Sprachen auch Erfahrungen an, welche auch als Vorderſätze zu Beweiſen können gebrauchet werden. Dergleichen findet man in allen Wiſſenſchaften: ja es ſcheint alle unſere Erkenntniß aus der Erfahrung ihren Urſprung genommen zu haben. Da man nun dieſes Recht an andern Orten hat; warum ſollte man ſich deſſelben nicht auch in den Sprachen bedienen? Exempel machen die Sachen deutlicher. Man ſieht es als eine Erfahrung an, daß das, was unſern Ohren gefällt, bey den Sprachen, dieſelbe angenehm machet. Dieſe Erfahrung kann zu vielen andern Sätzen gar fruchtbar gebrauchet werden.

Viertens ſo kann der Gebrauch der Sprachen auch als ein Vorderſatz, der zwar nicht ſo untrüglich, doch gewiß iſt, angenommen werden. Denn man muthmaßet ja nicht ohne Grund, daß diejenigen, die die Worte ſo und nicht anders gebrauchen, Grund dazu gehabt: und wir können uns alſo begnügen laſſen, daß wir ſie zu Vorgängern haben.

Ich könnte noch weit mehrere Vorderſätze hier anführen; ich könnte zeigen, wie man manche allgemeine Wahrheit beweiſen, und dieſelben in einer jeden Sprache beſonders gebrauchen könnte. Es würde mir nicht ſchwer fallen, zu zeigen, daß man zuweilen Propoſitiones disiunctiuas beweiſen könne, daraus man hernach einen Satz annimmt: wenn ich nicht befürchten müßte, daß ich mich zu lange dabey aufhielte.

Da ich nun alſo dargethan, daß man bey den Sprachen auch gewiſſe Vorderſätze habe: ſo wird ſich keiner unterſtehen, zu leugnen, daß man in denſelben nicht auch die philoſophiſche Lehrart gebrauchen könne.

Nunmehr iſt noch übrig, daß ich die Einwürfe anführe, und unterſuche, die man gemeiniglich gegen die philoſophiſche Erkenntniß der Sprachen anzubringen pfleget. Ich will nur die vornehmſten davon anführen. Man ſaget: die Regeln der Grammatik können nicht bewieſen werden; folglich findet daſelbſt keine philoſophiſche Erkenntniß ſtatt. Daß dieſer Einwurf falſch ſey, erhellet aus dem, was vorher geſagt iſt: und ich habe nicht nöthig, mich länger bey denſelben aufzuhalten. Wenn man aber hinzu thut, um ſeinen Satz gewiſſer zu machen: daß ja in den Sprachen ſo viel Willkührliches vorkomme, davon man unmöglich Grund geben könne: ſo verdienet ſolcher Einwurf eine nähere Unterſuchung. Es möchte dieſer Gedanke anfangs den Schein haben, als erweiſe er in der That, was er beweiſen ſollte: doch zergliedern wir denſelben in unſern Gedanken, und vergleichen ihn mit andern Wiſſenſchaften: ſo wird gar leicht erhellen, daß er zu ſeinem Zwecke nicht hinlänglich ſey. Ich will mich bemühen, dieſes auf folgende Art zu zeigen. Erſtlich ſo ſetzet man fälſchlich zum Grunde, daß alle Sätze, die man beweiſen will, und auch wirklich beweiſet, an ſich nothwendig ſeyn müſſen. Daß ſolches ungegründet ſey, kann auf vielerley Art dargethan werden. Es wird zu einem Beweiſe keine unentbehrliche Nothwendigkeit der Sachen ſelbſt erfordert; denn ſonſt müßten alle Dinge, die wir beweiſen, unumgänglich nothwendig ſeyn; da doch alle Dinge in der Welt zufällig ſind: ſondern es iſt genug, wenn eine nothwendige Verbindung der Sätze, oder deutlicher zu reden, eine Nothwendigkeit der Folge zwiſchen den Vorderſätzen und dem Schlußſatze, da iſt. Die Sache wird durch ein Exempel in ein helleres Licht können geſetzet werden. Wir beweiſen aus gewiſſen Gründen, daß eine Verbindung zwiſchen Leib und Seele ſey, ja ich kann dieſen Satz weiter ausdehnen, zwiſchen allen Dingen in der Welt. Folget aber daraus, daß dieſe Verbindung an ſich nothwendig ſey? Gewiß, ich würde mich nicht getrauen, dieſe Sätze zu beweiſen, wenn daraus ein ſolcher gefährlicher falſcher Satz fließen ſollte. So viel folget daraus, daß es nothwendig ſey, daß dieſe Verbindung angenommen werde, weil die Gründe, woraus ſie fließt, gewiß ſind. Hernach ſo iſt der Satz auch falſch, daß alles, was willkührlich ſey, nicht könne bewieſen werden. Denn willkührlich wird dasjenige genannt, was ſeinen hinreichenden Grund in unſerm freyen Willen hat. Die ganze Sittenlehre, welche es mit lauter willkührlichen Handlungen zu thun hat, würde nicht können erwieſen werden, wenn dieſe Sätze angenommen werden müßten. Wollte man endlich noch ſagen, daß das mehreſte auf der Erfahrung beruhe, wie die Sprachen gebrauchet werden: ſo folget daraus wieder nicht, daß ihre Regeln nicht können bewieſen werden. Denn wer nur einen Blick in die Phyſik gethan hat, wird mir leichtlich zugeſtehen, daß in derſelben das mehreſte aus der Erfahrung bewieſen werde, ohne daß man deswegen dergleichen Beweiſe für ungültig erklären könne. Beruffet man ſich zuletzt auf die vielen Ausnahmen, die in den Sprachen vorkommen: ſo werfen dieſelben doch unſern Satz nicht ganz und gar übern Haufen. Denn wir beweiſen nicht einzele Wörter und Redensarten, ſondern ganze Regeln, wornach viele Veränderungen können eingerichtet werden. Hernach ſo wird zuweilen eine Ausnahme durch andere ſtärkere Regeln beſtimmt, und muß alſo von der ſchwächern etwas abgegangen werden. Und wer wollte ſich darüber wundern: geht es doch in der beſten Welt ſelbſt nicht anders zu. Ja bey allen Vorſchriften muß von der ſchwächern eine Ausnahme gemachet werden, wenn es der Zuſammenhang der ſtärkern Grundgeſetze erfordert.

Diejenigen Einwürfe, welche ich bisher widerlegt habe, haben mir die wichtigſten zu ſeyn geſchienen. Doch kann ich nicht umhin, noch eines etwas ſchwächern zu gedenken: der doch aber auch ſehr häufig gebrauchet wird, ſonderlich von ſolchen, die die vorhergehenden nicht einſehen, und ſich alſo mit etwas geringen begnügen.

Man ſaget: es iſt ohne Nutzen, die Sprachen nach philoſophiſcher Lehrart einzuſehen: und es iſt alſo eine vergebliche Arbeit, die darauf verwandt wird. Will man gewiß ſeyn, daß dieſer Einwurf falſch iſt: ſo leſe man, was ich in dem erſten Stücke dieſer Gedanken ſchon von dem Nutzen dieſer Erkeñtniß geſagt habe. Ich geſtehe zu, daß man einen jeden nach ſeinem Endzwecke, und nach ſeiner Abſicht in dieſem Stücke beurtheilen müſſe. Wer ſich ſo enge Grenzen geſetzet hat, daß er nichts weiter als Wörter in einer Sprache erlernen will, dem möchte freylich dieſe Erkenntniß einen nicht allzugroßen Nutzen ſchaffen. Daraus aber kann noch auf keine Art bewieſen werden, daß ſie bey allen unnütz ſey. Suchet jemand bey Erlernung der Sprachen auch ſeinen Verſtand auszubeſſern, und denſelben zu höhern Wiſſenſchaften geſchickt zu machen: ſo muß derſelbe nothwendig zugeſtehen, daß ihm dieſe Art der Erkenntniß der Sprachen großen Nutzen ſchaffe. Suchet jemand ſich die Sache zu erleichtern: ſo iſt unſtreitig, daß ſolches auf dieſe Art am bequemſten geſchiehet. Denn wer da weis, was das erlernen, und behalten ſo vieler Exempel in den Sprachen für eine verdrießliche Sache iſt; der wird auch geſtehen müſſen, daß durch dieſes Mittel dergleichen gar ſehr könne abgeſchaffet werden, und alſo auf eine vernünftige Weiſe die Ordnung, und Veränderung der Wörter könne erlernet werden.

Es mag dieſes von denen Einwürfen genug ſeyn, die man gemeiniglich wider die philoſophiſche Erkenntniß der Sprachen zu machen pfleget. Ich weis wohl, daß ihrer noch mehrere ſind; ich weis aber auch, daß ſie nicht ſo wichtig ſind, als dieſe. Ich glaube, daß ſich meine Leſer, ſo viel ihrer ſich auf die Sprachen verſtehen, und dieſelben ihrer Unterſuchung werth ſchätzen, über meine Gedanken zertheilen werden: daß einige dasjenige, was ich davon geſagt, billigen, andere aber es verachten werden. Die erſten erſuche ich, mich in dieſer ſo edlen Bemühung durch ihren Beyſtand zu unterſtützen,

ſtützen, und durch ihr gelehrtes Beſtreben denen andern zu zeigen, daß ſie in ihrer einmal gefaßten Meynung ſich irren. Ich bitte ſie auch durch ihre Einſicht noch mehrere Gründe zu entdecken, woraus man die Veränderung bey den Sprachen herleiten könne. Die andern aber belieben zu bedenken, daß man ihnen ihre Freyheit läßt, und daß ſie alſo verbunden ſeyn, uns auch dergleichen zu laſſen, wo ſie nicht die Regeln der Billigkeit übertreten wollen. Iſt ihnen ein bequemerer, und unſerer Einſicht nach geſchickterer Weg bekannt: ſo eröffnen ſie uns denſelben, wir werden die Ehre haben, ihnen darauf fleißigſt zu folgen. Wo nicht, ſo laſſen ſie ſich nicht durch den Wörterhochmuth ſo einnehmen, daß ſie uns ganz und gar verachten wollten. Sollten aber einige allgemeine Beurtheiler über dieſe meine Schrift kommen, die nach ihrer Gewohnheit alles tadeln, und ohne Grund nach offenbarer Parteylichkeit zu richten pflegen: dieſelben werden gebethen, nicht nach dem ſich fälſchlich angemaßten Anſehen von der Güte, oder der Schwäche dieſer Schrift zu urtheilen: ſondern entweder ſolches aus Gründen zu thun, oder gänzlich zu ſchweigen.

D.

* * *

An Doris,

als ſie mit einem andern verbunden worden.

So hab ich dich gewiß verlohren,
Dich, meine Doris, meine Ruh?
Nein, noch glaub ichs nicht meinen Ohren;
Die Falſchheit trau ich dir nicht zu.
Du denkſt zu ſehr an deine Schwüre;
Du denkſt zu ſehr an deine Treu;
Und weiſt, daß, wenn ich dich verliehre,
Mein ganzes Glück verlohren ſey.

Wie? könnteſt du mich auch verlaſſen?
Reizt ich dich je zum Unmuth an?
Kannſt du wohl den verächtlich haſſen,
Der nichts, als dich, verehren kann?
O nein! dein unſchuldsvoll Geſichte
Sagt für dein treues Herz mir gut;
Und widerlegt ein falſch Gerüchte,
Das dir ſo ſträflich Unrecht thut.

Verzeih es der beſorgten Liebe,
Daß ſie den Ruf ſtill angehört;
Du weißt, die Ruhe zarter Triebe
Wird oftmals durch ein Nichts geſtöhrt:
Du mußt mir mein Verſehn vergeben,
Wenn itzt mein Herz, von dir entfernt,
Zum erſtenmal in ſeinem Leben
Des Argwohns Wirkung kennen lernt.

Doch dieſe hat aus meinem Herzen
Die treue Liebe nicht verdrängt;
Es liebt dich noch bey ſeinen Schmerzen,
Und ehrt dich, wenn es ſich auch kränkt.
Es ſieht im Geiſte ſchon die Zeiten,
In welchen ſeine Wohlfahrt grünt,
Die einen Lohn ihm zubereiten,
Den es zwar wünſcht, doch nie verdient.

Drum komm = = doch, wie? Du weichſt zurücke!
Weswegen fliehſt du, ſchönes Kind?
Was ſagen die verwirrten Blicke,
Die ſonſt dir nicht gewöhnlich ſind?
Iſts möglich? hat man wahrgeſprochen?
Iſt meine Doris ungetreu?
Iſts möglich? iſt dein Schwur gebrochen?
Iſts wahr? daß ich verlaſſen ſey?

Du ſchweigſt; und dieß beredte Schweigen
Sagt meiner bangen Zärtlichkeit
Mehr, als der Mund von tauſend Zeugen,
Die mir mein Unglück prophezeyt.
Du höreſt auf, den mehr zu lieben,
Der dich ſo treu und rein geliebt!
Bedenke, wo dein Schwur geblieben!
Bedenke, wie du mich betrübt!

Vielleicht erwacht itzt dein Gewiſſen,
Wenn es dieß Blatt voll Wehmuth ſieht.
Sprich, fühlſt du nichts von ſeinen Biſſen?
Iſt nichts, was dich zum Mitleid zieht?

Weißt du ein andres Herz zu finden,
Das zärtlicher, als meines, ſey:
So magſt du dich mit ihm verbinden;
Wiewohl, es kömmt ihm keines bey.

Du ſchlägſt die Augen furchtſam nieder!
Und hebſt ſie furchtſam wieder auf!
Du ſprichſt, und plötzlich ſchweigſt du wieder!
Du hemmſt der ſchönen Thränen Lauf!
Ach Doris, wär ein Angedenken
Der alten Liebe Schuld daran:
Ich wollte gern dir alles ſchenken;
Du hätteſt mir kein Leid gethan!

Jedoch, ich weis, wie ſchwer der Jugend
Das Band, das dich zurücke hält,
Wie ſchwer es deiner ſeltnen Tugend,
Der angebohrnen Tugend, fällt;
Der Tugend, die nicht ohne Schmerzen
Das alte Liebesband zerreißt;
Der Tugend, die itzt deinem Herzen
Des Ehſtands Pflicht erfüllen heißt.

Ich weis, du haſt mich nicht betrogen:
Zur Untreu warſt du nicht geſchickt;
Und haſt du mir dein Herz entzogen:
So hat dich andrer Liſt berückt.
Ein unerfahrnes Herz im Lügen,
Zum Widerſtehn nicht abgericht,
Läßt ſich durch andre zwar betrügen,
Doch ſelbſt betrügen kann es nicht.

Dieß glaub ich. Sprich, hab ich geirret?
Doch, ſchweig nur lieber, rede nicht.
Mein Geiſt, den Schmerz und Gram verwirret,
Weis ſelbſt nicht, was er will und ſpricht.
Dein Ja raubt meinem zarten Lieben
Mit einem Worte ſeine Kraft.
Dein Nein wird deinen Mann betrüben,
Und beydes macht dich laſterhaft.

Dieß laß ich nimmermehr geſchehen,
So lang ich es verhindern kann.
Ich ſollte dich beſchimpfet ſehen!
Und ich, ich wäre Schuld daran!
Nein! lieber magſt du mich verlaſſen,
Als dir zur Schmach und mir zur Pein,
Zuletzt den harten Schluß noch faſſen,
Mir treuer, als dir ſelbſt, zu ſeyn.

Laß mich nur ganz allein hier leiden;
Ich habe mich daran gewöhnt,
Da ich entfernt von allen Freuden,
In L** mich nach dir geſehnt.
Nach dir ‥‥ verzeih es meiner Schwäche;
Sie kann der Glut nicht widerſtehn:
Doch da ich ſchnell ſie unterbreche:
So, haſt du glaub ich, nichts geſehn.

Und ſollſt du ja die Glut erblicken:
So bitt ich, fache ſie nicht auf.
Die Thränen werden ſie erſticken;
Drum laß nur ihnen ihren Lauf.

Laß mich in deinen holden Minen
Nichts ſehn, was meine Glut vermehrt.
Ich könnt es wohl vielleicht verdienen:
Allein du wärſt dadurch entehrt.

So wach ich noch für deine Tugend;
Mich ſchreckt des Laſters bloßer Schein.
Ich will, du ſollſt bey deiner Jugend
So tugendhaft, als reizend ſeyn.
Du mußt dir ſelbſt zum Ruhme leben,
(Es fehlt dir am Vermögen nicht)
Und keinem Läſtrer Anlaß geben,
Daß er was böſes von dir ſpricht.

Drum bleib = = Ach Gott! was will ich ſagen?
Ja, bleib nur deinem Gatten treu;
Verſtopf dein Ohr bey meinen Klagen,
Damit es kein Verführer ſey.
Du mußt dich keiner Pflicht entziehen,
Zu der dein neuer Stand dich treibt.
Dein Herz muß alle Falſchheit fliehen,
Damit ſichs immer ähnlich bleibt.

Doch wenn du alles das vollzogen,
Was du dem Gatten ſchuldig biſt:
So ſey dein Herz auch dem gewogen,
Der deiner Freundſchaft würdig iſt.
Ich fordre nicht ein zärtlich Lieben,
Sonſt wär ich dein geſchworner Feind.
Doch willſt du mich nicht mehr betrüben,
So ſchätze mich für deinen Freund.

Wenn ich nur dieß von dir erhalte:
So iſt mein Leiden halb ſo klein:
Doch wird es, bis ich einſt erkalte,
Nicht gänzlich aufgehoben ſeyn;
Den du verſchmähſt mein treues Herze,
Ein Herz, zu dem ſich deins geneigt;
Und welches auch bey ſeinem Schmerze
Sich deiner nicht ganz unwerth zeigt.

Ich muß zu meiner Ruh hier ſchließen,
Weil mich mein Gram zu heftig quält.
Ich liebe dich, und muß dich miſſen!
Du liebteſt mich und biſt vermählt!
Ach Doris! . . doch was will ich klagen?
Ich mag ja dein Erbarmen nicht;
Und muß mit ſchwerem Herzen ſagen:
Vergiß mich, das iſt deine Pflicht.

Ja, thu an dir dieß Werk der Liebe,
Wofern dich noch mein Bitten rührt;
Rechtfertige dadurch die Triebe,
Die ich für dich in mir verſpührt.
Und willſt du mir ein Zeugniß geben?
So bitt ich, ſchöne Doris, ſprich:
Er liebte mich mehr, als ſein Leben;
Die Tugend liebt er mehr, als mich.

W. v. M. F. A.

* *

Anatomiſcher Beluſtigungen
zweyte Probe,
in einer Antwort auf ein Schreiben
im Monate Jenner.

Es hat Ihnen gefallen, wertheſter Freund, den anatomiſchen Beluſtigungen etwas entgegen zu ſetzen, und ſie halten ſolche wider die ordentliche Ruhe der verſtorbenen, wider den Wohlſtand und die Sittlichkeit. Wenn es Ihnen nicht beliebt hätte, in dem Anfange ihres Schreibens zu ſcherzen, ſo wäre mir in der Aufſchrift deſſelben das wider fürchterlich vorgekommen. Nachdem ich aber ihre Gedanken von den Sternchen, und die darauf folgende Abhandlung geleſen, ſo muß ich geſtehen, ich kann mir nicht vorſtellen, daß ſie ſelbſt alles für wahr halten, was ſie geſchrieben haben.

Die Pflichten unſerer Freundſchaft machen mir Hoffnung, meine Antwort werde Ihnen nicht ganz unangenehm ſeyn.

Sie dehnen zuförderſt die Gleichgültigkeit der Zergliederer zuweit aus, und erzwingen auch mehr aus meinen Sätzen, als ich fordere. Wenn ich Ihnen das Beluſtigende in der Anatomie vorgeſtellet habe, ſo iſt meine Meynung im geringſten nicht, daß ſie ſelbſt Hand anlegen, ſondern nur daß Sie den künſtlichen Zergliederungen beywohnen möchten. Sie ſuchen ſo gar den Ekel an den Kleidern der Zergliederer. Es kann ihnen aber der Anzug der Zergliederer nicht unbekannt ſeyn. Wozu nützen die ſogenannten Prä-cinctoria von Wachsleinwand, als daß ſie verhüten ſollen, daß unſere Kleider nicht beſudelt, und dadurch andern Gelegenheit zum Ekel gegeben werde? Sie erwähnen einer gewiſſen Art unanſtändiger Ausſchweifungen, welche die anatomiſchen Beluſtigungen ziemlich verſalzen könnten. Allein eben weil es Ausſchweifungen ſind, ſo gehören ſie nicht zu dem Weſentlichen der Anatomie, und thun dem daraus zuſchöpfenden Vergnügen, keinen Eintrag. So weit geht die Gleichgültigkeit vernünftiger Zergliederer nicht, daß ſie durch eine angenommene Frechheit ſich groß zu machen ſuchen. Sie bemühen ſich, edlen Gemüthern die Werkzeuge vor Augen zu legen, wodurch ſo viele Veränderungen in unſern Körper wirklich werden. Würde man wohl glauben, daß es, vermittelſt einer Luftpumpe, möglich wäre, einen luftleeren Raum zu wege zu bringen, wenn man nicht dieſe künſtliche Maſchine zerlegte, und aus ihrer Zuſammenſetzung, die Möglichkeit erklärte? Dieſe Betrachtungen beluſtigen einen Weiſen. Es wird daher ferne ſeyn, daß die ordentliche Zerlegung des Körpers uns zur Unempfindlichkeit, oder wohl gar zur Grauſamkeit verleiten ſollte. Die Beyſpiele der Kannibalen gehören hier gar nicht her. Denn ſie zerſtückten die Todten auf eine unmenſchliche Weiſe, und zu einem ganz andern Zwecke. Zergliederer aber, die auch andern mit ihrer Wiſſenſchaft dienen wollen, thun ihren Todten oft mehr Ehre an, als ſie im Leben gehabt haben. Die wohlzubereiteten Ueberreſte ihrer Leiber werden in den kräftigſten Waſſern aufbehalten, oder mit großer Behutſamkeit in die Cabinette aufgeſtellet. Aus itzt angeführten fällt der Schluß ihres Schreibens gänzlich weg, und ihre darinn gegebenen Eriñerungen verſtehen ſich ohne dem.

Ich muß Ihnen, mein hochgeehrter Herr, von dem Veſalius, der öfters beſchuldiget wird, als ob er einen lebendigen Menſchen mit Vorſatze zerſchnitten, doch etwas anders ſagen. Er war ein frühzeitiger Gelehrter, und konnte ſchon im achtzehnten Jahre ſeines Alters ſeine Anatomie ans Licht ſtellen. Die Begierde nach ſeinen Vorleſungen war ſo groß, daß er auf den meiſten italieniſchen hohen Schulen in der Zergliederungskunſt Unterricht geben mußte. Unter den todten Leichnamen, die zuweilen ſeinem anatomiſchen Meſſer übergeben wurden, fand ſich einſtmals einer, an dem man bey Eröffnung der Bruſt, noch einige Bewegungen des Herzens wahrgenommen. Ich will nicht in Abrede ſeyn, daß es nicht möglich geweſen wäre, daß an ſtatt des Todes dieſen Körper nur eine ſtarke Ohnmacht, oder der Schlag betroffen, und alſo aus Verſehen, nicht aus Vorſatz ein Fehler begangen worden. Allein, es bringt mich die damalige Unwiſſenheit des Pabſtthums noch auf eine andere Muthmaßung. Wenn die Pleura, oder diejenige Haut, welche die innre Höle der Bruſt auskleidet, imgleichen das Zwergfell behutſam zubereitet werden, und man machet in derſelben eine gelinde Oeffnung: ſo fährt die äußere Luſt, mit einem Geräuſche in die Höle; die beyden Theile der

Lunge fallen ganz zuſammen, und verurſachen bey Unwiſſenden eine Furcht, als ob der Verſtorbene noch wirklich Athem ſchöpfte. Dieſe Bewegung kann dem von der Lunge faſt bedeckten Herzen, eine ſolche Veränderung mittheilen, daß man glauben ſollte, es bewegte ſich. Ich ſchreibe hier, was ich geſehen habe, und darf dahero nicht befürchten, daß es als eine parteyiſche Vertheidigung des Veſalius angeſehen werde, wiewohl ſchon le Clerq in ſeiner Hiſtorie der Arzeneygelahrtheit, dieſe rechtmäßige Vertheidigung übernommen. Unterdeſſen mußte Veſalius, nach den Umſtänden damaliger Zeit, ſeinen Fehler zu büßen, eine Wallfahrt nach Jeruſalem antreten. Nichts deſto weniger wurde er hernach von den Venetianern an die Stelle des Fallopius berufen: er hatte aber das Unglück an der Inſel Zante zu ſtranden, und daſelbſt im achtzigſten Jahr ſein Leben zu beſchließen.

Doch ſie geben ſich die Mühe, noch ein mehrers wider die anatomiſchen Beluſtigungen anzubringen, und gedenken eines unausbleiblichen Schadens der Geſundheit bey ſolchen Arbeiten. Sie ſchlagen daher vor, die Leichname, wie Galenus gethan haben ſoll, zu balſamiren. Allein wiſſen ſie wohl, daß einmal durch ſolche Zubereitung, die natürliche Lage der Theile gehoben, ſo dann auch von der Vermiſchung der balſamiſchen wohlriechenden, und faulenden und übelriechenden Theile ein Geruch verurſachet wird, welcher viel unleidlicher und ekelhafter wird, als die ordentlichen Ausdünſtungen der Leichname?

Ich hätte nicht gedacht, daß ſie ſo fertig in Erfindungen wären, als ich wirklich aus ihrem Schreiben ſehe, da ſie mir eine Art der Zärtlichkeit andichten, welche ich für eine Schwachheit halte. Aus itzt gedachten Gründen werden ſie ſehen, und es iſt Ihnen auch ſchon vorher bekannt geweſen, wie viel ich auf den Rappee halten müſſe. Verzeihen ſie mir den Ausdruck, daß ich ihre Anmerkung für erdichtet ausgebe; ich thäte ihnen Unrecht, wenn ich anders glaubte, als daß ſolche im Scherz geſchrieben. Eine Widerlegung halte ich für unnöthig.

Die heutigen Zubereitungen der Körper werden gemeiniglich in ſolchen Zimmern vorgenommen, wo den faulenden Theilchen der Ausgang in die freye Luft verſtattet wird, und wo möglich, mit dazu dienenden Caminen verſehen ſind, ich geſchweige, daß vor Anfang der Arbeiten täglich etlichemal geräuchert wird. Dieſes alles iſt im Stande, dem entſtehenden Schaden Einhalt zu thun, und wie viel Zergliederer haben wir nicht aufzuweiſen, die bey allen ſchädlich ſcheinenden Ausdünſtungen ein hohes Alter erlangt haben. Ja diejenigen, welche dazu gehalten werden, die Körper zu ſaubern und die groben Arbeiten dabey zu verrichten, ſind gemeiniglich bey feſter Geſundheit. Und noch mehr: die Bewegungen in unſern Körper folglich auch die Bewegungen in Krankheiten haben den Empfindungen ihren Urſprung zu danken. Bey denenjenigen aber, welche edle Vorſtellungen von dem Nutzen der Zergliederungskunſt haben, werden die Empfindungen zur Gewohnheit. Die Gewohnheit iſt eine Fertigkeit, die Nothwendigkeit der Aufmerkſamkeit bey gewiſſen Handlungen zu verringern. Zieht man nun den Nutzen der Betrachtung unſers Körpers einigen ſchwachen unangenehmen Empfindungen vor, ſo werden dieſe verringert. Schwache Empfindungen werden nur ſolche Bewegungen in uns hervorbringen, die ihnen proportional ſind, nämlich auch ſchwache. Sollten ja unnütze Theile ſich bereits mit unſern Säften vermiſcht haben, ſo iſt die unmerkliche Ausdünſtung das beſte Mittel darwider, und nur diejenigen empfinden Schaden davon, die durch eine ſitzſame Lebensart, oder andere Unordnung in der Diät, ihre Säfte verdicken, die feſtern Theile ſchlaf machen, und der unmerklichen Ausdünſtung den Ausgang verſchließen.

Neulinge pflegen bey dieſen Arbeiten ekel zu thun, aber es giebt ſich. Eine ordentliche Zerlegung, die artigſten Handgriffe, die ſauberſten Arbeiten locken ſie an. Ihre Ausdrücke, deren ſie ſich bey Betrachtung der anatomiſchen Arbeiten bedienen, ſind für dieſelben wohl zu ſchlecht. Iſt es denn ein Grundſatz der Zergliederer: Mantſche? Nein, die künſtlichſten Ausarbeitungen, welche wir zu unſern Zeiten aufweiſen können, verbiethen ſolche grobe Handgriffe. Wenn ſie ein recht ſchön ausgeſpritztes Kind geſehen hätten, ſie würden die gräßliche Todtenfarbe nicht mehr verabſcheuen. Ruyſch, der unſterbliche Ruyſch hat ſeinen Zuhörern einſtens einen ausgeſpritzten Knaben vorgeſtellet, da dieſelben bey dem Anſchauen der rothen Wangen und übrigen Umſtände in Zweifel gerathen, ob das Kind lebte und nur ſchlieſe, oder ob es todt wäre.

Doch ſie wollen noch immer die wirkliche Betrachtung des Körpers bey ſeite ſetzen, und ſich mit Kupfern behelfen. Sie thun vermuthlich dem berühmten Boerhaaven zu viel, wenn ſie glauben, er habe ſich mehr die anatomiſchen Kupfer und Bücher zu Nutze gemacht, als die Körper ſelbſt. Er lebte mit einigen der berühmteſten Zergliederer, wenn ich nur den Ruyſch und Albin nennen will, in Geſellſchaft, und durch ihre Veranſtaltung konnte er auch ohne Mühe den künſtlichen Bau des Körpers in Augenſchein nehmen. Geſetzt aber er hätte viel auf die Kupfer gehalten, ſo war er, als ein großer Arzeneyverſtändiger, eher im Stande, ihre Fehler zu überſehen, als ein anderer Gelehrter, der in der Arzeneygelahrtheit nicht ſo erfahren iſt und ſich nur eine Kenntniß ſeines Körpers zuwege bringen will. Es muß ihnen, mein hochzuehrender Herr, vermuthlich noch erinnerlich ſeyn, was ich ihnen in Betrachtung der anatomiſchen Kupfer ehmals geſagt, da ich ihnen nämlich einige zeigte, die aus andern Büchern nachgeſtochen waren, und eben die Fehler hatten, die in den vorigen befindlich waren. Ich will zum Beyſpiele unter den häufigen Fehlern der anatomiſchen Kupfer, nur den Magen und das Zwergfell anführen. Die meiſten Abbildungen ſchicken ſich ſehr ſchlecht zur natürlichen Lage. Der Magen hängt als ein Sack herunter, und die ſpannadrigte halbmondförmige Mitte des Zwergfells iſt verkehrt. Ich erinnere mir hievon kaum richtigere Kupfer geſehen zu haben, als in Garengeots Lehre von den Eingeweiden, und Hallers Abhandlung der Mäuslein des Zwergfells. Lehrbegierige Gemüther werden alſo lieber den Körper, als den Schatten erwählen.

Dulcius ex ipſo fonte bibuntur aquae.

Ich weis, ſie werden über der alten Sineſer Figuren lachen müſſen, wenn ſie in Cleyers Med. Sinenſ. z. E. die Milz faſt als einen viereckigten Schleifſtein abgebildet finden; und wer wollte ſolches wohl glauben?

Sie wollen noch ferner aus der Abſicht Gottes, daß der Körper durch eine ordentliche Verweſung, und in einer anſtändigen Ruhe wieder zur Erden werden ſolle, die Unzuläßigkeit der Anatomie, und des daraus fließenden Vergnügens, beweiſen. Die Verweſung der Körper geſchieht allemal auf eine ordentliche Weiſe. Die Verbrennung der Todten mag wohl nicht allzu anſtändig anzuſehen ſeyn, und doch war es ein Stück der Religion der Heiden. Ich geſchweige der andern Arten, da keine geringe Anzahl unter andern dem Waſſer zu Theile wird. Wir finden auch in dem geoffenbarten Worte kein ausdrückliches Verboth dieſer Unternehmung, ja wohl noch eher Spuren von Oeffnungen der Körper, und der daraus fließenden zufälligen Erkenntniß des Körpers. Die Salbung Jacobs iſt eine künſtliche Oeffnung ſeines Körpers geweſen, und die ausgeleerten Hölen der Bruſt und des Unterleibes ſind hernach mit Spécereyen angefüllet, wie nicht weniger die übrigen Gliedmaßen damit bedeckt worden. Ich beziehe mich dießfalls auf eine weitläuftigere Ausführung des Herrn D. Scheuchzers in ſeiner Kupfer-Bibel.

Wenn ſie die Ueberſchrift des Gedichts des Herrn Hallers anzuſehen belieben, aus welchem die Strophe, welche die Beluſtigungen aus der Anatomie mit einem Zeugniſſe beſtärken ſoll, genommen iſt, ſo werden ſie glauben, daß derſelbe ſie unter die Vergnügungen aus den Wiſſenſchaften zähle, und nicht allein die Werke der Natur bewundere.

Der Herr Verfaſſer der Gedanken über die Majeſtät Gottes, welche im Wintermonate der Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes vom vorigen Jahre befindlich ſind *, hat die edelſten Meynungen von der Zergliederungskunſt, da dieſelbe uns zur höhern Betrachtung der Majeſtät Gottes in ihren Werken führet.

Doch, mein Herr, ſie ſprechen der Zergliederungskunſt nicht alle Beluſtigung ab, ob ſie gleich bezeigen, daß ihnen ein Todtengerippe zwar nicht fürchterlich, aber doch nicht annehmlich ſey. Erlauben ſie mir aber, Sie zu erinnern, wie oft ſie vordem gewünſcht, unter andern einen wohlzubereiteten Kopf zu haben; wozu anders, als daran ſich zu vergnügen? Unſere Unterredungen, wertheſter Freund, haben nicht ſelten Beluſtigungen aus der Anatomie zum Gegenſtande gehabt, und die Erinnerung ſolches Umgangs läßt mich hoffen, ſie werden denen niemals im Ernſte zuwider ſeyn, und im Gegentheil alle Hochachtung gegen dieſelben haben, die ſich bemühen, durch anatomiſche Unterſuchungen, edle Gemüther zu beluſtigen. Leben ſie wohl.

D. H. F. Delius.

---

* Auf der 386. u. f. S.

Die Freundſchaft.

an Hrn. M. Conrad Arnold Schmidten, aus Lüneburg.

Mein Schmidt, wird jedermann in unſern falſchen Tagen,
Der Schwüre Heucheley, der Freundſchaft Kaltſinn klagen,
Und ſeufzen, daß die Welt zwar oft die Freundſchaft nennt,
Doch ihren Reiz nicht fühlt und ihren Werth nicht kennt:
So ſoll ihn Gärtner, Du und Heermann widerlegen,
Und zeugen, daß ein Herz, das edle Trieb erregen,
Von blöder Einfalt zwar doch auch von Tück entfernt,
Mit andern Künſten nie die Kunſt des Meyneids lernt.

Welch ein Geſchenk hab ich von dir, o Glück, empfangen,
Das Tauſend zwar begehrt, doch Tauſend nicht erlangen!

Wie ſüß iſts, wenn man ſtets die frohen Stunden theilt,
Von Büchern zu dem Freund, vom Freund zum Büchern eilt.
Welch Glück, wenn bey dem Freund die Stunden ſchön entweichen,
Wo Liſt und Trug ſich nie in unſre Schwüre ſchleichen!
Wenn man aus fremdem Mund ſein Glück beſtätigt hört;
Den Bund zwar niemals bricht, doch täglich neu beſchwört.
Wenn man gedoppelt fühlt, wenn uns ein Gut beglücket,
Erſt, weil es uns ergetzt; dann weils den Freund entzücket?

Wo man, wenn über uns ein Unglück ſich erhebt,
Mehr um des Freundes Leid, als um das Unglück, bebt?
Wo, wenn ein Sturm von uns die ganze Welt getrennet,
Man doch in ſeinem Freund noch ein Herz ſtandhaft kennet?
Wo man mit Freuden thut, was wahrer Treu geziemt;
Doch vor der That nicht fragt; nicht nach der That ſich rühmt?
Wo man im Lieben ſich um Vorzug zärtlich zanket,
Hilft, wanns der Freund nicht weis, u. nicht will, daß er danket?
Und am bereitſten iſt, da, wo man wiſſen kann,
Man treffe nicht bey ihm Kraft zur Vergeltung an.

O Wolluſt ſanfter Art, die unſern Geiſt berauſchet!
Weswegen habt ihr doch dieß Glück mit Weh vertauſchet?
Wie gülden war die Zeit, wo noch den Unbeſtand,
Wo gleißneriſchen Trug kein Sterblicher gekannt!

Dir, Schmidt, gab die Natur die Zärtlichkeit zu ſchildern.
Entwirf du ſelbſt einmal in ungezwungnen Bildern
Der Schäfer Redlichkeit, die Unſchuld erſter Welt,
Als keiner Sitten Zwang noch die Natur verſtellt;
Als noch die Freunde ſtets das, was ſie ſagten, fühlten;
Und ihrer Treue Pflicht auch unbeſchworen hielten.
Die Redlichkeit nur ſchloß und öffnete den Mund.
Ein Handſchlag und ein Kuß befeſtigten den Bund,
Der unzertrennlich ward, ſo bald ſie ihn geſchloſſen.
Kein Tag kam, da ſie nicht auch neue Luſt genoſſen.
Und jeder Tag entwich noch froher, als er kam.
Dieß Feld erblickte nie der abgezehrte Gram.
Die Bäume deckten gern mit freundſchaftlichen Schatten
Die Schäfer, die ſich hier vertraut gelagert hatten.

Die Freundſchaft ſchloß den Kreis und hieß ſie zärtlich ſeyn.
Die ſehnliche Begier, dem andern ſich zu weihn,
Entflammte dieſe Schaar, die Scherz und Luſt umflogen.
Und niemals hatte hier der Eigennutz betrogen;
Und niemals hörte man, daß hier die Zankſucht ſtritt.
Selbſt das, was leblos war, empfand die Wolluſt mit.
Die Heerde, die im Gras muthwillig um ſie hüpfte,
Beſeelte gleicher Trieb, der ſie ſo feſt verknüpfte,
Daß ſie zerſtreut den Klee mit mindrer Luſt genoß,
Als wenn die Eintracht ſie feſt aneinander ſchloß.

Die Treue floh mit euch, zu ſchnell entflohne Zeiten;
Und ſelten ſchmeckt ein Herz der Freundſchaft Süßigkeiten.
Das Wortgepränge wuchs; doch ward die Liebe ſchwach.
Je künſtlicher der Mund von ſeiner Liebe ſprach:
Je kälter ward das Herz, die Pflichten auszuüben;
Und Einfalt der Natur ward durch den Geiz vertrieben.
Die neure Welt belacht die Thorheit alter Treu,
Und weiſer Vorſicht Ruhm ſucht ſie in Heucheley.
Den, der uns ſicher traut, meyneidig zu betrügen;
Die Freunde tiefgebückt und zierlich zu belügen;
Dieß iſt die neue Kunſt der kluggewordnen Zeit.
Was man ſonſt Falſchheit hieß; heißt man itzt Artigkeit.
Ein lächelndes Geſicht, die Freundlichkeit der Blicke,
Verſtecken oft ein Herz voll pöbelhafter Tücke.

Wenn Mund und Stirne ſpricht: „Nur du kannſt mich erfreun;
„Dein Glück iſt mir genug, der Glücklichſte zu ſeyn.
„Freund, bin ich nicht bereit, mein Liebſtes dir zu geben,
„Und bin ich dir nicht treu: ſo wünſch ich nicht zu leben.

„Der Himmel zeuge mir, der deinen Freund itzt hört!
„Sein Donner räche dich, wenn er nicht redlich ſchwört:
So ſinnt indeß ſein Herz auf Hinterliſt und Schlingen.
Er ſucht ihn durch Verrath vom Glücke zu verdringen,
Und denkt: „Verhaßter Freund! auch du magſt untergehn!
„Ich wünſch es, dienet nur dein Fall, mich zu erhöhn.
„Mich quält dein blühend Glück. Wie fröhlich wollt ich werden:
„O riſſe nur der Tod dich plötzlich von der Erden!

So iſt des Menſchen Herz dem Ehrgeiz unterthan;
Die Wolluſt iſt ſein Gott, das Geld iſt ſein Tyrann.
Sein Geiſt, der ſich bemüht, ein falſches Glück zu finden,
Verlernt ſein wahres Glück, die Freundſchaft, zu empfinden.

Stets ſtört die Leidenſchaft, o Großer! deine Ruh.
Der arme Landmann iſt weit glücklicher, als du.
Sein unanſehnlich Dach darf nur den Wettern wehren:
So wird er nicht für ſich dein prächtig Schloß begehren.
Er fürchtet nicht, daß ihn der Nachbar neidiſch ſchmäht,
Von auſſen freundlich grüßt, doch heimlich hintergeht.
Die Freundſchaft wohnt bey ihm und mit ihr das Vergnügen.
Er kann beglückt und ſanft auf harter Erde liegen,
Und ſchläft in feſter Ruh, weil ihn kein Mistraun weckt;
Da dich ein Hirngeſpinſt, das du dir dichteſt, ſchreckt.

Dein fürſtlich Bette ſey von Sam̃t u. Gold umſchlagen,
Und weicher Atlas mag die Laſt der Glieder tragen.
Glaubſt du, daß ſo der Schlaf eh in dein Auge ſchleicht?
Es lauſcht des Argwohns Ohr, der ihn von dir verſcheucht.

Er liſpelt: „Fürchte du der Menſchen ganz Geſchlechte!
„Wie wenn die Welt itzt ſo auf dein Verderben dächte;
„Wie du auf ihres denkſt. Wann ſie dein Unglück ſchwört:
„So haſt du keinen Freund, der ihrem Grimme wehrt.
Es quält dich dein Gehirn mit ſchrecklichen Geſichtern,
Es klopft dein ängſtlich Herz; dein banger Blick irrt ſchüchtern,
Und ſieht ſchon die Gefahr, wie ſie dein Bett umringt.
So bebſt du, bis bereits der Tag die Nacht verdringt.
Dein Auge fängt kaum an, itzt ſchlummernd zuzuſinken:
So ſind die Lüſte da, die dir begierig winken.
Der Neid ſpricht: Kannſt du ſo den Nächſten glücklich ſehn?
Die Ehrbegier vermahnt: Was willſt du ſtille ſtehn?
Auf! Fauler! du mußt ſtets nach höhern Ehren ſtreben.
Wer meiner müde wird, verdienet nicht zu leben.
Es ruft der Menſchenhaß; iſt deine Macht verkürzt?
Den Nächſten ſtürze du, eh dich der Nächſte ſtürzt.
Der Schatten eines Freunds, den dein Betrug berückte,
Und zu der Treue Lohn in finſtre Grüfte ſchickte,
Scheint itzt, als hüb er ſich aus ſeinem Grab empor,
Und rückte deinem Geiſt der Schwüre Falſchheit vor.
So ſchwärmt um dich ein Heer von ungeſtümen Sorgen,
Und unter Luſt und Pracht liegt ſtete Quaal verborgen.

Freund! welchen Thoren nimmt ſein glänzend Elend ein;
Und welcher Sklave wird nicht lieber Sklave ſeyn.
Ein ſolches Glück wird nie den Klugen Neid erwecken,
Und wer beglückt will ſeyn: der muß die Freundſchaft ſchmecken.

Joh. Adolf Schlegel.

Was ein groſser Kopf ſey?

Was iſt ein groſſer Kopf? Vielleicht freuen ſich einige, die dieſes leſen, daſs es mir eingefallen iſt, von dieſer Frage zu handeln. Es wird eine Höffnung bey ihnen entſtehen, daſs ſie der Laſt irgend eines undeutlichen Begriffs werden entlediget werden. Abſonderlich werden ſich diejenigen meiner Leſer freuen, die von der Angſt eines undeutlichen Begriffs ſind geplaget worden, ſo oft man ihnen von groſſen Köpfen etwas geſaget hat, und die doch nicht gewuſst haben, wo es ihnen fehle? Welcher Kranker freuet ſich nicht, der ein Uebel, das er empfindet, nicht von ſich geben kann, wenn jener gegenwärtige Freund unvermuthet das rechte Wort findet, und dasjenige fertig ausdrücket, was ihm auf der Zunge ſchwebete?

Faſt jedermann redet von groſſen Köpfen: und wie wenige werden ſagen können, was ſie eigentlich unter dieſem Ausdrucke meynen! Es iſt ein groſſes Unglück für die Menſchen, daſs ſie reden können und es ſelbſt nicht verſtehen, ſprechen und nichts ſagen. Ich wette, daſs der gröſſte Hauſe nichts von den Eigenſchaften eines Kopfes weis, den er einen groſſen Kopf nennet: und dennoch ſpricht der gröſſte Hauſe davon, als von einer ganz bekannten Sache. Wundert euch nicht, daſs ſich eine Menge von Perſonen oft mit einander zanket, von denen keine ſich allezeit ſelbſt verſteht.

Ich will verſuchen, ob ich etwas gedenke, wenn ich von einem großen Kopfe rede; oder nicht? Viele meiner Leſer werden Nutzen haben, wenn ich beweiſe, daß ich mit Verſtande rede. Andere werden die Fähigkeit beſitzen, meine Gedanken zu brauchen, wenn es gleich keine rechte Gedanken ſind; das heißt, wenn es Gedanken ſind, die einem entfernten Scheine gleichen, welcher in der Nähe zerfliegt.

Der Ausdruck: **Ein großer Kopf**, muß ſich allem Anſehen nach, aus ſeinem Verhältniſſe mit vielen andern Ausdrücken erklären laſſen, die insgeſammt zu einer Verbrüderung gehören. Man hat im Deutſchen, und in allen andern Sprachen Wörter und Redensarten, die es mit einander halten, wie Brüder und Geſchworne unter den Menſchen. Setzet das Mitglied einer Geſellſchaft ab, ſo wird es ſeine Dienſte nicht thun. Trennet ein Wort von der Zahl ſeiner Mitwörter, ſo wird es nichts, oder doch nichts rechtes, bedeuten.

Die Redensart: ein großer Kopf, ſteht mit allen den Redensarten in Verbindung, die uns die Gelehrſamkeit, als ein Reich; die Wiſſenſchaften, als ein Stücke Landes; die Gelehrten, als Herrſcher, Fürſten und Vorſteher abbilden. Wer Luſt hat, der ſpreche immerhin, daß ſie von dieſer Gemeinſchaft ihr pedantiſches Anſehen ſich zugezogen habe. Andere werden ſagen, daß ſie in derſelben die Natur eines edlen, reizenden und erhabenen Ausdruckes bekommen. Setzet den Kopf, in welche Wörtergeſellſchaft ihr wollet: nirgend wird er ſich ſchicken, ſo bald er den Beynamen groß bekömmt. Setzet ihn, zum Exempel, in die Zahl der Wörter, die ihre eigentliche Bedeutung haben: ſo iſt ein großer Kopf nicht ſo etwas ſchönes, herrliches und vortreffliches, als er ſeyn muß. Er iſt oft etwas häßliches und abſcheuliches. Setzet ihn in alle Brüderſchaften der Wörter, wo er ſo kann groß genennet werden, wie man ſpricht: ein großer Pallaſt, ein großer Platz, ein großes Maul: nirgend wird er derjenige Kopf ſeyn, den wir ſuchen. Setzet ihn endlich in die Verſammlung der edlen und majeſtätiſchen Wörter, die wir vorher angezeiget haben: auf einmal wird er ſich in ſeinem Elemente befinden und ſeine Kraft zeigen. Dieſes muß ich beweiſen.

Beſinnet euch auf die Redensarten: ſeinem Kopfe folgen, auf ſeinem Kopfe beſtehen, den Kopf anſtrecken, oder: ſich in den Kopf ſetzen, ſich den Kopf anfüllen, in ſeinem Kopfe ausdenken, und ſo weiter. Allenthalben wird der Kopf ein Stück und Theil des Menſchen ſeyn, das Macht und Vermögen hat, das wirkſam iſt, das eigenwillig handelt, ordnet, beſchließt. Man ſaget nie, daß derjenige aus ſeinem Kopfe denket, ſchreibt oder redet, der ſchlechterdings einem andern folget. Er muß ſelber wirken. Er muß gleichſam aus ſich ſelber etwas ſchaffen und hervorbringen. Er muß endlich dieſes alles aus freyen Stücken thun. Was in dem Menſchen willkührlich und für ſich ſelber ſchaffet und arbeitet, das iſt ſein Kopf. Und in der Gelehrſamkeit iſt ein Kopf ein Weſen, welches freywillig, aus ſeiner eigenen Kraft, aus ſeinem Vermögen in gelehrte Bemühungen ausbricht.

Man würde ſich ſehr irren, nachdem man dieſes weis, wenn man alle, die gelehrt heißen, für Köpfe halten wollte. Es ſind in Wahrheit nicht alles Köpfe, was Hut und Paret, Kranz und Lorbeer trägt. Es ſind oftmals nur Hölzer mit lebendigen Augen, Ohren und Mäulern, die auf Menſchenrümpfen ſtehen. Wenn man ſie auf ihren Geſtellen erblicket, ſo ſieht man Halbmenſchen, an denen nichts weiter, als die Augen, die Ohren, der Mund, die Hände und die Füſſe, leben. Andere ſind überaus künſtliche Maſchinen, die ſtets geſchäfftig ſind und freywillig das zu wirken ſcheinen, was ſie nur nach gewiſſen Regeln der Kunſt, wie der Körper nach den Regeln der Bewegung, wirken und an ſich wahrnehmen laſſen. Ein gewiſſer Genius, der über ſie zum Werkmeiſter geſetzet worden, machet in unſern Tagen ſeine Sachen vortrefflich. Er ſtellet ſeine Uhrwerker in Menge aus: und viele gute, ehrliche Bewunderer ſehen das für wirkliche Köpfe an, was nur bloße Maſchinen ſind. Ich muß es, einen jedweden zu warnen, noch einmal ſagen: nur diejenigen Köpfe, welche man gelehrt nennet, ſind wirkliche Köpfe, an welchen man Wirkungen und Veränderungen wahrnimmt, die ſich nicht bloß aus dem Baue eines menſchlichen Rumpfes, auch nicht aus der Zuſammenſetzung einer geiſtlichen Uhr, erklären laſſen. Ein Kopf muß Verſtand und Willen haben. Er muß das thun und hervorbringen, was in dem Reiche der Maſchinen und der Regeln Wunder ſind. Fehlet dieſes, ſo wird ein Vernünftiger allezeit zweifeln müſſen, ob er einen Kopf betrachte und wahrnehme, oder nicht:

Es wird ſich an den wirklichen Köpfen allezeit befinden, daß ihnen verſchiedene Sachen, womit der Witz und der Verſtand eines Menſchen ſich beſchäfftigen kann, zu Dienſte ſtehen. Sie haben ſtets gewiſſe Wahrheiten, gewiſſe Sätze, gewiſſe Begriffe in ihrer völligen Gewalt. Sie machen damit, was ſie wollen. Sie verſetzen, verändern, bilden, ordnen, zieren, verbergen oder zeigen dieſelben, wie ſie wollen: und es müſſen allezeit Wahrheiten, Sätze und Begriffe bleiben. Es entſteht nichts falſches, nichts ungereimtes, nichts lächerliches: und es entſteht doch immer was Neues. Es kann niemand ihre Art zu erſchaffen aus gegebenen Regeln hinlänglich erklären. Aber es kann niemand, ohne lächerlich zu werden, ihre Werke tadeln und ſich dabey auf gegründete und gehörig eingeſchränkte Regeln berufen. Dieſe Gewalt beſitzen ſie mit Recht: und es hat dieſelbe ihre guten Gründe. Was ſie beherrſchen, das iſt ihr Werk. Wer mag ſo keck ſeyn und ihnen ihr Recht darüber ſtreitig machen? Ein Kopf iſt allemal Meiſter, und ein jedweder Meiſter iſt Herr. Raubet, nehmet, erobert wieder, was ihr wollet, und von wem ihr wollet: einem Kopfe müſſet ihr das Seine laſſen; es ſey denn, daß ihr ein Mittel findet, es mit ihm zugleich, und entweder, als der Höhere, oder als der Geringere, oder als einer von ſeines gleichen, als ſein Freund und Bundesgenoſſe, zu beſitzen. Durch dieſe gegründete Herrſchaft, beweiſt er eben die willkührliche Wirkſamkeit, die ihm zu einem Kopfe machet.

Allgemach wird es klärer, daß es nicht ganz ungereimt ſey, zu ſagen, daß die Redensart: **Ein großer Kopf**, zu der Gemeinſchaft der Wörter gehöre, die uns die Anzahl der Wiſſenſchaften, als Reiche und Länder vorſtellen. Nebſt einer vollkommenen Willkühr, Gewalt, Macht und Herrſchaft haben, iſt eine Vollkommenheit, zu der man nur die Vorſtellung von einem Regenten ſetzen darf, um zu ſchließen, daß da Land und Leute ſeyn müſſen, wo dieſe Vollkommenheit anzutreffen iſt. Stellet euch alſo die Köpfe, als Fürſten und Regenten, vor: und wer wird hiergegen einen Widerſtand ſpüren, da eines dem andern ſo ähnlich iſt? Man brauchet kein großer Kopf zu ſeyn, um eine Schlußkette zu erſchaffen, in der die Wahrheiten in dieſer Ordnung ſtehen: alle Dinge, die einerley ſind, können mit einander verwechſelt werden. Zwey Dinge, die ähnlich ſind, ſind in ihren Merkmaalen einerley. Daher können zwey ähnliche Dinge mit einander verwechſelt und eines ſtatt des andern genommen werden. Köpfe und Fürſten ſind einander ähnlich. Alſo müſſen für Köpfe auch Fürſten können genommen, und dieſe ſtatt jener angeſehen werden. Geſchieht dieſes, ſo haben wir Land und Leute. Und ſo, wie Land und Leute dasjenige ſind, worüber Fürſten herrſchen, ſo ſind diejenigen Sachen, worüber die Köpfe herrſchen, oder die Wahrheiten, die Begriffe, die Sätze, die ſie in ihrer Gewalt haben, ihr Land und ihre Leute. Ein Kopf iſt alſo ein Vornehmer, ein Fürſt, in dem Lande der Gelehrſamkeit.

Nunmehr ſehen wir ihn demnach in einem Lichte, wo es deutlich erſcheint, daß es eine gute, richtige und vollgültige Redensart ſey, wenn man ſaget: **Ein großer Kopf**. Es ſchicket ſich dieſe Redensart um nichts ſchlechter, als wenn man ſpricht; ein großer Herr, ein großer Fürſt, ein großer König. Ein großer Herr iſt derjenige, dem viele Länder und Unterthanen zu Gebothe ſtehen. Ein großer Kopf iſt derjenige Gelehrte, dem viele Wahrheiten, viele Wiſſenſchaften zu Gebothe ſtehen; der aus freyem Vermögen, aus eigenthümlicher Kraft, aus ſeiner uneingeſchränkten Willkühr und aus ſeinem Vorrathe Lehren und Begriffe in großer Anzahl hervorbringet; der alſo die Schöpfungskraft in einem hohen Grade beſitzt; oder kurz: der den Witz mit auf die Welt und nicht aus der Schule gebracht hat. Mir iſt es nicht gegeben, und vielen andern wird es, wie ich glaube, eben ſo unmöglich fallen, diejenigen für große Köpfe zu halten, die entweder nichts thun, als leſen, hören und ſchreiben, oder Sklaven der Lehrart und Knechte der Regeln ſind.

J. D. Overbeck.

◆

* *

Der Renommiſte.

Fünftes Buch.

Die träge Finſterniß warf ſchon mit brauner Hand
Auf Leipzig Schlaf und Traum, die Still auf Feld und Land.
Schon ſah man den Booth den feſten Pol umgehen,
Und manche Welt mit ihm ſich in den Norden drehen.
Die Schönen änderten die Farb in dem Geſicht,
Von ihrer glatten Stirn floh das erborgte Licht,
Das ſie zuvor beglänzt, der Nachttiſch, der ſie ſchmückte,
Wars, der itzt ihrem Haupt den fremden Putz entrückte.
Wie wenn der wilde Nord die rauhen Flügel regt
Und ſich vom kalten Pol zu unſern Hainen trägt,
Er noch das gelbe Laub dem nackten Wald entführet
Und falbe Blätter ſtreut, wenn ſich ſein Fittig rühret;
So wird der Nachttiſch auch mit Bändern überſät.
Der Putz entflieht nunmehr, die Schleifen ſind verdreht.
Die Locken werden ſchlaff, gleich prangenden Narciſſen,
Die, wenn der Abend kömmt, die Häupter neigen müſſen.

Da kam der ſchwere Fuß von Raufbolds treuer Schaar
Auf den beglänzten Markt, der oft ihr Kampfplatz war.
Geſtiefelt iſt der Fuß, umgürtet ihre Lenden
Und Schlägerhandſchuh ſind an den bewehrten Händen.
Sie gehn, ſo oft ihr Fuß mit Schrecken niedertritt,
So oft erbebt der Markt und jeder Wächter mit.
Zuletzt erblicket ſie der arme Raufbold wieder.
Vor Freuden ruft er aus: Willkommen, werthe Brüder!

Jtzt

„Itzt ſeh ich, daß ihr noch Jenenſern ähnlich ſeyd,
„Itzt ſeh ich, daß ihr auch in Leipzig mich nicht ſcheut.
„Kommt, itzo ſollt ihr hier als treue Räthe ſitzen;
„Euch folg ich, doch ihr müßt auch meinē Ruhm beſchützen.

In ſeiner Stube tönt ein allgemeines Ja;
Ihr Degen und ihr Arm iſt ihm zum Beyſtand da.
Darauf erzählt ſein Mund, wie ihn Sylvan verſchmähet.
„Sagt ſelbſt, rief er zuletzt, da er ſich ſo vergehet,
„Sagt, iſt der Jungferknecht nicht meiner Straſe werth?
„Ja, Bruder, riefen ſie, was wäre ſonſt dein Schwerdt?
„Was wäre ſonſt dein Arm, willſt du ihn nicht gebrauchē!
„Geh hin und laß den Schimpf mit ſeinem Blut verrauchē.

Gleich ſchreibt der Renommiſt das kriegriſche Cartell.
Da er von Rache hört, wird ſeine Feder ſchnell.
Sein Blatt u. auch zugleich Sylvans geſchwornes Sterben
Wird ſchleunig fortgeſchickt, den Stutzer zu verderben.
Ein alter Hausknecht wars, der es zum Stutzer trug,
Jedoch ſein Weſen war ein liſtiger Betrug;
Es war der Kobold ſelbſt, der ſich zum Hausknecht machte,
Und Raufbolds Fehdebrief dem Stutzer überbrachte.
Ein Schlüſſel hing an ihm, der ſeinen Schatz bewahrt;
Um ſeine Lippen floß ein brauner Zwickelbarth.
Kurz: wie die Pallas ſich in Mentor einſt verſtecket,
So ward er mit der Tracht vom Hausknecht überdecket.

Man wartet, ob der Kampf Sylvanen ſchmackbar dünkt,
Und man vertreibt die Zeit nach jenſcher Art und trinkt.
Zweymal zerbricht dabey die volle Fas in Stücken,
Zweymal muß man den Tiſch aus braunen Fluthen rücken.
Wie wenn der naſſe Sud im Herbſt vom Meere ſtürmt,
Die ſchweren Dünſte häuft und eine Wolke thürmt,

Die oft als wie ein Schlauch auf nahe Berge hänget,
Aus der, wenn ſie zerbricht, ſich ein Gewäſſer dränget,
Das alles überſchwemmt und alles fliehen heißt:
So wird der Tiſch benetzt, da dieß Gefäß zerreißt.
Sylvan empfing nunmehr das fürchterliche Schreiben.
Der Rothmündinn Befehl zwang ihn, bey ihr zu bleiben.
Es traf ihn das Cartell gleich bey dem Spieltiſch an,
Und gleich ſah er ſich ihm die Schöne ſchalkhaft nahn.
Sie las, wie er, das Blatt. Vor Schrecken fällt ſie nieder;
Sie ſinkt in einen Stuhl; es zittern ihre Glieder.
So wie ein Feiger bebt, wenn ihn um Mitternacht
Ein polterndes Geräuſch mit Schrecken munter macht,
Und wenn er ein Geſpenſt darbey zu ſehn geglaubet,
Die lächerliche Furcht ihm die Empfindung raubet:
So bebt auch ſie vor Angſt, ihr ſchöner Mund wird blaß,
Der Wangen Röthe flieht, ihr Auge ſelbſt wird naß.
Die Seufzer flieht Sylvan, die ihn zu ändern drohten,
Und ſpricht mit innrem Grimm zu Raufbolds ſchnellem Bothen:
„Verwegner, geh und ſprich zum tollen Renommiſt,
„Daß, ob Sylvan nicht prahlt, er doch nicht furchtſam iſt.
„Sprich, daß ihm morgen noch mein Degen zeigen ſolle,
„Daß auch ein Leipziger ſich tapfer ſchlagen wolle.
Hierauf geht er zurück. „Du biſt nicht meiner werth,
Rief ſeine Rothmündinn, die alles angehört,
„Sylvan, Sylvan iſt's wahr, du willſt ein Schläger werden?
„Ja, ja du biſt es ſchon in Sitten und Geberden.
„Geh, Wilder, geh nur hin; doch rühme dich nur nicht,
„Daß ich den je geliebt, der ſich mit Schlägern ficht.
„Geh hin, ich werde dich von nun an ewig haſſen.
„Dich, Lieb und Zärtlichkeit, will ich ergrimmt verlaſſen.

„Doch warum bleibt mein Herz dir dennoch zugethan?
„Warum verehr ich dich, feindſeliger Sylvan?
„Entweder mußt du nicht zum nahen Kampfe gehen,
„Wo nicht, ſo muß ich dich und deine Gunſt verſchmähen.
Sie ſchwieg. So wie ein Baum den ſtolzen Wipfel neigt,
Wenn ihn itzt bald der Weſt, und bald der Oſtwind beugt:
So wird Sylvan beſtürmt. Bald heißt die Ehr ihn kämpfen,
Bald ſucht die Zärtlichkeit den regen Muth zu dämpfen.
Doch endlich fing er an: „was forderſt du von mir?
„Die Ehre ſoll ich fliehn? bin ich nur darum hier?
„Ein Stutzer und zugleich ein feiges Weib zu heiſſen?
„Nein, Schöne, nein, verzagt kann ich mich nie erweiſen.
„Viel lieber will ich hier wild und verwegen ſeyn,
„Als einen blaſſen Stal von meinem Feinde ſcheun.
„Wie würde Jena nicht die Leipziger verſchmähen,
„Nein, morgen ſoll man mich im Roſenthale ſehen.
„Da ſtürz ich meinen Feind, ich hab ihn da beſucht,
„Doch hab ich ſtets den Gang zu dieſem Kerl verflucht.
„Du haſt ihn ſelbſt geſehn, du haſt ihn ſelbſt betrachtet;
„Er war in der Allee, in der ich ihn verachtet.
„Drum fordert er mich aus; ich willige darein.
„Auch er hat mich verſchmäht; er ſoll beſtrafet ſeyn!
„Wie? hörte man darauf die Schöne troſtlos klagen:
„Mit dieſem Renommiſt willſt du den Zweykampf wagen?
„Armſeliger Sylvan, worein begiebſt du dich?
„Dein fürchterlicher Feind raubt dir, durch einen Stich,
„Dein Leben, ja mich ſelbſt. Wird man mir Nachricht gebē,
„Daß du getödtet biſt, ſo wünſch ich nicht zu leben.
„Grauſamer, ſieh, wie hoch dein ſeltnes Wüten ſteigt,
„Du biſt, Rachgieriger, in Leipzig nicht erzeugt;

„Sonſt wüßteſt du ihn wohl großmüthig zu verklagen.
„Nie haſt du gegen mich die kleinſte Gunſt getragen;
„Vergebens bitt ich dich; denn hab ich wohl dein Herz
„Durch Thränen weich gemacht? hat dich mein wahrer Schmerz
„Ein einzigmal gerührt? Geh hin in dein Verderben,
„Geh, dich bedaur ich nicht, denn du verlangſt zu ſterben.
Ihr misvergnügter Blick, der den Sylvan erreicht,
Sprach noch, obgleich ihr Fuß ergrim̃t von ihm entweicht.
So wie ein Schooßhund bebt, wenn von dem weichen Sitze,
Auf dem er ruhig lag, die aufgebrachte Hitze
Ihn wider Willen treibt, ſich aus dem Zimmer drängt,
Die Augen niederſchlägt, die ſchlaffen Ohren hängt:
So bebt der Stutzer auch; ſein Fuß verläßt das Zimmer,
Aus dem die Schöne floh, und eilt beym Mondenſchim̃er
Nach ſeiner Wohnung zu; er flucht, er iſt ergrimmt.
Sein frecher Feind wird ſchon dem nahen Tod beſtimmt.
In jedem Putzgemach ſitzt auf den großen Spiegeln
Ein aufgeputzter Geiſt mit himmelblauen Flügeln.
Da, wo das breite Band die große Schleiſe macht,
Iſt dieſer Geiſter Sitz, wo ihre Sorge wacht.
So oft ihr Amt befiehlt, die Schönen zu bebändern,
So oftmals können ſie in Schleifen ſich verändern.
Stets triegt ihr Angeſicht; ſie halten in der Hand,
Den Menſchen unſichtbar, ein purpurfarbnes Band.
Mit dieſem wiſſen ſie die Schönen anzuziehen,
Daß ſie die Arbeit zwar, doch nie den Spiegel fliehen.
Das Band wird leicht und zart um ihren Arm gethan;
Dann feſſeln ſie ſie ſanft am flachen Nachttiſch an.
Der eine Geiſt, Rubor, erfuhr Sylvans Entſchließen.
Er ſah die Rothmündinn, er ſah die Thränen fließen,

Die ſie vor ihm vergoß. Er wird dadurch bewegt,
Und ſpricht: „Geiſt, den wie mich ein großer Spiegel trägt,
„Den man hieher gebracht, den Nachttiſch zu beſchützen,
„Iſts möglich, kannſt du itzt in ſtolzer Ruhe ſitzen,
„Da unſre Schöne ſeufzt, da unſre Göttinn klagt,
„Ja da ein Stutzer ſich in einen Zweykampf wagt?
„Nein, Geiſt, laß uns bemühn, wo nicht den Kampf zu hindern,
„Doch wenigſtens die Noth der Schönen zu vermindern.
„Wir müſſen uns bemühn, daß, wenn Sylvan noch kriegt,
„Er den Jenenſer ſtürzt, und kämpft, jedoch auch ſiegt.
„Wie würde ſich um ihn die Rothmündinn betrüben?
„Sie würde niemals froh, ſie würde niemals lieben.
„Und niemals träte ſie vor unſer Spiegelglas,
„Vor welchem ſie doch oft den ganzen Morgen ſaß.
„Sprich, würde ſich auch wer an dieſen Nachttiſch ſetzen,
„Und unſern lüſtern Blick durch Putz und Reiz ergetzen?
„Nein, unſer Reich muß auch in dieſem Zimmer blühn,
„An dieſem Nachttiſch muß ſich manche Hand bemühn,
„Vor unſerm Spiegelglas die Locken aufzubauen,
„Auf die mit munterm Blick geſchmückte Stutzer ſchauen.
Er ſchwieg. Der andre Geiſt, der gegen über war,
Zupft erſt mit reger Hand das aufgeputzte Haar,
Wie oft ein Redner thut, der, eh er ſeine Blicke
Auf die Verſammlung wirft, erſt an der Staatsperücke
Die ſtolzen Zipfel faßt. Er huſtet dreymal laut,
Eh er von ſeinem Blatt zu reden ſich getraut.
Drauf ſprach er: „kannſt du auch von einem Freund dieß denken?
„Geliebteſter Rubor, mich, mich ſollt es nicht kränken,
„Wenn unſre Schöne ſeufzt? Nein, mir auch geht es nah.
„Ich bin zu ihrem Schutz und dir zum Beyſtand da.

„Wohlan denn! ſprach Rubor, ſo gieb auf meinen Spiegel
„Mit aller Sorgfalt Acht; mich tragen meine Flügel
„Zu der Galanterie. Die ſchütze den Sylvan;
„Sie ſchütz ihn, denn er iſt ihr treuſter Unterthan.
Er wirft ſich alſobald in die gewölbten Lüfte.
Sein dunkelrothes Band beſtralt die naſſen Düfte.
Er eilt, ſein blauer Schwung, der durch die Lüfte ſtreicht,
Macht, daß ſein Fuß behend des Tempels Dach erreicht.
Wie eine Lerche ſinkt, verſtört man ihre Lieder:
So flattert dieſer Geiſt auch auf die Erde nieder.
Sogleich begiebt er ſich zu der Galanterie,
Und ſprach vor ihren Thron: „ſieh, große Göttinn, ſieh,
„Sieh einen Geiſt vor dir, den Zeit und Noth gezwungen,
„Daß er von Leipzig ſich zu deinem Thron geſchwungen.
„Er kömmt und meldet dir Sylvans beſchloßnen Streit,
„Des artigen Sylvans, den itzt ein Raufbold dräut,
„Ein Raufbold, deſſen Stal ihn grimmig wird zerſpalten,
„Suchſt du nicht ſeinen Arm, o Göttinn, aufzuhalten.
„Der Zweykampf iſt gewiß, Sylvan iſt voller Wuth,
„Und Raufbold geht auf nichts, als auf ſein rieſelnd Blut.
„Kaum glänzt das Morgenroth auf hoher Berge Spitzen,
„So wird ſie ſchon der Kampf im Roſenthal erhitzen.
„O Göttinn, deine Macht ſteh dieſem Stutzer bey,
„Sonſt ſtürzt ihn Raufbolds Fauſt„. Er ſchwieg, ein Luſtgeſchrey
Theilt die bewegte Luft; man wirft die lüſtern Blicke
Auf dieſen fremden Geiſt, und zieht ſie ſchnell zurücke.
Ein murmelndes Geräuſch ſchwirrt in der Göttinn Ohr,
Und jede Mode lobt den artigen Rubor.
Wie wenn im warmen Lenz das Volk der jungen Bienen,
Die ſich das erſtemal den Stock zu fliehn erkühnen,

Mit ſummendem Getöß um eine Tanne ſchwärmt:
So war auch das Geſchrey, das in dem Tempel lärmt.
Die Göttiñ winkt und ſprach: „weñ doch der Renom̃iſte
„Nur meinen nahen Zorn und ſeine Schwachheit wüßte!
„Er wäre nicht ſo kühn. Rubor, ſoll denn ſein Stal,
„Soll denn ſein wilder Arm auch noch im Roſenthal,
„Ja über meinen Sohn, den beſten Stutzer, ſiegen?
„Nein, wir ſind ſtark genug, ſein Auge zu betriegen;
„Sind wir gleich nicht ſo ſtark, daß ſeine Raſerey
„Von uns gehindert wird. Wohlan, Rubor, es ſey!
„Es ſey! Sylvanens Arm erlang auch Ehr im Schlagen;
„Man ſoll durch meine Macht von ihm in Jena ſagen.
„So bald der Morgen graut, ſoll man im Roſenthal
„Mich auf dem Kampfplatz ſehn, nebſt meiner Krieger Zahl.
„Wir wollen den Sylvan im Kämpfen unterſtützen,
„Wir wollen unſichtbar ſein zart Geſicht beſchützen.
Sie ſagt es, und der Geiſt eilt auf den Weſtwind fort,
Und kam im Augenblick an ſeinen alten Ort.
Der Renommiſt erfuhr indeß Sylvans Bezeigen.
Der falſche Hausknecht ſprach: ſehr viel muß ich verſchweigen
„Das er im Zorn geredt. Ihr wärt ein Renommiſt,
„Der nur durch Raſerey in Jena furchtbar iſt.
„Doch kurz, ſein Mund verſprach, mit ſeinem Stutzerdegen,
„Euch in dem Roſenthal verächtlich zu erlegen.
Er ſchwieg. Wie wenn der Nil ſein naſſes Haupt erhebt,
Die aufgebrachte Fluth erſt um die Dämme ſchwebt,
Und deñ, weñ keine Macht die ſtolzen Wellen hemmet,
Das Waſſer auf einmal die Aecker überſchwemmet.
„So war auch Raufbolds Zorn. Seht des Verwegnẽ Muth!
„Es ſchlägt doch wohl in ihm ein jeniſch tapfres Blut.

„Beym Teufel! wenn Sylvan im Fechten glücklich wäre,
„Und überwände mich; wo bliebe Ruhm und Ehre?
„Doch nein, mein Name ſchon iſt Stutzern fürchterlich.
„Ich trau in dieſem Kampf auf meinen Muth und mich.
„Drum, Brüder, welcher will mein Secundante werden?
Die Schaar veränderte die muthigen Geberden.
So wie ein Krieger bebt, wenn der Befehl ihn zwingt,
Daß er im erſten Glied mit in die Feinde dringt;
So ſieht man auch die Schaar von Raufbolds Brüdern
beben.
Sie liebten zwar ſein Bier, jedoch noch mehr ihr Leben.
Dieß ſieht der Renommiſt. „Ihr, wollt Jenenſer ſeyn?
„Sprach er, und ihr erſchreckt vor eines Degens Schein.
„Nun will ich nicht einmal von euch, ihr feigen Seelen,
„Da ihr ſo furchtſam ſeyd, den Secundanten wählen.

Er ſchwieg. Der eine ſprach: „verdamm uns nicht zu
bald;
„Du ſiehſt an uns auch hier die jeniſche Geſtalt,
„Und auch ein jeniſch Herz, das vor Begier ſchon brannte.
„Es weis von keiner Furcht, ich bin dein Secundante.
Im nahen Streit erſchrickt ein munterer Huſar,
Der von Begierde ſchon ſich auf des Pferdes Haar
Mit krummem Sebel wirft, weñ ihn die tapfern Brüder
Im dickſten Kampfe fliehn; doch er erfreut ſich wieder,
Wenn ein Freywilliger ihn tapfer unterſtützt;
Er ſieht es, und ſein Schwerdt, das auf den Feind geblitzt,
Zeigt nun den blutgen Kopf erſchlagner Saracenen;
Er ſchwebt mit krummem Leib an ſeines Pferdes Mähnen:
So rief auch Raufbold nun: „o Bruder, du haſt Muth!
„In dir erkenn ich noch das edle jenſche Blut.

„Komm, hilf mit mir den Feind, den ſtolzen Feind bezwingen,
„Du kämpfſt u. ſiegſt mit mir; uns muß der Streich gelingen.
Ein Krug, der durch die Laſt ſelbſt ſeine Hand beſchwert,
Wird in dem Augenblick mit Freuden ausgeleert.
Wie wenn der laue Lenz die langen Nächte kürzet,
Der aufgelöſte Schnee ſich von den Felſen ſtürzet,
Mit rauſchendem Getön in öde Thäler dringt,
Wo ihn im Augenblick der dürre Sand verſchlingt:
So ſtürzt das braune Bier, bewegt von ſtarkem Zuge,
In Raufbolds wilden Mund aus dem gefüllten Kruge.
Des glimmenden Tabacks verdoppelter Gebrauch
Umnebelt das Gemach mit aufgeſtiegnem Rauch.
Ein dicker dunkler Dampf ſteigt aus den rauhen Hälſen.
Den Tiſch bedeckt die Zahl durchglühter Aſchenfelſen.
So wie das gleiche Feld mit Hügeln ſich erhebt,
Wenn mit bemühter Hand der blinde Maulwurf gräbt:
So iſt die Tafel auch mit rauchenden Veſuven
Und Aetnen überdeckt. Drauf fing er an zu rufen:
„Ihr Brüder, da mein Kampf nunmehr beſchloſſen iſt;
„So folgt nur noch einmal dem tapfren Renommiſt.
„Folgt mir, ich führ euch an; wir wollen etwas wagen,
„Davon ganz Leipzig ſoll mit Furcht und Schrecken ſagen.
„Ich muß von Leipzig gehn; jedoch ich geh nicht ehr,
„Als bis ich auch der Stadt mein glänzendes Gewehr
„Und ſeine Kraft gezeigt. Der ausgeſtreute Schatten
„Der dunklen Finſterniß kömmt uns hierbey zu ſtatten.
„Ihr wißts, durch Häſcher wird der Gaſſen Ruh beſchirmt.
„Wie wärs, wenn unſre Fauſt die Häſcher ſelbſt beſtürmt?
„Kommt, laßt uns ſie zerſtreun, ſie des Gewehrs berauben,
„Und weñ ſie Stang und Stock auf uns zu werfen glauben;

„So nehmt die Stangen weg, und werfet ſie getroſt
„Auf ihren eignen Kopf. Kommt, ich bin ſchon erboßt.
„Mein Stal, mein Arm, mein Muth ſoll, Brüder, euch begleiten.
„Iſt Rausbolds Stal bey euch, könnt ihr die Welt beſtreiten.
„Kom̃t, fürchtet euch vor nichts; ſeyd tapfer, kämpft, u. wagt,
„So flieht die Räuberſchaar beſtritten und verzagt.
Ein jeder fällt ihm bey: „ja, Bruder, laß uns kriegen!
„Wir wollen unter dir die Feinde ſehn, und ſiegen!
Sogleich bewaffnet man die Hände mit dem Schwerdt,
Das vor Verlangen ſelbſt aus weiter Scheide fährt.
Man eilet auf den Markt mit heimlichem Erfreuen,
Wie wenn ein Löwe ſich aus öden Wüſteneyen
Des dürren Lybiens mit ſeinen Jungen trägt,
Und ſich mit trägem Schritt nach einem Wald bewegt,
Er das verdorrte Laub mit ſcharfen Klauen drücket,
Der Buchen ſprödes Holz mit breiter Bruſt zerſtücket,
Und ein Geräuſch erregt, das durch die Felder eilt,
Und in der finſtern Nacht die ſtillen Lüfte theilt:
So hört man ihren Schritt und die gezognen Degen,
Auf dem itzt leeren Markt, ein ſanft Geräuſch erregen.
Da, wo der grüne Thurn am Rathhaus ſich erhebt,
Iſt der bekannte Platz, vor dem der Purſche bebt.
Da wohnt der Knechte Schaar. Das fürchterliche Schrecken
Steht an der dunkeln Thür, und an den beyden Ecken
Lauſcht ſchlaue Hinterliſt und die Verwegenheit,
Die allen voller Wuth, jedoch unſichtbar, dräut.
Dahin gelangt ihr Fuß; der Renommiſt ſteht ſtille,
Und auch die ganze Schaar; er ſagts, gleich iſts ihr Wille.
„Ihr Brüder, fing er an, ihr Brüder, die ich ſchon
„In Jena angeführt, ſprecht den Canalljen Hohn!

„Kommt,

„Kom̃t, ruft und wetzt u. ſchreyt, daß ſie ihr Loch verlaſſen,
„So können wir ſie frey an ihren Hälſen faſſen.
Sogleich durchdringt die Luft ein lautes Pereat!
Man ſchimpft auf ihren Kopf und flucht die Hälſe matt.
Drauf wetzt die ganze Schaar; die Gluth fährt aus den Steinen,
Daß dieſe Krieger faſt in lauter Funken ſcheinen.
So wie der Heiden Zevs den rothen Blitz ergreift,
Der ſchnell aus ſeiner Hand auf die Giganten ſtreift:
So ſcheinen dieſe Zevs mit Gluth und Blitz zu ſpielen,
Indem ſie mit dem Stal in glatten Kieſeln wühlen.
Zuletzt gehn ſie zur Thür, und Raufbold geht voran.
So wie Aeneas dort, was wenig noch gethan,
Mit fürchterlichem Schritt zu dem Cocytus eilet,
Den dicken Schwefeldampf mit ſeinem Schwerdte theilet,
Den Fürſt der Höllen ſieht und die Verſtorbnen ſchreckt,
Wenn er den ſtarken Arm auf falbe Schatten ſtreckt:
So eilt auch Raufbolds Fuß zu der bewachten Pforte,
Mit ſeiner treuen Schaar, an dieſem dunkeln Orte.
Das Schrecken bläſt ihm zwar den Hauch in das Geſicht.
Er fühlt auch deſſen Kraft; doch aber weicht er nicht.
Indeß erblickte man die fürchterlichen Schaaren,
Die Knechte, die ſchon nah am Renommiſten waren.
Ein Harniſch, den noch nie ein treffend Schwerdt verſehrt,
Bog ſich um ihren Leib, den noch ein Stal beſchwert.
Und deſtomehr bewehrt und fürchterlich zu heiſſen,
Füllt ihr verwildert Haupt ein alt verroſtet Eiſen.
Sie ſchwungen in der Hand die Stange, die ſo oft
Den kühnen Feind geſtürzt, der auf den Sieg gehofft.
Die Spitze war behakt, ſchnell zum zurück zu weiſen,
Und ſchnell, ein ſchön Gewand im Anziehn zu zerreißen.

Wie, wenn von dem Gebürg ein wilder Auer flieht,
Der ſeinen ſtarken Feind, den gelben Löwen, ſieht,
Er aus dem niedern Buſch mit rauher Stimme ſchreyet
Und mit gehörntem Fuß den rothen Sand zerſtreuet,
Den dickbemoßten Kopf hochmüthig ſeitwerts trägt,
Ihn an die ſteife Bruſt mit wilden Schütteln legt,
Sich endlich auf den Feind mit ſtolzen Schritten lenket
Und mit dem feſten Horn ihn zu durchbohren denket:
So eilt der Renommiſt auf den verſpürten Schwarm.
Flieht, rief er, oder ſterbt! und gleich ſenkt er den Arm
Auf den umſtählten Kopf, den er zuerſt erblicket.
Jedoch er ſteht erſtaunt, da ihn der Hieb nicht glücket.
Wie wenn ein Crocodill dem dichten Schilf entweicht,
Und ein Aegyptier, der ſchon vor Angſt erbleicht,
Sich noch zu retten denkt, und ſeinen Sebel ziehet,
Doch durch den öftern Hieb den Arm umſonſt bemühet;
Der Panzer, der die Haut des Crocodills umſtählt,
Macht, daß der ſtarke Hieb des breiten Sebels fehlt:
So gehts dem Renommiſt. „Ich glaube, rief er, Brüder,
„Die Schaar bepanzert ſich die fürchterlichen Glieder.
„Werft eure Degen weg, folgt meinem Beyſpiel nach,
„Bedienet euch der Liſt! Sogleich, da er dieß ſprach,
Erreicht er einen Pfahl nicht brennender Laternen;
Er ſchmiegt ſich hinter ihm, die Feinde zu entfernen.
Jedoch den Augenblick nimmt er mit Schrecken wahr,
Daß man, mit wilder Fauſt, von ſeiner Brüderſchaar
Zween aus dem Kampfe ſchleppt, die an zu fluchen
fangen.
Er bebt, als fühlt er ſelbſt ſchon die erzürnten Stangen.
In dieſer Noth ſprach er zu ſeinem Secundant,
Der ſeine Sicherheit noch unterm Sturmfaß fand:

„Auf, Bruder, ſchlag dich durch, jetzt denk an meine Lehre,
„Sieg oder lauf davon; denn dieß bringt doch noch Ehre!
 Er ſagts und dringt ſogleich da ſich ſein Zorn vereint,
Mit flüchtendem Geräuſch durch den zertheilten Feind,
Sein edler Secundant folgt ſeinen ſchnellen Schritten;
Umſonſt wird ihnen nur die ſchnelle Flucht beſtritten.
So wie Serini ſich einſt durch die Türken ſchlug,
Den Sebel in der Hand, den Sieg im Herzen trug:
So ſchlug ſich Raufbold durch; er kriegte noch mit Blicken.
Konnt er nicht in der That, ſo droht er zu zerſtücken.
„Der Teufel hat den Kerls die Panzer angethan!
„Sieh, Bruder, rief er aus, ſieh meinen Degen an.
„Wie hab ich ihn zerhaun! doch laß uns nur entſpringen;
„Man möcht uns ſonſten noch um unſre Freyheit bringen.
 Er geht mit ſteifem Schritt, nach ſeinem Gaſthof zu.
Es lag die halbe Welt jetzt mitten in der Ruh,
Und auch ſein Gaſtwirth ſchlief ſchon auf dem müden Ohre;
Allein ſein Schutzgeiſt kam und öffnete die Thore.
Doch warum ſtund er denn nicht ſeinem Helden bey?
Er hatte kurz zuvor, mit wüthendem Geſchrey,
Den Caffeegott beſtürmt, das Porcellan zerbrochen;
Drum hat er nicht gehört, was man vom Kampf geſprochen.
„O Bruder, geben wir wohl Alexandern nach?
So ſprach der Renommiſt im ſicheren Gemach,
„Gieb Achtung, wie wir auch den Stutzer zwingen wollen,
„Daß alle Leipziger an uns gedenken ſollen.
„Indeſſen mache dich und deinen Stal bereit,
„Denn nun iſt dieſer Nacht doch keine Ruh geweiht.
Dieß hört ſein Schutzgeiſt an; ſein gräßliches Gefieder
Trägt ihn behend davon; er läßt ſich plötzlich nieder.

Da wo bey Jena man die ſtille Saale ſieht,
Die oft ein ganzer Wald von Floßholz überzieht,
Sieht man das Paradies die langen Wieſen ſtrecken,
Die ihre Flächen ſtets mit bunter Anmuth decken.
In dieſem Paradies iſt eine dunkle Gruft;
Sie wird, wenn ſie ein Purſch bey ihrem Namen ruft,
Das **Teufelsloch** benennt. In dieſer öden Grotte
Sieht man den ſeltnen Thron, von einen wildem Gotte.
Der Gott der Schlägerey hat ſeine Wohnung hier,
Der Hohn bewacht bemüht die rundgewölbte Thür.
Denn dieſes iſt der Geiſt, der manches Herz vergiftet,
Des Spotten meiſtentheils die Schlägereyen ſtiftet.
Ihm gegenüber ſteht die träge Trunkenheit;
Sie wankt bey jedem Schritt, ſie raſt, ſie ſchimpft, ſie ſchreyt,
Sie hält mit trübem Blick ein Paßglas in den Händen.
Das Schlagen iſt ihr Recht, und ihre Kunſt, Verſchwende.
Da irrt und wankt der Fuß der blaſſen Eiferſucht;
Da hier der Argwohn tobt und dort die Zankſucht flucht.
Der Neid, das Spiel u. Geld ſtehn an des Thrones Seite,
Die noch die Unvernunft mit Luſt zum Kampf begleiten.
Auf einem blutgen Thron ſitzt, in beſondrer Pracht,
Der Gott der Schlägerey, der alles zitternd macht.
Ein weißlichter Caput mit einem blauen Kragen,
Iſt ſeine liebſte Tracht, die er zeither getragen.
Ein Degen, deſſen Stal das Eiſen übertrifft,
Das man in Japan gräbt, und durch ein blaues Gift,
Das alles leblos macht, mit ſeltner Wuth beſtreichet,
Iſt an des Zepters Statt, vor dem der Schnurre weichet.
Sein Stichblatt iſt ſo groß, als wie des Satans Schild,
Den Milton uns beſchreibt. Manch fürchterliches Bild

Iſt auf ihn eingeetzt. Die erſten Renommiſten,
Wie ſie den Himmel drohn durch Felſen zu verwüſten,
Giganten, ſieht man hier; ihr ſcheusliches Geſicht
Verſtellt noch mehr ein Mund, der Läſterungen ſpricht.
Auf die folgt Herkules, der um die ſtarken Lenden
Die Haut des Löwen wirft. Er hält, mit feſten Händen,
Den Rieſen in die Höh, den er ſo knirſchend drückt,
Daß er an ſeinem Kopf mit wildem Laut erſtickt.
Der Macedonier, wie er die Welt bekrieget,
Wie dort Pompejus fällt, da Cäſar muthig ſieget,
Und wie ein Roland ficht, wenn er die Rieſenhand
Mit fürchterlichem Schlag auf ſeinen Feind gewandt.
Dieß alles ſieht man hier. Von jäher Berge Höhen,
Die ſtets ihr bärtig Haupt in leichten Wolken ſehen,
Sieht man den jenſchen Markt. Da kämpft ein wüthend Paar,
Das bloß durch Lieb und Bier zum Kampf gekommen war.
Ein runder Burſchenkreis, der ſie bemüht umzirket,
Lacht freudig, wenn ein Stoß den andern Wunden wirket.
Nicht weit davon ſieht man noch andre Stürmer ſtehn,
Die in der freyen Hand geſuchte Felſen drehn,
Mit einer Hand den Stal auf glatten Kieſeln ſchärfen,
Und mit der andern Hand in ſtolze Scheiben werfen.
Zween andre, welche ſich aus Unvorſicht berührt,
Sieht man, daß ihre Wuth darum den Degen führt.
Noch andre, die vergnügt in naſſen Zimmern ſitzen,
Im Saufen Helden ſind, beym Taback rühmlich ſchwitzen,
Sieht man in vollem Zank. Ein großes Paßglas eilt
Nach eines Gaſtes Kopf, der ſich im Ziehn verweilt
Kurz: die in Jena ſich mit Ruhm geſchlagen haben,
Die alle ſah man hier im Stichblatt eingegraben.

Zum Gott der Schlägerey kam Rausbolds Schutzgeiſt an.
Er ſprach vor ſeinem Thron: „ſieh, was mein Arm gethan,
„Sieh! Gott der Schlägerey, dein Rausbold kämpft und ſtreitet,
„Doch ſo, daß ihn der Ruhm bey jeder That begleitet.
„Ganz Leipzig fürchtet ſich vor ſeinem ſeltnen Muth.
„Kein Stutzer nimmt nunmehr den aufgeſteiften Hut
„In den gebognen Arm; was ſoll ich größers ſagen?
„Noch Morgen wird er ſich mit einem Stutzer ſchlagen.
„Der Zweykampf iſt gewiß, der Ort iſt ſchon beſtimmt.
„Sylvan und Rausbold ſind in gleichem Grad ergrimmt.
„Vor kurzem hat er auch die Knechte ſelbſt beſtürmet,
„Er hieb ſich da auch durch, da ich ihn nicht beſchirmet.
„O du, des Zweykampfs Fürſt, ſteh ihm auch Morgen bey,
„Damit er noch zuletzt in Leipzig glücklich ſey;
„Denn er wird nach dem Kampf ſogleich auf Halle reiten,
„Und da von neuem blühn, und da von neuem ſtreiten.

Der grauſe Schlägergott, der von dem Throne ſprang,
Sprach, daß vom ſtarken Ton die runde Höl erklang:
„Wie ſehr bin ich erfreut, daß Rausbold glücklich kämpfet,
„Ja, daß er auch ſo gar den Stolz der Stutzer dämpfet.
„Komm, ich beſchütz ihn ſelbſt. Ich kann es dir geſtehn,
„Daß ich mit keinem Blick das Leipzig ie geſehn,
„Das zwar wohl prächtig iſt, doch weibiſch ſich bezeiget.
„Komm, das wir ehe noch die Sonne glänzend ſteiget,
„Im Roſenthale ſind„ Sein Flügel eilet fort.
Ihm folgt die ganze Schaar aus ſeinem Schreckensort;
Allein er heißet ſie nach ſeiner Höhl entweichen;
Drey Schlägergeiſter ſinds, die Leipzig mit erreichen.

Wie, wann ſich von dem Feld ein ſchwerer Trappe hebt,
Die hartgepreßte Luft vor ſeinem Fittich bebt,
Der ihn erſt nach und nach von grüner Erde bringet,
Bis er ſich auf einmal ſchnell in die Wolken ſchwinget:
So bringt ihr ſchwerer Flug ſie flatternd in die Höh;
Zuletzt erreichen ſie die ſchattigte Allee.
Es war faſt um die Zeit, da ſich der Himmelswagen
Vom kalten Norden fort nach Oſten zu getragen,
Als dieſe Geiſterſchaar in der Allee ſich ſieht,
Und ferner durch die Luft nach Raufbolds Zimmer flieht.
Man ſieht ſie im Gemach unſichtbar ſich bewegen.
Der Renommiſt beſah gleich ſeinen großen Degen,
Und ſprach: „o welcher Stal, o Stal! mein höchſtes Gut,
„Mit dem ich meine Macht, mit dem ich meinen Muth
„Den Schnurren oft gezeigt; o Stal, von ſeltner Treue,
„Hilf, daß ich meinen Ruhm durch deinen Stoß verneue.
„Sey mich zu ſchützen ſchnell, ſchnell in den Feind zu gehn,
„Und feſt, im ganzen Kampf vor deinem Herrn zu ſtehn.
Er ſchwieg. Sein ſtarrer Blick beſieht die glatte Fläche;
Er beugt ihn und erforſcht die Stärk u. auch die Schwäche.
So wie Minervens Hand dem Telemach den Schild
Unſichtbar weggethan und ihn Egidens Bild,
Statt deſſen hingelegt; ſo nahm auch Raufbolds Degen
Der Gott der Schlägerey, um ſeinen hinzulegen.
Armſeeliger Sylvan, bewahre dein Geſicht!
Da Raufbolds kühne Fauſt mit Götterwaffen ficht,
Da wilde Geiſter ihn zum Kampf noch mehr erhitzen;
Wer will dich, o Sylvan, vor ſeiner Wuth beſchützen?
Drauf ſprach der Renommiſt, wormit wird dieſe Nacht,
Die bald die Erde flieht, noch vollends hingebracht?

Doch, daß wir Morgen früh nicht ohne Kräfte ſtreiten,
So wollen wir uns ſelbſt ein Lager zubereiten.:
Er leget ſich ſo fort mit ſiegesvollem Muth
Geſtiefelt und geſpornt auf den zerfetzten Huth.

* *

Der Autor.

Zehntes Stück.

Neſcia mens hominum fati ſortisque futurae. *Virg.*

Nimmermehr wird man auf dasjenige fallen, was ich heute ſagen werde. Ich habe mir plötzlich vorgenommen, meine bisherigen Blätter zu beſchließen, und folglich alle Verfaſſer, Verkäufer und Käufer der Beluſtigungen durch meinen Abſchied, unglücklich zu machen. So gerecht auch dieſer Vorſatz iſt: ſo bedaure ich doch das gemeine Weſen, welches allerdings, auf mehr, als eine Art, dabey einbüßet. Allein man kann mir nicht zumuthen, daß ich meine Pflichten gegen daſſelbe höher, als andere Schriftſteller, treiben ſoll. Ich weis wohl, daß die Welt auf meine Bequemlichkeit, und auf meinen Büchervorrath die gegründeſten Forderungen machen kann; daß ich ihr aber auch meine Empfindlichkeit, bey einer empfangenen Beleidigung, aufopfern ſollte, werden nur diejenigen begehren, welche das Herz eines Autors nicht kennen, und in den erbaulichen Beyſpielen des Gegentheils ganz und gar unwiſſend ſind. Der Herr Pflegevater meiner kleinen Arbeiten, ich meyne, der Herausgeber der Beluſtigungen, wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich, zu meiner Rechtfertigung, unſre Mishelligkeiten öffentlich bekannt mache. Ich habe mich tapfer mit ihm überworfen, oder, daß ich der Wahrheit, durch meinen Bericht, näher trete: er hat durch meine Aufführung, alle Hitze eines aufgebrachten Scribenten erfahren, welchen man, aus Neid, oder Eigenſinn in der Laufbahne der Ehren aufhält, wenn er eben im Begriffe iſt, das Ziel zu erreichen. Er iſt, ſage ich, von der Stärke meiner critiſchen Beredſamkeit überführet worden, ohne eine andere Gegenwehr, als ein zweydeutiges Stillſchweigen, zu brauchen. Sollte man wohl denken, daß er mir meine Streitſchriften, womit ich in dieſem Monate einen erwünſchten Anfang machen wollte, wieder zurück geſchicket hat? Sollte man jemals das Mistrauen zu ſeinem Geſchmacke ſo weit getrieben haben, daß man geglaubt hätte, er würde ſich weigern, in ſeine Monatſchrift, zu itzigen Zeiten, Streitſchriften, und zwar Streitſchriften des Autors anzunehmen? Und gleichwohl hat er ſich, durch ſeine Hartnäckigkeit, den Vortheil benommen, in derjenigen ſchönen Wiſſenſchaft, welche am meiſten, nach der Mode iſt, die vollkommenſten Muſter herauszugeben. Man übe ſich, man künſtle in dieſer Art der Gelehrſamkeit wie man will; das Herzhafte, das Unerwartete, das Geiſtvolle wird doch noch einen unentdeckten Grad der Schönheit übrig laſſen, wenn ſich nicht der Autor des gemeinen Weſens erbarmet, und die kunſtrichteriſche Rüſtung anleget. Dieſes war geſchehen, und nur der wunderliche Herausgeber iſt ſchuld, daß man mich nunmehr weder ſo, noch anders erblicken wird. Wie hätte ich mich empfindlicher rächen, und ihn am geſchwindeſten zur Reue bringen können, als daß ich ſeinen Schriften meinen Beytrag, und folglich die größte Zierde entziehe. Die philoſophiſchen Abhandlungen, die Lehrgedichte, die Schäferſpiele, die beſungenen Calliſten, die Oden, die Fabeln und andere Kleinigkeiten mehr, ſind ganz hübſch, aber ſie ſind doch nicht der Autor, und der Unterſchied iſt ganz merklich. Es kann ſeyn, daß meine bisherigen Mitarbeiter, von meiner Meynung in etwas abgehen. Es iſt mir nicht zuzumuthen, ihnen ihre Vorurtheile zu benehmen, wenn ich nur der übrigen Welt ſo viel Einſicht und Geſchmack zutraue, daß ſie mit mir einerley Urtheil fället.

Ich entferne mich alſo von den Herren Beluſtigern, und ſie werden mir vergeben, wenn ich in Zukunft nicht ſo gar vortheilhaftig von ihnen reden ſollte. Ich erkläre mich hiermit öffentlich, daß ich gar nicht willens bin, ſie zu beleidigen. Ich muß mich aber an ihrem Anführer rächen; und da ich kein Pedant, ſondern ein galanter Autor bin: ſo werde ich auch meine Rache nach der Mode einrichten. Doch, wenn ich es recht überlege: ſo habe ich eben nicht Urſache, ſo gar gewiſſenhaft zu ſeyn. Die guten Leute haben die Ehre, die ich ihnen bisher, durch meinen Beytrag erwieſen, niemals recht einſehen wollen.

Denn ich bin endlich befugt, nur dieſes eine richtige Einſicht zu nennen, welche der meinigen gleich kömmt. Hätten nicht meine andern Freunde, welche eben keine Autores ſind, meine Vorzüge unterſchieden, und, durch ihre Lobſprüche bisweilen verſucht, ob ich noch roth werden könnte: ſo würde ich wenig vergnügte Träume gehabt haben.

Itzo erkenne ich erſt, wie empfindlich es einen Autor ſchmerzet, wenn man ſeinen Schriften den Druck verſaget. Indeſſen richte ich mich mit einem Troſte auf, welcher allen großen Geiſtern anſtändig iſt. Es iſt andern Leuten auch ſo gegangen. Es ſind mir verſchiedne Scribenten bekannt, welche der Herausgeber der Beluſtigungen auf dieſe Art beleidiget hat. Einige davon ſind ſo ſchläfrig, daß ſie mit ſeinem deſpotiſchen Verfahren allezeit zufrieden bleiben, oder ſich doch wenigſtens glücklich verſtellen können; andere hingegen verſäumen keine Gelegenheit, ihren Unwillen wider ein Buch zu zeigen, worinnen ſie ſo herzlich gern einige Seiten ausgefüllet hätten. Je freygebiger ſie dabey mit ihrem Unwillen ſind, deſto ſparſamer wiſſen ſie mit ihrem Witze umzugehen. Je abgenutzter die Spöttereyen ſind, welche ſie vorbringen, deſto einnehmender ſind ſie auch. Die letzten Leute haben Recht. Ich billige ihre Empfindungen, und kann ihre Aufführung nicht überzeugender loben, als wenn ich ihnen künftig nachfolge. Einmal haben die Beluſtigungen den Nachdruck meiner witzigen Feder ſchon empfunden. Ich will es nur bekennen, weil ich mich meiner Rache ſonſt nur halb erfreuen kann. Dasjenige, was man nur kürzlich, in einem Stücke gelehrter Zeitungen, wider ſie geleſen hat, iſt nur ein kleiner Stral von dem feinen Witze des Autors geweſen, welcher künftig ſein ganzes Licht ausbreiten wird, die Welt von ihrer unſtreitigen Kleinigkeit zu überführen. Ich will dieſes Mittel, mich in den Verdacht einer tiefſinnigen Einſicht zu ſetzen, nicht aus den Händen laſſen. Denn wie ich einige Leute gezählt habe, welche, ſeit der Zeit, da ſie in die Beluſtigungen arbeiten, die gelehrten Lexica für unvollkommen halten: ſo kenne ich auch andere, bey welchen man, nach ihren Handlungen zu urtheilen, ohne eine ziemliche Uebereilung, keinen geſunden Verſtand, geſchweige denn gar Critik muthmaßen könnte, wenn ſie nicht wider dieſe Monatſchrift eiferten. Ich hätte es freylich nicht nöthig, auch dieſen Weg zu gehen, um beſtändig berühmt zu bleiben. Allein ich bin, wie jener Held; ich würde zu Bekanntmachung meiner Größe nichts thun, wenn ich nicht alles thäte.

Indeſſen wird mir ganz bange um das Herz, wenn ich mir die Betrübniß meiner Leſer, über meinen Abſchied, vorſtelle. Bedenke ich aber gar, daß ſich vielleicht die ſchönſten Augen, einer Philippine, Chloris, Contuſch, Fenſterſcheibinn, * Henriette Schreibgern, Chriſtine Leſerinn,

und

---

* Dieſes ſind zwey Frauenzimmer, welche ich noch, in möglichſter Kürze, verewigen muß. Sie haben mir die Ehre erwieſen, an mich zu ſchreiben, und ich bedaure, daß ihre Briefe zum Drucke zu ſpät gekommen ſind. Henriette kann indeſſen, bey meinem Verleger, eine verſiegelte Antwort abholen laſſen. Die Jungfer Leſerinn

aber

und anderer Schönen mehr, über meine Grauſamkeit roth weinen werden: ſo fange ich faſt an, meinen Entſchluß eine Uebereilung zu nennen; ſo wünſche ich heimlich, daß der Herausgeber der Beluſtigungen wieder zu mir ſchicken, und ſich in der Güte mit mir vertragen möchte. Doch er wird es nicht thun; und ich ſchäme mich faſt meiner Unbeſtändigkeit. Meine Freunde müſſen ſich, durch vernünftige Vorſtellungen, in dieſem Unglücke aufrichten. Sie müſſen bedenken, daß in dieſer Welt alles endlich iſt. Wäre das erſte Stück des Autors auch das letzte geweſen: ſo würden ſie noch unglücklicher geweſen ſeyn. Wie hätten ſie auch thun müſſen, wenn mir der Tod die Feder aus der Hand geriſſen hätte? Auf dieſe Art würde Ihnen alle Hoffnung benommen ſeyn, jemals wieder eine Zeile von mir zu leſen, da ſie ſich itzo noch, mit der angenehmen Einbildung ſchmeicheln können, daß ich in einer andern Buchdruckerey, wieder aufwachen, und auf das neue an Verewigung meines Ruhms, und ihres Vergnügens arbeiten werde.

Für ihre mir bisher erzeigte Gewogenheit, weis ich nicht dankbarer zu ſeyn, als daß ich ihren Geſchmack, durch das Zeugniß der gelehrteſten Männer, rechtfertige. Es wird mir daher vergönnt ſeyn, einige Stellen zu meinem Lobe anzuführen, welche ich, ohne dieſen Endzweck, gewiß verſchweigen würde.

---

aber iſt ſo außerordentlich loſe, daß ich ihr zur Strafe faſt auflegen dürfte, in einem ganzen Monate nichts herzuleſen.

Kurze Auszüge,

aus inn- und ausländiſchen Schriften, in welchen des Autors gedacht worden.

„Wir können dem Bitten eines Ungenannten „nicht länger widerſtehen, und müſſen einmal dem „Autor Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Der „größte Lobſpruch für ihn wird wohl dieſer ſeyn, wenn „wir der gelehrten Welt verkündigen, daß wir ſelbſt „ſeine Schriften leſen wollen, ſo bald uns die Zeit „lang werden wird. Indeſſen ſind ſie doch gründlich, witzig und annehmlich, weil wir ihrer in unſern Blättern, nunmehr gedacht haben. Nach dieſem abgelegten Zeugniſſe, zweifeln wir nicht mehr „an der Erkenntlichkeit des Herrn Autors, oder ſeines Freundes, des Ungenannten „. S. des **Uneigennützigen Opferers**, 13 Stück am Ende.

„ - - - diſcordias a nonnullis poëtis ortas adhuc alit Germania. Accendit eas temerarie pronunciata ſententia - - - - at finis tamen ſimultatum nondum adeſt, nec aderit forte, niſi inuidia - - „ - - placita AVCTORIS, qui, ne ſibi ignauo fortuna immineat, ad omnem caſum paratus „eſſe videtur, dubius ſcilicet, in aequitate rerum plus praeſidii, an in conuiciis, ceteros noſtri aetatis ſcriptores repoſituros eſſe. Illi, qui rerum in „republica litteraria non expertes, ex praeſentibus cauſſis futuri temporis ſtatus, aliquo modo hariolari „poſſunt, otium mihi in enumerandis huius AVCTORIS „laudibus fecerunt. Non exculto ſolum iudicio nulli „ſecundus, verum etiam ingenii artibus, ceteris ſui loci „omnibus praeſtans, opus peregit aere perennius. *Vide Equum Troi. in Germ. cond.* pag. 912.

I have lately read a German Treatiſe, entitled *the Author*, with great Delight and all the Pleaſure, that a well-writed Work can produce in the Soul of a Scholar. This excellent Performance can't but ſet the Underſtanding and the Wit of Germans in the ſame advantageousLight,that have made our People the Admiration of all our Neighbours,and I fear,it woud outshine the moſt celebrated Writers of our Island. The Writer of this incomparable Piece muſt be the moſt learnedMan,that can be found. He writes without thoughts more thoughtfull Things, than an Adeptus with the profoundeſt Meditation in a Book of Alchymiſtry. You ſhall remark in its Writings the ſtrength of Reaſon of a Englishman, the Learning of a German, and the Wit of a Frenchman, which made me preſuming, that he is not a German of his Birth, but a very true Englishman in a German-Dreſs. I can not indeed ſufficiently admire his Way of writing; and the ſubjects, which he write upon, being Matter very uſefull for our Fellow-Scriblers, I thought it deſerved to be conſidered and made more publick. Thereſore I am reſolved for the uſe of my Compatriotes to translate theſe Papers into English, and I hope, the moſt ingenious part of the thinking World will ſpend his Hours to the Peruſal of it. S. *The Magazine of the Republick of Letters*, *February 1744.* No. 6. unter dem Titel State of Learning. Art. I. p. 191.

Un de' compatrioti miei m' hà apportato poco fà d' Allemagna le opere dell' Autore. Perleggendole mille volte mi ſon congratulato, d' intender Tedeſco. Nè più tengo per impoſſibile il riſtorar la perdita della noſtra Academia, arrivata per la morte dell' immortal Signor Vocabulo. Queſto letterato, chi, dopo una lunga tumidezza, è morto di doloroſa quella infermità chiamata da' medici li vapori latini, ancor in queſto punto è compatito da tutti gli amatori della vera ed unica dottrina. La Reppublica non potrebbe far meglio, ſe non in dar la piazza del morto all' Autore Tedeſco. Se ben

queſti ſin 'all' ora ſolamente hà ſcritto una volta in un meſe, niente di meno eredo, che poſſiede tanto di ſanità, d' amor proprio, d' erudita invidia, e di Raccolte letterarie, che ben ſi come Vocabulo due volte la ſettimana poſſa ſollevarſi di ſua dotta abondanza. Anzi che come Vocabulo nella ſua Grammatica Latina, ſia valente di far maraviglia, quindi inferiſco, perchè nelle ſue foglie medeſimo confeſſa, che ſempre è ſtato nemico delle pedante ſche ſcienze filoſofiche, ancorche per attender il decoro hà imparato a mente alcuni termini. S. Altes Italien in dem Neuern, Theil IV. p. 207. Padua 1744

- - Après avoir conſulté pour cela tout ce que je connois de bons Ecrivains, je trouve, que perſonne ne contribue davantage à élever l' eſprit Allemand au point, où il eſt aujourd' hui, que l' illuſtre Auteur, qui fait imprimer ſes penſées à Leipſic. C'eſt lui, qui debrouille ce qu'il y a de plus caché dans le coeur d'un Ecrivain. C'eſt lui, qui donne à ſes oeuvres ce tour agréable, qui charme les oreilles du ſexe, & l'eſprit d'un ſavant. Ayant tous les avantages de ſa nation, ſans en avoir les imperfections il eſt propre à toutes ſortes de matiéres, pour le ſerieux & pour le comique. S. *Lettres German. Tom. III.*, 1744. p. 19.

Wenn ich es aufrichtig ſagen ſoll, welchem von dieſen Zeugniſſen ich den größten Werth beylege: ſo werde ich das letzte nennen müſſen. Von einem Franzoſen gelobt zu werden, iſt nichts geringes. Und da man ſonſt von dieſem Volke ſaget:

> Qui velit ingenio cedere, rarus erit. *Mart.*

ſo habe ich um deſto mehr Urſache, die Unpartenlichkeit meines einſichtsvollen Lobredners zu bewundern. Allein, die Wahrheit zu ſagen: ſo bin ich mit dieſen Opfern noch nicht recht zufrieden. Es ſcheint,

als

ob man ſolche Lobſprüche leſen, und bald darauf vergeſſen würde. Ich wünſche mir ein Lob, welches einigen Lärm in der Welt machet. Wollten es die Herren Journaliſten nicht übel nehmen: ſo wollte ich ihnen wohl einige kleine Formulare mittheilen. wie ich meines Autors gern möchte gedacht wiſſen. Ich will das Honorarium, welches ich, meinem Vermögen nach, dafür zu geben geſonnen bin, gleich hinzu ſetzen.

„Nach erſtaunlichen Koſten, haben wir endlich „ausfündig gemacht, wem wir die witzigen Blätter „des Autors zu danken haben. Die Muthmaßungen der gelehrteſten Männer ſind gegründet geweſen. Sie fließen gar nicht aus der Feder eines „jungen Menſchen, ſondern aus dem bereicherten „Gehirne eines noch muntern Greiſes. Wir würden ihn nennen; aber er hat uns aus Beſcheidenheit, um das Gegentheil erſuchet. Wir würden „Feinde des Vaterlandes ſeyn, wenn wir, dieſem „Manne zu Liebe, der Natur nicht zumuthen wollten, „ihm zu ſeinem Leben noch hundert Jahre hinzuzuſetzen. Da er die wichtigſten Bedienungen des „gemeinen Weſens bekleidet, und in die Wiſſenſchaften „ſo tief eingedrungen iſt, als noch kein Menſch gethan „hat: ſo ſieht man wohl, daß man in dieſem Stücke, nie zu viel von der Schickung begehren kann„. Dafür will ich willig einen Thaler 8 gr. bezahlen.

„Wenn ich mich recht ſatt lachen will: ſo leſe ich „den Autor. Dieſer witzige Knabe hat kaum ſeines „gleichen, und ſcheint ſeine Mitſchüler noch zu übertreffen. Er iſt ſo gelehrt, wie ein Buchbinder,

„und ſo ſinnreich, als ein Sonnet. Niemals habe ich etwas kühlenders, als ſeine Scherze, empfunden. Seine Schriften bringen auch vielen Nutzen. Kriton zündet ſich ſeinen Toback damit an, und die witzige und fleißige Phyllis nimmt daher Gelegenheit, alle Monate ihrem Scheerenſchleiſer etwas zuzuwenden, nachdem ſie ihr Fenſter mit Papierſpänen überſäet hat. Es giebt Leute, deren Verdienſte um die gelehrte Welt noch unſichtbarer ſind. 2 Thl. 18 gr.

„Daß die deutſchen Michel noch keinen Verſtand kriegen, kann der Autor mit ſeinem Geſchmiere beweiſen. Ich habe nie etwas elenderes, als dieſe Blätter geleſen. Er iſt ein unwiſſender Dummkopf, und ſolche Leute ſollte man ins Zuchthaus ſetzen. 10 Thal.

Dieſe Summe will ich mit Vergnügen geben, zumal, wenn es der Journaliſt ſo einrichten kann, als ob dieſes ſchwerfällige Urtheil aus der Feder des Herrn * * * gekommen, weil ich aus verſchiednen Erfahrungen bemerket habe, daß man diejenigen Leute für vernünftig, und verehrungswürdig hält, welche die Ehre haben, in ſeine ironiſchen Hände zu fallen.

Nunmehr weis ich nichts mehr zu thun, als daß ich zu meinen Blattern, noch die weſentlichſten Stücke hinzufüge.

Zueignungsſchrift,

welche, bey der nächſten Auflage des Autors, an den Meiſtbiethenden * ſoll überlaſſen werden.

Ich würde ſehr ſtrafwürdig ſeyn, wenn mich nicht die allerreinſte Abſicht bewogen hätte, dieſen Blättern **Deroſelben** unſterblichen Namen vorzuſetzen. Ich bekenne, daß es eine Verwegenheit iſt; ich hoffe ſie aber dadurch zu entſchuldigen, daß mir **Dero** aller Welt bekannte Verdienſte, keine Wahl unter allen übrigen Menſchen, auf dem Erdboden, zugelaſſen haben. Es ſey ferne, daß ich Ihnen ſchmeicheln wollte. Ich bin von dieſem Laſter ſo weit entfernet, daß ich, bey der dritten Auflage meines Autors, leicht einen andern Namen, als den Ihrigen, davor ſetzen könnte, wenn mich das Glück eine Perſon finden ließe, welche **Dieſelben** an Verdienſten übertreffen wollte. Doch, da es bloß bey Ihnen ſteht, dieſen Zufall abzuwenden: ſo haben Sie alsdann nichts mehr zu thun nöthig, als meinem von tiefen Wiſſenſchaften ſehr geſchwächten Gedächtniſſe zu Hülfe zu kommen, und mich von Ihren vortrefflichen Eigenſchaften ſo deutlich, als itzo, zu überführen.

Empfangen Sie alſo, **unvergleichliche Zierde unſers Vaterlandes**, die zweyte, und, wenn es Ihnen gefällig iſt, und Sie weder von dem Tode, noch andern Glücksfällen daran verhindert werden, alle folgende Auflagen meines Autors. Ich habe keine Ausdrücke, mein Vergnügen zu erkennen zu geben, da ich ſo überzeugend weis, daß die Welt binnen ſo kurzer Zeit, als zwiſchen der erſten und zweyten Ausgabe des Autors geweſen, um ſo ein merkliches philoſophiſcher und vortrefflicher geworden iſt. Beſchützen Sie nunmehr dieſe Schriften, welche ich gewiß, aus angebohrner Blödigkeit, in meinem Schreibpulte gelaſſen hätte, wenn ich nicht von meinem Herzen gewiß verſichert worden wäre, daß eine Perſon in Deutſchland lebte, welche die Natur bloß deswegen mit ſo ſichtbaren Gaben ausgerüſtet, damit ich ihr meinen Autor, in tiefſter Unterthänigkeit, zueignen möchte.

---

* Da ich itzo nicht weis, ob dieſes ein Frauenzimmer, oder eine Mannsperſon ſeyn wird: ſo müſſen die Titel auf kurze Zeit wegbleiben.

Ich habe ſehr dringende Urſachen, den Himmel um die Verlängerung Ihres unſchätzbaren Lebens anzuflehen, und ich müßte mich ſehr irren, wenn es an Leuten fehlen ſollte, welche meine Wünſche, durch die ihrigen unterſtützen helfen. In dieſer Hoffnung glaube ich gewiß, daß ich itzo nicht das letztemal die Ehre haben werde, mich mit der vollkommenſten, aufrichtigſten und reinſten Ehrfurcht zu nennen,

* * * demüthigſten Diener

der Autor.

Vorrede.

Geneigter Leſer,

Ich muß gleich bey dem Anfange dieſer Schrift, aufs neue über den Herausgeber der Beluſtigungen ſeufzen. Er hat ſie verſtümmelt, und es iſt meine Schuld nicht, daß ich mich in derſelben mit niemanden zanken kann. Ein neuer Beweis, daß er auch nicht weis, was zu einer Vorrede gehöret. Warum hat man ihm auch die Wahl in den Beluſtigungen gelaſſen? Er hält die ſchönſten Stücke von der Preſſe ab.

> Luctantes ventos, tempeſtatesque ſonoras
> Imperio premit. *Virg.*

Indeſſen will ich dir dasjenige ſagen, was mir erlaubt iſt. Erhole dich nur wieder von deiner Betrübniß! Du bildeſt dir ein, daß ich die Feder niederlegen werde. O! was das betrifft: ſo iſt es nur mein Scherz geweſen. In dieſem Stücke muß man einem Autor niemals glauben. Ich wollte dir nur ein wenig Angſt machen. Nur die Beluſtigungen werde ich verlaſſen. Mich deucht, daß ich nunmehr für dieſe Blättchen zu groß und berühmt bin. Sonſt aber weis ich wohl, daß mir meine Gaben nicht deswegen gegeben ſind, daß ich ſie verbergen ſoll. Ich verſpreche dir alſo, künftig in verſchiednen Werken an das Licht zu treten, in welchen du mich, bey dem erſten Anblicke, wohl nicht ſuchen wirſt. Ich will ſie nicht nennen, um den Werth der Neuigkeit an denſelben nicht zu vermindern; allein deine Scharfſinnigkeit, und meine beſondern Eigenſchaften werden mich nicht lange verborgen ſeyn laſſen. Ich habe, vor andern Vorrednern den Vortheil, daß ich dir meine Blätter nicht anpreiſen darf. Du haſt ſie bereits geleſen, und ich würde ſagen, daß dein Beyfall meine Würdigkeit übertroffen hätte, wenn du mir zumuthen könnteſt, wider mein Gewiſſen zu reden. Gleichwohl kann ich noch damit zufrieden ſeyn, und erſuche dich aus einer klugen Vorſicht, mit den Lobſprüchen über meinen Autor etwas haushälteriſch umzugehen, damit du dich in Zukunft, bey meinen folgenden Werken, nicht erſchöpfet haben mögeſt. Noch etwas ſehr Nöthiges muß ich erinnern. Schmeichle dir nicht, alles in meinen Blättern zu verſtehen. Ich habe verſchiedne Stellen nur für wenig Leute, verſchiedne für mich allein, einige für die erläuternden Nachkommen, die meiſten aber doch für die ganze Welt geſchrieben. Glaube aber auch nicht, daß alles Rätzel ſind, welche du dafür anſehen möchteſt. Denenjenigen Perſonen, welche meine Blätter, durch ihren Beytrag beehret haben, ſollte ich noch meine Dankſagung abſtatten. Allein, können ſie ſolches wohl verlangen? Haben Sie wohl mir zu Liebe geſchrieben? Ich müßte nicht der Autor ſeyn, wenn ich dieſes denken könnte. Daß ſie aber meine Schriften, durch die Ihrigen verſchönert haben, will ich gern bekennen, wofern du es, geneigter Leſer, für eine Figur annehmen willſt. Du wirſt hier noch das Vergnügen haben, meinen Kupferſtich zu ſehen. Sollteſt du nicht errathen, warum er ſo, und nicht anders gerathen iſt, ſo werde ich dich zwar bedauern, dir aber doch nicht helfen können. Wie leicht wird mir das Herz, da ich nunmehr mit allen fertig bin.

J'ai par bonheur eſquivé le naufrage
Du ridicule, où jette l'étalage
Du nom d'Auteur, ſur tout en ce tems-ci.

Rouſſeau.

Lebe wohl! Geſchrieben in der Leipziger Oſtermeſſe 1744.

N. S. Meinen Bewunderern, welche die Stücke des Autors aus den Beluſtigungen heraus ſchneiden, und ſie allein heften wollen, dienet zur Nachricht, daß ſie für zwey Groſchen ein Titelblatt und völliges Regiſter, bey meinem bisherigen Verleger haben können.

* *

Die Biene und die Henne.

Eine Fabel.

Nun, Biene, ſprach die träge Henne,
Dieß muß ich in der That geſtehn,
So lang ich dich nunmehro kenne:
So ſeh ich dich auch müßig gehn.
Du thuſt ja nichts, als dich vergnügen.
Im Garten auf die Blumen fliegen,
Und ihren Blüthen Saft entziehn,
Mag eben nicht ſo ſehr bemühn.
Bleib immer auf der Nelke ſitzen,
Dann fliege zu dem Roſenſtrauch,
Wär ich, wie du, ich thät es auch,
Was brauchſt du andern viel zu nützen?
Genug, daß wir ſo manchen Morgen,
Mit Eyern, unſer Haus verſorgen.

O! rief die Biene, ſpotte nicht,
Du denkſt, weil ich bey meiner Pflicht
Nicht ſo, wie du, bey einem Eye,
Aus vollem Halſe zehnmal ſchreye:
So denkſt du, wär ich ohne Fleiß.
Der Bienenſtock ſey mein Beweis,
Wer Kunſt und Arbeit beſſer kenne,
Ich oder eine träge Henne?
Denn, wenn wir auf den Blumen liegen:
So ſind wir nicht auf uns bedacht,
Wir ſammlen Saft, der Honig macht,
Um Mund und Zunge zu vergnügen.
Macht unſer Fleiß kein groß Geräuſch,
Und ſchreyen wir bey warmen Tagen,
Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
Uns nicht, wie du im Neſte, heiſch:
So präge dir es itzund ein:
Die Bienen haſſen ſtets den Schein;
Will jemand ihrer kundig ſeyn,
Der muß in Honig, Roſt und Kuchen,
Fleiß, Kunſt und Ordnung unterſuchen.
Auch hat uns die Natur beſchenkt,
Und einen Stachel eingeſenkt,
Damit wir die beſtrafen ſollen,
Die, was ſie ſelber nicht verſtehn,
Doch meiſtern und verachten wollen;
Drum, Henne, rath ich dir, zu gehn.

† † †

O Spötter, der mit ſtolzer Mine,
In ſich verliebt, die Dichtkunſt ſchilt;

Dich unterrichtet dieſes Bild.
Die Dichtkunſt iſt die ſtille Biene;
Und willſt du ſelbſt die Henne ſeyn;
So trifft die Fabel völlig ein.
Du fragſt, was nützt die Poeſie?
Sie lehrt und unterrichtet nie.
Allein, wie kannſt du doch ſo fragen?
Du ſiehſt an dir, wozu ſie nützt:
Dem, der nicht viel Verſtand beſitzt,
Die Wahrheit, durch ein Bild, zu ſagen.

C. F. Gellert.

* *

Schäfer-Cantate.

Phyllis und Thyrſis.

Phyll. Thyrſis, willſt du mir gefallen,
Singe mir nur Klagen vor.
Höre doch die Nachtigallen,
Itys, Itys, hörſt du ſchallen.
Klagen, Klagen reizt das Ohr.
Thyrſis, willſt du mir gefallen,
Singe mir nur Klagen vor.

Thyrſ. Ach Phyllis, laß mich ſcherzen.
Phyll. Ich habe dirs geſagt, nur Klagen rühret mich.
Thyrſ. Suchſt du Vergnügen in den Schmerzen?
Phyll. Ja, denn es reget ſich
Ein altes Leid in meinem Herzen,
Und ſtellt mir den, den ich vordem verlohr,
Mit aller ſeiner Reizung vor.

Thyrſ. Die Vögel, die du rühmſt, rührt kein verjährtes Leiden.
Phyll. Was ſagt ihr Lied denn ſonſt, wenn es nicht klagt?
Thyrſ. Das, was ich oft zu dir geſagt,
Das ſagen auch die Vögel zu einander.

Der Vogel rufet ohne Ruh
Im Walde ſeiner Gattinn zu,
Ach! liebe doch! ach! liebe!
Die Gattinn hört des Gatten Lieder;
Ihr ſehnlich Girren ſagt ihm wieder:
Ich liebe.

* *

Die angenehme Henriette.

Es ſind nicht ungeprüfte Triebe,
Es iſt die Macht vernünftger Liebe,
Die itzt mein zärtlich Herze rührt,
Die deſſen ungeſcholtnes Sehnen,
Beym Anblick aller andern Schönen,
Allein zu Henrietten führt.

Ein Umgang von verſchiednen Jahren
Ließ mich, wie gut ſie denkt, erfahren,
Ließ mich, wie ſchön ſie lächelt, ſehn.
Die Freundlichkeit, der Schmuck der Tugend,
Schmückt ihren Reiz und ihre Jugend,
Und Reiz und Jugend macht ſie ſchön.

Sie weis zu reden und zu ſchweigen.
Sie ſpricht nie, ihren Witz zu zeigen,
Sie iſt nie ſtill, um groß zu ſeyn.
Sie wird mit majeſtätſcher Seelen
Der Feinde Neid, der Freunde Fehlen
Oft überſehen, ſtets verzeihn.

Doch gegen ſich nur nicht ſo gütig,
Nennt ſie ſich immer wankelmüthig,
Und iſt es niemals ohne Grund.
Wer ſieht, und ſieht nicht mit Verlangen,
Ihr braunes Haar, die friſchen Wangen,
Die weiße Hand, den kleinen Mund?

Ich fordre nicht, daß ſie mich liebet,
Nicht, daß ſie mir ſich ſelber giebet,
Nicht, daß kein andrer ihr gefällt:
Wenn nur ihr Herz, ihr ſchlaues Herze,
Mich zärtlich, treu, geſchickt zum Scherze,
Und ihrer Freundſchaft würdig hält.

Entdeckt ſie mir mit einem Blicke
Dieß unſchuldsvolle wahre Glücke,
So hab ich alles was ich will.
Wie groß iſt nicht ihr Wohl zu ſchätzen?
Wen ſoll, wen wird ihr Kuß ergetzen?
Hier ſchweigt die reinſte Hoffnung ſtill.

*, * *

* * *

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Brief an ein Frauenzimmer,

welches begehrte, unter die Sterne verſetzt zu werden.

In Wahrheit, Mademoiſelle, ich habe nicht recht bedacht, was ich Ihnen verſprach, als ich Ihnen zuſagte, Sie unter die Sterne zu verſetzen; und wenn Sie im geringſten billig gegen mich verfahren wollten, ſo ſollten Sie mir mein Verſprechen erlaſſen; denn es iſt gar zu ſchwer, es zu erfüllen. Keine alte Heldinn wollen Sie nicht vom Himmel verdringen, ſich an ihre Stelle zu ſetzen, ſonſt ſollte Ihnen gleich die Caſſiopea weichen; denn an den Platz der Andromeda würden Sie doch wohl nicht kommen wollen, weil der Komet da durchgegangen iſt. Wollte ich nun gleich der Nachwelt anbefehlen, die Jungfer am Himmel, nach Ihrem Namen zu nennen: ſo würde man ſich doch erinnern, daß dieſe Jungfer vor alten Zeiten die Gerechtigkeit bedeutet; und ich würde ſehr in die Enge getrieben ſeyn, wenn man mich fragte, ob Sie allezeit ſich ſo aufgeführt hätten, wie die Gerechtigkeit ſich aufführet; wenigſtens würde ich da von Ihrer Aufführung gegen mich nicht viel Worte machen dürfen. Sonſten ſchickte ſich dieſes Geſtirne recht gut für Sie, und ich würde dieſes Jahr noch einmal ſo gerne nach dem Jupiter ſehen, ſo lange er unter den Sternen der Jungfer ſteht. Aber Sie wollen durchaus einen Platz am Himmel haben, der noch nicht beſetzt iſt. Ich halte es Ihnen zu gute, weil Sie nicht wiſſen, wie ſehr ſich ſchon die Sternbilder am Himmel drängen. Dabey fällt mir das noch ein, daß ich Sie in ihrer eigenen Geſtalt nicht an den Himmel malen mag. Ich würde mich allzuſehr ärgern, wenn ich Sie nachher auf den Sternkarten ſo häßlich vorgeſtellt ſähe, wie öfters das übrige himmliſche Frauenzimmer darauf ausſieht, und daher würde ich nur auf ein Sternbild ſinnen, das ihre Gemüthsart etwas abſchilderte. Wenn nur der kleine Löwe und der Tyger nicht ſchon da ſtünden!

Endlich aber, wenn ich hin und her geſonnen, ſo halte ich es gar nicht für gut, Ihnen zu Ehren ein neues Sternbild zu machen. Die beſten und ſchönſten Sterne ſind ſchon vergeben, und es blieben mir zu meinem Vorhaben nur etwa einige kleine zerſtreuete Lichterchen übrig, die ſo unanſehnlich ſind, daß man ſich noch nicht die Mühe nehmen mögen, ein Bild aus ihnen zu machen. Sie würden mir alſo dafür kaum einmal danken. Gleichwohl darf ich mein Verſprechen nicht ſo gar zurücke ziehen; ſonſt fangen Sie einen ärgern Zank darüber mit mir an, als über das Uhrband. Ich weis alſo gewiß nicht, wie ich es mache? Doch itzo beſinne ich mich; es haben die Jupiters Monden die Ehre, Ihnen bekannt zu ſeyn; eine Ehre, die ſie von nicht viel Frauenzim̃er genießen. Sie ſollen aber wiſſen, daß die Venus auch einen Monden um ſich hat. Caſſini hat ihn 1686, den 28 Auguſt frühmorgens mit einem Fernglaſe von 34 Fuß geſehen. Es iſt wahr, daß er ſich bey dieſer Obſervation nicht allzudeutlich gezeiget, und daß man nach der Zeit keine Nachricht mehr von ihm hat. Aber die Sternkündiger ſuchen den Grund davon darinnen, weil vielleicht die Materie, aus der er beſteht, das Licht nicht ſo ſehr ſtark zurück wirft, und er alſo etwan von uns nicht gut kann geſehen werden. Was meynen Sie? Wären Sie nicht damit zufrieden, wenn ich Sie zum Venusmonden machte? Nur zweyerley iſt hiebey noch zu bedenken. Einmal, daß Sie vielleicht noch zweifeln möchten, ob ſo ein Mond in der Welt ſey, und fürs andere, daß Sie auch begierig ſeyn möchten, ſich am Himmel zu ſehen. Den erſten Einwurf habe ich ſchon theils aus dem Wege geräumet, und wenn Ihnen das noch nicht genug iſt, ſo kann ich Ihnen nicht anders helfen, als daß ich ſage: wo Sie nicht der Monden der Venus ſind, ſo ſollen Sie die Venus ſelbſt ſeyn. Was das andere anbetrifft, ſo kömmt es darauf an, wenn Sie mir einmal befehlen wollten, ungefehr eine Stunde vor der Sonnen Aufgang oder etwas eher zu Ihnen zu kommen. Ob ſie alsdenn ſich am Himmel ſehen werden oder nicht, dafür laſſen Sie mich ſorgen. Ich werde Morgen die Ehre haben, Ihre Antwort darüber zu vernehmen.

Ihr ergebenſter

Den 14 Merz 1744.

S.

Nachſchrift

Nachſchrift.

Zum Unglücke fällt mir noch ein ſehr großer Zweifel ein, der mehr ſagen will, als beyde vorhergehende zuſammen. Ich weis nicht, ob ich früh genug aufwachen werde, zu Ihnen zu kommen. Wäre es nicht beſſer, wenn wir die ganze Nacht beyſammen blieben? Aber, was würden die Leute ſagen?

* *

Damoetas und Phyllis.

Eine Schäfererzählung.

Damoetas war ſchon lange Zeit
Der jungen Phyllis nachgegangen;
Noch konnte ſeine Zärtlichkeit
Nicht einen Kuß von ihr erlangen.
Er bath, er gab manch gutes Wort;
Umſonſt! ſie ſtieß den Schäfer fort.

Er holte Taſche, Stock und Band:
Dieß, ſprach er, will ich alles miſſen,
Verſprich mir nur mit treuer Hand,
Mich dieſen Sommer noch zu küſſen.
Geh, rief die ſpröde Schäferinn,
Das Küſſen kömmt mir nicht in Sinn.

Zwey Lämmer ſchlug ſie in den Wind.
O ſpricht er, daß ich ruhig werde:

So küſſe mich, geliebtes Kind,
Hier haſt du meine ganze Heerde;
Doch nichts nahm unſre Phyllis ein;
Mit finſtrer Stirne ſprach ſie: Nein!

Wie? rief Damoetas ganz erhitzt,
So kannſt du nichts, als widerſtreben?
Gut, ich verbiethe dir anitzt,
Mir jemals einen Kuß zu geben.
O! ſpricht ſie, fürchte nichts von mir,
Ich bin dir ewig gut dafür.

Den andern Morgen war Damöt,
Im Hüten, bey den ſatten Schafen,
Dort, wo Menalkens Buche ſteht,
Vor Lieb und Kummer eingeſchlafen,
Und Phyllis, im Vorübergehn,
Bleibt achtſam bey dem Schäfer ſtehn.

Wie roth, ſpricht Phyllis, iſt ſein Mund!
Bald dürft ich mich zu was entſchlieſſen.
O thäte nicht ſein böſer Hund,
Ich müßte dieſen Schäfer küſſen.
Sie geht; doch da ſie gehen will,
Steht Phyllis vor Verlangen ſtill.

Sie ſieht ſich dreymal ſchüchtern um,
Ob jemand in der Nähe ſchreite;
Sie macht den Hund mit Streicheln ſtumm,
Und lockt ihn freundlich auf die Seite.
Sie ſinnt, bis daß ſie ganz verzagt,
Zween Schritte ſich noch näher wagt.

Hier ſteht nnnmehr das gute Kind
Voll Zärtlichkeit und voll Erröthen,
Und endlich bückt ſie ſich geſchwind;
Was thut ſie wohl? Sie küßt Damöten.
Sie giebt ihm drauf noch einen Blick,
Und kehrt auf ihre Flur zurück.

Wie ſüße muß ein Kuß nicht ſeyn!
Denn Phyllis kömmt noch einmal wieder,
Kehrt mitten in dem Gehen ein,
Und läßt ſich bey dem Schäfer nieder;
Sie küßt und nimmt ſich nicht in Acht;
Sie küßt ihn und Damöt erwacht.

O! fing Damöt halb ſchlafend an,
Misgönnſt du mir die ſüße Stunde?
Dir, ſprach ſie, hab ich nichts gethan,
Ich ſpielte nur mit deinem Hunde;
Und überhaupt es ſteht nicht fein,
Ein Schäfer und ſtets ſchläfrig ſeyn.

Jedoch was giebſt du mir Damöt,
So ſollſt du mich nunmehro küſſen?
Nunmehro, ſprach er, iſts zu ſpät,
Du wirſt an mich bezahlen müſſen.
Drauf gab die gute Schäferinn
Um einen Kuß ſchon zwanzig hin.

C. F. Gellert.

* * *

Einige anakreontiſche Oden.

I.

An die Nachtigall.

Hier, wo Schwätzer mich nicht ſtören,
Setz ich mich im Graſe hin,
Deinen Liedern zuzuhören,
Angenehme Sängerinn.

Tief verſteckt in dunkeln Schatten,
Wirbelſt du den hellen Schall.
Dich erweckt das Lied des Gatten,
Und dein Lied den Widerhall.

Wie du ſingſt, ſingt meine Schöne:
Und darum gefällſt du mir.
Ihr gefallen deine Töne,
So, wie ihre Töne dir.

Möchten nur einſt auf mein Singen,
Das ihr Lieb und Sehnſucht weiht,
Gleiche Lieder wiederklingen,
Lieder voller Zärtlichkeit!

II.

Wenn die Schatten länger werden,
Und das helle Licht der Erden
Allgemählig von uns flieht,
Und uns ſein Geſicht entzieht:

Dann erwart ich mit Begierde
Sylvien, der Nympfen Zierde,
Wo ein ſtilles kühles Feld
Mich dem Neid verborgen hält.

Kömmt ſie dann, im leichten Kleide;
Liſpelt Zephyr, lacht die Weide:
Aber ich entweich aus Scherz
Und erforſch ihr liebend Herz.

Lauſchend hör ich, wie ſie klaget:
Wo iſt Thyrſis? Bäume, ſaget!
Wo iſt Thyrſis? Fliehet er mich?
Saget, wo verbirgt er ſich?

Endlich laß ich mich erwiſchen
Hinter den verſchwiegnen Büſchen.
Lächelnd zürnt ſie dann mit mir,
Gaukelnd zank ich dann mit Ihr.

Sie ſchwört mir bey ihren Schafen,
Sich zu rächen, mich zu ſtrafen,
Und droht mir für den Betrug
Einen harten Urtheilsſpruch.

Aber eh ſie den geſprochen,
Wird ihr Eidſchwur gleich gebrochen,
Weil ſie mir für einen Kuß
Hundert Schwüre brechen muß.

III.

Komm, o Frühling, komm gegangen;
Alles eilt, dich zu empfangen,
Alles wünſchet, auf den Auen
Dich und deine Pracht zu ſchauen.
Komm, und nahe dich der Erde,
Daß ſie wieder fröhlich werde.
Bring ihr mit verliebtem Blicke
Ihren Bräutigam zurücke,
Ihren Phöbus, deſſen Stralen
Ihre Wangen lieblich malen.
Laß ihr buhleriſches Lachen
Ihn verliebt und lüſtern machen.
Laß die kahlen Felder grünen,
Und zum Reiz der Liebe dienen,
Daß die Heerden ihn empfinden,
Wenn die Triebe ſie entzünden,
Wenn ſie Blut und Adern ſchwellen,
Daß ſie ſich verliebt geſellen.
Schmücke Wald und Bäume wieder,
Stimme ſelbſt der Vögel Lieder;
Laß der Nachtigallen Kehlen
Ihre Liebesglut erzählen,
Wenn ſie die Geliebten preiſen,
Die ſich wieder dankbar weiſen,
Und in unentdeckten Schatten
Ihnen alle Luſt verſtatten.
Bring, o Frühling, Lieb und Glücke
Wieder in die Welt zurücke;
Senk in jene, die ich liebe,
Ihre ſanften ſüßen Triebe:

Zeig ihr auf den bunten Fluren
Allenthalben ihre Spuren;
Laß das Beyſpiel bald ſie treiben,
Nicht mehr ungepaart zu bleiben.
Reize ſie auf weichen Roſen,
Mit mir brünſtig liebzukoſen,
Hinter Büſchen, die uns decken,
Uns vertraulich zu verſtecken,
Und an kühlen ſtillen Bächen,
Küſſend zärtlich zu beſprechen.

IV.

Uns ruft zum muntern Scherzen,
Lenz, Jugend, Lieb und Wein.
Kommt, jugendliche Herzen,
Kommt, laßt uns luſtig ſeyn.

Wer hat doch den erhoben,
Der keinen Scherz beginnt?
Wer wird die Blöden loben,
Die gar zu mäßig ſind?

Das Alter zieren Falten,
Die Jugend Wein und Scherz.
Ehr Blut und Trieb erkalten,
Erfreut ſich unſer Herz.

Kommt mit mir zu den Linden,
Dort, wo die Alſter fließt.
Ihr werdet manche finden,
Die euch gewogen iſt.

Ode auf Irenen.

Schönheit ſah ich, die entzündet,
Schönheit, die man fern empfindet,
Schönheit, welche nah gefällt.
Schönheit, die mit Ehrfurcht rühret,
Muntre Schönheit, die verführet,
Und doch Ernſt mit Huld geſellt.

Augen, welche lebhaft brannten,
Augen, die ſich ſittſam wandten,
Freundlich, reizend, doch geſetzt.
Blicke, die nicht ſcherzend ſpielten,
Blicke, die nach mir nicht zielten,
Aber die mich doch verletzt.

Viel ſah ich in einem Leibe,
Viel, das ich entzückt beſchreibe,
Viel, was ich nicht ſagen kann.
Unter Schönen, unter Dingen,
Die ſonſt tauſend Augen fingen,
Sah ich nur Irenen an.

L.

Ende des Mäymonats.

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

— Amant alterna Camoenae *Virgil.*

Auf das Jahr 1744.
Brachmonat.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Der Religionseifer.

An Herrn M. Joh. Anton Heermann.

Mein Freund, was ſchmeckeſt du für göttliches Vergnügen,
Wann es dem Eifer glückt, den Irrthum zu beſiegen,
Der immer ſich erholt, und ſelten ganz erſtirbt,
Der bald durch Frechheit wächſt, bald heimlich Jünger wirbt?
Doch wie betrübſt du dich, wenn der, der hitzig tobet,
Und nur von Zankſucht brennt, noch ſeinen Eifer lobet?

Sein Ruhm iſt nicht der Zweck, für den der Eifrer ficht.
Siegt Gottes Ehre nur: ſo ſchätzt er ſeine nicht.
Des Zänkers Unmuth wird der freche Stolz entzünden,
Allein, durch ſeinen Ruhm, der Gottheit Ruhm zu gründe.
Wer dieſes Gunſt verſcherzt, der wird auch Gottes Feind.
Doch jener bleibet auch im Streit des Gegners Freund.
Kein Wort iſt dem zu rein; es wird ihm Argwohn bringe.
Er wird die Ketzerey aus jeder Sylb erzwingen.
Er ſetzt hinzu, verdreht, verwirrt, was deutlich war,
Und was der Ketzer denkt, das iſt ihm ſonnenklar.
Doch jener ſcheidet ſtets die Wörter von den Sachen,
Und um ein eitles Wort wird nie ſein Zorn erwachen.

Er wäget, was er ſagt; hört, wenn der andre ſpricht:
Und ſchämt ſich, wenn er irrt, des Wiederrufes nicht.
Der haßt die Ketzerey, allein des Ketzers wegen,
Doch jenem wird nur ſie zu edlem Zorn bewegen.
Wenn dieſer hitzig brennt; der Klugheit ganz entſagt;
Kühn zu dem Treffen bläſt; den Anfall wütend wagt;
Die Sanftmuth ſchmäht, daß ſie die Wahrheit nur verkaufe,
Und mit dem Ketzer ſelbſt in gleichen Abgrund laufe;
So übet jener erſt die Kunſt, wie man gelind,
Doch ſtreng, und ohne Furcht, den Irrenden gewinnt,
Und, wenn des Gegners Herz mit Willen ſich verſtocket,
Wie Luther muthig ſchreckt, ſanft wie Melanchthon locket.
Der freut ſich wenn im Streit der Gegner nur verliert,
Und jener, wenn er ihn der Wahrheit zugeführt.
Dem helfen Zwang und Schwerdt und Argliſt überwinden;
Doch jener haßt Gewalt, und ſtreitet nur mit Gründen.
Den Zänker ehrt die Furcht, die ihm doch heimlich flucht.
Des eignen Anhangs Haß iſt ſeiner Siege Frucht.
Ihm gleichet ein Tyrann, vor dem der Erdkreis zittert.
Sein Bürger iſt auf ihn, ſo wie ſein Feind, erbittert.
Stets bleibt der Eifrer groß, ihn liebet jedermann;
Ihn, den ſein Gegner ſcheut, und doch nicht haſſen kann.
Nur nach der Menſchen Heil wird wahrer Eifer zielen.
Der Zänker ſuchet bald der Rache Gluth zu kühlen,
Bald aber reizet ihn ein kriegeriſches Blut,
Bald Vorurtheil, bald Geiz, und bald des Neides Wuth;
Bald reizet ſeinen Stolz das lüſterne Vergnügen,
Zu ſehn, wie Ketzer ſich zu ſeinen Füßen ſchmiegen.
Zu was für Wuth hat euch das Vorurtheil empört?
Euch, Chriſten, hat es ſelbſt unmenſchlich ſeyn gelehrt.

Die Lehre, welche doch die Sanftmuth nur gebiethet,
Macht, daß oft ein Trajan mehr, als ein Nero, wüthet.
Vergräbt die Städt in Schutt, verwirrt und ſtürzt den Staat,
Macht Meyneid zum Verdienſt, und reizet zum Verrath.
Der Eifer wagt ſich oft, voll Blutdurſt, bis zum Throne,
Entzweyt durch ſeine Macht den Vater mit dem Sohne.
Durch ihn geſchiehts, wenn oft ein Frennd dem Freunde flucht,
Ein Mann, der zärtlich liebt, den Tod der Gattinn ſucht.
Mit Schauer denkſt du noch, Paris*, an jene Zeiten,
Als Mörder betheten, und ſich zum Mord kaſteyten;
Als Carl den Zepter trug, den nur die grauſe Nacht,
Die nichts als Leichen ſah, der Nachwelt kenntlich macht;
Als man dem Hugonott das Leben darum raubte,
Weil ſeine Redlichkeit der Brüder Schwüren glaubte;
Als ein erhitzter Schwarm die Straßen wild durchlief,
Der, da der blinde Trieb des Aberglaubens rief,
In ſeines Nachbars Blut die Hand erbittert tauchte;
Der den gefärbten Dolch, der von der Mordthat rauchte,
Gen Himmel brünſtig hielt; ja, voll von ſeiner That,
Sein eignes Laſter pries, und um Belohnung bath;
Der auf des Prieſters Wort blind der Verheißung traute,
Daß er, durch Leichen, ſich zum Himmel Stufen baute.

Doch Frankreich nicht allein erſtickte die Natur.
Es zeigt die ganze Welt des wilden Eifers Spur.

---

* Die pariſiſche Bluthochzeit unter Carl dem IX.

Oſt macht' ein ſtreitig Wort ein Land von Bürgern wüſte.
Wer mehr, als andre ſah, beſtieg ein Blutgerüſte;
Und, wenn ein treuer Huß der Wahrheit Hülfe both,
Und Menſchenwerk verwarf: ſo fand er ſeinen Tod.

O Zeiten! rühmt euch nicht, daß ihr euch aufgeheitert,
Daß ſich durch jedes Volk der Weisheit Reich erweitert!
Herrſcht nicht zu eurem Schimpf noch itzt ein Blutgericht,
Aus dem die Mordbegier manch grauſam Urtheil ſpricht?
Sieht Portugall nicht oft ein heilig * Feuer brennen?
Hörts nicht die Grauſamkeit ein Werk der Andacht neñen?
Sein Volk ergetzet ſich an ſeiner Ketzer Pein.
Was andern ſchrecklich iſt, das wird ihm Wolluſt ſeyn.
Kein Mitleid rühret ihn. Solch Mitleid wäre ſündlich.
Der Blutsfreund ſelber denkt: er macht ſich Gott verbindlich,
Wenn ſein barbariſch Blut von wilder Freude wallt;
So bald in ſeinem Ohr des Ketzers Winſeln ſchallt.
So überwindet dort die Mutter ihr Erbarmen,
Und ſieht ihr Kind, mit Luſt dem Moloch in den Armen,
Das, wenn das Feuer itzt ſein Götzenbild durchglüht,
Mit ausgeſtreckter Hand und wimmernd nach ihr ſieht.
Die Andacht macht ſie hart. Sie ſieht es Aſche werden,
Und ſie verändert doch dabey nicht die Geberden.
So herrſcht das Vorurtheil in einer jeden Bruſt.
Der Aberglaube macht die Schmerzen ſelbſt zur Luſt.

„Was, Kühner, tadelſt du? Du ſchützeſt Böſewichter.
So ſtraft mich ungeſäumt ein ſtrenger Ketzerrichter.

Er

---

* Wenn das Ketzergericht daſelbſt einige Ketzer zuſammen verbrennen läßt: ſo wird es als ein Gottesdienſt angeſehen, und Avto de Fé genannt.

Er holet aus der Zeit, da Gott* den Menſch verbannt,
Als noch ſein ganz Geſchlecht in einem Paar beſtand,
Des Amtes Würde her, mit dem ſein Stolz ſich brüſtet.
„Hat, ſpricht er, Adam nicht des Schöpfers Zorn entrüſtet?
„Verwaltete nicht Gott an ihm mein heilig Amt,
„Als ihn ſein Urtheilsſpruch zu Quaal und Tod verdammt?
„Schon da iſt unſre Zunft von ihm geſtiftet worden.
„Doch wagt dein Tadel ſich ſo frech an Gottes Orden.
„Verräthern Gottes kann dein Herz ſo leicht verzeihn?
„Bleibt bey Gelindigkeit wohl ſtets die Kirche rein?
„Und nöthigt ſie mein Arm, vom Irrthum ſich zu reißen,
„Und ſtets beglückt zu ſeyn; wer kann mich grauſam heißen?
„Iſt denn der Vortheil ſchwach, im Himmel einzugehn?
„Ich zwinge ſie. Was thuts? Ein ſolcher Zwang iſt ſchön.
„Und endlich mag auch hier der Körper leiden müſſen:
„Der Geiſt, ſein beſter Theil, wird doch dem Tod entriſſen.
So wirſt du gegen ihn aus Mitleid ein Barbar?
Da du ſein Mörder wirſt, entrinnt er der Gefahr?
Doch wie, wenn dich ein Fürſt in finſtre Kerker ſtieße,
Und dich zu deinem Glück durch Foltern zwingen ließe,
Weil deinem Vorurtheil dieß Glück ein Unglück ſchien?
Was wär er? Ein Tyrann, und du verfluchteſt ihn.
Vergebens glaubſt du auch, daß deine blinde Hitze
Des Ketzers Sieger ſey, und deiner Kirche nütze.
Dein Schwerdt verfolge nur. An dir wird wahr gemacht,
Was dort das Heidenthum vom Herkules erdacht,

---

* Macedo, ein ſpaniſcher Jeſuit, macht Gott zum erſten Ketzerrichter.

Der ſeine Kraft umſonſt bey Lernens Schlange brauchte,
Die mörderiſches Gift aus hundert Rachen hauchte,
Die, wenn der Keule Streich ihr itzt ein Haupt zerſchlug,
An des zerſchlagnen ſtatt, zwey neue Häupter trug.
So läßt ſich, durch Gewalt, die Ketzerey nicht dämpfen,
Dein Eifer wird an ihr mit Lernens Schlange kämpfen.
Dieß Ungeheuer ſtirbt, bey ungeſtörter Ruh,
Wächſt in Verfolgungen, und nimmt, durch Drangſal, zu.
Zudem was hilft es dir. Es mag dein Zwang auch ſiegen.
Dich wird des Ketzers Furcht, durch äußern Schein betrügen.
Er ehrt zwar deinen Gott. Doch wie? Sich ſelbſt zur Laſt.
Liebt Gott den Frohndienſt wohl, den du erfoltert haſt?
Rührt das die Allmacht wohl, was nicht die Menſchen rühret?

Du ſprichſt: „Ich fürchte nur, daß er die Welt verführet.
„Der Irrthum iſt beredt. Drum ſchließ ich ihm den Mund.

Doch warum machſt du ſelbſt dein ängſtlich Mistraun kund?
Wer zweifelt, daß er ſiegt, hat ſchon den Sieg verlohren.

„Ja! Sichrer Wohlſtand wird vom Mistraun nur gebohren;
„So hebſt du prächtig an. Der Vorſicht kluger Blick
„Dringt in der Zukunft Nacht. Sie ſtützt ihr wankend Glück.
„Die Zuverſicht iſt faſt vom Leichtſinn nicht zu trennen.
„Wer nicht um Schätze zagt, muß ihren Werth nicht kennen.

Der Wahrheit raubeſt du ſo kühn ihr göttlich Licht,
Und leiheſt ihr das Schwerdt, womit der Irrthum ficht?
Wenn Wahrheit Nebel liebt, und Licht und Prüfung meidet;
So ſprich: Was ſie ſodann vom Irrthum unterſcheidet?
Nein, dieſes Himmelskind bedarf des Mistrauns nie.
Sie zeigt ſich. ohne Drohn; doch überwindet ſie.
Und wie? wenn einſt der Sieg der Ketzer Menge glückte,
Die, wie du ſie gedrückt, dich gleichfalls grauſam drückte?

„Mich drücken? ſchreyeſt du. Wer wagt den kühnen Streich?
„Wer mich beleidiget, beleidigt Gott zugleich.
„Sein ſchrecklich Rachſchwerdt wird die wahre Kirche rächen.

Jedoch, was du geſagt, wird auch dein Ketzer ſprechen.
Rechtgläubig nennſt du dich. Doch wer geſteht dirs zu?
Rühmt deſſen ſich nicht auch der Ketzer, ſo wie du?

Doch nur der Eigennutz heißt dich nach Blute dürſten.
Wenn dieſer dich belebt: ſo zittern ſelbſt die Fürſten.
Wenn er gebeut: wird ſelbſt der Königsmord zur Pflicht:
Ein frommer Märtyrer aus einem Böſewicht.
Ein Fürſt ſey ein Tyrann; er ſey die Peſt der Erden:
So bald er dir gehorcht, ſo wird er heilig werden.
Ein tugendhafter Fürſt, der dir die Larv entzieht,
Und in dein tückiſch Herz, mit klugen Augen, ſieht,
Der läſtert ſeinen Gott; der iſt ein Ungeheuer,
Und, wer ihn nicht verkauft, verdienet Schwerdt und Feuer.

Wenn ſeines Königs Herz ein Clemens[*] frech durchſtößt:
So hat ſein Heldenmuth ein ſeufzend Land erlöſt;
So läßt man ſeinen Geiſt die Seligkeiten ſchmecken,
Zählt ihn den Engeln bey, die doch vor ihm erſchrecken;
Und dieſen hat die Wuth als einen Gott verehrt,
Bey dem die Tugend bebt, wenn ſie ihn nennen hört.

Den Britten ſelber ſah der Eifer oft entrüſtet.
Oft hat die Andacht auch ſein fettes Land verwüſtet.
Hier tobte zügellos der Prieſter Tyranney,
Und Ehrfurcht gegen Gott ward ſelbſt zur Ketzerey.
Und wenn des Vaters Mund[**] die Kinder treulich lehrte,
Wie man durch ſein Gebeth, Gott recht vernünftig ehrte:
So dient' ein Holzſtoß auch dem Eifer zum Altar,
Auf dieſem brachte man ihn Gott zum Opfer dar.
O Barbarey, wovon der Heide ſelbſt nichts wußte,
Der ſeinen Götzen nur Verbrecher opfern mußte.

Der Eigennutz erwarb dem Thomas[†] nur ſein Lob,
Und Aufruhr wars vielleicht, was ihn in Himmel hob.
Hat der ihn werth gemacht. ein Heiliger zu werden?
Sein König ſelber legt, mit traurenden Geberden,

---

[*] Jacob Clemens, Heinrichs III Königs von Frankreich, Mörder, ward von einigen Liguiſten gerühmet, vertheidiget, und unter die Heiligen gezählt.

[**] Zu König Heinrichs VIII in England Zeiten, bey dem Anfange der Glaubensverbeſſerung daſelbſt, wurden von Römiſchgeſinnten Väter verbrannt, die ihren Kindern das Vater Unſer in der Mutterſprache gelehrt hatten. Siehe Burnets Reformationshiſtorie von England.

[†] Denſelben Thomas, Erzbiſchof von Canterbury, ließ König Heinrich II von England, als einen Aufrührer hinrichten, und ward deswegen in Bann gethan, und nicht eher davon losgezählt, als bis er zu des canoniſirten Heiligen Grabe eine Wallfahrt angeſtellet hatte.

Den Purpurſchmuck von ſich, ergreift den Pilgrimsſtab,
Wallfahrtet demuthsvoll zu des Verbrechers Grab;
Und dem, der billig ſtarb, ſein Laſter zu verbüßen,
Wirft er, vom Bann geſchreckt, ſich mit Gebeth zu Füßen.
Wer iſt, dem nicht ſein Blut von edlem Zorne glüht,
Wenn er die Majeſtät ſo ſehr entheiligt ſieht?

So raſt der Eifrer nicht. Der muß ſich ſelbſt vergeſſen,
Und, nach der Menſchen Wohl, des Eifers Größe meſſen;
Dem Irrthum widerſtehn, doch nicht die Welt entzweyn;
Beherzt und unbewegt, doch auch gehorſam ſeyn.

Das Heiligthum des Herrn iſt das, warum ich zürne,
Ruft dort ein ſtolzer Mund, und doch iſt ſein Gehirne,
Das nur von Ketzern träumt, allein auf Ruhm erhitzt.
Er will der Pfeiler ſeyn, der noch die Kirche ſtützt.
Fragt ihr, warum ſein Muth die Ketzerey erſchüttert;
Er will, daß vor ihm noch die letzte Nachwelt zittert.
Der Schmeichler läßt auf ihm, der Ehrſucht gnug zu thun,
Eliä großen Geiſt noch mehr als zwiefach ruhn.
Ihr Eifrer! die ihr kühn dem Irrthum widerſtanden,
Erſchreckt! ein einziger macht euren Ruhm zu Schanden.
Der macht die Ketzer ſtumm, erhält die Kirche rein,
Und ſeine Diener ſoll Gott ſelbſt ihm ſchuldig ſeyn.
Er hörts und wird entzückt. Er ſehnt ſich nie nach Friede.
Er ſchmähet, und ſein Mund wird nie des Schmähens müde.

Ein andrer ſinnet dort. Der Neid ſeufzt neben ihm,
Der bald zu Klagen reizt, und bald zum Ungeſtüm.
Sein trübes Auge ſchielt, mit abgehärmtem Blicke,
Auf ſeines Nächſten Ruhm. Gleich treibt ihn Haß und Tücke.

Er knirſcht, ſo bald er nur Verdienſte rühmen hört.
Der Flüche große Zahl, die ihm von Lippen fähret,
Sagt ihm die Schmähſucht vor. Er ſchäumt von Wuth und Geiſer,
Und was ſein Unmuth wirkt, das nennt er Glaubenseifer.

Stets redet ein Calvin[*] der Sanftmuth nur das Wort;
Verdam̃t, wenn Rom ihn drückt, den gottgeweihten Mord.
Doch laßt Serveten nur, was jener lehrt, verdammen;
So übt Calvin Gewalt, und eilt mit ihm zun Flammen.

O Eifrer, ſiehſt du nicht, daß dich dein Urtheil trifft?
Dich lehrt ja die Vernunft = = Vernunft? Welch ſchädlich Gift!
Wirft frommer Pöbel ein. Wer denkt, iſt ihm gefährlich;
Denn ihm iſt Blödigkeit zum Glauben unentbehrlich.
Wer richtig wandeln will, ſprichſt du, der folge mir.
Du ſchmäheſt die Vernunft. Warum? Gebricht ſie dir?
Zwar demonſtrirſt du ſchnell. Die prüfen, wählen, zweifeln,
Die übergiebt dein Mund zur Peinigung den Teufeln.

Doch laſſe dich einmal bis zur Vernunft herab:
Trifft denn dein Schmähen nicht den Gott, der ſie dir gab?
Den Schöpfer läſterſt du, daß er dich klug erſchaffen?
So giebſt du wider Gott dem Freygeiſt ſelbſt die Waffen?
Den Adel raubſt du dir, der dich von Thieren trennt?
Kennt der die Allmacht wohl, wer nicht ſich ſelber kennt?
Wer lernt durch Blödigkeit die Weisheit mehr verſtehen?
Wer macht ſich ſelber blind, um deutlicher zu ſehen?

---

[*] Calvin ließ zu Genf, als er daſelbſt reformirte, den Michael Servetus wegen ſeiner Irrthümer, in dem Artikel von der Dreyeinigkeit, verbrennen.

Du ſprichſt: „Gott ſchuf ſie gut. Der Menſch hat ſie verderbt.
„Seit ſeinem Fall iſt ihm die Blindheit angeerbt.
„Seitdem ward der Verſtand dem Irrthum ſtets zum Raube.
„Doch irrt der Höchſte nie. Ich grüble nicht. Ich glaube.
Wohl! doch wer ſagt es dir, die Gottheit irre nicht?
Nur die Vernunft, der doch dein Stolz ihr Urtheil ſpricht.
Sie lehrt: Gott ſey ein Quell, aus dem nur Gutes fließe;
Sie lehrt: welch Buch die Welt für göttlich halten müſſe?

Zwar höniſch ſtimmet dir ein ſchlauer Freygeiſt bey.
Es heuchelt dir ſein Mund, damit er Sieger ſey.
Es heißt ihn kluge Furcht den Weg der Liſt verſuchen,
Und, was das Herz verehrt, zum Scheine zu verfluchen.
Doch ſchadet dir ſo ſehr kein offenbarer Feind.
Der iſt gefährlicher, der nicht gefährlich ſcheint.
Er ſchmähet die Vernunft, und rühmt allein den Glauben;
Doch nur, um tückiſch ihn der Herrſchaft zu berauben,
Und kriegt, wie Joab dort, der ſeinen Haß verbirgt,
Der Abnern ſchmeichelnd fällt, und unter Küſſen würgt.

Nicht Glaube, nicht Vernunft wird ie mit Recht verdammet.
Wie widerſpricht ſich das, was nur von einem ſtammet?
Die Allmacht, die in dir die Kunſt zu denken ſchuf,
Ermahnte dich zugleich, durch göttlichen Beruf,
Ein weiſer Chriſt zu ſeyn, und die erhabnen Lehren,
Die dir ſein Buch entdeckt, vernünftig zu verehren.

Dieß iſt auch das Geſetz, das ſtets der Eifrer übt,
Der niemals ſeitwärts irrt, und ſtets die Mitten liebt.

Theils achtet nie ſein Geiſt der Einfalt Händeringen;
Theils zeigt er, es ſey leicht, den Freygeiſt zu bezwingen,
Der ſich des Denkens rühmt, ob er gleich nie gedacht,
Der zu beweiſen glaubt, wenn er nur ſpöttiſch lacht,
Der, bringt er Gründe bey, nur falſche Schlüſſe thürmet,
Und bey der Ohnmacht kühn, den Himmel trutzig ſtürmet.
Wie einer Mutter Treu mit Liſt ihr krankes Kind
Zu herben Tränken zwingt, die ihm doch heilſam ſind;
Es liebkoſt, wenn der Saft ihm allzubitter ſchmecket,
Und wenn es widerſtrebt, es mit dem Tode ſchrecket:
So malt der Eifrer auch die drohende Gefahr,
Die um den Freygeiſt ſchwebt, ſtellt ihm den Abgrund dar,
In die des Ketzers Fuß mit kühnen Sprüngen eilet,
Zeigt ihm den Vortheil an, den wahrer Glaub ertheilet.

Mein Freund, nur der erjagt den Ruhm, den er nicht ſucht,
Der ſtützt der Kirche Wohl, und ſieht des Fleißes Frucht.
Der iſt es, den dein Geiſt, von gleichem Muth beſeelet,
Einſt, wenn er wählen ſoll; allein zum Führer wählet.
Die Ehrſucht reizt dich nicht, nach der der Zänker geizt,
Dein Geiſt, den nur der Ruhm des Tugendhaften reizt,
Gehorchet ganz allein des wahren Eifers Trieben.
Doch, **Heermann**, lobt' ich dich: ſo müßt ich dich nicht lieben.

Johann Adolf Schlegel.

* * *

Eini-

Von den unterſchiednen Arten des Beyfalls.

Unſere Seele äußert ihre Kraft vornehmlich auf zweyerley Art, durch Gedanken und durch Bewegungen. An den erſten hat noch niemand gezweifelt, und das letztere werden diejenigen zugeſtehen, welche behaupten, daß alle Dinge in beſtändiger Bewegung ſind. Ja man hat durch einen allgemeinen Schluß der Weltweiſen feſte geſetzt, daß alles, was von der Seele geſagt werden kann, aus dieſen zwoen Quellen hergeleitet werden müſſe, aus dem Vermögen zu gedenken und zu begehren. Es würde allzu weitläuftig ſeyn, die Richtigkeit dieſes Schluſſes zu beweiſen; es iſt meinem Endzwecke gemäßer, die Art der Gedanken zu unterſuchen. Wir haben zuweilen Gedanken, die wir billigen, zuweilen ſolche, die wir misbilligen. Es entſteht aber die Frage, wie dieſes zugeht, und ich glaube man wird in Exempeln die beſte Antwort finden. Ein neuer Prophete verkündiget auf das Jahr 1744 den Untergang der Welt. Einige, welche gerne neue Zeitungen hören und zur Unterſuchung der Wahrheit weder Geſchicke noch Belieben haben, billigen dieſe Meynung; ſie ſagen, es ſey wahr, die Welt würde dieſes Jahr gewiß untergehen; der Mann, der es verkündigt hätte, wär nicht fähig, etwas Unwahres zu ſagen; man könne aus der Beſchaffenheit der Zeiten ſelbſt Merkmaale genug hernehmen, daß die Welt zum

Untergange eile. Andere hingegen lachen bey dieſem vorgeben; ſie haben von einem neuen Propheten eben den Begriff, den andere von einem Betrüger haben, und ſie hegen die Gedanke von dem Untergange der Welt in dieſem Jahre nur deswegen, damit ſie ſie verneinen können. Noch andere wiſſen ſelbſt nicht, was ſie dabey gedenken ſollen; ſie ſind eben ſo geneigt, die Sache zu verneinen als zu bejagen, ſie laſſen ſie an ihren Ort geſtellet ſeyn und zweifeln. Worinnen ſind nunmehro dieſe drey Arten Leute unterſchieden, und worinnen kommen ſie mit einander überein? Ich finde bey allen einerley Gedanken; ſie denken alle an den Untergang der Welt, und ſie würden nicht glauben, leugnen oder zweifeln können, wenn ſie nicht erſt eine Vorſtellung hätten, die ſie annehmen oder verwerfen könnten. Ich folgere hieraus, daß der Beyfall, der Unglaube und der Zweifel das Vermögen ſich vorzuſtellen, zum Grunde habe, und daß ihnen dahero allemal gewiſſe Gedanken gemein ſind. Allein der Unterſchied iſt wichtiger, als das, worinne ſie übereinſtimmen. Die erſte Art nimmt den Gedanken an, ſie billigt denſelben, und was heißt das? Sie handelt dieſem Gedanken gemäß, ſie ſucht ihn zu erhalten, und ihre andern Vorſtellungen nach dieſer einzurichten. Unſere Seele iſt eben ſo wohl, als andere Dinge, zu Thaten und Leidenſchaften aufgelegt. Wenn ich weitläuftig ſeyn wollte, ſo würde ich beweiſen, daß eine Seele, welche alle ihre Gedanken aus ihrer eignen Kraft hervorbrächte, das iſt, welche niemals litte, ſondern allezeit thäte, unendlich ſeyn müßte. Doch dieſes iſt vielleicht ſchon von andern

dern dargethan worden und ich berufe mich dahero auf dieſelben. Ich ſetze dieſes jetzo ohne Erweis, als etwas gewiſſes, daß die Seelen nicht nur thun, ſondern auch leiden. Daß ſie ſich vorſtellen, rühret von ihrer Kraft her, und ich muß in dieſem Abſehen geſtehen, daß ſie wirkende Weſen ſind; daß ſie aber jetzo dieſes und ein andermal jenes vorſtellen, das kann nicht ihnen ſelbſt, ſondern andern Dingen, die ſie einſchränken, zugeſchrieben werden. Die Gedanken entſtehen dahero auf dieſe Art. Die Seele hat eine weſentliche Kraft, etwas ſich vorzuſtellen; allein ſie würde nicht ſo oder ſo, dieß oder jenes vorſtellen, ſondern ſie würde wie Gott ſich etwas vorſtellen, wenn es auf ſie allein ankäme. Da aber viel andere Dinge außer ihr ſind, ſo ſtellet ſie ſich immer ein Ding anders vor, weil ſie immer in einer andern Verknüpfung mit denen übrigen iſt, weil ſie immer anders eingeſchränket iſt. Die äußern Dinge verurſachen eine Bewegung in den Gliedmaßen der Sinne; dieſe Bewegung wird fortgepflanzt bis in das Gehirne, deſſen Theilchen dadurch in eine andre Lage kommen, als ſie vorher waren, ja ſie erſtrecket ſich bis zu unſerer Seele, weil eine Bewegung, welche in verknüpften Dingen verurſachet wird, nothwendig jedes von denſelben insbeſondere erſchüttert. Nachdem nun die Theilchen des Gehirns immer in einer andern und andern Lage ſind, und dahero die Lage der Seele ſelbſt beſtändig verändert wird, nachdem ändern ſich auch ihre Vorſtellungen, wiewohl dieſes nicht allemal ſo merklich iſt, weil die Veränderungen mit den vorigen zuweilen vieles gemein haben. Auf dieſe Art begreife ich den

Urſprung unſerer Empfindungen und Einbildungen, bey welchen ſich die Seele leidend verhält. Ich höre den Schall einer Glocke, das iſt, es entſtehe eine Bewegung in meinen Ohren und vermittelſt dieſer in meinem Gehirne; meine Seele wird anders eingeſchränkt und ſtellet ſich dahero auch anders vor. Doch es giebt auch Vorſtellungen, welche von der Kraft der Seele herrühren. Ich ſehe einen Menſchen, und ich erinnere mich, daß ich ihn ſchon geſehen habe; allein ich kann mich nicht beſinnen wo? Das iſt, ich habe zwo Vorſtellungen von einem einzigen Menſchen auf einmal, welche zwar einander ſehr ähnlich, aber nicht völlig gleich ſind, und ich ſuche nunmehro nur noch etwas, welches ehemals mit der einen verbunden war, nämlich, die Vorſtellung des Ortes. Und wie verhält ſich meine Seele hierbey? Sie fängt an zu wirken, ſie bemühet ſich, die Theilchen des Gehirns in eine ſolche Lage zu bringen, die ſie damals hatten, als ich den Menſchen zum erſtenmale ſah. Und eben in dieſer Verfaſſung iſt meine Seele, wenn ſie etwas billiget. Ich höre die neue Prophezeyung, das iſt, meine Seele wird bewegt und es entſtehe eine Vorſtellung in ihr. Ich billige dieſe Vorſtellung; das iſt, meine Seele iſt entweder ruhig und bemühet ſich nicht, die Lage der Theilchen meines Gehirns, die Vorſtellung ſelbſt zu verändern, oder ſie bemühet ſich wohl gar, dieſelbe zu erhalten und wieder herzuſtellen, wenn durch andere Kräfte ſich eine widrige Bewegung äußern ſollte, wenn die entgegen geſetzte Vorſtellung ſie beunruhigen wollte. Und nunmehro bin ich im Stande, zu erklären, was ich durch den Beyfall, durch den Unglauben und durch den Zweifel verſtehe. Der Beyfall iſt diejenige Verfaſſung der Seele, da ſie einen gewiſſen Gedanken ruhig heget oder dieſelbe vor andern wiedrigen zu erhalten und herzuſtellen bemüht iſt. Der Unglaube, den ich hier in weiterm Verſtande nehme, in ſo fern er nicht dem Glauben, ſondern dem Beyfalle entgegengeſetzt wird (diſſenſus) iſt diejenige Verfaſſung der Seele, da ſie einen gewiſſen Gedanken zu vertreiben und den entgegen geſetzten zu erhalten ſuchet. Der Zweifel endlich iſt diejenige Beſchaffenheit unſerer Seele, da ſie einen gewiſſen Gedanken nebſt dem entgegen geſetzten Wechſelsweiſe entſtehen und wieder untergehen läßt. Man wird leicht verſtehen, auf was für Art ich mir einbilde, daß dieſes angeht. Beym Zweifeln iſt die Seele in einer beſtändigen Unruhe; ſie beweget die Theilchen des Gehirns bald ſo, bald wieder anders. Beym Beyfalle und Unglauben hingegen iſt ſie nicht ſo unruhig; denn die eine Bewegung überwindet ſogleich die entgegen geſetzte. Beym Beyfalle ſehe ich mehr auf die Erhaltung und bey dem Unglauben auf die Vertreibung eines gewiſſen Gedanken, wiewohl ſonſt beyde nicht ſehr von einander unterſchieden ſind, weil ich allemal von dem, das ich nicht glaube, doch das entgegen geſetzte annehme, und das verwerfe, was dem, dem ich Beyfall gebe, zuwider iſt.

Unſere Gedanken entſtehen auf dreyerley Art. Ihr erſter Grund iſt entweder in den Sinnen und in dem Gehirne, oder in dieſem alleine, oder in der Seele ſelbſt. Die erſtern nennet man Empfindungen, die andern Einbildungen und die letztern will ich

Schlüſſe nennen. Die Empfindungen theilet man wiederum in zweyerley Arten, in ſolche, welche uns die Sachen ſelbſt, und in ſolche, welche uns nur ihre Zeichen vorſtellen. Dieſes nennet man die figürliche und jenes die anſchauende Erkenntniß. Nach dieſen unterſchiednen Gedanken wird auch der Beyfall unterſchieden. Denn ein anderer iſt der, den wir den Empfindungen, ein anderer der, den wir den Einbildungen, ein anderer der, den wir den Schlüſſen geben. Ich glaube, ich werde auch hier durch Exempel meine Meynung verſtändlicher machen können. Ich leſe in dem Calender, oder höre von einem Sternſeher, daß morgen eine Sonnenfinſterniß ſeyn wird. Ich glaube es, weil dergleichen Vorherſagungen ſchon vielmal eingetroffen ſind. Ja ich thue noch mehr, ich bemühe mich, dieſe Wahrheit ſelbſt durch Schlüſſe herauszubringen; ich erlange meinen Zweck, und werde überzeuget. Die Stunde kömmt, an der die Sonne verfinſtert wird; ich ſehe es, und es iſt nun nichts mehr übrig, welches mich zu zweifeln bewegen könnte. Es entſteht eine Einbildung in mir, ob wohl dieſe Sonnenfinſterniß etwa Krieg bedeuten möchte, ich gebe auch dieſer Einbildung Beyfall und halte gänzlich dafür, daß wir Krieg haben werden. Hier äußert ſich mein Beyfall auf viererley Art; einmal bey der figürlichen Erkennntniß, da ich den Worten des Calenders und Sternſehers traue, und dieſes nennet man den Glauben; darnach bey dem Schluſſe, den ich aus gewiſſen Gründen hergeleitet habe, dieß heißt Ueberzeugung; alsdann bey Erblickung der Sonnenfinſterniß, und hier iſt mir kein Wort bekannt, mit dem man dergleichen Beyfall ausdrückte, ich will es Ueberführung nennen. Endlich weis ich kein Wort, mit dem ich den Beyfall, den ich meinen Einbildungen gebe, bezeichnen ſoll, es mag Meynung heißen. Alle vier Arten kommen darinnen überein, daß die Seele einem gewiſſen Gedanken Beyfall giebt, daß ſie ihn heget und wider die entgegen geſetzten zu erhalten ſuchet. Allein ihr Unterſchied rühret von dem unterſchiedenen Gegenſtande her, von der unterſchiedenen Kraft und Dauer der Bewegung der Seele. Der Glaube iſt derjenige Beyfall, den man den Worten eines andern giebt. Er entſtehet dahero auf dieſe Art. Ich höre oder leſe den Gedanken eines andern; meine Seele bekömmt die Vorſtellung einer gewiſſen Sache, die ein anderer hatte. Als in dem vorigen Exempel, erlange ich den Gedanken von der Sonnenfinſterniß durch den andern, der eben dieſelbe oder wenigſtens eine ſehr ähnliche hat. Denn dieſe Gedanken zwoer Perſonen ſind einander nicht allemal vollkommen gleich; es iſt möglich, daß ich nur allein an die Sache, der andere aber auch zugleich an ihre Gründe gedenket. Doch ob gleich in dieſem Falle der Gedanke des einen mehr in ſich begreift, ſo hat doch der andere keinen entgegengeſetzten, ſondern nur einen eingeſchränkteren. Es iſt aber nicht genug, daß dieſer Gedanke, dieſes Urtheil, in meiner Seele entſteht; ich muß daſſelbe wieder das entgegengeſetzte zu erhalten ſuchen, wenn der Beyfall entſtehen ſoll. Denn geſetzt, ich höre, ein gewiſſer König aus America iſt geſtorben; meine Seele empfängt zwar dieſes Urtheil, allein es iſt ihr wenig daran gelegen, ob es wahr oder falſch iſt, ſie bemühet ſich nicht, eine von dieſen beyden Gedanken: er iſt geſtorben und er iſt nicht geſtorben, zu erhalten und die andere zu vertreiben; ſie glaubet es nicht, und ſie zweifelt auch nicht. Es gehöret alſo dazu, um etwas zu glauben, hauptſächlich dieſes, daß man daſſelbe als etwas, welches entweder unſere Vollkommenheit oder Unvollkommenheit befördert, anſieht. Ich laſſe es dahin geſtellet ſeyn, ob vernünftige Geſchöpfe in dem Monde wohnen, oder nicht, weil ich nicht ſehe, was es zu meiner Vollkommenheit beyträgt. Man wird aus eben dieſem Grunde begreifen, warum wir dasjenige gerne glauben, was wir wünſchen. Ein Bild unſerer Vollkommenheit erwecket uns Luſt, und wir können dahero nicht umhin, unſere Einbildung zu hindern, wenn ſie unſere Unvollkommenheit abſchildern will. Doch dieſer Grund iſt noch nicht zureichend, den Worten eines andern Glauben beyzumeſſen; es gehöret noch ein gewiſſer Schluß dazu, welchen die Seele entweder von neuem machen, oder da ſie es ſchon gewohnt iſt, ſich deſſelben nur erinnern muß. Es iſt dieſer: was dieſer Mann ſaget oder ſchreibt oder durch andere Zeichen zu erkennen giebt, das iſt wahr. Wenn dieſer Schluß nicht vorhergeht, ſo ſehe ich nicht, aus was für einer Urſache man dem andern Beyfall giebt. Thut man es, weil man die Gründe der Dinge ſelbſt einſieht, ſo geſchieht es nicht des andern wegen; geſchieht es, weil uns die Empfindung überführet, ſo hat das Anſehen eines andern keinen Theil daran. Eben deswegen hat ein anderer ein Anſehen bey mir, weil ich ihm traue, und eben deswegen traue ich ihm, weil ich nicht vermuthen kann, daß er mich betrügen wird. Es deucht mir dahero, daß ich Urſache habe, zu behaupten, daß der zureichende Grund des Glaubens in dieſen zweyen Stücken beſtehe, in der Vorſtellung, daß ein gewiſſes Erkenntniß zu unſerer Vollkommenheit gehöre, und darnach, daß der Urheber dieſes Urtheils, dieſes Ausſpruchs, nicht fähig ſey, zu lügen oder wenigſtens mich zu betrügen. Beyde können nicht von dem Glauben getrennet werden; denn wo das erſte fehlet, da iſt man viel zu nachläßig, etwas anzunehmen oder zu verwerfen, wo aber das letztere nicht iſt, da wünſchet man zwar, wenn es etwas angenehmes iſt, und man fürchtet ſich, wenn es Verdruß erwecket, daſſelbe Platz in unſrer Seele nehmen zu laſſen; allein man iſt unruhig dabey; man zweifelt, der Gedanke ſchwanket, weil der keinen feſten Grund hat. Es iſt Zeit, den Urſprung der Ueberzeugung zu erklären. Ich bin völlig überzeuget, daß ich wirklich bin. Warum? ich kann itzo nicht gedenken, daß ich nicht wäre. Denn geſetzt, ich wollte mich bemühen, dieſen Gedanken, daß ich nicht wäre, hervor zu bringen, ſo würde meine Seele mit ſich ſelbſt ſtreiten müſſen; ſie würde müſſen denken, daß ſie nicht denken könnte. Meine Seele hält alſo dieß für wahr, daß ich bin; ſie giebt dieſem Gedanken Beyfall; ſie läßt ihn ruhen und vertheidigt ihr, wider den entgegengeſetzten: ich bin nicht; weil ſie dieſen nicht leiden kann. Eben ſo verhält es ſich mit andern

Wahrheiten, von denen ich überzeuget bin. Ich weis, daß ich endlich bin. Warum? Ich denke itzo an Sachen, an die ich ehedem nicht gedachte, und ich kann mich vieler Dinge nicht erinnern, die mir ehemals bewußt waren. Ich habe alſo nicht alle die Gedanken auf einmal, die ich haben kann, und weil hierinnen die Endlichkeit beſteht, ſo weis ich, daß ich endlich bin. Meine Seele giebt itzo nach und nach unterſchiednen Wahrheiten ihren Beyfall. Erſtlich heget ſie dieſen Gedanken, daß ſie ihre Wirkungen nicht alle auf einmal, ſondern nach und nach äußere, ſie beruhet auf dieſem und läßt den entgegengeſetzten nicht aufkommen. Nunmehro bildet ſie ſich eben dieſe Vorſtellung nur mit einer kleinen Veränderung ab; ſie ſtellet ſich eben das mit andern Worten vor. Sie denkt, ich bin endlich, und ſie duldet dieſen Gedanken, weil ſie eben denſelben vorhero unter andern Worten geduldet hatte, ſie iſt eben ſo gewiß von der Wahrheit dieſer, als der vorigen, weil ſie in der That einerley ſind. Man darf nur ſelbſt auf die Handlungen ſeiner Seele acht haben, ſo wird man befinden, daß es allemal bey der Ueberzeugung auf dieſes beydes ankömmt: erſtlich, man billiget einen Gedanken, weil man den entgegengeſetzten ohne ſich ſelbſt zu widerſprechen, nicht haben kann. Zum andern: man hält alles dasjenige für wahr, welches unter dem erſten Gedanken begriffen wird, ſo bald man es nur einſiehet, daß ſie eine wirkliche Gemeinſchaft unter einander haben. Meine mir vorgeſchriebene Ordnung verbindet mich, von der Ueberführung zu reden. Ich verſtehe unter derſelben den Beyfall, den ich den

Em:

Empfindungen gebe. Wenn ich ſehe, höre, ſchmecke, rieche und fühle: ſo entſteht eine Vorſtellung in meiner Seele, welche ſich dabey nicht ſo wohl wirkend, als vielmehr leidend, verhält. Denn daß einige äußere Körper eine Bewegung in den Gliedmaßen der Sinne und in dem Gehirne verurſachen, kömmt von den Kräften dieſer Körper, nicht aber von der Kraft der Seele her. Ich habe ſchon oben erinnert, daß mir es zu weitläuftig wird, den natürlichen Einfluß des Körpers in die Seele zu erklären, und zu beweiſen; ich erfordere ſolche Leſer, die hierinnen mit mir einerley Meynung ſind. Wenn dahero die Seele durch dieſe äußern Körper auf eine beſondere Art eingeſchränkt wird, ſo entſteht ein gewiſſer Gedanke, welcher durch dieſe Einſchränkung möglich iſt: die Seele kann das, was geſchehen iſt, unmöglich machen, daß es nicht geſchehen ſey; ſie hat alſo dieſen gewiſſen Gedanken, und es iſt unmöglich, daß ſie zu eben der Zeit ſich vorſtellen könne, als ob ſie ihn nicht habe. Ich will mich deutlicher erklären. Ich ſehe ein Haus. Es entſteht ein gewiſſes Bild in meiner Seele, ohne daß ſich dieſe dießfalls bemühe; denn ich habe eine ganz andere Vorſtellung, wenn ich einmal abweſend mir dieſes Haus wieder vorſtellen will. In dieſem Falle kömmt es auf die Wirkung meiner Seele an, in dem erſten nicht. Indem dieſes Bild in meiner Seele iſt, ſo iſt unmöglich, daß zu gleicher Zeit ein anders darinnen wäre, welches das vorige auslöſchte. Indem ich das Haus ſehe, ſo iſt unmöglich, daß ich es nicht ſehe. Ja auch hernachmals, wenn ich es nicht mehr ſehe, ſo kann doch der Gedanke von demſelbigen ſich niemals widerſprechen. Erinnere ich mich, daß ich es geſehen habe, ſo kann ich nicht leugnen, daß ich es geſehen hätte. Ich bin alſo meiner Empfindungen gewiß; ich weis, indem ich ein Haus ſehe, daß ich mich nicht betrüge, weil meine Einſchränkung in dieſem Falle nicht von mir herrühret, und weil ich nicht machen kann, daß ſie nicht geſchehen ſey.

Allein man pfleget oftmals die Empfindungen mit den Einbildungen zu verwirren. Ich ſehe die Sonne, das iſt, es entſteht eine gewiſſe Vorſtellung in meiner Seele, welcher einer andern, die ich von einem goldnen Teller in der Ferne habe, ziemlich ähnlich iſt. Dieſem Gedanken: ich ſehe die Sonne in Geſtalt eines goldnen Tellers in der Ferne, gebe ich völligen Beyfall; und ich muß, weil ich nicht machen kann, daß ich ihn nicht gehabt hätte. Allein nunmehro entſteht ein neuer Gedanke, welcher von der Einbildungskraft herrühret. Die Sonne iſt ein göldner Teller in der Ferne, das iſt, es iſt unmöglich, einen andern Begriff von der Sonne zu haben, als den ich ietzo habe. Es iſt wahr, dieſe Meynung iſt falſch: allein es iſt doch möglich, Irrthümern ſeinen Beyfall zu geben, wenn man ſie für wahr hält. Die Einbildungen ſind nichts anders, als Abriſſe von den Bildern, die wir durch die Sinne gehabt haben. Weil ſie einander zuweilen ſehr ähnlich ſind, ſo geſchieht es, daß wir eins für das andere halten und glauben, daß dasjenige wirklich eine Empfindung ſey, welches doch nur eine Einbildung iſt; allein wir laſſen unſern Irrthum fahren, ſo bald wir aufmerken, und den Unterſchied des Abriſſes von dem Bilde ſelbſt einſehen lernen. So waren dieſe zwo Vorſtellungen einander ziemlich ähnlich: die Sonne ſieht in einer gewiſſen Weite, wie ein goldner Teller: und die Sonne iſt ein goldner Teller. Allein ein Aufmerkſamer merket den Unterſchied leicht und irret nicht.

Es braucht nicht viel Nachdenkens, den Unterſchied dieſer viererley Arten des Beyfalls einzuſehen. Der ſtärkſte und gewiſſeſte iſt wohl der ſinnliche, weil bey demſelben nicht nur die Seele, ſondern auch die äußern Dinge arbeiten. Die Seele iſt viel zu ſchwach, die Empfindungen zu vertreiben, und wenn ſie auch denſelbigen zu entfliehen gedenket, ſo verfolget ſie doch die Erinnerung. Der Beyfall, den die Ueberzeugung gebieret, iſt eben ſo gewiß, aber nicht ſo ſtark, weil die Seele hier alleine zu thun hat, und von den Kräften anderer Dinge, wie bey den Empfindungen nicht unterſtützet wird. Der Glaube und die Meynung ſind beyde ungewiß und veränderlich, weil ihr Grund Einbildungen ſind, welche denen wirklichen und gewiſſen Dingen zwar ähnlich, aber nicht vollkommen gleich ſind. Doch ſind ſie von heftigerer Wirkung, als die Ueberzeugung; weil in beyden Fällen die Seele von den äußern Kräften einen wichtigen Nachdruck erhält. Ich rede hier nicht von einem göttlichen Glauben. Wenn ich dieſen erkläret hätte, ſo müßte ich daraus folgern, daß er den Empfindungen an Gewißheit und Stärke, wo nicht überlegen wäre, doch völlig gleich käme. Man wird aus dieſer Abhandlung, die Frage unterſuchen können, ob ein Gelehrter zum Glauben aufgelegt ſey. Ein ſolcher iſt gewohnt, die Gründe der Dinge zu unterſuchen; er ſtützet ſich niemals auf das Anſehen eines andern; es wäre denn, daß dieſes Anſehen göttlich wäre. Allein ein dergleichen göttlicher Glaube verdienet auch mehr den Namen einer Ueberzeugung, als eines Glaubens. Was Gott ſaget, das iſt wahr. Dieſes ſetzet gewiß ſchon einen gründlichen Beweis voraus, und wer dieſen Satz als ein Gelehrter annimmt, der nimmt ihn nicht ſo wohl an, weil er es glaubet, als weil er überzeuget iſt. Alles, was in der Bibel ſteht, hat Gott geredet. Auch dieſen Satz nimmt ein Gelehrter nicht ohne Unterſuchung an, und wenn er mit dieſer zu Ende kömmt, ſo hat ſein Glaube nicht ſo wohl die Art eines gemeinen Glaubens, als vielmehr einer ſichern Ueberzeugung. Allein eben deswegen wird der Glaube eines Gelehrten nicht ſo bald erzeuget, als des gemeinen Mannes; er iſt nicht ſo wirkſam, weil er mit unaufhörlichen Unterſuchungen ſeine Kraft zerſtreuet; er iſt aber auch beſtändiger und von den Flecken der Irrthümer mehr geſäubert. Es iſt alſo ein anders, zu ſagen, daß uns die Philoſophie zu Zweiſlern in der Religion mache, welches ich behaupte, denn auch bey einem Ungelehrten iſt der Zweifel nicht eine Wirkung ſeiner Unwiſſenheit, als vielmehr ſeiner Begierde zu wiſſen; und ein anders iſt, zu behaupten, daß ſie uns in Zweifel laſſe. Nein, an ſtatt, daß ein Ungelehrter ſelten zweifelt, und wenn er es thut, ſich nicht aus der Verwirrung helfen kann, ſo zweifelt ein Gelehrter deſto öfterer; er iſt aber auch im Stande, ſich zu helfen und zu einer unfehlbaren oder wahrſcheinlichſten Erkenntniß zu kommen.

Saxe.

* *

Unterſchied unter den Thoren und Weiſen.

Vom Schein bethört, begehrt ein niedrig Herz
Ein falſches Gut. das ſeinem eignen Schmerz,
Der noch den Reſt der ſchwachen Luſt verzehret,
Nahrung gewähret.

Er macht ſich nie der Dinge Werth bekannt,
Drum wird ſein Trieb dem Aeußern zugewandt.
Der küſte Dunſt umhüllt der Tugend Schimmer,
Stralt ſie gleich immer.

Der Güter Zahl rührt und beherrſchet ihn.
Die nie ein Herz, das Weisheit lenkt, bemühn,
Die nie ein Wohl, bey Reiſen und Veralten,
In ſich enthalten.

So wandelbar iſt ſeiner Wohlfahrt Bau.
Bald trägt ſein Stolz Stand, Rang und Geld zur Schau,
Bald ſpürt ſein Fuß, wenn mürbe Staffeln brechen,
Menſchliche Schwächen.

Vom falſchen Gut fällt kaum ein ſchwaches Licht,
Das ſchimmernd lockt, dem Thoren ins Geſicht:
So wählt ers gleich nach ſteifen Vorurtheilen,
Ohne Verweilen.

Der Pöbel jauchzt und preiſt des Narren Glück,
Und ſieht dabey nicht auf ſein Thun zurück.
So lohnt der Wahn, mit ſtolzen Ehrenmälern,
Glücklichen Fehlern!

O ſetzt doch nur, ihr, die ihr klüger ſeyd,
Der Säulen Pracht, aus Pflicht und Schuldigkeit,
Des Weiſen Wahl, die, wenn ſie glücklich machet,
Thoren verlachet.

Ein Weiſer nur, dieß himmliſche Geſchlecht,
Erkennt und wählt den Werth der Dinge recht.
Ein Weiſer nur wirft Schätze, die ſonſt blenden,
Stolz aus den Händen.

Nur Moſes wird von Kronen nicht geblendt,
Nur er bedenkt, wie falſches Glück ſich endt.
Wer ſpürt wohl ſonſt der Ruhe im Gemüthe
Edlere Güte?

Ein daurend Wohl ergötzt des Weiſen Bruſt.
Sophiens Licht dient ihm zu ſteter Luſt.
Sie lohnt den Fleiß, in ihren heitern Gränzen,
Ewig mit Kränzen.

Halle. G. Langemack.

* *

Abgenöthigte Nachricht,
von der Seele des Autors,
oder dem Regiſter.

Es geht den Schriftſtellern, die von der Welt Abſchied nehmen, wie es den Verliebten gehen ſoll, die ſich von einander entfernen wollen. Sie kehren immer wieder zurück, und haben noch etwas zu erinnern. Mir wird man dieſe Aufführung um deſto weniger übel nehmen, da ich von der Welt dazu gezwungen werde. Ich höre, daß unter den Gelehrten, wegen meiner Seele, große Bewegungen entſtanden ſind. Aus Uebereilung habe ich in den letzten Worten meines unvermutheten Abſchieds geſagt, daß man dieſelbe, für zween Groſchen, bey meinem Verleger haben könnte. Man hat ſie alſo um dieſen Preis verlangt, und weis ſich gar nicht darein zu finden, daß ſie zween Thaler koſten ſoll. Vielleicht würde ich mir nicht einkommen laſſen, dieſes Zufalls wegen, die Feder von neuem zu ergreifen, wenn ich nicht zu meiner Beſtürzung erfahren müßte, daß man nicht nur an dem Werthe meines Regiſters, ſondern gar an der Wirklichkeit deſſelben zweifelte. So wenig Einſicht hätte ich auch bey dieſem ſcharfſichtigen Jahrhunderte nicht vermuthet. Von dem Autor zu glauben, daß er kein Regiſter machen würde, das iſt noch einfältiger, als ihm zuzumuthen, mit Ueberlegung zu ſchreiben. Das erſte iſt unentbehrlich, und das andre überflüßig. Folgende Zuſchrift mag meine Leſer unterrichten, wie wenig mein Correſpondent meinen Charakter kennen muß. Ich glaube aber auch, aus Menſchenliebe, daß er in der gelehrten Welt der einzige iſt, welchem man dieſen empfindlichen Vorwurf machen kann.

Mein Herr.

Sie ſind wohl ſehr ſtolz, daß ſie faſt ein Jahr lang über eine Sache geſchrieben haben, die ſie in einer Viertelſtunde hätten ſagen können. Vergeben ſie mir aber, wenn ich die angenehmen Vorſtellungen von ihren Wiſſenſchaften, von ihrem Ruhme, und von ihrer Ewigkeit, einige Minuten unterbreche, oder wenn ich ihnen noch eine Billigkeit zutrauen darf, ganz und gar über den Haufen werfe. Ich kann nicht leugnen, daß ſie, ihrem Charakter nach, viel wichtiges ausgerichtet haben. Sie ergreifen die Feder, ohne zu wiſſen, was ſie ſchreiben wollen. Gleichwohl haben ſie zehn Stücke angefüllet, von deren Werthe ich gar nicht reden will. Genug, daß ſie das Glück haben, von witzigen Köpfen geleſen, und von denen getadelt zu werden, aus deren Tadel man ſich bisweilen eine Ehre machet. Mit einem Worte, mein Herr, ihre Schriften ſind gedruckt, geleſen, gelobt und getadelt worden. Dieſes ſind Vortheile, nach welchen ſich mancher Autor vergebens ſehnet, aber Vortheile, welche die Widerkunft des Kometen nicht erleben werden. Ich hätte ihnen auch mehr Ehrgeiz und eine größere Kenntniß in den Pflichten eines Autors zugetrauet. Was ſoll denn die Nachwelt mit ihren Blättern ohne Regiſter anfangen? Sagen ſie mir ja nicht, daß man daſſelbe bey ihrem Verleger haben könnte. Ich ſehe wohl, daß dieſes ein witziger Einfall ſeyn ſoll. Allein, ſie hätten beſſer gethan, wenn ſie im Ernſte, an eine Arbeit gedacht hätten, ohne welche ihre Schriften, wenn ſie auch aus zehn Folianten beſtünden, aufs höchſte vergnügen aber nichts nützen können. Geſetzt aber ſie hätten wirklich ein Regiſter verfertiget; ſo mag das das erſte Regiſter ſeyn, welches man für zween Groſchen kaufen kann. Es wird kaum den ſechſten, oder vierten Theil eines Alphabets ausmachen, und das iſt von ſeiner Nichtswürdigkeit genug geſagt. Sie bilden ſich doch wohl ein, daß ihr Autor mit der Zeit ein Autor Claſſicus werden wird. Aber laſſen ſie ſich ja dieſe ſüße Hoffnung vergehen. Wie iſt dieſes ohne Regiſter, oder, bey einem kleinen Regiſter, möglich? Sehen ſie alle unſre Autores Claſſicos an! Würden wir wohl den Homer, Heſiodus, Pindarus, Sophokles, Euripides, Herodotus, Xenophon, Theokritus, Cicero, Cäſar, Virgil, Horaz, Seneca, Plinius, und andere mehr brauchen können, wenn man nicht ihr kindiſches Gewäſche, durch die herrlichſten Erklärungen, Lesarten, Anmerkungen, und Regiſter, in ein Etwas verwandelt, und den Gelehrten brauchbar gemacht hätte? Haben nicht dieſe und viele andre ihre Ewigkeit den unſchätzbaren Bemühungen des Abſconius, Cornutus, Donatus, Akron, Porphyrion, Servius, Probus, und andrer Scholiaſten mehr zu verdanken, deren Ueberbleibſel noch mit der billigſten Ehrfurcht betrachtet werden? Sind ihnen, mein Herr, Victorius, Muretus, die Scaliger, Heinſii, Caſauboni, Gronovii, Lipſius, Lambinus, Grävius, und andre Beſeeler der Alten unbekannt, die ich, der Kürze wegen nicht berühren will? Würden wir, ohne ihre Nachtwachen den wahren Gebrauch der Autoren wiſſen? Aber ſie ſchmeicheln ſich vielleicht, mein Herr, daß auch ein anderer über ihren Autor Erklärungen und Regiſter machen werde. Allein es iſt ſehr gefährlich, es darauf ankommen zu laſſen. Ihre Blätter können

nen, wie viele Schriften der Griechen und Römer, verlohren gehen. Das ſicherſte Mittel, ein Buch gleich Anfangs, vor allen Anfällen der Zeit zu ſchützen, iſt dieſes, daß man es ſelbſt, mit allen möglichen Regiſtern und Anmerkungen ausrüſte. Hätten dieſes die Alten alle gleich ſelbſt gethan: ſo würden wir nicht ſo viel verlohrne, oder verſtümmelte Scribenten haben. Doch hierzu fehlte es ihnen an gehöriger Geſchicklichkeit. Die guten Leute wußten ſelbſt nicht, was, und warum ſie ſchrieben, und wir würden es auch nicht wiſſen, wenn uns nicht die Gelehrten erſter Größe darauf gewieſen hätten. Sie ſehen dahero wohl, mein Herr Autor, daß alle ihre Mühe verlohren iſt, wenn ſie ſich nicht noch entſchließen, das nothwendigſte zu ihren Blättern auszuarbeiten. Ich würde ihnen vielleicht die Ehre erweiſen, und ſolches für ſie thun, wenn mich nicht wichtige Verrichtungen davon abhielten: mein Gewiſſen hat mich gezwungen, ihnen dieſes zu ſagen. Denn ich bin,

Mein Herr.

H** Ihr ergebenſter Diener,
den 19 Mäy, 1744. **Erythräus Variorum.**

Ich bedaure die Zeit, welche der Herr Variorum auf ſeinen gelehrten Brief gewendet hat. Mir darf man gar nicht ſagen, was zu einem Buche gehöret. Von dem erſten Tage an, da ich meinen Autor herausgegeben habe, habe ich auch an den Regiſtern darüber angefangen. Juvenals Zuruf iſt nie aus meinen Gedanken gekommen.

Gratum eſt, quod patriae ciuem populoque dediſti,
Si facis, vt patriae ſit idoneus - - -

Man mag aus der Probe, die ich der Welt von meinen Regiſtern heute vorlegen will, urtheilen, ob ich etwas zu meiner Verewigung unterlaſſen habe. Denn das iſt ausgemacht, daß ich über lang oder kurz ein Autor Claſſicus werden muß. Ich habe in dieſer Abſicht, alle Wörter auf das genaueſte zergliedert, welche das Glück gehabt, von mir gebraucht zu werden. Ich habe den verſchiednen Gebrauch derſelben auf das gewiſſeſte beſtimmet, und alle zierliche, eigentliche und verblühmte Redensarten aus meinen Schriften herausgezogen. Die junge Nachwelt wird ſich bey vielen fremden Wortfügungen auf mein Anſehen berufen, und Orbil wird ſie nicht beſtrafen können, wenn ſie in einem einzigen Satze und zweymal brauchet. Was mich dieſe Arbeit für Mühe, Nachſinnen, und Kräfte koſtet, werden nur diejenigen einſehen, welche den Werth derſelben zu ſchätzen wiſſen. Wenn ich dieſes ſage, ſo will ich nicht leugnen, daß das Regiſter über meinem Autor in einigen Jahrhunderten ein ganz andres Anſehen gewinnen kann. Es werden ohne Zweifel Kunſtrichter kommen, welche beſſer wiſſen, was ich hier und dar gedacht habe, als ich es ſelbſt weis, und ich beſcheide mich gern, daß ich meinen Regiſtern die Schönheiten nicht geben kann, die ſie in ihrer Gewalt haben.

So ſehr ich indeſſen nunmehr wider die Beluſtigungen eingenommen bin: ſo wollte ich ihnen doch die Zierde wünſchen, daß alle meine Regiſter in dieſelben kommen könnten. Ich zweifle gar nicht, daß ſie noch einmal ſoviel Leſer bekommen würden, als ſie bisher gehabt haben. Da aber dieſes, wegen vieler Urſachen unmöglich iſt: ſo will ich alle Liebhaber der deutſchen, griechiſchen, lateiniſchen, engliſchen, franzöſiſchen, italieniſchen, und leibzigiſchen Litteratur nochmals an meinen Verleger verwieſen haben. Für zween Thaler können ſie ſich, und ihren Kindern einen Schatz erkaufen, der ihnen ſo lieb, als die koſtbarſte Bibliothek, ſeyn muß. Hier ſtehen einige Proben davon, wie ſie mir von ungefähr in die Augen gefallen ſind.

Seele des Autors.

Auszug des Wortregiſters über den Autor.

Die römiſche Ziffer bedeutet den Theil der Beluſtigungen, und die erſte arabiſche die Seite, die andre die Zeile.

A.

Aber. V. B. 148, 12. 150, dreymal. 151, 5. 152, 12. 153, 8. 154, 15. 155, 27. 157, 10. 210, 10. 212, 26. 213, 30. 314, 8. 215, 7. 216, 14. 217, 26. 218, 9. 219, 9. 220, 25. 221, 29. 222, 7. 224, 6. 300, 13. 301, 25. 302, 8. 305, 8. 307, 24. 308. 28. 312, 6. 409. 5. 413, 12. 419. 24. 425. 7. 481, 512, 23. VI. 265, 27. Dieſes Wörtchen findet man deſſentwegen weiter hinein ſo wenig, weil ich in dem weitern Fortgange meiner Schriften immer zuverſichtlicher geworden bin, und daher auch keine Einſchränkungen oder Ausnahmen mehr nöthig gehabt habe, wozu dieſes Wörtchen gebraucht wird.

Alle. V. 408. 4. 491, 11. VI. 162, 23. 321, 6. 451, 22. 461, 8.
Allein. V. 409. 3 517. 10 VI. 324. 22. 332, 5. 448. 21. 453. 7.
Allem. V. 425, 2. 479, 9 VI. 170, 21 278. 4. 335, 20. 459, 6.
Allen. V. 149, 1. 211. 8. VI. 158, 20. 264, 3. 306, 19. 447, 5.
Alles: V. 212, 2. 301, 7. VI. 170, 19. 277, 2. 336, 18. 460, 4.
Als. V. 310. 3 409. 6 VI. 160, 18. 269, 1. 320, 17. 450, 3.

Autor,

Autor. Dieſes Wort würde allein allen Platz wegnehmen, man kann unterdeſſen verſichern, daß dieſes Regiſter beſonders vollſtändig iſt, und allein einen ganzen Bogen einnimmt.

B.

Bedachtſamkeit. V. 480, 6. dieſes kindiſche Wort kömmt nicht von mir, ſondern hat ſich in einer eingeſchickten Schrift eingeſchlichen gehabt.

Bey. V. 148, 2. 149, 5. 150, 17. 151, 2. 152, 16. 153, 2. 154, 4. 155, 156, 5, 157, 1. 210, 4. 211, 4. 212, 16. 213, 1. 214, 15. 215, 1. 216, 3. 217, 2. 218, 219, 4. 220, 2. 221, 1. 223, 15. 302, 206, 303, 14. 305, 14. 305, 2. 306, 1. 307, 308, 3. 509, 1. 409, 2. 410, 2 412, 31. 413, 13. 414, 1. 415, 2. 416, 2. 417, 3. 418, 1. 419, 1. 480, 15. 490, 30. 500, 17. 516, 2. VI. 171, 1. 265, 1. 266, 2. 267, 3. 268, 4. 269, 14. 270, 29. 271, 11. 272, 1. 306, 2. 207, 2. 308, 3. 309, 4. 310, 5. 312, 13. 458, 28 459, 10. 460, 2. 461, 1.

C.

Chloris. V. 149, 31. 152, 22. 155, 13. 157, 4. 210, 4. 213, 1. 222, 30. 224, 21. 308, 12. 310, 5. 408, 3. 412, 2. 417, 3. 480, 2. 500, 29. 512, 20. VI. 11. 172, 4. 266, 2. 272, 1. 308, 2. 312, 1. 459, 28. 461, 19.

Cicero. V. 148, 10. 150, 1. 153, 2. 355, 3. 210, 2. 209, 31. 220, 27. 222, 18. 306, 9. 308, 2. 406, 3. 410, 4. 415, 3. 478, 30. 502, 26. 510, 17. VI. 170, 8. 264, 3. 270, 4. 306, 5. 310, 4. 457, 30. 462, 25.

D.

Da. V. 148, 16. 151, 7. 154, 4. 156, 5. 211, 4 208, 3. 221, 29. 223, 24. 307, 15. 309, 6. 407, 5. 409, 6. 416, 3. 477, 2. 503, 28. 511, 23. VI. 171, 14. 263, 5. 271, 6. 305, 7. 309, 2. 458, 1. 460, 27. 461, 22.

Des. V. 148, 13. 149, 4. 150, 5. 151, 6. 152, 1. 153, 31. 154, 26. 157, 21. 158, 12. 159, 3. 160, 4. 161, 8. 164, 31. 165, 28. 167, 25. 210, 20. 211, 11. 212, 2. 215, 3. 214, 9. 215, 30. 216, 27. 217, 24. 224, 19. VI. 263, 10. 264, 1. 265, 2. 267, fünfmal, 268, 26. 269, 23. 307, 18. 308, 9. 309, 31. 310, 1. 446, 10. 447 zweymal, 448, 22.

Dem. V. 149, 8. 150, 30. 151, 31. 152, 9. 153, 25. 154, 28. 157, 21. 210, 6. 211, 2. 212, 7. 213, 29. 214, 29. 215, 8. 216, 24. 217, 27. 224, 20. 300, dreymal. 301, 28. 202 viermal 303, 7. 304, 23. 305, 26. 315, 19. 408, 17. 409, 6. 410, 27. 411, 23. 412, 6. 413, 22. 414. VI. 446, 18. 447, 16. 448, 5. 449, 26. 450, 22. 451, 5. 456, 21. 460, 25.

Den. V. 149, 4. 152, 25. 156, 21. 210, 4. 212, 20. 218, 24. 224, 17. 300, 15. 311. 3. 312, 24. 315, 20. 408, 3. 409, 19. 412, 23. 426, 16.

16.479,14.510,2.512,23.317,19. VI.158,2.161.18.167,22.171,15.

Der. V. 149,15. 150,2. 151,6. 152,5. 153,4. 152,8. 155,2. 157,3. 210,6. 211,27. 212,29. 213,14. zweymal,216,7. 217,10. 300,302,8. 303,9. 304,10. 308 ſechsmal. 310,5. 312,4. 408,2. 409,1. 410,7. 412,5. 413,4. 415,8 419,7. 479,5. 480,7. 482,3. 484,5. 485,6. 486,10. 487,12. VI. 158,12. 159,5. 160,8. 161,15. 164,17. 165,18. 166,17 und 22. 263. achtmal. 264,5. 265. zweymal. 263. ſiebenmal. 264,5. 305. dreymal,306,5. 307. 10. 508,27 auf dem Kupferblatte.

Doch. V. 149,2. 150,3. 151,2. 152,1. 153,8. 154,9. 155,10. 156,26. 157,8. 210,11. 211,22. 213,26. 214,5. 215,8. 216,7. 217,9. 218,22. 219,27. 220,2. 300,8. 301,4. 302,7. 303,5. 304,2. 305,1. 306,22. 307,31. 308,2. 309,1. 408,7. 409,3. 410,6. 411,4. 412,3 413,2. 414,21. 415,30. 416,1. 417,2. 479,8. 480,2. 481,5 482,6. 483,2. 484,3. 485,4. 486,12. 487,31. VI. 158,4. 159,12. 160,15. 161,17. 162,13. 163,2. 164,8. 165,10. 166,9. 263,5. 264,4. 265,2. 266,17. 268,8. 269,9. 270,5. 271,4. 272,3. 305,3. 306,2. 307,12. 508,7. 309,18. 310,15. 312,27. 313,8. 446,4. 447,1. 448,7. 449,6. 450,5. 451,12. 452,3. 453,2. 454,3. 455,31. 456,18. 457,5. 458,19. 459,4. 460,2. 461,18. 462,5. 463,464,9. 465,4. Der Unterſchied zwiſchen Doch Jedennoch, Dennoch, Gleichwohl, wird im Regiſter ſelbſt weitläuftig gezeigt.

E.

Es. V. 149,3. zweymal 150,5. 151,7. 152,5. 153,4. 154,4. zweymal. und 5. 155,25. 156,18. 157,11. 210,9. 211. fünfmal 212,17. 215,8 214,9. 215,31. 216,1. 217,3. 218,4. 219,7. 220,3. 221,15. 222,13. 223,6. 224,3. 300,1. 301, achtmal. 302,4. 303,16. 304,5. 305,7. 306,21. 307,29. 308,18. 309,7. 310,19. 311,5. 312,4. 313,5. 314,1. 315,5. 408,2. 409,5. 410,21. 411,7. 412,4. 413,19. 414,21. 415,7. 416,8. 417,5. 418,2. 419,5. 420,4. 421,3. 423,27. 424,14. 425,27. 426,23. 479,4. 480,2. 481,4. 482,17. 483,1. 484,10. 485,31. 486,1. 487,30. 488,2. 489,29. 490,3. 491,28. 492,4. 493,27. 494,5. 495,26. 496,6. 497,27. 498,7. 499,26. 500,8. 501,25. 502,9. 503,24. 504,10. 505,23. 506,11. 507,22. 508,12. 509,21. 510,13. 511,20. 512,14. 513,19. 514,15. 515,18. 516,16. 517,17. VI. 158,3. 159,4. 160,18. 161,7. 162,11. 163,22. 164,30. 165,14. 166,8. 167,6. 168,4. 169,15. 170,2. 171,3. 263,12. 264,23. 265,31. 266,15. 267,7. 268,5. 269,16. 270,4. 271,15. 272,24. 273,32. 274,5. 275,8. 276,6. 277,17. 278,5. 279,14. 280,25. 305,8. 306,6. 307,9. 308,7. 309,18. 310,6. 311,15. 312,7. 313,9. 314,7. 315,10. 316,8. 317,19. 318,7. 319,27. 320,8. 321,10. 322,8. 323,11.

324, 9. 325, 20. 326, 26. 327, 28. 328, 9. 329, 11. 330, 9. 331, 12. 332, 10. 333, 20. 334, 25. 335, 29. 336, 10. 337, 12. 338, 10. 339, 13. 446, 19. 447, 21. 448, 24. 449, 30. 450, 11. 451, 13. 452, 11. 453, 17. 454, 18. 455, 22. 456, 23. 457, 31. 458, 12. 459, 14. 460, 15. 461, 16.

J.

Ich. Da ich faſt dieſes Wortes wegen allein geſchrieben, ſo kann man ſich leicht einbilden, daß ich dieſes kräftige Wort keinmal auſſen gelaſſen habe. Da aber daſſelbe, wenn ich es ſelbſt gebraucht, weit vielbedeutender iſt, als in den fremden Arbeiten, welche ich eingerückt habe; ſo ſind dieſe beyden Ich, ſorgfältig von mir unterſchieden worden. Man findet alſo in dem Regiſter erſtlich mein **Ich**. Zweytens, das fremde Ich. **Welches von beyden das weitläuftigſte und wichtigſte ſey, wird man ſchon ohne mein Erinnern wiſſen. Zur Probe von dem erſtern, will ich das Regiſter aus dem zwo** erſten Seiten herſetzen.

V. auf der 138 Seite, auf der 1. Zeile zweymal 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 13, 15, 17, 18, 19. 139; 1, 3, 4, 5, 6, 7, zweymal, 9, 10, 11, 17, zweymal, 18, 23, 25, auf den beyden erſten Seiten alſo zuſammen, acht und zwanzigmal.

Dieſe kleine Probe wird von dem Wortregiſter genug ſeyn; es iſt auch über die Noten im Regiſter ein neues Regiſter verfertigt worden; und auf Anrathen meiner gelehrteſten Freunde iſt auch über die Ziffern im Regiſter, ein Regiſter hinzugethan worden.

Auszug des Regiſters der Deutſchheit über den Autor.

Autor; ich habe zwar beynahe meinem Freund, Frangiſius Tenebroſus, V. 305, 21. Glauben beygemeſſen, welcher mir beweiſen wollen, daß ich mich Auctor und nicht Autor oder Author ſchreiben müßte. Er hat die alten Grammaticos, die alte Schreibart in Codicibus und Capitibus für ſich, für welche ich auch alle Hochachtung habe [*]. So hat auch

---

[*] Weil doch der Autor im letzten Stücke von mir, als dem Herausgeber, ſo viel Böſes geſagt, ſo muß ich mich doch einmal rächen und dem geneigten Leſer melden, daß dieſer ganze Schatz von Gelehrſamkeit im Fabers The.

auch Dio Caſſius, da er im 55 Buche das Wort Auctoritas ſenatus erkläret und ſaget, daß es durch ein einziges griechiſches Wort ſich nicht ausdrücken laſſe, und alſo mit dem lateiniſchen Worte gegeben werden müſſe; nicht αὐτώριτας oder αὐθώριτας, ſondern αὐκτώριτας geſchrieben. Er führte mir, da er mir dieſes alles vorhielt, zugleich die Worte an, welche Velius Longius bey einer gleichen Gelegenheit angebracht: Mihi vero placet, vt in Latino Sermone antiquitatis religio ſeruetur. Doch erſtlich kann man mir überhaupt zutrauen, daß ich die Einſicht habe, zu ſehen, welche von beyden Herleitungen die rechte iſt, und daß ich Auctor geſchrieben haben würde, wenn es beſſer wäre; zum zweyten kann man keine Urſache anführen, warum Autor von Augeo herkommen ſolle; zum dritten, iſt meine Ableitung aus der griechiſchen Sprache, und folglich gelehrter, als jene. Denn ich laſſe es nicht, wie der ſehr gelehrte Voſſius im 1 Buche de Analogia im 27. Capitel thut, von aueo und ſeinem ungebräuchlichen ſupino, auitum, abſtammen, welches zuſammen gezogen, autum hieße und wovon hernach autor herkäme; wie etwan von faueo fauitum, fautum, fautor herkömmt. Er ſagt zwar: Qui fieri quid auet, ſuadendo eius fit Autor; doch dieſe Muthmaßung enthält mehr Witz, als Wahrheit, und aus dieſer Urſache beſteht er ſelbſt nicht ſteif darauf, ja in ſeinem ganz außerordentlich gelehrten Etymologico auf der 53 Seite, ſcheint er nicht allzu undeutlich davon abzugehen. Alſo giebt viertens, meine Ableitung die beſte Urſache an. Autor, kömmt vom griechiſchen αὐτὸς, ſelbſt. Weil nämlich einem wahren Autor zuſtehet, nichts für gut zu halten, als was von ihm ſelber kömmt. Die Griechen haben dieſes Wort ſchon zu des Pythagoras Zeiten, in dem Verſtande gebraucht, welchen ich ihm beylege; denn derſelbe war es, welcher ſeine Schüler ſagen ließ, αὐτὸς ἔφα, das heißt; der Autor hat es geſagt. Vermuthlich wird es auch damals ſchon im Griechiſchen Ἀυτὸρ geheiſſen haben. Durch die Nachläßigkeit der Abſchreiber aber, iſt ρ wieder in ς verwandelt worden, welches wegen der Aehnlichkeit der beyden Buchſtaben leicht angeht: denn es darf nur das ρ oben nicht recht zugezogen geweſen ſeyn, ſo iſt gleich ein ς daraus geworden.

Dieſes Wort wird aber in meiner Schrift in vielerley Verſtande gebraucht.

1) Der

Theſauro unter dem Artikel Auctor zu finden iſt, welche Art, gelehrt zu ſeyn, er mit vielen Leuten gemein hat.

1) **Der Name meiner Monatſchrift.** Der Autor V. 148, 1. II. ſ. w. 210, 1. 300, 1. 408, 1. 479, 1. VI. 158, 1. 263, 1. 305, 1. 446, 1.

3) **Einer, der eine leſerliche und flüchtige Hand ſchreibt.** Ich habe das vernünftige Vertrauen, daß ſich meine geſchriebenen Buchſtaben ſo gut, als anderer Leute ihre, werden abdrucken laſſen ꝛc. Ich bin alſo der Autor. V. 149. Ein Autor muß eine geſunde Hand haben. VI. 127, 2.

3) **Einer, der muthig iſt.** So muthig, ſo geſetzt bin ich. Iſt das nicht ein innerlicher Beruf, ein Autor zu werden? V. 152. Die Frage gilt hier ſo viel als eine förmliche Bejahung.

4) **Einer, der anſehnliche Leute herunter macht, und unbeſcheiden iſt.** Wenigſtens iſt es mir, als dem Autor anſtändig, gleich in meinem erſten Blatte ein paar anſehnliche Männer zu verkleinern. V. 150. Ich bin der Autor, es wäre ſehr lächerlich, wenn ich beſcheiden thun wollte. V. 152.

5) **Wenn Claſſicus oder Alter oder Schul dabey ſtehet, ein Schriftſteller aus abgeſtorbnen Sprachen, zu welchen man veränderte Lesarten, Auslegungen und Regiſter machet.** V. 501, 3. So würden wir weit weniger Ausgaben von den Schulautoribus aufzuweiſen haben, wovon ſich die meiſten durch nichts als durch einige Lesarten, ängſtliche Anmerkungen und barmherzige Seufzer von einander unterſcheiden V. 302, 21.

NB. Dieſer Artikel iſt im Regiſter noch viel weitläuftiger, und dieſes iſt nur ein kleiner Vorſchmack von meiner Geſchicklichkeit, das Wort, womit ich mich benenne, meiner Nachwelt recht gründlich zu erklären.

H.

Hand, dasjenige Glied eines Menſchen, wodurch er zum Antor werden muß. Ein Autor muß eine geſunde Hand haben. VI. 127, 2. Dieſes Wort bedeutete in der alten deutſchen Sprache: Man. Dieſes beweiſen die Engliſche und Däniſche Sprache, welche Man durch Hand oder Hand ausdrücken und ohnfehlbar auf die Autoren dabey ihr Abſehen richten. Denn alles, was ein Autor thun kann, vermag auch eine Hand zu thun.

N.

Nacht, die Zeit wenn die Sonne nicht mehr ſcheint, und die Sterne am Himmel ſtehen; die Zeit wenn die Menſchen ſchlafen. Sie laſſen mir auch des Nachts keine

Ruhe. V. 313, 22. Dieſes Wort kömmt aus dem lateiniſchen Nox, welches mit dem Griechiſchen Νὺξ einerley iſt; denn daß υ und ο einerley ſey, wird niemand leicht leugnen, wer da weis, daß das Lateiniſche lacruma, (denn ſo ſchreibe ich es, und ſo habe ich es auf einem Lapide gefunden; ich werde daher eheſtens eine Diſſertationem de Lacryma melius Lacruma ſcribenda verfertigen,) vom Griechiſchen δάκρυμα herkömmt. Wer alte Inſcriptionen kennt, weis das für ſunt, ſont geſchrieben wird ſ. Gruteri Marmora paſſim. V. und O. werden alſo ſehr oft mit einander verwechſelt. Daß im Deutſchen aber a für o geſetzt wird, beweiſt die leipzigiſche Ausſprache; dach für doch. Das t. aber iſt per Paragogen dazu gekommen, wie im Deutſchen ſehr gebräuchlich iſt, als für bucklich, ſagt man bucklicht. Daß ferner das lateiniſche X und das Deutſche chſ einerley ſey, bezeigt das Wort Axis, im Deutſchen Achſe und die Ausſprache der Wörter Wachſen, Deichſel ꝛc.

Nun hieße es nach dieſer Ableitung zwar Nachſt. Doch dieſe Schwierigkeit iſt bald gehoben. Man ſieht noch dann und wann in Büchern wills für willſt gedruckt; dieſes iſt ein ſichres Kennzeichen, daß unſre Vorfahren das S. heraus zu ſchmeiſſen pflegten, und daher iſt es gekommen, daß man aus **Nachſt, Nacht** gemacht hat.

Nun, Jetzt, bedeutet ſo wohl in der Zuſammenſetzung mit dem Flickwörtchen mehr, als ohne daſſelbe, den gegenwärtigen Augenblick der Zeit. Nunmehr habe ich den erſten Schritt ꝛc. V. 210, 6. Was iſt nun anzufangen. VI. 446, 2. Es kömmt von dem Griechiſchen Νῦν her. Daß υ in u verwandelt werden könne, wird mir niemand mehr leugnen, da ich ihm bewieſen, das Autor von αὐτὸς und Lacruma von δάκρυμα herkömmt. Ich muß alſo nur beweiſen, daß Νῦν eben ſo viel bedeutet als Nun. Dieſes thue ich durch folgende Stellen. Νῦν δὲ θεοῖσιν ἔοικε τοὶ οὐρανὸν εὐρὺν ἔχουσιν. Hom. Odyſſ. Rapſ. VI. 23. Καὶ νῦν ἄγει με διὰ χερῶν οὕτω λαβών. Sophocl. Antig. fol. mihi 111. wobey der Scholiaſt dieſe Note macht. Καὶ νῦν ἄγει με. ἐμφατικότερον τὸ, ἄγει. οὐ γὰρ εἶπεν ὅτι ἐκέλευσέ με ἀχθῆναι, ἀλλ' αὐτὸς ἄγει. (Wenn gleich dieſe Note nichts zu meinem Hauptbeweiſe thut, ſo dienet ſie doch die Schönheit meiner Anführung zu zeigen.) Αὐταὶ νῦν κατοχῆες ἀνακλίνεσθε πυλάων, Callimach. in Hymn. in Apoll. v. 6. νῦν δὲ ἡδέως ἂν ἀκούσαιμί σου, Lucian. in T. II. Op. in Dial. Deor. in Iud. Dearum p. 27.

Um, dieſes Vorwort wird nicht nur zu Nennwörtern geſetzt: meine Verdienſte um die gelehrte Welt. V. 413. 22. oder auch nach den Artikeln, als Darum. V. 410, 7. ſondern es ſtehet auch überaus zierlich bey den Zeitwörtern, wenn ſie im Infinitiuo ſtehen. Ich führe dieſes an, um zu zeigen VI. 273, 21.

V.

Verleger, nicht etwan ein Menſch, der eine Sache wegſchmeißt, daß er ſie nicht wieder finden kann, ſondern es iſt ein Kunſtwort: und heißt einer, der die Unkoſten hergiebt, ein Werk drucken zu laſſen. Bey dem Verleger meiner Blätter. V. 220, 11.

W.

Woche, eine Zahl von 7. Tagen. Eine Geſchichte der Wochen- und Monatsſchriften. V. 221, 8.

Z.

Zeit, hier iſt es Zeit. V. 223, 25. Viele Weltweiſen geſtehen ſelbſt, daß ſich von dieſem Worte keine gute und gründliche Erklärung geben laſſe. Sie fangen alſo an, die Nichtswürdigkeit eines Handwerks einzuſehen, das ſie ihr ganzes Leben hindurch getrieben haben. Sie geſtehen dadurch ſelbſt, daß man ihnen geſchmeichelt habe, wenn man die Weltweisheit einen Inbegriff aller Wiſſenſchaften nennt. Es wäre nur zu wünſchen, daß nunmehr das unerträgliche Gewäſche vollends aufhörte, welches viele Gelehrten bey uns zeither davon gemacht haben.

1) **Zu.** wird zierlich nach Beywörtern geſetzt. Als: bekannt zu machen. VI. 273, 11. ſo auch nach Nennwörtern. Eine natürliche Fähigkeit zur Dichtkunſt. V. 307, 29. Eine umſtändliche Vorrede zu meinem Autor. V. 215, 7. Glückſeligkeit zu leben. V. 211, 9. Das Amt zu wünſchen, VI. 161, 7. imgleichen nach Vorwörtern: ich führe dieſes an, um zu zeigen. VI. 273, 21. Sie ſchreiben, ohne zu denken, VI. 159, 29. imgleichen nach Partikeln: mich ſo zu malen. V. 273, 19. und nach Zeitwörtern, ohne ſich unterbrechen zu laſſen. V. 219, 9. Eine Schrift drucken zu laſſen. V. 219, 10. bedeutet oft ſo viel, als das lateiniſche nimis. Zu verzagt. V. 211, 9. Ich weis mehr als zu wohl. VI. 325, 21. In meinen Schriften zu genau und pedantiſch. V. 329, 18. ſoviel als die Conjunction damit, mit dem Conjunctivus verbunden: Zu meinem Vergnügen. V. 211, 7. ſo

viel als mit: ich muß zu meinem Verdruſſe erfahren. V. 215, 7. Oefters wird getreten dabey ausgelaſſen. Gleich kommen zween Gratulanten zu mir. V. 516, 26. Es bedeutet oft ſo viel, als herbey: Wenn einer geſunden Mutter bey Anlegung des Kindes an die Bruſt, die Milch zuſchießt. V. 516, 26. auch ſo viel als, vornehmlich, wenn es mit mal zuſammengeſetzt wird: Zumal, wenn ich ihnen ſage VI. 329, 22 Soviel als Vorher, wenn es mit Vor zuſammengeſetzt wird; man müſſe zuvor überlegen. VI. 329, 12. Es wird in dieſen angeführten Wörtern ſowohl als im Worte, zuerſt, vornen angehangen: Welchen Fuß Dido zuerſt in die Höle geſetzt. V. 305, 21. Den Artikeln da, wo, aber hinten angehangen; ob du gleich weit andre Urſachen darzu haſt. V. 306, 21. Aus dem Artikel wird öfters der letzte Buchſtabe zierlich angehangen: wenigſtens zum Scheine. V. 417, 28. Ich ſetze zum Voraus 214, 8. Endlich wird das zu, in einer Redensart zweymal gebraucht. Zuvorzukommen V. 211, 3. zuviel zuthun. V. 212, 7. Siehe hiervon Bödickers Sprachſchatz. l. 24.

Zuneigung, bedeutet alles was ſich gegeneinander herab neigt, und zu berühren ſuchen, alsdenn wird es auch von zween Geiſtern genommen, die ſich aus Sympathie gegeneinander, ſozuſagen zuneigen. Des Autors brüderliche Zuneigung gegen den jungen Herrn. V. 416, 5.

Zutrauen, eben den Grad des Vergnügens zutrauen ſollte. V. 212, 7.

Zweifeln, bey einer Sache ungewiß ſeyn, nicht wiſſen auf welche Seite man trete. Und ohnedem an der Sache niemand zweifeln wird. V. 224, 7.

Auszug des lateiniſch-deutſchen Regiſters.

F.

Fortes creantur fortibus, Ein Autor macht dem andern. V. 513, 9.

N.

Numerus vix eſt totidem, quot Thebarum portae, aut diuitis oſtia Nili, V. 150, 11. 12. Die Zahl derſelben iſt kaum ſo groß, als die Zahl der thebiſchen Pforten oder der Mündungen des reichen Nils. Es war eine Art der alten Poeten auf dieſe Art zu zählen. So zählte man auch nach der Erndte, oder nach dem Zufrieren eines Fluſſes vide Ouid. Virg. Tibull. paſſim. Es giebt viele Städte, die Theben geheißen. Hier aber redet Juvenal unfehlbar von der ägyptiſchen Stadt *, Theben, (denn bey derſelben kann man die meiſte Gelehrſamkeit anbringen.) Sie war vom Buſiris, dem ägyptiſchen Könige, erbauet worden, und iſt eben die, welche Strabo Heliopolis, das iſt Sonnenſtadt oder auch Diospolis nennt. Sie hatte hundert Pforten, daher nannte ſie Homer ἑκατόμπυλον, und ſie waren faſt alle hängend, Penſiles, wie ſich Plinius davon ausdrückt im 36 Buche. Lies auch den Tacitus Libr. II. Ann. c. 60. und den Juvenal Sat. XV.

> Atque vetus Thebe centum iacet obruta portis.
> Magni ſaepe duces, magni cecidere tyranni, &c.
> Et Thebae ſteterant, altaque Troia fuit.

Properz Libr. II. Zu des Strabo Zeiten, war dieſes Theben eingefallen, und ward nur Fleckweiſe bewohnt. Ich komme zum Nil. Dieſes iſt ein ägyptiſcher Fluß, und einer der größten in der Welt. Er iſt daher nicht nur vom Cicero in ſeiner Rede pro Deiotaro und vom Juvenal, ſondern auch vom Moſes in ſeinem andern Buche κατ' ἐξοχὴν Fluß genannt. Er hat ſieben Mündungen. Seneca im 4. Buche Quaeſt. Natur. im 2 Cap. ſaget folgendes davon: Quantum creſcit Nilus, tantum ſpei eſt in annum: nec computatio fallit agricolam, adeo ad menſuram fluminis reſpondet, quam fertilitatem facit Nilus. Is arenoſo et ſitienti ſolo et aquam inducit et terram; nam cum turbulentus fluat, omnem in ſiccis et hiantibus locis fecem relinquit, et quicquid pingue ſecum tulit, arentibus locis illinit. Mira itaque natura fluminis, quod cum caeteri amnes abluant terras et euiſcerent; Nilus tanto caeteris maior adeo nihil exedit nec abradit, vt contra adiiciat vires &c. Hier ſieht man, warum das Beywort Diues geſetzt worden. Man kann auch darüber den Pluche in ſeiner Hiſtoire du Ciel nachſehen. Ich könnte hier noch von ſeinem Urſprunge vieles erwähnen. Ich könnte zeigen, wie verſchieden

doch

---

* Hier hat ſich der Herr Autor wieder im Faber verlohren.

davon nach Diodors Berichte Lib. I. Antiqu. rerum. c. 3. und nach des Seneca Erzählung L. VI. Qu. Nat. c. VIII. die Schriftſteller geredet haben; und wie dieſes nach des Alcimus Avitus ſchönen Verſen im I. Buche, und des Sidonius Zeugniſſe ihn nur noch berühmter gemacht; wie ihn die Aegyptier nach des Achilles Tatius Berichte im 4. Buche, für alles gehalten, und mit den prächtigſten Namen belegt haben; wie ſie jährlich nach Heliodors IX. Buche Aethiop. Niloa gefeyert haben; ingleichen was für bewundernswürdige Dinge noch ſonſt bey dieſem Fluſſe vom Baptiſta Scortia, Marcus Wendelius, ingleichen Barthius im Comment. ad Carm. Claudiani de Nilo und ad Stat. Sylu. ſo auch Thyſius ad Salluſt. bemerkt worden. Doch wer mehr davon wiſſen will, mag die Bücher nachleſen, die ich nachgeleſen habe. Ich habe nur noch zu ſagen, daß in des Juvenals oben angeführten Verſen

> Thebarum portae, aut diuitis oſtia nili.

nicht wie in den gemeinen Ausgaben vel, ſondern aut ſteht. Leute von ungeübten Sinnen, die in der Critik nicht erfahren ſind, könnten glauben, es wäre ein Druckfehler, und noch dazu ein Schnitzer, weil der Vers um eine Sylbe zu kurz würde, weil das ae in portae verbiſſen werden müßte. Doch denen dienet zur Nachricht, daß ich einen Codicem Manuſc. vom Juvenal beſitze, in welchen AVT und nicht VEL geſchrieben iſt. Aus dieſer Stelle vornehmlich, nächſtdem aber auch aus einigen andern, will ich beweiſen, daß die Verbeiſſung der Sylben, oder ſogenannte Eliſio, öfters nicht ſtatt gefunden. Vielleicht ziehe ich es in die Diſſertation von **Kehrbürſten der alten Römer**, die ich itzt unter den Händen habe. Sollte es aber gleich auf ſo eine Zeit fallen, da die öffentlichen Bibliotheken nicht geſchloſſen wären, ſo möchte das Thema wohl unter der Hand anwachſen, und ich würde alsdenn eine beſondre Diſſertation ſchreiben: De Eliſione a veteribus Poëtis Latinis grate neglecta.

T.

Tendo, ich ſpanne, ich blaſe auf, ich dähne aus V. 148, 3.

V.

Vterus, ein mediciniſches Wort, und zeiget den dritten Leib an, ſo braucht es Ovid. Tendebat grauitas Vterum. V. 148, 3.

Hiſto-

Hiſtoriſches Regiſter des Frauenzimmers.

A.

Alkmene bringt den Herkules ohne die geringſten Schmerzen auf die Welt, ob ſie gleich ſieben Tage zu ihrer Entbindung nöthig hat. V. 154.

Argenis, Barclajs Geſchichte von ihr, wird von Staatsleuten und Weltweiſen geleſen. V. 149.

Auſtrigildis, läßt Aerzte erwürgen. VI. 337.

C.

Calliſten, die beſungenen ſind nicht der Autor. VI. 448.

Chloris, lieſt aus dem Autor eine halbe Seite ohne ſich unterbrechen zu laſſen. V. 210. welche häßlich oder gar gelehrt ſeyn muß. V. 411. ein Wort von ihr iſt mehr, als die ſchärfſte Demonſtration V. 414. ſchreibt an den Autor V. 422.

Contuſch (Eliſabeth) ſoll den Gratulanten heirathen. VI. 171.

Corinne, wie ſie die jungen Herrn belohnt? V. 415.

D.

Deidamia, wie ſie Achill von ſeiner Liebe überführt. V. 213.

Dido, die Unterſuchung, welchen Fuß ſie zuerſt in die Höle geſetzt, iſt wichtig. V. 405.

Doris, was ſie auf den Grundſatz antwortet, daß alle Poeten und Maler Narren ſind. V. 155.

F.

Felſenhartinn, (Philippine) warum ſie vor den Spiegel geht. V. 312. wie lange ſie Recht behalten wird. ebend. Warum ſie die Zahl ihrer Anbether alle Monate vermehrt. ebend. Hält eine Liſte der Liebhaber, ebend. kann ſchreiben. ebend. hält der Autor gefangen. V. 422.

Fenſterſcheibinn, (Caroline) Leben und Thaten derſelben VI. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332.

Frauenzimmer (ungenanntes) welches einen ſeraphiniſchen Verſtand hat. V. 215.

J.

Iris, wie ſie den jungen Herrn belohnt? V. 415.

L.

Leſerinn (Chriſtina) ſoll in einem Monate nichts herleſen. VI. 451.

O.

Oeſterreich, (Maria von) ihr zu Gefallen ſchreibt Heinrich Cornelius Agrippa. V. 222.

P.

Phyllis, ſo wird Philippine Felſenhartinn genennt. V. 313. Eine Ode auf dieſelbe. Ebend. Wie ſie den jungen Herrn belohnt? V. 415. Wodurch ſie ihrem Scheerenſchleifer etwas zuwendet? VI. 456.

S.

Sappho, ob ſie ſchön geweſen? V. 306.

Schamloſigkeit (eine Göttinn,) ruft die Geſetze der Schreibſucht aus. VI. 87.

Schreibgern, (Henriette) wird verewigt. VI. 450. Hatte einen verſiegelten Brief bey dem Verleger abzuhohlen. Ebend. Iſt noch eine Antwort darauf ſchuldig. VI. 324.

Schreibſucht, (eine Göttinn) edirt verſchiedne Schriftſteller VI. 88. Was noch ſonſt an ihr zu ſehen? VI. 86. 87. 88. 89. 90.

T.

Tenebroſinn, gehört in die gelehrte Hiſtorie ihres Bruders, Franciſcus Tenebroſus, weil ſich Böſes von ihr ſagen läßt. VI. 81.

Thetis, hält den Achill nicht mit beyden Händen. V. 305.

V.

Venus, redet mit einem Eber. V. 308.

Die Zeit verſtattet mir nicht, mehr abzuſchreiben. Auf dieſe Art bin ich alle Wörter durchgegangen. Man findet, außer dieſen Regiſtern, in meiner Seele des Autors, noch ein griechiſches, franzöſiſches, engliſches und italieniſches Regiſter; ein Regiſter über die Poeſien, welche in dem Autor vorkommen; ein Regiſter der durch mich verewigten Städte; ein Regiſter der Anabaptiſten; ein Regiſter der Gedanken, die ich entwendet habe, ein Regiſter der Druckfehler und viele andere Regiſter, worüber meine Leſer erſtaunen werden.

Sollte man ſich wohl beſinnen, für dieſes Kleinod zween Thaler zu geben? Man kann es halten, wie man will; ich werde nun im Ernſte Abſchied nehmen. Nunmehr mag es die Welt anfangen, wie ſie will: ſo wird ſie doch in dieſer Monatſchrift kein Wort mehr von mir finden. Ich merke ihre Kunſtgriffe wohl. Man will mich bald durch Lob, bald durch Tadel hitzig machen, daß ich in meinen angenehmen Schriften fortfahren ſoll. Allein ich bin zu höhern Abſichten gebohren, als in die Beluſtigungen zu arbeiten.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der Renommiſte.

Sechſtes Buch.

Noch lag die halbe Welt im frühen Schlaf verborgen,
Anſtatt des Morgenroths ſah man die blaſſen Sorgen,
Die in der ſtillen Nacht die matten Menſchen fliehn,
Den grauen Orient mit wildem Schritt beziehn.
Kaum heißt der junge Tag die grauſen Schatten weichen,
So ſieht man dieſe ſchon um unſre Lager ſtreichen.
So bald der Menſch ſie ſieht, empöret ſich ſein Haar,
Und ſelbſt der träge Schlaf flieht vor der falben Schaar.
Sie regten insgeſammt ihr fürchterlich Gefieder,
Arminde glitt hierauf mit einem Lichtſtral nieder.

Sie fuhr mit dieſem Stral ins leere Schlafgemach,
Wo ſie mit leiſem Ton dieß zur Rothmündiñ ſprach:

„O Schöne, kannſt du noch in ſüßem Schlummer liegen,
„Da ein Jenenſer droht, Sylvanen zu beſiegen?
„Du ſchläfſt noch, da ſein Geiſt, vielleicht ſchon abgetrennt,
„Um deinen Nachttiſch ſchwärmt und unſichtbar dich nennt?
„Erwache! fühlſt du noch das Mitleid in der Seele,
„So wein um den Sylvan, daß ſich ſein Geiſt nicht quäle.
„Bewein ihn! war er nicht der Schönſte dieſer Stadt,
„Und der bis in den Tod dich treu geliebet hat?

Ein Seufzer flog ſogleich von der bedrängten Schöne;
Das Meißner-Porcellan macht ein betrübt Getöne;
Den Caffee, den man ſonſt nur dunkelbraun geſehn,
Sah man jetzt dick und ſchwarz in weiten Schälchen ſtehn;
Ja ſelbſt auf dem Clavier zerſprangen zwanzig Saiten,
Und eine Glocke fing von ſelbſten an zu läuten.
Arminde floh von hier zu der Galanterie;
Sie ſchlummerte zwar noch, doch ſie erweckte ſie.
Drauf ſprach ſie: „treuer Putz, verſammle meine Schaaren,
„Die Nachttiſch, Spiegel, Kleid, und die Allee bewahren.
„Geh hin, bewaffne ſie, thut eure Rüſtung an,
„Du ſollſt ihr Führer ſeyn, beſchützet den Sylvan.
„Ich ſelbſt will, doch verſtellt, im Roſenthal mich zeigen.
„Geht, eilt und kämpft vereint, ſo iſt der Sieg euch eignen.
Der ſchnelle Putz gehorcht und eilt zu der Allee,
Er ſank mit ſchnellem Flug zu einer Lindenhöh,

Von der er dieſes rief: „getreue Sybariten,
„Wo ſeyd ihr? Kommt und hört, was ich euch will gebiethen.
Wie wenn ein Sänger oft von einer Mordgeſchicht,
Von Särgen in der Luft mit grauſer Stimme ſpricht,
Der träge Landmann auch aus ſeinen Hütten eilet,
Und voll Verwunderung den ſachten Schritt verweilet;
So kam auch auf ſein Wort die ganze Schaar herbey,
Zu der er alſo ſprach: „Seyd ihr mir noch getreu?
„Seyd ihr annoch wie ſonſt der feſte Schutz der Linden,
„So laßt euch auch jetzund, ihr Geiſter, willig finden.
„Kommt, eilt und ſchützt und helft dem ehrlichen Sylvan,
„Noch heute trefft ihr ihn erzürnet fechten an.
„Folgt der Galanterie, ſie will, ihr ſollt mich rüſten,
„Beſchützet den Sylvan, verfolgt den Renommiſten.
„Wir ſind zum Kampf bereit, war ihres Führers Wort,
„Wir brennen, führ uns nur an den beſtimmten Ort.
„Sieh, hier iſt Lindamor und ſeine treuen Brüder.
„Iſt unſer Muth vereint; was ſtürzen wir nicht nieder?
„Auf! folgt mir! Und ſogleich eilt das geſammte Heer
Nach Leipzig und wählt hier das trefflichſte Gewehr.

Der Putz, ihr Führer, ſtund in einem ſeltnen Schimmer.
Die Schnürbruſt nahm er ſich von einem Frauenzimmer.
Sie ſtund, vom Fiſchbein ſteif, von ſeinen Gliedern ab,
Daß ſie an Panzers Statt den zarten Leib umgab.
Der Geiſter erſte Reih bewaffnet ſich mit Scheeren,
Die andre war bemüht, mit Nadeln ſich zu wehren,
Der dritten Fauſt bewehrt des Kräuſeleiſens Brand,
Und Puderpüſtriche ſind in der vierten Hand.

Die letzten wollen ſich mit Sonnenfächeln ſchlagen,
Dem Feind damit den Wind in das Geſicht zu jagen.
„Hier, o Galanterie, hier ſteht Sylvanens Schutz,
„Hier ſteht, hier ſteht dein Heer, des wilden Schlägers Trutz,
„Das zwar verſchieden iſt an fürchterlichen Waffen,
„Doch einig, deinem Sohn den Lorber zu verſchaffen.
So ſprach der Putz und ſchwieg. Indem beglänzt ein Stral,
Der Schlag und Donner zeigt, der Geiſter laute Zahl,
Und eh ſie nach dem Licht die ſtarren Blicke drehen,
So ſahn ſie ſchon vor ſich den Schutzgeiſt Leipzigs ſtehen.
Wie, wenn ein junger Held ſonſt zum Turniere zog,
Ein krauſer Federbuſch um ſeine Haube flog,
Den oft gewagten Leib ein ſchuppicht Eiſen ſchützte,
Und ein geübtes Schwerdt in feſten Fäuſten blitzte;
So ſah der Schutzgeiſt aus, der Muth war hier vereint.
Auf ſeine Waffen ſtolz, gieng er auf ſeinen Feind.
„Er ſah ſein Heer und ſprach: Ihr tapfern Sybariten,
„Ihr, die ihr ſtets voll Muth und ſtets beglückt geſtritten,
„Wie ſehr bin ich erfreut, da euch mein Aug erblickt,
„Da ihr auf meinen Markt zum Kampf gerüſtet rückt.
„Doch, Brüder, hier wird uns der Schläger nicht bekriegen,
„Geht, eilt zum Roſenthal, dieß iſt der Ort zum ſiegen.
Sogleich begab er ſich zum ſchlafenden Sylvan,
Der Sybariten Heer rückt auf den Kampfplatz an.
Der Stutzer ruhte noch, doch ſah man ſchon die Waffen,
Die er zurecht gelegt, den Schläger zu beſtrafen.
Vom ſteifen Handſchuh war der Nachttiſch faſt bedeckt,
Ein Degen lag darbey, der ihn entblößt erſchreckt.

Die Peitſche, hiebevor ſein jeniſches Vergnügen,
Sah er hier ebenfalls in ſtolzen Krümmen liegen.
Als dieß der Schutzgeiſt ſah, fieng er unwillig an:
„O was erblick ich hier, o Nachttiſch, o Sylvan!
„Wie ſehr, wie ſehr hat ſich dein Schlafgemach verändert?
„Den Nachttiſch, den zuvor dein bunter Staat bebändert,
„Den Nachttiſch, welchen ſonſt Romane nur geziert,
„Den ſonſt kein Eiſen noch, als Scheeren nur, berührt,
„Den muß ich jetzt, o Zeit, von Waffen furchtbar ſehen?
„Ja um den ſoll ſich noch die größte Peitſche drehen?
„Sieh, o Galanterie, ſieh Mode, ſieh Roman!
„Dieß hat ein Renommiſt, ein Feind, von uns gethan.
„Er machts, daß ſich Sylvan in große Handſchuh zwinget,
„Und heut im Roſenthal den langen Degen ſchwinget.
„Jedoch ſo wahr man mich ein Feind von Schlägern nennt,
„So wahr mein Leipzig mich als ſeinen Schutzgeiſt kennt.
„So wahr ſoll Raufbold auch vor meinem Sohne fliehen.
„Ich ſelbſt will meinen Arm für ſeinen Sieg bemühen.
Er ſchwieg. Der Federbuſch, der ſeine Haube ziert,
Wird, da er ſich bewegt, ſanft durch die Luft berührt.
Er ſpielt auf ſeinen Helm in tauſend lichten Farben,
Die doch bey jedem Schritt in Pracht und Glanz erſtarben.
Er nahte ſich darauf zum Himmelbett und ſprach:
„Sylvan, du giebſt allhier dem faulen Schlummer nach;
„Du ſchläfſt noch, da dein Feind ſchon auf den Kampfplatz eilet,
„Und mit dem Stal die Luft an deine Statt zertheilet?
„Auf, Stutzer, waffne dich! Der nahe Sieg iſt dein.
„Von mir ſollſt du beſchützt, von mir gewaffnet ſeyn.

„Ich bin der ſichre Schutz der anmuthsvollen Linden,
„Und jeder Stutzer wird bey jeder Noth mich finden.
„Wenn er mir rühmlich iſt, und ſeiner Mode treu:
„So ſteh ich ihm gewiß bey jedem Kampfe bey.
„Auch dich will ich, Sylvan, im Fechten unterſtützen.
„Zorn, Rach und Eiferſucht mag Raufbolds Arm erhitzen,
„So wird er doch beſiegt. Erwache nur, Sylvan,
„Erwach und kleide dich zum Kampf gerüſtet an!
Sogleich faßt er ihn ſanft bey ſeiner Federmütze.
Dek Schlaf floh alſobald von ſeinem alten Sitze.
Gleich zieht Sylvan ſich an, den Stal macht er bereit,
Und alles zielt bey ihm auf den beſchloßnen Streit.

Die Sonne ſtieg indeß blutroth zum Horizonte.
Kaum daß ihr trüber Stral auf Leipzig blicken konnte,
So ſah ſie ſchon die Noth, die ihr der Kampf gebracht,
Drum hüllte ſie ſich ſchnell in Wolken, Dunſt und Nacht.
Jedoch den Renommiſt weckt auch ihr falber Schimmer;
Er ſtund geſtiefelt auf, es zitterte ſein Zimmer.
Zuerſt beſah ſein Blick der Handſchuh großes Paar,
Zu dem von einem Hirſch das dickſte Leder war.
Er fand ſie ſtark genug, Jenenſer abzuhalten,
Wie willſt du ſie, Sylvan, mit deinem Stal zerſpalten?
Indem ſie ſeine Hand erfreut zuſammen führt,
Ward ein betrübter Schall in dem Gemach verſpürt.
Drauf ſah man ſeine Hand die große Peitſche faſſen,
Die Peitſche, die ſo oft durch die durchſprengten Gaſſen
Mit wildem Laut geknallt, wenn ſein ermüdet Roß,
Mit wankendem Galop, nach dem Philiſter ſchoß.
Indem er durch die Luft dieß wilde Leder treibet,
Ertönt ein krauſer Schall, der ſelbſt ſein Ohr betäubet.

Wie wenn im Morgenſchlaf von dem bewehrten Wall
Aus holer Stücke Schlund der fürchterliche Knall
In ſtille Lüfte fährt, die Menſchen ſchnell erwachen,
Und bey noch fernerm Schuß ſich aus den Lagern machen:
So ſprang der Secundant von ſeinem Hut auch auf.
„Das Wetter und der Blitz! ſprach er erzürnt darauf.
„Warum erweckſt du mich durch dein verflucht Geknalle?
„Darum, damit mein Feind durch meinen Stal bald falle,
„War Raufbolds lächelnd Wort. Auf, mache dich bereit!
„Ich geh zu meinem Roß, zum Kampf iſts jetzo Zeit.
Er gieng. Kaum hat ſein Pferd ihn in den Stall erblicket,
Als es ſich muthig ſchon von glatten Steinen rücket.
Sein wieherndes Geſchrey ergetzte Raufbolds Ohr;
Er ſtreichelts mit der Hand und ſagt ihm dieſes vor:
„O Gaul von ſeltner Treu, du, den ich ſchon geritten,
„Da ich bey Jena noch ein ganzes Dorf beſtritten.
„Du, deſſen ſchneller Fuß mich noch davon gebracht,
„Wenn ſchon der Feinde Stal auf meinen Kopf gekracht;
„Ja, du getreuer Gaul, der mich in vollem Jagen,
„Von Jena bis hieher in kurzer Zeit getragen,
„Sey mir von neuem treu, du ſiehſt heut einen Kampf,
„Wo dir zwar kein Piſtol in dickem Pulverdampf
„Den Kopf durchbohren wird, noch wo ein Lanzenbrechen,
„Im fehlgeſchlagnen Stoß, dir wird den Hals durchſtechen.
„Nein, wo man deinem Herrn den Kopf zu ſpalten ſucht:
„So ſpalt ich ihn dem Feind, ſo nimm mit mir die Flucht.
„Dieß iſt dann deine Pflicht, durch dein geſchwindes Rennen,
„Von Leipzig, Häſchern, Straf und Carcer mich zu trennen.
„Flieh, was du fliehen kannſt, damit ich Halle ſeh.
„Zwar thut mir ſchon zuvor dein ſchnelles Laufen weh;

„Jedoch für deine Treu und für dein leichtes Traben,
„Soll dich in Hall ein Brodt mit kaltem Biere laben.
„Du biſt ein edles Roß, du biſt ein jeniſch Pferd,
„Drum mache dich des Ruhms, der dich erwartet, werth.
Der Gott der Schlägerey befahl dem Gaul zu ſprechen.
Es wiehert und fing an: „dich Renommiſt zu rächen,
„Dich, Raufbold, in dem Kampf beglückt und groß zu ſehn,
„Nur darum wünſch ich mir dir heute beyzuſtehn.
„Auf! ſchwinge dich auf mich“. Er warf mit muntern Blicken,
Den rothen Zaum an Kopf, den Sattel auf den Rücken.
Er rief den Secundant, er kam und Raufbold ſprach:
„So halte dich denn wohl, gieb nie dem Feinde nach.
„Ein Fluch, ein Hieb, ein Stich begleite ſtets den andern.
„In Leipzig ſchlugſt du dich; dieß iſt genug zum wandern.

Ein fliegender Galop trug beyde Ritter fort,
Sie eilen durch die Stadt nach dem beſtimmten Ort.

Da, wo vor Ranſtädts Thor der krum̄en Pleiße Wellen
Nicht mehr an dürres Land, an grüne Küſten ſchwellen,
Iſt ein geweihter Hayn, den ſchon die alte Zeit
Des Umgangs ſüßen Scherz, den Liebenden geweiht.
Man hat dieß Luſtgehölz das Roſenthal benennet,
Und welcher Leipziger iſt, der den Ort nicht kennet?
Hier ſieht auf ihrer Fluth die Pleiße Gondeln gehn,
Die unter Spiel und Scherz und blaſendem Getön,
Von dem beſchilſten Rand auf Golitz freudig eilen.
Ihr aufgeklärter Blick ſieht an den vordern Theilen
Die Völker ſeltner Art. Ein Türk in fremder Tracht,
Der durch ſein breites Schwerdt ſich groß und furchtbar macht.

Ein Mohr, der in der Hand die bunte Fahne ſchwinget;
Ein muthiger Huſar, der in die Feinde dringet,
Des ſchreckerfüllter Bart die wilden Lefzen ziert;
Dieß iſt der bunte Schmuck, den jede Gondel führt.
So bald man linker Hand ins Roſenthal gelanget,
So ſieht der ſteife Blick, wie alles lächelnd pranget.
Da thürmet ſich das Grün der Buchen in die Höh,
Da wird der Haſeln Laub zur ſchattigſten Allee;
Da ſuchet hellgrün Gras, durch ſeine lichten Flächen,
Der Linden Dunkelgrün, der Eichen Nacht zu brechen.
Dort zeigt ein volkreich Dorf des Thurmes ſteile Pracht,
Dort iſt die Pleißenburg, von der manch Erzt gekracht.
Und kurz, man irret hier in volkerfüllten Gängen,
Die ſämtlich ihre Pracht zu einem Dorf erlängen.
Da war der Tummelplatz, wo Jena ſeinen Held,
Den artigen Sylvan, zu rächen, aufgeſtellt.
Hieher kam Raufbolds Roß nebſt ſeinem Secundanten.
Ihr rauſchender Galop, die Augen, die ſchon brannten,
Ein ausgeſtoßner Fluch, ein ſiegendes Geſchrey
Zeigt der Galanterie, daß dieſes Raufbold ſey.
Drum ſprach ſie dieſes noch zu ihrem nahen Heere:
„Ihr Geiſter, wo euch nicht der Trieb nach Ruhm und Ehre,
„Wofern euch mein Befehl zum Kampf nicht nützen kann,
„So ſeht auf eure Stadt und dann auf den Sylvan.
„Wie? wollt ihr, daß dem Fürſt der Stutzer meiner Reiche,
„Ein ſteter Feind von uns mit einem wilden Streiche,
„Die Schönheit rauben ſoll, die ſein Geſicht geziert?
„Ihr Geiſter, wo ihr noch der Geiſter Namen führt,

„So hört und thut mein Wort, dieß will ich euch gebiethen,
„Du tapfrer Lindamor, du Fürſt der Sybariten,
„Dir will ich des Sylvans geweiht Geſicht vertraun.
„Will es der Renommiſt mit ſeinem Stal zerhaun,
„So dient dir dieſer Schild von meinen eignen Händen,
„Den wiederholten Stoß geſchicklich abzuwenden.
„Empfang ihn, brauch ihn wohl, dem nahen Feind zum
Trutz;
„Doch meinem Sohn, Sylvan, zum unfehlbaren Schutz.
„Ihr andern aber kämpft, bezwingt auf dieſer Fläche,
„So, wie den Renommiſt, auch ſeiner Geiſter Schwäche,
Sie ſchwieg, und Lindamor empfing von ihrer Hand
Den wunderbaren Schild, vor dem kein Feind beſtand.
Er war von glattem Stal, im innerſten Gehäuſe
Lag die verborgne Kraft, die uns zwar jeder Weiſe,
Doch ungewiß beſchreibt. Es war die Fliehungskraft *,
Die, was den Schild berührt, auch von dem Schilde
ſchafft.

Indeß verwandelte die Göttinn ſelbſt ihr Weſen.
Ein glänzender Faſan ward von ihr ausgeleſen,
In den verſtellt ſie ſich. Der Federn bunte Tracht
War jeder Mod ein Trieb, der ſie verändert macht.
Ein Vogel, den zuerſt Canarien geſendet,
Der durch den weißen Schmuck die Europäer blendet,
Und durch den reinen Schall uns oft entzücket hat,
In den verwandelt ſich die Mod in unſrer Stadt.
Sie flog auf ein Gerüſt im Roſenthale nieder,
Und putzt auch da bemüht ihr blendendes Gefieder.
Vom bunten Stieglitz wählt der Franzen Mod ihr Kleid.
Dieß macht auch jetzt, wie ſonſt, der andern Vögel Neid.

* Vis

Es iſt im Roſenthal ein alterbaut Gerüſte,
Zu dieſem kam nunmehr der kühne Renommiſte,
Mit ihm die Geiſterſchaar, der Geiſt der Schlägerey,
Der Kobold und zuletzt von jenſchen Geiſtern drey.
„O Muſe, ſage mir die fürchterlichen Namen
„Von Geiſtern, die allhier zuerſt zum Kampfe kamen.
Der Geiſt der Schlägerey, der ſchreckliche Pandur,
Um deſſen wilden Mund ein lüſtger Schnurrbart fuhr;
Der Raufbolds breiten Stal in feſten Fäuſten führte,
War allen fürchterlich und ſchlug, was er berührte.
Der Kobold, Raufbolds Schutz, der ſtarke Waraſdin,
Führt einen ſeltnen Stal, der wie ein Feuer ſchien.
Schnell, wie der krumme Blitz, fuhr er auf ſeine Feinde,
Und ſchnell beſchützet er die ihm ergebnen Freunde.
Der dritte, Danathos, iſt der, den alles ſcheut.
Oft treibt er Dichter an, daß ſie die Zärtlichkeit,
Mit einem blauen Qualm, ja mit dem Tode ſchrecken,
Und oft ein ganzes Blatt mit Staub und Graus bedecken.
Ferondal und Algeſt benannte man noch zween,
Die, an Trabanten ſtatt, dem Geiſt zur Seite ſtehn,
„Pandur fing alſo an: dieß iſt der Ort zum kämpfen.
„Hier, Brüder, wollen wir den Stolz der Stutzer dämpfen,
„Sylvanen und zugleich das nackte Geiſterheer,
„Das zwar mit großem Schwarm, doch kindiſchem Gewehr,
„Vor uns erſchienen iſt. Folgt mir, wir müſſen ſiegen!
„Wie leicht iſt nicht ein Heer mit Fächern zu bekriegen?
 Auf jener Seite ſprach der Putz zu ſeiner Schaar:
„Ihr Geiſter, nehmt ihr auch der Feinde Schwäche wahr?
„Wie? wollen fünfe denn uns allen widerſtreben?
„Nun können wir getroſt um unſern Stutzer ſchweben.

„Kommt! iſt ein Schlägergeiſt ſo kühn und greift uns an,
„So fallet auf ihn zu, es iſt um ihn gethan.

Der Stutzer kam indeß zu dem verlangten Streite,
Der Schutzgeiſt Leipzigs gieng an ſeiner rechten Seite,
Und auf der linken ritt ein junger Secundant,
Der, den Huſaren gleich, auf ſeinem Pferde ſtand.
Ein zugerittnes Roß trug, durch die gleichen Wieſen,
Den Stutzer muthig fort; es ſchien mit ſeinen Füßen
Die Erde faſt zu fliehn; den glatten Kopf umzirkt
Ein purpurfarbner Zaum von Seid und Gold gewirkt.
„Sieh, Bruder, ſprach Sylvan, ſieh dort die Renommiſten,
„Die ſich zum nahen Kampf zu unſerm Tode rüſten.
„Sieh, das iſt Raufbold dort, dort in dem kahlen Hut.
„Sein Blick iſt ſchon erhitzt und er ſchon voller Muth.
„Doch, Bruder, denk an mich wir wollen ihn verjagen,
„Sein Wetter und ſein Blitz wird uns wohl nicht erſchlagen.
„Verwegen ſcheint er zwar, wofern man vor ihm flieht;
„Allein er fürchtet ſich, ſobald er Wunden ſieht.
„Vermagſt du deinen Feind nur erſt zu überwinden,
„Soll mich der Renommiſt auch nicht erſchrocken finden.
„Vor ſolchen Helden hält auch wohl der Feigſte Stand.
„Setz dein Vertraun auf dich und deinen Secundant.
„Viel lieber wollt ich nie ein Lied aus Frankreich ſingen,
„Könnt ich nicht meinen Feind auf einen Stoß bezwingen;
„O Bruder, ſchlägeſt du den ſtolzen Renommiſt,
„So denk auch, daß mein Feind von mir bezwungen iſt.
Er ſchwieg. Indeß erblickt ſie Raufbold alle beyde.
Er nahm mit krummer Hand von ſeinem kurzen Kleide

Die große Peitſche weg, die er zurechte macht,
Daß ſie auf den Sylvan, an ſtatt des Grußes, kracht.
„Dich, ſprach er bey ſich ſelbſt: dich will ich wieder brauchen,
„O Peitſche, die ich oft, bey meines Pferdes Rauchen,
„Durch leichte Lüfte trieb, daß Straß und Markt erſchallt,
„Wenn du vor meinem Roß geſchlängelt haſt geknallt.
„Mein Seel! wie oft hab ich mit dir die Magd zerſchlagen,
„Wenn ſie mir den Taback nicht bald gnug zugetragen?
„Wie oft macht ich durch dich die ſchwarzen Schnurren ſcheu?
„Wie oftmals machteſt du mich von den Schulden frey?
„Ja, hab ich mich durch dich nicht auf dem Markt gerochen,
„Da ein noch neuer Fuchs mir höniſch zugeſprochen?
„Sieh! heute führ ich dich von neuem wieder an.
„Zertheile du die Luft, zerſchmeiße den Sylvan.
„Die Kraft empfängeſt du von meinen ſtarken Händen,
„Ich will dich voller Grimm nach ſeiner Larve wenden!
Er ſagt es, und ein Knall beweiſet ſeinen Zorn.
Sein ihm getreues Roß, gereizt vom ſcharfen Sporn,
Springt durch das rothe Land. Mit aufgeſträubten Mähnen,
Scheint es ſich gegen ihn gebietriſch aufzulehnen.
Die Peitſche folget ihm in tauſend Krümmen nach.
Er eilt zu dem Sylvan, zu dem er dieſes ſprach:
„Hiermit will ich, Sylvan, an jenem Hohn mich rächen,
„Womit du mich beſchimpft“. Und ohne viel zu ſprechen,
Schlug er ergrimmt auf ihn: jedoch Sylvan entwich,
Durch ſein geſchicktes Roß, der Peitſche wildem Strich.

So wie Dragoner ſchnell von ſtarken Pferden ſpringen,
Und mit gezücktem Schwerdt in dicke Glieder dringen:
So ſprang der Renommiſt, und auch Sylvan herab,
Der ſein geſchmücktes Roß dem Diener übergab.
Sie ziehn ſich ſchleunig aus, und in dem Augenblicke
Trat Raufbold, wie Sylvan, in ſeinen Stand zurücke.
Zuerſt wagt Raufbolds Fauſt den ausgedachten Streich
Auf des Sylvans Geſicht; doch er verdarb ſogleich.
Der treue Lindamor hielt dem geſchärſten Degen,
Mit ausgeſtreckter Hand, den Götterſchild entgegen.
Dieß ſah der Geiſt, Pandur, ſein trotziges Geſicht
Erſchreckt die Geiſter ſchon, obgleich er noch nicht ſpricht.
Dann rief er ihnen zu: „Ihr ſeht, getreue Schaaren,
„Die Geiſter, die Sylvans umzirkt Geſicht bewahren.
„Ihr ſeht es, daß der Hieb, den unſer Raufbold that,
„Den Stutzer kraftlos floh, weil ihn ein Geiſt vertrat.
„Doch, Geiſter, ſind wir hier, noch länger dieß zu ſehen,
„Und zwar, von Muthe voll, doch ohne Kraft zu ſtehen?
„Nein, nein, kommt, folgt mir nach mit blitzendem Gewehr,
„Erſchreckt die nackte Schaar, brecht in ihr offnes Heer!
So ſprach er, und ſtürzt ſich mit fürchterlichen Schritten,
In das erſtaunte Herr der kleinen Sybariten.
Der ſtarke Warasdin folgt mit dem Feuerſtal,
Und dieſem wilden Geiſt folgt die gedritte Zahl.
Wie? wenn ein ſchneller Schwarm verwüſtender Huſaren,
Die ſchon mit breitem Schwerdt aus eiſern Scheiden fahren,
Auf ein erblicktes Heer verhaßter Franzen eilt,
Sich in den Feind die Schaar ſchnell wie der Blitz zertheilt:

So ſchnell zerſtreuten ſich die Geiſter in die Glieder
Und was ſich widerſetzt, wirft ihre Hand auch nieder.
Schon ſah der Putz vor ſich den Kobold Warasdin.
Er lacht' ihn höniſch an und ſprach: „Putz, willſt du fliehn,
„So thu es, aber bald; ſonſt will ich dich zerhauen,
„Und deine ganze Schaar ſoll dich zertheilet ſchauen.
„Du denkſt zwar, daß du, Geiſt, nicht zu verwunden biſt;
„Allein mein Degen thuts, weil er von Feuer iſt.
Er ſagts, und fährt ſogleich nach ſeinen bunten Haaren.
Sein Stal verbrennt ſie auch, weil ſie von Bande waren.
Doch der geſchwinde Putz verwandelt alſobald
Durch ſeiner Göttinn Macht in Puder die Geſtalt.
Er führt den leichten Staub dem Kobold in die Augen,
Daß ſie auf einmal blind, nichts zu erblicken taugen.
Zwölf Geiſter fielen drauf auf einmal über ihn,
Sie ſtürzen ihn zuletzt durch wiederholt Bemühn.
Wie, wenn der Hauer Fuß zur hohen Buche ſteiget,
Die als der älteſte Baum Kiefhauſens ſich gezeiget,
Der Aexte wilder Hieb, der in die Runde prallt,
Von dem berühmten Schloß durch hole Forſte ſchallt,
Und endlich, wenn ſie noch den Gipfel wankend weiſet,
So vieler Bauren Macht ſie brechend niederreißet:
So ſinkt auch dieſer Geiſt. Jetzt fiel ein ganzer Schwarm
Bald auf die feſte Bruſt, bald auf den ſtarken Arm,
Und kurz, da ſich auf ihn faſt zwanzig Geiſter legen,
So kann er nicht einmal den Mund zum Rufen regen.
Indeſſen wüthete der ſchreckliche Pandur.
Wohin er in den Feind mit Raufbolds Degen fuhr,
Floh alles, was ihn ſah. Schon wollt er die verjagen,
Die auf den Warasdin ſtatt ſchwerer Feſſeln lagen,

Jedoch indem war auch der Schutzgeiſt Leipzigs da,
Er rief mit ſtarkem Ton, da er ihn kämpfen ſah:
„Wo iſt Pandur, wo iſt dein fürchterliches Drohen?
„Denkſt du, daß weil vor dir ein Sybarit geflohen,
„Der jetzt zum erſtenmal mit Schlägergeiſtern kämpft,
„So ſey auch meine Macht und auch mein Zorn gedämpft?
„Nein, nein, wofern du willſt ein Geiſt der Schläger heißen,
„So komm, ich will mich nicht vor dir verzagt erweiſen.
Er ſchwieg, und ſieht den Geiſt, der bey ſich brummend ſchilt.
Pandurens erſter Hieb zerſpaltet ihm den Schild.
Indem er aber denkt als Sieger fort zu eilen,
So ſieht er von dem Geiſt ſich auseinander theilen.
Ein Bach ätheriſch Blut, das aus der Wunde ſchoß,
Macht, daß ſein reger Zorn vergebens ſich ergoß.
Jedoch weil aus der Luft der Dichter Geiſter ſtammen,
So wuchs ſein halber Leib auch wiederum zuſammen.
Zwölfmal flucht er ergrimmt, da er durchſchnitten war,
Und zwölfmal ſtreubte ſich des Barts ätheriſch Haar.
„So ſiehſt du denn, Pandur, bey allen deinem Drohen,
„Daß Leipzigs Schutzgeiſt nicht vor deinem Arm geflohen.
„Er hat mit dir gekämpft, er hat dich auch geſtürzt,
„Allein er iſt es auch, der deine Schmach verkürzt!
„Komm, hiermit wollen wir uns wiederum verſöhnen,
„Was wollen wir uns denn zum ſteten Kampf gewöhnen?
„Dein Raufbold wird nunmehr von mir und Leipzig fliehn,
„Und du wirſt den Sylvan doch nicht nach Jena ziehn.
So wie das trübe Meer die wilden Wellen leget,
Doch noch den Furchen gleich die grüne Fluth beweget:

So war des Geiſtes Zorn zwar mehrentheils geſtillt.
Allein er murrte noch, von innrer Rach erfüllt.
Schon da von neuer Wuth die Geiſter wieder brannten,
Erblickte man den Kampf der beyden Secundanten;
Sie trieben ſich ergrimmt durchs ganze Roſenthal.
Jedoch wenn dieſer ſtieß, wich jener jedesmal:
Wie wenn zween Widder ſich auf einer Wies entzweyen,
Sie erſt mit krummem Horn einander ſchüttelnd dräuen,
Der ſtarke drauf den Feind durch alle Wieſen jagt,
Der niemals ſtille ſteht und feſt zu ſtreiten wagt.
Dieß macht, daß jeder Geiſt auf dieſe Kämpfer blicket,
Bis ſie der leere Streit dem ſtarren Aug entrücket.

Indeß da Raufbold noch mit Drohn und Fluchen ficht,
Jedoch der ſtarke Schutz der Geiſter ihm gebricht,
Wächſt ſeines Feindes Muth. Er ſchickte dieſes Flehen
Zur Mod im härtſten Streit: „O Göttinn, laß geſchehen,
„Daß der, der geſtern dich um deinen Beyſtand bath,
„Sich heute wiederum zu deinem Throne naht.
„Du ſiehſt hier, Göttinn, ſelbſt, du ſiehſt den jenſchen Krieger;
„Sein Hochmuth hält ſich ſchon gewiß für meinen Sieger.
„Doch, Göttinn, ſteh mir bey, vollführe du den Hieb,
„Den ich zwar oft gethan, doch der entkräftet blieb.
„Vollführ ihn, ſo kann ich dem wilden Schläger zeigen,
„Daß ſich auch Stutzer nicht vor Renommiſten beugen.
„Dafür ſoll, Mode, dir mein Nachttiſch heilig ſeyn;
„Ich will zu deinem Dienſt den ganzen Tag dir weihn.
„Den ganzen Tag ſoll mich mein Spiegel vor ſich ſehen,
„Und ſtets ſoll ſich mein Haar in runde Locken drehen.

„Ja, Göttinn, thuſt du es, ſo trink ich den Caffee
„Nunmehr des Morgens früh, des Mittags aber Thee.
Er ſagts, und folgt ſogleich dem innerlichen Triebe.
Ein Stich durch Raufbolds Hand folgt einem ſtarken Hiebe.
Durch ſeiner Stulpe Spalt ſpritzt das erzürnte Blut;
Er wirft den Degen hin, und auch zugleich den Muth.
„Das Wetter und der Blitz, Sylvan, ich bin verletzet!
So wie ein Jagdhund ſchnell durch leere Felder ſetzet,
Wenn er von fern den Schall des lauten Hifthorns ſpürt:
So eilt auch auf den Fluch, den Raufbold grimmig führt,
Der Geiſt Pandur herbey; er ſah den überwunden,
Den er noch nie verzagt und nie verletzt gefunden.
Sein Eifer, den er fühle, ſprach dieß zum Renommiſt;
„Wie, Raufbold, iſts auch wahr, daß du verwundet biſt?
„Iſts möglich, ſoll dich nun ein Stutzer überwinden?
„Wie läſſeſt du dich denn ſo feig und zaghaft finden?
„O Raufbold, wenn dich noch der Ruhm von Jena rührt,
„Wofern ſich nicht der Muth aus deiner Bruſt verliert;
„So laß dich doch dein Wohl, dein eignes Wohl bewegen,
„Und eile noch einmal nach dem verlohrnen Degen.
„Sieh! hiermit heil ich dir die kleine Wunde bald.
„Verletze den Sylvan, ſtoß zu und mach ihn kalt!
Darauf führt ihn der Geiſt auf den Sylvan zurücke,
Und Raufbold rief ihm zu: o preiſe nicht dein Glücke!
„O Stutzer, komm und ſieh, wer jetzo ſiegen kann.
„Mit dir fang ich den Streit, obgleich verwundet, an!
Der Geiſt der Schlägerey führt ſelbſt den ſtarken Degen;
Er ſelbſt will den Sylvan mit Raufbolds Arm erlegen.

Kaum daß, vom Siege voll, ſein Schutzgeiſt ſeitwerts wich,
Fühlt er ſchon durch den Arm den angebrachten Stich.
„Nunmehr bin ich vergnügt, nunmehr bin ich gerochen,
„Da ich den Arm verletzt, der mich zuvor durchſtochen.
So ſprach der Renommiſt. Er ſang, indem er lacht:
„Der Abſchiedstag iſt da. Mein Leipzig gute Nacht!
Er ſagts, und jaget fort; der Peitſche freudig Knallen
Macht, daß im grünen Forſt die Eichen wiederſchallen.

* *

Die Gabe zu ſchreiben.

Wer andere lehren will, der muß ſelbſt etwas gelernet haben: und niemand muß ſchreiben, ohne zu denken. Iſt dieſes nicht eine Wahrheit, die ſich von ſich ſelbſt verſteht? Wer hat ſie jemals geleugnet? Wer anders, als ein Raſender, hat das Gegentheil davon nur einmal in der That ausgeübet? Die Menſchen handeln oft gegen ihr Erkenntniß. Allein, ſo voll Widerſpruch iſt noch kein Vernünftiger geweſen, daß er jemals etwas geſchrieben hätte, ohne zu denken. Dieſes iſt ihm ſo unmöglich, als ohne Mund zu reden, ohne Füße zu wandeln, ohne Kopf zu leben. Das thun nur Geſpenſter und Kobolde, die man in unſern Zeiten in die miltoniſche Welt verweiſet. Menſchen können nichts thun, das einen Widerſpruch in ſich ſchließt: und Vernünftige können keinen Aufſatz entwerfen, ohne zu überlegen, zu ſchließen, zu urtheilen. Wie al-

albern läßt es, Geiſtern, denen man noch einige Wirkſamkeit zutrauet, ohne Aufhören zuzurufen: denket erſt, denket erſt, ehe ihr ſchreibet! Wunderbare Köpfe, die unſere Feder zu einem Werke für tüchtig halten, das Vernunft erfordert, und die eben dieſe Feder für ein Werkzeug anſehen, das nie von einem denkenden Weſen regieret wird! Beluſtiger! gehet auf die Züricher los! kämpfet und ſtreitet mit ihnen über Verſtand und Witz! aber glaubet um des Himmels Willen nicht, daß ihr Verſtand und Witz habet! Wer kann dieſe widerſinnige Reden ausſtehen?

Es iſt genug, dieſelben anzuführen, um alles zu widerlegen, was nur damit hat ſollen geſagt werden. Verſtändige wiſſen ohnedieß, was ſie urtheilen ſollen. Es iſt kein Wunder, daß ein getreues Geſchöpf, das man aus der Kette läßt, der Sache zuweilen ein wenig zu viel thut. Die Freude, mein beſtes Thier zu heißen, die Liebe zu dem, der es regieret, die Glückſeligkeit zu gehorchen, die Erinnerung an erjagte Belohnungen, ſind ſtarke Triebfedern, eine Seele, die noch etwas weit von dem Erhabenen und Edlen entfernet iſt, wenn ſie ſich auch gleich viel weis, außer ſich ſelbſt zu ſetzen. So muß man nach aller Billigkeit gedenken! Wer lieber in rühmlichern Gleichniſſen ſich abgebildet ſieht, der handele rühmlicher. Gewiſſe Herren gefallen ſich gar zu ſehr in Unternehmungen, worüber ſie einmal gelobet worden, wenn ihre Gabe, die zuerſt Beyfall erhielt, ihnen mit der Zeit Verachtung und Unwillen über den Hals zieht. Das Deutſche der Beluſtigungen iſt ſüß. Aber nicht allen.

Dieſer Eingang hat ſich von ſich ſelbſt an die Hand gegeben, da ich darauf gekommen bin, die Gabe zu ſchreiben etwas deutlicher abzubilden, als ſie insgemein erkannt wird.

Ich verſtehe unter der Gabe zu ſchreiben, das Vermögen eines Schriftſtellers, die Vorſtellungen ſeiner Seele mit Geſchmack auszudrücken. Wer mit dieſer Erklärung nicht zufrieden iſt, dem kann ich nicht helfen. Ich will von keiner andern Sache handeln, und halte es für ſo gewiß, als ſich aus dem allgemeinen Gebrauche der Sprache etwas erweiſen läßt, daß dieſe Sache eben dasjenige ſey, was die meiſten die Gabe zu ſchreiben nennen.

Wer etwas ſchreibt, der drücket gewiſſe Gedanken und Vorſtellungen ſeiner Seele aus. Ein Menſch, der mit einer gewiſſen Stärke in ſeiner Sprache etwas ſchreibt und vernünftig iſt, wird ſich nicht leicht anders, als mit Geſchmack ausdrücken. Ich ſuche itzt keine Ehre darinnen, meine Worte mit aller Strenge nach der Terminologie des Ariſtoteles der Deutſchen zu wählen und zu gebrauchen. Wir können nicht allemal zum voraus ſetzen, wenn wir reden oder ſchreiben, daß wir Perſonen vor uns haben, die die Tiefſinnigkeit eines Wolfen erreichen, und ſeine erhabene und gelehrte Sprache verſtehen. Viele können dieſes, wenn ſie wollen. Allein es koſtet ihnen viele Mühe und eine Art der Marter. Dieſen wird man verdrießlich, wenn man beſtändig aus den philoſophiſchen Lehrbüchern redet, und jenem gar unverſtändlich. Und beydes möchte ich itzo gerne vermeiden. Menſchenwitz, Verſtand, Vernunft, iſt mir für itzund alles einerley. Ich glaube auch nicht, daß bey einem wohlbeſchaffenen Menſchen eines ohne das andere ſeyn könne. Wenn es hoch kömmt, ſo kann etwa das eine oder das andere von demjenigen zuweilen gebrauchet werden, der ſich ſehr zwingen will. Doch dieſes geht mich nichts an. Ich glaube, ein jedweder Vernünftiger, der ſo ſchreibet, als es die Natur ihm eingiebt, wird Witz, Phantaſie, Gedächtniß, Verſtand, Beurtheilungskraft, und was ſonſt für Seelenkräfte ſeyn mögen, auf einmal bey ſich wirken laſſen. Alles, was alsdenn bey ihm geſchäfftig iſt, nenne ich itzo die Vernunft: und es wird dieſelbe ihm dergeſtalt regieren, daß er ſich beſtändig mit Geſchmack ausdrücket, wofern er anders nur der Sprache mächtig iſt, worinnen er ſchreibt. Das gezwungene Weſen iſt das einzige, was den Geſchmack aufhebet, wenn anders das zugegen iſt, was ich itzo Vernunft genennet habe. Der Geſchmack zeiget ſich aber alsdenn, wenn ein Vortrag gefällt; wenn die Welt ſpricht: es iſt ſchön; wenn alle und jede, die urtheilen können und nicht eigenſinnig ſind, in eben dieſem Urtheile übereinſtimmen. Wer dieſes durch ſeinen Vortrag zu wege bringt, der hat ſich mit gutem Geſchmacke ausgedrücket. Ich hoffe nicht, daß ich mich rechtfertigen müſſe, da ich die Redensarten: mit Geſchmacke, und mit gutem Geſchmacke, als gleichgültige Redensarten gebrauche.

Einige werden ſich wundern, daß es mir gefallen hat, den Geſchmack auf dieſe Art zu beſchreiben. Ich hätte ſo leicht, als andere, ſagen können: der Geſchmack ſey eine Fertigkeit, an den Werken des Verſtandes und des Witzes, die Vollkommenheiten auch ohne deutliche Begriffe, wahrzunehmen, die von dem nachforſchenden Verſtande auch deutlich können erkannt und eingeſehen werden; oder kurz: eine Fertigkeit für ſchön zu halten, was vollkommen iſt. Man darf nur die philoſophiſchen Catechiſmos auswendig wiſſen, um mit dieſen und andern Erklärungen um ſich zu werfen, und alles mögliche daraus zu erweiſen. Ich habe mich für dieſesmal geſcheuet, den ſo ſehr gewiſſenhaften Schülern der Weltweisheit mich ähnlich zu ſtellen, ob ich gleich weis, daß man durch dieſe Ueberwindung bald den Ruhm der Weltweisheit erlangen kann. Mich dünket immer, es herrſchet eine kleine Zweydeutigkeit in der Erklärung des Geſchmacks, welche die Lehrer der Dichtkunſt und Wohlredenheit, wenn ſie gar zu philoſophiſch ſeyn wollen, zu geben pflegen. Was nennen ſie Verſtand? Was nennen ſie deutliche Begriffe? Was nennen ſie Vollkommenheiten? Sollen es überhaupt Dinge ſeyn, mit denen es ſeine Richtigkeit hat, die gegründet ſind, die bloß auf Wahrheit und Gewißheit fußen: ſo bin ich völlig mit ihnen zufrieden; und ſie werden nicht ſagen, daß ich von ihnen abweiche. Sollen es hingegen nur Sachen ſeyn, die das Reich der Regeln und ein erfindender Weltweiſer bereits völlig erobert, und zur Provinz gemacht hat; ſoll anders nichts wahr, nichts gegründet, nichts vollkommen, gewiß, verſtändig und vernünftig ſeyn, als was man aus den bisher erfundenen Regeln und Grundſätzen hinlänglich erklären kann: ſo geſtehe ich, dieſes klingt zu hochmüthig und ein wenig aberwitzig. Es iſt nicht anders, als wenn die Chineſer ſprechen: wo unſer Reich aufhöret, da iſt die Welt zum Ende.

Die Gabe zu ſchreiben erſtrecket ſich ungemein weit. Viele nachſinnende Köpfe, die in allen ihren Arbeiten Schluß für Schluß fortgehen, beſitzen dieſelbe. Allein ſie iſt doch von ihrer Gewohnheit ſtets zu ſchließen, unterſchieden. Nicht alle, die vieles nach gewiſſen Regeln, die ſie deutlich erkennen, überdenken, können ſo gleich ſchreiben. Und viele ſchreiben, die, wenn ſie gedenken, nicht allemal ſagen können, nach was für Regeln ſie dieſes thun. Sie ſchreiben indeſſen mit Beyfall. Sie gefallen dergeſtalt, daß man ohne Bedenken von ihnen ſagen kann: alle Welt billiget ihre Schriften. Es ſind hurtige, behende und lebhafte Geiſter, die ſich ohne Zwang und Marter in Dinte und Feder ſenken und jedweden Buchſtaben beſeelen. Es ſind geſunde und fruchtbare Köpfe, die auch ohne Arzney empfangen und auch ohne Beyſtand einer ſokratiſchen Hebamme gebähren. Es ſind Meiſter, die ohne Unterlaß bauen, anlegen und erſchaffen, ohne ängſtlich an die Regeln, welche man hie und da giebt, zurück zu denken. Die Regeln ſind mit ihnen gebohren: und wären nicht Weſen von ihrer Art durch die gütige Natur entſtanden; man hätte nie Regeln ausfündig gemacht. Ehre genug, wenn ſie denen danken, die gewiſſe Sätze und Lehrbegriffe zu Stande bringen, worinnen ſie ſich zum Theile ſelbſt erkennen! und genug, daß einige unter ihnen geſtehen, dieſe Lehren, dieſe Vorſchriften wären ihnen nützlich geweſen.

Homer war ein Geiſt von der Art, wovon ich rede. Demoſthenes gehöret eben dahin. Cicero ſchreibt und redet in einer ſchönen Unordnung, wozu nur eine glückſelige und vollkommene Natur aufgelegt iſt. Mosheim iſt die Ehre der Deutſchen. Er verewiget unſere Zeiten, und ſeine eigene Gelehrſamkeit durch ſeine Beredſamkeit und durch eine ungemeine Gabe zu ſchreiben. Man leſe einige Vorreden zu ſeinen heiligen Reden, und eine andere, die vor einem Theile ſeiner Sittenlehre ſtehet, um es aus ſeinem Munde zu vernehmen, woher er ſeine Vollkommenheiten genommen habe.

Gottſched iſt mir längſt beygefallen, da ich die Feder zu dieſem Aufſatze angeſetzet. Die Anweiſungen zur Beredſamkeit und Dichtkunſt, die er gegeben, habe ich allemal zu den allervernünftigſten und zu den bequemſten für diejenigen gerechnet, die etwa nicht bloß über die Dichtkunſt und Wohlredenheit philoſophiren, ſondern ſelbſt Hand anlegen und zugleich etwas liefern wollen, was eine critiſche Tiefſinnigkeit nicht mit Beyfalle tadeln kann, und am allerwenigſten deswegen tadeln muß, weil es ſich nicht völlig mit den bisherigen Grundgeſetzen der Critik vereinigen, oder daraus herleiten läßt. Er hat Regeln gegeben, und doch der Natur das Ihre gelaſſen. Er leitet ſeinen Jünger mit Sanftmuth, und gönnet ihm das Vertrauen, daß es nicht Bann und Stral verdienen werde, wenn er zuweilen nach Willkühr verfahren, und einem angebohrnen Feuer folgen werde. Er leget ein Joch auf: allein dieſes Joch iſt einer gewiſſen Edelmüthigkeit, die erfordert wird, nicht entgegen. Es machet den Menſchen nicht niederträchtig. Es bewahret ihn vor dem Wahne, als ob er einem Geſchöpfe, das nur durch Banden und Seile gelenket wird, oder gar einer Maſchine, ähnlich werden müſſe, um ein Poet und Redner zu werden.

Niemals habe ich mir ein lächerlicheres Urtheil vorſtellen können, als dasjenige, welches, wie ich mich entſinne, von jemanden iſt gefället worden, daß Gottſcheds Anweiſung allen Stümpern Muth machete. Stümper können ſich am beſten nach den Regeln bequemen, wenn jemand ihnen die Wohlthat erweiſet, und dieſelbe ſaget. Sie folgen ihnen mit Freuden und auf das allergetreulichſte. Denn ſie würden ohne dieſelben nicht wiſſen, was ſie anfangen ſollten. Allein, wo wenige Regeln aus einander geſetzet, und ans Licht gezogen werden; wo vieles der eigenen Tüchtigkeit und Geſchicklichkeit anheimgeſtellet wird: da muß gewiß jedweder Stümper kleinmüthig werden. Es iſt in der That ſo leicht nicht, als man glaubet, ohne Regeln zu ſchreiben, das heißt, Gedanken ungezwungen, und, wie es die Natur giebt, zu entwerfen, aber doch geſchickt und artig zu ſchreiben, es ſey denn, daß man Kopfes genug habe. Wie herrlich, rufet ein Weltweiſer mit Grunde und Recht an einem Orte aus, wie herrlich iſt doch meine Philoſophie, daß ſie es einem jedweden leichte machet, von einer vorkommenden Sache allerhand zu ſagen, da ſonſt derjenige, der ſeiner Einbildungskraft folget, oft viele Stunden lang umſonſt in ſeiner Kammer auf und nieder gehen muß! Man kann hierwider nichts einwenden. Er redet von den Geſetzen, wie man erfinden müſſe, und von den Vorſchriften der ſtrengen Lehrart. Dieſe dienen wirklich allen und jedden, ja ſo gar den ſeichteſten Köpfen. Die Erfahrung redet für ihn und für mich.

Ich erinnere mich, Perſonen gekannt zu haben, die die Rede des Facciolati über die Grammatik rühmten, und den Inhalt derſelben ohne Ausnahme billigten, und die es doch für die wichtigſte Sache hielten, wenn jemand das an der Dichtkunſt und Beredſamkeit bewerkſtelligte, was diejenigen bey der Sprache zu Stande bringen, wider welche Facciolati eifert. Ich habe nie begreifen können, wie es zugieng, daß dieſe Leute ihre eigenen Freunde und mit ſich ſelber einig waren. Wer da behauptet, daß man die Sprache nicht aus der Grammatik zu lernen habe, der muß auch glauben, daß man aus critiſchen Abhandlungen die Dichtkunſt und Beredſamkeit nicht holen kann. Die Natur war Natur, ehe man die Phyſik ſtudierte. Homer war Homer, bevor Ariſtoteles kam, und die Regeln zeigte, die jener ohne ihn beobachtet hatte. Nachdem Cäcilius, Longin, Hermogenes, Quintilian geſchrieben hatten, kam die Beredſamkeit je länger, je mehr auf die Neige. Cicero und Demoſthenes konnten dieſelbe allein empor halten.

Ich irre entweder gar ſehr, oder die Dichtkunſt und Redekunſt des Herrn Gottſcheds, iſt in einer Ueberredung abgefaſſet worden, auf welche ich mich kühnlich zur Beſtärkung meiner Gedanken berufen kann.

Die übrigen Schriften dieſes Verdienſtvollen Mannes haben alle Eigenſchaften derjenigen Werke, an denen man, als an ſo vielen Beyſpielen, deutlich darthun kann, was es mit der Gabe zu ſchreiben eigentlich zu ſagen habe. Man findet in demſelben durchgehends das ſchöne Feuer, die hellen und aufgeweckten Gedanken, das leichte, fließende und angenehme Weſen, die Stärke in der Sprache, die geübte Fertigkeit des Ausdrucks, den unbeſorgten Zufluß von Worten und Ausſchmückungen der Rede; und kurz: alles, was ein Buch gefällig machet und wodurch die Gabe zu ſchreiben, ſich von der Gabe zu rechnen, zu meſſen, zu philoſophiren, zu critiſiren und allen übrigen Geſchicklichkeiten eines Geiſtes, woraus ſie doch zuletzt zuſammen geſetzet iſt, unterſcheidet. Der Beyfall, den ſich ſeine Schriften längſt erworben, gründet ſich auf die Richtigkeit ſeiner Meynungen und auf dieſe Eigenſchaften alles deſſen, was ſeine Hand entwirft. Dieſer Beyfall kann nicht aufhören. Er wird wohl bleiben und ein beſtändiges Merkmaal ſeyn, wie billig man dieſen Gelehrten, als einen Redner und Poeten, zu erheben und mit wie viel Unrecht man ihn hier und dort anzuzapfen pflege.

Haben denn diejenigen durchgehends Unrecht, die bisher darauf bedacht geweſen ſind, ſeinen wohlverdienten Ruhm zu ſchmälern? Dieſes behaupte ich eben ſo wenig, als ſie es ſich jemals unterſtanden haben, alles an dem Herrn Gottſched zu tadeln. Was einige unter ihnen überhaupt für gut und ſchön erklären, das mag es überhaupt wohl ſeyn. Wenn die ganze Welt einmal mit ihnen einſtimmig iſt, ſo wird gar nicht mehr daran müſſen gezweifelt werden. Es iſt unmöglich, daß etwas, das für den Geſchmack gehöret, allgemeinen Beyfall erhalte und öffentlich von einem jedweden gelobet werde, wenn es nichts tauget. Allein ehe dieſes geſchieht, muß es niemanden übel genommen werden, wenn er ihrem Geſchmacke den Seinigen entgegen ſetzet. Es heißt nichts, wenn ſie alle Augenblicke Ach und Wehe ſchreyen, daß man in Deutſchland den Geſchmack zu einer willkührlichen Sache mache. Man verfährt in Deutſchland nicht anders, als in Frankreich, in dem alten und neuen Italien, in jedwedem Lande, wo man nicht ſo wohl künſtelt und grübelt, als empfindet und ſchmecket. Sie wollen vielleicht ſagen, man lobe und tadele oft da, wo ihre Regeln kein Lob und keinen Tadel beſtimmen. Das kann wahr ſeyn: und wenn dieſes ihre Meynung iſt, ſo müſſen ſie ſich damit tröſten, daß es überhaupt ſchwer iſt, auch da Regeln und allgemeine Sätze auszumachen, wo die Dinge nicht willkührlich ſind, ſondern ihren Lauf, ihre Art, ihre Beſtimmung für ſich haben. Sonder Zweifel halten ſie ihre critiſchen Lehrgebäude noch lange nicht für ſo untrüglich, als die lehrende Phyſik des Herrn Wolfen: und es kann ihnen nicht unbekannt ſeyn, daß auch ſo gar an derſelben nicht wenige, die ihr Leben mit der Naturkunde beſchäfftigen, vieles ausſetzen. Die Erfahrung thut in denen Dingen, die nicht willkührlich ſind, alles; die Kunſt ſehr wenig. Was die Erfahrung für ſchön erkläret, was ein allgemeiner Beyfall gut heißt, das iſt ſchön, das iſt vollkommen und nach dem beſten Geſchmacke. Und wer die Gabe hat, in denen Werken, die er ausgehen läßt, zu gefallen, der beſitzt die Gabe zu ſchreiben.

J. D. Overbeck.

* *

Herrmann.

Eine pindariſche Ode.

Satz.

Mit heiligen und kühnen Saiten,
Die edle Lieder ſtolz begleiten,
Wenn mich ein höhrer Trieb entbrannt,
Hat mich die Königinn der Töne
Zu euch, zu euch, Thuiſkons Söhne,
In neubekränztem Haupt geſandt.
Euch will ich von dem Schlafe wecken,
Ich will die Weichlichkeit erſchrecken,
Wenn Herrmann, den mein Lied erhebt,
Noch einmal bey den Deutſchen lebt.

Gegenſatz.

Doch, ſtolze Saiten, welch Vergehen,
Bey einem Volk den zu erhöhen,
Das ſelbſt den Ruhm nicht mehr begehrt!
Sagt nicht ſein Lob den deutſchen Erden,

Er zwar verdient, gerühmt zu werden,
Doch ſind wohl Deutſche ſeiner werth?
Ihr weibiſch Ohr ſey ſtets verſchloſſen!
Von dem, der einſt auf hohen Roſſen
Ein frey und ſchrecklich Schwerdt erhob,
Erſchalle nicht ein furchtbar Lob.

Nachſatz.

Ja, ſchamroth zittern müßten ſie,
Die in Palläſten, die in Hütten:
Denn ſolche Feigheit weicher Sitten
Herrſcht in den alten Hainen nie.
Wo iſt die Hoheit erſter Seelen,
Die tugendhafte Rauhigkeit?
Itzt fröhnt man, wenn aus ſeinen Hölen
Des Laſters wilder Wink gebeut.
Strömt wohl der Muth noch in den Söhnen,
Die ſich zur Knechtſchaft nur gewöhnen,
Der in der Aeltern Adern floß,
Und ſich in Arm und Antlitz goß?

Satz.

Daß doch, wenn in den wüſten Ländern
Sich Rauhigkeit und Wildniß ändern,
Die Tugenden zu fliehen drohn!
Wie prächtig würde Deutſchland glänzen,
Wenn mit dem Rauhen ſeinen Grenzen
Die edlen Sitten nicht entflohn!
Wenn uns die Künſte mehr gefällig,
Mehr ſanft und zärtlich, mehr geſellig,
Und eingeſchlichner Laſter Macht
Uns doch nicht laſterhaft gemacht.

Ge-

Gegenſatz.

Wenn Fleiß und Klugheit dich verſetzen,
So wirſt du beſſer zum Ergetzen,
Du Baum aus rauhen Wäldern ſeyn:
Die Früchte werden ſchöner prangen,
Und dennoch einen Werth erlangen,
Mit dem ſie ſonſt uns nicht erfreun.
Nur dem Geſchöpf iſts nicht gegeben,
Das doch Verſtand und Geiſt erheben,
Daß neue Reizung, die es ziert,
Ihm neue Tugenden gebiehrt.

Nachſatz.

Dem Wechſel, der der Grajer Land,
Und dich, du mächtig Rom, betroffen,
Stund auch das Reich der Deutſchen offen,
Als ſeine Rauhigkeit verſchwand.
Doch will ich Herrmanns Lob noch wagen,
Indem ein großes Herz einſt ſchlug;
Denn ihnen ihre Pflicht zu ſagen,
Iſt ſchon ſein Name mächtig gnug.
O Dichtkunſt, wird denn dein Vermögen,
Sie zu der Tugend nicht bewegen?
Tyrtäus ſingt: ſchnell ſiegt ſein Heer:
Hat denn kein Lied die Kraft itzt mehr?

Satz.

Ihr ehrfurchtwerthen dunklen Wälder,
Ihr damals nie gepflügten Felder,
Die itzt ein brauner Landmann ſchmückt;
Die Redlichkeit war eure Zierde,

Wenn itzt der Großen Raubbegierde
Um euch die frechen Eiſen zückt.
So wünſchen tauſend itzt zu ſcheinen,
Wenn ſie mit Freuden ſich vereinen,
Als einſt das Herz der Deutſchen war,
Wo noch kein Schwur die Treu gebahr.

Gegenſatz.

Jtzt ſtrebt, mit ungezäumtem Wüten,
Die Schande, Deutſchen zu gebiethen,
Und ſtürzt auf unſre Tugend los.
Als einſt noch ungeraubte Bogen
Um ihre nackten Schultern flogen,
Wie war ihr Ruhm und Namen groß!
Die Freyheit war in ihren Rechten;
Kein Wütrich machte ſie zu Knechten;
Ein furchtbar Schwerdt dräut in der Hand,
Und mit dem Schwerdt der Widerſtand.

Nachſatz.

Gerechtigkeit war mehr ihr Ruhm,
Als das Geräuſch erzwungner Ehre:
Nie brachen ihre rauhen Heere
In fremder Völker Eigenthum.
Es ſaß in finſtrer Stirnen Falten
Nicht Blutdurſt oder Grauſamkeit;
Doch ihre Grenzen zu erhalten,
War ſtets ihr feſter Arm bereit.
Da die ſo groß und edel waren,
Du, den bey Jagden zu Gefahren
Der jugendliche Muth ſchon trug,
Wer rühmt wohl, Herrmann, dich genug?

Satz.

Ja mir verwandeln ſich die Zeiten,
Ich muß mit meinen Augen ſtreiten
Ich bin voll heilger Trunkenheit.
Hier iſt der Held, der Rom gebeuget;
Das Blau der vollen Adern zeiget,
Wie ſtark ſein Schwerdt der Herrſchſucht dräut.
Die freyen Arme ſind entblößet;
Ihm iſt kein Schrecken eingeflößet;
Vor dem die Weichlichkeit itzt bebt,
Wenn ſich ein rauher Sturm erhebt.

Gegenſatz.

Er blickt nicht weichlich auf die Erde,
Und mit ihm, auf dem braunen Pferde,
Eilt Tapferkeit und Ungeſtüm.
Die Großmuth ordnet ſeine Züge,
Der ſtolze Muth verſpricht nur Siege,
Die Freyheit rollt das Blut in ihm.
Er trägt ſein Haupt empor gehoben,
Wie Löwen, die der Jäger Toben,
Das ihr bedächtig Ohr vernimmt,
Nur wachſam macht, noch nicht ergrimmt.

Nachſatz.

Ich will auch Sigmars Ruhm erhöhn,
Er lehrt ihn Klugheit in dem Streiten:
Ich ſeh an dieſer Helden Seiten
Ein ſchrecklich Heer von Deutſchen gehn.
Er ſieht ſie, doch mit edlen Minen;
Cheruſker, lebt und freuet euch.
Ihr werdet keinem Wütrich dienen,
Denn jeden achtet er ſich gleich.

Ihr werdet ihm in allen gleichen,
Nur werdet ihr an Muth ihm weichen:
Sein größter Vorzug wird allein
Der Schutz der deutſchen Freyheit ſeyn.

Satz.

Damit ich ihren Ruhm verneue;
Wer iſt der großen Ahnen Reihe,
Aus deren Adern Herrmann ſtammt?
Entreiſſe ſie den Finſterniſſen,
Und laß mich ihren Namen wiſſen,
Du, Göttinn, die du mich entflammt.
Sie ſagt mir: nein, durch ſeine Thaten,
Wird er ihr edles Herz verrathen,
Das unerſchüttert in Gefahr,
Und tugendhaft, wie Herrmann, war.

Gegenſatz.

Hier wirſt du kühne Römer ſehen,
Die nach der deutſchen Freyheit ſtehen;
Sie ſprechen ſchon bey ihnen Recht.
Sie ſagts, und zeigt mir Legionen.
Ihr frecher Trotz gebeut Teutonen,
Ihr Führer iſt des Geizes Knecht.
Der ſucht, mit räuberiſchen Händen,
Des Rechtes Wag ihm zu entwenden;
Die Tyranney, die ſich verhüllt,
Macht ihn herrſchſüchtig, rauh, und wild.

Nachſatz.

In einer freundlichen Geſtalt,
Lacht neben ihm die ſchlaue Tücke:

Allein mit ungeſtümem Blicke,
Bebt hier vor Blutdurſt die Gewalt.
Bereite, Varus, nur die Ketten,
Die du dem deutſchen Volk beſtimmſt;
Ja, wenn wir keinen Herrmann hätten,
So zagten wir, wenn du ergrimmſt.
Sey ſchnell, uns in den Staub zu legen:
Die Weisheit iſt bey uns zugegen,
Die unſers Sigmars Alter ziert,
Der ſeines Sohnes Arm regiert.

Satz.

Welch Schrecken! der zwar wird bewogen,
Und in den Bund mit dir gezogen,
Den Herrmanns Vater auch gezeugt!
Segeſt, du Vater von Thuſnelden,
Der großen Braut des größten Helden,
Du ſelbſt wirſt dem Verrath geneigt.
So wirbt denn auch bey dem Geſchlechte,
Die wilde Tyranney ſich Knechte?
Daß doch den Tag, den ſie gelebt,
Nicht eine ſtete Nacht begräbt!

Gegenſatz.

Cheruſker, Chauzier, und Catten,
Ihr wärt ſo treulos, zu geſtatten,
Daß dieß Vergehn der Straf entwich?
Setzt nur auf euch ein ſtark Vertrauen,
Der Keil in dieſes Adlers Klauen
Iſt für euch nicht mehr fürchterlich.
Sie haben zwar die Welt bekrieget,
Und allen Weltkreis faſt beſieget,

Allein durch einen kurzen Streit
Beſiegte ſie die Weichlichkeit.

Nachſatz.

Der Tag kömmt; doch da er ſich zeigt,
Sieht man noch keine Römer zittern:
Wie Schiffer, wenn mit Ungewittern
Ein ferner Sturm aus Norden ſteigt.
Wenn noch kein Blitz die Lüfte röthet;
Noch bey erzürnter Winde Streit,
Die Nacht der Zeiten Vater tödtet,
So taumeln ſie vor Sicherheit.
Man ſieht ſie, auf den Vordertheilen,
Noch jauchzend und zufrieden eilen:
Doch plötzlich trifft das Wetter ſie,
Und ſchnell ſinkt auch ihr zitternd Knie.

Satz

Nun ſtürzen ſchon die rothen Fluten,
Doch wider euer ſtolz Vermuthen,
Von eurem frechen Blut hervor.
Wie wollt ihr unſern Trotz nicht brechen?
Ihr Römer, eilt ihr nicht, zu rächen,
Was Lollius durch uns verlohr?
Die Herrſcher, die von ſieben Höhen
Monarchiſch auf die Völker ſehen,
Die ſtarken Bändiger der Welt,
Beſtreitet itzt ein deutſcher Held.

Gegenſatz.

Mein Held erniedrigt dieſe Krieger,
Die Streiche ſind ſo viele Sieger.

Die ſein gereizter Arm hier thut.
Der Adler kann mit ſchwachen Keilen
Nicht unſer mächtig Volk ereilen,
Und es beſtraft ihn unſer Muth.
Und dennoch ſollen wir noch dienen:
Der erſte Grimm erwacht in ihnen,
Sie ſtreiten, doch ſie ſiegen nicht,
Indem ihr Arm mit Deutſchen ficht.

Nachſatz.

Du, o Verzweiflung, eileſt ſchon,
Den matten Römern zu erſcheinen:
Es folgt dir in den wüſten Hainen
Der grauſe Tod, dein erſter Sohn.
Den, der ſich durch die Flucht verheelet
Dem ruft ſie aus dem Sumpf hervor:
Der hebt von ihr, mit Wut beſeelet,
Halb ſterbend noch die Lanz empor.
Sie ſchüttelt ihrer Fackeln Flammen;
Schnell ſammlen ſie die Kraft zuſammen,
Und ſtürzen, Sieger noch zu ſeyn,
Auf uns mit krummen Schwerdtern ein.

Satz.

Wenn ſchon der Winter nicht mehr wütet,
So weigert, der mit ihm gebiethet,
Der kalte Nord, ſich doch zu fliehn.
Er möchte jeden Baum entblättern,
Die hohen Eichen ſelbſt zerſchmettern;
Und dennoch grünen ſie und blühn.
Er zwingt ſich, einmal noch zu brauſen,
Man hört ihn durch die Bäume ſauſen:
Umſonſt: ſie ſtehn: es ſinkt kein Blatt,
Indem der Lenz geſieget hat.

Gegenſatz.

Die Römer ſehn ihr nah Verderben.
Sie wollen noch gerochen ſterben,
Doch kein Cherusker fällt durch ſie.
Hier liegen Mann und Roß erſchlagen,
Und niemand kann in Rom dieß ſagen;
Ein ſolcher Sturm betraf ſie nie.
Man hängt an die geweihten Eichen
Des blutigen Triumphes Zeichen,
Von dem nun überwundnen Heer,
Schild, Adler, Rüſtung und Gewehr.

Nachſatz.

Das Schrecken ſieht voll Luſt den Ort,
Das auf dem blutgefärbten Wagen
Des Schauers ſchwarze Roſſe tragen,
Es eilet von der Wahlſtatt fort.
Es rufet laut: ſie ſind verlohren,
Und plötzlich herrſchet es in Rom.
Schon dringet nach den offnen Thoren
Erſchrockner Völker langer Strom.
Auguſt ſinkt ſelbſt vor Schmerzen nieder:
Gieb, ruft er, mir die Völker wieder,
Die, Varus, mir die Schlacht geraubt,
Er ſagts: der Grimm verletzt ſein Haupt.

Satz.

Doch Herrmann konnte dich nicht ſtürzen,
Noch deine Herrſchaft ganz verkürzen,
Rom, das du uns umſonſt gedroht.
Eh dich noch ſeine Schwerdter trafen,
So ſollte er den Verrath ſchon ſtrafen,
Den ungetreuen Marobod.

Du willſt zur Rache dich bereiten;
Doch da in offenbaren Streiten
Dein Volk dir ſtets zum Nachtheil kriegt;
So kämpft das Gift für dich, und ſiegt.

Gegenſatz.

Er konnte ſich vor ihm nicht ſchützen.
Die Vorſicht kam von ihren Sitzen
Zu der Vollkommenheiten Höhn.
Seitdem der Held der Welt entflohen,
So konnten ſie der Bosheit Drohen
Nicht mehr ſo muthig widerſtehn.
Sie ſprach: der Held iſt euch entriſſen,
Das deutſche Reich wird trauern müſſen,
Von Wütrichen wird es beſtürmt,
Doch oftmals wird es auch beſchirmt.

Nachſatz.

Die faule Trägheit wird es noch
Zu weibiſcher Verzärtlung bringen;
Die Herrſchſucht könnt es leicht bezwingen,
Und dann dräut ihm ein nahes Joch.
Der alte Ruhm wird ſich entfernen,
Ihr Blut wird noch ein knechtiſch Blut,
Es wird den Franzen dienen lernen,
Und ſelten zürnt ſein erſter Muth.
Doch ſtets wird es nicht knechtiſch bleiben,
Ein Held wird ihren Feind vertreiben.
Wer wird Germanien befreyn?
Er: denn er wird, wie Herrmann, ſeyn.

C. * *

* * *

Unter-

* *

Die Wahrheit.

Eine Fabel.

Schon forſcht man ſeit viel tauſend Jahren,
Warum die Wahrheit nackend geht,
Und nie hat mans gewiß erfahren,
Weil nichts davon in Büchern ſteht;
Doch endlich deckt der Zeiten Lauf
Der Welt auch dieß Geheimniß auf.

Und dich, mein Leſer, zu vergnügen:
So ſag ich dir durch dieſes Lied,
Daß einſt die Wahrheit mit der Lügen
In einen harten Streit gerieth;
Weil dieſe jener offenbar
An einem Hofe ſchädlich war.

So hart ſie auf einander giengen,
So blieb der Streit doch ungewiß,
Bis daß die Lügen, in dem Ringen,
Der Wahrheit das Gewand entriß;
Sie floh, und trug ſeit dieſer Zeit
Kein anders, als der Wahrheit Kleid.

So kam die Wahrheit in dem Streiten
Um alles Glück, durch ihr Gewand;
Denn nackend ward ſie tauſend Leuten,
Auch ſelbſt den Klugen, unbekannt.
Hingegegen ſah faſt jedermann
Die Lügen für die Wahrheit an.

C. F. Gellert.

Der Spieler.

Eine Erzählung.

Am Höllenfluſſe Styx kam einſt auf Charons Kahn
Aus unſrer Oberwelt ein ſtarker Spieler an.
Man rief ihn eilends auf, ſich vor dem Gott der Höllen,
Dem Richter dieſes Reichs, zur Rechenſchaft zu ſtellen.
Drauf fing der Spieler an: o Mines, großer Fürſt,
Mein Leben taugt nicht viel, wie du erfahren wirſt,
Ich habe nichts gethan, als Blätter abgezogen,
Bank Nacht und Tag gemacht, und manchen ausgeſogen.
Kein Kunſtgriff war ſo neu, ſo wußt und übt ich ihn;
Ich kannte ſchon das Blatt, eh noch das Blatt erſchien,
Und ſelten wird ein Mann, auf dieſe Kunſt befliſſen,
Mit Volten meiner Art, ein Blatt zu legen wiſſen.
Mein Glück blieb wandelbar; bald hatt ich nichts, bald viel,
Und ob ichs oft verſchwur: ſo ließ ich nie das Spiel.
Im Spielen ſtarb ich auch; denn mitten im Verlieren,
Gleich da das Coeur⸗Aß fiel, muß mich ein Schlagfluß rühren.
Wahr iſt es, meine Zeit ward übel zugebracht;
Allein ich bin nicht ſchuld; der, der die Karten macht,
Verdient beſtraft zu ſeyn, und mag den Spruch erwarten.
Hier griff er in den Rock und ſuchte ſeine Karten,
Und fand ſie unverſehrt, und miſcht und mengte friſch,
Lud ſelbſt den Minos ein und bath um Stul und Tiſch.
Gut! hub drauf Minos an, hier menge ſtets vom friſchen,
Denn ſpielen ſollſt du nie, wohl aber ewig miſchen.

So ſteht denn ſeine Hand zu keiner Stunde ſtill.
Stets kömmt ein Geiſterheer, das pointiren will;
Doch wenns der Spieler wagt, einmal ein Blatt zu ziehen;
So iſt die Müh umſonſt, denn alle Geiſter fliehen:
O Unglück! ruft er ſtets, hat denn kein Menſch hier Geld?
Verſteht kein Menſch das Spiel? Was iſt doch eine Welt,
Wo kein Coffeehaus iſt? o Brüder, bleibt auf Erden,
Da kann ein braver Mañ mit Ruhm ein Spieler werden!

C. F. Gellert.

* *

Anakreontiſche Oden.

I.

Dort, wo die Pracht der Scene
Selbſt die Natur verheelt,
Hör ich entzückt die Töne,
Die Welſchlands Witz beſeelt.
Ich fühle, mir entriſſen,
Die Kunſt der Sängerinn;
Doch ihren Mund zu küſſen,
Ihn einmal nur zu küſſen,
Kömmt mir nicht in den Sinn.

Doch fühl ich, wenn die Töne
Calliſte zaghaft ſingt,
Daß mich die deutſche Schöne
Auch ohne Kunſt, bezwingt.
Du, Liebe, wirſt es wiſſen,

Wie mich ihr Mund bezwingt.
Ich wünſch ihn gleich zu küſſen,
Und tauſendmal zu küſſen,
Wenn er mit Fehlern ſingt. C.

* *

II.

Grüne Büſche, bunte Gänge,
Euer reizendes Gepränge
Macht der angenehme May,
Nach verjagtem Winter, neu.

Doppelt ſeyd ihr ſchön zu ſchätzen,
Doppelt könnt ihr uns ergötzen,
Durch der Blumen farbicht Heer,
Durch der Schönen Zahl noch mehr.

Manchen Schwarm von Schmetterlingen
Sieht man ſich um jene ſchwingen;
Dieſem folgt oft zum Verdruß
Des geputzten Thoren Fuß.

Stets verjüngt ſich euer Prangen,
Wenn ihr das, was euch vergangen,
Was euch jeder Herbſt entreißt,
Jeden Frühling ſchöner weiſt.

Doch auf ewig iſt dein Prangen,
Liebſter Ort, für mich vergangen,
Nichts ergötzt hier meinen Geiſt,
Wo ſich Hannchen nicht mehr weiſt. R.

Verzeichniß derer in dieſen ſechs Monaten enthaltenen Stücke.

Im Jenner.

1 Vorrede des Herausgebers.

2 Vorzüge der Werke des Verſtandes und Witzes von **O. C. J. O.** 3 S.

3 Antwort auf Herrn M. Käſtners Brief vom vorigen Herbſtmonate. 6

4 Die Vernunft von **Carl Aug. Gebhardi.** 13

5 Beſcheidne Vertheidigung der Bankerottirer von M. **Käſtnern.** 17

6 Der Selbſtbetrug bey der Tugend von **Joh. Adolf Schlegeln.** 25

7 Gedanken über eine neu angegebene Urſache von Newtons allgemeiner Schwere von M. **Käſtnern.** 34

8 Der Renommiſte, ein komiſches Heldengedichte, 1ſtes Buch von **J. F. W. Za**** 47

9 Schreiben an den Herrn D. Delius, wider die anatomiſchen Beluſtigungen von **R**.** 57

10 Der Krieg, eine Ode von **J. A. Ebert.** 71

11 Der Autor, ſechſtes Stück. 77

12 Die geizige Claudia, eine Erzählung von M. Gellert. 90

13 Das junge Wieſel, eine Fabel, von M. Gellert. 92

Im

Verzeichniß derer in dieſem Bande

Im Hornung.

1 Ode auf die Buchdruckerkunſt von **Joh. Adolf Schlegeln.** 95
2 Die Glückſeligkeit der Hochzeitdichter von **Marx Wünſchlern.** 103
3 Die Wirkungen des Umgangs mit andern von C** 130
4 Gedanken von Bons Mots. 139
5 Die Flucht aufs Land von **Joh. Joach. von Kreuzberg.** 151
6 Der Autor, ſiebentes Stück. 158
7 Der Renommiſte, andres Buch. 172
8 Phyllis, eine Ode von **Rk.** 186
9 Die Affen und die Bären, eine Fabel von M. Gellert. 187

Im Märzmonate.

1 Das Band, ein Schäferſpiel von M. **Gellert.** 191
2 Von dem Nutzen der zeitigen Erlernung der Naturlehre wider den Aberglauben von **J. G. J. B.** 219
3 Der Renommiſte, drittes Buch 244
4 Der Auter, achtes Stück. 263
5 Philoſophiſches Gedichte von den Kometen von M. **Käſtnern.** 278

Im April.

1 Celindens Sprödigkeit, eine Ode von H. 287
2 Gedanken von der philoſophiſchen Erkenntniß der Sprachen von D. 291
3 Der Misbrauch der Glücksgüter bey dem Studieren 302

4 Da.

enthaltenen Stücke.

4 Yahoonoologie, d. i. philoſophiſche Abhandlung von dem Verſtande der Menſchengeſichter von M. **Käſtner.** 307
5 Doris, eine Ode von **T.** 318
6 Der Autor, neuntes Stück. 325
7 Der Renommiſte, viertes Buch. 338
8 Schreiben wegen des Zurückgehens der Sonne an dem Zeiger Ahas, von **Joh. Fried. Burg.** 357
9 An die Liebe, eine Ode von **V. H.** 366
10 Der Barmherzige, eine Erzählung von **Joh. Adolf Schlegeln.** 473
11 An Sylvien von **S. v. L.** 375
12 Die Liebe und das Glück, eine Erzählung von M. **Gellert.** 377

Im May.

1 Lehrgedicht von den Bewohnern der Kometen von **Chriſtlob Mylius.**
2 Fortſetzung der Gedanken von der philoſophiſchen Erkenntniß der Sprachen von **D.** 393
3 An Doris, als ſie mit einem andern verbunden worden von **W. V. M. F. A.** 401
4 Anatomiſcher Beluſtigungen zweyte Probe, von **D. H. D. Delius.** 407
5 Die Freundſchaft, ein Lehrgedicht, von **Joh. Ad. Schlegeln.** 416
6 Was ein großer Kopf ſey von **J. D. Overbeck.** 421
7 Der Renommiſt, fünftes Buch. 428
8 Der Autor, zehntes Stück. 446
9 Die Biene und die Henne, eine Fabel von M. **Gellerten.** 461

10 Schä-

10 Schäfercantate, Phyllis und Thyrſis von E. 463
11 Die angenehme Henriette, eine Ode. 464
12 Brief an ein Frauenzimmer, welches begehrte unter die Sterne verſetzet zu werden von M. Käſtnern. 466
13 Damötas und Phyllis, eine Schäfererzählung von M. Gellert. 469
14 Einige anakreontiſche Oden. 472
15 Ode auf Irenen von E. 476

Im Brachmonate.

1 Der Religionseifer von Joh. Ad. Schlegeln. 479
2 Von den unterſchiednen Arten des Beyfalls, von Saxen, 401
3 Unterſchied unter den Thoren und Weiſen von G. Langemack. 405
4 Abgenöthigte Nachricht von der Seele des Autors, oder dem Regiſter. 406
5 Der Renommiſte, ſechſtes Buch. 525
6 Die Gabe zu ſchreiben von J. D. Overbeck. 543
7 Herrmann, eine pindariſche Ode von C * * 554
8 Die Wahrheit, eine Fabel, von M. Gellert. 569
9 Der Spieler eine Erzählung von M. Gellert. 566
10 Einige anakreontiſche Oden. 567

Ende dieſes Theils.

Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes.

— Amant alterna Camoenae *Virgil.*

Auf das Jahr 1744.
Heumonat.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Dieſer Anfang eines neuen Bandes der Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes ſollte ohne weitere Vorrede in die Welt gehen. Man fand dem Leſer derſelben nichts anders zu ſagen, als daß man ihm für ſeine bisherige Gewogenheit dankte, und ſich ſolche auch aufs künftige ausbäthe. Dieſes aber war bisher ſtets bey allen andern Theilen geſagt worden, und man hoffte, die Gönner und Freunde dieſer Sammlung würden ſolches auch mit auf dieſen Band ausziehen, wenn man gleich dieſe Bezeugung der Schuldigkeit gegen ſie hier nicht wiederholte. Allein, da dieſer neue Monat im Drucke eben fertig war, ſo erhielt ich die Fortſetzung eines gewiſſen Erweiſes. Bey Durchleſung deſſelben fand ich, daß es dem Hrn. Verfaſſer deſſelben abermal beliebt, gegenwärtiger Sammlung zu gedenken, und er es für nöthig erachtet, ſich über die Vorrede des vorigen Bandes zu beſchweren, als ob ihm darinnen zu viel geſchehen. Dieſes veranlaßte mich denn, ihm ein Paar Blätter zu wiedmen, und zu unterſuchen, ob denn ſeine Ausſprüche ſo gegründet wären, als ſie zu einem rechtmäßigen Vorwurfe ſeyn ſollten, und ob man ihn in der gedachten Vorrede zu hart getadelt. Ich werde dieſes nicht beſſer thun können, als wenn ich hier des Hrn. Conrectors eigene Worte herſetze, und darunter nach dem Beyſpiele ſeiner großen Kunſtlehrer, des Hrn. Bodmers und Breitingers, an denen er alles mit ſo vielem Eifer billiget, einige Anmerkungen beyfüge. Meine Vorrede mag dadurch ein ſo wunderliches Anſehen bekommen, als ſie will: ſo hoffe ich doch deswegen keinen Tadel zu verdienen, weil ich es wage, den Muſtern dieſer berühmten Männer zu folgen. Vorher aber erſuche

1. Der Herr Verfaſſer verfährt hier noch billiger, als die andern Gegner des Herrn Profeſſors zu thun gewohnt ſind. Er findet doch noch etwas löbliches an ihm, da jene ihm alles abſprechen. Ich weis aber nicht, wie er dieſen Ausſpruch bey den Herren Zürichern werde verantworten können. Denn nach deren Ausſage ſoll Herr G. den Unſinn gelehrt und ausgebreitet haben; und doch ſaget dieſes der Herr Conr. von dem Geſchmacke, den die Schweizer aufgebracht haben. Iſt denn dieſer mit dem Unſinne einerley?

2. Es ſollte dieſes dem Herrn Conrector ſchwer werden zu beweiſen. Canitz, Günther, Pietſch, hatten nach ſeinem eigenen, und Philander von der Linde nach Herrn Bodmers Geſtändniſſe, den guten Geſchmack; und dieſe ſchrieben alle, ehe ein ſchweizeriſches Blatt ans Licht trat, ja ehe noch die itzt geprieſnen allgemeinen Kunſtlehrer die Schulbänke verlaſſen hatten. Es muß alſo der gute Geſchmack wohl eher in Deutſchland bekannt geweſen ſeyn, als er uns aus der Schweiz zugeführet worden.

erſuche ich diejenigen Leſer, welche an ſolchen Streitigkeiten kein Belieben finden, dieſe Blätter getroſt wegzulegen, und dafür zu halten, daß ſie ganz und gar nicht zu dieſer Sammlung gehören.

Auf der 52 S. ſaget denn der Herr Conrector
alſo: „Ich kann nicht anders, als den Eifer lo-
„ben, den der Herr Prof. Gottſched gehabt [1], den
„guten Geſchmack, den die Schweitzer aufgebracht
„hatten [2], allgemeiner zu machen: Ich lobe auch
„den Vorſatz des Herrn Mag. Schwaben [3], dar-
„zu das ſeine beizutragen. Man muß auch be-
„kennen, daß ihr erlangtes Anſehen [4] viel zu dem
„Durchbruche deſſelben hätten beitragen können;
„Wie dann die Deutſchen würcklich dazu zube-

---

[3] Zu dieſem und dem folgenden Lobe ſaget der M. Schwabe mit dem Soſia aus dem Terenz: *Gaudeo,*
Si tibi quid feci aut facio, quod placeat, Simo, et
Id gratum fuiſſe advorſum te, habeo gratiam.
und er hat auch Urſache, mit Recht darüber vergnügt zu ſeyn: Ea eſt enim profecto iucunda laus, quae ab iis proficiſcitur, qui ipſi in laude vixerunt. CICERO *Ep. 6. L. XV.*

[4] Der Herr Conrector erinnert ſich hier nicht, daß einer von den zürchiſchen Streitgenoſſen öffentlich geſagt: dieſe Herren ſtünden hier nicht in dem Anſehen, als man ſichs einbildete. Wenn nun dieſes wahr iſt, wie man denn demjenigen nicht füglich wird widerſprechen dürfen, der für den Mund einer Nation erkläret worden: ſo muß wohl ihr Anſehen zu dem Durchbruche des guten Geſchmackes nichts haben beytragen können. Haben aber dem ungeachtet die Deutſchen wirklich dazu zubereitet zu ſeyn geſchienen; ſo muß ſolches ohne Zweifel eher von ihren Lehren und Beyſpielen, als dem Anſehen hergerühret haben.

„reitet ſchienen. Aber wer kann ihre parteiiſche „und affektenvolle Eiferſucht [5] und die Mittel lo„ben, die ſie hernach gebraucht.

Auf der 53 und 54 S. ſtehen folgende Worte: „Eben dieſes muß ich von den Beluſtigungen ſa„gen. Ich lobe Herr Schwabens Eifer. Aber

---

[5] Dieſe parteyiſche und affectenvolle Eiferſucht wird
ſich vielmehr auf der Gegenſeite, als auf dieſer finden.
Die Dichtkunſt des Herrn Profeſſors Gottſcheds war ja
eher da, als des Herrn Paſtors Breitingers ſeine, und man
ſehe in dem 7 Stücke der hälliſchen Bemühungen auf der
Seite nach, wer am erſten ſeine affectenvolle Eiferſucht
wider den andern ausgelaſſen. Wenn diejenigen Mittel
nicht zu loben ſind, welche man ſich dieſſeits bisher bedie-
net hat, ſo weis ich nicht, was man von den zürchiſchen
ſagen wird. Denn die ſächſiſchen Kunſtrichter haben ſich
noch keine Partey zu machen geſucht. Sie haben an nie-
mand geſchrieben, mit ihnen gemeine Sache zu machen.
Sie haben keinen aufgemuntert, den vermeynten Stolz
ihrer Gegner demüthigen zu helfen. Sie haben niemand
aufgebothen, zu Felde zu ziehen. Sie haben den Zei-
tungsſchreibern keine Aufſätze zugefertiget, worinnen ſie
die Schriften ihrer Feinde auf eine nachtheilige Art beur-
theilet haben: wie wohl dieſes alles von zürchiſcher Seite
geſchehen iſt. Wenn jemand für ſie oder wider jene
geſchrieben, wie z. E. die Herren Verfaſſern der hälliſchen
Bemühungen, ſo iſt ſolches aus freyer Bewegung eines
jeden geſchehen, und man thut ihnen höchſt unrecht, wenn
man alles auf ihre Rechnung ſchreibt, oder ſie deſſen will
entgelten laſſen. Ich kann bey dieſer Gelegenheit nicht
umhin, hier öffentlich und feyerlich zu erklären, daß weder
der Herr Profeſſor Gottſched, noch der M. Schwabe,
wie man es wohl an einigen Orten glaubet, die häll.
Bemühungen zur Beförderung der Critik im geringſten ver-
anſtaltet, daß ſie weder die Verfaſſer davon ſind, noch ſonſt
eini-

„iſt es nicht wahr; Wer den Geſchmack verbeſſern will, muß lauter Meiſterſtucke vorlegen [6]. „Denn das Werk iſt noch nicht zu Stande gebracht, wann ich nur den Leuten einen Abſcheu „vor den Fehlern und Tändeleyen der Dichtkunſt „beibringe, ſondern erſt dann; wenn ich Ihnen

---

einigen Antheil daran haben; ja daß ſich die wahren Urheber dieſer Monatſchrift auch ſelbſt vor ihnen verborgen.

6. Antwort: Nein. Der Herr Conr. wird unſtreitig behaupten daß der Samler der zürchiſchen geiſtvolle Schriften den Geſchmack verbeſſern wolle. Nun bitte ich ihn, aufrichtig zu geſtehen: ob er die vier neuen Fabeln in dem 11 Stücke der zürchiſchen Sammlung wohl für Meiſterſtücke hält. Ich will nicht hoffen, daß er den Herrn Verfaſſer des hamburgiſchen Correſpondenten, den er ſelbſt in dieſen Sachen für einen wahren Kenner hält, und ihm in ſeinen Urtheilen davon ein Anſehen beyleget, da er ſeinen Erweis gelobet, hier dieſe Einſicht abſprechen wird. Das wäre gar zu parteyiſch. Es ſaget aber derſelbe von dieſen Fabeln ausdrücklich: Meiſterſtücke ſind es freylich nicht; welches der Herr Conrector ohne Zweifel geleſen hat. Geſetzt aber, daß man lauter Meiſterſtücke vorlegen müſſe, wenn man den Geſchmack verbeſſern wolle: ſo iſt ja dieſes große und wichtige Werk niemals die Abſicht des M. Schwabens geweſen. Er überläßt ſolches gern den Herrn Breitingern, Bodmern und dem Herrn Conrector, die ſolches öffentlich übernommen. Er begnügt ſich nur damit, was ihm der Herr Conrector auf der vorigen Seite freywillig zugeſtanden, nämlich, daß er ſuche, das Seine beyzutragen, den guten Geſchmack, oder wie ſich der M. Schwabe an einem Orte darüber erkläret, die Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften allgemeiner zu machen. Dieß iſt ſein Vorſatz; aber damit beſtrebet er ſich nicht, den Geſchmack zu verderben wenn er denjenigen auszubreiten ſuchet, den wir von Opitzen, Flem-

„lehre [7], alles ſchlechte und mittelmäßige zu ver„achten [8]. Das iſt der gute Geſchmack, der in „Frankreich herrſchet [9]. Jenes iſt nur der An„fang [10]. Nun geſteht Herr Schwabe ſelbſt, und

„wer

---

mingen, Dachen, Warneken, Canitzen, Günthern und Pietſchen angenommen finden. Der Herr Conrector fordert alſo, bey einer falſchen Vorausſetzung, zu viel von ihm.

[7] Hier iſt wohl ein Druckfehler. Denn, ſchon der ſelige D. Luther conſtruirte lehren mit dem Accuſativo: Herr, lehre mich thun ꝛc. und lehre mich deine Steige.

[8] Es folget alſo hieraus: wer etwas ſchlechtes und mittelmäßiges bekannt machet, der hat keinen guten Geſchmack. Iſt dieſes wahr, ſo hat Herr Haller im 1732 Jahre noch keinen guten Geſchmack gehabt, ſondern ihn erſt im 1734 Jahre bekommen; denn da hat er erſtlich das Gedicht auf die ſchwederiſche Jubelhochzeit als ſchlecht verworfen, welches er zuvor drucken laſſen. Ja Herr Bodmer und Breitinger haben noch itzo dieſe Stunde keinen guten Geſchmack, weil ſie die vier neuern Fabeln erſt kürzlich und vorher die Ueberſetzungen eines Schulknabens von einigen andern Fabeln herausgegeben, die ſie ſelbſt ſchwerlich für etwas anders als mittelmäßig ausgeben werden.

[9] Was für ein ſchöner Geſchmack in Frankreich herrſche, das zeiget die Rede des Pater Neufville. Es iſt ſo weit gefehlet, daß man daſelbſt vor den Tändeleyen der Dichtkunſt einen Abſcheu habe, daß man noch bis dieſe Stunde in ihren Monatsſchriften, welche ſo, wie unſere Sammlung, poetiſche und proſaiſche Aufſätze enthalten, vorgeſchriebene Endreime, Logogryphen und Rätzel findet. Der Herr Conrector kann ſich ſelbſt davon belehren, wenn ihm dieſe Monatsſchriften einmal zu Geſichte kom̃en. Daß einige gute Köpfe in Frankreich dieſes Spielwerk verworfen und beſſere Sachen geliefert, machet ſo wenig den herrſchenden Geſchmack daſelbſt aus, als der Herr Conrector ſolches von dem Seinigen wird behaupten wollen.

„wer ſieht es doch nicht? das die meiſten ſchlecht",
„wenige mittelmäßig ſeyn; Ob Meiſterſtücke dar-
„innen ſtehen, das fragt ſich noch [12]. Gleichwohl

* 4 „preißt

[10] Iſt alſo die Bemühung, den Leuten einen Abſcheu vor den Fehlern und Tändeleyen der Dichtkunſt beyzubringen ein Anfang zu dem guten Geſchmacke: ſo kann ſolches ja nicht den Geſchmack verderben. Nun geſteht aber dieſes der Herr Conrector hier den Verfaſſern der Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes zu: wie kann er denn weiter unten ſchließen, daß ſie den Geſchmack verderben? Der Herr Conrector wird leicht ſelbſt einſehen, daß er hier nicht gar zu richtig geſchloſſen habe, und ſeine Sätze ſich untereinander widerſprechen, wenn er nur ſolche gehörig zu ordnen beliebt. Es iſt leicht, daß man zuweilen nicht mit aller gehörigen Aufmerkſamkeit ſchreibe.

[11] Ich will nicht glauben, daß der Herr Verfaſſer hier muthwillig etwas Falſches habe vorbringen wollen. Er wird wiſſen, daß man dieſes ſonſt eine Verleumdung nennet, und deren möchte ich den Herrn Conr. doch nicht gern zeihen. Indeſſen kann ich mich doch nicht erinnern, wo der M. Schwabe ſelbſt geſtanden, daß die meiſten Stücke in den Beluſtigungen ſchlecht ſeyn. Der Herr Conrector wird alſo, zu Rettung ſeiner ! eignen Ehre, ſo wohl thun, und die Stellen anzeigen, wo Schwabe dieſes geſagt hat.

[12] Die Beantwortung dieſer Frage wird der Herr Conr. von den Urhebern dieſer Sammlung wohl vergebens erwarten; und man wundert ſich nur, daß er ſich dieſelbe nicht ſchon längſt nach ſeiner Einſicht beantwortet hat. So hochmüthig iſt keiner von dieſen Herren, daß er ſeine Arbeit für ein Meiſterſtück ausgeben würde, wiewohl Herr Bodmer von ſeiner Trauer eines Vaters zu thun, für gut befunden. Doch der Herr Conrector wird mir eine Gegenfrage erlauben: da er den Geſchmack

ver=

„preißt er ſie an[13]. Soll ich das nun nicht den „Geſchmack verderben heißen[14]. Auf den Beifall „darf er gar nicht trotzen[15]. Wir gönnen ihm „denſelben. Aber eben dieſen Vorzug haben die „hofmannswaldauiſchen Teile vor dem Opitz genoſſen[16]. Warum? iſts Wunder? die Neuigkeit „reitzet die flüchtige Menge. Derſelben, und nicht „der Güte der Stücke iſt der Beifall zuzuſchreiben[17].

Nun

---

verbeſſern will; hält er denn ſeinen Tempel der Dichtkunſt und ſeine Ode auf die Huldigung des Königs in Preußen für Meiſterſtücke? Nach ſeinen Grundſätzen ſollten ſie es ſeyn: doch ich erwarte von ihm deswegen eine categoriſche Antwort, und alsdann ſoll ihm auch ſeine Frage beantwortet werden.

[13] Auch hiervon wünſchet man die Stellen zu ſehen, wo ſolches geſchehen: doch bittet man den Herrn Conrector, daß er ja nicht etwan einen Ausdruck verdrehen wolle.

[14] Mit Rechte nicht, wenn der Herr Verfaſſer erwägen will, was in der 10 Anmerkung geſagt worden.

[15] Er thut dieſes auch nicht; weil er wohl weis, was Athenäus geſagt: iam olim imperitiae argumentum fuit, vulgo placere. Lib. XV. c. 7. Doch erinnert er ſich, daß die Herren Züricher ſich ungemein viel damit gewußt haben; und daß auch der Herr Conrector ſich etwas darauf zu gute thue. Siehe die 97 und f. Seiten. ſ. Fortſ.

[16] Der Herr Conrector begeht hier ein kleines Verſehen, welches er mir anzumerken nicht ungütig deuten wird. Wenn er die verſchiedenen Auflagen der opitziſchen Gedichte zuſammen zählen will: ſo wird er finden, daß deren wohl noch einmal ſo viel ſind, als die von den hofmannswaldauiſchen Theilen. Wenn indeſſen diejenigen Bücher die ſchlechteſten ſind, die einen Vorzug vor den andern,

Nun muß ich noch die Stelle von der 94 u. f. Seite herſetzen, wo ſich der Hr. Conrector in ſeinem Gewiſſen für verpflichtet gehalten, eine Vertheidigung für ſich anzubringen. Es heißt daſelbſt: „Das erſte Urteil, worauf ich antworten will, iſt „Herrn Schwabens in der Vorrede zu dieſem „Jahre ſeiner Beluſtigungen[18]. Es iſt dieſes ein „harter Tadel. Und davon fange ich immer gern „zuerſt an: Dann ich glaube, daß man erſt ſeine

---

andern, oder einen größern Beyfall haben; wie man dieſes faſt für des Herrn Conrectors Meynung halten ſollte: ſo ſind Canitzens Gedichte gewiß ſchlechter, als des Menantes ſeine, und Herr Haller iſt weit geringer, als Herr Hanke; denn da wir von dieſem nur erſt zwo Auflagen ſeiner moraliſchen Gedichte haben: ſo beſitzen wir von jenem ſchon viere.

[17] Die Erfahrung beweiſt dieſes von der Sammlung der geiſtvollen Schriften und des Herrn Conr. Erweiſe.

[18] Es findet ſich hier ein Irrthum in dem Titel. Denn die Schrift, wobey dieſe Vorrede iſt, heißt nicht, Schwabens Beluſtigungen, ſondern Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes. Dieſes iſt ein großer Unterſchied. Der Mag. Schwabe kann ſich dieſe Schrift nicht zueignen, indem er unter allen Verfaſſern, den wenigſten Antheil daran hat. Meynet aber der Herr Conrector, daß man ſie deswegen Seine nennen könne, weil er ſolche bisher herausgegeben, ſo kömmt mir ſolches ein wenig fremd vor. Denn wer würde doch wohl ſagen, wenn er die Reden großer Herren anführen wollte: Lünig in ſeinen Reden? ungeachtet dieſe eben ſo wohl von ihm geſammlet und herausgegeben worden. Doch der Herr Conrector ſchreibt es hier nur den Herren Zürichern nach, als welche in dieſer verkehrten Anführung etwas Witziges gefunden zu haben vermeynet, und es für eine ſcharfſinnige Spötterey wollen angeſehen wiſſen.

„Fehler erkennen müſſe, um ſie abzulegen, ehe man „an das Lob gedenken könne [19].

„Er giebt mir ſchuld, daß ich mich in zwei Stücken betrogen. Erſtlich daß in Leipzig eine Bande der Beluſtiger ſey [20]. Aber Herr Schwabe, „als ein Pflegevater ſo vieler Verſe, ſolte doch „auch nicht gleich alles im eigentlichen Verſtande „nehmen [21]. Man glaubt gar nicht, daß ſie ſich

---

[19] Dieſes iſt ſehr vernünftig. Man muß aber auch nicht ſtets glauben, daß man doch nicht gefehlet, wenn einem gleich die Fehler gezeiget worden; und noch vielweniger dafür halten, daß man ſtets das Lob verdiene, das uns von unſern Freunden gegeben wird.

[20] Dieſes iſt nicht der Vorwurf; ſondern, daß es ein Hirngeſpinnſt ſey, was ſich der Herr Conrector von einem Leipziger Complote, denn ſo nennt ers, einbilde. Er unterſchied dieſe von den ſogenannten Beluſtigern auf der 4 Seite ſehr ſorgfältig, da er ſagte, für dem die Beluſtiger, und das Leipziger Complot gezittert. Es gieng ihm, wie ehemals dem Jurieu mit ſeiner Cabale chimerique, davon Bayle das Haupt ſeyn ſollte.

[21] Wenn man das Wort Complot in eigentlichem Verſtande genommen hätte, oder auch nur das Wort Bande und Rotte, wie ſich der Herr Conr. allhier ausgedrückt: ſo würde man vielleicht ganz anders mit ihm geredet haben. Ich darf ihm dieſe Wörter wohl nicht erſtlich erklären, um ihm zu zeigen, daß man mit allen dreyen ſchimpft, da ſich ſchon unſere Comödianten ſchämen, eine Bande zu heißen. Der Herr Conrector würde alſo wegen des eigentlichen Verſtandes dieſer Wörter vor einem ganz andern Gerichte ſeine Erklärung haben thun müſſen. Allein man wollte dem Herrn Conr. nur melden, daß auch ſeine Gedanken in uneigentlichem Verſtande falſch wären, und daß keine

„mit blutvermiſchtem Weine, wie die Rotte des „Catilina[22], wider den guten Geſchmack verſchworen; ſondern wir verſtehen unter der gottſchedianiſchen Sekte, alle die ſo mit ihnen eines Sinnes „ſeyn, und öffentlich oder heimlich ihnen anhängen, und brav bürgerlich ſchimpfen[23].

„Zweiten ſtraft er mich deswegen Lügen, daß „ich geſagt: Wernike habe den Milton gelobt.

„Das

---

keine Geſellſchaft, denn das wird doch wohl das Wort nach der gelindeſten Auslegung heißen, zuſammen getreten, um dieſe Monatſchrift ordentlich auszufertigen.

[22] Siehe dieſes Stück der Gelehrſamkeit im 22 Cap. des Salluſt. Belli Catilinarii.

[23] Nach dieſer Erklärung der gottſchediſchen Secte, wird ſolche aus ſo wenigen Perſonen beſtehen, daß es ſich nicht der Mühe verlohnen wird, wider ſie zu eiſern. Die Verfaſſer der Beluſtigungen des Verſt.u.W., werden am wenigſten dazu können gerechnet werden. Denn die ſind unter ſich ſelbſt nicht eines Sinnes; das brav bürgerlich ſchimpfen aber iſt ihrer Gegenpartey gewöhnlicher, als ihnen; und es wird dem Herrn Conrector ſchwer fallen, ſo viel anzügliche Wörter und Redensarten aus ihren Schriften zuſam̃en zubringen, als man ihm aus den zürchiſchen vorzulegen im Stande iſt. Außer dem bittet man ihn, daß er nicht alle Gegner der Herren Zürcher für Gottſchedianer anſehen wolle; indem faſt keiner von ihnen durchgängig mit dem Herrn Gottſched eines Sinnes iſt. Es wäre doch höchſt Unrecht, wenn er ſo, wie die Türken alle diejenigen für Ungläubige ſchelten, die nicht dem Omar anhängen, auch alle die für Gottſchedianer oder Verderber des Geſchmacks halten wollte, die nicht den Herrn Bodmer verehren. Wenn übrigens ſonſt dieſe Erklärung ihre gute Richtigkeit hat, ſo ſollte es mir nicht ſchwer werden,

„Das iſt etwas hart[24]. Ich weiß aber nicht,
„welches tadelhafter wäre, entweder was rühmliches
„zu leugnen, oder vorzugeben. Doch vielleicht
„können ſie den Werniken nicht leiden und mit
„Bedacht[25] leſen; Weil er dem Haller- und Bodmeriſchen
„Geſchmacke das erſte Eis gebrochen.
„Sie würden aber im Regiſter, den verhaßten
„Nahmen Milton, und (352 S) Anmerckungen
„gefunden haben, worin er ſeines Gedichts rühmlich
„gedenkt, und den Sieg deſſelben über den
„Salmaſius erzehlet; wann ſie ihn nur hätten in
„die Hände nehmen wollen. Die andere Stelle

„fällt

---

den, daraus zu erweiſen, daß der Herr Conrector Pyra, ſeines großen Eifers wider den Herrn Profeſſor Gottſched ungeachtet, ein Erzgottſchedianer ſey.

24. Und dennoch wahr, wenn der Herr Conr. nur einen Unterſchied zwiſchen einer hiſtoriſchen Erzählung und einem Lobe machen will. Man hat es niemals geleugnet, daß Warnecke, Miltons gedacht habe. Es war Schwaben das Sinngedichte wohl bekannt, welches anfängt:

Der blinde Milton ward von wenigen beklagt.

Doch glaubte er nicht, daß die kurze Anmerkung dabey Miltons Lob ſeyn könnte: Sie heißt: „ Dieſes iſt derjenige, der nachdem er blind geworden, das berühmte Heldengedicht, das verlohrne Paradies genannt, in Verſen „ohne Reime geſchrieben hat „. Ich überlaſſe es einem jedweden zu urtheilen, ob dieß nicht vielmehr eine bloße Anzeige als ein Lobſpruch iſt. Das einzige Wort berühmt! wird ſolchen wohl nicht ausmachen: und der Herr Conrector würde es vermuthlich für kein Lob halten, wenn ich nichts von ihm ſagte, als: Dieſes iſt derjenige, der den berühmten Erweis, daß die g*ttſch*dianiſche Sekte den Geſchmack verderbe, geſchrieben hat.

25. Vielleicht auch eher, als der Herr Conrector.

„fällt nicht ſogleich in die Augen; iſt aber insbeſondere in dieſem Streite von großem Gewichte: „Denn könnte einer wohl den Milton mehr loben, als wenn er ſagte, daß derjenige keinen guten Geſchmack habe, oder welches gleich viel iſt, „in ſeinen Urteilen über die Dichter ſehr irre[26], „der andre, aber nicht den Milton, lobe. Dis „ſteht ausdrücklich auf der 172 Seite, wo unſer „Dichter mit den beſten Ausländiſchen in einer „Reihe und unter den Engländiſchen oben an geſtellet wird[27]. Ich habe alſo nicht zu dreiſte geirret. Einiger Spöttereyen will ich nicht gedenken:

26. Es iſt dieſes wohl nicht gleich viel; und ich wollte nicht gerne ſagen, daß derjenige keinen guten Geſchmack habe, der in ſeinen Urtheilen über die Dichter irret. Denn daraus würde folgen, daß auch der Geſchmack Herrn Warneckens, des vermeyntlichen Vergängers des Bodmeriſchen, verderbt geweſen; weil Herr Bodmer ſelbſt angemerket, daß er in ſeinen Urtheilen von den Dichtern geirret. Siehe critiſche Samml. 1 St. p. 125.

27. Ich muß auch dieſe Stelle ganz herſetzen, damit man ſehe, was für ein Lob daſelbſt befindlich ſey. Warnecke redet von dem Hofmannswaldau, daß er ſich in ſeinen Urtheilen über die Poeten geirret; und ſaget darauf bey den Engliſchen: „Er nennet nicht einmal Milton, Cowley, „Derham und Waller, welche von ihnen mit Recht vor ihre „beſten Poeten gehalten werden„. Es iſt wahr, es kann dieſes ein Lob ſeyn; es iſt aber nur ſehr flüchtig abgefaßt; und Milton ſtehet hier bloß des Alters, aber nicht des Vorzugs wegen oben an. Doch glaube ich, daß man noch wohl etwas mehr, als eine ſo flüchtige Anführung von einem fordere, der einen ſoll gelobet, oder, wie der H. Conr. geſagt: geprieſen haben. Er kann in dem 7. St. der baſl. Bemühungen ſehen, wie oft und nachdrücklich Poſtel des Miltons

„ken[28]: Weil ſie mir keine würkliche Schande, „und Herr Schwaben keine Ehre machen. Eben „ſo betrachte ich die critiſchen Beyträge: Da „man nur ſagt, ich ſchimpfte; aber nichts beweiſt[29].

Dieſes ſind diejenigen Stellen, die ich hier mit einigen Anmerkungen begleiten wollen. Der Herr Conrector wird daraus ſehen, wie viel ſich bey ſeinen Sätzen noch ſagen läßt, ehe es lauter ausgemachte Wahrheiten werden. Er wird mir verhoffentlich nicht den Vorwurf machen können, daß ich ihm unhöflich und unbeſcheiden begegnet ſey.

Es

---

gedenket. Indeſſen will man doch billig ſeyn, und weil er nicht geirret haben will, ſich ſelbſt einer menſchlichen Schwachheit ſchuldig erkennen.

28. Man würde dem Herrn Conr. ſehr verbunden ſeyn, wenn er dieſe Spöttereyen hätte anzeigen wollen. Denn meiner Einſicht nach iſt nicht das geringſte ſpöttiſche darinnen; wofern nicht der Herr Conrector das für ſpöttiſch hält, daß man ihn einen patriotiſchen und ſcharfſichtigen Mann genennet. Man hat ihn mit dieſen Beywörtern aus aufrichtigem Herzen verehret, und geglaubet, daß er ſolche verdiene. Aergern ſie ihn indeſſen, ſo will man ſie von Herzen gern wiederrufen; denn unſers Thuns iſt es nicht, jemandes zu ſpotten; und Herr Pyra kann ſolches aus der ganzen Stelle nicht mit dem geringſten Grunde der Wahrſcheinlichkeit ſchließen.

29. Weil der Herr Conrector es doch ſo gern will bewieſen haben, daß er ſchimpfe, ſo will ich hier zuletzt ein überflüßiges Werk thun und den Herrn Verfaſſer der critiſchen Beyträge einer Mühe überheben. Schimpfen heißt nach dem gewöhnl. Begriffe doch wohl nichts anders, als einem verächtliche und gehäßige Namen beylegen, oder ſeine Unvollkommenheiten auf eine bittere Art und mit anzüglichen Reden vorrücken. Nun überlaſſe ich es dem

Herrn

Es iſt ſolches meine Art gar nicht, wenn man mich nur nicht die Sünden anderer Leute will tragen laſſen, an denen ich gar keinen Antheil nehme. Will mir der Herr Conrector die Ehre thun, und ferner meiner oder dieſer Sammlung gedenken: ſo hoffe ich von ihm eine gleiche Beſcheidenheit und Höflichkeit. Will er aber ſelbſt etwas beytragen, das zur Verbeſſerung des guten Geſchmacks, oder zur Allgemeinmachung deſſelben gereichen kann: ſo biethe ich ihm einen Platz dazu in dieſer Sammlung freundſchaftlichſt an. Ich

erſuche

Herrn Conrector nachzuſehen, ob nicht ſeine erſte Schrift davon ganz voll iſt? Verlangt er Exempel, ſo frage ich ihn, für was er die elenden und mit dem Staare behafteten Critici auf der 2 Seite hält; weiter, ob es nicht geſchimpft ſey, wenn ich eine Geſellſchaft Leute, ein Complot, eine Bande, eine Rotte, und den Vornehmſten unter ihnen einen Rädleinsführer nenne, wie er auf der 4 Seite gethan hat; wenn ich jemanden einen ſtreifenden Freybeuter 14 Seite einen zweyten Nachfolger des Hans Sachſen 16. S. den deutſchen Pradon u. ſ. w. ſchelte. Seine itzige Schrift iſt zwar etwas gemäßigter: doch fehlt es darinnen auch nicht ganz und gar an ſolchen Blümchen. Denn was iſt der langweilige und ſchläfrige Fabelreimer auf der 51 Seite, was ſind die Perraultianer und neuen Philippi auf der 38 Seite, was iſt der berüchtigte Poet auf der 65 Seite und was iſt es denn, wenn ich jemands Arbeit für unſinnig, und ihn ſelbſt für verrückt im Kopfe erkläre? 108. Seite. Für Ehrenworte wird doch dieß der Herr Conrector wohl nicht wollen gehalten wiſſen, und höflich und artig iſt es doch auch wohl nicht, wenn ich einem ſolche ſpöttiſche Beynamen gebe. Es iſt dieſes aber nur eine Probe, um dadurch zu erweiſen, daß der Herr Conr. ſich von dem Vorwurfe, er ſchimpfe, nicht ſo leicht retten könne, als ich es wohl wünſche.

erſuche ihn auch, wenn ihm noch andere Männer bekannt ſind, denen es ein rechter Ernſt iſt, dem guten Geſchmacke unter uns fortzuhelfen, ſolche aufzumuntern, daß ſie das Ihrige gleichfalls mit beytragen. Er iſt in ſeinem Gewiſſen dazu verbunden, weil er durch ſeine Aufſätze verhindern wird, daß keine ſchlechte Stücke ſolchen Raum einnehmen, und folglich den Geſchmack verderben können. Er ſoll mich zur Bekanntmachung ſeiner und ſeiner Freunde wohlgerathenen Schriften eben ſo bereitwillig finden, als ich es bey den Ausarbeitungen eines jeden geſchickten Kopfes bin. So lange er aber mich nicht mit beſſern Sachen verſorgen, oder mir anzeigen will, woher man ſolche nehmen könne: ſo wird er gütigſt erlauben, daß man ſich genöthiget ſieht, ihm ſolche Stücke weiter vorzulegen, wovon er allezeit fragen mag: ob es Meiſterſtücke ſind, ohne eine Antwort darauf zu erhalten. Denn es iſt ja meine Schuld nicht, daß die deutſchen Verehrer der Dichtkunſt und Beredſamkeit keine beſſere Früchte bauen, oder bauen wollen, als ich hier auftragen kann. Ich habe niemand insbeſondere zu dieſer Arbeit gedungen, ob ich gleich gern einem jeden den Nutzen davon zufließen laſſe. Uebrigens empfehle ich mich und dieſe Sammlung ihm und allen Liebhabern der freyen Künſte und Wiſſenſchaften, der geſunden Vernunft und des guten Geſchmacks beſtermaßen.

Leipzig, den 23 des Brachmonats
1744

Der Herausgeber.

Lob der Gottheit.

Tauſend Heere des Geſtirns loben meines Schöpfers Stärke,
Aller Welten Himmelskreis preiſet ſeiner Weisheit Werke,
Meere, Berge, Wälder, Klüfte, die ſein Wink hervorgebracht,
Sind die Zeugen ſeiner Größe, ſind ein Herold ſeiner Pracht.

Soll bloß ich verſtummet ſtehn? ſoll ich ihm kein Loblied bringen?
Nein, ich will den regen Geiſt auch zu ſeinem Throne ſchwingen!
Und wenn meine Zunge ſtammlet, o! ſo ſollen nur allein
Dieſer Augen milde Bäche Zeugen meiner Ehrfurcht ſeyn.

Ja ſie ſtammlet; Schöpfer, ſieh! meines Herzens Altar brennen.
Könnt ich mich den feurigſten unter hohen Dichtern neñen:
Würde doch von deinem Weſen kein dir ähnlich Lied gemacht;
Dir ward ſelbſt von Davids Munde nur ein ſchwaches Lob gebracht.

Wer giebt tauſend Sonnen Licht, daß ſie majeſtätiſch glänzen?
Wer beſtimmt dem Heldenlauf unzählbarer Welten, Gränzen?
Wer verbindet ſie zuſammen? wer belebet jeden Kreis?
Deines Mundes ſanfter Athem, Herr! dein mächtigſtes Geheiß.

Wer läßt den entzückten Blick tauſend blumenreiche Auen,
Die der Wälder Schatten kühlt, ſo geſchmückt, ſo reizend ſchauen?
Wer macht, daß darinn aus Felſen wütend ſich ein Naß ergießt,
Das ſich endlich blitzend ſchlängelt, und in Muſcheln rieſelnd fließt?

Wer rührt durch den Bogenſchein bunter Tropfen, Aug und Sinnen?
Wer läßt die Geſundheit blühn, und aus tauſend Quellen rinnen?
Wer tränkt mit des Regens Balſam und mit Thau die trockne Flur?
Großer Vater! deine Liebe, durch die Kräfte der Natur.

In der Soñe Morgenthor, eh ſie noch herausgegangen,
Sieht man deine Herrlichkeit in gewälztem Purpur prangen;
Du machſt daß ein güldner Schimmer durch Rubinen ſpielend ſtralt,
Und dieß Bildniß deines Thrones haſt du auf Saphir gemalt.

Durch' dich fährt der Wallfiſch auf; Flüſſe voller Rauch und Blaſen
Stürzen ſich auf deinen Wink aus den Schlünden ſeiner Naſen.
Durch dich kämpft der ThiereKönig; wer iſts, der ihm wiederſteht,
Weñ er wütend ſeine Klauē gleich zwo Herkulskeulen dreht?

Durch dich kann des Menſchen Geiſt in der Sternen Kreiſe dringen,
Weis das, was vergangē iſt, hat Begriffe von den Dingen,
Scheidt der Sachen Aehnlichkeiten von den Sachen ſelber ab,
Urtheilt, ſchließt, begehrt und ſcheuet, durch dich flieht er Tod und Grab.

Wer kann jedes Wunderwerk deiner Liebe gnug erheben?
Unglück machſt du uns zum Glück, du belebeſt unſer Leben.
Zweifler! rührt euch nicht die Liebe; o! ſo fürchtet Gottes Macht,
Zittert wie verſcheuchte Sklaven, wenn des Herren Grim̃ erwacht.

Schaut! der Mittag ſchwärzet ſich, ſchaut! es ſchwärmen ſchon die Eulen;
Schrecken überfällt die Luft, hört ihr ängſtlich holes Heulē;
Seht, wie dort der Sturm die Felſen als zerbrechlichs Glas zerſchmeißt,
Ganze Wälder wirbelnd drehet und wie Fäden ſie zerreißt.

Düſtrer Wolkē Berge ziehn ſich mit Ungeſtüm zuſam̃en,
Schaut! aus ihrer ſchwarzen Kluft brechen Ströhme reger Flammen;

Wald und Fluren ſtehn im Feuer, und die Glut zerſprengt das Land;
Krokodille, Löwen, Drachen, fliehen zitternd Dampf und Brand.

Wälder ſtarker Maſten ſtürzt die erregte Wut der Wogē,
Auf den Trüm̃ern eines Bretts kom̃en Menſchē angeflogen,
Die der Sturm nebſt Steur und Seegeln zu der Wolken Höhe ſchwingt,
Bis ſie ſchnell der ſchwarze Rachen des ergrimmten Meers verſchlingt.

Sagt, wer in den Wolken rollt? ſprich, wer brauſet in den Stürmen?
Zweifler, wer befiehlt der Fluth, wie Gebürge ſich zu thürmē,
Donner, Meer und Stürme rufen dir mit holem Brüllen zu:
O verwegenes Geſchöpfe! dieß iſt Gott, was zweifelſt du?

Deine Thatē ſollen ſtets, Herr! in meinem Munde ſchallē;
Aber laß dir nur die Schwachheit eines Wurmes wohlgefallen;
Herz! belebe durch dein Klopfen meinen ohnmachtsvollen Sinn,
Spritz die Triebe, die du fühleſt, durch das Blut den Lippen hin.

Nein, umſonſt! die Zunge bebt; nein! mein Lob iſt zu geringe,
Herr! verſchmäh die Thränen nicht, die ich dir zum Opfer bringe,
Sieh auf dieſe Liebesfluten! ſieh der Seelen Regung an,
Die ſie ſelber zwar empfinden, aber nicht beſchreiben kann!

Werd ich deines Thrones Glanz einſt mit Ehrfurchtsvollem Grauen,
Und die Wunder deiner Macht mit verklärten Augen ſchauen;
Werd ich einſt zu deiner Seiten mit dem Heer der Geiſter ſtehn,
O! wie ſoll die frohe Seele würdiger dein Lob erhöhn.

E. C. v. K.

* *

Gedanken
über die Vortheile, welche uns unſre Feinde verſchaffen.

Man hat uns Menſchen ſchon ſeit vielen Jahrhunderten den Vorwurf gemacht, daß wir die wenigſten Dinge von allen Seiten betrachten. Unſre Feinde gehören unſtreitig in die Reihe derſelben. Sie fallen uns bloß ſo in die Augen, wie ſie uns von unſrer gekränkten Eigenliebe vorgeſtellet werden. Die natürlichſten Vorurtheile bereden uns, daß wir befugt ſind, ſie als die Störer unſrer Ruhe, und als die Urſachen unſrer traurigen Gedanken zu haſſen. Gleichwohl finde ich, nach einer kleinen Ueberlegung, daß ſie uns weit nützlicher, als unſre Freunde ſind. Indem ich dieſes ſchreibe, ſo erinnere ich mich, an alle die ſchönen Bilder, die ich jemals in den Schriften der Dichter, und andrer Scribenten, von der Freundſchaft geleſen habe. Sie ſind ſo prächtig und einnehmend, daß ich noch bis auf dieſe Stunde unter dem Endlichen, nichts reizenders, nichts koſtbarers, als einen wahren, und ſo genannten philoſophiſchen Freund, zu denken weis. Allein ich bin, bey verſchiednen Glücksumſtänden, und nach einer Erfahrung, von mehr, als funfzig Jahren, noch nie ſo glücklich geweſen, nur einen einzigen anzutreffen, dem ich dieſes Beywort, ohne Schmeicheley, beylegen könnte. Ich ſelbſt müßte eine ziemlich parteyiſche Hochachtung von meinen Vollkommenheiten haben, wenn ich mir einbilden könnte, daß ich, bey meinem Leben in der groſzen Welt, einen Freund, nach der ſtrengſten und koſtbarſten Erklärung, vorgeſtellt hätte. Es ſcheint, als ob der Menſch nicht dazu gemacht wäre, auf dieſer Schaubühne, ſo eine ſchöne Rolle zu ſpielen; und es haben ſchon viele Moraliſten geglaubt, daß man die Originale der angenehmen Beſchreibungen, in einem andern Wandelſterne, als auf unſrer Erde, ſuchen müßte. Ich habe verſchiedene Freunde gehabt. Ich weis wohl, daß mich der meiſte Theil derſelben, aus ſolchen Urſachen liebte, die meinem Koche weit mehr Ehre, als mir brachten; ich weis aber auch eine kleine Anzahl von der Menge abzuſondern, welcher ich weit reinere Abſichten, und den gewöhnlichen Adel in der Freundſchaft zugeſtehen muß. Dennoch dünkt mich, da ich itzo, aus meinem Gartenhauſe, nach einer verlaßnen groſzen Stadt, ohne Vorurtheile zurück ſehe, daß ich meinen Feinden weit mehr Dank, als meinen beſten

Freunden ſchuldig bin. Ich bilde mir gar nicht ein, bey Entdeckung dieſer meiner Gedanken, eine neue Wahrheit vorzutragen; ich glaube aber auch, daß es eine Wahrheit iſt, die uns bey vielen Gelegenheiten, ſehr gelaſſen und verehrungswürdig machen müßte, wenn wir ſie fleißig überdächten. Ich werde alſo für meine kleine Arbeit, ſattſam belohnt ſeyn, wenn ich nur einen einzigen meiner Mitbürger unterrichte, aus welchem Geſichtspuncte er ſeine Feinde betrachten ſoll?

Indem ich von Feinden rede: ſo verſtehe ich darunter diejenigen Leute, welche uns theils aus Neid, theils aus Schmähſucht, theils aus Eigennutzen, theils aus allen dreyen Gründen zuſammen, allerhand Böſes nachreden, und unſern guten Namen, ſo wohl heimlich, als öffentlich durch vergrößerte, oder wohl gar erdichtete Fehler, anfallen. Vor andern Feinden, welche mit Gewalt und Liſt nach unſern Gütern, oder mit mörderiſcher Hand, nach unſerm Leben trachten, wiſſen uns die weiſen Einrichtungen unſrer Geſetze, und das Schwerdt der Rache meiſtentheils zu ſchützen. Wider die Anfälle der erſtern aber, hat noch kein Lykurg eine ſattſam ſtarke Mauer erfunden, und der ehrlichſte Mann iſt vor ihren Bosheiten ohne Bedeckung.

Es iſt alſo weiſer, daß man aus ihrer Aufführung einen Nutzen zieht, als daß man über ihre Läſterungen jammert, kleinmüthig wird, und oft aus Ungeduld über die Einrichtung der ganzen Welt murret. Und wie leicht iſt es nicht einzuſehen, daß unſre hitzigſten Feinde weit mehr zu unſrer wahren Glückſeligkeit, als unſre beſten Freunde beytragen. Wir dürfen nur unterſuchen, welche von beyden uns am nächſten zur Tugend führen: ſo wird uns in der Sache kein Zweifel übrig bleiben.

Ich bin nicht geſonnen, ein moraliſches Lehrgebäude auszuplündern; ſonſt würde ich hier beweiſen, daß uns die Tugend allein glücklich, oder wie man es nennen will, zufrieden machen könne. Mit Leuten, welche hiervon nicht völlig überzeugt ſind, rede ich hier nicht. Ich will nur mit wenig Worten erinnern, daß wir, ohne eine genaue Selbſterkenntniß aller unſrer Neigungen, unſrer Wünſche, Endzwecke, Handlungen, Fehler und Meynungen, von der Tugend nicht viel mehr, als den Namen werden kennen lernen. Wer giebt uns aber zu dieſer ſtrengen und unparteyiſchen Prüfung die beſte Anleitung? Wer bildet unſer Gemüthe am wirkſamſten zur Beſcheidenheit, Demuth, Selbſtverleugnung, Geduld, Menſchenliebe und Großmuth, als wodurch wir ganz allein vor den weiſeſten Augen der Welt einen Werth erhalten? Sind es unſre Freunde oder Feinde? Freylich ſollten es die erſtern ſeyn. Allein ich berufe mich auf die Erfahrung aller dererjenigen, welche die Charaktere ihrer Freunde einmal ernſthaft überdacht haben. Schmeichler, welche unſern Staub lecken, welche uns nicht nur, wegen eines glücklichen Zufalls, woran unſer Verſtand keinen Antheil hat, ſondern ſo gar wegen unſrer Fehler, zu vergöttern wiſſen, ſind in meinen Augen viel zu nichtswürdig, als daß ich mich bey ihnen aufhalten ſollte. Sie verdienen nichts, als Verachtung, wenn ſie auch ihre Niederträchtigkeit in den feinſten Witz einkleiden, und da nur die blödſinnigſten und gebrechlichſten Gemüther dieſes kriechende Ungeziefer vertragen können: ſo will ich ſo billig ſeyn, und keinem rechtſchaffenen Manne zutrauen, daß er einen einzigen Schmeichler unter ſeinen Freunden habe.

Allein, werden uns unſre Freunde deswegen allezeit die Wahrheit ſagen? Werden ſie ſo viel Muth haben, unſern Zorn durch ihre Aufrichtigkeit zu erwerben? Werden ſie beſtändig ſo edel ſeyn, unſre Ehre für koſtbarer, als unſre Gewogenheit zu halten? Wie gern wollte ich ja antworten, aber wie ſehr müßte ich meiner Erfahrung widerſprechen! Ich glaube, daß es an rechtſchaffenen Gemüthern in der Freundſchaft nicht fehlet, welche beherzt genug ſind, uns von offenbaren Laſtern abzumahnen, und uns unſre groben Fehler, mit Beſcheidenheit und Vernunft zu verweiſen. Aber weiter wird ſich ihre Aufrichtigkeit nicht erſtrecken. Unſre Schwachheiten, unſre faſt unmerklichen Ausdünſtungen der Eigenliebe, daß ich mich ſo ausdrücke, die erſten Anfänge zu entſetzlichen Vergehungen, werden ſie, wegen eingewurzelter Vorurtheile von unſern Verdienſten, gar nicht ſehen, oder uns doch dieſelben aus Liebe vergeben. Gleichwohl iſt die geringſte Schwachheit, doch eine Schwachheit. Sie entfernet uns in einem gewiſſen Grade von der Tugend, und es iſt unmöglich, daß ſie nicht täglich anwachſen ſollte, wenn wir ſie nicht zu dämpfen ſuchen. Niemand geht in dieſem Stücke aufrichtiger mit uns um, als unſre Feinde. Ihre ſcharfſinnigen Augen überſehen uns nicht das geringſte, und es liegt gewiß nicht an ihnen, wenn wir die verborgenſten Triebfedern unſrer Handlungen nicht erkennen, und uns mit eingebildeten Vollkommenheiten einſchläfern wollen. Die Wahrheit zu geſtehn, können wir dieſen Liebesdienſt auch eher von ihnen, als von unſern Freunden vertragen. Der Unterſchied der Abſichten, welche beyde bey Entdeckung unſrer Fehler haben, kann uns nicht bewegen, den letztern geſchwinder, als den erſtern zu vergeben, und der ſanftmüthige Mund eines tadelnden Freundes ſcheint unſre Eigenliebe weit mehr, als die raſenden Läſterungen eines ſchmähſüchtigen Feindes, zu erniedrigen. Dieſe lächerliche Zärtlichkeit wird uns einigermaßen zu vergeben ſeyn, wenn wir uns nur endlich die Bosheiten unſrer Widerſacher zu Nutze machen, ihre Beſchuldigungen gelaſſen unterſuchen, uns daraus beſſern, und aus ihrer unbändigen Wuth dasjenige zu unſerm Beſten bemerken wollen, wozu uns die Furchtſamkeit unſrer Freunde, und das Bewußtſeyn ihrer eignen Mängel, gar ſelten Gelegenheit giebt. Die ungerechten Vergröſſerungen, oder ſelbſt die unverſchämteſten Erdichtungen von Fehlern und Verbrechen können uns an dieſer Pflicht, und an dem daraus entſpringenden Vortheile nicht hindern. Nur unſern Feinden gereichen ſie zur Schande, und es liegt an uns, wenn ſie nicht ſelbſt zu unſrer Glückſeligkeit das Ihrige beytragen.

Der Menſch ſcheint dazu verſehen zu ſeyn, die wahre Abbildung ſeines Gemüths niemals zu Geſichte zu bekommen. Er darf ſich nicht ſelbſt malen, wenn er das Urbild treffen will. Der frechſte

Schmeichler iſt beſcheidner, als ſein Herz, und die ſanften Bewegungen der Eigenliebe verfälſchen alle ſeine Vorſtellungen. Wir ſind bisweilen gerecht genug, an unſre Fehler zu gedenken, noch ehe uns ihre Wirkungen die Augen geöffnet haben. Allein wie ſinnreich wiſſen wir zu unſrer Ruhe, tauſend Entſchuldigungen zu finden? Wir ſagen wohl ſelbſt etwas Böſes von uns, aber bloß darum, damit wir den Augenblick darauf, auch etwas Gutes ſagen dürfen. Vielleicht werden alſo unſre Freunde in der Abbildung unſers Charakters glücklicher ſeyn. Auch dieſe betriegen ſich und uns, ich will aus Menſchenliebe hinzuſetzen, wider ihren Willen. Sie gehen allzu zärtlich mit uns um. Sie verlieren, theils durch das Gute, das ſie bey uns genießen, theils durch den täglichen Umgang, theils durch die Aehnlichkeit, die ſie mit unſern Neigungen haben, die Empfindlichkeit über unſre Schwachheiten. Sie ſchmeicheln uns mehr, aus Irrthum und Liebe, als aus Niederträchtigkeit. Unſer Eigenſinn wird in ihrem Munde zum guten Geſchmacke, unſer Hang zu ſinnlichen Ergetzlichkeiten zur Freygebigkeit, unſre Weichlichkeit zur Menſchenliebe, unſer Ehrgeiz zur Großmuth, und eine mäßige Erkenntniß in den Wiſſenſchaften zu einer gründlichen Gelehrſamkeit. Unſre Feinde ſtellen uns ganz anders vor. Alle unſre Tugenden werden unter ihren Händen unſichtbar, und unſre geringſten Schwachheiten zu unverzeihlichen Verbrechen. Der kleinſte Gedächtnißfehler machet uns zu unwiſſenden Barbaren, eine ernſthafte Mine zu aufgeblaſnen Thoren, ein munteres Geſicht zu Sklavon der Wolluſt, und ein einziger Vernunftſchluß zu Atheiſten. Lauter übertriebene, lauter falſche Vorſtellungen von unſrer Gemüthsart.

Doch welche kann uns am wenigſten ſchaden, und am meiſten helfen? Eine kurze Unterſuchung wird uns die Antwort in den Mund legen. Durch die Abbildung, die wir uns von uns ſelbſt, oder die uns unſre Freunde machen, erblicken wir Vollkommenheiten, die wir nicht beſitzen. Wir ſind indeſſen ſo gutherzig, uns dieſelben zuzueignen; denn wer iſt im Zweifeln jemals ſo weit gegangen, daß er den Ausſpruch ſeines Herzens, und das Zeugniß ſeiner beſten Freunde über ſeinen Werth in Verdacht gezogen, oder, wenn es weit gekommen, dieſen Verdacht länger, als einige Minuten genähret hätte? Dieſes iſt der Grund, warum wir niemals zu der eingebildeten Größe gelangen können. Wir werden ſchläfrig; wir gehen in der Tugend nicht weiter fort, und folglich kommen wir zurücke. Wir hören auf, auf uns ſelbſt Achtung zu geben, und machen uns bey klugen Leuten lächerlich, und verächtlich, wenn wir auch den ſchmähſüchtigen Pöbel, durch unſer Anſehen, oder durch unſre Glücksgüter, in Furcht, oder im Solde zu erhalten wiſſen. Mit einem Worte, es iſt nicht gut, daß man uns ſchöner malet, als wir ſind.

Wir ſind weit eher fähig aus den häßlichen Bildern, welche unſre Feinde von uns ausſtreuen, einen Vortheil zu ziehen, und uns durch eine geſetzte und männliche Betrachtung derſelben der Tugend, und folglich unſrer Zufriedenheit, zu nähern. Die erſten

Eindrücke, welche ſie in das zarte Gefühle unſrer Eigenliebe machen, werden freylich ſehr unangenehm ſeyn; allein ſie werden uns auch, wenn wir nur wollen, zu dem edelſten Vergnügen verhelfen. Sollte es nicht möglich ſeyn, daß wir einige von den uns beygelegten Fehlern an uns hätten? Wir müſſen uns nicht ewig ſchmeicheln, und können uns in dieſem Falle am erſten auf unſre Feinde verlaſſen. Wollen wir aber aus Eigenſinn, aus Halsſtarrigkeit, oder Kleinmuth ein Mittel verwerfen, wo wir etwas Wahres an uns können einſehen lernen? Wollen wir dieſen Anfang zu unſrer Beſſerung verſäumen: ſo wird ſie ſelbſt niemals zu Stande kommen. Doch geſetzt unſre Feinde vergröſſern unſre Schwachheiten unendlich, durch ihre Bosheit; geſetzt ihre ſchamloſe Niederträchtigkeit geht ſo weit, daß ſie uns Flecken andichte, wovon wir völlig rein ſind; kann man ſich auch da noch ihre grauſamen Beleidigungen zu Nutze machen? Warum nicht? Man beſänftige nur die erſten Empfindungen ſeiner angefochtenen Leidenſchaften! man höre mehr auf ſeine Vernunft, als auf das nichts bedeutende Getöſe des Pöbels: ſo wird man auch durch dieſes Mittel, ſeine Zufriedenheit anbauen. Wir haben die Flecken, die Laſter, die Verbrechen deswegen nicht an uns, wenn ſie uns gleich von unſern Feinden aufgebürdet werden. Wenn wir geſund ſind: ſo können zehen unwiſſende oder boshafte Aerzte in der Stadt ausſtreuen, daß wir das Fieber, und alle mögliche Krankheiten haben, es wird uns deswegen nichts ſchaden. Iſt es aber kein Vergnügen, wenn wir bey genauer Prüfung wahrnehmen, daß wir wirklich edler, gerechter, mäßiger und weiſer ſind, als wir von gallſüchtigen Leuten abgemalet werden? Iſt es nicht rühmlich für unſre Tugend, daß man ſeine Zuflucht zu tückiſchen Erfindungen, zu Lügen und zu Läſterungen nehmen muß, wenn man die Welt von unſrer Schändlichkeit überführen will?

Gleichwohl wird es uns ſehr dienlich ſeyn, wenn wir alle Schmähungen unſrer Feinde genau überdenken, und die ſchimpflichen Gemälde, die ſie von uns verfertigen, nach allen Theilen betrachten. Wir können uns hierdurch im Voraus verwahren, denſelben jemals ähnlich zu werden. Denn es iſt leicht, in die Fehler zu verfallen, die wir noch nicht an uns haben, und nichts kann uns eher in das Verderben ſtürzen, als die Sicherheit.

Doch was wird die Welt dazu ſagen? Bin ich meinem Läſterer auch Dank ſchuldig, wenn er mich in der Stadt zum Gelächter, und meinen Namen vielleicht gar bey der Nachwelt verächtlich macht? Gedulde dich, mein Freund! er wird nicht bis auf die Nachwelt kommen. Es ſteht bloß bey dir, ihn zu Schanden zu machen. Du darfſt nur gerecht und weiſe leben. Rechtſchaffene Leute ſind nicht leichtgläubig. Sie glauben deinen Feinden ſo wenig, als deinen Freunden. Sie richten dich ganz allein, nach deinen Thaten, und ihre Hochachtung gegen deine Tugend vermehret ſich, wenn ſie dich, wider dein Verſchulden leiden ſehen. Das Urtheil des gemeinen Volks aber, iſt von keiner Wichtigkeit. Dieſer gedankenloſe Haufe weis ſelbſt nicht, wo er hingeriſſen wird, und du biſt zu tadeln, wenn du einen Werth auf ſeinen Beyfall legeſt.

Darf man aber den ſchmähſüchtigen Tadel, der wider uns vorgebracht wird, nicht einmal widerlegen? Ich will dieſes Mittel, ſeine Unſchuld zu retten, nicht ganz verwerfen. Es giebt gewiſſe Arten der Läſterer, welche freylich durch unſer Stillſchweigen frecher und unverſchämter werden. Allein eben dieſe Leute nehmen oft aus der beſcheidenſten und vernünftigſten Verantwortung Gelegenheit, ihre Bosheiten fortzuſetzen. Ich glaube, man büßet niemals dabey ein, wenn man ſie großmüthig anhöret, und ſeine ganze Widerlegung, in den Vorſatz, ſich täglich mehr und mehr zu beſſern und vollkommener zu machen, einſchränket. Ich erinnere mich niemals, ohne Vergnügen, an eine kurze Antwort Anaximanders, welche aber von einer ſehr edlen Seele zeuget. Man hinterbrachte ihm, daß ſich ſo gar die Kinder durch allerhand Geſpötte, über ſein ſchlechtes Singen, luſtig machten. **Gut**, ſagte er, **ſo muß ich beſſer ſingen lernen.** Eine ſolche Aufführung verurſachet, daß uns unſre Feinde wider ihren Willen dienen müſſen; ſie iſt für unſre Gemüthsruhe am bequemſten; ſie verkürzet die ohnedem kurze Dauer der vorgebrachten Schmähungen, und kränket ihre Urheber am bitterſten, weil ſie ihre Abſichten zerſtöret.

Da wir ſo leicht nicht eher Feinde haben, als bis wir anfangen, glücklich zu werden: ſo wird es der Mühe werth ſeyn, wenn wir betrachten, daß ſie uns bey dem Glücke unentbehrlich ſind, wenn wir anders der Hochachtung des ſchätzbaren Theils der Welt würdig bleiben wollen. Niemals iſt unſer Herz verrätheriſcher gegen uns, als wenn wir in dem Beſitze unſrer liebſten Güter ſind. Es fließt von tauſend Schwachheiten über. Die gegenwärtige Einrichtung der Welt gefällt uns, und gleich darauf gefallen uns auch alle unſre Handlungen. Dieſes iſt das gewiſſeſte Mittel, uns bey weiſen Leuten verächtlich zu machen, und ſie auf die Muthmaßung zu bringen, daß ſich unſer kleines Herz in den Umfang unſers Glücks nicht zu finden weis. Wir machen dieſe Vermuthung in kurzer Zeit zur Gewißheit. Wir werden ſtolz, ſchwindlich, und hören nicht eher auf, auf unſrer Höhe herum zu taumeln, als bis wir in die Tiefe ſtürzen. Wie heilſam iſt uns alſo bey unſerm Glücke eine gute Anzahl von Feinden! wie vorſichtig wird uns die Vorſtellung machen, daß unſre Widerſacher auf alle unſre Minen, Reden und Handlungen Achtung geben, ja mit ihrem frechen Verdachte ſehr oft bis in unſre Gedanken dringen! Wir werden uns mit uns ſelbſt bekannt machen. Mitten unter dem Getöne, welches von hungrigen und blöden Lobrednern zu unſerm Ruhme erſchallen wird, werden wir an unſre Schwachheiten denken. Wir werden demüthig und liebenswürdig bleiben, und man wird ſchon einen großen Grad der Bosheit beſitzen müſſen, wenn man uns etwas Böſes nachreden will.

Wer giebt uns endlich beßre Gelegenheit, als unſre Feinde, den prächtigen, den unſchätzbaren Namen eines Großmüthigen zu verdienen? Kein

Titel macht uns verehrungswürdiger, als dieſer, aber keiner iſt auch ſchwerer zu erlangen. Ich glaube, daß es ein Misbrauch iſt, wenn man denjenigen damit beleget, welcher ſeine Freunde mit Wohlthaten überhäufet. So löblich dieſes auch iſt: ſo gehöret doch zu der Großmuth eine weit gröſſere Stärke der Seele. Ich weis nicht einmal, ob ich die thätigſte Menſchenliebe gegen Unbekannte mit dieſem Namen zieren darf. Man muß ſeinem bosbafteſten Feinde vergeben können; man muß ihn, wenn Würdigere darunter nicht leiden, mit Wohlthaten überſchütten; man muß ſich durch ſeinen Undank an dieſem Bezeigen nicht hindern laſſen; man muß ſeiner Gutthaten niemals erwähnen, und keine andere Rache, als ſeine Beſſerung, ſuchen. Wenn man dieſes ohne Heucheley thut: ſo kann man einen billigen Anſpruch auf den Titel der Großmuth machen. Haben wir Urſache, diejenigen zu haſſen oder zu verfluchen, welche uns zu dieſer Ehre behülflich ſind, wenn es auch durch ihre Bosheit ſeyn ſollte?

Ich will nicht weitläuftig ſeyn, ſonſt würde ich eine Reihe der ehrwürdigſten Männer aus dem Alterthume anführen, welche ohne ihre Feinde, zu der Größe, in welcher wir ſie erblicken, nicht würden gelanget ſeyn. Die Schickſale unſerer neuern Weltweiſen beſtätigen dieſes auf das deutlichſte. Es iſt ungewiß, ob ſie ohne ſo tückiſche und viele Feinde, zu ſo aufrichtigen und anſehnlichen Anhängern gekommen wären. Möchten wir doch an dieſe Vortheile, welche uns unſre feindſeligen Mitbürger verſchaffen, öfterer gedenken! Wir würden die verborgnen

nen Klüfte unſers Herzens weit beſſer einſehen lernen. Wir würden ſelbſt zur Freundſchaft weit geſchickter werden. Die Wunden unſers Nächſten würden uns ſchmerzen. Wir würden unſern Mitbrüdern alles, und uns nichts vergeben. Eine beſtändige Aufmerkſamkeit auf alle unſre Gedanken und Handlungen, würde unſre Eigenliebe lobenswürdig, unſern Umgang geſellig, und demüthig, alle unſre Entſchlieſſungen großmüthig, und unſer Leben ruhig machen.

Habet Dank ihr, meine Feinde! durch eure Hülfe habe ich die Welt, meine Freunde und mich ein wenig kennen lernen. Ohne euch würde ich vielleicht den ſtolzen Ausſpruch thun, daß ich dieß alles vollkommen kennte! Nach euren Vorbereitungen hoffe ich den Reſt meines Lebens vergnügt zuzubringen. Wie ſolltet ihr meinen Haß verdienen! nur eine einzige Art von euch werde ich verabſcheuen, von welcher Tacitus ſaget: Peſſimum inimicorum genus laudantes.

* *

Der
vernünftige Rechtsgelehrte.

Sagt, Freunde, denen es durch vielen Fleiß gelungen,
Daß ihr ins Heiligthum Aſträens eingedrungen,
Iſts möglich, daß ein Geiſt, der Witz und Denken liebt,
In eurer Wiſſenſchaft ſich mit Vergnügen übt?

Sagt, womit kann uns wohl das Chaos von Geſetzen,
Verwirrt, voll Dunkelheit, voll innern Zwiſt, ergetzen?
Durch was für Wolluſt wird der müde Fleiß geſtärkt,
Wenn das Gedächtniß nur zerſtreute Sätze merkt?
Was wirket der Verſtand, wenn wir für Grund und Schlüſſen,
Nur auf des Lehrers Wort die Lehren glauben müſſen?
Wenn ein bewährter Mann dem andern widerſpricht,
(Der Beyfall des Gebrauchs fehlt keiner Meynung nicht);
Wenn man hier billig heißt, was man dort ſtrafbar nennet;
Hier zu gelinde ſpricht, und dort zu ſcharf erkennet;
Wenn man der Meynung folgt, die die Vernunft verdammt,
Nur weil ſie auf uns her von unſern Vätern ſtammt;
Mit der Gerichte Brauch, mit jedes Dorfes Sitten,
Der Ordnung jeder Stadt, ſich muß den Kopf zerrütten;
Und wenn zuletzt die Frucht von ſoviel Arbeit iſt,
Daß man im dicken Stoß verworrner Acten liſt?

So, Freunde, hör ich oft zu kühne Spötter richten.
Beurtheilt, kann dieß Blatt wohl ihren Wahn vernichten?

Geſetze müſſen ſeyn, ſonſt kann kein Staat beſtehn.
Weswegen will man denn die, ſo ſie lernen, ſchmähn?
Vielleicht iſt das allein ein Fleiß für kleine Seelen,
Wo Einſicht und Verſtand zu größern Dingen fehlen.
Geſetzt, es wär ſo: wird denn wohl der verlacht,
Der auch mit kleiner Müh, für andrer Glücke wacht?
Und lobte man vielleicht an ihm mit beſſerm Rechte,
Wenn er durch größern Fleiß geringern Nutzen brächte?
Doch, Tadler, glaubet nicht, der Rechte Wiſſenſchaft
Erfordre wenig Fleiß, und nur geringe Kraft.

Nicht alle lernen ſie in ihrem Umfang kennen,
Die ihre Schüler ſind, ja die ſich Lehrer nennen.
Der glaubt, im alten Rom, wo ſich ihr Quell verſteckt,
Sey alles, was man nur zu wiſſen braucht, entdeckt.
Ein andrer, der ſich nie vom Nutzen will entfernen,
Wird nur den Schlendrian der goldnen Praxis lernen;
Und beyder dummen Fleiß verlacht ein tiefer Geiſt,
Der der Geſetze Grund, wie ein Euklides, weiſt.
Doch alle fehlen hier, und keiner würde fehlen,
Wollt er des andern Fleiß ſich auch zum Beyſpiel wählen.
Mit Recht wird Griechenland, mit Rechte Rom verehrt;
Dieß hat die Welt regiert, und jenes ſie gelehrt.
Mit Rechte fraget man, zum Nutzen ſtets beſchäfftigt,
Ob das, was man erlernt, auch der Gebrauch bekräftigt.
Mit Recht ſucht man von dem, was ein Geſetz gebeut,
Den unbewegten Grund in ewger Billigkeit.
Doch ſoll man nirgends nicht den wahren Weg verlieren:
So muß uns Alterthum, Gebrauch und Schließen führen.

So viel umfaßt ein Geiſt, der ſich Aſträen weiht,
Geſtärket durch Vernunft, wie durch Gelehrſamkeit;
Die zeiget ihm den Weg, den man vor ihm gewählet,
Die führet ſeinen Schritt, wo ihm ein Führer fehlet.

Denn damit ſchmeichle ſich kein ſchläfriger Verſtand,
Daß er nur alles weis, was man vor ihm erkannt.
Viel konnte man vor uns in feſte Regeln binden;
Viel müſſen wir anitzt ſelbſt denken, ſelbſt erfinden,

Hier ſchränkt man den Verſtand zu weiter Vorſchrift ein;
Den eingeſchränkten Satz macht man dort allgemein;
Erklärt, was dunkel iſt, verſöhnt, was ſcheint zu ſtreiten;
Läßt, wo kein Fürſt befiehlt, von der Natur ſich leiten.
Was dieſer Staat verlangt, ſchickt ſich für jenen nicht,
Was ſonſt verbothen war, wird itzund oft zur Pflicht.
Unendlich iſt die Zahl von ſtets verſchiednen Fällen,
Man ſieht ſich manchen Band gehäufter Sprüche ſchwellen.
Vergebens lernt daraus des Anſehns träger Knecht:
Ein neuer Umſtand kömmt, und heiſcht ein neues Recht.
Verwegner Bosheit Trotz muß man beherzt beſiegen,
Mit Klugheit hindert man der ſchlauen Liſt Betriegen,
Beſtimmt des Beyfalls Maaß, wenn man den Zeugen hört,
Ob er voll Dummheit irrt, vell Trug uns falſch belehrt,
Lernt, wie die frevle Liſt verborgner Uebelthaten
Durch manches Zeichen ſich der Rache muß verrathen.
Dieß alles braucht Verſtand. Umſonſt iſt deſſen Fleiß,
Der, was man ihm geſagt, nur nachzuſprechen weis.

Wahr iſt es, daß ein Schwarm Aſträen ſcheint zu ehren,
An Zahl den Fliegen gleich, die ſich im Sommer mehren,
Für ſich gedankenlos, von fremder Meynung voll,
(Nur hat er noch Verſtand, wenn er betriegen ſoll),
Der nie nach Billigkeit, nie nach Vernunft getrachtet,
Vom Pöbel ſtets gehaßt, vom Weiſen ſtets verachtet.
Doch wer iſt, der ſo ſchlecht den Werth der Dinge kennt,
Daß er ein ſolches Volk Aſträens Freunde nennt?
Wo iſt die Wiſſenſchaft, da nicht der Thoren Menge
Sich zu der kleinen Zahl von wahren Weiſen dränge?

Wie aber, flieht nicht der, der ſichre Kenntniß liebt,
Die Kunſt, wo ſteter Zank die größten Meiſter übt,
Und wider einen Spruch, der auf das Recht ſich ſtützet,
Ein andrer Spruch erſcheint, den auch das Recht beſchützet?
Bisweilen wankt das Recht, ich räum es willig ein;
Doch öftrer wird die Schuld nur an dem Lehrer ſeyn.
Ein Geiſt von Wahrheit voll, gewöhnt zu ſcharfen Schlüſſe,
Entdecket da Beweis, wo andre glauben müſſen,
Und wo ihm das Geſetz vielleicht zu dunkel ſpricht,
Verſagt die Billigkeit ihm ihren Ausſpruch nicht.
Durch ein verdreht Geſetz, durch ein verwirrt Erzählen,
Glückt es dem Zänker nicht, ihm Beyfall abzuſtehlen.
Durch ihn wird ſelbſt das Recht, das ſo verworren ſcheint,
Ein ordentlicher Bau, wo alles ſich vereint.
Er ſieht, wie ein Geſetz ſich ſtets im andern gründet,
Den Menſchen die Natur, der Staat den Bürger bindet;
Er kennet, er verehrt die Weiſen jener Zeit,
Wie ſie, an Einſicht ſtark, und voll Gerechtigkeit,
Vergleicht man ſie mit ihm, nach weit entfernten Jahren,
Wird das ihr Vorzug ſeyn, daß ſie ſein Muſter waren.
Er wirkt der Menſchen Glück durch Tugend und Verſtand;
Nun urtheilt, wird er wohl verehrungswerth erkannt?

Gedanken
über die Erlernung der Geſchichte.

Der Nutzen und Vortheil, welcher uns durch die Erlernung der Geſchichte zu Theil wird, rechtfertiget den unverdroßnen Fleiß, welchen die Verehrer derſelben darauf wenden. Sie haben in die Aufnahme der Wiſſenſchaften, und in die Glückſeligkeit nicht nur eines Menſchen ins beſondere betrachtet; ſondern auch ganzer Völker und Staaten einen nicht geringen Einfluß: ja ſie ſind in vielen Fällen höchſt nothwendig und ganz unentbehrlich. Der daraus zu erwartende Nutzen würde viel allgemeiner ſeyn, woferne ſich alle, die ſich mit Erforſchung der Geſchichte beſchäfftigten, die daher zu erwartenden Vortheile bekannt machten; und ſie als eine zu erlangende Abſicht, dabey zum Grunde legten. Die Urſache davon iſt leicht zu finden. Die Art und Weiſe, auf welche man ſich die Geſchichte bekannt zu machen hat, wird durch die dabey gefaßte Abſicht beſtimmt; indem jene ein Mittel zur Erlangung dieſer abgeben ſoll. Wo dieſes aus der Acht gelaſſen wird, da iſt es nicht zu verwundern, wenn die Erforſchung der Geſchichte, ohne ſonderbaren Nutzen iſt. Wenn man die Regenten eines Staats zwar nach der Reihe erzählen kann; imgleichen deſſen Hauptveränderungen, die geführten Kriege, darauf erfolgten Friedensſchlüſſe; ferner den Urſprung und

Untergang eines Reichs ohne Anſtoß herzuſagen weiß; aber von dieſen allen weiter keinen Vortheil hat: ſo thut man außer Streit beſſer, man wende ſeine Zeit auf etwas anders, welches mehr Vortheil für uns nach ſich zieht. Wer ſiehe aber hier nicht, daß in dieſem Falle die Schuld nicht ſo wohl an den Geſchichten, als an ihren Erforſchern liegt?

Der größte Nutzen, welchen die Geſchichte nach ſich zieht, iſt wohl außer Streit die Erweiterung und Beförderung unſerer Erkenntniß. Eine jede Art derſelben kann uns hierzu ungemein behülflich werden. Alſo lernen wir aus der natürlichen Geſchichte Begriffe von denjenigen Dingen, welche die wirkſame Natur hervor bringt. Ein genaues Erforſchen derſelben entdecket uns Gründe, deren wir uns mit Vortheil in der Naturlehre bedienen können. Die politiſche Hiſtorie zeiget uns Beyſpiele, welche die politiſchen Wahrheiten erläutern und beſtätigen. Aus dieſer nehmen wir die Gründe zur Befeſtigung der Gerechtſamen eines Staats; und wir können über dieſes darinnen die Kunſt, einen Staat wohl und klüglich zu beherrſchen, entdecken. Einen dieſen ähnlichen Nutzen verſchaffet uns, in Anſehung der weiſen Einrichtung des Regiments in geiſtlichen Sachen, die Kirchengeſchichte. Gehen wir alle übrigen Arten der Geſchichte durch, ſo finden wir bey allen eben dieſen Vortheil. Legen wir bey deren Erlernung dieſe Abſicht zum Grunde, ſo handeln wir weislich, und niemand kann uns hierinnen mit Recht tadeln. Denn es iſt wohl kein edleres Unternehmen, als welches auf ein gründliches Wiſſen abzielet, und die Schärfe und Tiefe unſerer Erkenntniß vermehret.

Erlaubten uns die engen Schranken unſtres Verſtandes, das unermeßliche Feld der Wahrheiten ganz durchzuwandern; ſo würden wir nicht unrecht thun, wenn wir alle und jede Geſchichte zu erlernen ſuchten. Allein die ſchwachen Kräfte unſeres Verſtandes, die Kürze unſeres Lebens, und andere Hinderniſſe, welche unſerem Bemühen in Erforſchung der Wahrheiten oft zufälliger Weiſe im Wege ſtehen, wollen uns dieſes nicht verſtatten, und machen uns den Beſitz aller möglichen Erkenntniß ſtreitig. Wir müſſen uns mit einem geringen Maße derſelben begnügen laſſen, und folglich eine vor der andern erwählen. Die Regeln der Klugheit fordern hier von uns, diejenige für andern zu ſuchen, welche uns bey unſerer erwählten Lebensart am dienlichſten iſt. Diejenige Geſchichte nun, welche den zu erwählenden Wiſſenſchaften den meiſten Vorſchub thun, ſind vor andern zu erkieſen.

Ob ich gleich gegenwärtig eine Geſchichte vor der andern zu erlernen anrathe, und zu dem Ende eine Regel feſt zu ſetzen ſuche, nach welcher man ſich bey dieſer Wahl zu richten hat: ſo ſetze ich doch deswegen der Erlernung derſelben keine feſten Schranken. Meine Meynung iſt nur dieſe, daß man die nöthigen allezeit vorziehen ſoll. Die Nothwendigkeit aber und deren Grade ſind aus dem Nutzen der Wiſſenſchaften in Anſehung unſerer zu beſtimmen; nachdem nämlich dieſelben durch dieſe oder jene Art der Geſchichte mehr oder weniger befördert werden. Ich tadle aber hierdurch keineswegeſ diejenigen, welche ſich auch außer den nöthigern, jedoch ohne Verabſäumung dieſer, andere zu erlernen bemühen. Ich lobe vielmehr ihren Fleiß. Es wird niemals einiges Nachtheil bringen, wenn man ohne Verabſäumung des nöthigſten, noch ein mehreres erlernet. Oefters hat dasjenige, was wir ohne einigen Nutzen davon zu hoffen erlernet haben, durch unerwartete Vortheile unſern darauf gewandten Fleiß hinlänglich belohnet.

Wie viel an einem ordentlichen Verfahren bey allem, was wir lernen, gelegen iſt, das wiſſen diejenigen wohl, die nicht ohne Nutzen zu ſtudieren gewohnt ſind. Soll uns das, was wir uns bekannt machen, recht brauchbar und nützlich werden, ſo muß es zu gehöriger Zeit geſchehen. Ein gleiches hat man bey Erlernung der Geſchichte zu bedenken. Wir erlernen ſolche, vermöge desjenigen, was vorher geſaget worden, in der Abſicht, ſie zur Erweiterung unſerer Erkenntniß anzuwenden. Dieſe Erweiterung geſchiehet auf unterſchiedene Art. Wir können nicht nur Gründe aus denſelben nehmen, welche wir bey gründlicher Erkenntniß der Wahrheiten nöthig haben; ſondern ſie dienen auch, erkannte Wahrheiten dadurch zu erläutern. Sie zeigen uns über dieſes, wie wir die gefundenen Wahrheiten mit gehöriger Behutſamkeit und Geſchicklichkeit anwenden und brauchen ſollen. Ja es liegen auch in denſelben oftermals Wahrheiten verborgen, zu deren Erforſchung die Kräfte unſeres Verſtandes nicht hinreichend ſind: und indem wir ſolche darinnen finden, ſo dienen ſie zu Erweiterung der Wiſſenſchaften. Eine jede von dieſen Abſichſichten beſtimmt die Ordnung, welche man bey Erforſchung der Geſchichte zu beobachten hat. Geſchiehet ſolche in der Abſicht, nur Gründe daraus zu nehmen, die uns bey den zu erlernenden Wiſſenſchaften nöthig ſind, ſo müſſen wir ſie dieſen vorziehen. Erläutern ſie die Wahrheiten, ſo verbindet man ſie füglich damit. Niemals aber werden wir aus denſelben eine kluge Anwendung gewiſſer Wahrheiten machen lernen, woferne wir nicht dieſelben vorher kennen, und deutlich eingeſehen haben. Erweitern ſie aber eine Wiſſenſchaft, ſo wird eine geſchickte Verbindung mit dieſer gewiß nicht ohne Nutzen und Vortheil ſeyn. Wenn man nach Anleitung desjenigen, was vorher angeführet worden, eine richtige Abſicht gefaßt und eine geſchickte Wahl getroffen hat, ſo muß man bey Durchgehung der Geſchichte ſelbſten aus denſelben alles heraus ſuchen, was uns in Anſehung der gefaßten Abſicht Vortheil bringen kann. Die Mannigfaltigkeit derſelben erlaubet uns nicht, unſere Aufmerkſamkeit mit einerley Umſtänden zu beſchäfftigen. Wir gehen alſo diejenigen, welche in Anſehung unſers zu erlangenden Endzweckes ohne Nutzen ſind, billig vorbey, und halten uns nur bey denjenigen auf, welche uns nützlich ſind. Damit wir aber, bey Beurtheilung des nützlichen und nöthigen, der Gefahr zu irren nicht ausgeſetzt bleiben; ſo dürfen wir uns keinesweges ohne gute Wegweiſer in ein ſo weites Feld wagen. Dergleichen aber finden wir an den richtenden Begriffen und Sätzen. Mit was für Nutzen dieſelben hierbey zu gebrauchen ſind, das wird ſich durch ein Beyſpiel am beſten erklären laſſen. Ich ſetze den

Fall, man lieſet die Geſchichte, um aus denſelben zu erlernen, wie man ſich in jeden vorfallenden Umſtänden klüglich verhalten könne, man will alſo Regeln der Klugheit in denſelben ſuchen. In dieſer Abſicht wird uns der Begriff der Klugheit, und die in der Sittenlehre, vermittelſt deſſelben, feſtgeſetzten Kennzeichen davon die Arbeit erleichtern und nützlich machen. Ohne dieſes alles werden wir viele hierzu dienliliche Umſtände öfters aus den Augen laſſen. Die Klugheit beſteht in einer Fertigkeit, weislich erwählte Abſichten wohl auszuführen. Hierzu wird erfordert, daß wir alle vorkommende Umſtände bey unſeren Verrichtungen, ſo wohl die äußeren als die inneren, zu unſerm Nutzen zu gebrauchen wiſſen. Fallen uns Hinderniſſe vor, ſo müſſen wir ſie dergeſtalt aus dem Wege räumen können, daß ſie uns nicht hemmen. Aendert ſich das Anſehen der Sache unvermuthet, ſo müſſen wir uns leicht zu finden wiſſen. Dieſes alles zeiget uns, worauf wir bey Durchleſung der Geſchichte Achtung zu geben haben. 1) Iſt die Abſicht desjenigen ausfündig zu machen, deſſen Geſchichte wir leſen. 2) Muß man auf die Mittel ſehen, die zu deren Erlangung erwählet worden. 3) Hat man Achtung zu geben, ob ſich bey deren Ausführung viele unvermuthete Zufälle geäußert haben. 4) Wie dieſelben zum Nutzen angewendet worden. 5) Was für Hinderniſſe dabey vorgefallen ſind. 6) Wie denſelben begegnet worden. 7) In wie weit die gefaßte Abſicht zur Wirklichkeit gebracht worden iſt: und wenn dieſelbe entweder gar nicht oder doch nicht völlig ausgeführet worden; was 8) daran Schuld geweſen iſt. 9) Hat man über dieſes alles auf den Erfolg der Dinge Achtung zu geben, 10) denſelben deutlich einzuſehen, wie nämlich eines aus den andern entſteht. Denn daraus lernet man, was ſich zu einer jeden Verknüpfung in den menſchlichen Verrichtungen für Folgen ſchicken. Wer ſieht nun nicht aus dieſem Beyſpiele den herrlichen Nutzen, welchen uns die richtenden Begriffe und Sätze in dieſer Abſicht gewehren? Sie hindern alle Ausſchweifungen unſerer Gedanken; indem vermittelſt derſelben, unſere Aufmerkſamkeit nur dasjenige zu ihrem Gegenſtande faſſet, worauf ſie zu richten iſt. Es wird uns aber auch bey deren richtigen Anwendung nichts von demjenigen entgehen, was wir in den Geſchichten ſuchen; und wenn es auch gleich unter geringſcheinenden Umſtänden verborgen läge; indem wir durch ſie, als durch ein Vergrößerungsglas, dasjenige in denſelben erblicken, was wir ohne dieſelben nicht würden geſehen haben.

Aus dieſen offenbaret ſich zugleich, wie viele Scharfſinnigkeit und wie großer Witz bey nützlicher Erlernung der Geſchichte erfordert werde? Wie nöthig folglich in dieſer Abſicht diejenigen Uebungen ſind, welche dieſe Fähigkeiten unſerer Seele vermehren? Hierbey könnte man mir folgende Einwendung machen. Zur Erlernung derjenigẽ Wiſſenſchaften, aus welchen vorher angeführte Begriffe und Sätze genom̃en werden kön̄en, wird nicht wenige Zeit erfordert; über dieſes ſo wird eine lange Uebung nöthig ſeyn, ehe man zu einer rechten Fertigkeit gelanget, ſolche geſchickt und wohl zu gebrauchen. Soll alſo ſolches alles vor Erlernung der

Geſchichte vorhergehen, ſo wird man ſpat dazu gelangen, und der geſuchten Abſicht nicht vollkommen theilhaftig werden, wenn man nicht ſeine ganze Lebenszeit damit zubringen will. Gegenwärtiger Einwurf hat etwas wahres in ſich. Es iſt gewiß, daß man eine ziemliche Zeit nöthig hat, um ſich alle erforderliche Geſchicklichkeit zu der nützlichen Durchleſung der Geſchichte zu erwerben. Allein dem ungeachtet, ſo iſt doch gewiß, daß dieſes alles die Geſchichte ihrem Leſer erſt recht nützlich machet. Dem aber, welcher nicht ſo viel Zeit und Geduld hat, als nöthig ſeyn will, weis ich keinen beſſern Rath zu geben, als, daß er ſich ſolche Geſchichtſchreiber vor andern erwähle, welche bey deren Verfertigung eben die Abſicht zum Grunde geleget haben, um welcher willen er ſie durchzuleſen den Vorſatz gefaſſet hat. Von des erwählten Geſchichtſchreibers Geſchicklichkeit aber kann man in dieſem Falle nicht anders verſichert ſeyn, als daß man dem Urtheile angeſehner und gründlich gelehrter Männer trauet, weil man zu dergleichen genauen Prüfung nicht Wiſſenſchaft genug beſitzt. Hierbey kann ich nicht unerinnert laſſen, wie ſehr diejenigen irren, welche die Erforſchung der Geſchichte für eine Beſchäfftigung anſehen, welche für keinen, der auch nie einigen Unterricht in Wiſſenſchaften gehabt hat, zu hoch ſey. Ein ſolcher weis nicht, warum er ſie erlernet, und hat keinen weitern Nutzen davon, als deſſen gleich Anfangs gedacht worden. Es bleibt alſo wohl ausgemacht, ſoll anders die Zeit dabey nicht verſchwendet werden, ſo muß die gefaßte Abſicht ohne Tadel, und die Art ſie zu erlernen zu deren Erlangung ein hinreichendes Mittel abgeben. Leget man dieſe Regel in allen zum Grunde, und verfährt darnach, ſo wird ihre Richtigkeit durch die Erfahrung beſtätiget werden. Da aber ſolche ſehr allgemein, und alſo bey ihrer Anwendung in vorkommenden Fällen viel genauer zu beſtimmen iſt, ſo würde eine nähere und gründliche Ausführung in Anſehung der beſondern Abſichten ſehr nützlich ſeyn. Als, wenn man z. E. die Abſicht gefaßt hat, durch die Geſchichte, die Kunſt, einen Staat wohl zu beherrſchen, zu erweitern. Die Abſicht iſt gut und von großer Wichtigkeit; die Mittel dazu müſſen die Art und Weiſe abgeben, nach welcher man die Hiſtorie durchlieſt. Geſchiehet hier keine genauere Beſtimmung der vorher angeführten allgemeinen Regel, ſo wird ſie keinen hinlänglichen Vortheil ſchaffen: indem ſie mir nur zeiget, wie ich mich zu verhalten habe, wenn ich auf den rechten Weg kommen will, und dieſe Arbeit erleichtert ſie. Denn dadurch werde ich auf dasjenige geführet, worinnen das, was ich ſuche, enthalten iſt. Durch den deutlichen Begriff von den Mitteln, und der Glückſeligkeit eines Staats kann ich genau beſtimmen, wie ich mich bey Durchleſung der Geſchichte jederzeit zu verhalten habe. Wer dasjenige, was vorher von dem Nutzen der richtigen Begriffe und Sätze geſaget worden, wiederholet, der wird an dem allen nicht zweifeln können.

D. C. G. Weidlich.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

An Chriſtianen,

bey ſeinem kurzen Aufenthalte in Preuſſen, ſeinem Vaterlande.

Nein! ich kann es nicht beſchwören,
Daß ich dich recht ſtark gerührt.
Wenn uns noch die Kindheit führt,
Merkt man nicht auf Amors Lehren:
Dennoch ſchleicht des Knaben Schritt
Schon bey ſeines gleichen mit.

In das kindiſche Vergnügen
Miſcht er ſich vertraulich ein.
Alles ſoll dort Unſchuld ſeyn,
Unſchuld ſtreiten, Unſchuld ſiegen;
Jeder heißt es bloßen Scherz;
Gut! doch ſeht nur in das Herz!

Sage, holde Schöne, ſage:
Wie wohl deine Jugend war.
Merkte nicht dein zwölftes Jahr
Schon die Macht verliebter Klage.
Schreckt dich dieſes freye Wort:
Wirf es aus den Reimen fort!

Nenn es Freude, nenn es Spielen,
Heiß es deiner Kindheit Luſt.
Aber frag einſt deine Bruſt:
Wird nicht die was anders fühlen?
Heiß es Neigung, heiß es Gunſt;
Es war doch der Liebe Kunſt.

Kam ich nie im Traum geſchlichen,
Wenn der Schlaf dein Meiſter war?
Wärſt du etwan in Gefahr
Ohne Rath von mir gewichen?
Merkſt du, wär ich jetzund todt,
Weder Mitleid, oder Noth?

Was verſtellſt du Blick und Minen?
Sag es ohne Schüchternheit:
Fühlſt du keine Zärtlichkeit,
Wenn dir jetzund Herzen dienen?
Damals war es eben das,
Nur du wußteſt ſelbſt nicht was.

Färbt euch nicht, ihr jungen Wangen,
Durch ein unverhofftes Roth.
Dieß iſt der Natur Geboth;
Wer iſt dem nicht nachgegangen?
Ach, mein Kind, was ſchämſt du dich?
Fühlſt du dieſes nicht für mich?

Soll ich unſern Umgang zeichnen?
O du kennſt ihn gar zu gut.
Ich geſteh dir meine Glut;
Warum willſt du ſie verleugnen?
Gott, und ich, und dieß Papier,
Niemand weis es ſonſt von dir.

Seyd geprieſen, holde Tage
Unſrer erſten Lebenszeit:
Wo die reinſte Zärtlichkeit,
Weit entfernt von bittrer Plage,
In dem treuen Gegenſtand
Ihres Lebens Wolluſt fand.

An Chriſtianen.

Nein! ihr Zeiten kommt nicht wieder,
Die die Sonne rückwerts ſchlug.
Durch den freundlichſten Betrug
Ziert ihr zwar noch unſre Lieder;
Doch auch dieſer Augenblick
Gilt mir Leben, Ruhm und Glück.

Dreymal ſchmückt des Sommers Weide,
Zärtlich lächelnd Au und Feld.
Fern von dir, in fremder Welt,
Leb ich mit dem ſchwerſten Leide;
Weil kein einzigs Schönheitsbild
Chriſtianens Augen gilt.

Endlich komm ich dann nach Preuſſen,
An den werthen Weichſelſtrand;
Seh mein liebes Vaterland,
Um durch dich beglückt zu heiſſen;
Warte, warte, jeder Schritt
Bringt die alte Treue mit.

Doch indem ich näher rücke,
Zittert meine Zärtlichkeit.
Meines Herzens heftger Streit
Schaut und wünſcht die ſchönſten Blicke.
Alles ſcheint mir reizend ſchön.
Dich verlang ich nicht zu ſehn!

Freylich mußt du mirs verzeihen,
Ja, mein Kind, ich ehre dich.
Doch ich ſchone dich und mich;
Künftig möcht es uns gereuen,
Wenn wir, unter ſchwerem Flehn,
Uns nur fern im Schatten ſähn.

Eh.

Ehmals griff ich deinetwegen
Kunſt und Bücher freudig an.
Was man thun und ſinnen kann,
Ward mir ſonſt durch dich zum Seegen,
Doch! was hilft es? weil es ſcheint,
Daß das Ende kläglich weint!
O wie wollt ich alles wagen,
Würdeſt du mir noch zu Theil!
Anſehn, Wohlfahrt, Glück und Heil,
Wollt ich in die Schanze ſchlagen.
Wär auch die Natur erboßt;
Gut! du bliebeſt doch mein Troſt.
Was? mein Troſt? verwöhnte Sinnen,
Kennt ihr euer Schickſal nicht?
Laßt mit traurigem Geſicht,
Milde Liebesthränen rinnen.
Schmeichelt immer meinem Sinn;
Alle Hoffnung iſt dahin!
Liebe ſagt mir in die Ohren,
Chriſtiane bleibt ja dein:
Doch die Weisheit rufet: Nein,
Sie iſt nicht für dich gebohren.
Zärtlichkeit wählt manchen Kuß,
Den Vernunft doch fliehen muß.
Redlich Kind! ſchlägt dein Geblüte
Dir nicht auch von meiner Quaal?
Rufe nur ein einzigs mal:
O wie daurt mich dein Gemüthe!
Dieß ſoll noch mein Labſal ſeyn;
Denn du wirſt doch niemals mein.

An Chriſtianen.

Meiner künftgen Tage Schlummer
Zeigt mir weder Heil noch Glück.
Mir verſpricht ein hart Geſchick
Ewig liebend, ewig Kummer.
Lobt mir nicht mein ſanftes Joch:
Meine Schöne fehlet doch!

Wird ſie mir denn ewig fehlen?
O wo bleibt des Lebens Ruh?
Liebe! komm und tröſte du:
Doch du hilfſt den Jammer zählen.
Nimm, Geduld! nimm du dieß Herz:
Und vertilge meinen Schmerz.

Werd ich künftig von dir wandern:
Trag ich deiner Tugend Ruhm,
Als mein halbes Eigenthum,
Stets von einem Ort zum andern;
Und da ſoll kein fremder Hayn
Ohne deinen Namen ſeyn.

G. A. M.

Unterſuchung der Frage:
Ob die Welt ſchlimmer werde?

Wenn das Alterthum einen zu unterſuchenden Satz ſchützen, oder ihm doch einen beſondern Schein der Wahrheit geben kann: ſo wird man nicht in Abrede ſeyn können, daß die Welt beſtändig ſchlimmer geworden. Es ſteht dieſe Meynung ſchon längſt in dem Beſitze der Gemüther; und ſelbſt der ſcharfdenkende Horaz hat ſie ſeines Beyfalls gewürdiget. Wenn wir ihm Glauben beymeſſen, ſo werden wir uns auf die Glückſeligkeit unſrer Zeiten nicht viel einbilden, noch den Zuſtand unſrer Enkel beneiden dürfen. Es kömmt nur auf die Unterſuchung an, ob ſich Horaz darinnen nicht geirret, und ob wir es ihm ſicher nachſprechen können, daß das Böſe von Zeit zu Zeit zunehme, bis es endlich alles verſchlingen werde?

Man ſaget, daß ſich etwas verſchlimmere, wenn es aufhöret, ſo viel Vollkommenheiten als ſonſt zu haben, oder welches einerley iſt, wenn die Unvollkommenheiten deſſelben größer werden. Wenn man alſo beweiſen will, daß die Welt ſchlimmer werde: ſo muß man darthun, daß ſie itzt nicht ſo viel Vollkommenheiten beſitze als ſonſten, oder, daß ſich das Böſe in derſelben vermehret habe.

Das Uebel, welches ſich in der Welt befindet, beſteht theils in der innerlichen Einſchränkung der Dinge, die in ihrem Weſen gegründet iſt, theils in den Handlungen, die von dem Geſetze der Natur verbothen werden, theils in den widrigen Empfindungen und Unvollkommenheiten des äußerlichen Zuſtandes. Jenes wird das metaphyſiſche, dieſes das moraliſche, und das letztere, das phyſicaliſche Uebel genennet. Das metaphyſiſche Uebel gründet ſich auf die innerliche Beſchaffenheit und das Weſen endlicher Dinge; und da dieſes nothwendig und alſo auch unveränderlich iſt, ſo wird man wenigſtens in dieſer Abſicht keine Verſchlimmerung der Welt behaupten können. Man müßte ſich die Einrichtung dieſes bewundernswürdigen Ganzen, eben ſo wie die Werke unvollkommener Meiſter, vorſtellen, wenn man auf ſolche Gedanken verfallen könnte. Dieſe pflegen endlich durch die Länge der Zeit, etwas von ihrer erſten Schönheit zu verlieren. Solche niederträchtige Begriffe aber müſſen mit den vollkommenſten Werken des weiſeſten Baumeiſters nicht verknüpfet werden, welcher dieſelben nicht nur nach den vortrefflichſten Maßregeln hervorgebracht hat, ſondern ſie auch, weil ſie zufällig ſind, in ihrem Weſen beſtändig erhalten müſſen, wenn ſie fortdauren ſollen.

Die meiſten, welche die Verſchlimmerung der Zeiten behaupten, ſcheinen hauptſächlich auf das moraliſche Uebel ihr Abſehen zu haben. Sie glauben, daß die Menſchen vor dieſem entweder nicht in ſo hohem Grade, oder nicht in ſo großer Anzahl laſterhaft geweſen. Ihrer Meynung nach verliert ſich die Tugend immermehr von der Erde, wo ſie nicht ſchon gar der

Aſträa gefolget, und aus der Welt entflohen iſt. Doch da das moraliſche Uebel aus dem metaphyſiſchen entſteht, und wir kurz vorher erwieſen, daß dieſes unveränderlich ſey, ſo wird auch kein Grund können angegeben werden, warum jenes mehr als ſonſt überhand nehmen ſolle. Man beruft ſich hiebey vergebens auf die Erfahrung. Denn woraus will man ſchließen, daß es ehemals nicht ſo viel Laſterhafte, als itzt, gegeben? Es iſt überhaupt thöricht, ſich in ſolchen Dingen auf die Erfahrung zu berufen, welche eine unumſchränkte Einſicht zum Voraus ſetzen, und alſo unmöglich ſicher zu beſtimmen ſind. Uns dünkt, daß wir nicht irren, wenn wir auch dieſen Fall zu denen ſetzen, davon man den Beweis in Ewigkeit ſchuldig bleiben muß.

Wenn wir die Geſchichte aller Völker zu Rathe ziehen: ſo finden wir, daß Tugend und Laſter beſtändig wider einander zu Felde gelegen. Horaz, Juvenal und Perſius beſchreiben uns die Sitten ihrer Bürger wo nicht häßlicher, doch gewiß auch nicht beſſer, als wir ſie itzo antreffen; und worinnen ſollte auch der Vorzug unſerer Vorfahren beſtehen, man mag ihn auf einer Seite betrachten, wo man immer will? Niemand wird uns hier den glücklichen Zuſtand der erſten Menſchen entgegen ſetzen; weil an dieſem Orte von der Beſchaffenheit der Welt, ſo wie ſie nach dieſer großen Veränderung eingerichtet worden, die Rede iſt. Und was die Erzählungen der Dichter von dem güldenen Jahrhunderte anlangt, ſo iſt dieſes ein Vorgeben, welches in philoſophiſchen Dingen nichts beweiſen kann.

Wir müſſen hiebey einem Einwurfe begegnen, den die Ankläger der böſen Zeiten hierwider machen werden. Man wird uns fragen, ob man von einigen Arten der Laſter ehemals ſo viel, als ietzo, gewußt habe? Ob zu den Zeiten unſrer Vorfahren Falſchheit und Verſtellung eben ſo, wie nunmehr, zu den Gewohnheitsſünden gerechnet worden? Ob die Verachtung des Gottesdienſtes und die Menge der Religionsſpötter ſo groß, als in unſern Tagen, geweſen? Wir wollen dieſes unſerm Widerparte einräumen. Man kann es nicht leugnen, daß es Urſachen gebe, warum man zu einer Zeit mehr auf dieſes, als auf jenes Laſter verfalle. Man müßte in den Geſchichten unerfahren ſeyn, wenn man dieſes nicht zugeſtehen wollte. Allein man irret ſich, wenn man meynet, uns damit überwunden zu haben. Einige Laſter werden gemeiner, als ſie vorher geweſen. Folget daraus nicht, daß die entgegen ſtehenden abnehmen müſſen? Man giebt zu, daß die Verſtellung mehr als ſonſt eingeriſſen ſey. Muß man aber auch nicht auf der andern Seite zugeben, daß eben dadurch die ehemalige Wildheit und die bäuriſche Grobheit ſehr müſſe geſchwächet ſeyn? Soll man unſre Zeiten darum für ſchlimmer halten, weil eine Untugend die Stelle der andern eingenommen? Wer wird es ausmachen, welche von beyden den Vorzug verdienen. und muß man nicht vielmehr einräumen, daß eine ſo wohl, als die andre, dem gemeinen Weſen und der Geſellſchaft ſchädlich ſey? Ich kann dem Bayle nicht Recht geben, daß der Aberglaube mehr Böſes in der Welt anrichte, und der Republik ſchädlicher ſey, als der Unglaube. Ich bin vielmehr mit dem vortreflichen Mosheim einer Meynung, daß dieſer Streit unnöthig ſey, und daß die, welche darüber zanken, eben ſo thöricht, als zween Aerzte handeln, welche zu einem Kranken gefordert werden, der von einer Schlange verwundet worden, und dabey in Streit gerathen, ob der Biß einer aſiatiſchen oder americaniſchen Schlange gefährlicher ſey? Meines Erachtens iſt der Unglaube, wo er recht überhand nimmt, der Einrichtung des Staats und der Tugend eben ſo nachtheilig, als der Aberglaube. Wird man alſo den vorigen Zeiten einen Vorzug vor den unſrigen beylegen können, weil der Geiſt des Aberglaubens darinnen eben ſo ungeſcheut, als ietzo der Unglaube, geherrſchet hat?

Aber vielleicht mehren ſich die widrigen Empfindungen, die Unvollkommenheiten des äußerlichen Zuſtandes? Vielleicht hat man ehemals nicht von ſo vielen Unglücksfällen, als itzo, gehöret? Allein eben die Urſachen, wodurch wir die Vermehrung des moraliſchen Böſen beſtritten haben, werden auch hier können angewendet werden. Man zeige uns die Zeiten, worinnen man weniger Krankheiten, Mangel der Nahrung und andere Uebel, die damit verwandt ſind, empfunden hat. Kann man dieſes von dem Zuſtande dieſes oder jenen Landes, eines Staats oder Ortes von dem andern behaupten, wie denn niemand leugnen wird, daß derſelbe vieler Urſachen wegen bald mehr blühen, bald mehr leiden könne: ſo wird man es doch nimmermehr überhaupt von der ganzen Welt und von dem Zuſtande eines ganzen Zeitlaufs erweiſen können. Gewinnſucht, Unzufriedenheit, Ungeduld und andere daher entſtehende Folgen, werden in dieſer Abſicht niemals mit der Einrichtung der beſten Welt zufrieden ſeyn.

Wir wollen nur noch unſere Gedanken beyfügen, woher es gekommen, daß die Meynung von der Verſchlimmerung der Zeiten von ſo vielen angenommen iſt. Wir nehmen aus der Erfahrung an, daß dieſe Klagen mehr von ſolchen, die ſchon eine Zeitlang in der Welt gelebt, als von ganz jungen Leuten gehöret werden. Und hieriñen glauben wir auch eine Urſache ihres Beyfalls gefunden zu haben. Die Leichtſinnigkeit, welches die allgemeine Eigenſchaft aller jungen Leute iſt, verbiethet uns, auf die Beſchaffenheit der Zeiten, auf die verſteckten Kunſtgriffe der Menſchen, auf die Unvollkommenheiten, die man im gemeinen Leben wahrnimmt, Acht zu haben. Wir ſind geneigt, alles auf der beſten Seite anzuſehen, und die natürliche Offenherzigkeit gereicht uns mehrentheils zum Schaden. Wir werden älter; wir lernen die Welt immer beſſer kennen; wir entdecken die verſteckten Triebfedern menſchlicher Handlungen; wir geben mehr auf den Zuſtand der Welt Achtung, und wir finden, wider Vermuthen, mehr Böſes, als wir ſonſt darinnen zu ſehen glaubten. Was iſt leichter, als daß wir den Schluß machen, die Welt müſſe immer ſchlimmer werden? Was geſchieht eher, als daß unſer Anſehen auch andere, die nicht nachzudenken gewohnt ſind, auf gleiche Gedanken bringt?

J. A. Carſted.

* *

Das Veilchen,

Eine Fabel.

Das Veilchen, das man ſonſt im Märzen oft gepflückt,
Ward jetzt noch im April von Schnee und Froſt gedrückt;
Doch kaum wich Schnee und Froſt aus Thälern, Wald und Flächen,
So fing das Veilchen an erwärmt hervorzubrechen,
Noch ſteckt es ziemlich tief, der Keim war noch ganz grün,
Der Stengel trefflich kurz, und ſchwer herauszuziehn;
Doch Damon wollte nicht die volle Blüth erwarten,
Er ſah das Blümchen kaum, ſo riß ers aus dem Garten.
Weil er der Schäferinn ſein Wort zum Pfande gab,
So pflückt er ſtets für ſie die erſten Veilchen ab;
Dieß ungeduldge Kind ſchalt längſt ſein Auſſenbleiben,
Als könnte gleich der Menſch Natur und Himmel treiben.
So pochſt und trotzeſt du, tyranniſches Geſchlecht,
Auf dein, zur Bitte nur dir überlaſſnes Recht;
Doch nein, wir ſind es ſelbſt, die ſich verwerflich machen,
Warum verſpricht man euch, ihr Schönen, ſolche Sachen?
Ob Damon ſo gedacht, das weis ich nicht gewiß;
Genug das Veilchen ſelbſt entdeckts und lehrt ihn dieß.
Es ruft, indem er pflückt: halt, grauſames Gemüthe!
Verſchon und warte doch bis zu der vollen Blüthe,

Und ſchade dir nicht ſelbſt; das Waſſer machts nicht aus,
Worein man mich verſetzt; wie leichtlich welkt ein Strauß,
Den erſt das Waſſer zwingt? am Stocke hängt ſichs beſſer,
Da wird mein Schmuck erſt ſchön, und dein Vergnügen gröſſer.
Ach übereilte nicht der Aeltern Ungeduld
Der Kinder Glück zu früh! wie mancher wird die Schuld,
Daß man ihn einſt zu ſchnell von Stamm und Stock geriſſen,
Wenn andrer Glücke reift, durch frühes Welken büſſen?

Dreßden.

* *

Daß die Furcht und Hoffnung die gewiſſeſten Kennzeichen der menſchlichen Unwiſſenheit ſind.

Daß Furcht und Hoffnung die Menſchen niemals verlaſſen werden, ſollten ſie auch gleich ewig dieſe Welt bewohnen, daran wird keiner zweifeln, der die Lehre von der Seele wohl begriffen hat. Die Einſchränkung der menſchlichen Kräfte, folglich die Natur des Menſchen, bringt es ſo mit ſich, daß uns allezeit etwas Gutes zum Hoffen und etwas Böſes zu Fürchten übrig bleibt. Verſtand und Wille müſſen ſich nach dieſer Einſchränkung richten, keine Erkenntniß, auch die gewiſſeſte, ja ſelbſt die Mathematik iſt nicht zulänglich, dieſe Einſchränkung gänzlich aufzuheben. Richtige Erfahrungen ſind der Grund einer gewiſſen Erkenntniß; hierauf werden alle Wiſſenſchaften gebauet, in denen vieles, ohne die Erfahrung wieder um Rath zu fragen, aus einander hergeleitet und bewieſen wird. Wir können die Sachen, die mathematiſche Erkenntniß zu einem höheren Grade der Deutlichkeit bringen, nicht aber zu einer größern Gewißheit; weil die erſten Gründe der mathematiſchen und philoſophiſchen Erkenntniß von einander ganz unterſchieden ſind; denn wie iſt es möglich, daß derjenige, der ein Stück Tuch meſſen kann, darum, weil er es meſſen kann, auch wiſſen kann, wie es gemacht und zubereitet wird?

Wo uns demnach die Natur als unſere Lehrmeiſterinn verläßt, da iſt es erlaubt, zu muthmaßen; dañ aber wird es nicht ohne Furcht oder Hoffnung geſchehen können. Die verſchiedenen Arten der Gedanken ſollten daher ſorgfältig von einander unterſchieden und nicht vermiſcht werden, welches auch ein bekannter großer Weltweiſer wohl zu beobachten pflegt, nicht aber alle und jede von ſeinen Anhängern. Ja man kann faſt ſagen, daß einige von den Alten hierinnen behutſamer verfahren ſind, als einige von den Neuern. Der Mangel einer allgemeinen Deutlichkeit wird oft bey den Alten dadurch erſetzet, daß dasjenige, was ſie ſagen, wahr iſt, und von geübten deutlich erkannt werden kann, und daß ſie, wo ſie nichts haben erkennen können, eher ihre Unwiſſenheit bekannt haben, als daß ſie zum Dichten ſich hätten ſollen bewegen laſſen, welches das größte Lob in ſich faſſet, das man einem Gelehrten geben kann. Gründliche Gelehrte werden dieſes ſattſam verſtehen, was ich in dieſer Schrift nicht erklären kann; genug, daß hieraus ſo viel erhellet, die deutliche Erkenntniß werde die Furcht und Hoffnung niemals ganz aufheben, ſondern ſie nur geringer machen, in ſolchen Dingen nämlich, welche zu entwikeln die menſchlichen Kräfte zulangen.

Wenn wir uns fürchten oder etwas hoffen, ſo können wir auf unſre Unwiſſenheit einen ſichern Schluß machen, und die Bewegungen, die in uns entſtehen, ſind das natürliche Kennzeichen davon. Wir können aber nicht dadurch vergewiſſert werden, daß unſre Kräfte nicht zureichten, die Unwiſſenheit zu überwinden; denn wer dieſes wiſſen will, wo die Unwiſſenheit unüberwindlich iſt, der muß eine ſcharfe Einſicht in die Natur des Menſchen haben. Gewiſſe Dinge ſind ſo beſchaffen, daß ſie von keinem Menſchen, vermöge der Natur der Seele überhaupt, eingeſehen werden können. Gewiſſe Dinge können nur von uns nicht eingeſehen werden. Gewiſſe Dinge können nur in dieſem Jahrhunderte, oder in der Zeit, da wir leben, oder in den erſten Jünglings-Jahren nicht eingeſehen werden. Gewiſſe Dinge bleiben endlich ihrer Natur nach beſtändig wahrſcheinlich. Hiernach theilet ſich Furcht und Hoffnung ein. Sie ſind alſo entweder in ewige Furcht und Hoffnung, oder ſie haben nur bey uns ſtatt, oder in dieſem Jahrhunderte ꝛc. oder ſie begleiten uns bey Betrachtung gewiſſer Dinge nicht auf einerley Weiſe, und im gleichen Grade. Derjenige, welcher dieſe Fälle bey vorkommenden Fällen unterſcheiden kann, hat den größten Verſtand, der in einer menſchlichen Seele ſtatt hat. Hiernach muß man die Pflichten einzelner Menſchen beurtheilen, und ihr Verſtand muß darnach abgemeſſen werden; In ſo weit als dieſer Vortheil nicht durch eine Art der allgemeinen und beſondern Unwiſſenheit verhindert wird, ſo iſt es gewiß, und wir ſpüren alsdann keine Bewegung der Furcht und Hoffnung in uns.

Nur wenige Menſchen ſind fähig, die Gränzen der Dinge und Pflichten und die Gründe zu einem tüchtigen Urtheile einzuſehen; die meiſten werden durch die Umſtände, in welchen ſie ſich befinden, daran verhindert, und einige werden durch den unrechten Gebrauch der Begierden ganz untüchtig gemacht, und viele können nimmer den rechten Gebrauch ihrer Kräfte wieder erlernen. Der meiſte Theil bringt es alſo nicht dahin, wohin es zu bringen möglich iſt; und die auch den höchſten Grad der menſchlichen Vollkommenheit erreichen, ſind von den übrigen nur darinnen unterſchieden, daß ſie nämlich in wenigern Dingen dem Schickſale und einer höhern Macht überlaſſen ſind, als jene. Ihre Freyheit iſt größer, ſie ſind Meiſter der Creatur, ſie ſind aber wie jene, Knechte Gottes, und müſſen Furcht und Hoffnung in ſich verſpüren. Jeder muß demnach aus ſeinen Umſtänden urtheilen, zu welchem Grade der Erkenntniß er gelangen kann, und dieſes muß das allgemeine Natürliche, ſo wohl als das, was ſeiner Perſon ins beſondre eigen iſt, deutlich machen; denn die eigenen Umſtände ſind die Richtſchnur unſrer Pflichten; jeder wird demnach wiſſen können, was er zu fürchten und zu hoffen hat.

Man wird dieſe allgemeinen Anmerkungen bey wichtigen und geringen Dingen gleich wahr befinden. Die tägliche und gemeine Erfahrung ſo wohl, als auch die Erfahrung der Gelehrten, giebt Gelegenheit genug an die Hand, dieſes zu beſtätigen. Die Moral ſowohl als die Naturlehre zeiget uns Fälle genug, wo Furcht und Hoffnung unſer Wiſſen einſchränken; und hierinnen liegt der Grund, warum wir ſo mancherley ſinnlichen Begierden und dem ſinnlichen Abſcheu unterworfen ſind. Wir haben ein Vermögen von den verborgenen Eigenſchaften der Dinge zu muthmaßen[*]; wir ſehen den wahren Zuſammenhang nicht ein; wir mögen nun uns denſelben gut oder böſe einbilden, ſo entſteht ein Affect; er mag nun angenehm oder unangenehm ſeyn, gnug beydes iſt nach dem verſchiednen Zuſtande der Menſchen möglich. Allein der Zuſtand der Gedanken in den Menſchen iſt unendlich verſchieden, und kann bisweilen ſchwerlich, bisweilen gar nicht erkannt werden. Genug, es iſt eine undeutliche Vorſtellung vorhanden, und dieſe nennen wir den Affect. p. pr. Pſych. Emp. Weil die Geſchwindigkeit groß iſt, und folglich das Maaß der Zeit ſehr klein, in welcher wir die Dinge wahrnehmen, überdieß die Art und Weiſe, wie wir ſie erkennen, nicht einerley iſt, ſo iſt leicht zu erachten, daß ſich nach dieſem die Affecten richten müſſen, und der Grad derſelben unendlich verſchieden ſeyn muß. Wie vielerley Arten der Furcht und Hoffnung finden daher nicht Platz in der menſchlichen Seele, davon wir die wenigſten bisher durch eigne Wörter unterſchieden haben! Und wie Liebe, Haß, Zorn ꝛc. eine verſchiedene Wirkung in dem Leibe erregen können, ſo wird es auch nicht wenige unter den unbekannten geben, die auch eine Veränderung in dem Leibe verurſachen, und die bey einem genaueren Unterſchiede noch merklicher ſeyn würden, als ſie itzt vielen vorkommen. Dinge, die ihrer Natur nach undeutlich ſind, oder die flüchtig betrachtet werden, werden uns endlich, wenn ſie uns auch Anfangs noch ſo verdrießlich ſcheinen, angenehm, und wir bekommen einen Geſchmack an denſelben. Das öftere Anſchauen machet, daß wir eine Uebereinſtimmung mit andern an ihnen wahrnehmen, und dieſer erlangte Grad der Deutlichkeit machet ſie angenehm; daher es zu geſchehen pflegt, daß uns eine alte Mode mehr gefällt, als eine neue, bis dieſe endlich auch alt wird. Die wahren Urtheile von der Vollkommenheit und Unvollkommenheit, werden durch den Verſtand allein erzeuget, und die Einbildung hat dabey nicht ſtatt; Jedoch dieſe haben ganz andre Gründe als die Gewohnheit, doch giebt die erſte und oft wiederholte Vorſtellung von den Dingen Gelegenheit, dieſe genauer zu unterſuchen. Wie die Hoffnung nach dieſen Vorſtellungen ſich richte, das iſt leicht zu ſchließen.

---

[*] Dergleichen geſchiebet in den Empfindungen der Wärme und Kälte, deſſen wahren Grad die Thermoſcopia zeigen.

Wenn widrige Affecten in der Seele erzeuget werden ſollen, ſo muß allezeit ein Mangel der Uebereinſtimmung vorhanden ſeyn, es mag nun die Unvollkommenheit wirklich ſeyn, oder es mag die Einbildung oder die Gewöhnheit, wenn man nämlich einerley Sache in einem widrigen Zuſammenhange oft wahrnehmen muß, dieſelbe verurſachen, ſo entſteht doch allemal ein Affect. Können wir zeigen, daß die Unvollkommenheit wirklich iſt, ſo iſt ſie wahr; können wir dieſes nicht vollkommen erweiſen, ſo iſt ſie ungewiß; kann es aber nicht genugſam dargethan werden, daß wir ohne Grund handeln, weil wir es nicht einſehen wollen oder können; ſo iſt die Vorſtellung des gegentheils eine Thorheit, u. ſie iſt falſch. Daher redet die Moral von guten u. böſen Affecten, welche wir bisweilen in unſrer Gewalt haben, bisweilen nicht. Wie die Furcht an ſolchen Vorſtellungen Theil nehme und davon abhange, das wird jedermann hieraus klar einſehen können. Weil die Affecten eine dunkle Vorſtellung in uns erregen, ſo dürfen wir ihnen nicht trauen, ſondern wir müſſen die Dinge, welche uns dazu bewegen, genauer betrachten. Dieſe Betrachtung verurſachet eine große Veränderung in der Seele, welches jeder Gelehrter an ſich ſelbſt wahrnehmen kann, wenn er die erſte Vorſtellung von Dingen, als er anfing zu ſtudieren, mit derjenigen vergleicht, die er in männlichen Jahren in ſich verſpüret. Wie die Furcht und Hoffnung bey ſolchem Falle in einigen Stücken zu, in andern abnimmt, das iſt leicht wahrzunehmen.

Unter die Dinge, welche wir mit Furcht oder Hoffnung erwarten müſſen, gehören die zukünftigen, worunter diejenigen mit begriffen werden, die wir nicht ſelbſt geſehen haben, wie auch, was wir aus unzulänglichen natürlichen Kennzeichen wahrſcheinlich ſchließen müſſen. Wenn wir Achtung geben, welchen Geſetzen die Natur folge, ſo ſind wir oft dadurch vergewiſſert, daß dieſe oder jene Begebenheiten in der Natur geſchehen werden. Wir ſehen oft die äußerſten Gründe davon nicht ein, weil ſie in dem ganzen Zuſammenhange der Dinge verborgen liegen, welcher uns nie geoffenbaret worden, wir ſchließen aber daraus zuverläßig. Weil es aber geſchehen kann, daß Gott Wunderwerke thun kann, oder auch die Natur ſelbſt einige Veränderung vornehmen kann, und wir alſo von dem Geſetze keinen deutlichen Begriff haben erwarten können, ſo iſt leicht zu erachten, daß hierdurch bald eine Furcht, bald eine Hoffnung von dem Zukünftigen in uns erzeuget werden könne. Wer die Bedingungen, die bey den Naturgeſetzen ſtatt finden, überſehen kann, der iſt geſchickt, die aſtronomiſchen Streitigkeiten auszumachen.

Die Vorſicht und göttliche Allmacht hat dem menſchlichen Verſtande durch die Furcht und Hoffnung gleichſam einen Zaum angelegt, und dennoch geben ſie die erſte Gelegenheit, klug zu werden. Sie dienen uns nach dem verſchiednen Gebrauche bald zur Strafe, bald zur Belohnung, und dieſes iſt vermuthlich die Abſicht, warum Gott die Menſchen in ihren Kräften ſo eingeſchränkt hat. Durch die Furcht vermeiden wir oft das Schädliche, ohne daß wir uns erſt um die Urſache bekümmern dörfen, ob es wirklich ſchädlich iſt. Durch die Hoffnung werden uns die unvermeidlichen oder die vermeynten Uebel erleichtert; und in ſolchen Fällen dienen uns beyde, wenn wir es ſonſt verdient haben, als eine Belohnung. Durch die Furcht machen wir uns unnöthige Sorgen

gen, Angſt, Qual und eingebildetes Elend; und durch die Hoffnung, welche in der Einbildung beſtehet, werden wir mit allerhand Scheingütern beſchweret, welches die Gedanken von nützlichen Betrachtungen abhält und zerſtreuet; und dieſes iſt die Strafe, ſonderlich zu der Zeit, wenn wir nicht mit unſerm Zuſtande zufrieden ſeyn wollen, ſondern Rebellen abgeben, die auf die Welt ſchmählen und ſchimpfen, weil ſie ſie nicht für die beſte halten.

Es iſt nöthig, daß wir dieſes alles noch mit Exempeln beſtätigen, und dadurch zeigen, wie man ſeine Unwiſſenheit in wirklichen Dingen aus der ſich eräugenden Furcht oder Hoffnung mit Gewißheit ſchließen könne. Das Recht der Natur zeiget uns umſtändlich genug, daß alle unſre Handlungen, ſo gewiß wir ſie auch überhaupt erweiſen können, dennoch in der Ausübung mit Furcht und Hoffnung verknüpſt ſind. Alle Vergleiche und Verträge ſind, in ſofern ſie von des andern Willen oder einer andern Art der Bedingung abhängen, in Anſehung unſrer ungewiß. Ob der andere das Verſprochne halten, ob die Bedingungen werden erfüllet werden, ſind Dinge, die wir erwarten müſſen. Mit mehr als tauſend Exempeln könnte dieſes beſtätiget werden. Allein, ich will mich hierbey nicht aufhalten, ſondern ich will vielmehr die Naturlehre um Rath fragen, die wird dieſes noch weit deutlicher erweiſen. Es kennet nicht jeder die Thiere, welche ſchädlich und welche nicht ſchädlich ſind. Von einigen hat es uns die Erfahrung gelehret, und wir fürchten uns nicht, wenn ſich eine Fliege auf die Hand oder auf die Kleider ſetzet,

tzet; hingegen vor einer Kröte oder einer Spinne haben wir einen ſinnlichen Abſcheu. Weil wir glauben, daß uns ihr Gift ſchaden könne, ſo dulden wir ſie nicht, und ſie müſſen oft ihre Kühnheit mit ihrem Tode bezahlen. Vieles von dem Geſchmeiße, davor wir einen Abſcheu haben, iſt uns oft durch ſeine Gegenwart ſo wenig ſchädlich, als die Fliegen; daher fürchten ſich diejenigen, die ihre Natur kennen, nicht vor ihnen: andre aber, die dieſe Erfahrung nicht haben, empfinden oft eine nicht geringe Furcht, Schrecken und Abſcheu vor ihnen, wenn ſie dieſelbigen ſehen. Dieſe ſind alſo anzuſehen als Leute, die ſich etwas Falſches von ihnen einbilden, oder die in Zweifel ſtehen, ob ſie ſchädlich ſind oder nicht. Sie erwählen daher das Sicherſte und vermeiden dieſelben, damit ſie die Unwiſſenheit nicht in Schaden bringe. Die Furcht erſetzet daher den Schaden, den uns die allen Menſchen ſchädliche Unwiſſenheit verurſachen könnte, und hieraus können wir klar abnehmen, was der Schöpfer für Abſichten gehabt hat, als er beſchloſſen, die Menſchen mit Affecten zu verſehen. Wenn wir nun in manchen Fällen, da uns der Mangel der Zeit keine Ueberlegung verſtattet, das kleine Uebel dem größern vorziehen, ſo thun uns die Affecten in gegenwärtigen Dingen mehrern Nutzen, als der Verſtand. Der Verſtand lehret uns, daß die Affecten mit einer unüberwindlichen Unwiſſenheit oft verknüpft ſind, und alsdann iſt es billig, daß wir dem Affecte folgen; daher kann uns die Furcht ſelbſt dasjenige lehren, was wir thun ſollen. Man fürchtet ſich vor einer Sache, wenn man ſie noch nicht kennt, und ſich doch noch nicht verbunden zu ſeyn erachtet, das Uebel zu ertragen, es komme wie es wolle; wer aber wird zweifeln, daß dergleichen Furcht nicht gerecht ſey? Wenn man hingegen Zeit hat, die Unwiſſenheit zu überwinden, und dennoch der Furcht nachhängt, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß ſie nicht ungerecht ſeyn ſollte. Es iſt leicht zu erachten, daß ſich alles, was von der Furcht geſaget worden, auch von der Hoffnung ſagen läßt, und jeder wird leicht die Exempel, welche dieſes beſtätigen, finden können. Er wird ferner dadurch überzeuget werden, daß ſie beyde ſichere Kennzeichen der menſchlichen Unwiſſenheit ſind, die uns, wenn es die Zeit und Umſtände zulaſſen, antreiben, eine genauere Unterſuchung der Dinge anzuſtellen, und uns zum Forſchen und Nachdenken anmahnen, welches oft erſt geſchiehet, wenn wir den Schaden ſchon erfahren haben; welchen zu vermeiden wir doch Zeit genug gehabt haben. Wie ſorgfältig iſt nicht der Schöpfer geweſen, endliche Creaturen vor dem Unglücke zu bewahren, damit ihnen ihre Unwiſſenheit nicht ſchade! Wie unglücklich aber ſind nicht diejenigen, die der Abſicht Gottes u. der Natur gemäß, die überwindliche Unwiſſenheit nicht durch den rechten Gebrauch ihrer Kräfte überwinden, und daher aus Mangel des Verſtandes nicht wiſſen, wo ſie ihre eignen Kräfte anwenden können, und wo ſie ſich lediglich dem Glücke zu überlaſſen haben.

Als dem Apoſtel eine Otter auf die Hand ſprang, ſo war dieſes, (wenn wir zum Voraus ſetzen, daß er es nicht hat wiſſen können, welches wir in dieſer

Schrift ohne es erſt wahrſcheinlich zu machen, thun können) ein unvermeidliches Uebel. Wenn er es auch gewußt hätte, daß dergleichen Ungeziefer an dem Orte ſeines Aufenthalts anzutreffen wäre, ſo würde er doch aus andern Pflichten den Ort zu vermeiden nicht verbunden geweſen ſeyn. Daß er die Otter ins Feuer ſchleuderte, kam aus der natürlichen Furcht, und folglich aus keiner Unwiſſenheit her. Weil die Erfahrung lehret, daß dieſe Thiere ſchaden können, oder, weil er wenigſtens zweifelte, ob es nicht ſchaden würde: ſo war die Furcht gerecht. Die Furcht würde bey ihm ungerecht geweſen ſeyn, wenn er gewußt hätte, daß dem Thiere das Schädliche genommen wäre. So fürchtet ſich kein Quackſalber vor einer Schlange. Sie würde auch ferner nicht gerecht geweſen ſeyn, wenn er hätte voraus ſehen können, daß die unmittelbare göttliche Hülfe ihn vor Schaden hätte bewahren wollen. Wir haben nicht hinlängliche Gründe, zu muthmaßen, daß die Otter das Gift verlohren gehabt habe, als ſie den Apoſtel auf die Hand geſprungen iſt, ſondern wir müſſen es als ein Wunderwerk anſehen. Geſetzt aber es wäre das erſte wahr, ſo war doch die Furcht, weil er beydes nicht wiſſen konnte, gerecht, und er hätte doch bey beyden Fällen Gott preiſen müſſen, der ihn vor Schaden bewahret hatte. Wir ſehen hieraus, daß die Affecten oft das letzte Mittel ſind, welches wir anwenden können, vor Schaden uns zu hüten: die Fälle ereignen ſich am meiſten, wenn uns die Zeit mangelt, eine Ueberlegung anzuſtellen. Die Dinge mit dem Verſtande einſehen wollen, das brauchet Zeit und Ordnung.

Allein was thut man alsdann, wenn dieſes mangelt? Man überläßt ſich dem Schickſale und dem Willen Gottes. O möchten doch die Menſchen ihre Thorheit nicht mit dem Willen Gottes zu bemänteln ſuchen, wenn das Geſetz der Natur noch von ihnen fordert, daß ſie ſelbſt ihren Verſtand brauchen ſollen. Gewiß die Tugend würde weit gemeiner werden, als ſie noch iſt. Wenn wir durch Hülfe der Zeit und anderer nöthigen Eigenſchaften dunkle Dinge deutlich zu machen ſuchen, ſo erweitern wir die Gränzen des Verſtandes, und können uns, wenn wir die Abſichten der Dinge erreichen, uns deſto leichter vor Schaden in Acht nehmen. Es iſt gewiß, daß es ſehr ſchwer zu erforſchen iſt, wenn und wo der Verſtand im Forſchen, vermöge der Einſchränkung, nothwendig aufhören muß, und wenn dieſe Schwäche aus Mangel der Zeit durch die Affecten muß erſetzt werden, in welchen Fällen das kleinſte Uebel den Bewegungsgrund zu handeln abgeben muß. Ein Zufall ſo wohl der äußerlichen Dinge, als auch ein ungefehrer Einfall der Gedanken, ſind oft das Mittel, wodurch wir uns retten; und wer kann es wiſſen, in wiefern ſich die göttliche Allmacht in ſolche Dinge mit hinein miſchet? Daß ſich dieſe aber mit einmiſchet, muß einem jeden, der ſeine Vernunft recht brauchen kañ, in die Augen fallen. Wenn die Religionsſpötter die Handlungen der Menſchen und ihre Gründe genau unterſucht hätten, ſo würden ſie ihren Gedanken nicht lange nachhängen dürfen; und die beſten Theologen haben es oft dariñen verſehen, daß ſie dieſelben nicht an dieſem Orte angepackt haben; ſie würden weit glorreichere Siege erlangt haben.

ben. Allein, wir haben keine beſſere Gelegenheit, die Anzahl derſelben zu verringern, als durch die Deutlichkeit, welche die Vernunft fordert, durch die wir, wer weis noch wie tief, in die Natur der Dinge dringen können; und dadurch wird der Menſchen Macht und Gottes Macht nach ihren Gränzen immer mehr und mehr bekannter werden, der Stolz geſchwächet und die Ehre Gottes vergrößert werden. Die Vernunft iſt, objective genommen, ohne Furcht, und ſchließt gewiß; ſie kann die beſten Theorien ausfündig machen, ſie erleichtert die Ausübung. Anitzo hebt ſie noch nicht gänzlich alle in der Ausübung vorkom̃ende Schwierigkeiten. Die Furcht, ein glücklichs Uebel, nimmt oft Theil an unſerm Willen, und wir müſſen in ihr die Güte des Urhebers, der dieſelbe gegeben, preiſen, der uns in der Schwachheit aufhilft. Die Furcht zeiget daher bisweilen die Gränzen der Vernunft in gegenwärtigem Falle, nicht aber überhaupt; denn wenn wir Zeit und Geſchicklichkeit haben, die Sachen zu unterſuchen, ſo können wir die Sache darnach, wenn wir ſie eingeſehen haben, ohne Furcht brauchen, da wir eben dieſelbe vorher nicht ohne Furcht brauchen konnten. Daher kömmt es, daß ſich Fälle ereignen, bey welchen die Unwiſſenheit unvermeidlich iſt. Es iſt noch nicht dahin gebracht, daß man das Vermeidliche von dem Unvermeidlichen in allen Fällen unterſcheiden könnte. Unſre Nachkommen werden es erfahren, wie weit man durch allgemeine Sätze kommen kann. Wir dringen dadurch immer mehr und mehr in die Natur einzelner Dinge, niemals aber wird man dadurch

Gott die Hände binden können, als welcher ſich der uns mitgetheilten Affecten bedienet, uns bald ſeinen Zorn, bald ſeine Güte zu zeigen, und von uns fordert, ſie als Kennzeichen unſrer Unwiſſenheit anzuſehen, welche uns zum Forſchen anmahnen, damit wir die Götzen und Götzentempel des Aberglaubens zerſtören und verwüſten können. Ich wünſche, daß dieſes Blatt vielen zum weiteren Nachdenken Gelegenheit geben möge. Ich hoffe, daß es einige thun werden, und fürchte von andern das Gegentheil. Da aber beyde keine Beweisgründe in ſich enthalten, welche mich dieſes zu ſchreiben bewogen haben, ſo ſind ſie nur als Kennzeichen meiner Unwiſſenheit anzuſehen, von dem was geſchehen wird. **M. Joachim.**

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Pygmalion.

Cantate.

Weich nur, betrügliches Geſchlechte!
Bring deinen Reiz bey Thoren an!
Aus trägen Seelen ſucht euch Knechte;
Kein edles Herz wird unterthan.
Mein Geiſt ſteigt nach des Ruhmes Höhen,
Ihn ſoll kein toller Brand entweihn.
Der Weg, der Liebe zu entgehen,
Iſt, von der Ehr entzündet ſeyn.
Weich nur, betrügliches Geſchlechte!
Bring deinen Reiz bey Thoren an!
Bey trägen Seelen ſucht euch Knechte;
Kein edles Herz wird unterthan.

So ſprach Pygmalion, der, mit berühmter Hand,
Der Schönheit ſtarken Reiz, der ihn doch nie beweget,
Dem todten Marmor oft lebendig eingepräget,
Und andern bildete, was er doch nie empfand.
Er wählt im Zorn ein ſcharfes Eiſen,
Und ſpricht: euch, Schönen, will ich weiſen,
Was ihr nicht ſeyd und ſolltet ſeyn.
Zum Vorwurf und zum Schimpf der Erden,
Soll dieſer Stein ein Bild der Unſchuld werden,
Und was die Welt nicht hat, das zeige dieſer Stein,

Ein kaum erwachſnes Kind voll ſtiller Artigkeit,
Voll ungezwungner Huld, nicht ſchüchtern, ohne Kleid,
Das mit der Hand unwiſſend viel verhehlet,
Ward aus dem Stein, und ſchien dem Meiſter ſelbſt beſeelet.
Es ſcheint, daß bloß aus Scham ihr Mund ſich zugedrückt,
Ihr Auge bloß aus Scham nicht in die Höhe blickt.
Der Künſtler küßt ſein Werk, den Stein, und ruft entzückt:

Göttinn der Liebe! verdammt mich dein Schluß,
Daß ich entbrennen und zärtlich ſeyn muß?
Gieb, daß ich im ſchönſten Kinde,
Dieſes Bildes Gleichheit finde!
Himmel! o hätte dieß Bildniß Verſtand!
Was für Wünſche? Was für Triebe?
Thörichter, du fliehſt die Liebe?
Und ein Stein hat dich entbrannt?
Göttinn der Liebe! verdammt mich dein Schluß,
Daß ich entbrennen und zärtlich ſeyn muß?
Gieb, daß ich im ſchönſten Kinde,
Dieſes Bildes Gleichheit finde!
Himmel! o hätte dieß Bildniß Verſtand!

So ſpricht er, und umarmt, und drückt die harten Glieder.
Wie leichtlich liebet man, was man hervorgebracht!
Wie gern getröſtet er ſich, Venus, deiner Macht!
Doch ſein bereuter Trutz ſchlägt ſeine Hoffnung nieder;
Der Göttinn Huld geht über ſein Vertraun,
Und denkt, daß er vordem ein Bild von ihr gehaun.

Der Stein erweicht in ſeinen Armen,
Die Bruſt ſchlägt unter ſeiner Hand,
Die Augen werden ſchwarz, beweglich und entbrannt,
Die Lippen, die er küßt, erwarmen.
Die Wangen ſind vor Scham zum erſtenmale roth,
Des Bilds bewegter Arm ſtößt ſeinen Arm zurücke;
Die Zunge regt ſich ſchon; es reden ſchon die Blicke;
Der Marmor ſieht und fühlt; der Stein iſt nicht mehr todt,
Und wechſelsweiſe rufen beyde,
Theils voll Verwundrung, theils voll Freude.
(Der Stein.) Was ſeh ich! Wo bin ich?
(Pygm.) Nein! ich bin bethöret!
Wo iſt der Stein? Wen find ich hier?
(Der Stein) Ich ſehe! Ich fühle! (Pygm.) Mein
Wunſch iſt erhöret!
Ihr Götter! Ach! was ſchenkt ihr mir!

Nicht allen, die die Liebe höhnen,
Wird Venus bey ſo ſpätem Sehnen,
Sie zu beglücken fertig ſeyn.

Die Leidenſchaft, die ſie verdammen,
Rächt öfters ſich durch ihre Pein.
Ein Stein, ein Bild ſetzt ſie in Flammen,
Und was ſie lieben, bleibet Stein. L.

Von

Von den verſchiedenen Wegen zu Begriffen zu gelangen.

Es iſt kein Menſch auf unſerm Erdboden, deſſen Seele in einem ſolchen Schlafe ſollte vergraben liegen, daß ſie nicht größtentheils ihr Wachen durch Hervorbringung mancherley Begriffe an den Tag legte. Die Seele dieſes Menſchen iſt allerdings wirkſamer, als jenes; und wollte man eine Vergleichung anſtellen, zwiſchen der Menge der Gedanken eines gründlich gelehrten, und einfältigen Menſchen, ſo würde das Verhältniß, wo nicht wie 1000 zu 1, doch gewiß wie 100 zu 1 ſeyn. Man überlege hierbey nicht nur die Anzahl der Begriffe von beyden: ſondern gebe zugleich mit auf die Beſchaffenheit derſelben Achtung. Ein Gelehrter hat einen Begriff von einer Sache: es iſt derſelbe aber ein Inbegriff vieler andern; indem er ihn bis zur Vollſtändigkeit gebracht hat: hingegen ein Ungelehrter begnüget ſich höchſtens mit klaren; und leidet alſo in Abſicht der Anzahl derſelben großen Abgang. Iſt es überdieſes eine ſo große Unvollkommenheit eines Ungelehrten, daß er in Abſicht ſeiner Begriffe zu einer niedrigern Zahl zu bringen, als ein Gelehrter? Ich getraue mir ſolches nicht allerdings zu behaupten. Denn es iſt genug, daß ein Gelehrter ſeine Kräfte in der Schöpfung dieſer

Ausgeburten verzehret. Wollte dieſes ein Ungelehrter auch thun, woher würden die Kräfte zur Wirklichmachung anderer Geſchäffte genommen werden? Die Quelle derſelben iſt mir bis hieher noch unbekañt; und mich deucht, ſie mag nicht ſo unerſchöpflich ſeyn, als ſie ſich wohl mancher vorſtellet, der die Natur des Menſchen allezeit durch ein Vergrößerungsglas betrachtet.

Alle Menſchen beweiſen alſo ihr Daſeyn durch gewiſſe hervorgebrachte Begriffe. Iſt es aber nicht andem, daß ſehr wenige ſind, die ſich darum bekümmern, woher doch dieſe Begriffe entſtehen? Wer ſuchet wohl ihren Urſprung zu entdecken? oder wieviel ſind derer, die mit Deutlichkeit beſtimmen können, wem ſie dieſen oder jenen Begriff zu verdanken haben? Man iſt vergnügt, daß man ihn hat, er mag herkommen, woher er will. Und ſo läßt man ſeine natürliche Trägheit bey einer Sache blicken, welche dieſelbe am allerwenigſten vertragen kann. Ich habe Urſache, mich einigermaßen darüber zu wundern, da man doch ſonſt in andern Stücken ſo neugierig iſt, und nicht leicht ein Kind gebohren wird, wovon man nicht den Vater zu wiſſen verlanget. Sollten dieſe geiſtlichen Kinder nicht auch würdig ſeyn, von uns bis zu ihrer Empfängniß begleitet zu werden? Sollte ihr Vater nicht verdienen, mit mehrerer Aufmerkſamkeit betrachtet zu werden? Strafbare Nachläßigkeit! wohin wirſt du dich endlich noch verirren? Du vergiſſeſt noch zuletzt dein Daſeyn ſelbſt: wenigſtens bleibt dir dein Urſprung in Ewigkeit verborgen Wer alſo auf ſich ſelbſt noch etwas hält, und einige Begierde bey ſich

ſich verſpüret, die Heimlichkeiten anzuſchauen, die die Natur in der Hervorbringung ihrer Wirkungen verborgen hält, der ſuche mir nachzufolgen, da ich durch eine ſo bejammernde Schlafſucht bin bewegt worden, von dem Urſprunge der Begriffe unſerer Seele meine Gedanken zu offenbaren. Ich verhoffe, meine Unternehmung wird von allen ächten Freunden ihrer ſelbſt gebilliget werden; wenigſtens wird mir meine eigene Seele großen Dank ſchuldig ſeyn, daß ich mich nach Möglichkeit bemühet habe, ihren geheimen Brunnen zu eröffnen, um die Vortrefflichkeit derſelben meinen Geſchlechtsverwandten zu zeigen.

Die ganze Natur iſt in allen ihren Verrichtungen ſehr mannichfaltig, und zwar nach den beſten Regeln der größten Vollkommenheit. Warum ſollte unſer Geiſt ſich denn nur eines Weges bedienen, worauf er zum Behältniſſe der Begriffe gienge, um ſie aus demſelben hervor zu holen? Gewiß, dieß würde ein Gedanke ſeyn, welcher der Hoheit unſerer Seele ſchnurſtracks zuwider wäre. O nein, die Mannichfaltigkeit muß auch hier ihren beliebten Ort einnehmen, und zwar nicht ohne hinlängliche Urſache. Unſer Geiſt richtet ſich allezeit nach ſeiner Fähigkeit: und was würde es für eine Unordnung geben, wenn die Fähigkeit aller Menſchen gleich groß wäre? Wo würde der Preis und die Ehre bleiben, die man unſern heutigen Gelehrten zu geben gewohnt iſt, und die bey manchem der größte Bewegungsgrund zur Gelehrſamkeit iſt, wenn ein jeder Bauer eben ſo gut philoſophiren könnte, als ein Gelehrter? Es muß auch hier das Gleichgewicht nicht überſchritten werden, und es er-

erhellet aus dieſer angenehmen Verſchiedenheit eine erſtaunende Weisheit deſſen, der die Gaben unter die Menſchen ausgeſtreuet. Ich habe alſo nicht von einem, ſondern von mehrerern Wegen zu reden, wie wir zu Begriffen gelangen. Doch da meine Schrift beluſtigen und lehren ſoll; ſo darf ich nicht alles das ſagen, was ich dabey ſagen könnte und wollte: ſondern werde es ſuchen in möglichſter Kürze vorzuſtellen.

Ich will von dem allerleichteſten und allererſten anfangen, damit ich ſo wohl den Lehrgeſetzen, als auch der Fähigkeit eines jeden eine Genüge thue. Das erſte Mittel alſo, wodurch wir zu Begriffen gelangen, ſind die Sinne; ein Mittel, welches uns die Natur eigentlich dazu gegeben, daß dadurch gewiſſe Vorſtellungen und Begriffe in unſerer Seele ſollen hervorgebracht werden. Wir werden aus der täglichen Erfahrung gewahr, daß auf dieſe Art gewiſſe Vorſtellungen bey uns hervorgebracht werden, und denken alſo wohl, entweder es müſſe ſo ſeyn, oder dieß ſey der einzige Weg zu Begriffen zu gelangen. Ich habe ihn für den leichteſten ausgegeben: weil es ſcheint, als habe die Kraft unſerer Seele dabey am wenigſten zu thun. Denn woher kömmt es doch, daß ich jenen angenehmen Muſenſohn, nachdem er ſich den Tag über ſehr müde ſtudieret, indem er durch die eigene Kraft ſeiner Seele ſeine Gedanken ausgewickelt, des Abends am Fenſter liegen ſehe? Iſt nicht ſeine Abſicht, ſein Gemüth zu erfriſchen, und ſeine verlohrnen Kräfte wieder zu ſammlen? Warum ſtellet er ſich aber an das Fenſter? Iſt wohl eine andere Urſache, als weil daſelbſt durch ſeine Sinnen gewiſſe Vorſtellungen bey ihm zur Wirklichkeit gebracht werden, ohne daß er ſelbſt zu arbeiten nöthig hat? Warum pflegt ein anderer durch die Gemüthsarbeit ermüdeter Mann ſeine Augen zuzuthun? damit nicht die Sinne in ihm noch gewiſſe Vorſtellungen hervorbringen; weil er weis, ſeine Seele könne auch dabey nicht ganz müßig ſeyn. Und auf die Art entſtehen unſere mehreſten Begriffe. Ja was treffen wir ſonſt bey den Kindern, und andern ungelehrten Leuten für Begriffe an, welche nicht durch dieſes Mittel ſollten ſeyn in die Seele gebracht worden. Wir erfahren es alſo, daß es ſo zugeht. Und ich glaube nicht, daß jemand von meinen geehrteſten Leſern daran zweifeln wird. Doch iſt damit die Sache noch nicht ausgemacht.

Man begehret zu wiſſen, wie doch das zugehe, daß durch die Sinne in unſerer Seele gewiſſe Begriffe entſtehen? Es iſt gewiß ſchlimm, daß heutzutag allezeit nach dem Grunde, nach der Art und Weiſe gefragt wird. Vorher hat man ſich eher helfen und eher von einer Sache reden können, als itzo, da man alles genau, deutlich und philoſophiſch erklären ſoll. Ich hätte hier die ſchönſte Gelegenheit, weitläuftig zu ſeyn: es iſt aber ſolches wider meinen Zweck. Doch kann ich nicht umhin, um meine Leſer zu ergötzen, ihnen einiges davon anzuführen. Man hat es nicht bey einer Erklärung der Sache bewenden laſſen: ſondern zeigen wollen, daß nichts ſo abgeſchmackt ſey, was nicht ſchon ein Philoſoph geſagt habe. Uns aber dienet dieſe Verſchiedenheit der Meynungen theils zur Erinnerung, uns vor dergleichen gar zu frühzeitigen Hirngeburten in Acht zu nehmen, theils zur Beluſtigung, indem wir die verſchiedenen Einſichten der Menſchen daraus beurtheilen können: welches allerdings ein Vergnügen bey ſich führet, und endlich zum Unterrichte, indem wir, nachdem ſo viele Irrthümer überſtiegen worden, nunmehr nicht weit mehr von der Wahrheit ſeyn können. Einige, die mehr körperlich als geiſtlich geſinnet geweſen, haben ſich ihre Seele nicht anders vorgeſtellet, als ein beugſames Wachs, worein der Körper einen Abdruck der Sachen mache, welche ſeine Sinne berühret. Ein artiger Einfall! nur ſchade, daß er in ſeiner Artigkeit zu weit geht, und dadurch falſch wird. Andere, die theils ſahen, daß dergleichen wächſerne Naſen wohl nicht bey der Seele angetroffen würden, theils doch auch den Namen haben wollten, daß ſie etwas neues geſagt hätten, nahmen einen andern Weg, der aber eben ſo ungereimt war. Was wohlfeil iſt, deſſen pflegt man nicht zu ſchonen: und was iſt es daher Wunder, daß ſolche Leute ſoviel Geiſter angenommen haben. Man zählete ſie nicht einzeln, ſondern millionenweiſe; weil ſie nichts koſteten. Man ſagte, in dem ganzen Körper wären in den Nerven lauter kleine Geiſterchen, die ſtufenweiſe ſtiegen und abnähmen, und darunter einer allezeit die Oberherrſchaft führete. Wenn ich nun z. E. etwas durch meine Augen empfinde, ſo wird dadurch der Augengeiſt, der gerade hinter dem Auge ſitzt, angeſtoßen, der bringt ſeinen Nachbar wieder in Bewegung, der wecket den folgenden wieder auf, und das ſollte ſich in einer ſolchen Geſchwindigkeit fortpflanzen, als der Stoß bey einer

Reihe elfenbeinerner Kugeln, wovon die hinterſte ſich ſogleich beweget, als die erſte fortgeſtoßen wird. Und dieſes ſollte ſo weit fortgehen, bis es an den letzten Geiſt käme, der der genaueſte Nachbar unſerer Seele wäre, welcher derſelben alsdann einen ſolchen Wink geben ſollte. Ja damit man die Sache deſto wahrſcheinlicher machen möchte, ſo hat man den Geiſtern ſo gar Namen gegeben; denn wenn das Kind erſt einen Namen hat, ſo zweifelt niemand mehr, daß es da ſey. Den Geiſt, der im Kopfe die Oberherrſchaft führen ſollte, nennte man den Rachamalcha: der aber ſeine Reſidenz im Magen aufgeſchlagen, wurde Kremaſter genannt. Lachen ſie nicht, gütigſte Leſer, wenn ſie dergleichen Grillen anhören. Heißt das nicht die Menſchlichkeit lächerlich machen? Heißt das nicht, dem Schöpfer eine Unbeſonnenheit in ſeinen Werken ſchuld geben? Gewiß, ich kann verſichern, daß dergleichen Erfindungen, ſo ſinnreich ſie auch ſcheinen möchten, unſerm menſchlichen Weſen mehr nachtheilig, als vortheilhaft ſind. Was ſollen doch das für Geiſter ſeyn, die ſich einander anſtoßen? Woriñen ſollte der Unterſchied beſtehen in Abſicht ihrer Größe? Sollte der erſte etwa 2^{III} hoch ſeyn, der andere 2^{IV}, und der 3te 1^{V}, und in dieſer Verhältniß ſo weiter fort? Woher nimmt man den Maßſtab bey ſolcher genauen Beurtheilung? Und wer wollte ſich die Mühe geben, die Größen dieſer Geiſter nach demſelben zu beſtimmen? Es giebt andere, die nicht ſo gar freygebig mit den Geiſtern haben ſeyn wollen, und daher nur 3 Seelen angenommen, animam ſenſitiuam, vegetatiuam, rationalem. Man hat ſehr Urſache, ſich zu wundern, daß noch heutzutag Leute angetroffen werden, die dergleichen wunderliche Meynung hegen. Ich würde noch mehr ſolche willkührlich angenommene Sätze anführen können, wenn ich nicht beſorgte, ich möchte meinen Leſern dadurch einen Ekel erwecken. Auf dieſe Weiſe iſt alſo in Abſicht der Entdeckungen der Urſachen, woher durch die Sinne in unſrer Seele Begriffe entſtehen, weniger als nichts geſchehen: denn da man den wahren Grund nicht entdecket, ſo hat man es noch dunkler gemacht. Andere, die das Abgeſchmackte bey dieſen Erklärungen wohl eingeſehen, nahmen aus einer übertriebenen Ehrfurcht ſogleich ihre Zuflucht zu Gott, und machten denſelben zum unmittelbaren Urheber aller Begriffe in der Seele des Menſchen. Ein Weg, der ſehr leicht und begreiflich iſt, aber die Sache in eben der Finſterniß läßt, worinnen ſie vorher war. Denn ſoll Gott nicht alle Augenblicke Wunder thun, oder die Freyheit unſerer Seele nicht gänzlich übern Hauſen werfen: ſo kann dieſe Meynung nicht angenommen werden. Nachher ſuchte man auf eine andere Art dieſes Geheimniß zu entdecken, welche in vielen Stücken vernünftiger, als die vorigen zu ſeyn ſcheint. Man behauptet, daß die Seele auch die Begriffe durch ihre eigene Kraft hervorbringt, die durch die Sinnen in uns enſtehen: man ſaget, daß die Seele dabey ganz frey handele, und die Sinnen nur den Grund des Beyſammenſeyns dieſer Begriffe enthalten. Ich kann mich hier in keine weitläuftige Unterſuchung dieſer Meynung einlaſſen; indem ſolches nicht eigentlich zu meinem Zwecke gehöret.

ret. Wir bekommen alſo durch die Sinne gewiſſe Vorſtellungen in unſrer Seele. Wie aber ſolches zugeht, das kann noch nicht mit hinlänglicher Deutlichkeit und Gewißheit beſtimmt werden. Wie ſind nun aber die Begriffe beſchaffen, die wir durch die Sinne erlangen? Sind ſie ſchon an ſich deutlich, oder müſſen ſie erſt hernach deutlich gemacht werden? Ich behaupte das letzte: denn ſonſt müßten bey den gemeinſten Leuten deutliche Begriffe angetroffen werden. Die Natur iſt nicht ſo gütig geweſen, daß ſie uns gleich ſollte zu vernünftigen Menſchen gemacht haben: unſer Verſtand muß erſt durch Bemühung und Fleiß erlanget werden. Zuweilen ſind unſere Sinne ſo ſtumpf, daß wir dadurch nicht viel klare Begriffe von den Sachen bekommen können. Man ſetze, eine Sache ſey ſehr weit von mir entfernet: ſo bin ich nicht im Stande, davon auch nur einen klaren Begriff zu erlangen. Iſt es nicht mit der Milchſtraße ſo gegangen, welche ein jeder an dem Himmel ſehen kann. Man wußte nicht, was man anfangs daraus machen ſollte, weil ſie gar zu weit von unſern Augen entfernet war. Nachdem man aber ſeine Sinne bewaffnet, ſo iſt man in das Geheimniß eingedrungen, und hat entdecket, daß es nichts anders, als eine unzählige Menge kleiner Sternen ſey, die uns von ferne als ein bloßer Schatten ſcheinen. Ja ſind die Sachen gar zu klein: ſo ſind unſere Sinne abermals nicht im Stande, davon uns einen kleinen Begriff zu verſchaffen. Ich glaube ganz gewiß, daß unzählig viele Dinge auf dem Erdboden anzutreffen ſind, die wir deswegen nicht erkennen, und davon wir nichts wiſſen, weil ſie ſo klein ſind. Das kleineſte unter den Thieren, das wir erkennen, iſt die Käſemilbe. Unſere Sinne machen uns hiervon einen ganz andern Begriff, als ſie ſich in der That verhält. Sie ſtellet ſich unſern Augen als ein bloßer Punct dar: durch das Vergrößerungsglas aber werden wir gewahr, daß es eine Art Thierchen von ſeltſamer Geſtalt ſey. Ihre Leiber ſind durchſichtig, und mit langen Haaren, wie Stacheln verſehen. So gehöret auch hieher der Schimmel, welcher bey feuchten Sachen angetroffen wird. Er iſt, durch das Vergrößerungsglas betrachtet, nichts anders, als ein Wald von kleinen Blumen. Dieſe Blumen haben lange, weiße, und durchſichtige Stiele: ſo lange ſie nicht aufgeblühet ſind, ſieht die Blume ſelbſt wie eine kleine grüne Kugel aus, deren Farbe weiß wird, ſo bald ſie zu ihrer Reiſe gelanget. Wie viele Sachen ſind alſo noch übrig, die wir durch unſere Sinne klar erkennen? Wollte man die Sache genauer überlegen, ſo möchte kaum die Hälfte übrig ſeyn. Bey dieſen allen nun iſt noch eine Hauptbeſchäfftigung eines Gelehrten übrig, welche darinnen beſteht, daß er die Begriffe, welche er durch die Sinne nur klar bekommen, nun auch ſuche durch ſeine eigene Bemühung deutlich zu machen. Edle Beſchäfftigung eines Gelehrten, wodurch er ſich dem höchſten Weſen ähnlich zu machen bemühet! vortreffliche Wirkung, welche dieſe Arbeit begleitet, wodurch der Menſch erſt zu einem vernünftigen Geſchöpfe gemacht wird! So wichtig und nöthig aber dieſe Beſchäfftigung bey einem jeden Gelehrten ſeyn ſoll; ſo ſelten iſt ſie unter dieſer

Menſchenart. Woher kömmt es, daß ſo wenige gründlich ſtudieren, und zu einer gründlichen Gelehrſamkeit gelangen? Woher kömmt es, daß viele dem Namen nach Gelehrte zu keiner Deutlichkeit in dem, was ſie gelernet haben gekom̄en ſind? Weil ſie die Mittel entweder nicht gewußt, oder nicht ausgeübet, wodurch ſie zur Deutlichkeit hätten hinaufſteigen können. Denn dieſelbe wohnet an einem erhabnen Orte, wohin Dunkelheit und Finſterniß nicht gelangen kann: ſondern wozu man nach erlangter hinlänglicher Klarheit endlich gelaſſen wird, um von ihr erleuchtet zu werden. Ich will hier nur ganz kürzlich die Mittel anzeigen, wodurch man einen durch die Sinne erlangten klaren Begriff deutlich machen kann, damit er geſchickt werde, hernach zum Vortrage, Beweis und Unterſcheidung gebraucht zu werden. Es ſind fünf Stücke, die ich von einem ſolchen erfordere, der ſich einen Begriff will deutlich machen: als Aufmerkſamkeit, Reflexion oder Ueberlegung, Vergleichung, Ordnung und Abſtraction. Alle fünf Stücke ſind von einer unentbehrlichen Nothwendigkeit, ſowohl bey dem geſammten Studieren, als auch, wenn man ſich die Begriffe deutlich machen will.

Die Aufmerkſamkeit iſt ein Vermögen, ſich eine Sache klärer vorzuſtellen, als andere Dinge. Derjenige alſo, der ſich einen deutlichen Begriff von einer Sache machen will, muß ſich nothwendig dieſelbe klärer, als andere Dinge, vorſtellen; er muß alſo auf die Sache aufmerken. Flatterhafte, und zerſtreute Gemüther ſind nicht im Stande, ſich von einer Sache einen recht deutlichen Begriff zu machen, weil ſie nicht im Stande ſind, aufzumerken. Was iſt es demnach Wunder, wenn ſolche nichts lernen, ſondern durch ihre Wildheit an der Erlangung der nöthigen Wiſſenſchaften gehindert werden? Dieſe erforderte Aufmerkſamkeit aber nun zu beweiſen, iſt keine ſo leichte Sache. Denn aus der Erfahrung iſt es bekannt, daß es manchem Gemüthe ungemein ſchwer fällt, ſeine Gedanken auf ein Ding ſo zu richten, daß es nicht zugleich ſich auch andere als klar vorſtellen ſollte. Es giebt aber gewiſſe Mittel, wodurch die Aufmerkſamkeit auf eine Sache ungemein kann befördert werden. Wenn man mit vielen Sachen und Arbeiten überhäufet iſt: ſo fällt es einem allezeit ſchwerer, auf eine Sache mehr Acht zu haben, als auf eine andere; und es wird alſo dadurch allen Geſchäfften geſchadet, die ſonſt mit mehrerer Aufmerkſamkeit könnten verrichtet werden. Daher pflegt man zu ſagen, wenn ein ſonſt gelehrter Mann etwas nicht gar zu gründlich geſchrieben: man kann es ihm nicht verdenken; denn er hat gar zu viel zu thun. Dieß iſt die Urſache, warum ſo wenige unter den jungen Gelehrten etwas Gründliches lernen, weil ſie alles auf einmal lernen wollen, und endlich darüber ein leeres Gehirn behalten. In je wenigern Sachen man verwickelt iſt, deſto mehr iſt man im Stande, auf eine Sache beſonders Acht zu haben. Dieß iſt auch ganz vernünftig, und der Beſchaffenheit unſerer Seele ganz gemäß. Denn da unſere Aufmerkungskraft endlich iſt: ſo muß dieſelbe durch vielen Gebrauch geſchwächt, folglich zu mehrern Dingen untüchtig gemacht werden. Hernach

nach halte ich das auch für ein bewährtes Mittel, auf eine Sache zu merken, wenn man ſich vor aller Zerſtreuung in Acht nimmt. Nichts iſt dem Studieren nachtheiliger, als die gar zu ſtarken äußerlichen Empfindungen: denn dieſelben verdunkeln allezeit diejenigen Vorſtellungen, die durch das Nachdenken bey uns ſind hervorgebracht worden. Iſt alſo ein Gemüth von ſolchen ſinnlichen Dingen eingenommen: ſo iſt es nicht aufgelegt, auf Sachen, welche das Nachdenken betreffen, Acht zu haben. Und hier entdecket ſich die Urſache, warum ſo viele junge Leute ohne gründliche Wiſſenſchaft bleiben: weil ſie in gar zu großer Zerſtreuung ihres Gemüths ſich befinden. Je mehr alſo einer ſein Gemüth ſammlen kann, deſto geſchickter iſt er, Wahrheiten zu erkennen.

Das andre Stück, welches erfordert wird, wenn mir ein Begriff ſoll deutlich werden, iſt Reflexion oder Ueberlegung. Ich ſetze dieſelbe in der nach und nach vorzunehmenden Betrachtung des Verſchiedenen in einem Dinge. Denn da alle Dinge ein Weſen haben, ein Weſen aber nichts anders iſt, als der Inbegriff der weſentlichen Beſtimmungen eines Dinges: ſo müſſen bey jedem Dinge mehrere Beſtimmungen angetroffen werden. So lange ich dieſelbe aber nicht erkenne, ſo lange bleibt mir das Ding verborgen. Bey den Begriffen kann ich mir die Sache deutlicher vorſtellen, wenn ich ſage, die Reflexion beſteht in der nach und nach vorzunehmenden Betrachtung der Merkmaale eines Begriffs. Ich nehme alſo erſt ein Merkmaal vor, ſuche auf daſſelbe aufzumerken, und mir daſſelbe klar, oder deutlich

lich zu machen: hernach gehe ich zum andern, und fahre ſo immer weiter fort, bis ich alle Merkmaale durchgegangen. Iſt dieſes nicht der gemeine Begriff, den man mit der Reflexion verbindet? Man ſaget, daß die Fenſterhüter ihre Reflexion über die vorübergehenden machen. Was heißt das anders, als daß ſie erſt Achtung geben, auf welcher Seite der Huth ſitze, hernach wie die Perücke geſtaltet ſey, ob das Halstuch fein weiß gewaſchen, die Kleidung nach der neueſten Mode verfertiget, mit breiten und ſteifen Falten, die Strümpfe aufgezogen, und die Schuhe mit langen Ohren gemacht ſeyn, und endlich ob er die Füße recht auswärts ſetze. Dieß iſt die Verrichtung derer, die ihr Handwerk aus der Beurtheilung anderer machen, und denen zu gut die Fenſter nach den Regeln der Baukunſt, und denen darinn bewieſenen Lehrſätzen ſo eingerichtet worden, daß zwo Perſonen bequem darinnen liegen können: damit ihre Beurtheilung deſto vollſtändiger ſey. Sollte alſo wohl ein Gelehrter in dieſem Stücke nachläßig ſeyn? Keinesweges. Er darf keinen Begriff durchlaufen laſſen, den er nicht ſo ſollte gemuſtert haben.

Drittens, ſo muß er ſeine einzeln betrachteten Merkmaale zuſammen nehmen, oder ſie vergleichen, und ſich den ganzen Begriff auf einmal vorſtellen; denn ſonſt würde er niemals zur Erkenntniß des ganzen Begriffs gelangen. So nothwendig die beyden vorhergehenden Stücke ſind, eben ſo unentbehrlich iſt auch dieſes. Was würde es einem Bauherrn helfen, wenn er alles Bauzeug fertig liegen hätte, auch ein jedes nach den Regeln der Baukunſt zubereitet, wenn er es nicht hernach zuſammen ſetzen würde. Würde er die Schönheit ſeines Gebäudes können ſichtbar machen, oder auch ſich ſelbſt ſo lebhaft vorſtellen, wenn er alles allein ließe? O nein, eine geſchickte Zuſammenfügung nach den Regeln der Evrythmie machet erſt, daß das Gebäude recht ſchön werde: denn alsdenn werden ſeine Vollkommenheiten ſichtbar. Es iſt aber viertens nöthig, daß er ſuche, die entdeckten Merkmaale nach einer gewiſſen Ordnung zuſammen zu ſetzen. Denn wollte er das zuerſt nehmen, was zuletzt kommen müßte: ſo würde vielmehr eine Verwirrung, als Deutlichkeit entſtehen. Das bequemſte Mittel iſt, daß die Merkmaale ſo nach einander geſtellet werden, wie ſie bey der Sache ſelbſt anzutreffen ſind. Denn wie ungereimt würde es ſeyn, wenn ein Baumeiſter zuerſt den Karnieß, hernach den Frieß, und denn den Architrab, hernach das Capitäl, den Schaft, das Schaftgeſimſe, das Poſtementgeſimſe, den Würfel, und denn erſt das Fußgeſimſe anlegen wollte? Und o möchten ſich das alle Studierende bemerken, die ihr Studieren wie Kraut und Rüben unter einander werfen, und das zuerſt zu erlernen ſuchen, was doch das letzte ſeyn ſollte; gerade als wenn der Feind die Feſtungswerke zuerſt angreifen wollte, da er die Außenwerke noch nicht überſtiegen.

Wer ſieht nicht aus dieſem allen, daß endlich noch die Abſtraction nöthig ſey? Sie iſt mit den vorigen Stücken unzertrennlich verbunden, und kann ohne Verletzung der Natur unſerer Seele davon nicht getrennet werden. Es iſt wahr, es fällt manchem Menſchen ſehr ſchwer, zu abſtrahiren, weil er ſich nicht daran gewöhnt, ſondern ſich allezeit eingeſchloſſen gehalten, wenn er auch nur die geringſte Wahrheit überdacht hat. Warum aber ſuchet man ſolchem Uebel nicht beyzeiten abzuhelfen, und ſtudieret lieber an ſolchen Orten, wo man dieſe edle Kunſt lernen kann. Sind denn die hinterſten Gemächer in einem Hauſe nur bloß für Studierende gebauet? Dürfen die nicht auch der Luſt genießen, welche die Augen haben, wenn ſie die Neuigkeiten, die auf den Gaſſen vorfallen, gewahr werden? Manche Perſonen haben es ſehr hoch in dieſer Kunſt gebracht. Denn wer anſtatt eines Pfeiſenſtöpſels den Finger einer andern Perſon, ohne es zu wiſſen, gebrauchen, der aus einer leeren Schüſſel ſich ſatt eſſen kann, oder muß ſich gewiß die Sachen recht dunkel vorſtellen können. So viel Mühe, ſo viel Arbeit wird alſo erfordert, wenn man diejenigen Begriffe, die man durch die Sinne erlangt, ſich deutlich machen will. Man möchte faſt unwillig über die Natur werden, daß ſie uns den Weg dazu nicht leichter gemacht: doch hat ſie dieſe Mühe auf andere Weiſe wieder vergütet. Der Vortheil, den dieſe Begriffe mit ſich bringen, iſt, daß ſie allezeit wahr ſind, und unter die Anzahl der möglichen gehören. Denn ſie haben zu ihrem Vorwurfe wirkliche Dinge, und wer wollte an deren Möglichkeit zweifeln?

Doch die Gelehrten ſind mit dieſem einzigen Wege zu Begriffen zu gelangen nicht zufrieden geweſen. Es giebt viele Dinge in der Welt, die wir nicht ſehen, hören, ſchmecken, fühlen, riechen können.

Woher ſollen wir von denſelben Begriffe bekommen? Hier werden unſern Sinnen Gränzen geſetzt, und die Vernunft muß das erſetzen, was hier der Empfindung fehlet. Herrliche Wirkung eines weiſeſten Rathſchluſſes! Vortreffliche Beſchäfftigung eines Gelehrten! Er ſuchet andere Mittel, damit ſeinem Wiſſen keine unnöthige Schranken geſetzt werden: er ſuchet aus bekannten Dingen auf eine vernünftige Weiſe unbekannte zu finden. Vortreffliche Hevriſtik, wie unentbehrlich biſt du einem Gelehrten: und o möchteſt du nur dich denenſelben beſſer zu erkennen geben, als bisher geſchehen iſt! Welches iſt nun aber der andere Weg, worauf wir zu Begriffen gelangen? Die Abſtraction, oder Abſonderung. Es beſteht dieſelbe darinnen, daß man verſchiedene Begriffe zuſammen nimmt, betrachtet, was ſie mit einander gemein haben, und dieß ſich beſonders vorſtellet. Gewiß, ein geſchickter Weg zu Begriffen zu gelangen: denn durch die bloße Abſonderung einiger Merkmaale im Gedanken kann kein Begriff unmöglich werden. Sind alſo die Begriffe möglich, wovon ich einen andern abſondere, ſo muß der allgemeine Begriff auch möglich oder wahr ſeyn. Wie ſind doch wohl die Gelehrten zu den Begriffen gelanget, die wir in den Wiſſenſchaften haben? Größtentheils auf dieſe Weiſe. Sind ſie zum Begriffe der Tugend durch die Sinne gebracht worden? Ich habe die Tugend niemals mit Augen geſehen, mit Ohren gehört, oder mit Händen betaſtet. Ob ich wohl gar gerne zugebe, daß in der weitern Zergliederung und Auflöſung der Begriffe endlich die Sinne, als die Urheber der der Begriffe müſſen angegeben werden. Doch damit man deutlicher möge einſehen, wie dieß zugehe, ſo will ich die dazu gehörigen Stücke deutlich aus einander ſetzen. Es wird zu der Abſtraction erfordert, daß man mehrere Begriffe vor ſich nehme, und dieſelben ſeiner Betrachtung würdig ſchätze. Von einem Begriffe allein genommen, läßt ſich kein anderer abſtrahiren: ſondern es müſſen ihrer mehrere ſeyn. Dieſe mehrern müſſen ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie theils einerley, theils verſchieden ſind. Folglich, daß gewiſſe Merkmaale ihnen allen gemein, einige aber nicht allen gemein ſeyn, ſondern in jedem beſonders anzutreffen ſeyn müſſen. So giebt es auch nicht viele Begriffe, die alle Merkmaale ſollen gemein haben, weil ſonſt ihre Vorwürfe ſelbſt gänzlich einerley ſeyn müßten: welches doch wider die erſten Grundſätze der Metaphyſik iſt. Hernach iſt nöthig, daß man ſich diejenigen Merkmaale beſonders vorſtelle, welche allē gemein ſind, u. dieſelben mit einander vergleiche: ſo entſteht der verlangte Begriff, u. wir haben unſere Erkenntniß dadurch vermehret. Ich will dieſes durch ein Exempel erläutern. Ich habe ein Verlangen, zu wiſſen, was der Pedantismus ſey? Ich nehme verſchiedene Fälle, da man einen andern einen Pedanten genannt. Der Onomatopius iſt ein Pedant: und ich treffe bey ihm an, daß er denkt, er ſey der größte Gelehrte, wenn er nur ein einziges Wort, das vorher nicht gebraucht worden, erdacht hat. Der Philolatinus denkt über alle menſchliche Gelehrſamkeit erhaben zu ſeyn, wenn er die lateiniſche Sprache einigermaßen verſteht. Der Philelenchus freuet ſich außerordentlich, wenn er einem andern zeigen können, daß er einen Buchſtaben groß gemacht, da er ihn hätte klein machen ſollen. Was haben alle dieſe gelehrte Helden mit einander gemein? Woriñen ſind ſie unterſchieden? Sie haben das mit einander gemein, daß ſie aus geringen Vollkommenheiten in der Gelehrſamkeit ſich den größten Ruhm, und das größte Anſehen verſprechen. Darinnen aber ſind ſie unterſchieden, daß es der eine in dieſem, der andre in jenem Stücke zu erjagen ſuchet. Könnte ich alſo nun nicht die Schulfüchſerey ſo erklären: ſie ſey eine Bemühung, geringen Vorzügen in der Gelehrſamkeit einen gar zu großen Werth beyzulegen. Hat man dieſe Methode recht inne, ſo wird man das ganze Geheimniß entdecken können, deſſen ſich die Gelehrten bedienen, wenn ſie uns richtige, und hinlänglich eingeſchränkte Begriffe liefern. Man iſt nicht mehr gezwungen, auf die Begriffe eines andern zu ſchwören, ſondern man iſt im Stande, ſelbſt welche zu machen, und durch Ueberlegung heraus zu bringen. Vermittelſt dieſes Weges gelangen wir zu allgemeinen Begriffen: denn da wir auf dieſe Weiſe Begriffe erlangen, welche vielen Dingen zukommen, ja allen Dingen, die unter einem gewiſſen allgemeinen Begriffe enthalten, ſo wird durch dieſe Erkenntniß unſre Einſicht gar ſehr vermehret; wir können von mehrern Dingen urtheilen, und wiſſen, was bey ihnen anzutreffen iſt: wir erlangen alſo eine weitläuftige Erkenntniß. Dieſes iſt der Vortheil, deſſen ſich die gelehrten Windmacher mit gutem Fortgange zu bedienen pflegen, damit es ihnen niemals an nöthigem Stoffe zu reden fehle.

Doch ich muß endlich noch kürzlich den dritten Weg anführen, worauf wir zu Begriffen gelangen können. Dieß iſt die willkührliche Verbindung der Begriffe. Ein Mittel, welches ſo fruchtbar, als nützlich iſt: dabey doch aber große Behutſamkeit nöthig iſt. Ich muß erſt erklären, was ich darunter verſtehe. Ich verbinde alsdenn eine Sache mit der andern, wenn ich mir dieſelbe mit der andern zugleich vorſtelle. Die willkührliche Verbindung der Begriffe beſteht alſo darinnen, daß ich mir mit einem gewiſſen Begriffe noch andere zugleich und als einen Begriff vorſtelle. Es iſt alſo dieſer Weg eine abermalige Wirkung unſerer Erfindungskunſt. Je glücklicher jemand iſt, neue Merkmaale oder neue Begriffe zu entdecken, welche ſich zu einem andern Begriffe ſchicken; je geſchickter iſt er auch, neue Begriffe durch eine ſolche willkührliche Zuſammenfügung heraus zu bringen. Z. E. ich habe den Begriff von einem Triangel, es ſey eine an einander hangende Reihe proportionirlich ungleicher Linien, welche zwiſchen einer Linie und einem Puncte liegen. Thue ich zu dieſem allgemeinen Begriffe eine beſondere und genauere Beſtimmung hinzu, und ſetze anſtatt bloßer proportionirlich ungleichen Linien, proportionirlich ungleicher geraden Linien, ſo habe ich den Begriff eines geradelinigten Triangels, welcher durch eine willkührliche Verknüpfung entſtanden iſt. Wie leicht iſt es nun aber nicht, daß durch eine ſolche willkührliche Verbindung ein falſcher Begriff entſtehe? Kann ich nicht leicht ſolche Merkmaale hinzuſetzen, welche zuſammen nicht beſtehen können?

Hier iſt es nöthig, daß ich allezeit philoſophiſch, das iſt, mit gewiſſen Gründen erkenne, daß ein Begriff dem andern zukomme. Erfahrung und Beweis müſſen hier die Probierſteine ſeyn, wornach die Richtigkeit ſolcher Begriffe muß beurtheilet werden. Doch ich habe mein Verſprechen erfüllet, indem ich kürzlich die verſchiedenen Wege zu Begriffen zu gelangen, angeführet. Meine Abſicht iſt geweſen, dieſe ſo nöthige Sache durch dieſe Schrift bekannter zu machen. Und ich werde meinen Endzweck völlig erreichet haben, wenn ſolches auch nur bey einigen geſchiehet.

D***

* *

Die Fehler und die Satire.

Die Tugenden der erſten Zeiten
Begonnten ſich einſt auszubreiten;
Ihr göttlich Anſehn ward verehrt.
Das Reich der Fehler ward erſchüttert,
Was erſt vor jenen kaum erzittert,
Sah man mit Schrecken itzt zerſtört.

Der Völker Einſicht ward erheitert,
Die Wahrheit und Vernunft erweitert,
Als ſie ihr Licht auf ſie ergoß.
Die Tugend ward nun mehr geliebet,
Geprieſen, doch noch mehr geübet,
Da in dem Blut kein Laſter floß.

Die Fehler mußten ſchnell entweichen,
Eh ſie der Blitz noch konnt erreichen,
Der von der Vorſicht auf ſie flog.
Man ſah ſie, da ſie ſchüchtern flohen,
Mit feurigem Geſichte drohen,
Weil Rach und Wuth mit ihnen zog.

Sie eilen zu den finſtern Klüften,
Wo nie der Hauch von holden Düften
Der jugendlichen Blumen reizt.
Die Bosheit bebt in ihren Hölen,
Die ſtets nach mehr verworfnen Seelen,
Und ſtets doch unerſättlich geizt.

Sie ſah mit Schrecken ihre Kinder,
Sie ſprang von ihrem Thron geſchwinder,
Als je ein Reyher niederſchießt.
Was, Feigen, bringt euch hier zuſammen:
Wie, ſagt ſie, ſoll ich euch verdammen,
Da jeder von euch flüchtig iſt?

Der Hauſe klagt, wer ſie vertrieben,
Verzweiflung herrſcht in ihren Trieben,
Und ſträubt ihr fürchterliches Haar.
Man räth: ſie wünſchet, daß man ſtreite,
Und zu dem Kriege ſich bereite;
Doch jeder bebt vor der Gefahr.

Zum Streite waren ſie zu blöde,
Dieß ſieht die Liſt und ſagt: ich rede:
Dieß war zur Stille ſchon genug.
Gewalt wirkt hier nicht Heldenthaten,
Die Ohnmacht werdet ihr verrathen,
Die Feinde ſtürzt allein Betrug.

Ihr Reich gewiß zu untergraben,
Müßt ihr den Schein von ihnen haben,
Hüllt euch in ihre Kleidung ein.
So weislich müßt ihr euch verſtellen,
Und euch zu denen nur geſellen,
Die ſich unwiſſend ihnen weihn.

Der Rath gefällt dem weiten Heere,
Der kühne Stolz zeigt ſich als Ehre,
Der Geiz wird kluge Sparſamkeit;
Die Heucheley nimmt fromme Blicke,
Die Wut wird Anſehn; ſchlaue Tücke
Wird Vorſicht und Verſchwiegenheit.

Die andern frechen Laſter nahmen
Von andern Tugenden die Namen,
Und Tracht und Anſehn wird verſtellt.
In neuen heuchleriſchen Sitten
Sah man ſie mehr, als ſonſt, gelitten,
Und ſie betrogen alle Welt.

Die raſche Jugend ward gewonnen
Das meiſte Volk hieng unbeſonnen
Dem Laſter, als der Tugend, an.
Kaum konnten ſie bey weiſen Alten
Ihr Reich noch unzerſtört erhalten,
Die nicht ein Schein verführen kann.

Doch ſollten ſie nicht Sieger werden.
Es ſah mit zornigen Geberden,
Der Vorſicht Aug ihr ſteigend Glück.
Sie ſprach zur lachenden Satire,
Daß nicht die Tugend ganz verliere,
So geh und treibe ſie zurück.

Sie eilet mit dem freyen Spotte,
Auf ſtolzer Laſter ſichre Rotte,
Die in der Welt ſchon mächtig ſind.
Stets ſcherzt ſie: doch aus ihren Scherzen
Entſtehen bey den Thoren Schmerzen,
Der ſeine Knechtſchaft liebgewinnt.

Die Fehler wollten ſich verſtecken:
Allein was wird ſie nicht entdecken,
Da ſie ein göttlich Licht umgiebt?
Nein, ſie ereilten ſie im Fliehen,
Die Kleidung ihnen auszuziehen,
Die mancher blöde Geiſt geliebt.

Sie fingen an, ſich zu erzürnen,
Und auf verlachter Thoren Stirnen
Wies der Erbittrung Eifer ſich.
Der Spott verfolgte ſie nur weiter,
Und mancher Auge ward nun heiter,
Und ihm die Fehler lächerlich.

Den zwang ſie, ſie nicht mehr zu ehren,
Der bey der Weiſen ſchönſten Lehren
Stets noch den Laſtern dienſtbar blieb,
Ja, du entwichſt vor ihrer Menge,
Wenn ſpottender Satiren Strenge,
O Tugend, ſie zur Flucht nicht trieb!

C. * *

* * *

Stroh=

* *

Strohkranzrede.

Der Glanz der Ehre, die ich heute genieße, einen Strohkranzredner abzugeben, verblendet mich gar nicht, daß ich nicht zu gleicher Zeit die Wichtigkeit dieſes Amtes erkennen ſollte. Denn wie die Strohkranzreden unſtreitig unter allen Reden in der Republik die nützlichſten ſind: ſo glaube ich auch, daß eine nicht gemeine Geſchicklichkeit dazu erfordert werde. Was ſoll eigentlich ein ſolcher Redner, als ich heute bin, thun? Er ſoll eine Braut wegen eines Verluſtes tröſten, der unerſetzlich und unſchätzbar iſt. Wieviel Einſicht in die Natur des menſchlichen Herzens, wieviel Beredſamkeit gehöret nicht hierzu! Und wieviel Umſtände finden ſich nicht, die die beſten Troſtgründe entkräften, und alle Kunſt des Redners unbrauchbar machen. Ich will dieſe Wahrheit, die noch wenige unterſucht haben, itzt in ihr Licht ſetzen, und ich glaube damit ſowohl den gegenwärtigen Zeiten, als unſern Nachkommen einen nicht geringen Gefallen zu erweiſen. Auf meiner Seite wird der Vortheil auch nicht außen bleiben; denn indem ich ſie, hochgeehrte Anweſende, überführe, wieviel zu einer Strohkranzrede gehört: ſo werde ich gleichſam eine Schutzrede für mich gehalten, und ſie zur Vergebung bewegt haben, wenn meine Beredſamkeit einem ſo ſchweren Werke nicht gewachſen ſeyn ſollte. Kommen ſie mir allerſeits mit dero gütigen Aufmerkſamkeit zu Hülfe. Beſonders werden ſie, gnädige Fräulein Braut, mir die größte Gefälligkeit erzeigen, wenn ſie ſich, ſo lange ich rede, recht untröſtlich ſtellen, damit meine Zuhörer einen augenſcheinlichen Beweis haben: „Wie wichtig das Werk iſt, eine „Braut wegen ihres Verluſtes zu tröſten, oder wel„ches eben ſoviel ſaget, eine Strohkranzrede zu halten.“

Der Zuſtand einer Braut iſt, eigentlich zu reden, der Mittelſtand zwiſchen Jungfern und Weibern. Welcher neue und fürchterliche Name! allein dieß iſt noch nicht genug. Wenn wir hier von einer Braut reden: ſo meynen wir eine, die ſchon den andern Hochzeittag angetreten hat. Ihr Gewiſſen erlaubet ihr nicht, ſich unter die Frauen oder Jungfern zu rechnen, und der Wohlſtand verbiethet ihr, ſich unter die Weiber zu zählen. Sie muß ſich ſchämen, das erſte nicht mehr zu ſeyn, und ſie muß ſich auch ſchämen, das andere ſeyn zu wollen. Ich kann ohne Mitleiden dieſe Worte kaum ausſprechen, und wenn ſie, hochwohlgebohrne Fräulein Braut, nicht bald anfangen zu weinen; ſo werde ichs ſelber thun.

Der Verluſt bey einer Braut iſt der Kranz, das Zeichen der Unſchuld, der Freyheit und Unüberwindlichkeit, wie ihn der erſte Erfinder der Strohkranzreden, Demoſthenes, in ſeiner Rede, Corona genannt, gar annehmlich und deutlich beſchrieben hat. So unſchätzbar nun Unſchuld und Freyheit ſind: ſo unſchätzbar iſt auch der Verluſt des Kranzes, und ſo ſehr ich mich ſchämen würde, wenn ich zeitlebens ohne Huth gehen ſollte; ſo ſehr muß ſich auch eine Braut ſchämen, zeitlebens ohne Kranz zu gehen.

Wer weis nicht, daß der Verluſt einer Sache auf vielerley Art groß werden kann. Erſtlich wenn die Sache koſtbar iſt, um die wir kommen; ferner, wenn der Schaden unerſetzlich iſt, und endlich, wenn wir an dieſem Verluſte ſelber Schuld ſind.

Haben dieſe Kennzeichen ihre Richtigkeit: ſo muß es auch wahr ſeyn, daß die Einbuße, die eine Braut erleidet, ſo groß iſt, daß man ſie nicht größer denken kann. Die ganze Welt iſt einig, daß der größte Schatz eines ledigen Frauenzimmers in ihrem Kranze beſteht. So bald ſie dieſen verliert, ſo verliert ſie alles, was man auf ihrer Seite verlieren kann. Ich brauche gar nicht, zu erweiſen, daß eine Braut ein lediges Frauenzimmer iſt; denn eine Verheirathete iſt diejenige, die einen Mann hat. Eine Braut aber hat einen Bräutigam, und da dieſer kein Mann, ſondern nach allen Regeln der Scharfſinnigkeit ein Junggeſelle iſt; ſo kann eine Braut unmöglich eine Frau ſeyn, und folglich iſt ſie eine ledige Perſon.

Es giebt tauſend Dinge, die man durch Zeit und Glück wieder erhalten kann, wenn man darum gekommen iſt. Man nehme die Schönheit, das koſtbare, aber auch flüchtige Gut der Sterblichen. Wie oft wird ſie nicht ein Raub einer ſtrengen Krankheit; aber wie oft löſchet nicht auch die Hand der Zeit die traurigen Spuren, die Verwüſtung der Maſſern und Pocken in dem Geſichte einer Schönen aus? Ein unglücklicher Nachmittag am Lombertiſche bringt die liebenswürdigſte Hand um alles Spielgeld. Sie verlieret ſo gar den blitzenden Diamant aus dem Armbande. Was iſt es mehr? Kann der andre Tag durch gutes Glück nicht alles dieſes und noch mehr wieder bringen? Allein der Kranz einer Braut iſt ſo wenig wieder herzuſtellen, als die Zeit, wenn ſie einmal verfloſſen iſt.

Wenn man den Kranz obenhin betrachtet, ſo iſt er freylich nichts, als eine länglicht runde Figur von Blumen oder Seide, welche die Hand der Putzmacherinn künſtlich in einander geflochten hat. Dieß äuſſerliche Zeichen kann man wieder habhaft werden; allein auch die Sache, die mit dieſem Zeichen verlohren gegangen? Man dringe ja nicht in mich, dieſe Sache zu beſchreiben. Es iſt freylich eine Pflicht eines Redners, von allen deutliche Begriffe zu geben; allein es giebt doch Dinge, die man nicht beſchreiben, ſondern bloß denken kann. Unter dieſe Gattung gehöret dasjenige, was eine Braut mit dem Kranze verliert. Es läßt ſich von Junggeſellen denken, von Männern empfinden, aber von keinen von beyden mit Worten vorſtellen. Unterdeſſen bleibt es gewiß, daß dieſer nicht zu beſchreibende Verluſt nicht nur in den Augen der Welt, ſondern auch auf Seiten der Braut groß und anſehnlich ſeyn muß. Warum weinet eine Braut, wenn man ihr den Kranz entzieht? Etwan aus Vergnügen, daß ſie der Sorge los iſt, ihn zu bewahren? Weinet ſie etwan vor Freuden wegen der ſüßen Urſache, die ſie dieſer Zierde unwürdig gemacht hat? Oder weinet ſie gar deswegen, daß ſie ihn nicht eher los geworden iſt? Alles dieſes widerſpricht ſich. Sie vergeußt alſo deswegen Thränen, weil ihr das Gewiſſen ſaget, wieviel ſie nunmehro entbehrt, und weil wir Sachen, die wir hochſchätzen, unmöglich ohne Bewegung hingeben können.

Die Koſtbarkeit ſey endlich noch ſo groß, die man verliert, ſo wird man ſich doch in ſein Schickſal finden lernen, wenn man an dieſem Unglücke nicht ſelber Schuld iſt. Wo aber kann ſich jemals eine Braut mit dieſem Troſte aufrichten? Wer hat ſie in ihre elenden Umſtände geſetzt? Iſt es Zwang? Iſt ſie durch das Verhängniß um ihre Zierde gekommen? Hat man ihr die Hände gebunden? Hat man ihr einen Schlaftrunk eingegeben? Hat man ſie bezaubert? Nichts weniger! durch ihre eigene Schuld, mit ihrem gutem Willen verliert ſie den Kranz. Wenn ſie nicht gewollt hätte: ſo wäre die ganze Welt zu wenig geweſen, ſie zu zwingen. Ihr Elend wird endlich dadurch noch größer, daß ſie dieſen Raub einer Perſon zuſchreiben muß, die ſie vor allen andern liebet. Man ſetze ſich in die bejammernswürdigen Umſtände einer Braut, um dieſes recht zu verſtehen. Man ſtelle ſich vor, daß man einem ſeiner beſten Freunde das koſtbareſte Kleinod in die Hände gegeben, und man denke zugleich, daß uns eben dieſer Freund darum bringt. Wird dieſes nicht unſern Schmerz vollkommen machen, daß wir denjenigen den Räuber unſerer Ruhe nennen müſſen, den wir für den Beförderer deſſelben gehalten haben? Erlauben ſie mir, hochgeehrte Anweſende, daß ich hier von meiner eigenen Perſon etwas einſchalte. Ich danke dem Himmel, daß ich kein Frauenzimmer geworden bin. An meinem Bräutigam, der mich um den Kranz gebracht hätte, würde ich die unerhörteſte Grauſamkeit begehen,

hen, und ihn in der erſten Nacht zu Tode küſſen. Dieſes Mittel hätte ich ihnen, gnädige Frl. Braut, vorſchlagen wollen, wenn ſie mich geſtern um Rath gefragt hätten. Allein nun iſt es zu ſpät. Sie ſind um ihre Freyheit, um ihr Herz, und alles gekommen.

Werden ſie, allerſeits gnädige und hochgeehrteſte Anweſende, bald überzeugt ſeyn, wie ſchwer es iſt, eine Braut zu tröſten. Sie ſehen die Größe des Schadens. Sie ſehen, daß er unerſetzlich iſt, welches die Erfahrung ſeit 6000 Jahren beweiſt. Eine Braut iſt ſelbſt ſchuld an ihrem Unglücke, und hier berufe ich mich auf das Gewiſſen aller Bräute; denn hätten ſie die unbarmherzigen Spitzen ſo vieler unzähligen Nadeln in ihrem Kranze zu ihrer Vertheidigung angewandt; hätte ſich jede in der Brautnacht in eine Kammer allein verſchloſſen: ſo würde das Unglück von einem geraubten Kranze noch ein unerhörtes Uebel ſeyn. Da nun eine Braut zu tröſten ſo etwas ſchweres, und gleichwohl eine Strohkranzrede nichts anders, als ein Troſt für eine betrübte Braut iſt: ſo glaube ich, erwieſen zu haben, wie ſchwer und wichtig das Amt eines Strohkranzredners ſey. Er ſoll ein Herz aufrichten, das unendlich viel eingebüßt hat; er ſoll ein Frauenzimmer tröſten, das heißt eine Perſon, die von Natur zur Empfindlichkeit und zum Schmerze geneigt iſt; er ſoll ſie zu einer Zeit tröſten, da ihr Verluſt noch neu iſt; er ſoll eine Verſtoßene, die das Reich der Jungfern nicht dulden, und die Republik der Weiber noch nicht für ihr Mitglied erkennen will, zufrieden ſtellen. Gehöret hierzu keine außerordentliche Beredſamkeit, keine gründliche Philoſophie?

Dennoch muß ich zum Schluſſe meiner Rede verſuchen, ob ich nicht etwas erfinden kann, das einem Troſte ähnlich ſieht. Ich rede nunmehr mit Ihnen, gnädige Fräulein Braut. Man kann die Traurigen nicht beſſer gewinnen, als wenn man mit ihnen klaget und weinet, und ſie bedauret. Ich ſchwöre ihnen alſo in Geſellſchaft ſo vieler anſehnlichen Perſonen zu, daß ich über den Verluſt ihres Kranzes ausnehmend gerührt bin. Ich entſchuldige ihren Fehler, weil er in der Nacht geſchehen iſt. Wer kann da genug auf ſeiner Huth ſeyn, wenn uns die Finſterniß die Augen verſchließt, und Schlaf und Zärtlichkeit uns ermüden. Sie ſind auch durch eine Perſon um ihren Kranz gekommen, der ſie dieſe verliebte Räuberey am wenigſten haben zutrauen können. Ihr Bräutigam, (denn dieſer iſt der Verbrecher,) ihr Geliebter, der ihnen zeithero die theureſten Verſicherungen ſeiner Freundſchaft, ſeiner Treue, und ſeiner ewigen Hochachtung zu erkennen gegeben, hat ſie hintergangen. Sie ſind anzuklagen, daß ſie zu wohlgeſinnt gegen ihn geweſen, daß ſie die Verſtellung von der Aufrichtigkeit nicht zu unterſcheiden gewußt, und endlich, daß ſie in einer Nacht der Sicherheit Raum gegeben, da ſie wegen des nahen Feindes, ein beſtändiges Wachfeuer hätten halten ſollen.

Indeſſen ſcheint er weit ſtrafbarer, als ſie zu ſeyn; doch verdient er dero Vergebung, weil er aus Liebe geſündiget hat. Vertragen ſie ſich mit ihm. Suchen ſie ſich ihr Unglück aus dem Sinne zu ſchlagen, und ergeben ſie ſich der Zeit, als der beſten Tröſterinn. Es iſt kein Uebel ſo groß, das nicht etwas gutes bey ſich hätte. Der Schmuck der Haube iſt ſchon bereit, den durch den Kranz leer gewordenen Platz einzunehmen. Und daß ich alles mit einmal ſage, ſie haben auf der einen Seite viel verlohren; aber wie glücklich ſind ſie zugleich auf der anderen; da ſie einen liebenswürdigen Gemahl gewonnen haben. Zu allem Ueberfluſſe überreiche ich ihnen dieſen Strohkranz, die Einbuße ihres Brautkranzes einigermaßen zu erſetzen, und ihnen zum Beſten erſuche ich zugleich die ſämmtlichen Damens gehorſamſt, ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen; und da ſie aus der Zahl der Fräuleins ausgeſchloſſen ſind, ſie noch heute in die ihrige aufzunehmen. In dieſer Hoffnung übergebe ich ihnen, geweſenes Fräulein Braut, ein dutzend Hauben, und wünſche zum Beſchluſſe, daß ſich alle Fräuleins, meiner Rede zur Ehre, vor der unbarmherzigen Brautnacht hüten mögen, ob ich gleich wenig Vertrauen in dieſen aufrichtigen Wunſch ſetze. Ich bedaure ſie noch einmal, arme Fräulein Braut, und zugleich die vornehme Geſellſchaft, die ich durch meine Rede in eine ſo betrübte Empfindung habe ſetzen müſſen.

C. F. G.

Die

Die Weisheit.

Die Weisheit läßt uns Menſchen werden,
Und nichts um uns umſonſt geſchehn;
Sie läßt der Welt das Glück der Erden,
Und auch das Glück der Zukunft ſehn.
Sie iſts, von der wir täglich lernen;
Sie zeigt, wie jedes Element,
Von unſrer Fläche bis zun Sternen,
Des weiſen Schöpfers Macht bekennt.

Die Weisheit deckt das Weltgebäude,
Den Menſchen zur Bewundrung auf.
O ſpricht ſie: Menſch, nur dir zur Freude,
Schuf Gott der Dinge weiſen Lauf!
Zu tauſend Gütern, die vergnügen,
Schuf dich der Herr empfindungsvoll,
Damit dein Herz ſein holdes Fügen
Erkennen und verehren ſoll.

Wem weht die Luft? Wem grünt die Erde?
Wem fließt der Strohm? Wem trägt das Feld?
Für wen beſaamt der Thiere Heerde
So fruchtbar jeden Theil der Welt?
Wem fällt der Thau? Wen tränkt der Regen?
Wem ſcheint der Tag? wen ſtärkt die Nacht?
O Sterblicher, nur deinetwegen
Ward alles dieß hervorgebracht!

Die Weisheit zeigt uns tauſend Spuhren
Von unſers Schöpfers Wachſamkeit,
Der ſtets das Herz der Creaturen
Durch Hoffnung nährt, durch Luſt erfreut.
Er ſchenkt uns nichts, als frohe Tage,
Er weis von nichts, als Lieb und Huld;
Denn an der Menſchen Noth und Plage
Iſt nur der Menſch alleine Schuld.

Die Weisheit zeigt, zu welchen Zwecken
Wir auf die Welt geſchaffen ſind;
Sie hilft in uns die Pflicht erwecken,
Wodurch des andern Wohl gewinnt.
Sie lehrt, wie du dich ſelbſt beſchützen,
Dein Glück vielmehr in deiner Bruſt,
Und in der Seelenruh beſitzen,
Als in dem Aeußern ſuchen mußt.

Die Weisheit lehrt den Staat verwalten,
Sie lehrt den Quell von Luſt und Schmerz,
Lehrt nichts für ſo gefährlich halten,
Als eben unſer eigen Herz.
Die Weisheit lehrt, wie man bey wenig
Ein ruhig und zufriedner Mann,
Des andern Glück, ſein eigner König,
Und froh im Tode werden kann.

C. F. Gellert.

Ende des Heumonats.

* * *

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

— Amant alterna Camoenae *Virgil.*

Auf das Jahr 1744.
Auguſtmonat.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Die Unſterblichkeit der Seele.

Vernichtung flieht vor dir, du untheilbares Weſen,
Du biſt beym erſten Seyn zur Dauer auserleſen:
Du warſt, du biſt, du bleibſt. Dieß glaubeſt du, mein Geiſt,
Weil nicht die Möglichkeit, Gewißheit ſchweigen heißt.

O unerſchaffner Geiſt! als du die Welten ſchufeſt,
Kam auch mein Geiſt von dir. Wenn du ihn wieder rufeſt,
Sucht er ſein ähnlich Seyn. Er iſt, er bleibt in mir;
Wenn ſeine Wohnung bricht, ſo eilet er zu dir.

Kann denn mein Geiſt wohl nicht auch in der Luft zerſtäuben,
Daß keine Theile mehr von ſeinem Weſen bleiben?
Das kleinſte Theilchen findt in dem Begriff nicht ſtatt,
Den man durch richtgen Schluß aus dem Bewußtſeyn hat.
Wo keine Theile ſind, kann nichts gelöſet werden.
Mein Geiſt entfernet ſich von irrdiſchen Beſchwerden.

Iſts ein vereinter Theil, was man zum Denken braucht;
So iſt ſo mancher ſchon verſchwitzt, verdampft, verraucht.
Es kann verfloßner Zeit Gedanken nicht gebähren,
Und durch Erinnrungskraft empfundne Luſt begehren.
Den richterlichen Spruch, der gutes gut erkennt,
Kann nicht das Weſen thun, das böſes böſe nennt.
Der kettengleiche Schluß, die Reihe der Gedanken,
Muß bey dem letzten Satz der erſten Wahrheit wanken.
Noch mindrer wahr, als falſch, ſtimmt dieſes überein:
So muß das Weſen wohl in ſich untheilbar ſeyn.
Das Urbild meines Geiſts iſt ein einfaches Weſen,
Von Gott aus ödem Nichts zur Wirklichkeit geneſen.
Vorher war kein Erfolg, nachher iſt keine Zeit;
Es lebt vom erſten Seyn in lange Ewigkeit.
Was er im Theile ſchaut, kann er im Ganzen merken,
Wenn er die Reihe ſieht von allen Schöpfungswerken.
Mein Geiſt bemerkt, wie er, bey nie geſpartem Fleiß,
Nur wenig hier erkennt, dort erſt das meiſte weis.
Umſonſt beſitzt er nicht Verſtand und freyen Willen:
Dein Glanz, vollkommſtes Licht, muß ſein Verlangen ſtillen.
Gott, ſollte dich mein Geiſt einſt nicht vollkom̃ner ſchaun?
So dürfte mein Verſtand auf keine Wahrheit baun.
Mein Geiſt erkennt: dein Seyn iſt ſonder Anfang leben,
Daß du dir ſelbſt die Zeit ohn Ende haſt gegeben.
Du haſt den Grund in dir. In dir iſt das gegründt,
Was man vom kleinſten Theil bis auf den größten findt.
Du biſt der Inbegriff von den Vollkommenheiten,
Die, deinem Weſen gleich, um keinen Vorzug ſtreiten.
O Gott! du biſts allein, den man vollkommen preiſt:
Was niedriger als du, noch unvollkommen heißt,

Was deiner Güte hat gefallen zu errichten,
Das kañ auch deine Macht mit gleichem Recht vernichten.
Allein die Eigenſchaft, die meinem Geiſt gehört,
Iſt ſo von dir beſtimmt, daß ſie nicht theilen lehrt.
Das Weſen meines Geiſts, natürlich zu betrachten,
Kann der Verweſung Recht mit ſtolzem Muth verachten.
Der Aenderungen Grund enthält es innerlich,
Es hat, o Gott, von dir die Dauer ſelbſt in ſich.

Mein Geiſt verſpührt in ſich ein ſehnliches Verlangen,
Nach niedrigem Beſitz was höhers zu empfangen.
Von Gott erregter Trieb! Vernünftge Creatur
Sucht die Vollkommenheit ſtets wirkender Natur.
Gott thut nichts ohne Grund; drum iſt der Trieb gegründet,
Daß endlich auch mein Geiſt das, was er ſuchet, findet.

Selbſt die Erfahrung lehrt, daß man in dieſer Welt
Nichts findt, was unſern Geiſt unendlich unterhält.
Bemüht ſieht man den Geiſt nach höhern Weſen trachten,
Bey halb vollkoñner Ruh, nach der vollkoñnen ſchmachten.
Was ſein Verlangen ſtillt, findt er bey Gott allein:
So muß die Seel in mir gewiß unſterblich ſeyn.

Denn ſteigt ſie ſtufenweis, ſo bleibt ſie bey dir ſtehen,
Zu keinem höhern Seyn, als du, weis ſie zu gehen.
Dort nimmer ſatt von dir: iſt die Vollkommenheit,
Die meine Seel erlangt durch die Unſterblichkeit.

J. J. Haupt.

* * *

Wahrſcheinliche Gedanken
von der
Erfindung der Schreibkunſt.

§. 1.

Wenn wir auf dasjenige, was wir täglich mit unſern Sinnen wahrnehmen, ein aufmerkſames Auge richten, ſo befinden wir, daß alle, ſowohl vernünftige, als bloß ſinnliche Geſchöpfe eine Fertigkeit beſitzen, die Gedanken ihrer Seele, vermöge gewiſſer durch die Gliedmaßen des Mundes eingeſchränkten Töne, andern ihres gleichen bekannt zu machen, welches man die Sprache derſelben zu nennen pflegt. Wenigſtens iſt dieſes gewiß, daß alle Geſchöpfe von dieſer Art eine Fähigkeit dazu haben, wenn auch gleich die wirkliche Ausübung derſelben manchmal bey dieſem oder jenem Geſchöpfe, durch zufällige Urſachen, gehindert, oder gar unmöglich gemacht wird. Ich glaube nicht, daß jemand dieſes Vermögen den vernünftigen Geſchöpfen, ſtreitig machen wird: und eben ſo gewiß kann man daſſelbe auch von den bloß ſinnlichen Geſchöpfen, oder den unvernünftigen Thieren, behaupten. Die Sache iſt an ſich offenbar; denn wir dörfen nur auf das Betragen dieſer Thiere gegen einander genau Acht geben, ſo werden wir davon genugſam überzeugt werden. Die Henne machet ein ander Geſchrey, wenn ſie ihren

Gatten ruft, als wenn ſie ihre Küchlein zuſammen locket, und beydes iſt von demjenigen unterſchieden, mit welchem ſie ihre Geſellſchaften aufmerkſam machet, weñ ein Stoßvogel ſich ſehen läßt. Das Bellen eines Hundes, womit er den fremden Gäſten begegnet, iſt eine ganz andere Stimme, als diejenige, wodurch er ſeinen Zorn, ſeinen Schmerz, ſeine Furcht zu erkennen giebt. Und ſo treffen wir bey allen Arten der Thiere auch ihre beſondern Sprachen an, die ihnen die Natur ſelbſt eingepflanzet hat; ob wohl nach ihrer verſchiedenen Fähigkeit, Gedanken von Dingen zu haben, einige Thiere ſehr wenige, andere mehrere Töne haben, welche ihre Sprache ausmachen.

§. 2. Man ſollte aber dennoch glauben, daß dieſer Satz wider die Erfahrung ſtritte, weil man bey kleinen Würmern und anderm Ungeziefer nicht den geringſten Laut vernähme. Es iſt dieſes gar nicht zu leugnen; allein es wird auch niemand zugeben, daß unſer Gehör ſo vollkommen wäre, die allerſchwächſten Bewegungen der Luft, welche die Töne von ſolchen ungemein kleinen Thieren verurſachen, zu empfinden.

§. 3. Folglich bleibt es gewiß, daß den Menſchen ſowohl, als den unvernünftigen Thieren, die Sprache gemein iſt: obgleich ein merklicher Unterſchied zwiſchen beyden ſtatt findet. Die Sprache der unvernünftigen Thiere iſt in ſehr wenig Töne eingeſchränkt; die menſchliche aber hat für alle Gedanken, die in der Seele entſtehen, ihre beſondern Ausdrücke, die auf verſchiedene Art zuſammengeſetzt und hervorgebracht werden.

§. 4. Man trifft nämlich bey derſelben gewiſſe einfache Töne an, welche durch die bloße Herausſtoßung der Luft bey verſchiedner Oeffnung des Mundes entſtehen. Dieſes ſind die Töne, welche in der deutſchen Schreibart durch folgende Zeichen angedeutet werden: a, e, i, o, u. und **Lautbuchſtaben** heißen. Dieſe bekommen nach verſchiedner Fügung des Mundes und inſonderheit deſſen Gliedmaßen, als der Kehle, des Gaumen, der Zunge, Zähne und Lippen ihre beſondern Einſchränkungen (modulationes.) Die Zeichen dieſer Einſchränkung nennet man die **ſtummen Buchſtaben**. Werden dieſe mit einfachen Tönen zuſammen ausgeſprochen, ſo entſtehen daraus die **Sylben**; und wenn dieſe einzeln oder mehrere zuſammengeſetzte Sylben als Zeichen unſerer Gedanken gebraucht werden, ſo bekommen ſie den Namen der **Wörter**; aus deren Zuſammenſetzung endlich die **Sprache** oder **Rede** entſteht. Man ſieht alſo, daß die menſchliche Sprache eine ſehr zuſammengeſetzte Fertigkeit iſt, und viele Bewegungen, viele Veränderungen in den Gliedmaßen der Sprache vorgehen müſſen, ehe man geſchickt wird, die Gedanken der Seele auf eine verſtändliche Art auszudrücken. Eben daraus iſt auch begreiflich, daß die menſchliche Sprache weit vollkommner, als die viehiſche, iſt.

§. 5. Jedoch iſt auch nicht zu leugnen, daß die menſchliche Sprache einer nicht geringen Unvollkommenheit unterworfen iſt, davon die unvollkommenen Sprachen der übrigen Geſchöpfe befreyet ſind. Jede Art der unvernünftigen Thiere hat ihre beſondere

Sprache von der Natur erhalten, die ihr auch jederzeit eigen bleibt; ſie verändert dieſelbe im geringſten nicht: und folglich können alle Thiere von einerley Art ſich einander verſtehen, ſie mögen in dieſem oder jenem Theile der Welt erzogen ſeyn. Die Menſchen ſind allein ſo unglücklich, daß ſie ihre erſte Sprache nicht ſowohl aus einer unverſchuldeten Zufälligkeit, als vielmehr aus einer größtentheils vorſetzlichen Unbedachtſamkeit ſo ſehr verändert haben, daß itzo faſt jedes Land ſeine eigene Sprache hat, wodurch der gemeinſchaftliche Umgang derſelben nicht geringen Schaden leidet.

§. 6. Dieſer Satz könnte mir zwar von vielen ſtreitig gemacht werden, weil man gemeiniglich den Urſprung der verſchiedenen Sprachen von der Zerſtörung des babyloniſchen Thurms, herleitet: allein es iſt auch gewiß, daß dieſe Auslegung der hiſtoriſchen Nachricht davon auf ſehr ſchwachem Grunde beruhet, und die Kunſtrichter hierinnen ſelbſt unter ſich nicht einig ſind. Folglich wird es mir ganz wohl erlaubt ſeyn, eine ſolche Meynung zu behaupten, die doch wenigſtens auf wahrſcheinlichen und durch die Erfahrung ſelbſt beſtätigten Gründen beruhet. Die Unachtſamkeit der Menſchen auf ihr Verfahren, der verdorbene Geſchmack an dem, was alt, und die allzugroße Beluſtigung an dem, was neu iſt, ſind alſo wohl, meiner Meynung nach, die vornehmſten Urſachen geweſen, warum ihre erſte Sprache ſo zerſtümmelt und verändert worden, daß ſie faſt bey keiner einzigen Nation eine ihr auch nur ähnliche Geſtalt behalten hat. Niemand wird an der Gültigkeit dieſes Satzes zweifeln, der auf die abwechſelnde Beſchaffenheit menſchlicher Sitten nur ein wenig Acht giebt. Faſt kein einiges Jahr vergeht, da nicht unſere Kleidung in andere Falten gelegt wird, und die Regeln einer anſtändigen Aufführung im gemeinſchaftlichen Leben eine ſtarke eingebildete Verbeſſerung leiden müſſen. Ja, was das lächerlichſte iſt, ſo ſind viele, wo nicht die meiſten Menſchen, in ihren Handlungen den Affen gleich, und in ihren Geſprächen ein bloßer Wiederſchall anderer Leute. Daher geſchieht es oft, daß die Fehler und Unvollkommenheiten anſehnlicher Leute, die ſie manchmal entweder aus Uebereilung begehen, oder als Schwachheiten und Fehler der Natur an ſich haben, von Leuten dieſer Art, wegen Mangel einer reifen Beurtheilungskraft, für ſonderbare Vollkommenheiten angeſehen, und als wohlanſtändige Sitten, oder als ungemeine Schönheiten und Stellungen des Leibes, mit der größten Sorgfalt nachgeahmet werden. Und ſo geht es auch in andern Dingen, davon ich keine Exempel mehr anführen will, weil es überflüßig und meiner Abſicht zuwider gehandelt wäre. Sind nun alle Handlungen und die ganze Aufführung der Menſchen ſo großen Veränderungen unterworfen; warum wollten wir die Sprache allein davon ausnehmen?

§. 7. So wenig dieſe Einführung verſchiedener Sprachen zu billigen iſt: ſo löblich und rühmlich bleibt dennoch jederzeit dasjenige Unternehmen unſerer Vorfahren, da ſie, außer der Sprache, noch ein Mittel erſonnen, wodurch wir in den Stand geſetzt werden, andern unſere Gedanken zu eröffnen. Sie haben nämlich für die einzelnen Töne, daraus ihre Sprache zuſammen geſetzt iſt (§. 4.), neue Zeichen erfunden, die in gewiſſen Zügen beſtehen, die man auf Papier, Holz, Steine und andere Körper malet, und durch deren Verbindung und Folge auf einander, ſowohl die Verbindung der einzelnen Töne unſerer Sprache, als auch deren Reihe nacheinander, oder die Wörter und ganze Reden, angezeigt werden. Und dieſe Fertigkeit, ſeine eigene oder anderer Gedanken auf dergleichen Art bekannt zu machen, wird die **Schreibkunſt** genannt. Vermöge derſelben werden die einmal gehabten Gedanken nicht allein auf die folgenden Zeiten aufbehalten; ſondern wir ſind auch im Stande, andern, die mit uns an verſchiedenen Orten leben, unſere Gedanken und Entſchließungen zu eröffnen.

§. 8. Wer der Erfinder dieſer Kunſt ſey, das iſt eben ſo ungewiß, ja noch unerweislicher, als welches die erſte Sprache unter den Menſchen geweſen. Denn ob wir zwar überführet ſind, daß die erſten Menſchen gleich nach ihrer Schöpfung geredet haben, ſo können wir doch nicht beweiſen, daß ſie hätten ſchreiben können. Am wahrſcheinlichſten iſt es, daß dieſe Kunſt nach und nach entſtanden. Wir wollen alſo itzo diejenigen Gründe aufſuchen, die uns die Art der Erfindung der Schreibkunſt an die Hand geben können.

§. 9. Es iſt bekannt, daß die erſte Lebensart der Menſchen der Ackerbau geweſen. Hier könnte es zwar ſcheinen, als wenn Leute in dergleichen Umſtänden wenig Gelegenheit, ja nicht einmal die Fähigkeit dazu gehabt hätten. Allein wir werden bald das Gegentheil wahrnehmen.

§. 10. Wir wiſſen aus der Erfahrung, daß das Gedächtniß der Menſchen nicht ſo vollkommen iſt, daß man ſich einer Sache, an die man zu einer gewiſſen Zeit gedenken will, auch nothwendig in der beſtimmten Zeit erinnern müßte; ſondern wenn dieſes geſchehen ſoll, ſo pflegen wir uns ein gewiſſes Zeichen zu machen, das uns entweder jederzeit, oder doch wenigſtens zu der Zeit vor Augen iſt, wenn wir an die Sache, davon dieſes ein Zeichen iſt, gedenken wollen. Wir haben gar nicht Urſache, zu zweifeln, daß den erſten Menſchen dieſer Vortheil ebenfalls wird bekannt geweſen ſeyn: denn wir ſehen es noch itzo an den einfältigſten Menſchen. Wenn ein Bauer eine Sache, die er etwan in der Stadt zu beſtellen hat, nicht vergeſſen will: ſo bindet er ſich einen Knoten in das Schnupftuch, damit er, bey dem öftern Gebrauche deſſelben, ſich ſeines Vorhabens erinnern möge. Geſchieht nun dieſes von den einfältigſten Leuten, ſo kann man mit der größten Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß auch die erſten Menſchen ſich dieſes Mittels werden bedienet haben. Sind ſie alſo geſonnen geweſen, z. E. zu einer beſtimmten Zeit auf das Feld zu gehen, und etwan ihr Getreyde abzumeyen, ſo werden ſie entweder die Sichel vor ſich gelegt, oder eine ihr ähnliche Figur mit Kohlen oder Erde an die Wand gemalt haben, wobey ſie ſich denn ihres Vorhabens am allernatürlichſten haben erinnern können.

§. 11. So leicht dieſes bey Dingen angeht, die geſchehen ſollen, ſo leicht kann es auch bey ſchon vergangenen Dingen angebracht werden, die man um gewiſſer Abſichten willen, noch in den folgenden Zeiten wiſſen muß, im Gedächtniſſe aber ſich nicht allemal wohl behalten laſſen. Alſo könnte man hier ebenfalls mit ziemlich wahrſcheinlichem Grunde ſchließen, daß die erſten Menſchen, ehe die Schreibkunſt erfunden, ſich auch von ſolchen Sachen, daran ſie in Zukunft gedenken wollen, gewiſſe Zeichen werden gemacht, und dieſe z. E. auf die Wände ihrer Hütte gemalt oder eingekratzt haben, da ſie denn leicht, durch die verſchiedene Verbindung und Folge derſelben, auf und neben einander, verſchiedene Zufälligkeiten und Begebenheiten bey einer Sache haben bemerken können. Und dieſes ſcheint der erſte Anfang der Schreibkunſt geweſen zu ſeyn.

§. 12. Nun iſt ferner bekannt, daß die menſchliche Sprache nicht zu denjenigen natürlichen Trieben gehöret, welche unſerer Menſchheit eigen ſind, wie man etwan die Sprache der unvernünftigen Thiere aus dem Triebe ihrer Natur herleiten könnte. (§. 1. 5.) Vielweniger iſt ſie eine angebohrne Fertigkeit; ſondern wir müſſen dieſelbe in unſerer Jugend, durch den Fleiß und die Mühe anderer Menſchen, erſt erlernen. (§. 4.) Unſere Mütter, unſere Säugammen und alle diejenigen, welche an unſerer Auferziehung theil nehmen, tragen zu unſerer Erlernung der Sprache etwas bey.

§. 13. Diejenigen Menſchen, welche zuerſt die Erde bewohnt, haben alſo ohne Zweifel auch ihren jungen Kindern die Sprache beybringen müſſen, welche ſie ſelbſt geredet haben. (§. 12.) Nun wiſſen wir, wie geläufig die Zunge eines neugebohrnen Kindes iſt, daß es kaum einen einfachen Ton recht von ſich geben, geſchweige ganze Wörter oder Reden behalten und ausſprechen kann. Und wenn es auch endlich zu der Fertigkeit gelanget, einige Sylben zuſammen zu ſetzen und auszuſprechen, ſo ſind ſie doch anfänglich ſo zerſtümmelt, daß man manchmal kaum errathen kann, was es ſagen will: denn die Einſchränkungen, welche die Gliedmaßen des Mundes den Tönen geben müſſen (§. 4), werden von kleinen Kindern ſehr verwechſelt; und die, welche leichter auszuſprechen ſind, oft für diejenigen geſetzt, welche eine mühſame und fertigere Ausſprache erfordern, bis ſie endlich durch viele Uebung die Fertigkeit erlangen, einem jeden Ausdruck ſeine beſtimmte Einſchränkung zu geben. Wir hören es gar häufig, daß kleine Kinder für das r das l, oder für dieſes das n ſetzen, und wenn ſie k ſprechen ſollen, das p brauchen, oder auch umgekehrt verfahren.

§. 14. Folglich hat die Unfähigkeit der jungen Kinder ſelbſt den erſten Menſchen die Regel vorgeſchrieben, daß ſie ihnen anfänglich nur die einfachen Töne, als die leichteſten, vorgeſagt; oder wenn man hieran zweifeln wollte, ſo iſt dieſes doch gewiß, daß ſie ihnen die ſtummen Buchſtaben und Sylben am erſten beybringen müſſen. Bey dergleichen fortgeſetzten Bemühungen iſt es nun ſehr leicht, ja gewiß zu vermuthen, daß ihnen die geringe Anzahl der einfachen Töne bald muß bekannt geworden ſeyn. Die beſondern Einſchränkungen dieſer Töne haben ſie ebenfalls bald bemerken können: denn ob zwar eine ziemliche Anzahl derſelben iſt, ſo iſt doch der Unterricht ihrer Kinder in der Sprache ſo langwierig und mühſam geweſen, daß es unglaublich iſt, wie ſie die verſchiednen Arten dieſer Einſchränkung, oder die Anzahl der ſtummen Buchſtaben, nicht endlich ſollten beſonders gemerkt und behalten haben.

§. 15. Es iſt aber nicht genug, daß kleine Kinder einige Wörter nachſprechen lernen, ſondern ſie müſſen auch Gedanken von denjenigen Sachen damit verknüpfen, welche die Wörter anzeigen. Daher hält die Säugamme dem Kinde, ſo bald es einige Fähigkeit und Aufmerkſamkeit erlanget, allerley Dinge vor, und läßt es die vorgeſagten Namen dieſer Dinge nachſprechen; und ſo lernet das Kind nicht allein ſich die Sachen vorſtellen, wenn es den Namen derſelben höret, ſondern es weis auch mit der Zeit, wenn ihm ein bekanntes Ding gezeigt wird, demſelben ſeinen gehörigen Namen beyzulegen. Da nun die Kinder unſerer erſten Vorfahren von gleicher Fähigkeit geweſen, ſo hat auch ihre Auferziehung ein gleiches Verfahren erfordert.

§. 16. Aus dieſem allen läßt ſich nun die Art und Weiſe, wie die Schreibkunſt erfunden, ſehr wahrſcheinlich beſtimmen; zumal wenn wir noch vorausſetzen, welches eine nicht ungegründete Muthmaßung iſt, daß die erſten Menſchen ſich viele Mühe gegeben haben, dergleichen Dinge zu erfinden, die zu der Bequemlichkeit ihres damaligen Lebens nöthig und dienlich geweſen: denn in der kurzen Nachricht, die uns Moſes von dem Leben unſerer Altväter gegeben, finden wir, daß ſchon unter Lamechs Söhnen der eine ein Meiſter in allerley Erzte und Eiſenwerke, der andere, ein Erfinder der Muſik geweſen, und wer weis, was für nützliche Erfindungen mehr die Welt ſchon damals gewußt, die Moſes mit Stillſchweigen übergangen, weil es nicht ſein Endzweck war, dergleichen Dinge aufzuzeichnen. So nützlich nun außer allem Zweifel die Schreibkunſt dem menſchlichen Geſchlechte jederzeit geweſen, um ſo vielmehr Urſache haben wir zu vermuthen, daß die Menſchen auch bald auf Mittel werden gedacht haben, wodurch ſie ihrem ſchwachen Gedächtniſſe zu Hülfe kommen, wodurch ſie ſoviel Dinge, die leicht in Vergeſſenheit gerathen, im Andenken erhalten, und wodurch ſie ihren Nachkommen von merkwürdigen Begebenheiten oder andern Umſtänden, gewiſſe Nachricht geben möchten.

§. 17. Dieſen Endzweck zu erreichen, war kein Mittel hinlänglicher, als ein ſolches, welches diejenigen Gedanken, die ſie einmal gehabt, oder die Worte, die jedermann mit dieſen Gedanken verknüpfte, bey ſich ſelbſt und andern wiederum hervorbringen könnte (§. 7). Die Zeichen, von denen wir oben geredet, welche ſie, dieſen Endzweck zu erhalten, in gewiſſen Umſtänden gemacht, waren zwar hinlänglich, ihrem Urheber dasjenige wiederum ins Gedächtniß zu bringen, was ſie anzeigen ſollten (§. 10. 11); allein bey andern konnten ſie dergleichen Wirkung und Endzweck nicht erreichen. Derowegen mußten ſie darauf bedacht ſeyn, wie ſie entweder dieſes unzulängliche Mittel vollkommener machen und verbeſſern oder ein neues und bequemeres erfinden möchten.

§. 18. Das erſte zu Stande zu bringen wird ihnen unſtreitig am leichteſten vorgekommen ſeyn. Denn ein Wanderer, der durch ungebahnte Gebürge und Wälder den Weg zu einem entlegenen Orte ſuchet, wird den Weg, welchen er ſchon halb zurück gelegt, nicht ſo leicht verlaſſen, noch umkehren und einen neuen ſuchen, ob ihm gleich auf dem noch zu betrachtenden Theile dieſes erſten Weges viele Hinderniſſe und Beſchwerlichkeiten vor Augen ſtehen. Und wo man ſchon einige glückliche Anſtalten, ein Vorhaben hinauszuführen, gemacht, da ſuchet man lieber das angefangene Werk zu Stande zu bringen, als daß man bey erblickten Schwierigkeiten die ſchon angewandte Mühe vergeblich ſeyn laſſen, und auf eine andere Art die Ausführung dieſes Vorhabens verſuchen ſollte.

§. 19. Den erſten Menſchen waren die Lautbuchſtaben bekannt (§. 14); ſie wußten die ſtummen Buchſtaben in ihrer Sprache (§. cit.); ſie mußten ihren kleinen Kindern die Wörter ihrer Sprache beybringen, und die Sachen zeigen, mit denen ſie die Wörter verknüpfen ſollten (§. 15). Dieſes konnte ihnen die bequemſte Gelegenheit an die Hand geben, die Schreibkunſt zu Stande zu bringen: denn da ſie ſchon gewohnt waren, ſich Dinge unter gewiſſen Zeichen vorzuſtellen (§. 10. 11); ſo war es der leichteſte Weg, daß ſie die bemerkten ſtummen Buchſtaben in ihrer Sprache mit gewiſſen Zeichen verſahen, ſo konnten ſie ganze Wörter und Reden auf dieſe Weiſe vorſtellen (§. 4. 11). Und da war es am natürlichſten, daß ſie ſolche Dinge zu Zeichen ausſuchten, deren Namen aus Wörtern beſtunden, davon jedes entweder bloß einen ſtummen Buchſtaben ausmachte; oder, bey Ermangelung deſſelben, doch ein Wort war, das denſelben zum Anfange hatte. Und wenn wir die hebräiſchen Buchſtaben, die man wenigſtens unter die älteſten rechnen muß, anſehen: ſo finden wir es auch in der That ſo: denn weil **Peh** der Mund heißt, ſo iſt derſelbe auch am bequemſten, den Buchſtaben p anzudeuten; und folglich haben auch die Hebräer zum Zeichen dieſes Buchſtabens einen offenen Mund (פ) angenommen, und auf dieſe Weiſe das c durch eine hole Hand (כ) vorgeſtellet, weil **Caph** eine Krümmung bedeutet. So haben ſie ferner den Buchſtaben s durch eine Keule (ז), das v durch einen Zeltnagel (ו) und das g durch ein Camel (ג) angedeutet, weil **Sajin** eine Keule, **Vav** ein Nagel, und **Gimel** ein Camel in ihrer Sprache heißt, u. ſ. f.

§. 20. Wir finden aber, daß alle dieſe Zeichen entweder von dem menſchlichen Körper oder von Dingen genommen ſind, welche diejenigen Leute, die den Ackerbau treiben, und auf dem Lande leben, jederzeit um ſich haben und gebrauchen. Derowegen iſt es wahrſcheinlich, daß die hebräiſchen Buchſtaben auch von dergleichen Leuten, und folglich gleich nach der Schöpfung, von dem erſten Menſchen, als welcher bloß die Viehzucht und den Ackerbau getrieben, müſſen erfunden ſeyn: und weil ſie vor allen andern Buchſtaben in ſonſt bekannten Sprachen, diejenigen Kennzeichen allein an ſich haben, welche wir von den Buchſtaben erwieſen, deren ſich die Menſchen, bey Erfindung der Schreibkunſt, am erſten und bequemſten hätten bedienen können: (§. 19.) ſo ziehen wir hieraus die wahrſcheinlichſten Folgerungen, daß 1, die hebräiſchen Buchſtaben ſelbſt von dem Erfinder der Schreibkunſt herſtammen, folglich 2, die hebräiſche Sprache die älteſte und erſte in der Welt ſey. 3. Die Schreibkunſt von den erſten Menſchen erfunden worden, und 4, alle übrige Schreibarten aus der Hebräiſchen entweder mittelbar oder unmittelbar entſtanden. Jedoch iſt auch gewiß zu vermuthen, daß dieſe Buchſtaben mit der Zeit etwas verändert und zierlicher gemacht worden, als ſie ihrem erſten Urſprunge nach geweſen.

§. 21. Es iſt auch dieſes noch merkwürdig, daß in der hebräiſchen Schreibart bloß die ſtummen Buchſtaben durch ſolche Zeichen, die man eigentlich Buchſtaben nennet, vorgeſtellet ſind, und daher müſſen auch bey der Erfindung der Schreibkunſt nur anfänglich die ſtummen Buchſtaben ihre Zeichen bekommen haben (§. 20.); welches vermuthlich deswegen geſchehen, weil in der hebräiſchen, als der erſten Sprache der Menſchen, kein Wort anzutreffen iſt, das ſich mit einem eigentlichen einfachen Tone oder Lautbuchſtaben anfängt; folglich haben die erſten Menſchen auch keine Dinge gehabt, die ſie zu Zeichen derſelben machen können (§. 19). Jedoch da ſie ſchon für alle ſtumme Buchſtaben Zeichen erfunden, ſo war es ihnen etwas leichtes, noch für die wenigen Lautbuchſtaben andere Zeichen zu machen: denn ſie durften nur einen oder verſchiedene nach einer gewiſſen Ordnung zuſammengeſetzte Puncte unter oder über die ſtummen Buchſtaben ſetzen, ſo konnte jedermann, der nur dieſe geringe Anzahl der Zeichen kannte, ſehr leicht den ſtummen Buchſtaben ihren Laut geben, und eben die Gedanken bekommen, die ein anderer damit andeuten wollen. Und ſo befinden wir es auch bey der hebräiſchen Schreibart; indem diejenigen Zeichen der Lautbuchſtaben, die eine andere Figur haben, dennoch ihrem erſten Urſprunge nach bloße Puncte geweſen, und durch deren Zuſam̃enziehung nachhero erſt entſtanden ſind.

§. 22. In welcher Ordnung aber die Buchſtaben, ganze Wörter und Reden anfänglich geſetzt, imgleichen ob die Lautbuchſtaben den ſtummen Buchſtaben gleich anfänglich oder ſpäter beygefüget worden, das mögen die Kunſtrichter entſcheiden. Dieſen überlaſſe ich auch die Entſcheidung derjenigen critiſchen Aufgaben, welche etwan in dieſer Abhandlung ihre Auflöſung finden könnten.

P. Schumacher,
R. M. Elbing. Cand.

* * *

An Chriſtianen,
bey ſeiner Abreiſe aus Königsberg nach Paris.

Treuſte Seele! die die Erde träget,
Die die Kindheit ſchon in mir beweget:
O was denkſt du wohl von meiner Liebe
Redlichem Triebe?
Meiner Jugend zärtliches Verlangen
Iſt dir ehmals lüſtern nachgegangen.
Und du weiſt es; da wirs kaum erkannten,
Daß wir doch brannten.
Gute Zeiten von den beſten Jahren!
Niemals habt ihr Noth und Ach erfahren,
Die mich jetzo, da die Wünſche fehlen,
Tauſendfach quälen.
Lieben muß ich: lieben und doch fliehen?
Lieben ſoll ich? Und doch von dir ziehen:
Und dann wirſt du, ach! in fremden Armen
Künftig erwarmen.
Pflicht und Treue! tapfre Streiterinnen!
O wer wird denn noch das Feld gewinnen?
Laßt michs wiſſen, wenn ihr zwo erſcheinet,
Wer es gut meynet?
Iſts nicht möglich, daß ihr euch verbindet,
Und mir beyde holde Kränze windet?
Muß ich allzeit, will ich dieſe ſuchen,
Jene verfluchen?

Ja ſo iſt es! ja, ich bin gezwungen.
Wähl ich eine; ſo iſt die verdrungen.
Fliehen will ich! Nein! ihr holden Wangen,
Stillt mein Verlangen!

Meine Zelten! nein, ihr könnt nicht wählen;
Nein, ihr müßt euch durch Erfahrung ſtählen,
Und die Weisheit, ihr Geſetz zu lernen,
Will das Entfernen.

Armuth zeiget, ſtatt Geſchlecht und Ahnen,
Mir, dem Sohne, bloß der Ehre Fahnen,
Ich nur einzig, ſonſt kann doch mein Leben
Niemand erheben.

Doch, Geliebte! bleibſt denn du zurücke?
Ach dein Bildniß! Buſen, Mund und Blicke,
Und das meiſte, dein Verdienſt im Herzen,
Soll ich verſchmerzen!
Edle Mutter würdiger Gedanken!
Weisheit, Weisheit, laß mich ja nicht wanken!
Laß mich, wirſt du mich die Welt durchjagen,
Niemals verzagen!

Chriſtiane, ſie nicht zu beſchämen,
Winkt und ruft mir: „O! mich würd es grämen,
„Wenn dein Herz ſich ſonſt durch nichts, als Liebe,
„Weibiſch erhübe!“

Gut! ich folge! Herz, du ſchwimmſt im Blute,
Fliehend ehr' ich noch des Himmels Ruthe;
Und die Wehmuth dreht die ſchweren Blicke
Schmachtend zurücke.

G. A. M.

* *

Von den üblen Folgen eines böſen,
und den
Vortheilen eines guten Gewiſſens.

Niemand kann ſo ſchnell in Verwirrung und Unruhe geſetzt werden, als derjenige, welcher über ſeine Handlungen kein günſtiges Urtheil fällen kann; niemand kann aber auch ſo leicht beruhigt werden, als der welcher ſich in ſeinem Gewiſſen keine Vorwürfe machen darf. Dieſe Wahrheiten haben eine Klarheit, die einem jeden gleich in die Augen leuchtet. Dennoch aber iſt es nöthig, daß man ſie beſtändig wiederhole, und den Menſchen einpräge. Denn eben wie es den andern ſittlichen Wahrheiten geht, daß ſie niemand in Zweifel zieht, weil er der Empfindung von ihrer Gewißheit nicht widerſtehen kann, ob er gleich bey ſeinen Thaten ihrer nicht eingedenk iſt, ſondern alſo verfährt, als wenn ſie im geringſten nicht gegründet wären: ſo iſt es auch mit dem Schickſale derjenigen Wahrheiten beſchaffen, die ich nur geſagt habe. Man lebet ſo laſterhaft, als ob von einem beleidigten Gewiſſen nichts zu beſorgen wäre; da doch dieſes die Erfahrung nur allzuoft widerlegt: und man liebt die Tugend ſo wenig, als wenn ein günſtiges Urtheil für unſre Thaten gar keine Zufriedenheit wirken könnte; welches darum nicht ſo vielmals widerlegt wird, weil ſich wenig Leute bemühen, ein gutes Gewiſſen zu haben.

Dieſe Vorſtellungen ſind in mir wieder erneuret worden, als jüngſthin in einer Geſellſchaft guter Freunde, unter andern nützlichen und angenehmen Geſprächen, die Unterredung auch auf dieſe Materie gekommen war. Ich habe damals an einem lebendigen Beyſpiele geſehen, wie viel Unruhe nur die Erinnerung eines doch befriedigten Gewiſſens an eine Handlung, welche der Tugend zuwider iſt, verurſachen kann. Was für Aufruhr und Lärm muß das Gewiſſen nicht in denen anrichten, welche ſich täglich neuer laſterhafter Thaten bewußt werden!

Kleanth hat ſo viel gute Eigenſchaften, daß ihn alle liebgewinnen, die ihn kennen lernen. Sein Herz iſt edel, und nicht fähig, an einer vorſetzlichen Laſterthat einen Gefallen zu haben. Die Wiſſenſchaften, und der Umgang mit Freunden, in deren Wahl ſein guter Geſchmack ſich vornehmlich geäuſert hat, haben ſeine Meynungen von aller Niederträchtigkeit entfernet. Dieſe Vollkommenheiten aber haben ihn dennoch nicht vor dem Fehler bewahret, dem eine allzugroße Sinnlichkeit leicht unterliegen kann. Er ward mit einem Frauenzimmer bekannt, deren Eigenſchaften ſehr einnehmend waren. Er bekam Hochachtung für ſie; dieſe verwandelte ſich in Zärtlichkeit, und dieſe in Liebe. Auf ihrer Seite gieng es eben ſo. Es iſt mehr als zu bekannt, daß die Liebe zwiſchen ſolchen Perſonen ſelten platoniſch bleibt. Sie iſt nicht ſo mäßig, als dieſe, ſondern ein wenig ungeſtümer; und daher kam es, daß Kleanth und ſeine Schöne weiter in derſelben giengen, als es die Geſetze der Tugend erlaubten. Sie ward durch ihn unglücklich, und ihr Unglück deſto empfindlicher, weil der Eigenſinn ſeiner vornehmen Aeltern und Anverwandten nicht verſtattete, demſelben durch eine geſetzmäßige Fortſetzung der Liebe abzuhelfen. Sein Herz war viel zu zärtlich, als daß er nicht hätte dadurch auf das äußerſte gerührt werden ſollen. Er überlegte ſeine Handlung vernünftig, und war ſo gerecht, daß er ſie mit einem gewiſſen Grauen betrachtete, welches leichtſinnigen und flüchtigen Geiſtern lächerlich vorkömmt, von männlichen und geſetzten Gemüthern aber für philoſophiſch angeſehen wird. Ein gutes Urtheil konnte er nicht über die Liebe fällen, welche die Tugend beleidigt hatte. Daraus entſtund eine ſehr edle Reue. Er war gegen die Schöne, die er zu einem Fehltritte, welcher ihrer ganzen Ehre nachtheilig iſt, verleitet hatte, ſo großmüthig, als es itzo die Zeit und Umſtände litten. Sein Fehler diente darzu, daß er , was er that, alles vorſichtiger und behutſamer that. Sein Gewiſſen wurde zwar dadurch befriedigt; aber es war doch ſo empfindlich, daß es ihm allezeit ſchmerzlich fiel, wenn die alte Wunde berühret wurde. Dieſes merkte ich eben an Kleanthen an. Man redete von den Unruhen eines beleidigten Gewiſſens, von den verſchiedenen Arten, daſſelbe aufzubringen, und von den Schwierigkeiten, hinlängliche Mittel ausfündig zu machen, daſſelbe wieder zu beſänftigen. Man weis, wie die Unterredungen von ungefähr auf die oder jene Sache fallen; und dieß Geſpräche vom Gewiſſen mochte eben ſo wenig, als viele andere Geſpräche, von einem Vorſatze entſtanden ſeyn. Kleanth, welchen ich hier zum erſtenmale geſehen, hatte, als ein ſehr vernünftiger Edelmann, meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Itzt ſchien ich einige Unruhe an ihm zu beobachten. Seine Geberden wurden ängſtlich: er mochte glauben, daß die Unterredung mehr als einen bloßen Zufall zur Urſache habe. Er forſchte mit ſehr begierigen Blicken, ob man die Augen dabey auf ihn richtete; er ſchlug ſie zuweilen nieder: ſeine Stellungen waren nicht mehr frey und ungezwungen, ſondern furchtſam. Ich ſagte meine Anmerkungen darüber einem meiner guten Freunde, und fragte ihn, warum doch Kleanthen dieß Geſpräche wohl verdrüßlich ſeyn müßte, und er zündete mir ein Licht hierinnen an. Er ſuchte das Geſpräche auf etwas anders zu bringen, und ich hatte ſo viel Mitleiden, und ſo viel Liebe für ihn, daß ich ihm darinnen glücklich Beyſtand leiſtete. Die Unterredung ward verändert, und zugleich ſeine Geſtalt, welche viel muntrer und ungezwungner ward. Ich wünſchte mir ſelbſt Glück, daß ich etwas beygetragen hatte, ihn von ſeiner Angſt zu befreyen. Ich muß ihn hochachten, daß er bey dieſem Geſpräche unruhig geworden, wenn auch die Unruhe von ſeiner Ehrbegierde entſtanden iſt. Dieſe Unruhe iſt ein ſichres Kennzeichen, daß ihm die Tugend, die er beleidigt hat, ſchätzbar, und ſein Vergehen verhaßt iſt. Ich halte ſolche Gemüther immer höher, als die andern, welche ſich in ihrem Gewiſſen eben keine Vorwürfe machen, aber doch ihrer Tugend wegen, die ſie nur aus Gewohnheit ausüben, auch nicht ſonderlich loben können. Jene genießen eine ſüſſere Zufriedenheit, wenn derjenige anders mehr Vergnügen empfindet, welcher in einer Gefahr geweſen, ſich aber doch glücklich aus derſelben gerettet hat, als derjenige, welcher niemals einige ausgeſtanden hat. Darum darf ſich aber noch niemand mit Vorſatze in dieſelbe ſtürzen. Mit dieſen Gedanken verließ ich die Geſellſchaft. Als ich denſelben zu Hauſe weiter nachhieng, ſo beſann ich mich auf einen Traum, welchen ich in einem ſehr alten deutſchen Manuſcript von dem Gewiſſen geleſen hatte. Er gefiel mir, und ich beſchloß, ihn nach meiner Art auszuarbeiten. Ich habe ihn nach meinem Gefallen verändert, und Zuſätze darzu gemacht, und hier und da auch eingeſchränkt. Hier iſt er.

Es giebt ſehr viele Wege, ſagte mein Schutzgeiſt zu mir, welche auf die Stadt der Glückſeligkeit führen ſollen. Man kann aber nur auf einem Wege dahin gelangen, welcher der Weg der Tugend genannt wird. Derjenige, welcher hier der Wegweiſer iſt, heißt **das Geſetz**. Ich ſah hierauf hin, und ward eine lange majeſtätiſche Perſon gewahr. Sie war ernſthaft und geſetzt; in der Ferne ſchien es, als ob in ihren Mienen etwas herrſchſüchtiges und tyranniſches wäre; wenn man aber näher hinzu kam, ſo entdeckte man eine viel freundlichere und angenehmere Geſtalt an ihr. Sie rief ohne Aufhören einem großen Volke zu, welches aus einem ſchrecklichen und finſtern Walde, in deſſen Mitte die **Unwiſſenheit** wohnen ſollte, hervorbrach. Die wenigſten darunter

ter folgten ihrer gebietheriſchen Stimme, weil ihnen der Führer nicht reizend und annehmlich genug vorkam, und ihr Weg von fernen auch nicht ſo ſchön, ſondern rauher und ſteinigter, als die Seitenwege, zu ſeyn ſchienen. Auf dieſen zeigten ſich viele Wegweiſer, welche mit einer zuverſichtlichen Dreuſtigkeit allen miteinander verſprachen, ſie in die berühmte Stadt ſicher zu bringen. Sie hatten jeder ein anderes Anſehen, ob gleich einer dem andern gewiſſermaßen ähnlich war. Mein Schutzgeiſt ſagte mir, daß es die **Gemüthsneigungen** wären. Einige tanzten und hüpſten muthwillig hin und her, und ſtellten ſich ſehr munter und vergnügt an, als wenn ſie ſchon in der Stadt wären. Andere waren ruhmräthig und verwegen: ſie verſprachen denen, die ihnen folgen würden, mit prächtigen Worten, ſie über eine Anhöhe vor der Stadt geſchwind in ſie ſelbſt zu bringen. Andere ſahen mit begierigen Augen immer auf die Erde, ſuchten glänzende Steinchen, die hier herum lagen, und verhießen allen, welche ſich ihnen überlaſſen wollten, ſie einen ſolchen Weg zu führen, wo ſie unter Weges keinen Mangel leiden, und Mittel finden würden, wodurch ſie unter den Thoren der Stadt ſich den Eingang erleichtern könnten. Die Jünglinge folgten den erſten, die Perſonen, welche ſchon in das männliche Alter getreten waren, den andern, und die Greiſe den letztern Wegweiſern. Es kam zwar die **Unterſuchung**, eine Frau von einem ſehr tiefſinnigen Gange, welche zwey Häupter hatte, mit welchen ſie auf alles rings um ſie her Achtung gab, und doch dieſem Volke, jedem ein Fernglas an, damit ſie ſo wohl die Wege, auf welche ſie ſich begeben wollten, als auch die Wegweiſer genauer anſehen könnten: allein die allermeiſten ſchlugen ihr Anerbiethen aus. Nahmen es auch gleich einige an, ſo ward es ihnen doch plötzlich von der Leichtſinnigkeit, die in ihren Kleidern, Minen und Geberden ſorglos und lüderlich war, wieder aus der Hand gedreht. Der Hauſe folgte dem einmal angenommenen Wegweiſer, und die hinterſten den erſten nach. Keiner irrte für ſich allein, ſondern es zog immer einer den andern in das Verderben. Sie waren nicht weit gekommen, als viele kleine Zwerge in den Weg traten, und ſie auf alle mögliche Art zu verhindern ſuchten. Von einigen wurden ſie gewaltſamer Weiſe fortgeſtoßen, von andern durch Schmeicheleyen und Liebkoſungen beſänftiget, daß ſie mit ihnen willig auf dem Wege giengen. Etliche wenige Wanderer wurden durch ſie ſtutzig gemacht: denn da ſie dieſelben genau anſahen, wurden ſie immer größer, ſo gar, daß ſich einige in Rieſengeſtalt zeigten. Zween oder drey von denen, welche ſtille ſtunden, kehrten ganz wieder um; die andern wichen mit ihren Führern auf der Seiten aus, und ſuchten ihnen zu entgehen. Mein Schutzgeiſt, welchen ich um ihre Namen fragte, berichtete mich, ſie hießen **Gewiſſenszweifel**, und wären Töchter der Unwiſſenheit; allein ihren rechten Vater wüßte man nicht. Sie konnten alſo den Hauſen nicht aufhalten, welcher immer auf dem einmal erwählten Wege ſorglos fortlief. Die Unterſuchung, welche ihnen immer noch nachgeflogen war, und ihnen ihr Fernglas wiewohl vergebens angebothen hatte, verließ ſie auf einmal u. verſchwand. Plötzlich zeigte ſich das **böſe Gewiſſen**. Seine Kle dung war ſchwarz, die Geberden traurig und da Geſicht finſter und zerſtreut. Es hatte in der rechten Hand eine weiße Tafel, auf welcher es mit großen ſchwarzen Buchſtaben die Fehltritte aufgeſchrieben hatte, die ein jeder gethan hatte. Es zeigte dieſe Tafel einem jeden; es verwies es ihnen ſehr hart, daß ſie gegen die Vermahnungen der Unterſuchung, welche ihnen ihr Fernglas ſo oft und vergebens angebothen hatte, unempfindlich geweſen. Es ſagte, daß dieſer Weg, anſtatt daß ſie darauf in die Stadt der Glückſeligkeit zu kommen, vermeynten, zu dem Abgrunde der Unglückſeligkeit führte. Je weiter ſie auf dieſem verführeriſchen Wege fortgiengen, deſto erſchrecklicher wurde nicht nur die Stimme des **böſen Gewiſſens**, ſondern auch alle Gegenſtände um ſie herum. Sie giengen in einer großen Finſterniß: an manchen Orten war der Boden ſchlüpfrig, daß ſie einmal über das andre ſtrauchelten; an andern aber war der Weg ſo rauh und ſteinigt, daß ſie keinen Schritt thun konnten, ohne ſich zu verwunden. Die ſchöne Stadt war verſchwunden, wohin ſie doch alle wollten; im Gegentheile ſahen ſie ſich an großen und tiefen Klüften. Das **Misvergnügen** und die **Reue** geſellten ſich nunmehr zu ihnen. Das **Misvergnügen** war eine ſehr abgezehrte Perſon: ihre Haare waren zerriſſen und unordeutlich: die Lippen verzerrt, und ein jeder Geſichtszug zeugte von ihrer Quaal. Sie hatte eine Geiſſel in der Hand, mit welcher ſie auf dieſe unglückſeligen

Leute grauſam zuſchlug. Die **Reue** war ihr ſehr ähnlich: ihre Wangen wurden bald blaß, bald roth; ihre Augen ſahen von dem vielen Weinen, wie Feuer: ſie ſah nicht in die Höhe. ſondern nur manchmal auf den Weg zurück, den dieſe Verführten gegangen waren. Sie ſchlug mit ungeſtümen Händen an die Bruſt eines jedweden. Das Unglück dieſer Menſchen ward immer gröſſer, je weiter ſie kamen. Denn ſie wurden von den **Gewiſſensunruhen** angegriffen, welche an Geſtalt den wilden Raubvögeln glichen, und ſehr begierig auf ihr Fleiſch zu ſeyn ſchienen. Dieſe erfüllten mit einem unordentlichen Geheule, das von den vielen Felſen bey den Klüften unzähligemal zurücke ſchallte, die Luft, welches einen fürchterlichen Eindruck in die Ohren machte. Hoch über ihnen ſchwebte die **Hoffnung**, welche, ſo viel ich in der Dunkelheit erkennen konnte, grün gekleidet war, und rief dem Volke, allein mit einer ſehr matten Stimme zu, ſie könnten noch, wenn ihnen ihre Wohlfarth lieb wäre, auf einen richtigen Weg kommen. Allein ſo wohl die grauſame Stimme des böſen Gewiſſens, als auch das widerſchallende Geheul der **Gewiſſensunruhen** machte, daß wenige von den bebenden Völkern etwas vernehmen konnten. Die **Leichtſinnigkeit** welche ihnen das Fernglas der **Unterſuchung** aus den Händen geriſſen, ſchlug ein lautes Gelächter auf, und die Wegweiſer thaten ſolches auch. Die **Ruchloſigkeit**, welche bey ihrer Blindheit das frechſte Weibsbild war, verſtopfte den meiſten die Ohren, daß ſie von den Ermahnungen der Hoffnung gar nichts verſtehen konnten. Endlich ſah ich aus dem größten Abgrunde zwey Ungeheuer heraufſteigen, welche noch mehr Furcht über die ganze Gegend ausbreiteten. Es war ſolches die **Verzweiflung**, eine Furie, an welcher man die allergewaltſamſten Bewegungen wahrnahm. In der linken Hand hielt ſie einen Becher mit dem ſtärkſten Gifte, und in ihrer Rechten hatte ſie ein bloßes Schwerdt. So gleich entfloh vor ihrem Anblicke die Hoffnung, und entfernte ſich aus dieſen finſtern Gegenden. Die **Unglückſeligkeit** kam hinter der Verzweiflung, und trat an den Abgrund. Sie war mit einer erſtaunlichen Anzahl von Plagegeiſtern umringet, von welchen jeder mit einem beſondern Marterzeuge bewaffnet war. Ihre Geſtalt war ſo erſchrecklich und abſcheulich, daß ich vor großer Furcht mein Geſicht ſo lange, als möglich war, abwendete. Die Verzweiflung und Unglückſeligkeit hatten einen Bund miteinander gemacht. Die Verzweiflung ergriff mit einer ungeſtümen Wuth diejenigen, die am nächſten bey den Klüſten ſtunden, und warf ſie in die Arme der Unglückſeligkeit, welche ſie grimmig in den Abgrund ſtürzte, aus welchen den Augenblick ein großes Geſchrey erſchallte, als ihre Körper zerſchmetterten. Die **Sicherheit** wurde zu denen geſchickt, welche von dem Abgrunde entfernter waren. Sie trug in der rechten Hand einen Mohnſtab, und in der Linken ein Glas mit Mandragora, welcher Trank in einen tiefen und gefährlichen Schlaf bringt. Sie war zu dem Schaden dieſer verführten Völker allzugetreu. Die meiſten tranken von ihrem Safte: ſie taumelten und entſchliefen, wodurch ihre Ohren völlig

lig von den Vorwürfen des böſen Gewiſſens verſchloſſen werden. Die **Sicherheit** feſſelte ſie alsdann mit ſchweren Ketten, ſchleppte ſie an den Abgrund hin, wo ſie von der **Unglückſeligkeit** hinabgeſtoßen wurden. Nachdem der Abgrund alle dieſe Perſonen verſchlungen, wendete ſich die **Unglückſeligkeit** nach denen Gegenden, welche etwas weiter entfernt waren, denen, welche ſich daſelbſt aufhielten, ein gleich ſchreckliches Schickſal wiederfahren zu laſſen. Ein großer Haufe ſchien ſie mit getroſtem Muthe zu erwarten, ob man gleich zuweilen auf ihren Geſichtern Zeichen der Unruhe und des Schreckens ſah. Das **böſe Gewiſſen** verdammte dieſe Verſtockten, und ſie entfernten ſich. Sehr wenige ſahen das traurige Schickſal ihrer Gefährten mit einer ihnen nützlichen Aufmerkſamkeit an. Die Stimme des **böſen Gewiſſens** ward ihnen erſchrecklich: ſie hörten noch einige Worte der Hoffnung, und ſuchten ſich aus dieſem unglückſeligen Orte zu retten. Allein ihre Kräfte waren ſehr ſchwach; indem ihre Füße durch den weiten und rauhen Weg, den ſie gelaufen waren, ſehr ermüdet worden. Das **böſe Gewiſſen**, das **Misvergnügen** und die **Reue** folgten ihnen nach. Die **Hoffnung** ermunterte und ſtärkte ſie zwar; ſie waren aber doch vor den Anfällen der **Gewiſſensunruhen** nicht ſicher. Doch je näher ſie zu dem Wege der Tugend kamen, deſto ſtärker wurden ſie auch, die **Unglückſeligkeit**, welche ihnen beſtändig noch nachſetzte, herzhaft zurücke zu treiben. Die **Beſſerung**, welche Stunde vor Stunde ſchöner ward, und ſich ſehr geſchäfftig erwies, bewahrte ſie vor Fehltrittritten, und hiel[illegible] immer aufrecht. Die Gefahr, die ihnen zeither gedroht hatte, ward zuſehens geringer, und nachdem die **Unglückſeligkeit** noch zweymal einen vergebenen Anfall gewaget hatte, floh ſie mit einem fürchterlichen Geheule zurücke. Das ſchlimmſte war, daß ſie immer noch viel von den **Gewiſſensunruhen** auszuſtehen hatten, u. als auch dieſe wichen, ſo ließ ſich doch das **böſe Gewiſſen** nicht ganz zufrieden ſtellen. Der **Troſt**, welcher ſehr jung und mitleidig ausſah, riß zwar dem böſen Gewiſſen die weiße Tafel, auf welcher ihre Fehltritte aufgeſchrieben ſtunden, aus den Händen; es hörte aber dennoch nicht auf, ſie zuweilen mit bittern Vorwürfen zu quälen. Wenn dieſes einmal geſchah, ſo überzog der **Kummer**, welcher ſein Haupt auf die linke Schulter fallen ließ und beſtändig ſeufzte, ihr Angeſicht mit einem ſchwarzen Flore, und man ſah die häufigſten Thränen über ihre Wangen herunter fallen. Der **Troſt** richtete ſie immer wieder auf, und trocknete ihr Antliß ab. Allein wie ruhig und freudig ſahen nicht diejenigen aus, welche ſich gleich anfangs auf dieſen dem Anſehen nach ungebähnten Weg begeben hatten. Er hatte ſich in einen breiten anmuthigen Luſtweg verwandelt, welcher auf beyden Seiten mit Blumen beſetzt war. Sie ſchlugen das Sehrohr der **Unterſuchung** nicht aus, ſondern betrachteten alles mit der möglichſten Behutſamkeit. Sie ließen ſich von den Lockſtimmen der **Gemüthsneigungen** nicht verführen, und wenn ſie von den **Gewiſſenszweifeln** angegriffen wurden, ſo verjagten ſie dieſelben nicht mit Gewalt, ſondern riefen die

Unterſuchung herzu, welche alles um ſie herum helle machte, wovor dieſe unruhigen Geiſter flohen, weil ſie das Licht ſcheuten. Sie giengen nunmehr in Geſellſchaft der Tugenden über die anmuthigſten Wieſen, wo ein ewiger Frühling lachte, und welche von dem aufſteigenden Dufte der lieblichſten Blumen umher reizend gemacht ward. Sie mußten hier und da kleine Felſen und Anhöhen überſteigen, welches ihnen aber im geringſten nicht beſchwerlich fiel; weil ſie mit Muth und Herzhaftigkeit gerüſtet waren. Endlich gelangten ſie vor die gewünſchte Stadt, wo ein immerwährendes Glück auf ſie wartete. Ehe ſie noch durch die Thore dieſer Stadt eingiengen, ſo wurden ſie von der **Unterſuchung** in den Tempel des **guten Gewiſſens** gebracht. Dieſes Gebäude war, ſo viel ich ſehen konnte, ungemein feſt; der Erdboden hierherum war nicht lockre Erde, oder ſandigt, ſondern harter Felſen, daß er alſo nicht leicht umgeſtürzet werden konnte. Ich habe über hundert Pfeiler gezählt, welche ihn an allen Seiten hielten. Hier werden alle Ankömmlinge geprüft, ob ſie würdig ſind, in die Stadt gelaſſen zu werden, und in welche Wohnungen, welche nach dem Werthe der Aufführung auch an Schönheit und Pracht unterſchieden ſind, jeder kommen ſoll. Diejenigen, welche gleich anfangs ſich von dem **Geſetze** führen laſſen, traten unerſchrocken hinein, die andern aber erzitterten. Das **böſe Gewiſſen**, welches ihnen zwar ſtets nachgefolget, aber doch immer noch von der **Hoffnung** und dem **Troſte** war beſänftiget worden, ward auf einmal wieder rege. Es neuerte ſeine Vorwürfe, und ihr Kummer wuchs deſto größer, als man ihnen befahl, in der Halle des Tempels zu verziehen, und nicht mit den übrigen in das innre Heiligthum zu kommen. Die Gewiſſenhaften mußten inwendig vor den Altar treten, und vor den aufgerichteten Bildniſſen der Majeſtät und Gnade ihre Knie beugen. Das **gute Gewiſſen**, eine Tochter des **Geſetzes** und der **Vernunft**, ſaß auf einem erhabenen Throne, als auf einem Richterſtule, und war mit einem ſchneeweißen Gewande bekleidet. Die **Unſchuld**, ihre geliebteſte Tochter, ſpielte auf ihrem Schooße: die Tugenden, welche die Gewiſſenhaften beſtändig begleitet hatten, ließen ſich auf goldenen Seſſeln an ihren Seiten nieder. Nunmehr befahl das **gute Gewiſſen** der **Unterſuchung**, die Anweſenden zu prüfen. Man brachte die Bücher dar, in welcher die Geſetze enthalten waren, nach welchen ſie ſollten gerichtet werden. Vornehmlich wurde laut verkündigt, daß hier beſonders auf die Neigungen des Herzens würde geſehen werden, ob ſie nämlich aus wahrer Tugendliebe, oder nur aus eigennützigen Abſichten den Weg hieher betreten hätten. Einige hörten dieſes alles mit einem getroſten Muthe an: andere verſteckten das Geſicht, und errötheten bald, bald erblaßten ſie wiederum. Die erſtern wurden bewährt erfunden; allein als ſich die **Unterſuchung** zu dem letztern nahte, ſo erkañte ſie nach einer genauen Prüfung, und machte es im ganzen Tempel kund, daß ſie Heuchler wären. Sie wurden von den Tugenden beſchuldigt, daß ſie immer die letzten auf dem Wege geweſen, und bey der

Dämmerung und in der Nacht in das Land der Laſter geſchlichen wären. Ob ihnen gleich ernſtlich befohlen ward, ihre Verſtellung zu bekennen, ſo behaupteten ſie doch mit der frechſten und unverſchämteſten Stirne, ſie wären tugendhaft und ohne Tadel. Die heitere Luft ſchwärzte ſich in dem Tempel, welches das klärſte Kennzeichen ihrer Verſtellung war. Die Larven wurden ihnen von ihren Geſichtern geriſſen, da ſich denn ihre Abſcheulichkeit in völliger Blöße zeigte. Man fand in den Geſetzbüchern, daß ſie den **Strafen**, welche als Furien theils mit glühenden Zangen, theils zackigten Geiſeln, oder anderm Marterzeuge bewehrt waren, übergeben, in das nahgelegene Land der Züchtigung gebracht, und wenn ſie allda ihre Bosheit nicht erkennten, in die nicht weit davon entfernten Gegenden der **Unglückſeligkeit** geſtoßen werden ſollten, welches auch ſogleich ins Werk gerichtet wurde. Gleich wurde Weihrauch angezündet, damit das Heiligthum, welches von dieſen Frevlern war entweihet worden, wiederum geheiligt würde. Sodann empfingen die Gewiſſenhaften ihr Urtheil, welches in dem Beyfalle, den das **gute Gewiſſen** ihren Handlungen gab, und in der freudigen Verheißung beſtund, daß daß ſie bald in die frohen Wohnungen der **Glückſeligkeit** gebracht werden ſollten. Hierauf trat die **Zufriedenheit** welche mit himmelblauer Kleidung angethan war, und zeither hinter dem Throne des **guten Gewiſſens** geſtanden, hervor, und ſetzte den Tugendhaften goldene Kronen auf, welche aber die Irrdiſchen

ſchen weit an Pracht und Schönheit übertrafen, und ſtellte jedweden nach ſeinen Vollkommenheiten und Verdienſten an die Seiten der Tugenden, ihren Gefährtinnen. Die **Unterſuchung** hohlte nunmehr auch diejenigen, welche ſich in der Halle des Tempels voll Furcht und Kummer befanden, in das Heiligthum, und ſtellte ſie vor den Altar. Das böſe Gewiſſen, welches mit hineindrang, fing an, ſie zu verklagen, als man von ihren Wangen die aufrichtigſten Thränen herab fließen ſah. Die **Unterſuchung** befahl ihnen, ihre Vergehungen und Fehltritte zu bekennen, und den ſämmtlichen Tugenden eine Abbitte zu thun. Mit bebenden Knien erfüllten ſie ſolchen Befehl, und als ſie voll Scham und Kummer zu einer jeden umhergiengen, erhielten ſie zum Kennzeichen der aufrichtigſten Verſöhnung auch von jeder einen Kuß. Die **Beſſerung** trat auf, und erzählte dem guten Gewiſſen, wie ſie ſich von der **Hoffnung** und **Reue** von den Wegen des Verderbens auf die Wege der Tugend zurück ruffen laſſen, und wie ſie nachdem auch mit der größten Vorſichtigkeit darauf gewandelt hätten. Die **Tugenden** bekräftigten ſolches mit ihrem Zeugniſſe. Allein das **böſe Gewiſſen** ſchwieg noch nicht, und forderte eine Genugthuung, als plötzlich die **Gnade**, welche von der **Religion** herbeygeruffen worden war, unter einem göttlichen Schimmer erſchien, und mit mitleidigem Antlitze dieſe Bekümmerten losſprach, und ihnen eine gleiche Verheißung, wie den Gewiſſenhaften, ertheilte. Es wurden ihnen von der **Zufriedenheit** gleichfalls Kronen, obgleich nicht von einem ſo großen Werthe aufgeſetzet. Dem **böſen Gewiſſen** befahl die **Gnade**, ſich zu entfernen, und den **Heuchlern** nachzufolgen, und ſie mit unaufhörlichen Martern zu belegen. Als ſolches geſchehen, begab ſich die ganze Menge in einem langen Zuge mit der ſchönſten Ordnung nach den offnen Thoren der **Glückſeligkeit** zu. Die **Glückſeligkeit** näherte ſich ihnen in der größten Pracht als eine Göttinn entgegen, und drückte mit der feurigſten Entzückung einen jeden an die Bruſt. Jeder empfand das ſüſſeſte Vergnügen: die Luft ertönte von der anmuthigſten Muſik: die Einwohner jauchzten über den lauten Schall ihres Jubelgeſchreyes, als ich gleich, da ich vor Verlangen brannte, den fernern Verlauf zu erfahren, unvermuthet erwachte.

C. * *

* *

Das

Vergnügen ohne Reichthum.

Nicht Reiche haben nur ein Herz voll ſteter Luſt,
Es wohnt ein froh Gemüth auch in des Schäfers Bruſt,
Der keine Schätze hat. Kann Reichthum Freude bringen,
So würd ein Euclio nicht ſeufzen, ſondern ſingen.

Wie glücklich war dein Faß, vergnügter Diogen!
Du, reich genug für dich, läßt Weltbeherrſcher ſtehn,
Und machſt ſie zweifelsvoll, wer unter euch geringer,
Du, oder jener Held, als Aſiens Bezwinger.
Wenn einſt im Ueberfluß der Reiche faſt zerfließt,
Wünſcht er ſich Thyrſis Glück, der das allein genießt,
Was ihm Zufriedenheit und Luſt und Hunger würzen,
Stax aber frißt und ſchläft, die Zeit ſich zu verkürzen.
Nichts iſt der Menſchheit lieb, als was Verändrung macht,
Und nach der Arbeit wünſcht auch Thyrſis ſich die Nacht.
Dem Reichen aber währt, nun ſatt vom Müßiggange,
Zur Arbeit nicht geſchickt, die edle Zeit zu lange.
Wer iſt von beyden reich, wer hat das größte Glück?
Der Weiſe lebt vergnügt, für ihn ſorgt das Geſchick,
Der Reiche ſucht die Ruh und findt ſie kaum auf Erden.

* * *

Sprich, Damon, willſt du reich, wie oder Thyrſis werden?

D. H. F. **Delius.**

* * *

Der veränderte Vorſatz.

Seufzend ſprach jüngſt meine Schöne,
Thyrſis ſey nicht mehr verliebt.
Deiner Laute ſanfte Töne
Machen dich und mich betrübt.

Gleich verſtummten meine Lieder,
Halb erfüllt ich meine Pflicht.
Meine Kunſt ward mir zuwider,
Aber ach! die Liebe nicht.

Faſt in allen Dichterchören
Redte mir mein Nachbar zu:
Läſſeſt du dich nicht mehr hören?
Thyrſis, warum ſchweigeſt du?

Die Beſchützerinn der Weiſen,
Pallas, zürnte ſelbſt mit mir.
Andre Dichter hört man preiſen;
Thyrſis, hört man nichts von dir?

Sie verſprach, mich mehr zu rühren,
Ihren Lorbeer meinem Fleiß:
Phyllis Huld nicht zu verlieren,
Ließ ich ihr ihr Lorbeerreis.

O wie kann das Herz betrügen!
Einſt fiel Phyllis Wort mir ein.
Meine Liebe zu vergnügen,
Schwur ich, nicht verliebt zu ſeyn.

Pallas haßte meine Schlüſſe,
Doch Cithere lachte nur.
Und der loſe Gott der Küſſe
Pries recht boshaft meinen Schwur.

Hundert kleine Liebesgötter
Schwärmten gaukelnd um mein Haupt.
Einer dieſer ſchlauen Spötter
Hat mir Phyllis Band geraubt.

Götter, könnt ihr ſpielend zwingen?
Rächt ihr euch durch ſolchen Scherz?
Ich will lieben! ich will ſingen!
Laßt mir nur noch Phyllis Herz.

S. v. L.

Kurze Unterſuchung, ob die Engel Körper haben.

Die Lehre von den Geiſtern iſt wohl unter allen die wichtigſte und zugleich die ſchwerſte. Wir können von ihrer Natur und Weſen viel zu wenig begreifen; denn wir haben keinen exemplariſchen Begriff davon. Es ſind daher zu aller Zeit ſo viele und mancherley Irrthümer und Meynungen in dieſer Lehre entſtanden. Man zählet vornehmlich dreyerley Arten der Geiſter; der eine iſt Gott, der allervollkommenſte Geiſt, hernach die Engel, und endlich die Seelen der Menſchen. Alle kommen darinnen mit einander überein, daß ſie einfach, und mit einer deutlichen Vorſtellungskraft verſehen ſind, oder Verſtand und freyen Willen haben, jedoch aber in ſehr unterſchiedenem Grade, der eine im höchſten, die andern im höhern als die letzten; und hierin ſetzet man deswegen das Weſen der Geiſter.

Von den Engeln wiſſen wir am allerwenigſten; denn durch die Vernunft erkennen wir ihr Daſeyn nicht, und durch die Offenbarung iſt uns am wenigſten davon bekannt geworden; dieſes iſt die Urſache, warum man von aller Zeit am meiſtē darüber geſtritten. Man hat es niemals zuſam̄en reimen können, daß ſie bloße Geiſter ohne allen Körper ſeyn ſollten, da ihnen doch in der heiligen Schrift ſolche Verrichtungen, die kein Geiſt unmittelbarer Weiſe als Geiſt zu verrichten vermögend ſeyn kann, zugeſchrieben werden. Viele, wo nicht die mehrſten von den Kirchenvätern haben dahero den Engeln Körper beygeleget. Juſtinus, Alexandrinus, Irenäus, Tertullianus, Auguſtinus u. a. m. haben dieſe Meynung behauptet; andere haben ſie verworfen, andere dafür gehalten, es wären die Engel nur bloße Geſandten Gottes, und bloße von uns Menſchen nicht unterſchiedene Geſchöpfe, wie zum Exempel Aaron und Moſes ſo genannt werden; andere haben wieder anders davon gelehret.

Wir glauben und wiſſen gewiß, daß die Engel nicht nur wirklich vorhandene, ſondern auch von uns Menſchen unterſchiedene Geſchöpfe ſind; wir wiſſen und können beweiſen, daß ſie einfaches Weſens ſind, und Verſtand und freyen Willen haben. Wir wiſſen aber noch nicht gewiß, wenigſtens iſt es noch nicht erwieſen, ob ihnen eine gewiſſe Art der Körper zugeſchrieben werden kann oder nicht; nach einer genauen Unterſuchung aber wird man, wo nicht unumſtößliche Wahrheit, doch die größte Wahrſcheinlichkeit davon herauszubringen im Stande ſeyn.

An der Möglichkeit, daß die Engel Körper haben, wird vielleicht niemand zweifeln, man könnte es ſonſt mit dem Exempel unſers eignen Geiſtes leicht beweiſen. Wir wollen daher itzo nur darthun, daß es höchſt wahrſcheinlich ſey, daß ſie wirklich Körper haben; u. ſind wir darinnen glücklich, ſo wird der Schluß auf die Möglichkeit leicht zu machen ſeyn. Ich ſchließe alſo: die Engel ſind Geiſter, denn ſie ſind einfache Weſen, welche mit einer deutlichen Vorſtellungskraft verſehen ſind, oder Verſtand und freyen Willen haben. Alle Geiſter haben ein Vermögen, ſich die Welt vorzuſtellen, alſo haben auch die Engel ein Vermögen, ſich die Welt vorzuſtellen.

Endliche Geiſter können ſich nicht anders, als alles nach und nach vorſtellen. Es fließt dieſes aus ihrem Weſen; denn ſie ſind endlich, das iſt, ſie können nicht alles auf einmal haben, was ſie haben können. Die Engel ſind endliche Geiſter, denn ſie ſind erſchaffen, folglich ſtellen ſie ſich alles nach und nach vor.

Weil nichts ohne zureichenden Grund iſt, ſo müſſen auch die Vorſtellungen der Engel etwas haben, darnach ſie ſich richten; bey unſerer Seele richtet ſich die Vorſtellung nach dem Körper: es müſſen alſo auch die Engel ein gewiſſes Etwas und Gliedmaßen der Sinne haben, nach welchen die Vorſtellungen beſtimmt werden. Wo Gliedmaßen der Sinne ſind, da ſind auch Körper; alſo iſt es wahrſcheinlich, daß die Engel Körper haben.

Die Wirkungen und Erſcheinungen der Engel beſtätigen dieſe Meynung. Iſt ein Engel ein bloßer Geiſt, ſo kann er nicht in den Körper wirken; denn ein Geiſt als Geiſt kann in keinen Körper wirken; in einen Körper wirken, heißt eine Veränderung in demſelben verurſachen. Jede Veränderung eines Körpers beſteht in der Bewegung. Soll nun ein Geiſt den Körper bewegen, ſo muß er eine bewegende Kraft haben; da aber dieſe keinem Geiſte zugeſchrieben werden kann, ſo kann auch kein Geiſt in den Körper wirken. Viele ſehen es als eine große Verwegenheit an, daß man den Engeln als Geiſtern das Vermögen, in den Körper zu wirken, abſpricht. Die Menſchen, ſprechen ſie, erkennen nicht einmal das Weſen ihrer eignen Seele, wie dieſelbe in ihren Körper wirke; wie will man denn von der Beſchaffenheit eines bloßen Geiſtes außer uns ſo frey urtheilen; man würde auch mit der Schrift nicht wohl zurechte kommen. Wenn man aber bedenket, daß das Einfache ein Gegenſatz des zuſammengeſetzten Weſens iſt; keinem einfachen Dinge aber das zukommen kann, was dem zuſammengeſetzten, in ſo fern es zuſammengeſetzt iſt, zukömmt: ſo iſt auch leicht zu begreifen, weswegen ein Geiſt in keinen Körper wirken kann.

Sollte ein einfaches Weſen in den Körper wirken, ſo müßte ihm etwas zukommen, was nur allein dem Zuſammengeſetzten zukommen kann; es müßte eine bewegende Kraft haben. Da dieſe aber dem Zuſammengeſetzten zukömmt, weil es zuſammengeſetzt iſt, das iſt, weil es diejenigen Eigenſchaften an ſich hat, die erforderlich ſind, eine Bewegung in dem Körper zu verurſachen: ſo müßte das Einfache aufhören, einfach zu ſeyn, oder es müßte zugleich einfaches und auch zuſammengeſetztes Weſens ſeyn, welches ſich ſelbſt widerſpricht, und alſo unmöglich iſt. Ja es würde folgen, daß, wenn ein einfaches Ding in den Körper wirken ſollte, eine Bewegung ohne eine vorhergehende hervorgebracht würde; denn was heißt bewegen? ſeinen Ort verändern. Da nun dieſes von keinem Einfachen kann geſagt werden, ſo müßte das Einfache ohne eigene Bewegung das Zuſammengeſetzte bewegen, welches aber nicht angeht. Gilt nun der Schluß von der Gattung auf die

Art der Dinge, ſo iſt leicht zu begreifen, daß, da kein einfaches Weſen in den Körper wirken kann, auch aus dem Grunde kein Engel ſolches thun könne.

Was den Einwurf, der von unſerer Seele hergenommen wird, betrifft, ſo iſt noch nicht erwieſen, ob dieſelbe in den Körper wirke. Es iſt vielmehr wahrſcheinlicher, daß ein jedes Weſen für ſich allein wirke; und warum dieſe Meynung der heiligen Schrift ſollte zuwider ſeyn, ſehe ich auch nicht ab; vielmehr laſſen ſich aus dieſem Grunde die Wirkungen und Erſcheinungen beſſer erklären. Aber es iſt noch eine Frage übrig, die dieſe iſt: kann denn Gott nicht den Engeln das Vermögen, in den Körper zu wirken, beylegen? Hierauf wird die Antwort leicht ſeyn; denn was nicht möglich iſt, und mit dem Weſen eines Dinges ſtreitet, darauf erſtrecket ſich die Macht Gottes nicht; es kann alſo Gott nicht machen, daß ein Geiſt, als Geiſt und folglich auch ein Engel in den Körper wirke.

Wir wiſſen nun aber, daß die Engel dennoch ein Vermögen haben, in die Körper zu wirken, welches viele Beyſpiele der heiligen Schrift zur Gnüge beweiſen, es muß ihnen alſo nothwendig etwas zukommen, daraus ihre Wirkungen können erkläret werden. Wir ſchließen alſo mit recht, daß ſie mit einer gewiſſen Art der Körper, die ſich zu ihrem Weſen ſchicken, verſehen ſind.

Die Erſcheinungen der Engel beſtärken uns in der Meynung. Sind ſie den Menſchen erſchienen, ſo müſſen ſie nothwendig ſichtbar geweſen ſeyn. Ein Geiſt an und für ſich iſt nicht ſichtbar; denn es ſtreitet

tet mit dem Weſen eines Geiſtes, folglich müſſen die Engel gewiſſe Körper gehabt haben. Dieſe Körper haben ſie entweder eigen, oder ſie müſſen dieſelben auf eine Zeitlang angenommen haben. Iſt dieſes letztere wahr, ſo entſteht die Frage: woher dieſe Körper entſtanden; die Engel ſelbſt konnten ſie nicht hervorbringen, folglich muß es Gott ſelbſt gethan haben. Hat Gott alſo dieſe Körper ſelbſt erſchaffen, ſo fraget ſichs, hat Gott daſſelbe bey der Schöpfung aller Dinge oder nach derſelben gethan? Beydes geht nicht wohl an. Nach der Schöpfung will Gott nichts mehr erſchaffen; bey der Schöpfung der Welt läßt es ſich gar nicht begreifen; denn wo ſoll der Körper ſeyn, ehe ihn der Engel angenommen, und wo bleibt er, wenn ihn der Engel abgelegt? Iſt er vielleicht wieder in ſein voriges Nichts verwandelt? Das läßt ſich nicht glauben. Es bleibt alſo nichts übrig, als daß die Engel eigene und zwar beſtändige Körper haben, die von einer ſehr feinen und nicht zu aller Zeit ſichtbaren Materie ſind. Hieraus laſſen ſich ihre Erſcheinungen füglich erklären, weil ſie ſich deſto leichter ſichtbar machen können; denn aus dem unſichtbaren kann wohl etwas ſichtbares entſtehen. Man darf hieran nicht zweifeln; denn die Erfahrung in der Naturlehre kann es mit Beyſpielen bezeugen. Man laſſe z. E. unter der Glocke einer Luftpumpe, Spiritum vini verrauchen, ſo wird der Dunſt davon ſichtbar werden, wenn die Luft ausgepumpet iſt, ob er gleich vorher wegen der Luft nicht ſichtbar war; es können alſo auch die Leiber der Engel ſichtbar werden, wenn die Hinderniſſe aus dem Wege geräumet ſind, warum ſie ſonſt nicht ſichtbar ſind.

Es iſt noch ein Grund, warum es mir wahrſcheinlich vorkömmt, daß die Engel feine Körper haben, den ich aus der Schrift ſelbſt herleite, er iſt dieſer: Wir leſen Matth. 22, 30. daß wir Menſchen nach dieſem Leben den Engeln gleich oder vielmehr ähnlich werden. Sollen wir den Engeln ähnlich werden: ſo iſt leicht zu verſtehen, daß es in dem Stücke geſchehen muß, darinnen wir ihnen in dieſem Leben unähnlich ſind; denn zwey Dinge ſind einander ähnlich, wenn dasjenige, daraus man ſie erkennen und von einander unterſcheiden kann, beyderſeits einerley iſt. Wir müſſen alſo in jenem Leben nothwendig etwas erhalten, das wir hier nicht haben, doch aber die Engel beſitzen. Vollkommenheiten des Geiſtes können es nicht ſeyn; denn wir haben ſchon Verſtand und Willen ſo wohl als die Engel, wir ſind nur in Anſehung des Grades von ihnen unterſchieden; zudem wird der Geiſt im angeführten Orte nicht verſtanden; denn es wird bloß von den Sinnlichkeiten des Leibes geredet. Wir wiſſen aber, daß wir nach dieſem Leben Körper, jedoch ſolche, die nicht ſo grob, als die unſrigen itzo ſind, bekommen werden. Sollen wir nun den Engeln ähnlich werden, ſo muß dieſes an den Körpern geſchehen, folglich müſſen die Engel gewiſſe Körper haben; ja ſie müſſen ſolche Körper haben, die dem verklärten Leibe Chriſti ähnlich ſind; denn wir ſollen nach Ausſage der Schrift, ſolche Leiber erhalten. Wir ſollen aber auch den Engeln ähnlich ſeyn; folglich müſſen die Engel Leiber haben, die Chriſti verklärtem Leibe ähnlich ſind; denn was ähnlich iſt einem von zweyen ähnlichen Dingen, das muß auch dem andern ähnlich ſeyn.

III. Die

* *

Die Sommernacht.

Stralen und Hitze ſind nunmehr verſchwunden.
Reizende Anmuth kühler Abendſtunden,
Nimm die durchhitzten und geſchwächten Glieder,
Stärke ſie wieder!

Thäler und Berge, Felder, Wald und Matten,
Deckt ein erwünſchter unumgränzter Schatten.
Welch ein Vergnügen, da ich ſanfte Winde
Lieblich empfinde!

Alles Geräuſche, das den Tag begleitet,
Welches den Ohren manchen Schmerz bereitet,
Haben die Schatten, die die Ruhe lieben,
Glücklich vertrieben.

Liſpelndes Rieſeln fließender Gewäſſer!
Murmelndes Wallen! du vergnügſt mich beſſer,
Als das Getöne bey dem lauten Streiten
Raſender Saiten.

Hüpfende Schwätzer in bewohnten Teichen,
Heimliches Rauſchen in durchwachſnen Sträuchen,
Können des Nachts nur, bey des Sommers Schätzen,
Kräftig ergetzen.

Wechſelnde Töne muntrer Nachtigallen,
Hör ich durch Felder, Wald und Luft erſchallen.
Gönnen die Wachteln nicht ihr helles Schlagen
Selten den Tagen?

Wachender Schäſer frohe Feldſchallmeyen
Mehren die Anmuth ſtiller Nacht vom neuen.
Liebliche Reizung zu dem ſüßen Triebe
Zärtlicher Liebe!

Doppelter Schatten unter dichten Linden!
Tauſend Vergnügen läßt du mich empfinden;
Hauchender Blüthen balſamreiche Düſte
Füllen die Lüſte.

Fliegende Lichter ſieht mein Aug im Dunkeln,
Glänzende Würmchen, wie den Phosphor, funkeln,
So, wie die Roſen, in den Liljenkränzen,
Prächtiger glänzen.

Gegen den Nordpol, wo noch ſchiefe Stralen
Oben die Lüſte glänzend goldgelb malen,
Seh ich die Schatten mit dem Lichte ringen;
Keines bezwingen.

Heller Bootes! du noch hellre Leyer!
Funkelnde Sonnen voller Blitz und Feuer!
Zeugen der Allmacht! euer holder Schimmer
Sättigt mich nimmer.

Solches Vergnügen macht die Sinne trunken.
Schon iſt mein Körper in das Gras geſunken,
Wo ich die Anmuth, die ich nun vermiſſe,
Schlaſend genieße.

Chriſtlob Mylius.

* * *

Ge-

* *

Gedanken über die Dauer des menſchlichen Lebens.

Als es die göttliche Weisheit für nöthig befunden, das Leben der Erdbürger in gewiſſe Grenzen einzuſchließen: ſo hat ſie ſich, durch die Beſtimmung der Dauer deſſelben, in einer ſolchen Stärke gezeiget, welche man ſchwerlich einem andern, als dem allervollkommenſten Weſen, zuſchreiben kann. Sie hat nach den verſchiedenen Abſichten bey dem Leben der Menſchen in verſchiedenen Weltaltern, nicht nur der Dauer deſſelben verſchiedene Größen zugetheilet, ſondern auch diejenigen Mittel, wodurch ſie dieſe Abſichten erhalten hat, mit in den ordentlichen Lauf der Natur eingeſchloſſen.

Ehe ich über dieſe beyden wichtigen Stücke einige Betrachtungen anſtelle, muß ich von der Dauer des menſchlichen Lebens überhaupt etwas gedenken. So bald der Menſch zu leben angefangen hat, fährt er, vermöge ſeines von dem weiſen Schöpfer eingerichteten Körperbaues, und vermöge der zu ſich genommenen Nahrung, fort, ſeinen Lauf bis an dasjenige Ziel zu verfolgen, welches ihm der Herr des Lebens geſtecket hat. Er hat keines unmittelbaren Beyſtandes der göttlichen Allmacht nöthig, dieſen Lauf zu vollführen. Dieſe hatte ſich bereits im Anfange aller Dinge mit der vollkommenſten Weisheit verbunden; und da ſie den Körper erſchaffen, ihn alſo gebauet, daß er zu ſeinem fernern Leben nichts mehr nöthig hatte, als die Nahrung. Dieſer iſt allein der unmittelbare Grund ſeiner Dauer; er hört es aber auf zu ſeyn, ſo bald die, ebenfalls im Anfange der Welt beſtimmte Dauer des Lebens ein Ende hat; welches aber auch nicht unmittelbar in dem göttlichen Willen, ſondern in gewiſſen von dem Schöpfer in die Natur gelegten Kräften, ſeinen Grund hat. Ein Künſtler hat nicht nöthig, an einem Kunſtſtücke, welches er verfertiget hat, unaufhörlich zu arbeiten, wenn es ſeine Wirklichkeit nicht verlieren ſoll. Gleich bey der Verfertigung deſſelben richtet er alles ſo ein, daß es, ſo lange entweder die Länge der Zeit, oder ein Zufall es nicht zernichten, fortfährt, ein Kunſtſtück zu ſeyn. Der große Verfertiger der allervollkommenſten Maſchine, der Schöpfer der Welt, würde dennoch ohne Zweifel etwas Unvollkommenes geſchaffen haben, wenn nicht nur das unermeßliche Weltgebäude im Ganzen, ſondern auch die Menſchen, als unendlich kleine Theile deſſelben, auch nur einen Augenblick, ſeiner unmittelbaren Erhaltung bedürften.

Wenn wir einen Blick in die Zeiten vor und kurz nach der Sündfluth thun: ſo zeigen ſich uns in denſelben eine Menge Greiſe, deren Alter ſich über 8 bis 900 Jahren erſtreckt. Glückſelige Bewohner der Erden! die der gütige Schöpfer die Schönheit der Erde und des ganzen Weltgebäudes ſo lange Zeit genießen läßt! Eine ungeſtörte Ruhe begleitete euer langes Leben, und der Beſchluß deſſelben war ſo vergnügt, ja noch weit vergnügter, als die erſte Blüthe eurer Jahre; nicht deßwegen, weil er ein Ende vieles Elendes war, ſondern weil er euch den Eingang zu einem andern Leben eröffnete, welches euren ſo lange und wohlgeführten Wandel, durch eine vollkommene Glückſeligkeit ohne Ende belohnet. Wurden denn die nachfolgenden Zeiten dieſer Wirkung der göttlichen Güte auch theilhaftig? Sahen eure Nachkommen ihre Nachkommen auch bis in das 30ſte Glied? Nein, eure Glückſeligkeit iſt mit euern Zeiten verſchwunden. Denn ſchon zu Moſes Zeiten rechnete man das gewöhnliche Alter der Menſchen auf 70, und das hohe auf 80 Jahr. Und in gegenwärtigem Weltalter, machen 60 Jahre ſchon ein langes Leben aus; wer es 10 bis 20 Jahre höher bringt, iſt gemeiniglich faſt aller Kräfte beraubet, und wer das 100te Jahr überlebet, den zählet man beynahe unter die Wunder der Welt.

Wem nur einigermaßen die wichtigſten Veränderungen der Welt in die Augen fallen, der muß billig begierig ſeyn, die Urſache der verſchiedenen Dauer des menſchlichen Lebens einzuſehen. Er wird ſogleich aus der Weisheit desjenigen, welcher alle Begebenheiten der Welt geordnet hat, ſchließen, daß es nicht gleichgültig ſeyn müſſe, ob die erſten Erdbürger, und ihre Nachkommen eine lange, oder kurze Zeit gelebet haben. Er weis, daß der Urheber der verſchiedenen Dauer des menſchlichen Lebens das allerweiſeſte Weſen iſt, und, daß folglich dieſelbe ihre moraliſchen Abſichten und phyſicaliſchen Grundurſachen haben muß. Wie wenige ſind deren aber nicht, welche den Werken des Schöpfers ſo weit nachdenken! Wie wenige ſind ihrer aber nicht auch unter denjenigen, welche ihnen nachdenken, denen ihre Abſichten und Grundurſachen bekannt ſind? Fraget man die meiſten von denjenigen, welche in dem unermeßlichen Felde der göttlichen Vollkommenheiten am allerwenigſten Fremdlinge ſeyn ſollten, woher es komme, daß die erſten Bewohner des Erdbodens ein ſo hohes Alter erreichet haben: ſo iſt dieſes die gründlichſte Antwort, welche ihre geringe Einſicht in den Zuſammenhang der Wahrheiten zu geben weis: Gott ſchenkte ihnen ein hohes Alter, weil ſie ein frommes Leben führten. So geſchwinde dergleichen Antworten fertig ſind, ſo wenig befriedigen ſie ein lehrbegieriges Gemüth. Wer weiter keine Urſache anzugeben weis, der kann nicht klüger handeln, wenn er um eine gefragt wird, als wenn er ein aufrichtiges Geſtändniß ſeiner Unwiſſenheit ableget. Wer wichtigen Sachen etwas weiter nachzudenken gewohnt iſt, als der leichtſinnige Pöbel, der befindet, daß die Belohnung der Tugend, ob zwar eine wirkliche, doch nur eine Nebenabſicht des langen Lebens der erſten Menſchen geweſen iſt. Die Hauptabſicht deſſelben war unſtreitig die geſchwinde Vermehrung der Menſchen. Gott hatte eine Erdkugel zubereitet, welche viel Millionen Menſchen tragen und ernähren konnte und ſollte. Dennoch waren anfangs nur zween Menſchen vorhanden. Adam und Eva mußten den Anfang zur Bevölkerung des ganzen Erdkreiſes machen, und nur diejenigen, welche unmittelbar in gerader Linie von ihnen abſtammeten, konnten dieſes höchſtnöthige

Geſchäffte fortſetzen, weil außer ihnen kein Menſch vorhanden war. Es war der Güte und Weisheit des Schöpfers gemäßer, die Erde, dieſe ſo ſchön zubereitete und mit allem, was zur Nothdurft, Bequemlichkeit und Ergetzung der Menſchen dienet, reichlich verſehene Wohnung, ohne langen Aufſchub von denen, für welche ſie beſtimmt war, bewohnen, als viele Jahre den größten Theil derſelben unbewohnt und ohne Nutzen ruhen zu laſſen. Ein kluger Bauherr läßt ſein neugebautes, prächtiges und mit allem Hausrathe verſehenes Haus, welches er nicht eher, als bis er es zu nutzen gewußt hat, bauen laſſen, nach Vollendung des Baues, nicht ganze Jahre hindurch ohne Bewohner ſtehen: ſondern gönnet denen, welchen er die Bewohnung deſſelben zugedacht hatte, ohne Verzug das Vergnügen, daſſelbe, nach ſeinen Abſichten, zu genießen. Sollten wir dem, der die Güte und die Weisheit ſelbſt iſt, weniger Güte und Weisheit zutrauen?

Es iſt demnach gewiß, daß die Erde bald nach ihrer Zubereitung überall von Menſchen hat bewohnet werden müſſen. Und wir würden gewiß verſichert ſeyn können, daß es wirklich alſo geweſen wäre, wenn wir auch nicht den geringſten hiſtoriſchen Beweis davon anführen könnten. Aber auch an dieſen mangelt es uns nicht. Die heiligen Geſchichte würden uns, wegen ihrer Glaubwürdigkeit, dieſelben an die Hand geben, wenn wir auch nicht verſichert wären, daß alle Worte derſelben aus einem Munde gehen, welcher nichts, als Wahrheit, reden kann.

Der anfangs von vernünftigen Geſchöpfen ganz leere Erdboden ward in langer Zeit mit Menſchen erfüllet. Würde aber dieſes möglich geweſen ſeyn, wenn Adam und ſeine erſten Nachkommen ihr Leben nicht höher, als wir gewöhnlicher Weiſe, gebracht hätten? Wie viel vermögen unſere Kräfte, welche, wenn ſie öfters ihre Reife noch nicht erlanget haben, ſchon wieder abnehmen, und ehe noch das flüchtige Leben ſich von dem Körper trennet, bereits verſchwinden? Es wird unter die ſeltenen Begebenheiten gerechnet, wenn ein Vater 20 Kinder zählen kann. Die wenigſten werden durch die Hälfte erfreuet. Das Verhältniß der Dauer des Lebens gegen die Kräfte des Körpers verſtattet nicht, zu glauben, daß Adam und ſeine Nachkommen mehr Kinder würden gezeuget haben, wenn ſie ihr Alter nicht höher, als auf 60 Jahre gebracht hätten. Wenigſtens kann man wegen der kleinen Zahl der Jahre ihnen keine ſo große Anzahl Kinder zuſchreiben, welche mit derjenigen Anzahl derſelben, welche ſie gezeugt haben, in Vergleichung zu ſtellen wäre. Wenn würde aber die Erde mit Menſchen ſeyn erfüllet worden, wenn die erſten Stammväter derſelben ſo wenig, als wir, dazu beygetragen hätten? Die wenigen Kinder Adams würden einen ſehr kleinen Theil des Erdbodens mit Bewohnern verſorget haben; und obgleich ihre Kinder dieſelben um ein gut Theil würden vermehret haben: ſo würde dieſes Volk dennoch kaum einen merklichen Theil der Erde haben bewohnen können. Geſetzt Adam hätte 30 Kinder gezeugt, und die eine Hälfte wäre männlichen und die andere weiblichen

Geſchlechts geweſen. Jedes von dieſen 15 Paaren Eheleute mag wiederum 30 Kinder gezeuget haben: ſo iſt doch von dieſen 450 Perſonen noch nicht einmal der tauſende Theil der Erde von Menſchen bewohnet worden, als ſchon 150 Jahre verfloſſen geweſen. Dieſes aber hätte wider die göttlichen Abſichten geſtritten. Es war demnach das lange Leben der erſten Menſchen eine unentbehrliche Sache. Denn durch dieſes war es allein möglich, daß durch einen einzigen Stammvater die Erde in kurzer Zeit mit viel 1000 Menſchen erfüllet werden konnte. Adam hat ſein Alter auf 930 Jahre gebracht. Ich ſetze gewiß nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß er im erſten Jahrhunderte 70 Kinder gezeuget hat. Theile ich nun jedem von dieſen 35 Paaren auch nur 40 Kinder zu: ſo ſind nach 150 Jahren ſchon 1400 Einwohner auf dem Erdboden geweſen. Welch ein Unterſchied zwiſchen dieſer und der vorigen Anzahl! Schon in der erſten Hälfte des dritten Jahrhundertes, da dieſe Zeugung ſo fortgedauret, iſt die Erde mit 28000 Einwohnern beſetzt geweſen. Hierzu ſind noch nicht einmal die folgenden Kinder und Enkel Adams, welche innerhalb dieſer Zeit das Licht der Welt erblickt haben, gerechnet. . So nahmen die Völker der Erden in wenig Jahrhunderten dergeſtalt zu, daß ein Vater viel tauſend Kinder und nach einander folgende Enkel ſehen konnte, und ſo wurde der Erdboden gar bald dazu angewandt, wozu ihn der Schöpfer beſtimmet hatte. Die häufige Anzahl der Kinder vermehrte ſich in einer ſtark zunehmenden geometriſchen Fortſchreitung ſehr häufig; die Alten zeugten noch bey dem Leben ihrer Söhne, Enkel, Urenkel und fernern Nachkommen Kinder, und halſen alſo die Anzahl der Menſchen noch viele Jahre nach der Zeit vermehren, da unſre Aeltern längſt den Weg alles Fleiſches gegangen ſind. Und da dieſes von ſo viel 1000 Aeltern geſchah, ſo iſt die ſchnelle Vermehrung der Erdbürger deſto begreiflicher. Ja die Väter und die Mütter ſelbſt vermehrten durch ihre eignen Perſonen, indem ſie ſo lange lebten, die Anzahl der Menſchen um ein großes. Gleichwie eine Schaubühne deſto belebter und an Schauſpielern zahlreicher iſt, wenn die ſpielenden Perſonen nicht nur einen nach den andern heraus rufen, ſondern, wenn dieſe erſchienen ſind, ſelbſt noch vor dem Angeſichte der Zuſchauer verweilen: alſo iſt auch der Erdkreis um ein großes volkreicher, wenn diejenigen, welche den Grund der Gegenwart der andern in ſich enthalten, nicht ſo bald von der großen Schaubühne der Welt abtreten. Die Anzahl dieſer Perſonen wäre zwar, nach unſerm Lebensalter zu rechnen, gegen die übrigen Menſchen nicht groß; aber bey den erſten Bewohnern der Erde war ſie gewiß nicht geringe; theils, weil der übrigen Menſchen nicht ſo viel, als itzo, waren, und theils, weil faſt eines jeglichen Menſchen Leben vieler Nachkommen Geburt und männliches Alter erreichte. So hat denn das allweiſe und allgütige Weſen den alten Stammvätern vor und eine Zeit lang nach der Sündfluth hauptſächlich aus keiner andern Urſache ein ſo langes Leben vergönnet, als damit in kurzer Zeit ſo viel Menſchen vorhanden ſeyn möchten, als der Erdboden tragen, und durch den Ueberfluß ſeiner Schätze zur Nothdurft, Bequemlichkeit und Ergetzung verſorgen konnte. Daß dieſen Menſchen ihr langes und vergnügtes Leben auch eine Belohnung ihrer Tugend geweſen, kann ich zugeben, ohne das geringſte von dem Rechte, meine Meynung zu behaupten, abzutreten.

So wenig derjenige, welcher weis, daß eine Uhr gemacht iſt, die Stunden anzuzeigen, eben deßwegen auch eine Einſicht in den Bau derſelben und in die Zuſammenſetzung ihrer Theile hat, und noch gar nicht weis, wie eine Uhr möglich iſt: eben ſo wenig wiſſen auch diejenigen, welche die Abſicht der langen Dauer des Lebens der erſten Erdbürger begreifen, ob und wie es möglich geweſen iſt, daß die Menſchen beynahe 1000 Jahre haben leben können. Ich will meinen Gedanken folgen, und die Grundurſachen dieſer langen Dauer erwägen.

Es iſt an ſich ſelbſt kein Widerſpruch, daß ein Menſch etliche hundert, ja tauſend Jahre leben kann. Wer die Urſachen eines vollkommen natürlichen Todes einſieht, der wird ſich niemals wundern, wenn er von etliche hundertjährigen Leuten reden höret. Ich rede hier von einem vollkommenen natürlichen Tode, weil ich, wie ich mich, wegen dieſes harten Ausſpruches, hernach rechtfertigen will, überzeugt bin, daß ſeit dreytauſend Jahren kaum dreyhundert Menſchen eines natürlichen Todes geſtorben ſind. Dieſen nenne ich hier einen vollkommen natürlichen Tod, um ihn von dem gemeiniglich ſo genannten natürlichen Tode zu unterſcheiden. Zu einem ſolchen vollkommen natürlichen Tode wird nicht bloß erfordert, daß er nicht durch gewaltſame Hand, oder Verunglückung erfolge; ſondern er muß in den ordentlichen Veränderungen des menſchlichen Körpers ſeinen Grund haben. Dieſe ſanfteſte und faſt unmerkliche Art des Todes kömmt kürzlich auf folgendes an. Der menſchliche Körper wächſt und wird ernähret, indem diejenigen ganz ſubtilen Theilchen der Speiſe und des Trankes, welche ſich mit demſelben vereinigen laſſen, in den allerſubtilſten Gefäßchen, als woraus Fleiſch und Knochen und alles in demſelben beſteht, anhängen. Sie hängen ſich aber nothwendig an, weil ſie beſtändig mit dem flüſſigen Weſen, worinnen ſie ſich befinden, durch die Hölungen durchgepreßt werden, und bald gewiſſe Vertiefungen finden, und bald andere Theilchen wegſtoßen. Da nun der Körper aus lauter ſolchen kleinen Gefäßchen beſteht, welche noch ſubtiler und enger ſind, als die Haarröhrchen, ſo geſchieht gleich von der Empfängniß an, beſtändig fort ein Zuwachs an Materie des Körpers. Dieſer Zuwachs vermehret ſich ſo lange, als die Gefäßchen erweitert werden können. Wenn dieſes nicht mehr geſchehen kann, ſo höret der Menſch auf, an Größe zuzunehmen. Weil aber noch unendlich viel kleine Theilchen in allen Gefäßchen ſich eindringen und anſetzen können, und dieſes wegen des beſtändigen Zufluſſes derſelben auch wirklich geſchieht: ſo wird der Körper beſtändig feſter und dauerhafter. Je länger aber dieſer Zuwachs währet, deſto mehr ſetzet ſich in den kleinen Gefäßchen an, und deſto enger werden die innern Hölungen derſelben. Durch die Länge der Zeit aber verſchließen ſie ſich endlich gar; und wenn dieſes in denjenigen Theilen des Körpers geſchiehet, wo die freye Bewegung des flüßigen zum Leben unentbehrlich iſt, als z. E. im Herze oder im Gehirnlein: ſo muß nothwendig dieſe Bewegung aufhören; und eben dieſes iſt der Tod. Ich habe alles dieſes nicht als etwas neues und unbekanntes anführen wollen; ſondern mein gegenwärtiges Vorhaben erforderte es.

Wir ſehen demnach, daß eben dasjenige, was unſer Wachsthum und unſre Stärke befördert, auch die ordentliche Urſache unſers Todes iſt, und daß wir unſerm Feinde, dem Tode, um̃ ſo viel weniger entgehen können, da wir ihn in dem Baue unſers Körpers mit uns herum tragen. Dieſes iſt nun der vollkommen natürliche Tod, weil er ſeinen Grund in der Einrichtung des Körpers ſelbſt hat. Es iſt aber leicht zu begreifen, daß ein ſolcher Tod ſehr ſpät erfolgen muß. Wie groß ſind nicht die zwar in Betrachtung anderer Gefäſſe, ſehr kleinen, in Betrachtung der kleinen Nahrungstheilchen aber, ſehr großen Hölen der kleinen Gefäßchen! Wie viel tauſend Millionen Theilchen müſſen ſich nicht auch in dem allerkleinſten anhängen, ehe ſie es ganz verſchließen und der flüſſigen Materie den Durchgang verwehren! Und welch eine unzählige Menge derſelben muß nicht erſt den ſteten häufigen Abgang anderer erſetzen, ehe die Vermehrung geſchiehet! Dazu iſt nicht ein Jahrhundert hinreichend; zumal da, wenn auch in alten Körpern verſchiedene Theile ſchon zu Stein geworden ſind, dennoch der Tod noch nicht erfolget, weil die Bewegung des flüſſigen noch nicht an den gehörigen Orten iſt gehemmet worden. Es werden demnach ordentlich etliche Jahrhunderte erfordert, ehe ein Menſch eines ſo natürlichen Todes ſterben kann.

Wenn demnach die alten Väter vor und bald nach der Sündfluth eines ſolchen Todes geſtorben ſind: ſo iſt es ganz begreiflich, wie ſie ſo lange haben leben können. Ja, wenn dieſes iſt, ſo haben ſie auch nothwendig ein hohes Alter erreichen müſſen. Es iſt aber höchſt wahrſcheinlich, daß ſie, wo nicht alle, doch größtentheils, eines ſolchen natürlichen Todes geſtorben ſind. Es iſt gewiß, daß es hauptſächlich auf die Nahrung ankömmt, ob ein Menſch eines natürlichen Todes ſterben ſoll. Der erſten Menſchen ihre Nahrung war ſo beſchaffen, daß ſie die ordentliche Verhältniß der feſten und flüßigen Theile im menſchlichen Körper nicht aufheben konnte. Die Weisheit des Schöpfers hatte den Menſchen im Anfange keine andern Speiſen und Getränke auf dem Erdboden vorgeſetzet, als welche mit ihrer Natur vollkommen übereinſtimmten, und ihren Lauf nicht im geringſten ſtörten. Wenn er zu einer Zeit, da die Vermehrung der Menſchen ſehr nöthig war, den Menſchen ſolche Koſt hätte darbiethen wollen; wie würde dieſes mit ſeiner Weisheit, wie würde es mit ſeiner Güte beſtanden haben? Er ließ ihnen demnach dasjenige aus der Erde wachſen, was ihr Leben erhalten ſollte. Dieſe brachte Früchte und Kräuter hervor, und auf ihrer Fläche und in den Hölen hatte ſie ſtets reines und friſches Waſſer. Hierinnen beſtund ihre Speiſe und ihr Trank, welche Koſt mit nichts andern, als was Gott für die Natur der Menſchen ſelbſt zubereitet hatte, vermiſchet ward. Dieſe Koſt, welche auch zu unſern Zeiten, wenn man ſich derſelben Zeit Lebens bedienen wollte, die Menſchen ein hohes Alter würde erreichen laſſen, war dasjenige, was den erſten Bewohnern der Erde die nöthige Nahrung verſchaffte, und niemals das erforderliche Verhältniß der Wärme und Kälte, der feſten und flüßigen Theile, ſtörte, ſondern nach etlichen 100 Jahren erſt, durch ihre kleinen Theilchen, diejenigen Gefäßchen verſchloß, wo eine Bewegung flüßiger Materien, welche, das Leben zu erhalten, nöthig war, vorgehen ſollte.

Das, was von außen in ihre Körper wirkte, das war ebenfalls von ſolcher Beſchaffenheit, daß es die natürliche Dauer ihres Lebens wenig, oder nicht, verkürzen konnte. Die Witterung wechſelte nicht ſo ab, wie jetzo; die Luft war rein, und nach dem Baue des menſchlichen Körpers eingerichtet; die Unſchuld und Einfalt der Sitten verſtattete auch den ſchädlichen Leidenſchaften wenig, und bey vielen gar keinen Platz, und kurz, alles, was einen Einfluß in die Körper der Menſchen hatte, war ſo beſchaffen, daß es nicht zu ihrem Verderben und Untergange, ſondern zu ihrer langwierigen Dauer, diente. Daß die Leidenſchaften bey ihnen etwas ſehr ſeltenes geweſen ſind, wird niemand leicht in Zweifel ziehen; und was ich von der Witterung und der Luft geſagt habe, das werden mir ebenfalls alle diejenigen zugeben, welche eine vernünftige Erklärung der h. Schrift mit einer gründlichen Einſicht in die Naturlehre zu verbinden wiſſen. Wer dieſes nicht thun kann oder will, dem zu Gefallen mag ich hier nicht verſtändigen Leſern mit Wiederholung der erſten Sätze aus der Vernunft- und Naturlehre ekelhaft werden.

Ich habe nunmehr nicht nur die Abſichten, ſondern auch die Grundurſachen des langen Lebens der erſten Menſchen gezeiget. Es wird nun ein jeder von ſich ſelbſt auf die Abſichten und Grundurſachen der kurzen Dauer des menſchlichen Lebens in den itzigen Zeiten den Schluß machen können. Es vermehrten ſich nämlich, auf die gezeigte Art, die Menſchen auch noch nach der Sündfluth, obgleich nur wenige übrig geblieben waren, dergeſtalt, daß der ganze Erdkreis in wenig Jahrhunderten ganz und gar bewohnet war. Denn das Leben der erſten Menſchen nach der Sündfluth dauerte ebenfalls ſehr lange; und ob es gleich nicht von ſo gar langwieriger Dauer war, als derer Menſchen ihres, welche bald nach der Schöpfung lebten: ſo wurde doch dieſes dadurch erſetzet, daß mehr als ein Stammvater vorhanden war. Als nun die Erde ſo bevölkert war, wie es die Abſicht der göttlichen Weisheit erforderte: ſo mußte die häufige Vermehrung der Menſchen nothwendig ein Ende nehmen, wenn ſie einander nicht ſelbſt zur Laſt werden, ja gar von der Erde verdrängen ſollten. Wie nun das lange Leben der erſten Stammvater eine Urſache der häufigen Vermehrung der Menſchen war; alſo mußte hernach wohl eine kurze Dauer deſſelben ihre große Anzahl ſehr verringern und ſtets in einer ſolchen Größe erhalten, daß ſie der

Erdboden tragen und ernähren könnte. Der erſte Quell des Lebens aller lebendigen Geſchöpfe verſtattete demnach den Menſchen kein ſo langes Leben mehr. Schon Jacob lebte nicht viel über hundert Jahre, und die Gränzen unſers Lebens ſind hernach ſo eingeſchränket worden, daß zu unſern Zeiten ein Alter von 70 Jahren ein hohes Alter iſt. Was iſt die Urſache davon? Die Bosheit der Menſchen, antwortet die fromme Einfalt. Sie mag es ſeyn; aber nur eine Nebenurſache, gleichwie die Tugend des erſten Menſchen auch nur eine Nebenurſache ihres langen Lebens war. Denn ſo wohl unter den Alten können Fehler, als auch unter den itzigen Menſchen Tugenden angetroffen werden. Die Abſicht unſers Erhalters iſt hauptſächlich keine andere, als daß der Menſchen nicht mehr werden, als ihrer der Erdboden erhalten kann.

Aber auch dieſe von Gott weislich geſetzten engen Schranken unſers Lebens haben ihren Grund in der Natur Es iſt keine unmittelbare göttliche Allmacht, welche uns in den Jahren, da unſre erſten Stammväter noch Jünglinge waren, der Welt entreißt; ſondern es iſt von der göttlichen Weisheit gleich im Anfange aller Dinge in dem Laufe der Natur ſo geordnet worden, daß wir unſer Leben nicht höher bringen können. Dasjenige, wovon die Dauer des menſchlichen Lebens abhängt, iſt verändert worden. Speiſe und Trank ſind ganz anders beſchaffen, als bey jenen Alten. Wir nähren unſern Leib nicht mit dem, was die einfache Natur unmittelbar darbiethet; ſondern wir zerſtören die Ordnung unſers Körperbaues durch ſolche Koſt, welche das nöthige Verhältniß der Wärme und der Kälte, des Flüßigen und des Feſten in uns ſtören. Die Altväter vor der Sündfluth würden uns kaum für ſolche Geſchöpfe halten, wie ſie geweſen ſind, wenn ſie einmal mit anſehen ſollten, wie ſorgfältig wir die allerwunderlichſten Speiſen und Getränke mit einander vermiſchen und dasjenige verachten, was uns die Natur, die beſte Meiſterinn des Lebens, darbiethet. Hierzu geſellen ſich in uns alle. Arten der heftigſten Leidenſchaften, und wie ſehr dieſe das Leben verkürzen, bezeuget die beſtändige Erfahrung. Wie gewaltige widernatürliche Veränderungen müſſen nicht ſtündlich in unſerm Körper vorgehen! Von allen denſelben waren die Körper der Alten frey, und nichts konnte alſo dem natürlichen Laufe ihres Lebens, welchen wir unaufhörlich hemmen, im Wege ſtehen. Wir machen diejenigen Werkzeuge, welche ſtets in der möglichſten Stärke erhalten werden ſollten, gleich von Kindheit an, durch ſo viele warme Speiſen und Getränke ſchwach und unvermögend, daß nicht einmal die Nahrungstheilchen an die gehörigen Oerter gebracht werden können; tauſend anderer Mittel und Wege, deren wir uns, unſer Leben zu verkürzen, muthwillig bedienen, nicht zu gedenken. Hierzu kömmt noch die ſtete Veränderung der Witterung und die Schädlichkeit der Luft, welches beydes einen ſehr großen Einfluß in unſere Körper hat. Es müſſen demnach die itzigen Menſchen, ſo wie die, welche auch ſchon lange vor uns gelebet haben, in einem geringen Alter ſterben; eben ſo, wie diejenigen Pflanzen,

zen, welche ein Gärtner in ein Erdreich ſetzet, wo ſie ſchädliche Nahrung finden, viel eher eingehen müſſen, als in gutem Lande.

Wir haben uns alſo hier ſelbſt die wichtigſten Vorwürfe zu machen. Hat es Gott ſo geordnet, daß ſo viele unter uns in der ſchönſten Blüthe ihrer Jahre dahin ſterben, und daß ſo gar ſehr wenige ein hohes Alter unſrer Zeiten erreichen ſollen? Nein, dieſes unterſteht ſich nur die Bosheit dem allergütigſten Weſen zur Laſt zu legen. Die meiſten unter uns könnten ihr Leben weit höher bringen, wenn ſie nicht, auf eine unſinnige Art, in ihre Körper wüteten. Wir würden unſer Leben ſchon zu einer Zeit beſchließen, da es die Beſchaffenheit unſers Erdbodens erfordert, wenn wir uns gleich nicht ſo ämſig bemühten, unſern Tod durch außerordentliche Mittel zu befördern. Aber wir werden unſre eignen Mörder; wir zerſtören unſre zeitliche und ewige Glückſeligkeit, und, was das ſchrecklichſte iſt, wir widerſetzen uns den auf unſer Vergnügen abzielenden Abſichten des allerweiſeſten und allergütigſten Weſens.

Chriſtlob Mylius.

Schreiben
über die Liebe des Vaterlandes.

Freund, es iſt unſre Pflicht, das Vaterland zu lieben;
Es iſt kein blinder Zug von eingepflanzten Trieben,
Kein ungewiſſer Ruff, den man im Herzen hört,
Nachdem der Ammen Fleiß ihn recht verſtehn
gelehrt;
Es iſt kein Vorurtheil, das uns noch jung verführet,
Und das vom Eigennutz des Nebenbürgers rühret:
Es iſt ein heilig Recht, das ſo beſtändig bleibt,
Als wenn man Eyde ſchwört, und Namen unterſchreibt,
Und der Betrügerey die Ausflucht zu verrennen,
Noch Siegel, Hand und Schuld gerichtlich läßt erkennen.
Das Wimmern, das zuerſt aus unſern Lippen gieng,
Als der entbundne Mund den erſten Athem fieng,
Und mit betrübtem Schreyn, das unſre Schmerzen klagte,
Zugleich von unſrer Noth und unſerm Leben ſagte;
Dieß war mit unſerm Volk ein bündiger Vertrag,
Dieß legte klar genug das Bitten an den Tag:
Du Land! in welchem mir das erſte Licht erſchienen,
Erzieh, und nähre mich, ich will dir wieder dienen.

Geſetzt, wir hätten uns ihm nie zum Dienſt geweiht!
Was man nicht zugeſagt, begehrt die Dankbarkeit.
Die Wohlthat wird uns ſtets für Wohlthat nur gegeben;
Wer unſer Leben ſchützt, hat Recht auf unſer Leben.
Geſetzt, daß unſer Wohl in fremden Granzen blüht,
Und uns ein ander Volk bey ſich gedeihen ſieht!

Es kann kein neues Band uns von dem alten trennen.
Erziehn; dieß macht ein Recht, das wir nicht beugen köñen.
Ich führe dir nicht erſt der Helden Beyſpiel an,
Den irrenden Ulyß, und den Coriolan,
Den Römer, der beherzt dem Pfuhle zugeritten,
Durch ſich der Peſtilenz die Quelle zu verſchütten:
Nicht jenen Decius, der ſich der Unterwelt
Für ſeiner Bürger Sieg zum Opfer dargeſtellt.
Hier hat die Großmuth oft, mit freudigem Vergnügen,
Das ſonſt gewohnte Maas des Dankes überſtiegen.
Nicht immer, daß das Glück uns für ſo würdig hält,
Daß man als Märtyrer des Vaterlandes fällt.
Nicht jeder muß ſein Blut zum Wohl der Bürger geben,
Den meiſten iſt genug, fürs Vaterland zu leben.
Ich heiße dich drum nicht der Fremden Brodt verſchmähn,
Damit dein Vaterland dich möge hungern ſehn;
Bloß weil nur dieß allein den Schatz der edlen Gaben,
Die du in dir vergräbſt, ſoll zu genießen haben.
So lange du noch glaubſt, daß die berühmte Stadt
Nicht einen Mann, wie dich, zur Stütze nöthig hat:
So geh dem Glücke nach, das dir gezeiget worden,
Trag ihren Ruhm mit dir nach Oſten oder Norden,
Und freu dich, daß der Ort, wo du entſproſſen biſt,
Mehr Sterne hat, als dich und niemand dich vermißt.
Erſcheinet einſt dein Licht gleich in den fernſten Gränzen:
So wird dein Vaterland von deinem Ruhme glänzen;
Und ſah dich gleich ein Dorf in Kapp und Fallbund gehn,
Bey dem berühmten Fleh des Monzambano ſtehn.
Nur ſchimpfe nicht dein Volk, aus Eifer, es zu ehren;
Zu ſtarke Liebe kann ſich leicht in Thorheit kehren;

Und ſegneſt du betrübt des Vaterlandes Schooß;
So ſprich bey Fremden nicht von deinem Volke groß.
Sey nicht, wenn dich das Glück in fremdem Boden tränket,
Wie ein verpflanzter Baum, der alle Blätter ſenket,
Und unter Fettigkeit und Näß und Sonnenſchein,
Im beſten Lande, ſcheint aus Sehnſucht matt zu ſeyn.
Geſetzt, dein Vaterland trägt minder Korn, als Quecken:
Wird dein vergeblich Lob der Felder Armuth decken?
Wird auf dein gültig Wort ein fremder Landmann traun,
Und einen trocknen Fels, ſtatt fetter Aecker, baun?
Und wie der Schweizer that, die eigne Saat verkaufen,
Und nach Georgiens gerühmter Erndte laufen?
Was hilft es, daß dein Kiel den Hübner lügen heißt,
Den Meliſſantes ſtraft, Neandern überweiſt;
So bald ſie nicht dein Land der Künſte Ruhplatz nennen,
Und nicht von deiner Stadt die Mauern finden können?
Zween Wilde, die ein Schiff mit Zwang, Gefahr und Macht,
Einſt aus der Nachbarſchaft des Nordpols hergebracht,
Wo das beeiſte Feld nur karges Gras gewähret,
Und die viel beſſre See das arme Grönland nähret,
Das reichen Wallfiſchfang fürs größte Glück der Welt
Und gute Seehundsjagd für paradieſiſch hält,
Und dem zween Fiſche bloß, Schiff, Bette, Waffen, Leben,
Und Trinkgeſchirr und Trank, und Kleid und Eſſen geben.
Vergebens ſchenkte man Europens beſten Wein,
Statt des gewohnten Thrans, bey fettem Braten ein:
Thran blieb ihr lieber Trank und rohes Fleiſch ihr Eſſen,
Dieß macht' ihr Vaterland bey ihnen unvergeſſen.
Aus ſchönen Gegenden gieng ſtets ihr Wunſch und Blick,
Mit ſeufzendem Verdruß nach Eis und Noth zurück,

Sie glaubten, frey von Froſt und Hunger und Gefahren,
Jm klügſten Theil der Welt ſich unter den Barbaren.
Mit ſolcher Süßigkeit trügt uns das Vaterland.
Du ſprichſt: Ein Wilder hat, was gut ſey, nicht gekannt.
Er hat mehr Recht, als du; ſein Sehnen gieng nach Jenen,
Für die er eigen war, die er nicht konnt entwohnen;
Da du, aus Eigenſinn, oft was du beſſer kennſt,
An deinem Volk erhebſt, an andern thöricht nennſt.

Man wird den Fremden nur der Seinen Thorheit weiſen,
Wen̄ man ihr Korn verſchmäht, um ſeine Spreu zu preiſen,
Was gutes tadeln, iſt Neid oder Unverſtand.
Aus dieſen Quellen fließt die Treu fürs Vaterland,
Die den Philidius zum Patrioten machet,
Der ſeine Sitten lobt, und fremder Sitten lachet.
Jhm iſt ſein mächtig Land der Erden größtes Reich;
Das übrige der Welt iſt engen Winkeln gleich.
Sein Volk allein iſt frey, die andern ſind nur Sklaven;
Dieß folgt der Ehrbegier, die übrigen den Strafen;
Die ſehen einzig ſcharf, die ſeine Bürger ſind,
Der Reſt der Erden iſt einäugig oder blind.
Du meyneſt, daß ich hier vom fernen China rede.
Europa iſt vielleicht ſich ſelbſt zu loben blöde,
Hier hat wohl nie ein Volk, das ſich Altäre ſetzt,
Des Nachbarn ſtillern Witz für Barbarey geſchätzt.
Bey edler Künſte Lob, die er zuerſt ergründet,
Der Dummheit Glück gerühmt, die ohne Suchen findet,
Und den Abtrünnigen des Hochverraths verklagt,
Der eine Wahrheit glaubt, die nicht ſein Landsmann ſagt.

Nein! Affen werden zwar nicht überall gebohren;
Jedoch ein jedes Land erzeuget ſeine Thoren.

Wer ſie in China ſucht, der ſuchet ſie zu weit;
Denn manchem iſt ein Thor noch näher, als ſein Kleid
Die liſtige Begier, ſich ſelbſt verſteckt zu loben,
Hat manchen angereizt, daß er ſein Volk erhoben.
Von ſeiner Bürgertreu iſt er der Gegenſtand,
Er meynet nur ſich ſelbſt und nennt ſein Vaterland,
Der Ruhm, in dem es prangt, iſt ihm nur darum eigen,
Weil es das Glück gehabt, ſolch einen Sohn zu zeugen;
Und hätt ihn Lybien ans erſte Licht geſtellt,
So nennt' er Lybien das Paradies der Welt.
Sagt nicht, daß Welſchland uns gelinder ſingen lehre;
Gebt Frankreichs Witze nicht vor Deutſchlands Witz die Ehre;
Rühmt nicht Britanniens durchdringend ſcharfen Geiſt;
Der ſchimpft ſein Vaterland, der ihm ein fremdes preiſt.
Er wird dir ſeines Volks erhabne Geiſter nennen,
Doch den, den er verſchweigt, wirſt du errathen können.
Was brauchet Deutſchland ſonſt Geſchmack, Verſtand, Vernunft,
Von allem dem enthält er die Zuſammenkunft.
Und ſtützt ſich nur auf ihn die Ehre deutſcher Staaten:
So kann es ohne Furcht den Leibnitz ſelbſt entrathen.
So ſchreibt man einen Dienſt, den man ſich ſelbſt gethan,
Dem Vaterlande ſtets als eine Wohlthat an.
Perrault ficht mit dem Kiel, Pompejus mit dem Degen;
Sie ſagen für ihr Volk, und thun es ihrentwegen.

Der, der ſein Volk verſchmäht, und der der, es erhebt,
Sind beyde meiſtentheils durch gleichen Stolz belebt.

So oft ein milder Herr den Reichthum, der ihn drücket,
Den Wirthen in Paris durch ſeinen Sohn geſchicket,
So

So kömmt ein Mann zurück aus einer andern Welt,
Der alles außer ſich für ſchlecht und niedrig hält.
Was meynſt du, das es heißt, wenn ihm nichts ſteht, nichts ſchmecket,
Wenn jedes deutſche Wort ſein zärtlich Ohr erſchrecket;
Wenn ihn kein Witz ergötzt, und keine Schönheit rührt,
Die nicht von fremden kömmt und fremde Namen führt?
Es heißt nur einerley auf tauſend andre Weiſen;
Es ſagt, wie Meiſter Gert: ich war vordem auf Reiſen;
Es zeigt, was er geſehn, und führt uns auf den Schluß,
Daß, wer viel Gutes ſchilt, viel beſſers kennen muß.
Ein andrer ärgert ſich an ſo verwegnem Prahlen;
Er kann bis nach Paris die Fuhren nicht bezahlen,
Und dünkt ſich, ob er gleich nur deutſch ſpricht, flucht und ißt,
In ſeinem Vaterland ein Hahn auf ſeinem Miſt.
Drum ſeufzt er, daß nunmehr die Freyheit untergehet,
Daß Deutſchland unterm Joch des ſtolzen Frankreichs ſtehet,
Weil unſrer Kleider Schnitt von ihm Geſetze nimmt,
Und unſrer Tafeln Pracht ein fremder Koch beſtimmt,
Ja, weil ſich unſer Witz nach Frankreichs Muſtern richtet,
Nach deſſen Beyſpiel ſchreibt, nach deſſen Regeln dichtet,
Und man den Schauplatz ſelbſt, der nur zur Luſt gehört,
Zu Grillen zwingen will, die Frankreich übt und ehrt.
O weint doch, daß das Volk, das ſonſten Rom getrutzet,
Nunmehr ſo ſklaviſch iſt und fremde Klugheit nutzet.
Nichts hat die neue Zeit, nichts hat das Alterthum,
Das ſo vollkommen ſey, als ſeines Volkes Ruhm;
Und eh er ſich entſchließt, es minder hoch zu ſchätzen,
Eh wird er den Virgil herab zum Poſtel ſetzen.

Verzeih, mein Vaterland, was Wahrheitliebe ſpricht.
Wer deine Schmeichler ſtraft verachtet dich drum nicht.
Ich will nicht, daß du ſollſt dich deiner ſelbſten ſchämen,
Und gut und thörichtes von deinem Feinde nehmen,
Damit er für das Geld, das er von dir gewann,
In deinem Schooße ſich Verräther miethen kann:
Nur laß kein eitles Lob dich von dem Ruhm entfernen,
Des Guten Freund zu ſeyn und überall zu lernen.
Wie mancher Bürger ſich, dich ſtolz zu ſehn, bemüht;
Das klügſte Volk iſt das, das fremde Klugheit ſieht.
Aus Liebe wirſt du nur von Thörichten erhoben,
Sie ſchätzen dich nach ſich; wer ſie liebt; muß ſie loben.
Doch wer das Schmeicheln flieht, und kräftig rühmen will,
Der macht ſich Richtern gleich, dann ſchweigt der Bürger ſtill.
Hier kann die Wahrheit nur, die Liebe nicht, befehlen,
Und läßt ihn ſo dein Lob, wie deine Mängel, zählen.

Freund, glaube, durch Bemühn der Weisheit nachzugehn,
Und ſeines Volkes Glück und Wohlfahrt zu verſtehn,
Und gegen die Gewalt des Vorurtheils der Zeiten,
Zum Dienſte ſeiner Stadt ſich ämſig zubereiten,
Durch Sorge, wenn ein Sturm auf ſie zuſammenzieht,
Durch Freude, wenn ihr Wohl mit neuem Seegen blüht,
Durch ungebrochne Treu, wenn ſie uns werth gehalten,
Ein Theil von ihrem Glück mit Eifer zu verwalten;
Dadurch bezeuget man, mehr als durch Schmeicheley,
Daß man ein treuer Sohn des Vaterlandes ſey.

J. E. S.

* * *

Gedanken

Von dem Gebrauche der Titel und Ehrenzeichen.

Es iſt bekannt und ausgemacht, daß der Titel, der Adel und andere Ehrenzeichen, Wörter und Zeichen ohne Begriffe ſind, die entweder mit der Perſon abſterben oder auf die Nachkommen fortgepflanzet werden, wenn ſie nämlich dasjenige nicht anzeigen, was ſie nach der Abſicht des Erfinders bey einzelnen Perſonen anzeigen ſollen. Wir wollen nicht auf diejenigen ſchmählen, die ſich mehr dabey einbilden, als ſie ſollen, noch den Einfältigen die Vorurtheile benehmen, die ſie dabey haben; denn dieſes würde eine Bemühung ſeyn, die wenig Nutzen haben würde, weil ſchon die meiſten unter dem gemeinen Volke in Deutſchland den übeln Gebrauch davon einſehen, und dieſes auch ſchon von andern zur Genüge geſchehen iſt; ſondern wir wollen vielmehr eine Betrachtung über den rechten Gebrauch derſelben anſtellen. Das Wahre, was in den Titeln und Ehrenzeichen anzutreffen iſt, ſaget man, beſtünde darinnen, daß ſie entweder Zeichen des Amts oder der Tapferkeit, oder der Geſchicklichkeit ſind. Wir wollen jedes von dieſen betrachten und dabey zeigen, wie ſchlecht dieſe Zeichen beſchaffen ſind, wenn keine wirklich von den Perſonen geſchehene Thaten vorhanden ſind. Ich nehme den Satz als ausgemacht

macht an, daß die Gedanken und der Zuſtand der Seele niemanden bekannt ſind als dem Menſchen, welcher denket, und Gotte; wenn nicht die Thaten, die ein Menſch ausgeübt hat, ſie andern bekannt machen. Wenn wir die Geſchicklichkeit eines Menſchen unterſuchen wollen; ſo müſſen wir erſt Thaten von ihm haben; widrigenfalls iſt es nicht möglich. Dieſes ſind entweder Schriften, oder aber phyſicaliſche Handlungen, dazu wir auch Geſpräche, Diſputationen und Examina rechnen müſſen; überhaupt alle Arten, ſeine Gedanken auszudrucken, geben zum Forſchen Gelegenheit. Hierbey eräugnen ſich viel Schwierigkeiten. Erſtlich muß derjenige, der ſie erforſchen will, ſelbſt geſchickt und in der Unterſuchung fleißig ſeyn, und wiſſen, wie es anzuſtellen iſt, auch in welchen Fällen es unmöglich iſt, einen Menſchen zu ergründen, wenn er ſich nicht bloß geben will. Er muß ferner wiſſen, daß man nur einen Menſchen in gewiſſen Stücken und Graden erforſchen kann; denn eines Menſchen Geſchicklichkeit nach dem wahren Grade, den er beſitzt, abzumeſſen, fällt, weil wir den Verſtand und Willen nicht berechnen oder meſſen können, unmöglich; folglich muß ihm bekannt ſeyn, daß dergleichen Urtheil jederzeit ein unvollkommenes Urtheil iſt. Weil man nun einen Menſchen einen Titel oder ein Ehrenzeichen giebt, den man durch ſeine Thaten hat kennen lernen; der Menſch aber nicht weiter erkannt werden kann, als in ſo fern er ſich durch ſeine Thaten ausdruckt: vollkommen aber keiner leicht erkannt werden kann: ſo ſollten die Titel und Zeichen nach der Erkentniß eingerichtet ſeyn, die man von ihm hat.

Weil nun die Grade der Erkenntniß von den Sachen bey allen Menſchen ungleich ſind, auch ein Menſch in ſeiner Beſchaffenheit bald ab und zunimmt, und das Gedächtniß ſchwach, ſtark, und wieder ſchwach wird, ſo müßte man ſo viel Titel als Grade haben: da denn nach den verſchiednen Lebenszeiten die Titel müßten verändert werden. Da nun dieſes unmöglich fällt, ſo giebt man den Menſchen einen allgemeinen Titel oder ein Zeichen der Geſchicklichkeit, welches weder den Grad noch die Veränderung ausdrucket. Die Ehrenzeichen ſind demnach unvollkommene Zeichen, die bey denen, die den Menſchen erforſcht haben, etwas gewiſſes anzeigen, andern aber zu nichts dienen als daß ſie davon glauben, was ſie wollen, wenn ihnen andere die Bedeutung des Zeichens ſagen, oder daß ſie dadurch Gelegenheit nehmen, ſelbſt zu forſchen, was und wie viel ſie dem Titel gemäßes bey dem Menſchen antreffen können. Das unendliche Weſen kann allein einen allgemeinen Titel behaupten, nicht aber das endliche; ſo iſt Gott Meiſter in der Weisheit; daher ſaget Chriſtus, niemand iſt gut denn der einige Gott. Ein Zeichen zeiget etwas vollkommenes an, wenn das, was es anzeigt, ſelbſt vollkommen iſt. Endlich Creaturen bedienen ſich oft eines Zeichens, das etwas vollkommenes anzeiget, das aber was es anzeiget, iſt unvollkommen. Wegen Mangel der Einſicht in das Wirkliche ſind ihnen dieſe Zeichen zu tragen erlaubt, jedoch oft auf Abſchlag des Zukünftigen, da ſie ihre Vollkommenheit vermehren ſollen, um ſich des Zeichens würdiger, doch nicht unwürdig zu machen. Da wir nun das Ende unſrer

Voll.

Vollkommenheit nicht abſehen können, und überdieß einmal ſterben müſſen, und die Zeichen nur dazu dienen, daß in dieſer Welt von einzelnen Perſonen andre etwas theils zuverläßig, theils wahrſcheinlich ſchließen können: ſo ſollten ſie mit uns abſterben und nicht erblich ſeyn; genug, daß ſie mit unſerm Namen der Nachwelt erblich werden, die ſich durch die Hiſtorie dadurch erbauen kann, wenn ſie keine beſſere Gründe als Exempel zu ihrem Nutzen gebrauchen kann, und nicht beydes verknüpfen will; doch wird der Unterſchied nicht gar groß ſeyn, ob man ſich der Hiſtorie oder einer Erdichtung, die nichts widerſprechendes in ſich hat, zum Nutzen bedienen will.

Wenn wir nun ferner die Ehrenzeichen und Titel der Tapferkeit betrachten, ſo zeigen ſie in ſofern etwas gewiſſers an, als die Zeichen der innerlichen Eigenſchaften, weil ſie vielen ſichtbar ſind. Wo der Soldat nach Verdienſten empor kömmt, da weis faſt jeder von ſeiner Compagnie, wodurch er ſich den Titel erworben, obgleich die einzelnen Handlungen, die dieſen bekannt ſind, von andern nicht aus dem Titel können erkannt werden. Derowegen müſſen auch dieſe Zeichen, weil ſie Thaten einzelner Menſchen ſind, nicht erblich ſeyn. Um dieſer Urſachen willen war der Adel bey den alten Deutſchen nicht erblich, ſondern ein Zeichen der Tapferkeit überhaupt, und bey andern, die es geſehen, insbeſondre. Der Urſprung der Erblichkeit hat ſeinen Grund in einer falſchen Meynung, als würden die Eigenſchaften der Seelen durch den Körper in dem Blute fortgepflanzt. Man hätte auch dieſes bey den Geſchicklichkeiten der Seelen anwenden können, wenn es nicht ſo deutlich in die Augen geleuchtet hätte, daß dieſe ein erlangtes Gut wären. Diejenigen, welche die angebohrnen Ideen glauben, mögen dieſe Meynung durch den Glauben ausführen; die meiſte Materie dazu werden ſie in dem Blute der Mutter finden, die viel tapfre Ahnen gehabt hat. Es iſt billig, daß diejenigen, welche ſich um das gemeine Weſen verdient gemacht haben, andern zur Nachahmung bekannt werden, obgleich dieſes ihnen nach dem Tode, außer der Belohnung, die ſie für ihre Thaten zu gewarten haben, keinen Vortheil bringt. Wenn demnach die Thaten durch glaubwürdige Zeugen bekannt gemacht werden: ſo können die Ehrenzeichen viel Nutzen ſchaffen; und dieſes um ſo viel eher, um wie viel beſſer der hiſtoriſche Glaube bey den Menſchen beſchaffen iſt. Denn einige glauben zu viel, andre zu wenig; die Maaße zu halten iſt in der That ſchwer: gleichwohl beſteht hierinnen der rechte Gebrauch von den Titeln und Ehrenzeichen der Tapferkeit.

Wir kommen auf die Titel und Ehrenzeichen, die die Aemter bey ſich führen. Dieſe zeigen bey Uebernehmung des Amts die Geſchicklichkeit an, und im Fortgange, daß der, der das Amt hat, es wohl verwalte. Wenn ſie die Geſchicklichkeit anzeigen: ſo findet, was oben geſchrieben worden, ſtatt: wenn ſie das Wohlverhalten anzeigen, ſo können wir es nicht aus den Titeln wiſſen, ſondern wir ſchließen es wahrſcheinlich daraus, weil ſie der Landesherr nicht abgeſetzt hat. Wir müſſen in ſolchen Fällen den hiſtoriſchen Glauben zu Rathe ziehen, ſo werden uns deſſen Regeln zeigen, was zu thun iſt. Wir wollen uns hierbey nicht aufhalten, ſondern noch in Betrachtung ziehen, was die Oberſtelle oder der Ort, den jeder nach ſeinem Range einnimmt, für ein Zeichen ſey, und deſſen Gebrauch erwegen. Da die Ehrenzeichen dazu dienen, daß man die damit belegten von den übrigen unterſcheiden kann, und die Titel nach der Anzahl der Thaten größer oder geringer ſeyn müſſen; ſo iſt leicht zu erachten, daß der Ort dazu dienet, daß man die wohlverdienten Perſonen untereinander unterſcheiden kann. Wenn es demnach mit der erſten Art Zeichen ſeine Richtigkeit hat; ſo haben auch dieſe ihren guten Grund. Es iſt noch überhaupt zu merken, daß man darum keinen verachten muß, der die Ehrenzeichen nicht hat, denn er kann alle die Geſchicklichkeiten, den Muth, die Tapferkeit und ein redliches Herz haben, nebſt allem, was zu den Zeichen erfordert wird, ob ihn gleich das Glück ſolche ſehen zu laſſen, die Gelegenheit verſagt hat. Denn Ehrenzeichen ſetzen allezeit Thaten zum voraus und haben eher nicht ſtatt. Zeichen dienen viele Menſchen von der Beſchaffenheit der Sachen zu unterrichten, und die Ehrenzeichen ſind zugleich oft Zeichen, daß einer nicht ſich ſelbſt, ſondern andern gedient hat. Darzu aber wird das Glück erfordert, und jeder muß warten bis die Reihe an ihm kömmt. Die Sache ſelbſt kann demnach ohne die Zeichen beſtehen. Da wir nun einen um der Sache und nicht um des Zeichens willen hoch achten; ſo muß man die nicht verachten, die ihre Geſchicklichkeit nur wenigen haben zu erkennen gegeben, und die aus Mangel guter Gelegenheit von dem Staate noch nicht mit beſondern Zeichen ſind belegt

wor

worden, oder ſich aus anderer Abſicht der Gelegenheit nicht haben bedienen wollen. Doch dieſe werden ſich wenig um dieſe Verachtung bekümmern.

Wenn man nun dieſen Entwurf von dem Gebrauche der Ehrenzeichen genau erweget, ſo wird man leicht die Urſache finden, warum man die Ehre, wie ſie itzt unter den Menſchen ausgetheilet wird, ein geſchätztes Nichts oder ein Unding, des Wahnes Tochter, Wunſch der Thoren nennet. Der rechte Gebrauch der Ehrenzeichen iſt nicht allezeit üblich. Man brauchet ſie dennoch heut zu Tage oft zu ganz andern Abſichten, als die Erfinder der Zeichen es begehrt haben. Die Regeln der Klugheit erlauben daher manches, was das Naturgeſetz verbiethet. Wir tadeln daher diejenigen nicht, die ſich deſſelben weislich bedienen. Wünſchen aber dabey, daß die Naturgeſetze gemeiner werden mögen, damit wir die Regeln der Klugheit erſparen können, in Sachen, da es möglich iſt. Denn dieſe fließen aus den nothwendigen und gegenwärtigen Uebeln, jene aber ſind Befehle Gottes durch die Natur; dieſe ſind befohlen, jene aber ſind erlaubt. Beydes iſt wohl zu unterſcheiden. Ich will hiervon ein Exempel geben. Geſetzt ein junger Menſch kann ſich nicht von gewiſſen Uebeln, die er zu fürchten hat, befreyen, oder gewiſſe Vortheile, die er zu hoffen hat, nicht erlangen, er ſchaffe ſich deñ einen Titel an. Geſetzt er will heyrathen und es fehlet ihm an weiter nichts als an einem Charakter ohne welchen er die verlangte Perſon nicht erhalten wird. Geſetzt er habe weder Verdienſte noch Geſchicklichkeit, welche ſich zu den Ehrenzeichen ſchicken. Geſetzt er erwürbe ſich dadurch nichts weiter, als eine glückliche Heirath. In dieſem Falle wird er den Regeln der Klugheit gemäß handeln, wenn er um das Ehrenzeichen ſich bewirbt, ſollte es auch bey ihm kein Zeichen einiger merklichen Wiſſenſchaft ſeyn. Der Natur nach kann er das Zeichen nicht tragen; der Klugheit aber iſt es gemäß, wenn er ſich unverdienter weiſe einen Titel geben läßt. Wer Vernunft hat, der wird es nicht begehren; fordern aber die eignen Umſtände die Vernunft zum Streite mit der Wahrheit und dem, was geſchiehet, auf, ſo werden die Regeln der Klugheit, um der Schiedsmann zu ſeyn, vernünftig angebracht werden können. Daß ein Bürgerlicher bey ſeinem Stande im Heirathen bleiben ſoll, und der Adeliche desgleichen, fordert nicht das Geſetz, ſondern die Klugheit; denn dieſe ſieht mit einem Geſichte auf das Vergangne oder hinter ſich, und mit dem andern vor ſich auf das Gegenwärtige und Zukünftige. Die Menſchen der gegenwärtigen unverbeſſerten Welt, wiſſen die Regeln der Klugheit noch bisweilen, wenn ſie ſich nicht übereilen mit Vortheil zu gebrauchen, den Gebrauch der reinen Vernunft erwarten wir von unſern Nachkommen. Dann werden die Streitigkeiten der ſchwärmenden Geiſter über die Ehre aufhören. Doch wenn dieſes auch nicht geſchiehet, heißt es doch:

Nur die dem Staat am treuſten dienen,
Die ſind allein die beſten Bienen.

M. n-b-m

Ode,
an eine gute Freundinn,

O Doris, wenn doch dein Geſchlechte,
Den Vorzug ſich zu Wege brächte,
Den du bey deiner Anmuth führſt;
Den Werth, die Klugheit und die Tugend,
Womit du, bey dem Glanz der Jugend,
Verſtand und Herz und Auge rührſt.

Laß andre nur mit ſchönen Wangen,
So ſchön, als wie den Frühling, prangen,
Wenn ſich ſein Haupt mit Blumen ziert.
Was hilfts, wenn in der ſchönen Stirne,
Ein träger Sinn, ein blöd Gehirne,
Nicht aber Witz und Geiſt regiert?

Wie ſeltner Reiz, wieviel Entzücken,
Herrſcht nicht in mancher Schöne Blicken,
Wo jede Mine viel verſpricht!
Man ſchmachtet nach dem ſchönen Kinde:
Allein was iſt es, das ich finde?
Ein Bild, dem Sprach und Sinn gebricht.

Wie elend iſt ein Kind zu nennen,
Das, um ſich ſelber zu erkennen,
Den Spiegel bloß zum Richter macht;
Das oft die Zeit von achtzehn Jahren
Mehr, mit den Locken in den Haaren,
Als mit Gedanken, zugebracht.

An eine gute Freundinn.

Sie putzt an Kleidern und Geberden,
Die Mine muß vernünftig werden,
Das Herz hingegen bleibt verſchont;
Die Ordnung herrſcht in ihrem Zimmer,
In ihrem Herzen herrſcht ſie nimmer,
Wo Stolz und Aberglaube wohnt.

Gewiß, mich dauren ſo viel Gaben,
Die Hundert deines gleichen haben,
Und keine braucht, und keine kennt.
Meiſt liegt es an den erſten Jahren,
Meiſt an der Hand, in der ſie waren,
Da man ſie klein und jung genennt.

Wer muß der Tochter Herz beleben?
Ein galliſch Weib wird ihr gegeben,
Das minder mit ihr ſpricht, als küßt;
Ein Weib, das klug in fremdem Lande;
Doch oft nicht älter am Verſtande,
Als ihre kleine Jugend iſt.

Was ſucht ſie wohl ihr beyzubringen?
Vielleicht, wie man ſich ſelbſt bezwingen,
Im Willen edel werden muß?
Wie, oder geben ihre Lehren
Auf das, was ſie am meiſten ehren,
Auf Minen, Kleider, Hand und Fuß?

Geputzt mit tauſend Eitelkeiten,
Gewöhnt ſich ſchon das Kind bey Zeiten
An das, was in die Sinne fällt.
Man lobt es in dem ſchönen Kleide;
Und dieſes Kind hält Gold und Seide
Schon für das größte Gut der Welt.

Frey muß es zeitig in Gebehrden,
Frey muß es in den Sitten werden,
Im Willen mag es ſklaviſch ſeyn.
Der Gott der weiblichen Gemüther,
Der Eigenſinn, wird ſein Gebiether,
Und dem gehorcht es ganz allein.

Ein Band, ein Putz aus fernen Enden,
Ein kleiner Schooßhund in den Händen,
Dieß wird ſein Glück, ſein Zeitvertreib.
Dieß iſts, womit das Kind ſich übet,
Und was es, als ein Kind, geliebet,
Das liebt es mit der Zeit, als Weib.

In allen Moden wohl erfahren,
Tritt dieſes Kind, bey reifern Jahren,
Mit vollem Beyfall an das Licht.
Man preiſt es klug an tauſend Orten.
Warum? Weil es, bey ſchnellen Worten,
Nichts denkt, und doch Franzöſiſch ſpricht.

Sie lieſt; dieß wird ſie witzig machen;
Allein was lieſt ſie denn für Sachen?
Iſts nicht ein Traumbuch? ein Roman?
Ja dieſen Kern der beſten Bücher,
Und dieſe Weisheit triffſt du ſicher
In ihr, und auf dem Nachttiſch an.

Sie ſchreibt! iſts möglich? lernt ſie denken?
Will ſie den Kiel der Dichtkunſt ſchenken?
Und übt ſie endlich den Verſtand?
Nein, ein Recept, die Haut zu zieren,
Ein Liebesbrief mit neuen Schwüren,
Beſchäfftigt nur die ſchöne Hand.

An eine gute Freundinn.

O Schade! für die ſchönen Stunden,
Die ſich bey tollem Putz verſchwunden,
Bey niedrer Luſt verſchwendet ſehn.
Was weis denn nun die kluge Schöne?
Nichts, als bey froſtigem Gehöne,
Die klüger ſind, als ſie, zu ſchmähn.
Der arme Mann iſt zu beklagen,
Den, ſo ein Kind davon zu tragen,
Das Unglück auserſehen hat.
Zufrieden will er mit ihr lieben;
Doch eh die Zeit ein Jahr vertrieben:
So iſt er Lieb und Lebens ſatt.
Dich, welche wenig deines gleichen,
An Klugheit und Verdienſt erreichen,
Dich rühmen, iſt der Dichter Pflicht.
Noch will ich nicht dein Lob erhöhen,
Dein Werth iſt, ohne mein Geſtehen,
Für dich das beſte Lobgedicht.
Du biſt beglückt in deiner Liebe,
Dein Mann ſieht auf die edlen Triebe,
Nicht auf der Ahnen Adelsſchild.
Was hilft ein zehnfach hochgebohren!
Es iſt ein Schall in klugen Ohren,
Der nichts, als bey Verdienſten, gilt.
Die Liebe weis in ihren Reichen,
Von keinem Stand und Wappenzeichen,
Sie ſieht auf Adel in der Bruſt.
Auf, Doris, ſey durch dich erhaben,
Schmück deinen Stand durch deine Gaben,
Und ſey des Mannes Wunſch und Luſt!

C. F. Gellert.

Ge-

* *

Geheime Nachrichten, warum der Autor wirklich aufgehöret.

An den Herausgeber der Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes.

Mein Herr!

Ich muß ihnen eine Entdeckung machen, von der ich glaube, daß ſie ihnen nicht zuwider ſeyn wird. Fragen ſie mich nicht, warum ich es thue; ſie können zufrieden ſeyn, wenn ich ſage, es geſchehe aus Erkenntlichkeit gegen ſie, weil ſie mir durch Leſung ihrer Monatsſchrift manches Vergnügen machen. Habe ich etwa noch andere Urſachen dazu, ſo werden ſie mir die Freyheit verſtatten, die meinem Geſchlechte überhaupt zukömmt, daß es nicht alles heraus ſagen darf, was es in den Gedanken hat; laſſen ſie mir nur nicht etwa das wiederfahren, was ebenfalls meines gleichen öfters wiederfährt, daß nämlich die Mannsperſonen uns Gedanken zuſchreiben, die uns nie in den Sinn gekommen ſind.

Das war der Eingang zu meiner Zuſchrift. Er iſt bald etwas zu lang, und ich muß zum Zwecke kommen. Der Herr Autor iſt mit ihnen zerfallen; er will nicht mehr für ſie arbeiten. Denken ſie, daß das die wahre Urſache iſt, was er in ſeinem letzten Stücke geſagt hat? Sie irren ſich; und er, nebſt andern Leuten, lachen gewaltig, daß ſie den Zank, zu dem er die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, für Ernſt aufgenommen. Er war es müde, für ſie zu arbeiten. Aber dachte er, (und er hat es nicht nur gedacht, ſondern wirklich geſagt;) wenn ich dem Herausgeber ſo mit kaltem Geblüte ſage, daß ich aufhören will, ſo bittet er mich flehentlich, meinen Vorſatz zu ändern; denn ohne mich können die Beluſtigungen nicht beſtehen: und gleichwohl läßt es zu unhöflich, ihm ſeine Bitte abzuſchlagen. Hierauf iſt er auf den herrlichen Einfall gerathen, eine Gelegenheit zum Zanke mit ihnen zu ſuchen. Er wußte wohl, daß ſie keine Streitſchriften einrücken würden. Daher verfertigte er dergleichen etwas. Ein guter Freund, dem er es gewieſen, hat mich verſichert, es wäre ſo nachdrücklich geweſen, daß man würde Bedenken getragen haben, es in die geiſtvollen Schriften einzurücken. Dieſes nun bringt er ihnen. Was darauf erfolget iſt, werden ſie ſelbſt wiſſen. Aber ſeyn ſie verſichert, er hatte es zum voraus geſehen, und eben in der Abſicht alles gethan.

Meine Nachricht iſt nur erſt halb zu Ende. Denn ich muß ihnen noch ſagen, woher ſeine Veränderung entſtanden. Daß ich es ihnen kurz ſage, die Jungfer Carolina Fenſterſcheibinn iſt daran ſchuld. Sie werden wiſſen, was er in ſeinem letzten Stücke ohne eins von ihr meldet. Nach und nach gewöhnte er ſich ans Fenſterherausſehen, und fand es leichter, als ſchreiben. Hierzu kamen die Vermahnungen ſeiner Geliebten, die ihm beſtändig anlag, eine ſo pedantiſche Lebensart fahren zu laſſen. Er verſprach ſich zwar, ſie zu einer Autorinn zu machen; aber das Blättchen wandte ſich, und ſie machte ihn zu einem Herrn Fenſterſcheiben. Er tröſtete ſich endlich, als ob ſeine neue Verrichtung ſeiner vorigen ziemlich ähnlich wäre. Er glaubte, er köñe eben ſo gedankenlos, eben ſo kühn im Richten, eben ſo eingenommen von ſeinen Vorzügen ſeyn, er möge ſchreiben oder zum Fenſter hinausſehen, und man könne von ihm ſagen, was Boileau von einem Arzte ſaget, der ein Todtengräber ward:

Il n'a point changé de metier.

Dieſes, mein Herr, iſt der wahre Grund, warum der Autor aufgehört. Mich deucht, eine ſolche Anekdote in der gelehrten Geſchichte, verdienet aufbehalten zu werden. Sie dürfen auch in meine Nachrichten kein Mistrauen ſetzen. Ich will ihnen gleich ein paar Dinge anführen, wodurch das, was ich ihnen geſagt habe, wahrſcheinlich wird. Erinnern ſie ſich nur der Unbedachtſamkeit, da er den Preis ſeines Regiſters auf 2 gr. geſetzt, und 2 thl. ſchreiben wollen. Kann man jemanden anders, als einem Verliebten, ſo einen verwirrten Streich zutrauen? In der Nachricht von ſeiner Seele, ſaget er, es wäre aus Uebereilung geſchehen. Wiſſen ſie wohl, mein Herr, woher dieſe Uebereilung gekoñen? Carolinchen wollte gewiß ſeyn, daß er aufhörte. Er mußte alſo ſein letztes Blatt auf ihrer Stube verfertigen, und von dar ſchickte ſie es ſelbſt zu ihnen, mein Herr; beſinnen ſie ſich nur, wenn ſie anders zu Hauſe geweſen ſind, die Jungfermagd, die es ihnen gebracht hat, ſah ganz anders aus, als der alte Kerl, der dem Autor aufwartet. Nun erwartete die Jungfer bald Beſuch, und ein Schreibezeug und Papier hätten verdächtig ausgeſehen, wenn auch gleich der Herr Autor nicht mehr geſchrieben hätte. Alſo mußte er eilen, daß alles noch beyzeiten konnte weggeſchafft werden. Da haben ſie die Uebereilung.

Das andere was ich ihnen ſagen wollte, iſt, daß ſie nur den Anfang von der Nachricht von ſeiner Seele betrachten ſollen. Sie werden gleich ſehen, daß es ein Verliebter gemacht hat; denn weſſen das Herze voll iſt, geht der Mund über. Ich könnte ihnen noch verſchiedene Proben, von dieſer Gemüthsverfaſſung des abgeſchiedenen Herrn Autors zeigen: aber ich will mich nur mit noch einer begnügen, die ihnen zugleich ein Stücke von ſeinem Charakter entdecken wird. Sie werden ſich erinnern, daß er ſonſt Philippine Felſenhartinn angebethet, und ſie können ſich leicht einbilden, daß dieſelbige von der neuen Geliebten wird ſeyn vertrieben worden. Carolinen recht zu zeigen, daß er Philippinen ihr völlig aufopfere, verſuchet er dieſem armen Mägdchen etwas im Regiſter anzuhängen. Gehen ſie nur den Artikel **Felſenhartinn** im Frauenzimmerregiſter durch, ſie werden überall Bosheiten antreffen. Was für ein ſpöttiſcher Ausdruck iſt es nicht: **wie lange ſie recht behalten wird?** Was für eine Leichtfertigkeit, daß es als ein großes Wunder von ihr

an:

angemerkt wird: **daß ſie ſchreiben kann.** Wenn ſie etwa an den Herrn Autor geſchrieben hätte, ſo verdiente es allenfalls noch eben ſo gut angemerkt zu werden, als daß Venus mit einem Eber geredet hat; aber dieſe Ehre iſt ihm nicht wiederfahren. Allein das ärgſte kömmt noch. Er ſpricht von ihr: **hält der Autor gefangen.** Was für Bosheit! und was für Unverſchämtheit, da auf der angeführten Seite gerade das Gegentheil ſteht. Aber er ſchrieb dieſes nur Carolinen zu gefallen, und vor dieſer konnte er ſicher ſeyn, daß ſie nicht nachſchlagen würde; denn ich glaube nicht, daß ſie, außer ſeinem Regiſter, ein anders geſehen hat, als etwa im Geſangbuche.

Vielleicht haben ſie nun einige Neugierigkeit, die Schöne kennen zu lernen, durch die ihre Monatſchrift einen ſo empfindlichen Verluſt erlitten. Ich will ihnen eine kleine Abſchilderung von ihr machen. Erſtlich muß ich ihnen wohl ihre Kleidung beſchreiben; denn in ihrem Briefe an den Autor, leget ſie ſelbſt an den Tag, daß ſie die Leute nach ihren Kleidern beurtheile. Sie müſſen alſo wiſſen, daß ihre Kleidung vom Kopfe bis auf die Füſſe, von Gleichgültigkeiten frey iſt: ihr Haar wirbelt ſich in langen Locken, wie um das Haupt des Königes der vierfüßigen Thiere, damit ſie ſich von dem Pöbel unterſcheidet. Jeder Aermel verlängert ſich in drey halbe Paar Manſchetten, von eben dem Zeuge, die bis auf die Erde herunter ſchleiſen. Mich deucht, eine Venus in der Opernwelt hat dergleichen Putz. Die Bedeckung ihres dauerhaft gebaueten Körpers, bedarf zwanzig Ellen mehr, als

andere

anderer Perſonen. Wie weitläuftige und feſte Verſchanzungen den Feind von einer Stadt abhalten, ſo hält auch ihr eilf Ellen und ein viertel weiter Fiſchbeinrock, allen beſorglichen Anfall in einer ziemlichen Entfernung ab, und ihre ganze Kleidung macht ſie einer Herzenköniginn, aus der franzöſiſchen Charte, ziemlich ähnlich. Ein Spötter hat erzählen wollen, als ſie neulich nach abgelegter Andacht aus der Kirche ſich nach Hauſe verfüget, wären ein paar Kutſchpferde über ihren Anblick ſcheu geworden. Dieſe Erzählung mag ihre Richtigkeit haben, oder nicht, ſo bringt es ihr Ehre; und es iſt leicht zu glauben, daß die, die den Autor aus ſeinem Gleiſe gebracht, noch viel eher ein paar Kutſchenpferde in Unordnung bringen kann. Im übrigen vermeidet ſie allen äußerlichen Zwang, und hat weder in die Kirche, noch in die Oper zu führen eine Bedienung ihres Geſchlechtes. Ein getreuer Hanns iſt ihr und ihren Schweſtern dasjenige, was den Prinzeßinnen der irrenden Ritter, der Stallmeiſter iſt. Ein fünf und ſechzigjähriges Alter machet ihn ehrwürdig, und eine dreyßigjährige Treue ihrem Hauſe werth. Er bereitet ihnen Abends die Betten, wenn ſie von der Arbeit des Tadelns ermüdet ſind; er hohlet mit ſeiner viergehörnten Mütze, die Hände mit Pelzmüffen bis nach Pfingſten, wohlverwahrt, in dem niedlichen Körbchen ſeiner Gebietherinnen, Witz und Verſtand, von der Putzmacherinn. Gebe der Himmel, daß er wieder geſund wird; denn er liegt itzo an einer gefährlichen Krankheit darnieder, die ihn leichte in der Blüthe ſeiner Jahre dahin reißen könnte. Die Wohnung Carolinens iſt von ihm ſelbſt in ihrem Briefe ziemlich angedeutet worden. Sie hat den Vortheil, daß eine große Menge Leute da vorbey gehen müſſen, und dieſes giebt ihr und ihrer Schweſter beſtändig Gelegenheit, ſich in der Critik und Erfindung neuer Moden zu üben. Sie meldet zwar ſelbſt, daß ſie die Jüngſte von ihren Schweſtern iſt, aber deswegen iſt ſie doch mündig und Herr über ihr Geld, und kann alſo den Autor glücklich machen. Weñ ich einen philoſophiſchen Autor ſchriebe, ſo würde ich nicht unterlaſſen, hieraus eine Folgerung von Wichtigkeit zu ziehen, nämlich: man ſieht daher, daß ihre Schweſtern auch mündig ſind.

Sehen ſie wohl, mein Herr, daß ſie dem Herrn Autor ſeine Unbeſtändigkeit verzeihen müſſen. So etwas war es werth eine Schriftſteller-Ewigkeit darüber zu vergeſſen. Wenn ich den Charakter meiner Heldinn nicht vollkommen geſchildert habe: ſo habe ich doch vermuthlich ſo viel von ihr geſagt, als die Fenſterſcheibinn und der Autor von den Perſonen und Sachen wiſſen, darüber ſie am freyeſten urtheilen; dasjenige nämlich, was in die Augen fällt, und lobenswürdig oder tadelhaft ſeyn kann, ohne mit dem innerlichen Werthe die geringſte Verbindung zu haben.

Ohne Zweifel werden ſie nicht glauben, mein Herr, daß dieſen Brief ein Frauenzimmer aufgeſetzt. Ich kann es auch nicht leugnen, ich habe die Einfälle dazu hergegeben, und mein Bruder hat es in Ordnung gebracht. Mich deucht indeß, ich kann dieſen Brief mit mehrerm Rechte meine nennen, als mancher Verfaſſer ſein Buch. Ich hätte bald geſagt, mancher Autor. Fahren ſie in ihren lobenswürdigen Bemühungen fort, mein Herr, und befördern ſie ferner dadurch das Vergnügen

ihrer fleißigen Leſerinn.

* *

An den Verfaſſer des Lobgeſangs auf den Frühling.

Im Brachmonate des vorigen Jahres.

Hier biſt du im Thale, hier ſinge nun, Muſe,
Hier hör ich die ſchüchternen Lieder allein.
Hier ſinge; doch wenn dir die Töne gerathen,
So wage voll Kühnheit ein Lied, wie mein Freund

Er ſang, und die Lieder erſchallten ſo helle;
Entſchlaſene Wälder erwachten davon.
Den Luſtwald, in welchem ich traurig ſpazierte,
Ergötzte ſein Loblied des Frühlings, wie mich.

Die Erde, die Mutter der Frucht und der Blumen,
Erkennet den treueſten Dichter in ihm.
Sie wird ihm die Schläfe mit Roſen umkränzen,
Wozu ſie ſchon Floren die Hände geweiht.

Ich ſeh ihn, die Göttinn verfolgt ihn im Singen,
Sie winket der Nymphen ermuntertes Chor;
Sie reichen ihm Roſen, und tanzen zurücke,
Und holen zum Kranze des Dichters noch mehr.

Bald wird ſie der muthige Jüngling erblicken!
Ihr plötzliches Jauchzen beſtätigt ſein Lob.
O Jüngling! du hörſt nicht das Jauchzen der Nymphen?
Er hört es, und lächelt, und endigt ſein Lied.

Die Nymphen entweichen in niedrig Geſträuche,
Und ſtrecken begierig die Hälſe hervor,
Sie hören die griechiſche Flöte des Dichters,
Der Griechen gelehret, der Griechen beſchönt.

O könnt ich ihn öfters am Ufer belauſchen,
Wo er und die Liebe Dorinden beſingt.
Die lauſchenden Nymphen beneiden die Schöne,
Und wünſchten ſich ſelber Dorinden zu ſeyn.

Es klang zwar die Flöte des Pindars recht prächtig,
So oft ſie die Streite der Helden beſang:
Doch, hätt' er Dorinden im Frühling beſungen,
So brächt ihn noch heute mein Freund um ſein Lob.

O Muſe! welch Jauchzen! dort lacht ſie, die Freude,
Im Thale lacht Echo ihr tauſendmal nach.
Sie lachet noch einmal vom Gipfel der Höhen;
Sie jauchzet! es hüpfen die Thäler vor Luſt.

Hier kömmt ſie, die Schöne, es führt ſie der Frühling:
Sie ſteigen vom Berge zum Hirten ins Thal.
Es ſieht ſie der Schäfer, es ſieht ſie die Heerde.
Sie hüpfet vor Wolluſt zum Hirten im Klee.

O Freude, du würdige Tochter des Himmels,
Wie billig gefällt dir der blühende Lenz.
Er ſcherzet, umarmet und küſſet die Schöne,
Es ſehns nur die Schäfer, die Wälder und ich.

Es ſehns auch die Nymphen im Rohre am Ufer,
Sie wünſchen ſich ſelber den feurigen Kuß.
Geht, furchtſame Mägdchen, er wird ſichs nicht weigern,
Und ſeine Vertraute verbiethets ihm nicht.

Wie geizen die Lippen, wie rauſchen die Küſſe,
Wie hurtig vertheilt ſie der kräftige Mund.
O dürft ich ihm helfen! wie wollt ich . . . o Muſe!
Es küßt nicht der Frühling, es küßt nur mein Freund.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Anakreontiſche Ode.

Mägdchen, könnt ihr das wohl leiden?
Ich ſoll euren Umgang meiden,
Ich ſoll nichts von Liebe fühlen,
Und von ihr kein Lied mehr ſpielen;
Ich ſoll leſen, ich ſoll ſchreiben,
Ich ſoll bey den Büchern bleiben,
Ich ſoll beym Studieren wachen,
Mich durch Denken müde machen,
Was noch mehr, ich habs verſprochen.
Wohl! mein Wort wird nicht gebrochen,
Leſ' ich, ſo ſinds Liebsgeſchichte,
Schreib ich, ſo ſinds Liebsgedichte,
Sinn ich, ſo will ich drauf ſinnen,
Eure Herzen zu gewinnen.

Ende des Auguſtmonats.

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

— Amant alterna Camoenae *Virgil.*

Auf das Jahr 1744.
Herbſtmonat.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Von der
Nothwendigkeit der Meßkunſt in der Weltweisheit.

Die Weltweisheit, die dich, o Meßkunſt, nicht recht kennet,
Verdient kaum, daß man ihr den groſſen Namen gönnet.
Was für ein Eigenſinn trennt doch nur dich und ſie?
Ein unbedachter Wunſch nach Weisheit ohne Müh;
Gemächlichkeit, die gern der Arbeit Ziel bald ſiehet,
Und Schuld hat, daß die Welt des Geiſtes Beßrung fliehet;
Die Furcht, der jedes Jahr ein Tag zu ſeyn bedünkt,
Der kaum das Grundgebäu des Glücks zu Stande bringt.
Noch keiner hat im Ernſt der Weisheit nachgeſtrebet,
Der nicht auch dich geſucht, mit dir vertraut gelebet.
Und ehren ſoll ſie auch noch ihren erſten Sohn,
Von dem ſie nicht verlangt, für ſeines Fleiſſes Lohn,
Erſt Zeugniß und Beweis, daß er der Meßkunſt Lehren
Mit klugem Fleiß gefaßt, im Ueberfluß zu hören,

Der Philoſoph allein kennt zwar die Körperwelt,
Durchforſcht, was ſie für Kunſt, für Weisheit in ſich hält;
Sieht den Geſichtskreis zwar mit Sonnen ausgezieret,
Giebt dunkle Körper an, die jede um ſich führet.
Hier aber bleibt er ſtehn, und braucht der Meßkunſt Licht,
Sonſt weis er ihren Lauf, Entfernung, Größe nicht.
Wie, wenn ein Reiſender ein ziehend Kriegsheer ſiehet,
Aus Waffen, Kleid, und Ort zu ſchließen ſich bemühet,
Was der, was jener ſey, er Thorheit unternimmt;
Der Feldherr weis allein, wozu ſein Volk beſtimmt,
Was jeder fähig iſt, wer dem an Würden weichet,
Wer jenen überwiegt, dort einem andern gleichet:
So bleibt der Weltweisheit auch bey der Sternen Heer
Die Ordnung einzuſehn, unüberwindlich ſchwer.
Die Meßkunſt macht dieß klar. Sie weis allein die Zeiten,
Die aller Umſchwung braucht, untrüglich anzudeuten,
Lehrt, wenn ein Irrſtern nicht, und wenn er völlig glänzt,
Und zeigt des Himmels Feld, das ſeine Bahn umgränzt.
Naht einſt ſich ein Komet zu der Planeten Kreiſen,
So ſieht der Philoſoph ihn nach der Sonne reiſen,
Und predigt: zaget nicht; es iſt kein ſchreckend Bild;
Ein Körper, den ſein Brand in Rauch und Flammen hüllt.
Doch wird die Wißbegier, die, wenn ſie viel erkennet,
Nur deſto heftiger, mehr zu erforſchen, brennet,
Sich hier befriedigt ſehn? Dem giebt ſie froh den Preis,
Der ſeinen wahren Weg auch zu berechnen weis.

Könnt es der kühne Witz noch dahin glücklich bringen,
Sich ihm, wenn er entweicht, durch Schlüſſe nachzuſchwingen!
Mit wunderbarer Kunſt führt man des Himmels Bau
Auf kleinen Flächen auf, und zeichnet ſo genau,
Daß es die Wahrheit lobt, in ähnlich kleinern Weiten
Die Sonnen, welche ſich durch ihre Himmel breiten:
Berg, Wald und Ocean und Reich, Provinz und Stadt,
Was unſer Erdball nur auf ſeiner Fläche hat.
Wer nun ſtolz von ſich rühmt, Natur und Kunſt zu kennen,
Und dieſes alles noch muß ein Geheimniß nennen;
Wem eine Wiſſenſchaft den Geiſt nicht aufgeklärt,
Die nach dem ſtrengſten Recht im Denken ſtets verfährt:
Der wird die Wahrheit wohl mit treuen Händen ſtützen:
Vollkommne Weisheit kann kein Sterblicher beſitzen.

Doch wer preiſt dieſe Kunſt nach ihren Würden an?
Da ihren hohen Werth nichts endlichs faſſen kann.
Es reizt ihr äußrer Schmuck auch nicht ſo ſehr die Sinnen.
Der erſte Blick kann ſie ſo leicht nicht lieb gewinnen.
In ihrer Stirn iſt Ernſt; die Minen ſind geſetzt,
Nicht lächelnder Phyſik, die mehr ſcherzt und ergötzt.
Ihr ganz Bezeigen folgt der Art der klugen Schönen,
Die den Verehrer erſt nur ſcheinen zu verhöhnen,
Wenn er ein ſchweres Joch treu nach dem andern trägt,
Das ihm die Grauſamkeit zur Prüfung auferlegt.
Kann dann die Sprödigkeit nicht Treu und Eifer ſchwächen,
So fängt ihr Herz denn an von Zärtlichkeit zu ſprechen,

Es wechſeln Kuß und Scherz, und wieder Scherz und Kuß,
Es folgt von keuſcher Luſt der völlige Genuß.
Ihr aufgeklärter Geiſt, die Freundlichkeit der Sitten
Weis jedes Tags Verdruß ſehr glücklich zu verhüten.
Nur, da ihr ſchönſter Schmuck der Sinnen Anblick flieht,
So wird des Malers Kunſt, ſo ſehr ſie ſich bemüht,
In kein vollkommnes Bild, was an ihr reizet, bringen,
Wie ſoll der Dichtkunſt nun die Schilderung gelingen,
Die den verborgnen Glanz, womit die Meßkunſt prangt,
Den Sinnen zeigen will, zu überſehn verlangt?

Chriſtian Gottlieb Iſtrich.

* *

Von dem Selbſtlobe.

So alt das Sprichwort iſt, daß das Lob, welches man ſich ſelbſt beyleget, den Verdruß und Haß anderer nach ſich ziehe; ſo wahr iſt es auch, weil es durch die tägliche Erfahrung bekräftiget wird. Man höret ſo gar auch die Wahrheit in dieſem Falle nicht gern, und es iſt, als ob ihr ein natürlicher Widerwille mit aller Macht die Geſtalt des Irrthums und Laſters andichten wolle. Die Urſachen, warum wir das ungegründete Lob, welches ſich jemand ſelbſt zu geben pflegt, verabſcheuen, ſind leicht zu begreifen. Irrthum, eine Schwachheit des Verſtandes, u. Hochmuth, eine Bosheit des Willens laſſen ſich nicht anders, als mit Verdruß

druß erblicken. Allein, wie kömmt es, daß wir die Wahrheit nicht leiden können? Warum hören wir es mit Gelaſſenheit, ja zuweilen gar mit Vergnügen, wenn jemand gelobet wird; und warum verdrießt es uns, wenn eben derſelbe auf dieſe Art ſich ſelbſt lobet, ja wenn er auch nur das Lob, ohne Bemühung, es zu widerlegen, annimmt. Iſt es vernünftig und billig, von dergleichen Gemüthsbeſchaffenheit zu ſeyn, und dem andern dasjenige zu misgönnen oder wohl gar zu rauben, was ihm doch von rechtswegen zugehöret, nur deswegen, weil er es ſich ſelbſt angemaßt und nicht von uns erwartet hat: oder gehöret es unter die Zahl der Laſter? Noch mehr: wir können es zuweilen aus untrüglichen Merkmaalen erkennen, daß ſich der andere in ſeinem Herzen verehret; allein er iſt zu klug, dieſen Götzen durch Worte bekannt zu machen. Wir lachen über dieſe Schalkheit, und ſie beluſtiget uns zuweilen ſo ſehr, als uns eine kleine Veränderung davon beunruhigen würde. In Wahrheit, das menſchliche Herz liebet oft eine häßliche Sache, wenn ſie nur mit einigen Zierrathen ausgeſchmücket iſt, und es iſt vermögend, etwas ſchönes zu haſſen, wenn es einige Flecken an dem Aeußerlichen deſſelben gewahr wird. Es ſcheint, als ob das Selbſtlob, welches die Wahrheit zum Grunde hat, eben dieſem Schickſale ausgeſetzt ſey. Die Wahrheit iſt liebenswürdig; ſie verdienet Lob; was iſt aber daran gelegen, ob ich ihr daſſelbe gebe, oder ob ſie ſich das ſelbſt nimmt, was ihr ſchon beſtimmet war? Ich finde in allem dieſen noch keinen gewiſſen Grund, das Selbſtlob zu verwerfen oder zu billigen, und es iſt nöthig, die Beſchaffenheit ſo wohl deſſelbigen, als auch des menſchlichen Herzens, genauer zu unterſuchen, wenn wir zu unſerm Zwecke gelangen wollen.

Das Lob iſt eben dasjenige in Worten, was die Ehre im Herzen iſt. Man ehret jemand, ſo bald man urtheilet, daß er Vollkommenheiten beſitze. Dieſes Urtheil iſt nicht ohne Folgen. Es erwecket ein Vergnügen, wenn es mit dem Anſchauen ſolcher Vollkommenheiten beſchäfftiget iſt, welche wir als Urſachen unſrer eignen anſehen. Es verurſachet Furcht, wenn wir dieſe Vollkommenheiten als Quellen unſerer Unvollkommenheit betrachten. Eine Ehre von der letztern Art nennet man Ehrfurcht, die erſtere aber Liebe. Und man verſteht hieraus, daß weder die Liebe noch die Furcht ohne Ehre ſeyn kann, ſondern, daß dieſes eine Mutter von beyden iſt. Es iſt wohl wahr, die höchſte Ehre iſt die, welche eben ſo viel Furcht als Liebe gebieret: allein es iſt doch auch dieſes ſchon eine Ehre, welche entweder nur Furcht oder nur Liebe hervorbringt. Die Ehrfurcht hat jederzeit einen Höhern zum Gegenſtande, weil er über die Dauer und den Untergang der Vollkommenheiten eines andern zu gebiethen hat. Es iſt unſtreitig ein Unterſcheid unter der Ehre, welche Ovidius ſeiner Corinna erzeiget, und unter der, welche Auguſtus bey ihm verdienete. Dieſe erweckte mehr Verdruß und Behutſamkeit: jene mehr Vergnügen und Freyheit. Und allerdings iſt die Furcht eine ſehr verdrießliche Leidenſchaft, welcher man ſich niemals mit Willen, ſondern jederzeit gezwungen zu unterwerfen pflegt. Die Ehrfurcht dahero, welche ganz und gar von Liebe entblößt iſt, kann uns nicht anders als unangenehm ſeyn. Wir fürchten uns vor einem Tyrannen; die Vorſtellung von ſeiner Macht zwingt uns darzu. Die Macht iſt eine Vollkommenheit; wir ehren ihn dahero nothwendig, allein wir lieben ihn nicht, weil wir nicht glauben, daß wir ſeine Macht mit unſern Vortheilen verknüpfen können, ſondern dieſelbe nur als eine zukünftige Zerſtörerinn unſers Wohlergehens anſehen. Wir ſchütteln dieſes Joch ab, ſo bald ſich Gelegenheit äußert, und geben dadurch zu erkennen, daß wir es wider unſern Willen getragen haben. Die Ehrfurcht zeiget uns etwas großes, um uns deſto kleiner zu machen; ſie iſt ein ſchöner Spiegel, worinnen wir unſere Häßlichkeit erblicken; ſie zündet ein Licht in der Ferne an, welches die Schatten um uns herum nur känntlicher machet, aber nicht vertreibt. Die Liebe hingegen, ob ſie gleich ebenfalls die Ehre zum Grunde hat, iſt in ihren Wirkungen doch den Wirkungen der Ehrfurcht faſt gänzlich entgegen geſetzt. Es geht ſo zu, daß wir etwas lieben: wir ſehen entweder in der That, oder wenigſtens nach unſrer Einbildung, Vollkommenheiten an einer Sache; wir halten dieſelben für den Grund unſrer eignen, oder glauben doch, daß dieſe durch jene können erhalten und erhöhet werden. Dieſes aber erwecket uns von Natur Luſt. An ſtatt alſo, daß wir den Gegenſtand der Ehrfurcht mit Unluſt anſehen und uns von dem Anblicke deſſelbigen ſo viel möglich entfernen, ſo bemühen wir uns vielmehr, hier unſere Betrachtung fortzuſetzen, weil ſie uns ſo viel Vergnügen gewähret; wir verſuchen, dasjenige zu Stande zu bringen, was wir als möglich erkannt haben; das iſt, wir fangen an, die Vollkommenheiten des andern mit den unſrigen wirklich zu verbinden; wir bringen es hierinnen ſo weit, als es möglich iſt, und wir fahren ſo lange mit Luſt fort, als wir können, ja wir verſpüren alsdenn erſt Verdruß, wenn wir unſern Zweck nicht erlangen. Unſere Liebe und Ehre wird kalt und erſtirbt, weil wir geirret haben, daß der andere die Vollkommenheiten entweder nicht wirklich hat, die unſere Einbildungskraft vorher bey ihm entdeckte, oder, daß ſie mit den unſrigen nicht zu vereinigen ſind. Allein ſcheint es doch faſt gar, als ob bey der Liebe nicht ſo wohl die Ehre eines andern, als vielmehr die meinige den größten Theil nähme. So viel iſt gewiß, wir ſehen bey der Liebe mehr auf die Beförderung unſerer eignen Vollkommenheiten, als auf die, welche der andere hat, und welche wir zu Mitteln gebrauchen wollen. Denn wir hören ſo gleich auf, von dieſen zu urtheilen, ſo bald wir merken, daß unſer Zweck, unſre eigne Vollkommenheit nicht ſtatt findet. Und hierinnen kömmt die Liebe mit der Ehrfurcht überein, daß bey beyden die Ehre den geringſten Theil ausmachet. Denn bey der Liebe iſt nicht ſo wohl das Urtheil von den Vorzügen eines andern die Beſchäfftigung meiner Seele, als vielmehr die Erblickung meiner zukünftigen Vortrefflichkeit. Und die Ehrfurcht bildet mir nicht ſo wohl die Stärke eines andern, als meine eigne Schwäche ab. Die Erfahrung bekräftiget meine Meynung. Man betrachte das Exempel eines Verliebten, eines ſolchen, bey dem das Bild der Vollkommenheiten ſeiner Geliebten am lebhafteſten iſt, man wird dem ungeachtet finden, daß er nicht ſo wohl an die Ihrigen, als an die Seinigen q denket. Damon liebet die Niſa und muß ſich einen andern vorziehen laſſen, einen ſolchen, den er für unwürdiger hält, als ſich ſelbſt. Und was thut er? ehret er ſie? ja er muß, denn ſie iſt noch eben ſo ſchön, als vorher, da er keinen Nebenbuhler hatte, er geſteht es ſelbſt:

Mopſo Niſa datur: quid non ſperemus amantes?

Ein häßlicher Menſch beköm̃t eine Schöne, was werden wir nicht zu hoffen haben, die wir würdiger ſind, geliebt zu werden? Allein er bemüht ſich dem ungeachtet, da er nunmehro ſeines Zwecks verluſtig iſt, die noch übrige Ehre für die Niſa aus ſeinen Gedanken zu vertreiben:

Vt vidi, vt perii, vt me malus abſtulit error.

Ich habe geirrt in meinen Urtheilen, Niſa iſt nicht ſo vollkommen, als ich geglaubet habe, ich ehre ſie nicht mehr, weil mir ihre Schönheit nichts nützet, ja ich habe ſie niemals geehret, als nur in ſo fern ich ſie für den Urſprung meiner eignen Vollkommenheit angeſehen habe.

Die Ehre bey der Liebe iſt geringe. Allein diejenige, welche mit der Furcht verbunden iſt, ſcheint von noch ſchlechterer Wichtigkeit zu ſeyn. Ein König, der eben ſo klug als mächtig, eben ſo beſtändig als zornig iſt, hat mir den Tod gedrohet. Ich gedenke nicht an ſeine Macht, an ſeine Klugheit, an ſeinen Zorn, als nur die Gewißheit meines Todes daraus zu beurtheilen. Ich erinnere mich ſeiner Vollkommenheiten nicht, als nur weil mich das Andenken meiner zukünftigen Unvollkommenheit, ja auch ſchon meiner itzigen, dazu Anlaß giebt. Der Begriff von meiner Ohnmacht iſt ſtärker, als der von ſeiner Macht. Mein Herz iſt nicht ſo wohl wegen ſeiner Ehre, als wegen meiner Schande empfindlich. Ich liebe dieſen König nicht, ſondern ich fürchte ihn nur, und dahero ehre ich ihn in der That nicht ſonderlich. Und was folget hieraus anders, als dieſes: daß diejenige Ehre, welche ſich durch eben ſo viel Liebe als Furcht äußert, die größte iſt. Ein vernünftiges Kind ehret ſeinen tugendhaften Vater; und wie? Es erkennet die Liebe, die Sorgfalt, den Verſtand, die Tugend, die Wiſſenſchaft, das Anſehen deſſelbigen, ja es ſieht ihn, als den nächſten Grund von ſeiner Wirklichkeit an. Alle dieſe Vorzüge des Vaters ſind theils wirkliche, theils mögliche Mittel zur Beförderung der Glückſeligkeit des Sohnes. Ihr Anſchauen iſt alſo der Saame zu einer nicht gemeinen Liebe. Doch dieſes ſind nicht die Vollkommenheiten alle, welche der Vater beſitzt. Er iſt auch gerecht; er iſt eifrig, das Böſe zu beſtrafen; er zeiget ſeinen Widerwillen, wenn die Tugend beleidiget wird, mit Worten und Werken; ſeine Gewalt und Rechte herrſchen über die Schwachheit und Pflichten des Kindes, und dieſes iſt nicht im Stande, ſeinem Zorne zu entfliehen, wenn es denſelben durch unanſtändige Thaten gereizet hat. Lauter Vorſtellungen, welche Furcht und Behutſamkeit hervorbringen. Sehet eine Ehre, welche aus Liebe und Furcht zuſammen geſetzt iſt. Ihr Grad iſt der größte. Das Kind iſt mehr beſchäfftiget, die Vollkommenheiten des

Vaters, als ſeine eignen zu betrachten. Denn will die Liebe zuweilen daſſelbe von dem Andenken der Quellen, von der Gütigkeit des Vaters, zu ſeiner entweder ſchon wirklichen oder noch zu erwartenden Glückſeligkeit führen: ſo widerſetzet ſich die Erinnerung des Unvermögens, welche von der Furcht herrühret; ſie zeiget ihm ſeine eignen Unvollkommenheiten des Vaters. Bemächtiget ſich hingegen der verdrießliche Anblick der Unterwürfigkeit, ſeines Herzens; zeiget ihm das hohe Bild ſeines Vaters die Niedrigkeit, darinnen es ſich befindet: ſo hat es alsbald Gelegenheit, dieſes unangenehme Bild auszulöſchen. Die Liebe köm̃t ihm zu ſtatten und ſchildert ihm nunmehro die Vorſorge, die Klugheit, die Aufrichtigkeit, die Vollkommenheiten des Vaters von neuem ab. Die Liebe hindert die Furcht, und die Furcht die Liebe, daß ſie nicht ausſchweifen und die Kraft der Ehre durch Beurtheilung der eignen Vortheile oder Schwachheiten zerſtreuen.

Es war nöthig, dieſe drey Arten der Ehre vorauszuſetzen und zu erklären, weil wir ſonſt unſre aufgeworfene Frage zu beurtheilen nicht im Stande ſind. Die Ehrfurcht iſt der geringſte Grad der Ehre, weil ihre Erzeugung unangenehm iſt. Die Liebe iſt ſtärker, weil ſie unſern eignen Vorzügen ſchmeichelt. Beyde zuſammen verdoppeln die Kräfte der Ehre und machen ſie dahero am anſehnlichſten. Wir müſſen hier einen Zweifel heben, welcher, wenn er ſtatt finden ſollte, faſt alles, was geſagt worden iſt, über den Haufen ſtoßen würde. Wir ehren auch erdichtete Perſonen, auch ſolche, welche uns nichts angehen, von welchen wir nicht vermuthen können, daß ſie uns helfen oder ſchaden werden; wir lieben oder fürchten ſie, nachdem ſie abgebildet ſind. Und ich behaupte doch, daß wir niemand ehren, als in ſo ferne ſeine Vollkommenheiten den unſrigen gemäß oder zuwider ſeyn können, in ſo ferne ſie die unſrigen erhalten oder zerſtören können. Ich glaube, ich habe nicht gänzlich unrecht, dieſer Meynung zu ſeyn. Und es wäre faſt möglich, einen phyſicaliſchen Beweis davon zu geben und zu zeigen, daß alle Vorſtellungen, alle Urtheile und Schlüſſe des Verſtandes (facultatis cognoſcitivae) das Vermögen zu begehren, auf eine natürliche Art in Bewegung ſetzen, und, daß dahero auch das Urtheil von den Vollkommenheiten eines andern eben dieſe Kraft habe. Man könnte darthun, daß das Ziel einer jeden Bewegung die Vollkommenheit des Bewegenden ſey. Allein ich würde etwas anders thun, als ich mir vorgenommen habe, ich würde einer Weitläuftigkeit Raum geben, die ich doch vermeiden will. Ich frage nur ob dieſes einen ehren heiße, wenn man zwar erkennet und urtheilet, daß er Vollkommenheiten beſitze, aber dem ungeachtet ihn weder liebet noch fürchtet. Gewiß eine ſchlechte oder gar keine Ehre. Hieraus folget, daß wenn die Ehre wirklich da oder wenigſtens merklich ſeyn ſoll, ſie, wo nicht von der Liebe und Furcht zugleich, doch von einer von beyden begleitet werden müßte. Wie iſt aber die Furcht möglich, ohne mein zukünftiges Unglück anzuſchauen? und kann wohl die Liebe jemals von der Hoffnung des Vergnügens und Wohlergehens und von dem wenigſtens eingebildeten Ge-

nuſſe

niſſe deſſelbigen getrennet werden? Der Menſch thut nichts ohne Urſache, die Vollkommenheit iſt bey allen ſeinen Thaten der Endzweck, und er liebet alſo auch nur dasjenige, was einen Beytrag zu derſelben giebt oder geben kann; er fürchtet nichts, als was dieſes ſein Ziel zu verrücken das Anſehen hat. Iſts möglich, daß derjenige Gott ehret, der ihn weder liebet noch fürchtet, und kann ein Gottesgelehrter leugnen, daß der den Teufel ehre, der ſich vor ihm fürchtet? Man wird mir ſchwerlich einen wichtigern Einwurf hierwider machen können, als den, deſſen ich ſchon erwähnet habe. Wie iſts möglich, eine erdichtete Perſon, oder eine ſolche, welche in keiner Verbindung mit uns ſteht, zu ehren, zu lieben, zu fürchten? Ich leſe niemals die Geſchichte des großmüthigen Regulus, des gerechten Ariſtides, des klugen Neſtors, des verſchlagenen Ulyſſes, des tapfern Herkules, ohne eine gewiſſe Bewegung in meiner Seele zu empfinden, welcher ich den Namen der Ehrerbiethung nicht abſprechen kann. Gleichwohl kann ich mir keine einzige von den Vollkommenheiten dieſer Leute zu nutze machen, oder ſie mir als ſchädlich vorſtellen. Doch ich räume ſchon faſt zu viel ein. Ihre Vollkommenheiten kommen mir allerdings zuſtatten, nur bey andern Perſonen, bey andern Gelegenheiten, in andern Umſtänden. Indem ich die Gerechtigkeit des Ariſtides zu verehren ſcheine, ſo iſt es in der That nur die Gerechtigkeit, die ich ehre, nicht Ariſtides. Ich ſetze einen andern an ſeine Stelle, der mir näher iſt, und deſſen Gerechtigkeit mir helfen oder ſchaden kann. Die Geſchwindigkeit meiner Gedanken

ken läßt es mich zwar ſelten merken, daß ich es thue; aber es geſchieht doch. Die Einbildungskraft hat Vermögen genug, entweder den Ariſtides von dem Todten zu erwecken, um mir durch ſeine Gerechtigkeit einigen Schutz zu verſchaffen, oder mich ſelbſt in ſeine Zeiten deswegen zurück zu führen, oder mir eine andere Perſon unter ſeinem Namen abzubilden, oder auch wohl gar die Vollkommenheit des Ariſtides mit der meinigen zu verwirren, daß ich eine von der andern nicht unterſcheiden kann. Ich ehre nicht den Ariſtides, ſondern mich ſelbſt, weil ich glaube, daß ich eben ſo gerecht bin, als er. Ich ehre ihn nur als ein Muſter, ſtatt deſſen er denenjenigen dienen ſoll, die mir mit ihrer Gerechtigkeit wirklich helfen köñen. Ich ehre den Regulus nicht um ſein ſelbſt willen, ſondern meinetwegen; weil mir entweder ſelbſt meine ſchmeichelnde Einbildungskraft eine ſolche Großmuth, als Regulus hatte, zuſchreibt, oder weil ich viele dergleichen Männer wünſche, welche Treu und Glauben halten, um durch ihre Tugend meine Glückſeligkeit zu befördern.

Wir kommen nunmehro näher zu unſrer Abſicht, und ſind im Stande, die Beſchaffenheit des Lobes mit etwas mehrerer Deutlichkeit einzuſehen. Das Lob iſt eine Rede, durch die wir die Ehre, welche wir für jemand haben, zu erkennen geben. Es iſt der Ausdruck des Urtheils von den Vollkommenheiten einer Perſon mit Worten. Es iſt ein Zeichen, dadurch wir zu verſtehen geben, daß wir jemanden fürchten oder lieben. Jedermann iſt bekannt, daß unſere Reden entweder mit den Gedanken übereinkommen, oder nicht. Man hat dahero ein wahres Lob und ein verſtelltes. Ja, da das Lob ein Zeichen der Ehre iſt oder wenigſtens ſeyn ſoll, ſo folget, daß es, gleichwie die Ehre, von dreyerley Art ſey. Ein anders iſt dasjenige, welches ein Propertius ſeiner Cynthia beylegt. Ein anders die Lobrede des Plinius auf den Trajan, ein anders das, welches Dionyſius von einem Schmeichler höret, und endlich ein anders iſt ein Lobgeſang Davids. Ich ſpühre nothwendig einen heiligen Schauer, welcher mit eben ſo viel angenehmen vermiſcht iſt, wenn ich dieſen frommen König Gott lobſingen höre; hingegen wird mein Gemüth ganz anders bewegt, wenn ich die andern Arten von Lobe betrachte. Die Abſicht des Lobes und die Wirkung deſſelbigen, wenn es ernſtlich iſt, beſteht allemal darinnen, daß der andere eben die Art der Ehre, eben die Liebe empfinden ſoll, welche des lobenden Herz erreget. Ein Schmeichler hingegen ſuchet weiter nichts, als daß er die Begriffe der Ehre, welche bey ihm ohne Folgen, und dahero des Namens der Ehre nicht würdig ſind, bey andern thätig und zur wirklichen Ehre mache. Er erhält ſeinen Zweck, wenn man nicht merket, daß er uns betriegen will. So bald wir ſeine Schmeicheley gewahr werden, machen wir entweder ſeinen Vorſatz zu ſchanden; oder wenn wir ihn auch gelten laſſen, ſo hat man es doch nicht ſeinen Kräften, ſondern unſerer eignen Erkänntniß und unſerm Urtheile zuzuſchreiben. Wir ehren jemand, nicht, daß uns der Schmeichler dazu überreden könnte; ſondern weil wir die Vollkommenheiten des andern ſelbſt einſehen und überlegen.

gen. Ueberhaupt kann das Lob von keiner erwünſchten Wirkung ſeyn, wenn es der andere nicht für wahr und gegründet hält, es mag nun ſeyn, daß wir es wiſſen oder auch nur glauben. So bald wir dafür halten, der Lobredner rede die Unwahrheit, ſo bald entſteht auch eine ganz entgegen geſetzte Bewegung in unſrer Seele. An ſtatt, daß wir dem Redner mit unſerm Gedanken folgen und den Gegenſtand ſeines Lobes ehren ſollten, ſo erſticken wir vielmehr, die noch übrigen Begriffe, welche wir von ſeinen Vollkommenheiten hatten. Die Wahrheit lenket unſre Betrachtung auf ſeine Unvollkommenheit, und läßt uns keine Zeit übrig, das Gute, das noch an ihm zu finden iſt, wahrzunehmen. Wir verachten den gelobten mehr als vorher. Dieſes ſind die Folgen von einer ungegründeten Lobeserhebung. Doch ſie ſind es nicht alle; wir werden mehrere finden, weñ wir die unterſchiednen Fälle deutlich auseinander ſetzen.

Der Unterſchied des gegründeten und ungegründeten, des ernſtlichen und ſchmeichleriſchen Lobes ſoll der Grund von vielen nicht unnützen Betrachtungen ſeyn. Der erſte Fall iſt dieſer: man lobet im Ernſte, und man hat Urſachen dazu. Ein Lob von dieſer Art kann nicht anders, als erwünſchte und völlige Wirkung haben, wenn nur die Rede ſelbſt und die übrigen Umſtände ſo beſchaffen ſind, daß ſie den andern nöthigen, den Ernſt und die Urſachen zu erkennen, und für wahr anzunehmen. Es iſt hier mein Werk nicht, die Mittel zu zeigen, wie man hierzu gelangen könne? Die Redekunſt iſt dasjenige, wo man die deutlichſten und vollſtändigſten Regeln davon ſuchen muß.

Der andere Fall iſt der: das Lob iſt ernſtlich, aber ungegründet. Die Wirkung hiervon iſt, wo wir anders es nicht etwa für gegründet halten und uns ſelbſt verführen, zuweilen Verdruß, zuweilen Lachen in Anſehung des Redners, allezeit aber Verachtung des Gelobten. Es verdrießt uns, daß der andere etwas lobet, welches wir nicht für lobenswürdig halten, wenn wir bedenken, daß ſein Verſtand ſo blöde iſt und die Wahrheit nicht einſehen kann, welches wir doch vorhero nicht geglaubet, oder wovon wir wenigſtens das Gegentheil gewünſcht hatten. Es beluſtiget uns, wenn wir bey der Einfalt des andern unſere eigne Klugheit gewahr werden, wenn wir nichts anders, als Einfalt vermutheten und uns wenig daran gelegen iſt, ob der Redner klug oder dum̃ ſey, nur damit unſere Einſicht den Vorzug behalte. Ein gewiſſer einfältiger Menſch hält einen Mann, der mit großen Titeln pranget, aber wenig Verſtand hat, für gelehrt; er lobet ihn, ich lache darüber, und ſeine Einfalt beluſtiget mich ſo ſehr, als mich das Urtheil eines andern, den ich für verſtändiger hielt, von der Gelehrſamkeit dieſes Mannes ſchmerzet und beküm̃ert. Warum? in dem erſten Falle ergötzet mich der Vorzug meines Verſtandes, in dem andern ſchmerzet mich der Zweifel von meiner Einſicht, in welchen mich das Anſehen des andern geſtürzet hat.

Wir kommen auf den dritten Fall: ein Schmeichler lobet; er hat Recht dazu, der Mann verdienet gelobt zu werden: allein der Schmeichler glaubet es ſelbſt nicht, daß er es verdienet; er thut es nicht aus Ernſt. Das Lob iſt keine Wirkung ſeiner

Gedanken, noch der Vollkommenheiten des andern; ſondern es ſoll die Urſache von geheimen Abſichten werden, welche den Nutzen des Schmeichlers zum Grunde haben. Wir merken entweder ſeine Falſchheit, und alsdann erhält er ſeinen Zweck nicht; wir ehren die gelobte Perſon wenigſtens nicht ſeines Lobes wegen, ja wir haſſen den Schmeichler, daß er uns zu betriegen geſucht hat, und es fehlet nicht viel, daß der Verdruß über ſeine Bosheit nicht ſo gar den Glanz der Vortrefflichkeiten des Gelobten bey uns verdunkelt. Oder wir merken dieſe liſtigen Nachſtellungen nicht, und alsdann fallen wir in die Grube, die er uns gegraben hat, es wäre denn, daß uns die Blödigkeit unſers Verſtandes oder die Heſtigkeit unſrer Leidenſchaſt hinderte, die wahren Vollkommenheiten des Gelobten einzuſehen. Wo dieſes geſchieht, ſo hat man die Wirkungen zu vermuthen, welche ſich in dem andern Falle, den wir gegeben haben, äußerten.

Es iſt noch der vierte Fall übrig: ein Schmeichler lobet etwas, das nicht lobenswürdig iſt. Auch hier kömmt alles darauf an, ob wir die Schmeicheley gewahr werden oder nicht; ob wir ſo viel Einſicht haben, die Unwürdigkeit des Gelobten zu erkennen, oder ob die Beredſamkeit des Schmeichlers die Stärke hat, uns zu dem Irrthume hinzureißen. Entdecken wir die Schmeicheley und den Irrthum, ſo lachen wir oder zürnen, nachdem es die Regeln mit ſich bringen, welche das Gemüth bey dem Vergnügen und Misvergnügen in Acht nimmt, und welche wir ſchon angemerkt haben. Iſt uns beydes verborgen, ſo leitet uns der Schmeichler oder reißt uns vielmehr, wohin er will. Sehen wir zwar die Schmeicheley, aber den ſeichten Grund des Lobes nicht: ſo verachten wir den Schmeichler und ehren den Gelobten. Zeiget ſich uns endlich zwar der Ungrund des Lobes, aber die Schmeicheley nicht: ſo verfahren wir nach dem andern Falle.

Nachdem wir einen etwas vollſtändigen Begriff von der Ehre und dem Lobe zu erlangen bemüht geweſen ſind: ſo wird es uns nunmehro deſto leichter ſeyn, die aufgeworfene Fragen zu beurtheilen. Es fraget ſich, ob das Selbſtlob etwas erlaubtes iſt; ob wir das Recht haben uns ſelbſt zu loben, wenn wir des Lobes würdig ſind? Die Rede iſt hier nicht von den Prahlern, welche ſich ohne Urſache loben. Ich ſtelle mir einen Menſchen vor, welcher Verſtand, Vernunft, Tugend und Weisheit beſitzt, und ich frage, ob dieſer Menſch berechtiget iſt, zu ſagen: ich bin verſtändig, ich bin vernünftig, ich bin tugendhaft, ich bin weiſe. Es iſt alles erlaubt, was nicht mit der Gottesfurcht und Tugend ſtreitet; wir haben zu allem ein Recht, mit welchem wir weder unſere eigne noch auch anderer Dinge Vollkommenheit zerſtören. Nun ſehe ich hier nicht, wie man der Herrlichkeit Gottes dadurch zu nahe treten könne, wenn man Vollkommenheiten erzählet, welche dieſelbe offenbaren. Kann Gott dadurch beleidiget werden, wenn ſein Geſchöpfe bekennet, daß es ein Meiſterſtück eines unendlichen Künſtlers ſey? Ich ſpüre hierinnen nicht den geringſten Streit mit der Gottesfurcht. Es iſt mir auch nicht möglich, die Eigenſchaft eines Laſters dariñen zu finden. Man redet die Wahrheit; denn ich verſtehe hier ein gegründetes Selbſtlob; und die Wahrheit iſt eine Tugend. Man unterrichtet den andern von wahren Sachen, und der Unterricht iſt kein Laſter. Man entzieht dem andern durch die Offenbarung ſeiner eignen Vollkommenheiten, diejenigen nicht, welche er ſelbſt beſitzt: ja, man giebt ihm vielmehr Gelegenheit, die einen mit den andern zu verbinden und ſich dadurch vollkommner zu machen. Lauter Vorſtellungen, welche mich bewegen, zu behaupten, daß ein wahres Selbſtlob erlaubt u. ein Recht ſey, welches man niemand abſprechen kann; daß es weder ein gottloſes noch laſterhaftes Gemüthe zu erkennen gebe. Gleichwohl verſtopfen wir nur mehr als zu oft unſere Ohren davor. So ſehr wir zuvor einen Mann geehrt hatten, ſo überzeugt wir von ſeinen Vorzügen geweſen: ſo kaltſinnig werden wir nunmehro, da wir das aus ſeinem Munde hören, was wir vorhero ohne ſein Zuthun für wahr hielten; ja wir bemühen uns recht, ihn und uns ſelbſt zu widerlegen; wir verachten etwas, das wir geehret hatten, um einer Rede willen. Und warum? Jch glaube, ein Exempel ſoll die Urſachen und unſere Gedanken am deutlichſten entdecken.

Ein Mann, deſſen Gelehrſamkeit wir bewunderten und ſeine Tugend uns zum Muſter vorſtelleten, gedenket in Schriften oder mit Worten, dieſer ſeiner Vollkommenheiten; er behauptet, daß er eine tiefe Einſicht habe, daß alle ſeine Begierden auf des Nächſten Wohl gerichtet wären. Wir hören es, und weil dieſe Vorſtellungen von des Mannes Vollkommenheiten uns vorhero ſchon bekannt waren: ſo beſchäfftigen wir unſere Aufmerkſamkeit nicht ſo wohl mit denſelben, als vielmehr mit Unterſuchung der

Abſichten, warum er uns etwas geſagt hat, das uns nicht unbekannt war. Die Erinnerung einer Sache, die wir ſchon wiſſen, iſt als ein Vorwurf unſerer Unwiſſenheit nothwendig verdrießlich; und wir fangen dahero ſchon bey dieſer Gedanke an, dem Manne gram zu werden. Nicht genug, wir errathen ſeine Abſicht: er will geehrt, er will gefürchtet oder geliebet ſeyn. Es war vorher unſere Pflicht, und die Natur der Sache verband uns dazu: nunmehro aber kömmt noch der Befehl dazu. Wir vergeſſen hierdurch auf eine Zeit lang die natürliche Nothwendigkeit dieſer Ehre, und ſehen es nur als einen Zwang an, der von dem Befehle dieſes Mannes herrühret. Auch dieſer iſt uns unangenehm, und wir ſuchen nach allem Vermögen unſere Freyheit zu behaupten. Wir ſollen ihn fürchten. Dieſes war vorhin ſchon ein verdrießliches Joch für uns, da wir es uns ſelbſt anlegten, und itzo wird es um einen großen Grad unangenehmer, da uns ein anderer damit beſchweren will. Wir ſollen ihn lieben. Und wir ſehen doch bey der Liebe mehr auf unſere eignen, als auf eines andern Vortheile. Hier aber ſcheint es, als ob wir unſre Vortheile aus den Augen ſetzen, und nur die ſeinigen beobachten ſollten. Denn ſein letzter Endzweck iſt eben ſo wohl, wie der unſrige, dieſer, ſich vollkommner zu machen. Er will in der That nicht umſonſt geliebet ſeyn, ſondern unſere Liebe ſoll ſeine Glückſeligkeit verſchaffen, geſetzt auch, daß er die unſrige nicht ausſchließt. Abermals etwas, welches unſre Liebe ſehr verringert. Wir halten ihn für einen Schmeichler, der nicht ſeine wahre Ehre, ſondern andere Vortheile ſuchet, die wir nicht ſchuldig ſind, ihm zuzugeſtehen. Iſt nun derjenige, welcher ſich ſelbſt lobet, uns ganz und gar unbekannt: ſo verurſachet er dadurch nur dieſes, daß wir um deſto mehr auf ihn und ſeine Thaten acht haben, um vielleicht etwas zu finden, das ſeinem Lobe widerſpricht. Erfahren wir auch gleich hernachmals, daß er die Wahrheit geredet hat: ſo bleiben die Folgen doch nicht aus, „ die in dem erſten Falle ſtatt fanden.

Ueberhaupt iſt wohl die Urſache, daß wir das Selbſtlob nicht leiden können, dieſe, weil wir glauben, daß dadurch uns ſo viel abgeht, als dem andern zuwächſt. Ich ſage nicht, daß dieſe Meynung allemal billig iſt, unterdeſſen iſt ſie doch nicht ungewöhnlich. Der Troſt, womit wir uns wider das Selbſtlob aufzurichten pflegen, bekräftiget es zur Genüge. Iſt er doch nicht der einzige, denken wir, wenn wir uns von dem Verdruſſe, den wir über ſein Lob empfinden, befreyen wollen, der dieſe Vorzüge hat; man findet andere ſeines gleichen; ich komme ihm entweder ſchon bey, oder kann doch mit der Zeit in eben dieſen Stand kommen. Es ſind gemeinſchaftliche Güter, die er beſitzt, von denen niemand und alſo auch ich nicht ausgeſchloſſen bin. Es entgeht mir nichts, weil ich eben dieſes ſchon habe, oder noch erlangen kann. Er iſt gelehrt; allein er hat es nicht ſich, ſondern dieſem oder jenem zuzuſchreiben, daß er es iſt. So tröſten wir uns. Wir nehmen ihm, was er hat, und legen es einem andern bey, um an demjenigen, was er nicht nothwendig, ſondern von andern empfangen hat, Theil nehmen zu können. Daher kommen auch die unterſchiedſchiedenen Arten des Selbſtlobes, deren wir immer eines beſſer vertragen können, als das andere.

Man hat ein verdecktes und ein offenbares Selbſtlob. Jenes machet unſere Furcht und Liebe rege, ohne daß wir es merken oder uns widerſetzen können, und iſt dahero von den widrigen Folgen des offenbaren nicht begleitet, wo es nicht der durchdringende Verſtand des Zuhörers ſelbſt offenbaret. Ja, wie wir uns nichts angelegen ſeyn laſſen, was nicht in einiger Verbindung mit unſerer Glückſeligkeit ſteht; und wie wir etwas um deſto mehr oder weniger leiden können, je beſſer wir es mit unſerm Glücke oder Unglücke verbinden zu können glauben: alſo ſind wir bey dem einen Selbſtlobe nicht ſo aufmerkſam, als bey dem andern. Ein Liebhaber der Alterthümer rühmet mir ſeinen Fleiß und erzählet mir mit vielen Lobeserhebungen, den guten Fortgang ſeiner Unterſuchungen. Ich habe die rareſten Münzen geſammlet, ſpricht er, ich habe Manuſcripte, welche mir ein großes Licht in der Hiſtorie der Kleidung der Alten geben können; ich habe vollſtändige Nachricht, wie viel Mercurii geweſen ſind; ich habe gewiſſe Urkunden, daß der Jupiter in Windeln gelegen hat. Mir iſt an aller dieſer ſeiner Wiſſenſchaft wenig oder nichts gelegen, und ich merke dahero faſt kaum, daß er ſich loben will, ja, wenn ich es auch merke, ſo bewegt es mich gar nicht, außer zum Lachen, weil ich ein dergleichen Lob für gar zu geringe halte. Ein Arzneyverſtändiger beſucht ſeinen Kranken, und erzählet ihm die gefährlichen doch glücklichen Curen, die er gethan hat; er rühmet ihm ſeine Wiſſenſchaft und Geſchicklichkeit; er zählet ihm die Menge der Kranken, welche durch ſeine Hülfe beym Leben erhalten worden ſind. Dieſes Selbſtlob hat unterſchiedne Wirkungen. Ein Geſunder, welcher zugegen iſt, höret es mit Verdruſſe, wegen der Urſachen, die wir ſchon unterſucht haben. Der Kranke hingegen ſchöpfet hieraus einen ungemeinen Troſt und viele Zufriedenheit, weil es zu ſeinem Wohlſeyn erfordert wird, daß dieſes Lob wahr ſey. Ja er würde ſich ſo gar bemühen, es itzt zu glauben, wenn er auch zuvor noch Urſache gefunden hätte, daran zu zweifeln. Mit einem Worte, das Selbſtlob iſt uns angenehm, wenn wir es mit unſrer eignen Vollkommenheit zuſam̄en reimen können; es iſt uns aber verdrießlich, wenn es die Kraft hat, unſern Neid rege zu machen, wenn wir es als einen Raub unſerer Vorzüge anſehen können. Wir ſetzen ſo gar aus dieſer Urſache demſelben weitere Gränzen, als es den Worten nach hat. Wir halten nicht nur das für ein Selbſtlob, welches jemand ſich ſelbſt beylegt, ſondern auch das, welches verbundene Perſonen, es mögen nun Freunde oder Verwandten ſeyn, einander zu geben pflegen. Es iſt wider den Wohlſtand, ſagen wir, wenn ein Vater den Sohn oder dieſer den Vater lobet; ja wir können ſo gar nicht unterlaſſen, ein wenig ſcheel zu ſehen, wenn wir hören, daß jemand ſeine eignen Sachen, ſeine Häuſer, ſein Hausgeräthe, ſeine Kleider und dergleichen loben will. Die Urſachen ſind mit den vorigen einerley: und es findet die nur itzterwähnte Einſchränkung hier ebenfalls ſtatt. Es misfällt uns nicht allemal, ſondern nur zuweilen, nachdem uns die Art, mit welcher es vorgebracht wird, eine billige oder unbillige Abſicht desjenigen, der da lobet, entdecket. Eine Mine iſt öfters vermögend, auch ſo gar die Pralerey beliebt zu machen, wenn ſie nämlich den äußerlichen Schein der Sittſamkeit annimmt; wie vielmehr wird ein gegründetes Selbſtlob erwünſchte Wirkung thun, wenn man durch ſein demüthiges Bezeugen, durch ſeine ſittſamen Minen, durch höfliche Erinnerungen dem Zuhörer Gelegenheit giebt, zu glauben, daß es mehr ihm ſelbſt, als dem Redner zum beſten vorgebracht worden ſey; wenn man durch das Lob des Zuhörers ſein eignes zuweilen in Schatten ſetzet, und durch die Offenbarung einer liebreichen Abſicht das unangenehme bey dem Selbſtlobe verſüßet.

Und nunmehro glaube ich, man wird nicht irren, wenn man behauptet, daß das Selbſtlob nach dem Rechte der Natur nicht verwerflich ſey, wenn nur dieſe zwey Stücke dabey zu befinden ſind, Wahrheit und redliche Abſicht. Die erſtere machet es zum Rechte, die andere gar zur Pflicht. Wir können uns ſelbſt loben, wenn wir wirklich lobenswürdig ſind; wir müſſen uns ſelbſt loben, wenn wir das Wohlſeyn der andern dadurch befördern können. Allein dieſes iſt nicht möglich, wo nicht die andern unſere tugendhafte Begierde gewahr werden. Gleichwohl ſind der meiſten Menſchen Herzen theils allzunachläßig, theils allzuwiderſpenſtig, unſere Kräfte zu unterſtützen. Ihr Verſtand iſt allzublöde, unſern vernünftigen Endzweck zu erkennen; ihrer eigennützigen Selbſtliebe iſt allzuviel daran gelegen, uns eine Schalkheit, einen Hochmuth, eine Herrſchſucht anzudichdichten. Die Klugheit muß dahero das Selbſtlob regieren, wenn es ſolche Wirkungen haben ſoll, die ein vernünftiger und tugendhafter Menſch wünſchet. Was hilft meine Tugend, wenn ſie andere für ein Laſter anſehen? Was nützen ſolche Vollkommenheiten, die die andern nicht gebrauchen?

Es ſind nicht mehr, als zwo Hauptregeln, welche bey dem Selbſtlobe beobachtet werden müſſen, und aus welchen die andern alle folgen und beurtheilet werden können. Die erſte iſt dieſe: man überzeuge oder überführe die Zuhörer von der Wahrheit der Vollkommenheiten, deren man ſich rühmet. Die Pralerey iſt ein unerträgliches Laſter, und es erwecket nichts eine größere Verachtung, als wenn ein Berg eine Maus gebieret. Jedoch, es iſt auch nicht genug, wirklich Vollkommenheiten zu haben; es iſt nicht genug, dieſelben den andern zu erzählen: man muß es ſo weit bringen, daß er ſie erkennet, daß er gewiß iſt oder wenigſtens glaubet, daß ſie bey uns anzutreffen ſind. Es gehöret eine gute wenigſtens natürliche Schließ- und Redekunſt darzu; und wem die Wiſſenſchaft zu ſtatten kömmt, der kann die Erlangung ſeines Endzweckes um deſto gewiſſer hoffen. Die andere Regel iſt die: man überzeuge oder überführe die Zuhörer von ſeiner redlichen Abſicht; ich meyne eine ſolche Abſicht, welche nicht ſo wohl ihr eignes, als vielmehr der andern Wohlſeyn zum Grunde hat. Hierzu wird große Klugheit erfordert. Man muß die Umſtände, die Zeit, den Ort und die Perſonen wohl erwegen; man muß ſeine Gebehrden und Worte nach denſelbigen einrichten; man muß alles vermeiden, was uns einer

Eitelkeit beſchuldigen könnte. Wer ſich desjenigen erinnert, was von der Ehre geſagt worden iſt, der wird erkennen, daß man ſich mehr beliebt, als furchtbar zu machen ſuchen müſſe. Man muß das Lob verſtecken, ſo viel man kann; und es muß das Anſehen haben, als ob man mehr die Zuhörer, als ſich ſelbſt lobe. Viele Regeln ſind unnütze; denn ein geſchicktes Naturell wird ohne dieſelben mehr zu Stande bringen, als ein kaltes oder allzufeuriges Gemüth mit Hülfe vieler hundert Regeln jemals leiſten wird.

Ich will dahero lieber noch mit wenigen unterſuchen, in wie weit es billig ſey, das Selbſtlob mit Verdruß anzuhören, und in wie fern es einem vernünftigen Geiſte nicht anſtehe. Die Pralerey iſt auch einem tugendhaften Menſchen verdrießlich; allein er unterſuchet vorhero wohl, ob auch dieſes Laſter wirklich da ſey oder nicht. Es giebt einfältige Praler, welche gern den andern mit ihren eingebildeten Vollkommenheiten dienen wollten, und über dieſe hat er mehr Erbarmen, als daß er ſich ihre wenige Einſicht zum Haſſe wider dieſelben bewegen laſſen ſollte. Es giebt aber auch ſchalkhafte Praler, welche nur ihr eignes Wohlſeyn zu Herzen nehmen. Und dieſe haſſet er ebenfalls nicht, ſondern liebet ſie vielmehr ſo, wie uns das Recht der Natur verbindet, unſere Feinde zu lieben. Er brauchet ſeine Aufmerkſamkeit und Scharfſinnigkeit, um die wahren von den Scheinvollkommenheiten zu unterſcheiden. Er brauchet ſeinen Verſtand, um die billige oder eitle Abſicht des Lobenden zu entdecken. Jener kömmt er durch ſeine Hülfe zu ſtatten, ſo viel ihm möglich iſt, und dieſer ſuchet er nicht weiter auszuweichen, als in ſo fern ſie eitel iſt. Am wenigſten iſt ihm ein gegründetes und gerechtes Selbſtlob unangenehm. Die Wahrheit bleibt bey ihm beſtändig Wahrheit, und der Vorſatz, ſeinen Nächſten zu dienen, muß ihn nothwendig zur Ehre bewegen. Gewiß ein Kennzeichen einer niedrigen Seele, welche dem Neide ergeben iſt, welche an den Vollkommenheiten der andern den Mangel ihrer eignen erkennet, welche das Selbſtlob deswegen nicht leiden will, weil es ein Vorwurf ihrer Unvollkommenheit wäre. Ein erhabner Geiſt findet allemal noch ſo viel Vollkommenheiten an ſich ſelbſt, daß ſie den andern, wo nicht die Wage halten, doch ihm Urſache geben, dasjenige an einem andern nicht zu beneiden, was er bey ſich ſelbſt entweder ſchon antrifft, oder noch zu erlangen hoffet und bemüht iſt. Es iſt aber auch nicht zu leugnen, daß der Hochmuth oft die Geſtalt der Großmuth anzunehmen pfleget. Jener iſt oft ein ſtärkerer Feind des Neides, als dieſer; ein Vernünftiger nimmt ſich wohl in Acht, daß er ſich nicht ſelbſt betrieget.

An

An ſeine verlohrne Chriſtiane,

einige Zeit nach ihrer Verheirathung.

Mein Geiſt! du fühlſt die Ruh einmal!
Des erſten Kummers ſtarke Qual
Iſt endlich nach und nach verdrungen,
Und durch Vernunft faſt halb bezwungen.
Dein Schmerz eilt weg und etwas Troſt herbey;
Bezeug es denn der Nachwelt noch durch Lieder.
Du biſt ja jetzt von ſchwerern Sorgen frey;
Der Augenblick kömmt doch vielleicht nicht wieder!

Troſt! biſt du heilſam oder nicht?
Du nimmſt vom Kummer dein Gewicht,
Betrübniß ſucht dich groß zu ziehen,
Und der Verluſt wirkt ihr Bemühen.
Die ſanfte Hand, damit du mich umarmſt,
Weckt das Gefühl durch Schmeicheln aus dem Schlum̃er:
Und wenn du dich recht meiner Noth erbarmſt,
Dann merk ich erſt ſonſt niegefühlten Kummer.

In meine Qual allein verliebt,
Die mir Gedank und Worte giebt,
Verſuch ich meines Schmerzens Brennen
Mit andern Namen zu benennen.
Wo mich das Bild von Chriſtianen flieht,
Das fremde Gunſt aus meinem Arm getragen:
Da zeigt ich gern ein ruhiges Gemüth;
Doch mein Verluſt wünſcht nichts, als bittre Klagen.

Dis

Die Welt kennt meine Sorge nicht:
Sie heißt es nur ein kalt Gedicht,
Und fühlt, (jedoch nicht ohne Sünde),
Nicht halb den Schmerz, den ich empfinde.
Doch du, mein Herz, dein Kummer währt zu lang;
Iſt dieß nicht wahr; was ſchreckt dich oft im Schlafe?
Warum macht dir dein eigner Wille bang?
Nein! nicht umſonſt biſt du dir ſelbſt zur Strafe.

Entfernt vom werthen Preuſſenland,
Erkenn ich hier am Seinenſtrand,
Durch Frankreichs flatternde Sirenen,
Den Werth von meiner ſtillen Schönen.
Jetzt denk ich recht an dir, vergangne Zeit,
An den Verluſt und an das Wiederſehen.
Wenn der mich quält, und dieß mein Blut erfreut:
So frag ich mich: wer hieß dich von ihr gehen?

Der Vorwurf ſchreckt mich immerfort;
Hier ſtraf ich, am entfernten Ort,
Mein Herz, ein Herz, das dich verehrte,
Das von dir floh und dich begehrte.
Verkehrter Wunſch! verwildertes Gemüth,
Mit kühnem Fuß die Welt noch durchzurennen!
Was hat ſie denn, das etwan an ſich zieht?
Kann ich ein Glück ohn Chriſtianen kennen?

Was hätt' ich nicht für ſchwere Schuld,
Wenn etwa Gram und Ungeduld,
Als ihres Eheſtands Gefährten,
Ihr tugendhaftes Herz beſchwehrten.

Genug zur Qual, wenn nicht ein wahres Glück
Den beſten Mann an ihre Bruſt geleget.
Mich ſchreckt, mich ſchreckt ein jeder Augenblick,
Wenn Wohlfahrt nicht ſie auf den Armen träget.

Die Sorge macht die Regung neu;
Wie bild ich dir doch meine Treu?
Die Kunſt ſey keiner Zeile günſtig;
Du, Wahrheit, ſelbſt, entwirf dich brünſtig!
Ihr ſanftes Aug, aus welchem Liebe quillt:
Und ihr Gemüth, das würdigſte der Erde:
Zwey Wunder, mir zur Qual ſo mild;
Sonſt meine Luſt, und jetzt mir zur Beſchwerde!

Getheilter Trieb von Ruh und Pein,
Nimm mich nur dieſen Abend ein!
Dann übergieb am künftgen Morgen,
Dein heutig Reich den künftgen Sorgen!
Entwirf mein Kind, ſo wie es wohlgefällt,
Nicht zu der Zeit, darinn ich ſie verlohren.
Sprich frey von ihr: Sie war ein Schmuck der Welt:
Nur ſage nicht: doch nicht für mich gebohren!

Nicht Seufzer, die ein Geiſt gebiert,
Der ſeinen einzgen Troſt verliehrt:
Nicht ſchwehren Kummers ſtürmend Sehnen,
Nicht wohlverdiente Liebesthränen:
Kein bloß ein Herz, das vom Geſchick gequält,
Sein hart Geſetz gelaſſen überwindet:
Ein ſtilles Herz, dem Chriſtianen fehlt,
Das iſts, was hier dereinſt die Nachwelt findet.

Wohlan! ſo werde denn mein Lied
So ſittſam ſelbſt, als ihr Gemüth,
Und mein nnnmehr bezwungner Wille
Empfind auch ihres Geiſtes Stille.
So wie mir ſonſt ihr kränkender Verluſt
Das Innerſte der Seelen wund geſchlagen;
So ſoll mein Herz, ein Theil von ihrer Bruſt,
Ihr fremdes Glück durch eignes Unglück tragen!

G. A. M.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Schreiben an Herrn C**

Vom leeren Raume.

Mein Herr,

Sie haben ſichs leicht einbilden können, daß unſere langwierige Streitigkeit über den Begriff vom leeren Raume, noch in einem öffentlichen Streitſchriftwechſel werde ausſchlagen müſſen. Sie ſind in ihren metaphyſiſchen Glaubensartikeln viel zu hartnäckig, als daß meine ihnen mündlich vorgetragenen Gründe bey ihnen ſollten Eingang finden können. Ich habe es alſo für nöthig befunden, ſie mit gedruckten Buchſtaben von der Tüchtigkeit derjenigen Gründe zu überzeugen, welche, wenn ich ſie mündlich vorgebracht habe, ihnen allezeit ſo ſchwach vorgekommen ſind. Denn es iſt ja itzo, auch ſo gar unter den witzigen Köpfen, die Gewohnheit, daß eben das, was vorher, als man es vorleſen gehöret oder geſchrieben geleſen hat, wenig Beyfall fand, hernach, wenn es gedruckt iſt, ſo viel Lobeserhebungen erhält, als der Verfaſſer nur immer verlangen kann. Da die bleyernen Buchſtaben eine ſolche Kraft, die Wahrheit fortzupflanzen, beſitzen: ſo fließt hieraus ein neuer Beweis für die Vortrefflichkeit der Buchdruckerkunſt. Die Urſache dieſer beſondern Wirkung kann keine andere ſeyn, als dieſe, daß eine gedruckte Schrift gemeiniglich weit ordentlicher und ſchöner ausſieht, als eine geſchriebene. Fraget man mich, was dieſes für einen Einfluß in die Ueberzeugung habe: ſo antworte ich mit dem Herrn von **Hagedorn**:

> Mein Mägdchen macht oft falſche Schlüſſe,
> Doch überzeugt ſie mich durch Küſſe.
> Dieß iſt der Lauf der Welt.

Aber, was denken Sie, mein Herr, wo ich mit meinem Gewäſche hinaus will? Bald wird das Papier voll und der leere Raum vergeſſen ſeyn. Ich muß alſo zur Sache kommen, ehe ich ſie ungeduldig und mir den Sieg ſchwer mache. Ich habe ohne dieß an ihnen hierinnen einen heftigen Feind; und ich erinnere mich allezeit desjenigen Abends mit einem kleinen Schauer, an welchem ich ſie, als ich ſie bey dem Herrn J . . antraf, über dieſe Materie aus Leibeskräften ſtreiten hörte. Damals nahm unſer Streit wegen des leeren Raumes ſeinen Anfang, welcher hernach ſehr oft fortgeſetzt worden. Bisher iſt lange Zeit ein philoſophiſcher Waffenſtillſtand unter uns geweſen. Aber nun kann ich das Recht, welches ich auf ihre Ueberzeugung von meinem Satze habe, nicht länger in zweifelhaftem Beſitze laſſen; ich habe mir vorgeſetzt, dieſelbe mit ſtürmenden Gründen und mit der Feder in der Hand zu erobern.

Unſer Streit betrifft nicht das Daſeyn des leeren Raumes; ſondern die Möglichkeit deſſelben. Sie ſagen, daß ſie ſich unmöglich einen Begriff vom leeren Raume machen könnten. Frage ich ſie, warum ihnen dieſes unmöglich iſt? So ſagen ſie mir allezeit, an ſtatt einer Antwort, ihre Erklärung des Raumes einmal vor; und hernach fragen ſie mich, ob ſich auch der Raum ohne Körper gedenken laſſe? Alsdenn thue ich wieder eine Frage an ſie, und ſie an mich desgleichen. Oft reden wir beyde zugleich, und beyde bleiben nur einander die Antwort ſchuldig. Itzo bin ich verſichert, daß ſie mich allein müſſen reden laſſen. Und, wenn ſie es wiſſen wollen, ſo iſt dieſes eben die Haupturſache, warum ich ihnen die Gründe meines Satzes ſchriftlich zu erwegen gebe.

Sie folgern demnach aus ihrer Erklärung des Raumes, da ſie ihn eine **Reihe von Körpern** nennen, daß man ſich von ihm, ohne ſich dabey Körper vorzuſtellen, keinen Begriff machen könne. Und wider dieſe Folgerung habe ich auch nicht das allergeringſte einzuwenden. Aber die Erklärung des Raumes, aus welcher ſie dieſe Folge ziehen, habe ich ihnen, wie ſie wiſſen, noch niemals zugegeben. Wie oft habe ich nicht gegen ſie meinen gerechten Eifer wider diejenige Art von Weltweiſen ausgelaſſen

laſſen, welche aus ihren willkührlichen Erklärungen in den Tag hinein folgern und oft ſolche Eigenſchaften des Erklärten herausbringen, welche noch niemanden davon geträumet haben! Von ſolchen Dingen, welche ihr beſtimmtes Weſen haben, muß man, wie ich mich wenigſtens überredet habe, nicht Erklärungen geben, wie ſie einen einkommen: ſondern man muß auf die Natur dieſer Dinge ſehen, und dieſelbe von der Natur anderer Dinge unterſcheiden. Ich weis wohl, daß es insgemein heißt, **die Namenerklärungen ſind willkührlich**. Aber ich will nicht hoffen, daß der große Weltweiſe, welcher dieſen Satz zuerſt vorgetragen, ihn in einem ſo weitläuftigen Verſtande ſollte genommen haben, als ihn viele ſeiner Anhänger anwenden. Ueberhaupt kann ich noch nicht begreifen, mit was für Rechte man den Namen- oder Worterklärungen dieſen ſchulmäßigen Namen gegeben hat. Unterſuchet man denn etwan die Homonymie, Synonymie und Paronymie eines Worts, nach Art der Schulweiſen, wenn man eine Erklärung giebt? Dieſes hat wohl noch niemand gethan, indem er eine wirkliche ſo genannte Namenerklärung gegeben hat. Ich möchte nur wiſſen, ob man, wenn man ſaget: **Die Weltweisheit iſt eine Wiſſenſchaft aller möglichen Dinge, in ſo fern ſie möglich ſind**, ob man, ſage ich, alsdenn den Namen, oder das Wort **Weltweisheit**, oder die Sache, welche mit dieſem Worte bezeichnet wird, erkläre? Ich ſehe wenigſtens nicht, warum das Wort **Goldmacherkunſt** nicht auch in ſeinen Sylben den Grund zu eben derſelben Erklärung, als das Wort **Weltweisheit**, enthalten ſoll, wenn ſie die Erklärung des Worts **Weltweisheit** iſt. Sie erkläret alſo nothwendig die Sache, welche durch das Wort **Weltweisheit** angedeutet wird. Wenn man demnach ordentlich reden wollte, ſo müßte man dieſe und alle dergleichen Erklärungen **Sachenerklärungen** nennen. Die Sache, welche durch das Wort **Weltweisheit** angedeutet wird, iſt ſo beſchaffen, daß ihr keine andre Erklärung, als dieſe, zukommen kann, wenn ſie richtig ſeyn ſoll. Wenn man ſie alſo willkührlich machen wollte: ſo würde man Folgen heraus ziehen können, welche aus nichts weniger, als aus dem wahren Begriffe der Weltweisheit fließen. Sie, mein Herr, ſind mit mir darinnen einig, daß man die ſogenannten **Worterklärungen** eigentlich **Sacherklärungen**, und die ſogenannten **Sacherklärungen** gar nicht **Erklärungen**, ſondern etwan **einen Unterricht von der Art und Weiſe, wie ein Ding entſteht,** nennen ſollte.

Aber wie wird es nun um ihre Erklärung des Raumes ausſehen? Sie geſtehen mir zu, daß ſie eine Sacherklärung iſt. Sie können aber auch nicht leugnen, daß alles in der Natur ſein beſtimmtes Weſen hat, und man alſo vom Raume keine willkührliche Erklärung geben darf. Dieſes iſt es eben, was ich ihnen oft vorgeſagt habe, daß man nämlich, wenn man Erklärungen mache, woraus man ſolche Eigenſchaften, welche der erklärten Sache wirklich zukommen, folgern will, **auf die Natur der**

Sachen ſehen müſſe. Hier ſehe ich nun ſchon wieder im voraus ihren witzigen Einfall, daß es eine verzweifelte Sache wäre, da auf die Natur der Sachen zu ſehen, wo keine ſind. Ich geſtehe es, der Raum iſt freylich kein Körper. Aber iſt er denn deßwegen nichts? Gott, die Seele, die Tugend, die Weltweisheit, ſind keine Körper: ſind ſie aber deswegen nichts wirkliches? Selbſt der Schatten, die Finſterniß, die Unvollkommenheit, als verneinende Begriffe, ſind Dinge. Wollen ſie denn allein den Raum, wenn er leer iſt, ein Unding nennen? Was nennen wir denn ein Ding und ein Unding? Unter jenem verſtehen wir das, was ſich denken läßt, und unter dieſem das, was ſich nicht denken läßt. Haben ſie denn aber alsdenn, wenn ſie ſagen, **der Raum ſey eine Reihe von Körpern**, erwieſen, daß der leere Raum ein Unding ſey? Sie behaupten dieſes, und zwar eben deswegen, weil er ſich nicht denken ließe. Indem ſie aber dieſes ſagen, ſo denken ſie an nichts, als an ihre Erklärung, und den Raum an ſich ſelbſt laſſen ſie in guter Ruhe.

Ich muß alſo hier wiederholen, was ich oft davon geſagt habe, wie ich mir den leeren Raum begreiflich mache. Ich bitte ſie aber inſtändig, ihre Erklärung auf einige Minuten gänzlich aus dem Sinne zu ſchlagen, und an nichts zu gedenken, als an das, was ich ihnen vortragen werde. Ich erwäge dieſes, daß es eben nicht unbedingt nothwendig iſt, daß überall alles mit Körpern angefüllet iſt. Ich ſehe nicht den geringſten Grund, warum nicht etwan wo alles Materialiſche mangeln könnte. Aus der Elaſticität der Luft und andern phyſicaliſchen Nothwendigkeiten müſſen ſie mir hier keinen Einwurf machen. Denn das müſſen und können ſie mir erlauben, daß ich vorausſetze, es würden, wenn etwan irgendwo alle Körper weggenommen oder vernichtet würden, die nächſtumher befindlichen nicht an ihre Stelle dringen. Denn dieſes iſt gar nicht der Grund, aus welchem ſie die Möglichkeit des leeren Raumes leugnen. Setze ich nun dieſes voraus: ſo ſagen ſie mir einmal, was mich hindern kann, zu denken, daß zwiſchen zweenen Körpern, z. E. zwiſchen zwo Wänden, ein leerer Raum iſt? Es iſt ein Raum da, worinnen Körper ſeyn können, aber keine ſind. Dieſes folget nun ganz natürlich aus der Natur der Sachen; und meiner Erklärung des Raumes überhaupt, welche ich nicht willkührlich, ſondern nach ſeinem beſtimmten Weſen, eingerichtet habe, iſt es gar nicht zuwider. Ich ſage nämlich, der **Raum iſt dasjenige, wo Körper ſeyn können.** Ich ſage nicht, wo Körper **ſind**: ſondern wo ſie **ſeyn können.** Und da ſehen ſie den Unterſchied zwiſchen ihrer und meiner Erklärung des Raumes. Stoßen ſie ſich nicht an mein wunderliches **dasjenige.** Wiſſen ſie nicht, daß wir uns oft in der Metaphyſik mit dieſem Partickelchen behelfen müſſen, wenn es unſrer noch nicht völlig philoſophiſchen Sprache an Wörtern fehlet, ſehr abgeſonderte Geſchlechter auszudrücken? So lange ſie alſo das **dasjenige** und das **id** in der Erklärung des **Dinges**, des **Undinges**, des **Möglichen**, des **Unmöglichen**, u. d. gl.

werden leiden können; ſo lange werden ſie auch meine Erklärung des Raumes dieſes Partickelchens wegen nicht verwerfen dürfen.

Es hindert mich alſo nichts, den **Raum** in den **vollen** und in den **leeren** einzutheilen. Denn wo Körper ſeyn **können**, da **müſſen** ſie eben nicht ſeyn. Dieſes ſchließe ich nun zwar aus meiner gegebenen Erklärung: aber ich glaube darinnen keinen Fehler zu begehen, weil ich meine Erklärung nach der Natur der Sachen, und nicht willkührlich, eingerichtet habe. Wenn alſo zwiſchen zweenen Körpern, welche einander nicht berühren, gar nichts körperliches iſt: ſo iſt ein leerer Raum zwiſchen ihnen. Sie, mein Herr, leugnen dieſes, indem ſie ſagen, ein Körper **berühre** alsdenn den andern, **wenn nichts körperliches zwiſchen ihnen beyden wäre.** Dieſes nenne ich nun aber wieder eine willkührliche Erklärung. Wie ſtimmet ſie mit der Natur der Sachen, wovon die Rede iſt, überein? Sie können ſie freylich nicht anders geben, weil ſie die Möglichkeit des leeren Raumes leugnen. Weil aber hieran ihre willkührliche Erklärung des Raumes ſchuld iſt, dieſe aber ihren Grund in der Natur der Sachen nicht hat: ſo weis ich nicht, warum ich ihnen dieſe ihre Erklärung des Berührens zugeben ſoll? Ich weis gar nicht, warum es bey ihnen einerley iſt, ſich zwiſchen zweenen Körpern keinen Raum, und ihre Berührung gedenken. Geſetzt, es würde noch einmal über die Luftpumpe eine Lichtpumpe, ja eine ſolche Maſchine erfunden, durch welche man alles Materialiſche aus einem verſchloſſenen Behältniſſe herausbringen könnte: würde da nicht ein leerer Raum entſtehen? Wollen ſie die Möglichkeit dieſes Falles, wie ſie pflegen, leugnen: ſo müſſen ſie mir den Widerſpruch zeigen. Ich glaube aber, daß ſie dieſes künftig ſo wenig im Stande ſeyn werden, als bisher, ſo viel Mühe ſie ſich auch darum gegeben haben. Ich behaupte es alſo noch, ja ich werde es vielleicht auch künftig ſtets behaupten, daß alles Körperliche zwiſchen zweenen Körpern weg ſeyn kann, ohne daß dieſe einander berühren, und daß man ſich hieraus einen Begriff vom leeren Raume machen könne.

Hier haben ſie meine Gründe. Prüfen ſie dieſelben; und befinden ſie ſie einer öffentlichen Antwort werth: ſo behalten ſie dieſelbe nicht bey ſich. Werden ſie aber dieſes thun: ſo wundern ſie ſich nicht, wenn ich mir bey aller Gelegenheit den Sieg in dieſer Sache zuſchreiben werde. Ich bin

Mein Herr,

Den 14 Aug. 1744.

Ihr aufrichtiger Freund

Chriſtlob Mylius.

Caliſte, oder die alte Liebe.

Ein Hirt, dem ſechzehn Jahr im Leben
Noch von der ſüßen Zärtlichkeit,
Nichts als ein todtes Bild gegeben,
Das noch dazu ſein Herz geſcheut,
Fing nach dem langen Hörenſagen,
Allmählig zu empfinden an,
Als er in ſchönen Sommertagen,
Caliſten ſah und lieb gewann.

Die kleine Hirtinn lief im Kühlen
Dem Schlag der Wachtel lauſchend nach,
Den Damons Rohr mit lautem Spielen,
Ihr ſtets aus Schalkheit unterbrach:
Drum ſchalt ſie mit halbböſen Mienen,
Auf Damon und ſein kreiſchend Rohr;
Indem kam Damon aus dem Grünen,
Und hielt ihr auch die Wachtel vor.

So war der kleine Zwiſt zum Ende,
Und wie man in der Kindheit liebt,
Mit Scherz und Kuß um Mund und Hände,
Wie ſie die Unſchuld nimmt und giebt,
Getroſt, als wenn es ſo ſeyn müßte,
Und zärtlich ohne Pfand und Schwur:
So liebten Damon und Caliſte,
So glaub ich, liebt man klein auch nur.

Manch hundert unbemerkter Stunden
Verlohr ſich ſo bey Luſt und Spiel;
Man nannt es nicht was man empfunden,
Doch man empfands, und das gefiel.
Nur er, von ihrem Arm umfangen,
Sprach manchmal alten Schäfern gleich:
O, ihr! ihr höchſtgeliebſten Wangen,
O, küßt ich bis zum Sterben euch!

Nur eitel iſt der Schäfer Hoffen
Und gar kein Alter liebt beglückt.
Der erſte Gram, der ihn betroffen,
Hat dieſe Wangen ihm entrückt.
Sie trennten ſich und ſeufzten Beyde,
Und Damon kannte nun den Trieb;
Ich liebe, ſprach er: an dem Leide
Erkenn ichs, das zurücke blieb.

Sechsmal kam drauf der Frühling wieder,
Und ſechsmal floh ſein kurzer Schein,
Und Damon trieb noch auf und nieder,
Fremd, mühſam, ſchüchtern und allein.
Die Hirtinn war ihm unvergeſſen,
Doch nur, wie er ſie letzt geſehn;
Die Hirtinn aber wuchs indeſſen,
Und wurde völlig, klug und ſchön.

Das weis ich nicht, ob auch indeſſen
Ihr Herz im Lieben mehr gelernt;
Ob ſie den alten Freund vergeſſen,
Der ſich mit Schmerz von ihr entfernt;

Und ob wohl, um Albinens Linden,
Der Anwachs erſter Zärtlichkeit,
Mit einem ernſtlichern Empfinden,
Ihr Damons Bild manchmal erneut?

Sagt, Schäfer, darf man Zeichen trauen,
Und giebt die Liebe ſie ſo früh?
Ich weis, die Sehnſucht heißt drauf bauen,
Doch Sehnſucht, o wie täuſcht uns die!
Sie ſchlägt, mit heuchleriſchen Gründen,
Auch Damons Wunſch den Troſt nicht ab,
Und weis ein ſchönes Band zu finden,
Das ihm Caliſte webt und gab.

Er ſah ſie ſelbſt nach langem Hoffen,
O ſüße Liebe! ſage, wie?
So reizt, vom Morgenroth getroffen,
Die junge volle Roſe nie;
So hat aus Auge, Zug, und Mienen,
Aus Farb und Stellung und Geſtalt,
Geiſt, Huld und Tugend nie geſchienen,
Und nie empfand man ſie ſo bald.

Dieß, dieß ſind meiner Kindheit Triebe!
Rief Damon aus ſich ſelbſt gebracht;
Komm wieder meine gute Liebe,
Du haſt mein erſtes Glück gemacht!
Sie iſt es, ja es iſt Caliſte,
Und wenn dieß reizende Geſicht,
Noch zehnmal ſich verſchönern müßte,
Mein zärtlich Herz verkennt es nicht.

Ich kenn euch noch, ihr muntern Blicke,
Von Unſchuld ſanft, und ſcharf von Geiſt:
Sonſt kannt ich auch in euch mein Glücke;
Wie macht ihrs itzt, wenn ihr verheißt?
Und ihr empfindlich zarten Wangen,
So ſchnell vom reinſten Blut gerührt,
Wie weckt ihr Sehnſucht und Verlangen?
O wüßt ich, ob ihrs ſelbſt erführt!

Die Selbſterkenntniß ſtraft mein Hoffen,
Und heißt mich nichts als Schüchternheit;
Dir, ſpricht ſie: ſteht dieß Glück nicht offen,
Es lohnt was mehr als Zärtlichkeit;
Die Liebe baut die Luſt des Lebens,
Wo Würd und Schönheit ſich vermählt;
Der Hirt liebt zärtlich und vergebens,
Dem außer ihr, ſonſt alles fehlt.

O ſprach ich denn: Du arme Liebe!
Die Welt entweiht dein ſüßes Recht.
Zur Ruhe braucht man eigne Triebe,
Und jeder andre räth uns ſchlecht.
So hab' es nie mein Glück geſchrieben,
Daß ich gepaart nicht weiden ſoll;
Führt mich nicht ſehen, kennen, lieben,
Einſt ganz allein zu dieſem Wohl.

Mein Herz und meiner Hirtinn Herze,
Wenn eine Hirtinn mich einſt liebt,
Sey fromm und klug, doch nicht zum Schmerze,
Den alles übertriebne giebt.

Zum mindſten mal ich unerfahren
Die Liebe ſo am ſüßten ab:
Daß ſchon zwey Herzen Freunde waren,
Eh der Verſtand ſein Jawort gab.

O dürft ich ſo ein Herz beſprechen!
Ein junges ungezwungnes Herz,
Und ſänke dann, voll ſüßer Schwächen,
Ein ſchönes Auge niederwärts;
Und hört ich .... doch mich quält das Schweigen,
O Liebe! wird dein Glück je mein:
So lehr Caliſten dieß Bezeigen,
So laß dieß Herz Caliſtens ſeyn!

Ich bin nicht mehr der junge Hirte
Voll ungekannter Leidenſchaft;
Die Neigung, die mich ſonſt verwirrte,
Hat itzt des Blutes ſüße Kraft.
Still, ſanft und hell ſind meine Triebe,
Getroſt auf Unſchuld, Fleiß und Zeit,
Um nichts beſorgt, als Gegenliebe,
Von nichts bewegt, als Zärtlichkeit.

Ich führ ein ämſig Hirtenleben,
Stets gleich bemüht, ſtets gleich geſinnt;
Und hab ich etwas Zeit daneben,
So denk ich an mein ſchönes Kind.
Dann fühl ich alle meine Triebe,
Und fleh für ſie die Vorſicht an;
Denn die macht ſchlechter Schäfer Liebe,
Die Kunſt und Liſt nicht machen kann.

Heut ſah ich zwoen Nachtigallen,
Zur ſüßen Ahndung, lauſchend zu;
Das Hähnchen ließ ſein Locklied ſchallen,
O Damon, dacht ich, das ſey du!
Verſteckt und ſtill in dunklen Fernen,
Sah erſt das Weibchen nach ihm hin:
Drauf hört ichs gleiche Töne lernen,
Und dacht an meine Schäferinn.

Doch ach! in dieſen dunklen Haynen,
Wo nur Geſang und Liebe wohnt,
Darf noch die Neigung frey erſcheinen,
Und wird mit Neigung frey belohnt.
Ich Armer ritzt' es in die Linden,
Dort um der Pleiße fernen Strand,
Und wünſch: o möcht es die nun finden,
Um die ich alles dieß empfand!

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Betrachtung
einer
ſinnlichen und vernünftigen Gottesfurcht.

§. I.

Wir ſind neulich mit einander eins geworden, daß ich ihnen auf die vorgelegte Frage antworten wollte. Wir haben alſo einen Vertrag unter uns aufgerichtet. Da ſie mir in andern Stücken zu willfahren verſprachen; ſo bin ich ſchuldig, da ſich mir keine Hinderniß in den Weg geleget, denſelben zu halten. Sie finden dannenhero die Beantwortung einer ſo nützlichen als angenehmen Frage. Doch ich weis, daß ſie, mein Herr, ordentlich denken, und bin alſo verbunden, ihnen nicht nur nachzufolgen, ſondern ſie durch meine Schrift dabey zu erhalten. Ich werde dieſes auf keine beſſere Weiſe thun können, als wenn ich meine Gedanken in zwo Hauptgattungen eintheile. Ich will ihnen erſtlich zeigen, worinnen eine ſinnliche und vernünftige Gottesfurcht beſtehe, und hernach ihnen den Vorzug der letztern vor der erſtern vor Augen zu legen ſuchen.

§. 2. Die Urſache, warum ſie eben dieſe Materie zum Gegenſtand meines Nachdenkens gemacht haben, iſt mir von ihnen zwar nicht entdecket: ich wollte ſie aber faſt errathen; indem ich ſo wohl die Beſchaffenheit ihres Gemüths, als auch die Umſtände des Orts, darinnen ſie leben, genau kenne. Und ich würde befürchten, daß mir meine Gedanken übel ausgeleget werden möchten, wenn ſie nicht die Wahrheit auf ihrer Seite hätten.

§. 3. Wir ſind verbunden, die Vollkommenheiten unſerer Seele auf eine ſo vielfache Art zu ſuchen, als es uns erlaubt und nützlich iſt. Unſere Seele beſitzt einen Verſtand, deſſen Vollkommenheit auf eine dreyfache Art kann vermehret werden. Entweder durch eine weitläuftige, oder gründliche Erkenntniß, oder durch beydes zugleich. Wir müſſen alſo ſo viel zu erkeñen ſuchen, als demnach unſere Kräfte und andere Geſetze zulaſſen, und zwar ſo, daß wir das

Nützlichere dem nicht ſo nützlichen vorziehen. Die Erkenntniß der allergrößten Vollkommenheiten Gottes verdienet unter allen nützlichen Erkenntniſſen den oberſten Rang; und da dieſelbe die Ehre Gottes ausmacht, ſo **ſind wir verbunden, Gott zu ehren**.

§. 4. Wir handeln als vernünftige Geſchöpfe niemals ohne Bewegungsgründe. Je fruchtbarer, und je edler dieſe Bewegungsgründe ſind; deſto beſſer ſind die daraus entſtehenden Handlungen. Wir ſind verbunden, bey unſern Handlungen die beſten Bewegungsgründe zu gebrauchen. Dieſe ſind deſto edler, je vortrefflicher die Sache iſt, von der ſie genommen ſind. Wir ſind alſo verpflichtet, bey allen unſern Handlungen von dem unendlichen Weſen die Bewegungsgründe herzunehmen: und alſo iſt es unſere vornehmſte Pflicht, **den Namen Gottes zu verherrlichen**. Die Ehre GOttes ſammt der Verherrlichung des Namens Gottes machet **den Gottesdienſt** aus: wir ſind alſo Gott zu dienen höchſtens verpflichtet. Handlungen, welche den Gottesdienſt ausmachen, ſind fromme Handlungen; und die Fertigkeit frommer Handlungen machet **die Gottesfurcht der Frömmigkeit** aus. Wir ſind alſo zur Frömmigkeit nicht um Menſchen, ſondern um Gottes willen höchſtens verbunden: die alſo hauptſächlich in der Seele eines Menſchen muß angetroffen werden.

§. 5. Sinnlich wird dasjenige genannt, was wir uns auf eine verworrene Weiſe vorſtellen. Und da alle Vorſtellungen, welche durch unſere äußere Sinnen in uns hervorgebracht werden, etwas verworrenes bey ſich führen: ſo ſehen wir, warum alle unſere Empfindungen ſinnlich können genannt werden. Die Sinnlichkeit beſteht alſo entweder in der Menge der Wahrheiten, die wir uns verworren vorſtellen, oder in der Fertigkeit, ſich Dinge undeutlich vorzuſtellen. Daher iſt klar, daß man ohne Irrthum auch dasjenige ſinnlich nennen könne, was in die Sinne fällt. Dieſes iſt die Urſache, warum ein Menſch, der im Reiche der Verwirrung lebet, oder deſſen Erkenntniß auf Empfindungen beruhet, mit Recht ſinnlich genannt werden könne. Da aber alle unſere Empfindungen entweder innerlich oder äußerlich vorgehen: ſo erhellet daraus, daß etwas in verſchiedener Abſicht ſinnlich genannt werden könne. Beyde Arten führen etwas verworrenes bey ſich.

§. 6. Und nun werden wir leicht ausmachen können, was eine ſinnliche Gottesfurcht ſey. Sie iſt eine ſolche Fertigkeit frommer Handlungen, die entweder auf verworrenen Begriffen von Gott ſelbſt, oder von denen Handlungen, die zur Verherrlichung Gottes gehören, beruhet. Erkennet alſo ein Menſch Gott auf eine undeutliche Art, ſo daß er ſich denſelben entweder unter gewiſſen Bildern vorſtellet, oder ſonſt ſolche Begriffe nicht von ihm heget, als ihm zukommen: ſo hat er eine ſinnliche Frömmigkeit. Der äußere Gottesdienſt beſteht aus gewiſſen äußerlichen Handlungen, welche um Gottes willen übernommen werden. Dieſelben bringen Empfindungen bey uns hervor. Wenn alſo jemand darinn die Gottesfurcht allein ſetzet: ſo muß ſolches eine ſinnliche Gottesfurcht ſeyn. Ferner können zuweilen durch eine undeutliche Erkenntniß ſolche Handlungen für Gottesdienſtlich gehalten werden, die den Schein haben, als gehörten ſie zur Frömmigkeit: ſie gehören auch gewiſſermaßen dahin; allein ſie machen noch nicht die wahre Gottesfurcht aus. Wer nun in ſolchen Handlungen die Gottesfurcht ſuchet, der ſuchet einen ſinnlichen Gottesdienſt einzuführen. Da auch ferner unſer Wille ſich allezeit nach unſerm Verſtande richten muß, wenn wir vernünftig handeln wollen: ſo thun diejenigen Unrecht, die da alle Ueberzeugung bey der Frömmigkeit verwerfen, und nur dieſelbe in bloße Rührungen ſetzen. Sie ſuchen alſo eine bloß ſinnliche Gottesfurcht einzuführen.

§. 7. Seele und Leib ſtehen bey dem Menſchen in der größten Verbindung, ſo daß ſie in einander den größten Einfluß haben. Es können alſo, vermittelſt des Körpers, gewiſſe Vorſtellungen in der Seele hervorgebracht werden, und die Seele kann wiederum in dem Körper gewiſſe Veränderungen verurſachen. Beydes iſt eine ausgemachte Sache, und findet alſo auch bey der Frömmigkeit ſtatt. Alſo kann, wenn in der Seele eine wahre Gottesfurcht ſich findet, ſolches auch durch gewiſſe Veränderungen des Körpers an den Tag geleget werden. Und eben ſo umgekehrt. Wollte man aber darinn die Frömmigkeit ſetzen, daß gewiſſe äußere Geberden und Stellungen des Körpers angenommen würden, daraus man hernach auf die Beſchaffenheit der Seele ſchließen wollte: ſo wäre ſolches ein Irrthum, und man verriethe damit, daß man einen ſinnlichen Gottesdienſt verlangte. Es iſt nur Schade, daß zuweilen in einem ſehr gebückten Körper eine ſich ſelbſt ſehr erhebende Seele wohnet, und in einem verdreheten Kopfe auch eine verkehrte Seele.

§. 8. Wollte man die Frömmigkeit in den Umgang, und in das Geſpräch mit andern, die für fromm gehalten würden, ſetzen: ſo würde ſolches abermals ein Zeichen einer ſinnlichen Gottesfurcht ſeyn. Denn man würde ſich durch eine verworrene Vorſtellung einen Begriff von der Frömmigkeit machen, welcher nicht der rechte wäre. Indem man Exempel hat, daß die allergottloſeſten mit rechtſchaffenen Leuten Umgang geſucht haben, auch eine ſolche Freymüthigkeit im Reden annehmen können, als wären ſie Meiſter in der Erfahrung; da doch in der That nichts weniger bey ihnen anzutreffen geweſen, als eine wahre Gottesfurcht. Habe ich mir doch nicht nur erzählen laſſen, ſondern die Perſon ſelbſt mit Augen geſehen, die bey dem Beſuche rechtſchaffener Männer das zum Zwecke hatte, nicht nur viele Wohlthaten von ihnen zu genießen, ſondern auch Gelegenheit zu bekommen, ihnen das Ihrige zu entwenden. Leute, die um zeitlichen Gewinnſtes willen eine Frömmigkeit vorgeben, da ſich doch keine bey ihnen befindet, ſind Heuchler. Und deren giebt es eine ſo große Anzahl, daß man ſie an manchen Oertern mit Händen greifen kann.

§. 9. Das Leſen und Anhören ſolcher Wahrheiten, die zunächſt auf göttliche Dinge gerichtet ſind, vermehret die Erkenntniß Gottes bey uns: denn es machet dieſelbe nicht nur gewiſſer, vollſtändiger; ſondern auch lebendiger. Und daher iſt es allerdings eine gute und nöthige Sache, ſo wohl die Bibel ſelbſt, als auch andere erbauliche Bücher zu leſen: ja ſolche

Oerter zu beſuchen, wo man Gelegenheit hat, neues Leben zu ſeiner erlangten Erkenntniß zu bekommen. Würde aber jemand ſchon damit zufrieden ſeyn, oder denken, es ſey genug, wenn er nur fleißig in der heiligen Schrift leſe, oder ein öfterer Zuhörer des Wortes Gottes entweder in öffentlichen zum Gottesdienſte gewiedmeten Häuſern, oder in beſondern Andachten wäre; ſo würde ein ſolcher Menſch ſich ſehr betriegen, u. einen ſiñlichen Gottesdienſt für den rechten halten. Aeußere zum Gottesdienſte gehörige Handlungen, welche ohne innere Frömmigkeit vorgenommen werden, machen das ſo genannte opus operatum oder den nur bloß verrichteten Dienſt aus, und darinnen beſteht die wahre Gottesfurcht noch lange nicht.

§. 10. Wollte ſich jemand Begriffe von den chriſtlichen Tugenden machen, welche ihm nur beliebten, oder welche ſeiner Phantaſie anſtändig wären: ſo würde ſolches gleichfalls eine dunkele Erkeñtniß, und alſo eine ſinnliche Gottesfurcht verrathen. Zum Exempel: es machte ſich einer den Begriff von der Selbſtverleugnung, ſie ſey die Fertigkeit, in allen Fällen ſein eigenes Wohl aus den Augen zu ſetzen, hingegen ſeine Kräfte und Zeit andern Leuten zum Dienſte aufzuopfern: ſo würde dieſer Gedanke zwar gut für denjenigen ſeyn, der ihn einem andern gäbe; ich möchte aber nicht derjenige ſeyn, dem er gegeben würde, weil ich ſehr dabey zu kurz kommen würde. Vielmehr iſt nach meiner Meynung die Selbſtverleugnung diejenige Tugend, da man ein geringeres Uebel übernim̃t, um dadurch ein größeres Gute zu erlangen. Sie dürfen nicht denken, als ſey ich der erſte Urheber dieſes

ſes Begriffs. Nein. Er iſt der richtige: und in dem Gebrauche zu reden ſo wohl, als in der eingeführten Bedeutung der Worte gegründet. Sie erlauben mir, mehr Exempel anzuführen. Es ſtellte ſich jemand die Einfalt ſo vor: es ſey die Tugend, da man ſeine Erkenntniß nicht weiter zu treiben ſuche, als ſie uns von unſerer erſten Kindheit an von der Natur gegeben worden; ſondern da man alles das thue, was nur von andern geſagt wird, ohne es vorher vernünftig unterſuchet zu haben. Verräth ein ſolcher nicht offenbar, daß er kein Freund des Studierens ſey, und verlange, daß andere eben ſo geſinnet werden ſollen, damit ſie ſeinen Irrthum nicht einſehen lernen? Nach meiner Einſicht beſteht die Einfalt in der Fertigkeit, alle ſeine Handlungen nach einem einzigen Grundgeſetze einzurichten. Ich kann nicht unterlaſſen, ihnen noch eine Probe ſolcher verworrenen Begriffe vorzuſtellen. Es wollte jemand die Ehrfurcht gegen Gott darinn ſetzen, daß man ſich nicht unterſtünde, von ihm etwas zu gedenken, oder ſich in eine erlaubte Unterſuchung der von ihm geoffenbarten Wahrheiten einzulaſſen; weil einem faſt im̃er mehr Zweifel, die doch unauflöslich wären, von dem Satan in den Weg geleget würden. Was meynen ſie, mein Herr, verriethe ein ſolcher nicht, daß er ein Deiſt ſey, und indem er ſich einbildete, Gott zu verehren, ihn verunehrete. Ja, was denken ſie davon? Machte ein ſolcher nicht ſeine verworrene Erkenntniß zum Teufel ſelbſt; indem die Zweifel, die ihm dagegen gemacht werden, bloß von ſeiner unordentlichen Einſicht herrühren? Hält er nicht ſolche Zwei-

ſel

fel für unauflöslich, die man, ohne ſich einer Leuchte dazu zu bedienen, auflöſen kann? Ich ſetze die Ehrfurcht in nichts anders, als in dem Beſtreben, dasjenige zu verabſcheuen, wodurch ein Höherer, als wir ſind, könnte zum Ekel gegen uns gebracht werden. Ich könnte ihnen, wenn ſie es verlangeten, einen ganzen Schwarm ſolcher Ungeheuer anführen. Allein ich befürchte, ſie würden davor ſo erſchrecken, daß ihnen angſt und bange würde.

§. 11. Doch ich darf ſie nicht länger bey dieſem erſten Stücke aufhalten. Vergönnen ſie mir, daß ich ihnen nun auch zeigen darf, was ich unter einem vernünftigen Gottesdienſte verſtehe. Ich glaube, ſie werden ein großes Verlangen tragen, dieſes von mir zu vernehmen: weil man von demſelben bisher ſo viel Weſens gemacht, ja ihn ganz und gar verachtet hat. Ich verſtehe unter einer vernünftigen Gottesfurcht erſtlich nicht eine ſolche, die da aus eignen Kräften von dem Menſchen ſelbſt hervorgebracht wird. Denn ob ich gleich zugebe, ja geſtehen muß, daß es eine natürliche Frömmigkeit, das iſt, eine Fertigkeit natürlich guter Handlungen gebe: ſo lehret uns doch ſowohl die natürliche als geoffenbarte Gottesgelahrheit, daß dieſelbe nicht hinlänglich ſey, ihrē Zweck zu erreichen. Denn ob gleich der Menſch dadurch zu einer äußern Ehrbarkeit kann gebracht werden: ſo iſt ſie doch nicht im Stande, ihn zu Gottgefälligen Handlungen tüchtig zu machen; weil ſie keine gründliche Beſſerung in ihm hervorbringen kann. Zum andern verſtehe ich auch keine ſolche Gottesfurcht, die bloß in einer demonſtrativiſchen Erkenntniß gegründet iſt; weil der

Glaube auch dabey ſtatt finden kann. Wenn ſie alſo dieſe beyde Gedanken haben fahren laſſen: ſo werde ich nun im Stande ſeyn, ihnen den wahren Begriff zu geben. Vernünftig nennen wir das, deſſen Zuſammenhang wir einſehen können. Ein vernünftiger Gottesdienſt, und folglich eine daraus entſtehende vernünftige Gottesfurcht iſt die, bey der eine deutliche Erkenntniß Gottes, und der zur Verherrlichung Gottes gereichenden Handlungen ſtatt findet, ſammt der Einſicht des Zuſammenhangs beyder Stücke.

§. 12. Ein Menſch alſo, der einen vernünftigen Gottesdienſt führet, ſuchet vor allen Dingen zuerſt eine gründliche, deutliche und lebendige Erkenntniß von GOtt zu erlangen: ſo daß er weis, wem er zu dienen, und warum er ſolches zu thun ſchuldig ſey. Er machet alſo den Anfang ſeiner Beſſerung bey der Ausbeſſerung ſeines Verſtandes. Folglich ſuchet er alles das zu erkennen, was ihn zu einem höhern Grade der Vollkommenheit bringen kann. Folglich ſteht er allezeit auch in einer genauen Selbſtprüfung, das iſt: er ſuchet ſein Gemüth von andern Dingen abzuziehen, es zu ſammlen, und auf ſich ſelbſt zu richten. Er machet es alſo nicht, wie jene, die da in einem moraliſchen Schwindel leben, oder die auf ihren gegenwärtigen Zuſtand nicht acht haben: weil ſie in ſehr viele Dinge zerſtreuet ſind, und auf andere von ihnen unterſchiedene mehr acht geben, als auf ſich ſelbſt. Auch folget er denen nicht nach, die da ſagen: unſer Wiſſen iſt und bleibt Stückwerk; und die unter dieſem Vorwande alle Wiſſenſchaft über den Haufen zu werfen ſuchen, und ihre Zeit entweder mit Müßiggehen, oder unnützen Grillen zubringen. Er hält vielmehr eine jedwede Stunde ſehr hoch, worinnen er etwas nützliches zu erlernen Gelegenheit hat. Er fürchtet Gott nicht deswegen, weil es andere Leute ſehen, die es ſo haben wollen, ja weil er faſt keine Beförderung bekommen würde: ſondern er thut ſolches um Gottes willen; weil er das Verhältniß, welches ſich zwiſchen Gott und ihm befindet, auf eine anſchauende Weiſe erkennet. Die Beſtimmungen ſeines Verhaltens, die er aus der Ehre Gottes hernimmt, ſind ſo beſchaffen, daß ſie nicht bloß willkühꝛlich ſind, oder ganz und gar in keine Verbindung damit ſtehen: ſondern er iſt im Stande, dieſelben durch richtige Folgen und Schlüſſe aus derſelben herzuleiten. Er kann alſo von einer jeden Handlung Grund geben, die er um Gottes willen vornimmt, und zwar den rechten. Er läßt es alſo nicht dabey bewenden, daß ſein Verſtand nur unterrichtet: ſondern er ſuchet auch allerdings ſolches in ſeinen Veränderungen an den Tag zu legen. Er thut nichts, wovon er nicht einſieht, daß es nicht zur Ehre Gottes gereiche, oder daß es bey andern Vernünftigen leicht Anſtoß erwecken könne. Das Verhältniß, welches ſich zwiſchen dieſer Erkenntniß Gottes, und denen daher zu beſtimmenden Handlungen befindet, ſtellet er ſich ſo lebhaft vor, daß er um dieſes Verhältniſſes willen eben das thut, was zur wahren Gottesfurcht gehöret.

§. 13. Ich darf mich nicht länger bey der Erklärung der Worte aufhalten: ſondern ich will, um ihrer Geduld nicht zu misbrauchen, ihnen den Vorzug des letzteren vor dem erſteren aus vernünftigen

Gründen zu zeigen ſuchen. Ich werde ihnen alſo erſtlich den Schaden von dem erſtern, und hernach die Vortheile des letztern vorſtellen, damit ſie den Vorzug des letztern deſto beſſer einſehen können. Es iſt ihnen bekannt, mein Herr, und zwar aus andern Wahrheiten, daß Empfindungen nicht lange in unſerer Seele dauren können. Sie nehmen mit der Zeit ab, indem ihnen dadurch allezeit ein großer Grad der Klarheit entriſſen wird. Richtet alſo ein Menſch ſein Chriſtenthum ſo ſinnlich ein: ſo iſt nothwendig, daß es bald aufhören müſſe, eben ſo bald wie es entſtanden. Werden die äußern Empfindungen bey einem ſolchen Menſchen durch andere Vorſtellungen unterdruckt: ſo höret hernach ſeine Frömmigkeit auf. Es iſt mir nicht ein, ſondern mehr als 100 Exempel bekannt, daß Leute eine Zeit lang einen großen Ernſt in der Frömmigkeit von ſich blicken laſſen: ehe man ſich es aber verſehen, ſo ſind ſie die allerſchlimmſten geweſen, und das aus keiner andern, als der ihnen itzo angezeigten Urſache. So kann ihnen auch nicht unbekannt ſeyn, mein Herr, daß ein Menſch bey einem ſinnlichen Gottesdienſte mehr beſchwerliche Handlungen vornimmt, als nöthig ſind. Eine Zeit lang, da die Sache noch neu iſt, thut er ſelbiges wohl mit Freuden: wenn er aber ſehr dadurch abgemattet worden, und nicht mehr einen ſolchen Eifer bey ſich verſpüret; ſo entſteht daher hernach in ſeiner Seele ein Verdruß, die Handlungen werden ihm beſchwerlich, und da er ſein ganzes Chriſtenthum darinn geſetzet, ſo fällt daſſelbe hernach gänzlich übern Haufen. Oder es geſchieht auch, daß ſo lange er in den Gedanken ſteht, ſeine Frömmigkeit ſey die rechte, er immer bey ſeinem Irrthume bleibt: kömmt er aber an andere Orte, und höret verſtändige Leute reden; ſo wird ſeine Einſicht geändert, und es höret alsdenn dergleichen bald wieder auf. Es iſt alſo dieſes einer der vornehmſten Schäden, daß dergleichen nur etwas vorübergehendes iſt.

§. 14. Da ferner ein ſolcher Gottesdienſt auf einer falſchen Erkenntniß beruhet, und durch einen jeden falſchen Begriff die Vorſtellungskraft verſchlimmert wird: ſo folget, daß dieſelbe bey einem ſolchen Menſchen in eine große Unordnung müſſe geſetzet werden; und daß er alſo nicht nur in dieſem Stücke irre, ſondern auch in ſeinen übrigen Verrichtungen vieles Falſche mit unterlaufen könne. Und dieſes erhellet auch aus der täglichen Erfahrung. Denn man wird bey einem ſolchen Menſchen theils eine gänzliche Verabſäumung ſeiner Berufsarbeit, theils eine unrechtmäßige Tadelſucht anderer antreffen: ſo daß wer nicht an ſeiner irrigen Einſicht Theil nehmen kann, von ihm verachtet, und für den Gottloſeſten ausgeſchrien wird. Ich wollte ihnen noch viel mehrere Schäden zu Gemüthe führen: wenn mich die Zeit nicht daran hinderte.

§. 15. Alles dieſes fällt nun aber bey einem vernünftigen Gottesdienſte weg; und es hat derſelbe unbeſchreiblich viele Vortheile bey ſich, davon ich itzo nur einige anführen will. Erſtlich, daß derſelbe beſtändig iſt: denn da er auf einer gewiſſen Erkenntniß beruhet, und Wahrheit, in alle Ewigkeit Wahrheit bleibt; ſo muß derſelbe, ſo lang er auf dieſer Einſicht gegründet iſt, Beſtand haben. Ich will damit nicht ſo viel ſagen: als ſey es unmöglich, daß eine ſolche Frömmigkeit unterbrochen werde. Denn wir wiſſen, daß wir zuweilen von der Sinnlichkeit als von einem Strome können hingeriſſen werden; und alsdann ſo höret dieſelbe doch auf. Doch iſt ſie keiner ſo großen Gefahr unterworfen, als die erſte. Ferner ſo treffen wir bey ihr ein wahres Vergnügen an; da die vorige lauter Beſchwerde bey ſich führet. Denn da wir uns allezeit mit dem höchſten Gute beſchäfftigen, und zwar auf eine lebhafte Weiſe: ſo iſt es nothwendig, daß daher ein großes Vergnügen entſtehe. Ein Menſch wird alsdenn vor der Herrſchaft ſeiner ſinnlichen Begierden ſehr geſichert: indem er eine Fertigkeit beſitzt, nach denen obern Kräften ſeiner Seele zu handeln, welches ſich hernach auch auf die übrigen Handlungen eines ſolchen Menſchen erſtrecket, ſo daß er im Umgange mit andern liebenswürdig wird, und jedermann durch ſeine Frömmigkeit ſo durchleuchtet wird, daß er eine heilige Ehrfurcht gegen ihn beköm̃t.

§. 16. Sehen ſie nun nicht, mein Herr, den Nutzen der letzern vor der erſtern? Ich würde nur eine vergebliche Arbeit thun, wenn ich ihnen denſelben noch weitläuftiger beweiſen wollte. Ich ſchließe alſo meine Abhandlung mit dem Wunſche, daß ſie das Vergnügen daraus ſchöpfen mögen, welches ſie gehofft, und daß andere, die ſich getroffen finden, dadurch mögen auf beſſere Gedanken gebracht werden. Leben ſie wohl.

D***.

* * *

Vom Gebrauche der Zeit.

Ihr Menſchen, dürfen wir, was tauſend frevelnd wagen,
Natur und Vorſicht wohl voll Ungeduld verklagen,
Daß, wenn der Dünkel noch ſein Ziel entfernet ſieht,
Das Leben ſchnell verfließt, und ungebraucht entflieht?
Man ſeufzet ungeſtüm, daß unſre Zeit verſchwindet,
Eh der bemühte Geiſt ſein wahres Glück gegründet,
Und daß uns, wenn man erſt ſich ſelbſt zu leben denkt,
Der ſchrecklichſte Tyrann in finſtre Grüfte ſenkt.
Verwegen tadelt oft der kleinen Geiſter Menge,
Die niemals edel denkt, des Schickſals harte Strenge,
Das, wie ein frecher Wahn ſie in den Jrrthum ſtürzt,
Mit ungerechter Hand der Jahre Dauer kürzt.
Ein Greis, der ſeinen Fuß durch fremden Beyſtand hebet,
Und ängſtlich geht und keucht, glaubt, daß er kurz gelebet;
Und wenn ſein Alter auch an Neſtors Jahre reicht:
So ſeufzt er, daß ſein Geiſt der Welt zufrüh entweicht.
Er ſagt Gelübden zu, er ſetzte gern Altäre,
Und baute Kirchen auf, wenn er nur jünger wäre.
Er ruft die Zeit zurück, der er unzähligmal
Geſchwinder zu vergehn, mit kühnem Trotz befahl.
Doch thun denn dieß allein der Haufe kleiner Seelen,
Und Greiſe, die vor Furcht in ihren Wünſchen fehlen?
Fällt nicht dem rohen Volk ein Weiſer ſelbſt oft bey,
Und ſagt, daß die Natur hier faſt zu grauſam ſey?

Be‐

Beklaget nicht ſein Mund mit weibiſchem Geſchreye,
Das Männern ſchimpflich iſt, der Jahre kurze Reihe;
Wenn er ein wildes Thier für mehr beglückt erkennt,
Dem die Natur etwan ein ferner Ziel gegönnt?
  O daß der kühne Menſch, der hier die Vorſicht ſchändet,
Wo er doch ſtrafbar iſt, die Schuld auf fremde wendet!
Das weiſe Schickſal hat uns Tage gnug verliehn;
Nur wir verkürzen ſie, und heißen ſie entfliehn!
Suche jemand wohl den Strom der Zeiten aufzuhalten?
Noch eh wir wohl gelebt, ſehn wir uns ſchon veralten,
Wir kehren nie zu uns, der Geiſt wird niemals frey,
Und ſtets empfinden wir der Laſter Sklaverey.
Seufzt nicht, daß die Natur uns wenig Zeit gegeben,
Da der Begierden Wuth den größten Theil vom Leben
Tyranniſch an ſich reißt, und, was ein Thor nicht glaubt,
Der Jahre muntern Lenz und ihren Sommer raubt.
Der Leidenſchaften Schwarm hält unſern Geiſt gefangen,
Sie wachen ſchlau um ihn, und hindern ſein Verlangen,
Das auf die Freyheit geht, die ſich von fern ihm weiſt,
Doch deren Anblick ihm das Laſter gleich entreißt.
Die Menſchen ſind umhüllt durch dicke Finſterniſſe,
Es lebt der größte Theil bloß auf das Ungewiſſe,
Er weis vor Trägheit nicht, was er verrichten ſoll,
Und, eh er etwas thut, ſind ſeine Tage voll.
Wie, wenn ein Wind entſteht, und eine Feder hebet,
Sie bald in reger Luft in gleicher Höhe ſchwebet,
Bald aber niederſinkt, ſchnell wieder aufwärts irrt,
Daß man nicht ſehen kann, wohin ſie fallen wird:
Wie viele ſind nicht ſo, unthätig und verdroſſen,
Und weichlich, langſam, träg, und täglich unentſchloſſen?

Ihr Leben iſt ein Schlaf, der tief und daurend iſt,
Was Wunder, wenn die Zeit faſt unvermerkt verflieſ
Wer miſſt ſie wohl nach dem, was er in ihr verricht
Wie weit ſein Tugendtrieb der Lüſte Reich zernichtet,
Wie nah ſein beßrer Theil zur Freyheit ſich gewagt,
Und wie viel Laſter er aus ſeiner Bruſt verjagt.
Wer als ein wahrer Held durch edlern Muth begeiſtert,
Als der die Helden treibt, ſich ſeiner Zeit bemeiſtert,
Stets tugendhafter wird, die Bosheit ſtets mehr fleucht,
Bringt ſeine Zeit doch hoch, wenn ſie auch ſchnell entweicht.

Ein kluger Landmann ſchätzt nur nach der Früchte Meng
Die väterliche Flur, nicht nach der Aecker Länge;
Ein groß und ſteinigt Land iſt kleiner, als ſein Feld,
Von dem ſein muntrer Fleiß weit mehr Genuß erhält.

Wenn wird der Sterbliche ſich ſeiner Thorheit ſchämen?
Er lebt, als könnte nie die Zeit ein Ende nehmen,
Seht, wie der Leichtſinn ſie nachläßig ſelten nützt,
Die er, wenn ſie entflohn, nie wiederum beſitzt.
Muß nicht ein höhrer Geiſt der Blindheit ſpöttiſch lachen!
Voll Unruh ſieht man den den Klumpen Gold bewachen,
Und zittend um ihn ſtehn; der Kummer nimmt ihn ein,
Er fürchtet, im Beſitz nicht ſicher gnug zu ſeyn:
Er ſorgt, den andern nie die Schätze zuzuwenden,
Die Zeit allein ſieht man ihn unbeſorgt verſchwenden,
Und da, wo doch der Geiz der Menſchheit Zierde wär,
Iſt er ihm ſtets verhaßt und auszuüben ſchwer.
Wenn dem ein naher Feind ein kleines Land entriſſen,
Wird oft ein ganzes Volk die Rach empfinden müſſen;

Auf einen ſolchen Raub folgt Schlacht und Grauſamkeit,
Allein wer ſtreitet wohl um die geraubte Zeit?

So ſorglos iſt der Menſch in dem Gebrauch der Stunden,
Und dennoch klagt er ſtets, daß ſie zu früh verſchwunden!
Die Kindheit geht dahin, eh er ſich ſelbſt noch fühlt,
Indem ſein tändelnd Herz mit Eitelkeiten ſpielt.
Die Jugend eilet auch, noch ſchneller, als wir denken,
Wenn wir den leichten Sinn auf tauſend Dinge lenken;
Man wird ein Mann und Greis, noch eh man ſich erkannt,
Weil uns das Eitle ſtets uns ſelbſt mit Liſt entwandt.

Nein, wen die Weisheit führt, daß er ſich ſelbſt erkennet,
Wenn noch ein muntres Blut in vollen Adern brennet,
Wer in ſich ſelbſt entweicht, nicht äußre Güter liebt,
Mit ſich beſchäfftigt iſt, der Weisheit ſich ergiebt,
Wer ſeinen Geiſt verklärt, die Wiſſenſchaft erweitert,
Des Herzens Neigung prüft, und ſeinen Willen läutert,
Die Leidenſchaften dämpft, mit herrſcheriſchem Zwang
Die Laſter unterdrückt, der macht ſein Leben lang.
Wenn ſich ſein weiſer Geiſt aus dem Gefängniß hebet,
Das ihn umſchloſſen hielt, hat er ſich gnug gelebet;
Er ſchwinget ſich alsdann mit freyern Flügeln auf,
Steht noch und ſieht entzückt der fernen Welten Lauf!

C**

* * *

* *

Von der
wahren und ſcheinbaren Größe
der Dinge.

Es iſt bekannt, daß alle menſchliche Erkenntniß von dreyfacher Art iſt, und daß keine zu erdenken iſt, welche nicht zu einer Art derſelben ſollte können gerechnet werden. Dieſe dreyfache Art der Erkenntniß iſt dem gemeinen Manne ſo wohl eigen, als dem Gelehrten, doch mit Unterſcheide. Der gemeine Mann iſt nicht geſchickt, dasjenige, was er erfahren hat, deutlich vorzutragen; folglich kann er ſich die hiſtoriſche Erkenntniß zwar zu Nutze machen, allein andern kann er ſie nicht ohne vielen Verluſt der Zeit wieder beybringen; und daher müſſen die Lehrjungen gewiſſe Zeit mit eben den Sachen umgehen, theils damit ſie ihnen bekannt und gemein werden, theils damit ſie den Mangel der Fähigkeit durch die Erfahrung erſetzen. Die philoſophiſche Erkenntniß iſt bey ſolchen Leuten noch ſchlechter. Sie ſind nicht geſchickt, ſich von den Sachen beſtim̃te Begriffe zu machen, noch etwas daraus herzuleiten; daher nehmen ſie die Zuflucht zu Exempeln, oder ſie zeigen die Sachen augenſcheinlich, wovon ſie reden wollen. Die Mathematiſche iſt ihnen auch nicht unbekannt: allein ſie iſt insgemein unbeſtimmt; oder iſt ſie in manchen Dingen beſtim̃t genug, ſo hat man ſie gewiſſe von den Gelehrten erfundene Inſtrumente brauchen lehren. Die Summa von dieſen allen iſt folgendes: Wer viel

Erſcheinungen hat, iſt ein ſchlechter Hiſtoricus, wer viel von qualitatibus occultis zu ſagen weis, ein ſchlechter Philoſoph, und wer von ſcheinbaren Größen als wahren redet, ein ſchlechter Mathematicus.

Es ſind aber ungemein viel Dinge, deren Größen und Kräfte man noch nicht genau beſtimmen kann. In dieſen köñen die Unwiſſenden deſto leichter irren, und die ſcheinbaren Größen mit den Wahren verwechſeln; welches die Gelehrten ſelbſt oft zu thun pflegen.

Das Augenmaaß und andere Empfindungen ſind geſchickt, die Größen der Dinge ungefehr zu beſtimmen. Weil aber dasjenige, was bloß auf den Empfindungen beruhet, mit einer gewiſſen Dunkelheit verknüpft zu ſeyn pfleget: ſo iſt es kein Wunder, daß nicht die Einbildungskraft verurſachen ſollte, daß man von der wahren Größe abgeht, oder doch wenigſtens eine Sache, deren wahre Größe man nicht erfahren kann, größer oder kleiner machte. Die Wörter, welche eine Verwunderung, Verachtung, Ausrufung, oder etwas dergleichen anzeigen, ſind oft die Kennzeichen, daß man ſich von der Dinge Größe einen Begriff machet, der von der Einbildung mehr unterſtützet wird, als von der wahren Erkenntniß. Die Größe und die Verkleinerung findet nicht eher ſtatt, als bis man eine Sache mit einer andern vergleicht, und gleichwohl redet man von der Größe und Verringerung der Dinge, ohne ſie mit einem anderen oder dritten Dinge zu vergleichen; oder wenn es auch geſchiehet, ſo haben oft beyde Sachen, welche mit einander verglichen werden, noch kein beſtimmtes Maaß. Wie leicht können daher nicht falſche Größen der Dinge erfunden werden, die, wenn ſie beſtimmt werden, ein ander Anſehen bekommen.

Man kann zweyerley Arten der ſcheinbaren Größen ſetzen: eine wird durch die Einbildungskraft erzeuget, die andre kömmt von den Sinnen ſelbſt. Die Optik lehret, was die ſcheinbare Größe der Dinge, welche das Auge verurſachet, iſt; ſie lehret ſie finden und von der wahren unterſcheiden. Wenn man die ſcheinbaren Größen, welche die die übrigen Sinne und die Einbildungskraft von den Dingen geben, auch ſo genau von der wahren unterſcheiden könnte, ſo würden viele fanatiſche Ausſchweifungen nicht ſo üblich ſeyn, als ſie wirklich ſind, und die Begierden, welche dadurch vergröſſert werden, nicht ſo zum Schaden der Menſchen wachſen und zunehmen. Es iſt daher nöthig, daß Vernünftige die Einbildungskraft einſchränken und die Sinne recht gebrauchen lernen. Damit dieſes noch deutlicher in die Augen falle, ſo will ich ein Exempel geben. Geſetzt ein Politicus will von der Stärke eines Landes reden. Wenn er ſich von den oratoriſchen Redensarten mancher Hiſtorien- oder Zeitungsſchreiber will bethören laſſen: ſo wird er nicht viel beſſer, als der gemeine Mann, davon urtheilen. Wenn er aber alle Verzeichniſſe, Regiſter und Schriften, die der Landesherr ſelbſt in die Hände bekömmt, durchleſen kann: ſo wird die Verſtellung der erſten ungleich, aber der Wahrheit näher kommen. Mehrentheils wird die Größe kleiner, weil die erdichteten Bilder, an welchen die Einbildungskraft reich genug iſt, gänzlich wegfallen, und dieſes noch weit beſſer, wenn er mit den Sinnen ſelbſt alles, oder das meiſte betrachten kann. Alte und neue unbekannte und abweſende bekannte Sachen, werden oft ohne Noth bewundert. Die Wörtchen mehr, beſſer, vortrefflicher, ſchöner und dergleichen zeigen ſattſam, daß man ſich mehr mit der ſcheinbaren Größe der Dinge, als deren Unterſuchung beſchäfftigt. Es pflegt dieſelbe Vorſtellung mehrentheils von einem Affecte begleitet zu ſeyn, ja es iſt nicht unmöglich, daß wer eine Schrift, die mit ſolchen Wörtern angefüllet iſt, lieſt, eben dieſen Affect empfinden muß. Man verarget dieſen Betrug den Rednern und Dichtern nicht, wenn ſie ihn nicht misbrauchen, und die Leſer zu böſen und falſchen Dingen zu überreden ſuchen; ſondern ihn vielmehr einen Eifer gegen die Tugend, Wahrheit und Gottesfurcht zu erregen anwenden. Denn es ſchadet die dunkle Vorſtellung der Dinge nicht viel, wenn man nur die Affecten und Begierden der Menſchen ſo lenket, daß der Eifer gegen und zu dem Guten ſo ſtark wird, als er das Böſe zu befördern gemeiniglich zu ſeyn pflegt. Nur denen ſteht es nicht wohl an, die mit Wiſſenſchaften umgehen. Dieſe brauchen keine betrügliche Farben. Es verräth ſich vielmehr ein Schriftſteller, daß ein Anſehen zu erlangen und nicht die Unterſuchung der Wahrheit, ſeine Hauptabſicht iſt. Die Liebhaber der alten und neuen, die Prediger, Politici, Advocaten und Aerzte misbrauchen ſich dieſer Künſte bisweilen allzuſehr, und ſuchen durch andrer Einfalt ſich zu bereichern. Die Schmeichler, die Plauderer, die Prahler, und andere dergleichen Leute ſind Verſtändigen darum ſehr verhaßt, weil ſie die

Achtſamkeit anderer durch eine Rechnung von den Größen verhindern wollen. Diejenigen, welche beſtändig klagen, ſeufzen und von großem Unglücke reden, das man zu fürchten; hat ohne daß ſie Grund dazu haben, ſind nicht weniger unangenehme Gäſte; weil ſie unſre Einbildungskraft in Unordnung zu bringen ſich angelegen ſeyn laſſen, da ſie ihre Künſte doch beſſer anwenden würden, wenn ſie den Abſcheu gegen die Laſter rege zu machen ſuchten. Die Bemühung vieler Schriftſteller, die Furcht und Hoffnung bey den Leſern nach Gefallen zu vergröſſern, iſt nicht ungewöhnlich; und es haben kluge Leute zu thun, daß ſie ſich nicht von ihnen einnehmen laſſen. Sie gleichen den Phariſäern, welche von vielen Satzungen redeten, und doch dieſelben nicht mit den Fingern berühren wollten. Die Unwiſſenheit nimmt ihre Zuflucht zu den ſcheinbaren Vergrößerungen. Oft, wenn man die Sachen nach den Verſprechungen auf den Titeln und Vorreden ausgeführt zu finden vermeynet, ſo findet man nichts, als leere Wörter, Lobeserhebungen, Schmähungen, Tadelſucht, Verachtungen, Klagen und dergleichen; ja es ſcheint ihnen eine unbekannte Sache zu ſeyn, daß wenn ſie unwiſſend ſind, das Stillſchweigen ihnen zur Weisheit würde angerechnet werden. Man ſollte das Urtheil von den wahren Größen der Dinge denen überlaſſen, welche die Sachen ſelbſt unterſuchen können, die Vorurtheile würden nicht ſo häufig unter den Gelehrten angetroffen werden; die oft von den Schriftſtellern, wie junge Studenten von ihren Lehrern reden. Die Betriegereyen und Zänkereyen würden ſo wohl unter den

Gelehrten als Handwerkern und allen Menſchen nicht ſo gemein ſeyn. Die Nationalſtreitigkeiten, die ehrgeizigen Forderungen, und noch andere Schwachheiten würden wenigſtens nicht ſo häufig bey ſonſt nicht ungeſchickten Leuten angetroffen werden. Die Urſachen vieler Laſter ſind oft die gemachten Vorſtellungen von der ſcheinbaren Größe der Dinge.

Es iſt nicht zu leugnen, daß nicht oft der Mangel der Erkenntniß von dem wahren Maaße, durch eines, das ungefehr zutrifft, erſetzt werden müßte, weil bey vielen Dingen die Art und Weiſe unbekannt iſt, das Rechte zu erfahren; allein es muß dieſes nicht eher geſchehen, als bis man die Sachen, welche man ihrer Größe nach vergleichen will, genau und deutlich erkannt hat; ſonſt wird man wie Jacob Böhme von Dingen reden, die man nicht verſteht, und von denen man nichts ſagen kann, als daß ſie wirklich ſeyn ſollen. Meine Leſer werden ſagen, daß ich ſelbſt Wörter brauche, die eine Vergrößerung oder Verringerung einer Sache anzeigten. Allein ich glaube, ſie werden die Gründe erwegen, welche ich anführe; u. alsdann werde ich nicht fürchten dürfen, daß ſie von meiner Meynung ſich entfernen werden. Wer der Länge nach eine Stadt durchgegangen iſt, ohne die Schritte zu zählen, und ſich doch die Linie von 10 Schritten nach ſeiner Art vorſtellen kann, der kann wohl ſagen, die Stadt iſt ungefehr nach meinem Schritte gerechnet ſo oder ſo lang. Wer die Stadt nicht einmal geſehen hat, kann auch nicht einmal ein ungefehres Maaß von der Länge angeben. Man verwirft daher nach Recht und Billigkeit eine

Vorſtellung der ſcheinbaren Größe, die ſich auf nichts als des Menſchen Einbildung gründet. Wer mir nicht durch Offenbarung, ſondern nach den Regeln der Aſtrologie und Chiromantie, die Größe meines Glücks oder Unglück prophezeyen will, den mag ich nicht anhören; weil es nöthig iſt, daß man dasjenige, was einem die Vorſicht wiederfahren zu laſſen beſtimmt hat, geduldig erwartet; weil ſonſt die Vorſtellung von dem großen Unglücke mich entweder freudiger oder trauriger machen könnte, als ich zu der Zeit, wenn ichs ſelbſt erfahren müßte, nöthig hätte: da doch mein Wunſch iſt, daß ich nimmer eine ſolche Gleichgültigkeit in mir verſpüren mag, als ich itzt bey mir in Anſehung des Urtheils merke, welches meine Leſer von dieſen Gedanken, und dem Urheber derſelben fällen werden. Ich werde es weder meinen Freunden noch Feinden, weder mit Dank noch mit Undanke belohnen, wenn ſie mich etwan durch ihr Lob oder durch ihre Verachtung unter die ungeheure Zahl der im guten oder böſen berühmten Mäñer mit zu rechnen Belieben tragen ſollten. Doch dieſes letztere will ich nicht hoffen, weil ich, was den Ruhm betrifft ganz unſchuldig bin. Meine Leſer halten ſich bey meiner Größe nur nicht lange auf; es ſind andere große Männer, deren Größe ſie zum Zeitvertreibe ausmeſſen können.

* * *

* *

Schreiben
wegen nachſtehender Ode.

Geehrteſte Freundinn,

Sie haben heute ſchon wieder etwas von meinen Gedichten zu leſen verlangt. Doch weil ich theils nichts bey der Hand habe, theils zu beſcheiden bin, als daß ich ihnen meine Arbeiten immer vorlegen ſollte: ſo ſchicke ich ihnen eine Ode, welche ein uns nicht unbekanntes Frauenzimmer, vor vielen Jahren verfertiget haben ſoll. Es iſt eine ordentliche Liebeserklärung an eine Mannsperſon, mit der ſie nach der Zeit, wie man ſaget, die zufriedenſte Ehe geführt hat. Allein ich weis nicht, ob ichs glauben ſoll, daß ein Frauenzimmer die Urheberinn dieſer Ode geweſen iſt. Es iſt viel ſchönes darinnen, doch, wie mich deucht, auch viel Verwegenheit. Ich finde freylich kein Geſetze in der Vernunft, das einem Frauenzimmer verwehren ſollte, den Mannsperſonen ihre Liebe ſo wohl zuerſt zu entdecken, als wir dem ſchönen Geſchlechte zu thun pflegen; und wenn wir weniger vom Zwange und mehr von Tugend wüßten: ſo würde dieſe Einführung weder unſicher, noch unbeſcheiden ſeyn. Doch was man der griechiſchen Sappho vergeben kann, das wird man einer Deutſchen nicht gleich gut ſprechen. Ich will alſo aus Liebe für dero Geſchlecht und für den ſo genannten Wohlſtand, lieber glauben, daß dieſes Gedichte aus der Feder eines muthwilligen Poeten, als eines Frauenzimmers gefloſſen iſt, ob ich gleich aus der Aehnlichkeit dieſer Ode mit den übrigen Gedichten dieſes Frauenzimmers, welches vor drey Jahren geſtorben iſt, das letzte ziemlich wahrſcheinlich machen könnte. Schreiben ſie mir ihr Urtheil von dieſer verliebten Ode. Wir wollen ſie alsdenn nebſt demſelben in die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes einrücken laſſen. Was die neue Sammlung der anakreontiſchen Oden betrifft: ſo bin ich völlig ihrer Meynung, daß ſie munter und ſchön ſind, und den Reim mit vielem Vortheile entbehren. Ich bin ꝛc.

G.

Ode
eines Frauenzimmers
an einen Freund.

O Freund, wie wenig mußt du fühlen!
Bleibt denn dein Herz zeitlebens kalt?
Wenn meine Blicke nach dir zielen;
So widerſtehſt du mit Gewalt.
Was hilft michs, daß ich in der Nähe
Dich ſchön doch ohne Liebe ſehe?

Ich will die Grenzen überſchreiten,
Die uns Gebrauch und Zwang geſteckt;
Mein Herz, ein Herz voll Zärtlichkeiten
Sey dir hiermit zuerſt entdeckt.
Das, was man fühlt, frey zu geſtehen,
Iſt mehr Natur, als ein Vergehen.

So wiſſe denn, mein Freund, ich liebe!
Erfahr es ganz, ich liebe dich!
Doch eben dieſe heißen Triebe
Sind eine Strafe wider mich:
Denn welcher Schmerz! wer zärtlich glühet,
Und keine Gegenliebe ſiehet.

Du lachſt! genug. Ich bin verlohren!
Du liebſt mich nicht. Ich ſeh es ein:
Dein Herz ſoll nicht für mich gebohren,
Mir koſtbar, doch nicht meine ſeyn.
Ich bin zufrieden, ſchenk indeſſen
Mir nur das Glück, dich zu vergeſſen.

O triffſt du denn auf meinen Wangen
Kein Theil der holden Anmuth an,
Die dir nach mir ein ſolch Verlangen,
Als mir nach dir, erwecken kann;
Und iſt von allen meinen Blicken
Denn keiner ſtark, dich zu beſtricken?

Hört auf, ihr Schmeichler, mir durch Schwüre
Viel vortheilhaftes zu geſtehn;
So lang ich dich, mein Freund, nicht rühre:
So lange bin ich auch nicht ſchön.
Und aller Reiz geſchickter Glieder
Iſt ohne dich, mir nur zuwider.

Doch fehlt mir Anmuth in Gebehrden,
Fehlt meinen Augen Gluth und Luſt:
So trag ich, um geliebt zu werden,
Doch zärtlich Blut in meiner Bruſt;
Zum Lieben muß man noch mehr Gaben,
Als ſchönes Haar und Auge, haben.

Freund, lerne mich nur erſtlich kennen;
Vergnügt dich ein zufriedner Geiſt,
Gefällt dir, was wir Dichtkunſt nennen,
Und rührt dich, was man Unſchuld heißt:
So hoff ich, in den künftgen Tagen,
Noch deine Gunſt davon zu tragen.

Dann werd ich erſt zu dichten wiſſen,
Wenn meine Liebe dich beſitzt,
Und wenn die Gluth von treuen Küſſen
An deiner Seite mich erhitzt;
Da wird die Luſt, an dich zu denken,
Mir einer Sappho Feuer ſchenken.

Auf, lieber Freund, und laß uns lieben!
Sey nicht beſorgt, mein Glück iſt dein.
Mein Reichthum wird mich nur betrüben,
Wofern er nicht ſoll deine ſeyn.
Was läßt du länger mich verweilen,
Ihn, wie mein Herz, mit dir zu theilen?

Antwort

auf das vorhergehende Schreiben.

Geehrter Freund,

Die überſchickte Ode eines Frauenzimmers habe ich zweymal durchgeleſen und beydemal gewünſcht, daß ſie kein Frauenzimmer möchte verfertiget haben. Mit ihrer Poeſie möchte ſie unſerm Geſchlechte wohl Ehre machen; hingegen beleidiget ſie uns mit ihrer verliebten Dreuſtigkeit. Sie ſchreibt nur gar zu Natürlich, und indem ſie ihr Herz und die Poeſie reden läßt: ſo vergißt ſie die Klugheit und den Wohlſtand. Da meine Schweſter auf die Strophe kam:

Du lachſt: genug, ich bin verlohren :c.

ſo warf ſie das Blatt hin und ſagte, ich wollte, daß das ganze Gedichte verlohren wäre. Doch traue ich ihr in dieſem Stücke nicht ſehr. Denn ſie vermengt eine erzwungne Sprödigkeit gar zu oft mit dem Sittſamen und Eingezogenen. Wenn ſie die Ode ja wollen drucken laſſen: ſo erinnern ſie nur, daß man von der zärtlichen Ausſchweifung eines Frauenzimmers nicht auf den Charakter aller ſchließen darf. Denn ſonſt wird es denen Perſonen von unſerm Geſchlechte, welche Verſe machen, bald gehen, als wie den Poeten, daß man ſie ſchlechtweg für verliebt hält, gleich als wenn die ſchläfrigen Köpfe zu ſchlecht für eine gemeine Liebe wären. Ein Uebel will ich Ihnen noch ſagen, das aus dem Drucke dieſer Ode entſtehen wird. Wir werden inskünftige keinen jungen Herrn mehr anſehen dürfen: ſo wird er ſich einbilden, wir ſtünden im Begriffe, eine Ode an ihn zu machen, und berathſchlagten nur noch, ob wir ihm in jambiſchen oder trochäiſchen Verſen unſer Herz antragen wollten. So ſehr ich ihnen, mein Herr, gewogen bin: ſo verſichre ich Sie doch, daß ich in meinem Leben keine Ode an ſie mache. Mich deucht es klingt beſſer in Proſa, wenn ich mich nenne

Den 24 Auguſt 1744.

ihre gute Freundinn,

Auguſta.

Das

Das Lob
eines wildgewachſenen Baumgartens,
in der
Geſellſchaft redlicher Verehrer der Natur
gehalten von
Sylvius, Freyherrn von Verwildern.

Plin. 7. L. 29. Ep.

Sed quid indignor? Ridere ſatius eſt, ne ſe magnum aliquod adeptos putent, qui huc felicitatē perueniunt, vt rideantur.

Meine Herren,

Die Natur iſt von undenklichen Zeiten her als eine große Göttinn verehret worden. Die größten Weltweiſen, die berühmteſten Staatsmänner unter den klugen Römern verehrten ihre Majeſtät, und ſchämten ſich nicht, ihre Diener und Anbether zu ſeyn. Wir, die wir die Stralen eines helleren Lichts genießen, und den Traum von den heidniſchen Gottheiten mit der Nacht der Finſterniß verlachen, wiſſen zwar wohl, das die Natur an ſich keine Gottheit ſey: wenn wir aber dadurch die Geſetze und Ordnung, welche der Schöpfer in die

Natur gelegt, und nach denen er handelt, verſtehen; ſo bleibt ſie allerdings majeſtätiſch und ehrwürdig. Das bewegt uns dannenhero aufrichtige und einfältige Verehrer der Natur abzugeben. Wir behaupten demnach: ein Menſch, ein Thier, eine Pflanze müſſen ſo bleiben, wie ſie die Natur hervorbringt, ohne etwas daran zu künſteln, als wodurch nur das Verderben eingeführet, unterhalten und vermehret wird. Je einfältiger und gemäßer etwas der Natur iſt, deſto ſchöner und verehrenswürdiger muß es ſeyn. Weil ſich aber viele eitele Leute finden, die uns widerſprechen, uns für allzu ſtarke und thörichte Verehrer der Natur ſchelten; weil ſie wähnen, es ſey dem Menſchen überlaſſen und eingeräumet worden, auch etwas an den Werken der Natur zu beſſern und nach ihren Willen einzurichten, welches auch den Geſetzen derſelben gemäß ſeyn ſoll, wodurch ſie aber die Natur nicht wenig beſchimpfen: ſo will ich mich jetzo bemühen, ſie durch das Beyſpiel eines wildgewachſenen Gartens zu widerlegen, und ſeine Vorzüge vor gekünſtelten Gärten ſonnenklar darthun, und eben dadurch viele andere theure Wahrheiten vertheidigen. Ich bin verſichert, das Sie, meine Herren, mit mir einerley Meynung ſind. Ich zweifle deswegen gar nicht, Sie werden meinen Vortrag deſto geneigter anhören und mich den Zweck der Ueberredung deſto leichter bey Ihnen erhalten laſſen. Ihr Beyfall wird aber bey unſern Gegnern, welche doch ſowohl auf einen ſo ſtarken Beyfall, als auch auf die Gründe ſelbſt ſehen ſollten, hoffentlich von keinem geringen Nachdrucke ſeyn. In dieſem Vertrauen fahre ich denn getroſt fort.

Sie wiſſen, was ein Garten iſt, nämlich ein umzäunter Platz, welcher zum Nutzen der Menſchen, und gröſſeſten Theils zum Nutzen der Haushaltung gewidmet iſt. Sie wiſſen, daß es vielerley Gärten giebt: Da ſind Wein- Baum- Küchen- Hopfen- Luſt- Thier- Gärten. Von einem Baumgarten wollen wir heute reden. Die Baumgärten ſind auch unterſchieden. Einige ſind mit unfruchtbaren Bäumen, bloß zur Unterhaltung eines erlaubten Vergnügens, andere mit tragbaren Obſtbäumen, zum Gebrauche im Hausweſen bepflanzet. Dieſe Obſtgärten ſind theils gekünſtelt, theils wild gewachſen, und die letzten will ich eben heute loben. Die gekünſtelten heißen eben darum alſo, weil die Bäume deſſelben durch den Fleiß eines Gärtners ordentlich gepflanzet, nach ſeinem Sinn gezogen, ſtark beſchnitten, behauen, unter der Scheere gehalten, gepſropfet oder geoculiret, kurz fleißig gewartet werden. Dieſe koſten faſt mehr als ſie einbringen. Die Bäume eines wildgewachſenen Gartens aber ſtehen verworren untereinander hin, bald dicke, bald dünne: ſie wachſen, wie ſie wollen, krumm oder grade, in die Höhe oder in der Breite, und dieſe trifft man gemeiniglich bey den Bauern auf dem Lande an. So viele Vorzüge auch die erſte Art bey Leuten von verwähntem Geſchmacke zu haben ſcheint: ſo leicht ſoll es mir doch werden, ſie der letzten Art zuzuerkennen. Was werde ich aber für Gründe hervorſuchen? Sie können ſie leicht vorherſehen. Fällt es nicht einem jeden gleich in die Augen, daß der Garten, den ich rühme, nicht ſo viel koſte, als ein anderer? Was koſtet es einem Gärtner zu unterhalten? Welcher Hausvater verſteht die gekünſtelte Baumzucht? Wie leicht könnte er es dabey verſehen? Und wer kann es auf dem Lande abwarten, wo man mehr zu thun findet? Wo aber die Bäume ſich ſelbſt ſäen und pflanzen, wachſen wie ſie wollen: da darf ein Hausvater faſt nichts mehr thun, als die Früchte einſammlen. Kömmts hoch, ſo zerſtöhret er einige Raupenneſter, bricht einige dürre Zacken ab, hauet einen unfruchtbaren oder erſtorbenen Baum um und füllet eine Lücke aus. Das kann er noch beſtreiten, und das machet ihm keine Koſten. Auf die Erſpahrung der Koſten muß ein Landmann aber ſehr ſtark ſehen, zumal zu unſern Zeiten. Will man einwenden: Es ſey hier nicht die Frage von dem, was einem Landmanne möglich falle, ob gleich auch in dieſem Stücke vieles möglich zu machen wäre; ſondern von dem, was beſſer ſey, und da müſſe der Ausſpruch für die wohlgezogenen Gärten ausfallen: ſo antworte ich; daß die Erſpahrung der Mühe und Koſten ſchon ein wichtiger Grund iſt. Ich will noch einen ſtärkern anbringen und behaupten, daß meine geliebten Gärten auch mehr Obſt bringen, als die andern. Wenn ein Bauer ganze Körbe, ganze Scheffel voll, ja wohl gar einen Wiſpel von einem Baume erndtet: ſo muß ein anderer mit wenigern zufrieden ſeyn. Es kann auch nicht gleich ein jeder an die hohen Bäume hinan reichen, und ſich etwas von den Früchten abbrechen, wie bey den niedrigen Bäumen täglich geſchiehet, welche ſo gar dem Muthwillen der kleineſten Kinder ausgeſetzet ſind. Ein wilder Garten, (verwildert mag ich nicht ſagen, denn das hieße ſo viel, als allzuwild und ganz aus der Art geſchlagen): ein wilder Garten, ſage ich, giebt zur Sommerszeit einen angenehmen und kühlen Schatten, darunter Gras, Kräuter, Thiere und Menſchen ihre Decke finden. Und endlich muß das ja wohl beſſer ſeyn, was die Natur ſelbſt pflanzet, zieht und den größten Wäldern ähnlich iſt, als was die Menſchen nach ihrem Kopfe künſteln und meiſtern. Und alſo habe ich meinen Satz erwieſen. Ich muß mich wider einige Einwürfe vertheidigen. Man wirft mir ein: Es gäbe mancherley Obſtbäume, Franz= und gemeine Bäume, einige wären niedrige, andere hochſtämmige Bäume. Jene müßte man unter der Scheree halten; dieſe könnte man höher gehen laſſen, aber man müßte ſie doch ziehen und bauen. Ich antworte: der mehreſte Unterſcheid iſt eine Erfindung der Menſchen. Es würde ſich auch ein Unterſcheid, der doch ſchön und angenehm wäre, finden, wenn man die Natur allein walten ließe. Man ſaget: des Gärtners Fleiß brächte nicht nur mehrere Arten an Gewächſen, Blumen und Früchten hervor; ſondern auch ſchöner und wohlſchmeckender. Das Obſt, das gepfropfet und oculiret worden, und an wohlbeſchnittenen Bäumen ſäße, wäre weit größer und ſüßer. Allein das Meiſte beſteht in bloßen Einbildungen. Die Natur würde Veränderung genug hervorbringen, die gut ließen und ſchmeckten, wenn man ſich nicht verwöhnet hätte. Ein Landmann fraget wenig nach dem Wohlſchmacke. Er erndtet deſto mehr und das iſt ihm auch lieb. Man ſaget: die Klügſten und Vornehmſten wären doch anderer Meynung.

Allein das folget nicht, daß das eben das Beſte ſey, was dieſe Art von Leuten thut. Man ſpricht endlich: ſo dürften wir Dorn und Diſteln und das Unkraut, wie auch die allzuhäufigen Vermehrungen der Pflanzen nicht ſtöhren und verringern; ſondern müßten das alles auch ſo wachſen laſſen, wie es die Natur treibt. Allein das würde ſchädlich und nachtheilig fallen. Schaden und Nachtheil, welches mit zum Fluche der Erden gehöret, muß man zu verhüten ſuchen. Alſo verſchwinden alle Einwendungen wie Nebel, wenn das Sonnenlicht eines hellen Kopfs und erleuchteten Verſtandes darauf fällt, und mein Satz bleibt nach meiner Einſicht unbeweglich ſtehen. Was fließt daraus? Sehr viel Vortreffliches. Ich will nur etwas kürzlich berühren. Folglich kann man bey dem Pflanzen viele Arbeit und Koſten erſparen. Folglich kann und muß man alle Früchte in ſeiner natürlichen Brühe eſſen, wie in der That einige von unſerer Brüderſchaft thun: das iſt weit einfältiger, natürlicher, geſünder und wohlfeiler. Man kann Butter, Zucker und Gewürz erſparen. Folglich muß man die Thiere nicht ſchneiden, nicht kappen, ihnen nicht Ohren und Schwänze rauben, die Pferde nicht auf der Reitbahn geſchickt machen, die Hunde nicht abrichten laſſen und d. gl. Folglich muß man ſeine Kinder mit keinem Tanzen, keinen Manieren und ſogenannten Artigkeiten quälen, ſondern ſie wachſen und gehen laſſen, wie es fällt. Es iſt eben ſo gut, ſie gehen ſchief, krumm oder gerade, wenn ſie nur gehen und ſtehen können. Eine Verbeugung, die einfältig gemacht wird, iſt beſſer, als eine gekünſtelte. Es muß doch aus dem allen eine ſchöne Mannigfaltigkeit heraus kommen, die unſern ehrwürdigen Vorfahren ähnlicher iſt. Wie viele erleuchtete Lehrer eifern nicht recht männlich und weislich, wider die gekünſtelte Erziehung; ſie nennen ſie durchgehends und beherzt Eitelkeit, und verſichern, daß ein nach der Welt geſchickt erzogener weit ſchwerlicher in das Reich Gottes kommen werde, als ein Einfältiger. Sollte man darauf nicht achten? Man ſpricht, die Wohlanſtändigkeit müſſe man befördern. Allein man hat ſeinen Geſchmack verwöhnet. Wie angenehm muß es nicht laſſen, wenn einer ſeinen Leib krumm, der andere ſchief, der dritte gerade trägt; wenn der eine den Kopf ſteil hält, der zweyte ihn auf die rechte, der dritte auf die linke Schulter leget: weil der eine das Maul aufſperret, der andere die Naſe rümpfet, oder darinnen grübelt: wenn einer die Füſſe kreuzweis ſchlägt, der andere ſie einwärts, der dritte ſie auswärts ſetzet: wenn der eine mit der Zunge, der andere mit den Füßen, der dritte mit den Fingern ſpielet, oder die Finger zieht, bis ſie knacken: wenn die eine viele kurze, die andere wenige und tiefe Verbeugungen machet, wenn die eine ſich dabey zur linken, die andere zur rechten Seite hinbeuget u. d. gl. Dieſe Mannigfaltigkeit muß ſehr reizen und ergetzen, und ich weis für gewiß, daß einer unſerer Brüder, der itzo bey einem großen Prinzen in hoher Bedienung ſteht, ehe dem, wenn er luſtig war, eine ganze Geſellſchaft zuſammen bath, deren jeder ein ſichtbares Gebrechen am Leibe hatte, wie die Welt redet, und dann ordnete er ſie recht mathematiſch um den Tiſch herum, z. E. der eine ſah zur Linken, der andere zur Rechten hin, u. ſ. w. das war ſein Vergnügen. War das nicht vortrefflich zu nennen? Es folget weiter aus meinem Satze, daß man nicht vonnöthen hat, ſeine Kinder viel lernen zu laſſen. Die Mühe und Koſten kann man erſpahren. Man laſſe ſie laufen, bis ſie Verſtand bekommen und wählen, was ſie werden wollen. Alsdann können ſie leicht ſo viel Geſchicklichkeit erlangen, wenn ſie nur von guter Art und ehrlichem Geſchlechte ſind, und es ihnen nicht an Saft und Kraft, das iſt an Gütern und Gelde fehlet; denn ſo beſitzen ſie Vorzüge und Würden genug. Ein ſolcher Menſch kann gewiß mehr thun, als ein Studierter, mehr thun im Eſſen, Trinken, Spielen, Jagen; mehr thun im Fluchen, im Schlagen, im Großthun und Großſprechen und in andern väterlichen Tugenden. Er ſteht gemeiniglich feſter, er greift ſchärfer zu, und was er nicht mit ausgeſonnenen Gründen ausmachen kann, das machet er mit ſeiner Stärke, mit ſeinen Fäuſten, mit ſeinem Hochmuthe und ungeſtühmen Weſen aus. Nachäffer der ausländiſchen Sitten und müßige Leute, welche durch ihren Unterricht nur ihren Vortheil und Unterhalt ſuchen, wollen der Welt zwar eines andern bereden, das man aber nicht glauben muß. Dieſes mag manchen wohl ſehr fremde klingen. Ich glaube, daß einige meynen, ich ſcherze, andere ich ſpotte, noch andere, ich wäre im Kopfe verrückt. Allein ich bedaure höchlich, daß es warlich viele und geringe Leute giebt, die dieſe Maximen hegen, die das denken, das ungeſcheut ſagen und das thun. Daß ſie aber Grund dazu haben, erhellet aus meinem Vortrage. Wer das nicht gelten laſſen will, der ſtöße ihn mit triftigen Gegengründen um, ſo will ich ihn loben, und meine Meynung zurück nehmen. Indeſſen freue ich mich, daß ich dieſes Stück Arbeit zu Ende gebracht habe und an den Schluß meiner Rede gekommen bin. Ich werde nun, wie Apelles, hinter der Decke horchen, und mit Vergnügen vernehmen, was mein Vortrag bey Auswärtigen für Wirkung, Eingang und Beyfall erhalten wird. Sie, meine Herren, werden durch Ihre Worte und Beyhülfe ihm den größten Nachdruck geben können, als welches ich mir noch zuletzt von ihnen ausbitte, und bey anderer Gelegenheit zu erwiedern verſpreche.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der Arzt.

Nachahmung des ſechſten Trinkliedes des Herrn Deſtouches.

Du preiſeſt mit gelehrten Blicken
Mir der Eſſenzen Wunderkraft.
Was nützet dein geſunder Saft?
Ein Trank muß mich zugleich entzücken!
Gelehrter Mörder, ſchilt den Wein!
Mein Arzt ſoll dennoch Bacchus ſeyn.

Wenn dich ein ſcheeler Neid nicht triebe,
Was nähmſt du mir, was dich vergnügt?
Nur den, den deine Kunſt betrügt,
Bedauert meine Menſchenliebe.

Gelehrter Mörder, ſchilt den Wein!
Mein Arzt ſoll dennoch Bacchus ſeyn.

Ein Blöder folge deinem Winke;
Dein unverſtändliches Latein
Schimpft nur vergebens meinen Wein,
Ich lebe nur, ſo lang ich trinke.
Gelehrter Mörder, ſchilt den Wein!
Mein Arzt ſoll dennoch Bacchus ſeyn.

Nicht Namen, die die Ohren ſchrecken,
Rhebarbar, Chine, Saſſafras,
Nur des Tokäyers vollſtes Glas
Soll mich einmal vom Tod erwecken.
Gelehrter Mörder, ſchilt den Wein!
Mein Arzt ſoll dennoch Bacchus ſeyn.

Die Königinn geſunder Säfte
Nennt man des Waſſers matten Trank,
Mich aber macht es ſchwach und krank,
Nur Wein verjüngt in mir die Kräfte.
Gelehrter Mörder, ſchilt den Wein!
Mein Arzt ſoll dennoch Bacchus ſeyn.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der Ehrgeiz in der Liebe.

im Namen eines Frauenzimmers.

Kömmſt du, mein Herze zu beſtreiten:
So komm, o Liebe, nicht allein,
Laß edlen Ehrgeiz dich begleiten,
Durch ihn nimmſt du vielleicht mich ein.
Zu ſanfter Triebe ſtille Luſt
Verachtet meine muntre Bruſt.

Wenn nur ein unſchuldsvoller Knabe,
Den erſt mein Auge lieben lehrt,
Wie tief ich ihn verwundet habe,
Mir ſtammelnd und voll Furcht erklärt:
So ſcheint er nur für mich entbrannt,
Weil er nichts ſchöners noch gekannt.

Doch ſo ein Sieg kann mich vergnügen,
Der Nebenbuhlerinnen ſchmerzt;
Nur der darf mir zu Fuße liegen,
Der über ſie regiert und ſcherzt;
Und meiner Reizung, die ihn zwingt,
Zum Opfer ihre Seufzer bringt.

* *

Unvorgreiflicher Vorſchlag,

wie die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes allgemeiner zu machen.

Hochgeehrteſter Herr,

Ich kann ihnen unmöglich die Freude länger verbergen, welche ich nothwendig empfinden muß, da ich ein Mittel ausgedacht habe, mich durch die Beluſt. des Verſt. und Witzes, welche monatlich unter ihrer Aufſicht zum Vorſcheine kommen, der Welt ein wenig bekannt, und um einen großen Theil von Menſchen ziemlich verdient zu machen. Ich habe mich von Jugend auf bemühet, neue Schriften, welche mir zu Geſichte gekommen, und die nach meinem Geſchmacke geweſen, der Welt immer brauchbarer zu machen, wobey ich zugleich die edle Abſicht, meinen Namen zu vergröſſern, niemals aus den Augen geſetzet habe. Mit den Beluſtigungen habe ich ein gleiches beſtändig in Willens gehabt, habe es aber zu meinem Unglücke dahin noch nicht bringen können. Bisanhere habe ich dieſelbigen nur geleſen; ich habe ſie andern ehrlichen Perſonen beyderley Geſchlechts, welche es für eine überflüßige, und unnöthige Ausgabe halten, dergleichen Schriften zu kaufen, zum Durchleſen geliehen; ich habe ſie wieder hingelegt. und nach einem halben Jahre in einen ganz ſaubern Band binden laſſen, und unter meine übrigen Bücher geſtellet. Dieſes iſt mir aber nicht genug; ich muß mich mit ſo einer Schrift ſuchen näher bekannt zu machen. Dieſes hat mich ſchon unterſchiedlichemal auf den Einfall gebracht, dieſelben in die lateiniſche Sprache zu überſetzen; allein ich habe beſorgt, ich möchte auf ſolche Art aus den Beluſtigungen eben ſo leicht ordentliche Schulexercitia machen, als ein Zeitungsſchreiber Sammlungen geiſtlicher Reden zu Poſtillen machet. Und was für einen Nutzen hätte ich wohl mit dieſer Arbeit geſtiftet? Gelehrte Leute leſen ja, wie ſie ſelbſt wiſſen, dieſe Sammlung ohnedieß nicht, indem ſie es wo nicht für ſündlich, doch wenigſtens für ſchimpflich halten, mit Schriften von dieſer Art, welche bey ihnen unter die nichtswürdigen Kleinigkeiten gehören, die edle Zeit zu verderben; und ich kann es nicht vergeſſen, daß mir vor einiger Zeit ein guter Freund deswegen alle Gelehrſamkeit abſprechen, und mich unter die deutſchen Michel zählen wollte, weil ich an dieſer Monatsſchrift einigen Geſchmack fände. Ungelehrten aber würde ich hiedurch einen noch ſchlechtern Dienſt erweiſen, weil ſie dieſe todte Sprache gar nicht verſtehen. Es iſt wahr, ich hätte meine Ueberſetzung auch in franzöſiſcher Sprache verfertigen können; allein die Wahrheit zu geſtehen, ſo wollte ich den Franzoſen die Ehre nicht anthun, indem ich es für höchſt billig halte, daß ſich dieſe Fremdlinge bequemen, Deutſch zu lernen, wenn ſie aus unſern Schriften einigen Nutzen ziehen wollen. Ich hatte mir ferner vorgenommen, Auszüge aus den Beluſtigungen zu verfertigen, und wollte ſie dermaßen zuſammen quetſchen, daß aus denen ſechs Bänden, welche bereits heraus gekommen ſind, kaum ein rechter Band geworden wäre; dadurch hätte ich der Koſtbarkeit ihres Werkes abgeholfen, indem meine zuſammen gezogenen Beluſtigungen nur zwölf Groſchen gekoſtet hätten, da man für die Ihrigen ſchon drey Reichsthaler bezahlen muß; jedoch ich ſah gar bald, daß dieſe Arbeit mehr den Titel einer verſtümmelten Ausgabe, als gründliche Auszüge der Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes verdienen würde. Da mir nun dieſe Luſt zum Ausziehen vergieng: ſo ſetzte ich mir vor, ihre Arbeiten viel anſehnlicher zu machen, mit gelehrten theologiſchen, juriſtiſchen, mediciniſchen u. critiſchen, philoſophiſ., philologiſ. und poetiſchen Anmerkungen zu verherrlichen, wodurch wenigſtens jeder Band bis auf dreye angewachſen wäre, und dieſes habe ich auch nicht ganz und gar verredet. Allein bedenken ſie ſelbſt, was hierzu für erſtaunliche Mühe und Zeit gehöret, was ich zuweilen eines Wortes wegen für eine Menge Bücher aufſchlagen, und mit wie vielem Schweiße ich die öffentlichen Bücherſäle plündern müſſe. Ich muß bey nahe alle alte und neue Schriftſteller leſen, um nur zu zeigen, in welchem Verſtande ein jeder das Wort, welches mit meiner Anmerkung zu begleiten wäre, gebrauchet hätte. Daher es auch gekommen, daß ich allein über den Titel, welcher doch nur die Hauptwörter, Beluſtigungen, Verſtand und Witz in ſich begreift, ein ganz Alphabeth mit gelehrten Noten angefüllet habe. Dieſes fiel mir nun zu verdrießlich und langweilig, und ich wollte auf dieſe Art lieber ein Univerſallexicon von allen nur nützlichen Dingen und Wörtern in der Welt, als Noten zu den Beluſtigungen ſchreiben. Aber was halten ſie davon? Fehlet nicht an den Beluſtigungen noch ein recht vollſtändiges Regiſter? Ich glaube es allerdings, und ich bin verſichert, daß es einen nicht geringen Nutzen ſchaffen würde: allein überlegen ſie auch, was für eine grauſame Mühe das iſt, ein Regiſter über ein Buch zu machen, das man nicht ſelbſt geſchrieben hat. Dieſe Arbeit wird nicht bezahlt; von der Bezahlung aber halte ich viel. Ich will ihnen alſo ſagen, was ich außer dieſem für einen Anſchlag habe, auf welchen mich ein Frauenzimmer gebracht hat, mit der ich mich vor kurzem über die Schönheit der deutſchen Sprache unterredete, und ihr ſagte, wie man allerdings geſtehen müſſe, daß dieſe Sprache itzo in dem vollkommenſten Zuſtande ſey; da man nicht nur ſo viel ſchlechte deutſche Wörter ausgemerzet, ſondern auch alle fremde franzöſiſche und lateiniſche Wörter aus derſelben verbannet hätte. Dieſes wollte te ſie mir gar nicht einräumen; ſondern behauptete, daß die deutſche Sprache durch nichts ſo annehmlich und reizend gemacht würde, als durch die Einſtreuung vieler franzöſiſchen Wörter: ſie geſtund mir auch, daß in den Beluſtigungen viele Stücke vorkämen, in welchen ſie gar das Deutſche nicht verſtünde, ob es gleich ihre Mutterſprache wäre. Ich wunderte mich hierüber nicht wenig, fand aber, daß ihr viele Stellen dadurch deutlich und angenehm wurden, in welchen ich, ſtatt der deutſchen Wörter franzöſiſche einſchaltete. Eben dieſes habe ich auch bey verſchiedenen Perſonen von unſerm Geſchlechte verſuchet, welche mir recht bitterlich geklaget, daß man faſt nicht mehr im Stande ſey, ein deutſches Buch der neuern Schriftſteller zu leſen, indem dieſe Ketzer in ſo rauhem und wunderlichem Deutſch ſchrieben, daß man gar nicht wüßte, was ſie haben wollten. Ich habe dahero beſchloſſen, die Beluſtigungen Stücke vor Stücke heraus zu geben, und in denſelben, ſtatt der neuen und noch vielen Deutſchen unbekannten deutſchen Wörter, die gebräuchlichen und bekannten franzöſiſchen und lateiniſchen Wörter zu ſetzen, um dieſe Schrift den angezeigten Leuten nützlicher zu machen; und vielleicht laſſe ich dieſe fremden Wörter gar ſo abdrucken, wie ſie ausgeſprochen werden müſſen. Hier haben ſie eine Probe davon: in dem Brachmonate des vorigen Jahres ſoll Caliſte an Sylvandern in meiner Ausgabe folgendergeſtalt ſchreiben.

Ja Monsieur, ich arretire mich den ganzen Tag zu Hauſe, ich habe aber ſo viel confidence zu ihrer modestie, daß ſie mir keine Visite machen werden.

Sie haben mir geſtern bey allen denjenigen, welche in der Opinion ſtehen, daß ſie mir nicht odieux ſind, ſo viel honneur gemacht. Wer wird ſich denn toujours nach ihrer caprice accommodiren? Bey unſern Diſcouriren waren ſie meiſtentheils ſtumm, und ſo ſerieux, als wenn ſie eine Sonnenfinſterniß auscalculirten, und als wir zu Spielen anfiengen, wurden ſie ſo abattu, als ein Poëte, den man unter dem Recitiren ſeiner Verſe bey den charmanteſten Touren, durch ein Gewäſch turbiret. En verité, Sylvander, ich hätte etwas mehr Confidence zu ihnen gehabt. Bin ich capable, ihnen zum Plaiſir meinen Fiſchbeinrock eine halbe Elle enger zu tragen, als es mir die Mode permittiren würde: ſo könnten ſie auch mir eine Douceur zu erweiſen, eine halbe Stunde mit einer guten Manier im Pochbrete ſpielen, wenn es gleich Newton nicht inventiret hat. Das jeu iſt ſo abſurd nicht, und wird nur dadurch odieux, wenn capricieuſe chapeaus dabey nicht badiniren wollen. Ich weis nicht, was ſich meine geſtrige Compagnie von ihnen, und ihrem esprit für eine Idée formiren wird; wenigſtens wollte ich wohl pariren, daß keine einzige wegen der Poſſeſſ ihres Herzens über mich jaloux werden wird. Was iſt ihr Sentiment davon, Monſieur, ſollten unſre Compagnien nicht klüger werden, wenn das ſerieuſe Geſchlecht, dem beau ſexe ein wenig conniviren, und uns von den Fauten unſrer Education, unſers Gouts, und der kleinen Prejugen, welche wir nicht allemal cachiren, auf eine andre Façon als durch obſcure Stirnen, und bittre Raillerien convinciren wollte? Ich rede gar nicht von den Petits Maitres. Die poſſirliche Complaiſance dieſer Reverencenmacher und Handſchuhküſſer iſt uns viel praeiudicirlicher als die Caprice, daß wir auf die Excolirung unſers genies weniger Depenſen, als ſie auf den Ihrigen verwendet haben. Dieſe critiſchen Meſſieurs ſollten bedenken, daß es ihnen honorabler iſt, einen ſubtilen gout zu haben, und doch in Compagnien ennuyeus und deſagreable zu ſeyn. Wer weis, Syluander, ob ſie nicht meinen geſtrigen Amies einen Degout vor dem Pochen, oder wenigſtens eine Indifference gegen daſſelbe excitiret hätten, wenn es ihnen nicht gefällig geweſen wäre, in lauter monoſillabiſchen Wörtern zu antworten. So aber war das Pochbret weit comportabler und jolier als ſie, u. ſ. w.

Schreyen ſie nicht, mein Herr, daß ich hierdurch den guten Geſchmack aufs neue verderben, und alles Gute, welches mit ſo vieler Mühe iſt gebauet worden, auf einmal wieder umreißen würde: keinesweges; denn ich will nur für Leute ſchreiben, bey welchen das Gute noch keine Wurzel gefaßt hat, und welche noch keinen Geſchmack von einer reinen Schreibart haben, bey denen alſo nichts zu verderben iſt: und warum wollen ſie dieſen das Leſen der Beluſtigungen misgönnen? Ich halte mich vielmehr verpflichtet, ihnen hierinnen nachzugeben, und ihr Verlangen, dieſe Schrift zu leſen, und zu verſtehen, einigermaßen zu ſtillen. Ja ich hoffe auch durch meine Arbeit vielen Perſonen das Deutſche beſſer bekannt zu machen; denn ich werde unter jedes fremdes Wort das deutſche Wort drucken laſſen, welches an ſtatt jenes billig ſollte gebraucht werden, welches ſie aber bis anhero nicht gewußt haben, und auf dieſe Art werde ich zu gleicher Zeit einen deutſchen Sprachmeiſter abgeben. Ich wette, mein Herr, meine Ausgabe ſoll beſſern Abgang finden, als die Ihrige, und ich kann ihrem Verleger nicht helfen, wenn er von dieſer Schrift künftig keinen ſo großen Nutzen mehr haben wird; er wird daher beſſer thun, wenn er ſeine Auflage nicht mehr ſo ſtark machet, um in keinen Schaden zu kommen. Bey mir haben ſich ſchon dreyzehn Verleger gemeldet, welche dieſe Arbeit mit dem größten Vergnügen annehmen wollten; ich will aber doch den ihrigen vorziehen, wenn er mir eine anſehnliche Belohnung verſprechen wird. Ich hätte dieſen meinen Endſchluß eben ſo wohl in die Zeitungen können einrücken laſſen: allein ſie wiſſen ja, daß ſo viel Leute die Stellen, in welchen gelehrte Sachen und Bücher angezeiget werden, überhin und gar nicht anſehen; daher ich geglaubt habe, es werde mein Vorhaben beſſer bekannt werden, wenn ich ſie erſuchte, es in ihren Blättern anzuzeigen, welches ich auch um deswillen gerne ſehen werde, damit die Welt nicht glaube, ich habe dieſe Arbeit ohne ihr Vorwiſſen unternommen und dadurch eine kleine Bosheit begangen. Ich verharre übrigens,

Hochgeehrter Herr,

Leipzig den 22. Jul.
1744.

Dero gehorſamſter
W.

Der

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der Unbedacht.

Eine Fabel.

Durch ein gemein Geboth, wie die Geſchichte ſagt,
Ward einſt der Unbedacht aus unſrer Welt
verjagt;
Kein Weiſer u. kein Held, kein Kaufmann wollt ihn dulden;
Dort bracht er Irrthum vor, u. hier Verluſt u. Schulden.
Er floh zum Jupiter in ängſtlicher Geſtalt
Und bath um ſichern Aufenthalt.
Mercur erhielt Befehl, dem Armen bey zu ſpringen;
Schnell war Mercur bereit, ihn an den Mann zu bringen.
Er gieng; doch dieß iſt falſch. Gehn wird Mercur
nicht ſehr,
So lang er Flügel hat. So flog er denn vielmehr
Mit ihm zum Liebesgott. Hier, ſprach er, kannſt du
bleiben;
Ein Gott, der niemals ſieht, wird niemals dich vertreiben.
Und ſeit der Zeit, da dieß geſchehn,
Läßt ſich der Unbedacht auch bey der Liebe ſehn.
Oft geht er vor ihr her mit Pfeilen auf den Rücken,
Und eh die Liebe kömmt: ſo pflegt er loszudrücken.
Faſt glaub ich die Begebenheit;
Und hat ſie ihre Richtigkeit:
So darf man wohl in unſern Tagen
Nicht länger nach dem Grund der ſchlimmen Ehen fragen.

C. F. G.

Ende des Herbſtmonats.

* * *

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

— Amant alterna Camoenae *Virgil.*

Auf das Jahr 1744.
Weinmonat.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Daß die Freyheit in allen Regierungsformen könne erhalten werden.

Ihr, die ihr Zepter führt, ſind ſie euch angebohren?
Hat Gott durch einen Bund dieß Recht euch zugeſchworen?
Iſt andrer Wille ſtets zur Schuldigkeit verbannt?
Und wird von eurem Stamm das Zepter nie entwandt?
Nein, daß ihr Herren ſeyd und andre wohl regieret,
Viel tauſend an der Zahl mit einem Stabe führet,
Gebiethet, wenn ihr winkt, und wenn ihr ſprecht, befehlt,
Die Fehler fleißig merkt, und gute Thaten zählt,
Durch Macht und Weisheit euch und eure Kunſt vergröſſert,
Und fremde Miſſethat durch Schmerz und Strafe beſſert,
Die Irrenden ermahnt, und durch Gewalt ſie zwingt,
Wenn ihre Phantaſey ſie bis zum Aufruhr bringt;
Dieß giebt euch fremde Macht, die niemand kann beſtreiten,
Denn ihres Rechtes Grund liegt in den Ewigkeiten.
Kein Engel braucht euch nicht, den eigne Freyheit ſchützt;
Nur wem Verſtand gebricht, der iſt es, dem ihr nützt.

Ein halb verſtändig Volk gab euch das Recht, die Waffen,
Das Joch der Sklaverey, wo möglich, abzuſchaffen.
Die Freyheit war der Zweck und Grund zur erſten Wahl,
Und iſts im freyen Reich auch itzt noch jedesmal.
Sie theilt die Kronen aus, und läßt in freyen Staaten
Den Weiſeſten im Volk den Anſchlag wohl gerathen.
In Willkühr und Verſtand gründt ſich der Fürſten Recht,
Das nur die Miſſethat, und nicht der Aufſtand, ſchwächt.
Ein Erbe wird nur dann zur Herrſchaft nicht gebohren,
Wenn ſeines Vaters Wuth ſein dinglich Recht verlohren.
Tilgts gleich der Zufall nicht, ſo fehlt ihm doch der Grund:
Denn was den Zwang erlaubt, erfordert einen Bund.
Und muß auch ein Tyrann zuletzt wie andre ſterben:
So läßt er zwar das Volk, doch nicht das Recht, den Erben.
Es muß ein gültig Recht ja ſtets bedinglich ſeyn.
Iſt die Bedingung fort ſo geht das Recht auch ein,
Wo nicht Gewalt und Liſt der Freyheit Recht vertreiben:
Da wird auch unverrückt die Kronenfolge bleiben.
Auch der ſich unterwirft, wenn ihn der Krieg bezwingt,
Und dem ſein ſtrenges Glück das Urtheil überbringt,
Will dennoch, daß ſein Herr ihn nicht des Rechtes beraubet,
Das die Geburt ihm giebt, und jeder weis, nicht glaubet.
Den Knoten den das Schwerdt in kurzer Zeit durchſchneidt,
Hält er für aufgelöſt, und ſchickt ſich in die Zeit;
Weil doch ein ſolches Recht, das niemand kann ergründen,
Davon die Wahrheit muß, jemehr man ſucht, verſchwinden,
Ihm nimmer ſchädlich wird, ob er es ſchon verliehrt.
Genug, die Freyheit bleibt, weil ſie ihm ſtets gebührt;

Er kann ihr ewig Recht zu keiner Zeit verlieren,
Wenn ihn gleich Könige, ja Engel ſelbſt, regieren.
Geſetzt, daß Griechenland Tyrannen zählen kann:
Das Buch der Ewigkeit merkt ihre Fehler an.
Wer glaubt, daß man die Ruh in ſicherem Gewiſſen
Kann in der Ewigkeit, wie in der Zeit, genießen?
Den Bürger dieſer Welt ſchreckt eine andre Zeit,
In der kein Zweifel herrſcht, wo die Gerechtigkeit
Mit Einſicht ohne Maaß der Thaten Werth beſtimmet,
Dazu ſie im Proceß ihn als Beklagten nimmet.
Die ſichre Einfalt ſchweigt, und ſtrebt begierdenvoll,
Nach dem, was ihr gefällt, was ſie vermeiden ſoll;
Sie gründt ihr Glück auf den, dem Macht zu ſtrafen,
fehlet,
Und ſorgt, daß ihre That kein fremder Mund erzählet.
Geſetzt, es hätt ein Herr der Tugend ſich entwöhnt,
Und von der Laſter Welt ein falſch Geſetz entlehnt,
Und nähms zur Regel an, in Strafen und in Richten;
Verwandelt ſich die That durch Wüten u. durch Dichten?
Geſetzt, ihm hielt ſein Knecht zur Strafe reif genug,
Sich aber viel zu ſchwach, und ſeinen Geiſt zu klug;
Tilgt deſſen Billigkeit und edelmühtigs Dulden
Beym ewgen Könige die unbeſtraften Schulden?
Freut ſich ein Heide doch im Traum der Sternenwelt:
O Unglück! wenn ein Fürſt ſie für erdichtet hält.
Dann iſt es aus mit uns, o Bürger! ihr müßt ſterben,
Sterbt als die Märtyrer, und duldet eur Verderben,
Glaubt, ſtreitet, bethet, ſiegt, thut was euch möglich iſt,
Vergebt dem Feinde noch, verdammt und flucht der Liſt;
Macht den Begierden Platz, bis daß die Welt verheeret,
Und faſt von Menſchen leer nur einen Nero ehret.

Die Folgen fühlt ein Fürſt, der ſeine Bürger kränkt,
Sie ſelbſt zu Sclaven macht, und frey zu herrſchen denkt.
Kaum hat je die Natur ein ſolches Thier gezeuget,
Das ſeiner Bürger Recht, bloß weils ihm einfällt, beuget.
Und iſt auch wo ein Mann, der ohne Recht regiert;
Wer weis, ob Bosheit ihn, ob ihn ein Irrthum führt?
Ein allgemeines Recht beweiſt Eid, Zeug und Schriften,
Und mit dem Schwerdt vereint, kann dieß den Frieden
ſtiften.

Geſetzt nun, daß ein Fürſt irrt, wo ein Bürger irrt,
Und manchen wahren Satz mit irrigen verwirrt;
Kañ das wohl Bosheit ſeyn? Und iſt dieß ein Verbrechen,
So muß das Schickſal ſich zuerſt an Bürgern rächen;
Denn tauſend fehlen da, wo dieſer einmal fehlt.
Wie, wenn nun das Gericht allein die Thaten zählt?
Wer klug zu ſeyn ſich dünkt, lehr andre klüglich richten,
Damit ſie ohne Zwang die Streitigkeiten ſchlichten.
Ihm werden Völker hold, Gunſt und gewärtig ſeyn;
Den Ruhm ſchließt nicht ſein Grab, noch andrer Bosheit ein:
Kein Grabmahl darf man ihm, noch ſtolze Tempel bauen;
Man wird auf Erdẽ ſtets manch ſichres Denkmahl ſchauen,
Das in Geſchlechtern bleibt. Ihn ehrt man, weil man muß;
Ihm ſteht ein Newton nach, ihm weicht Confucius.
Vergebens dichtet ihr, wo der Beweis ſtets fehlet,
Und wo man Zeugen nie, und ſelten Schriften zählet.
Wer zählt im freyen Staat der Obern Fehler nach?
Und wer merkt dieſe an im fürſtlichen Gemach?
Gnug, wer die Freyheit raubt, nach Blut u. Gütern trachtet,
Der wird ja überall nicht Menſchen gleich geachtet.
Man merkt auch allzuwohl, was guter Glaube thut,
Der in der Großen Bruſt nicht ganz verloſchen ruht.

Ja wollten Chriſten ſich, als Chriſten ziemt, regieren:
So würde Gott allein der WeltenSteuer führen.
Doch dieſer war vordem dem jüdſchen Volk zu ſchlecht.
Von Richtern, die es ſah, verlangt es nur das Recht,
Bis daß es aus Verdruß ſich einen König wählte,
Und bey den Königen, wie bey den Richtern, fehlte.
Wir ſind noch alle ſo, beſtändig voll Verdruß,
Den unſre Einfalt uns nothwendig zollen muß.
Das Unglück will Geduld; wir wünſchen, zittern, klagen;
Die Schuld davon muß Gott, wo nicht der König, tragen.
Ein eingebildtes Recht, wie leicht verſchwindt es nicht,
Wenn billger Glaube ſtets in den Beweiſen ficht?
Wie leicht kann dieſer nicht ſo Blut, als Tod, verwehren!
Wie leichelich trennen ſich der Weisheit hohe Lehren
Von dem, was man nicht weis! Ein Urtheil, halb gewiß,
Iſt der Gerechtigkeit noch keine Hinderniß.
Sie urtheilt, weil ſie muß, mit ganz verbundnen Augen;
Ihr muß Gefühl und Ohr allein zum richten taugen;
Und die Begierde kann, weil ſie kein Anſehn blendt,
Und ihr verſchloßnes Aug nicht Gold und Schönheit kennt,
Ihr, wie die innre Macht, noch einen Schluß verkürzen,
Noch ein beſtändig Recht in tiefen Abgrund ſtürzen.
Wenn ſie auf Erden iſt, theilt ſie das Glück nicht aus,
Sie führt das Regiment in einem einzgen Haus,
In einer einzgen Welt; es muß, ſein Theil zu nehmen,
Ein jeder ſich von ſelbſt und ohne Müh bequemen.
Sie ſchützt den freyenKnecht, und wehrt des Räubers Wuth;
Sie fordert nur aus Zwang, und nicht aus Nothdurft Blut.
Sie lebt, wenna lles ſtirbt, und nährt des Armen Leben,
Und läßt den Reichen oft in wahrer Armuht ſchweben;

Sie liebt den, der ſie liebt, und haßt den, der ſie haßt;
Nur kennt ſie keinen Zorn; und der wird ſich zur Laſt,
Der zu dem Wunſch geneigt, ſich über ſie beklaget,
Und doch im Glücke tobt, und bey dem Unglück zaget.
Sie iſt die Königinn der ungerechten Welt,
Der ſtets die Sclaverey mehr, als Vernunſt, gefällt.
O möchte ſich doch bald ihr Glanz noch ſtärker zeigen,
Damit vor ihren Thron ſich alle Völker beugen.
Wer raubt die Freyheit wohl, wenn ſie das Steuer führt?
Laßts ſeyn, daß einer nur ein träumend Volk regiert,
Laßts ſeyn, daß viele ſich in einen Handel miſchen,
Der Bosheit Einhalt thun, und Thränen abzuwiſchen,
Ein halb geraubtes Gut den Gläubigern verleihn,
Dem, den das Unglück trifft, nach Billigkeit verzeihn:
Dazu iſt jedermann dem ganzen Volk verbunden.
Iſt durch das Bürgerrecht die Freyheit wohl verſchwunden?
Muß einer oder viel deſſelben Rächer ſeyn?
Schließt die Geburt Verſtand ſo wie den Zufall ein?
Soll das, was nimmer ſtirbt, ſich mit den Fürſten tödten,
Und muß denn ob des Rechts des Fürſten Erb erröthen?
Wer ziſcht die Römer aus, wer ſpeyt die Tafel an,
Die Moſes einſt zerbrach? Sie hatte nichts gethan,
Und ihre Schrift blieb feſt für uns und unſre Erben:
So bleibt auch das Geſetz, muß gleich ein Herrſcher ſterben.
Bezwäng ſich jeder ſelbſt, wär jeder klug genug;
Was nützte Schwerdt u. Macht? wär Richter nicht Betrug?
So aber muß ein Volk, ein Mann den andern richten,
Und mit geprüftem Witz das ewge Streiten ſchlichten.
Zuletzt muß Strang und Beil im ſtrengen Halsgericht,
Der Freyheit Urſprung ſeyn; dieß ſchafft u. ſtöhrt ſie nicht,

Weil einen dunkeln Sinn und bandenlos Gewiſſen,
Die Rechte der Natur zuerſt verdammen müſſen.
Doch ſprichts: der richte nicht, den nicht die Einſicht zwingt,
Und dem ein Urtheil leicht, weil er nichts glaubt, gelingt.
Was, Bürger, wirkt der Streit von unterſchiednen Staaten.
Was hilft die Einſicht wohl, entfernt von allen Thaten?
Und da oft beydes fehlt, was nützt und ſchadt die Zahl,
Da die Gerechtigkeit ſich gleich iſt allemal.
Bemüht ſich Gordon ſchon das beſſre auszumeſſen;
Wie leicht iſt im Begriff ein Umſtand noch vergeſſen.
Wer zu verwegen iſt, der duldet keinen Zaum
Und faßt den Ocean in einen engen Raum,
Und lehrt den Großen nicht, ſich an die Kunſt zu binden,
Die eine Regel lehrt zu tauſend Fällen finden.
Wahr iſts, findt ſich ein Held, der weis und tapfer iſt,
Den hat zum Könige ſchon die Natur erkießt
Denn was Verſtand und Kunſt kann ohne Fehl erhalten,
Das kann nicht jedermann nach Billigkeit verwalten.
Ja wer noch ungeübt Geſetz und Regel ſchreibt,
Findt ſicher im Verdruß das, was ihm übrig bleibt;
Und muß oft gar zu ſpät aus ſeiner That erkennen,
Daß ganze Schaaren ſelbſt in ihr Verderben rennen.
Dringts Anſehn bloß durchs Recht, und iſt das Wort die Pflicht:
So iſt er zwar ein Herr, doch ſeiner ſelbſten nicht.
Und jeder ſpricht von ihm, ihm muß die Einſicht fehlen,
Er kennt ſich ſelbſten nicht, und weis nicht, wie zu wählen.
Der Freyheit Meiſter iſt, der ſie durch Kunſt umſchränkt,
Und mehr nach dem Geſetz, als nach dem Einfall denkt.

Er ſchmelzt die Bürger um, und macht aus Ruſſen, Britten,
Vergleicht den Unterſchied der Stände, die da ſtritten;
Er hält des Niedern Recht beſtändig ungekränkt,
Erweckt die Freud in dem, der falſch aus Unmuth denkt,
Und zeigt die Urſach an, warum das Land muß leiden,
Bis daß der klügſte Theil den Schaden nicht will meiden;
Ihm muß Gerechtigkeit, Verſtand, Geſetz und Kunſt,
Schwerdt, Freyheit, Strafe, Zorn, Haß, Liebe, Huld und Gunſt,
Des Thrones Stütze ſeyn. Von ihm wird man einſt leſen,
Er iſt ſo wohl ein Fürſt, als wie ein Lord, geweſen.
Der Stände Unterſchied hat ihn nie aufgebracht;
Er gab mehr auf den Werth, als deſſen Zeichen, Acht.
Der Dinge äußrer Schein, das Irrlicht blöder Geiſter,
Verführte zwar das Volk, doch nicht deſſelben Meiſter;
Er ſchuff aus Einfalt nie ein Etwas aus dem Nichts,
Sein eigner Vortheil war, kein Urtheil des Gerichts.
Er ſetzte Kronen auf, trug Hüte, Bänder, Mützen,
Zum Zeichen, daß er ſollt das ewge Recht beſchützen.
Die große Zahl war ihm im Recht der kleinen gleich;
Er wuchs durch Wiſſenſchaft, ward ohne Klagen reich.
Sein Volk, das Waffen trug, ſchützt ihn aus freyem Willen;
Er wird mit Sklaven Blut die Rachbegier nicht ſtillen;
Er wird von fremdem Gut niemals Beſitzer ſeyn;
Und iſt ſein Geiſt ſchon groß, und ſeine Staaten klein:
So ſcheut er doch die Kunſt, die lehrt, aus morſchen Trümmern
Ein ungewiſſes Recht beſtmöglichſt zu verſchlimmern.

Was ſeinem Bürger nützt, und nicht was ihm gefällt,
Das iſt es, was er ſucht, und nur für ſchätzbar hält.
Und ließ man ihn im Haag als Präſident regieren,
Er würd auch da mit Ruhm, das Wort mit Nachdruck führen.
Er ſtürzt, wie Haman dort, kein Volk in die Gefahr,
Weil Mardochai nicht dem Hochmuth höflich war.
Auch keine Eſther darf ihr eigen Leben wagen,
Dem Könige die That des Mörders vorzutragen.
Der Umſtand und die Zeit wirkt den Befehl nur aus,
Und keiner ſeines Raths macht ein Geſetz daraus.
Ihm iſt es lächerlich, das allgemein zu machen,
Was die Verſchiedenheit erfordert in den Sachen.
Und er vereinzelt nicht, was ewig allgemein;
Er kennt die ſeltne Kunſt, die lehrt, beſtimmt zu ſeyn.
Im Thun iſt er gemein, und wirkſam im Verſtande,
Und im Gefälligſeyn nützt er ſich und dem Lande.
Er ſtraft nicht um Gewinn, und Niemand ſchreyt Gewalt;
Durch Liebe wird er groß, und durch manch Vivat alt.
Die Böſen in dem Staat, die keinem Zufall weichen,
Sind, denkt er bey ſich ſelbſt, dem Pferde zu vergleichen.
Wenn mans zu ſtreng regiert, ſo macht ſichs zügellos,
Und ſtellt ſich der Gefahr auch ohne Dreuen bloß,
Auch ſelbſt in der Geduld kann es das Unrecht fühlen;
Es duldet Peitſch und Sporn, allein es merkt die Schmielen.
Sein ärgſter Feind iſt der, der falſches Zeugniß giebt,
Und der an Schwachen oft Gewalt und Mord verübt.
Ihm iſt der Quell bekannt, woraus die Laſter quellen.
Geiz, Ehrgeiz, Wolluſt ſinds, die dieſe Welt verſtellen.

Wie bey der Flora Feſt ein üppig Volk ſich ſchämt,
Wenn Catos Anſehn ihm die wilden Lüſte zähmt,
Und nicht will, wie gewohnt, vor ihm entkleidet ſtehen:
So muß der Laſterknecht beſchämt vorüber gehen,
Wenn ihn der Anblick ſchreckt, deß, der dem Uebel flucht,
Und der die Beßrung oft durch Zwang umſonſt verſucht,
Zuletzt ſo überläßt er Gott die böſen Kinder,
Der ſtraft, wenn er nicht kann, die unbekannten Sünder,
Und reicht dem Friedensheld die Palmen für den Sieg,
Durch die er glaubensvoll in beßre Welten ſtieg.
O dreymal glücklich Land, das einem Fürſten ſchwöret,
Bey deſſen Anblick man das Bild der Freyheit ehret.
In dir lebt noch ein Reſt von edlem deutſchen Blut;
In dir ſtirbt keiner nicht durch Unrecht, Mord und Wuth.
Hier darf kein Stand aus Luſt des andern Wohlſeyn ſchwächen,
Hier duldt die Unſchuld nicht für anderer Verbrechen.
Hier wird um groben Fehl der Höhere verklagt,
Und Niemand iſt, der hier aus Furcht das Recht verſagt.
Von dir wird nicht die Welt einſt in Geſchichten leſen,
„Wie nach dem Sittenfall, des Staates Fall geweſen.
Gehorch als wie ein Kind, aus Neigung und aus Pflicht,
Dem was dein Vater ſagt, dem was dein Herrſcher ſpricht,
„Wo wahre Freyheit herrſcht, wird alle Mühe minder,
„Die Felſen ſelbſt beblühmt, und Boreas gelinder.

J.

Verſuch einer Ausführung, ob die deutſche Sprache ſich zur Arzney-gelahrtheit ſchicke.

Die Bemühungen haben längſtens ein verdientes Lob erhalten, welche die Wiſſenſchaften unſern Mitbürgern in ihrer eigenen Sprache vor Augen legen. Wir müßten öffentliche Feinde unſers Vaterlandes ſeyn, wenn wir dieſes misbilligen wollten.

Viele der größten Arzneyverſtändige haben dieſes löbliche Unternehmen mit befördert; man hat aber einen Fehler entdecket, deſſen Urſprung man faſt der deutſchen Sprache zugeſchrieben. Allein man würde ſich eines Vergehens theilhaftig machen, das ſo leicht nicht zu vergeben wäre, wenn man durch einen übereilten Schluß das auf die deutſche Sprache ſchieben wollte, was aus einer ganz andern Urſache herrühret. Wir klagen über ein Verderben, welches die deutſchen Schriften einiger Aerzte in unſerer Wiſſenſchaft anrichten. Dergleichen Bücher ſind öfters Leuten, die außer ihrer Mutterſprache keiner andern Ueberlegung mächtig geweſen, in die Hände gerathen, welche ohne Beurtheilung der Sachen, dieſelbe zu einem Zwecke gebraucht, wovon unerträgliche Schäden die gewiſſen Folgen geweſen. Man glaube zum Exempel nur den tröſtlichen Sprüchen der Kräuterbücher, oder Beynons barmherzigen Samariter, Zapatà wunderlicher Arzeney und dergleichen, und ſehe, was für Früchte daraus erfolgen werden. Die Unſchuld der deutſchen Sprache hat keiner Vertheidigung vonnöthen, da die Schuld ſo wohl auf die unzulänglichen Meynungen der Schriftſteller, als auf die ungeprüfte Ausführung der Leſer zurück fällt. Indeſſen wünſchten wir doch, daß ſolche Schriften, welche auch Ungelehrten zu verderblichen Handlungen Anlaß geben können, ſich verlieren, und geſündere Ausführungen ihre Stelle einnehmen möchten.

Doch man ſuchet auch zuweilen mit Unrecht ſolchen deutſchen Schriften das Licht zu verbiethen, die etwan eine Sache vorſtellig machen, die neu zu ſeyn ſcheint, und wider eine einmal angenommene Mode iſt. Dazu iſt nichts beſſer geſchickt, als den Augenblick gefährliche Irrthümer daſelbſt zu ſuchen, wo keine zu finden ſind. Geſetzt auch, daß ſich die Sachen vertheidigen ließen, und die Wahrheit derſelben eingeſehen würde: ſo bleibt doch noch öfters ein Vorurtheil davon übrig. Semper aliquid haeret.

Man könnte wider die Annehmung der deutſchen Sprache in der Arzneygelahrtheit, ihre Unzulänglichkeit, die Sachen gehörig auszudrücken, einwenden. Es iſt wahr; die Verdeutſchungen gerathen zuweilen ſehr unglücklich, und man kömmt oft dabey aus der Traufe in den Schlagregen. Es iſt lange genug Mode geweſen, das Gedächtniß der Anfänger mit ausländiſchen Wörtern in der Arzneykunſt zu plagen, wovon man Erklärungen in ganzen Quartanten hat ſchreiben müſſen. Als Doläus einen neuen Zuſammenhang mediciniſcher Wahrheiten wollte ausgebohren haben: ſo ſetzte er über jeden Theil des Körpers einen König, und übergab ſolchem die Verwaltung derſelben. Damit er nun ſeinen neugeſchaffenen Monarchen ein größer Anſehen zuwege bringen möchte: ſo erſchienen dieſelben in griechiſcher und hebräiſcher Tracht. Er nannte ſie Microcoſmetor, Rachiunalca, Gaſtranax, Bitnimelca u. ſ. w. Hätte er dieſe Erdichtungen mit deutſchen Wörtern vorgetragen, wer weis, ob es ſo anſehnlich gelaſſen hätte. Dieſe Namen aber nimmt man faſt aus Furcht an, weil ſie in unſern Ohren ein ſolch Geräuſch machen, und nicht die angenehmſten Empfindungen hervorbringen. Noch itzo aber grauet einem faſt, wenn man in der Arzneygelahrtheit von idioſyncraſien, maſculis petroſalpingoſtaphilinis, aryarytenoideis, cricohyoideis, emplaſtro diapompholigos, Cremaſtere, Colcotharo, Realgare, Alexipharmacis, und wohl gar von Abracadabra höret. Doch würde das Urtheil zu übereilt ſeyn, wenn man aus dem angeführten ſchließen wollte, es würden hier alle ſo genannten Kunſtwörter verworfen; denn ſonſt hätten die Mathematik, Rechtsgelahrtheit und Weltweisheit mit der Arzneygelahrtheit einerley Schickſal. Die Mathematiker haben eine Regel, daß eine gerade Linie der kürzeſte Weg zwiſchen zweenen Puncten wäre. Unſere Vorfahren haben es vermuthlich auch alſo machen wollen. Das Kind mußte doch einen Namen haben. Sie gaben ihm alſo einen, der ihnen kurz und bequem zu ſeyn deuchtete. Aber ſchade nur, daß unſere Mitbürger dieſe Worte nicht alle faſſen können, und oft zu einer Schrift zu ſagen gezwungen werden:

Weil du nicht willſt verſtanden ſeyn,
So magſt du ungeleſen bleiben.

Laßt uns dahero ſehen, was Herr Angſtrom wider unſern Satz, die Arzeneygelahrtheit deutſch vorzutragen, einzuwenden hat. Er ſpricht: wir werden anſtatt der alten undeutlichen Wörter, ein deutſch ſcholaſtiſches Reich aufrichten. Denn die Worte, die im Lateiniſchen und Griechiſchen die Sachen noch ziemlich kurz ausdrücken, werden im Deutſchen unförmlich heraus kommen, und der Leſer, für den wir ſchreiben, wird aus dem einen ſo wenig klug werden, als aus dem andern.

Es iſt wahr, wofern wir uns ängſtlich bemühen werden, die lateiniſchen und griechiſchen Kunſtwörter nach dem Inhalte ihrer Benennung recht eigen auszudrücken, ſo werden wir ganze Folianten von Wörterbüchern dazu ſchreiben müſſen. Z. E. Wenn man in der Zergliederungskunſt den Muskel, den man ſonſten ſternothyroideus nennt, auf Deutſch das Bruſtbeinſchildförmigeknöchelmäuslein, oder die Subſtantiam celluloſam in dem Eingeweide und den Muskeln, die fächerige für ſich ſelbſt beſtehende Sache, oder ein mageres Subiectum einen magern Unterwurf, oder den muſculum coracohyoideum, das Rabenſchnabelförmigefortſetzliche Zungenbeinmäußlein nennen wollte, ſo ſollte man denken, es wären Wörter, welche zu Beſchwerungen und Wahrſagen gebraucht würden. Wer heißt uns aber die lateiniſchen Wörter ſo in deutſche Falten einzuwickeln, daß uns hernach die Auswickelung ſo ſchwer wird?

Die Worte, womit wir einen Begriff zu verknüpfen pflegen, ſind willkührlich; doch muß das Kleid mit der Sache ſelbſt ein Verhältniß haben. Wir thun der Sache ſchon eine Gnüge, wenn man ſie ſo vorſtellet, daß ein andrer ſie von allen übrigen unterſcheiden, und wiſſen könne, was man ſagen wolle. Und dieſes in gehöriger Ordnung vorzutragen, iſt der Reichthum der deutſchen Sprache nicht einigermaßen bequem, ſondern vollkommen geſchickt und zulänglich. Könnte man nun, an ſtatt der vorigen Benennungen, zu deren Ausſprache nur ein langer Athem erfordert wird, nicht anderer Redensarten ſich bedienen, geſetzt daß man auch eine Sache umſchreiben ſollte? Unſer Endzweck iſt, unſern Mitbürgern in der Arzneygelahrtheit die Erkenntniß des Körpers und der darinn entſtehenden Veränderungen leicht und angenehm zu machen. Wer nun den Zweck will, der muß ſich bemühen, die Mittel zu ergreifen, die zu dem Zwecke führen. Wir werden alſo müſſen Fleiß anwenden, die Sachen durch Wörter aus unſerer Mutterſprache deutlich zu machen.

Arzeneygelehrte, die ſich um etwas mehr als ein Recept zu ſchreiben bekümmert haben, werden, wie überhaupt gegen alles, was dieſe Wiſſenſchaft angenehm machen kann, ſo auch gegen die Ausführung derſelben in deutſcher Sprache keine erhebliche Einwendungen machen. Von denenjenigen aber bin ich mir großen Widerſpruch vermuthen, die auf ihre auserleſenen Formeln ein ſo groß Vertrauen ſetzen. Was? ſaget Aphron, wenn wir auch endlich die Recepte deutſch aufſetzen wollen, ſo werden die Kranken ſo klug ſeyn, als wir, und wir werden ein andermal das Nachſehen haben. Geben ſie ſich zufrieden, mein lieber Herr Aphron, ſo weit iſt es noch nicht. Sie ſollen ihre Arcana behalten, (denn Geheimniſſe dürfte ich doch wohl nicht ſagen) ſie ſollen ſie in ſo viele Charaktere verſtecken, als ſie wollen. Und im Ernſte, wenn wir entweder nicht dem Neide folgen, oder uns um viele Groſchen für Recepte bringen wollen: ſo werden wir auch das auf Deutſch ſchreiben können, was wir ſo lange im Latein gethan haben. Es kommen aber einige Umſtände dazu, die ſolches verhindern. Denn einmal würde der Kranke es uns ſchlechten Dank wiſſen, wenn wir ihm ſein deutſch einige ekelhafte, fürchterliche oder andere Sachen, die ihm zuwider ſind, einzunehmen verſchreiben wollten. Dieſer Betrug alſo, die Formeln lateiniſch abzufaſſen, iſt eine Sünde, die leicht zu verzeihen iſt. Sodann würde freylich mit deutſchen Recepten kein geringer Wucher unter denen in der Arzneygelahrtheit Unerfahrnen getrieben werden, und manches würde zur unrechten Zeit gebraucht, und der Schaden, den wir oben deutſchen Arzeneybüchern zugeſchrieben haben, weit größer werden.

Doch mit was für einer bedächtlichen Mine bringt Herr Schamroth einen andern Einwurf bey? Die deutſche Sprache, ſaget er, drücket die vorkommenden natürlichen Sachen nur allzudeutſch aus, und tritt dadurch den Geſetzen der Höflichkeit und Sittenlehre zu nahe. Allein, es wird zu dieſer Widerlegung kein langes Nachſinnen vonnöthen ſeyn, weil die Wörter einem jeden in ſeiner Sprache ſo anſtehen werden, als deutſche Wörter in deutſchen Ohren klingen. Iſt das lateiniſche Inteſtinum beſſer, als ein deutſcher Darm, oder der franzöſiſche Rhûme beſſer, als der deutſche Schnuppen? Daß doch ja die Mode nicht weiter einreiße, zu dem, was man Deutſch ausdrücken will, ſalua venia zu ſagen; ſonſt wird endlich ein Theil den andern um Erlaubniß bitten müſſen, ihn zu nennen. Kömmt es nicht lächerlich heraus, wenn man ſagen will: ſalua venia mein Mund iſt ausgeſchlagen? Ich wollte aber niemand rathen, in Geſellſchaft züchtiger Perſonen etwan natürliche Sachen, ob ſie gleich nützlich und unſchuldig ſind, deutſch vorzutragen, damit man ihnen nicht eine Röthe abjage, und ſie hernach aus dem Terenz über die Thüre ſchreiben mögen:

> Nil dictu foedum haec limina tangat.

Redliche Leute, denen die Schwachheit ihrer Mitbrüder bekannt iſt, werden auch in dieſem Stücke mit ihnen Geduld haben. Doch iſt nicht zu leugnen, daß aus einer öfters wiederholten Sache eine Gewohnheit, und folglich eine Verringerung ſtärkerer Empfindungen auch in dieſem Stücke zu hoffen wäre.

Allein, werden die Sachen, da wir ſolche deutſch ſchreiben, nicht von mehrern geleſen werden? Können nicht durch eben dieſes Mittel öfters irrige Sätze fortgepflanzt und gefährliche Schlüſſe hergeleitet werden? Der Einwurf iſt ſo wichtig, daß ich, an ſtatt der Beantwortung nur auf die andern Wiſſenſchaften werde zeigen müſſen. Sind dieſelben etwan von ſolchen Unvollkommenheiten frey. Und wenn man eine Sache verdächtig machen will, ſo darf man nur von gefährlichen Sätzen reden. Aber auf die Art kann man einen gleich zum Ketzer machen, wenn man nur Luſt dazu hat. Ich rede von deutſchen Ausführungen, welche in der Arzeneygelahrtheit nach einer geſunden Vernunft und einem wohlgeprüften Urtheile eingerichtet ſind.

Der vortreffliche Richey hat die Ehre der Deutſchen in einem Gedichte gerettet, und ich werde mich nicht enthalten können, einige zu unſerm Vorſatze dienende Stellen hieher zu ſetzen:

Doch wer will das Deutſche ſchelten,
Da wir ſelber Deutſche ſind?
Treu und Wahrheit muß ja gelten,
Die man nur bey Deutſchen findt.

Ferner:

Deutſche = = doch hier fehlt der Oden,
Allzudeutſch iſt ungeſund.
Mancher plumpt mit ſeinen Sachen
Und vermeynt, es deutſch zu machen.
Nein, das Deutſche, das ich ſuche,
Iſt von ſolchem Fehler frey;
So ſteht nicht in meinem Buche:
Deutſch und grob iſt einerley.

Hat man übrigens in der Weltweisheit, Mathematik und Gottesgelahrtheit ſchon ſo viele Proben von guten deutſchen Schriften, ſo wird die Arzeneygelahrtheit ſich auch noch in deutſcher Kleidung ſehen laſſen dürfen. Ich werde dieſes ſo lange glauben, bis man aus dem Grunde des Widerſpruchs mich auf eine überzeugende Art eines andern belehren wird.

D. H. F. Delius.

An Wilhelminen.

Du zürnſt? du? meine Wilhelmine?
Wenn ich mich unverſtellt erkühne,
Und dir der Seelen Brand geſteh?
Geliebte! was willſt du verdammen?
Mein zärtlich Herz? mich? meine Flammen?
Die ſind von dir, und ſind mein Weh.

Warum entzückte mich dein Name,
Und ward der ſüßten Neigung Saame,
Schon eh ich ſelbſt von dir gewußt?
Und warum hieß, beym erſten Blicke,
Mein Herz dich namentlich ſein Glücke,
Und gab den Namen dir mit Luſt?

Ich bin ein Lehrling in der Liebe,
Und weis, beym erſten meiner Triebe,
Nichts von Verſtellung, Kunſt und Liſt;
Ich rede, was mein Herz erfahren,
Das Ehr und Tugend noch bewahren,
Das noch in erſter Unſchuld küßt.

Du zweifelſt? wodurch hat vor allen,
Geliebte! mir dein Herz gefallen?
Wars nicht die Tugend, die mich band?
Ja, Kind, ich muß noch Tugend lieben;
Denn da ich dir mein Herz verſchrieben,
So liebt ich Tugend und Verſtand.

Du ſchlägſt dein Auge furchtſam nieder;
Geliebte! doch erheb es wieder:
Noch zeig ich ihm ein froh Geſicht.
O Liebe! wohnt mir Trug im Herzen:
So treffen mich nur deine Schmerzen,
Doch deine Wolluſt ſchmeck ich nicht!
Schuf aber Vorſehung und Tugend
Die erſte Liebe meiner Jugend,
O Freundinn! warum kränkſt du ſie?
Warum darf ſich dein Herz empören,
Mir Sieg und Ruhe noch zu wehren?
Wer ſo liebt, der liebt nie zu früh.
Schreckt dich mein Stand, mein Glück, mein Leben?
O Freundinn! der mir dich gegeben,
Der giebt mir auch für dich ein Haus;
Und ſchmückt, um deiner werth zu werden,
Mein Leben, wie mein Glück auf Erden,
Mit Früchten deiner Tugend aus.
Mein Stand gehört noch nicht zu Ständen;
Mein Glück ruht in der Vorſicht Händen,
Und wird nicht leichter klein, als groß.
Mein Fleiß iſt mein Berufsgeſchäffte;
Dem weih ich meiner Jugend Kräfte,
Unſorgſam um der Zukunft Loos.
Dieß weis ich; daß nach ewgem Rechte,
Mir, aus vergänglichem Geſchlechte,
Der Vorſicht Rath mein Glück erbaut;
Und Hoffnung und Erfahrung ſprechen,
Daß Ehr und Brodt dem nie gebrechen,
Der Tugend liebt und ihm vertraut.

Doch dreymal ſüßer wird mirs glücken,
Dem Staub einmal mich zu entrücken,
Wenn dich mein Fleiß mit mir erhebt;
Und wenn mit Schweiß und Froſt zu ſtreiten,
Die Stärke deiner Zärtlichkeiten
Mir künftig Fleiß und Muth belebt.

Dein Anſehn ſoll mich mehr erhitzen,
Als aller Ehre ſchmeichelnd Blitzen,
Das ſonſt wohl kühne Seelen kirrt;
Mich zu ermuntern, zu entzücken,
Will ich nach dir voll Sehnſucht blicken,
Wenn wo mein Herz ermatten wird.

Auch dir, du Freundinn ſüßer Schmerzen,
O Dichtkunſt, weiht mit willgerm Herzen,
Mein Fleiß ſich wieder freundſchaftvoll.
Was könnte dir zur Reizung fehlen?
Wenn die Vertraute meiner Seelen
Durch dich unſterblich werden ſoll?

Mein Herz wird ſie voll Ehrfurcht nennen;
Ich will ſie ſehn, ich will entbrennen = =
O Dichtkunſt! iſts vielleicht zu früh?
Sonſt rühre mich, ihr durch mein Singen,
Die Ewigkeit ſchon itzt zu bringen;
Denn wer verdient ſie ehr, als ſie?

Du pochſt in mir? was ſoll dieß Schlagen,
O armes Herz! was willſt du ſagen?
Ich weis, noch nenn ich ſie nicht mein:
Doch wird ſie auch nicht ewig haſſen;
Sie wird ſich einſt bereden laſſen,
Für meine Treu mein Glück zu ſeyn.

Vielleicht war nur mein Herz zu blöde,
Vielleicht verſtunds nur eure Rede,
Ihr ewig werthen Augen! nicht.
O Lieb! o Dichtkunſt! laßt michs wiſſen,
Wie lern ich ohne Wort und Küſſen,
Was Wilhelminens Herz wohl ſpricht?

Sagt ihr: hier wohn in treuem Herzen,
Auch unter Zweifel, Sorg und Schmerzen,
Ein unauslöſchlich Bild von ihr!
Doch mehr dürft ihr ihr nicht entdecken;
Vielleicht läßt ſich ihr Herz erwecken,
Und kömmt aus Vorwitz ſelbſt zu mir.

S **.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Beweis aus der Vorſtellung Gottes, daß die körperliche Welt wirklich da ſey?

Lieber Bruder,

Wenn wirſt du doch einmal aufhören, meine Seele in Ungewißheit, wo ſie iſt, und meinen Körper in einen Ort, ich weis nicht ob in Schlaraffenland, oder ins Reich der Einbildung zu ſetzen? Du macheſt mich mit deinem Zweifeln ſo bange, daß ich weder weis, was ich bin, noch wo ich mich befinde. Iſt die körperliche Welt nicht wirklich da? Was! Wo iſt? wo bleibt denn mein allerliebſtes Dorindchen? Sollte ich es nur in meiner Einbildung und Vorſtellung, wie du ſprichſt, verehren, bewundern, anbethen? Ich zittere! Sollte ich Vulcanen mit ſeinem Hufhammer bey meiner Niederkunft eine abermalige Probe ſeiner Hebammenkunſt ablegen laſſen müſſen? O, davor bewahre mich Zevs! Ich mag das Elend nicht erleben! Ja, dem Himmel ſey gedankt, daß ich nur geſtern bey meinem Engel die Wahrheit eines phyſikaliſchen Satzes durch die Erfahrung bekräftiget geſehen. Wüßte ich dieſes nicht gewiß, ich weis, deine Verwegenheit würde mir alſobald meine Einbildung zu meinem Dorindchen, und alle mein Vergnügen, das ich ſo unſchuldig genieße, zu einer bloßen Vorſtellung machen. Ich kenne deine Tücke; aber hier ſoll dir es nicht angehen. Ich bin gar zu gewiß von dieſer Wahrheit überführet, daß ich geſtern mit meinem Dorindchen von dem Satze: jedweder Körper dringt nach ſeinem Mittelpuncte, geſchwatzet, und daß ich mich itzt mit dir zanke. Hätte ich gefunden, daß dieſer Satz bey meinem Dorindchen eine Ausnahme gelitten: ſo wäre es gut für dich geweſen; ſo hätte ich vielleicht aus Verzweifelung, und nicht deinen Träumereyen zu gefallen, mir eingebildet, da dieſer Satz keinen Beyfall gefunden, ſo möchte die ganze körperliche Welt wohl ſelbſt auf ſehr ſchwachen Füßen ſtehen, ſo wär ich eine bloße Vorſtellungskraft, ſo wäre meine Dorinde ein eingebildetes Ding, und du hätteſt mit deiner Weisheit eine ſolche Höhe vom Mittelpuncte erlanget, als jene Alten für nöthig hielten, wenn man nichts irdiſches, nichts körperliches, nichts zuſammengeſetztes weder an ſich, noch in der Einbildung mehr haben wollte. Aber hoffe nicht, daß es geſchehen iſt. Du hoffeſt umſonſt. Ich weis nur gar zu wohl, auf was für netten Füßen die körperliche kleine Welt ſteht. Bey der großen vermuthe ich ein gleiches. Ich habe itzt ſo eine entzückende Vorſtellung von dem Körperlichen, ſo einen ſanften Zug zum Zuſammengeſetzten, ſo eine lockende Einbildung vom Irdiſchen, daß mich die Wahrheit von dem Körperlichen, vom Zuſammengeſetzten, vom Irdiſchen, zu nichts als zu Körper, zu Zuſammengeſetzten, zu lauter Irdiſchen machet. Ziehe mir ja nicht die Folge, wenn du mir wieder antworteſt, daraus, als hätte ich das vorſtellende Ding, wie du es nenneſt, gar darüber verlohren. Ich werde dir gleich etwas ſagen, daraus du ſehen ſollſt, ich habe das Ding noch. Aber ſey froh, daß mein Dorindchen die Luſt zur Unterſuchung des Körperlichen in mir rege gemacht hat. Ohne ſie würde ich weder mich ſelbſt, vielweniger dich aus dieſem Irrthume gezogen haben. Wenn du alſo anitzt überzeugt wirſt, ſo haſt du es nicht mir, nein! meinem Dorindchen haſt du es zu verdanken. Aber höre! ſo weit darfſt du eben deine Dankbarkeit nicht treiben, daß du dich ſelbſt perſönlich bey ihr bedanken wolleſt; noch vielweniger darfſt du den Weg ſuchen, den ich gegangen bin, als ich das Körperliche entdeckte. So gelehrt darfſt du auf einmal nicht werden. Wer wird auf einmal ſo tief in das Weſen der Körper eindringen wollen? Betrachtende Sätze können und müſſen nicht allemal

Ausübende werden. Willſt du ja eine Probe machen, ſo würdige einen andern Körper deiner Betrachtung und Unterſuchung. Zwo unterſchiedene Proben bekräftigen eine Sache allemal mehr, als zwo von einerley Art. Willſt du aber mit bloßen überſinnlichen Beweiſen zufrieden ſeyn: ſo gieb Achtung, ich will ſie dir itzt anfangen. Ich wollte ſie dir auch ſelber rathen. Sie kleiden dich, und was du vorſtelleſt, beſſer.

Wegen des Satzes: Gott muß ſich etwas vorſtellen, und ſtellet ſich auch wirklich etwas vor, ſind wir einig. Auch dieſen leugneſt du mir nicht: die Vorſtellung Gottes iſt ſo vollkommen, als ſie iſt, wenn man die allervollkommenſte nennet; das iſt, ſeine Vorſtellung iſt die kläreſte, die deutlichſte. Auch beſtreiteſt du mir die Worterklärung, was eine Vorſtellung iſt, nicht mehr. Du giebſt zu, daß zu einer Vorſtellung ein Bewußtſeyn ſo wohl ſeiner ſelbſt, als auch des Dinges, das man ſich vorſtellet, nothwendig erfordert werde. Ich habe es dir, und mit wie vieler Mühe habe ich es dir nicht endlich dargethan, daß Vorſtellungē ein Bewußtſeyn derjenigen Kennzeichen ſind, die ein Ding nicht ſeyn laſſen, was es nicht iſt. Darwider haſt du mir bisher nichts eingewendet; und wenn es binnen hundert Jahren nicht geſchiehet, ſo möchte ich wohl gar darüber geſtorben ſeyn. Von wem aber wollteſt du hernachmals dieſen Streit ausmachen laſſen? Du haſt alſo Urſache, wohl Achtung zu haben. Ich will meine Gedanken ſo deutlich machen, als ich kann. Sage ich dir dann und wann nicht alles, was ich ſagen könnte: ſo ſtelle dir vor, ich ſchriebe dir einen Brief und kein Buch. Fange du mit deinen eigenen

nen Vorſtellungen da an, wo die meinigen aufhören. Attiſches Salz ſuche nicht; ich bin ein Sachſe, wie du weiſt. Den Schweizern habe ich auch noch nichts ablernen können. Kann ich dir alſo ſchon nichts Beluſtigendes verſprechen, ſo will ich dafür deine Ueberführung deſtomehr vor Augen haben.

Du zweifelſt an dem Daſeyn der körperlichen Welt. Den Beweis dagegen habe ich dir aus den Sinnen vorgehalten. Den nimmſt du nicht an. Ich ſchloß barbariſch, und ſchimpfete nach der deutlichſten und beſten Figur in Barbara; du höreteſt nicht. Ich zeigete dir funkelnde Augen, ſtampfende Hände, drohende Hände, einen ſchäumenden Mund; du ſaheſt nicht. Der durchdringende Schluß, Ferio, ſchien mir noch zu rechter Zeit in Kopf und Hand zu kommen. Ich brauchte ihn, und machte mit demſelben nicht weit von deinem Ohre ſo einen kräftigen Eindruck, daß ich ganz gewiß glaubte, du würdeſt auf dieſe Art zum Hören, Fühlen und Sehen auf einmal und zugleich kommen müſſen. Aber ſiehe, wider Vermuthen und wider meine Abſicht hatte ſie dir auch den Geſchmack, und alſo alle fünf Sinne zuwege gebracht. Ich erſchrecke noch, du hatteſt die Verwegenheit, einen deinen Sätzen ganz entgegen geſetzten ſchrecklichen Fehler zu begehen. Du antworteteſt mir in eben der Figur mit einer ſo unordentlichen Bewegung der Hand, die mir faſt ein Auge mit genommen. Ich ſage es noch einmal, ich erſchrack heftig über dieſe Hitze an einem bloß denkenden Dinge im Streiten. Ich war ſo einfältig und glaubte, du wüßteſt nichts von dem Begriffe, den man doch haben muß, wenn man einen Körper taumelnd machen will; ſonſt würde ich dich vielleicht nicht ſo klug gemacht haben. Doch es iſt auch auf meiner Seite ohne Nutzen nicht abgegangen. Ich weis nun nicht allein, was Druck und Gegendruck iſt, ſondern ich werde auch nicht vergeſſen, daß man dich nicht ſchlagen müſſe, wenn man mit blauen Augen ſich nicht gerne auf den Straßen will ſehen laſſen. Itzo wende ich mich wieder zu meinem vorhabenden Beweiſe. Das Zeugniß der Sinnen verwirfſt du alſo, und willſt durch etwas anders überführet ſeyn. Ich weis aber außer dieſen nichts, als die Vorſtellung. Ich werde daher deine Vorſtellungen unterſuchen, und von denſelben auf die Vorſtellung Gottes folgern. Werde ich finden, es liege in dem Weſen Gottes, daß er ſich Körper vorſtellen muß: ſo weißt du von dir ſelbſt, daß die körperliche Welt ſo gewiß wirklich iſt, als Gott da iſt. Auf dieſe Art müßte ich dir beykommen; ſonſt weis ich kein Mittel mehr. Ich will ſehen, wie weit ich es bringen werde. Habe ich aber auch endlich meine Gedanken ſo deutlich zu Papiere gebracht, als ich es hoffe: ſo ſey auch du ſo höflich, und mache mir im Spaße keinen ernſtlich ſcheinenden Einwurf mehr, noch vielweniger ſtoße mir mein ganzes Gebäudchen um. Es iſt mir ſauer genug geworden. Ich bin des Beweiſens müde, und zweifle ohne dieß, ob du im Ernſte einen Beweis wegen der Wirklichkeit der Körper von mir forderſt. Doch dieſes ſoll auch der letzte ſeyn.

Gott kann ſich nichts als bloß möglich vorſtellen. Es ſind wohl ſchon die Schwalben zwanzigmal wiedergekommen, daß du mir wegen der Erklärung des Möglichen nicht mehr widerſprochen haſt. Du bejaheſt mit mir, daß das Mögliche zwar an ſich ſelber keinen Widerſpruch habe, wohl aber in Anſehung anderer Dinge, mit denen es zugleich ſeyn ſollte. Da nun dieſes unleugbar iſt, ſo muß ich nothwendig auch recht haben, daß Gott, der ſich in einem einzigen Gedanken die Welt vorſtellet, unmöglich in dieſem einzigen Begriffe was widerſprechendes zugleich und auf einmal denken wolle oder könne. Dieſes iſt ſo leicht zu begreifen, als dieſer Gedanke iſt, daß Veränderungen, die man Gott zuſchreibt, ſein ganzes Weſen zerſtöhren. Das bloß Mögliche hat weder in ſich, noch in der Welt, noch in Gott ſattſamen Grund. Wie ſollte ſich Gott ein Ding vorſtellen, das nirgends etwas hat, vermöge deſſen er ſich daſſelbe vorſtellete? Es iſt alſo ein Unding. Gottes Verſtand aber iſt der Quell aller Dinge, die ihren ſattſamen Grund haben, und eben dieſen göttlichen Verſtand nennen wir Gottes Vorſtellung. Es kömmt nur auf die Seite an, an der wir ihn betrachten. Alſo ſteht der Satz feſte, ſo wenig ſich Gott widerſprechende Dinge vorſtellen kann, ſo wenig wird er ſich auch des bloß Möglichen bewußt ſeyn.

Mit möglichen Dingen, die einmal wirklich werden, halte ich mich nicht auf. Was heute möglich und morgen wirklich iſt, iſt nicht in Abſicht auf Gott was es iſt, ſondern in Anſehung unſerer Vorſtellung. Bey Gott findet dieſes nicht ſtatt. Alſo muß ſich Gott ein ſolches Ding nothwendig als wirklich vorſtellen. Er kann von einem Dinge nicht zweyerley zugleich denken. Doch es brauchet keines weitern Beweiſes.

Nun will ich auf dich kommen, und von deinen Vorſtellungen auf die göttlichen ſchließen. Du haſt dich hier keiner Schlingen und Fallen zu befürchten. Wollteſt du auch meinen Satz umkehren, es würde einerley heraus kommen. Mir liegt nichts daran. Die Unveränderlichkeit des Weſens iſt feſter gegründet, als mir mein Haus zu ſeyn ſcheint, wenn der Wind geht. Du würdeſt zugeben müſſen, wenn du es leugnen wollteſt, du hätteſt izt von dir ſelbſt einen Gedanken, als wäreſt du ein denkendes Ding, den Augenblick aber veränderte ſich der Aufzug, du bekämeſt einen Begriff von einem Paare aufrechts ausgedehneten ſteifen Lappen an beyden Seiten deines Kopfes, beyde Hände ſanken dir niederwärts, gleich als wollteſt du mit Händen und Füßen hinter die Wahrheit kommen, ob Körper nicht nur möglich ſondern auch wirklich wären; du müßteſt Maul und Naſe zu gleicher Zeit dahin richten und aufſperren, wie man beſey uns machet, wenn man über etwas erſtaunet; du kämeſt dir höchſt tieſſinnig vor, weil du mit hängendem Kopfe über die Erſcheinung einer auf deinem Rücken und nach deinem Rücken ſich beugenden cylindriſchen ſchweren Figur, unwillig wäreſt, welche du dir auch ſo lange mit Verdruſſe vorſtellen müßteſt, als ein unbarmherziger Kerl, der deine Vorſtellungskraft noch darzu mit einem von Holz und Hanfe zuſammengeſetzten böſen Zeichen ängſtiget und quälet, dir keine leichtere Vorſtellung verſchaffet; du würdeſt dich dir als den Satyr abmalen müſſen, der den Apollo auf Händen und Füßen um Gnade anflehete, ehe er ihm das

Fell über die Ohren zöge. Aber, wer wird ſo denken? Es wird dir niemals eingefallen ſeyn, du könnteſt aus einem denkenden Dinge das allereinfältigſte Thier auf der Erden werden, vielweniger wirſt du es behaupten wollen. Alſo iſt das Weſen der Dinge unveränderlich, und Vorſtellen iſt Vorſtellen. Und ſo kann ich nun von deinen Vorſtellungen auf die Vorſtellung Gottes ſchließen.

Du geſtehſt, daß du beſtändig Vorſtellungen haſt, deren eine nicht die andre iſt, ſondern die durch Kennzeichen, deren du dir wohl bewußt biſt, von einander wirklich unterſchieden ſind. Du führeſt dich bey denſelben gleichgültig auf. Und daraus ſchließe ich, ſie müſſen dir nicht weſentlich, ſondern zufällig ſeyn. Wendeſt du mir ein, meine Seele wickelt alle Bilder aus ſich heraus: ſo will ich nicht dargegen ſetzen, daß du und ich nicht nur keinen Begriff von dieſen Worten haben, ſondern ich rathe dir nur, auf dich Acht zu geben, ob du nicht und zwar ſehr öfters Vorſtellungen haſt, die durch deine Bemühung entſtehen, und auch andere, die du nicht vermeiden kannſt, oder, die ohne deine eigene Anwendung der Deutungskraft dir gegenwärtig ſind? Verſtehſt du durch das erſte die Auswickelung der Gedanken der Seele, ſo kann ich dawider nicht ſtreiten. Aber, was willſt du mit den letzten machen? Erkläre dich, du kannſt ſie nicht leugnen! Denke einmal zurück an einige deiner vergangenen Vorſtellungen. So oft ich bey dir bin, ſo oft geſtehſt du mir, du könneſt nicht anders, du müſſeſt lauter angenehme Vorſtellungen haben, ich ſollte daher bald wieder einſprechen.

chen. Was willſt du damit anders ſagen, als dieſes, du habeſt öfters Vorſtellungen, die aus deiner Denkungskraft alleine nicht fließen, noch durch einen andern Schwung der Gedanken ſich durch dieſelben gänzlich und alleine vertreiben ließen. Nun, was wird wohl hieraus folgen? Werde ich nicht ein angenehmer Menſch ſeyn müſſen, wenn ich dir angenehme Vorſtellungen verſchaffen kann? Es kann unmöglich anders ſeyn! Ich bin entweder ein Unding oder ein angenehmes Ding. Bin ich das erſte, ſo ſey dem Trotz gebothen, der mir etwas Böſes oder Gutes nachſagen will! Gilt das andere bey mir, ſo muß ich ja, wenn ich angenehme Vorſtellungen wirken ſoll, nothwendig ein Ding ſeyn, das etwas angenehmes in ſeiner Gewalt hat. So hat ja deine Vorſtellung in mir, und nicht allein in dir, ihren Grund. So biſt du dir alſo Gedanken bewußt, die ohne deinen eignen Gebrauch der Vorſtellungskraft dir gegenwärtig ſind. Siehe, ſo muß man dich mit deinem eigenen Schwerdte erwürgen. Solche unüberwindliche Beweiſe, und zwar in ſo weit ſie meine Perſon angehen, habe ich von mir noch in keiner Hauptwiſſenſchaft geleſen; ſie gehörten aber dahin. Denn, welcher ſchöner Wahrheiten Quellen könnten ſie nicht werden, indem ſie unfehlbar gewiß ſind? Selbſt mir ſind ſie niemals in den Kopf gekom̃en, außer, daß mich eine alte Frau einmal darauf gebracht hat, von der du es unfehlbar auch mußt gelernt haben, weil du ihm einen Platz in deinen Höflichkeiten gegen mich gönneſt. Wie gut iſt es alſo, wenn man dich widerleget! Was für ſchöne Sachen fallen einem dabey wieder ein?

Aus allen dieſen fließt zu deiner Lehre, du haſt öfters Gedanken, von denen du allein nicht Herr biſt, oder die du nicht würdeſt gehabt haben, wenn die nicht ein Ding außer dir Urſache zu ſelbigen gegeben hätte. Noch etwas.

Dieſe Gedanken ſind möglich; denn ſie laſſen ſich gedenken. Das iſt eine ausgemachte Wahrheit. Darüber packe mich nicht an, ich lache dich ſonſt aus; bald wird auch der Augenblick da ſeyn, da ich dir beweiſe, daß ſie auch wirklich ſind. Und, o! welch ein fürchterlicher Anblick für dich! Wie wirſt du erſchrecken, wenn ich dich, bey geöffneten Augen, mit der Naſe auf die körperliche Welt drücke! Es wird dir gehen, wie mir, als ich das erſtemal auf dem Carneval war; du wirſt erzittern, und ich werde genug zu thun bekommen, dir auf deinem Ideaval die Maſken nicht zu fürchterlich machen zu laſſen. Ihr Geiſter, die ihr mit mir die körperliche Welt glaubet, ſtehet mir zu rechter Zeit bey!

Itzt aber ſammle alle deine Kräfte zuſammen, und höre mir zu, wie es das griechiſche Sprüchwort haben will.

Ich habe dir vorher erwieſen, daß deine Gedanken keine Chimären, ſondern möglich geweſen ſind. Sie widerſprechen deinem denkenden Weſen nicht, noch du ihnen; alſo ſind ſie in dieſer Abſicht unveränderlich möglich, oder, was du itzt kannſt, wirſt du allezeit können, und es wird ewig eine Vollkommenheit von dir ſeyn. Gott denket auch. Er hat alle mögliche Vollkommenheiten zugleich. Alſo muß ihm nicht unbekannt ſeyn, was du denkeſt, oder du würdeſt eine

Vollkommenheit beſitzen, die er nicht hätte, in Anſehung der Vorſtellungskraft. Dieſes geſteheſt du, armer Schelm, mir gar gerne zu. Drum gehe ich weiter. Muß ſich nun Gott deiner Vorſtellungen auch wohl bewußt ſeyn, weil ſie Vollkommenheiten deines denkenden Weſens ſind: ſo muß auch das Urbild, von dem du die Bilder deiner Vorſtellungen abgeſchildert haſt, ein außer dir ſich befindendes wirkliches Ding ſeyn. Denn ich habe dir feſt bewieſen, daß Gott nicht dichten, noch das bloß Mögliche vorſtellen kann, vielmehr iſt alles, was er ſich vorſtellet, wirklich.

Da haſt du nun meinen Beweis. Ueberlege ihn wohl. Scheint er dir nicht ſo fruchtbar zu ſeyn, als ich ihn ausgegeben: ſo laß ihn nur erſtlich Wurzel faſſen, er wird es gewiß werden. Mir iſt er ſo kräftig und dringend, daß ich lauter Körper außer mir glauben würde, wenn ihn niemand verſtehen ſollte. Doch ich bin noch in deiner Schuld. Ich muß noch darthun, daß außer den denkenden Weſen auch noch Körper ſind; denn was ich geſagt, das möchteſt du mir ſonſt wohl von einfachen Dingen gelten laſſen, von Körpern aber leugnen, ob es ſchon unmöglich iſt.

Dein Satz, um den du ein Märtyrer werden wollteſt, war, es giebt lauter einfache Dinge. Nun ſage mir, wo liegt die Unmöglichkeit, daß ich mir eine Anzahl einzelner einfacher Dinge nicht ſo mit einander verbunden vorſtellen ſollte, daß ſie alle zuſammen genommen ſich mir nicht als eine einzige Einheit vorſtelleten? Gewiß, ich kann ſo gar keine Schwierigkeit heraus bringen, daß ich dieſen Gedanken vielmehr für eine wahrhafte Vollkommenheit meiner Seelen anſehen muß. Denn ich trenne nichts von einander, was untrennbar wäre; ich ſetze auch nichts zuſammen, was doch unmöglich beyſammen ſtehen könnte, welches doch geſchehen müßte, wenn es mir ſchwer und unmöglich vorkommen ſollte. Iſt dieſes nun richtig, iſts möglich, iſt es eine wirkliche Vollkommenheit: ſo muß ſie Gott auch beſitzen; ſo muß er eine Anzahl einfacher Dinge in ſo einer Verbindung für eine Eins anſehen, ſo wohl als er ſich alle andere einfache Dinge, nach deiner Meynung, vorſtellet und vorſtellen muß.

Es iſt nun Zeit, daß ich ſchließe. Meinen guten Willen habe ich dir nun, und auch mein Vermögen gezeiget. Fordere keinen ſchärferen Beweis von mir. Bedenke ihn erſt recht. Vor allen Dingen treibe mir keinen Spaß damit; du würdeſt mir auf einmal den Begriff eines Läſterers von dir beybringen, da du vorher nur von einfachen Dingen gehandelt haſt. Eine ſolche Verwandelung ließe ſo maulbeermäßig. Bald ſchickte ſich der lateiniſche Name derſelben beſſer. Ich werde dich auf jene Woche zu ſprechen bekommen. Ich habe als dann einen Gerichtstag, und bis dahin ein mehrers. Itzt gehe ich zu meinem liebſten Dorindchen, mich bey demſelben zu bedanken. Daſſelbe hat hierbey eben das gethan, was ſonſt die Muſen verrichteten, wenn die Dichter und Redner dieſelben von ihren hohen Berge herunter zu klettern nöthigten. Ich will auch dieſes in ihrer Aufführung gegen dieſelben nicht abbringen.

Erwieſen die alten Poeten ihr dankbares Gemüthe gegen ihre Schutzgöttinnen und Gehülfinnen in einem Liede, das ſie ihnen ſungen: ſo ſoll auch mein Dorindchen das beſte Leibſtückchen von mir erwarten. Es liebt die Ton- und Dichtkunſt, und ich bin ihr auch nicht gram. Du ſollſt es auf ein andermal zu leſen haben. Itzt lebe wohl.

Kyriander.

* *

Die Ungerechtigkeit.

An

Herrn D. Johann Tobias Richtern.

OVIDIVS.

Vltima coeleſtum, terras Aſtraea reliquit.

Mein Richter! haſt du nicht Aſträen längſt vermißt,
Seit dem faſt alle Welt der Bosheit zinsbar iſt?
Ja, Freund! der Laſter Schwarm hat ſie aufs neu bewogen,
Daß ihre Gegenwart ſich unſrer Erd entzogen.
Wo fremder Welten Heer um tauſend Sonnen rennt,
Wo kein vernünftger Geiſt die Bosheit Tugend nennt,

Daſelbſt wird ſie entfernt noch Recht und Tugend finden,
Und ſich ein ewig Reich bey edlern Weſen gründen.
Nur wir verderben uns, und haſſen unſer Glück;
Wer uns zu helfen kömmt, den jagen wir zurück,
Und lieber wollen wir in ſteter Unruh leben,
Als unſrer Leidenſchaft vernünftig widerſtreben.

Was iſt der böſe Brunn, aus dem dieß Unheil quillt?
Iſt von Natur das Herz mit Bosheit angefüllt?
Kann ſich auch die Vernunft die Quaal zum Ziele ſtecken?
Und lebt denn nur der Menſch, des Laſters Frucht zu ſchmecken?
Der Vorſicht weiſer Zweck war unſer Glück allein,
Indem ſie uns beſtimmt, ein Theil der Welt zu ſeyn.
Es will auch unſer Geiſt nicht dieſen Zweck verfehlen:
Doch wird wohl ſein Verſtand ſtets kluge Mittel wählen?
Nur ſelten trifft die Wahl das, was ihn glücklich macht.
Des Lebens größter Theil wird ſinnlich zugebracht,
Da doch, wenn unſern Geiſt kein Untergang vernichtet,
Die Sinnlichkeit von ihm mit unſerm Leibe flüchtet.
Wer, durch verkehrte Wahl, ſich in den Mitteln irrt,
Wer eignes Unglücks Grund, durch falſche Zwecke, wird,
Wer, durch der Laſter Reiz, ſich von der Bahn verlieret,
Auf der die Tugend uns zum wahren Glücke führet,
Dem zeige das Geſetz der Tugend ſichre Bahn.
Es prüfe, was er thut; und wenn er nicht gethan,
Was das Geſetz verlangt: ſo werd er nicht verſchonet,
Und iſt er tugendhaft: ſo werd er auch belohnet.

Doch alles iſt umſonſt, wo Ungerechtigkeit,
Was das Geſetz befielt, mit Ungeſtüm verbeut.

D

O Dichtkunſt! zeige mir ſie in vollkommnen Bildern,
Sie, wie ſie wirklich iſt, abſcheulich abzuſchilden.

Sie ſitzt auf einem Thron, durch welchen ſie an Pracht
Selbſt der Gerechtigkeit den Vorzug ſtreitig macht.
Von Stolz und Rach und Geiz entlehnt ſie ihre Minen;
Sie ſind es auch, die ihr, als treue Knechte, dienen.
Ihr Bild iſt frech und wild, ihr Antlitz nie bedeckt;
Das Anſehn der Perſon iſt nie vor ihr verſteckt;
Die Rechte faßt das Schwerdt, die Linke hält die Waage,
Das Werkzeug mancher Noth, den Grund zu mancher Klage.
Die Unſchuld nahet ſich, mit ſchmerzerfülltem Sinn,
Der Ungerechtigkeit, als ihrer Richterinn.
Die Bosheit hat ihr Recht gewaltſam unterdrücket,
Durch Falſchheit ſie getäuſcht, durch Hinterliſt berücket.
Sie fleht die Richterinn um Schutz und Beyſtand an,
Nachdem ſie ihre Noth ihr weinend kund gethan.
Die Ungerechtigkeit ſoll richten und entſcheiden:
Wird nicht die Unſchuld hier noch größres Unrecht leiden?
Was thut die Richterinn? Wägt ſie die Handlung ab,
Die der Gerechtigkeit ſonſt nur den Ausſchlag gab?
O nein! ſie wäget ſelbſt die ſtreitenden Parteyen.
Welch eines Schutzes ſoll die Unſchuld ſich erfreuen?
Die, deren ſchwere Wucht des Standes und der Macht
Die Unſchuld vor Gericht oft um ihr Recht gebracht,
Wird auch deswegen hier im Frevel unterſtützet;
Die Unſchuld wird geſtraft, die Bosheit wird geſchützet.
O Abſcheu vor der Welt, die noch vernünftig iſt,
Und aus den Handlungen ſo Straf, als Lohn ermißt!
O möchte die Vernunft die Themis frey zu ehren,
O Ungerechtigkeit! dein wildes Reich zerſtören!

Wer dieſer Göttinn Joch auf ſteifem Nacken trägt,
Wie ſie, Gewalt und Stand, und nicht die Thaten, wägt,
Den Schwächern unterdrückt, durch Tyranney ſich hebet,
Nach fremdem Eigenthum mit Zwang und Waffen, ſtrebet,
Der haßt Vernunft und Glück, und iſt ein Menſchenfeind.
Er ſucht das feſte Band, das Menſch und Menſch vereint,
Bey Thoren groß zu ſeyn, nicht Höhre zu erkennen,
Nichts, das ihm gleicht, zu ſehn, mit Wüten zu zertrennen.
Der Endzweck ſeiner Wut iſt oft ein neues Rom.
Wie, wenn nach Sturm und Guß ein angelaufner Strom
Durch Feld und Gärten rauſcht: er bricht durch Wäll
und Zäune,
Reißt Gras u. Saaten fort, verſchwem̃t die größten Hayne;
Und dennoch findet hier des Wütens Ziel nicht ſtatt;
Er ſtrömet durch das Land, das er verwüſtet hat,
Fängt an, mit neuer Wut, tief in das Land zu dringen,
Sich ſchwellend zu erhöhn, und Städte zu verſchlingen:
So raſt der Herrſchſucht Wut durch Ungerechtigkeit.
Ein Zufall macht ſie groß, ihr Reich erſtreckt ſich weit;
Faſt täglich wächſt es noch; und ſollt es ihr gelingen:
So würd ihr wütend Schwerdt die ganze Welt bezwingen.
Ihr Kriegsheer, deſſen Lauf ſelbſt Cäſars Macht nicht hem̃t,
Durch alle Grenzen bricht, viel Länder überſchwemmt,
Und alles mit ſich reißt, muß ihr durch Krieg und Waffen,
Was ihr das Recht verſagt, zum Eigenthum verſchaffen.
Hier ſchließt ihr Wüten ſich in keine Schranken ein,
Je mächtiger ſie wird, je größer will ſie ſeyn.
Sie ſiegt durch Grauſamkeit, und ihre Siegeszeichen,
Die Opfer ihrer Wut, ſind Aſche, Schutt und Leichen.
Hier macht der Friede ſelbſt die Länder nicht beglückt.
Das überbliebne Volk wird, Sclaven gleich, gedrückt.

Sobald Geſchütz und Schwerdt zu toben aufgehöret,
Wird durch die Tyranney des Landes Noth vermehret.
Wie da, wo ſich vom Saft kein Merkmaal ſpühren laßt,
Ihn harter Keulen Stoß aus dürren Körnern preßt,
Und mit Gewalt zermalmt, was kraftlos übrig blieben:
So wird der Armuth Reſt durch Herrſchſucht aufgerieben.

Solch Urtheil bringt der Welt die Ungerechtigkeit!
Zerſtöret ihre Brut, Vernunft und Weltweisheit!
Aſträens Gegenwart bald wieder zu empfinden,
Lehrt uns die Handlungen an die Geſetze binden.

Chriſtlob Mylius.

* *

Vom leeren Raume.

Antwortſchreiben an Herrn C. Mylius.

Mein Herr,

Ich würde ſehr undankbar ſeyn, da ſie durch ihren freundſchaftlichen Fehdebrief die Welt aufmerkſam auf mich machen; (denn ſo ſehr liebe ich mich ſchon, daß ich mir dieſes einbilde;) wenn ich ſtille ſchweigen, und nicht hartnäckig bleiben wollte. Doch ſie mögen auch, wenn ſie etwa auf den Einfall gerathen ſollten, glauben, die Eigennützigkeit ſey an meiner Antwort ſchuld. Ich hätte nämlich nicht zulaſſen wollen, daß die Welt denken ſollte, ich wäre wirklich einer von den heutigen witzigen Köpfen, über deren Verſtand die bleyernen Buchſtaſtaben eine ſo groſze Gewalt hätten. Ich verſichre ſie vielmehr, was das anbelangt, daß ich hierinnen ein Anhänger des Herrn Brunere bin, welcher an einem Orte ſaget: gewiſſe witzige Werke erhielten in der Abſchrift die gröſzten Lobeserhebungen; ſo bald ſie gedruckt würden, ſo fiele ihr Ruhm auch plötzlich, und ſie würden von allen verachtet. Doch im Ernſte darf ich ihnen in dieſem Stücke nicht widerſprechen, weil ſie ohne Zweifel geſcherzet haben. Ich ſchlieſze dieſes daher, daß ſie dieſe witzigen Köpfe mit Geſchöpfen verglichen haben, die in ihren Augen ſehr liebenswürdig ſind, und an welchen ſie falſche Schlüſſe und feurige Küſſe wohl vertragen können. Doch ſollte ich mich auch irren, ſo werden ſie doch davon überzeugt werden, da ſie dieſes gedruckt und nicht geſchrieben leſen. Vielleicht werden ſie ein wenig ungeduldig, daß ich ſie ſo lange aufhalte, und den leeren Raum noch nicht angreiſe. Nehmen ſie es nicht übel: es iſt einmal mein Charakter: ich muß in allem widerſpenſtig ſeyn, und wo ich nicht will, daß ſie ſich den Sieg zuſchreiben ſollen, antworten. Ich bin ordentlich gegangen, und habe zur Zeit nichts unbeantwortet gelaſſen. Doch darauf kann ich nichts ſagen, da ſie ſchreiben, wir thäten in unſren Unterredungen einer an den andern laute Fragen: wir wiederholten unſre Erklärungen, und wir redeten nach Gelegenheit beyde zugleich, zumal ich, daß alſo nichts entſchieden werden könnte. Hierzu muß ich ſchweigen: ich würde doch niemanden von dem Gegentheile überführen, da ſie eben dieſes von ſich ſagen. Sie ſind noch nicht zur Sache, werden ſie ſagen: den Augenblick werde ich, mit ihnen zu reden, darzu kommen. Die Welt mag ſich darein finden: gelehrte Streiter ſind wie die homeriſchen Helden, welche mitten in der Schlacht noch Zeit genug haben, einander ihre Geſchlechtsregiſter zu erzählen.

Sie ſind mit mir wegen des leeren Raumes uneinig. Theils ſtreiten wir über den Begriff, theils über die Möglichkeit deſſelben, theils auch darüber, ob zwey Körper alsdenn einander berühren müßten, wenn alle andere Körper zwiſchen ihnen weggenommen würden. Vor allen Dingen müſſen wir alſo von dem Begriffe des leeren Raumes noch reden: denn ich erkläre mich, daß ich noch einen gewiſſen Begriff des leeren Raumes zugebe, den ich auch geben will; ich behaupte nur, daß mir der gemeine Begriff davon irrig vorkomme.

Sie erklären mit triumphirenden Worten meinen Begriff vom leeren Raume für willkührlich, weil er nicht mit der Natur der Sachen übereinkäme. Vielleicht kann es ſeyn: allein es iſt einmal ſo weit gekommen, daß ich ihnen nicht Recht geben darf: ich mag es haben oder nicht. Der Begriff vom Raume, den ſie mir zuſchreiben, da ſie ihn eine Reihe von Körpern nennen, iſt nicht mein. Entweder ich bin in der Unterredung von meiner ordentlichen Erklärung abgewichen, welches leicht zu geſchehen pflegt, oder ihr Gedächtniß kann ihnen auch nicht getreu genug geweſen ſeyn. Der Raum iſt, wie ich mir ihn gedenke, nichts anders, als eine Vorſtellung der Ordnung der ſich außer einander und zugleich

gleich da befindlichen Dinge. Ich nehme die Vorſtellung noch zu ſeinem Begriffe, weil wir doch von allen Dingen nach unſrer Vorſtellung reden müſſen, da uns die Vorſtellungen anderer vernünftigen Geiſter von den Dingen unbekannt ſind. Dieſen Begriff, den Herr Wolf feſt geſetzet, den andre für richtig angeſehen, und den ich ihm nachzuſagen, mich nicht ſchäme, nennen ſie willkührlich. Ich weis hier ihre Antwort: allein ein Hartnäckiger muß ſich ſchützen, wie er kann. Statt eines Beweiſes eifern ſie wider diejenigen, welche von den ſogenannten Namenerklärungen und Sacherklärungen übel unterrichtet ſind. Sie wiſſen, daß ich hierinnen ihrer Meynung bin: darüber haben ſie mich wohl niemals gefragt, daß ich ihnen darauf etwa meine Erklärung vorgeſagt, ohne ihre Gründe zu hören, und nicht gewartet, bis ſie ausgeredet hätten, ſondern vielmehr mit ihnen zugleich geredet hätte. Es kömmt mir auch ſo vor, als ob ich weiter keinen Beweis deſſen, was ſie von meinem Begriffe des leeren Raumes böſes geſagt haben, in ihrem Briefe finden könnte. Wenn ich meine Rolle hierbey recht ſpielen wollte, ſo müßte ich ein wenig trotzig ſeyn, und hier mit meinem Briefe aufhören, und erſt von ihnen Beweis fordern, ehe ich gegen das andre etwas vorbrächte. Allein ich habe mir vorgenommen, eine kleine Abweichung von meiner eigentlichen Natur zu machen. Ich will ihnen daher zeigen, wie die Weltweiſen zu dem Begriffe vom leeren Raume, dem ich folge, gekommen ſind. Vielleicht kömmt es, wenn ich dieſem Dinge ein wenig nachdenke, daß er in der Natur der Sachen gegründet iſt, nach welcher er doch nicht eingerichtet ſeyn ſoll. Wenn ich mich auch irre, ſo erweiſe ich doch mit meinem Briefe wenigſtens nicht, daß es einen leeren Raum giebt. Sagen ſie mir, wertheſter Freund, was geht in ihrer Seele vor, wenn ſie an den leeren Raum gedenken? Ich kann ihre Gedanken nicht wiſſen: ich will ihnen alſo ſagen, was ich in mir wahrnehme. Ich ſtelle mir viel Dinge zuſammen auf einmal vor: doch dieſe Vorſtellung iſt nicht ein unordentlicher Klump von Gedanken: es iſt noch eine gewiſſe Ordnung unter ihnen: ich habe von einem Dinge eher und früher eine Vorſtellung, als von dem andern. Denn dieſes werden ſie mir aus der Lehre von unſrer Seele zugeben, daß wir nicht viel Vorſtellungen von einer Sache auf einmal haben köñen, ſondern daß jede etwas Zeit brauche. Wenn ich aber an den Raum gedenke, ſo iſt die Zeit, die ich zu der frühern und ſpätern Vorſtellung eines Dinges, nach unſerm gewöhnlichen Zeitmaße brauche, ſo klein und unmerklich, daß wir daher ſagen, wir hätten die Vorſtellungen von den Dingen auf einmal. Ferner wird zu dem Begriffe des Raums erfordert, daß die Vorſtellungen vieler Dinge, welche ſich außer einander und zugleich da befinden, jede, ſehr klar ſeyn müſſe. Wenn ſie dieſes alles erwägen wollen, ſo werden ſie finden, daß der Begriff des Raumes überhaupt nichts anders, als die Idee einer wahren Verhältniß unter den Dingen, oder der Körper ſey, wenn ſie lieber haben wollen, daß ich dieſes ſagen ſoll. Ich will einmal verſuchen, ob dieſe Begriffe brauchbar ſind, wenn man eine Erklärung von dem Worte ausräumen geben ſollte. Heben ſie nicht alsdann eine gewiſſe Ordnung, oder ein Verhältniß vieler ſich auseinander und zugleich da befindlicher Dinge auf, wenn ſie ein Zimmer, wo alles ſeinen gewiſſen Ort hat, ausräumen? Können ſie dieſe Erfahrung leugnen? Ich muß ihnen noch meine Gedanken entdecken, wie ich glaube, daß der gemeine Begriff vom leeren Raume entſtanden iſt, da man ſich denſelben ungefähr als einen Fiſchhälter oder als eine Zuckerſchachtel einbildet. Ich will es gleich an der letztern zeigen. Erſt da die Zuckerſchachtel voll war, ſtellte man ſich den Boden und die Seiten, dann den Zucker übereinander, und endlich den Deckel darüber vor. Und da ſagte man die Zuckerſchachtel iſt voll. Man brauchte den Zucker in den Caffee, und darüber ward die Schachtel leer. Man ſtellte ſich alſo darauf nichts als den Boden, die Seite, und den Deckel, und zwiſchen den Deckel, nichts, deutlich vor. Dieſes Nichts hießen diejenigen, die hierüber zuerſt philoſophirten, den leeren Raum. Denn die Luft, die zwiſchen den Boden und Deckel iſt, vergaßen ſie, ſich vorzuſtellen. Es wurden alſo aus der Kette der Dinge, einige Glieder herausgenommen; ihre Stellen wurden wohl wieder erſetzet: allein dieſe Glieder waren für die philoſophiſchen Caffeetrinker noch unſichtbarer, als die Glieder der Kette, mit welcher Vulkan den Mars und die Venus zum Gelächter der andern Götter feſſelte. Die Kette der Dinge blieb alſo wohl ganz; allein die Kette der Vorſtellungen ward zerriſſen, indem gleichſam zwiſchen ihren äußerſten

Enden, gewiſſe darzu nöthige Vorſtellungen nicht klar, wie ſolches nöthig iſt, ſondern nur dunkel waren. Nachdem man nun den leeren Raum erfunden hatte: ſo glaubte man, das Recht zu haben, den vollen Raum auch hervor zu bringen, unerachtet dieſer nichts anders, als der Raum überhaupt iſt. Verſuchen ſie es nur, wertheſter Freund, ob der leere Raum an andern Orten in der Natur etwas anders iſt, als ich geſagt habe.

Nunmehr will ich ein wenig, wie ſie verlangen, nicht an meine Erklärung des Raumes gedenken, welche nicht aus der Natur der Sachen hergenommen iſt, ſondern ihren gegebenen Begriff davon unterſuchen. Sie geſtehen es, der Raum ſey kein Körper; allein ich habe es ihnen auch niemals ſchuld gegeben, daß ſie ſolches glaubten. Aber, fragen ſie, iſt er alſo nichts? Hundertmal habe ich ihnen ſchon zugegeben, daß der Raum etwas ſey; nur habe ich behauptet, daß der leere Raum nichts ſey. Es iſt gut, daß ich weder argwöhniſch noch ketzermacheriſch bin; ich würde ihnen eine kleine Uebereilung, die in dieſer Gegend ihres Briefes begangen worden, nicht zu gute halten. Sie wiſſen, daß ich allezeit geſtritten habe, daß der Raum kein Weſen für ſich, nicht aber, daß er nicht eine weſentliche Eigenſchaft der Körper ſey. Daß dieſes letztere meine Meynung ſey, können ſie ſelbſt aus der Erklärung ſchließen, die ich, nach ihrer Meynung, vom Raume ſoll gegeben haben. Ich gebe es ihnen auch noch zu, daß der Raum ſo ein Ding, als der Schatten, die Finſterniß und die Unvollkommenheit, ja noch mehr ſey, welches Eigenſchaften wirklich vorhandener Subſtanzen, aber doch ſelbſt nichts ſelbſtſtändiges ſind. Allein ich ſehe ſchon, woran alles liegt. Ich habe den Raum ein Unding geheißen, und dadurch verſtanden, daß er nicht für ſich beſtehe, und ſie haben ſolches angenommen, als wenn ich geſagt hätte, man könnte den Raum nicht gedenken. Auf dieſe Art hätte ich mir ja offenbar widerſprochen, da ich ſelbſt vom Raume durch meine Erklärung etwas gedacht habe. Faſt möchte es alſo ſcheinen, daß unſer ganzer Streit ein Wortſtreit ſey. Da ihr Brief, nach ihren Gedanken, ein Sturm auf mich iſt, ſo haben ſie zu der Gewalt auch noch die Kriegesliſt genommen. Es muß ja nicht überall alles, ſagen ſie, mit Körpern erfüllet ſeyn. Wie unſtät und vielbedeutend iſt dieſer Ausdruck nicht! Ich frage ſie auf ihr philoſophiſches Gewiſſen, ob er beſtimmt genug iſt. Ich räume ihnen ein, daß er klar genug zu ſeyn ſcheint: allein dieſes iſt in ſolchen tiefſinnigen Unterſuchungen nicht hinreichend: die Ausdrücke müſſen deutlich ſeyn. Soll er ſo viel heißen: es iſt nicht nothwendig, daß ſo viel Körper vorhanden ſind, als wirklich exiſtiren? Ich befürchte immer, daß ſie durch ihr **überall alles** und **etwan wo** den Raum und leeren Raum verſtehen. Eben ſo undeutlich iſt mir ihr irgendwo? Warum ſagen ſie nicht ſchlechtweg: es können aus der Ordnung der Körper, die itzo wirklich iſt, einige weggenommen werden? Doch wenn ſie dieſes ſagten, ſo wären ſie ja mit mir nicht mehr uneinig, weil nach meiner Meynung der Raum nichts anders als eine gewiſſe Ordnung iſt. Warum entſcheiden ſie alle dieſe Fragen, ehe ſie noch erkläret haben, was ſie durch den **Raum** und **leeren Raum** verſtehen, da dieſe Wörter doch ſo oft darinnen vorkommen. Ja, ſagen ſie, ich mußte alles dieſes voraus ſetzen, damit ich zu meiner Erklärung kommen könnte. Geben ſie Achtung: ich werde ewige Fragen an ſie thun. Warum ſetzen ſie denn ſolche Sätze voraus? Warum gehen ſie nicht den logikaliſchen Weg, zu Begriffen zu gelangen, da man auf die Fälle im gemeinen Leben Acht haben ſoll, wo die Wörter gebraucht werden? Sie hätten alſo die Exempel, wo man im gemeinen Leben vom Raume und leeren Raume redet anſehen, und unterſuchen ſollen, warum man ſo redet, nicht aber willkührliche Heiſcheſätze machen ſollen. Unterdeſſen will ich ihre Erklärung ſelbſt betrachten. Der **Raum** iſt nach ihrer Meynung, **dasjenige, wo Körper ſeyn können.** Weñ der Raum dieſes **dasjenige** iſt, was iſt **der leere Raum**? Warum geben ſie keine Erklärung von ihm, wie auch von ſeinem leiblichen Bruder **dem vollen Raume**? Bey dieſer Erklärung bekomme ich einen Anfall von meiner gewöhnlichen Erklärungsſucht. Ich wollte gerne wiſſen, was denn **dasjenige**, und das **wo** ſeyn, welches eigentlich der Hauptbegriff iſt, ſeyn möchte. Sie haben ihn zwar voraus geſehen, und mir ein Präſervativ dafür zu geben geſucht, da ſie mich erinnert, daß ich mich an ihr **wunderliches dasjenige** nicht ſtoßen möchte. Sie haben ferner ihre Erklärung mit den Erklärungen des Dinges, des Undinges u. a. m. zu entſchuldigen geſucht. Allein dieſes Mittel ſchlägt bey meinem Anfalle nicht an.

Dieſe leztern Begriffe ſind die allerhöchſten, möglichſten Abſonderungen, bey welchen man den Hauptbegriff mit Fleiß nicht mehr beſtimmen will, damit alle mögliche Arten von Dingen darunter enthalten ſeyn mögen. Allein bey ihrer Erklärung des Raumes thun ſie einen gar zu großen Sprung. Man kann ihre Erklärung mit andern Wörtern geben, ohne daß ſie etwas verliert. Können ſie nicht eben ſo gut ſagen: der Raum iſt der Ort der Körper, und ſaget dieſes nicht eben ſo viel? Ich dürfte faſt ein wenig großſprecheriſch ſeyn, und ſagen, ſie hätten gefürchtet, ſie möchten eben bey der geforderten Erklärung des Behältniſſes meiner Meynung werden müſſen. Bey ihrer Erklärung fürchte ich auch, daß ſie durch das Wo, wenn ſie es erklären ſollten, vielleicht den Raum wieder in ſeine Erklärung bringen, und alſo einen Zirkel im Erklären begehen werden.

Ich wende mich zur Frage, welche mit unſerm Streite verwandt iſt; ob nämlich zween Körper alsdann einander berühren, wenn nichts körperliches mehr zwiſchen ihnen iſt. Mir kömmt es immer noch ſo ver. Es iſt eine ſchlimme Sache für mich, daß ſie keine Erklärung vom Berühren gegeben haben. Ich hätte mich bey ihr aufhalten, und ſie unterſuchen können, ob ſie richtig wäre; und wenn ſie nicht der Natur der Sachen gemäß geweſen wäre, zu einer beſſern leichter kommen können. Wir ſehen, wenn zween Körper einander berühren, daß in beyden zu der Zeit gewiſſe Veränderungen vorgehen. Da uns die Art unbekannt iſt, wie die Körper in einander wirken, welches Erkenntniß zu einer vollkommenen Sacherklärung hier nöthig iſt: ſo müſſen wir nur ſuchen, einen Begriff vom Berühren zu erhalten, durch welchen wir ihn von allen andern unterſcheiden können. Dieſes wird nicht anders angehen, als wenn man auf ſeine Seele Acht hat, was wir gedenken, wenn wir das Berühren gedenken. Wir machen uns von zweyen Dingen, oder Körpern die einander berühren, eine ſolche Vorſtellung, daß wir beyde Körper in einer Reihe, ohne zwiſchen ihnen andre Körper zu gedenken, zuſammen uns vorſtellen. Dieſer Begriff wird überall eintreffen. Aus ihm aber folget klar, daß zween Körper einander berühren, wenn zwiſchen ihnen alle andere Körper weggenommen ſind, weil ſie alsdenn in einer Reihe ſind, und zwiſchen ihnen nichts iſt. Wenigſtens ſollten wir ſie alsdann als einander berührend gedenken. Und da Körper einander berühren, wenn noch viel Materialiſches, als Luft, zwiſchen ihnen iſt: ſo werden ſie einander wohl berühren, wenn gar nichts zwiſchen ihnen iſt. Denn Körper, welche zwiſchen ihnen ſind, und welche wir uns zwiſchen ihnen gedenken, machen ja eben ihre Weite und Entfernung von einander aus. Ich will ihnen aber die Urſache ſagen, warum es ihnen ſo ſchwer iſt, ſich das vorzuſtellen. Wenn ſie ſich zween Körper, und zwiſchen ihnen alles Materialiſche weggenommen vorſtellen, ſo gedenken ſie nicht die beyden Körper allein, wie ſolches in der That geſchehen ſollte, ſondern immer die weggenommenen Körper noch darzwiſchen, obgleich als weggenommen, und daher die beyden Körper nicht in einer Reihe und zuſammen. Was die Einbildungskraft darzwiſchen ſetzt, dürfen ſie unter die wirklichen Dinge mit der Vernunft nicht zählen. Erwägen ſie dieſes nur; vielleicht wird meine Meynung alsdann ein wenig wahrſcheinlicher.

Ich will ihnen noch meinen Begriff vom leeren oder vielmehr eingebildeten Raume geben. Er mag eine eingebildete Ordnung vieler entweder wirklicher oder auch eingebildeter außer einander u. ſich zugleich da ſich befindlichen Dinge ſeyn. Wollen ſie durchaus, daß der Raum keine Eigenſchaft der Dinge, ſondern ein ſelbſtändiges Weſen ſeyn ſoll, ſo hoffe ich, daß mit nächſtem die Zeit, und alle andere Eigenſchaften der Dinge zu dem Range vor ſich beſtehender Weſen werden erhoben werden.

Nunmehr kann ich ganz bequem ſchließen, da mich zumal die ſieghafteſten Worte ihres Briefes, die nicht fern vom Schluſſe ihres Schreibens ſtehen, darzu nöthigen. Sie ſind ſo zuverſichtlich, daß ich es ihnen, wertheſter Freund, gedruckt hiermit geben will, daß ich itzt bloß aus Freundſchaft hartnäckig geweſen bin, damit die Welt nicht glauben möchte, ſie hätten darinnen die Wahrheit wider ſich. Künftig ſollen ſie Recht haben, weil es nunmehr Zeit iſt, von meiner Halsſtarrigkeit abzugehen. Ich bin,

Mein Herr

Dero aufrichtiger Freund,

C**

An

* *

An Julianen.

Du zwingſt mich, angenehme Schöne,
Daß ich den Zug nicht mehr verhöhne,
Durch den man rühmlich ſich vergißt,
Und erſt der Freude fähig iſt.
Noch nie ſang ich von Kuß und Liebe;
Allein ich kannte dich noch nicht.
Itzt folg ich ihrem ſanften Triebe,
Und halt es noch für meine Pflicht.

Auf Lieder pfleg ich ſchon zu ſinnen;
Ich werde meinen Freund nicht innen;
Und wenn ich mit ihm reden ſoll,
So bin ich ſtets gedankenvoll.
Mit größter Luſt hör ich dich nennen,
So daß es meine Freunde ſehn:
Ich werd es immer hören können,
Und ſtets iſt mir dein Name ſchön.

Jüngſt gieng ich an dem kleinen Fluſſe,
Wo oft mit zärtlichem Verdruſſe
Ein Schäfer, welcher gerne klagt,
Sein Leid den treuen Büſchen ſagt.
Hier ſah ich, unter dunkeln Bäumen,
Die angenehmſte Traurigkeit,
Die Stille mit verliebten Träumen,
Durch die der Schlaf uns nur erfreut.

Hier warf ich mich auf weiche Matten;
Wer fühlt die Anmuth kühler Schatten;
Wer hört den Zephyr und den Fluß,
Der nicht ſogleich auch ſchlummern muß?

Nach einem langen ſtillen Lauſchen
Bemächtigt mich die ſchönſte Ruh:
Allein, wo Fluß und Bäume rauſchen,
Sinkt nicht auch Amors Auge zu.

Er ließ mich viel Vergnügen fühlen;
Mit Luſt ſah ich ihn flatternd ſpielen;
Er gieng um mich geheimnißvoll,
Als wie ein Zaubrer gehen ſoll.
Was ſah ich nicht in meinem Traume?
Die ſchönſte Nymphe ſtieg empor;
Sie nahte ſich zu meinem Baume,
Und er ſah hinter ihr hervor.

Mit Binſen war ihr Haupt bekränzet,
Da ihre Kleidung meergrün war.
Wie früh der Thau auf Blumen glänzet:
So glänzt' auch ihr noch tröpflend Haar.
Ich ſah an ihr die ſchönſten Wangen;
Ihr feurig Aug entzückte mich;
Ich ſchmachtete ſchon vor Verlangen,
Als ſie mich küßt' und ſchnell entwich.

Dann, Julie, ſah ich dich kommen,
Dein Haupt umgab der Blumen Pracht:
Allein dein Bild ward mir genommen,
Als ich von meinem Traum erwacht.
Es ward mir viel zu früh entriſſen,
Mein Traum war mir nun zum Verdruß.
Ich mag, darf ich dich wachend küſſen,
Im Traume keiner Nymphe Kuß.

R. v. J.

* * *

Von

Von dem
Nutzen der Erdichtungen im Erfinden.

Es iſt niemanden, der einige Kenntniß von dem gegenwärtigen Zuſtande der Philoſophie hat, unbekannt, daß man unter die Kunſtgriffe, deren ſich Erfinder bedienen können, unbekannte Sachen heraus zu bringen, auch Erdichtungen ſetzet. Man hat dergleichen Erdichtungen mit dem Namen fictiones heuriſticae belegt, und durch Exempel zu zeigen getrachtet, wie vortheilhaft ihr Gebrauch ſey. Ich kann nicht leugnen, daß ich von ihrem Werthe keine ſolche hohen Begriffe habe.

Man will eine gewiſſe Wahrheit heraus bringen; dieſes zu verrichten, nimmt man einen Satz an, der falſch iſt, durch deſſen Hülfe man aber zur Erkenntniß des geſuchten gelangt. Dieſes iſt es, was man eine **erfindende Erdichtung** nennt. Ein leichtes Exempel wird die Sache erläutern. Ich will in dem Naturrechte die Pflichten zweyer Völker gegen einander beſtimmen. Dieſes zu thun, betrachte ich jedes Volk als einen einzelnen Menſchen, und ſetze, es ſollen ſich beyde ſo gegen einander verhalten, wie ſich ein Paar einzelne Menſchen aufführen ſollten, die weder ſelbſt einander etwas zu befehlen hätten, noch einem dritten unterworfen wären. Es iſt falſch, was ich hier annehme, daß die beyden Völker zwo einzelne Perſonen ſind; aber indem ich dieſen falſchen Satz annehme, ſo komme ich zur Erkenntniß der Wahrheit.

Es ſcheint ſeltſam, daß man durch Annehmung falſcher Grundſätze zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen kann, und zwar auf eine andere Art, als durch ſolche Schlüſſe, die ſonſt Deductiones ad abſurdum heißen. In dieſen nimmt man einen falſchen Satz an; man zeiget aber, daß daraus nothwendig etwas ungereimtes folge. Der entgegen geſetzte wahre Satz wird alſo zwar durch Annehmung des falſchen bewieſen, aber ſo, daß man darthut: der angenommene Satz ſey unmöglich. Mit den Erdichtungen verhält es ſich ganz anders. Aus einem falſchen Satze wird wirklich ein wahrer geſchloſſen, den man nicht mehr, oder wenigſtens nicht ſo gut beweiſen kann, wenn man den falſchen Satz nicht annimmt.

Es iſt doch wohl der Mühe werth, dieſe Seltſamkeit etwas genauer zu unterſuchen. Wir wollen das angeführte Exempel betrachten. Zwo Republiken ſollen einander nicht beleidigen: denn zweene einzelne Menſchen ſollen einander nicht beleidigen, und zwo Republiken ſind, wie zweene einzelne Menſchen. Gründet ſich dieſe Pflicht nur auf den Satz, den ich zuletzt hier geſchrieben habe, ſo wird ihre Verbindlichkeit nicht ſtark ſeyn. Denn ich kann mit eben dem Rechte ſagen, zwo Republiken ſind nicht zweene einzelne Menſchen. Jede begreift eine Menge von Leuten, die ich unmöglich als eine einzelne Perſon anſe-

anſe

anſehen kann; wer erlaubet es alſo dem Sittenlehrer, ſtatt ihrer einen Menſchen zu ſetzen?

Wenn ich aber dieſe Erdichtung gemacht hätte, ſo würde ich mich auf folgende Art rechtfertigen: ich würde ſagen, inſoferne ich das ganze Volk betrachte, ſehe ich nicht auf jeden einzelnen Hausvater darunter. Das Volk faſſet zuſammen einen einzigen Schluß, es führet ihn mit vereinigten Kräften aus. Der Entſchluß z. E. es ſoll ein Krieg geführet werden, iſt ein einziger Satz; indem man nicht ſieht, ob ihn eine Menge von etlichen tauſend bewilliget, oder ein einziger Menſch gefaßt hat, eben ſo wie man nicht urtheilen kañ, ob eine Menge von Sängern einen Ton ſingt, oder ob es ein einziger, mit ſo ſtarker Stimme thut. Aus dieſem Grunde kann ich eine Handlung des ganzen Volks, als die Handlung eines einzigen Menſchen betrachten.

Ich nehme an, daß der Sittenlehrer, wenn ich Rechenſchaft wegen ſeiner Erdichtung von ihm fordere, eben das ſagen wird, was ich geſagt habe. Aber nun frage ich ihn auf ſein logiſches Gewiſſen, ob er aus der Erdichtung ſchließt? Iſt der Grund ſeines Schluſſes dieſer: daß die beyden Völker zweene einzelne Menſchen ſind? Im geringſten nicht. Daß die Handlung eines jeden Volkes zuſammen eine einzige Handlung iſt, darauf kömmt es an. In dieſem Satze aber iſt nichts erdichtetes; er iſt in der größten Schärfe wahr. Weil nun hierinnen die Handlung eines ganzen Volkes mit der Handlung eines einzigen Menſchen übereinſtimmt, ſo ſetze ich, ſtatt des Volkes, einen einzigen Menſchen.

Es wird alſo leicht zu ſehen ſeyn, worauf der hochgerühmte Nutzen der Erdichtungen ankomme. Aus der Erdichtung wird nichts geſchloſſen. Ein gewiſſer wahrer Satz liegt zum Grunde; die Erdichtung hat was ähnliches mit ihm: ich ſtelle mich alſo, als ob ich aus der Erdichtung ſchlöſſe. Ich ſehe von weitem einen Thurm, der mir immer größer erſcheint, je näher ich nach ihm zugehe. Er würde mir auf eben dieſe Art genähert werden, und auf eben dieſe Art größer erſcheinen, wenn ich ſtehen bliebe, und der Thurm zu mir käme. Ich kann alſo ſagen, der Thurm ſcheint mir größer, weil er zu mir näher hergerückt iſt. Aber wird wohl ein vernünftiger Menſch glauben, daß ich im Ernſte die vermehrte ſcheinbare Größe aus dieſem Grunde erkläre? Und gleichwohl geben die erdichtenden Erfinder den Sternkündigern etwas ähnliches ſchuld. Sie behaupten, die Sternkündiger nehmen in der ſphäriſchen Aſtronomie die Umdrehung des Himmels an, und erklärten daraus die himmliſchen Erſcheinungen. Aber, wenn man die Sachen mit gehöriger Aufmerkſamkeit betrachtet: ſo findet man nichts dergleichen. Der Stern, im Aequator, der itzo im Morgenhorizonte ſteht, wird in zwölf Stunden untergehen, denn in dieſer Zeit drehet ſich der Himmel halb um die Erde herum; ſo ſchließt kein ehrlicher Copernicaner. Die Bewegung der Sterne erſcheint uns ſo, wie ſie uns erſcheinen würde, wenn ſich der Himmel umdrehte; das iſt der Grund ſeines Schluſſes, und in dieſem Satze iſt wieder nicht die geringſte Erdichtung. Daß ſich aber der Copernicaner mit den gewöhnlichen Redensarten ausdrücket, iſt ſo wenig eine Erdichtung zu nennen, als wenn wir von einem ſilbernen Caffeebrette, oder von einem Reifenrocke reden, ungeachtet ein Brett von rechtswegen von Holze ſeyn ſoll, und die Ribben an dem Skelete eines Fiſchbeinsrockes weder der Materie noch der Geſtalt nach mit den Faßreifen übereinkommen.

Aus den Erdichtungen der Poeten ſoll eine moraliſche Wahrheit folgen, wenn ſie zu Verbeſſerung der Sitten beſtimmt ſind. Aber ich habe noch keinen Poeten geſehen, der ſo ungeübt in der Vernunftlehre, und ſo eingenommen für ſeine Kunſt geweſen wäre, daß er geglaubt hätte, die Lehre der Fabel ſey deswegen wahr, weil ſie aus der Fabel fließt. Ein Schäfer hat ſich in eine Sirene verliebt, da er ſie nur auf dem Waſſer hat ſchwimmen ſehen. Seine Liebe verwandelt ſich in Abſcheu, als er ihren ganzen Körper erblicket. Was fließt aus dieſer Fabel? Daß ſehr viel Männer mit ihren Weibern nicht glücklich leben. Aber niemand wird die Wahrheit dieſes Sazes auf die Fabel gründen, in ſofern es eine Fabel iſt. Indeſſen liegt etwas Wahres in ihr zum Grunde. Eine übereilte Hochachtung, die wir einem unwürdigen Gegenſtande erzeigt, verwandelt ſich ordentlich in einen Haß, der ihr proportionirt iſt. Dieſes iſt das Wahre in der Fabel, und daraus folget die Lehre; aber nicht aus dem erdichteten, nicht aus dem Schäfer und aus der Meerjungfer. Mich deucht, es iſt leichte zu bemerken, daß die poetiſchen Erdichtungen hierinnen den philoſophiſchen vollkommen ähnlich ſind.

Man beruft ſich öfters wegen der erfindenden Erdichtungen auf die Mathematikverſtändigen, die ſie mit ſo vielem Nutzen anwenden ſollten. Man hält z. E. ſelbſt das Unendliche der Mathematik für eine Erdichtung, ja für ein Unding, das uns gleichwohl die ſchönſten Wahrheiten entdecket. Ich geſtehe es, daß ich dieſes Verfahren nicht billigen kann. Einem Glanze, den ich für ein Irrlicht hielte, würde ich doch nicht nachgehen, wenn man mich gleich verſicherte, er werde mich an den gehörigen Ort führen; ja ich will noch mehr ſagen, wenn er auch gleich andere einigemal an den gehörigen Ort geführt hätte. So verfahren aber diejenigen, die den Gebrauch einer von ihnen ſo genannten Erdichtung zu rechtfertigen, ſich darauf berufen, daß ſie uns in einigen Fällen zu anderswoher bekannten Wahrheiten führen. Ja öfters würden ſie ſehr betreten ſeyn, wenn ſie andere Beweiſe von dergleichen Wahrheiten geben ſollten. So ſaget man z. E. das unendlich Kleine iſt eine widerſprechende Erdichtung; aber wir können ſie annehmen; denn es folget aus ihr z. E. eben die Ausrechnung des Triangels, die in der gemeinen Geometrie aus andern Gründen hergeleitet wird. Wenn aber doch die Leute, die dergleichen Schlüſſe immer einer dem andern nachſchwatzen, dieſe andern Gründe recht unterſuchten: ſie würden finden, daß dieſelben die Ausrechnung der Triangel nicht allgemein beweiſen, wenn man nicht das unendlich Kleine auch darinnen annimmt. Ich rede von denjenigen Beweiſen, die zu unſerer Zeit Mode ſind; denn ich kann ſicher annehmen, daß diejenigen Leute, die das unendlich Kleine gebrauchen, und es zugleich für eine Erdichtung halten, die Gründe nicht wiſſen, auf denen die Ausrechnung der Triangel beym Euklides beruhet.

Die Verehrer der Erdichtungen geben uns die Vorſchrift, man ſolle nur in ſoweit aus der Erdichtung ſchließen, in ſoweit ſie der Wahrheit ähnlich iſt. Eine merkwürdige Regel, die man wohl nöthig hat in der Erfindungskunſt zu lernen! Denn wer wollte es ſonſt wiſſen, daß man einen falſchen Ducaten ſo hoch annehmen kann, als ſein innerlicher Werth am Golde beträgt? Aber wenn doch diejenigen, die mit Rechte ſo ſehr auf beſtimmte Sätze dringen, dieſe Regel beſtimmt ausdrückten: ſie würden ſehen, daß nichts anders heraus käme, als man ſolle aus der Erdichtung gar nicht ſchließen, ſondern aus der Wahrheit, die ihr Grund iſt. Virgil ſaget:

Armorum ſonitum toto Germania coelo
Audiit, inſolitis tremuerunt motibus Alpes. *Georg.* L. I.

Ich könnte erdichten, Virgil hätte dieſes von einem dintenvergießenden und papierverderblichen Federkriege geſagt, der zu unſern Zeiten geführt worden, und alsdenn aus Virgils Worten beweiſen, daß dieſer Krieg grauſame Unruhen geſtiftet; allein warum wollte ich dieſen Umſchweif nehmen, und dieſe Unruhen nicht vielmehr aus der Geſchichte des Krieges ſelbſt darthun? Warum wollte ich die Charaktere verſchiedener ſtreitbaren Helden auf beyden Theilen nicht lieber unmittelbar aus ihrem Verfahren herleiten?

ten? als ſtatt deſſen annehmen, Virgil habe von ihnen geſagt:

- - - pecudesque locutae. *ibid.*

Wenn man aus Erdichtungen beweiſen kann, ſo wird man auch aus Gleichniſſen beweiſen können. Denn auch hier iſt das Aehnliche, das ſie mit der Sache ſelbſt haben, ein Grund zu ſchließen. Ein Gefäſſe zu unterſuchen, ſaget Plutarch, ob es ausläuft, gießen wir Waſſer, und nicht Wein hinein; eben ſo müſſen wir die Verſchwiegenheit eines Freundes zu erforſchen, ihm ein Geheimniß anvertrauen, das keine große Gefahr hat, wenn er es gleich ausplaudert. Wenn mich die Luſt ankäme, eine Diſputation de ſimilibus heuriſticis zu ſchreiben; würde ich nicht eben ſo viel wichtige Wahrheiten, ins beſondere in der Sittenlehre, antreffen, die aus Gleichniſſen flieſſen? Wäre es nicht eben ſo vergönnt, den Freund als ein Weinfaß zu betrachten, als den Staat für einen einzigen Menſchen anzuſehen?

Man bilde ſich indeſſen nicht ein, als ob ich den Gebrauch aller Erdichtungen den Philoſophen unterſagen wollte. Ich kann es eben ſo gut leiden, daß man etwas durch eine Erdichtung erfindet, als wenn Seneca die Nothwendigkeit einer Pflicht mir durch ein Gleichniß vor Augen ſtellet. Oefters haben die Menſchen nicht Aufmerkſamkeit oder nicht Verſtand genug, einen Beweis einzuſehen, der ihnen mit allgemeinen und trockenen Schlüſſen vorgetragen wird. Hier muß bald etwas ſeyn, daran ſich ihre Einbildungskraſt halten kann, bald etwas, das ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ziehet. Dazu, dünket mich, ſind die Erdichtungen fähig, und haben alſo ungefehr eben den Nutzen, den in der Geometrie die ſinnlichen Figuren haben. Der Herr von Leibniß merket in ſeiner Vorrede zu Nizolii Antibarbaro an, daß gewiſſe Ausdrückungen und Redensarten bey dem exoteriſchen Vortrage der Wiſſenſchaften dienten, die Aufmerkſamkeit des Leſers zu erwecken, und ihm die Sätze tiefer einzuprägen, ungeachtet ſie uns bey beſſerer Erkenntniß der Wahrheit ſonſt nicht behülflich wären. Eben dieſes will ich von den Erdichtungen ſagen. Die Regel: man ſolle das thun, was man wünſchet, das uns andere Leute thun möchten, befiehlt eine ſolche Erdichtung. Ich ſoll mich an die Stelle eines andern ſetzen; ich ſoll urtheilen, wie mir die Empfindungen gefallen würden, die ich in ihm erregen will. Dadurch wird mir meine Pflicht in den Umſtänden, da ſie mich verbindet, ſinnlich gemacht, aber nicht überhaupt bewieſen, daß ſie mich verbinde. Denn das iſt keine Folge nicht: weil mir das nicht gefallen würde, wenn es mir geſchähe, ſo darf ich es niemanden anders thun; ſonſt müßte die Obrigkeit keinen Verbrecher beſtrafen. Der Verbrecher hat die Strafe verdienet, wird man ſagen: gut, eben dieſe Erinnerung zeiget mir, daß ich in meinem Verfahren gegen andere nicht allezeit das thun muß, was ich mir wünſchte, ſondern was die Billigkeit erfordert. Die Sonne, die ſich im Aequator mit beſtändig gleich großer Geſchwindigkeit beweget, iſt eine Erdichtung von dieſer Art bey den Sternkündigern. Sie machet uns den Grund und die Regeln von der Ungleichheit der natürlichen Tage ſinnlich; aber wer im Nachdenken geübt iſt, der wird dieſelbe auch ohne ſie entdecken.

Meine Abhandlung würde zu ernſthaft und vielleicht auch zu undeutlich werden, wenn ich das hieher ziehen wollte, was in der Rechtsgelehrſamkeit wegen der römiſchen Erdichtungen zu erinnern iſt. Titius, Hoheiſel und Sellius haben längſt gezeiget, was von ihnen zu halten iſt. Herr Bucky * iſt durch die Schriften dieſer Männer überzeuget worden; und weil er gleichwohl bey Herrn Wolfen gefunden, daß die Erdichtungen in Wiſſenſchaften Nutzen haben, ſo glaubet er am beſten ſeine Meynung zu vertheidigen, u. Herrn Wolfens ſeine gleichwohl auch beyzubehalten, wenn er verſichert, daß die Erdichtungen in der Philoſophie und Mathematik von ganz anderer Art wären, als die in der Rechtsgelehrſamkeit. Wie er dieſes aber nur ſaget und nicht beweiſt, ſo wird es eben ſo leicht ſeyn, ihm den Ausſpruch eines Mannes, von der Einſicht und Gelehrſamkeit, wie der Herr Reichshofrath Cramer iſt, entgegen zu ſetzen, der ſich erkläret **: es ſey kein Ey dem andern ſo ähnlich, als etliche Erdichtungen in der Rechtsgelehrſamkeit, einigen in der Meßkunſt. Es behauptet aber Herr Cramer nicht, daß man aus Erdichtungen neue Wahrheiten erfinden könne; er ſchlägt ſie nur als ein Mittel vor, durch welches man öfters eine große Menge von einzelnen Fällen unter eine allgemeine Regel bringen, und die Ausnahmen davon verhindern könne. Allein mich deucht, daß keine Erdichtungen nöthig ſind, wo die Regel richtig beſtimmt iſt. Ausnahmen durch Erdichtungen zu heben, kömmt mir eben ſo vor, als wenn ein Lehrer der lateiniſchen Sprache, die Allgemeinheit der Regel von den Wörtern der dritten Declination, die ſich in x enden, zu retten, erdichten wollte, thorax, caudex, pulexque culexque &c. endigten ſich auf ein or. Kann ein Ey dem andern wohl ähnlicher ſehen, als einem ſolchen Verfahren das Verfahren der Römer, die keinen römiſchen Bürger am Leben ſtraften, ſondern ihn erſtlich in einen ſeruum poenae verwandelten? Ich rede hier wiederum von dem, was hiebey erdichtet war; denn ſonſten geſchieht auch bey uns in ähnlichen Fällen etwas, das ich für keine Erdichtung halte. Man pfleget Leute, die in öffentlichen Würden geſtanden haben, derſelben zu entſetzen, ehe man ſie wegen ihrer Verbrechen beſtrafet. Dieſes halte ich für keine Erdichtung: Die oberſte Gewalt im Staate kann eine Würde und die mit ihr verknüpfte bürgerliche Ehre eben ſo gut benehmen, als ertheilen, und thut das erſte mit gutem Grunde, um nicht den Stand zu beſchimpfen, wenn ſie den Miſſethäter ſtrafen will. Ich mache dieſe Anmerkung deßwegen, damit man ſieht, wie leichte es bey einer geringen Aufmerkſamkeit iſt, Wahrheit zu entdecken, wo mancher vielleicht Erdichtungen findet. Sind aber in den römiſchen Rechten Sätze angenommen worden, deren Allgemeinheit man mit Erdichtungen rechtfertigen muß: ſo glaube ich nicht, daß dieſes den Regeln der Lehrart gemäß ſey, und der Nutzen der Erdichtungen wird alsdenn mehr darinnen beſtehen, daß das Gedächtniß eine Menge von Sätzen leichter unter einer ſcheinbaren Allgemeinheit behalten kann, als daß der Verſtand daraus Erfindungen machte. Hieher gehören die von Herrn Cramern zum Beyſpiele angeführten allgemeinen Regeln der ſphäriſchen Trigonometrie: Und gleichwohl giebt es Leute, die behaupten, dergleichen Regeln wären nur für aſtronomiſche Rechenmaſchinen, und ein fertiger Verſtand würde für jeden Fall die Auflöſung eben ſo leicht aus den geometriſchen Lehrſätzen finden. Dieſes läßt ſich überhaupt auf dergleichen Erdichtungen anwenden. Die Verbindung, welche der Verſtand zwiſchen der Sache einſieht, iſt dienlicher, etwas zu merken, als alle andere Hülfsmittel.

---

* Prol. Iur. ciu. priu. §. 737.

** Orat. de ICto inuentore nota a.

Ich muß noch ein paar Worte von denen Erdichtungen ſagen, die nach der neuern Weltweiſen Gedanken der Grund der ganzen Meßkunſt ſeyn ſollen. Ein Raum, der aus vollkommen ähnlichen Theilen beſteht, die in einem Stücke fortgehen, ſoll der Grund der Geometrie ſeyn; und da es dergleichen Raum in der Welt nicht giebt, ſo iſt dieſes eine Erdichtung, eine Geburt der Einbildungskraft, die aber gleichwohl von großem Nutzen iſt, und uns die feſteſten Wahrheiten entdeckt. Doch vielleicht leget man wiederum hier der Erdichtung ein Lob bey, das nur der Wahrheit zukömmt. Unſer Begriff von dem Raume, gehöret, meinen Gedanken nach, nicht unter die erdichteten, ſondern unter die abgeſonderten, oder wie ſich andere ausdrücken, abgezogenen Begriffe ſe. Die gemeinſten Exempel werden dieſes deutlich machen. Wenn ich eine Kannenflaſche nenne, ſo deute ich damit an, daß in dieſe Flaſche eine gewiſſe Größe von einem flüßigen Körper geht. Aber die Art dieſes flüßigen Körpers geht mich nichts an. Denn ſoviel ich Wein brauche, die Flaſche auszufüllen, eben ſoviel Waſſer oder Bier werde ich auch nöthig haben. Folglich kann ich den Raum in der Flaſche betrachten, ohne daran zu gedenken, daß er mit Wein, daß er mit Waſſer u. ſ. f. angefüllt ſey, das iſt ohne die beſondere Natur des Körpers, der ihn ausfüllt, zu bemerken. Nun würde es eine Erdichtung, ja gar ein Widerſpruch ſeyn, wenn ich mir vorſtellen wollte, der Raum wäre wirklich, ohne daß ihn ein Körper von einer gewiſſen Natur ausfüllte, das iſt, es wäre wirklich etwas da, wo nichts iſt: allein das ſteht mir ja wohl frey, daß ich den Raum des Körpers betrachten kann, ohne an des Körpers übrige Beſchaffenheiten zu gedenken, die in den Raum keinen Einfluß haben. Der Körper nimmt gleich viel Raum ein, er mag grün oder gelb, weich oder harte ſeyn. Es iſt keine Erdichtung, wenn ich bey einer Thonkugel bloß auf ihre Weiche ſehe, ohne ihre Größe zu betrachten: warum ſoll es denn eine Erdichtung ſeyn, wenn ich ihre Größe, nicht aber ihre Weiche betrachte? Eines kann ſo wenig ohne die Thonkugel ſeyn, als das andere. Ich nehme zehn Stück Ducaten, die alle gleichwichtig ſind und deren keiner im Gepräge was beſonders hat. Sie ſind alſo in Abſicht auf meinen Gebrauch einander vollkommen ähnlich, ob gleich ihr Alter, ihr Gepräge

präge u. ſ. f. ſehr unterſchieden ſeyn kann. Iſt es denn eine Erdichtung, wenn ich ſage, es ſey mir einerley, welchen davon ich ausgebe? Nein! denn das Verſchiedene das in ihnen iſt, hat in die Abſichten, warum ich ſie behalten, oder ausgeben kann, keinen Einfluß. Weil Herr Wolf von den Kräften des Verſtandes geſchrieben; weil die Sittenlehrer behaupten, die Tugend mache glücklich: wird deswegen wohl jemand auf den Einfall gerathen, Verſtand und Tugend wären ein paar Subſtanzen, die Kräfte hätten, und etwas thun könnten? Aber wird ſich auch wohl jemand daran ſtoßen, daß wir von dieſen Dingen reden, ohne eben allemal an die Seele zu gedenken, die eigentlich verſtändig und tugendhaft iſt? Wenn man alſo von Eigenſchaften, die man von ihrer Subſtanz abſondert, als von beſondern Subſtanzen reden kann; Wenn es erlaubt iſt, über gewiſſe Dinge allein Betrachtungen zu machen, ohne die übrigen mitzunehmen; wenn ich bey einem Ducaten auf ſein Gewichte und auf ſeine innerliche Güte ſehen darf, ohne mich um das Gepräge zu bekümmern; wenn es keine Lügen iſt, zu ſagen: dieſer Ducaten hat das ungariſche Gewichte, und nicht gleich dazu zu ſetzen: es ſteht ein Mann mit ſieben Pfeilen und der Ueberſchrift: Concordia res paruae creſcunt, darauf; ſo wird es auch keine Erdichtung ſeyn, wenn der Mathematicus den Raum des Körpers angiebt, ohne ſich um deſſen übrige Eigenſchaften zu bekümmern. Aber der Mathematicus ſtellet ſich gleichwohl eine ſtetige Ausdehnung vor, da wirklich keine iſt? Eine wichtige Erinnerung. Wenn ich frage, ob der Wirth, bey dem ich habe eine Kanne Wein hohlen laſſen, mir richtig gemeſſen hat, ſo frage ich ja nicht, wie viel Waſſer er darunter gegoſſen. Daß Höhlen in einem Körper ſind, wo fremde Materie, oder gar keine nicht iſt, das gehöret zu der beſondern Natur des Körpers, und verändert in dem Raume, den der ganze Körper einnimmt, nichts. Die oberſte Zeile auf einem beſchriebenen Blatte, kann eben die Entfernung von der unterſten behalten, die Zeilen mögen gleich dichte oder weitläuftig geſchrieben ſeyn. Wenn ich alſo den Raum des ganzen Körpers wiſſen will, ſo darf ich auf die Zwiſchenräumchen in ihm nicht ſehen, das iſt, ſeine Theile gehen in einem fort. Ich erdichte dieſes nicht, es iſt nothwendig anzunehmen, wenn ich meine Abſicht erhalten will. Aber alsdenn würde ich erdichten, wenn ich die Wirklichkeit eines ſolchen ſtetigen Körpers in der Natur glaubte. Das letztere werde ich leugnen und das Erſte annehmen, und dabey ſo wenig in einen Widerſpruch verfallen, als wenn ich ſage: Thoughtleß hat ein großes Gedichte drucken laſſen, es ſteht aber blutwenig darinnen. Außerdem möchte ich wohl wiſſen, wie diejenigen Philoſophen das mathematiſche Stetige als etwas Erdichtetes verwerfen können, die gleichwohl aufs deutlichſte und vollſtändigſte zu begreifen glauben, wie der Körper aus einer Menge Monaden ſeine Ausdehnung erhalte, die unendlich dichter an einander liegen, als die Heringe in einer Tonne.

Was ich wegen des Stetigen geſagt habe, das wird ſich leicht auf das übrige, was man notiones imaginarias nennt, anwenden laſſen. Die Philoſophen, die dergleichen Begriffe als Geburten der Einbildungskraft verwerfen, und doch in einigen Fällen ſicher gebrauchen, ſind gewiß eben ſo beherzt und glücklich, als diejenigen, die Scherben und Kohlen für gut Geld von den Geiſtern anzunehmen und wieder auszugeben wiſſen. Ich geſtehe es, daß ich zu furchtſam wäre, von einem Geſpenſte etwas anzunehmen, aber zu meinem Glücke, ſind meine Begriffe auch nicht ſo ſehr von der Materie und den Sinnen abgeſondert, als es nöthig iſt, wenn ſich Geiſter in unſere Geſellſchaft begeben ſollen.

Meine Leſer mögen nun urtheilen, und wenn ſie ſonſt wollen, auch mich ihr Urtheil wiſſen laſſen, ob ich den Vertheidigern der Erfindungserdichtungen etwas entgegen geſetzt, das der Mühe werth iſt, oder nicht, ja auch vielleicht, ob ich ihnen wirklich widerſpreche oder nur ihren Ausdruck tadele. Wenigſtens hoffe ich, daß in meiner Abhandlung weder der Inhalt abgedroſchener noch der Vortrag trockener geweſen, als in denen Capiteln aus der Logik und Sittenlehre, damit einige Leute den Verſtand zu beluſtigen glauben.

M. Käſtner.

* * *

* * *

Der Fehlſchuß.

Ich gieng in einen Garten,
Wohin mich oft die Liebe,
Ihr Freund, der holde Frühling,
Und Doris Wink gelocket;
Wo ich der Doris Scheitel
So oft mit Blumen krönte;
Wo ich an ihrer Seite,
Geſtreckt auf friſchem Raſen,
Oft lächelnd zugeſehen,
Wenn bald der junge Zephir
Mit Doris Locken ſpielte,
Bald auf dem neuen Graſe
Mit lauen Flügeln ſchwebte,
Und bald die zarten Knoſpen
Der aufgebrochnen Roſe
Mit hellem Lachen küßte.
Wo mich ſo oft ſein Spielen,
Und die verliebten Lieder
Der buhleriſchen Vögel
Zur Zärtlichkeit erweckten,
Die in den nahen Bäumen,
Bedeckt vom jungen Laube,
Auf ſchlanken Aeſten ſcherzten;
Wo ich vom Reiz der Doris,
Und dem beredten Schmeicheln
Verführeriſcher Blicke
Zum Kuſſe aufgebothen,
Oft mit erhitzten Lippen,

Der Doris rothe Wangen,
Der Doris weiche Hände,
Und ihren Mund geküſſet;
Wo ich bey jedem Blicke
Auch neuen Reiz entdeckte;
Wo ich bey jedem Kuſſe
Auch neue Wolluſt fühlte,
Und nie mich ſatt geſehen,
Und nie mich ſatt geküſſet;
Wo mich die ſchlauen Nymphen,
Verſteckt in dicken Büſchen,
Und Amor, der Verräther,
So oft bey ihr belauſchten,
Und lauſchend ſich verriethen:
Hier gieng ich jüngſt ſpatzieren,
Und endlich, voller Unmuth
Die Doris zu vermiſſen,
Legt ich mich in dem Schatten
Erwachſner Sträuche nieder.
Von Sehnſucht endlich müde
War ich hier eingeſchlafen.
Schnell ſtörte mich im Schlummer
Ein lautes frohes Lachen,
Ein ſanftes Händeſtreichen,
Und zweener Flügel Schüttern,
Die ſo wie Taubenflügel
Schnell an einander ſchlugen.
Es war der Gott der Liebe,
Der mir, als ich erwachte,
Den ſieggewohnten Bogen

Und vollen Köcher zeigte.
Wie uns ein kluger Maler
Lyäus Feſte ſchildert,
Und kleine nackte Knaben,
Mit roſenrothen Wangen,
Und ſchwarzen Locken malet,
Die an den zarten Händen
Bekränzter Nymphen tanzen,
Und tanzend Blumen holen,
Und wenn ſie gnug geholet,
Die jungen Nymphen küſſen:
So war der Gott der Wolluſt,
Und ſchöner noch, gebildet:
Verfehlet ihn mein Pinſel,
So ſoll ihn Doris mahlen.
Er floh zum nahen Buſche
Und pflückte friſche Roſen,
Und preßte deren Blätter,
Und mit dem holden Safte
Beſtrich er ſeine Lippen.
Doch plötzlich kam er wieder,
Und griff nach ſeinem Bogen,
Und ſpannte deſſen Sehne,
Und zielte, mich zu treffen.
Doch als er ſchießen wollte,
Trat plötzlich meine Schöne,
Die ihren Liebling ſuchte,
Zum Amor ins Geſträuche.
Sie, die den Pfeil nicht ſcheute,
Gieng auf den kühnen Jäger,
Und ſucht ihn ſelbſt zu fangen.

Doch der verſchlagne Amor
Riß ſich aus Doris Händen,
Die ſeine Flügel hielten.
Mit ſpöttiſchem Gelächter
Und einem Seitenblicke,
Der Doris Liſt verhöhnte,
Entfloh er, und im Fliehen
Warf er noch ſeinen Bogen
Und einen Pfeil zurücke.
Recht vor der Doris Füßen
Sank Amors Pfeil ins Grüne,
Doch der entfallne Bogen
Blieb in dem nächſten Buſche,
Den weiße Roſen zierten,
An einer Knoſpe hangen,
Wo ihn ein ſanfter Zephir,
Der mit dem Bogen ſpielte,
Der Doris Blick entdeckte;
Sie nahm ihn, nebſt dem Pfeile,
Und zielte nach dem Flüchtling,
Der durch den hellen Himmel
Zu ſeiner Mutter eilte.
Er wandte ſich im Fliehen,
Nach Doris noch zurücke,
Und lachte in den Wolken,
Als die erzürnte Schöne
Nach ſeinen Flügeln zielte.
Gleich ſah ich durch die Lüfte
Den raſchen Pfeil entweichen,
Den Doris abgedrücket.
Doch, als er kaum entwichen,

Kam ſchnell der Pfeil zurücke
Und traf mich, welch ein Wunder,
Recht mitten in dem Herzen.
Gleich fühlt' ich eine Wunde,
Die mich im Schmerz ergötzte,
Und, ſeit mich Amors Bogen
Durch Doris Hand verwundet,
Fühl ich noch immer Schmerzen.

Berlin. N.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Unterſuchung,
ob die Thiere um der Menſchen willen geſchaffen ſind.

So, wie die ganze Welt ihre Abſicht hat, nicht anders haben auch alle Theile derſelben ihre Abſichten. Dieſes iſt eine Wahrheit, welche kein Menſch in Zweifel ziehen kann, welcher dem Grundſatze beypflichtet, daß Gott und die Natur nichts umſonſt thun. So gewiß nun aber auch ein jedes Ding zu einer gewiſſen Abſicht iſt erſchaffen worden, ſo ungewiß wiſſen wir Menſchen doch vielmals, welches die Abſicht dieſes oder jenes Dinges iſt. Vielleicht irren wir uns niemals mehr, als wenn wir die Abſichten der Dinge beſtimmen wollen, ja vielleicht irren wir uns oft, wenn wir gewiſſen Dingen ſolche Abſichten zuſchreiben, welche ſie, ihrer Natur nach, nothwendig zu haben ſcheinen. Der Menſch iſt hierinnen einem Landmanne ähnlich, welcher ſich Zeit Lebens nicht von ſeinem Landgute entfernet hat, und welchem alle Werke des Witzes und der Kunſt unbekannt ſind. Er hat Bäume, Aecker, Wieſen und Wälder um ſich, und ſondert ſich mit verwirrten Begriffen die Abſichten dieſer Dinge ab, indem er glaubet, daß ſie geſchaffen ſind, Früchte zu tragen, Holz zur Aufbauung der Häuſer und zur Beſchützung vor der Kälte darzureichen, und Getrayde und Gras, zur Nahrung der Menſchen und der Thiere, hervorzubringen. Kömmt er bey ſolchen Gedanken einmal in einen prächtigen Garten, wo alles nur zum Vergnügen der Augen eingerichtet iſt: ſo irret er ſich ſehr, wenn er den glatt und zierlich beſchnittenen Bäumen und Sträuchen, welche theils eine ſchattichte Allee ausmachen, theils ſonſt in einer angenehmen Ordnung gepflanzet ſind, das Früchtetragen oder die Aufwachſung des Brenn- und Bauholzes, die ſchmalen und nach gewiſſen Figuren künſtlich gebildeten Beete; die Hervorbringung des Getraydes, und den grünen und nie betretenen Einfaſſungen der Luſtſtücken und Springbrunnen die Erzeugung des Graſes für das Vieh, zur Abſicht zuſchreibt. Der vernünftigſte Menſch machet es vielleicht oft in Beſtimmung der Abſichten natürlicher Dinge nicht viel beſſer. Er ſieht ein unzählbares Heer funkelnder Sterne unbeweglich am Himmel ſtehen. Er bemerkt eine große Aehnlichkeit zwiſchen ihnen und der Sonne. Sogleich leget er ihnen mit der Sonne eine gleiche Abſicht bey, und läßt um jeden Fixſtern eine Anzahl Planeten ſich herumſchwingen, welche er, als ihre Sonne, erwärmen und erleuchten muß. Er ſieht, daß unſre Erde, als ein dunkler Weltkörper und Planet, von vernünftigen Geſchöpfen bewohnet wird. Er trägt alſo kein Bedenken, auch den Mercur, die Venus, den Mars, den Jupiter und den Saturn zu bevölkern, und allen dunkeln Weltkörpern die Tragung und Ernährung vernünftiger Geſchöpfe, als ihre Abſicht, zuzueignen. Er ſieht, daß die Pflanzen, die Steine, das Waſſer und alle Geſchöpfe, welche keine Kraft haben, ſich ſelbſt von einem Orte zum andern zu bewegen, nicht die geringſte Spur eines ſolchen Lebens, an ſich blicken laſſen, wie die Menſchen und die Thiere, und alsbald ſpricht er ihnen alle Erkenntniß, alle Empfindung, alles Bewußtſeyn, und zugleich die Abſicht, welche Menſchen und Thiere haben, gänzlich ab, und eignet ihnen andere Abſichten zu, welche von jener ihren ganz unterſchieden ſind. Wird er aber, wenn er recht vernünftig iſt, ſeinem Urtheile hierinnen durchaus eine Unfehlbarkeit zuſchreiben? Nimmermehr wird er dieſes thun, ſo lange er bedenken wird, daß die Einrichtung und der Zuſammenhang des Ganzen ihm nicht ſo bekannt iſt, daß er von den Abſichten der Theile deſſelben allezeit richtig ſollte urtheilen können.

So viel Wahrheit ich aber auch dem, was ich geſagt habe, zutraue: ſo iſt doch meine Meynung nichts weniger, als dieſes, daß wir, wo wir einmal, nach unſerer Erkenntniß, viele und offenbare Kennzeichen einer gewiſſen Abſicht wahrnehmen, doch dieſe nicht weit mehr, als eine jede andere, von welcher man nicht ſo deutliche, ja oft gar keine Spuren ſieht, für die wahre Abſicht desjenigen Dinges, an welchem wir ihre Zeichen wahrnehmen, halten ſollten. Nein, wir thun recht, wenn wir von den Dingen nach derjenigen Erkenntniß urtheilen, welche uns, als Menſchen, gegeben iſt, und an deren Sicherheit wir allerdings nicht hinlängliche Urſache haben, zu zweifeln, beſonders wenn ſie ihren Urſprung in einer geläuterten Vernunft und in einem im Nachdenken geübten Verſtande hat. Dieſes iſt es, was ich oft denen entgegen geſetzet habe, welche mich eines Irrthums beſchuldiget haben, wenn ich gewiſſen Dingen eine ſolche Abſicht zugeſchrieben, welchen wir, ihrer Natur und unſerm Erkenntniſſe nach, keine andre zuſchreiben können, wenn wir nicht eine bloß erdichtete Abſicht einer auf die Erfahrung und Vernunft gegründeten, unbedachtſam vorziehen wollen. Ich bin daher allerdings der Meynung zugethan, welche aus der Natur der Fixſterne, der Planeten und der unbeſeelten Körper, in ſo weit wir ſie mit unſerm Erkenntniſſe erreichen, ſchließen, daß die Abſicht der erſten die Erwärmung und Erleuchtung ihrer Planeten, der andern die Tragung und Ernährung vernünftiger Geſchöpfe und der letzten von den Abſichten beſeelter Körper unterſchieden iſt. Allen Dingen lege ich diejenige Abſicht bey, welche ein geſundes menſchliches Erkenntniß aus ſeiner Natur und aus ihrer Verbindung mit andern Dingen ſchließen muß. Indem ich die Abſichten verſchiedener Dinge erwogen, haben mir manche, ich weis nicht, ob wegen der Natur der Dinge ſelbſt, oder wegen der Einwürfe meiner Freunde, zweifelhaft geſchienen. Ich will itzo hiervon nur die Thiere nennen, und unterſuchen, ob ihre Abſicht ſey, etwas zur Glückſeligkeit der Menſchen beyzutragen.

Das Reich der Thiere iſt ſo weitläuftig, und ihre Arten ſind ſo mannichfaltig, daß ſich bey Betrachtung und Vorſtellung derſelben die Sinne und Gedanken der Menſchen verlieren. Thun wir einen Blick in den ungeheuren Luftraum, welcher unſere Erdkugel umgiebt: was für eine unzählige Menge Vögel erblicken wir nicht darinnen! Sollten ſie ſich einmal an einem Orte verſammlen: ſo würde das faſt unzählige Kriegsheer des Xerxes vor ihrer Menge verſchwinden, und ſollten ſie dabey nach ihrem verſchiedenen Arten eingetheilet ſeyn: ſo würde die Anzahl der faſt unzähligen Nationen der Menſchen auf unſerm Erdboden eine unendlich kleine Zahl gegen dieſelben ſeyn. Sehen wir uns auf der Fläche unſers Erdbodens in den Häuſern, Höfen, Feldern, Bergen, Wäldern, und Wüſteneyen um: o ſo verſchwindet wiederum die ganze ungeheure Menge der Vögel in der Luft gegen die erſtaunliche Menge der hier befindlichen Thiere. Eine eben ſo große Mannichfaltigkeit, als wir bey dieſen und bey den Vögeln antreffen, finden wir auch bey den Fiſchen im Ocean, in den übrigen Meeren, in den Flüſſen, Teichen und Bächen. Sollten dieſe auf die Oberfläche des Erdbodens gebracht werden; ſo würden ſie mehr, als den halben Erdkreis, bedecken. Dringen wir weiter in den Schooß der Erde hinein: ſo erſcheint uns ein neues Reich unzähliger und eben ſo mannichfältiger Thiere. Wie viele haben ſich nicht darinnen unſern Augen ſchon entdecket! Wie viele aber bleiben uns auch ewig verborgen, da wir bisher noch nicht weiter, als bis kaum durch die äußerſte Schale der Erdkugel, gekommen ſind! Sind aber dieſe alle die Thiere, welche zu unſrer Erde gehören? Wir irren uns, wenn wir dieſes glauben. In der Luft, in der Erde und in dem Meere befindet ſich noch eine weit größere Menge derſelben, als wir ihrer gemeiniglich darinnen anzutreffen glauben. Die unzähligen Arten der Würmer, der Ungeziefer und ſo vieler kleinen Thierchen, welche das kleinſte Sandkorn an Größe hundert tauſendmal übertrifft, fehlen mehrentheils in der Vorſtellung, welche ſich die meiſten Menſchen von dem Reiche der Thiere machen. O unermeßlicher Umfang dieſes wundervollen Reiches!

Ein jeder, welcher dieſes alles vernünſtig überleget, empfindet ſogleich eine große Begierde bey ſich, die Abſicht dieſes ſo weitläuftigen Thierreiches zu wiſſen. Er weis, daß es ein Theil der Welt iſt, und daß, da die ganze Welt ihre Abſicht hat, auch dieſes ſeine Abſicht, in Anſehung der Welt, haben muß. Worinnen aber eigentlich dieſe Abſicht beſteht, das iſt bey einer ſo ſehr mannichfaltigen Gattung von Geſchöpfen nicht leicht zu beſtimmen. Es kann ſeyn, daß die meiſten Arten der Thiere beſondere Abſichten haben; und wie ſollte es einem menſchlichen Verſtande möglich ſeyn, alle dieſe verſchiedenen Abſichten zu ergründen? Indeſſen kommen doch die Thiere, als bloße Thiere betrachtet, alle miteinander darinnen überein, daß ſie beſeelte, doch mit keiner vernünftigen Seele begabte Maſchinen ſind. In Anſehung deſſen, wäre es doch nicht ungereimt, allen zuſammen genommen eine einzige gewiſſe Abſicht zuzuſchreiben, und zu behaupten, daß eine jede das ihrige zu Erreichung dieſer Hauptabſicht beyträgt, obgleich immer eine der Erreichung der Abſicht näher kömmt, als die andere. Ich will ſehen, ob ich die Beſtimmung dieſer ihrer Hauptabſicht einigermaßen werde beweiſen, oder wenigſtens wahrſcheinlich machen können.

Wenn es wahr iſt, daß Gott deswegen eine Welt geſchaffen hat, damit er ſeine göttlichen Eigenſchaften kund machen möge: ſo hat er nothwendig auch vernünftige Geſchöpfe hervorbringen müſſen, welche dieſelben haben erkennen können. Ohne dieſelben würde die ganze Welt nichts nütze geweſen ſeyn. Denn Gott ſelbſt wird durch die Vorſtellung einer vorhandenen Welt nichts ſeliger, als durch die Vorſtellung einer bloß möglichen. Da er alſo auſſer ſich vernünftige Weſen hat haben wollen, welche ſeine Größe bewunderten und verehrten: ſo hat er Geſchöpfe hervorbringen müſſen, welche nicht nur dasjenige, was jenen zur Nothwendigkeit, zum Nutzen und zur Bequemlichkeit dienet, darreichten, ſondern auch recht deutliche und offenbare Kennzeichen ſeiner Allmacht und Weisheit ſind. Man kann alſo ſagen, daß die Welt um der darinnen befindlichen vernünftigen und mit Sinnen begabten Weſen willen geſchaffen iſt. Dieſes wiederſpricht dem nicht, was ich nur itzo geſagt habe, daß nämlich die Welt die Offenbarung der göttlichen Eigenſchaften zur Abſicht habe. Denn dieſe Abſicht zu erreichen iſt eine bloße körperliche, ob gleich noch ſo prächtig ausgeſchmückte Welt, nicht genug: es müſſen vernünftige Geſchöpfe vorhanden ſeyn, durch welche der Schöpfer dieſe Abſicht erreichet. Um derentwillen iſt alſo die Welt geſchaffen, damit ſie durch Anſchauung derſelben in den Stand geſetzet werden, die göttlichen Eigenſchaften in derſelben zu erkennen und alſo Gottes Abſicht zu befördern. Zu dieſer Abſicht, nämlich zu Offenbarung der göttlichen Eigenſchaften, hat Gott eigentlich unmittelbar nur die vernünftigen Weſen in der Welt geſchaffen und beſtimmt: weil aber dieſe (denn ich rede von lauter ſolchen, welche aus Leib und Seele beſtehen) nicht anders, als durch die Empfindung der Sinne, zu einem Erkenntniſſe der Dinge, welche außer ihnen ſind, gelangen können, die Empfindung der Sinne aber Körper zum Gegenſtande haben muß: ſo hat Gott außer ihnen eine körperliche Welt geſchaffen, welche in ihnen das Erkenntniß der göttlichen Eigenſchaften hervorbringt. Wer kann alſo leugnen, daß die ganze Welt um der mit ihr verbundenen vernünftigen Geſchöpfe willen geſchaffen iſt? Denn ob gleich ihre letzte Abſicht mit der unmittelbaren Abſicht der vernünftigen Geſchöpfe einerley iſt: ſo geht doch auf dieſe ihre unmittelbare Abſicht. Man kann dieſes um deſto weniger leugnen, wenn man bedenket, daß der größte Theil der körperlichen Welt, außer dem, daß ſie überhaupt in ihm die Erkenntniß des Schöpfers hervorbringen ſoll, unmittelbar, ja die ganze Welt mittelbar, zur Erhaltung der zu ihr gehörigen vernünftigen Geſchöpfe dienet.

Iſt nun die ganze Welt um der darinnen befindlichen vernünftigen Geſchöpfe willen erſchaffen: ſo ſind auch ihre Theile um derſelben willen erſchaffen. Eine jedwede Erdkugel iſt demnach in Abſicht auf dieſelben geſchaffen, und vornehmlich für die, welche eine jede bewohnen. Da wir nun diejenigen vernünftigen Geſchöpfe, welche unſre Erdkugel bewohnen, Menſchen nennen: ſo können wir ſagen, daß ſie für die Menſchen geſchaffen iſt. Ihre Theile müſſen demnach auch für die Menſchen geſchaffen ſeyn, und dieſe müſſen das Ihrige zur Nothwendigkeit, zum Nutzen und zur Bequemlichkeit derſelben beytragen. Manche thun es unmittelbar und manche mittelbar. Wenn wir nun die Thiere als Theile der Welt überhaupt und unſrer Erdkugel insbeſondere betrachten: ſo müſſen ſie, in Anſehung des erſtern, das Ihrige zu unſerm Erkenntniſſe der göttlichen Eigenſchaften, in Anſehung des letztern aber auch zu unſrer Erhaltung beytragen. Wenn ich zeigen kann, daß es ſich in beyden Fällen wirklich alſo befindet, ſo trage ich kein Bedenken, zu behaupten, daß die Thiere um der Menſchen willen geſchaffen ſind.

Wer ſich in dem ganzen Reiche der Thiere, deſſen Weitläuftigkeit und Mannichfaltigkeit ich vorhin in Betrachtung gezogen habe, mit Aufmerkſamkeit umſieht, der erblicket darinnen unzählige Proben der göttlichen Allmacht und Weisheit. Diejenige Macht, diejenige Weisheit, durch welche eine ſo ſtaunliche Menge Thiere vorhanden iſt, deren theils ungeheure Größe, theils unendliche Kleinigkeit, deren große Mannichfaltigkeit, deren künſtlich gebaute Körper, deren Arten ihrer Erhaltung,. Aufenthalt, Verrichtungen und tauſend mit ihnen verbundene Dinge ſo wunderbar ſind; dieſe Macht und Weisheit, ſage ich, muß nothwendig, ihrer unendlichen Größe wegen, nicht das geringſte Verhältniß gegen dergleichen menſchliche Vollkommenheiten haben. Dieſes erkennen alle Menſchen, und auch den unwiſſendeſten iſt es nicht verborgen. Die Thiere vermehren alſo in den Menſchen die Erkenntniß göttlicher Eigenſchaften. Da nun dieſe die Abſicht Gottes bey Erſchaffung der Menſchen geweſen iſt, ſo dienen allerdings die Thiere den Menſchen dazu, daß ſie dieſe Abſicht ihres Schöpfers befördern können. Was hindert es alſo, zu ſagen, daß die Thiere um der Menſchen willen geſchaffen ſind? Ein Vater ſchaffet ſeinem Sohne Bücher, daß er daraus gelehrt werden ſoll. Die Gelehrſamkeit des Sohnes iſt zwar die letzte Abſicht des Vaters, indem er ihm die Bücher ſchaffet: wer wollte aber deswegen leugnen, daß er ſie für ſeinen Sohn geſchafft hätte? Eben ſo iſt zwar die Erkenntniß der göttlichen Vollkommenheiten bey den Menſchen die letzte Abſicht, warum Gott die Thiere geſchaffen hat: aber deswegen ſind ſie doch, weil überhaupt ihre nächſte Abſicht iſt, einen Theil dieſes Erkenntniſſes in den Menſchen zu wirken, um der Menſchen willen geſchaffen.

Ich weis, daß die meiſten die Worte, um der Menſchen willen geſchaffen ſeyn, in einem weit engern

gern Verſtande nehmen, als ich ſie bisher gebraucht habe. Man ſaget es insgemein nur von denen Dingen, welche die Erhaltung der Menſchen zur Abſicht haben, oder überhaupt zum Nutzen und Gebrauche der Menſchen beſtimmt ſind. Wenn man alſo fraget, ob die Thiere um der Menſchen willen geſchaffen ſind, ſo verſteht man es gemeiniglich ſo: ob ſie zum Nutzen und Gebrauche der Menſchen vorhanden ſind? Es würden alſo vielleicht die wenigſten mit dem bisherigen Beweiſe meiner Meynung zufrieden ſeyn, wenn ich nicht auch darthun könnte, daß die Thiere wirklich zum Nutzen und Gebrauche der Menſchen geſchaffen ſind. Ich will ſehen, in wie fern ich dieſes zu beweiſen im Stande bin.

Bey dem erſten Anblicke des weitläuftigen Thierreiches ſcheint es allerdings faſt unglaublich zu ſeyn, daß daſſelbe zum Nutzen und Gebrauche der Menſchen erſchaffen ſeyn ſollte. Es lebet eine unzählige Menge Thiere in den Lüften, in dem Waſſer, in der Erde und ſonſt im Verborgenen, welche kein Menſch jemals zu ſehen bekömmt, geſchweige denn, daß ſie ihm einen Nutzen ſchaffen ſollten. Doch ich hoffe mich wieder diejenigen, welche mir dieſen Einwurf machen, im Voraus am beſten zu vertheidigen, wenn ich den wenigſten Thieren nur einen unmittelbaren, den meiſten aber einen mittelbaren Gebrauch und Nutzen für die Menſchen zuſchreibe. Ich will zuerſt von denen reden, welche unmittelbar für die Menſchen geſchaffen ſind. Hieher rechne ich erſtlich alle diejenigen Thiere, welche uns zur Speiſe dienen. Könnte auch eine Sache offenbarer ſeyn, als dieſe, daß alle diejenigen Thiere, welche wir, um ſie zu ſchlachten, und ſonſt zu unſrer Nahrung zu gebrauchen, mit Fleiß dulden, füttern, warten und mäſten, zu keiner andern Abſicht geſchaffen ſind, als daß ſie uns unſre Nahrung darreichen ſollen? Viel tauſend Menſchen werden in jedem Lande von dem Fleiſche der Thiere erhalten, und viel tauſend Menſchen würden bald in jedem Lande umkommen müſſen, wenn ſie ſich nicht der Thiere zu ihrer Nahrung bedienen ſollten. Die Früchte der Gärten und der Felder ſind nicht zur Hälfte hinlänglich, eine ſo große Menge Menſchen, als unſer Erdboden trägt, zu erhalten. Es wird jährlich eine entſetzliche Menge derſelben verzehret, und es wird nichts übrig gelaſſen, als was entweder der Geiz, oder eine wirthſchaftliche Vorſorge für die künftigen Jahre aufhebt. Geſetzt, daß aber auch dieſes einmal den Menſchen zur Verzehrung Preis gegeben würde, ſo würden ſie ſich doch kaum etliche Jahre davon allein erhalten können. Es iſt außerdem auch dieſes zu merken, daß die Neigungen der Menſchen auf ſtete und mannichfaltige Veränderungen gerichtet ſind, und daß ſie nichts ſo leicht überdrüßig werden, als ſtets einerley Speiſe. Wie bald würden alſo die Feld- und Gartenfrüchte, wenn ſie allein unſre ſtete Koſt ſeyn ſollten, uns dermaßen zum Ekel werden, daß wir endlich entweder uns ſolche Sachen zur Speiſe erwählten, welche gar nicht zur Nahrung unſres Körpers, wohl aber zur Beförderung ſeines Unterganges dieneten; oder daß wir gar das Eſſen unterließen u. unſre eignen Mörder würden! Die vielerley Arten der Thiere beugen dieſer

Unordnung vor; indem wir theils durch ihr eignes Fleiſch, theils durch ihr Fett, durch ihre Milch und dergleichen uns vielfältige Veränderungen in den Speiſen machen können, ſo, daß uns bey einer ſo großen Mannichfaltigkeit der Speiſen niemals ein Ekel vor dem Eſſen ankommen wird. Es iſt demnach gewiß, daß wir aus den angeführten beyden Urſachen die Thiere zu unſrer Erhaltung höchſtnöthig haben. Wer dieſes leugnen will, der muß zeigen, daß entweder die Feld- und Gartenfrüchte für alle Menſchen zur Nahrung hinlänglich ſind, oder, daß wenn dieſes nicht iſt, außer den Thieren andre Dinge vorhanden ſind, deren wir uns zur Speiſe bedienen können. Niemand wird leugnen, daß ihm der Beweis des erſtern ganz unmöglich ſeyn würde, und das letztere würde ihm auch ziemlich ſchwer fallen. Denn was ſollten wir eſſen, wenn wir kein Fleiſch hätten? Da die Feld- und Gartenfrüchte nicht hinlänglich wären: ſo würden wir lauter ſolche Dinge, welche unſer Magen nicht verdauen, und unſern Leib nicht nähren könnten, und welche uns ein Gift ſeyn würden, als Gras, Erde, Steine, Holz und dergleichen eſſen müſſen. Sollte aber wohl der weiſe Schöpfer ſolche Zerſtörer unſres Leibes zu unſrer. Nahrung verordnet haben? Nein, wir mögen die Sache betrachten, wie wir wollen, ſo ſind wir genöthiget, zu ſagen, daß wir die Thiere zur Erhaltung unſres Lebens höchſtnöthig haben. Und ſie ſind auch im Ueberfluſſe vorhanden. Ihre Menge iſt ſo groß, daß ſie uns Menſchen ſelbſt von dem Erdboden verdringen und zu ihren Sklaven machen würden, wenn wir ſie nicht vom Anfange der Welt an zu Opfern unſrer Bequemlichkeit, unſres Nutzens und unſrer Nothdurft gemacht hätten. Hieraus erhellet augenſcheinlich, daß uns unſer gütiger Erhalter die Thiere, welche wir dazu anwenden wollen und können, zu unſrer Nahrung darbietet. Sollten wir nun wohl glauben, daß ſie zu einer andern Abſicht geſchaffen wären? Sollten wir wohl gegen unſern Erhalter ſo undankbar, und gegen uns ſelbſt ſo grauſam ſeyn, daß wir die Mittel zur Erhaltung unſres Lebens ausſchlagen und ſolche wählen ſollten, welche unſern Tod befördern würden?

Nicht nur diejenigen Thiere, welche uns zur Nahrung und Speiſe dienen, ſind zu unſrer Erhaltung unentbehrlich, ſondern auch alle die, deren wir uns zu unſern nöthigen Verrichtungen bedienen. Keine weite Reiſe zu Lande könnte ſo hurtig unternommen, keine Saat, und keine Erndte könnte bequem genug verrichtet werden, wenn uns nicht die Thiere hierbey behülflich wären; und was ſie jederzeit im Kriege für Dienſte geleiſtet haben und noch leiſten, das iſt allen Menſchen bekannt. Aber auch zu allen dieſen Verrichtungen bringt die fruchtbare Natur eine große Anzahl Thiere hervor, und auch dieſe würden ſich, den Menſchen zum größten Schaden, allzuſehr vermehren wenn ihre Menge nicht ebenfalls durch ihren Gebrauch verringert würde. Man ſieht alſo auch an ihnen, daß ſie für die Menſchen geſchaffen ſind.

Ich glaube auch, daß diejenigen Thiere, welche bloß zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen der Menſchen angewendet werden, um ihrentwillen geſchaffen ſind. Es hat noch kein vernünftiger Menſch die Jagd für was unerlaubtes gehalten, obgleich darinnen viel tauſend Thiere, welche oft zu keinem Nutzen für die Menſchen angewendet werden, um ihr Leben kommen. Und warum ſollte man ſie auch misbilligen? Gereicht ſie nicht zu dem größten Vergnügen vieler Menſchen? und wiſſen wir nicht, daß unſer Schöpfer eine unendliche Anzahl von Geſchöpfen bloß zu unſerem Vergnügen beſtimmt hat? Ich zweifle nicht, daß alle nette Schooßhündchen, alle artige Möpschen, welche unſern Schönen ſo manchen unſchuldigen Zeitvertreib machen, um ihrentwillen vorhanden ſind, obgleich der ganze Nutzen, welcher ihnen durch dieſelben zuwächſt, in einem bloßen Vergnügen beſteht. Werden nicht prächtige Gärten und Luſtſchlöſſer und tauſend andere unſchätzbare Koſtbarkeiten zum bloßen Vergnügen der Sinne beſtimmt? Und tadelt auch dieſes ein vernünftiger Menſch? Ein Thier kann alſo, weil es niemals von ſo großem Werthe iſt, noch viel eher zum bloßen Vergnügen der Menſchen vorhanden ſeyn. Denn warum ſollte es wohl etwas edler ſeyn, als ein prächtiges Gebäude, ein koſtbarer Garten, und dergleichen? Etwan deswegen, weil es Fleiſch und Blut, eine Seele und fünf Sinne hat? Ich ſehe nicht, wie dieſe Dinge ein Thier zu einem ſo vornehmen Geſchöpfe machen können, daß es ihm eine Schande wäre, zum bloßen Vergnügen der Menſchen beſtimmt zu ſeyn. Nur ein vernünftig Geſchöpfe kann mit Rechte verlangen, daß man ihm eine edlere Abſicht zuſchreibe.

Außer allen dieſen Arten, auf welche die Menſchen ſich der Thiere zu ihrem Nutzen und Vergnügen bedienen, ſind noch unzählige andere, welche ich hier unmöglich alle nennen kann. Es iſt bekannt, welch einen großen und vielfältigen Nutzen die Wolle, die Haare und Felle vieler Thiere und andre Theile ihrer Körper den Menſchen ſchaffen. Das Pelzwerk iſt den nordiſchen Völkern nach dem Feuer der größte Widerſtand gegen die Kälte, und ſelbſt bey uns und in noch wärmern Ländern iſt ihr Gebrauch faſt unentbehrlich. Soll ich noch eine der vornehmſten Arten des Vergnügens nennen, welches uns die Thiere verſchaffen, ſo muß ich vielen andern den lieblichen Geſang der Vögel vorziehen. Die Nachtigallen, die Canarienvögel, die Wachteln und viele andere Vögel bringen den Menſchen weiter keinen Nutzen, als welcher in dem Vergnügen beſteht, welches ſie bey ihrem Singen und Schagen empfinden. Was zwingt uns aber, daran zu zweifeln, daß auch bloß dieſes Vergnügen die Abſicht des Schöpfers bey ihrer Hervorbringung geweſen iſt? Er hat wohl noch wichtigere Dinge bloß um unſres Vergnügens willen wirklich werden laſſen.

Vielleicht geben mir es nunmehr auch ſelbſt meine Gegner zu, daß diejenigen Thiere, welche zum Nutzen und Vergnügen der Menſchen dienen, auch für ſie geſchaffen ſind. Aber ſie werden mich nun fragen: was denn die noch weit größere Menge der Thiere, welche weder den Nutzen, noch das Vergnüden der Menſchen, ſondern oft ihren Schaden und ihr Misvergnügen befördern, für eine Abſicht haben?

Hier beruffe ich mich auf meine obige Eintheilung des Nutzens und Gebrauchs der Thiere, daß uns nämlich die wenigſten unmittelbar, die meiſten aber mittelbar dazu dienen. Wer wollte deswegen den Nutzen eines Thieres, in Abſicht auf die Menſchen, leugnen, weil er nicht unmittelbar iſt und nicht in die Augen fällt? Da wir an den vornehmſten Thieren ſehen, daß ſie für uns geſchaffen ſind: warum ſollte man den übrigen mit größerem Rechte eine andere Abſicht zuſchreiben können? Nur ein einziges Exempel anzuführen, ſo bitte ich meine Gegner, nur zu erwägen, daß viel tauſend Thiere zur Erhaltung derjenigen Thiere dienen, die unmittelbar zu unſerm Nutzen und Gebrauche beſtimmt ſind. Und wer überhaupt einmal glaubet, daß die Menſchen das Hauptw[illegible] auf der Erdkugel vorſtellen, und daß alſo das übrige alles um ihrentwillen vorhanden iſt, der wird auch keinem einzigen Thiere eine andre Abſicht zuſchreiben, als welche es in Anſehung des Menſchen hat. Wer auf alles, was in der körperlichen Welt vorgeht, ein etwas wachſames Auge richtet, dem wird ſich ein tauſendfacher Nutzen vieler Thiere entdecken, von welchen die meiſten Menſchen glauben, daß ſie keine Verbindung mit uns haben. Ich will nur ein einziges Exempel anführen. Die Zergliederung iſt eine in der Heilungskunſt unentbehrliche Sache. Die alten Griechen und Römer und andere heidniſche Völker hatten ſo wenig, als wir, das Vorrecht, von Krankheiten befreyet zu ſeyn. Sie mußten ſich alſo ſo eifrig, als wir, um die Heilung derſelben bekümmern. Wie wollten ſie aber in dieſer Wiſſenſchaft zu einiger

ger gründlichen Erkenntniß gelangen, wenn ſie nicht den Bau des menſchlichen Körpers kennten. Gleichwohl war ihnen die Oefnung todter Menſchenkörper bey Lebensſtrafe verbothen. Sie mußten alſo, wenn ſie einer Kenntniß des menſchlichen Körpers und der Mittel, ihn, wenn er krank war, zu heilen, erlangen wollten, die todten Körper der Thiere aufſchneiden, zergliedern und ſich ihre Theile bekannt machen. Sie thaten dieſes, und erlangten dadurch diejenige Wiſſenſchaft von dem menſchlichen Körper, deren Proben wir im Hippokrates, Galen und Celſus antreffen, und welche wir, in den Schriften der Alten, welche eher geſchrieben ſind, als Demokrit zum Erſtaunen und Abſcheu ſeiner unwiſſenden Landesle[illegible] anfing, entſeelte Thierkörper zu zergliedern, vergebens ſuchen. Noch heutzutage, da der Aberglaube der gelehrten Neubegierde nicht mehr die Hände bindet und ihr die Durchforſchung der innern Theile todter Menſchenkörper, als beſonderer Heiligthümer, verbiethet, haben dennoch die Thiere hierinnen einen beſondern Nutzen. Nicht alle anatomiſche Verſuche können mit todten Menſchenkörpern angeſtellet werden. Es ſind unter andern einige, welche an den Leibern lebendiger Menſchen eigentlich ſollten angeſtellet werden. Keinem Arzte aber verſtatten weder die natürlichen, noch die bürgerlichen Geſetze, die Menſchen einer ſolchen Marter zu unterwerfen, welche viele dieſer Verſuche verurſachen. An den Thieren aber dieſelben anzuſtellen, dieſes verbiethet ihm kein Geſetz; wenn er ſich nur dabey in denjenigen Schranken erhält, welche bey ſolcher Gelegenheit denen, welche auch die Martern unvernünftiger Thiere rühren, ihre eigene Natur ſetzet.

Was meine Gegner überhaupt wider meine Meynung vorbringen, daß es nämlich etwas ſehr hochmüthiges und tyranniſches von den Menſchen gegen die Thiere wäre, wenn ſie ſich einer ſolchen unumſchränkten Herrſchaft über die Thiere anmaßten und glaubten, daß ſie für ſie geſchaffen wären, da doch die Thiere ohne Zweifel ihrer eignen Glückſeligkeit wegen lebten: ſo halte ich dieſes zwar für einen guten poetiſchen, aber für keinen philoſophiſchen Einwurf, und ich werde ihn alſo nicht eher beantworten, als bis mir einmal die Luſt ankommen wird, dieſe Materie in Verſen abzuhandeln. Dieſes einzige will ich noch wegen des Schlachtens der Thiere erinnern, daß man ſich dieſes bey ihnen lange nicht ſo entſetzlich vorſtellen darf, als das Hinrichten der Menſchen. Bey den Menſchen iſt die Vorſtellung des gewaltſamen Todes das vornehmſte, was ihn entſetzlich machet. Dieſe fällt bey den Thieren ganz weg; es quälet ſie nichts, als der Schmerz, welcher mit ihrem gewaltſamen Tode verbunden iſt, und dieſes auch nur wenige Augenblicke, und ſogleich iſt alles aus, ſo daß ihnen ihr Sterben kaum ſo ſchmerzlich iſt, als oft den Menſchen eine leichte Wunde.

Chriſtlob Mylius.

* * *

Die

Die Unzufriedenheit.

Eine Fabel.

Ein Hänfling, deſſen Artigkeit
Im Singen manches Ohr erfreut,
Sieht einem andern ſeines gleichen
Im Kefigt Trank und Speiſe reichen;
Er ſieht den erſt gefangnen Freund,
Bey allen angebothnen Speiſen,
Sich ſtill, gebückt und traurig weiſen:
Ob er gleich zu beneiden ſcheint.

Er traut den offnen Augen kaum,
Wie, denkt er, täuſchet mich ein Traum?
Kann auch ein Thier bey ſo viel Gaben
Ein unzufriednes Herze haben?
O, welch ein Wahnwitz nimmt dich ein!
Du ſcheinſt, ſo ruft er, dich zu grämen?
Wie gerne wollt ich mich bequehmen,
An deiner ſtatt beglückt zu ſeyn.

Dich nährt ein prächtiger Palaſt,
Als einen angenehmen Gaſt;
Ich muß vom Abend bis zum Morgen
Für Futter, Trank und Leben ſorgen;
Kaum treff ich wo ein Körnchen an,
So ſtöhrt ein Räuber mein Vergnügen,
So daß ich mit dem ſchnellſten Fliegen
Kaum ſeiner Wuth entgehen kann.

Er hatte was ihn ſonſt noch plagt,
Dem Freunde noch nicht ausgeklagt,
Und wollt, um ſeinen Gram zu ſchwächen,
Mit ihm noch weiter ſich beſprechen:
Doch jener fiel ihm in das Wort:
Du Thor, ſo ſprach er, kannſt noch klagen?
Wie gern wollt ich dein Unglück tragen,
Wär ich aus dieſen Banden fort.

Dieß von dir ſo gewünſchte Glück
Iſt mir das kläglichſte Geſchick;
Wo ich nicht meiner ſelbſt mehr lebe,
Noch frey mich in der Luft erhebe.
Für alle Pracht erwählt' ich mir
Weit ehr mit Schnee bedeckte Felder;
Für Wüſteneyn und kahle Wälder
Ließ ſich die beſte Nahrung hier.

* * *

Wie wenig ſind mit dem zufrieden,
Was ihnen ihr Geſchick beſchieden?
Man wünſcht ſich an des andern ſtatt.
Ein fremder Zuſtand ſcheint uns beſſer,
Iſt gleich das Glück darinn nicht größer,
Ja, wo mans oft noch ſchlimmer hat;
Was wünſcht man denn? Statt eigner Pein
In einer andern Qual zu ſeyn.

J. A. C.

* * *

Gebeth

* *

Gebeth eines Säufers.

Aus dem Destouſches nachgeahmt.

Was hat euch wider uns ſo heftig aufgebracht!
Wie? Götter! eilet ihr, den Erdkreis zu zerſchmettern?
Seht! Bliz auf Bliz zertrennt die Nacht,
Und der erzürnte Zevs ſchilt izt die Welt aus Wettern.

Der Winde kriegend Volk durchraſt der Lüfte Reich.
Das Waſſer ſtrömt herab, und ganze Wolken ſinken.
Blizt! donnert! Götter! rächet euch!
Nur laßt mir ſo viel Zeit . . . mein Glas noch auszutrinken.

A.

* *

Nachahmung der XIX Ode des Anacreons.

Die lockern Felder trinken:
Die Weyden von den Bächen;
Die Blumen von den Quellen;
Die Meere von den Lüften;
Die Sonne von den Meeren:
Da alſo alles dürſtet,
Da alſo alles trinket:
So trinkt auch ihr, o! Brüder;
Wollt ihr alleine dürſten?

Ende des Weinmonats.

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

- Amant alterna Camoenae *Virgil.*

Auf das Jahr 1744.
Wintermonat.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

An Chloris,

Auf das Landleben.

Ihr, meine Freude, freye Felder,
Auf welche durch die nahen Wälder
Der kleine Weſtwind buhlend weht;
Wo, wenn ſich lange Schatten ſchwärzen,
Vergnügte Schäfer freundlich ſcherzen,
Der luſtig hüpft, der träumend ſteht;
Entzückt mich nur mit dem Vergnügen,
Mit dem ihr Wilde ſelbſt entzückt,
Damit mir in den ſchönſten Zügen
Von euch das ſchönſte Bildniß glückt.

Du, Chloris, kömmſt zu meinen Heerden,
Du kömmſt mit lächelnden Geberden,
Dein Herz iſt für die Stadt zu ſchön:
Wo, in veränderlichen Trachten,
Die Schönen andrer Werth verachten,
Und ſich durch fremden Reiz erhöhn.
Die Unſchuld wird dich her begleiten,
Hier wird dir nie die Luſt entfliehn,
Wenn dort, an ſtolzer Frauen Seiten,
Verſtellung, Pracht, und Unluſt ziehn.

Hier ſcherzt die Freyheit auf den Triften,
Ihr Schäferkleid fliegt in den Lüften,
Das Zephyrs Fittig flatternd hebt;
Sie wandelt unter Schäferinnen,
Die ſie bewundernd lieb gewinnen;
Die ganze Gegend ſcheint belebt.
Sie irrt mit aufgelöſten Haaren,
Wo ein geſuchter Zierrath fehlt.
Du, Chloris, willſt von mir erfahren,
Warum ſie nicht die Stadt erwählt?

Der Schutzgeiſt, der die Städte decket,
Daß ſie kein feindlich Unglück ſchrecket,
Sah einſt ihr angenehmes Bild;
Er ward durch ihren Reiz bemeiſtert,
Sein ganzes Blut ward ſchnell begeiſtert,
Und von der Zärtlichkeit erfüllt.
Doch auch den Schutzgeiſt ſtiller Heyden
Entflammte ſüße Zärtlichkeit,
Und ſo erhob ſich zwiſchen Beyden
Der angenehmſte Liebesſtreit.

Ihr müßt für eure Wohnung ſtreiten;
Soll ich euch anders hin begleiten;
Dem Ueberwinder ſey mein Kuß.
Lehrt, ob die Städte mehr ergötzen,
Ob Fluren mehr in Wolluſt ſetzen,
Was vor dem andern weichen muß.
Ich werde dann das Beſte wählen:
Den größten Reiz bekrönt der Sieg.
Kämpft; denn mein Urtheil ſoll nicht fehlen.
So ſprach die Freyheit, und ſie ſchwieg.

Der Städte Schutzgeiſt, voll Vertrauen,
Als Sieger ſich geliebt zu ſchauen,
Erhob voll Muth ſein ſtolzes Haupt;
Ein güldnes Kleid um ſchlanke Glieder,
Fiel zierlich von den Schultern nieder,
Da ihn ein Lorberkranz umlaubt.
Um ihn ſtund eine ſtolze Menge
Von Geiſtern, die ihn bückend ehrt;
Er pries, mit langem Wortgepränge,
Die Anmuth, die die Stadt verklärt.

In Städten glänzt ein prächtig Glücke,
Das die Begier der lüſtern Blicke
Mit tauſend Gegenſtänden rührt.
Komm, Freyheit, in geſchmückte Zimmer,
Wo glatter Spiegel lichter Schimmer
In andern Spiegeln ſich verliert.
Wo hier, in ſtolzer Seulen Reihen,
Der Künſtler kluge Baukunſt prangt,
Wenn dort in edlen Schildereyen
Die Kunſt Bewunderung verlangt.

Komm in die glücklichen Paläſte,
Geneuß die Pracht der langen Feſte,
Die Ueberfluß und Reichthum hält.
Hier, wo die Schönheit nie veraltet,
Und wo ſich nie ein Antlitz faltet,
Das doch ſo manchem Herz gefällt;
Zeig hier in luſterfüllten Tänzen
Dein majeſtätiſch Angeſicht,
Dort, wo mit Hütten Hütten grenzen,
Kennt deinen Werth ein Schäfer nicht.

Er ſchwieg: bey denen, die ihn ehrten,
Und ſich durch ſüßen Wahn bethörten,
Entſtund dreymal ein Luſtgeſchrey.
Es rauſcht ſein Kleid, das ſich bewegte,
Als er es klug in Ordnung legte,
Er trotzte, daß er Sieger ſey.
Gleichwie ein Kämpfer bey dem Spiele
Von falſcher Hoffnung trunken wird,
Er glaubt; er näh're ſich dem Ziele,
Da er doch gleich vorbey geirrt.

Der Schutzgeiſt niedrer Schäferhütten
Wies holde Blödigkeit in Sitten,
Die mehr als ſtolzer Ernſt gewann.
Er ſagte ſchon mit einem Blicke
Mehr, als durch ſchmeichleriſche Tücke
Kein Wortgepräng erklären kann.
Ein ſittſam Kleid umſchlang die Hüften,
Die Rechte hielt den Schäferſtab;
Das Band vom Hut flog in den Lüften
Und drehte wirbelnd ſich herab.

Das Glück, wornach ein Schäfer geizet,
Iſt, ſprach er, nicht, was Thoren reizet,
Die Lieb iſt ſeine ſchönſte Pflicht;
Sein Glück iſt Freyheit von den Sorgen;
Er darf es nicht von Aeußern bergen,
Und falſche Güther wünſcht er nicht.
Er mag nicht in Palaſten ſchlafen,
Er ruht auf hartem Lager ſchön,
Wenn in der Stadt die Furcht vor Strafen
Den Reichen nöthigt, aufzuſtehn.

Er wird die Früchte nur genießen,
Die ihm auf eignen Feldern ſprießen,
Und was ihm ſeine Heerde giebt.
Wenn ſich bey ämſigem Bemühen,
Auch Runzeln in ſein Antlitz ziehen,
Dünkt er ſich ſchön, daß man ihn liebt.
Vielleicht wird er dich beſſer kennen,
O Freyheit, wie dein Werth entzückt,
Als die, die ſich befreyet nennen,
Und die ein ſclaviſch Joch doch drückt.

Ihn treibt kein ſchnöder Geiz, den Erben
Geld zur Verſchwendung zu erwerben;
Wer wenig wünſcht, hat immer viel
Soweit ſich neben grünen Hecken
Die väterlichen Felder ſtrecken,
So weit geht ſeiner Sorgen Ziel.
Was ſoll er tauſend Künſte lernen,
Die er im Alter doch verliert?
Er ſprach: und wollte ſich entfernen,
Die Freyheit ward durch ihn gerührt.

Sie kam mit freudigem Verlangen,
Der Fluren Schutzgeiſt zu umfangen,
O Chloris, der die Flur gefällt,
Wo man die Schönen redlich ehret,
Und wenn ein Schäfer einmal ſchwöret,
Den ſchönen Schwur auch ewig hält.
Hier wollen wir uns zärtlich küſſen,
Wo uns kein Neid zur Hindrung iſt;
Hier ſollen es nur Bäume wiſſen,
Die ſich unzähligmal geküßt.

C**.

* * *

Abhandlung,

Ob die bürgerliche Rechtsgelahrtheit einen Philoſophen vergnügen könne.

Man giebt den Namen einer Wiſſenſchaft dem Naturrechte; ich glaube, man wird Grund haben, eben dieſen Namen auch unſern bürgerlichen Rechten zu geben. Die Einrichtung und der Bau eines Staatskörpers haben einen ſo wirkſamen Einfluß in den beſondern Zuſtand eines jeden Menſchen, daß ſich der Philoſoph deshalben verpflichtet ſieht, dieſer Art von Erkenntniß einige Aufmerkſamkeit zu wiedmen. So wie alles, was ſich irgend zu unſerer Welt rechnen läßt, etwas zu einer jeden beſondern Begebenheit in der Welt beyträgt: eben ſo hat die geringſte Einſchränkung in einem Staate einen Einfluß in den Zuſtand eines jeden Menſchen. Und wie ſich deshalb der Philoſoph in dem erſtern Falle verbunden ſieht, auf die geringſte Begebenheit in der Welt Acht zu geben: ſo wird er in dem andern Falle die geringſte Einſchränkung bemerken müſſen. Eben dieſe Betrachtung giebt mir das Recht, zu behaupten; daß die Erkenntniß des Rechts ein Theil von den Vergnügungen der Philoſophen ausmache. Wenn ich aber ſetze: daß die Rechtsgelahrtheit annehmlich genug ſey, einen Philoſophen zu vergnügen: ſo denke ich eben nicht an das

Naturrecht. Ich würde verwegen handeln, wenn ich eine von lächerlichen Sätzen geläuterte und auf die menſchliche Natur gegründete Erkenntniß der natürlichen Rechte für trocken ausgäbe. Da überhaupt alle Wiſſenſchaften gemacht ſind, Weltweiſe zu vergnügen: ſo wüßte ich nicht, warum es verdrießlich wäre, den Menſchen in ſeinem natürlichen Zuſtande zu betrachten. Allein, die bürgerliche Rechtsgelehrſamkeit iſt itzo mein hauptſächliches Augenmerk. Ich werde beweiſen, daß Geſetze, die ehemals den römiſchen Staat groß und glücklich machten, die Achtſamkeit eines Philoſophen verdienen, und daß die canoniſchen Rechte auch Beſchäfftigungen eines Weltweiſen ſeyn können. Solchergeſtalt werde ich daſelbſt philoſophiſche Vergnügungen entdecken, wo andere nichts, als trockene und unnütze Erklärungen derer Geſetze, alberne Gloſſen, und die ſicherſten Beweiſe der Unwiſſenheit der alten Rechtslehrer anzutreffen glauben.

Ein Liebhaber der Wahrheit iſt bemühet, ſo weit es die Einſchränkung ſeines Verſtandes erlaubet, alle Dinge, nebſt ihrem zureichenden Grunde, zu erkennen. Dieſemnach ſind ihm beſondere Arten von Vergnügungen eigen, die aus der Erkenntniß der Wahrheit herrühren, und die er mit dem Pöbel nicht gemein hat, weil dieſer ein Vergnügen nicht zu ſchätzen weis, das uns die Wahrheit gewähret. Der Weltweiſe ſetzt demnach ſeinem Vergnügen keine Gränzen. Da die Vorwürfe ſeines Verſtandes beynahe unzählig ſind: ſo läßt ſich auch eben dieſes von ſeinen Vergnügungen behaupten. Man hat bisher die bürgerliche

Rechtsgelahrtheit von der Zahl dieſes philoſophiſchen Vergnügens ausgenommen. Wir wollen ſehen, ſo wie weit man dazu berechtiget ſey.

Wenn man noch nicht überzeuget iſt, daß eine gewiſſe Wiſſenſchaft nichts als falſche Sätze in ſich faſſe: ſo iſt uns noch nicht erlaubt, für ſelbige keine Achtſamkeit zu haben, vielweniger aber ſie zu verwerfen. Carteſius glaubte, daß wir auch diejenigen Wiſſenſchaften erlernen müßten, in denen wir nichts als abergläubiſche und falſche Sätze vermuthen dürften; weil uns dergleichen Erkenntniß vor allen Betrügereyen verſicherte. Und da man überhaupt der bürgerlichen Rechtsgelahrtheit nicht abſprechen kann, daß ſie viele nützliche Wahrheiten in ſich enthalte: ſo könnte ich ſchon hieraus darthun, daß die Erkenntniß der bürgerlichen Rechte, d. i. die Wiſſenſchaft, den Zuſammenhang der Geſetze eines Staats einzuſehen, und ſowohl ihre allgemeine, als beſondere Verbindungsart zu zeigen, einen Weltweiſen vergnügen könne. Allein, ich will zuvor erſt zeigen, daß der Philoſoph die bürgerlichen Rechte ſeines eigenen Nutzens wegen erlernen müſſe. Nämlich eine jede Art der Erkenntniß muß uns zu verſchiedenen Sachen nützen. Wie gut wiſſen wir nicht die alten römiſchen Poeten zu gebrauchen. Ein angehender Dichter lieſt den Horaz, um etwan daraus den Character einer Satire oder einer andern Art Gedichte kennen zu lernen; der Kunſtrichter iſt bemühet, die Vollkommenheiten dieſer Gedichte zu beurtheilen, und der Rechtsgelehrte, der die römiſchen Geſetze erkläret, beweiſt daraus eine gewiſſe römiſche Gewohnheit, die er zum Grunde ſeiner Demonſtration macht. Die Erfahrung und der Begriff, den man von Wiſſenſchaften haben muß, belehret uns, daß die übrigen Arten der menſchlichen Erkenntniß, uns auf mehr als eine Art nützlich ſeyn ſollen. Solchergeſtalt wird auch die bürgerliche Rechtsgelahrtheit einen andern Nutzen haben, als nur bloß gerichtliche Händel darnach zu entſcheiden.

Der Philoſoph, der eine Erkenntniß der natürlichen Rechte beſitzt, iſt nicht vermögend, ſelbige anzuwenden, wenn er nicht eine gründliche Einſicht in die bürgerlichen Rechte hat. Gewiß iſt es, daß der natürliche Zuſtand der Menſchen in einen bürgerlichen verwandelt worden. Aber eben daher iſt auch das gewiß, daß man die Sätze des Naturrechts nicht ohne Unterſcheid anwenden darf. Zwar iſt der Philoſoph vermögend, aus der Erklärung einer bürgerlichen Geſellſchaft ein allgemeines bürgerliches Recht herzuleiten, und daraus die Verhältniſſe der Regenten und Unterthanen zu beſtimmen. Allein auch dieſes verſchaffet ihm ſo viele Einſichten nicht, als zu kluger Anwendung des natürlichen Rechts erfodert werden. Die Meynungen der Lehrer, der Regenten, unſerer Väter und unſerer Lehrmeiſter werden einen beſtändigen Einfluß in die Landesgeſetze und Gewohnheiten haben. Mancher wird nach natürlichen Rechten ein Betrüger ſeyn, den ich doch in einer bürgerlichen Geſellſchaft einen ehrlichen Mann nennen muß. Und derjenige, der das römiſche Recht demonſtriret, beweiſt nicht, daß dieſes oder jenes recht ſey; ſondern, daß die Römer dieſes oder jenes aus ſolchen Gründen für Recht gehalten. Daher tadelt man auch öfters ohne Grund ſolche Erklärungen in den römiſchen Geſetzbüchern, die zwar nach der allgemeinen bürgerlichen Rechtsgelahrtheit unrichtig ſind, aber in Abſicht auf das römiſche Recht ihre völlige Richtigkeit haben.

Vielleicht nimmt man es auch endlich einem Philoſophen nicht übel, wenn er ſich um die Geſetze, die anitzo ſein Vaterland oder ſeine Nachbaren regieren, bekümmert; aber das wird doch wohl eine vergebliche Mühe ſeyn und den Namen einer tadelhaften Antiquitätenbegierde verdienen, wenn man die Gründe der römiſchen Geſetze zu beſtimmen, und alte päbſtliche Verordnungen zu erklären bemühet iſt. Man wird ſagen: daß die römiſchen Geſetze ſich auf unſern heutigen Zuſtand nicht mehr ſchickten, und daß ſie öfters an ſich, ohne Abſicht auf den unſerigen oder einen fremden Staat, ungerecht und unzulänglich wären. Ich getraue mir darzuthun, daß dieſe Einwürfe nicht viel bedeuten.

Es iſt wahr, die römiſchen Geſetze ſchicken ſich nicht alle auf den Zuſtand Deutſchlandes. Wenn ſie ſich auch einzeln darauf ſchicken: ſo folget doch daher noch nicht, daß ſie einzeln in Deutſchland angenommen worden, oder daß dieſer oder jener Vorfall in deutſchen Gerichten, ſo und nicht anders abgethan worden, weil es die römiſchen Geſetze ſo und nicht anders verordnet. Allein, da die römiſchen Rechte in Deutſchland zu Hülfe genommen werden, um daraus gerichtliche Sachen zu erklären und zu entſcheiden: ſo ſehe ich nicht, daß der ein Antiquitätenkrämer iſt, der ſich Mühe giebt, das eigentliche bürgerliche Recht von den Verordnungen des Prätors zu unterſcheiden. Der Philoſoph, den die Vorſicht beſtimmet hat, in Deutſchland das Wohl ſeiner Mitbürger durch gerichtliche Handlungen zu befördern, iſt insbeſondere verbunden, die Gründe der römiſchen Geſetze zu unterſuchen, damit er wiſſen könne, in wie ferne ſie in Deutſchland gelten können oder nicht.

Eine der vornehmſten Bemühungen des Philoſophen iſt, alles zu ſeinen erſten Gründen zurück zu führen. Ich lege ihm demnach ſo viel Vorwitz bey, als nöthig iſt, zu unterſuchen, woher dieſe oder jene Gewohnheit unter ſeinen Mitbürgern entſtanden. Die Gewohnheit mag an ſich gut oder böſe ſeyn, er unterſuchet ihren Urſprung. Sollte der Zuſtand, darinnen ſich ein Leibeigener befindet, nicht vermögend ſeyn, einen Liebhaber der Wahrheit neugierig zu machen, woher dieſe Art der Einſchränkung rühre, und wird ihn nicht eben dieſe Neubegierde in die römiſchen Alterthümer zurück führen. So unedel darf man ſich einen Weltweiſen nicht einbilden, daß er ſich in einer Einſchränkung, in einer Verbindung mit andern befinden ſollte, ohne zu unterſuchen, worinn dieſelbe gegründet ſeyn, daß er ſich aus einem natürlichen Zuſtande in einen bürgerlichen verſetzet ſehe, daß er ſeine natürliche Freyheit, und ſeine itzige Unterwürfigkeit und Abhängigkeit von andern erkenne, ohne ſorgfältig zu ſeyn, was der Grund von der Veränderung des natürlichen Zuſtandes aller Menſchen geweſen. Nein, ſo viele Nachläßigkeit gebe ich einem

Philoſophen nicht. Aber was kann ihn denn aus der Unwiſſenheit in Anſehung ſeines Zuſtandes reißen? Iſt es nicht eine gründliche Erkenntniß der Geſchichtskunde und der bürgerlichen Rechte? Giebt ihm nicht dieſe hiervon Unterricht? Entdecket der Weltweiſe ſolchergeſtalt nicht Wahrheiten, und ſind es nicht Wahrheiten, die ihn vergnügen?

Und wer iſt denn auch, der dargethan hat, daß alle römiſche Geſetze ungerecht und unzulänglich ſind? Darf man aber um einiger Sätze willen, die uns verlächerlich ſcheinen, eine Art der Erkenntniß verwerfen, die uns ſonſt vielen Nutzen verſchaffet? Mir deucht immer, wir haben nicht Urſache, uns die Alten ſo einfältig vorzuſtellen. Cicero hatte vielleicht nur noch Middleton nöthig, um von jederman für einen Philoſophen, Staatsmann, Redner und Dichter gehalten zu werden. Wir haben die Verbeſſerung der deutſchen Rechte dem Thomaſius größtentheils zu danken. Juſtinianus war ſein Liebling nicht. Allein, er hatte die Billigkeit, zu geſtehen, daß man den Römern nicht alle Rechtsklugheit abſprechen dürfe. So große Mühe er ſich gab, die Gründe des römiſchen und deutſchen Rechts von einander zu unterſcheiden: ſo bekannte er dennoch, daß die römiſchen Geſetze zuweilen vernünftiger geweſen wären, als die urſprünglich Deutſchen. Er beweiſt dieſes mit einem Exempel. Die Minderjährigen (Minores) ſaget er, hatten bey den Römern die Macht, Teſtamente zu machen, konnten aber auch bey Lebzeiten mit ihren Gütern nach Gefallen umgehen; die deutſchen Rechte geben ihnen gleichfalls Erlaubniß, Teſtamente zu machen, inzwiſchen iſt die Verwaltung ihrer Güter bey ihren Lebzeiten die Pflicht einer vorgeſetzten Perſon, und folglich erlaubet der Römer dem Minderjährigen etwas aus zureichenden Gründen, was ihm der Deutſche ohne Grund erlaubet.

Man wird ſagen: eine metaphyſiſche Betrachtung, ein mathematiſcher Beweis, und ein phyſicaliſcher Verſuch werden einen Liebhaber der Wahrheit mehr ergötzen, als die genaueſte Kenntniß des Staates und der bürgerlichen Rechte. Allein man kann dieſen Satz nicht allgemein ausſprechen. Das meiſte beruhet hierbey auf die eigenen Empfindungen des Philoſophen. Inzwiſchen iſt es doch nicht leicht, ſich einen Menſchen, der in Betrachtung der Wahrheiten ſein Vergnügen findt, zu gedenken, ohne ihm zugleich eine Begierde beyzulegen, ſein Vaterland zu kennen. Ein jeder ſoll in ſich ein Verlangen empfinden, ſeinen Mitbürgern zu dienen. So leiſtet der Naturkündiger ſeinem Vaterlande nützliche Dienſte, wenn er der Natur ihre Künſte ablernet; und der, der ſich den bürgerlichen Geſchäfften gewiedmet hat, dienet dem Staate, wenn er die innere Ruhe deſſelben befördert. Wer ſieht hier nicht, daß beyde Philoſophen ſind, und daß beyder Handlungen aus einerley Quellen fließen? Niemand tadelt die Bemühungen des erſtern, aber man ſoll auch dem andern den Namen eines Philoſophen nicht ſtreitig machen. Vielleicht ſind die Dienſte, die Cicero ſeinem Vaterlande geleiſtet, wichtiger zu ſchätzen, als diejenigen, wodurch ſich Archimedes unſterblich gemacht hat.

Aber wie kann es einen Philoſophen vergnügen, wenn er, anſtatt einer Menge nutzbarer Wahrheiten einen Haufen irriger Meynungen bemerket? Wer kann es leugnen, daß in den römiſchen Geſetzbüchern viel irriges anzutreffen ſey? Und wie kann man daher verlangen, daß ein Philoſoph ſich daran vergnügen ſolle?

Ich ſetze, daß der Philoſoph ſich an ſpeculativiſchen Sachen beluſtiget, ich ſetze aber auch ferner, daß er ein wahrer Weltweiſer iſt, der an dem Wohl ſeiner Mitbürger Theil zu nehmen, nie ermangeln wird. Er bemerket, daß der Staat, der ihn ernähret, eines Theils von Geſetzen regieret wird, die vordem eine der mächtigſten Republiken beherrſchte. Er iſt verbunden, wenn ſeine übrigen Pflichten nicht ein anders verlangen, einen Theil ſeiner Achtſamkeit dieſen Geſetzen zu wiedmen. Ich beſtimme hier nicht, ob dieſe Geſetze gerecht oder ungerecht ſind. Es iſt auch nicht nöthig. Der Philoſoph wird ſich ein Vergnügen daraus machen, ſeine beſondere Ergötzlichkeiten dem Wohl des Vaterlandes auf zu opfern. Auch Leibnitz war um den Urſprung der Franken bekümmert; und ich glaube doch, es ſey angenehmer geweſen, ſich um ſpeculativiſche Wiſſenſchaften verdient zu machen, als um die Geſchichtskunde.

Geſetzt auch, der Philoſoph erkennet, daß das römiſche Recht zuweilen irrige Grundſätze habe. Er wird doch viele Gegenſtände finden, die ihn vergnügen können. Die Geſchichte der älteren Weltweisheit belehret ihn, aus welchen Quellen die Sätze der römiſchen Rechtsgelehrten hergefloſſen. Nunmehr wird er etliche Fehler mit leichter Mühe überſehen können. Und iſt er einer von denen, welchen der Himmel ihrer Mitbürger Glück in die Hände gegeben hat: ſo wird er dieſe vielleicht von der Verbindlichkeit befreyen können, die ſie einem ungerechten Geſetze ſchuldig geweſen ſind. Und ſolchergeſtalt gewinnet denn das bürgerliche Recht hiebey wieder. Allein, es iſt ſchon oben gezeiget worden, daß die römiſchen Geſetze, in Anſehung des römiſchen Staates, weder ungerecht, noch unzulänglich geweſen, und ſo fiele der oben angeführte Einwurf von ſelbſt weg. Da auch ihre Verbindungsart gründlich gezeiget und erkläret werden kann, wie ſich ein jedes Geſetz, in der Einrichtung des römiſchen Staats, gründe, ſo können die römiſchen Rechte demonſtriret werden. Sie ſind mithin vermögend, einen Philoſophen zu vergnügen, der ſich ihnen mit Aufmerkſamkeit widmet, und ſie ohne Vorurtheile unterſuchet.

Das, was ich bisher von den römiſchen Geſetzen geſagt habe, gilt auch mit einiger Veränderung von denen ſo genannten canoniſchen Rechten. Nämlich, man hat eine gründliche Erkenntniß dieſer Wiſſenſchaft nöthig, wenn man einige von unſern Einſchränkungen deutlich, oder der Wahrheit gemäß, erklären will. Ich werde mich nicht irren, wenn ich die verſchiedenen Rechte für Geſchichte des menſchlichen Zuſtandes anſehe, und darinnen den Menſchen beynahe in alle ihm mögliche Umſtände geſetzt finde. So wie es uns vergnügen muß, wenn wir erſt denn Cleveland, und alsdann die Begebenheit einer Perſon vom Stande leſen: ſo muß es uns auch vergnügen, wenn wir den

Menſchen zuerſt in ſeinem natürlichen, und darauf in ſeinem bürgerlichen Zuſtande betrachten können. Ich würde mehr von dem Vergnügen reden, welches die Erkenntniß des canoniſchen Rechts einem Philoſophen verſchaffet, wenn nicht die Bemühungen des Herrn Profeſſor Kahlen dieſer Wiſſenſchaft ſo vortheilhaft wären.

Nunmehr wird man mich fragen: woher es komme, daß bisher ſo wenig Philoſophen in der bürgerlichen Rechtsgelehrſamkeit ein Vergnügen gefunden, da es doch möglich ſey, daß ſie ſich daran vergnügen können. Ich lege alle Schuld hiervon auf die Art, ſelbige vorzutragen, und zu erlernen. Mein Vorſatz iſt hier nicht, alle beſondere Fehler der gemeinen Lehrart anzuzeigen. Ich erinnere nur ſoviel, daß man wohl ein Vergnügen bey Erlernung der bürgerlichen Rechte empfinden werde, wenn man

1) Das römiſche dergeſtalt erlernet, daß man aus den wahren Grundſätzen daſſelbe herleitet, ohne dabey an die urſprünglich deutſchen Rechte und Gewohnheiten zu gedenken.
2) Wenn man die canoniſchen Rechte in ihrem völligen Umfange und Zuſammenhange betrachtet, ohne ſich zu bekümmern, in wieweit ſie in Deutſchland gelten oder nicht.
3) Wenn man die deutſchen Rechte dergeſtalt erlernet, daß man die Grundſätze deſſelben aus den wahren Quellen herleitet, ohne ſelbige mit den Grundſätzen des römiſchen und canoniſchen Rechts zu vermiſchen.

4) Wenn man die römiſchen und canoniſchen Rechte mit den urſprünglich deutſchen vergleichet, und ihre beyderſeitigen Abweichungen von den Letztern, und ihre Gültigkeit in Deutſchland zeiget.

Dieſe Lehrart wird vermögend ſeyn, uns die Rechtsgelehrſamkeit mit einem aufgeklärtern Geſichte als ſonſt vorzuſtellen

C. A. Gebhardi.

* *

Der Tanz.

Ich lache deiner, holde Liebe;
Ich ſpotte deiner zarten Triebe;
Regiere von dem großen Belt
Bis in das Reich der andern Welt.
Du magſt durch tauſend Herzen dringen;
Mich ſollſt du dennoch nicht bezwingen.
Nur Müßiggänger nimmſt du ein;
Mein Zeitvertreib wird Uebung ſeyn.

Auf einem raſchen Pferde ſitzen,
Es im erlernten Gang erhitzen,
Durch harter Fäuſte muntre Kraft,
Bemühung, Kunſt und Wiſſenſchaft;
Sich ſchnell, als wie die Winde, ſehen,
Sich feſt im Sattel hoch erhöhen,
Darinn entdecket meine Bruſt
Den Vorſchmack einer wahren Luſt.

Und was noch meine Jugend ſchätzet,
Was Feuer, Muth und Herz ergetzet,
Das iſt ein Feind, ein ſtarker Arm,
Der macht mich noch mit Ehren warm.
Er zeigt mir die geſtreckte Klinge;
Ich fechte, lauſche, ſtoß und ringe,
Und ein höchſt nutzbar wahrer Ruhm
Bleibt bey dem Schweiß mein Eigenthum.

Das Tanzen iſt nur dein Erfinden,
O Liebe! Herzen zu entzünden;
Dieß ſchleifend Gehn, der Stutzer Kunſt,
Lernt man bloß um der Weiber Gunſt.
Nie werd ich mich darinnen üben;
Eh will ich dich, Lyäus, lieben;
Denn reizt zur Liebe gleich der Wein:
So kann es doch ſo ſtark nicht ſeyn.

O Himmel, welch ein reizend Prangen,
Hand, Fuß und Aug und Bruſt und Wangen,
O Gegenſtand, o holdes Glück,
Ich ſehe Chloens holden Blick.
Wie? Chloe, du willſt mich verbinden?
Nein, nein, du ſollſt nicht überwinden;
Du zeigſt ein trotziges Geſicht.
Ich tanze, Chloe; zürne nicht.

L.

* * *

Der Schäfer.

Oft geprieſnes Schäferleben,
Du vergnügſt auch meine Bruſt.
Deine Schönheit, dein Ergötzen,
Zieh ich mehr geſuchtern Schätzen,
Aller Pracht und Wolluſt vor,
Wo ich oft mein Glück verlohr.

Laß den Geldgeiz Schätze ſammlen,
Und der Wolluſt Roſen blühn.
Mag der Ehrgeiz doch nur ſteigen,
Hier darf ich mich niemals beugen;
Seh in unbeneidter Ruh,
Meiner Schäfchen Spielen zu.

Geh ich in den Wald ſpatzieren,
So begleitet mich die Luſt.
Auf den Blumen, dort im Grünen,
Wo mir einſt die Lieb erſchienen,
Seh ich, wer mein Herz gewinnt,
Meine Doris und mein Kind.

Kann ich ſie im Walde finden,
Wird der Wald ein Paradies.
Andre mögen Kronen tragen,
Sich durch Blut und Feuer ſchlagen,
Mir gilt alles einerley
Bleibt mir Doris nur getreu.

* * *

Nachrichten aus der philoſophiſ. Hiſtorie.

Das iſt:

Thaten einiger Mondregentinnen.

Vorbericht.

Wenn ich mir gleich den Kopf noch ſo ſehr zerbrechen wollte, einige Lügen zu erdenken, wie ich in den Mond hinein, und wieder heraus gekommen wäre; oder wie ich ſonſt das erfahren hätte, was ich in dem folgenden erzähle: ſo würde mir es doch kein Menſch glauben. Es iſt alſo wohl beſſer, ich ſage es frey heraus, daß ich der Erfinder von dem ganzen Mährchen bin, und daß vielleicht nichts darinnen ſo wahr iſt, als dieſes, daß die Leute in Reaſoning wenig Geld haben. Ich glaube nicht, daß viel unverſtändliche Stellen, in meiner Schrift, für philoſophiſche Leſer ſeyn werden. Leſer von anderer Art, mögen bey ſchweren Oertern thun, als ob ſie die Geſchichte einer Belagerung, in den Zeitungen vor ſich hätten. Einen Schlüſſel habe ich nicht beyfügen wollen; mein Werk hätte ſonſt mögen ausſehen, wie die europäiſchen Höfe, oder die malabariſchen Prinzeßinnen. Scheine ich bisweilen, die Aehnlichkeit etwas zuweit geſucht zu haben: ſo glaube ich doch, daß dieſes mehr zum Vergnügen des Witzes bey dem Leſer beytrage, als wenn ich die Geſchöpfe einer neuen Welt juſt ſo beſchrieben, wie ſie einem in Leipzig haufenweiſe vor Augen herum laufen. Wenigſtens hoffe ich, daß man für Philoſophen etwas ſchwerer ſchreiben darf, als für Frauenzimmer.

Ich muß noch mit einem Paar Worten, von den Hauptgründen meiner Erdichtung, Rechenſchaft geben. Ich rede von Regentinnen, und nicht von Regenten, weil der Mond ein weibliches Geſtirn iſt. Unzählig viel Calender behaupten dieſes; und ich wollte viel verwetten, daß kein einziger aufzubringen wäre, der das Gegentheil ſagte. Dieſe Regentinnen beherrſchen den von uns abgekehrten Theil des Mondes; denn demjenigen, der ſich nach uns zukehret, ſind ſchon vom Riccioluſ ſeine Beſitzer angewieſen worden. Aber endlich wird man fragen: warum überhaupt die Scene in den Mond gelegt iſt? Man darf ſich nicht einbilden, als hätte ich meine Freyheit gehabt, ſie hinzulegen, wohin ich gewollt hätte, wie man etwa bey einigen Schauſpielen, die Frage: wo die Handlung vorgehe? nicht ſicherer beantworten kann, als: auf dem Theater. Mein Verfahren läßt ſich vollkommen, auch nach dem verbeſſerten, und vermehrten zureichenden Grunde, ich meyne, nach dem beſtimmenden, rechtfertigen. Reaſoning iſt das Land des Verſtandes. Arioſt erzählet, daß im Monde alles, was auf Erden verlohren geht, insbeſondere der Verſtand, anzutreffen ſey. Wenn Fontenelle, in ſeinen Geſprächen von mehr als einer Welt, die Stelle, aus dem raſenden **Rolande**, wo es ſteht, fein angeführet hätte: ſo könnte ich ſie hier auch anführen. Nun ſind ſeit **Arioſts** Zeiten, ſoviel Philoſophen, Dichter, und Verliebte geweſen, daß ich verſichert bin, der Mond ſey ganz voll Verſtand, und die Verſtandcolonien, die itzo hinauf reiſen, können kaum noch Platz finden. Wo könnte alſo **Reaſoning** beſſer hingelegt werden? Doch es iſt Zeit, daß ich die Erzählung ſelbſt anfange.

* * *

Reaſoning, iſt ein mächtiges Königreich, in dem Theile des Mondes, der ſich nie nach uns zukehret. Es hat an Größe und Anſehen, zu der übrigen Mondwelt, ohngefehr eben die Verhältniß, die bey uns das geſittete Europa, zu dem Reſte der Erdkugel hat. Eine alte Gewohnheit ſchließt in dieſem Reiche, wie in allen übrigen Ländern des Mondkreiſes, das männliche Geſchlecht, von Führung des Zepters aus. Nicht, als ob die Mondenbürgerinnen, diejenigen Gemüthskräfte vor den Mondbürgern beſäſſen, die bey uns zur Regierung eines Landes erfordert, und dem männlichen Geſchlechte in reicherm Maaße beygeleget werden. Die Seelen, die mit Körpern von verſchiedenen Geſchlechtern verbunden ſind, haben dort eben die Natur, wie hier, und die großen Geiſter unter den Mondregentinnen ſind nicht häufiger, als bey uns die Catharinen, Eliſabethen, Annen, und Marien Thereſien: dem ungeachtet, haben ſich die Mondenbürger, bey ihrer Einrichtung, eben nicht übler befunden, als wenn Mannsperſonen regiert hätten, zumal, da ihre Geſchichte bezeuget, daß die Mannsperſonen ſich der Gewalt der Königinnen zu ihren Abſichten zu bedienen wiſſen, eben, wie bey uns das Frauenzimmer, unter dem Namen der Könige, auch öfters in Ländern regiert hat, wo man über keinen alten Gebrauch ſo ſtrenge hält, als über den, der das Frauenzimmer von der Regierung ausſchließt. Aus den Charactern einiger Fürſtinnen, die ſeit vielen Jahren Reaſoning beherrſchet, wird man urtheilen, ob das Geſchlecht einigen Einfluß in die Art zu regieren gehabt.

Man iſt hierbey eben nicht Willens, in die älteſten Zeiten zurück zu gehen, und von faſt vergeſſenen Königinnen, wenige und ungewiſſe Nachrichten mühſam zuſammen zu ſuchen. Doch eine kann man nicht vorbey gehen laſſen, die allzuberühmt iſt, und in die folgenden Zeiten allzuviel Einfluß gehabt hat, und noch hat. Stagire iſt ihr Name. Sie hat ganz Reaſoning, oder doch ſoviel davon beherrſchet, daß der Theil, der ſich ihr nicht unterworfen, gegen das übrige für nichts zu achten iſt. Vor ihr hatte eine Menge kleiner Königinnen das Land unter ſich getheilet. Sie hat ſie alle beſieget, und gemacht, daß man dieſelben faſt gar vergeſſen. Die Unterthanen der übrigen Fürſtinnen fielen ihr entweder freywillig zu, oder mußten doch mit Schmerzen ihre Anzahl ſich täglich verringern ſehen, weil immer mehr Bürger Stagirens Partey wählten, und ſie hingegen keinen Zuwachs erhielten, bis ſie nach und nach gar ausgeſtorben ſind.

Es iſt natürlich, hierbey auf die Frage zu fallen: ob denn die Bürger, die den kleinern Regentinnen getreu geblieben, nicht durch ihre Kinder, ihre Republik erhalten? Dieſes zu beantworten, muß die Regierungsart in Reaſoning, etwas genauer erkläret werden. Die Kinder ſind daſelbſt nicht gebohrne Sklaven der Beherrſcherinn ihrer Väter. Sobald ſie in die Jahre kommen, daß man ſie als Unterthanen anſehen kann, daß ſie Befehle zu verſtehen und zu beobachten fähig ſind, wählen ſie ſich ſelbſt die Regentinn, der ſie gehorchen wollen. Niemand kann ſie zwingen, auch da nicht, wenn ſie von dieſer abgehen, und ſich einer andern unterwerfen wollen. Es iſt leicht zu begreifen, daß die vorige dieſes nicht gerne ſieht, und allerley Mittel anwendet, ſie in ihrer Gewalt zu behalten. Allein ordentlich kömmt alles auf Drohungen und Vermahnungen hinaus, darunter eine der wichtigſten iſt, daß jede Regentinn vorgibt, nur die ihr zugehörige Landſchaft ſey das wahre Reaſoning, und wer ſich in andere Länder mache, der ſey von demſelben kein Bürger mehr. Dieſes Zureden machet, bey zweyerley Leuten, wenig Eindruck; bey denen, die ihm keinen Glauben beymeſſen, und bey denen, die ſich endlich wenig daraus machen, in dem wahren Reaſoning zu wohnen, oder nicht, wenn ſie nur ihren Unterhalt, und andere vortheilhafte Umſtände antreffen.

Stagire hatte gewiſſe Vorzüge, welche machten, daß ihr alles zufiel. Hierunter war nicht der geringſte, daß ſie ihre Regierung, wenn man ſo reden darf, nach einem gewiſſen Syſtema, und feſtgeſetzten Regeln führte, oder zu führen vorgab. Dieſes hatte niemand vor ihr beobachtet. Die andern Regentinnen faßten die Befehle, und Entſcheidungen zweifelhafter Fälle ab, ſo, wie es ihnen am beſten zu ſeyn ſchien; aber ſie bekümmerten ſich nicht darum, dieſe Befehle zu ſammlen, zu vergleichen, zu ſehen, ob ein neuer Vorfall ſich aus einer ſonſt ſchon gegebenen Verordnung, ausmachen ließe, und zu verhüten, daß ein neuer Befehl nicht etwa einem alten widerſpräche. Dabey hatten ſie keine allgemeinen und feſten Regeln, die ſich auf die Natur, und das Wohl der Staaten gründeten, und durch deren Anwendung, ſie ſich in beſondern Fällen geholfen hätten. Wenn ihre Befehle nöthig waren, ſo überlegten ſie bey dem vorkommenden Falle die Umſtände, und faßten daraus einen Entſchluß, der öfters dem, was ſie zu anderer Zeit anbefohlen, zuwider, öfters aus Mangel genugſamer Ueberlegung, dem gemeinen Beſten ſchädlich war. Ihre Unterthanen bemerkten dieſes, und es war alſo kein Wunder, daß ſie von ihnen abfielen; die vornehmſten Hofleute ausgenommen, die ſich von der einmal erwählten Partey, entweder nicht trennen wollten, oder nicht durften.

Bey Stagiren verſprach man ſich gerade das Gegentheil. Sie gab die ſtärkſten Verſicherungen, daß ſie lange Zeit über die P[illegible]en einer Regentinn, und die Mittel, das gemeine Beſte zu befördern, Betrachtungen angeſtellt, und ſich davon ein vollſtändiges Lehrgebäude verfaßt hätte. In der That waren auch ihre Ordnungen nicht ſo beſchaffen, wie die Ordnungen der übrigen. Sie ſchien nicht ſo ſehr zu befehlen,

fehlen, als zu lehren. Sie entdeckte ihren Unterthanen die Gründe, warum ſie das, oder jenes, wollte beobachtet wiſſen, und wer die Geduld hätte, ihre Befehle, in einer chronologiſchen Ordnung durchzugehen, der ſollte ſehen, wie immer einer aus dem andern flöſſe. Wenn ſie ſich auf dieſe Art ſelbſt rühmte, ſo vergaß ſie niemals ihre Vorfahrinnen zu ſchelten, und man ſaget, daß ſie dieſer ihre Befehle ſorgfältig zuſammen ſuchen und verbrennen laſſen. In dieſem Anſehen, haben ſich Stagire, und ihre Nachkommen, lange Zeit erhalten, und verſchiedene Rebellen, die dann und wann aufgeſtanden ſind, waren zu ohnmächtig, die von ihr eingeführte Regierungsart zu ändern, oder vielmehr zu machen, daß man die eingeführte Regierungsart nicht nach ihrem Namen nennte. Denn ſonſt iſt eine große Frage, was die verſchiedenen kleinen Fürſtinnen, die viele Jahrhunderte, nach Stagirens Tode, Reaſoning unter ſich getheilet, von dieſer ihren Einrichtungen beybehalten. Alle gaben ſich für Stagirens Nachkommen aus; alle nannten ſie mit der größten Ehrerbiethung, aber jede warf der andern vor, ſie verändere Stagirens Einrichtung. Dieſe Beſchuldigung gab meiſtentheils Gelegenheit zu blutigen Kriegen, bey deren Ende, jeder Theil, ſich des Sieges rühmte. Auf den Meeren von Reaſoning, zeigen ſich gewiſſe Erſcheinungen, welche Inſeln ähnlich ſehen. Sie ſchwimmen hin und her, und ſind öfters weit entfernet, wenn man glaubet, ſie erreicht zu haben. Verfolget man ſie ſo lange, bis ſie nicht mehr entweichen können, ſo hat man die Belohnung für ſeine Mühe, ſie vor ſeinen Augen verſchwinden zu ſehen. Denn ſie ſind nichts, als ein bloßer Dunſt. Der Beſitz von dergleichen Inſeln iſt beſtändig, in Reaſoning, der Qvell der wichtigſten Kriege geweſen. Selten hat man da wegen eines wirklichen Stücke Landes, ſo viel Volk aufgeopfert, als wegen ſolcher Geſpenſter, und die Regentinnen haben dieſelben zu ihrem größten Reichthume gerechnet, ohne ſich bereden zu laſſen, daß es ein bloſſer Augenbetrug wäre. Niemals aber iſt dieſes mehr geſchehen, als unter den Nachkommen von Stagiren, von denen ich vorhin geredet habe. Sie verlieſſen faſt ganz und gar das feſte Land, und verfolgten die Inſeln, entweder in der Abſicht, diejenigen, die noch unbewohnt zu ſeyn ſchienen, ſich zuzueignen, oder die, welche andern Fürſtinnen zugehörten, zu zerſtören.

Es war unmöglich, daß viele von den Unterthanen, nicht über ein ſolches Verfahren ſollten misvergnügt geworden ſeyn. Dieſes bähnte den Weg zu einer gewaltigen Reichsveränderung. Eine Prinzeßinn, die ſich Fancyful nannte, unternahm die Sachen in beſſern Stand zu ſetzen. Sie beſaß ſehr viel Verſtand, den eine ſehr große Lebhaftigkeit beſtändig wirkſam machte. Es fehlte ihr auch nicht an Kühnheit, und es gelang ihr nach einigem Widerſtande, alle jene Regentinnen zu vertreiben, und faſt ganz Reaſoning unter ſich zu bringen. Es wird nicht unnütze ſeyn, die Urſachen zu erklären: warum Fancyful ſo glücklich geweſen?

Meaſuring iſt ein weitläuftiges Land, welches von alten Zeiten her zu Reaſoning gehört, ja den wichtigſten Theil davon ausgemacht hat. Es beſitzt einen unermeßlichen Reichthum an Gütern der Natur, ſowohl an ſolchen, die über der Erde wachſen, als an unerſchöpflichen Fundgruben. Dabey ſind die Lebensart, und die Verfaſſungen ſeiner Einwohner unverbeſſerlich. Daher iſt es eine alte Gewohnheit, daß diejenigen, welche ſich in den übrigen Theilen von Reaſoning niederlaſſen wollen, ſich erſtlich einige Zeit in Meaſuring aufhalten, die daſigen Sitten ſich eigen zu machen; wiewohl man findet, daß es ihnen öfters daſelbſt ſo wohlgefällt, daß ſie nirgends anders hin verlangen, wenn es ihre Umſtände zulaſſen wollen. Dieſe Gewohnheit ſoll ſich auf ein altes Geſetz der Fürſtinn Samos gründen, die es ausdrücklich anbefohlen hat. Zu Stagirens Zeiten war dieſes noch in friſchem Andenken, und ſie hat ſelbſt darüber gehalten. Allein ihre ſpäten Nachfolgerinnen vergaſſen es, mit größtem Schaden ihrer Republiken. Die Bürger, welche nicht zu der vernünftigen Lebensart in Meaſuring gewöhnt wurden, konnten nicht in Ordnung gehalten werden; es fehlte an Künſtlern, und an den nothwendigſten Handwerkern; denn wer dieſe Dinge nicht in Meaſuring gelernt hatte, blieb ein ewiger Stümper. Fancyful, welche ſich ſelbſt lange Zeit in jenem Lande aufgehalten hatte, brachte das alte Geſetz wieder in Schwang. Sie zeigte durch ihr eigen Exempel, was für Vortheile ihr ihre Reiſe gebracht hätte. Hierdurch erwarb ſie ſich bald einen Anhang, und viele behaupten, daß dieſer einzige Umſtand ihr zu aller ihrer Größe verholfen.

Sie machte bald Anordnungen, die ſehr viel

Beyfall erhielten. Sie verboth aufs ſchärfſte, jenen ſchwimmenden Inſeln nachzujagen, und verſprach denen Vortheile, die die Bergwerke in Meaſuring fleißig anbauen würden. Sie verbannte die Zauberer, mit denen Reaſoning bisher war überſchwemmt geweſen. Dieſes waren Leute, die durch die Kraft gewiſſer Wörter und Geiſter erſtaunende Dinge verrichten konnten. Sie goſſen kalt Waſſer auf einen kalten Körper, und ſagten dazu: Antiperiſtaſis, in wenig Augenblicken entſtunden Hitze und Dampf. Mit den beyden Wörtern: Horror Vacui, machten ſie, daß die Flüſſe Bergan liefen, und durch zwey andere: Qualitas occulta, ſtund ihnen die ganze Natur zu Gebothe. Sie wurden dabey ohne Mühe die größten Staatsleute. Sie entdeckten die geheimſten Treibfedern, von den Handlungen der klügſten Monarchinnen, wenn ſie nur mit einer tiefſinnigen Mine, das dritte Paar von Wörtern: Luſus Naturä ausſprachen. Fancyful ruhete nicht eher, bis, nach Ausrottung dieſer Leute, alles natürlich und ordentlich zuging.

So groß indeſſen ihr Verſtand war, ſo war er nicht allezeit fähig, ihre Hitze in gehörigen Schranken zu halten, und ihr Eifer führte ſie öfters in eben dergleichen Fehler, wie die, welche ihre Vorfahrinnen geſtürzt hatten.

Hier ſind einige ihrer vornehmſten Befehle. Sie verboth ihren Unterthanen, Kalk zu den Mauren zu nehmen. Statt deſſen, ſollten ſie an den Mauerſteinen Haken aushauen, dadurch ſie zuſammen hingen. Zugleich ſollte jedes Haus von den beyden benachbarten gehalten werden, wobey ſie vergeſſen hatte, was die äußerſten Häuſer in jeder Gaſſe erhalten ſollte. Einſten ließ ſie eine Straße durch einen dichten Wald durchſchlagen; ſie ließ die dicken Bäume abhauen, an deren ſtatt aber, den Platz eben ſo dichte mit Geſträuche beſetzen, ſo, daß an die Stelle einer großen Eichen, etwa zehn kleine Bäumchen zu ſtehen kamen. Gleichwohl durfte man ihr, ohne in größte Ungnade bey ihr zu verfallen, nicht vorſtellen, daß dieſer Weg eben ſo unbrauchbar wäre, als wie zuvor; denn ſie behauptete, daß man die kleinen Sträucher auf die Seite treiben könnte, wenn man durch wollte, welches mit den Bäumen nicht anginge. Die Uhren in der Hauptſtadt von Reaſoning, ſind wegen ihrer wunderbaren Richtigkeit berühmt. Zu den Zeiten der Zauberer waren ſie durch Geiſter regiert worden. Die Fürſtinn gerieth auf den Einfall, ſie allezuſammen durch einen einzigen Strom treiben zu laſſen, der bey allen vorbey floß, wie etwa ein Fluß verſchiedene Mühlen treibt. Der Gedanke ſchien ſinnreich zu ſeyn, und die beſten Uhrmacher in Reaſoning, verſchwendeten eine Zeit lang alle ihre Kunſt, ihn ins Werk zu richten. Gleichwohl war es unmöglich, die Uhren dadurch ordentlich gehen zu machen. Am allerwenigſten gieng es an, durch eben dieſen Strom, die Glocken in Bewegung zu ſetzen, mit welchen bey Feuersgefahr, oder bey einem Auflaufe geläutet wurde. Die Fürſtinn hätte dieſerwegen dieſe Glocken gerne aufs weiteſte von der Stadt wegſchaffen laſſen. Vielleicht kam dazu auch noch ein anderer Grund, daß ſie nämlich den vorigen Gebräuchen zuwider ſeyn wollte, nach welchen ſie alle zuſammen an einem Orte mitten in der Stadt gehangen hatten. Allein man ſah bald ein, daß es die Nothwendigkeit erforderte, ſie durch die ganze Stadt zu vertheilen. Unter ihre merkwürdigſten Verordnungen gehöret auch, daß ſie ihren Unterthanen verbothen, Stricke und Seile zu gebrauchen; eben ſo wenig durften ſie die Wagen durch vorangeſpannte Pferde ziehen laſſen; die Pferde mußten hintennach gehen, und den Wagen fortſtoßen. Niemand ſpricht ihr das Lob einer weiſen Fürſtinn ab. Nur dieſes tadelt man an ihr, daß ſie ſich von einer Geheimenräthinn, Syſteme, allzuſehr einnehmen laſſen. Dadurch ward ſie verführet, gar zu ofte von denen Regeln abzuweichen, die ſie ſich bey ihrem Aufenthalte in Meaſuring gemacht hatte, und Dinge zu unternehmen, die nicht in ihren Kräften ſtunden.

Zwo Fürſtinnen haben gleich nach ihr faſt zu einer Zeit zu regieren angefangen, die eine auf dem feſten Lande, die andere auf einer Inſel, aber auf keiner von den ſchwimmenden, ſondern auf einem anſehnlichen Stücke Erdreich, das ein großes Theil von dem Mondmeere bedecket. Monade hieß der erſten ihr Name, und die andere nannte ſich Atome. Beyde hatten viel ähnliches mit einander. Sie waren in ihrer Jugend an der Fancyful Hofe geweſen; ſie hatten ſich auch lange Zeit in Meaſuring aufgehalten, und beſaſſen gleichen Eifer für das gemeine Beſte. Monade behielt der Fancyful Regierungsart mehr bey, und daher fielen ihr die meiſten Länder zu, die für dieſe Prinzeßinn noch einige Hochachtung hatten.

Atome nahm ſich mehr Freyheit abzuweichen; und ward daher in vielen Ländern verhaßt, insbeſondere in dem Vaterlande der Fancyſul. Der Sprecher des daſigen Parlaments hat es auch mit ſeinem Schaden erfahren. Dieſes Parlament iſt ſo anſehnlich, daß ſich die auswärts regierenden Fürſtinnen eine Ehre daraus machen, Beyſitzerinnen davon zu heißen. Atome hatte eben dieſe Ehre genoſſen. Als ſie geſtorben war, ſollte ihr der Sprecher eine Gedächtnißrede halten. Er glaubte eine ſonderliche ſinnreiche Erfindung vorzubringen, wenn er Atomen mit der Fancyſul vergliche. Allein, ſo wenig ſeine Landsleute damit zufrieden waren, eine neue Fürſtinn ihrer Fancyſul an die Seite geſetzt zu ſehen, ſo misvergnügt waren Atomens geweſene Unterthanen darüber, indem ſie ihre Königinn viel höher ſchätzten, als ſie mit jener vergleichen zu laſſen. Es laſſen ſich hier einige Veränderungen, welche Atome in der Fancyſul Befehlen vorgenommen, bemerken. Sie ließ die Geſträuche vor der Straſſe durch den Wald wegräumen, ſo, daß nichts, als allenfalls etwas Gras und Blumen, die Reiſenden hinderte. Sie ließ die Uhren und Feuerglocken, ſtatt des Waſſers, mit Stricken und Gewichtern regieren; ſie erlaubte den Unterthanen den Gebrauch des Kalches, und verboth dafür das Spielwerk mit den Häkchen, und mußte ein jeder ſein Haus ſo feſte bauen, daß es ſtehen blieb, wenn auch gleich die benachbarten weggeriſſen wurden. Auch verſtattete ſie wiederum, Stricke zu gebrauchen, und die Pferde vor den Wagen zu ſpannen. Die Verehrer ihrer Vorfahrerinn, legten ihr dieſes Verfahren als eine Gewogenheit gegen die vormals vertriebenen Schwarzkünſtler aus; aber ungeachtet man ſich zu dieſer ihren Zeiten ebenfalls Stricke bediente, ſo waren ſolches doch keine natürlichen Stricke, ſondern Erſcheinungen, die durch die Kraft gewiſſer Wörter entſtunden, und wirkten. Sie verdiente alſo ſo wenig dieſerwegen unter die Zauberer gezählt zu werden, als wegen anderer Wunder, die ſie verrichtet. Sie beſaß z. E. einen gewiſſen Kryſtall, durch den ſie machen konnte, daß man im Finſtern ſiebenmal mehr Licht ſah, als bey hellem Tage; und ſie konnte einem weitentfernten Körper, ohne ihn im geringſten zu berühren, Farben geben, was man für welche haben wollte. Wenn ſie wollte, ſo erhob ſich das Waſſer in den Seen nach Art eines Berges, und zu anderer Zeit, ſenkte es ſich auf ihren Befehl, ſo, daß mitten eine Vertiefung wurde. Ihre Vorfahrerinn hatte ſich eine gleiche Gewalt über die Natur zugeſchrieben, aber mit ſchlechtem Erfolge; denn das Waſſer hatte ſich gerade geſenkt, wenn es auf ihr Geboth hatte ſteigen ſollen, und war geſtiegen, wenn ſie ihm angedeutet hatte zu ſinken.

Mi Monade konnte groß ſeyn, ohne daß Atome durch ſie klein gemacht wurde. Auf ihren Antheil war eine gewiſſe Gegend von Reaſoning gekommen, deren Einwohner größtentheils große Künſtler in Verfertigung allerley Kleinigkeiten waren, wie etwa bey uns die Nürnberger Waare iſt. Indeſſen waren ſie in den vorigen Zeiten in kein großes Anſehen gekommen, weil man ſie als Leute betrachtet hatte, die mit ihren Spielwerken, ſo ſubtil auch dieſelben wären, dem Staate wenig, oder gar keinen Nutzen brächten. Itzo erhielten ſie etwas mehr Hochachtung, hauptſächlich indem Monade gewiſſe Manufacturen von Waaren anlegte, die dieſe Leute leicht verfertigen konnten, und die gleichwohl ſo artig ausſahen, daß Fremde ſie immer kauften, wenn ſie auch gleich keinen großen Nutzen davon hofften. Sie beſaß ſelbſt eine große Einſicht und Fertigkeit in allerley Künſten. So hat ſie z. E. zuerſt den Gebrauch der Diſſonanzen in der Tonkunſt dargethan, und gezeigt, daß eine Muſik mit Diſſonanzen vollkommener ſeyn könne, als eine andere, die davon frey, aber auch von andern Schönheiten leer wäre. Zu den erwähnten Waaren gehörten Pyramiden, an denen die Spitze von Golde, das nächſte darunter von Silber, und ſo fort immer alles von ſchlechterm und ſchlechtern Metalle war. Dieſe Pyramiden waren den Einwohnern von Reaſoning ſo eine Erweckung der Andacht, als bey uns andächtige Bilder ſind, und niemand beſaß nur ein wenig Religion, der nicht eine ſolche Pyramide in ſeinem Betſtübchen hatte. Andere Waaren, mit denen Monadens Unterthanen handelten, beſtunden in ſehr kleinen Spiegeln, in denen man alles ſehen konnte, was in der ganzen Welt vergieng; nur mußte man ein ungemein ſcharf Geſichte haben; weiter, in Maſchinen von Bedienten, die alles thaten was man ihnen befahl, ohne es zu wiſſen; in Uhrwerkern, deren Gang von einer in ihnen verborgenen Feder herkam, und unmöglich im geringſten konnte geſtöret werden, man mochte ſie ſtoßen, werfen, oder mit ihnen vornehmen, was man wollte, und allerley ſolchen Seltenheiten. Mit dieſen Waaren reiſten ſie herum, und tauſchten dafür die Koſtbarkeiten anderer Länder ein; denn man muß wiſſen, daß der Handel in Reaſoning größtentheils durch Tauſchen getrieben wird, weil durch und durch wenig Geld zu finden iſt.

Wenn man das erwähnte Land, Monadens Antheil genennet hat: ſo iſt dieſes nicht ſo zu verſtehen, als hätte ſich ihre Macht nicht weiter erſtrecket. Sie hatte nur hier die getreueſten Unterthanen, und hielt ſich daſelbſt am liebſten auf. Sonſten aber waren ihr noch viel andere Gegenden unterwürfig, ja man findet Spuren, daß ihr eine Univerſalmonarchie über Reaſoning, und alle angränzende Länder nicht würde zuwider geweſen ſeyn, und ihre Anhänger haben ihr in der That dergleichen zugeſchrieben. Wie ſie indeſſen dieſe Abſicht ſehr geheim zu halten, und ſich durch ein gefälliges Bezeigen, ſowohl gegen ihre Unterthanen, als auswärtige Prinzeßinnen, ungemein beliebt zu machen wußte: ſo würde ſie in Ruhe und Ehre, ſelbſt von ihrer mächtigen Nachbarinn Atome, ungeſtört regiert haben; wenn nicht zwiſchen ihnen eine unglückliche Streitigkeit entſtanden wäre. Die Gelegenheit dazu gab eine gewiſſe Fundgrube in Meaſuring, welche ſich beyde zueigneten. Die Frage war nicht, wer den Nutzen davon genießen ſollte; ſie war unerſchöpflich, und beyde konnten, ohne einander den geringſten Abbruch zu thun, unſägliche Reichthümer daraus ziehen. Ueberhaupt ſind die Bürger in Reaſoning ſo wenig eigennützig, daß man ohne Bedenken alles, was einem andern zugehöret, gebrauchen darf, wenn man nur den

Ehrgeiz des Eigenthümers durch Verſchweigung ſeines Namens nicht verletzet: und dieſes kömmt daher, weil die Sachen in dieſem Lande von einer ſo ſonderbaren Natur ſind, daß der öftere Gebrauch, an ſtatt ſie abzunutzen, ſie ordentlich vollkommener machet. Man ſaget, daß weder Atome noch Monade aus eigenem Triebe den erwähnten Streit angefangen haben, ſondern, daß einige ihrer Miniſter, die durch einen Krieg berühmt zu werden hofften, den Grund darzu gelegt, worauf ſich erſt die Fürſtinnen ſelbſt, es ſey nun aus Gefälligkeit gegen ihre Lieblinge, oder aus einer Bewegung, welche falſche Vorſtellungen in ihnen erreget, hinein gemengt. Dem ſey wie ihm wolle, der Streit gerieth zu einer ſolchen Hitze, mit der noch wenig Kriege in Reaſoning geführt worden. Man kann nicht ſagen, wer zuletzt den Sieg erhalten; denn beyde Parteyen ſchreiben ſich ihn zu. Einige Leute, die wegen ihrer Unparteylichkeit, bey dem Verfaſſer dieſer Geſchichte, in großem Anſehen ſtehen, behaupten, keine von den Fürſtinnen habe an der Fundgrube mehr Recht, als die andere. Es ſey ein Erbſtück, das ihnen ihre Vorfahrinnen, gemeinſchaftlich zu beſitzen hinterlaſſen, und daß alles, was jede von ihnen, etwa ſich das Ganze zuzueignen, vorbringen könne, auf einige Einrichtungen ankomme, die ſie wegen des Bergbaues gemacht.

Noch eine merkwürdige Verrichtung Monadens darf nicht vergeſſen werden. Sie hat das ganze Kriegsweſen, in den ihr unterwürfigen Ländern, auf einen andern Fuß geſetzt. Sie dankte drey Viertheil von ihrer Mannſchaft ab, und behielt nur einen Theil übrig. Dieſe ließ ſie ſo fleißig üben, daß ſie die Kriegsexercitia noch einmal ſo geſchwind machten, als zuvor; und ſie behauptete, daß tauſend Mann mit dieſer verdoppelten Geſchwindigkeit ſoviel thun würden, als ſonſt vier tauſend mit der einfachen. In der That haben ihre ſchwächeren Heere bisweilen gegen andere viel ſtärkere, mit ſoviel Vortheile gefochten, daß man ſchwerlich gewiß ſagen kann, ob ſich der Sieg aus andern Urſachen auf ihre Seite geneigt, oder ob **Monadens** Gedanken vollkommen richtig ſind.

Die gegenwärtige Regentinn der Länder, welche **Monade** vor dem beherrſchet, folget ihren Fußſtapfen getreulich nach. Sie hat alle Verordnungen ihrer Vorgängerinn, nach Art eines Corpus Juris geſammlet heraus gehen laſſen; nur etwa zweene Befehle vermißt man darinnen; ſie waren den Verkäufern der Spiegel, und der Bedientenmaſchinen zum Beſten abgefaßt, und verlangten, daß jedweder ihnen von ihrer Waare etwas abnehmen mußte: itzo hat man darinnen ſeine völlige Freyheit, ungeachtet die Fürſtinn beyden nicht ungeneigt iſt. Hingegen ſind in dieſes Corpus Juris verſchiedene ältere Verfaſſungen, auch ſelbſt aus den Zeiten der Zauberer, eingerückt.

Die itzige Fürſtinn ſchreibt es ſich als einen beſondern Verdienſt zu, daß ſie die Heerſtraßen durch ihr Land, und die Gemeinſchaft mit andern benachbarten Ländern, in beſſern Stand ſetzen laſſen. Etwas weiter hin von **Reaſoning**, liegt ein hohes Gebürge, deſſen Gipfel Tag und Nacht von einem überirdiſchen Lichte beſtralt wird, und die Einwohner dieſes

Gebürges haben mit den Fürſtinnen von Reaſoning beſtändig ein Bündniß gehabt, welches zweene Artickel enthält. Einer verbindet die Bürger von Reaſoning, jenen wider ihre Feinde beyzuſtehen; der andere befiehlt ihnen, Fremden, die nach dem Gebürge zu wollen, den Weg dahin zu weiſen. Dieſes Bündniß iſt zwar ſehr alt, aber nicht ſo alt, daß man ſich ſeines Anfangs nicht mehr erinnern könnte. In den entfernteſten Zeiten, war es nicht nöthig. Denn die, welche das Gebürge zu beſtürmen wagten, wurden durch das Licht, das ihnen entgegen kam, geblendet, und eben dieſes Licht erniedrigte ſich ſo weit, daß es denenjenigen auf dem platten Lande, die das Gebürge ſuchten, in die Augen fiele, und zum Wegweiſer diente. Da keines von beyden itzo mehr geſchieht, ſo haben einige Regenten auf dem Gebürge, vielleicht nicht vollkommen recht, wenn ſie noch itzo glauben, der Freundſchaft von Reaſoning entbehren zu können, wie man ſelbige ſonſt entbehren konnte; und die deßwegen nicht nur um keine Verbindung mit ihren Nachbarn beſorgt ſind, ſondern auch beſtändige Feindſeligkeiten gegen ſie ausüben. **Monadens** Nachfolgerinn, welche viel dergleichen Feindſeligkeiten empfunden hat, glaubet deſto mehr Urſache zu finden, ſich darüber zu beſchweren, weil ſie vorgiebt, daß kein anderer Weg nach dem Gebürge zugehe, als durch ihr Land, und daß alle die, welche dieſen Weg nicht erwählen, entweder in ein tiefes Thal gerathen, wo man in dicker Finſterniß ewig herumirret, oder an ſtatt des rechten Gebürges ein anderes antreffen, auf deſſen Gipfeln es zwar ebenfalls ſehr helle iſt, aber nicht von jenem himmliſchen Lichte, ſondern von Blitzen, die mit einem grauſamen Donner daſelbſt beſtändig aus dicken Wolken hervorbrechen. Eben ſo behauptet ſie, daß man nach zween andern Staaten Equity und Health, die ſonſt zu Reaſoning gehört, aber ſeit der Zauberer Zeiten, von eigenen Fürſtinnen beherrſcht werden, nothwendig durch ihr Land gehen müſſe, wo man ſich nicht in Gefahr ſetzen wolle, in ein paar Wüſteneyen zu gerathen, die Chicane und Venom heißen, und an die vorigen Länder angränzen. Die eine iſt voll Blutegeln, die andere voll Baſilisken. Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes iſt in der Mondgeographie nicht ſo erfahren, daß er ſich unterſtünde, ſeine Gedanken von dieſem Vorgeben der Fürſtinn zu ſagen, und zu entſcheiden, ob man nicht wenigſtens auch durch andere Theile von Reaſoning dahin kommen könne. Auch will er nicht von der Beſchuldigung einiger Gebürger urtheilen, daß die Fürſtinn ihre heimliche Feindinn ſey, und die Reiſende, die zu ihnen wollen, in der That alle in das dunkle Thal ſtürzen laſſe. Die Behutſamkeit, womit die Geſchichtſchreiber auf Erden, ihre Urtheile von noch lebenden großen Herren zurücke halten, iſt auch im Mondreiche anzurathen. Man will deswegen den eigenen Charakter der Prinzeßinn nicht weiter anführen, weil man dadurch entweder ihren Feinden, oder ihren Freunden zu nahe treten möchte. Niemand kann ihr viel Arbeitſamkeit und Eifer für das Wohl des Staates abſprechen.

Aber wenn man von ihr ſelbſt nicht reden will, ſo darf man, ohne ſie zu verletzen, etwas von ihren

Bedienten und Unterthanen ſagen. Man kann nicht leugnen, daß ſich unter denſelben aufrichtige, und einſichtsvolle Patrioten finden: doch es iſt auch ausgemacht, daß es einigen an Geſchicklichkeit, andern an guten Willen fehlet. Die meiſten erheben ihre Prinzeßinn allzuhoch, und erhitzen dadurch nur ihre Gegner, ſie zu tief zu erniedrigen. Ihre größte Wiſſenſchaft iſt, daß ſie das vorerwähnte Corpus Juris auswendig können, von den weiſen Verordnungen anderer Fürſtinnen haben ſie wenig, oder gar keine Nachricht. In Staatsſchriften, und ſelbſt in gemeinen Geſprächen, bedienen ſie ſich einer ſo wunderbaren Kanzleyſchreibart, daß man ſie faſt nicht verſtehen kann; und bloß dieſe Schreibart hat zwiſchen ihnen, und den Bewohnern der Landſchaft Tuſculane, einen tödlichen Haß erregt, die eine ſolche Veränderung in der Sprache, als etwas ungemein ſtrafbares anſehen. Die meiſten wollen in Meaſuring gereiſt ſeyn; wenig aber ſind etwas tiefer hinein, als an die Gränze gekommen, ja ſie haben nicht einmal die daſige Sprache recht gelernt, und machen ſich gleichwohl damit breit, daß ſie alle Wörter und Redensarten, die ſie davon wiſſen, es mag ſich ſchicken oder nicht, verſtümmelt vorbringen. Insbeſondere iſt eine der heiligſten Betheurungen in der Sprache von Meaſuring, durch den Mißbrauch dieſer Leute, zu einem Galanteriefluche geworden. Viele Einwohner im Lande leben größtentheils davon, daß ſie denen, die auf das Gebirge, oder nach Equity und Health wollen, den Weg dahin weiſen. Sie führen die Fremden ſolchergeſtalt, ungefehr ein Jahr durch Reaſoning hindurch, auf einem Wege, den immer jedweder ſich ſelbſt machet, und eine eigene Charte davon in Kupfer ſtechen läßt. Doch viele copiren die Charten nur von andern, und ſetzen etwa einen Berg oder ein Dörfchen dazu, welches ihr Vorgänger nicht bemerkt. Sie wiſſen nicht allemal den kürzeſten und angenehmſten Weg, aber ſie machen durch ungemein luſtige Unterredungen, daß ihrem Reiſegefehrten, die Zeit unvermerkt verſtreicht, und er öfters nicht einmal Achtung giebt, wo er ſich befindet. Zeigen ſie ihm nun dabey nicht allemal die ſchönſten Gegenden des Landes, die ſie vielleicht ſelbſt nicht recht wiſſen, ſo ſchadet es ihm doch nichts; denn wenn er ſich in denſelben ergötzen wollte, könnte er ſich leicht ſo lange aufhalten, daß er zu ſpäte dahin käme, wohin ſeine Reiſe eigentlich gerichtet iſt. Einige haben ſich auch in die benachbarten Staaten begeben, und ihre Sitten dorten einführen wollen, doch bisher iſt ihnen noch kein großer Beyfall ertheilt worden.

Eine kleine Gegend von Reaſoning, die aber unvergleichlich angebauet iſt, hat ſich noch nie einer Fürſtinn unterworfen. Man lebet darinnen in einer völligen Gleichheit; und ob man wohl diejenigen am meiſten ehret, die das meiſte zu dem gemeinen Beſten beytragen, ſo erhalten ſie doch dadurch kein Recht, den andern Geſetze vorzuſchreiben. Ungeachtet alſo daſelbſt die monarchiſche Regierung verhaßt iſt, ſo ertheilet man doch den Monarchinnen ihre verdiente Ehre, und dieſes deſto eher, weil ſie ordentlich zuvor Bürgerinnen dieſes Landes geweſen ſind, und aus demſelbigen ausgehen, anderswo zu herrſchen. Daher

her ſcheint es mehr ihnen angebohren, als eine Staatsklugheit von ihnen zu ſeyn, daß ſie auch ihre Unterthanen ſo regieren, als wären dieſelben vollkommen frey, und daß ſie ihre Befehle ſo abzufaſſen wiſſen, als wären es gute Lehren und Rathſchläge. Viele laſſen ſich auf dieſe Art verführen; nur die Einwohner der glücklichen Republik, die man vorhin erwähnet, ſind zu liſtig dazu, als ſich unter dem Scheine der Freyheit in eine Sklaverey bringen zu laſſen.

M. Käſtner.

* * *

Die Tugend in der Liebe.

Sendſchreiben an Herrn Eberten.

Mein Freund, dein zärtlich Herz iſt mir mein liebſtes Glück,
Der Tag, da ich dich ſeh, wird mir ein Augenblick.
Und welch Vergnügen hat nicht da mein Geiſt genoſſen,
Wenn ſich mein Herz oft dir, mir deines aufgeſchloſſen!
Wenn wir gerühmt, daß uns der Himmel Freude ſchenkt,
Die ein Geſchmack beſeelt, die nur ein Wille lenkt:
O welche Luſt wird da der trunkne Geiſt nicht inne!
Denn ſein Gefühl reizt mehr, als das Gefühl der Sinne.
Wie zärtlich wirſt du, Freund, dich einſt der Liebe weihn!
Wie treu die Freundſchaft war, ſo treu wird ſie auch ſeyn.
Freund, von dem Himmel kömt die Eintracht beyder Triebe.
Wen er zur Freundſchaft ſchuf, den ſchuf er auch zur Liebe.

Wie, Liebe, machſt du den, den du bezwingſt, vergnügt!
Was für ein Ruhm für ihn, daß ihn dein Trieb beſiegt!
Denn die Beſiegten ſind hier größer, als die Sieger.
Umſonſt nennt der Pedant beym W. Z. E. ſich klüger;
Er demonſtriret nur, daß Lieb ein Unglück iſt;
Ihn widerlegt doch der, ſo oft ſein Mund nur küßt.

Freund, nur ein edler Geiſt ſchenkt ſich den Zärtlichkeiten,
Gebraucht, in ſich vergnügt, und klug, der jungen Zeiten,
Die ihm der Vorſicht Gunſt zu ſeiner Freude gab.
Ein Blöder härmt ſich ſchon in ſeinem Frühling ab.
Wer den nicht wohl gebraucht, der misbraucht ſeiner Jugend:
Und wen die Liebe reizt, den reizet auch die Tugend.

„Wie? ſchreyt ein Menſchenfeind, der die Natur verflucht,
Im Haſſe ſeinen Ruhm, im Tadeln Wolluſt ſucht;
Der durch ein kläglich Ach! und durch der Stirne Falten
Gleich göttlich werden will: „Wer kann den Zorn verhalten?
„So macht die Liebe dann bey dir ein Herz beglückt,
„Die doch den hohen Trieb nach Tugend ganz erſtickt?
„Die Seuche, die ſo oft, den, der ſie floh, erſchlichen?
„Dieß ſeltſame Gemiſch von ſteten Widerſprüchen,
„Das aus der trägen Bruſt den Trieb nach Ruhm verbannt;
„In ein geſchmücktes Joch ſorgloſe Sklaven ſpannt;
„Mit Luſt den Anfang macht, jedoch mit Weh ſich endet,
„Uns der Vernunft beraubt; kurz, das den Menſchen ſchändet?

So ſchilt ſein ſtolzer Mund. Sein neidiſch Schelten lehrt,
Es halte ſich ſein Herz durch Menſchlichkeit entehrt.
Doch er verdammt umſonſt die Lieb in ſeinem Grimme.
Es läugnets insgeheim in ihm der Menſchheit Stimme.
Auch er fühlt die Natur. Es reizt auch ihn ein Kuß.
Sein Mund, der ihn zwar ſchimpft, entbehrt ihn mit Verdruß.
Aus Einfalt ſchämt ſich der, ſein wahres Glück zu wollen,
Der ſich doch ganz allein der Härte ſchämen ſollen.

„Wohl; ſagt ein Sybarit, der immer zweifelnd irrt,
Der leichte Wolluſt liebt, doch niemals zärtlich wird:
„Was nützet Sorg und Fleiß? Durch Zärtlichkeit und Liebe
„Bezeug ich es allein, daß ich die Tugend übe.
„Was quält mein banger Sinn ſich viel um ſeine Pflicht?
„Dieß iſt die Wolluſt nur. Sonſt kenn ich keine nicht.
„Bin ich gewiß geliebt; leb ich nur frey vom Grame:
„Wohl! was bekümmern mich Ruhm, Ewigkeit und Name?
„Und wenn bey Phyllis Kuß mein Leben froh verfliegt:
„So wünſch ich mir kein Gut, das nur den Geiz vergnügt.
„Gebricht ihr gleich der Witz, wenn ſie nur Schönheit ſchmücket.
„Wenn hat ein feiner Scherz mehr, als ein Kuß, entzücket?
„Wenn nur ein ſchöner Mund mich ſchmachtend küſſen kann,
„Was geht mich der Verſtand der klugen Doris an?

„Ein trauriger Pedant, wird nach Vernunft nur fragen.
„Sagt, wird nicht alles ſchön, was ſchöne Lippen ſagen?

Doch, Zärtling, iſt nicht der im Lieben ungeübt,
Bey dem das Auge nur, und nicht die Seele liebt?
Braucht nicht die Schöne Witz, der Liebe Werth zu fühlen?
Jedoch du liebſt ſie nicht; du willſt nur tändelnd ſpielen;
Dein Wunſch, dein letzter Zweck iſt nur ein leerer Kuß.
Du fühlſt die Wolluſt nicht, die jeder fühlen muß,
Der, eh er wählet, denkt; das Feuer ſchöner Triebe;
Die edle Trunkenheit; und den Geſchmack der Liebe.

Wie groß iſt doch die Luſt, die ein Verliebter ſchmeckt?
Die Freude, die in ihm der Schönen Freud erweckt,
Rührt ihn weit feuriger, als ſonſt die größte Freude.
Sein Glück erzwingt ſo gar ein prächtig Lob vom Neide.
Wie freudig ſchlägt ſein Herz, wenn ſie ihm Beyfall giebt?
Doch tadelt ſie ihn nur, wie ſehr wird er betrübt?
Durch Liebe wird ſein Geiſt in Pflichten erſt vollkommen.
Hat ihn der Tugend Werth durch ſich ſchon eingenommen:
So nimmt er ihn noch mehr durch ihren Beyfall ein.
Dem Trieb, dem ſie ſich weiht, dem wird auch er ſich weihn.
Die Lieb iſt eine Wahl des Würdigſten von allen;
Sie iſt ein Urtheilsſpruch, wie ſehr wir wohlgefallen.
Sagt, ob ein Urtheil wohl die Sehnſucht reizen wird,
Wenn die, die es ertheilt, aus Blödigkeit oft irrt?

Die Triebe, die das Herz zur Zärtlichkeit entzünden,
Sind Zeugen, daß wir auch der Tugend Werth empfinden.
Die Großmuth, die uns treu in unſrer Liebe macht,
Lehrt auch, wie man beherzt des Unglücks Sturm verlacht.

Und öffnen ſich gerührt dem Mitleid unſre Herzen:
So muß uns Phyllis Leid mehr, als das eigne, ſchmerzen;
Und kann ein großer Geiſt ſich nur der Tugend weihn:
So muß er, wenn er liebt, von gleichem Adel ſeyn.
Bey beyden darf der Muth nie wanken, noch ermüden,
Die Pflicht iſt einerley; und nur der Zweck verſchieden.

Der irret, der ſie trennt, der ohne Tugend wählt;
Eh er ſein Herz verſchenkt, die Mitgiſt überzählt;
Der Flattergeiſt, der gleich ein blaues Aug entzündet,
Eh noch ſein leichter Sinn der Schönen Herz ergründet;
Dem ein gekräuſelt Haar die Freyheit gleich entführt,
Und den ein rother Mund beym erſten Anblick rührt,
Und ohne daß er fragt: Kann dieſer Mund auch reden?
Wie ſtark verführet nicht ein leerer Glanz den Blöden!
Zwar anfangs iſt der Gluth ſein ganzes Herz geweiht:
Er ſchwört der Liebe Treu, der Flammen Ewigkeit.
Doch kurze Ewigkeit, die nur zubald verfließet,
Die in drey Tagen oft ſich anfängt, und auch ſchließet!

Doch tugendhaft zu ſeyn, wird Phryne lächerlich.
Sie trutzt auf Sittſamkeit; doch wie betrügt ſie ſich?
Sie liebt die Tugend bloß, um ſtolz damit zu prahlen.
Eh man ihr Herz erſtürmt, erſchöpft man ſechs Moralen.
Ihr Damon hat ein Jahr ſie ihre Pflicht gelehrt;
Eh ſie zum Lehrerlohn ihm einen Kuß gewährt.
Doch Artigkeit und Witz mag ſie für Laſter ſchelten!
Die ſich der Tugend rühmt, Freund, die beſitzt ſie ſelten;
Und die der Welt oft ſagt, daß ſie vernünftig iſt:
Sagt auch dadurch zugleich, daß man es leicht vergißt.
Der ſcheint ihr eigner Werth ſtets Miſtraun zu erwecken,
Die ſorgt; er laſſe ſich an ihr ſehr ſchwer entdecken.

„Du kennſt die Liebe nicht, ſagt ein erhabner Geiſt,
Der wider Willen fühlt, und nur das Denken preiſt;
„Glaubſt du, daß ich, wie du, und wie der Pöbel, wähle?
„Du liebſt auch die Geſtalt; ich liebe nur die Seele.
„Die Schönheit ziert zwar die, die meinen Geiſt beglückt,
„Und keine Reizung fehlt, die blendet und entzückt.
„Doch nur ein irdiſch Herz mag gleich dadurch entbreñen.
„Sollt ich ſo ſinnlich ſeyn, und Schönheit lieben können?
„Wer ſolch ein Blendwerk liebt, muß niederträchtig ſeyn.
„Die Liebe bleibt in mir geläutert, keuſch und rein.
„Mich rührte nicht an ihr der Lenz der muntren Jugend;
„Mich rührte nur ihr Geiſt, nur ihr ſtrenge Tugend.
„Es raub ihr drum die Zeit die Anmuth der Geſtalt;
„Auch häßlich rührt ſie mich; ſie reizt mich auch noch alt.

Doch weiſt den großen Geiſt, der metaphyſiſch küſſet,
Zu jener Häßlichen, die richtig denkt und ſchlüſſet,
Doch die das Alter bückt, und gelbe Haut entſtellt,
Und ſprecht: „Hier findeſt du, was dir allein gefällt!
„Nun zeige, daß dich nie die Sinnlichkeit getrieben!
Er wird ſo ſinnlich ſeyn, und wird ſich nicht verlieben.

Sagt, iſt den Schönen wohl ihr Schmuck umſonſt verliehn,
Und blüht die Schönheit nur, um wieder zu verblühn?
Sie ſtammt vom Him̃el her, und der ſchuf nichts vergebens.
Wer ſie aus Stolz verſchmäht, verſchmäht ein Glück des Lebens.

Johann Adolf Schlegel.

* * *

* *

Von dem leeren Raume.

LVCRETIVS.
Eſt in rebus inane,
Quod tibi cognoſſe in multis erit vtile rebus.

Die Lehre von dem Raume, hat den Weltweiſen zu allen Zeiten viele Schwierigkeiten gemacht: gleichwol iſt ſie ſo beſchaffen, daß die Gewißheit der wichtigſten Dinge von ihr abzuſtammen ſcheint. Dieſes ermuntert mich, die Unterſuchung derſelben zu unternehmen, und jenes ſchrecket mich ab, weil ich mir am allerwenigſten dasjenige auszumachen getraue, was ſchon ſo viele verſtändige und witzige Köpfe nicht völlig ins Licht haben ſetzen können. Jedoch es ſey gewagt: bin ich gleich nicht im Stande, ein Meiſterſtück zu verfertigen: ſo gebe ich doch vielleicht dadurch andern, deren Kräfte in Unterſuchung der Wahrheit ſtärker ſind, Gelegenheit, dasjenige zu ergänzen und zu verbeſſern, was hier nur angefangen, und nicht von allen Fehlern geſäubert iſt. Wir müſſen vor allen Dingen auf unſere eigenen Gedanken Acht haben, wenn wir einen deutlichen Begriff erlangen wollen. Ein jeder iſt fähig, an den Raum zu gedenken, aber nicht ein jeder weis, was er hierunter gedenket. Wir müſſen dahero unſer Innerſtes unterſuchen, wenn wir mit uns bekannt werden, und zu einer Deutlichkeit der Begriffe gelangen wollen. **Es iſt Raum in der Stube:** Jedermann bildet ſich ein, daß er dieſes verſtehe, ja der Pöbel ſollte wohl gar zürnen, wenn man eine Erklärung ſeiner Worte von ihm verlangen wollte. Doch ich will mich für dieſesmal ſeinem Zorne unterwerfen; ich will die Erklärung des Raums nicht von den Gelehrten, ſondern von dem Pöbel, von dem Gebrauche der Sprache hernehmen. **Es können Perſonen in der Stube ſich befinden; man kann Sachen hineinlegen**, ſo erkläret man mir die Redensart: **es iſt Raum in der Stube**. Wir wollen uns die entgegen geſetzte Redensart ebenfalls erklären laſſen: **Es iſt kein Raum in der Stube.** Was iſt das geſagt? Man antwortet: **Es kann niemand mehr hineingehen**, oder **man kann nichts mehr hineinlegen.** Es war Raum, ſo lange noch etwas da ſeyn konnte: es war kein Raum mehr da, ſo bald niches mehr da ſeyn konnte. Ich will nur noch eine Frage vorlegen: Was gedenket man hierunter, wenn man ſaget: **Dieſes Haus nimmt einen großen Raum ein?** Ohne Zweifel iſt es eben ſo viel, als wenn man ſagte: Wenn dieſes Haus nicht da ſtünde, ſo könnten viele andere Sachen da ſeyn. Hingegen: dieſes oder jenes nimmt einen kleinen Raum ein, heißt: wenn es gleich nicht da wäre, ſo würden dem ungeachtet wenig andere Dinge da ſeyn können. Man halte alle dieſe Exempel zuſammen, ſo wird man finden, daß der Raum nichts anders iſt, als ein gewiſſer Gedanke unſrer Seelen, daß Dinge auf eine gewiſſe Art neben einander ſeyn könnten.

Ich ſage: ſeyn könnten. Denn ſobald man gedenket, daß ſie nicht ſeyn können, oder auch, daß ſie ſchon gar wirklich ſind, ſo verſchwindet der Begriff des Raums, weil ihn der entgegen geſetzte vertreibt. Denn ſage ich nicht, es ſey kein Raum mehr im Glaſe, wenn ich verſichre, daß kein Tropfen mehr hineingeht, oder wenn ich gedenke, daß das Nöſel Waſſer, welches es faſſet, ſchon wirklich hinein gegoſſen iſt? Der Raum iſt alſo allezeit nur ein Gedanke von dem möglichen. Jedoch dieſes iſt es nicht allein, was wir bey dem Worte, Raum, gedenken. Wir ſtellen uns allemal zugleich wirkliche Dinge vor, welche die möglichen einſchränken ſollen. Die Stube, das Glas, die äußerſten Dinge, welche zunächſt um das Haus herumſtehen, ſind in denen gegebenen Exempeln dasjenige wirkliche, welches Schranken von andern möglichen Dingen abgeben könnte. **Es könnten Sachen ſeyn.** Dieſes iſt zum Begriffe des Raums noch nicht genug. **Es könnten Sachen hier oder da ſeyn.** Dieß ſind ſchon wirklich Dinge; allein es könnten andere neben ihnen ſeyn, welche zur Zeit nicht neben ihnen ſind. Dieſes machet erſt den Begriff des Raums vollkommen. Man könnte dahero den Raum auch alſo erklären, daß er derjenige Gedanke ſey, durch welchen wir uns vorſtellen, daß außer gewiſſen wirklichen Dingen, noch andere wirklich ſeyn könnten.

Man machet einen Unterſchied unter dem vollen und leeren Raume, und es fraget ſich, ob dieſe Eintheilung Grund habe? Der Pöbel ſaget, ein Gefäß ſey deswegen leer, weil nichts darinnen ſey, wohl aber etwas darinnen ſeyn könne, das iſt, weil es andere Dinge einſchränken könne. Dieſes Exempel von dem leeren Raume zeiget, daß er eben das ſey, was oben ſchlechterdings Raum genennet worden iſt. Geſetzt, das Gefäß wird vollgefüllet, ſo verlieret der Pöbel alle Vorſtellungen vom Raume, ja er vertreibt ſie ſogar mit Fleiß; er ſpricht: es iſt kein Raum mehr im Gefäße, es iſt nicht mehr leer, es iſt vollgefüllt, das iſt, es iſt unmöglich, daß es itzo andere Dinge, als die es wirklich einſchränkt, einſchränken könne: es iſt unmöglich, das itzo andere Dinge in demſelben ſeyn könnten, als die wirklich darinnen ſind. Allein, der Gelehrte iſt ſtandhafter; er behält dem ungeachtet den Begriff des Raums; er ſpricht, der Raum in dem Gefäße iſt noch, er iſt nur von dem flüßigen, welches man hinein gegoſſen hat, erfüllet worden. Jedoch er iſt in dieſem Falle von dem Pöbel nicht weiter unterſchieden, als darinnen, daß dieſer mehr auf das wirkliche ſeine Gedanken richtet, und das vergangene ſogleich vergißt: der Gelehrte hingegen machet ſich ein Vergnügen, neben dem Wirklichen und Gegenwärtigen, auch des Vergangenen oder Zukünftigen, und bloß möglichen eingedenk zu ſeyn. Er ſieht zwar, daß kein Raum mehr im Gefäße iſt, daß itzo unmöglich andere Dinge in demſelben ſeyn können; allein er merket doch, daß in andern Umſtänden dasjenige möglich ſey, was itzo nicht angeht. Anſtatt daß der Pöbel ſich nur mit dem Wirklichen beſchäfftiget; ſo betrachtet der Gelehrte oft, weil er es bey vielen andern Gelegenheiten ſo gewohnt iſt, auch das Mögliche. Er ſaget: ein Körper nimmt einen Raum ein. Er denkt hierunter dieſes: dieſer Körper iſt auf eine ſolche Art wirklich, auf welche ein anderer nur möglich iſt. Der Unterſchied alſo des leeren und vollen Raums iſt dieſer: Jener iſt eben das, was wir oben Raum genennet haben: er iſt der Gedanke, daß neben gewiſſen wirklichen Dingen noch andere ſeyn könnten, welche nicht da ſind. Der volle Raum hingegen, iſt derjenige Gedanke, daß neben gewiſſen wirklichen Dingen noch andere wirklich da ſind, welche doch in andern Umſtänden, oder zu anderer Zeit, nur daſelbſt möglich wären. Ich kann itzo noch nicht ſagen, ob dieſer Unterſchied ſo wichtig ſey, daß er angemerkt zu werden, verdiene, oder nicht; vielleicht erhellet es im Künftigen. Wenigſten kann es nicht ſchaden, den ob wohl geringen Unterſchied der Gedanken, bey unterſchiednen Wörtern (ſpatium und vacuum) anzumerken.

Es iſt ein ſehr alter Streit unter den Weltweiſen, ob in der Welt ein leerer Raum (vacuum) ſey; vielleicht verlohnet es ſich der Mühe, denſelben zu unterſuchen, zumal man mich verſichert hat, daß er noch nicht völlig geſchlichtet ſey. Ich will mich bemühen, die Frage etwas deutlicher einzurichten, jedoch daß es eben dieſelbe bleibe, um die Antwort darauf zu erleichtern. Sind die Theile in der Welt auf alle mögliche Arten zugleich wirklich, oder nicht? Vielleicht beſchuldigt man mich hier, daß ich eine klare Frage ehe verdunkle, als eine dunkle deutlich mache: allein man richte nur ſeine Aufmerkſamkeit auf dasjenige, was ich itzo ſagen will: ſo zweifle ich nicht, daß man meine Meynung vollkommen wird verſtehen können.

Eine Menge von Dingen kann auf vielerley Arten zugleich ſeyn. Ein Regiment Soldaten kann in Form eines Zirkels, eines Dreyecks, eines Vierecks, und ſo weiter geſtellet werden. Allein es iſt unmöglich, daß dieſe Menge auf alle mögliche Arten zugleich ſey: es iſt unmöglich, daß dieſe Soldaten, zugleich in Form eines Dreyecks, und auch in Form eines Vierecks geſtellet werden konnten. Wer auf den Begriff der Menge Acht hat, der wird keinen weitern Beweis verlangen, weil er es nicht anders gedenken kann. Und in dieſem Verſtande kann man allerdings behaupten, daß zu allen Zeiten, in der Welt, ſehr viel leerer Raum ſey, das iſt, man kann allemal gedenken, daß die Dinge, auf eine andere Art, neben einander ſeyn könnten, als ſie in der That ſind. Einige Exempel ſollen die Sachen klar machen. Man ſpricht: die Stube iſt leer, ob ſie gleich mit Luft erfüllet iſt: warum? man richtet ſein Abſehen hier auf dichtere Körper, als die Luft iſt, und wer leugnet wohl, daß die dichten Körper auf eine andere Art zuſammen geſetzt ſind, daß ihre Theile eine andere Lage haben, als die Luft, und ihre Theile. Man leugnet dahero keinesweges, daß Dinge in der Stube befindlich ſind; denn man geſteht, daß ſie gänzlich mit Luft angefüllet iſt; man behauptet nur, erſtlich, daß andere Dinge, welche auf eine andere Art zuſammen geſetzt ſind, als die Luft, zum Exempel, Menſchen in der Stube ſeyn könnten, wenn es möglich wäre, daß ſich ſo viel Theilchen von der in der Stube befindlichen Luft entfernten, als andere Theilchen, welche die Körper der Menſchen ausmachen, der erſtern

Platz einnehmen ſollten; zum andern, daß dieſe Bedingung gar wohl ſtatt finde, daß ein menſchlicher Körper gar wohl die Kraft habe, die ihm ſich widerſetzenden Luftheile zu vertreiben. Man pflegt ferner zu ſagen: dieſe See iſt leer, ſie iſt ausgefiſcht. Und was verſteht man hierunter? Leugnet man etwa, daß Waſſer darinnen ſey? In dieſem Falle gewiß nicht; man will nur ſagen, daß keine Fiſche darinnen ſind, welche doch darinnen ſeyn könnten; man gedenket eben, wie in dem erſten Exempel, erſtlich, daß andere Dinge, welche auf eine andere Art zuſammen geſetzt ſind, als das Waſſer, zum Exempel, Fiſche in der See ſeyn könnten, wenn an ſtatt derſelben ſich eine gleiche Menge Waſſertheile aus ihren Oertern begäben; zum andern, daß das Waſſer der Gewalt der Fiſche nothwendig würde weichen müſſen? Auf dieſe Art ſtellen wir uns den leeren Raum vor. Wir gedenken an Körper, welche auf eine gewiſſe Art neben einander ſind, als in dem erſten Exempel an die Stube und die Luft; wir gedenken an andere, welche ebenfalls neben einigen von dieſen ſeyn könnten, als, an die Menſchen, welche in der Stube ſeyn könnten; ja, was das hauptſächlichſte iſt, wir meſſen die Kräfte beyder gegen einander ab, und finden, daß die einen die andern ohne Mühe überwiegen, als die Luft muß dem menſchlichen Körper ausweichen, und alsdenn haben wir alles, was zu dem Gedanken vom leeren Raume erfordert wird. Wo das letztere fehlet, da ſind wir nicht fähig, uns etwas leeres vorzuſtellen. Denn geſetzt, man ſieht ein Gefäß, welches voll Bley gegoſſen iſt; wird man ſich hier einen leeren Raum vorſtellen können? keinesweges. Warum? wir können nichts ausfündig machen, dem das Bley auf den erſten Anſtoß weichen müſſe. Es hat Kräfte genug, ſich demjenigen zu widerſetzen, welches ſeinen Platz einnehmen will. Es dünkt uns genug zu ſeyn, zu behaupten, daß irgendwo Raum für etwas ſey, wenn wir nur glauben können, daß die Hinderniſſe allzuſchwach ſind, demjenigen Mühe zu machen, welches ihren Ort behaupten, welches auf dieſe Art neben andern ſeyn will, als die Verhinderungen erſt waren.

Man kann den itzo erklärten Raum nicht ſchlechterdings, ſondern nur in gewiſſer Abſicht leer nennen. Denn unſere Gedanken laſſen in den vorigen Fällen allemal etwas übrig, welches jedoch andern ſogleich Platz machen würde. Allein geht es nicht auch an, einen ſchlechterdings leeren Raum zu gedenken? Iſt es möglich, daß Dinge ein Nichts umgeben. Faſt ſcheint es ſo, daß wir zuweilen einen dergleichen Begriff von einem ganz leeren Raume haben. Denn geſetzt, man machet, vermittelſt der Luftpumpe, ein Gefäß von aller Luft leer, ſtellet man ſich alsdenn nicht vor, daß ganz und gar nichts mehr in dem Gefäße ſey? Ich will itzo nicht unterſuchen, ob wir recht haben, alſo zu gedenken; ob ſich die Sache wirklich ſo verhalte, wie wir es uns einbilden: ich frage nur, ob es möglich iſt, ob der Gedanke davon ſich nicht ſelbſt widerſpricht? Laſſet uns mit unſerm Innerſten zu Rathe gehen, um zu erfahren, was wir in dieſem Falle für Begriffe haben. Wir ſtellen uns erſtlich Dinge vor, welche auf eine gewiſſe Art neben einander ſind, als in unſerm Exempel das Gefäß oder Glas, welches, vermittelſt der Luftpumpe, von der Luft entlediget wird. Wir gedenken ferner, daß es gar wohl möglich ſey, daß noch viel mehrere Dinge neben den erſtern wären; das iſt, daß die Luft, oder auch noch ein dichterer Körper in dem Gefäße ſeyn könnte. Allein in dem Augenblicke fallen uns die Hinderniſſe ein, welche die Luftpumpe verurſachet; wir behaupten, daß, ob es zwar ſonſt möglich ſey, ſo ſtreite es doch mit den itzigen Umſtänden, oder, ob es gleich möglich ſey, ſo ſey es doch nicht wirklich; ob gleich Sachen in dem Gefäße ſeyn könnten, ſo wäre doch in der That nichts drinnen. Wir ſind mit unſern Gedanken noch nicht völlig bekannt, und wir müſſen ſie noch genauer aus einander legen, wenn wir ſie völlig einſehen wollen. Wir gedenken an das Mögliche und an das Wirkliche: der Gedanke des Möglichen nimmt Platz in unſrer Seele; wir bekräftigen, daß Dinge in dem Glaſe ſeyn könnten: hingegen der Gedanke des Wirklichen wird verdrungen; wir verneinen es, daß wirklich etwas im Glaſe ſey. Und was denken wir unter dieſen Wörtern? was iſt möglich? was iſt wirklich?

Es iſt alles möglich, was ſich gedenken läßt, deſſen Begriff nichts widerſprechendes in ſich faſſet. Es giebt Begriffe, welche die Seele auf einmal haben kann; es giebt auch ſolche, welche ſie ſich nur nach und nach zu machen fähig iſt, und deren einer allemal den andern vertreibt und aufhebt. Die Urſache iſt ohne Zweifel dieſe, daß wir uns beſtändig nicht nur die Dinge, ſondern zugleich ihre beſondern

Arten der Zuſammenſetzung, ihre Lagen, ihre Oerter, ihre Verhältniſſe vorſtellen. Wir können nicht gedenken, daß gewiſſe Dinge zweyerley Lagen zugleich haben; wir können aber wohl gedenken, daß zweyerley Dinge einerley Lage haben; das iſt, daß Theile, welche auf unterſchiedene Art zuſammen geſetzt ſind, in einerley Ordnung neben einander geſetzt werden können, ſo, daß aus Theilen unterſchiedner Art einerley Ganzes entſteht. Zum Exempel: Holz und Eiſen ſind Dinge, welche auf ganz unterſchiedne Art zuſammen geſetzt ſind, und unſre Seele iſt daher nicht im Stande zu gedenken, daß dieſe Dinge, wenn ſie ſo neben einander ſtehen, daß der Begriff des Holzes daraus erzeugt wird, zugleich auf die Art zuſammen geſetzt ſeyn ſollten, wie es der Begriff des Eiſens erfordert. Unſere Seele iſt bey jedem Gedanken auf eine beſondere Art eingeſchränkt, und ſie müßte dahero zu gleicher Zeit ſo und ſo eingeſchränkt ſeyn, wenn ſie gedenken wollte, daß ein Ding zugleich ſo und auch anders zuſammen geſetzt wäre. Ein hölzern Eiſen, oder ein eiſern Holz, ſind dahero ſolche Begriffe, welche einander nicht leiden können; einer vertreibt den andern, und wir können ſie niemals zugleich, ſondern nur nach und nach gedenken. Wir ſagen dahero, daß ein hölzern Eiſen unmöglich ſey; und wir verſtehen durch das unmögliche, dasjenige, welches ſich ſelbſt widerſpricht, welches wir nicht gedenken können. Hingegen können wir eben ſo wohl gedenken, daß eine Thüre von Holz, als von Eiſen ſey? Warum? Theile, welche auf unterſchiedene Art zuſammen geſetzt ſind, können dem ungeachtet einer-

einerley Verhältniß gegen einander haben. Die Theile der Holzes können auf ſo eine Art neben einander ſeyn, daß eine Thüre daraus wird, und die Theile des Eiſens können auf gleiche Weiſe zuſammen gefügt werden. Wir halten es dahero für möglich, weil wir es gedenken können, weil Dinge, welche auf eine gewiſſe Art zuſammengeſetzt ſind, als die Theile des Holzes, ferner ſo zuſammengeſetzt werden können, daß eine Thür daraus entſteht. Die unterſchiednen Arten der Zuſammenſetzung widerſprechen einander nicht: unſre Gedanken widerſprechen einander nicht; ſie vertragen ſich im Gegentheile ſehr wohl mit einander, und wir halten es dahero für möglich.

Allein, was iſt wirklich? und was gedenken wir unter dieſem Worte? Es iſt uns kein Begriff gewöhnlicher, als dieſer, und man ſollte daher meynen, daß er uns auch ſehr bekannt ſeyn müßte. Allein wir ſehen ihn gemeiniglich nur allzuverworren, weil wir auf dasjenige nicht ſonderlich Acht haben, was wir gewohnt ſind. Ob gleich viele glauben, daß man ihn nicht deutlich machen könne, ſondern daß man mit der bloßen Klarheit zufrieden ſeyn müſſe: ſo bin ich doch in dieſem Stücke ihrer Meynung nicht, ſondern ich halte vielmehr dafür, daß man dieſen Begriff nicht nur deutlich erklären könne, ſondern auch müſſe, wenn man den Grund zu vielen wichtigen Wahrheiten haben will. Ein Exempel ſoll auch hier unſere Gedanken von dem Wirklichen eröffnen. Ein Kranker fraget ſeinen Arzt, ob er wohl ſeine vorige Geſundheit wieder erlangen werde? Er bekümmert ſich nicht um das Mögliche. Er weis, daß es möglich iſt, daß ein Kranker wieder geſund wird; allein er will wiſſen, ob es auch bey ihm möglich iſt, ob auch er wieder geſund werden kann, ob ſeine abſonderlichen Umſtände es leiden. Ihm iſt es wahrſcheinlich, daß er nicht von ſeinem Lager aufſtehen werde; ſeine Geſundheit wird nicht wirklich ſeyn; warum? weil die Schmerzen ſo heftig ſind, daß ſie eine gänzliche Zerſtörung ſeines Körpers drohen, weil ſein Alter ſchon zu ſo einem Grade geſtiegen iſt, daß er nicht vermuthen kann, daß ſeine wenigen Kräfte den Anfall einer ſo heftigen Krankheit aushalten werden. Lauter Widerſprüche der Geſundheit. Der Arzt hingegen behauptet, der Kranke ſoll dießmal gewiß geneſen, er kenne die Krankheit, und wiſſe die Mittel, welche dawider bewährt wären; er habe Arzeneyen, welche den Feinden der Geſundheit groſſen Abbruch thun ſollten. Jener zweifelt an der Wirklichkeit der Geſundheit, weil er vieles findet, das ihr widerſpricht; dieſer iſt von derſelben verſichert, weil er allem dem, was ſich derſelben widerſetzet, ſolche Mittel entgegen ſtellen kann, die jenen die Wage halten. Hierinnen kömmt alſo das Mögliche mit dem Wirklichen überein, daß beyde keinen Widerſpruch leiden. Allein, darinnen ſind ſie unterſchieden, daß das Wirkliche nirgends, das Mögliche nur bey gewiſſen Dingen keinen Widerſpruch findet. Geſetzt, der Kranke ſtirbt, ſo bleibt es dem ungeachtet möglich, daß ein Kranker geſund wird; aber es bleibt nicht möglich, daß dieſer Kranke geſund wird. Ein Kranker iſt ein abgeſonderter Begriff; man ſtellet ſich hierunter

unter einen kranken Menſchen vor, ohne auf ſeine Verknüpfung mit den übrigen Dingen zu ſehen. Zu dieſem Begriffe geſellet man den Begriff von einer zukünftigen Geſundheit, und dieſer widerſpricht jenen nicht; es iſt nichts ſtreitendes, zu gedenken, daß die Ordnung der Theile eines Körpers, welche durch einige Zufälle gekränket worden, durch eine geſchickte Bewegung wieder hergeſtellet werde. Man hält es dahero für möglich. Laſſet uns noch mehrere Begriffe darzu nehmen, damit wir ſehen, daß man gar viel Stuffen des Möglichen antreffe, ehe man zu der letzten, des Wirklichen gelange. Wird ein Kranker geſund werden? Es iſt möglich. Wird ein Kranker, der ſchon ſehr alt iſt, geſund werden? Auch dieſes iſt möglich. Das Alter und die Geſundheit widerſprechen einander nicht. Wird ein Kranker, der ſehr alt iſt, und ſich zu Leipzig befindet, wiederum ſeine vorige Geſundheit erlangen? Auch hier findet man keinen Widerſpruch. Das Alter, die Geſundheit, und der Ort Leipzig, ſind Begriffe, deren keiner den andern aufhebt. Die Möglichkeit findet dahero auch in dieſem Falle noch ſtatt. Allein, wir ſind noch lange nicht ſo weit, daß wir von dem, was wirklich geſchehen ſoll, etwas ſichres behaupten könnten. Es ſind noch unzählig viel Dinge, welche mit dieſem Kranken verknüpft ſind, und welche wir nicht überſehen können. Würden wir aber dieſelben überſehen; alsdenn erſt würden wir gewiß verſichern können, ob er die wirkliche Wiedererlangung ſeiner Geſundheit hoffen könne oder nicht, nachdem wir einigen Widerſpruch in dieſer unzähligen Menge fänden oder nicht, und nachdem derſelbe ſtärker oder ſchwächer wäre; als diejenigen Bewegungen, welche die Unordnung eines kranken Körpers verbeſſern ſollen. So viel iſt dahero gewiß; wir halten alles das für möglich, was einigen Sachen oder Begriffen nicht zuwider iſt, ob es gleich vielleicht andern, an die wir nicht gedenken, widerſprechen möchte. Allein, das was wir für wirklich halten ſollen, muß ſo beſchaffen ſeyn, daß ganz und gar nichts erdacht werden kann, oder möglich iſt, welches ihm widerſpräche; wenigſtens muß die Kraft des widerſprechenden Dinges geringer ſeyn, als das, was wirklich werden ſoll, oder dieſes muß von mehrern mächtigen Kräften unterſtützet werden. Gleichwie dahero etwas zwar möglich, aber nicht wirklich iſt, wenn es zwar mit einigen, welche wir aus der Verknüpfung mit den übrigen herausreißen, übereinſtimmet und zugleich gedacht werden kann, aber doch unter den übrigen Dingen ſolche findet, die nebſt ihm zugleich nicht gedacht werden und beſtehen können: alſo behaupten wir hingegen, daß dasjenige wirklich ſey, was wir uns entweder als etwas einzelnes, oder mit unzählig andern Dingen, als zugleich möglich vorſtellen. Wer die Erklärungen nach einer philoſophiſchen und mathematiſchen Schärfe zu beurtheilen gewohnt iſt, wird auch hier eine ſolche verlangen; und ich will mich dahero noch bemühen, dieſelbe nach dieſer ſtrengen Lehrart einzurichten. Ich ſage: unmöglich iſt das, was ſich ſelbſt widerſpricht. Möglich, das, was ſich nicht ſelbſt widerſpricht. Nicht wirklich, dem andere widerſprechen. Wirklich, was weder ſich ſelbſt widerſpricht, noch dem andere widerſprechen. Es iſt nicht zu leugnen, daß es zuweilen ſcheint, als ob einer dasjenige für unmöglich halte, was ein anderer für möglich hält: allein, in der That iſt es nicht ſo, ſondern man wird an allen Exempeln finden, daß ſie zweyerley Vorſtellung haben, und dieſer dieſes für möglich, jener aber etwas anders für unmöglich hält. Sie ſehen nur den Unterſchied ihrer Gedanken nicht ein, weil ihre Begriffe verworren ſind. So hält einer viel Götter für möglich, der andere nicht: warum? dieſer ſtellet ſich unter Gott das allervollkommenſte Weſen vor: jener aber nur ein ſolches, welches über die Natur dieſer Erden erhoben iſt. So bald ſie anfangen, ihre Gedanken mit Aufmerkſamkeit zu betrachten, ſo ſehen ſie, daß ſie unterſchieden ſind, und daß der eine ganz etwas anders behauptet, als der andere verneinet.

Es iſt Zeit, zu unſerm Vorhaben zurück zu kehren, und zu unterſuchen, ob ein ſchlechterdings leerer Raum in der Welt möglich ſey: das iſt, ob es angehe, daß neben einigen wirklichen Dingen noch mehrere zwar möglich, aber nicht wirklich wären. Daß ein leerer Raum in gewiſſer Abſicht ſtatt finde, iſt ſchon oben dargethan. Es iſt gewiß, daß die Theile der Welt nicht auf einmal alle die Lagen haben können, deren ſie fähig ſind; und man kann dahero allemal gedenken, daß ſie auf eine andere Art neben einander ſeyn könnten, als ſie wirklich ſind; man kann allemal behaupten, daß an ſtatt der Luft, welche in einem Gefäße iſt, Waſſer, oder an ſtatt deſſen, Erde und ſo fort ſeyn könnte. Allein, kann man auch deutlich gedenken, daß an ſtatt der Luft, ein pures Nichts in dem Gefäße ſey? In den erſtern Exempeln, ſahen wir nicht ſo wohl auf die Dinge, als auf ihre Art der Zuſammenſetzung; hier aber richten wir unſer Augenmerk nicht ſo wohl auf die Körper, das iſt, auf die Lagen der Dinge, als vielmehr auf die Dinge ſelbſt, das iſt, auf einfache Weſen. Denn alles, was wir zu betrachten vermögend ſind, ſind entweder Dinge, oder ihre Art der Zuſammenſetzung. Aus dieſer entſteht der Begriff von Körpern, aus jenen der Begriff von einfachen Weſen. Wollen wir alſo einen ſchlechterdings leeren Raum gedenken: ſo wird unſere Seele dieſe Begriffe ſich vorſtellen müſſen: Erſtlich: **Es ſind eine gewiſſe Anzahl Einheiten wirklich, ſie mögen nun eine Art der Zuſammenſetzung haben, welche ſie wollen.** Als in dem oben gegebenen Exempel, ſtellen wir uns die Luftpumpe und das Glas vor. Zum andern: **Es ſind noch mehr dergleichen Einheiten möglich:** warum? der Begriff von der Menge ſchließt in der That den Begriff von **mehr** und **weniger** in ſich ein, und widerſpricht im geringſten nicht. Es iſt möglich, daß Luft, oder was es auch ſey, in dem Glaſe wäre. Drittens: **Es ſind hier keine Einheiten außer den erſtern mehr wirklich:** Das Glas iſt leer von Luft und von allen; es iſt nichts in demſelbigen. Ob gleich die Begriffe von der Menge, von dem **mehr** und **weniger**, von den Einheiten einander nicht widerſprechen: ſo iſt doch außer dieſen allen etwas da, welches dem **mehr** widerſpricht. Und was iſt dieſes? Die Sinne und die Einbildungskraft weiſen uns auf die Luftpumpe: Dieſe Maſchine, ſagen ſie, iſt der Widerſpruch, daß nicht mehrere Dinge da ſind, als da ſeyn könnten. Die Kraft derſelben vertreibt die in dem Glaſe noch übrigen Theilchen, und die Kraft des Glaſes hält die äußere Luft und andere Theilchen ab, daß ſie nicht eindringen, und der erſtern Raum einnehmen können. Wenn wir den Verſtand zu Rathe ziehen: ſo finden wir, daß die Einbildungskraft auch hier alle Schuld auf eine gewiſſe Art der Zuſammenſetzung ſchiebt. Zerbrechet die Luftpumpe, und füget ihre Theile auf eine Art zuſammen: zerbrechet das Glas, und machet, daß ein ander zuſammengeſetztes Weſen daraus wird, alsbald werden wir unſere vorigen Gedanken fahren laſſen; wir werden glauben, daß der zuvor leere Raum wieder erfüllet iſt, und daß er nicht anders ausgeleeret werden kann, als wenn wir wieder etwas dergleichen erfinden, welches durch ſeine beſondere Art der Zuſammenſetzung die Wirklichkeit ſonſt möglicher Dinge hindert. Bis hieher ſehe ich alſo noch nichts Widerſprechendes in unſern Gedanken; ich halte den ſchlechterdings leeren Raum für möglich. Es iſt eine unbeſchreibliche Zahl Einheiten möglich, wenn ich ſie an und für ſich ſelbſt betrachte, und ſie mir in einer gewiſſen Art der Zuſammenſetzung vorſtelle: allein, viele von denſelben werden unmöglich, ſo bald ich ſie mit meinen Gedanken auf eine andere Art zuſammen ſetzen und ordnen will. Die Luft war in dem Glaſe nicht nur möglich, ſondern gar wirklich, ſo lange es auf dem Tiſche ſtund; allein, ſo bald ich es in eine andere Art der Verknüpfung mit andern Dingen brachte; ſo bald ich es auf die Luftpumpe brachte, und dieſelbe auf gehörige Art bewegte, ſo wurde das Wirkliche bloß möglich, weil die Bewegung ſeine Oerter, und alſo auch die Art der Zuſammenſetzung änderte. In der That, man kann weder Figur noch Lage, noch dergleichen Begriffe, die von dieſen abſtammen, ohne den Begriff von dem leeren Raume gedenken. Ich ſchließe dahero ſo: entweder die Welt hat eine Figur, und es giebt Lage in derſelben, oder nicht. Iſt das erſtere, ſo folget, daß ein ſchlechterdings leerer Raum, wirklich ſey: iſt das letztere, ſo folget, daß er wenigſtens möglich ſey, weil doch wohl niemand leugnen wird, daß eine Welt, die eine gewiſſe Figur hat, wenigſtens möglich ſey. Ja, ich behaupte noch mehr, daß weder unſere Gedanken ohne den Begriff von dem Leeren, klar, noch die Sache ſelbſt, ohne ein wirklich Leeres, ordentlich ſeyn könne. Leer und voll ſind eben ſo unterſchieden, als Licht und Finſterniß. Wir können uns niemals das Licht vorſtellen, ohne zugleich hier und da viel leere Plätze wahrzunehmen, durch welche wir die wirklichen Dinge von einander unterſcheiden: wir erblicken eine wüſte Finſterniß, ſo bald wir die Dinge mit unſern Gedanken ſo zuſammen häuſen, daß ein Klumpen entſteht, der unzertrennlich und undurchdringlich iſt. Vielleicht beſchuldiget man mich hier, daß ich der Einbildungskraft allzuviel Freyheit laſſe. Unſere Einbildungen, ſaget man, zeichnen uns zwar hier und dar viel leere Plätze ab; allein der Verſtand kann ſie nicht leer laſſen; er erfüllet ſie, ſo bald er jene verworrene Denkungskraft überwunden hat. Und ich muß geſtehen, da der Verſtand mit dem Möglichen zu thun hat. Da er eine Kraft iſt, ſich das Mögliche deutlich vorzuſtellen: ſo ſcheint er Vermögen genug zu haben, alles Leere vollzufüllen. Denn da wir uns alsdenn einen leeren Raum vorſtellen, wenn wir merken, daß Dinge zwar möglich, aber nicht wirklich ſind: ſo iſt es dem Verſtande genug, den Begriff des Leeren zu verdammen; weil er allemal im Stande iſt, eine unendliche Zahl Möglichkeiten auszuhecken; und weil ihm dieſe ſeine Kinder ſo angenehm ſind, daß er ſie kaum um das Wirkliche vertauſchen würde. Jedoch man übereile ſich nicht im Urtheilen. Dieſer Einwurf iſt meiner Meynung nicht zuwider. Die Einbildungskraft zeichnet leere Plätze ab, das heißt, wir ſehen nichts wirkliches. Der Verſtand erfüllet dieſes Leere mit möglichen Dingen, das heißt, er urtheilet, daß da, wo nichts wirklich iſt, doch etwas möglich ſey; was iſt das anders, als eben der ächte Begriff von dem leeren Raume. Wir wollen dem ungeachtet mit der Einbildungskraft anfangen, zu arbeiten, um den Verſtand zu einer deſto aufmerkſamern Unterſuchung zuzubereiten. Man bilde ſich einen Haufen Sand ein; wird man hier gedenken können, daß jedes Körnchen eine gewiſſe Lage, und immer einige und einige eine gewiſſe Figur haben. Wenn man das Ganze, den ganzen Haufen betrachtet, ſo findet man wohl eine Figur und Lage, warum? man findet auch etwas leeres; denn ſtatt deſſen, daß noch weit mehrere Sand Körnchen möglich ſind, daß der Haufen ſich viel weiter erſtrecken könnte, ſo ſehen wir vielmehr ſein Ende; wir merken die Luft, oder die Erde, oder ſonſt etwas, welches da anfängt, wo der Haufen Sand aufhöret. Wir legen ihm dahero eine gewiſſe Figur bey, nachdem ſeine Grenzen ſo oder ſo beſtimmet ſind. Wir ſagen auch, daß er gegen einen gewiſſen andern Körper, zum Exempel einen Baum, der dem Sandhaufen gegen über ſteht, eine gewiſſe Lage habe. Warum? wir merken, daß zwiſchen beyden entweder nichts, oder doch etwas iſt, welches weder Baum noch Sand iſt. Hingegen in den Theilen des Sandhaufens ſelber, finden wir weder Figur noch Lage; es wäre denn, daß wir erſt einen leeren Raum hinein brächten. Wir machen kleinere Haufen von dem Sande, und legen einen hier, den andern dort hin, das iſt, wir laſſen Raum darzwiſchen: alsdenn erſt merken wir gewiſſe Lagen; wir ſehen, daß der erſte anders neben dem andern, als dieſer neben dem dritten iſt. Alſo, geſetzt wir nehmen einen Stab, und machen mit demſelben eine gewiſſe Figur in den Sand; was thun wir alsdenn anders, als daß wir gewiſſen Theilen dieſes Haufens Gränzen ſetzen? Wir machen, daß einige Sandkörner, welche zuvor an einander ſtießen, itzo nicht mehr an einander ſtoßen, ſondern einen andern Platz einnehmen, um ihren vorigen der Spitze des Stabes, und nachmals der Luft zu überlaſſen. Man ſtrenge einmal ſeine Einbildungskraft an, den Sandhaufen ins Unendliche auszudehnen; man zwinge ſich, zu glauben, (und man wird es glauben müſſen, wenn man keinen leeren Raum zugeſteht,) daß derſelbe ſo groß iſt, daß, man mag ihn auch gedenken ſo groß man will, er doch allezeit noch größer ſey; wird man alsdenn nur den geringſten Begriff von einer Figur übrig behalten, wird man einige Lage gedenken können. Ich meines Theils bekenne, daß ich in dieſem Falle mir gar keine Figur, gar keine Lage vorſtelle. Ich ſehe einen ungeheuren wüſten Klumpen, der nirgends kein Ende hat; ſeine Theile kleben zuſammen, und ich kann ſie nicht einmal für Theile, welche von einander unterſchieden wären, halten; weil ich nichts finde, welches ihren Unterſchied ausmachte; weil ich nicht ſehe, wo der eine aufhören und der andere anfangen ſoll. Sie haben alle einerley Lage; weil auf allen Seiten die Ausdehnung ins Unendliche geht. Sie haben alle einerley Figur; weil ſie alle einerley Gränzen, das iſt, gar keine haben. Lauter Widerſprüche, lauter verworrene Gedanken, lauter Streit zwiſchen der Einbildungskraft und dem Verſtande. Dieſer reißt dieſen unendlichen Klumpen entzwey, und zeiget mir Theile, Lagen und Figuren; weil er mir Gränzen und leeren Raum ſehen läßt: jene ſetzet ihn wieder zuſammen, und zeiget mir eine häßliche Finſterniß, wo ich nichts zu unterſcheiden antreffe.

Wir wollen unſer Augenmerk auf die Welt ſelber richten; ſie iſt eine gewiſſe Menge Einheiten, welche neben einander ſind. Der menſchliche und endliche Verſtand kann die Zahl derſelben nicht beſtimmen, welches jedoch Gott möglich ſeyn muß; und dahero kann ſie nicht unendlich ſeyn, das iſt, ſie muß endlich auf denjenigen Punct kommen, über welchen ſie nicht ſteigen kann: ſie muß ein Ende haben; weil etwas an und für ſich ſelbſt unbeſtimmtes nicht wirklich ſeyn kann. Denn man ſetze, ſie ſey unbeſtimmt: ſo wird man ſagen müſſen, daß zum Exempel, eine

Million dergleichen Einheiten wirklich ſey, und auch nicht eine Million, ſondern mehr oder weniger. Ein offenbarer Widerſpruch, und alſo etwas, welches dem Wirklichen ſchnurſtraks zuwider iſt. Hieraus folget, **daß die Zahl wirklicher Einheiten beſtimmt oder gewiß ſey, ob ſie gleich kein endlicher Verſtand beſtimmen kann.** Allein man ſtelle ſich nunmehro die größte Zahl vor, die man ſich vorſtellen kann; wird man dieſelbe nicht allemal verdoppeln, und alſo mit den Gedanken wenigſtens größer machen können. **Die Zahl alſo der möglichen Einheiten iſt unbeſtimmt und ohne Ende.** Es iſt kein Widerſpruch, eine Zahl mit dem Begriffe Million zu gedenken. Es iſt aber auch kein Widerſpruch, den Begriff einer Zahl, mit dem Begriffe Tauſend zu verknüpfen. Es iſt beydes möglich, nämlich nach und nach, aber nicht auf einmal. Geſetzt daher, die Zahl der wirklichen Dinge erſtrecke ſich auf eine Million: ſo kann ſie ſich zu gleicher Zeit weder auf mehr noch auf weniger erſtrecken. Es ſind alſo allezeit mehr Einheiten, mehr Dinge möglich, als wirklich ſind. Man ſteige mit ſeinen Gedanken ſo hoch, ſo tief, ſo weit man will; man wird zwar mit denſelben beſtändig höher und weiter gehen können: allein man wird, um ſich nicht ſelbſt zu widerſprechen von Zeit zu Zeit ſtille halten müſſen. Man wird wenigſtens auf einmal das Mehr und Weniger nicht gedenken können. Man wird alſo endlich mit ſeinen Gedanken dahin kommen müſſen, wo zwar noch mehr Dinge möglich wären, aber nicht wirklich ſind; das iſt, man wird einen leeren Raum, ein Ende, Gränzen der

Welt antreffen, man wird der Welt eine Figur beylegen können, und wird die Meynung dererjenigen nicht für ſo gar abgeſchmackt halten, welche behaupten, daß außer der Welt ein unendlicher Raum ſey: es iſt nur nöthig, daß man ſich einen ächten Begriff von dem Raume mache, daß man auch endlich die Möglichkeit und Wirklichkeit wohl zu unterſcheiden wiſſe.

Wenn wir gedenken, daß ein Ding auf eine gewiſſe Art möglich, aber nicht wirklich iſt: ſo legen wir ihm Gränzen bey: als, die Seele des Titius iſt auf ſo eine Art möglich, daß ſie gelehrt ſey, aber ſie iſt es nicht wirklich. Ob gleich der Begriff der Seele dem Begriffe der Gelehrſamkeit nicht widerſpricht: ſo ſind doch andere Umſtände da, welche ihm widerſprechen. Eine Inſel hat da ihre Grenzen, wo das Meer anfängt: warum? weil es zwar möglich wäre, daß dieſelbe ſich noch weiter erſtreckte; denn es iſt kein Widerſpruch an und für ſich ſelbſt, ein Stück Land größer oder kleiner zu gedenken: allein es iſt etwas anders da; nämlich das Meer, welches ſich widerſetzet, daß, ob die Inſel gleich größer ſeyn könnte, ſie doch nicht wirklich größer iſt. Wir ſagen dahero, daß ſo wohl die Seele des Titius, als auch die Inſel, ihre Gränzen und Ende habe; denn dieſe beyden Wörter ſind faſt einerley, nur daß man das Wort Ende mehr bey ausgedehnten Dingen und bey der Zeit zu brauchen pflegt. Wer dieſen Begriff von Gränzen mit dem oben gegebenen Begriffe vom leeren Raume zuſammen hält, der wird finden, daß man keinen von beyden ohne den andern gedenken kann, ſondern, daß, wo man an den Raum gedenket, man zugleich an Gränzen gedenken

ken müſſe, und daß, wo dieſe ſtatt finden, ein leerer Raum nicht ausgeſchloſſen werden könne. Da nun die ganze Welt nicht auf alle die Arten wirklich iſt, nach denen ſie möglich iſt, ja da nicht alle diejenigen Einheiten wirklich ſind, welche möglich ſind: ſo folget, daß ſie ſowohl Gränzen, als auch leeren Raum haben. Und dieſer Beweis gilt nicht nur von dem Raume außer, ſondern auch in der Welt. Alle die Einheiten, welche wirklich ſind, machen die Welt aus. Da nun außer dieſen mehrere möglich ſind: ſo iſt außer der Welt ein mehrerers möglich; das iſt, es iſt Raum außer der Welt, und ſie hat, im Ganzen betrachtet, ihre Gränzen. Wir kommen auf die Theile des Ganzen, der Welt, auf die Einheiten. Dieſe ſind entweder auf einmal, ein jegliches auf alle diejenigen Arten wirklich, auf die ſie möglich ſind, oder nicht. Das letztere iſt unmöglich; denn es heißt eben ſo viel, als wenn man ſagen wollte, jegliches wäre auf einmal wirklich, in allen denen Oertern, in denen es ſeyn könnte. Folglich iſt das erſte wahr: ein jedes Ding ins beſondere, iſt nur in einem Orte auf einmal wirklich, ob es gleich in unzähligen andern eben ſowohl ſeyn könnte. Da nun der Raum der Gedanke iſt, daß etwas mögliches nicht wirklich ſey: ſo folget, daß auch in der Welt viel ſchlechterdings leerer Raum ſey, das iſt, daß man allezeit gedenken kann, daß noch mehrere Dinge in der Welt wären oder zu ihr gehörten, als wirklich da ſind. Wer behauptet, daß weder in noch außer der Welt leerer Raum ſey, der wird wegen des letzterern geſtehen müſſen, daß die Welt etwas unendlich ausgedehntes, folglich die Zahl

ihrer

ihrer Einheiten unbeſtimmt ſey, und dahero nur nach und nach und mit Widerſpruch gedacht werden, ja aus eben der Urſache nicht wirklich ſeyn könne. Wegen des erſtern, wird er alle Bewegung leugnen müſſen; weil er zugeben muß, daß die einzelnen Dinge jegliches ſeinen Ort habe, und außer dieſen kein leerer Ort ſey, das iſt, daß es nicht möglich ſey, daß ſie einen andern Ort einnehmen oder bewegt werden könnten. Ja er kann ſich mit der Erfindung einer Zirkelbewegung nicht heraus wickeln, weil es unmöglich iſt, daß in dem Augenblicke, da A den Ort B einnimmt, B den Ort A einnehmen könne. Denn wenn A den Ort B einnehmen ſoll, ſo muß ihn B nicht beſitzen, weil zwey Dinge einen Ort nicht haben können: folglich muß B alsdenn ſchon nicht mehr im Orte B ſeyn. Und alſo auch A muß nicht mehr in A ſeyn, wenn B dahin kommen ſoll. Folglich muß A außer A und B außer B ſeyn, wenn A in B und B in A kommen ſoll. Folglich müſſen A und B nicht aus ihren, ſondern jedes aus einem dritten Orte in den neuen Ort gelangen, und ihre rechten Oerter müſſen unterdeſſen leer ſeyn. Ich glaube, dieſer Beweis, der von dem Begriffe der Gränzen hergenommen iſt, ſollte hinlänglich genug ſeyn, den leeren Raum ſowohl in als außer der Welt darzuthun; allein, da der Begriff der Lage, der Figur und Ordnung, wie auch des Lichts, ebenfalls keine geringe Beweisthümer von dem Leeren geben: ſo halte ich nicht für unrecht, eine nicht gar zu leichte Sache, lieber durch viele Proben zu beſtärken und zu erläutern, als durch wenige der Gefahr der Unverſtändlichkeit zu überlaſſen.

Wir finden zweyerley Körper in der Natur. Einige ſind ſo beſchaffen, daß ihre Theile nach einer gewiſſen Lage neben einander ſind, andere nicht. Betrachten wir einen Stein: ſo erkennen wir zwar, daß er Theile hat; allein, wir merken den Unterſchied derſelben nicht, und es deucht uns gleichviel zu ſeyn, ob dieſer hier und jener dort, oder jener hier und dieſer dort ſey; ja wir erblicken keine Gränzen dieſer Theile, ſondern wir halten vielmehr dafür, daß ſie ſo dichte an einander hängen, daß das Ende des einen zugleich der Anfang des andern ſey; wir fallen ſogleich von dem Begriffe der Menge auf den Begriff der Einheit; und ob wir gleich von dem Verſtande erinnert werden, daß der Stein viel und alſo auch unterſchiedene Theile habe, ſo verknüpft ſie doch die Einbildungskraft ſo feſte mit einander, daß wir ſie für unzertrennlich halten, und dieſes Ganze uns als ein einzig Ding vorſtellen. Hingegen ſehen wir einen Baum an, ſo merken wir nicht nur ſeine Theile, ſondern auch den Unterſchied derſelben. Wir wiſſen, daß die Aeſte nicht der Stamm, dieſer nicht die Wurzeln, dieſe nicht die Blätter und ſo ferner ſey. Es iſt uns nicht gleichviel, ob die Aeſte unten und die Wurzeln oben ſeyn. Wir ſehen die Gränzen dieſer Theile; denn da wo der Stamm weiter gehen könnte, merken wir ſein Ende und den Anfang der Aeſte oder der Wurzeln. Wir legen dahero dieſen Theilen eine gewiſſe Lage bey, und ſagen, daß die Aeſte eine andere Lage gegen den Stamm, als gegen die Wurzeln haben, und ſo ferner. Es gehöret alſo zum Begriffe der Lage, erſtlich die Vorſtellung unterſchiedner Dinge neben einander, und außer einander. Das eine muß nicht da ſeyn, wo das andere iſt; ſie müſſen aber zugleich ſeyn. Zum andern, ſie müſſen einander nicht berühren, ſondern es muß zwiſchen denſelben entweder gar nichts, oder ſo etwas ſeyn, auf welches wir nicht Acht haben. Denn ſo bald wir ſie zuſammen häufen, ſo verſchwindet der Begriff von der Lage, und entſteht ein anderer von einem wüſten Haufen. Bäume, welche ſo ſtunden, daß je und je dazwiſchen Raum war, hatten eine gewiſſe Lage; allein ſie verlohren dieſelbe, ſobald ein Sturmwind dieſelben über einen Haufen geworfen hatte. Endlich müſſen dieſe Dinge, welche wir in einer gewiſſen Lage gedenken wollen, Gränzen haben; ſonſt verändert ſich ihre Lage, ſo oft wir mit unſern Gedanken die Gränzen verändern. Es iſt nichts beſtimmetes und alſo auch nichts wirkliches. Die Lage iſt alſo nichts anders, als der Begriff von unterſchiednen entfernten Oertern, das iſt, von ſolchen, darzwiſchen Raum iſt. Wir ſtellen uns Dinge vor, welche zugleich wirklich ſind, und andere, die unter dieſen noch möglich wären, und wir geben zugleich auf die beſondern Arten Acht, auf welche ſie neben einander ſind. Hieraus erhellet, daß da, wo Lagen ſind, auch leerer Raum ſey, und die Einheiten, woraus die Welt beſteht, hängen entweder unzertrennlich an einander, oder ſtehen in einer gewiſſen Lage neben einander. Das erſtere iſt unmöglich. Denn eine Menge Dinge, die neben einander und außer einander ſind, können wenigſtens mit den Gedanken zertrennet werden; das Ende des einen, können wir mit dem Anfange des andern nicht verwirren, ohne aus

Zweyen etwas einfaches zu machen. Sind ſie zertrennlich, ſo iſt möglich, daß eine andere Einheit darzwiſchen komme, welche itzo nicht wirklich darzwiſchen iſt; es iſt alſo ein Raum da, er mag ſo klein ſeyn als er will, und die Einheiten haben eine gewiſſe Lage, ſo unmerklich ſie auch den Sinnen und der Einbildungskraft iſt. Ja, wenn wir bedenken, daß alle Dinge in beſtändiger Bewegung ſind: ſo können wir nicht leugnen, daß dieſe Einheiten wirklich beſtändig einige von einander getrennet, andere zuſammen gebracht werden, daß ſie folglich ihre Lagen beſtändig verändern, und die Welt niemals ohne leeren Raum iſt. Wir kommen zum Begriffe der Ordnung. Dieſe iſt nichts anders, als die Vollkommenheit der Lage. Die Vollkommenheit aber ſelbſt beſteht in der Wirklichkeit des Möglichen, das iſt, wenn dasjenige an einem Dinge wirklich wird, was vorher nur möglich war, ſo wird es vollkommen. Ein Haufen Bücher kann über einander liegen, ſo, daß man keinen Raum darzwiſchen gewahr wird; ſie können aber auch ſo geſetzt werden, daß man hier und da, wo nicht einen ſchlechterdings, doch in gewiſſer Abſicht leeren Raum merket, das iſt, ſie können keine, ſie können auch eine gewiſſe Lage haben. Dieſe kann von unterſchiedner Art ſeyn. Man kann das eine Buch in den Winkel, das andere in jenen, das dritte auf den Tiſch und ſo fort legen, ſo, daß wir wenigſtens dadurch den Vortheil erlangen, daß es auf dem Tiſche eher zu finden, als wenn es unter dem Haufen läge. Hier war es ebenfalls möglich, es zu finden; allein bey jener Lage, da es nämlich auf dem Tiſche liegt, iſt es wahrſcheinlicher; es hat einen größern Grad der Möglichkeit, es kömmt näher zur Wirklichkeit. In dieſem Falle iſt alſo die Lage ſchon an ſich ſelbſt vollkommener, als der Mangel derſelben. Wir wollen nunmehro ſetzen, die Bücher ſtehen ſo neben einander, daß die hiſtoriſchen alleine, die philoſophiſchen und ſo ferner wieder alleine ſtehen: ſo wird man mit leichterer Mühe wiſſen können, wo man jedes zu ſuchen hat, als wenn beyde Arten übereinander ſtehen. Jene Lage iſt dahero vollkommener, als dieſe, und dahero auch ordentlicher. Da nun die Ordnung von der Vollkommenheit der Lage herrühret, ſo kann keine Ordnung in der Welt ſeyn, wenn keine Lagen darinnen befindlich ſind; und da die Lagen ohne leeren Raum nicht gedacht werden können, ſo kann man nicht behaupten, daß die Welt ein ordentlicher Körper ſey, wenn man den leeren Raum leugnet.

Ich halte nicht für nöthig, mich mit dem Beweiſe, welcher von der Figur hergenommen wird, lange aufzuhalten. Die Figur entſteht aus den Gränzen der Ausdehnung: wo Gränzen ſind, da iſt Raum, folglich wo Figur iſt, muß Raum ſeyn; und da die Welt Gränzen hat, ſo muß ſie auch eine Figur haben, deren Begriff den leeren Raum in ſich ſchließt. Wir wollen vielmehr unterſuchen, was es für eine Beſchaffenheit mit dem Lichte und der Klarheit hat, um noch aus dieſen Gründen die Gewißheit des leeren Raums herzuleiten. Licht und Klarheit iſt da, wo die Dinge von einander unterſchieden ſind, und unſere Gedanken ſind klar, wenn wir ſie von einander unterſcheiden, das iſt, wenn wir uns ihres Unterſchieds bewußt ſind. Man führet mich in ein Zimmer, wo ich niemals geweſen bin; es iſt finſter, und ich kann dahero nichts von demjenigen unterſcheiden, was in dem Zimmer iſt; ja ich kann dieſes ſelbſt nicht von allen andern Sachen unterſcheiden; ich weis nicht, ob es eine Stube, oder Kammer, oder ein Saal, oder Stall, oder Boden iſt. Man bringt Licht, und nunmehro fange ich erſt an, den Unterſchied der Dinge gewahr zu werden. Ich ſehe Tiſche, Stühle, Schränke, Betten, einen Ofen, Fenſter, Wände und Thüren; ich weis, daß dieſer Tiſch nicht jener, und jener nicht dieſer iſt; ich weis, daß der Tiſch nicht der Stuhl und der Stuhl nicht das Bette und ſo fort iſt. Warum? ich ſehe, daß eins ohne das andere ſeyn kann, und daß, ob ſie auch noch ſo nahe beyſammen ſtehen, es doch möglich iſt, ſie aus einander zu ſetzen, ſo, daß jedes bleibt, was es zuvor war. Ich unterſcheide die Theile des Tiſches; denn ich ſehe, daß das Blatt nicht das Geſtelle, und dieſes nicht das Blatt iſt, und daß gar wohl eins von dem andern geſondert werden könne, und dem ungeachtet das Geſtelle Geſtelle bleibe. Ich unterſcheide ferner die Theile des Geſtelles von einander, dadurch, daß ich merke, daß auch dieſe aus einander genommen werden können, und dem ungeachtet, jedes ein Etwas bleibt. Geſetzt, ich denke, man kann keines von dem andern reißen, ohne das Etwas in ein Nichts zu verwandeln: ſo ſehe ich es auch nicht mehr als zwey unterſchiedene Theile, ſondern, als etwas unzertrennlich einziges an. Mit einem Worte, man iſt niemals im Stande, ſich zwey Dinge, als zwey, das iſt, als wirklich unterſchieden vorzuſtellen, ohne zu gedenken, daß ſie eben ſo wohl neben einander, als weit von einander ſeyn können, und daß jedes dem ungeachtet bleibe, was es vorhero war. Man gehe mit ſeinen Gedanken bis auf die allereinfachſten Einheiten; man wird ſie niemals ſo enge zuſammen leimen können, ohne aus vielen eine Eins zu machen, das iſt, ſich ſelbſt zu widerſprechen, daß nicht dieß eine von den andern abgeſondert und wenigſtens entfernt ſeyn könne: man wird niemals im Stande ſeyn, einen Begriff von der Menge, das iſt, von unterſchiednen Dingen zu haben, ohne zu gedenken, daß zwiſchen zwey wirklich genau vereinigten Dingen, doch wenigſten ein drittes möglich ſey. Die Einbildungskraft kömmt unſerer Meynung ſelbſt zu ſtatten.

Wir ſagen, Titius iſt ein einziger Menſch, weil wir von dem Begriffe, den wir uns in dem Falle von ihm machen, nichts abſondern können, ohne den ganzen Titium, den ganzen Begriff zu verlieren. Hingegen wiſſen wir, daß Titius und Cajus zween Menſchen ſind, daher, weil einer ohne den andern, und alſo von ihm abgeſondert ſeyn kann, und dem ungeachtet Titius Titius und Cajus Cajus bleibt. Wer dieſes wohl überleget, der wird ohne Mühe begreifen, daß, wenn die Welt wirklich aus einer Menge Einheiten beſteht, deren eine von der andern unterſchieden, das iſt, deren eine nicht die andere iſt; auch in der That je und je zwiſchen zweyen, ein ſchlechterdings leerer Raum ſeyn müſſe, ja daß, wenn wir klare Begriffe haben wollen, wir allemal gedenken müſſen, daß zwey Dinge ſo neben einander ſind, daß doch das dritte darzwiſchen ſeyn könnte. Denn da der Raum alsdenn iſt, wenn neben einigen wirklichen Dingen noch andere möglich ſind: nun aber nicht einmal zwey Dinge gedacht werden können, ohne zugleich zuzugeſtehen, daß ſie von einander abgeſondert werden, und jegliches eben ſo wohl mit einem dritten und vierten, als mit dem andern verbunden ſeyn könne; folglich der Begriff zweyer wirklichen Dinge allemal eine mögliche Entfernung derſelbigen von einander, und alſo eine mögliche Darzwiſchenſetzung anderer in ſich begreift: ſo erhellet, daß eine Menge Dinge ohne leeren Raum weder gedacht werden, noch ſeyn könne; daß man einigen Unterſchied der Sachen, ohne den Begriff des Raums nicht vorſtellen könne, und daß folglich alle unſere Gedanken nicht anders, als dunkel, die Sachen ſelbſt aber überaus verworren ſeyn müßten, wenn wir nicht fähig wären, nebſt dem Wirklichen zugleich an das Mögliche zu gedenken, wenn wir neben den Dingen nicht zugleich leeren Raum anträffen. Wir würden in der That, wie die Leibniziſchen Einheiten, keine andere, als ſehr dunkle Vorſtellungen haben, und uns in einem beſtändigen Schlafe und ſteter Finſterniß befinden, wenn wir außer den wirklichen Dingen, nicht zugleich andere mögliche, das iſt, leeren Raum vorſtellen könnten, und die Welt würde ein unordentlicher, finſterer, unendlicher Klumpen ſeyn, deſſen Theile weder Lage, noch Figur haben könnten, wenn weder außer noch in der Welt mehrere Dinge möglich wären, als wirklich ſind, wenn kein leerer Raum in und außer der Welt wäre.

Es deucht mich, dieſe Beweiſe von dem leeren Raume ſollen die Proben aushalten, welche ein vernünftiger Leſer mit ihnen machen wird, ihre Richtigkeit zu erkennen. Ich vermuthe nicht, daß ein ſolcher ſeiner Einbildungskraft mehr Freyheit verſtatten wird, als ſichs geziemet, und ſich etwa mit derſelben einen leeren Raum, gleichſam als ein unendliches Meer, in welchem dieſe Welt, als das Dotter in dem Weißen des Eyes ſchwimme, wird abſchildern wollen. Jedermann begreift für ſich, daß die Einbildungskraft bey dergleichen Wahrheiten nicht ſo geſchäfftig ſeyn darf, als der Verſtand, und daß man zwar mit jener anfangen, aber mit dieſem aufhören muß.

Wittenberg, den 3 Octob.
1744.

Johann Gottfried Gade.

Die Freygebigkeit.

Die Vorſicht, deren Hand den Lauf der Welt regiert,
Der Himmelskörper Schwung durch krumme Wege führt,
Der Menſchen Seyn erhält, und ihre Sinnen lenket,
Hat uns mit Gütern nicht in gleichem Maaß beſchenket.
Des einen Haus und Hof füllt ſie mit Gut und Geld,
Dem andern giebt ſie kaum, was ſeinen Leib erhält.
Iſt das nicht ungerecht? Nein, die die Vorſicht kennen,
Hört man es eine Frucht von ihrer Weisheit nennen.
Wär jeder in der Welt an Gut dem Cröſus gleich,
Kein Irus irgendwo: ſo wäre niemand reich.
Es würd' alsdenn kein Menſch dem andern hülfreich nützen,
Kein Fried und Glück beſtehn, kein Fürſt ein Land beſchützen.
Doch dieſer Unterſchied hat eine Pflicht erzeugt,
Die oft dem Untergang der Armuth vorgebeugt.
Es iſt die Mildigkeit, die Mutter vieler Freuden.
Möcht ich ſie von ſich ſelbſt behutſam unterſcheiden!

Wie ſelten läſſeſt du dich, o Freygebigkeit!
Als eine Tugend ſehn! Du trägſt ein prächtig Kleid;
Sein Zeug iſt ſeidner Stoff mit Gold- und Silberſtücken:
Durch nichts läßt deine Tracht des Geizes Spur erblicken.
Stets ziert dein Angeſicht der Minen Heiterkeit,
Und ſtets iſt deine Hand zum Geben ſchnell bereit.
Wer flehend einen Theil von deinem Gut begehret,
Dem wird, ohn Unterſchied, von dir ſein Flehn gewähret.
Die Dürftigkeit ſiehſt du voll Huld und Mitleid an.
Nie hat ſie einen Blick nach dir umſonſt gethan.

Dein Mitleid giebt ſich ihr durch Wohlthun zu erkennen;
Doch, ſoll man darum dich ſchon eine Tugend nennen?

Der Trieb zur Mildigkeit iſt oft kein edler Trieb.
Man hat nur ſeinen Ruhm, nicht andrer Wohlfarth, lieb.
Oft öffnet die Natur die ſonſt verſchloßnen Hände,
Da man ſonſt keinen Trieb zur Mildigkeit empfände.
Wie, wenn des Sommers Brand das Erdreich ausgezehrt,
Das nur mit halber Koſt die matten Pflanzen nährt,
Das Land nach Waſſer lechzt, da an den ſeichten Flüſſen
Die trocknen Ufer ſelbſt vor Hitze ſchmachten müſſen,
Alsdenn, wenn Schwefeldunſt ſich in die Luft erhöht,
Ein ſchneller Regenguß mit Wind und Sturm entſteht;
Des Himmels Donner brüllt; aus ſchnellen Regenbächen
Scheint mancher Feuerſtrom durch Blitz hervorzubrechen:
Das Erdreich bebt und hofft, ſein Durſt wird nicht geſtillt;
Der Guß, der ſtrömend nur des Erdreichs Fläche füllt,
Läuft rauſchend überhin; das Waſſer iſt verſchwunden,
Nachdem das dürre Land nichts, als den Sturm, empfunden:
So muß die Armuth oft der Pralſucht Werkzeug ſeyn.
Wenn jene troſtlos ſeufzt, ſtellt die ſich hülfreich ein,
Der Armuth, wie ſie ſpricht, durch Wohlthat beyzuſtehen:
Doch ſollt ihr wahrer Zweck auf jener Wohlfahrt gehen?
Nein, wenn die Pralerey die Hand nach Gelde ſtreckt:
So wird, durch ihr Geräuſch, die Armuth mehr erſchreckt,
Als durchs Geſchenk erfreut. Es klingen lauter Thaler;
Doch einen Pfennig kaum ſchenkt oft der milde Praler.
Nie ſchenkt er, wenn es nicht der halbe Weltkreis ſieht.
Drum, wenn der Armuth Flehn nicht öffentlich geſchieht:
So wird ſie nicht erhört, und will ſie dankbar heißen:
So muß ſie dieſe That vor allen Menſchen preiſen.

Wen jedes Aengſtlichthun voll Schmerz und Mitleid macht,
Der ſchenkt zwar allzeit mild, doch niemals mit Bedacht.
Er ſchenkt, doch ſchenkt er nur, die Klagen nicht zu hören,
Die durch die Armuth ihn in Ruh und Wolluſt ſtören.
Zu ſeinen Gütern ſteht der Zutritt jedem frey:
Doch fragt ſein Leichtſinn nie, wer deſſen würdig ſey.
Kann unverſchämtem Flehn ſein Herz nicht widerſtreben:
So muß die Wohlthat oft der Bosheit Nahrung geben.

Kennt der, der alſo ſchenkt, die wahre Mildigkeit?
Nein, er entfernt ſich noch von dieſer Tugend weit,
So lang ihn nur Natur und Stolz und Leichtſinn treiben.
Wer wird nun im Beſitz von ihrem Lobe bleiben?

Die wahre Mildigkeit, die, durch der Kleidung Pracht,
Den Vorzug ihres Werths von auſſen kennbar macht,
Läßt Leidenſchaften nicht, die mit der Tugend ſtreiten,
Zur Armuth ihre Hand, indem ſie ſchenkt, begleiten.
Ein Gärtner, wenn er ſieht, daß, was die Pflanzen nährt,
Des Erdreichs Feuchtigkeit, der Sonne Glut verzehrt,
Eilt, eh die Pflanzen ſelbſt den Nahrungsſaft vermißen,
Und er ſie welken ſieht, ihr Erdreich zu begießen.
Es mangelt ihnen ſchon an ihres Wachsthums Kraft:
Jedoch, ſie wiſſen nicht, was ihnen Nahrung ſchaft.
Sie wachſen ungeſtört, ſie blühn, und tragen Früchte;
Durch kluge Sorgfalt wird ihr Untergang zu nichte.
Die wahre Mildigkeit ahmt dieſem Gärtner nach.
Nie hat ſie den beſchenkt, dem Beyſtand nicht gebrach,
Und der, ſo ihn bedarf, braucht ſie nicht anzuflehen,
Sein Wunſch iſt ſchon erfüllt, bevor er noch geſchehen.

Sie ſchenket; aber nur, der Armuth beyzuſtehn,
Und ſelten läßt ſie es vor andern Menſchen ſehn.
Oft pflegt ſie, wenn ſie ſchenkt, ſich ſelbſt nicht zu entdecken;
So wenig Eitelkeit kann ihr der Dank erwecken.
Nicht jedem, der es wünſcht, eröfnet ſie die Hand:
Nur denen ſteht ſie bey, die Tugend und Verſtand,
Geſchicklichkeit und Fleiß in Wort und Handlung zeigen,
Und hilft die Hinderniß des Glückes überſteigen.
O Tugend ſeltner Art! dich kennt kein kleiner Geiſt,
Den oft die Schmeicheley um deinetwillen preiſt.
Nie weis die Eitelkeit ein Herz zu dir zu lenken:
Wer Ruhm durch dich begehrt, der muß vernünftig ſchenken.

Chriſtlob Mylius.

* * *

Der Handel.

Meinen Vater ſah ich zählen
Und ſich mit der Rechnung quälen,
Was ſein Handel eingetragen.
Ach mein Sohn! hört ich ihn klagen:
Wie iſt doch die Welt verdorben!
Was zehn Thaler ſonſt erworben,
Können itzt kaum hundert geben!
Zehn von hundert nur zu heben!
Sollte man mir zwanzig reichen:
Würd' es kaum dem Dienſte gleichen,
Daß ich keine Hülf verſage
Und mein Geld ſo willig wage.

Als er mich hierauf verlaſſen;
Konnt ich leicht den Entſchluß faſſen,
Auch einmal zu überſchlagen,
Was mein Handel eingetragen.
Von der Doris ſchönem Munde,
Hab ich erſt vor einer Stunde,
Für den Kuß auf ihre Wangen,
Tauſend wiederum empfangen.
Phyllis, Chloris und Caliſte
Gaben, da ich ſie jüngſt küßte,
Mir mit recht entzücktem Blicke,
Zehn für jeden Kuß zurücke.
Vater, bleib bey deinen Schätzen;
Mich ſoll mein Gewinnſt ergötzen.
Freunde, folget meinem Wandel;
Lieben iſt der beſte Handel.

* *

Daß man einen Menſchen, der wenig oder nichts mit ſeiner Kunſt und Wiſſenſchaft verdienet, dieſer Urſache wegen nicht ſchelten noch verachten müſſe.

Zu oft und gar zu oft! entbrennt der Zorn in mir,
Wenn der Gerechte ſeufzt, an eines Reichen Thür,
Die jedem offen ſteht, der Geld und Wucher bringet,
Und dem verſchloſſen iſt, der mit der Armuth ringet.
Arbeite, Tagedieb! ſchreyt ihn der Geizhals an,
Weil dich dein Handwerk nicht allhier ernähren kann.

Und du mit deiner Kunſt dich nicht mit Beyfall nähreſt,
Dir keinen Schatz erwirbſt, und dennoch viel verzehreſt.
Sprich, was beſchwerſt du mich? für dich fließt nicht mein Schweiß;
Für dich bin ich nicht da, du lohnſt nicht meinen Fleiß.
Geht der Gerechte wohl und deſſen Saame betteln?
Ihr diebiſch Lumpenvolk, ihr alt und böſe Betteln;
Du lahmer Taugenichts, von Schand und Bosheit voll,
Wie komm ich denn darzu, daß ich euch nähren ſoll?
Ja wüßt ich das, was die, die eure Jugend kannten,
Ihr liederliches Volk, der Bosheit Blutsverwandten.
Die Straf iſt höchſt gerecht, und wohl verdient der Lohn,
Die ungezogne Brut kennt man an Kleidern ſchon.
Dieß pflichtvergeßne Volk, verdient es wohl Erbarmen?
Wer immer ehrlich lebt, kann nimmermehr verarmen.
O wär der Arme ſtets der Bosheit Inbegriff,
Dem auch, wie dich ſein Glück, aus ſeinem Nichts berief:
So änderten ſich bald der Weisheit hohe Lehren,
Und Reichthum müßte dann zur Seligkeit gehören.
Sprich, Brudermörder, ſprich: was unterſtützt die Wuth?
Giebt thörichter Verdacht nicht kühnen Worten Muth?
Die Armuth fürchteſt du, du ſiehſt die Schreckenbilder,
Und wirſt in deinem Thun nicht frömmer, ſondern wilder.
Wie lange wirſt du noch, ſamt deinem Hauſe blühn,
Und durch des Erbfalls Recht, und Wucher Vortheil ziehn?
Der Zufall macht dich reich; du mußt den Reichthum theilen,
Und deinem Nächſten oft damit zu Hülfe eilen.
Leg ihm die Arbeit vor, und gieb ihm, doch genug;
Denn allzuknapper Sold iſt oftermals Betrug.

Wenn du ihn müßig läßt, ſo kannſt du ihm was ſchenken,
Ohn ihn zuvor mit Schimpf und arger Schmach zu kränken.
Hier kömmt ein Kriegesknecht gelähmt, verſtümmelt, matt,
Der für das Recht und dich mit Muth gefochten hat.
Sprich nicht, ich bin es nicht, der ihn in Krieg geführet,
Und der durch Blut und Tod, ſo Land, als Recht verlieret.
Gut, er iſt auch nicht ſchuld, wenn ſich das Schickſal rächt,
Kennt nicht des Rechtes Grund, folgt, dienet, als ein Knecht.
Sprich nicht, es iſt der Lohn, für trotziges Bezeigen,
Bey dem der Burger oft in Friedenszeit muß ſchweigen.
Genug, berechne nicht ſo dein, als ſeine Schuld.
Gieb, weil er es bedarf, mit Großmuth und Geduld.
Hier kömmt ein Handwerksmann, der einſt im Wandern ſtirbet,
Weil er nicht ſtets ſein Brod, in jeder Stadt erwirbet.
Doch den bejammerſt du. Sieh doch, hier kömmt ein Mann,
Der alt und abgematt, nichts mehr verdienen kann,
Ich kannt ihn, als er ſich bey Hofe noch befande,
Doch er verlohr die Gunſt, nun ſucht er ſie im Lande.
Er lernt anitzt, wie man die Eitelkeit verlacht,
Wie Barſillai lebt, und nach der Ruhe tracht.
Und ihn begleit ein Weib, die mit verderbten Gliedern
Die Stadt durchwandern muß; die ſinget dir in Liedern
Die Chriſtenpflichten vor, ſchließt du dein Herz dann zu?
Läßt dein Gewiſſen dir bey ſolchen Fällen Ruh?
Dort kömmt ein Bauersmann, den unter Blitz und Krachen
Der Schöpfer der Natur, ließ einſt zum Bettler machen,

Das Feuer fraß ſein Gut, den Acker braucht der Feind,
Und in Proceß verlohr er Gelder, Vieh und Freund.
Wenn dieſes dich nicht rühr, ſo rührt dich dein Verderben,
Möchtſt du ſein Unglück doch, und ſeine Großmuth erben:
Doch wenn du allen hilfſt, nur einem hilfſt du nicht,
Dem nämlich, der von nichts, als Kunſt und Weißheit ſpricht,
Der bey Gelehrſamkeit, bey Frömmigkeit und Wiſſen,
Zuletzt vom Glück verfolgt, ſein Brodt erbetteln müſſen.
Doch wiſſe, daß vielleicht ihm noch die Demuth fehlt;
Sonſt hätt ihn ſchon das Glück zun Reichen mit gezählt.
Dir wird es nicht ſo gut, drum hüte dich vor ſchelten;
Er hofft ein beßres Glück vielleicht in andern Welten.
Du ſprichſt, er thut ja nichts, geht müßig jeden Tag,
Denkt, ſchreibt zum Zeitvertreib, ſo viel als er vermag.
Und thut, wer weis wie viel, mit ſeinen Grillen Schaden,
So, daß ſich Völker wohl in eignem Blute baden.
Nun wiſſe, jeder giebt nicht die Gelegenheit
Zum Zanken, Krieg und Mord, und ungewiſſen Streit.
Wer ſagt dir, was er denkt? er darf nie müßig leben,
Würd' ihm auch ſchon kein Geld, noch Handwerkszeug gegeben.
Verſetze dich mit ihm in eine kleine Stadt,
Wo deine Kunſt nichts gilt, ſie niemand nöthig hat.
Dann ſieh, wer unter euch gleich reich an müßgen Tagen?
Du wirſt, o lange Zeit! und er, o kurze! klagen.
Sieh, was ein Umſtand kann, der ändert Stand und Werth,
Die Zeit verändert ſtets, und Einbildung verkehrt
Der Dinge Eigenſchaft, die ewigen Geſtalten,
Die unbewundert auch ſchon ihren Werth behalten.

Was hilft dein Reichthum dir, wo er durch Werth nichts gilt,
Und wo im Tauſch nicht Geld des Käufers Hände füllt;
Ein jeder würde da umſonſt in Münzen wühlen.
Er würde Bettlen gehn, und oft den Hunger fühlen.
O daß ein Menſch, verführt, ſich ſolche Götter macht!
Die Krieg und Zeit verzehrt, und die er ſelbſt bewacht.
Der Nothdurft nicht mit dient, ſtets über Mangel klaget,
Dem, der nicht Zinſen giebt, das Capital verſaget,
Die Menſchenlieb erſtickt, und auf ſein Glücke trotzt,
Wenn von gemünztem Gold der Judas-Beutel ſtrotzt.
Aus Argwohn und Verdacht, ſtets den Betrüger ſcheuet,
Und des Gebeugten Herz nie mit dem Gut erfreuet.
Ich, heißt es, bin der Mann, der vielen nützlich iſt,
Auf dem der Segen ruht, des Fruchthorn überfließt.
Gar wohl, beweiſe nur, daß, wenn dein Schweiß muß fließen,
Ihn nicht die Angſt erzeugt, daß mit Gewiſſensbiſſen
Sich nie die Arbeit ſchließt, und daß du ſonder Luſt
Den eigenen Verdienſt mit Unrecht freſſen mußt.
Verdammt ſind, die aus Neid, auf andrer Reichthum ſchmählen,
Und ſich aus Faulheit ſelbſt die ſchwere Armuth wählen.
Doch die ſind auch verflucht, die jeden Armen ſchmähn,
Der bey dem ärgſten Schelm muß um die Nothdurft flehn.
Des Geber ſchlimmer iſt, als der, der was erbittet,
Der Zähren oft umſonſt auf dürre Aecker ſchüttet.
Daß Beyfall, Gunſt und Glück, nicht ſeine Kräfte ſchützt,
Und daß nicht Geld und Gut die Künſte unterſtützt,
Das iſt kein Bubenſtück; er wird drum auf der Erden
Dem, der vernünftig iſt, doch nicht zum Scheuſaal werden.

* * *

Das Kind und die Kohlen,
eine Fabel.

Ein Kind, dem man die Glut der Kohlen,
Zu meiden ernſtlich anbefohlen,
Gab doch der ſtarken Neigung nach;
Vom blinden Vorwitz angetrieben,
Den die Natur ins Blut geſchrieben,
War der Befehl ihm viel zu ſchwach.

Ein dunkles Gold, das es erblickte,
Die Schönheit, die das Aug entzückte,
War ſeiner Wünſche Gegenſtand;
Kein Wunder, daß die Neigung ſiegte,
Und was den blöden Sinn vergnügte,
Verboth und Drohen überwand.

Einſt, da man es allein gelaſſen,
So fängt es an, den Muth zu faſſen,
Den die Vernunft ſonſt wiederrieth:
Ich will es wenigſtens probieren,
Was ſchadet es? wer wird es ſpüren?
So dacht es, da mich niemand ſieht?

Indem ſo greift es, mit Begierde
Und raſcher Hand, die rothe Zierde
Der Feuerreichſten Kohlen an.
Jedoch die Luſt wird bald zunichte,
Und Schmerz und Blaſen ſind die Früchte,
Die ſeine Neubegier gewann.

Umſonſt macht das Verboth die Laſter
Der neubegiergen Schaar verhaßter;
Wer glaubt, eh er den Schaden ſieht?
O glücklich, wer annoch geſchwinde
Die Hand von der geliebten Sünde
Beym erſten Schmerz zurücke zieht.

Carſted.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

An Doris.

Stöhrt nur, ihr gewohnten Schmerzen,
Künftig meine Ruhe nicht!
Weil die Liebe meinem Herzen
Meiner Doris Herz verſpricht.
Dieſe Schöne zu beſiegen,
Und von ihr beſiegt zu ſeyn;
Heißt dem zärtlichſten Vergnügen
Seine ganze Seele weihn.

Freundinn, die ich in der Stille
Tauſendmal mein Glück genennt,
Eh mir dein geneigter Wille
Das Geſtändniß noch vergönnt;
Weiter konnt ich nichts verlangen;
Meiner Hoffnung Ziel war da,
Als ich deine zarten Wangen
Mir zum Vortheil röther ſah.

Kind, was hab ich ausgeſtanden,
Eh ich es zuerſt gewagt;
Und was Herz und Geiſt empfanden,
Mit verliebter Furcht geſagt.

Doch wie konnt es mich entzücken,
Als dein Auge Thränen wies,
Und ein ſanftes Hände drücken
Meinen Zweifel weichen hieß.

Der Beſitz von weiten Reichen
War für meinen Wunſch zu klein.
Doris Beyfall zu erreichen,
Schränkt ich allen Ehrgeiz ein;
Und wie reizend war die Stunde,
Wie beneidenswerth der Sieg,
Als ihr Mund auf meinem Munde,
Zu der erſten Kühnheit ſchwieg.

Zwar die unſchuldsvollen Küſſe
Weckten ſchleunig andrer Neid;
Fremder Buhler Hinderniſſe
Drohten meiner Zärtlichkeit.
Doch das Herz, das ich beſieget,
Blieb bey jedem Antrag treu;
Zeigte; daß es zwar bekrieget,
Doch von mir bezwungen ſey.

Wenn das Glück bey unſrer Liebe
Künftig andre Stöhrer weckt:
Wird der Adel unſrer Triebe
Durch das Glück nur mehr entdeckt.
Bleibt mir Doris Herz nur eigen,
Wo Verſtand und Tugend wohnt:
So wird auch der Himmel zeigen,
Wie er ächte Treu belohnt.

F. L. v. S.

Ein Schäferlied.

Kein Blumenplatz, der meine Triften ſchmückt,
Kein Abendroth, das um die Wolken glänzet,
Kein Morgenthau, der Gras und Klee erquickt,
Kein Sonnenſtral, der jeden Berg umgränzet;
Kein Vogellied, kein Echo und kein Feſt,
Ergötzt mich mehr, da Doris mich verläßt.

Beklagt mich doch, ihr Schäfer dieſer Flur;
Beklagt mich doch, beym Wachsthum eurer Wonne.
Mich reizt umſonſt die reizende Natur,
Es iſt für mich kein Frühling, keine Sonne.
Die Lerche ſingt; es rauſchet Bach und Laub.
Und alles ſcherzt, doch ich allein bin taub.

Schweigt, Lerchen, ſchweigt! ſchweig du, o Nachtigall!
Denn, was du ſingſt, ſind keine Trauerlieder,
Mein Schmerz wird neu durch jeden Freudenſchall;
Bey jedem Schall wünſch ich mir Doris wieder.
O! wüßt ich nicht, wie Feld und Wald erklang,
Wenn ich und du, und meine Doris ſang.

Itzt, Nachtigall, itzt hat ſie fern von mir,
Ein andres Thal, und andre Nachtigallen;
Geſelle dich zu ihnen, und zu ihr,
Und laß einmal ein Trauerlied erſchallen.
Vielleicht, wenn ſie dich einmal girren hört,
Bewegſt du ſie, daß ſie zurücke kehrt.

Der

Der Liebhaber ohne Eiferſucht.

Ja, neiderfüllter Buhler Seelen
Mag ihrer Schönen Auge quälen,
Wenn es nach andern ſeitwärts zielt;
Doch daß ich Chloris ſtärker liebe,
Macht, weil ſie zärtlich heiße Triebe
In jedem wirkt, für jeden fühlt.

Ein einzig Herze zu beſiegen,
Kann ſchlechter Schönen Geiſt vergnügen;
Kein Wunſch iſt, der ſich weiter regt,
Wenn einer nur im Sklavenſtande,
Der matten Reizung ſchwache Bande,
Mit Treue voller Einfalt trägt.

So lebt ins Erdballs kleinſtem Stücke
Ein blöder Fürſt in ſchlechtem Glücke,
Den kaum ſein Hof, ſonſt niemand kennt:
Sein Ländchen kann kein Feind verringern;
Doch Chloris gleicht den Weltbezwingern,
Ihr Unterthan iſt, wer ſie nennt. **R.**

* *

Auf eine verzehrte Sparbüchſe.

Mein Reichthum förderte mein Ende!
Ich war von Witz und Künſten leer:
Ich wuchs; mich füllten andre Hände,
Durch andrer Schaden ward ich ſchwer.
Mein Schickſal läßt mich itzt zur Beute,
Wie manchen Reichen in der Welt,
Der eben nichts für ſich behält.
Mein Gut verſchmauſen luſtge Leute!

German.

Ende des Wintermonats.

Belüſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

- Amant alterna Camoenae *Virgil.*

Auf das Jahr 1744.
Chriſtmonat.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Das Reich der Tugend und des Laſters.

So bald der Gottheit Hand ſich ſchaffend wirkſam zeigte,
Und ihren freyen Trieb auf Welt und Menſchen neigte:
So bald ergieng der Wink: „Von Weisheit, Güte, Macht
„Sey Abdruck und Beweis gehäuſt ans Licht gebracht.„
Der Allmacht Wort geſchah: was ward, das war vollkommen,
Und Ordnung, Maaß und Schmuck genau in Acht genommen.
Gleich ſtellte ſich auch mit der Schönheit Ausbund dar,
An deſſen Bildungsart der Urſprung kenntlich war.
Der ganze Leib beſtund aus auserleſnen Gliedern:
Nicht eins derſelben war den übrigen zuwidern.
Beſaß ein jegliches für ſich Vollkommenheit:
So floß des Ganzen Lob aus aller Einigkeit.
Bey unerſchöpfter Kraft, bey allgemeiner Regung
Stund doch das kleinſte Glied nach Regeln in Bewegung.
Ein richtiges Geſetz, das unverändert blieb,
Maaß ab, und ordnete des ganzen Körpers Trieb.

Mit Ernſt ward Freundlichkeit, mit Groſsmuth Huld verbunden,
Und an der heitern Stirn in gleichem Grad erfunden.
Es wachte jederzeit der muntern Augen Paar,
Und ſah zugleich auf das, was weit, was nahe war.
Bald ward der eigne Schmuck, Natur und Zweck betrachtet;
Bald auf der ſchönen Welt verbundnen Bau geachtet:
Doch gieng der ſchärfſte Blick zur Gottheit immer hin,
Und dieſer Wink und Wort trieb den gerührten Sinn.
Ein ſchön geflochtner Kranz, den keine Zeit verletzet,
War von dem Schöpfer ſelbſt der Scheitel aufgeſetzet:
Und dieſer Schönen Muth gab ihr den Vorſatz ein,
Durch Uebung künftighin noch herrlicher zu ſeyn.

So ſtund die Tugend da: allein die Gottheit wollte,
Daſs dieſs ihr Ebenbild recht kenntbar werden ſollte.
Drum ſprach ſie: Glanz und Licht ſey überall erregt,
Und als ein Eigenthum der Tugend beygelegt.
Ein reines Stralenheer ſoll aus ihr ſelbſt entſpringen,
Und ihren Gegenſtand in Glut und Regung bringen.
Weg Blend- und Schattenwerk! weg abgeborgter Schein!
Hier muſs ein eignes Licht der Klarheit Urſprung ſeyn.
So bald das Weſen da, ſoll dieſe mit entſtehen,
Und wenn das erſtre weicht, die letztre mit vergehen.
Von dieſer Dienerinn ſey nie die Schöne frey.
Man ſieht, man kennt ſie gleich, daſs ſie die Ehre ſey.

Die Tugend lebt; ſie ſucht, nach ihres Vaters Willen,
Den ihr geſchenkten Trieb zur Wirkſamkeit zu ſtillen.
„Wohlan, ſpricht ſie, die Hand, die mich hervorgebracht,
„Hat mir, als Königinn, den Zepter zugedacht.

„Wo iſt mein Reich? mein Volk? wen kann ich glücklich machen?
„Wer ſucht mein Regiment, Bemühen, Rathen, Wachen?
„Weg Zwang weg Tyranney! Wer mein Gebieth erwählt,
„Wird nicht nach Sklaven Art mit banger Furcht gequält.
„Aus Herrſchſucht fließt bey mir kein ungeſtümes Wollen.
„Mir ſoll mein Unterthan nicht knechtiſch Dienſte zollen.
„Hier herrſcht ein ſanfter Zug, ein mütterlicher Sinn.
„Wer nur in Freyheit folgt, hat Freyheit zum Gewinn;
„Und ſchenk ich in der Zeit den Meinen Heil und Leben:
„So wirds noch völliger die Allmacht ewig geben.

Der Menſch iſt in dem Raum der neu erſchaffnen Welt,
Den unſer Erdkreis füllt, vom Schöpfer aufgeſtellt.
Sein hohes Vorzugsrecht vor allen Creaturen
Entdeckt ſich: ſieht mans nicht in vielfach klaren Spuren?
Bemerkt der Tugend Blick: er wird auf ihn gewandt,
Weil ſie ihn ihres Reichs und Führung würdig fand.
Sie winkt: es wird gemerkt, ihr Vortrag angenommen.
O Menſch, nun iſt dein Heil auf hohen Grad gekommen!
Du huldigſt, edler Schluß! der niemals Reue bringt:
Durch den dir erſt dein Trieb, beglückt zu ſeyn, gelingt.
Der Eid iſt abgelegt, ein theures Wort geſprochen:
O Menſch, durch eigne Schuld ſey ſolches nie gebrochen!

So iſt der Tugend Reich auf Erden angelegt,
Ein Reich, zu dem Gott ſelbſt gerechte Neigung trägt.
Der Menſch, als Unterthan, bekam vollkommne Rechte,
Daß ihm ſein freyer Dienſt gehäuften Segen brächte.
Die Königinn führt an. Erſt ſchenkt ſie Wiſſenſchaft:
Sie rührt, und ſtärkt, und lenkt nachher des Willens Kraft.

Doch um noch größre Luſt, noch freyern Trieb zu geben,
Der Vorſchrift unverrückt gehorſam nachzuleben,
Verband die Tugend ſich: „es ſoll mein reiner Schein,
„So oft man mir gedient, der Handlung Folge ſeyn.
„Es wird der **Ehre Licht** um meine Lieder ſtralen,
„Um jeden gleicher Art dem andern abzumalen.
„So bald mein Gegenſtand von mir den Schein erhält,
„Sey das, was löblich iſt, recht lebhaft vorgeſtellt.
„Wer mich, das Urbild, keñt, wird meinen Abdruck kennen,
„Und weil er mich erhebt, auch jenen herrlich nennen.
„Drum auf, mein Unterthan! Dir iſt das Recht beſchert,
„Das dich, ſo, wie ich ſelbſt, die Schaar der Brüder ehrt.„

Allein, der Abgrund bebt: es brüllt der Höllen Rachen:
Die ganze Unterwelt fängt tobend an zu krachen.
Wie? folgt nicht Stoß auf Stoß? Wie? ſtürzt der Erdkreis ein,
Und ſoll, was kaum erbaut, ſo gleich zerſchmettert ſeyn?
Wie? mag kein Widerſtand der Hölle Raſen ſchwächen?
Seht da! der Boden reißt, die härtſten Felſen brechen.
Erſchrecklich weiter Schlund! o ungeheure Kluft!
Wo iſt der Grund, das Maaß der aufgeborſtnen Gruft?
Kaum iſt der Bruch geſchehn, ſo ſieht der Menſch mit Schrecken,
Den dickſten Schwefeldampf des Him̃els Licht verſtecken,
Weil ſich ein düſtrer Rauch in weiten Kreiſen zeigt,
Und gräßlich von Geſtank aus dieſer Höle ſteigt.
Kein flammenſchwangrer Berg, in deſſen tiefen Gründen
Sein Eingeweide tobt, die Adern ſich entzünden,
Und ſein Gebrüll bereits des Auswurfs Anfang droht,
Setzt ſeine Nachbarſchaft in größre Furcht und Noth.

Noch laurt die bange Welt. Man fragt: was ſoll entſtehen?
Doch ſeht, es läßt ſich dort ein Ungeheuer ſehen.
Seht da! was kriecht hervor? Was heckt dich, Scheuſal, aus?
Verfluchte Misgeburt, was ſuchſt du hier ein Haus?
O ungeſchickter Leib! O ungeſtalte Stücke!
Wie iſt dein Hals gebeugt? Wie ſchief dein hoher Rücke?
Dein Bauch iſt aufgeſchwellt: es ſchloddert Arm u. Bein,
Und beyder Paare Maaß ſtimmt gar nicht überein.
Die ganz zerfetzte Fauſt krümmt ſich in Adlers Klauen.
Wen wird nicht vor dem Fuß mit Bärentatzen grauen.
Wie ſcheußlich iſt der Kopf! Wie häßlich dein Geſicht!
Wie ſchäumt das dicke Maul, das alles ſtammlend ſpricht,
Die Naſe mag vielmehr ein Habichtsſchnabel heißen:
Man lernt kein Menſchenohr nach deinem abzureißen.
Wie? biſt du Maulwurfsart? Wo ſteckt der Augen Paar?
Es deckt recht fürchterlich ein langes ſchwarzes Haar.
Wie tief ſind ſie verſenkt? Kaum mag mans Augen nennen,
Und einen rothen Kern, in gelb gefaßt, erkennen.
Dein trüber ſchieler Blick iſt auf dein Vaterland,
Des Abgrunds Mittelpunct, beſtändig hingewandt.
Bald ruht der eine Theil der ſtets verſchränkten Glieder,
Der andre raſ't indeß, und hält die andern nieder.
Bald iſt der ganze Leib mit Ungeſtüm erregt,
Da alles kriecht und hüpft, ſich dreht und ſtampft und ſchlägt.
Es iſt kein Maaß beſtimmt, kein Ziel voraus betrachtet,
Auf keine Bändigung, auf kein Geſetz geachtet.
Und dieſe Höllenbrut übt ſich in Raſerey,
Daß alles, nebſt ihr ſelbſt, noch mehr verſchlimmert ſey.

So läuſt das Laſter hin, der Feind von allem Guten.
O Menſch, ein ſchwaches Schiff bey aufgethürmten Fluthen,
Wo alles blitzt und kracht, hat kaum ſo viel Gefahr,
Als dir von ferne droht. Was wirſt du mehr gewahr?
Dein Widerſacher trägt ein angebohrnes Zeichen:
Dieß warnt dich, ihm ſo gar von weitem auszuweichen.
Es dampft die gelbe Haut: ein dicker Dunſt und Duft
Steckt an, und ſchwärzt umher den ganzen Kreis der Luft.
Er zeugt ihn aus ſich ſelbſt, und wird nicht ausgezehret,
Wenn gleich bey ſtärkrer Wuth der Ausfluß ſich vermehret.
Ein ungeheurer Stank wird ſtets damit gepaart.
Kein Hauch der Peſtilenz, kein Gift iſt ſtärkrer Art.
So bald der kleinſte Staub des Menſchen Leib beflecket,
Wird alles ſchwarz davon, verderbt und angeſtecket.
Die Tugend flieht davor: es haßt der höchſte Geiſt
Des Laſters Nachgeburt, das Kind, das Schande heißt.

Der gräuliche Tyrann ſucht Sklaven zu erbeuten,
Und was die Tugend pflanzt, ganz raſend auszureuten;
Er brüllt dem Menſchen zu: „komm! wähle mein Gebieth!
„Iſts nicht ein hartes Joch, in dem dein Nacke zieht?
„Der Zepter, dem du dienſt, ſetzt dir gar enge Schranken;
„Mir haſt du, wenn du folgſt, ein freyeres zu danken.
„Reiß deine Feſſeln ab! Mein Arm iſt ſtark und groß,
„Ich helfe: tritt herbey! ſo biſt du zügellos.

Es iſt kein Donnerſtral, der von bejahrten Eichen,
Wohin ein Wandrer ſich, dem Regen zu entweichen,
Mit angeſtrengtem Schritt und ſtarkem Athem ſehnt,
Das Haupt von der zerſchlägt, an die er ſich gelehnt,

Und ihn nicht mit gerührt, der größern Schrecken bringet,
Als hier dem Sterblichen durch Mark und Beine dringet.
Des Unthiers ſtarker Laut betäubte Herz und Ohr,
Daß er Gehör und Witz zugleich faſt ganz verlohr.
Kaum kann er aus dem Schall u. oft zerbrochnen Stücken,
Die hergeſtammlet ſind, den Sinn zuſammen rücken;
Kaum iſts, wie ärgerlich der Antrag ſey, entdeckt:
So ſieht er ſchon nach ſich die Klauen ausgeſtreckt.
Der Menſch entwich geſchwind, mit Recht erzürnt, abſeiten,
„Wie, ſpricht er, Ungeheur, und du willſt mich verleiten!
„Soll meines Schöpfers Huld ich ſelber mir entziehn,
„Der Tugend treulos ſeyn, und meine Wohlfahrt fliehn!
„Ich weis zwar, Schreckenbild, ich, der ein Reich erleſen,
„In dem man dich nicht keñt, noch nicht dein innres Weſen:
„Doch deine Forderung legt ſolches deutlich dar,
„Und dein verhaßter Duft machts gleichfalls offenbar.
„Ich, dem der Tugend Licht, die Ehre, zugeſellet,
„Soll ſchwarz und ſcheuslich ſeyn, wenn Schande mich verſtellet?
„So lange meine Bruſt noch menſchlich heißen ſoll,
„So trägt ſie gegen dich den allerſtärkſten Groll.

Es heult der Menſchenfeind. Sein Wunſch iſt fehl gegangen,
Drum krüm̃t u. dreht er ſich nach Art erboßter Schlangen.
Er reißt ſein langes Haar bey vollen Fäuſten aus;
Kaum fehlts, er kriecht zurück in ſein verlaßnes Haus.
Doch ſo, daß nichts verſehrt, vom Erdkreis Abſchied nehmen
Wirkt in des Mörders Bruſt ein gar zu bittres Grämen.
Hat den erwünſchten Raub kein dreuſter Hieb gefällt:
So wird mit größrer Liſt ein heimlich Garn geſtellt.

Er nimmt ſich tückiſch vor, der Tugend nachzuſchleichen,
Um etwas ihres Lichts von weitem zu erreichen.
Sein Vorſatz glückt. Was folgt? ein falber Wiederſchein;
Doch bloß des halben Theils. Er muß behutſam ſeyn,
Daß er das finſtre Stück beſtändig abwerts kehre.
Seht da das Afterlicht, das Blendwerk **falſcher Ehre!**

Das Laſter ſpringt vor Luſt, indem es dieß erfand.
Es wird den Augenblick das Kunſtſtück angewandt.
Nun kann ſein falſcher Schein der Menſchen Augen blenden.
Er greift ihn, ſo verſtellt, mit weit geſtreckten Händen:
Und jener, ganz bethört, ergiebt ſich, naht herbey,
Und meynt, daß itzt ſein Schiff im ſichern Hafen ſey.

Betrogne Creatur! verführter Erdbewohner!
Brichſt du den ſtärkſten Eid, und biſt kein Selbſtverſchoner?
Kein unbewehrtes Lamm, dem Stall und Mutter fehlt,
Wenns ihm zum Aufenthalt des Wolfes Höle wählt:
Kein Täublein, das verirrt dem Adler zugeflogen,
Wird je erbärmlicher, als du, o Menſch, betrogen.
Geleit, und Huld, und Glanz von deiner Königinn,
Schmuck, Ehre, Sicherheit, dein Heil, iſt alles hin.
Wie zerrt dich dein Tyrann? du mußt ein Scheuſal werden.
Ein Brand zur Höllenglut, ein Märtrer ſchon auf Erden.
Und da du Licht geſucht, wie? wirſt du nicht erſchreckt,
Da dich der Schande Duft doch ſchwärzt und ganz bedeckt?

So iſt des **Laſters Reich**, die Peſt der Welt, entſtanden;
Es dehnt ſich plötzlich aus, und herrſcht in allen Landen.
Je mehr der Menſchen Zahl ſich mit der Nachwelt mehrt,
Je größer iſt der Schwarm, der dieß Gebieth begehrt.

Berauſchte Sterbliche! wenn ſoll der Dunſt verrauchen?
Wenn, wachend Träumende, weñ wollt ihr Witz gebrauchen?
Wenn merkſt du, krankes Volk, dein Grab ſey ſchon bereit?
Wie lange währts, daß ihr freywillig Sklaven ſeyd?

Ihr ſprecht „wir ſehen Licht: dieß iſt, wornach wir ſtreben.
„Kann uns nicht unſer Fürſt erwünſchten Antheil geben?

Doch hört: bemerkt die Glut, die euch den Mittag zeigt.
Seht an der Sonnen Kreis, der itzt am höchſten ſteigt:
Der ganze Luftraum ſtralt von den empfangnen Flam̃en;
Ein reiner Feuerſtrom fließt überall zuſammen,
Es ſpiegelt ſich die Welt mit ſchön gefärbter Tracht,
Weil ſie des Lichtes Quell belebt und hell gemacht.
Nun denkt, erkennt ihr ſonſt ein Bild, das völlig gleichet:
So iſt der Ehre Glanz, den uns die Tugend reichet.
Habt kurze Zeit Geduld: des Tages Schein vergeht:
Euch ſchreckt die Finſterniß, die rings um euch entſteht.
Doch ſeht: ein neues Licht! des Mondes volle Scheibe.
Sie ſchimmert: fließt denn dieß aus ihrem finſtern Leibe?
Iſt nicht der Schein entlehnt, und bleich, und ungewiß,
Und blendend? wißt ihrs ſelbſt: iſts Licht? iſts Finſterniß?
Schaut unverwandt hinein: kein Vorhang darf euch decken.
Hier liegt ein ſchwarzes Stück, und dort ſind dunkle Flecken:
Und könntet ihr nachher auf jener Hälfte ſtehn,
Ihr würdet ſonſt auf nichts, als ſchwarzem Boden, gehn.
So iſt der Wiederſchein, in dem das Laſter ſchimmert,
Der falſchen Ehre Glanz, der euch vor Augen wim̃ert.
Wie, Menſchen, ſolltet ihr vom Mond- und Sonnenſchein
Nicht gleich den Unterſchied zu merken fähig ſeyn?

Doch liebt ihr Mond und Nacht, ſo höret den Schwärmen
der Eulen,
Mit gräßlichem Geſchrey und Trieb zum Rauben, heulen:
Kein ſchwüler Mittagsſtral hat ihren Flug erregt,
Weil den der trübe Kreis der Augen nicht erträgt.
Die Abenddämmrung kömmt: der Mond iſt aufgegangen:
Da kriechen ſie hervor: ihr Tag wird angefangen.
Doch merkt, ſie ſchleichen fort: der Morgen bricht herein.
Wie, Menſchen, wollt ihr denn den Eulen ähnlich ſeyn?

A. P. L. C.

* *

Von dem Nutzen des Krieges.

Der Nutzen des Krieges iſt zufällig; und es wäre zu wünſchen, daß wir deſſelben gar nicht nöthig hätten. Sollten die Menſchen, welche in wichtigen Geſchäfften gebrauchet werden, einander am Verſtande gleich werden, und in der Wahrheit einig ſeyn; ſollte ein billiger Glaube unter allen Arten von Menſchen ſo gemein werden, daß ſich niemand mit unnützen oder gegründeten Zweifeln ſo wohl in Anſehung des Vortrags unerkannter Wahrheiten, als auch in Erzählungen, plagen dürfte: ſo würde der Streit, Proceß und Krieg von ſelbſt wegfallen. Da aber Unwiſſenheit, Dummheit, und wütende Begierden ein allgemeines Laſter ſind: ſo iſt der Krieg eine nützliche Sache, die aller Vernunft entwohnten Geſchöpfe, welche ſo wohl die

Wahrheit, als den hiſtoriſchen Glauben für nichts halten, dadurch zu verbeſſern, oder diejenigen, die ſich nicht beſſern laſſen, aus dem Wege zu räumen. Es iſt wahr, der Krieg fällt Böſen und Guten beſchwerlich; er reibt vielleicht beyde auf: es iſt aber dennoch zu vermuthen, daß die göttliche Vorſicht ſich deſſelben bedienet, die menſchliche Geſellſchaft von dem übermäßigen Unflathe zu ſäubern; zumal da das göttliche Gericht genauer, als das menſchliche wiſſen kann, welche Menſchen unter die ſchädlichen und der Wahrheit und Tugend im Fortgange nachtheiligen zu zählen ſind. Der Krieg, und die damit verknüpfte Furcht hemmen einigermaßen den Anwachs der Begierden in der Ausübung, und machen, daß gewiſſe Laſter keine Mode, noch allgemein werden. Ueberwöge die Größe der Vernunft, der Einſicht und des Glaubens, die Größe der Dum̃heit und der unordentlichen Einbildungskraft: ſo würde dieſer Nutzen, wo nicht ganz, doch größten Theils wegfallen. Weil aber der Menſchen allgemeines Verderben in verſchiedenen Zeiten der gewaltſamen Mittel zur Verbeſſerung nöthig hat: ſo iſt der Krieg, ohne auf den Schaden einzelner Perſonen und Völker zu ſehen, als ein allgemeines Mittel nicht gänzlich zu verwerfen. Die Menſchen haben ſich die daraus entſpringenden Uebel ſelbſt zuzuſchreiben, weil ſie nothwendiger Weiſe die Urſache ihrer eigenen Uneinigkeit ſelbſt ſind. Man wird ſagen, wie viel Perſonen leben in Europa in Uneinigkeit? wird die Zahl derer, die anitzt kriegen, auch wohl 200 überſteigen? Allein dieſe Ausflucht hilft nichts; denn in geringern Dingen iſt der Proceß unter den Menſchen etwas gewöhnliches, den die Kunſt ſtatt eines wirklichen Krieges, in einen Federkrieg verwandelt hat. Gott bedienet ſich zu vieler Beſſerung, durch Zulaſſen, der ſtrengſten Mittel, unter welchen diejenigen, welche von des Menſchen Willen abſtammen, nicht nöthig ſind; er drohet mit zeitlichen und ewigen Strafen, er verſpricht aber auch Belohnungen von großem Werthe. Er iſt nicht wie ein wilder und hitziger Officier, der, weil er in Kriegesdienſten ſteht, ſich berechtiget zu ſeyn glaubet, die Menſchen zur Erlernung der Kriegsübungen, wie das Vieh, zu zwingen. Nein, er kennt die Stärke der Verſprechungen, der Belohnungen, und weis, daß Güte, Geduld und Langmuth oft das thun, was die Marter bis zum Tode auszurichten oft nicht vermögend iſt. Es mangelt nicht an Exempeln derer, die unter vielen Schmerzen ihren Willen ungebrochen haben erhalten können, und die mit ungezwungenem Willen geſtorben ſind. Zum Guten und Böſen kann man wohl die Menſchen durch äußerliche Mittel bewegen; zwingen aber kann man ſie nicht; ja die härteſten Mittel, wenn ſie ohne Klugheit angebracht werden, verhärten mehr. Ungeachtet dieſer Kenntniß bedienet ſich dennoch die göttliche Vorſehung der harten Mittel, um die Ungehorſamen und Unverſtändigen unter das Geſetz zu bringen, denen es ein Joch wird, wenn ſie das Geſetz nicht einſehen können, oder wenn ſie ihm Glauben geben ſollen, und denen es gegentheils angenehm iſt, wenn ſie ſich des letztern entübriget ſehen können.

Eine Art von harten Mitteln iſt der Krieg, und daher ein in der göttlichen Haushaltung zur Beſſerung

rung nöthiges Mittel. Die Griechen übten ihre Jugend in artibus gymnaſticis, theils zur Erhaltung der Geſundheit des Leibes, theils zum Nutzen im Kriege; ſie zwungen aber keinen mit Stockſchlägen darzu, ſondern ſie bedienten ſich der Ehre, oder gewiſſer Verſprechungen der ihnen angenehmen Sachen, oder anderer Dinge, die einen Preis und Werth hatten; und man erzählet, daß ſie viel unmöglich ſcheinende Sachen zur Wirklichkeit gebracht haben. Mir ſcheint es daher der menſchlichen Natur ſehr gemäß zu ſeyn, daß ein Menſch bey ſeiner Unwiſſenheit der ſtrengen Mittel ſich ſehr ſpät bedienen müſſe, damit die Mittel der Vereinigung, das iſt, die Güte, nicht zur Unzeit verworfen werden. Ja es hat ein Oberer den Untern, der zur Unzeit Gewalt brauchet, als einen ſolchen Menſchen anzuſehen, der zu ſeiner Beſſerung nicht die Gelindigkeit, ſondern der größten Strenge nöthig hat; denn wer niemanden verzeihen will, der verdienet auch keiner Vergebung, und iſt am erſten des Todes ſchuldig, wenn er gefehlet hat. Wir vergeben unſern Schuldigern, bethen alle Critici täglich im Vater unſer: allein ſie thun es ſo wenig, als der beſte Kriegesknecht. Es iſt demnach die Pflicht, welche die Vergebung erfordert, ſtärker als die, welche uns die Gewalt auszuüben, der Krieg zu führen erlaubet.

Die Erfahrung verbeſſert oft den Verſtand, und folglich den Willen, wenn er ſchwach, oder durch Moden und Gewohnheiten verfinſtert iſt; und wie wollte die Lehre kräftiger werden können, als wenn die Furcht die Einſicht zur Wirklichkeit bringet? Alsdann können oft die Begierden bey allen Menſchen die ſtärkſten und gewohnteſten Begierden ſtillen, die ihnen ſonſt unüberwindlich zu ſeyn ſcheinen. Und wie kann ein bevorſtehender Krieg, oder die Erſcheinung einer zufälligen Figur am Himmel, und unſerm Horizonte nicht die Leute in einen Stand ſetzen, daß ſie ſich ihrer Fehler mit vieler Reue erinnern! Die Furcht und Einbildung iſt um ſo viel ſtärker, je geringer der Verſtand, und je lüderlicher ihre Lebensart bisher geweſen iſt; da gegentheils die ordentlichen verſtändigen und gewiſſenhaften Menſchen ihre Affecten und Begierden beruhigen, und durch das Vertrauen auf die göttliche Regierung ſtillen können, und dieſes nach der Größe ihrer Vollkommenheit, zwar bey Heiden ſo wohl als bey allen vernünftigen Menſchen. Bey wahren Chriſten iſt es am merklichſten; bey den Heyden, deren natürliche Religion ſehr ſchlecht iſt, am ſchwächſten.

Mit den zufälligen Begebenheiten iſt die Verſuchung verknüpfet. Dieſe kann durch andere Menſchen geſchehen; daher ſaget man, daß die Probe eines ſtandhaften Gemüths drey Stücke wären, der gefüllte Becher, das Spiel und das Frauenzimmer. Man kann den Krieg, und noch andere Stücke mehr dazu ſetzen. Daran kann ſich einer ſelbſt und ſeine Fehler nebſt andern Schwachheiten kennen lernen. Die Vernunft weis nicht, daß wir über unſer Vermögen nicht verſuchet würden, ſondern dieſe Regel der göttlichen Haushaltung erfahren wir durch die Schrift. Vielleicht läßt es ſich noch aus den Begriffen der natürlichen Gottesgelahrtheit herleiten. David hat es im 125 Pſalm v. 3. kund gethan, ehe es der Verſtand eingeſehen hat. Den Verſuchungen Widerſtand zu thun, gleichgültig zu ſeyn, in Dingen, die nicht zu ändern ſind, oder wenigſtens nicht lange in dem Affecte zu verharren ; das ſcheint wohl der höchſte Grad der practiſchen Weisheit zu ſeyn, wohin es ein Menſchen bringen kann. Wäre der Wille des Menſchen vollkommen gebeſſert: ſo hätten wir nichts zufälliges Böſes von den Menſchen zu erwarten. Nichts bliebe uns übrig zu ertragen, als die natürlichen phyſikaliſchen Veränderungen, die allezeit gut, und nach den Geſetzen der Natur vollkommen ſind. Der Krieg, der ſeinen Grund in dem Willen der Menſchen hat, würde gänzlich wegfallen. Gegenwärtig entdecket er uns in andern unſere eigene Unwiſſenheit in Rechtsſachen, oder den Mangel eines billigen Glaubens, den wir andern, als das letzte unſerer guten Bemühungen, ſchuldig ſind. Dieſes iſt der beſte Nutzen, den wir daraus ziehen können, ob er gleich ein moraliſches Uebel iſt ; und es iſt eine Erdichtung, wenn wir ihn wegen des guten Nutzens, den er haben kann, gut nennen. Wie ſehr wäre es zu wünſchen, daß er uns denjenigen Nutzen leiſtete, den er leiſten kann; die Menſchen würden geneigter zum Frieden ſeyn, als ſie es wirklich nicht ſind.

M. n. b. m.

* * *

An Leonisden.

Die Sonne weicht, die Schatten ſteigen,
Das Land wird ſchwarz, die Vögel ſchweigen,
Es herrſchet Still und Dunkelheit;
Der Hirt legt Stab und Flöte nieder,
Und ſucht die ſüße Ruhe wieder,
Die er ſchon früh dem Fleiß geweiht.

Der ſanfte Weſt durchſtreicht die Wälder,
Der kühle Thau erquickt die Felder,
Der ferne Mond ſpielt mit dem Bach;
Verliebte ſuchen dunkle Hecken,
Sich vor den Alten zu verſtecken;
Der Traumgott ſchleichet ihnen nach.

Dieß hieß auch mich zur Ruh verfügen;
Ich träumt und fand, welch ein Vergnügen!
Ein Bild, das einer Göttinn glich.
Den Blick, den Reiz, den Mund, das Lachen,
Weis keines Malers Kunſt zu machen,
* Wenn ihm auch Pehn und Harper wich.

Erſt ſah' ich nach den braunen Haaren,
Die glänzender, die ſchöner waren,
Als die Anakreon beſchreibt.
Ihr Auge wies bey jedem Blicke
Die Luſt, die Zärtlichkeit, das Glücke,
Wozu uns Lieb und Unſchuld treibt.

---

* Zween berühmte Hofmaler des preußiſchen Königs.

So wie die Sonne, we[illegible] ſie ſteiget,
Mit ſtiller Majeſtät ſich zeiget.
Und an dem blauen Himmel prangt:
So kann ihr blaues Aug entzücken,
Das Sittſamkeit und Freyheit ſchmücken,
Das Ehrfurcht fordert und erlangt.

Ihr Mund weiſt, durch ein ſchmeichelnd Lachen,
Die Triebe, die uns glücklich machen,
Und macht das ſchönſte Herz uns kund.
Iſt was ſo ſchön, als jene Triebe,
So iſts dieß, ſagſt du ſelbſt, o Liebe!
So iſts ihr küſſenswerther Mund.

Ihr weißer Hals muß mir und allen,
Die zärtlich denken, wohlgefallen;
Weit mehr gefällt noch ihre Bruſt.
Die Bruſt, der Wohnplatz aller Freude,
Der Vorwurf von ſo manchem Neide,
Der Urſprung meiner Ruh und Luſt.

Nichts kann dem Gang, nichts den Geberden,
An Reiz und Pracht verglichen werden;
Ein ſolcher Anblick nahm mich ein.
Mein Blut fing ſtärker an zu ſchlagen;
Ich rief bey Unruh, Furcht und Klagen,
O könnteſt du doch bey ihr ſeyn!

Doch kaum war dieſer Wunſch geſchehen,
So ſchämt ich mich, ihn zu geſtehen,
Er kam mir zu verwegen vor.
Wunſch, Ruh und Hoffnung war verlohren;
Wer liebt, vermehrt die Zahl der Thoren,
Doch iſt er ein vergnügter Thor.

Dieß war, was ich im Traum gedachte,
Bis ich von dieſer Stimm erwachte,
Ein Schall, der niemals ſich verliert,
Sey froh! du ſahſt in dieſem Bilde
Dein Glück, die ſchöne Leonilde,
Die längſt dein zärtlich Herz gerührt.

Ja, Leonilde, ja ich ſchwöre,
Bey Liebe, Tugend, Pflicht und Ehre,
Du machſt mich glücklich, du allein.
Mein Wunſch, mein Herz ſind dir ergeben;
Ich lebe bloß, für dich zu leben,
Und auch im Tode bin ich dein.

Doch, Himmel, kannſt du dieſes wollen,
Sie hat mich gleich beherrſchen ſollen,
Kaum ſah ich ſie nur einmal an.
O warum ſoll ich denn die Gaben,
Den Witz, die Munterkeit nicht haben,
Wodurch ich ihr gefallen kann?

Joh. Heinrich Genſel.

* *

Neue Erfahrungen von den Dünſten.

Die Beſcheidenheit iſt leider zur Gewohnheit unter den Gelehrten geworden; und dieſe Gewohnheit iſt in der That ſehr verdrießlich und beſchwerlich. Ich würde gewiß von mir und meiner Arbeit itzt mehr Gutes ſagen, als jemals ein Schriftſteller von ſich geſaget hat, wenn ſie mich nicht daran verhinderte. Es könnte einem Gelehrten noch ſo hingehen, wenn er von ſeinem Nächſten das Beſte dächte: allein man kann es ihm wahrlich nicht vergeben, wenn er nicht von ſich das Beſte redet. Vorzeiten war es in dieſem Stücke beſſer. Ein Schriftſteller mochte von der ganzen Welt verſpottet werden, ſo wünſchte er dennoch zu Hauſe ſich und der ganzen Welt Glück, daß er gebohren und abgeſchrieben worden. Denn man muß wiſſen, daß um Horazens Zeiten kein Schriftſteller gedruckt wurde. Dieſes erinnere ich nur für die Gelehrten im Vorbeygehen. Doch ich will die alten Zeiten nicht zu ſehr loben; man möchte mich für einen ſiebenzigjährigen Greis halten, wenn ich unſere Tage zu ſehr tadeln wollte. Ich will alſo immer nach und nach anfangen, auf meine neuen Erfahrungen von den Dünſten zu kommen, ohne meine Gaben, wie es billig wäre, der Welt anzupreiſen. Ein gelehrter Naturkündiger, der Patriot, hat mich darzu veranlaſſet; ich habe aber in den Dünſten weder Spitzſeulen, noch Baſilisken ſehen können. Eh ich ſie ſelbſt erzähle, muß ich erinnern, daß ich nur von denen Dünſten Erfahrungen geſammlet habe, welche ſich entweder um die Menſchen, oder um die Sachen herum befinden, mit welchen ſie umgehen. Ich habe nicht nöthig, meinen Leſern die Art und Weiſe zu entdecken, wie ich zu dieſen Erfahrungen gekommen bin. Vielleicht zweifeln gar einige Freygeiſter daran, die an vielen Dingen zweifeln, welche doch ziemlich vernünftig ſind. Allein dieſen Herren will ich nur im Vertrauen ſagen, daß ich einer von denen Autoren bin, welche ſich nicht viel um das Urtheil ihrer Leſer bekümmern, wenn ſie nur geleſen werden.

Den erſten Anlaß zu meinen Beobachtungen habe ich bey einem meiner Mitbrüder, einem Schriftſteller, bekommen. Dieſer gute Freund war ſo unglücklich geweſen, in die Verſuchung zu gerathen, daß er etwas von ſeinen Arbeiten wollte drucken laſſen. Die Preſſe lieferte ſeine Aufſätze der Welt; man las ſie, man legte ſie wieder hin, ohne ein Misfallen an ihnen zu haben. Wenn man ſeine Schriften erſt einmal in den Buchläden ſieht, ſo läßt man ſich von der Verſuchung, ſich gedruckt zu ſehen, auch das andremal leicht überwinden. Er machte noch eine Schrift bekannt. Zum Glücke oder zum Unglücke; denn ich weis nicht, was eigentlich das Lob iſt; fiel ſeine Schrift unter die Feder eines Zeitungsſchreibers. Sie wurde angekündiget, und mit vielen Lobeserhebungen den Gelehrten gegen alle Winde empfohlen. So wenig einer auch zum Hochmuthe geneigt ſeyn mag, ſo leicht kann man ſtolz werden, wenn man von einem wöchentlichen Geſchichtſchreiber gelobet wird. Ich war gleich bey meinem guten Freunde, als er ſeine Lobſprüche in einem öffentlichen Zeitungsblatte las. Ich ſah ihn damals ſcharf an, und nahm nicht ohne Verwunderung Veränderungen an ihm wahr, die ſeinem vorigen Zuſtande ganz zuwider waren. Seine Augen, welche vor dieſem ordentlicher Weiſe ganz ſittſam und ſtille waren,

ren, wurden auf einmal feurig und wild: ſeine vordem geſetzten und ernſthaften Geberden verwandelten ſich in unbeſtändige und lächerliche Bewegungen: ſo wenig als er ſonſt zu reden pflegte, ſo viel Worte floſſen itzt von ſeiner gelöſten Zunge. Ich ſchwieg ſtille darzu, und erſtaunte über den Einfluß des Lobes, den es in den Körper, und aus dem Körper in die Seele hat. Ich würde demjenigen übel begegnet haben, welcher mir itzt die vorherbeſtimmte Uebereinſtimmung zwiſchen Leib und Seele behauptet hätte. Mein guter Freund legte das Blatt hin; und ehe noch zwo Minuten verfloſſen waren, nahm ers wieder, ſein Lob noch einmal zu leſen, das ihm keine Unkoſten gemacht hatte. Dieſes war mir ſehr lieb. Ich gab genau Acht, und entdeckte, daß von dem Blatte gewiſſe ſubtile Dünſte aufſtiegen: ich will itzt nicht unterſuchen, ob es trockne oder feuchte Dünſte geweſen ſind: nahe bey den Augen verwandelten ſie ſich in einen dünnen Nebel, und in einem Augenblicke zertheilten ſie ſich wieder über den ganzen Körper, und brachten die wunderbaren Bewegungen und Stellungen hervor, deren ich ſchon erwähnet habe. Die ganze Zeit über, da ich bey ihm war, wußte ich mich vor ſeinen Zunöthigungen, ſein Lob zu wiederholen, und ihm neue Schmeicheleyen zu machen, auf keine Weiſe zu retten. Himmel! wie oft mußte ich nicht ſagen, daß er den Ruhm verdiente, der ihm ertheilt worden war, wenn er hundertmal zu mir ſagte, daß er deſſelben unwürdig wäre! Ich habe dieſe Beobachtungen bey andern Autoren mehr in ſolchen Umſtänden angeſtellt, und allezeit auch

Dünſte aufſteigen ſehen. Ich halte dafür, daß dieſe Dünſte mit den geiſtigen Weindünſten eine Verwandtſchaft haben, welche bey den Menſchen auf einige Zeit ähnliche Veränderungen hervorbringen; nur daß jene ſtärker ſind, und langwierigere Zufälle verurſachen. Dieſe Dünſte hatten bey einigen einen beſondern Einfluß in den Daumen, Zeigefinger, und Mittelfinger. So furchtſam, zitternd, und ſchwer ſie ſonſt im Schreiben geweſen, ſo flüchtig, leicht und fertig wurden ſie auf einmal. Ich weis wohl eher, daß ſie bey einem Poeten ſo ſtark gewirket haben, daß er itzt in einer Stunde Trauerſpiele machet, da er zuvor in vier und zwanzig Stunden kaum ein Sonnet zuwege bringen konnte.

Dieſer Zufall munterte mich auf, wieder Dünſte zu ſehen. Ich habe ſo ſcharfe Beobachtungen hierauf darüber angeſtellt, daß ich itzt beynahe nichts, als Dünſte, ſehe. Meine andere Beobachtung habe ich in Geſellſchaft von Frauenzimmer gemacht. Nerine that ſich durch ihre Zunge unter den andern Schönen hervor. Sie war ſo geſchwätzig, als ein Juriſt, wenn er einen Proceß anſtiften will. Doch ſie redete nicht von der Geſundheit, vom Wetter, vom Putze und von Haushaltungsſachen: dieſe Dinge waren alle zu geringſchätzig für ſie. Sie war viel zu liebreich gegen die Abweſenden, als daß ſie nicht hätte von ihnen reden ſollen. Sie wollte eben von ihren Nächſten nichts böſes ſagen: man müßte nicht alles nachreden, was die Leute übels ſagten; aber das wäre doch auch gewiß, daß keine Nachrede und Verleumdung wäre, an der nicht etwas wahr ſeyn ſollte. Ihre junge Nachbarinn wäre zwar eine gute Chriſtinn; allein daß doch da immer ein Edelmann hingienge, das wäre doch auch verdächtig. Das Schlimmſte möchte ſie nicht nachſagen: ihre Magd hätte ihr zwar geſagt ; jedoch von ſolchen Dingen ſchwiege man lieber, wenn es auch wahr ſeyn ſollte. Nach und nach klagte ſie über die Menge von Laſtern und Thorheiten, die im Schwange giengen: ſie erzählte Beyſpiele davon; aber allezeit mit dem Zuſatze, daß ſie von ihrem Nächſten nichts Böſes ſagen wollte. Sie fieng an, witzig und ſcharfſinnig zu werden. Sie ward endlich über die Fehler ihrer Freunde ſelbſt ſo ſatiriſch, und hatte ſo viel Einfälle darüber, als ein Freygeiſt immer über die Gottesgelehrten und Geiſtlichen haben kann. Ich beobachtete Nerinen lange Zeit; allein ich konnte nicht gleich Dünſte entdecken; bis ich endlich um die Lippen einen dicken bläulichten Dampf gewahr ward, von welchem ſo gar der Spiegel, welchem ſie gleich gegen über ſaß, anlief, daß er lange Zeit nicht wieder helle ward. Ich hörte, daß dieſe Dünſte gegen einander ſtießen, und ein kleines nicht gar zu vernehmliches Geziſche machten. Man muß ein zärtliches Gehöre haben, wenn man es empfinden will: allein ich glaube auch, meinen Ohren zum Ruhme, daß niemand in der Welt ſchärfer, als ich höre. Dieſe blaulichten Dünſte verwandelten ſich endlich auf den Lippen in einen weiſen Schaum. Ich näherte mich Nerinen, damit ich ihn mit einer größern Aufmerkſamkeit betrachten könnte. Allein die Neubegierde iſt doch immer gefährlich. Nerine redete ſtärker, als ein Schwärmer, wenn er prediget; und dieſes machte, daß ein Tropfen von dem Schaume auf mich ſprißte, welcher ſehr beiſſend war, und mir empfindliche Schmerzen verurſachte. Ich trage von dieſer Beobachtung noch ein braunes Mahl, nahe bey dem Grübchen im Kinne, zum Andenken. Meine guten Freunde, welche mich über den Urſprung deſſelben gefragt, habe ich immer beredet, es ſey von der Furcht vor Geſpenſtern entſtanden.

Clarice iſt eine von denen Heuchlerinnen, welche ſich anzuſtellen wiſſen, als ob ſie ſchon im Himmel wären, da ſie doch in ihrem Herzen gar wohl wiſſen, daß ſie auf der Erde ſind. Ich habe mich ſonſt wirklich von dem Scheine verführen laſſen, und ſie für andächtig gehalten. Das habe ich mir nicht in den Sinn kommen laſſen, daß die Menſchen ehrlich, tugendhaft, aufrichtig, und edel ausſehen, und es doch nicht ſeyn könnten. Allein ſeitdem ich auf die Entdeckungen von den Dünſten gekommen bin, ſeitdem halte ich einen ehrlichen Mann ſehr oft für einen Betrüger, meinen beſten und aufrichtigſten Freund für meinen geſchwornen Feind, und einen edeln Mann für eine niederträchtige Seele, indem nur das Angeſicht von dieſen Leuten ehrlich, freundſchaftlich und edel iſt. Doch ich merke, daß ich von Claricen abgekommen bin; dieſes andächtige Frauenzimmer geht ſehr oft in die Kirche, und man kann auch ſagen, mit einer ſehr guten Art. Sie hängt den Kopf auf die linke Seite; ihre Augen ſind furchtſam und niedergeſchlagen, als wenn ſie Buße thäte; die frommen Hände ſind gefaltet, und beſtändig in einer heiligen Bewegung. Zuweilen wirft ſie einen Blick gegen den Himmel, und plötzlich ſieht ſie wieder auf die Erde. Sie höret in der Kirche ihre Nachbarinnen plaudern, und über die aus der Mode gekommenen Schleifen jenes Frauenzimmers lachen: ſie ſieht ſie verächtlich an, und wird über die Unart der Menſchen zornig. So bald als die Predigt angeht, ſo verwendet ſie kein Auge von der Kanzel, und man ſollte ſchwören, daß ſie ein Boden wäre, auf welchen die Predigt tauſendfältige Früchte bringen würde. Kann man ſich wohl vorſtellen, daß alle dieſe Bewegungen von etwas anders, als von einer heiligen Seele herrühren können? Wahrhaftig! ſie kommen von Dünſten her. Dicke, ſchwarze Dünſte ſind es, welche bald, wie die Nebel, ausſehen, die im Herbſte aufſteigen; dieſe Dünſte befinden ſich in großer Menge um die rechte Seite ihres Kopfes, und ſind ſo ſchwer, daß ſie denſelben auf die linke Seite beugen. Sie geben ihr ein verdrießliches und finſteres Anſehen; ich habe ſehr oft wahrgenommen, daß ſie in der Kirche zu der Zeit, wenn ſie an ihren Buhler gedenket, den eine heimliche Thüre und Treppe in ihrem Hauſe oft zu ihr bringen, ein vernehmliches andächtiges Ach hervorbringen. Dieſe Dünſte dehnen die Luft um ſie herum ſo ſtark aus, daß ſo heimlich ſie auch ihr Gebeth verrichtet, daſſelbe dennoch beynahe von allen in der Kirche gehöret werden kann. Sie kann in der That nichts dafür, daß ihre Seufzer ſo weit gehöret werden: die Dünſte machen es: denn ſie iſt keinen Leuten gehäſſiger, als denen, welche mit ihren guten Werken vor den

Menſchen wollen geſehen werden. Das iſt auch ihre Abſicht nicht, wenn ſie allen ihren Bekannten und Freunden ſaget, wie viel ſie jede Woche Allmoſen giebt. Sie mag im geringſten nicht mit ihrer Freygebigkeit pralen: ſie thut es bloß, andere durch ihr Beyſpiel auch zu dieſer Tugend zu bewegen. Sie nimmt in einem halben Jahre zehn Bedienten an, und jaget derſelben auch zehn binnen dieſer Zeit wieder fort. Allein daran iſt die gute Frau wieder unſchuldig. Dieſe Dünſte, von denen ſie oft umnebelt wird, machen ein ſchwarzes und trauriges Blut; und wider ihr Blut kann ſie ja nicht. Allein, ich muß ihnen, meine wertheſte Clarice, etwas ſagen, woran die Dünſte wohl nicht ſchuld ſind. Dieſe verurſachen wohl ihre Frömmigkeit, ihre Andacht, und ihre Barmherzigkeit. Allein rühret es wohl auch von den Dünſten her, daß ſie ſo genau unter der Predigt auf die Kanzel ſehen, und ihre Blicke ſo feſt darauf heften? Rühret wohl die Heiterkeit von denſelben her, die ſich alsdann gemeiniglich über ihrem Geſichte ausbreitet? O ich ſehe wohl, daß ſie nicht den Prediger, ſondern einen jungen Herrn ſo genau anſehen, welcher gleich neben der Kanzel auf der Emporkirche ſteht. Man darf ſie nur um dieſe Zeit anſehen, ſo wird man die Andacht in ihren Blicken nicht finden, die uns durch dieſelben betrog. Sie ſollten doch, meine hochgeehrteſte Clarice, hier ein bißchen weniger verrathen, daß ſie eben nicht in die Kirche gekommen wären, darinnen zu bethen und zu ſingen. Doch dieſes rühret von den Dünſten her, welche um den jungen Herrn ſind, und ſich bis zu Claricen hin ausbreiten, und ihre Bewegungen und Geberden ein wenig ändern. Dieſe Dünſte, und ihre Wirkungen will ich itzt auch etwas ausführlicher beſchreiben.

Leander iſt wohl gewachſen, und man kann ſagen, daß er eine Geſtalt hat, die einem jungen Frauenzimmer, welches einen alten reichen Greis heirathen müſſen, ſchon gefallen kann. Er hat von der Natur Verſtand genug bekommen, immer neue und koſtbare Kleider zu tragen, vormittags zu Hauſe das rechte Bein auszuſtrecken, und zu lachen, und nachmittags etliche Stunden auf dem Caffeehauſe zu pfeifen. Er kann auf eine wohlanſtändige Art fluchen; unvergleichlich ſpielen, und man muß ihm den Ruhm laſſen, daß er die Hiſtorien im Kalender gut zu leſen, und noch beſſer in Geſellſchaften anzuwenden weis. Er kann die Armeen klüger, als alle Generale in Europa, anführen. Wenn er heuer in den Niederlanden die große alliirte Armee unter ſich gehabt hätte, ſo hätte er, wie er vor vielen erfahrnen Männern behauptet hat, erſt die Feſtung Calais wegnehmen, alsdann nach Lyon gehen, und Toulon erobern wollen. Auf dieſe Weiſe würden die Franzoſen aus den ganzen Niederlanden vertrieben worden ſeyn. Ich halte auch dafür, daß er recht hat: es iſt nur zu bedauern, daß die großen Herren diejenigen, die ſolcher Dinge am beſten kundig ſind, am wenigſten zu ihren Dienſten brauchen können. Um die gelehrten Wiſſenſchaften hat er ſich nicht viel Mühe gegeben; er hat ſie denen überlaſſen, welche Prediger, Profeſſoren, und wie er ſaget, Schulmeiſter werden wollen. Sonſt ſollen, wie die ſpitzigen Köpfe von ihm ſagen, ſeine Geſpräche nicht ſehr vernünftig und geiſtreich ſeyn: bey einem jeden Scherze ſoll er auch eine Thorheit, und bey einer jeden Schmeicheley, die er einem Frauenzimmer, oder ſonſt jemanden machet, auch eine grobe Beleidigung ſagen. Sie wundern ſich daher, daß er bey den Schönen überall ſo wohl gelitten iſt. Keine Schöne unter zwanzig Jahren iſt vor ihm ſicher. Und man weis nur ein Frauenzimmer zu nennen, welches über ſeine unnatürlichen und übertriebenen Lobſprüche roth geworden iſt. Allein die Herren, welche ſich ſo darüber verwundern, verſtehen auch die Art zu leben nicht: oder vielmehr ſehen ſie die Dünſte nicht, die um einen ſolchen jungen Herrn ſind, und einen ſo ſtarken Eindruck in die Geſellſchaften machen, in welchen er iſt. Die Dünſte, welche um ihn ſchweben, ſind von verſchiedener Natur. Um ſeinen Kopf habe ich einen Dunſt wahrgenommen, welcher aus dünnen weißen Theilchen beſteht, welche einen ſtarken angenehmen Geruch von ſich geben. Er ſieht beynahe, wie ein Nebel von Puderſtaube aus. Auf der Weſte habe ich gewiſſe glänzende Dünſte geſehen, welche bey einigen einen gelben, bey andern jungen Herren einen weißen ſchimmernden Glanz von ſich warfen. Dieſer Glanz wirkt beſonders in die Augen, und bringt vornehmlich in denen Schönen eine gute Meynung von ihnen hervor, welche eben nicht durch ihre Auferziehung angewöhnet worden, über den wahren Werth der Dinge nachzudenken. Dieſe Dünſte, welche ſich in großer Menge um Leandern befanden, hatten einen großen Einfluß in Claricen gehabt, von der ich im vorhergehenden geredet habe. Sie läßt ihn zu Zeiten heimlich zu ſich kommen, und ſich von ihm tröſten, wenn ihr alter Ehherr zuweilen ſinnlich wird, ſie in Anfechtungen zu bringen, allein nicht ſtark genug iſt, Claricen darinnen zu überwinden.

Ich wollte den Müßiggängern zum Beſten wünſchen, daß jemand ein Werkzeug verfertigen möchte, durch welches man die Dünſte um die Menſchen ſehen, und ſie zeigen könnte. Wenn alsdann ein Savogard daſſelbe herum trüge, ſo würde er ſo viel Geld damit löſen, als der, welcher itzt in Paris mit der electriſchen Maſchine herum gehen ſoll, und anſtatt Schattenwerk an der Wand zu zeigen, Frauenzimmer Funken geben läßt. Ich verſichre, daß allein die Dünſte, welche man um Freygeiſter ſehen würde, mehr, als alle electriſchen Dünſte zum Erſtaunen reizen würden. Typhon, welcher den Catechismus gelernet hat, um damit ſpotten zu können, bildet ſich ein, vernünftig zu ſeyn, wenn er dasjenige leugnet, und damit ſcherzet, was doch ſeit unendlichen Zeiten die gelehrteſten und vernünftigſten Männer geglaubet und verehret haben. Er wird unverſchämt, munter und ſinnreich, wenn er der Offenbarung etwas zur Laſt legen, und die Geiſtlichen tadeln ſoll: bey andern Gelegenheiten aber iſt er abgeſchmackt, blödſinnig, und ſtumm. Wie frohlocket er nicht über eine Spötterey eines ſeiner Brüder, und wie machet er ſich nicht über die Ehrfurcht luſtig, die man, wie er ſaget, vor ſchwarzen Kleidern hat. Man iſt nach ſeiner Meynung von Vorurtheilen angefüllt, wenn man die Partey der Religion nimmt. Er würde klug ſeyn, wenn er nicht zu viel verſtehen wollte. Alle dieſe Eigenſchaften kommen von der beſondern Gattung von Dünſten her, die um die Freygeiſter ſchweben. So wahr iſt der Lehrſatz der alten Weltweiſen, daß nichts in der Seele ſey, was nicht vorher in den Sinnen geweſen iſt. Dieſe Dünſte müſſen vorzeiten in Deutſchland unbekannt geweſen ſeyn, weil ich von ihren außerordentlichen Wirkungen keine Nachrichten auftreiben kann. Sie gleichen denen Krankheiten, die ſich aus einem Lande in das andere fortpflanzen, und ſind ohne Zweifel über das Meer zu uns gekommen. Sie haben die Kraft, gewiſſe Gegenſtände in den Augen verkehrt vorzuſtellen. Vieles, was vernünftig iſt, bilden ſie in dem Gehirne lächerlich und ungereimt ab. Oft verdunkeln ſie die Augen der ſtarken Geiſter ſo, daß ſie da Finſterniß finden, wo heiterer Mittag iſt: und oft werden ſie da etwas gewahr, wo kein Menſch nichts ſieht. Sie machen ſchwindelnd, und trocknen das Gehirn aus, daß ſie oft Zufälle bekommen, die der Raſerey, oder auch der fallenden Sucht nicht unähnlich ſind. Es iſt wunderbar, daß ſich dieſe Dünſte oft bey Krankheiten, oder bey einem ſchweren Ungewitter verlieren, und es iſt ohne Zweifel den Donnern, welche die Luft von ſchädlichen und giftigen Dünſten reinigen, zuzuſchreiben, daß ſie die Luft auch von ihnen befreyen. Ich habe angemerkt, daß ſie im Alter, wenn die Jugendkräfte verflogen ſind, nach und nach verrauchen, und ſich in die Dünſte der Andacht verwandeln. Die größten Freygeiſter werden insgemein die größten Heuchler, wenn ſie gebückt gehen müſſen. Dieſe Dünſte ſind ſehr anſteckend, wie die Dünſte der Herrnhuter. Wie es viele Chriſten giebt, welche andere für ſich glauben, und der heiligſten Offenbarung gemäß leben laſſen: ſo giebt es auch Leute, welche bloß darum Freygeiſter ſind, weil es andere auch ſind. So groß iſt der Einfluß der Dünſte! Sie fangen ſchon an, unter den Deutſchen ſehr häufig zu werden. In Peſtzeiten läßt man die Glocken läuten, und Stücke losfeuern, die giftigen Lüfte zu vertreiben. Die Dünſte der Freygeiſter ſind viel ſchädlicher: man möchte Glocken lauten, und Stücke losbrennen: das würde ſo viel darwider, als die Kreuze an den Thüren wider die Hexen helfen. Das beſte iſt, was man thun kann: die Freygeiſter krank zu machen, und ſie in Ohnmachten fallen zu laſſen. Allein man muß ſich wohl dabey vorſehen, daß ſie nicht wieder geſund werden; denn wo ſie wieder zu Kräften kommen, ſo iſt zu befürchten, daß ſie die Kirchen ſtürmen. Ich könnte noch viele merkwürdige Erfahrungen von dieſen Dünſten erzählen: allein dieſe Materie iſt ſo reich, daß ich willens bin, ein großes Buch von ihnen zu verfertigen.

Gewiſſe Gelehrte, die es immer beſſer, als andere machen wollen, (eine Eigenſchaft, die ihnen gar nicht anſtändig iſt,) machen ſich vielen Kummer um die Ordnung in ihren Schriften. Ich für meine Perſon folge der natürlichen Ordnung, nach welcher ich dasjenige zuerſt hinſchreibe, was mir zuerſt einfällt. Sie hat darum bey mir vor den künſtligen Ordnungen,

gen, nach welchen ein Satz aus den andern fließt, den Vorzug, weil ſie im gemeinen Leben gebräuchlich, von den größten Gelehrten des vorigen Jahrhunderts angenommen, und von den heutigen Lateinern und Griechen beybehalten worden iſt. Ich habe angemerkt, daß die Poeten lieber geleſen werden, welche von einer Sache Verſe machen, und mit dem Gedichte fertig werden, da ſie ſelbſt noch nicht wiſſen, was ſie von der Sache haben ſagen wollen. Sie ſind klüger, als die Dichter, die den Gegenſtand, von dem ſie ſchreiben wollen, erſt überdenken, und ſich eine richtige Anordnung der Gedanken machen. Ihr Name wird dadurch ſo groß, daß ſie endlich zur Schönheit ihrer Verſe, ſie mögen rauh oder matt ſeyn, wie ſie wollen, nichts mehr als denſelben brauchen. Die Urſachen davon ſind leicht anzugeben. Der Haufe gemeiner Leſer iſt nicht gewohnt, viel zu denken. Es iſt viel zu mühſam für ſie, den Zuſammenhang in einer Schrift zu behalten. Sie müſſen mitten in dem Verſe eines Gedichtes einſchlummern, vier und zwanzig Stunden ſchlafen, und wenn ſie aufwachen, fortleſen können, ohne daß ſie die ſchon geleſnen Verſe wieder durchſehen dürfen, den Poeten zu verſtehen. Dieſe Ordnung halte ich in dieſer Schrift. Nunmehr wird man verſtehen können, wie ich vom Stutzer auf den Freygeiſt gekommen bin, und von dieſem auf Aemilien kommen werde. Sollte ich aber mit den philoſophiſchen Gelehrten einen Streit über meine Ordnung bekommen: ſo werde ich zu meinen Erfahrungen, die Jahre, Monate, Wochen und Tage drucken laſſen, in welchen ich ſie gehabt habe, damit ſie das Anſehen phyſikaliſcher Jahrbücher erhalten mögen.

Aemilie hat von der Natur eine ſolche Bildung bekommen, daß ſie gefallen wird, wenn ſie auch, ſo lange ſie jung iſt, nicht zehn kluge Worte ſaget. Allein ſie will ſich von dem Pöbel der Schönen abſondern, welche die Ehre, etwas ſchönes zu ſagen, dem männlichen Geſchlechte überlaſſen, und zufrieden ſind, einen ſchönen Mund zu haben, wenn er auch immer etwas häßliches reden ſollte. Allein ſie will zeigen, daß ſie außer einem ſchönen Körper, auch eine feine Seele habe. Daher redet ſie ſtets in allgemeinen Lehrſprüchen, in ſchimmernden Gegenſätzen, die ſie ſelbſt nicht verſteht, und in den künſtlichſten Figuren und Tropen. Es wird jemand in ihrer Geſellſchaft ſagen: es ſey itzt ein ſtürmiſches und unfreundliches Wetter. Sie wird bedachtſam antworten: daß es in der Welt einmal ſo gehe; alle Dinge wären veränderlich und abwechſelnd. Sie nimmt dabey allezeit eine Mine an, die einem alten Frauenzimmer wohl anſteht, an ihr aber nicht gefällt, weil ſie jung und ſchön iſt. Zu gewiſſen Zeiten würde ſie ein Indianer für eine vertraute Freundinn eines Brachmanen halten; ſo ernſthaft und weltweiſe ſieht ſie aus; bald zwingt ſie ſich zu ſcherzen, und aufgeweckt zu ſeyn; bald ſcheint es wieder, als ob ſie in einem tiefen Nachſinnen begriffen wäre; ſie iſt alsdenn bey gewiſſen Kleinigkeiten des Wohlſtandes nachläßig, damit man glauben ſolle, ſie vergißt dieſelben über die Wichtigkeit der Betrachtungen, mit welchen ſie beſchäfftiget ſey. Kurz, ſie will bey allen

Gelegenheiten mit ihrem Witze ſchimmern. In ihrem Herzen iſt ihr zwar mehr an dem Ruhme eines ſchönen, als an dem Namen eines witzigen Frauenzimmers gelegen; allein, ſie will doch die Ehre ihres Verſtandes und Geiſtes nicht ihrer Schönheit zu verdanken haben. Doch dadurch ſchadet ſie ſich ſehr. Ich werde mich nicht in Aemilien verlieben; denn ſo ſtark ihre Reizungen mich auch erhitzen möchten, ſo froſtig würden mich ihre Scherze machen. Zudem habe ich die Dünſte geſehen, von welchen ſie umgeben wird. Sie ſcheinen von feuriger Natur zu ſeyn, ſich aber zuweilen in Feuchtigkeiten zu verwandeln, wie etwa die ſalpetriſchen Dünſte im Sommer Hitze verurſachen, und doch eben diejenigen ſind, aus welchen der Regen mit entſteht. Sie verurſachen ſo wohl das muntere, als auch das tiefſinnige Weſen an Aemilien. Wenn ſie lachet, ſo bewegen ſie den Kopf ſanft von einer Seite zu andern; zuweilen machen ſie dieſelbe ganz unbeweglich, und ihre Glieder nachläßig, daß alsdann viele Leute meynen, ſie denke über etwas mühſam nach. Die Dünſte duften zum Theile aus den Zungen der Schmeichler und Stutzer, zum Theile auch aus den mittelmäßigen Romanen, und andern ſolchen Werken des Witzes der kleinen Schriftſteller aus. Aemilien iſt auch nicht leicht zu helfen. Sie hat einen weitläuftigen Kreis von ſolchen Dünſten um ſich. Die Dünſte werden ſich nicht eher verlieren, als bis ſie einen Mann bekömmt, der eben nicht witzig, aber arbeitſam iſt; wo ſie den Tag über ſelten reden kann, und ſich immer mit Haushaltungsſorgen beſchäfftigen, die andere Zeit aber, wenn

das große Licht der Erden,
Das Auge dieſer Welt, wie wir, auch ſchläfrig werden

will, der Liebe und Zärtlichkeit ihres Mannes wiedmen muß.

Es wäre ſchade, wenn bey einem witzigen Frauenzimmer nicht auch ein witziger Kopf ſeyn ſollte. Damals, als ich Aemilien betrachtete, habe ich Gelegenheit gehabt, über Alkandern meine Beobachtungen anzuſtellen. Alkander iſt ſo wohl in ſeinen als anderer Augen ein Gelehrter, und zugleich ein Autor. Ich habe dieſes mit Bedachte geſchrieben. Denn man hat wohl eher Exempel erlebt, daß jemand ein witziger Kopf, und von einem guten Geſchmacke, und dennoch kein Schriftſteller geweſen iſt. Er beſitzt viel Einſicht in die Natur der Dinge; er hat viel geleſen; und es beſſer geleſen, als es insgemein geſchieht; jedoch ſeine Gelehrſamkeit würde größer ſeyn, wenn er ſelbſt ſie nicht dafür hielte, noch auch für gute Briefe öffentlich gelobet würde. Nichts ſteht ihm übler an, als das Lachen; denn, ſo herzlich er auch lachet, ſo gezwungen läßt es doch. Eine von ſeinen rühmlichſten Eigenſchaften iſt diejenige, daß er keine Arbeiten eines andern Schriftſtellers für ſchön hält, weil er ſie nicht geſchrieben hat. Ich habe dieſe Tugend daher für ruhmwürdig erklärt, weil ſie ihm die größte Zufriedenheit gebiert. Bey fremden Fehlern geberdet er ſich ſo, wie ſich diejenigen anſtellen ſollten, die ſie begangen haben; allein ſeine eigenen werden ihn nicht ſo ſehr beunruhigen. Zuweilen lobet er ſich mit noch einem andern, mit einem ironiſchen Tone; dieſes darf man nicht für eine Demuth halten; man würde die Schwäche ſeines Geiſtes im Urtheilen dadurch verrathen. Das Lob ſelbſt geht auf ihn, und iſt aufrichtig; die Ironie aber fällt auf den, welchen er zu gleicher Zeit gerühmt hatte. Ich lobe ihn, daß er es demjenigen nie vergiebt, der ihn einmal beleidiget hat; und daß er denjenigen in allen für fehlerhaft hält, an welchem er einen Fehler findet. So ſehr er in Geſellſchaften gefällt, wenn er immer ernſthaft iſt, ſo berühmt würde er in der gelehrten Welt ſeyn, wenn er niemals ſcherzen oder ſpotten wollte. Nichts weniger ziert ihn, als die Mine eines Spötters. Bey ſeiner Satire ſieht man die Bockfüſſe eher, als das ſpöttiſche Geſicht. Er machet es wie die Kunſtrichter, die auf einer Seite auf eine attiſche ſcherzhafte Art loben, und auf der andern doriſch ſchimpfen. Die Dünſte, die ich um ihn wahrgenommen habe, ſind ungefähr wie diejenigen, welche man um alle Jünglinge herum antrifft. Sie ſind in einer unbeſtändigen Bewegung, und von der Kraft, bey dem Ernſthafteſten etwas leichtſinniges in ſeinem Geſichte, und in ſeinen Geberden hervorzubringen. Telemach erzählet dem Mentor einmal, daß die Luft in Cypern, und alle Gegenſtände weichlich, wollüſtig, und träge machen. Ich überlaſſe es denjenigen, welche für gelehrt in der Welt gehalten werden, weil ſie gelehrte Bücher beſitzen, die ſie abgeſchrieben haben, ein groß Buch zu ſchreiben, und dieſe Vergleichung weitläuftiger auszuführen.

Ich werde hier die Erzählung meiner wichtigen Beobachtungen unterbrechen, und eine Ausſchwei-

fung

ſung machen : meine Leſer werden ſagen, daß ich ſchon viele Ausſchweifungen gemachet hätte. Es iſt an dem, und davon will ich die Urſachen itzt entdecken. Es iſt unter uns Gelehrten die Gewohnheit, der Welt zu verſprechen, in unſern Schriften dieſe oder jener Materie auszuführen, und in der Ausführung ſelbſt eine andere abzuhandeln. Dieſes iſt die regierende Mode, welcher man folgen muß, wenn man um den öffentlichen Beyfall arbeitet. Diejenigen, welche die Stapelgerechtigkeit über das Lob haben, rühmen alsdann, daß der gelehrte Verfaſſer eines Buches mehr geleiſtet, als er auf der Aufſchrift ſeines Buches verſprochen hatte. Ich bin ehrgeizig genug, eben dieſen Ruhm zu ſuchen. Ich bin nur darinnen von andern Schriftſtellern unterſchieden, daß ich ehrlicher bin, und es geſtehe, daß ich ausſchweife. Die gelehrten Gebräuche ſind ſo wenig, als die Gewohnheiten der Zünfte und Handwerke, abzubringen. Daher war es gefährlich für mich, Neuerungen anzufangen. Es wäre mir leicht, eine philoſophiſche Entſchuldigung für meine Ausſchweifungen zu erfinden. Ich könnte zeigen, daß die Beſchaffenheiten der Seele eine große Verbindung mit den äußerlichen Gegenſtänden haben; daß ſehr oft die Geberden eines Rectors nicht pedantiſch ſeyn würden, wenn ſeine Seele nicht pedantiſch wäre; daß folglich immer andere Dünſte um andere Menſchen ſeyn müſſen, da ihre innerlichen Neigungen immer verſchieden ſind.

Ich wollte noch von verſchiedenen Dünſten, von den Veränderungen derſelben in den verſchiedenen menſchlichen Altern, und in den Stufenjahren, und von ihren andern merkwürdigen Wirkungen handeln; allein ich merke, daß ich mehr ſchreiben würde, als meine Leſer auf einmal faſſen können. Ich bin barmherziger, als andere Schriftſteller, welche ſo grauſam gegen ihre Leſer ſind, daß ſie niemals aufhören zu ſchreiben, wenn ſie einmal anfangen. Ich wollte, daß dieſe Herren ſo ſpröde mit ihren Schriften würden, als das Frauenzimmer mit ihren Küſſen iſt. Es iſt wohl wahr, daß es ihnen, wie mancher alten Jungfer gehen würde, der man keine Küſſe anbiethen will; die ganze Welt aber würde es wohl zufrieden ſeyn.

Vielleicht fragen einige bey dem Schluſſe meiner Abhandlung, ob ich um mich ſelbſt keine Dünſte wahrgenommen habe? Ohne Zweifel ſchweben auch Dünſte um mich; denn ich habe ſo gut, als andere Menſchen, Schweislöcher. Es iſt aber ein Unglück, daß die Menſchen ihre eigenen Dünſte immer nicht gut ſehen können. Ich arbeite itzt wirklich an einem neuen Spiegel, durch welchen ich ſie zu ſehen hoffe. Wenn ich ſie entdecket habe, ſo will ich meinen Leſern eine aufrichtige Erzählung von ihren Eigenſchaften mittheilen, ſie mögen beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen.

C * *

Lob des Winters.

Auf! Boreas! bring uns, mit rauſchenden Flügeln,
Von Lapplands beſchneyten und ſtarrenden Hügeln,
Den männlichen Winter in Häuſer und Feld!
Verlaſſet des Erdreichs, verſchloßene Klüfte,
Beſtreichet, ihr rauhen und brauſenden Lüfte!
Den laulichen Gürtel der nördlichen Welt!

Wir konnten, an Florens geheiligten Schätzen,
Geruch und Geſichte vollkommen ergetzen,
Bevor uns die Anmuth des Lenzes entfloh.
Es ließ uns auch Ceres den Anwachs der Saaten,
Die Mittel des Lebens, in Menge gerathen,
Und machte den Landmann durch Ueberfluß froh.

Pomona! du Göttinn der lieblichen Früchte,
In ſchattichten Gärten, du machteſt zunichte,
Was öfters die Kleinmuth von Kummer erdenkt.
Wie haſt du, auf niedrig gebogenen Aeſten,
Den Reichen zur Freude, der Armuth zum Beſten,
Die Mühe des Gärtners ſo reichlich beſchenkt!

Itzt, da uns die Fröſte das Erdreich verſchließen,
Itzt laßt uns die Früchte des Landes genießen!
Die Beute von Frühling und Sommer und Herbſt.
Entfernt euch, ihr Feinde zufriedner Gemüther!
Weich! Geldgeiz! du Räuber der herrlichſten Güter!
Weich! der du die Freude des Geiſtes verderbſt!

Itzt werde die Allmacht des Schöpfers erhoben!
Itzt ſtrebet, die Weisheit der Vorſicht zu loben!
Itzt preiſet die Güte des, der uns erhält!
Es ruhet die Mutter der Früchte, die Erde,
Es ruhet der Landmann, nach heißer Beſchwerde:
Doch, Menſchen! es wacht der Beherrſcher der Welt.

Er wachet, und ſorget noch, daß uns vom neuen
Die Schätze des künftigen Jahres erfreuen;
Ihm dienet die Kälte des Winters dazu.
Den Sommer begleiteten Arbeit und Hitze;
Wir erndteten zitternd, beym Donner und Blitze:
Der Winter gewährt uns itzt fröhliche Ruh.

Wir hören mit Wolluſt den Boreas blaſen;
Wir lachen bey ſeinem ohnmächtigen Raſen;
Uns ſchützet das Zimmer, uns wärmt der Camin.
O prächtige Ruhe! bey ſtillem Vergnügen
Die ſtärkſten Gefährten des Winters beſiegen,
Und ſitzend der größten Verfolgung entfliehn.

Es decket die traurig erſtorbenen Felder,
Es ſchmücket die wankenden Wipfel der Wälder,
Die Zierde des Winters, der glänzende Schnee.
Es wehret die Kälte dem ſchädlichen Gifte;
Es ſteigen durch Hitze nicht ſchweflichte Düfte
Itzt aus der verſchloßenen Erd in die Höh.

Es ſchallet das Jagdhorn aus ſtarrendem Munde;
Hört! itzo verfolgen die bellenden Hunde,
Mit fliegendem Sprunge, das ſchüchterne Wild.
Der Winter befördert der Jagenden Künſte;
Die Kalte verdicket die thieriſchen Dünſte;
Es zeigt ſich im Schneee der Fußtapfen Bild.

Welch ſchwirrendes Rauſchen! ein neues Vergnügen!
Ich ſeh die vergoldeten Schlitten ſchon fliegen;
Vergnügen! das einzig der Winter uns giebt.
O köſtlicher Ausbund der nöthigſten Rechte,
Wenn man auf dem Schlitten, am ſchönen Geſchlechte,
Als Pferderegierer, das Schlittenrecht übt!

Die Länge der Nächte, die Kürze der Tage
Scheint manchem des Winters nothwendige Plage,
Und freyen Gemüthern verdrießlich zu ſeyn.
Doch, mehrt nicht dieß Uebel die Ruhe der Glieder?
Und, iſt uns die Länge des Schlafes zuwider:
Wird uns nicht die Arbeit im Stillen erfreun?

Es leuchten die Stralen der ſchönen Diane,
Von ihrer im Winter erhabenen Bahne,
Bey völligem Lichte, die völlige Nacht.
Ihr itzo faſt ſenkrecht geworfener Schimmer
Beglänzet das Erdreich, erleuchtet die Zimmer:
So werden die Nächte zu Tagen gemacht.

Auch, wenn ſich die Stralen des Mondes entfernen,
Erſcheint uns, an tauſendfach funkelnden Sternen,
Des himmliſchen Heeres entzückender Glanz.
Unendlicher Schöpfer! allmächtiges Weſen!
Wie haſt du den Weltbau ſo prächtig erleſen!
Die menſchlichen Sinne verlieren ſich ganz.

Hier funkelt der Löwe, da ſtralet die Leyer,
Dort brennet des Hundsſterns erſtaunliches Feuer;
Orion ſtralt blendend mit Flammen und Blitz.
Es ſchimmern die ſiebenfach hellen Plejaden,
Der Schiffenden Augenmerk, ſamt den Hyaden,
Und Caſtor und Pollux vom göttlichen Sitz.

O wahres Vergnügen! o edelſte Freude!
Der Augen der Sterblichen prächtigſte Weide,
Du, Himmel! itzt biſt du am ſchönſten geſchmückt.
Wen dieß von des Mächtigſten Größe belehret,
Den machen, ſo lang er den Schöpfer verehret,
Herbſt, Frühling und Sommer und Winter beglückt.

Chriſtlob Mylius.

* * *

Schreiben

über die beſte Welt, und die Natur der Freyheit.

Wertheſter Bruder,

Ob es wahr iſt, was du mir geſchrieben haſt, daß ich wohl der gelehrteſte im ganzen Städtchen ſeyn würde, das will ich eben nicht ausmachen. Von der Wiſſenſchaft unſerer beyden Herren Geiſtlichen zu urtheilen, bin ich nicht geſchickt, noch verwegen genug. Meine akademiſche Theorie von der Rechtsgelehrſamkeit, hat mit der Praxis unſerer Herren Advocaten ſo wenig ähnliches, daß ich beyde als ganz verſchiedene Arten von Gelehrſamkeit anſehen muß, und ſie daher in ihrer Art viel gelehrter ſeyn können, als ich, wenn ich gleich dafür ſchwören wollte, daß es ihnen ganz unbekannt iſt, daß die Rechtsgelehrten gleich im Anfange der Pandekten Prieſter der Gerechtigkeit genennt werden. Wie die Curen des Herrn D. Kirchhofs beſchaffen ſind, davon kann ich aus eigener Erfahrung, dem Himmel ſey Dank! nicht ſagen; ſo viel weis ich, daß ich mein Anatomicum forenſe, für ſeine Kenntniß in der Zergliederungskunſt nicht geben wollte; aus Hochachtung für die mediciniſchen Facultäten aber will ich glauben, daß er mehr vergeſſen hat, als ich itzo weis. In Geſellſchaften nun, wo man weder vom Corpus Juris, noch von Recepten reden kann, da verſichere ich dich, daß der Umgang dieſer Herren ſo artig iſt, daß ich dich nur einen Nachmittag bey uns wünſchen wollte, um dich von einer Wahrheit zu überführen, die du bisher ſo hartnäckigt geleugnet, daß nämlich Tabakrauchen und Biertrinken, ein Zeitvertreib ſey. Lieber Bruder, ich bitte dir es tauſendmal ab, daß ich deine neuen Verſe, wenn du ſie zehn guten Freunden, die hintereinander zu uns kamen, neunmal vorgeſaget hatteſt, zum zehntenmale nicht mehr mit anhören wollte, ſondern davon lief. Ich wollte itzo lieber eine Ode von dir zwanzigmal hören, als den Scherz, den ich in dieſen Geſellſchaften belachen muß:

Hätt ich nur von tauſend Reimen
Manchen, den ich kaum genoß,
Wenn ich bey des Dichters Schäumen,
Oft mein ekles Ohr verſchloß,
O wie rathſam wollt ich ihn
Itzt aus deinen Lippen ziehn.

Du wirſt wohl ſehen, daß es eine Parodie aus deinem Günther iſt:

> Hätt ich nur von tauſend Küſſen,
> Manchen, den ich kaum genoß,
> Wenn ich, ohn es ſelbſt zu wiſſen,
> Oft in trunkner Luſt zerfloß; u. ſ. w.

Du haſt alſo ſehr wohl gethan, daß du mich mit den Beluſtigungen, den Beyträgen, und andern ſolchen Neuigkeiten verſorget haſt, zumal da ich itzo im Amte nicht viel zu arbeiten habe. Die Schrift des Herrn M. Ziegra, wider die beſte Welt, würde meine Neugierigkeit vor allen auf ſich gezogen haben, wenn du es auch gleich nicht von mir verlanget hätteſt. Denn der Zweifel, den du dir machteſt, daß ich ſie nicht würde anſehen wollen, weil man ſchon ſo viel von der Materie hätte, iſt ganz ungegründet. Denke einmal, lieber Bruder, wie viel wir Tobakslieder von verſchiedener Art und Stärke haben: meyneſt du aber nicht, wenn ich ein neues Tobakslied zu ſehen bekäme, daß ich doch ein paar Strophen darinnen leſen würde, um zu erfahren, ob der Poet von einer ſo abgedroſchenen Sache etwas neues geſaget hätte. Doch du willſt zugleich meine Gedanken von der mitgetheilten Schrift wiſſen. Ich antworte dir kürzlich, daß ich, ſo viel ich weis, noch in der beſten Welt lebe. Du wirſt nicht verlangen, daß ich, um mich dieſerwegen zu rechtfertigen, die ganze Diſputation durchgehen ſoll. Sie fängt ohnedem erſt an, auf dem letzten Blatte des eilften Bogen, von der Definition, der Sache zu handeln, die auf dem Titel ſteht.

Der Herr Verfaſſer hätte keine feinere Satire auf die Wolfianer machen können, die immer auch ſo weit ausholen, wie ich denn auch nicht glaube, daß dem Sohne eines Ortes, wo die ſchönen Wiſſenſchaften mit ſo vielem Fleiße und Gründlichkeit getrieben werden, die Schreibart, deren er ſich bedient, natürlich ſey; ſondern ſie für eine ſpöttiſche Nachahmung des barbariſchen Styls der Wolfianer halte. Doch dieſes im Vorbeygehen. Ich will dir ein paar Zweifel, die mir bey dem erwähnten Orte eingefallen ſind, vortragen. Der 136 §. ſoll beweiſen, daß die vollkommenſte Welten etwas unmögliches ſey. Die Welt, heißt es, mag noch ſo viel Dinge enthalten, als ſie will, ſo kann man ſich derſelben noch eine größere Anzahl gedenken. Eine größere Anzahl von Dingen aber, hat mehr Vollkommenheit; und folglich kann man ſich bey jeder Welt eine vollkommenere gedenken. Hierbey iſt mir erſtlich eingefallen, daß es noch eine Frage ſey, ob nicht alle mögliche Subſtanzen von Gott können in eine einzige Verbindung gebracht werden? Wenn ich den abgeſonderten Begriff einer Zahl in Gedanken habe, ſo kann ich allezeit mehr Einheiten dazu ſetzen: aber daraus folget nicht, daß dieſe Menge von wirklichen Dingen, durch andere wirkliche von der Art, noch könne vermehret werden. Denn vielleicht iſt dasjenige, was ſich in dieſen Dingen verſchiedentlich beſtimmen läßt, ſchon auf ſo mannigfaltige Art beſtimmet, daß ſich keine neue Dinge von der Art, die von den vorigen verſchieden wären, erdenken laſſen, ohne das, was ihnen als Dingen von dieſer Art weſentlich iſt, zu verändern. Eine gewiſſe Sammlung von Eigenſchaften, machet z. E. einen Geiſt aus, und jeder Geiſt wird ſich von dem andern durch die verſchiedenen Verhältniſſe, die zwiſchen beyder Eigenſchaften ſind, unterſcheiden. Einer hat mehr Verſtand, der zweyte mehr Gedächtniß, der dritte mehr Einbildungskraft, u. ſ. f. Sollte es nun nicht möglich ſeyn, alle mögliche Verhältniſſe, die zwiſchen dieſen Eigenſchaften ſeyn können, zu beſtimmen; und alſo die Zahl aller möglichen Geiſter auszumachen? Ich ſage nicht, daß dieſes in unſern Kräften ſtehe, ich frage nur, ob man überhaupt etwas ungereimtes darinnen ſehe? Ich will mich eines Gleichniſſes bedienen, dazu mir der Herr Verfaſſer ſelbſt Gelegenheit giebt. Durch die Verbindungskunſt werden 64 Arten von Schlüſſen entdeckt, von denen aber nur 19, den Regeln der Logik gemäß ſind. Kennten wir alles, was einem Geiſte überhaupt zukommen kann, ſo genau, als wir die Zahl der Begriffe und Sätze, in einem Schluſſe kennen; wüßten wir ferner, wie etwa gewiſſe von dieſen Eigenſchaften durch andere beſtimmet würden: ſo ſehe ich nicht, was uns fehlte, alle mögliche Geiſter auszurechnen, und vielleicht einzuſehen, daß einige Geiſter, die wir uns dabey etwa noch gedenken wollten, eben ſolche Undinge ſind, als die Combination E E E in einem Schluſſe. Ich weis es wohl, die Schlußarten ſind noch allgemeine Begriffe, und die Geiſter einzelne Dinge; aber daraus folget nur ſo viel, daß eine viel größere Menge Beſtimmungen bey einem Geiſte vorkommen, als bey einer Schlußart; und daß dieſes kein Werk für menſchliche, noch vielleicht für eingeſchränkte Kräfte ſey. Was ich von Geiſtern geſaget habe, gilt von allen andern Subſtanzen. Das, was eine gewiſſe Anzahl von Weſen mit einander gemein hat, und welches machet, daß ſie unter eine Claſſe können gebracht werden, läßt vielleicht nur eine gewiſſe endliche Zahl Beſtimmungen zu, die alſo eine endliche Zahl Weſen von jeder beſondern Claſſe geben. So wie nach den vorhergehenden die Weſen in der Claſſe, die wir Geiſter nennen, von einer endlichen Zahl ſind: alſo wird auch die Summe aller dieſer Claſſen eine endliche Zahl ausmachen. Und alſo könnte man ſich vielleicht wohl eine Welt einbilden, die alle mögliche Subſtanzen in ſich begriffe. Wo ich nicht irre, ſo hat dieſes Herr Profeſſor Winkler in Leipzig ſchon behauptet. Ich ſehe auch nicht ein, was für andern Wahrheiten dieſer Satz widerſprechen ſollte. Denn was den Ausdruck des Spinoſa und anderer Fataliſten anbetrifft, daß nichts möglich ſey, als was in der Welt wirklich angetroffen werde, ſo brauchet man nicht einmal eine Einſicht, ſondern nur Unparteylichkeit, den Unterſchied zwiſchen dieſen Gedanken, und denen, die ich itzo vorgetragen habe, zu bemerken. Die Allmacht Gottes aber wird dadurch nicht eingeſchränkt; denn niemand hat ſie noch auf Unmöglichkeiten erſtreckt. Verzeihe es mir, wertheſter Bruder, wenn ich dir mit meiner ſchönen Erfindung von der Ausrechnung aller möglichen Subſtanzen zu weitläuftig geweſen bin. Du weißt wohl, wie es einem geht, wenn man einen neuen Gedanken zu haben glaubet; man kann ihn unmöglich auf dem Herzen behalten. Ich rufe alle junge Philoſophen, die die Welt ſo häufig mit ihrem heilſamen Erfindungen unterrichten, zu Zeugen an. Aber im Ernſte habe ich bey dem Beweiſe des Herrn M. Ziegra, eine andere Erinnerung zu machen. Wenn er, ich will nicht ſagen den wolfiſchen Begriff, ſondern nur den Begriff aller vernünftigen Leute von der Vollkommenheit, recht überleget hätte: ſo würde er nicht angenommen haben, daß allezeit da mehr Vollkommenheit iſt, wo mehr Dinge wirklich ſind. Nicht die Menge der Theile, ſondern ihre geſchickte Verbindung und Uebereinſtimmung machen die Vollkommenheit des Ganzen aus. Ein Regiment wohlgeübter Soldaten iſt vollkommen; nach dem Satze des Herrn M. Ziegra wird man es vollkommener machen, wenn man noch ein paar hundert dumme und widerwärtige Bauerkerl darunter ſtecket, die zu nichts nütze ſind, als die andern irre zu machen; denn es kommen ja da mehr Dinge dazu. Ich beſitze zwar itzt Herrn Wolfens lateiniſche Ontologie nicht, und kann mich nicht rühmen, ſie jemals mit großem Bedachte geleſen zu haben: aber ich wollte doch viel verwetten, daß ich Herrn Wolfens Satz: quod plura obſeruabilia continet, perfectius eſt, quam quod pauciora habet, (§. 20. Ont.) beſſer verſtehe, als Herr M. Ziegra. Obſeruabilia, heißen nicht Theile, ſondern Regeln und allgemeine Anmerkungen. Je mehr man Regeln bey einer Sache entdecken kann, je mehr ſich Ordnung und Uebereinſtimmung bey ihr wahrnehmen läßt, deſto vollkommener iſt ſie. Eine Minutenuhr iſt vollkommener, als eine, welche nur die Stunden weiſt; nicht etwa, weil jene ein paar Räder mehr hat, als dieſe, ſondern weil ſie eine Abſicht mehr zu erhalten fähig iſt. Dieſen Begriff von der Vollkommenheit haben, wie geſagt, alle vernünftige Leute. Wenn alſo Herr M. Ziegra nach dieſem Begriffe, und nicht nach dem, den er ſich ſelbſt erdichtet hat, die Unmöglichkeit einer vollkommenſten Welt erweiſen will, ſo muß er darthun, daß keine ſolche Verbindung möglich ſey, die die beſte unter allen iſt, ſo daß weder eben dieſe Dinge, noch andere, in gröſſerer oder geringerer Anzahl, ein ordentlicher und weiſer eingerichtetes Syſtema ausmachen können. Faſſet dieſe Verbindung nicht alles mögliche, ſo geſchieht es deswegen, weil ſich nicht alles mögliche hinein ſchicket. Einige Dinge ſind vielleicht von Gott nicht ins Reich der Wirklichkeit gelaſſen worden, aus eben dem Grunde, aus welchem man Perſonen, die wegen einer anſteckenden Seuche im Verdachte ſind, nicht in geſunde Länder zu laſſen pflegt. Das ſind, glaube ich, die Gedanken, die Herr M. Ziegra hätte widerlegen ſollen. Ich gebe es zu, ich kann nicht beweiſen, daß dieſelben richtig ſind; und ſo viel ich weis, hat noch kein Wolſianer unternommen, a priori darzuthun, daß nur eine beſte Welt möglich ſey. Indeſſen iſt es, deucht mich, natürlich, da die Vollkommenheit ſtufenweiſe wächſt, ſich etwas als das allervollkommenſte vorzuſtellen.. Wenigſtens ſiehſt du wohl, daß Herr M. Ziegra noch nicht der Mann iſt, der die Spitze von der Leibnitziſchen Weltenpyramide abgeſprenget hätte. Aus dem folgenden 137 §. habe ich eine ſinnreiche Art, die Möglichkeit einer Sache zu beweiſen, gelernt. Herr M. Ziegra ſchließt, es ſind zwo oder mehrere gleich vollkommene Welten möglich; denn es iſt kein Widerſpruch da. Wenn ein Schüler in der Geometrie ſchlöſſe: ein rechtwinklichter Triangel mit lauter gleichen Seiten iſt möglich; denn es iſt kein Widerſpruch da: ſo würde man ihn erinnern, daß ein Widerſpruch da ſeyn könne, wo er keinen nicht ſieht. Denn daß er meynet, wenn man dieſe Art zu ſchließen nicht wollte gelten laſſen, ſo könnte man nicht erweiſen, daß mehr Welten möglich wären, das geht mich nichts an. Wenn Herr M. Ziegra nur κατ' ἄνθρωπον, mit dem Hn. Reinbecken ſtreiten wollte: ſo müßte er allenfalls erwarten, was ihm ein Vertheidiger deſſelben darauf antworten würde. Aber wenn er einen Beweis führen will, der allen Philoſophen genug thun ſoll: ſo heißt es ſich ſchlecht verantworten, wenn er ſpricht: Man muß dieſen Beweis zugeben, oder es fällt ein Beweis übern Haufen, den die Wolfianer führen. Ueberdieſes, ſo iſt es nicht genug, daß Herr M. Ziegra beweiſt, daß verſchiedene gleich **vollkommene** Welten möglich ſind; er muß, wenn er die Wolfianer mit Beweiſen widerlegen will, darthun, daß viele gleich **vollkommenſte** Welten möglich ſind.

Du ſiehſt, mein Bruder, wie ſubtil ich ſchreiben kann, wenn du gleich meyneſt, als ob eine Feder, die nur ad acta zu ſchreiben gewohnet iſt, zu ſolchen Spitzfündigkeiten viel zu ſtumpf wäre. Meine Abſicht iſt nur, dir zu zeigen, daß Herr M. Ziegra ſeinen Satz noch mit keinen Beweiſen beſtätiget hat. Er hat die Unmöglichkeit der beſten Welt nicht bewieſen. Hieraus folget freylich nicht, daß ſie möglich ſey, aber doch ſo viel, daß die Vertheidiger der beſten Welt, von ihm noch nicht beſiegt ſind, und ſo gut triumphiren können, als er.

Aber du wirſt mich noch fragen, was ich von dem Schluſſe halte, daß die Freyheit bey der Wahl Gottes weg falle, wenn er nur eine beſte Welt wählen kann. Ich antworte dir darauf, daß nach den Begriffen, die alle Leute, D. Hofmanns Nachfolger ausgenommen, von der Freyheit haben, dieſes gar nicht geſchehe. Einen Entſchluß ohne Bewegungsgründe, halte ich für ein Hirngeſpinſte, und wenn es in zehn Thelematologien ſtünde. So oft als wir deutlich bemerken, was in unſerer Seele vorgeht, ſo lehret die Erfahrung, daß wir nach Bewegungsgründen handeln; in andern Fällen geht es mit der Vorſtellung dieſer Bewegungsgründe, wie mit andern Vorſtellungen in unſerer Seele, der wir uns nicht recht klar bewußt ſind, und die wir gleichwohl nicht in Zweifel ziehen. Der wolfiſche Begriff von dem Urſprunge unſerer Entſchließungen gründet ſich auf die Erfahrung. Dr. Hofmann glaubet denſelbigen ſchon umzuſtoßen, wenn er erinnert, daß man aus Erfahrungen keine allgemeine Sätze folgern dürfe. Sollteſt du wohl glauben, daß ein Doctor der Arzneykunſt, und ein Philoſoph, der auch die Phyſik mit gelehrt, dergleichen Einwurf machen könnte? Vielleicht hat er wohl nicht geglaubet, daß alle Menſchen ſterben müſſen; wenigſtens darf es niemand glauben, der nicht aus der Zergliederung des Körpers, Gründe anzuführen weis. Doch wenn unſere Seele nach Bewegungsgründen handeln muß, ſo iſt ſie gezwungen. Das iſt eine Folgerung aus einer Bedeutung des Wortes Zwang, an die kein Deutſcher vor Hofmannen gedacht hat. Bin ich gezwungen, Knaſtertobak, und keinen Schiffbecker, zu rauchen, weil mir jener beſſer ſchmecket? Oder, muß ich können auch Schiffbecker rauchen, und zwar gerade eben deswegen, weil er mir nicht gut ſchmecket? Ich bedanke mich für dieſe Freyheit; ich will ſie gerne größern Philoſophen, als ich bin, überlaſſen. Wenn man ſaget: die Freyheit fehlet deswegen, weil die Seele unmöglich anders, als nach den ihr vorgelegten Bewegungsgründen handeln könne: ſo halte ich dieſes wiederum für ein Wortſpiel, mit können. Es iſt wahr, ſo lange mir Gott meinen geſunden Verſtand erhält, kann ich mir nicht die Kehle abſchneiden. Sollte wohl jemand, der kein Philoſoph iſt, denken, daß meine Freyheit dadurch eingeſchränkt wäre? Die Rechte, (du wirſt mir verzeihen, daß ich etwas Juriſtiſches einmenge,) legen den Handlungen, die von den Geſetzen der Vernunft, oder der Fürſten verbothen werden, eine moraliſche Unmöglichkeit bey. In der That kann ein vernünftiger Menſch, ein guter Bürger, ſo etwas nicht unternehmen. Wenn er es aber unterläßt, oder wenn er im Gegentheile thut, wozu er ſeine Verbindlichkeit erkennt; handelt er alsdenn nicht frey? Ich weis wohl, daß die Philoſophen, die mit dem Herrn M. Ziegra einerley Meynung ſind, behaupten, die Seele habe die Kraft, auch ohne Erkenntniß eines Bewegungsgrundes, oder wider denſelben zu handeln. Allein ich habe bisher nur zweyerley Beweiſe ihrer Meynung geſehen. Einmal

mal nehmen ſie an, daß wir eine Wahl in ſolchen Umſtänden treffen könnten, da wir nicht mehr Grund zu einem Entſchluſſe, als zu dem andern haben; und fürs andere ſagen ſie, wenn man der Seele dieſe Kraft nicht zuſchriebe, ſo könne ſie nicht frey genennet werden. Der erſte Beweis ſetzet wieder zweyerley voraus, daß mir verſchiedene Dinge zur Wahl können vorgeſtellet werden, die in Abſicht auf mich vollkommen gleichgültig ſind, und daß ich in ſolchen Fällen eine Wahl treffen könne. Keines von beyden ſcheint mir ausgemacht zu ſeyn. Ich kom̃e in eine Geſellſchaft, wo ſo viel neue gefüllte Tobakspfeifen auf dem Tiſche liegen, als Tobaksraucher zugegen ſind. Ich bin der erſte, der zulangen ſoll. Es iſt wahr, wenn ich aus Ueberlegung diejenige nehmen ſollte, die ſich nach allen Umſtänden am beſten für mich ſchicket, ſo würde ich wohl itzo noch nicht angeſtecket haben. Aber ich ſtrecke ohne langes Bedenken die Hand aus; ich nehme die, die mir am bequemſten liegt, auf die mein Geſichte, durch die vorige Stellung des Körpers ſchon iſt gerichtet geweſen, u. ſ. f. Bey jedem einzelnen Falle kommen unzählige Umſtände vor, die niemals alle ſo bey einem andern beyſammen ſind, und wir überſehen das verſchiedene in den Umſtänden beyder Fälle öfters ſo geſchwinde, daß wir gleich wieder vergeſſen, daß wir es überſehen haben; eben wie wir beym Ausgleiten unſers Fußes, die Hand ausſtrecken, und uns nachdem erſt wieder beſinnen, daß wir es gethan haben, damit wir nicht fallen wollten. Ja wenn auch die Erfahrung, daß wir unter zween vollkommen ähnlichen Fällen wählen könnten, richtig wäre: ſo habe ich bisher noch kein Exempel davon angeführt geleſen, als die ſolche Kleinigkeiten betreffen, wo wir uns nicht die Mühe nehmen, recht zu bedenken, was wir thun, ſondern nur unſern Körper gleichſam mechaniſch, oder auch, wie er ſich einmal gewöhnet hat, wirken laſſen, wie die von mir angeführte Wahl der Pfeifen iſt, oder wie ich im Fortgehen dieſen oder jenen Fuß voranſetze, ohne mir einmal recht bewußt zu ſeyn, welcher es iſt. Von dergleichen Beyſpielen nun, wird auf Fälle von größerer Wichtigkeit geſchloſſen. Mich deucht, Herrn Wolfens Schluß iſt bündiger, dergleichen Fälle aus ſolchen zu beurtheilen, wo die Wichtigkeit der Sache, und unſere Gemüthsverfaſſung uns verbindet und erlaubet, auf unſere Wahl genau Achtung zu geben. Alsdann finden wir keine Spuren von einer ſolchen wirkſamen Kraft, woferne ſich vis activa, ſo deutſch geben läßt. Du weißt, daß die Erdichtung einer Wahl, zwiſchen zweenen vollkommen ähnlichen Fällen, nicht neu iſt. Buridans hungriger Eſel, der zwiſchen zwo vollkommenen ähnlichen Wieſen in gleicher Entfernung ſteht, iſt bekannt. D. Hofmann meynet, dieſer Eſel würde deswegen verhungern, weil er ein Eſel wäre, und keine Freyheit hätte; denn ſonſt würde er ſich, ohne überwiegende Bewegungsgründe, zu einer von beyden entſchließen können: Alſo beſteht der Vorzug des Menſchen vor unvernünftigen Thieren darinnen, daß der Menſch Handlungen vornehmen kann, in welche ſeine Vernunft keinen Einfluß hat, da die Thiere bey allen ihren Handlungen die Fähigkeit, die ihnen ſtatt der Vernunft iſt, zu Rathe ziehen müſſen. Was aber den andern Schluß anbetrifft, daß die Seele nicht frey ſey, wenn ſie nicht ſo eine Kraft habe, ſo habe ich ſchon vorhin geſaget, daß hier das Wort frey in einem ſolchen Verſtande genommen wird, darinnen es niemand nimmt. Das Exempel der Wage, deſſen ſich Herr M. Z. in ſeinem 123 §. bedienet, thut nichts zur Sache; und es iſt ſchon mehr, als einmal gezeiget worden, wie weit die Vergleichung der Gewichte auf der Wage, mit den Bewegungsgründen bey der Seele ſtatt finde. In der Parodie von Herrn Wolfens Schlüſſen, die Herr M. Z. machet, hat er vergeſſen, daß es nicht auf die Wage ankömmt, was für Gewichte auf ſie geleget werden, daß es aber auf die Seele ankömmt, was für Bewegungsgründe ſie ſich vorſtellet. Ein Wollüſtiger und ein Geiziger werden in einerley Umſtänden auf verſchiedene Art handeln: aber wohin bey einem Paar Gewichten eine Wage den Ausſchlag giebt, dahin werden ihn alle andere geben. Wenn man alſo durch das Wort, Bewegungsgründe, die äußerlichen Umſtände verſteht, in welche ein Menſch geſetzt wird: ſo fällt der Unterſchied zwiſchen ihrer Wirkung und der Wirkung der Gewichte in die Augen: verſteht man aber darunter die Vorſtellungen der Seele, ſo machet ſie ſich ja ſolche ſelbſt, und iſt alſo einer Wage ähnlich, die ſelbſt in die Schale das meiſte Gewichte legte, wohin der Ausſchlag kommen ſollte. Mich deucht, eine ſolche Wage verdiente frey zu heißen.

Du ſiehſt alſo leichte, daß ich dem Herrn M. Z. nicht werde zugeben, daß auch die Freyheit Gottes in einem Vermögen beſtehen müſſe, aus gleichen Dingen ohne Grund eines den übrigen vorzuziehen, ja daß ich keinen Widerſpruch darinnen finde, wenn Gottes Handlungen höchſt nothwendig und zugleich höchſt frey ſind. Vielmehr machte ich mir ein Bedenken, ſolche Handlungen bey Gott zuzugeben, die ohne einigen Grund geſchehen, und alſo vollkommen zufällig ſind, oder eben ſo gut anders ſeyn könnten, als ſie ſind. Ob man ſo was annehmen könne, das überlaſſe ich den Gottesgelehrten zu beurtheilen. Aber wieder auf die göttliche Freyheit zu kommen, wäre Nothwendigkeit und Freyheit bey Gott ein Widerſpruch, ſo ſcheint mir zu folgen, daß auch unter den Menſchen ein aufgeklärter Geiſt weniger Freyheit habe, als ein ſchwächerer Verſtand. Der erſte überſiehet deutlich, was dieſe oder jene Handlung von ihm für Folgen haben kann, alſo faſſet er einen einzigen unveränderlichen Entſchluß, wenn der andere eben deswegen wanket, und bald ſo, bald anders will, weil er nicht weis, was gut iſt. Die Freyheit iſt von allen Philoſophen, ſo viel ich mich erinnere, als ein Vorzug vernünftiger Weſen angeſehen worden, und man hat alſo den höchſten Grad der Freyheit geſucht, wo der größte Verſtand zu finden iſt. Was hat aber die Kraft, ſich ohne Ueberlegung, ohne Bewegungsgrund, zu entſchließen, für eine Verbindung mit der Vernunft? Gehöret Verſtand darzu, um zu ſprechen: ich will das thun, weil ich will? Hat die Weisheit Gottes in die Wahl einer Welt einen Einfluß gehabt, die er einem halben Schocke gleich vollkommener Welten vorzog? Nach den wolfiſchen Begriffen gehören Vernunftſchlüſſe

ſchlüſſe zu freyen Handlungen; nach den hofmanniſchen, ein ‒ ‒ ‒ ich kann es nicht nennen: es iſt ein unbegreifliches Etwas. So nennt es ſelbſt ein gewiſſer Vertheidiger dieſer Gedanken. Mich deucht, hieraus könnte man ſehen, daß die Hofmannianer mit den Erklärungen aller Philoſophen von der Freyheit, die ſie für ſich anführen, ſo umgehen, wie ſie den Wolfianern, bey Anführung der Schriftſtellen, welche die beſte Welt beweiſen ſollen, ſchuld geben. Hätte man ſonſt eben die Gedanken von der Freyheit gehegt, ſo ſehe ich nicht, warum man ſie den Menſchen beygelegt, und den Thieren abgeſprochen hätte?

Ein gewiſſer hieſiger Gelehrter, den ſeine Umſtände eben nicht verbunden haben, viel Zeit auf die Philoſophie zu wenden, fragte mich letztens: was man mit der beſten Welt haben wollte? Ich ſagte ihm, man behauptete, alles, was Gott gemacht hätte, wäre vollkommen gut, ſo daß es nicht beſſer ſeyn könnte, und daß es nicht ſo gut ſeyn würde, wenn es anders wäre. Was uns Fehler und Schandflecken zu ſeyn ſchienen, das wären in der That Sachen, die zur Vollkommenheit des Ganzen gehörten. Er fragte mich: ob man denn darüber ſtreiten könnte? Und gewiß, ich glaube, daß, wenn man ſich nur dieſer Ausdrückungen bedienet hätte, ſo würde man nicht ſo viel darüber gezankt haben. Aber wo wären alsdenn alle die großen Schriftſteller geblieben, die durch die Vertheidigung, oder Beſtreitung der beſten Welt ihre Namen von A, bis auf Z, verewiget haben? Ich bin

Dein treuer Bruder,

N.

Ge-

* *

Gedanken

Ueber die Verbindlichkeit der Dichter, allen Leſern deutlich zu ſeyn.

Dich, Freund, reizt muntrer Witz, ſo wie erhabnes Wiſſen;
Du denkſt bey Hallers Vers, und bey Bernoullis Schlüſſen.
Sprich, Oechlitz, ob ein Geiſt von edlem Feuer voll,
Gemeiner Leſer Schwarm ſich nie entziehen ſoll?
Sprich, ob es ſtrafbar iſt, nicht allen deutlich bleiben,
Manch Lied den Schönen weihn und manches Weiſen ſchreiben?

Den Reimer ſchütz ich nicht, der, was er dunkel denkt,
Zu ſeiner Leſer Quaal in dunklern Ausdruck ſenkt.
Mir wird er deutlich ſeyn, wählt er ſich auch zum Muſter
Den Ruhm Luſatiens, den theoſophſchen Schuſter;
Mir ſagt ein jeder Ort, der manchem Mühe macht,
Dieß war des Autors Sinn: er hatte nichts gedacht.
Ein andrer kennt vielleicht der Weisheit äußre Schalen,
Und gleichwohl ſoll ſein Vers mit hohem Wiſſen pralen,
Drum führt er, was er ſagt, in Dampf und Nebel ein.
Drückt es nur deutlich aus, ſo wird nichts ſchlechters ſeyn:
So wie uns manchen Satz, den jedes Kind erkennet,
Der Metaphyſicus mit dunkeln Wörtern nennet.

Mich reizet nur ein Lied von tiefem Denken voll,
Gemacht, daß man es mehr als einmal leſen ſoll,

Nicht das durch Dunkelheit des Einfalls Armuth decket,
Nicht das mit Fleiße nur, was man ſchon weis, verſtecket.
O nein, ein ſolches Lied, das hohe Wahrheit ſingt,
Die ſtärker in den Sinn durch kühnen Ausdruck dringt,
Das man von neuem lieſt, und neue Schönheit findet,
Und den zu reichen Schatz ſtets gräbet, nie ergründet *
Wie, wenn durch unrein Pech das Feuer lodernd dringt,
Der Flamme ſchwaches Licht in dicken Dampf verſünkt:
Wird der, den Stolz u. Wahn für gründlich Wiſſen füllen,
Oft den gemeinſten Satz in dunkle Pracht verhüllen.
Doch wie, wenn heitre Glut aus weißem Wachſe ſtralt,
Sich deutlich und belebt das Bild im Auge malt:
Wird des Gelehrten Werk mit Deutlichkeit ergetzen;
Nur Augen blöder Art kann ſelbſt ſein Glanz verletzen.
Ein Schüler, der bereits das Octaedrum kennt,
Des Zirkels Umfang mißt, die Logarithmen nennt,
Erblickt des Britten Werk, das alle Weiſen ehren,
Er lieſt, verſteht es nicht, ſchmäht Newtons dunkle Lehren;
Ein Mägdchen, die den Werth der Hochzeitlieder ſchätzt,
Die, (ſo gelehrt iſt ſie!) ſelbſt Günthers Vers ergötzt,
Will * * Oden ſo wie * * Lieder leſen,
Sie lieſt, verſteht es nicht, ſchmäht * * dunkles Weſen:
Mit Rechte ſchmähte ſie, brächt, um ihr Herz bemüht,
Der Stutzer, den ſie liebt, ihr ein ſo ſchweres Lied:
Was ſchilt ſie * * denn, daß er ein Kind beſungen,
Das, ſtärker an Vernunft, des Liedes Reiz durchdrungen?
Der Leſer, dem man ſchreibt, beſtim̃t des Autors Pflicht.
Wenn Newton Lehrer lehrt, les ihn kein Schüler nicht.
Sagt, was den Dichter zwingt, nur Leſern ohne Denken,
Ein Lied, das höher ſtrebt, beſtändig zuzuſenken?

Un

---

* Haller.

Unglücklich! wenn ihn nur die Dichterglut entflammt,
Daß ihn ein harter Spruch zum Pöbel hin verdammt!
Ja, ſpricht man, denn es ſoll der Dichtkunſt weiſe Lehren,
Zu ſeiner Beſſerung, der Ungelehrte hören:
So hat, da Orpheus ſang, da Linus einſt geſpielt,
Der Menſchheit erſten Trieb der rohe Menſch gefühlt;
So hat den Deutſchen einſt des Barden Lied erhitzet,
Wenn auf der Freyheit Feind ſein ſiegreich Schwerdt geblitzet.
Doch wie? verſtund ein Geiſt, im Denken unbemüht,
In allem Wiſſen fremd, der erſten Dichter Lied?
Den Bau der großen Welt, das göttliche Geſchlechte,
Die Wunder alter Zeit, der Menſchen Amt und Rechte,
Dieß hat die erſte Welt von ihnen angehört.
Wer lernt itzt halb ſo viel, und dünkt ſich nicht gelehrt?
Doch, Dichter, pralet nur mit eurer Ahnen Thaten;
Laßt Wahn und Eitelkeit erfinden, nicht errathen;
Sagt was ihr Lied vollbracht, und was es nie vollbracht,
Und was Vernunft nur kann, das ſucht in ſeiner Macht.
Es ſey, daß Orpheus mehr, als Sokrates, gebeſſert:
Ward denn durch jedes Lied der Tugend Reich vergrößert?
Erregte Bacchus nicht ſo oft der Dichter Glut?
Empfand nicht mancher Thor oft ihren Witz und Muth?
Und konnt, eh Orpheus kam, die rohe Welt zu zähmen,
Kein Lied der Schäferinn die Sprödigkeit benehmen?
Vor Zeiten gab Homer der Jugend Unterricht,
Doch ein Anakreon und eine Sappho nicht.
Gleich neben dem Virgil hat auch Ovid geſchrieben:
Der lehrt den Ackerbau, und der die Kunſt zu lieben.
Wenn aber ja dein Werk ſo lehrreich werden ſoll:
So ſey es auch zugleich von Reiz für Weiſe voll,

So, wie ein Altarblatt, mit kunſterfüllten Zügen,
Des Volkes Andacht mehrt, und Kenner kann vergnügen,
Kein bunt Marienbild, vom Holzſchnitt abgedrückt,
Das Kinder nur ergötzt und Bauerſtuben ſchmückt.
Es folgt nicht, daß kein Lied mit Nutzen Luſt verbindet,
Wo der gemeinſte Geiſt nicht jeden Satz empfindet;
Genug, trifft er für ſich da gute Lehren an,
Wo manches ihm zu hoch, Gelehrte rühren kann.
Doch niemand zieht vielleicht den Dichter ganz zur Erden:
Er ſoll kein Lehrer nicht des ſchlechten Pöbels werden;
Man will nicht, daß ſein Lied ein Weib zum Weinen zwingt,
Wenn es am Peterſthor ein deutſcher Theſpis ſingt.
Genug, bemüht er ſich für einen Sinn zu ſpielen,
Der richtig denken kann, und zärtlich weis zu fühlen.
Gut, doch woſern ihr nur für ſolche Seelen ſchreibt,
Sagt, wo der Dichtkunſt Zweck, das Unterrichten bleibt?
Was brauchts, daß ſie von euch die Lebensregeln hören,
Die ihnen eigner Witz, Fleiß und Erziehung lehren?
Als nur, damit ein Satz, den eure Kunſt geſchmückt,
Zwar den Verſtand nicht lehrt, doch in das Herz ſich drückt.
Auch das geb ich euch zu, doch ſelbſt aus dieſen Seelen,
Die ihr vom Pöbel trennt, werd ich von neuem wählen.
Dürft ihr nicht euren Vers gleich jedem Bürger weihn:
So darf auch meiner nicht für jeden Leſer ſeyn.
Ihr irrt, woſern ihr glaubt, frey von gelehrten Sätzen
Werd eure Deutlichkeit auch alle gleich ergetzen.
Für Leſer mancher Art ſind Günthers Lieder ſchön;
Für Leonoren das, und das für den Eugen.
Ihr ſtraft es, wenn man ſingt, nur Weiſe zu vergnügen:
So ſtraft auch, wenn man ſingt, nur Schönen zu beſiegen,

Euch misfällt, wenn mein Vers von Newtons Lehren ſpricht;
So braucht im Trauerſpiel Geſchicht und Fabeln nicht.
Soll ein Gelehrter nur vor euren Schauplatz gehen:
So ſey auch der gelehrt, der will mein Lied verſtehen.
Den Leſer wähl ich mir; ſagt, ob ich ſtrafbar bin?
Hat jeder eurer Zunft doch gleichen Eigenſinn.
Der, der die Schäferinn mit Lieb und Einfalt zieret,
Was fragt er, ob ihr Bild den Philoſophen rühret?
Ein andrer ſingt entzückt von ſeiner Chloris Kuß;
Ich bin nicht ſo entzückt, und les ihn mit Verdruß.
Wie? ſoll der Dichter ſtets ſich Stutzern ähnlich zeigen?
Bey Mägdchen witzig ſeyn, bey Klugen aber ſchweigen?
Doch geh ich nicht zu weit? Wer iſt es, der es ſchilt,
Wenn Kunſt und Wiſſenſchaft erhabne Lieder füllt?
Nur das verbiethet man, daß tiefer Sätze Menge
Zu dunkel ausgedrückt, im ſchweren Vers ſich dränge.
Gut, theilt den Einfall gleich in zwanzig Zeilen ein;
Nur merkt, ihr werdet matt, und doch nicht deutlich ſeyn.
Vergebens, daß man dem, dem alle Kenntniß fehlet,
So, wie ein Lehrer thut, Satz und Beweis erzählet.
Nicht alles faßt der Vers; und wenn er alles faßt:
So wird die Deutlichkeit dem Leſer ſelbſt zur Laſt.
Mit ekelem Geſchwätz wird uns der Dichter plagen,
Der uns nichts denken läßt, und alles ſtrebt zu ſagen;
Doch iſt ein Mittel hier, auch der gefällt uns nicht,
Der nicht genug uns ſagt, und wie Orakel ſpricht.
Die freche Buhlerinn, die mehr giebt, als vergönnet:
Die Spröde, die uns kaum mit halbem Blicke kennet,
Sind beyde reizungsleer *: Da wird ein Herz beſiegt,
Wo muntre Sittſamkeit bemüht und auch vergnügt.

Doch,

---

* Nec bis cincta Diana placet, nec nuda Cythere. *Mar*.

Doch, heißt die Schöne nicht durch eitlen Stolz verblendet,
Die jedem unverdient nicht ihre Gunſt verſchwendet:
So wißt auch, daß ihr oft ein Lied als dunkel ſchmäht,
Und denket nicht daran, daß ihr nur blöde ſeht.
Ihr ſprecht, das ſey nicht Luſt, was uns mit Denken quälet,
So hört zu guter letzt, noch was mein Vers erzählet.
Sonſt, als den Deutſchen noch kein feiner Witz vergnügt,
Und nur ſein redlich Herz mit tapfrer Fauſt geſiegt,
Gebraucht er ſich, die Zeit ergetzend zu verlieren,
Der bunten Heere ſchon, von ſtreitenden Papieren.
Vier gleiche Haufen ſinds. Des Schickſals Eigenſinn
Giebt einem Mächtigern der andern Leben hin.
Vor ſeiner Sieben muß zu oft ein Taus erbleichen,
Doch wird ihr bald darauf nicht eine Sieben weichen.
Die Stunden kürzten ſich mit Spielen mancher Art;
Da hoffte man ein Glück, das Fürſt und Ober paart *.
Auch gieng man Wetten ein, wo ſtets die Hand verſpielte,
Die Blätter eines Rangs in mindrer Anzahl hielte,
Both einem Spieler Trotz, der zu verwegen war,
Und ſetzte ſich ihm gleich in Hoffnung und Gefahr.
Drauf, als die Rohigkeit von Deutſchland ſich entfernte,
Und man der Fremden Kunſt, und fremde Thorheit lernte,

Ward

---

* Ich mache dieſes Spiel zu einem deutſchen, weil es bey uns meiſtens in der deutſchen Karte geſpielet wird. Außer dem habe ich ſo viel Recht, dieſes zu thun, als wenn Voltaire im achten Geſange der Henriade, in einer Schlacht die Bajonetten lange vor ihrer Erfindung gebrauchen läßt. Doch wem eine ſolche hiſtoriſche Unrichtigkeit zuwider iſt, der ſetze ſtatt dieſes Verſes folgenden:

Das Künſtlichſte davon war wohl die Höllenfahrt.

Ward auch der Zeitvertreib, den Spanien erdacht,
Und Frankreich ausgeputzt, bey uns bekannt gemacht.
Dem Tutti wich der Martſch, der Sequens Matadoren;
Vom Spieler ward a Tout, kein Trumpf vom Glück erkohren.
Voll Ordnung war das Spiel, nur war ſie mehr verſteckt,
Voll Regeln, deren Zahl gemeine Seelen ſchreckt:
Und wem zum Denken ſonſt Geduld und Stärke fehlte,
Der ward ein Archimed, wenn er beym Solo zählte.
Wie hörte man dabey die ſchwächern Geiſter ſchreyn,
Was ſo viel Mühe macht, kann kein Vergnügen ſeyn!
Umſonſt, die Schönen ſelbſt gewöhnten ſich zu denken,
Der Wenzel und das Daus flohn endlich in die Schenken.

M. Käſtner.

* *

Beweis der Wirklichkeit Gottes, aus dem Begriffe des einigen,

in einem Sendſchreiben an Q = =

Werther Freund!

Werden ſie ſich wohl entſchließen können, ihren muthigen Witz einige Viertelſtunden gefangen zu nehmen, um den Widerwillen zu vermeiden, den ihnen trockne Abhandlungen zu machen pflegen? Ja, ſie ſind verbunden dazu. Sie wiſſen, daß ſinnreiche Einfälle bey mir ſehr ſparſam ſind: ſie wiſſen, daß ich lieber etwas Lächerliches ſage, ge, als ſchreibe, und gleichwohl verlangen ſie meine Meynung über eine gewiſſe Wahrheit, über eine ſolche, welche eine von den wichtigſten und ernſthafteſten iſt. Ich ſoll ihnen berichten, was ich von dem carteſianiſchen Beweiſe, von der Wirklichkeit Gottes halte. Wohlan, ich will ihnen gehorchen, weil ſie mein Freund ſind: allein hüten ſie ſich wohl, mir für meinen guten Willen den ſchon ſo oft wiederholten Vorwurf zu machen, daß ich allzutrocken ſchreibe. Es iſt billig, daß ſie mir dieſen Fehler zu gute halten, weil ich ihn ſo wohl der Materie ſelbſt, als auch meiner Gewohnheit wegen, nicht wohl vermeiden kann: ſie werden mich dem ungeachtet gar leicht verſtehen können, weil ihre Einſicht die meinige um ſo weit übertrifft, als meine Mühe etwas zu betrachten, die ihrige.

Anſtatt, daß ich den carteſianiſchen Beweis aus dem Carteſio ſelbſt, oder aus dem Herrn Wolf und andern ausſchreibe, will ich ihnen denjenigen vorlegen, auf den ich durch eigenes Nachdenken gefallen bin. Unterſuchen ſie, in wie weit er dem carteſianiſchen ähnlich iſt: ſo werden ſie finden, in wie weit ich dieſen annehme, oder nicht. Meine ganze Betrachtung gründet ſich auf die Begriffe des **Einzigen** und der **Menge**, des **Möglichen** und des **Wirklichen**. Wenn mir die Schärfe ihres Verſtandes nicht bekannt wäre: ſo würde ich ſie vorher erinnert haben, über dieſe metaphyſicaliſchen Wörter nicht zu erſchrecken: und wenn ich ein etwas größeres Vertrauen zu meinen Vorzügen hätte, ſo würde ich hier Gelegenheit nehmen, von andern, welche dieſen Beweis vorgetragen, oder widerleget haben, nicht auf das Vortheilhafteſte zu urtheilen: Ich würde mir durch ihre Verdunklung einigen Glanz zu verſchaffen ſuchen; ich würde vieles zu erinnern haben, das dieſe guten Herren vergeſſen; und ich würde ihnen ſo lange gute Lehren geben, bis ſie mich für ein philoſophiſches Orakel annähmen. Allein, ob ich gleich ſchon in der That auf eine verdeckte Weiſe den Riß zu meinem eigenen Lobe hierdurch entworfen habe: ſo bitte ich ſie doch, ja nicht zu glauben, daß ich in mich ſelbſt verliebet bin. Nein, ich thue es nur deswegen, einige Zeilen mit nichts anzufüllen, und dadurch denjenigen ähnlich zu werden, welche durch eine dergleichen Schreibart den Ruhm erlanget haben, daß ſie flußig und witzig ſchreiben. Oder iſt ihnen dieſe Urſache nicht hinlänglich: ſo erfinden ſie ſelbſt eine, welche ihnen die Freundſchaft eingiebt. Ich habe mich lange genug gezwungen, ihre Aufmerkſamkeit zu ſchonen. Zwingen ſie ſich nunmehro auch, alle Kräfte derſelben zuſammen zu nehmen; denn ich fange an, zu beweiſen, oder wenn ſie mehr verlangen, zu demonſtriren. Ich habe eben den Begriff von dem Möglichen, den Herr Wolf, ſie und die übrigen Herren Wolfianer haben. Sie werden mir dahero gleich zugeſtehen, daß ein einziges Ding möglich iſt. Denn da ein einziges Ding ſich ſelbſt nicht widerſprechen kann, andere aber alsdenn auch nicht da ſind, die ihm widerſprechen, und gleichwohl jeder den Gedanken von einem einzigen Dinge haben kann, ſo iſts möglich. Ich ſehe nicht, was ich mir hierwider einwenden könnte, und ich habe auch, ſo viel ich mich beſinne, noch nirgends einen Einwurf hierwider angetroffen. Allein, es iſt auch möglich, daß mehr als ein Ding iſt, daß viel Dinge ſind. Ich wüßte nicht, was den Gedanken wiederſpräche, die wir von der Menge, von der Zahl, von dem Unterſchiede der Dinge haben. Wir würden keine klaren Vorſtellungen haben, wenn wir keinen Unterſchied der Dinge, wenn wir nicht viel Dinge gedenken könnten, wenn eine Menge Dinge nicht möglich wäre. Aber ich ſehe ſchon voraus, wie froh ſie ſind, daß ſie nunmehro einen Einwurf gefunden haben. Sie drohen mir, einen von meinen Gründen über den Haufen zu werfen, weil ihnen derjenige ſelbſt würde zur Hülfe dienen müſſen, auf deſſen Seite ſie treten würden. Iſt nur ein einziges Ding möglich, ſo können nicht viele ſeyn, ſagen ſie; und wenn deren viele ſind, ſo iſt es nicht möglich, daß nur eines ſey. Sie errathen ſchon, was ich in folgenden mir zu erweiſen, vorgenommen hatte, und ſind ſo grauſam, zugleich mit dem Grunde mein ganzes Gebäude zu zerſtören. Iſt ein Gott, ſo kann keine Welt ſeyn: iſt eine Welt, ſo kann kein Gott ſeyn. Ums Himmels Willen bedenken ſie, was ſie ſagen, und bürden ſie mir keine Meynungen auf, die ich verabſcheue. Sie übereilen ſich auf dieſe Weiſe im Schließen, und ſtören mich zugleich in meinen Betrachtungen. Merken ſie erſt auf den Unterſchied zwiſchen der Menge und dem Ganzen, wenn ſie mit Grunde urtheilen wollen, ob die gegebenen Sätze ſich widerſprechen. Nicht wahr, ihre Uhr beſteht aus vielen Theilen, und iſt alſo nicht ein einziges, ſondern eine Menge Dinge. Allein können ſie einen Theil davon abſondern, ohne ſeine Natur zu verändern, und das Ganze zu zerſtören? Nehmen ſie ein Rädchen aus derſelben; wird es wohl nach dieſem noch ein Uhrrädchen ſeyn, und wird die Uhr noch eine Uhr ſeyn? Ich weis wohl, man nennet es dem ungeachtet noch eine Uhr, ein Rädchen; allein denket man auch noch ſo, als man vorher dachte, da der Theil noch in dem Ganzen war. Mich deucht immer, die Worte zwar bleiben, aber die Gedanken verändern ſich. Ein Rad außer der Uhr iſt kein Theil mehr von derſelben, als nur in ſo ferne wir daſſelbe als etwas anſehen, das zu der Uhr gehöret, und nicht ohne dieſelbe ſeyn kann. Ja die Uhr ſelber iſt dieſe Uhr, dieſes Ganze, nicht mehr, wenn man ein Rädchen daraus nimmt, als nur in ſo ferne man daſſelbe wenigſtens mit den Gedanken wieder an ſeine Stelle ſetzet. Ich würde mit einiger Mühe gar wohl ein lächerliches Exempel erfinden können, meinen Satz zu erklären, wenn ich nicht dadurch befürchten müßte, ihre Aufmerkſamkeit allzuſehr zu zerſtreuen; und wenn ich mir nicht aus einer kleinen Rache vorgenommen hätte, alle Gelegenheit zu vermeiden, ihren Witz zu beſchäfftigen, um nur ihren Verſtand abmatten zu können. Betrachten ſie alle diejenigen Mengen, die ſie mit dem Namen des Ganzen belegen; ſie werden finden, daß ſie ſich dieſelben deswegen als Ganze vorſtellen, weil ſie merken, daß ſie aus unterſchiedenen Theilen beſtehen, welche mit einander verknüpft ſind, welche zuſammen gehören, welche wir mit den Gedanken nicht trennen können, ohne den Begriff des

Ganzen zu verlieren, und welche endlich einzeln nicht beſtehen können, ohne ihre Natur zu verändern. Allein, es giebt, außer dieſer, noch eine andere Art der Menge, wo die mancherley Dinge, aus welchen ſie beſteht, nicht verknüpft, ſondern zerſtreuet, nicht Theile, ſondern für ſich beſtehende Weſen ſind. Wer kann nicht an den großen Mogul gedenken, ohne daß er den Begriff des türkiſchen Kaiſers darzu bedarf, und wer hat nicht einen Gedanken von dem Cicero, wenn ihm gleich der Demoſthenes unbekannt iſt. Wir haben hier ebenfalls unterſchiedene Begriffe: wir ſtellen uns eine Menge Dinge vor; allein, wir denken weder an ein Ganzes, noch an Theile, weil wir jedes insbeſondere für ſich betrachten können, ohne daß wir den Begriff der andern darzu nöthig hätten. Nunmehro erinnern ſie ſich der Sätze, die ich oben zum Grunde geleget habe; halten ſie ſie mit ihrem Einwurfe zuſammen, ſo werden ſie ſehen, in wie weit er ſtark iſt, ſie zu überwältigen, und in wie weit ſeine Schwäche ihm nicht erlaubet, einen Angriff zu wagen. Iſt ein Ganzes, ſo iſt nicht möglich, daß nur ein einzelnes Ding ſey. Hier hat ihr Einwurf ſeine völlige Stärke. Ein Ganzes iſt eine Menge Dinge, deren eines ohne das andere nicht ſeyn kann, das iſt, die zuſammen gehören. Hieraus folget, daß man kein einzelnes aus dieſer Menge reißen kann, und daß dahero der Begriff des Ganzen und des Einzelnen ſich widerſpricht. Jedoch, verſtehen ſie mich wohl, ich leugne nicht, daß außer einem Ganzen, außer einer Menge Theile, noch ein einzelnes Ding möglich iſt, welches keinen

Theil von jenem ausmachet; ich will es vielmehr behaupten, und zeigen, daß auf dieſer Seite ihr Einwurf keine Kraft hat: nur darinnen muß ich ihnen Recht geben, daß ein Theil nicht einzeln beſtehen kann, daß ein Theil eben deswegen ein Theil iſt, weil er nicht als etwas Einzelnes betrachtet werden kann, und möglich iſt, ſondern als etwas, das zu andern Dingen gehöret, mit denen es verbunden iſt. Sagen ſie mir nunmehro, wo ſie einen Widerſpruch in dieſen zweenen Sätzen finden wollen: Es iſt eine Menge Dinge möglich, das iſt, es iſt ein Ganzes möglich, welches aus unterſchiedenen Theilen beſteht, die zuſammen gehören, und nicht einzeln beſtehen, oder einzeln als Theile gedacht werden können: und, es iſt außer dieſer Menge, außer dieſem Ganzen, ein Einzelnes möglich, das iſt, etwas Einfaches, ein Einiges, deſſen Begriff keinen andern Begriff nöthig hat, das für ſich beſteht, und ſeyn könnte, wenn auch ſonſt weiter nichts wäre. Ich bitte ſie, überlegen ſie es wohl; ſie können es thun, weil ich nicht eben allzuviel von ihnen verlange. Sie ſollen nur unterſuchen: ob nicht ein einzelnes Ding möglich iſt? Ihre Aufmerkſamkeit wird ſtark genug ſeyn, da ſie ſie nicht auf eine unzählige Menge, ſondern nur auf ein einziges Ding zu richten haben. Ich bekenne es, ich kann mit aller meiner Einbildungskraft keinen Einwurf hierwider erfinden, und beſinne mich nicht, irgendwo etwas geleſen zu haben, das dieſem Satze widerſpräche. Ja, wenn ich auf die Erklärung der Möglichkeit mein Augenmerk richte: ſo ſcheint es mir eine Art des Beweiſes zu ſeyn, wenn ich ſage, daß ein einzelnes Ding deswegen möglich ſey, weil es weder ſich ſelbſt widerſprechen kann, noch von andern einen Widerſpruch befürchten darf, eben deswegen, weil es einzeln iſt. Doch ich halte mich vielleicht allzulange bey einer Sache auf, die niemand, oder wenigſtens ſie nicht, in Zweifel zu ziehen geſonnen ſind. Ich will daher den andern Satz, der zu meinem Beweiſe von der Wirklichkeit Gottes gehöret, anführen. Es iſt dieſer: **Iſt ein einzelnes Ding möglich, ſo iſt es auch wirklich.** Ein ziemlich großer Sprung, werden ſie ſagen, von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit zu ſchließen. Allein beſinnen ſie ſich auf die vielen Unterredungen, die wir von der Wirklichkeit mit einander gehabt haben. Habe ich ihnen nicht an mehr als hundert Exempeln gewieſen, daß wir alles das für wirklich halten, wo wir nichts finden, das ihm widerſpräche, und daß alſo dasjenige wirklich iſt, dem nichts widerſpricht. Ich habe ihnen den ſonſt ſo dunklen Unterſchied unter dem möglichen und wirklichen, deucht mich, deutlich genug gewieſen; erinnern ſie ſich nur dieſes einzigen Exempels. Es iſt möglich, daß ſie ihr Dorindchen heirathen; allein, es iſt noch nicht wirklich: warum? ſie können noch keine Frau ernähren; ihr Herr Vater giebt es nicht zu; ſie ſehen dieſe Hinderniſſe ſelbſt, und es fehlet alſo ihr eigner Entſchluß. Nehmen ſie alle dieſe Widerſprüche, und die andern, welche noch erdacht werden könnten, weg; alsdenn wird dasjenige wirklich werden, an deſſen Möglichkeit ſie ſich itzo beluſtigen. Und wo kömmt denn dieſe Möglichkeit her? wie kömmt es, daß es nur möglich iſt? Nicht wahr, ſie ſtellen ſich eine Menge Sachen oder Begebenheiten vor, wenn ſie an die Heirath mit ihrem angenehmen Dorindchen gedenken? Sie merken, daß einige darunter recht wohl zuſammen ſtimmen, und gar nicht mit einander ſtreiten. Sie ſehen, daß ſie ſelbſt ein Menſch von einer geſunden Leibesbeſchaffenheit ſind, dem keine von allen denjenigen Eigenſchaften fehlet, welche ein munteres Dorindchen an ihrem Liebſten verlanget. Sie ſchließen daraus, daß es möglich ſey, daß ſie Dorindchen heiratheten, weil ſich alle die Umſtände gar wohl mit einander vertrügen, die zu einer Heirath erfordert werden. Sie haben recht, wenn ſie von einer Heirath überhaupt reden; wenn ſie nur einige Umſtände, die zuſammen ſtimmen, aus den übrigen heraus reiſſen: allein ſie merken ihren Irrthum, ſo bald ſie auf die übrigen Acht haben, welche mit eben dieſer Begebenheit verknüpfet ſeyn müſſen, und ihr doch bis itzo widerſprechen. Es iſt unmöglich, daß ſie, und kein anderer, Dorindchen und keine andere, itzo und nicht zu einer andern Zeit, in dieſen und in keinen andern Umſtänden heiratheten, das iſt, es geſchieht nicht, es iſt nicht wirklich. Sie müſſen mich nunmehro nothwendig verſtehen; ſie müſſen den Unterſchied zwiſchen dem Möglichen und Wirklichen vollkommen einſehen, weil ich es mit einem luſtigen Exempel erläutert habe, mit einem ſolchen, das vom Heirathen, von Dorindchen hergenommen iſt. Kann man wohl außer dieſem etwas witziges erfinden? Doch nunmehro werden ſie ſichs gefallen laſſen, ſich auch nach meinem Sinne einige Augenblicke zu ſchicken. Habe ich ihnen Gelegenheit zu luſtigen Gedanken gegeben, ſo gönnen ſie mir nun auch ihre Aufmerkſamkeit bey ernſthaften.

Möglich iſt alles dasjenige, was ſich ohne Widerſpruch gedenken läßt, es ſey nun, daß man nicht einmal einen Widerſpruch erdichten kann, oder, daß man auf denſelben nicht Acht hat, indem man nur diejenigen Umſtände betrachtet, welche zuſammen beſtehen können.

Wirklich hingegen iſt das, was gar keinen Widerſpruch leidet, und dem wir nicht einmal mit dem Gedanken etwas entgegen ſetzen können. Hatten ſie nunmehro dieſe Erklärungen mit dem Begriffe des einigen zuſammen, ſo werden ſie überzeuget werden, daß dieſe Folge richtig iſt : iſt ein einziges Ding möglich, ſo iſt es auch wirklich. Denn da dasjenige wirklich iſt, dem ganz und gar nichts widerſpricht; ein einziges Ding aber weder ſich ſelbſt widerſprechen kann, noch von andern Dingen einen Widerſpruch befürchten darf, weil es einig und von dem Widerſpruche anderer Dinge entfernet iſt: ſo folget, daß es eben deswegen wirklich ſey, weil es möglich iſt: ja es iſt ſo gar zwiſchen der Möglichkeit und Wirklichkeit dieſes einigen Dinges nicht der geringſte Unterſchied. Denn weil wir alsdenn nur von dem bloß Möglichen einen Begriff haben, wenn wir von vielen Dingen nur einige betrachten, welche mit einander überinſtimmen, die übrigen aber, welche widerſprechen, mit unſern Gedanken abſondern; bey einem einzigen Dinge aber nichts abgeſondert werden kann, indem es das einfachſte Weſen iſt, und mit andern, die ihm zuwider ſeyn könnten, keine Gemeinſchaft hat: ſo iſt es gleich viel, ob man ſaget, es iſt möglich; denn man verſteht hierunter, daß man an nichts gedenke, das ihm zuwider wäre: oder, es iſt wirklich; denn man denket alsdenn, daß man nicht nur itzo an nichts gedenke, das ihm widerſpräche, ſondern daß auch niemand niemals einen Widerſpruch ausfündig machen könne. Wie iſt es aber jemals möglich, etwas dem einigen widerſprechendes zu erdichten? Man müßte ſich ſelbſt widerſprechen, und unter dem Einigen, wenigſtens zwey Dinge gedenken, die einander zuwider wären. Ein einiges Ding iſt in dem Augenblicke wirklich, indem es möglich iſt; es kömmt nichts zu ſeiner Möglichkeit, wenn es wirklich wird, und man kann es niemals in dem Reiche bloßer Möglichkeiten antreffen. Der Unterſchied, den wir uns hier unter der Möglichkeit und Wirklichkeit machen, beruhet in weiter nichts, als unſern Gedanken, und verändert nichts an dieſem einigen Weſen.

Werden Sie mir nun wohl erlauben, werther Freund, dieſem einigen Weſen den Namen Gottes beyzulegen? Erlauben ſie es, ſo habe ich ſchon erwieſen, daß ein Gott möglich, und eben deswegen auch wirklich iſt? Allein, es wäre unbillig, wenn ich ich ihnen zumuthen wollte, daß ſie gleich anfangs dieſen ſo großen Namen einer Sache beylegen ſollten, die ſie noch nicht völlig kennen. Nein, ich muß ihnen erſt darthun, daß dieſes einige Weſen das allervollkommenſte, unendlich, nothwendig, unveränderlich, und der Schöpfer der Welt iſt. Und werden

den ſie ſich alsdenn noch weiter widerſprechen können, daſſelbe für eben das zu erkennen, welches ſie bisher als ihren Gott und Schöpfer angebethet haben? Sie ſind allzuvernünftig, als daß ſie dasjenige leugnen ſollten, was ſie vorher unter andern Worten für gewiß erkannt haben. Ich zweifle alſo keinesweges an einem erwünſchten Ausgange, wenn ſie nur erſt meine Gründe und ihre Gewißheit nicht widerlegen können. Beſinnen ſie ſich, ich will nicht eher in meinem Beweiſe fortfahren, bis ich von ihnen erfahre, in wie weit ich mich auf dieſe Grundſätze zu verlaſſen habe. Leben ſie wohl.

Johann Gottfried Gade.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

An Chloris.

Chloris, willſt du ewig leben,
Dich zur Venus Sitz erheben,
Und der Dichter Göttinn ſeyn;
Soll ein zärtliches Entzücken
Später Nachwelt Geiſt beglücken,
Und ihn dir zum Opfer weihn:
So hilf mir der Dichtkunſt Willen,
Muntre Schöne! bald erfüllen.
Voller Glanz und holden Minen
Iſt ſie neulich mir erſchienen,
Als ich dich im Traum geſehn.
In zwey durchgeſeufzten Jahren,
Hab ich niemals noch erfahren,
Was mir träumend da geſchehn.
Dieß Glück wachend zu genießen,
Stört die Dichtkunſt mich im Küſſen.

Sohn! ſprach ſie, von meinen Söhnen
Schilderte den Reiz der Schönen
Keiner noch vollkommen ab.
Mancher hat nicht klug gewählet,
Mancher in der Kunſt gefehlet,
Dem ich ſonſt mein Feuer gab.
Doch ſie ſollens nicht entgelten;
Wahre Schönheit iſt zu ſelten.
Drum befehl ich dir zu dichten,
Und den Vorwurf zu zernichten,
Kein Reiz ſey vollkommen ſchön.
Soll ich, ſprach ich, michs erkühnen:
Was wird mir zum Muſter dienen,
Wenn mirs ſoll von ſtatten gehn?
Als ich ihr den Einwurf machte,
Wies ſie dich, und ich erwachte.
Chloris, hilf mir von der Plage;
Es muß alles, was ich wage,
Ohne dich vergebens ſeyn.
Oft hab ich dich zwar erblicket,
Und dein Reiz, der mich entzücket,
Prägte ſich mir lebhaft ein:
Doch das ſchönſte von den Bildern,
Kann ich das von ferne ſchildern?
Mache, daß ich in der Nähe
Deiner Schönheit Weſen ſehe,
Die entfernt ſo reizend iſt.
Soll ſie nur mein Aug empfinden:
O! ſo kann ich nicht ergründen,
Welches Lobs du würdig biſt.
Soll ichs aus dem Grunde wiſſen:
Schönſte! ſo muß ich dich küſſen.

Sylvander.

* * *

Ode
auf den Tod ſeiner Ehgattinn.

Begrabt ſie nur, und laßt mich weinen!
Verſenkt mein Weib, mein ander Herz;
Allein verſenkt mit den Gebeinen
Zugleich auch ihres Mannes Schmerz.
Benehmt mir nur das bange Sehnen!
Nein, laßt mich lieber traurig gehn;
Ich ärmſter liebe meine Thränen,
Weil ſie durch meine Frau entſtehn.

Nur laßt mich ſie noch einmal ſchauen,
Dann will ich ſtill und ruhig ſeyn;
Doch traut mir nicht; denn mein Vertrauen
Iſt leider zu mir ſelber klein.
Oft ſuch ich meinen Schmerz zu ſtillen,
Doch Blut, Natur, und Zärtlichkeit
Entkräften alle meinen Willen,
Und unterhalten ſelbſt mein Leid.

Dich, beſte Freundinn, ſoll ich miſſen?
Du, liebſte Gattinn, ſollſt dahin?
O daß ich nicht mit dir entriſſen
Und nicht vor dir erkaltet bin!
Denn da ich dich nicht mehr erblicke:
So wird mein Herz mir ſelbſt verhaßt,
Und Hoffnung, Ehre, Ruh und Glücke
Sind ohne dich mir eine Laſt.

Beſtürmt von nie gefühlten Trieben,
Benetz ich dieſes Klagedicht.
Ein Jahr, ein einzig Jahr zu lieben,
Ein kurzes Jahr und länger nicht?
Zu ſchnelle Stunden zum Verfliegen,
O ſeh ich euch denn niemals mehr?
Wie gerne gäb ich mit Vergnügen
Mein Blut für eure Wiederkehr.
Aus Liebe mir zu Theil zu werden,
Verließ ſie Freund und Vaterland,
Und gab, mit freudigen Gebehrden,
Ihr Herz und Glück in meine Hand.
Sie liebte mich mit ſeltner Treue,
Und ihr Beſtreben bis ins Grab
War, daß ſie täglich mir aufs neue
Beweiſe ſtarker Liebe gab.
Ort, der du ſie zur Welt gebohren,
O S ⸗ ⸗ mir ſonſt lieber Ort!
Du biſt nunmehr in meinen Ohren,
Ein elend und betrübtes Wort.
Vergieb mir, wenn ich unrecht thue,
Vergieb dem Schmerze, der mich drückt;
Oft wünſch ich mir zu meiner Ruhe:
Ach hätteſt du ihn nie erblickt!
Dich, ſtrenge Liebe, frag ich kläglich,
O warum trennſt du doch ein Paar,
Dem ſonſt kein Unfall unerträglich,
Als eben ihre Trennung war?
Ward darum nur mein Glück vollkommen,
Damit im kurzen meine Pein,
Wenn mir der Tod dieß Glück genommen,
Nur deſto bittrer ſollte ſeyn?

Dir, Liebe, dankt ich mein Ergötzen;
Du gabſt mir alles, was ein Mann
An ſeiner Gattinn koſtbar ſchätzen,
Und lieben und verlangen kann.
Doch ſo viel holder Reiz ſie ſchmückte,
So viel die Anmuth ihr gewährt:
So blieb von dem, was mich entzückte,
Die Schönheit doch ihr kleinſter Werth,
Wahr iſts, mit innigem Vergnügen,
Hat mich ihr ſchmachtend Aug entbrannt;
Allein, mich ewig zu beſiegen,
Vermocht ihr Herz, wußt ihr Verſtand.
Ein liebreich Herz, mit ſich zufrieden,
Von Stolz und Neid noch nie erhitzt,
Ein ſolches Herz war ihr beſchieden,
Und ſo ein Herz verlier ich itzt.
Ein Herz, das kaum ein Unfall ſchreckte,
Und keine Schmeicheley betrog,
An dem ich täglich mehr entdeckte,
Was mich zur Liebe mehr bewog.
Ein Herz, das mir die Luſt aus Eden
Im Lieben ſtets geſchenket hat,
Ein Herz = = o könnt ich weiter reden!
Ihr Thränen, ſprecht an meiner ſtatt!
Ja, banges Lied, hör auf zu klagen,
Erwähne mir mein Weh nicht mehr;
Ich will es lieber ſtumm ertragen,
Doch es zu tragen, iſt zu ſchwer.
Genug, ich muß ein Gut entbehren,
Das ich auf ewig lieb gewann,
Das keine Zeit mir mehr gewähren,
Und ich nie gnug bedauren kann.

Und du von allem meinem Glücke
Zurück gebliebner Ueberreſt,
Mein Sohn, der mich in ſeinem Blicke,
Der Mutter Bild noch finden läßt!
Nichts wünſch ich mehr, als nur dein Leben,
Du Sohn biſt noch mein Troſt allein.
O Vorſicht, die mir ihn gegeben,
Wie lange ſoll er meine ſeyn?

* * *

Von dem Schaden, welchen die Electricität im menſchlichen Körper verurſachen kann.

Es iſt ein Zeichen eines patriotiſchen Gemüthes, wenn ein Naturkündiger die neuen Entdeckungen im Reiche der Natur ſogleich zum Nutzen des menſchlichen Lebens anzuwenden bemühet iſt. Wer es für eine der edelſten Beſtrebungen hält, die Wohlfahrt ſeiner Mitbürger zu befördern, der läßt ſich ſchwerlich überreden, daß auch die von ihr am entfernteſten zu ſeyn ſcheinenden Verſuche und Lehren, keinen Einfluß in dieſelbe haben ſollten: wenigſtens hält er es für eine löbliche Beſchäfftigung, ſich um dieſen Einfluß zu bekümmern. Die Naturlehre beſchäfftiget ſich mit lauter Körpern, und alles, was die Leiber, womit unſere Seelen verbunden ſind, rühret und Veränderungen von außen in ihnen hervorbringen kann, das ſind Körper. Iſt alſo auch etwas vernünftiger, zu glauben, als dieſes, daß die meiſten, wenigſtens ſehr viele Veränderungen und Eigenſchaften der Körper, welche wir durch Verſuche und Schlüſſe an ihnen entdecken, auch der Grund vieler Veränderungen in unſern thieriſchen Körpern ſeyn müſſen? Die Lehre von der Schwere, dem Drucke und den Bewegungen des Waſſers und der Körper überhaupt, die Lehre von der Luft, von dem Feuer u. d. g. ſind an ſich gänzlich von der Wiſſenſchaft des Baues und der Veränderungen unſers Körpers unterſchieden; und doch können wir in dieſer nicht einen gewiſſen Tritt thun, wenn wir in jenen Fremdlinge ſind. Es werden noch immer neue Theile der Naturlehre erfunden, welche man als ganze phyſikaliſche Wiſſenſchaften betrachten kann. Die Lehre von der Electricität der Körper wird, durch den unermüdeten Fleiß geſchickter Naturkündiger, bald die Geſtalt einer phyſikaliſchen Wiſſenſchaft bekommen. Die Anzahl der electriſchen Verſuche wächſt faſt täglich, und man kömmt dadurch der Erkenntniß der Urſachen immer näher. Was iſt nun wohl bey dem ſo geſchwinden Wachsthume der Lehre von der Electricität billiger, als daß man darauf bedacht iſt, wie man noch einen größern Nutzen, als welcher in dem bloßen Vergnügen daran beſteht, aus derſelben ziehen möge? Vielleicht würde ſie noch eifrigere Liebhaber gefunden haben, als ſie bereits gefunden hat, wenn ſie den Herren Goldmachenwollenden einigen Troſt in ihrer Kunſt verſpräche. Aber hierzu iſt alle Hoffnung vergebens, und man wird ihren Nutzen in andern Dingen ſuchen müſſen. Das Gold würde keinen ſo hohen Werth vor andern Körpern haben, wenn es nicht die Nothwendigkeit zu einem Mittel gemacht hätte, ſolche Güter zu erlangen, welche an und für ſich ſelbſt von hohem Werthe ſind. Die Electricität wird alſo einen wirklichen und groſſen Nutzen haben, wenn ſie uns zu ſolchen Gütern behülflich iſt, welche man ſonſt nur durch Hülfe des Goldes beſitzen kann. Die Geſundheit zu erhalten und wieder zu erlangen, iſt öfters die größte Menge Goldes nicht hinlänglich. Wofern nun die Electricität hierzu behülflich iſt: ſo wird ſie kein vernünftiger deswegen für unnütze halten, weil ſie nicht Gold machen lehret. Ja ob ſie gleich bereits mittelbar, und in gewiſſem Verſtande für eine Goldmacherkunſt angeſehen werden kann: ſo wird ſich doch dadurch kein rechtſchaffener Naturkündiger blenden laſſen, daß er ihren ganzen Nutzen in dieſe engen Schranken einſchließen, und ſie im übrigen für ein Kinderſpiel halten, oder wenigſtens die Zeit mit allerley bloß in die Augen fallenden Verſuchen, welche in der That Spielwerke ſind, verſchwenden ſollte. Es iſt nichts wahrſcheinlicher, als daß die Electricität ſo wohl, als die Mechanik, die Aerometrie, die Hydroſtatik, u. d. g. mit der Zeit ihren wirklichen Nutzen haben wird. Die Arzneywiſſenſchaft wird vermuthlich durch ſie einen Zuwachs erhalten. Daß wir daran nicht nur nicht zu zweifeln, ſondern auch bereits einige Erfahrungen davon haben, dieſes haben bereits zween geſchickte und redliche Naturkündiger in Halle, der berühmte Herr D. Krüger, und nach ihm Herr Kratzenſtein noch deutlicher, gezeiget. Man müßte entweder noch keinen Begriff von dem Baue und von den Veränderungen des menſchlichen Körpers haben, oder von Vorurtheilen wider die Electricität eingenommen ſeyn, wenn man das, was der letztere, in ſeinem

Schreiben von dem Nutzen der Electricität in der Arzneywiſſenſchaft, geſaget hat, verwerfen wollte. Da nun ohne Zweifel kein vernünftiger Naturkündiger leugnen wird, daß die Electricität vermögend iſt, gar merkliche Veränderungen in dem menſchlichen Körper hervorzubringen: ſo werden auch wohl dieſe Veränderungen dem Körper ſo wohl ſchädlich, als nützlich ſeyn können. Von dem letztern hat Herr Kratzenſtein in dem angeführten Schreiben bereits gehandelt. Von dem erſtern aber, daß nämlich, und wie die Electricität unſerm Körper ſchädlich ſeyn kann, habe ich mir gegenwärtig vorgeſetzet, meine Gedanken kürzlich zu eröffnen.

Wenn demjenigen, welcher zu beſorgende Uebel im Voraus abzuwenden ſich beſtrebet, eben ſo wohl Lob gebühret, als dem, welcher ſeinen Mitbürgern den Weg, zu wirklichen Gütern zu gelangen, zeiget: ſo wird meine Bemühung, ſo geringe ſie auch iſt, wenigſtens eines Theils des Lobes derjenigen würdig ſeyn, welche den Nutzen der Electricität in der Arzneywiſſenſchaft zeigen. Ich habe mir aber nur vorgeſetzet, von demjenigen Schaden zu handeln, welchen die Electricität in dem menſchlichen Körper verurſachen kann. Wenn ich mir vornähme, den Schaden überhaupt zu zeigen, welchen ſie verurſachen kann: ſo würde ich, zum Exempel, zeigen müſſen, daß ſie Poeten machen, zu Streitſchriften Anlaß geben, und unglückliche Spöttereyen verurſachen könnte; und ſo würde ich meinen Gedanken ein viel zu weitläuftiges und gefährliches Feld eröffnen, als mir es itzo Zeit und Umſtände zu durchlaufen verſtatten.

Vielleicht kömmt es einigen wunderlich vor, daß eben die Electricität, von welcher bereits aus Gründen, und durch die Erfahrung dargethan iſt, daß ſie ihren Nutzen in der Arzneywiſſenſchaft hat, und in verſchiedenen Fällen zur Geſundheit beförderlich iſt, auch der Geſundheit hinderlich ſeyn, und dem menſchlichen Körper ſoll Schaden zufügen können. Doch dieſe werden ſich ſogleich beſcheiden, wenn ſie bedenken, daß, in gewiſſen Umſtänden, die bewährteſten Mittel der Geſundheit, Urſachen von Krankheiten werden. Schwitzen, Aderlaßen, Purgieren, Baden, u. d. g. ſind vermögend, die gefährlichſten Krankheiten, ja den Tod, zu vertreiben; ſie ſind aber auch vermögend, die gefährlichſten Krankheiten, ja gar den Tod, zu befördern. Wer ſollte daher zweifeln, daß die Electricität dem menſchlichen Körper, ob ſie ihm gleich nützlich iſt, dennoch auch ſchaden könne? Doch ich verlange eher keinen Beyfall, als bis ich es aus der Natur der Electricität, wenigſtens wahrſcheinlich, erwieſen habe.

Niemand, welcher bey den electriſchen Verſuchen nicht nur empfunden, ſondern auch gedacht, nicht nur gedacht, ſondern auch vernünftig gedacht hat, wird leugnen, daß die Mittheilung der Electricität darinnen beſteht, daß die Bewegung, welche in dem durch Reiben unmittelbar electriſirten Körper erreget wird, in den nahe daran befindlichen Körper, welchem jener die Electricität mittheilet, fortgepflanzet wird. Es iſt auch ausgemacht, daß die Bewegung bey der Electricität in den kleinſten Theilchen des electriſchen Körpers vorgeht. Weil ich nicht glaube, daß denen viele beypflichten werden, welche ſagen, die Electricität beſtünde nur in der Bewegung einer um die Körper herum befindlichen beſondern electriſchen Materie: ſo will ich dieſe Meynung nicht erſt wiederlegen. Ich nehme alſo, hoffentlich nicht ohne Grund, an, daß der ganze electriſirte Körper in ſeinen kleinſten Theilchen in einer ſehr heftigen Bewegung iſt. Die kleinſten Theilchen desjenigen Körpers, welchem die Electricität mitgetheilet wird, werden alſo durch die heftige Bewegung der kleinſten Theilchen des unmittelbar electriſchen Körpers, auch in eine ſolche heftige Bewegung geſetzt. Denn nichts iſt natürlicher, als daß eine Menge ſich bewegender Körper, andere Körper, welchen ſie begegnen, und deren Widerſtand nicht groß genug iſt, ſich in der Ruhe zu erhalten, ebenfalls in Bewegung ſetzen muß. Vernunft und Erfahrung beſtätigen dieſes. Was es ferner mit der electriſchen Bewegung für eine Bewandniß hat, das würde hier zu weitläuftig ſeyn, zu erklären; mein gegenwärtiges Vorhaben erfordert es auch nicht. Genug, ich glaube, daß ich genugſamen Grund habe, zu behaupten, daß die kleinſten Theilchen eines mittelbar electriſchen Körpers in einer ſehr heftigen Bewegung ſind. Dieſe Bewegung muß nothwendig deſto heftiger ſeyn, je ſtärker der unmittelbar electriſche Körper, welcher ihm die Electricität mittheilet, gerieben wird, je länger das Electriſiren währet, und je leichter ſich die kleinſten Theile des mittelbar electriſirten Körpers in Bewegung ſetzen laſſen. Dieſes alles iſt ſo ausgemacht, daß man nicht Urſache hätte, daran zu zweifeln, wenn es auch die Erfahrung bey den electriſchen Verſuchen nicht augenſcheinlich beſtätigte.

Da, wie bekannt iſt, auch den Menſchen die Electricität mitgetheilet werden kann, ſo ſind unſere Körper, wenn ſie electriſch ſind, in ihren kleinſten Theilchen in der heftigſten Bewegung. Mancher ſollte wohl hieraus ſogleich ſchließen, daß dieſes in uns große Schmerzen und Veränderungen verurſachen müſſe. Man hat aber von dem letztern noch gar wenige, und von dem erſtern gar keine Erfahrungen. Dieſes iſt auch kein Wunder. Die electriſchen Bewegungen geſchehen in ſo kleinen Theilchen unſers Körpers, daß wir ſie, wenn ſie auch ziemlich heftig ſind, nicht empfinden können. Denn wenn wir eine Bewegung in uns empfinden ſollen: ſo muß ſie ſchon in ziemlich groben Theilen unſers Körpers vorgehen. Dieſe aber ſind diejenigen nicht, in welchen die electriſche Bewegung geſchieht, wenn ſie nicht allzuſehr vermehret wird. Wenn aber dieſes geſchieht; wenn das Electriſiren ſtark iſt, oder lange dauert, und alſo endlich gröbere Theile unſers Körpers in Bewegung geſetzet, und aus ihrer Stelle gebracht werden: ſo ſehe ich nicht, warum man keinen Schmerz und keine Veränderung alsdenn in ſich ſpüren ſollte? Es iſt unleugbar, daß durch ein ſehr ſtarkes und langwieriges Electriſiren, die gröbern Theilchen eines Körpers, alſo auch unſers Körpers, in Bewegung geſetzet werden. Es geht faſt eben ſo zu, wie mit einem Körper, welcher durch Feuer in ſeinen kleinen Theilchen in Bewegung geſetzet wird. Die Bewegungen, welche durch die erſte Erwärmung in ihm entſtehen, ſind unmerklich; je ſtärker hernach das Feuer ſeine Bewegung in ihn fortſetzet, deſto heftiger und merklicher werden die Bewegungen in ihm, ſo daß man immer einen Theil nach dem andern von ihm verſchwinden, im Feuer und Rauche in die Höhe fliegen, und nichts mehr übrig bleiben ſieht, als was, wegen ſeiner ſchwereren Art, nicht mit in die Höhe ſteigen konnte. Dieſe nach der Stärke und der Dauer der ſich mittheilenden Bewegung zunehmende Bewegung in den Körpern ſieht man auch deutlich bey dem Electriſiren der blauen Seide. Dieſe läßt ſich erſt die Electricität gar nicht mittheilen; doch wenn das Reiben mit der größten Gewalt, und ſehr lange fortgeſetzet wird, ſo ſpüret man doch endlich einige Wirkung der Electricität an ihr. Eben dieſe blaue Seide, welche ſich die Electricität ſo gar ſchwer und wenig mittheilen läßt, wird, wenn ſie unmittelbar gerieben, und alſo in eine heftigere Bewegung geſetzet wird, ſehr electriſch. Doch ich habe nicht nöthig, meinen an ſich offenbaren Satz weiter zu beſtätigen.

Wenn unſer Körper, oder einige Theile deſſelben, in einen wiedernatürlichen Zuſtand geſetzet werden: ſo wird ihnen ein Schaden zugefüget. Ich glaube, daß dieſes wirklich durch die Electrification geſchehen kann. Ich erfordere aber hierzu ein ſtarkes und anhaltendes Electriſiren. Wenn ich dieſes vorausſetze: ſo iſt nichts gewiſſer zu vermuthen, als daß, ſonderlich in den zarteſten Theilen unſers Körpers, gröbere Theilchen, deren Veränderungen wir empfinden, und aus den Folgen erkennen können, in eine heftige Bewegung geſetzet und aus ihrer Lage und Ordnung gebracht werden. Wie kann aber dieſes ohne Schaden abgehen? ſonderlich, wenn es in ſolchen Theilen geſchiehet, deren Theilchen eine beſtimmte und nothwendige Vebindung untereinander haben. Ich will einige Theile unſers Leibes anzeigen, von welchem ich glaube, daß ihnen eine ſtarke Electrification ſchädlich iſt. Nichts hat in unſerm ganzen Körper ſo ſubtile Theilchen, und nichts kann durch die Bewegung ſo leicht in Unordnung gebracht werden, als das Gehirne. Die geringſte Verletzung deſſelben kann einen Menſchen in die traurigſten Umſtände ſetzen. Daher es auch unſer Schöpfer gleichſam mit einer feſten Mauer umgeben hat, welche es alle Augenblicke vor tauſenderley Anfällen beſchützet. Nichts deſtoweniger werden die Menſchen oft, durch eine innerliche Bewegung und Preſſung des Gehirns, oder durch äußerliche Erſchütterungen deſſelben, in große Schmerzen verſetzet, des Verſtandes, des Bewußtſeyns, und der Sinne beraubt, in Raſerey geſetzt, und gar um das Leben gebracht. Was iſt anders Schuld daran, als daß der ſehr genau und nothwendig beſtimmte Bau des Gehirnes in höchſtſubtilen und leicht zu bewegenden Theilchen beſteht? Was iſt anders die Urſache der Trunkenheit, als dieſes, daß der ſubtile Bau des Gehirnes, durch heftige Bewegungen, welche durch hitzige Getränke, und das in den kleinſten Aederchen des Gehirnes wallende Geblüt verurſachet werden, in Unordnung, und in einen wiedernatürlichen Zuſtand geſetzet wird? Lehret nicht die Erfahrung, daß hitzige Fieber, wo das Gehirne, durch das darinnen heftig wallende Geblüt, in ſtarke Bewegung geſetzet wird, mit Phantaſiren begleitet wird, und oft gar einen verwirrten Kopf hinterläßt? Ja erfolget nicht öfters auf eine große Verletzung des

Gehirnes die Raſerey? Und dieſes rühret alles von dem in Unordnung gebrachten Gehirne her.

Ich erkühne mich, zu behaupten, daß alle dieſe üblen Folgen auch durch die Electricität entſtehen können. Ich habe gezeigt, daß das Gehirne, vor allen andern Theilen des menſchlichen Körpers, durch das Electriſiren ſtark in Bewegung geſetzet wird, und in Unordnung gebracht werden kann. Wenn man ſich ziemlich lange und ſtark hat electriſiren laſſen, ſo iſt kein Zweifel, daß in dem Gehirne eben ſolche Bewegungen und Preſſungen verurſachet werden, wie bey der Trunkenheit. Sollte daher nicht eine Art der Trunkenheit dabey erfolgen? Wird nun das Electriſiren ſehr ſtark und lange fortgeſetzet: ſo läßt ſich wohl begreifen, wie das Phantaſieren, ja der Verluſt des Verſtandes und des Bewußtſeyns, und endlich gar die Raſerey daraus erfolgen kann. Ich geſtehe gar gerne, daß zu den letztern Folgen ein überaus ſtarkes und anhaltendes Electriſiren erfordert wird. Indeſſen iſt doch an der Sache ſelbſt um deswillen nicht zu zweifeln.

Nicht nur das Gehirne, ſondern auch das Gehirnlein, kann aus angeführten Urſachen, in Unordnung gebracht werden. Da nun von demſelben alle Bewegungen unſers Körpers, welche nicht auf unſerm Willen beruhen, abhangen: ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſtarke Veränderungen im Baue des Gehirnleins, auch im ganzen Körper allerley Unordnung anrichten können. Würde die Bewegung in demſelben gar zu heftig, ſo könnte leicht der Tod erfolgen.

Außer dem Gehirne und Gehirnlein ſind noch andere, wiewohl nicht ſo gar ſubtile Theile, im menſchlichen Körper, welchen ein ſtarkes Electriſiren ſchädlich ſeyn kann. Hieher rechne ich vor andern das Werkzeug des Gehöres und des Geſichts. Das Trommelfell, welches über die Trommelhöle ſcharf ausgeſpannt iſt, iſt ein ſehr ſubtiller Körper. Wenn es alſo in ſeinen Theilchen, durch ein ſtarkes Electriſiren, heftig beweget wird, ſo wird es, wenn dieſe heftige Bewegung lange fortdauert, oder oft wiederholet wird, ohne Zweifel einen Theil von ſeiner höchſtnöthigen Elaſticität verlieren, und alſo das Gehör ſchwächen. Ja, ich zweifle nicht, daß es endlich gar zerreißen kann. Das netzförmige Häutchen im Auge iſt auch ein höchſtſubtiles Gewebe, und kann alſo unſtreitig, wenn man ſtark electriſiret wird, in eine ſo heftige Bewegung geſetzet werden, welche es zu ſeiner Abſicht untüchtig machet.

Ueberhaupt muß einem menſchlichen Körper um deſto mehr Schaden durch das Electiſiren zugefüget werden können, je zärter er iſt. Das Frauenzimmer wird ſich alſo noch mehr davor zu hüten haben, als die Mannsperſonen. Kindern, und ſonderlich noch ungebohrnen Kindern, wird es folglich noch ſchädlicher ſeyn. Ich wollte es alſo ſchwangern Frauen nicht rathen, ſich auch nur mittelmäßig electriſiren zu laſſen, wenn ſie mit einer geſunden Frucht entbunden zu werden wünſchen.

Meine Muthmaßungen, welche ſich zwar auf noch wenige Erfahrungen, dennoch aber nicht auf die ſchwächſten Schlüſſe gründen, würden gar bald einen hohen Grad ihrer Richtigkeit, oder Unrichtigkeit erhalten, wenn man die dazu gehörigen Verſuche mit Thieren anſtellte. Man dürfte nur einen lebendigen

gen Hund mit blauen ſeidenen Stricken feſt anbinden, und ihn mit der größten Gewalt und ſehr lange electriſiren: ſo würde die Erfahrung den Ausſchlag geben. Wollte man ſehen, ob inſonderheit die von mir angeführten Veränderungen im Haupte vorgehen würden: ſo müßte man den Kopf des Hundes gerade an den unmittelbar electriſirten Körper ſtellen. Man hat auch ſchon die Erfahrung, daß ein dergleichen Electriſiren einen heftigen Stoß und Schmerz im Kopfe verurſachet.

Vielleicht bringe ich es mit meinen phyſikaliſchen Drohungen ſo weit, daß die Herren Electrificanten künftig mit dem Electriſiren menſchlicher Körper etwas ſparſamer ſind, und beſonders etwas mehr Barmherzigkeit für die zarten Körper der Schönen hegen. Es wäre zu wünſchen, daß man fortführe, die Electricität auf die Veränderungen im menſchlichen Körper zu ziehen, und deswegen mehrere Verſuche, welche dazu dienen, anzuſtellen. Doch, wer dieſen Wunſch, und überhaupt meine Gedanken, über den Schaden, welchen die Electricität im menſchlichen Körper verurſachen kann, für ein leeres Gewäſche erklären ſollte, der mag mir entweder die Unrichtigkeit derſelben erweiſen, oder es nicht ungütig nehmen, wenn ich ihm wünſche, daß er, wenn meine Gedanken richtig ſind, dieſes, durch die Electricität, an ſeinem eigenen Körper erfahren möge.

Chriſtlob Mylius,

Verzeichniß
der in dieſen ſechs Monaten enthaltenen Stücke.

Im Heumonate.

1) Lob der Gottheit, von L. C. v. K. p. 3
2) Gedanken über die Vortheile, welche uns unſere Feinde verſchaffen 7
3) Der vernünftige Rechtsgelehrte von M. Käſtnern 20
4) Gedanken über die Erlernung der Geſchichte, von D. C. G. Weidlich. 25
5) An Chriſtianen bey ſeinem kurzen Aufenthalte in Preußen, ſeinem Vaterlande, von G. A. M. 34
6) Unterſuchung der Frage, ob die Welt ſchlimmer werde, von J. A. Carſtedt. 39
7) Das Veilchen, eine Fabel 45
8) Daß die Furcht und Hoffnung die gewiſſeſten Kennzeichen der menſchlichen Unwiſſenheit ſind von M. Joachim. 46
9) Pygmalion, eine Cantate von E. 60
10) Von den verſchiedenen Wegen, zu Begriffen zu gelangen, von D** 63
11) Die Fehler und die Satyre, von C** 83
12) Strohkranzrede, von C. F. Gellert. 87
13) Die Weisheit, von C. F. Gellert. 95

Im Auguſtmonate.

1) Die Unſterblichkeit der Seele, von J. J. Haupt. 99
2) Wahrhafte Beſchreibung von der Erfindung der Schreibekunſt, von P. Schuhmacher. 102
3) An Chriſtianen, bey ſeiner Abreiſe aus Königsberg, nach Paris, von G. A. M. 117
4) Von den übeln Folgen eines böſen, und den Vortheilen eines guten Gewiſſens, von C** 119
5) Das Vergnügen ohne Reichthum, v. D. H. F. Delius. 135
6) Der veränderte Vorſatz, von S. von L. 136
7) Kurze Unterſuch. ob die Engel Körper haben, von M. 138
8) Die Sommernacht, von C. Mylius. 145
9) Gedanken über die Dauer des menſchlichen Lebens, von Chriſtlob Mylius. 247
10) Schreiben über die Liebe des Vaterlandes, von E. S. 164
11) Gedanken von dem Gebrauche der Titel und Ehrenzeichen, von M. n⸗b⸗m. 171
12) Ode an eine gute Freundinn, von C. F. Gellert. 179

13) Ge:

13) Geheime Nachrichten, warum der Autor aufgehöret 381
14) An den Verfaſſer des Lobgeſangs, auf den Frühling 190
15) Anacreontiſche Ode 192

Im Herbſtmonate.

1) Von der Nothwendigkeit der Meßkunſt in der Weltweisheit, von Chriſtian Gottlieb Iſtrich. 195
2) Von dem Selbſtlobe 198
3) An ſeine verlohrne Chriſtiane, einige Zeit nach ihrer Verheirathung. von G. A. M. 198
4) Schreiben an Herrn C** vom leeren Raume, von C. Mylius. 186
5) Calliſte, oder die alte Liebe. 235
6) Betrachtung einer ſinnlichen u. vernünftigen Gottesfurcht, von D** 240
7) Vom Gebrauche der Zeit, von C** 254
8) Von der wahren und ſcheinbaren Größe der Dinge 258
9) Schreiben wegen nachſtehender Ode, von G. 265
11) Antwort auf das vorhergehende Schreiben 268
12) Das Lob eines wildgewachſenen Baumgartens in der Geſellſchaft redlicher Verehrer der Natur, gehalten von Sylvius Freyherrn von Verwildern 270
13) Der Arzt, Nachahmung des 6ten Trinkliedes, des Herrn Destouches 278
14) Der Ehrgeiz in der Liebe, im Namen eines Frauenz. 279
15) Unvorgreiflicher Vorſchlag, wie die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes allgemeiner zu machen, von W. 280
16) Der Unbedacht, eine Fabel von C. F. Gellert. 288

Im Weinmonate.

1) Daß die Freyheit in allen Regierungsformen könne erhalten werden, von J. 291
2) Verſuch einer Ausführung, ob die deutſche Sprache ſich zur Arzneygelahrtheit ſchicke, von D. H. F. Delius. 301
3) An Wilhelminen, von S** 301
4) Beweis aus der Vorſtellung Gottes, daß die körperliche Welt wirklich da ſey, von Kyriander. 312
5) Die Ungerechtigkeit, an Herrn D. Joh. Tobias Richtern, von Chriſtlob Mylius. 343
6) Vom leeren Raume. Antwortſchreib. an Herrn C. Mylius, von C** 329
7) An Julianen von K. von J. 341
8) Von dem Nutzen der Erdichtung im Erfinden v. M. Käſtnern. 343
9) Der Fehlſchuß, von N. 359

10) Un-

Verzeichniß.

10) Unterſuchung, ob die Thiere um der Menſchen Willen geſchaffen ſind von C. Mylius. 363
11) Die Unzufriedenheit, eine Fabel, von J. A. C. 380
12) Gebeth eines Säufers, aus dem Destouches nachgeahmet, von A. 384
13) Nachahmung der 19 Ode des Anakreons 384

Im Wintermonate.

1) An Chloris, auf das Landleben, von C** 388
2) Abhandlung, ob die bürgerliche Rechtsgelehrſamkeit einen Philoſophen vergnügen könne, von C. A. Gebhardi. 392
3) Der Tanz von L. 403
4) Der Schäfer von L. 405
5) Nachrichten aus der philoſophiſchen Hiſtorie, das iſt, Thaten einiger Mondregentinnen, von M. Käſtnern. 406
6) Die Tugend in der Liebe, Sendſchreiben an Herrn Eberten, von J. A. Schlegel. 428
7) Vom leeren Raume, von Joh. Gottfried Gade. 434
8) Die Freygebigkeit, von C. Mylius. 467
9) Der Handel 470
10) Daß man einen Menſchen, der wenig, oder nichts mit ſeiner Kunſt und Wiſſenſchaft verdienet, dieſer Urſache wegen nicht ſchelten, oder verachten müſſe, von M. J. 473
11) Das Kind u. die Kohlen, eine Fabel, von Carſtedt. 476
12) An Doris, von F. L. von S. 477
13) Ein Schäferlied 479
14) Der Liebhaber ohne Eiferſucht, von M. Käſtnern. 480
15) Auf eine verzehrte Sparbüchſe, von German. 480

Im Chriſtmonate.

1) Das Reich der Tugend u. des Laſters, von A. P. L. C. 483
2) Von dem Nutzen des Krieges von M. n. b. m. 492
3) An Leoniden. von Joh. Heinrich Genſel. 498
4) Neue Erfahrungen von Dünſten, von C** 500
5) Lob des Winters, von C. Mylius. 521
6) Schreiben über die beſte Welt, und die Natur der Freyheit, von M. Käſtnern. 524
7) Gedanken von der Verbindlichkeit der Dichter, allen Leſern deutlich zu ſeyn, von M. Käſtnern. 540
8) Beweis der Wirklichk. Gottes, aus dem Begriffe des einigen, in einem Sendſchreib. an Q** von J. Gottfr. Gade. 546
9) An Chloris, von Sylvandern. 557
10) Ode, auf den Tod ſeiner Ehegattinn 559
11) Von dem Schaden, welchen die Electricität im menſchlichen Körper verurſachen kann, von Chriſtlob Mylius. 562

Ende des Chriſtmonats.

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Biblioth. Oberaltae.

Aſpice et haec, ſi forte aliquid decoctius audis. *Perſ.*

Auf das Jahr 1745.
Jenner.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedanken
von der geringen Anzahl der praktiſchen Weltweiſen.

Die Macht der Weisheit hilft die Tugenden erheben;
Frey von der Thorheit ſeyn, frey von den Lüſten leben,
Sie bringet nicht allein in den Verſtand ein Licht,
So bald der Wahrheit Glanz durch ſeine Nebel bricht:
Sie ſuchet auch das Herz am Guten zu ergötzen,
Begierd und Leidenſchaft vom Throne zu entſetzen,
Der ihre Tyranney gebieteriſch beſitzt,
Vor der uns ſelbſt der Arm der Fürſten nicht beſchützt.
Sie lehrt, welch Wohl und Glück die Tugenden begleiten,
Und beut die Waffen an, die Laſter zu beſtreiten,
Die ſtets geſchäfftig ſind, daß ihre Meuterey
Dem wahren Glücke feind, der Ruh gefährlich ſey.

Allein ſo ſtark ſie auch ein edles Herz erfreuet,
So iſt die Zahl doch klein, die ihrem Dienſt ſich weihet.

Ich ſchwöre bey ihr ſelbſt, daß der betrogen irrt,
Der nach dem Scheine glaubt, daß ſie vergrößert wird.
Nicht jeden, welcher ſich mit ihrem Dienſte brüſtet,
Hat nach dem ſüßen Dienſt mit wahrem Ernſt gelüſtet.
Mit tückiſchem Geſicht ſagt der, er ſey ihr Freund,
Und iſt im Herzen doch ihr allergrößter Feind.
Die Zunge will zwar oft die Weisheitsliebe zeigen,
Und ſucht den innern Haß argliſtig zu verſchweigen:
Doch dieſes nur umſonſt: die ungetreue That
Verräth mehr, als der Mund mit Müh verborgen hat:
So wie ſich Phädra ſtellt, daß ſie den Theſeus liebet,
Da ſie ihn wirklich haßt, und nur der Haß verſchiebet,
Aus Furcht, er räche ſich; denn Theſeus ſoll nicht ſehn,
Daß auf den Hyppolit die ſchwachen Seufzer gehn.

Allein, warum wird nicht die Zunft der Weiſen gröſſer?
Wer wird durch ihre Macht mehr tugendhaft und beſſer?
Seht! welch ein großer Schwarm zu ihren Prieſtern eilt,
Und welcher wird daſelbſt von ihnen wohl geheilt?
Das Laſter wohnet noch in ihren Sclavenſeelen,
Die oft das Gute ſehn, und öfters Böſes wählen;
Mit unumſchränkter Kraft beherrſcht ſo manch Gemüth
Der Leidenſchaften Schwarm, vor dem die Tugend flieht.
Der Hochmuth bläht ſich noch in manchen jungen Geiſtern,
Auch weis die Wolluſt ſich der Herzen zu bemeiſtern.
Wie viele dämpfen ſchon der Lüſte ſtreitbar Heer,
Und unterziehen ſich nicht ihrem Joche mehr?
Die Brut der Laſter wird nicht weniger verfluchet,
Obgleich ein größer Heer den Weg zur Weisheit ſuchet,
Als ehdem, wo das Volk, wenn Duns und Thomas kam,
Mit lauſchendem Gehör ihr finſtres Wort vernahm.

Ja, ruft die Einfalt dort mit heiligem Geſichte:
Die Welt iſt itzt verderbt; dieß ſind der Weisheit Früchte.
Die Tugend muß gewiß noch völlig untergehn,
Wenn Weisheit und Vernunft ſich immer mehr erhöhn.
Es ſcheint, als gäbe ſie der Jugend ſchöne Lehren:
Allein man ſieht es wohl, wen ihre Jünger ehren.
Durch manchen Freygeiſt lacht der zügelloſe Spott,
Und ſcherzet mit der Schrift, mit Frömmigkeit und Gott.
Rühmt er ſich nicht dabey die Weisheit hochzuhalten?
Muß alſo nicht durch ſie die Tugendlieb erkalten?
Sie bläht die Menſchen auf, daß ſelbſt die Demuth flieht,
Befleckt, was rein noch iſt, vergiftet das Gemüth.
So ruft die Einfalt aus, und dreht die frommen Blicke
Bald nach dem Himmel zu, bald auf die Welt zurücke,
Und klagt, die Heiligkeit ſey von der Welt verbannt,
Und hängt das Haupt und ſeufzt, und ringt die dürre Hand.

Allein mit was für Recht kann ſich ein Thor beklagen,
Die Sonne glänze nicht, wenn er in heitern Tagen,
Da doch ihr funkelnd Licht die ganze Welt erfüllt,
Die Augen boshaft ſchließt, und ſein Geſicht verhüllt?
Die Weisheit hat nicht ſchuld, wenn ſich das Herz nicht beſſert,
Die Laſter täglich mehrt, die Bosheit ſtets vergröſſert.
Das Korn kann fruchtbar ſeyn, von dem man nichts gewinnt,
Wenn es auf Aecker fällt, die rauh und ſteinigt ſind.
Zwar tauſend wirſt du ſehn zur Weisheit Lehrern eilen,
Und auf dem Weg hinzu, nicht langſam ſich verweilen,
Ihr Fuß fliegt ämſig hin, doch bey der Lehren Kraft
Bleibt ihre Seele roh, das Leben laſterhaft.

Der Hauſe ſuchet nicht den Lehrſaal, da zu lernen,
Von ſich Betrug und Wahn und Irrthum zu entfernen,
Den Ketten zu entgehn, womit die Laſter dräun,
Verbothne Luſt zu fliehn, und ſein Monarch zu ſeyn.
Gewohnheit treibt ihn hin, damit die Zeit verfliege,
Und ſchöner Worte Reiz ſein lüſtern Herz vergnüge;
Er hört die Lehren nicht, er hört nur ihren Klang
Und die Beſchäfftgung iſt ein wahrer Müßiggang.

C * *.

* *

Abhandlung,

Daß die Vermiſchung des Guten und des ſcheinbaren Böſen zu unſrer Glückſeligkeit nöthig geweſen.

Die Menſchen ſcheinen ein ſonderbares Vergnügen an der Klage zu finden, daß in der Welt ſo viel Böſes angetroffen werde; weil ſie ſich ſo gern damit beſchäfftigen, und ſie, ſeit dem ſie Einwohner derſelben geweſen ſind, beſtändig wiederholt haben. Davon wird man gewiſſer überzeugt werden, wenn man überlegt, daß ſie von denen Menſchen immer erneuert wird, welche ſo oft an der größten Traurigkeit etwas angenehmes finden, und ſich darwider ſetzen, wenn man ſich Mühe giebt, ſie aus derſelben zu reißen. So gewiß aber dieſes Vergnügen

gnügen iſt, ſo tadelhaft iſt es auch, indem es aus Quellen entſpringt, welche trübe und unrein ſind. Eine thörichte Eigenliebe, und ein ungerechter Stolz ſind die Urſachen dieſer Klagen. Dieſe Menſchen, deren Einſicht ſo eingeſchränkt iſt, daß ſie den Zuſammenhang der Dinge unmöglich überſehen können, ſchmeicheln ſich nicht allein, ihn genugſam zu verſtehen, ſondern auch zu wiſſen, wie er beſſer hätte eingerichtet werden ſollen. Sie fordern die göttliche Weisheit vor ihr Gericht, Rechenſchaft von ihren Einrichtungen zu geben, da ſie das Gute mit dem Böſen vermiſcht hat, und das Glück mit dem Unglücke und die Freude mit der Traurigkeit abwechſeln läßt. Dieſes muß ihrem Bedünken nach entweder von einem, dem höchſten Weſen unanſtändigen, Haſſe gegen ſeine Geſchöpfe, oder von einem Mangel der Macht und Weisheit Zeuge ſeyn. Warum, ſo fragen ſie hochmüthig, könnte unſer Leben nicht eine Kette aneinanderhangender Ergötzlichkeiten ſeyn? Könnten wir die Süßigkeit eines Glückes, das wir nur heute ſchmecken, nicht ſtets genießen, ohne daß uns morgen ſein Verluſt ſchmerzlich fallen dürfte? Die Geſundheit iſt ein unſchätzbares Gut: aber durch wie viele Krankheiten wird es uns nicht verbittert? Könnten wir nicht ein hohes Alter erreichen, ohne daß unſer Leben ſo vielen Anfällen der grimmigſten Seuchen ausgeſetzt ſeyn dürfte, da es itzt jeden Augenblick vor ſeiner nahen Zerſtöhrung erzittern muß? Solche und noch mehrere unbedachtſame und der Majeſtät des Schöpfers nachtheilige Vorwürfe, pflegen die Sterblichen der größten Güte zu machen.

So unvorſichtig wir ſind, mit einer allzujähen Begierde etwas für ein Glück anzuſehen, welches doch den Grund zu unſerm Verderben leget, eben ſo hitzig und unbeſonnen klagen wir auf den erſten Anblick über eine Sache, welche doch viel zu unſerm Vergnügen beyträgt. Nicht anders iſt es mit der wunderbaren Vereinigung des Böſen mit dem Guten beſchaffen, die wir in der Welt antreffen. Eine geringe Kenntniß der menſchlichen Natur, wofern ſie nur gründlich iſt, wird uns lehren, daß ſie zu unſerer Glückſeligkeit nöthig ſey. Unſre unbändigen Leidenſchaften müſſen wir nur nicht darüber fragen; denn dieſe würden freylich die größten Läſterungen wider die Vorſicht ausſtoßen. Dieſe haben die meiſten Menſchen der Ungeduld ſo unterwürfig gemacht, daß ſie ſich dieſe Meynung unmöglich als eine Wahrheit vorſtellen können: ſie beſchuldigen lieber die Vorſicht eines Irrthums, von welcher dieſe Verbindung herrühret. Dennoch brauchet man nicht, ein Stoiker zu ſeyn, und ſeine Empfindung zu verleugnen, dieſe Wahrheit zu begreifen: man brauchet nur vernünftig zu ſeyn, ihre Gewißheit einzuſehen. Daher werde ich nicht lange beweiſen, daß das Uebel in der Welt nothwendig, und von den endlichen Geſchöpfen nicht zu trennen ſey. Vielleicht iſt es der göttlichen Macht möglich, eine Welt hervorzubringen, in welcher nach unſerer Vorſtellung alles unverbeſſerlich wäre: allein man hat Grund, zu zweifeln, ob wir uns einer größern Glückſeligkeit würden zu erfreuen haben, wenn uns Gott in eine, unſerm Dünkel nach, beſſere Welt geſetzt hätte. Ich will auch die Beweiſe nicht wiederholen, daß die Güte und Weisheit Gottes uns dieſe Welt nicht würde zur Bewohnung angewieſen haben, wenn ihr eine andere bekannt geweſen wäre, in welcher wir hätten glückſeliger ſeyn können. Dieſe Gründe ſind ſtark genug, ein männliches Herz mit den göttlichen Einrichtungen zufrieden zu machen, allein zu ohnmächtig, eine Seele zu beruhigen, welche über den geringſten Verdruß unwillig wird. Ich will mich vielmehr bemühen, die Quellen, aus welchen die unbeſonnenen Klagen der Menſchen fließen, mit ſolchen Gründen zu verſtopfen, welche aus der Natur des Böſen, der Glückſeligkeit, und unſerer Natur hergenommen ſind. Doch dieſes kann ich nicht thun, wenn ich mich nicht vorher vor gewiſſen Leuten in Sicherheit gebracht habe, welche mich mitten in meinem Streite mit den Klagen der Sterblichen angreifen, mich verhindern, und mir den Sieg ſchwer machen könnten, wenn ich ihnen nicht erklärte, was ich unter dem Böſen verſtünde. Dieſes ſind die Heiligen, welche zwar Feinde der beſten Welt ſind, und unſre Erde für den eigentlichen Sitz des Jammers und des Unglückes halten, aber dennoch erzittern, und ihre Häupter ſchütteln, wenn der Weisheit und Güte Gottes die Verbindung des Böſen und Guten zugeſchrieben wird. Ich will einen gütlichen Vergleich mit ihnen eingehen: denn ſie ſind gefährlich: ich erkläre mich, daß ich nicht behaupten will, daß das ſittliche Uebel zu unſrer Glückſeligkeit nöthig geweſen, indem es zwar das Gute unaufhörlich begleitet, aber nichts zu demſelben beyträgt, ſondern vielmehr auf deſſen Zerſtörung außen iſt. Dieſe Geſellſchaft iſt wie diejenige, da man mit einem Räuber gehen, und jeden Augenblick befürchten muß, von ihm geplündert zu werden. Dieſes Uebel kömmt nicht von demjenigen her, welcher die Quelle aller Vollkommenheiten iſt; unſer Herz iſt die wirkende Urſache deſſelben. Verurſachet es uns demnach Verdruß; ſtöret es unſere Glückſeligkeit: ſo mögen wir uns ſelbſt anklagen. Wir müſſen vielmehr die Weisheit des Schöpfers erheben, daß er die Welt noch ſo eingerichtet hat, daß dieſes Uebel keinen größern Schaden ſtiftet, und unſre Glückſeligkeit nicht ganz aufhebt. Ich werde weiter unten einige Spuren der höchſten Weisheit in den dahin abzielenden Einrichtungen entdecken. Unter dem Böſen verſtehe ich hier nicht die Folgen des ſittlichen Böſen, ſondern alle Begebenheiten, Veränderungen und Zufälle, welche unangenehme Empfindungen in uns hervorbringen, unſre Freude unterbrechen, und uns in den Zuſtand trauriger Gedanken ſetzen. Ueber dieſe Uebel klagen die meiſten Menſchen. Wenn höret man ſie ſeufzen, daß ſie wollüſtig, verſchwenderiſch, geizig, oder ehrſüchtig ſind? Der Wollüſtling klaget wohl über den Mangel des Weins, und die abſchläglichen Antworten ſeiner Göttinn. Der Verſchwender iſt niedergeſchlagen, und fluchet, wenn ihm ſein unmäßiger Aufwand die Dürftigkeit gezeugt hat. Wenn dem Geizigen ein Schiff mit einer reichen Ladung untergegangen iſt, oder eine volle Küſte erbrochen worden: ſo endigte er viel lieber ſein elendes und kummervolles Leben, wie er klaget, mit einem Stricke, wenn er nur nicht zu theuer wäre, und er befürchten müßte, noch nach dem Tode zu darben. Was für Läſterungen ſtößt ein Ehrgeiziger nicht wider das Schickſal aus, wenn es ihn entweder keinen Liebling des Glücks werden noch auf den oberſten Gipfel der Ehre gelangen läßt, oder ihn aus der Höhe herunter ſtürzet, und in den Staub wirft? Dergleichen Uebel wollte der Menſch aus der Welt ausgerottet haben. So verſchieden die Neigungen der Sterblichen ſind, ſo verſchieden iſt auch das Böſe, welches ſeiner Natur nach wirklich etwas Gutes iſt. Es entſpringt aber aus einer Hauptquelle, nämlich aus dem Mangel eines Guten, welches unſre Seele verlangte, die ſich aber wohl bewußt iſt, daß ihr deſſen Genuß fehle. Wir wiſſen, unſre Natur iſt ſo gebaut, daß eine Mannigfaltigkeit der Güter erfordert wird, ſie glückſelig zu machen. Unſre Seele verlangt zufrieden zu ſeyn, und unſer Leib angenehme Empfindungen. Die Güter, welche die Begierden der Seele ſättigen ſollen, müſſen wiederum verſchieden und immer auf neue Arten abwechſelnd ſeyn, weil die Kräfte der Seele von einander unterſchieden ſind. Eine jede Vollkommenheit wird uns einige Wolluſt verurſachen; aber jede allein iſt nicht vermögend, unſre ganze Seele, und alle unſre Sinne zu befriedigen. Das Vergnügen der Tiefſinnigkeit, und eines ſcharfen Nachdenkens iſt kein Vergnügen für die untern Kräfte der Seele. Der Verſtand wird die Erforſchung ſchwerer und verborgener Wahrheiten, Zirkel, Kegel, Quadranten, und die fürchterlichen Buchſtaben der Algebra für ſein höchſtes Gut halten; und vielleicht ſind ſie für den feurigen Witz, und die unruhige Einbildungskraft das höchſte Uebel, welche nur ein kühnes Gedicht, oder ein wohlausgeſonnener Traum in Entzückung bringen, und außer ſich ſelbſt ſetzen kann. Unſre äußerlichen Sinne aber würden ſchlecht zufrieden ſeyn, wenn man ſie mit keinen andern Ergötzlichkeiten, als mit Oden oder Quadranten, kützeln wollte. Da dieſes Beſchäfftigungen der Gelehrten ſind, möchte jemand ſagen: ſo werden wohl diejenigen, welche mit ihnen nicht in eine Ordnung gehören, an einem einfachen Vergnügen genug haben. Nichts weniger. Alle Menſchen lieben die Veränderung, die Verſchiedenheit, und die Abwechſelung der Güter. Warum baute der Reiche einen prächtigen Palaſt, an welchem alles, was die Augen blenden und entzücken kann, verſchwendet iſt! Warum muß beſtändig in ſeiner Wohnung der lieblichſte Geruch duften? warum würde ſeine Tafel mit ſo vielen köſtlichen und verſchiedenen Gerichten beſchweret, von welchen zween aus Europa, und zehn aus Indien gebürtig ſind? Suchet er etwas anders, als ſeine Empfindung immer auf eine neue Art zu reizen, und ſie durch einerley Ergötzlichkeit nicht ſtumpf zu machen? Wünſchen wir alſo dieſe Vortheile zu haben: ſo müſſen wir die Empfindung eines gewiſſen Uebels nicht achten, welches ein unzertrennlicher Gefährte von ihnen iſt. Dieſe verſchiedenen Güter, welche doch gleichwohl erfordert werden, unſre Glückſeligkeit vollkommen zu machen, kann unſre Seele nicht auf einmal zugleich faſſen.

Wenn wir dieſes Vergnügen empfinden: ſo werden wir zu gleicher Zeit ein anderes nicht genießen. Der Mangel des andern kann zuweilen uns empfindlich ſeyn, und der Kummer darüber vielleicht die Größe des erſten überwiegen. Wollten wir wohl uns deſſen berauben, dieſen Verluſt nicht zu empfinden? Würden wir alsdenn nicht durch einen doppelten Verluſt gekränket werden? Es wäre eben ſo thöricht, als wenn man die Früchte, deren Genuß uns der Sommer darbiethet, nicht ſchmecken wollte, weil man zu gleicher Zeit die Früchte des Herbſtes nicht genießen kann. Geſetzt auch, es wäre möglich, wir könnten aller Vollkommenheiten, die uns ergötzen ſollen, auf einmal theilhaftig werden: ſo würden wir dadurch doch nicht gebeſſert ſeyn. Wir würden nichts empfinden, weil wir zu viel empfinden ſollten. Das Vergnügen würde ſo beſchaffen ſeyn, als das, welches der Geſchmack hat, wenn er die verſchiedenen Speiſen, welche anf dem Gaume nur nach und nach angenehme Empfindungen verurſachen können, unter einander gemiſcht, auf einmal genießen ſollte. Iſt alſo nicht die Empfindung eines Uebels zu dem Genuſſe mannichfaltiger und abwechſelnder Güter nöthig?

Die menſchliche Glückſeligkeit hat noch nicht ihre höchſte Vollkommenheit erreichet, wenn gleich die Verſchiedenheit und Veränderung in den Gütern und Vollkommenheiten herrſchet, aus welchen unſer Vergnügen gebohren werden ſoll. Es gehöret mehr darzu. Wir müſſen den Werth und die Größe derſelben lebhaft, deutlich, und gewiß genug erkennen.

Ein ſchläferiges Auge wird die Pracht eines Hauſes, oder die Schönheit eines Gemäldes wenig an ſich locken. Sollte die Seele, welche in einer trunknen Trägheit, und in einem tiefen Schlummer gleichſam begraben liegt und ihrer ſelbſt nicht bewußt iſt, ſtark genug ſeyn, ſolche Vorſtellungen in ſich von einem Gute zu erregen, welche ſeinem Werthe gleich und ähnlich ſind? Gleichwohl ſind dieſe zu einem Vergnügen, welches einen Theil der Glückſeligkeit, die der Zuſtand einer beſtändigen Freude iſt, ſeyn ſoll, unentbehrlich. Die Weltweiſen haben dargethan, daß unendlich viele Empfindungen der Ordnung und Vollkommenheiten an einem Dinge in uns entſtehen müßten, ehe wir ein fühlbares Vergnügen darüber haben können. Werden aber dieſe wohl entſtehen, wenn ſich die Seele bey dem Gegenſtande, welcher ſie ergötzen ſoll, unthätig verhält? Wie viel Begierde, wie viel Aufmerkſamkeit muß nicht darauf gerichtet werden, die große Menge der zu einem Vergnügen nöthigen Empfindungen hervorzubringen! Wir klagen über das Böſe, als eine Zerſtörerinn unſerer Freude, und wir ſollten über unſre Sorgloſigkeit und Unachtſamkeit klagen. Unſer ganzes Leben würde aus nichts, als Vergnügen, zuſammengeſetzet ſeyn, wenn es dieſe Feindinnen unſrer Glückſeligkeit nicht in ihrer Geburt erſtickten. Sie verhindern die angenehmen Eindrücke, die alle Dinge, welche die Natur um uns hervorgebracht hat, in uns machen können. Möchten wir doch nur erwägen, wie ungerecht wir ſind, wenn wir uns über die Vorſicht beſchweren, daß ſie uns nicht glücklich genug gemacht habe. Sie hat alle ihre Reichthümer über uns ausgeſchüttet; iſt es denn ihre Schuld, wenn wir dieſelben nicht gewahr werden wollen? Allein, woher kömmt dieſes? Jedes Glück, welches wir von der gütigen Natur erhalten, ſehen wir als eine Schuld an, die ſie uns bezahlen muß. Wir ſehen es nicht als etwas Fremdes, ſondern als unſer Eigenthum an, welches unſern Verdienſten nicht hat können verſagt werden, und dieſes machet uns ſehr gleichgültig gegen daſſelbe. Jedermann wird es an ſich ſelbſt erfahren, wie wenig ihn dasjenige rühret, was ſein eigen iſt. Dieſe Gleichgültigkeit aber iſt eine große Verhinderung unſerer Glückſeligkeit. Hingegen läßt uns die Vorſicht ein Unglück zuſtoßen, ſo ſehen wir dieſes als eine Ungerechtigkeit an, welche wir unſchuldig leiden müſſen. Wir erzürnen uns darüber, und glauben, ein Recht zu haben, der Vorſicht unſre Empfindlichkeit durch ein ungeduldiges Geſchrey zu zeigen. Diejenigen, welche durch das ihnen zugeſtoßene Böſe aufmerkſam gemacht werden, ohne ſich zu erbittern, erkennen nicht ohne Bewunderung der Weisheit der allerhöchſten Güte, die Abſichten, welche dahin gehen, uns aus der unſerm Vergnügen nachtheiligen Schläfrigkeit und Gleichgültigkeit zu reißen. Das Böſe machet uns das Gute ſichtbar, indem es unſre Aufmerkſamkeit erreget. Ein Augenarzt wird von uns ſowohl belohnet, als verehret, wenn er mit ſeinen künſtlichen Werkzeugen die dicken Häute hinweggenommen hat, welche die Augen verfinſterten, daß ſie ſich die Schönheit der äußern prächtigen Gegenſtände nicht abbilden konnten. Man ſollte dem Unglücke eben ſo viel Ehre erzeigen, welches uns mit ſchmerzhaften und traurigen Empfindungen erfüllet. Wenn wir die zu unſerm Stücke nöthigen Güter noch nicht im Beſitze haben: ſo ſpornet uns das Böſe an, ſie uns zu erwerben. Wie feurig werden nicht durch daſſelbe unſre Begierden! die Seele will die traurigen Vorſtellungen verjagen, und ſich von ihnen losmachen; ſolches kann ſie aber nicht thun, wenn ſie nicht angenehme Empfindungen an ihre Stelle bringt. Wie viele würden das Vergnügen nicht haben, ſich reich und alſo Herren von vielen erlaubten Ergötzlichkeiten zu ſehen, wenn ſie nicht von der Dürftigkeit wären gedrückt worden. Wird aber die Dürftigkeit nicht für etwas Böſes gehalten? War es alſo nicht der erſte Grund zu dem Vergnügen? Die Ehre iſt ſo ein anreizendes Gut, daß auch der Geringſte verlangen wird, auf einige Art geehrt zu werden. Allein tauſend würden nicht darzu gelanget ſeyn, wenn ſie nicht erſt wären verachtet geweſen, und ſich dieſelbe mit einer großen Mühe zuwege gebracht hätten. Ich verſtehe die wahre Ehre, welche nicht von der Geburt herſtammet, und von dem Reichthume nicht erzeugt wird. Es iſt andem, das Böſe ſcheint, durch alles dieſes, ſeine unangenehme Geſtalt nicht zu verlieren. Kömmt uns aber auch gleich ſeine Geſtalt nicht liebenswürdig vor: ſo haben wir doch auch nicht Urſache, ſo heftig zu erſchrecken, und gar Thränen zu vergießen. Das Gute, aus welchem unſre Glückſeligkeit entſpringt, wird deſto ſchätzbarer durch daſſelbe. Wiſſen wir nicht, wie groß und edel es durch das Verlangen und die Hoffnung wird? Iſt aber nicht allezeit mit dieſen beyden Gemüthsbewegungen eine Furcht verbunden? und pflegen ſich die Sterblichen nicht darüber als über etwas Böſes zu beſchweren? Woher käme denn das gemeine Sprichwort, daß dasjenige das meiſte Vergnügen wirkte, welches am meiſten ſchwere Arbeit und Mühe gekoſtet hätte, wenn die Menſchen nicht innerlich überzeugt wären, daß das Böſe zu unſrer Glückſeligkeit nöthig ſey. Sind wir in dem völligen Beſitze der anmuthigſten Güter, ſo werden ſie lange nicht ſo annehmlich ſeyn, wenn nicht etwas Böſes mit ihnen vermiſcht iſt. Die Güter, deren wir gewohnt ſind, ſind für uns keine Güter mehr. Eine gewiſſe Müdigkeit nimmt die Sinne ein, daß ſie die Ergötzlichkeiten, welche, wenn ſie neu ſind, am meiſten reizen, nicht mehr fühlen können. Daher entſteht der Ekel und Verdruß über ein oft empfundnes Vergnügen. Die Seele wird matt; ſie geräth wieder in eine Schläfrigkeit, welche ihr doch unerträglich iſt. Was wird die ſtumpfen Sinne wieder ſchärfen, und die Seele aufmuntern können? Der Verluſt dieſer Güter, und der Schmerz aus den ihnen entgegengeſetzten Uebeln. Alsdann wird die Schönheit des verlohrnen Vergnügens erſt recht empfindlich: die Erinnerung machet die Ideen davon lebhaft; und je ſchmerzlicher der Verluſt deſſelben iſt, deſto ſtärker wird die Begierde darnach erneuert, und das Gute ſelbſt deſto unſchätzbarer, wenn wir es wieder erhalten. Hat der Wollüſtling eine lange Zeit ſeine Zunge mit den köſtlichſten Speiſen beluſtiget, ſo verliert er endlich den Geſchmack daran: die kräftigſten Veränderungen aller Köche können ihn nicht erwecken: alle Arzneyen ſind zu ohnmächtig darzu: allein, laßt ihn aller der ſchönen Gerichte beraubt ſeyn, daß er ſeinen Hunger mit dem rauhſten und älteſten Brodte, durch welches ſeine zärtliche Zunge verwundet wird, und den Durſt mit unreinem und übelriechendem Waſſer ſtillen muß: der Geſchmack zu den lockern und weichen Speiſen, wird bald wieder kommen. Cicero wußte es aus der Erfahrung, daß ſich die größte Anmuth eines Gutes alsdann erſt äußre, wenn man ſeinen Mangel eine Zeit lang empfunden hat. Dieſer beredte Römer kann in ſeiner Rede, die er bey ſeiner Zurückkunſt an die Bürger gehalten hat, kaum Worte genug finden, ſeine Entzückung über die Größe der Wolluſt, die ſich aus allen den durch ſeine Zurückberufung wieder erlangten Gütern über ihn ergöſſe, vorzuſtellen. Die Menſchen, ſaget er, können ſich zwar nichts vortrefflichers, als ein beſtändiges und gleiches Glücke wünſchen, da ſie ihr Leben ohne einigen Anſtoß vollenden können; allein, wäre ich in einem ruhigen und ungeſtörten Beſitze meiner Glücksumſtände geblieben, ſo hätte ich eine unbeſchreibliche und beynahe göttliche Wolluſt entbehren müſſen. Alles hatte in Cicerons Augen, nachdem er wieder aus dem Elende zurück nach Rom gekommen war, einen neuen, und vorher nicht gewöhnten Glanz. Seine Kinder, ſo lieb ſie ihm vorher geweſen, ſeine Wohnung, und ganz Italien, alles ſchien ihm angenehmer und freudiger zu ſeyn. So müſſen die Widerwärtigkeiten das Salz bey dem menſchlichen Vergnügen ſeyn. Man kann allein die Süßigkeit der Freude nicht beſchreiben, welche nur daher entſteht, wenn man den Verluſt eines Gutes nicht mehr empfinden darf, ſondern ſich in dem Beſitze deſſelben wieder eingeſetzt ſieht.

Doch alle Güter mögen noch ſo mannigfaltig und abwechſelnd, und ihr Genuß noch ſo empfindlich und lebendig ſeyn, ſo werden ſie dennoch die unendlichen Begierden unſrer Seele nicht ſättigen können, wenn ſie nicht in ihr ſelbſt zu finden ſind, ſondern von der eigenſinnigen Gewalt des Glückes abhangen, und von außen her in uns Eindrücke machen. Geſetzt alle möglichen Wollüſte fließen um uns herum : ſie dringen durch alle Wege in uns : eine häuft ſich auf die andre, und liebkoſet unſerm Geiſte durch ſeine Schmeicheleyen, und reizet alle unſre Theile: welcher vernünftige Geiſt, in welchen noch nicht alle Spuren der Menſchheit und ſeines Adels verloſchen ſind, wird ſich eine beſtändige Kützelung ſeiner Sinne wünſchen, bey welcher die wahre Vollkommenheit des Geiſtes verſäumet wird ? Wie zuträglich kann uns alſo der Verluſt aller äußern Glücksgüter werden, vor welchem ſich die blöden Sterblichen, als vor dem höchſten Uebel entſetzen ? Bey dem Geräuſche der äußerlichen Wollüſte wird die Seele ſo betäubt, daß ſie nicht Zeit hat, die wahren und beſtändigen Güter, welche nicht flüchtig, ſondern unwandelbar ſind, zu erkennen, und ſich zum Herrn der äußerlichen Ergötzlichkeiten zu machen. Die Zufriedenheit, die anmuthige Stille des Geiſtes, da die Seele nicht in einem Meere der Lüſie bald hin und her geworfen, bald untergetaucht wird, iſt die Quelle der wahren Glückſeligkeit. Siehſt du nicht, wie weit derjenige von ihr entfernet iſt, welchen bald die Ergötzlichkeiten, bald die Schmerzen, zwo ungewiſſe, und dennoch mächtige, Beherrſcherinnen wechſelsweiſe beſitzen? Man muß daher ſeine Freyheit ſuchen, und ſich von ihnen nicht zum Sklaven machen laſſen. Allein, nichts erwirbt ſie als die Verachtung des Glückes. Es iſt andem, es wird uns dieſes, wenn wir nicht muthig genug ſind, einigermaßen bitter werden. Allein, wenn wir ſo herzhaft ſind, dieſe geringen Schmerzen zu erdulden; was wird dieſe Herzhaftigkeit nicht für eine wahre Wolluſt zuwege bringen? Aus dieſem Uebel entſteht das unſchätzbare Gut, die Ruhe des Gemüthes, welche in der größten Sicherheit vor ihrer Zerſtörung iſt, der freye, erhabne, und unerſchrockne Geiſt, welcher über alle Furcht und alle Begierden ſich geſchwungen hat, welcher aus einer unbeunruhigten Höhe auf die ſchönen Kleinigkeiten, die Reichthümer, die Ehrenſtellen, und Wollüſte, verächtlich und doch mit der empfindlichſten Freude hinunter ſieht. Iſt Thyrſis, welchem nunmehr dieſer Name angenehmer, als alle ſeine vorigen prächtigen Titel, klingt, bey welchen, wenn ſie genannt wurden, die Schmeichler und Tiſchfreunde, die wunderlichſten und niederträchtigſten Verbeugungen machten, durch ſeinen Fall, nachdem ihn Misgunſt und Verrätherey geſtürzt haben, unglückſeliger geworden? Seine unanſehnliche Wohnung auf dem Lande iſt in ſeinen Augen nunmehr herrlicher, als die Palläſte, in welchen ihn unter der Geſtalt der Pracht und der Schönheit die Unruhen unaufhörlich verfolgten. Die Früchte, die ihm ſein kleines Feld und ſein Garten bringt, ſchmecken ihm lieblicher, als die theuerſten Mahlzeiten, bey welcher er ſtets mit Furcht und Zittern ſeyn mußte. Sein Geiſt iſt zufrieden und eine anmuthige Stille entzücket ſeine Seele. Und ſollten denn auch die Tugenden, die ihn überall begleiten, nicht mehr Reizungen und Schönheiten beſitzen, ihm eine beſtändige Freude zu verſchaffen, als die glänzenden Güter des größten Glückes? Was muß er aber nicht entbehren? In was für eine Traurigkeit würde nicht ein andrer Sterblicher geſenkt werden, wenn er ſo viel, als dieſer glückſelige Weiſe verlohren hätte? Fraget aber nur den Thyrſis, ob ihn dieſes Böſe das geringſte Misvergnügen erregt, und ob er nicht überzeugt iſt, daß dieſe ſcheinbaren Uebel nicht zu ſeiner wahren Glückſeligkeit nöthig geweſen?

Ich habe verſprochen, einige Spuren der göttlichen Weisheit in den Einrichtungen zu zeigen, durch welche das ſittliche Böſe entkräftet, und verringert wird, daß es unvermögend iſt, unſre ganze Glückſeligkeit zu zerſtören. Die Menſchen entfernen ſich allzuleicht von der Tugend, der einzigen Beförderinn unſers beſtändigen Wohlſeyns. Ihr Wille iſt ſo verderbt, daß ſie ohne die Veranſtaltungen der höchſten Güte ſtets unzufrieden ſeyn müßten. Die natürlichen ſchlimmen Folgen des ſittlichen Uebels müſſen uns erinnern, daß wir ſuchen mögen, uns von demſelben zu befreyen. Die freywilligen Strafen ſen, welche die Gerechtigkeit auf die Verbrechen und die Beleidigungen der Geſetze verordnet hat, haben eben dieſe Abſicht. Der menſchliche Körper befindet ſich oftmals in einem gefährlichen Zuſtande ſeiner Geſundheit, da nämlich eine Krankheit heimlich und unvermerkt an ſeiner Zerſtörung arbeitet. Sie iſt deſto gefährlicher, weil ſich der Menſch einbildet, daß ihm nichts fehle, da er doch am kränkeſten iſt. Ein kluger Arzt wird vor allen Dingen ſorgen, daß der Kranke von ſeiner Schwachheit Empfindung bekomme. So verfährt auch die Vorſicht mit uns. Unſre Seele liegt an den ſchwerſten Krankheiten darnieder: allein wir wiſſen es nicht, und wir würden ſie auch niemals erkennen, wenn uns nicht die daraus entſpringenden Uebel und die Schmerzen, welche ſie zeugen, dieſen gefährlichen Zuſtand entdeckten. Dieſes ſind die vortrefflichen Vortheile, welche wir von der Reue, von der Traurigkeit erlangen, die uns angreift, wenn wir ſehen, wie viel Vergnügen wir uns geraubt haben, da wir uns von dem wahren Wege zur Glückſeligkeit entfernt haben, und von den Laſtern eine große Freude erwartet. So gütig führet uns die Weisheit des Schöpfers von dem Abgrunde zurück, da wir ſchon in der Gefahr waren, hineinzuſtürzen.

Werden wir denn endlich aufhören, allzujähe und unbedachtſame Klagen wider die göttlichen Einrichtungen der Welt vorzubringen, und anfangen, mit einer ehrerbiethigen Dankbegierde die Weisheit der Vorſehung zu erkennen, zu bewundern, und auszubreiten? Wollen wir nicht aus einem jeden Uebel, welches ſo nöthig zu unſrer Glückſeligkeit iſt, als aus bittern Blumen, einen ſüßen Saft, oder ein wahres Vergnügen heraus ziehen lernen?

J. C.

* *

An die Jungfer St ⸗ ⸗ ⸗

O Freundinn! wüßteſt du die Triebe,
Die unvermerkt in mir entbrannt,
Seit dem ich dich, und deine Liebe
Zu Kunſt und Wiſſenſchaft, gekannt:
So dürft ichs itzt nicht furchtſam wagen,
Vielleicht der Freundſchaft zum Verdruß,
Dir durch die Feder das zu ſagen,
Was dir mein Mund verſchweigen muß.

Du darfſt noch nicht ſo früh erröthen!
Nein, Freundinn, nein, du ſtöhrteſt nur
Den furchtſam liebenden Poeten ⸗ ⸗ ⸗
O Wort, das mir zu ſchnell entfuhr,
O Wort, das mir im Augenblicke,
Eh ichs gewünſchet und geglaubt,
Vergnügen, Freundſchaft, Gunſt und Glücke
Vollkommen ſchenket oder raubt!

Doch was für Streit wird bey dir rege?
Dein eignes Herz empöret ſich;
Es fühlt gedoppelt ſtärkre Schläge,
Und ſchlägt bald für bald wider mich;
Du hörſt, und hörſt dich Freundinn nennen,
Und zweifelſt noch, mit wem man ſpricht?
Unmöglich kanſt du dich verkennen;
Die Tugend ſelbſt verkennt ſich nicht.

Zerreiß dieß kühne Blatt in Stücken,
Und ſchilt auf den verwegnen Kiel!
Bezeug in zornerfüllten Blicken,
Daß dir ſein Ausdruck nicht gefiel!
Nur laß es den nicht mit entgelten,
Der Blatt und Kiel itzt zitternd hält;
Den kühnen Ausdruck magſt du ſchelten,
Wenn nur der Dichter dir gefällt.

Iſts möglich? Freundinn, darf ich hoffen?
O Wort! das Seel und Geiſt ergötzt!
Vor Freuden bin ich ganz betroffen,
Vor Freuden außer mich geſetzt.
Ein ſolcher Trieb iſt zu verzeihen,
Der lauſchend uns ſo ſchnell beſiegt;
Wie kann ſich der genug erfreuen,
Den ſo ein Herz, wie deins, vergnügt.

Was iſts? Was ſtöhrt dich denn ſchon wieder?
Du ſchweigſt, erröthest, ſiehſt mich an,
Und ſchlägſt beſchämt die Augen nieder;
Was hab ich dir denn Leids gethan?

Ich merk es, Freundinn, dieß ſind Proben
Von Zorn und von Beleidigung:
Ich will dich weiter nicht mehr loben;
Du biſt dir ſelber Lobs genung.

Wie ſchwer, wie hart fällt dieß Verſprechen!
O wie gezwungen ſchweig ich ſtill!
Und doch darf ich mein Wort nicht brechen,
Wenn ich dich nicht erzürnen will.
Erzürnen? dich? in Liebesſachen?
O dieſe Sünd iſt viel zu ſchön!
Daß ich ſie, um dich roth zu machen,
Nicht ſollte noch einmal begehn.

Verzeih es deiner muntern Jugend!
Verzeih es deiner Artigkeit!
Verzeih es deiner ſtrengen Tugend!
Die dich zu loben ſelbſt gebeut.
O könnt ich rein und feurig ſingen!
Ich wagt ein neu und kräftig Lied;
Ich wagte ſelbſt den Neid zu zwingen,
Daß er dich ſtets bewundernd ſieht.

Ihr Augen, die ihr ſanft entzücket!
Und du noch nie geküßter Mund!
Der ſchmeichelnd mich oft ſchön berücket,
Euch thu ich mein Verlangen kund:
Verdoppelt reizend Kraft und Stärke!
Begeiſtert mich durch Blick und Kuß!
Daß jeder eure Wunderwerke
In jeder Sylbe fühlen muß.

O ſanfter Liebreiz holder Minen!
O anmuthsvolle Zärtlichkeit!
Du lächelſt über mein Erkühnen,
Und fürchteſt dich zu gleicher Zeit!
Nein, fürchte nichts! weil mein Verlangen
Nur ſchmachtend bittet, nichts begehrt!
Dergleichen Augen, Mund und Wangen
Sind doch wohl eines Kuſſes werth?

Wo eilſt du hin mit ſchnellen Schritten?
Bleib, höre mich nur dießmal an;
Rührt dich kein Locken, Flehn und Bitten,
Daß ich dich hier erhalten kann?
Auch flüchtig reizt dein muntres Weſen,
Da Wendung, Gang, Gebehrd und Tracht
Dich geiſtreich, ſittſam, auserleſen,
Dich edel und erhaben macht.

Komm, ſchöne Freundinn, komm doch wieder!
Komm eilends! komm und ſäume nicht!
Damit dem Ausdruck meiner Lieder
Nicht Feuer, Geiſt und Kraft gebricht.
Du kömmſt, mit zärtlichem Gewiſſen,
Behutſam, ſchüchtern, wohlgeſetzt?
Bey ſolcher Sittſamkeit zu küſſen,
Wird reine Tugend nie verletzt!

Lauf ewig in der Tugend Schranken,
Und ſey auch meine Führerinn!
Wie feurig will ich dirs verdanken,
Wenn ich dir gleich gekommen bin!

Stets ſoll ſich Muth und Fleiß erneuren,
Wenn mich dein muntres Beyſpiel reizt,
Das, um mich ſtärker anzufeuren,
Nach höherm Grad der Tugend geizt.

O wie entzückend muß ſichs ſcherzen,
Bedenk es ſelbſt, du ſchönes Kind!
Wenn zwey ſo ſchön verknüpfte Herzen
Noch jung und friſch und feurig ſind.
Empfind ich itzt ſo ſüß Vergnügen,
Da ich noch nicht dir nachgeſtrebt;
Was wird mich dann für Luſt beſiegen,
Wenn deine Tugend in mir lebt?

Was für ein muntrer Klang der Saiten
Bezaubert itzt mein lauſchend Ohr?
Der ſcharfen Töne wechſelnd Streiten
Hebt Seele, Geiſt und Muth empor;
Der ſchnellen Finger hurtig Regen
Reißt Herz und Sinn ſchnell mit ſich fort;
Ich kämpf, ich fürcht, ich bin verwegen,
Itzt bin ich hier, itzt wieder dort.

Wer iſts, der mich mir ſelbſt entrücket?
Biſt du es, Freundinn? O halt ein!
Ich werde ſonſt, durch dich entzücket,
Selbſt meiner nicht mehr mächtig ſeyn.
Halt ein! dein ſtürmendes Empören
Macht mich verwirrt und zweifelsvoll,
Ob ich die ſchnelle Hand verehren,
Beſtrafen, oder küſſen ſoll?

Was fehlt wohl weiter, dich zu loben?
Dein kluger und erhabner Geiſt?
O der iſt ſchon genug erhoben,
Da ihn ſein eigner Vorzug preiſt!
Hier möchteſt du dich ſelbſt erkennen,
Dein Bildniß würde nur verſtellt;
Wie ſoll man den Verſtand recht nennen,
Dem Baylens ſcharfer Witz gefällt?

Du ſelbſt kannſt dir ein Denkmaal ſtiften,
Dem weder Pracht, noch Schönheit, fehlt,
Durchlies nur mehr dergleichen Schriften,
Die Witz, Verſtand und Kunſt beſeelt.
Mein eigner Vorrath ſteht dir offen;
Gebrauch ihn, Freundinn, wie du willſt!
Wie viel läßt nicht dein Eifer hoffen,
Da du ſchon itzt mein Wort erfüllſt?

Fahr fort in dieſem muntern Fleiße!
Beflügle Geiſt und Muth und Sinn!
Und nimm, der Schönheit ſelbſt zum Preiſe,
Den edlen Lohn der Weisheit hin!
Sie kömmt und ſpricht: in jungen Jahren
Prägſt du dir Witz und Tugend ein;
Du ſollſt auch einſt, bey grauen Haaren,
Noch jung und ſchön und reizend ſeyn.

Beglückter Tag! erwünſchte Stunden!
Die ich ſchon öfters froh erwähnt,
Darinn ich das in dir gefunden,
Wornach mein Herz ſich längſt geſehnt.

Euch, euch, o ihr Beluſtigungen!
Euch halt ich nun gedoppelt werth!
Ihr ſeyds, durch die mein Wunſch gelungen,
Den itzt ſchon Freud und Hoffnung nährt.

Ja, Freundinn = = = doch hier muß ich ſchweigen,
Der Einfall ſagt mir gar zu viel.
Da Muth und Kraft und Feuer ſteigen,
Steckt mir der Raum ein kurzes Ziel.
Auf! Dichter, auf! rühmt meine Schöne!
Ich bins, der euch ſein Recht vergiebt,
Entzücket ſie durch muntre Töne!
Doch macht ſie nicht in euch verliebt.

* *

Der unglückliche Sturm.

Erſtes Buch.

Melde, himmliſche Muſe, von dem Unglücke der Helden, die mit Zorn und Wuth erfüllt, einen Sturm wagten; einen Sturm auf die finſtern Wohnungen der Schaarwache; einen Sturm, deſſen Ausgang für die kühnen Helden unglücklich ablief. Denn ohne dein begeiſtertes Einhauchen, kriegeriſche Göttinn, kann kein Sterblicher dieſen hitzigen Streit beſchreiben.

In einem Gefilde, wo der verderbliche Miswachs die reichen und milden Geſchenke der gütigen Ceres ſelten verdirbt, und wo vor einigen Menſchen Altern die Sorben, ein grauſames und barbariſches Volk, in den fürchterlichen Schatten alter Eichen, den Zuttiber, einen ſchändlichen Götzen, verehreten, bis die fromme Hand eines Wigbertus ſeine Altäre zerſtörete; in dieſem Gefilde, ſage ich, ſtehen die ſtolzen Mauren einer alten berühmten Stadt, in welcher ein Geſchlecht wahrhafter Nachkommen der Wenden mit beſchornen Häuptern das edelſte Gewürze der Erden kochet; und wo ſeit einem halben Jahrhunderte den Muſen ein prächtiger und heiliger Tempel aufgerichtet worden, der dir, o Germanien! herrlichen Schmuck und Zierde verleihet. Verdanke es, beglückter Ort, deinem gütigen Schickſale, daß es dir den Peter von Baſta in deine Ringmauren geliefert hat, einen jungen Helden, der Furcht und Schrecken durch ſeine Blicke ausbreitet, und vor deſſen brüllender Stimme, das Ungeheuer, welches die Nemeiſchen Wälder verheerete, ſelbſt erzittern würde. Er befiehlt; und den Augenblick geräth alles in Bewegung. Geſchäfftige Bediente tragen Tiſche und Bänke in ungezählter Menge auf die geraume Ebene dieſes weitläuftigen Marktes. Ein ganzer Wald von Fichten ſcheint gefället zu ſeyn, dieſen hölzernen Vorrath daraus zu zimmern. Hinter ihnen her zeiget ſich der fürchterliche Held mit funkelnden Augen, aus welchen blitzende Stralen hervor ſchießen, und ſeine runzlichte Stirne drohet Mord und Blutvergießen. Was für majeſtätiſche Schritte! Was für Adel und Hoheit! So wie ein alter Hirſch, der ſchon zehnmal der tödtenden Kugel eines ſchlauen Jägers, der ſelten fehl ſchießt, und den ſcharfen Zähnen abgerichteter und reißender Hunde glücklich entgangen iſt, ſeine zackigen Geweyhe hoch über die kahlen Häupter junger Rehkälber, die ihn umgeben, erhebet: alſo ragte auch der Kopf des unerſchrocknen Peters, über die ihn begleitenden Muſenſöhne hervor. Er gieng, und ſeinen Schritten folgte die Menge mit Ehrerbiethung. Ein blaſſes Schrecken breitete ſich über alle Angeſichter der Einwohner dieſer volkreichen Stadt aus, und eine tödtliche Furcht beklemmte ihre Bruſt: nicht anders, als wenn nach einer achttägigen Hitze, zur Zeit, wenn der brennende Hundsſtern an den blauen Gewölbern des Himmels regieret, ein Donnerwetter in Süden ſich aufthürmet; den vierten Theil des Horizonts in eine fürchterliche ſchwarze Nacht von Dünſten einhüllet, zackige und bleiche Wetterſtralen das düſtere Gewölke zerſpalten, brüllende Donnerſchläge dumpfigt von weitem ſchon ſich hören laſſen, bey einer Windſtille, langſam und ſchleichend ſich nähert, und mit Donnerkeilen, Hagel und Ueberſchwemmung drohet. Die Läden der unterſten Stockwerke wurden eiligſt mit eiſernen Schrauben befeſtiget, und die Eingänge verwahrte ein knotigter und ſtarker Riegel, der aus dem Holze des den Jupiter geheiligten Baumes gezimmert war. Der Dampf und Feuerſpeyende Ochſendieb, Cacus, kann ſeine felſichte Höle nicht ſorgfältiger verriegelt haben, als ihn der griechiſche Held, ein Sohn der thebiſchen Königinn, erwürgen wollte: als die erſchrocknen Einwohner dieſer Stadt ihre Wohnungen verrammleten.

Sage, Muſe, was machte Peter, als er an den Tiſch kam? Wie verhielt ſich der von Baſta, als er den für ihn beſtimmten Platz erreichte? Er ſetzte ſich auf den erſten Schemel, an deſſen Rücklehne der ſcheußliche gorgoniſche Kopf zu ſehen war, und ſchrie mit einer taubmachenden Stimme: Merſeburger! Das Kupfer, womit der dabey ſtehende Thurm bedecket iſt, ertönte von dieſem Brüllen, wie ehemals das dodoneiſche Erzt, wenn Jupiter ſeine Antworten bekannt machte. Peter ſchrie alſo: und den Augenblick wurden unzählige Schleifkannen, deren Deckel mit 1000 Siegeln überzogen ſind, mit dieſem erquickenden Getränke erfüllt, herbeygebracht. Man hebet ſie mit gebogenem Arme in die Höhe, ſtürzet ſie um; und es rauſchet aus denſelben der braune Nectar, wie aus einem Springbrunnen hervor. Er fällt in einen durchſichtigen Becher, und füllet ſolchen über die Hälfte mit einem gelblichten Schaume an. Man trinkt ſolchen mit einem Jauchzen und lärmenden Vivat, auf die Geſundheit ganzer Völker und Nationen aus. Auf das Wohlſeyn öffentlicher Lehrer und getreuer Brüder werden einige Baßgläſer, von ungeheurer Größe und die von weit edlerm Zeuge gemacht waren, als diejenigen, die aus der alten ſpaniſchen Stadt Sagunt nach Rom gebracht wurden, in einem Zuge ausgeleeret! und du, o ſchönes Geſchlecht, biſt itzt der liebenswürdige Vorwurf eines Trunkes, der beynahe eine gerichte Kufe koſtet! Mitten unter dieſen feuchten Bemühungen richtete ſich Peter von Baſta auf, und winkte mit der Hand, zum Zeichen des Stillſchweigens. Nicht anders als wenn mitten in dem gräulichſten Sturmwetter, wenn die raſenden Wellen mit ihrem bittern Waſſer die leuchtenden Sterne auszulöſchen drohen, und hie und da ſich unergründliche Abgründe in den Fluten ſpalten, Neptun bloß mit ſeinem mächtigen Dreyzacke ihre Raſerey beſänftiget: alſo verſtummten auch die geläufigen Zungen der naſſen Brüderſchaft, ſo bald als Peter ſeine Hand bewegte. Es wurde ein ſo tiefes Stillſchweigen beobachtet, daß man faſt vergaß, Athem zu holen. Kaum war die Stille allgemein, als Peter ſich alſo vernehmen ließ:

Brüder u. Helden! wenn ich erſt durch meine geringe und matte Beredſamkeit euren edlen SeelenMuth und Tapferkeit einflößen ſollte: ſo würde ich mit mehrerer Zaghaftigkeit meine Lippen eröffnen müſſen. Allein, da eure geprüfte Unerſchrockenheit einen jeden ſchon ſattſam bekannt geworden: ſo würde ich mich der vergeblichſten Arbeit unterziehen, Bewegungsgründe zu ſuchen, eure Gemüther zu erhitzen. Eure Schwerdter gürtet ihr nicht vergeblich um eure Hüften, und eure mit ſtarken Stulpen verſehene Handſchuhe verrathen die edelmüthigſten Abſichten. Ihr rennet in 1000 bloße Säbel ohne zu erblaſſen; und was ſind dreyßig geharniſchte Schaarwächter in euren Augen? Wäre es demnach nicht eine Schwachheit, weñ man in euren Beyſtand ein Mistrauen ſetzen wollte? Wäre es nicht ſchändlich, mitten unter Helden verzagt zu thun? Weg demnach mit dieſen niederträchtigen Vorſtellungen! Meine Rede hat einen ganz andern Endzweck, deſſen Erreichung zwar ſtarke

Fäuſte erfordert, die ich aber zum guten Glücke nicht erſt ſuchen darf. Ihr wiſſet es, Brüder und Helden, wie grauſam die verruchte Rotte, die vermaledeyeten Dienſtknechte des Schreckens, mit uns umgehen. Ihr, meine Lieben, habet es öfters empfunden, wie nachdrücklich ſie ihre mörderiſchen Stangen führen können? Der ſchmählichſte Tod ſey euch hiermit geſchworen, euch unerträglichen Böſewichtern! Dieſen Abend, ja dieſen Abend, ſage ich, wollen wir unſere ſieghaften Hände mit eurem nichtswürdigen Blute beſpritzen, und unſere ſchneidenden Klingen ſollen euren ſchwarzen Geiſtern einen blutigen Ausgang verſchaffen. Kommet heraus aus euren düſtern Wohnungen! Panzert euch! ergreift die verfluchten Stangen! Waget einen Ausfall! erſchöpfet alle eure Liſt und Ränke! alles wird euch erlaubt ſeyn. Aber denket an nichts weniger, als an den Sieg. Wunden und Bäulen, Tod und Untergang warten auf euch. Granaten und Schwärmer ſollen euch verbrennen, Klingen von verſchiedner Gattung ſollen eure Bruſt durchbohren! Iſt dieß etwan ein ſo ſchweres Vorhaben, meine Brüder? Nichts weniger. Für ſolche Helden iſts ein Zeitvertreib; ja, was ſage ich, ein Zeitvertreib? ein Kinderſpiel iſt es, und weiter nichts. Ueberdieß ſo kann ſich keine günſtigere Gelegenheit dazu zeigen, als die itzige? Heute iſt der Tag, an welchem uns ein neues Oberhaupt geſetzet worden, ein Beſchützer unſerer Freyheit; heute laſſet uns die Hand an dieſes nützliche Vorhaben legen. Denn was iſt das für Freyheit, wo Häſcher toben, und die Straßen unſicher machen? Blut und Tod ſey demnach heute unſere Loſung! und es lebe die edle, die theure, die unſchätzbare Freyheit der Muſen!

Er ſchwieg, und ergriff den größten Becher, trank und ſetzte ſich nieder. So wie ein unerfahrnes Kind, das die gräulichen Wirkungen des Pulvers noch nicht kennet, und mit muthwilligen Händen eine mit dieſem hölliſchen Raube geladene Piſtole, wenn der Vater ausgegangen iſt, losdrücket, erſchrickt, verſtummt, und erblaſſet: eben ſo ſaßen auch die dämiſchen Spießgeſellen unſeres Peters. Sie hatten ſich nichts weniger, als Schlägerey, Mord und Todſchlag vermuthet; ſondern glaubten dieſen Abend in Ruhe und ſtillem Frieden zu zechen. Sie ſaßen mit aufgeſperreten Mäulern, und wußten nicht, wie ihnen geſchehen war. Sie maßen heimlich ihre Galle, die dieſen Abend außerordentlich klein war, überſchlugen ihre Kräfte, und betrachteten, mit wider ihren Willen erhitzten Blicken, ihre Teller gleichen Stichblätter. In vielen Stunden würden ſie nicht aus dieſer Schlafſucht erwachet ſeyn, zumal da ſtarke und feindſelige Dünſte unter ihren Scheitel tobeten, wenn nicht Tobias Recept, ein verwegner Jüngling, und dem die Schaam den Mund öffnete, dieſen tiefen Stillſchweigen mit folgender Antwort, ein Ende gemachet hätte:

Was iſt gerechter, als dein Vorhaben, o du von Baſta! und was iſt rühmlicher, als daß wir, unerſchreckne Brüder, unter eines ſolchen Helden Anführung, fechten? Unſere Rechte und unſere blitzenden Klingen ſollen deinen Anſchlag unterſtützen, zumal da um einen ſolchen Preis, wie die Freyheit iſt, geſochten werden ſoll. Es iſt kaum nöthig, mit vereinigten Kräften, dieſe elende Rotte anzugreifen. O Peter! wenn du mir nur erlauben wollteſt, dir als ein Waffenträger zu folgen: ſo ſollte in einer Stunde das verwünſchte Loch in Schutt und Graus verkehret und die mörderiſchen Einwohner in Millionen Stücken zerhacket ſeyn. Du zeigeſt zwar in deinem Geſichte, o Held! eine Mine, die mir deinen Zweifel und dein Mistrauen deutlich zu erkennen giebt: aber ſie ſoll ſich bald verändern. Du kenneſt weder mich, noch meine Thaten, und eben dieſe Unwiſſenheit ſtürzet dich in ein zweifelndes Mistrauen. Ich bin ſchon in meinen Voraltern berühmt, die insgeſammt namhafte Recepte geweſen ſind. Ich würde demnach dieſem edlen Geſchlechte einen Schandfleck anhängen, wenn ich ihren rühmlichen Thaten nicht nacheifren wollte. Meine Beſcheidenheit will mir es nicht erlauben, ein Herold meiner eignen Siege zu ſeyn und meine öfteren Triumphe ſelbſt auszupoſaunen. So viel aber kann ich ohne Schamröthe melden: daß ich über die ganze Schaar der ohnmächtigen Häſcherbande in meinem Herzen lache. Doch ich will keinesweges mit euch, unerſchrockene Brüder, ungerecht umgehen, welches ich gewiß ſeyn würde, wenn ich den Ruhm dieſes Sieges mit Petern allein theilen wollte. Nehmet dannenhero gleichfalls einen beliebigen Antheil an dieſer allgemeinen Rache: erlaubet mir nur, daß ich nächſt Petern den gefährlichſten Poſten bekleiden darf.

Mit dieſen Worten beſchloß Tobias ſeine Rede und die ganze Verſammlung klatſchte, zum Zeichen des Beyfalls, in die Hände, und ein verwirrtes Freudengeſchrey ſtieg bis an die Wolken. Die zerbrechlichen Ziegelſteine platzten von dieſen ſchwirrenden Tönen, und fielen Haufenweiſe mit Krachen und Gepolter von den hohen Giebeln.

Der von Baſta empfand darüber die allerlebhafteſte Freude, und nach geendigtem Geſchreye, ließ er ſich kürzlich alſo vernehmen:

Was zaudern wir noch lange? Warum fordern wir nicht ſogleich unſern verhaßten Feind heraus, tapfrer **Recept**? Verlaſſet dieſe ruhigen Sitze, theureſte Streitgenoſſen! ſchließet euch in Glieder, und bewaffnet eure Hände! rüſtet euch ſorgfältig! rüſtet und ſtehet! denn auf dieſen Angriffe beruhet unſer Vergnügen und unſere Hoffnung.

Geſagt, geſchehen. Sie ſprangen auf und verließen das Bier. **Peter** ſetzte heimlich ſeine Hoffnung auf den **Recept**; dieſer hegte gleiche Gedanken von Petern, und die übrigen ſteiften ſich auf dieſe zweene. Tiſch und Bänke, Schleiſkannen und Gläſer fielen über einen Haufen: nicht anders als wenn nach einer gedämpften Feuersbrunſt, Sturmfäſſer und Feuereimer vermiſcht über einander liegen. **Peter** führte den Haufen mit einer heimlichen Furcht; **Recept** folgte dieſem Heerführer mit unverzagt ſcheinenden Schritten, und unter der übrigen Menge herrſchten ungleiche Leidenſchaften.

* *

Der unglückliche Sturm.

Zweytes Buch.

Meine Muſe ſoll von denen Urſachen dichten, welche den von Baſta bewogen haben, vor den Behauſungen der Schaar vorüber zugehen; und ſie ſoll mir den Grund entdecken, warum er nicht, in der erſten Hitze ſeines aufgebrachten Zorns, die Feinde angegriffen?

Es iſt von uralten Zeiten an zwiſchen Fridericianens Söhnen, und dem muntern Geſchlechte der Hallorum, ein ewig feſtes Bündniß geſchloſſen worden. Ja, dieſer Bund iſt ſo heilig und unverletzlich, daß die längſt verfloßnen Zeiten von keinem Bruche jemals etwas erzählen; noch die gegenwärtigen denſelben befürchten; und die künftigen Tage nie eine ſolche ſchändliche Trennung anmerken werden. Ein unauflöslicher Schwur, den Bier und Mitleiden unterſtützen, verpflichtet beyde Theile, einander Wechſelsweiſe in Noth und Gefahr beyzuſtehen, doch nicht eher, als bis die falbe Dämmerung, oder die düſtern Schatten die Straßen verdunkelt haben. Stehen die Muſenſöhne, ſo fechten ſie tapfer; fliehen jene, ſo ſind ſie die erſten, die entwiſchen. In ihren eigenen Streitigkeiten aber ſind ſie noch nie gewichen: allein, als Hülfsvölker, richten ſie ſich nach ihren Anführern. Wo hat jemals des Abends ein Burſche gefochten, dem ſie ihren Beyſtand verſaget hätten? und wenn eher hat man von einem nächtlichen Lärme gehöret, da nicht deine rühmlichen Thaten zugleich mit wären geräumet worden, o du kahlkopfigtes Volk, das du in dem Thale wohneſt! Darum ſoll dich auch meine Muſe beſingen, und deinen Ruhm verewigen.

An dieſe Hülfe nun hatte Peter nicht eher gedacht, als da er ſchon die Fauſt an den Degen geleget hatte, und die halb eröffneten Lippen bereits die erſte Sylbe eines aufrühriſchen Worts auszuſprechen anfangen wollten. Allein, Hand und Lippen vollendeten nicht, was ſie vorhatten; denn der von Baſta änderte für dießmal ſeinen ſchwärmenden Vorſatz. Die ganze Schaar ſeiner Anhänger freuete ſich über dieſe ſo ſchleunige Veränderung, und Recept empfand darüber inſonderheit die lebhafteſte Freude. Sie glaubten, die Schlacht würde verſchoben, und der Angriff auf eine andere Zeit ausgeſetzet werden. Aber ſiehe! dieſe Freude war ungegründet, und das Vergnügen verwandelte ſich plötzlich in ein ſtarres Entſetzen. So wie ein alter Rabe, der ſich an einem kalten Wintertage des Morgens auf die Fahne eines alten Kirchthurms, einen Raub zu erblicken, niedergelaſſen hat, erſchrickt, wenn ein unerwarteter Nordwind den Wetterhahn ergreift, und ihn mit einem knarrenden Getöſe herum drehet: ſo ſehr entſetzten ſich auch die Begleiter des von Baſta, als dieſer ſich umwandte, und ſie alſo anredete:

Sollen wir uns ohne Noth in eine Gefahr ſtürzen, der wir doch entgehen können? Oder, daß ichs recht ſage: ſollte dieſer Angriff wohl würdig ſeyn, von uns angefangen zu werden? Nein. Man möchte unſere Tapferkeit für ein niederträchtiges Weſen halten, wenn wir dieſes thäten. Das Glück hat uns ſeit langen Zeiten an den Einwohnern des Thals getreue Bundesgenoſſen verliehen; warum wollen wir ihnen unſer Vorhaben itzo verheelen? Ihre Bereitwilligkeit, uns zu helfen, wartet nur auf unſere Befehle, und ich ſehe ſie ſchon im Geiſte ankommen. Ja, ja, ſie werden ſich wohl bewaffnet zu unſeren Schaaren fügen, und unſern Sieg gewiſſer und vollkommener machen helfen. Dieſes Volk iſt muthig und unerſchrocken im Angreifen; tapfer und ſtandhaft in den größten Gefährlichkeiten; behende im Zurückziehen; und kein Stein wird von ihnen geſchleudert, der nicht ſein Ziel erreichen ſollte. Es ſoll demnach einer von dieſem Haufen unverzüglich hingehen, und dieſelben zu uns herführen. Es wird zwar unſer Vorhaben dadurch etwas aufgeſchoben; allein, was liegt daran? Je langſamer die Rache kömmt, deſto heftiger und nachdrücklicher pflegt ſie auch hernachmals hervor zu brechen.

So redete **Baſta**, und **Recept** lobte äußerlich dieſen Einfall und ſprach: dein göttlicher Verſtand, theurer Peter, leuchtet aus allen deinen Anſchlägen hervor, und überzeuget mich immer mehr und mehr von deinem hohen Geiſte. Es geſchieht zwar nicht aus Furcht, daß du dieſe Hülfsvölker hohlen zu laſſen beſchloſſen haſt: nein, ſondern du biſt in dieſem Stücke den berühmteſten Feldherren gleich, die den Kern ihrer Mannſchaft ſchonen, und die Gräben und Linien mit den ſchlechtern Soldaten erſt anfüllen, um hernach, über die Rücken der Erſchlagenen, die übrigen deſto ſicherer zu führen. Thue es; wir insgeſammt loben deine Vorſichtigkeit, und ſehnen uns indeſſen nach dem Anfange des Sturms.

Hier ſchwieg er, und man zauderte nicht, den Abgeſandten mit nöthigen Befehlen fortzuſchicken. Er gieng auch eilig fort, und erreichte in kurzem das Thal, den Ort, wo er Hülfe ſuchen ſollte. Wirkſame Geiſter, ſonderlich die Seelen großer Helden, verabſcheuen nichts ſo ſehr, als den trägen Müßiggang: und Petern war es gleichfalls unmöglich, dieſe Zeit über, ruhig auf dem Markte ſtehen zu bleiben. Er taumelte demnach, ſo wie der übrige Haufen, mit langſamen und wankenden Schritten, durch die vornehmſten Straßen der Stadt, und erfüllte dieſelben mit einem wüſten und wilden Geſchrey und Lärmen. Ein ſolches Geſchrey höret man kaum, wenn das wilde Heer beſchnittener Muſelmänner das tapfre Volk der Chriſten anfällt, und in den pannoniſchen Kreiſen eine Schlacht liefert. So ſehr ſchrien auch ehemals nicht die raſenden Prieſter des Weingottes, wenn ſie ihm zu Ehren ein Feſt feyerten.

Unterdeſſen als dieſes vorgieng, hatte ein ausſpähender Häſcher dieſen Anſchlag verrathen, und zeigte es bey dem Anführer ihrer Schaar mit ängſtlichen Gebehrden an. Die Schaar vernahm dieſe Nachricht, und fluchte auf den Urheber dieſer Unruhe; ja ihr Anführer ſelbſt ſchüttelte ſein Haupt, und ſtieß mit einem Fuße auf die Erde.

Beym * Adam, ihr Brüder! wir müſſen auf unſerer Hut ſtehen. Der aufrühriſche Schwarm berauſchter Burſche wird ſeinen Muthwillen dieſen Abend an uns gewiß ausüben. Aber wehe der Fauſt, die einen Stein aufhebet, unſere Fenſter einzuwerfen! wehe der Kähle, die das erſte Pereat! zu ſchreyen ſich unterſtehen wird.

Alſo redete Anbacker, der Oberſte der Schaar, als er von dem Tumulte Nachricht erhielt. Er blickte durch das halb eröffnete Fenſter mit zornigen Blicken: allein Baſta hatte bereits den Platz verlaſſen; doch hörte er noch von weitem das Geſchrey der Schwärmer, und ſein Herz pochte vor Grimm und Eifer. O Muſe! die du meinen Kiel bisher geführet haſt, ſchärfe ihn von neuem, um die gefährlichen Rüſtungen recht genau zu beſchreiben, die die erzürnten Schaarwächter anlegen.

Auf! verlaſſet dieſe ruhigen Sitze, und folget mir in jenes Gewölbe, wo unſere Rüſtungen verwahret werden.

Dieß befahl Anbacker, und die willige Schaar folgte ihm ohne Murren. So wie ein brüllender Ochſe, des Abends wenn der Hirte die ſchwer beleibten Kühe, die mit langſamen Schritten wiederkäuend einhertraben, nach Hauſe treibt, mit brummendem Getöſe hochmüthig voran geht, um dieſer gleichſam den Weg zu den gewohnten Krippen zu zeigen: alſo zeigte ſich auch das Haupt der Wächter, an der Spitze

---

* Junker Adam, ein ehemaliger berühmter Anführer der Schaarwach in Halle.

Spitze ſeiner Mannſchaft, und führte ſie vor das Zeughaus ihrer ſchweren Rüſtungen. Darauf ſchoben ſie mit vereinigten Kräften die Laſt der langen Riegel unter einem ſtarken Getöſe, vor den Thüren des Gewölbes hinweg, und die Angeln knarrten beym Aufmachen. Hier ſtehen zu beyden Seiten zwo Reihen eingerammelter Pfähle, auf welchen die eiſernen Rümpfe und Hirnſchädel ruhen. Vorzeiten hieng man die Waffen eines berühmten Helden an ſolche Pfähle, und ſo ſah es aus, wenn man ein Tropäum aufrichtete. Auf der erſten Säule ruhet der Harniſch des Oberſten, und zur Rechten und Linken hängt der Anzug zweener Wächter, die die übrigen an Muth und Herzhaftigkeit unendlich übertreffen. **Praller** nimmt den einen Platz ein, ein handfeſter und unerſchrockner Wächter, mit einem ſolchen großen Knebelbarte, der kaum unter der Sturmhaube Raum hat. Er ſcheuet keine Gefahr, weil alle Ausfälle bisher für ihn glücklich geweſen; und niemand kann ſolche ſchmerzhafte Stöße austheilen, als eben dieſer. Er iſt beynahe beſtändig zornig, und raſet, ſo bald ein anderer ihm zu beleidigen drohet, und dieſe ſo hitzige Gemüthsverfaſſung enthält den Grund ſeiner kühnen Unternehmungen. Zur linken Seite erblicket man die Waffen eines nicht weniger tapfern Mitgliedes dieſer Schaar. Dieſes iſt der ſchnellaufende **Runks**, deſſen Geſchwindigkeit ſo ausnehmend behende iſt, daß kein flüchtiger Feind ſeit einigen Jahren ſeinen Händen entkommen können. Ein rothes und krauſes Haar verräth ſein tückiſches Gemüth, und ſeine ſchaarwächteriſche Seele zeigete ſich in allen Handlungen. Hinter dieſen beyden ſo verdienten Panzern, folgen die übrigen, ohne daß man den Rang beobachtet; und in der Mitte dieſes Gewölbes liegen die Stangen kreuzweiſe übereinander.

Bedecket eure Häupter mit dieſen Sturmhauben, ſprach Anbacker, panzert euch! und eure Rechte ergreiſe die Stangen!

Augenblicklich ward dieſem gebiethenden Befehle nachgelebet, und im Augenblicke ſtund die ganze Schaar in voller Rüſtung. Wenn irgendwo an den Ufern eines ſtarkſtrömenden Fluſſes eine Mühle erbauet worden: ſo kann das immerwährende Klapperwerk in derſelben kein ſtärkeres Geräuſch verurſachen, als dieſes war, da die Schaar ſich in ihre Waffen warf. Das beſte Eiſen iſt zu dieſen Rüſtungen geſchmiedet worden; und die künſtlichſte Hand eines Meiſters hat ſie verfertiget. Die Sturmhaube, die aus dieſem feſten Metalle gegoſſen worden, geht herunter bis auf den Rumpf, und ein daran feſtgemachtes und bewegliches Eiſen beſchützet ihre Hälſe. Von der Stirne bis auf den Bart bedecken rundgebogene Stöcke ihre Angeſichter, und o wie gräßlich funkeln nicht die Augen, wenn ſie zornig ſind, hinter dieſem Gitter! Auf dem Wirbel zeiget ſich eine kleine Erhöhung, auf welcher ein gekrümmtes Blech liegt. Anbacker allein, ihr Oberſter, trägt einen blauen Federbuſch, zum Zeichen der Würde, auf dieſem Bleche. O du bedaurenswürdiger ſpaniſcher Bartputzer! Du hätteſt gewiß dein geringes Becken behalten, wenn der Ritter von

Mancha, der den Helm des Mambrins aufſuchte, dergleichen Sturmhaube hätte ſehen ſollen! Doch es iſt geſchehen, und dein Unfall hat viele geſchmerzet. Die Bruſt der Wache iſt gleichfalls ſtark verwahret; denn ein ſchupfigtes und durch viele Gelenke verbundenes Eiſen bedecket ſie, und reichet bis an den Nabel. Unten, wo der hie und da mit Blut gefärbte Panzer, (denn zuweilen glücket es einer ſpitzen Panzerklinge, zwiſchen den Gelenken durchzukommen) aufhöret, umgiebt ein breiter Gürtel die ſtarken Lenden, der einen hauenden Säbel trägt. Ueber die beyden Schultern biegen ſich noch beſonders zweene ſtarke Bogen, an welche mit einem künſtlichen Gelenke, die Bedeckungen der Arme beſeſtiget ſind, die bis an die Mitte derſelben herabgehen. Die übrige Blöße der Hände bedecket ein dickes Leder eines altgewordenen Hirſches, welches die ſtärkſten Hiebe eines Degens nichts achtet. O! wenn ich doch von den Waffen der Hände, von den nie genug zu ſcheltenden Stangen ſchweigen dörfte! O wie gern übergienge ich doch dieſe Stangen! die ſo grauſamen Stangen, die ſchon ſo manchen in die Hände der Wache geliefert haben; wenn ein verſchmitzter und boshafter Diener der Gerechtigkeit, dieſelbe queer zwiſchen die raſchen Füße eines Flüchtigen geworfen. Doch ſie gehören zu eurer Rüſtung; darum muß ſie meine Muſe auch wieder ihren Willen beſingen! Ihre Länge gleicht der Höhe eines Mannes, den man groß nennet, und die unglückliche Hand eines Schmiedes, (dem gewiß ein Unglück bereits begegnet, oder noch zuſtoßen muß) hat die beyden Enden künſtlich mit Eiſen beſchlagen. Das feindliche Ende iſt ſtets mit dem Blute der Verwundeten gefärbet, und zeiget alſo von der Grauſamkeit ſeines Beſitzers. O ja! mit höchſtem Rechte ſeyd ihr grauſam zu nennen; denn warum ſchlaget ihr doch ie zuweilen die Purſche auf den Kopf? Du Sohn der Latone, du, ſage ich, hätteſt auch deine Pfeile ſparen können, die Cyclopen damit umzubringen, wenn du nur eine einzige von dieſen Stangen hätteſt haben ſollen.

Dieſes ſind die fürchterlichen Waffen, die ſie angezogen haben, und ſo wohl verwahret verlaſſen ſie das finſtere Gewölbe, und ſtellen ſich auf einen großen Saal in verſchiedene Reihen. Wenn ſie gehen, ſo klappern ihre Glieder; wenn ſie ſich bewegen, ſo höret man ein ſchwirrendes Getöſe der Panzer. Kaum hatte ein jeder ſeine gehörige Stelle eingenommen, als Anbacker ſich alſo vernehmen ließ.

Ihr wiſſet es, meine Brüder, daß wir niemanden zu beleidigen pflegen, es ſey denn, daß es die öffentliche Ruhe und Sicherheit erfordere. Dieſer Abend wird uns, wie ihr ſehet, einen Ausfall abnöthigen, und uns zwingen, in den beunruhigten Gaſſen, den Frieden wieder herzuſtellen. Eyd und Pflicht verbinden uns zu dieſem Verhaben, und unſer Amt zwingt uns zu einem Ausfalle. Allein, wir wollen den Angriff erwarten, damit wir deſto freymüthiger die ſchwärmenden Schaaren auseinander jagen können. Ich bedaure die Unbeſonnenheit dieſer Leute. Wie? ſollte die lange Erfahrung ſie nicht klug gemacht haben, ſich nie an uns zu vergreifen? Wenn eher haben ſie einen glücklichen Sturm auf unſer Loch, wie ſie es nennen, gewaget? wenn haben ſie einen Sieg über uns erfochten? Ich habe dergleichen weder gehöret, noch ſelbſt erfahren. Kommet demnach, ihr ohnmächtigen Feinde, wenn ihr wollet; eure Thorheit ſoll euch gewiß gereuen! Zwey Worte habe ich euch nur noch zu ſagen, und die nehmet wohl zu Herzen. Seyd muthig und geſchwind im Angreifen! Trennet euch nicht eher, als beym nachjagen. Hütet euch, keinen ohne Noth gefährlich zu verletzen. Greifet, wo es möglich, den von Baſta, und Recepten, die beyden ſchwärmenden Anführer; denn wer dieſen Raub erhaſchet, ſoll eine beſondere Belohnung zu erwarten haben.

Hier ſchwieg er, und die ganze Schaar bezeigte ihren Beyfall. Sie brannten vor Begierde zum Streite, und machten mit ihren feindlichen Waffen ſolche Bewegungen, daß es ſchien, die Stangen ſelbſt wären ungeduldig in ihren Händen, und ſehneten ſich nach dem Anfange des Treffens.

Ode auf Irenen.

Sprecht, ihr Glieder! und erzählet,
Was Irenens Bruſt beſeelet.
Schöner Leib! entdecke mir,
Welch ein Geiſt regiert in dir?
Ich betrachte Blick und Weſen,
Zwar entfernt, doch ſchön beglückt.
Und aus dir kann ich ſchon leſen,
Was die ſchönre Seele ſchmückt.

Heitre Stirn! heb an zu ſprechen,
Aus der Witz und Anmuth brechen;
Edle Stirn! hat Redlichkeit
Hier nicht ihren Thron geweiht?
Stille Ruh gelaßner Triebe,
Sanfter Friede nimmt dich ein.
Sollt ihr Geiſt doch in der Liebe
Nur nicht ganz gelaſſen ſeyn.

Ernſte, muntre, holde Blicke,
Sagt ihr nichts zu meinem Glücke:
O! ſo ſagt ihr, daß Verſtand
Dieſer Augen Stral entbrannt.
Liebliches, gelindes Rollen
Zeiget in euch einen Geiſt,
Den kein unbeſtändig Wollen
Flüchtig hin und wieder reißt.

Auge-

Angenehme, volle Wangen!
Habt ihr nicht oft Glut gefangen,
Wenn ihr Auge voller Scham
Andrer Blick entgegen kam?
Iſt nicht auch in ihrem Herzen
Huld und Sittſamkeit geſellt?
Sagt, ob dieß nicht auch im Scherzen
So wie ihr, noch Ernſt behält?

Was ſagt ihr doch, ihr Geberden!
Das nicht kann genennet werden?
Reizungs voller Mund und du
Schlieſſeſt dich beſcheiden zu.
Du eröffneſt dich beſcheiden;
Sprichſt du oder ſchweigſt du ſtill:
So erhebſt du ſie in beyden,
Ob ſie es gleich niemals will.

L.

* *

Die Begeiſterung des Weines.

Begeiſtert mich Burgunderwein,
Dann zeigſt du, Bachus, deine Künſte;
Dann nehmen angenehme Dünſte
Die Sinne ſüßbenebelnd ein.
Durch ſie führt mich vom tiefſten Leide
Ein Rauſch ſchnell zu der höchſte Freude.

Die Begeiſterung des Weines.

Begeiſtert mich Burgunderwein:
Dann iſt mir ſonſt kein Glück verborgen;
Dann kenn ich weiter keine Sorgen,
Als nur die Sorge, mich zu freun.
Flieht, ängſtlichausgedachte Grillen!
Der Wein kann allen Unmuth ſtillen.

Begeiſtert mich Burgunderwein;
Dann komm ich ohne deine Künſte,
O Geiz! zum wichtigſten Gewinnſte;
Und dieſer bleibet immer mein.
Ihr ſammlet! lebt ihr für die Erben?
Und wird der Geizige nicht ſterben?

Begeiſtert mich Burgunderwein;
Dann ſoll mein Haupt mit Blumen prangen,
Die ich von Doris Hand empfangen,
Und nur durch ſie bekränzet ſeyn.
Dann preiſ ich froh die Ruh des Lebens;
Wer ſonſt was wünſchet, wünſcht vergebens.

Begeiſtert mich Burgunderwein;
Sogleich erwacht mein Trieb zu ſingen.
Dann muß mir wohl mein Lied gelingen,
Mein Dichtergott iſt er allein.
Hört, wie ich rein und reizend ſpiele,
Sobald ich nur ſein Feuer fühle.

Begeiſtert mich Burgunderwein;
Dann flieht mein friſcher Fuß die Erde.
Wenn ich durch ihn mein eigen werde:
Tanz ich, um rühmlich jung zu ſeyn.
Ich miſche mich in muntre Chöre,
Und hüpfe, Weingott, dir zur Ehre.

Begeiſtert mich Burgunderwein:
Dann fehlt ein Mädchen noch zum Glücke.
Denn ohne ſie und ihre Blicke
Wird ſelbſt die Freude traurig ſeyn.
Du, Venus, lehre ſie die Liebe,
Dann lehre ſie mich dieſe Triebe.

A.

* *

An den
Verfaſſer des Beweiſes der Wirklichkeit Gottes aus dem Begriffe des Einigen.

Im Chriſtm. der Beluſtigung. 1744. 546. Seite.

Hochzuehrender Herr,

Ungeachtet Sie ihren Beweis eigentlich nur für ihren muthigwitzigen Freund aufgeſetzt haben: ſo hoffe ich doch, Sie werden ſich beſcheiden, daß einem jeden frey ſteht, darüber ſeine Gedanken zu eröffnen, ſo bald Sie ihn öffentlich bekannt machen. Sie können mir es alſo nicht übel nehmen, daß ich eben den Weg erwähle, Ihnen meine Zweifel darwider zu entdecken, den Sie erwählet haben, ihn der Welt zu offenbaren. Außer dem habe ich überhaupt wegen meines Verfahrens keine Entſchuldigung nöthig, weil ich Sie für einen Philoſophen halte, und weil man einen Philoſophen nicht beleidiget,

diget, wenn man ihm Zweifel wider ſeine Meynung vorträgt.

Ihr Beweis gründet ſich auf einen Begriff von der Wirklichkeit, von dem ſie ſo reden, als wenn ſie der erſte wären, der dieſe ſo dunkle Sache ins Licht geſetzt hat. Sie werden mir aber erlauben, Ihnen zu ſagen, daß ſchon in vielen philoſophiſchen Lehrbüchern, von der innern und äußern Möglichkeit geredet wird, daß man unter dem erſten Worte verſtehet, daß in der Sache ſelbſt nichts ſey, das ſich widerſpreche, und durch das andere andeuten will, daß keine Verhinderung der Sache den Eingang ins Reich der Wirklichkeit verſchließe. Folglich hat man ſchon längſt eingeſehen, daß eine Sache alsdenn wirklich iſt, wenn ihr gar nichts (wie ſie ſich ausdrücken) widerſpricht, oder wenn diejenigen Urſachen, welche die Sache hervorbringen wollen, durch nichts verhindert werden. Ich drücke dieſen Begriff mit Fleiß noch auf die letzte Art insbeſondere aus; weil mich dieſer Ausdruck noch auf eine andere Betrachtung hierüber führet. Zu der Wirklichkeit einer Sache wird noch etwas erfordert, das ſie entweder weggelaſſen, oder nicht deutlich genug geſagt haben. Es muß ein Grund da ſeyn, warum die Sache entſtehen ſoll, und dieſem Grunde muß nichts anders widerſprechen. Die Heyrath ihres Freundes mit Dorindchen kömmt nicht zur Wirklichkeit, wenn ihr andere Dinge widerſprechen, die Sie angeführet haben: allein außer dem iſt noch ein Fall, da ihr nichts widerſpricht, und ſie doch nicht wirklich wird. Ich kenne Dorindchen itzo nicht; ſetzen Sie, ich gelangte zu dieſer Ehre. Der Geſchmack der Menſchen iſt unterſchiedlich; und da ich ihren Freund für keinen irrenden Ritter halte, ſo könnte ich vielleicht, auch ohne Furcht vor ſeinem Zorne, es ihm ins Geſichte ſagen, daß ſie mir nicht ſo gefiele, wie ihm. Räumen Sie nun alle übrigen Hinderniſſe weg, die ihr Freund weggeräumet wünſchet; nehmen Sie an, ich könne eine Frau ernähren, Dorindchens Vormund und mein Vater, wären unſerer Verbindung nicht zuwieder u. ſ. f. Wird deswegen eine Heyrath zwiſchen mir und Dorindchen wirklich werden? Nein, denn ungeachtet ihr kein Grund im Wege ſteht, ſo iſt doch auch kein Grund vorhanden, ſie zur Wirklichkeit zu bringen. Bey ihrem Freunde war dieſer Grund da, und wurde nur verhindert: bey mir, fehlet er zugleich mit ſeinen Verhinderungen. Ein ander Exempel: Ich halte einen Stein in der Hand; dadurch verhindere ich ihn zu fallen; man nehme das weg, was dem Falle des Steines widerſpricht; man ſetze, ich halte ihn nicht mehr: ſo gleich wird er ſinken; warum? Weil eine Kraft da iſt, die ihn beſtändig herunterſtoßen wollte, und von mir zuvor aufgehalten wurde. Man nehme die Schwere aus der Welt, oder wenigſtens vom Steine weg, alsdenn wird er nicht fallen, wenn gleich ſeinem Fallen nichts widerſpricht, wenn ich ihn gleich nicht halte. Alſo kann ich Ihnen Ihren Grundſatz nicht zugeben, als folgendergeſtalt: alles iſt wirklich, zu deſſen Wirklichkeit ein Grund vorhanden iſt, und da nichts weder in der Sache ſich ſelbſt noch außer ihr dieſem Grunde widerſpricht. Urtheilen Sie nun ſelbſt, ob der Unterſchied des Möglichen vom Wirklichen durch Sie iſt heller geworden? Verſtehen Sie die Einſchränkung, die ich ihrem Satze beygefügt, mit unter dem Mangel alles Widerſpruchs: ſo nehme ich mir die Freyheit, Ihnen zu ſagen, daß Sie ſich vielleicht für ihren ſcharfſinnigen Freund, aber nicht für einen tiefſinnigen Philoſophen deutlich und beſtimmt genug erklärt haben.

Nunmehro brauche ich Ihnen wohl kaum zu melden, was ich bey ihrem Beweiſe zu erinnern finde. Ein Ding, dem gar nichts widerſpricht, iſt wirklich; einem einzelnen Dinge widerſpricht gar nichts; alſo iſt es wirklich. Den Oberſatz werde ich einſchränken, oder den Unterſatz leugnen. Alsdenn wenn ein Grund da iſt, warum ein Ding wirklich ſeyn ſoll, und dieſem Grunde gar nichts widerſpricht, iſt es wirklich: Faſſen Sie den Oberſatz ſo ab, ſo mögen ſie ſelbſt ſehen, in welcher Figur ihr Schluß iſt. Heißt er aber ſchon ſo, wie Sie ihn abgefaßt haben, ſo viel, ſo muß ihr Unterſatz mit folgenden gleichgültig ſeyn: bey einem einzelnen Dinge iſt ein Grund zu ſeiner Wirklichkeit vorhanden, und dieſem Grunde widerſpricht nichts; Sie ſehen alsdenn wohl, daß ich den Beweis des erſten Theils davon fordern werde. Sie können auch nicht etwa für dieſen Grund die Möglichkeit des Dinges angeben; denn ſo käme ihr Beweis auf den Carteſianiſchen aus dem Begriffe des vollkommenſten Weſens hinaus, von dem ſie ihn doch unterſcheiden wollen, zu geſchweigen, daß ſie alsdann alle die Einwürſe auf dem Halſe hätten, die dem Carteſianiſchen widerſprechen.

Endlich, mein Herr, bedenken Sie, ob Sie wohl ihr einzelnes Ding durch eine Eigenſchaft ſo bezeichnet haben, daß man durch ihren Schluß nicht die Wirklichkeit aller möglichen Dinge, eben ſo gut beweiſen könne? Jedes Ding iſt für ſich betrachtet ein einziges; es hat ſeine innere Möglichkeit, und widerſpricht ſich alſo nicht, und indem ich es außer der Verbindung mit andern betrachte, hat es auch von andern keinen Widerſpruch zu befürchten. Kann ich mir aber nicht jedes Ding ſo alleine gedenken? Ich muß ja nicht nothwendig dabey an andere Dinge gedenken; ich muß es ja nicht nothwendig mit ihnen verbunden betrachten, da es ſein eigen Weſen für ſich hat. Alſo wird jedwedes Ding wirklich ſeyn, nur daß es nicht in der Verbindung mit andern wirklich iſt, ſondern eine große Wüſte um ſich herum hat, wo es von keinem andern Dinge geſtöret wird. Der Sphinx, der Vogel Phönix, das Landeinhorn, und ein jedes von dergleichen Wunderthieren, dem in dieſer Welt etwas widerſpricht, das heißt, dem die äußere Möglichkeit fehlet, ſitzt alſo vielleicht in den Spaciis imaginariis an einem Orte, wo es weder andern Dingen im Wege iſt, noch ihm andere Dinge im Wege ſind, weil ſonſt keine Creatur dahin reiſet, als die Poeten. Wenn Sie aber glauben, daß dieſe Gegenden nicht zum Reiche der Wirklichkeit, ſondern der Möglichkeit gehören: ſo möchte ich doch wiſſen, was ihr einzelnes Ding für einen Vorzug hätte, davon ich beyweitem nicht ſoviel weis, und das lange nicht ſo hübſch ausſieht, als eine Muſe oder Gratie? Vielleicht hätten ſie dieſem Einwurfe begegnen können, wenn ſie ſich darauf beſonnen, und den Platz, den Sie dem Muthwillen ihres Freundes zu Gefallen, mit Dorindchen und andern ſolchen Sachen angefüllet, dazu angewandt hätten. Doch Sie haben damals ihrem Freunde zu gefallen geſchrieben, alſo kann es Ihnen auch nicht entgegen ſeyn, wenn er etwa mehr dadurch überzeugt wird, als ich, für den Sie nicht geſchrieben haben. Ich bin Ihr ergebenſter * *

* *

Die verurtheilten Rabuliſten.

Der Muſe ſpäten Fleiß erſchleicht und hemmt der Schlaf.
Dieß Uebel war es auch, das meinen Geiſt betraf,
Als er mit einer Schrift ſich viel zu ſchaffen machte,
Und Satz und Gegenſatz tiefſinnig überdachte.
Ihr Inhalt war verwirrt; indem er theils das Lob
Der Zunft Juſtinians bis an die Wolken hob,
Theils ſie, ſamt ihrer Kunſt, in Schmach und Abgrund ſtürzte,
So, daß mein Denken mir Geduld und Zeit verkürzte.
Ich las; ich forſchte nach; ſprach ja; ſprach nein; entſchlief.
Der Nerven Mattigkeit verſenkte mich zwar tief
In einen feſten Schlaf: doch blieb mein Geiſt geſchäfftig:
Der Eindruck von der Schrift war ſtark und wirkte kräftig.

Der Traumgott, welcher oft der Müden Geiſter ſtört,
Mit leerer Möglichkeit und Phantaſey bethört,
In fremde Welten führt, mit uns gen Himmel ſteiget,
Hat mir, ich irre nicht, ein wahres Bild gezeiget.
Er führte mich davon, und zeigte mir ein Feld,
Wovon mein Sinn ſich nur die Weite vorgeſtellt;
Weil er nicht klar empfand. Ich wünſcht' es, ganz zu ſehen.
Mein Fuß betrat es ſchon, als kaum mein Wunſch geſchehen.
Hier ſtund ich ganz erſtaunt, ſah ſchüchtern vor mir hin:
Ein nie empfundnes Bild empfand mein ſtarrer Sinn.
Ich war, dieß weite Feld zu kennen, unvermögend,
Und wußte nichts, als dieß: Ich wär in fremder Gegend.
Ich ging; und ſtund oft ſtill; weil ein entfernt Geſchrey
Mich öfters zweifeln hieß, ob hier gut reiſen ſey?
Doch meine Neubegier beſiegte Furcht und Zagen,
Und hieß mich einen Gang in jene Ferne wagen.
Ich ging getroſt und ſchnell; ich ſtund, und ſiehe da!
Ich hörte das Geſchrey ſo deutlich und ſo nah,
Daß ich verſichert ward, es ſey ein Streit entſtanden,
Der Tod und Wunden droht. Nun war Gefahr vorhanden!
Mein Argwohn mehrte ſich, je weiterhin ich kam,
Je deutlicher mein Ohr ſo manche Schmach vernahm,
Womit ein zankend Volk das ganze Feld erfüllte,
Und mein verzagtes Herz mit neuer Furcht umhüllte.
Kein Schimpfwort war ſo hart, das ſich nicht hören ließ,
Wenn mir ein ſchneller Wind die Luft entgegen blies,
Und das, was ſie enthielt, zu meinen Ohren brachte,
Und mich ſo aufmerkſam, als zweifelhaftig, machte.
So, wie ein tobend Heer von Rabuliſten ſchwärmt,
Viel ſchwatzt und wenig denkt, mit rauhen Hälſen lärmt,

Aus Eifer für das Recht, Geſetz und Recht verdrehet,
Und den, der widerſpricht, mit Pöbelworten ſchmähet:
Es übertäubt ſich ſelbſt; voll Wut und Unvernunft,
Verräth es aller Welt die Thorheit ſeiner Zunft,
Und ſucht noch ſeinen Zank durch Schreyen auszubreiten:
Nicht anders ſchien mir auch dieß fürchterliche Streiten.
Ich ſtärkte meinen Muth, hob Haupt und Augen auf;
Der Trieb der Neubegier verſtärkte meinen Lauf,
Und eh ich es gedacht, ſah ich, voll Furcht und Freude,
Ein Dach; ein hohes Haus; ein prächtiges Gebäude.
Nach viel Verwunderung fiel mir wahrſcheinlich bey,
Daß dieſes Haus vielleicht ein Göttertempel ſey.
Ich nahte mich hinzu: bald ſah ich einen Haufen,
Den Sachverwaltern gleich, dünkt mich, mit Acten, laufen.
O welch ein wildes Volk, dacht ich, bewohnt dieß Feld,
Das dieſes Heiligthum ſo ſchlecht in Ehren hält,
Der Götter Tempel ſtürmt, nur Streit im Munde führet,
Und ſchimpfet, wo es ſich am wenigſten gebühret!
Kaum war ich an das Thor, ſo zeigte ſich mir ſchon
Die goldne Ueberſchrift: Hier iſt der Themis Thron.
Nun lernt ich Fremdling erſt, ſo Volk, als Tempel, kennen;
Nun konnt ich, was ich ſah, mit eignem Namen nennen.
Der Göttinn, die das Reich der Rechtsgelehrten ſchützt,
Durch Aufſicht Recht, Geſetz, und Unſchuld unterſtützt;
Vor deren Angeſicht Zank und Verleumdung ſchweigen;
Kurz: der Gerechtigkeit war dieſer Tempel eigen.
Ich ward beynah erdrückt, eh ich mit Müh und Zwang,
Durch das erfüllte Thor, in dieſen Tempel drang,
Und eh mein ſcheuer Fuß ins Innerſte gelangte,
Wo mancher Patriot in Gold und Marmor prangte.

Was Solon, Romulus, Lykurg, Juſtinian,
Und alle, die der Welt die Regeln kund gethan,
Wornach man glücklich lebt in dem gemeinen Weſen,
Zur Richtſchnur vorgeſetzt, konnt ich an Tafeln leſen.
Ich ward begieriger: drum ſtieß mein reger Arm
Den vor und hinter mir gleich ſtark- und wilden Schwarm,
Bald vor- bald hinterwärts: Mein Durchgang war ſehr enge:
Doch brach ich glücklich durch, und kam aus dem Gedränge.
Hier ſah ich Themis Thron und dieſer Göttinn Pracht.
Ein Glanz, der das Geſicht der Menſchen blöde macht,
Wenn ſie was göttlichs ſehn, bezwang auch meine Stralen:
Drum kann ich hier kein Bild von dieſer Göttinn malen.
Doch weis ich, das ihr Mund, wie Ton und Ausdruck wies,
Gelaſſenheit und Ernſt und Großmuth ſpüren lies.
Es lieſſen ſich bey ihr zwo göttergleiche Frauen,
In gleicher Pracht, wie ſie, zu beyden Seiten ſchauen.
Ich kannte beyde nicht: doch Themis eigner Mund
That ihren Namen bald in dieſen Worten kund:
O Weisheit! ſteh mir bey! o Tugend! hilf mir richten!
Ich ſoll itzt einen Streit der Rechtsgelehrten ſchlichten.
Ein Theil von meiner Zucht klagt ſeine Brüder an,
Daß ſie ihm tauſend Schmach und Unrecht angethan,
Ihr Anſehn, Ehr und Ruhm durch Spott und Schimpf verletzet,
Und Wohlſtand, Pflicht, Geſetz und Recht hindangeſetzet.
Ihr wißt, daß meine Macht auf euren Schultern ruht,
Daß eure Gegenwart die beſte Wirkung thut
Und unentbehrlich iſt, wenn zweifelhafte Sachen
Mir, der Gerechtigkeit, den Ausſchlag ſtreitig machen.

Ihr wißt, wer euch nicht kennt, wer euch nicht liebt und ehrt,
Daß der auch mich nicht kennt, nicht in mein Reich gehört.
Drum ſollt ihr beyde mir itzt euer Urtheil ſagen;
Ich will den Ausſpruch thun. Merkt auf! vernehmt die Klagen.
So ſprach ſie, und alsbald kam ein erhitzter Mann,
Mit welchem ich kein Bild ſo wohl vergleichen kann,
Als das verwirrte Haupt auf der Minerva Schilde:
So gleichte ſein Geſicht dem ärgſten Schreckensbilde!
Wie, wenn ein Raſender, beym Zwange ſeiner Wut,
Erſt mit den Zähnen knirſcht, dann einen Anfall thut;
Mit finſtern Minen ſchreckt, und durch ſein innres Feuer
Stets voll Bewegung iſt: ſo war dieß Ungeheuer.
Den gifterfüllten Mund umgab ein weißer Schaum,
Die Wirkung ſeiner Wut; die Augen ſah man kaum
Vor ſeiner Runzeln Zahl, vor den verwirrten Haaren,
Die durch die wilde Fauſt zerſtreut und flüchtig waren.
Er nahte ſich zum Thron, und keicht' und ſeufzte laut,
Als hätt ihm alle Welt die Seufzer anvertraut.
Die jede Noth erpreßt: drauf kniet er an die Stuffen,
Und fing mit Schreyen an, die Göttinn anzuruffen:
Demnach ein böſes Volk, das deinen Schutz genießt,
So frech, und gegen uns ſo ſehr verwegen iſt,
Uns Zungendreſcher ſchilt, uns Rabuliſten nennet,
Und weder unſre Kunſt, noch unſern Ruhm, erkennet:
Als geht von uns an dich, o Göttinn! unſer Flehn,
Dieß uns verhaßte Volk mit Strafen anzuſehn,
Und uns durch deinen Schutz aus Schand und Schimpf zu reißen,
Uns, die wir doch gewiß der Themis Söhne heißen!

Steh auf, begieb dich weg! Dieß war der Themis Wort.
Er thats, ſtund auf und gieng, und nahm den erſten Ort
Bey jenen Klägern ein: die Göttinn ſah zur Seiten,
Hieß der Beklagten Haupt für ſeine Sache ſtreiten.
Ein Mann, voll edlen Ernſts, und voll Gelaſſenheit,
Der einen Geiſt beſaß, der keine Klagen ſcheut,
Weil er die Weisheit kennt, kam, unverſtellt vom Grimme,
Sogleich vor Themis Thron, u. ſprach mit dreiſter Stimme:
Dieß aufgebrachte Volk, das uns bey dir verklagt,
Sich deines Schutzes rühmt, und doch nach dir nicht fragt,
Nennt jeder, der Vernunft und Redlichkeit beſitzet,
Den Auswurf deines Reichs, der nur zu ſchaden nützet.
Sein Thun und Reden wird nie durch Vernunft regiert,
Weil es nicht denkt und ſchließt, die Sachen, die es führt,
Nur wie ein Handwerk treibt, und ſelten unterſcheidet,
Was Recht, was Unrecht iſt; was Zwang, was Nachſicht leidet.
Wer deſſen Geiz nicht nährt, dem hilft und dient es ſchlecht;
Der größeſte Gewinnſt iſt ihm das größte Recht:
Was Unvernunft und Geiz an Recht und Pflicht verletzen,
Das muß ein lang Geſchwätz, ein laut Geſchrey erſetzen.
Genug, mein Sohn! hör auf! ſprach die Gerechtigkeit.
Ihr Stützen meines Reichs! wie dünkt euch dieſer Streit?
Entdeckt mir euren Sinn; ich muß ein Urtheil ſprechen,
Und Unſchuld und Geſetz an ihren Feinden rächen.
Alsbald vernahm man drauf der Weisheit holden Mund.
O Göttinn! ſagte ſie, der ewig feſte Bund,
Der mich mit dir verknüpft, läßt die von mir nicht trennen,
Die dir verpflichtet ſind, und dich, als Göttinn, kennen.
Die hier, als Kläger, ſtehn, ſind mir ganz unbekannt;
Noch niemals haben ſie den Blick auf mich gewandt,

Und meines Beyſtands Kraft, die aller Thorheit wehret,
Und allen Irrthum ſchlägt, zu ihrem Thun begehret.
Wer ſo, wie dieſes Volk, Vernunft und Denken ſcheut,
Wenn er beweiſen ſoll, nur leere Worte ſchreyt,
Die, was die Klugheit baut, halb raſend niederreißen,
U. kurz: wer mich nicht keñt, der kañ dein Sohn nicht heißē.
Der Kläger ſchrie und ſprach: Ich bin der Themis Sohn;
Drum klag und red ich nur vor dieſer Göttinn Thren.
Der Philoſophen Zunft mag nur die Weisheit hören:
Folg ich der Themis Wink; was darf mich jene lehren?
Die Weisheit ſprach: Mein Freund, ich hab es ſchon geſagt,
Daß der, der mich nicht kennt, es ganz vergebens wagt,
Sich der Gerechtigkeit verdienten Sohn zu nennen,
Sie wird dich auch gewiß niemals dafür erkennen.
Kaum hatte ſich hierdurch der Weisheit Mund erklärt,
Als Themis zornig ſprach: So ſeyd ihr auch nicht werth,
Daß ihr, ihr Kläger! hier in meinem Reiche lebet,
Und euch, durch eitlen Trotz, auf meinen Schutz erhebet.
Weicht! flieht! verlaßt mein Reich! der Rabuliſten Brut,
Der Zungendreſcher Schwarm ſtiehlt meiner Söhne Gut.
Verehrt die Weisheit erſt: dann könnt ihr Gnade hoffen;
Dann ſteht euch erſt der Weg zu meinem Tempel offen.
Ihr aber, deren Fleiß der Weisheit Hülfe ſucht,
Der blinden Unvernunft verworfner Schwätzer flucht,
Und euch mir eigen macht! euch will ich ferner ſchützen;
Euch wird noch fernerhin der Weisheit Beyſtand nützen.
Alſo ſprach Themis Mund, und hieß die Jugend nun
Nach dem, was ſie betrifft, auch ihren Ausſpruch thun.
Doch weil, ich weis nicht was? ein laut Geräuſche machte;
Verſchwand das ganze Bild; der Schlaf verging; ich
wachte.

M.

Eini-

* *

Einige Gedanken

von dem Zuſtande der abgeſchiedenen Seelen.

In einem Schreiben an Herrn S. v. B. i. L.

Mein Herr,

Ich las neulich ihr Schreiben an mich, worinnen Sie mir die Nachricht von ihrer Krankheit, in welcher Sie nur noch einen Schritt von dem Thore der Ewigkeit entfernet geweſen ſind, ausführlich mittheilten, in einer Geſellſchaft vertrauter und gelehrter Freunde vor. Sie hatten darinnen einige Muthmaßungen eines ihnen, und mir, und ganz Deutſchland bekannten berühmten Gelehrten, von dem Aufenthalte der abgeſchiedenen Seelen mit eingerücket, und dieſelben auf ihre Umſtände gezogen*. Dieſes gab zu einem langwierigen Geſpräche über den Zuſtand der Seelen, nach dem Tode ihrer Leiber, Gelegenheit. Unſere Geſellſchaft beſtund aus vier Perſonen. Der Streit ward nur unter dreyen geführet, welche ich, weil ſie mir nicht die Erlaubniß gegeben haben, ihre Namen bekannt zu machen, indeſſen Damon, Cleon und Phaon nennen will. Es wird Ihnen nicht unangenehm ſeyn, wenn ich ge-

---

* Siehe die Beluſt. des V. und W. auf das Jahr 1741, im Weinmon. a. d. 299, u. f. S.

genwärtigen Brief mit einer kurzen Geſchichte dieſes gelehrten Streits anfülle.

Ehe ich hiermit den Anfang mache, muß ich Ihnen einen kleinen Abriß von den Gemüthseigenſchaften, Fähigkeiten und philoſophiſchen Meynungen dieſer drey Freunde geben. Damon, welcher der Gottesgelahrtheit gewiedmet worden, hernach aber zu den freyen Künſten und zur Weltweisheit einen weit größern Trieb empfunden und ſich dieſen allein ergeben, hat von der Natur, nebſt einem ziemlichen Maaße der Beurtheilungskraft, auch einen ſehr lebhaften Witz empfangen. Die erſtere hat ihn geſchickt gemacht, nicht nur die vortrefflichſten Lehrſätze der alten und neuen berühmteſten Weltweiſen zu verſtehen und zu faſſen, und ſie, mit den Lateinern zu reden, in Saft und Blut zu verwandeln, ſondern auch die Meynungen und Wahrheiten, welche ihm der letztere ſtets im Ueberfluſſe darbietet, gründlich zu prüfen, und das Wahre von dem Falſchen in denſelben zu unterſcheiden. Ob er gleich kein geſchworner Leibnitzianer oder Wolfianer iſt, ſondern nichts von dem, was Wolf und Leibnitz, dieſe vortrefflichen Männer, gelehret haben, eher annimmt, als bis er es, nach ſeiner Einſicht, für gegründet befunden hat, auch unterſchiedene ihrer Sätze und Schlüſſe gar verwirft: ſo hält er doch den größten Theil ihrer Lehrſätze und Meynungen für wahr und vernünftig und waget es zuweilen, mit nicht unglücklichem Erfolge, neue Gebäude auf denen von ihnen gelegten Grundfeſten aufzurichten, hier und da eine Lücke zu ergänzen, und was baufällig iſt, auszubeſſern.

Was ſeinen Willen anlangt, ſo iſt er ein wahrer Menſchenfreund, welcher gern alle ſeine Gemüthskräfte der Wohlfahrt ſeiner Mitbürger aufopfern möchte. Daher richtet er bey allen ſeinen Bemühungen um die Erfindung und Prüfung der Wahrheiten, ſein Augenmerk auf die menſchliche Geſellſchaft, und auf das, was dem Menſchen in dieſem und in dem künftigen Leben nützlich und heilſam iſt. Seine Beſcheidenheit erlaubet ihm niemals, ſeine Sätze und Meynungen andern, als unumſtößliche Wahrheiten, aufzudringen. Eine gründliche Widerlegung derſelben höret er allezeit mit weit größerem Vergnügen, als den Beyfall ſeiner noch ſo ſinnreichen und ſcharf bewieſenen Lehrſätze. Kurz, Damon beſitzt diejenigen Eigenſchaften des Verſtandes und des Willens, welche ihm mit der Zeit den unſchätzbaren Namen eines Weiſen zuwege bringen können.

Cleon, ein Rechtsgelehrter, hat mehr Beurtheilungskraft, als Witz. Daher geräth er ſelten von ſich ſelbſt auf neue Wahrheiten, oder Beweiſe ſchon erfundner Lehrſätze, und er iſt viel zu furchtſam, die, welche er von andern behaupten höret, ohne eine oft wiederholte und ſcharfe Prüfung, anzunehmen. Und er hat auch durch ſeine ſteten und gründlichen Einwürfe manchen Satz, welcher lange für einen mathematiſch erwieſenen Lehrſatz gegolten, in einen Irrthum verwandelt. Man hat ihn noch nicht ſo weit erforſchen können, daß man erfahren hätte, welcher Secte der Weltweiſen er am meiſten zugethan wäre. Er ſcheint ſich feſte vorgeſetzt zu haben, alles zu prüfen, und nur das Gute zu behalten. In ſeinen gelehrten Streiten iſt er, wie leicht zu erachten, etwas heftig; doch läßt er ſich die Gemüthsbewegungen niemals ſo weit verleiten, daß er ſich außer dem Stande befinden ſollte, die Schlüſſe der Gegner genau zu prüfen. Im Umgange iſt er geſellig und artig. Sein beſtändiger Wille iſt, niemanden zu ſchaden, ſondern gegen jedermann die ſtrengſten Regeln der Billigkeit und Gerechtigkeit zu beobachten.

Phavn hat ſich von ſeinem achtzehnten Jahre an, aus eigenem Triebe, der Gottesgelahrtheit eifrigſt befliſſen. Er hat nicht nur viele der ißtlebenden berühmteſten Lehrer der lutheriſchen Kirche fleißig angehöret, ſondern auch die vornehmſten Schriften der Gottesgelehrten geleſen. Sein fähiges Gedächtniß, welches die übrigen Kräfte des Verſtandes, beſonders die Beurtheilungskraft, weit übertrifft, kömmt ihm bey dergleichen Beſchäfftigungen wohl zu ſtatten. Die Weltweisheit verwirft er zwar nicht; er geſteht ihr aber bey weitem nicht denjenigen Werth zu, welcher ihr wirklich gehöret. Daher entſchließt er ſich ſelten, einem philoſophiſchen Satze beyzutreten, wenn er ihn nicht ſo gleich mit einem der ihm bekannten theologiſchen Lehrgebäude zuſammen reimen kann. Sonderlich hütet er ſich vor einigen Sätzen der neuern Weltweiſen und Naturkündiger, welche nicht dem Buchſtaben nach in der heil. Schrift ſtehen. Bey allem dem aber iſt er doch ſo vernünftig, daß er nicht mit Fluch und Bann auf ſeine philoſophiſchen Gegner losſtürmet, auch nicht, wenn er ihre Meynungen höret, oder lieſt, mit Naturaliſten, Freygeiſtern und Atheiſten um ſich herum wirft. Dieſes machet, daß ſeine Gegner ſeine Zweifel allezeit geduldig anhören und beſcheiden widerlegen. Seine Zweifel kommen ſelten von ihm ſelbſt her; ſondern er ſuchet ſie gemeiniglich aus dem Schatze ſeines Gedächtniſſes hervor; daher ſie denn allezeit um deſto leichter zu widerlegen ſind. Dennoch beharret er, ob er gleich oft, aus Höflichkeit, zum Scheine, nachgiebt, ſtets bey ſeinen Sätzen, von welchen er glaubt, daß er ſie, als ein Gottesgelehrter, behaupten muß. Uebrigens iſt er von gutem Gemüthe und führet ein ganz ordentliches Leben, welches er aber lieber mit dem Namen der Frömmigkeit, als der Tugend, beleget wiſſen will.

Hier haben ſie nun, mein Herr, die Abſchilderungen der ſtreitenden Parteyen. Fragen ſie nicht, warum ich mich ſelbſt vergeſſen habe? Ich hatte das Vergnügen, eine ſtumme Perſon vorzuſtellen. Sie wiſſen es ſchon, ich habe zur Fahne der Hygiene geſchworen. Die Aerzte aber haben das Unglück, gemeiniglich mit dem Namen der Freygeiſter beehret zu werden. Fragen ſie warum? darum, weil Morgan ein Arzt war. Ich glaubte alſo, daß ſich bey dieſem Schauſpiele die Rolle einer ſtummen Perſon am beſten für mich ſchickte. Indeſſen bin ich doch auf dieſen Streit ſo aufmerkſam geweſen, daß ich Ihnen das Hauptſächlichſte deſſelben gegenwärtig zu erzählen im Stande zu ſeyn hoffe.

So bald ich die erwähnte Stelle aus ihrem Briefe geleſen hatte, ſo unterbrach Cleon mein ferneres Leſen und ſprach: der hat ſich einen artigen Himmel für ſeine Seele gebauet! Damon fragte ihn: halten ſie es denn für unmöglich, oder nur für ungereimt, daß ſich unſere Seelen nach der Trennung von ihren Leibern erheben und in dem ungeheurem Raume der Fixſterne und Planeten herum reiſen, und ſich an den erſtaunlichen Werken des großen Schöpfers ewig ergötzen und dieſelben bewundern werden? Cleon antwortete, er hätte zwar der Sache ſo weit noch nicht nachgedacht, daß er ſagen könnte, ob er ſie für möglich, oder unmöglich hielte: ſo viel aber ſähe er, nach einer kurzen Ueberlegung, daß er es ſich beynahe zu wagen getrauen könnte, dieſe Meynung für ungereimt zu erklären. Doch bäthe er ſich, ehe er ſeine Gedanken weiter eröffnete, von dem Damon aus, ſich über ſeine Meynung etwas deutlicher zu erklären. Damon war hierzu ſogleich bereit und fing folgendermaßen an.

Wenn ich das Weltgebäude mit vernünftigen Augen betrachte: ſo ſehe ich nicht, wo ſich die abgeſchiedenen Seelen ſonſt aufhalten ſollten, als um die Planeten und Fixſterne; denn aus dieſen beſteht ja allein das unendliche Weltgebäude, in ſo weit wir es erkennen. Doch geſetzt, daß die Welt ganz gewiß Gränzen hätte: ſo ſehe ich doch nicht, warum die Seelen durchaus den Lohn ihrer guten oder böſen Handlungen, nach dem Tode ihrer Leiber, außer der Welt empfangen ſollten? Wenn ſie hingegen in der Welt bleiben: ſo kann man ſich unendlich viele mögliche Arten ihres Zuſtandes nach ihrer Trennung von den Leibern vorſtellen, welche weder mit der Vernunft, noch mit der Schrift ſtreiten. Was iſt, zum Exempel, natürlicher, als daß ihnen die Anſchauung der himmliſchen Körper und der darauf befindlichen Geſchöpfe das größte Vergnügen verurſachen muß? Die Natur der menſchlichen Seele iſt ſo beſchaffen, daß ſie mit ihrem Erkenntniſſe niemals zufrieden iſt; ſondern, je mehr ſie erfährt, je mehr will ſie wiſſen. Wenn alſo dieſer oder jener Menſch in ſeinem Leben ſtets nach einer vollkommnern Kenntniß dieſer oder einer andern Kunſt und Wiſſenſchaft geſtrebet hat: könnte ihm wohl nach ſeinem Tode eine gröſſere Glückſeligkeit wiederfahren, als wenn ſeine Seele alsdenn von denen im Leben ihm unbekannten Dingen, nach deren Ergründung er doch mit den äußerſten Kräften geſtrebet, immer ein vollkommenes Erkenntniß erlanget? Ich glaube, fuhr er fort, wenn jemand dem Newton, oder dem Hugen, oder Heveln in ihrem Leben die Verſicherung gegeben hätte, daß ſie nach ihrem Tode die wahren Urſachen der Bewegung der Weltkörper, die wahre Beſchaffenheit und Laufbahnen der Firſterne und Kometen, und die Urſache von unzähligen wunderbaren Veränderungen am Him̃el, welche ſie zwar, durch Hülfe ihrer unermüdeten Aufmerkſamkeit und vortreflichen Werkzeuge, beobachtet, aber, bey aller ihrer bewundernswürdigen tiefen Einſicht in dergleichen Begebenheiten, nicht haben ergründen können, daß ſie dieſes alles, ſage ich, auf das genauſte würden erkennen lernen: ſo würden ſie, wie ich glaube, mit einem ſolchen Himmel vollkommen zufrieden geweſen ſeyn. Sollte es denn nun aber einem Weltweiſen ungereimt vorkommen, daß eine dergleichen Vermehrung eines ſo gewünſchten Erkenntniſſes

niſſes wenigſtens einen Theil der Glückſeligkeit eines ſolchen Menſchen nach dem Tode ſeyn könnte? Iſt aber dieſes: ſo iſt nichts vernünftiger, als daß ſich die Seelen ſolcher Menſchen ſelbſt zu den entfernteſten großen Weltkörpern erheben, und da ihre Vollkommenheiten auf das deutlichſte betrachten werden. Ich behaupte aber deswegen nicht, daß allein die Seelen der Sternkündiger ſich erheben und den unendlichen Weltraum, welchen ſo viel Millionen Sonnen und Planeten erfüllen, durchreiſen werden. Nein, ich glaube, daß alle Seelen, wenigſtens der Tugendhaften ihre, einen gleichen Weg nehmen, und ſich ebenfalls an ſo viel tauſend Veränderungen in dem großen Weltgebäude ergötzen werden. Und zwar ſchließe ich ſie auch nicht von dem Vergnügen aus, welches aus der aſtronomiſchen Anſchauung und Betrachtung der himmliſchen Körper entſteht. Denn warum ſollten ſie denn nach dem Tode ihrer Leiber nur an dasjenige gebunden ſeyn, was ſie, als ſie mit ihren Leibern vereiniget waren, liebten? Kann ſich nicht auch eine Seele an ſeiner Wiſſenſchaft und ihren Gegenſtänden ergötzen, von welcher ſie zuvor keinen Begriff gehabt, nunmehr ihn aber, nach und nach, in der größten Deutlichkeit erlanget hat? Auch hier in dieſem Leben ſehen wir täglich, daß die Menſchen an ſolchen Dingen, von welchem ſie zuvor keinen Begriff hatten, alsdenn, wenn ſie dieſen erlanget haben, das größte Vergnügen finden. Wer keine, als die allergewöhnlichſten Speiſen und Getränke, Zeitlebens zu ſich genommen hat, und nicht weis, daß es unzählige

Arten viel wohlſchmeckenderer Koſt giebt, der iſt mit dem, was er täglich genießt, zufrieden, und ſehnet ſich nicht nach andern Speiſen und Getränken, von welchen er nichts weis, als daß ſie vielleicht überhaupt möglich ſind. Indeſſen, wenn er Gelegenheit bekommt, den Geſchmack einer herrlichern Koſt zu verſuchen: ſo gereicht ihm alsbald der Genuß derſelben, wenn er einen klaren Begriff davon erlanget hat, zum größten Vergnügen. Alſo hat auch derjenige, welcher nicht weis, was Meßkunſt iſt, und welcher den Geſtirnen noch niemals nachgedacht hat, nicht die geringſte Begierde, die Beſchaffenheit und den Lauf der himmliſchen Körper zu erkennen. Wenn er aber hernach, durch Hülfe der Meßkunſt und einer ſorgfältigern Beobachtung der Sonne, des Mondes und der Sterne, einen deutlichen Begriff von der Vortrefflichkeit einer Wiſſenſchaft um dieſelben einſieht: ſo muß ihm hernach die Erkenntniß dieſer ihm ſonſt unbekannten Dinge ein ſolches Vergnügen nothwendig erwecken, welches den größten Theil einer wahren Glückſeligkeit auszumachen im Stande iſt; und dieſe Glückſeligkeit muß um deſto größer ſeyn, je größer ſeine Erkenntniß der himmliſchen Körper iſt.

Damon, welcher, wenn er ſeine philoſophiſchen Muthmaßungen vorträgt, allezeit wortreich iſt, wollte noch weiter fortfahren, als ihm Cleon ins Wort fiel und ſagte: Ueberhäuſen ſie mich nicht! Hören ſie ein wenig auf, und laſſen ſie mich ein Paar Worte dazwiſchen reden. Ich habe ſchon genug zu zweifeln in demjenigen gefunden, was ſie itzo geſagt haben. Sie haben geſagt, daß ſich unſere Seelen nach der Trennung von ihren Körpern erheben, und in den großen Raum der Planeten und Fixſterne begeben könnten. Aber ſie haben es auch nur geſagt, und nicht bewieſen. Aus was für Gründen können ſie ſich doch einbilden, daß die Seelen, als einfache Weſen, ein Vermögen haben, ſich zu bewegen? Man hat die Bewegung bisher nur für eine Eigenſchaft der Körper gehalten; und zwar mit Rechte. Denn eine Bewegung ſetzet allezeit eine Fläche voraus, wo die Kraft des Dinges, welches das andere in Bewegung ſetzet, angebracht werden kann. Ohne eine Fläche iſt dieſes nicht möglich. Die Bewegung, welche durch die bloße Schwere der Körper erfolget, wird hier keine Ausnahme machen. Denn die Urſache der Schwere der Körper haben die gründlichſten Naturkündiger allezeit außer den Körpern, welche ſchwer ſind, geſucht. Muß nun ein Ding, welches ſich bewegt, eine Fläche haben, und folglich alſo ein Körper ſeyn: wie wollen ſie denn ſagen, daß ſich die Seele, als ein einfaches Ding, nach ihrer Trennung von ihrem Leibe, in die Höhe wird bewegen können? Doch wer weis, ob ſie dieſelbe, ihrer ſinnreichen Muthmaßung zu gefallen, nicht gar zu einem Körper machen? Noch eins, fuhr Cleon fort, muß ich erinnern, ehe ich ſie wieder in das Reden kommen laſſe. Sie ſagen, unſere Seelen würden alsdann, wenn ſie ſich würden in die Höhe erhoben haben, die Sonnen, die Planeten und Kometen, und die darauf befindlichen Geſchöpfe anſchauen, ſich an dem bewundernswürdigen Anblicke derſelben ergötzen

götzen und den Schöpfer bewundern und loben. Soll das letztere alles ſeyn: ſo ſcheint es freylich nöthig zu ſeyn, daß die Seelen dieſe Werke des Schöpfers anſchauen und empfinden müſſen. Aber woher wird denn alsdann die Seele die Kraft zu empfinden haben, da ſie ihres Körpers und zugleich mit ihm aller Werkzeuge der Sinne beraubet iſt? Wollten ſie ſagen, dieſes Anſchauen und Empfinden der Werke des Schöpfers würde nur in ſehr deutlichen, und den Empfindungen gleichkommenden Vorſtellungen des großen Weltgebäudes beſtehen: ſo würde ich ihnen erſtlich antworten, daß ſie, indem ſie ſolche Vorſtellungen ohne vorhergehabte Begriffe behaupten, der Seele etwas zueignen, welches man bisher noch weder durch die Erfahrung, noch durch die Vernunft in ihr gefunden hat. Denn Plato, welcher die angebohrnen Jdeen behauptet hat, iſt weder dieſe, noch jene. Ueber dieſes ſo iſt ſeine Meynung, wie ſie wiſſen, von dieſer ſehr unterſchieden. Hernach würde ich ſie fragen, warum ſie denn, wenn dem alſo wäre, die Seelen erſt ſoweit in die Höhe bemühen wollten, da ſie, weil keine vorhergehenden Empfindungen nöthig wären, auch nicht eben den Fixſternen und Planeten näher ſeyn müßten, ſondern überall, wenn ſie auch ſich niemals von unſerer Erde entfernen ſollten, dergleichen Vorſtellungen, wenn ſie einmal möglich wären, haben könnten?

Damon hatte ſchon öfters verſucht, dem Cleon in die Rede zu faſſen, und er konnte ſich nun nicht länger enthalten, ſeine Beantwortung dieſer Einwürfe, welche er in reichem Maaße in ſeiner

Gewalt zu haben ſchien, vorzubringen. Sie haben ſehr wohl gethan, mein Herr Cleon, fing er an, daß ſie ein Paar Einwürfe, welche ich mit einer Widerlegung beantworten kann, gleich hintereinander vorgebracht haben, und es ſcheint mir faſt, als ob ſie die Beantwortung derſelben ſchon vorhergeſehen und mich nur hätten verſuchen wollen, ob ich es bey meinem pſychologiſchen Gewiſſen verantworten könnte, Meynungen von der menſchlichen Seele zu behaupten, welche wider ihr Weſen ſtreiten. Ihre beyden Einwürfe waren kurz dieſe, daß ſich die Seele, weil ſie einfach iſt, nicht wird bewegen, und weil ſie, mit ihrem Leibe, des Vermögens zu empfinden beraubet iſt, die Geſchöpfe in dem großen Weltgebäude nicht wird anſchauen und empfinden können. Ich verweiſe ſie hier theils auf das Anſehen des großen Leibnitz, theils auf die guten Gründe ſeiner Meynung, nach welcher kein endlicher Geiſt ohne etwas körperlichen beſtehen kann. Iſt dieſes an dem: ſo muß nothwendig unſere Seele, wenn ſie von dem Leibe ſcheidet, ein kleines Körperchen und ohne Zweifel wohl das, welches ihr am allernächſten iſt, und ihr gleichſam zum Behältniſſe dienet, mit ſich nehmen. Hier haben ſie nun einen Körper, welcher, weil er Flächen hat, allerdings einer Bewegung fähig iſt, und weil er leichter als alle andere Körperchen in der Luft, iſt, ſich nothwendig alsbald in die Höhe und in den unermeßlichen Raum der Himmelslichter erheben kann und muß. Da nun mit dieſem die Seele ſtets verbunden iſt, und ſich allezeit da befindet, wo es iſt: ſo muß ſie ja wohl mit ihm in die Höhe fliegen. Iſt ſie nun mit dieſem Körperchen verbunden: ſo läßt ſich die Möglichkeit ihres Empfindens und Anſchauens noch wohl begreifen. Dieſes Körperchen nimmt ſie gewiß nicht für die lange Weile mit, ſondern es kann ihr außer dem, daß ſie ſich, durch Hülfe deſſelben, vielleicht des Vergangenen erinnert, auch zu neuen Empfindungen dienen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß alle Werkzeuge der Sinne im Kleinen in dieſem Körperchen beyſammen ſind. Denn wie die groben ſichtbaren Werkzeuge der Sinne, der Seele die Empfindungen mittheilen können, das ſcheint faſt unmöglich zu ſeyn. Wenn aber in dem kleinen Körperchen bey der Seele alle Empfindungen noch einmal in höchſtſubtilen Theilchen vorgehen: ſo läßt ſich noch eher einigermaßen einſehen, wie dieſe Empfindungen mit der Seele eine Gemeinſchaft haben können. Verlangen ſie aber nicht von mir, zu wiſſen, wie dieſe Empfindungen hernach aus dem kleinen Körperchen eigentlich in die Seele gebracht würden. Vielweniger erwarten ſie von mir, daß ich ſolches durch den natürlichen Einfluß; erklären werde. Ich ſuche es nur einigermaßen wahrſcheinlich zu machen, daß die Seele; vermittelſt des erwähnten Körperchens, empfinden kann; wiewohl ich dieſes, als eine bloße Meynung, auch nur annehmen und erwarten kann, ob ſie, oder ein anderer, mir die Unmöglichkeit derſelben darthun können; woran ich aber ſtark zweifle. Ich behaupte alſo, auf eine nicht unwahrſcheinliche Weiſe, daß unſre Seele nach dem Tode, durch Hülfe ihres mit auf die Reiſe genommenen Körperchens, die Theile des großen Weltgebäudes allerdings wird anſchauen und empfinden können, und daß vermuthlich die ſinnlichen Werkzeuge dieſes Körperchens ſo vortrefflich ſeyn werden, daß die Seele eine große Menge der größten Weltkörper mit den darauf befindlichen Geſchöpfen auf einmal auf das deutlichſte ſehen, und ſonſt andere ſehr angenehme Empfindungen der körperlichen Welt haben wird. Ja, ich zweifle auch nicht, daß, da es an ſich ſelbſt nicht unmöglich iſt, vielleicht noch mehrere Arten der Empfindungen, als uns bisher bekannt ſind, unſere Seele auf das rührendeſte ergötzen werden.

Ihre Ausflüchte, antwortete Cleon, ſind gar ſinnreich ausgedacht. Aber es iſt eine andere Frage, ob ſie auch die logikaliſche Probe aushalten. Sie ſtellen ſich die Seele wie ein ganz ſehr kleines Dingelchen vor, welches in einem Körperchen, als in einem Futterale, eingeſchloſſen iſt. Aber ſagen ſie mir, ob dieſes nicht allzukörperliche Begriffe von der Seele ſind, und ob wir nicht an nichts weniger, als an ſie, denken, wenn wir ſie uns alſo vorſtellen? Doch ſie haben die Sache nur für eine Meynung ausgegeben, welche ich allerdings nicht mit Muthmaßungen widerlegen kann, ob ſie gleich auch ihre Sätze nicht darthun können. Ich will daher indeſſen annehmen, daß ſich unſre Seelen nach dem Tode, nebſt ihren Körperchen wirklich erheben und empfinden können, und will nur hierbey fragen, ob es wohl möglich iſt, daß auch ein noch ſo leichtes Körperchen beſtändig gerade in die Höhe ſteigen kann, da es nothwendig bald dichtere, bald dünnere flüßige Materie antreffen muß, wodurch ſein Lauf bald gehemmet und wohl gar zurück getrieben wird?

Damon war gleich mit folgender Antwort fertig. Das Hemmen und das Zurücktreiben, ſprach er, wird der Seele gar zu keinem Misvergnügen gereichen. Denn es wird ihr dazu dienen, daß ſie zuweilen die wunderbaren Geſchöpfe eine Zeitlang betrachten, und hernach in andere Sonnenwirbel kommen kann, welche, nach unſrer Erde gerechnet, ſeitwärts oder unter ihr ſind. Cleon lächelte, indem Damon das Wort für ſeine Sache weiter führte, und den Weg, den ſeine Seele alsdann nehmen würde, mit den Fingern alſo auf dem Tiſche zu bezeichnen anfing, daß ſeine Figur denen Figuren ſehr ähnlich war, wodurch man die Elemente einer durch eine zuſammengeſetzte Bewegung beſchriebenen Bahn eines Körpers vorſtellet. Bald aber ſprach er mit einiger Heftigkeit: wie? mein Herr Damon! vergeſſen ſie denn die böſen Seelen gar, welche den Lohn ihrer böſen Handlungen nach dieſem Leben zu empfangen haben? Werden ſich denn dieſe auch erheben, und die himmliſchen Körper mit ihren Geſchöpfen anſchauen? Nein, verſetzte Damon, auf das Letztere und auf das daraus entſtehende Vergnügen, mache ich ihnen keine Hoffnung. Daß ſie ſich aber von der Erde erheben werden, kann ich nicht ſchlechterdings verneinen; weil es ja wohl auch möglich iſt, daß ſie, weil ſie werden empfinden können, auch außer der Erde unangenehme Empfindungen haben können. Doch halte ich es mit dem Plato faſt für wahrſcheinlicher, daß ſie ſich, weil ſie ſich vielleicht von ihrem groben Körper nicht leicht werden treñen köñen, ſtets nahe bey der Erde aufhalten und des unausſprechlichen Vergnügens, ſich in der großen Welt umzuſehen, beraubet ſeyn werden. Vielleicht werden gar einige in die Leiber wilder und ſonſt garſtiger Thiere kommen, und dafür ihr viehiſches Leben büßen.

Gut, ſprach Cleon, wir wollen die Republik der unglückſeligen Seelen verlaſſen, und wieder zu den glückſeligen kehren. Mich dünkt, ſie ſtellen ſich dieſer ihr Vergnügen nach dem Tode gar zu ſinnlich vor. In dieſem Leben, wo wir ſo ſehr an die groben Werkzeuge der Sinne gebunden ſind, machet das ſinnliche Vergnügen zwar einen großen Theil unſerer Glückſeligkeit aus. Aber ſollte man dieſes auch von dem künftigen Leben vermuthen können? Sollte es nicht viel wahrſcheinlicher ſeyn, daß unſre Glückſeligkeit nach dem Tode in bloßen Vorſtellungen, Nachdenken und Erforſchungen beſtehen wird? Schon in dieſem Leben wird eine ſolche Glückſeligkeit einer ſinnlichen von vielen weit vorgezogen. Ariſtoteles hielt gar allein das Nachforſchen für die wahre Glückſeligkeit. Die heilige Schrift ſelbſt giebt uns Gelegenheit, dieſes von dem zukünftigen Leben zu glauben. Denn ſie ſaget, daß das Weſen unſrer Seligkeit in dem Anſchauen Gottes beſtehen werde. Da nun dieſes Anſchauen unmöglich in eigentlichem Verſtande, als wenn von einem Körper die Rede wäre, genommen werden kann: ſo bleibt keine andere Erklärung dieſes Ausdrucks übrig, als dieſe, daß man ſaget, unſre Seelen werden ſolche deutliche

Vorſtellungen von dem hohen Weſen und den herrlichen Eigenſchaften Gottes bekommen, daß ſie ſich nothwendig an denſelben, weil ſie ſo groſſe Vollkommenheiten darinnen wahrnehmen werden, äußerſt vergnügen, und weil dieſelben unendlich ſind, im̃er mehrere entdecken und ſich alſo ewig daran ergötzen müſſen.

Das ſelige Anſchauen Gottes, antwortete Damon, wird wohl ſo, wie ſie es thun, nach dem Sinne der heil. Schrift nicht recht erkläret. In das wahre Weſen Gottes und ſeine Eigenſchaften wird wohl ein endlicher Geiſt, ſo lange er ein endlicher Geiſt bleibt, in Ewigkeit nicht völlig dringen, und wenn er in noch ſo einen glückſeligen Zuſtand verſetzt wird. Unſere Seelen werden in Ewigkeit in den Entdeckungen der göttlichen Vollkommenheiten zu keinem Ende gelangen, wenn ſie Gott auch nur bloß an ſeinen Werken immer mehr und mehr erkennen werden. Daher kann eine ſinnliche Betrachtung ſeiner groſſen Geſchöpfe, woraus deſſen Majeſtät auf das klärſte erhellet, gar wohl das Weſen der ewigen Seligkeit ſeyn. Die heil. Schrift ſcheint dieſes durchgängig durch ihre Ausdrückungen hiervon mehr zu beſtärken, als zu verneinen. Ich weis wohl, daß Herr Carpov in Weimar zu erweiſen geſucht hat, daß wir in jenem Leben Gott wirklich ſelbſt mit leiblichen Augen ſehen würden. Aber ich weis auch, daß groſſe und berühmte Gottesgelehrte ihm hierinnen widerſprechen, ob ſie gleich nicht allein bloß ſymboliſches, ſondern ein wirklich anſchauendes Erkenntniß Gottes, der Frommen nach dem Tode behaupten; worinnen ſie ſich aber, meiner Einſicht nach, zu widerſprechen ſcheinen.

Hier brach endlich Phaon, welcher ſich vorgeſetzt hatte, ſo lange zu ſchweigen, als ſich die beyden ſtreitenden Parteyen in den Schranken der Weltweisheit erhalten würden, ſein langes Stillſchweigen plötzlich. Erlauben ſie mir, meine Herren, ſprach er, daß ich mich nur mit einem Paar Worten in ihr nunmehr theologiſches Geſpräch miſche. Die Schriftſtellen, welche von dem ſeligen Anſchauen Gottes, als dem Weſentlichen der ewigen Seligkeit, handeln, ſind viel zu deutlich, als daß man, da es nicht die höchſte Noth erfordert, von ihrem eigentlichen Wortverſtande abgehen und ſich ein bloß ſymboliſches Anſchauen Gottes vorſtellen ſollte. Beſonders giebt die heilige Schrift dieſes ſehr deutlich zu erkennen, daß der Ort, wo die Seligen ewig erfreuet, und der, wo die Verdammten ewig gemartert werden ſollen, von der Welt ganz unterſchieden und gar nicht in ihr befindlich iſt; welches offenbar wider des Herrn Damons Meynung ſtreitet. Anſtatt einer Antwort fragte ihn Damon: ob er denn die Ausdrückungen, mit Abraham, Jſaac und Jacob im Himmelreiche zu Tiſche ſitzen, und, die ewige Finſterniß, da Heulen und Zähnklappern ſeyn wird, im eigentlichen Verſtande annähme? Phaon antwortete: Dieſes kann ich zwar nicht thun: aber ich glaube doch, daß ich näher bey dem Sinne der heiligen Schrift bleibe, wenn ich die Oerter, von welchen dieſes geſagt wird, außer der Welt annehme, als wenn ich die Sterne zum Himmelreiche

reiche und unſre Dunſtkugel zur Hölle machen. Daß die von dem Herrn Damon angeführten Ausdrückungen, verſetzte Cleon, nicht ganz und gar in uneigentlichem Verſtande müſſen erkläret werden, daran iſt wohl kein Zweifel, und ich glaube auch, daß überhaupt die Meynungen des Herrn Damon nicht ſo gleich zu verwerſen, ob gleich auch nicht alsbald zuzugeben ſind. Er giebt ſie ſelbſt faſt für nichts, als philoſophiſche Muthmaßungen, aus, welchen ein jeder ſo viel Beyfall geben kann, als er Wahrheit darinnen findet. So recht! meine Herren, ſprach Damon, ſo handeln ſie doch recht billig mit mir, wenn ſie meine Meynungen in ihrem Werthe laſſen, und mir das Vergnügen gönnen, welches in mir aus denſelben entſpringt.

Nach einem kurzen Stillſchweigen, wobey es ſchien, als wenn ſich Damon auf etwas beſinnen wollte, fing er mit ſehr ſtarker Stimme, gleichſam als entzückt, an: Neque me vixiſſe poenitet; quoniam ita vixi, vt non fruſtra me natum exiſtimem, et ex vita diſcedo, tamquam ex hoſpitio, non tamquam ex domo. Commorandi enim natura diuerſorium nobis, non habitandi dedit. O praeclarum diem, cum ad illud diuinum animorum concilium, coetumque proficiſcar, cumque ex hac turba et colluuione diſcedam! Proficiſcar enim non ad eos ſolum viros, de quibus ante dixi; ſed etiam ad Catonem meum, quo nemo vir melior natus eſt, nemo pietate praeſtantior. Dieſe vortrefflichen Worte des göttlichen Cicero, fuhr er fort, kann ich vollkommen, mit einer kleinen Veränderung von mir ſelbſt ſagen. Die Zeit, welche ich in meinem Leben auf die Betrachtung der himmliſchen Körper wende, gereuet mich nicht, und meine Seele wird ſich nach meinem Tode, von der Erde, nicht, als von einer ihr zugeeigneten Wohnung, ſondern, als aus einer Herberge, erheben, worauf ihr mein Schöpfer nur eine Zeit lang ſich aufzuhalten, nicht aber zu wohnen, befohlen hat. O herrlicher Tag! an welchem ich mich zu den göttlichen Seelen der vortrefflichſten Sternkündiger in die Höhe ſchwingen und dieſe Erdkugel, dieſen Punct in dem unermeßlichen Weltraume, auf welchem mein Geiſt mit lauter Nebel umhüllet war, vor welchem er kaum einen Schatten des großen Weltgebäudes entdecken konnte, verlaſſen werde. Denn ich werde alsdann nicht nur überhaupt in die beglückte Geſellſchaft der tugendhaften Geiſter kommen, ſondern auch mich an dem vollkommenſten Umgange mit den zur Anſchauung der himmliſchen Körper erhabenen Sternkündiger, und beſonders meines Newtons, dieſes großen Geiſtes, und dieſes allervortrefflichſten unter den Sternkündigern, ergötzen, und in ſeiner Geſellſchaft den majeſtätiſchen Schöpfer an ſeinen Werken ewig bewundern und ihn loben und anbethen. O unausſprechliches, o entzückendes Vergnügen!

Damon wollte in ſeiner Entzückung weiter fortfahren zu reden, als dieſelbe, nebſt dem ganzen Geſpräche, durch die Ankunft eines Freundes, welcher uns die Nachricht von der Eroberung der Stadt Prag brachte, unterbrochen, und das letztere in ein

Staatsgeſpräch verwandelt ward. Erwarten Sie, mein Herr, von mir keine Erklärung für die eine oder die andere Partey. Ich habe mich bloß anheiſchig gemacht, in dieſem Briefe einen Geſchichtſchreiber desjenigen Streites vorzuſtellen, welchen ihr Brief veranlaſſet hat. Ich bin,

Mein Herr, Ihr wahrer Freund,

Chriſtlob Mylius.

* *

Gedanken
bey der Belagerung Freyburgs.

Still und ruhig bleib ich doch,
Frey von Schrecken, von Erſtaunen;
Gellen gleich die Ohren noch
Von dem Donner der Carthaunen.
Iſt es doch ſo ſchrecklich nicht,
Als wenn Gott im Wetter ſpricht,
Daß der Berge Wurzeln beben.
Er nur wirft mit ſtarker Hand
Die Zerſtöhrung auf das Land,
Und zerbricht der Völker Leben.

Sollt ein Menſchenwerk ſo ſchn[illegible]
Meiner Seele Ruhe ſtöhren?
Gott wacht über Iſrael;
Und ich muß dazu gehören.

Schweret Bomben Brandmetall
Speye rauſchend Glut und Knall;
Komm auf feurigem Gefieder.
Hier iſt Gott! des tröſt ich mich:
Nunmehr ſchlag es über ſich,
Oder auch zerſchmetternd nieder.

Still! kömmt etwa jener Blitz,
Einen Donner anzuſagen?
Nein! er leuchtet dem Geſchütz,
Andern Kugeln nachzuſchlagen.
Doch der Donner folgt ja nach,
Und kann ſelbſt das Sternendach,
Nicht die Erd allein, erſchüttern.
Schlichtet etwa Gott den Streit,
Der uns Brüder itzt entzweyt?
Menſchen ſinds; ich darf nicht zittern.

Doch was fliegt dort durch die Luft?
Himmel! ſeh ich feurge Drachen?
Oeffnet ſich der Höllen Gruft,
Um den Menſchen bang zu machen?
Oder iſt es ein Comet,
Der der Erde näher geht,
Ihren jüngſten Tag zu bringen?
Ja, er iſts; ſein lichter Glanz,
Und der mehr, als helle Schwanz,
Wird das Meer zum Brennen zwingen.

Wohl! es ſey! ich fürcht es nicht,
Laßt die Welt zu Aſchen werden.

Bin ich doch, wenn es geſchicht,
Bürger in der neuen Erden.
Doch die Stund iſt noch nicht da;
Bomben ſind es, die ich ſah
Gräßlich durch den Himmel ſtreifen:
Die, indem ihr Flug ſich krümmt,
Und ihr Zünder ſprühend glimmt,
Feuerſtralen nach ſich ſchleifen.

Friſch, ihr Mörſer, ſpeyet nur
Euer giftig Eingeweide.
Was aus euren Schlünden fuhr,
Diente mir beynah zur Freude.
Fallt, ihr Bomben, ſchlagt ein Loch,
Euch ein Grab; ich ſtehe doch;
Berſtet in viel hundert Stücke.
Noch habt ihr mich nicht erſchreckt;
Von dem Schilde, der mich deckt,
Prallet ihr geſchwächt zurücke.

Feiger Bürger, folge mir!
Laß dich eins mein Beyſpiel führen.
Trau auf Gott! flieh nicht von hier.
Du wirſt ſeinen Beyſtand ſpühren.
Wenn ſein Wink es nicht erlaubt,
Fällt kein Haar von deinem Haupt,
Kann dich kein Geſchoß erreichen.
Herr, du biſt mein Schutz, mein Muth!
Warum ſollt ich vor der Wuth
Nachgemachter Donner weichen?

In dir bin ich ſorgenfrey:
Keine Kugel darf mich ſchrecken.
Wär ich näher noch dabey,
Würd ich doch mich nicht verſtecken.
Iſt dein Helm und Schild mein Schutz:
Bieth ich allem Feuer Trutz;
Trotze muthig allen Nöthen.
Zögſt du deine Hand zurück,
Würde mich den Augenblick
Das geringſte Lüftchen tödten.

Ich bins, der dem Krieg geboth,
Sprichſt du, ſchnell ſich aufzumachen.
Und es mußten Raub und Tod
Gleich auf meinen Ruf erwachen.
Ich bins, der den Wall zerſchmeißt,
Daß ſein feſter Felſen reißt,
Und die hohen Schanzen ſtürzen.
Kommt, ihr Völker, ſeht es an,
Und erkennt, daß ich nur kann
Dieſes Krieges Lauf verkürzen.

Seht, wie viel mein Zorn vermag,
Wenn er ausgeht, zu verheeren;
Und wer iſts, der meinen Schlag
Sich getrauet abzuwehren?
Hundert tauſend frißt mein Schwerdt,
Wenn es aus der Scheide fährt,
Und mit ſeinen Feinden ſtreitet.
Es wird nie vom Würgen matt,
Noch von fettem Blute ſatt,
Bis es ſeinen Ruhm erbeutet.

Ach! wir ſehens, Helden-Held,
Du biſt groß an Macht und Ehre!
Zieh nur itzt für uns ins Feld,
Kämpfe du ſtatt unſrer Heere!
Siegesgott, vor deinem Arm
Muß ein dreymal ſtärkrer Schwarm
Wie ein leichter Spreu zerſtäuben.
Wir ergreifen dein Panier,
Und ſo müſſen unter dir
Unſre Häuſer ſicher bleiben.

Tapfer, Freyburg, zage nicht!
Sinken deine Feſtungswerke:
So giebt deine Zuverſicht
Bey dem Sturme beſſre Stärke.
Jacobs Schutzgott will allein
Deine Burg und Zuflucht ſeyn,
Bey den tödtlichen Gefahren.
Er zerſtreut auch bald ein Heer
Und zerſchmettert ihr Gewehr,
Er, der Herr der Kriegesſchaaren.

Scheint es doch, als ob mein Muth
Sich mit der Gefahr verneue;
So daß ich mit kaltem Blut
Sie erblick und doch nicht ſcheue.
Herr, das kömmt von dir allein.
Schließet mich dein Arm nicht ein?
Darf ich nicht auf dieſen trauen?
Giebt nicht deiner Engel Wacht
Allenthalben auf mich Acht?
Sollte mir vor etwas grauen?

Nein, ich bleib im Gleichgewicht;
Küß in Ehrfurcht Gottes Hände;
Tadle ſeine Fügung nicht,
Hoffe ſtets ein gutes Ende.
Und was nur geſchehen kann,
Seh ich ganz gelaſſen an,
Ohne daß es mich beweget.
Doch vergeß ich, wer ich bin,
Wenn mein redlich deutſcher Sinn
Deutſchlands Elend überleget.

Den 24 Nov. 1744.

Nic. Chriſt. Sander,

aus der durlachiſchen Marggrafſch. Hochberg

* *

Ein Paar Briefe.

Sylvander an die Phyllis.

Schönſte Phyllis,

Ich kann mich in meine wunderlichen Zufälle nicht finden. Ich komme zu Ihnen, weil Sie mir es erlauben, und finde nur das kleinſte Theil deſſen, was Sie mir verſprochen haben, nämlich den Ovidius, aber keine Corinne. Ich bin alſo freylich weggegangen, wie ich gekommen bin. Ich habe mich aber bey dieſem alten Wahrſager der Liebhaber Raths erholet. Er hat mir die

Urſachen Ihrer Abweſenheit zu erkennen gegeben. Wiſſen Sie, was es für eine iſt? Sie haben ſich nicht wollen vor mir ſehen laſſen, weil ihre eiſerne Schnürbruſt, mit der Sie ſich feſte machen wollen, noch nicht fertig iſt. Ich habe daraus geſchloſſen, Sie müßten wenigſtens kein eiſernes Herz in ihrem Buſen fühlen. Dem ſey wie ihm wolle; wenn ihre Schnürbruſt nur die Mode hält, ſo wird die Liebe ſchon noch einen Zugang zu ihrem Herzen finden; wo aber nicht, ſo werde ich indeſſen die Kunſt lernen, die Feſtigkeit aufzulöſen. Keine Zeit iſt bequemer darzu, als eben die jetzige. Ich habe den Theophraſt, den Hermes Trismegiſt, den güldnen Schlüſſel, Salomons und Fauſts Höllenzwang ſchon beyſammen, und ſtudiere drauf los. Ich warne Sie vor der Chriſtnacht; denn dieſe Zeit wird Ihnen und mir gefährlich ſeyn. Ich kann mir keinen ſchönern Heiligenchriſt verſprechen, als wenn ich Sie gegen mich empfindlich mache. Werfen Sie mir nicht vor, daß ich es durch unerlaubte Mittel thue; denn Sie brauchen unerlaubten Widerſtand. Wenn Sie ſich nicht einer gelehrten Cirze wider mich bedienen wollten:

So iſt mein Mittel ſtark, den harten Sinn zu zwingen,
Der meine Liebe fleucht . . . . .

Opitz.

Darzu bringen Sie mich, weil Sie mich fliehen. Wenn Sie mir aber wiederum günſtig ſeyn wollen: ſo kann ich von meinem gefährlichen Vorhaben abſtehen. Nur laſſen Sie es mich bald merken, daß Sie mich niemanden aufopfern wollen; ſonſt dürften meine Reue, und ihre Bekehrung zu ſpät ſeyn. Es iſt mir doch allemal angenehmer, wenn Phyllis will, als wenn Sie muß. Ich würde dieſes letzte Wort gegen Sie nicht brauchen, weil ich Sie hochſchätze; allein dieſes iſt die Sprache der Zauberer. Ich bin ꝛc.

* *

Phyllis an Sylvandern.

Mein Herr,

Wenn ich Ihnen ſagen will, wie wenig ich Ihnen traue: ſo muß ich geſtehen, daß mir die Chriſtnacht als eine der ſchlafloſeſten Nächte verſtrichen iſt. Und wenn Sie mir einen Gefallen erzeigen wollen: ſo werden Sie dieſes glauben. Bald ſah ich Sie auf den Kreuzwegen, bald hörte ich Sie einige barbariſche Wörter ausrufen, bald ſtellte ich Sie mir als einen Bleygießer, bald als einen Blaſenſtecher vor. Kurz, daß ich in Furcht müſſe geweſen ſeyn, können Sie daraus urtheilen, weil ich wider meine Gewohnheit ein Nachtlicht anbrennen ließ, damit mich auch der anbrechende Tag nicht durch ſeinen Schein erſchrecken ſollte. Aber die Wahrheit zu reden, ſo war ich nicht ſo wohl meinetwegen, als vielmehr um ihre Perſon beſorget. Ich hatte den Tag zuvor in dem neuen Calender geleſen, daß die böſen Geiſter ſelten Scherz verſtünden; und alſo glaubte ich, ſie würden auch Ihnen, mein Herr, in ihrer nächtlichen Arbeit übel mitſpielen. Indeſſen iſt es doch gut, daß Ihnen kein

Unglück wiederfahren iſt, und ich noch unbezaubert bin. Ich weis nicht, ob ich deswegen ihrer Großmuth, oder ihrer Furchtſamkeit verbindlich bin; darum werden Sie mich auch der Dankſagung bis auf fernere Unterſuchung überheben. Sie fahren noch immer fort, mich zu lieben; und wenn ich auch ein eiſern Herz hätte, ſo würden ſie doch feurig genug ſeyn, es zu zerſchmelzen. Sind Sie zufrieden, wenn ich Ihnen geſtehe, daß ich Sie werth halte? Wenn Sie es auf den Willen der Phyllis ankom̃en laſſen, ſo werden Sie dieſelbe allemal geneigter finden, als bey einem ohnmächtigen Zwange. Ich wähle einen Liebhaber, nicht wie ich muß, ſondern wie ich will. Nur dieſes einzige machet mich noch unruhig; können Sie auch zärtlich genug ſeyn? Werden Sie auch noch manchmal die Doris für die Phyllis anſehen? Wenn dieſes iſt, ſo wollte ich lieber, Sie hätten mich zur Liebe zwingen können. Ich würde Sie doch wenigſtens ihrer Untreue wegen haſſen dürfen, da ich itzo nur meine freye Wahl tadeln müßte. Ich mache mir dieſen Zweifel nur deswegen, damit Sie mir ihn benehmen ſollen. Laſſen Sie uns alſo mit dem Neujahre unſre Liebe anfangen. Ich gebe Ihnen zwar noch meine Erklärung in dem alten Jahr; aber dieſe muß auch noch voraus geſetzt werden. Sollte ſich ihre Beſtändigkeit den Freymäurer zum Beyſpiele verſtellen; ſo wird künftiges Jahr das Ende wie den Anfang bekommen, und wie ſich jenes mit der Ueberſetzung des Zuſchauers beſchäftiget hat: ſo werde ich mir vornehmen, Cicerons Buch vom Schickſale zu überſetzen. Leben Sie wohl und verwandeln ſie ihre Liebhaberinn nicht in eine Ueberſetzerinn.

Die

* * *

Die Eule.

Eine Fabel.

In einem öden wüſten Thurme,
Zerborſten, abgedeckt vom Sturme,
Bemoßt, vom Moder halb verzehrt;
Saß ruhig und in ſtillem Frieden,
Von andern Vögeln abgeſchieden,
Die Eule, die Athen verehrt.

Sie haſchte manche Maus im Dunkeln;
Denn ihre blöden Augen funkeln
Nicht eher, als bey finſtrer Nacht.
Sie fing auch öfters Fledermäuſe;
Und zur Verändrung ihrer Speiſe
Hat ſie auch Vögel umgebracht.

Einſt rief ſie ihren jüngſten Erben
Und ſprach: „mein Sohn, jetzt muß ich ſterben,
„Dir fehlt es noch an Unterricht.
„Drum höre: laß dichs nie gelüſten,
„In jenen grünen Wald zu niſten.
„Mein Sohn, ach meide ja das Licht!“

Sie ſchweigt; und fällt aus Ohnmacht nieder
Sie zuckt und mauſert ihr Gefieder,
Und ſtirbt, eh es ihr Sohn vermeynt.

Er heult mit kläglich rauher Kähle,
Und richtet ſich nach dem Befehle,
Und ruhet, wenn die Sonne ſcheint.

Drauf ſieht er einſt durch eine Lücke,
Wie dort die kleine Graſemücke,
Auf einem nahen Strauche hüpft.
Sie ſingt vergnügt, und lockt den Gatten,
Der dort durch grüne Sommerlatten
Mit gleichen Tönen luſtig ſchlüpft.

„Die alte, die mich auferzogen,
„Hat warlich, ſprach er, mich belogen!
„Doch nein! die Furcht hat ſie berückt.
„Wie ſtinkt es nicht auf dieſem Thurme
„Ich glaube, daß beym nächſten Sturme
„Ein jäher Umſturz mich erdrückt.

„Mein Reiz muß ja den Forſt gefallen.
„Ein krummer Schnabel, ſcharfe Krallen,
„Ein Auge, das im Dunkeln blitzt?
„Und das ſoll keinen Tag vertragen?
„O Sonne, Sonn! itzt darf ichs wagen,
„Weil mich ſo Klau als Schnabel ſchützt.

Der Morgen kömmt. Er folgt dem Triebe,
Geblendet von der Eigenliebe
Erreichet er den nahen Wald.
Er ſetzt ſich auf den höchſten Gipfel
Und bläht ſich auf dem grünen Wipfel,
Und ſchreyt. Der ganze Forſt erſchallt.

Ein ſchlauer Staar hört dieß Geheule,
Fliegt auf, und ſieht die dumme Eule,
Er ſchnarrt; der ganze Wald erſcheint.
Die Vögel kommen Haufenweiſe,
Vom Raben bis zur kleinſten Meiſe,
Und zauſen den gemeinen Feind.

Drauf rief das feindliche Gefieder:
„Nun ſuch dein altes Wohnhaus wieder,
„Das dir zu ſchlecht und dunkel ſchien.
„Und merke, daß den Schmuck der Wälder,
„Das Sonnenlicht, den Reiz der Felder,
„Das Schickſal uns, nicht dir verliehn.

Caroli C. M.

* *

Das Geſpenſt.

Die Sonne ſank in Thetis Purpurſchooß;
Die Wolken blitzten vom Rubine,
Ein Bach, der wie geſchmolzen Silber floß,
Zog mich ins überguldte Grüne;
Ich hörte dort in ſtolzer Ruh
Der Büſche hellen Kehlen zu.

Das Abendlied der holden Nachtigall
Ward durch der Wachtel Schlag begleitet,
Und ich gemach von dieſem Freudenſchall
Zum ſüßen Schlummer zubereitet.
Ich ſchlummerte und hörte doch,
Und dreymal ſchlug die Wachtel noch.

Drauf ſchlief ich ein. Es ſchreckte mich ein Traum,
Mir däucht, ich ſahe durch die Sträuche
Ein weiß Geſpenſt am braun gewordnen Baum.
Das Haar erbebt ſich; ich entweiche.
Ein Aſt, der mich zu Boden reißt,
Erweckt mich, und ich ſeh den Geiſt.

Mein Blick war wild; ich ſprang vom Lager auf:
Allein der Geiſt rief mir geſchwinde:
O Seladon! Schatz! hemme deinen Lauf,
Wen ſcheueſt du? Ich bin Philinde.
Kaum hatt ich meinen Blick gewandt:
So fühlt ich ihre ſanfte Hand.

Wie, wem die Luft in wilder Fluth entgeht,
Die wallend ihm im Schlunde wühlet,
Wenn itzt ſein Fuß auf feſtem Grunde ſteht,
Sich endlich träufelnd wieder fühlet:
So ward ich meiner ſelbſt bewußt:
Die Zentnerlaſt fiel von der Bruſt.

Ein Kuß, den mir Philinde zärtlich gab,
Erhitzte bald die ſtarren Glieder.
Und wiſchten wir oft Florens Thränen ab:
So kühlte Zephirs Liſpeln wieder,
Das in des Geiſtes Locken ſtieß,
Der ſich ſo reizend greifen ließ.

O Sternenheer! o Mond! o Silberlicht!
Ihr hellen Zeugen meiner Freuden,
Euch kommen oft Geſpenſter zu Geſicht,
Führt ſie zu mir; ich mag ſie leiden.
Ja, möcht es heute noch geſchehn,
Wie froh wollt ich ſie kommen ſehn.

E. C. v. R.

Der Ungehorſam.

Trax, ich ſoll dir Lieder bringen,
Die nicht Lieb und Wein beſingen.
Kannſt du das von mir begehren?
Kennſt du nicht die ſchönen Lehren,
Die Anakreon gegeben,
Wie man ſoll recht glücklich leben?
Ich verlache Geiz und Schätze;
Es ſind lauter Strick und Netze.
Die uns unſre Luſt entziehen.
Soll ich mich erſt ſehr bemühen,
Geld und Güter zu erwerben?
Nein, und ſollt ich Hunger ſterben,
Wird dein Vorbild mich nicht reizen,
Große Schätze zu ergeizen.
Schimpfeſt du jetzt auf die Praſſer,
Ey ſo trink ich doch nicht Waſſer.
Haſſeſt du das zarte Lieben,
Folg ich dennoch meinen Trieben.
Ich will trinken, ich will ſcherzen,
Ich will küſſen, ich will herzen,
Und mein Lied ſoll alle Schönen
Zu der Liebe Joch gewöhnen.

K.

Ende des Jenners.

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Aſpice et haec, ſi forte aliquid decoctius audis. *Perſ.*

Auf das Jahr 1745.
Hornung.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Die Betrachtung des Todes.

Du, dem ein männlich Herz im Denken Freyheit gönnt,
Und nie die Luſt verſagt, die nur der Weiſe kennt,
Der ſich mit ſtarker Bruſt auch da zur Wahrheit waget,
Wo ihr ſonſt reines Licht aus grauſen Nächten taget,
Und dem für allen Reiz, ſo oft er fühlt und ſieht,
In kalter Schwermuth oft die ſüßte Wolluſt blüht,
Komm, richte du mein Lied, ob, ernſthaft im Empfinden,
In ihm ſich Poeſie und Wahrheit recht verbinden!

Wohl zehnmal ſchalt in mir mit Abſcheu, Gram und Fluch,
Zur Zärtlichkeit verwöhnt, mein Herz auf den Verſuch,
Eh mir noch Blut und Geiſt vor Froſt und Ohnmacht ſtocken,
Die Schrecken der Natur mit Vorſatz anzulocken.
„Gnug, daß mit bitterm Zwang, ein mir noch künftig Ziel
„Gedanken ſolcher Art tyranniſch haben will:

„Der wütet wider ſich, den Tod und Zukunft ſchrecken,
„Eh Macht und Schlummer noch ſein ſterbend Auge decken.
Doch, Weichling, der du ſo dieß Bild des Schreckens fliehſt,
Entgehſt du ihm alsdann, wenn du es ſpät erſt ſiehſt?
Und kannſt du durch dieß Fliehn vor traurigen Geſichten,
Das, was du ſehen mußt, noch eh es kömmt, vernichten?
Sieh jenen, dem ſein Feind den Tod entgegen trägt!
Er drückt das Auge zu und hält ihn ſo erlegt,
Und bringt drauf thörigt kühn, dem unbemühten Degen,
Der ihm die Spitze beut, die offne Bruſt entgegen.
Eh er den Mörder ſieht, iſt Gruft und Nacht ſchon da.
Sprich, ſtirbt er darum nicht, weil er den Tod nicht ſah?
Er ſtirbt, und muß vielleicht mit Schuld und Schande ſterben:
Sein Feind verdiente Spott und wird nun ſein Verderben.
Oft haben Furcht und Wahn auch Rieſen umgebracht.
Dein Widerſacher wird, wozu dein Wahn ihn macht,
Wenn du dich nie erkühnſt, ſtatt ſchändlich zu verzagen,
Ihn, der dein Schrecken wird, zu ſehn und auch zu ſchlagen.
„Ja, ſprichſt du, wenn mein Feind noch überwindlich wär:
„So wagt ich Kampf und Schlacht, wär er ein ganzes Heer:
„Doch, da der Streit mit ihm auch Helden nie gelungen;
„So meid ich leere Müh, und nenne mich bezwungen.
Du prahlſt und zeigſt damit, daß du kein Cäſar biſt.
Muß der ſtets Sieger ſeyn, der zehnmal Palmen liſt?
Und wenn du ſterben mußt, mußt du drum weibiſch ſterben?
Wenn ich nicht leben kann, ſo lern ich ſchön verderben.
Dieß Herz, das in dir tobt, wenn es ans Ende denkt,
Das Recht, das ſeinen Feind ſo viel, als möglich, kränkt,

Natur und Pflicht in dir verfluchen dein Erkalten,
Wenn du nicht alles wagſt, in dir ſie zu erhalten.
So, Menſch, ſiehſt du dein Blut ſchon in des Feindes Hand,
Dennoch wird dir mit ihm der Streit noch zuerkannt.
Drum lerne, ſoll dich auch dein Tod gewiß beſiegen,
Ihn dennoch, eh du ſtirbſt, nach Helden Art bekriegen.

Doch ſiehſt du hier den Kampf ſo ungleich abgetheilt?
Hat deines Feindes Schwerdt den Sieg noch ſtets ereilt?
Hat nie noch über ihm ein Held, durch kühnes Wagen,
Die Palmen blühn geſehn, und ſie mit Ruhm getragen?
Sprich: doch entweih den Ruhm von tauſend Siegern nicht,
Und ſprich auch ihnen ab, was dir aus Furcht gebricht!
Ihr, die die Ewigkeit mit Ruhm und Ehre ſchmücket,
Wär nie mein Feind erlegt, wie wär es euch geglücket?
Ihr lebt, und Sieg und Pracht ſind eurer Stirnen Zier;
Die Hand, die euch gekrönt, hält mir auch Palmen für.
Du fragſt: „wo find ich ſie, des Todes Gift und Schrecken?
„Ihr ſchimmelndes Gebein darf Graus und Moder decken.
„Die Hand, die Palmen bricht, wird nie des Feindes Raub,
„Und wer den Tod beherrſcht, der werde nie zu Staub!
„Der Gräber lange Reih, wo ſie verweſen müſſen,
„Will nichts von ihrem Sieg und deiner Tröſtung wiſſen.
Gieb Acht: ein Feldherr wagt mit Vorſicht eine Schlacht.
Man zählt ihn Siegern bey; ſprich, ob mit Unbedacht!
Du ſiehſt ſein ſieghaft Heer, mit Blut und Tod und Leichen
Erſchlagner ohne Zahl, durchs ganze Schlachtfeld reichen:

Gleich fährſt du thöricht zu, und rufſt: heißt dieß geſiegt,
Wo der im Blute ſchwimmt, dem man doch Kronen biegt?
Du krönſt mit kühner Fauſt ſchon ſeines Feindes Scheitel,
Nennſt ſeinen Ruhm geraubt, ſchiltſt ſeinen Lorber eitel,
Und ſiehſt nicht, daß ſein Feind die letzte Kraft verſpielt,
Da er der Völker Kern noch ſiegreich aufbehielt,
Daß er den Sieg verfolgt, und ohn auf dich zu hören,
Des Feindes Hauptſtadt ſtürmt, ſich Ruhm und Reich zu mehren.
Du ſiehſt die Sieger nicht, darum verneinſt du ſie;
Mein Leib ſiegt hier noch nicht, und darum ſieg ich nie?
Da den erlöſten Geiſt den Tod und Macht nicht höhnen,
Wie frech du ſie ihm raubſt, ſchon Sieg und Ehre krönen.
Im letzten Kampfe ſtark, bezwang er Sünd und Tod,
Zerbrach der Feinde Kraft, die ihm den Fall gedroht,
Und zog mit Ruhm geſchmückt, durch der Gerechten Hütten,
Des Reiches Herr zu ſeyn, das ihm ſein Glaub erſtritten.
Kein Schrecken jener Nacht, vor der die Menſchheit bebt,
Beſtürmt das ſichre Volk, das ohne Sünd hier lebt.
O, Tod! wo iſt dein Stolz? Du mußt mir Palmen reichen
Und ewig ohne Kraft bezähmt zum Abgrund weichen.
Du ſchreyſt: „doch macht die Gruft die dein Gebein zerſtört,
„Den Sieg noch zweifelhaft, von dem dein Leib nichts hört,
„Den der Verweſung Graus unheilbar aufgerieben.
Du irrſt: Staub war er nur, und Staub iſt er geblieben,
Die Schlacht war kühn und hart, und brachte Wund und Blut:
Doch der iſt noch etwas, der ohn Empfindung ruht,
Und gründlich hoffen darf, der Wunden Schmerz zu heilen,
Um Leben und Geſtalt von neuem auszutheilen.

Kein Zufall ſchuf ihn ſo, als du ihn erſt geſehn;
Die Hand, die ihn gebaut, heißt ihn noch eins entſtehn,
Und giebt, dem Kampf zu Lohn, für jedes kranker Glieder,
Mir ein verklärtes Glied, mit heilgen Kräften, wieder.
Dann trägt, in Unſchuld ſtark, die itzt zerfleiſchte Hand,
Die du itzt modern ſiehſt, des ſchönſten Sieges Pfand,
Und lernt mit Muth und Recht, der Höllen Hohn zu
ſprechen,
Im Tempel ewger Ehr, des Sieges Palmen brechen.

Getroſt! ſo ſchreckt mich denn, des Todes Stachel
nicht.
Ich ſeh mit ſtarrem Aug ihm kühn ins Angeſicht.
Ich hielt ihn Rieſen gleich. Ich ſeh: er gleicht den
Zwärgen;
Noch ſchwindet er gemach und will ſich gar verbergen.
O! Schande für die Zeit, die ich vor ihm gezagt,
Als ich ihm unbekannt den Sieg ſchon zugeſagt.
O! Schande für das Volk, das ihm verzagt gewichen,
Weil es mit offnem Aug, nie Kraft mit Kraft verglichen!
O Vorwurf! in dem Schoos der ewigbangen Nacht:
Du haſt, durch Furcht und Wahn, dein eignes Weh gemacht.
Komm, Tag, komm, froher Tag, du letzter meiner Tage,
Mit dem ich einſt getroſt den kühnſten Angriff wage!
Kommt, Baare, Sarg und Gruft, ihr Stifter feiger Pein,
Ich will euch allemal die frohſten Stunden weihn.
Warum? ihr lehret mich, mit heilſamem Betrachten,
Der Gräber ſcheußlich Bild, den Tod, ſehn und verachten.

S * *

Von

* * *

Von dem übertriebenen Religionseifer.

Mein Herr,

Unſere letzte Unterredung würde ſich gewiß ſo zeitig nicht geendiget haben, wenn Herr Glaubeleicht nicht dazu gekommen wäre. Er iſt einer von denen, welche ſich feſt überredet haben: alle Religion müſſe mit einmal zu Grunde gehen, wenn man nur einen, oder den andern Lehrſatz derſelben etwas genauer unterſuche. Ich bin eben ſo wenig geſonnen, den ehrlichen Mann in ſeinem einfältigen Glauben irre zu machen, als ich mich entſchließen kann, ſeine unerträglichen Seufzer in dergleichen Fällen gleichgültig mit anzuhören; ihn aber auf andere Gedanken zu bringen, iſt eine vergebliche Hoffnung. Und dieſes iſt die Urſache, warum ich eine Unterredung, die ſo angenehm, als nützlich war, ſo gleich abgebrochen habe. Denn ich bin gewiß verſichert: Herr Glaubeleicht würde nicht anders gedacht haben, als ob wir dieſe Reden bloß zu ſeiner Beunruhigung auf die Bahn gebracht hätten. Indeſſen hat der Inhalt derſelben mein Nachſinnen beſtändig unterhalten, und ich glaube nicht, daß es Ihnen unangenehm ſeyn könne, wenn ich Ihnen meine Gedanken ſchriftlich vor Augen lege.

Sie werden ſich verhoffentlich noch entſinnen, daß wir unſer Abſehen vornehmlich auf zwey Laſter gerichtet hatten, die zwar, der äußerlichen Geſtalt nach, himmelweit von einander unterſchieden, in den Folgen aber faſt gänzlich einerley ſind. Das erſte war der übertriebene Eifer in der Religion, das andere aber die Freydenkerey. In der Erklärung des erſtern ſtimmet unſere Meynung, ſo viel ich weis, vollkommen überein, und Sie ſelbſt gaben zu: dieſer Eifer ſey eine **Fertigkeit, über alles ſo gleich in eine heftige Gemüthsbewegung, oder einen Affect zu gerathen, wovon man glaubet, daß es mit den Lehren oder Pflichten der Religion ſtreite.** Nur darinnen konnten wir uns noch nicht völlig vergleichen: in wie fern ein ſolcher Eifer zu billigen, oder wenigſtens zu entſchuldigen wäre. Ich kann nicht leugnen, daß ich noch immer der Meynung bin: ein ſolcher Eifer, wie Sie ihn ſelbſt beſchrieben haben, könne auf keine Art gebilliget werden; und je mehr ich die Sache überlege, deſto mehr werde ich darinne beſtärket. Es ſey aber ferne, daß ich hier durch einen wahren und gerechten Eifer für die Ehre Gottes und die Wahrheiten der Religion im geringſten tadeln, oder verwerfen wollte: ich bin vielmehr gewiß überzeuget, daß dieſer die größte Vollkommenheit ſey, dazu ein Menſch in dieſem Leben gelangen könne. Allein ein ſolcher Eifer ſieht ganz anders aus, als diejenige Gemüthsbeſchaffenheit, von der wir damals redeten.

Auch nur die bloße Erklärung, die Sie davon gegeben haben, iſt ſchon hinlänglich, zu zeigen, daß ſelbige höchſt verwerflich ſey. Sind nicht die Wahrheiten der Religion die wichtigſten, die jemals unſern Verſtand beſchäfftigen können! Beruhet nicht unſere wahre Wohlfahrt in der Zeit und Ewigkeit auf ſelbigen? Je wichtiger aber eine Wahrheit iſt; deſto ſchärfer und ungehinderter muß ja wohl unſere Einſicht, deſto ruhiger und geſetzter muß ja wohl unſer Gemüth bey deren Beurtheilung ſeyn. Vernunft und Erfahrung bekräftigen einmüthig: daß Affecten, oder heftige Gemüthsbewegungen, und deutliche Erkenntniß ſchlechterdings nicht beyſammen ſtehen können: und daß folglich unſer Verſtand, in ſolchem Zuſtande, zu nichts weniger, als zu richtigen Urtheilen aufgeleget ſey. So bald ſich alſo die Affecten entzünden, ſo bald wird der Eifer blind, und verfällt auf verſchiedene Ausſchweifungen, welche der Religion mehr Schaden, als Vortheil bringen.

Allein ich will dieſes, mit Dero Erlaubniß, umſtändlicher darthun, und die Sache ſelbſt ſoll meine Meynung rechtfertigen. Denn man brauchet nur eine mäßige Aufmerkſamkeit, dasjenige wahrzunehmen, wodurch ſich ein übertriebener Eifer ſelbſt an den Tag leget; und eben dieſes iſt es auch, was ihn ſchädlich und verwerflich machet. Das vornehmſte, wodurch dergleichen Leute den Ruhm einer beſondern Frömmigkeit, eines recht heldenmüthigen Glaubens zu erjagen gedenken, wird meiſtens auf dieſe Stücke ankommen: Man will keine genauere Prüfung der Lehre geſtatten: man ſuchet des Gegentheils Meynung oder Verhalten lächerlich und verhaßt zu machen; und erſetzet dabey den Mangel der Gründe durch Poltern und Läſtern: man brichet in tauſend gefährliche Seufzer und Drohungen aus: man entziehet dem Beſchuldigten diejenige Liebe, die man allen Menſchen ſchuldig iſt. Sind dieſes die Waffen des Geiſtes, deſſen man ſich rühmet? Gewiß, wenn man die Sache ohne Vorurtheile unterſuchen will: ſo wird gemeiniglich die Liebe zur Wahrheit hieran den wenigſten Theil haben, und das meiſte wird ſich von einem hitzigen, oder melancholiſchen Temperamente herſchreiben; oder wenn es hoch kömmt, ſo muß man ſolchen Eiferern das Zeugniß des Apoſtels geben, daß ſie um Gott eifern, aber mit Unverſtande. Ueberhaupt aber wird man ſehen, daß dadurch die Religion mehr beſchimpfet und gehindert, als verherrlicht und ausgebreitet werde.

Glauben Sie vielleicht, mein Herr, daß dieſes nur eigene Erfindungen ſind, und nennen Sie dergleichen Verfahren etwas unerhörtes: ſo kann ich Ihnen ein lebendiges Beyſpiel anführen, bey welchem ſich alle dieſe Eigenſchaften eines übertriebenen Eifers zugleich befinden. Sie kennen ja den Herrn **Ehrenhold**; und wo ich nicht irre, ſo waren Sie ſelbſt zugegen, als er uns ſeine Gedanken über ein Blatt eröffnete, in welchem der Erlangiſche Zeitungsſchreiber des bekannten D. Schuppens lächerliche Calenderprophezeyungen abgeſchrieben, und auf den letzten Kometen gedeutet hatte. Ich mag hier nicht unterſuchen, in wieferne dieſe Spötterey zu entſchuldigen ſey; ich bin itzo bloß bedacht, Ihnen das Urtheil unſers Ehrenholds wieder in das Gedächtniß zu bringen, damit Sie ſelber ſagen können: ob ich in meiner Beſchreibung etwas erdichtet habe. „Ja, „fing er eifrig an, da ſieht man, wie weit es die „hochgetriebene Vernunft mit ihren Spitzfindigkeiten „gebracht hat. Man will nichts mehr glauben, „wenn es nicht von allen Seiten mit Vernunftſchlüſſen verſchanzet iſt. Die Vernunft ſoll „alles ausmachen: der Glaube und das Wort Gottes gilt nichts mehr. Nur Vernunft! Vernunft! „ſchreyet die ganze Welt. Es ſind itzo lauter ſpitzige Köpfe, die können mit ihrer hohen Einſicht „bis an die Sterne klettern: da flattern ſie herum, „wie die Fledermäuſe. Sie wiſſen uns alles Haar „klein zu erzählen, was in der Luft und den Sternen „vorgeht, als wenn ſie ſelber droben geweſen wären. „Endlich werden ſie noch wohl entdecken, wie oft die „Haſen in den Planeten ramlen. O du dumme Vernunft! Was machſt du nicht für Narren in der „Welt! Vor Zeiten waren die Leute nicht ſo vernünftig, und es gieng doch alles gut: aber die jungen Geelſchnäbel wiſſen alles beſſer, und machen „doch lauter dumme Streiche. Ach! du lieber „Gott! ſo ſuchet man den Leuten vollends alles auszureden: alles ſoll natürlich zugehen; damit ſie ja „recht ſicher werden. Ach! in ſolchen Verfall ſind „unſere Zeiten durch die Vernunft gerathen! Aber „die naſenweiſen Vernünftler werden es ſchon einmal

„mal erfahren: ob ſie Gott an jenem Tage nach ihrer dummen Vernunſt richten werde. Es kann in „die Länge nicht währen, Gott muß einmal mit „ſeinen Gerichten einbrechen ꝛc.“ Das ſind nur die vornehmſten Stücke und ein kurzer Auszug deſſen, was mir in ſeiner weitläuftigen Klage bedenklich geſchienen, und ich kann die übrigen Ausbrüche des Eifers gar füglich mit Stillſchweigen übergehen. Nur dieſes muß ich noch melden. Herr **Hülfreich** lenkte ſo gleich die Rede auf die elenden Umſtände des Herrn **Wahrliebs**, und weil er wußte, daß Herr **Ehrenhold** zu deſſen Verbeſſerung viel beytragen könnte: ſo ſuchte er ſelbigem durch einigen Vorſpruch zu ſtatten zu kommen: allein ſeine gute Meynung fand gar ſchlechten Eingang. Ja, fuhr Herr **Ehrenhold** fort, das iſt auch der Rechten einer. „Hier kann man augenſcheinlich ſehen, wie Gott die „Weisheit dieſer Welt zur Thorheit mache. Er „will auch alles mit ſeiner Vernunſt ausrichten: „aber da hat er es nun. Nein, ſolche Leute verdienen kein Mitleiden; und ich bin derjenige nicht, „der jemanden durch Wohlthun in der Bosheit verſtärken ſollte“. Nun, mein Herr, was halten Sie vom dieſem Bezeugen? Sie haben das gedachte Blatt geleſen: Sie ſind in den Lehrſätzen der Religion nicht weniger, als in den natürlichen Wiſſenſchaften, geübet; und Herr **Wahrlieb** iſt Ihnen ſo bekannt, als Herr **Ehrenhold**. Sagen Sie mir alſo ſelbſten: mit was für einem Namen dergleichen Bezeugen zu belegen ſey? Sagen Sie mir ſelbſt: ob ich zu weit gehe, wenn ich es einen übertriebenen

Eiſer

Eifer nenne; oder ob ich in meiner Beſchreibung das geringſte erdichtet habe? Erlauben Sie demnach, daß ich eine jede von oben gedachten Eigenſchaften beſonders erwäge.

Die erſte war dieſe, daß man keine genaue Prüfung der Wahrheiten der Religion geſtatten will. Allein, wie ſoll man dieſes verſtehen? Einmal iſt gewiß, daß darauf unſer zeitliches und ewiges Wohl beruhet: ob die Religion, der wir zugethan ſind, die wahre ſey oder nicht? Eine ſo wichtige Sache erfordert ja wohl die größte Behutſamkeit, die ſchärſſte Prüfung, die ſorgfältigſte Ueberlegung. Soll man denn einen Vorſchlag, der uns entweder auf ewig glücklich, oder unglücklich machen kann, ſoll man den ſo blindlings auf ein Gerathewohl annehmen; oder iſt es nicht vielmehr die größte Billigkeit, ja eine unumgängliche Nothwendigkeit, ſelbigen von allen Seiten mit der größten Aufmerkſamkeit zu unterſuchen? **Ey**, ſpricht der Eifer, **hier ſteht Gottes Wort: was ſoll die Vernunft?** Ganz wohl, die Vernunft ſoll Gottes Wort nicht aufheben: allein, dieſes iſt ja ohne Zweifel vernünftig geſchrieben, und ich will nimmermehr hoffen, daß ſich der Eifer ſo weit vergehen, und die ewige Weisheit einer Unvernunft beſchuldigen werde: folglich erfordert es auch vernünftige Leſer. **Nein**, fährt der Eifer fort, **Gottes Geiſt erleuchtet auch den einfältigſten Leſer.** Auch dieſes leugne ich nicht: allein, thut er ſolches unmittelbar, oder durch Mittel und Wege, die der Natur menſchlicher Seelen gemäß ſind? Will man das erſtere behaupten; was brauchet man einer Ueberſetzung? Man gebe dem Unwiſſendſten den ebräiſchen oder griechiſchen Text; er muß eben ſo viele Erkenntniß daraus ſchöpfen, als aus der richtigſten und deutlichſten Ueberſetzung. Giebt man aber das andere zu: ſo iſt es ja klar, daß die Schrift vernünftige Leſer erfordere. Und welche Sprache der Welt kann ſich doch wohl rühmen, daß ſie lauter Worte von nothwendiger Bedeutung habe? So lange man aber dieſes von der ebräiſchen und griechiſchen Sprache nicht darthun kann; ſo lange muß man ſchlechterdings eingeſtehen: daß auch die klärſten Ausſprüche der Schrift ſo wohl richtigen, als falſchen Erklärungen unterworfen ſind. Soll ich denn aber in ſo wichtigen Dingen meinen Glauben auf dieſes oder jenes Lehrers Auslegungen gründen; oder iſt es nicht vielmehr meine Schuldigkeit, daß ich mich um den wahren Verſtand der Schrift, ſo viel möglich, ſelbſt bekümmere? Warum ermahnet uns doch der Apoſtel ſo nachdrücklich: ſeyd bereit zur Verantwortung jedermann, der Grund fordert ꝛc. wenn wir nicht die Gründe ſelbſt einſehen und verſtehen dürfen? Man lehret ja billig die zarte Kindheit in den Schulen, daß das andere Stück des Glaubens der Beyfall ſey, und daß der ſeligmachende Glaube einen göttlichen Beyfall erfordere. Was iſt denn aber ein göttlicher Beyfall? Vielleicht eine leichtſinnige Ueberredung, ein hartnäckiger Wahn, oder eine von Jugend auf angewohnte Neigung, die durch die Menge oder das Anſehen der Gleichgeſinnten unterſtützet werden? Nein, dieſer göttliche Beyfall wird nur alsdann entſtehen, wenn der Verſtand die lebendige Kraft empfindet, wodurch die Lehre ſelbſt von ihrer Göttlichkeit unwiderſprechlich zeuget. Dieſes zu bewerkſtelligen, ſind auch die prächtigſten Worte der größten Beredſamkeit, ohne Ordnung und Beweis, viel zu wenig. Man muß ſelbſt ſorgfältig forſchen: man muß ſelbſt aufmerkſam prüfen, bis man zur gewünſchten Gewißheit gelanget, oder man muß uns die Wahrheit, als Wahrheit, in ihrem Zuſammenhange deutlich vor Augen ſtellen. Und dieſes muß man alſo nothwendig zugeben, oder den ſogenannten blinden Köhlerglauben wieder einführen, der auf keinem göttlichen, ſondern bloß menſchlichem Beyfalle beruhet, und in dieſem Hauptſatze begriffen iſt: „Ich glaube, was mein „Vater, Großvater und unſer Pfarrherr glauben, „und zwar darum, weil ſie es glauben; ſie ſind ja „auch keine Narren: denken ſie alſo darauf ſelig zu „werden, ey! ſo werde ich ja nicht darum verlohren „gehen.

Ja, ſchreyet der Eifer, die Vernunft geht zu weit, wenn man ihr das geringſte zugeſteht: ſie will herrſchen, wo ſie als Magd dienen ſollte; und daher geräth ſie auf lauter Irrthümer. Allein, ich muß hier aufrichtig geſtehen, daß ich nicht weis, was man hiermit ſagen wolle. Ich will von dem Mägdedienſte der Vernunft nichts gedenken: denn es thut zur Sache nichts, man nenne ihren Gebrauch, wie man wolle. Aber dieſes wird doch wohl niemand leugnen können, daß alle und jede Irrthümer, an ſich, unvernünftig ſind, und auf das höchſte nur den Schein der Vernunft haben. Iſt das aber nicht recht wunderbar, daß uns die Vernunft zur Unvernunft verleiten ſolle? Wer kann das zuſammen reimen? Nein, der Irrthum hat ganz andere Quellen. Nachläßigkeit, Unwiſſenheit, eingebildete Weisheit und Uebereilung, dieſes ſind die Irrlichter, welche uns von dem rechten Wege ableiten: dieſe aber ſtimmen mit der Vernunft eben ſo wenig, als die Finſterniß mit dem Lichte. So viel gebe ich ganz gerne zu, daß ein Ungeübter dieſe alle für Vernunft halten, und alſo in Irrthümer gerathen könne; allein was folget hieraus? Nichts, als dieſes, daß man die größte Behutſamkeit gebrauchen müſſe; daß ein Unwiſſender zu ſolcher Prüfung ungeſchickt ſey; daß um deſto weniger Gefahr zu beſorgen ſtehe, je geübter die Vernunft, je ſchärfer die Prüfung iſt: denn um deſto heller wird uns die Wahrheit der Religion durch ihr eigenes Weſen, durch ihre eigene Kraft in die Augen leuchten, je genauer wir ſelbige nach allen Kennzeichen der Göttlichkeit unterſuchen.

Der Eifer wird ferner einwenden: **Die Vernunft ſey ſo Naſeweis, daß ſie nichts annehmen wolle, was ſie nicht begreifen könne: und dieſes wären eben die Höhen, die ſich wider das Erkenntniß erhöben.** Allein thut ſie das: ſo iſt es keine Vernunft. Dieſes muß ihr zwar wohl ein jeder billiger Richter zulaſſen, daß ſie nichts offenbar widerſprechendes annehmen könne: allein von allen und jeden Dingen ohne Unterſchied die erſten Gründe der Möglichkeit begreifen, und widrigenfalls nichts für wirklich halten wollen;

dieſes nennet die geſunde Vernunft, auch in natürlichen Wiſſenſchaften eine tolle Verwegenheit, geſchweige denn, daß ſie dergleichen in ſo hohen Dingen begehren ſollte. Nein, ſie iſt zufrieden, wenn ſie keinen wahrhaftigen Widerſpruch in der Sache findet, und verläßt ſich, in Abſicht auf deren Möglichkeit, auf das göttliche Zeugniß. Und alſo wird ſie auch den Geheimniſſen durch ihre Prüfung niemals den geringſten Eintrag thun.

Aber gleichwohl, fährt der Eifer fort, iſt es eine offenbare Geringſchätzung des göttlichen Worts, wenn man ſelbiges ungeſcheut beurtheilet: ſollte ſich wohl ein Unterthan erkühnen, die Befehle ſeines Landesherrn nach ſeiner Einſicht zu prüfen? Dieſer Einwurf hat Grund, wo die Unterſuchung aus unrichtigen Abſichten und ohne gebührende Behutſamkeit geſchiehet. Außerdem aber möchte ich wohl fragen: ob es nicht in dem Falle erlaubt, ja unumgänglich nöthig wäre, auch die obrigkeitlichen Befehle nach aller Schärfe zu prüfen, wenn ſich im Lande verſchiedene Rebellen und Betrüger finden, die gleichfalls ihre Verordnungen für vorgegebene Befehle unter des rechten Landesherrn Namen ausſtreuen? Wird man alsdenn die Majeſtät verachten; oder iſt es nicht vielmehr ein unſtreitiges Zeugniß der unverbrüchlichen Treue gegen den Oberherrn, wenn man nichts eher für deſſen Befehle erkennen will, als bis man gnugſam überzeuget iſt, daß es unfehlbar von ihm herkomme?

Ey was? ſpricht endlich der Eifer, bey der Prüfung ſoll aber doch nicht deine naſeweiſe Vernunft der Richter ſeyn! So deutſch dieſes geredet iſt, ſo unverſtändlich iſt es gleichwohl. Beyde Wörter, Richter und Vernunft ſind in dieſer Rede verſchiedener Bedeutung fähig. Verſteht man unter dieſem Richter eine Perſon, welche die Sache nach eigenem Gutdünken, durch einen unwiderruflichen Machtſpruch, entſcheidet: ſo hat man wohl, bey dem Worte Vernunft, ſein Abſehen auf das Vermögen, den Zuſammenhang der Dinge einzuſehen. Und in dieſem Falle wird wohl niemand ſo verwegen ſeyn, daß er ſeiner Vernunft ein ſolches richterliches Amt in göttlichen Wahrheiten, anvertrauen ſollte, welches ſie nicht einmal in natürlichen Wiſſenſchaften ſicher verwalten kann. Gewiß, ein ſolches Richten würde in der Hauptſache mit der Schwärmerey eine große Aehnlichkeit haben, und man könnte es füglich einen philoſophiſchen Enthuſiasmus, deſſen Verehrer aber philoſophiſche Enthuſiaſten nennen: denn in der That würde meiſtentheils die Einbildungskraft den Namen und das Amt der Vernunft führen. Verſtehet man aber unter der Vernunft die gewiſſen nothwendigen Grundwahrheiten, die kein Menſch bey geſundem Verſtande in Zweifel zieht: ſo wird das Vermögen in uns bey der Prüfung ein bloßes Werkzeug ſeyn. Und wer im Stande iſt, die Sache unparteyiſch zu überlegen, der wird zugeſtehen müſſen, daß keine richtige Prüfung, man nenne ſie auch, wie man wolle, jemals auf eine andere Art geſchehen könne, als daß man die ſtreitigen Sätze gegen unſtreitige Wahrheiten hält, und ſorgfältig überleget, ob beyde übereinſtimmen. Gewiß, wenn ich alſo verfahre: ſo kann man mich nimmermehr mit Recht beſchuldigen, daß ich die Vernunſt zum Grunde der Erkenntniß, oder zum Richter göttlicher Wahrheiten mache.

Damit man mich deſto beſſer verſtehe, ſo erlauben Sie mir, daß ich die Sache durch ein Beyſpiel erläutere. Ich will nämlich dieſen Satz prüfen: **die Lehren der Bibel ſind göttliche Offenbarungen.** Wie kann ich nun wohl anders verfahren, als daß ich die Kennzeichen der Göttlichkeit einer Offenbarung vorher aus ſolchen Gründen feſt ſtelle, die mir niemand leugnen kann, der einen Gott glaubet. Ein ſolches Kennzeichen iſt vor andern die lebendige Kraft, den Verſtand auf eine ausnehmende Art zu unterrichten, und den Willen zu lenken. Wenn ich alſo dieſes annehme, wie es denn unverwerflich iſt: ſo wird der erſte Satz, den ich nothwendig als eine allgemeine Wahrheit der Vernunft voraus ſetzen muß, dieſer ſeyn: **was eine ſolche Kraft hat, das iſt eine göttliche Offenbarung.** Nunmehro muß die eigene Erfahrung den andern Satz gewähren: **die Lehren der Bibel haben eine ſolche Kraft.** Allein, woher erhalte ich dieſe Erfahrung? Kann mich dieſes die Vernunft lehren? Keinesweges: die Bibel ſelbſt, und nichts anders iſt die Quelle, aus welcher ich dieſe Erfahrung durch aufmerkſames Leſen leite; und alſo iſt auch ſie allein der Grund der Erkenntniß; denn ich kann dieſen andern Satz nicht eher behaupten, als bis ich ſie ſelbſt geleſen, und dieſe Kraft empfunden habe. Aus dieſen beyden folget nun der dritte Satz ganz ungezwungen: die Lehren der Bibel ſind göttliche Offenbarungen. Dieſer iſt der richterliche Ausſpruch: und weil er bloß um des andern Satzes Willen wahr iſt, dieſer aber das eigene Zeugniß der Bibel war: ſo iſt er auch ganz nothwendig ein göttlicher Ausſpruch: folglich iſt Gott ſelbſt der Richter. Und was hat denn nun meine Vernunft hierbey übels gethan? Giebt ſie wohl etwas mehr, als ein bloßes Werkzeug ab, deſſen man ſich bey der Unterſuchung bedienet? Hätte ich aber wohl jemals, in Ermangelung einer unmittelbaren Offenbarung, ohne deren Gebrauch zur Ueberzeugung von der Göttlichkeit der heil. Schrift gelangen können? Und worinnen beſteht doch immer die große Ketzerey deſſen, der die Bibel nicht eher für göttlich erkennen will, als bis er auf dieſem Wege, nämlich durch die Empfindung ihrer Kraft, zur Ueberzeugung gelanget iſt? Leugnet, oder verachtet denn derjenige, z. E. den römiſchen Kaiſer, der einen ankommenden Miniſter nicht eher für den kaiſerlichen Geſandten erkennen will, als bis derſelbe ſein Creditiv aufgewieſen hat? Alſo ſieht demnach eine vernünftige Prüfung der Religion auch überhaupt aus; denn eben auf dieſe Weiſe, wie ich zur Ueberzeugung von einem Satze gelange, ſo wird ſich auch die Wahrheit des andern an den Tag legen. Und dieſe Arbeit wird deſto leichter und gewiſſer, je ordentlicher man darinnen verfährt: denn eine Wahrheit biethet der andern die Hand, und die erſtere giebt durchgehends den Beweis der folgenden, daß folglich die Ueberzeugung und der darauf gegründete Beyfall durchgehends göttlich, und nicht bloß natürlich iſt. Wer demnach eine ſolche Prüfung ſchlechterdings verwerfen will, der verlanget in der That nichts anders, als daß ich meinen Glauben menſchlichen Machtſprüchen ganz blindlings unterwerfen ſolle. Kann aber wohl etwas grauſamer u. unverantwortlicher ſeyn, als ein ſolcher offenbarer Gewiſſenszwang? Gewiß, wer dieſes verlanget, der greift Gott in ſeine Gerechtſame; der verkehret die Ordnung des Heils; der machet die Religion ſelbſt verdächtig; der öffnet ſelbſt dem Unglauben Thür und Thor. Denn iſt die Religion wahr; (wie ich denn unſtreitig davon überzeugt bin,) warum verſtecket, und verbirgt man ſie ſo ſorgfältig? Warum will man keine genaue Prüfung derſelben geſtatten? Recht muß doch Recht bleiben, und die Wahrheit kann durch die ſchärfſte Prüfung in Ewigkeit nicht zur Lügen werden. Sie darf alſo auch keine Prüfung ſcheuen, ſondern kann den ſtrengſten Richtern unerſchrocken unter die Augen treten. Nur die Lügen bedarf der Decke und Schminke; nur ſie muß ſich vor genauer Prüfung hüten, damit ihre Blöße nicht entdeckt werde.

Was meynen Sie alſo, mein Herr, iſt es nicht offenbar, daß dieſes Stück des Eifers der Religion weit mehr Schaden, als Nutzen, bringe? Man hat entweder mit einfältigen, oder mit aufgeweckten und ſpitzfindigen Köpfen zu thun. Im erſten Falle iſt wohl nichts natürlicher, als daß die Unwiſſenheit und Einfalt von dem Anſehen und der Furcht übertäubet wird, und dahin verfällt, daß ſie auch die ungereimteſten Dinge mit heiliger Ehrfurcht annimmt; daferne ſie nur unter dem ehrwürdigen Namen der Religion angeprieſen, oder mit ſcheinbaren Ceremonien verbrämet werden. Was kann aber daher anders entſtehen, als daß der Aberglaube auf den Thron gehoben, und das Chriſtenthum in eine unſelige Schwärmerey und leeres Heuchelweſen verkehret wird? Wer ſich nur ein wenig in den Kirchengeſchichten umſehen will, der wird alsbald finden, daß dieſes zu allen Zeiten der Weg geweſen ſey, durch welchen ſich unzählige Verderbniſſe, Misbräuche und kräftige Jrrthümer in die Kirche Gottes eingeſchlichen haben: daß dieſes zu allen Zeiten der mächtigſte Handgriff geweſen ſey, wodurch ungeiſtliche Pfaffen ihren unbändigen Hochmuth, Geiz und ihre Herrſchſucht befeſtiget haben.

Jm andern Falle, wenn man nämlich mit aufgeweckten und ſpitzfindigen Köpfen zu thun hat: ſo iſt zur Gnüge bekannt, daß ſelbige ſchon für ſich ſelbſt eine Neigung zum Unglauben haben. Jch rede hier von ſolchen, die von der Natur einen fähigen Verſtand bekommen, aber aus einer flatterhaften Nachläßigkeit ſelbigen entweder nicht gnugſam geübet, oder doch nur auf nichtige Nebendinge gewendet haben: und ich wollte wohl wünſchen, daß meine Muthmaßung ungegründet ſeyn möchte, wenn ich glaube, daß dieſe Art von Leuten in unſern Tagen ſehr zahlreich ſey. Dieſe werden gleich bey dem erſten Anblicke der Religion, welche ſich ohnedem mit ihren herrſchenden Neigungen nicht vertragen will, durch dergleichen Verfahren aufſätzig gemacht. Sie glauben, (und vielleicht nicht allemal ohne Grund,) daß der Eiferer durch dieſen Handgriff vornehmlich ſeine Unwiſſenheit verbergen, oder ſeine ungeiſtlichen Abſichten unterſtützen wolle. Und was iſt alsdenn gewiſſer zu beſorgen, als daß ſie ſich folgends gar bereden; es ſey mit der Religion ein bloßes Blendwerk, deſſen ſich der Eigennutz und die Herrſchaft zu ihrem Vortheile bedienen? Wenigſtens ſcheint mir dieſes ſehr natürlich und billig zu ſeyn, daß ſich niemand, der nur ein wenig Verſtand hat, gerne mit verbundenen Augen an einen unbekannten Ort führen läßt, wenn man ihm auch noch ſo viel Vortheilhaftes verſaget.

Dieſes iſt alſo, mein Herr, meine unvorgreifliche Meynung von der erſten Eigenſchaft eines übertriebenen Eifers, und ich überlaſſe es Dero eigenem Urtheile, wie viel Gutes ſich die Religion davon zu verſprechen habe.

* *

An W∗∗∗nen.

Im May.

Izt wärmt der Lenz die flockenfreye Luft;
Der Himmel kann im Bach ſich wieder ſpiegeln;
Den Schäfer labt der jungen Blumen Duft;
Sein Wollenvieh hüpft auf begraſten Hügeln.
Der Wolken Naß geronne jüngſt zu Schnee;
Izt blitzet es, trotz Demant, auf dem Klee.

Es ſteigt des Halms gekröntes Haupt herfür,
Und Zefir ſchwebt auf den ſchmaragdnen Wellen;
Die Wieſe prangt mit Purpur und Saphir,
Ihr Kleid bebrämt das Silber reiner Quellen;
Die Liebe ſucht der Wälder grüne Nacht,
Der Kummer flieht, die todte Welt erwacht.

Dort ſchläft der Hirt beym nahen Waſſerfall,
Vom ſanften Arm der Schäferinn umſchlungen,
Die Lerche ſtimmt zur holden Nachtigall,
Die dieſes Paar liebreizend eingeſungen.
Ach fühlt ich doch, bey allgemeiner Luſt,
Der Freude Reiz nur auch in dieſer Bruſt.

Nein, nein, ſie flieht, und iſt mir längſt entflohn;
Kein Lenz vermag mein ewig Leid zu mindern.
Ich bin der Quaal, ich bin des Unglücks Sohn;
Der Tod allein kann meinen Kummer lindern;
Denn Doris bleibt, o Schmerz! von mir entfernt,
Von der ich noch die Luſt zur Welt gelernt.

Als jüngſt mein Blut aus tiefen Wunden drang,
Was hemmteſt du den Strohm der Lebensfluthen?
Verhängniß! da ich nicht ums Leben rang:
Mußt ich, o Pein! mich nicht zu Tode bluten;
Damit ich mich, von ſchmeichelhaftem Wahn
Und Lieb entfleiſcht, zu Tode weinen kann.

Entwichnes Glück, das ſelten Weiſe ſchätzt,
Ich ſuchte dich; du bliebeſt mir entzogen.
Die Liebe hat mir Flügel angeſetzt,
Umſonſt, du biſt doch nicht von mir erflogen.
Nein! Doris ſoll die meine nimmer ſeyn,
Du, Wankelmuth, dieß macht dein Zorn allein.

O! zeigte doch des großen Friedrichs Chor
Den Heldenarm der Feinde ſtarkem Haufen:
Ich ſchwänge mich alsdann vielleicht empor,
Ich wollte ſie mit meinem Blut erkaufen.
Wie würd es nicht vor Ruhm und Liebe glühn,
Und dieſe Fauſt dem Tod entgegen ziehn!

Umſonſt, das Glück iſt wider mich empört,
Mir iſt noch nie, was ich gewünſcht, gelungen.
Sie hält mich wohl nicht mehr der Treue werth;
Vielleicht hat mich ein andrer ausgedrungen;
Ein andrer, der mit langen Titeln prahlt,
Und deſſen Leib von Gold und Demant ſtralt.

Ihr Träume! wo ſie Eid und Treue bricht:
So zeiget ihr, bey tauſend Schreckenbildern,
Mein thränend Aug, mein blaſſes Angeſicht;
Die Furie müßt ihr zur Seite ſchildern.
Gewiſſen, auf! erheb dein Schlangenhaupt,
Nag' ihre Bruſt, die mir das Leben raubt!

Zwar, Doris, du verdienſt ein größer Glück;
Ich bin zu ſchlecht, die Tugend zu belohnen.
Man ſieht an dir der Schöpfung Meiſterſtück;
Dein edler Geiſt beglänzte Königskronen:
Und tauſend, die der Würde Hoheit ziert,
Erhöben dich, von deinem Reiz gerührt.

Doch dieſes Volk, das Ehr und Purpur ſchmückt,
Iſt oftmals leer an Geiſt und wahrer Liebe;
Ich habe nichts, das Aug und Sinn entzückt,
Jedoch ein Herz voll edelmüthger Triebe;
Ein Herz, das nie der Unbeſtand verletzt,
Ein Herz, das dich mehr als den Erdkreis ſchätzt.

Verhängniß ſprich, ich ſoll ein Cäſar ſeyn,
Ja ohne ſie auf tauſend Welten tronen:
Der Niedern Stolz mag dieſes Glück erfreun.
Ich will vergnügt mit ihr in Hütten wohnen;
Die Liebe macht den Schaub der Hütten reich,
Den Moſt zu Wein und harte Fluren weich.

O goldne Zeit! da noch des Geldes Wuſt
Verachtet ward, was flohſt du von der Erden?
Ich ruhete gewiß an Doris Bruſt.
Könnteſt du durch Flehn zurückgerufen werden.
Ach! komm zurück, doch gönne mir dabey,
Daß neben mir mein Gleim ein Schäfer ſey.

Du hörſt mich nicht, Verhängniß! ja ich ſoll,
Ich ſoll ein Ball des falſchen Glückes bleiben.
So höre du, o Tod, nimm deinen Zoll!
Soll nur dein Pfeil die Glücklichen entleiben?
Hier iſt die Bruſt, eröffne mir das Herz,
Ich halte Stand, ich fürchte keinen Schmerz.

Ja, dort, wo man dich durch die Luft einhaucht,
In Gräbern und in ſchreckenvollen Gründen,
Dort, wo der Feind das Schwerdt in Feinde taucht,
Da will ich dich, im Fall du ſäumeſt, finden.
Doch ſoll auch da mein Wunſch vergebens ſeyn:
So ſtürze ſchnell der Bau des Himmels ein.

E. C. v. K.

* * *

* *

Der unglückliche Sturm.

Drittes Buch.

Es liegt nicht weit von dem Markte ein geraumer Platz, auf welchen die Juden, ein Volk, das vom Betruge und Wucher lebet, ſeinen Tempel erbauet hat. Hier langten endlich auch die feuchten Helden an, und hier war es, wo Baſta einer Erſcheinung gewürdiget wurde. O daß doch dieſe Erſcheinung nicht ſo wunderbar, und dein Schutzgeiſt, o Peter, nicht ſo ſeltſam geſtaltet geweſen wäre! Doch wer darf ſichs unterſtehen, die Wahrheit, der Wahrſcheinlichkeit wegen, zu verletzen? Ich muß demnach dieſe luſtige Geſtalt ſchildern, wie ſie erſchienen und geſehen worden. Ein dicker und ſtinkender Nebel breitete ſich im Augenblicke auf dieſem Platze aus, und entriß den Augen der Schwärmer das Licht der Sterne. Ein reiſſender Wirbel trieb dieſe zerſtreueten Dünſte plötzlich in die Runde, und aus dieſer kräuſelnden Bewegung entſtund eine Figur, die mit keinem geſchaffnen Dinge, wenn man ſie ganz betrachtet, verglichen werden kann. Es mag aber dieſe Geſtalt ſo wunderbar ausſehen, als ſie immer will: ſo wird es doch meiner Muſe gelingen, dieſelbe zu beſchreiben. Der Kopf dieſes Schutzgeiſtes ſah aus wie das bekannte Geſichte, welches ein Schwers auf die mit nicotiſchen Kräutern erfüllten Briefe hat ſtechen laſſen. Die weit eröffneten Augen funkelten nicht anders, als die annoch glühenden Ueberreſte einer ausgeklopften Tobackspfeiſe. Der Leib hatte die Geſtalt einer Tonne; die beyden Arme glichen zween Knaſterſtangen, und anſtatt der Finger, erblickte man in jeder Hand ein Bündel Fidibus. Die Füße allein waren von verſchiedener Bildung und nicht einförmig geſtaltet. Der eine war einer Tobackspfeiſe ähnlich, und den zweyten hielt man für ein großes Talglicht. O wie zitterten die Helden, da ſie dieſes ſahen! und o! wie gewaltig bebten nicht die Lenden dieſer muthig ſcheinenden Streiter! Peter wäre beynahe entlaufen, und Recept, ſein getreuer Gefährte, würde ihn nicht verlaſſen haben. Allein der barmherzige Schutzgeiſt, dem die Furcht dieſer Schaar, und ſonderlich ſeines Sohnes, nahe ging, verhinderte die Flucht mit folgender Anrede:

Ich bin dein Schutzgeiſt, o Baſta! fürchte dich nicht! ich bin dir gewogen. Alles, was dir ſeit deinem 14 Jahre glückliches begegnet iſt, rühret von meiner ſorgfältigen und unermüdeten Aufſicht her, die ich über dich geführet habe. Ich war es, der dir zuerſt eine heftige Begierde nach dem Biere und Toback einflößte. Ich war es, der dir vor einiger Zeit den in dem Knaſter verborgenen Nagel entdeckte, da du ſonſt dein geſchliffnes Meſſer erbärmlich würdeſt verderbet haben. Ich öffnete dir auch noch vor kurzem die Augen, und zeigte dir die gefährliche Spinne, die in deinem Bierglaſe erſoffen war. Unzähligemal habe ich dir Hülfe und Beyſtand geleiſtet, und dich, obwohl ohne dein Wiſſen, aus mancherley Gefährlichkeiten errettet. Sollte ich dich nun heute wohl verlaſſen? Heute, da du ein ſo ſchweres Unternehmen auszuführen gedenkeſt? Nein, mein Peter! ich will dich anfeuren, ſtärken, beſchützen; und wo es möglich iſt, den Sieg befördern. Wundere dich nicht, daß ich bey dieſem letzten Verſprechen zweifelhaft bin; denn einem Schutzgeiſte, von meiner Art, iſts nicht erlaubt, gar zu weit in das Zukünftige voraus zu ſehen. Ich werde dich zwar in keiner Gefahr verlaſſen, ſondern mein äußerſtes zu deiner Errettung wagen. Allein, ſollte es dennoch unglücklich ablaufen: ſo iſt, tapfrer Peter, ein blindes Schickſal die Urſache deiner Niederlage. Jedoch eine innere Zufriedenheit, und deine geprüfte Herzhaftigkeit läßt mich hoffen, daß dein itziges Unternehmen dir die Palmen in die Hände geben werde. Wozu nützte doch der ungezählte Haufe deiner Begleiter? wozu nützte doch die im Anzuge begriffene Hülfe der unerſchrockenen Einwohner des Thals, wenn ſie deine Siege nicht unterſtützen wollen? Dieſer Anblick richtet mich wieder auf, und beynahe werde ich durch die Menge deiner Mitſtreiter bewogen, dir den Sieg zu verſprechen. Ja, du wirſt ſiegen, du wirſt ſiegen, ſage ich, mein Baſſa. Gehe nur, eile, ſchlage, ſiege! denn ſolchen vereinbarten Helden kann der Sieg nicht entgehen.

Hier beſchloß der Schutzgeiſt ſeine Rede, und Peter, der von der innigſten Freude gerühret war, wollte ſeinen Beſchützer umarmen. Allein, ſo wie auf ſumpfigten Wieſen ein leuchtender Irrwiſch fliehet, wenn die beherzte Fauſt eines Wanderers ihn erhaſchen will: ſo und nicht anders entwich dieſe Erſcheinung. Ja, ſie entwich und verſchwand; und erfüllte den ganzen Platz mit einem Geruche, dergleichen ſonſt von einer Menge ausgedämpfter Bierdünſte und dem Rauche ſchwicentiſcher Kräuter zu entſtehen pfleget.

Nun bin ich noch einmal ſo muthig, ihr Brüder, ſprach Baſta, nachdem ich meinen Schutzgeiſt geſehen habe. Der Sieg, ſprach er, ſoll euer ſeyn, wenn ihr als vereinigte Helden ſtreiten werdet, und o was für Triumphe warten demnach nicht auf uns, da das Band unſerer Vereinigung unzertrennlich feſt geknüpfet iſt. Auf demnach! laſſet uns gehen, eilen, ſchlagen, ſiegen! und es ſterbe, wer unſere Schaar verlaſſen wird!

Ja! er müſſe umkommen! verſetzte Recept. Jedoch es iſt beynahe ſchändlich, dergleichen Gedanken aufſteigen zu laſſen, da unter dem ganzen Haufen niemand anzutreffen iſt, der dergleichen Argwohn erwecken könnte. Der Streich wird gewiß nach Wunſche ablaufen, und dieſe Nacht wird eine der rühmlichſten für uns ſeyn, und dereinſt unter die blutigſten für die Wache gezählt werden.

Auf dieſe Art ermunterten ſich die feigen Helden untereinander, und eilten auf den vor einiger Zeit verlaſſenen, und zum Morden und Blutvergießen beſtimmten Platz. Allein das Innerſte ihres Herzens war ganz anders beſchaffen, doch die Hülfe, die ſie erwarteten, und die Baſta in ſeinem Gedanken ſchon an die Spitze ſeines Heers ſtellete, richtete ſie in ihrem Kummer, den ſie ſorgfältig zu verbergen ſuchten, wieder in etwas auf.

Wir müſſen eilen, ſprach Baſta, denn vielleicht wartet ſchon unſere Hülfe auf uns. O! wie ſehr werden es uns die Nachkommen verdenken, daß die Freyheit ſolche Stützen an uns gefunden hat. Mein Blut will ich mit Vergnügen zum Beſten der folgenden Zeiten verſprützen, und gänzlich, wenn es nöthig iſt, vergießen.

O! heldenmüthiger Peter, verſetzte Recept, wenn wir doch auf die Einwohner des Thals nicht hätten warten dörfen! das Blut der Feinde klebte bereits an dieſer Klinge und flöſſe ſchon haufenweiſe über die Steine. Jedoch, wer bin ich, tapfrer und weiſer Peter? wer bin ich, daß ich mich unterſtehe, deine Anſtalten zu tadeln? Verzeihe mir dieſes Verſehen, großmüthiger Anführer! das aus einem gar zu großen Eiſer für deine Ehre hergefloſſen iſt.

Baſta lächelte, und Recept war froh. So wie die Einwohner einer belagerten Stadt, die durch die Bomben zerſchmettert, und durch den Hunger entkräftet worden, ſich über den unvermutheten Anblick eines gehofften Entſatzes freuen: eben ſo frohlockten auch die ſchwärmenden Schaaren, da die erwartete Verſtärkung ſich ihnen näherte. Dieſes Volk war ſowohl durch ſein Bündniß, als auch durch die Vorſtellung des Abgeordneten bewogen worden, die ſchmauchenden Strohhütten zu verlaſſen, und ihren bedrängten Freunden beyzuſtehen. Kein Schwerdt bewaffnete ihre Fauſt, noch irgend eine andere Art von Waffen; ſondern die übergebliebenen Reſte ausgebrannter Steinkohlen, waren ihnen mehr, als alle Rüſtungen. So wie ehemal die Einwohner der baleariſchen Inſeln, alle damals bekannte Einwohner der Welt, in der Kunſt zu ſchleudern übertrafen: alſo gleichet auch in dem itzigen Weltalter kein Volk dieſen behenden Salzbereitern in der Kunſt, mit dieſen zackigten Schlacken die empfindlichſten Theile des Körpers zu treffen und zu verletzen. Ein leichter Strohhut bedeckte ihren beſchornen Kopf, und eine geringe luſtige Kleidung umgab ihre Leiber. Kaum waren ſie angekommen, als **Froſch**, ihr Anführer, ſich alſo vernehmen ließ.

Ihr Herren! auf euren Befehl ſind wir hier erſchienen. Glaubet, daß wir euch auf alle Weiſe beyſtehen werden. Von unſern Verdienſten machen wir nach unſerer Art wenig Worte: allein das Andenken an unſere vorigen Thaten wird euch vollkommen überführen, daß es nützlich ſey, ſich mit uns zu verbinden. Der unverſöhnliche Haß gegen die Schaarwache treibt uns an, alle Gelegenheit, derſelben zu ſchaden, aufzuſuchen. Das Blut klebet ja noch an den Gefäſſen, mit welchen wir vor kurzem einigen die Zähne ausgeworfen haben; andere dergleichen Scharmützel voritzo zu geſchweigen. Ich habe euch, meine Herren, nur noch ein Wort von unſerm itzigen Vorhaben zu ſagen. Es iſt nicht das erſtemal, daß wir bey dieſer Kurzweil erſcheinen; es iſt aber auch gar oft geſchehen, daß man uns in dem hitzigſten Treffen verlaſſen hat. Ich ſage dieſes nicht darum, als wenn ich heute ein gleiches vermuthe; nein, euer Zorn iſt gar zu heftig: ſondern es geſchiehet nur bloß zu dem Ende, einem jeden ſeine Pflicht in friſches Andenken zu bringen. Derohalben

ben hoffe ich zuverſichtlich, daß wir dieſen Abend zugleich ſchlagen, und zugleich auch ſiegen werden. Noch eins: für dießmal werden wir uns hinter euch ſtellen; denn unſere Hülfe beſteht, wie ihr ſehet, im Werfen und Schleudern, welches wir aber beſſer von Ferne, als in der Nähe verrichten können. Gehet demnach voran, und laſſet uns ſogleich den Anfang machen, unſern Feinden die Hälſe zu zerbrechen.

Dieſe letzten Worte, die der verſchmitzte Thalbruder ſo freymüthig heraus ſagte, erweckten eine allgemeine Stille unter den Schwärmern. Sie erkannten die Rechtmäßigkeit dieſer Forderung: allein die Gefahr, die mit der Erfüllung verbunden war, machte ſie vollends verzagt und kleinmüthig. Nichts hatten ſie ſich gewiſſer vorgeſtellet, als dieſe Verſtärkung an die Spitze ihres Haufens zu ſtellen, um bey zunehmender Gefahr unvermerkt davon zu laufen. Recept ſage, wie iſt dir zu Muthe? Warum verbirgeſt du dich unter dem dickſten Haufen? Warum verläſſeſt du den von Baſta mitten in der großen Verwirrung? Lauf! und verbirg dich! deine Verwirrung kann man dir dennoch anſehen. Furcht, Scham, Zorn und Verzweiſelung wütheten indeſſen in dem Herzen des Peters, und dieſe gewaltſamen Leidenſchaften hatten ihn beynahe zu ſeinem großen Verhaben untüchtig gemachet. Woher kam es doch, o Muſe! daß dieſer muthige Held ſo plötzlich verändert wurde? Vor kurzem war er ja noch der Anrather und Urheber dieſes Sturms? O! daß doch die betäubenden Bierdünſte nicht ſo bald verrauchet wären! O! daß doch der muthmachende Rauſch wenigſtens noch eine Stunde ſein Gehirn benebelt hätte! Baſta war beynahe wiederum nüchtern geworden, und dieß, nebſt der fehlgeſchlagenen Hoffnung, die er auf die Hallorum geſetzet, war der Grund dieſer unbegreiflichen Veränderung. Doch endlich ſiegte die Scham über alle andere Leidenſchaften, und man hörte ihn alſo reden:

Es war eine Wirkung der heftigſten Freude, wertheſte Thalbrüder, daß ich ſo lange geſchwiegen habe. Euer Anſchlag iſt gut, ich billige ihn. Ihr ſollet auch eure Dienſte uns nicht vergeblich leiſten; nein, nach erlangtem Siege, ſollet ihr die Früchte deſſelben überflüßig genießen.

Darauf giengen ſie fort, und erreichten den Markt. Hier entblößte Baſta ſeinen Degen und ſprach:

Getreuer Schutzgeiſt, ſtärke meine Fauſt, und führe ſelbſt dieſen Degen! breite unter den Feinden Furcht und Schrecken aus; und uns verleihe Muth und unverzagte Herzen!

Alſo ſprach er, und hieb dreymal durch die Luft, welche davon ächzete. Darauf gieng er mit großen Schritten rings um den Haufen, und ſtellte ſie in Ordnung.

Höre hier auf, o Muſe, und erhole dich wieder! auf daß du mir die Schlacht, die gefährliche Schlacht, die ſo viel Anſtalten erfordert, deſto lebhafter zeigen könneſt.

* * *

Der unglückliche Sturm.

Viertes Buch.

Kaum hat der Kriegesgott, wenn er in Thracien den Tod, die Furcht, und das Schrecken ehemals zu ſich gerufen, gräßlicher gebrüllet, als Peter, da er die Wache herausforderte.

Ihr Feinde unſerer Freyheit und unſeres Vergnügens, ſchrie er, kommet heraus! kommet und empfanget den Lohn eurer ſchändlichen Thaten, und ſterbet tief! Bey dieſem Worte ſchrie der ganze Hauſe mit, und es war nicht anders anzuhören, als wenn ein ſtarker Donnerſchlag durch die Wolken rollet, und ſich endlich in einem dumpfigten Murmeln allmählich verlieret. Eine unzählige Menge von Steinen flogen, nach dieſer geſchehenen Aufforderung, in die Fenſter des Aufenthalts der Wache, und das Pflaſter blitzte und ſpie Feuer und Flammen vor den hitzigen Klingen; ja das Krachen zerplatzender Granaten vermehrte annoch dieſes Lärmen, und machte die Aufforderung greulich und fürchterlich. Wenn in einem tobenden Ungewitter, das der heftigſte Sturmwind kaum bewegen und fortſchieben kann, der fallende Hagel mit raſſelndem Getöſe unter Donner und Blitz, auf die Dächer herabſtürzet: ſo iſt das Geräuſche, welches dieſe fürchterliche Unordung des Himmels erreget, ein Bild dieſes Lärms. Die öden Wohnungen der Wache ertöneten von dieſem

ſem Geräuſche, und die zerſchmetterten Glasſcheiben ſaußeten Stückweiſe um ihre Ohren. Muth und Grimm, der bisher in ihrem Herzen von geringer Stärke geweſen war, vermehrte ſich in ihnen dergeſtalt, daß ihnen der Gebrauch der Rede benommen ward. So wie ein kleiner Feuerfunke, der unter einem Aſchenhaufen verborgen liegt, in ſtarke Flammen ausbricht, in Flammen, die alles, was ſie ergreifen, anzünden und verheeren, wenn ein heftiger Wind die geringe Gluth anfachet: alſo wuchs auch der Zorn in dem Herzen der Schaarwache. Sie eilten ſchnaubend und ſtillſchweigend nach der Pforte, und die Bretter ſunken unter ihren Füßen vor der Laſt der Waffen. **Anbacker** eröffnete die verſchloſſene Thüre und ſprengte ſie mit ſolcher Heftigkeit auf, daß die Pfoſten erſchüttert wurden. O Muſe! hilf mir das blaſſe Schrecken beſchreiben, welches ſich unter dem verzagten Heere des von Baſta ausbreitete! ſinge von der zitternden Furcht, welche die Herausforderer überfiel, da die Wache in ihrer vollen Rüſtung ſich vor ihnen zeigte! Wie ein unbewaffneter Schäfer eiligſt die Flucht ergreift, wenn ein ausgehungerter Löwe, den das heiſſe Numidien gezeuget hat, ſich unter die ſchwachen Heerden miſchet, ſie zerreiſſet und die zerſtückten Lämmer röchelnd verſchlingt: eben ſo ſuchte ſich auch das erblaßte Heer der Schwärmer zu entfernen. Allein für dieſesmal brachte das unabläßige Zurufen der muthigen Einwohner des Thals die fliehenden Schaaren wiederum zum ſtehen. Aber der großſprecheriſche **Recept**, der vor wenig Stunden der ganzen Wache Hohn geſprochen, war dem ungeachtet entkommen und ſeine ſchändliche Flucht wäre verborgen geblieben, wenn der verrätheriſche Schein der Nachtlampen ſeinen Weg nicht entdeckt hätte. Ein kahlköpfiger Bruder ſah es und erzürnete ſich heimlich, und verfolgte die Fußſtapfen des Flüchtigen. Ein furchtſamer Haſe, den ein Jagdhund in vollem Sprunge nachſetzet, kann nicht ſo hurtig davon eilen, um ſich vor ſeinem Verfolger zu verbergen; als Recept, da er merkte, daß ihn jemand nachjagte. Er eilte nach dem Thale, einem Orte, den noch nie die Gegenwart eines Häſchers verunreiniget hat. Kaum hatte er dieſe ſichere Freyſtatt betreten, als er ſich auf einen Eckſtein niederſetzte, und mit freudigen Gebehrden folgendes ausſprach:

Erwünſchter Ort! Zuflucht der Bedrängten! nimm einen Flüchtigen günſtig auf, den ein nichtswürdiger Böſewicht verfolget, und erhaſchen will.

Er hätte mehr geſprochen, allein der nachgelaufene Thalbruder hinderte ihn daran, und ſagte:

Dein Heldenmuth iſt unausſprechlich, und deine Thaten konnen nie genug bewundert werden! O wie wollte ich mich ſchämen, wenn ich ſo unerhört von meiner Herzhaftigkeit gepralet hätte, und ſollte hernach bey der geringſten Gefahr davon laufen? Kom̃, wo du anders nicht willſt ausgelachet werden, komm und kehre wieder um zu deinen ſtreitenden Brüdern. Gedenke an die Schande, die auf dich wartet, wenn man ſiegen ſollte, und du hätteſt unterdeſſen an einem ſichern Orte, von aller Gefahr weit entfernet, dem Treffen zugeſehen. Komm, ehe der Sieg erfochten wird! eile! ich verſpreche dir, niemanden deine Flucht zu verrathen.

Als dieſer aufhörte, fing Recept mit einem höniſchen Lächeln alſo an:

Ich glaube, du raſeſt; oder der Gebrauch deiner Sinne ſteht voritzo wenigſtens nicht in deiner Gewalt. Wer iſt geflohen? Wer hat ſich der Gefahr entzogen? Wem fehlet Muth und Tapferkeit? Wer will an einem ſichern Orte, dem Treffen von weitem zuſehen? Ich glaube, du meyneſt mich? O Unbeſonnenheit! o Einfalt! wäreſt du nicht unſer Bundesgenoſſe, dein unverſchämtes Maul ſollte dir geſtopfet werden! du redeſt, und die Urſachen meines eilfertigen Laufens ſind dir unbekannt. Ein gar zu heftiger Trieb für die gemeine Sache, und nicht die Furcht, hat mich hieher geführet. Sollte ich einem Haufen, der die Flucht ergriffen, nicht nachſetzen? Ich that es; aber ſie ſind mir dennoch entkommen. Ich war, da du ankameſt, ſchon wieder auf dem Rückwege. Siehe, ſo thöricht haſt du gehandelt! hüte dich in Zukunft, ich rathe es dir, vor dergleichen unbeſonnenen Unternehmungen.

Er ſchwieg, und biß die Zähne knirſchend zuſammen, und ein ſchäumender Geifer floß von ſeinen Lippen vor Verdruß, daß er entdecket war. Kein zottichter Bär, den ein ſarmatiſcher Einwohner an einer Kette herum führet, kann innerlich ſo voller Wut ſeyn, wenn er mit Schlägen gezwungen wird, wider ſeinen Willen zu tanzen: als Recept, da er den ſo verhaßten Kampfplatz wiederum betreten mußte.

Unterdeſſen als dieſes vorgieng, war das Treffen auf dem Markte angegangen. Die muthigen Streiter, die aus den ſchmützigen Hütten des Thals herausgezogen waren, erregten Anfangs unter der Wache die größte Beſtürzung. Keinen Wurf thaten ſie vergebens, und wo ſie hintrafen, erregten ſie Schmerzen, und die Beulen wuchſen nach der Anzahl der Steine. Froſch, ihr Oberhaupt, ſchleuderte einen Stein, und ſiehe Anbackers Sturmhaube ward getroffen. Er fiel, daß die ganze Wahlſtatt erſchütterte, und der Klang ſeiner Waffen ſtieg bis an die Wolken. Kaum ſah ihn Baſta ſtürzen, als er, und mit ihm die ganze Menge freudig ausriefen: wir haben gewonnen! die letzte Sylbe hing noch auf Peters Lippen, als eine gefährliche Stange, eine Stange, die unzähligemal ſchon geſieget hatte, und in jedem Treffen ihre Spitze mit friſchem Blute färbete, ziſchend die Lüfte zertheilte, und ihn auf die Bruſt traf. Ein dunkler Nebel breitete ſich aus vor ſeinen Augen, und die Füße wanketen unter dem zitternden Körper. Er wäre gefallen und umgeſunken, wenn ihn nicht die getreuen Hände ſeiner Mitſtreiter aufrecht erhalten hätten. Endlich zertheilte ſich die finſtere Wolke vor ſeinem Angeſichte. und die Wut verſchaffte ihm neue Kräfte. Zornige Blicke ſchoſſen aus ſeinen Augen; Grimm und Rache ſaſſen auf ſeiner Stirne. Alſo erhohlte ſich Peter, und Anbacker fing gleichfalls an, ſich wieder aufzurichten. Er eröffnete ſein Viſir und wiſchte ſich das vom Haupte herabflieſſende Blut aus den Augen.

Inzwiſchen als die beyden Häupter der Schaaren zum Streiten ſich untüchtig befanden, hatten die übrigen deſto wüthender auf einander losgeſchlagen. Hier lag **Bouteille**, ein edler Jüngling, der dem Götterkinde, deſſen Mutter der Donner erſchlug, und welches die gutherzigen Nymphen der Inſel Naxus oder Euböa auferzogen, ähnlich war. Ein Wurf der Stange hatte ihn gefället; ein ſchmerzlicher Stoß hatte ihn in den Koth geſtürzet. Dort wälzet ſich **Bombaſt** in ſeinem Blute, ein Held, der von den ſudetiſchen Gränzen, wo ein mit ewigem Eiſße und Schnee bedecktes Gebürge ſeine befrohrnen Hälſe in den Wolken verſtecket, und wo Rübezahl, der ſchändliche Geiſt, wohnet, herab gekommen war. Hinter dieſem winſelt **Murrer**, und verbindet ſeine Fauſt, ein kühner Streiter, der auch die friedſeligſte Mine, womit man ihn anſah, nicht vertragen konnte. Unter den Wächtern war die Niederlage nicht geringer. Eine Klinge, die ein ſchwediſcher Schmidt verfertiget und die beſte Schleifmühle geſchärfet hatte, verwundete den Fuß eines Wächters. Der ſchnellaufende **Runks** brüllete vor Angſt, und begab ſich aus dem Treffen. Der zornige **Praller** läßt dort die Stange ſinken, und ſchleudert die erſtarrte Fauſt, die von einem Steine verletzet war, durch die Lüfte. So wie ſich die wilden Hymerier und die Bewohner der nebrodiſchen Gebürge nebſt den Einwohnern von dem Gipfel des Agragas, wo ein ewiger Winter wüthet, ehemals mit den Völkern des alten Aceſts herum ſchlugen; oder die Daunier, da ſie das Lager der Tarentiner verwüſteten: alſo fochten auch hier die auf einander ergrimmten feindlichen Haufen. Endlich erholten ſich die beyden Anführer wieder, und ein jeder ſuchte ſeine verwirrten Schaaren wiederum in Ordnung zu bringen. Eine jede Parthey gehorchte der Stimme ihres Anführers, ſchloſſen ſich von neuem in Glieder, und gingen mit neuer Wut auf einander los.

Dieſes war eben derjenige Zeitpunct, in welchem Recept ankam. Er ſah die ſteigende Gefahr, und erblickte den üblen Ausgang von weitem. Er entblößte demnach voller Verzweifelung ſeinen Degen, verfluchte heimlich ſeine Thorheit, und rannte mit ſchnellen Schritten in den dickſten Haufen, um ohne Gefahr, das Anſehen eines tapfern Mitſtreiters dennoch beyzubehalten.

Wo biſt du, ſchrie Baſta, der itzo erſt die Abweſenheit ſeines Freundes gewahr wurde, wo biſt du, o Recept? hat dich, o Held, bereits deine Tapferkeit geſtürzet; oder ſtreiteſt du irgendwo an einem entfernten Orte? Verlaß, wo du anders noch im Stande biſt, meine Stimme zu hören, verlaß den Ort, auf welchem du dir die Palmen des Sieges einſammleſt, und hilf deinem bedrängten Freunde.

Hatte Recept niemals einen Mangel an Herzhaftigkeit geſpüret: ſo war es itzt, da er ſich an die Spitze begeben ſollte. Er ſah die Wache mit neuem Muthe anrücken, und er ſollte ihren Grimm mit empfinden? Doch die Scham und das Zurufen derer, die bey ihm ſtunden, trieben ihn endlich an, ſich zur Linken des von Baſta zu zeigen.

Hier bin ich, ſchrie er, hier bin ich, Peter! allein itzt iſts nicht Zeit, hier zu verweilen, komm geſchwind, und ſäume nicht! ein großer Theil unſeres Haufens will entfliehen. Deine Gegenwart iſt nöthig.

Baſta, der dergleichen Gelegenheit, mit Ehren die Spitze zu verlaſſen, ſehnlich gewünſchet hatte, lief mit vollen Schritten nebſt ſeinem getreuen Gefährten unter Fluchen und Toben auf die Seite. O wie ſoll ich die Unordnung beſchreiben, die daraus entſtanden! O wie beſinge ich doch den kläglichen Ausgang dieſer Flucht? Himmliſche Muſe, zeige du mir ſelbſt das Elend, das auf dieſe Handlung erfolgte!

Die Schaar war eben in vollem Anzuge, und der Zorn funkelte aus ihren Augen; ſie wollten eben das Treffen verneuren, als die beyden Helden ſich an das Ende der Schlachtordnung begaben. Kaum ſah dieſes die übrige Menge, als ſie ſich insgeſammt umwandten, und mit flüchtigen Füßen den Platz räumten. Das tapfre Volk des Thals, die als Hülfsvölker ſich nach der Hauptpartey allezeit zu richten pflegen, wollte zwar durch zurufen und ſchreyen die Flüchtigen aufmuntern: allein alles war vergebens, alle Vorſtellungen waren unnütz, und ein jeder ſann auf ſeine Sicherheit, alſo räumeten auch die Hallorum den Platz, und flohen. Niemand aber wird es euch verdenken können. Denn warum ſolltet ihr euch in eine Gefahr ſtürzen, die euch nichts angeht? Fliehet demnach, und begebet euch in Sicherheit; man wird euch dem ungeachtet für tapfer halten. So wie in einer Ueberſchwemmung, wenn eine ungeheure Wolke vom Himmel ſtürzet, die reißenden Fluthen, Häuſer, Bäume, Heerden, und alles was ſie ergreifen, umſtürzen und fortreiſſen: eben eine ſolche Unordnung richteten die ſiegenden Wächter unter den Flüchtigen an. Dort flog eine Stange und zehne fielen, und eine noch größere Menge ſtolperte über die Gefallenen. Hier ſtürzte eine große Anzahl über einen Stein, und die Degen, Hüthe und Perücken verriethen den Platz ihres Fallens. Alle Gaſſen waren mit Flüchtigen erfüllet, die ſich mitten in ihrer Flucht dennoch drängeten. Ein verwirrtes Geſchrey von Ueberwundenen und Siegenden, Lachen und Jauchzen, Weinen und Fluchen war überall zu hören. Der ergrimmte Anbacker, den ſeine Wunde ſchmerzte, und der den flüchtigen Baſta aufs geſchwindeſte verfolgte, erreichte ihn endlich auf eben der Stelle, wo jener kurz zuvor ſeinen Schutzgeiſt geſehen hatte. Er ſah ihn, und ſchwenkte ſeine Stange; er ließ ſie fahren, und Peter fiel zu Boden; er fiel, und Recept, der ihm den Weg gezeiget hatte, wurde von ſeinem Falle mit niedergeworfen. Anbacker ſah es, und freuete ſich. Er ſchrie: wir haben gewonnen, hier liegen die Anführer! die erfreuete Schaar, die ihren Anführer nachgefolget war, hörte es und ſchloß einen Kreis um ihren Oberſten. Sie ergriffen das gefällte Paar der Helden, und führten ſie triumphirend ins Gefängniß.

Halle.

Caroli C. N.

Die

* *

Die Wahrheit.

Wahrheit, dir opfern ſich erhabne Seelen,
Welche die Sinnen nicht zum Leitſtern wählen,
Noch ſich zum Irrthum, dem nur Sklaven fröhnen,
Sklaviſch gewöhnen.

Tochter des Himmels, bey Vollkommenheiten,
Die auf den Weltbau Glanz und Pracht verbreiten,
Herrſcheſt du mächtig, weil ſich, was man findet,
Alles verbindet.

Bilder, in welchen ſich ſo Licht als Schatten
Trennen, und wieder ſich vermiſchend gatten,
Wie du, o Wahrheit, forderſt, müſſen allen
Reizend gefallen.

Selber die Kinder ſcheinen durch ihr Lachen,
Was ſie empfinden, freudig kund zu machen,
Wenn ſie die ſchwachen Wörter lallend brechen,
Um, ſchön! zu ſprechen.

Sterblichen redet, könnte dieß geſchehen,
Ließ ſich die Wahrheit nicht in allen ſehen,
Wäre nicht alles, was das Aug entzücket,
Von ihr geſchmücket?

Einen Baumeiſter werdet ihr verlachen,
Will er auf Hütten ſtolze Thürne machen;
Weil er die Wahrheit, die allein ergötzet,
Thöricht verletzet.

Was für ein Spotten pflegt nicht zu entſtehen,
Wenn etwa Schriften in die Länder gehen,
Die entblößt von Ordnung und von Gedanken
Ungewiß wanken?

Schriften, die ewig ſelbſt ſich widerſprechen,
Was ſie erſt bauen, ſchnell auch wieder brechen,
Läßt, du, o Wahrheit, in den Flammen lodern,
Oder vermodern.

Thörichte Menſchen, die ſich ihr nicht weihen,
Und ſich aus Furcht nur, ſie zu ehren, ſcheuen,
Und als betäubte, von des Irrthums Ketten,
Sich nie erretten!

Strale doch endlich mit dem hellen Lichte,
Mächtige Wahrheit, in ihr blöd Geſichte,
Aus den Schlummern, welche ſie dicht bedecken,
Sie zu erwecken.

Träume gewähren oft im Schlaf Ergötzen,
So pflegt der Irrthum uns in Luſt zu ſetzen;
Doch man ſeufzt, wenn vor dem Monarch der Stunden
Träume verſchwunden.

Führt uns die Wahrheit: ſo entfliehn die Lügen;
Wahres Entzücken wird den Geiſt beſiegen.
Unſer Glück ſteigt und kömmt in hohen Sproſſen
Prächtig geſchoſſen.

R. v. J.

Wider die poetiſche Gemüthsruhe.

Der Herr von Leibniz hat ſeine Theodicee franzöſiſch geſchrieben, weil die meiſten andern Schriften von der Sache, die er abhandelte, in dieſer Sprache aufgeſetzt waren. Dieſem Exempel zu Folge ſollte ich meine Abhandlung in Verſen gemacht haben; weil die Gedanken, die ich zu widerlegen Willens bin, öfters ſind in Verſen vorgetragen worden. Doch ich habe die Poeſie nicht ſo in meiner Gewalt, wie der Herr von Leibnitz das Franzöſiſche; und ich würde meine Sache auf eine doppelte Art verſchlimmert haben, wenn ich dabey einen poetiſchen Vortrag hätte erwählen wollen; denn ich würde mir die Ordnung und Schärfe im Schließen, die eine ungebundene Schreibart verſtattet, benommen haben, ohne daß ich im Stande geweſen wäre, dieſen Mangel durch das poetiſche Feuer zu erſetzen, das viele von denen, die ich jetzo als Gegner anſehe, ſo glücklich, zu Beförderung ihrer Abſicht, gebraucht haben.

Ich muß mich erklären, was ich durch die poetiſche Gemüthsruhe verſtehe. Ich belege mit dieſem Namen die Verachtung der meiſten zeitlichen Vortheile, die Zufriedenheit mit dem Stande, in welchen uns das Glücke geſetzt hat, ohne daß man ſich Mühe geben ſollte, denſelben auf erlaubte Art zu verbeſſern, den Abſcheu vor Geſchäfften, die Gleichgültigkeit für die

Ehre, und kurz eine Lebensart, die man in einer etwas nachdrücklichen Proſa, Müßiggang nennen könnte. Ich glaube nicht, daß die Poeten böſe auf mich werden ſollen, daß ich dieſer Gemüthsverfaſſung einen Namen von ihnen beylege: nicht als ob ſie die einigen wären, die dergleichen Gedanken hegten; ſondern weil ich gleichwohl dieſe Meynungen bey vielen von ihnen antreffe, u. weil andre Leute dieſe Meynungen mehr mit ihrem Wandel als mit Schriften entdecken. Es geſchieht alſo aus dem Grunde, daß ich hauptſächlich mit den Dichtern rede, aus welchem man die theoretiſchen Atheiſten mehr als die practiſchen zu widerlegen pfleget. Ich glaube, die Poeten werden ſich es gefallen laſſen, daß ich ſie bloß für theoretiſche Müßiggänger halte. In der That, wenn man bisweilen ihre Schmähſchriften auf die Eitelkeit der menſchlichen Bemühungen lieſt; wenn man ſieht, wie großmüthig ſie für den Beſitz ihrer Schönen, alle Schätze und Vergnügungen ausſchlagen, wie angenehm ſie die langweilige Stille des gedanken- und begierdenleeren Schäferlebens abzuſchildern wiſſen: ſo muß man auf die Meynung gerathen, daß eine ganz andere Welt werden würde, wenn lauter Dichter auf der Erde wohnten. Ob dieſe Welt beſſer oder ſchlimmer ſeyn würde, als die gegenwärtige, das mögen meine Leſer ſelbſt urtheilen; ich geſtehe es, daß ich in der Lehre von der beſten Welt ein aufrichtiger Wolfianer bin. Noch eines muß ich noch zuvor zum Ruhme der Dichter ſagen, damit ich ihnen nicht zuviel zu thun ſcheine. So ein ſonderbares Bild ich mir auch von einer Welt voll Dichter, aus ihren Lieder mache: ſo verſichern mich doch eben dieſe Lieder, daß ſie eifrigſt bemüht ſeyn würden, dieſer Welt eine längere Dauer als nur eines Mannes Alter zu verſchaffen.

Aber im Ernſte zu reden, ſollen wir denn alle irrdiſche Vortheile mit Gleichgültigkeit betrachten? Sollen wir denn bloß dasjenige nehmen, was uns zugeworfen wird, und uns wohl noch beſinnen, ob wir die Hand darnach ausſtrecken wollen? Sollen wir alle Sehnſucht nach Glücksgütern für thöricht halten? Sollen wir glauben, daß nichts außer uns einen beträchtlichen Theil unſerer Glückſeligkeit ausmachen könne, als der Wein, und nichts unſerer Bemühungen werth ſey, als das Frauenzimmer? Denn mich deucht, dieſe beyden Ausnahmen habe ich in den Schriften der vorerwähnten Sittenlehrer gefunden? So viel ich von unſern Pflichten, und von dem Willen des Schöpfers, aus der Einrichtung der Welt, die ihm beliebet hat, urtheilen kann, darf ich dieſen Gedanken keinen Beyfall geben.

Ohne Zweifel iſt es uns erlaubt, ſo glücklich zu ſeyn als es möglich iſt, das iſt, alles Vergnügen zu genießen, deſſen wir fähig ſind, und das uns von keinem empfindlichern Misvergnügen vergället wird Ich ſage vielleicht zu wenig, wenn ich bloß von der Erlaubniß rede. Es kann mit beſſerm Rechte eine Pflicht genannt werden. Niemand kann leugnen, daß es eine Pflicht für uns ſey, ſoviel wir können, zu unſerm Glücke beyzutragen. Einen Theil von ſeinem Glücke zu verachten, iſt eine Handlung von eben der Art, als daſſelbe ganz zu vergeſſen, und nur deßwegen weniger ſtrafbar, weil der Theil weniger als das Ganze iſt. Daß aber die Ergötzungen der Sinne, der Vorrath von irrdiſchen Gütern, und die Hochachtung, welche andere für uns haben, vieles zu unſerm Vergnügen beytragen köñe, brauche ich wohl nicht zu beweiſen. Es wird alſo auch klar ſeyn, daß ſie ein Theil von unſerm Glücke heiſſen können, wenn ich darthue, daß dieſes Vergnügen von dem Misvergnügen, daß ſie uns etwa verurſachen, nicht eben nothwendig überwogen wird.

Wo ich mich nicht verzählt habe; ſo läßt ſich alles Misvergnügen, ſo uns aus dieſen Sachen entſpringen kann, auf drey Claſſen bringen. Einmahl, iſt uns die Mühe beſchwerlich, die wir anwenden müſſen, dieſelben zu erhalten; fürs zweyte kann uns ihr Reiz verführen, unſere Pflichten zu vergeſſen, und drittens kann es uns Schmerzen bringen, wenn wir ihrer eine Zeit lang genoſſen haben, und uns nachgehends derſelben beraubt ſehen. Denn wegen des Uebels, das vielleicht eine nothwendige Folge von ihrem Genuſſe ſeyn könnte, habe ich mich ſchon erklärt, daß es ein zureichender Grund iſt, ſie zu fliehen, wenn es größer iſt, als die Ergötzung, die ſie uns geben.

Ich muß alſo erſtlich unterſuchen, ob unſere Mühe niemals genug durch die äußerlichen Güter, welche ſie uns erwerben konnte, bezahlt wird. Mich deucht, es zeiget eine ſehr große Liebe zur Bequemlichkeit an, um kein unhöflicher Wort zu gebrauchen, wenn man dieſes behaupten will. Ich gebe es gerne zu, daß nicht jede Art von irrdiſcher Glückſeligkeit eine hinreichende Vergeltung für eines jeden Mühe ſeyn wird.

Da nicht alle Güter in der Welt von einerley Art ſeyn konnten: ſo konnten auch nicht aller Menſchen Neigungen auf Güter von einerley Art gehen, wenn alle Menſchen ſollten können glücklich ſeyn. Allein gar nichts außer uns zu finden, das verdiente uns darum einigermaßen zu bemühen, ſetzet einen Geiſt voraus, der überhaupt alle Bemühung für ein Uebel anſieht. Man darf aber nur ein wenig auf unſere Seele Achtung geben, ſo ſieht man bald, daß ſie gemacht iſt, um beſchäfftigt zu ſeyn. Ein Zuſtand, der von Empfindungen gänzlich leer iſt, verurſachet uns eine Quaal, für die wir öſters lieber unangenehme Empfindungen wählen möchten. Wer deswegen bleibt wie er iſt, weil er die Mühe ſcheuet, ſich zu verändern, iſt noch träger, wie die ſchlafenden Monaden, die nach dem Berichte des Herrn von Leibniz ſtets bemüht ſind, ſich in einen andern Zuſtand zu verſetzen. Wären alſo unſere Bemühungen zu nichts nütze, als uns die Zeit zu vertreiben: ſo wären ſie ſchon zu etwas gut: warum ſollten wir ſie denn fliehen, wenn ſie uns äußerliche Vortheile bringen können? Man beklage ſich nicht über ihre Beſchwerlichkeit.

Des kalten Gleichſinns ekler Schlummer
Iſt misvergnügter tauſendmal.

Haller.

Sind wir nicht berechtiget, zu glauben, daß wir die Menge von Sachen, mit denen die körperliche Welt angefüllt iſt, gebrauchen ſollen? Aber ſehen wir nicht auch, daß der Gebrauch derſelben von uns ohne Mühe nicht erhalten werden kann, und daß ſie uns alſo entweder unnütze ſeyn, oder daß wir uns ihrentwegen bemühen müſſen? Das erſtere kann ſchwerlich den Abſichten des Schöpfers gemäß ſeyn; alſo muß man wohl auf das andere fallen.

Ich behaupte hiemit nicht, daß alle Vergnügungen unſer Bemühen allezeit genugſam vergelten. Man muß es mit manchen kleinen Vergnügungen machen, wie mit dem wenigen Silber, das man im Bleye ſtecken läßt, weil es den Aufwand, es heraus zu bringen, nicht bezahlen würde: aber fürs erſte wird dieſes nicht allgemein ſeyn, fürs zweyte zeiget es nur eine Ungeſchicklichkeit von uns an, daß wir den Weg nicht entdecken können, zu kleinen Vergnügungen, auch mit kleiner Mühe zu gelangen. Wer verdienet mehr Lob; derjenige, der ein Bergwerk liegen läßt, weil es die Koſten nicht trägt? oder der, der es ſo geſchickt anzufangen weis, daß es ſich verbauet, und er noch Ausbeute davon hat? Das Verfahren ſolcher Leute erinnert mich an eine Fabel eines alten deutſchen Dichters *. Ein Affe fand einſtens welſche Nüſſe, deren angenehmer Geſchmack ihm ſehr war gerühmt worden. Er warf ſie aber weg, als er die Bitterkeit der äußern Schaale und die Härte der innern empfand, und ſchmählte noch dazu auf die, die ihm die Nüſſe ſo gelobt hatten.

Demſelben Affen ſind alle glich,
Sie ſitzent jung, alt, arm oder rich

Die

---

* v. Scherzii Specimen primum philoſoph. moralis germanorum medii aeui. Altorf. 1704.

Die durch ein kurzwile Bitterkeit
Verſmohent lange Süſſikeit

ſaget der Dichter; und gewiß ſind es auch diejenigen, die nicht Geſchicklichkeit genug beſitzen, das Bittere wegzuſchaffen, wenn ſie das Süſſe genießen wollen.

Vielleicht aber läßt ſich die Nachläßigkeit, von der ich bisher geredet habe, rechtfertigen, wenn die ihr entgegengeſetzten Bemühungen uns von unſern Pflichten abhalten, wenn unſere Gedanken, an ſtatt auf die innere Vollkommenheit unſerer Seele gerichtet zu ſeyn, mit äußerlichen Vortheilen zerſtreuet werden, und wenn endlich der Reiz vergänglicher Vergnügungen uns ſo ſehr an ſich zieht, daß wir darüber unſere wahre und beſtändige Glückſeligkeit verſäumen. Wären das nothwendige Folgen von der Bemühung um irrdiſche Güter: ſo könnte kein Verſtändiger dieſelben für unſchuldig erklären. Aber ſo viel ich urtheilen kann, iſt die Verbindung zwiſchen dieſen Dingen nicht ſo untrennbar, als man ſie vorſtellet.

Ich geſtehe es, unſere wichtigſten Verrichtungen, denen alle andere nachſtehen ſollen, ſind: Gott zu verehren, unſern Verſtand zu ſchärfen, unſern Willen zu beſſern, und unſern Mitbürgern zu dienen. Aber, die Bemühung um zeitliche Vortheile, wie ich ſie dem Weiſen zuſchreibe, verhindert uns daran ſo wenig, daß ſie uns vielmehr darzu behülflich iſt. Eine Menge von Tugenden können wir, ohne gewiſſe äußerliche glückliche Umſtände, entweder gar nicht, oder nicht vollkommen genug zeigen. Unſer mitleidiges Herz iſt dem Dürftigen unnütze, wenn wir kein Vermögen haben, ihm zu helfen; unſere Demuth fällt wenig in die Augen, wenn wir nicht in einem Zuſtande ſind, darinnen uns verderbte Sitten erlaubten, ſtolz zu ſeyn. In dieſen, und vielen dergleichen Fällen, iſt unſer Gemüthe tugendhaft, aber unſere Tugend bringt weder durch Wohlthat, noch durch Beyſpiel, andern Vortheil. Sollen wir uns nun ſelbſt von Erlangung der Kräfte zurück halten, durch die wir unſere Tugend in einem höhern Grade ausüben könnten? Sollen wir ihr den äuſſerlichen Glanz benehmen, mit dem ſie zuerſt ſolche Seelen gewinnen muß, die nur auf das Sinnliche ſehen, und ſie verehren lernen, weil ſie den, der die Tugend hochhält, verehren? Iſt eine Welt fähig, große Begriffe von ihrem Schöpfer und Regenten zu geben, wo nur die Laſterhaften alle Macht in Händen haben, und wo man die Frommen in den verborgenſten Winkeln aufſuchen muß? Es iſt wahr, auch die Bemühungen der Boshaften, weis der Schöpfer nach ſeinen Abſichten zu lenken; ſollte er ſich aber deswegen der Bemühungen der Frommen gar nicht bedienen wollen? Selbſt was die Vollkommenheiten unſerer Seele anbetrifft, bleiben uns unzählige Wahrheiten unbekannt, wenn uns die Hülfsmittel fehlen, die dazu nöthigen Unterſuchungen anzuſtellen, und wir können niemals von unſerer Tugend verſichert ſeyn, wenn uns vielleicht nur der Mangel der Gelegenheit von Laſtern abhält.

Aber, kañ man dieſen Mangel der Gelegenheit zu Laſtern als die größte Erleichterung der Tugend anſehen? Ohne Zweifel! wie man da am ſicherſten ſeyn kañ, daß eine Veſtung unüberwindlich iſt, wenn ſie kein Feind angreift. Ich geſtehe es, bey dem, der erſt anfängt, tugendhaft zu werden, iſt es ſehr gut, wenn alles ſeinen Augen entzogen wird, was ihn, bey einem noch neuen Vorſatze wankend, und bey einer noch ungewohnten Arbeit verdrießlich machen könnte. Aber wenn man ſeine Tugend beſtändig nur auf dergleichen Vorſichtigkeit gründen wollte: ſo ſieht es mir eben ſo aus, als wenn ein erwachſener Menſch ſo ſorgfältig wollte in Acht genommen ſeyn, als ein Sechswochenkind. Wer ſich nicht zutrauet, bey einer Gelegenheit unſchuldig zu bleiben, wo Reizungen zu ſündigen vorhanden ſind, der iſt nicht werth, daß er in die Jahre gekommen iſt, da man ihm erlaubt hat, ein ſcharfes Meſſer oder ein brennend Licht in die Hände zu nehmen. Nicht als ob ich behaupten wollte, daß eine geſetzte Tugend allezeit von Fehltritten ſicher ſey; denn auch Leute, die aus den Kinderjahren ſind, können ſich auch manchmal ſchneiden oder brennen: nur das glaube ich, daß es ungereimt iſt, ſich den Gebrauch der Güter zu verſagen, weil man ſie vielleicht misbrauchen könnte. Ich werde ſchwerlich von deſſen Mäßigkeit vortheilhaft urtheilen, der in Gefahr ſteht, ſich zu betrinken, wo er nicht den Wein ganz und gar verſchwöret; und wenn Tartuffe von der Magd verlangt, ſich den Hals zu bedecken, ehe er mit ihr reden ſoll: ſo iſt natürlich, daß ſie ihm vorwirft, er müſſe wenig Herr über ſeine Empfindungen ſeyn. Indeſſen wird man mich für keinen Vertheidiger einer frevelnden

Verwegenheit halten. Ich verlange nicht, daß man ſich in Gefahr zu ſündigen begeben ſolle, wo man ſie vermeiden kann; ich bin aber der Meynung, daß man bey dem erlaubten Genuſſe irrdiſcher Güter, ſich auf ſeine Tugend, und, wo dieſe wanken ſollte, auf den Beyſtand des Quells aller Tugend verlaſſen dürfe. Meine Meynung gründet ſich darauf, weil uns die Gelegenheit zu böſen Handlungen nicht kann entzogen werden, wenn man uns gleich alle äußerlichen Güter nimmt. Man raube mir mein Vermögen, man thue mir die ärgſte Beſchimpfung, die empfindlichſte Qual an; trotz ſey dem gebothen, der mich dadurch zur Tugend zwingen will! Ich will unzufrieden, neidiſch, gehäßig, rachgierig werden. Der ärmſte Sclave kann gegen ſeinen Herrn widerwillig, gegen die Mitgenoſſen ſeines Elendes feindſelig ſeyn: iſt es nicht eben ſo ſchlimm, als wenn der Herr üppig oder hoffärtig iſt? Kurz: wenn wir uns nicht ſelbſt entfliehen können, ſo können wir der Gelegenheit zu ſündigen nicht entfliehen, und wenn wir uns in den Stand ſetzen müſſen, auch bey dieſer Gelegenheit unſere Tugend zu erhalten: ſo können wir ſie auch bey dem Genuſſe irrdiſcher Güter erhalten. Wäre es meiner Abſicht gemäß, ſo könnte ich meine Gedanken mit ſtärkern Gründen, als mit der bloßen Vernunft unterſtützen. Man flieht den Nutzen, den man ſich und andern durch den Beſitz eines äußerlichen Glückes bringen könnte, um die Gefahr zu ſündigen zu vermeiden: iſt dieſes nicht die Aufführung jenes Knechtes, der das ihm anvertraute Pfund vergrub, damit er vor der Gefahr ſicher wäre, es zu verlieren?

Endlich aber, iſt es vielleicht beſſer, gewiſſe Vergnügungen nicht zu genießen, als ſich dem Schmerze zu unterwerfen, den uns ihr Verluſt verurſachen kann. Ich kann den Worten Martials

Gaudebis minus et minus dolebis

keinen Beyfall geben, wenn ſie dieſe Bedeutung haben ſollen Die Vorſchrift, kein Glücke zu genießen, deſſen Verluſt uns kränken kann, ſetzet zum voraus, daß wir untröſtbar ſeyn werden, wenn uns eine Sache entriſſen wird, die uns viel Vergnügen gemacht hat. Gleichwohl glaube ich, daß dieſes vorausgeſetzte unter zween Umſtänden nicht eintreffen wird. Es können an die Stelle einer Vergnügung, die uns entzogen wird, andere kommen, und außer dem, glaube ich, gehöret nur ein mittelmäßiger Grad der Vernunft dazu, ſich über ein Vergnügen zu tröſten, das man nicht ewig hat genießen können.

Doch will ich auch allenfalls denenjenigen, die ſo zärtlich ſind, zugeſtehen, daß ſie wohl thun werden, wenn ſie ſich ein Vergnügen entziehen, um ſich eine Kränkung zu erſparen; nur befürchte ich, daß ſie ſich auf dieſe Art an gar nichts werden ergötzen dürfen: denn ich ſehe, daß wir durch Krankheiten und andere Umſtände, ſelbſt die Dinge, die uns am meiſten eigen ſcheinen, die Vollkommenheiten unſerer Seele, die Stärke des Verſtandes, und die Einſicht in eine Menge von Wahrheiten, verlieren können. Ein leichtſinniger Tigell konnte in allen Umſtänden vergnügt ſeyn, er mochte viel oder wenig haben.

> \- - - habebat ſaepe ducentos
> Saepe decem ſeruos, modo reges atque tetrarchas
> Omnia magna loquens, modo ſit mihi menſa tripes et
> Concha ſalis puri, et toga, quae defendere frigus,
> Quamuis craſſa, queat *Horat.*

Und wir finden öfters Leute, die ſich in den ſchlechten Zuſtand, in den ſie ſich ſelbſt geſetzt haben, ganz wohl ergeben. Sollen uns denn Vernunft und Tugend nicht eben ſo gut tröſten können, als Leichtſinn und Unbedachtſamkeit? Wollen wir uns von den Kindern beſchämen laſſen, die endlich auch ihre liebſten Spielſachen vergeſſen? Haben wir denn über uns nicht ſo viel Gewalt, daß wir unſere Aufmerkſamkeit von dem verlohrenen Glücke durch Beſchäfftigungen abziehen können? und wenn uns die Erinnerung des vergangenen eine mit Vergnügen untermiſchte Kränkung verurſacht, können wir nicht eben ſo ſtandhaft und viel vernünftiger, als der alte Wollüſtler beym Rocheſter ſagen:

> Paſt Joys have more than paid what I endure,

> Die Luſt vergangner Zeit bezahlt noch gröſſern
> Schmerzen.

Ich will das, was ich bisher geſagt habe in ein Gleichniß zuſammen faſſen, dadurch meine Sätze vielleicht nicht nur erläutert, ſondern auch angenehm gemacht werden. Der Weiſe ſoll ſich, meinen Gedanken nach, gegen die Glücksgüter eben ſo verhalten, wie (wofern mich meine Lehrmeiſter recht berichtet haben) eine Mannsperſon, die Zärtlichkeit und Verſtand beſitzt, ſich gegen das Frauenzimmer verhalten ſoll. Sie kann ſich von den Reizungen der Schönen einnehmen laſſen, um ihre Gunſt bemühen, in dem Beſitze der Geliebten vergnügt ſeyn, und über derſelben Verluſt kränken; wenn ſie nur dabey nicht ihre Vernunft vergißt, ſich und die Geliebte unglücklich machet, und über ein ungetreues Mägdchen oder eine verſtorbene Frau zu Tode härmet. Der Gebrauch irrdiſcher Güter ſetzet uns in Gefahr, ſie zu misbrauchen; und die Liebe ſetzet uns in Gefahr, in Ausſchweifungen zu verfallen. Alles iſt auf beyden Seiten gleich. Die Unempfindlichkeit für zeitliche Güter läßt ſich mit keinen Gründen rechtfertigen oder anpreiſen, die ich nicht eben ſo gut auf die Unempfindlichkeit für das Frauenzimmer anwenden will. Mich deucht alſo, mein Satz iſt wenigſtens für die Poeten überzeugend genug bewieſen. Denn wenn ſie mir nicht recht geben wollen: ſo müſſen ſie zugeſtehen, daß es unſtrafbar und lobenswehrt ſey, nicht verliebt zu ſeyn. Das iſt für einen Poeten ſo gut eine deductio ad abſurdum, als wenn man einem Wolfianer beweiſt, aus ſeiner Meynung flieſſe, daß etwas ohne zureichenden Grund geſchehen könne. Wer aber hierinnen kein Poet iſt, der kann aus meinen vorgeſetzten Gründen urtheilen, ob ich recht habe oder nicht.

Ich muß nur noch ein Paar Worte mit den Poeten reden; ich weis, daß es ein empfindliches Volk iſt. Sie wollen über alle Leute ſcherzen, aber nicht gerne über ſich ſcherzen laſſen. Wenn ſie alſo mich fragen ſollten, warum ich ſie hierein gemengt, und meine Abhandlung nicht überhaupt von der Bemühung um zeitliche Vortheile, überſchrieben habe: ſo werde ich mich theils mit dem, was ich im Anfange geſagt habe, entſchuldigen, theils hinzuſetzen, daß ich ſie hauptſächlich als die Ausbreiter des Gedankens, den ich widerlegt, anſehen müſſen; weil ſie ihn viel angenehmer und reizender vorzuſtellen wiſſen, als die Philoſophen, und weil ich glaubte, daß eine Abhandlung, die wider die Poeten gerichtet wäre, ſelbſt deswegen mehr Leſer finden würde, als ſonſt; wie etwa manche Schrift nur deswegen geleſen wird, weil ſie einen berühmten Mann angreift. Da ſich auch die Poeten kein Gewiſſen machen, den Namen des Philoſophen nicht allezeit bey den ernſthafteſten Gelegenheiten zu gebrauchen: ſo ſehe ich nicht, warum ſie dieſes von den Philoſophen für ihren Namen verlangen wollen. Wenn der Philoſoph aufgeweckt und der Dichter vernünftig ſchreibt: ſo können ſie gute Freunde bleiben, und doch über ihre Namen ſcherzen.

- - - hanc veniam petimusque damusque viciſſim.
Hor.

Mit dieſer Ehrenerklärung werden hoffentlich diejenigen zufrieden ſeyn, die ich etwa beleidiget habe, beleidige, oder beleidigen werde.

Quorum cenſura Muſa proterva mea eſt.
Ovid.

Und damit ich mich deſto eher mit den Poeten vertrage, ſo will ich eine Ode beyfügen, die mit den vorhergehenden Gedanken einerley Inhalt hat. Iſt ſie nicht ſo ſchön, wie andere Oden, die das Gegentheil lehren: ſo iſt ſie doch wohl gründlicher, und die Gründlichkeit iſt wenigſtens eine philoſophiſche Vollkom̄enheit einer Ode, wenn es gleich keine poetiſche iſt. Zeige ich hierdurch keine Stärke in der Dichtkunſt, ſo wird man doch daraus ſehen, daß ich mit denen nicht einerley Meynung bin, die ſich einbilden, der Philoſoph erniedrige ſich, wenn er ein Dichter wird; es wäre denn, daß er ein Dichter würd, wie ihn Horaz beſchreibt:

> Nec ſatis apparet, cur verſus factitet, vtrum
> Minxerit in patrios cineres, an triſte bidental
> Laeſerit inceſtus, certe furit.

Doch ich muß meine Ode herſetzen, ehe die Vorrede dazu länger wird, als die Ode ſelbſt.

Schweigt, Dichter, ſoll denn euer Pralen
Den Müßigang uns ewig malen,
Den ihr vergnügte Ruhe nennt?
Der iſt das Glücke, das ihr liebet,
Das ſich euch ohne Mühe giebet,
Darnach ihr in die Wälder rennt.

Nein, ohne Wünſchen, ohne Sehnen,
Zu ekler Schlafſucht ſich gewöhnen,
Heißt nicht der Tugend dienſtbar ſeyn:
Was giebt uns Gott die muntern Kräfte

Als ſie, mit nützlichem Geſchäffte,
Der Welt und unſerm Wohl zu weihn.

Pracht, Reichthum, ſinnliches Ergötzen,
Wer wird euch uns zur Sünde ſetzen?
Der, der umſonſt nach euch ſich ſehnt:
Verſchmähten Buhlern mag er gleichen,
Was ihre Seufzer nicht erreichen,
Das wird durch ihren Stolz verhöhnt.

Des Weiſen ruhiges Gemüthe
Hegt Hoffnung auf der Vorſicht Güte,
Hegt Sehnſucht durch Vernunft umſchränkt;
Empfindlich für vergönntes Glücke,
Geſetzt bey wiedrigem Geſchicke,
Mehr dort erfreut, als hier gekränkt.

So wie wir aus der Kinder Thaten
Der reifern Jahre Trieb errathen,
Erkennt uns Gott in dieſer Welt.
Mit Fleiß läßt er uns Spiele wählen,
Bis einſtens den erwachſnen Seelen
Die Puppe ſelbſt nicht mehr gefällt.

M. Käſtner.

Hannchen.

Hannchen.

Ungezählter Namen Menge
Schmückt die feurigen Geſänge,
Die der Dichter Zärtlichkeit
Ihrer Schönen Reizung weiht.

Der beſingt die kluge Doris,
Jener die geputzte Chloris,
Und des dritten treuer Sinn
Sehnt ſich nach Calliſten hin.

Henriette, Chriſtiane,
Wilhelmine, Mariane,
Leonore, Margaris,
Sind der Ewigkeit gewiß.

Phyllis, Iris, und Selinden …
Doch wer kann ein Ende finden,
Wo der Dichter Schöpfungskraft
Namen, wie die Schönen, ſchafft?

Unbemüht ſie durchzuzählen,
Werd ich einen Namen wählen,
Den von Reiz und Schönheit voll
Stets mein Lied erheben ſoll.

Was man liebenswerth erkennet,
Nennt man, wenn man Hannchen nennet.
Wieviel Schönes nennt der nicht,
Der nur Hannchens Namen ſpricht?

Seht, wenn ſich die bunten Mengen
Sonntags aus den Kirchen drängen,
Gebt auf unſrer Fenſter Pracht
Mit erhabnen Blicken Acht:

Tauſend müßt ihr reizend finden,
Tauſend müſſen euch entzünden,
Und der Hannchen nur allein
Mehr, als aller ſonſten ſeyn.

Unbemüht ſie durchzuzählen,
Werd ich nur ein Hannchen wählen;
Deſſen Reiz, der mich vergnügt,
Aller Hannchen Reiz beſiegt.

R.

* *

Lobrede auf die Schlittenfahrt,

An dem Tage, da man zum letztenmale mit
Schellen fuhr,

gehalten, von dem öffentlichen Advocaten in
Sachen des Schlittenrechts.

Meine Herren,

Kein Geſchöpfe, keine Gewohnheit, keine Erfindung iſt wohl ſo verächtlich, ſo verwerflich und ſo elend, daß ihr nicht längſt die Thorheit den menſchlichen Witz zum Lobredner ſollte beſtellet haben. Es haben ſich patriotiſche Redner und Dichter gefunden, welche nicht ermangelt, ihre Beredſamkeit und Poeſie den Eſeln, den Fliegen, den Mücken und tauſend dergleichen herrlichen Dingen zu widmen, und dabey Gelegenheit gefunden haben, in ihrer Geſellſchaft, zum Thore der Ewigkeit einzugehen. Wer ſollte ſich nun wohl wundern, daß nur vor weniger Zeit auch eine Lobrede auf Nichts zum Vorſcheine gekommen iſt? Wenn irgendwo noch etwas befindlich wäre, wovon man ſich noch weniger einen Begriff machen könnte, als von Nichts: ſo würden es längſt auch Beredſamkeit und Dichtkunſt haben verewigen müſſen. Doch ich übereile mich, meine Herren. Das Nichts iſt kein Unding, ſondern eine Gemahlinn der Allmacht, und eine Mutter des unendlichen Weltgebäudes. Sollte nun das nicht die größten Lobeserhebungen, welche nur der menſchliche Witz erfinden kann, verdienen, womit ſich die Allmacht vermählet hat? Sollte das nicht in den Gemüthern aller Sterblichen verewiget werden müſſen, was eine Welt, und noch dazu die beſte Welt, gebohren hat? Die geſunde Vernunft gebiethet dieſes. O eine glückliche Entdeckung denkender Dichter!

Aber was hat das Nichts mit den Eſeln für ein Verhältniß? So ſehr die Allmacht von der Ohnmacht unterſchieden iſt, ſo groß, und noch größer iſt der Unterſchied zwiſchen dieſen beyden. Eſel, Fliegen, Mücken, Narrheit, Fieber und dergleichen unwürdige Sachen, welche ihre Lobredner gefunden haben, werden zwar ewig bekannte, aber auch ewig verächtliche und verhaßte Dinge ſeyn. Wer der Welt ſeine Stärke in der Beredſamkeit durch Lobreden, und ſeine Fähigkeit in der Dichtkunſt durch Lobgedichte zeigen will, der erwähle ſich würdige Gegenſtände, ſolche Gegenſtände, an welchen er ſeine Abſicht, als Lobredner, oder Lobdichter, erreichen kann.

Verzeihen Sie mir, meine Herren, wenn ich Ihnen aufrichtig geſtehe, daß mich auch der Kützel der Eigenliebe gereizet und mich zu dem Entſchluſſe, ein Lobredner zu werden, verleitet hat. Ich bin überzeugt, daß man ſeine Stärke in der Beredſamkeit nirgends deutlicher, als in Lobreden, zeigen kann. Ich bin auch überzeugt, daß ich ein großes Maaß der Beredſamkeit beſitze; und ich habe mich nur deswegen bisher noch nicht zu der längſtverdienten Magiſterwürde erheben laſſen, weil ich befürchte, man möchte mich ſogleich zum öffentlichen Lehrer der Beredſamkeit machen; welcher zeitlichen Ehre ich aber wenigſtens noch ein Paar Jahre zu entbehren geſonnen bin. Ich würde alſo gegen mich und gegen andere höchſt ungerecht handeln, wenn ich dieſes nicht der gelehrten Welt wollte wiſſen laſſen. Ich habe mir demnach vorgeſetzt, gegenwärtig eine Lobrede zu halten. Vermuthen Sie aber nicht, meine Herren, daß ich Eſel, Fliegen und Mücken, oder was ihnen etwan ähnlich iſt, zu loben willens bin. Nein, meine Rede ſoll etwas würdigers zum Gegenſtande haben. Ich will eine Sache loben, durch deren bloße Benennung ich mir die Hälfte Ihres Beyfalles gewiß verſprechen darf. Eine Sache, welche

Sie täglich hören und ſehen, und deren Vergnügen ihre Liebhaber mehr empfinden, als beſchreiben können; weswegen es denn auch mit höchſtem Rechte ein unbeſchreibliches Vergnügen zu nennen iſt. Sie verſtehen mich bereits, wovon ich rede. Denn was machet itzo täglich wohl mehr zu ſehen und zu hören, als die Schlittenfahrt? Die Schlittenfahrt, meine Herren, iſt es, wernach itze aller Augen und Sinne gerichtet ſind. Sie iſt es auch, deren Werth meine gegenwärtige Rede erheben ſoll. Und was könnte ich auch thun, das dem heutigen Tage gemäßer wäre, als dieſes? Da wir heute, wenigſtens auf etliche Wochen, die Schlittenfahrt zum letztenmale hören, ob wir ſie gleich noch vielleicht öfters ſehen werden.

Darf ich es wohl wagen, mir Ihre Aufmerkſamkeit auf eine Rede auszubitten, in welcher ich nicht ein Wort ſagen werde, welches Sie nicht mit größtem Vergnügen hören ſollten? Würde ich nicht Ihrem Geſchmacke viel zu wenig zuzutrauen ſcheinen, wenn ich Sie lange erſuchen wollte, das Lob der Schlittenfahrt anzuhören? Gewiß, wenn ich mir nicht Ihre Gewogenheit und Aufmerkſamkeit muthwillig verſcherzen will: ſo muß ich mich derſelben, ohne Sie darum zu erſuchen, gewiß verſichert halten.

Ich wende mich demnach ohne Umſtände zu meinem Vorhaben. Ich zeige Ihnen den Werth der Schlittenfahrt. Ich darf Ihnen aber wohl nicht erſt ſagen, was die Schlittenfahrt iſt. Sie iſt Ihnen eine ſo bekannte Sache, als die Schiffahrt auf der Pleiſſe. Täglich hören Sie ja ſowohl mitten unter Ihren ernſtlichen Betrachtungen, als auch bey dem angenehmen Zeitvertreibe in Geſellſchaften, durch die beſchneyten Gaſſen viel tauſend Schellen klingen, und die Häuſer von dem donnernden Knalle der Peitſchen widerſchallen. Sie hören es; ſie vergnügen ſich daran; ſie werden entzückt; ſie laufen zum Fenſter und ſehen eine Reihe geſchmückter und mit unzähligen Schellen behangener Pferde, in hurtigem Trabe daher kommen, und bald eine ſilberne Sirene, bald einen goldnen Löwen, bald einen bunten Mercur, bald andere köſtliche Seltenheiten hinter ſich herziehen. Kommen Ihnen dieſe prächtigen Ungeheuer näher: ſo ſehen Sie, daß ſich eine in Rauchwerk eingehüllte Chloris mit dem untern Theile des Leibes, und mit den Füßen in den Bauch deſſelben verſtecket hatte: ſo, wie ehemals in dem hölzernen Pferde zu Troja eine Menge Griechen verborgen war; auf dem Schwanze deſſelben aber reitet ihr Anbether und Bedienter, welcher dem ſtolzen Pferde gebiethet: ſo, daß es auf ſeinen Befehl, bald ſeinen Trab verſtärken, bald vermindern, und ſich bald zur Rechten, bald zur Linken wenden muß. So groß die Anzahl der Schlitten iſt, ſo verſchieden ſind auch die Maſchinen und Figuren, welche ſie nacheinander erblicken. Es würde überflüßig ſeyn, wenn ich Ihnen dieſe alle beſchreiben wollte, da Sie täglich viele Empfindungen davon haben, und alſo ihre Vorſtellungen davon, wenigſtens itzo, ſtets ſehr lebhaft ſeyn müſſen. Ich habe genug gethan, daß ich gegenwärtig den Hauptbegriff der Schlittenfahrt in Ihren Gemüthern rege gemacht habe.

Glauben Sie nicht, meine Herren, daß ich den groſzen Vortheil, welchen unzählige Perſonen aus der Schlittenfahrt ziehen, unter die Vorzüge derſelben zählen werde. Bilden Sie ſich nicht ein, als ob ich deswegen die Schlittenfahrt loben wollte, weil die Wagner, die Schmiede, die Bildſchnitzer, die Schellenmacher, die Sattler, die Riemer und die Seiler einen groſzen Zuwachs ihres Vermögens dadurch erhalten. Trauen Sie mir es nicht zu, daß ich den ſogenan̄ten Philiſtern zu gefallen vor ihnen aufgetreten bin, und ſtatt der wahrhaften Vortrefflichkeiten der Schlittenfahrt, die Güter, welche dieſe ſich durch dieſelbe erwerben, herzählen wollte. Nein, alle dieſe Vorzüge ſind in meinen Augen, und in Anſehung derjenigen, welche ich Ihnen bald vor Augen ſtellen werde, viel zu klein, als daß ich mich nur im geringſten dabey ſollte aufhalten und der Schlittenfahrt ihrentwegen einigen Werth zugeſtehen können.

Die Luſtbarkeit, meine Herren, mit welcher die Schlittenfahrt allezeit verknüpfet iſt, iſt einer ihrer größten Vorzüge. Eine Luſtbarkeit, welche dem Winter eigenthümlich iſt, und denen nicht das mindeſte nachgiebt, welche vom Sommer nicht getrennet werden können, verdienet das größte Lob von allen denjenigen, welche ihr Leben nicht mit Grillen und Tiefſinnigkeit zuzubringen geſonnen ſind. Kein Grundſatz hat mir jemals unumſtößlicher und keine Wahrheit angenehmer und vernünftiger zu ſeyn geſchienen, als diejenige, welche ſchon unſern Vorfahren vor langer Zeit bekannt geweſen iſt. Ich meyne denjenigen Grundſatz, nach welchem uns befohlen wird, unſern Fleiß zuweilen mit Luſtbarkeit und Vergnügen zu verwechſeln. Horaz, Virgil und Ovid haben uns dieſes insgeſammt angeprieſen, und man kommt ihren Ermahnungen auch noch heutzutage, in dieſem Stücke, treulich nach, und zwar mit größtem Rechte. Man habe ſich nun dem Studieren, oder einer jedweden andern Lebensart, welche ohne Fleiß und Mühe nicht beſtehen kann, gewidmet: ſo hat man der Ergötzlichkeiten, und zwar meiſtentheils ſolcher, welche eine Bewegung des Leibes erfordern, unumgänglich nöthig. Dieſe nun biethet uns das ſchöne Leipzig, ſammt ſeinen angenehmen Gegenden, im Ueberfluſſe dar. Aber finden ſie nicht faſt insgeſammt nur im Sommer ſtatt? Dieſer allein iſt bey uns der Schutzgeiſt unſers Vergnügens. Dieſer wachet für unſre Gemüther, wenn ſie Ernſthaftigkeit, Nachdenken und Fleiß von der Begierde nach der Ruhe, und eben dadurch von dem beſten Genuſſe unſeres Lebens abhalten. Dieſer ſchüttet tauſend Anmuth aus dem Füllhorne der Ergötzlichkeiten über uns aus, und gewähret uns, ſo zu ſagen, den Vorſchmack des Himmels auf Erden. Kaum haben die brennenden Sonnenſtralen, durch den Umſchwung des Erdballes, eine tiefere Neigung erhalten; kaum haben die ſanften Weſtwinde den Schweiß, welchen Hitze, Mühe und Arbeit ausgepreſſet, von unſern Wangen abzutrocknen angefangen, ſo ſehen wir bereits, wie ſich alles zum Genuſſe des Vergnügens geſchickt machet, welches uns die Anmuth des Sommers darbiethet. Hier erblicken wir eine Menge Menſchen, welche unter der grünen Decke ſchattenreicher und ordentlich gepflanzter Linden, in Begleitung einer angenehmen Geſellſchaft von Freunden und Freundinnen, hin und her ſpazieren und den anmuthigen Geruch der duftenden Blüthen, den Anblick der durch die friſchen Blätter tauſendfach gebrochnen und vielfärbigen Sonnenſtralen, das angenehme Gemurmel der flachen Pleiſſe; und ſonſt unzählige Arten der Anmuth und Ergötzlichkeit halb entzückt empfinden. Da zeigen ſich uns eine Menge kleiner Paradieſe um die Stadt herum, worinnen Blumen, Früchte und reizende Zierrathen die Sinne der Gegenwärtigen, welche theils neben den bunten Beeten hingehen, theils zu den ſchönen Luſthäuſern heraus ſehen, und unendliche Schönheiten der Natur auf einen Blick empfinden, theils auch ſich allerhand ergötzende Leibesübungen machen, auf die allerlieblichſte Art rühren. Dort auf den grünen Feldern, wo bald das anwachſende Getreyde, bald eine beblühmte Wieſe, welche viel hundert ordentlich gepflanzte Buchen von dichten Sträuchern umgränzen, bald ein ſanfter und an grünen Bäumen dahin ſchleichender Fluß den Geiſt entzücket; dort, ſage ich, erblicken wir einen großen Theil der Einwohner unſerer Stadt, und ſehen, wie ſie ſich auf offnen Straßen und in Luſtſchiffen der Heiterkeit des Himmels zu ihrem Vergnügen bedienen.

Alle dieſe, und noch viel mehr Ergötzlichkeiten, biethet uns der Sommer im Ueberfluſſe dar. Alle dieſelben aber verlanget man von dem Winter vergebens. Die Luft und der Himmel ſind kalt, trübe, ſtürmiſch und unfreundlich. Die Bäume und die Gärten ſind von Blättern, Blumen und Früchten entblößet, und nichts kann uns ergötzen, als was wir beym Kamin und der Wärme verrichten können. Sind wir alſo nicht im Winter der allergrößten Ergötzlichkeiten beraubet, welcher wir doch in dieſer Jahrszeit ſo wenig entbehren können, als im Sommer? Nein, meine Herren, befürchten ſie nicht, daß ich dieſes im Ernſte behaupten wollte! der menſchliche Witz, welcher die Sterblichen gelehret hat, Löwen und Bäre zahm zu machen und die Wellen zu bezwingen, hat auch dem Froſte, dem Eiſe und dem Schneee gebothen, daß ſie uns zu einem Vergnügen dienen müſſen, welches uns mitten im Winter den Mangel der Sommerergötzlichkeiten reichlich erſetzt. Er hat ein Vergnügen erfunden, welches bey allen Kennern eines rechtſchaffenen Vergnügens durchgängig Beyfall gefunden hat, und womit ſie ſich täglich die verdrießliche Dauer der langen Winterabende auf das angenehmſte verkürzen. Die Schlittenfahrt, meine Herren, die Schlittenfarth hat er erfunden! O könnte ich Ihnen doch hier abermals eine ſo reizende Beſchreibung von dieſem Vergnügen machen, als unausſprechlich es an ſich ſelbſt iſt! könnte ich es doch durch die Lebhaftigkeit meiner Abſchilderungen ſo weit bringen, daß Sie augenblicklich ihre Plätze verließen, und die erſten die beſten Schlitten, welche ſie auf der Gaſſe anträfen, zum ungeſäumten Genuſſe dieſes Vergnügens beſtimmten, ſo wie es ehemals Auguſtin durch ſeine Beredſamkeit bey ſeinen Zuhörern ſo weit brachte, daß ſie ohne Verzug davon lieſen, und die Schaubühnen zerſtörten, deren damaligen Schaden ihnen ihr Redner ſo lebhaft abgemalet hatte! Gewiß, dieſes würde Sie von der Wahrheit deſſen, was ich Ihnen ſage, am vollkommenſten überzeugen. Sie würden nicht argwohnen, daß ich Ihnen das Vergnügen bey der Schlittenfahrt nur deswegen nicht abſchilderte, weil ich nichts wahrhaftig reizendes darinnen fände; ſondern weil es die nothwendige Eigenſchaft eines vollkommenen Vergnügens an ſich hätte, daß es nämlich unbeſchreiblich wäre.

Luſtbarkeit und Vergnügen ſind Dinge, welche einem jeden, wegen der ihnen allezeit weſentlichen beſondern Vorzüge, anzupreiſen ſind. Ihr Werth iſt um deſto größer, wenn ſie einige ganz beſonders vorzügliche Eigenſchaften an ſich haben. Ich irre gewiß nicht, wenn ich die Muſik für eine unerſchöpfliche und allgemeine Quelle des Vergnügens halte. Dieſes Vergnügen machet uns ebenfalls die Schlittenfahrt theilhaft. Die Luſt und das Ohr werden durch den entzückenden Klang von viel tauſend Schellen erfüllet, welche alle Haupt- und Zwiſchentöne mehr, als zehnfach, in ſich enthalten, und ſie alle auf einmal von ſich geben. Dieſe unvergleichliche Harmonie aller zugleich ſchallenden Töne wird ſo oft widerholet, als das geſchmückte Pferd, welches ſie auf ſeinen Rücken hängen hat, fort trabet, und ſein Trab geht um deſto hurtiger, je öfter der vorherreitende den Tackt mit der Peitſche dazu giebt. Sind das nicht ganz beſondere und ausnehmende Vorzüge der Schlittenmuſik? Würden auch Orpheus und

Amphion den größten Meiſtern in der Muſik, welche Italien und Deutſchland jemals hervorgebracht haben, im geringſten weichen, wenn nicht dieſe ganz beſondere Art der Muſik, dieſes ſeltne Meiſterſtück einer ſinnreichen Erfindung, zu unſern Zeiten bekannt geworden wäre? Eine Erfindung, welche alle die größten Muſikverſtändigen um deſtomehr beſchämet, da ein unvernünftiges Thier, ein trabendes Pferd, dasjenige verrichten kann, was ihnen jederzeit unmöglich geweſen iſt? Doch dieſe unerhörten Vorzüge dieſer Muſik ſind es nicht allein, welche ihren Werth unſchätzbar machen. Die wenigen Koſten, durch welche man ſich dieſelbe zuwege bringen kann, ſind es, welche ſie faſt gar zu einem Wunder unter den Luſtbarkeiten machen. Was für unſägliche Koſten werden nicht zu Aufführung einer einzigen Oper, für die faſt unzählbare Menge Muſikanten, aufgewandt? Eine große Schaar Kriegsvölker könnte auf eine Zeitlang dadurch erhalten werden. Aber was erfordert denn unſre Schlittenmuſik für Unkoſten? Sind ſie etwan ſo groß, daß man ſich dieſelben nur einen Augenblick gereuen laſſen und mit dem Demoſthenes ſagen ſollte: So theuer erkaufe ich die Reue nicht? Für gar nichts ſind die Koſten dieſer Muſik zu rechnen! nicht ein einziger Operiſt würde nur eine Arie dafür ſingen. Und doch iſt ſie, wie ich erwieſen habe, weit vortrefflicher, als alle Opernmuſik! In Wahrheit! die vortrefflichſte Muſik von der Welt mit einem Spottgelde zu bezahlen, dieſes iſt ein ſo großer Vortheil für die Liebhaber ausnehmender Luſtbarkeiten, daß ſie die Schlittenfahrt billig unter allen denſelben oben an ſetzen müſſen.

Aber, o dürfte ich Sie, meine Herren, doch heute nicht an das traurige Ende dieſer entzückenden Muſik eriñern! müßte ich doch nicht den Verluſt derſelben faſt mit Thränen bedauern! die Zeit iſt bereits herangekommen, in welcher Geſetz und Gewohnheit alle lauten Ergötzlichkeiten unterſagen! O hätte doch das nicäniſche Concilium, durch einen uns allzu harten Schluß, unſer Vergnügen, welches der heuer ſo getreue Schnee im Ueberfluſſe darbiethet, nicht um eine Woche verkürzt! oder möchten doch wenigſtens, da dieſer Schluß nicht zu hintertreiben iſt, nach Verlauf dieſer traurigen Zeit, Wetter und Straße der Schlittenfahrt noch lange günſtig ſeyn! Wünſchen Sie dieſes mit mir, meine Herren; hoffen ſie es! freuen ſie ſich drauf!

Doch da nicht alles Vergnügen der Schlittenfahrt an die Muſik der Schellen gebunden iſt, ja, da vielleicht künftig die Fahrenden ſelbſt dieſe klingenden Werkzeuge tragen werden, weil ſie nur den Pferden zu tragen verbothen ſind: ſo dürfen ſie noch nicht allen Muth ſinken laſſen. Die Schlittenfahrt an ſich ſelbſt hegt ſoviel Vergnügen, daß ſie ihre Liebhaber, auch ohne die Hülfe der Schellen, gnugſam ergötzen kann. Ja ich will bald zeigen, was für viele und wichtige Vorzüge die Schlittenfahrt, ohne daß ſie mit Schellenmuſik begleitet wird, erheben.

Ein Vergnügen, welches mit Nutzen verbunden iſt, wird von allen Verſtändigen demjenigen Vergnügen vorgezogen, welches weiter keinen Nutzen nach ſich zieht, als den, welchen es, als ein Vergnügen, wenn es nicht unerlaubt iſt, durch Ergötzen, an ſich ſelber ſchaffet. Die Schlittenfarth, meine Herren, iſt ohnſtreitig eine von denjenigen Luſtbarkeiten, welche nach Horazens Regel eingerichtet iſt, und das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet. Ja ich wollte faſt gar behaupten, entweder er ſelbſt, oder ein Horazianer müſſe der Erfinder der Schlittenfahrt geweſen ſeyn. Daß die Kunſt zu reiten auch denen, welche ſich der Gelehrſamkeit gewidmet haben, ſehr nützlich ſey, darf ich Ihnen nicht erſt beweiſen. Ich weis, Sie ſind davon überzeugt, ſo bald Sie bedenken, daß kein Menſch, zu welchem Stande er nur gehöret, verſichert iſt, daß er die ganze Zeit ſeines Lebens in der Stube zubringen kann, ſondern ſich auf ſolche Fälle bereit halten muß, welche ihn nöthigen, eine Reiſe zu wagen, welche weder durch Gehen, noch durch Fahren, noch durch Tragen, jederzeit zu bewerkſtelligen iſt. Es iſt alſo, wo nicht gar nöthig, doch gewiß ſehr nützlich, in der Kunſt zu reiten geübt zu ſeyn. Wo hat aber ein Anfänger die ſchönſte und bequemſte Gelegenheit, die erſten Anfangsgründe dieſer Kunſt zu begreifen? Nirgends anders, als bey der Schlittenfahrt. Wer auf dem Seile will tanzen lernen, der fängt nicht ſogleich in einer ſolchen Erhöhung an, in welcher die fertigen Künſtler ihre Geſchicklichkeit zeigen. Nein, er ſpannt das Seil erſt ganz nahe an der Erde auf, und erhöhet es nach u.nach, und waget ſich nicht eher ganz in die Höhe, als bis er ſeiner Kunſt faſt gewiß iſt. Nicht anders muß man auch die Reitkunſt nur allmählich lernen. Der ſicherſte und natürlichſte Anfang dazu wird ohne allen Zweifel auf dem Hintertheile des Schlittens gemacht.

Man reitet auf demſelben ohne alle Gefahr, und ohne ſich vor der Unbändigkeit eines raſchen Pferdes zu fürchten. Es wirft ſeinen Reiter niemals ab, und iſt doch zur Fortragung des Reiters von einem Orte zum andern eben ſo geſchickt, als ein Pferd. Bey allem dem aber darf der angehende Reiter doch nicht allezeit ohne alle Herzhaftigkeit ſeyn. Denn es iſt eben nicht allemal ein bloßes gepolſtertes Brett, welches die Stelle eines Pferdes vertritt; ſondern ich habe wohl eher geſehen, daß die Anfänger der Reitkunſt bey dem Schlittenfahren auf Drachen- und Löwenſchwänzen geritten haben. Und dieſes zu wagen, dazu würde ſich ein nur etwas feigerer Ritter, als St. George war, welcher den Lindwurm durchſtach, ſo bald nicht verſtehen. Auf dieſe Art aber üben ſich die Anfänger in der Reitkunſt immer nach und nach in immer ſchwerern und ſchwerern Aufgaben; und wenn es auch gleich nur vielmals bey derjenigen bleibt, welche heißt: **Auf einem hölzernen Drachen- oder Löwenſchwanze zu reiten:** ſo haben die meiſten ihren Zweck in dieſer Kunſt ſchon erreicht. Außer dem haben die jungen Ritter noch einen wichtigen Vortheil von der Schlittenfahrt zu gewarten. Er beſteht darinnen, daß ſie es gewohnt werden, Sporne zu tragen. Daß auch dieſes wirklich ihre Abſicht dabey iſt, dieſes iſt unleugbar. Denn wozu hätten ſie ſonſt nöthig, ihre Stiefeln mit Spornen zu waffnen, wenn ſie auf der Pritſche reiten? Sie würden es ſelbſt nicht anders, als mit Hohn und Lachen über eine der größten Thorheiten, thun können, wenn ſie nicht die Pritſche, als ein Pferd, und ſich als Ritter, betrachteten. Ein jeder muß alſo vielmehr aus ihrem Beyſpiele einſehen lernen, daß die Schlittenfahrt zur Erlernung der Reitkunſt ungemein beförderlich iſt.

Die alten Griechen und Römer gewöhnten ihre Jugend, durch allerhand mühſame Leibesübungen, zur Ertragung der größten Leibesbeſchwerlichkeiten. Sie mußte ſich durch Kämpfen, durch Ringen, durch Scheibenwerfen, durch Wettſpringen, durch Wettlaufen, auf eine ſolche Art die Erduldung der heftigſten Schmerzen geläufig machen, daß alle unſre geplagteſten Handarbeiter und Laſtträger mit ihren Leibesübungen, welche doch nur Spiele hießen, nicht einmal zur Hälfte tauſchen würden. Hierdurch aber wurden ihre Kräfte und Glieder ſo ſtark und abgehärtet, daß ſie hernach die empfindlichſten Schläge und die gefährlichſten Streiche, welche ihnen im Kriege, oder ſonſt beygebracht wurden, ohne Schmerzen vertragen konnten. Haben wir zu unſern Zeiten nicht auch dergleichen Härte und Tapferkeit nöthig? Haben wir nicht ebenfalls Urſache, uns auf alle mögliche Zufälle, welche unſerm Leibe, es ſey im Kriege, oder im Frieden, Schaden zufügen können, vorzubereiten? Krieg, Feindſchaft und heimliche Tücke ſind noch itzo überall anzutreffen; tauſend andrer Beſchwerlichkeiten, welche uns auf Reiſen, oder ſonſt zuſtoßen können, zu geſchweigen. Worinnen beſtehen aber bey uns die Leibesübungen, welche uns zur Ertragung derſelben geſchickt machen können? Es würde keine einzige vorhanden ſeyn, wenn die Schlittenfahrt nicht wäre erfunden worden. Dieſe kann ohne Froſt und Kälte niemals abgehen; ja öfters wüten ſie ſo heftig, daß diejenigen, welche ſich mit der Schlittenfahrt erluſtigen, eben ſo unſägliche Schmerzen von der Kälte ausſtehen müſſen, als der athenienſiſchen Jugend bey dem gewaltſamen Springen, Laufen und Ringen, der von den nackenden Leibern herabſtrömende Schweiß verurſachte. Tretet auf, ihr eifrigen Indianer! die ihr ehemals die Weichlichkeit eurer Leiber durch freywillige Martern bezwanget! ſaget, ob ihr in dem heißeſten Erdſtriche die heißeſten Sonnenſtralen, auf euren nackenden Leibern, auf einem Beine ſtehend und mit ſtets aufgehabenen Händen, einen ganzen Tag, ohne einige Ungeduld, und ohne Zeichen ſonderlicher Schmerzen, ertragen konntet? Saget, ob ihr dieſe eure Uebungen in der Geduld und Standhaftigkeit jemals mit den kalten Leibesübungen bey der Schlittenfahrt, verwechſeln wolltet, wenn ihr noch lebtet? Ich ſchwöre bey dem Froſte! welcher die Gliedmaßen unſerer deutſchen jungen Ritter feſt machet, daß ihr die Kälte, welche allezeit mit der Schlittenfahrt verbunden iſt, nicht eine Minute lang ertragen würdet, ob ihr gleich eure Leiber, durch Ertragung der brennendeſten Sonnenhitze, noch ſo unempfindlich gemacht hattet! O unausſprechliche Vortheile der Schlittenfahrt in Anſehung der damit verknüpften Kälte! Wenn Lucian noch leben ſollte: ſo würde er eben ſowohl, wie damals, als er lebte, die beſchwerlichen Leibesübungen der Athenienſer, die gemeiniglich faſt unerträglichen Schmerzen der Kälte bey der Schlittenfahrt, in einem Geſpräche, von einem

Anacharſis bewundern, von einem Solon aber dadurch vertheidigen und rühmen laſſen, daß ſie die Jugend zu gelaſſener Erduldung der größten Beſchwerlichkeiten des Leibes überaus geſchickt mache.

Doch Reiten und Wettkampf ſind Künſte, deren Nutzen ſich zwar weit erſtrecket, aber eben deswegen auch nicht ſo gar merklich iſt, als derjenige, welcher insbeſondre in die Gelehrſamkeit einſchlägt. Dieſe letztere Art des Nutzens entſpringt aus der Schlittenfahrt im Ueberfluſſe. Es wird keiner, welcher ſich der Gelehrſamkeit gewidmet hat, leugnen, daß die Mythologie einem Gelehrten nicht nur anſtändig, ſondern auch nützlich iſt. Wie wollte er die alten heydniſchen Dichter, ja wie wollte er viele andre griechiſche und römiſche Schriftſteller verſtehen, wenn er in der Mythologie, ein Fremdling wäre? Kein Vergnügen kann alſo wohl nützlicher ſeyn, als dasjenige, welches uns ein deutliches Erkenntniß vieler mythologiſchen Wahrheiten beybringt. Zu dieſem Endzwecke aber ſcheint die Schlittenfahrt ganz beſonders erfunden zu ſeyn. Sind nicht faſt alle Schlitten mit mythologiſchen Figuren gezieret? Ja haben nicht ihrer viele die ganze Figur einer Sirene, eines Pegaſus, eines Mercurs, eines Cupido? Ja, was Vergnügen und Nutzen noch genauer miteinander verbindet, eine goldne Sirene, einen gemalten Pegaſus, ein ſilbernen Mercur und Cupido? O ausnehmende Mittel zur Erlernung der Mythologie! Kann und muß demnach nicht derjenige, welcher ſich mit der Schlittenfahrt ergötzet, nothwendig die erbaulichſten Betrachtungen aus der Mythologie anſtellen? Die beſondern Kunſtgriffe der Bildſchnitzer geben ihnen insbeſondere Gelegenheit dazu. Nur bey der letzten großen Schlittenfahrt, wobey Schellen, Pauken und Trompeten die dicke Luft recht harmoniſch erſchütterten, ward ich vorne auf einem Schlitten den Herkules, mit einem goldnen Felle umhangen, gewahr, welcher mit einem blauen Knittel nach einem gräßlichen Ungeheuer losſchlagen wollte. Hier war ich nun überaus zweifelhaft, ob ich aus dieſem Ungeheuer die ſiebenköpfichte lerneiſche Waſſerſchlange, oder den dreyköpfigten Höllenhund, oder gar die erymantiſche Sau machen ſollte? Denn mit allen dieſen Thieren hatte Herkules zu kämpfen gehabt. Dem Höllenhunde ſah es am alleräh̄nlichſten, weil es drey Köpfe, und zwar Hundsköpfe, hatte. Ich konnte aber deswegen nicht glauben, daß es dieſen vorſtellen ſollte, weil Herkules ihn weder mit einem Knittel, noch mit einer Keule todt geſchlagen, ſondern mit Ketten gebunden und gefangen hat. Endlich aber brachte ich es durch ein kurzes, aber gelehrtes Nachdenken, heraus, daß dieſes Ungeheuer wirklich den Höllenhund vorſtellen ſollte, und der Bildſchnitzer nur, den Lehrbegierigen zum Beſten, dem Herkules, ſtatt einer Kette, eine Keule in die Hand gegeben hatte. Zu ſolchen gelehrten Betrachtungen giebt die Schlittenfahrt unmittelbar Anlaß! So angenehm und gründlich unterrichtet uns dieſe Luſtbarkeit von den innerſten Geheimniſſen der Mythologie!

Aber, wie ſehr Himmel und Erde von einander unterſchieden ſind, ſo groß iſt auch der Unterſchied zwiſchen der Mythologie und der Sternkunde. Dieſe übertrifft jene unendlich. Dennoch dienet auch zu dieſer, und zur Erlernung derſelben, die Schlittenfahrt ungemein. Glauben Sie wohl, meine Herren, daß die bisherigen Schlittenfahrten allein zum Vergnügen und zu demjenigen Nutzen angeſtellet worden ſind, wovon ich ſchon gedacht habe? Nein, Sie betrügen ſich, wenn ſie unſern Landsleuten ſo wenig ernſtliche Abſichten bey ihren Luſtbarkeiten zutrauen. Auch die Uebung in der Sternkunde iſt ihre Abſicht bey der Schlittenfahrt, und zwar hauptſächlich. Sie wiſſen, ohne daß ich Ihnen die Sache erſt durch die mathematiſchen Verhältniſſe begreiflich machen darf, daß man auf keinem Platze, und auf keiner Gaſſe in der Stadt, den ganzen Horizont überſehen kann, welches doch bey aſtronomiſchen Beobachtungen gemeiniglich erfordert wird. Was könnte nun dieſem aſtronomiſchen Uebel füglicher abhelfen, als die Schlittenfahrt? Durch dieſe wird man faſt, als im Fluge, von einem Ende der Stadt zum andern gebracht, daß ſich alſo den begierigen Augen eine Himmelsgegend nach der andern darſtellet. Wo man den großen und kleinen Bärenſchwanz nicht erblicken kann, da zeiget ſich der Hundsſtern; und wenn die Geſchwindigkeit des fliegenden Schlittens auch dieſen den Augen entrückt, ſo erſcheint bald der Bärenhüter, bald der nördliche und ſüdliche Eſel, bald die Ziege mit den Böcken, und bald ein andres Geſtirn. Woher köñte es wohl, daß längſt kein Winter an Schlittenfahrten ſo fruchtbar geweſen iſt, als der vorige u. gegenwärtige? Nichts anders iſt Schuld daran, als der Komet, welcher ſich vor dem Jahre in einer fürchterlichen Geſtalt am Himmel eingefunden hat. Dieſen auf das genaueſte zu beobachten haben, unzähtige Schlittenfahrten angeſtellet werden müſſen. Außer dem, was ſich am Him̃el zeiget, dienen auch viele Schlitten, in Anſehung der Figur, welche ſie vorſtellen, ſelbſt zur Uebung in der Sternwiſſenſchaft. Ich will nur derjenigen Art von Schlitten gedenken, welche einen Drachen vorſtellen. Muß nicht derjenige, welcher auf einem ſolchen Schlitten fährt, ſo bald er den Kopf und den Schwanz des Drachens, oder ſeines Schlittens, welches einerley iſt, ſieht, an den aufſteigenden und niederſteigenden Knoten des Mondes, und folglich auch an die Knoten aller Planeten, ja ſo gar an die Sonnen- und Mondfinſterniſſe, denken? und giebt ihm nicht dieſes zu herrlichen Betrachtungen Anlaß? O vortrefflicher Nutzen dieſes edlen Vergnügens!

Doch nicht alle Menſchen ſind zu ernſthaften Dingen aufgelegt. Viele ſchätzen den Werth eines Vergnügens allein nach der Größe deſſelben. Auch dieſen will ich zeigen, was für ein ſeltnes und unſchätzbares Vergnügen ihnen die Schlittenfahrt zuwege bringt. Nichts iſt zärtlichen Seelen mehr angelegen, als daß ſie dem ſchönen Geſchlechte ihre Neigung gegen daſſelbe auf das nachdrücklichſte eröffnen mögen. Was giebt ihnen aber die erwünſchteſte Gelegenheit dazu? Die Schlittenfahrt, meine Herren. Mit dieſer Luſtbarkeit ſoll ein gewiſſes Recht verbunden ſeyn, welches von derſelben, wenn die Schönen an ſolcher Luſtbarkeit mit Theil nehmen, untrennbar iſt. Ein Recht, um deſſentwillen ich, kraft meines tragenden Amtes, ſchon ſo manche Rechtshändel geführet habe. Ich meyne das Schlittenrecht. Ich müßte Ihnen die Blödigkeit zutrauen, daß Sie ſich noch niemals, in Geſellſchaft des ſchönen Geſchlechts, mit der Schlittenfahrt beluſtiget hätten, wenn ich Ihnen erklären wollte, worinnen dieſes Schlittenrecht beſteht. Ich ſetze alſo jenes, als gewiß, voraus, und bin demnach verſichert, daß Sie Ihre Schönen, deren Bedienung Sie bey der Schlittenfahrt geweſen ſind, unter dem Vorwande, daß Sie das Pferd, durch Hülfe der ſeidnen Stricke, regieren müſſen, lange Zeit auf das zärtlichſte umarmet, bey dem Auf- und Abſteigen aber gar den himmliſchen Nektar der zärtlichſten Küſſe geſchmecket haben. Und eben dadurch haben Sie ſich des Schlittenrechts bedienet, und das entzückende Vergnügen genoſſen, welches ich nur nennen, aber nicht beſchreiben kann. Ein Vergnügen haben Sie genoſſen, nach welchem Sie, außer der Zeit der Schlittenfahrt, meiſtentheils vergeblich ſchmachten und ſeufzen. So vortheilhaft iſt die Schlittenfahrt allen Lebensarten und Neigungen!

Es ſey aber ferne, daß ich alle Quellen des Lobes der Schlittenfahrt ſollte erſchöpfet haben! Sie biethen mir ſtets neue Materie dar. Ich könnte noch vieles zum Lobe dieſes edlen Vergnügens anführen, und beſonders die Demuth aller derjenigen rühmen, welche ſich deſſelben bedienen, indem ſie das Amt derjenigen verrichten, welche mit nichts, als mit Wagen und Pferden, umgehen. Ich könnte auch, was das Wunderbarſte iſt, ihre Großmuth erheben, welche ſie dadurch zeigen, daß ſie durch die Schlittenfahrt ihre Reichthümer für ein Vergnügen dahin geben, welches viele ſo wenig für ein Vergnügen halten wollen, daß ſie ſich vielmehr etwas ſehr beſchwerliches darunter vorſtellen. Ich könnte endlich auch die Geſchicklichkeit derer preiſen, welche bey der Schlittenfahrt mit Antreibung und Lenkung der Pferde ſo vortrefflich umzugehen wiſſen. Die Alten hielten es für ein gewiſſes Zeichen der Fähigkeit, dereinſt einen ganzen Staat zu regieren, wenn einer ein Pferd wohl zu regieren wußte. Ich ſehe auch nicht, warum dieſes Zeichen nicht noch itzo gültig ſeyn ſollte? Was hat ſich demnach nicht das gemeine Weſen von ſo vielen ſeiner geſchickten Söhne zu verſprechen, welche es täglich bey der Schlittenfahrt die Pferde ſo glücklich regieren ſieht! Werden dieſe nicht dereinſt Stützen des Staates und der Troſt des Vaterlandes ſeyn? Ihre Geſchicklichkeit, welche ſich bey der Schlittenfahrt ſo häufig äußert, läßt uns nichts gewiſſer verſprechen; obgleich manche ſich durch ihren vorherreitenden Begleiter in ihrem ſchweren Amte beyſtehen laſſen, und es alſo faſt ſcheint, als wenn dieſe geſchickter wären, den Staat zu regieren, als ſie.

Ich würde meine Beredſamkeit, bey einer Sache, welche ſich ſelbſt das größte Lob iſt, nur unnöthig verſchwenden, wenn ich im Lobe der Schlittenfahrt weiter fortfahren wollte. Sie iſt ein ſo vortreffliches Vergnügen, daß keine einzige Einwendung das geringſte wider ihren Werth ausrichten kann. Mögen doch Aufwand und Kälte daſſelbe koſtbar und beſchwerlich zu machen ſcheinen: ſo ſcheinet es doch nur alſo. Es iſt und bleibt doch ein großes Vergnügen. Diejenigen, welche es täglich genießen, ſagen es alle mit einhälligem Munde. Und ſie würden es doch nicht ſagen, wenn es nicht wahr wäre: was hätten ſie denn davon?

Ich bin demnach verſichert, daß Sie, meine Herren, eine Luſtbarkeit, welche den Mangel der dem Sommer eigenthümlichen Ergötzlichkeiten vollkommen erſetzet; bey welcher uns eine ganz beſondre und wohlfeile Muſik vergnüget; welche den Leib zur Erduldung der größten Leibesbeſchwerlichkeiten und Gefahren abhärtet; welche ihren Liebhabern die Reitkunſt, die Mythologie und die Sternkunde auf die leichteſte, angenehmſte und gründlichſte Art beybringt; welche endlich zärtliche Seelen des innigſten Vergnügens, welches der Umgang mit dem ſchönen Geſchlechte ſchaffen kann, theilhaftig machet: daß Sie, ſage ich, eine ſolche Luſtbarkeit, Zeit Lebens hochſchätzen, wider alles Murren catoniſcher Gemüther ſchützen, und in jedem ſchneereichen Winter zu ihrem angenehmſten, beſten und häufigſten Zeitvertreibe anwenden werden.

* *

Der Canarienvogel.

Eine Fabel.

Philinden ward, von ferner Küſte,
Ohnlängſt durch eines Mohren Hand,
Der artge Vogel zugeſandt,
Den jenes Alterthum vermißte.
Er ſchmückte durch Geſang und Schimmer
Den Reiz von ihrem ſchönſten Zimmer.

Ihm mußte jeder Wunſch gelingen;
Philinde ſelber war bemüht,

Was ſie ihm irgend ſchmecken ſieht,
Dem muntern Sänger darzubringen.
Sie pflegt' ihn ſchon am frühen Morgen
Mit ſeiner Nahrung zu verſorgen.

Doch nicht mit ſeinem Stand zufrieden,
Wünſcht er mit Unmuthsvoller Pein
Aus einem Kerker frey zu ſeyn,
Der ihm zum Aufenthalt beſchieden;
Der nahe Wald, den er erblickte,
Die Freyheit wars, die ihn entzückte.

Sein Wunſch trifft ein; es muß ſich fügen,
Daß man vielleicht aus Unbedacht
Den Käficht nicht recht zugemacht:
So gleich verſucht er zu entfliegen.
Er fliegt davon, und voll Ergötzen
Weis er ſein Glück kaum gnug zu ſchätzen.

Sein Zuſtand ſcheint bereits vollkommen:
Doch da er ſich am Bach erfriſcht,
So hat ein Habicht ihn erwiſcht,
Und aller vorgen Luſt entnommen.
Dem Tode nah, ruft er mit Grauen
Noch unter den geſchärften Klauen:

Wie hoch kömmt mir dieß Glück zu ſtehen!
O Freyheit, warum folgt ich dir?
Aus welcher Urſach wünſcht ich mir
Der beſten Wohnung zu entgehen?
Nun ſeh ich erſt, oft ſind die Netze
Weit beſſer, als der Freyheit Schätze.

J. A. C.

* * *

Verwandlung der Mutter des Attys in eine Klapper.

Gnädige Frau,

Eure Gnaden haben mich geſtern ausgelacht, als ich mich aus Unmuth über das Gewäſche der Frau von Schallow verlautē ließ, ſie würde endlich noch gar zur Klapper werden. Ich würde dieſe Verſpottung verdient haben, weñ ſich meine Muthmaßung nicht auf eine Geſchichte gründete wo dergleichen Verwandlung einmal wirklich vorgegangen. Eure Gnaden hätten ſolche geſtern gleich zu meiner Rechtfertigung erfahren, wenn uns nicht die Ankunft Dero Herrn Gemahls auf ganz andere Geſpräche gebracht hätte. Indeſſen habe ich nicht ruhen können, Denſelben ſolche zu berichten, damit Eure Gnaden ſähen, daß mein Einfall ſo auslachenswürdig nicht ſey, als er Denſelben vorkam.

Wahrhaftig! ich würde die Begebenheit, ſelbſt in der Frau von Schallow Gegenwart, erzählet haben, wenn ſie mich nur hätte zum Worte kommen laſſen. Vielleicht würde ſie gemerket haben, was ich damit ſagen wollen, und daß ihr unaufhörliches Geplauder gleichfalls fähig ſey, einem den Kopf zu verrücken. Es iſt nicht das erſtemal, daß ſie einer Geſellſchaft der artigſten und klügſten Perſonen damit beſchwerlich gefallen, und ſie insgeſammt zum Stillſchweigen gebracht hat. Wenn ihre Zunge einmal in den Gang kōmt: ſo läuft ſie hintereinander fort, und man hat ſich nicht eher einer Stille zu verſprechen, als bis ſie die Geſellſchaft verlaſſen hat. Die nützlichſten Unterredungen werden durch ſie zerrüttet: und da man ihrem nichtigen Geſchwätze beſtändig zuhören ſoll: ſo iſt es kein Wunder, wenn eine vernünftige Perſon daher oft an zu gähnen fängt. Wem ſollte es auch wohl nicht ekelhaft werden, wenn er ganze Stunden lang von den gemeinſten Dingen reden und dazu alles unter einander mengen höret? Ich geſtehe es aufrichtig, ich bin ſo wohl gezogen und geſittet nicht, daß ich dabey gelaſſen bleiben und mich ſtellen könnte, als wenn ich gar einige Aufmerkſamkeit auf ein ſolches Geplauder hätte. Meine Studentenjahre ſind vorbey; u. ich gehe nicht in Geſellſchaft, daß ich da ſtumm ſitzen und mich durch einen ſchwatzhaften Vortrag von dem nichtswürdigſten Zeuge unterrichten laſſen will. Es iſt eine gar zu grauſame Marter für meine Eigenliebe, wenn ich nicht auch etwas von meinem Witze oder Verſtande ſehen laſſen kann. Und ſollte es nicht bey andern eben ſo ſeyn? Auf ihr Gewiſſen, gnädige Frau! haben ſie keinen Verdruß empfunden, daß die Frau von Schallow allein uns geprediget hat? Haben Sie ſich keinen Zwang angethan, dabey nur in etwas aufmerkſam zu bleiben, ſo gefällig Dieſelben auch ſonſt zu ſeyn pflegen? Bald ſollte ich muthmaßen, daß die Geſchwätzigkeit eine anſteckende Seuche ſeyn müßte. Denn ich fange bereits an, in meinem Eifer über dieſelbe ſelbſt geſchwätzig zu werden, und von meiner Erzählung ganz abzukommen. Ich muß mich alſo nur mit Gewalt von meinen Betrachtungen losreißen und die Geſchichte dafür ohne weitern Umſchweif anheben.

Cybele, eine Tochter des Königes Meons in Phrygien, hatte ſich, ehe ſie noch mit dem Saturn vermählet worden, in einen jungen Schäfer, Attys, verliebt. Seine Triften waren um die Stadt Peſſinus, wo er an einem angenehmen Gebüſche ſeine Hütte hatte. In dieſem Walde war Cybele das erſtemal von ihm gerühret worden, und darinnen pflegte ſie ihn aufzuſuchen, wenn ihre verliebte Sehnſucht ſeine Gegenwart wünſchte. Konnte ſie ihn nicht ſogleich antreffen: ſo begab ſie ſich zu ſeiner Mutter in die Hütte, der er gemeiniglich entdeckt hatte, auf welcher Seite er weiden, oder wenn er etwa zurück kommen würde. Dieſe hieß Seiſtron, und war wegen ihrer beſondern Fertigkeit im Schwatzen in der ganzen Gegend berühmt. Es gehörte bloß eine kleine Veranlaſſung dazu, ſo war ihre Zunge völlig im Gange.

Anfänglich ließ ſich Cybele ihr Geſchwätze gefallen; denn ſie hörte dabey oft von ihrem Attys. Wie nun Verliebten nichts angenehmer iſt, als oft von dem Gegenſtande ihrer Liebe reden zu hören, und ſich um alles zu bekümmern, was denſelben angeht: ſo war ſie auch bey allen Kleinigkeiten aufmerkſam, welche ihr Seiſtron von ihm erzählte. Es war ihr nicht zuwider, wenn ihr eine und eben dieſelbe Sache wohl hundertmal wiederholet wurde. Doch konnte ſie dieſes Geplauder nur ſo lange ertragen, als Attys ſelbſt nicht zugegen war. Denn es diente ihr doch wenigſtens, ſich mit ihm in Gedanken zu beſchäfftigen, und, weil ſie der Seiſtron eben nicht antworten durfte, den angenehmen Vorſtellungen von ihm allein nachzuhängen. Wenn ſie hingegen den Attys perſönlich bey ſich hatte: ſo fiel ihr die Redſeligkeit ſeiner Mutter unerträglich. Sie konnte ſich nicht mit ihm von ihrer Neigung unterhalten, und die zärtlichſten Ausdrückungen ihrer Leidenſchaft wurden zerſtöhret. Wohl hundertmal war Cybele ungeduldig darüber geworden. Alles ihr Bitten und Gebiethen aber hatte keinen Eindruck. Seiſtron mußte reden, wenn ſie jemanden um ſich hatte; und was das ärgſte war, ſo mußte ſie allein reden. Dieſe Beſchwerlichkeit zu vermeiden, war kein anderes Mittel, als daß ſich die beyden Verliebten von ihrer Wohnung entfernten, und einander ihre Triebe an einem Orte erklärten, wo ſie von den Anfällen ihrer beredten Mutter frey waren. Hier konnte Cybele ihren Attys diejenigen Lieder ungeſtört abſingen hören, welche er auf ſie unter dem verſteckten Namen der Ops, Iſis oder Rhea gemacht hatte; u. hier empfing Attys alle die zärtlichſten Dankſagungen, welche Cybele nur erſinnen koñte.

Es dauerte dieſe gegenſeitige Liebe aber nicht lange. Attys lernte die Corybante kennen; eine Schäferinn, die zwar nicht ſo viel Schönheit, als Cybele, aber deſto mehr Sittſamkeit beſaß. Er wurde ſterblich in ſie verliebt, und fing an, kaltſinnig gegen die Cybele zu werden. Es kann ſeyn, daß er ſich mehr Vergnügen bey einer Verliebung verſprochen, die er mit einiger Mühe ſuchen mußte, als er in einer angebothenen Buhlſchaft finden können. Cybele hatte ſich ihm von ſelbſt in die Arme geworfen: Corybante aber floh vor ihm. War wohl etwas natürlicher, als daß er dieſer ihre Liebe höher ſchätzen mußte, weil ſie ihm höher zu ſtehen kam? Attys brachte viel Zeit zu, ehe er nur ſo viel von Corybanten erlangen konnte, daß er hoffen durfte. Er hielt ſich dabey für weit glückſeliger, als bey dem wirklichen Beſitze der Cybele. Dieſe merkte auch ſeine Kaltſinnigkeit gar bald, ungeachtet er ſolche beſtändig leugnete und verheelen wollte. Denn er fürchtete ſich vor der Gewalt und dem Zorne der Cybele, womit ſie ihn verfolgen würde, wenn ſie erführe, daß er ſie der Corybante nachſetzte. Er wünſchte, daß ſie ſelbſt gegen ihn kaltſinnig werden und ihn verlaſſen möchte. Er hoffte, daß ſolches vielleicht geſchehen würde, wenn er ſich ſtellte, als ob er ihre Geſellſchaft eifrig ſuchte, in derſelben aber niedergeſchlagen, ſchwermüthig und nicht mehr ſo munter wäre, als er ſonſt geweſen. In dieſer Gemüthsverfaſſung nahm er bloß die Zärtlichkeiten von ihr an, erwies ihr aber dagegen gar keine wieder.

Eines Tages überraſchte ſie ihn, als er eben ein C in eine Linde geſchnitten hatte. Sie fragte ihn, womit er ſich beſchäfftigte? Er aber war über ihre Ankunft ſo beſtürzt, daß er ihr keine Antwort geben koñte. Er hatte die Corybante in Gedanken gehabt, und ihr zu Ehren das C eingeſchnitten. Cybele ſah ſolches, und Attys hätte ſie leicht bereden können, daß es ihr geweiht wäre. Allein er beſann ſich in dieſer Verwirrung nicht, daß dieſer Zug eben ſo gut die Cybele, als die Corybante bedeuten könnte. Sein Verſtummen, und die Beſtürzung und Unruhe, die er bezeugte, waren der Cybele verdächtig, und vermehrten ihren Argwohn, daß Attys ein anderes heimliches Liebesverſtändniß haben müßte. Wie ſie nun ungemein eiferſüchtig war, wovon auch ihr nachheriger Gemahl, Saturn, einen heftigen Beweis bey ſeiner Liebe gegen die Philyra erfahren: ſo konnte ſie nicht ruhen, bis ſie dieſes Verſtändniß ausgekundſchaftet. Attys befürchtete ſolches. Er redete es daher mit ſeiner Mutter ab, daß ſie der Cybele nicht mehr entdecken ſollte, wo er ſich aufhielt, ſondern ſie bey ſich behalten u. ihr durch ihre Geſpräche die lange Weile vertreiben möchte, bis er von ſelbſt zurück käme. Denn er beſorgte, ſie möchte ihn wieder, und zwar zu einer noch ungelegenern Zeit, überfallen. Dabey aber wußte er ſtets ſolche Oerter, zu der Zuſammenkunft mit ſeiner Corybante zu beſtimmen, wo ihn die Cybele nicht ſo leicht ſuchen würde.

Als ſie ſich nun an einem Morgen lange Zeit vergebens nach ihm herum geſehen: ſo kam ſie endlich ihrer Gewohnheit nach zur Seiſtron in die Hütte. Sie wollte ſich über den Attys beſchweren: doch hatte ſie kaum angefangen, als ihr ſo gleich Seiſtron in die Rede fiel, und ihr tauſenderley Beſchwerden vorbrachte, welche ſie über ihren Sohn von ſeiner zarteſten Kindheit an zu führen gehabt hätte. Sie trieb dieſes ſo lange, daß endlich Cybele aus Ungeduld, nachdem ſie doch eine geraume Zeit bey ihr verzogen und auf ihren ungetreuen Liebhaber gewartet hatte, davon gieng. Dieſes geſchah nach der Zeit noch vielmal, und Cybele hätte die Seiſtron längſt gern in einen ſtummen Stein verwandelt, wenn ſie nicht, aus Liebe gegen ihren Attys, dieſelbe noch immer verſchonet hätte.

Indeſſen erfuhr eine von den Geſpielen der Cybele, daß Attys gemeiniglich ſeine Heerde dahin lenkte, wo ſich Corybante antreffen ließ. Dieſe Zeitung war viel zu wichtig, als daß ſie ſolche der Cybele verſchweigen konnte. Kaum aber hatte Cybele ſolche gehöret, als ſie voller Grimm zur Seiſtron in die Hütte eilte. Sie fragte kurz: wo iſt Attys? Ach! meine liebſte Cybele, fing Seiſtron gewöhnlicher maßen an, was macheſt du denn? Wie geht es dir? Wie befindeſt du dich? Du ſiehſt ja ſo entrüſtet aus. Biſt du etwa böſe? Wer hat dich denn erzürnt? Solche ſchöne Kinder, wie du biſt, ſollten ſich gar nicht erzürnen. Der Zorn macht ſie ungeſtalt, und es ſteht ihnen gar nicht an, wenn ſie böſe ſind. Die Freundlichkeit iſt allein ihr Werk. Ich habe einmal eine junge Schäferinn gekannt = = und hiermit wollte ſie ihrer ordentlichen Gewohnheit nach, die Cybele unterhalten. Allein dieſe war dießmal viel zu aufgebracht, und kehrte ihrer weitern Erzählung mit den heftig ausgeſprochenen Worten vor: ſage, wo iſt Attys? Seiſtron ſah wohl, daß Cybele gewaltig entrüſtet war, und ſchickte ſich alſo etwas an, auf ihre Frage zu antworten. Geſtern, ſagte ſie, hatte er ſeine Heerde in das Thal zur linken Hand des Gebüſches getrieben, da, wo Daphnis vordem mit der Chloris ſo zärtlich gethan hat. Wer ſollte denken, daß dieſes nicht hätte ein Paar werden ſollen? Doch ſo geht es gemeiniglich. Was man am ſicherſten zu ſeyn glaubet, = = und damit war ſie ſchon wieder im Gange, eine lange Zeit zu plaudern, ohne daß Cybele eine ordentliche Antwort auf ihre Frage erhalten konnte. Dieſe drang noch vielmals und zuletzt mit Ungeſtüm darauf. Allein Seiſtron gerieth allezeit in ein weitläuftiges Feld zu ſchwatzen, wenn es auch gleich anfänglich der Cybele vorkam, daß ſie nunmehr einen Bericht von ihr erhalten würde.

Unter dieſem unnützen Gewäſche liefen einige Stunden fort; und Cybele wurde zuletzt ganz toll über die Seiſtron. Sie griff dieſelbe, da ſolche wiederum mit ihrer gewöhnlichen Formel, ich habe eine Frau gekañt etwas zu erzählen anfing, voller Wut beym Kopfe, und ſagte: und ich kenne ein Weib, welches, ihres unaufhörlichen Gewäſches wegen, zu einer Klapper werden ſoll. Den Augenblick beugten ſich die Glieder der Seiſtron krumm zuſañen. Sie verlohren die menſchliche

liche Geſtalt und erhielten eine ganz andere Bildung. Von der ganzen Perſon blieb nichts übrig, als das unverſtändliche und widrige Getöne, welches durch das geringſte Schütteln mit der Hand erregt wird.

Nachdem alſo Seiſtron wegen ihrer Geſchwätzigkeit beſtrafet worden: ſo lief Cybele, mit dieſem neuen Inſtrumente in der Hand, in das anliegende Geholze. Sie irrte einige Zeit darinnen hin und wieder, als ſie von ungefähr eine Flöte hörte. Sie ſtund ſtille und vernahm bald, daß man ein Lied ſang, worinnen der Name Attys vorkam. Dadurch ward ſie noch aufmerkſamer; und es dünkte ihr endlich, als wenn es gar des Attys Stimme wäre, die aber noch von einer andern begleitet würde. Sie machte ſich endlich näher zu dem Orte, von welchem der Ton herkam, und fand daſelbſt zu ihrem äußerſten Verdruſſe ihren geliebten Schäfer in der Geſellſchaft ſeiner liebſten Corybante, welche in der beſten Vertraulichkeit mit einander ſungen. So gleich beſchloß ſie, auch an dieſem Undankbaren, Rache zu nehmen, und ihn mit eben dem Inſtrumente raſend zu machen, deſſen Geplauder, da es noch ein Menſch war, ſie faſt unſinnig gemacht hatte. Sie ſprang auf einmal hervor, und rief: vergönnet doch, daß ich eure Lieder mit dieſem lieblichklingenden Inſtrumente begleiten darf. Attys und Corybante erſchracken ſchon über die Gegenwart der Cybele genugſam. Als ſie aber auch noch das betäubende Geklapper der verwandelten Seiſtron vernahmen: ſo geriethen ſie vor Schrecken ganz außer ſich ſelbſt. Attys wurde durch das anhaltende Geräuſch derſelben ganz wahnſinnig. Er fiel der Cybele zu Füßen; er bath ſie um Verzeihung; er nannte ſie bey allen den poetiſchen Namen, unter welchen er ſie in ſeinen Liedern verehret hatte; er ſchwur, die Corybante völlig zu vergeſſen, und die Cybele allein Lebenslang zu verehren. In dem Augenblicke aber redete er wieder mit vieler Entzückung von der Corybante. Dieſes verdroß die Cybele dergeſtalt, daß ſie ihre Mitbuhlerinn durch die Berührung mit dieſem fürchterlichen Inſtrumente in eine Kuh verwandelte. Kaum ſah dieſes Attys, als er mit ſeltſamen Geberden und Verdrehungen des Kopfes über ſie herfiel, und ſie mit ſeinen Zähnen in Stücken zerriß. Er nahm noch andere Dinge in ſeiner Raſerey vor, welche hernachmals der Grund von vielen Gebräuchen bey dem Gottesdienſte der Cybele geweſen ſind. Endlich riß er auch das Inſtrument der Cybele aus den Händen. Da! nimm es nur hin, ſagte ſie; denn es iſt deine Mutter, Seiſtren, von der du ihr eigentliches Merkmaal darinnen antreffen wirſt. Sie hat mir durch ihr Geplauder ſo viel Verdruß gemacht, daß ich ſie auf keine beſſere Art, als durch eine ſolche Verwandlung ſtrafen können. Nun wohl, verſetzte Attys, ſo will ich dich auch Lebenslang, dir zum Verdruſſe, damit verehren. Er lief hierauf in das Gehölze, und ſein wahnwitziges Bezeugen war dem einfältigen Volke eine Vorſchrift, daß es darnach den Dienſt der Cybele einrichtete, als dieſelbe unter die Götter geſetzet wurde. Denn da Attys noch jederzeit mit Hochachtung von ihr ſprach und die Lieder wiederholte, worinnen er ſie ehemals beſungen: ſo glaubte man, daß ſie auf eben die Art und unter eben den Namen verehret werden müßte. Man behielt auch das grauſame Inſtrument bey, welches beſtändig den Namen Siſtrum geführet hat.

Ich darf Eurer Gnaden über dieſe Geſchichte wohl keine weitern Anmerkungen machen. Mein Schreiben möchte ſonſt eben den Charakter der Seiſtren an ſich haben. Alles, was ich alſo nur noch thun darf, iſt, daß ich mich Eurer Gnaden gehorſamſt empfehle.

J. J. v. K.

Ende des Hornungs.

* * *

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Aſpice et haec, ſi forte aliquid decoctius audis. *Perſ.*

Auf das Jahr 1745.

Märzmonat.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Der kleine Wunſch.

An Phyllis.

Verhängniß, ja ich hoffe gerne,
Und ſuche mir auch oft ein Gut,
Das mir gebricht, ſelbſt in der Ferne,
Wenn es der Ruhe Vorſchub thut.
Doch von entfernten Arzeneyen
Wird ja der Kranke nie erquickt:
Drum laß mir dieſen Wunſch gedeyen,
So bin ich auf einmal beglückt.

Ich bin kein Thor der erſten Gröſſe,
Der dich um Millionen plagt:
Dieß Gut, das ich ſo gern genöſſe,
Wird keinem ja ſo leicht verſagt.
Mir füllt kein toller Trieb zum Throne
Den Kopf mit Dunſt und Schwindeln an,
Weil weit vom Churhut, Stern und Krone,
Ich auch mein Glück noch bauen kann.

Ich ſehne mich nach keiner Würde,
Noch Titel, der den Ehrgeiz nährt,
Da oft ein Thor von ſeiner Bürde
Entkräftet früh zur Grube fährt.
Und wenn, bey bürgerlichem Saamen,
Kein redlich Herz mich adeln kann:
So lach ich über Schild und Namen,
Und werde nie ein Edelmann.

Entfernt von leckerhaften Biſſen,
Die man dem Schlemmer aufgetiſcht,
Kühlt mich ein Trunk aus reinen Flüſſen,
Mit wenig Rheinwein untermiſcht.
Den Schnepfenkoth und den Tockeyer
Laß ich dem Reichen zum Verdruß,
Der, nebſt der Wolluſt, auch noch theuer
Sein Podagra bezahlen muß.

Ich wag es nicht, in Blut und Schlachten
Der kühnen Krieger Spur zu gehn,
Die ihr Geſchlecht, nach langem Schmachten,
Als Krüppel endlich wieder ſehn:
Und bringt kein ſtolzes Roß mich wieder,
Mit Raub beladen, aus der Schlacht:
Gut, ſo behalt ich meine Glieder,
So wie ſie die Natur gemacht.

Bey Niedrigkeit vermeid ich Höhen:
Wer ſtürzen will, verklettre ſich.
Kann ich hier nicht weit um mich ſehen:
So ſeh ich deſto mehr auf mich;

Die Pflicht, ſich täglich zu verbeſſern,
Ich weis was die zu ſchaffen macht;
Doch meine Ruhe zu vergröſſern,
Nehm ich ſie ſtets mit Luſt in Acht.

Verhängniß, ſiehe! ſo beſcheiden
Schränkt ſich mein kärglich Wünſchen ein.
Urtheile ſelbſt, kann für uns beyden
Ein irdiſch Gut wohl kleiner ſeyn?
Du gönneſt jenem gütge Blicke,
O Himmel, ſage mir, warum?
Sein Rumpf verdiente Schwerdt und Stricke,
Und du hängſt ihm den Orden um.

Ich aber hoffe, karger Himmel,
Schon manchen Tag, ſchon manches Jahr,
Und bleibe fremd und im Getümmel,
Mit einem Wort: ſo, wie ich war.
Der Traumgott hilft zwar meinen Sorgen
Durch heitre Bilder oftmals ab:
Allein es raubt der neue Morgen,
Was jener mir aus Beyleid gab.

Dort ſeh ich die beglückten Spuren,
Dorthin, Verhängniß, führe mich,
Wo in dem Klee bethauter Fluren
Die wilde Kindheit ſich verſchlich:
Wo ich in Unſchuld, bey der Linde,
Oft um der Doris Arm geſpielt,
Eh ich das Gift der ſüßen Sünde
Und ihren Zug in mir gefühlt.

Der kleine Wunſch.

Dort, wo ein redlich deutſch Gemüthe
Sich nicht mit fremder Luſt vermengt,
Die Redlichkeit aus dem Geblüthe,
Die Tugend aus der Bruſt verdrengt:
Dort, wo kein Schalk voll ſchlauer Tücke
Die frömmſte Heuchelkappe trägt:
O wäre doch zu meinem Glücke
Auch hier bereits der Grund gelegt!

Hier richte mir, nach langer Plage,
Das Dach der ſtillen Wohnung zu;
Und gönne meinen Reſt der Tage
Des Weiſen Schatz, die Seelenruh.
Und willſt du mir was mehrers ſchenken,
Zeig einen Freund zum Umgang an,
Der Tugend liebt, vernünftig denken,
Klug ſcherzen und viel lachen kann.

Sonſt brauch ich nichts zu meinem Glücke,
Als dieß und die Zufriedenheit.
Bleibt auch ein kleiner Gram zurücke,
Als Zeuge der Vergänglichkeit:
So freu ich mich auf jenen Schlummer,
Der, wenn mein Lebenstocht verglimmt,
Die Sterblichkeit, den lezten Kummer,
Auf ewig mir vom Halſe nimmt.

Mehr wünſch ich nicht = = doch, arme Liebe!
Du machſt dich ſelbſt durch Seufzen kund;
Und deine Glut verſteckter Triebe
Beſtraft izt den verlognen Mund.

Du kenneſt deinen Werth zu eben,
Der unſre Ruh und Glück vermehrt;
Du weiſt, daß zum vergnügten Leben
Auch deine ſanfte Glut gehört.

Ich weis es auch, nur das Geſchicke,
Das nicht nach unſrem Urtheil ſpricht,
Hat nie das Maaß von meinem Glücke
Nach meiner Einſicht eingericht.
Ich weis, was die Natur für Glieder
An Phyllis Bau hervorgebracht:
Ich liebe, doch dieß ſchlägt mich nieder,
Daß ſie ſie nicht für mich gemacht.

Ein Körper in der erſten Jugend,
Voll Ordnung, Anmuth, Reiz und Pracht,
Und den Verſtand und Zeit und Tugend
Noch täglich liebenswürdger macht:
Ein ſchwarzes Haar und gleiche Lichter,
Ein Mund, den vollen Roſen gleich:
Gilt nicht, (hier frag ich alle Dichter)
Ein ſolcher Schatz ein Königreich?

Vergib es, Phillis, meiner Liebe,
Daß ſie ſich zu erkennen giebt.
Mein Herz ſelbſt tadelt dieſe Triebe,
Und fühlt doch, daß es ewig liebt.
Wenn dieß Geſtändniß dich hier kränket,
So ſieh dich an, und glaube mir:
So gern mein Herz an dich gedenket,
So gerne ſpricht es auch von dir.

O. wachs in unſrer Schönen Menge,
So wie die ſchlanke Fichte ſteigt:
Bis daß Geſtalt und Bruſt und Länge
Der Welt den ſchönſten Körper zeigt.
Ich will die Gluth nicht mehr bekennen:
Ach, Phyllis, ach! was ſag ich zu?
O willſt du mir was wieder gönnen:
So wünſch mir die verlohrne Ruh!

G. E.

* *

Warum es nicht gut ſey, ſein Schickſal vorher zu wiſſen.

Es ſcheint nichts leichter zu ſeyn, als ſich zu überführen, daß es nicht gut ſeyn würde, wenn wir unſer Schickſal in der Welt vorher wüßten; und dennoch bleibt der Wunſch, ſein Schickſal zu kennen, ein angenehmer Wunſch der meiſten Menſchen. Und eben diejenigen, die ſich am Morgen mit vieler Lebhaftigkeit überführten, daß es ein Glück ſey, ſein Glück und Unglück nicht voraus zu ſehen, wünſchen oft am Abend, daß der Vorhang, womit die Zukunft ſich unſern Augen verborgen hat, wegfallen und ihr Schickſal ſich ihnen auf einmal zeigen möchte. Vermuthlich zeuget die Eigenliebe dieſes Verlangen, und Stolz und Geiz erhalten es; doch ich ſehe nicht, warum nicht auch viele gute Triebe dieſen unzeitigen Wunſch in uns hervorbringen können. Die Begierde glücklich zu werden, iſt ein unentbehrlicher Theil unſerer Natur, und die Begierde, andere glücklich zu machen, die edelſte Wolluſt eines rechtſchaffenen Mannes; und beyde können uns oft zu dem Wunſche verleiten, unſer Schickſal zum voraus zu wiſſen.

Ich verſtehe unter eines jeden ſeinem Schickſale, die guten und böſen Begebenheiten ſeines Lebens. Wenn wir dieſe vorher ſehen ſollen: ſo können wir ſie entweder Stückweiſe oder im Zuſammenhange ſehen. Stückweiſe nenne ich, wenn ich, zum Exempel, zum voraus wüßte, daß ich in meinem Leben mehr krank, als geſund, ſeyn würde; daß ich einen großen Reichthum erlangen und nach der Hand wieder arm werden würde, ohne daß ich zugleich die Urſachen wüßte, wodurch dieſe Zufälle entſtehen würden. Im Zuſammenhange ſein Schickſal vorher ſehen, heißt alle Umſtände und die ganze Reyhe der Begebenheiten kennen, die unſer Leben ausmachen, ſie mögen nun zu der Ordnung des Glücks oder Unglücks gehören. Alſo müßte ich, in Anſehung der Liebe und der Ehe, nicht bloß wiſſen, daß ich mit der Zeit eine Frau nehmen würde; ſondern ich müßte zum voraus ſehen, durch was für Umſtände und zu welcher Zeit mir ſie zu Theile werden, und ob ſie ſchön oder häßlich, reich oder arm, von guter oder böſer Gemüthsart, und lange, oder nicht lange, meine ſeyn würde. Dieſe vollſtändige Wiſſenſchaft von ſeinem Schickſale würde, wenn ſie möglich wäre, erbärmliche Folgen nach ſich ziehen, wie wir unten zeigen wollen. Die erſte Art hingegen ſcheint die leichteſte und bequemſte zu ſeyn; doch ſie würde uns wenig helfen, und unſere Neubegierde mehr erwecken, als ſtillen. Denn etwas wiſſen und nicht alles wiſſen, iſt eben ſo viel, als durſtig ſeyn und zu einem verſchloſſenen Brunnen geführt werden. Ich werde in meinem Leben reich und groß werden. Gut! dieß iſt mir angenehm. Allein, wenn werde ichs werden? Auf was für Art? Kurz vor meinem Ende, oder lange vorher? Wie lange wird mein Glück dauern? Wer wird mirs entziehen? Der Tod, oder ich mir ſelber, oder die Bosheit der Menſchen? Werden dieſe aus der Zahl meiner Freunde, oder Feinde, meiner Gönner oder Neider ſeyn? Werden ſie es mit Fleiß, oder aus Unvorſichtigkeit thun? Tauſend ſolche Fragen werden entſtehen, wenn ich mein Schickſal nur Stückweiſe kenne, und tauſend ſolche Fragen werden mich beunruhigen, weil ich ſie mir nicht beantworten kann, und doch gerne beantworten möchte. Und an ſtatt, daß mein Hunger durch eine ſolche Wiſſenſchaft ſollte befriediget werden: ſo wird er nur mehr zunehmen. Denn die Wißbegierde, daß ich ſo rede, hat eben die Natur aller andern Begierden. Und wie der Geiz durch den Zuſammenfluß der Reichthümer, die Ehrſucht durch den Anwachs des Ruhms nicht abnehmen, ſondern ſteigen: ſo wird auch das Verlangen ſein Schickſal zu kennen, durch eine ſummariſche Nachricht nicht ſowohl geſättigt, als brennender gemacht. Wer den Beweis hiervon verlangt, der wird ihn in ſeinem Herzen, in dem, was in ihm vorgeht, bey einer kleinen Aufmerkſamkeit, leicht finden können. Und wer nicht geſchickt iſt, dieſe Wahrheit in ſich zu fühlen, der wird weit weniger geſchickt ſeyn, ſie in einem Beweiſe von Worten zu verſtehen.

Ja, wird man ſagen, es iſt wahr, ich weis auf ſolche Art nicht gnug: aber ich weis doch etwas. Ich weis, ich werde groß, geehrt, reich, alt und dergleichen werden. Dieſes ſind angenehme Dinge; und iſt eine kleine Nachricht von angenehmen Sachen nicht beſſer, als gar keine? Und endlich mag ich mein Unglück nicht vorher wiſſen, ſondern nur mein Glück. Dieſer Vorſchlag läßt ſich denken, aber vielleicht ſchwer erfüllen. Denn ob es gleich angehen könnte, ſein gutes Schickſal, ohne ſein Böſes kennen zu lernen: ſo fürchte ich doch, daß der meiſte Theil der Menſchen, wenn er ſein zukünftig Glück vorher erführe, nichts als ein Unglück, nach ſeiner Meynung, erfahren würde. Wir wollen dieſes deutlicher machen. Wenn wir das Glück, als die Erfüllung unſerer Wünſche, betrachten: ſo ſind die meiſten unglücklich. Wenn wir alſo alle unſer Glück vorher ſehen ſollten: ſo würden wir, wenn wir es gegen unſere Wünſche hielten, entweder etwas ſehr geringes, oder ganz etwas anders, als wir wünſchen, und alſo nach unſern Gedanken kein Glück ſehen. Es iſt ein Glück, wenn ich Zeit Lebens bey einer gehörigen Arbeit ein zureichendes Auskommen habe. Und wenn die meiſten, durch eine Eingebung einen kurzen Auszug von ihrem Leben bekommen ſollten: ſo würde er dieſen Inhalt haben. Was würden nun die Hochmüthigen, die Geizigen, die Wollüſtigen für einen Troſt ſchmecken, wenn ſie dieſes ihr Glück voraus wüßten? Keiner würde es für ein

Glück halten. Und alſo wüßten ſie, anſtatt ihr Glück zu wiſſen, nichts als, daß ſie keines hätten. Man nehme einen Verzagten, und ſage ihm, daß er ein großer General werden und mit der größten Gefahr erſtaunende Dinge ausführen wird. Er wird erſchrecken, und über dieſe Nachricht mehr Angſt ausſtehen, als er wirklich fühlen wird, wenn er, durch die Umſtände genöthiget, ſein Leben vor dem Feinde wagen und vielleicht ohne ſeinen Willen, durch die Gewohnheit getroſt und herzhaft, und endlich gar tapfer und vorſichtig werden wird. Indeſſen wird er es zu der Zeit ſeiner Zaghaftigkeit für kein Glück halten, und entweder glauben, er hätte gar kein Glück in der Welt, oder ſich einbilden, er wüßte noch nicht alles. Auf dieſe Art ſieht man wohl, daß, wenn uns auch, nach unſerm Wunſche, nur unſer Glück, ohne unſer Unglück, geoffenbart würde, wir doch nicht ruhig, ſondern viel unruhiger werden würden, als wir ſind, da wir es nicht wiſſen. Endlich, wenn ſoll uns unſer Glück vorher verkündiget werden? Vermuthlich in den Jahren, da wir anfangen, etwas nachzuſinnen, in den Jahren einer nicht ganz rohen Jugend. Sehr wohl. Aber man merke ſich, daß die Jahre einen gewaltigen Einfluß in uns haben, und daß wir mit jeder Olympiade unſers Lebens auch faſt andere Dinge wünſchen, und das geringe ſchätzen, was wir erſt hoch geachtet haben, und hoch ſchätzen, was wir verachtet haben. Wie wird es nun mit unſrer Beruhigung ausſehen? Dieſen jungen Menſchen plaget der Ehrgeiz. Es wird ihm eingegeben, daß er ein Amtspachter werden wird, und darinnen beſteht ſein Glück. Hilf Himmel, wie wird er ſich entſetzen! Er hoffte wenigſtens ein vornehmer Staatsbedienter in ſeinem Vaterlande zu werden, und er ſoll nicht weiter, als bis zu einem Pachter, ſteigen? Er ſieht ſeine Wünſche in ſeinem Glücke nicht, und dieſe wollen wir doch eigentlich erfüllt ſehen, wenn wir unſer Glück zum voraus zu ſchauen begehren. Alſo wird ſich dieſer Jüngling, anſtatt ſich zu erfreuen, nur über ſein Schickſal beklagen. Wäre es nicht beſſer, es wäre ihm bis auf die Zeit verborgen geblieben, da es ihm hat treffen ſollen? Denn es kann kommen, daß in zehen Jahren, wenn ſeine hohen Gedanken durch die Umſtände der Zeit und der Welt ermüdet ſind, ihm dieſe Bedienung ſehr wohl gefällt. Die junge und feurige Clelia, die nichts ſo ſehr wünſchet, als ſich Zeit Lebens in den Armen ihres zärtlichen und angenehmen Liebhabers zu ſehen, verlangt ihr Zukünftiges zu wiſſen. Sie ſieht zu ihrem Entſetzen, daß ſie ihren Damon nicht bekommen, ſondern an der Seite eines finſtern und ſchon bejahrten Mannes ihr Leben beſchließen wird. Dieß iſt ihr Glück, und unglücklich würde ihre Ehe geweſen ſeyn, wenn ſie den unbeſtändigen Damon bekommen hätte; allein in ihrer itzigen Verfaſſung wird ſie, wegen dieſer Nachricht, die Hände über den Kopf zuſammen ſchlagen und ſich für die unglückſeligſte Perſon in der Welt ſchätzen. Alſo ſieht man wohl, wenn es auch angienge, unſer Glück, ohne unſer Unglück vorher zu ſehen: ſo würden doch die meiſten Menſchen ſchlecht dabey zu rechte kommen, weil die meiſten, wenn wir die

Sprache der Welt und nicht der Philoſophen reden wollen, oft gar kein Glück haben. Denn bey den meiſten iſt das Glück in ihrer Einbildung nichts anders, als dasjenige, was prächtig in die Augen fällt; was wir Ueberfluß an Gütern, an Wolluſt, an hohen Ehrenſtellen, an ausgeſuchten Bequemlichkeiten nennen. Und die meiſten ſehen kein Glück, wo ſie dieſe Dinge nicht ſehen. Die wenigſten aber haben dergleichen Sachen nach der Art, wie ſie ſolche wünſchen; und alſo würden die wenigſten ihr Glück, die meiſten in ihrem Glücke ihr Elend voraus ſehen, und alſo hilft auch der Vorwand nichts, nur ſein gutes Schickſal zu wiſſen verlangen. Ferner beſteht der meiſten ihr Glück nicht in einer langen Reihe angenehmer Begebenheiten; ſondern unſere vergnügten Zufälle ſind unter misvergnügte verſteckt, und unſere ſüßen Stunden erhalten oft ihren Werth durch viele vorhergegangene bittere. Und wenn der Menſch dieſe nicht weis: (dieſe will aber der nicht wiſſen, der nur ſein gutes Schickſal zu ſehen verlangt:) ſo wird er, was in dem Zuſammenhange ein großes Glück war, außer dem Zuſammenhange für ein kleines oder für gar keines halten. Doch wir wollen dieſe Art, ſein Glück in kurzen, in einem Auszuge vorher zu wiſſen, fahren laſſen. Ein jeder ſieht, daß dieſes ſehen nichts helfen würde. Von dem Schaden wollen wir nicht insbeſondere reden. Es wird ſich ſchon aus dem ſchließen laſſen, was wir von der andern Art, ſein Schickſal ausführlich und nach allen Begebenheiten zu wiſſen, ſagen werden. Dieſe Art kann man ſich ungefehr ſo vorſtellen, als wie die Nativitätsſtellungen ſind, da man von Tage zu Tage ſieht, was uns begegnen wird, und zwar mit ſeinen Urſachen. Die Urſachen unſerer Begebenheiten ſind entweder in der Einrichtung der Welt, oder in uns, oder in andern Menſchen gegründet. Und ſein Schickſal mit ſeinen Urſachen vorher ſehen, heißt ſehen, was die Natur oder die Einrichtung der Welt, was wir ſelber durch unſer Thun und Laſſen, oder was andere Menſchen zu unſerm Vergnügen, oder zu unſerm Verderben beytragen werden. Würde, daß ich alſo reden mag, eine ſolche menſchliche Allwiſſenheit nicht etwas feines ſeyn? Auf dieſe Art wären wir auf einmal von der unruhigen Furcht befreyt, und könnten tauſend Dinge, bey denen wir itzt zittern, getroſt und ohne Unruhe unternehmen. Unſere Hoffnung würde ſtärker und ſüßer werden, weil wir ihr Ziel wüßten. Und jeder, wenn er wüßte, wozu er Zeit Lebens beſtimmt wäre, würde ſich zu ſeinem Berufe, zu ſeiner Lebensart beſſer anſchicken. Dieſe drey Vortheile mögen wohl bey den meiſten die ſüße Nahrung des Verlangens ſeyn, ihr Zukünftiges vorher zu ſehen. Und wenn dieſe Vortheile gegründet ſind: ſo will ich ſelbſt mit auf die Fügung zürnen, daß ſie uns unſer künftiges Schickſal ſo geheim hält. Wir wollen nachſehen. Iſt es wahr, daß unſere Furcht fällt, wenn ich weis, was mir in meinem Leben bevorſteht? Nichts weniger! Denn lauter Gutes werde ich doch nicht zu gewarten haben, und das Böſe wird mir bis zu ſeinem Anbruche eine beſtändige Furcht, erwecken. Zuvor fürchteten wir nur mögliche oder wahrſcheinliche Dinge. Von dieſer Furcht ſind wir befreyt. Hingegen fürchten wir nunmehr gewiſſe Uebel. Iſt dieſes nicht ein vortheilhafter Tauſch? Wird mich ein gewiſſes bevorſtehendes Uebel nicht mehr plagen, als ein ungewiſſes? Werde ich, wenn ich z. E. voraus ſehe, daß ich künftig, entfernt von meiner liebenswürdigen Gattinn, von meinen Kindern, von meinen Freunden, drey Jahre in einer Gefangenſchaft zubringen muß, dieſe Gefangenſchaft nicht im Herzen zehnmal durch die Furcht ausſtehen, ehe ſie mir noch wirklich auferlegt wird? Hierzu kömmt noch, daß ich mein Unglück mit ſeinen Umſtänden in ſeiner Ordnung weis. Alſo werde ich entweder wiſſen, daß mir dieſe Gefangenſchaft aus verborgnen Urſachen von der Vorſehung zugeſchickt wird; oder, daß ich, durch mein Verſehen, oder durch meine Redlichkeit daran ſchuld bin; oder, daß andere Menſchen mich in dieſes Unglück ſtürzen. Hilf Himmel, wie werde ich mich quälen! Alle Hoffnung iſt mir benommen, meinem Uebel zu entfliehen, und in mir wachet doch ſtets eine Begierde, das Unglück von mir zu entfernen. Dieſe will befriediget ſeyn, und es iſt doch unmöglich, ſie zu befriedigen. Mit welchen entſetzlichen Klagen werde ich nicht den Himmel beſtürmen! welche bittere Verweiſe werde ich mir ſelbſt geben, wenn ich ſchuld an meinem Uebel bin! Und wenn ichs nicht bin, mit welcher Feindſchaft werde ich gegen diejenigen eingenommen werden, die mirs verurſachet haben? Werden mich nicht alle dieſe Dinge um meine Ruhe bringen, die ich gehabt hätte, wenn ich das Uebel nicht voraus geſehen? Werden ſie mir nicht alle mein Vergnügen binnen der Zeit, ehe das Uebel kömmt, verbittern?

Ja, wird man antworten, man muß die Sache nicht allein auf der ſchlimmen Seite anſehen. Man muß auch bedenken, daß wenn die Furcht durch das gewiſſe Unglück vermehret wird, die Hoffnung hingegen, durch das gewiß bevorſtehende Glück, um eben ſo viel ſüßes verſtärket werden muß. Dieſes läßt ſich nicht ſo leicht ausmachen. Denn wenn man Glück und Unglück vergleichen, und, ſo zu ſagen, gegen einander aufheben will: ſo müſſen ſie ein gewiſſes Verhältniß haben. Mein Unglück mag itzt der Verluſt meines guten Namens, und mein Glück, das ich darauf erhalte, der Beſitz großer Reichthümer ſeyn. Dieſe beyden Dinge laſſen ſich nicht gegen einander abwägen. Denn die Kraft, mit der ſie mich beyde, das eine durch die Furcht, das andere durch die Hoffnung, zum voraus rühren werden, liegt nicht ſo wohl in dieſen Dingen, als in meinem Gemüthscharakter, und in dem mir eigenen und natürlichen größern oder kleinern Verlangen nach dieſen beyden Dingen. Wenn ich von Natur ehrgeizig bin, und ich ſehe zum voraus, daß ich in zwey Jahren mit allem meinen Ruhme ein Märchen ſeyn, aber auch darauf, oder zuvor, zehn tauſend Thaler erben werde: ſo wird dieſe Hoffnung gegen den Eindruck, den die Furcht der zukünftigen Schande in mir verurſachen wird, gar nichts heiſſen. Und wenn ich Gutes und Böſes, und ihre Begleiterinnen, Furcht und Hoffnung, vergleichen will: ſo müſſen ſie einerley Trieb in mir zum

Grunde haben. So iſt der Trieb nach Ehre, und der Trieb keine Schande zu haben, an und für ſich eins, und nur durch unſere Art zu denken, getrennet. Daher müſſen wir Ehre und Schande, Reichthum und Verluſt, Wolluſt und Schmerz nehmen, wenn wir eine Vergleichung zwiſchen der Größe der Hoffnung anſtellen wollen. Allein ſo verfährt unſer Schickſal nicht. Wer Schande zu befürchten hat, und ehrſüchtig iſt, der hat nicht allemahl wieder Ehre zu hoffen. Und wer geizig iſt, und ſein Vermögen verliehret, hat nicht allemal wieder Vermögen zu hoffen. Alſo wird es ſelten wahr ſeyn, daß das Vergnügen von der Hoffnung eines gewiſſen Guten, das ich zum voraus ſehe, um eben ſoviel wachſen ſollte, als die Furcht auf der Seite des Uebels gewachſen war.

Und wo weis ich denn, wie viel mein Leben, nach meinem Wunſche, vergnügtes haben wird? Wie wenn es wenig Glückſeligkeit und deſtomehr Unglück in ſich hält? Und ſo ein Leben muß ich voraus zu ſehen in Gefahr ſtehen, ſo bald ich mein Schickſal weis? Wie glückſelig ſchätze ich mich, daß mirs der Schöpfer verborgen hat! Aber es müßte gleichwohl ein ausnehmendes Vergnügen ſeyn, wenn ich eine aufrichtige Nachricht von einem in zehn Jahren mir bevorſtehenden Glücke in meinem Gedächtniſſe mit mir herum trüge. Ich wüßte z. E. daß ich eine liebenswürdige, eine vernünftige, zärtliche und getreue Frau zur Ehe bekommen würde. Wie bald, wie freudig würden dieſe Jahre verſtreichen! Ich ſage, nein! Meine Hoffnung würde mir ſelber

der

ber zur Laſt werden, weil ich ſie nicht gleich ſtillen könnte. Und wie uns das Unglück allezeit zufrüh kömmt: ſo kömmt uns das Glück, ſo zeitig es auch kömmt, doch allemal zu ſpät.

Man kann gar auf gewiſſe Maße ſagen, daß das Vergnügen, durch das Vorherſehen unſers Glücks, geſchwächt werden würde, wenigſtens bey den meiſten. Das Glück, das wir uns ausdenken; das wir ordentlich wünſchen und hoffen, iſt gemeiniglich größer, als dasjenige, welches wir in der That erlangen. Und man kann ſagen, daß die Gränzen unſerer Hoffnung unſere Wünſche ſind. Wie weitläuftig, wie unbeſtimmt ſind dieſe nicht! Wenn wir nun unſer künftiges Glück wiſſen: ſo ſteht es nicht mehr bey uns, was und wieviel wir hoffen wollen, ſondern unſere Hoffnung wird alsdenn von unſerm Glücke regiert. Iſt nun dieſes klein, oder wenigſtens nach unſerm Wunſche gerechnet, klein: ſo wird auch das Vergnügen des Hoffens kleiner werden, als es war, ehe wir unſer Schickſal kannten.

Doch wir wollen die Hoffnung, als den Vorſchmack unſers Glücks, nicht weiter unterſuchen. Wir wollen vielmehr ſehen, ob wir nicht ſelbſt an dem Vergnügen, das uns der wirkliche Genuß des Glücks giebt, etwas einbüßen, wenn wir es vorher wiſſen. Mir ſcheint es ſo. Es giebt eine gewiſſe Furcht, die eben das bey unſerm Vergnügen ausrichtet, was der Eßig bey gewiſſen Speiſen thut. Sie macht nämlich, daß wir das Vergnügen deſto fühlhafter ſchmecken. Warum rühret mich oft ein Glück, wenn ichs genieße, ſo ſehr? Gemeiniglich, weil ich die Furcht, den Zweifel, es nicht zu erlangen, nunmehr beſiegt habe? Ich würde aber nicht ſo viel fühlen, wenn nicht die Furcht meine Empfindungen gleichſam aufgelöſet und recht in Bewegung geſetzt hätte. Dieſe Beförderung der Süßigkeit fällt weg, wenn ich mein Glück vorher weis. Es iſt ferner wahr, daß ein unverhofftes Gut uns mehr einnimmt, als ein vorher geſehenes, wenn die Umſtände von beyden gleich ſind. Endlich würden wir, wenn wir unſer Schickſal voraus ſähen, auch wahrnehmen, daß wir es die meiſten male nicht uns, nicht unſrer Geſchicklichkeit, nicht unſern Verdienſten, ſondern oft dem Zufalle, und andern Menſchen, zu danken hätten. Und auf dieſe Art würde uns ein großer Kützel entgehen, mit dem wir in unſern itzigen Umſtänden die guten Ereignungen unſers Lebens unſern Verdienſten zuſchreiben, obgleich nicht mit Grunde. Allein es mag ein Irrthum ſeyn: ſo kann uns doch auch ein Irrthum vergnügen, ſo lange wir ihn für eine Wahrheit halten. Wollen wir immer unſer Schickſal noch vorher wiſſen?

Es iſt noch ein Einwurf übrig. Ich würde, ſaget man, mich deſtomehr zu meiner Lebensart vorbereiten, wenn ich wüßte, wozu ich beſtimmt wäre. Ich halte dieſes für einen Betrug, und es laſſen ſich tauſend Einwürfe dagegen machen. Ich will aber nur einen berühren. Wenn ich von Natur zu dieſer Lebensart, die mein Glück in ſich hält, nicht Luſt habe: ſo werde ich mich nur um deſtoweniger zu derſelben anſchicken. Denn das Glück iſt mir ja gewiß. Was brauche ich alſo meiner Bequehmlichkeit Abbruch zu thun? Ich werde dieſen oder jenen Stand ja ohne Verdienſte ebenfalls bekommen. Bin ich aber zu ſo einem Leben geneigt: ſo werde ich mich dazu vorbereiten, ohne vorher es zu wiſſen. Was hilft mir alſo meine Einſicht in mein Schickſal?

Bis hieher haben wir nur unterſucht, was einem jeden ins beſondere entgehen könnte, wenn er ſein Schickſal vorher wüßte. Aber, wir müſſen uns nicht bloß, wie die Schnecke in ihrem Hauſe, von andern abgeſondert betrachten. Wir müſſen auch ſehen, was im Ganzen, in der Welt, in dem Zuſammenhange der Dinge entſtehen würde, wenn jeder wüßte, was ihm begegnen ſollte. Ich, für meine Perſon, möchte in der Welt nicht leben, wenn die Menſchen ihren freyen Willen behielten, und ihr Schickſal alſo vorher wüßten, wie es ſeyn würde, weil ſie es gewußt hätten. Darauf muß man wohl Achtung geben. Denn es würde ganz anders ſeyn, als es iſt, da wir es nicht wiſſen. Eine einzige Handlung eines Menſchen hat oft einen Einfluß in das Schickſal vieler tauſend Menſchen. Die Triebfedern unſerer Handlungen ſind Hoffnung und Furcht Wenn man dieſe verändert, oder wegnimmt; ſo werden auch unſere Unternehmungen verändert, oder aufgehoben werden. Unſere Hoffnung aber, und unſere Furcht würden anders ſeyn, wenn wir vorher wüßten, was geſchehen ſollte; alſo würden auch unſre Handlungen, in ſo weit ſie auf unſern freyen Willen ankommen, anders beſchaffen ſeyn, wenn wir ihren Ausgang vorher wüßten. Würde Philippus die unüberwindliche Flotte ausgeſchickt haben, wenn er zum voraus geſehen hätte, was er am Ende ſah? Es iſt nicht zu glauben. Alle diejenigen Menſchen, welche auf dieſer Flotte umgekommen, oder elend, oder auf gewiſſe Art glücklich geworden ſind, würden alſo ein ander Schickſal gehabt haben, als ſie gehabt, wenn Philippus den Ausgang der Sache zum voraus gewußt hätte. Auf dieſe Art kann man urtheilen, wie viel anders die Begebenheiten der Welt ſeyn würden, wenn ein jeder ſähe, wie ſein Unternehmen ablaufen würde. Laſſet ſie anders ſeyn, wird man einwenden. Es müßte doch tauſend böſes, das von der Menſchen freyen Willen abhängt, können vermieden werden, wenn wir in die Zukunft hinein dringen und den Verlauf der Sachen einſehen könnten. Dieſes iſt eine große Frage. Denn wenn wir bey unſerm Vorherſehen die Begierden und Leidenſchaften behielten, welche wir itzt haben: ſo würde allezeit noch Bosheit und Thorheit genug in der Welt bleiben. Und wenn wir auch dieſes oder jenes Böſe unterließen: ſo würden wir dafür ein anders begehen. Die Laſter, welche ſich ſelber beſtrafen, würden wir unterlaſſen; allein die andern nicht. Wie würde es aber mit der Freyheit und Tugend im erſten Falle ausſehen. Die Völlerey iſt ein Laſter, das ſich bey vielen ſelber beſtrafet. Wenn nun Strephon, der durch den Trunk ſich zehn Jahre früher ins Grab gebracht hat, geſehen hätte, daß dieſes geſchehen würde: ſo hätte ers unterlaſſen. Und alſo wäre ein Böſes weniger in der Welt. Es iſt wahr. Allein wäre dieſes Freyheit und Tugend? Müßte nicht der Eindruck der Vorſtellung, Du wirſt ehe ſterben, wenn du viel trinkſt, eben ſo ſtark ſeyn, als wenn einer mit dem bloßen Schwerdte vor mir ſteht und mich von etwas abhält? Wäre dieſes nun Zwang oder Freyheit? Endlich ſehen wir, daß viele Trunkenbolde, viele, welche die größten Ausſchweifungen in der Wolluſt begehen, doch das höchſte Ziel des menſchlichen Alters erreichen und äußerlich immer glücklich dabey leben. Wodurch ſollten alſo dieſe von ihren Laſtern abgehalten werden? Was würde nicht die einzige Gewißheit der Art und des Tages unſers Todes anrichten? Was würden die guten Zufälle, was die Böſen, welche unwiedertreiblich wären, und ſolche würde es allezeit in dem Regiſter unſers Lebens geben, für Dinge in der Welt ſtiften? Hier würde ein Haufen wegen des bevorſtehenden Unglücks ſchreyen und Weh klagen. Dort würden Trunkne von Freude und Vergnügen, wegen des nahen Glücks herum taumeln. Keiner würde mehr arbeiten, keiner Hand anlegen wollen. Das Gift würde nicht mehr zu bekommen ſeyn, ſo oft würde man es aus Verzweiflung ſelbſt genommen, oder andern gegeben haben. Der Vater würde ſeinen Sohn in der Wiege umbringen, ehe er ihn im dreyßigſten Jahre am Galgen ſterben ſähe. Und die Weiber würden entweder von ihren Männern verlaſſen, oder es würde jeden Tag eine ziemliche Anzahl, wegen begangener oder noch zu begehender Untreue, hingerichtet werden. Den Freund, der uns morgen unſer Glücke rauben ſollte, würden wir heute aus dem Wege räumen, und morgen würden wir vielleicht ſelber aus Reue uns, oder andere uns aus Rache, u[illegible]gebracht haben. Kurz, die

Welt würde nicht lange beſtehen können, wenn wir unſer Schickſal umſtändlich voraus wüßten. Viele würden in der Blüthe ihrer Jahre, aus Verdruß und Betrübniß ſterben, oder als Schlaftrunkene, die nicht viel zu befürchten hätten, einſchlafen. Jetzt betrügen wir uns durch die Hoffnung, daß unſer Gutes bald kommen werde. Und ſo ſtreicht ein Tag nach dem andern unvermerkt hin. Wir fürchten ungewiſſe Dinge, und auf dieſe Art bleiben wir immer noch gelaſſen und bereit, das ungewiſſe Uebel abzuwenden. Wie würden die Menſchen ihr Schickſal gegen einander ausplaudern, wenn ſie es vorher wüßten. Was würde daraus für Neid, für erſtaunendes Unheil erfolgen! Was würde Cäſar gethan haben, wenn er gewußt hätte, daß man ihn auf dem Rathhauſe umbringen würde? Würde Cicero ſo viel gutes geſtiftet haben? Würde er, ungeachtet ſeiner erſtaunenden Ehrbegierde, wohl jemals Bürgermeiſter geworden ſeyn, wenn er zum voraus geſehen hätte, daß der Lohn ſeiner patriotiſchen Thaten, ein gewaltſamer Tod ſeyn würde? Würde mancher nach einem Glücke geſtrebet haben, wenn er alle die Arbeiten und Beſchwerlichkeiten zum voraus gewußt hätte, die er viele Jahre hintereinander unvermerkt überwunden hat? Wer würde etwas großes, etwas löbliches unternehmen wollen, wenn ihm durch die Wiſſenſchaft ſeines Schickſals die Hoffnung zur Belohnung entnommen wäre? Mennet es der Schöpfer nicht beſſer mit uns, als wir mit uns ſelber, da er uns unſer Schickſal verborgen hat? Iſt es nicht das größte Glück, ſein Glück und Unglück nicht vorher zu ſehen? Würde die Welt beſtehen können? Und wenn ſie beſtehen könnte, würde unſer Leben nicht eine Hölle ſeyn? Wie ungerecht ſind wir gegen uns ſelber! Und wie ſehr beleidigen wir die Güte und Weisheit Gottes, wenn wir unſer Schickſal vorher wiſſen wollen. Ja, ſollte es Menſchen geben, welche die Gabe hätten, mir mein Schickſal voraus zu ſagen: ſo bitte ich ſie tauſendmal, mir dieſe Marter nicht anzuthun. Peſt, Schwerdt und Hunger ſind große Landplagen; allein die Nativitätſteller, wo es anders welche gäbe, wären noch mehr, als alle dieſe Uebel.

* *

Nutzen der edlen Ehrbegierde.

Thörichter Vorwurf! daß der Trieb zur Ehre
Allzeit ein Laſter, und zu tilgen wäre.
Lernet, Verwegne! ſie nicht zu vermiſſen,
Glücklicher ſchließen!

Wer nur am Staube niedrer Einfalt klebet,
Sinn und Gedanken furchtſam nie erhebet,
Wird ſich den Nachruhm, der uns nicht läßt ſterben,
Nimmer erwerben.

Menſchen und Sitten wird er nie verbeſſern;
Niemals das Wachsthum einer Kunſt vergrößern;
Niemals bey Menſchen, durch Verdienſt auf Erden,
Wünſchenswerth werden.

Ehren und Würden ſind ein Sporn der Tugend;
Ehre nach Arbeit reizt den Fleiß der Jugend,
Welche den Beyfall von dem innern Werthe
Rühmlichſt begehrte.

Wär es der Weisheit ſo erwünſcht gelungen?
Hätte der Geiſt auch Laſt und Müh bezwungen,
Wenn man das niemals, was die Einfalt plaget,
Kühnlich gewaget?

Ehre! dein Antrieb hat durch kühne Thaten,
Kriegeriſche Völker, nie bezwungne Staaten,
Ja ſelbſt die Grenzen, wo der Oſt ſich endigt,
Glücklich gebändigt.

Sprich, Alexander! vieler Völker Schrecken!
Konnte wohl Trägheit deinen Muth erwecken?
Konnte dich Helden, bey gewohnten Siegen,
Mordſucht vergnügen?

Nein! deinen Degen führten Ruhm und Ehre,
Daß ſich dein Ruhm ſo, wie dein Reich, vermehre:
Drum hat dein Schwerdt, da es den Oſt durchdrungen,
Alles bezwungen.

Cäſar! was konnte deinen kühnen Waffen
Glücklichen Fortgang, und dir Ruhm verſchaffen?
Haſt du, ohn Ehrgier, Gallier und Britten
Siegreich beſtritten!

Nein! ein Bezwinger, ein Monarch der Erden,
König und Kaiſer unumſchränkt zu werden,
Dieſes bewog dich, Furcht und Scheu zu dämpfen,
Tapfer zu kämpfen.

Nicht nur die Helden, die durch Fauſt und Degen
Wagend den Grund zu ihrem Ruhme legen,
Werden von Ehre, Thaten auszuüben,
Rühmlich getrieben.

Die ſich den Künſten und der Weisheit weihen,
Dürfen auch Arbeit, Laſt und Schweiß nicht ſcheuen,
Soll ſie die Welt, ſammt ihrer Einſicht Lehren,
Würdig verehren.

Ehrbegier muß ſo, wie den Kriegeshelden,
Ihnen die Lorbern, als den Lohn, vermelden,
Welche die Scheitel, die mit Weisheit glänzen,
Prächtig umkränzen.

Große Gemüther! die nach Ehre brennen,
Hitzig die Laufbahn wahres Ruhms durchrennen!
Edelſtes Feuer! du durchdringſt den Buſen
Himmliſcher Muſen.

Niedrige Geiſter! die im Staub erſticken,
Lichtſcheu, wie Eulen, nie den Tag erblicken,
Wahres Glück müßt ihr in den Finſterniſſen
Ewig vermiſſen!

* * *

Fort,

* * *

Fortſetzung

des Beweiſes der Wirklichkeit Gottes, aus dem Begriffe des Einigen, an den Verfaſſer der Einwürfe wider denſelben.

Im Jenner der Beluſtigung 1745 51 Seite.

Hochzuehrender Herr,

Ob ich gleich den Namen eines Philoſophen, nach der höhern Bedeutung, welche ihm die neuern Zeiten gegeben haben, mir weder anzunehmen, noch zu behaupten getraue; und Ihre Höflichkeit dahero, welche mir denſelben beygeleget hat, in dieſer Betrachtung keinen ſattſam wichtigen Grund finden kann, zu glauben, daß Sie mich durch Ihre Einwürfe nicht beleidigen würden: ſo bin ich doch ein Liebhaber der Wahrheit, dem es eben ſo angenehm iſt, dieſelbe durch die Erinnerung anderer, als durch eigne Unterſuchung, zu finden. Ich habe Urſache, Ihnen zu danken, daß Sie mir durch Ihre Zweifel den Weg gezeiget haben, eine Sache, welche wegen ihrer Entfernung von den Sinnen und der Einbildungskraft, ſchwer zu verſtehen iſt, ſelbſt deutlicher einzuſehen, und vielleicht auch ordentlicher vorzutragen. Ich habe in dem erſten Stücke dieſes

Beweiſes nicht alles geſagt, was ich ſagen ſollte, und ich habe etwas weniges geſagt, das ich nicht ſagen ſollte. Wegen des letztern verdiente ich Ihre Satyre, wenn ich mich nicht damals gezwungen hatte, etwas nachzuahmen, welches meinen Beyfall nimmermehr erlangen wird. Und wegen des erſtern könnte ich mich mit meiner eingeſchränkten Abſicht, und mit der Unmöglichkeit, einen Beweis von Gott auf 6 Blättern zu vollführen, entſchuldigen. Allein ihre Höflichkeit zwingt mich, Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Ich bekenne, daß ich vielleicht viel Wichtiges unerörtert gelaſſen haben würde, wenn mir nicht Ihre Erinnerungen zu ſtatten gekommen wären.

Ihr erſter Einwurf iſt wider meinen Begriff von der Wirklichkeit gerichtet. Sie ſagen, er ſey von der äußeren Möglichkeit, davon ſchon in vielen philoſophiſchen Lehrbüchern geredet worden, nicht unterſchieden. Es ſey alſo. Allein ob ein anderer ſchon dieſe beyden Begriffe für eins angeſehen, das ſagen Sie nicht, und mir iſt es unbekannt. Wenigſtens ſuchen Sie dieſelbigen zu unterſcheiden. Denn Sie behaupten ferner, es gehöre außer dem Mangel des Widerſpruchs noch ein gewiſſer Grund, eine Urſache zur Wirklichkeit. Und dieſes verlohnet ſich die Mühe, zu unterſuchen.

Was iſt der **Grund**? und was gedenket man, wenn man fraget **warum**? Es iſt auch von dieſer Sache ſchon in allen Lehrbüchern gehandelt worden, und ich würde mit leichter Mühe aus denſelben antworten können: Er iſt dasjenige, woraus man verſteht, warum etwas iſt. Allein, halten ſie mir eine allzugroße Neugierigkeit zu gute. Ich erlange durch dieſe Erklärung aufs höchſte einen klaren, aber keinen ſonderlich deutlichen Begriff, der mir zeigen könnte, wie es zugeht, daß das eine der Grund und das andere das Gegründete, oder die Wirkung ſey. So viel geſtehen Sie mir ohne allen Zweifel zu, daß der Grund der Wirklichkeit der Körper in einer gewiſſen Bewegung beſteht, welche die Theile auf ſo eine Art zuſammen bringt, als es der Begriff des Körpers erfordert. Wenn ich einen Gärtner frage, warum eine gewiſſe Blume itzo im Winter in dem Gewächshauſe gewachſen iſt, und warum das harte Erdreich in dem Garten nicht vermögend geweſen, eben dieſelbe hervorzubringen; ſo antwortet er mir, die Härte der Erden widerſtehe dem Wachsthume, und die Wärme der Luft befördere daſſelbe. Er zeiget mir in dem Garten Widerſprüche des Wachsthums der Blume, welche im Gegentheil in dem Gewächshauſe aus dem Wege geräumet ſind. Ich wollte den **Grund** wiſſen, ich fragte **warum**? und er thut in ſeiner Antwort nichts anders, als daß er mir die Widerſprüche da zeiget, wo ich etwas ſuchte und nicht fand, und den Mangel der Widerſprüche da, wo ich etwas fand und nicht ſuchte. Und hat er mir denn auf meine Frage geantwortet, oder hat er mir etwas geſagt, was ich nicht wiſſen wollte? Ich glaube, kein Menſch wird den Gärtner beſchuldigen, daß ſeine Rede keine Antwort ſey, allenfalls wird man wünſchen, daß er auch ein Naturkündiger wäre, der erklären könnte: warum die Wärme dem Wachsthume gemäß, und die Kälte und Härte demſelben zuwider ſey. Wenn er ein Liebhaber der Metaphyſik wäre: ſo würde er ſagen, die Blume ſey ein Körper, welcher entſtünde, wenn ſeine Theile durch eine geſchickte Bewegung zuſammen gebracht würden, er würde die Kälte der Luft und die Härte der Erden beſchuldigen, daß ſie ſich dieſer Bewegung widerſetzten, und er würde das Feuer in dem Ofen des Gewächshauſes loben, daß es dieſe Hinderniſſe vertrieben hätte. Allein, da er dieſes nicht iſt, ſo bemühe ich mich ſelbſt, mir ſeine dunkle Antwort deutlicher zu machen. Ich merke nach einigem Nachſinnen, daß meine Frage, **Warum?** auf nichts anders gezielt hat, als zu erfahren, ob ein Widerſpruch da ſey, oder nicht. Ich muß auch bekennen, daß es an der Begierde des Gärtners nicht gelegen hat, daß er mir den Widerſpruch, oder den Mangel deſſelben, nicht deutlich genug gezeiget hat. Sie werden mir dahero vermuthlich recht geben, wenn ich behaupte, daß **der Grund, warum etwas iſt, in dem Mangel des Widerſpruchs: der Grund aber, warum etwas nicht iſt, in dem Widerſpruche beſtehe.** Ich weis, warum etwas iſt, wenn ich ſehe, daß keine Hinderniß da iſt; und ich weis, warum etwas nicht iſt, wenn ich ſtärkere Feinde entdecke. Ich bin ungewiß, ob und warum Etwas iſt, wenn ich die Verbindung deſſelben mit andern nicht überſehen und dahero nicht erfahren kann, ob Widerſprüche da ſind, oder nicht. Wenn Sie ihre Gedanken bey allen denen Fällen unterſuchen wollen, da Sie ſich um den Grund der Sachen bekümmern, ſo werden Sie finden, daß Sie allemal durch das Wörtchen **Warum?** die Erkenntniß der Widerſprüche oder des Mangels derſelben ſuchen, und daß Sie allemal den **Grund** haben, wenn Sie denjenigen Begriff gefunden, der Ihnen ein Etwas zeiget, das einen Widerſpruch vertreibt oder einführet, ohne daß Sie ſich um ein anderes, ich weis ſelbſt nicht was, zu bekümmern hätten. Wollen Sie etwas bejahendes, ſo nennen Sie ihn den Begriff von der Uebereinſtimmung, von der Gleichheit, von dem Zuſammenhange der Dinge. Beſinnen Sie ſich auf die Natur der Schlüſſe, auf die Verrichtung der Vernunft; was thun wir anders, indem wir ſchließen, als daß wir zeigen und merken, daß ein gewiſſer wahrer Satz andern gemäß iſt, die wir für wahr halten, und ein anderer falſcher ihnen widerſpricht.

Urtheilen Sie nunmehro ſelbſt, ob mein Grundſatz durch Ihre Einſchränkung verändert worden iſt. Sie ſagen: alles iſt wirklich, zu deſſen Wirklichkeit ein Grund vorhanden iſt, und da nichts weder in der Sache ſich ſelbſt, noch außer ihr dieſem Grunde widerſpricht. Dieſer Grund beruhet eben in dem Mangel des Widerſpruchs, und ich habe dahero geglaubt, daß ich das Wort Grund ohne Gefahr weglaſſen könnte, da ich die Sache ſelbſt angeführt habe; es wäre denn, daß mein Begriff von dem Worte Grund unrichtig wäre, wovon man mich erſt überzeugen muß. Bis itzo halte ich den Grund und das Gegründete für nichts anders, als zween Begriffe, deren einer zeiget, daß etwas iſt oder nicht iſt, der andere, daß etwas anders den vorigen zuwider iſt, oder nicht. Ich wollte wünſchen, daß Sie ſelbſt mir einigen Begriff von dieſem Grunde gegeben hätten: ſo würde ich vielleicht im Stande ſeyn, den Unterſchied unſrer Meynungen beſſer einzuſehen. Wenigſtens kann ich in ihren Exempeln nichts finden, das meiner Erklärung zuwider wäre. Ihr Abſcheu vor Dorindchen iſt Widerſpruchs genug, eine Heirath zu verhindern. Man nehme die Hinderniſſe weg, die ſich dem Falle des Steines widerſetzen: ſo wird er ſo lange fallen, als noch andere Dinge um ihn ſind, welche in uns den Begriff des Falles erhalten. Die Kraft und Schwere ſind keine beſondern Weſen, die ihn fallen machen. Es ſind nur Begriffe, Verhältniſſe der Körper gegen andere Dinge. Wo ich nicht irre, ſo heißt, die Schwere aus der Welt, oder wenigſtens vom Steine weg nehmen, nichts anders, als die Welt ſelbſt, den Stein ſelbſt, wegnehmen. Thut man dieſes, ſo iſt es kein Wunder, wenn eine Verhältniß eines Körpers gegen andere, ohne denſelben nicht ſeyn kann, und wenn dasjenige, was dem Körper widerſpricht, zugleich ſeine Verhältniß mit andern aufhebt.

Sie haben dahero ganz recht gemuthmaßet, daß ich die Einſchränkung, die Sie meinem Satze beygefügt, mit unter dem Mangel alles Widerſpruchs verſtehe. Allein, daß meine Erklärung dadurch undeutlich und unbeſtimmt werde, haben Sie zwar behauptet, aber zu erweiſen nicht für nöthig erachtet. Es iſt mir allzuviel daran gelegen, meiner Meynung gewiß zu ſeyn, als daß ich die nöthige Unterſuchung ſparen ſollte. Wenn Sie durch das

Undeutliche dasjenige verſtehen, da man nicht alle die Merkmaale angiebt, welche darzu gehören, eine Sache von allen andern, zu allen Zeiten, an allen Orten und in allen Umſtänden zu unterſcheiden: ſo bitte ich, mir etwas zu zeigen, welches nicht wirklich iſt, und auf das man doch meinen Begriff von der Wirklichkeit deuten kann. Iſt dasjenige unbeſtim̃t, dem man verſchiedne Geſtalten geben kann, weil es verſchiedner Verhältniſſe gegen andere Dinge fähig iſt: ſo finde ich nur zween Fälle, da man Gelegenheit nehmen könnte, mir vorzuwerfen, daß ich das Wirkliche mit etwas andern verwirrte, und ihm ein ganz anderes Anſehen machte. Der erſte iſt, daß es der äußern Möglichkeit zuweilen ganz gleich wäre. Allein ſie iſt es nicht zuweilen, ſie iſt ihr, deucht mich, beſtändig gleich. Und was ſchadet es, einerley Sache mit zweyerley Worten auszudrucken. Mir iſt es gleich viel, ob man ſaget, dieſe Sache iſt äußerlich unmöglich, oder ſie iſt nicht wirklich. Der andere iſt, daß ich die Möglichkeit Gottes von ſeiner Wirklichkeit gar nicht unterſcheidete. Und dieſes leugne ich nicht; ich leugne aber, daß man einen Begriff alsdann unbeſtimmt ausdrücket, wenn man den Fall anzeiget, da er mit einem andern gleichſam zuſammen ſchmelzet und eins wird. Ich wüßte keinen Grund mehr, aus dem ich die gegebene Erklärung einer Undeutlichkeit beſchuldigen könnte, als dieſen, daß ſie allzuſeichte und ſchwankend iſt, Beweiſe oder Prophezeyungen von wirklichen Begebenheiten in der Welt, darauf zu bauen. Hier muß ich Ihnen recht geben; ich muß geſtehen, daß es mir viel ſchwerer iſt, zu beweiſen, daß eine Stadt, Leipzig, als daß ein Gott wirklich iſt. Ich kann Ihnen die Urſachen dieſer Schwierigkeit nicht eröffnen; ohne Zweifel ſind ſie Ihnen ſchon aus des Hrn. Wolfs und andern Schriften bekannt. Anſtatt deſſen nehme ich mir die Freyheit, Ihnen die Gelegenheit zu melden, bey welcher ich auf dieſe alte oder neue Erklärung von der Wirklichkeit gefallen bin. Vielleicht trägt es etwas darzu bey, Ihnen meine Meynung deutlicher zu machen.

Ein guter Freund, den die Begierde zu zweifeln auf eine Zeit lang zu einem Egoiſten gemacht hatte, bemühte ſich, mir entweder dieſe ſeine Bekümmerniß mitzutheilen, oder ſich durch mich derſelben zu entledigen. Ich war geneigter, ſeine letztere Abſicht zu befördern, und fähiger, einen Eindruck von der erſtern anzunehmen. Ich fing alſo an, zu unterſuchen, was und warum ich etwas für wirklich hielt. Der erſte Gegenſtand meiner Betrachtung war ich ſelbſt. Ich bin wirklich, dachte ich, und warum? weil ich nicht gedenken kann, daß ich nicht gedächte, oder, daß ich nicht wäre. Ich hielt mich für ein Etwas, weil ich nichts ſah, das mir widerſprochen hätte; und ich konnte nicht glauben, daß ich ein Nichts wäre, weil ſich allemal der Begriff ich widerſetzte. Ich fuhr fort, die Fälle zu unterſuchen, wo ich zweifelhaft war, ob etwas wirklich ſey, oder nicht. Ich befand mich in Leipzig; es träumte mich, als ob ich in Naumburg wäre, und meine Einbildungskraft war, als ich erwachte, ſo lebhaft, daß ich einige Augenblicke gewiß glaubte, ich wäre wirklich in Naumburg. Allein die Sinne überzeugten mich endlich eines andern; und wie gieng es zu? Ich hatte eine Sammlung gewiſſer Begriffe von gewiſſen Begebenheiten, welche ſich mit mir von der Stunde an, zugetragen hatten, da ich angefangen hatte, mir meiner bewußt zu ſeyn. Ich hielt alles das für wirklich, was mit dieſen Begriffen übereinſtimmte, und verwarf das, als Einbildungen, was denſelben zuwider war. Mein Aufenthalt in Leipzig traff mit meinen vorigen Zufällen recht wohl überein, und ich hielt ihn dahero für wirklich. Meine Gegenwart hingegen zu Naumburg widerſprach denſelbigen, und ich hielt ſie daher für eine bloße Einbildung. Ich unterſuchte, ob nicht außer mir noch andere Dinge ſeyn könnten, und fand, daß ſie nicht nur ſeyn könnten, ſondern auch ſeyn müßten, weil ich ſonſt ganz anders beſchaffen ſeyn müßte, wenn ich ganz alleine wirklich wäre. Hierdurch kam ich auf den Begriff eines einigen Weſens. Ich merkte, daß hier der Begriff der Wirklichkeit viel deutlicher angebracht werden konnte, als bey der ungeheuren Menge Dinge, die zur Welt gehören. Denn da dieſe kein endlicher Verſtand überſehen, und dahero auch weder den Mangel noch das Daſeyn eines Widerſpruchs entdecken kann: ſo iſt es uns unmöglich, auf eine vollſtändige Art zu erweiſen, ob etwas in der Welt wirklich geweſen iſt, noch iſt, oder ſeyn wird. Es iſt Zeit, zu erklären, was ich durch dieſes einige Weſen verſtehe. Die Sinne zeigen mir einzelne Dinge; die Einbildungskraft malet mir einzelne Bilder, und der Verſtand endlich entdecket uns zweyerley

Weſen, die wir einzig nennen. Ich will von jeden insbeſondere reden.

Wir ſagen, es ſey nur eine einzige Sonne in der Welt, ſo lange wir nichts finden, das ihr vollkommen ähnlich iſt, das eben dieſen Begriff in uns zu erwecken fähig war, und das wir doch wenigſtens durch den Ort von jener unterſcheiden köñten. Wir behaupten, daß mehr als eine Soñe ſey: ſo bald unſer Urtheil uns die Firſterne, als eben ſolche Körper vorſtellet. Die Soñe iſt ein Körper, der aus einer Menge Theilen beſteht; und doch ſtellen wir ſie uns als etwas einziges vor, ſo lange wir glauben, daß dieſe Theile nothwendig zuſammen gehören, daß wir keinen von den andern trennen können, ohne den Begriff der Sonne zu verlieren; ſo lange wir keinen andern Körper finden, deſſen Theile auf eben dieſe Art zuſammen geſetzt ſind. Es gehören alſo zu dem Begriffe des ſinnlich Einzigen dieſe drey Stücke. Erſtlich ein Körper; darnach der Gedanke, daß ſeine Theile nicht zertrennet werden dürfen, wenn wir unſern erſten Begriff davon behalten ſollen. Dieſes machet eben, daß wir ihn uns als einen, und nicht als zween Körper vorſtellen. Und endlich, daß wir außer ihm nichts antreffen, welches ihm vollkommen ähnlich wäre.

Die Sinne zeigen uns Pferde und Flügel, die Einbildungskraft verknüpfet dieſe Sachen und unſer Gutachten leget ihnen den Namen Pegaſus bey. Wir zwingen uns, dieſes Bild für ein Einziges zu halten, weil wir alle die Nachgemälde, die uns wachende Träume davon abſchildern, mit Fleiß verdammen, oder uns wohl gar ein neues Reich der

Wirklichkeit erdichten, in welchem wir dieſem geflügelten Pferde einen Platz anweiſen, um alle übrigen Nachgemälde in ein noch tieferes Reich der Möglichkeit zu verbannen. Es giebt in der That unterſchiedene Grade der Einbildungen. Es beliebt uns zuweilen, einigen die Würde wirklicher Begebenheiten beyzulegen, und in Anſehung dieſer ſetzen wir die übrigen auf niedrigere Stufen. Wir wiſſen alle, daß die Mythologie der Heyden Gedichte ſind. Unterdeſſen würden wir den Witz desjenigen verwerfen, welcher zween Charons erdichten wollte. Es widerſpricht der Mythologie, wird ein Verfechter dieſer Geheimniſſe ausrufen; es iſt in unſerm Poetenreiche nicht wirklich, es iſt nur eine Einbildung. Es ſey alſo. Unterdeſſen iſt der andere Charon doch möglich. Er iſt möglich, wird jener antworten, aber wir Poeten wollen nicht, daß er möglich ſey. Das eingebildete Einzige dahero iſt dem Sinnlichen in allem gleich, außer in dieſem, daß wir hier bey dem Sinnlichen nichts ähnliches finden, bey dem Eingebildeten aber nichts ähnliches finden wollen.

Wenn wir einen deutlichen Begriff von einem Körper ſuchen: ſo finden wir, daß er nichts anders iſt, als eine Menge Dinge, welche auf eine gewiſſe Art neben einander ſind. Dieſe Dinge können nicht unendlich klein ſeyn; wir müſſen endlich nothwendig auf ſolche kommen, die ſich nicht mehr theilen laſſen. Das unendlich Kleine iſt eben ſo widerſprechend, als das unendlich Große, weil man bey beyden gedenken muß, daß es ſich in eine Million Theile theilen laſſe, und auch in mehr Theile. Man wird keine ſo große oder ſo kleine Sache annehmen können, die man nicht noch einmal ſo klein oder ſo groß gedenken könne, nämlich nach und nach. Aber auf einmal ſind wir das mehr und weniger zu denken nicht fähig, und ſchließen alſo hieraus,

Quod ſint ſolida primordia ſimplicitate.

Eine jede ſolche Einheit kann man als etwas einziges betrachten, inſoferne man gedenket, daß keine von den andern allen derſelben vollkommen ähnlich ſey, weil jede von der andern wenigſtens dem Orte nach, unterſchieden iſt. Titius hat eine einzige Seele, weil kein Theil von ihm derſelben vollkommen ähnlich, und doch außer ihr iſt.

Sie begreifen ohne meine Erinnerung, mein Herr, daß keins von dieſen dreyen demjenigen einzigen Weſen beykömmt, welches ich unter dem Namen Gottes anbethe. Die beyden erſten ſind Körper; ſie ſind keine Einheiten, ſondern Mengen, und das letztere iſt zwar eine Einheit: allein eine ſolche, neben welcher viel andere ſind, die ſie einſchränken und ihre Art der Wirklichkeit bald ſo, bald anders beſtimmen. Ich kann Ihnen nunmehro keinen deutlichern Begriff von demjenigen Einzigen machen, welches der Gegenſtand meiner Betrachtung iſt, als wenn ich Ihnen den Vorſchlag thue, eine Zeit lang ein Egoiſte zu werden. Zwingen Sie ſich einmal, zu glauben, daß Sie nur allein wirklich ſind, und daß außer Ihnen, weiter nichts iſt. Verſtehen Sie unter ſich nichts anders, als ihre Seele, und halten Sie ihre Seele für etwas Einfaches, welches von allem körperlichen und Materiellen abgeſondert iſt. Unterſuchen Sie, wie Sie beſchaffen ſeyn müßten, wenn dieſe angenommene Meynung wahr wäre. Folgen Sie meinen Gedanken mit den Ihrigen; ich will Ihnen meine Meynung wenigſtens begreiflicher machen, geſetzt auch, daß ich für dießmal Ihre Ueberzeugung noch nicht vollenden kann. Wenn ich frage, ob ein Gott iſt: ſo will ich wiſſen, ob außer der Welt noch ein Etwas ſey, ohne welches die Welt nicht ſeyn könnte, und welches doch ohne die Welt beſteht. Ich glaube, jedermann denket bey dieſer Frage eben ſo, wie ich. Wenn man nunmehro beweiſen will, daß allerdings außer der Welt noch ein Weſen ſeyn müſſe: ſo unterſuchet man entweder den Begriff der Welt, und erkennet aus demſelbigen die Nothwendigkeit, daß ein Gott ſey. Dieſes nennen die philoſophiſchen Lehrbücher einen Beweis a posteriori. Oder man denket gar nicht auf die Welt; man thut als ob gar keine Welt, als ob gar nichts wäre, außer einem einigen Weſen, außer einem Gott. Dieſes heißt ein Beweis a priori.

Geſetzt, es wäre keine Welt; geſetzt, es wäre nichts außer einem einzigen einfachen Weſen, ſo frage ich Sie, was Sie wohl unter dem Seyn dieſes Weſens verſtehen würden? Sie können wenigſtens die Möglichkeit nicht leugnen, und Sie haben ſie auch nicht geleugnet. Wohlan dann, es iſt möglich, daß nur ein einziges einfaches Weſen iſt, daß außer ihm weiter nichts iſt. Was verhindert mich nun, zu behaupten, daß es auch wirklich ſey? Oder was für einen Grund haben Sie, zu verſichern, daß es nicht wirklich ſey? Was widerſpricht ſeiner Wirklichkeit? Es iſt nichts da, das ihr widerſprechen könnte: es muß ſich alſo ſelbſt verhindern: welch widriger Gedanke! Ich habe wenigſtens einen halben Grund, ſeine Wirklichkeit zu glauben, deswegen, weil es möglich iſt. Ein anderer hat gar keinen Grund, an ſeiner Wirklichkeit zu zweifeln. **Ich kann ein einziges Weſen gedenken, und dieſes ſoll doch ein Nichts ſeyn.** In Wahrheit, ich begreiſe dieſen Einwurf nicht. **Alles, was ich mir als bloß möglich vorſtelle, iſt doch wenigſtens in ſeinen Theilen wirklich.** Ich würde keinen Begriff von dem Pegaſus haben können, wenn ich nicht Pferde und Flügel wirklich geſehen hätte. Die Vorſtellung des Möglichen zeiget mir allemal lauter wirkliche Dinge, nur in einer andern Verknüpfung, nur in andern Lagen, nur in andern Umſtänden. Ich muß mir alſo, indem ich mir ein einziges Weſen vorſtelle, wenigſtens etwas Wirkliches vorſtellen; ich muß daſſelbe nur in fremden Umſtänden betrachten, die ihm nicht zukommen, die da machen, daß es nur möglich iſt. Allein, hier verſchwindet aller Begriff von Umſtänden, von Lagen, von Oertern. **Entweder dieſes einzige Weſen iſt nichts, wenn es bloß möglich iſt,** und alſo könnte ich keinen Gedanken davon haben, welches doch eines jeden innerlicher Empfindung widerſpricht, **oder es iſt wirklich, wenn es möglich iſt,** das iſt, ſeine Wirklichkeit iſt von ſeiner Möglichkeit nicht unterſchieden; es **iſt nothwendig**, weil das Mögliche beſtändig möglich iſt, und niemals unmöglich werden kann; es iſt von ſich ſelbſt, weil ich keinen Begriff von einem andern Dinge nöthig habe, den Grund von demſelbigen, oder den Mangel des Widerſpruchs zu zeigen, weil es ſeinen Grund in ſich ſelbſt hat; es iſt **das allervollkommenſte**, weil es dasjenige iſt, was es ſeyn kann; es iſt **unendlich**, weil es dasjenige auf einmal iſt, was es ſeyn kann, denn das **nach und nach**, die **Veränderung**, läßt ſich von ſo einem Weſen nicht gedenken, welches dem Widerſpruche anderer Dinge nicht ausgeſetzt iſt.

Nunmehro, glaube ich, wird es der Wahrheit gleichgültig ſeyn, in welche Form der Schlüſſe man dieſen Beweis eingießen will. Ich bin es zufrieden, daß er nach derjenigen Art vorgetragen wird, die Sie vorgeſchrieben haben. Alsdenn, wenn ein Grund da iſt, warum ein Ding wirklich ſeyn ſoll, und dieſem Grunde gar nichts widerſpricht, ſo iſt es wirklich. Nun iſt aber bey einem einzelnen Dinge ein Grund zu ſeiner Wirklichkeit vorhanden, und dieſem Grunde widerſpricht nichts: Folglich iſt ein einzelnes Weſen wirklich. Sie fordern den Beweis des erſten Theils im Unterſatze, und ich glaube, daß kein anderer angegeben werden kann, als die Möglichkeit. Sollte hierdurch dieſer Beweis dem Carteſianiſchen vollkommen gleich werden: ſo müßte ich zwar geſtehen, daß ich eine größere Mühe angewendet hätte, wo eine geringere zureichend geweſen, indem ich nur den carteſianiſchen mit Bedacht leſen durfte, ohne mit mühſamem Nachdenken Sätze zu ſuchen, die ſchon in eben der Verbindung bekannt waren: Allein ich würde zu gleicher Zeit glauben, daß Carteſius ſo unrecht eben nicht habe, und daß ſich auf die Einwürfe, welche ihm gemacht worden ſind, noch unterſchiednes antworten laſſe. Der Herr M. Käſtner hat, wie Ihnen, mein Herr, ohne Zweifel bekannt iſt, ſeine Gedanken über dieſen Beweis vorgetragen. Er zweifelt an ſeiner Gewißheit, und geſteht, daß ſeine Zweifel nicht neu, ſondern ſchon von Männern, deren tiefe Einſicht ich ſelbſt verehre, gemacht worden ſind. Vielleicht ſind Sie ſeiner Meynung, und Sie werden mir dahero erlauben, auf des Herrn M. Käſtners Einwürfe etwas zu antworten, weil ich Ihnen hierdurch zugleich ſelbſt antworte.

Er ſetzet dieſen metaphyſiſchen Satz zum Grunde! *Ein Ding, welches bloß möglich iſt, iſt nur ein Begriff des Geiſtes, der ſich dieſes Ding vorſtellet, und befindet ſich außer den Gedanken dieſes Geiſtes nicht.* Allein, ich glaube, man kann dieſen Satz deutlicher auf zwo Seiten betrachten, und alsdann werde ich ihn theils annehmen, theils verwerfen. Ich habe ſchon erwähnet, daß, wenn wir uns bloß mögliche Dinge vorſtellen, wir erſtlich an lauter wirkliche Dinge gedenken, darnach aber dieſelben auf eine andere Art zuſammen verbinden, als ſie wirklich verbunden ſind. Wenn ich mir einen vernünftigen und feurigen Dichter vorſtelle, der zugleich eine große und gründliche Erkenntniß in der Philoſophie, der höhern Mathematik, der Sprachen und Geſchichten beſitzt: ſo ſehe ich anfangs lauter wirkliche Sachen, einen Menſchen, der dichtet, einen andern, der vernünftig, einen dritten, der feurig iſt, einen, der eine große Erkenntniß hat, einen andern, der eine gründliche hat, einen Philoſophen, einen Mathematicus, einen Hiſtoricus, einen, der viel Sprachen verſteht. Dieſes ſind lauter Bilder von wirklichen Sachen. Allein nunmehro trägt meine Seele alle dieſe wirklichen Theile zuſammen und bauet mir einen Dichter daraus; ich merke aus andern Gründen, daß dieſe Verbindung nicht wirklich iſt, und halte dahero dieſen große Dichter für nichts, als ein eingebildetes Ding. Man wird alſo jenen metaphyſiſchen Satz einſchränken und ſagen müſſen. **Ein Ding, welches bloß möglich iſt, iſt, wenn man es im Ganzen betrachtet, nur ein Begriff des Geiſtes und befindet ſich außer den Gedanken nicht: wenn man aber auf ſeine Theile ſieht, ſo wird man geſtehen müſſen, daß ſie alle wirklich ſind.** Die Gedanken des Carteſius von dem Weſen der Dinge mag ich nicht unterſuchen; weil ich glaube, daß ich ſie in dieſem Beweiſe nicht nöthig habe.

Wollen Sie nunmehro die Begriffe, die ich vom Grunde, von der Verhältniß des Möglichen zum Wirklichen und von dem nur angeführten metaphyſiſchen Satze habe, zuſammen halten: ſo werden, ſie mit leichter Mühe errathen können, was ich auf den erſten Einwurf des Herrn M. Käſtners antworten würde, wenn meine Abſicht wäre, ein Buch zuſchreiben.

Der andere Einwurf des Herrn M. Käſtners iſt auf dieſe Art ausgedruckt. Wenn mit dem Begriffe des Dinges A der Begriff der Eigenſchaft B nothwendig verknüpft iſt: ſo kann man nicht eher annehmen, daß die Eigenſchaft B und der Begriff A außer un-

unſerm Verſtande beyſammen ſind, als bis man vorausſetzet, daß A außer unſerm Verſtande wirklich ſey. Ich will die Allgemeinheit dieſes Satzes nirgends ſtreitig machen als in dem Falle, da man für B die Wirklichkeit ſetzet. Die Urſache, warum er hier nicht gilt, wird aus der Sache ſelbſt erhellen. Wenn mit dem Begriffe Gottes der Begriff der Wirklichkeit nothwendig verknüpft iſt: ſo kann man nicht eher annehmen, daß die Wirklichkeit und Gott außer unſerm Verſtande beyſam̃en ſind, als bis man voraus ſetzet, daß Gott außer unſerm Verſtande wirklich ſey. Die Runde dieſes Perioden möchte die Schwierigkeit der Sache verdoppeln. Ich will ihn alſo lieber in kurzen Sätzen vortragen. Geſetzt, die Sirene laſſe ſich nicht gedenken, wenn man nicht einen Obertheil eines Menſchen und einen Untertheil eines Fiſches gedenket. Folget hieraus etwas von der Möglichkeit oder Wirklichkeit dieſes Meerwunders? Nichts; weil nicht der geringſte Stoff zu dieſem Schluſſe in dem Oberſatze befindlich iſt. Allein, geſetzt, man kann den Begriff Gottes nicht haben, ohne zu gedenken, daß er wirklich ſey. Folget hieraus nicht, daß er wirklich ſey? Ich halte dieſes ſo gar für gleichgültige Sätze; der Begriff Gottes iſt mit dem Begriffe der Wirklichkeit nothwendig verbunden. Gott iſt wirklich. Gott iſt außer unſerm Verſtande. Wer den erſten Satz zugiebt, der muß auch die beyden letztern zugeben, weil ſie eben das ſagen, und man brauchet weiter nichts vorauszuſetzen, wie bey andern Eigenſchaften, da man die Wirklichkeit vorausſetzen kann. Daß man aber den Beweis von dem erſten Satze verlangen dürfe, dieſes leugne ich nicht. Carteſius hat ihn aus dem Begriffe des allervollkommenſten Weſens hergenommen, und ich nehme ihn aus dem Begriffe des einigen. Wenigſtens ſetzet der meinige nicht ſo viel Erklärung voraus, als des Carteſius ſeiner, und iſt alſo, deucht mich, doch in etwas von jenem unterſchieden.

Ich will Ihnen noch auf die zween letztern Einwürfe antworten, die Sie in dem letzten Abſchnitte Ihrer Abhandlung vorgetragen haben. Sie wollen, vermittelſt meines Schluſſes, die Wirklichkeit aller möglichen Dinge darthun, weil man jedes als ein Einzelnes betrachten könne. Allein, erlauben Sie mir, Sie zu erinnern, daß man die Sachen nicht betrachten dürfe, wie man wolle, ſondern, daß man ſie ſo anſehen müſſe, wie ſie ſind. Es iſt wahr, wir pflegen uns vielmal Sachen außer ihrer Verbindung mit andern vorzuſtellen. Allein wir erkennen auch öfters unſern Irrthum, nur mit allzu empfindlichen Schaden, wenn ſich die wirklichen Umſtände unſern allgemeinen Regeln auf denjenigen Seiten widerſetzen, die wir zu betrachten vergeſſen hatten. Wir irren, wenn wir unſere allgemeinen Begriffe wirklichen Begebenheiten nicht nur ähnlich, ſondern ganz gleich halten. Der Sphinx iſt möglich: allein es iſt außer demſelben eine unzählige Menge Dinge möglich. Es iſt ein Europa, ein Aſien, ein America, ein Africa eben ſo wohl möglich. Ich frage nunmehro, in welchen Theil der Welt man dieſen Sphinx ſetzen will; ich frage, aus welchem Theile man die Stucke, woraus der Sphinx zuſammengeſetzt ſeyn ſoll, nehmen will. Ich getraue mir, unüberwindliche Schwierigkeiten zu zeigen, dieſes Wunderthier hervorzubringen. Ich will unendliche Einwürfe wider den Beweis der Wirklichkeit dieſes Thieres erfinden. Ueber dieß ſind die Exempel, die Sie geben, von lauter Körpern hergenommen: ein Körper aber beſteht aus Theilen, deren Menge unendlich groß möglich iſt, das iſt, wir können beſtändig eine neue Zahl erdenken, welche größer, als die vorige iſt, und dieſer daher widerſpricht. Man wird ſich in Ewigkeit widerſprechen müſſen, wenn man nicht endlich den Begriff eines Weſens darzu nimmt, welches dieſen Widerſpruch vertreibt, in deſſen Begriffe ich gewahr werde, daß, anſtatt hundert Millionen dergleichen kleinen Theilchen, welche möglich ſind, nur 99 wirklich ſind.

Es iſt noch Ihr letzter Einwurf übrig, welchen ich für den ſtärkſten und tiefſinnigſten halte. Sie ſagen, die erdichteten Wunderthiere ſäßen vielleicht in den Spaciis Imaginariis an Oertern, wo weder ſie ſelbſt andern Dingen, noch andere Dinge ihnen im Wege wären. Ich habe ſchon in dem vorhergehenden Abſchnitte mich zu zeigen bemüht, daß der Beweis von der Wirklichkeit der Körper in der Welt unüberwindliche Schwierigkeiten mit ſich führet. Ich verſtehe nämlich einen demonſtrativen und keinen ſinnlichen Beweis, und Sie wiſſen wohl, was damit geſagt iſt. Erlauben Sie mir nur, daß ich an die Stelle Ihrer zuſammengeſetzten Wunderthiere Einheiten ſetze; wird man nicht auf dieſe Art beweiſen können, daß eine unendliche Zahl Götter wirklich iſt? Man ſteige mit ſeinen Gedanken außer der Welt;

wird man nicht gedenken können, daß in den unendlichen Raume, welcher ſich außer der Welt befindet, eine große Menge Einheiten möglich ſind, daß ſie von einander entfernt ſind, daß keine die andere einſchränkt, daß keine der andern widerſpricht? Ich muß geſtehen, dieſer Einwurf iſt wichtiger, als die vorigen: allein er iſt nicht ſo wichtig, daß er mich bewegen ſollte, zu glauben, daß meine Meynung irrig wäre. **Die Einheiten ſind innerlich nicht von einander unterſchieden**, eben deswegen, weil ſie Einheiten ſind, weil ſie keine Theile haben, die bey der einen ſo, und bey der andern anders zuſammengeſetzt wären: **aller ihr Unterſchied kömmt von dem äußern her.** Gott iſt von den Einheiten der Welt dadurch unterſchieden, daß von ihm keine äußerlichen Umſtände gedacht werden können. Er iſt in keinen Ort eingeſchloſſen; er wird von nichts äuſſerlichem eingeſchränkt, und iſt daher unendlich. Die Einheiten der Welt hingegen unterſcheiden ſich dadurch von einander, daß die eine einen andern Ort beſitzt, als die andere; daß die eine anders eingeſchränket iſt, als die andere, und daß dadurch die eine andere zufällige Eigenſchaften bekömmt, als die andere. Nunmehro wird man zugeſtehen müſſen, daß jene Einheiten, welche ſich in dem Spacio extramundano befinden ſollen, entweder durch den Ort von einander unterſchieden ſind; denn es iſt weiter nichts, das ihren Unterſchied hervorbringen könnte, oder daß ſie einander vollkommen gleich ſind. Iſt das erſtere, ſo ſind ſie keine Götter, ſondern endliche eingeſchränkte Weſen, welche mit zu der Welt gehören. Iſt das letztere, ſo ſind ihrer nicht viele, ſondern nur ein einziges. Man ſtelle ſich eine Linie vor; dieſe beſteht aus vielen Punkten, welche durch nichts, als den Ort von einander unterſchieden ſind. Man nehme auch dieſen Unterſchied weg; man ſetze ſie alle an einen Ort: ſo wird es nicht mehr eine Linie, nicht mehr viel Punkte, ſondern ein einziger Punkt ſeyn, Ich zweifle nicht, daß man meine Meynung ganz wohl verſtehen wird, wenn man nur Luſt hat, den Begriffen von den **Oertern**, von **Schranken**, von **Einfachen**, von der **Menge**, mit einiger Aufmerkſamkeit nachzudenken. Ich halte Sie für allzu geſchickt, dieſes zu thun; und es iſt daher für dießmal weiter nichts übrig, als daß ich nur noch mit zweyen Worten meine Gedanken von der Frage eröffne, ob der Carteſianiſche Beweis den Wolfiſchen, oder dieſer jenem vorzuziehen ſey. Ich glaube, Carteſius hat nicht alles geſagt, was zu einer vollkommnen Stärke des Beweiſes von der Wirklichkeit Gottes gehöret: allein ich glaube eben das von dem Beweiſe des Herrn Wolfs, wenn ich ihn ohne den Carteſianiſchen betrachte. Ich halte ſie zuſammengenommen für ſtärker, als ſie einzeln ſind, aber doch noch nicht ſo ſtark, daß man ihren Kräften nichts zuſetzen könnte. Ob ich in dem Beweiſe aus dem Begriffe des Einigen dieſes geleiſtet habe: das mögen andere unterſuchen; denn ich bin nicht geſonnen, mich ſelbſt zu loben, außer in dem Falle, daß ich Ihre Einſicht aus Ihren Einwürfen erkenne, hochachte und dahero nichts mehr wünſche, als unter der Zahl Dero ergebenſten Freunde zu ſeyn.

Gade.

* *

Auf die Liebe.

Soll mit dem Schmuck der grauen Haare
Die Luſt der jugendlichen Jahre,
Wie mit der Jugend Schmuck, beſtehn:
Will man auch noch im Alter leben,
So muß man ſich der Lieb ergeben,
Eh Macht und Luſt dazu entgehn.
Die Lieb erheitert unſre Stunden,
Das, was der Jüngling froh empfunden,
Erinnert ſich noch oft der Greis,
Der ſelbſt nicht mehr zu fühlen weis.

Doch in den ſanften Zärtlichkeiten
Muß uns nicht die Begierde leiten,
Die ſtirbt, ſobald ſie ſich verirrt.
Die Tugend macht die Freuden reiner,
Ihr Witz macht die Empfindung feiner,
Die dadurch länger dauren wird.
Der grobe Schwelger raubt der Liebe
Den Geiſt, die Anmuth ihrer Triebe,
Der ſie dann ſchön zu machen glaubt,
So bald er ihr die Tugend raubt.

„So ſoll die Schläfrigkeit der Tugend
„Den zärtlichſten Genuß der Jugend,
„Die Liebe, binden und entweihn!
„Die düſtern Wolken ernſter Stirnen,
„Die immer mit der Freude zürnen,
„Und fremde Blödigkeit bereun;

„Vertragen die des Scherzes Spiele,
„Der Küſſe feuriges Gefühle,
„Des loſen Lächelns Heiterkeit,
„Und der Entzückung Trunkenheit?

So braucht mit lockenden Geberden,
Uns noch gefährlicher zu werden,
Die Wolluſt ſanfte Schmeicheley.
Der Zärtling, des ſie ſich bemeiſtert,
Den ſie zum Buhlen ſchnell begeiſtert,
Stimmt ihren ſchlauen Gründen bey.
Der edlen Tugend treue Freunde
Sind ſeinen Augen Menſchenfeinde.
Die Tugend ſcheint ihm eine Laſt;
Weil ſie ſein Herz mit Freuden haßt.

Wodurch reizt Phryne Ariſtippen?
Nur durch die rothen vollen Lippen.
Er küßt ſie oft und ohne Müh.
Doch laßt die Lippen ſich entfärben:
So wird auch ſeine Liebe ſterben.
Selbſt die Gewohnheit tödtet ſie.
Wenn eine Woche ſchon verfließet,
Und er ſich noch nicht ſatt geküſſet:
So glaubt nur, daß er in der Treu
Ein abgelebter Neſtor ſey.

Doch nicht allein der Feind der Tugend,
Nein, auch der Feind genoßner Jugend,
Iſt, Liebe! dein geſchworner Feind.
Die Schwermuth ſchmäht aus ſeinem Munde
Mit Murren jede frohe Stunde;
Er iſt nur ſeines Kummers Freund.

Doch ſtraf er nur der Liebe Flammen.
Zum Seufzen mag er uns verdammen,
Den Thränen mag nur er ſich weihn,
Wenn er weint, wollen wir uns freun.

* *

Gedanken
von der Aufnahme der Weltweisheit durch die freyen Künſte.

Der Einfluß der Weltweisheit in die ſchönen Wiſſenſchaften iſt ſo groß, daß ſie ſich ohne ihren Schutz vor den Anfällen der Barbarey nicht erhalten könnten. Und dennoch iſt unter vielen, welche den Namen der Gelehrten behaupten wollen, das Vorurtheil ſehr gemein, daß die freyen Künſte nothwendig ſinken müßten, wenn die Weltweisheit in die Höhe käme. Ob daſſelbe gleich in der That ungegründet iſt: ſo kann es doch gefährlich werden, wenn man ihm nur allein mit verächtlichen Blicken zu begegnen ſuchet. Es würde gewiß einer gründlichen Einſicht in die Natur und Urſachen der Dinge keinen Eintrag thun, wenn es nur die ſeichten und froſtigen Köpfe hätten, welche ſich vergnügen, im Dunkeln zu bleiben; welche einen unnützen Wörterkram, leere Buchſtäbeleyen, und eine todte Kenntniß nichtswürdiger Kleinigkeiten in den Alterthümern, für die freyen Künſte halten; und welche dadurch ihren Verſtand mit ſolchen Finſterniſſen verhüllen, daß die Wahrheit nicht durchbrechen und ihn aufheitern kann. Es iſt der Weltweisheit rühmlich, wenn ſie eine ſolche Gelehrſamkeit zerſtöret. Dadurch führet ſie die Barbarey nicht ein, ſondern ſie vertreibt vielmehr dieſelbe. Wenn dieſe kleinen Geiſter ſich mit einer lächerlichen Verwegenheit unterſtehen, der Weltweisheit ſolche Vorwürfe zu machen: ſo iſt die Verachtung die größte Strafe, die ihnen wiederfahren kann. Allein dieſe Meynung, welche den Wiſſenſchaften, die das edelſte Geſchenk des Himmels, die Vernunft, in ihrer Vortrefflichkeit zeigen, ſo nachtheilig iſt, hat ſich zum Unglücke auch unter Männern ausgebreitet, welche ſich zwar der Weltweisheit niemals gewidmet haben; weil ſie in ihren Jugendjahren durch die grauſamen Kunſtwörter in der Weltweisheit abgeſchreckt worden; deren Verſtand aber dennoch durch eine vertrauliche Bekanntſchaft mit den Alten ſo gebildet worden, daß man ihnen den Ruhm einer wahren Gelehrſamkeit und Klugheit nicht ſtreitig machen kann. In der That iſt ihre Einſicht von den freyen Künſten kein bloßes Gedächtnißwerk, noch ein Geſchöpf der ſogenannten Wörterbücher, ſondern eine Art der Weltweisheit. Sie wollen ihr nur dieſen Namen nicht geben, weil ſie dieſelbe nicht bey den Weltweiſen erlernet haben. Das Anſehen, in welches ſie ſich durch ihre Geſchicklichkeit geſetzet haben, macht ihr Urtheil von dem Werthe der Philoſophie, in Anſehung der freyen Künſte, bey unerfahrnen Gemüthern gültig. Es iſt alſo zwar weit ſchwerer, daſſelbe geſchickt abzulehnen: dennoch aber muß es aus dem

Wege geräumet werden. Man muß ihnen zeigen, daß ihnen nur einige Umſtände und Zufälligkeiten, bey der Erlernung der Weltweisheit, zuwider ſind, von welchen ſie, und ohne Zweifel mit Rechte, dafür halten, daß ſie das Aufnehmen der ſchönen Wiſſenſchaften hindern. Sind dieſes nicht die thörichten Einbildungen junger Leute, welche ſie von den freyen Künſten und von der Weltweisheit haben, zu welcher ſie ſich, ohne eine ſchamhafte Stirne, mit ungewaſchnen Händen nahen? Sie haben etwa hier und da vernommen, ſie ſey ein Innbegriff aller nützlichen Wahrheiten; alles ſey daſelbſt deutlich erklärt, und gründlich erwieſen; ohne ihre Hülfe könne man nicht predigen, keine Rechtsſache klüglich führen, kein weiſes Leben anſtellen; und alles dieſes könne man geſchwinder erlernen, als ſich die Erde um die Sonne wälzet. Warum ſollen ſie ſich um die ſchönen Wiſſenſchaften viel bemühen, warum ſollen ſie ſich mit den ſtaubichten Büchern der Griechen und Römer die Augen verderben? Es iſt ohnedieß den Menſchen erblich, ſich allen verdrießlichen und langwierigen Arbeiten zu entziehen: man kann es ihnen alſo nicht übel nehmen; ſie würden ihre Glückſeligkeit ſtören, und ihr Vergnügen hindern. Sollten ſie ein ſo großes Verbrechen wider ſich ſelbſt begehn? Allein ob ſie gleich keine unnütze Arbeit thun, und mit den ſchönen Wiſſenſchaften die Zeit nicht verderben mögen: ſo wagt ſich dennoch eine Menge unartiger Leute, ſie einer Unwiſſenheit zu beſchuldigen. Das Urtheil dieſer Leute iſt auch von großem Gewichte. Daher werden ſie freylich ge-

gezwungen, die freyen Künſte und ihre Verehrer bey aller Gelegenheit niederzuſchlagen, und die Weltweisheit zu erheben. Ja man darf ſie nicht ſehr zornig machen, ſo werden ſie ſich gar die Mühe nehmen, das Lächerliche an ihnen zu zeigen; wenn man ſie noch mehr reizet, ſo werden ſie auch die Regiſter der kurzen Auszüge der griechiſchen oder römiſchen Alterthümer nehmen, und dasienige herausſuchen, womit ſie ungefähr den ſchönſten Scherz zu treiben denken. Ihre Spöttereyen ſind ſo geſalzen und bitter, daß es ein ganz beſondres Glück ſeyn muß, wenn die Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften darüber nicht den Huſten bekommen ſollten. Die Menge ſolcher ſatiriſchen Geiſter iſt itzt ſo groß, daß bey ihren Gegnern nothwendig ein Unwillen wider die Weltweisheit entſtehen muß. Sie wollen nämlich ſehen, daß dieſen jungen Gelehrten, die es aber nicht gleich einräumen werden, Witz und Geiſt in einem kleinen Maaße zugetheilet worden; ſie ſehen ferner, daß ſie ſich dennoch alle mit der Weltweisheit groß zu machen ſuchen; ſie erinnern ſich bey dieſer Gelegenheit der finſtern Zeiten, wo die freyen Künſte gleichſam im Elende waren, und doch überall die Philoſophie der Schullehrer herrſchte. Welcher Fehler iſt hierbey natürlicher, als dieſer, daß ſie alles dieſes der Weltweisheit ſelbſt zuſchreiben, da es doch von den thörichten Verehrern derſelben herkömmt. Dieſem Irrthume zu begegnen, ſo müſſen ſie ſelbſt beyde Arten der Gelehrſamkeit verbinden, welche ihrer Natur nach ſchon mit einander auf das nächſte verwandt ſind. Sie müſſen, ſo zu reden, die Weltweisheit wider ihre eignen abgeſchmackten Verehrer aufbringen; ſie müſſen darthun, daß diejenigen, welche Feinde der freyen Künſte ſind, auch ſie ſelbſt heimlich anfeinden; daß ſie den Schmeichlern und Ohrenbläſern gleichen, welche die Freunde ihres Gönners verleumden und ſtürzen, und dadurch ihn ſelbſt untergraben, und an ſeinem Falle arbeiten. Denn ſo trifft auch bey ihr ein, was man im Sprüchworte ſaget, daß die Weltweisheit ſich in ihrem eignen Buſen Schlangen erziehe. Man muß zeigen, daß beyde Gattungen des Erkenntniſſes ſich alsdann in völligem Glanze zeigen, wenn eine durch die andre erhoben wird. Gewiß, wenn die Weltweisheit auch in ihrer anmuthigſten Schönheit erſchiene, und unter den Menſchen umherwandelte: ſo würden ſich doch ihre Liebhaber nicht ſo häufen, als wenn ſie von den freyen Künſten entweder geführet, oder begleitet würde. „Ich habe daher die Gründe anzuzeigen, welche „mich überredet haben: daß die Aufnahme der Welt„weisheit nicht beſſer und glücklicher befördert wer„den könne, als durch die ſchönen Wiſſenſchaften.

Es iſt ſchwer, die Weltweisheit unter neuen und angenehmen Geſtalten zu zeigen, da die alten Griechen und Römer, und auch die Neuern in ihren Abſchilderungen derſelben alles ſchon ſo erſchöpft haben, daß es eine unmögliche Sache zu ſeyn ſcheint, ſie auf eine Art zu rühmen, auf welche ſie nicht ſchon Lob empfangen hätte. Die größten Geiſter nennen ſie eine Lehrerinn der Urſachen und Eigenſchaften göttlicher und menſchlicher Dinge; eine Wiſſenſchaft der Glückſeligkeit, eine Beförderinn der Tugend, eine

Feindinn der Laſter, eine Stifterinn des Gottesdienſtes, eine Erfinderinn und Beſchützerinn des geſellſchaftlichen Lebens, und eine Geſetzgeberinn, welche in einem gemeinen Weſen die erſprießlichſten Anordnungen einführet. Die Weltweiſen vor dem Sokrates beſchäfftigten ſich insgeſammt mit der erſten Art: als er aber wahrnahm, daß beynahe der vortrefflichſte Theil derſelben unangebaut liegen bliebe: ſo drang er beſonders darauf den ſittlichen Theil der Weltweisheit zu verbeſſern, und mehr in Ausübung zu bringen. So edel und liebreizend iſt dieſe herrlichſte Art der menſchlichen Erkenntniß. Sie wird aber doch noch vollkommner und liebreizender werden, wenn ſie von den ſchönen Wiſſenſchaften erhöhet wird, wenn die Geſchichtkunde, die Bemerkerinn der wichtigſten Veränderungen und Begebenheiten in Reichen und Ländern, an den himmliſchen und irdiſchen Körpern, und in den verſchiedenen Theilen der Gelehrſamkeit; wenn die Beredſamkeit, welche durch Lehren der Weltweisheit den Verſtand erheitert, das Herz aber beſſert; wenn die Dichtkunſt, welche die Wahrheiten unter ſinnlichen Bildern dem Witze, der Phantaſie und der Scharfſinnigkeit angenehm und reizend vorſtellet und eine ausgeſuchte Beleſenheit in den klugen Schriften des Alterthums, durch ihre Reizungen die Schönheit der Weltweisheit vergröſſern. Es iſt nichts gewiſſers, als daß auf ſolche Art die höhern Wiſſenſchaften emporgebracht werden müſſen. Ohne Zweifel wird man fragen, wie ſolches zugehe?

Ein Königreich kömmt alsdann in Aufnehmen, und wird auf die oberſten Stufen der Glückſeligkeit und Größe gebracht, wenn die Bürger deſſelben im Reichthume und Ueberfluſſe leben; wenn der Herr des Landes ſeine Schätze und Einkünfte vermehret, ſeine Macht ausbreitet, und immer neue Völker und Länder unter ſeine Bothmäßigkeit bringt; wenn auch die entfernteſten Provinzen ſeinen Gebothen unterthänig ſind. Eben ſo geht es im Reiche gründlich erkannter Wahrheiten zu. Der Umkreis der Weltweisheit hat ſich anfangs nicht weit erſtrecket; er hat nicht viel beſtimmte Begriffe, wenig deutlich erklärte Wahrheiten, wenig ſcharf erwieſene Lehrſätze in ſich geſchloſſen: allein nach und nach ſind ſeine Gränzen erweitert worden. In unſern aufgeheiterten Tagen iſt ihre Herrſchaft durch zween unſterbliche Geiſter, an welchen die Natur gezeigt hat, was ihre Kräfte herrliches und großes hervorbringen können, zu einer Hoheit gelangt, welche wunderns würdig iſt. Dieſe großen Weltweiſen haben theils neue Wahrheiten erfunden, theils die ſchon erkannten bündiger erwieſen; diejenigen, welche hin und wieder zerſtreut geweſen, geſammlet; die alten Begriffe entweder mehr auseinander geſetzt; oder mit einer größern Deutlichkeit und Gewißheit erfüllet; alles aber in eine ſchönere Ordnung und genauere Verbindung gebracht. Allein darum haben ſie die Weltweisheit noch nicht auf eine Höhe geſetzt, daß ſie nicht noch vollkommner werden könnte. Wenn ſie nicht wieder ſinken, und ſich eheſtens dem Untergange nähern ſoll; ſo muß man noch immer eifriger auf ihre Vergrößerung bedacht ſeyn. Denn hier hat man nicht, wie etwan bey den andern Reichen zu befürchten, daß ſie ſich durch ihre eigne Macht und Größe umſtürzen werde: wenn nur darauf geſehen wird, daß in allen ihren Theilen eine freundſchaftliche Eintracht herrſchte. Denn daran iſt es nicht genug, daß man dasjenige, was man von ſeinen Lehrern gehört habe, beſtändig nachſaget, oder in Kleinigkeiten verändert, oder ewige Verſuche und Auszüge, und kurze Inbegriffe verfertigt. In der Grundlehre müſſen die allgemeinen Vorſtellungen von einfachen und zuſammengeſetzten Dingen, und ihren Verhältniſſen gegen einander noch genauer unterſucht, ausgewickelt, und mit neuen vermehret werden. In der Weltbetrachtung ſind noch nicht alle Eigenſchaften erkannt worden, welche allen Welten gemein ſind. Wir wiſſen von der unerſchöpflichen Natur doch nur immer wenig: ſo viel wir auch ſchon erkannt haben. Die menſchlichen Seelen haben auch etwas unendliches in ſich, welches wir niemals ergründen werden. Wenn wir alſo an dem Aufnehmen der Weltweisheit arbeiten wollen, ſo müſſen wir die Grundlehre, die Naturwiſſenſchaft und die Geiſterlehre immer mit neuen Entdeckungen bereichern. Was ſoll ich von dem unermeßlichen Weſen des Höchſten ſagen? Sollten wir uns nicht faſt allein damit beſchäfftigen, immer mehr Vollkommenheiten an ihm wahrzunehmen, und die ſchon erkannten ſtets deutlicher und vollſtändiger zu machen; da zumal unſre Glückſeligkeit und Ruhe davon abhängt? Dieß iſt der vollkommenſte Theil in der Weltweisheit, welchen wir nicht ungebaut und wüſte dürfen liegen laſſen. Freylich iſt alles dieſes nicht leicht, wenn nicht alle Kräfte der Seele eine große Fertigkeit und Behendigkeit erlanget haben, ihr Amt auszurichten. Ein Geiſt, deſſen Gedächtniß leer, deſſen Phantaſie dunkel, und deſſen Scharfſinnigkeit nur ſo groß iſt, daß er kaum die offenbarſten Eigenſchaften der Dinge und noch darzu mit der unſäglichen Mühe erkennet, wird ſich freylich nicht einem ſo ſchweren Vorhaben unterziehen können. Die ſchönen Wiſſenſchaften müſſen denjenigen, die an der Vergrößerung der Weltweisheit arbeiten, die Hände biethen, wenn ſie nicht unglücklich ſeyn ſollen. Wie groß iſt, unter den andern ſchönen Wiſſenſchaften, hier nicht der Einfluß der Geſchichtkunde? Erfüllet ſie nicht das Gemüth mit tauſend Gegenſtänden, an welchen man verſuchen kann, ein Weltweiſer zu werden? Zeiget ſie nicht, wie mannigfaltigen Veränderungen, Abwechſelungen und Zufälligkeiten ſie unterworfen ſind? Und was für einen Vortheil kann man daraus nicht ziehen, wenn man ſich beſtrebet, die Urſachen von allem zu erforſchen, welches das Amt eines Weltweiſen iſt. Wir wollen itzo nur die natürliche Geſchichte betrachten. Unſere Erkeñtniß der Natur, der Welten, der Körper auf unſrer Erdkugel, der wäßerrichten und leuchtenden Luftbegebenheiten, der Metalle, der Pflanzen, und der Thiere, iſt in unſern Zeiten ſo hoch geſtiegen, als es noch in keinem Jahrhunderte geſchehen iſt. Die Erfindung verſchiedner neuen phyſikaliſchen Werkzeuge, mit welchen man die wunderbarſten Beobachtungen anſtellt, haben viel dazu beygetragen; und dieſe Werkzeuge haben doch größtentheils mehr von glücklichen Zufällen, als von dem Willen der Menſchen ihren Urſprung. Allein, gleich wie viele fruchtbare Fluren ihrem Beſitzer den in ſie ausgeſtreuten Saamen durch keine reiche Erndte überflüßig erſtatten würden, ob er gleich ſelbſt keinen Fleiß geſparet, dieſelben recht zu pflügen und zu beſtellen; wenn nicht Vorfahren geweſen wären, die den Verdruß nicht geſcheuet, ein wildes, ſteinichtes und verwachſenes Feld zu ſäubern und anzubauen, ihr Getreide auf einen harten Boden zu werfen und nichts einzuerndten: ſo iſt es auch mit den Naturforſchern bewandt. Sie würden itzo nicht ſo viele ſüße Früchte ihrer Bemühungen genießen können, wenn ihre Vorgänger nicht angefangen, dieſen Theil der Weltweisheit anzubauen, welcher einem rauhen Felde glich; oder wenn ſie ſich ihrer Arbeiten nicht hätten zu Nutze machen wollen. Ich ſehe einen Einwurf voraus, den insgemein die meiſten ihrer Unwiſſenheit umzuhängen pflegen: daß ſie nämlich darum ſich eben nicht mit den alten Griechen und Römern, mit dem Ariſtoteles, Plutarch, Aelian, Seneca und Plinius dem Aeltern, in eine Vertraulichkeit begeben dürften; da die neuern Naturkündiger ſchon ſo barmherzig gegen ſie geweſen wären, und für ihre Bequemlichkeit geſorgt hätten. Allein, ohne mit der Frage darauf zu antworten, warum ſie nicht viel lieber aus den Quellen ſelbſt, als aus den daraus geleiteten Brunnen ſchöpfen wollen; ſo wollte ich ihnen ihre Bequemlichkeit verſtatten, wenn die Geſchichtkunde den Beförderern der Weltweisheit nicht noch größere Vortheile darböthe. Können ihnen nicht die Nachrichten, die wir von den Meynungen und Lehrſätzen der alten Weltweiſen in den Schriften der grauen Jahrhunderte finden, Gelegenheit an die Hand geben, eine Wahrheit, welche daſelbſt im Dunkeln liegt, an das Licht zu ziehen. Unter dieſen koſtbaren Ueberbleibſeln der ehemaligen Weltweisheit ſind gewiß vielmals die fruchtbarſten Begriffe verborgen, welche bey der Anwendung von den herrlichſten Folgen ſind. Die Beyſpiele der größten Verbeſſerer der höhern Wiſſenſchaften können uns in dieſer Wahrheit beſtärken, welche alle Meynungen der Weltweiſen von allen Secten durchgegangen, und reiflich erwogen haben, ehe ſie ſich gewagt, der Weltweisheit eine neue Geſtalt zu geben, aus den zerſtreuten Meynungen der Alten Lehrgebäude zuſammen zu ſetzen, welches die vorigen an Schönheit und Feſtigkeit übertroffen. Ich habe noch nicht erwähnet, wie nöthig denen die Geſchichte ſey, welche die Erkenntniß unſerer Seelen zum Nutzen des gemeinen Lebens zu erweitern bemühet ſind. Denn wie viele Gattungen der Gemüther, die alle in den Neigungen, Begierden und Leidenſchaften von einander unterſchieden ſind, werden nicht darinnen abgebildet? Ich will der Vortheile nicht gedenken, die ſie demjenigen gewähret, der die noch engen Gränzen der Wiſſenſchaft von der bürgerlichen Klugheit weiter ſetzen wollen. Man findet daſelbſt Beyſpiele ſo wohl von denen, welche durch ihre kluge Aufführung glücklich geworden ſind, als auch von denen, welche ſich durch eine thörichte, unbeſonnene und freche Lebensart in das Verderben geſtürzet haben. Ich übergehe auch mit Stillſchweigen, wie ſie denjenigen nütze, welche die Staatswiſſenſchaft mit neuen Wahrheiten und Vorſchriften bereichern wollen. Denn wo kann man die Kunſtgriffe zu regieren, die Treibräder großer Handlungen, und die verborgenen Urſachen der wichtigſten Veränderungen in Ländern und Königreichen beſſer entdeckt finden, als in der Geſchichte? Die Wahrheit dieſer Sache ſtralet mit einem ſo hellen Lichte, daß ich etwas vergebliches thun würde, wenn ich ſie itzt weitläuftig ausführen wollte. So groß iſt allein der Beyſtand der Geſchichtkunde.

Wie viel vortrefflicher ſind nicht die Vortheile, welche die Beredſamkeit und Dichtkunſt gewähren. Die Einbildungskraft, welche abweſende Dinge gegenwärtig machen kann; der Witz, welcher die Dinge gegeneinander hält, und die Aehnlichkeiten an ihnen entdeckt, und die Scharfſinnigkeit, die das, was der Witz thut, ſchneller, vielfacher und behender verrichtet, dieſe edlen Fähigkeiten der menſchlichen Seele herrſchen in dieſen beyden Theilen der Gelehrſamkeit durchgängig. Sind dieſes nicht eben diejenigen Eigenſchaften, welche wir oben zu dem erforderten, welcher der Weltweisheit eine größere Hoheit verſchaffen ſollte? Was iſt bekannter, als daß eine Sache mancherley Geſichtspuncte habe, aus welchen ſie betrachtet werden kann, da ſie dann dem Gemüthe immer mit andern Beſchaffenheiten erſcheinen muß. Ein ungeübter Witz, welcher nicht bey den ſchönen Wiſſenſchaften behend geworden iſt, bleibt immer an einer Seite der Sachen hängen. Was wird er alſo an ihnen wohl für neue Entdeckungen machen können, da ſein Geſichtskreis in einem ſo engen Bezirke eingeſchloſſen iſt? Hingegen müſſen freylich die Sachen ſtets ein andres Anſehen haben, wenn ſie bald von dem Witze und dem Gedächtniſſe zugleich, bald von der Scharfſinnigkeit und der Phantaſie, und bald von allen dieſen Gemüthskräften zuſammen angeſehen werden. Wie fruchtbar werden nicht ſolche Betrachtungen an Begriffen, Lehrſätzen und Wahrheiten ſeyn? Sie werden wie ein geſchliffener vieleckigter Cryſtall, eine Sache tauſendfach, und zwar ſtets verändert vorſtellen. Es ſind eben dieſes die nöthigen Pflichten der Redner und Dichter: ſie müſſen den Sachen, von denen ſie handeln, immer einen neuen Schwung geben, und ſie in vielfachen Bildern weiſen. Denn denjenigen wird man den Namen der Redner und Dichter verſagen, welche eine Sache immer aus einer Lage und Stellung zeigen; daher es auch kömmt, daß alles, was ſie hervorbringen, nichts als Ekel und Verdruß verurſacht. Was kann ein Gönner der Weltweisheit, größeres von den ſchönen Wiſſenſchaften verlangen, als daß ſie ſeinen Witz ſchärfen, ſeine Einbildungskraft mit Bildern erfüllen, und ſeine Scharfſinnigkeit zu einer größern Fertigkeit bringen? Und dennoch leiſten ſie ihm noch einen wichtigern Beyſtand. Sie erleichtern die Erkenntniß der Wahrheiten, und beſonders unſrer Seele ungemein. Die Beredſamkeit geht, mit dem Herzen der Menſchen um. Dieſe ſoll ſie zur Liebe des Guten bewegen, und einen Haß gegen die Laſter in ihnen hervorbringen; ſie muß die verderbten Leidenſchaften bis in die innerſten Winkel, Hölen, und Schlupflöcher verfolgen: ſie muß alle Krümmungen und Wendungen daſelbſt durchgehen, damit ſie die Laſter austreiben könne. Wird alſo ein Weiſer die Natur unſrer Seele nicht glücklich einſehen lernen, wenn er von der Beredſamkeit geführt wird?

Thut dieſes nicht auch die Dichtkunſt? Bildet ſie nicht die Neigungen, die Begierden, die Unruhen, die Lüſte, welche immer in der Seele, wie Sturm und Stille auf dem Meere, abwechſeln, auf die ſinnlichſte Weiſe ab? Es würde gewiß den Weltweiſen keine Schande ſeyn, wenn ſie die Schulen der Dichter fleißig beſuchten. Sie würden in der That ſo viel daſelbſt begreifen, und ihr Wiſſen ſo vergrößern, daß ſie nicht Urſache haben würden, zu erröthen, und das Antlitz zu verbergen, wenn man ſie fragte: ob ſie die Zeit etwa bey ihnen verderbt hätten? Denn wenn man alles genau erwägt, ſo iſt die ganze Dichtkunſt nichts anders, als eine künſtliche Weltweisheit. Der Unterſchied der Dichtkunſt und Weltweisheit beſteht darinnen, daß man in jener mehr Wege zu neuen Entdeckungen, als in dieſer, hat. Die Weltweisheit bedienet ſich nur der Schlüſſe: die Dichtkunſt hingegen hat mehr Kunſtgriffe. Es iſt ohne Zweifel gewiß, daß durch ein ſyſtematiſches Nachdenken wenig Wahrheiten erfunden worden ſind. Man darf nur die Schickſale der Weltweisheit in ihrer Geſchichte überlegen, ſo wird man davon überführt werden. Die meiſten philoſophiſchen Entdeckungen ſind durch glückliche Zufälle gemacht worden. Man kann es auch beweiſen, daß es beynahe unmöglich iſt, durch aneinanderhangende Schlüſſe neue Wahrheiten zu erſinnen. Darzu gehörte, daß man ſich die zu einem neuen Schlußſatze nöthigen Vörderſätze zu gleicher Zeit in ihrem ganzen Umfange gleich deutlich gedächte. Dieſes aber geht nach der Natur unſrer Seele bey nahe unmöglich an. So bald eine Vorſtellung recht deutlich wird, ſo bald wird die andre unterdrücket, und dunkel. Wir bilden uns itzt zwar ein, daß wir einen ganzen Schluß zuſammen gedächten: allein wenn wir Acht auf uns geben, ſo werden wir ſehen, daß wir den Schlußſatz ſchon wiſſen, und nur erſt die Förderſätze, und zwar den untern zuerſt, und alsdann den obern dazu erſinnen, und ſie darauf in einer verkehrten Ordnung ſchnell nacheinander denken. Wenn dieſes ſeine Richtigkeit hat: ſo hat der berühmte Thomaſius recht, welcher dafür gehalten, daß man durch Schlüſſe keine Wahrheiten erfinden könne. Er hat nur darinnen Unrecht gethan, daß er den Schlüſſen allen Nutzen abgeſprochen hat. Wenn es alſo gewiß iſt, daß durch Schlüſſe keine neuen unbekannten Wahrheiten bekannt werden, ſo muß ſolches vornehmlich mit durch die Dichtkunſt geſchehen. Es iſt auch nicht ſchwer zu begreifen, daß viele Kräfte der Seele zuſammengenommen mehr hervorbringen können, als eine Kraft. Die Einbildungskraft ſetzet ſehr viele Bilder zuſammen, von welchen die Vernunft oft glauben ſollte, daß ſie nicht könnten zuſammengeſetzt werden, und gleichwohl kann ſehr oft aus einer ſolchen Vereinigung etwas wahres entſpringen. Der Witz nimmt tauſend Aehnlichkeiten an einer Sache wahr: er iſt ſchnell, und wendet ſich bald auf dieſe, bald auf jene Seiten der Dinge, da die Vernunft meiſtentheils zu träge iſt, daß ſie die Sachen aus mehr, als einem Geſichtspuncte, betrachten ſollte. Dadurch, daß die Weltweisheit ſich vor der Vermengung ihrer Theile gar zu ſorgfältig hütet, verliert ſie den Vortheil, daß ihr viele Wahrheiten unbekannt bleiben, welche durch keinen andern Weg herauszubringen ſind. Ich will dieſes mit der Sternkunde erläutern. Die Menſchen würden noch wenig mit der Welt bekannt ſeyn: wenn ſie nicht verſucht hätten, wie ſich wohl die Erde aus der Sonne, oder aus andern Planeten, der Jupiter aus dem Mars, und der Mars aus dem Saturn und ſo weiter vorſtellen würde. Dieſes ſollte von den Weltweiſen auch geſchehen, die es aber, aus Furcht, nicht ſyſtematiſch zu ſeyn, insgemein nicht thun. Die Dichter hingegen thun ſolches. Daher kömmt es, daß z. E. derjenige, welcher den Ovid und Tibull aufmerkſam geleſen hat, mehr von der Liebe wiſſen wird, als derjenige, welcher zehn philoſophiſche Syſtemata und zwanzig abgeſchriebne Auszüge darüber zu rathe gezogen hat. So geht es mit allen Leidenſchaften. In philoſophiſchen Lehrbüchern findet man wenig, bey den Dichtern aber deſto mehr von ihnen. Die Dichter kennen das menſchliche Herz beſſer, als die Weltweiſen. Kann ich alſo nicht meinen obigen Ausſpruch behaupten, daß die Dichtkunſt eine künſtliche Weltweisheit ſey? Es ſind nur alle Theile derſelben ſo verſchieden und dennoch dergeſtalt unter einander gemiſcht, daß überall eine große Ordnung und Verbindung herrſchet. Die

Weltweiſen gehen mit möglichen Dingen um; ſie nehmen etwas an, um daraus etwas anders herzuleiten, oder zu erklären; ſie zeigen das Innerſte des menſchlichen Herzens; ſie lehren die Sitten, ſie ſchlagen das Laſter nieder, und erheben die Tugenden; und alles dieſes thun die Dichter auch. So nahe ſind die Dichter den Weltweiſen verwandt! Was thun ſie, wenn ſie Metaphoren, Allegorien und Gleichniſſe wagen, als daß ſie allgemeine Begriffe von den beſondern ſcheiden? Sie verwandeln das Mögliche ins Wirkliche: und wie oft thun dieſes nicht die Meiſter der Grundlehre, der Weltbetrachtung, der Naturlehre, und der Seelenwiſſenſchaft? Es iſt alſo der Nutzen, den die Beförderer der Weltweisheit von den ſchönen Wiſſenſchaften haben, augenſcheinlich genug; ſie mögen nun entweder ſelbſt Redner oder Dichter ſeyn, oder nur die Muſter der Alten und Neuern darinnen vollkommen kennen. Allein vielleicht ſtreitet dieſes eben wider mich? Können wohl die ſchönen Wiſſenſchaften erkannt werden, ohne den Unterricht der Weltweiſen vorher genoſſen zu haben? Dieſer Einwurf würde mir nachtheilig ſeyn können, wenn ich glaubte, die Weltweisheit müßte von den ſchönen Wiſſenſchaften erlernet werden; und wenn ich nicht vielmehr dafür hielte, von ihnen müſſe man nur die Mittel hernehmen, ihre Aufnahme mit einem bewundernswürdigen Erfolge zu befördern.

Eine blendende Schönheit blendet und entzücket gewiß noch vielmehr, wenn ſie durch die Pracht und Koſtbarkeit ihres Anzugs erhoben wird. Eben ſo iſt es mit der Weltweisheit beſchaffen. Ein trockner und von aller Zierde entblößter Vortrag derſelben ſchadet ihrer Aufnahme ſehr. Sie gleicht, ohne die Hülfe der Beredſamkeit und der Dichtkunſt, einem Gerippe ohne Blut und Fleiſch, welches niemand als die Aerzte mit Vergnügen anſehen können. Und gleichwohl iſt es nöthig, daß die Weltweisheit unter ſo vidle ausgebreitet werde, als es nur möglich iſt. Ich will dieſes nicht weitläuftiger ausführen: ich beziehe mich auf die Beweiſe, daß ein vollkommner Weltweiſe ein Redner und Dichter ſeyn müſſe.

So überzeugend, wie ich glaube, die Gründe ſind, mit welchen ich dieſe Wahrheit beſtätiget habe: ſo giebt es dennoch viele, welche auch den ſtärkſten Beweisthümern ihren Beyfall verſagen. Solche Zweifler beruhigen ſich meiſtentheils bey der Erfahrung, wenn ſie wahrnehmen, daß das wirklich vorgehe, was man mit Gründen zu beweiſen ſuchet. Ich will ihnen alſo die Erfahrung zu einem Bürgen für die Wahrheit meines Lehrſatzes ſtellen. Werden ſie noch zweifeln können, wenn ſie hören, daß die Erfinder der Weltweisheit auch Stifter der ſchönen Wiſſenſchaften ſind ? Was waren Orpheus und Amphion, und die Aegyptier, und andre? Weltweiſe, Dichter, Redner! Werden ſie auch noch anſtehen, von der Wahrheit überführt zu ſeyn, wenn man ihnen ſagen wird, daß nur alsdann das Aufnehmen der Weltweisheit groß geweſen, wenn die ſchönen Wiſſenſchaften fleißig getrieben worden? Als der gute Geſchmack in Athen und ganz Griechenland herrſchte: ſo herrſchte auch eine geſunde Weltweisheit daſelbſt.

Plato und Ariſtoteles ſind Weltweiſen, welche nicht nur zu ihren Zeiten groß geweſen ſind, ſondern auch noch von den ſpäteſten Nachkommen werden verehrt und bewundert werden. Wer iſt aber wohl ſo unerfahren in der Geſchichte der Gelehrten, dem es unbekannt ſeyn ſollte, daß Plato mit dem Homer auf das vertrauteſte bekannt geweſen? Wer weis nicht, daß er ſelbſt Tragödien verfertigt? Hat nicht dieſer Weltweiſe von der Muſik und Poeſie die vortrefflichſten Unterredungen verfertigt? Ariſtoteles war gleichfalls ein Weltweiſer; allein auch ein Poet. Die neidiſche Zeit hat, ſo viel ſie der Nachwelt auch entriſſen hat, dennoch eine von ſeinen Oden auf die Nachwelt müſſen kommen laſſen. Man kann ſie in Scaligers Dichtkunſt nachſehen. Wie hätte Ariſtoteles auch ſelbſt eine ſo vortreffliche Dichtkunſt, und einen ſo vollkommnen Unterricht von der Beredſamkeit ſchreiben können, wenn er nicht ſo wohl in der Poeſie, als auch in der Beredſamkeit, ſtark geweſen wäre? Zu ſeinen Zeiten herrſchte noch bey den beſten Weltweiſen der gute Geſchmack. Man kann ſolches aus den Nachrichten lernen, die uns Diogenes Laertius von den griechiſchen Weltweiſen hinterlaſſen hat. Allein, ſo bald der gute Geſchmack verderbt wurde, ſo entfloh auch mit den freyen Künſten die Weltweisheit nach Rom. Cicero war ein Redner, und zwar der größte Redner ſeiner und der nachfolgenden Zeiten: er war aber auch derjenige, der die Weltweisheit in Italien in die Höhe brachte. Als ſie hernach mit den freyen Künſten in Verfall gerieth, als leere Wörterkriege, Grübeleyen, u. Streitigkeiten in den ſcholaſtiſchen Zeiten ihren Namen erhielten; waren es nicht die freyen Künſte, welche ihr Haupt zuerſt erheben mußten, ehe die Weltweisheit aus den Finſterniſſen hervorgezogen werden konnte? Wer war Ramus und Laurentius Valla, und Baco Verulamius? Und daß ich unter allen den größten Verbeßrer der Weltweisheit nenne: wem iſt der Name des unſterblichen Leibnitz, und ſeine Stärke in den ſchönen Wiſſenſchaften, ſeine weitläuftige Gelehrſamkeit und ſeine Bekanntſchaft mit allen Schriftſtellern des Alterthums unbekannt? Wenn er nicht mit allen dieſen Eigenſchaften ausgerüſtet geweſen wäre: ſo würde er unvermögend geweſen ſeyn, der Weltweisheit ſolche Dienſte zu leiſten, von welchen ſie die Früchte bis in die ſpäteſten Jahrhunderte genießen wird: wenn er nur Nachfolger findet, die in ſeine Fußtapfen treten.

C. * *

* * *

Der Puls.

Dorinde wirft die ſchwachen Glieder
Auf eine weiche Lagerſtatt,
Sie ſchlägt die Augen furchtſam nieder,
Sie fühlt die Krankheit und wird matt.
Das Herz pocht mit geſchwinden Schlägen,
Es ſchreckt die ſchon beklemmte Bruſt;
Die Ohnmacht iſt dabey zugegen,
Und ſie ſich ſelber kaum bewußt.

Man ruft den Arzt, ihr beyzuſtehen;
Man bringt die Goldtinctur herbey:
Doch läßt ſich keine Beßrung ſehen,
Der Zufall wird nur wieder neu:
Es wechſeln bey ihr Froſt und Hitze,
Das Haupt ſinkt in die matte Hand,
Der Augen allzuſchwache Blitze
Verrathen ſchmachtend ihren Brand.

Man wartet ihr bereits aufs Ende;
Nun hat die Hoffnung nicht mehr Raum.
Der Arzt umfaſſt die kalten Hände,
Er forſcht den Puls und fühlt ihn kaum.
Allein die ſchleichende Bewegung
Verändert ſich den Augenblick,
Und bringt mit doppelt ſtarker Regung
Die Hoffnung auch zugleich zurück.

Der Arzt bezeiget ſein Vergnügen,
Und läßt den Finger auf der Hand;
Und ſo wird ihm, durch deſſen Liegen,
Der Krankheit wahrer Grund bekannt.
Der Puls muß ingeheim entdecken:
Myrtill vertreibe die Gefahr.
Dieß kann die Schöne wieder wecken,
Da er ihr itzt ſo nahe war.

Sie hörte kaum Myrtillen nennen:
So fing die faſt erſtickte Glut
So gleich von neuem an zu brennen,
Und macht ihr alle Krankheit gut.

Myrtill erſchien; ſein Außenbleiben
Macht ſeine Schöne nur betrübt.
Er wußte Mittel zu verſchreiben,
Das arme Kind war zu verliebt.

Verſtellt euch wie ihr wollt, ihr Schönen,
Der Puls verräth den innren Brand.
Die Urſach von den bangen Stöhnen
Macht das verwundte Herz bekannt.
Nehmt nur den Arzt, ſtatt der Tincturen,
Weil ſeine Gegenwart euch heilt.
O glücklichſte von allen Curen,
Die da ſo ſchleunig Rath ertheilt!

O möchte, zärtliches Geſchlechte,
Dorindens Beyſpiel lehrreich ſeyn!
O reicht dem Arzt mit Luſt die Rechte,
Und ſtellt die Furcht bey Zeiten ein.
Durch die Entdeckung eurer Leiden,
Schwächt man gewiß der Krankheit Kraft,
Und wird zu euren größten Freuden
Der allerbeſte Rath geſchafft.

H**

* *

Vernünftige Gedanken von den verklärten Körpern bey der Auferſtehung.

Die Unterſuchung künftiger Dinge iſt eine dem menſchlichen Verſtande, wo nicht unmögliche, doch ſehr ſchwere Beſchäfftigung. Wir ſind Menſchen, und haben das lebhafteſte Gefühl von unſern menſchlichen Schwachheiten, und Einſchränkungen. Wir ſind nicht einmal im Stande, die Dinge, die um und neben uns ſind, völlig einzuſehen: ſondern es bleibt unſern Augen ſowohl des Leibes als der Seelen, das mehreſte verborgen. Ich übergehe itzo, was uns die Betrachtung vergangener Dinge für Zeit wegnimmt, und wie ſehr unſere Kräfte dadurch geſchwächet werden. Wir unterſuchen bey denſelben nicht nur, welches ihre Gründe und Urſachen ſind, ſondern wie ſie geſchehen, und was daraus erfolgen könne; ob dieſe Folgen, welche ins Unendliche fortgehen, etwas zu unſerer Vollkommenheit, oder Unvollkommenheit beytragen? Iſt demnach noch Zeit, Kraft und Vermögen übrig, die wir auf die Unterſuchung künftiger Dinge verwenden können? Gewiß, wenn noch etwas dergleichen da iſt: ſo iſt es ſehr wenig.

Allein, es giebt einige aus der Anzahl derer, die ihre Vernunft nicht gebrauchen können, noch wollen,

len, die da zu behaupten gedenken, daß die Unterſuchung künftiger Dinge an ſich unmöglich ſey. Sie gründen ihre Meynung darauf, daß ſolches ein eigentliches Werk Gottes oder der Propheten ſey, denen Gott ſolches Vermögen mitgetheilet. Sie halten es alſo nach ihrer Meynung für eine ſtrafbare Sache, Gott ins Amt zu greifen, und ihm das zu nehmen, was ihm eigentlich zukömmt. Allein, dieſes zu behaupten, wollte ich mich nicht getrauen. Ich bin ſo geſinnt, daß ich nicht gerne etwas für unmöglich ausgebe, wovon man mich noch nicht überführet hat, daß es unmöglich ſey. Nun ſind meines Erachtens die angebrachten Gründe nicht im Stande, bey mir eine völlige Ueberzeugung hervorzubringen. Denn man muß ſolche Dinge unterſcheiden, von denen man aus andern Gründen noch nichts weis, und die uns zum Theil ſchon vorher geſaget ſind. Was die erſten betrifft: ſo beruhet die ganze Erkenntniß derſelben auf Muthmaßungen, und wir können nichts gewiſſes davon beſtimmen, haben auch Urſache, in dieſem Stücke auch den Schein einer Verwegenheit zu vermeiden. Ja die Exempel lehren uns, daß ſolche ſelbſt gemachte unzeitige Propheten allezeit durch ihre eigenen Worte zu ſchanden werden. Was aber die andere Art der Dinge betrifft: ſo läßt ſich, durch vernünftiges Nachdenken, allerdings vieles davon vorher ſagen; und man thut nicht Unrecht, wenn man ſich in der Erkenntniß und Unterſuchung derſelben übet, damit dieſe Dinge, wenn ſie wirklich geſchehen, uns nicht ſo ſehr befremden: ja damit

mit wir uns mit denſelben, wenn ſie anders gut für uns ausfallen, ſchon hier erfreuen können.

Dieſes alles aber hebet die Schwierigkeiten nicht auf, die bey dieſer Unterſuchung angetroffen werden. Es iſt demnach nicht jedermann dazu aufgelegt: ſondern es iſt eine Beſchäfftigung nachdenkender Gemüther. Wer nicht im Stande iſt, eine Reihe vieler zuſammenhangenden Wahrheiten, in ihrem Zuſammenhange zu überlegen, der nehme eine andere Bemühung vor: indem ihm dieſe ſchwerlich von ſtatten gehen wird. Ich habe nicht nöthig, daß ich mich itzo auf das Vermögen unſerer Seele, welches man die facultatem diuinatricem zu nennen pflegt, berufe: ob ich gleich aus derſelben auch hinlänglich zeigen könnte, daß unſere Seele zu dieſer Beſchäfftigung nicht ganz und gar ungeſchickt ſey; wenn ſie nur auf eine ihr gemäße Art dazu gebraucht wird.

Dieſes alles habe ich zu dem Ende hier angeführet, damit man mir hernach nicht den Einwurf mache, als ſey meine ganze folgende Unterſuchung ſo beſchaffen, daß man nichts gewiſſes darinnen beſtimmen könne. Ich behaupte ſolches allerdings: und ich werde aus angeführten Urſachen nicht darinnen irren. Mein Vorhaben iſt alſo, itzo zu zeigen, wie die menſchlichen Leiber bey der Auferſtehung der Todten werden beſchaffen ſeyn.

Ich will für dießmal nicht darthun, daß unſere Leiber wirklich einmal auferſtehen werden: denn ich glaube nicht, daß jemand unter meinen Leſern daran zweifeln wird. Sollte aber jemand dieſer Sache wegen Bedenken tragen: ſo gebe ich ihm zu überlegen, ob ſolches nicht die höchſte und vollkommenſte Gerechtigkeit Gottes erfordere? Denn unſere Seelen ſollen in der Auferſtehung, entweder zum völligen Genuſſe der Seligkeit, oder, Gott behüte uns davor, zu aller möglichen Quaal gelangen. Dieſes beydes aber kann bey einer gänzlichen Abweſenheit des Körpers keinesweges geſchehen. Denn durch die genaueſte Verbindung mit einem der Seele gemäßen Körper können die Vollkommenheiten unſerer Seele gar ſehr vermehret werden: ſo wie im Gegentheile durch die übele Empfindung der Verdruß derſelben kann vergrößert werden. Unſere Leiber werden alſo wahrhaftig auferſtehen.

Nun aber iſt die eigentliche und wichtigſte Frage zu beantworten: wie werden unſere Leiber nach der Auferſtehung beſchaffen ſeyn? Ich will dieſe Fragen erſt kurz beantworten: und hernach ſie deutlicher vorſtellen. Es wird geſäet ein natürlicher Leib, und wird auferſtehen ein geiſtlicher Leib.

Die Heiden hatten ſonderlich zween Einwürfe, wodurch ſie die Auferſtehung der Körper umzuſtoßen ſuchten. Erſtlich dachten ſie, die Leiber müßten nackend auferſtehen, weil es ihnen alsdenn an nöthiger Kleidung fehlen würde: und das würde eine große Schande für ſie ſeyn. Hernach meyneten ſie, es würde eine Strafe für die Seele ſeyn, wenn ſie wieder in einen Kerker ſollte eingeſchloſſen werden. Lachen ſie nicht, meine Leſer, wenn ſie dieſe Einwürfe hören? Entdecken ſie nicht in denſelben eine große Schwäche des Verſtandes, und einen unrichtigen Gebrauch der Vernunſt? Werden denn unſere Leiber eben ſo beſchaffen ſeyn, wie itzo, daß ihre nackende Beſchaffenheit eine Schande könne genannt werden? Iſt es denn eine Strafe unſerer Seelen, mit einem Körper verbunden zu ſeyn? Kann der künftige Leib nicht ſo beſchaffen ſeyn, daß er vielmehr die Vollkommenheit unſerer Seele befördert?

Ich kann mir die Beſchaffenheit unſerer künftigen Leiber nicht beſſer vorſtellen, als unter dem Bilde eines Samenkörnleins. Dieſes iſt Anfangs ſehr klein, ſehr gering und verachtet. Wird es in die Erde geworfen, ſo verfaulet und verweſet es zum Theil: aber ehe wir es uns verſehen, erwächſt daraus eine herrliche Frucht. Dieſe Frucht war in dem Samen ſchon wirklich da: ſie iſt alſo eben der Samen, der in die Erde geworfen. Allein, welche Veränderung iſt mit derſelben vorgegangen? Wie viel herrlicher iſt die Frucht, als das Samenkörnlein? Dieſes müſſen wir auf unſern Körper deuten. Er iſt hier in ſeinem erſten Zuſtande ſehr gebrechlich, mancherley Krankheiten und Zufällen unterworfen. Er höret endlich auf zu wirken: der Menſch ſtirbt. Er wird in die Erde gelegt. Er geht in eine Verweſung. Seine feſten Theilchen werden durch die Feuchtigkeiten der Erde aufgelöſet, und ſein Fleiſch wird den Würmern zu einer Speiſe. Ja ſo wie unſer Leib allhier geweſen: ſo hat er uns an der Erkenntniß verſchiedener Dinge gehindert. Dieſes iſt die Urſache, warum unſer itziger Korper ein natürlicher Körper genannt wird. Alle dieſe Theile, die zu Staub, Erde und Aſche geworden, ſollen durch die Allmacht Gottes wieder geſammlet werden, und wir ſollen einen geiſtlichen Leib bekommen.

Nun bin ich ſchuldig zu erklären, was denn dieſer geiſtliche Leib ſey? Glauben Sie nicht, daß ich meyne, unſer Leib ſolle ein Geiſt werden. Denn dieſes iſt an ſich unmöglich und widerſprechend. Ein Körper kann niemals zu einem Geiſte werden. Sondern wenn ich ſage, unſer Leib wird geiſtlich ſeyn: ſo heißt ſolches nichts anders, als unſer Leib wird geiſtliche, das iſt einem Geiſte gemäße und zukommende Eigenſchaften bekommen. Was ſind denn das für welche? Worinnen werden ſie eigentlich beſtehen? Damit es deutlich werde: ſo will ich dieſe Eigenſchaften nach und nach durchgehen. Ich rechne dahin folgende fünf Stücke. 1) Unſer Körper wird ſubtiler und feiner ſeyn. 2) Er wird unſerer Seele gemäßer ſeyn. 3) Er wird eine ſchnellere Bewegungskraft bekommen. 4) Er wird unſterblich ſeyn. 5) Er wird eine beſondere Klarheit haben. Dieſes liegt alles in dem Worte: es wird ein geiſtlicher Körper ſeyn. Ich will dieſe Eigenſchaften umſtändlicher durchgehen.

Die erſte beſteht darinnen: unſer Körper bey der Auferſtehung wird ſubtiler und feiner ſeyn, als er itzo iſt. Wir wiſſen und empfinden, daß unſer itziger Körper aus vielen Theilen zuſammengeſetzet iſt: daß er daher nach der verſchiedenen Anzahl dieſer Theile auch eine gewiſſe Größe, ſo wohl Länge, als auch Breite und Dicke hat. Wir wiſſen ferner, daß je größer unſer itziger Körper iſt, deſto unbequemer er auch zu mancherley Verrichtungen ſey. Dieſes kann man beſonders an den fünf Siñen wahrnehmen. Wäre unſer Körper von nicht ſo grober Art: ſo würden wir ein viel feineres, und ſtärkeres Gefühl haben, als wir itzo beſitzen. Nimmt man nicht wahr, daß fette Leute nicht ſo leicht und ſo ſtark etwas fühlen, und empfinden, als magere, z. E. die Kälte, Schläge ꝛc. Wären unſere Augen von einer etwas feinern Beſchaffenheit: ſo würden wir viele Dinge beſſer und genauer betrachten können, als wir itzo zu thun im Stande ſind: folglich würde unſere Seele alsdenn auch deutlichere, richtigere Vorſtellungen haben. Wären die Ohren mit einem nicht ſo ſtarken Felle umzogen; wir würden nicht nur genauer hören können; ſondern auch mehr, als wir wirklich hören. Wäre unſre Zunge mit mehreren, und ſubtileren Fäschen und Nerven verſehen, wir würden einen viel feinern Geſchmack haben. Wären die Geruchsnerven in der Naſe von feinerer Beſchaffenheit; wir würden einen viel ſtärkern Geruch beſitzen. Doch würde es eine höchſt irrige Meynung ſeyn, wenn man daraus ſchließen wollte: folglich ſey Gott ungerecht, daß er dem Menſchen nicht ſchon hier einen ſolchen Körper gegeben. Denn 1) iſt noch nicht bewieſen, ob nicht im Stande der Unſchuld unſer Leib dieſe Beſchaffenheit gehabt, daß er alſo durch die Sünde, folglich durch des Menſchen eigene Schuld, ſo ſey verderbet worden. 2) So erfordert es die itzige Körperwelt faſt nothwendig, daß er ſo beſchaffen ſey, wie er itzo iſt. Unſer Körper wird alſo alsdenn keinen ſo großen Raum einnehmen, als er itzo thut.

Die andere Eigenſchaft iſt, daß er unſerer Seele wird gemäßer ſeyn. Wir wiſſen, daß unſer itziger Körper öfters eine Herrſchaft über unſere Seele hat, und daß unſere Seele ſich nach ihm richtet, ja von ihm, ſo zu ſagen, zuweilen übertäubet wird. Allein, dieſes alles wird aufhören Der Körper des Menſchen wird ſich völlig nach ſeinem Verſtande bequehmen, und ſeiner Freyheit unterworfen ſeyn. Ferner wird unſere Seele dadurch einer größern Vollkommenheit, einer weitläuftigern deutlichern Erkenntniß, und eines nähern Anſchauens Gottes, und des Schöpfers aus ſeinen Werken fähig ſeyn. Sie wird durch denſelben nicht mehr ſo ſehr an der Erkenntniß allgemeiner Wahrheiten gehindert werden. Die äußern Empfindungen werden keinen ſolchen Nachdruck zur Verdunkelung der deutlichen Vorſtellungen mehr haben. Ja wer weis, ob nicht unſer künftiger Leib auch in dem Stücke vollkommner ſeyn wird, daß er mehrere Sinne beſitzt, als der itzige? Wenigſtens iſt ſolches nicht unmöglich: und kann zur Vollkommenheit unſerer Seele viel beytragen.

Drittens wird er eine ſchnellere Bewegungskraft bekommen. Wir wiſſen, daß wenn wir in unſerm itzigen Zuſtande von einem Orte zum andern wollen, ſolches mit großer Mühe, vieler Beſchwerden, und langer Zeit geſchehen muß. Dieſes rühret daher, weil unſer itziger Körper aus ſo vielen Theilen beſtehet. Da wir nun bey der erſten Eigenſchaft angemerket, daß der künftige Körper ſubtiler ſeyn wird: ſo iſt dieſe Eigenſchaft als eine Folge davon anzuſehen. Wir werden alſo viel geſchwinder von einem

Ort zum andern kommen können. Denn daß derſelbe einen Ort wird einnehmen, braucht gar keines Beweiſes, weil es ausgemacht iſt, daß er ein zuſammengeſetztes Ding bleibt. Wir werden zu der Bewegung nicht mehr ſo viele Zeit, Mühe und Beſchwerden gebrauchen. Nun überlegen ſie ſelbſt, meine Leſer, ob uns ein Beſuch eines guten Freundes alsdenn ſo ſchwer ſeyn wird, wie itzo? Wir werden an ſolche Oerter gelangen können, wohin uns itzo zu kommen verbothen iſt. Alsdenn werden wir die hier zu wiſſen verlangte eigentliche Beſchaffenheit der himmliſchen Körper, der Sonnen, der Planeten, des Mondes, der Fixſterne ꝛc. genauer erkennen können.

Die vierte Eigenſchaft beſteht darinnen, daß er wird unſterblich ſeyn. Unſer itziger Körper verweſet nicht nur, wenn wir ſterben: ſondern die Gelehrten haben angemerket, daß wir alle 10 Jahre einen ganz neuen Körper haben: ſo daß in 10 Jahren nichts von dem alten mehr anzutreffen ſey. Das macht, wir nehmen täglich Speiſe zu uns: dadurch werden die abgegangenen Theile allezeit erſetzt. Unſer künftiger Leib hingegen wird keines Abganges und Zuſatzes mehr fähig ſeyn. Wir werden alſo alsdenn auch keine Speiſe mehr nöthig haben: es wird kein Mangel der Nahrung angetroffen werden. Folglich wird er auch nicht ſterben: alſo auch nicht verweſen können: folglich muß er unſterblich ſeyn.

Endlich die fünfte Eigenſchaft beſteht dariñen, daß derſelbe eine beſondere Klarheit haben wird. So wie z. E. der Leib des Menſchen im Stande der Unſchuld, oder der Leib Chriſti, da er verkläret werden, geleuchtet. Daher wird dieſer Leib auch ein verklärter Leib genannt. Dieſe Klarheit kömmt aber daher, weil Gott ſeine Klahrheit durch ihn ſichtbarlich offenbaren wird. Daß aber unſere künftige Leiber ſolcher Klarheit fähig ſeyn, kann keinesweges geleugnet werden: zumal wenn wir ihre ſubtile Zuſammenſetzung überlegen, welche faſt ſelbſt ſchon eine Klarheit hervorbringt.

Dieſes ſind diejenigen Gedanken, welche ich in der Kürze vorzutragen willens geweſen: und woraus eine weitläuftigere Unterſuchung dieſer Sache gar leicht kann hergeleitet werden. Ich zweifle nicht, daß viele dieſe Betrachtung als eine bloße Muthmaßung anſehen: ja daß ſie viele Gegner finden werde. Doch werde ich mich freuen, wenn auch nur einiger Nutzen aus dieſen Gedanken auf einige meiner Leſer herabfließen kann.

Joh. Fried. Dommerich.

* *

Ueber einige Pflichten eines Dichters.

Verlangſt du, daß dein Lied den Ruhm von Deutſchlands Witze
Einſt vor der Nachwelt Schmach, und itzt vor Frankreichs, ſchütze:

So ſey nie durch das Lob des Pöbels ſo ergötzt,
Als wenn ein Kluger dich des Tadels würdig ſchätzt.
Nimm für den Dichtertrieb nicht Leichtigkeit zu Reimen,
An kühnen Einfalls ſtatt, ein Heer von wilden Träumen.
Kenn erſt die Dichtkunſt recht, eh ihr dein Fleiß ſich weiht,
Wiß, ihrem Werthe gleicht nur ihre Schwierigkeit.
Nicht, daß dein ſchmeichelnd Lob des Reichen Stolz bereimet,
Daß der verletzte Thor bey deinem Lachen ſchäumet,
Und, daß ein Mägdchenherz durch deinen Vers zerfließt:
Nicht dadurch zeig es nur, daß du ein Dichter biſt.
Weit über deinen Ruhm wird Nürnbergs Künſtler ſteigen,
Der, tändelt er gleich oft, doch oft kann Nutzen zeigen.
Viel beſſer iſt dein Lied der Arbeit Augſpurgs gleich,
Durch äußern Zierrath ſchön, am innern Werthe reich.

Der Tugend ernſter Blick ſchreckt unſre leichten Triebe;
Wenn er noch Ehrfurcht wirkt, wirkt er doch keine Liebe.
Und wenn ſie in die Hand des trocknen Weiſen fällt,
Giebt er ihr einen Putz, der ſie noch mehr verſtellt.
Doch du, bemühe dich, ſie prächtig auszuſchmücken;
Durch ſie befiehlſt du uns; ſie muß durch dich entzücken.

Auch ihrer Schweſter Reiz iſt deiner Lieder werth.
Der dienet keiner recht, der beyde nicht verehrt;
Die Wahrheit: ſollten ſie nur alle Geiſter kennen!
Es würden bald für ſie auch alle Geiſter brennen.
Sie kann, wenn du ſie ſchmückſt, noch manchen an ſich ziehn,
Dem ſie nicht ſchön genug, und viel zu ſpröde ſchien,

Und der, wenn ihn dein Vers auch nicht zum Leibnitz machet,
Doch die Vernunſt gebraucht, und falſchen Wahn verlachet.

Von Tugend ſey dein Herz, der Geiſt von Kenntniß voll,
Wofern uns dein Bemühn ergötzend nützen ſoll,
Und ſetze mehr dir vor, als ein Poet zu werden;
Sonſt kriechſt du Lebenslang mit Reimern auf der Erden.
Sieh auf den Boberfeld, den Schul und Hof erhob;
Der Dichtkunſt Vater ſeyn, das war ſein kleinſtes Lob.
Geſchäffte, Wiſſenſchaft, Erfahrung, Umgang, Reiſen,
Die bilden einen Geiſt, wie wir am Opitz preiſen.
Wie kömmts, daß unter ihm der muntre Günther ſteht?
Weil ihn die Dichtkunſt nur, und ſonſten nichts erhöht.
Umſonſt, daß Dichterglut in einem Sinne brennet,
Der nicht des Staatsmanns Welt, die Welt des Weiſen, kennet.
Der von Gedanken leer, nie dem Verſtande ſingt,
Und nur ein leichtes Blut in kurzes Wallen bringt.
Aufs höchſte mag ſein Spiel ein Mägdchen noch ergötzen,
Die wenig gnug verſteht, ihn für gelehrt zu ſchätzen,
Und einen Augenblick des Putzes Tand vergißt,
Was ernſtlichers zu thun, indem ſie Verſe lieſt.

Laß dich den Pöbel nicht zur Unvernunft verführen.
Dein Lied muß den Geſchmack, nicht der dein Lied, regieren.
Sey ſanftem Klange hold, doch ſtarkem Ausdruck mehr;
Nur daß das Herze fühlt, ergötze das Gehör.

Schreib, daß dich die verſtehn, die Witz und Dichtkunſt kennen;
Wer jedes Carmen lieſt, den laß dich dunkel nennen.
Dein Scherz ſey von der Art, die den Verſtand auch rührt,
Dein Ernſt ſey allemal durch muntern Witz geziert.
Voll Feuer, voll Vernunft, bemüh dich, daß dein Spielen
Die Schöne denken lehrt, den Philoſophen fühlen.
Dir ſey der Fremden Kunſt, der Alten Geiſt bekannt;
Dann rühmt der Stutzer dich, und ſchimpft dich kein Pedant.
Soll dir der Richter Lob wahrhaftig Ehre bringen:
Erſchmeichle dir es nicht, du kannſt es dir erzwingen.
Auch ſchreib von wilder Glut der Jugend angeflammt
Kein Werk, das einſt vielleicht dein reifrer Geiſt verdammt.
So biſt du Deutſchlands Ruhm, und Deutſchland wird dich ehren,
Die Donau wird dein Lied, ſo wie die Neva, hören.
Und ſchließen, was du ſchreibſt, nur wenig Bogen ein,
Du wirſt doch allemal der größte Dichter ſeyn.
Verſtärkt zeigt ſich in dir den Deutſchen Opitz wieder,
Ein Blatt von dir gilt mehr, als alle Schäferlieder.

M. Käſtner.

* * *

Nach=

Nachricht
für ein Frauenzimmer, von einigen Arten von Gedichten.

Mademoiſelle.

In der That, Sie hatten ſehr unrecht, daß Sie am Sonntage ſo empfindlich darüber wurden, als ich mich nicht gleich hinſetzen, und Sie belehren wollte, was ſapphiſche Oden, anakreontiſche Oden, Schäfergedichte, Satiren, u. d. g. mehr eigentlich wären. Die Unterſuchung von der eigentlichen Beſchaffenheit aller dieſer wichtigen Sachen, hat den größten Gelehrten viel Kopfbrechens gemacht, und ſie wollten es ſo bey Gelegenheit, bey einem Glaſe Franzwein und einer Schale Confect, mit einnehmen? Weil Sie aber doch immer haben wollen, daß ich Ihnen ſchreiben ſoll: ſo will ich Ihnen einige ſchriftliche Nachricht davon aufſetzen. Wenn Ihnen dieſelbige zu kurz oder zu undeutlich vorkömmt, ſo dürfen Sie nur befehlen, wenn ich Ihnen ein Collegium darüber leſen ſoll.

Die Ordnung, nach der ich die Materien in meinem Briefe ſetzen werde, wird chronologiſch ſeyn. Ich meyne, ich werde ſie ſo abhandeln, wie mir eine nach der andern einfällt. Und weil ich an Sie ſchreibe, ſo kömmt mir zuerſt die Satire in die Gedanken, weil das Frauenzimmer, das ſo viel Witz und Leichtfertigkeit beſitzt als Sie, in demjenigen, was den Inhalt der Satire eigentlich ausmacht, große Meiſterinnen ſind. Seitdem ich die Ehre genoſſen habe mit Ihnen umzugehen, habe ich ſo viele ſatiriſche Einfälle von Ihnen gehöret, daß ich wette, wenn ein Poete ſie in Verſe brächte, und ein Buchhändler ſie drucken ließe, ſo könnte der erſte ein ehrlich Stücke Brodt davon haben, und der andere ein ziemliches Geld daran verdienen. Doch ich muß dabey etwas zum voraus ſetzen, das ſchwerlich ſeyn möchte, nämlich, daß dieſe Einfälle von den Reimen der Poeten ſo viel Annehmlichkeit erhielten, als von Ihren Lippen. Wenn Sie hieraus noch nicht einſehen, was eine Satire iſt, ſo erzählen Sie mir nur einmal einen Beſuch von der Jungfer ... die zu allen Worten ſchwört, wenn ſich gleich noch niemand die Mühe genommen hat, an dem, was ſie ſaget, zu zweifeln, oder eine Unterredung mit dem Frauenzimmer, das von vier bis ſieben Uhr hintereinander Hauben, Flor, Spitzen und Bänder weiſet, oder einen Spaziergang mit Fiekchen und ihrem eiferſüchtigen Liebhaber, und d. g. Wenn Sie mit Ihrer Erzählung fertig ſind, ſo will ich Sie erinnern, daß Sie eine Satire gemacht haben. Doch kann ich Ihnen nicht verhalten, daß es noch eine andere Art von Satiren giebt, die etwas ernſthafter ausſieht. Sie werden von Poeten verfertigt, die z. E. böſe darüber ſind, daß ein Reicher auf ſein Vermögen ſtolz thut, und ſie nicht auch ſo ſtolz thun können; oder die ſich darüber ärgern, daß andere eine Menge von Ergötzungen genießen, dazu ſie ſich die Luſt müſſen vergehen laſſen. Dieſe Satiren haben, wegen ihres melancholiſchen Ausdruckes, einige Aehnlichkeit mit meinen Klagen über Ihre Grauſamkeit, und die Aehnlichkeit geht noch weiter; denn die Leute ändern ſich ordentlich wegen dieſer Satiren ſo wenig, als Sie ſich wegen meiner Klagen ändern.

Von den Oden, hätte ich bald Luſt Ihnen nichts weiter zu ſagen, als daß es Gedichte ſind, da die Verſe nicht wie ſonſt ordentlich, eine querhand, ſondern nur drey querſinger lang ſind. In der That dürfen Sie nichts weiter zu einer Ode verlangen, wenn Sie nicht eine große Anzahl von Gedichten, die in Form einer Ode gedruckt ſind, und darüber wohl noch mit großen Buchſtaben ODE ſtehet, von der Zahl der Oden ausſchließen wollen. Ich kann Ihnen indeſſen nicht verhalten, daß es gewiſſe eigenſinnige Leute giebt, die zu einer Ode vielmehr verlangen. Sie fordern eine Menge neuer und unerwarteter Gedanken, und einen feurigen und verwegenen Ausdruck: Nicht als ob dieſe Dinge nicht ein jedwedes Gedichte zierten; ſie ſollen nur bey der Ode in größerer Stärke vorhanden ſeyn. Ein jedes Gedichte ſoll einem muntern Frauenzimmer gleichen: die Ode aber einem muntern Frauenzimmer, das ein Glas Wein getrunken hat. Es ſoll in der Ode ein beſondrer Affect herrſchen, er mag nun ſeyn von was für einer Art er will, und man hat geglaubt, daß derſelbe ſich am beſten in kürzeren Zeilen, die in gewiſſe Abſätze oder Strophen eingetheilt ſind, ausdrücken laſſe. Alles iſt alſo fähig, Oden bey einem Dichter hervorzubringen, was ihn in einen Affect ſetzen kann. Sie begreifen hieraus leichtlich, warum die meiſten Oden von Wein und von der Liebe handeln. Der Affect muß aber nicht zur Unſinnigkeit getrieben werden; ſonſt findet meine vorige Vergleichung der Ode nicht mehr ſtatt, ſondern ſie wird einem Weibsbilde ähnlich, das zu viel Brantewein zu ſich genommen hat. Wenn aber bey einem Verſe, der eine Ode werden ſoll, die vernünftigen Gedanken ſo ſparſam, und die Ausdrückungen ſo gemein und niedrig ſind, als in manchen Coffeegeſellſchaften oder Tabackscollegiis: ſo verwandelt ſich die Ode in ein ſchönes neues weltliches Lied, das allenfalls gut genug iſt, vom Frauenzimmer, das ſo viel Geſchmack hat, als ihre beyden Freundinnen, denen ich zu frey bin, geſungen zu werden.

Doch Sie haben insbeſondere von mir wiſſen wollen, was anakreontiſche und ſapphiſche Oden für Dinger ſind. Ich muß Sie alſo berichten, daß vorzeiten in einem gewiſſen Lande, das Griechenland heißt, (Sie werden es wohl auf der Erdkugel geſehen haben, als Sie dieſelbige neulichſt von mir bey ſich hatten) ein alter junger Herr, mit Namen Anakreon, gelebt hat, deſſen Beſchäfftigung bis in ſein graues Alter weiter nichts geweſen iſt als zu trinken und zu küſſen. Und dieſe wichtig Beſchäfftigungen ſind der Inhalt einer Menge von Oden, die er uns hinterlaſſen hat, und die unſere Dichter nachahmen. Ein ungezwungenes und artiges Spielwerk, macht das Weſen dieſer Oden aus. Sie ſind, es mit zweyen Worten zu ſagen, poetiſche Tändeleyen; und Sie müſſen wiſſen, daß eine poetiſche Tändeley eine ſehr große Tändeley iſt; denn ſelbſt das ernſthafte in der Poeſie iſt allemal ein Bißchen getändelt. Dieſes ſage ich Ihnen deßwegen zur Nachricht, daß Sie ſich nicht gar zuviel darauf zu gute thun, wenn Ihnen jemand eine Liebeserklärung in einer anakreontiſchen Ode brächte: Sie können ſich darauf verlaſſen, daß es alsdann nicht ſein Ernſt iſt. Ich kann dieſes mit deſto mehrerer Gewißheit ſagen, weil es mir von einem guten Freunde iſt verſichert worden, der in anakreontiſchen Oden, ſo wie in vielen andern Arten von Gedichten, alle deutſche Dichter meinem Urtheile nach, übertrifft, und insbeſondere in den anakreontiſchen Oden einen natürlichen Ausdruck mit dem Wohlklange des Reims und Sylbenmaßes zu verbinden wußte, anſtatt, daß viele von unſern Dichtern itzo anfangen, eine etwas artige Proſe, die in kurze Zeilen abgetheilt iſt, anakreontiſche Oden zu nennen. Sie werden vermuthlich begierig ſeyn, meinen Freund kennen zu lernen; aber ſie müſſen wiſſen, daß er itzo weit von hier iſt, ſonſt hätte ich ihn nicht ſo gegen Sie gelobt. Kurz, Sie haben eine anakreontiſche Ode nicht anders zu betrachten als ein laquirtes Körbchen, das mit ausgeſchnittenen Figuren geziert iſt: man ſieht ihm die Mühe nicht an, die es gekoſtet hat, und es iſt doch endlich ein bloßes Spielwerk. Doch ich muß abbrechen, ſonſt glauben Sie, ich rede nur deßwegen ſo von den anakreontiſchen Oden, weil der arme Vogel um Kopf und

Flügel kam, den ich letztens bey Ihnen ausſchneiden wollte.

Die ſapphiſchen Oden haben ihren Namen nicht von ihrem Erfinder, ſondern von ihrer Erfinderinn. Sappho iſt ein griechiſches Frauenzimmer geweſen, der man ſehr viel Witz und Lebhaftigkeit, nicht allzuviel Schönheit, und noch weniger Tugend zuſchreibt. Ich glaube, wenn Chloris ſo viel Geduld hätte, Verſe machen zu lernen: ſo könnte ſie wohl eine Sappho unſerer Zeiten werden. Unter den wenigen Stücken, die uns von der griechiſchen Dichterinn übrig geblieben ſind, befinden ſich insbeſondere ein paar Oden, die nach den Regeln der Poeſie betrachtet, zu allen Zeiten ungemeines Lob erhalten haben, ungeachtet man Ihnen vielleicht nicht gleichen Werth beylegen kann, wenn man ſie nach den Vorſchriften der Sittenlehre beurtheilet. Es iſt bloß die Versart, welche die neuern Dichter der Sappho abgelernt haben, und die ſie bey viel ernſthaftern Sachen gebrauchen, als Sappho jemals gethan hat.

Ich glaube, daß ich Ihnen genug für die erſte Lection in dem Unterrichte, den ich Ihnen geben ſoll, geſagt habe: und wenn es nicht mehr, oder vielleicht noch nicht einmal ſo viel iſt, als Sie zu wiſſen verlangen: ſo iſt es doch gewiß mehr, als Sie wiſſen ſollten. Sie behaupteten letztens, eine Mannsperſon müßte von dem Putze des Frauenzimmers keine vollſtändige und gründliche Kenntniß haben. Alles, was Sie uns zu wiſſen verſtatteten, kam darauf an, daß wir es gleichſam nur empfinden ſollten, wenn ein Fehler bey dem Putze begangen wäre, ohne ſagen zu können, worinnen er eigentlich beſtünde: wenn ich alſo gleiches mit gleichem vergelten wollte, ſo ſollte ich Ihnen auch nicht ſo viel Nachrichten von der Poeſie geben, die in der That nur eine Art vom Putze bey den Mannsperſonen iſt; und Sie ſollten von Rechts wegen eben ſo ordentliche Begriffe von den verſchiedenen Arten der Gedichte haben, als jenes Frauenzim̃er von den Sternen, die ihre Verwunderung über das ſtarke Licht eines Sternes zu entdecken, ausrief: ey da ſteht ein rechter Fixſtern!

Ich bin Ihr ergebenſter.

* * *

Der Ambos.

Den kein Poet noch je erhoben,
Dich, ſtarker Ambos, will ich loben,
Mein daurend Lied ſoll dich erhöhn.
Aus deinen nutzenreichen Bildern,
Die weiſer Seelen Leben ſchildern,
Soll jeder deinen Preis erſehn.

Da ſtehſt du herzhaft bey den Schlägen:
Voll Ungeduld dich zu bewegen,
Hältſt du für Unehr und für Hohn.
Des weitgeringern Hammers Schwäche,
Wie leicht er oftmals ſelbſten breche,
Kennſt du aus manchem Beyſpiel ſchon.

Zum Schlag hat er nicht eigne Kräfte;
Es iſt des ſchwarzen Schmidts Geſchäfte,
Der theilt ihm Grimm und Stärke mit;
Wenn die entblößten Arme ſchwitzen,
Wenn Eß und Eiſen ſich erhitzen,
Und er ganz mühſam vor dich tritt.

Sieh, wie vom feurigen Metalle,
Durch jeden Schlag, bey jedem Falle
Des Hammers, Funken auf ihn ſprühn:
Das ſchmerzt den Schmidt, er weicht zurücke,
Er weicht mit ungehaltnem Blicke,
Doch deinen Zorn ſeh ich nicht glühn.

Er läßt erzürnt den Hammer fallen,
Du ſiehſt, o Ambos, dieſem allen
Beruhigt und voll Großmuth zu.
Je öfterer der Schlag gekommen,
Je größre Zier haſt du genommen,
Je mehr geglättet wurdeſt du.

Euch wollt ich gern zugleich hier ehren,
Ihr Weiſen, und die Welt belehren,
Wie auf euch Muth und Tugend ruhn,
Allein es zittern meine Saiten,
Das vorhergehende zu deuten,
Das mögen eure Läſtrer thun.

* * *

* *

Die zween Kuckucke.

Eine Fabel.

Ein Kuckuck, der vor langer Zeit,
In einem abgelegnen Grunde,
Sein jährlich Sommerwohnhaus funde,
Verkürzte ſich die Einſamkeit,
Wenn er, ſobald der Morgen tagte,
Den Büſchen ſeinen Namen ſagte.

Die Freude währte manches Jahr,
Bis an des nächſten Berges Fuße
Ein anderer ihm zum Verdruße,
Ein Stöhrer ſeiner Freude war:
Der Alte ſuchte ſich zu rächen,
Und durch gedoppelt-ſtark Geſchrey
Des andern Kuckucks Ruf zu ſchwächen,
Daran ſich jener doch nicht kehrte,
Und kurz! ſie ſchryen alle zwey.
Das Echo gab den Wiederhall,
Mit drey und viermal regem Schall,
Daß man wohl ſechsfach Kuckuck hörte.
Der Alte ward am erſten matt,
Und dieſes Vorzugszankes ſatt:
Der Fremde fuhr noch fort mit Schreyen:
Doch, weil der erſte ſtille ſchwieg,
Ließ er zuletzt den Ort und flog nach einem neuen,
Dem Alten aber blieb der Sieg.

So

* * *

So gehts, wenn die Gelehrten ſtreiten.
Ein Thor läßt nur der Zankſucht ſtets den Lauf;
Ein Weiſer aber ſchweigt bey Zeiten;
Das macht den Feind beſchämt u. hebt den Wortkrieg auf.

L. G. Frommann.

……

Anakreontiſche Ode.

Keine Schöne kann ich loben,
Deren Länge, hoch von oben,
Ihre ſtolze Blicke zeigt.
Bäume, welche Früchte tragen,
Pflegen nicht ſo hoch zu ragen,
Als die leere Fichte ſteigt.

Du ergötzeſt mich, Aſträe,
Wenn ich dir zur Seite ſtehe;
Du biſt klein, und ſo wie ich.
Dein Geliebter wird dich küſſen,
Und zuvor nicht ſagen müſſen:
Meine Schöne, bücke dich.

Ende des Märzmonats.

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Biblioth. Oberaltac.

Aſpice et haec, ſi forte aliquid decoctius audis. *Perſ.*

Auf das Jahr 1745.

Aprilmonat.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sylvia.

Ein Schäferſpiel in einem Aufzuge,

von

C. F. G.

Perſonen.

Sylvia. Damoet. Galathee. Myrtill. Montan.

Erſter Auftritt.

Myrtill. Damoet.

Myrtill.

Du liebſt ſie?

Damoet.

Ja! Myrtill.

Myrtill.

Und haſts ihr nie geſagt?

Damoet.

Nein, weil ich zärtlich bin, ſo bin ich auch verzagt.

Myrtill.

Entdecke Sylvien die Regung deiner Triebe!

Damoet.

Die Lieb ihr zu geſtehn, verhindert mich die Liebe.

Myrtill.

Wer liebt, wird ſonſt beredt.

Damoet.

Bey mir iſt dieſes nicht;
Mein Mund ſchweigt dennoch ſtill, ſo viel mein Herz auch (ſpricht.

Myrtill.

Doch was gewagt muß ſeyn, das darf man nicht verſchieben;
Entdeck dich Sylvien!

Damoet.

Doch wird ſie mich auch lieben?
Erzürnen werd ich ſie.

Myrtill.

Die Schönen zürnen oft,
Nicht, weil wir viel geſagt, nein, weil ſie mehr gehofft.
Sie zürnen oft mit uns, bloß, weil ſie haben wollen,
Daß wir den falſchen Zorn recht zärtlich ſtillen ſollen.

Damoet.

Doch wenn ſie vor mir flieht?

Myrtill.

So bleibe du nicht ſtehn.
Dieß Fliehn iſt ein Befehl, ihr weiter nachzugehn.
Sieh nur der Taube zu, wenn es ihr Liebling waget,
Und zärtlich vor ihr girrt und ihr von Liebe ſaget.
Sie giebt ihm kein Gehör, und gönnt ihm kaum den Blick
Er tritt noch näher hin, und ſie tritt mehr zurück.
Sie zürnt: und er verſtärkt durch Seufzen ſeine Klagen.
Noch fährt ſie froſtig fort, ihm alles abzuſchlagen.
Und froſtig eilt ſie fort und fliegt aufs nächſte Dach.
Was fangt ihr Liebling an? Er fliegt ihr zärtlich nach.
Sie dreht, als wollte ſie von neuem weiter fliegen,
Und läßt, indem ſie dreht, ſich ſchon von ihm beſiegen.

Ach

Damoet.

Ach kennteſt du nur erſt die ſtrenge Schäferinn!
Ihr unempfindlich Herz, ihr ſpröder Eigenſinn,
Die Fehler ſind es Freund, die mich an ihr betrüben.
Und dennoch muß ich ſelbſt an ihr die Fehler lieben.
Ich pflück ihr manchen Straus, dieß läßt ſie auch geſchehn:
Doch keinen hab ich noch an ihrer Bruſt geſehn.
Jüngſt bracht ich ihr ein Band; wie? ſprach ſie, halb mit Lachen,
Es ſcheint, du willſt mich dir recht ſehr verbindlich machẽ;
Behalt es, lieber Freund, denn itzo brauch ich keins:
So bald ein Band mir fehlt: ſo bitt ich dich um eins.

Myrtill.

Nicht wahr, es kränkte dich?

Damoet.

Ich fing mich an zu ſchämen;
Doch ihr Verweigern ſelbſt konnt ich nicht übel nehmen.
Wenn gleich ihr Auge zürnt, ſo zürnt es dennoch ſchön,
Und ſelbſt die Sprödigkeit muß ihren Reiz erhöhn.

Myrtill.

Es iſt der beſte Rath, entdeck ihr dein Verlangen.

Damoet.

Ja, dieſes will ich thun.

Myrtill.

Hier kömmt ſie gleich gegangen.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Sylvia.

Sylvia.

Iſt Doris nicht bey euch?

Myrtill.

Sie? Nein, mein ſchönes Kind,
Was willſt du denn bey ihr?

Sylvia.

Du fragſt mich ſehr geſchwind;
Doch wenn du ſchweigen kannſt, ſo will ich dirs wohl ſagen,
Es läßt ein Wolf ſich ſehn, den wollen wir verjagen.

Myrtill.

Du ſcherzeſt, Sylvia, und dein Verweis iſt fein;
Doch, Doris iſt nicht hier, ich will ſie ſuchen.

Sylvia.

Nein!
Dieß kann ich ſelber thun. Lebt wohl!

Myrtill (zu Damoeten.)

Und du bleibſt ſtehen?
(zu Sylvien.)
Ach Schäferinn, ein Wort!

Sylvia.

Was iſts?

Damoet.

Willſt du ſchon gehen?

Sylvia.

Ja wohl!

Damoet.

Ach! Sylvia, nicht wahr, du zürneſt nicht,
Weñ dich ein Schäfer ehrt, u. = = weñ man mit dir ſpricht?

Sylvia.

Nein, beydes kann er thun; doch wird er lange fragen,
Alsdenn kann ich mit Recht mich über ihn beklagen.

Myrtill.

So rede doch, Damoet!

Damoet.

Myrtill, o rede du!

Sylvia.

Fahrt immer beyde fort, ſo hör ich gerne zu.
Ihr ſprecht, den Minen nach, von ganz beſondern Dingen:
Und dennoch wett ich viel, ihr habt nichts vorzubringen.

Damoet.

O, liebſte Sylvia, könntſt du mein Herz itzt ſehn!

Sylvia.

So lüſtern bin ich nicht.

Damoet.

O laß es doch geſchehn,
Daß ich = = dein treuer Freund = =

Myrtill (zu Sylvien.)

Ich muß es nur erzählen:
Ein Schäfer auf der Flur, den Lieb und Treu beſeelen,
Liebt ſeit geraumer Zeit, doch nur zu ſeiner Pein;
Ihm fehlt, ſo ſehr er liebt, das Glück geliebt zu ſeyn.
Er zeigt ſein redlich Herz in allen ſeinen Minen,
Und iſt, wenn man ihn kennt, mehr, als er erſt geſchienen.
Sein größter Fehler nur iſt, daß er furchtſam liebt,
Und ſich der Schäferinn nicht zu erkennen giebt.
Ein Straus, ein kleiner Dienſt, mehr wird er niemals wagt,
Und ſtets verſchweigt ſein Mund, was ſeine Blicke ſagen.
Dem Echo klagt er oft von ſeiner Zärtlichkeit,
Und ſelbſt den Widerhall bewegt des Schäfers Leid.
Der ſchönſte Tag läßt ihn nicht freudig bey den Heerden,
Und auch die ſtillſte Nacht im Traum nicht ruhig werden.
Er ſtockt, wenn man ihn fragt, zeigt ein zerſtreut Geſicht,
Und widerſpricht ſich ſchon, eh er zehn Worte ſpricht.
Er iſt mein guter Freund, und dauert mich von Herzen.

Sylvia.
Doch alles, was ihn quält, ſind ſelbſt gemachte Schmerzẽ.
Wer iſt die Schäferinn, die ihn ſo zärtlich macht?
Myrtill.
Die braune Galathee.
Sylvia.
Dieß hab ich bald gedacht.
Allein, wer liebt ſie denn?
Myrtill.
Ich hab ihn ja beſchrieben,
Sieh nur Damoeten an
Sylvia.
Damoet, du kannſt ſo lieben?
Damoet.
Ja! liebſte Sylvia, mein Herz liebt ſehnſuchtsvoll,
Und wartet auf dein Wort, wie lang es lieben ſoll.
Sylvia.
Bin ich denn Galathee?
Myrtill
Dieß will er auch nicht ſagen.
Du ſollſt der Schäferinn ſein zärtlich Leiden klagen,
Und durch ein gutes Wort = =
Sylvia.
Mein Wort nimmt wenig ein.
Sein Blick wird kräftiger, als meine Bitte, ſeyn.
Myrtill.
Erweis ihm doch den Dienſt!
Sylvia.
Mein Dienſt wird wenig nützen;
Doch wenn mein Bitten hilft: ſo ſoll er ſie beſitzen.
Ich geh und ſuche ſie.

Dritter Auftritt.

Myrtill. Damoet.

Myrtill.

Du haſt es ſchön gemacht.
Was haſt du nun gethan? Geſeufzt, gewünſcht, gedacht,
Und kaum ein Wort geredt. Dieß heißt zur Unzeit ſchweigen,
Und ſtatt der Zärtlichkeit nur ſeine Zagheit zeigen.

Damoet.

Was kann ich denn für das, was ſelbſt die Liebe thut?
Eh Sylvia noch kam: ſo hatt ich vielen Muth.
Kaum aber ſah ich ſie: ſo wich, bey ihrem Blicke,
Mein erſt ſo dreiſtes Herz ſchon ganz beſchämt zurücke.
Iſt, dacht ich bey mir ſelbſt, dein Antrag ſchön genug?
Bald wünſcht ich mir die Eil, bald wünſcht ich den Verzug.
Ich fang zu zweifeln an, und zweifelnd werd ich blöde,
Und eh ich reden will: ſo denk ich ſchon, ich rede.

Myrtill.

Du haſt ſehr ſchlecht geredt!

Damoet.

Doch hab ichs gut gemeynt.

Myrtill,

Ja! denn du ſagteſt gar, du wärſt ihr treuer Freund,
Und wünſchteſt, daß ſie dir könnt in das Herze ſehen.

Damoet.

Myrtill, ach quäl mich nicht! Genug, es iſt geſchehen.
Ich ſeh es gar zu wohl, die Spröde liebt mich nicht.
So wenig auch mein Mund, ſo dunkel er auch ſpricht:
So könnte ſie doch ſchon aus der Verwirrung ſchlieſſen,
Was ich, und was mein Herz für ſie empfinden müſſen.

Myrtill.

Sie weis es ganz gewiß, die leſe Sylvia.
Es war ihr angenehm, da ſie dich ſeufzen ſah.
Der Ton, mit dem ſie ſprach, verrieth ein ſtill Verlangen,
Und Wunſch und Gegengunſt erſchien auf ihren Wangen.

Damoet.

Dieß kann nicht möglich ſeyn; ich ſah ihr ins Geſicht;
Doch was mein Herz gewünſcht, das fand mein Auge nicht.

Myrtill.

Du fürchteſt, eh du ſiehſt; drum ſiehſt du da nur Schrecken,
Wo andre Hoffnung ſehn, und Zärtlichkeit entdecken.

Damoet.

Du willſt mein Glück, Myrtill u. mehrſt doch nur mein Weh.
Warum beredeſt du ſie, mein Wunſch ſey Galathee?
Dieß iſt ja wider mich, und alle meine Triebe.

Myrtill.

Nein, Freund, es iſt ein Dienſt zum Glück in deiner Liebe.
Ein Herz, das an ſich hält, wird nie ſo leicht entdeckt,
Als wenn man es mit Liſt zur Eiferſucht erweckt.
Alsdenn verräth es ſelbſt durch Röthe, Blick und Minen,
Das, was es wirklich iſt, und was es nur geſchienen.
So bald ich Galathee zu deiner Schöne ſprach:
So bald vergaß ſie ſich; ſie ſann betroffen nach,
Ein heimlicher Verdruß erſchien in ihren Blicken,
Und wußt ihr ganzes Herz verräthriſch auszudrücken.
Sie liebt.

Damoet.

Das glaub ich wohl, allein ſie liebt nicht mich.

Myrtill.

Nun glaub es, oder nicht, ſie liebt, und liebet dich!

Das

Damoet.

O, wenn mir doch ihr Mund die Wahrheit ſelbſt geſtünde!

Myrtill.

Und ſchnitte Sylvia ſie dir in jede Linde:
So fiel dir allemal ein neuer Zweifel bey.
Dein Aug und auch dein Herz ſind beyde dir nicht treu.
Und beyde hindern dich, die Furcht zu überwinden,
Und ſelber in der Furcht mußt du Vergnügen finden.

Damoet.

Doch gleichwohl quält ſie mich.

Myrtill.

Sie quält dich ganz bequem.
Die Furcht macht ſelbſt bey dir die Hoffnung angenehm.
Du raubſt dir Sylvien, nicht, um dein Herz zu quälen,
O nein! aus großer Luſt, von neuem ſie zu wählen.

Damoet.

Ich gehe, liebſter Freund.

Myrtill.

Warum?

Damoet.

Dieß will mein Leid.
Ich bin nie glücklicher, als in der Einſamkeit.
Ihr darf ich, ohne Zwang, was ich empfinde, ſagen.
Sie läßt mich ruhig flehn, und ohne Vorwurf klagen,
Und dieß iſt Glück genug.

Myrtill.

So ſuche denn dein Glück!
Ich warte hier. Vielleicht kömmt Sylvia zurück.

Vierter

Vierter Auftritt.

Myrtill. Sylvia.

Sylvia.

Ich traf ſie an, Myrtill.

Myrtill.

Wen haſt du angetroffen?

Sylvia.

Die ſchöne Galathee. Damoet kann ſicher hoffen.

Myrtill.

Wie? liebt ihn Galathee?

Sylvia.

So viel ich ſchließen kann:
So hat ſie ihn geliebt, eh er ſie lieb gewann.
Sie hörte, was ich ſprach, mit einem frohen Lachen,
Und wird ihm ſeinen Sieg gewiß nicht ſauer machen.

Myrtill.

Wie glücklich iſt Damoet! Er liebt, und wird geliebt.

Sylvia.

Doch mir gefällt kein Herz, das ſich ſobald ergiebt.
Man ſey dem Schäfer gut, der uns weis hoch zu achten;
Allein, man ſey auch ſtreng, und laß ihn erſtlich ſchmachten.
Die Liebe, die nicht kränkt, iſt Liebe ſonder Geiſt.
Wo kenn ich ſeine Treu, wenn er ſie nicht beweiſt?
Allein, wo wird er ſie uns denn beweiſen können,
Wenn wir den Augenblick ihm alle Hoffnung gönnen?
Nein, ſtreng und ſpröde ſeyn iſt wirklich unſre Pflicht;
Und wer dieß nicht erkennt der kennt die Liebe nicht.
Wenn ich ein Schäfer wär: ſo würd ich mich betrüben,
Wenn ohne Widerſtand mich eine wollte lieben.

Myrtill.

Mein Kind, du ſchwatzeſt ja dein ganz Geheimniß aus.

Sylvia.

Was jeder wiſſen kann, das ſag ich frey heraus.
Kurz, eine Schäferinn muß Anfangs ſtrenge ſcheinen,
Und was ihr Herz bejaht, muß doch ihr Mund verneinen.

Myrtill.

Allein das iſt Betrug.

Sylvia,

Nein, es iſt eine Liſt,
Die vielen ſtrafbar ſcheint, und dennoch löblich iſt.
Und unſre Sprödigkeit darf gar kein Schäfer haſſen.
Wird er nicht zärtlicher, wenn wir ihn warten laſſen?

Myrtill.

Wer hat dir das geſagt?

Sylvia.

Ich hab es nie gehört;
Doch war mein Herz ſo gut, und hat michs ſelbſt gelehrt.

Myrtill.

Mich rührt ein ſolches Herz; Und ſollt ich zärtlich werden:
So gäb ich für dieß Herz mich ſelbſt und meine Heerden.

Sylvia.

Du redſt ſchon ſehr vertraut. Soll dieß ein Antrag ſeyn?

Myrtill.

Ja Kind, ich liebe dich. Du wirſt es mir verzeihn.
Dein Werth hat mich gerührt.

Sylvia.

Dieß ſind ſehr ſchnelle Triebe.

Myrtill.

Du biſt ſo klug, als ſchön.

Sylvia.

Und du biſt ohne Liebe.

Ver.

Verſtelle dich nur nicht, die Sprache kenn ich ſchon.
Der Ton, mit dem du redſt, iſt ein erzwungner Ton.
Und wär es auch dein Ernſt: ſo haſt du nichts zu hoffen.

Myrtill.

Dein Herz = = =

Sylvia.

Mein Herz, Myrtill, hat ſchon die Wahl getroffen.

Myrtill.

Du ſchreckſt mich nicht; dieß iſt die Sprache deiner Pflicht,
Daß das dein Mund verneint, was doch dein Herz verſpricht.
Du widerſtehſt mir nur, um meine Gluth zu ſtärken.

Sylvia.

Nein, dieſes kannſt du leicht aus meinen Minen merken.

Myrtill.

Allein, wen liebſt du denn?

Sylvia.

Du fragſt mich vor der Zeit.
Der Liebe ſtärkſte Pflicht iſt die Verſchwiegenheit.
Zu meiner Zärtlichkeit verlang ich keine Zeugen.
Bey mir iſt beydes eins, zu lieben und zu ſchweigen.

Myrtill.

Dein Mund ſpricht ſehr beredt, wenn er vom Lieben ſpricht;
Allein, verzeih es mir, du kennſt die Liebe nicht,
Und haſt noch nie geliebt. Denn dein Entwurf der Liebe
Iſt noch zu ordentlich für die ſo regen Triebe.
Nimmt dich die Zärtlichkeit nur erſt vollkommen ein:
So ſey ſo ſtolz du willſt, du hörſt es auf zu ſeyn.
Der Schäfer, den du noch willſt lange ſchmachten laſſen,
Wird bald ſo glücklich ſeyn, dich ſchmachtend zu umfaſſen.

Sylvia.
Ich glaube gar, du denkſt, mein Schäfer ſey Damoet,
Der ohne Sprache kömmt, und ſprachlos wieder geht.
Er, der nichts thut als ſeufzt! der Stumme, der Betrübte!
Ja! der verdiente wohl, daß man ihn heimlich liebte.
Myrtill.
Nein, er verdient es nicht, und niemals liebſt du ihn.
Sylvia.
Er mag zur Galathee mit ſeinen Klagen fliehn.
Sie ſey von ihm geliebt, ich will ſie nicht beneiden.
Wer gar kein Leben hat, den kann ich auch nicht leiden.
Myrtill.
Du haſt vollkommen recht; er iſt nie aufgeräumt.
Sylvia.
Er ſieht mich an, und ſinnt ⸗ ⸗
Myrtill.
Mit einem Wort, er träumt;
Allein die Lieb iſt ſchuld. Sie raubt ihm Geiſt und Leben;
Doch beydes wird ſie ihm gedoppelt wieder geben,
So bald er glücklich iſt.
Sylvia.
Dieß kann wohl möglich ſeyn.
Doch, wie er itzo liebt, ſo ſchläft man bey ihm ein.
Myrtill.
Indeſſen liebt er treu.
Sylvia.
Vielleicht! wer kann das wiſſen,
Als ſeine Galathee, die uns ſein Herz entriſſen?
Myrtill.
Uns? meynſt du dich damit?

Syl⸗

Sylvia.

Ach nein! die ganze Flur.

Myrtill.

Damoet iſt ſittſam, klug und zärtlich von Natur.

Sylvia.

Dieß lob ich ſelbſt an ihm.

Myrtill.

Ich ſehe mein Vergnügen,
Wenn um ſein voll Geſicht die braunen Locken ſliegen.

Sylvia.

Ja! lockigt Haar ſteht fein;

Myrtill.

Und wenn er lächelnd ſpricht:
So drückt das Lächeln ihm zwey Grübchen ins Geſicht.
Er lacht nicht, wie Montan.

Sylvia.

Doch beyde ſind zu ſchelten;
Denn dieſer lacht zu oft, und jener lacht zu ſelten.

Myrtill.

Schön ſingen kann Damoet.

Sylvia.

Er ſingt in Wahrheit ſchön;
Doch alles, was er ſingt, kann man ihm nicht verſtehn.

Myrtill.

Dieß dächt ich eben nicht.

Sylvia.

Ich hab ihn hören ſingen.

Myrtill.

Ja! dann und wañ ein Wort, das pflegt er zu verſchlingen.
Drey Wörter weis ich ſelbſt, die ſingt er zu geſchwind,
Kuß, Lieb und Zärtlichkeit!

Sylvia.

Wenns keine ſchönern ſind:
So eil er, wie er will, ſein Lied wird nichts verlieren.
Dieß ſind die Wörter nicht, die mich im Singen rühren.
Mir wird ein Augenblick bey ſolchen Liedern lang.

Myrtill.

Ja! denn ein ſchöner Mund dient mehr, als zum Geſang.
Allein ich muß doch gehn, und es Damoeten ſagen,
Wie viel zu ſeinem Glück dein Bitten beygetragen.
So liebt ihn Galathee?

Sylvia.

Geh nur! du hörſt es ja.

Fünfter Auftritt.

Sylvia allein.

So liebt Damoet mich nicht? Ich arme Sylvia!
Der Unbeſtändige! Sonſt ſchien er mir gewogen,
Und nun wird Galathee von ihm mir vorgezogen?
Damoet, Damoet iſt falſch, ſo treu er auch erſt ſchien!
Verdient er wohl mein Herz? Nein! haſſen will ich ihn!

Sechſter Auftritt.

Sylvia und Galathee.

Galathee.

Nein! haſſen will ich ihn! So viel hab ich vernom̃en.

Sylvia.

Du hätteſt mehr gehört, wärſt du nur ehr gekommen,
Damoet iſt nicht bey mir, wenn du ihn ſuchen willſt.

Galathee.

Es kränkt mich, daß Damoet ſein Wort ſo ſpät erfüllt.

Er bath mich, hier zu ſeyn, und läßt ſich noch nicht finden.

Sylvia.

Ein Schäfer pflegt ſich nicht ſtets an ſein Wort zu binden.

Galathee.

Nein! was Damoet verſpricht, das hält er ganz gewiß.
Was andre hindern kann, iſt ihm kein Hinderniß.

Sylvia.

Ja! was man heftig wünſcht, das hält man für gegründet,
Und nim̃t ſich ſehr in acht, daß mans nicht unwahr findet.

Galathee.

Ach! liebe Sylvia, du kennſt Dameeten nicht.
Sein Herz redt allemal, ſo oft ſein Mund nur ſpricht.

Sylvia.

Drum pflegt Damoet des Tags auch nur einmal zu ſprechẽ.
Die Sprache, die er redt, muß ſehr die Geiſter ſchwächen.

Galathee.

Wahr iſts, er redt nicht viel. Doch geb ich ihm den Preis
Vor jedem, der nichts ſagt, und viel zu plaudern weis.
Ein ſolcher Umgang quält.

Sylvia.

Doch der mit ſtummen Schäfern
Dient auch zu weiter nichts, als uns bald einzuſchläfern.

Galathee.

Daß er ſo wenig redt, das macht, er meynt es treu.

Sylvia.

Ja! wen man einmal liebt, der iſt von Fehlern frey.

Galathee.

Die Schwalbe läßt ihr Lied den ganzen Sommer klingen;
Allein die Nachtigall pflegt wenig Zeit zu ſingen.
Wie lang ein Schäfer ſchweigt, dieß unterſuch ich nicht.
Gnug, daß er, wenn er redt, geſchickt und zärtlich ſpricht.

Sylvia.

Den Einfall haſt du bloß der Liebe zu zuſchreiben.
Nein! keine Nachtigall! Er ſoll ein Schäfer bleiben.
Damoet gefällt dir ſtets, er mag ſich gleich vergehn.
An einem, den man liebt, wird auch ein Fehler ſchön.

Galathee.

Verdient Damoet denn nicht, von mir geliebt zu werden?

Sylvia.

Dieß hab ich nicht geſagt. Damoet und ſeine Heerden
Sind beyde liebenswerth.

Galathee.

Was Heerden? Er allein
Erregt in mir den Wunſch, von ihm geliebt zu ſeyn.
Und hätt er auch kein Schaf: ſo würde michs nicht kränkẽ,
Mit Freuden wollt ich ihm mich und die Heerden ſchenken.
Der zärtliche Damoet! Sein Name klingt ſchon ſchön.
Ach! liebe Sylvia, mußt dus nicht ſelbſt geſtehn?

Sylvia.

Sein Name rührt mich nicht.

Galathee.

Auch nicht die ſchönen Minen?

Sylvia.

Wer weis, ſind ſie ſo ſchön, als ſchön ſie dir geſchienen?

Galathee.

Sein kleiner rother Mund, die braunen Augen!

Sylvia.

Braun?
Du mußt dem, den du liebſt, nicht recht ins Auge ſchaun.
Die blauen Augen!

Galathee.

Ja! die blauen wollt ich ſagen,
Die uns gefährlich ſind, weil ſie beſcheiden klagen.

Sein lockigt weiches Haar, ſein rund und volles Kinn!

Sylvia.

Du machſt Damoeten gar zu einer Schäferinn.
So ſehr er dir gefällt, gefällt er doch nicht allen.
Oft hab ich ihn geſehn, nie hat er mir gefallen.
Ich bin ihm, wie geſagt, nicht feind und auch nicht gut,
Und fürchte, daß Damoet mit vielen freundlich thut.

Galathee.

Ja! freundlich muß er thun mit allen Schäferinnen;
Doch eine muß ſein Herz vor andern lieb gewinnen.
Damoet liebt viel zu ſtark, als daß er viele liebt.

Sylvia.

Damoet ſey immer dein. Dieß macht mich nicht betrübt.

Galathee.

O ſage, was du willſt, du liebſt ihn doch im Stillen;
Ich aber lieb ihn nicht. Ich liebe nur Myrtillen.
Nein, falſche Sylvia! umſonſt iſt deine Liſt;
Man merkt es gar zu bald, daß du ihm günſtig biſt,
Und dennoch = = =

Sylvia.

Zürne nicht. Ich hab es läugnen müſſen.
Ich lieb ihn lange ſchon; allein er ſolls nicht wiſſen.

Galathee.

Nicht wiſſen?

Sylvia.

Nein, mein Kind. Mein Herz ſoll ſpröde ſeyn.
Man nimmt durch dieſen Zwang den Schäfer ſtärker ein.
Das Klagen hör ich gern. Ich laß ihn wenig hoffen,
Und heimlich fühlt ſich doch mein ganzes Herz getroffen
Er klagt noch nicht genug. Denn wenn er reden will:
So klagt ſein Auge nur; allein ſein Mund ſchweigt ſtill.

Ich treib auf ſeine Flur, aus Sehnſucht, ihn zu ſehen,
Und thu, als wär es nur von ungefehr geſchehen.
Er kömmt, er ſieht mich an, er nennt mich wohl ſein Kind.
Er ſeufzt. Dieß rührt mich zwar; doch zürnt mein Blick
geſchwind.
Der gute Schäfer ſchweigt; allein, wer heißt ihn ſchweigen?
Er ſoll ſein zärtlich Herz mir nur vollkommen zeigen.

Galathee.

Dieß iſt ein kleiner Stolz.

Sylvia.

Ein kleiner Stolz iſt gut;
Er mehrt des Schäfers Leid, doch auch des Schäfers Glut.
Er muß beſtändig ſeyn. Ich laß ihn langſam ſiegen,
Um ihn durch dieſen Sieg gewiſſer zu vergnügen.

Galathee.

Allein, wenn dich Damoet zu lange ſtrenge ſieht,
Und endlich dir ſein Herz = =

Sylvia.

Und mir ſein Herz entzieht.
O denke nicht daran, ich haſſe den Gedanken.

Galathee.

Mich deucht, dein ſtandhaft Herz fängt heiml. an zu wanken.
Verlaß den Eigenſinn. Du thuſt dir ſelbſt Gewalt.
Wer glücklich lieben will, liebt dauerhaft und bald.
Sey gütger gegen ihn und gegen dein Verlangen.
Nicht immer blüht der Lenz auf den ſo ſchönen Wangen.
Zum Reden iſt der Mund, doch auch zum Küſſen ſchön.

Sylvia.

Ihn küſſen ſoll mein Mund? Dieß wär ein neu Vergehn.

Galathee.

Diß glückliche Vergehn verlangen zarte Triebe.
Die Liebe zeugt den Kuß; der Kuß vermehrt die Liebe.

Sylvia.

So viel erlangt er nicht. Ein Kuß läßt ſchon vertraut.
Nur hoffen ſoll Damoet. Nur = =

Galathee.

Rede nicht ſo laut.
Dein ſtiller Schäfer kömmt. Verſprich mir, ihn zu hören.
Ich will auch höflich ſeyn und euch nicht länger ſtöhren.

Siebenter Auftritt.

Sylvia. Damoet.

Damoet.

Warum flieht Galathee, da ſie mich kommen ſieht?

Sylvia.

Entbehrſt du denn ſo viel, wenn dieſe Schöne flieht?

Damoet.

Ach nein! doch ſie verſprach, mir hier bey dieſen Bäumen = =

Sylvia.

Ihr Herz, um das du flehſt, dir endlich einzuräumen.
Soll ich von eurem Glück vielleicht ein Zeuge ſeyn?
Doch nein, ein zärtlich Paar iſt lieber ganz allein.
Die ſtummen Bäume ſind bey ihm die liebſten Zeugen;
Sie hören ſittſam zu, und wiſſen auch zu ſchweigen.

Damoet.

Du ſinnſt mit allem Fleiß auf das, was mich betrübt.
Nie liebt mich Galathee. Nie hab ich ſie geliebt.
Myrtill trieb ſeinen Scherz. Er kennet meine Treue,
Und weis nur gar zu gut, wem ich die Liebe weihe.
Dir, ſchöne Sylvia, nur dir gehört mein Herz.
Mein unzufriedner Blick, mein Schweigen u. mein Schmerz,
Und meine Gegenwart, mit der ich dich betrübe,
Iſt nichts, als Zärtlichkeit, und nichts, als ſtarke Liebe.

Sylvia.

Dieß alles ſagſt du mir, und wirſt nicht einmal roth?

Damoet.

Ich ſagte ja nichts mehr, als was mein Herz geboth.

Sylvia.

Dein Herz gebiethe dir: mir kann es nicht gebiethen.

Damoet.

O Kind! Ein zärtlich Herz = =

Sylvia.

Für das will ich mich hüten.

Damoet.

Warum hat die Natur dir ſo viel Reiz gewährt,
Wenn ich nicht lieben ſoll? Verliehre deinen Werth:
So wird ſich meine Glut den Augenblick verlieren.
Weswegen biſt du ſchön?

Sylvia.

Gewiß nicht, dich zu rühren.

Damoet.

So biſt du, Sylvia, nur ſchön für dich allein,
Und ſchön, um nicht verehrt und nicht geliebt zu ſeyn?
Frey von der Zärtlichkeit iſt noch kein Herz geblieben.
Entſchließe dich, mein Kind.

Sylvia.

Du hörſt, ich will nicht lieben.

Damoet.

Gieb mir die ganze Flur, ich gebe ſie zurück,
Wenn ich nicht lieben ſoll. Die Lieb iſt unſer Glück.
Und ohne ſie wird mich die größte Luſt betrüben.

Sylvia.

Die Liebe ſey dein Glück. Mein Glück iſt, nicht zu lieben.

Damoet.

So nimmt dich keine Treu, kein Wunſch, kein Bitten ein?

Sylvia.

Mein Wunſch iſt, nicht gehaßt und nicht geliebt zu ſeyn.

Damoet.

Die Wahl von dieſem Wunſch iſt ungerecht getroffen.
So hoff ich denn umſonſt?

Sylvia.

Ja, du haſt nichts zu hoffen.

Damoet.

So ſey doch Mitleidsvoll, wenn du nicht zärtlich biſt,
Und mache, daß mein Herz den Wunſch nach dir vergißt.

Sylvia.

Ich ſuche ja nichts mehr, als dieſen Wunſch zu hindern,
Und meine Sprödigkeit ſoll deine Liebe mindern.

Damoet.

Wenn dieß das Mittel iſt, ſo werd ich nie befreyt,
Ich liebe ſelbſt an dir die größte Sprödigkeit.

Sylvia.

Aus Mitleid gegen dich will ich Myrtillen lieben:
So wird dein Wunſch nach mir u. auch dein Leid vertrieben.

Damoet.

Ach ſtrenge Schäferinn! Wird auch dein Herz nicht mein:
So bleibſt du dennoch werth, von mir geliebt zu ſeyn.
Verſchenke nur dein Herz. Ich will dich ſchweigend ehren,
Und deine Liebe nie durch meine Klagen ſtöhren.
Mein Herz liebt zwar getreu; doch niemals unbequem.
O Kind! auch wenn du zürnſt, biſt du noch angenehm.

Sylvia.

Damoet, du hörſt es wohl; mich kannſt du nicht gewiñen:
Allein auf unſrer Flur ſind ſchönre Schäferinnen.

Damoet.

Sie mögen ſchöner ſeyn. Dient dieß zu meiner Ruh?
In meinen Augen iſt doch niemand ſchön, als du.
O hätt ich dir mein Herz nur länger noch verſchwiegen.
Der Zweifel gab mir doch noch ein geheim Vergnügen.
Nun miß ich auch das Glück, das ſonſt die Hoffnung giebt.
Ach meine Sylvia! Du liebſt mich nicht?

Achter Auftritt.

Galathee und die Vorigen.

Galathee.

Sie liebt!
Damoet, ſie liebt dich längſt. Wer wollte dich deñ haſſen?
(zu Sylvien.)
Wie lange willſt du doch Damoeten ſeufzen laſſen?
Ich weis es ganz gewiß, du liebſt ſein redlich Herz.
Du haſt mirs ſelbſt geſagt.

Sylvia.

Geſagt? Dieß war mein Scherz.

Galathee.

So ſcherze denn nur fort. Die Liebe wird ſich rächen.

Damoet. (zur Galathee.)

Und alſo hörſt du ſelbſt; ich darf mir nichts verſprechen,
Unruhig kam ich her, beſchämt geh ich zurück.
O ſtrenge Sylvia!

Neunter Auftritt.

Sylvia und Galathee.

Galathee.

Verſtundſt du dieſen Blick?

Sylvia.

Sein Auge ſchien erzürnt.

Galathee.

Und wollte ſo viel ſagen:
Ich will mir Sylvien aus den Gedanken ſchlagen.

Sylvia.

Damoet will untreu ſeyn, und mir ſein Herz entziehn?

Galathee.

Er flieht dich ja mit Recht. Du heißt ihn ſelber fliehn.

Sylvia.

Wenn hab ich denn geſagt, daß mich Damoet ſoll meiden?

Galathee.

Ich ſprech, er muß dich fliehn; ſonſt wär er unbeſcheiden.
Du ſchlägſt ihm alles ab; was ſoll er thun, als gehn?

Sylvia.

Allein, wer heißt ihm denn mein Wort ſo ſchlecht verſtehn?
Ich lieb ihn allemal, und werd ihn lieben müſſen.
Vermuthen ſoll er dieß: allein nicht völlig wiſſen.

Galathee.

Du liebſt ihn; doch dein Herz ſteht mit ſich ſelbſt im Streit.
Ein kleiner Stolz kämpft noch mit deiner Zärtlichkeit.
Allein vergiß dich nur; ſo wird dein Stolz verſchwinden.
Vergeſſen wirſt du dich, ſo bald du wirſt empfinden.
Was meynſt du, hab ich recht?

Sylvia.

Ich habe nichts gehört.
Ich ſann dem Zweifel nach, der meine Ruhe ſtört.
Damoet gieng froſtig fort; vielleicht = =

Galathee.

Wird dir ſchon bange?

Sylvia.

Mir bange? mir? ach nein! Allein er bleibt ſehr lange.

Galathee.

Damoet kömmt nicht zurück.

Sylvia.

Er hat es ja geſagt.

Galathee.

Du haſt ſehr falſch gehört.

Sylvia.

Ich hab ihn ſelbſt gefragt.

Galathee.

Du redtſt ſchon ſehr verliebt. Wer hätt es meynen ſollen?
Du denkſt, du haſt gefragt, weil du haſt fragen wollen.

Sylvia.

Du glaubſt, ich gräme mich. O glaub es nur, du irrſt.

Galathee.

Nun kömmt der Augenblick, da du empfinden wirſt.

Sylvia.

Ich ſollt empfinden? Nein! Doch wird er wieder kommen?

Galathee.

Nun iſt es ausgemacht, dein Herz iſt eingenommen.

Sylvia.

Mein Herz? Nein, mein Damoet!

Galathee.

Ich heiße nicht Damoet.
Nein, es iſt Galathee, die dir zur Seite ſteht.

Sylvia.

Mit deiner Spötterey! Ich kann mich wieder rächen.

Galathee.

Du zürnſt? Wir wollen gleich von etwas anders ſprechen.

Ich kann ein neues Lied, das auf die Liebe ſchilt,
Und nur die Freyheit lobt. Wenn du es hören willſt:
So ſing ich dir dieß Lied.

Sylvia.

Es mag ganz artig klingen:
Doch meine Galathee, wer wird beſtändig ſingen?
Damoet ſingt auch ſo gern.

Galathee.

Das Lied iſt ſchön erdacht.
Die Freyheit kriegt den Preis.

Sylvia

Hat es Damoet gemacht?
Gewiß, es war zu viel, zu gehn und gar zu ſchmollen!
Er hätte wenigſtens doch Abſchied nehmen ſollen.

Galathee.

Mein Lied ſagt nichts davon.

Sylvia.

So flieht er denn vor mir?

Galathee.

Du irrſt dich, Sylvia. Vom Liede reden wir.
Das allerliebſte Lied! Ich muß dirs doch nur ſingen.

Sylvia.

Itzt nicht! Ja! wie es ſcheint, will er mein Herz erzwingen.
Ich muß nur ſelber gehn, und fragen, was ihm iſt?

Galathee.

Nur, daß ſich nicht dein Herz im Fragen gar vergißt.

Zehnter Auftritt.

Galathee. Myrtill.

Myrtill.

Wird unſre Sylvia ſich bald geneigt erklären?

Galathee.

Ich glaub, ihr kleiner Stolz wird nicht mehr lange währen.
Erſt ſuchte ſie Damoet; nunmehr ſucht ſie ſchon ihn.
Sie denkt, er iſt erzürnt, und wird ſie künftig fliehn.

Myrtill.

Der ehrliche Damoet, dieß wird ihm wohl nicht träumen.
Ich traf ihn ſchlafend an, gleich zwiſchen dieſen Bäumen.
Sie findet ihn gewiß, wenn ſie ihn finden will.

Galathee.

Wie glücklich ſind nicht wir, mein zärtlicher Myrtill.
Wir lieben ohne Streit bey gleichen Zärtlichkeiten.

Myrtill.

Nein! weißt du, liebes Kind, worüber wir noch ſtreiten?

Galathee.

Du zweifelſt immer noch, wer von uns ſtärker liebt?
Nimm mir den Vorzug nicht, den ſelbſt mein Herz mir giebt.

Myrtill.

So denkſt du denn, mein Kind, ich liebte nicht vollkom̃en?

Galathee.

So glaubſt du denn, mein Herz ſey minder eingenommen?
Myrtill, laß mir den Ruhm; er dient zu meiner Ruh.
Du liebſt vollkommen ſtark. Ich ſtärker noch, als du.

Myrtill.

Du biſt mein liebſter Wunſch.

Galathee.

Und du mein größt Verlangen.
Ich liebte dich zuerſt.

Myrtill.

Nein, ich hab angefangen.
So bald ich dich geſehn: ſo haſt du mich entzückt.

Galathee.

Du warſt von mir geliebt, ſo bald ich dich erblickt.

Myrtill.

Wie oft bin ich nach dir die Fluren durchgeſtrichen!

Galathee.

Wie oft bin ich mit Zwang dir ſchamroth ausgewichen!

Myrtill.

Wenn du zu lange bliebſt, ſo zürnt ich auf die Zeit.

Galathee.

Und ich, wenn du nicht kamſt, auf deine Sittſamkeit.
O kennte Sylvia, wie ich, die ſüßen Triebe:
So ſäh ihr Schäfer ſchon ſein Glück in ihrer Liebe:
So würd ein Augenblick, den ſie, um ſtolz zu ſeyn,
Damoeten warten läßt, ſie ſchon im Herzen reun.

Myrtill.

Wir wollen zu ihr gehn und mit der kleinen Spröden,
Damit ſie ſich ergiebt, recht offenherzig reden.
Wir bitten ſie. Ich weis, uns hört die Schäferinn.

Galathee.

Durch Bitten ſtärken wir nur ihren Eigenſinn.
Ihr eignes Herz wird ſie weit eh, als wir, bezwingen.
Damoet muß froſtig thun: ſo wird es ihm gelingen.
Ich kenne Sylvien nunmehr ſo gut, als mich:
So bald er ſie verläßt: ſo bald ergiebt ſie ſich;
Er darf nur ſpröde thun: ſo wird er ſie erbitten.
Und wenn er vor ihr flieht: ſo folgt ſie ſeinen Schritten.

Und kurz, der beſte Weg, wodurch er ſie erhält,
Iſt, daß er nicht mehr klagt, und ſich gelaſſen ſtellt.

Myrtill.

Ja, wenn ihm auch ſein Herz die kleine Luſt vergönnte,
Daß er zum Schein ſie fliehn und ſich verſtellen könnte.

Galathee.

Dieß wird leicht möglich ſeyn.

Myrtill.

Nein, bey Damoeten nicht.
Denn redt er auch verſtellt: ſo ſieht doch ſein Geſicht
Dabey nicht anders aus, als wollt es uns geſtehen,
Wir ſollten ihm verzeihn, er würd uns hintergehen.

Galathee.

Hilft die Verſtellung nicht: ſo kann er ſie doch fliehn.
Zwey Tage darf er nur ſich Sylvien entziehn:
So hat er ſchon ihr Herz. Die Furcht, ihn zu verlieren,
Wird unſre Schäferinn bald zu Damoeten führen.
Sie iſt ihm gar zu gut.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen und Montan, lachend.

Myrtill.

Du lachſt, was iſt geſchehn?

Montan.

Ach lache mit, Myrtill; ich habe viel geſehn,
Mehr, als ihr beyde glaubt.

Myrtill.

Was ſind es denn für Sachen?
Erzähle ſie nur erſt, dann wollen wir ſchon lachen.

Montan.

Hier in dem kleinen Buſch ſitz ich in guter Ruh,
Und höre ganz entzückt den Nachtigallen zu.

Galathee.

Der Anfang ſagt nicht viel.

Montan.

Drauf kömmt Damoet gegangen.

Galathee.

Montan, ſoll ich vielleicht ſchon an zu lachen fangen?

Montan.

O ſtöhre mich doch nicht. Damoet klagt mir ſein Leid,
Seufzt über Sylvien und ihre Sprödigkeit.
Kurz, er beklagt ſich ſehr.

Galathee.

Und wir ſind zu beklagen,
Daß du uns Sachen bringſt, die doch ſo wenig ſagen.
Erzähl es doch nur kurz.

Montan.

Damoet ſetzt ſich allein,
Und ſchläft an einem Baum vor großen Kummer ein.

Galathee.

Dieß iſt die Neuigkeit?

Montan.

Ich bleibe zum Vergnügen,
Weil Philomele ſingt, in meiner Hecke liegen.

Galathee.

O! wenn ich bitten darf: ſo leg dich wieder hin.

Montan.

So höre doch. Drauf kömmt Damoetens Schäferinn;
Sie trifft ihn ſchlafend an, bleibt von der Seite ſtehen,
Und überlegt es erſt, ob ſie will weiter gehen.

Nun tritt ſie näher hin. Sie ſieht ihm ins Geſicht;
Sie wirft mit Moos nach ihm, doch er erwacht noch nicht:
Sie ſieht ſich um.

Galathee.

Nach wem? Nach deinen Nachtigallen?

Montan.

Genug, ſie ſieht ſich um, und läßt ein Band entfallen.

Galathee.

Mit Fleiß?

Montan.

Ja wohl mit Fleiß. Sie macht es ganz geſchickt.
Indem nun Sylvia ſich nach dem Bande bückt:
So küßt ſie ihn geſchwind. Ich hätte ſchlafen ſollen,
Wie hätt ich Sylvien den Kuß vergelten wollen!

Galathee.

O wegen der Gefahr ſchlaf immer ruhig ein.
Damoet wird von dem Kuß doch munter worden ſeyn?

Montan.

Ja wohl! Wie, hub ſie an, haſt du mich kommen hören?
Ich gieng ganz ſtill vorbey und wollte dich nicht ſtören:
Doch biſt du aufgewacht.

Myrtill.

Und dieß iſt itzt geſchehn?

Montan.

Gleich itzt. Ich ſchlich mich fort. Sie hat mich nicht geſehn.
Sie kommen hier vorbey. Wie wird ſie nicht erröthen,
Wenn ich die Frage thu: Wer küßte denn Damoeten?

Galathee.

O! frage nicht ſo ſchlau. Nein, überlaß es mir,
Und rufe Sylvien; doch ſchweig, ſie ſind ſchon hier.

Zwölfter und letzter Auftritt.

Die Vorigen. Sylvia und Damoet.

Damoet.

Bewegt dich nichts, mein Kind?

Sylvia.

Damoet, vergiß die Liebe;
Denn ſonſt verlaß ich dich, ſo gern ich bey dir bliebe.

Damoet.

Doch meine Zärtlichkeit ⸗ ⸗

Sylvia.

Der will ich bald entgehn.

Galathee.

O warte, Sylvia, ich habe nichts geſehn.

Sylvia.

Nein, wenn ich warten ſoll, ſo muß Damoet nicht klagen.

Galathee.

Damoet, du ſollſt nichts mehr von deiner Liebe ſagen.

(zu Sylvien.)

Du bückteſt dich geſchwind, geſchwind wars auch geſchehn.

Sylvia.

Was denn?

Galathee.

Erſchrick nur nicht. Ich habe nichts geſehn.

Sylvia.

Ich bitte, ſag ihm nichts.

Myrtill.

Was ſoll ſie denn nicht ſagen?

Sylvia.

Neugieriger Myrtill! Wer wird nach allem fragen.
Es iſt nichts wichtiges.

Myrtill.

Auch eine Kleinigkeit,
Wenn ſie dein Mund erzählt, macht dennoch mich erfreut.

Sylvia.

Wenn du noch länger fragſt, ſo werd ich was erſinnen.

Myrtill.

Recht gut. Nur nichts zum Ruhm der ſtrengen Schäferinnen.

Sylvia.

Warum ſo ſtill, Damoet?

Damoet.

Mein Schweigen machſt ja du.
Denn, wenn ich reden will, ſo hörſt du mir nicht zu.
Ich will dich länger nicht mit meiner Liebe quälen.

Montan.

Und ich, Damoet. will dir was Trauriges erzählen.
Ein Schäfer ſchlief einſt ein, und ſeine Schäferinn
Kam gleich = =

Sylvia.

Ich ſehe wohl, daß ich verrathen bin.
Damoet, liebſt du mich noch?

Damoet.

Ich liebe dich vollkommen.

Sylvia.

Und deine Zärtlichkeit hat längſt mich eingenommen.

Damoet.

Iſts möglich, liebſt du mich?

Sylvia.

Ja, redlicher Damoet!
Doch ſtrenge wollte ich ſeyn. Allein es war zu ſpät.

Ich ſchlug dir alles ab, doch wider mein Verlangen.
Dich wollt ich hintergehn, mich hab ich hintergangen.
Und ſoll ich dich beſchämt noch um Vergebung flehn:
So thu ichs, mein Damoet, und will noch mehr geſtehn.
Ich habe, da du ſchliefſt, = = willſt du es weiter wiſſen:
So muß ich dich nunmehr zum andernmale küſſen.

Damoet.

Du liebſt mich, Sylvia? Iſt auch mein Glück ein Traum?
Ich ſehe mich geliebt, und dennoch glaub ichs kaum.

Sylvia.

Ich liebe dich, Damoet.

Montan.

Will mich denn niemand lieben?

Myrtill. (zu Sylvien.)

O Kind! wo iſt dein Herz, dein ſtrenges Herz geblieben?

Galathee.

Wo iſt dein kleiner Stolz?

Sylvia.

Kein Stolz. Zwang war es nur.
Die größte Sprödigkeit weicht endlich der Natur.

Galathee.

Dieß hab ich dir geſagt.

Damoet.

Mein Wunſch iſt eingetroffen.
Ich bin beglückt. Du liebſt!

Sylvia. (klopft ihm auf die Backen.)

Nein! du haſt nichts zu hoffen.

* * *

* *

Unterſuchung,

ob man die Thiere, um phyſiologiſcher Verſuche willen, lebendig eröffnen dürfe?

Die Aerzte ſind, ich weis nicht, wie? ſchon längſt zu dem Beſitze der Ehre gelanget, daß ſie von vielen für leichtſinnige und gewiſſenloſe Leute gehalten werden. Wenn einige, welche mir eine Urſache davon haben angeben wollen, es im Ernſte gemeynet haben: ſo iſt dieſes unter andern Schuld daran, daß ſich die Aerzte mit dem Zergliedern ſo vieler todten Menſchenkörper beſchäfftigen, und an dieſer Beſchäfftigung ein ganz beſonderes Vergnügen empfinden. Ich will dieſe Meynung nicht widerlegen, weil ich nicht glaube, daß vernünftige Leute die Aerzte deswegen im Ernſte einer Grauſamkeit und Unmenſchlichkeit beſchuldigen können, weil ſie todte Menſchen zerſchneiden; welches ich für nichts grauſamer halten kann, als wenn ein anderer Naturkündiger die Pflanzen zergliedert, oder ein Künſtler die Theile einer Maſchine aus einander nimmt.

Vielleicht leiten andere dergleichen nachtheilige Schlüſſe für die Aerzte aus andern Handlungen derſelben her, welche einen größern Schein der Grauſamkeit haben. Sie haben etwan gehöret, geleſen und geſehen, daß die Aerzte Hunde, oder andere

Thiere, lebendig aufgeſchnitten und ihnen große Schmerzen verurſachet haben. Dieſes haben ſie ſo oben hin betrachtet, und, weil ſie der Himmel mit ſehr barmherzigen Seelen verſehen, ſogleich dieſes Verfahren mit den Thieren für eine Wirkung ihrer Grauſamkeit gehalten. Wenn bloß ſolche Leute, welche nicht im Stande ſind, den großen Nutzen ſolcher Verſuche mit lebendigen Thieren einzuſehen, dergleichen Schlüſſe machten, und deswegen die Sache verwürfen: ſo wäre es der Mühe nicht werth, über eine ſo ausgemachte Sache ſich in eine Unterſuchung einzulaſſen. Wenn aber auch ſolche, deren Ausſprüche von vielen ſtatt der Gründe angenommen werden, die phyſiologiſchen Verſuche, die durch die Eröffnung lebendiger Thiere geſchehen, ſo gar dem Rechte der Natur für zuwiderlaufend halten: ſo verdienet das Gegentheil ihrer Meynung, ob es gleich vielleicht nicht mit neuen Gründen unterſtützet werden kann, doch wenigſtens, ſo viel möglich, von neuem eingeſchärft zu werden. Ich will es daher verſuchen, eine kleine Schutzſchrift für die nützliche Neubegierde der Aerzte, bey Eröffnung lebendiger Thiere, aufzuſetzen.

Ich will, meinen Begriff von der Sache zu erklären, und meine Gründe zu befeſtigen, einige Exempel von Eröffnungen lebendiger Thiere anführen. Ich rede aber nicht bloß von Eröffnungen der ganzen Leiber der Thiere, ſondern auch von Eröffnungen einzelner Theile derſelben.

Die Gekröſedrüſe (pancreas) hat, nach dem allgemeinen Urtheile der Aerzte, den Nutzen, daß ſie einen Saft zubereitet, welcher aus ihr in den Magen gebracht wird und da die Verdauung der Speiſen befördert. Wenn es wahr iſt, daß ſie allein zu dieſem Zwecke vorhanden iſt: ſo folget, daß ohne dieſelbe die Verdauung nicht befördert werden kann, und daß alſo der Menſch, oder das Thier gar bald abnehmen und ſterben muß. Dieſes zu erfahren, haben einige Aerzte die Gekröſedrüſe aus den Thieren herausgeſchnitten. Graaf und Bourdelot haben dieſes an einem Hunde gethan, und die Oeffnung hernach wohl zugemacht und verbunden, und der Hund iſt kurz darauf geſtorben. Wenn es alſo an dieſem Verſuche genug wäre: ſo könnte man allerdings daraus den Schluß machen, daß die Gekröſedrüſe zur Verdauung der Speiſen unentbehrlich ſey. Aber nach dieſem hat ſie Brunner auch zweenen Hunden hintereinander herausgeſchnitten; und beyde Hunde ſind nach, wie vor, geſund und munter geblieben. Aus dieſen Verſuchen ſieht man nun, daß die Gekröſedrüſe zur Verdauung der Speiſen zwar nützlich ſeyn kann, aber dazu nicht unentbehrlich iſt. Dieſes aber giebt den Aerzten Gelegenheit, weitere Unterſuchungen über die Abſicht des Schöpfers, welcher nichts umſonſt geſchaffen hat, in Anſehung der Gekröſedrüſe, anzuſtellen.

Der Nutzen des Milzes iſt noch itzo bey allen Aerzten ſehr zweifelhaft, ja, ich möchte faſt ſagen, ganz unbekannt. Hierbey könnten nun manche auf die Gedanken gerathen, daß Gott etwas ohne Abſicht geſchaffen hätte; welches aber mit ſeiner vollkommenſten Weisheit unmöglich beſtehen kann. Es war alſo nöthig, genauer zu unterſuchen, ob ein Menſch, oder ein Thier unmöglich ohne Milz leben könne? Graaf und Verheyen haben ihn daher aus Thieren herausgeſchnitten, und hierauf faſt nicht die geringſte Veränderung an denſelben Thieren bemerket. Da dieſes nun die ewig falſche Meynung, daß Gott etwas vergebens gemacht habe, zu beſtätigen ſcheint: ſo werden dadurch die Unterſuchung und das Nachdenken der Aerzte immer mehr beſchäfftiget, damit ſie endlich den wahren Nutzen des Milzes erfahren mögen.

Was für Lärmen die Zirbeldrüſe, ſeit des Carteſius Zeiten, in der gelehrten Welt gemacht hat, iſt zur Gnüge bekannt. Wer auch einſieht, von was für Wichtigkeit die Streitigkeiten wegen der Einfachheit der Seele und ihrer Vereinigung mit dem Leibe iſt, der wird diejenigen phyſiologiſchen Verſuche, welche die Meynung der einen oder der andern ſtreitenden Partey beweiſen, oder widerlegen, für ſehr nöthig halten. Womit ſollen wir aber dieſe Verſuche anſtellen? Mit todten Thieren iſt es unmöglich; weil da nichts, als der bloße todte Körper, vorhanden iſt, der Naturkündiger aber auch hier Erfahrungen von der Seele haben will. Wir können nichts anders thun, als das Gehirn lebendiger Thiere eröffnen. Dieſes iſt es auch, was ſchon ſehr viele Zergliederer, mit löblichem Bemühen, gethan haben. Aus dieſer ihren Verſuchen hat man nun geſchloſſen, daß der Sitz der Seele in der Zirbeldrüſe, wie viele andere carteſianiſche Sätze, wohl ein bloßes Hirngeſpinnſte ſeyn mag. Artheraut, ein Wundarzt und Zergliederer in Lauſanne, hat vielen Hunden ein ſpitzes Eiſen in das Gehirn geſchlagen, und, wenn die Zirbeldrüſe verletzet worden, ſind, wie Muralt meldet, die Hunde alſobald todt hingefallen. Allein, er hat ohne Zweifel, wegen nicht genugſamer Vorſichtigkeit, allezeit das Gehirnlein mit verletzet; da denn nothwendig augenblicks die Hunde haben ſterben müſſen. Wenn dieſes nicht geſchehen, und die Zirbeldrüſe auch noch ſo ſehr verletzet worden wäre: ſo würden ſie gewiß nicht ſogleich dadurch geſtorben ſeyn. Denn man hat Erfahrungen dagegen. Schwenter hat mitten durch das Gehirn eines Huhnes einen Nagel geſchlagen, ohne, daß es davon geſtorben. Hofmann hat einen Hund durch den Kopf durch an den Tiſch angenagelt, daß er daran hangen geblieben; und doch iſt er nicht geſtorben.

Mit dem Gehirne und dem, was dazu gehöret, können, wegen der großen Abſicht, die der Schöpfer in dem Baue deſſelben gezeiget hat, nicht Verſuche genug angeſtellet werden. Alle dieſe Arten von Verſuchen aber, welche zur Erklärung der Empfindung und deſſen, was ſonſt die Seele angeht, nützlich ſind, können nur an lebendigen Thieren angeſtellet werden. Es iſt eine Frage unter den Aerzten, ob die Empfindung vermittelſt des Nervenſafts, (fluidi neruei) oder durch die Häute, (meninges) welche das Gehirn und die Nerven im ganzen Leibe umſchließen, in das Gehirn gebracht wird; oder ob dieſe Häute nur mit einer zuſammenziehenden und ausdehnenden Kraft begabet ſind, welche ſich bey Verletzung derſelben äußert? Baglio hat hierüber folgenden ſchönen Verſuch angeſtellet. Er hat zween große Hunde von gleicher Größe und Stärke, und welche einen ganzen Monat hindurch wohl waren gefüttert worden, genommen, und beyden die Pulsader am Schienbeine, (arteriam cruralem) entblößet. Dem einen hat er ein Loch in den Kopf gebohret, ſo, daß die harte Hirnhaut (dura mater) entblößet da gelegen. Dem andern Hunde aber hat er kein Loch in den Kopf gebohret, ſondern ihm zwiſchen den Ribben, gerade über dem Herze, mit einem ſcharfen Meſſer ein Loch eingeſchnitten. Nachdem er alſo jeden Hund auf ein Brett gebunden und zu ſeinem Verſuche vorbereitet, ſo hat er durch zween Wundärzte jedem Hunde die entblößte Pulsader, zu gleicher Zeit, mit Lanzetten eröffnen laſſen. Das Blut ſprang aus beyden Pulsadern mit großer Heftigkeit heraus, und machte einen vier bis fünf Hände weiten und eben ſo hohen Bogen; welches aber gar nicht lange währete. Hernach hat er mit einem in warm Waſſer getauchten Schwamme die Pulsader verſchloſſen, und ſogleich den Hund, welchem er ein Loch in den Kopf gebohret, auf die harte Hirnhaut, und den, welchen er auf der Bruſt aufgeſchnitten, auf das Herz geſtochen. Bey dem Stechen wurden die Schwämme von den Pulsadern weggenommen, und das Blut ſprang bey beyden Hunden mit großer Heftigkeit heraus. Doch mit dem Unterſchiede, daß das Blut des Hundes, welchen er auf die harte Hirnhaut ſtach, einen weit höhern und weitern Bogen machte, als das Blut des andern, welchen er auf das Herz ſtach. Je öfter und heftiger er auf das Herz und auf die harte Hirnhaut ſtach, deſto höher waren die Bogen, und deſto öfter ſprang das Blut aus den Eröffnungen. Er hat dieſes Stechen ſo lange fortgeſetzt, bis die Hunde geſtorben ſind. Was Bagliv für ſeine Meynung von den Hirnhäuten und wiederum andere für die ihrige aus dieſem Verſuche folgern, das leidet mein Vorhaben nicht, hier anzuführen. Genug, er hat Gelegenheit zu wichtigen Unterſuchungen in der Phyſiologie gegeben.

Ich will noch einen dergleichen Verſuch, welchen Bagliv angeſtellet hat, anführen. Er hat vielen lebendigen Thieren das Rückgrad entblößet, und, mit großer Vorſichtigkeit, ein Loch in einen Wirtel (vertebram) deſſelben gebohret, bis er zur Höle des Rückgradmarks, welches in ſeine Häute (meninges) eingewickelt iſt, gekommen. Wenn er mit einer Nadel auf die harte Haut des Rückgradmarks geſtochen: ſo haben dieſe Thiere allezeit durch den ganzen Körper hindurch ſtarke Convulſionen bekommen. Wenn er etwas ſpirituöſes und gelinde aromatiſches darauf gethan, ſo hat es bey den Thieren zwar ein ſchwaches Zittern verurſachet, bald darauf aber haben ſie ſich munter und lebhafter bezeiget. Wenn er aber ſcharfe und beißende Säfte hinein getröpfelt, ſo hat dieſes alsbald ſtarkes Zittern, Convulſionen, Heulen, Geſchwulſt des Bauches, Brechen u. d. gl. verurſachet.

Dieſe und dergleichen Verſuche ſind es, um derentwillen ich nicht nur die Aerzte, wenn ſie ſie anſtellen, vertheidigen, ſondern ſo gar ihnen ein großes Lob beylegen zu können behaupte. Dieſes zu behaupten, darf man nur das Gute der Handlung, wenn man ein Thier, um eines phyſiologiſchen Verſuches willen, lebendig eröffnet, gegen das Böſe der Handlung halten, wenn man ein Thier überhaupt martert, und dieſe beyden Handlungen miteinander vergleichen, um zu ſehen, ob, wenn man den Nutzen eines ſolchen Verſuchs erwäget, die Eröffnung lebendiger Thiere, um eines ſolchen Verſuchs willen, noch immer böſe bleibt. Dieſes zu bewerkſtelligen, muß man folgendes in Betrachtung ziehen.

Es iſt allerdings gewiß, daß Gott überhaupt ein Misfallen darüber haben muß, wenn man Menſchen und Thieren Schmerzen verurſachet. Er hat beyde dieſe Arten von Geſchöpfen mit vielen Vollkommenheiten verſehen, und dadurch gezeiget, daß er ihnen ihre gehörige Würde und Achtung beygeleget wiſſen will. Ueberdieſes ſo iſt es ſogleich aus dem Begriffe ſeiner vollkommnen Güte klar, daß ihm die Marter ſeiner Geſchöpfe unmöglich gefallen kann, und daß diejenigen ſich an denſelben verſündigen, welche ihnen, wenn ſie es nicht verdienet, und wenn es ohne eine vernünſtige Abſicht geſchieht, Marter verurſachen.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Größe des Verbrechens, welches einer dadurch begeht, wenn er Gottes Geſchöpfe martert, nach dem Maaße der Vollkommenheiten, welche Gott jedem Geſchöpfe zugetheilet hat, und nach dem aus der Marter zu erfolgenden Schaden, wenn beydes dem, der ein Thier, oder einen Menſchen martert, zuvor bekannt geweſen, beſtimme. Man wird mir leicht einräumen, daß der, welcher einen großen Gelehrten verwunwundet und ihn zu Ausübung ſeiner Gelehrſamkeit größtentheils untüchtig machet, wenn er dieſes zuvor eingeſehen, ein größer Verbrechen begeht, als der, welcher eben dergleichen an einem Bauer thut, welcher nichts, als ſein Feld zu bauen, weis. Es iſt alſo ſchon unter den Menſchen ſelbſt, in Anſehung ihrer Vollkommenheiten, und ihres Nutzens, und folglich auch in Anſehung des Verbrechens, welches man dadurch begehet, wenn man ſie martert, ein großer Unterſchied. Wie groß wird aber nicht dieſer Unterſchied ſeyn, wenn wir Menſchen und Thiere gegeneinander halten! Wer wird nicht den Menſchen überhaupt vor den Thieren überhaupt, faſt einen unendlichen Vorzug zugeſtehen, wenn er bedenkt, mit was für großen und vielen Vollkommenheiten der Schöpfer die Menſchen vor den Thieren begabet hat? Die Menſchen hat er mit einer vernünftigen Seele verſehen, welche zu den wichtigſten und vortrefflichſten Handlungen fähig iſt. Ihrem Leibe hat er ſo vortreffliche Gliedmaaßen gegeben, welche geſchickt ſind, die Befehle der in ihnen wohnenden vernünftigen Seelen auszurichten und dadurch die ſchönſten Werke der Kunſt und viel tauſend zum menſchlichen Leben unentbehrliche Sachen hervorzubringen. Was ſind aber die Thiere, wenn wir ſie gegen die Menſchen halten? Ihre Seelen, wenn ſie noch Seelen haben, ſind von den ſchlafenden leibnitziſchen Monaden ſo wenig unterſchieden, ſo groß die Entfernung zwiſchen ihnen und den Seelen der Menſchen iſt. Zu was für wichtigen Handlungen ſind ihre Seelen und Leiber fähig? Nichts thun ſie, als wozu ſie ihre blinden Begierden, und der Zwang der Menſchen antreiben. Doch ich bin einer weitläuftigen Vergleichung der Vollkommenheiten der Menſchen und der Thiere überhoben, da ich weis, daß niemand ſeyn wird, welcher nicht den Menſchen einen ſehr großen Vorzug vor den Thieren zugeſteht.

Damit ich aber näher zu meinem Zwecke komme, will ich eine beſondere Art von Thieren mit den Menſchen überhaupt, und beyder Marter, mit einander vergleichen. Ich will hierzu die Hunde erwählen, und zwar deswegen, weil ſie ungefähr für das Mittel zwiſchen den nützlichſten und unnützlichſten Thieren angeſehen werden können, und weil ſie auch gemeiniglich zu phyſiologiſchen Verſuchen gebraucht werden.

Da die Menſchen überhaupt viel mehr Vollkommenheiten haben, auch zu weit größerem Nutzen geſchickt ſind, als die Thiere: ſo kann das Verbrechen, wenn man einen Menſchen von mittlerer Gattung, und einem Thiere von mittlerer Gattung, z. E. einem Hunde, gleich große Schmerzen verurſachet, unmöglich gleich groß ſeyn. Denn da die Größe dieſes Verbrechens nach dem Maaße der Vollkommenheiten (zu welchen auch die Fähigkeit, vielen Nutzen in der Welt zu ſtiften,) desjenigen Geſchöpfs, zu rechnen iſt, welches gemartert wird, wenn der, welcher es martert, dieſelben einſieht, (welche Bedingung ich hier einmal für allemal wiederholet haben will,) beſtimmet werden muß; der Menſch aber viel mehr Vollkommenheiten hat, als der Hund: ſo muß das Verbrechen, wenn man einen Menſchen martert, viel größer ſeyn, als das Verbrechen, wenn man einen Hund martert. Ich will nun ſetzen, daß ein Menſch und ein Hund, um eines phyſiologiſchen Verſuches willen, jeder gleich ſtark, durch Eröffnung ſeines lebendigen Leibes gemartert wird: ſo wird auch alsdenn, ohne auf den daraus erfolgenden Nutzen noch zu ſehen, das Verbrechen bey dem Menſchen weit größer ſeyn, als bey dem Hunde. Daß ſolche phyſiologiſche Verſuche, ſie mögen mit Menſchen, oder mit Hunden, angeſtellet werden, in der Arzeneywiſſenſchaft, und alſo auch im menſchlichen Leben überhaupt, von großem Nutzen ſind, leugnen auch diejenigen nicht, welche die Marter der Thiere, die ihnen, um ſolcher Verſuche willen, verurſachet wird, verbiethen. Man kann aber dem Verſuche, welcher mit dem Menſchen angeſtellet wird, keinen Vorzug vor dem zugeſtehen, welchen man mit dem Hunde anſtellet. Der Bau ihrer Körper iſt, wenigſtens in den Theilen, in welchen ſolche Verſuche angeſtellet werden, einerley; und alſo iſt auch der aus beyden Verſuchen entſpringende Nutzen gleich groß. Ich geſtehe aber gerne zu, daß dieſer Nutzen weit kleiner iſt, als das Verbrechen, welches man, durch das Martern der Menſchen, begeht. Ich bin des Beweiſes hier wieder überhoben, weil mir es ein jeder zugiebt. Da aber das Verbrechen, wenn man einen Hund martert, ſo ſehr vielmal kleiner iſt, als das Verbrechen, wenn man einen Menſchen gleich heftig martert: ſo wird man bald begreifen, daß der Nutzen eines phyſiologiſchen Verſuches, mit deſſentwillen man den Hund martert, doch noch weit größer iſt, als das Verbrechen, welches man, durch die Marter eines Hundes, begeht.

Der Nutzen, welcher daraus entſteht, wenn man einen Hund, um eines phyſiologiſchen Verſuchs willen, lebendig eröffnet, iſt um ein gut Theil größer, als das Verbrechen, wenn man ihm, durch die Eröffnung, heftige Schmerzen verurſachet. Ich muß aber, damit das bloße Böſe übrig bleibe, dieſen Nutzen von dem Verbrechen, das Größere von dem Kleinern abziehen. Dieſes geht nicht an. Folglich muß ich es umkehren, und das Kleinere von dem Größern, das Verbrechen von dem Nutzen abziehen. Was hernach übrig bleibt, iſt nothwendig Nutzen; und zwar noch ein ziemlich großer Theil deſſelben; weil etwas, das ganz klein gegen ihn war, von ihm abgezogen worden. Weil alſo noch ein ziemlich großer Nutzen, nach Abzuge des Böſen, bey der beſagten Handlung, übrig bleibt, und der, der den Verſuch anſtellet, wie ich vorausgeſetzt habe, auch dieſen Nutzen zur Abſicht hat, und endlich aus dieſer Abſicht die Güte einer Handlung von dieſer Art beſtimmet werden muß: ſo folget, daß die Eröffnung lebendiger Thiere, um phyſiologiſcher Verſuche willen, nicht nur keine böſe, ſondern ſo gar eine ſehr gute Handlung iſt.

Ich habe mich, in Beſtimmung der Verhältniſſe, lauter allgemeiner Ausdrückungen der Größen bedienet. Ich kann daher nicht in Abrede ſeyn, daß ich mich oft etwas dunkel werde ausgedrückt haben. Ich will alſo, dem Vorwurfe der Dunkelheit zuvor zu kommen, meinen ganzen Beweis in der Kürze wiederholen, und die darinnen vorkommenden Größen und Verhältniſſe mit Zahlen ausdrücken. Hierbey werde ich den Vortheil haben, daß mein Beweis ein demonſtrativiſches Anſehen gewinnen wird, und ich deſto mehr Beyfall zu hoffen habe: zumal, wenn mir es gar etwan einkommen ſollte, hinten den mathematiſchen Trumpf darauf zu ſetzen.

Aus dem, was ich oben geſagt habe, und was einem jeden, welcher die Vollkommenheiten der Geſchöpfe, die menſchlichen Pflichten und den Werth unſerer Handlungen nur einigermaßen zu ſchätzen weis, bekannt ſeyn muß, verlange ich, daß man mir erlaube, vorauszuſetzen, daß die Vollkommenheiten eines Hundes zu den Vollkommenheiten eines Menſchen, beydes überhaupt genommen, ſind, wie 1 zu 1000, und daß folglich das Verbrechen bey Eröffnung eines lebendigen Hundes zu dem Verbrechen bey Eröffnung eines lebendigen Menſchen ſich verhält, wie 1 zu 1000. Ich hoffe nicht zu viel zu ſagen, wenn ich behaupte, daß es 100mal beſſer iſt, bey gehörigen Umſtänden, einen Hund um eines phyſiologiſchen Verſuchs willen, lebendig zu eröffnen, als dieſes nicht zu thun. Die Unterlaſſung eines ſolchen phyſiologiſchen Verſuchs, wegen des Böſen, das noch mit dieſer Handlung verknüpft iſt, wird ſich alſo zu dieſer Handlung, wenn ſie den daraus zu erwartenden Nutzen zur Abſicht hat, verhalten, wie 1 zu 100. Dieſe letztere Zahl, nämlich 100, kann ich alſo für die Größe des Nutzens annehmen. Da aber, wie geſagt, der Nutzen bey dem Hunde, und der bey dem Menſchen gleich groß iſt: ſo iſt ſein Maaß bey dieſem 100, und auch bey jenem 100. Dieſes alles demnach vorausgeſetzt, hebe ich meinen Beweis folgendermaßen an.

Das Böſe bey der Handlung, wenn man einen Hund lebendig eröffnet, verhält ſich zu dem Böſen bey der Handlung, wenn man einen Menſchen lebendig eröffnet, wie 1 und 1000. Wenn man einen Hund und einen Menſchen, um eines phyſiologiſchen Verſuchs willen, eröffnet: ſo iſt der Nutzen eines ſolchen Verſachs gleich groß. Die Größe dieſes Nutzens iſt 100. Wenn ich alſo 100 ſo wohl von nur gedachtem 1, als auch von 1000, abziehe: ſo bleibt im erſtern Falle −99 und im andern +900 übrig. Das Böſe der gedachten beyden Handlungen verhält ſich alſo nunmehr zuſammen, wie −99 zu +900. Folglich iſt zwar, weil 900 nur um den zehnten Theil weniger iſt, als 1000, und zwar plus, des Böſen bey der Handlung, wenn man einen Menſchen, um eines phyſiologiſchen Verſuchs willen, lebendig eröffnet, noch ſehr viel übrig geblieben: aber von dem Verbrechen, bey Eröffnung eines Hundes, wegen eines phyſiologiſchen Verſuchs, iſt nicht nur nichts, ſondern ſogar 99 weniger, als nichts, übrig geblieben. Da nun dieſes minus das Entgegengeſetzte von dem anzeiget, was es anzeigte, wenn es plus hieße; dasjenige aber, was es anzeigte, wenn es plus hieße, eine böſe Handlung iſt: ſo zeiget −99 eine gute Handlung an. Dahero iſt die Handlung, wenn man einen Hund, um eines phyſiologiſchen Verſuchs willen, lebendig eröffnet, nicht böſe, ſondern ſogar 99mal ſo gut, als ſie zuvor böſe war. Da ich nun gezeigt habe, daß ich den Hund ſtatt der Thiere überhaupt hier annehmen koñte: ſo folget, daß die Eröffnung lebendiger Thiere, um phyſiologiſcher Verſuche willē, in dem Rechte der Natur nicht verbothen, ſondern anbefohlen iſt. W. Z. E. W.

Der Beweis iſt alſo fertig; aber meine Gegner ſind deswegen noch nicht überzeugt. Denn es iſt die neuſte Mode unter den galanten Philoſophen, keiner Widerlegung ſolcher Sätze Gehör zu geben, welchen ſie einmal den Eid der Treue geſchworen haben. Doch welche ſind denn die wichtigen Gründe, die ſie für ihre Meynung vorbringen? „Die Natur, „ſagen ſie, hat gleich einen Abſcheu vor den abſcheu„lichen Martern unſchuldiger Thiere, welche ſie bey „ſolchen Verſuchen ausſtehen müſſen. Gott muß „durchaus ein Misfallen an ſolchen Martern haben, „und man beleidiget alſo ihn, wenn man ſeine un„ſchuldigen Geſchöpfe ſo martert. u. ſ. w. Ich will den Zuſammenhang dieſer Schlüſſe nicht widerlegen, weil ich keinen ſehe, ſondern nur meine Gegner fragen: warum ſie denn das Schlachten der Thiere und die Umbringung ſo vieler tauſend unſchuldiger Menſchen für zuläßig halten? Geſchieht es nicht um das daraus erwachſenden Nutzens willen? Warum wollen ſie aber bey dem gegenwärtigen Falle den Nutzen nicht in Erwägung ziehen?

Einige meiner Gegner können diejenigen nicht genug verſpotten, welche behaupten, daß Gottes Ehre, durch Verſuche, mit lebendig eröffneten Thieren, befördert werde. Sie ſagen: „Wie will es doch Gott „zur Ehre gereichen, wenn man die Thiere auf das

„abſcheulichſte martert?“ Aber hier denken ſie wieder nur an die Marter, und nicht an den Nutzen der Verſuche, mit welchen die Marter unzertrennlich verknüpft iſt. Kein vernünftiger Arzt hält die Marter des Thieres für das Mittel, wodurch er die Erkenntniß des thieriſchen Körpers vermehret und Gottes Ehre befördert. Vielmehr würde ein jeder wünſchen, daß alles ohne die Marter des Thieres geſchehen könnte. Da dieſes aber nicht möglich iſt: ſo läßt er ſich dennoch eine unzeitige und einem rechtſchaffnen Arzte unanſtändige Barmherzigkeit nicht abhalten, wichtige Verſuche, durch Eröffnung lebendiger Thiere, anzuſtellen.

Ich habe mich nun ſo ſehr gegen die Thiere vergangen, daß es kein Wunder wäre, wenn mir die ganze Republik der Hunde den Krieg ankündigte. Doch, damit ich ſie wieder gut mache, ehe ſie mich ihren Zorn empfinden laſſen, ſo will ich ehſtens eine Schutzſchrift für das ganze Geſchlecht der Thiere verfertigen.

Chriſtlob Mylius.

* *

Die Verſtellung.

Dich trifft mein Lied, du Ungeheuer,
Das in dem Innern Rach und Feuer,
Ergrimmten Haß und Argwohn hegt;
Das bey des andern Ruhm und Glücke
Zwar neidiſch, doch mit falſchem Blicke
Die Bosheit zu verheelen pflegt;

Die Wahrheit reicht mir ſelbſt die Farben
Und läßt mich deiner Seelen Narben,
Iſt gleich der Anſtrich noch ſo ſchön,
Nach abgerißner Larve ſehn.

Zwar wirſt du leicht, mit eitlen Zügen,
Den, der nicht richtig ſchließt, betrügen,
Das macht dein angenommner Schein,
Dein äußerlich erborgtes Weſen
Dünkt blöden Geiſtern auserleſen;
Du ſcheinſt der Tugend Kind zu ſeyn:
Wie eine ſchöngeputzte Dirne
Mit falſchem Haar und frecher Stirne
Ein Auge, das nicht deutlich ſieht,
Verräthriſch in das Netze zieht.

Doch welch ein innerliches Grauen
Läßt mich dein wahres Bildniß ſchauen,
Das ſich ſo gern vor uns verheelt?
O! welch ein Vorwuf voller Schrecken!
Was läßt du mich in dir entdecken,
Da mich dein finſtrer Anblick quält?
Die Freundlichkeit vergnügter Blicke
Verbirgt umſonſt des Herzens Tücke;
Der Weisheit Stral zertreibt den Dunſt
Und zeigt mir die Verſtellungskunſt.

Ja, ja, ich ſeh ſie, tauſend Minen,
Die ihr bey jedem Vorfall dienen,
Stehn ſtets zu ihrem Dienſt bereit.
Ihr Schlund verſteckt unzählge Zungen,

Die bald erfreut, bald traurig klungen,
Nachdem der Nutzen es gebeut.
Man ſieht ihr doppeltes Geſichte
Nur bey der Prüfung hellem Lichte,
Und wie das eine öfters weint,
Wenn jenes noch ſo munter ſcheint.

Als noch die Welt in erſter Jugend
Nur den Verdienſten und der Tugend
Den größten Vorzug zuerkannt:
Da ward die Schaar verſchmähter Laſter
Bey uns je länger je verhaßter,
Und nur zum Abſcheu ausgenannt.
Da wußte niemand vom Verſtellen,
Da ſuchte man in allen Fällen
Des wahren Lobes werth zu ſeyn,
Sich ächten Tugenden zu weihn.

Der Grimm erfüllt die Laſter Schaaren,
Die überall vertrieben waren,
Die Tobſucht rüſtet ſich zum Streit.
Jedoch die Argliſt hieß ſie ſchweigen:
Ihr müßt euch, ſprach ſie, anders zeigen,
Sonſt macht euch nur zur Flucht bereit.
Des Herzensgrund muß ſich verſtecken,
Nie müßt ihr euch der Welt entdecken,
Was gilts, ſo wird es bald geſchehn,
Daß wir in größter Achtung ſtehn.

Gleich wird der Anſchlag angenommen,
Man ſieht ſie häufig wiederkommen,

Doch in veränderter Geſtalt.
Die Sprache muß mit den Geberden
Der Tugend ganz gewiedmet werden.
Das Aeußre wird ihr Aufenthalt.
Von allen wird ihr Thun geprieſen,
Obgleich ihr Herz ſo wie vor dieſen,
Nur itzo nicht ſo offenbar,
Der Sitz unbändger Thorheit war.

Nun ſah man ſie mit großen Haufen
Ohn Hinderniß die Welt durchlaufen,
Und man gewann ſie ſchleunig lieb.
Man ſah ſie nun in allen Zonen,
In Städten, wie in Schlöſſern wohnen,
Kaum, daß das Dorf verſchonet blieb.
Vom Europäer bis zum Wilden,
Von Nordens kälteſten Gefilden
Bis Lybiens verſengten Sand
Ward ihre Herrſchaft nun erkannt.

Ein Joab iſt nunmehr befliſſen,
Wie er mit heißen Freundsſchaftsküſſen
Den, der ihn übertrifft, erſticht.
Verſtellt umarmt er jenes Glieder,
Und Amaſa umarmt ihn wieder,
Und denkt an Trug und Falſchheit nicht.
Doch da ſie eben ſich umfaſſen,
Muß jener unbeſorgt erblaſſen,
Weil Joabs Blut gewohntes Schwerdt
Ihm tückiſch durch die Adern fährt.

Der Witz ließ drauf ſo gar nach Gründen
Die unglückſelge Kunſt erſinden,
Wie man recht ſinnreich ſich verſtellt.
Sich von der Wahrheit zu entfernen,
Fing man nach Regeln an zu lernen,
Und mancher ward hierdurch ein Held;
Dieß ward der Kern der Wiſſenſchaften,
Worinn ſich alle die vergafften,
Die ohn Verdienſten nur nach Wind,
Nach Ruhm und Anſehn hungrig ſind.

Dort, wo die Herrſchſucht keinem weichet,
Und, wenn ſie ihren Zweck erreichet,
Doch ſtets nach höhern Stufen geizt;
Am Hofe, wo bey dem Gedränge
Der Ehre glänzendes Gepränge
Unendlich viele blendend reizt:
Da ward ſie, als ſie kaum gekommen,
Von allen willig aufgenommen;
Da hat man ihr ſeit langer Zeit
Der Ehrfurcht Weihrauch dargeſtreut.

Die Tugend floh mit ſchnellen Schritten
Von den Paläſten zu den Hütten,
Die Wahrheit floh zugleich mit ihr.
Jedoch auch hier blieb ſie nicht lange;
Der Feindinn Ankunft macht ſie bange,
Und man vertrieb ſie auch von hier.
Kaum, daß ſie bey der Flucht im Tempel,
Durch ihr vortreffliches Exempel,
Das Ernſt und Munterkeit verband,
Noch eine ſichre Freyſtatt fand.

O!

O! möcht ich doch die Urſach wiſſen,
Was dieſem Ort ihr Bild entriſſen,
Der ihr beſonders zugehört!
Ward denn ſie gar auf jenen Schwellen
Und bey der Wahrheit reinſten Quellen
Durch Heucheley ihr Sitz entehrt?
Verdammter Schwarm verworfner Thoren,
Den ſelbſt die Bosheit ausgebohren,
Der durch ſein Wüten ungeſcheut
Den Untergang der Tugend dräut.

Was zeigt ſich dort in jenem Lichte?
Die Weisheit iſt es, ihr Geſichte
Glänzt wie der Sterne größte Pracht;
Die Luft wird ſchnell vor ihr zertheilet;
Sie kömmt zu uns herab geeilet,
Es bebt der Laſter ſchwarze Nacht,
Ein ſtarkes Blitzen trennt die Schatten,
Und die, die ſich verſtellet hatten,
Erleuchtet nun zu ihrer Qual
Der Weisheit nie geſchwächter Stral.

Die Tugend ſtehet ihr zur Seiten,
Auch muß die Wahrheit ſie begleiten,
Nach ihr folgt die Verſchwiegenheit;
Die Weisheit lehrt uns, dieſen dreyen
Das Herz zur Wohnung einzuweihen,
Und zeigt der Falſchheit Heßlichkeit.
Wo blieb die Kunſt verſtellter Seelen?
Sie kroch beſchämt in finſtre Hölen,
Um bey der Weisheit hellen Schein
Nicht überall erkannt zu ſeyn.

J. A. Carſted.

* * *

Gegenantwort
des Verfaſſers der Einwürfe wider Herrn Gadens Beweis von der Wirklichkeit Gottes.

Hochzuehrender Herr,

Theils meine Geſchäffte, theils der Widerſpruch, der bey mir iſt, eine Monatsſchrift, die eigentlich den ſchönen Wiſſenſchaften gewiedmet iſt, allzuſehr mit metaphyſiſchen Abhandlungen zu erfüllen, nöthigen mich, Ihnen ſo kurz als möglich iſt, zu antworten; und ich hätte mir vielleicht dieſe Mühe gar erſpart, wofern Sie es nicht hätten für eine Verachtung aufnehmen können. Ich bin noch nicht mit Ihrem Begriffe, vom Grunde einig. (222. S.) Wenn Sie den Gärtner fragen, warum die Blume im Glashauſe wachſe: ſo ſetzen Sie ja voraus, daß der Same von ihr, oder eine Zwiebel in die Erde ſey gebracht worden. Alſo nehmen Sie ſchon an, daß der Grund zu ihrem Wachsthume, vorhanden ſey, den äußerliche Umſtände nur verhindern konnten. Folglich hat der Gärtner recht, wenn er Ihnen nur ſaget, das Glashaus räume dieſe Verhinderungen weg. Wenn man fraget, warum ich itzo an Sie ſchreibe, ſo müſſen ja zwey Dinge in der Antwort zuſammen vorausgeſetzt werden. Das erſte iſt, daß ich keine Verhinderungen habe; allein dieſes iſt noch nicht genug; wieviel Zuſchriften würden Sie bekommen, wenn alle Leute, die keine Verhinderungen haben, an Sie ſchreiben wollten? Alſo muß auch ein Grund da ſeyn, warum ich es thue. Verzeihen Sie mir hier, wenn ich Ihrer allzugroßen Neugierigkeit kein Genüge thue, und Ihnen aus dieſer Erklärung des Grundes keinen ſo deutlichen Begriff davon geben kann, als Sie verlangen. Ich bin in den einfachſten Gedanken, die der Anfang aller unſerer Erkenntniß ſind, mit klaren Begriffen zufrieden, weil die Erfahrung mich gelehrt hat, daß diejenigen, die es hierinnen zu einer großen Deutlichkeit bringen wollen, entweder leere Töne, oder aufs höchſte philoſophiſche Kunſtwörter, für deutliche Erklärungen verkaufen. Sie verſtehn nicht was es heißt, warum ein Ding iſt, aber es iſt Ihnen deutlich, wenn man ſagt, es widerſpreche einem Dinge nichts. Indeſſen glaube ich, daß alle Gärtner, die keine Metaphyſici ſind, das erſte, und nicht das letzte verſtehen werden. So viel ich von der Natur der Schlüſſe erkenne, darauf Sie mich in der 224 S. verweiſen, ſo folgert man allerdings die Falſchheit eines Satzes daraus, daß er ausgemachten Wahrheiten widerſpricht: aber ihn für wahr zu halten, iſt nicht genug, daß wir keinen ſolchen Widerſpruch ſehen; er muß aus den Sätzen, die wir für wahr halten, folgen. Heißt dieſes bey Ihnen, dieſen Sätzen gemäß ſeyn: ſo bin ich mit Ihnen einig. Ich kann den Satz, daß im Monde Leute wohnen, nicht darum für wahr halten, weil er keinen Sätzen, die ich annehme, widerſpricht. Wenn ich ihn glaube, ſo geſchieht es, weil er aus mir bekannten Wahrheiten zu folgen ſcheint.

Mich deucht alſo, daß Sie auf meine Zweifel noch nicht zulänglich geantwortet haben, welches auch erhellet, wenn man nur Ihre Erinnerungen wider meine Exempel anſieht. Sie thun mir das größte Unrecht von der Welt, wenn Sie mir (auf der 228 S.) einen Abſcheu vor Dorindchen zuſchreiben, und ich bin ſehr empfindlich darüber, daß Sie mir durch dieſen Ausdruck unverſchuldeter Weiſe die Feindſchaft eines Frauenzimmers zuwege bringen könnten. Ich weis auch keinen andern Rath, mir aus der Gefahr, darein Sie mich gebracht haben, zu helfen, als daß ich nachſtehende Erklärung an Dorindchen aufſetze. Ich befehle Ihnen hiermit an, Ihr dieſelbe zu übergeben, und daß ich Ihnen dieſes befehlen kann, gründet ſich darauf, weil Sie die Beleidigung, die Sie mir durch Ihren Ausdruck angethan haben, wieder gut zu machen verbunden ſind.

Du ſelbſt verlachſt, mir unbekannte Schöne,
   Was Gadens Neid zu meinem Nachtheil ſpricht.
Wenn ich mich gleich nicht ſeufzend nach dir ſehne:
   Flieh ich dich auch voll tummen Abſcheu nicht.
Ja, wenn ich dich, und deine Reizung kennte,
   Sucht ich vielleicht als Freundinn deine Huld.
Doch wer ſich drum nicht deinen Sklaven nennte,
   Begieng er wohl beſtrafungswerthe Schuld?
Mit munterm Wiz, mit angenehmen Zügen
   Nimmſt du gewiß unzählig Herzen ein:

Doch darf daran ſich niemand nicht vergnügen,
Als wer verſpricht dir ewig treu zu ſeyn?
Belehre doch den Meiſter tiefer Schlüſſe,
Was ihn noch nicht der groſze Wolf gelehrt:
Daß man nicht gleich dich ſterblich lieben müſſe,
Weil man dich kennt, und deinen Umgang ehrt.

Was das andere Exempel vom Steine betrifft: ſo weis ich, offenherzig mit Ihnen zu reden, von Ihren dabey gemachten Erinnerungen gar nicht, was ich denken ſoll. Ich halte es nicht für meine Pflicht, Sie aus den erſten Gründen der Phyſik zu widerlegen, da es nur eine Nebenſache, ein Exempel betrifft. Sie haben ohne Zweifel auch die Phyſik gehöret. Erinnern Sie ſich an das, was Ihnen nothwendig jeder Naturlehrer und jeder Mathematicus hat ſagen müſſen; ſo werden Sie ſich ſelbſt das Urtheil ſprechen, ob die Schwere vom Steine wegnehmen, heiße, den Stein wegnehmen.

Sie werden mit mir darinnen übereinſtimmen, daß ohne Grund nichts ſeyn kann. In ſo ferne alſo läßt ſich ihr Ausdruck rechtfertigen: wirklich ſey dasjenige, dem nichts widerſpricht. Denn ſelbſt der Mangel des Grundes iſt ein Widerſpruch. Aber dem ungeachtet wird es gezwungen herauskommen. Ich rauche keinen Taback, nicht deswegen, als ob er mir zuwider wäre, ſondern weil ich nicht finde, daß er zu meinem Vergnügen oder zu meiner Geſundheit, was beytragen kann. Wollen Sie dieſes eine Verhinderung des Tabackrauchens nennen, daß ich keine Urſache dazu habe, ſo ſteht es Ihnen frey: aber ich zweifele, daß man Sie ohne Erklärung ſo verſtehen wird. Wenn ich mich einmal, etwa wegen Zahnſchmerzen, entſchlöſſe, Taback zu rauchen, würde man wohl ſagen: nunmehr ſey eine Verhinderung weggeräumt, die zuvor meinem Tabackrauchen widerſprochen? Ob ſich ein Metaphyſicus ſo erklären würde, weis ich nicht. Ein anderer Deutſcher wenigſtens, würde vermuthlich ſagen, ich hätte eine Urſache bekommen, Taback zu rauchen, die ich zuvor nicht gehabt. Ihre Erklärung vom Wirklichen alſo iſt nicht deswegen undeutlich, weil man daraus die Wirklichkeit der Stadt Leipzig nicht beweiſen kann; ſondern weil ſie, nach vielen Erläuterungen endlich einem dasjenige entdeckt, was jedem die geſunde Vernunft ſaget, wenn er in ſeinem Leben das Wort Metaphyſik nicht gehört hat, nämlich, daß eine Sache wirklich iſt, ſo bald zulängliche Urſachen dazu vorhanden ſind, und dieſe Urſachen nicht gehindert werden. Sie glauben, daß Sie ſich nicht unbeſtimmt ausgedrückt, (226 S.) wenn Sie bey Erklärung der Wirklichkeit auf den Fall geſehen, da ſie mit der Möglichkeit zuſammen ſchmelzet. Bedenken Sie aber nur, daß, ehe Sie die Wirklichkeit Gottes erwieſen haben, man nicht weis, ob es einen ſolchen Fall giebt, und daß Sie alſo nothwendig eine Erklärung geben müſſen, die ſich auf alle Fälle ſchicket, und zeigen, wie der vorgegebene Fall in dieſer Erklärung enthalten ſey.

Was Sie auf der 227 und folgenden Seite von der Art ſagen, wie Sie auf den Begriff der Wirklichkeit gekommen ſind, das iſt alles ganz gut, aber auch niemanden unbekannt, der aus dem zweyten Capitel in Herrn Wolfs Metaphyſik gelernt hat, wie ſich Wahrheit und Traum durch den Satz des zureichenden Grundes unterſcheiden, und eben ſo iſt das, was Sie auf den folgenden Seiten bis zur 232 ſagen, weder falſch, noch neu. Es kömmt alſo darauf an, ob ein einziges einfaches Weſen,

> Das für ſich ſelbſt beſteht, dem niemand was gegeben,
> Das nie entſtanden iſt, **Winkler.**

möglich ſey; und wenn es möglich iſt, ob hieraus folge, daß es wirklich iſt. Die Möglichkeit habe ich Ihnen nicht geleugnet, mein Herr, und werde auch nie ſo unſinnig ſeyn, ſie zu leugnen, weil ich von der Wirklichkeit überzeugt bin. Gleichwohl aber, wenn mir die Luſt ankömmt, die Verhinderungen wegzuräumen, die Ihnen im Wege ſtehen, daß Sie nicht noch ein paar Bogen ſchreiben; das heißt auf Deutſch, zu machen, daß ſie noch ein paar Bogen ſchreiben: ſo werde ich von Ihnen verlangen, mir dieſe Möglichkeit zu beweiſen. Woher weis ich denn, wenn ich mich als einen Egoiſten betrachte, daß ein ſolch Ding möglich iſt? Wenn ich mich ſelbſt für ein ſolches Weſen halte, oder wenn ich erkenne, daß ich es nicht bin, und alſo ein anders verehren muß, dem ich mein Daſeyn zu danken habe: ſo erkenne ich nicht die Möglichkeit allein, ſondern zugleich die Wirklichkeit eines ſolchen Weſens, und zwar a poſteriori. Außer dieſer Betrachtung aber wäre ich ſehr neugierig, zu wiſſen, wie man nur die Möglichkeit deſſelben darthun wollte? Doch, wenn ich auch die Möglichkeit

keit zugebe: ſo folgen die Schlüſſe noch lange nicht, die Sie auf der 233 S. hintereinander ſetzen. Sie fragen, was das einzelne Ding verhindern ſoll? Ich frage Sie, was es wirklich machen ſoll? Eben ſo gut Sie ausrufen: es muß ſich ſelbſt verhindern; welch ein widerſprechender Gedanke! kann ich ſagen: es muß ſich ſelbſt wirklich machen; welch ein ſeltſamer Einfall! Stellen Sie ſie ſich doch die möglichen Dinge vor, als ob ſie ſich zu dem Eingange ins Reich der Wirklichkeit drängten, wie etwa Herr Bodmer die zukünftigen Dichter beſchreibt:

, = = ich ſehe vor der Thür,
Die aus der düſteren, letheiſchen Revier,
Wo das Vergeſſen herrſcht, ans offne Tagslicht führet,
Ein Heer von Dichtern ſtehn. Wenn die Natur ſich rühret,
Und ihre Frühlingsluſt in Thier und Menſchen ſenkt,
Wie dann das Bienenvolk ſich um die Fluren drengt:
So wimmelts um das Thor von künftigen Poeten,
Die itzt noch unberühmt an Lethens Ufer treten.

Char. der D. G.

Wenn jedes mögliche Ding alſo zur Wirklichkeit zu kommen ſtrebet, und nur weil es andere verhindern, zurücke bleiben muß: ſo wird es vermuthlich gut ſeyn, wenn es brav um ſich ſtoßen, und die andern wegdrängen kann.

Sie haben (auf eben der 233 S.) wenigſtens einen halben Grund, die Wirklichkeit Ihres einzelnen Dinges zu glauben, und ein andrer hat gar keinen, daran zu zweifeln. Es iſt mir leid, daß ihr

Beweis ſo in die Brüche kömmt. Die Mathematici, von denen man nach dem Urtheile aller Verſtändigen allein kann beweiſen lernen, wiſſen nichts von halben Beweiſen; was kein ganzer Beweis iſt, das iſt gar keiner;

> Il n'eſt point de degré du mediocre au pire.
>
> *Boil.*

In welcher Logik aber ſteht wohl, daß man einen Grund haben müſſe, zu zweifeln? Zu glauben braucht man Gründe; zweifeln gehöret eben für den Zuſtand unſerer Seele, da wir nicht mehr Grund haben, den Satz für wahr als für falſch zu halten. Wenn ich zu Ihnen ſpräche: ich habe einen halben Grund, zu glauben, daß es einen Teufel mit Hörnern, Schwanz und Klauen giebt, weil ihn die Maler ſo malen, und Sie haben gar keinen, daran zu zweifeln, weil Sie mir die Unmöglichkeit davon nicht zeigen können; würde mein Schluß Sie wohl überführen? Käme es darauf an, ob die Wirklichkeit ihres einzigen Weſens wahrſcheinlich ſey oder nicht, und ich wollte ſie leugnen: ſo müßte ich allenfalls dreyviertel Grund haben, Ihren halben zu überwinden; aber wahrſcheinliche Schlüſſe zu machen, iſt wohl Ihrer Abſicht nicht gemäß.

Bey dem folgenden finde ich für mich nichts mehr zu erinnern, weil Sie ſelbſt geſtehen, daß Ihr Beweis auf den Carteſianiſchen hinausläuft, und alſo denſelben wider die Einwürfe, welche ſchon vorlängſt in gegenwärtiger Monatſchriſt dawider gemacht worden, zu vertheidigen ſuchen. Der Verfaſſer dieſer

Einwürfe hat auf das, was Sie gegen Ihn erinnert, nachſtehendes ſelbſt aufgeſetzt:

„Ich bin den Herrn Gaden ſehr verbunden, daß er die Vertheidigung des Carteſianiſchen Beweiſes wider meine Zweifel auf ſich genommen; ich bitte mir aber auch dabey aus, daß er mir verſtatte, die Gründe bekannt zu machen, weßwegen ich ſeiner Bemühung ungeachtet, noch zu zweifeln fortfahre. Er belehret mich (auf der 235. S. des Märzmonats der Bel. 1745.) in was für einem Verſtande der von mir angenommene metaphyſiſche Satz könne wahr ſeyn: ein Ding, das als bloß möglich betrachtet wird, ſey nichts weiter, als ein Begriff des denkenden Geiſtes; daß unſere Einbildungskraft, aus Sachen, die wir einzeln wirklich empfunden haben, ein neues Ganze zuſammenſetzen könne; daß jemand, der Menſchen und Pferde geſehen hat, ſich daraus Hippocentauren bilden könne, iſt mir geſagt worden, wie ich die Philoſophie hörte; und dieſe Einſchränkung befand ich nicht für nöthig, bey meinem Vortrage hinzuzuſetzen; theils weil ich glaubte, daß jedweder, auch ohne große Einſicht in die Philoſophie, ſie ſelbſt begreifen könnte; theils weil ſie in meine Schlüſſe keinen Einfluß hatte. Ein Hippocentaur iſt deswegen doch nichts weiter, als ein bloßer Begriff, wenn gleich ſeine Theile in andern Verbindungen wirklich ſind. Wenn man fraget, ob ſich eine Sirene außer meinem Verſtande befindet: So will niemand wiſſen, ob es außer meinem Verſtande Fiſchſchwänze und Jungfern giebt? ſondern ob dieſe Dinge beyſammen ſind? Auch da, wo es auf die Wirkung des Verſtandes ankömmt, ſondern wir ebenfalls von empfundenen Sachen Begriffe ab, und ſetzen ſie auf verſchiedene Art zuſammen, und was wir alſo zuſammen ſetzen, das iſt doch nur eine Vorſtellung unſerer Seele, wenn gleich hier und dar verſchiedene Dinge in der Natur ſind, die dazu Gelegenheit geben. Es giebt keine Kugel außer den Gedanken des Mathematikverſtändigen, wenn es gleich Körper giebt, die in ihm den Begriff einer vollkommenen Kugel erregen können. Aber, bey dergleichen Begriffen kann ich Herrn Gaden nicht einmal in der größten Schärfe zugeſtehen, daß ihre Theile alle einzeln wirklich ſind. Die Trefflichkeiten, die ſich Cicero in ſeinem vollkommenſten Redner, oder der Stoiker in ſeinem Weiſen, verſammlet vorſtellet, ſind nirgends, auch nur einzeln, in ſo hohem Grade anzutreffen, und alſo ſind die Theile dieſer Erdichtungen, nirgends, auch nur zerſtreuet, im Reiche der Wirklichkeit. Alles alſo, was in Herrn Gadens Erinnerung, wegen des von mir angenommenen metaphyſiſchen Satzes, wahres enthalten iſt, kömmt auf den ſcholaſtiſchen Canonem: Nihil eſt in intellectu, quod non fuerit in ſenſu, hinaus, wenn man ſelbigen mit denenjenigen Erklärungen vorträgt, die ſeine Wahrheit zu vertheidigen nöthig ſind; und wie mir Herr Gade zutrauen wird, daß ich denſelbigen lange gewußt habe: ſo wird er leichte einſehen, daß ich meine Zweifel dadurch nicht kann für gehoben halten. In der Erklärung des vollkommenſten Weſens, verbindet man ebenfalls eine Menge von Vollkommenheiten,

„die alle vielleicht Stückweiſe, ob gleich nicht in ſo hohem Grade, wirklich ſind. Es iſt alſo inſoweit ein Begriff von eben der Art, wie der ciceronianiſche Redner, oder der ſtoiſche Weiſe; weiter kann ich nichts auf dasjenige antworten, wodurch Herr Gade meine Zweifel, inſofern ſie ſich auf dieſen Satz gründen, entkräften will. Er hat ſeine Gedanken ſelbſt nicht aus einander geſetzt, ſondern verlangt auf der 237 Seite, man ſolle ſich aus ſeinen vorhererklärten Begriffen, meine Widerlegung ſelbſt machen. Ich mag dieſe Mühe nicht über mich nehmen, weil ich nicht weis, ob ich mir ſeine Widerlegung ſo vorſtellen dürfte, wie ſie ſeinem Sinne gemäß iſt, und an ſtatt Ihm zu antworten, mit meiner Erdichtung ſtreiten dürfte. Ich glaube indeſſen, es hätte kein Buch dazu gehöret, einige Sätze und Schlüſſe in der Verbindung, in der man ſie für überzeugend hält, ſeinen Leſern vorzutragen.

„Was Herr Gade auf meinen zweyten Einwurf (236 S.) antwortet, das bringt mich eben ſo wenig auf andere Gedanken. Warum iſt der Begriff des vollkommenſten Weſens, mit dem Begriffe der Wirklichkeit verknüpft? Weil es dem Erfinder gefallen hat, dieſe Begriffe in ſeinen Gedanken zu verbinden; Aber nach den Verbindungen der Begriffe, die ich in meinem Verſtande mache, richten ſich die Sachen außer demſelben nicht. Weßwegen antwortet Herr Gade nichts darauf, daß ich in meiner Abhandlung von dem carteſianiſchen Beweiſe gezeiget habe, man könne auf dieſe Art die

„Wirklichkeit aller möglichen Dinge darthun, wenn man nur dieſe Wirklichkeit mit in ihre Erklärung brächte? Weßwegen giebt er auf der 237 S. ſeinen Leſern, die meine Schrift entweder nicht geſehen, oder vergeſſen haben, Gelegenheit, zu glauben, als hätte ich ſo geſchloſſen: die Sirene läßt ſich nicht ohne einen menſchlichen Obertheil und ohne einen Fiſchſchwanz gedenken; alſo iſt ſie möglich und wirklich. Solche Schlüſſe mag Herr Gade für ſich behalten. Wer ſich die Mühe geben will, meine Abhandlung nachzuſchlagen, der wird finden, daß ich ganz anders verfahre. Ich nehme die Möglichkeit der Sirene bloß als eines Exempels an; ich bringe in ihre Erklärung den Begriff der Wirklichkeit ausdrücklich hinein, ſo wie er in die Erklärung des vollkommenſten Weſens, verſteckt hinein gebracht wird, und fordere alsdenn von den Vertheidigern des Beweiſes, mir den Grund zu entdecken, warum ſie einen Schluß bey der Sirene verwerfen, der ſie bey dem vollkommenſten Weſen überführet? Daß man nach meinen Sätzen nicht ſchließen kann: der Begriff der Wirklichkeit iſt mit dem Begriffe Gottes nothwendig in meinem Verſtande verbunden; alſo iſt Gott außer mir wirklich: darüber habe ich mich am angeführten Orte erklärt; und da ich nicht ſehe, wodurch Herr Gade dieſen Schluß rechtfertiget: ſo kann ich mich auch von dem, was er am Ende der 237 Seite anführet, nicht überzeugen laſſen.

M. Käſtner.

Ich habe dieſen Aufſatz hier einrücken laſſen, mein Herr, weil ich ſonſten eben das hätte wider Ihre Gedanken erinnern müſſen, und Ihnen auf dieſe Art zugleich dasjenige konnte beantwortet werden, was Sie für den carteſianiſchen Beweis angeführet haben. Ich ſehe nicht, wie Sie ſagen können, daß alles, was wir uns gedenken, etwas Wirkliches wäre, deswegen, weil allezeit ſeine Theile wirklich ſind. Iſt denn ein Haus, dazu der Baumeiſter den Entwurf gemacht, etwas Wirkliches, weil Holz, Steine und alle Materie, die dazu kommen ſoll, ſich ſchon in der Welt befindet? Was heißt Ihr Ausdruck auf der 233 Seite: ich muß mir, indem ich ein einziges Weſen gedenke, wenigſtens etwas wirkliches vorſtellen, ich muß daſſelbe nur in Umſtänden betrachten, die da machen, daß es nur möglich iſt. Sich etwas Wirkliches vorſtellen, und ſich zugleich vorſtellen, daß es nur möglich iſt, das iſt entweder ein Wortſpiel oder ein Widerſpruch. Eben dieſes glaube ich von Ihrem folgenden Satze: **Dieſes einzige Weſen iſt nichts, wenn es bloß möglich iſt, und alſo könnte ich keinen Gedanken davon haben:** Was nennen Sie **Nichts?** Einen widerſprechenden Begriff; ſo iſt es wahr, daß Sie von demſelben keinen Gedanken haben können: aber Sie müſſen alsdenn zeigen, daß Ihr einziges Weſen, wenn es bloß möglich iſt, ein Widerſpruch ſey; denn Ihrem bey dieſer Gelegenheit gethanen Ausrufe: welch ein widerſprechender Gedanke! habe ich ſchon einen andern entgegen geſetzt. Heißt aber Nichts bey Ihnen etwas bloß Mögliches: ſo würden nach

Ihrem Satze, die Dichter und die Metaphyſici blutwenig Gedanken haben können; denn ihr Wortſpiel mit dem Stückweiſe wirklich ſeyn, wenn gleich das Ganze nicht wirklich iſt, wird bey niemanden Beyfall finden.

Ich komme nunmehro auf das, was Sie auf der 238 Seite meinen beyden letzten Einwürfen entgegen ſetzen. Ich weis nicht, was das heißt, man müſſe die Sachen ſo anſehen, wie ſie ſind. Von wirklichen Dingen gebe ich Ihnen dieſes zu, aber bey bloß möglichen Dingen, wenn ich auch gleich ihren Begriff aus den Begriffen anderer wirklicher Dinge zuſammenſetze, habe ich ja nur darauf zu ſehen, ob ich nichts Widerſprechendes vereinige. Können Sie mir aber in der Verbindung der dreyfachen Geſtalten des Sphinx einen Widerſpruch zeigen? Er muß aus Theilen beſtehen, das iſt wahr; aber ſind nicht alle Theile als einfach betrachtet, möglich? Iſt es nicht möglich, daß ſie können verbunden werden? Aus welchem Welttheile ſie ſollen genommen ſeyn? wo der Sphinx wohnen ſoll? darum laſſe ich mich unbekümmert. Habe ich denn geſagt, daß er auf der Erde ſeyn ſoll? Habe ich ihn nicht als ein Weſen, das von andern abgeſondert, für ſich allein möglich iſt, betrachtet? Das heiße ich in meiner Logik den ſtatum controuerſiae verändern, wenn ich den Sphinx als ein einziges Weſen, ohne auf ſeine Verbindung mit andern zu ſehen, betrachte, und Sie mir zeigen wollen, er ſey in der gegenwärtigen Ordnung der Dinge nicht möglich. Mit eben dem Rechte werde ich Sie fragen, ob Ihr einziges Weſen in

Europa, Aſia, Africa, America, oder den unbekannten Südländern wohne? Ob die Monade, die es ausmacht, in dem großen Weltmeere oder in dem feſten Lande geſteckt habe? Nennen Sie meine Fragen nicht zu leichtſinnig; denn ich gedenke bey Ihrem Begriffe nicht an Gott. Was Sie im Anfange der 239 Seite von der Menge der Theile in einem Körper ſagen, das iſt für mich etwas zu hoch, doch will ich ſo gut ich kann, auf das, was ich davon zu verſtehen glaube, antworten. Sie können ſich bey einem Körper, der eine gewiſſe Anzahl Theile hat, mehr Theile gedenken, deren Zahl alſo der vorigen widerſpricht; das iſt wahr. Folget denn aber daraus, daß der Körper mit wenigern Theilen unmöglich iſt? Weil ſich Vierecke gedenken laſſen, ſind deswegen die Dreyecke unmöglich? Widerſprechen ſich die Mathematici deswegen in Ewigkeit, weil ſie einſehen, daß keine Figur von ſo viel Seiten möglich iſt, daß nicht noch welche mit mehr Seiten möglich wären? Ich begreife alſo ſo wenig, was Sie mit Ihrem Einwurfe ſagen wollen, als was das Weſen, welches dieſen Widerſpruch vertreibt, die hundert Millionen und die 99 bedeuten?

Sie kommen nun auf der 239 Seite auf meinen letzten Einwurf. Ich kann Ihnen zugeben, daß der Beweis von der Wirklichkeit der Körper in der Welt unüberwindliche Schwierigkeiten hat. Aber habe ich denn meine Wunderthiere in die Welt geſetzt? Habe ich Ihnen nicht Wohnplätze angewieſen, da dasjenige, was hier ihre Wirklichkeit hindert, ihnen nichts ſchaden kann? Fragen Sie, wo die Theile zu dieſen Dingen herkommen ſollen: ſo antworte ich Ihnen; eben aus dem Reiche der Möglichkeit, das Ihnen die Monade zu Ihrem einzigen Weſen giebt. Können Sie mir denn darthun, daß alle mögliche Monaden in der gegenwärtigen Welt enthalten ſind? Und alſo haben Sie mir meinen Einwurf, wenn ich auch genau bey den gegebenen Exempeln bleibe, nicht beantwortet. Wie beantworten Sie ihn aber in der Veränderung, die Sie damit am Ende der 239 S. und auf der 240 machen? Ihren Satz den Sie mit Schwabacher haben drucken laſſen, daß die Einheiten durch nichts innerlich unterſchieden ſind, nebſt deſſen Beweiſe, wird jedweder verwerfen, der aus den erſten Gründen der leibnitziſchen Philoſophie gelernt hat, daß einfache Weſen ſich durch ihre verſchiedene Kraft unterſcheiden, und daß der Grund warum eine Monade in dieſe äußerlichen Umſtände, und eine andere, in andere geſetzt wird, in der Monade Weſen zu ſuchen ſey. Iſt denn Ihre Seele, mein Herr, von meiner nur darinnen unterſchieden, daß beyde verſchiedene Körper haben? Oder war nicht eben der Grund, warum meine Seele den Körper, und Ihre jenen bekam, darinnen zu ſuchen, weil ſich mein Körper beſſer für meine Seele, und Ihrer für die Ihre ſchickte? Das iſt, weil beyde Seelen ſchon innerlich unterſchieden waren. Was das heiſſen ſoll: Gott iſt unendlich, weil er von nichts äuſſerlichen eingeſchränkt wird, verſtehe ich nicht. Was nennen Sie hier einſchränken? Körper werden durch andere, die ſie umgeben, eingeſchränkt, wenn ihre Ausdehnung ſich bis an dieſe, welche ſie umgeben, und nicht weiter erſtreckt. Ein einfaches Weſen kann auf dieſe Art nicht eingeſchränkt werden. Was kann man alſo bey Ihrem Ausdrucke von der Unendlichkeit Gottes gedenken? Was heißt es, wenn Sie ſprechen, die Einheiten, die endlich ſind, werden durch andere, außer ihnen, eingeſchränkt? Daß eine Sache unendlich iſt, muß zu ihrem eigenen Weſen gehören, und nicht auf äußerliche Umſtände ankommen. Eine endliche Monade, würde endlich bleiben, wenn auch keine einzige mehr, als ſie, wirklich wäre, und ſie alſo, nach Ihrem Ausdrucke, mein Herr, von keinen andern eingeſchränkt würde. Die Philoſophie giebt uns andere Begriffe von der Unendlichkeit Gottes, als ein ſolcher undeutlicher Ausdruck; ich bin es nicht, der ihn undeutlich nennet, die Vernunftlehrer ſind es, deren verſchiedene, zur Erläuterung deſſen, was ſie circulum in definiendo nennen, eben die Erklärung der Unendlichkeit geben, die von Ihnen, mein Hr., vorgebracht wird, nämlich: unendlich ſey das, was keine Schranken hat. Ein dunkles Wort mit einem andern gleich dunkeln verwechſeln, heißt nicht erklären und beweiſen. Ihre Begriffe von der Unendlichkeit und von den innerlich vollkommen ähnlichen Einheiten, werden Sie alſo nicht gegen mich, ſondern gegen alle Philoſophen zu vertheidigen haben; niemand, der nur die Sprache der Methaphyſik verſteht, wird Ihnen Beyfall geben, wenn Sie behaupten, eine Monade unterſcheide ſich von der andern nur durch zufällige Eigenſchaften. Alſo wird es auch nicht folgen, daß die Einheiten, die ſich im Raume außer der Welt befinden, einander vollkomkommen gleich, oder vielmehr, (wenn man verbunden iſt in einer philoſophiſchen Abhandlung, ſich philoſophiſch auszudrücken) vollkommen ähnlich ſind. Sie werden einen innerlichen Unterſchied haben; ſie werden ſich auch durch ihre Lagen von einander unterſcheiden. Aber, wenn bloß dieſer letztere Unterſchied ſtatt fände, würden ſie dadurch nicht verhindert werden, Götter zu ſeyn. Man ſtelle ſich vier ſolche Monaden vor, die in dem wüſten Raume außer der Welt, in einer Fläche ſo weit von einander liegen, als Aldebaran, der Hundsſtern, das Scorpionherze, und Fomahand. Das Viereck, in deſſen Winkeln ſie ſtehen, kann ſich unendlich verändern, nachdem eines oder mehrere ſich verrücken: allein wird deswegen eines durch das andere eingeſchränkt? Weil Sie, mein Herr, etwa neun Meilen von mir entfernt ſind, werde ich deswegen durch Sie eingeſchränkt? Und würde ich anders durch Sie eingeſchränkt werden, wenn ich Ihnen fünf Meilen näher käme? Lagen, Entfernungen, machen allein für ſich keine Einſchränkung, woferne nicht in einer Sache etwas geſchieht, das bey veränderter Lage oder Entfernung anders ſeyn würde. Alſo haben Sie den Einwurf, den Sie ſich ſelbſt, wegen der Vielheit der Götter gemacht, nicht aus dem Wege geräumt; wenn Ihre vielen Einheiten von einander weiter durch nichts eingeſchränkt werden, als daß etwa eine in der Mitten und die andern rings herum liegen. Wenn ſie ſonſt alle von gleicher Vollkommenheit ſind: ſo verhindert nichts, jede insbeſondere, ſich den Namen Gott zuzueignen, ſo bald ſich ihn eine zueignet.

Weil mir die Locke mehr gefällt,
Wenn euer Haupt den Schmuck behält.
Doch dörft ich euch etwas entwenden:
So raubt ich nicht mit kühnen Händen
Was nur der Blick bewundern muß;
Ich raubte lieber einen Kuß.

Vergeſſen ſie es nicht, daß ich es lieber ſehe, wenn ſie über meine Kühnheit ein wenig böſe werden, als wenn ſie ganz und gar dazu ſtille ſchweigen. Ich bin

Dero gehorſamſter R. v. J.

* *

Die Cörſieben.

Eine Fabel.

Nicht ſchlaue Füchſe, wilde Stiere,
Nicht Menſchen allzugleiche Thiere,
Nicht Mährchen, wie Aeſop erfand,
Sind meines Dichtens Gegenſtand;
Die Karten will ich itzt beleben,
Und ihnen Witz und Denken geben.
Ihr Spötter, eh ihr den verlacht,
Der todte Karten redend macht:
So lernt, wie das, was ich erfinde,
Sich auf Natur und Wahrheit gründe.
Was macht, daß Chloris ſinnt und ſchließt,
Und daß Silvander artig iſt?
Die Karten müſſen ſie beleben
Und ihnen Witz und Denken geben.
Wenn ſie nun andern das verleihn:
So kann es wohl ihr eigen ſeyn. In

weiſes aber nicht. Ich habe mich darüber ſchon vorhin erklärt. Es wird mir übrigens allezeit ein Vergnügen ſeyn, Dero Freundſchaft zu genießen, die ich deſto höher halten muß, weil Sie ſolche einem Unbekannten antragen. Sie können ſich auch verſichern, daß ich eine Gelegenheit, Ihnen meine Gefälligkeit gegen Sie zu zeigen, als ein Glücke für mich anſehen würde, die einzigen Urtheile des Verſtandes ausgenommen, in denen ich niemanden gefällig ſeyn kann, weil ſie nicht auf meinem Willen beruhen.

* * *

Die Beſchäfftigung mit ſich ſelbſt.

Mein flüchtig Leben gleicht dem Winde:
Ich eile, da ich noch empfinde,
Der kurzen Zeiten Herr zu ſeyn,
Und meine Tage mir zu weihn.
Ich will mich von dem Aeußern trennen,
Das mit dem Leben ſchnell verfließt,
Das ſchwerſte Räthſel zu erkennen,
Das jeder Menſch ſich ſelber iſt.

Verächtlicher Metalle Hüter
Bewachen faſtend ihre Güter:
Der ſorgenvolle Wuchrer zählt,
Wie viel an Millionen fehlt.
Ich hoffe nicht auf reiche Schachten,
Und auf den künftigen Gewinn:
Ich will die Schätze ſtolz verachten,
Weil ich mir ſelbſt noch koſtbar bin.

Beſtändig kann mein Beyſtand nützen;
Stets wünſchet man mich zu beſitzen:
Dich macht nur blinder Zufall werth.
So eile, recht dein Glück zu fühlen,
Eh durch dich in den nächſten Spielen
Verworfner Blätter Zahl ſich mehrt.

* * * * *

Der Leſer mag es ſelbſt ergründen,
Worauf der Fabel Inhalt zielt.
Er braucht vielleicht, es auszufinden,
Nicht halb den Witz, damit er Lombre ſpielt.

M. Käſtner.

* *

Nachricht aus einer Caffegeſellſchaft
von einem
Streite über die Geſprächigkeit im Umgange,
durch den jungen Zuſchauer.

Mein Herr, ich habe neulich einer Geſellſchaft, welche aus ſehr verſchiedenen Leuten beſtund, beygewohnet. Sie waren am Geſchlechte, am Stande, am Alter, an Kleidung, am Naturelle, an der Aufführung und an Meynungen unterſchieden, und hatten miteinander ſonſt nichts gemein, als daß ſie unter einem Dache, in einer Stube, um einen Tiſch herum ſaßen, und zu gleicher Zeit aus einer Kanne einerley Trank, den durchgängig beliebten Caffee, zu ſich nahmen. Die Wirthinn war Frau Sophia von Wahrmund, welche für dieſesmal die Geduld haben

mußte,

Ich ſeh die fernen Sonnen brennen,
Und ſeh ſie mit Verwunderung;
Doch iſt die Müh, ſich zu erkennen,
Die rühmlichſte Beſchäfftigung.

Wenn du, o Menſch, dich ſelbſt ergründet,
Dann wirf, von edler Luſt entzündet,
In obre Welten deinen Blick,
Doch ſieh auch ſtets auf dich zurück.
Was ſoll der Stolz dich dir entrücken,
Der Thoren nur gefeſſelt hält?
Hier kannſt du Wunder gnug erblicken,
Und mehr, als in der fernſten Welt.

Ein Weiſer trotzt den Hinderniſſen,
Und reißt ſich aus den Finſterniſſen,
Die ihn noch vor ſich ſelbſt verſteckt,
Und eilt, daß er ſich ſelbſt entdeckt.
Was man an Delphos angeſchrieben:
O Sterblicher! erkenne dich;
Das ſucht er rühmlich auszuüben,
Voll weiſer Luſt erlernt er ſich.

Du häufeſt, Sterblicher, die Klagen,
Daß dich Gefahr und Unglück plagen,
Und ringeſt den entblößten Arm
Um deiner Feinde wilden Schwarm.
Ich ſeh die Thränen häufig fließen,
Du ſiehſt dein Glück mit Murren an,
Und mußt den Mund mit Seufzen ſchließen,
Den dir ein Ach erſt aufgethan:

wenn ich darnach gefragt werde, entſchuldige mich, wenn man mich nöthiget, zu viel zu trinken, danke für den ſchönen Caffe, und dabey beobachte ich ſorgfältig einerley Worte, damit ich mich nicht verrede. Werde ich ſonſten wornach gefraget: ſo antworte ich ja oder nein, oder ein ſicheres ich weis es nicht. Wird mir etwas erzählet, ob es mir gleich bekannt iſt: ſo ſtelle ich mich, als wäre es mir ganz neu, und antworte ein kluges: ſo! ey! iſts möglich? oder, was ſagen Sie? darauf. Auf dieſe Weiſe ſtelle ich keine ſtumme Perſon vor; ich ſpreche und ſpreche vielerley, und ſehe mich doch vor, daß ich keinen beleidige, keinen verrathe und mich nicht in Plaudereyen verwickele. Dabey habe ich mich bis hieher ganz wohl befunden. Doch frage ich auch wohl andere, gebe ihnen Gelegenheit, vieles zu ſprechen, dadurch ich allerley erfahren und zu meinem Nutzen anwenden kann; daher ich meine Rede zuweilen mit einem verführiſchen was? oder wie? beſchließe. Die Frau von **Wortreich** verſetzte: mir iſt das nicht gegeben. Wenn ich ſchweigen ſoll, ſo bleibe ich lieber zu Hauſe. Was iſt eine Geſellſchaft, wenn man dariñ nicht ſpricht? Und wer kann alle Worte auf die Goldwage legen? Von einer erbaren Geſellſchaft guter Freunde iſt man verſichert, daß nichts übel genom̃en, nichts ausgeſchwatzet wird. Indeſſen laſſe ich Ihnen, meine Freundinn, ihre Weiſe und ihre Meynung, und verſpreche mir von Ihnen hinwiederum, Sie werden mir erlauben, daß ich bey meiner Gewohnheit bleibe. Sie können unterdeſſen Ihre Weiſe deſto leichter beobachten. Es traf die Frau **Seufzerinn** die Reihe. Sie ſollte reden, ſie wollte es auch thun, hob allmählig ihr gebeugtes Haupt und ihre nieder-

geſchlagene

* *

Schreiben
über einige Stellen in Popens Lockenraube, an Chloen.

Angenehme Chloe.

Verſuchen Sie mich, wie Sie wollen; Sie ſollen mich doch ſo weit nicht bringen, daß ich mich unterſtünde, ein Frauenzimmer, wie Sie ſind, zu unterrichten. Wenn Sie mich bitten, Ihnen einige Stellen im Popens Lockenraube deutlich zu machen: ſo ſehe ich wohl, daß Sie nur Gelegenheit bekommen wollen, über mich zu ſpotten. Ich erinnre mich noch gar wohl, wie Sie neulich einen gewiſſen Philoſophen, welcher den jungen Herrn bey Ihnen machen wollte, aus ſeiner ganzen Stellung brachten, da Sie ihn fragten: wer denn Homer wäre, und ob er ein Heide, oder ein Chriſt geweſen ſey? Sie konnten ſo ernſthaft und lehrbegierig ausſehen, daß der gute Herr auf einmal ſeine galante Mine verließ, und aufhörte, zu lachen: vielleicht machte Sie auch ſein Lachen lehrbegierig gemacht haben. Er nahm die Schulmeiſtergeberden an, die ihm gewöhnlich ſind. Sie wußten, daß er ſcherzen will, wenn er Frauenzimmern Unterricht giebt, und Sie wußten wohl, daß man über ſeine als ganz was beſonders, wieder erzählet, daß ich mich kaum des Lachens dabey enthalten kann. Recht ſo, verſetzte die Frau Lügenſäckinn, das mache ich auch ſo. Wer will immer die Wahrheit ſagen? Man muß ein wenig lügen können. Man kann es auch oft nicht ſo toll erdenken, als es in der Welt zugeht. Indeſſen kann man ſeine Abſichten dadurch erreichen. Die Jungfer Mediſant und Frau Splitterichterinn erwähneten: Sie thäten noch die Urtheile über die Handlungen der Menſchen hinzu. Fielen ſie gemeiniglich ſchlecht aus: ſo wäre die Schuld nicht ihre, ſondern der Abweſenden, welche ſo unvollkommen, einfältig und tadelnswürdig wären. Sie bezeugten indeſſen mit ihrem Eifer und ihren untermengten Seufzern, wie ſehr ihnen die Sache und das allgemeine Beſte am Herzen läge, und Feinde wären es, welche ihnen andichteten, ſie wollten klüger ſeyn, als andere. Albern könnten ſie ſich doch auch nicht machen laſſen: Sie müßten ſich doch über Thorheiten aufhalten. Vor Plaudereyen und Verdruß ſcheueten ſie ſich nicht: denn ſie hielten ſich nicht verbunden, das zu geſtehen, was ſie in der Geſellſchaft guter Freunde und im Vertrauen geſagt hätten, und trügen kein Bedenken, ſolches ganz frey zu leugnen und Trümpfe darauf zu ſetzen. Und was wäre daran gelegen? wenn ſie einmal mit andern zuſammen kämen: ſo hätten ſie Gelegenheit, derbe die Wahrheit zu ſagen. Wie aber, fuhr Herr Prahllieb fort, wäre es nicht beſſer, wenn man andere Leute fahren ließe und nur von ſich ſelber ſpräche? Wenn man nicht ſeine Fehler und Schwachheiten, ſondern ſeine rühmlichen Thaten erzählet und bekannt machet: ſo befördert man ſeine Ehre und Hochachtung und beleidiget keinen andern. Herr Wizleibe verſetzte; das können nicht alle vertragen. Man leget es einem leicht übel aus. Man nennt es eine Ruhmſucht und Pralerey. Er hingegen wäre ein Liebhaber von luſtigen und ſcharfſinnigen Einfällen, von Spaß u. Scherzreden, welche weder Gott, noch Menſchen, noch die Erbarkeit verletzten und ſo beſchaffen wären, wie ſie Herr Meier in ſeinen Gedanken von Scherzen beſchreibe. Er hätte davon noch nie Ungelegenheit gehabt, ſondern ſich viel-

mehr

Dieſe Geiſter wiſſen früh ihren Hochmuth zu erhöhen,
Daß kein Liebesantrag gilt, und kein Freyer kann
beſtehen.
Dann erfüllen bunte Bilder ihren leeren Kopf mit
Wind.
Wenn ſich Pair und Herzog zeigen, die am Staate
prächtig ſind.
Wenn bey Stern und Ordensband Excellenzen ſelbſt
es wagen,
Mit gelindem ſanftem Ton ihnen was ins Ohr zu ſagen.

Ich weis wohl, daß Sie Louiſen, welche bey Ihnen war, ein wenig demüthigen wollten, bey welcher ſie vor vier Wochen in Ungnade gefallen waren, daß ſie ihr einen Kaufmann angeprieſen hatten, welcher ein Verlangen bezeugt hatte, etwas näher mit ihr umzugehen, als Leute, die ſie nicht alle Tage ſehen. In was für eine Gefahr hätte ich nicht kommen können, wenn ich Ihnen widerſprochen, und die Wahrheit unvorſichtiger Weiſe geſagt hätte, die ich manchmal unbedachtſam genug ſage, wenn die Leute gegenwärtig ſind, welche die Wahrheit angeht? Daß ich mir doch Louiſen nicht zur Feindinn gemacht, und, ob gleich von einer andern, geſagt hätte, daß ſie ſich einmal eingebildet habe, der Herr von Silberſtoff ſey unſterblich in Sie verliebt, weil er einmal Sie demüthig um Erlaubniß gebethen habe, ſie in die Comödie zu führen. Ihre Frage war nicht anders, die Sie an mich thaten, warum Pope der Bosheit eben den Cubach, und nicht einen Roman in die Hände gegeben habe:

gende. 1. Man bilde ſich nicht ein, daß man allein reden, oder allein hören müſſe. Redet man zu viel, ſo wird man unerträglich. Es verdreußt andere, daß ſie nicht zum Worte kommen können, und man unterwirft ſich nur deſtomehr anderer Leute Urtheil, weil das Verſtoßen bey vielem Reden unvermeidlich iſt. Wer aber nur hören will, der iſt zu eigennützig, indem er nur von anderen Vortheile einernten will, ohne dafür dankbar zu ſeyn und Gegendienſte zu thun. 2. Man frage den einen hier, den anderen darnach, wobey man ſich aber nach eines jeden Geſchafften richten muß, indem davon ein jeder reden kan u gerne redet. Man ſuche alſo von allen zu lernē, bemühe ſich aber es durch ſein Geſpräch wieder zu vergelten. Das Geſpräch von Wetter gehöret nur eigentlich zu den Balbiergeſprächen, und die Erkundigung nach der Geſundheit iſt auch nur etwas bekanntes, dabey man ſich ohne Urſache nicht zu lange aufhalten muß. 3. Man ſpreche von ſich, was anderen, uns unbeſchadet, lieb ſeyn möchte, was man thue, was man geleſen, was man erfahren. 4. Man erzähle nützliche Begebenheiten, alte und neue, die Niemand beleidigen und zur Gottſeligkeit oder Klugheit im Leben dienen. 5. Man kann von Hausſachen ſprechen, wenn ſie nützlich ſeyn können. 6. Man rede etwas erbauliches zum Preiſe Gottes, dazu man immer Gelegenheit hat, wenn man die weiſen Spuren ſeiner Vorſehung, Güte und Langmuth erweget. 7. Man rede von dem Zuſtande des Staats oder der Staaten, und von den öffentlichen Nachrichten. Aber dabey ſey man vorſichtig; man mache nicht zu viel daraus; man muß nicht zu überklug u. ſcharfſichtig ſeyn wollen, und ſich durch Unbedachtſamkeit nicht in Gefahr ſetzen. 8. Man lobe ſeine Freunde, und vertheidige ſie nach der Liebe und Wahrheit. 9. Man bezeige ſeinen Unwillen wider die Sünden, Laſter und übele Gewohnheiten, ſinne auf gute Vorſchläge dawider, und höre ſie von andern an. 10. Man ſey beſchäftiget, mit Beſcheidenheit und Weisheit andern einzuhelfen, oder ſie zu beſtrafen. 11. Man ſcherze witzig, aber unanſtößig, und bringe ſeine Anmerkungen über dieſe und jene Sachen vor, wenn ſie es verdienen. Gott gönnet uns

gern

trägt, welches eine Herzoginn ihren Bedienten gegeben hat, und der dennoch vorgeben kann, er habe es von dem Könige in Frankreich umgehangen bekommen. Denn ich glaube, daß es in dieſer Gattung von Leuten unter den Deutſchen kein größres Muſter, als ihn, giebt. Ich hätte erzählen müſſen, daß manche Edelleute oft zugleich junge Herren und Renomiſten vorſtellen; daß ſie den Teufel allezeit mit nennen, wenn ſie einem Frauenzimmer eine Schmeicheley machen wollen? Was würde ich nicht für Händel mit ihm bekommen haben? Ich weis wohl, daß er ſelbſt nicht viel Muth hat: aber vielleicht hätten doch ſeine Lackeyen Muth haben können, wenn er Ihnen eine Belohnung verſprochen hätte. Sehen Sie; dieſes ſind meine Urſachen, warum ich Ihnen geſtern nicht auf alle Fragen ſo antwortete, wie Sie wünſchten. Ich will Sie aber dennoch von einer gewiſſen Sache unterrichten. Ich wollte nämlich dem Frauenzimmer gewiß die Locken nicht rauben, wenn ich Ihnen was rauben ſollte. Der engliſche Baron muß noch nicht gewußt haben, welches die größten Reizungen der Schönen ſind. O! möchten ſie doch wiſſen wollen, was ich für ein Räuber wohl gern werden wollte? Ich bin ſo verwegen geweſen, auf meinen größern Verſtand Verſe zu machen.

Die ſchönſte Zierde, die dich ſchmücket,
Wird, ſtolze Schöne, dir entrücket,
Der kühne lauſchende Baron
Entführt die ſchönſte Locke ſchon.
Ihr Schönen, wagt es, mir zu glauben,
Ich will euch keine Locken rauben;

Dieſer Brief fand vielen Beyfall; daher fuhr ich fort: wenn es Ihnen gefällig iſt: ſo kann ich noch mit einem dieſes Schlages aufwarten. Als nun die Verſammlung ihr Verlangen bezeuget: ſo las ich ihr folgenden ab.

Den 22 Brief des 8 Buches.

An den Geminum.

Mein Herr, kennen Sie wohl die Art Leute, welche Sklaven aller Lüſte ſind, und ſich doch über die Laſter anderer ſo ſehr erzürnen, als wenn ſie ihnen ſelbige misgönneten, und diejenigen am ſchärfſten beſtrafen, welchen ſie am meiſten nachahmen? da doch denenjenigen, die unſträflich leben, und alſo in dieſem Stücke niemandes Gnade bedürfen, nichts beſſer, als die Gelindigkeit anſteht. Ich halte denjenigen für den vollkommenſten und geſitteſten, welcher andern ſo verzeihet, als wenn er ſelbſt täglich ſündigte, und ſich ſo vor Sünden hütet, als wenn er niemanden verzeihete. Derowegen ſollen wir in unſerm Hauſe, in Geſellſchaften und in allerley Lebensarten dieſe Weiſe beobachten, daß wir gegen uns unverſöhnlich ſind, hingegen uns gerne von andern, auch von denen, die ſich nur allein verzeihen, erbitten laſſen, und immer bedenken, was der liebreiche, und deswegen auch der berühmte Mann, Thraſea, öfters zu ſagen pflegte: wer die Laſter haſſet, haſſet die Menſchen. (So ſchwer hält es, die Laſter von den Menſchen zu ſondern.) Vielleicht fragen ſie, warum ich dieſes ſchreibe? Neulich war jemand ꝛc. Allein davon lieber mündlich. Doch auch alsdenn nicht einmal. Denn ich beſorge, daß die Verfolgung, Beſtrafung und Erzählung deſſen, was ich misbillige, die Pflicht, worauf ich am meiſten dringe, verletzen möchte. Es ſey nun, wer es ſey, er ſey auch, wie er wolle, er mag verſchwiegen bleiben. Wenn ich ihn nennete, ſo würde er wohl einigermaßen zum Beyſpiele dienen: wenn ich ihn aber nicht nenne: ſo beweiſe ich mich, als einen billigen Menſchen, woran mehr gelegen iſt.

Die Geſellſchaft ſchied bald aus einander, und ich ſchrieb mir die ganze Unterredung auf, ſo wie ich die Ehre habe, ſie ihr mitzutheilen. Doch erdichtete ich die Namen, ſo wie ſie den Charakter eines jeden am beſten ausdrücken konnten, damit ich nicht durch dieſe Bekanntmachung jemanden verrathen und beleidigen möchte. Es wird zu meinem großen Vergnügen gereichen, wenn ich vernehme, daß Ihnen dieſe Erzählung nicht unangenehm geweſen, und etwas zur Beſſerung meiner Mitbürger und Mitbürgerinnen beygetragen habe. Ich habe indeſſen die Ehre, zu verſichern, daß ich ſey ꝛc.

* * *

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Aſpice et haec, ſi forte aliquid decoctius audis. *Perſ.*

Auf das Jahr 1745.
Maymonat.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Ueber die Zufälle des Glücks, an einen Freund.

Freund, deſſen Fuß das Glück ſo widerſpänſtig führt;
Freund, deſſen Wiſſenſchaft ein reicher Lohn gebührt,
Nimm noch einmal den Dank für ſo viel ſeltne Güte,
Und ſchätze nichts an mir, als ein vertraut Gemüthe.
Seitdem mein Schickſal mich von H. ſcheiden hieß,
Und ich dich halb mit Zwang, halb mit Geduld verließ:
Seitdem hab ich ſehr oft, bey nächtlich ſtillem Wachen,
Mit vielem Gram gefragt: was mag dein Freund doch machen?
Wer weis, wie ihn das Glück erhebet oder ſtürzt?
Wer weis, ob ihm die Zeit ſich ſo, wie ſonſt verkürzt?
Und ob er nicht, wie du, den manch Verhängniß plaget,
Mit Zürnen oder Gram ſich und die Welt beklaget?

Dieß ſtellt ich mir zwar nicht, als wahr und wirklich für,
Denn dein Verdienſt trat auf und tröſte mich in dir:
Als würde wohl dein Fleiß, der wahre Grund vom Wiſſen,
Dir manchen Lorberzweig zur Krone brechen müſſen.
Allein, durchforſcht ich auch den Grund von manchem Fall,
Und fand ich mehrentheils, wiewohl nicht überall,
Daß Bosheit, Liſt und Rank und falſches Hintergeben,
Geld, Grobheit, Unverſtand, ein niederträchtig Flehen,
Die Diener ihrer Zunft, die ſonſt kein Leiden drückt:
Als daß ſie Menſchen ſind, zum Ehrentempel rückt.
So wäre meinem Wunſch die Hoffnung ſchier verflogen,
Und meine Redlichkeit der Welt Lauf nachgezogen.
O! was verdient man wohl durch Wiſſenſchaft u. Kunſt?
Verwundrung? öfters kaum; bey Thoren wenig Gunſt;
Denn wenig ſtehen auf, die dieſes Bruſtbild kennen,
Und ſonder Vorurtheil das Wahr und Falſche trennen.
Beſtrebt ſich mancher gleich, Minervens Sohn zu ſeyn,
Und Jahre Zeit und Fleiß dem Phöbus einzuweihn,
Sucht Geld und Vorrath auf, und ſchwitzet im Bemühen,
Der Themis, die ihm winkt, mit Eifer nachzuziehen,
Denkt Schläf und Schädel ſchwach, durchforſcht ſo manche Schrift,
Daß öfters der Verſtand bis zu den Sternen ſchifft,
Die ihm nach dieſer Fahrt in tauſend Sonnen brennen,
In deren Stralen Kreis viel tauſend Kugeln rennen,
Der, wenn er ſich auch gleich in mancher Welt verliert,
Jedennoch bey ſich ſelbſt ein denkend Etwas ſpührt,
Das ihn zur Gottheit weiſt, wovon er thätig glaubet:
Daß ihr kein Untergang des Weſens Grund beraubet;
Und endlich weiter ſchließt; die Bibel ſelbſt ergreift,
Worinn die Lebensfrucht auf allen Blättern reift:

So bleibt doch wol zuletzt Geld, Kunſt und Schweiß verlohren,
Und vieler Gönner Haupt ſo hoch als blind gebohren.
Geſetzt auch, daß die Welt den Unterſchied erwegt,
Wodurch ſich mancher Geiſt aus Nacht und Nebel trägt,
Der ſich der Weisheit ſchenkt, die Wahrheit faßt und liebet,
Sein Wohlſeyn täglich ſucht, und nicht ins Weite ſchiebet,
Vernünftig denkt, und thut, die Freyheit edel ſchätzt,
Und auf ein Silberblech kein groß Vertrauen ſetzt,
Weil Thaler öfters mehr, als Narrenkappen, klingen:
So darf ihm dennoch wohl kein Abſehn gut gelingen.
Nun aber ſieh dich um. Dort lebt ſo mancher Mann,
Der niemals viel vergißt, noch minder lernt, als kann,
Der nichts zu reden weis, als wie man dreymal pflüge,
Und auf gedüngtem Sand auch grüne Felder kriege.
Ja, hört man etwas mehr, ſo iſt es Pralerey;
Und lügen kann er ſo, als trüg er ſelten Scheu,
Viel Menſchen gegen ſich wie Würmer zu betrachten,
Die alles nach dem Werth der wahren Weisheit achten.
Es ſcheint, als hab er Zeit auf Schulen hingebracht,
Doch ſo, wie mancher pflegt, der früh und Tag und Nacht,
Viel rennt und wenig ſchwitzt, ſäuft, balget, hurt und ſpielet,
Und übrigens ſein Glück der Zukunft anbefiehlet.
Vom Schulfuchs hält er nichts, dieweil kein Wort vergönnt,
Wie man das Wagenſchmier nach Römer Mundart nennt,
Jedennoch klappert ihm das Colter an dem Pfluge,
Als wär es halb Latein. Der Ochſe geht im Zuge,
Thut klüger, wie ſein Herr, dem kömmt der Wahnwitz ein;
In ſeiner Wiſſenſchaft dem Varro gleich zu ſeyn.
Er predigt Bauern vor, die furchtſam näher treten,
Als wollten ſie voll Angſt zu Crodens Bildniß bethen.

So wird ein ſolches Thier beym Unverſtand ein Gott.
Wer aber trabt dort her? der Ritter Don Quichot,
Den J. Inbegriff zur Stutzerrolle zählte,
Als ſich viel neuer Fleiß mit unſrer Bruſt vermählte.
Wer iſt der ſtarke Geiſt, der Haſen ähnlich denkt,
Und Thieſens Richterſtuhl durch ſein Beſitzen kränkt?
Der auf dem Ritterſitz ſich niemals mehr verſtiegen,
Als wenn er Eyer ſucht, und Tauben Junge kriegen.
Er hat die Welt beſehn, ſo, daß er ſich verliert,
Wenn ihn der Hünerhund vom Dorfe ſeitwärts führt.
Gelitten hat er viel, wenn er beym Lernen merkte,
Daß τύπτω dann und wann ſein ſchwach Gedächtniß
ſtärkte.
Der Pein entfloh er auch: und ob er gleich drey Jahr
Bey = = Caſtalis ein Hund am Nilus war:
So ſitzt er dennoch itzt mit ſchälem Amtsgeſichte,
Giebt keiner Noth Gehör und Worten viel Gewichte,
Thut gleich ſo klug, als alt; ſteckt Federn hinters Ohr,
Begreift den weichen Bart, zieht Doſ' und Uhr hervor,
Und glaubt vom blanken Rock, den ich vor Flecken ſchone,
Daß unter deſſen Schmuck die feine Seele wohne,
Die ich ihm längſt gewünſche. Doch, Freund, gedenke nicht,
Daß mein beliebter Scherz von einzelm Vorwurf ſpricht.
Der Dicht- u. Malerkunſt muß man ihr Vorrecht gönnen;
Mein Held iſt nur ein Bild, die Fehler zu erkennen.
So gehts, weñ kein Verdienſt das Anſehn ſchätzbar macht.
Die Titel ſcheinen mir wie Farbe bey der Nacht.
Der muß der helle Tag den wahren Schein gewähren,
Und unſre Tugend uns den Ehrenkranz verklären.
Allein, wer hilft uns auf? Der, der noch retten kann,
Blickt, wie der Prieſter dort, den wundgeſchlagnen an,
Und

Und eilt und ſleucht vorbey, von geizger Furcht getrieben,
Weil alle Menſchen nicht, wie Samariter, lieben.
Und doch bleibt das Geſetz, das all und jede bindt,
Die Liebe, unter uns, ſo weit wir Menſchen ſind,
Kraft welcher wir allhier, als Bürger einer Erden,
Uns ſelber gütig ſind, und andern nützlich werden:
Damit, wenn hier und dort viel Elendsſtürme wehn,
Wir mit vereinter Hand dem Riß entgegen ſtehn.
Allein man ſehe doch, wie Menſchen in ſich raſen,
Der Unſchuld Dornen ſtreun, aus Funken Flammen blaſen,
Dem Nächſten Schaden thun; bey ſeiner Noth gelacht,
Und bey dem Untergang ein Hiobs Kreuz gemacht.
So will es itzt die Welt. Wer einmal liegt, der lieget.
Gut! wer verzeihen kann, hat ſeinen Schmerz beſieget.
Nur das verdrießt mich doch, wenn Heuchler gütig thun;
Weil in dem Honigſeim verborgne Stacheln ruhn,
Und ſie mich insgeheim mit dumm erdachten Lügen,
(Jedoch bey Klugen nicht,) um Ruhm und Gunſt betrügen.
Viel Leiden, viel Geduld. Die Schickung lenkt das Spiel;
Die Zeit ſetzt dem Beſtand ein unvermiednes Ziel.
Und ſollte dieß dereinſt mit Strafen näher dringen:
So hört man noch vielleicht, wie lahm die Geigen klingen.
Wer meynt es wohl getreu? Wer miſcht ſich in den Rath?
Kein Ernſt, die Schmeicheley. Wer liebt uns in der That?
Kein Menſch, als wenn wir ſelbſt auf unſer Wohlſeyn denken,
Wenn in- und äuſſerlich Gram, Haß und Kummer kränken.
Auch hiermit richtt man nie des Wunſches Endzweck aus.
Die Hoffnung ſchmeichelt ſich mit manchem Lorbeerſtrauß;
Und will ihr Eiſer gleich den Arm nicht ſinken laſſen:
So kriegt ſie doch, wie Pan, nur Luft und Rohr zu faſſen.

Dieß aber zeugt Verdruß; zumal wenn viel Gefahr,
Die ſchwerer blieb, als ſchien, zu überwinden war,
Man ſeufzet, ſitzt und ſinnt bey traurig finſtern Blicken,
Und meynt ſich noch ſo klug in jede Zeit zu ſchicken;
Verehrt den dümmſten Kopf, giebt Klugen Rang und Recht,
Und wird, ich weis nicht wie, der närrſchen Mode Knecht,
Und dennoch kömmt man blind. Im Anfang dacht ich immer:
Die Wahrheit ſtütz allein, und ihr verklärter Schimmer
Bräch endlich heiter durch. Allein manch Widerſpiel,
Das meiner Redlichkeit betrübt ins Auge fiel,
Belehrte mich gemach, wie ſehr man ſich betrüge,
Und daß die Tugend ſelbſt oft eher ſtürb, als ſiege:
Denn dieſe gieng jüngſthin in kläglicher Geſtalt;
Ihr Haupt, das Myrthen trug, ſchien vor den Jahren alt,
Sie gieng, ob gleich der Weg ſie nur durch Dornen brachte,
Dieweil ſie nach dem Schloß des tauben Glücks gedachte.
Zur Stütze nahm ſie ſich den Stab der Klugheit mit;
Die Weisheit folgt ihr nach; ſie gingen Schritt für Schritt.
Das Schloß des Glückes lag auf ſteilen Felſenhöhen,
Und ließ ſich noch ſehr weit ſo bläulich dunkel ſehen.
Liſt, Unbarmherzigkeit und Läſtrung, Schmach und Neid
Begegneten dem Zug, und ſtunden ſchon bereit,
Der Tugend, die itzt kam, den Staupenſchlag zu geben:
Das heißt: Wo alles drückt, da läßt ſichs ſchwer erheben,
Und Gram und Kummer hemmt den beſten Lebenslauf.
Der Tugend bürdet man die gröbſten Sünden auf;
Ihr Nacken ward entkraft, die Stütze brach in Stücken,
Und Fluch und Läſtrung bog den ſonſt noch ſtarken Rücken.
Sie ſeufzte, weint und ſchrie bey hülflos müder Hand.
Die Weisheit, die ihr folgt und alles mit empfand,

Ward zaghaft und entwich dem tobenden Gedränge.
Die Tugend matt und ſchwach beklagt des Weges Länge,
Und fiel für Ohnmacht hin. Ha! rief ein Läſterer:
Wo bleibt dein Heldenmuth! dir muß kein Kreuz zu ſchwer,
Kein Leiden kräftig ſeyn; noch ſeltner mußt du klagen,
Und ſollſt du gleich den Druck der ganzen Welt ertragen.
Sofort walzt man die Welt der Tugend auf die Bruſt.
Der Schwarm der Laſter ſah an ihrem Leiden Luſt.
Die Tugend durfte ſich nicht mehr nach Mitleid ſehnen,
Und ſtarb alſo gedruckt mit Wehmüth und voll Thränen.
Nun: **Freund**, gedenk einmal, ward ſo die Tugend bleich;
Was wird mit uns geſchehn? Wie mancher falſche Streich
Erwartet unſern Tritt; und wer kann uns verſprechen,
Daß wir nach langer Noth des Glückes Roſen brechen?
Viel Regeln gelten nichts. Der bündigſte Verſtand
Wird klug und meiſtentheils vergebens angewandt.
Der Schiffmann meynt gewiß, mit Vorſicht anzulanden,
Entfliehet Klipp und Sturm, und muß im Hafen ſtranden,
Wenn alles ruhig ſcheint. Der Menſch iſt viel zu ſchwach,
Und denket nimmermehr den Folgen gründlich nach,
Die ſich ſo wunderbar und ohne Grund zu finden,
In einem Augenblick entdecken und verſchwinden.
Man dreht ſich zwar zurück, und blickt in jene Zeit,
Die manchen ehedem nach vollem Wunſch erfreut:
Allein, wer ſicher traut, muß oft mit Nachreu büßen,
Und der, der irren will, mag von Exempeln ſchließen.
Die Weisheit giebt uns zwar viel Vortheil an die Hand,
Wenn man Gemüther kennt, und ein beglücktes Land
In ſeinem Vorzug ſieht, in alle Stände blicket,
Und ſich mit kluger Müh zu einem tüchtig ſchicket.

Allein wie gehts ihr oft? kaum daß ſie dann und wann,
Wenn man im Winkel weint, voll Mitleid tröſten kann.
Der Regen fällt gleichwohl auf all und jede Saaten,
Und läßt den Neſſelſtrauch ſo gut, wie Flachs, gerathen.
Die Wiſſenſchaft ſchließt auch viel goldne Thüren auf,
Und ſtellt den raren Werth zum frey und feilen Kauf:
Man ſagt auch; wer ſodann den Handel ſpart und ſäumet,
Daß deſſen wüſten Kopf von magern Kühen träumet.
Es bleibt auch wohl an dem, daß Duſt und Finſterniß
In ſolchem Geiſt regiert, und daß er ungewiß
In ſeinem Vorſatz wählt, das Eis voraus zu brechen,
Damit nicht Sturm u. Wahn die ſeine Schiffahrt ſchwächen.
Gleichwohl will auch das Glück dabey gebethen ſeyn,
Und kehrt es unverhofft bey klugen Seelen ein,
Und läßt es ſich zwar nicht durch Wiſſenſchaft verjagen:
Ein Narr hat gleiche Gunſt durch ein verkehrtes Wagen.
Oft trägt der Menſch wohl ſelbſt des Unglücks erſte Schuld;
Er wirft die Mittel weg, und ſchmält vor Ungeduld.
Denn, braucht er weiter nichts, als Wünſchen u. Verlangen:
So darf ein andrer leicht das Manna früher fangen.
Dem nagt die Furcht das Herz, den ſchlägt der Zweifel blind;
Und wenn die Großmuth nicht die Bruſt bewaffnet finde
So muß ihr Heldengeiſt die blöden Sinnen fliehen,
In welche Gram und Angſt, wie mächtge Feinde, ziehen.
Dort bricht die Leidenſchaft der Urtheilskraft den Schluß,
Nach welcher jeder Menſch ſein Heil befördern muß,
Und überſchwemmt mit Macht ein ſonſt vernünftig Wollen,
Daß viel der blinden Luſt manch zärtlich Opfer zollen.
Und wer etwan ſein Glück hiermit noch nicht verſcherzt,
Wenn er in heißer Gluth die Lais küßt und herzt,

Und mit Syrenen ſpielt, der mags in feuchten Gründen
Mit dargeſtrecktem Arm im Wein erſoffen finden.
Mir kömmt es ſauer an, noch mehr aufs Blatt zu ziehn.
Viel raſen in die Welt mit doppeltem Bemühn,
Durch Zänkerey und Stahl der Vorſicht Trotz zu biethen,
Die ſich nunmehr entſchließt, nichts weiter zu verhüten,
Was ſie zum Abgrund reißt. Und kurz, es hat die Welt
So manches Labyrinth, worein man rennt und fällt.
Daß aber Menſchen auch durch Haß und grobe Sünden
Und Herzen böſer Art ihr zeitlich Wohlſeyn finden,
Kömmt mir erſchröcklich vor; denn ſeh' ich Cromwels Wuth,
Die mehr erſchröckt als ſchützt, und Carls unſchuldig Blut:
So möcht ich, müßt ich nicht den Grund im Glücke ſuchen,
Aus Zorn und Billigkeit das Parlement verfluchen.
Gewalt und Liſt beſteigt den königlichen Thron;
Aus Mord und Leichen wächſt dem Sieger Ruhm und Lohn,
Und Laſter, welche ſonſt um Hals und Leben bringen,
Sind manchem wohl die Bahn, ſich höher aufzuſchwingen.
O Bruder, folg einmal und geh mit mir zurück
In Deutſchlands alte Zeit, erwäg es, und erſchrick.
Dort ficht ein Wüterich im Fauſt- und Kolbenrechte,
Bricht Hälſe, theilt den Raub für ſich und ſeine Knechte,
Verwüſtet Dorf und Feld, führt Wagen, Mann und Roß
In ſein im Sumpf und Wald gelegnes Mörderſchloß,
Schont keinem, raubt ſo gar die ſchwächſten Weibesleute,
Und macht ſich ihren Leib zur ſchändlich geilen Beute;
Und kam gleich Deutſchlands Ruh im Maximilian,
So blieb ein Schänder doch ein Held und Edelmann.
Wie manchen hat die Kunſt ins Rittergut geſoffen,
Und itzo ſteht der Helm, wie ſonſt der Becher offen.

Ja ſeh ich, was man dort dem Ueberwinder flicht,
Der mit der gröbſten Fauſt ſich balgt und Lanzen bricht:
So lach ich vor Verdruß; denn ruht der Ruhm in Fäuſten:
Gewiß ein Fleiſcherknecht vermag hier auch am meiſten.
Drum, Muſe, fort und fleuch! bevor man dich erkennt,
Und auf Meduſens Haupt dergleichen Stöße rennt,
Hier gilt dein Anſehn nichts, und laß dich jene Thüren,
Die dorten offen ſtehn, ins Glückes Tollhaus führen.
Dort ſinnt ein Spaßgalan, der durch ſo manche Nacht
Der ehrlich jungen Magd den Brautkranz flüchtig macht,
Auf einen ſanften Griff, und will des Glückes Gaben,
Wie Küſſe, dutzentweis auf einem Brette haben,
Beſorgend, wenn die Zeit ihn tief ins Alter führt,
Daß ſich die Schönheit leicht im kalten Schweiß verliert,
Den er vordem geſpart, Sophien zu gewinnen,
Und noch das Naß verbraucht, wenn Liebesthränen rinnen.
O glücklicher Erfolg! Weil er zurücke denkt,
Wie leicht ein ſchwarzes Haar den zarten Geiſt beſchränkt:
Macht er ein Seegeltuch aus Weiberröck' und Schürzen,
Und reiſt den Weg ſo leicht, worauf ſo viele ſtürzen,
Und holt ohn alle Müh des Glückes goldnes Vließ,
Das ihn der Venusſtern im Liebestempel wieß.
Nun, Muſe, blick umher und merke doch die Mittel,
Wodurch man glücklich wird. Ein Thor trägt Ehr und Tittel
Bey Gold und Ueberfluß und ſchwillt aus grobem Trotz,
Und bleibt bey allem Schein ein unbehauner Klotz,
Der, ſollt ihm Kunſt und Hand Geſtalt und Form ertheilen,
Vielmehr zu Eſeln dient, als zu Merkurens Säulen.
Ach ſinnenloſes Glück! wie blindlings irrt dein Fuß;
Wie wenig hört dein Ohr der Tugend Morgengruß.

Wie falſch vertheilt dein Arm die dir vertrauten Güter!
Und ach! wie beugſt du doch die redlichſten Gemüther!
Ja, läßt du zwar nicht ſtets vollkommne Seelen leer:
So ſcheint dein Rathſchluß doch, als käm er ohngefehr;
Denn weil ich oft nicht weis, wodurch viel Dumme ſteigen:
So kanſt du dich auch leicht an Weiſen irrig zeigen.
Ich glaub auch billig nicht der Statsgelehrten Wahn:
Als wären Glück und Zeit der Klugheit unterthan.
Man ſieht es mit Verdruß, wie oft ſie uns vergönnen,
Daß wir uns ihrer Hand geſchickte Meiſter nennen.
Trifft etwan noch ein Fall mit unſrer Abſicht ein:
Gewiß, zu tauſend wird ein ſchlecht Verhältniß ſeyn;
Und Morus und Fouquet und andre mögen zeugen:
Wie ſehr Geſtirn und Glück der Statskunſt Nacken beugen.
Der klügſte Zeitgebrauch, da man der Göttinn Haar
Beherzt zu faſſen meynt, ſtürzt öfters in Gefahr,
Die Kopf und Hals verrenkt; und in den meiſten Fällen
Betrügt uns auch die Kunſt, ſich dumm und klug zu ſtellen.
Nun ſoll uns die Geduld zwar Ruh und Troſt verleihn;
Und gut, wir wollen uns der Wohlthat nicht verzeihn.
Allein wir mögen eh'r durch ihren Vorſchub ſterben,
Als unter ihrem Schutz ein zeitlich Wohl erwerben.
Denn warlich! wenn das Glück uns ſelbſt nicht ſucht und meynt:
So hoffen wir uns todt, bevor es uns erſcheint;
Und vom geduldig ſeyn muß jedermann bekennen:
Es nütze gleich ſo viel, als Hurtigkeit zum rennen.
Hingegen wen es ſich zum Liebling auserwählt,
Dem muß, ſo viel man auch der Fälle nennt und zählt,
Ein jeder glücklich ſeyn und ſolchen Vorzug bringen,
Den weder fremde Müh, noch eigner Fleiß erzwingen.

Daß uns der Mutter Schooß, von dem das Sterben rührt,
Mit Spas und Scherz empfängt und unter Scherz gebiert,
Iſt jeglichem gemein; wir ſind von einer Erden,
Und müſſen insgeſammt zu gleichem Staube werden.
Allein wenn die Geburt für manchen in der Welt,
Der noch im Blute ſchwimmt, den reichſten Thron beſtellt,
Das heißt ein bloßes Glück, und unter deſſen Fügen,
Könnt auch der größte Prinz in groben Windeln liegen.
Erweg ich dieß bey mir, ſo fällt mir plötzlich ein:
Es kann das Glück wohl nichts, als kluge Fälle ſeyn,
Die Gott von Ewigkeit betrachtet und erleſen,
Und die der Möglichkeit geſchickt und gut geweſen,
Viel Menſchen zu erfreun. Drum, Bruder, laß es gehn;
Wir taugen vielmals nicht, die Wahrheit einzuſehn,
Daß das, was itzo preßt, uns noch dereinſt erfreue,
Und Blitz wie Sonnenſchein die trübe Luft zerſtreue.
Schlägt endlich alles fehl, was nützt ein ſteter Schmerz?
Man treibt die Seufzer hoch und quält ſich ſelbſt das Herz.
Viel Schlüſſe dürfen nicht den feſten Satz beweiſen,
Daß das uns ſchädlich ſey, was wir oft glücklich preiſen.
Geh nur in deine Bruſt, den Kampf= und Siegesplatz;
Zerſchmeiß die Leidenſchaft, ergreif der Weisheit Schatz.
Der Himmel geht gleichwohl nach den beſtimmten Schlüſſen,
Wenn wir dem Gram zum Troſt Vernunft und Tugend küſſen.

* * *

Vorzüge
derer Männer, welche häßliche Weiber haben.

Gutes und Böſes, Schönheit und Häßlichkeit ſind in der Natur, eines ſo häufig, als das andere, und auf das unordentlichſte vermengt, untereinander anzutreffen. Gleichwohl aber will ein jeder durch das, was in der Welt vorhanden iſt, ſein Vergnügen befördern. Kann er ſich aber wohl das Böſe und das Häßliche zu dem Gegenſtande ſeines Vergnügens erwählen? Vergnügt wollen und ſollen alle Menſchen ſeyn. Sie würden aber ihren Zweck nicht erreichen können, wenn ſie alle einerley Sachen für gut oder böſe, für ſchön, oder häßlich, für wünſchens- oder für fliehenswerth hielten. Es würde, aus einer gemeinſchaftlichen Beſtrebung nach einerley Gütern nichts, als ein hobbeſianiſcher Krieg, entſtehen; und anſtatt der Empfindung des zu einem glückſeligen Leben unentbehrlichen Vergnügens, würde man das flüchtige Leben beſchließen, ehe man noch die Süßigkeit deſſelben geſchmecket hätte.

Die Liebe, welche unſtreitig den größten Theil des ſinnlichen Vergnügens in ſich begreift, würde vornehmlich großen Abbruch leiden, wenn alle Gegenſtände derſelben von einerley Beſchaffenheit ſeyn müßten. Dieſe ſind ſo verſchieden, als die Geſtalten der Menſchen; und ihre Mannichfaltigkeit iſt ſo groß, als der Unterſchied zwiſchen dem Angeſichte der Venus und der Meduſa, des Ganymedes und des Therſites. Die Häßlichen lieben ſo wohl, als die Schönen. Wenn nur die Wohlgebildeten unter dem Gebothe der Liebe ſtünden: ſo würden die Uebelgeſtalteten ihr Schickſal zwar geduldig ertragen: aber wo würde die Erreichung des Endzweckes der Liebe, die Vermehrung der Menſchen, bleiben? Die Geſetze der Liebe müſſen alſo ſo wohl von den Häßlichen, als Schönen, beobachtet werden. Die Affen vermehren ihr Geſchlecht ſowohl, als die Pfauen; die Menſchen müſſen es auch thun: doch geſchieht es bey dieſen mit dem Unterſchiede, daß ſich nicht allezeit gleich und gleich geſellt, ſondern es heißt hier:

> Si quis amat ranam, ranam putat eſſe Dianam;
> Si quis amat ceruam, ceruam putat eſſe Mineruam.

Und das von Rechts wegen. Wenn keine wohlgebildete Mannsperſon eine häßliche Weibsperſon, und keine wohlgebildete Weibsperſon eine häßliche Mannsperſon lieben wollte: ſo würde bald die Welt von Meduſengeſichtern wimmeln: wenn aber die häßlichen Perſonen beyderley Geſchlechts gar nicht liebten: ſo würden ganze Länder von Menſchen leer werden.

Pope rufft über die glückliche Unwiſſenheit des Zukünftigen aus:

> Oh! blindneſſ to the future! kindly giv'n!
> That each may fill the circle mark'd by heav'n.

Im gegenwärtigen Falle kann man, mit einer kleinen Veränderung, ebenfalls ausruffen:

> Oh! blindneſſ of the loving! kindly giv'n!
> That each may fill the laws done by the love.

Ich bitte die zarten Ohren meiner engliſchen Leſer um Verzeihung, daß ich in meiner Parodie nicht gereimet habe. Es iſt wahr, wenn die Liebenden nicht blind, und in ihrem Geſchmacke nicht ſo verſchieden wären: ſo würde die Natur bald in Unordnung kommen. Welch ein Glück aber iſt es nicht, daß wir dieſes nicht zu befürchten haben! Wir ſehen, daß die wohlgebildetſten Mannsperſonen die häßlichſten Frauenzimmer, und die ſchönſten Frauenzimmer wiederum die ungeſtalteſten Mannsperſonen auf das brünſtigſte lieben. Verdienet nicht dieſe mehr, als ſtoiſche Verleugnung des Sinnlichen, die größten Lobſprüche? Wird man es wohl eine überflüßige Beſchäfftigung nennen können, wenn ich mir voritzo insbeſondere vornehme, die Vorzüge derer Männer, welche häßliche Weiber haben, anzuzeigen?

Ich glaube, daß ich, durch mein Vorhaben, weder diejenigen Männer, welche häßliche, noch diejenigen, welche ſchöne Weiber haben, beleidigen werde. Die letztern werden die erſtern, wenn ich ihnen auch noch ſo große und häufige Vorzüge derſelben darſtellen ſollte, darum gewiß nicht beneiden, und ſich darüber beunruhigen, daß ſie nicht auch ſo glücklich ſind, und häßliche Weiber haben. Die erſtern aber werden mir vielmehr meine Bemühung, daß ich ihnen ihre eignen Vorzüge, welche ihnen wohl meiſtentheils bisher ſelbſt mögen verborgen geweſen ſeyn, entdecket habe, belohnen müſſen. Daß ſie aber meine Beſchuldigung ſelbſt, daß ſie häßliche Weiber hätten, übel nehmen ſollten, das iſt vollends ganz unglaublich. Sie haben ſich ja die häßlichen Weiber ſelbſt ausgeleſen: und ſie werden ſich ſelbſt doch nichts böſes ausgeleſen haben? Sie können alſo unmöglich böſe darüber werden, wenn ich ſage, daß ſie häßliche Weiber haben; weil ſie dieſelben für was gutes halten, wie ſie es denn auch ſind. Zu dieſem kömmt noch, daß es die wenigſten Männer glauben, daß ſie häßliche Weiber haben. Sie lieben ſie; denn dieſes beweiſen ſie durch Küſſen und andere Liebkoſungen. Lieben ſie ſie: ſo halten ſie ſie auch für ſchön, und meine Schrift geht ſie alsdenn, ihrem Bedünken nach, nicht an. Wie wollten ſie ſich alſo dadurch beleidiget finden?

Eben ſo wenig darf ich auch beſürchten, daß ich mir die Feindſchaft der Weiber, ſie mögen ſchön, oder häßlich ſeyn, zuziehen werde. Die erſtern werden die letztern doch meiner Abhandlung wegen nicht für beſſer, als ſich, und für beneidenswürdig, halten, und die letztern nehmen ſich deſſen nicht an, was ich von ihnen ſagen werde. Denn, welche Frau wird denn ſo feindſelig gegen ſich ſelbſt handeln, und glauben, daß ſie häßlich ſey?

Ich kann alſo mein Vorhaben ungehindert ausführen. Wenn ich eine häßliche Frau beſchreiben ſoll: ſo kann ich dieſes nicht beſſer thun, als wenn ich mit dem Herrn von Brück ſage, daß man an ihr ſieht

Ein dünnes Schimmelhaar, das keine Schnüre halten:
Die Stirne finſter, ſchmal, unzählbar reich an Falten,

Die Augen hohl und roth, wie Wunden, waſſerreich;
Die Naſe kupfricht, groß, den Trauthahnſchnäbeln gleich;
Die Wangen runzlich, gelb, ſchwarzgelb mit Koth beſchmieret;
Die Lippen weit und blau, mit Haar und Grind gezieret;
Die Zähne faul und ſchwarz, ein Kinn, darinn der Wurm,
Ein Hals, der löchricht iſt, wie ein beſchoßner Thurm.

Ich verlange nicht lauter ſolche reizende Schönheiten zu der Beſtimmung des Begriffs einer häßlichen Schönen. Ich begreife darunter auch diejenigen, deren Geſichtsfarbe oder Uebereinſtimmung der Theile des Geſichts nur ziemlich von dem abweicht, was man ſchön nennet. Ich wollte, daß ich ein häßliches Frauenzimmer, welches zunächſt an die mittelmäßigen Geſichter grenzet, hätte in Kupfer ſtechen laſſen, damit ich es hier hätte beyfügen und meinen Begriff auf das genaueſte beſtimmen können. Wenn ich gleich meiner Frau hätte wollen die Ehre anthun: ſo hätte ſie doch hernach vielleicht einmal über meine Abhandlung kommen und ſehen können, daß ich ſie für häßlich hielte: und was weiter daraus gefolgt wäre, das will ich dem geneigten Leſer zu eignem Nachdenken überlaſſen. Ueber dieſes, ſo kömmt das Geſicht meiner Frau Liebſten der obigen Beſchreibung viel näher, als dem ſchlechteſten mittelmäßigen Frauenzimmergeſichte. Denn das muß man wiſſen; wenn ich mir einmal was ausleſe: ſo leſe ich mir was rechts aus. Man wird nun allmählich errathen, warum ich dieſe Abhandlung ſchreibe.

Doch ich komme zur Sache. Da ich mir die Vorzüge derer mit häßlichen Weibern verſehenen Männer zu beſchreiben vornehme: ſo weis ich, wegen ihrer Menge nicht, wo ich anfangen ſoll? Ich werde daher die erſten, die beſten nehmen, und aufhören, wenn meine zweene Bogen voll ſeyn werden; denn länger ſoll meine Abhandlung nicht werden. Was nützet es, in großen Schriften Ruhm zu ſuchen? Es iſt alles eitel! Studieren und lieben, ſchriftſtellern und heyrathen, alles iſt eitel. Ja die Eitelkeit iſt es eben, welche mir den Grund zu dem erſten Vorzuge meiner Mitbrüder darbiethet.

Was iſt das Vergnügen an einem ſchönen Frauenzimmer? Eitelkeit. Was iſt ein Kuß auf den roſenrothen Lippen der größten Schönheit? Eitelkeit! Was ſind die zarteſten Liebkoſungen eines engliſch ſchönen Ehegatten? Eitelkeit. Es iſt ein Vergnügen der Sinne; ein Vergnügen, welches in Anſehung des Vergnügens, deſſen der Verſtand fähig iſt, noch weniger, als ein Vergnügen, zu nennen iſt. Sind nun nicht die zärtlichſten Liebhaber ſchönes Frauenzimmers Sklaven des Irdiſchen und niedrige Seelen? Wird nicht derjenige einen unſterblichen Ruhm vor ihnen verdienen, welcher die Lüſte ſeines Fleiſches verleugnen, die Wuth der Liebe zähmen, und den kriegenden Leidenſchaften den Riegel der Vernunft verſchieben kann? Ein ſolcher aber iſt ein jeder, der eine häßliche Frau hat. Dieſer zeiget, da er ſich ein garſtiges Bild zum Ehegatten wählet, daß es ihm um die Tändeleyen der Liebe gar nicht zu thun iſt, und daß er, da er bey dem Reize des größten ſinnlichen Vergnügens unempfindlich iſt, allen andern Wollüſten ſeine eiſerne Bruſt um deſto tapferer entgegen ſetzen könne. Welch eine Großmuth iſt es nicht, unter unzähligen wohlgebildeten Weibsperſonen ſich keine einzige zur Wolluſt verleiten zu laſſen, und ſich eine häßliche zu erwählen, da er zehn ſchöne hätte bekommen können! Denn es ſind, mit jenem gottſeligen Sittenlehrer zu reden, der Sybillen, oder Jungfern, welches bey ihm einerley war, nicht eine Hand voll; ſondern ein ganz Land voll. Wer ſich der philoſophiſchen Großmuth des Zeno ſo ſehr genähert hat, daß er die ſtärkſten Reizungen der Schönen verachten kann, und die Abſcheulichkeit der Häßlichen ſich nicht abhalten läßt, durch ihre Hülfe das menſchliche Geſchlecht zu vermehren, der iſt zu allem fähig, was großmüthig genennet werden kann. Wer einer häßlichen Ehegattinn die vornehmſte eheliche Pflicht eben ſo willig leiſtet, als ein andrer einer ſchönen, der zeiget dadurch, wie genau er ſein größtes Vergnügen nach dem Rechte der Natur abmißt. Er zeiget, daß er mit Ueberzeugung weis, daß das Vergnügen, welches mit der unumgänglich nöthigen Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts unzertrennlich verbunden iſt, nur um der letztern willen vorhanden iſt, und daß man ſich alſo daſſelbe nicht als einen Zweck vorſetzen, ſondern ſich nur deſſelben in ſofern theilhaftig machen dürfe, in ſofern es dieſen Zweck befördert. Denn da er ſich mit einer häßlichen Weibsperſon vermählet hat: ſo hat er dadurch allen Ausſchweifungen in der ehlichen Liebe vorgebeuget. Je ſeltner dergleichen reine Abſichten bey den Heirathen ſind, deſto löblicher ſind ſie. O Groſsmuth! O Tugend!

Eine häßliche Ehegattinn iſt nicht nur ein Gegengiſt wider die übermäßige Wolluſt, ſondern auch eine Züchtigung des Fleiſches, wenn es ihren Eheman etwann einmal gereizet hat, die Wolluſt außer der Zeit zu ſtillen. Er wird, wenn er dieſes gethan hat, gewiß den Nachdruck einer ſolchen Züchtigung etliche Monate fühlen, und die größte Mäſſigkeit in der Liebe beobachten. Gleichwie dieſes an ſich ſelbiſt ſchon Vorzugs genug iſt: alſo giebt es ihm noch einen neuen Vorzug. Nichts kann faſt ſo gefährliche Uebel des Leibes und der Seele verurſachen, als die Unmäßigkeit in der Liebe. Solche Uebel aber hat ein Mann, welcher eine häßliche Frau hat, gar nicht zu befürchten. Er thut, was ihm, als einem Ehemanne, zukömmt; und mehr nicht. Dabey befindet er ſich ſtets ſo wohl, als übel ſich diejenigen befinden, welche die Ausübung der Wolluſt für den Hauptendzweck des Eheſtandes halten, und ſich nur für glückliche Ehemänner halten, wenn ihnen ihre ſchönen Weiber alle Tage und Nächte die Gelegenheit dazu darbiethen.

Die häßlichen Weiber ſtellen ihre Männer vor einem großen, und bey ſchönen Weibern unvermeidlichem Uebel, in Sicherheit. Gleichwie alles Irdiſche vergänglich iſt, alſo iſt die Schönheit hauptſächlich dem traurigſten Wechſel unterworfen. Ein Frauenzimmer, welches in der Jugend die größte Schönheit vorſtellete, iſt, wenn ſie in das alte Regiſter kömmt, ein Abſcheu aller Zärtlichen; und ſo ſehr ihr Angeſicht ehedem der Venus gleichte, eben ſo ähnlich iſt es anitzo der Meduſa. Ja, der Verfall der Schönheit erwartet ſelten das funfzigſte, oder vierzigſte Jahr. Sie nimmt oft ſchon in dem zwanzigſten Jahre von ihren Beſitzerinnen Abſchied. Die allzuzeitige Anwendung derſelben, eine Krankheit, öftere und ſchwere Geburt, und viele zufällige Uebel rauben einer Ehefrau eben dasjenige im kurzen, um deſſentwillen ſie allein von ihrem Ehemanne geliebet wird. Was entſteht aber aus ſolchen traurigen Veränderungen? Kummer, Verdruß, Haß, und Uneinigkeit auf beyden Seiten. Da wird, nach der Rockenmoral zu reden, Freud in Leid, und Ehe in Wehe verwandelt! Warum? Die Frau Liebſte war zuvor ſchön geweſen und geliebet worden; aber nunmehr iſt ſie häßlich, und des Haſſes ihres Mannes würdig geworden. Um wieviel tauſendmal glückſeliger iſt nicht der, der eine häßliche Frau hat! Sobald er ſie heirathet, iſt ſie häßlich, und in dieſem Zuſtande bleibt ſie, ſo lange er ſie hat. Hier iſt an keinen Wechſel der Geſtalt zu denken. Sie iſt häßlich, und bleibt häßlich. Hat er ſie nun bey dem Anfange ſeines Eheſtandes geliebet; wie es denn nicht anders ſeyn kann: ſo wird er ſie auch im Fortgange und am Ende deſſelben lieben. Alſo wird er niemals dasjenige große Misvergnügen zu empfinden haben, welches aus dem Verfalle der Schönheit einer Geliebten nothwendig entſteht. Welch ein Glück aber iſt es nicht, vor einem der größten Uebel zeitlebens geſichert zu ſeyn!

In einem häßlichen Körper wohnet eben ſo wohl eine verſtändige Seele, als in einem ſchönen. Es iſt alſo beydes gleich leicht, an einer häßlichen Frau eine verſtändige, und an einer ſchönen Frau eine dumme zu bekommen. Es iſt an ſich ausgemacht, daß ein Mann, welcher eine häßliche und dabey verſtändige Frau hat, weit glückſeliger iſt, als ein anderer, der eine ſchöne, und dabey dumme, Frau hat. Dieſer hat, wenn ſie alt wird, an ihr eine garſtige und dabey dumme Frau: jener aber hat im Alter noch eben dasjenige an ihr, was ihn in ihrer Jugend an ihr ergetzte; er hat eine zwar garſtige, aber doch verſtändige Frau. Auch eine zugleich ſchöne und verſtändige Frau verlieret in ihrem Alter die Hälfte desjenigen, wodurch ſie ihren Ehemann ergetzte. Eine zugleich häßliche und verſtändige Frau aber behält zeitlebens alles, was ſie ihrem Ehegatten angenehm machte.

Ich will nur noch eines Vorzuges meiner Mitbrüder erwähnen, welcher allein ſtatt aller übrigen dienen kan. Kein größeres Uebel iſt in dem Eheſtande, und wohl überhaupt unter der Sonne zu finden, als die Untreue in der Liebe. Dieſes iſt ein Uebel, welches noch etwas mehr, als ein ehliches Hauskreuz, zu nennen iſt. Es iſt empfindlicher, als alles, was die Seele kränken, und den Leib ſchmerzen kann. Ein Uebel, welches dadurch faſt unerträglich wird, daß es uns nicht nur den Genuß eines der größten Güter in der Welt raubet, ſondern auch daſſelbe eben denenjenigen zum Genuſſe übergiebt, welchen wir es, als unſern größten Feinden, am wenigſten gönnen. Wie viel Sorgen und Unruhe, wie manche ſchlafloſe Nacht, wie unzähligen Kummer und Verdruß machet es nicht einem Ehemanne, wenn er den Genuß des größten Vergnügens in ſeiner Gewalt zu haben denkt, die Untreue ſeiner Frauen! Iſt nicht derjenige Ehemann unzähligemal beglückter zu nennen, welcher dergleichen Uebel nicht nur niemals empfindet, ſondern auch niemals zu beſorgen hat?

Männer, welche häßliche Weiber haben, können ſich allein dieſes Glücks mit Grunde rühmen. Kein Menſch ſuchet ſich, durch die Liebe zu ſeiner Frauen, in ſeine Anverwandſchaft einzudringen; der Reiz ſeiner Ehegattinn locket niemanden, ihm die Krone der Großmuth aufzuſetzen. Nur die Schönheit einer Frauen kann ihrem Ehemanne dieſer Ehre würdig, und ihre verliebte Seele ihn derſelben theilhaftig machen. Niemals hat man geſehen, daß Männer, welche häßliche Weiber haben, in ihrer ehlichen Liebe ſind geſtöret worden. Sie haben ihre Weiber für ſich, und behalten ſie auch für ſich. Kann daher wohl eine Mannsperſon etwas klügers vornehmen, als wenn ſie ſich eine häßliche Frau erwählet. Wie nöthig iſt nicht eine ſolche Vorſichtigkeit, zumal in den itzigen gefährlichen Zeiten, da man niemanden in dem Beſitze des Seinigen laſſen will! Wie ruhig kann nicht ein ſolcher die verliebten Nachſtellungen mit anſehen, durch welche andere in dem Beſitze des Ihrigen unaufhörlich geſtöret werden! Wie vergnügt kann er über die Thorheit der Männer lachen, welche nach der, ihrer Meynung nach, noch ſo wohl getroffenen Wahl,

> Waſſer ſehn, und dürſten müſſen!
>
> Günther.

und von welchen man ſagen kann:

> Tantalus a labris ſitiens fugientia captat
> Flumina! *Hor.*

Er kann mit ſeiner Liebſten ſpazieren gehen, ohne auf alle Blicke junger Mannsperſonen argwöhniſch Acht zu haben; ja er kann verreiſen, wohin und ſo lange er will, ohne die Eiferſucht zur Gefährtinn zu haben, und dabey verſichert ſeyn, daß er ſeine Frau noch in dem Zuſtande finden werde, in welchem er ſie verlaſſen hat. So bleibt er in dem Beſitze ſeiner Ruhe, ſeiner Ehre und ſeiner Frau, wenn auch ſonſt die ganze Welt voll ehlicher Untreue wäre.

Und alſo hoffe ich, meine und meiner Mitbrüder Ehre, durch Anführung einiger unſerer Vorzüge vor andern Männern, genugſam gerettet zu haben. Wir verlachen die allerbetrüglichſte Eitelkeit der Welt, die Wolluſt in der Liebe; wir kommen in derſelben den Geſetzen der Natur auf das genaueſte nach, und ſind die großmüthigſten Leute in der ganzen Welt. Wir haben in unſerm Eheſtande nichts weniger, als die übeln Folgen einer übermäſſigen Liebe, zu befürchten. Wir behalten in unſerm Eheſtande im Alter das, was uns in der Jugend darinnen ergetzte, unverletzt. Wir ſind vor der Untreue unſerer Ehegattinnen in der größten Sicherheit. Kurz, wir ſind die glückſeligſten Ehemänner; denn wir haben häßliche Weiber.

Miſogynokallos.

Der Morgen.

Fliehet, ihr Schatten! fliehet vor Auroren!
Tag und Vergnügen werden neu gebohren.
Flieh unſern Halbkreis, es iſt Phöbus Wille,
Nächtliche Stille!

Oeſtliche Venus! hör itzt auf, zu glänzen!
Feuriger Löwe! weich nach jenen Grenzen,
Wo ſich die Fackeln, die den Himmel zieren,
Täglich verlieren!

Wachet, ihr Augen! die ihr träumend ſahet!
Blicket nach Oſten, wo ſich Phöbus nahet!
Welcher den Abſchied kaum von uns genommen;
Heißt ihn willkommen!

Göttlichs Vergnügen! du gewährſt mir Flügel!
Himmel! es trägt mich ein erhabner Hügel.
Lachender Morgen! laß mich dein Vergnügen
Edel beſiegen!

Herold des Tages, mit umſtraltem Haupte!
Bring uns die Anmuth, die die Nacht uns raubte!
Ruffe die Kräfte der entſchlafnen Glieder!
Gieb ſie uns wieder!

Reizender Anblick! welch ein heitrer Schimmer!
Oeffnet Aurora nicht ihr helles Zimmer?
Seht! wie den Himmel röthlich goldne Stralen
Morgenwärts malen.

Sehet! die Klarheit wächſt mit jedem Blicke.
Dunkel und Schatten weichen ſcheu zurücke,
Da ſie der Morgen, der die Nacht verdringet,
Siegreich bezwinget.

Mächtige Stralen! die die Schatten tödten.
Endlich verſchwinden Sonnen und Planeten;
Phöbus erblaſſet, und wird faſt zu nichte;
Alles wird lichte.

Röthliche Klarheit krönt der Berge Spitzen.
Flieget, ihr Vögel, nach den hohen Sitzen!
Eilet, ihr Rehe, nach den dunkeln Gründen!
Ruhe zu finden.

Feurige Wellen, ſeh ich aufwärts wallen.
Himmel! was zeigt ſich? Welch ein Feuerballen!
Phöbus, in dem ſich alles Licht vereinet,
Phöbus erſcheinet!

Sonne! dein Leuchten weckt die ſtillen Wälder;
Alles erwachet; Berge, Thal und Felder
Werden, indem ſich ſtets dein Licht erhebet,
Kräftig belebet.

In den bethauten grünenden Gefilden
Seh ich die Stralen einen Himmel bilden.
Tauſendmal tauſend kleine bunte Sterne.
Strecken ſich ferne.

Höret der Lerchen kleine laute Kehlen
Schwebend den Menſchen Gottes Huld erzählen!
Höret das Schmettern holder Nachtigallen
Hundertfach ſchallen!

Sehet den Landmann, mit verneuten Kräften,
Ueber des Feldbaus reizenden Geſchäfften!
Seht! ihn ergetzen Weiden, Erndt' und Säen,
Pflügen und Mähen.

Eilet, ihr Schäfchen, aus verſchloßnen Horden!
Weidet, und fürchtet keines Wolfes Morden!
Weidet, ihr Rinder, denn der Tag iſt heiter,
Blumichte Kräuter!

Werkſtatt und Arbeit ſind ſchon längſt zu hören.
Phöbus ermuntert, die die Muſen ehren.
Weisheit und Dichtkunſt! was ihr göttlich machet,
Lebet und wachet.

Alles iſt munter, alles wacht und lebet,
Da ſich die Sonne ſüdwärts ſteil erhebet:
Aber die Faulheit bleibt in Finſterniſſen,
Schlummer und Küſſen!

Sonne! du eileſt nach dem höchſten Sitze;
Sinnen und Geiſter fühlen deine Hitze.
Daß ich auch mittags dich, o Morgen! fühle,
Eil' ich ins Kühle.

Chriſtlob Mylius.

D. J. F.

D. J. F. Boltens Beweis, daß es anatomiſche Beluſtigungen gebe.

In der Leipziger Sammlung allerhand Stücke, welche den Namen der Beluſtigung des Verſtandes und Witzes führet, finden wir einige, die die Zergliederungsarbeiten als angenehm, abſchildern: ein anderes Stück aber bezeuget nicht allein den Ekel ſeines Verfaſſers vor den erblaßten menſchlichen Körpern, ſondern ſpricht auch ihrer Betrachtung alles Vergnügen ab. Mich dünkt, in den erſtern iſt noch manches von dieſen wichtigen Sachen zu ſagen übrig geblieben. Das letztere aber verräth aller Wahrſcheinlichkeit nach, daß ſein Urheber den Körper eines Menſchen nicht kennet, noch weniger aber ſeine Schönheit. Mich wundert es, daß ihm die Todtenfarbe ſo häßlich vorkömmt, daß er den Ueberreſt eines Verſtorbenen als ein Schreckenbild flieht. Iſt es möglich, daß ein Weiſer die Träume, welche ihn in ſeiner Kindheit erſchreckten, noch nicht beſtritten und beſieget hat? Es iſt zwar wahr, daß das Zergiedern mit etlichen kleinen Unannehmlichkeiten verknüpfet iſt, aber dieſe ſind gegen die Wolluſt, welche es uns zugleich empfinden laßt, für nichts zu achten. Die wenige Unreinigkeit, die die Finger der Zergliederer eine kurze Zeit beſudelt, iſt eine Kleinigkeit, welche nicht verdienet, daß ihrer gedacht werde, und der Geruch eines geöffneten Leichnams iſt nur Anfängern und Weichlingen beſchwerlich. Das Leben fehlet zwar denen, die uns zur Oeffnung in die Hände fallen. Die Uebereinſtimmung, welche man zwiſchen Leib und Seele ſich in ihrer Vereinigung zu erhalten bemerket, iſt aufgehoben, aber ſind damit auch alle übrige zerſtöhret? Rühret die Gegenwart eines Geiſtes unſre Sinnen, oder thut ſolches vornehmlich der Körper? Ich denke, dieſer und nicht jener fällt uns in die Augen, und behaupte dahero, daß uns deſſen Anſchauen Vergnügen machen müſſe. Wer kann doch einen herrlichen und nach den beſten Regeln der Baukunſt aufgerichteten Pallaſt anſehen, ohne ſich darüber zu freuen? Muß uns nicht deſſelben regelmäßige Einrichtung auch wider unſern Willen beluſtigen, zumal wenn Ordnung, Pracht und Bequemlichkeit in allen ſeinen Theilen herrſchen? Wer beſchauet nicht gern einen Körper, deſſen Zuſammenſetzung ihn zu unzähligen Bewegungen geſchickt gemacht hat? Gewiß, manche Werke der Kunſt geben uns Anlaß, ſie zu bewundern, die doch in Vergleichung mit dem, was die Natur hervorbringt, in keine Betrachtung kommen. Was ſind alle Maſchinen der Künſtler, in Anſehung derjenigen, welche mit einem denkenden Weſen verbunden, den Menſchen ausmachet? Allein, dieſer Vorzug kann ohne die gehörige Unterſuchung nicht erkannt werden, und es iſt noch ziemlich zweifelhaft, ob ſich viele mit denſelben beſchäfftigen werden. Denn insgemein wird der Tod, und das, was ihm ähnlich iſt, und in uns ſein Andenken lebhaft macht, verabſcheuet. Man meidet mehrentheils die Ueberbleibſel der Erblichenen mit vieler Sorgfalt, und bildet ſich ein, man habe eine unausbleibliche Strafe zu erwarten, wo Furcht und Hochachtung für die Gräber unſrer Vorfahren und Mitbrüder verſchwinden möchten. Ihre Ruheſtätte muß uns heilig ſeyn; und wer darf dieſe entehren? Wenigſtens iſt dieſes die Sprache des Pöbels, die auch oft aus dem Munde eines Vernünftigen gehöret wird. Denn es iſt ſehr ſchwer, die Vorurtheile abzulegen, welche uns gleichſam mit der Muttermilch eingeflöſſet werden. Die Eindrücke, welche die Erzählung einer Amme gemacht, ſind zu tief eingepräget, und faſt nicht wieder auszulöſchen. Was war alſo natürlicher, als eine grobe Unwiſſenheit, die ehedem unüberwindlich zu ſeyn ſchiene? Wer konnte dieſen widerſprechen, wenn ſie tauſend abgeſchmackte Dinge in uns dichtete, welche eine fruchtbare Einbildungskraft leicht vermehrete und vergrößerte. Ja, man war gänzlich überredet, unſere Leiber ſchlöſſen nichts, als lauter ſcheusliche Dinge in ſich, deren bloßer Anblick Entſetzen wirken mußte. So weit können wir uns mit Irrthümern umwickeln, daß wir uns nicht entblöden, dasjenige als eine ungeſtalte Misgeburt auszuſchreyen, welches ſelbſt von dem allerweiſeſten Schöpfer erſchaffen worden. Ja, manche ſind noch weiter gegangen, und haben kein Bedenken getragen, diejenigen für Unmenſchen zu erklären, welche ſich unterſtanden haben, einen Leichnam zu bearbeiten. Es iſt bisweilen unmöglich, daß man ſich des Lachens enthalte, wenn von den Zergliederern und ihren Geſchäfften die

Rede fällt. Bald wird er als ein wilder und grauſamer Menſchenfeind vorgeſtellet. Bald iſt er ſchmutzig genug und mit Unflathe beflecket, daß geſittete Leute ihm ihres Umganges verſagen, und ſeine Geſellſchaft verachten müſſen. Bald wird ſeine Kühnheit bewundert, weil man nicht begreift, wie es zugehe, daß er Herzhaftigkeit genug beſitze, einige Stunden von der an ſich ſchon finſtern Nacht mit einem hingerichteten Uebelthäter in der Einſamkeit zuzubringen. Die Einfalt beweinet wohl gar das widrige Schickſal derer, die uns nach ihrem Ableben übergeben werden; und Gott weis, wie die mit Bosheit vermiſchte Dummheit von uns urtheilet. Dahero iſt meine Abſicht auch nicht, diejenigen zu bekehren, welche unvermögend ſind, die Stärke der bündigſten Beweisgründe zu erfahren, ſondern ich hoffe nur denen eine Liebe gegen die Zergliedrungskunſt einzuflößen, welche zwar ihren Nutzen zugeſtehen, aber nichts weniger, als liebliche Gegenſtände, in den Zergliedrungskammern zu finden glauben.

Die Zergliederer befleißigen ſich, von dem menſchlichen Körper eine genaue Erkenntniß zu erlangen. Zu dem Ende zerlegen ſie denſelben, ſo oft die Gelegenheit ihnen ſolches vergönnet. Sie zerſchneiden die Haut und das Eingeweide; ſie ſondern das Fleiſch von den Knochen; ſie folgen dem Laufe der Adern, und ſie erforſchen die Eigenſchaft der Nerven, ſo viel deren verborgene Natur es verſtatten will. In dieſen Unterſuchungen wird freylich ein erblaßter Körper auf vielerley Weiſe zerſtümmelt, und ſeine Glieder von einander getrennet. Aber dieſe Beſchäfftigung iſt keinesweges ekelhaft, ſondern kann ungemein vergnügen. Ich bin nicht ſo eitel, daß ich mir ſchmeichle, man werde mir dieſen Satz auf mein bloßes Wort einräumen; ich will auf Beweiſe denken, durch welche ſich vielleicht einige von meinen Gegnern werden gewinnen laſſen. Unſer Auge kann unmöglich Vollkommenheiten wahrnehmen und anſchauen ohne eine Luſt, die ſich zugleich in unſrer Seele reget. Dergleichen ſinnliches Vergnügen, das von einem reizenden Bilde veranlaſſet worden, nennen die Weltweiſen eine Beluſtigung. Ich werde alſo mein Verſprechen erfüllet haben, wenn ich dargethan, daß unter dem Zergliedern Uebereinſtimmungen entdecket werden. Mein erſtes Augenmerk will ich auf die Knochen richten, und bey dem Gerippe ein wenig ſtehen bleiben. Das runde Gewölbe der Hirnſchaale, und die mannigfaltigen Beine des Geſichts, die glatte Oberfläche der erſtern, und die vielen Ungleichheiten des letztern ſind ſchon vermögend, uns zu rühren. Wie genau greifen nicht die Knochen in einander, welche die Schachtel ausmachen, die dem Gehirne, zu einem ſichern Aufenthalte dienen muß? Es ſey, daß die Zähne verſchiedener Beine zuſammengefüget ſind, oder daß ſie ſich mit ihren Rändern berühren, oder etwas über einander ſchieben: ſo iſt ihre Vereinigung doch ſo feſt und dauerhaft geknüpfet, daß ihre Trennung, ohne ſie zu zerbrechen, mit zunehmenden Jahren, unmöglich wird. Die Erhabenheiten, die Eindrücke, die Ausſchnitte und Löcher verſtellen den vördern Theil des Kopfs gar nicht, ſondern zieren ihn vielmehr. Die Miſchung,

ſchung der dünneſten und zärteſten Knochen mit den dickern und ſtärkern, iſt hier voller Weisheit. Wie ſchön paſſen doch die drey Kinnbackenbeine auf einander! Wie bequem ſind ſolche nicht gebildet! Wie geſchickt wird nicht die Unterkinnbacken durch ſeine Figur zu dem Zwecke, um welches Willen er ſeine Wirklichkeit hat! Seine Biegung, ſeine Fortſätze und ſeine Einlenkung mit den Schlafbeinen machen ihn fähig, den wiederholten Druck zu thun, welcher die Speiſen zermalmet. Wie vortrefflich ſind nicht die Wirbelbeine des Rückgrads zuſammen gekettet! Er muß aus vielen Stücken beſtehen, damit er biegſam bleibe; und damit ſeiner Stärke nichts abgehe, ſo ſind Bänder genug vorhanden, welche ſeine Gelenke binden. An den Rippen, an den Schulterblättern, an den Schlüſſelbeinen, an den Knochen der Arme und Hände, an dem Heiligen und an dem Steisbeine, an den Hüft- und Schenkelbeinen, an den Schinnbeinen und deren Röhren, und endlich an den Knochen der Füße ſind nicht ſeltnere Merkwürdigkeiten. Wir mögen auf ihre Härte, oder auf ihre Geſtalt, oder auf ihre Größe, oder auf ihre Verbindungen Acht geben: ſo wird alles von einem Künſtler zeugen, den wir zwar bewundern, aber nicht nachahmen können. Gewiß, kein endlicher Witz und Fleiß kann den Regeln der Schönheit und Bequemlichkeit ein dergleichen volles Genügen thun.

So viele herrliche Gegenſtände haben wir ſchon, und ſind nur noch bey der äußern Schale der Knochen: dringen wir aber auch in das Innere derſelben, und beſchauen ihre Bauart: ſo bin ich verſichert, daß ſolches ohne Ergötzen nicht geſchehen könne. Wir wollen uns zu dieſem Ende einige Augenblicke bey einem getrockneten, und der Länge nach durchgeſägten Schenkelbeine aufhalten. Eine erſtaunende Menge kleiner Blättchen, kömmt auf eine uns unbegreifliche Weiſe zuſammen, und machet ſeine Feſtigkeit aus. Sein mittlerer Theil iſt eine lange Röhre, welche vordem mit Markt angefüllet geweſen, und verſchiedene knöcherne Scheidewände machen in derſelben einige Abtheilungen, welche das Knochenfell getragen und geſtützet hat, und gleich einem feinen Netze durchlöchert ſind. Seine Enden aber ſind nichts, als eine unendliche Anzahl Markzellen. Man beſehe dieſelben vornehmlich in dem untern Theile des Knochens mit bloßen Augen, man nehme nachhero ein Vergrößrungsglas zu Hülſe, ſelbſt ein Fühlloſer, wird der Bewundrung Platz geben müſſen; wo er ſtandhaft genug iſt, ſein Erſtaunen zu unterdrücken. Fehlet hier eine genugſame Uebereinſtimmung, mangeln hier ausnehmende Vollkommenheiten: ſo wünſche ich, belehrt zu ſeyn, wo ſolche anzutreffen?

Allein, mich dünkt, ich höre den Gegner antworten, daß er keine trockene Knochen, ſondern nur das kalte Fleiſch, und das geronnene Blut des menſchlichen Körpers verabſcheue. Aber dieſes Einwurfs wegen, bin ich nicht geſonnen, zu weichen; denn er iſt zu ohnmächtig und wird mich nicht entwaffnen. Man zergliedere doch nur einen Muskel, man betrachte ſeine einfachen Fäden, man unterſuche die aus ihnen geflochtenen Stricke, man erkenne, wie dieſe, vermittelſt zarter Häute unter ſich vereiniget ſind, man beſchaue ihn in einem unverletzten Zuſtande, man überzeuge ſich von der Gegenwart ſeiner Scheide, und des Oehls, welches ihn anfeuchtet und geſchmeidig erhält, und offenbare mir nachhero den unparteiiſchen Ausſpruch des Herzens. Iſt dieſer wider mich, ſo bekenne ich mich gewiß ohne Anſtand für überwunden. Kömmt hiezu noch die nöthige Wiſſenſchaft von dem Urſprunge und der Einpflanzung eines Muskels, und eine hinlängliche Einſicht von dem Nutzen, den er uns leiſtet, und von ſeinen Verhältniſſen mit andern von eben derſelben Art, ſo müſſen wir nothwendig ergötzet werden. Sie ſind die Kräfte, durch welche die möglichen Bewegungen des Gerippes wirklich werden. Sie ſind es, die die Glieder biegen, und dieſelben auch wieder ausſtrecken, ſie können ſolche ſteif und unbeweglich machen; ſie erweitern die Höhlen der Bruſt und des Unterleibes und zwingen ſolche wieder in die Schranken ihrer ordentlichen Ausdehnung; ſie öffnen den Mund und verſchließen ihn nach unſerer Willkühr, ſie mäßigen die Sinnen und machen ſolche verſtändlich; durch ihre Hülfe können wir ſtehen, gehen, uns niederlegen, und wieder aufrichten. Aber die Muskeln thun uns nicht allein dergleichen wichtige Dienſte, ſondern ſie tragen auch ſehr viel zur Zierde unſers Körpers mit bey. Dieſer Urſache wegen ſind einige ganz und gar fleiſchigt, andere hingegen enden ſich mit einer Flechſe, welche nach der Beſchaffenheit der Umſtände entweder lang oder kurz iſt. Auf dieſe Weiſe iſt ſo wohl für den bequemen Ge-

Gebrauch der Theile, als auch für ihr gutes Anſehen geſorget. Dieſes ausführlich darzuthun, will ich noch etwas von den Muskeln beybringen, welche die Finger unſrer Hände biegen. Lägen dieſe an dem Orte, deſſen Gelenke zu bewegen ſie beſtimmt ſind, welche ungeheure Größe würden nicht die Hände mit den Fingern haben? Sie würden gewiß zu unzähligen feinen Arbeiten ungeſchickt werden, welche ſie itzt mit vieler Behendigkeit verrichten. Der allerweiſeſte Baumeiſter unſers Körpers hat nämlich das gedoppelte Fleiſch, von dem itzt die Rede iſt, an die Beine des Vorderarms befeſtiget; er hat demſelben acht lange Flechſen gegeben, die durch die Höle der Hand laufen, und an die Glieder der Finger gefeſſelt ſind. Auf dieſem Wege ſind ſie von einer ſtarken flechſernen Haut umgeben und zu ihrer Verrichtung eingeſchränket. Doch dieſes alles iſt noch nicht hinlänglich genug. Denn ein jeder Finger hat drey Gelenke, die alle biegſam ſind, und hiezu ward ein neues Kunſtſtück erfordert, damit die Finger durch die Biegung der äußerſten nicht ungeſtaltet werden möchten. Solches nun zu bewerkſtelligen, ſind die zwo Flechſen beyder Muskeln, welche zu einem Finger gehören, auf einander geleget. Die oberſte verbindet ſich mit dem zweyten Gelenke, ſpaltet ſich aber kurz vorhero, und läßt durch dieſe ſeine Spalte die andere Flechſe zu dem dritten Knochen gehen. Dahero ich auch den erſten den geſpaltenen, den andern aber den durchgezogenen Muskel zu nennen pflege. Sind dieſes keine Wunder, ſind dieſes keine angenehmen Gegenſtände: ſo iſt gewiß mein Ge-

Geſchmack verdorben, weil ich an denſelben das größte Vergnügen habe. Es reuet mich wahrlich noch nicht, daß ich vor zwey Jahren geſchrieben; ich wünſchte wohl meine ganze Lebenszeit mit dem Zergliedern zuzubringen *. Weder die Kleider der Zergliederer, noch die gräßliche Todtenfarbe, noch der widrige Geruch der Erblichenen, noch die Kälte ihrer Eingeweide, noch das ſtockende Blut in ihren Adern, noch der Schaden, den die geringe Ausdünſtung eines friſchen Leichnams meiner Geſundheit zufügen könnte, ſind vermögend geweſen, mich von meiner Meynung abwendig zu machen. Ich geſtehe es, ich bin ſo eigenſinnig, daß ich alle dieſe Gegengründe für nichtswürdige Kleinigkeiten halte, die keiner Widerlegung werth ſind. Ja, ich ſchmeichle mir faſt, daß meine Leſer anfangen, meinem Satze günſtiger zu werden, und daß ich die Erlaubniß habe, mich bey dem, was in unſern Leibern verborgen iſt, noch etwas aufzuhalten, ohne ihnen Verdruß zu verurſachen.

Die Betrachtung einiger der menſchlichen Eingeweide pfleget manchen neugierigen und vorwitzigen Augen eben nicht ekelhaft zu ſeyn. Wie oft bemerket man nicht in den Geſichtern vieler Zuſchauer, ein Verlangen, dasjenige aufgedeckt zu ſehen, was der Wohlſtand mit aller Sorgfalt zu bedecken befiehlet: allein dergleichen Lüſternheit iſt kein reines und erlaubtes Vergnügen. Es iſt freylich wahr, daß kein ein-

---

* Siehe den erſten Band der hamburgiſchen vermiſchten Bibliothek und deſſen 148 Seite.

einziger Theil weder in der Bruſt noch in dem Unterleibe vorkömmt, mit dem wir uns nicht auf eine angenehme Weiſe beſchäfftigen konnten. Sie ſind insgeſammt an ſich ſo ſchon, daß wir nicht nöthig haben, dieſelben durch elenden Scherz, oder gar Unflätereyen einigen Wollüſtigen als ſolche anzupreiſen. Dergleichen Thorheiten können füglich von uns verbannet bleiben, und ich werde gewiß einen beſſern Weg erwählen, mein Verſprechen zu erfüllen. Die Zahl der Eingeweide iſt zu anſehnlich, und die Menge der Merkwürdigkeiten iſt zu groß, ſo daß ich ſolche insgeſammt unmöglich durchgehen kann; und ich bin dahero gezwungen, nur einige von ihnen vorzunehmen. Unter dieſen ſoll der Magen der erſte ſeyn. Man weis von ihm, daß er in dem Unterleibe liegt; man kennet ihn, als einen häutigten Sack; man ſchreibt ihm billig die Verdauung der genoſſenen Speiſen zu: aber man bildet ſich auch insgemein ein, daß eine gewiſſe Säure in ihm ſchwitze, welche wie ein Sauerteig wirket, und die Nahrungsmittel zum Gähren bringt; ein Irrthum, der von ſehr vielen zwar angenommen, aber in unſern Tagen widerleget werden. Denn die Zergliederer haben uns gelehret, daß die Lage eines vollen und leeren Magens nicht einerley ſey. Läßt man ſich nur beyde zeigen, ſo wird man ohne tiefſinnige Ueberlegung erkennen, daß das Getränke den Anfang mache, die genommenen Speiſen aufzulöſen, daß ferner die natürliche Wärme die ihnen beygemiſchte Luft auswickele, und endlich, daß die veränderte Stellung des Magens beyder Wirkung alſo befördere, daß ſie in einen Brey verwandelt werden. Denn indem der Magen angefüllet wird, hebet ſich ſein Grund in die Höhe, dadurch wird ſeine linke Oeffnung dergeſtalt verſchloſſen, daß durch dieſelbe ohne gebrauchte Gewalt nichts wieder zurück gehen kann. Von ſeiner gelinden Erſchütterung, welche von dem ſtets bewegten Zwergfelle abhängt, darf ich itzt nichts gedenken, ob ich gleich völlig verſichert bin, ſolche ſey in der Abſicht geordnet, daß ſie die Verdauung leichter machen ſollte. Wer kann doch dieſe herrlichen Wahrheiten, ohne Beyhülfe der Zergliedrungskunſt, mit Gewißheit einſehen? Weigert man ſich, die Hände mit blutigem Waſſer anzufeuchten: ſo muß man ſich, an ſtatt der Ueberzeugung, mit der Ueberredung und mit dem Glauben behelfen. Doch wir dürfen uns den Magen nicht als angenehm vorſtellen, wegen ſeines großen und unentbehrlichen Nutzens: ſondern ſeine regelmäßige Bildung, ſeine mannigfaltigen Gefäße, ſeine Lage und ſeine Verbindungen können uns ungemein beluſtigen. Hier ſind Uebereinſtimmungen und Vollkommenheiten im Ueberfluſſe vorhanden, deren Anſchauen die Liebhaber vergnügen mag, ich will ſolche dieſesmal vorbey gehen, und mich zu denen Gedärmen wenden, welche ſo viele Seltenheiten haben, daß ich faſt nicht weis, wo ich ihre Beſchreibung anfangen muß. Ihr Gewebe, ihre Länge, ihre Weite, ihre Vereinigungen vornehmlich mit dem Gekröſe, ihre vielfältigen Krümmungen, ihre innere Fläche, die dem Sammet gleichet, und derſelben ſichelförmige Hervorragungen ſetzen uns in Verwunderung. Wer hier einiges Nachſinnen ausübet, und die Sätze von der Geſchwindigkeit der bewegten Körper recht inne hat, der wird leicht errathen, wozu dieſes alles diene. Der in dem Magen zubereitete Brey muß durch dieſe wunderbar gebogene Röhre getrieben werden. Seine Bewegung wird, da, wo ſie eingezogen iſt, um ein Merkliches aufgehalten und langſamer gemacht, wozu auch die hier befindlichen Sicheln das Ihrige mit beytragen, und zugleich den, durch das gedachte Einziehen verurſachten Abgang eines Theiles der innern Fläche der Gedärme wieder erſetzen. Aber wird man mir auch Beyfall geben, wenn ich ſage, daß die hervorſtehenden Fäſerchen der Sammethaut zuſammen gebundene Haarröhren ſind, welche die mit dem Breye vermengte Milch in ſich ſaugen? Das erſtere bekräftigen die Vergrößrungsgläſer; das letztere aber kann ſelten anders, als durch Vernunftſchlüſſe erwieſen werden. Doch haben verſchiedne das Glück gehabt, die Milchgefäſſe in dem Körper des Menſchen zu entdecken. Mir ſelbſt hat es geglücket, daß ich ſie in ihrer völligen Schönheit angetroffen habe. Aber ich bin nicht im Stande, die Wolluſt auszudrücken, welche mir dieſes unvergleichliche Schauſpiel gemacht hat. Die friſche und geſunde Farbe der Gedärme, die auf derſelben äußre Fläche ausgebreiteten rothen Bäumchen der vom Blute ſtrotzenden Gefäſſe, die zwiſchen ihnen laufenden Milchgefäſſe, und die durch ihre zarten Häute ſcheinende Milch haben mich entzücket. Ich habe öfter Milchſchläuche in der Mitte der halben Oberfläche der dünnen Gedärme gefunden, aus deren etlichen die Milchgefäſſe entſprungen waren. Andere, die weiter von dem Magen entfernet lagen, ſchienen mit keinen Milchgefäßen verbunden zu ſeyn. Da ich ſie aber mit dem Finger druckte, ſchoß die in ihnen geſammlete Milch zwiſchen zweyen Blutgefäßen, bis zu den Drüſen des Gekröſes, und ich brachte durch dieſen Handgriff manche noch verborgene Milchgefäße zum Vorſcheine. Mit dieſer vortrefflichen Augenweide iſt nicht leicht etwas zu vergleichen. Wohl zehnmal meynte ich, mich genug an ihr geſättiget zu haben: aber zehnmal bin ich wieder zurück gekehret und dem Laufe dieſer Gefäße bis zum Sacke der Bruſtröhre gefolget. Es iſt eine bekannte Sache, daß das unterſte Ende von dieſer Röhre ſehr erweitert iſt, und aus verſchiedenen Zellen beſteht, durch welche ein flüßiger Körper in die Höhe, aber nicht wieder herunter und zurück gehen kann. Dieſer Sack der Bruſtröhre liegt an den Körpern der oberſten Lenden, und unterſten Rückenwirbelbeine. Aus ihm ſteigt die Röhre ſelbſt ziemlich ſenkrecht hinauf und eilet nachhero nach der linken Kopf- oder Achſelader. Iſt nun der Sack voll gefüllet: ſo muß ihn der Schlag der nahen großen Pulsader treffen, und wird folglich der Nahrungsſaft ſehr leicht durch die Bruſtröhre geſprützet. Wer kann doch alle dieſe Wunder ohne Rührung und Ergötzen anſchauen? Ich denke, man wird bekennen, daß denen Zergliederern Unrecht wiederfahren von denen, welche ſolche als grauſame und wilde Unmenſchen abgeſchildert haben. Es iſt wahr, wir haben viele Vorurtheile bekämpfet und überwunden, die bey manchen noch tief eingewurzelt ſind. Wir verlachen heimlich die närriſche Furcht, welche unzählige Menſchenkinder beunruhiget, und ſie abhält, ihr Innerſtes zu ergründen: allein, wir empören uns nicht wider die Natur. Schlöſſe unſer Körper nicht ſolche ausnehmende Vollkommenheiten in ſich, nimmermehr würden wir uns entſchließen, denſelben mit der größten Behutſamkeit zu zerlegen. Nur dieſe loben und reizen uns zu ihrer Betrachtung, dieſe beluſtigen die Augen; dieſe machen unſre Hände geſchäfftig, und die Naſe bisweilen unempfindlich, zumal da uns ſo manche Erfahrung überführet hat, daß die eingebildeten Schreckbilder lauter angenehme Gegenſtände ſind. Wir können dahero ohne Furcht unſre Aufmerkſamkeit auf die Leber, oder auf die Milz, oder auf eine von den Nieren oder auf die Harnblaſe; oder aber auf die Theile, welche der Erzeugung und Geburt der Menſchen gewidmet ſind, richten, und gewiß ſeyn, daß ein jedes von dieſen Eingeweiden ungemeine Annehmlichkeiten beſitze. Die auf eine unbegreifliche Weiſe in einander gewickelten und geſchlungenen Fibern der Gebärmutter, die durch das Anfüllen der Harnblaſe verſchloſſenen Harngänge, die vielen und gebogenen Blutgefäße der Nieren, ihre Verwandlung in die Waſſerröhren, und die kegelförmige Figur der Nierenwarzen, das lockere Weſen der Milz, und die mannichfaltigen Adern der Leber mögen meinen Satz beſtätigen. Forſchen wir nun die Geheimniſſe unſers Körpers recht aus, lernen wir den Zuſammenhang ſeiner Theile kennen, bekümmern wir uns ernſtlich um ihren Nutzen: ſo wird uns die Zerlegung eines Erblaßten keinen Ekel und Abſcheu machen. Selbſt die Gleichgültigkeit muß weichen; denn ſolche Vortrefflichkeiten können durch einen irrigen Wahn nicht verdunkelt werden.

Endlich muß ich noch erinnern, daß nichts geſchickter iſt, uns die Größe des Schöpfers vorzuſtellen, als unſer eigener Körper. Zeuget nicht das Herz, dieſes allerkünſtlichſte Druckwerk, ſeine Geſtalt, ſeine Kammern, ſeine Lage, ſeine aus ihm gehende, und wieder zurückkehrenden Röhren von der unermeßlichen Weisheit Gottes? Wer iſt doch ſo blind, daß er die wundervollen Wege, durch welche das Blut geleitet wird, und derſelben erſtaunliche Anzahl erkennet, und ihren Urheber nicht verherrlichet. Wer unterſuchet die mannigfaltigen Vertheilungen der Nerven, wer trennet ihre vereinigten Fäden, wer ſuchet ihren Anfang und ihr Ende, wer entwickelt die allen menſchlichen Begriff überſteigende Bauart des Gehirns, und bewundert nicht die Macht desjenigen, der uns Leben und Geſundheit geſchenket hat? Wer kann die Theile, die zum Sprechen, zum Schmecken, zum Riechen, zum Sehen, zum Hören, und zum Fühlen dienen, ohne die allerangenehmſte Zufriedenheit beſchauen? Kunſt, Bequemlichkeit, Ordnung und Pracht herrſchen hier dergeſtalt, daß auch der ſchärfſte Tadler ſeine Hand auf den Mund legen, und von Ehrfurcht gegen den Baumeiſter durchdrungen ſchweigen muß.

Jetzt hoffe ich, daß ich Gründe genug beygebracht habe, welche vermögend ſind, den Ekel vor den Zergliederungsarbeiten zu vertreiben. Ja, ich überrede mich faſt, daß man mir beyſtimmet, ob ich gleich die Vollkommenheiten des menſchlichen Körpers durch erborgten Schmuck noch nicht erhoben habe. Ich halte denſelben auch mehrentheils für unnöthig und bin überzeugt, daß manche Schönheit durch die Hand eines überwitzigen Künſtlers, und durch die auf ihn geſtrichene Schminke verderbet wird. Aber darum verwerfe ich noch nicht alle Künſte der Zergliederer, ſondern ich gebe nur dem Natürlichen den Vorzug. Wird uns durch die bloße Trennung der Glieder noch nicht alles deutlich: ſo müſſen wir freylich auf eine andere Weiſe das Verborgene ſichtbar machen; und alsdann iſt das Einſprützen eines von den vornehmſten Hülfsmitteln. Denn es ſtellet unſern Augen die zärteſten Gefäſſe dar, welche vorhero gänzlich verſchwunden waren. Es iſt gewiß eine wahre Freude, wenn uns daſſelbe gelingt. Selbſt das Frauenzimmer ſieht ſolche Stücke mit Luſt an. Wenigſtens kann ich ohne Eitelkeit ſagen, daß meine kleine Sammlung von dieſer Art niemals eine widrige Wirkung hervorgebracht hat. Ich wüßte auch nicht, daß ich jemals die, mit Wachs angefülleten Gefäſſe der Ohrtrommel, und der Haut, welche die Gehörknochen überkleidet, oder die Ader, welche durch die gewundenen Gänge der Ohrſchnecke ſchleicht, gezeiget hätte, ohne zugleich das Vergnügen zu bemerken, welches die Zuſchauer über die Menge dieſer feinen Röhren blicken ließen. Doch billige ich keinesweges das kindiſche Spiel verſchiedener meiner Mitbrüder, welche die Gerippe mit allerhand unnatürlichen Zierrathen behängen, und ſolche in gezwungene Stellungen bringen. Dergleichen Tändelwerk können wir füglich entbehren und haben eben nicht

Urſache, zu klagen, daß der ſonſt große Ruyſch ſeine Erfindungen nur einigen wenigen, als ein Eigenthum hinterlaſſen hat. Denn in der Hauptſache wird er heutiges Tages von vielen übertreffen, die gewiß nicht mit ihm zürnen, daß ſie ohne ſeinen Unterricht weiter gekommen ſind, als er ſelbſt. Vielleicht hat ſeine Beſcheidenheit es nicht gelitten, daß ſein Ruhm allgemein werden möchte; dahero er demſelben, durch die Unterdrückung ſeiner Entdeckungen, Schranken geſetzet. Wahrlich! dieſe werden auch bleiben, ſo lange die Vergeſſenheit das Andenken dieſes unermüdeten Mannes nicht austilgen wird. Hamburg.

* *

Der Frühling.

Wer locket die Sinne? wer reizet den Muth?
Es dränget die Adern ein wallendes Blut;
Es hebt ſich das Herze, die Nieren ſind rege,
Ich fühl in dem Buſen gedoppelte Schläge;
Bald Unruh die Fülle,
Bald liebliche Stille;
Bald bin ich geruhig, bald gänzlich entzücket,
Bald frölich, bald ſchlummernd, bald wieder erquicket;
Es hüpfet, es klopfet, es drenget die Bruſt;
Ich merke die Reizung belebender Luſt.

Du Wintersvertreiber! Du lieblicher Fürſt!
Nach welchem die Erde recht ſchmachtend gedürſt;

Du reizender Jüngling im bluhmigten Kleide!
Du Liebling der Hügel, des Gartens, der Weide;
Du haſt mich entzücket!
Die Erde geſchmücket!
Dein fruchtbarer Anblick begrünet den Anger;
Und machet der lüſternen Erdenſchooß ſchwanger;
Dein lächelndes Hauchen beſitzet die Macht,
Daß alles auf Erden ganz munter erwacht.

Des Tages Regierers erquickender Schein
Dringt, täglich itzt näher zum Norden hinein;
Aurora kömmt früher vom Bette gegangen,
Und reichet dem Titan die röthlichen Wangen;
Sie küſſen ſich beyde,
Umarmend voll Freude;
Aurora entweichet, und Titan geht weiter,
Durchwärmet die Länder; die Lüfte ſind heiter:
Der ſchmeichelnde Zephir erſcheinet und lacht,
Und ſtreichelt die Wangen der Flora recht ſacht.

Die Schwalbe verläſſet ihr leimigtes Haus,
Und gehet vom Grabe zum Felde hinaus,
Durchſtreichet die Gaſſen, beſchauet die Städte,
Sucht Wohnung in Dörfern, beſucht das Beſäte,
Holt Erde und Reiſer,
Und bauet ſich Häuſer.
Die Nachtigall ſpielet im ſchattigten Grunde,
Und lobet den Schöpfer mit jauchzendem Munde.
Die Lerche verabſcheut das Thal und die Kluft,
Und ſteigt mit Geſang in die tönende Luft.

Der Sperling hüpft munter die Zweige hinan;
Das Weibchen iſt luſtig, und locket den Mann.
Die ferne geweſnen langbeinigten Gäſte
Sind ämſig im Baue erhabner Palläſte:
Es tönet und klinget;
Es hüpfet und ſpringet
Auf Höfen, in Gründen, auf Fluren und Feldern,
In Büſchen, auf Bäumen, in Strauchern und Wäldern;
Die Böcke der Heerden beackern den Klee,
Die Wälder durchrennet manch ſäugendes Reh.

Die Glucke begleitet die Küchlein ins Gras;
Sie wühlen im Sande und ſuchen den Fras;
Sind fröhlich und girren auf ſonnichten Hügeln,
Sich liegend zu ſonnen mit offenen Flügeln.
Das Sumſen der Imme,
Des Habichtes Stimme,
Der tanzenden Mücken durchflochtenes Fliegen,
Das Springen der Kälber, das Blöcken der Ziegen,
Das Wiehern der Pferde, der Fröſche Geſchrey
Bezeugen, wie reizend der Frühling ſtets ſey.

Verjünget er alſo die ganze Natur;
Wie ſollte ſein wirkendes Feuer denn nur
Ihr herzlichſtes Kunſtſtück, den Menſchen, verfehlen?
Und ſich nur mit niedrigen Seelen vermählen?
Das thut er wol nimmer!
Sein heiterer Schimmer!
Durchſtralet die Gänge des innern Geblütes;
Beluſtigt die Ruhſtadt des ſtillſten Gemüthes;

Belebet den Menſchen in jeglichem Theil;
Und machet die Wunden der Traurigen heil.

Du lieblicher Freyer der prächtigen Braut!
Die dich nur mit lockenden Augen beſchaut;
Im funkelnden Schmucke nur Küſſe verlanget;
Mit Wangen voll Roſen ganz perlenreich pranget.
Geliebter voll Wonne!
Erquickende Sonne!
Du! der du den Buſen der Erden erwarmeſt,
Und deine Geliebte recht brünſtig umarmeſt;
Du Krone der Zeiten! du luſtige Ruh,
Erwünſchter Regente, wie lieblich biſt du!

H. D. B. in Hamburg.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Zeugniſſe aus der Naturlehre, wider die Einfalt und den Aberglauben.

Furcht und Hoffnung haben einen ſo ſeltſamen Einfluß in die menſchlichen Gemüther, daß man glauben muß, ſie gehörten mit zu unſerm Weſen, und wären von demſelben unzertrennlich. Auf dem ſcheinbaren Gipfel des Glücks erblicken wir eine Tiefe, welche uns die größte Furcht einjaget, wenn wir bedenken, wie nahe wir itzo dem Sturze und Fallen ſind. In bekümmerten Umſtänden geht es uns öfters wie einem Wanderer, der in der dickſten Finſterniß von ferne ein Licht erblicket, daß bey ihm die Hoffnung erwecket, doch endlich wieder zu Menſchen zu gelangen. Aber die Furcht begleitet ihn, es könne wohl ein Irrlicht ſeyn. Es gehen bey ihm die fürchterlichſten Vorſtellungen durcheinander, und es kommen ihnen alle mögliche Gefährlichkeiten als wirklich vor.

Doch wer ſind die Stoiker, welche bey allen Begebenheiten gleichgültig ſind? Sie betrachten das Gegenwärtige als nothwendig, und das Zukünftige erwarten ſie mit der größten Standhaftigkeit. Es wäre zu wünſchen, daß Worte und Werke bey ihnen völlig übereinſtimmen möchten, und man nur bedächte, daß mit unſrer Mühe die Reihe auf einander folgender Dinge in der beſten Welt nicht werde unterbrochen werden. Wir würden manche ſchlafloſe Nacht ruhiger zubringen, und Furcht und Hoffnung würden uns nicht mit ſo mancher Abwechſelung quälen.

Si fractus illabatur orbis,
Impauidum ferient ruinae. *Horat.*

Die Ungewißheit zukünftiger Dinge iſt ſchuld daran, daß wir die Frechheit begehen, in die zukünftigen Beſtimmungen der Vorſehung, in Abſicht auf unſere Zufälle, ſehen zu wollen. Es iſt daher öfters kein Wunder, daß uns ſo viele Anſchläge zu Grunde gehen und im Gegentheile unſere Furcht oft einen Schatten zum Gegenſtande gehabt hat.

Bey Menſchen gehts oft ſo,
Man weicht dem Anſehn nach manchmal vor einem Rieſen.
Wenn man ihn kennen lernt, ſo wird man überwieſen,
Man flieh nur einen Mann von Stroh.
Stoppe.

Die Einfalt und der Aberglaube ſind zween mächtige Feinde der wahren Weisheit; dieſe aber ſetzet uns in den Zuſtand eines ruhigen Gemüths. Ein Weiſer rühmet bey dem ſtärkſten Donner den Schöpfer, der dergleichen Kräfte in die Natur zu legen für gut befunden. Ihn ſchrecket kein ſchneller Blitz, der den Himmel zu zertheilen ſcheint. Die Nordlichter ſind ihm das angenehmſte Schauſpiel. Mit wie vielen Vorbedeutungen ſchleppet ſich hingegen der Aberglaube, die bey wahren Betrachtungen in ein Nichts verfliegen. Mit was für Andacht höret die Einfalt die Mordgeſchichte der Kobolde und die Heldenthaten der Geſpenſter nebſt den tröſtlichſten Sätzen aus der Rockenphiloſophie? Wie oft hat der ſchöne Komet vor dem Jahre wohl herhalten müſſen? Wie leicht wäre die Furcht wieder erneuret worden, als vor einigen Abenden die Venus ihre Stralen durch ein dickes Gewölke am Himmel brechen ließ, und einigen blöden Augen ſchon wiederum einen Schwanz vom Kometen vorſtellete, aber wie bald verſchwand die Furcht, als bey heiterm Himmel eben derſelbe Abendſtern ſich in vollem Glanze zeigte.

Diejenigen, welche ſich bemühen, dieſe und jene Begebenheiten aus einer geſunden Naturlehre zu erklären, müſſen ſich nicht ſelten einer Frechheit beſchuldigen laſſen, wenn ſie nicht auf das Conſtitutionenbuch der Einfalt und des Aberglaubens ſchwören wollen; nichts deſto weniger ſuchet man von rechtswegen ihnen beſtändig Abbruch zu thun. Ich hoffe, kein unnützes Werk zu ſtiften, wenn ich noch einige

Zeugniſſe aus der Naturlehre wider die Einfalt und den Aberglauben anführe.

In dem außerordentlich kalten Winter 1740, befand ſich eine gewiſſe Geſellſchaft, des Abends um 11 Uhr, in einem kalten Zimmer. In der eilften Stunde ſollen ohnedieß die Geiſter geſchäfftig ſeyn, und es fieng hier ebenfalls an zu ſpücken. Es ſtund in dem Zimmer ein Clavir offen, und wider alles Vermuthen vernahm man einige Bewegung derer darauf befindlichen Saiten. Dieſes geſchah zu mehrern malen, ſo daß es ſchien, als ob mit Fleiß ein oder der andere Clavis niedergedruckt würde, und jemand anfangen wollte zu ſpielen. Nach vieler Verwunderung kam man auf den Einfall, es müßten etwa Fliegen mit ihrem Hin- und Herfahren die Saiten berühret haben. Allein, da im Winter gemeiniglich in den Häuſern keine Fliegen geſpüret werden, auch dieſelben ohnedieß des Abends ſtille ſitzen: ſo konnte es nicht fehlen, es mußte eine Ahndung, oder ein Vorbothe eines nahen Unglücks heiſſen. Doch da nichts bedenkliches darauf erfolgte: ſo mußte eine andere Urſache dieſer Veränderung da ſeyn, und mir deucht, die Sache beruhet darauf. Daß die Wärme die Körper ausdehne, die Kälte hingegen ſolche zuſammen ziehe, iſt aus der Naturlehre bekannt; und warum würden uns ſonſt unſere Kleider im Winter zu weit und im Sommer zu enge ſeyn? Man könnte zwar einwenden, weil eine Bouteille voll Waſſer im Winter bey ſtarkem Froſte zerſpringt, ſo müßte wohl die Kälte eine ausdehnende Kraft beſitzen; allein man gebe nur auf das gefrorne Eis Achtung, werden ſich nicht nahe an der Eröffnung viele Blaſen ſehen laſſen? Dieſe ſind nichts anders, als die aus dem Waſſer fortgetriebene Luft. Dieſe, da ſie von unten auf ſtark gedrücket wird, und oberwärts das Waſſer gleichfalls gefrieret, muß ſich nothwendig, vermöge ihrer Elaſticität, ſtärker ausdehnen, und alsdenn wird der Widerſtand durch Zerſprengung des Gefäſſes gehoben. Es iſt alſo gewiß, daß die Kälte zuſammen ziehe. In dem Zimmer, wo das Clavir ſtund, war es am Tage ziemlich heiß; folglich wurden auch die Saiten auf dem Claviere, zumal daſſelbe nicht gar weit von dem Ofen ſeinen Platz hatte, ausgedehnet. Denſelben Abend, da es ſchon eilf Uhr war, war das Zimmer außerordentlich kalt, ſo gar, daß die Fenſterſcheiben bereits gefroren waren. Es iſt ein Geſetz bey der Wirkung des Feuers, daß die Feuertheilchen ſich immer nach einem kältern Orte bewegen. Sie bewegten ſich alſo auch aus den Clavirſaiten heraus, welche von der Kälte zuſammen gezogen wurden. Konnte dieſes wohl ohne die Bewegung der Saiten abgehen, und mußte nicht bey denſelben, als elaſtiſchen Körpern, die einer zitternden Bewegung fähig ſind, ein Schall erfolgen? Eben dergleichen Bewandniß hat es mit den hölzernen Gefäßen, welche bey ſtarkem Froſte anfangen zu knacken. Erzählet man doch, daß bey der ſtrengen Kälte im Jahre 1709. verſchiedene eiſerne Heſpen an den Thorwegen zerſprungen ſind. Hat nun die Furcht wohl Grund, wenn etwa in einem Zimmer eine Perſon ihr Krankenbette aufſchlagen muß, und man höret unvermuthet, daß Thüren und Fenſter einen ziemlichen Schall bey dürrem und kaltem Wetter von ſich geben? Mich deucht, man hat ſolches ſo wenig für Prophezeihungen des Todes anzuſehen, als das Nießen bey dem Aufſtehen denſelben Tag Geſchenke beweiſt.

Die Nacht muß doch wohl niemands Freund ſeyn, weil man ſich in derſelben am meiſten zu fürchten pfleget. Man hörte an einem Orte bey Nachtzeit eine fürchterliche und dumpfigte Stimme, welche nicht anders klang, als ob ein Sterbender itzo den letzten Athem mit ängſtlichem Röcheln der Bruſt ausblaſen wollte. Konnte ſich hier nicht abermals etwas ahnden? Aber wie lächerlich war die Urſache davon? Es waren einige Unreinigkeiten in einen Canal, wodurch ſonſt das Waſſer zu laufen pflegte, gerathen. Nun mußte ganz natürlich der freye Durchgang des Waſſers gehemmet werden, und da es beſtändig den Widerſtand zu überwinden ſuchte, mußte ein ſolches Geräuſch erfolgen. Da aber derſelbe ohne ſonderliche Mühe gehoben wurde, ſo verlohr ſich das ängſtliche Röcheln den Augenblick.

Muß es nicht bey jemanden, der in ſpäter Nacht ſtudieret, im Anfange fürchterliche Vorſtellungen geſetzt haben, als er bey vollkommener Stille, einen ſeiner Taſchenuhr ähnlichen Schall in der nächſten Wand gehöret, und wie muß ſeine Neugierigkeit vermehret worden ſeyn, als er ſeine Uhr wirklich in ein anderes Zimmer getragen, und bey der Wiederkunft doch noch eben denſelben Schall vernommen? Wie vergnügt muß er aber nicht ausgeſehen haben,

als

als er nach vielem vergeblichen Suchen endlich den Ort gemerkt, wo der Schall ſeinen Urſprung hergenommen, und da er denſelben gefunden, nicht eher aufgehöret durchzubohren, bis er den Stöhrer ſeiner Ruhe in Geſtalt eines kleinen Holzwurms entdecket, welcher das Holz zu zerfreſſen pflegt, und den Schall mit ſeiner Arbeit zuwege bringt. Linnäus nennet dieſe Todtenuhr pediculum pulſatorium.

Es giebt unter den ungebethenen Gäſten, die ſich oft in menſchlichen Körpern, ſonderlich in den Gedärmen aufhalten, nicht ſelten abentheuerliche Würmer, von denen man nicht glauben ſollte, ähnliche Stücke in dem Thierreiche anzutreffen. Thiere, mit feuerrothen Köpfen, mit vier, acht, zwölf Füßen, Würmer, die acht bis zehn Ellen lang ſind, aus lauter Gelenken beſtehen; wie ſollen die in unſern Körper kommen? Es kann nicht fehlen, es geht nicht von rechten Dingen zu, ſie ſind von böſen Leuten hineingehert, ſaget Mutter Anne; denn dieſe hat ſchon von ihrer Großmutter gehört, daß ſolches ihr von ihrer Aeltermutter erzählet worden. Wollen wir ſolches aber dem Alterthume zu gefallen wohl glauben? Alle diejenigen Inſecten, die ſich im menſchlichen Körper finden, kommen von außen hinein, und wie viel Millionen befeuchteter Eyerchen von Würmern genießen wir nicht mit allerhand Küchenkräutern, mit Obſte, Käſe, ja was noch mehr mit Schöpfung der Luft. Wie lebendig würden wir nicht werden, wenn ſolche alle zur Vollkommenheit kämen, und nicht die meiſten bey uns ihr Grab fänden! Doch können wir nicht hindern, daß nicht viele derſelben in uns ihr Wachsthum erhielten, und ſich fortpflanzten. Von dem gemeinen Regenwurme, der ſich in der Erde aufhält, imgleichen von den größern Käſemaden, nicht weniger von den weißen Regenwürmern, die ſich an feuchten Orten aufhalten, finden wir täglich gleiche Arten im menſchlichen Körper, es iſt alſo kein Zweifel, daß ſolche durch den mit allerhand Speiſe genoſſenen Saamen in uns fortgepflanzet werden. Die Tänia, ein breiter ſo genannter Bandwurm, welcher ſeinem Wirthe öfters das größte Ungemach erweiſet, und zuweilen 10 und mehr Ellen lang iſt, hat den Naturkündigern bisher, in Abſicht ſeines Urſprungs, viel zu ſchaffen gemacht, weil man kein ihm ähnliches Thier in der Natur finden können, und alſo in Zweifel geſtanden, wohin man ihn rechnen ſollte, bis endlich der gelehrte Linnäus in Schweden denſelben unter der Ocher des Järniſchen Sauerbrunnens gefunden. Es iſt dieſes abermal ein Zeugniß, daß wir mit verſchiedenen Waſſern auch verſchiedene Inſecten genießen können. Die ſo genannten Zwirnsfaden, ſo man ebenfalls bey den Menſchen, und zwar zuerſt in Indien angemerket hat, ſind nichts anders, als der Gordius, Nerven- oder Fadenwurm, welcher auf oben erwähnte Art in die Körper gekommen ſeyn muß. Eben die Bewandniß hat es auch mit den Fröſchen, welche, ehe ſie wieder von den Menſchen Abſchied genommen, vorher die grauſamſten Schmerzen erreget haben, und nach allen Graden der Wahrſcheinlichkeit als Froſchlaich mit dem Waſſer eingetrunken worden. Die große Aſſel oder

Naſſelraupe, ſo mit einem rothen Streife und weißen Pünctchen über dem Rücken gezeichnet iſt, muß ebenfalls durch Obſt oder andre Gewächſe, woran der Saame geſeſſen, dem Körper mitgetheilt worden ſeyn.

Zur Herbſtzeit findet ein Eigenthümer in ſeinem Garten auf einigen Baumblättern die verzogenen Buchſtaben ſeines Namens P. C. Er erſchrickt, und ſtellt ſich ſolche als gewiſſe Vorbedeutungen ſeines nahen Todes vor. Zu allem Glücke aber hat derſelbe noch lange gelebt, und noch manchen Herbſt eben die Buchſtaben auf den Blättern erblicket. Wie mag ſolches wohl zugehen? Es giebt eine Art eines kleinen kriechenden Inſects, welches, wie die meiſten Inſecten, ein freſſendes corroſiviſches Salz bey ſich hat, und ſonderlich den jungen Knoſpen großen Schaden thut. Dieſes Inſect machet mit ſeiner ſchlangen- oder ſchneckenartigen Bewegung bald gerade, bald krumme Linien, und läßt zum Zeichen, daß es da geweſen, etwas von ſeinem corroſiviſchen Salze zurück, welches das oberſte Häutchen eines Blatts ſo ſtark beizet, daß man ſolches mit leichter Mühe abſondern kann. Die Einbildungskraft iſt denn öfters ſehr wirkſam, daß ſie bald dieſen bald jenen geſchlängelten Strich für den und den Buchſtaben annimmt. Auf die Art ſollte es nicht ſchwer fallen, auf den Blättern, zumal wenn ſolches Ungeziefer häufig da geweſen, das ganze A B C zu finden.

Daß es zuweilen müſſe Blut regnen, ſolches hat man vor dem, und auch noch wohl itzo ſteif und feſt geglaubt, zumal da man verſchiedene Blutstropfen auf Kräutern, alten Mauren und dergleichen wahrgenommen. Der Aberglaube hat ſolches gleich für Propheten eines blutigen Krieges oder die Peſt ausgeſchrieen. Sollte man aber wohl denken, daß die Papilions, Schmetterlinge oder Sommervögel, daran Schuld wären? Die Raupen pflegen ſich zu gehöriger Zeit, nach Art der Seidenwürmer, einzuſpinnen, und werden nach der Art ihrer Verwandelung zu ſogenannten Püppchen. Wenn nun die darinnen enthaltenen Schmetterlinge auskriechen, ſo laſſen ſie ſolche blutige Merkmaale zurück. Man hat ſolches augenſcheinlich beweiſen können, da einige Liebhaber der Inſecten ſchön gezeichnete Raupen bis zur Zeit ihrer Verwandelung in ein Glas eingeſperret, und ſie ſo lange gefüttert, bis ſie ſich eingeſponnen, und ein ſchöner Schmetterling aus dem Püppchen gekrochen, welcher ebenfalls das Glas blutig gefärbt. Ueberdem finden ſich ſolche blutige Zeichen nicht auf denen Seiten der Blätter oder des alten Gemäuers, welche am Tage liegen, ſondern unterwärts, zum neuen Beweiſe, daß die Raupen zu ihren Neſtern Löcher und Hölen ſuchen, wo ſie den nach ihrer Verwandlung entſtandenen rothen Saft zurück laſſen. Ich will aber hiermit denenjenigen nicht gänzlich widerſprechen, welche den wirklich aus der Luft gekommenen rothen Feuchtigkeiten, eine Art der Sublimation aus ſchweflichten und Queckſilbertheilchen, die gleichſam zum Zinnober geworden, zuſchreiben wollen. Sollte die Verwandelung verſchiedener Teiche und Waſſer, ſonderlich bey großer Hitze, in eine röthlichte Farbe, nicht von den Auswürfen der

Kröten, Fröſche oder anderer Waſſerthiere, oder derſelben Fäulung herkommen? Wenn aber eine gekochte Milch auf dem Feuer zu Blute wird, das geht doch nicht von rechten Dingen zu. Man kann dieſe Erfahrung ſo oft machen, als man will; denn das Erlen- und Birkenholz trägt ein großes hiezu bey, zumal wenn ungefehr die Rinde deſſelben ſich mit der Milch vermiſcht hat.

Bartholin erzählet, daß man in einem gewiſſen Zimmer bey ſpätem Abende einige helle Funken wahrgenommen, und zwar vermöge der Einbildungskraft in Geſtalt eines Kreuzes. Faules Holz, das im Finſtern leuchtet, war nicht in das Zimmer gekommen, was ſollte es denn ſeyn? Nachdem die Furcht erlaubte, dieſe Erſcheinungen näher zu betrachten, ſo waren es Stückchen von einem faulenden Fiſche, deſſen aufgelöſtes Meerſalz und ſchwefelhafte Ausdünſtungen dieſen Spuck angerichtet hatten. An die Irrwiſche zu gedenken ſcheint faſt überflüßig zu ſeyn; indeſſen iſt es doch gewiß, daß ſolche auf das Bethen ſich nähern, und bey heftigen Fluchen fliehen. Die Urſache iſt ganz natürlich. Die Irrwiſche beſtehen aus leichten, fetten und entzündeten Dünſten. Bey dem Bethen, ſonderlich wenn wir recht tief ſeufzen, ziehen wir die Luft weit ſtärker in die erweiterte Bruſt. Der entzündete Dunſt muß alſo der angezogenen Luft folgen. Im Fluchen hingegen ſtoßen wir die Luft mit einer Gewalt von uns, folglich muß der Irrwiſch auch mit derſelben fliehen. Die Irrwiſche, das Heckefeuer und andre dergleichen Dünſte halten ſich am meiſten an Sümpfen und an ſolchen Orten auf, wo faulende und fettige Theilchen aufſteigen. Iſt es nun Wunder, wenn man auf den Gottesäckern und bey Gerichtsſtätten dergleichen feurige Erſcheinungen wahrnimmt, und muß daſelbſt nothwendig ein Schatz vergraben ſeyn, wo ein blaues Licht brennet?

Was wird der Hexerey nicht noch für Gewalt über den menſchlichen Körper gelaſſen? Krankheiten, die durch die Verletzung der innern edlern Theile in langwierige Fieber ausſchlagen, müſſen von böſen Leuten angeſtiftet ſeyn. Kinder, die an der Rhachitis, Atrophie und andern verzehrenden Krankheiten danieder liegen, dicke Leiber, große Köpfe und ſchiefe Beine bekommen, müſſen allen Vorſtellungen ungeachtet bezaubert ſeyn. Man kochet Kräuter mit Beſchwerungen und wunderlichen Formeln, und der erſte, der währendem ſolchen Kochen ins Haus tritt, muß der Hexenmeiſter ſeyn. Aber wie bald wird die natürliche Urſache offenbar, wenn man nach dem Tode den Körper eröffnet, und unzählige Verhärtungen der Gekrösdrüſen antrifft, und dadurch den Sitz der Krankheit, in der äußerſten Verhinderung der Nahrung, und unordentlicher Austheilung der Säfte zeiget.

Wie viele Vorfälle dieſer, und unzählig anderer Arten, iſt die Naturlehre nicht im Stande aufzulöſen. Sie zieht den Vorhang weg, welchen die Einfalt und der Aberglaube nur aufzuheben, zu furchtſam ſind. Von denen Sachen, die ohne unſrer Mühe geſchehen, bemühen wir uns die Triebfedern zu unterſuchen, die ſolche Veränderungen möglich machen. Dürfen wir wohl ſo frey ſeyn, durch unſere Kräfte manches darzuſtellen, wovor der Aberglaube, die Unwiſſenheit und die Einfalt zittern? Durch die Luftpumpen einem Vogel das Leben nehmen und wiedergeben, durch die electriſche Maſchine Feuer und Funken aus den Fingern zu ſaugen, mit dem Phosphorus Geſpenſter zu machen, ein carteſianiſches Teufelchen nach eigenen Befehlen tanzen zu laſſen, durch das Sprachrohr die fürchterlichſte Stimme zuwege zu bringen, den ſchönſten Regenbogen im Zimmer vorzuſtellen, mit coniſchen Hohl- und cylindriſchen Spiegeln ſein Geſicht vielfältig zu verändern, oder mit des alkmariſchen Drabbels Spiegeln ſich alle Minuten in verſchiedene Thiere und Bäume zu verwandeln, mit der Zauberlaterne die Schatten lebendig zu machen; darüber muß die Einfalt und der Aberglaube erſtaunen, und ein Naturkündiger ſich freuen.

D. H. F. Delius.

* *

Auf die Wilkiſche Jubelhochzeit,

in Meißen, den 11 Febr. 1745.

Ihr, die ihr durch ein Feſt, das man nur ſelten feyert,
Der langſtgeführten Eh betagte Treu erneuert,
Am Altar, wo vordem der erſte Bund geſchehn,
Die zweyte Hochzeit macht, die Söhn und Enkel ſehn,
Den Segen, welcher euch den reichſten Stamm gegeben,
Vor Zeugen wiederholt, die durch denſelben leben,

Und ſeit der Himmel euch zum erſtenmal vermählt,
Von hundert Jahren ſchon die volle Hälfte zählt!
Wie ſüße muß es ſeyn, ein frohes Angedenken
Auf der verfloßnen Zeit noch dauernd Glücke lenken,
Und hinter ſich zurück in alter Zeiten Nacht
Viel tauſend Tage ſehn, die man vergnügt vollbracht,
Und voll Zufriedenheit, wohin das Auge blicket,
Viel finden, das euch ehrt, nichts finden, das euch drücket.
Nicht ſtets iſt, wie bey euch, das Alter wünſchenswerth.
Viel tragen es zur Laſt, die es zum Glück begehrt.
Wenn den verfallnen Leib, der erſt ſich ſelbſt entkräftet,
Die Schwachheit ſtets verfolgt und an das Lager heftet;
Der waffenloſe Mund, der leiſ und heiſcher ſpricht,
Ein ſchwer erworbnes Brodt nicht ohne Müh zerbricht;
Die Sinnen fühllos ſind, die Seele ſchwächer denket;
Wenn den gebeugten Greiß der Freunde Sterben kränket,
Der wie ein dürrer Baum von Zweigen ledig ſteht,
Und dann von ſeinem Stamm am letzten untergeht;
Wenn man durch ein Geſchick, das uns zu ſchlagen ſtrebet,
Verſtand und Glück und Ruhm und ſich ſelbſt überlebet;
Und noch dazu voll Schaam und nagenden Verdruß
Was man als jung gethan, als alt bereuen muß:
Da wünſchet man, kein Schnee möcht unſer Haar entfärben.
Man ſeufzet nach der Gruſt, und glaubt zu ſpät zu ſterben.
Das Alter für ſich ſelbſt bringt nicht Beſchwerlichkeit;
Viel kömmt vom Glück und uns, das mindſte von der Zeit.
Ein Leib, der wenig braucht, und nicht mehr wünſcht, als brauchet;
Aus dem der Ueberfluß der Hitze ſchon verrauchet,
Wo ein gelindes Blut in ſchlaffen Adern fließt,
Das ſich durch keinen Sturm der Neigungen ergießt;

Wo ſchwacher Sehnen Zug die Glieder ſo beweget,
Wie ſichs zum Geiſte ſchickt, der langſam überleget,
Der Säfte Trockenheit, der Nerven ſchwächre Kraft,
Dieß und nichts weiter iſt des Alters Eigenſchaft.
Bey dieſen überſieht ein Geiſt, der viel erfahren,
Den fruchtbaren Begriff von viel verfloßnen Jahren,
Vergleicht die alte Zeit und was vordem geſchehn,
Mit einer neuern Welt, die er erwachſen ſehn.
Er zeigt durch Warnungen, die zur Erhaltung zielen,
Den Kindern die Gefahr, dadurch die Väter fielen.
Und freut ſich über das, was er durch Werk und Rath
In vieler Jahre Reih der Welt zum Beſten that.
Wenn kein Vergnügen iſt, ſo dieſes überſteiget,
Das unſer Herz uns giebt und aus ſich ſelbſt erzeuget,
Da man der Schärfe nach das Urtheil ſprechen kann,
Man lebe nicht umſonſt und habe wohl gethan;
Da man den eignen Werth aus feſten Gründen ſchließet,
Die ſchon entflohne Zeit des Lebens noch genießet,
Und ſich, wie Gott, erfreut, dem, was er thut, gefällt:
So iſt ein ſolcher Geiſt der glücklichſte der Welt.
Ein Leid, das künftig iſt, gebiert nur Quaal und Schrecken;
Ein überſtandnes Leid kann nichts als Luſt erwecken.
Was in der Jugend uns als fern und ſchrecklich quält,
Wird in dem Alter ſchon zum Zeitvertreib erzählt.
Geſetzt daß das Geſchick in ſo viel tauſend Tagen,
Von vielen Kindern läßt ein Theil zu Grabe tragen;
Wenn man bey dem Verluſt nur Tröſter übrig hat,
Iſt oft ein einzig Kind an vieler Kinder ſtatt.
Durch Söhne die der Welt mit Ruhm und Eifer dienen,
Sich ſelbſt verewigt ſehn, und als von neuem grünen,

Und wiſſen, daß ein Mann, dem jeder Beyfall giebt,
Uns für ſein Leben dankt, und uns als Vater liebt,
Iſt nun der ſpätſten Zeit des Lebens vorbehalten.
So mannigfaltig Glück vergnüget noch die Alten!

Ein ſolches Alter hat der Himmel euch beſchert,
Der eurer Tage Zahl zu unſrer Freude mehrt,
Und durch den ſeltnen Tag, der eure Eh verneuet,
Mich, eurer Tochter Sohn, ſo fern ich bin, erfreuet.
Es reiße dieſes Band ſo lang erwieſner Treu
Noch lange Jahre durch das Schickſal nicht entzwey,
Und laſſe dieſen Bund, ein Bild beglückter Ehen,
Vergnügt und ungetrennt und euch geſegnet ſtehen.

Johann Elias Schlegel.

* *

Geſpräche,

Ob ein Frauenzimmer ihre Bekanntſchaft mit den Mannsperſonen vor den Leuten verbergen ſoll.

Julia und Leonore.

Julia. Ich weis nicht, ob ihnen die Zeit nicht bey mir etwas zu lang wird. Wenn ſie aber etwas Geduld haben wollen: ſo wird Herr Abgrund bald bey uns ſeyn. Ich habe nach ihm geſchickt; und wir haben ſodann wenigſtens die dritte Perſon zu einem L'hombre.

Leonore. Iſts möglich ?, Sie kennen Herrn Abgrunden ? Das hätte ich nicht gedacht. So muß er ein etwas unhöflicher Menſch ſeyn.

Julia. Sagen ſie das nicht. Ich pflege eben nicht diejenige zu ſeyn, die die Mannsperſonen hochmüthig machet. Aber gewiß, er iſt noch höflich genug.

Leonore. So bedaure ich den armen Menſchen, daß er ein übles Geſicht haben muß.

Julia. Ein übles Geſicht? Er ſieht ſo gut, daß er mir zwanzig Schritte weit an den Augen anſehen kann, was ich haben will.

Leonore. Aber ſo iſt er wenigſtens der ſchüchternſte Menſch auf dem ganzen Erdboden.

Julia. Ach nein! Er iſt in Geſellſchaft mit mir noch freyer, als ich ihn haben will; und er könnte wohl manchmal ſchüchterner ſeyn, und noch mehr Ergebenheit bezeigen. Aber woraus ſchließen ſie denn dieſes alles ? Scheint es doch, als ob er ihnen etwas zuwider gethan hätte.

Leonore. Wenn er weder unhöflich, noch blind, noch ſchüchtern iſt: ſo kann ich unmöglich errathen, warum er geſtern bey ihnen auf der Gaſſe vorbey gieng, und ſie nicht grüßte.

Julia. Ich halte es ihnen zu gute, daß ſie es nicht errathen können. Sie zeigen, daß ſie in dieſer großen Stadt noch fremd ſind.

Leonore. Dieſes iſt wahr. Aber ſpielet man in den großen Städten zweyerley Perſonen, daß man zu Hauſe mit dem andern bekannt, und auf der Gaſſe unbekannt iſt?

Julia. Auf dieſe Art zweyerley Perſonen zu ſpielen, iſt eine Klugheit, die gewiß nöthig iſt.

Leonore. Es iſt gut, Madame daß ich ſo gewiß von ihrer Tugend überzeuget bin; ich würde ſonſt ein wenig kleinſtädtiſch handeln, und einigen Verdacht auf ſie haben.

Julia. Sie wollten einer Sache wegen Verdacht auf mich haben, die täglich bey uns geſchieht, um den Verdacht zu vermeiden.

Leonore. Kann aber eine ſo ſorgfältige Vermeidung des Verdachts nicht den größten Verdacht machen? Man vermeidet niemals den Verdacht mit größerer Behutſamkeit, als wenn alle Leute Urſache haben, ihn zu faſſen.

Julia. Aber ſoll man nicht Dinge vermeiden, daraus die Leute falſche Folgerungen zu unſerm Nachtheile machen könnten?

Leonore. Sie trauen den Leuten zuviel Unbilligkeit zu, wenn ſie aus ſolchen Kleinigkeiten nachtheilige Folgerungen beſorgen, und ihnen durch eine Vorſichtigkeit abzuhelfen ſuchen, die zu weit nachtheiligern Folgerungen Anlaß geben kann.

Julia. Um Vergebung. Ich halte es allezeit für unnöthig, daß man den Mannsperſonen weis machet, als ob alle Welt wiſſen müßte, daß ſie das Glück hätten, in unſerer Bekanntſchaft zu ſeyn.

Leonore. Ich halte es noch für unnöthiger, daß man ihnen weis machet, als ob ſie in einem ſolchen Grade der Bekanntſchaft mit uns ſtünden, daß es nicht alle Welt wiſſen dürfte.

Julia. Sie mögen ſagen, was ſie wollen; ſo glaube ich, daß man dem Mannsvolke nicht Zwang genug auflegen kann. Sie gehen allezeit weiter, als man ihnen zuläßt. Erlaubet man ihnen nur öffentlich zu thun, als ob ſie uns kennten: ſo werden ſie ſich mit dieſer Bekanntſchaft recht breit machen wollen. Alle Augenblick, wenn wir nur den Fuß auf die Gaſſe ſetzen, werden wir ſie uns begegnen ſehen, nur um die Ehre zu haben, daß ſie von uns vor den Leuten gegrüßt werden, und damit die Leute ihres gleichen deſto eher wiſſen, daß ſie mit einem Frauenzimmer bekannt ſind.

Leonore. Wahrhaftig! ſo muß es ſehr eitle Mannsperſonen geben, wenn ſie ſich hierauf etwas zu gute thun können. Eine Bekanntſchaft, die ihnen weiter nichts giebt, als das Recht, uns zu grüßen, machet ihnen wenig Ehre vor den Leuten. Dieſes Recht haben ſowohl Narren, als Kluge; denn es iſt doch was ungefähres, daß man einmal mit einander in Geſellſchaft geweſen iſt. Und wenn die Welt nichts weis, als daß ſie uns grüßen, ſie mögen wohl oder übel bey uns ſtehen, ſie mögen für thöricht oder klug bey uns angeſehen ſeyn: ſo weis ſie noch wenig zu ihrer Ehre, und ſie thun ſo viel Gänge umſonſt, die ſie thun, uns zu begegnen.

Julia. Unterdeſſen iſt es doch was unerträgliches, wenn man ſich alle Augenblicke neigen ſoll. Ich würde mich zu Tode ſchämen, wenn ich ſolchen thörichten Leuten ſo viel Ehre erweiſen ſollte.

Leonore. Dieſes könnte ich ihm leicht zu gefallen thun. Je öfter er mir begegnete und mich aus.

ſo thörichten Abſichten grüßte: für deſto närriſcher würden ihn die Leute halten.

Julia. Aber werden es denn immer einerley Leute ſehen, daß er mich grüßet?

Leonore. Deſto beſſer iſt es. So wird niemand wiſſen, daß er ſie oft grüßet. Alſo wird das allezeit noch wahr bleiben, was ich ihnen geſagt habe.

Julia. Eben dieſe Thoren aber, welche ſich ſo viel Mühe geben zu grüßen, und wieder zu grüßen, werden es dabey nicht bewenden laſſen. Wenn man ihnen nur ein wenig mit einer freundlichen Mine danket: ſo werden ſie in Entzückung gerathen. Dieſer Gruß wird ſie ganz außer ſich ſelber ſetzen. Und ſie werden in ihrer Farbe, in ihrem Geſichte, in ihrer Stellung mit Fleiß viel verliebtes ſehen laſſen.

Leonore. Das wäre erſchrecklich. Es müſſen in großen Städten recht vielerley Arten Narren zuſammen kommen. Sollten ſie wollen vor den Leuten verliebt ausſehen, wenn ſie es doch nicht wären?

Julia. Sie mögen es ſeyn oder nicht: ſo würden wir Frauenzimmer Schande davon haben. Was würden die Leute von uns denken?

Leonore. Sie würden denken, daß ihnen ein verliebter Narr begegnet wäre.

Julia. Aber ſie würden denken, daß ich ihn leiden könnte.

Leonore. Wenn ſie einen ſolchen Thoren gewahr würden: ſollten ſie ihn gar nicht leiden. Sie ſollten ihn nicht allein verhindern, ſeine Narrheit auf der Gaſſe zu zeigen: ſondern ſie ſollten ihn auch zu Hauſe ſo verächtlich begegnen, daß er ſich gar nicht vor ihnen blicken ließe. Denn ein Menſch, der das Herz hat, auf der Gaſſe mit ſeinen Geberden, Liebeserklärungen zu thun, wird ſie zu Hauſe auch mit dem Munde thun wollen.

Julia. Dieſes ſtünde ihm zu rathen, wenn er nicht wiſſen wollte, wie er zum Hauſe hinaus käme. Aber es giebt Leute, welche vor den Augen aller Welt deſto unbeſcheidner ſind, und welche ſich da etwas heraus nehmen, was ſie ſich nimmermehr unterſtehen würden, wenn ſie zwiſchen vier Wänden wären, und deſto eher beſorgen könnten, daß man ihnen ihre Thorheit verweiſen würde.

Leonore. Aber werden ſich ſolche Leute auch an das Verboth kehren, daß ſie auf der Gaſſe thun ſollten, als ob ſie ſie nicht kennten? Wenn ſie einmal vor den Leuten ſo unbeſcheiden ſind: ſo werden ſie auch das Herz haben, es zu thun, wenn ſie es ihnen verbothen haben.

Julia. Es iſt niemand leicht ſo verwegen, daß er unbeſcheiden ſeyn ſollte, wenn man ihm gar nichts erlaubt hätte. Die meiſten Unbeſcheidenheiten der Mannsperſonen ſind nur ein Misbrauch der Erlaubniß, die man ihnen gegeben hat. Aber es wird niemand leicht unbeſcheiden ſeyn, der in beſtändiger Furcht erhalten wird.

Leonore. Aber ſo werden ſie, der Unbeſcheidenheit eines Thoren vorzubauen, ihm gar nicht die Erlaubniß geben dürfen, mit ihnen bekannt zu ſeyn: ſonſt wird er ſich leicht dieſer Erlaubniß misbrauchen und auch bekannt mit ihnen thun, wenn ſie es nicht haben wollen, und ſich weit bekannter mit ihnen ſtellen,

len, als ſie es jemals zu werden wünſchen. Er wird allezeit Mittel genug finden, wo er ſie nur antrifft, es den Leuten zu verſtehen zu geben, daß er ſie kennet; und wenn er es nicht mit Geberden zeiget: ſo wird es nichts helfen; denn er wird ſich, wo er kann, damit rühmen. Kurz, es iſt unmöglich, die Bekanntſchaft mit einem Narren zu verbergen, und mit einem Klugen iſt es nicht nöthig, ſie zu verbergen.

Julia. Warum ſollte es nicht nöthig ſeyn, ſeine Bekanntſchaft auch mit klugen Mannsperſonen zu verbergen? Es geſchieht ihrer ſelbſt wegen, um ſie dadurch unter dem Joche zu halten. Auch diejenigen, die ſich klug bey uns aufführen, können zu Thoren werden, wenn wir ſie nicht immer bey einem gewiſſen Zwange laſſen.

Leonore. Ich ſollte meynen, kluge Leute zwängen ſich ſelber. Man brauchet ihnen weiter keinen Zwang aufzulegen, als den ihnen ihre Beſcheidenheit ſelbſt gebiethet.

Julia. Sie haben ein zu großes Vertrauen zu der Klugheit der Mannsperſonen. Nein! nein! glauben ſie mir. Es iſt die weiſeſte Gewohnheit in der Welt, daß die Frauensperſonen im Umgange ſich eine gewiſſe Herrſchaft über die Mannsperſonen angemaßet haben. Glauben ſie, es iſt keine Mannsperſon ſo klug, daß ſie nicht ihre Begierden gegen uns treiben ſollten, ſich immer mehrere Freyheit bey uns herauszunehmen, wenn wir ihnen nicht auch gleichgültige Dinge abſchneiden, um ſie dadurch in Furcht zu erhalten. Wenn man ihnen erlaubet, uns öffentlich zu grüßen: ſo werden ſie uns im Hauſe die Hand küſſen wollen; und wenn ſie mit uns allein ſind, wollten ſie uns hernach wohl gar in das Geſichte küſſen.

Leonore. Meines Erachtens ſind dieſes allezeit noch keine klugen Mannsperſonen, die ſolche Grade in ihrer Aufführung gegen das Frauenzimmer beobachten wollen. Es würde dieſes ein Zeichen ſeyn, daß die Klugheit, die ſie begiengen, nur von der Scheu herrührte, die ſie vor andern Leuten haben, nicht aber die ſie gegen uns ſelber tragen. Eine Mannsperſon, die vor uns ſelber Scheu hat, wird ſich allezeit mehr in Acht nehmen und ehrerbiethiger ſeyn, wenn ſie bey uns allein iſt, als wenn die Geſellſchaft ſtärker iſt, damit ſie uns nicht einigen Verdacht giebt, als ob ſie unſrer Einſamkeit misbrauchen wollte.

Julia. Sie haben eine ſo große Meynung von der Beſcheidenheit der Mannsperſonen, als ich von ihrer Unbeſcheidenheit habe. Glauben ſie denn, daß das eingezogene Weſen, das noch manche gegen uns bezeugen, aus der Scheu, die ſie gegen uns ſelber haben, herrühret? Ich halte gewiß dafür, es iſt eine Furcht vor andern Leuten, von welchen ſie ſich und uns nicht beredet haben wollen.

Leonore. Wenn dieſes iſt, ſo wird der Zwang, den ſie ihnen auferlegen wollen, gar wenig wirken. Sie werden ſich alſo dennoch zu Hauſe bey ihnen, wo ſie dieſe Scheu nicht haben dürfen, eben die Freyheiten heraus nehmen, die ſie ſich ſonſt genommen haben würden. Ja, ſie werden noch über dieſes den Zwang, den ſie ſich angethan haben, durch größre

Freyheiten vergolten wiſſen wollen. Ein Frauenzimmer, welches einer Mannsperſon zu verſtehen giebt, daß es die Bekanntſchaft mit ihm geheim gehalten wiſſen wolle, leget ihm dadurch keinen Zwang auf: ſondern es ſcheint ihm ganz und gar Freyheiten zu geſtatten. Denn welche Mannsperſon will nicht daraus ſchließen, daß das Frauenzimmer die Abſicht habe, viel Geheimes mit ihm vorzunehmen?

Julia. Meynen ſie alſo, daß gar kein Unterſchied ſeyn ſolle, wie ſich ein Menſch auf der Gaſſe und im Hauſe gegen uns verhält?

Leonore. Ich meyne keines von beyden. Die Scheu gegen ſo viele andre Leute, die auf den Gaſſen um uns ſind, erfordert freylich, noch weit eingezogner daſelbſt zu ſeyn. Aber dieſe Scheu gegen andre Leute muß doch ſo viel nicht ausrichten, daß wir gegen einander unhöflich ſeyn. Eine Mannsperſon würde unbeſcheiden thun, wenn ſie im Vorbeygehen anfangen wollte, mit uns zu ſcherzen, wenn ſie zumal nicht ein ſonderbares Recht hätte, mit uns bekannt zu ſeyn. Aber ſie würde auch eben ſo unbeſcheiden thun, wenn ſie dieſes gegen eine andre Mannsperſon thäte, der ſie Ehrerbiethigkeit ſchuldig wäre. Es giebt aber auch noch viele Grade vom Complimente bis zum Küſſen. Es würde ſonſt ein elender Umgang auf der Welt ſeyn.

Julia. So meynen ſie aber doch, daß eine kluge Mannsperſon niemals durch unſre Güte verleitet werden könne, die Scheu gegen uns ein wenig bey Seite zu ſetzen?

Leonore. Ich weis nicht, wie ſie dieſe Güte verſtehen. Wenn wir unſre Aufführung gegen die Mannsperſonen ſelber ändern, und daß ich ſo ſage, gemeiner mit ihnen werden: ſo wird ſchwerlich eine Mannsperſon ſo klug ſeyn, ihre völlige Ehrerbiethigkeit gegen uns zu behalten. Aber, einen Klugen beſtändig klug zu erhalten, brauchen wir weiter nichts, als ihm keine Gelegenheit zur Thorheit zu geben, nicht aber ihm einen verdrießlichen Zwang aufzulegen. Wenn ſich ein Narr unerlaubte Freyheiten bey uns nimmt: ſo hat er ſelber die größte Schuld daran; wenn es aber ein Kluger thut: ſo haben wir die Schuld.

Julia. Geſetzt aber, meine Wertheſte, daß wir dererjenigen Perſonen wegen, mit denen wir bekannt ſind, nicht nöthig haben, unſre Bekanntſchaft zu verbergen: ſo iſt es andrer Leute wegen nöthig. Sie wiſſen gar nicht, was eine Menge junger und wilder Mannsperſonen für eine gefährliche Sache iſt, und wie man ſich vor ihrem Spotten in Acht nehmen muß. Dieſe Leute müſſen gar keine Grade der Bekanntſchaft glauben. Sie erfahren nicht ſo bald, daß einer unter ihnen dieſes oder jenes Frauenzimmer kennet: ſo iſt dieſes ſeine Charmante, und was ſie nur immer ſelbſt wollen.

Leonore. Davon werden ſie mich nicht leicht überreden. Sollten denn dieſe Mannsperſonen alle ſelber entweder keine Bekanntſchaften haben, oder bey der erſten Unterredung mit dem Frauenzimmer gleich in eine ſo hohe Stufe der Bekanntſchaft mit ihnen gekommen ſeyn, daß ſie keine Grade derſelben glaubten?

Julia. Dieſes mag ſeyn, wie es will: ſo weis ich doch was mir oftmals begegnet iſt. So oft ich einem jungen Menſchen begegnet bin, der mit den Meinigen einige Verbindung gehabt hat; und ſo oft er mich durch ſeinen Gruß recht gezwungen hat, ihm zu danken: ſo oft habe ich auch bemerket, daß diejenigen, die in ſeiner Geſellſchaft geweſen, mich angeſehen, zuſammen gewiſpert, gefraget, wer ich ſey, und denjenigen, der mich gegrüßt hat, über ſein Compliment gewiß genug gemartert haben. Oefters bin ich kaum vorbey geweſen, daß ich noch mit meinen eignen Ohren entweder mein Lob oder meine Fehler gehört. Kurz, ſo oft ich mich merken laſſen, daß ich einen oder den andern kenne: ſo habe ich gewiß allezeit zu einem Geſpräche von einer Viertelſtunde Anlaß gegeben, das von mir gehandelt, und das wohl nicht durchgängig zu meinem Vortheile geweſen.

Leonore. Iſt es möglich? Redet man denn in großen Städten auch von den Leuten.

Lulia. Ach! leider! oft genug.

Leonore. Aber ſie ſind doch ein wenig wunderlich. Sie wollen ſich die Bekanntſchaft mit den Mannsperſonen deſſentwegen nicht merken laſſen, weil ſie öfters Gelegenheit gegeben hat, daß ſie gelobet worden ſind, oder daß ſie doch wenigſten ſelber etwas davon gehört haben, was andre Leute von ihnen halten. Dafür ſollten ſie den Gelegenheiten deſto günſtiger ſeyn, die dieſes verurſachet haben.

Julia. Aber ich bin auch wohl oft dabey getadelt worden.

Leonora.

Leonore, Aber ſagen ſie mir, haben ſie denn dieſes Wiſpern der jungen Leute, dieſes Fragen, wer ſie ſind und dieſe Erzählung aller ihrer Eigenſchaften nicht auch öfters gehöret, wenn ſie niemanden gegrüſſet haben?

Julia. Ich habe es auch wohl gehört: doch bilde ich mir ein, daß ich es nicht ſo oft gehört habe. Wenigſtens weis ich, daß niemand alsdenn meinetwegen geſchraubet worden iſt, und daß ich niemals Charmante genennet worden bin.

Leonore. Wiſſen ſie dieſes ganz gewiß? Thun ſie ſich ja nicht zu viel darauf zu gute. Es iſt mir von einer gewiſſen Akademie erzählet worden, wo ſich jeder junger Menſch, beym Trunke, eine eigne Liebſte ernennet, die ihm in den Kopf kömmt, auf ihre Geſundheit trinkt, mit einem andern ſich wohl gar über ſie zanket, ob er ſie gleich nicht geſprochen hat, und auch weder Hoffnung hat, noch ſich Mühe giebt, ſie jemals zu ſprechen. Wie wäre es denn, wenn es jemanden, der ſie einmal geſehen, und niemals geſprochen hätte, in den Kopf käme, ſie zu loben? Man würde ſie den Augenblick eben ſo wohl deſſen Charmante unſchuldiger Weiſe nennen; und ſie würden alſo dadurch nichts gebeſſert ſeyn, wenn ſie gleich allen ihren Bekannten befohlen hätten, daß keiner von ihnen ſie öffentlich kennen ſollte. Aber glauben ſie denn, daß dieſe Leute, vor deren Munde ſie ſich fürchten, im Ernſte ſo wunderlich ſind, ihnen gleich eine Liebe gegen denjenigen zuzumeſſen, den ſie nur anſehen? Geſetzt nun, daß ſie ſo ſcherzten; was verſchlägt es denn ihnen? leidet denn ihre Tugend darunter?

Julia. Aus dieſem Scherze wird leicht Ernſt, wertheſte Leonore. Und ſie müſſen in der That glauben, daß es Leute giebt, welche ſchließen: Er kennet das Frauenzimmer: alſo hat er ein heimliches Verſtändniß mit ihr.

Leonore. Dieſes wäre thöricht genug.

Julia. Aber es geſchiehet doch. Aus einer Kleinigkeit, die man ſich merken läßt: ſchließt man gleich, daß man noch etwas viel Gröſſeres verborgen halte. Iſt es alſo nicht beſſer, ſeine Bekanntſchaften gar nicht wiſſen zu laſſen, als dadurch zu ſolchen Schlüſſen, die unſerer Ehre dennoch vieles ſchaden, wenn ſie gleich einfältig ſind, Anlaß zu geben?

Leonore. Ich ſehe daraus, daß die großen Städte dasjenige gar nicht haben, was man von ihnen rühmet. Man ſaget, daß man vor den unverſtändigen Nachreden der Leute darinnen weit ſicherer ſey, als an kleinen Orten. Man ſaget, die Leute darinnen kennen einander nicht alle; daher bekümmern ſie ſich nicht um einander, und reden nicht von einander.

Julia. Es iſt wahr. Aber diejenigen Leute, die uns kennen, machen eine kleine Stadt in dieſer großen, die allezeit ſo vielerley von uns redet, als in einer andern kleinen Stadt immermehr geſchieht. Man wird an einem kleinen Orte von viel weniger Leuten beredet, wenn man gleich von der ganzen Stadt beredet wird. An einem großen Orte aber wird man zwar nur von einem kleinen Theile der Stadt, aber doch von einer großen Anzahl Menſchen unſchuldiger Weiſe angetaſtet. Und das Traurigſte iſt, daß der Erfinder übler Nachreden hier am ſchwerſten entdecket werden kann, durch deſſen Nichtswürdigkeit unſere Ehre bald wieder hergeſtellet werden könnte.

Leonore. Aber, meine wertheſte Julia, welches halten ſie für wahrſcheinlicher? Dieſes, wenn man ſaget: der oder jener Menſch iſt mit dieſem Frauenzimmer bekannt, und läßt es öffentlich ſehen; darum hat er ein heimlich Verſtändniß mit ihr: oder wenn man ſo redet: der oder jener Menſch iſt mit dieſem Frauenzimmer bekannt, und ſie ſtellen ſich doch, als wenn ſie einander nicht kennten: daraus muthmaßet man, daß ſie ganz ſonderbare Geheimniſſe mit einander haben?

Julia. Unfehlbar iſt das letztere eigentlich wahrſcheinlicher, wenn man erſt entdecken kann, daß dieſe zwo Perſonen, die ſich verſtellen, einander kennen.

Leonore. Und ſie glauben, daß es nicht nothwendig ſey, daß unzählige Perſonen dieſes entdecken? So werden ſie ihre Geſellſchaft mit den Mannsperſonen um Mitternacht und ohne Licht anſtellen müſſen. Und dennoch wird es jemanden geben, der ſie verrathen könnte. Giebt es denn nicht Leute, die eine Mannsperſon bey ihnen ein und ausgehen ſehen? Giebt es nicht Gelegenheiten, da man nicht leugnen kann, daß man ſie kennet? Was ſollen diejenigen, die dadurch hinter ihre Bekanntſchaften kommen, davon denken, wenn ſie ſehen, daß zwo Perſonen die einander genau kennen, öffentlich ſo fremde thun?

Leonore.

Julia. So meynen ſie gar, daß ich meine Ehre in Gefahr ſetzte?

Leonore. Ja. Und indem ſie vermeiden wollen, daß die Leute nicht einen ungereimten Schluß von ihnen machen ſollen, geben ſie ihnen Anlaß, einen noch viel gründlichern zu machen, der ihnen nicht viel Vortheil bringt.

Julia. Ich muß ihnen ſelber zugeſtehen, daß wir glücklich wären, wenn wir gar nichts vor den Leuten verbärgen, deſſen wir uns nicht wahrhaftig ſchämen müßten, und wenn wir nicht künſtliche Mittel ſuchten, den boshaften Mäulern zu entgehen. Wir würden vieler ängſtlichen Vorſichtigkeit überhoben ſeyn.

Leonore. Und dieſe ängſtliche Vorſichtigkeit nutzet uns doch in der That nichts. Wenn wir einmal dem Ruffe in den Mund kommen: ſo giebt dieſe ängſtliche Vorſichtigkeit weit wahrſcheinlichere Farben, uns anzuſchwärzen, als alles freye Weſen einer andern Perſon.

Julia. Herr Abgrund kömmt. Ich werde es ihm verweiſen, daß er mich zu ſo vielen Verſtellungen beweget.

* * *

An zwo Schönen.

Jüngſt ſann ich auf verwegne Lieder,
Die deutſchen Helden zu erhöhn:
Schnell ſank der Gott der Küſſe nieder,
Dem kühnen Stolz zu widerſtehn.

Beſinge, ſprach er, Kuß und Liebe,
Die Schönen ſchreckt der wilde Krieg.
Doch kriegriſch blieben meine Triebe,
Und ich erhob doch Hermanns Sieg.

Er brachte mich zu kühlen Wäldern,
Wohin oft Lieb und Freude gehn:
Und ließ von den begrünten Feldern
Den Hauch der Zephyr auf mich wehn.
Und doch erſchallt in ſtillen Lüften
Der kühnen Helden Sieg und Glück:
Der Nachhall gab von ſteilen Klüften
Den kriegeriſchen Ton zurück.

Schnell kämpfte nebſt dem Gott der Karten
Die ſchläfrige Bequemlichkeit.
Ich ſchien, ſie muthig zu erwarten,
Beſang die Helden und den Streit.
Es gab mein Vers, der immer kriegte,
Den Helden ein unzählbar Heer.
Der Gott der Ruhe ſtritt, und ſiegte:
Allein nun ſang ich gar nicht mehr.

Es weckte mich, mich zu beſiegen,
Sein Freund, des Herbſtes Sohn, der Wein.
Nun ſang ich wieder von den Kriegen,
Und wollt ihm keine Lieder weihn.
Ich ſchlug an meine ſtolze Saiten.
Die Liebe war für mich ein Spott.
Doch mich gewiſſer zu beſtreiten,
Erſchien er ſelbſt, der Küſſe Gott.

Durch einen kühnen Stolz bewogen,
Ergrimmt der Gott und rüſtet ſich:
Auf ſeinen Schultern flog ein Bogen:
Er ſpannt ihn, droht, und zielt auf mich.
Allein es brauſten meine Lieder;
Ich ließ ein Donnerwetter drohn:
Schnell floh der Gott der Küſſe wieder,
So, wie er oft vor mir entflohn.

Dann ließ er, Rach an mir zu üben,
Mich ſchnell zwo Schäferinnen ſehn:
Schnell zwang ihr Auge mich zu lieben:
Itzt kann ich nicht mehr widerſtehn,
So laß ich mich durch ihn bezwingen;
Ich will mein Lied der Liebe weihn;
Ich will von Kuß und Schönheit ſingen,
Doch welche wird mir Phyllis ſeyn? K. v. J.

* *

Gedanken
über die Hypotheſes in der Naturlehre.

Wenn man von einer Begebenheit in der Natur die Urſache ſuchet, ſo iſt man nicht allezeit ſo glücklich, gleich auf ſo etwas zu kommen, von dem man mit Gewißheit ſagen könnte, daß es die Begebenheit hervorgebracht. Man nim̃t bisweilen etwas an, woraus die Begebenheit erfolgen könnte: allein man vermag eben nicht zu zeigen, ob dieſes angenommene wirklich ſey, und ob die Begebenheit aus nichts anderm erfolgen könnte. Ein Stein, den ich in die Höhe werfe, fällt wieder herab.

Die Frage iſt was für eine Kraft ihn zurücke treibt? Wenn es eine ſubtile Materie gäbe, die ſich um die Erde herum bewegte und alle Körper nach derſelben zuſtieße: ſo würde ſo etwas erfolgen. Man nimmt alſo an, es ſey eine ſolche Materie, und leitet daraus die erwähnte Wirkung her. Dieſes heißt in der Naturlehre eine Hypotheſis. Man giebt gewiſſen Philoſophen ſchuld, daß ſie dergleichen Hypotheſes gar zu viel machen, und dieſe hingegen behaupten, daß man ſich das Wachsthum der Wiſſenſchaft hindere, wenn man ſich aller enthalten will. Ich will gegenwärtig unterſuchen, was für Vortheil oder Schaden eine Hypotheſis bringen kann, und nach was für Regeln ſie muß beurtheilt werden. Wer ſich an das fremde Wort, das ich noch dazu mit denen Abänderungen, die ihm nach ſeiner Sprache zugehören, gebrauchen werde, ſtößt, der lehre mich ein einziges Wort, durch welches man im Deutſchen eben dieſen Begriff ausdrücken kann.

Da durch die Hypotheſin eine Wirkung ſoll erkläret werden: ſo ſieht man leicht, daß dasjenige, was in der Hypotheſi angenommen wird, an ſich begreiflicher ſeyn muß. Wenn man die ſchwermachende Materie annimmt: ſo kann man daraus zeigen, warum die Körper nach der Erde zufallen: Geſetzt, daß dieſes ſo wäre, und daß nicht unendliche Schwierigkeiten allen Arten dieſer Materie im Wege ſtünden: ſo würde ich gleichwohl ſie nicht als eine tüchtige Hypotheſin zur Erklärung der Schwere gelten laſſen. Ich würde fragen, was dieſe Materie in Bewegung ſetzte und ihr den gehörigen Trieb eindrückte. Von dieſer Urſache würde ich von neuem die Urſache verlangen, und alſo weiter fortgehen. Wollte man mir dieſes als eine allzugroße Neugier auslegen: ſo würde ich auf die Gedanken gerathen, daß ſchon der erſte Schritt zu dieſer Unterſuchung allzuneugierig ſey, und daß es beſſer ſey, gleich zugeſtehen, wir wiſſen die Urſache der Schwere nicht, als zu ſagen, ſie komme von einer Urſache her, deren Urſache wir nicht wiſſen. Es iſt einerley, ob wir unſere Unwiſſenheit ein paar Fragen eher oder ſpäter geſtehen. Der Europäer weis nicht, was die Erde an ihrem Orte im Himmelsraume erhält: Der Indianer kann das vortrefflich erklären; denn es ſtehen ein dutzend Elephanten unter der Erde, die ſie tragen; aber worauf ſtehen die Elephanten? Auf einer großen Schlange; worauf liegt aber die Schlange? So weit muß man nicht fragen.

Es ſcheint, als ob ich durch dieſe Meynung das Verfahren der größten Naturkündiger, ja aller vernünftigen Menſchen tadelte. Die Urſache, daß Tag und Nacht auf der Erde abwechſeln, ſuchen die Sternkündiger in der Umdrehung unſerer Kugel; gleichwohl wiſſen ſie noch nicht recht, woher es komme, daß ſich unſere Erdkugel eben in ungefähr 24 Stunden herumdrehet, auch ſeitdem es ihnen Herr Gutmann geſagt hat. Werden ſie alſo wohl mit Rechte eine Begebenheit durch eine andere erklären, deren Urſache ſie nicht weiter wiſſen? Die Beantwortung dieſes Einwurfes wird ſich von ſich ſelbſt geben, wenn ich meine Sätze von den Hypotheſibus weiter ausführe.

Von gewiſſen Kräften der Körper ſind wir aus der Erfahrung überzeugt, wenn wir auch gleich ihren Urſprung nicht angeben können; wir haben ferner gewiſſe Wirkungen dieſer Kräfte aus der Erfahrung bemerkt, und wiſſen alſo von dieſen Wirkungen die Urſachen, wenn uns gleich die Urſachen der Urſachen unbekannt ſind. Wenn jemand, der Gift zu ſich genommen hat, darauf geſtorben iſt: ſo wird jedweder glauben, das Gift ſey die Urſache des Todes geweſen, wenn er auch nicht im Stande iſt, zu erklären, wie das Gift einen Menſchen hinrichten könne. Wenn ich ſehe, es hat jemand viel Wein in ſich gegoſſen, und nach dieſem beſitzt er nicht mehr ſo viel Gewalt über ſeine Worte und Handlungen, als ein nüchterner Menſch: ſo werde ich urtheilen, der Wein ſey daran ſchuld, wenn ich auch gleich nicht wüßte, was derſelbe für Veränderungen in dem Körper hervorbringe. Ein wenig Aufmerkſamkeit lehret leichte ſolche Schlüſſe von der Art von Hypotheſibus unterſcheiden, die ich vorhin getadelt habe. Man nimmt hier nichts an, deſſen Wirklichkeit man nicht gewiß wüßte. Ich bin ſicher, daß jener Gift, dieſer Wein zu ſich genommen. Nunmehro darf ich mich nur an die Wirkungen dieſer Dinge, die ich aus der Erfahrung weis, erinneren. So verhält es ſich mit der ſchwermachenden Materie nicht. Man hat ſonſten keinen Grund zu glauben, daß ſie in der Welt iſt, als nur, weil man ſie brauchet, die Schwere zu erklären. Das iſt ganz was anders, als wenn ich etwas, deſſen Wirklichkeit und Kräfte ausgemacht ſind, zur Urſache einer andern Begebenheit angebe. In dieſem Falle darf niemand fragen, wo die Urſache herrühren ſoll, wenn man ſchon weis, daß ſie da iſt. Eben dieſe Bewandniß hat es mit der Erklärung des Sternkündigers, warum Licht und Finſterniß abwechſeln. Entweder die Erde muß ſich im Himmel herumdrehen oder der Himmel um ſie. Eins von beyden müſſen wir annehmen, wir mögen aber annehmen, welches wir wollen: ſo können wir nicht ſagen, wie es zugeht. Da wir alſo in dieſem Stücke in beyden Fällen gleich unwiſſend ſind, ſo ſteht es uns frey, eine von beyden Meynungen aus andern Gründen zu wählen.

Dieſes führet mich auf diejenige Art von Hypotheſibus, die eigentlich meinen Gedanken nach allein gültig ſeyn kann. Wenn ich gewiß bin, daß dasjenige, was eine Wirkung hervorzubringen fähig iſt, ſich an einem Orte befinde, ſo wird man es kaum eine Hypotheſin nennen, daſſelbe als die Urſache davon anzugeben. Wenn ich weis, daß der Mond ein für ſich dunkler Körper iſt; wenn ich ſehe, was für ein Licht die Sonne um ſich herumſtreuet, und alsdenn glaube, der Mond habe ſein Licht von der Sonnen: ſo nennt niemand dieſes eine Hypotheſin; gleichwohl thue ich nichts weiter, als daß ich das veränderliche Licht des Monden, aus einer Urſache erkläre, von der ich weis, daß ſie ſich in in der Welt befindet und daß ſie dieſe Wirkung hervorbringen kann, wenn der Mond dunkel iſt. Niemand aber wird mir die metaphyſiſche Unmöglichkeit zeigen können, daß die Abwechslung des Mondenſcheines von einer ganz andern Urſache herkäme. Wenn ich nun mit dem Heraklit ſpräche, der Mond wäre eine für ſich helle Kugel, die aber in einem dunkeln Schiffchen herumgeführet würde, und verſchiedene Geſtalten zeigte, nachdem uns das Schiffchen viel oder wenig von ihr verdeckte *; wer wollte mir denn eben zeigen, daß meine Erklärung einen Widerſpruch in ſich ſchlöſſe? In der That alſo iſt die Erleuchtung des Mondes von der Sonnen nach der größten Schärfe

---

* Diog. Laert. in Heraclit.

ſe zu reden eine Hypotheſis. Man giebt von den Veränderungen des Mondes eine Urſache an, die höchſt wahrſcheinlich und vernünftig iſt, aber von der man nicht demonſtriren kann, daß es die wahre und einzige ſey. Auf eben dieſe Art verhält es ſich mit ungemein viel Dingen in der Naturlehre. Man darf ſie nur mit der Luſt und Scharfſinnigkeit zu zweifeln betrachten, mit der die Freydenker ſich über die Religion machen, ſo wird man lauter wankende Hypotheſes antreffen. Ich befürchte ſehr, wenn einmal ein phyſicaliſcher Toland aufſtehen wird, daß die Erleuchtung des Mondes von der Sonnen zu glauben, eben ſo altmodiſch werden wird, als es itzo iſt, die Unſterblichkeit der Seelen zu glauben; und daß es eben ſo galant ſeyn wird, von der Theorie des Schiffchens zu reden, als es itzo iſt, die wichtige Wahrheit zu erklären: daß die Welt wohl ohne einen Gott ſeyn könnte.

Da aber gleichwohl unſere rechtgläubigen Naturlehrer, dergleichen Schlüſſe, wie ich itzo angeführt, keine Hypotheſes nennen, ſo muß es bey einer Hypotheſi noch auf was anders ankommen. Man nimmt zu Erklärung einer Begebenheit eine Urſache an, von der man eben nicht im Stande iſt zu zeigen, daß ſie ſich da befinde, von der man aber weis, daß ſie anderswo dergleichen Wirkungen hervorbringt, und keine Unmöglichkeit ſieht, daß ſie nicht eben dergleichen bey der vorgegebenen Begebenheit haben könnte. Man nehme an, die innere Materie der Sonne ſey nicht glühend, wie auf ihrer äußeren Fläche, ſondern feſt und undurchſichtig; man ſetze ferner, es werden von ihr Stücken abgeriſſen und auf die äußere Fläche der Sonne heraus geworfen: ſo werden dergleichen dunkle Maſſen auf dem hellen Sonnenteller uns das vorſtellen, was wir Sonnenflecken nennen. Wenn ich dieſe Erklärung von den Sonnenflecken, die Herr Hauſen gegeben *, für wahrſcheinlich halte: ſo behaupte ich nicht, beweiſen zu können, daß die Sonne wirklich eine dergleichen Materie habe, daß von derſelben Stücke abgeriſſen und heraus geworfen werden; ich nehme aber nichts an, deſſen Unmöglichkeit könnte gezeigt werden. Meine Erklärung läßt ſich durch dasjenige, was wir in der Erden antreffen, durch die uns bekannten Wirkungen der feuerſpeyenden Berge, erläutern und beſtärken. Man kann ihr alſo die Ehre nicht abſprechen, daß es eine wahrſcheinliche Hypotheſis iſt.

Dieſes Verfahren wird durch einen gewiſſen Grundſatz gerechtfertiget, ohne den man keinen Schritt in der Naturlehre würde thun können. Er heißt: ähnliche Wirkungen ſetzen ähnliche Urſachen zum voraus. Wenn bey einem Menſchen die Bruſt alle Augenblicke einmal aufſchwillt und wieder zuſammen ſinket; wenn bey einem Hunde eben das geſchieht, wenn ich den Hund aufſchneide, und eine Lunge in ihm finde, von der dieſe Bewegung hergekommen iſt: ſo urtheile ich, daß eben dergleichen auch bey dem Menſchen zu finden ſey, wenn ich auch niemals einen menſchlichen Körper hätte aufgeſchnitten geſehen. Aus dieſem Grundſatze beweiſt Ptolemäus, daß Marin ein damaliger Erdbeſchreiber, gewiſſe Völker viel zu weit vom Aequator ab nach Süden geſetzt. Dieſe Völker ſollten Mohren ſeyn; es ſollten ſich bey ihnen Nashörner und Elephanten befinden, und ihr Land gieng nach Marins Erzählung bis an den Wendezirkel des Steinbocks. Daß dieſes unmöglich ſeyn könne, fol-

---

* Hauſenius in diſſ. Theoria motus Solis circa proprium axem. Pr. XIIII.

gert Ptolomäus daraus, weil eben ſo weit nach Norden zu, nämlich unter dem Wendekreiſe des Krebſes, weder ſo gefärbte Menſchen, noch ſolche Wunderthiere anzutreffen wären, und weil doch zu vermuthen ſey, daß ähnliche Theile der Erdkugel in ſo weit würden ähnliche Beſchaffenheiten haben *.

Der Naturlehrer, der eine Hypotheſin machet, kann mit einem Dichter verglichen werden, der den Knoten in einer Fabel auflöſen ſoll. Das leichteſte iſt, einen Gott aus einer Maſchine kommen zu laſſen; aber das iſt gerade dasjenige, was man am wenigſten leiden will; der Knoten, ſo verwirrt er ſcheint, muß ſich natürlich aus dem vorhergehenden auswickeln. Eine neue Materie, eine neue Kraft in der Natur anzunehmen, iſt die leichteſte Art, Hypotheſes zu erlangen, aber nicht die beſte. Man muß nichts ſchaffen, man muß Sachen zu brauchen wiſſen, die ſchon anderswo da ſind, und deren Gegenwart ſelbſt an dem Orte, wo man ſie zur Hypotheſi brauchet, noch durch etwas anders wahrſcheinlich gemacht wird, als daß man ſie da brauchet. Die Beſchaffenheit der Sonnen, die ich vorhin angenommen, wird niemanden unwahrſcheinlich ſeyn, wenn er auch gleich nicht daran gedächte, daß die Sonnenflecken daraus ſollten erkläret werden. Daß ſich ſolche Hagelkörner in den Wolken befinden, wie Hugen zu Erklärung der Höfe und Nebenſonnen brauchet, iſt nicht nur möglich, ſondern durch die Erfahrung ausgemacht. Hugen nimmt alſo weiter nichts an, als daß ſich dieſe Hagelkörner, gerade eben zu der Zeit in derjenigen Stellung befinden, die zu Hervorbringung der Nebenſonnen nöthig iſt.

Bey

---

* Ptolom. Geogr. 1 B. 9. Cap.

Bey den Körpern, deren Kräfte und Wirkungen am ſtärkſten in die Augen fallen, kann man dieſe Kräfte kennen lernen, uud alsdenn annehmen, daß ſie vielleicht auch in andere Begebenheiten der Natur einen Einfluß haben, wo ſie nicht ſo ſichtbar ſind. Man ſieht, wie das Waſſer in engen Glasröhrchen in die Höhe ſteigt, man kann alſo ſchlieſſen, daß es auf eben dieſe Art in den Fibern der Pflanzen von der Wurzel ſich auf den Gipfel heben werde. Aber heißt dieſes nicht ſo viel, als wenn man ſagte: Dieſe Begebenheit geht eben ſo zu, wie eine andere, von der man nicht weis, wie ſie zugeht? Ich werde gefragt, wie der Gipfel einer Eiche Feuchtigkeit zum Wachsthume aus der Erden bekömmt? Meine Antwort iſt: Eben ſo, wie das Obertheil eines Haarröhrchens naß wird, wenn es unten im Waſſer ſteht; weis man es nun? Dieſer Einwurf ſetzt zum voraus, daß wir wiſſen könnten, wie die Begebenheiten in der Natur zugehen; wer ſich aber dieſes einbildet, der verſpricht ſich, meinen Gedanken nach, zu viel von den menſchlichen Kräften. Alles, was in unſerer Gewalt ſteht, betrifft bloß die Erkenntniß verſchiedener Kräfte, die wir aus der Erfahrung lernen, und von denen wir dieſe oder jene Wirkungen herleiten, weil wir ebenfalls aus der Erfahrung wiſſen, daß dieſe Kräfte dieſe Wirkungen haben. Aber deutlich zu begreifen, wie durch dieſe Kräfte die Wirkung hervorgebracht wird, das überſteigt, meinem Urtheile nach, unſere Erkenntniß, wofern wir nicht mit dem Pöbel das deutlich begreifen nennen, was uns nicht mehr wunderbar vorkömmt, weil es uns nicht ſelten iſt. Die Aufmerkſamkeit des Philoſophen entdecket das unbegreifliche in den gemeinſten Begebenheiten. Wer wundert ſich darüber, daß eine Kugel der andern ihre Bewegung mittheilet? Und wer iſt, der ſagen kann, wie es zugeht? Wenn ich alſo eine Begebenheit aus dem Stoße und der Wirkung der Körper in einander erkläre, ſo gebe ich in der That eine Urſache an, deren Natur und Art zu wirken, ich nicht vollkommen verſtehe. Gleichwohl kann meine Erklärung vielleicht die beſte ſeyn, die für Menſchen möglich iſt. Denn ich weis, daß dieſe Urſache die Wirkungen hervorbringen kann, wenn ich gleich nicht weis, wie ſie es machet. Woferne man alſo eine ſtarke und vielen Körpern gemeine Kraft antrifft: ſo wird man ihr mit Recht alle die Wirkungen zuſchreiben, deren ſie fähig iſt, geſetzt, daß man die Kraft ſelbſt, und die Art, wie ſie wirket, nicht zulänglich erklären könnte. Wenn man die unleugbarſten Proben einer anziehenden Kraft in allen Körpern von der Sonnen an, als auf die kleinſten Salztheilchen, die im Waſſer unſichtbar herumſchwimmen, antrifft: ſo wird man mit Recht annehmen, daß dieſe Kraft die Urſache aller der Begebenheiten wirklich ſey, von denen ſie die Urſache ſeyn kann. Wer dieſe Kraft verwirft, weil ſie dem Satze des zureichenden Grundes widerſpricht, oder deutlicher zu reden, weil er nicht begreifen kann, wie ſie wirket, der verbindet ſich durch dieſen Einwurf, aufs deutlichſte zu erklären, wie die Bewegung ſich aus einem Körper in den andern fortpflanze. Nimmt er aber dieſes aus der Erfahrung an, ohne ſich zu bekümmern, wie es zugeht, ſo kann er auch andern nicht wehren, die anziehende Kraft zu glauben, ohne weiter nach ihrer Urſache zu forſchen, und etwa als die Urſache von ihr neue Materien anzugeben, von denen man doch endlich

Kräfte annehmen muß, deren Urſprung man nicht weiter angiebt.

Wir müſſen alſo bey Unterſuchung der Begebenheiten in der Natur, bey ſolchen Kräften ſtehen bleiben von deren allgemeinen Wirkſamkeit uns die Erfahrung überzeuget. Sie haben ohne Zweifel ihren Urſprung aus den Eigenſchaften der Elemente. Aber dieſe zu erkennen, und alles daraus herzuleiten, iſt kein Werk für Menſchen, ſondern für Geiſter, denen

⸗ ⸗ wie ſich unſer Aug am Kleid der Dinge ſtößt,
Vor ihrem ſcharfen Blick ſich die Natur entblößt.

Haller.

Die Zeit, da es unter den Naturkündigern Mode geworden, von den Begebenheiten der Natur Hypotheſes zu erfinden, iſt unſtreitig von dem Carteſius anzurechnen; und gerade die Bemühungen, die er angewandt, Wahrheit und Gewißheit in die Philoſophie zu bringen, haben am meiſten zu dieſen Erdichtungen beygetragen. Er wollte keine unverſtändlichen Wörter, als Urſachen der natürlichen Begebenheiten, gelten laſſen. Er verlangte, daß man alles zulänglich verſtehen und begreifen ſollte. Hierdurch verführte er ſich und andere, daß ſie zuviel zu begreifen ſuchten, und indem ſie von Dingen Urſachen angeben wollten, von denen Menſchen keine Urſachen angeben können, ihre eigenen Erdichtungen für die verborgenſten Triebfedern der Natur anſahen.

Man wird hieraus leicht ſehen, daß ich nicht alle Hypotheſes überhaupt verwerfe. Nur von denen bin ich kein Freund, die ſolche Kräfte in der Natur weiter erklären wollen, die wir meinen Gedanken, als die erſten, annehmen, und daraus alles andere herleiten müſſen.

ſen. Sonſten gebe ich gerne zu, daß wir Hypotheſes, oder Muthmaßungen von dem Urſprunge natürlicher Begebenheiten mit Rechte machen können, ja öfters, wenn wir zur Wahrheit gelangen wollen, machen müſſen. Die Bewegung der Erde um die Sonne, iſt ohne Zweifel, da Ariſtarch ſie gelehrt, eine Hypotheſis geweſen, die vor der Ruhe der Erde noch wenig Wahrſcheinlichkeit zum Voraus hatte. Sie erhielt ſchon mehr Wahrſcheinlichkeit, da Copernicus, ſie durch die Schwierigkeit und Verwirrungen des Ptolemäiſchen Weltbaues anpreiſen konnte, und die Beobachtungen, die man von den andern Planeten durch Ferngläſer machte, erhoben ſie zu derjenigen Gewißheit, zu der ſich eine Lehre in der Phyſik bringen läßt. Die Figur der Laufkreiſe der Planeten, nahmen die Alten zirkelrund, und Kepler elliptiſch an, nicht als ob ſie dieſes hätten beweiſen können, ſondern zu verſuchen, ob dieſe Hypotheſis mit den Obſervationen übereinſtimmen würde. Hätte Kepler ſo eine Hypotheſin nicht gewagt, ſo wäre uns ein großer Theil von Newtons Naturlehre noch vielleicht unerfunden. Es iſt nur nöthig, daß man eine ſolche Hypotheſin annimmt, die erſtlich an ſich nichts ungereimtes, und dem Gebrauche der Natur widerſprechendes vorausſetzet, und fürs andere den Erfahrungen, die man von der Sache haben kann, allen genug thut. Wegen des letztern muß man nicht zu eilig ſeyn, eine Hypotheſin zu machen, ehe man genug Erfahrungen geſammlet und überleget hat. Und doch iſt es den Menſchen natürlich, daß ſie bald eine Hypotheſin zur Erklärung einer Begebenheit machen, ehe ſie noch alle Umſtände und Veränderungen, die dabey zu erklären ſind, wiſſen. Newton hat gezeigt,

zeigt, daß es ein Irrthum ſey, zu behaupten, als würde das Licht vom Glaſe oder von andern Körpern zurücke geworfen, weil es nicht durch deren Oeffnungen durchkönnte; denn er thut dar, daß der Lichtſtral ſich zurück zu beugen anfängt, ehe er noch das Glas berühret. Eine unleugbare Erfahrung beſtärket eben dieſe Wahrheit; der Lichtſtral, der im verfinſterten Zimmer, durch das Priſma in einer gewiſſen Lage hindurch gehet, geht in einer andern Lage des Prismatis nicht durch, und woferne man wenigſtens nicht glauben will, daß die Löcherchen im Glaſe juſt ſo gebohrt ſind, die Lichttheilchen nur in einer gewiſſen Lage, und nicht in der andern durchzulaſſen, ſo wird man ſchwerlich glauben können, daß das Licht nur deswegen zurück gehe, weil es ans Glas anſtößt. Was hat aber wohl ein Naturlehrer zu thun, der Newtons Erfahrungen ſeinen Gedanken nach begreiflich, das iſt durch Wirkung einer Materie erklären will? Er darf nur dichten, daß ſich vor der Fläche des Glaſes eine ſubtile Materie befindet, die das Licht zurücke ſtößt, ehe es ans Glas kömmt. Die Erfindung iſt ſinnreich: aber was hem̃t die Kraft dieſer Materie, wenn man hinter das Glas, auf der Seite, die nicht nach dem einfallenden Lichte zugekehrt iſt, Waſſer bringt? Alsdenn geht der Lichtſtral auch der widerſtehenden Materie ungeachtet, allezeit durch. Jedwede Hypotheſis iſt daher nach den Regeln einer Muthmaßung zu beurtheilen, die man aus gewiſſen wahrſcheinlichen Gründen gefaßt hat. Mehr Wahrſcheinlichkeiten, mehr Erfahrungen, die mit der Hypotheſi übereinſtimmen, machen ſie im̃er glaublicher; eine einzige, die mit ihr nicht beſtehen kann, benimmt ihr allen Beyfall. Alſo hat Carteſius nebſt ſeinen Nachfolgern auch darinnen gefehlt, daß ſie ihre Hypotheſes, nicht mit der Furchtſamkeit, die ſich für Muthmaßungen gehöret, ſondern mit der Zuverſicht einer Gewißheit vorgetragen. Es iſt artig, daß derjenige Geiſt, der im Anfange ſeiner philoſophiſchen Betrachtungen zweifelte, ob das Feuer da ſey, deſſen Wärme er fühlte, im Fortgange derſelben, ſich verſichern konnte, daß die kleinſten Theile der Materie Schräubchen und Kügelchen ſind.

Ich habe ſo vielmal diejenigen getadelt, die zu Erklärung jeder Begebenheit eine beſondere Materie erdichten, daß ich davon noch ein paar Worte ſagen muß, damit man meinen Tadel nicht auf eine andere Art auslege, als man ſoll. Ich geſtehe es gerne zu, daß viele Dinge in der Natur von ſubtilen Materien herrühren können, die uns ihr Daſeyn auf keine andere Art als durch ihre Wirkungen verrathen, und zu leugnen, daß dieſe Materien da ſind, wo ſie ſich auf dieſe Art zeigen, iſt eben ſo unbillig, als welche erdichten, wo keine ſind, und vielleicht noch unbilliger, weil es unbilliger iſt, eine wirkliche Sache durch Leugnung ihrer Wirklichkeit zu beleidigen, als eine bloß mögliche zu dem Range wirklicher Dinge, der ihr nicht zukömmt, zu erheben. Die Bewegung der elektriſchen Materie um das geriebene Glas, kann man nicht leugnen, wo man nicht ſein Gefühl verleugnen will, den Satz, daß das Feuer eine beſondere Materie ſey, kann man nicht verſpotten, wenn man nicht ſeine Unwiſſenheit in den erſten Gründen der Naturlehre bloß geben will. Deswegen muß man eben nicht zu jeder Begebenheit eine beſondere Materie erdichten; eine einzige kann unter verſchiedenen Umſtänden, vielerley zu verrichten fähig ſeyn. Herr Hauſen hat in ſeinem Aufſatze von der Electricität, die Muthmaßung vorgetragen, daß die electriſche Materie vielleicht nach verſchiedenen Veränderungen, die ſie litte, die elaſtiſche Kraft, das Licht, den Schall, u. d. g. hervorbringen könnte, ja daß ſie ſich vielleicht in unſerm Körper in dasjenige verwandelte, was wir Lebensgeiſter nennen *. Ein holländiſcher Journaliſte, † der durch ſeine Erzählung von den Bemühungen der Deutſchen Gelehrten um die Electricität, deutlich gezeiget hat, daß er mehr Geſchmack an dem Spielenden in der Phyſik, als Verſtand von einer mathematiſchen Theorie der Begebenheiten habe, nennt dieſes eine ungemein verwegene Muthmaßung, der wenig Leute würden Beyfall geben können. Er fraget, ob eine eiſerne Stange, ob ein todtes Thier Lebensgeiſter hätte? Man kann ſtatt der Antwort den großen Naturkündiger nur wieder fragen: Ob der Miſt, damit das Feld gedünget wird, darauf das Korn wächſt, daraus das Mehl gemahlen wird, daraus das Brodt gebacken wird, das er ißt, Lebensgeiſter hat? Oder noch kürzer: ob ein electriſirter Haſe, wenn er nachdem gebraten, und ihm vorgeſetzt würde, nicht ſeine Lebensgeiſter würde vermehren können? Es iſt ſehr elende, wenn iemand ſich unterſteht, die Bemühungen der Naturforſcher zu beurtheilen, der noch nicht über die gemeinſten Erfahrungen diejenigen Betrachtungen angeſtellet hat, die man anſtellen kann, ohne noch den Namen der Phyſik zu wiſſen.

Zuletzt

---

* Hauſenii noui profectus in hiſtoria electricitatis, circa fin.

† Bibliotheque raiſonnée Tome XXXIIII. Partie I. Article I.

Zuletzt wollte ich denen, die Hypotheſes machen wollen, den wohlgemeynten Rath ertheilen, ſich nicht eher daran zu wagen, als bis ſie in der Meßkunſt etwas weiter gekommen ſind, als bloße Anfänger, ich will ſagen, bis ſie weiter gekommen ſind, als etwa Herr Wolfs Arithmetik und Geometrie, wenn es auch die lateiniſchen wären, auswendig gelernt, oder wohl gar auch abgeſchrieben zu haben, und aus der Algebra ſo viel zu wiſſen, daß a, b, x, und krumme Linien darinnen vorkommen. Sehr öfters ſind Leute von Hypotheſibus fruchtbar, die kaum die erſten Gründe der Meßkunſt verſtehen, und wenn ſie etwa von dieſen was erſchnappt haben, ſo wiſſen ſie ihren Einfällen ſo einen mathematiſchen Mantel umzugeben, daß Unwiſſende denken Wunder, wie tiefſinnig das ausgedacht iſt. Allein, wer nicht vom Euklides ſcheinbare Paralogiſmos von zwingenden Beweiſen zu unterſcheiden gelernet hat: wer nicht einem Newton die Kunſt, die Kräfte einer Urſache, und die Größe ihrer Wirkungen zu beſtimmen, abgelernet hat, der wird ſich allezeit in Gefahr ſetzen, wenn er Hypotheſes machen will, entweder ganz und gar ungereimte Urſachen zu erdichten, oder ſolche anzugeben, die zur Hervorbringung der verlangten Begebenheit noch beyweitem nicht hinlänglich ſind.

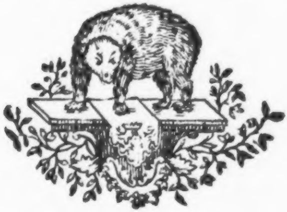
Ich will nichts mehr von den phyſikaliſchen Hypotheſibus ſagen. Ich will nur noch kurz anzeigen, daß eben dieſe Betrachtungen auch noch weiter, als in der Naturlehre ihren Nutzen haben können. Die Moral hat mit dieſer Wiſſenſchaft nicht nur das gemein, daß beyde ſich auf Erfahrungen und Verſuche gründen, es werden auch in beyden Hypotheſis gemacht. Wir ſehen die Handlungen der Menſchen, deren Triebfedern wir öfters kaum anders, als durch Hypotheſes errathen können. Wenn der Menſch ſo und ſo geſinnet wäre, wenn er ſich in dieſen oder jenen Umſtänden befände, ſo würde er ſo handeln. Aber er kann ganz anders geſinnet ſeyn, er kann ſich in Umſtänden befinden, die uns nicht genugſam bekannt ſind, und das treibt ihn an, eine Handlung zu unternehmen, der wir auf dieſe Art einen ganz falſchen Urſprung zuſchreiben. Es wird nicht nöthig ſeyn, daß ich dieſe Wahrheit durch Exempel deutlich mache. Man wird im gemeinen Leben täglich deren genug antreffen, da die Leute beſſere moraliſche Schlüſſe machen würden, wenn ſie beſſere Naturforſcher wären.

M. Käſtner.

Ende des Maymonats.

Beluſtigungen
des
Verſtandes
und des
Witzes.

Aſpice et haec, ſi forte aliquid decoctius audis. *Perſ.*



Auf das Jahr 1745.

Brachmonat.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Sehnſucht nach der Ruhe.

Rura mihi et rigui placeant in vallibus amnes,
Flumina amem, ſiluasque, inglorius.

O Silberbach! der vormals mich vergnügt,
Wenn wirſt du mir ein ſanftes Schlaflied
rauſchen?
Glückſelig, wer an deinem Ufer liegt,
Wo voller Reiz der Büſche Sänger lauſchen.
Von dir entfernt, mit Noth und Harm erfüllt,
Ergötzt mich noch dein Wolluſtreiches Bild.

Und du, o Hain! o duftend Veilchenthal!
O holder Kranz von fernen blauen Hügeln!
O ſtille See! in der ich tauſendmal
Aurorens ſah ihr Purpurantlitz ſpiegeln;
Bethaute Flur, die mich ſo oft entzückt,
Wenn wird von mir dein ſtolzer Schmuck erblickt?

Sprich, Wiederhall! der, wenn die Laute klang,
Vom kühlen Sitz in dickbelaubten Linden,
Mit hellem Ton in göldne Saiten ſang,
Sprich! ſoll ich nie die Ruhe wieder finden?
Wie oft, wenn ich von meiner Liebe ſprach,
Und Doris rief, riefſt du mir Doris nach!

Itzt

Jtzt fliehet mich die vorempfundne Luſt;
Ich kann nicht mehr dein ſchwirrend Schallen hören.
Du füllteſt dort mit Anmuth Ohr und Bruſt;
Hier fliegt der Tod aus tauſend erztnen Röhren.
Dort both die Flur, der Bach, mir Freude dar;
Hier wächſt der Schmerz, hier fließet die Gefahr.

Wie, wenn der Sturm aus Aeols Höle fährt,
Und Staub und Sand in Wirbel heulend drehet,
Dem Sonnenſtral durchaus den Durchbruch wehrt,
Das grüne Feld mit Stein und Kieß beſäet:
So tobt der Feind, ſo wütend füllet er
Die Luft mit Dampf, die Auen mit Gewehr.

Der Fruchtbaum traurt, die Halmen bücken ſich,
Der Weinſtock ſtirbt, von räuberiſchen Streichen.
Die ſchöne Braut ſieht hier ihr ander ich,
Den Blumen gleich, durch kalten Stahl erbleichen;
Ein Thränenbach, indem ſie es umſchließt,
Netzt ihr Geſicht, wie Thau von Roſen fließt.

Dort flieht ein Kind. Sein Vater, der es führt,
Fällt ſchnell dahin durchlöchert vom Geſchütze;
Er nennt es noch, eh er den Geiſt verliert;
Der Knabe wankt und ſtürzet ohne Stütze:
Wie Boreas, wenn er die Schwingen regt,
Gepfropftes Reis, das Stablos, niederſchlägt.

Die Felder hat ein Feuermeer erfüllt,
Das voller Wuth vom Feind auf Feinde brauſet,
Als wenn der See bebergter Rücken ſchwillt,
Durch Dämme reißt, auf Flur und Furchen ſauſet.
Die Thiere fliehn, das Feur ergreift den Wald,
Der Stämme hegt, trotz ſeiner Mutter, alt.

Was Kunſt und Wiz durch Müh und Schweiß erbaut,
Korinth und Rom mit Gold und Pracht gezieret,
Der Städte Schmuck, wird ſchnell entflammt geſchaut.
Wie mancher Thurm aus Marmor aufgeführet,
Um deſſen Haupt ein Kranz von Wolken ſchwebt,
Stürzt von der Glut! des Bodens Veſte bebt.

Das blaſſe Volk, das löſchen will, erſtickt;
Die Gaſſen deckt ein Pflaſter ſchwarzer Leichen:
Und dem es noch das Feur zu fliehen glückt,
Das kann dem Grimm der Stücke nicht entweichen.
Statt Waſſer trinkt die Wieſe Ströhme Blut;
Es ziſcht und rollt auf Felſen voller Gluth.

Wenn Phöbus weicht, weicht doch die Klarheit nicht,
Die Nacht wird Tag vom Leuchten wilder Flammen;
Den Himmel färbt ein wallend Purpurlicht,
Von Dächern ſchmilzt ein Kupferfluß zuſammen;
Der Kugeln Saat pfeiſt, da die Flamme heult:
Mond und Geſtirn erſchrickt, erblaßt, und eilt.

Wie, wenn ein Heer Kometen aus der Kluft
Die Bodenlos, ins Chaos niederfiele:
So zieht die Laſt der Bomben durch die Luft,
Mit Feur beſchweiſt. Vom reißenden Gewühle,
Fließt hier Gehirn, liegt dort ein Rumpf geſtreckt,
Hier raucht Gedärm: ſo iſt der Grund bedeckt.

Der Erden Bauch wirft oft, vom Pulver wild,
Nebſt Maur und Heer, ſein felſicht Eingeweide
Den Wolken zu. Die ferne Klippe brüllt,
Des Himmels Raum erbebt, und ſchallt vor Leide;
Er wird mit Schütt und Leichen überſchneit,
Als wenn Veſuv und Hekla Schiefer ſpeyt.

O! wer entwirfſt den Jammer, das Geſchrey,
Des Pulvers Grimm, das Winſeln und das Sterben,
Naturgemäß. Wie ſinkt der Kiel aus Scheu,
Wer kann mit Blut und Feur die Worte färben!
Du kennſt es, Mond! auf, wink es! wehe du
Das, was du hörſt, o Luft! den Völkern zu.

So wütet Mars. Und hört ſein Wüten auf:
So drehn wir ſelbſt das Schwerdt in unſre Leiber.
Ja, Gott des Streits! hemm deiner Waffen Lauf!
Was braucht es Krieg? Wir ſind uns ſelber Räuber.
Uns ſchließt der Stolz in göldne Ketten ein,
Der Geldgeiz ſchmelzt aus Schächten ſeine Pein.

Bald ſtiehlt ein Fürſt uns Freyheit, Ruh und Glück;
Bald ſuchen uns die Richter zu betriegen;
Hier wirkt das Gold ein geiſtlich Bubenſtück;
Dort raſt ein Freund und tödtet uns mit Lügen.
Biſt du geſchickt, ein andrer glaubt es nicht,
Warum? weil ihm ſelbſt Witz und Kunſt gebricht.

Des Nächſten Glück, Erfahrung, Fähigkeit
Und Wiſſenſchaft, und ächter Tugend Proben
Sind Fehler, die kein kluger Menſch verzeiht;
Ein großer Geiſt muß niemals andre loben.
Wer küßt und drückt, und läſtert, iſt verſchmitzt;
Wer höhniſch blinkt, der hat ſich ſelbſt genützt.

Wenn dich das Glück auf ſeinen Flügeln hebt:
So mag man nichts der Freunde Huld vergleichen.
Wenn Unglück ſtürmt, daß Maſt und Steuer bebt:
O! wie dem Froſt alsdann die Schwalben weichen.
Man hat den Schwarm, wie Stumme, anzuſehn,
Die bloß zur Pracht auf unſern Bühnen ſtehn.

Und wer auch noch auf Tugend ſtandhaft hält,
Wird doch zuletzt vom Hauſen hingeriſſen,
Gleich einem, der in wilde Fluthen fällt;
Er peitſcht den Strom mit Händen und mit Füſſen;
Er klimmt hinauf: doch endlich fehlt die Kraft;
Der Leib erſtarrt, ſinkt, und wird fortgerafft.

Ja, Welt! du biſt des wahren Lebens Grab.
Oft reizt mich auch ein heißer Trieb zur Tugend;
Vor Wehmuth rollt ein Bach die Wangen ab;
Das Beyſpiel ſiegt, und du, o Feur der Jugend!
Du trockneſt bald die edlen Thränen ein.
Ein wahrer Menſch muß fern von Menſchen ſeyn.

Ihr Thoren! kreuzt ins ferne Mohrenland,
Pflügt Fluß und Meer, fiſcht Perlen aus dem Grunde,
Es ſey ein Brett des Todes Scheidewand;
Um Bein von Gold ſteigt in des Berges Wunde.
Ihr quälet mich; was ſucht ihr? Angſt und Noth;
Ein göldner Dolch befördert euren Tod.

Vergießt das Blut aus falſcher Tapferkeit,
Tobt kühn herum, wie wilde Hauer toben,
Damit ihr ſeyd, wenn ihr gleich nicht mehr ſeyd;
Damit euch einſt die Todtenliſten loben.
Wird wohl der Geiſt durch Schilderey ergetzt,
Wenn euch der Staar den Augenſaft verletzt?

Führt Schlöſſer auf, laßt eine Morgenwelt
An jeder Wand, mit Gold durchwirket, ſehen;
Laßt Trinkgeſchirr, aus Indien beſtellt,
Nebſt Diamant, den Werth von euch erhöhen.
Ihr grabt die Ruh bey Marmorſäulen ein;
Ihr ſehet Pracht, ich, Leinwand, Erde, Stein.

Eur ſtolz Geſpann ſtampft, ſchäumet, ſchnaubt u. ſchreyt,
Die Mähne fliegt, der Adern Aeſte ſchwellen;
Ein ganzes Heer folgt euch zur Friedenszeit;
Ihr glaubt den Glanz des Hofes zu erhellen.
Der Bänder Pracht, die wäßricht auf euch ruht,
Erinnert euch: traut Höfen gleich der Fluth.

Wie täuſcht der Schein! Ihr ſeyd Verliebten gleich,
Die feuervoll den Gegenſtand nicht kennen.
Macht mich das Glück nicht groß, berühmt und reich:
Geringer Gram! ich will es Fürſten gönnen.
Ein ruhig Herz im Thal, wo Zephir rauſcht,
Sey nimmermehr für Flittergold vertauſcht.

O! zeig dich mir Tapeten gleiche Flur,
O Bach! den Duft und Rohr und Wald umfangen.
Kein göldner Sand, dein Murmeln reizt mich nur,
Und Zweige, die wie grüne Schirme hangen.
Wenn ich im Geiſt auf euch, Gebürge! ſteh:
Schätz ich die Welt ſo klein, als ich ſie ſeh.

Wie der, der ſich von ſeiner Schönen trennt
Untröſtbar iſt; die dunkeln Blicke kleben
An allem ſteif, ohn daß er ſieht. Er rennt
Und ſeufzt, und ſucht ſein Leben in dem Leben,
Liebt Kluft und Wald, klagt, ringt die Hände, ſchreyt,
Der Wiederhall klagt auch, und mehrt ſein Leid:

So ſehn ich mich, o grüne Finſterniß
Im dichten Hain! ihr Hecken! und ihr Auen!
Nach eurem Reiz: ſo klag ich, ungewiß
Euch nur einmal, geſchweige ſtets, zu ſchauen.
O zeigt euch bald! o Doris! meine Ruh
Drück mir einſt dort die Augen, weinend, zu. L. C. v. R.

Gedan-

* *

Gedanken
von der Gefälligkeit.

Die Menſchen lieben die Tugenden des Nutzens wegen, den dieſelben auf alles ausbreiten; und ſie ſind ohne Zweifel nicht darum zu ſchelten, wenn ſie nur den Nutzen derſelben recht erkennen, und ſich keine irrigen Vorſtellungen von demſelben machen. Denn man beſitzt alsdann erſt von dem weiten Umfange und eigentlichen Werthe ihrer Vollkommenheiten eine genaue und vollkommne Kenntniß, wenn man ihren Nutzen einſieht. Und dieſe vollkommne Kenntniß iſt zu einer wahren Liebe der Tugenden unentbehrlich. Diejenigen alſo, welche die Gefälligkeit darum hochhalten, weil ſie nützlich iſt, ſind ſo wenig zu tadeln, ſo wenig man denen Vorwürfe machen darf, welche Reichthümer und Schätze darum lieben, weil ſie mit denſelben auf eine bequeme Art ſo wohl ihre eigene Glückſeligkeit, als auch andrer Wohlfahrt befördern können. Die Gefälligkeit iſt eine ſolche Tugend, ohne welche die andern Tugenden kaum beſtehen, ſich äußern, und liebenswürdig ſeyn können. Wenn der Ausſpruch eines alten Weltweiſen wahr iſt, daß die Eintracht und die Freundſchaft die Urſachen des fortdaurenden Daſeyns der Welt ſind: ſo iſt gewiß, daß ſie es nicht ſeyn können, wenn ſie nicht gefällig ſind. Eine Freygebigkeit ohne Gefälligkeit verdienet ein geringes Lob. So verhält es ſich mit allen andern Tugenden, welche zur Glückſeligkeit der Menſchen unter einander nöthig ſind. Alle Geſellſchaften beſtehen durch die Gefälligkeit. Dieſe Wahrheiten rechtfertigen mein Vorhaben, die Vortheile dieſer Tugend auf verſchiednen Seiten zu zeigen.

Man kann die Gefälligkeit entweder als eine Neigung und Eigenſchaft der menſchlichen Seele, oder als eine äußerliche Handlung betrachten. Sieht man dieſe Tugend als eine Neigung an: ſo iſt ſie eine Begierde, ſich durch ſein äußerliches Verhalten andern Menſchen angenehm zu machen. Betrachtet man die Gefälligkeit als eine Handlung, ſo iſt ſie das äußerliche Bezeigen, durch welches man andern angenehm wird. Man kann nicht beſtimmen, worinnen dieſes äußerliche Bezeigen beſtehe, weil es gar zu viele Arten giebt, angenehm zu werden. Mich dünkt aber, daß dieſe Erklärung des Wortes nach dem Gebrauche deſſelben im gemeinen Leben richtig iſt. Einige Beyſpiele werden dieſes erläutern. Clorindo iſt ein junger Herr, welcher wohlgewachſen iſt; und dieſes iſt ſchon eine liebenswürdige Eigenſchaft für das Frauenzimmer. Er kann mit einem lächelnden Geſichte lange Zeit reden, ohne daß man merket, daß er nichts geſagt hat; er nicket mit einer ungemeinen Höflichkeit; er weis das Schnupftuch, das einem Frauenzimmer entfallen iſt, auf eine ſo artige Weiſe aufzuheben, daß es entzückt wird; er giebt dem ſchönen Geſchlechte in allem Recht, und wenn es auch die deutlichſten Unwahrheiten ſagen ſollte. Was iſt

Clo-

Clerindo nicht für ein gefälliger und artiger Herr, ſaget Lucinde! Mein Gott, wie gefällt er mir! Warum gefällt er doch Lucinden? Weil ihr ſein äußerliches Bezeigen gegen ſie, angenehm iſt. Denn er hat ſie tauſendmal verſichert, daß alles, was ſie ſaget, artig und vortrefflich iſt: ſie ſaget aber viel, und ſelten etwas artiges. Es iſt keine Spitze, kein Schminkpfläſterchen, kein Geſchmeide an Lucinden, daß er nicht zwanzigmal vortrefflich geheißen, und für beſſer, und artiger, als den Schmuck anderer Frauenzimmer ausgegeben hätte. Kurz, er ſchmeichelt in allen ſeinen Geberden und Mienen, und Reden Lucindens Eitelkeit. Lucinde würde ihm ohne Zweifel den Ruhm der Gefälligkeit nicht ertheilen, wenn ſie wüßte, daß er eben die Schmeicheleyen, die er ihr verſaget, andern Frauenzimmern auch vorſagte. Denn auf dieſe Art erhält ſie keinen Vorzug vor andern Schönen. Man kann aber daraus auch ſchließen, daß Clorindo die wahre Gefälligkeit nicht beſitzt, weil er den Ruhm derſelben auch von andern erhalten kann. Die wahre Gefälligkeit macht den, der ſie beſitzt, bey allen Menſchen, oder doch bey den meiſten angenehm. Wir wollen die Erklärung der Gefälligkeit, daß ſie nämlich dem Sprachgebrauche gemäß ſey, noch durch einige Beyſpiele beweiſen.

Filider iſt ein eingebildeter junger Edelmann, der keine andern Verdienſte, als einige reiche geerbte Rittergüter hat. Es iſt andem, wenn das Gute allezeit wahr iſt, was man von ſich ſelbſt ſaget, ſo hat kein Menſch ſo viel rühmliche Eigenſchaften, als er: Denn er redet allezeit das Beſte von ſich ſelbſt.

Ohne Zweifel rühmen ihn andere Leute nicht, weil ſie nicht ſo viel Gutes von ihm ſagen könnten, als er ſchon ſelbſt von ſich ſaget. Alle andere Leute, die keine Federbüſche tragen, ſind in ſeinen Augen verächtliche Geſchöpfe, und nur darum vorhanden, ſeine gehorſamen Diener und Knechte zu ſeyn: wie er ſich darum auf der Welt zu ſeyn einbildet, damit er der Bürger und Bauern gnädiger und wohlgebohrner Herr ſey. Man kann ſich leicht bereden laſſen, daß ihn dieſer unedle Stolz nicht angenehm machet. Und dennoch erhält er bey vielen Vornehmen den Ruhm eines gefälligen Herrn. Ich muß ſagen, wodurch er ſich bey ihnen angenehm machet. Er iſt in einer Geſellſchaft adlicher Frauenzimmer, welche nicht allein von Bürgern, ſondern auch von andern Adelichen, welche nicht gegenwärtig ſind, ſo viel Böſes reden, als andere von ihnen Gutes ſagen ſollen. Man kann ſich alſo leicht einbilden, daß ſie ſehr viel Böſes von andern vorbringen müſſen. Filidor ſtimmet mit ihnen darinnen überein: Alle andere Leute ſind nicht ſo reich, ſo vornehm, und ritterlich, als die gegenwärtigen. Sie kennen doch, ſaget die Frau von Landbuſch, ſie kennen doch den Herrn, der nicht weit von ihnen ein Rittergut beſitzt, das er wohl der Schulden wegen bald wird verkaufen müſſen? Was hat er nicht für eine armſelige Kutſche, für einen armſeligen Jäger und Lakey? Sie haben recht, gnädige Frau, ſaget Filidor, es geht überhaupt recht bürgerlich auf ſeinem Edelhofe zu: Da lobe ich mir unſere Kutſchen. Meine zum wenigſten koſtet mir mit den Pferden und Lakeyen tauſend Thaler: Aber ſacre Dieu! was ſind das für Pferde! Die Pferde ſind aus Paris! Aber ſie kennen doch den Herrn = = Ach den? fängt eine andere an, deſſen Sohn aus Armuth eine bürgerliche hat heirathen müſſen: Er hat ſeinen Stand recht befleckt. Ich, fängt Filider wieder an, ich habe ihm auch ſeitdem ſchon oft geſagt, daß er kein rechtſchaffner Edelmann iſt: Allein er hat kein Herz mehr, ſeitdem er ſich mit den Bürgern eingelaſſen hat. Dieſe Geſellſchaft adlicher Frauenzimmer rühmet den gnädigen Herrn Filider als einen gefälligen und angenehmen Herrn überall; weil er in ſeinem äußerlichen Bezeigen ihren Leidenſchaften ſchmeichelt. Dieſen Ruhm der Gefälligkeit erhält er aber bey den Adlichen nicht, welche ihrer Verdienſte wegen ihrer Geburt und ihres Ranges würdig ſind. Dieſe erklären ihn vielmehr der natürlichen Vorzüge vor andern unwerth, und verachten ihn. Warum gefällt Aquila dem Diomed, dieſem finſter ausſehenden Grübler in den Alterthümern, in Leſarten und Fehlern? Weil er, wenn er bey ihm iſt, von Steinen, Marmorn, Aufſchriften, Säulen, Amphitheatern, römiſchen Gezelten, und andern ſolchen Dingen redet: Denn ſolche Dinge ſind dem Diomedes angenehm. Es iſt alſo aus dieſen Beyſpielen gewiß, daß das Verhalten derjenigen, welche den Namen der Gefälligen erhalten, denen allezeit müſſe angenehm geweſen ſeyn, die ihnen dieſes Lob geben.

Ich habe die angeführten Beyſpiele darum vornehmlich gewählet, damit es uns leichter werden ſoll, die wahre Gefälligkeit von den unächten Gattungen derſelben zu unterſcheiden. Eine Gefälligkeit, welche die Tugenden beleidigt, und den Laſtern und ſchändlichen Eigenſchaften der Menſchen liebkoſet, verdienet dieſen edlen Namen nicht. So bald dieſes geſchieht, ſo iſt eine ſolche Handlung eine niederträchtige Schmeicheley. Man vermengt die Gefälligkeit und Schmeicheley nur gar zu oft mit einander. Ein Schmeichler, welcher die unedelſten Thaten ſeiner gnädigen Gönner für ruhmwürdige Handlungen ausgiebt, welcher an ihnen Tugenden erhebt, die er ihnen andichtet, deſſen Lobſprüche für ſo viel Beſchimpfungen ſollten gehalten werden; kurz, welcher ſich nicht ſchämet, ein niederträchtiger Lügner gegen diejenigen zu ſeyn, die ihn vor dem Hunger und Durſte ſchützen, entſchuldigt ſeine unedlen Handlungen damit, daß er ſaget, man müſſe ſich den Menſchen gefällig zu machen ſuchen. Es iſt an dem, daß man bey den Laſterhaften nicht leichter den Ruhm eines Gefälligen erhalten kann, als wenn man ihnen im Umgange durch gleiche Laſter, Fehler, und Vorurtheile ähnlich wird, oder wenn man ihre ſchändlichen Thaten oder Schwachheiten erhebt, und gut heißt. Auf dieſe Weiſe erhalten Clerindo, Filidor, Aquila, und tauſend andere den Ruhm der Gefälligen. Allein dieſen Namen führen ſie mit Unrecht. Nur diejenigen verdienen ihn, welche ſich nach den verſchiedenen Gattungen der Menſchen bequemen, und ſich ihnen angenehm machen können, ohne niederträchtig zu werden. Es iſt ſchwer, auf dieſe Weiſe gefällig zu ſeyn: allein es geht doch an. Das Beyſpiel des Alcibiades kann dieſes ins Licht ſetzen. Alcibiades hatte alle Eigenſchaften von der Natur erhalten, welche nöthig ſind, den Ruhm der Gefälligkeit zu erhalten. Er wußte ſich, wie Plutarch und Cornel anmerken, in alle Leidenſchaften und Verrichtungen der Menſchen zu finden. Er konnte ſich mit den Verſchwendern, ſo gut, als mit den Geizigen, mit den Hochmüthigen, wie mit den Beſcheidnen, mit den Verſchlagnen, wie mit den Einfältigen betragen. In Lacedämon lebte er hart und ſtrenge; er war ſparſam und mäßig, und übertraf darinnen die Lacedämonier ſelbſt; dadurch machte er ſich bey ihnen gefällig. Bey den Thraciern trank er und überließ ſich andern körperlichen Wollüſten, und übertraf ſie noch darinnen: dadurch machte er ſich den Thraciern gefällig. In Perſien gieng er oft auf die Jagd, lebte prächtig, und luſtig: denn dieſes war die perſiſche Lebensart: Und dadurch machte er ſich bey den Perſern gefällig. Auf dieſe Art ward Alcibiades überall wohlgelitten und angenehm. Alcibiades hielt nur ſeine Gefälligkeit nicht in den Schranken der Tugend: er gieng in allem zu weit. Ein gefälliger Menſch muß nach den verſchiednen Leuten, mit welchen er umgeht, verſchiedene Geſtalten anzunehmen wiſſen, ohne daß er die Würde eines redlichen und tugendhaften Mannes dadurch beleidiget und verunehrt. Er nimmt in vergnügten und fröhlichen Geſellſchaften keine ernſthaften und finſtern Minen an: Er iſt mit Vergnügten vergnügt, mit Ernſthaften, ernſthaft, mit Ehrbegierigen, ehrbegierig, und mit Demüthigen, demüthig. Ein Gefälliger ſcheint die

vielfälti=

vielfältigen und verſchiedenen Neigungen alle zu haben, ohne von einer beſonders beherrſcht zu werden. Er ſuchet allen Menſchen, ſo weit ſie tugendhaft, oder Menſchen ſind, ähnlich zu ſeyn; ihre tugendhaften und menſchlichen Neigungen mögen ſich nun auf ſo verſchiedene Arten äußern, als ſie wollen. Man wird dieſes noch mehr begreifen, wenn man den Urſprung der Gefälligkeit betrachtet.

Die Gefälligkeit entſtehet aus der Menſchenliebe, aus dem edlen Triebe, alle Menſchen ſo glücklich und vergnügt zu machen, als nur ein Menſch den andern machen kann. Vergebens wird einer ſich bemühen, gefällig zu ſeyn, wenn ſeine Handlungen nicht durch dieſe göttliche Neigung belebt werden. Ein wahrer Menſchenfreund, welcher ſein Vergnügen nicht in dem Misvergnügen anderer auf eine grauſame Weiſe findet, ſondern glücklich iſt, wenn andere glücklich ſind, wird durch alle ſeine Handlungen etwas zur Glückſeligkeit und Freude ſeiner Mitbürger beyzutragen ſuchen. Er läßt ſich nicht von den ſchändlichſten Leidenſchaften der Menſchen, vom Neide, und Geize beherrſchen, die nicht allein andere, ſondern auch den, welchen ſie beſitzen, misvergnügt machen. Keine Laſter ſtreiten ſo ſehr wider die Menſchenliebe, und alſo zugleich wider die Gefälligkeit, als eben dieſe. Hat man wohl jemals einen, welcher Thränen vergießt, weil ein andrer lachet, oder dem, welcher in der größten Armuth lebet, und andere in Dürftigkeit bringt, damit er reich ſterben kann, den Ruhm eines Gefälligen ertheilt? Eben ſo ſtreitet der Hochmuth, dieſe tyranniſche

Sehnſucht nach einer größern Ehre, als man verdienet, wider die Menſchenliebe. Kein Hochmüthiger läßt den Verdienſten eines andern Gerechtigkeit wiederfahren: Er raubte gern allen andern Menſchen ihre Ehre, um ſich dieſelbe zuzueignen. Wie kann ein Hochmüthiger gefällig ſeyn, da alle Menſchen eine zärtliche Liebe zu ihrer Ehre haben? Giebt er ſich nicht rechte Mühe, zu misfallen, wenn er alle neben ſich verachtet? Man kann daraus erkennen, warum alle Tugenden, welche Zeugen der Gerechtigkeit eines Menſchen ſind, ſo ſehr gefallen. Man kann es als eine gewiſſe Erfahrung annehmen, daß die größten Tugenden misfallen und verhaßt werden, ſobald ſie aus dem Eigennutze, und nicht aus der Menſchenliebe entſpringen, daß ſie hingegen angenehm und den Menſchen liebenswürdig ſind, ſobald es auch nur ſcheint, als ob ſie nur den andern Menſchen zum Beſten ausgeübet werden. Die Gefälligkeit, oder die Neigung angenehm zu werden, entſpringt alſo aus der Menſchenliebe. Allein dieſe Neigung kann man nicht anders, als durch die äußerliche Aufführung erkennen. Zu dieſem äußerlichen Verhalten gehören alle diejenigen Geberden, Minen, Stellungen, Verbeugungen und Bewegungen, welche man leutſelig, artig, höflich und verbündlich nennet. Finſtre und mürriſche Köpfe, deren Geſicht immer voll Falten und Runzeln iſt, werden den Namen der Gefälligen nie erhalten, ſo große Tugenden ſie auch beſitzen mögen. Daher kömmt es, daß die Alten, welche immer ſeufzen und klagen, die alten Zeiten erheben, und die itzigen tadeln, der

Jugend ſtets misfallen, weil in der That ihr Herz gegen andere Menſchen etwas Feindſeliges verräth.

Theodotus iſt ein deutliches Beyſpiel davon. Dieſer mürriſche Graukopf hat alle Eigenſchaften, welche das Alter unangenehm machen. Vorzeiten, da er noch jung war, war alles beſſer. Vorzeiten war Geld im Ueberfluſſe vorhanden geweſen: Denn er hatte in ſeiner Jugend Geld zu verſchwenden gehabt, das er nicht erworben hatte. Vorzeiten war das Frauenzimmer angenehmer und leidlicher geweſen: denn vorzeiten war er nicht alt, ſondern ein reicher und allerliebſter junger Herr geweſen, der die andern Stutzer zum wenigſten in der Pracht der Kleider übertroffen hatte. Itzt, da ihm weder eine Beutelperücke, noch eine galonirte Weſte ein jugendliches Anſehen geben können, wenn ihn etwa die Liebe anfällt, vermeidet und verlachet ihn das Frauenzimmer, welchem man den Fehler gewiß nicht leicht ſchuld geben kann, daß ihre Unſchuld den Verführungen eines Greiſes weiche. Denn gegen dieſe ſind ſie ſtandhaft genug. Es iſt alſo kein Wunder, daß Theodotus nicht ſeufzet: Vorzeiten waren die Schönen nicht ſo ſtrenge gegen Greiſe, wie itzt. Nunmehr ſind ihm alle Ergötzlichkeiten, die er nicht genießen kann, Eitelkeiten und Thorheiten: Die Freude, welche ſich junge Leute machen, iſt der Vergänglichkeit unterworfen: Sie werden es, ſaget er, ſchon erfahren, wenn ſie ſo lange, als ich, werden in der Welt gelebet haben. Man wird ſich nun leicht einbilden können, warum Theodotus der Welt nicht gefällt ſondern unangehm iſt, warum er für einen

Menſchenfreund gehalten wird? Es iſt aber auch leicht zu begreifen, warum diejenigen Alten gefällig ſind, welche nicht auf das Vergnügen der Jugend ſchelten, weil ſie alt, und zu dem Genuſſe deſſelben unfähig ſind, welche ſich Mühe geben, andre aufgeräumt und munter zu machen, welche ein Vergnügen bezeugen, daß andere die Ergötzlichkeiten genießen, die ihnen das Alter verbeut, und welche die itzigen Zeiten für eben ſo gut, als die vorigen, halten.

Ich habe oben geſagt, daß die Kennzeichen der Höflichkeit zu dem gefälligen Weſen gehörten. Man muß ſich hüten, daß man die Gefälligkeit nicht mit der Höflichkeit vermenge. Die Gefälligkeit kann nicht ohne die Höflichkeit, die Höflichkeit aber wohl ohne Gefälligkeit ſeyn. Der höflichſte Mann kann misfallen, ſo genau er auch das Ceremoniel der Worte, der Verbeugungen und Geberden beobachtet. Es gehöret zur Gefälligkeit Natur: diejenigen ſind zu bedauren, welche ſo ohne ihre Schuld verunſtaltet worden ſind, daß ihnen das leutſelige Weſen nicht natürlich zu ſeyn ſcheint, wenn ſie ſich gleich nicht verſtellen. Gewiſſe Leute haben das Unglück, daß alles an ihnen bis auf die kleinſte Miene und ſelbſt auf ihren Ton in der Sprache lächerlich und unangenehm iſt. Was man an andern bewundert, das tadelt man an ihnen. Wenn andre wegen einer That, die doch nicht die edelſte und größte That iſt, einen allgemeinen Beyfall erhalten, ſo müſſen ſie eine ganze Menge edler und großer Thaten verrichtet haben, ehe ſie nur erträglich werden. Wie viele müſſen ſie alſo nicht ausüben, wenn ſie ſollen bewundert werden! Andere hingegen erhalten die vortrefflichen Gaben von der Natur, zu gefallen. Sie brauchen nur wenig Unterricht und Umgang mit der Welt, die gefälligſten Perſonen zu werden. Man erſtaunet, daß ſie es in der Art zu leben, in der Leutſeligkeit und Gefälligkeit in kurzer Zeit weiter bringen, als andere in ganzen Jahren thun können. Ihre Sprache iſt leutſelig, ihre Geberden ſind angenehm, ihr Geſicht iſt lächelnd, ohne Stolz, ohne Verachtung der andern, ohne Runzeln. Alles, was von ihnen kömmt, iſt angenehm; man erhebet alle ihre Worte, die geringſte Mine iſt artig, und auch das voll Anmuth, was ſie von ungefähr thun. Man iſt ſchon für ihre Verdienſte eingenommen, ſo bald man ſie nur ſieht: Man ſollte viel verwetten, ihre Seele müſſe eben ſo angenehm und liebenswürdig, als ihr äußerliches Anſehen, ſeyn. Es iſt andem, man kan ſich in dieſen angenehmen Vermuthungen von vielen ſolchen Leuten betrügen. Allein man betrügt ſich gern. Dieſe gefälligen Menſchen, welche ihr einnehmendes Weſen bloß der Natur zu danken haben, ſind zum wenigſten liebenswürdige Menſchengeſichter. Es geht uns in dieſem Falle, wie mit der Liebe gegen ein ſchönes Frauenzimmer, welches bloß durch ihre Schönheit gefällt.

Louiſe hat die größten Reizungen erhalten, die nur nöthig ſind, die jungen Herren aufzumuntern, daß ſie die Aeltern über ihren Aufwand lieber verdrüßlich und mürriſch werden, als ſich in der Pracht von einander übertreffen laſſen.

Sie iſt das ſchönſte Menſchengeſicht weiblichen Geſchlechts, das man in Leipzig noch bewundert hat. Denn die Natur hat nicht Zeit genug gehabt, ihre Seele ſchön zu machen, als ſie den Körper ſo reizend gebildet hat. Ihr Verſtand iſt ſo einfältig, ſo angenehm ihre Geſtalt iſt. Den Witz und Geiſt hat die Natur bey ihr ganz vergeſſen. Gleichwohl gefället alles, was ſie ſaget. Ihre Reden würden bey einem andern Frauenzimmer ungereimt klingen, und es brauchte doch noch lange nicht häßlich zu ſeyn. Allein bey Louiſen klopfet man über alles in die Hände. Sie darf nur die Lippen bewegen, ſo werden alle, die um ſie herum ſind, aufmerkſam. Wenn ſie alsdann ſchweigt, ſo werden die Anweſenden traurig, weil Louiſe ſo etwas ſchönes, als ſie hat ſagen wollen, unterdrückt hat, da ſie doch es aus keiner andern Urſache nicht geſaget hat, als weil es ihr ſelbſt gar zu einfältig vorgekommen iſt. Die Menſchen müßten äſopiſche Füchſe werden, wenn ſie wie der Fuchs in der Fabel ſagen könnten, daß Louiſe ein ſchönes Bild ohne Gehirn und Leben ſey.

Wie es mit der Liebe gegen Louiſen beſchaffen iſt, ſo verhält es ſich mit der Gewogenheit gegen diejenigen, welche gefallen, ohne wegen ihrer großen Verdienſte liebenswürdig zu ſeyn. Wie ich nun dieſe mit einem ſchönen und einfältigen Frauenzimmer verglichen habe, ſo kann man auch diejenigen, welche misfallen, obgleich ihr tugendhaftes Herz und ihre edlen Thaten die größte Hochachtung verdienen, mit einem häßlichen Frauenzimmer vergleichen, welches vielen Menſchen bey allem ihren Verſtande und Witze, und bey allen andern Verdienſten

dienſten zuwider und unangenehm iſt. Clarinde iſt ein Frauenzimmer, das in allen ſeinen Geſichtszügen häßlich iſt. Ihre Bewegungen und Geberden ſind eben ſo unangenehm: Wenn ſie lachet, ſo erſchrickt man; und wenn ſie gleichgültig ausſieht, ſo erzittert man. Allein ihr Verſtand iſt deſto größer: Ihr Witz iſt fein und reich: Sie hat die Gabe, die ſinnreichſten und artigſten Scherze zu ſagen: Allein es ſaget ſie kein ſchöner Mund. Alles, was ſie redet, verdienet bewundert zu werden: Dennoch hat man Mühe, nicht verdrüßlich in ihrer Geſellſchaft zu werden. Es ſollten aber nur alle Frauenzimmer geſchleyert gehen, daß man ihr Geſicht nicht ſehen könnte, ſo würde ſie den größten Schönheiten, die ihr Geſicht bloß zeigten, die Herzen ſtreitig machen können. Eben ſo ſind diejenigen Menſchen, welche den Ruhm der Gefälligkeit nie erhalten, obgleich ihre Verdienſte ſo groß ſind, daß ſie von allen aus Hochachtung ſollten umarmet werden.

Alle Handlungen des Menſchen, alle Ergötzlichkeiten, und zugelaßnen Wollüſte, und die Tugenden ſelbſt werden durch die Gefälligkeit angenehmer und reizender. Ein reicher und vornehmer Mann bittet mich zu Gaſte, und dieſes thut er aus Freundſchaft gegen mich; alles iſt prächtig und vornehm bey ihm; alles, was man aufträgt, iſt koſtbar; die Speiſen ſind ungemein köſtlich und gut zugerichtet; die Weine ſind ausgeſucht und alt; man kann ſich, ohne ſich den geringſten Zwang anzuthun, aller Bequemlichkeit bedienen: Er giebt es gern: Denn er iſt weder neidiſch noch geizig. Allein die

Art, mit welcher er mich bedienet, iſt nicht gefällig: es iſt mir, und andern, etwas, das ich nicht beſchreiben kann, dabey zuwider; und wir gehen alſo wohl zufrieden, aber nicht vergnügt und luſtig von ihm. Ein andrer Freund bittet mich zu ſich; nichts iſt bey ihm außerordentlich: Allein ich bin bey ihm recht entzückt. Ich weis es, daß mich beyde zärtlich lieben: Woher kömmt alſo der Unterſchied? Die Art, die Geberden, und Minen des andern ſind gefällig und einſchmeichelnd. Man kann es an der Freundſchaft und Freygebigkeit vornehmlich bemerken, wie angenehm alles durch die Gefälligkeit wird. Die Freundſchaft iſt durch ihre eigenen Vorzüge ſchon angenehm: Sie wird aber noch mehr entzücken, wenn ſie gefällig iſt. Nicht alle Freunde ſind gefällig. Dieſe Anmerkung, ſo richtig ſie auch iſt, wird vielen wunderbar vorkommen: Allein ſie wird durch die Erfahrung beſtätiget. Es kann ein Freund das redlichſte Herz von der Welt beſitzen: Er kann ſeinem Freunde nicht nur das größte Glücke gönnen; ſondern auch ſich alle Mühe geben, ihm daſſelbe zu verſchaffen: Er kann alle Sorgen und Beſchwerlichkeiten mit ihm theilen, ſein Vergnügen größer machen, wenn er mit ihm vergnügt iſt, ſein Unglück erleichtern, wenn er mit ihm traurig iſt, und ihm allen Troſt giebt, den ein Freund nur geben kann. Allein er kann uns doch misfällig werden, ohne uns misvergnügt zu machen, wenn ſeine äußerliche Aufführung nicht einnehmend genug iſt, wenn er durch einen Fehler der Erziehung, oder durch einen Mangel der

Bekanntſchaft mit der großen Welt nicht zu leben weis. Die Art, durch die er uns ſeine Freundſchaft zu erkennen giebt, kann uns misfallen und zuwider ſeyn. Er kann uns beleidigen, ohne daß es ſeine Abſicht iſt, uns zu beleidigen: Seine Zärtlichkeit kann zu wild und ungeſtüm, und nicht fein und artig genug ſeyn. Wie viele beleidigen nicht darum die Gefälligkeit, daß ſie unrechte Begriffe von der Freundſchaft haben, indem ſie glauben, daß der äußerliche Wohlſtand nicht beobachtet werden müſſe. Indem ſie meynen, keine Weitläuftigkeiten und Umſtände mit ihren Freunden zu machen, werden ſie unartig. Sie bilden ſich ein, bey Freunden müſſe man ſich ſeiner Bequemlichkeit bedienen können: Das Ceremoniel halte ſie in einer allzugroßen Entfernung von ihnen: Dieſe ihre Meynung machet, daß ſie die Geſetze der guten Sitten beleidigen, ihrem Freunde verdrüßlich werden, und ihm ſo nahe kommen, daß ſie ihm, ſo zu ſagen, auf den Leib fallen.

Euphorus kömmt zu ſeinem Freunde, ohne an ſein Zimmer anzuklopfen. Er geht ihm nicht entgegen, ſondern ſpringt oder taumelt ihm in den Arm. Er umfängt ihn mit einer ſo ſtarken Zärtlichkeit, daß ſein Freund kaum noch ſchreyen und ihn bitten kann, ihn fahren zu laſſen, weil er ſonſt erſticken müſſe. Er ſetzet ſich zween Stühle zuſammen: Auf dem einen lehnet er ſich mit dem Rücken und Kopfe an. Auf dem andern ſchwanket er; der Stuhl fällt um, und zerbricht:

Er entſchuldigt ſich nicht, ſondern fordert einen andern Stuhl. Er zündet ſeine Pfeiſe bey dem Lichte auf dem Tiſche an; indem er zurücke fährt, wirft er einen porcellainen Aufſatz auf die Erde: Dieſes aber hat nichts zu bedeuten: Denn der Beſitzer des Aufſatzes iſt ſein guter Freund. Seine Freundſchaft kömmt ſeinem Freunde hoch zu ſtehen: Allein das achtet er nicht. Sein Freund, welcher in dieſem Stücke das Gegentheil von ihm iſt, läßt ihn im Anfange nicht merken, daß dieſes Verhalten ihm nicht gefalle. Endlich aber ſchüttelt er mit dem Kopfe: er zeiget durch allerley Mienen, er wünſchte, daß der Wohlſtand auch unter ihnen möchte genauer beobachtet werden. Allein daran ſtößt ſich Euphorus nicht: Er merket es entweder nicht, oder er hat keine Luſt, es zu merken. Endlich entdecket ihm ſein Freund, auf eine artige und ſcherzhafte Weiſe dieſe Fehler, die ihn unangenehm machen: denn er will nicht, daß man ſeinen Freund einer Ungezogenheit beſchuldigen ſoll: Allein Euphorus nimmt es für Scherz auf, und bleibt bey ſeiner Mode, und wenn er endlich ſieht, daß dergleichen Vermahnungen ſeinem Freunde ein Ernſt ſind, ſo entrüſtet er ſich beynahe ein wenig darüber. Solche Kleinigkeiten, saget er, muß ein Freund dem andern nicht übel nehmen. Doch Euphorus wird ſchon noch gefällig werden, wenn er eine zeitlang mit der großen Welt umgegangen, und ſeiner unangenehmen Freyheiten wegen von andern, die entweder ſeine Freunde und Gönner nicht ſind, verſpottet und aufgezogen ſeyn wird. Wie viele Hochachtung verdienet nicht der Freund des Euphorus, deſſen Geberden und Minen einnehmend werden, weil ſie dem Wohlſtande gemäß ſind: bey welchem nicht die kleinſte Bewegung beleidiget: der alles, was er ſaget, und vornimmt, mit einer ſolchen Anmuth begleitet, die ſeine Verdienſte noch liebenswürdiger und ſchätzbarer machet! Wie ſehr verdienet er nachgeahmt zu werden! Und wie wünſchte ich, ihm bald ähnlich zu ſeyn! Allein es koſtet eine große Mühe, eine ſo große Vorſicht in allen Reden und Handlungen, eine ſo große Kenntniß der Welt zu erlangen, als er beſitzt, und ſo angenehm zu werden, als er iſt.

Es iſt faſt nicht nöthig, an andern Tugenden mehr zu zeigen, wie angenehm ſie durch die Gefälligkeit werden, da die Freundſchaft, die ſo reizend an ſich ſelbſt iſt, noch angenehmer durch die Gefälligkeit wird. Doch ich will die Freygebigkeit noch betrachten, wie ſie ohne die Gefälligkeit ausſieht, und wie viel reizender ſie iſt, wenn ſie von dieſer Tugend geſchmückt wird. Es iſt ein großes Verdienſt, ſeine Reichthümer nicht zu vergraben, oder ſie durch einen gerechten Wucher nicht bloß zu vergrößern, ſondern dem Dürftigen mit dem Ueberfluſſe, den uns das Glücke ertheilet hat, beyzuſpringen, und ſie zum Dienſte des gemeinen Weſens fähiger und geſchickter zu machen. Dieſes Verdienſt wird um ſo viel größer, wenn die Abſichten bey der Freygebigkeit, uneigennützig und rein ſind, und Zeugniſſe der Menſchenliebe eines Wohlthäters abgeben. Denn die Freygebigkeit, welche aus dem Eigennutze, oder aus einem unedlen Ehrgeize entſteht, verdienet wenig Ruhm, und die Wohlthaten, welche nur abgedrungen zu ſeyn ſcheinen, ſind auch des Dankes kaum würdig. Sie ſind gleichſam mit der Ehre, die ſich der Wohlthäter ſelbſt giebt, mit der Hartnäckigkeit, mit welcher er ſeine Wohlthaten austheilt, und mit dem Verdruſſe, den er demjenigen verurſachet, der ſich durch das Glücke genöthiget ſieht, ſeine Wohlthaten anzunehmen, theuer genug bezahlet. Wenn aber auch dieſe Fehler bey der Freygebigkeit nicht angetroffen werden, wenn einen Wohlthäter entweder das Mitleid, oder bloß die Begierde, ſeine Reichthümer wohl anzuwenden, zu derſelben bewegen, ſo kann ſie doch nach der verſchiedenen Art, auf welche ſie ſich äußert, angenehmer und gefälliger werden. Ich will dieſes durch einige Beyſpiele noch mehr erläutern.

Aronz hat das edelſte und großmüthigſte Herz, welches nur zur Freygebigkeit erfordert wird. Er beſitzt ſeine Reichthümer nicht, ſie immer zu überzählen: Er weis es, daß ſie ihm gegeben worden ſind, die Menſchen durch ſie glücklich zu machen. Er hält ſich ein ordentliches Verzeichniß der Nothleidenden und Dürftigen in der Stadt, in welcher er lebet. Er bekümmert ſich, wie ſie in die Dürftigkeit gerathen ſind: Er erkundigt ſich nach ihrer Aufführung, nach ihren guten und ſchlimmen Eigenſchaften, damit er ſeine Wohlthaten nicht an Böſewichter, welche ſie nicht verdienen, verſchwenden möge, welche dieſelbe vielleicht zu Mitteln, boshafte und ſchädliche Abſichten zu erreichen, gebrauchen könnten. Er richtet ſich alſo in ſeinen Wohlthaten nach den unterſchiednen Verdienſten der Dürftigen. Er theilet ſeine Wohlthaten aus, ohne den geringſten

Eigennutz zu verrathen: Denn ſein Herz iſt ſo wenig eigennützig ung gewinnſüchtig, daß er vielmehr durch alle ſeine Handlungen das Gegentheil zu beweiſen ſuchet. Er breitet ſeine Wohlthaten nicht ſelbſt mit einem unanſtändigen Geſchreye aus, weil er nur das Vergnügen, Gutes gethan zu haben, nicht aber die Lobeserhebungen des Pöbels ſuchet. Der Werth ſeiner Wohlthaten wird alſo durch einen allzugroßen Ehrgeiz nicht verringert, den er etwa dabey verrathen ſollte. Allein da die Natur ſelbſt ſeine Geſtalt und ſein Geſicht ſehr ernſthaft und ſtrenge gebildet, nnd daſſelbe nicht durch eine natürliche Freundlichkeit aufgeheitert hat: ſo ſind auch ſeine Minen und Geberden immer mehr finſter, als heiter, mehr ernſthaft, als leutſelig. Man kann nicht ſagen, daß ſein Anſehen verdrießlich ſey: allein es fehlet ihm doch die Freundlichkeit. Er ermahnet diejenigen, denen er hilft, mit einem trockenen Geſichte, die Wohlthaten, die er ihnen ertheilt, zum Nutzen und Vergnügen ihrer Mitbürger anzuwenden. Er verlangt keine Dankſagungen: Allein er machet auch nicht viel Ceremonien, wenn man ſich dankbegierig und erkenntlich zeiget. Die Redlichen, welche ohne ihr Verſchulden von dem widrigen Glücke verfolgt werden, wagen ſich mit einem völligen Vertrauen zu ihm, ohne furchtſam zu ſcheinen. Diejenigen aber, deren Gewiſſen nicht ganz rein und unſchuldig iſt, nähern ſich ihm mit einer zaghaften Blödigkeit, und empfangen mit eben dieſer Furcht ſeine Wohlthaten. Aronz erzeiget ihnen zwar nach der ihm angebohrnen Menſchenliebe willig Gutes: allein er hält es auch für ſeine Pflicht, ihnen die Wahrheit deutſch zu ſagen, ſie ihrer vergangnen Fehltritte wegen hart zu beſtraſen, und ſie zu einer beſſern Aufführung zu ermahnen. Aronz wird ſeiner Wohlthätigkeit wegen erhoben: Man bewundert ihn: Allein ſeine Wohlthaten ſind nicht ſo gefällig und angenehm, als Leanders Wohlthaten.

Leander iſt mit den großen Eigenſchaften geſchmücket, welche dem Aronz die Bewunderung der Menſchen erwerben: er beſitzt aber über dieſelben noch die Gabe, zu gefallen. Seine Wohlthaten ſind daher weit angenehmer. Er läßt ſich nicht nur nicht erſt lange darum bitten; denn Aronz thut dieſes auch nicht; ſondern Leander kömmt den Bitten der Dürftigen noch zuver. Man ſoll ſeine Wohlthaten nicht als Wohlthaten, ſondern als verdiente Belohnungen anſehen, die er ſeiner Pflicht nach, welche er mit den Reichthümern und Glücksgütern zugleich erhalten hat, nur austheilen muß. Sein Geſicht iſt immer aufgeheitert und lächelnd: Niemals hat ſich noch ſeine Stirne in finſtre Runzeln gezogen, wenn er Dürftige erblicket hat. Er bedauert allezeit mit einer gefälligen Traurigkeit die Schickſale, welchen die redlichſten Männer, die des größten Glückes würdig ſind, ſo oft ausgeſetzt ſeyn müſſen. Er thut vielen Menſchen Gutes, ohne daß ſie erfahren, daß es von ihm kömmt. Er fraget nicht immer, ob die Nothleidenden ſeine Wohlthaten verdienen. Er genießt oft das Vergnügen, daß er artige und tugendhafte Frauenzimmer, die aber weniger Glücksgüter, als edle Eigenſchaften beſitzen, von ſeinem Ueberfluſſe nach ihrem Stande gekleidet ſieht, ohne daß ſie ihren Gönner kennen; daß er durch die dritte und vierte Perſon erfährt, wie zärtlich oft dieſe Frauenzimmer weinen, daß ſie ihren Wohlthäter nicht kennen, und ihm ihre Dankbegierde nicht entdecken können. Er iſt viel zu freundlich und leutſelig, daß er diejenigen, welche durch ſeine Hülfe das Glücke trotzen können, ſollte zu Dankſagungen kommen laſſen. Sie gehen in dieſer Abſicht zu ihm, und ſie gehen von ihm ganz entzückt, und zugleich ganz beſchämt wieder weg, daß ſie ihm nicht haben danken können. Diejenigen, welche das Glücke geſtraft hat, weil ſie die Tugenden beleidiget haben, welche ſeine Wohlthaten noch erſt durch ihre Aufführung verdienen werden, läßt er nicht erſt empfinden, ehe er ihnen Wohlthaten erzeigt, wie unwürdig ſie derſelben ſind. Er macht ihnen keine bittren Vorwürfe: Seine Erinnerungen ſind ſanft und ſchmeichelnd. Er ſtellet ſich an, als ob er die Vergehungen nicht alle glaube, die ihnen vielleicht von ihren Feinden nachgeſaget würden: Er glaubet, daß ihre Abſichten bey ihren Vergehungen gut und löblich geweſen: Er bittet ſie aber, ihre Feinde durch ihre weiſe Aufführung zu ſchanden zu machen, und ihn in der guten Meynung von ihnen zu beſtärken. Er entſchuldiget ſich auf die höflichſte und verbindlichſte Weiſe über die Freyheit, die er ſich nimmt, mit ihnen ſo vertraut und offenherzig zu reden. Bey allen Wohlthaten, die er austheilet, wird man ſtets eine gewiſſe einnehmende Traurigkeit an ihm wahrnehmen, daß er nicht mehr thun kann, da er doch gemeiniglich ſo viel thut, als die, denen er hilft, verdienen. Wie unterſchieden iſt nicht Leanders Freygebigkeit, von der Begierde des Aronz, Gutes zu thun! Beyde verdienen, bewundert zu werden: Leanders Wohlthätigkeit iſt nur weit einnehmender und gefälliger. Gegen den Aronz empfindet man ſeiner Wohlthaten wegen nur Ehrfurcht und Hochachtung: gegen Leandern aber empfindet man nicht nur eine ehrerbietige Hochachtung und Dankbegierde, ſondern auch eine zärtliche Liebe, die man durch alle ſeine Handlungen äußert; nicht weil man gegen Aronzens nicht auch darzu geneigt wäre, ſondern weil man es für gar zu großer Ehrfurcht nicht waget, dieſelbe öffentlich zu bezeigen.

Vielleicht werden einige mit einem unwilligen Geſichte ſagen, daß ich mich allzulange bey den Charaktern des Aronz und Leanders aufgehalten habe. Ich tröſte mich aber bey ihrer Ungnade damit, daß ſie entweder nicht freygebig, oder auf keine gefällige und angenehme Art freygebig ſind. Denn es giebt viele Leute, welche auf eine ſo misfällige Art Gutes thun, daß bey ihnen eine jede Wohlthat entweder ſchon eine Beleidigung iſt, oder noch zu einer Beleidigung werden wird. Sie ſind nicht, wie Leander und Aronz, welche eine Wohlthat ſogleich auch vergeſſen haben, ſo bald ſie aus ihren Händen iſt. Sie danken ſich ſelbſt für ihre Wohlthaten, wenn ſie dieſelben gegen andere nach der Reihe herrechnen, und ihre Größe auf allen Seiten zeigen: Derjenige, dem ſie geholfen haben, weis ſehr oft nicht, wie er ſeine Wohlthäter wegen ihrer Freygebigkeit mehr ehren und erheben ſoll, als ſie ſelbſt thun. Er muß ſchweigen, da ſeine Wohlthäter reden. Er würde ein undankbares Gemüthe verrathen, wenn er ſo ſtolz ſeyn und ſich einbilden wollte; er kennte den Werth der Wohlthaten ſeiner Gönner ſo gut, als ſie ſelbſt. Doch ich merke, daß ich immer noch von der Freygebigkeit rede, wie ſie gefällig, und misfällig wird. Ich will davon ſchweigen.

Die Gefälligkeit kann ſich nie ſo gut, als in dem Umgange mit der Welt und in Geſellſchaften in aller ihrer Schönheit zeigen. Durch dieſe Tugend wird erſt der Umgang recht vergnügt und lebhaft. Ein geſitteter und wohlgezogner Mann hat in demſelben tauſend Gelegenheiten gefällig zu werden. Aus der Gefälligkeit entſteht die Kunſt zu leben, dieſe ſo berühmte und ſeltne Wiſſenſchaft. Wie vielen Stoff hätte ich nicht zu den reichſten Abhandlungen, wenn ich den Nutzen der Gefälligkeit bey allen Tugenden, welche zum Umgange erfordert werden, vorſtellen wollte? Wie weitläuftig müßte ich nicht werden? Es iſt kein Wunder, daß die Kunſt, zu leben, ſo ſchwer auszuüben iſt, da bey dem, welcher gefällig werden will, ſo viele gute Eigenſchaften zuſammen kommen müſſen, welche kaum einzeln und zerſtreut unter den Menſchen angetroffen werden. Diejenigen, welche zu leben wiſſen wollen, müſſen Herren über ihre Mienen, Geberden, und Leidenſchaften ſeyn; es muß ihnen nichts entwiſchen, was andere beleidigen kann; ſie müſſen keinem Anlaß geben, mit Recht ſich über ihr Verfahren zu beſchweren. Sie müſſen ein wenig Narrheit vertragen können, ohne ihre Freundlichkeit zu verändern,

und ihren Verdruß über die Thorheiten der Menſchen, mit welchen ſie umgehen, geſchickt zu verbergen wiſſen. Die Geſprächigkeit iſt eine von den vornehmſten Tugenden eines guten Geſellſchafters. Allein wie leicht kann ein geſprächiger Menſch nicht mißfallen, wenn er auch noch kein Schwätzer iſt. Die Redner in Geſellſchaften, welche durch ihr ewiges Geplauder die andern zum Stillſchweigen nöthigen, welche dadurch unerträglich werden, daß ſie immer mit ihrem Witze ſchimmern wollen, welche eine gewiſſe Art von Tyranney ausüben, da ſie keinen zum Geſpräche laſſen, ohne auf den geringſten Argwohn zu gerathen, daß man ſie mit Verdruſſe anhöre, dieſe eingebildeten witzigen Geſchöpfe beweiſen, wie nöthig die Gefälligkeit zur Geſprächigkeit ſey. Wenn doch alle Geſellſchafter Elviren ähnlich wären, welche der Abt Bellegarde
beſchreibt. „Niemand, ſagt er, redet in Geſell-
„ſchaften weniger als Elvire, wenn man ſie nicht
„darzu nöthigt: Niemand redet ſo richtig und mit ſo
„vieler Anmuth, als ſie, wenn man ſie anredet. Sie
„ſpielt weder die Rolle einer Geheimnißvollen, noch
„einer, die ſich gute Worte geben läßt. Sie ſagt
„ihre Meynung über alles, was geredet wird, es
„mag ſo gering ſeyn, als es will; allein ſie dringt
„ſich auch nicht mit einem großen Eifer darzu, ihre
„Wiſſenſchaft auszulegen, wenn von ſchweren Din-
„gen die Rede iſt: Sie richtet ſich mit einer wun-
„derbaren Geſchicklichkeit nach den Leuten, mit wel-
„chen ſie umgeht. So erhaben auch ihr Verſtand
„iſt, ſo ſcheint es doch nach ihrem Verhalten, daß
„er nicht größer, als die Einſicht der andern ſey.

„Diejenigen, die Elviren beſuchen, gehen ganz zufrieden von ihr hinweg, und zwar mit ſich ſelbſt zufrieden, weil ſie ihnen Gelegenheit verſchaffet hat, „ihre kleinen Gaben und Geſchicklichkeiten ſehen zu „laſſen.„ Ich will noch einige Züge zu Elvirens Charakter hinzufügen. Sie widerſpricht nicht mit einer ungeſtümen Hitze: ſie tadlet nicht alles, was ihr nicht gefällt, ſie erhebt auch nicht alles in Geſellſchaften, was ihren Beyfall hat. Sie will nicht, daß ihre Meynung recht ſeyn ſoll, ſie mag ſo unrichtig ſeyn, oder nicht. Sie verfällt nicht in den Fehler, in den ſo viele verfallen, indem ſie da allezeit Nein ſagen, wo andre Ja ſprechen. Sie läßt es ſehr leicht auf den Ausſpruch der andern ankommen, und dieſe Bereitwilligkeit, nachzugeben, und nicht hartnäckig eine Sache zu bejahen, die viele verneinen, entzückt an Elviren alle Welt. Eine andre gute Eigenſchaft eines guten und angenehmen Geſellſchafters iſt die Munterkeit und Gabe zu ſcherzen. Allein alle Scherze verlieren ihre größte Anmuth, wenn ſie nicht von der Gefälligkeit begleitet werden. Leute, welche zu ſcherzen wiſſen, ohne die Hochachtung der Anweſenden zu verlieren, welche ſinnreich genug ſind, zu ſpotten, ohne anzüglich zu werden, welche ſatiriſch ſind, ohne zu beleidigen, und ſich luſtig bezeigen, ohne lächerlich zu werden, ſind angenehme, aber überaus ſeltne Geſchöpfe in Geſellſchaften. „Bey gewiſſen Menſchen, ſagt „Bruyere an einem Orte, iſt es eins, zu reden und „zu beleidigen: ſie ſind bitter und anzüglich. Ihre „Spöttereyen ſind Beſchimpfungen: es würde ihnen

„zuträglich ſeyn, wenn ſie ſtumm oder einfältig wä-
„ren: Die Lebhaftigkeit ihres Witzes ſchadet ihnen
„mehr, als andern ihre Narrheit. Sie ſind nicht
„damit zufrieden, daß ſie mit der größten Bitterkeit
„antworten: Sie greifen diejenigen auch, mit denen
„ſie in Geſellſchaft ſind, unbeſcheiden an: Alles
„muß über ihre Zunge ſpringen: Abweſende und
„Gegenwärtige ſind nicht für ihnen ſicher: ſie ſtoßen
„gleichſam von fornen und hinten um ſich aus. Dieſe
„unbändigen und wilden Leute können nie zahm ge-
„macht werden: man kann nicht beſſer thun, als
„wenn man ſich ihrem Umgange entzieht, und vor
„ihnen flieht, ohne einmal hinter ſich zu ſehen.„
Was fehlt dieſen Wütrichen in Geſellſchaften? Die Gabe angenehm zu werden, die Gefälligkeit. So nöthig ſie bey der Geſprächigkeit, und bey der Begierde zu ſcherzen iſt, ſo unentbehrlich iſt ſie allen andern Eigenſchaften, welche angenehmen Geſellſchaftern unentbehrlich ſind.

In keiner Geſellſchaft, welche die Glückſeligkeit der Menſchen befördern ſoll, iſt die Tugend der Gefälligkeit unentbehrlicher, als im Eheſtande. Darum iſt dieſer Stand geſtiftet, daß die Eintracht und Freundſchaft dem Glücke zween verbundner Perſonen einen größern Glanz, und den widrigen und unangenehmen Zufällen des Lebens eine Erleichterung geben ſollen. Das größte Glück muß in dieſem Stande, das geringſte Gut ſeyn, wenn es nicht mit dem beſten Freunde und mit der liebreichſten Gattinn getheilt werden kann, und das geringſte Gut muß das größte Glück ſeyn können, wenn es zwo auf die angenehmſte Weiſe vereinigte Perſonen zuſammen genießen. Die Liebe und Gefälligkeit ſollte nicht zulaſſen, daß ſie wegen des Zukünftigen können betrübt und kleinmüthig werden: Sie ſollten einander Freude, Troſt, und alles ſeyn können. In einem zärtlichen Eheverbündniſſe ſollten die Schwachen ſtark, die Kranken geſund, und die Dürftigen reich werden. Welche Glückſeligkeit muß durch alle Tage, die ein zärtliches Ehepaar, durchlebt, herrſchen, und ſie mit einer immerwährenden Freude erheitern, wenn ſich eine abwechſelnde gegenſeitige Gefälligkeit unter den geliebten Perſonen findet! Ich habe dieſe Glückſeligkeit einsmals im Geiſte betrachtet, weil es mir zu große Mühe würde gekoſtet haben, ſie in der Welt aufzuſuchen. Ich bin über den Zuſtand eines Gatten und einer Gattinn, welche einander zu gefallen trachten, ſo entzückt worden, daß ich denſelben poetiſch zu beſchreiben, verſucht habe. Ich ſtelle mir eine Ehegattinn vor, welche ihren Freund ihr mit einem zerſtreuten Geſichte, welches bekümmert zu ſeyn ſcheint, entgegen kommen ſieht. Ich habe geſucht, ihre Gefälligkeit, und ihre Begierde, ihm angenehm zu ſeyn, auf verſchiednen Seiten zu zeigen.

Es nähert ſich ein Freund: Sie ſieht auf ſein Geſicht.
Ihr dünkt, ſie ſeh auf ihm die erſte Freude nicht.
Der Schmerz verdunkelt es. In Runzeln liegt die Stirne:
Die Minen ſind ihr fremd: ſie denkt bey ſich: Er zürne.
Sie eilt ihm in den Arm, und blickt ihn zärtlich an.
Sie kränkt ſich, daß ihr Blick ihn nicht erheitern kann.

Sie küßt ihn; doch ihr Kuß, den er ſo oft begehret,
Hat nicht die erſte Kraft, die ihn ſonſt aufgekläret.
Voll Mitleid ſchweiget ſie. Sie drückt ihm ſeine Hand:
Sein Schmerz entweicht noch nicht; er wird ihr nicht bekannt.
Bald will ſie unter ſich, bald auf den Gatten ſehen:
Doch ihre Traurigkeit läßt beydes nicht geſchehen.
Dann ſinnt ſie heimlich nach, und fragt ſich ſelbſt betrübt:
Hab ich den beſten Freund, nicht zärtlich gnug geliebt?
Ach welcher Argwohn! Doch, wenn ich mich auch vergangen,
Was ſchweigt er? denket ſie, und klopft ihn auf die Wangen,
Und weiß nicht, da er ſeufzt, wie ſie ihn tröſten ſoll.
Ihr liebreich Auge wird von ſchönen Thränen voll:
Sie ſinken ſchon herab; als er vom Schmerz erwachet,
Sich des Verdruſſes ſchämt, der ihn faſt fühllos machet.
Sogleich umarmet er, mit edler Zärtlichkeit
Die Freundinn, die itzt weint, daß er ſich wieder freut.
Er zwinget ſein Geſicht zu lächelnden Geberden,
Sie eilt vom Schmerz zurück, und eilet, froh zu werden.
Sie führt ihn in das Feld. Die Luft iſt rein und klar,
Sein Antlitz, ſo verſtört und finſter es erſt war,
Wird itzt voll Heiterkeit: Der Erde Lächeln machet,
Ihn darum nur ſo froh, weil ſeine Gattinn lachet.
Sie gehn an einen Buſch: Es ſingt die Nachtigall,
Sie trillert, zieht und lockt, mengt gurgelnd jeden Schall:
Schweigt, fängt voll Ehrſucht an, ſchlägt durch die dunkeln Büſche:
Sie ſingt: kein rauſchend Blatt, kein ſäuſelndes Geziſche
Stört ſie in ihrer Luſt. „Sieh, ſcherzt die Gattinn, hier
„Die muntre Nachtigall, mein liebſter Freund, ſagt dir,

„Ein Gatte darf nicht gleich dem Schmerz ſich überlaſſen,
„Und wenn ein Wind nur rauſcht, gleich ſein Vergnügen haſſen.
„Hier ſagt es ſelbſt der Hahn, von dem der Wald erklingt,
„Wer weiß es, denkt er nicht, wenn er nicht munter ſingt,
„So werde ſeine Sie voll banger Furcht erzittern,
„Und in den Sorgen ſeyn, es werde ſtürmend wittern.„
Ihr Freund verſteht ſogleich, was ſeine Gattinn will:
Er ſieht ſie liebreich an, und ſchweigt beſchämet ſtill.
Wie zärtlich iſt der Scherz! Er klopft voll ſüſſer Freude
Der Gattinn Wangen ſanft. Sodann entweichen beyde,
Beſehn die grüne Saat, und kehren dann zurück,
Gefallen ſtets ſich mehr, und bleiben ſtets ihr Glück,
Gleich zärtlich, gleich entzückt. Welch Vorbild edler Ehen!
O könnt ich tauſend doch, wie dieſes Paar erhöhen!

Wie unglückſelig aber ſind nicht die meiſten Ehen, weil die verbundnen Perſonen nicht mehr fortfahren, einander zu gefallen. Der Liebhaber gab ſich erſt alle Mühe, ſeiner Gebieterinn gefällig zu werden; ſie war in allem, was ſie that, ſchön; er ſchonte keine Schmeicheleyen, keine Liebkoſungen, keine Verſicherungen, einer ewigen Treue und Zärtlichkeit. Wie vielmal beſchwor er ſeine Zuſage, ſie ſtets glücklich zu machen? Wie konnte die Geliebte, die ſich von ihm angebethet ſah, da ſie noch frey war, ſolchen verführeriſchen Verheißungen widerſtehen? Sie entdeckte ihm alſo, daß er ihr gefiele, daß ſie ihn zärtlich liebe, und nicht aufhören werde, ihn ewig zärtlich zu lieben. Sie überließ ihm die Herrſchaft

ſchaft über ſich. Der Liebhaber ward ein Mann, und als ihr Mann glaubte er, daß er nicht nöthig habe, ihr zu gefallen. Sie ſah die Gleichgültigkeit ihres Gatten im Anfange mit Verdruſſe; ſie ward deſſelben gewohnt; ſie glaubte durch ſeinen Kaltſinn das Recht erlangt zu haben, ihm ohne Scheu zu mißfallen. Diejenige Perſon, welche die größte Boßheit des Herzens beſaß, ward des andern Tyrann. Statt ihr beyderſeitiges Vergnügen zu befördern, ſuchten ſie einander unglückſelig und misvergnügt zu machen. Der Gatte findet itzt die Luſt nicht mehr bey ſeiner Gattinn, deren Verlangen ihn erſt aufgemuntert hatte, ihn zu gefallen: Er will ſeinen Verdruß zerſtreuen: Er wird alſo ein Anbether andrer Schönen. Die Gattinn rächt ſich, ſich über ſeinen Verluſt zu tröſten; ſie läßt ſich nicht nur gern von den Liebhabern, denen ſie reizend zu ſeyn ſcheint, verehren, ſondern treibt ihre Rache gegen ihren Gatten ſo weit, daß ſie beyde das Gelächter der Stadt werden. Iſt dieſes nicht die traurige Geſchichte der meiſten unglücklichen Ehen! Ich habe eine Gattinn, die ihrem Gatten auf alle Weiſe mißfällig zu werden ſucht, alſo beſchrieben.

Wie manchem Gatten thränt das traurige Geſichte!
Wie quält ſein mattes Herz ein ſteter Kummer nicht,
Da ihn des Amtes Laſt, das trozige Bezeigen,
Der Stolz, der Uebermuth der Gattinn wettweis beugen!
Ich kenne Clelien. Vielleicht kennt ihr ſie auch.
Die Sonn iſt oft ſchon hoch, noch folgt ſie dem Gebrauch

Und ſchläſt und ſchlummert ſanft, und wenn ſie dann erwachet,
So ſieht ſie, was ihr Mops, nicht was der Gatte machet.
Sie eilt zum Spiegel hin. Der Nachttiſch iſt bedeckt,
Indem der Schminknapf hier, und da der Bleykamm ſteckt.
Sie lockt ihr falſches Haar, und wenn ſie ſich geſchmücket
Und mit Verwunderung im Spiegel ſich erblicket,
Sich über ſich vergnügt, ſagt ſie, „ich bin doch ſchön, „
„Wie wird nicht der Baron, „ u. ſchweigt, und läßt ſich ſehn.
Nun kömmt ihr Zeitvertreib. Ihr liebſter Mops Belinde,
Springt ihr auf ihren Schoos: Dann ſchleichet ſich geſchwinde,
Wer neben ihr iſt, fort. Sie ſieht es, eilt durchs Haus,
Flucht, poltert, ißt darauf. Dann kleidet ſie ſich aus,
Und eilt zum Canapee, legt ſich, zu ſchlafen, nieder,
Hält Mittagsruh, erwacht, und ſchminkt und ſchmückt ſich wieder.
Sie trägt ſich vornehmſtolz, ſpielt Lomber, bis die Nacht
Das Spiel noch unterbricht, die Augen ſchläfrich macht.
Dann taumelt ſie ins Haus. Dieß muß den Gatten kränken.
Er fängt voll Kummer an, auf ſeinen Tod zu denken:
Er ſtirbt, wie er gewünſcht: die Gattinn kränkt ſich nicht:
Es trauert zwar ihr Kleid, doch lachet ihr Geſicht.

Man wird aus allen dieſen Betrachtungen leicht erkennen, wie nöthig die Gefälligkeit zur menſchlichen Glückſeligkeit ſey, und wie ſelten doch dieſe ſo nöthige Tugend unter den Menſchen gefunden werde. Man wird fragen, woher es komme, daß ſo wenig

Menſchen gefällig ſind. Es iſt gewiß, daß die gewöhnliche Erziehung der Kinder ſchuld iſt, daß ſo wenig Jünglinge und Männer gefallen. Diejenigen, welche das Glück niederdruckt, können ihren Kindern die Erziehung nicht geben, welche erfodert wird, den Menſchen gefällig zu machen. Die Vornehmen und Reichen ſind größtentheils viel zu nachläßig, als daß ſie ſich bekümmern ſollten, ihre Kinder ſo zu erziehen, daß ſie angenehm würden. Meynen nicht die meiſten, daß ihre Kinder darum ſchon genug gefallen müſſen, weil ſie reich und vornehm ſind? Wird es ihnen nicht oft genug geſagt, daß ſie Reichthümer und alſo Tugenden genug erben werden? Sie werden gemeiniglich zu einem Stolze und Trotze von Jugend auf gewöhnet, der ſie in Geſellſchaften und im ganzen menſchlichen Leben unerträglich macht, ob man gleich durch ihren Stand, und durch ihr Vermögen gezwungen iſt, ſie zu erdulden. Gewiſſe Menſchen erhalten ohnedieß von der Natur eine große Wildheit und Rauhigkeit: Wenn dieſe nicht immer unterdrückt und gezähmt wird, wie können ſie gefällig werden? Nichts hindert die Gefälligkeit mehr, als die Eigenliebe. Menſchen, welche ſich ſelbſt gar zu wohl gefallen, können unmöglich andern gefallen. Da ſie ihre Vollkommenheiten bewundern, wie können ſie die guten Eigenſchaften der andern erkennen und hochſchätzen, und da ſie dieſes nicht thun können, wie ſollten ſie angenehm werden, da alle Menſchen eine ſo große Furcht haben, verachtet zu werden? Wie wenige werden gewöhnt, ſich ſelbſt zu überwinden, ſich nach andern zu richten, und ſich in ihre Neigungen und Leidenſchaften zu ſchicken! Da ein ſolcher Zwang einer Knechtſchaft ähnlich zu ſeyn ſcheint, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn ſie einen Abſcheu dafür bezeigen, und an ſtatt angenehm zu werden, dadurch ihre Herrſchaft über andre zeigen, daß ſie in allem ihren Willen haben wollen. Es iſt aber gewiß, daß niemand gefallen kann, welcher ſeiner Begierden und Leidenſchaften Herr nicht iſt.

C . .

* *

Die Schamhaftigkeit in der Liebe.

Schreiben an den Damon.

Mein Freund, zürnt Phyllis nun, wenn du ihr Küſſe raubſt?
Erlaubt ſie dir ſie itzt, wenn du ſie dir erlaubſt?
Freund, längſt ſchon war ſie dein, ſo ſehr ſie ſich auch wehrte.
Ich lachte, wenn ich dich oft traurig klagen hörte;
„Du liebteſt! Aber, ach! du liebteſt dir zur Pein;
„Du liebteſt, ohne je von ihr geliebt zu ſeyn.
Wie ſchüchtern batſt du ſie: Vergilt die treuſten Triebe!
Ihr Mund ſprach: Hoffe nichts: Ihr Auge ſprach: Ich liebe!
Zu ſittſam wareſt du, den ſchnellen Sieg zu ſehn;
Zu ſittſam war auch ſie, den Sieg dir zu geſtehn.

Wie oft erweichte ſie die Sehnſucht deiner Klagen!
Wie oftmals ſollt ein Ja dein ganzes Glück dir ſagen!
Sie öffnete den Mund: ſie ſtammelte: ſie ſchwieg.
Ein Roth verrieth ſie doch, das auf die Wangen ſtieg.
Dein Wunſch ließ dich dieß ſehn. Du ſchmeichelteſt dem Herzen:
Nun bald liebt Phyllis dich, und endigt deine Schmerzen!
Doch liebteſt du zu ſehr, als daß du dir getraut.
Wer recht liebt, hat noch nie auf ſein Verdienſt gebaut.
Du ſeufzteſt: „Nein! Mein Herz glaubt, was es glauben wollte.
„Dieß Glück iſt allzugroß, daß ich nicht zweifeln ſollte.
„Die ſchönſte Schäferinn hätt ich verliebt gemacht?
Du ſchämſt dich, und wirſt roth, daß du ſo kühn gedacht.
Sie flieht aus Liebe nur zu ſchattenreichen Büſchen,
Wo Blumen prächtig blühn, und Weſte ſie erfriſchen,
Und wo, wenn mit dem Lenz die Liebe wiederkehrt,
Die buhlende Natur auch Spröde buhlen lehrt.
An dieſem Ort der Luſt will ſie ihr Herz dir zeigen.
Die Liebe macht ihr Muth, und dieſe Büſche ſchweigen.
Sie wartet, bis du kömmſt. Du nahſt dich ihr; ſie flieht.
Sie flieht; und ſieht ſich um, ob es ihr Damon ſieht.
Du eilſt ihr zärtlich nach, im Buſch ſie zu erſchleichen.
Du denkſt, es werd ein Kuß vielleicht ihr Herz erweichen,
Das längſt erweichet war. Du hatteſt einſt gehört,
Wie ein gewagter Kuß oft plötzlich lieben lehrt.
Sie wünſcht: „Möcht ihn doch nur des Ortes Schönheit locken! “
„Ach käme Damon doch! Du kömmſt; ſie iſt erſchrocken.

Sie dacht: Itzt wagts mein Mund, daß er von Liebe ſpricht.
Sie ſieht dich, und wird roth; und nun wagt ſie es nicht.
Du ſeufzeſt: „Laß mich doch, o Liebe! Phyllis finden!
„Ach! ein verliebter Kuß lehrt ſie vielleicht empfinden!
„Mein Mund wagt gern das Glück, das er ſich itzt verſpricht!
Du ſiehſt ſie, und wirſt roth, und nun wagſt du es nicht.
Nur eure Sittſamkeit verſchob das Glück im Lieben.
Doch ach! wer wollte ſo nicht gern ſein Glück verſchieben!
Um wie viel größer iſt die Wolluſt, die ihr ſchmeckt,
Da euer zärtlich Herz ſich nun euch doch entdeckt:
Als deſſen Wolluſt iſt, der liebt, und nie verweilet,
Vom Antrag zu dem Kuß, vom Kuß zum Meineid eilet;
Als deren Wolluſt iſt, die merkt, daß man ſie liebt,
Sichs einmal ſagen läßt, es hört, und ſich ergiebt.

Du liebſt nun. Dich ſtört nicht der Rath von deinem Freunde;
Dem mürriſchen Alceſt, dem halben Menſchenfeinde;
Des ſtrenge Tugend leicht ein falſcher Schein empört;
Der, was er Zärtlichkeit vom Misbrauch nennen hört,
Für Zärtlichkeit auch hält, und durch ſich ſelbſt betrogen,
Glaubt, einem Laſter ſey dein liebend Herz gewogen.
Er ſpricht: „Du biſt mir werth. Ach! willſt du lieben? Nein!
„Dein Herz iſt allzuſchön, ſo leicht verführt zu ſeyn.
„Die ſchlauſte Zauberinn, der Vorwurf unſrer Erden,
„Soll deine Führerinn zum wahren Glücke werden?
„Von Tugend lockt ſie ab. Den Menſchen ſchändet ſie.
„Doch folgt ihr noch der Menſch, und ſchämt ſich ihrer nie.
„Freund! kleine Seelen laß in dieſes Unglück laufen!
„Geſelle du nur nicht dich zu dem niedern Haufen.

Du hörſt ihn, dir gefällt, daß dich dein Freund ſo liebt,
Du liebſt den Rath zwar nicht, doch das, dieß er ihn giebt.
Er ſtrafet, und mit Recht der meiſten Menſchen Triebe.
Er ſchmäht die Wolluſt nur, und denkt: Es ſey die Liebe.
Die Wolluſt, welche frech umher die Blicke ſchießt,
Und, ſich zum wahren Weh, die falſche Luſt genießt;
Ihr geiles Auge buhlt; es buhlt die freche Stirne;
Die ganze Wolluſt gleicht der unverſchämtſten Dirne.

Iſts möglich, daß ſie noch der Menſchen Auge lockt,
Daß ihre Gräule ſieht, und dennoch ſich verſtockt,
Sie für der Erde Glück, für göttlich ſchön zu halten?
Zwar ſie verkleidet ſich in vielerley Geſtalten.
Sie nennt ſich den Geſchmack der Güter, die Gott gab;
Die Seele der Natur; der bangen Schmerzen Grab;
Der Unſchuld regen Trieb; den Anfang unſers Lebens.
Denn, ſpricht ſie, lebet mir; ſonſt lebet ihr vergebens.
Wer mir ſich widerſetzt, wer mürriſch mich verdammt,
Weis nicht, daß meinen Trieb Gott ſelbſt in ihm entflammt.
So trügt ihr Zauberwort. Sie macht den Menſchen trunken.
Er fühlt ſein Unglück nicht, bis er darein verſunken.

Doch Damon ſchläfſt du nicht bey den Moralen ein?
Ich ſchrey wie Seneca, ſtatt wie Catull zu ſeyn.
Fürwahr, ein ſchöner Tauſch! Ich lehre, ſtatt zu ſcherzen.
Doch ein gerechter Zorn entbrannt in meinem Herzen,
Daß ſtets der Wolluſt Liſt der Liebe Ruhm entehrt,
Und edle Geiſter oft ihr Glücke haſſen lehrt.
O möchte doch Alceſt den Irrthum einſt entdecken!
Sein redlichs Herz iſt werth, der Liebe Glück zu ſchmecken.

Nein! Wolluſt ſchändet nie der Liebe reinen Ruhm.
Die keuſche Liebe bleibt der Tugend Eigenthum.
Wenn dort die Frechheit lacht, und wilder Leichtſinn hüpfet,
Und wenn das Laſter nur ein ſinnlich Paar verknüpfet:
So herrſcht hier edle Scham, die nichts gemindert hat;
Und immer giebt der Geiſt verliebter Ehrfurcht ſtatt.
Es herrſcht hier Zärtlichkeit, die Keuſchheit in den Küſſen,
Die Luſt, ein edles Herz durch ſich vergnügt zu wiſſen.
Noch ſittſam im Beſitz; ſelbſt ſittſam in dem Scherz,
Liebt man ſonſt nichts ſo ſehr, als des Geliebten Herz.
Die Schöne ſchämt ſich ſtets. Die Wangen, welche blühen,
Wird auch ein keuſcher Kuß mit Schamröth überziehen;
Die ihrer Schönheit noch dadurch mehr Anmuth giebt.
In ihren Mienen reizt die Unſchuld, die ſie liebt.
Er ſchämt der Scherze ſich, die Freche nur ergetzen.
Er hört, da er ſie liebt, nicht auf, ſie hoch zu ſchätzen.
Von Luſt entzückt zu ſeyn, beleidigt er ſie nie;
Denn die Beleidigung träf ihn ſo wohl, als ſie.
Mein Freund, ſo zeig ich mir dein göttlich Glück im Bilde.
Dieß Glück erhebet noch ein angenehm Gefilde,
Wo vom Geräuſch der Stadt die Liebe weit entfernt,
Die Unſchuld nie vergißt, die Tugend nie verlernt.
Wie zärtlich küſſet ihr, wenn um euch Büſche rauſchen,
Die Zephyr zärtlich küßt. O könnt ich euch belauſchen!

Ariſt.

⁂

Lobrede auf Mich.

Ich kann Mir es nicht einbilden, meine Herren, daß ſie Mir es für einen Fehler auslegen werden, daß Ich mich eher genennet, als Ich ſie angeredet habe. Ich habe hierzu die größte Urſache, und ſie werden dieſelbe noch vor dem Ende meiner Rede ſelbſt einſehen, wenn ſie nicht ſonſt ſchon von der Menge und Größe meiner Vollkommenheiten überzeuget ſind; woran Ich nicht zweifeln würde, wenn Ich nicht wüßte, daß niemand von denſelben ſo ſehr überzeugt ſeyn kann, als Ich. Ich bin derjenige, welcher außer ſich nichts, als Unvollkommenheiten, in ſich aber den Zuſammenfluß aller möglichen Vollkommenheiten, die ein Menſch beſitzen kann, antrifft. Ich bin derjenige, deſſen Namen zu nennen es genug iſt, durch einen Laut alles dasjenige auszudrücken, was nur großes gedacht werden kann. Ich, Ich bin derjenige, deſſen Größe die Welt nicht faſſen kan, und welcher ein Gott ſeyn würde, wenn er nur noch eine Stuffe auf der Leiter der Vollkommenheiten höher ſtünde.

Dieſe Betrachtungen haben mich bewogen, itzo vor ihnen aufzutreten, und ihnen die Stärke meiner Beredſamkeit in einem derſelben würdigen Gegenſtande empfinden zu laſſen. Ich werde von einer Perſon reden, in deren Lobe auch Cicero und Demoſthenes ihre Beredſamkeit nicht würden haben anbringen können; von einer Perſon werde Ich reden,

reden, von deren Lobe alle Menſchen zu ſchweigen Urſache haben, weil ſie nicht vermögend ſind, daſſelbige einzuſehen. Ich will eine ſolche Rede halten, dergleichen von Mir nicht iſt gehalten worden, und auch nach Mir nicht gehalten werden wird. Sie werden erſtaunen, wenn Ich ihnen ſagen werde, daß in einer einzigen Perſon ſo unzählige Vortrefflichkeiten anzutreffen ſind, von welchen Ich ihnen nicht den tauſenden Theil werde nennen können. Ich werde ſo viel Gutes von dieſer Perſon ſagen, daß ihnen alles unglaublich ſcheinen wird; aber das iſt eben das ſicherſte Kennzeichen meiner Größe, daß die Vollkommenheiten, welche Ich von mir rühmen werde, unglaublich ſind.

Doch, indem Ich ſie noch einige Augenblicke mit der ſüßen Hoffnung auf meinen Vortrag zu unterterhalten gedenke, verrathe Ich es unvermerkt, daß die Rede von Mir handeln ſoll. Woran man am meiſten denkt, davon redet man ſtets. Was iſt es alſo Wunder, daß mein Mund von einem Lobe übergeht, da mein Herz von demſelben ſtets voll iſt? Ja, ja, mein Lob machet mir mein Herz zu enge; Ich will es ausſchütten; Ich will alle, die Mich aus einer unverantwortlichen Nachläßigkeit noch nicht gelobet haben, durch mein unerhörtes Beyſpiel, beſchämen; Ich will die ganze Welt von den Vollkommenheiten meines Verſtandes und Willens, handgreiflich überzeugen; kurz, Ich will Mich loben!

Ich werde ſie, M. H. dießmal nicht um ein geneigtes Gehör erſuchen. Dieſes würde eben ſo lächerlich ſeyn, als wenn ein Herr ſeinen Diener gehorſamſt erſuchen wollte, er ſollte doch die 1000 Thaler von ihm anzunehmen geruhen. Ich weis, Ich kann ihnen nichts vortrefflichers ſagen, als Mein Lob; denn dieſes iſt es alles, was Ich weis; deſſen iſt aber ſehr viel. Ich werde ihnen das Vergnügen machen, und ſie eine halbe Stunde von Mir Selbſt unterhalten. Eine halbe Stunde? fragen Sie. Ja, m. H. nur eine halbe Stunde. Dieſes iſt auch das einzige, warum Ich ſie noch um Verzeihung zu bitten habe; wenn anders ein Mann, wie Ich bin, andre um etwas bitten kann. Mein Lob iſt allzu weitläuftig und kann auch die ganze Zeit Meines Lebens von Mir nicht geendiget werden; ſondern Ich werde Mich loben, bis an Mein Ende, und Mein letzter Seufzer wird einen Theil Meines Lobes in ſich faſſen. Ich bin zwar täglich und ſtündlich bemühet, durch Unterredungen von Meinem Leben und Thaten Mich eines Theils meiner Pflicht zu entledigen: aber es iſt alles unvollkommen, und wenn Ich es nicht Selbſt wäre, der Mein Lob ausbreitet: ſo würde Ich gewiß glauben, daß durch eine unvollkommne Erzählung deſſelben, Mir und Meiner Ehre, wenn ſie anders einer Verminderung fähig iſt, Abbruch geſchehe. Iſt nun Mein Lob von einem unermeßlichen Umfange; wie Ich denn dieſes niemals werde in Abrede ſeyn können; wie ſollte es möglich ſeyn, daſſelbe in einer einzigen Rede zu erſchöpfen? Ich will Mir daher nichts vorſetzen, was Ich, Meiner Größe wegen, nicht ausführen kann. Ich will einige der vornehmſten Gründe

Meines Lobes nur berühren, wobey Ich dennoch verſichert bin, daß Ich ihnen mehr ſagen werde, als ſie werden glauben können.

Ich muß, ehe Ich noch anfange, einem Einwurfe begegnen, der Mir vielleicht im Voraus, aus Unwiſſenheit, gemacht werden könnte. Man könnte ſagen: die Lobreden auf ſich müſſe man andern überlaſſen, weil niemand von ſich ſelbſt zeugen könnte, und gleichwie es überhaupt etwas lächerlichs wäre, ſich ſelbſt zu loben, alſo ſey es vollends gar unerträglich, wenn jemand eine Lobrede auf ſich halten wollte. Ich habe nichts wider dieſen Einwurf zu erinnern. Es iſt wahr, wenn überhaupt ein Menſch die Thorheit begehen, und eine Lobrede auf ſich halten wollte: ſo würde Ich der erſte ſeyn, welcher ſeine Narrheit belachen würde. Denn Ich bin überzeugt, daß Ich, Ich möchte eine ſolche Rede hören, von wem Ich wollte, Urſache dazu haben würde. Aber es iſt keine Regel ohne Ausnahme. Was niemand thun darf, das darf Ich thun. Mir iſt es nicht nur erlaubt, eine Lobrede auf Mich zu halten; ſondern es iſt ſo gar Meine Pflicht. Die Vollkommenheiten, die niemand, außer Mir, jemals beſeſſen hat, noch itzo beſitzet, noch künftig beſitzen wird, dieſelben beſitze Ich; und da ſie ſo beſchaffen ſind, daß ſie das Vermögen anderer, an Mir erkannt zu werden, überſteigen, der Welt aber nothwendig ein ſolcher Schatz unverborgen ſeyn muß: ſo bin Ich recht gezwungen, eine Lobrede auf Mich zu halten. Ich thue es aus wahrer Liebe zur Wohlfahrt Meiner Mitbürger, und indem Ich dieſe Menſchenliebe ausübe, nehme Ich eben hierinnen noch eine Meiner größten Vollkommenheiten wahr. Doch, der wichtigen Erfahrungen, die Ich an Mir mache, ſind zu viel, als daß Ich ſie allemal ſollte anzeigen können. Ich will itzo zu Meinem Vorhaben ſchreiten, und beweiſen, daß Mein ganzes Leben eine Kette von unbeſchreiblichen Vollkommenheiten iſt.

Ich will ihnen dieſes erſtlich in einem kurzen Entwurfe Meines Lebenslaufs darthun, und hernach ſolches, durch einige erſtaunliche Proben der Vortrefflichkeit Meines Geiſtes, noch mehr bekräftigen. Gleichwie zur frühen Morgenzeit, wenn alles bis dahin noch in Finſterniß, Schlummer und Ruhe gelegen, die Oberfläche unſrer Erdkugel von dem hellen Glanze der neuangehenden Sonne auf einmal über und über beſtralet, erleuchtet, ermuntert und mit dem Tage gleichſam neu gebohren wird: alſo ward endlich die ganze Welt, welche bisher nichts wirklich vortreffliches, nichts wirklich großes, aufzuweiſen gehabt hatte, bey dem Morgen Meiner Geburt neu belebet und entzücket, als ihr in Mir die Sonne aller möglichen Vollkommenheiten aufging. Beſonders hat die Gelehrſamkeit die höchſte Urſache, den Tag, da Ich, dieſes unſchätzbare Geſchenk des Himmels, ihr verliehen worden, in ihrem Kalender mit rothen Buchſtaben zu bezeichnen. Kaum hatte Ich das Licht der Welt erblicket, ſo gab Ich ſchon unleugbare Merkmaale Meines großen Verſtandes von mir. Eine Meiner Pathen hat Mir mehr, als einmal, erzählet, daß Ich, als Mich der Prieſter bey dem Taufſteine gefragt: Entſageſt Du dem Teufel? mit dem

Kopfe zu nicken geſchienen und einen Laut von Mir gegeben. Sie verſicherte Mich, daß Ich gewiß würde ja geſagt haben, wenn Ich einige Jahre älter geweſen wäre und hätte reden können. Wenn man Mich windeln wollen, habe Ich allezeit erbärmlich geſchrien, und wenn man Mir die Hände frey gelaſſen, habe Ich mit den Händen gefochten, wie ein Redner; welches alles denn augenſcheinlich eine Vorbedeutung Meiner erſtaunlichen Beredſamkeit geweſen iſt. Ich habe keine Muttermilch getrunken. Was hat dieſes anders angezeigt, als daß Ich, wie Ich Mich, durch Verabſcheuung der allen neugebohrnen Menſchen gemeinen Koſt, von allen Menſchen hierinnen unterſchieden, alſo auch im Uebrigen Mich in allem von allen Menſchen unterſcheiden, und eine ganz ſonderbare Perſon vorſtellen würde? welches auch der Erfolg gewieſen hat.

Doch Ich will nunmehr zu wichtigern Proben Meines großen Verſtandes fortgehen. Als die Zeit heran kam, daß Ich ſollte buchſtabiren lernen: ſo war Ich gar nicht dazu zu bringen. Und wie hätte es auch einem ſo großen Geiſte, wie Ich bin, ſollen möglich geweſen ſeyn, ſich mit Wörtern, Sylben und Buchſtaben jemals zu martern? Dieſe Dinge ſind Kleinigkeiten, und ſchon damals ſah Ich es ein, daß es Kleinigkeiten wären. Ich muß eben das, was andern zu ihrer Schande gereichen würde, zu Meinem großen Lobe ſagen, daß Ich im vierzehnten Jahre noch nicht recht deutlich habe leſen können. Gleichwie nun mit Kindern überhaupt nichts, als Kleinigkeiten, vorgenommen zu werden pflegen, alſo habe Ich niemals einigen Geſchmack an denſelben gefunden. Die Sprachen, die erſten Gründe der Religion, und dergleichen nichtswürdige Dinge, habe Ich niemals etwas geachtet, und Mich auch darum ſtets ſo wenig bekümmert, daß Ich noch itzo, dem Himmel ſey Dank! wenig davon weis. Ich kann alſo wohl ſagen, daß Ich in Meiner erſten Jugend wenig gethan habe, weil Ich nichts großes thun konnte.

Ich ward in Meinem funfzehnten Jahre auf eine Schule gethan, wo Ich, durch Sprachen und freye Künſte, den Grund zu Meiner Gelehrſamkeit legen ſollte. Aber dieſes war wieder kein Werk für Mich. Andre, welche kleine Geiſter und niederträchtige Seelen ſind, verſichern zwar, daß ſie bey den Lehrern dieſer Schule ſehr viel gelernet und ihnen die Hälfte ihrer Glückſeligkeit zu danken haben: aber Ich kann dieſes von ihnen gar leicht zugeben, und es dennoch von Mir leugnen. Sie, als Leute von ſehr ſchwachem Verſtande, mußten freylich unſre Lehrer für gelehrte Leute halten, weil ſie nicht wußten, was gelehrt heißt. Sie konnten auch, wegen ihrer geringen Fähigkeiten, in der That genug von unſern Lehrern lernen; und was ſie alſo ſagen, das ſagen ſie mit Grunde. Aber mit Mir war es nun eine ganz andere Sache. Ich wußte alles, und noch weit mehr, als Meine Lehrer wußten; und, wenn ſie noch etwas wußten, welches Ich nicht wußte: ſo mochte Ich es nicht wiſſen. Denn was hätten ſie wiſſen können, das ſich der Mühe gelohnt hätte, welches Ich nicht hätte wiſſen ſollen? Ich habe daher ihre Lehrſtunden wenig beſucht, und wenn Ich ſie beſuchte, ſo that Ich es nur, Mich über ſie aufzuhalten. Meine Gelehrſamkeit nahm alle Augenblicke unglaublich zu: aber Ich hatte das Wachsthum derſelben nicht meinen Lehrern, ſondern Mir ſelbſt, zuzuſchreiben. Mir hatte Ich es zu danken, daß Ich, nachdem Ich vier Jahre den Schulſchlendrian mitgemacht hatte, Mich unter die Zahl der Bürger einer hohen Schule einſchreiben ließ, auf welcher Ich ſchon damals, nach Meinem bereits damaligen eigenen Geſtändniſſe, einen öffentlichen Lehrer hätte abgeben können.

Dieſe Meine unglaubliche Gelehrſamkeit war auch Urſache, daß Ich auf der ganzen hohen Schule keinen einzigen Lehrer finden konnte, welcher Mir gefallen und von welchem Ich etwas lernen zu können geglaubt hätte. Was ſie vortrugen, das hatte Ich entweder ſchon vergeſſen, oder hatte es, weil es verwirrtes Zeug war, niemals gewußt, und verlangte es auch nicht zu wiſſen. Die Sachen, die ſie vortrugen, ſchienen Mir lauter Grillen zu ſeyn. War Mir es nun wohl zu verargen, daß Ich Meinen Kopf, welchen Ich ſchon ganz und gar der gründlichſten Gelehrſamkeit zu ihrem Sitze eingeräumet hatte, von Grillen leer wiſſen wollte? Aus welcher Urſache hätte Ich wohl die Collegia beſuchen, und Waſſer, oder vielmehr Steine, in den Brunnen tragen ſollen? Handelte Ich nicht tauſendmal klüger, daß Ich zu Hauſe, im Spaziergehen, und mitten unter Meinen Ergetzlichkeiten, die tiefſinnigſten Betrachtungen über alle mögliche Dinge, wie und warum ſie möglich ſind, anſtellete? Bey einer Pfeife Taback konnte Ich bey Mir ſelbſt eine ganze philoſophiſche Wiſſenſchaft abhandeln, welche mancher öffentlicher Lehrer in einem ganzen Jahre nicht zu Ende bringt. Meine akademiſchen Freunde müſſen Mir das aufrichtige Zeugniß geben, daß ſie, wenn ſie zu Mir gekommen ſind, Mich meiſtentheils ganz ſtille auf Meinem Stuhle ſitzend, oder in der Stube herumgehend, und ſehr oft mit tiefſinnigen Minen, und in einer philoſophiſchen Stellung, angetroffen. Ich geſtehe alſo aufrichtig, und zwar zu Meinem großen Ruhme, daß Ich eigentlich nicht von Mir ſagen kann, daß Ich auf der hohen Schule Collegia beſucht hätte. Ich würde eine große Schwäche Meines Verſtandes verrathen, wenn Ich ſagte, daß Ich ſie beſucht hätte. Da Ich ſchon bey Meiner Ankunft auf der hohen Schule vollkommen war: wie konnte Ich denn Meine Gelehrſamkeit noch vollkommner machen? Ich war vollkommen, als Ich kam, und vollkommen, als Ich, die Gewohnheit zu beobachten, nach Verlaufe dreyer Jahre erſt die hohe Schule verließ. So viel Gelehrſamkeit, als Ich mit brachte, brachte Ich wieder mit hinweg, und dieſe beſitze Ich auch noch; denn Ich bin Mir ſelbſt ſtets gleich geweſen, und werde es auch ſtets bleiben.

Nunmehr bin Ich ſchon, ſeit geraumer Zeit, eine Stütze der Gelehrſamkeit und eine Zierde des menſchlichen Geſchlechts. Die unumſchränkt ſich ſelbſt beſchränkende Größe Meiner Verdienſte hat längſt Deutſchlands Grenzen durchdrungen; ja Europa ſelbſt iſt ihr zu enge; ſie hat die ganze

Erdkugel umringet. Ich mag von den ſogenannten großen Geiſtern in der gelehrten Welt anſehen, welchen Ich will, ſo wird allezeit ihre Größe gegen die Meinige, in Meinem erleuchteten Augen, unendlich klein, und der meiſten ihre verſchwindet gänzlich vor Mir. Gleichwie ein Eſel, wenn ſich die Sonne ſchon tief zum Horizonte geneiget, bey Erblickung des ungeheuren Schattens ſeiner eigren Ohren erſchrickt, zittert und davon läuft: alſo erſchrecke und erſtaune Ich vor der Größe Meiner eignen Vollkommenheiten. Wenn einmal Mein Schatten, in Anſehung Meines Körpers, das Verhältniß Meiner Größe vorſtellen ſollte: ſo würde er die ganze Welt in eine cimmeriſche Finſterniß einhüllen. Was da lebet, muß Meine Verdienſte verehren, weil Ich lebe, und wenn Ich (ach, daß doch dieſe betrübte Zeit niemals erſchiene!) todt ſeyn werde, ſo wird man Mir Tempel und Altäre aufrichten. O du arme Welt! wie zittert ſchon Mein großes Herz, um deinetwillen, vor dieſem ſchrecklichen Falle, vor Meinem Tode! Ach ſoll denn der Rathſchluß des Himmels auch hier unveränderlich, und ſein Befehl, welcher allen Menſchen zu ſterben gebeut, auch bey Mir, der Ich doch ſonſt in allem den unſterblichen Göttern gleiche, ohne Ausnahme ſeyn? Soll denn der, der die Ewigkeit verdienet, ein Raub der Sterblichkeit werden, und eben dem Schickſale unterworfen ſeyn, welches alle Menſchen, nur nicht Mich betreffen ſollte? Gewiß, wenn Ich die Unentbehrlichkeit Meiner Fähigkeiten bedenke: ſo iſt Mir nichts wahrſcheinlicher, als daß die Vorſicht an Mir ein Wunder thun, und Mir, der ganzen Welt zum unausſprechlichen Nutzen, die Ewigkeit Meiner Belohnung Meiner Verdienſte beſtimmen wird. Freue dich, beglückter Erdkreis! auf dieſes unerhörte Glück! Freue dich mit Mir, daß du durch Mein immerwährendes Leben, einer immerwährenden Glückſeligkeit theilhaftig werden wirſt!

Doch, Ich muß ihnen, meine Herren, noch einen etwas deutlichern Begriff von den Vollkommenheiten Meines großen Geiſtes machen. Ich werde ihnen erſt einen kleinen Entwurf von den Vortrefflichkeiten Meines Verſtandes, und hernach von den bewundernswürdigen Eigenſchaften Meines Willens, vor Augen ſtellen.

Sie wiſſen, die Kräfte des Verſtandes überhaupt beſtehen in dem Gedächtniſſe, dem Witze, und der Beurtheilungskraft. Was das Gedächtniß anlangt, ſo iſt eine große Stärke deſſelben nur eine Eigenſchaft kleiner Geiſter. Es iſt eine allgemeine Anmerkung, die Ich gemacht habe, daß diejenigen, welche ein ſtarkes Gedächtniß beſitzen, mit wenig, oder gar keiner Erfindungs- und Beurtheilungkraft verſehen ſind. Dieſe beyden letztern weit vortrefflichern Seelenkräfte aber beſitze Ich in einem erſtaunlich hohen Grade. Ich kann alſo ſo gar auch hieraus beweiſen, daß Ich ein ſchwaches Gedächtniß habe; welches auch Meine tägliche Erfahrung beſtätiget. Glauben ſie ja nicht, Mein Herren, daß dieſes Meinem Ruhme nachtheilig ſey! So wenig, als es einem Könige eine Schande iſt, wenn er nicht pflügen kann, eben ſo wenig gereicht Mir die Schwäche Meines Gedächtniſſes zur

Schande. Ja es gereicht Mir eben deswegen vielmehr zur größten Ehre, weil der Witz und die Beurtheilungskraft bey Mir deſto ſtärker ſind.

Ich will erſt von der Größe Meines Witzes handeln. Mein Scherz iſt ſo artig, Meine Spöttereyen ſind ſo geſalzen, Meine Ironien ſind ſo ſubtil; und kurz, Mein Witz iſt ſo fein, daß Ich im Stande bin, alle Arten von Geſellſchaften luſtig zu machen. Ein unleugbares Kennzeichen Meiner unglaublichen Stärke im Scherzen iſt dieſes, daß oft, wenn Ich überzeugt bin, daß Ich den witzigſten Scherz von der Welt geſagt habe, kein Menſch in der ganzen Geſellſchaft das Artige und Subtile deſſelben zu empfinden und darüber zu lachen, im Stande iſt. Ich habe daher gemeiniglich Mitleiden mit dieſen blöden Gemüthern, und lache daher ſelbſt über Meinen Scherz; wodurch Ich denn allezeit Meinen Zweck bey den Anweſenden erreiche, und ebenfalls ein Gelächter unter ihnen errege. In der Satire bin Ich ein ganz beſonders witziger Kopf. Wenn Ich anfange, zu ſatiriſiren, ſo ſatiriſire Ich, daß man es fühlet. Ich treibe meine Gegner, durch Meine Verſpottung, allezeit ſo ein, daß ſie Mir nicht ein Wort antworten können, ſondern alles von Mir einſtecken müſſen. Weil ſie keine andere Ausflucht wiſſen, ſo ſagen ſie alsdenn, daß Meine Verſpottungen keine Antwort verdienten. Aber Ich weis es beſſer, warum ſie ſchweigen. Da Ich ein witziger Kopf bin: ſo folget von ſich ſelbſt, daß Ich auch ein Poet bin. Da Ich aber der witzigſte Kopf bin: ſo wird niemand leugnen, daß Ich auch der größte Poet von der Welt bin. Ich bin von Meiner unerhörten Stärke in der Dichtkunſt ſo überzeugt, daß Ich keinen alten griechiſchen und römiſchen Dichter, auch keinen von den neuern, als bloß, zum Zeitvertreibe, den Menantes, den Hofmañswaldau und den Amaranthes, zu leſen, für würdig achte. Ich habe dieſes niemals gethan, und werde es auch niemals thun. Denn was ſollte Ich von andern lernen? oder wie ſollte Ich an etwas anderm, als an dem Meinigen, ein wirkliches Vergnügen finden können? Mit einem Worte: Ich bin ſo witzig, daß Ich nicht witziger ſeyn könnte.

Aber es iſt noch etwas anders, wodurch Ich Mich vor aller Welt unendlich unterſcheide, und zu dem Geſchlechte der Götter erhebe. Dieſes iſt Meine unergründlich tiefe Einſicht in die göttlichen und menſchlichen Dinge, oder, wie es der gelehrte Pöbel zu nennen pflegt, in die Wahrheit. Ich beſitze ſo eine ſtarke Beurtheilungskraft, daß Ich das ganze unendliche Reich der Wahrheiten, durch einen einzigen Blick Meines Verſtandes, überſehen kann. Ich habe kaum eine Meynung eines Gelehrten gehöret, ſo finde Ich ſogleich tauſend Urſachen, ſie zu verwerfen. Die Meinigen aber bin Ich im Stande, ſo eifrig und nachdrücklich zu vertheidigen, daß Ich nicht ein haarbreit davon abweiche, und wenn Ich auch die Wahrheit derſelben mit dem Degen in der Fauſt demonſtriren ſollte. Ich ſehe mit Erbarmung, wie andern Gelehrten das Beweiſen ſo ſchwer wird. Mir iſt es ein bloßes Spielwerk. Ich darf nur den Mund bewegen, ſo beweiſe Ich ſchon; und oft habe Ich bewieſen, ehe Ich noch daran gedacht habe, daß Ich habe beweiſen wollen. So geläufig iſt Mir das Demonſtriren. Es iſt alſo gewiß, daß Ich entweder mehr Beurtheilungskraft beſitze, als jemals ein Menſch beſeſſen hat, und noch beſitzen wird, oder ganz und gar keine habe; welches aber abgeſchmackt wäre.

Ich komme nunmehr auf die Vollkommenheiten meines Willens. Aber hier kann Ich weder Anfang, noch Ende finden. Indem Ich an die eine Meiner Tugenden denke, ſo fällt Mir ſogleich eine andere ein, und wenn Ich die eine tugendhafte Handlung an Mir loben will, ſo denke Ich ſogleich an tauſend andere, welche Ich erheben könnte. Da Ich nun unmöglich alles Gute, deſſen Ich Mir bewußt bin, erzählen kann: ſo will Ich ſie, damit Ich nicht gar nichts davon ſage, nur deſſen von Mir verſichern, daß Ich alle mögliche Tugenden im höchſten Grade beſitze, und auch nicht den geringſten Schein eines Laſters an Mir habe. Doch Ich kann nicht umhin, zwoer Meiner größten Tugenden insbeſondere, mit größter Hochachtung gegen Mich, zu gedenken. Die eine iſt Mein patriotiſcher Eifer für die Glückſeligkeit Meiner Mitbürger. Wenn Ich denſelben auch nicht ſonſt mit tauſend Proben beweiſen könnte, ſo wäre, wie ich ſchon oben gezeigt habe, dieſe Lobrede auf Mich Beweiſes genug davon. Ich bin überzeugt, daß die Welt nichts wiſſen würde, wenn ſie Mein Lob nicht wüßte, und daß alſo die Menſchen unglückſelig ſeyn würden, wenn ſie ſich nicht an Meinen Lobſprüchen, welche Ich nur Mir geben kann, ergetzen könnten. Würde aber dieſes wohl möglich ſeyn, wenn Ich ihnen nicht, durch dieſe Lobrede auf Mich, alle Mein Lob in einer Nuß vorſtellte? Befördere Ich alſo nicht dadurch die Glückſeligkeit Meiner Mitbürger auf das nachdrücklichſte? Ich thue dieſes, und laſſe Mich, aus Liebe zu ihnen, dieſes nicht dabey abhalten, daß es Mir vielleicht nachtheilig ſeyn und die Nachrede verurſachen köñte, Ich lobte Mich um Mein ſelbſt willen. Dieſes aber läßt ja Meine Beſcheidenheit, als die andere Tugend, welcher Ich ins beſondere gedenken wollte, unmöglich zu. Ich bin ſo beſcheiden, daß Ich Mich niemals loben würde, wenn Ich es nicht aus Antriebe Meines patriotiſchen Eifers thun müßte. Ich lobe Mich daher niemals gegen Mich allein, ſondern allezeit gegen andere, und meiſtentheils vor ſehr vielen Leuten. Würde Ich Mich aber wohl in dem Lobe Meiner Selbſt dieſer Einſchränkung bedienen, wenn Mich nicht Meine große Beſcheidenheit von allem überflüßigen Eigenlobe ſo ſtark zurück hielte?

Sie werden ſich alſo nun wohl nicht mehr wundern, Meine Herren, daß ich der erſte in Deutſchland bin, der eine Lobrede auf ſich ſelbſt hält, da Ich der erſte in der ganzen Welt bin, der alle mögliche Vollkommenheiten in ſich gefunden hat. Derjenige aber, der kaum gebohren geweſen, als er ſchon die deutlichſten Kennzeichen eines unerhörten Verſtandes von ſich gegeben hat; derjenige, welcher ſich in ſeiner Jugend nicht mit Buchſtaben, Sylben, Wörtern, Sprachen und andern Kleinigkeiten gemartert hat; derjenige, welcher ohne Lehrer, und ohne einige Hülfsmittel, der gelehrteſte Mann in der ganzen Welt geworden iſt; derjenige, der alle mögliche Vollkommenheiten des Verſtandes und Willens im höchſten Grade beſitzet; kurz, derjenige, welcher ein Gott ſeyn könnte, wenn er kein Menſch wäre, und welchen alle Menſchen aus allen Kräften loben müßten, wenn ſie ſeine Vollkommenheiten einzuſehen im Stande wären, der bin

J C H.

* *

Das Donnerwetter.

Du Mutter fürchterlicher Blitze!
O Sonne! deiner Stralen Hitze
Verdicket ſchon die ſchwüle Luft.
Das Feuer fährt, mit ſtarkem Stoße,
Aus deinem gluterfüllten Schooße,
Erregt und hebt die Schwefelduft.

Die Dünſte ſteigen aus dem Meere;
In ihrem unermeßnen Heere
Schwebt in der Luft ein Ocean.
Ich ſeh ſich Fluth und Wellen thürmen;
Ja, weſtwärts tobt, mit wilden Stürmen,
Ein welterſchütternder Orcan.

Der Sonne Glanz wird ſchon verhüllet;
Der noch entfernte Donner brüllet
In ſchwarzer Luft mit holem Schall.
Die blitz- und donnerſchwangre Wolke
Droht dem bereits erſchrocknen Volke
Durch ferner Schläge Widerhall.

Der Blitz durchbricht der Wolken Klüfte:
Sein Feuer füllt die heißen Lüfte
Mit hellem Licht und ſchneller Glut.
Er macht die Finſterniß zu Lichte;
Der Schatten Schwärze wird zunichte.
Er prophezeibt des Donners Wuth.

Izt kömmt das Schrecken in den Wettern!
O Himmel! ſoll es uns zerſchmettern?
Begräbt uns deines Donners Macht?
Das Feld erbebt, die Berge zittern,
Da Luft und Erd, und Meer erſchüttern,
Und ſelbſt der Thron der Gottheit kracht.

Gleich Zevs ergrimmten Feuerpfeilen,
Seh ich den Blitz die Luft zertheilen:
Die Finſterniß verſchlingt den Tag.
Die Welt fällt über uns zuſammen!
Um den ſtets neu entbrannten Flammen
Folgt Blitz auf Blitz, und Schlag auf Schlag.

O Vorſicht! willſt du uns verderben?
Du rührſt uns an: wir müſſen ſterben;
Dein Auge winkt: die Welt zerſtiebt.
Der Donner, deines Mundes Stimme,
Dein Herold, rufft, der von dem Grimme,
Der dich entbrannt, uns Zeugniß giebt.

Was hör ich in der Höhe ſauſen?
Die donnervollen Lüfte brauſen,
Die ſtets, wie Aetna, Feuer ſpeyn.
O Gott! ſoll alles untergehen?
Der Hagel rauſcht aus finſtern Höhen,
Und ſchlägt die Dächer ſtürmend ein.

Sein Strom macht die erwachſnen Früchte
Mit raſchem Ungeſtüm zunichte,
Und bringt den Vögeln ſelbſt den Tod.
Rufft denn die Andacht itzt vergebens?
Hat die Natur, o Herr des Lebens!
Uns noch nicht Unglück gnug gedroht?

Ja, freut euch, ihr erſchrecknen Sinnen!
Die ſchwarzen Wolken fliehn von hinnen;
Der Knall folgt ſpäter auf den Blitz.
Dem Hagel folgt ein ſanfter Regen,
Und da ſich Sturm und Wetter legen,
Zeigt ſich der Sonn erhabner Sitz.

Auf Angſt und Unluſt folgt Vergnügen;
Ich ſeh die Vögel jauchzend fliegen;
Das Feld grünt muntrer, als vorher.
Die Wolken ſind ſchon fern gezogen;
Seht! oſtwärts ſtreckt ein bunter Bogen
Die krummen Schenkel in das Meer!

Itzt mußt du deinen Blick entfernen,
Und deines Schöpfers Wege lernen,
Du mein noch ganz betäubter Geiſt!
Beglückt iſt der, der Gott verehret,
Wenn er ihn auch im Donner höret,
Und, wenn er ſchilt, ihn gütig preiſt!

Chriſtlob Mylius.

* * *

Pſycho-

Pſychologiſchmoraliſche Betrachtung der Antiperiſtaſis.

Der Pöbel glaubet, daß es im Winter in den unterirrdiſchen Gewölbern ſehr warm ſey; die Naturlehrer der vorigen Zeiten, denen die Natur oft weniger bekannt war, als dem Pöbel, glaubten es auch. Sie waren ſo glücklich, die Urſachen von einer Erfahrung zu entdecken, die, wie man ſich heute zu Tage durch die Thermometer verſichert, ein bloßer Betrug des Gefühls iſt. Wenn die Erde, ſagten ſie, von der Kälte von außen angegriffen wird: ſo verſammlet ſich die Wärme nach den innern Theilen der Erde, und widerſteht daſelbſt der ſie von außen umgebenden Kälte deſto ſtärker. Dieſes nannten ſie die Antiperiſtaſis, oder es aufs deutlichſte Lateiniſch zu geben: circumobſiſtentiam *.

Ungeachtet dieſes Kunſtwort, und dieſe ganze Lehre von der Antiperiſtaſis zu unſern Zeiten in Betrachtung der körperlichen Welt nicht mehr im Gebrauche iſt: ſo glaube ich doch, daß ich davon mit Rechte einige Anwendung auf die Seele machen kann. Ich finde bey unſerer Seele eine gewiſſe Eigenſchaft, die mit der Antiperiſtaſis eine ziemliche Aehnlichkeit hat, und die man daher auch vielleicht mit ihrem Namen belegen kann. Ich verſtehe dar-

---

* Goclenius in Lex. Philoſ. Graeco v. Ἀντιπερίστασις.

unter die Begierde, die wir haben, eine Sache zu thun, wenn andere haben wollen, daß wir ſie nicht thun ſollen, und die ſich bey uns deſto mehr verſtärkt, jemehr dem andern daran gelegen iſt, ſie zu unterdrücken. Wenn ich itzo einige Gedanken darüber aufſetze: ſo geſchieht es nicht in der Abſicht, lauter neue und unerhörte Dinge zu ſagen. Ein Verschen, das ich in meiner Jugend nur deswegen mit Widerwillen lernte, weil ich es lernen ſollte: Nitimur in vetitum cet. verſichert mich, daß die Antiperiſtaſis auch in der Römer Seelen geherrſchet. Allein ich ſehe auch nicht, daß man von mir lauter neue Erfindungen fordern kann. Wenn mir nun einfiele, die Zahl der Logien mit einer Antiperiſtaſiologie zu vermehren; würde denn dazu was weiter nöthig ſeyn, als daß ich in geheimnißvollklingenden Kunſtwörtern die gemeinſten Sachen vortrüge?

Daß es ein ſolche Antiperiſtaſin in unſern Seelen giebt, bezeuget die unleugbare Erfahrung. Was iſt wohl das ſicherſte Mittel, jemanden ſo zu widerlegen, daß er auf ſeiner Meynung bleibt? Wenn wir uns recht eifrig bezeugen, ihn davon abzubringen. Die Kraft der ſtärkſten und deutlichſten Beweisgründe, wird öfters nur dadurch gehindert, daß man dieſelbe mit allzuviel Hitze vorträgt. Sie würden mehr Wirkung haben, wenn man weniger von ihnen verlangte; das heißt, wenn man die Antiperiſtaſis des Gegners nicht reizte, ſich deſto ſtärker zu widerſetzen, je heftiger ſie angegriffen wird. Nicht nur einzele Perſonen, ganze Völker ſo zu reden, werden von dieſer Antiperiſtaſis getrieben. Man hat die Beluſtig.

des Verſt. u. Witzes am begierigſten zu leſen angefangen, da ihre Gegner am gröbſten auf ſie ſchimpften.

Es iſt leicht zu entdecken, wo dieſer Trieb herkomme. Unſere Seele iſt ein freyes Weſen, das den Grund ſeiner Wirkungen in ſich ſelbſt hat. Wer uns zwingen will, etwas zu thun, bloß weil er es haben will, der raubet uns unſern edelſten Vorzug vor den Thieren; denn er läßt uns nicht einmal den Gebrauch unſerer Vernunft, die uns zur Regentinn unſerer Handlungen gegeben iſt: itzo aber ſoll nicht unſere Vernunft, ſondern der Wille eines andern uns regieren. Iſt es nicht eben ſo natürlich, daß wir es ſo wenig als möglich thun, als daß eine Degenklinge, die man mit Gewalt gekrümmt hat, wieder gerade ſpringt?

Iſt dieſes Verfahren wohl an ſich ſtrafbar? Ich kann es nicht glauben, ob ich wohl zugebe, daß es, wie viele andere natürliche Neigungen, ſchädliche Wirkungen haben könne. Wer im Stande iſt, blindlings andern alles zu Gefallen zu thun, ohne ſich ſelbſt darum zu befragen, ob er es thun ſoll, der thut es entweder aus Trägheit, ſelbſt nicht über ſeine Handlungen Betrachtungen anzuſtellen, oder aus Furchtſamkeit, daß jemand, der ihm etwas trotzig befiehlt, ſeinen Ungehorſam aufs ſchärfſte beſtrafen möchte. Denn die Fälle nehme ich hier aus, wo wir aus Liebe zu jemand anders, aus deutlicher Erkenntniß unſerer Pflicht, eines andern Verlangen, mehr als unſer eigenes erfüllen; in dieſen handeln wir doch in der That uns ſelbſt zu Gefallen. Wenn ich die Gewogenheit einer Perſon, an der mir gelegen iſt, zu erlangen oder zu erhalten, etwas thue, das ich ſonſt nicht würde gethan haben; wenn ein Unterthan den Befehlen ſeines Landesherrn gehorſamet, auch wo er keinen Vortheil dabey ſieht, bloß weil ihn die Weisheit des Regenten verſichert, es müſſe Vortheil dabey ſeyn: ſo thun wir in der That das: was uns unſere Vernunft oder unſere Neigung befiehlt, weil wir die Mittel erwählen, durch die wir denſelben genug thun können. Aber wenn jemand auf deſſen Gunſt mein Glücke eben nicht ankömmt, dem ich nicht verbunden bin, ſo viel Weisheit und Güte zuzutrauen, daß ich glauben müßte, er ſorge für mein Glücke mit mehr Klugheit und Eifer, als ich ſelbſt; wenn ſo jemand, ſage ich, mit Heftigkeit von mir verlangt, ihm mehr zu gehorchen, als ich Luſt habe: ſo wird er es mir nicht ungütig aufnehmen, wenn ich gerade durch ſeine Heftigkeit Luſt bekomme, das Gegentheil von ſeinem Verlangen zu thun. Das iſt alsdenn bey mir kein Eigenſinn; es iſt nur eine Vertheidigung gegen einen andern, der mich ſeinem Eigenſinne unterwerfen will. Vielleicht mache ich mir dadurch Verdruß und Unruhe. Aber iſt es nicht beſſer, ſeine Freyheit mit etwas Unruhe zu beſchützen, als aus Liebe zum Frieden ein Sklave zu werden?

Es iſt nicht zu leugnen, daß man hierinnen bisweilen zu weit gehen kann. Allein, darf man uns ein Recht abſprechen, weil es Leute giebt, die ſich deſſelbigen misbrauchen. Der Trieb, unſere Freyheit gegen unbillige Einſchränkungen zu vertheidigen, befiehlt uns an ſich nichts Unrechtes: nur wenn er ſich mit andern Gemüthsbewegungen vermiſcht, kann er uns in Ausſchweifungen verleiten. Eben wie wir in der Hitze eines Gefechtes unſern Feind vielleicht verwunden, da wir uns ohne ſeine Verwundung nur hätten wider ihn vertheidigen können. Wo die Vernunft noch die Herrſchaft über unſere Triebe nicht gänzlich verliert, da wird es uns genug ſeyn, unſere Freyheit zu behalten; wir werden öfters das thun, wozu man uns zwingen wollte, wenn wir es nur nicht gezwungen thun. Die edlen Römer hatten ſich über das gemeine Volk mehr Gewalt herausgenommen, als dieſes ihnen zugeſtehen konnte; ſie wurden endlich genöthigt, nachzugeben, und zu Verwaltung des höchſten Amtes im Staate, nur unter einem andern Titel, auch niedrige Bürger fähig zu erklären. Sollte man nicht vermuthen, der Pöbel würde hitzig geweſen ſeyn, ſich eines Vorrechts zu bedienen, das er ſeit Stiftung der Republik nicht gehabt, und das er mit dem größten Eifer erſtritten hatte? Nichts weniger, als das. Er war vergnügt, es zu beſitzen, ohne daß er es brauchte, und das Volk erhob freywillig Edle zu dieſem Range, ſo bald es die Gewalt hatte, dieſes freywillig zu thun. Livius hat dieſe That als ein Zeichen der römiſchen Großmuth verewigt *; hätte das Volk etwa nach einigen vergebenen Bemühungen von ſeinen Forderungen abgeſtanden, ſo wäre es ein Zeichen ohnmächtiger Zaghaftigkeit geweſen.

Es mag aber der Widerſtand, den man empfindet, ſich nach andern zu richten, recht oder unrecht ſeyn:

---

* Lib. VIII. cap. VI.

ſo fließen aus Betrachtung deſſelben gewiſſe Lehren für diejenigen, die von andern Gehorſam und Nachfolge verlangen, die, wie die meiſten moraliſchen Vorſchriften, vielleicht deswegen weniger ausgeübt werden, weil man ſie gar zu leichte verſteht, und deswegen ſich nicht die Mühe nimmt, ſeine Gedanken recht darauf zu richten. Wie pflegt man öfters Kinder in denenjenigen Jahren zu regieren, da man ihnen Grundſätze einflößen, und eine Art zu handeln angewöhnen kann, die ſie hernach vielleicht ihr ganzes Leben durch behalten? Man lehret ſie Handlungen thun, bloß weil man von ihnen haben will, dieſe Handlungen zu thun. Zu glücklich, wenn der Bewegungsgrund, den ſie haben, noch die Liebe gegen ihre Aeltern und nicht die Furcht der Strafe iſt. Man führet ſie nicht an, ſelbſt ihre Handlungen zu bedenken, und ſich nur in den Fällen anderer Regierung zu überlaſſen, wo ſie es aus Mangel eigner Einſicht thun müſſen, und wo ſie es ſicher thun können; man lobet wohl gar an ihnen einen blinden Gehorſam, der vielleicht öfterer Blödigkeit als Tugend iſt. Soll man ſich alsdenn verwundern, wenn ſie bey reifern Jahren mit eben dem ſchwachen Geiſte andern gehorchen, mit dem ſie die Regierung ihrer Thaten völlig ihren Aeltern überließen? Oder auch, wenn ihr unter erzwungenem Gehorſame gedruckter Eigenſinn, ſo bald die Furcht vor den Aeltern weg iſt, mit deſto größerer Gewalt und Schaden ſich anderswo zeiget?

Wollen wir haben, daß Leute unſeren Vorſchriften nachgehen ſollen, denen wir nicht befehlen können,

nen: ſo müſſen wir ihnen unſere Vorſchriften nicht als Befehle vortragen. Wir müſſen ſie überzeugen, daß ſie das oder jenes thun ſollen, ehe ſie noch merken, daß wir es verlangen: wir müſſen ſie zur Erkenntniß ihres Fehlers bringen, ehe ſie noch merken, daß wir ihnen einen Fehler vorrücken wollen. Die Fabeln, die Sittenlehre der älteſten Zeiten, geben deutliche Beyſpiele, wie man dieſe Regel längſt erkannt, und ausgeübet: aber wie öfters fehlen nicht heut zu Tage Leute dawider, die auch vielleicht die Sittenlehre glauben demonſtrativ gelernt zu haben. So lange als man andere mit den Manieren eines Lehrmeiſters unterrichtet, eines Zuchtmeiſters beſtrafet; ſo lange darf man ſich nicht wundern, wenn ſich Leute von uns nicht unterrichten noch beſſern laſſen, die weder Schüler noch Knaben ſind. Gleichwohl iſt das die gemeine Gewohnheit der Kunſt und Sittenrichter. Man merket es deutlich an ihrem Vortrage, daß die Begierde zu befehlen bey ihnen ſtärker iſt, als die Begierde durch ihre Befehle Nutzen zu ſtiften. Sie mögen ſichs auch alſo gefallen laſſen, wenn man den letzten Trieb bey ihnen, woferne ſie ihn auch beſitzen, vor dem erſtern nicht ſieht, und wenn öfters das Gute, das ſie ſagen, keinen Eindruck machet, weil ſie es nicht auf die gehörige Art ſagen. Ein Schriftſteller, der viel und große Vollkommenheiten bey kleinen und geringen Fehlern zeiget, erhält die Verehrung ſeines Volkes und eine Menge von Nachſolgern, die vielleicht öfterer in Ausdrückung deſſen, was ihn verſtellt, als ſeine Schönheiten, glücklich ſind. Ein anderer Gelehrter, dem jedermann, der von Haß und Unwiſſenheit frey iſt, viel Einſicht und Verdienſte zuſchreiben muß, wirft ſich zum Gegner des erſten auf. Tadelte er beſcheiden: ſo würde er durch neue Proben ſeiner Vernunft und Billigkeit die Leſer ihn zu rühmen und den Schriftſteller ſelbſt ihm zu danken verbinden. Doch man merket, daß er die Göttinn der Zwietracht für die Göttinn der Critik angeſehen hat; er treibt ſeinen Tadel ſo weit, daß ſeinem Gegner gar keine Ehre überbliebe, wenn er recht hätte; er vergißt, daß das Reich der Gelehrſamkeit eine Ariſtokratie iſt, und thut als wenn er ein gebiethender Herr darinnen wäre. Iſt es Wunder? daß ſeine Erinnerungen weder bey ſeinem Gegner noch bey deſſen Freunden Beyfall finden, daß ſie ihm nur widerſprechen, ihn mehr böſe zu machen, und ſich, ihm die Verehrung zu erzeigen, die ſie ihm ſonſt würden erzeigt haben, mit Hallers Verſe entſchuldigen:

„ „ Der wird niemals groß, der noch was klein iſt, ehrt.

Man wird hieraus leichte ſehen, was ich von den Streitigkeiten der Gelehrten halte, wenn ſie ſo weit kommen, daß die Frage nicht mehr iſt, wer die Wahrheit vertheidige, ſondern wer recht habe. Ich will ſo viel ſagen, wenn einer dem andern ſeine Irrthümer nicht als Fehler zeiget, die er durch andere Vollkommenheiten theils ſchon verdeckt hat, theils noch verdecken kann, ſondern als Schandflecken, die ihn vor der Welt häßlich machen müſſen. Keiner hat ſich da einige Ueberzeugung bey ſeinem Gegner, vielmehr ſtärkere Hartnäckigkeit zu verſprechen. Unparteyiſche werden bey keinem von beyden Streitern Liebe zur Wahrheit antreffen, ſondern vielmehr auf die Gedanken gerathen, daß der Streit mehr um den Rang, als um die Wahrheit ſey, und ſich aus Seckendorfs deutſchen Lucan zu reden:

> Der Bund ums Reich getrennt = = = =

Es wird ihnen aber dabey einfallen, daß nach Fontenellens Anmerkung diejenigen, die den erſten Rang in der gelehrten Welt wirklich beſitzen, ihres Vorzugs viel zu gewiß ſind, als ſich darüber zu zanken.* Sie werden an des Livius Stelle gedenken: ibi foedum certamen inquinandi famam alterius cum ſuae damno factum eſt ** und beyden Kämpfern friedewünſchend zurufen:

> O maior tandem parcas inſane minori. Horat.

Man bekehret niemanden damit, daß man ihn lächerlich zu machen ſtrebet, und ich glaube, daß ſelbſt die Kunſtrichter, die den Urſprung der Satiren aus der chriſtlichen Liebe herleiten, dieſes nicht behaupten werden. Wenn alſo einiger Nutzen davon zu gewarten iſt: ſo muß man ihn in etwas anders ſuchen. Voltaire vergleicht einmal die elenden Schriftſteller, die öffentlich durchzuziehen, erlaubt ſey, den Körpern der Miſſethäter, die man zum gemeinen Nutzen öffentlich zergliedern dürfe. Ich möchte gerne wiſſen, wer in dieſer Vergleichung die Nachrichter wären: meiner Einſicht nach ſind es öfters die Herren Zergliederer

---

* Eloge de Mr. Varignon.

** Lib. XXVIIII. Cap. XXXVII.

ſelbſt. So wenig aber, als ich die Bemühung desjenigen, der das Schwerdt der gelehrten Gerechtigkeit führen will, gänzlich für unerlaubt halte; ſo ſehr hat er ſich doch in Acht zu nehmen, daß er ſich ſeiner Gewalt nicht misbrauche. Voltäre hat bey ſeinen Zänkereyen mit dem Rouſſeau, bey deren Gelegenheit er das obenangeführte vorbringt, keine große Ehre eingelegt. Man hat ihm in einer franzöſichen Ode vorgerücket:

Penſes-tu, que lorsque d'un temple
En maitre tu fixes les rangs,
Ton autoritè, ton exemple
Subjugue nos gouts diferens?
Non, non, ta haine te decele,
Dans ton jugement on demêle
Les motifs qui te l'ont dicté,
Ce n'eſt point la ſaine critique,
Qui par ton oracle s'explique,
C'eſt l'envie et la vanitè.

Ich führe Voltärens Exempel hier nicht an, einen Dichter zu ſchmähen, den ich ungemein verehre. Je größer Voltärens Verdienſte ſind, deſto furchtſamer ſoll ſein Beyſpiel jedweden, der ihm noch nicht gleich kömmt, machen, ſo eine Aufführung anzunehmen, bey der ſich mehr Eigenſinn und Herrſchſucht als Einſicht und Billigkeit zeiget. Nicht nur ſeine Gegner, ſondern auch ganz Unparteyiſche werden dadurch beleidiget, und ihre Antiperiſtaſis reizet ſie, gerade das nicht zu glauben, was ihnen zu glauben gebothen wird.

M. Käſtner.

* *

Die Schriftſteller.

Kleiner Geiſter Aemſigkeiten
Sind noch immer ungemein.
Jeder Dummkopf unſrer Zeiten
Will ein Held im Schreiben ſeyn:
Dennoch ſagt und glaubet man,
Daß ſein Werk gefallen kann.

Dich, Fontaine! zu erreichen,
Nimmt der geile Stax ſich vor;
Nur in den Verbindungszeichen,
Nirgends ſonſt, gleicht dir der Thor.
Dennoch ſagt und glaubet man,
Daß ſein Werk gefallen kann.

Fließend, deutlich, rein zu dichten,
Wünſcht Reptil, und ſonſt nichts mehr;
Nennt ihn gleich der Spötter Richten
Froſtig und gedankenleer.
Dennoch ſagt und glaubet man,
Daß ſein Werk gefallen kann.

Schwer von der Gedanken Menge
Sollen Skotus Lieder ſeyn,
Doch in düſtres Wortgepränge
Hüllt ſich nur ſein Unſinn ein.
Dennoch ſagt und glaubet man,
Daß ſein Werk gefallen kann.

Lernt der neuen Richtkunſt Lehren,
So, wie ſie Critodes übt:
Freunde muß dein Lobſpruch ehren,
Schimpfe den, der dich nicht liebt.
Dennoch ſagt und glaubet man,
Daß ſein Werk gefallen kann.

Was den Alten ſchwer geweſen,
Nennt Hevriſtes Kinderſpiel:
Hätt er etwas mehr geleſen,
So erfänd er nicht ſo viel.
Dennoch ſagt und glaubet man,
Daß ſein Werk gefallen kann.

Alles kömmt in Rhaptes Bände,
Nur Verſtand und Ordnung nicht;
Weil den Fleiß bemühter Hände
Müßig Denken unterbricht.
Dennoch ſagt und glaubet man,
Daß ſein Werk gefallen kann.

Ob ich wohl die Deutung finde,
Die das W. Z. E. begreift?
Daß Sophiſt auf falſche Gründe,
Schlüſſe, die nicht folgen, häuft.
Dennoch ſagt und glaubet man,
Daß ſein Werk gefallen kann.

Wenn Javell für alte Grillen
Neue Namen ausgeheckt,
Hat er für Verſtand und Willen
Neue Wahrheit uns entdeckt.
Dennoch ſagt und glaubet man,
Daß ſein Werk gefallen kann.

Unreif will ſich Ruhm erjagen,
Wenn er bald die Welt belehrt,
Was er noch vor wenig Tagen
Kaum in Curſu recht gehört.
Dennoch ſagt und glaubet man,
Daß ſein Werk gefallen kann.

Hundert andrer ſeltne Gaben
Nennt der müde Vers nicht mehr;
Willſt du viele Leſer haben,
Schreib nur für der Thoren Heer;
Denn ſo ſagt und glaubet man,
Daß dein Werk gefallen kann.

Niemals werft zu eurem Glücke,
Schreiber, alle Hoffnung hin,
Schilt gleich eure Meiſterſtücke
Manches Richters Eigenſinn;
Denkt, daß ſelbſten Edelmann
Seine Leſer finden kann.

* * *

Mais ils trouvent, pourtant quoiqu'on en puiſſe dire,
Un Marchand pour les vendre & des ſots pour les lire.
Boil.

M. Käſtner.

* *

Schreiben

an den Herausgeber bey dem Beſchluſſe der Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes.

Mein Herr,

Verwunderung, Mitleiden und Liebe zu ihrer Ruhe haben mich zu dieſem Schreiben bewogen. Was fangen Sie an? Sie ſchließen die Beluſtigungen? Iſt nicht dieſer Entſchluß zu übereilt? Iſt es ihrem Ruhme wohl zuträglich, mit einem Werke aufzuhören, welches den Beyfall ſo vieler Kenner erhalten hat? Ich könnte Sie, mein Herr, mit noch viel mehr ſolchen Fragen überhäufen. Ich will itzt keine weitläuftige Unterſuchung anſtellen, wie vielen Ruhm ihr Unternehmen verdiene; wie weit die Aufſätze, die in dieſen monatlichen Sammlungen vorkommen, Lob oder Tadel erwarten können. Ich bin eine einzelne Perſon. Ich bin die Welt nicht; und Sie haben das Urtheil über ihre Sammlungen mehr als einmal der Welt zuerkannt. Ueberdieß haben ſich auch eine ſolche Unterſuchung einmal Leute angemaßt, welche Kunſtrichter heißen wollen, und ſich ein Geſetz gemacht haben, von allen andern Gelehrten, und gelehrten Arbeiten allezeit Böſes, und nur von ſich ſelbſt und ihren Freunden und ihren gelehrten Ausarbeitungen Gutes zu reden. Wenn ich mich alſo gleich dieſen Herren, Ihnen und Ihren Sammlungen zum Beſten, widerſetzen und etwas Gutes von Ihnen ſagen wollte: ſo würde Ihnen doch dieſes wenig helfen. Sie ſtehen einmal bey der Welt in einem ſo großen Anſehen, daß man Ihr Urtheil für untrüglich hält, und das entweder lobet, was ſie loben, oder verwirft, was ſie verwerfen. Sie ſind einmal in der gelehrten Welt ſolche Monarchen, deren Urtheilen und Befehlen man ſich nicht eher widerſetzen darf, als bis ſie geſtorben ſind. Sie, mein Herr, haben es gewagt, ſich gegen dieſe Herren zu empören, und eine Sammlung ſinnreicher Schriften herauszugeben. Hätten Sie ſich durch das Urtheil der ſchon genannten Leute in ihrem Unterfangen wollen irre machen laſſen: ſo hätten Sie gleich mit dem andern oder dritten Stücke der Beluſtigungen aufhören müſſen. Denn dieſe Herren haben gleich im Anfange ihren Aufruhr übel empfunden, und wenig oder nichts gutes davon geſagt. Sie dürfen alſo nicht befürchten, daß ich Ihnen viel von dieſen Leuten ſchreiben werde. Ich will Ihnen aber die Gefahr, in welche Sie durch den Beſchluß Ihrer Sammlungen kommen werden, auf andern Seiten vorſtellen. Sie haben gewiß nicht überlegt, daß ſie dadurch viele Freunde verlieren, und Ihren Sammlungen noch mehr Feinde zuziehen, oder ihre Feinde noch fürchterlicher machen werden. Vielleicht gelingt es mir, die Ausführung Ihres Entſchluſſes zu hindern. Vielleicht werden Sie, mein Herr, beſtürzt, und fahren mit Ihrer Sammlung fort. Ich will keine Umſchweife mehr machen. Ich komme auf die Freunde, die Sie verlieren, wenn Sie mit den Beluſtigungen aufhören.

Ich will viel verwetten, mein Herr, daß Sie die Anzahl ihrer Freunde, und Feinde nicht recht kennen. Ich will Ihnen einen Theil ihrer guten unbekannten Freunde beſchreiben. Es ſind Leute, welche ſchöne Kleider tragen, welche von allen Frauenzimmern, die ſie nicht kennen, beſondere Gunſtbezeugungen wollen genoſſen haben, welche entſetzlich galant ſchwören, welche ſich vor allen Fenſtern, an dem ein Frauenzimmer liegt, bücken, nach welchen ſich die Moden richten, welche von den Frauenzimmern, welche Verſtand und Gold für eins halten, allerliebſte Herren genannt werden, und welche, nach ihrem Gange zu urtheilen, kleine Könige ſind. Dieſe Herren haben die Beluſtigungen allezeit entſetzlich gelobt, ob ſie gleich ſelten von einem Monate mehr, als die Titel der Aufſätze, geleſen haben. Sie haben die Beluſtigungen alle Monate richtig etlichemal gekauft, weil ſie Gelegenheit dadurch bekommen haben, den Monat einmal mehr ihre Aufwartung bey dem ſchönen Geſchlechte zu machen. Bedenken Sie doch, mein Herr, wie viel Sie von dieſen Herren Freunde verlieren, wenn Sie mit ihren Sammlungen ſchließen. Sie rauben Ihnen zum wenigſten das Jahr zwölfmal das Vergnügen, ihre Schönen zu ſehen, und folglich zwölfmal die Gelegenheit, ſich der erhaltenen Gewogenheiten ihrer Schönen überall zu rühmen. Denn Sie müſſen wiſſen, daß dieſe Herren bey einem jeden Beſuche, den Sie bey einem Frauenzimmer abgeſtattet haben, zum allerwenigſten wollen geküßt worden ſeyn, geſetzt, daß ſie auch in der weiteſten Entfernung von ihren Schönen haben bleiben müſſen. “Und zum Teufel, ſagte nur geſtern der Herr von der goldnen Roſe, in einer Geſellſchaft,“ wie die Jungfer * * * für „mich eingenemmen worden iſt, ſeitdem ich in meinem „blauen Kleide mit der franzöſiſchen Tour, die mich „99 Rthl. koſtet, bey ihr erſchienen bin. Ich brachte „ihr einen neuen Monath von den Beluſtigungen. „O wie geſchwinde ſteckte ſie denſelben hinter den „Spiegel, damit ſie nur keine Zeit verlieren möchte, „meine Weſte anzuſehen. Ich merkte die Gelegenheit ab, und küßte ſie. Dächten ſie, daß ſie ſich „geweigert hätte: Die Leipziger Schönen ſind doch „gemeiniglich etwas ſpröde: Aber nein, das gute „Mägdchen war ganz hin, ſie näherte ſich meinem „Kuſſe recht. Es wird noch beſſer werden. Sie „ſoll es gegen meine Kleider gewiß nicht über ſechs „Wochen mehr aushalten. Ich werde dem Hofe „dieſe Meſſe neue Moden abſehen. Zum Henker, wie „werde ich nicht küſſen! Es iſt wahr, die Beluſtigungen ſind eine vortreffliche Erfindung. Ich „wollte, daß alle acht Tage welche herauskämen.“ Sie können mir es auf mein Wort glauben, mein Herr, daß der Junker von der goldnen Roſe die Schöne nicht geküſſet hat: Unverſchämt iſt er genug geweſen, es ohne einen glücklichen Erfolg zu wagen. Allein ſie hat ihn übel angelaſſen. Und ich weis auch, daß er ſobald nicht wieder zu ihr wird kommen dürfen. Wiſſen ſie aber, worauf er alsdann die Schuld ſchieben wird? Auf ſie, mein

Herr: Wenn keine Beluſtigungen mehr herauskommen, ſo hat man, wird er ſagen, keine bequeme Gelegenheit mehr, das Frauenzimmer zu beſuchen.

Es iſt noch eine Urſache, durch welche der Verluſt ihrer Freunde unter dieſen jungen Herrn gewiß werden wird. Sie wiſſen, mein Herr, daß die Vollkommenheiten derſelben gemeiniglich entweder erkaufte, oder auch wohl gar erborgte Schimmer ſind. An ihren Verdienſten haben die Schneider, die Frieſirer, die Nätherinnen, und die Galanteriehändler meiſtens den größten Antheil. So geht es auch mit ihrem Witze. Gemeiniglich iſt er entlehnt, oder entwendet. Das Frauenzimmer empfindet heute zu Tage, daß die Poeſie vornehmlich ihrentwillen erfunden worden ſey. Denn die Göttinnen, welche von den Alten beſungen wurden, mögen nichts anders, als ſehr artige und galante Marquiſinnen oder Gräfinnen oder Bürgermägdchen geweſen ſeyn. Vielleicht waren viele unter den Göttern Stutzer, und ihre Anbether. Sie können ſich alſo, mein Herr, leicht vorſtellen, daß die Schönen zu unſern Zeiten gern Gedichte leſen, und zwar Gedichte, wo ihren Augen, ihren Wangen, oder auch ihrem Buſen geſchmeichelt wird. Denn darauf ſehen die meiſten in Verſen eben nicht ſo ſehr, ob ihr Verſtand und ihre Tugenden erhoben werden. Die jungen Herren ſind alſo Anbether eines Frauenzimmers, das Geſchmack hat, das gern Gedichte lieſt, und zwar Gedichte, wo ihm nichts Böſes nachgeſaget wird. Sie können alſo denken, daß die Stutzer, die Gewogenheit ihrer Schönen leichter zu gewinnen, Verſe brauchen. Wie ſollen ſie aber zu verliebten

Gedichten kommen, die etwas artiger und feiner ſind, als die zärtlichen Lieder, die man vor dem Petersthore haben kann; da dieſe Herren über ihren Witz und über ihre ſinnreichen Einfälle eben noch in keine große Gefahr gerathen ſind? Viele nehmen ihre Zuflucht zu den geiſtvollen Dichtern, welche vor ſechszehn Groſchen in acht oder zehn Strophen bald über die Härtigkeit ihrer Schönen in fremdem Namen Ach und Weh ſeufzen, bald ihre Augen wie die Sonne funkeln laſſen, bald allen andern Dichtern zuſchwören, daß es noch nie eine ſo große Schönheit gegeben, als die, welche ſie beſingen, und welche ihre Schöne als eine neue Göttinn ewig werden laſſen. Allein dieſe Art, witzig zu ſeyn, iſt gar zu koſtbar. Setzen ſie, daß ein ſolcher junger Herr nur alle Monate einmal poetiſch ſeufzen oder lachen will: ſo koſtet es ihm das Jahr acht bis zehn Thaler. Der Poet koſtete ihm alſo bald ſoviel, als der Frieſirer. Das reißt ins Geld: Ein junger Herr hat noch mehr Ausgaben. Andere Stutzer ſuchen alſo, für Poeten von ihren Mägdchen gehalten zu werden, ohne daß es ihnen etwas koſtet. Sie maßen ſich Arbeiten an, die ihnen keine Mühe gemacht haben, weil dieſelben nicht von ihnen ſind verfertiget worden. Zu ihrem Glücke haben ſie, mein Herr, zuweilen Gedichte in ihre Sammlungen eingerücket, welche das Lob artiger Frauenzimmer enthalten. Viele ſolche Gedichte haben denen Schönen, welche die Schönheit eines Gedichtes fühlen können, in Leipzig ſo wohl, als an andern Orten gefallen. Denn ſo eiferſüchtig das Frauenzimmer auf einander iſt, wenn es einander kennt, ſo eitel ſind auch die Schönen, daß ſie ſich in den Beſchreibungen der Dichter von Schönen, welche ſinnreicher Gedichte würdig ſind, immer erblickt haben, wenn die Gedichte nur an eine Chloris, an eine Phyllis, an eine Calliſte, oder an eine Doris gerichtet ſind. Denn die wenigſten ſind denen ähnlich, die es übel empfinden, daß man ſich in der Stadt trägt, dieſes oder jenes Gedicht, ſo vortrefflich es auch iſt, ſey zu ihrem Lobe verfertiget worden. Die meiſten ſehen es gern, wenn ſie unter Dorinden, oder Calliſten gemeynt ſind. Sie werden alſo nicht zweifeln, mein Herr, wenn ich ihnen ſage, daß einige Stutzer einige Frauenzimmer beredet haben, ſie hätten dieſes oder jenes Gedicht in den Beluſtigungen, unter dem Namen der Chloris oder einer andern Schäferinn an ſie verfertigt. Sie können nicht glauben, wie gefährlich dieſe Erdichtungen für unſchuldige Frauenzimmer ſind. Bedenken ſie nur, mein Herr, wie viel reizendes ein junger Herr, als junger Herr, ſchon für die Schönen hat, und überlegen ſie, wie viel Reizungen zuſammen kämen, wenn ein junger Herr auch ein Poet ſeyn ſollte. Die Gefahr wird zu groß und ſchön, wenn ein junger Herr auch ein Dichter iſt. Ich kenne ein ſehr artiges Frauenzimmer, welches über einen ſolchen in einen Dichter verſtellten jungen Herrn in die größten Verſuchungen gekommen iſt. Ich will ihnen doch die Geſchichte dieſes Frauenzimmers und des jungen Herrn, der ſich bey demſelben in das Anſehen eines Poeten geſetzet hatte, kurz erzählen. Um die Zeit, als man in ihren Sammlungen das Gedicht von Sylvandern an Phyllis, die **letzten Frühlingsgedanken**, las, ſo wünſchte ſich dieſe Schöne in der Geſellſchaft des jungen Herrn, ihres Anbethers, Phyllis zu ſeyn. Dieſer ließ ſich ſogleich auf eine ſehr künſtliche Weiſe merken, daß er dieſes Gedichte, unter Sylvanders Namen, an ſie gerichtet habe. Was man gern wünſchet, das läßt man ſich leicht bereden. Das leichtgläubige Frauenzimmer ließ ſich durch einige galante Schwüre davon überführen. Denn wer wollte ſolchen fürchterlichen Zeugen nicht glauben, als der Donner, der Teufel, und die Seele eines jungen Herrn ſind, die er zu Zeugen rief? Seit der Zeit hatte dieſe Schöne keine geruhige Nacht. Im Traume ſah ſie ſich und den jungen Herrn immer in einem Garten beyſammen, wo ihr der Wind die Blüthen in den jungen Buſen jagte. Am Tage redete ſie nur von dem allerliebſten jungen Herrn, der ſo artige Verſe machen könnte. Es nahte ſich ſchon die Zeit heran, wo ſie dem Ach ihres Verehrers nicht länger widerſtehen wollte. Zu ihrem Glücke merkte eine gute Freundinn ihre Unruhe, und deren Urſprung. Dieſe gab ſich viele Mühe, die unruhige Schöne zu überführen, daß der junge Herr nicht Sylvander, und ſie nicht Phyllis ſey. Sie fragte ſie zuerſt, ob ſie nicht die Antwort der Phyllis an den Sylvander geleſen habe, und ob ſie nicht daraus erkenne, daß ſie nicht Phyllis ſey? Sie hatte dieſe Antwort wirklich nicht geleſen. Wie es gekommen ſey, das weis ich nicht. Die gute Freundinn fragte ſie, ob ſie wohl ſo würde geantwortet haben, wenn ſie Phyllis geweſen wäre. Sie las dieſe Antwort, und erſtaunte. Nein, ſagte ſie zu ihrer guten Freundinn, ich hätte Sylvandern gewiß nicht gefragt:

Wer wird denn meinen Sommer wollen,
Wenn ich den Frühling dir geſchenkt.

Denn ich hätte geglaubt, daß der meinen Sommer auch würde haben wollen, der mich erſucht hatte, den Frühling, welcher uns doch ewig nicht wieder kömmt, nicht ohne Liebe vergehen zu laſſen. Ich hätte Sylvandern auch den Vorwurf nicht gemacht, daß er mir das Alter vorgerücket habe. Ich hätte auch lieber gar keine Verſe, als ſo - - Doch ſagte ſie, könnte ich nicht Phyllis, und der junge Herr nicht Sylvander ſeyn, wenn ich auch gleich die Antwort nicht alſo würde eingerichtet haben? Die gute Freundinn bewies ihr alſo, daß in dem Gedichte viele Umſtände verkämen, welche ſich auf ſie nicht ſchickten. Gut, ſagte ſie, ſo will ich denn Phyllis nicht ſeyn, damit alsdann die Antwort auf das Gedicht nicht auf meine Rechnung kommen möge, die Antwort mag ſonſt ſeyn, wie ſie will. Den jungen Herrn ſtellte ſie hierauf auf die Probe, ob er auch Sylvander wäre. Sie verlangte nämlich noch ein Gedicht von ihm. Sie können ſich nicht einbilden, mein Herr, in welche Angſt der Stutzer darüber kam. Er verſprach es unterdeſſen, und ließ ein Gedicht auf ſeine Schöne verfertigen. Allein dieſe fand in keiner Zeile den artigen und zärtlichen Sylvander, den ſie in den letzten Frühlingsgedanken bewundert hatte. Sie unterſagte, wegen dieſes Betruges, dem jungen Herrn allen Umgang mit ihr. Würden nicht andre Stutzer gleiche Schickſale mit dem jungen Herrn haben, welche ſich verſchiedene ſinnreiche verliebte Gedichte in den Beluſtigungen zugeeignet haben? Werden ſie, mein Herr, dieſelben nicht zu Feinden bekommen, wenn ſie ihre Sammlungen ſchließen? Könnte nicht das Frauenzimmer, das ſich hintergehen laſſen, von ihrem Anbether ein Gedicht verlangen; wie könnte ſodann derſelbe ſeine Schöne auf einen neuen Monat von den Beluſtigungen vertröſten, wo ein Gedicht an ſie wieder vorkommen würde? Wäre ſeine Liſt nicht entdeckt und verrathen? Wenden ſie nicht ein, mein Herr, daß ſolche Feinde ihrer Sammlung nicht viel ſchaden würden. Sie hätten ſich in der Kenntniß der Dichtkunſt nicht weit verſtiegen. Sie könnten vielleicht eine Weſte auf eine gute Art ausbreiten, einem Kammermägdchen ſchmeicheln, um deſtomehr bey ihrer Schönen gelitten zu ſeyn, und von einem Hute ihre Meynung ſagen; allein ſie könnten von dem Werthe eines Gedichtes kein Urtheil fällen. Sie wollten alſo vor ihrer Feindſchaft ruhig ſchlafen. So gegründet auch ihre Einwendungen ſeyn mögen, ſo müſſen ſie wiſſen, mein Herr, daß ein junger Herr, wie ich ihn beſchrieben habe, immer Witz und Anſehen genug hat, Böſes von einer Sache zu ſagen. Dieſe Creaturen werfen ſich in Geſellſchaften zu Bücherrichtern auf: Sie ſind unbarmherzig: Sie ſagen gemeiniglich kurz und gut: Dieſe oder jene Schrift tauget nichts: Sie thun einen franzöſiſchen Schwur dazu, und alsdenn muß es ohne Zweifel wahr ſeyn. Selten werden ſie einen Dichter loben, wenn er nicht ihr guter Freund iſt. Wer ſoll ihnen widerſprechen? Ihre Urtheile thun ihren Sammlungen gewiß Schaden. Wiſſen ſie nicht, daß von den Verleumdungen, wie ſie vielleicht ſolche Urtheile heißen werden, allezeit etwas zurücke bleibt? Doch, wenn ſie ſich durch dieſe Gründe nicht von ihrem Vorhaben abſchrecken laſſen: ſo muß ich ihnen größre Feinde zeigen, die ihnen ſchon ein Schrecken einjagen ſollen.

Es giebt viele junge Schriftſteller in Proſe, und in Verſen, welche ſich immer mit der Hoffnung geſchmeichelt haben, Mitarbeiter bey ihren Sammlungen zu werden. Ich wollte ſchwören, mein Herr, daß ſie von ſolchen Leuten viele verliebte Seufzer, viele ontologiſche Lehrgedichte und pindariſche Abhandlungen aus der Coſmologie liegen haben. Die Verfaſſer dieſer Aufſätze ſind ſo lange ihre guten Freunde, ſo lange ſie es noch erleben können, daß ihre geliebten und mit vieler Mühe und Einbildung erzeugten Arbeiten der Ewigkeit in den Beluſtigungen entgegen gehen werden. Ich verſichre ſie, daß es ohne dieß ſchon viel ungeduldige und hitzige Köpfe unter ihnen giebt. Denn dieſe Herren glauben, daß ſie ſo gut ſind, als andre, die doch eher ihre Werke gedruckt leſen, als ſie. Ich hatte neulich die Ehre mit einem ſolchen Schriftſteller unter den Linden zu ſpazieren. Wiſſen ſie, ſagte ich einmal zu ihm von ungefähr, daß der Herausgeber der Beluſtigungen ſeine Sammlungen ſchließen will? „Was? Schließen „will er? fragte er mich ganz erſtaunt und außer ſich. „Ich möchte doch wiſſen, ob ich die Schriften, die „ich ihm eingeſendet habe, in den rückſtändigen Monaten

„naten der Beluſtigungen noch ſehen werde. Ich habe
„immer ihre Partey genommen. Ich kenne zwar
„ihre Schwäche und Stärke: allein ich habe immer
„noch geſchwiegen. Ich habe immer geglaubt, daß
„man eine Schrift noch entſchuldigen müſſe, ſo lange
„man ſeine Aufſätze noch darinnen finden kann, damit
„nicht das Gute alsdann mit dem Mittelmäßigen
„verdunkelt werden könne. Ich kann immer zu meinen
„Sachen einen Verleger bekommen. Ich bin
„aber nicht Willens geweſen, ganze Bücher zu ſchreiben.
„Ich habe ſie dem Herausgeber der Beluſtigungen
„zugeſchicket. Ich weis nicht, warum er ſie
„noch nicht eindrucken laſſen. Sie ſind doch allezeit
„beſſer, als die und die = = Hier nennte er mir allerhand
„gute Stücke aus ihren Sammlungen. Wiſſen
„ſie wohl, fuhr er fort, was ich ihm geſchickt habe?
Ich ſtellte mich ſehr begierig an, ſolches zu erfahren.
„Einen neuen Beweis, ſagte er, daß eine Welt iſt.
„Einen ganz neuen Beweis! Wahrhaftig nun ſoll
„kein Menſch mehr daran zweifeln. Die Sache iſt
„nunmehr ganz ausgemacht. In der That, wenn
„ſie ihn nur leſen ſollten. Wollen ſie mir die Ehre
„geben, und mit mir nach Hauſe gehen, ſo will ich
„ihnen denſelben gleich vorleſen. Er iſt ungemein
„tiefſinnig. Ich erinnere mich auch wohl noch deſſelben
„ein wenig. Stille, wo fing ich denn an? Gut,
„ich beſinne mich: Zuerſt erklärte ich, was ein Ding
„ſey. Ich habe eine ganz neue Erklärung davon gegeben:
„Sie iſt vollſtändig und ausführlich. Es
„herrſchet überhaupt in allen meinen Erklärungen und
„Beweiſen ein anſchauendes Erkenntniß. Darauf

„komme ich denn auf die Soldaten : Verwundern ſie ſich nur nicht : es hängt alles gut zuſammen : Denn ich ſehe bey meinen Werken auch auf die Moderation der Affekten. Alsdenn komme ich auf die Monaden. Da habe ich den Leibnitz getroffen : Der Mann war ganz gut: Er ſchrieb aber nicht philoſophiſch : Wenn ich manchmal darinnen leſe, ſo verſtehe ich immer noch nichts, wenn ich auch eine ganze Stunde darinnen geleſen habe. Es iſt auch kein Wunder: Der Mann hatte kein anſchauendes Erkenntniß. Aber was halten ſie wohl von der Batromo - ma - - Batrachomnomachie? Und wer iſt denn der Homer? Iſt es nicht ein engliſcher Poete? Oder iſt er ein Ueberſetzer des griechiſchen Dichters, des Pope? Da macht er nun ein Aufhebens von den Fröſchen, und es kömmt doch nichts heraus. Aber wieder auf meinen Beweis zu kommen. Ich weis auch warlich nicht, wie mir der Homer einfiel. Das habe ich nun ſo ausgeführt und bewieſen, ſcharf bewieſen, daß eine Welt iſt. Ich denke immer, daß der Herausgeber den Beweis bis in die letzten Stücke wird verſpart haben, damit noch etwas Gutes in dieſelben kömmt. Aber wenn er es nicht thun ſollte? Es iſt auch wahr, die Beluſtigungen - ich wollte - Hier bewegte ſich dieſer Schriftſteller ſehr heftig. Er fuhr mit ſeinem Stocke hin und her : Ich wich ihm immer aus, weil ich befürchtete, andere möchten noch ein anſchauendes, und ich möchte ein fühlendes Erkenntniß erhalten, daß er ein beleidigter Schriftſteller wäre. Fürchten ſie ſich denn, mein Herr, gar nicht vor dem Zorne dieſes Autors? Denn ich glaube, be, daß ſie ſeine Arbeit in die letzten Monate nicht werden drucken laſſen, weil ſie ihnen nicht ſinnreich genug ſeyn wird. Denn das geſtund mir dieſer Schriftſteller: Sinnreich oder witzig, wie es nun gewiſſe Leute heißen, könnte er nicht ſeyn. Was wäre nun auch das? Einfälle ſind doch keine Sachen: Es iſt nichts, nichts, nichts gründliches.

Denken ſie nach, wie zornig erſt die poetiſchen Schriftſteller werden müſſen, da dieſer proſaiſche Autor ſchon ſo ungehalten auf ihre Sammlungen war, ob er ſich gleich immer noch mit der Hoffnung ſchmeichelte, daß ſeine Sachen würden gedruckt werden. In der That, mein Herr, es iſt ſehr gefährlich, Schriftſteller, und zwar junge Schriftſteller, die ſich auf ihre Größe etwas einbilden, zu beleidigen. Ich weis nicht, wie es immer kommen muß, daß ſie dieſe Gefahr gar nicht geſehen haben. Ich kann es auch den Schriftſtellern, und vornehmlich den Dichtern gar nicht verargen, daß ſie böſe werden, wenn man ſie erſt vertröſtet, daß ihre Aufſätze in ihren Sammlungen einen Platz finden ſollen, und wenn ſie hernach keine Erfüllung dieſer Zuſage ſehen. Nein, mein Herr, das iſt zu viel. Haben ſie nicht verſprochen, daß ſie die witzigen und ſinnreichen Aufſätze einrücken wollten, die ihnen zugeſchicket würden? Es iſt ihnen ohne Zweifel vieles zugeſchicket worden. Alle Schriftſteller müſſen den Werth von ihren Schriften am beſten kennen. Sie würden ihnen ihre Aufſätze gewiß nicht geſchicket haben, wenn ſie nicht witzig wären. Es iſt eine große Ungerechtigkeit von ihnen: Geſtehen ſie es nur, und beſſern ſie ſich dadurch, daß ſie mit den Beluſtigungen noch nicht aufhören, ſondern

dern fortfahren, und alles drucken laſſen, was ihnen gebracht oder geſendet wird. Damit ich ſie deſto eher darzu bewegen möge, ſo will ich ihnen die Gefährlichkeiten vorſtellen, die ihnen bevorſtehen, wenn ſie ihre Sammlungen ſchließen. So viele Schriftſteller die Hoffnung verlieren, ſich in den Beluſtigungen gedruckt zu ſehen, ſo viele Feinde ziehen ſie ſich zu. Was, meynen ſie, das dieſe Herrn von den Beluſtigungen ſagen werden? Unmöglich können ſie Gutes von denſelben reden. Wenn ſie ſich nicht vor dem Urtheile ſo vieler junger Herren fürchten, die ſie durch den Beſchluß dieſer ſo berühmten Monatsſchrift beleidigen werden: ſo entſetzen ſie ſich doch vor dem Urtheile und dem Tadel beleidigter Schriftſteller. Denn dieſe verſtehens doch. Sie wiſſen, was Abhandlungen ſind, daß ſie nämlich Schriften ſind, in welchen man von einer Sache handeln will, daß etwas in denſelben ſtehen muß, es mag nun ſeyn, was es will, daß die Zeilen in denſelben hinter einander gerade weggehen, und daß ſie ſich eben von den Gedichten dadurch unterſcheiden. Sollten ſolche verſtändige Leute nicht von den Beluſtigungen urtheilen können; und, wenn ſie es thun, ſollten ihre Urtheile nicht gültig ſeyn? Denken ſie denn nicht, daß die Beluſtigungen von den Dichtern, die ich beſchrieben habe, mit Satiren können angefallen werden? Ich verſichere ſie, daß es ſatiriſche Creaturen ſind. Leute, deren Gedichte manchmal von ganzen deutſchen Geſellſchaften gelobet, und deren Gedichte ihnen zur Bekanntmachung anvertrauet worden ſind, ſollten es nicht übel empfinden, daß ſie dieſelben nicht pflegen, und an das Tageslicht bringen? O, mein Herr, wie verſündigen ſie ſich doch an dem Witze. Und geſetzt, daß alle dieſe Autoren von Natur froſtig, und gar nicht ſpitzig wären, wiſſen ſie nicht, was Juvenal ſchon vordem von ſich geſagt hat:

Si natura negat, facit indignatio verſum.
Der Zorn erzeugt den Vers, den die Natur verſagt.

Fürchten ſie ſich doch vor dieſen Herren; ſie ſagen ihre Meynung immer deutſch heraus; ſie ſind wohl fähig, ein Buch ungereimt zu nennen, deſſen Aufſchrift und Inhalt ſie oft nicht wiſſen: Was werden ſie mit ihren Sammlungen thun, welche ſie doch immer durchgeleſen haben, in der Hoffnung, ihre eignen Werke darinnen anzutreffen? Sie räumen es ſelbſt ein, daß nicht alle Stücke und Aufſätze in ihren Sammlungen gleich ſtark und ſchön ſind. Setzen ſie den Fall, der ſich zwar ſelten zuträgt, aber doch zutragen kann, daß ein ſolcher Dichter mit ſeinem Tadel auf ein ſolches Stück fiele. Gemeiniglich, und nach ihrer Natur müſſen ſie Stücke tadeln, die nach ihrer Meynung, mein Herr, und nach der Meynung der Kenner Beyfall verdienen, und Aufſätze erheben, wie ſie dieſe Herren ſelbſt ungefehr würden verfertigt haben. Allein, wir wollen doch den erſten ſeltnen Fall ſetzen. Werden nicht dieſe Leute um einiger Stücke willen, die wohl beſſer ſeyn könnten, die ganzen Beluſtigungen verwerfen, obgleich die wahre Urſache die iſt, daß ihre Werke nicht in denſelben vorkommen? Glauben ſie nicht, daß ihre Urtheile viele Nachbether, zumal unter den beleidigten jungen Herren erhalten werden?

Sagen ſie nicht etwa, daß ſie den Tadel und die Feindſchaft dieſer Herren verachteten. Ich weis es, daß ſie auf die wahren Kenner und Freunde der Dichtkunſt trotzen, daß ſie zufrieden ſind, wenn dieſe nur vielen Aufſätzen in ihren monatlichen Sammlungen den Beyfall nicht verſagen. Dieſe Kenner, meynen ſie, werden dieſe Monatſchrift, als einen großen Blumengarten betrachten, in welchen nicht alle Blumen von gleich ſchönen Farben, von einem gleich lieblichen Geruche, und von einer gleich langen Dauer ſind. Tröſten ſie ſich, mein Herr, nur immer mit dem Beyfalle der Kenner. Ja wenn derſelben eine ſo gar große Menge in Deutſchland wären, daß ſie die kleinen beißigen Gelehrten überſtimmen könnten. Sind denn auch alle Kenner billig und gerecht? Sind ſie alle von einem Geſchmacke? Haben ſie ſich, mein Herr, nicht nach dem verſchiednen Geſchmacke zu richten geſucht? Verlieren ſie nicht dadurch bey allem etwas? Ich will ihnen nur einen Fall anführen. Ich kenne zween Gelehrte, welche beyde Kenner der Dichtkunſt ſind. Allein ſie ſind von einem unterſchiednen Geſchmacke. Dieſer liebet das Starke, Männliche und Volle in den Gedichten: Darüber denket er an die Leichtigkeit und Anmuth der Verſe nicht: Die Ohren mögen beleidigt werden, wie ſie wollen, ſo werden ihm die Gedichte gefallen, wenn er nur ſtarke Gedanken in denſelben antrifft. Der andre will auch, daß in hundert Verſen mehr als ein Gedanke ſtehen ſoll: Allein er verlangt zu einem guten Gedichte vornehmlich, daß ſie angenehm zu leſen ſeyn ſollen. Sie, mein Herr, haben ſich in ihren Sammlungen nach beyden gerichtet: Dadurch aber haben ſie beyde beleidigt. Dieſe beyden Gelehrten tadlen ihre Sammlung, ohne an die Aufſätze zu denken, welche ſie nach ihrem Geſchmacke mit vielem Vergnügen geleſen haben. Sollte es nicht mehr ſolche Kenner geben?

Ich muß ihnen ein neues fürchterliches Heer von Feinden der Beluſtigungen zeigen, die ſich zeither verborgen, und nur die Zeit erwartet haben, ſich zu rächen, bis ſie werden geſchloſſen worden ſeyn. Dieſes ſind die Perſonen, deren Thorheiten in denſelben ſind aufgedecket, und lächerlich gemacht worden. Denken ſie wohl, daß dieſe Herren ſchweigen werden, weil ſie, ſo lange, als die Beluſtigungen gewähret haben, keine Bewegungen blicken laſſen? Der leoniſche Doctor wird ſich nunmehr ſchon ſehen laſſen. Er iſt einmal Doctor; er mag nun etwas gelernet haben, oder nicht: Er iſt Doctor; und wenn ein Doctor ihre Beluſtigungen ſchimpfet, ſo hat das etwas zu ſagen. Denken ſie denn, der lateiniſche Mann iſt wirklich todt, den der Autor hat ſterben laſſen? Er iſt wieder aufgekommen, und der Himmel ſey ihnen und dem Autor gnädig, da er ſeine Hände wieder brauchen kann. Er hat ſchon einen Quartanten fertig. Er will dem Autor beweiſen, daß ſeine Leſart einer lateiniſchen Stelle falſch ſey, die über einem ſeiner Blätter ſteht, und daß die Beluſtigungen gar nicht klingen, wenn man ſie ins Lateiniſche überſetzet. Und ſo viel ich ſchon erfahren habe, ſo ſind die mächtigen Worte, ſtupidus, hebes, obtuſus, plumbeus, ignorantia und andere mehr nicht ſparſam angebracht. Ich zittere für ſie, mein

Herr. Wie werden ſie ſich denn wider ihn vertheidigen können, wenn die Beluſtigungen aufgehöret haben? Ich muß ihnen noch etwas erzählen, worüber ſie nothwendig erſchrecken müſſen, wenn ſie noch menſchlicher Leidenſchaften fähig ſind. Sie werden ſich entſinnen, daß ſie von dem Küſter aus Bergen eine Todtenliſte haben einmal eindrucken laſſen. Da glauben nun hier viele Perſonen, daß ſie dieſe Liſte nicht aus Bergen erhalten hätten, daß die beſchriebenen Perſonen nicht geſtorben wären, und daß man ſie gemeynt hätte. Es geſchieht zwar ſelten, daß ſich diejenigen, welche lächerlich ſind, ſelbſt erkennen, wenn ſie in einer Schrift abgeſchildert werden. Sie ſind, wie der Zerſtreute, den Bruyere beſchreibt, deſſen Perücke an einem Nagel hängen geblieben, der darüber von den Hofleuten ausgelachet worden, der ſelbſt über den mit gelachet, der ſeine Perücke verlohren, ohne zu merken daß er über ſich ſelbſt gelachet hatte. Dennoch haben ſich Leute getroffen gefunden. Dieſe alle wollen auf die Beluſtigungen losgehen, wenn ſie zu Ende ſind. Ich weis nicht, wie es alsdann werden wird. Schließen ſie noch nicht, mein Herr, ſo ſind ſie vor ihnen ſicher. Zum wenigſten ſehen ſie es als ein Merkmaal meiner Freundſchaft an, daß ich ſie gewarnet habe. Ich bin

Mein Herr!

Dero

gehorſamer Diener

Kleonikus.

* * *

⁂

Verzeichniß der in dieſen ſechs Monaten enthaltenen Stücke.

Im Jenner.

1) Gedanken von der geringen Anzahl der praktiſchen Weltweiſen von C**. 3 Seit.
2) Abhandlung, daß die Vermiſchung des Guten und Böſen zu unſerer Glückſeligkeit nöthig geweſen. 6
3) An die Jungfer St = = 23
4) Der unglückliche Sturm, erſtes Buch. 29
5) Deſſelben andres Buch. 38
6) Ode auf Irenen von E. 48
7) Die Begeiſterung des Weines, von A. 49
8) An den Verfaſſer des Beweiſes der Wirklichkeit Gottes aus dem Begriffe des Einigen. 51
9) Die verurtheilten Rabuliſten von M. 56
10) Einige Gedanken von dem Zuſtande der abgeſchiedenen Seelen, von Chriſtlob Mylius. 63
11) Gedanken bey der Belagerung Freyburgs von Nic. Chriſt. Sander. 83
12) Ein Paar Briefe. 88
13) Die Eule, eine Fabel von Caroli C. M. 92
14) Das Geſpenſt von E. C. v. K. 94
15) Der Ungehorſam von R. 96

Verzeichniß der in dieſen ſechs Monaten

Im Hornung.

1) Die Betrachtung des Todes von S**. 99
2) Von dem übertriebenen Religionseifer 105
3) An W : : nen von E. C. v. K. 120
4) Der unglückliche Sturm, drittes Buch. 124
5) Deſſelben viertes Buch von Caroli C. M. 132
6) Die Wahrheit von K. v. J. 141
7) Wider die poetiſche Gemüthsruhe von M. Käſtnern. 143
8) Hannchen, von Ebend. 159
9) Lobrede auf die Schlittenfahrt 160
10) Der Canarienvogel von J. A. C. 182
11) Verwandlung der Mutter des Attys in eine Klapper von J. J. v. K. 184

Im März.

1) Der kleine Wunſch, an Phyllis von G. E. 195
2) Warum es nicht gut ſey, ſein Schickſal vorher zu wiſſen von M. Gellert. 200
3) Nutzen der edlen Ehrbegierde. 217
4) Fortſetzung des Beweiſes von der Wirklichkeit Gottes, aus dem Begriffe des Einigen von Gade. 220
5) Auf die Liebe. 242
6) Gedanken von der Aufnahme der Weltweisheit durch die freyen Künſte von C**. 263
8) Vernünftige Gedanken von den verklärten Körpern bey der Auferſtehung von Joh. Friedr. Dommerich. 266
9) Ueber einige Pflichten eines Dichters von M. Käſtnern. 275

10) Nach-

enthaltenen Stücke.

10) Nachricht für ein Frauenzimmer von einigen Arten von Gedichten, von **Ebend.** 279
11) Der Amboß 285
12) Die zween Kuckucke, eine Fabel von **L. G. Frommann.** 287
13) Anakreontiſche Ode. 288

Im April.

1) Sylvia, ein Schäferſpiel, in einem Aufzuge von **C. F. Gellerten.** 291
2) Unterſuchung, ob man die Thiere um phyſiologiſcher Verſuche Willen, lebendig eröffnen dürfe, von **Chriſtlob Mylius.** 325
3) Die Verſtellung von **J. A. Carſted.** 340
4) Gegenantwort des Verfaſſers der Einwürfe wider Herrn Gadens Beweis von der Wirklichkeit Gottes. 346
5) Die Beſchäfftigung mit ſich ſelbſt von C**. 365
6) Schreiben über einige Stellen in Popens Lockenraube, an Chloen, von **R. v. J.** 369
7) Die Cörſieben, eine Fabel von M. **Käſtnern.** 364
8) Nachricht aus einer Caffeegeſellſchaft von einem Streite über die Geſprächigkeit im Umgange. 366

Im May.

1) Ueber die Zufälle des Glücks 377
2) Vorzüge derer Männer, welche häßliche Weiber haben 389
3) Der Morgen von **Chriſtlob Mylius.** 401
4) D. **J. Fr. Boltens** Beweis, daß es anatomiſche Beluſtigungen gebe. 404

5) Der Frühling von H. D. B. 421
6) Zeugniſſe aus der Naturlehre, wider die Einfalt und den Aberglauben von D. H. F. Delius. 424
7) Auf die Wilkiſche Jubelhochzeit in Meißen von Joh. Elias Schlegeln. 436
8) Geſpräch, ob ein Frauenzimmer ihre Bekanntſchaft mit den Mannsperſonen vor den Leuten verbergen ſoll. 439
9) An zwo Schönen von R. v. J. 453
10) Gedanken über die Hypotheſes in der Naturlehre von M. Käſtnern. 455

Im Brachmonate.

1) Sehnſucht nach der Ruhe von E. C. v. R. 474
2) Gedanken von der Gefälligkeit von C**. 479
3) Von der Schamhaftigkeit in der Liebe. 512
4) Lobrede auf M J C H. 517
5) Das Donnerwetter von Chriſtlob Mylius. 532
6) Pſychologiſchmoraliſche Betrachtung der Antiperiſtaſis von M. Käſtnern. 535
7) Die Schriftſteller von Ebend. 545
8) Schreiben an den Herausgeber bey dem Beſchluſſe der Beluſtigungen des Verſt. und Witzes. 548